MAGAZIN FÜR DIE LITERATUR DES AUSLANDES [ED. BY J. LEHMANN].

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Dreiundzwanzigster Band.

Januar bis Juni.

1843.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

März: Frankreich (30). Nord-Amerika (33). Italien (36).

April: Frankreich (42). England (48). Holland (51).

Mai: Frankreich (54). Rußland. — Spanien (63).

Juni: Frankreich (66). England (72). Italien (75).

Mannigfaltiges.

Januar: Französische Vorlesungen über Deutschland. — Charles Nodier. — Französische Romane umsonst. — Gedichte des Herzogs von Orleans. — Amerika von Boz. — Pater Hyacinth's statistische Beschreibung von China. — Raupach und das Deutsche Theater in Stockholm. — Die Göttliche Komödie Russisch. — Franz Liszt's Rückkehr nach Berlin. — Holtei's Vorlesungen Shakespeare'scher Dramen. — Das Himmlische Reich eine Europäische Erfindung. — Ueber Taubblinde. — Dr. Häring's Vorlesungen über die Volkspoesie der Bretagne. — Gegenseitiger Respekt der Polen und Russen. — Lappländische Naturfänger. — Tscherkessenlieder. — Die Revue des deux Mondes über Schelling und Hegel. — Ausländische Plaidoyers in Deutschland. — Slawische Jahrbücher. — Lebens-Symptome aus Ungarn.

Februar: Mickiewicz und das Slawenthum. — Die Deutschen in Ungarn. — Englische Journalistik auf dem Kontinent. — Glaubensbekenntniß des Herrn Cousin. — Philipp von Beaumanoir's Gewohnheitsrechte von Beauvoisis. — Süd-Frankreich in literarischer und historischer Beziehung. — Der Pepin-See am Mississippi. — Graf Széchenyi und das Magyarenthum. — Rußlands Handel mit Asien. — Ungarische Literatur und Kunst. — Mein Herz, ich will dich fragen. — Lagenevais über Deutsche Bildungszustände. — Carnot und der Deutsche Befreiungskrieg. — Geschichte von Jerusalem. — Leroux, Philosoph und Buchdrucker. — Ein neues Werk von Manzoni.

März: Englische Kritik Deutscher Schriftstellerinnen. — Jean Paul in Nord-Amerika. — Der Chinesische Zopf. — Der Diamanten-Palast in Ferrara. — E. T. A. Hoffmann ein Franzose. — Tasso und Herzog Alfons von Este. — Die schönen Künste in China. — Rötscher's Erklärungen des Shakespeare. — Lermontov's Lied vom Zar Iwan. — Französische Autoren und Belgischer Nachdruck. — Chinesische Jongleurs. — Meyerbeer's religiöse Gesänge. — Franzosen und Deutsche. — Annäherungen der Dänischen und der Schwedischen Sprache. — Der Englische Kunstverein eine ungesetzliche Privat-Lotterie. — Jugel's Universal Magazine. — Victor Hugo's Burggrafen. — Die Kenntniß der Deutschen Sprache in Frankreich. — Proben aus den „Burgraves". — Böhmisch-Czechische Literatur. — Gegen die Ungarische Vierteljahresschrift. — Illustrirte Nachrichten. — Alberti's Tasso eine Fälschung. — Neue Art ländlicher Unterhaltung.

April: Russische Literatur in Deutschland. — Das Wort Almanach. — Weill's Elsässische Novellen. — Pulszky über J. G. Kohl und die Deutschen in Ungarn. — Was ist Ruhm? — Noch Einiges über den Ursprung des Wortes Almanach. — Veredlung der Neugriechischen Sprache. — Die letzten Stunden des Menschen. — Literatur, Nachdruck und Zeitungen in England und Nord-Amerika. — Deutsche Literatur in England. — Kannibalismus in der Geschichte. — Paganel über Kaiser Joseph II. — Alberti's Fälschung zuerst in Deutschland entdeckt. — Wiederbelebung der älteren Kirchenmusik in Frankreich. — Bischof Eylert's Königsbuch. — Deutsche Literatur in England.

Mai: Theod. v. Beza's Kirchengeschichte. — Ein neu aufgefundener Carton von Raphael. — Italiänisches Jahrgeschenk. — Italiänische Bearbeitung der Reformationsgeschichte. — Englische Poesieen in Deutschland. — Napoleon und Marie Louise. — Literarische Doppelgänger. — Aktenstücke zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts. — Mißbräuche der Industrie. — Schilderung der Gräfin d'Argout (Daniel Stern). — Revue Suisse. — Französisches Theater. — Heine's Reisebilder in Frankreich. — Führer durch Belgien. — Judith als Tragödie. — Die Geschmacklosigkeit der Damen-Moden. — Der Architekt Protain und Kleber's Ermordung. — Schwedisches God save the King. — Geschichte der Europäischen Gesellschaft. — Wirksamkeit des Shakespeare-Vereins. — Seltene Acquisitionen der Londoner Menagerie. — Autographa von Shakespeare. — Bestandtheile der Englischen Sprache.

Juni: Literarische Arbeiten William Howitt's und seiner Gattin. — Aehrenlese aus der Englischen Tages-Literatur. — Nachdruck Englischer Werke in den Vereinigten Staaten. — Geschichte des Unterhauses. — Häuser und Tempel in Algier. — Die Smala Abd el Kadr's. — Französisches Urtheil über Conradin Kreutzer. — Französische Uebersetzungen Deutscher Werke. — Krämersinn in Folio auf der Stadt-Bibliothek zu Mammonwinkel. — Napoleon's Trauerspiel „Hektor". — Opposition aus Versehen. — Neu-Seeland und die Deutschen Auswanderer. — Die Revue des deux Mondes. — Mlle. Cochois auf der Berliner Bühne. — Saphir's Vorlesungen. — Neuer Shakespeare-Fund. — Denkmäler des Alterthums in Moskau. — Uebersetzungs-Literatur. — Marianne Cochois. — Der Kölner Dom. — Der Vicomte von Pontécoulant und der Sänger Tigellius. — Verwandte Sagen und Märchen. — Fort Montjui. — Hektor Berlioz in Deutschland.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Montag den 2. Januar 1843.

Die Literatur des Auslandes.

1843.

Das Jahr 1842 hat in den Beziehungen der Deutschen Journalistik zur Englischen und Französischen ein ganz eigenthümliches Verhältniß hervorgerufen. Während die Tories in England und das Guizotsche Kabinet in Frankreich sowohl unter sich als mit dem Deutschen Bunde in Frieden und Freundschaft leben, ist jenseits der Nordsee wie jenseits der Vogesen ein Federkrieg ausgebrochen, der uns, zwei so mächtigen Feinden gegenüber, bedenklich erscheinen müßte, wären diese nicht unter einander — und hier meinen wir auch wieder ihre Journale — noch mehr entzweit, als sie es mit uns sind.

Ehe wir zur Erklärung dieses Phänomens übergehen, wollen wir bei demselben ein wenig verweilen. Es ist in der That bemerkenswerth, daß sowohl Engländer als Franzosen von Deutschland jetzt in einem ganz anderen Tone sprechen, als früher. Was war ihnen Deutschland sonst? Ein Kartenspiel von 38 Blättern, worunter einige Trümpfe, die man so viel als möglich aus einander hielt, um mit den einen die anderen zu stechen und selbst dabei tüchtig zu gewinnen. Man nahm wohl für diesen oder jenen Deutschen Staat Partei, zog wohl gegen diesen oder jenen Deutschen Fürsten zu Felde, aber ein „einiges Deutschland" hielt man für eine bloße Phrase und auch heutzutage noch für eben so unmöglich, als im 17ten und 18ten Jahrhundert.

Aber die Zeit der Eisenbahnen und Dampfmaschinen, die Zeit, welche die Nationalitäten abschleift und die Extreme vermittelt, hat auch das Wunder bewirkt, daß sämmtliche Deutsche Staaten jetzt in den Augen der Englischen und der Französischen Presse wie ein einziger erscheinen, und daß diese ihre Polemik nicht mehr gegen Preußen oder Oesterreich, gegen den Bundestag oder die Deutschen Regierungen, sondern gegen Deutschland, gegen das gesammte Deutschland, richtet.

Schon dieses Zugeständniß allein könnte uns als eine Schadloshaltung für den gestörten Frieden dienen, aber unsere Genugthuung wird noch größer, wenn wir den Ursachen nachgehen, die die jetzige Differenz herbeigeführt. Diese nämlich sind keine anderen, als der wachsende Wohlstand und die dem Auslande gegenüber wachsende Sicherheit der Deutschen. Einerseits haben nämlich die durch die Erfolge des Zollvereins begünstigten und immer kühner werdenden Projekte einiger Deutschen Publizisten, welche gegen die Handels-Suprematie der Engländer in die Schranken getreten, zunächst die Aufmerksamkeit und bald darauf die bittersten Angriffe der Britischen gegen die Deutsche Presse hervorgerufen, und andererseits ist die Ausgleichung der religiösen Wirren, die seit dem Jahre 1838 Deutschland wieder in zwei Feldlager zu theilen begannen, und die Herstellung neuer Bundesfestungen, welche gerade dem schwächsten und zugänglichsten Theile unserer westlichen Gränze vermehrte Sicherheit verleihen sollen, der Presse in Frankreich ein solcher Dorn im Auge, daß sie jede diesseitige Aeußerung, die ein neues Zeichen wachsenden Selbstvertrauens ist, für eine Art von Kriegserklärung ansieht.

Zu diesen Aeußerungen gehörte im vorigen Jahre die herrliche Feier, die in Köln stattfand, wo die begeisternden Worte des Königs auf würdige Weise den Bau geweiht, der sich dort am Rheine als ein Zeichen Deutscher Einigkeit erheben soll; dazu gehörte ferner die Einweihung der Walhalla, die trotzdem, daß mancher große Deutsche darin noch fehlt und Einige darin aufgenommen sind, die vielleicht später einmal durch Andere ersetzt werden, doch stets ein edles Zeugniß Deutscher Gesinnung seyn wird, und dazu gehörte endlich die Grundlegung zu dem Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde, dem Schauplatze des ältesten Deutschen Widerstandes gegen die fremde Invasion. Wie verabredet, haben sich gegen diese Aeußerungen, die nichts weniger als drohende Demonstrationen und vielmehr Feste des Friedens und der Eintracht waren, die verschiedensten Französischen Journale fast gleichzeitig erhoben. Nicht bloß die alten Stimmführer der Kriegspartei und die Organe des Herrn Thiers, sondern auch die Repräsentanten des gesinnungsvollen, des wissenschaftlichen und des mit Deutscher Philosophie kokettirenden Theiles der Journalistik, das Journal des Débats, die Revue des deux Mondes und die Revue Indépendante, machen Chorus gegen das, was in Deutschland geschieht, und ihren Unwillen über das wieder zu einer politischen Weltstellung heranwachsende und also nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten den Nachbarn als Spielball dienende Deutschland bemänteln sie durch ihre Empfindlichkeit über angebliche Verletzungen und Verhöhnungen Frankreichs.

Wo aber und wann ist Frankreich in Deutschland verletzt und verhöhnt worden? Wir können denjenigen Deutschen Zeitungen nicht beistimmen, die die Französischen Recriminationen zwar ungerecht, aber deren Erklärung doch in diesseitigen Uebertreibungen finden. Oder heißt es etwa die Rechte meines Nachbars verspotten, wenn ich mein eigenes Haus neu aufbaue, damit es an Schönheit und Sicherheit nicht zurückstehe gegen das seinige? Sollen wir vielleicht darum nicht an das erinnern, was vor dreißig Jahren geschah, an Deutsche Ermannung von Unterdrückung und Schmach, weil in jener Zeit die Universal-Monarchie des großen Französischen Eroberers gestürzt wurde? Hat das Deutsche Nationalgefühl einen minder edlen Ursprung als das Französische? Ja, die Deutsche Nationalität — la Teutomanie, wie sie Herr Edgar Quinet nennt, der die jetzige Zeit mit der längst vergangenen Epoche der Deutschthümelei verwechselt — sie ist gewiß viel mehr eine Schwester, eine würdige Nebenbuhlerin der Französischen, als ihre Feindin, ihre eifersüchtige Verächterin, vorausgesetzt nur, daß die Anerkennung eine gegenseitige sey und auch drüben die Achtung zugestanden wird, die wir hüben gewähren.

Herr Edgar Quinet, der in der Revue des deux Mondes gegen die früher von ihm so gefeierten Deutschen mit einem schmähenden und schmählichen Artikel zu Felde zieht, giebt freilich die Ebenbürtigkeit dieser Nationalitäten nicht zu. „Die Deutsche Eitelkeit", sagt er, „gleicht durchaus nicht dem Stolze des Engländers oder des Castilianers. Bei diesen hat das Gefühl ihres eigenen Werthes einen Grad unerschütterlicher Sicherheit erlangt; sie fürchten nicht, desselben beraubt zu werden, und mit dieser Ruhe in der Eingebildetheit ist ein gewisses großartiges Wesen verbunden. Die Eitelkeit der Deutschen dagegen, von ganz neuem Datum, erfreut sich keines dieser Vortheile; stets unruhig und aufgeregt, ist sie nicht einen Augenblick in Sicherheit; Alles erregt ihr Mißtrauen; sie wagt weder, sich zu verdammen, noch offen hervorzutreten; sie hat das unsichere Wesen eines Emporkömmlings, im Gegensatze zu der Urbanität des Mannes, der sich seit langer Zeit schon seines Wohlstandes und Einflusses erfreut." — Diese Worte widerlegen sich eben so von selbst als die ganze Diatribe des Herrn Quinet. Warum sind die Engländer und die Spanier so sicher, die Deutschen dagegen so aufgeregt in ihrem Nationalitätsgefühl? Weil die Engländer vom Meere umgeben, die Spanier durch die Pyrenäen vom übrigen Europa getrennt, Deutschland aber ehrgeizige Nachbarn hat, die nicht bloß von den Vogesen herüber in seinen tausendjährigen Nationalbesitz schon eingedrungen, sondern auch beständig noch von Erweiterungen träumen und sogar behaupten, ihnen sey im Jahre 1815 unrecht geschehen, als Deutschland nur seine ihm in den letzten Jahrzehenden geraubten Provinzen sich zurücknahm. Mit welchem Recht also bezeichnet Hr. Quinet bei den Deutschen das als Eitelkeit, was er bei anderen Nationen, wie bei der eigenen, „grandeur naturelle", „gloire" nennt?

Deutschland ist nicht so eitel, um nicht die Wahrheit vertragen zu können, die ihm vom Auslande gesagt wird. Wären die Behauptungen des Herrn Quinet wahr, sie würden vom Rhein bis an die Weichsel widerhallen; denn es finden sich immer Deutsche Blätter genug, die den Deutschen nichts von Allem verschweigen, was über und wider sie gesagt wird. Die Tiraden der Revue des deux Mondes werden jedoch kein Echo finden; ja, sie sind kaum einer Widerlegung werth. Oder sollten wir wirklich erst widersprechen müssen, wenn Herr Quinet behauptet, der Französische Geist werde jetzt in Deutschland gering geschätzt und verachtet? Tausende von Franzosen, die unter uns leben und sich — ihre Sprache, ihre Literatur und ihre Wissenschaft, wie jetzt auch ihre Kunst in den Werken Französisch-Belgischer Maler — anerkannt, mehr anerkannt sehen, als es jemals Deutsche Sprache, Literatur, Wissenschaft und Kunst in Paris ward — Tausende könnten sich erheben, um ihren Landsmann Lügen zu strafen. Er beruft sich zwar auf Zeugnisse, aber sie sind in der That der seltsamsten Art. Weil nämlich der in Rom zum Römer gewordene Maler Overbeck in einem für das Städelsche Museum in Frankfurt a. M. gemalten Bilde von den „Künsten unter Anrufung der heiligen Jungfrau" die Französische Kunst ausgeschlossen; ferner weil der in Italien mit Begeisterung gelesene Historiker Heinrich Leo in seiner von Menini übersetzten Storia universale die Franzosen ein „Affenvolk" und ihre Hauptstadt das „Haus des Satans" genannt; und endlich weil in der Aula der Universität Bonn unter den Freskobildern, welche die Philosophen aller Zeitalter und Länder verherrlichen, nicht Abeilard und nicht Descartes oder Malebranche (Philosophen, die erst in neuester Zeit in Frankreich selbst wieder zu gerechter Anerkennung gekommen) als Repräsentanten der Französischen Philosophie sich befinden — darum ist es klar und unbestreitbar, daß ganz Deutschland jetzt

aus „Franzosenfressern" bestehe. Ja, Herr Quinet versichert uns, er habe an den Ufern des Neckar mit eigenen Augen gesehen, „wie man bei abscheulichen Festmahlen Franzosenfleisch verzehre" (es erinnert dies an einige neuere Nürnberger Behauptungen von Menschenopfern und Menschenfressern nach den Vorschriften der Bibel), und wie schon Knaben, die eher ihren Vater verleugnen, als ein Französisches Wort sprechen dürfen, unterwiesen würden, „aus einer Art Glas in Form eines Römischen Schädels zu trinken, das deshalb Römer genannt werde!"

Hat sich nicht Herr Quinet mit solchen Abgeschmacktheiten die Berechtigung abgesprochen, jemals wieder über Deutsches Leben, über Deutsche Wissenschaft und Kunst ein Urtheil zu fällen? Wahrlich, wir hatten eine bessere Meinung von ihm; wir glaubten, er habe von dem edlen Meister Herder, den er zuerst für die Franzosen bearbeitet, mehr verstanden und mehr gelernt.

Mit einem Anscheine von Recht sagt Herr Quinet freilich, daß die Deutschen, „die eine so große Kenntniß von den Babyloniern, Medern und von der antediluvianischen Literatur besitzen", sich bisher noch nicht herbeigelassen, ein von Deutschem Standpunkt aufgefaßtes gründliches Urtheil über die Französische Literatur, über das Zeitalter Ludwig's XIV. und über das 18te Jahrhundert zu fällen; aber auch dieser Vorwurf hat nur den Anschein einer Berechtigung. Denn über das 18te Jahrhundert hat Schlosser ein vortreffliches Buch geschrieben — wessen Schuld ist es, wenn es der die Menschenfresser an den Ufern des Neckar beobachtende Ethnograph nicht kennt? — und was die Klassicität unter Ludwig XIV. und die Philosophie unter Ludwig XV. betrifft, so haben es Lessing, Schelling und Hegel an Belehrungen nicht fehlen lassen, um die Deutschen davor zu warnen; wogegen es gerade die Deutsche Philosophie war, die zuerst wieder auf die Verdienste des in Frankreich längst vergessenen Descartes hinwies.

Wir würden von der Laune des Herrn Quinet, deren Ausbrüche, wie man sieht, noch maßloser sind, als die Aeußerungen des so höhnisch von ihm citirten, in Deutschland bekanntlich ganz isolirt stehenden Historikers, gewiß keine Notiz genommen haben, wenn sie nicht zusammenzuhängen schienen mit dem, was überhaupt jetzt von der Französischen Presse über Deutschland gesagt wird. Ganz wie die Revue des deux Mondes sprach sich die ihr auf politischem und zum Theil auch auf wissenschaftlichem Felde gegenüberstehende, ja ihr als Opposition geradezu begründete Revue Indépendante aus. Hier, wo sonst Leroux auf die Deutsche Philosophie hinweist, bald widerlegend und bald beistimmend, immer jedoch voll Achtung vor Deutschem Geist, hier wird ein vor mehr als funfzig Jahren von Klopstock an den Französischen Minister Roland geschriebener Brief als Beweis mitgetheilt, daß die Deutschen damals doch ganz anders von den Franzosen gedacht, als jetzt. Klopstock hat freilich selbst, nachdem der Terrorismus über Frankreich hereingebrochen war, in seiner Begeisterung für die Französische Republik nachgelassen und voll edlen Unwillens des Bürgerrechts, das er früher vom Konvent erhalten, sich geschämt, doch dies wollen wir keinesweges zur Beschönigung der angeblich jetzt gegen die Franzosen herrschenden Animosität anführen. Vielmehr müssen wir die Revue Indépendante der absichtlichen Entstellung der Wahrheit bezüchtigen, wenn dieselbe ihren Artikel folgendermaßen beginnt: „In dem Augenblicke, wo in Deutschland ganz unbegreifliche Diatriben gegen Frankreich veröffentlicht werden, wo Dichter, Publizisten und angebliche Philosophen in namenlosem Wüthen sich zu übertreffen suchen, indem sie Frankreich aus dem Buche des Lebens streichen und verkünden, daß sie sich auf ewig von ihm und seiner Gesellschaft trennen würden, wobei sie sich wie China mit einer unübersteiglichen Mauer umgeben; in dem Augenblicke, wo die Benennungen „gottloses Babel", „Auswurf der Völker" und andere Komplimente dieser Art über unser Land ausgeschüttet werden, aus den Zeitungen in die Bücher und aus den Büchern in die Zeitungen übergehen, macht es uns Vergnügen, einen schönen, bisher unbekannten Brief Klopstocks zu publiziren, der uns kürzlich aus Berlin von einem Freunde mitgetheilt worden. Es thut noth, daß unsere verblendeten Deutschen Zeitgenossen erfahren, in welchem Maße ihre Väter Französisch gesinnt waren!" . . . —

Wissen unsere Leser vielleicht, was unter jenen „ganz unbegreiflichen Diatriben" gemeint sey? Wo ist das namenlose Wüthen und wo die Chinesische Mauer anzutreffen? Man sollte wirklich glauben, Deutschland sey so entfernt von Paris als China, und man erhalte dort nur von Zeit zu Zeit über Ostindien eine Nachricht von dem, was in Berlin, Leipzig und Stuttgart vorgehe! Der Berliner Freund, der der Revue Indépendante den Klopstockschen Brief mitgetheilt, sollte sich doch dieser Zeitschrift weiter annehmen und ihr versichern, daß die Deutschen mit Rücksicht auf die geringe Anerkennung, die sie in Frankreich finden, immer noch deren viel zu viel für die Franzosen haben.

Nicht anders ist es mit der Deutschen Verschwörung gegen England bestellt, über welche Morning-Chronicle, Morning-Herald und andere Englische Blätter so viele Klagen führen. Der Deutsche Zollverein ist allerdings eine nicht wegzuleugnende Thatsache, aber daß er einem freien Austausche fremder und eigener Erzeugnisse keinesweges hinderlich, müßte doch die Erfahrung der letzten Jahrzehende hinreichend gelehrt haben, wie denn auch der zuletzt in Stuttgart versammelt gewesene Zollkongreß sich nichts weniger als feindlich gegen England gezeigt hat. Und warum sollte er es auch? Ist nicht Großbritanien, das koloniccnreichste Land der Welt, der natürliche Verbündete Deutschlands, des einzigen großen Staates in Europa, der gar keine Kolonieen besitzt? Will England nicht das Napoleonische Projekt der Kontinentalsperre gegen die Britischen Inseln dereinst einmal mit besserm Erfolg zur Ausführung gebracht sehen, so muß es Deutschlands Stellung nach allen Richtungen hin wie seine eigene Sache vertheidigen, und keinen Zollbreit Deutscher Fluß- und Handelsgebiete darf es der großen Kontinentalmacht entfremdet sehen.

Es ist im vorigen Jahre viel von einer Deutschen Marine gesprochen worden. Hätte Deutschland Kolonieen, so würde eine bewaffnete Deutsche Flotte, als ein unentbehrlicher Arm, gewiß auch längst schon vorhanden seyn. Aber unseren Seehandel zu schützen, bedarf es keiner Marine: den friedlichen Kaufmann griffen nur die Wegelagerer des Mittelalters an, und seitdem durch die Französische Eroberung Algiers auch die übrigen Barbareskenstaaten zu Hause vollauf beschäftigt werden, ist auch das Mittelländische Meer von solchen Wegelagerern gesäubert. Wozu also eine Meeres-Bewaffnung, da Deutschland, durch die Umstände dazu verpflichtet, schon eine so große Landesbewaffnung zu unterhalten hat? Aus dem Mangel an Kolonieen entspringt wenigstens der Eine Vortheil, daß wir nicht auch auf dem Meere von kriegerischen Nachbarn umgeben sind. Und dieses Vortheils sollten wir uns durch eine Marine begeben, deren möglicher Nutzen mindestens sehr zweifelhaft ist? Englands Flotten kämpfen sicherlich für uns, wenn etwa Deutsche Seestädte von anderer Seite einmal bedroht seyn sollten; kämpfen sie aber je gegen uns — was wir allerdings für unmöglich halten — nun wo würde da wohl die Marine Deutschlands bleiben, das so wenig Küsten, so wenig Häfen und deshalb eine so schwerfällige Bewegung auf dem Meere hat? Darum Rule Britannia! So dürfen auch wir rufen, ohne darin die geringste Verletzung für Deutschlands Nationalgefühl zu finden. „Eines schickt sich nicht für Alle." Sey nur Deutschland auf dem Lande groß und frei; England mag es immerhin auf dem Meere bleiben!

Wir sind unversehens in diesen der Literatur gewidmeten Blättern auf das Feld der Politik gerathen. Aber wir haben die Präcedenz für uns, daß die Artikel, mit denen wir das neue Jahr zu eröffnen pflegen, immer ein wenig dieses Gebiet berühren. Und wie sollte man sich auch in einer Zeit, in der selbst die Poesie politisirt, von den Staaten-Verhältnissen fern halten können, besonders wo von den Berührungen einer Europäischen Literatur mit der anderen gesprochen wird?

Gleichwohl kehren wir bald wieder zu unseren friedlichen Beschäftigungen zurück. Mehr Freude, als das Kontrolliren jener unbegreiflichen Angriffe, macht uns die Wahrnehmung, daß Franzosen und Engländer fortfahren, trotzdem daß Herr Quinet behauptet, es erscheine jetzt nichts in Deutschland, was der Mühe des Uebersetzens werth wäre, die Früchte Deutschen Geistes auch sich anzueignen. Gleichzeitig ist vor wenigen Wochen in Paris von der Geschichte des Feldzuges von 1815, die bekanntlich nach Diktaten eines der berühmtesten jetzt lebenden Deutschen Heerführer, vom Major von Damitz, geschrieben ist, so wie von Neander's Geschichte des heiligen Bernhard's und seines Jahrhunderts, eine Französische Uebersetzung erschienen. Eben so haben die Engländer in dieser Zeit eine Uebertragung von Ranke's Geschichte der Päpste und von Kohl's Russischen Darstellungen erhalten. Die History of the Popes ist von Herrn Walter K. Kelly übersetzt und bildet eine Abtheilung der „Volksbibliothek neuerer Schriftsteller". Sie ist mit Fleiß und Talent gearbeitet und unterscheidet sich wesentlich von der Französischen Uebersetzung desselben Werkes, die Herr Alexander von St. Chéron geliefert, welcher bekanntlich mit mehreren anderen jungen Franzosen in München seine Studien gemacht und aus den Kollegien des Herrn v. Görres ganz eigene Begriffe von dem Wesen der Deutschen Geschichtschreibung nach Frankreich zurückgebracht hat. J. L.

Frankreich.

Der Geist der nordischen Literaturen.*)

Die nördlichen Stämme haben ihre jetzige geistige Bedeutung seit noch nicht gar langer Zeit erlangt. Im 16ten Jahrhundert waren sie noch im Anlaufe begriffen; hundert Jahre später hatte der Norden schon seine politische Wirksamkeit geltend gemacht, aber seine literarische war kaum noch angedeutet. Jetzt feiert der Norden seinen Triumph. Auf Gustav Wasa, Wikleff, die Plantagenets und Luther sind Shakspeare, Goethe, Milton, Walter Scott gefolgt. Der Norden ist, so zu sagen, eine Welt geworden.

Es ist oft vom Geiste des Nordens gesprochen worden. Fragen wir daher, ob es einen dem Norden und einen dem Süden eigenthümlichen Geist giebt. Ich glaube es. Ich bin der Meinung, daß jeder Stamm des Menschengeschlechts eine eigenthümliche Begabung, eine eigene Mission hat. Ich glaube, daß eine feste Demarcationslinie, die durch alle Zeitalter hindurchgeht, den nördlichen Erdstrich von dem südlichen trennt.

Wenn uns bloß der Zweck philologischer Studien hier vereinigte, so würde ich nicht in diesen Antagonismus der verschiedenartigen Völkerstämme einzudringen suchen; aber wie dürr und unfruchtbar auch die Philologie seyn mag, wenn sie isolirt wird, eben so ergiebig wird sie, wenn die Philosophie sie befruchtet.

Ich glaube, daß die moderne Bildung die Frucht zweier Einflüsse ist; nämlich des Einflusses des Südens und des Einflusses des Nordens. Der Einfluß des Nordens hat neues Blut in die Adern der gealterten Welt geführt. Die Knechtschaft der Geister, die tödtlicher ist als die Knechtschaft der Körper, drückte eine abgestorbene Gesellschaft nieder, als der Geist der Freiheit, zwar barbarisch, aber lebensvoll, aus dem Norden hervorbrach, der Geist der Freiheit, der immer wächst und dessen Wesen darin besteht, daß er durch die Prüfung zum Zweifel, durch den Zweifel zur Kritik und durch die Kritik zur Zerstörung führt. Rom war diszipliniert und besaß also das Prinzip der Ordnung. Die nordische Eroberung nahm das Gebiet Roms in Besitz

*) Eine Eröffnungsrede, gehalten von Philarète Chasles im Collège de France.

und brachte also das Prinzip der Freiheit hinzu. Der Geist und die Macht der Prüfung fanden sich von Anfang an bei den nördlichen Stämmen, wie der Geist der Liebe und des Glaubens bei den südlichen.

Es scheint überhaupt unzweifelhaft, daß der Fortschritt der menschlichen Bildung aus zwei entgegengesetzten Bewegungen entspringt, welche gegen einander ankämpfen, ohne sich zu vernichten: die Liebe und das Wissen, oder mit anderen Worten der Glaube und die Prüfung, die Wärme und das Licht. Wenn diese beiden Mächte eine gewisse Bildung erzeugt haben, so beginnt der Verfall; der Glaube hat sie geschaffen, der Zweifel richtet sie zu Grunde. Wenn unser Auge in das Dunkel der Geschichte hinuntertaucht, so finden wir zuerst in Hindostan die Schöpfung, die wirre Schönheit, die Fruchtbarkeit, den Glauben, welcher der Kritik ermangelt. Auf diesen Bildungskreis folgt ein grösserer, schönerer, hellerer, welcher nicht mehr der Kritik entbehrt: die Griechische Welt. Auf diese folgt die Römische Bildung, die abermals umfassender ist und die der Kritik noch mehr Spielraum läßt. Die letzte Bildungsstufe, die christliche, ist ganz von der Kritik und Prüfung durchdrungen. Je weiter wir kommen, desto weiter greift auch das nördliche Prinzip, der Geist der Kritik, um sich. Man kann sogar behaupten, daß unsere Zeit sich immer mehr von der südlichen Bildungsform entfernt und sich der nördlichen annähert.

Kaum betreten die Völkerschaften des Nordens den Schauplatz der Geschichte, so erscheint auch mit ihnen ein neues Prinzip. Wenn sie sich anschliessen und unterordnen, so ist es ihre freie Wahl. Sie prüfen, sie urtheilen, sie unterwerfen sich nicht blindlings; das zeichnet sie vor allen anderen Völkerstämmen aus. Das erste Hervorbrechen des nördlichen Geistes fand in der Zeit statt, wo die nördlichen Gegenden sich mit fast nackten Nomaden bevölkerten; das zweite, als der Untergang der Römischen Legionen dem August so bittere Thränen entlockte; das dritte, als alle Stämme des Nordens gegen die Weltbeherrscherin Rom heranstürzten und sie in den Staub warfen; das vierte, als die Feudalität sich auf den rauchenden Trümmern der Römischen Welt niederließ; das fünfte, als Luther allen neuen Reformen das Thor öffnete.

Luther's Reformation scheint mir das erste Drama einer grosen Trilogie; dann kömmt der Uebergang Englands zu einer repräsentativen Verfassung und endlich die Französische Revolution.

Alle diese Vorgänge lassen sich unter dem Gesichtspunkte der Reform, der Negation, der Opposition, des Zweifels, der Prüfung zusammenfassen; alle fliesen aus demselben Prinzip hervor. Ich glaube also, daß das Prinzip der Freiheit, der Negation, des Zweifels aufs innigste mit dem Germanischen Geiste verwachsen ist, eben so wie der Glaube und die Liebe mit dem des Südens. Man vergleiche Dante und Shakspeare. Dante ist der rauhste, riesenhafteste Geist, den der Süden hervorgebracht hat, und dennoch ist er ganz Liebe und Glaube. Durch den Glauben kömmt Dante zur Wuth, und zum höchsten Grad der Wuth durch den Zorn einer gränzenlosen Liebe.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Universitäten, mit den Europäischen verglichen.

Von so groser Wichtigkeit und allgemeinem Interesse ein wohlgeregeltes System der höheren Lehranstalten auch ist und nothwendig seyn muß, giebt es doch wenige Gegenstände, denen man in den Vereinigten Staaten eine verhältnißmäßig so geringe Aufmerksamkeit zuwendet. Die dortigen Staatsmänner und Gesetzgeber zeigen keine Neigung, sich zu Vertheidigern von Instituten aufzuwerfen, deren Wirkungen auf die Volksmasse nicht sogleich in die Augen fallen. Primairschulen sind ihrem Wesen nach demokratisch; sie tragen dazu bei, alle Stände auf gleichen Fuß zu stellen und die Vortheile des Unterrichts ohne Unterschied unter Reiche und Arme zu verbreiten; — als man daher vor einigen Jahren die Entdeckung machte, daß die Monarchieen der alten Welt den Republiken der neuen in dieser Hinsicht weit vorangeschritten seyen, gab der Eifer, das Versäumte nachzuholen, zu einer Bewegung Anlaß, deren heilsame Folgen schon jetzt sichtbar zu werden anfangen. Auf die höheren Unterrichts-Anstalten hat sich indessen die neuerweckte Liebe zur Bildung noch nicht erstreckt. Die Anzahl derjenigen, die aus solchen Instituten unmittelbaren Nutzen ziehen, ist verhältnißmäßig gering; ja, diese Anstalten haben, vermöge ihrer Ausnahmsstellung, einen gewissen aristokratischen Anstrich, der sie in dem freien Lande nichts weniger als beliebt macht. Man vergißt dort, daß sie, obgleich unmittelbar einen nur unbedeutenden Einfluß ausübend, dennoch sehr bedeutende und unzweifelhafte, wiewohl mehr in der Ferne liegende Resultate haben, die sich auf das ganze soziale und politische System und sogar auf diejenigen Menschen ausdehnen, die nie einer Vorlesung beiwohnen und kaum wissen, was das Wort „Universität" zu bedeuten hat.

Die North-American Review, welcher wir die nachfolgenden Bemerkungen entlehnen, sagt in dieser Beziehung: „Die Universitäten entscheiden über den Charakter der meisten Individuen, die einstmals unseren Lehrstand bilden, an der Spitze unserer Schulen stehen, unsere Bücher schreiben und vorzugsweise mit der Ausarbeitung unserer Gesetze beauftragt werden. Die Hauptleitung der Literatur und Politik, der Sitten und Meinungen des ganzen Landes befindet sich in den Händen jener Männer, denen ihre soziale Stellung und gelehrte Erziehung einen Einfluß verleihen, dessen Umfang und Dauer ihnen elbst kaum bewußt ist.

„Der Mangel einer einflußreichen und hochgebildeten Körperschaft dieser Art dürfte sich bei uns nur zu bald fühlbar machen. Sie kann nur aus solchen Universitäten hervorgehen, welche diesen Namen wirklich verdienen und wo ein umfassendes, mannigfaltiges Unterrichts-System mit genügenden Mitteln und edlen Absichten verfolgt wird. Ein Institut, das im gewöhnlichen Sinne des Worts populair ist, das den Vorurtheilen des gemeinen Haufens schmeicheln und sich seiner Leitung unterwerfen muß, kann keine Männer hervorbringen, deren geistige Ueberlegenheit vermögend ist, ihre Landsleute auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben; es muß sich damit begnügen, den bisherigen Standpunkt beizubehalten.

„Für die leichteren Fächer der Literatur und Wissenschaft fehlt es hier zu Lande nicht an Aufmunterung. Im Verhältniß zur Volksmenge zählen wir wahrscheinlich mehr Leser als irgend ein Land in der Welt. Mit Werken, die dazu bestimmt sind, die Wissenschaft populair und allgemein verständlich zu machen, mit Elementarbüchern, pädagogischen Schriften, bellettristischen Werken, Gedichten, Romanen — sind wir hinlänglich versorgt, und unser Vorrath hieran wächst von Tag zu Tage. Die Englischen Bücher, die bei uns wieder aufgelegt werden, liefern den besten Maßstab zur Beurtheilung des Geschmacks und der literarischen Bedürfnisse des hiesigen Publikums. Romane werden am meisten gesucht. Nach wissenschaftlichen Handbüchern ist einige Nachfrage, da sie zum Schulgebrauch nöthig sind. Biographieen und Reisebeschreibungen werden zuweilen, obwohl selten, von unseren Verlegern nachgedruckt, so wie auch alle Reviews und literarische Magazine, aber nicht ein einziges streng-wissenschaftliches Journal. Von sorgfältiger ausgearbeiteten und tieferen Werken neueren Datums ist keine Rede; sie hier herausgeben, hieße Geld und Mühe verschwenden. Aeltere Schriften dieser Gattung, die eines längst begründeten Rufs geniesen, erscheinen noch von Zeit zu Zeit, aber bei neueren wäre der Versuch zu gewagt. Und finden solche Bücher auch dann kein Publikum, wenn sie fremden Ursprungs sind und daher zu billigen Preisen verkauft werden können, so ist gewiß für vaterländische Produkte derselben Klasse noch weniger Erfolg zu hoffen. Die Fähigkeit, dergleichen zu würdigen, kann, wie man uns versichert, bei den raschen Fortschritten des Landes in allem Uebrigen nicht lange ausbleiben; — um aber dieses Resultat zu erreichen, müssen erst die Institute, die den Geschmack und das Urtheil der künftigen Generation bilden sollen, mit grösserer Aufmerksamkeit behandelt werden. Wenn man die Universitäten vernachlässigt oder schlecht verwaltet und die Primairschulen das ganze Interesse der Nation in Anspruch nehmen, so werden wir uns immer, der alten Welt gegenüber, in einem Zustande der Unmündigkeit und geistigen Abhängigkeit befinden.

„Wenn wir nur die Zahl der Anstalten betrachten, die bei uns den Namen Colleges und Universitäten *) führen, so möchte es scheinen, daß wir in dieser Hinsicht reichlicher ausgestattet sind, als die Bewohner irgend eines anderen Welttheils. Im letzten Jahrgang des „American Almanac" werden 103 Amerikanische Colleges angeführt, in welchen sich 765 Lehrer und 9936 Studirende befinden — und diese Liste ist nicht einmal vollständig, indem sie sich auf die bedeutenderen Institute dieser Art beschränkt. Dem Census von 1840 zufolge, bestanden in den Vereinigten Staaten 173 Colleges mit 16,233 Zöglingen, während man, nach den Angaben eines Deutschen Journals, in ganz Europa nur 144 Universitäten mit 94,000 Studirenden zählte. Der Staat New-York, mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, hat 12 Universitäten und 1283 Studirende — Preußen mit 14 Millionen Einwohnern 7 Universitäten und 5220 Studirende. Bei ersterem kommen also auf 200,000 Einw. eine Universität und auf jede Universität im Durchschnitt 107 Studirende; bei letzterem auf 2 Millionen Einw. nur eine Universität mit 746 Zöglingen. In Preußen ist das Verhältniß der Studirenden zur Volksmenge wie 1 zu 2682, in New-York wie 1 zu 1946. Wir haben kaum nöthig, zu bemerken, daß die Preußischen Universitäten zu den besten in der ganzen Welt gehören; die New-Yorker sind besser als die meisten anderen Amerikanischen Hochschulen.

„Wenn wir diesen Vergleich auf die anderen Europäischen Staaten ausdehnen, so ergiebt sich ein ähnliches Mißverhältniß. Frankreich besitzt 41 Collèges mit 12,180 Studenten für eine Volkszahl von 35 Millionen; Pennsylvanien 20 Collèges mit 2034 Studenten für weniger als 2 Millionen. Die Staaten Neu-Englands, deren Bevölkerung sich auf nicht mehr als 2,250,000 beläuft, haben 19 Universitäten und 2837 Studirende; auf die 27 Millionen Großbritaniens kommen nur 9 Universitäten mit 17,750 Studirenden.

„Wir gehen nun zu dem Schlusse über, der aus diesen statistischen Notizen zu ziehen ist. Wenn man das Geld, welches durch gesetzgebende Körper und Privat-Vermächtnisse zur Errichtung der in den Vereinigten Staaten bestehenden 173 Universitäten bestimmt wurde, unter höchstens zwanzig Institute dieser Art vertheilt hätte, so würden wir noch immer im Verhältniß zur Bevölkerung eine grössere Anzahl derselben besitzen, als andere kultivirte Staaten, und sie würden eben so wohlhabend, eben so reich mit Gebäuden, wissenschaftlichem Apparat, Bibliotheken und anderem gelehrten Material ausgestattet und eben so fähig seyn, ausgezeichnete Männer zu erziehen, als die großartigen Anstalten der alten Welt, Oxford und Cambridge vielleicht ausgenommen. Wie die Sachen jetzt stehen, ist es traurig, die geringen Einkünfte und ungenügenden Mittel unserer besten Colleges auch nur mit den weniger blühenden Universitäten Großbritaniens, Frankreichs und Deutschlands zu vergleichen. Nehmen wir z. B. den so wichtigen Artikel der Büchersammlungen. Es giebt nur eine einzige Universitäts-Bibliothek in den Vereinigten Staaten, welche mehr als 50,000 Bände enthält. Drei andere besitzen zwischen 20 und 30,000, funfzehn von 10 bis 20,000 und bei weitem der größte Theil der übrigen weniger als 5000. In allen Universitäts-Bibliotheken im

*) Die Amerikanischen Hochschulen werden ohne Unterschied Colleges oder Universities genannt.

ganzen Lande befinden sich, nach den sichersten Angaben, ungefähr 520,000 Bände — nicht ganz so viel wie in der Bibliothèque du Roi zu Paris oder in der Königlichen Bibliothek zu München. Das Mißverhältniß wird noch sichtbarer, wenn wir bedenken, daß jede einzelne Sammlung oft dieselben Werke enthält, wodurch sich jene Zahl, mit Ausschließung der Duplikate, wahrscheinlich auf 70,000 Bände reduziren würde. Wenn man aber das hierauf verwendete Geld unter wenige Institute vertheilt hätte, statt dasselbe unter so viele zu zerstreuen, so konnten wir heutzutage fünf schöne Sammlungen von mehr als 100,000 Bänden besitzen.

„Inwiefern die Wirksamkeit einer Universität von den in ihren Bibliotheken enthaltenen Sammlungen abhängt, ist Allen bekannt, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. An nichts haben unsere Lehranstalten einen so dringenden und unleugbaren Mangel als an Büchern, und ehe sie mit diesem unerläßlichen Hülfsmittel reichlicher versorgt werden, ist es vergeblich, bedeutende Verbesserungen in dem Erziehungswesen der Republik oder größere Fortschritte in den höheren Zweigen der Literatur und Wissenschaften zu erwarten. Dieser Satz wird auf eine schmerzliche Weise durch einige vor kurzem erschienene Englische Werke bestätigt. Hallam's „Einleitung in die Geschichte der Europäischen Literatur während des 15., 16. und 17. Jahrhunderts" mag als Beispiel dienen. Wir haben auch nicht eine einzige Bibliothek, deren Hülfsquellen den Verfasser in den Stand gesetzt haben würden, ein solches Werk zu schreiben, oder den Leser, die darin enthaltenen Citate zu verifiziren! Die Fähigkeit aber, solche Erzeugnisse zu verstehen und zu würdigen, kann nur da existiren, wo der Geschmack an literarischen Beschäftigungen durch großartige, zum allgemeinen Gebrauch bestimmte Repositorien geistiger Schätze erweckt und genährt wird. Große Bibliotheken versehen uns nicht allein mit den Saaten künftiger Produkte, sondern bilden auch die Atmosphäre, deren diese zu ihrem ferneren Gedeihen und zu ihrer völligen Ausbildung bedürfen. Der Durst nach Kenntnissen, den sie erschaffen, wird durch sie auch befriedigt.

„Wir haben von der hohen Bestimmung der Universitäten gesprochen, weil man hier zu Lande bei ihrer Gründung und Unterstützung oft nach falschen Ansichten verfährt. Man sucht nur ihre Anzahl zu vervielfältigen, nicht um die Fortschritte der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit zu befördern, sondern um die materiellen Interessen gewisser Städte und Distrikte zu begünstigen, oder um die Absichten einer Partei oder einer Sekte zu unterstützen. Universitäten werden auf Speculation errichtet, um den Werth des Grundeigenthums in ihrer nächsten Umgebung zu erhöhen. Sie bilden einen Theil der Maschinerie, mittelst deren sich jede religiöse Gemeinde bestrebt, ihre Stellung zu verstärken und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Jede Partei, jede Sekte, jeder Distrikt will eine eigene Universität haben, und der Staat kann ihnen ein so billiges Verlangen nicht abschlagen. Die Freigebigkeit des Publikums, die, auf wenige Gegenstände beschränkt, zu großen Resultaten führen müßte, wird auf diese Weise erschöpft und zersplittert. Wir haben eine Menge ärmlicher, unwirksamer Institute, aber kaum eines, das den Namen einer Universität verdient. Wir haben nicht eines, welches eine so gebietende Stellung behauptet, daß man es als die Richtschnur der öffentlichen Meinung und das Muster einer wohleingerichteten Lehranstalt anführen könnte.

„Wenn man die Ursachen der niedrigen Stufe untersucht, auf der sich die Universitäten und Universitätsstudien in den Vereinigten Staaten befinden, so fällt die Thatsache in die Augen, daß die Schuld nicht an der Lauheit des Publikums liegt. Die oben mitgetheilten statistischen Angaben beweisen, daß sich eine größere Anzahl unserer Jünglinge um die Vortheile einer akademischen Erziehung bewirbt, als in den aufgeklärtesten Ländern der alten Welt. Eben so wenig fehlt es an pekuniären Mitteln; man ist im Gegentheil hierin nicht allein freigebig, sondern fast verschwenderisch gewesen. Wenn sich die Summen genau angeben ließen, die man in den letzten funfzig Jahren auf unsere Universitäten verwendet hat, so dürften sie die während desselben Zeitraums in jedem beliebigen Europäischen Lande für das Erziehungswesen ausgesetzten Gelder übersteigen. Einige schreiben die sichtbare Ueberlegenheit dieser Institute in der alten Welt ihrem höheren Alter zu — als ob einer Universität, wie einer Eiche, Jahrhunderte zu ihrem völligen Wachsthum nöthig wären! Nun kann aber Harvard-College der Berliner Universität auch nicht entfernt zur Seite gestellt werden, und eben so wenig läßt sich Yale mit Göttingen vergleichen — und doch wurden jene Amerikanischen Hochschulen vor den Europäischen gegründet und haben dem Staate wohl eben so viele Kosten verursacht, wie diese. Das Geheimniß ihrer untergeordneten Stellung liegt, wie gesagt, in der Zersplitterung ihrer Kräfte, in den falschen Ansichten, die man über ihre Bestimmung hegt, und in ihrer schlechten Verwaltung.

„Eine Deutsche Universität ist eine große öffentliche Anstalt, an deren Wohl das Volk wie die Regierung den tiefsten Antheil nimmt. Sie steht unter der Kontrolle und dem Schutze der öffentlichen Meinung; ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf die ganze Nation, und wenn sie auch einem unumschränkten Fürsten ihr Daseyn verdankt, so ist sie doch wahrhaft volksthümlich und von einem aufgeklärten, liberalen Geiste durchdrungen. Eine Amerikanische Universität dagegen ist gewöhnlich ein engherziges Privat-Institut; sie steht ganz unter der Kontrolle der Clique, der politischen Partei oder der Religions-Sekte, die sie ins Leben rief; das Interesse dieser Partei oder dieser Sekte ist der Hauptzweck, dem man die höhere Bestimmung einer solchen Anstalt ohne Bedenken aufopfert, und wir können uns daher nicht wundern, ihren Wirkungskreis beschränkt, ihre Leitung schwankend und ihren Einfluß gering zu finden.

„Bei der Gründung einer neuen Universität geht man bei uns auf folgende Art zu Werke. Die von der Regierung ausgesetzten oder durch Privatleute zusammengebrachten Summen werden meistens auf die Errichtung der Gebäude verwendet, und da man diese gern nach einem großen Maßstab anlegt, so kommt man dabei nicht selten zu kurz und verwickelt sich gleich anfangs in Schulden. Ein hochtönender Name wird angenommen und ein Präsident nebst Professoren ernannt, deren Gehalt aus dem von den Studenten zu entrichtenden Honorare besteht. So weit gut. Die Universität mag eine ganz hübsche seyn, sie hat aber keine Studenten. Um dem abzuhelfen, greift man jetzt zu Maßregeln, die für die Sache der wahren Gelehrsamkeit und des gründlichen Unterrichts nicht anders als höchst verderblich seyn können. Marktschreierische Anpreisungen werden durch die Zeitungen verbreitet, und man bedient sich jedes Mittels, um Rekruten an das neue literarische Banner zu locken. Man kündigt die Verbesserung alter, im Erziehungswesen und in der Disziplin eingewurzelter Mißbräuche an und verheißt mit Zuversicht, in der kürzesten Zeit die ausgezeichnetsten Gelehrten zu produziren. Der zu gebende Unterricht soll, sowohl was die Quantität als die Qualität betrifft, von der besten Sorte seyn und wird zu den billigsten Preisen angeboten. Es thut uns leid, uns dieser kaufmännischen Redensarten bedienen zu müssen, aber es ist unmöglich, das hierbei beobachtete Verfahren durch andere Ausdrücke zu bezeichnen. Eine gewisse Qualifizirung wird zwar beim Eintritt verlangt, aber das Examen wird nur zum Schein gehalten, und die Schüler werden de facto ohne Prüfung immatrikulirt. Der Studien-Kursus wird nach der Laune jedes einzelnen Individuums verändert, und weit davon entfernt, die öffentliche Meinung leiten zu wollen, begnügt man sich in dem vorherrschenden Streben nach Popularität damit, ihr blindlings zu folgen.

„Man wird vielleicht diese Schilderung für übertrieben halten, obgleich sie in der That vollkommen treu und auf die Mehrheit unserer Universitäten anwendbar ist. Auch die älteren Institute dürften, wenn sie ihre jetzige Richtung beibehalten, nicht lange mehr zu den Ausnahmen gehören. Bei einer so großen Anzahl von Nebenbuhlern und bei der herrschenden Ansicht, daß fich alle gelehrte Schulen im Grunde gleich seyen, steht es kaum zu erwarten, daß sie fortfahren werden, sich vortheilhaft von den übrigen zu unterscheiden."

(N. A. R.)

Mannigfaltiges.

— Französische Vorlesungen über Deutschland. Die „Vorlesungen über nordische Literatur", von welchen wir in diesem Blatte die Einleitung zum ersten Kursus mittheilen, setzt Herr Philar. Chasles jetzt am Collège de France in einem zweiten Kursus fort. Er behandelt diesesmal den Einfluß, welchen die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Kirchen-Reformation auf Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert geübt. Wir hoffen, daß er darin eine gründlichere Kenntniß Deutscher Zustände entwickeln werde, als er in seinen Artikeln über die neuere Deutsche Literatur im Journal des Débats an den Tag legt. Wir bezweifeln es jedoch, weil ein Französischer Gelehrter nicht der Mann ist, der die Vergangenheit besser kennt als die Gegenwart, wie dies in Deutschland allerdings sehr häufig vorkommt. Auch trägt seine diesmalige Eröffnungs-Vorlesung keinesweges den ruhigen anerkennenden Charakter der Einleitung des ersten Kursus. Vielmehr stimmt auch Herr Chasles in den Ton über Deutschland ein, den wir in dem Eingangs-Artikel dieses Blattes rügen, was wir unter Anderem daraus schließen, daß die Journale berichten, „er habe auf geistvolle und pikante Weise die Zwistigkeiten dargelegt, die zu allen Zeiten zwischen der rauhen Deutschen Nationalität (la rude nationalité tudesque) und dem geschmeidigen Geiste der Romanischen Völkerschaften ausgebrochen." — Herr Edgar Quinet liest in diesem Winter ebenfalls am Collège de France über die geistige Bewegung zur Zeit der Renaissance in Spanien und Italien.

— Charles Nodier. Unter dem Titel „Alte und neue Novellen" (Nouvelles vieilles et nouvelles) hat Herr Charles Nodier eine kleine Sammlung vermischter Schriften herausgegeben, die zum Theil von ihm selbst herrühren, zum Theil aber auch andere Verfasser haben. Einzelnes, das weniger den Charakter der Novelle, als der literarischen Skizze hat, denken wir daraus mitzutheilen.

— Französische Romane umsonst. So weit hat es nun der Belgische Nachdruck gebracht, daß er die kaum erschienenen Französischen Romane umsonst liefert. Nun verkenne Einer noch den Segen der Konkurrenz! Mehrere Brüsseler Zeitungen, wie L'Indépendant, L'Observateur und andere, kündigen nämlich an, daß sie ihren Lesern im Jahre 1843 wöchentlich gratis einen Band Französischer Romane liefern werden, so daß jeder Belgische Abonnent (auf das Ausland dehnt sich die Vergünstigung nicht aus) für 60 Fr. (16 Thaler) jährlich 365 mit Stempelgebühren belastete große Zeitungsblätter und eine Bibliothek von 52 Bänden erhält. Die Zeitungen sind keinesweges so schlecht, als man glaubt, oder wie ein großer Theil aller Deutschen politischen Blätter wirklich ist; was jedoch die Romane betrifft, so werden diese den Zeitungs-Verlegern von den Buchdruckern Wahlen und Hauman zum Papierpreise mit einem kleinen Aufschlage für den Satz geliefert, während der letztere dazu benutzt wird, um auf etwas besseres Papier diejenigen Exemplare abzudrucken, die nach Deutschland, Italien, Rußland und Amerika wandern, um dort zu einem Thaler pro Band verkauft zu werden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Mittwoch den 4. Januar 1843.

Schweiz.

Simonde de Sismondi, als Geschichtsschreiber.

Genf, aus dessen Schoße so viele in der Französischen Literatur und Politik berühmte Männer und Frauen, die daselbst theils geboren, theils erzogen wurden, hervorgingen, — wir wollen hier nur flüchtig J. J. Rousseau, Necker, Frau v. Staël, Mad. Necker de Saussure, Benjamin Constant, Guizot und zuletzt den am 25. Juni v. J. verstorbenen Sismondi *) nennen, — Genf hat zu jeder Zeit vermöge seiner Lage und der Intensität seines politischen und religiösen Lebens eine bedeutende Rolle gespielt und alle Zweige der Industrie, des Handels, der Wissenschaften, der Literatur und schönen Künste mit Erfolg ausgebeutet. Als Gränzstadt zwischen mehreren Staaten hat es immer auf seiner Hut seyn müssen; es hat gegen seine Nachbarn seine Freiheit vertheidigt und durch seine Weisheit, die ein besserer Schutz ist als seine besoldete Garde, sich die Achtung der Welt zu verschaffen gewußt. Aber Genf hat sich nicht immer bloß auf die Defensive beschränkt. Seine Lage geschickt benutzend, hat es durch seinen Geschäftsgeist alle Länder sich zinspflichtig zu machen verstanden. Der Osten und Westen, der Süden und Norden empfangen die Produkte seiner Industrie. Reisende aus der alten und neuen Welt begegnen sich in seinen Mauern, lassen sich auf seinen Fluren nieder, führen Gold und Ideen ein und nehmen die Achtung vor dem Namen „Genf" mit sich. Genf sendet zu allen Nationen Vertheidiger seiner Interessen und Herolde seines Ruhmes. Seine Gesandten sind Staatsmänner, politische Schriftsteller, Wechsler, Gelehrte, Geistliche, Gewerbtreibende, Künstler, Prinzen-Erzieher, Lehrer, Handlungsdiener und Kaufleute; und trotz dieses scheinbaren Kosmopolitismus ist in der Fremde Niemand patriotischer als der Genfer. Diese mannigfache Berührung mit anderen Völkern ist noch nicht Alles; man darf nur die Genfer Familien mit Französischen, Deutschen, Savoyardischen, Italiänischen, Schweizerischen und mit Genfer Namen nennen hören, um sich zu überzeugen, daß die verschiedensten Elemente eine der am stärksten ausgeprägten Nationalitäten gebildet und das Gefühl des nationalen Ichs am deutlichsten entwickelt haben.

Der Staats-Organismus hat viel dazu beigetragen, die Lebendigkeit und Regsamkeit des Geistes der Genfer zu nähren. Die republikanische Form giebt den Bürgern das Recht, die Fragen des öffentlichen Lebens in den gesetzgebenden Versammlungen und in den Klubs, und in Zeiten der Aufregung sogar auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu erörtern. Das aristokratische Element scheint sich in Genf erhalten zu haben, um den Kampf und die Regsamkeit des Volkslebens zu schüren. Genf, das republikanisch und gewerbfleißig ist, hat beständig an die Intelligenz und die Thätigkeit seiner Bevölkerung appellirt. Seine Bevölkerung fühlt ein allgemeines Bedürfniß nach Unterricht und Wissenschaft.

Aus diesem Grunde haben die Regierung und die Individuen, die Politiker und die Spekulanten ihre Blicke nach allen Seiten wenden, in der Nähe und Ferne beobachten, ihre Aufmerksamkeit auf die praktische Seite des Lebens richten, ihre Gedanken auf die Politik lenken, die Wahrheit um ihres Nutzens, die Wissenschaft um ihrer Anwendungen willen lieben und die handgreiflichen Interessen des Lebens besser als die uneigennützigen Entzückungen einer in sich selbst konzentrirten Seele begreifen müssen. Daher haben in Genf zwei Beschäftigungen des Geistes eine nicht so günstige Aufnahme gefunden, als die sozialen und Naturwissenschaften und als die historische und polemische Literatur und die Rhetorik: nämlich Poesie und philosophische Speculation.

Diese kurze Charakteristik der geistigen Nationalität der Genfer glaubten wir vorausschicken zu müssen, ehe wir uns zu Sismondi wandten, dessen zahlreiche historische Schriften wir hier in der Kürze aus allgemeinen Gesichtspunkten beurtheilen.

Wir wollen Sismondi hier bloß als Geschichtsschreiber betrachten. Die historischen Compositionen bilden den umfangreichsten und zugleich den wichtigsten Theil seiner Werke, sein größtes Verdienst in den Augen der Gegenwart und der Nachwelt. Es wird nicht unzweckmäßig seyn, die Titel dieser Schriften anzuführen:

Histoire des républiques italiennes du moyen-âge, 16 Vol. Paris 1809—1818. (Geschichte der Italiänischen Freistaaten des Mittelalters.)

Histoire des Français, 29 Vol. Paris 1821—1842. (Geschichte der Franzosen), noch unvollendet.

Histoire de la Renaissance de la liberté en Italie, 2 Vol. Paris 1832. (Geschichte der Wiedergeburt der Freiheit in Italien.)

Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation, 2 Vol. Paris 1835. (Geschichte der Auflösung des Römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt, verdeutscht von Wilh. Ad. Lindau. Leipzig 1836.)

In diese Kategorie ist auch ein historischer Roman zu rechnen, der eine Schilderung Galliens im 5ten Jahrhundert enthält:

Julia Severa ou l'an 492; 3 Vol. Paris 1822. (Julia Severa oder das Jahr 492; übersetzt von M. Müller, Leipzig 1822, 2 Bde.)

Wenn man einen Geschichtsschreiber synthetisch beurtheilt, so richtet man seine Aufmerksamkeit zuerst auf seine Prinzipien; diese müssen der Untersuchung der Thatsachen und der Composition vorangehen; sie müssen den Geist des Forschers nach allen oder wenigstens nach einigen Seiten einer nationalen Existenz lenken.

Nach unserem Geschichtsschreiber ist eine Nation eine Gesellschaft von Menschen, die unter einer Regierung vereinigt sind. Nur die Regierung macht fast allen Unterschied der Nationen aus; auf die Natur oder auf eine erste Ursache kommt dabei wenig an. „Von der Natur ist Allen Alles gegeben", so lesen wir in der Einleitung zur Geschichte der Italiänischen Freistaaten, S. 1, „während die Regierung in den Menschen, die ihr unterworfen sind, die Eigenschaften, welche das Erbtheil der Menschengattung bilden, erhält oder zerstört. Die Regierung ist unter den Ursachen des Charakters der Völker die wirksamste: die Tugenden oder die Laster der Nationen, ihre Energie oder ihre Verweichlichung, ihre Talente, ihre Kenntnisse oder ihre Unwissenheit sind fast niemals die Wirkungen des Klima's oder die Attribute einer einzelnen Race, sondern das Werk der Gesetze." Diese Ansichten wenden auf die Völker die Geschichte der von Condillac erdachten Bildsäule an: die Seele, welche die Bildsäule, ich kann nicht sagen belebt, sondern bewohnt, ist fast nichts; es ist nicht einmal eine Kraft, sondern eine reine Rezeptivität im Zustande der Substanz, aus der man mit Hülfe der Sensationen nach und nach etwas macht. Wir sehen hierin eine Emanation der Genfer Philosophie, eines modifizirten Zweiges der Philosophie, der Philosophie eines Volkes, das nur äußere Phänomene beobachtet. Eine andere Philosophie, die mit dem Schweizer Geschichtsschreiber in näherer Beziehung steht, würde seinen Geist bestimmen, auf die angeborne Individualität eines Volkes, auf seinen ursprünglichen Charakter, der mit dem Boden, auf dem es lebt, mit der Luft, die es athmet, mit der ganzen Natur, die es umgiebt, ein harmonisches Ganzes bildet, zurückzugehen. Seelen und Völker sind verschieden, erstens durch ihr Seyn, zweitens durch die Erziehung: die Regierungen sind nicht die Schöpfer der Völker, sondern die Erzieher derselben. Beobachtet zwei Brüder, die in denselben Verhältnissen leben, und die Frage ist gelöst. Der von Sismondi ausgedrückte Gedanke enthält viel Wahres, wenn er in engere Gränzen eingeschlossen wird; soll er aber als absolut gelten, so kann ich ihn nicht unterschreiben: ich leugne zwar nicht die Erziehung; aber ich könnte nie die Natur leugnen. Die ursprünglichen Unterschiede der Race und des Charakters zwischen den Völkern entdecken, ihre Combination und ihre Resultate studiren, der Erziehung Schritt vor Schritt folgen, welche jedes Volk von der Regierung und von anderen äußeren Einflüssen empfängt, so das organische Prinzip jeder Nationalität und ihr inneres Gesetz aufsuchen und es in seinen Beziehungen zu den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur und der Soziabilität betrachten, das ist, glaube ich, das Amt des philosophischen Geschichtsschreibers und die Quelle der großen Lehren der Geschichte. Durch die Erfahrung bereichert und durch das Alter reifer geworden, hat sich Sismondi später diesem Gesichtspunkte genähert.

In der Darstellung nationaler Thätigkeit und sozialer Interessen ist er ausgezeichnet. Hier flößt er uns Vertrauen ein durch sein besonnenes Urtheil. Die Richtigkeit seines Urtheils, womit er die wesentlichen Verhältnisse der Dinge zu einander auffaßt und das Wahre von dem Scheinbaren zu sichten weiß; die Sicherheit, mit welcher er Alles entdeckt, was zum Ziele führt; die Genauigkeit, mit welcher er Alles in sein wahres Licht stellt, mit einem Wort, sein klarer Verstand setzt den Leser in Erstaunen.

Diese Eigenschaft zeigt sich auch in den fundamentalen Gesichtspunkten des Geschichtsschreibers. Als Hauptgegenstand der Geschichte stellt er uns zuerst das Volk dar. Die Regierung, der er in dem Schicksale der Nationen mit Recht eine sehr große Rolle ertheilt, müßte für das Volk, und nicht für sich allein da seyn, und fast immer sieht man, daß gerade das Gegentheil den Stoff der Geschichte bildet. Das größte Gut der Völker oder vielmehr die

*) Ueber sein Leben vergl. das Magazin Nr. 87 S. 345 v. J. 1842.

Bedingung eines jeden Gutes ist die Freiheit, die Atmosphäre, der Mittelpunkt, das Element der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit, in welchem die Nationen leben und sich entwickeln. Die Geschichte der Freiheit ist also der wesentliche Gegenstand der historischen Forschung. So dachte auch Sismondi. Er verweilt nicht bei jenen Konvulsionen, welche die Volksfreiheit nicht befördern; er wendet daher seine Augen von den fünf Jahrhunderten weg, welche dem Entstehen der Italiänischen Freistaaten vorausgehen und welche uns nur durch ihre Kriege, ihre nutzlosen Revolutionen und durch die Namen ihrer Leiter und Fürsten bekannt sind. Die „Chroniken", sagt er, „zeigen uns keinesweges das Volk; aus ihnen können wir nicht über seine Sitten und über die Entwickelung seiner Fähigkeiten urtheilen. Bei der Beschreibung der Zeit Hugo's, des Grafen oder Herzogs von Provence, dem die Italiäner die Krone angeboten hatten und dessen Regierung (926—947) sehr despotisch war, hat Sismondi nach dem Schicksal des Volkes gefragt und zur Antwort nur ein gleichgültiges Stillschweigen erhalten: „Der einzige Stand der Nation, dessen Klagen man uns nicht erzählt, ist das Volk; nicht, daß der Tyrann es mehr geschont hätte, als die anderen, sondern weil man seine Leiden für zu unwichtig hielt, als daß die Geschichtsschreiber es für nöthig gefunden hätten, dieselben für die Nachwelt aufzuzeichnen." In der Geschichte der großen Revolutionen Frankreichs sucht er nach dem Einflusse derselben auf die National-Verfassung und auf die Sitten des Volkes. Derselbe Geist offenbart sich in der „Geschichte der Franzosen", in der „Geschichte der Wiedergeburt der Freiheit in Italien", in der „des Verfalls des Römischen Reiches". „Man will nicht", sagt er, „die Geschichte der Länder, sondern die Geschichte der Völker kennen lernen; sie fängt mit dem Lebensprinzip, mit dem die Nationen belebenden Geiste an." Man möchte manchmal wünschen, daß das psychologische Interesse noch deutlicher ausgedrückt, und daß das Volk uns mehr unter dem Gesichtspunkte der Seele, der inneren Entwickelung der menschlichen Natur dargestellt wäre. Die Idee, welche Sismondi in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit beständig durchblicken läßt, ist die des Glückes; das ist zwar viel, aber es giebt noch etwas Höheres als das Glück, und dies ist für die Nationen, wie für das Individuum, die Quelle eines dauerhaften Glückes. Unser Geschichtsschreiber wird es uns bald selbst sagen. Aber die Sympathie seines Herzens und Geistes für das Glück des Volkes kommt aus einer edlen Seele und entlockt ihm die rührenden Worte:

„Das Glück", sagt er, „ist so zerbrechlich und so selten, daß keine Anstalt es dem Menschen auf immer sichern kann. Wenn ein großes Unglück eine freie Nation trifft, wenn eine Pest ganze Menschengeschlechter hinwegrafft, wenn ein verheerender Krieg die Quellen des Staates erschöpft, wenn die Erde ihre Produkte verweigert, wenn der Handel erschlafft, wenn die Fabriken stillstehen, da kann das allgemeine Leiden eine väterliche Regierung umstürzen, eine Regierung, deren ganze Gewalt in der Liebe derjenigen besteht, die ihr gehorchen, und die sich nur so lange aufrecht erhalten kann, als jene glücklich sind. Aber eine Tyrannei wird mitten unter den allgemeinen Leiden stark." (Gesch. der Italiän. Freist. I, 3.)

Wir würden unseren Gedanken sehr schlecht ausgedrückt haben, wenn es scheinen könnte, als ob wir den moralischen Charakter der Werke Sismondi's nur einen Augenblick bestritten hätten. Die Moralprinzipien standen zu sehr mit der Vernunft, dem Gewissen und dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes in Harmonie, als daß er sie bei der Ausarbeitung seiner Schriften hätte aus den Augen verlieren können. Wenn wir den Gang des Geschichtsschreibers während seiner langen und fruchtbaren schriftstellerischen Laufbahn genau beobachtet haben, so scheint er uns in der Jugend mehr Oekonomist und im reiferen Alter mehr Moralist gewesen zu seyn. Aber seine sämmtlichen Schriften stellen ihn uns als den moralischsten Geschichtsschreiber unserer Zeit dar; die Moral liefert ihm nicht bloß den Gedanken, eine Waare, die in der heutigen literarischen Industrie sehr selten ist; sie ist das Leben seiner Seele, ein Gesetz für sein Talent, weil sie das höchste Gesetz des menschlichen Geschlechts ist. Man findet sie auf jeder Seite seiner Schriften. Seit Tacitus hat es keinen Geschichtsschreiber gegeben, der ernstere moralische Lehren mit mehr Würde und Nachdruck aufgestellt hat. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Geist der nordischen Literaturen.

(Schluß.)

Als Dante in die christliche Hölle niedersteigt, wo auf dem schwarzen Gewölke sich die leuchtenden Schatten Franceska's und ihres Freundes abspiegeln, welches ist da seine Sprache? Weit entfernt, sich wie Byron oder Goethe bitterer Reue oder verzweifelnder Schwermuth hinzugeben, legt er vielmehr Franceska die Worte in den Mund: „Diese Form hat mein Unglück verschuldet!" Die Liebe, die irdische Liebe, das Gefühl für Formenschönheit, ein plastischer Gedanke erfüllen die leidende Seele. Franceska sagt ebenfalls: „Ich bin traurig und verzweiflungsvoll, aber dennoch etwas getröstet, weil ich ewig in dieser Finsterniß umherwandeln muß, und weil er immer bei mir seyn wird." Also die Liebe, der Glaube, alle Ideen und Anschauungen des Südens dringen in die Hölle Dante's. Wenn die südlichen Stämme den Glauben und die Liebe aufgeben, so versinken sie in frivole Ironie, in leichtfertige Vergnügungssucht. Sie sind nicht rauh und ausdauernd wie die Stämme des Nordens: sie suchen nicht das Leben und den Tod zu ergründen; sie gehen nicht der Prüfung entgegen und schreiten nicht bis zum Zweifel vor; sie fürchten die Ironie.

Als Italien sein großes Geschick erfüllt hatte, da kam noch ein geistreicher Mann, der sich versucht fühlte, zu zweifeln; aber er blieb auf der Schwelle des Zweifels stehen. Dieser Mann war Ariost, ein großer Poet, der nicht ernst seyn konnte. Die Negation und der Ueberdruß führten ihn nicht zur Tiefe und Traurigkeit. Er konnte sich über keine Lüge ereifern und für keine Realität schwärmen; aber über alle lügenhafte Realitäten und wirkliche Lügen lächelnd, bildete er aus leichten und luftigen Bildern den Regenbogen seiner Poesie. Auch er stand dem Verfall der ritterlichen Größe gegenüber, aber er lächelte und zog nicht wie Shakspeare und Baco die letzten Schlußfolgerungen aus diesen Prämissen. Auch Cervantes, dieser große südliche Geist, wagte nicht zu zweifeln. Alles, was die vergangenen Jahrhunderte für edel, groß und ehrenwerth gehalten hatten, machte er lächerlich; aber er ist nicht bitter, und sein Spott ist noch voller Ehrfurcht.

Einer der feinsten, sanftesten, schwermuthvollsten Geister dieser Welt, Tasso, der in eine Zeit fiel, wo Italien nicht glauben wollte, fühlte sein Herz in seiner Brust ermatten und wurde von einer so tiefen Schwermuth ergriffen, daß seine Zeitgenossen ihn für toll hielten, aber er schritt nicht bis zur Prüfung vor. Seine Krankheit brachte ihn bis zu jener raisonnirenden Verzweiflung, jenem unheilbaren und logischen Schmerze, den wir an Byron bewundern. Solche bittere Laute, die nicht elegisch sind, sondern die geradezu zur Negation Gottes, der Welt und seiner selbst führen, strömten nie aus der Seele Tasso's.

Die Aufgabe des südlichen Geistes ist also die Initiative. Er beginnt und schafft, weil er liebt. Die besondere Aufgabe des nördlichen Geistes ist die Prüfung, der Zweifel, die Ironie. Er vollendet, ergänzt und zerstört endlich. Nicht etwa als ob der Geist des Nordens weniger aufrichtig wäre als der des Südens; ganz im Gegentheile. Der Süden glaubt blindlings; er glaubt, weil er liebt. Sobald er seinen Irrthum gewahr wird, sinkt er in sich selbst zusammen, verfällt er in ein gewisses wollüstiges Schmachten, bis der Tod ihn erfaßt. Der Norden ist ganz anders; er will glauben, aber er will nicht eher glauben, als bis er geprüft hat. Seine gediegene Ehrenhaftigkeit sucht eine Stütze. Er glaubt, daß jede Aufopferung, jede Größe, die sich nicht auf das Wahre gründen, der menschlichen Freiheit unwürdig sind. Diese Freiheit ist ihm theuer.

Ein armer, demüthiger, gläubiger, fast fanatischer Mönch kömmt nach Rom. Der äußere Pomp der Kirchen der christlichen Hauptstadt, dieser poetische Glanz, die Wollust, die sich in die katholische Theorie und Praxis eingeschlichen hatte, machen einen wunderbaren Eindruck auf diesen einfachen Mann, auf dieses Deutsche Herz, das allen Eindrücken geöffnet ist, das aber wissen will, ehe es glaubt, das seine Liebe prüfen will, das das Prinzip der Prüfung und Empörung in sich trägt.

Also die blinde Aufrichtigkeit ist der Süden, die prüfende, die sich nicht verblenden läßt, die auf den Grund der Dinge geht, der Norden.

Diese Grundverschiedenheit durchzieht nicht nur das Leben der Völker, reflektirt sich nicht nur in den literarischen Werken, sondern tritt auch in den Sprachen hervor. Unsere Vertu, Virtus, die männliche Energie, ist nicht die Tugend, Taugend, Doingness der Germanen. Unser Mercredi ist für die Engländer der Odinstag, Wednesdag.

Welches ist nun in der modernen Zeit die Epoche, wo dieser Geist mit der größten Energie hervorgebrochen ist? Welches ist der Kontrapunkt seiner Wirksamkeit? das 16te Jahrhundert. In diesem erwacht der empörte Geist der Prüfung. Deutschland giebt den Anstoß; Deutschland erschüttert die Welt durch eine geistige Empörung gegen die katholische Macht und die Macht des Südens; denn es war weniger der Papst selbst als der Inhalt des südlichen Gedankens, weniger der Katholizismus als das politische Uebergewicht und die fiskalische Ansprüche des Südens, was diese Empörung herbeiführte.

Fragen wir dagegen, in welcher Zeit, nicht der politische, sondern der intellektuelle Geist des Nordens, nicht der thatkräftige, sondern der literarische am glänzendsten hervortritt, so werden wir auf England im 16ten Jahrhundert gewiesen. Das ehemals katholische, fröhliche und muntere England bedeckte sich plötzlich mit einem Trauerschleier, wurde unter der Regierung der Elisabeth so melancholisch, so besonnen, so literarisch und träumerisch, als es in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts leichtfertig und unwissend gewesen war. Der lange unterdrückte nordische Gedanke, den Luther geweckt hatte, erfaßte es, beherrschte es, befruchtete es.

Wenn wir uns in diesen Kontrapunkt stellen, so werden wir in das innerste und geheimste Wesen des Englischen Geistes eindringen, so werden wir ihn in Shakspeare, seinem höchsten Gipfelpunkte, seinem vollendesten Symbole sich offenbaren sehen; sodann kömmt die philosophische Entwickelung in dem System des Kanzlers Baco. Diese beiden Männer sind die Culminationspunkte des literarischen Geistes des Nordens in dieser Zeit, während Luther den revolutionairen Geist repräsentirt.

Der Süden und seine Männer lehnen sich gegen das Böse, gegen das Leiden, gegen die Unvollständigkeit unseres Schicksals auf; sie schließen die Augen, fluchen oder schlafen ein. Der Norden prüft seine Schmerzen, höhlt sie aus, versenkt sich in sie, aber widersteht ihnen, wenn er auch leidet. Dieses ist seine Macht. Wir haben in Dante das Symbol des Südens gesehen. Ihm gegenüber erhebt sich Shakspeare. Beide haben während ihres Lebens gelitten; beide haben die lebendigste Einwirkung auf die Geister geübt. Beide sind Helden gewesen, aber Dante's Heldenkraft ist besiegt worden, während die Shakspeare's den Sieg behauptet hat. Dante's Flüche haben das Schicksal nicht bezwungen. Shakspeare's ruhige Resignation hat über das Schicksal und den Menschen triumphirt. Sein strahlendes und unparteiisches Licht hat heller geleuchtet als die verzehrende Flamme des großen Italiäners. Er hat in Zorn

und ohnmächtiger Wuth gelebt und ist im Schmerz und in der Verbannung gestorben. Noch liest man auf seinem Grabmale: „Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris." Sein großes Gedicht athmet die Wuth getäuschter Liebe, schrecklichen und unversöhnlichen Groll, zermalmten, aber höhnenden Heroismus. Man muß ihn bewundern und beweinen, aber er hat nicht gesiegt. Shakspeare hat die Menschen redlich zu begreifen und zu deuten gesucht. Er hat mehr der Einsicht als dem Zorne vertraut, er hat eine vorgeschrittenere Zeit beherrscht und beherrscht uns noch. Er trug vielleicht noch größere Leiden, und die weniger durch den Ruhm, durch edle Freundschaften und allgemeine Anerkennung seines Verdienstes versüßt wurden, und dennoch hat er sich zum Sieger über seine Zeit und die Nachwelt erhoben. Als er zur Reife gelangt war, ließ er seine unsterblichen Werke zurück, an die er kaum zu denken schien, vermachte er den Menschen einen Namen, nach dem er nichts zu fragen schien, zog sich in seine Geburtsstadt zurück und lebte hier ruhig, wenn auch nicht glücklich. Welche Größe und Einfachheit der Seele. Er hat nicht, wie Jean Jacques, der ganzen Welt die blutenden Wunden seines inneren Menschen aufgedeckt, er hat nicht mit seinem tiefen Schmerze kokettirt. Er kannte die Menschen zu gut, um nach ihrem Mitleiden zu verlangen. Das ist der Heroismus des literarischen Lebens, und wenn man dieses Leben des Kampfes zu seinen gedankenvollen Schöpfungen, so wie die Resignation seiner äußeren Haltung zu seiner außerordentlichen Leichtigkeit der Beobachtung, hinzurechnet, so wird man wohl kein höheres Muster des nordischen Muthes und seiner besonderen Wirksamkeit, sowohl im Reiche der Ideen als in dem der Thaten, finden können.

Diese tiefe Traurigkeit, in welcher er gelebt und die er getragen hat, ohne ihr zu unterliegen, wird durch seine Sonnette bezeugt. Diese enthalten die tiefsten Offenbarungen seines Innern. Sie sind ein reizender Versuch, die träumerische Metaphysik des Nordens und die schmerzlichen Prüfungen der Seele in die südliche und Italiänische Form zu gießen. Shakspeare war auch stolz, aber er besaß den bescheidenen und sanften Stolz, welcher der Welt nicht bedarf, der in sich selbst niedersteigt, sich beurtheilt und sich abschätzt. „Ich bin, der ich bin, sagt er, I am that I am, und wer meine Fehler zählt, offenbart seine eigene Schwäche." Man glaube auch nicht, daß Shakspeare den Vorgängen seiner Zeit fremd blieb, daß er, wie Rousseau, der den Mißbrauch des südlichen Geistes, seine Wuth und seine Krankheit repräsentirt, in Unkenntniß der sozialen Verhältnisse gelebt habe. Er sah Alles, studirte Alles und blieb fest in seinem Muthe, unerschütterlich in seiner Beobachtung.

Dies ist der eigenthümliche Geist Shakspeare's, dieses Symbols und Königs des Nordischen Geistes. Er besteht in der schonungslosen Prüfung der Dinge dieser Welt und dem Vorgange der Seele, in der ironischen, skeptischen, verzweiflungsvollen Prüfung, die manche Geister aushöhlt, reichbegabte aber zur Resignation in das Schicksal und durch diese zum Kampfe und zum Triumphe führt. Anderen, wie z. B. dem Kanzler Baco, ist es gelungen, diese Nothwendigkeit der Prüfung in ein System zu bringen, aber ihr wirkliches Leben zeigt nur Schwäche und Unsicherheit.

Das 16. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Triumphes des Nordens; es ist das Vorspiel der Revolutionen von 1640 und 1688, so wie der Französischen Revolutionen. Im Anfange dieser Epoche zeigt sich uns Italien, welches an seiner Bildung zu Grunde geht, das aber die Schätze seiner Liebe und die Strahlen seines Lichts über das dunkle und unbewegliche England ausgießt und die cymmerische Finsterniß verscheucht; sodann kömmt der religiöse, politische und gelehrte Einfluß Deutschlands, dessen Träger vorzüglich Erasmus ist, und der jenen Geist der Prüfung weckt, welcher in Shakspeare und Baco seinen Culminationspunkt erreicht.

Der Französische Gesichtspunkt ist vielleicht der geeignetste zur Betrachtung dieser Epoche. Frankreich, das nicht von der Römischen Disziplin losgelöst ist, die das Wesen seines Lebens und seines Charakters bildet, das aber danach strebt, sich die feinen Ideen und die ausdauernde Unabhängigkeit der Völker des Nordens anzueignen, Frankreich, welches den nördlichen und südlichen Geist in sich vereinigt, hat vielleicht das Recht, noch einmal in die Mitte der vergangenen und zukünftigen Bildungen hinzutreten. Das schöne Gebiet des nordischen Gedankens ist ein fruchtbares und ausgedehntes Feld, vielleicht das fruchtbarste, denn die Völker des Südens, die den Zug der Civilisation eröffnet haben, die die Liebe und die Poesie geschaffen haben, scheinen die Nothwendigkeit der Ruhe zu fühlen und werden aus ihrem Schlummer kaum noch durch das Triumphgeschrei des Nordens geweckt.

Philarète Chasles.

Türkei.

Die Franken in Smyrna.*)

I. Nationalitäten, Konsuln und Aerzte.

In Smyrna giebt es zwar Familien, welche vor noch nicht langer Zeit aus England, Frankreich, Italien, Nord-Amerika eingewandert sind; diese bilden jedoch nur die Minderzahl der Franken — die Mehrzahl besteht aus Solchen, die dort geboren worden, und aus Leuten, deren Väter und Großväter schon Eingeborene gewesen sind. Von Letzteren kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, welchem Volke sie ursprünglich angehören, nachdem der Französische Ahn die Griechische Großmutter — deren Tochter einen Italiäner, während der Sohn eine Engländerin — die Enkel endlich Armenierinnen, Perotinnen und die Enkelinnen theils Amerikaner, theils Oesterreichische Slawen geheiratet haben — woraus denn, begreiflicherweise, mit der Zeit eine Mischlings-Musterkarte aller Stämme und aller Glaubenslehren hervorgegangen: die Franko-Smyrnioten in Smyrna, wie die Franko-Peroten in Pera. Dennoch sondern sich diese Smyrnioten nationenweise ab, je nachdem sie an das eine oder andere Konsulat sich halten, zu dessen Unterthanen sie sich zählen. Die Griechen von den Inseln, sowohl Griechisch-morgenländischen als Römisch-katholischen Glaubens, reihen sich ebenfalls zur Unterthanenschaft der einen oder der anderen Macht, und außer diesen noch viele eingeborene Smyrnenser, Armenier, Griechen, sammt etlichen Juden, Einwanderern aus Spanien und Landstreichern, aus aller Herren Länder zusammengelaufen — Alles wird hier zum Franken, zum „Europäer".

Der Kleidung nach erscheinen die Smyrnioten auch wirklich fast Europäisch, d. h. immer mit mannigfachen Unterscheidungen, je nach dem herrschenden Geschmack und den Gewohnheiten der Landschaft, zu welcher eben ein Jeder sich rechnet. Etliche tragen das Türkische Fes, die Meisten jedoch Matrosenhüte. Im Sommer sind, anstatt der Ueber- und Leibröcke, Jacken allgemein im Gebrauch — besonders zur Pestzeit, weil die langen Schöße mehr der Gefahr aussetzen, auf der Straße unversehens an irgend einen Vorübergehenden anzustreifen. Auch die Frauen tragen sich größtentheils Europäisch, nach alten Pariser Mode-Journalen, doch ebenfalls mit allerhand Variationen. Allgemein z. B. findet man ein großmächtiges Barett von Gaze oder (im Winter) von Sammet, ziemlich eine Elle im Durchmesser, ungestalt und bei starkem Winde höchst unbequem. Manche Frauen tragen im Halbputze (Negligée!) — ähnlich den Griechinnen — schief aufgesetzt, ein kleines rothes Fes, oben goldgestickt, mit einer sehr langen seidenen, bisweilen auch goldenen Troddel, welche bis auf die Schulter herabhängt; das Fes selbst wird um den Zopf gewunden. Etliche tragen sich ganz Griechisch, wogegen manche Griechinnen und Armenierinnen in Europäischer Tracht gehen. Modewaaren-Händlerinnen und Stickerinnen giebt es in Smyrna nicht: alle, selbst die ersten Mode-Damen, arbeiten selber ihren Putz, mit Hülfe ihrer Dienerinnen; doch verschreiben sie sich zuweilen fertigen Putz, als Kleider, Hüte u. d. m., aus Marseille.

Fast jede Europäische Sprache findet unter den Franko-Smyrnioten ihren Mann: Einige sprechen Englisch, Andere Griechisch oder Holländisch, sehr Viele Französisch; Alle verstehen überdies Italiänisch und Etliche, mehr oder weniger, auch Türkisch. Das Deutsche findet nur unter den wenigen Deutschen Anwendung. — Auch für jedes christliche Glaubensbekenntniß ließe sich in Smyrna wohl mindestens ein Bekenner auftreiben; unter den Matrosen stößt man selbst auf Sektirer der Russischen Kirche (Philipponen rc.), ja sogar Saint-Simonisten gab es früher hier, die sich indeß nachher auf Aegypten geworfen haben.

An Konsulaten giebt es in Smyrna folgende zwölf: das Englische, das Französische, das Oesterreichische, das Russische, das Holländische, das Nord-Amerikanische, das Sardinische, das Dänische, das Preußische, das Schwedische, das Spanische und das Griechische oder, wie die Griechen dieses bezeichnen: das Hellenische. — Das Preußische, Dänische und Schwedische haben jedoch weder eine Kanzlei, noch überhaupt zu ihnen gehörige Unterthanen am Orte; die Kanzlei fehlt auch dem Spanischen, unter dessen Obhut zwei Drittheile der dortigen Judenschaft stehen. Von den übrigen zählen das Englische, Französische und Oesterreichische die meisten Angehörigen. Unter den Russischen Unterthanen befindet sich ein Kaufmann erster Gilde aus Odessa. — Die General-Konsuln von Rußland, Frankreich, England, Oesterreich und Sardinien bieten die Besonderheit, daß sie Beamte ihrer auswärtigen Ministerien sind, während jeder der übrigen Konsuln (mit Ausnahme des Griechischen, dessen Stand mir unbekannt) Kaufmann und der Holländische dabei auch noch Banquier ist. Nicht selten trifft es sich nun, daß ein Kaufmann, z. B. Marco Crack et Co., bei dem Konsul Chevalier Crack eine Eingabe einreicht und dieser in aller Form einen Bescheid ertheilt. Dann ist es für den Fremden freilich spaßhaft genug, zu erfahren, daß Marco Crack, der Antragsteller, und Chevalier Crack, der Resolvent — zufällig eine und dieselbe Person sind. Hast Du ferner mit dem Kaufmann Crack Geschäfte, so geh' ins Comtoir, und Du wirst vom Prinzipal in der Jacke hinter dem Büreau empfangen werden; willst Du aber vom Konsul Crack Etwas, so läßt man Dich in der Kanzlei oder im Kabinet vor — und schwerlich erkennst Du im Empfange des Herrn Konsul den dienstfertigsten aller Merkurs-Jünger wieder, sondern findest lediglich den wohlbestallten sehr gestrengen Herrn Regierungs-Repräsentanten. Die General-Konsuln genießen eines ganz besonderen Ansehens vor den anderen und führen den Vorsitz in den allgemeinen Konsular-Versammlungen, welche zuweilen, bei schwierigen, alle Europäer betreffenden Umständen, wie z. B. beim Erscheinen der Pest oder bei Volks-Aufständen, abgehalten werden. Nur findet sich dabei eine Schwierigkeit, um deren willen solche Versammlungen seltener als billig vorkommen: der Aeltere nämlich soll seinen Platz über dem Jüngeren haben — von jeher der wichtige Grund vieler Zwistigkeiten und Mißstimmungen. — Secretairs pflegen die Konsuln selten zu haben, öfter Kanzlei-Inspektoren oder sogenannte „Kanzler", bisweilen aus der Zahl der etatsmäßigen Beamten, häufiger jedoch aus den von Europa herübergekommenen Advokaten. Die Prozesse werden nach dem Code Napoléon entschieden. Der Kanzler ist für seine Nation immer sehr wichtig, nicht selten viel wichtiger als der Konsul selbst, sofern dieser nicht in alle Geheimnisse der Gesetze und Verordnungen eingeweiht; und Jedermann sucht daher besonders mit dem Kanzler zu stimmen, weshalb dieser Posten, begreif-

*) Aus dem Russischen Werke: „Das heutige Kleinasien und seine Bewohner". S. Magazin 1841, Nr. 73.

licherweise, sehr einträglich zu seyn pflegt. — Beim Russischen und beim Französischen Konsulat fungiren jetzt Europäische Dragomane, bei den Anderen bekleiden diese Stellen lauter Türkische Unterthanen von jedwedem Stamme (am zahlreichsten vom Armenischen) und bekommen aus den Konsulats-Einkünften ihr Gehalt. Von der Persönlichkeit des Dragomans, seinem guten Willen und dem Ansehen, welches er beim Musselim genießt, ist sehr Vieles abhängig, zuweilen der ganze Verlust oder Gewinn einer Streitsache um bedeutende Summen zwischen einem Fränkischen und einem Türkischen Unterthan — so daß die Dragomane Gelegenheit genug haben, sich zu bereichern; und solche, die dergleichen ungenützt ließen, sind gewaltig rar oder, geradeheraus gesagt, lediglich Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Außerdem giebt es in den Konsulats-Kanzleien noch Schreiber, gewöhnlich lauter Lohnschreiber. Diejenigen Konsuln, welche weder Kanzleien, noch überhaupt Untergebene haben, beziehen mehrentheils auch kein Gehalt, sondern dienen rein ehrenhalber, oder um der Vorrechte willen, welche das Amt für ihre Privat-Handelsgeschäfte mit sich bringt. Die Dienstgeschäfte bestehen im Visiren der Pässe und, wenn im Hafen ein Schiff ihrer Nation einläuft, im Empfange der Reisenden und in der Musterung ihres Aussehens. Einige melden überdies ihren Regierungen die bemerkenswerthesten Vorgänge und die politischen Schwätzereien von Smyrna.

Aerzte sorgen ein Paar Mandel — wenn nicht mehr — für die Gesundheit (oder eigentlich für die Krankheit) der Smyrnioten — Europäer sowohl, als Türkische Unterthanen: Griechen, Armenier, Juden. Einige derselben haben auch Türken zu bedienen, obgleich Letztere noch nicht durchgängig es über sich gewinnen, in Krankheitsfällen, mit Vorbeigehung ihrer Derwische, Medikaster und alten Weiber, bei Franken Hülfe zu suchen. Was aber diese Smyrnenser „Doktoren" eigentlich sind, ist im Allgemeinen schwer zu sagen: Einer hat an irgend einer hochberühmten Hochschule irgend einmal irgend Etwas gelesen und dabei unstreitig selber das Meiste gelernt; dann hat er erst in Europa praktizirt, und endlich ist er, Gott weiß, durch welchen Zufall, nach Anatolien gerathen. Ein Anderer ist einer Italiänischen Universität durch die medizinische Schule gelaufen und hat dann, weil er kein Examen bestanden, ohne Diplom und Patent aber in Europa keine Anstellung finden konnte, sich aufgemacht, seine Lernjahre in Smyrna praktisch zu ergänzen. Ein Dritter ist Feldscheerer bei irgend einer Armee, in einem Lazareth, oder zu Schiffe gewesen und in Smyrna zurückgeblieben, um sein Leben bei hiesiger Praxis in Nichtsthun und Ueberflusse hinzubringen. Ein Vierter ist ein geborenes Stadtkind, hat sich zwei Jahre lang irgendwo in Italien umhergetrieben, und anstatt des verdorbenen Ladendieners kehrte ein Medikus zurück (von welchem Schlage, daß weiß nur er allein zu bekunden; denn wenn man ihn nach seiner Befugniß zum Praktisiren fragt, so hat solche Niemand). Ein Fünfter, ein Deutscher, gelehrt, aber ganz außerordentlich gelehrt, mit nagelneuen Theorieen im Haupte und heißem Durste nach Entdeckungen für die Wissenschaft im Herzen, hat das glückliche Smyrna erkoren, um sich häuslich niederzulassen und seine Experimente anzustellen, unbarmherzig nicht minder, als zugleich unverantwortlich. — Jeder dieser Herren Doktoren hat seine eigene Apotheke: bald einen großen Laden mit eigenen Commis, „Apothekern" — bald ein kleines Schränkchen voll Gläser und Kruken. Dabei ist erstens ein Vortheil: der Erlös aus den Arzneien, und zweitens kann wenigstens Jeder wissen, was er dem Kranken giebt; denn schickt man ein Rezept zu einem Apotheker-Nicht-Doktor, so kann man sich niemals auf die richtige Ausführung des Vorgeschriebenen verlassen. (Eine Aufsicht über die Verkäufer besteht weder in Betreff der Waaren-Preise, noch ihrer Beschaffenheit.) Solcher giebt es in der Stadt, glaub' ich, zwei; auf dem Lande hingegen bildet sich der Schlag von soi-disant-Aerzten in großer Mehrzahl aus allerhand Hierherverschlagenen, deren Kenntnisse aufs mannigfachste von einander abgestuft sind; denn während, nach Analogie ihrer graduirten Herren Kollegen, Etliche unter ihnen früher einmal irgend Etwas studirt und dann, je nach dem Laufe der Umstände, in einer Stadt oder in einem Flecken des Landes sich habilitirt haben, sind Andere, und zwar die Meisten, reine Usurpatoren: Der schiffbrüchige Krämer, der Taugenichts ohne Stelle und Arbeitstrieb, der weggejagte Apothekerbursche — kurz, wem es eben einfällt, kauft sich irgend ein medizinisches Buch, einen „Hausarzt" oder „Rathgeber zu Fertigung von Arzneien ohne ärztliche Hülfe" und geht nun flugs und fröhlich daran, die Türken im Innern ihres Landes und Leibes zu kuriren. Je unverschämter und marktschreierischer Einer, je mehr er versteht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, desto glücklicher geht sein Geschäft. Trefflich kommt solchen Herren der Türken-Glaube an Vorherbestimmung zu Statten, denn, stirbt Patient, so war das eben vorherbestimmt — wird er aber wieder gesund, so wird der Arzt schier zum Wunderthäter, der selbst des Schicksals Schlüsse wandelt. Das Allerweltsmittel sind Pillen, deren Bereitung zwar Niemand zuverlässig anzugeben weiß, die indeß, ihrem Geschmacke nach, zum Haupt-, wenn nicht gar einzigen, Bestandtheile Brod haben. Als Zugabe reicht man den Kranken meist ein Brechmittel: Chinin (gewöhnlich halb und halb mit Magnesia oder pulverisirtem Alabaster gemischt) und Alles, was der Arzt irgend auftreiben kann, wenn's nur einigermaßen wie Arznei aussieht. Der Erwähnung verdient hierbei wohl auch das, daß mancher Quacksalber-Autodidakt, hat er sein Wesen nur lange genug treiben können, d. h. wenn er erst etlichen Hunderten (nach Gelegenheit auch wohl Tausenden) damit auf immer und ewig geholfen — wirklich eine große Kurirfertigkeit für die alltäglichen klimatischen Krankheiten, wie z. B. das heiße, das kalte Wechsel- und das Faulfieber, erlangt. So befindet sich in Atalia ein dergleichen Praktikus, welcher durch seine Kunststückchen ordentlich berühmt geworden. Ursprünglich ein Donischer Kosak, als Bursche mit Ssuworow nach Italien gekommen, dann in die Gefangenschaft der Algierer gerathen, nach Indien verkauft, plötzlich aber in Arabien und endlich in Anatolien aufgetaucht — Tänzer, Barbier, Straßenräuber gewesen und seit zwanzig Jahren ein wohlconditionirter „Herr Medikus" — hat der Kosak doch, trotz all' seinen Wanderzügen, weder von seiner Mutter Glauben, noch von seines Vaterlandes Sprache gelassen.... Die Türken des Mittel- und noch mehr die des höchsten Standes sind sehr leicht zu kuriren, vermöge ihrer Ansicht nämlich, daß auch dem Gesunden Arznei nur dienlich seyn könne. Dabei haben sie vorzugsweise gern aufheiternde (anregende?) Mittelchen, deren Zubereitung denn auch gewöhnlich jedem Arzte besonders geläufig und zehnmal einträglicher seyn soll, als die vollständigste Kur irgend einer wirklichen Krankheit. — Auch zu den Frauen werden die Aerzte gerufen, doch gestattet der strenggläubige Muselmann die Besichtigung der Zunge nur durch irgend ein eigenes, hierzu in den Schleier geschnittenes Loch, die Untersuchung des Pulses nur durch irgend eine Umhüllung hindurch. — Viele indeß halten schon nicht mehr auf dergleichen, sondern lassen ihre Frauen unverschleiert sehen und sprechen, so weit dies erforderlich. — Bisweilen erscheint in Anatolien auch ein weiblicher Arzt, der ausschließlich auf Frauenkuren reist. Eine solche Aerztin, aus Ungarn gebürtig, erlangte in den letztverflossenen Jahren zu Amasia, Tokat und an mehreren anderen Orten durch ihre Geschicklichkeit und ihr ungewöhnliches Glück einen weit verbreiteten Ruf. In dem Zeitraume von funfzehn Jahren hatte dieselbe den ganzen Osten bis Indien und China bereist. — Im Jahre 1835 hatte sich in Smyrna, auf den Vorschlag mehrerer Aerzte, besonders des am Oesterreichischen Marine-Hospital angestellten, eines gewissenhaften Deutschen, eine „Medizinische gelehrte Gesellschaft", zu Frommen und Erweiterung „der Wissenschaft", gebildet. In den ersten Sitzungen beschloß man: das Honorar für die Visiten festzusetzen; keinen Kranken zu besuchen, zu welchem schon ein anderer Arzt gerufen worden; bei den Konsulaten das Recht auszuwirken, neuangekommene Aerzte aufzunehmen oder zurückzuweisen — und ähnliche für die Wissenschaft hochwichtige Grundsätze. Hiermit hatten aber zugleich die Sitzungen ihre Endschaft erreicht, als ein reiner Zeitverlust, da man seine Stunden allerdings viel nützlicher verwenden konnte als zu solchen Consultationen, die ja Niemand honorirte.

Mannigfaltiges.

— Gedichte des Herzogs Karl von Orleans. Karl von Orleans, Neffe Karl's VI. und Vater Ludwig's XII. von Frankreich, gehört zu den besten Französischen Dichtern des 15ten Jahrhunderts, doch waren seine Poesieen bisher im Staube der Bibliotheken vergraben, von wo sie kürzlich gleichzeitig von zwei Bibliotheks-Beamten, den Herren J. M. Guichard und Champollion-Figeac, hervorgeholt und in zwei verschiedenen Editionen mit Einleitungen und Noten herausgegeben worden.*) Es hat dieses Zusammentreffen der beiden Ausgaben zu einem Konflikt über die rechtliche Befugniß, dergleichen unedirte in öffentlichen Bibliotheken befindliche Handschriften zu publiziren, Anlaß gegeben, und das Französische Ministerium hat bei dieser Gelegenheit entschieden, daß die bloße Priorität der Absicht, ein solches Manuskript herauszugeben, keinesweges auch ein ausschließliches Recht auf die Benutzung desselben verleihe; was indessen nicht verhindert hat, daß die beiden Gelehrten in besonderen Anhängen zu ihren konkurrirenden Arbeiten Einer den Anderen unbefugter Eingriffe in ihre Rechte anklagen. Ob die Arbeiten selbst unter dieser Konkurrenz gewonnen haben, wird von Sachkundigen bezweifelt, da sie vielmehr beide manches Zeichen der Eilfertigkeit an sich tragen, was bei einem Dichter, den man nach vier Jahrhunderten zum erstenmale wieder kennen lernt, gewiß sehr zu bedauern ist. Eines der anmuthigsten Gedichte des übrigens seiner bewegten kriegerischen Zeit (es war das Jahrhundert der Jungfrau von Orleans und Ludwig's XI.) ganz fernstehenden fürstlichen Dichters ist das nachfolgende Rondel an seine Schöne:

De vostre beauté regarder,
Ma très-belle, gente maitresse,
Ce m'est certes tant de lyesse**)
Que ne le sauriez penser.

Je ne m'en pourroye lasser;
Car j'oublie toute tristesse,
De vostre beauté regarder,
Ma très-belle gente maitresse.

Mais pour mesdisans destourber
De parler sur vostre jeunesse,
Il faut que souvent m'en délaisse,
Combien que je m'en puis garder,
De vostre beauté regarder.

---

*) Poésies de Charles d'Orléans, publiées avec l'autorisation du Ministre de l'instruction publique, d'après les manuscrits des Bibliothèques du Roi et de l'Arsénal, par J. Marie Guichard. — Paris 1842.

Poésies de Charles d'Orléans, publiées sur le manuscrit original de la Bibliothèque de Grénoble conféré avec ceux de Paris et de Londres etc. par Aimé Champollion-Figeac. — Paris 1842.

**) Altes Wort für joie, Freude.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Freitag den 6. Januar 1843.

England.

Tasso und Chatterton.

Die Liebe und der Wahnsinn Tasso's bilden zwei Hauptmomente in dem Leben des unsterblichen Dichters. Dem Antheil, den wir im Allgemeinen dem Schicksale genialer Menschen widmen, schließt sich in seinem Falle noch der Reiz des Geheimnisses an; Alles, was sich auf die Ursachen seiner Leiden und seiner Verfolgungen bezieht, ist in einen dichten Schleier gehüllt, der seit drittehalb Jahrhunderten nur wenig gelüftet wurde. Erst vor kurzem ist es Herrn Wilde *) gelungen, ein bedeutendes Licht auf diesen interessanten Gegenstand zu werfen, und wie es scheint, darf man auch an weiteren Aufklärungen nicht verzweifeln. Man wird vielleicht einst die Medizäischen Papiere untersuchen können, die Archive der Este werden nicht immer unzugänglich bleiben, und ein Sonnenstrahl kann am Ende sogar bis unter die staubbedeckten Schätze des Vatikans dringen.

„Der Zorn des Großherzogs rührt daher, weil ich dem Herzoge von Ferrara eröffnet habe — — —! Ich darf nicht Alles schreiben, aber das ist so wahr wie das Evangelium.“ So äußert sich Tasso gegen „den einzigen Freund, an den er noch glaubt“, Scipione Gonzaga. — „Und diese Lücke“, bemerkt Herr Wilde, „findet sich in der ersten Ausgabe des Briefes, welche durch den gelehrten und freimüthigen Muratori, damaligen Bibliothekar des Herzogs von Modena, veranstaltet wurde!“ Wie er sagt, enthält der Brief einen Ausdruck, dessen Wiederholung den Anstand verletzen würde! So wird jede Annäherung an die Wahrheit durch eine furchtsame Zurückhaltung vereitelt, und wenn sich dieses in der Blüthezeit der Muratori zutragen konnte, so ist von dem jetzigen Verfall der Literatur in Toskana und der Lombardei noch weniger zu erwarten.

Es thut uns leid, daß die Authentizität gewisser so eben in Rom entdeckten wichtigen Manuskripte so stark bezweifelt wird, daß sich keine weitere Schlüsse daraus ziehen lassen; das Resultat der Untersuchungen des Herrn Wilde muß also für's erste als definitiv angesehen werden. Die gangbaren Ideen über die geheimen Triebfedern, welche dem Dichter ein so herbes Schicksal bereiteten, erhalten, obgleich man sie seit einiger Zeit zu erschüttern strebte, durch diese neuen Forschungen ihre volle Bestätigung.

Aus einigen Versen einer Canzone und aus einem Paragraphen seiner Briefe hatte man die ersten Andeutungen über den wahren Hergang der Ereignisse entnommen. „Tasso wurde durch Engel mit einer lebenden Hölle bestraft, weil er sein Herz in seinen Gesängen ausschüttete.“ — „Man möchte ihn aus dem Gefängniß von St. Anna erlösen, ohne ihn wegen der Dinge zu beunruhigen, die er im Liebes-Wahnsinn verübt und geschrieben.“ Nach diesen und ähnlichen Winken konnten Professoren noch grübeln und Abbates raisonniren; aus der einzigen Leonore konnten drei Geliebten werden, und die düsteren Folterqualen konnten in Ferrara sich in „die gnadenreiche Sorgfalt des Herzogs Alfons bei der traurigen Geistes-Abwesenheit des berühmten Dichters, Signor Tasso“ verwandeln, aber sie vermochten nicht die Welt in ihrem einmal geschöpften Verdacht irre zu machen.

„Wenn wir annehmen“, schließt Herr Wilde, „daß seine Einkerkerung durch die zufällige oder verrätherische Entdeckung seiner an die Prinzessin gerichteten Liebesgedichte verursacht wurde, so finden wir Alles erklärlich: die zeitigen Ermahnungen seiner Herrin, zu schweigen — seine Aufträge an Rondinelli — die „theuersten Geheimnisse seines Herzens“, die er seinem Freunde Gonzaga halb enthüllt — seine Anspielung auf die, deren Liebe der seinigen so wenig entsprach — seine „schwere Sünde der Verwegenheit“ — die wichtigeren Entdeckungen Madalo's — der Versuch, sein Geständniß zu erpressen — die erbitterte Härte und ungewohnte List — die Worte und Handlungen, welche den Grimm Alfonso's noch vermehren konnten — der Befehl, sich wahnsinnig zu stellen — das „Opfer Abraham's“ — das Schreibverbot — der Zorn der Prinzessinnen — die Anspielungen auf seine Liebesschuld, auf Proserpina, Ixion und die Engel, welche ihn bestraften. Durch diese Voraussetzung wird auch die freiwillige Ehelosigkeit Leonorens, die Verwerfung mehrerer ihr angebotenen vortheilhaften Partieen und die beständige Ergebenheit Tasso's gegen den Herzog, der Härte seiner Bestrafung zum Trotze, genugsam motivirt.“

Wie Vieles sehen wir hier, das die alten Ueberlieferungen bestätigt, und wie wenig, das sie verändert oder auch nur vervollständigt! In dem, was Herr Wilde gethan, ist er jedoch auf die rechte Art zu Werke gegangen. Er hat sich standhaft auf die beiden Momente beschränkt, die er sich zur Aufgabe gewählt: auf die Liebe und den Wahnsinn Tasso's. Sind noch Materialien für eine erschöpfende Biographie des Dichters vorhanden, so möge ein anderer Verehrer Tasso's, dem die Archive zugänglich sind, mit der Ausbeute fortfahren und sich mit der wunderbaren Jugend Tasso's, den Reden zu Neapel und den Theses zu Padua beschäftigen. Auf diese Weise dürften am Ende zwei helle Sonnenstrahlen unseren Weg erleuchten; wenn man aber den alten Grundsatz befolgt, seine Aufmerksamkeit allen Theilen des behandelten Gegenstandes zuzuwenden und keinen Theil desselben näher zu analysiren, so wird sich das Ganze, wie immer, in die nebelhafte Dämmerung des Zweifels und der Ungewißheit verlieren.

Der Dienst, den Herr Wilde dem Andenken Tasso's zu erweisen sucht, bleibt einem Dichter bisher noch vorenthalten, auf dessen Asche man weit grausamere Beschuldigungen gehäuft hat. Der Uebergang von dem unglücklichen Tasso zu dem unglücklichen Chatterton ist leicht *). Diese streitigen Fragen in dem Leben genialer Menschen — diese sogenannten Dichterleiden — sind alle so eng unter sich verwandt, daß die Auflösung der einen nicht selten ein überraschendes Licht auf die anderen verbreitet.

Dem frühreifen Genie des Neapolitanischen Knaben — den Versen und der Prosa, die er in seinem siebenten Jahre im Jesuiter-Kollegium verfaßte — können, wie schon Campbell bemerkt, in neuerer Zeit nur die Verse des Wunderkindes Chatterton zur Seite gestellt werden. Aber die Parallele läßt sich auch in anderer Hinsicht fortführen, und das vor uns liegende Buch über die Liebe und den Wahnsinn des Italiäners kann in Vielem auch über den Charakter des Engländers zum Texte dienen. So wie das ganze Argument des Herrn Wilde dahin geht, den Sänger der Gerusalemme durch einen Kommentar über die Anfangszeilen des ersten Sonnets in den Rime:

Echt war die Liebe, deren Macht ich sang!

von der ihm schuldgegebenen Unredlichkeit freizusprechen, kann man auch von dem Verfasser der Rowley-Papiere behaupten, daß er den Vorwurf der Unwahrheit, der gänzlichen Gesinnungslosigkeit nicht verdiente. Das Leben des armen Chatterton bestand nicht, wie man ihn allgemein beschuldigt, aus einer Lüge, und er ging nicht deswegen „in seinem Stolze“ unter, weil er sich weigerte, dem Betruge zu entsagen und den Pfad der Wahrheit zu betreten. Wir können, wie uns scheint, durch dieselbe Logik, die Herr Wilde auf Tasso anwendet, zeigen, daß er jenen Pfad bereits eingeschlagen hatte, als er hülflos der Verzweiflung und dem Hungertode preisgegeben wurde. Auf diesen Punkt werden wir uns so viel als möglich beschränken.

Herr Wilde bemerkt, daß sich zwar in dem Leben und den Briefen Tasso's Stellen befinden, die sich mit der ihm von seinem Freunde und Zeitgenossen Manso zugeschriebenen strengen Wahrheitsliebe kaum vereinigen lassen; es würde indessen zu hart seyn, ihn eines eingewurzelten Hanges zur Falschheit anzuklagen, weil er bei gewissen verhängnißvollen Ereignissen durch eine gebieterische Nothwendigkeit zur Verstellung gezwungen wurde. Sein erstes Vergehen war eine bloße Unbesonnenheit: nachdem er einige Liebesgedichte unter falschem Namen herausgegeben, suchte er auf Antrieb des Herzogs durch verstellten Wahnsinn den übeln Folgen jenes Schritts auszuweichen, und seine langwierige Agonie zu St. Anna entstand nur aus dem Bestreben, diesen Fehltritt gutzumachen und wieder in die rechte Bahn einzulenken, ohne die Wahrheit offenbaren und seine bisherige Handlungsweise verleugnen zu müssen. Ein Gleiches läßt sich auch von Chatterton behaupten. Auch er machte vergebliche Anstrengungen, sich aus den moralischen Fesseln zu erlösen, in welche ihn seine erste Verirrung geschmiedet hatte; widrige Umstände verhinderten ihn daran, und er ging unter, ehe es ihm gelang, sie abzuschütteln. Man stellt ihn heutzutage einem Macpherson oder Wagenfeld zur Seite, deren Schriften in der wohlüberlegten Absicht verfaßt wurden, das Publikum zu hintergehen; dieses war jedoch bei ihm durchaus nicht der Fall.

Im September 1768 wurde die neue Brücke zu Bristol vollendet, und im Anfang des folgenden Monats enthielt die Hauptzeitung der Stadt eine in

*) Conjectures and Researches concerning the Love, Madness and Imprisonment of Torquato Tasso, wovon schon in diesen Blättern die Rede war. Man vergleiche übrigens die Lebensbeschreibung Tasso's von Karl Streckfuß.

*) Der neueste Beitrag zur Geschichte Chatterton's befindet sich in den: Poetical Works of Thomas Chatterton, with Notices of his life, a History of the Rowley controversy, a Selection of his letters, and Notes critical and explanatory. — Cambridge 1842.

Prosa geschriebene und angeblich aus einem alten Manuskript entlehnte: „Beschreibung der ersten Prozession der Mönche über die alte Brücke.“ Dieses erregte die Aufmerksamkeit der Bristoler Literaten. Sie wandten sich an den Verleger mit der Bitte, ihnen das Original dieses interessanten Aufsatzes mitzutheilen. Der Verleger wußte von nichts: er hatte das Manuskript von einem Fremden erhalten, und als Thomas Chatterton — ein sechzehnjähriger Knabe, in einer Freischule erzogen, wo nur Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde, und seitdem als Schreiber bei einem Advokaten dienend — sich mit einem neuen Beitrag in der Expedition der Zeitung meldet, wird er als jener Fremde erkannt. Man befragt ihn, wo er den ersten Aufsatz erhalten habe: man wendet Drohungen an, denen er ein standhaftes Schweigen entgegensetzt: endlich nimmt man seine Zuflucht zu Versprechungen und guten Worten, und jetzt gesteht er, daß jener Artikel zu einer Anzahl Manuskripte gehöre, die sein Vater in einem Koffer in der St. Marienkirche zu Redcliff gefunden habe, wo er als Küster diente. In der That aber hatte sie der Jüngling selbst geschrieben, und da die sogenannten „Rowleian forgeries“ hiermit anfingen, so nehmen wir daraus Anlaß zu einigen Betrachtungen über literarische Fälschungen im Allgemeinen und über Chatterton's insbesondere.

Die Publizität stellt sich dem jungen Dichter gewöhnlich in einer so furchtbaren Gestalt dar, daß er eine natürliche Scheu fühlt, sich ihr ganz preiszugeben; er giebt daher in den meisten Fällen seine Erstlinge unter einem fremden Namen heraus, um sich nach und nach an seine neue Stellung zu gewöhnen. Die erste Mittheilung, die er sogar dem eigenen Familienkreise macht, ist immer: „das Werk eines Freundes“, „ein Auszug aus einer Zeitschrift“, oder „eine Uebersetzung aus dem ....“ So wird ihm sein Auftreten erleichtert, bis er endlich Muth gewinnt, die Hülle fallen zu lassen und sich in eigener Person dem Urtheil der Welt zu unterwerfen.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Simonde de Sismondi, als Geschichtsschreiber.

(Fortsetzung ung Schluß.)

Derselbe erhabene Geist ist Sismondi's Führer bei der Beurtheilung der verschiedenen Regierungsarten. Es giebt eigentlich nur zwei Hauptarten, die guten und die schlechten; diejenigen, die sich dem allgemeinen Interesse widmen, und diejenigen, welche die Macht im Interesse der Macht und ihrer Usurpatoren ausbeuten. Aus der Combination dieser beiden Elemente bilden sich Mittelarten, nämlich jene Regierungen, von denen man sagt, daß sie weder gut noch schlecht, aber jedesmal schlecht sind, sobald sie nicht nach dem Ziele der sozialen Existenz, nach der Vervollkommnung des Menschen mit Hülfe der Freiheit streben. Denn die Freiheit, so wie sie Sismondi annimmt, ist für die Tugend und Würde des Menschen eben so nothwendig, als für sein Glück. Da er also mit Recht zwischen dem Inhalte der Dinge und der sozialen Formen unterscheidet, so denkt er nicht wie gewisse Tages-Politiker, die in diesen Formen alles Heil der Gesellschaft erblicken. Er entdeckt in den Monarchieen, wie in den Republiken, in den Föderationen, wie in dem untheilbaren Staate, die Freiheit und folgt ihr mit Liebe. Wenn alle politische Formen für die Aufnahme der ersten Elemente derselben empfänglich sind und zur Erziehung der Völker eine Zeitlang etwas beitragen können, so erkennt er auch, daß nicht alle Formen der Entwickelung der vollständigen Freiheit gleich günstig sind. Aber in den verschiedenen Geschichtswerken, die er geschrieben hat, sehen wir, wie er allen Formen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wie er über alle Regierungen Gericht hält, je nachdem sie diese erste Bedingung des sozialen Lebens fördern oder hindern; denn die Unparteilichkeit in der Liebe zur Freiheit ist sein höchstes Gesetz. Dieses Prinzip der historischen Gerechtigkeit bestrebt er sich auch in Anwendung zu bringen; denn er fordert von den Medicis, den Viscontis, den Gonzagas und von den Republiken Florenz, Venedig und Bologna Rechenschaft über ihre Verwaltung. Er drückt dem Feinde der allgemeinen Freiheit, mag er nun Herzog oder Senat oder Volk heißen, dasselbe Brandmal auf. Eben so düstere Farben hat seine Palette für die Tyrannei des Volkes, so wie für die Tyrannei der Oligarchie oder eines Fürsten.

Sismondi scheint uns in seiner Gleichgültigkeit gegen die Formen über die Gränze der Wahrheit hinauszugehen. An dem innigen und nothwendigen Bande zwischen der Freiheit und Tugend, zwischen dem Despotismus und der Gemeinheit festhaltend, sieht er in der Staatswissenschaft nur Unsicherheit und Unbeständigkeit, in den constitutionellen Theorieen nur die Bedürfnisse der Gegenwart. Er erkennt keinem Prinzipe einen allgemeinen Werth zu. Seine „Studien über die Verfassungen der freien Völker“ (Etudes sur les constitutions des peuples libres, Paris 1836. 1 Vol.) beruhen größtentheils auf den Irrthümern, die im Namen aller Prinzipien begangen werden, und er setzt allen Elementen der sozialen Ordnung, die in der Welt erschienen sind, Gränzen der Zeit, des Ortes und der Verhältnisse. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn er, in einem anderen Werke, urtheilt, daß keine Regierungsform durch eine Revolution erkauft zu werden verdient, und daß nur allein die Tyrannei die Revolutionen rechtfertigt. Aber, fragen wir, was soll man thun, wenn, um die Dinge mit dem mildesten Ausdrucke zu bezeichnen, die Unveränderlichkeit einer Verfassung auf den Willen des Landes eine moralische Tyrannei ausübt!

Der Gesichtspunkt Sismondi's liegt so hoch, daß er in Wahrheit alle Schicksale eines Volkes umfaßt, und sein Blick ist so sicher, daß er in die großen Interessen der Menschheit tief eindringt. Wie enthüllt er z. B. das Zeitalter des Augustus, das mit dem strahlenden Mantel der Poesie bedeckt war! „Das so berühmte, so glorreiche Jahrhundert des Augustus war das unselige Zeitalter der Erniedrigung des Menschengeschlechts, des Aussterbens des Muthes, des Genies und des Talentes gewesen. Augustus pflückte die Früchte der Freiheit und der Republik: aber fünf Jahrhunderte der Schande und der Niedrigkeit waren die Folge der Regierung des Augustus und der Revolution gewesen, die er bewirkt hatte. Es waren nicht weniger als fünf andere Jahrhunderte der Barbarei nothwendig, um die traurigen Lehren des Despotismus in Vergessenheit zu bringen, um den Menschen die Energie wiederzugeben und um ihnen die einzigen Elemente zu verschaffen, aus denen eine Nation bestehen kann.“ (Italiän. Freist. I, 7.)

Die Prinzipien, nach welchen Sismondi die Menschen, die Institutionen und die Revolutionen beurtheilt, und die aus einer unerschütterlichen Ansicht hervorgegangen sind, sind während des ganzen Zeitraums seiner historischen Schriftstellerei beständig dieselben geblieben. Unter allen politischen Veränderungen, die er erlebte, blieb er unverändert. Er konnte mit Stolz von sich sagen, daß er während seines Lebens nur eine einzige Richtung verfolgt, immer dieselbe Sprache geführt hat und die politischen Prinzipien, zu denen er sich in dem ersten Bande seiner Werke bekannt, sich unverändert auch in dem letzten wiederfinden.

Diese Tugend aber selbst ist das Prinzip eines Fehlers, dessen Schein noch öfter als dessen Wirklichkeit uns in der „Geschichte der Italiänischen Freistaaten“, mehr noch in der „Geschichte der Franzosen“ auffällt. „Er hat“, sagt Chateaubriand (in seinen „Historischen Studien“ I, LXXXII), „mit den modernen Ideen zu sehr beschäftigt, die Vergangenheit zu sehr nach der Gegenwart beurtheilt; mit einem etwas philosophischen Anstrich einige Männer und einige Regierungen hart behandelt.“ Wenn der gelehrte Genfer Historiker mit seinen erworbenen Ideen sich beständig gleich bleibt, wenn er als moderner Beobachter der Männer des Alterthums auftritt, so identifizirt er sich nicht immer mit ihnen; er läßt ihnen ihre Physiognomie und ihre Sprache; der Geschichtsschreiber knüpft seine Ideen an die Thatsachen, ohne den Thatsachen die Farbe seiner Ideen aufzudrücken. Aber gerade die Unbeugsamkeit seines Verstandes scheint die Geschmeidigkeit auszuschließen, welche die vollkommene Objektivität der Geschichte fordert. Diese geistige Strenge hat es unserem Historiker nicht erlaubt, sich mit den alten Zeiten gänzlich zu identifiziren und unser Zeitalter und den modernen Organismus der Gesellschaft zu vergessen. Sismondi hat viele von den Französischen Geschichtsschreibern vergessene Thatsachen wieder neu entdeckt und die unter Ruinen begrabenen Epochen richtiger beurtheilt; nichtsdestoweniger begleiten ihn moderne soziale Vorurtheile zu seinen Untersuchungen und trüben bisweilen seine Ansicht und mischen zu der wahren Farbe falsche Schattirungen. Der Verfasser der „Geschichte der Franzosen“ hat in der That die gelehrte Welt mit Entdeckungen über die Revolutionen des Landes, über ihre Triebfedern, die vor ihm in dem Leben des Volkes tief verborgen lagen, und über den allgemeinen Charakter jeder Periode der Französischen Geschichte bereichert. Von seinen unermeßlichen Forschungen unterstützt und die Berichte aller Partrien und Zeugen anhörend, schien er berufen zu seyn, die ganze Physiognomie der Vergangenheit wiederherzustellen; er hat es nicht immer gethan. Mitten unter den Erzählungen über das Leben der Alten findet man die Ideen und die Sprache der heutigen Staatswissenschaft: wenn man im 12ten oder 13ten Jahrhundert zu seyn glaubt, hört man auf einmal mit Erstaunen von Europäischer Politik, von Europäischem Gleichgewicht, von Regierungssystem, von Verwaltungssystem und von Finanzsystem reden. Durch alle diese Systeme läuft noch ein System hindurch, nämlich das des Genfer Oekonomisten. Sismondi trat seine schriftstellerische Laufbahn zu einer Zeit an, wo unser Jahrhundert noch von dem philosophischen Erdtheil des vorigen Jahrhunderts lebte und wo die Geschichtsschreiber es für ihre Pflicht hielten, ein System aufzustellen. Heutzutage trägt man die Philosophie der Geschichte nicht in diese hinein, sondern man findet sie darin, und die Tiefe des Geschichtsschreibers zeigt sich in der Entdeckung der Seele, die unter den Thatsachen sich bewegt, sie verbindet und ihnen eine individuelle Physiognomie giebt. Trotz dieses Fehlers urtheilte die Französische Kritik im J. 1825, daß Sismondi die einzige Geschichte Frankreichs geschrieben habe, die man mit Vortheil lesen könne, und seine „Geschichte der Italiänischen Freistaaten“, die von Tirozzi übersetzt wurde, ist in Italien als eines der lehrreichsten Werke über dieses Land aufgenommen worden.

Der tugendhafte Charakter Sismondi's schützt ihn vor dem Verdachte, daß er die geringste Thatsache absichtlich falsch angegeben haben könnte. Er verabscheut den Parteigeist, der einzelne Thatsachen künstlich auswählt, sie isolirt, gruppirt und sie in ein falsches Licht stellt. Die Wahrheit war, trotz einiger modernen Vorurtheile, Sismondi's Leitstern: seine Liebe zur Wahrheit zeigt sich in der Ansammlung seiner Forschungen, in der Unparteilichkeit seiner Urtheile und in der Treue seiner Erzählungen.

Nur die Liebe zur Wahrheit kann dem Geschichtsschreiber bei seinen unendlich mühseligen Arbeiten immer frischen Muth verleihen. Der Schwindel ergreift uns, wenn wir die Forschungen überblicken, die von gewissenhaften Geschichtschreibern nur zur Abfassung von einigen Bänden gemacht worden sind. Die Reisen und die Untersuchungen des Herodot, Pausanias und Froissart in den Ländern, die sie beschrieben oder deren Geschichte sie erzählen; die diplomatischen Arbeiten und die unermeßliche Lektüre Mablys, Johannes von Müller's, das Märtyrerthum Augustin Thierry's, der der Entdeckung der Wahrheit Gesundheit, Körperkräfte, das Licht der Augen und die süßesten Genüsse des Lebens opfert, dieser edle Heroismus: wenn solche Namen in unsere Ohren klingen, so müssen wir uns mit Ehrfurcht vor ihnen verneigen. Sismondi, der im Interesse der Menschheit von der Liebe zur Wahrheit beseelt war, hat

ebenfalls der Geschichte seine Tage, fast alle Augenblicke eines großen Theils seines Lebens geopfert. Für seine „Italiänischen Freistaaten" hat er lange in Toskana gelebt, neunmal Italien in verschiedenen Richtungen bereist, fast alle Gegenden besucht, wo die Scenen, die er schildert, sich ereignet haben, in fast allen großen Bibliotheken gearbeitet, die Archive der Städte und Klöster durchsucht und auch Deutschland besucht, das im Mittelalter mit Italien in vielfacher Beziehung stand. Dazu kommt noch, daß er sich für hohe Preise hat Bücher anschaffen müssen. Durch fleißige Studien und durch die Kenntniß der Hauptsprachen Europa's zu seiner Arbeit vorbereitet, hat er zahllose Griechische, Lateinische, Italiänische, Spanische, Portugiesische, Provenzalische und Englische Geschichtsscheiber und Chronisten gelesen. Man denke nur, was es für eine schwere Arbeit für Sismondi gewesen seyn muß, nur allein die drei Sammlungen von Muratori zu durchlesen, die aus 34 Bänden in Folio und aus 12 Bänden in Quart bestehen.

Ob er gleich in die Vergangenheit die theoretischen Ideen der Gegenwart hinüberträgt und die Menschen, Institutionen, die Sitten und Ereignisse des Mittelalters vor das Gericht des neunzehnten Jahrhunderts stellt, so liefert dennoch die Unparteilichkeit seiner Urtheile einen neuen Beweis von seiner Liebe zur Wahrheit. Er besitzt auch die seltene Eigenschaft, daß er sogar gegen die Gegner seiner liebsten Prinzipien gerecht ist. Niemand wird ihn im Verdacht haben, daß er die Jesuiten begünstigt. Aber wenn er sieht, wie das Parlament in dem Attentat des Jean Chastel einen Vorwand sucht, um gegen diesen Orden zu wüthen, so erhebt er sich mit Unwillen „gegen die Grausamkeit, die Voreiligkeit und die feige Servilität der Behörde, die sich nicht damit begnügt, den jungen Verbrecher durch unerhörte Martern zu tödten, sondern die sogar die Strafen auf unschuldige Menschen ausdehnte. Dies war nicht bloß eine schändliche Ungerechtigkeit; es war ein großer Akt der politischen Feigheit: denn das Parlament, welches den ganzen Orden der Jesuiten wegen einiger Lehren, die der Königlichen Autorität widerstrebten, verdammte, war dasselbe, das ein Jahr vorher die Empörung sanctionirte und wenigstens stillschweigend den von Jaques Clement begangenen Mord billigte." (Hist. des Français XXI. p. 323.)

Bei seinen historischen Forschungen leitete ihn nur das Streben, die Wirklichkeit aufzusuchen und sie in ihrem wahren Lichte darzustellen. Er überzeugte sich, daß er zur Entwerfung eines treuen Gemäldes der vergangenen Zeiten und zur lebendigen Schilderung der Ereignisse und Menschen alle merkwürdige Thatsachen sammeln müßte. Er nahm sich also vor, keinen jener charakteristischen Züge, welche den physiognomischen Unterschied der Oerter, Zeiten und Personen andeuten, aus den Augen zu lassen, weil sie einem jeden seinen eigenthümlichen Ausdruck geben. Er steigt von dem Besonderen zum Allgemeinen, von den Thatsachen zur Idee; er hat die Geschichte nicht mit einer im voraus gefaßten Meinung studirt; er hat sie nicht a priori geschrieben.

Sismondi besitzt in hohem Grade die Kunst, die einzelnen Thatsachen gut zu gruppiren und das Ganze geschickt zu ordnen. Er führt uns sicher mitten durch das Labyrinth der Staaten, der Kriege, der Revolutionen und der Politik Italiens, und stellt uns auf einen Standpunkt, von wo aus das Auge das ganze Land übersehen kann. Als Meister in dieser Kunst erscheint er besonders in denjenigen Bänden, wo er die meisten Ereignisse in den engsten Raum zusammendrängt; die Einleitung zu der „Geschichte der Italiänischen Freistaaten", die „Geschichte der Wiedergeburt der Freiheit in Italien" sind schlagende Beispiele dieses Verdienstes; die „Geschichte der Auflösung des Römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation" schildert mit philosophischem Scharfsinne und dramatischer Lebendigkeit die Revolution, die vom dritten bis zum zehnten Jahrhunderte dauerte. Was der Verfasser in zwei Bänden ausführlich auseinandersetzt, das hat er wunderbar in diese wenigen Worte zusammengedrängt: „Um das Ganze dieser unermeßlichen Katastrophe zu erfassen, muß man sie gewissermaßen in einen einzigen Brennpunkt vereinigen; man muß die Thatsachen ausscheiden, die die Aufmerksamkeit zerstreuen; man muß sich auf die großen Bewegungen eines jeden Volkes und eines jeden Jahrhunderts beschränken: man muß die Uebereinstimmung der barbarischen Eroberer nachweisen, die nicht einmal wußten, daß sie in Uebereinstimmung handelten; man muß der moralischen Geschichte des Universums folgen und die umständliche Beschreibung der Kriege und Verbrechen aufgeben; man muß endlich in der Kenntniß der Ursachen jene Einheit des Planes suchen, den eine so thatenreiche Scene uns versteckt."

Seine glänzende Erzählung, so wie sein historisches System, haben ein seltenes Interesse erregt. Der Eifer des Publikums, diese bändereichen Geschichtswerke zu lesen, hat hinlänglich bewiesen, daß die Erzählungen des Verfassers eben so anziehend, als gelehrt ausgearbeitet sind. Dieses Interesse hat seine Quellen nicht bloß in dem Talente des Verfassers, sondern in der Gründlichkeit, mit der er den Gegenstand der Geschichte behandelt, und in dem Leben des Volkes, das Sismondi wieder zu Ehren gebracht hat. Die „Geschichte der Franzosen", z. B., erzählt uns nicht, wie sonst, die Geschichten Frankreichs, die Einförmigkeit der Höfe, ihrer Intriguen und ihrer Verbrechen; es ist nicht mehr dieselbe Krone und nicht mehr dasselbe Scepter, die Jahrhunderte lang auf demselben Throne von Figuren, die sich, mit Ausnahme des Namens, alle glichen, getragen worden sind. Die Interessen der Geschichte lassen sich nicht mehr in den engen Kreis individuellen Ehrgeizes einschließen. Wir sind nicht mehr geduldige Zuschauer von Antichambre-Revolutionen und von vornehmen Missethaten. Was sich auf der Bühne bewegt, das ist das menschliche Element, das aus den Händen Gottes hervorgegangen ist. Bei diesem Anblick fühlen wir uns als Menschen; in uns empört sich die menschliche Natur vor Unwillen oder fühlt Mitleiden. Warum fesseln uns die Geschichtsschreiber des Alterthums so sehr? Weil in den Freistaaten Griechenlands und in Rom eine Nation sich immer um ihre Führer gruppirt, und weil der Glanz einiger Namen nicht das Volk verdunkelt. Warum haben wir die neuere Geschichte so lange mit Theilnahmlosigkeit gelesen? Weil die dynastischen Geschichtsschreiber neben den Interessen des Hofes die menschlichen Interessen vernachlässigten, oder vielmehr, weil sie dieselben nicht kannten. Heutzutage, wo die Geschichtsschreiber das Volk darstellen, wie es unter der Last des Elends seufzt, wird Alles viel bedeutsamer, die Verbrechen wichtiger, der Schmerz stechender, der Anblick des Landes belebter, das Gemälde der Leiden düsterer, mit einem Worte die Geschichte pathetischer, weil sie wahrer ist.

Sismondi's historische Erzählungen werden unter seiner gewissenhaften Hand noch schöner und interessanter. Wie erstaunten die Leser, als sie, statt des von Velly, Villaret und Anquetil geschilderten Frankreichs, aus den Ruinen der alten Dynastieen ein noch älteres und noch jüngeres Frankreich emporsteigen sahen, ein Frankreich, das von dem heutigen Frankreich mehr verschieden und der Gegenstand innigerer Sympathieen war. Der unerschrockene Forscher stellte den Zustand der Gesellschaft so dar, wie er zu jeder Zeit wirklich gewesen war. Doch sind die Geschichtsschreiber der alten Schule für ihre mangelhafte Darstellung nicht zu bitter zu tadeln: zu ihrer Zeit war die Presse nicht frei; es war ihnen nicht erlaubt, den wirklichen Zustand der sozialen Ordnung und den wahren Charakter der großen Männer zu schildern. Wie konnten sie so die Verkettung von Wirkung und Ursache in ihrem wahren Lichte zeigen? Aus dieser Unmöglichkeit entstanden die nichtssagende Monotonie und die elegante Geschmacklosigkeit allgemeiner Formeln, die für alle Epochen passend sind und doch keine einzige charakterisiren. Die Mannigfaltigkeit allein, die der Thätigkeit unserer Seele angenehm ist, die Mannigfaltigkeit, das Bild der Welt und das Zeichen des Genies, wird in der Geschichte, wie in der Poesie und den schönen Künsten, durch das gründliche Studium des Wahren noch erhöht: die Natur ist fruchtbarer als der Geist des Menschen; unsere Erfindungen sind arm im Vergleich zu der Menge der Thatsachen. Die Eroberer des Gedankens müssen wie die Zigeuner Beranger's sprechen: Sehen heißt haben. Weit entfernt, daß die Phantasie unter den mühevollen Forschungen sich abstumpfe; im Gegentheil, sie wird dadurch nur noch lebhafter und kleidet die Wahrheit in eine schöne Form. Denn wenn die Wahrheit einen wohlthuenden Eindruck machen soll, so muß eine harmonische Form ihr Licht konzentriren und vertheilen.

Manchmal hat Sismondi diese Bedingung der Geschichtsschreibekunst vernachlässigt, was auf eine gewisse Flüchtigkeit der Arbeit zu deuten scheint. Im beständigen Forschen nach der Wahrheit verschmäht er oft die geschickte Composition des Gemäldes, die Kunst der Schattirungen und die Schönheit des Ausdrucks. Dennoch wird er immer einen hohen Rang unter den Französischen Geschichtsschreibern einnehmen: 1) durch die gewissenhafte und mühsame Erforschung der Quellen; 2) durch die stete Berücksichtigung des wahren Gegenstandes der Geschichte, des menschlichen Interesse; durch die Rehabilitation des Volkes, das von anderen Geschichtsschreibern so lange in Schatten gestellt war; und 3) durch das Resultat dieses doppelten Verdienstes, durch das wahre Leben der Geschichte, durch eine die Aufmerksamkeit fesselnde Erzählung, welche von Menschen und nicht von Theaterpuppen spricht, Leidenschaften und nicht akademische Stellungen zeigt und uns statt eleganter Reflexionen starke Lehren giebt.

Sismondi hat das unbestreitbare Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der dem Französischen Volke eine wahre Geschichte gegeben hat. Er konnte daher mit Recht von sich sagen: „Ich tröste mich mit dem Gedanken, der Französischen Nation einen Dienst geleistet zu haben."

(Bibl. Univ. de Genève.)

• • •

Das vorstehende Urtheil über Sismondi, das von einem Landsmanne und Freunde desselben verfaßt ist, zeigt sich weit günstiger, als das der Deutschen Kritiker, nach welchen bei dem Genfer Historiker, dem zwar ein unermüdlicher Fleiß in Herbeischaffung und Bewältigung des Materials nicht abzusprechen sey, die Geschichte aber in Worten und Phrasen ertrinkt und zu einer solchen Masse anschwillt, daß man leichter die Quellen selbst, als den Bearbeiter derselben studiren kann. Nachdem er einmal einen gewissen Ruf erlangt hatte, nahm er, wie er selbst in einem Briefe an Schlosser merken läßt, die Sache sehr leicht, indem er die Urkunden mehr mechanisch abgeschrieben, als mit kritischer Sichtung studirt und verarbeitet hat. Es ist kaum glaublich, daß er seine historischen Arbeiten anders behandelt hat, wenn man bedenkt, daß seine sämmtlichen Werke aus beinahe 70 Bänden bestehen. Sein Talent scheint hiernach weit mehr in den Fingern als in dem Kopfe zu liegen, und die Schriftstellerei wurde von ihm unter einer guten Firma fortgetrieben, wie ein Gewerbe, das reichen Gewinn einträgt. Nur Ein Deutscher Geschichtsschreiber weicht von dem Urtheile der Deutschen Kritiker über Sismondi ab und nimmt diesen Stenographen nicht nur zu seinem Führer, sondern zur Quelle.

Frankreich.

Philosophie und Christenthum in Frankreich.

Um einen Begriff davon zu geben, wie man in Frankreich die Aufgabe, Philosophie und Religion mit einander zu vermitteln, auffaßt und auf welchen Wegen man sich der Lösung derselben zu nähern sucht, theilen wir nachstehende Betrachtungen mit, die der Semeur, ein protestantisches, hal-

theologisches, halb philosophisches Blatt, bei der Beurtheilung einiger Deutschen und Französischen Werke auf dem Gebiete der Philosophie, über dieses Thema anstellt.

„Wenn man die Dinge äußerlich betrachtet, d. h. historisch, scheint das Schicksal der neueren Philosophie unwiderruflich an das des Christenthums gebunden. Die Kirche war während des Mittelalters die Trägerin der philosophischen Bildung. Die Scholastik war der Rechtfertigung der Religion gewidmet, und ohne die Scholastik hätten wir weder Descartes, noch Leibnitz, noch Cousin gehabt. *) Der Zusammenhang zwischen der Theologie und der Philosophie besteht noch meist in den Instituten, die einen wissenschaftlichen Unterricht der Religion beibehalten haben. In den Fakultäten und Seminarien, aus denen der Klerus von Frankreich hervorgeht, wird dieser Zusammenhang nicht weniger festgehalten als auf dem klassischen Boden der theologischen Forschungen und der spekulativen Systeme.

„Im Allgemeinen werden die philosophischen Studien vorzugsweise von den Zöglingen verlangt, die sich der Kirche widmen. Der öffentliche Unterricht scheint also nach dem berühmten Ausspruch Baco's organisirt: daß ein wenig Philosophie von der Religion entferne, während ein gründlicheres Studium zu ihr zurückführt. Fragt man aber, welches in Wirklichkeit der gegenwärtige Zustand der Dinge sey, so genügt ein oberflächlicher Blick, um sich zu überzeugen, daß Religion und Philosophie in offenem Kriege sind. Bei uns begreift man nicht einmal, daß es anders seyn könne. Alle Welt ist heute Philosoph im Sinne von 1750; auch ist es nicht mehr guter Ton, es auszusprechen. Man erinnert nur bei gewissen Gelegenheiten daran; fast versteht es sich von selbst.

„Woher kömmt das? Offenbar liegt es an den historischen Umständen, an der Leichtigkeit der Sitten, endlich an einer schwachen Philosophie. Man kann eben so sagen, daß der Unglaube der Schwäche des Gedankens nicht fremd ist. Es herrscht hier Wechselwirkung. Anderswo vielleicht droht die Speculation im Uebermaß ihrer Kraft, den Glauben zu absorbiren; bei uns fehlt es diesen Versuchen an Interesse. Die Philosophie schließt das christliche Dogma aus Ohnmacht aus. Es ist leicht, sich dies zu erklären. Wenn man zugleich die Umstände in Anschlag bringt, welche auf die ganze Nation einwirken, kann man im Allgemeinen von der Philosophie sagen, daß sie nur glaubt, was sie begreift. Wenn die Philosophie sich mit der Offenbarung vertragen soll, so gehört dazu, nicht daß sie selbst aus sich den Inhalt dieser Offenbarung erzeuge, was widersinnig wäre, sondern daß sie dahin gebracht würde, die Nothwendigkeit einer Erkenntnißsphäre zu begreifen, die über derjenigen steht, welche ihre Methode und ihr Verfahren hervorbringt. Sie müßte das Verhältniß zwischen dem, was sie begreift, und dem, was sie nicht begreifen soll, erkennen. Um die christliche Bildung positiv zu befördern, müßte sie sich selbst zu der Idee der göttlichen Persönlichkeit und der freien Schöpfung erheben, aus der eine moralische Anschauung des Weltalls hervorgeht, welche, indem sie jedem ernsten und aufrichtigen Gewissen die Thatsache des Sündenfalls und die Nothwendigkeit der Erlösung unwiderstehlich aufdringt, es auf den Boden des Christenthums stellen würde. Dies ist das Recht der Philosophie; ihr Gebiet reicht so weit. Von diesem Licht geleitet, zeigt die Experimentalwissenschaft in der Natur und in der Geschichte den Kampf des Guten und des Bösen; sie berechnet den Widerstand, sie begrüßt die Siege, sie begleitet mit dem Blick die Bewegung der Dinge, sie wandelt in der Wahrheit; aber die höchsten Lösungen empfängt sie von der Offenbarung." **)

Mannigfaltiges.

— **Amerika von Boz.** Die Auszüge, die wir in früheren Blättern des Magazins (Nr. 143 und 144 vom J. 1842) aus den Amerikanischen Reisebildern von Boz (Dickens) mitgetheilt, haben viele unserer Leser auf das vollständige Werk begierig gemacht; wir freuen uns daher, ihnen anzeigen zu können, daß eine eben so wohlgerathene als elegant ausgestattete Uebersetzung dieses Werkes, von **E. A. Moriarty**, in einer wohlfeilen Ausgabe bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist. ***) Zu Herrn Moriarty sagte Dickens wenige Tage, ehe er sich nach Amerika einschiffte: „Ich gehe mit einem lebhaften Vorurtheil für die Amerikaner über den Ocean, und ich hoffe, daß die eigene Anschauung mich in meinen Ansichten bestärken werde." Diese Bestätigung ist freilich nicht erfolgt, denn trotz aller Anerkennung, die der Verfasser für das Gute hat, das er in Nord-Amerika findet, läßt er es doch auch an sarkastischen Bemerkungen über geistige sowohl als materielle Zustände des stammverwandten Volkes nicht fehlen, so daß die Amerikaner selbst, die ihn so huldigend empfangen und während seines Aufenthalts so gefeiert, nicht wenig über Undank schreien und ihn hier und da sogar — was gewiß unrecht ist — mit der geschwätzigen Mistreß Trollope zusammenstellen. Er selbst scheint so etwas geahnt zu haben, wie dies auch aus der Widmung des Buches hervorgeht, welche folgendermaßen lautet: „Ich widme dieses Buch **meinen Freunden in Amerika**, die nach einem Empfange, dessen ich mich stets mit Stolz und Dankbarkeit erinnern werde, meinem Urtheil **seine Freiheit** ließen, und die, weil sie ihr Vaterland lieben, die Wahrheit, wenn sie wohlmeinend und nicht verletzend gesagt wird, vertragen können." — Es geht aber den Amerikanern wie vielen Anderen: die Urtheile über dasjenige, was „wohlmeinend und nicht verletzend" ist, sind sehr verschieden, und was der Eine arglos gemeint, erscheint oft dem Anderen, wenn seine Eigenliebe getroffen wird, als böswillig. Wir Deutsche, die wir zwischen Briten und Amerikanern unparteiisch stehen, können darum auch viel besser als diese und jene entscheiden, ob Dickens wahr geschildert hat, und diejenigen in Amerika gewesenen Deutschen, die wir gesprochen, stimmen ihm allerdings vollkommen bei.

*) Diese Behauptung möchte wohl nicht Stich halten; sie übersieht ganz, daß wir noch die Werke der Alten übrig haben, und daß diese allein mindestens eine eben so gute Vorschule für die moderne Philosophie gewesen wären, als die ganze mittelalterliche Scholastik.

**) Anklänge an Schelling's „positive Philosophie" sind hier unverkennbar; noch deutlicher werden sie in den weiteren Ausführungen des Artikels, von welchem wir hier nur einen Auszug mittheilen.

***) Amerika. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Leipzig 1843. 3 Bdchen. Pr. 1 Thaler. Es bilden diese drei Bändchen auch eine Fortsetzung der in demselben Verlage erschienenen Gesammtausgabe von Boz.

Bibliographie. *)

Frankreich.

T. Lacordaire (Prof. in Lüttich) Monographie des érotyliens, famille de l'ordre des coléoptères. 8. Paris. 9 fr.

Becquerel Traité de physique considerée dans ses rapports avec la chimie et les sciences naturelles. Tome I. 8. mit 1 Atlas von 6 Kpft. (Folio). Paris. 7 fr. 50 c.

Inventaire après le decès de R. Picque, archevêque de Reims. 1839. 12. Reims. — Miniature d'une bible du 14. siècle (1378), et fac-simile du texte. 12. Reims. — Li Purgatoire di Saint-Patrice, legende du 13. siècle, publiée d'après un manuscrit de la bibliothèque de Reims. 12. Reims. — Drei neue Publicationen der Société des bibliophiles zu **Rheims**. Herausgeber: P. **Tarbé**.

E. Flachat, A. Barrault et J. Petiet Traité de la fabrication de fer et de la fonte. (1. partie.) 4. mit 1 Atlas von 30 Kpft. (Folio.) Paris. Subscrpr. für das Ganze (1 Bd. mit 1 Atlas von 90 Kpft.) 120 Fr.

Congrès scientifique de France. Neuvième session, tenue à Lyon, en septembre 1841. 2 tom. 8. Lyon et Paris. 20 fr.

Monétaire des rois mérovingiens: recueil de 930 monnaies en 62 planches avec leur explication. 4. 1½ Bog. u. 62 Kpft. Paris. 21 fr.

A. Champollion-Figeac Note additionnelle à son édition des Poésies du duc Charles d'Orleans. 8. 1½ Bog. Paris. — Vergl. 1842. Nr. 99. Später ist auch eine **Oktav-Ausgabe** davon erschienen.

Buffon Oeuvres complètes, revues par **A. Richard**. Tomes 3 et 4. 8. Paris. à 5 fr. 45 c.

Jehan de Bourdigné Chroniques d'Anjou et du Maine, avec un avant-propos de M. le comte de **Quatrebarbes**, et des notes, par **M. Godard Faultrier**. Nouv. édit. 2 vol. 8. Angers.

Geoffroy Saint-Hilaire et F. Cuvier Histoire naturelle des mammifères. Livr. 71 et 72. Folio. Paris. à 15 fr. — Hiermit ist dies vier Jahr lang unterbrochen gewesene **Prachtwerk** in 7 Foliobänden beendigt. Die Abbildungen sind nach lebenden Exemplaren gezeichnet und kolorirt.

Réunion de Strasbourg à la France. Documens, pour la plupart inédits, tirés des archives des affaires étrangeres, du dépôt général de la guerre, des archives du royaume etc.; par **Coste**. 8. 12 Bog. Strasbourg.

Mémoires de l'Institut royal de France, académie des inscriptions et belles-lettres. Tome 15. 1. partie. Mémoires. 4. Paris, imprim. roy.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV, extraits de la correspondance de la cour et des généraux par **de Vault**; revus, publiés et précédés d'une introduction par **Pelet**. Tome 5. 4. Paris, imprim. roy. — Gehört zu der Collection de documents inédits sur l'histoire de France etc., und zwar zur 1. Serie: Histoire politique.

Lallemand Des pertes séminales involontaires. Tome 3. 8. Montpellier et Paris. 7 fr.

Nouvelles lettres de la reine de Navarre adressées au roi François Ier, son frère; publiées d'après le manuscrit de la bibliothèque du roi; par **F. Genin**. 8. Paris. 9 fr. — Publication der Société de l'histoire de France.

Origine et esprit du sacre des rois. 8. 2½ Bog. Toulouse.

J. F. Chauvin Recherches sur l'organisation, la fructification et la classification de plusieurs genres d'algues, avec la description de quelques espèces inédites ou peu connues etc. 4. 16½ Bog. Caen.

Annuaire historique universel, ou histoire politique pour 1841, rédigé par **V. Rosenwald et H. Desprez**, sous la direction de **C. L. Lesur**. 8. Paris. 15 fr. — 24. Band der vollständigen Reihe.

E. de La Gournerie Rome chrétienne, ou tableau historique des souvenirs et des monumens chrétiens de Rome. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

L. V. Duchesne-Duparc Traité complet des gourmes chez les enfans. Nouvelle méthode de traitement. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Pasquier (baron, chancelier de France) Discours prononcés dans les chambres législatives. 1814—1836. 4 vol. 8. Paris. 30 fr.

J. de Pétigny Études sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne. Tome 1. 8. Paris. 8 fr.

Diodori Siculi bibliothecae historicae quae supersunt, ex nova recensione **L. Dindorfii** (graece et latine edid.) **C. Mullerus**. Tomus 1. 8. Paris., Didot. 15 fr.

Viennet (Mitglied der Französischen Akademie) Fables. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Neuester Französischer Fabeldichter.

Chenu Illustrations conchyliologiques, ou description et figures de toutes les coquilles connues vivantes et fossiles. Livr. 1 et 2. Folio. Paris.

P. Flourens Recherches sur le développement des os et des dents. 4. mit 12 Kpft. Paris. 20 fr.

Aucher-Eloy (gest. in Ispahan) Relations de voyages en Orient de 1830 à 1838. Revues et annotées par **M. le comte Jaubert**. 1. et 2. parties (2 vol.). 8. Paris. 12 fr. — Hauptzweck des Reisenden war die Botanik. Der Herausgeber aber, früher Minister der öffentlichen Arbeiten, ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Liebhaber dieser Wissenschaft.

T. X. Bianchi Dictionnaire francais-turc. Tome 1 (A—F). 2. édit. 8. Paris. 25 fr. — Was **Bianchi** mit **Kieffer**, einem Deutschen, in Frankreich für die **Lexikographie**, das hat **Jaubert** für die **Grammatik** des Türkischen geleistet.

Zu **Girault-Duvivier** Grammaire sind 3½ Bog. (Table des matières) nachgeliefert worden.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: **de Barante** Hist. des ducs de Bourgogne. 6. édit. Livr. 79 et 80 (Schluß des 8. u. letzten Bandes). — Encyclopédie des gens du monde. Tome 17. 2. partie (Mart—Mold). — **Sand** Oeuvres (Tomes 6 et 7). Enthalten: Lélia u. Spiridion. — **Pâris** Manuscrits français de la bibliothèque du roi. Tome 5. — **de Ladevèze** Recherches sur l'histoire de France. Tome 2. — Biographie universelle. 72. Supplém. (Lid—Ma). — Gleichzeitig wird die 1. Liefr. einer neuen **Ausgabe** dieses Werkes angezeigt. (Jede Liefer. 6 fr. 50 c.) — **Lambert de Ballyhier** Compiegne historique. Livr. 20 (Schluß des 2. u. letzten Bandes). — **Floquet** Hist. du parlement de Normandie. Tome 6.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Montag den 9. Januar 1843.

Dänemark.

Das gesellige Leben in Kopenhagen.*)

„Man wirft uns vor", sagte Madame Waller, „wir hätten in Kopenhagen keine Salons, wenigstens nicht in dem Sinn, wie man dies Wort, so viel ich weiß, in den übrigen Hauptstädten Europa's nimmt, — ich meine größere Gesellschaften, die nicht ausschließlich für die sogenannten Freunde und näheren Bekannten zugänglich sind, und wo man also mehr Wechsel in den Erscheinungen findet, eine lebhaftere, mannigfaltigere Unterhaltung trifft und ein regeres Treiben sieht. Ich glaube jedoch, dies hat seinen Grund theils darin, daß nur wenige von uns die Mittel besitzen, eine größere Gesellschaft bei sich zu sehen, — theils darin, daß weder unser öffentliches noch unser Privatleben Stoff genug zu einer allgemeinen Unterhaltung für eine große Gesellschaft bietet; denn es kann gewiß von Niemand geleugnet werden, daß wir Dänen sonst Neigung genug zur Geselligkeit besitzen."

„Sie haben auf jeden Fall Recht", versetzte Krafting (der Held der Novelle), „wenn Sie behaupten, wir Dänen hätten weder Geld noch Unterhaltungsstoff genug, um unsere Gesellschaften gehörig in Schwung zu setzen und einen ordentlichen Salon zu etabliren; wenn Sie indeß damit sagen wollen, dies wären die einzigen Gründe des niedrigen Standpunktes, auf welchem unsere Geselligkeit sich befindet: so müßte ich Ihnen doch widersprechen, so ungern ich auch gegen meine eigenen Landsleute auftrete."

„Sie sind also der Meinung, es gingen uns Sinn und Neigung zur Geselligkeit ab?"

„Das will ich nicht sagen; ich glaube nur, wir sind noch nicht recht reif fürs Gesellschaftsleben. Wir Dänen sind im Ganzen keine üble Menschen, und jeder einzeln genommen ist recht gut; aber wir sind nur sehr wenig Einer in Bezug auf den Anderen. Wir bringen zu unseren Gesellschaften so wenig von dem echten geselligen Geist mit, — wir kommen so unvorbereitet auf Alles zusammen, was unseren Nächsten erfreuen und unterhalten könnte, daß es nicht zu verwundern ist, wenn unsere Geselligkeit an den größeren Massen strandet. Wer geht überhaupt mit einem anderen Vorsatz in die Gesellschaft, als mit dem, sich selbst zu amüsiren? Wer denkt daran, daß außer ihm auch noch Andere da sind, gegen welche er in dieser Beziehung Pflichten zu erfüllen hat? Man zieht seinen besten Frack an, — das versteht sich von selbst, denn sonst wird man von aller Welt gemieden und das nächste Mal nicht wieder gebeten, — und verfügt sich nun hin, so arm an geselligen Fonds, als besuchte man seinen Schneider, ja — man hat es vielleicht nicht einmal der Mühe werth gehalten, seine böse Laune oder sonstige üble Gewohnheiten zu Hause zu lassen. Ich rede hier durchaus nicht allein von den geistig Armen; denn mancher Gelehrte und Professor steht bei solchen Gelegenheiten mit eben so leeren Händen da, wie der Unbedeutendste. Und dann die lieben Damen! Ja, — hier thue ich am besten, völlig zu schweigen —" sagte Krafting mit einem Blick auf seine Zuhörerin.

„Ganz und gar nicht!" meinte Madame Waller lächelnd. „Wer A sagt, muß auch B sagen. Außerdem gewinnen Sie mit dem Schweigen nicht das Mindeste, denn Sie wissen ja, daß ich jetzt das Schlimmste von Ihnen denke."

„Nun gut dann, — die lieben Damen — wie fassen sie das Gesellschaftsleben auf? Wie rüsten sie sich zu den glänzenden Soireen aus? Sicherlich mit schönen Kleidern, — mit einer Toilette, die darauf berechnet ist, ihre körperlichen Reize in das hellste Licht zu stellen; aber die Seele! wer denkt daran, auch diese bei dergleichen Gelegenheiten im Festgewande auftreten zu lassen? Wer denkt daran, seinen Kopf mit schönen Gedanken, sein Herz mit freundlichen Gefühlen auszustatten? Darum treten die Damen ganz zierlich ein, sagen ganz zierlich „Guten Abend", setzen sich ganz zierlich auf einen Stuhl und halten ihre Theetasse oder Stickerei ebenfalls ganz zierlich; wird aber irgend eine Unterhaltung über einen Gegenstand von allgemeinem Interesse angeknüpft, — oder werden sie auf eine Weise angeredet, die von derjenigen abweicht, welche man gewöhnlich über die Trivialitäten des Tages zu führen pflegt: so sitzen sie verlegen da und sind nicht im Stande, darauf einzugehen, noch viel weniger aber, die Unterhaltung lebhaft und angenehm zu machen."

„Sie sind wirklich zu streng in Ihrem Urtheil", wendete Madame Waller ein. „Ohne parteiisch für mein Geschlecht seyn zu wollen, wage ich doch zu behaupten, daß es fähig ist, an jeglicher Unterhaltung von allgemeinem Interesse Theil zu nehmen. Wie oft hört man nicht die Damen theils unter sich, theils mit Herren über Theater, Kunst überhaupt, genug über alle die Gegenstände sprechen, von denen sie sich durch Erziehung oder Stellung im Leben einige Kenntniß erwerben können!"

„Sie haben Recht: die Damen sprechen; aber wie? Das Theater ist nun einmal das Asyl jeglicher Unterhaltung geworden; dahin strebt man, — dort ist man in Sicherheit, — da kann man sich mit Freiheit bewegen. Nun — und was bekommen wir da zu hören? Allgemeine Bemerkungen über Stücke, die zu lang oder zu kurz, zu traurig oder zu lustig sind, — triviale Lobhudeleien der Schauspieler, die schon hundertmal auf dieselbe Weise gelobt worden sind und also mit Sicherheit und ohne Gefahr noch einmal mehr gelobt werden können u. s. w. —; und das Alles da, wo man hoffte, endlich einmal eine treffende Bemerkung, eine eigenthümliche Aeußerung zu vernehmen, — denn von langen Kunst-Kritiken kann hier natürlich nicht die Rede seyn, — die im Stande wären, neue Vorstellungen zu erregen und unserem Gedankengange eine andere Wendung zu geben! — Ich bitte Sie, das, was ich sage, nicht übel aufzunehmen; diese Regel hat, so wie eine jede, ihre rühmlichen Ausnahmen! Wenn ich aber diese geschmückten, bunten Wesen, welche durch unsere Gesellschaften flattern, eben so unbemerkt gehen wie kommen sehe, so muß ich an jene Sommervögel — jene Kinder des Augenblicks — denken, die an demselben Tage im Sonnenschein mit ihrer Farbenpracht umherschwärmen und verschwinden. Jene suchen einander zu übertreffen an äußerem Schmuck und vergessen darüber, daß sie ein besseres Theil haben, welches zu schmücken wohl der Mühe lohnte, und sollte es auch auf Kosten des anderen geschehen."

„Ich gebe zu", antwortete Madame Waller, „daß es unseren jungen Damen mitunter nicht schaden könnte, wenn sie etwas mehr an die Verschönerung ihrer Seele dächten; ich erlaube mir jedoch, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Ihr Urtheil im Ganzen zu streng ist, was vielleicht seinen Grund darin hat, daß der Damenkreis, in welchem Sie Gelegenheit gehabt, Ihre Erfahrungen zu sammeln, mehr als gewöhnlich an den Schwächen litt, deren Sie so eben erwähnten."

„Ich leugne nicht", erwiederte Krafting, „daß meine Erfahrungen nur partiell sind und sich sogar nur auf eine geringe Anzahl Dänischer Damen erstrecken; aber der, welcher zehn Familien der gebildeten Klasse kennt, kann doch sicher behaupten, er kenne sie alle, wenn es nur darauf ankommt, das Eigenthümliche des geselligen Be[illegible]s aufzufassen; und dazu kommt außerdem noch, daß ich ein zuverlässigerer Beobachter bin, als viele Andere, und zwar, weil ich beobachtete, ohne durch irgend eine fremde Einwirkung bestochen oder irre geleitet zu werden; denn Niemand, und am allerwenigsten eine von den jungen Damen, hat mich der Aufmerksamkeit würdig erachtet oder mich anzuziehen gesucht — was ich auch Niemand weiter verdenke." Krafting fuhr nach einer Pause fort: „Und wie sind denn nun auch unsere Gesellschaften beschaffen? Welche Mittel zur Unterhaltung stehen ihr zu Gebote? Mich dünkt, es sind ihrer sowohl zu viel, als — zu wenig. Im Allgemeinen ladet man die Leute auf eine Spielpartie ein, und zwar jedes Alter und jeden Stand. Nun wohl! Unterhält dies die Gesellschaft, so ist es gut. Man übersehe aber nicht, daß bei diesen Kartenfesten fast immer ein Häuflein übrig bleibt, welches nicht spielen kann oder nicht spielen will und dann ein Opfer der Langeweile wird. — Es giebt indeß auch Gesellschaften, wo man es ganz besonders gut machen will und die Leute zu allem Möglichen und Unmöglichen einladet, als da ist: Musik, Theater, Conversation, ja sogar auch auf ein wenig Politik, und endlich zum Kartenspiel noch obenein. Hier werden nun alle Räder zu gleicher Zeit in Bewegung gesetzt. Ein Herr wird ersucht, den Flügel zu spielen, und eine Dame, dazu zu singen; — ich stehe auf der Seite und habe so eben ein interessantes Gespräch mit einem jungen Literaten angeknüpft; da summt mir ein Stück von einer Romanze vor den Ohren, — ich werde zerstreut, — ich verliere den Faden, denn die Romanze ist schön, sie regt mein Gefühl an. Ich wende mich also nach dem Flügel. Da redet mich eine Dame an — eine schöne, milde, weibliche Stimme, und nun die Höflichkeit! Was ist zu thun? Ich kehre der Musik den Rücken und mache eine Conversation mit ihr. Sie hat schöne, sprechende Augen, — eine sehr interessante Unterhaltung — werth fortgesetzt zu werden! — In demselben Augenblick nimmt mich die Wirthin beim Arm, — es soll ein Sprüchwort aufgeführt werden, und meine Mitwirkung ist „unentbehrlich", „unerläßlich" und was weiß ich. Ich verlasse Musik, Conversation, Dame und Alles, um mich nach dem Schauplatz des Drama's zu begeben; aber ich bin noch nicht halb

*) Ein Dialog aus „En Skjörem" von Torkel Trana, dem Verfasser der „Humoristiska Noveller".

fertig damit, als ich schon von Mehreren den Wunsch aussprechen höre, das Sprüchwort möchte doch nur erst vorüber seyn, damit der Tanz beginnen könne — denn getanzt soll auf jeden Fall werden, das war von vorn herein ausgemacht. So geht es von Anfang bis zu Ende: eine ewige Halbheit, — ein Fliegen von Einem zum Anderen, — eine Vermischung ungleichartiger Eindrücke, von denen der eine immer den anderen wieder zerstört. Auf diese Weise aber bleibt man der wahren Geselligkeit fern, so wie denn auch eine solche Gesellschaft unmöglich bildend und veredelnd auf ihre einzelnen Mitglieder wirken kann; denn eine Gesellschaft soll, meiner Meinung nach, etwas Ganzes, Einiges seyn: die Interessen Aller müssen sich, so weit es möglich ist, in einem und demselben Punkt vereinigen: nur so wird es möglich, daß sich die Gedanken und Sympathieen der Einen an denen der Anderen entzünden, erheben und kräftigen."

„Ich will Ihnen in der Hauptsache Recht geben", versetzte Madame Waller; „es kommt mir jedoch vor, als betrachteten Sie die Sache aus einem allzu idealischen Gesichtspunkt. Was Sie wünschen — ein gesellschaftliches Ideal — kann nun einmal in dieser Welt nicht erreicht werden. Und was meine Mitschwestern anlangt, so bitte ich Sie, doch einmal zu bedenken, wie wenig Gelegenheit wir haben, uns die vielfältigen Kenntnisse zu erwerben, welche dazu gehören, um an einer guten Conversation theilnehmen zu können."

„Das stelle ich nicht in Abrede", entgegnete Krafting; „unsere Damen stehen im Ganzen den Ereignissen zu fern; und besonders haben sie zu wenig Zutritt zur Journal-Literatur, die uns am leichtesten in die Details der Gegenwart einführt. In anderen Ländern, z. B. in Frankreich, giebt es, so viel ich weiß, Lesekabinette für Damen, so wie sie denn auch häufig den öffentlichen Verhandlungen beiwohnen. Dies würde hier jedoch schwerlich an seinem Orte seyn und weder mit dem Dänischen Familienleben, noch mit der Dänischen Erziehung übereinstimmen. Dagegen glaube ich, unsere ästhetischen Schriftsteller, und besonders die Novellen-Schreiber, sollten es sich angelegen seyn lassen, in ihre Schriften so viel vom Leben und den Ansichten der neuesten Zeit aufzunehmen, als sich nur irgend mit der poetischen Oekonomie verträgt; denn es ist gewiß, daß sich die Damen auf diesem Wege ihre meisten Kenntnisse und Ansichten erwerben; diese Schriften sind es, welche ihnen am häufigsten in die Hände kommen, und sie bilden das beste Publikum derselben."

„Sicherlich!" sagte Madame Waller. „Romane und Novellen sind nun einmal unser literarisches Loos; aber wie viele unter ihnen können wohl auf einigen Werth Anspruch machen, und wie viele von diesen letzteren führen uns die wirkliche Welt und ihr Treiben vor?"

„Leider nur sehr wenige!" antwortete Krafting; „doch eben dieser Umstand müßte für unsere Literaten eine Aufforderung mehr seyn, die Literatur mit solchen Produkten zu bereichern, wie wir sie für die Bildung der Frauen wünschen. Und hier drängt sich mir eine Bemerkung auf, welche gewiß schon Viele außer mir gemacht haben, die nämlich, daß größere und bedeutendere Schriften immer mehr aus unserer Literatur verschwinden, je mehr die periodische Presse bei uns um sich greift. Die Journal-Literatur ist in den letzten Jahren mit Sturmschritten vorgedrungen; sie hat sich der meisten guten Köpfe bemächtigt, und das nicht nur unter den jungen Leuten, sondern auch sogar unter den älteren Gelehrten. Nun findet sich gewiß Niemand, der den großen und wohlthätigen Einfluß der periodischen Presse auf die Zeit verkennte, — (sie ist gleichsam die Dampfkraft und der Schienenweg, auf welchem die geistigen Vorräthe und Erzeugnisse des Augenblicks auf der Stelle nach allen Richtungen verfahren werden) — aber auf der anderen Seite hat sie auch ihre großen, unvermeidlichen Fehler, die leicht einen gefährlichen Einfluß auf das Reich der Gedanken üben können, wenn nicht größere Arbeiten von bleibendem Werth — gleichsam die liegenden Gründe im Gebiete der Literatur — ein Gegengewicht bilden, welches den leicht beweglichen Massen Widerstand leistet. Die periodische Presse ist nämlich, ihrer Natur nach, einseitig, parteiisch, dem ersten unbestimmten Eindruck offen; — ihre Eilfertigkeit gestattet nur selten, die Sachen gründlich aufzufassen und zu überdenken; und dann führt sie noch eine gewisse Ingredienz, die sie nicht entbehren kann oder will, nämlich das sogenannte „Pikante", mit sich, welches oft den Sieg über die Wahrheit und die eigene, bessere Ueberzeugung davonträgt und also eine höchst gefährliche Würze der literarischen Speise — besonders für unerfahrene Gäste — ist. Die Schnelligkeit und Kürze, in der sie sich über ihre Gegenstände aussprechen muß, und der häufige Wechsel derselben tragen auch dazu bei, die Aufmerksamkeit des Lesers zu zerstreuen, so daß er unruhig und oberflächlich von einem Gegenstande zum anderen flattert und außer Stande ist, eine bestimmte Sache festzuhalten und bis zu Ende zu verfolgen. — Ich merke jedoch, daß ich selbst auf dem besten Wege bin, meinen Gegenstand zu verlieren und Ihnen eine Fasten-Predigt zu halten; darum wird es am besten seyn, wenn ich hier abbreche."

England.

Tasso und Chatterton.

(Schluß.)

Zum Unglück für Chatterton hatte sein Erstlingsprodukt nur durch das vermeinte Alterthum desselben in den Augen seiner Mitbürger einigen Werth erhalten. Fiel dieses Lokal-Interesse weg, so würden sie gegen „den Herrn Mayor auf einem weißen Pferde, geschmückt mit schwarzem Geschirr durch die Hände-Arbeit der Nonnen von St. Kenna", und gegen „den sehr erbaulichen Zug der Priester und Mönche in weißen Meßgewändern" höchst gleichgültig gewesen seyn. Dieses aufgeben hieß Alles aufgeben; und Alles konnte der arme Chatterton nicht aufgeben. Er konnte sich nur entschließen, künftig Dichtungen wie Ella und Godwyn zu schreiben, in welchen: „die Handlung klar, die Sprache geistreich, die eingelegten Lieder fließend, poetisch und von einer edlen Einfachheit waren, und die, obgleich unter der Regierung Heinrich's VI. verfaßt, nicht wenigen heutigen Gedichten zur Seite gestellt werden konnten." Hätten nur die Bristoler Literaten Verdienste dieser Art wahrnehmen können, so würden sie ihm beim Geständniß der verübten Mystifizirung zur Ausrede gedient haben. Aber keiner von ihnen war im Stande, den Funken des Genies zu entdecken, und so wurde Chatterton genöthigt, auf dem einmal betretenen Wege zu beharren. Es war ihm jedoch so wenig um den Betrug zu thun, daß man ihm leicht auf die Spur gekommen wäre, wenn nur ein einziger unter seinen Bekannten gewöhnlichen Menschenverstand besessen hätte. So war einer derselben Zeuge der Verfahrungsweise, die er anwendete, um den Manuskripten ein alterthümliches Ansehen zu verleihen, indem er das Pergament zerknitterte und es mit Ocker einrieb; im Beiseyn eines anderen rühmte er sich offen, die Mittel zu besitzen, mit Hülfe einiger Bücher den Styl unser älteren Dichter so genau nachzuahmen, daß es Herrn Walpole *) selbst unmöglich seyn würde, die Kopieen von dem Original zu unterscheiden. Und doch waren diese beiden Individuen unfähig hierin, irgend eine Beziehung auf die von ihm herausgegebenen Pseudo-Rowleyschen Papiere wahrzunehmen! Aus der Verfasserschaft mehrerer seiner eigenthümlichsten Produkte machte er auch wirklich kein Geheimniß, sobald man nur deshalb in ihn drang. Er hatte das Süjet der Bristole Tragedy gefunden und in Verse gebracht, und das „Gedicht auf die Kirche Unserer Lieben Frau" geschrieben. Dieses vertraute er jedoch nur seiner Mutter und seiner Schwester — warum? weil nur die Mutter und die Schwester sich mehr um ihn als um Rowley bekümmerten und bereit waren, Alles mit Beifall aufzunehmen, was von ihm herrührte. Was seine beiden Gönner Barret und Catcott betrifft, so nahmen sie an den gelben Streifen der alten Pergamente und den in fortlaufenden Zeilen wie Prosa geschriebenen Versen das meiste Interesse, weniger an den Dichtungen selbst, und an Chatterton das wenigste oder gar keines! Das Schicksal eines Propheten in seinem eigenen Vaterlande hat nie einen schlagenderen Kommentar erhalten, als in den Antworten der Gefährten Chatterton's auf die ihnen von den gelehrten Professoren und Doktoren in Hinsicht seiner Fähigkeiten vorgelegten Fragen. „Da ich selbst keinen Geschmack an alter Poesie finde", schreibt Mr. Cary, „kann ich mich nicht erinnern, daß mir Chatterton je solche Schriften gezeigt habe, aber er hat ihrer oft gegen mich erwähnt, obgleich ich überzeugt bin, daß er seinen großen Talenten zum Trotz, unfähig war, dergleichen zu schreiben." — „Er sprach sehr oft", bemerkt Mr. Smith, „von seiner Absicht, auf eigene Hand die Lateinische Sprache zu erlernen: aber ich rieth ihm immer davon ab, da ich es für unmöglich hielt. Ich munterte ihn dagegen auf, es mit dem Französischen zu versuchen: was das Lateinische betrifft, würde er es gewiß zu schwer finden. Mit dem Französischen würde er sich ohne viele Schwierigkeit bekannt machen können, und es würde ihm nachher von wahrem Nutzen seyn." — „Sie können es mir auf's Wort glauben", schließt Mr. Clayfield, „er hat die Gedichte eben so wenig geschrieben, wie ich es gethan habe!" Mit solchen Menschen konnte Chatterton keine Gemeinschaft haben, und wir finden daher bald, daß er sich nach etwas Besserem umsah. „Seit der ersten Veröffentlichung der Rowleyschen Gedichte", schreibt seine Schwester, Mrs. Newton, „nahm sein Ehrgeiz täglich zu. Wenn er bei guter Laune war, pflegte er sich an seinem künftigen Ruhme zu weiden und, des Erfolges sicher, mir und der Mutter zu versprechen, uns zu Theilnehmern seines Glücks zu machen." Als bloßer Kopist konnte er gewiß hierauf keinen Anspruch machen. Die Leichtgläubigkeit und Einfalt jener beiden Frauen war übrigens so groß, daß, wie Sir Herbert Croft, an den obiger Brief gerichtet war, versichert: „es nicht schwer gefallen wäre, sie zu überreden, daß sie wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Urheber der untergeschobenen Manuskripte dem Arme der strafenden Gerechtigkeit verfallen wären."

Unterdessen lag das Bewußtseyn, der Verfasser des erhabenen „Chors an die Freiheit" und des lieblichen Rundgesangs in Ella zu seyn, mit den bescheidenen Ansprüchen in Streit, die ihm als bloßem Kopisten gestattet waren. Die Bekanntschaft mit den Herren Barret und Catcott schmeichelte zwar seinem Ehrgeize, er verfiel aber dessenungeachtet in eine trübe, melancholische Stimmung, die sich von Tag zu Tage verschlimmerte, während er sich immer tiefer in das von ihm ausgestellte Netz verwickelte. Das einzige Mittel, sich aus diesen unerträglichen Fesseln zu befreien, bestand darin, Bristol und seine ganze Umgebung zu verlassen, und eine neue Laufbahn anzutreten. Wir sind überzeugt, daß er sich aus diesem und keinem anderen Grunde zur Reise nach London entschloß.

„Einige Monate ehe er Bristol verließ", bemerkt seine Schwester, „hatte er sich schriftlich an mehrere Londoner Buchhändler gewandt — wie ich glaube, um zu erfahren, ob sich ihm dort eine Aussicht auf Beschäftigung eröffnen würde." Er hatte schon früher dem bekannten Verleger Dodsley einige Bruchstücke des Trauerspiels Ella mitgetheilt, welche dieser, wie es scheint, nicht einmal der Durchsicht würdigte. Jetzt machte er einen letzten Versuch bei Horace Walpole, indem er ihm nicht die verachteten Gedichte, sondern eines der alterthümelnden Stücke sandte, welche dem Geschmack seines neuen Gönners am meisten zusagten. Dieses sollte nach unserer Ueberzeugung die letzte Täuschung seyn; im Fall des Gelingens war er entschlossen, ihr auf ewig zu entsagen. Die Rowleyschen Papiere waren das Einzige, was er in dem Augenblick als

*) Horace Walpole, Graf von Orford, geb. 1717 † 1797, als Alterthumsforscher durch seine Royal and Noble Authors und Historical Doubts on Richard the Third, als Kunstliebhaber durch die Raritäten-Sammlungen und architektonischen Schnörkeleien seiner Villa zu Twickenham bekannt. Einen dauernderen Ruf haben ihm seine „Briefe" und sein Roman: the Castle of Otranto erworben.

Beweis seiner Fähigkeiten vorbringen konnte, die er gern zu jedem anderen Zwecke verwendet hätte. Er gründete keine Ansprüche auf den Besitz dieser Manuskripte, er zeigte keine Begierde, sie auf eine vortheilhafte Art zu veräußern oder sie zu vermehren, und als Walpole in der Folge sein Leidwesen darüber aussprach, daß er es versäumt hatte, die ihm überreichten Papiere vor der Zurücksendung zu kopiren, antwortete Chatterton: wenn jener sie herauszugeben wünschte, so ständen sie ganz zu seinen Diensten. Er wäre diese unheilschwangeren Manuskripte gern losgeworden; er hätte sie gern Herrn Barret, oder „dem Town and Country Magazine, dem man Abschriften gesandt hatte", oder „der Welt, die es ungerecht seyn würde, einer so unschätzbaren Seltenheit zu berauben", überlassen. Wir können nicht zu oft wiederholen, daß Chatterton in dieser unglücklichen Korrespondenz es durchaus nicht darauf anlegte, eine neue Täuschung hervorzubringen: man sieht nichts als seine rührenden, aber fruchtlosen Bemühungen, sich wo möglich von der alten frei zu machen. Er behauptet Nichts, dessen Leugnen ihm nachher zur Schande gereicht hätte, und kompromittirt sich nur durch einige zweideutige Worte, über welche er erröthet und zu deren Aufklärung nur etwas Geradsinn nöthig war. Er macht überhaupt keinen Versuch, die Echtheit der Manuskripte zu beweisen; er wünscht im Gegentheil, daß Walpole ihn für den Verfasser halten möge. Walpole gestand das außerordentliche Verdienst derselben ein, aber gerade dieses Geständniß wurde dem unglücklichen Chatterton verderblich. Wenn Walpole einen sechzehnjährigen Knaben für den Verfasser solcher Werke halten und dennoch zögern konnte, ihn von seiner Schreibstube zu erlösen, so war es um Chatterton's Hoffnungen geschehen. Die ungünstige Antwort seines Mäcens schmetterte ihn daher ganz zu Boden, und er erwiederte nur: „daß er nicht im Stande sey, das Urtheil eines Mannes zu bestreiten, der einen so hohen Rang in der gelehrten Welt einnähme; daß er Rowley's Gedichte aus einem Manuskripte kopirt habe, dessen Eigenthümer (Catcott) von ihrer Authentizität überzeugt sey, und daß er nunmehr Walpole's Rath befolgen, seinen unnützen literarischen Trödel vernichten und seine Feder künftig nur seiner Profession widmen werde."

Chatterton hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, durch Walpole's Fürsprache eine Anstellung bei einem Regierungs-Büreau in London zu erhalten. Er wollte um jeden Preis Bristol verlassen. Nicht, daß seine Lage dort so drückend gewesen wäre; er konnte sich im Gegentheil keine bessere Stellung wünschen; seine Arbeit war nur leicht, und er hatte nicht mehr als zwei Stunden täglich für seinen Herrn zu schreiben. Woher entstand denn das brennende Verlangen, seiner Vaterstadt Lebewohl zu sagen? Woher entstand die verzweiflungsvolle Stimmung, in der er seine Absicht zu erkennen gab, sich das Leben zu nehmen? Hier sind seine eigenen Gründe: „Was die Ursachen anbetrifft, die mich zu diesem Entschlusse treiben, so will ich zuerst erwähnen, daß ich mich nie in schlechterer Gesellschaft, als in meiner eigenen befinde; ich begehe nie eine Unmäßigkeit und habe, ohne mich zu rühmen, zu viel Verstand, um mich den feilen Dienern des Lasters anzuschließen. Nein! es ist mein Stolz, mein verfluchter, eingewurzelter, unüberwindlicher Stolz, der mich zur Raserei treibt! Ich will Ihnen gestehen, daß der Stolz neunzehn Zwanzigstel meines Charakters bildet. Ich bin gezwungen, entweder als ein Sklave, als ein Knecht zu leben, der keinen eigenen Willen, keine eigene Meinungen haben darf, oder zu *sterben*! Eine schwierige Wahl! Aber der Gedanke quält mich — ich will mich bemühen, Demuth zu lernen — *hier* kann es jedoch nicht geschehen!"

Nicht in Bristol nämlich. Wir brauchen wohl kaum daran zu erinnern, daß unsere Folgerungen nicht auf *dem* ruhen, was Chatterton sagte, sondern auf dem, was er that; wir wollten nur zeigen, daß die Zerrissenheit seines Gemüths von dem Umstande herrührte, daß man es ihm unmöglich gemacht hatte, die Wahrheit zu offenbaren. Eine Annäherung an diese findet man in obigen Zeilen. War ihm nicht wirklich nur die Alternative geblieben, als der Kopist Rowley's, „als ein Knecht, der keine eigene Meinung äußern darf", zu leben, oder zu sterben? Und er, dessen Stolz ihm später, als er sich von dem Mißlingen seiner Pläne überzeugte, nicht erlauben wollte, sich durch die Annahme eines Mahles vom Hungertode zu retten, suchte jetzt noch bei seinen alten Freunden um Geld-Vorschüsse nach, um sich in den Stand zu setzen, seine Ketten zu sprengen. Nur um sich aus jener Knechtschaft zu befreien und, was es auch kosten möge, zur Wahrheit zurückzukehren — ging er nach London.

Man wird uns den Einwurf machen, daß Chatterton seinen Wunsch, Bristol zu verlassen, nur durch die Ungeduld motivirte, mit der er seine abhängige Lage ertrug. Aber Etwas mußte er vorschützen, und dieses war der scheinbarste Grund, den er angeben konnte. Gegen Walpole drückte er das Verlangen aus, seiner Mutter nicht mehr zur Last zu fallen, während doch aus seinem Lehrbrief hervorgeht, daß sein Herr ihn mit Kost, Wohnung und Kleidern zu versorgen hatte. Gegen Andere gab er den zu Bristol herrschenden Krämergeist an — und gleich darauf begiebt er sich nach Holborn *)! Das heißt nach Anticyra reisen, um dem Schierlingsgeruch auszuweichen! Man wird noch, wie schon oft, einwenden, Chatterton habe bis an sein Ende Beweise gegeben, daß der Geist des Betrugs in ihm noch nicht ausgerottet war. „Er wollte Methodisten-Prediger werden, eine neue Sekte errichten", u. s. w. Wir wollen auch keineswegs behaupten, daß Chatterton seine alte Gewohnheit, die Welt zu täuschen, auf einmal aufgegeben habe. Aber diese Phrase: die Welt täuschen, hat nicht immer die übelste Bedeutung; sie besteht oft nur in der Herrschaft starker Geister über schwächere, und einer Lieblingstheorie gewisser Staatsmänner zufolge, können die Menschen, als Massen betrachtet, nicht anders regiert werden. Wir geben zu, daß Chatterton von einer solchen Neigung nicht freizusprechen sey. Allein in der Rumpelkammer zu Redcliff-Hill, oder in dem armseligen Dachstübchen zu Shoreditch, ist er darüber erhaben; aber in der Gesellschaft von Leuten wie Thistlewaite und Burgum mußte er die Kraft in sich fühlen, sie zu seinen Zwecken zu gebrauchen. So kam er auf die Idee, einige Gedichte in dem Charakter eines fanatischen Methodisten zu schreiben, und war schon im Begriff, sie für echt auszugeben und an *Romaine* abzufertigen *); aber der geistigen Anstrengung folgte die moralische Rückwirkung — er vernichtete die eben vollendeten Gedichte und beschloß, sich das Leben zu nehmen. Zu Allem unglücklich, von Allen entmuthigt, war die letzte Scene gekommen. Nach seinem Selbstmorde fand man das Zimmer ganz mit zerrissenen Papieren bedeckt.

Der Rowley-Manuskripte hatte er nur noch einmal in einem Journal-Artikel erwähnt, der erst nach seinem Tode herauskam. Er wollte in London nur solche Werke schreiben, die er für seine eigenen anerkennen und für die er sich eine unparteiische Würdigung versprechen konnte. „Auf dem Landgute the Walmsleys," bemerkt Sir Herbert Croft, „rühmte er sich oft, Schriften zu besitzen, die, wenn sie gedruckt wären, viel Geld einbringen würden. Als man ihm hierauf entgegnete, daß sie einen sehr kleinen Raum einnehmen müßten, weil er nur wenige Habseligkeiten mit sich führte, behauptete er dennoch, sie bei sich zu haben. Er sprach oft von seiner Absicht, etwas zu schreiben. um sich mit dem erworbenen Gelde Kleider anzuschaffen, so wie um das von ihm bewohnte Zimmer zu tapeziren und seine Schwester, Mutter und Großmutter mit einigen Geschenken zu überraschen; als man ihn aber befragte, warum er die oben erwähnten Schriften, die, wie er sich äußerte, nur mit Gold aufzuwiegen seyen, nicht zu diesem Zwecke gebrauchte, antwortete er, daß er diese nicht darum geschrieben habe, um Kleider dafür anzukaufen oder um Stuben mit dem Ertrage zu tapeziren; wenn ihn die Welt nicht besser behandelte, so würde sie keine Zeile davon zu sehen bekommen."

Wir glauben nicht, daß diese Schriften aus Fortsetzungen der „Schlacht von Hastings" und einer Umarbeitung des „Abtrünnigen" bestanden; im Gegentheil unterzog er sich in London der undankbarsten Arbeit, um nicht zu seinen alten Fälschereien greifen zu müssen. Er begann eine Geschichte von England, eine bändereiche Geschichte Londons, welche in wöchentlichen Heften erscheinen sollte und ihn zu Reisen nach Oxford, Cambridge, Lincoln und Coventry nöthigte; und als ihm diese Pläne zu Wasser wurden, sank er ohne Murren zum literarischen Tagelöhner herab und beschäftigte sich mit Allem, was man ihm auftrug. Er gab die Idee zu dem „Moderator", unterstützte das „Town and Country Magazine", und schrieb noch außerdem für mehrere andere Zeitschriften von allen Farben. So arbeitete er während seines ganzen Aufenthalts in London mit Leib und Seele, genoß den Tag über nichts als eine Semmel, einen Kuchen und ein Glas Wasser, dem er dann und wann eine Hammelzunge zufügte, und fuhr fort, seine Großmutter, Mutter und Schwester in Bristol — die einzigen Wesen, die er liebte, wie sie ihn liebten — mit Schilderungen seines Glücks und seiner guten Aussichten zu unterhalten, welche er durch Geschenke von Porzellan, Fächern und Kleidern bekräftigte, die er auf wunderbare Art mit den wenigen verdienten Pence anzuschaffen wußte. Denn er war, wie ein so genialer Mensch nicht anders seyn konnte, der großmüthigste der Sterblichen. Es wäre freilich besser für ihn gewesen, seinen Unterhalt auf jede andere Weise zu gewinnen, aber Niemand wollte ja das Geringste für ihn thun, und er mußte sich daher, so gut es gehen wollte, selbst zu helfen suchen. Dem Preise, den man ihm bezahlte, entsprachen auch die gelieferten Stücke. „Maria Friendless" und der „Raritäten-Jäger" mögen ein Gemisch von Johnson und Steele seyn; die Paar Shilling, die er dafür erhielt, waren sie reichlich werth. Man beschuldigt ihn der Feilheit und Gewissenlosigkeit in seinen politischen Schriften — als ob er nicht noch immer als ein bloßer Kopist zu betrachten sey, der Alles nachschreibt, was ihm von den verschiedenen Parteien diktirt wird. Streng redlich war seine neue Handlungsweise nicht, wie er nur zu bald gefunden haben würde, aber im Vergleich mit seiner bisherigen Laufbahn schien sie ihm die Rechtschaffenheit selbst. Die Hauptsache war: *Nichts mehr von Rowley*. Seine Verbindung mit den Journalen hatte durch Rowley angefangen — sie hatten mit der größten Bereitwilligkeit Fragmente aus seinen Gedichten eingerückt — und wir können uns kein günstigeres Feld für ein solches Unternehmen denken, als sich ihm in London darbot, wenn er Neigung gehabt hätte, den Betrug fortzusetzen. Er war mit vielen Buchhändlern bekannt und hatte die Augen der neugierigen Kleinstädter nicht mehr zu fürchten; jetzt wäre die günstigste Minute für Entdeckungen und Fälschungen gewesen. Er war oft um Stoff verlegen und suchte bei allen seinen Bristoler Freunden um Beiträge nach, von welchen vielleicht einige heutzutage für Chatterton's eigene Produkte gelten, aber mit Ausnahme der Ballade „Charity" (worin sich eine rührende Anspielung auf die hülflose Lage des Dichters befindet) gab er dem Publikum nichts mehr von Rowley.

Hiermit haben wir unsere Aufgabe beendigt, und wir wollen uns nicht weiter über dieses Thema verbreiten, obgleich der plastisch-ordnende Geist, der den unglücklichen Chatterton so ausgezeichnet, in den letzten Tagen seines Lebens an Stärke zu gewinnen scheint. Er wußte die Kenntnisse, die er besaß, auf eine so mannigfache Art anzuwenden, daß sie immer einen größeren Vorrath intellektuellen Reichthums ahnen ließen. Wenn er nur ein einziges Wort aus einer fremden Sprache erhascht hatte, so war er sicher, es so zu reproduziren, daß man ihn für Meister des ganzen Sprachschatzes halten mußte. Was er leistete, geschah fast ohne alle Hülfsmittel — gleich einem Maler, der tief unter der Erde in einem Kerker der Inquisition arbeitet und aus Mangel an

*) Holborn ist ein Distrikt in London, der vorzüglich von der gewerbtreibenden Mittelklasse bewohnt wird.

*) Romaine war einer der berühmtesten Methodisten-Prediger des vorigen Jahrhunderts.

Farben die Spuren der Verwitterung an den Mauern seines Gefängnisses in Effekte des Lichtes und des Schattens verwandelt, während er einen einzigen rothen Strich zur Hervorbringung einer mächtigen Wirkung benutzt. Wir glauben zwar nicht, daß die Nachahmung alter Poesie viele Schwierigkeit darbietet. Was in der That poetisch ist, gehört allen Zeitaltern an, und seltsame, ungewöhnliche Ausdrücke, die ein Kunstwerk in jedem anderen Falle entstellen würden, tragen nur dazu bei, ihm den Charakter der Authentizität zu verleihen; die Seltsamkeit wird dem Jahrhundert zugeschrieben, und man läßt es nicht an Bestrebungen fehlen, den etwa darin verborgenen Sinn herauszugrübeln. Aber Chatterton's Schriften sind voll der schönsten Poesie. Und wenn ein solcher Pilger in der Wüste untergeht, müssen wir seine Entdeckungen nicht auf die Stelle beschränken, wo er zuletzt sein Zelt aufschlug und von wo aus er die letzte frohe Nachricht in die Heimat sandte — sondern wir müssen die Spur bis zu seinem letzten Nachtlager verfolgen und den äußersten Punkt aufsuchen, der mit seinen zerrissenen Gewändern und verlorenen Schätzen bedeckt ist. Wie nun Herr Wilde durch die Vergleichung streitiger Aussagen und die Erklärung zweifelhafter Umstände so manche sich scheinbar widersprechende Thatsachen in Einklang gebracht und die Fragen beleuchtet hat: ob Tasso treu oder falsch war, ob er die Prinzessin von Este liebte oder nicht liebte, und ob sie seine Liebe erwiederte — sind auch wir durch die Zusammenstellung ähnlicher Evidenz zu dem Resultate gekommen, daß Chatterton sich gegen das Ende seines Lebens auf alle mögliche Weise bemühte, die Folgen der verübten Täuschung auszugleichen und eine neue, reinere Laufbahn anzutreten.

(F. Q. R.)

Türkei.

Die Franken in Smyrna.

II. Kaufleute, Handwerker und vornehme Gesellschaft.

Von den Smyrnenser Kaufleuten haben einige (freilich nur wenige) 50, ja 100 Tausend Thaler (Preußisch) im Vermögen. Die Mehrzahl aber bilden schurkische Spekulanten, die, weil sie in Europa keinen Bissen Brod finden konnten, der Pest und allem anderen Elende des Lebens in Asien Trotz bieten, um die Wirren der Landesverwaltung, so wie die Einfalt der Landeskinder, nach Möglichkeit zu ihrer Bereicherung zu nützen. Etliche derselben verkaufen nur über die Gränze die bei den Einheimischen aufgekauften Landes-Erzeugnisse weiter; Andere nehmen nur die eingeführten Europäischen Manufakturwaaren, um sie entweder an Kaufleute im Innern des Landes zu verschicken, oder in eigenen Läden sie selber zu verkaufen; noch Andere endlich verbinden beide Handelsarten mit einander. Die bedeutendsten Waarenlager in Smyrna gehören einigen Europäischen Handlungshäusern und werden durch Bevollmächtigte derselben verwaltet.

Außerhalb der Handelswelt treibt sich hier noch ein ganz besonderer Schlag Europäer, d. h. nichttürkischer Unterthanen, umher, Leute ohne irgend ein bestimmtes Gewerbe (nur Dieberei ausgenommen), der Auswurf von ganz Europa, ja von der ganzen Welt: entlaufene Dienstboten, Matrosen, Handlungsdiener und Gesellen — von denen, wie vom Winde, Keiner weiß, von wannen sie kommen, noch, wohin sie fahren. Gestern war's noch ein Lootsmann, heut ist's ein Bootsmann, morgen wird's ein Dienstknecht, übermorgen bringt er um 5 Thaler den Ersten Besten ums Leben und flüchtet auf dem nächsten Schiffe nach Malta, als Matrose dienend, ohne ein Stück Zeug auf dem Leibe. Solche Landstreicher werden von keiner Macht, von keinem Konsulat als Unterthanen anerkannt, obwohl bei ihnen jederzeit Ausweise und Pässe zu finden sind ... indeß freilich nur nachgemachte oder höchstens gestohlene. Die Türkische Polizei geht diesem Gesindel behutsamlichst aus dem Wege, da für sie, die überall nur nach einer guten Prise trachtet, bei jenen verzweifelten Habenichtsen doch höchstens eine derbe Tracht Prügel oder etwa ein paar ganz leise Messerstiche zu holen — und dieselben noch obendrein bei jeder Kränkung augenblicklich aus vollem Halse nach ihren Nationalrechten und Traktaten schreien. So sind sie daher für Smyrna in Wahrheit ein Volk nicht bloß höchst lästiger, sondern auch verderblicher Heuschrecken.

Europäische Handwerker sind in Smyrna ziemlich zahlreich vorhanden: Schneider, Schuhmacher, Tischler, Haarkünstler, Schlosser — aus Frankreich, England, Italien, selbst aus Deutschland, kurz von überall her strömen sie hier zusammen und finden ihr Brod. Nun könnte es wohl scheinen, als ob bei dem Ueberflusse an eingeführten Europäischen Handarbeiten jeder Art für die Handwerker dort nicht viel zu thun seyn möchte: doch es ist zu bemerken, daß alle diese für den Osten besonders gearbeiteten Einfuhr-Artikel von der allergeringsten Güte sind: die Englischen, Französischen und Amerikanischen Möbel gehen schon nach wenigen Wochen des Gebrauchs aus dem Leime, und das Schuhwerk pflegt bereits nach ein paar Wochen abgetragen zu seyn.

Die „noble Gesellschaft" bilden — die Handwerker (indeß nicht alle) ausgenommen — die Europäer jeden Standes: Handelsleute, Krämer, Comtoirschreiber, Handlungsdiener; und hierin ist auch ihre Aristokratie mitbegriffen, d. h. die Kaufmannschaft ersten Ranges und die Konsuln (mit Ausnahme einiger wegen ignoblen Aeußeren und Geschäfts zur Aristokratie nicht mitgezählten). Diese hochachtbare Gesellschaft mißt sich Europäische Bildung bei, hauptsächlich in der Lieblings-Wissenschaft, in der Politik; doch zerfällt sie in Wirklichkeit in zwei einander sehr unähnliche Klassen: Zur ersteren gehören etliche Konsuln nebst den in deren Kanzleien dienenden Europäern, die in Europa aufgewachsen und in irgend Etwas, mehr oder minder, gründlich unterrichtet sind, ferner die protestantische und ein Theil der katholischen Geistlichkeit. Mit diesen kann man sich unterhalten und klug sprechen, ohne Gefahr zu laufen, ausgelacht oder nicht verstanden zu werden. Die zweite Klasse bilden alle Uebrigen: diese haben sich sämmtlich der Wissenschaft des Geldmachens im Handelsverkehr gewidmet; sie Alle lesen ... die Zeitung, sie Alle kannegießern über Zitz, Feigen und Politik, freilich wohl über erstere viel sachverständiger als über die letztgenannte, welche sie aus einem halben Dutzend Französischer und Englischer, auf die endlosen Börsenumtriebe gegründeter Tagesblätter schöpfen. (Erst in allerneuester Zeit entstand in Smyrna ein nichtpolitisches Tageblatt von angeblich höherer Richtung: die Morgenröthe des Ararat.) Findet sich auch wirklich einmal bei Einem oder dem Anderen unter ihnen Etwas, wie eine Ahnung von encyklopädischem Wissen, so wird dieser fremde Eindringling bald genug vom Handelswesen, der einzigen Beschäftigung, dem ausschließlichen Lebenszwecke der Smyrnioten, verschlungen; wie auch die Politik für ihn natürlich nur eine beliebte Zerstreuung nach den Comtoir-Rechnungen und Ellen-Manövers abgiebt. Für einen nicht auf gut Smyrniotisch Gebildeten ist es schwer, lange in Smyrna zu leben, sehr schwer; Erörterungen über Ein- und Ausfuhr der Waaren, über Verhandlungen mit den Zollbehörden und Musselimen, über Cours und Feigen, werden ihm gar bald eben so völlig unerträglich, wie Raisonnements über die Spanischen Angelegenheiten, über die Bewegungen der Englischen und der Französischen Flotte. Der Hülfsmittel zu verständigeren und angenehmeren Beschäftigungen giebt es nur sehr wenige: drei Viertheile der Gesellschaft verstehen zwar Musik, doch wird überall, außer wenigen alten Bekannten, Niemand empfangen. Auch eine Buchhandlung giebt es, doch verkauft sie, außer der Bibel, nur alle mögliche Wörterbücher und See-Karten, ein Buch zu erlangen, ist daher äußerst schwierig. Erst vor kurzem hat eine Gesellschaft von zwölf Männern angefangen, neue Französische Bücher auf gemeinsame Rechnung zu verschreiben, um sie der Reihe nach zu lesen und dann, durchs Loos, unter sich zu vertheilen — was ganz gut werden konnte, wenn nur nicht die zu verschreibenden Bücher auch der Reihe nach vorgeschlagen wurden und deshalb zu drei Viertheilen in den erbärmlichsten Romanen beständen: denn was in Europa keinen Abgang gefunden, wird zu Schleuderpreisen, pfundweise, nach Asien verhandelt. Auch besitzen allerdings etliche Privaten Büchersammlungen von einigen Hundert Bänden, doch sind diese von den Großvätern bereits vor manchem Jahrzehend erworben und seitdem um Nichts bereichert worden, enthalten begreiflicherweise also auch gar nichts Neues.

Mannigfaltiges.

— **Pater Hyacinth's statistische Beschreibung von China.** Der ehrwürdige Nestor der jetzt lebenden Sinologen, Jakinf (Hyacinth) Bitschurinskji, einst Archimandrit am Griechischen Kloster zu Peking, ist noch immer unermüdet thätig, und bald werden wir aus seiner Feder ein neues Werk erhalten, das obigen Titel führen soll und gewiß unsere Kenntniß des inneren Chinesischen Staatslebens sehr fördern wird. Die Einleitung dazu ist im Russischen Journale des Ministeriums der Volks-Aufklärung (Mai 1842) mitgetheilt. Alles, was der Pater bisher an Uebersetzungen und selbständigen Werken erscheinen ließ, hatte — wie er sagt — den Zweck, vorläufig nähere Kunde von den Ländern zu geben, durch welche die ins eigentliche China führenden Straßen ziehen: daher jene früheren Werke größtentheils Tibet, Turkistan und die Mongolei zum Gegenstande haben, Regionen, die seit alter Zeit in enger Verbindung mit China standen und die Verbindung dieses Reiches auf der einen Seite mit Indien, auf der anderen mit Nord-Asien vermittelten. — Es folgte seine kürzere allgemeine Beschreibung von Kitai (China), aus welcher wir in den Jahrgängen 1841 und 1842 des Magazins Manches mitgetheilt haben. Das neue Werk, ausschließlich historisch-geographisch-politischen Inhalts, ist nun auf dreifacher Grundlage errichtet: den historischen Stoff hat ein von dem berühmten Tschu-hi begonnener und in der Folge von gelehrten Corporationen fortgesetzter, kritischer Auszug aus den unermeßlichen Reichs-Annalen geliefert, und zur Geographie und Statistik sind zwei Riesenwerke: das I-tung-tschi (Allgemeine Beschreibung) und das Hoei-tian (Gesammelte Verordnungen), in ihrem ganzen Umfang — was bisher niemals geschehen — ausgebeutet worden. Das Werk begleitet ein mit Benutzung alter und neuer, einheimischer und von Europäern entworfener Karten ausgearbeiteter Atlas des Reiches, auf welchem der Pater viele überall vorkommende Fehler verbessert zu haben versichert. — Hyacinth hat sich mit der Chinesischen Literatur beinahe identifizirt, welcher Umstand nicht ohne Wirkung auf seinen Styl geblieben ist. Ein geistreicher Landsmann des gelehrten Mönches sagte uns einmal, man müsse die Werke desselben aus dem Russischen zurück ins Chinesische übersetzen, um sie verständlicher zu machen, und wo der Pater bloß übersetzt, ist dies kaum zu viel gesagt — Original und Uebersetzung beleuchten einander zuweilen gegenseitig. In seinen bisherigen Werken fanden wir auch das Verständniß statistischer Ausdrücke (Namen von Aemtern, Würden, Eintheilungen) öfter sehr erschwert, da der Verfasser den Chinesischen Terminus seinem Russischen Aequivalenten oder Quasi-Aequivalenten nur selten hinzufügt, obschon dies eine geringe Mühe wäre. Uebrigens ist der Pater ein Mann von Geist und in seinen gelehrten Bestrebungen ohne mönchische Einseitigkeit; er liest und würdigt Alles, was in West-Europa über China geschrieben wird.

S.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Mittwoch den 11. Januar 1843.

Nord-Amerika.

Blinde taubstumme Kinder, zu Menschen erzogen.

Blind und taubstumm zugleich — ein entsetzlicher Gedanke! Beruhte der menschliche Geist, wie Manche früher angenommen, nur auf Erfahrungen und Eindrücken, die von außen kommen, so müßte das Kind, dem Auge und Ohr verschlossen sind, auf der niedrigsten Stufe der Thierheit stehen bleiben, denn ihm sind ja selbst die Organe versagt, durch die das Thier das Unterscheidungsvermögen ausbildet, das demselben vor der Pflanze und vor dem unorganischen Geschöpf seinen Rang in der geschaffenen Welt anweist. Doch die eingeborene menschliche Seele verleugnet unter keiner Hülle ihre göttliche Abstammung. Sie bricht sich Bahn, auch wenn die gewöhnlichen Verbindungen mit der Außenwelt ihr genommen sind — wenn nur eine befreundete Seele, wenn das Mitgefühl ihr entgegenkommt. Welche Genugthuung muß es aber auch für den Menschenfreund seyn, der durch seine Liebe dazu beigetragen, einer unsterblichen Seele zu ihrem irdischen Recht zu verhelfen! Wahrlich, er hat mehr gethan, als Viele, die, weil sie ihre Zeitgenossen durch ein glückliches Talent unterhielten, auf die Anerkennung auch der Nachwelt Ansprüche zu haben glauben.

In seinem kürzlich erschienenen Buche über Amerika giebt uns Boz (Dickens) eine ungemein anziehende und ergreifende Erzählung von der Erziehung zweier blinden taubstummen Kinder in der Blinden-Anstalt von Boston. Wir können dem Drange nicht widerstehen, diese Erzählung, die über eine bisher noch wenig beobachtete Seite der menschlichen Natur Aufschluß giebt, unseren Lesern mitzutheilen, und entlehnen diese Episode — um nicht das bereits genügend in unserer Sprache vorhandene überflüssigerweise von neuem zu übertragen — der so eben erschienenen Uebersetzung des Herrn E. A. Moriarty *). Es ist das „Massachussetts-Asyl für Blinde", in welchem sich der Reisende befindet und das ihm zunächst zu folgenden Betrachtungen Anlaß giebt:

„Merkwürdig ist es, die Gesichter der Blinden zu beobachten und zu sehen, wie frei sie von aller Verstellung oder Verheimlichung ihrer Gedanken sind; ein Sehender möchte hierbei erröthen, wenn er die Maske betrachtet, die er trägt. Abgerechnet einen leichten Schatten von Aengstlichkeit, — der sich stets in ihrem Antlitz ausdrückt, und den wir auch in unserem Gesicht bemerken können, wenn wir im Finstern unseren Weg ausfindig zu machen suchen, — drückt sich jede Idee, so wie sie in ihnen entsteht, mit Blitzesschnelle und in ihrer natürlichen Wahrheit in ihren Mienen aus. Wenn eine Ballgesellschaft oder eine Versammlung bei Hofe nur ein einziges Mal sich so wenig der Sehkraft bewußt wäre, wie Blinde, welche Geheimnisse würden an den Tag kommen, und als ein wie großer Beförderer der Heuchelei würde dieselbe Kraft erscheinen, deren Verlust wir so sehr beklagen!

Dieser Gedanke kam über mich, als ich in einem anderen Zimmer mich vor einem blinden, tauben und stummen Mädchen niedersetzte, dem der Geruch und fast auch der Geschmack fehlte: vor einem schönen jungen Geschöpf, begabt mit jeder menschlichen Fähigkeit und Hoffnung, empfänglich für Güte und Liebe, und bloß im Besitz eines einzigen äußeren Sinnes — des Gefühls. Da sah ich sie vor mir, gleichsam wie in einer Marmorzelle eingemauert, unzugänglich für den kleinsten Lichtstrahl, oder den leisesten Ton, und ihre arme weiße Hand sah hervor durch einen Riß des Steins, irgend einem guten Menschen um Hülfe zuwinkend, damit eine unsterbliche Seele geweckt werde.

Lange schon, ehe ich sie sah, war die Hülfe gekommen. Ihr Antlitz strahlte von Intelligenz und Vergnügen. Ihr Haar, von ihren eigenen Händen geflochten, war um einen Kopf geschlungen, dessen geistige Fähigkeiten in der schönen Contour und der hohen, freien Stirn desselben herrlich sich ausdrückten: ihr Anzug, von ihr selbst geordnet, war ein Muster der Nettigkeit und Einfachheit: die Arbeit, an der sie eben gestrickt, ruhte neben ihr; ihr Schreibebuch lag auf dem Pulte, auf das sie sich stützte. — Aus wie kümmerlichen Resten eines Menschenleibes hatte sich langsam dieses sanfte, zarte, schuldlose, dankbare Wesen erhoben!

Gleich den anderen Bewohnern des Hauses hatte sie ein grünes Band um ihre Augen gebunden. Eine Puppe, die sie angekleidet hatte, lag neben ihr auf dem Boden. Ich hob dies Spielwerk auf und sah, daß sie ein grünes Band, wie sie selbst trug, gemacht und der Puppe um die Augen gebunden hatte.

Sie saß innerhalb eines kleinen Kreises von Schulpulten und Bänken und schrieb ihr Tagebuch. Bald hatte sie diese Arbeit beendigt, und nun begann sie eine lebhafte Unterhaltung mit einer Lehrerin, die neben ihr saß. Dies war eine Lieblingslehrerin der Armen. Hätte sie ihr Gesicht sehen können, sie würde sie sicher nicht weniger geliebt haben.

Aus einer schriftlichen Mittheilung desselben Mannes, der sie zu dem gebildet hatte, was sie ist, habe ich einige unzusammenhängende Bruchstücke ihrer Geschichte entnommen. Es ist eine sehr schöne, rührende Erzählung, und ich wünschte, ich könnte sie dem Leser vollständig vorlegen.

Ihr Name ist Laura Bridgman. „Sie wurde in Hanover in New Hampshire am 21. Dezember 1829 geboren. Sie wird als ein sehr munteres, hübsches Kind mit hellen, blauen Augen geschildert. Bis zu dem Alter von ein und einem halben Jahre war sie jedoch so klein und schwächlich, daß ihre Aeltern kaum glaubten, sie aufziehen zu können. Sie war harten Krankheitsanfällen unterworfen, welche ihren zarten Körper aufs Aeußerste mitnahmen; das Leben hing nur noch an einen Faden. Doch im Alter von anderthalb Jahr schien sie sich zu erholen, die gefährlichen Symptome ließen nach, und zwei Monate später war sie vollkommen wohl.

„Jetzt entfalteten sich alle ihre Geistesfähigkeiten, bisher in ihrem Wachsthum gehemmt, mit reißender Schnelle, und während der viermonatlichen Gesundheit, die sie nun genoß, scheint sie (so weit wir der Erzählung einer liebenden Mutter glauben dürfen) einen bedeutenden Grad von Intelligenz gezeigt zu haben.

„Allein plötzlich wurde sie abermals krank; die Krankheit wüthete fünf Wochen lang mit großer Heftigkeit; dann entzündeten sich Augen und Ohren, und der Inhalt derselben lief aus. Aber obschon Gesicht und Gehör für immer verloren waren, so hatten doch die Leiden des armen Kindes ihr Ende noch nicht erreicht. Fünf Monate mußte sie in einem verfinsterten Zimmer das Bett hüten; es währte ein Jahr, ehe sie ohne Hülfe selbst gehen konnte, und zwei Jahre, ehe sie den ganzen Tag aufrecht sitzen konnte. Man bemerkte jetzt, daß ihr Geruch fast gänzlich zerstört und ihr Geschmack ebenfalls sehr abgestumpft war.

„Erst als das arme Kind vier Jahr alt war, schien ihm die körperliche Gesundheit wiedergegeben zu seyn; und erst jetzt konnte es in das Leben und die Welt eintreten.

„Allein in welcher Lage befand sich das arme Mädchen! Die Dunkelheit und das Schweigen des Grabes herrschte um sie: keiner Mutter Lächeln rief ihr Lächeln hervor, keines Vaters Stimme lehrte sie, Laute nachahmen — Brüder und Schwestern waren für sie bloße Formen, die ihrem Griffe widerstanden, die jedoch in nichts von den Mobilien im Hause sich unterschieden, außer durch Wärme und durch das Vermögen, sich selbst bewegen zu können; und in diesen Beziehungen unterschieden sie sich nicht einmal von der Katze oder dem Hunde.

„Aber der unsterbliche Geist, der ihr eingepflanzt worden war, konnte weder sterben, noch verstümmelt werden; und obwohl ihm die meisten Mittel, sich mit der Welt in Verbindung zu setzen, abgeschnitten waren, so begann er doch, sich durch die noch übrigen zu offenbaren. Sobald das Mädchen laufen konnte, fing sie an, das Zimmer und das Haus zu untersuchen; sie lernte die Form, die Dichtheit, das Gewicht und die Wärme jedes Körpers kennen, auf welchen sie ihre Hände legen konnte. Sie folgte ihrer Mutter und befühlte deren Hände und Arme, wenn sie im Hause beschäftigt war; ihre Neigung zur Nachahmung bewog sie, aus freien Stücken Alles zu wiederholen. Sie lernte selbst ein wenig nähen und stricken."

Es wird indeß kaum nöthig seyn, zu erwähnen, daß die Mittel und Wege, sich ihr mitzutheilen, sehr beschränkt waren, und daß die moralischen Wirkungen ihres elenden Zustandes sich bald zu zeigen begannen. Wer nicht durch die Vernunft gebildet werden kann, der kann bloß durch Gewalt in Schranken gehalten werden; und dies, in Verbindung mit ihrem traurigen Schicksale, würde sie bald in eine schlimmere Lage versetzt haben, als die der Thiere ist, welche ohne rechtzeitige, ungehoffte Hülfe umkommen müssen.

„Um diese Zeit war ich so glücklich, von dem Kinde zu hören, und eilte sogleich nach Hanover, um es zu sehen. Ich fand eine wohlgebildete Gestalt, mit einem stark markirten, nervös sanguinischen Temperamente und einem großen, schöngeformten Kopfe; das ganze Körpersystem war in gesunder Thätigkeit. Die Aeltern waren leicht zu bewegen, sie nach Boston reisen zu lassen, und am 4. Oktober 1837 brachten sie sie in die Anstalt.

„Eine Zeit lang war sie sehr bestürzt; nachdem man ungefähr zwei Monate gewartet hatte, bis sie mit ihrer neuen Lokalität bekannt und mit den Hausbe-

*) Leipzig, bei J. J. Weber. — Vgl. Nr. 3 des Magazins.

wohnern etwas vertrauter geworden war, wurde der Versuch gemacht, ihr eine Kenntniß von willkürlichen Zeichen beyzubringen, wodurch sie anderen ihre Gedanken mittheilen konnte.

„Zu diesem Ende konnte man zweierlei Wege einschlagen. Man mußte entweder eine Zeichensprache wählen, wobei man die natürlichen Zeichen benutzte, durch die sie sich schon auszudrücken wußte, oder ihr die gewöhnlich angewandte, gänzlich willkürliche Sprache zu lehren suchen, d. h. man mußte ihr für jedes besondere Ding ein Zeichen geben oder ihr eine Kenntniß von Buchstaben beibringen, durch deren Zusammenhang sie ihren Begriff von dem Daseyn und der Art und Weise des Daseyns irgend eines Dinges ausdrücken konnte. Das Erstere wäre leicht, allein von nur geringem Nutzen gewesen; das Letztere schien sehr schwer, aber wenn es erreicht war, mußte es sich als sehr brauchbar erweisen. Daher beschloß ich, das Letztere zu probiren.

„Den ersten Versuch machte ich damit, daß ich auf allgemein gebrauchte Dinge, wie z. B. Messer, Gabeln, Löffel, Schlüssel u. s. w., Zettel kleben ließ, auf welchen der Name des Geräthes in erhabenen Buchstaben gedruckt war. Diese Buchstaben befühlte sie sehr sorgfältig und unterschied natürlich gar bald, daß die gekrümmten Linien des Wortes Löffel eben so sehr von den gekrümmten Linien des Wortes Schlüssel unterschieden waren, wie die Form des Löffels von der des Schlüssels.

„Dann wurden kleine besondere Zettel, worauf dieselben Worte gedruckt waren, ihr in die Hände gegeben; und sie bemerkte bald, daß sie den auf die Geräthe geklebten ähnlich waren. Sie bezeigte ihre Wahrnehmung dieser Aehnlichkeit dadurch, daß sie den Zettel Schlüssel auf den Schlüssel und den Zettel Löffel auf den Löffel legte. Hierin wurde sie durch das natürliche Zeichen der Billigung, durch Klopfen auf den Kopf, aufgemuntert.

„Dasselbe Verfahren befolgte man mit allen Gegenständen, die sie in die Hand nehmen konnte; und bald lernte sie, die richtigen Zettel auf dieselben zu legen. Es begreift sich indessen, daß die einzige Geisteskraft, die sich hier übte, die Kraft der Nachahmung und des Gedächtnisses war. Sie erinnerte sich, daß der Zettel Buch auf ein Buch gelegt war; sie wiederholte das Verfahren erst aus Nachahmung und dann aus dem Gedächtniß: dabei hatte sie bloß den Beweggrund der Liebe zum Beifall, aber, wie es schien, ohne geistige Wahrnehmung irgend einer Beziehung zwischen den Dingen.

„Nach einiger Zeit wurden ihr, statt Zettel, die einzelnen Buchstaben auf besonderen Stücken Papier gegeben: diese wurden so neben einander gelegt, daß man das Wort Buch, Schlüssel u. s. w. herauslesen konnte; dann wurden sie in einen Haufen gemischt, und man gab ihr ein Zeichen, die Buchstaben selbst so zu legen, daß man die Worte Buch, Schlüssel, lesen könnte; und dies that sie auch.

„Bis jetzt war das Verfahren mechanisch gewesen und der Erfolg ungefähr eben so groß, als wenn man einem recht klugen Hunde mehrere Kunststücke lehrt. Das arme Kind hatte in stummem Staunen dagesessen und geduldig Alles nachgeahmt, was ihr der Lehrer vormachte. Aber jetzt schien ihr das Licht der Wahrheit aufzugehen; ihr Verstand begann zu arbeiten: sie bemerkte, daß sie jetzt Mittel hatte, sich ein Zeichen von etwas, das vor ihrer Seele stand, zusammenzusetzen und dies einer anderen Seele zu zeigen, und sogleich strahlte ihr Antlitz von menschlicher Vernunft: sie war nicht mehr einem Hunde oder Papagei zu vergleichen — der unsterbliche Geist ergriff jetzt begierig das neue Glied der Vereinigung mit anderen Geistern! Ich könnte fast den Augenblick angeben, als diese Wahrheit in ihrem Gemüthe aufdämmerte und Licht über ihr Antlitz goß. Ich sah, daß das große Hinderniß nunmehr beseitigt war, und daß von nun an nur Geduld und Ausdauer erforderlich sey, denn das zwar schwer zu erreichende Ziel lag offen und klar vor mir.

„Das Resultat ist so weit schnell erzählt und leicht zu begreifen; allein das Verfahren war es nicht; denn viele Wochen scheinbar vergeblicher Arbeit vergingen, ehe man so weit kam.

„Wenn ich eben sagte, daß ein Zeichen gemacht wurde, so soll das so viel heißen, daß der Lehrer die Handlung verrichtete; sie befühlte dabei seine Hände und ahmte dessen Bewegungen nach.

„Nachher wurde ein Satz Metall-Typen angeschafft, auf deren Enden sich die verschiedenen Buchstaben des Alphabets befanden; so wie auch ein Brett, in welches viereckige Löcher geschnitten waren, in die sie die Typen setzen konnte, so daß die Buchstaben bloß auf der Oberfläche gefühlt werden konnten. (Schluß folgt.)

England.

William Cobbett.

Von Cobbett's Lehren für junge Männer und Frauen aller Stände hat Herr Vernes-Prescott eine neue Französische Uebersetzung besorgt und ihr eine Biographie Cobbett's beigegeben. In dieser zeigt der Uebersetzer eine unbedingte Verehrung Cobbett's, in die schwerlich alle Leser einstimmen werden, denen der Mißbrauch bekannt ist, welchen Cobbett in seinem Weekly Register mit der periodischen Presse getrieben hat, als er fast alle ausgezeichnete Männer Englands auf persönlich verletzende Weise angriff und falsche Begriffe über die Englische Staats-Verwaltung unter die Menge zu streuen eifrigst bemüht war; dies schon wirft einen Schatten auf Cobbett's Charakter, den seine glänzenden Talente nicht verdecken können, doch man fühlt sich noch mehr von ihm zurückgestoßen, wenn man die Motive kennen lernt, welche den streng konservativen Cobbett zum hitzigsten Radikalen umschufen. Hierüber giebt der Uebersetzer Folgendes:

„Cobbett begann seine politische Carrière in England unter den günstigsten Auspizien. Er gehörte zu Pitt's Partei und genoß so die Gunst mehrerer Minister. Unter diesen war Wyndham, gleich ausgezeichnet durch seine Liebenswürdigkeit und durch seine Talente, ihm besonders geneigt. Er ging so weit, in voller Parlaments-Sitzung zu sagen, Cobbett verdiene eine goldene Statue. Damals kamen die Konservativen oder die Hofpartei zu keinem Mahle zusammen, bei dem sie nicht Cobbett's Gesundheit ausbrachten; vorzüglich als seine berühmten Briefe über den Traktat von Amiens erschienen, die in ganz Europa Aufsehen erregten. Doch die Gunst der Minister trug Cobbett nichts ein. Von seiner Rückkehr aus Amerika an bis zu der Stunde, in der er Pitt verließ, war es ihm nicht möglich gewesen, eine Unterstützung zu erlangen, so daß man sich bereits allgemein über die Undankbarkeit wunderte, mit welcher das Ministerium Cobbett's Ergebenheit lohnte. Folgendes Ereigniß gab den Ausschlag, daß Cobbett sich von der Partei abwandte, die seine Dienste so schlecht vergalt. Wyndham hatte Pitt mitgetheilt, daß Cobbett eifrigst wünsche, ihm vorgestellt zu werden. Doch Pitt, dessen Stolz oft unsere Bewunderung seiner seltenen Fähigkeiten herabstimmt, fühlte sich durch dies Ansinnen Cobbett's beleidigt und schlug die Bitte mit verletzenden Worten ab, was um so mehr unrecht war, als Wyndham, der Cobbett offen protegirte, aus noch älterem Adel stammte, als Pitt. Da faßte Cobbett den Entschluß, es mit der Gegenpartei zu versuchen, ob er bei ihr mehr Dank ärndten werde: und er war nirgend gewohnt, auf halbem Wege stehen zu bleiben. So griff er nach seiner Umkehrung bald alle finanzielle, industrielle und kommerzielle Einrichtungen und Verhältnisse, so wie alle Männer, die irgend dabei betheiligt waren, auf das erbittertste an."

Eine Verletzung der Eigenliebe also rief in Cobbett die radikalen Ansichten hervor. Der Fall ist nicht neu und nicht selten, doch darum nicht weniger zu verdammen. Cobbett verhält sich in der Politik zu Burke und Pitt, wie ein Soldat zum General. Er hat sich nie zu wissenschaftlichen Prinzipien erhoben. Seine Meinungen blieben Meinungen, er ließ sich vom Gefühl und einem gewissen Instinkt leiten. Sein Gefühl zeigte sich auch im gemeinen Leben sehr lebendig, sein Instinkt aber führte ihn, wie er selbst wiederholt sagt, zum Republikanismus. Wenn sich erweisen ließe, daß Pitt diese Schwächen seines diensteifrigen Verehrers durchschaut habe, so würde sein Benehmen freilich entschuldigt seyn. Wie in der Politik, folgte Cobbett in der Moral seinem Instinkt. Niemand war weniger fähig, zu abstrahiren, über das Einzelne zum Allgemeinen vorzudringen, und somit Niemand mehr zum Metaphysiker verdorben. Die Philosophen, welche mit dem Odi profanum vulgus et arceo so freigebig sind, haben daher Cobbett's moralische Schrift, die Lehren für junge Männer und Frauen, unbedingt verworfen. Und gleichwohl werden Denker, welche das Gute, auch wo es nicht im System erscheint, zu erkennen vermögen, uns zugestehen, daß Cobbett in seinem Instinkt zu einer sehr richtigen und fein durchgebildeten Moral gelangt ist. Diese Erscheinung giebt seiner Schrift, in der uns des Verfassers Persönlichkeit übrigens so liebenswürdig entgegentritt, daß wir darüber seine politischen Schwächen gern vergessen, schon ein nicht geringes psychologisches Interesse. Wir sehen einen Bauerburschen, der aus dem väterlichen Hause entläuft und sich, keinen Heller in der Tasche, mit der leidenschaftlichsten Natur, doch ohne alle Kenntnisse, nach London begiebt. Er ist bald genöthigt, in ein Infanterie-Regiment zu treten, und seit der Zeit hat sich kein Verwandter, kein Freund der geistigen und sittlichen Entwickelung des armen Soldaten angenommen. Zwanzig Jahre darauf finden wir ihn als geachteten Schriftsteller wieder und auf einer Höhe der Sittlichkeit, die man sonst selbst bei der glücklichsten Natur und der sorgfältigsten Erziehung nur selten zu erreichen pflegt. Diese Sittlichkeit, die Tugenden, welche Cobbett im Privatleben zeigte, halfen ihm ohne Zweifel viel auf seiner politischen Carrière; einmal machten sie es ihm leicht, Mißgeschick und Verfolgungen zu ertragen, dann erhöhten sie die Furcht, welche seine Gegner vor ihm hatten, indem die radikale Partei, welche ihre Reihen so oft mit den verwerflichen Subjekten füllt, die nur deshalb sich zu ihr wenden, weil man ihnen alle andere Bahnen bereits abgeschnitten hat, in ihm einen in jeder Hinsicht untadelhaften Mann besaß. Cobbett scheint selbst gefühlt zu haben, wie sehr sein Privatleben geeignet war, ihm die Herzen zu gewinnen, da er selbst zu wiederholten Malen das Publikum damit bekannt gemacht hat und gewissermaßen in einem Hause von Glas wohnte, durch das Freunde und Feinde alle seine Schritte beobachten konnten. Schon 1797 gab er eine Biographie heraus, in der er sich unter Anderem bei Besprechung seines Aufenthalts in Frankreich entschieden und mit den härtesten Ausdrücken gegen die Französische Revolution erklärt. Auch in der Einleitung zu seinen Morallehren sucht er durch die Enthüllung seiner Persönlichkeit die Leser einzunehmen. „Von Jugend auf", sagt er hier, „machte es mir Vergnügen, das Wenige, was ich gelernt hatte, meinen Freunden mitzutheilen; und ich glaube, daß die, welche mein Leben kennen, überzeugt seyn werden, ich könne nach meinen Erfahrungen manchen nicht üblen Rath ertheilen. Sehr jung und von allen Mitteln entblößt in den Strudel der großen Welt geworfen, verdiente ich mehrere Jahre nur mein Brod im Schweiße meines Angesichts, darauf war ich acht Jahr Soldat, nahm meinen Abschied, als ich Einiges erspart hatte, verheiratete mich früh, ging nach Frankreich, um die Französische Sprache zu lernen, schiffte mich nach Amerika ein, lebte hier acht Jahre und hatte einen nicht geringen Antheil an den Verhandlungen, welche die Periode von 1793 bis 1799 charakterisiren, ging 1800 nach England zurück, wo ich die Thätigkeit begann, welche ich, eine zweijährige Gefangenschaft ausgenommen, diese neunundzwanzig Jahre hindurch ununterbrochen fortgeführt habe, indem ich alle Wochen, selbst während der drei Jahre meines freiwilligen Exils, die ich in höchster Armuth jenseits des Atlantischen Meeres verlebt habe, eine Zeitschrift erscheinen ließ, welche den theuersten Interessen der Nation gewidmet war, indem ich eine Englische und eine Französische Grammatik, eine Abhand-

fung über die Hauswirthschaft, eine über das Forstwesen, über den Gartenbau und eine neue Art Getraide, eine Geschichte der Reformation schrieb, Werke, die sich, besonders das letzte, eines stets wachsenden Beifalls zu erfreuen hatten; während derselben Zeit erfand ich eine neue Art, Strohhüte zu verfertigen, führte mehrere sehr nützliche Baumgattungen in England ein, unterhielt, selbst in der Verbannung, in London ein großes Institut, in dem stets mindestens zehn Personen beschäftigt waren, die Setzer, Drucker und andere Arbeiter ungerechnet, die zum schriftstellerischen Handwerk gehören; und vor Allem zog ich während dieser neunundzwanzig Jahre der Noth und der Gefangenschaft sieben Kinder auf, die seitdem in der Welt ihr schönes Fortkommen gefunden haben. Ich müßte von aller Beobachtungsgabe entblößt seyn, wenn ich nach diesen reichen Erlebnissen nicht Manchem eine Lehre in der Noth geben könnte."

Diese Worte scheinen bezeichnend für Cobbett's Schrift. In ihnen giebt er bereits das Geständniß der Unvollkommenheit seiner Morallehren, indem er sie nur als vereinzelte, aus den Schicksalen eines Individuums hergenommene Ansichten hinstellt. Doch erweckt der einfache, offene Ton bereits das Vertrauen der Leser. Es ließe sich nun über die einzelnen Theile des bekannten Buches viel streiten; man hat Manches bloß wie einen Scherz betrachtet, vornehmlich die sehr detaillirte Anweisung für junge Männer, die sich verheiraten wollen, auf welche Weise sie die Mädchen zu erforschen haben, ob sie all die einzeln aufgeführten, für eine gute Hausfrau unerläßlichen Eigenschaften besitzen, und vorzüglich wie man ein von der Natur so bevorzugtes Kind an sich fesseln könne; gerade in der Liebe hat sich bis heute der Starrsinn und Hochmuth der menschlichen Natur bewährt, indem es hier Jeder vorzieht, sich kopfüber in die Fluth zu stürzen und eben zu versuchen, ob er sich über Wasser halten oder untergehen wird, als nach weisem Schwimmreglement zierlich die Wellen zu theilen und dabei das schöne Bewußtseyn zu genießen, daß kein Haar an uns gefährdet sey. Weit gelungener ist der Abschnitt, in dem der Verfasser den jungen Männern Wege angiebt, ihre eigenen Kräfte zu prüfen, indem er sie warnt, einen gewissen unbestimmten Drang, ein inneres Gähren schon für künstlerischen Beruf zu nehmen, ein Irrthum, der so viele schätzbare Talente auch noch in unseren Tagen zerstört, indem sie sich in vergeblichem Bemühen, das Höchste zu leisten, zersplittern, während sie bei einem Gegenstand, der ihren Kräften entspricht, Vortreffliches leisten könnten. Die höchste Beobachtung aber ist vom Anfang den beiden Abschnitten zu Theil geworden, welche die Lehren für einen Gatten und für einen Vater enthalten. Es ist rührend, mit welcher Naivetät der Verfasser uns hundert kleine Züge erzählt, durch die er seiner Frau seine unwandelbare Liebe zu zeigen bemüht war, wie er besonders in Krankheiten sie gehütet habe und einst, z. B. in Philadelphia, als sie schwer danieder lag und vor dem Hundegebell auf den Straßen nicht schlafen konnte, halb entkleidet, wie er war, auf die Straße stürzte und die Hunde durch Steinwürfe mehrere Stunden lang über sechzig Schritt nach allen Richtungen vom Hause entfernt hielt, so daß der Ton nur sehr geschwächt zu dem Ohr der Kranken dringen konnte und Cobbett bei seiner Rückkehr die Befriedigung hatte, die Frau schlafend zu finden. Er dringt besonders darauf, daß ein Mann nicht glaube, seine Liebespflichten gegen die Frau erfüllt zu haben, wenn er durch allerlei kleinliche Galanterieen sie erfreut, jedem beliebigen ihrer Wünsche zuvorkommt; dies pflegt die flackernde, eines tieferen Gehaltes entbehrende Leidenschaft auch zu thun; die wahre Liebe hascht nach diesen äußeren Zeichen nicht, sie bekundet sich durch die gleichmäßige Milde und Wärme, die der Mann bei jeder That und jedem Worte der Frau zeigt, durch die sanfte Schonung, mit der er ihre Versehen zudeckt oder vertritt, und durch das uneingeschränkte Vertrauen, das er in sie setzt. Dem Vater schärft Cobbett die doppelte Pflicht ein, über die geistige und körperliche Ausbildung der Kinder zu wachen. Zu diesem Zwecke soll er sie so viel als möglich um sich haben, alle ihre Neigungen und Anlagen im Entstehen und Wachsen genau beobachten und, wenn es irgend angeht, ihnen den ersten Unterricht selbst ertheilen, weil dieser auf das sorgfältigste der jedesmaligen Natur angepaßt seyn will und Niemand die Natur des Kindes so genau kennt.

Als Belege für seine Ansichten erzählt Cobbett stets eigene Erlebnisse, und so ist sein Buch voll von den reizendsten Familienscenen, die in ihrer Zartheit und Reinheit allein den wohlthuendsten Eindruck auf das sittliche Gefühl machen müssen. Und so vergißt man über der Liebenswürdigkeit des Verfassers und der Einfachheit und Naivetät seiner Schrift fast den Hauptmangel derselben, daß ihre Grundlage nämlich eine rein praktische ist, keine philosophische und keine religiöse. Cobbett war nicht ohne Religiosität, doch er soll sie hier absichtlich haben zurücktreten lassen, um sich nur auf den Gott zu stützen, dessen Macht Niemand bezweifelt, den Augenblick, das praktische Bedürfniß und die praktische Nothwendigkeit. Nur hierdurch glaubte er die höchste Popularität erreichen zu können, und dies ist ihm allerdings gelungen.

Türkei.

Die Franken in Smyrna.

III. Fremde; Sommer- und Winter-Unterhaltungen.

Reisende besuchen Smyrna zwar zahlreich, doch gewöhnlich nur für kurzen Aufenthalt. Außerdem liegen im Meerbusen jederzeit etliche Kriegsfahrzeuge von Oesterreich, Frankreich, England und Amerika; seltener erscheinen Russische etwa aus Griechenland, mit Depeschen für den Konsul, welche dann zu Lande nach Konstantinopel weiterbefördert werden. In den letzten Jahren, seit Einrichtung der Dampfschifffahrt und dem hierdurch vermittelten beständigen Verkehre mit Athen und Konstantinopel, hat sich die Zahl der Reisenden merklich vergrößert. Den Neuankommenden gefällt Smyrna gewöhnlich sehr gut: das angenehme Klima, das fast Europäische Aussehen des Frankenviertels, der Schein von Bildung seiner Bewohner, das Casino mit den Nachrichten aus Europa — alles dieses erscheint, nach Athen und Konstantinopel, neu und anziehend, so daß sehr natürlich der Fremde, der nur einen halben, höchstens einen ganzen Monat hier geblieben, einen angenehmen Eindruck davonträgt. In der That aber verhält sich's mit dem Smyrnenser Wesen gerade so, wie mit den dortigen Gesichtern: nur von fern und nur auf kurze Zeit findet man daran eine gute Seite. Was anfänglich arglos für Weiß und Roth genommen, wird später als eitel Schminke erkannt; und was als Wohlgestalt und reizende Form erscheint, das bewirkt — zwar kein Schnürleib, denn das läßt sich nicht verleugnen, aber — ein mäßiges Zusammenziehen der Taille und ein Paar runde Leinensäckchen, welche so geschickt unter den Brüsten zusammengezogen getragen werden, daß sie kaum je zu bemerken sind. Um an dem Leben in Smyrna Geschmack zu finden, muß man entweder sich selber genug seyn, seine Welt im eigenen Innern finden, oder allen geselligen Genüssen entsagen und zu einer durch nichts veredelten Sinnlichkeit sich herabstimmen. — Die Speisewirthschaften sind erträglich, und außerdem giebt es noch sogenannte „Pensionate", in welchen man für einen oder anderthalb Thaler (die Person) täglich ein Zimmer, Mittagstisch und ein Täßchen Kaffee bekommt. Auch Konditoreien sind zahlreich vorhanden, sammt und sonders aber nicht viel werth. — In der Umgegend der Stadt besuchen die Fremden vorzüglich Burnaba, Budja und unweit davon, am Melesu, die Stelle, wo eine große antike Wasserleitung erhalten ist und ein reißender Gießbach eine Türkische Mühle treibt. Wegen seiner höchst malerischen Lage heißt dieser Platz „das große Paradies", so wie ein ihm ähnlicher, etwas weiter von der Stadt entfernter „das kleine Paradies" genannt wird. An Miethpferden fehlt es auch nicht: mit Sattel läßt sich der Türkische Philister für den Tag einen Thaler bezahlen; und außerdem stehen an der Karawanen-Brücke für die Liebhaber jederzeit Esel bereit: Wer solchen will, wählt einen, bezahlt für ihn im voraus und bindet ihn nach seiner Rückkunft an den Kirchhofzaun bei der Brücke wieder an, ohne weiter um dessen Herrn sich zu bekümmern. Denn jedes dieser Thiere hat sein besonderes Zeichen, woran es der ganzen Nachbarschaft bekannt ist, so daß, wer etwa einen Esel gestohlen hätte, unfehlbar entdeckt werden würde; und die Thiere selber laufen vermöge ihrer langen Gewöhnung niemals davon, wenn sie auch nicht angebunden werden, obgleich der Herr derselben erst Abends zur Brücke kommt, um sie heimzutreiben.

Zur Sommerzeit ziehen viele Smyrnioten aus der Stadt auf die umliegenden Dörfer Burnaba, Budja, Sedikiot und Kokluhdja. Von den Konsuln bleibt etwa die Hälfte zurück, jeder indeß hat täglich in der Stadt zu thun und erscheint daher alle Morgen zu Esel oder zu Pferde dort im Laden, in der Kanzlei, oder im Comtoir; Abends, vor Sonnenuntergang, kehrt er dann eben so in die Sommerwohnung zurück. Diejenigen, welche gänzlich in der Stadt bleiben, verbringen diese Tage in Geschäften, gehen nur Mittags auf eine halbe oder ganze Stunde zum Frühstücken nach Hause, und Abends, nach dem Schlusse der Geschäftslokale, spazieren, die Franken-Straße entlang nach dem flachen Vorgebirge Punta, nördlich von der Stadt, oder durch das Griechenviertel zur Karawanen-Brücke. Das weibliche Geschlecht sieht man im Ganzen wenig spazierengehen; meist putzt es sich gegen Abend und setzt sich entweder an die Fenster oder, auf eigens hierzu hingestellte Stühle, vor die Hausthür — nur die vornehme Welt findet dies ihrer Würde nicht angemessen. In den mondhellen Sommer- und Herbstnächten dauert das Spazierengehen und Sitzen auch nach Mitternacht fort, d. h. als Erneuerung nach der Mahlzeit, welche durchgängig um 6 oder 7 Uhr stattfindet. Dabei zeigt sich nicht nur die Männerwelt zu Pferde, sondern zuweilen auch ein Theil der weiblichen, nach Europäischer Art, seitwärts sitzend, oder, besonders in den Dörfern und auf dem Rückwege zur Stadt, sogar im Männersattel zu Pferd oder Esel. Eigenes Fuhrwerk halten auch die Vermögenden in Smyrna gar nicht; einer der Konsuln hatte zwar ein Kabriolet, ließ es aber ungenützt verfaulen, bis zuletzt ein Hühnerstall daraus gemacht wurde. — An Feiertagen dagegen verödet die Stadt gänzlich: wer nur etliche Piaster für einen Miethesel bezahlen kann, macht sich nach irgend einem der Dörfer auf, Bekannte zu besuchen, oder auch nur des Spazierweges halber — in die Gärten, in die Weinberge zu Lande oder zu Wasser. Dann werden doch auch die Spaziergänge ziemlich bevölkert, anstatt der Ueberlandgegangenen nämlich von der Volksklasse, die an Werktagen hierzu keine Zeit und zu weiteren Fahrten überhaupt die Mittel nicht hat. Während der Tageshitze geht nur aus, wer durchaus muß; sonst erwartet man gewöhnlich in den Häusern, hinter vorgezogenen Gardinen und geschlossenen Fensterläden, schwitzend und mit Ungeduld die abendliche Kühle. — Im September oder Oktober kehrt Alles vom Lande in die Stadt zurück, und dann füllen sich die Spaziergänge am zahlreichsten. Der Herbst ist die Zeit der geschäftigsten Thätigkeit für die Kaufleute, die mit Anatolischen Landes-Erzeugnissen handeln: dann treffen die Karawanen mit allerhand Früchten, namentlich Rosinen und Feigen, ein; dann singt und klingt ganz Smyrna nur von Feigen, überall in den Straßen hört man dann Nichts als: Sika! Indjir! Fig! Fik'ff! Fike! d. h. in allen ersinnlichen Sprachen Nichts als: Feigen!

Gesellschaftliche Vergnügungen finden bis nach Weihnacht nicht statt — abgesehen vom Theater. Das Smyrnaer Theater ist aber eine merkwürdige Erscheinung: In einer altgedienten baufälligen Baumwollen-Niederlage sind an den Wänden etwa zehn Stück Bretter-Logen angebracht und darunter ein Parterre mit Schemeln besetzt; das Orchester bilden etwa sechs Stück Dilettanten, die theils nach Noten, theils nach der Natur spielen —

zu Decorationen und Vorhang hat man alte, früher einmal um Waarenballen geschlagen gewesene Packleinwand genommen. Auch die Truppe besteht aus Dilettanten: einer verabschiedeten Schauspielerin, zwei dergleichen Schauspielern und noch acht Personen, Schneidern, Schustern, Kellnerinnen und ähnlichen vom Zufall zusammengewürfelten Künstlern. Dieses Personal giebt nun bald ein Trauerspiel molto terribile, bald eine Posse tutta da ridere — immer in Italiänischer Sprache. Der Unternehmer dieser Kunst-Anstalt hat sogar selber eine Tragödie („der Tod des Marko Bozzaris") geschrieben, welche vom Publikum mit Entzücken aufgenommen worden ist, d. h. von Handwerkern, Matrosen, Juden und Handelslehrlingen — denn der Kaufherr hält den Besuch dieses Theaters nicht für wohlanständig: er schenkt seine Gegenwart nur Seiltänzerinnen. — Zu Weihnacht aber beginnen die Bälle. Hier ist zu bemerken, daß die Smyrnioten Griechischen und Armenischen Glaubens (und mit ihnen das Russische und das Griechische Konsulat) die Zeitrechnung des alten, hingegen die übrigen Christen daselbst die des neuen Styls befolgen; daher denn auch die Verschiedenheit in Berechnung der Festzeiten es bewirkt, daß Smyrna alljährlich vier Osterfeste zu feiern hat: das Griechische, das Armenische, das jüdische und, so zu sagen, das Europäische, welche bisweilen um 3, ja wohl gar 4 Wochen aus einander fallen. Die Bälle aber folgen dem Weihnachtsfeste nach neuem Style. Smyrna besitzt auch zwei sogenannte feine Gesellschafts-Vereine — Casini — ein Französisches und ein Griechisches. In jedem werden die Mitglieder sammt Familien für ein Jahr aufgenommen und haben dann, Sommers wie Winters, täglich Zutritt. Der Zeitvertreib darin besteht, wie überall, im Karten-, Schach-, Billard-Spiel, Zeitunglesen, Punschtrinken und Kannegießern. Zum Zeichen völliger, durchgängiger Gleichheit und Unabhängigkeit behält Jedweder dort den Hut auf dem Kopfe. Nur bei den allwochentlich stattfindenden Bällen erscheinen alle Theilnehmer barhaupt und im Leibrocke. Die Frauen putzen sich dann, für die Beschränktheit der dortigen Mittel und Umstande, gar nicht übel heraus und manchmal wohl auch viel besser, als die Einkünfte der Herren Gemahle und resp. Väter es eigentlich gestatten. Obgleich diese Bälle schon um sieben Uhr beginnen, pflegen sie doch bis vier, ja fünf und sogar sechs Uhr Morgens zu dauern: dabei werden alle Erfrischungen, als: Limonade, Orgeade, Gefrorenes und Zuckerwerk, unentgeltlich, d. h. auf Rechnung der Gesellschafts-Mitglieder, verabreicht und die Konsuln nebst ihren Beamten, da sie sämmtlich nicht Mitglieder werden dürfen, durch Freibillets eingeladen. Ein wahrhaft merkwürdiges Ding ist so ein Casino-Ball. Hier hält der Neuling die in Gedanken tief versunkenen alten Herren gewiß für lauter Staats-Beamte, oder doch allermindestens für Kapitalisten, die Millionen zu kommandiren haben. Kommt's aber zum Klappen, so ist der Eine schon ganz zufrieden, wenn er im verflossenen Jahre seine paar Hundert Stein Baumwolle, Feigen, Wolle ein- und wiederverhandeln konnte — während der Andere selber gar nicht handelt, weil's ihm dazu am Besten fehlt, sondern nur mit fremdem Gelde „Affares" macht: Waaren auf Borg ausnimmt, die er erst bezahlt, wenn er sie weiterverkauft und das Geld dafür erhalten hat — ein Dritter endlich zu allerhand Plunderkram Geld ohne Pfand vorstreckt, wofür er sich zwei, auch drei Prozent monatlich geben läßt — u. d. m. Beschaut unser Freund sich ferner die jungen Herren, wie sie, aufgeputzt und aufgeblaht, mit hochmüthig erhobenen Nasen im Contretanze sich drehen, so mag er von ihnen wohl Gott weiß was denken (ungeachtet des Gebrauchs, nach dem Kommando der ersten Violine zu tanzen, welche, alle vier Instrumente des Orchesters übertönend, ihr „Rechts! Links! Zurück! in den Kreis hineinschreit), bis er in dem Einen den Handlungsdiener wieder erkannt, der ihn heute im Tuchladen mit der Beschaffenheit und dem Preise des eingekauften Tuchs betrogen; in einem Anderen den Sohn des Konditors, der ihm gestern die Chokolade und das Gefrorene gebracht hat; in einem Dritten einen Schreiber u. s. f. Alle aber sind feingebildet, kramen in mehreren Sprachen ihre Abgeschmacktheiten aus und haben von Kindesbeinen an keine andere Gedanken gehabt als auf Geld und Liederlichkeiten. Der weibliche Theil überbietet noch die Männer in aufgeblasenem Wesen und Brüsten mit Lebensart. Die Speisewirthin blickt um sich wie eine Herzogin, und die bescheidenste Kaufmannsfrau dünkt sich doch nicht geringer als eine Prinzessin. Die Franken-Gesellschaft aber ist in diese Hinsicht noch viel närrischer als die Griechische. — Leidenschaftlich lieben die Smyrnioten das Kartenspiel. Im Griechischen Casino steht in einem besonderen Zimmer eine gewaltige Tafel, welche, ihrer ganzen Länge nach, in einer Linie mit Karten, nach deren Reihefolge, beklebt ist. Die Bankhalter machen Compagnie und ziehen wechselsweise ab: Jeder, der über ein paar Dutzend Piaster zu verfügen hat, setzt. Denn kaum ist man zusammengekommen, so steht diese Tafel auch schon von allen Seiten umdrängt; aus Taschen und Arbeitsbeuteln holen zitternde Hände einen Thaler nach dem anderen. „Aß gewonnen — Drei verloren!" so geht es bis zum Morgen, bis zur Erschöpfung aller Kräfte der Bankhalter. Der junge Mann verspielt sein geringes Gehalt, stürzt sich in Schulden und bestiehlt, wenn's geht, den Vater oder den Brodherrn. Im Franken-Casino ist die Bank schon seit etlichen Jahren aufgehoben und nur das Écarté üblich. Dabei spielen aber immer bloß Zwei, die Uebrigen — oft 30 Personen — wetten gegen einander auf das Spiel. Wintersüber giebt dieser oder jener Privatmann in seinem Hause wöchentlich einen Ball, einzig des Spiels wegen: Kaufleute, See-Offiziere, Reisende werden dazu geladen, und ihre Taschen werden vom Herrn Wirthe nicht nur äußerst schlau, sondern, wie die Rede geht, auch wohl mit ganz besonderer Gewandtheit, rein ausgeleert. Außerdem veranstaltet manchmal ein Reicher einen Maskenball, und auch die Französischen, so wie die Englischen Flotten-Offiziere geben der Stadt einen Ball, zu welchem sie Alles, was Europäer heißt, an die Tausend und mehr Personen, zusammenladen. Das niedrigste Krämervolk, zu arm, um sich ballmäßig kleiden zu können, kommt doch Abends in Privathäusern zusammen, wo es nach einer nomadisirenden Fiedel tanzt. — Der gemeine Mann endlich geht in Schenk- und Kaffee-Wirthschaften, um zu schmausen, zu trinken, zu spielen und zu guter Letzt dann und wann halbtodt zu schlagen. An dergleichen Festivitäten pflegen besonders die Französischen Matrosen den allerthätigsten Antheil zu nehmen. — Zu Ende des Karnevals, d. h. in der letzten Woche vor dem Fasten („Karneval" nennt man in Smyrna die ganze Zeit vom heil. Dreikönigsabende bis zu den Fasten), sieht man die Straßen voll von höchst unsauberen und unanständigen Masken. Die anständigen Familien verkleiden sich erst Abends und besuchen Bekannte, mit denen sie plaudern oder, falls nur diese ein Fortepiano, eine Guitarre haben, auch tanzen. Bei solchen Gelegenheiten pflegt es unter den Smyrnioten überaus heiter herzugehen: der Umgang wird freier, man knüpft zärtliche Bekanntschaften an und bestimmt sich Stelldicheins. Dies Alles vertritt während des Winters die abendlichen und nächtlichen Spaziergänge und füllt den ganzen Zeitraum bis zum Fasten, während dessen die einzigen allgemeinen Rendezvous die Kirchen sind. Unter den mannigfachen Schattirungen des Smyrniotischen Treibens ist die Speculation mancher Aeltern hinsichts ihrer Töchter besonders merkwürdig: sobald jene nämlich die Bewerbung eines Mannes wahrnehmen, stellen sie sich, als bemerkten sie gar nichts, lassen die Sache ihren Gang gehen und begünstigen auf diese Weise anfangs den Freier väterlichst; dann aber geben sie sich alle ersinnliche Mühe, ihn zum Heiraten zu überreden. Das bewirkt dann, daß mancher nolens volens zwar das Mädchen nimmt, sobald er indeß der Frau satt geworden, nach Amerika oder nach Indien zieht, um dort sein Heil zu versuchen und zu der Verlassenen nicht eher zurückzukommen als am St. Nimmermehrs-Tage.

Mannigfaltiges.

— Raupach und das Deutsche Theater in Stockholm. Die Dänen und die Schweden sind die einzigen Nachbarvölker Deutschlands, deren Bühnen auch insofern mit der Deutschen in Verbindung stehen, als sie fortfahren, das Bessere, was bei uns erscheint, sich ebenfalls anzueignen. Da aber heutzutage, wie Jedermann weiß, die dramatische Ausbeute bei uns nicht sehr groß ist, so hat uns auch in Stockholm und in Kopenhagen das Französische Theater bei weitem den Vorrang abgelaufen. Kotzebue und Iffland prangen zwar immer noch auf den Theaterzetteln, aber nur hin und wieder auch ein neuerer Name, wie Raupach, Halm, Gutzkow, Holtei und Rellstab (Eugen Aram). Kürzlich wurde auf der Königl. Bühne in Stockholm Raupach's Schauspiel „die Schule des Lebens" (Schwedisch: Lifvets Skola) zum erstenmal aufgeführt, und ein Journal der Schwedischen Hauptstadt (Dagligt Allehanda) macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen: „Raupach ist einer von Deutschlands produktivsten Theaterdichtern. Die Anzahl seiner dramatischen Arbeiten giebt bereits der von Kotzebue's Bühnenstücken nicht viel nach, und auch in ästhetischer Hinsicht stehen beide ungefähr auf derselben Höhe. Bei Beiden nimmt man dasselbe höchst ausgebildete savoir faire wahr, dieselbe Gabe der Erfindung dramatischer Situationen und dieselbe Geschicklichkeit, Theater-Effekte hervorzubringen, die ihre Wirkung auf die Menge nicht verfehlen. Beide streben nach deren Gunst, mit Uebergehung höherer ästhetischer Rücksichten, und Beiden fehlt die wirkliche Schöpferkraft und der tiefere poetische Sinn. Gleichwohl ist Raupach eine weit poetischere Natur als Kotzebue, welcher Letztere dagegen mehr Rührigkeit und Witz hatte. Raupach's Lustspiele sind bei uns ziemlich bekannt: die „Schleichhändler" wurden im „Thiergarten-Theater" und „Laßt die Todten ruhen" auf dem „Neuen Theater" mehreremal aufgeführt. Auf dem „Königl. Theater" ist uns jedoch dieser Autor eine ganz neue Erscheinung; seine „Schule des Lebens" ist ein in Deutschland mit Beifall aufgenommenes Stück und gehört auch in der That zu denjenigen seiner Werke, in welchen seine Verdienste am meisten hervortreten und seine Mängel am wenigsten in die Augen fallen, besonders da, wo die Hauptrollen so gut besetzt sind, wie bei uns." (Es wird nun die Bemerkung gemacht, daß das Stück in der Anlage große Aehnlichkeit mit Halm's „Griseldis" habe, und daß, wenn letzteres auch viel reicher an poetischen Schönheiten sey, doch das Raupachsche Stück wegen einiger effektvolleren Scenen und wegen des ansprechenderen Schlusses einen größeren Eindruck auf die Schwedischen Zuschauer mache.)

— Die Göttliche Komödie Russisch. Ein Herr Fan-Dim*), Verfasser einiger sehr beliebter Russischer Romane, unternimmt jetzt die Verpflanzung von Dante's Meisterwerk auf Russischen Boden. Herr Fan-Dim hat von früher Jugend an mit Italiänischer Literatur sich beschäftigt, insonderheit dem Studium des Dante und seiner zahlreichen Ausleger viele Jahre gewidmet und zu diesem Zwecke auch Italien besucht. Im Laufe dieses Winters soll fürerst die Hölle erscheinen, und zwar die Uebersetzung mit dem Texte en regard, von Flarmanschen Skizzen begleitet, sehr elegant und auf prächtiges Papier gedruckt. Die Lettern des Titels eines jeden Gesanges sind dazu aus Paris verschrieben.

*) Wahrscheinlich van Diem, was auf Niederländische Abkunft schließen läßt.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Freitag den 13. Januar 1843.

Texas.

Beobachtungen eines Deutschen in Texas.

Von Dr. M. Wiener.

Will der Reisende, der Texas zu besuchen die Absicht hat, nur einen Theil von dem als begründet annehmen, was die Bewohner der Vereinigten Staaten von der jungen Republik berichten, so würde es fast an Tollkühnheit gränzen, sich nach einem Lande hinzubegeben, wo nur Gurgel-Abschneider und Vagabunden leben; nach ihnen hätte man nur die Wahl, entweder von Indianern gegessen, oder mit Bowie-Knives geschlachtet, oder im günstigsten Falle zum Soldaten gepreßt zu werden. Doch entwirft man in den Yankee-States ein ähnliches Bild von dem Süden der Union und namentlich von Louisiana, das sich als ein widersinniges, vollkommen falsches herausstellt. Ich erfuhr während meiner Anwesenheit in New-Orleans, daß man daselbst, sogar in der stillen Mitternachtsstunde, unbewaffnet durch die dann menschenleeren Straßen gehen kann, ohne, wie es im Norden hieß, beraubt und ermordet zu werden, daß selbst der Yellow-Jack, in der Nähe betrachtet, viel von seinem Schrecklichen verliert. Indem ich so die Uebertreibungen gehörig würdigen lernte und von Louisiana auf Texas schloß, trat ich, troß der Warnungen, getrost meine Reise an.

Zwischen New-Orleans und Galveston — zur Zeit der einzige namhafte Hafen von Texas — findet eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung statt, und man legt die Reise gewöhnlich in zwei bis drei Tagen zurück.

Es war im Mai verwichenen Jahres, als ich New-Orleans am Bord des Dampfbootes O. K. verließ. — Fast in jedem Hafen der Vereinigten Staaten erblickt man Schiffe, welche diese beiden Buchstaben als Namen führen. Für den Ausländer sind das räthselhafte Lettern, deren wahre Bedeutung er selten erfährt, da der Amerikaner sich bekanntlich ein Vergnügen daraus macht, den Fremden, wo er nur immer kann, zu mystifiziren, ihm, wie man es dort nennt, „Humbuck" vorzumachen. — Da die Anekdote, aus der dieses O. K. entstand, für die Art und Weise, wie dort ein Mißbrauch der Presse aufgenommen wird, charakteristisch ist, so erlaube man mir eine Mittheilung derselben.

Während der Zeitungs-Fehden, die der Erwählung Van Buren's vorangingen, hatte Jemand die Frechheit, zu behaupten, daß der damalige Präsident, General Jackson, seiner Muttersprache nicht mächtig sey, und gab, um dies zu belegen, fälschlich an, der große Staatsmann hätte mehrere Protokolle seiner Minister mit den Buchstaben O. K. kontrasignirt. Als sich nun die Minister bei ihm erkundigten, was dieses O. K. zu bedeuten hätte, soll er ihnen die Antwort ertheilt haben: „Wie! Sie wissen nicht, daß dies die Anfangsbuchstaben der beiden Worte: „All correct" sind?"

Die Jackson-Partei, statt sich darüber entrüstet zu zeigen, stimmte von ganzem Herzen in das Gelächter mit ein und nannte sich von diesem Augenblicke an „O. K.-Party". — Auch viele Schiffe und öffentliche Anstalten wählten die beiden Buchstaben zur Devise.

Eine Reise von dreißig Stunden brachte uns nach Galveston.

Die Texianische Küste hat hier eine Eigenthümlichkeit, wie man sie kaum irgend anderswo wiederfinden möchte. Man sucht nämlich das feste Land in der Entfernung, da man von dem Capitain die Versicherung erhält, daß man sich ihm nähert, kann es aber, troß aller Anstrengung, nicht auffinden. Man ist zuletzt dicht an der Küste, und noch immer späht das Auge vergeblich nach dem ersehnten Lande. Wohl erblickt man eine flache, sandige Insel, die, ringsum vom Meere umspült, sehr wenig einladend, gleich einer ungeheuren Riesenschildkröte, auf dem Wasser zu schwimmen scheint: aber das ist ein kleines, ödes Eiland, wo ist nun Texas? — Und dennoch ist das Festland kaum zweihundert Schritte vom Schiffe entfernt! — Die Ufer erheben sich nämlich um keinen Zoll über den Meeresspiegel; kein Baum, kein Strauch dient dem Auge als Ruhepunkt; so weit der Blick reicht, sieht man nichts als eine unbegränzte Ebene, die, mit saftigem Grün bekleidet, wagerecht, einer Billardtafel gleich, sich vor dem Beschauer ausdehnt. Des Golfes Farbe ist in der Nähe des Landes gleichfalls grün, so daß Ufer und Meer in Eines zusammenschmelzen und nichts als der Schaumstreifen, den die Wellen zurücklassen, die Gränzlinie zwischen den beiden Elementen bezeichnet. Es ist in der That ein eigenthümliches Unbehagen, wenn man den festen Boden unter sich fühlt; man kann es kaum glauben, befürchtet unwillkürlich, daß das Erdreich zu schwanken beginnen und sich in das flüssige Element verwandeln könnte. — Auch die übrigen Gränzen dieser Republik haben ein gleich unwirthliches Aussehen. Nähert man sich ihr vom Rio-Grande aus, so erblickt man nichts als eine dürre Einöde, und schlägt man von Louisiana den Landweg ein, indem man dem Red-River folgt, so hält man Texas für ein ärmliches, mit Waldung bedecktes, hügeliges Land, dessen Boden aus Sand oder Lehm besteht. — Je mehr man sich aber landeinwärts begiebt, desto reizender, üppiger, prachtvoller wird die Vegetation; man findet seine kühnsten Erwartungen weit übertroffen und muß es sich eingestehen, daß die glückliche Republik ein herrlicher Gottesgarten ist! Ein Park, der 150,000 Englische Quadratmeilen bedeckt, so einzig in seiner Anlage, daß keine Menschenhand im Stande ist, das, was Natur hier mit bewundernswerther Symmetrie geschaffen, auch nur im Kleinen nachzubilden. In den wellenförmig-hügeligen Gegenden, rolling sections, wie die Bewohner sie nennen, und in dem sanftgebirgigen Theile gedeihen alle Europäische Früchte und Getraidearten in einer bei uns kaum geahnten Ueppigkeit; so — um nur Ein Beispiel anzuführen — wird die Europäische, hier gesäete Kartoffel nach der ersten Aerndte schon halbsüß und hat sich im zweiten Jahre bereits in die lieblich schmeckende, ganz süße Batata (Convolvulus batatas) umgewandelt. — In den niederen Küstenstrichen findet der Pflanzer sein Eldorado, denn hier gedeihen die vegetabilischen Schätze des Tropenhimmels viel besser, als selbst in Westindien.

Die Gränze der Republik beginnt da, wo der Sabine sich in den Meksikanischen Meerbusen ergießt, und folgt dem Laufe dieses Stromes bis zum 32° 13′ n. B.; seine östlichen Ufer, so wie sämmtliche in ihm liegende Inseln, gehören — laut Traktat — zu dem Gebiete der Vereinigten Staaten. Von dort zieht sich die Gränze bis zum 34° n. B. hin, wo sie den Red-River berührt. Der Lauf dieses Stromes bildet jetzt die Gränze bis zu seiner nördlichsten Krümmung, ungefähr zwischen dem 101ten und 102ten Grad w. L. von Greenwich, und nimmt sodann die kürzeste Linie bis zur südlichsten Krümmung des Arkansas-River in demselben Längegrade. Von dort zieht sich Texas Gränze nördlich unter dem 42° der Breite bis zum Stillen Meere hin.

Texas ist reich an schiffbaren Strömen, in die sich zahlreiche Flüsse ergießen. Der Lauf der Ströme ist fast parallel, da die Oberfläche des Landes eine sich gegen Nordost hin neigende Ebene bildet. Die zur Republik gehörende Meeresküste hat eben keine sonderliche Ausdehnung, denn sie beträgt von dem Sabine bis zum Rio-Grande nicht mehr als vierhundert Engl. Meilen; dafür sind aber viele der Ströme, wie gesagt, bis tief in das Innere hinein schiffbar. Hindernisse, welche die Beschiffung zuweilen unmöglich oder doch gefahrvoll machen, können mit geringen Kosten aus dem Wege geräumt werden, auch ist damit bereits der Anfang gemacht worden, und Dampfböte bringen gegenwärtig viele hundert Meilen weit in das Innere hinein.

Um von Galveston, einem kleinen Städtchen von 3000 Einwohnern, das größtentheils aus zweistöckigen, hölzernen, mit hellen Oelfarben angestrichenen Häusern besteht, nach Houston, wo bekanntlich der Kongreß seinen Sitz hat, zu gelangen, muß man sich kleiner Dampfböte bedienen, da größere eine an der Mündung des Trinidad und des San-Jacinto befindliche Untiefe nicht passiren können.

Je höher man den Sabine-Strom hinanfährt, desto mehr erheben sich die Ufer und nehmen allmälig eine reizendere Gestalt an, doch sieht man keinen Felsen, ja, nicht das winzigste Steinchen nimmt man wahr! Aber diese Ufer geben dem Reisenden einen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes, denn sie bestehen aus einer zehn bis zwanzig Fuß dicken Humuskruste, die auf einer Thonschicht lagert. Dasselbe läßt sich auch von den Ufern des Jacinto sagen, den man hinanfährt, bis man links in den Buffalo-Bayou einbiegt und nun bald Houston vor sich hat. Diese einstweilige Hauptstadt wurde vor sieben Jahren gegründet und zählte im vorigen Jahre etwa 4000 Einwohner. Das Kapitol und ein College für Juristen und Mediziner sind die alleinigen massiven Häuser, und zwar auch erst seit dem Anfange des vorigen Jahres; bis dahin versammelten sich die Volks-Vertreter in einer hölzernen Hütte, die einem großen Stalle nicht unähnlich sah. Die Main-Street, als Hauptstraße, ist regelmäßig mit niedlichen hölzernen Häusern bebaut; die Häuser in den Nebenstraßen stehen aber noch sehr vereinzelt da, dennoch giebt es bereits seit zwei Jahren einen hübschen Plan der Stadt, wo es von Straßen und öffentlichen Plätzen wimmelt, die vorläufig nur auf dem Papier anzutreffen sind.

Man kann das Land in drei Regionen eintheilen. Die niedere, welche sich längs der Meeresküste hinzieht und in der Breite von 30 zu 70 Englischen Meilen variirt, besteht aus dem üppigsten Humusboden, der völlig frei ist von Morästen und stehenden Wassern; der poröse Charakter des Bodens und die hohen Stromufer, welche Ueberschwemmungen im Innern zu den selteneren Ereignissen und an der Küste nur temporair machen, verhüten die Bildung

von Sümpfen. Die wellenförmig-hügelige Region (Rolling-Sections) bildet den Hauptcharakter des Bodens. Nördlich und nordwestlich von dem niederen Distrikte, zwischen dem Sabine und dem San-Jacinto, erhebt sich die Gegend wellenförmig bis nach dem Red-River hin und westlich bis zu den Quellen des Sabine. Ein breiter Gürtel hügeliger, sparlich bewaldeter Prärie zieht sich von dort westwärts längs dem Red-River hin. In sanftwellenförmigen, lieblichen Hügeln erhebt sich der Boden oberhalb der Delta-Gebiete des Brazos, Colorado und Guadaloupe, in nord-westlicher Richtung und in einer Breite von 150 bis 200 Meilen bis zum gebirgigen Distrikte. Vorzüglich dieser Theil der Rolling-Sections ist das Lieblichste, Sanfteste, was man sich nur vorstellen kann: fruchtbare Savannen wechseln mit werthvollen Waldungen ab, zahllose Quellen und Bäche durchziehen diesen grünen, endlosen, herrlichen Blumenteppich, gleich silbernen Bändern.

Das rollende Land zwischen dem Guadaloupe und Nueces zieht sich gegen Nordwest mit einer allmälig zunehmenden Erhöhung bis nach dem Gebirgslande hin und bildet eine Strecke von 200 Engl. Meilen zwischen diesem und dem niederen Distrikte. In diesem Theile sind Bauholz und Wasser zwar nicht so haufig, als weiter gen Osten hin, anzutreffen, dafur eignet sich dieser Landstrich aber, mehr als irgend ein anderer, zur Viehzucht.

Der gebirgige Theil wird durch eine Abdachung der Sierra Madre gebildet; diese Gebirgskette, gebrochen bei der Vereinigung des Puerco mit dem Rio-Grande, nimmt hier einen nordöstlichen Lauf und tritt bei den Quellen des Nueces in Texas ein. Dieselbe Richtung weiter verfolgend, erreicht die Kette die Quellen des San Saba, der sich in den Colorado ergießt, dann zieht sie sich ostwärts den San Saba entlang, durchschneidet den Colorado und verliert sich zuletzt in den Wäldern des oberen Brazos. Zwischen diesem Strome und dem Sabine ist das Land entweder wellenformig oder niedrig. — Zweige des Gebirges springen südlich, nach den Strömen Medina und Guadaloupe hin, bis nach San Antonio de Bexar vor. Andere Zweige reichen bis zu den Flüssen Llano und Piedernales und den kleineren Flüssen hinab, die sich, von Westen kommend, in den Colorado ergießen. Wieder andere dehnen sich oberhalb des San Saba hin und umgeben die Quellen des San Andreas und Bosque, die sich in den Brazos ergießen.

Diese Gebirge sind hinsichtlich ihrer Höhe nicht bedeutend, die von San Saba werden für die höchsten gehalten; einen derselben, wahrscheinlich der hervorragendste und von den Bewohnern Padre genannt, unterwarf ich einer trigonometrischen Berechnung und erlangte als Resultat die für Amerika gewiß sehr unbedeutende Höhe von 2983 Fuß.

Sämmtliche Berge sind bis zum Gipfel hinan mit Waldung bedeckt. Gegen zwanzig Eichenarten und unter diesen besonders die Quercus Phellos, deren Früchte süßer als Kastanien sind und aus denen man ein Oel preßt, das dem Mandelöle wenig nachgiebt, die Quercus obtusiloba und die Quercus virens mit ihren langen Moosbärten bedecken diese Höhen, neben Wäldern von himmelhohen Fichten, Cedern und vielen anderen Baumarten. Zwischen ihnen dehnen sich weite Thäler mit dem fruchtbarsten Boden aus, die Abhänge der Gebirge, viele bis zum Gipfel hinan, sind für jeden Zweig Europäischer Agrikultur geeignet. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Blinde taubstumme Kinder, zu Menschen erzogen.

(Schluß.)

„Wenn man ihr nun irgend einen Gegenstand reichte, z. B. einen Bleistift, eine Uhr, so wählte sie die zu dem Worte gehörigen Buchstaben, ordnete sie auf ihrem Brette und schien sie mit Vergnügen zu überlesen.

„Auf diese Weise wurde sie mehrere Wochen geübt, bis ihr Wortreichthum ausgedehnter war. Dann wurde der wichtige Schritt gethan, sie zu lehren, die verschiedenen Buchstaben statt mit der unbehülflichen Vorrichtung des Brettes und der Typen durch die Lage ihrer Finger darzustellen. Sie lernte dies schnell und leicht, denn ihr Verstand hatte begonnen zu arbeiten, und ihre Fortschritte waren bedeutend.

„Dies war die Zeit, — ungefähr drei Monate nach ihrer Aufnahme — wo der erste Bericht von ihr gemacht wurde, worin angegeben wird, sie habe eben das Finger-Alphabet gelernt, wie es die Taubstummen brauchen, und daß es Vergnügen und Verwunderung errege, zu sehen, wie schnell, richtig und begierig sie mit ihren Uebungen weiter gehe. Ihre Lehrerin giebt ihr einen neuen Gegenstand, z. B. einen Bleistift, läßt sie ihn erst untersuchen, um ihr einen Begriff von seinem Gebrauche zu geben: dann zeigt sie ihr, wie der Name desselben buchstabirt wird, indem sie ihr die Zeichen der Buchstaben mit ihren eigenen Fingern vormacht. Das Kind ergreift ihre Hand und befühlt ihre Finger, so wie die verschiedenen Buchstaben gebildet werden, es hält den Kopf etwas auf eine Seite, wie Jemand, der angestrengt horcht: seine Lippen sind halb geöffnet, es scheint kaum zu athmen; die Spannung seines Antlitzes verändert sich nach und nach in ein Lächeln, so wie es die Lection begreifen lernt. Es hält dann seine kleinen Finger empor und buchstabirt das Wort in der Fingersprache, dann ergreift es seine Typen und ordnet die Buchstaben, und zuletzt, um ganz sicher zu gehen, nimmt sie alle Typen, aus denen das Wort besteht, und legt sie auf oder neben den Bleistift oder was sonst der Gegenstand der Lektüre seyn mag.

„Das ganze folgende Jahr ward damit verbracht, die begierigen Fragen der armen Schülerin nach den Namen aller Gegenstände, die sie in die Hand nehmen konnte, zu beantworten, sie im Gebrauche des Finger-Alphabets zu üben, auf jede mögliche Weise ihre Kenntniß der physischen Beziehungen der Dinge zu erweitern und ihre Gesundheit gehörig zu pflegen.

„Am Ende dieses Jahres ward ein Bericht über sie erstattet, wovon Folgendes ein Auszug ist.

„Es ist jetzt außer allem Zweifel, daß sie nicht den kleinsten Lichtstrahl sehen, nicht den geringsten Ton hören kann und nie gezeigt hat, daß sie den Sinn des Geruchs besitze. So ruht ihre Seele in Finsterniß und Stille, wie in einem verschlossenen Grabe um Mitternacht. Von schönen Aussichten, angenehmen Tönen und gefälligen Farben kann sie sich keinen Begriff machen; trotzdem erscheint sie so glücklich und muthwillig wie ein Vogel oder ein Lamm; die Anwendung ihrer intellektuellen Fähigkeiten oder die Auffassung eines neuen Begriffes machen ihr lebhaftes Vergnügen, das sich in ihren ausdrucksvollen Zügen deutlich wiederspiegelt. Sie scheint sich nie zu grämen, sondern zeigt immer die heitere Munterkeit der Jugend. Sie liebt Scherz und Lustigkeit, und wenn sie mit den übrigen Kindern spielt, so übertönt ihr heiteres Lachen alle Uebrigen.

„Wird sie allein gelassen, so scheint sie am glücklichsten, wenn sie ihr Strickzeug oder ihre Nahterei bei sich hat, sie beschäftigt sich dann wohl Stunden lang. Hat sie keine Beschäftigung, so unterhält sie sich augenscheinlich durch Phantasiegespräche oder damit, daß sie sich vergangene Eindrücke zurückruft. Sie zählt an ihren Fingern oder buchstabirt die Namen von Dingen, die sie vor kurzem gelernt hat, in der Fingersprache der Stummen. In diesen einsamen Selbstunterhaltungen scheint sie zu urtheilen, zu überlegen und zu folgern; buchstabirt sie mit ihrer rechten Hand ein Wort falsch, so schlägt sie sich sogleich mit ihrer linken darauf, wie der Lehrer, zum Zeichen der Mißbilligung; buchstabirt sie es richtig, so klopft sie sich selbst auf den Kopf und sieht zufrieden aus. Sie buchstabirt zuweilen vorsätzlich mit der linken Hand ein Wort falsch, sieht einen Augenblick lang recht schelmisch, lacht dann und schlägt mit der Rechten die Linke, um sie zu korrigiren.

„In einem Jahre hat sie eine große Geschicklichkeit in dem Gebrauche des Finger-Alphabets der Stummen erlangt und buchstabirt die Worte und Sätze, die sie kennt, so schnell und gewandt, daß nur die, welche sich an diese Sprache gewöhnt haben, den schnellen Bewegungen ihrer Finger folgen können.

„So wunderbar aber auch die Schnelligkeit ist, mit welcher sie ihre Gedanken in die Luft schreibt, so ist es noch mehr die Ruhe und Genauigkeit, womit sie die solchergestalt von Anderen geschriebenen Worte liest: sie nimmt dabei die Hände der Letzteren in die ihrigen und folgt jeder Bewegung der Finger, so wie Buchstabe auf Buchstabe deren Bedeutung ihrer Seele zuführt. Auf diese Weise unterhält sie sich mit ihren blinden Gespielen; und nichts kann deutlicher die Kraft der Seele zeigen, Alles zu dem erforderlichen Zwecke anzuwenden, als eine Zusammenkunft zwischen diesen Blinden. Denn wenn schon große Geschicklichkeit und hohes Talent bei Mimikern dazu erforderlich sind, um Gedanken und Gefühle durch die Bewegungen des Körpers und den Ausdruck des Gesichts zu malen, wie viel größer muß nicht die Schwierigkeit seyn, wenn beide von Dunkelheit umgeben sind und der eine noch dazu nicht hören kann!

„Wenn Laura mit vor sich hingestreckten Händen durch einen Gang geht, so kennt sie sogleich Jeden, dem sie begegnet, und geht mit einem Zeichen, daß sie ihn erkannt, an ihm vorüber: aber wenn die ihr begegnende Person ein Mädchen ihres Alters oder vielleicht ein Liebling von ihr ist, so fliegt augenblicklich ein heiteres Lächeln der Erkennung über ihre Züge; Beide umschlingen sich, drücken sich die Hände und tauschen mit schnellen Finger-Bewegungen gegenseitig ihre Gedanken aus. Da giebt es Fragen und Antworten, Verkündigungen von Freude oder Sorge, Küsse und Scheidegrüße, just wie zwischen kleinen Kindern, die alle Sinne haben.

„Während dieses Jahres — sechs Monate, nachdem sie das Aelternhaus verlassen hatte, kam ihre Mutter, sie zu besuchen; die Scene ihres Wiedersehens war sehr interessant.

„Die Mutter blickte eine Weile mit überströmenden Augen auf ihr Kind, das, ganz unwissend über ihre Gegenwart, im Zimmer umherspielte. Jetzt rannte Laura gegen sie an, begann sogleich die Hände ihrer Mutter zu befühlen, ihren Anzug zu untersuchen, um zu sehen, ob sie sie kenne. Doch da ihr dies nicht gelang, so wandte sie sich von ihr ab, wie von einer Fremden; die gute Frau konnte den Schmerz, den sie fühlte, als sie sah, daß ihr eigenes geliebtes Kind sie nicht mehr kannte, nicht verbergen.

„Sie gab hierauf dem Kinde eine Perlenkette, die sie zu Hause zu tragen pflegte, welche Laura sogleich wiedererkannte: sie wand sie mit großer Freude sich um den Hals und suchte mich begierig auf, um mir zu sagen, sie wisse, daß die Kette aus ihrem Vaterhause sey.

„Die Mutter versuchte jetzt, sie zu liebkosen, allein die arme Laura stieß sie zurück und zog es vor, bei ihren Gespielinnen zu bleiben.

„Jetzt wurde ihr ein anderer Gegenstand aus dem väterlichen Hause gegeben, und sie fing an, sehr aufgeregt zu werden: sie untersuchte die Fremde genauer und gab mir zu verstehen, daß sie wisse, diese Person komme aus Hanover: sie ließ sich sogar ihre Liebkosungen gefallen, verließ sie jedoch bei dem geringsten Zeichen mit Gleichgültigkeit. Jetzt wurde es peinlich, den Kummer der Mutter zu sehen: denn obwohl sie gefürchtet hatte, daß sie nicht erkannt werden würde, so war es doch zu schmerzlich und kränkend für ein Mutterherz, sich wirklich von ihrem geliebten Kinde mit Gleichgültigkeit behandelt zu sehen.

„Nach einer Weile, als die Mutter ihr wieder nahte, schien eine unbestimmte Idee durch Laura's Seele zu schießen, daß dies keine Fremde seyn könne; sie betastete daher die Hände derselben sehr eifrig, während ihr Antlitz den Ausdruck gespannten Interesses annahm; sie wurde todtenblaß und dann

plötzlich roth; die Hoffnung schien mit Zweifel und Aengstlichkeit zu kämpfen, und nie malten sich streitende Leidenschaften stärker auf einem menschlichen Antlitz. In diesem Augenblicke peinlicher Ungewißheit zog die Mutter sie zu sich und küßte sie voll Liebe; jetzt leuchtete dem Kinde auf einmal die Wahrheit ein: alles Mißtrauen, alle Aengstlichkeit schwand, als sie sich mit dem Ausdruck der höchsten Freude an den Busen ihrer Mutter warf und sich ihren liebenden Umarmungen überließ.

„Jetzt blieben die Perlen und jedes Spielzeug, das ihr angeboten wurde, gänzlich unbeachtet; ihre Gespielen, um deren willen sie einen Augenblick vorher gern die Fremde verließ, strebten jetzt vergebens, sie von ihrer Mutter hinwegzuzerren; und obschon sie mit ihrem gewöhnlichen augenblicklichen Gehorsam auf mein Zeichen mir nachfolgte, so geschah dies offenbar nur mit peinlichem Zaudern. Sie hielt sich fest an mich, wie bestürzt und furchtsam; und als ich sie nach einem Augenblicke wieder zu ihrer Mutter nahm, sprang sie in ihre Arme und umschlang sie mit lebhafter Freude.

„Die nachherige Trennung zwischen Beiden zeigte sowohl die Liebe, als auch die Intelligenz und Entschlossenheit des Kindes.

„Laura begleitete ihre Mutter bis zur Thür, wobei sie sie fest umschlungen hielt; als beide an die Schwelle kamen, blieb sie stehen und fühlte rings umher, um zu wissen, wer in der Nähe sey. Als sie die Lehrerin bemerkte, welche sie sehr liebte, erfaßte sie diese mit der einen Hand, während sie sich mit der anderen krampfhaft an ihre Mutter anklammerte. So blieb sie einen Augenblick stehen; dann ließ sie die Hand ihrer Mutter fahren, hielt das Schnupftuch an ihre Augen, wandte sich um und hielt sich schluchzend an die Lehrerin. Indessen entfernte sich die Mutter, nicht weniger bewegt als ihr Kind.

* * *

„In früheren Berichten ist bemerkt worden, daß sie verschiedene Grade des Verstandes in Anderen unterscheiden kann, und daß sie bald eine Neuangekommene mit Verachtung behandelte, wenn sie nach ein paar Tagen ihre Geistesschwäche bemerkte. Dieser nicht liebenswürdige Zug ihres Charakters hat sich in dem vergangenen Jahre immer mehr und mehr entwickelt.

„Zu ihren Freundinnen und Gespielinnen wählt sie diejenigen Kinder, die verständig sind und am besten mit ihr reden können; hingegen ist sie nur höchst ungern in Gesellschaft derjenigen, denen es an Intelligenz mangelt, wenn sie nicht etwa ihrer zu ihren Absichten bedarf, was sie offenbar gern thut. Sie benutzt sie, läßt sich von ihnen bedienen, auf eine Art, wie sie wohl weiß, daß sie es nicht von Anderen verlangen kann: überhaupt zeigt sie auf mehrfache Weise ihr Sächsisches Blut.

„Sie hat es gern, wenn andere Kinder, nämlich solche, die sie leiden mag, von den Lehrern beachtet und geliebkost werden; doch darf dies nicht zu weit getrieben werden, sonst wird sie eifersüchtig. Sie will ihren Theil auch haben, welcher, wenn auch nicht der des Löwen, doch immer der größere ist; und wenn sie ihn nicht erhält, so sagt sie: „Meine Mutter wird mich lieben.“

„Ihre Neigung zur Nachahmung geht so weit, daß sie Handlungen vornimmt, die ihr ganz unbegreiflich seyn müssen, und die ihr kein anderes Vergnügen gewähren können, als die Befriedigung einer inneren Fähigkeit. Man hat sie halbe Stunden lang sitzen, ein Buch vor ihre gesichtslosen Augen halten und die Lippen dabei bewegen sehen, wie sie bemerkt, daß Sehende es machen, wenn sie lesen.

„Eines Tages behauptete sie, ihre Puppe sey krank; sie hätschelte sie auf alle mögliche Weise und gab ihr Arznei ein: dann legte sie sie sorgfältig zu Bette und legte eine Flasche mit heißem Wasser zu ihren Füßen, wobei sie in einemweg recht herzlich lachte. Als ich nach Hause kam, bestand sie darauf, daß ich zur Puppe hinginge und ihr den Puls fühlte; und als ich ihr sagte, sie solle ihr ein Zugpflaster auf den Rücken legen, schien sie sich ganz erstaunlich zu freuen und kreischte fast vor Entzücken.

„Ihre geselligen Gefühle und ihre Neigungen sind sehr stark: wenn sie bei der Arbeit oder beim Lernen neben einer ihrer kleinen Freundinnen sitzt, so unterbricht sie sich alle Augenblicke in der Arbeit, um ihre Nachbarin mit großem Eifer und rührender Wärme zu küssen.

„Allein gelassen, beschäftigt und unterhält sie sich und scheint ganz zufrieden; ja so stark scheint das natürliche Streben ihrer Gedanken zu seyn, sich in das Gewand der Sprache zu kleiden, daß sie in der Finger-Sprache oft Monologe hält, so langsam und beschwerlich dies auch ist. Jedoch nur, wenn sie allein ist, verhält sie sich ruhig: denn wenn sie gewahr wird, daß sich noch Jemand im Zimmer befindet, so ruht sie nicht eher, als bis sie dicht neben ihm sitzen, seine Hände erfassen und durch Zeichen mit ihm sprechen kann.

„Es ist erfreulich, in intellektueller Beziehung bei ihr einen unersättlichen Durst nach Kenntnissen und eine schnelle Auffassung der Beziehungen der Dinge unter einander zu beobachten. Noch mehr Vergnügen macht es, in ihrem moralischen Charakter ihre beständige Fröhlichkeit, ihre hohe Freude über ihr Daseyn, ihr rückhaltloses Zutrauen, ihre Sympathie mit fremden Leiden, ihr Selbstbewußtseyn, ihre Wahrheitsliebe zu bemerken.“

Dies sind einige Fragmente aus der einfachen, aber höchst interessanten Geschichte von Laura Bridgman. Der Name ihres großen Wohlthäters, der ihre Geschichte niedergeschrieben hat, ist Dr. Howe. Ich glaube sicherlich, daß es wenig Personen giebt, die, nachdem sie diese Bruchstücke gelesen, den Namen dieses Mannes je mit Gleichgültigkeit werden aussprechen hören.

Außer dem Berichte, aus welchem ich einen Auszug entnommen habe, ist noch ein zweiter von Dr. Howe erschienen. Er schildert die schnellen geistigen Fortschritte seiner Schülerin während des nächsten Jahres und führt ihre kleine Geschichte bis zu Ende des vorigen Jahres fort. Es ist bemerkenswerth: wie wir in Worten träumen und Unterhaltungen mit Luftgestalten fortspinnen, worin wir für uns und die Schatten reden, die uns in diesen nächtlichen Visionen erscheinen, so gebraucht Laura, da sie keine Worte hat, ihre Fingersprache im Schlafe. Und man hat beobachtet, daß, wenn ihr Schlummer unterbrochen oder sehr durch Träume gestört wird, sie ihre Gedanken auf unregelmäßige und verwirrte Weise durch ihre Finger ausdrückt: gerade wie wir unter ähnlichen Umständen undeutlich murmeln würden.

Ich blätterte in ihrem Tagebuche und fand es mit schöner, leserlicher, fester Hand geschrieben und in einem Style, der ohne weitere Erklärung ganz verständlich war. Als ich sagte, daß ich sie gern selbst schreiben sehen möchte, gebot ihr der Lehrer, der neben ihr saß, in ihrer Sprache, ihren Namen ein paar Mal auf einen Streifen Papier zu schreiben. Als sie dies that, bemerkte ich, daß sie mit ihrer Linken stets der Rechten, in welcher sie die Feder hielt, nachfolgte. Es war durchaus keine Linie angegeben, allein sie schrieb trotzdem gerade.

Bis jetzt wußte sie noch nichts von der Gegenwart eines Fremden; allein als sie ihre Hand in die des Herrn legte, der mich begleitete, so schrieb sie sogleich dessen Namen in die Handfläche ihres Lehrers. Ihr Tastsinn ist in der That jetzt so ausgebildet, daß sie eine Person, mit der sie einmal bekannt worden ist, fast nach jedem noch so langen Zeitraume wieder erkennt. Dieser Herr war, glaube ich, nur sehr selten in ihrer Gesellschaft gewesen und hatte sie sicher seit mehreren Monaten nicht gesehen. Meine Hand stieß sie sogleich zurück, wie sie dies mit jedem Manne macht, der ihr fremd ist. Allein meine Gattin hielt sie mit Vergnügen bei der Hand fest, küßte sie und untersuchte ihren Anzug mit mädchenhafter Neugier.

Sie war munter und fröhlich und zeigte viel unschuldige Schalkhaftigkeit im Umgange mit ihrem Lehrer. Ihr Entzücken, als sie eine ihrer liebsten Spielgenossinnen — selbst ein blindes Mädchen — erkannte, die schweigend und in freudiger Erwartung der kommenden Ueberraschung einen Sitz neben ihr einnahm, bot eine schöne Scene dar. Dies entlockte ihr, wie einige Male andere unbedeutende Umstände während meines Besuchs, einen häßlichen Laut, der fast peinlich zu hören war. Als ihr aber der Lehrer die Hand auf den Mund legte, enthielt sie sich dessen sogleich und umarmte ihre Gespielin lachend und liebevoll.

Ich war vorher in einem anderen Zimmer gewesen, wo eine Anzahl blinder Knaben sich schwang, kletterte und mit verschiedenen Spielen sich unterhielt. Als wir eintraten, riefen sie alle dem Hülfslehrer, der uns begleitete, zu: „Sehen Sie einmal mich, Herr Hart! Bitte, Herr Hart, sehen Sie einmal!“ So bezeigten sie auch hierin den ihrem Zustande eigenthümlichen Wunsch, gesehen zu werden. Es befand sich ein kleiner lachender Bursch unter ihnen, der von fern stand und sich mit gymnastischen Uebungen zur Kräftigung der Arme und Brust unterhielt, woran er sich höchlich ergötzte, besonders wenn er etwa beim Ausstrecken seines rechten Armes mit einem anderen Knaben in Berührung kam. So wie Laura Bridgman, war dieses Kind taubstumm und blind.

Dr. Howe's Beschreibung des ersten Unterrichts dieses Zöglings ist so frappant und so eng mit Laura selbst verknüpft, daß ich mich nicht enthalten kann, einen kurzen Auszug daraus zu geben. Der arme Knabe heißt Oliver Caswell, ist dreizehn Jahre alt und war im vollen Besitz aller seiner Sinne, bis er drei Jahre vier Monate alt war. In dieser Zeit bekam er das Scharlachfieber; nach vier Wochen wurde er taub, einige Wochen darauf blind und in sechs Monaten stumm. Er bezeigte sein ängstliches Gefühl über diesen letzten Verlust dadurch, daß er oft die Lippen anderer Personen befühlte, wenn sie redeten und dann seine Hand auf seine eigenen legte, als wollte er sich überzeugen, daß er sie noch in der rechten Lage habe.

„Sein Durst nach Kenntnissen“, sagt Dr. Howe, „offenbarte sich, sobald er in die Anstalt kam, durch seine eifrige Untersuchung eines jeden Dinges, das er in seinem neuen Lokale fühlen oder riechen konnte. Als er z. B. auf das Register eines Ofens trat, bückte er sich sogleich nieder, betastete es und entdeckte bald die Art und Weise, wie sich die obere Platte auf der unteren bewegte; allein dies war ihm nicht genug; er legte sich nieder auf das Gesicht, beleckte erst die eine und dann die andere Platte, und schien zu merken, daß sie von verschiedenem Metall waren.

„Seine Zeichen waren sehr ausdrucksvoll; und seine Natursprache, Lachen, Schreien, Seufzen, Küssen, Umarmen u. s. w., war vollkommen.

„Einige der analogen Zeichen, die er sich (geleitet von seiner Nachahmungsfähigkeit) selbst gemacht hatte, waren sehr deutlich und leicht verständlich, z. B. die wellenförmige Bewegung seiner Hand für die Bewegung eines Kahnes, die kreisförmige für die eines Rades u. s. w.

„Das Erste, was man that, war, ihm den Gebrauch dieser Zeichen abzugewöhnen und dafür rein willkürliche zu lehren.

„Die Erfahrung benutzend, die ich in anderen Fällen gemacht hatte, unterließ ich mehrere Schritte, die ich bei dem früheren Verfahren angewandt hatte, und begann sogleich mit der Fingersprache. Ich nahm daher mehrere Gegenstände, die kurze Namen haben, z. B. Dose, Uhr u. s. w., rief Laura zu meiner Unterstützung herbei, ergriff seine Hand und legte sie auf einen der Gegenstände; dann machte ich mit meiner eigenen die Buchstaben Uhr. Er befühlte eifrig meine Hand mit seinen beiden, und als ich die Buchstaben wiederholte, versuchte er augenscheinlich, die Bewegungen meiner Finger nachzuahmen. Nach einigen Minuten gelang es ihm, die Bewegungen meiner Finger mit der einen Hand zu fühlen und mit der anderen mir nachzuahmen, wobei er herzlich lachte, wenn ihm dies gelang. Laura zeigte sich dabei sehr gespannt; überhaupt war es interessant, Beide zu betrachten. Ihr Gesicht verkündete

lebhafte, ängstliche Aufmerksamkeit, und ihre Finger verschlangen sich so eng mit den unsrigen, daß sie jeder Bewegung folgen konnte, ohne uns dabei zu hindern; Oliver stand aufmerksam dabei, hielt den Kopf etwas zur Seite und das Gesicht emporgerichtet, seine Linke erfaßte die meine, und seine Rechte hielt er ausgestreckt; bei jeder Bewegung meiner Finger verkündete sein Gesicht die gespannteste Aufmerksamkeit; man sah eine gewisse Aengstlichkeit in seinen Zügen, wenn er es versuchte, die Bewegungen nachzuahmen; dann stahl sich ein Lächeln auf sein Gesicht, wenn er glaubte, sie nachmachen zu können, welches in ein freudiges Lachen überging, sobald es ihm gelang und wenn er fühlte, daß ich ihm auf den Kopf und Laura ihm herzhaft auf den Rücken pochte und dabei fröhlich emporsprang.

„Er lernte mehr als ein halb Dutzend Buchstaben in der halben Stunde und schien mit seinem guten Erfolge zufrieden, wenigstens damit, daß er Beifall erhielt. Dann begann seine Aufmerksamkeit zu ermatten, und ich fing an, mit ihm zu spielen. Es war offenbar, daß er hierbei immer nur die Bewegungen meiner Finger nachgeahmt und seine Hand auf die Dose, Uhr u. s. w. gelegt hatte, ohne weitere Wahrnehmung der Beziehung zwischen dem Zeichen und dem Gegenstande.

„Wenn er des Spielens müde war, nahm ich ihn wieder an den Tisch, und er war gern bereit, das Verfahren der Nachahmung von neuem zu beginnen. Er lernte bald die Buchstaben für Dose, Uhr u. s. w. machen, und da ich ihm dabei wiederholt den bezüglichen Gegenstand in die Hand gab, so bemerkte er endlich die Beziehung zwischen demselben und dem Worte; denn wenn ich die Buchstaben Dose oder Uhr machte, so ergriff er allemal den rechten Gegenstand.

„Die Wahrnehmung dieser Beziehung war jedoch bei ihm nicht von dem heiteren Strahl der Intelligenz, der glühenden Freude begleitet, welche diesen schönen Moment bei Laura bezeichneten. Ich legte nun die Gegenstände auf die Tafel, ging mit den Kindern einige Schritte weg davon, buchstabirte mit Oliver's Fingern das Wort Dose, und Laura ging und holte den Gegenstand herbei. Der Kleine schien dadurch sehr unterhalten und sah recht aufmerksam und heiter aus. Ich ließ ihn hierauf die Buchstaben Brod machen; augenblicklich ging Laura und holte ihm ein Stück. Er roch daran, hielt es an seine Lippen, richtete mit listigem Blicke den Kopf empor, schien einen Augenblick nachzudenken und lachte dann aus vollem Halse, als wollte er sagen: „Aha! jetzt weiß ich, wie daraus was zu machen ist."

„Es war jetzt klar, daß er Fähigkeit und Neigung zum Lernen hatte und bloß ausdauernder Aufmerksamkeit bedürfe. Ich übergab ihn daher einem verständigen Lehrer und zweifelte gar nicht an seinen schnellen Fortschritten."

Wohl mag dieser Menschenfreund das einen schönen Augenblick nennen, wo eine ferne Aussicht auf ihren jetzigen Zustand in der umdunkelten Seele Laura Bridgman's zu schimmern begann. Während seines ganzen Lebens wird ihm dieser Augenblick eine Quelle reinen, unverwelklichen Glückes seyn und wird nicht weniger hell am Abende seiner der leidenden Menschheit gewidmeten Tage strahlen.

Die Neigung zwischen Beiden — dem Lehrer und der Schülerin — ist eben so fern von aller gewöhnlichen Aufmerksamkeit und Rücksicht, als die Umstände, unter welchen sie entstand und gepflegt wurde, fern von den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens sind. Er beschäftigt sich jetzt damit, Mittel und Wege zu ersinnen, um ihr höhere Kenntnisse und einen Begriff von dem großen Schöpfer des Weltalls beizubringen, in welchem, so dunkel und still es für sie auch ist, sie sich ihres Daseyns so innig freut.

Ihr, die ihr Augen habt und nicht sehet, die ihr Ohren habt und nicht höret; ihr, die ihr seyd wie die Heuchler mit trübseligen Mienen, und die ihr euer Antlitz verzerrt, um die Menschen glauben zu machen, daß ihr fastet; lernt reinen Frohsinn und ruhige Genügsamkeit von den Taubstummen und Blinden. Ihr selbstgewählten Heiligen mit finsteren Stirnen, dies gesichtlose, gehörlose, sprachlose Kind kann euch Lehren geben, denen ihr wohlthun würdet zu folgen. Laßt seine arme Hand sanft auf eurem Herzen ruhen; denn vielleicht hat sie eine ähnliche Heilkraft, wie die des großen Meisters, dessen Lehren ihr mißdeutet, dessen Lehren ihr verkehrt, von dessen Liebe und Sympathie für die ganze Welt nicht einer unter euch so viel weiß, als viele der Schlechtesten unter jenen Gefallenen, gegen die ihr mit nichts freigebig seyd, als mit dem Geschrei der Verdammung!

Als ich aufstand, um aus dem Zimmer zu gehen, kam ein hübsches kleines Kind hereingerannt, um seinen Vater zu begrüßen. Für den Augenblick machte ein Kind mit sehenden Augen unter dem blinden Haufen fast einen eben so peinlichen Eindruck auf mich, wie vor zwei Stunden der blinde Knabe vor dem Hause. O, um wie viel heller und heiterer schien mir jetzt die Landschaft draußen, im Vergleich mit der Dunkelheit so vieler jugendlicher Wesen darin!"

Boz (Dickens).

China.

Die Insel Hong-kong.

Die Bai dieser Insel wird vielleicht von keiner anderen in der Welt übertroffen, nicht bloß, weil sie eine unzählbare Menge Schiffe in sich aufnehmen kann, sondern auch, weil sie den sichersten Ankerplatz gegen Typhon's darbietet und dicht am Lande so tiefes Wasser hat, daß ein Schiff von 74 Kanonen in Entfernung einer Kabel-Länge vom Ufer flott bleibt. Schon dieser Umstand giebt der Insel unberechenbaren Werth in kaufmännischer Hinsicht. Ueber das ganze Eiland sind prächtige Granitblöcke verstreut, daher Waarenlager und Werfte von jeder Dimension am Rande der Bucht erbaut werden können. Frisches Wasser hat man das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß. In anderen Beziehungen gewährt die neue Kolonie nur geringe Vortheile. Den Norden der Insel bildet eine ununterbrochene Bergreihe, die sich bis etwa 2000 Fuß über das Meer erhebt; sie besteht aus schwarzen vorragenden Granitmassen, deren Zwischenräume einige wilde Vegetation bergen. Es giebt nur wenige Thäler, und diese sind von geringer Ausdehnung; an Bäumen gebricht es gänzlich. Die meisten Berge rücken lothrecht bis ans Meer, so daß an ihrer Basis zum Bauen nur wenig Raum bleibt. Das Innere und die Südseite der Insel sind größtentheils flach oder wellenförmig. Auch hier findet man einige sehr schöne Buchten, von denen die vornehmsten (im Canton-Dialekte) Tei-tan und Tschek-pie-uan heißen. An der ersteren ist ein Militair-Posten errichtet; die letztere, etwa 5 Engl. Meilen von Tei-tan, ist ein sehr bequemer und wohlbeschützter Ort zur Erbauung von Werften u. s. w. Man hat Rebhühner, Wachteln und Schnepfen auf der Insel gefunden und in ihren Dickichten Fasanen und Hirsche entdeckt. Die Bevölkerung betrug bei der ersten Besitznahme durch die Briten nur 1000 Seelen, nimmt aber täglich zu und ist jetzt schon auf mehr als das Zehnfache gestiegen. Der nordöstlichen Spitze von Hong-kong gegenüber, auf dem Festlande, liegt Kau-lung, ein kleiner befestigter Ort, aus welchem man Vorräthe in Fülle bezieht. Eine ansehnliche, aber schwach bewohnte Halbinsel erstreckt sich von Kau-lung südöstlich. Sie hat größtentheils einen flachen fruchtbaren Boden und würde für die Briten von unschätzbarem Werthe seyn, wenn sie dieselbe zu ihren gegenwärtigen Besitzungen schlagen könnten. Der Anblick von Hong-kong hat durchaus nichts Einnehmendes, und das Klima ist ungesund. An der Seite der Bai gegen Kau-lung hin ist die Atmosphäre zu jeder Zeit reiner, und die Temperatur-Wechsel gehen weniger jählings vor sich. Die eben erwähnte Halbinsel östlich von Hong-kong soll einstweilen als neutrales Land betrachtet werden.*)

(Aus Macpherson's Two years in China.)

Mannigfaltiges.

— Franz Liszt's Rückkehr nach Berlin. Unsere Blätter, die Herr Dr. Franz Liszt bei seiner vorjährigen Anwesenheit in Berlin mit einigen sehr interessanten literarischen Beiträgen beehrte, haben in diesem Jahre wohl mindestens die Pflicht, der Rückkehr des in jeder Beziehung hochstehenden Künstlers zu gedenken. Es hat sich gezeigt, daß die Uebertreibungen, mit denen im vorigen Jahre einige seiner Verehrer den „Kultus des Genius" geübt, die Achtung des Künstlers in den Augen der echten und darum nicht mit äußerlichem Enthusiasmus sich gebärdenden Kunstfreunde durchaus nicht vermindert haben. Franz Liszt ist wirklich der Künstler, von welchem er selbst fordert, daß er die Kunst nicht als ein Vehikel, um zu egoistischen Vortheilen zu gelangen, sondern als eine über das Gemüth herrschende Macht ansehe, welche die Menschen mit einander befreundet und das Ideal dem Leben näher bringt; er ist einer jener seltenen Künstler, denen die Virtuosität wohl ein Mittel, nicht aber letzter Zweck ist, und die sich stets daran erinnern, daß, wie im Mittelalter das Ritterthum, so heutzutage der Genius besondere Pflichten auferlege.**) Man braucht ihn nur in seinem Verhältniß zu anderen Künstlern zu beobachten, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß er von diesen Wahrheiten durchdrungen sey. Gern erkennt er nicht bloß das Talent von Mitstrebenden an, wie das des wackeren Pianisten Döhler, mit dem wir ihn bei seinem ersten Wiedererscheinen so zusammenwirken sehen, als wären sie vollkommen gleichberechtigte Pairs im Reiche der Töne, sondern er, der Komponist und geistig reproduzirende Musiker, ordnet sich sogar dem bloß ausübenden unter, wenn es der Kunst und ihrer Verherrlichung gilt, wie es z. B. bei seiner Begleitung zum Gesange Rubini's der Fall ist, dessen Sonne auch noch in ihrer Abendröthe als ein glänzendes Gestirn sich zeigt. Beide Konzerte, sowohl das im Saale der Sing-Akademie als das gemeinschaftlich mit Rubini im Konzertsaale des Schauspielhauses veranstaltete, gaben unserem geehrten Mitarbeiter, Herrn Ritter und Dr. Franz Liszt, Beweise, daß ein wohlverdienter Ruf durch die Extravaganzen einiger Unzurechnungsfähigen nicht beeinträchtigt werde und vielmehr stets von neuem als echt und nachhaltig sich bewähre.

---

*) Der Name Hong-kong lautet im gebildeten Dialekte Hung-kiang und bedeutet rother Fluß. Die Insel liegt unter 22° 17′ nördlicher Breite, im äußersten südöstlichen Winkel des mit so vielen Inseln und Eilanden besäeten Meerbusens von Canton. Makao liegt etwa 45 Engl. Meilen entfernt im äußersten südwestlichen Winkel, Canton selbst aber ungefähr 120 Engl. Meilen nordwestlich. Das im Osten von Hong-kong, jenseit einer schmalen Meerenge liegende Kau-lung wird in keiner Chinesischen Geographie erwähnt und ist auf keiner bisherigen Karte verzeichnet, da es nicht unter die Städte mit eigenen Distrikten gehört; aber die Halbinsel läßt sich auf genaueren Karten sehr wohl erkennen. Sie gehört zu demjenigen Theile des Festlandes der Provinz Canton, welcher das Departement Hoei-tschen (Canton: Hui-tschau oder Hui-tsau) begreift. Kraft des Vertrages von Nan-king ist übrigens auch Kau-lung an die Briten abgetreten. A. d. Uebers.

**) Vgl. den Artikel Liszt über Paganini in Nr. 25 des „Magazins" von 1842.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Montag den 16. Januar 1843.

Sibirien.

Der Baïkal-See und das Sibirische Teplitz. *)

Am 25. Mai **) Morgens 5 Uhr verließ ich Irkuzk, welches auf dem Vorsprunge eines Berges ziemlich malerisch liegt, und nahm meinen Weg zum Baïkal-See auf der sogenannten See-Straße, welche unweit der Barrière der Stadt, mit dem Terrain gegen den Baïkal-See zu, allmälig den, Irkuzk auf der Südseite umgebenden, Krestowskaja Gora, d. h. Kreuz-Berg, hinansteigt, auf welchem der Friedhof mit seinen drei steinernen Kirchen einen sehr schönen Anblick darbietet.

Weiter südlich von diesem Friedhofe ist die Anhöhe mit niedrigen Birken- und Fichten-Wäldern bedeckt, welche von großem Einfluß auf die Fruchtbarkeit und Nässe im Frühjahr und Herbst sind. Mit geringer Mühe würde man jedoch diese Gegend in Felder oder Wiesen verwandeln und dadurch der Stadt den großen Vortheil einer gesunderen und besseren Lage verschaffen können.

Kaum hat man das Weichbild der Stadt überschritten, so tritt man in hügelige, von Gestrüpp und Quellen durchschnittene Felder und Wiesen, während man rechter Hand in der Niederung die von Inseln übersäete, klare Angarà erblickt: eine Gegend, die, ihrer reizenden Lage wegen, im Sommer die Haupt-Promenade der Bewohner von Irkuzk ist.

Zehn Werst ***) weiter liegt das Dorf Bolschaja Radwodnaja, hart am Ufer der Angarà. Hier ist aber auch schon die Gränze des durch die Macht der Industrie in dem guten Boden hervorgebrachten Zauberkreises. Je weiter man von hier gegen den Baïkal vorgeht, desto wilder und unfreundlicher wird die Natur. Der Weg führt durch sumpfiges, zum Anbau nicht geeignetes Terrain, und längs desselben ziehen sich, links der Straße, mit Nadelholz-Waldungen bedeckte Berge, von denen eine Menge von Bächen und Quellen zur Angarà herabfließen, welche an der Seite der Straße dem Baïkal zuströmt, indem ihre blauen Wogen den Fuß der jenseitigen, waldigen, steil zu ihr herabfallenden Berge bespülen, so daß ihr linkes Ufer von Irkuzk bis zum Baïkal-See völlig unbewohnt ist.

Zwölf Werst weiter, am Flüßchen Talza, erreicht man eine Glashütte, wo gleichzeitig auch Porzellan- und Fayence-Geschirr, so wie Soldaten-Tuch, letzteres aber nur in sehr geringen Quantitäten, gefertigt wird. Die Proben von dem hier gefertigten Porzellan waren ausgezeichnet gut; das Glas dagegen, sowohl das weiße als auch das grüne, nur von mitteler Güte. In jener Gegend aber, wo man Porzellan, Fayence und Glas nur aus der Hauptstadt oder von der Messe zu Makarjev †) beziehen kann, müßte eine Fabrik den Besitzer sehr bald zum reichen Manne machen, sobald er, nach Verhältniß der ihm zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte, seine Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung irgend eines beliebigen Erwerbszweiges richtete.

Schon um 3 Uhr Morgens kam ich nach der Simowje Nikólskoje, einem elenden Dörfchen am Ufer der Angarà, in welchem die für die Reisenden erbaute hölzerne Kirche ganz verfallen war. Hier ist auch ein kleiner Hafen oder Anlege-Platz, wo die den Baïkal befahrenden Fahrzeuge, zum Ueberwintern oder Ausbesserungen wegen, anhalten. Fünf Werst weiter gelangt man zu der Simowje ††) Listwinitschnoje, welche auf dem schmalen, steinigen Ufer des Baïkal, an hohen, mit Lärchenbaum-Waldungen bedeckten Bergen liegt und aus einem Militair-Etappen-Hause, einem Posthause und zehn kleinen Wohnhäusern besteht. Die Lokalität gestattet jedoch den Einwohnern hier weder Ackerbau noch Viehzucht; selbst Gemüsegärten haben dieselben nicht, sondern ernähren sich nur von Fischerei, Jagd und Thierfang.

Zwischen Nikólskoje und Listwinitschnoje tritt die Angarà aus ihrem großen Becken, dem Baïkal, indem sie über die steinigen Höhen bedeutender Klippen und Felsen herabstürzt, welche die auf beiden Ufern einander gegenüberliegenden Berge mit einander verbinden. Die Mündung der Angarà hat hier eine Breite von ungefähr 2 Werst oder 1000 Saschen *) oder 2800 Schritt, das Fahrwasser hat jedoch nur 10 Saschen oder 28 Schritt Breite, bei einer hinreichenden Tiefe für die größten Schiffe. Die größte Felsklippe liegt 20 Saschen oder 56 Schritt vom rechten Ufer entfernt und wird „das Ufer-Thor“ genannt. In der Mitte des Wasserfalles ragt nämlich eine spitze hohe Granit-Masse, „Schamanskii Kämen“ (d. h. der Schamanen-Stein **)) genannt, in einer Höhe von 12′ und einem Umfange von 42′ über der Oberfläche des Wassers hervor, welche die See-Möwen, als Spuren ihres Aufenthalts auf derselben, förmlich weiß übertüncht, die Mongolen aber als den heiligen Ort zur Verehrung des Schutzgeistes dieser Gegend erwählt haben.

Bei ihrem Austritt aus dem Baïkal hat die Angarà eine so heftige Strömung, daß sie noch bis auf 30 Werst von der Ausmündung nie zufriert. Der allgemeinen Angabe nach soll aber der Wasserspiegel des Baïkal 60 Saschen, d. h. 392′ höher als das Niveau der Angarà bei Irkuzk liegen, was aus dem Terrain auch leicht zu ersehen ist, und nicht ohne Grund befürchtet man daher, die Stadt könne mit der Zeit ein Opfer des Baïkal werden, sobald ein starkes Erdbeben einmal die Steinklippen an der Mündung der Angarà zertrümmern sollte.

Der Baïkal liegt, von Gebirgen umgeben, 481′ über dem Spiegel der Angarà bei Irkuzk und fast 1800′ über dem Meere, ist also einer der höchsten Alpen-Seen der Erde.

Baïkal oder Mongolisch Baïgal ist der Eigenname, welchen die ursprünglichen Bewohner der Umgegend des Sees demselben gegeben haben; die Chinesen aber haben, ihrer Geschichte zufolge, noch im Jahre 119 vor Christi Geburt den Baïkal von dem Borgoïschen Gebirge aus gesehen und daher wahrscheinlich diesen See, in Hinsicht seiner Lage, in Bezug auf ihr Vaterland „Bey Chaï“, d. h. „Nord-Meer“, genannt. Die Bewohner des östlichen Sibiriens nennen nämlich den Baïkal seines Umfanges wegen „Meer“, obgleich derselbe auch nicht eine der dem Meere eigenthümlichen Eigenschaften hat: denn das Wasser des Baïkal ist ganz rein, hell und sehr kalt, hat weder Fluth und Ebbe, noch auf irgend einer Seite Strömung. Die einzigen Gegenstände, welche der Baïkal mit dem Meere gemein hat, sind Seehunde, hier „Nerp“ genannt, und Seeschwämme, welche man in Irkuzk „Meer-Schwämmchen“ nannte. Letztere wachsen besonders auf Steinen, 3 oder 4 Saschen unter dem Wasserspiegel, und werden bei stürmischem Wetter an das Ufer getrieben.

Der Baïkal hat, den in den Jahren 1782—1806 zur Winterzeit angestellten geometrischen Messungen zufolge, von der Mündung der oberen Angarà bis Kultúk oder Kultschukskoje eine Länge von 585 Werst, d. h. 84⅛ geogr. Meilen. Seine größte Breite von der Mündung des Bolschji Ongóren (d. i. der Große Ongóren) bis zur Mündung des Bagrúsin beträgt gegen 100 Werst, d. h. 14⅓ Meile, seine geringste Breite von der Mündung der Selénga bis zur Mündung der Malaja Bugulseicha (d. h. Kleine Bugulseicha) nur circa 30 Werst oder 4⅓ Meile, sein Umfang aber 1865 Werst oder 268⅝ Meilen. Doch sind seine Ufer noch so wenig angebaut, daß auf der fast 2000 Werst oder 288 geogr. Meilen Ausdehnung derselben sich nur wenige elende Dörfchen befinden.

Passel in seinen „Skizzen von Rußland“ sagt zwar im 2ten Theile S. 22: „Der Baïkal-See — durch einen Erdfall entstanden — ist ungefähr 50 Werste, d. h. 7⅛ Meile, breit und über 700 Werst, d. h. 100 Meilen, lang. Sein Wasser ist schmackhaft und so klar, daß man auf dem Grunde, einige hundert Saschen tief, die Trümmer von Wäldern sieht, welche vielleicht schon einige Jahrtausende vor unserer Zeit gewachsen und untergegangen sind. Der See hat, ungeachtet seines reinen Wassers, Fluth und Ebbe und ist von Seehunden und Seefischen belebt.“ Ferner heißt es in demselben Werke unter dem Artikel: „Reise von Irkuzk nach Kiachta“, in Bezug auf den Baïkal: „Die ihn umgebenden Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt, zwischen denen der Baïkal wie ein ungeheurer Krater daliegt, der eine Ausdehnung von 1000 Werst Länge (statt 700, wie früher gesagt wurde) und von 40 bis 150 Werst Breite (statt 50) hat.“ Der erstere dieser beiden Artikel enthält demnach einige, jedoch noch zu entschuldigende Fehler, der letztere ist dagegen voller unverzeihlicher Verstöße gegen die Wahrheit.

---

*) Die hier vorliegenden Mittheilungen sind dem Tagebuch des berühmten Russischen Sinologen, Vater Hyacinth: über die Reise, welche derselbe vor einigen Jahren durch Sibirien machte, entlehnt und durch einige neuere Nachrichten über jene Gegenden noch vervollständigt worden.

**) Das Jahr der Reise ist nicht angegeben, scheint aber in die Zeit von 1830—1840 zu fallen.

***) 1 Werst = 3399′ Preuß. = 3500′ Englisch.
1 geograph. Meile = 6,944 Werst.

†) In Makarjew, einer kleinen Stadt an der Wolga, wurde früher die jetzt nach Nischnii Nowgorod verlegte große Messe abgehalten.

††) Simowje heißt in Sibirien „ein Winterhaus“ oder „eine einsame Hütte“ (von Sima, der Winter), welche an unbewohnten Orten, zu zeitweisem Aufenthalt während des Winters, erbaut wird. Heutzutage nennt man aber auch ganze, an dergleichen Orten zu gleichen Zwecken erbaute Dörfer „Simowjen“.

*) 1 Saschèn = 6′ 8″ 2‴, 10 Saschèn = 66′ 9″ Preuß. Duodez. M.

**) Schaman heißt ein Priester und Zauberer bei den Sibirischen Nationen.

Die Entstehung des Baikal wird allerdings der Wirkung unterirdischen Feuers zugeschrieben, und wenn man die hohen, ihn umgebenden Ufer-Berge betrachtet, so wie die außerordentliche Unebenheit seines Grundes, die scharfen, spitzen, steinigen, mit Bäumen und Moos bedeckten Höhen, welche, in bedeutender Entfernung vom Ufer, aus dem Wasser hervorragen, besonders aber, wenn man die Tiefe von 150 Saschen, d. h. 1045', bedenkt, welche man unmittelbar neben den Klippen findet, zwischen denen hindurch die Angarà sich aus ihm herauswindet, so kann man nicht zweifeln, daß einst, vor undenklichen Zeiten vielleicht, ein heftiges Erdbeben einen Erdfall verursachte, welcher das Becken des Baikals bildete. Eine solche Hypothese wird aber um so wahrscheinlicher, als sich in dieser Gegend jetzt noch alljährlich, wenn auch nicht sehr heftige, doch fortwährend sich oft wiederholende Erdbeben, und zwar stets in der Richtung von Kamtschatka gegen Südwest zu, ereignen.

Der Baikal hat übrigens einen großen Reichthum an Fischen, und zwar wimmelt derselbe von Stören, Hechten, Aeschen, Schnäpel, Quappen, Barschen und Lenken *), so wie von einer sehr großen Menge von Omuln (oder Herbstlachse, Salmo autumnalis), welche ihren Namen von dem Mongolischen Worte „Omoli" erhalten haben. Die Omuln, welche man nur in dem Baikal-See findet, gehören zum Geschlecht der Häringe und theilen sich in drei verschiedene Arten: Die erste Art sind die 4 Werschok **) langen Buguldeïschen Omuln, welche im Winter in großer Menge an das westliche Ufer des Baikal in die Gegend der Insel Olchon kommen, wo sie mit Netzen unter dem Eise gefangen werden. Die zweite Art sind Omuln von 2 Werschock bis zu 1 Arschine ***) Länge, welche im Juli in großen Massen an dem östlichen Ufer des Baikal, und zwar auf einer Ausdehnung von 100 Werst von dem Flusse Turki gegen Westen zu, sich zeigen. Der Körper dieser Omuln ist äußerst zart, weiß, fleischig, giebt im Geschmack den besten Weißfischen nichts nach, und zwar scheint diese Omuln-Gattung bis jetzt noch wenig oder gar nicht bekannt zu seyn. Die dritte Gattung sind die gewöhnlichen, 6 Werschock langen Omuln, welche im August in die Selenga, im September aber in die Prorwa, in die Nähe des Posolskischen Klosters, gehen.

Auf der Rhede von Listwinitschnoje fanden wir zwei Kaiserliche Fahrzeuge, welche dazu bestimmt waren, die mit Podoróshnen (Regierungs-Post-Pässen) versehenen Reisenden über den Baikal zu fahren. Als wir hier anlangten, war der Himmel düster, der Wind blies heftig aus Nordwest und war für große Schiffe daher sehr contrair. Da ich aber nicht Lust hatte, am Ufer müßig zu sitzen, um besseren Wind abzuwarten, so ließ ich meine Britschke auf einen großen Fischerkahn setzen, welcher Störe nach Irkuzk gebracht hatte, und um 11 Uhr Morgens fuhr ich auf demselben zur Selenga um so heiterer ab, als die Fischerkähne zur schnellen Fahrt über den Baikal für geeigneter gehalten werden, als die größeren Fahrzeuge, weil sie, im Fall einer Windstille, mittelst Rudern fortbewegt werden können und bei heftigem Wellenschlage dem Schaukeln nicht so unterworfen sind, als die größeren Schiffe.

Je weiter wir uns vom Ufer entfernten, je schöner entwickelte sich jetzt vor uns ein Panorama der schönsten Aussichten, welches sich bald, durch das Hervortreten der Sonne, im vollsten Glanze präsentirte. Bewaldete Berge erstreckten sich ununterbrochen längs dem nördlichen Ufer des Baikal und erhoben sich von Nordosten immer mehr und mehr; ihre Gipfel waren mit dunkelgrünen, mannigfach schattirten Tannenwaldungen gekrönt, während im fernen nebligen Südost hohe Golzi †), am ganzen Horizont rings umher, sich aus den Wellen erhoben. Das nordöstliche Ufer war noch nicht sichtbar, der lazurblaue Horizont verschmolz hier noch mit der dunklen Oberfläche des Sees.

Die Golzi am Baikal, welche den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind, ziehen sich von Kultuka längs den Ufern des Sees gegen Nord-Osten und fallen, in glatten Schichten gelagert, zum See hinab. Die Sibirier nennen sie Chamar-Daban. Der von Kiachta um den See nach Irkuzk führende Weg senkt sich allmälig zu dem Fuße dieser Berge hinab; der Aufgang zu dem Golzi aber liegt am Flusse Schibetui-Gol, 18 Werst vom See entfernt. Der Gipfel der Golzi selbst bildet ein steiniges, ausgetieftes Plateau, von circa 10 Werst im Durchmesser, welches auf allen Seiten von steinigen Höhen umgeben, dessen Mitte aber ganz augenscheinlich einst der Krater eines der größten Vulkane gewesen ist, welche den Baikal umgeben. Dieser Golez heißt Mongolisch Sardak. Der Weg an demselben hinunter nach Irkuzk liegt in der Schlucht Kunuleiskl, von wo er durch die Ponsombo'sche Schlucht führt und von jener auf einem im Zickzack gebauten Wege wieder den Golez Ponsomboï ersteigt. Von hier aber senkt der Weg sich wieder bis zur Hälfte des Berges hinab und steigt dann abermals auf zum Chamar-Daban, einem steinigen, waldigen Gebirgszuge von circa 3 Werst Länge und 2 Werst Breite, welcher den südöstlichen Auslauf der vom Sardack, dem Haupt-Gebirgsstock, ausgehenden Golzi bildet und dieses Lagen-Verhältnisses wegen seinen Namen erhalten hat, da Chamar im Mongolischen „das Ende eines Bogens", Daban aber „der Berg" heißt. Die Russen verstehen jedoch unter Chamar-Daban die ganze Bergkette und haben heutigen Tages diesen Irrthum noch nicht eingesehen.

(Schluß folgt.)

*) Lenki sind eine Art kleiner Forellen, welche man nur im Jenissei und einigen anderen Flüssen Sibiriens findet.

**) 1 Werschock = 1'' 3''' Rhein. Dez. Maaß.

***) 1 Arschin = 16 Werschock = 1' 9'' 7''' Rhein. Dez. Maaß.

†) Golzi (im Singularis Golez) heißen im Russischen überhaupt „Gletscher" in Sibirien aber versteht man unter „Golzi" ganz besonders hohe, kahle, nackte, steinige Berge.

Texas.

Beobachtungen eines Deutschen in Texas.

(Schluß.)

Zahlreiche, klare Quellen sickern fast aus jeder Felsenspalte, in schäumende Bäche umgewandelt, stürzen sie sich von den Höhen hinab und vereinigen sich zu jenen Strömen, die in einer nicht mehr fernen Zeit die Schätze des Bodens dem Meere zuführen werden.

Von dem Tafellande jenseits der Sierra Madre weiß man nur wenig, und die nördliche Region bis zum 42. Breitegrade ist noch gar nicht durchforscht, denn dort hausen Indianer-Stämme, welche, gleich den Beduinen der Wüste, beständig im Sattel und, wie diese, räuberisch sind und noch nie mit den Weißen in freundschaftlicher Verbindung standen.

An der Küste, besonders in der Nähe der Strommündungen, werden die Gegenden alljährlich (im Januar und Februar) überschwemmt, wodurch biliöse und intermittirende Fieber entstehen, die indessen niemals lange anhaltend oder bösartig sind; wenigstens nicht für den Kreolen, der sich hier weit behaglicher, als in Meriko, Westindien und dem angränzenden Louisiana fühlt, denn es giebt hier kein gelbes Fieber. Der waldige Bezirk von Ober-Louisiana ist von niedrigem Gestrüppe so undurchdringlich gemacht, daß bei den jährlichen Ueberschwemmungen des Mississippi das Wasser nicht vollkommen wieder abfließen kann; eine Folge davon ist, daß sich Sümpfe bilden, die, den brennenden Strahlen der Tropensonne ausgesetzt, zum Herd für das gelbe Fieber werden. In Texas ist das sich sanft zum Meere hinneigende Land entweder vollkommen dem Winde zugänglich oder, wenn waldig, doch von jenem niederen Gestrüppe völlig frei. — In Louisiana vergehen oft mehrere Wochen, ohne daß ein Luftzug sich erhebt, während in Texas, zur heißesten Jahreszeit — sechs volle Monate hindurch — beinahe ununterbrochen ein erfrischender Seewind weht, der ungehindert über das wellenförmige Land und die Ebene hinblasen kann. Ohne diese erfrischende Briese wäre die Sommerhitze in den niederen Distrikten drückender und unerträglicher, als selbst in Louisiana. Ein ehemaliger Staats-Secretair der Republik, ein Dr. Irion, hat das Ergebniß seiner mehrjährigen Thermometer-Beobachtungen bekannt gemacht: aus ihnen geht hervor, daß in den Jahren 1836 bis 1840 das Quecksilber in den Monaten vom April bis September von 63 bis 104° Fahrenheit variirte. Die mittlere Temperatur war 73° um 9 Uhr früh; 84° um 12 Uhr Mittags und 77° um drei Uhr Nachmittags. Diese Hitze wird durch den Seewind, der regelmäßig und ununterbrochen vom April bis gegen das Ende des Septembers gleich nach Sonnenaufgang beginnend und bis vier Uhr Nachmittags anhaltend weht, abgekühlt. Auch nach Sonnenuntergang erhebt sich ein leichter Wind, der um Mitternacht seine höchste Kraft und Frische erreicht und erst gegen Morgen hinstirbt.

Wie das übrige Nordamerika und selbst Westindien, so ist auch Texas den Einflüssen eines Windes ausgesetzt, der hier, wie in den Vereinigten Staaten, unter dem Namen „The strong Norther" bekannt ist; es ist derselbe, von dem Humboldt berichtet, daß er einst in der Havana das Quecksilber bis auf 32° Fahrenheit sinken machte. Gewöhnlich folgen diesen Northers an der östlichen Küste von Meriko und Texas, wo sie im Dezember und Januar stoßweise wehen, einige Regentage und südliche Winde. Die Northers kommen plötzlich mit einem Windstoße, daß man den Athem verliert und sich wie von ihm durchschnitten fühlt; das Quecksilber fällt mit ungemeiner Schnelle zehn bis zwölf Grad in der Stunde. Der kurz zuvor noch bewölkte Himmel wird klar und kalt; Husten und Schnupfen sind an der Tagesordnung. Nach drei Tagen aber ist des Gestrengen Herrschaft zu Ende, und es tritt mildes Regenwetter ein.

Der Frühling beginnt hier anfangs Februar. Pfirsichbäume stehen gewöhnlich vor der Mitte dieses Monats in Blüthe.

Besonders ist es die Pflanzenwelt, welche Texas zu einem Paradiese macht; um einen Begriff von dem Reichthum derselben zu bekommen, muß man in der endlosen Savanne mit Gott und der Natur allein seyn. Man erlaube mir eine flüchtige Beschreibung der Savannen.

Die Savanne breitet sich aus — nicht, wie ein neuerer Dichter von den Prairieen sagt, „gleich einer ausgestreckten Bettlerhand", sondern gleich einem nach allen Regeln der Kunst angelegten, viele hundert Meilen großen Garten, und doch wieder so über alle Kunst erhaben, daß man sich, im Vergleich mit ihm, des menschlichen Pfuschwerkes schämt. Acht Fuß hohes, zartes Gras vom saftigsten Grün wird vom leisesten Windeshauche zu unzähligen Wellen bewegt und bildet so den Ocean, auf dem Flora mit nicht minderer Gewalt und Majestät das Scepter führt, als Neptun in seinem Elemente. In der Ferne scheinen Regenbogen sich darüber hingelagert zu haben, von gleicher Schöne mit denen, die den Himmel schmücken, nur breiter, viel breiter und strahlender. Man kommt näher und sieht nun, daß es Blumen sind, Millionen von Dalien, Lupinen, Astern, Geranien, Anemonen, Passifloren und Solidagen, untermischt mit manchen Lilien- und Rosenarten, mit der Lobelia cardinalis, dem Jasmin. — Um diesen Pflanzenreichthum, in der mit süßen Wohlgerüchen geschwängerten Atmosphäre, schwärmt der glänzende Kolibri, der bunte Schmetterling, die geschäftige, wilde Biene, die ihre Zellen in hohlen Baumstämmen bereitet; um den Beschauer her summt es von zahllosen Insekten, von denen jedoch die quälende Mosquito ausgeschlossen ist, damit der Fremdling die Schönheiten des Gartens unbelästigt bewundern könne. — Auch Inseln hat das Blüthenmeer! — In der Entfernung taucht ein Wäldchen auf — die Eingeborenen nennen diese Wäldchen in der That bezeichnend genug „Eilande" — es bildet ein regelmäßiges Achteck. — Ist das nicht wunderbar? Aber noch erstaunenswerther, wenn man solch' Wäldchen betritt! Es ist, als trete man in ein

Prunkzimmer, so nett, so sauber sieht es aus! Da ist keine Spur von Unterholz und Gestrüppe zu entdecken! In regelmäßiger Entfernung steht ein Baum vom anderen auf grünem mit Blumen durchwirktem Rasenteppich. In solch' Wäldchen kann man überall bequem hineinreiten; hier waltet eine solche Nettigkeit, daß man sich unwillkürlich nach dem Gärtner umsieht! — Doch noch erstaunenswerther und wohl unerklärbar ist das Phänomen, daß nämlich ein solches Wäldchen stets nur aus Einer Baumgattung gebildet wird. Man findet Eilande von Pfirsich-, wieder andere von Pflaumen-, noch andere von Orangenbäumen, aber da, wo die Pflaume steht, sucht man den Pfirsichbaum vergebens! Nur *eine* Pflanze dulden alle gemeinschaftlich — die Rebe nämlich. Sie schlingt sich bis zum Gipfel hinauf, springt von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum und bildet grüne *Festons*, die sich im Herbst unter der Last der süßen Traube beugen. Texas ist, wie Humboldt bemerkt, das Land, welches dereinst Amerika mit Wein versorgen wird. — Die Rebe umschlingt in diesem Lande nicht allein die Wälder, sondern wandelt auch die hohen, abschüssigen Stromes-Ufer in Weinlauben um.

Andere Wäldchen bilden graziösgebogene Schlangenlinien, wieder andere Vier-, Fünf-, Sechs-, Zwölfecke, sämmtlich so symmetrisch angelegt, daß man in einer Feengegend zu seyn glaubt! — Als ich so, allein mit der Natur, fern von jedem weltlichen Geräusche, viele, viele Meilen von jeder menschlichen Wohnung umherstreifte, da war es mir, als befände ich mich in einem ungeheuren Gottestempel, aus jedem Blumenkelche schien ein Engelsauge zu blicken, und die großartige Stille sprach beredter als Orgelton zu meinem Herzen.

Die Sonne sinkt mit derselben Pracht, wie auf dem Ocean, am Horizont hinab und wirft ein eben so strahlendes Rosen- und Goldnetz über den erbleichenden Himmel. In der Entfernung scheint ein Berg von gediegenem Silber zu glänzen; man kommt näher, und der Silberberg wird zu einer Quercus virens — zur Lebenseiche. — Die Texianer nennen diesen Baum den *Patriarchen*; er erhebt sich zu einer Höhe von 80′; die niedrigsten Zweige sind oft 40′ vom Boden entfernt, der ganze Baum aber mit dem ihm eigenen, silberweißen, haarigen Moose, wie mit einem Riesenbarte bedeckt, der oft von den unteren Zweigen bis zur Erde, als 40′ Fuß lang, herabhängt. In dies sonderbare Zelt verschafft man sich nur mit Mühe Eintritt; wenn die Strahlen der Sonne durch diese Wände schimmern, so findet man das dadurch verbreitete Licht magischer, als das Halbdunkel des herrlichsten Domes.

In diesen Savannen hausen zahlreiche Heerden von Bisons, Büffeln, Eseln und Pferden, zuweilen erblickt man die breite Tatze des Bären im Boden eingedrückt, der hier dem wilden Honig nachspürt. Auch der Panther wird hier gejagt.

An Mineralien ist Texas nicht arm. Vom Trinity bis zum Rio-Grande hin sind Eisen und Kohlen im Ueberflusse vorhanden. Zwischen dem Rio-Grande und dem Sabine befinden sich salzhaltige Seen und Quellen in bedeutender Menge. Auch Schwefel- und Stahlquellen sind nicht selten.

1841 bestand Texas' Bevölkerung aus 200,000 Weißen und 14,000 Farbigen, dies würde kaum zwei Seelen auf eine Englische Quadratmeile betragen, es kann daher von Anbau des Bodens bis jetzt kaum die Rede seyn. Doch erinnere man sich, daß die Republik, als sie sich von Mexico losriß, nicht mehr als 36,000 Einwohner zählte, was einen Begriff von der reißenden Schnelligkeit giebt, mit der dieser Staat an Macht gewinnt. — 1839 bestimmte der Kongreß ein Stück Landes am Collorado, wo sich sieben Hügel erheben, zur Erbauung von Austin, das für die Folge der Sitz der Regierung und des Landes Hauptstadt werden soll. Im Juli v. J. zählte die junge Stadt gegen fünfhundert Häuser; Kirchen und Hotels schossen wie Pilze aus dem Boden, und zwei Zeitungen erscheinen bereits in dieser modernen Roma. Die *Siebenhügelige* verspricht in wenigen Jahren den Namen einer Hauptstadt zu verdienen.

Von Texas' Einwohnern läßt sich im Allgemeinen nicht viel Rühmliches berichten. Wenn man bedenkt, daß der Auswurf Europa's nach den Vereinigten Staaten auswandert, und daß die Union wiederum ihrerseits Texas für ihr Botany-Bay zu halten scheint, indem die Behörden falsche Spieler, Räuber, Falschmünzer, ja sogar — wie man behauptet — Mörder nach Texas entwischen lassen, so hält man einen Texianischen Bürger gerade für keinen Tugendspiegel. Es versteht sich von selbst, daß es rühmliche Ausnahmen giebt: auch wird das Gesetz in der Nähe der Städte und größeren Niederlassungen mit Strenge gehandhabt, doch ist es in dem jungen so dünn bevölkerten Staate nicht zu verhüten, wenn zuweilen grausenerregende Verbrechen ungeahnt verübt werden, da die Uebelthäter für den Arm der Gerechtigkeit oft unerreichbar sind. So stand neulich folgender Vorfall in Amerikanischen Blättern: „Eine Spielerbande, aus Texianern bestehend, trieb an der Gränze, namentlich in *Arkansas*, ihr Wesen. Ein Bürger der Vereinigten Staaten machte der Behörde Anzeige davon, und die Spieler wurden verscheucht. Aus Rache überfielen sie die Wohnung des Denunzianten, rissen ihn aus dem Bette und begruben ihn — *lebendig*."

Es haben mithin die Yankees doch nicht so ganz Unrecht, wenn sie den Reisenden vor Texas' Gurgelabschneidern warnen.

Frankreich.

Eine Spazierfahrt von Marseille nach Toulon.

Die Natur, welche dem Menschen eine unermeßliche Last von Langeweile für das kurze Leben giebt, soll, als ihre Schätze bereits alle vertheilt waren, ihre Ungerechtigkeit noch eingesehen haben, und so ließ sie für den Menschen, ihr liebstes Kind, das Meer entstehen, damit es ihn in Sorgen zerstreue und erfreue. Die Wahrheit dieser Sage erkannte ich aufs neue, als ich jüngst im Hafen von Marseille spazieren ging, dem einzigen Winkel Frankreichs, in dem ich keine Versuchung fühlte, eine Reise um die Welt zu machen, weil sich die Welt hier die Mühe giebt, eine Reise um mich her zu machen. Das Paketboot „Grégeois" entfaltete seine Segel wie der Adler seine Schwingen und trug mich aus den Leiden der Erde ins hohe Meer. Das Boot eilte nach Toulon. Die Küste von Marseille bis Toulon ist in der großen Welt wenig bekannt. Es kommen fast täglich Künstler in Marseille an; doch sie gehen nach Malta, Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel, um ganze Lasten von Moscheen, Minarets, Kaktus, Palmenbäumen, Pferdeköpfen, Wüsten-Landschaften, melancholischen Türken, emancipationslustigen Mohren-Sklaven in ihren Mappen zurückzubringen; keiner hat die blühende Küste zwischen Toulon und Marseille, die zwischen dem doppelten Azur des Meeres und des Himmels den Wanderer zauberisch anlacht, seines Pinsels gewürdigt. Hier zeigt sich die herrlichste Hügelreihe, aus der einzelne Dörfer und Städtchen schalkhaft hervorlauschen; das Ufer verwandelt sich bei jedem Ruderschlage des dahineilenden Bootes; die mannigfaltigsten Sagen flattern um diese Felsmassen: Jäger sind von den schönen Berg-Nymphen in die Tiefe gezogen worden, Bergleute arbeiten an den unermeßlichen unterirdischen Schätzen und werden sie dereinst zu Tage bringen, glückliche Bräute sind von den Kobolden entrafft worden, und als ein Jüngling sich einst aus den Banden der Geister frei gemacht hatte und zur Erde zurückgekehrt war, so blieb er wahnsinnig und konnte nicht sterben.

Die beiden Hauptpunkte dieser Küste sind der Adlerschnabel (Bec-de-l'Aigle) und das Kap Sicié. Sie erheben sich senkrecht aus dem Meere, und das Gestade hat zwischen beiden in seiner wilden Ueppigkeit einen tropischen Charakter. Dieser wurde am Tage meiner Fahrt noch durch einen Zufall erhöht. In einiger Entfernung von dem Boote nämlich zeigte sich eine Schaar von Meerschweinchen, die auf den schweigenden grünen Wellen tanzten; der Kommandant des Bootes reichte mir seine Flinte und forderte mich zum Schießen auf; ich hatte bisher immer geglaubt, daß diese Thierchen nur in den südlichen Meeren sich aufhielten, doch ich legte an und tödtete eines in der Entfernung von zweihundert Schritten, die übrigen schossen in die Tiefe; ich erinnerte mich gelesen zu haben, daß dem Capitain Bougainville in den Wassern von Juan-Fernandez ein ähnlicher bewunderenswerther Schuß gelungen sey, und die Brust fing mir im Schützenstolz zu schwellen an, als das stolze Toulon mit seinen Segeln und Masten sich, an das hohe Gebirg gelehnt, vor mir erhob und mein Hochmuth sich vor diesem Anblick beugte. Frankreich hat alle Entdeckungen gemacht, nur nicht seine eigenen; es kennt alle Länder, nur sich selbst nicht. Von Jahrhundert zu Jahrhundert bewundert man in Frankreich wie in der Welt die Lage von Genua, Neapel, Konstantinopel, Rio-Janeiro, doch Niemand hat noch die reizende Lage Toulons entdeckt. Nirgends kann man eine gelungenere Vereinigung des Erhabenen und Zarten, der Kraft und Anmuth sehen. Die schroffen Berge, bald mit üppigen Wäldern gekrönt, bald kahl in der Sonne blitzend, das Gewühl von Masten und Segeln, die prachtvollen Paläste der Stadt, die stolze Kette von Citadellen, die sich vom Ufersande bis zum Gebirgsgipfel schlingt — Alles vereint sich zu einem Bilde, das vielleicht nur darum keines Menschen Hand noch nachzuzeichnen versucht hat, weil die menschliche Kunst nicht eine Verhöhnung der göttlichen scheinen will.

Ich habe seit zwölf Jahren mehrmals die Geschichten Gefangener in öffentlichen Blättern mitgetheilt. Einmal sogar ist es mir durch die Unterstützung des Herzogs von Orleans, ruhmvollen Andenkens, gelungen, zwei arme Kinder aus dieser irdischen Hölle zu befreien. Es ist somit unklug von mir, wenn ich noch Gefängnisse besuche, da ich durch weitere Ausbeutung dieses Stoffes fürchten muß, langweilig zu werden. Doch ich konnte auch diesmal meiner Neigung nicht widerstehen und muß wenigstens Etwas von den Früchten derselben hierher setzen.

Vor Allen merkwürdig schien mir ein Verbrecher, dem für alle Zeiten ein Platz in den Annalen Marseille's gesichert bleibt. Arnaud de Fabre, der Falschmünzer, hat eine Unzahl von Familien ins Unglück gestürzt, und wenn die allwaltende Fürsorge der Gendarmen nicht bei seiner Abreise von Marseille thätig gewesen wäre, so hätte ihm die Rachgier des Volkes die Reise nach Toulon erspart. Die ganze Stadt war bei seiner Einschiffung in Aufregung, nur ein Mann zeigte sich vollkommen ruhig: der Gefangene. Seit seiner Verhaftung entzog er sich allen Fragen neugieriger Besucher. Ich traf ihn schreibend, wie er eben mit selbstzufriedenem Lächeln die Feder anhielt und das Geschriebene überlas. Er grüßte uns freundlich und mit dem edelsten Anstande. Seine kräftige Figur, das heitere, wohlgebildete Gesicht kontrastirten seltsam mit seinem Anzuge. Ich redete ihn an: „Sie arbeiten an Ihren Memoiren?" — „Nein, mein Herr; ich bin beschäftigt, Jemanden einen Gefallen zu thun." — „Ihr Brief scheint etwas lang zu werden." — „Es ist eine Bittschrift." — „Für Sie, Arnaud?" — „O nein, ich bitte um Nichts; für einen meiner Kameraden; man muß sich die Liebe seiner Mitmenschen gewinnen." — „Und wie befinden Sie sich hier?" — „Nun, ich kann nicht klagen." — „Es scheint Ihnen vortrefflich zu gehen." — „Gott sey Dank, mein Appetit ist gut." Damit setzte er sich vollkommen ruhig wieder an seine Papiere, rückte die Brille zurecht und fuhr zu schreiben fort. Der Schließer äußerte beim Hinausgehen mir seine Bewunderung, daß er solch einen Gefangenen nie gesehen habe; schon den ersten Tag im Kerker habe er den gesündesten Appetit gezeigt, herrlich geschlafen und sich nie über Etwas beklagt oder verwundert.

Wir gingen weiter zum Saale der Unverbesserlichen. Hier fand ich einen Gegenstand des allgemeinen Staunens: Tragine, vor dem die übrigen Kinder der Sünde ehrfurchtsvoll das Haupt neigen, wie die gemeinen Teufel vor Satan. Er hat so viel Blut vergossen, daß die Großartigkeit seiner eisernen Natur die Menge entsetzt und ihm einen gewissen Nimbus verleiht. Er selbst hat ausdrücklich gefordert, in die Reihen der Unverbesserlichen aufgenommen zu werden, und hat die Richter mit tiefster Verachtung angesehen, als sie ihn für schwächlich genug hielten, an die Möglichkeit einer Bekehrung bei ihm zu glauben. Ein mächtiges eisernes Gitter dient dem Saale der Unverbesserlichen zur Thür. Wachen mit scharfgeladenen Gewehren stehen außerhalb desselben und sind stets bereit, sobald sich innerhalb des Saales die geringste Widersetzlichkeit zeigt, mitten unter die Menge zu schießen, die Kugel kann keinen Unschuldigen treffen. Ich traf hier etwa dreißig Unverbesserliche, die mit der größten Behaglichkeit Flachs hechelten. Tragine allein konnte sich zu dieser Arbeit nicht erniedrigen, er lag auf dem Rücken, die Hände über der Brust gekreuzt, und schnarchte gemächlich. Er durfte sich der Gerechtigkeit gegenüber nicht die Blöße geben, daß er ihretwegen von seinen alten Gewohnheiten abgelassen hätte, so pflegte er täglich seine Mittagsruh zu halten, und seine Mitgefangenen beobachteten unterdeß das ehrfurchtsvollste Schweigen, um den Schlaf ihres Fürsten nicht zu stören. Sie verfolgten seine Träume selbst mit gespannter Aufmerksamkeit und flüsterten sich wechselseitig die phantasiereichsten Vermuthungen zu, welche blutige Heldenthat er eben ausführen möge, wenn sich sein widerliches Gesicht im Schlafe noch mehr verzerrte.

Von hier gingen wir zum Hospital. Ein Hospital ist stets ein trauriger Anblick, das letzte Wort der menschlichen Leiden; doch das Hospital eines Kerkers scheint das Ideal des Entsetzens. Ich trat zuerst an das Bett eines jungen Mannes von etwa zwanzig Jahren; er antwortete auf des Arztes Fragen mit einer weichen, vollen Stimme; ein Priester saß an seinem Bett und tröstete ihn; ein blühendes junges Weib, seine Frau, war mit der rührendsten Sorgfalt um ihn beschäftigt; und dieser junge Mann war ein doppelter Mörder. Er hatte am Abend zuvor einen Aufseher mit Messerstichen getödtet, war dabei ausgeglitten und hatte sich den Arm gebrochen. Das Gericht verlangte, er sollte geheilt werden, um dann sein Schicksal zu erleiden. Einer der Umstehenden redete den Kranken an: „Wie hast du die Nacht verbracht, Gommare?" — „Vortrefflich." — „Du hast gestern Abend einen üblen Einfall gehabt und wirst jetzt von Reueschmerzen gequält werden." — „Reue? mein Gott, über das Unvermeidliche sich Gedanken zu machen, ist thöricht und verbittert das Leben. Dieser Aufseher war mein Feind, er verfolgte mich und ärgerte mich, wo er konnte, er machte mir das Leben unerträglich, so mußte ich mich rächen." — „Du bist eines ähnlichen Verbrechens wegen in den Kerker gekommen?" — „Ja, ich war Soldat und mußte meinem Hauptmanne mit einem Säbelhiebe den Kopf spalten, weil er mir keine Stunde Ruhe gönnte. Man hatte mich zum Tode verurtheilt und führte mich zum Richtplatz. Zwei meiner Kameraden wurden vor mir erschossen, da kam unvermuthet ein Gnadenbrief für mich an; meine Mutter hatte es durchgesetzt, daß mir das Leben geschenkt wurde." — „Das war eine gute Lehre Gommare, warum hast du sie nicht benutzt?" — „Der Aufseher ließ mich nicht rauchen, er schlug mir die Pfeife aus dem Munde. Und was verliere ich am Leben? Ich habe Nichts als Jammer und Elend gehabt, und der Augenblick der Rache war seit langer Zeit der einzige freudige."

Seitwärts von Gommare lag ein Verbrecher im Todeskampf. Sein Schicksal, das ihm, strafend, noch die letzte Freude nicht gegönnt hatte, rührte mich. Er sah seinen Tod schon seit mehreren Tagen vor Augen: da hatte ihn eine innige Sehnsucht erfaßt, in den Bergen, seiner Heimat, zu sterben. Er hatte sich, man wußte nicht wie, die Kleider eines Arbeiters im Gefängniß verschafft und sie schon einige Tage unter dem Bettkissen verborgen gehalten. In der letzten Mitternacht war er heimlich aufgestanden, hatte sich in der Fieberhitze aus dem Kerker geschlichen: alle Wachen hatten ihn bereits passiren lassen, als ihm bei der letzten ein Windstoß die Mütze nimmt; der Gefangene eilt weiter, ihm ist der Tod in den freien Bergen lieber, als das Leben im Kerker: die Wache wundert sich, daß ein Arbeiter sich nicht die Mühe giebt, seine Mütze aufzuheben; sie eilt ihm nach, ergreift, erkennt ihn, und er muß im dumpfigen Kerker sterben.

Toulon ist eine Stadt der Widersprüche. Es hat die großartigsten Paläste zu Wirthshäusern, Gefängnissen, Waarenlagern eingerichtet, doch es ist ihm kein Stein und keine kunstgeschickte Hand für ein Theater geblieben. Es strömen unzählige Reisende in seinen Mauern zusammen, sie sind begierig, ein Meisterwerk Meyerbeer's, die genialen Sprünge einer Tänzerin zu beklatschen, und erstaunen, wenn man sie in einen verlassenen Stadtwinkel führt, wo die heilige Kunst in einem Bretterverschlage hauset, der inwendig mit grünem Papier ausgelegt ist. Die Treppen sind so schmal, daß nur die Schmächtigsten sie mit Bequemlichkeit hinaufsteigen können. Die Galerieen haben nur die Tiefe einer Person, und die Kunstfreunde von mittler Größe müssen den ganzen Abend in der Stellung des Bücklings beharren, weil sie sonst an die Lampen stoßen. Einige Tage vorher hatte dieser Taubenschlag Feuer gefangen, doch einem unseligen Eifer war es gelungen, dasselbe noch zu löschen. Seit funfzig Jahren spricht man davon, das Haus abzubrechen, und zeigt den Platz des neuen Theaters, doch ein Wunder erhält das alte Gerüst immer noch, und selbst die Bomben des General Dugommier haben es respektirt. Ich sah Robert den Teufel, dessen gelungene Darstellung in lebhaftem Kontraste mit dem Orte stand, und betete beim Hinausgehen heimlich zur allwaltenden Vorsehung, sie möchte einem müßigen Funken den Weg in diese Bretter zeigen und den unzeitigen Rettungseifer der Kunstfeinde abhalten.

Nach dem Theater besuchte ich noch mehrere Vereinigungsorte der Toulonesischen schönen und hoben Welt, und als ich hierauf das Boot wieder betrat und auf die Ereignisse des Tages zurücksah, schienen mir Monate seit dem Augenblick vergangen zu seyn, in dem ich das Meerschweinchen getödtet hatte. Es gaukelte ein solches Heer bunter Gestalten vor meiner Erinnerung, daß ich in der That glaubte, in die Tropenländer gedrungen zu seyn und meine Schützen-Talente in der Nähe der Azoren geübt zu haben. Wir messen die Zeit nach den Ereignissen, die sie an uns vorüberführt, und den Raum nach dem, was wir in ihm wahrnehmen. Eine Spazierfahrt von wenigen Stunden kann somit den Eindruck einer langen Reise machen, und ich rathe allen Lesern, welche Geldverschwendung, schlaflose Nächte, schlechte Bewirthung, Stürme, Herzensnöthe und das ganze Gefolge entfernter Wanderungen scheuen, nach meinem Beispiele zu reisen.

Méry.

Mannigfaltiges.

— Holtei's Vorlesungen Shakespeare'scher Dramen. Seit dem Tode des genialen Devrient und des als darstellender Künstler hochgebildeten P. A. Wolff sehen wir Shakespeare's Geist nur selten über unsere Bühne schreiten. Außer „Romeo und Julie" und dem „Kaufmann von Venedig" wird kaum noch ein anderes Shakespeare'sches Stück auf dem Berliner Theater gegeben, wo einst Wolff den Hamlet, Romeo und König Johann darstellte, wo Devrient in den Rollen Lear's, Shylock's, Richard's III., Falstaff's und Mercutio's glänzte und wo Madame Crelinger die poetischen Frauengestalten des größten Sittenmalers aller Zeiten verwirklichte. Damals konnte sich die Berliner Bühne, nächst den Theatern von Drury-Lane und Coventgarden, des bedeutendsten Shakespeare-Repertoirs rühmen. Es wird aber der große Brite zu unseren eigenen Dichtern fast eben so gezählt, wie Schiller, Goethe oder Lessing. Daher ist es erfreulich, daß wir, da es auf der Bühne nicht mehr möglich ist, wenigstens durch dramatische Vorträge, in welchen die Schönheiten des Dichters geschmackvoll hervorgehoben und seine kleinen Auswüchse kunstreich verhüllt sind, mit dem Geiste desselben in fortdauerndem Kontakt gehalten werden. Herr von Holtei, der in dem ersten Cyklus seiner in diesem Winter hier angekündigten Vorträge den „Coriolan", „Heinrich IV." (Erster und zweiter Theil zusammengezogen) und „Hamlet" las, hat am vergangenen Freitag einen zweiten Cyklus begonnen, in welchem er zunächst den „Othello" vortrug. Der „Mohr von Venedig", der auf Deutschen Theatern immer noch als ein Schwarzer erscheint, während der „Moor" of Venice eigentlich ein Landsmann Abdelkader's, ein „Maure" war und auf Englischen Bühnen nur mit gebräuntem Antlitz dargestellt wird — macht deshalb oft bei uns, und zwar ganz gegen die Intentionen des Dichters, einen widerwärtigen Eindruck, ungefähr wie Muley Hassan, der schwarze Schuft in Schiller's „Fiesko". Wenn uns daher bei der Vorlesung der poetische Charakter des Othello mehr in seinem wahren Lichte erscheint, als bei der Aufführung auf der Bühne, so liegt es gewiß nur an jenem Umstand, und es fragt sich, ob nicht auch unser Theater dem Beispiele des Englischen mit Bezug auf die Nationalität des „Mohren" folgen sollte. Nächst der Hauptrolle las der Vortragende auch den lauernden Jago, den stolzen Brabantio und den Lieutenant Cassio ganz vortrefflich. Minder gelangen ihm die Frauenrollen der Desdemona und Emilie. — Herr von Holtei wird uns demnächst noch in seinem zweiten Cyklus den „Julius Cäsar", „Macbeth" und „Cymbeline" vortragen, worauf wir die Freunde des großen Britischen Dichters aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollten.

— Das himmlische Reich eine Europäische Erfindung. In Englischen wie in Deutschen Blättern hat China seit einer Reihe von Jahren die freilich ironisch gemeinte Ehre, das Himmlische Reich zu heißen, und diese Qualification wird bis zum Ueberdruß wiederholt, obgleich sie auf eine bloße Wortverdrehung sich gründet, die, wenn auch verschiedener Art, doch eben so witzig oder albern ist, wie etwa eine Dolmetschung von England mit Land der Engel, d. h. Paradies, seyn würde. Es ist den Chinesen bei all ihrem Nationaldünkel und der paradoxen Weise, in welcher er sich oft manifestirt hat, niemals in den Sinn gekommen, sich selber oder ihrem Lande das Prädikat himmlisch beizulegen, wohl aber nennen sie China häufig: was unter dem Himmel ist (T'ién-hià), d. h. die bewohnte Erde, welcher Ausdruck noch aus grauer Vorzeit sich herschreibt, in welcher, wie bei anderen Völkern, die Begriffe der Welt und der Heimat nicht geschieden waren. Nur der Kaiser wird von seinen Unterthanen, sofern er gerecht und als würdiger Repräsentant des Weltgeistes regiert, Sohn des Himmels (T'ien-tsy) betitelt (wie z. B. die Römer divus Augustus u. s. w. sagten), und er selbst nennt seine Dynastie, aber niemals sein Land oder Volk, in Uebereinstimmung damit, die himmlische (T'ien-tschao.)

Hierbei Titelblatt und Register des vorigen Halbjahres.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Mittwoch den 18. Januar 1843.

Frankreich.

Der Bibliomane.

Von Charles Nodier.

Seit zwanzig Jahren hatte sich Theodor aus der Welt zurückgezogen, entweder um zu arbeiten oder um zu faullenzen: welches von beidem eigentlich der Fall war, wußte Niemand. Er dachte, aber man wußte nicht, woran er dachte. Er verlebte seine ganze Zeit unter Büchern und beschäftigte sich nur mit Büchern, was einige Leute auf den Gedanken brachte, daß er ein Buch verfasse, welches alle andere Bücher überflüssig machen würde.

Theodor sprach nicht mehr, lachte nicht mehr, spielte nicht mehr, aß nicht mehr, besuchte weder Bälle noch Schauspiele. Die Frauen, die er in seiner Jugend geliebt, zogen seine Blicke nicht mehr auf sich, oder höchstens betrachtete er ihre Füße, und wenn er eine elegante Fußbekleidung von glänzender Farbe gewahr wurde, so rief er, tief aufseufzend, aus: „Ach, wie schade um den Maroquin!"

Einst hatte er der Mode geopfert; aus den Memoiren einer früheren Zeit ersehen wir, daß er der Erste war, der die Halstücher links knüpfte, trotz Garat, der sie rechts knüpfte, und trotz des großen Haufens, der sie damals und noch jetzt in der Mitte zu einem Knoten schlingt. Aber Theodor kümmerte sich nicht mehr um die Mode. Nur einmal im Laufe von zwanzig Jahren hatte er einen Streit mit seinem Schneider: „Mein Herr", sagte er zu ihm, „ich bestelle keinen Rock mehr bei Ihnen, wenn Sie noch einmal vergessen, mir Taschen in Quarto zu machen."

Die Politik lenkte ihn auch nicht einmal von seinen tiefen Betrachtungen ab. Er war schlecht auf sie zu sprechen seit Napoleon's thörichtem Zuge nach Rußland, in Folge dessen das Juchtenleder aufgeschlagen war. Indeß billigte er die Französische Intervention in Spanien. „Das ist", sagte er, „eine gute Gelegenheit, Ritterromane und Cancioneros mitzubringen." — Aber die Expeditions-Armee dachte nicht daran, und das verdroß ihn. Wenn man des Trocadero erwähnte, so antwortete er ironisch Romancero, wodurch er in den Geruch eines Liberalen kam.

Bourmont's Expedition nach Algier verursachte ihm große Freude. „Dem Himmel sey Dank", sagte er, sich die Hände reibend, „wir werden jetzt Levantinischen Maroquin zu einem billigen Preise erhalten." Dadurch kam er wieder in den Ruf eines Karlisten.

Im vergangenen Sommer collationirte er, in einer belebten Straße auf und ab wandelnd, ein Buch. Mehrere ehrenwerthe Bürger, die aus einer Kneipe kamen und nicht bei vollem Bewußtseyn zu seyn schienen, ersuchten ihn, im Namen der Freiheit der Meinungen zu rufen: „Es leben die Polen!" — „Ich habe nichts dagegen", erwiederte Theodor; „aber dürfte ich fragen, auf welche Veranlassung?" — „Weil wir Holland den Krieg erklären, das die Polen unterdrückt, unter dem Vorwande, daß sie die Jesuiten hassen", erwiederte ihm einer der Lichtfreunde. — „Gott bewahre uns!" murmelte Theodor: „sollte es dahin gekommen seyn, daß wir uns mit dem vorgeblichen Holländischen Papier von Herrn Montgolfier behelfen müßten?" — Der aufgeklärte Mann zerschlug ihm ein Bein mit einem Stockschlage.

Theodor brachte ein Vierteljahr im Bette zu und beschäftigte sich mit dem Studium von Bücher-Katalogen. Da er von jeher für alle Eindrücke äußerst empfänglich war, so entzündete ihm diese Lektüre das Blut. Selbst in der Zeit seiner Genesung war sein Schlaf schrecklich unruhig. Eines Nachts befreite ihn seine Frau durch ihre Dazwischenkunft vom schrecklichsten Alpdrücken. „Du kömmst zu rechter Zeit", sagte er, „um zu verhüten, daß ich vor Schrecken sterbe. Ich war von Ungeheuern umgeben, die mir keine Ruhe ließen." — „Und welche Ungeheuer kannst Du fürchten, Du, der Du niemals einem Menschen etwas zu Leide gethan hast?" — „Wenn ich mich recht entsinne, so war es Purgold's Geist, der mit einer fürchterlichen Scheere meine Aldinen um anderthalb Zoll beschnitt, während Heudier meine kostbarste editio princeps in eine ätzende Säure tauchte."

Seine Frau glaubte, er spräche Griechisch; denn er mußte wohl etwas von dieser Sprache verstehen, da drei seiner Bücherfächer mit Griechischen Büchern besetzt waren, deren Seiten freilich noch zusammenklebten. Er öffnete sie aber auch nie und zeigte nur seinen vertrautesten Bekannten den Rücken und den Schnitt, indem er zugleich den Druckort, den Namen des Druckers und die Jahreszahl angab.

Da er sichtlich schwächer wurde, so rief man einen Arzt herbei. Dieser erkannte, daß eine Hirnentzündung im Anzuge sey, und verfaßte einen schönen Bericht über die Krankheit für das Journal der medizinischen Wissenschaften, wo sie unter dem Namen der Maroquin-Monomanie oder des Typhus der Bibliomanen beschrieben ist.

Man rieth ihm Leibesbewegung an, und da ihm dieser Vorschlag zusagte, so machte er sich am anderen Tage frühzeitig auf die Beine. Ich war zu besorgt für ihn, um ihn einen Augenblick zu verlassen. Wir lenkten unsere Schritte nach den Quais, und ich freute mich darüber, weil ich glaubte, daß der Anblick des Flusses ihn erfrischen würde; aber er wendete seine Augen nicht von den Brustwehren ab. Diese waren indeß so entblößt von Bücher-Gestellen, als ob sie von den Vertheidigern der Presse heimgesucht worden wären, welche im Februar die Bibliothek des Erzbischofs in den Fluß geworfen hatten. Glücklicher waren wir am Blumen-Quai. Dort war Ueberfluß an Büchern. Aber freilich auch was für Bücher! Alle Bücher, welche die Journale seit einem Monate gelobt oder heruntergerissen hatten, nur neue Bücher. Ich entfaltete dort die satinirten Blätter meiner in octavo's, welche in Gesellschaft von fünf oder sechs meiner Freunde standen.

Theodor seufzte, aber nicht etwa darüber, daß die Kinder meines Geistes dem Unwetter ausgesetzt waren. „Wo ist", rief er aus, „die goldene Zeit der Straßen-Antiquare hingeschwunden? Hier ist es, wo einst mein berühmter Freund Barbier so viele Schätze gesammelt hat. Hier ist der Schauplatz, wo einst der weise Monmerqué und der weise Labonderie in gelehrten und fruchtbringenden Gesprächen Stunden lang auf und ab gewandelt sind. Hier ist der Ort, von wo der ehrwürdige Boulard alle Tage eine Elle seltener Bücher, die er nach seinem Stricke maß, mit nach Hause nahm. Und welcher Jammer jetzt! Sieht man hier etwas Anderes als die Abschnitzel der modernen Literatur, welche wie eine alte Literatur werden wird, weil ihre Geburten ihr Leben in 24 Stunden verhauchen? Die Quais sind jetzt nur noch die Morgue der zeitgenössischen Literatur."

Er seufzte, und auch ich seufzte, obwohl aus einem anderen Grunde als er.

Ich bemühte mich, ihn weiter zu führen, weil ich fürchtete, daß seine immer steigende Aufregung ihm gefährlich werden würde. Aber wir waren offenbar an einem Unglückstage ausgegangen, denn Alles führte seiner Schwermuth neue Nahrung zu. „Da ist", sagte er im Vorübergehen, „die pompöse Façade Ladvocat's, dessen bedauernswerthe Thätigkeit die neuen Bücher in so ungewöhnlichem Maße zum Nachtheile der alten vermehrt hat, des strafbaren Beschützers der baumwollenen Einbände und der manierirten Vignetten, des verhängnißvollen Vormunds der akademischen Prosa und der Mode-Poesie, als ob es nach Ronsard noch Poesie und nach Montaigne noch Prosa in Frankreich gäbe. Dieser buchhändlerische Palast ist das Trojanische Pferd, welches alle Räuber des Palladiums in seinem Innern birgt, die Büchse der Pandora, aus welcher alle irdische Uebel hervorquellen."

„Dort", fuhr er fort, „ist der Laden des würdigen Crozet, des liebenswürdigsten unserer jüngeren Buchhändler, der noch am besten einen Einband Derosme's des Aelteren von einem Einbande Derosme's des Jüngeren zu unterscheiden weiß.

Unter manchen anderen Expectorationen und Stoßseufzern gelangten wir nach dem literarischen Basar der öffentlichen Auctionen von Silvestre, einem vorzugsweise von Gelehrten besuchten Lokale, wo im Laufe eines Vierteljahrhunderts sich mehr kostbare Merkwürdigkeiten zusammengefunden haben, als je die Bibliothek der Ptolomäer enthalten hat. Nie sah ich so viele kostbare Bücher ausgestellt. „Unglücklich sind diejenigen, die sie verkaufen", sagte ich zu Theodor. — „Sie sind todt", antwortete er, „oder sie sterben darüber."

(Schluß folgt.)

Sibirien.

Der Baïkal-See und das Sibirische Teplitz.

(Schluß.)

Um 2 Uhr Nachmittags fuhren wir an Kadilnoje und um 3 Uhr an Goloustnoje vorüber. Diese beiden Simowjen sind nämlich die einzigen Dörfer am ganzen westlichen Ufer des Baïkal, wenn man überhaupt zwei Häuser nebst einem Posthofe „ein Dorf" nennen will. Kurz vor Sonnen-Untergang fing der Wind an, sich zu legen, und ward bald ganz still. Der Steuermann band jetzt das Steuerruder fest und überließ sich mit seinen Leuten gemächlich dem Schlafe. Zehn Werst vom Ufer ab kann man nämlich, der großen Tiefe wegen, den Anker noch gar nicht auswerfen.

Am 28. Mai um drei Uhr Morgens, als die Sonne unseren Blicken noch durch die Berge verdeckt war, wurden die Gipfel derselben schon durch die ersten Strahlen wunderbar vergoldet, während in den Thälern und Schluchten sich allmälig Nebelmassen erhoben, welche immer dichter und dunkler wurden, bis sie sich endlich in grossen Wolkenmassen von den Bergen ablösten. Eine tiefe Stille herrschte in der ganzen Natur. Endlich begann der glatte Spiegel des Baikal zu glänzen, und bald zogen die Wolken gen Nord-Osten, so daß wir mit gutem Winde unsere Fahrt fortsetzen konnten.

Je mehr die bleichen Golzi in der südöstlichen blauen Fluth untertauchten, desto mehr traten in der Ferne gen Nord-Osten neue Berge hervor. Es waren dies die Chaïmschen Golzi, welche man fast auf 200 Werst, d. i. 28 geogr. Meilen Entfernung, über die anderen Berge hervorragen sieht, indem sie sogar den Sardakschen Golzen den Rang streitig machen. Ihre mit ewigem Schnee bedeckte Granitfläche bildete einen weissen Kranz über den dunkeln Tannen-Wäldern der eine kompakte Krone bildenden anderen Berge. Die ganze Landschaft bot dem Auge ein unvergleichlich schönes, majestätisches Gemälde dar.

Gegen 3 Uhr Nachmittags stiegen über dem westlichen Ufer des Sees kleine Regenwolken auf, die immer mehr zunahmen, bis gegen 5 Uhr sich ein furchtbarer Sturm erhob, welcher von den Bergen auf den See herabbrauste, und zum erstenmale sah ich hier, wie der Wind sausend und pfeifend das Wasser aufrollte und in ungeheuren Wogen umherschleuderte. Um diese Zeit erreichten wir jedoch glücklich die Mündung der Selenga und gelangten hierauf am folgenden Tage, den 29. Mai, nach Tschertowka, einem kleinen Dorfe am linken Ufer der Selenga, 20 Werst von der Mündung dieses Flusses, welches dadurch besonders bemerkenswerth ist, daß sich hier im Monat August eine Menge Menschen zum Einsalzen der Omuln versammeln und dieses Geschäft sowohl hier an der Selenga als an deren Mündungen besorgen.

Die Selenga theilt sich nämlich an ihrem Ausflusse in fünf kleine Arme, welche eine grosse, fast 70 Werst in der Länge und eben so viele Werst in der Breite haltende Niederung einnehmen, die unmerklich von dem See an bis zu den östlichen Bergen ansteigt und nur aus Schlamm besteht, welchen die Selenga selbst angeschwemmt hat. Seit undenklichen Zeiten aber haben diese Berge die östliche Gränze des Baikal gebildet. Die Selenga spült nämlich durch ihren schnellen Lauf Erde von ihren weichen Ufern ab und hat so, indem sie dieselbe bei ihrem Einfluß in den Baikal ablagert, die gedachte Ebene gebildet, welche sie auf dieselbe Weise bis heutigen Tages noch immer mehr vergrössert, so daß sie, nach der Versicherung der ältesten Leute jener Gegend, in den letzten 30 Jahren einen Strich von 3 Werst festes Land angesetzt hat, welches nur wenig den Wasserspiegel überragt und ausser etwas Gras und einigen Gesträuchen nichts weiter erzeugt. Eine Untiefe der Sandbank, welche in der Folge ebenfalls festes Land werden wird, erstreckt sich jetzt schon weit in den See hinein und unterscheidet sich von der Tiefe durch die lehmige Farbe des Wassers über derselben. Diese durch die ununterbrochene Thätigkeit der Selenga entstehende Sandbank wird einst den Baikal in zwei Wasser-Becken theilen, und der Fluß, nachdem er das westliche Ufer des Sees erreicht hat, dürfte dann hier nur noch eine Meerenge übrig lassen, durch welche alsdann das Wasser vom nördlichen zum südlichen Baikal fliessen wird: denn heutigen Tages schon beträgt die Breite des Baikal an dieser Stelle nur noch 30 Werst oder 4½ geogr. Meilen.

Gegen 12 Uhr Mittags verließ ich endlich Tschertowka und setzte meine Reise weiter fort. Der Weg führte über die Stationen Kubanski und Tarakanowski, in einem von kleinen Anhöhen und kleinen Gehölzen durchschnittenem Thale entlang, welches mit dunkeln Wäldern bedeckte Berge einschliessen, an deren Fuß die Selenga in bewachsenen Ufern sich hinschlängelte, während der Reiz des jungen Frühjahrs sich schon in dem zarten Grün der Wiesen zu entfalten begann.

Zehn Werst von Iginsk erhebt sich an den Ufern der Selenga das stattliche Troïzkische Kloster, dessen steinerne Kirche erst unlängst durch die Bemühungen des jetzigen Superiors erbaut worden ist. Die hölzerne Bretterwand dagegen, welche das Kloster umgiebt, ist, so wie auch die hölzernen Thürme auf den Ecken derselben, schon sehr baufällig: denn Wand und Thürme sind noch Ueberbleibsel jener Schutzwehren, hinter welchen die Kosaken, zur Zeit der Unterjochung dieser Länder unter das Scepter Rußlands, sich hier verschanzten. Von dem Kloster bis zu den Thoren von Iginsk erstreckt sich eine ebene Wiese. Eben so durchzog ich, als ich am folgenden Morgen um sechs Uhr Iginsk verließ, 9 Werst lang eine ebene Wiese bis zur Ueberfahrt auf das rechte Ufer der Selenga. Von hier bis zur Mongolischen Gränze aufwärts ist dieser Fluß mit Inseln übersäet, welche derselbe bei der weichen Beschaffenheit des Ufer-Landes durch seinen Lauf bald bildet und bald wieder zerstört. So wurde unter Anderem unlängst erst vom Wasser eine solche neugebildete Insel wieder weggespült, unter welcher ein grosses Boot mit flachem Boden lag.

Sobald man die Selenga passirt hat, wendet sich der Weg in einem Bergthale gegen Nord-Ost, den Fluß Itanza aufwärts, an dessen Ufer kleine Parzellen von Dörfern liegen, in deren Nähe Heerden auf üppigen Wiesen weideten. Auf den Berghängen grünten sammetartige Streifen von Winter-Getraide, neben welchem Reihen vorjährigen Strohes auf dem Halme vergelbten oder das ausruhende Brachland schwarze Schattenlinien zog.

Eine solche Buntscheckigkeit des Trans-Baikalschen Ackerlandes ist nämlich eine unvermeidliche Folge des Klima's und der Verhältnisse: denn diese ganze Gegend besteht nur aus Bergen und Thälern. Bis zur Eroberung dieser Gegend durch die Russen wohnten hier nur Mongolen, welche, ihrer Neigung zur Viehzucht wegen, mehr in die Nähe von Gewässern nomadisirten, weshalb denn eben auch die Ufer der Selenga und der in diese einfallenden Gewässer nur kahle Steppen, die Berge aber bis auf den heutigen Tag mit dichten Waldungen bedeckt geblieben sind. Die Russischen Ansiedler fingen hier zuerst an, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen, und lernten erst, durch eigene Erfahrung, daß in den Bergthälern im Frühjahr heftige Winde das ausgesäete Korn herauswühlten und hinwegbliesen, im Sommer aber frühzeitiger Reif das noch grüne Getraide im Keime tödtet, so daß sie dieser Ursachen halber zum Ackerbau hochgelegene Orte wählen mußten. Jeder neu sich Ansiedelnde macht sich nun hier, nach eigenem Ermessen und Bedürfniß, Land urbar, und da der Boden hier im Allgemeinen sehr locker ist und keines Düngers bedarf, so theilt ein Jeder sein Feld nur in zwei Theile, von denen er den einen, je nach der Güte des Bodens, zwei bis fünf Jahre hinter einander bestellt und hierauf einige Jahre ruhig brach liegen läßt, während er dann den anderen Theil besäet und bebaut. Aus diesen Ursachen aber ist es eben nicht möglich, hier eine Dreifelder-Wirthschaft einzuführen.

Die Ueberfahr-Orte Korymsk und Turulewsk an der Selenga sind erst unlängst angebaut worden, und in allen Ackerarbeiten derselben erkennt man noch die Jugend dieser Wirthschaften. Von Turulewsk weiter führt der Weg durch dichten Wald, indem er sich auf dem Abhange der Rücken gegen Nordosten zum Chaim hinabsenkt, auf dessen linkem Ufer, 30 Werst oberhalb seiner Einmündung in den Baikal, ein Posthof erbaut ist. In gleicher Art besteht auch der Ueberfahr-Ort Grematschinsk nur aus einem einzigen Posthofe. Der Weg zu diesen beiden letzteren Orten ist vom Fuße der Chaïmschen Golzi bis zum Baikal sehr abschüssig, weshalb auch die von diesen Golzi abfliessenden Gewässer ausserordentlich reissend sind. Der erste Ueberfahr-Ort liegt am Flusse Turki und am Ufer des Baikal selbst, und zwar tritt man, nachdem man über den Fluß hart an seiner Mündung gesetzt, in das Dorf Turki oder Turkinsk, welches aus einem Posthofe und 6 Wohnhäusern besteht. Von hier bis zu den heissen Quellen von Turki, welche nach dem Flüßchen gleiches Namens die Turkinskischen, d. h. Turkischen genannt werden, sind noch 9 Werst.

Die Strecke von Turulewsk bis Turki ist eine Einöde, in welcher nur der Weg die einzige Spur menschlicher Anstrengungen ist, alles Uebrige aber an die Wildheit der Urzeit erinnert. Mit grosser Mühe erreicht man den Gipfel des Chaïm, von welchem man nach allen vier Himmelsgegenden nur Berge über Berge erblickt, die einander überragen und mit finsteren, dichten, zusammenhängenden Waldungen bedeckt sind. Nur weit entfernte Gletscher unterbrechen diese Einförmigkeit, indem sie auf den steilen, finsteren Abhängen der in eine Masse zusammenfliessenden Baumgipfel weiß herüber leuchten.

Diese gleichsam unbegränzte Einöde und das tiefe, über die ganze Gegend verbreitete, grausenhafte Schweigen führt die Phantasie unwillkürlich in die Urzeiten der Erde zurück. Es ist, als ob hier die Natur sich noch ihre erste Kindheit erhalten hätte. Doch sind die Ceder, die Tanne, der Lärchenbaum und die Fichte auch hier den allgemeinen Gesetzen der Natur unterworfen. Die Bäume, welche auf hochgelegenen Orten ihre Zeit gestanden haben, fangen nämlich vom Gipfel an abzusterben, während die an niedrigen Orten gewachsenen abzehren und nach und nach blätterlos werden; Moos saugt ihre Säfte aus, und so sterben sie vor der Zeit ab. Hier auf den senkrechten Abhängen hoher Steinmassen liegen daher Millionen von Cedern und Tannen, welche mit losgerissenen Felsen herabgestürzt oder von Orkanen herabgerissen worden sind; neben ihnen fangen jedoch schon neue Geschlechter an emporzusprossen. Nächst den Orkanen sind aber besonders Waldbrände eine häufig erscheinende Geißel dieser Wälder, indem das Feuer dem trocknen Grase und Gestrüpp sich nähert, ohne dem Baume Schaden zu thun. Auf dem steinigen Grunde aber, wo die Wurzeln der Bäume auf der Oberfläche liegen, vernichtet die Flamme oft ausgedehnte Waldungen, indem der Baum, dessen Wurzel erst einmal abgebrannt ist, der Organe zum Einsaugen der Feuchtigkeit beraubt wird und daher bald verdorrt. Früher war der schmale Pfad, welchen die wilden Thiere in der Richtung der Bergthäler durch Sümpfe und Sand gebahnt hatten, der einzige Weg durch diese Einöde, der nur mit der größten Anstrengung zurückzulegen war und auf dem vieles Vieh, unter der Last seiner Bürden, umkam, bis endlich der Gouverneur von Irkutzk, Treskin, zuerst den jetzigen grossen Weg anlegte, welchen er gegen den früheren um fast 80 Werst, 12 Meilen, abkürzte. Zum Bau desselben wurden zwei ganze Jahre gebraucht, und das ganze Trans-Baikalsche Land mußte an den hierzu erforderlichen Arbeiten und Kosten theilnehmen. Treskin war zwar in jener Zeit der Gegenstand des allgemeinen Hasses, jetzt aber wird sein Andenken dafür von denselben Leuten gesegnet, welche ihn damals, als sie mit der Axt auf den Bergen und mit den Spaten im Sumpfe standen, laut verwünschten. Von den warmen Bädern zum Bargusin führt zwar jetzt noch kein Fahrweg, und nur zu Pferde und auf Pfaden kann man dahin gelangen, welche selbst für den Fußgänger beschwerlich sind. Man sagt jedoch, daß der Plan schon gemacht gewesen sey, die grosse Straße bis zum Bargusin zu führen; bald nach dem Abgange Treskin's entdeckte man indessen die Ursachen, welche die Ausführung desselben verhindert hatten, deren Wahrheit ich jedoch nicht verbürgen will; vielmehr glaube ich, daß der Bau des Fahrweges bis zum Bargusin den zunehmenden Ansiedlungen in jenen Gegenden um so nothwendiger wird, als das Land am Bargusin alle Lebensbedürfnisse, Fische ausgenommen, zu Lande von Werchneudinsk bezieht.

Was nun die heissen Quellen von Turki betrifft, so liegen dieselben 1½ Werst östlich vom Baikal in einer Senkung mitten in einem weiten Thale. Das Gebäude, welches unter dem Namen: Teplitzi*) bekannt ist, liegt auf

*) Teplitzi heissen im Russischen „Warme Bäder".

der südlichen Höhe dieser Senkung und besteht aus einem langen Corps de logis von 6 Nummern oder Wohnungen, zum Aufenthalt für Badegäste. In jeder Nummer befinden sich 2 Betten, doch können im Nothfall 6 Menschen darin unterkommen. Längs dem ganzen Gebäude läuft ein erwärmter Korridor, an dessen westlichem Ende die besonderen, für den Arzt erbauten Zimmer sind. Aus diesem Korridor führt ein besonderer ebenfalls erwärmter Gang in die Abtheilung der Bad-Zellen, welche, in der Senkung selbst, von Lärchenholz gebaut sind, und zwar sind es deren vier viereckige Zellen, eine jede 3½ Arschin oder 6′ 9″ im Quadrat und 1 Arschin (oder 1′ 9″ 7‴) tief, mit einem Abzug in der Decke für den Dampf. Bei jeder Badezelle befindet sich ein warmes Zimmer mit 2 Betten. Dem Westende dieses Gebäudes gegenüber liegt ein Gebäude für den Inspektor, und dem Ostende gegenüber ein zweites für den Apotheker, neben diesem letzteren aber die Küche.

Korridore und Zimmer in diesen Bädern werden außerordentlich sauber gehalten, weshalb sich die Badegäste auch besonderen Gesetzen unterwerfen müssen.

Etwa 100 Sashen, d. h. gegen 300 Schritt unterhalb dieser Bäder wurde im Jahre 1831 ein Gebäude für die Kronleute *) und das gemeine Volk aufgeführt. Vor kurzem aber hat die Kaufmannschaft von Kiachta 7000 Rubel hergegeben, um nördlich der Senkung, auf einer Anhöhe, ein neues Gebäude zur Aufnahme von Badegästen aufzuführen, welches mit der Front gegen Süden liegen soll und durch seine hohe Lage einen schönen Anblick darbieten wird.

Die Senkung von den kalten bis zu den heißen Quellen ist, obgleich sie mit einem Verschlage eingezäunt ist, doch in Betreff der Reinlichkeit sehr vernachlässigt, könnte aber in einer Zeit von drei Jahren mit sehr geringer Mühe in einen angenehmen Spaziergang umgewandelt werden.

Der Sicherheit sowohl, als der Ordnung wegen, befindet sich bei den warmen Bädern ein Kosaken-Piket; auch sind zur Bedienung und Wartung der Kranken sechs Dienstleute angestellt, deren Geschäft es ist, die Zimmer zu waschen und die Bäder zu bereiten. Diese Dienstleute sind aus den schweren Sträflingen ausgesucht, führen sich aber so gut, daß die die Nummer bewohnenden Badegäste in die Bäder oder auch spazieren gehen, ohne ihre Zimmer zu verschließen, und niemals hat Jemand von ihnen etwas von seinen Sachen vermißt.

Der Hauptquell der schwefelhaltigen Mineralquellen liegt 130 Sashen (d. h. 756′ 6″) höher als Teplitzi. Von da wird das Wasser zu den Bädern in bedeckter hölzernen Rinne in die Wannen geleitet und hat im Winter eine Temperatur von 41° im Sommer von 42° Reaum., weshalb zur Ermäßigung der Wärme auch kaltes Wasser aus dem in derselben Senkung liegenden kalten Quell in die Badezellen geführt ist.

Der Hauptquell des kalten Wassers liegt einige Sashen höher, als der heiße, und zwar auf der dem letzteren gegenüberliegenden Seite der Senkung, von wo an abwärts, fast auf dem ganzen rechten Ufer, kalte Quellen hervorrieseln. In der Senkung selbst, so wie in den Badezellen, dringen aus dem mit Sandschichten bedeckten Boden überall warme Quellen hervor, woraus man schließt, daß sich die Masse der Schwefel-Leber in der ganzen Länge der Senkung fortziehe, oben aber mit einer Schicht Schlamm bedeckt ist, aus welchem das Wasser der kalten Quellen hervortritt. Weiter hin auf dem Wege zum Bargusin finden sich noch an einigen Stellen ebenfalls heiße Quellen, welche jedoch, des unbequemen Weges wegen, von Niemand besucht werden.

Ueber die Heilkraft des Wassers von Turki, so wie über den inneren und äußeren Gebrauch desselben, findet man ausführliche Notizen in dem von dem Inspektor der Medizinal-Angelegenheiten im östlichen Sibirien, Kollegien-Rath Ernst, unter dem Titel: „Instruction oder Anleitung für die bei den Turkischen Mineral-Quellen angestellten Aerzte", im Jahre 1830 herausgegebenen Werkchen, in welchem zugleich eine von dem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, Dr. Hesse, gemachte chemische Analyse der warmen Quellen mitgetheilt wird.

Früher war das Thal der warmen Quellen von Turki, so wie die ganze Umgegend, mit dichten Waldungen bedeckt, im Jahre 1828 aber räumte ein heftiger Waldbrand das ganze Holz in dem Thale und auf einem Theile der umliegenden Berge völlig auf. Doch ist heutzutage das Thal noch mit verbrannten Hölzern ganz angefüllt und mit Gesträuch überwachsen. Die Waldungen bestehen hier aus Fichten, Tannen, Cedern, Linsenbaum (Citisus), Mispelbaum, Spierbaum (Spiraea chamaedryfolia), Hollunder, Weißdorn (crataegus oxyacantha), Rosmarin, Hagebuttenstrauch und der Zwergkirsche mit dunkelblauen Beeren. An Beeren wachsen hier die Eberäsche, die Schlehe (prunella vulgaris), die Johannisbeere, die Heidelbeere, die Rauschbeere, die Preißelbeere, die schwarze Rauschbeere (empetrum), die nordische Himbeere (rubus arcticus) und die Erdbeere, an Pilzen aber alle in Nadelholz-Wäldern vorkommende Arten. In den Schluchten und auf steinigen Höhen giebt es Bären, Wölfe, Elennthiere, Hirsche und Eichhörnchen in großer Menge, Füchse und Zobel dagegen sehr wenig. An den Ufern des Baikal und an den in denselben einfallenden Flüssen werden Quappen (gadus lota), Schnäpel (salmo levaretus) und Omuln oder Herbstlachse (salmo autumnalis Pall.) in großen Massen, selten aber Störe gefangen. Die hiesigen Quappen werden für die besten im ganzen Baikal gehalten, aber hier von 3 bis 20 Pfund Gewicht gefangen und übertreffen dieselben an Geschmack die Schnäpel bedeutend.

Südlich von den Teplizi liegt ein kleines Dorf, wo in den letzten zwanzig Jahren wohl zwölf kleine Häuser gebaut worden sind. Die in diesem Dörfchen lebenden Einwohner und Dienstleute haben zwar eine vortreffliche Viehzucht, aus Mangel an Menschenhänden und Kräften bei der schwachen Bevölkerung aber noch keine guten Küchen- und Obst-Gärten anlegen können, obgleich hier Kohl, rothe Rüben (beta vulgaris), Rettige, Möhren und besonders Kartoffeln sehr gut gedeihen. Sogar Heuschlag haben sie noch nicht, obgleich am Ufer des Baikal bis zur Turki die vortrefflichsten Wiesen liegen, welche nur einiger Säuberung von den durch Windbruch herabgetriebenen Reisern bedürften. Man erzählte mir, daß auch schon Ackerbau hier eingeführt worden sey, doch soll die Saatzeit, den gemachten Erfahrungen nach, hier nicht günstig seyn, was auch sehr wahrscheinlich ist, da von drei Seiten die mit dichten Waldungen bedeckten Berge und von der vierten der Baikal die Kälte hier sehr lange festhalten, so daß der Schnee hier bis zum St. Nikolas-Tage liegen bleibt und Reife schon vor St. Ilgen zu fallen anfangen. Indessen bleibt es doch noch sehr zu bezweifeln, daß man hier viel Erfahrungen über den Ackerbau gemacht habe, da man nirgends in der Umgebung Spuren findet, wo man die Erde nur urbar zu machen versucht hätte. Die hiesigen Einwohner finden aber auch einen hinlänglichen Unterhalt durch den Fisch- und Thierfang. So erhält unter Anderem im Herbst, zur Zeit der Eisfischerei, jedes Haus an 30 bis 60 Pud *) Quappen, welche sie nach Werchneudinsk verkaufen und dagegen von dort Getraide und andere häusliche Bedürfnisse beziehen. Uebrigens sind hier die frischen Fische so wohlfeil, daß 2 bis 3 Pfund Schnäpel kaum einige Kopeken **) kosten. Die Burjaten trocknen diese Fische an der Sonne. Die kleineren aber kochen sie zuvor und reinigen sie von den Gräten, bevor sie sie trocknen. Die ersteren werden Jukola, die letzteren Porssa genannt. Beide Arten sind sehr schmackhaft, werden jedoch ohne Salz zubereitet, da dasselbe in den nördlichen Einöden des Werchneudinskischen Kreises gänzlich fehlt.

Außerdem fangen sie hier Eichhörnchen, Zobel, Füchse und sogar Elennthiere, Hirsche und Rehe, deren Fleisch ihnen zur Nahrung dient. Alle diese Dinge ersetzen ihnen aber hinreichend den Ackerbau und befördern die Sorglosigkeit des Nomadenlebens, welches dem größten Theile der nördlichen Sibirier eigenthümlich ist, so daß sie sich im Sommer gar nicht einmal mit der Fischerei beschäftigen, sondern diese den Burjaten überlassen, welche von der Insel Olchon hierher kommen.

Zu Spaziergängen für die Badegäste dienen einige Fußsteige auf den Bergen gegen Süden und Osten, so wie auch einer gegen Norden, welcher aber, obgleich der Hauptweg zum Bargusin, doch voller Wurzeln und sumpfiger Stellen ist. Von den Gipfeln der hohen Berge bieten sich jedoch nach allen Seiten majestätische Aussichten dar, nur ist der Aufgang zu denselben, der Steilheit der Berge und des dichten Gesträuches wegen, außerordentlich beschwerlich. Die beste und Haupt-Promenade ist auf der großen Straße zum Ufer des Baikal, wo sich dem Auge ein bezaubernd schönes Bild darstellt. Etwa 40 Werst vom Ufer entfernt breitet sich gegen Nord-Westen der düstere Olchon aus, wie ein See-Ungeheuer, sich über der Oberfläche des Westens erhebend, indem seine höchsten Klippen im Meere zu verschwinden scheinen. Imponirender aber ist noch der ungeheure Ongoren, auf dessen Gipfel der ewige Schnee von weitem einer Wolkenmasse gleicht. ***)

In Betracht der schwachen Bevölkerung des Oertchens Turkinsk oder Turki selbst und seiner Entfernung von anderen Dörfern ist der Lebensunterhalt hier sehr wohlfeil, aber freilich auch sehr dürftig. Von den Einwohnern des Ortes erhält man nur Eier, Milch, und Kuhbutter. Hühner, Hammel und Kälber aber kann man nicht unter 150 Werst, d. h. 22 Meilen von hier, kaufen. Außerdem ist der Zeitvertreib, besonders im Herbst und Winter, wo nur sehr wenige Badegäste hier sind, mit vieler Langeweile verbunden. Die Straße von Irkutzk nach Bargusin führt zwar an den Thoren der Turkischen Teplitzen vorüber, und obgleich es Vorschrift von Seiten der Regierung ist, daß die Post, welche sie von dort zurückkehrt, in den Teplitzi anhalten soll, um Briefe und Packete abzugeben und zu empfangen, so geschieht dies doch nur sehr selten. Jedenfalls gehört Turki oder das Sibirische Teplitz in seiner jetzigen Verfassung noch nicht zu den einladendsten Bade-Oertern und dürfte so bald den Böhmischen Namens-Vetter nicht überflügeln.

Gegenwärtig zahlen die Badegäste für ein Zimmer monatlich à Person 25 Rubel, d. h. 7 Rthlr. 15 Sgr. Pr. Cour., was nicht zu viel ist, und könnte dieser Preis sehr gut noch um 5 Rubel erhöht werden, um dafür zum Besten der Badegäste Zeitungen und Journale anzuschaffen; eine Einrichtung, die ohne Zweifel von allen gern gesehen werden würde.

China.

Der Gebrauch des Opiums bei den Chinesen. †)

Das Opium wird in China niemals in seinem rohen Zustande genossen; man schneidet zuvor das Harz und andere unreine Substanzen von demselben, und so bleibt ein Residuum, welches unserer Morphia ähnelt. Dieses wird zu ungeheuren Preisen verkauft und soll im ganzen Reiche verwendet werden. Zu medizinischen Zwecken gebrauchen es die Chinesen äußerlich und innerlich; ein Chinesischer Arzt versicherte mir, schon einige Gran seyen hinreichend, den

*) Kronleute sind Kaiserliche Leute.

*) 1 Pud = 40 Pfd. Russisch = 35 Pfd. Preuß. Gewicht.

**) 100 Kopeken = 1 Rubel.

***) So zeigte sich der Berg im Jahre 1830. Bei meiner zweiten Anwesenheit in den Turkischen Bädern 1837 waren die Berge den ganzen Sommer hindurch von dem Gipfel bis zur Hälfte ihres Abhanges mit Schnee bedeckt.

†) Aus Dr. Macpherson's Two years in China.

stärksten Opium-Schmaucher in Schlaf zu lullen, wenn er sie einnähme, und hätten eine weit mächtigere Wirkung auf seine Absonderungen, als das Zehnfache dieser Quantität, wenn er sie nur verrauchte. Das zum Rauchen dienende Opium sieht sich und fühlt sich wie Theer an. Der Rauch-Apparat besteht aus einer kleinen Lampe unter Glas, einer stählernen Sonde, einer kupfernen Dose, die das Opium enthält, und einer ungefähr 18 Zoll langen Pfeife aus Ebenholz. Am unteren Ende der Pfeife ist ein großer birnförmiger Kopf von glatter Oberfläche angebracht, mit einem kleinen Loch in der Mitte, das nur für einen Stecknadelknopf Raum hat. Der Raucher legt sich auf sein Bett, rückt den Tisch, auf welchem die Lampe steht, zu sich heran und nimmt mit der Sonde ein erbsengroßes Stückchen Opium aus der Dose. Dieses hält er an das Licht, bis es wie Siegelwachs schwillt und Feuer fängt; sodann bläst er die Flamme aus, rollt das Opium ein Weilchen auf seinem Pfeifenkopf hin und her, hält es wieder an die Flamme, und wiederholt diese Handlung so lange, bis es hinreichend ausgebrannt ist. Nun drückt er es durch die kleine Oeffnung in den Pfeifenkopf, stößt so viele atmosphärische Luft als möglich aus seiner Lunge, steckt die Pfeife in den Mund, hält den Kopf an das Licht und thut einen langen Zug, der das Opium fast ganz aufzehrt. Die Dämpfe werden eine Zeit lang in der Lunge zurückgehalten und dann durch die Nase wieder ausgehaucht. Diese Operation wiederholt man so lange, bis das Opium die gewünschte Wirkung thut. Alte Praktiker schmauchen wohl ganze Nächte, ohne große Wirkung zu verspüren, wogegen den Neuling eine geringe Quantität schon betäuben kann.

Die Neugier reizte mich, ein paar Pfeifen zu rauchen, und ich muß gestehen, daß die große Leidenschaft der Chinesen für diesen Genuß mir nun gar nicht mehr befremdlich ist. Nach dem, was ich an mir selbst und Anderen erfahren, gleichen die ersten Wirkungen denen eines starken Reizmittels. Es giebt Wenige, die nicht in irgend einer Periode ihres Lebens die schmerzstillende oder Sorgen lindernde Kraft des Opiums erprobt haben; aber diesem wie jedem anderen zeitlichen Reizmittel folgt eine Periode der Uebelkeit und Abspannung: das Opium wird im Magen nur theilweise verdaut und bringt alle natürliche Absonderungen in Unordnung. Durch die Luftröhre eingesogen, scheint es keine solche Wirkungen zu haben; es wirkt dann weit unmittelbarer und erheiternder, wie auch vorübergehender. Der Puls vibrirt, wird voller und stärker, das Gesicht glüht, die Augen funkeln, die Haut erhält eine höhere Temperatur; die Sinn-Organe werden außerordentlich gereizt, das Athmen wird rascher, das Klopfen des Herzens stärker, das ganze Nervensystem gespannter, und eine Empfindung, sehr ähnlich denen, welche die angenehmsten inneren Gefühle begleiten, ergießt sich, vereint mit wohlthätiger Wärme, durch den ganzen Körper. Das Erkenntniß-Vermögen wird lebhafter, die Einbildungskraft reicher an Bildern, und diese Bilder haben einen poetischeren Charakter. Die schaffende Phantasie erwacht und ruft erfreuliche Scenen aus unserem früheren Leben wieder ins Gedächtniß. Begebenheiten und Umstände, die längst aus der Erinnerung entschwanden, treten wieder lebendig vor die Seele; die Zukunft ist voll der heitersten Prospekte, und die schwierigsten Unternehmungen scheinen bereits ausgeführt, mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt.

Eine so angenehme und wahrhaft beseligende Stimmung erzeugt aber der Genuß des Opiums nur bei dem, der es mäßig genießt oder noch nicht lange daran gewöhnt ist. Ein anhaltender, oft wiederholter Genuß hebt alle Herrschaft über den Willen und allen Gebrauch der Vernunft auf; er erzeugt Schwindel, Schlafsucht, Krämpfe und bisweilen Wahnsinn.

Die Chinesen selbst behaupten, das Rauchen des Opiums schütze gegen Krankheiten, und ich möchte diese Meinung nicht ganz bestreiten, sofern man dabei an mäßigen Genuß denkt. Durch ihren direkten und örtlichen Einfluß auf die Lungen-Nerven, welche die von ihnen empfangenen Eindrücke dem Herzen, dem Gehirn und dem Rückenmark mittheilen, mag die in Dämpfe umgewandelte Substanz in einem gewissen Grade das Nervensystem gegen Krankheiten verwahren und vermittelst ihres spannenden (tonischen) Einflusses die verschiedenen Organe kräftigen. Diese Vermuthung erhält noch mehr Gewicht, wenn wir bedenken, daß ein besonderes wirksames Prinzip im Opium, das narkotische, neulich in Bengalen mit großem Erfolge als ein Substitut für Guinin (?) angewendet worden ist. Auch verdient Erwähnung, daß in der Zeit, als unter unseren Truppen in Hong-kong so viele Fieber grassirten, verhältnißmäßig nur wenige Chinesen erkrankten, obgleich sie ganz denselben erregenden Ursachen ausgesetzt waren.

Diese Thatsachen könnten im Allgemeinen darthun, daß die Gewohnheit des Opium-Rauchens nicht so gar unheilbringend sey, wie man gewöhnlich annimmt; jedenfalls haben seine Wirkungen für das Auge viel weniger Abstoßendes, als die der Völlerei. Doch ist es auf die Länge jedenfalls der Constitution sehr nachtheilig: ein Unglücklicher, der sich zum Sklaven dieses Genusses herabwürdigt, meidet die Gesellschaft und wird gleichgültig gegen Alles: er schildert dann seine Gefühle so, als ob Mäuse ihm an Schultern und Rücken nagten und Würmer an seinen Waden zehrten; sein Magen ist im höchsten Grade irritirt, und am Ende findet er nur noch bei demselben Genusse, der ihm unheilbare Wunden geschlagen, Trost und Beruhigung.

Mannigfaltiges.

— **Ueber Taubblinde.** Zu dem anziehenden Berichte in Nr. 5 u. 6 des Magazins über Erziehung zweier Taubblinden in der Blinden-Anstalt zu Boston durch Dr. Howe kann ich aus eigener Anschauung eine Notiz über die Bildung der jungen Taubblinden Timmermanns in der Taubstummen-Anstalt zu Brügge in Belgien durch Herrn Abbé Caston hinzufügen. Auch bei ihr waren die Begriffe durch erhabene Buchstabenschrift entwickelt worden. Nachdem Herr Caston ihr deutlich gemacht, daß ich Vorsteher einer Blinden-Anstalt sey, wurde sie sehr freundlich, betastete mich und lachte, als sie fühlte, daß ich statt der Halsbinde einen goldenen Hemdeknopf mit einem Steine trug. Herr Caston sagte mir, daß ich von ihr nun immer als Sans-cravatte bezeichnet werden würde. Sie zeigte mir den Schatz ihrer Wörter nach Sachfächern in erhabener Schrift gedruckt. Herr Caston hat eine eigene lehrreiche Schrift über sie verfaßt, worin er den Taubblinden-Unterricht weitläufiger als Herr Dickens beschreibt.

Zeune.

— **Dr. Häring's Vorlesung über die Volkspoesie der Bretagne.** Auch die Vorträge des „wissenschaftlichen Vereins" gehören in den Bereich dieser Blätter, wenn sie ein Gebiet der ausländischen Literatur berühren. Und so haben wir denn des Vortrages zu gedenken, den am 14. Januar Herr Dr. W. Häring (Wilibald Alexis) über die Volkspoesie der Bretagne hielt. Die genannte Provinz, die ihre Sprache und ihr nationales Leben Jahrhunderte lang gegen Römer, Gallo-Römer und Franco-Gallier zu bewahren wußte, ist im Grunde genommen nur wenig und gewiß nicht so gekannt, wie es die Eigenthümlichkeit des Celtischen Urvolkes, von dem sie heutzutage noch bewohnt wird, verdient. Französische Touristen sogar, die auf Entdeckungsreisen nach allen vier Weltgegenden ausgehen, kommen doch — die Hauptstädte Nantes und Rennes ausgenommen — fast gar nicht nach der eigentlichen Bretagne, diesem nordwestlichen Winkel ihres Landes, der sich wie eine Landzunge in das Meer hinein erstreckt und nur an der Basis seines spitzen Dreiecks mit dem übrigen Frankreich zusammenhängt.*) Dieser Abgeschlossenheit seiner Lage hat es aber auch die Bretagne hauptsächlich zu verdanken, daß es weder den Römern mit ihren dem ganzen übrigen Europa auferlegten Gesetzen, noch Ludwig XIV. mit seiner Concentration des Staates in seiner Person, noch endlich der Revolution mit ihrem Nivellirungs-System gelang, den „Bretons" (eigentlich Bas-Brétons) die Französische Provinzial-Uniform anzuziehen, die mehr oder weniger doch auch schon von den Deutschen Elsassern getragen wird. Das alte Armorica bewahrt heutzutage noch Rechts-Gewohnheiten und Lehns-Eigenthümlichkeiten, die vielleicht älter als das Römische Recht sind. Herr Dr. Häring gab, nachdem er einige allgemeine Bemerkungen über Volkspoesie und deren Verhältniß zu den ausgebildeten Sprachen und Literaturen vorangeschickt hatte, einen kurzen Abriß von der Geschichte der Bretagne. Anna, der letzte Sproß des Bretagnischen Fürstenstammes, war im Jahre 1490 mit Kaiser Maximilian I. durch Procuration vermählt worden, die Ehe wurde jedoch nicht vollzogen, und im folgenden Jahre ward die Prinzessin, die in Rennes von König Karl VIII. belagert wurde, gezwungen, sich mit letzterem wirklich zu vermählen. Erst durch dieses Ereigniß wurde die Bretagne mit Frankreich verbunden, denn nachdem Karl VIII. kinderlos gestorben war, vermählte sich Anna mit dessen Nachfolger Ludwig XII. (von Orleans), dem sie eine Tochter (Claudia) gebar, welche nachmals die Gattin des Königs Franz I. von Frankreich wurde. Inzwischen haben doch die Bretons, so tapfere Seeleute und Soldaten Frankreichs sie auch lieferten, ihre Anhänglichkeit an die stammverwandten Ueberreste ihres Volkes, die in anderen Ländern zerstreut sind, niemals aufgegeben. Zu diesen Stammverwandten gehören zunächst die Walliser, mit welchen die Bretons fast eine und dieselbe, nur durch einzelne Laute und Wortbildungen von einander abweichende Sprache (das Kymrisch-Celtische Idiom) reden, während in den Schottischen Hochlanden, im Gaelischen Irland und auf der Insel Man ein zwar nicht mehr den Bretons und Wallisern verständliches, aber doch immer noch mit ihrer isolirten Sprache sehr nahe verwandtes Idiom (das Gadhelisch-Celtische) gesprochen wird.**) Herr Dr. Häring theilte einige sehr anziehende Proben Bretagnischer Volkslieder aus verschiedenen Zeitaltern, von dem der Druiden bis auf das der Revolution mit. Es ist jedoch zu bedauern, daß der Redner, dessen Vortrag das allgemeinste Interesse erregte, nicht auch der neuesten Forschungen der Lady Charlotte Guest erwähnte. Aus dem Mabinogion der Letzteren geht nämlich unzweifelhaft hervor, daß die Walliser und Bretons nicht bloß die Artur-Sagen gekannt, sondern sie auch auf das lieblichste in ihrer Sprache behandelt haben. Ueberhaupt wäre es wohl recht gewesen, bei dieser Gelegenheit auch der großen Bardenfeste zu gedenken, die jetzt alljährlich in Abergavenny gefeiert werden und bei denen sich Englische Walliser und Französische Bretons, wie zu einem Volke gehörend, vereinigen. Hier war es auch, wo Herr Theod. de la Villemarqué, Verfasser der Contes populaires des anciens Brétons, dessen Herr Dr. Häring erwähnte, einen Sängerpreis davontrug, jedoch nicht dieser Sammlung wegen, in welcher er sich viele Plagiate gegen die hochgeachtete Lady Charlotte Guest gestattete, sondern weil er aus dem alten Armorica Lieder mitgebracht hatte, die von dem Wallisischen Volke verstanden und mit Jubel aufgenommen wurden.

J. L.

*) Selbst geborne Bretagner, gefeierte Schriftsteller wie Chateaubriand und Andere, haben, wenn sie auch einmal die Aufmerksamkeit auf ihre vaterländischen Gegenden lenkten, doch den Stockfranzosen kein rechtes Interesse für dieselben abzugewinnen können.

**) Vgl. Bopp, über die Celtischen Sprachen. Berlin, 1839.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung, Friedrichs-Straße Nr. 72; in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Freitag den 20. Januar 1843.

Algier.

Hamuda, der General-Gouverneur von Konstantine.

Zu den interessanten Maurischen Familien, deren Einfluß durch die Französische Eroberung Afrika's einen bedeutenden Stoß erlitten hat, gehört die der Ued-el-Fegun's. Vor der Eroberung durch die Franzosen gab es seit undenklichen Zeiten in Konstantine eine allgemein verehrte Würde, deren Inhaber oft mit dem Bey der Provinz gleiches Ansehen genoß, selbst in weltlichen Dingen; es war die des Scheich-el-Islam oder Glaubenshauptes. Diese Würde erbte fort in der reichen und mächtigen Familie der Ued-el-Fegun, die seit sechshundert Jahren in Konstantine ansässig war und jenem religiösen Leben eine Menge Freiheiten und Vorrechte verdankte. Ihr Ruf hatte schon lange die Gränzen der Provinz überschritten, und der Großherr selbst geruhte zuweilen, mit dem Geschlecht der Fegun's zu korrespondiren, welches in seinen Archiven mehrere Diplome verschiedener Sultane sorgfältig aufbewahrt, worin die Würde des Scheich-el-Islam in ihrer Familie bestätigt und jedem gläubigen Muselmann geboten wird, in ihnen die Erwählten des Allerhöchsten zu achten und ihnen in Allem Beistand zu leisten.

Die Verwaltung des Gutes der Armen war eine Hauptfunction des Scheich-el-Islam, und die unzufriedenen und boshaften Leute, wie es deren ja überall giebt, schrieben diesem Umstand die wunderbare Zunahme des Vermögens der Feguns zu. Wie dem auch seyn mag, jedenfalls waren andere Vortheile von mindestens gleichem Werth mit jener hohen Würde verbunden. Ein besonders einträglicher Einnahmezweig bestand in den Depositen, welche täglich bei dem Scheich von den Janitscharenhäuptern oder anderen Türkischen Würdenträgern gemacht wurden, wenn sie zu einer fernen Expedition abgingen oder sich auf den Ruf des Deys nach Algier begaben, um daselbst über ihre Amtsführung Rechenschaft abzulegen. In beiden Fällen, deren Gefahr gleich groß war, ordnete der vorsichtige, aber resignirte und keiner Furcht zugängliche Türke seine Angelegenheiten und machte sich dann unter der Obhut Gottes auf den Weg, nachdem er Alles, was er sein nannte, der Obhut des Scheich-el-Islam anvertraut. Wenn er zurückkehrte, beeilte sich dieser, ihm das anvertraute Gut unversehrt zurückzugeben; aber sehr oft kam der Osmanli nicht wieder, sey es, daß eine Kugel ihn auf dem Schlachtfelde getroffen, oder daß sein Haupt in Algier auf einen Wink des Herrn in den Löwenbrunnen gerollt war. Dann ward der Scheich, wo nicht de jure, doch de facto, sein Universal-Erbe. Der mörderische Feldzug von 1830 und die blutigen Executionen, die ihm folgten, waren in dieser Beziehung für den Glaubens-Chef sehr vortheilhaft.

Die Dynastie der El-Feguns hatte aber nicht bloß religiöse und finanzielle, sondern zugleich auch kriegerische und feudale Bedeutung; sie besaß außer ungeheuren Gütern in den Bergen des Distrikts Bona einen ganzen Stamm, den der Ued-Djebara, der ihr Tribut zahlte und seine Scheichs von ihr bekam. So geboten einst jene kriegerischen Mönche, die uns der Marmor ihrer Grabmäler mit dem Degen an der Seite und dem Panzerhemd in Form einer Kutte darstellt, aus dem Dunkel ihrer Klöster ganzen Bevölkerungen von Leibeigenen, welche bewaffnet ihren Bannern folgten.

Dieser quasipriesterlichen und fürstlichen Familie gehört Sidi Hamuda-ben-el-Scheich an. Sein Vater, Mohammed, der letzte Scheich-el-Islam, war von Alter und Schwäche niedergedrückt, als wir Konstantine nahmen. Nachdem er überlegt, ob er nach dem Beispiel seiner Glaubensgenossen, der Großen wie der Kleinen, die Stadt verlassen sollte, entschied er sich dahin, in der alten Wohnung seiner Väter zu bleiben, und während seine älteren Söhne auf seinen Befehl dem General Valée und dem Herzog von Nemours entgegengingen, um ihnen seine Unterwerfung anzubieten, erwartete er wie ein Römischer Senator mitten unter dem Waffenlärm, den Klagen der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden die Ankunft der neuen Gallier.

Von dem Einfluß und dem Rang dieser Familie in Kenntniß gesetzt, suchten der Marschall und der Prinz denselben zu benutzen, und in der That übernahmen es die El-Feguns auf ihre Bitte, den Französischen Truppen Lebensmittel und verschiedene Gegenstände des dringendsten Bedürfnisses zu liefern. Die Sache war nicht sehr leicht, weil, wie Hamuda meinte, „die Bewohner, von panischem Schrecken ergriffen, entflohen waren und ihre Häuser und selbst ihre Frauen im Stich gelassen.“ Indeß die Verbindungen, die sie mit dem ganzen Lande hatte, machten es der Familie des Scheich möglich, ihre Verpflichtung zu erfüllen, und ihr Lohn war die Würde eines Hakem oder Civil-Gouverneurs, die der Chef der Armee, nachdem der alte Mohammed sie ausgeschlagen, seinem zweiten Sohne Hamuda übertrug, der schon als Proviant-Verwalter unserer Truppen seine Stelle vertreten hatte. Der ältere Sohn des Scheich, Ahmed, ward von dieser Würde ausgeschlossen, nicht bloß wegen der halb feindlichen Lauigkeit, die er gegen den Sieger gezeigt, sondern auch, weil er in üblem Ruf stand und durch sein notorisch schlechtes Betragen der Bevölkerung großes Aergerniß gab. Auch verließ er bald Konstantine und stellte sich an die Spitze jenes Stammes der Djebara, der seiner Familie unterthänig war und der nach Art der Clans in den Schottischen Hochlanden lebte, indem er die benachbarten Dörfer plünderte, Frauen und Vieh wegführte und die Reisenden ohne Unterschied der Religion beraubte.

Eine der ersten Maßregeln des Marschalls Valée, nachdem er General-Gouverneur geworden, war, eine Kriegs-Contribution von 206,000 Budjus (nahe an 400,000 Franken) den Bewohnern der Stadt aufzulegen, welche, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt, täglich in großer Anzahl zurückkehrten und um den Aman (Pardon) baten. Als Hakem bekam Hamuda den Auftrag, diese außerordentliche Auflage zu erheben. Er hatte zu diesem Zweck unumschränkte Vollmacht und besteuerte willkürlich jeden Einwohner nach seinem Vermögen. Alles ging ganz gut, so lange es sich nur darum handelte, den Tribut zu erheben; troß des Geschreis und der Klagen der Steuerbaren, deren Jeder, wie gewöhnlich, Himmel und Erde zu Zeugen anrief, daß der Krieg ihn ruinirt, und daß er so arm sey wie eine Kirchenmaus, ging doch die Erhebung vortrefflich von Statten, und der Kommandant der Provinz konnte mit dem fiskalischen Geschick des energischen Einnehmers Hamuda ganz zufrieden seyn. Verwickelter aber wurden die Dinge, als die Einnahme beendigt war und die Ablieferung an die Reihe kam. Hier sah sich der Urheber der Maßregel in einer ganz besonderen Verlegenheit. Die Arabische Nation ist nämlich ein Volk von durch und durch aristokratischen Sitten. Dies tritt besonders in der großmüthigen Nachsicht hervor, welche die Großen des Landes, den Souverain mitgerechnet, in ihren finanziellen Verbindungen mit den zur Erhebung der Auflagen eingesetzten Agenten zeigten; sie schlossen die Augen bei den Plünderungen dieser habsüchtigen Geldmacher und gingen dagegen mit ihnen um, wie unsere großen Herren in früherer Zeit mit den coquins d'intendans. Von Rechenschaft und Kontrolle war nicht die Rede; indem man das Volkshuhn rupfte, behielt jeder Gehülfe in der Küche des Fiskus etwas in den Händen; der Herr des Hauses wußte es und kümmerte sich nicht darum.

In diesen lobenswürdigen Grundsätzen erzogen, hütete sich der Hakem Hamuda, davon abzuweichen, weil er hier mit Rumis (Christen) zu thun hatte. Er lieferte also, nicht ohne sich sehr bitten zu lassen, 115,000 Budjus, d. h. ungefähr die Hälfte der Contribution, ab; die fehlende Summe hatte er, nach dem hergebrachten Arabischen Finanz-System, auf eine Menge kleiner Ausgaben und Unkosten verwandt, über die er eine lange Liste, eine wahre Apotheker-Rechnung, vorzeigte.

Dieses summarische Verfahren in Geldsachen konnte natürlich unseren Finanzmännern, welches sehr methodische und minutiöse Leute sind, die, wenn es nöthig ist, sechs Wochen darüber zubringen können, einen Fehler von einer halben Centime aufzusuchen, durchaus nicht zusagen. Hamuda's naives Streben, die Einfachheit der Arabischen Formen wieder aufleben zu lassen, ward daher sehr schlecht aufgenommen. Man verwarf ohne Erbarmen all seine vorgeblichen Ausgaben, und es ward ihm zur Pflicht gemacht, die Summen, deren unrechtmäßiger Besitzer er dem Staat gegenüber blieb, zu erstatten. Er erhob anfangs ein Zetergeschrei und erklärte nach alter Gewohnheit, er sey außer Stande, zu zahlen, und es gebe keinen ärmeren Menschen auf der Welt, als ihn; doch als man ihm drohte, ihm das Amt des Hakem zu nehmen, nahm er eine andere Sprache an und versprach, zu zahlen, was er auch bald darauf mit einer fast wunderbaren Leichtigkeit that. Man beschuldigte ihn daher auch, daß er seine Stellung mißbrauche, um seine unglücklichen Untergebenen fortwährend zu pressen. Die Araber sind Sklaven der Gewohnheit, und sie willigen daher ein, sich von Zeit zu Zeit durch die schützende Behörde ausplündern zu lassen; aber es muß dies mit einer gewissen Mäßigung geschehen. Dies verstand der junge Hamuda nicht, wenn man den zahlreichen Klagen, die seine Verwaltung erregte, glauben darf. Die Klagen wiederholten sich so oft gegen ihn, daß sie die Aufmerksamkeit des Kommandanten, der schon aus mehr als einem Grunde mit dem Benehmen des Hakem unzufrieden war, auf sich zogen. Er trug also bei dem Statthalter auf die Absetzung Hamuda's an, dem er vorher in seinem Hause Arrest auferlegt; aber

der Marschall Valée, der für den Sohn des Scheich-el-Islam günstig eingenommen war, bestand darauf, den Hakem in seiner Würde zu belassen; diese Disharmonie zwischen dem Chef der Kolonie und seinem Lieutenant war ein Hauptgrund der Zurückberufung des General-Lieutenant Negrier, dessen Stelle der Baron Galbois einnahm.

So einer sicheren Ungnade entschlüpft, drückte Hamuda seine Freude durch ein glänzendes Gastmahl aus, das er dem neuen Kommandanten, seinem Stab und den vornehmsten Beamten, sowohl den muselmännischen als den Europäischen, gab. Man bewahrt in Konstantine das Andenken an dieses monströse Gastmahl, das einer Parallele mit denen des Lord-Mayor der Londoner City würdig ist. Dreihundert Schüsseln wurden aufgetragen, und der Maurische Wirth machte, wie man sagt, die Honneurs seiner Tafel mit einer vollendeten Grazie und Courtoisie; aber es fehlte ihm, wie man hinzufügt, ein guter Theil seiner Gäste, denn eine große Anzahl Eingeladener, die für den Charakter des Hakem wenig Achtung hegten, lehnte unter verschiedenen Vorwänden die Ehre, um sein Rabelaisisches Banquet Platz zu nehmen, ab.

Das gute Vernehmen, das sich von diesem Augenblick ab zwischen dem General Galbois und dem hohen muselmännischen Würdenträger einstellte, wäre indeß durch eine neue Reclamation gegen diesen Letzteren beinahe gestört worden. Eines Tages, als das Verwaltungs-Conseil in voller Sitzung versammelt war, erklärte der Aga der Araber, daß der Hakem von verschiedenen Einwohnern kostbare Kleinodien oder Effekten als Depositum erhalten, die er täglich verkaufen lasse, ohne von ihrem Preis den gesetzmäßigen Eigenthümern Rechenschaft zu geben. Von dem Präsidenten des Conseils darüber befragt, antwortete der Hakem, die Sache verhalte sich allerdings so: „In dem Augenblick, wo ich vom General Negrier mit Arrest belegt ward", sagte er, „war ich zur Bestreitung meiner Ausgaben genöthigt, die Sachen, die sich in meinem Besitz befanden, zu verkaufen." — „Habt Ihr noch etwas davon in Euren Händen?" fragte der Präsident. Der Hakem bejahte es. „In diesem Falle wird man zu einer Haussuchung bei Euch schreiten." Eine Kommission von vier Mitgliedern des Conseils ward in der That beauftragt, sich sofort in das Haus Hamuda's zu begeben, welcher sich zum Führer bei dieser Untersuchung anbot. Als man indeß sein Haus betrat, erklärte er, es sey vergebens, weiter zu gehen, da die Juwelen nicht bei ihm seyen, sondern bei verschiedenen Personen, deren Namen zu nennen er sich weigerte. Trotz dieser Erklärung ging die Kommission weiter und war nicht wenig erstaunt, die Wohnung des Hakem von allem Möbel entblößt zu sehen; selbst die Betten waren verschwunden, und man sah im ganzen Hause nur einige leere Koffer oder Frauenkleider von geringem Werth. Es war klar, daß Hamuda, der einen Besuch dieser Art fürchtete, sich durch dieses einfache Mittel vor jeder Beschlagnahme gesichert hatte.

Nach mancherlei Nachsuchungen jedoch entdeckte man in einem Zimmer mehrere prachtvolle Frauengewänder, und in einem anderen fand man eine Art alte Truhe, welche außer einer Goldbarre Armringe, Ohrgehänge, ein Halsband von Zechinen und mehrere Ringe enthielt, deren einer einen prächtigen Diamanten trug. Jeder dieser Gegenstände wurde in das kleine Behältniß, das ihnen zum Schmuckkästchen diente, nach genauer Besichtigung sorgfältig wieder zurückgelegt, und man schickte sich an, ein Verzeichniß davon anzufertigen, als man bemerkte, daß der Brillantring verschwunden war. Die Mitglieder der Kommission sahen einander erstaunt und besorgt an: die Sache gränzte ans Wunderbare; denn nicht zufrieden damit, die Kostbarkeiten vor Aller Augen in das Kästchen zurückzulegen, hatte der Zahlmeister, Herr Falcon, außerdem Sorge getragen, das Kästchen in ein Tuch zu hüllen, ehe er es in den Koffer zurückstellte, dem sich Niemand außer ihm genähert hatte, nicht einmal Hamuda, der die ganze Operation mit stolzer Gleichgültigkeit verfolgte. — „Aber der Ring muß sich wiederfinden", sagte ein Mitglied der Kommission, forschende Blicke auf den Hakem heftend, der davon durchaus nicht gerührt schien. „Wir werden nicht von hinnen gehen, ehe er in unseren Händen zurückgekehrt ist."

Bei diesen Worten zog Hamuda, ohne in Verwirrung zu gerathen, den verlorenen Ring unter seinem Burnus hervor und reichte ihn mit großer Ruhe dem Herrn Falcon. Dann suchte er diese Entwendung zu rechtfertigen, indem er sagte, die in Beschlag genommenen Gewänder und Kostbarkeiten, den Ring einbegriffen, gehörten seinen Frauen; er habe, als er sah, daß man die Hände nach diesen Dingen ausstreckte, sich in der ersten Bestürzung hinreißen lassen, den Brillant bei Seite zu bringen, um wenigstens dieses Brett aus dem Schiffbruch zu retten, aber er habe keinesweges die Absicht gehabt, sich ihn anzueignen, das sehe man daraus, daß er sich beeilt habe, den Ring wiederherzugeben, sobald die Kommission ihn verlangte. Obwohl etwas zweideutig, wurden doch diese Erklärungen für genügend befunden; wie aber der Hakem den wunderbaren Zug von Fingerfertigkeit erklärte, den wir eben berichtet, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Wie dem auch seyn mag, man gab ihm die Juwelen und Gewänder seiner Frauen zurück, und die Sache hatte keine weitere Folgen.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß dieser so habsüchtige Mann mildthätig war oder wenigstens auf das Protektorat, das ihm der Rang und Titel seiner Familie über die Dürftigen verlieh, sich etwas zu Gute that. „Wir sind", sagte er stolz, „eine Familie von Marabuts, ein heiliges Haus. Wir halten uns auf den großen Straßen, um die vorübergehenden Armen zu erwarten, und wenn wir welche treffen, führen wir sie schnell in das Darechscheich (Haus des Scheich), wo wir ihnen zu essen geben."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Bibliomane.

(Schluß.)

Aber der Saal war leer. In demselben war nur noch der unermüdliche Herr Theodor, der mit beispielloser Geduld auf eigens dazu bereiteten Karten die Titel aller Werke facsimilirte, die am vergangenen Tage seiner täglichen Nachforschung entgangen waren. O glücklichster aller glücklichen Menschen, der in seinen Cartons das getreue Abbild aller bekannten Büchertitel besitzt! Mögen auch alle Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in der nächsten Revolution untergehen, welche uns der Fortschritt der Menschheit verheißt; es schadet nichts, denn er hinterläßt uns den vollständigen Katalog der Universal-Bibliothek.

„Gott verzeihe mir's! wackerer Theodor", sagte der ehrenwerthe Herr Silvestre, „Sie haben sich um einen Tag geirrt. Gestern war der letzte Termin: die Bücher, welche Sie sehen, sind verkauft und warten nur auf die Abholung."

Theodor fuhr zusammen und erblaßte. Der Schlag, der ihn traf, wiederhallte in meinem Herzen. „So ist's recht", sagte er mit zerknirschter Miene. „An dieser schrecklichen Nachricht erkenne ich mein gewöhnliches Unglück. Aber wem gehören diese Perlen, diese Diamanten, auf welche die Bibliothek eines de Thou und eines Grotius stolz seyn würde?"

„Wem sollten sie wohl gehören?" erwiederte Herr Silvestre. „Diese ausgezeichneten Original-Ausgaben der alten Klassiker, diese alten von den berühmtesten Gelehrten autographirten Exemplare, diese philosophischen Raritäten gehören natürlich Sir Richard Heber. Es ist dies der Antheil des Englischen Löwen, dem wir gern die Griechischen und Lateinischen Schätze überlassen, die wir nicht verstehen. Diese schönen naturhistorischen Sammlungen, diese Meisterwerke der Ikonographie gehören dem Fürsten von ***."

Theodor hörte nicht mehr. Er hatte einen Band von ziemlich gutem Aussehen in die Hand genommen und an denselben seinen Elzeviriometer gelegt, d. h. einen bis ins Unendliche getheilten Zollstab, mit welchem er den Preis und leider auch den inneren Werth des Buches abzumessen pflegte. Er legte ihn zehnmal an das verdammte Buch und berichtigte zehnmal die betrübte Rechnung, murmelte dann einige Worte, die ich nicht verstand, wechselte die Farbe und sank ohnmächtig in meine Arme. Ich hatte Mühe, ihn in einen Fiaker zu schleppen.

Vergeblich waren meine Bitten, mir das Geheimniß seines Schmerzes zu offenbaren. Er sprach nicht. Das ist der Typhus, dachte ich, oder der Paroxysmus des Typhus.

Ich drückte ihn in meine Arme; ich bestürmte ihn mit Fragen; endlich schien er seinem gepreßten Herzen Luft machen zu wollen: „Sieh in mir", sagte er, „den unglücklichsten Menschen! Dieses Buch ist der Virgil von 1676 in großem Format, von dem ich das Riesen-Exemplar zu besitzen glaubte, und dieses hier ist eine drittel Linie höher als das meinige. Feindlich Gesinnte oder Befangene könnten sogar eine halbe Linie herausrechnen. Großer Gott, eine drittel Linie!"

Ich war wie niedergeschmettert: ich sah ein, daß er dem Wahnsinn verfiel.

„Eine drittel Linie!" wiederholte er, indem er wie Ajax oder Kapaneus seine Hand drohend zum Himmel aufhob. Ich zitterte an allen Gliedern. Er verfiel allmälig in die tiefste Niedergeschlagenheit. Nur von Zeit zu Zeit murmelte er: „Eine drittel Linie!"

„Beruhigen Sie sich, mein Freund", flüsterte ich ihm zu, so oft die Krisis sich erneuerte. „Eine drittel Linie ist auch in den wichtigsten Sachen von geringer Bedeutung." — „Eine drittel Linie von geringer Bedeutung beim Virgil von 1676! Eine drittel Linie hat den Preis des Homer's von Nerli um 100 Louisd'ors erhöht. Würden Sie bei dem Dolche, der Ihnen das Herz durchbohrt, eine drittel Linie nicht in Anschlag bringen?"

Er sank jetzt immer mehr in sich zusammen; seine Arme streiften sich, seine Beine wurden von einem Krampfe ergriffen: der Typhus drang augenscheinlich bis zu den Extremitäten vor. Ich hätte den kurzen Weg, der uns noch von seiner Wohnung trennte, auch nicht um eine drittel Linie verlängern mögen.

Endlich langten wir an. „Eine drittel Linie!" rief er dem Portier zu. „Eine drittel Linie!" sagte er zur Köchin, welche ihm aufmachte. „Eine drittel Linie!" sagte er zu seiner Frau, indem er seine Thränen auf sie herabströmen ließ.

„Mein Papagai ist weggeflogen!" sagte seine kleine Tochter, welche ebenfalls weinte. — „Warum ließ man den Käfig offen?" antwortete Theodor. „Eine drittel Linie!" — „Ihr Landhaus ist abgebrannt", sagte ihm sein Bediente, als er ihn zu Bett legte. — „Es muß wieder aufgebaut werden; eine drittel Linie!" — „Glauben Sie, daß die Sache gefährlich werden wird?" fragte die Amme. — „Meine Gute, Sie haben also nicht das Journal der medizinischen Wissenschaften gelesen? Warum holen Sie nicht gleich einen Priester?"

Glücklicherweise trat der Pfarrer eben ein; er kam zum Besuche, um nach seiner Gewohnheit über literarische und bibliographische Neuigkeiten zu plaudern; aber er ließ diesen Gedanken fahren, als er Theodor's Puls gefühlt hatte.

„Ach, mein Kind!" sagte er, „das Leben ist nur ein Stationsplatz, und selbst die Erde ruht nicht auf einer ewigen Grundlage. Sie muß zu Ende gehen wie Alles, was einen Anfang hat." — „Haben Sie", erwiederte Theodor, „in Bezug auf diesen Gegenstand die Abhandlung über ihren Ursprung und ihr Alter gelesen?"

„Ich weiß darüber nur, was ich aus der Genesis erfahren habe", erwiederte der ehrbare Pfarrer, „aber ich habe mir sagen lassen, daß ein Sophist des vorigen Jahrhunderts Namens Mirabeau ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben hat." — „Sub judice lis est", unterbrach ihn Theodor. „Ich habe in meinen Stromatis bewiesen, daß die ersten beiden Theile der „Welt" von dem erbärmlichen Pedanten Mirabeau herrühren, der dritte aber vom Abbé Mascrier."

„Glauben Sie an die Dreieinigkeit?" fragte der Pfarrer weiter. — „Wie sollte ich nicht an Servet's berühmte Schrift De Trinitate glauben?" sagte Theodor, sich halb auf seinem Lager aufrichtend. „Habe ich doch selbst, ipsissimis oculis, des Herrn von Maccarthy ein Exemplar, welches dieser mit 700 Livres bezahlt hatte, für den Spottpreis von 215 Francs verkaufen sehen."

„Sie verstehen mich nicht", sagte der aus der Fassung gebrachte Apostel. „Ich frage Sie, mein Sohn, was Sie von der Göttlichkeit Christi halten?" — „Sehr wohl", sagte Theodor, „wir müssen uns nur verständigen. Ich behaupte gegen Jedermann, daß der Toldos-jeschu, aus welchem der Ignorant Voltaire so viele Ammenmährchen geschöpft hat, eine elende rabbinische Sudelei ist, welche nicht werth ist, in der Bibliothek irgend eines Gelehrten einen Platz einzunehmen." — „Das lasse ich mir gefallen!" sagte der würdige Pfarrer. — „Vielleicht", fuhr Theodor fort, „wird aber das Exemplar in charta maxima, von dem, wenn ich mich recht entsinne, bei David Clément die Rede ist, noch aufgefunden."

Der Pfarrer seufzte diesmal sehr vernehmlich, stand von seinem Sitze auf und neigte sich über Theodor, um ihm gerade heraus zu erklären, daß er vom Typhus der Bibliomanen befallen sey, und daß er nur noch an sein ewiges Heil zu denken habe.

Theodor war nie ungläubig gewesen, aber er hatte dem Studium des Buchstabens zu eifrig obgelegen, um bis zum Geiste vorzudringen. Er drehte sich der Wand zu. Da er lange Zeit keinen Laut vernehmen ließ, so würden wir ihn für todt gehalten haben, wenn ich mich ihm nicht genähert und ihn hätte folgende Worte murmeln hören: „Eine drittel Linie! Gerechter und gütiger Gott, kannst du mir eine drittel Linie schenken, und geht deine Allmacht so weit, daß sie die unverzeihliche Ungeschicklichkeit des Buchbinders wieder gutmachen kann?"

Ein ihm befreundeter Bibliophile kam hinzu. Man sagte ihm, daß Theodor im Sterben liege und seit einer Viertelstunde den Gebrauch der Sprache verloren habe.

„Ich will mich bald davon überzeugen", sagte dieser. „An welchem Fehler der Pagination erkennt man den Elzevirschen Caesar von 1635?" fragte er Theodor. — „153 statt 149." — „Sehr richtig. Und den Terenz von demselben Jahre? — „108 statt 104." — „Ausgezeichnet!" sagte der Freund Theodors; „wenn ich diesen Leuten glauben wollte, wärest Du nur noch einen Fingerbreit vom Tode entfernt." — „Eine drittel Linie!" seufzte Theodor, dessen Stimme immer schwächer wurde. — „Ich kenne Deine Geschichte, aber mir ist etwas viel Schlimmeres begegnet. Denke Dir, daß ich vor acht Tagen einen Boccaz von 1527 verfehlt habe, der dem Deinigen nichts nachgiebt, der in Venetianisches Velin gebunden ist, gespitzte A's hat, und in dem kein einziges Blatt fehlt."

Alle Seelenfähigkeiten Theodor's konzentrirten sich in der einzigen Frage: „Weißt Du auch gewiß, daß die A's gespitzt waren?" — „Wie die eiserne Spitze, mit welcher die Hellebarde des Lanzen-Mannes ausgerüstet ist." — „So war's zuversichtlich die vintisettine." — „Ohne allen Zweifel. Ich war an dem Tage auf einem angenehmen Mittagsessen unter hübschen Frauen, frischen Austern, geistreichen Leuten und Champagnerflaschen. Ich kam drei Minuten, nachdem der Zuschlag erfolgt war." — „Mein Herr", rief Theodor wüthend, „man speist nicht zu Mittag, wenn eine vintisettine verkauft wird."

Diese Anstrengung erschöpfte Theodor's letzte Lebenskräfte. Seine Lippen stammelten noch: „Eine drittel Linie!" — das waren seine letzten Worte.

Als wir seine Leiche zu Grabe geleiteten, fand sich ein zahlreiches Gefolge von betrübten Buchbindern ein. Auf sein Grab ließen wir einen Stein mit folgender Inschrift legen, die er selbst der Grabschrift Franklin's nachgebildet hatte:

„Hier liegt unter einem hölzernen Einbande ein Folio-Exemplar der besten Ausgabe des Menschen. Es ist in der Sprache des goldenen Zeitalters geschrieben, welche die Welt nicht mehr versteht. Jetzt ist es eine verdorbene, befleckte, durchnäßte Scharteke, der das Titelblatt fehlt, die von Würmern zerfressen und durch Fäulniß beschädigt ist. Man wagt nicht, für dieselbe die unnütze Ehre einer neuen Auflage zu hoffen." Charles Nodier.

Spanien.

Ein Spanisches Ablaß-Kapitel aus dem 16ten Jahrhundert.

Don Diego Hurtado de Mendoza, Gesandter und Minister Karl's V., sein Freund und sein Günstling, hatte in seinen Mußestunden eine Erzählung geschrieben, unter dem Titel Lazarillo de Tormes. Fast alle Spanische Erzählungen sind Monographieen irgend eines armen Teufels, der von den untersten Stufen der Klasse bis in die höchste gelangt und so das Leben in seinen verschiedenen Phasen durchmacht. An dummen und geistreichen Streichen fehlt es nicht darin. Der Held des Stückes ist gewöhnlich ein Bedienter, der von einer Stelle zur anderen wandert und eben so pfiffig als scharfer Beobachter ist. Die ersten Keime der Französischen Literatur entsproßten fast alle dem Spanischen Boden. Die Spanische Literatur selbst war ein Italiänisches Pfropfreis. Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß es, streng genommen, gar keine reinnationale Literatur in Europa giebt. Die Literaturen aller Völker, aller Sprachen ersetzten und ergänzten sich gegenseitig. So ist der erste Roman Frankreichs, Gil Blas, fast eine fortlaufende Kopie verschiedener Spanischer Romane, die freilich Lesage auf seine Weise arrangirte. Die Spanier selbst hatten ihre Literatur nach der Italiänischen gebildet, und die Italiäner bauten direkt auf der alten Literatur der Römer und Griechen, wenn auch in gemischter Form. Die Franzosen ahmten den Spaniern wieder, freilich auf eigene Weise, nach; die Engländer mischten alle zusammen und machten sich ein eigenes Gebräu, und endlich lernten die Franzosen wieder von den Engländern, wenigstens die Philosophie, und am Ende kamen die Deutschen und ahmten theils den Engländern, theils den Franzosen nach. Goethe's Welt-Literatur besteht eigentlich schon mit der Literatur selbst. Unterdeß ist es merkwürdig, wie man in Spanien Romane schrieb, während Luther in Deutschland Gedanken und Sprache zugleich für die Ewigkeit in die Köpfe seiner Nation einkeilte.

Lazarillo geht in den Dienst eines Ablaß-Krämers. — Das Kapitel, das von der Inquisition unterdrückt wurde, lautet folgendermaßen:

„Der fünfte Herr, den das Schicksal mir zuwies, war ein Ablaß-Krämer, der frechste, ausgelassenste, unverschämteste Verkäufer dieser Waare, den ich je gesehen habe, zu sehen hoffe und den Niemand mehr nach mir sehen wird; denn er hatte in seinem Handwerk gar viele Rubriken von Spitzfindigkeiten und Spitzbübereien aller Art.

Sobald er in ein Land kam, wo die Ablaßzettel verkauft werden sollten, bot er immer den Pfarrern und den Priestern allerlei Geschenke an: Lattich aus Murcia, einige Pomeranzen, eine Pfirsich, eine Melone, je nach dem Geschmack des Nehmenden, damit sie das Volk anreizen sollten, seine Zettel zu kaufen. Er erkundigte sich auch nach ihren Kenntnissen. Sobald er sah, daß sie Latein verstanden, hütete er sich wohl, eine Sylbe Lateinisch auszusprechen, und er sprach alsdann ganz hübsch Spanisch, so sicher wie ein Hidalgo. Sobald er aber sah, daß er mit Priestern zu thun hatte, die ihre Stelle eher ihren Thalern und sonstigen Kniffen, als ihren Talenten und Wissenschaften verdankten, spielte er den heiligen Thomas unter ihnen und sprach manchmal zwei Stunden Latein oder schien wenigstens es zu sprechen; denn er verstand keine Sylbe davon. Wenn er auf geradem Wege seine Zettel nicht loswerden konnte, scheute er kein Mittel, um sie an den Mann zu bringen. Ich könnte darüber tausend Geschichtchen erzählen, will aber nur eine hervorheben.

In einem Orte des Kirchsprengels von Toledo hatte er zwei bis drei Tage gepredigt, ohne daß er auch nur einen Zettel verkauft hatte. Es schien auch nicht, als hätte das Volk die mindeste Lust zum Kaufen. Er wüthete, fluchte und verfluchte alle Einwohner des Kirchspiels. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Er wollte den anderen Morgen das Volk noch einmal versammeln, um Abschied von ihm zu nehmen. Denselben Abend spielte er mit einem Alguazil und gerieth mit ihm in Streit. Er schalt den Alguazil einen Dieb, dieser ihn einen Ablaßfälscher, einen falschen Priester, einen Spitzbuben. Mein Herr zog einen Dolch, der Alguazil seinen Degen, und erst auf unser fürchterliches Schreien und Heulen liefen die Nachbarn herbei, um sie auseinanderzubringen. Es dauerte dieses sehr lange. Eine ganze Masse Volk lief erst herbei und vergrößerte den Lärm noch. Endlich riß man sie aus einander, worauf mein Herr den Alguazil noch einmal laut einen Dieb schalt und Jener ihm erwiederte, alle seine Ablaßzettel seyen falsch und kämen nicht vom Papste, nützten auch gar nichts. Nach und nach gelang es jedoch den Umherstehenden, nicht ohne viele Mühe, den Zorn Beider zu besänftigen, und mein Herr willigte endlich ein, zu Bette zu gehen.

Den anderen Morgen begab sich mein Herr in die Kirche und kündigte eine Messe und eine Predigt an. Das Volk versammelte sich und murrte, die Ablaßzettel seyen falsch, die Polizei selbst hätte es ja gesagt; der Alguazil hätte ja den Verkäufer darüber geprügelt u. s. w., so daß außer der Unlust, zu kaufen, das Volk jetzt noch einen wahren Haß gegen die Zettel hatte und sie zu verbrennen drohte. Mein Herr jedoch läßt sich nicht stören, besteigt die Kanzel, betet leise und fängt seine Predigt an. Kaum hatte er begonnen, so erschien der Alguazil in der Kirche, verrichtet sein Gebet und spricht folgendes zu dem Volk: „Ihr guten Leute, hört mich einen Augenblick an, dann hört, was Ihr wollt. Ich bin hierher mit diesem Ablaß-Krämer gekommen, welcher mich betrogen hat und mich noch verleitete, seine Betrügereien zu begünstigen, unter der Bedingung, den Gewinn zu theilen. Jetzt aber, wo ich meine Schuld erkenne und mein Gewissen mich peinigt, erkläre ich Euch rundheraus, daß die Ablaßzettel falsch sind, daß man diesem Manne nichts glauben kann, und daß ich von nun an keinen Theil mehr an dem Verbrechen haben will. Zum Beweise lege ich hier meinen Stock — ein weißer Stock war das amtliche Zeichen eines Alguazils — nieder, zertrete ihn, und wenn je dieser Falschmünzer gestraft wird, so seyd Ihr mir Zeuge, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun habe, und daß ich ihn im Gegentheil selbst angezeigt habe." Der Alguazil hatte kaum vollendet, so erhoben sich einige Leute, um ihn aus der Kirche zu jagen, wegen des Skandals, aber mein Herr kam ihnen zuvor und drohte Jedem mit Excommunication und Bannstrahl, der ihn nur anrühre. Er selbst hatte geschwiegen, so lange der Alguazil sprach. Als dieser vollendet hatte, fragte ihn mein Herr, ob er noch etwas zu sagen hätte? „Ich hätte noch Vieles über Eure Spitzbübereien zu sagen", versetzte dieser, „aber für jetzt sey dies genug." Alsdann kniete mein Herr auf der Kanzel nieder, hob die Augen gen Himmel, faltete fromm die Hände. „Herr", rief er laut und heilig, „Du, für den es nichts Verborgenes giebt, der Du Alles weißt und siehest, für den nichts unmöglich ist, der Du

die Wahrheit kennst und die Lüge bestrafst, Du allein weißt, wie Unrecht mir dieser Mann thut. Ich für meine Person verzeihe ihm, damit, mein Herr, Du mir ebenfalls verzeihen mögest. Beachte den nicht, der nicht weiß, weder was er thut, noch was er spricht. Aber ich flehe Dich an, im Namen der Gerechtigkeit und der Verherrlichung Deines Namens, vergiß nicht den Schimpf, den man Dir anthat, damit nicht die, die hierher kamen, um Ablaß ihrer Sünden zu holen, sündenvoll nach Hause kehren, indem sie jenem Verleumder glauben mögen. Und weil dies ein allzu großer Nachtheil für die Herrlichkeit der Christenheit und den Nächsten wäre, so flehe ich Dich an, o Herr, daß Du ein Wunder vollbringen mögest, um der Wahrheit willen. Wenn dieser Mann wahr geredet, wenn ich ein Lügner und ein Spitzbube bin, so stürze diese Kanzel mit mir ein und begrabe mich unter ihrem Schutte. Habe ich jedoch die Wahrheit gesagt, und ist dieser Mensch von einem bösen Geist getrieben, um das Volk zu verhindern, des himmlischen Glückes theilhaftig zu werden, so bestrafe ihn auf der Stelle, damit die Welt Dich verherrliche und anbete!"

Kaum hatte mein Herr seine Rede vollendet, so stürzte der Alguazil von seinem Stuhle herab und fiel mit einem solchen Schlag auf das Pflaster, daß es in der ganzen Kirche zehn Mal wiederhallte. Erst fing er an zu heulen, dann verzerrte er den Mund, schäumte und drehte sich, wie ein Wüthender, schlug mit Händen und Füßen um sich und rollte sich blitzschnell von einem Orte zum anderen. Der Lärm, das Geschrei aller Anwesenden war so arg, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Die Einen riefen: „Gott möge ihm helfen!" die Anderen spotteten und sagten: „Nun, er verdiente solche Strafe, der elende Lügner, der Gotteslästerer!" Endlich näherten sich Einige seiner Person und ergriffen ihn bei den Armen, mit welchen er ihnen derbe Hiebe austheilte, Andere zogen ihn bei den Beinen heran, nachdem sie einige Tritte erhielten, wie sie der schlimmste Maulesel nicht besser austheilt. Nach und nach wagten es noch Einige, sich seiner zu bemächtigen, und schleppten ihn zur Thür hinaus.

Während dies Alles vorging, blieb mein Herr immer auf den Knieen mit zur Höhe gerichteten Augen und Händen und dergestalt in eine heilige Verzückung versunken, daß weder Schreien, noch Lärmen, noch Tosen in der Kirche ihn aus seiner beschaulichen Stellung reißen konnten. Endlich näherten sich ihm einige fromme, brave Leute, weckten ihn auf und baten ihn, dem armen Teufel zu verzeihen und ihm zu helfen, er sey ja gestraft genug.

Gleichsam als erwachte er aus einem tiefen Schlaf, erhob er sich leise, warf einen milden Blick auf die Anwesenden und sagte mit geweihter Stimme: „Gute Leute! Ihr hättet mich nie bitten sollen für einen so schändlichen Menschen, an dem sich Gottes Hand gezeigt hat. Doch will ich gnädiglich und christlich seyn und nicht Böses mit Bösem vergelten. Ihr wißt jetzt, daß meine Ablaßzettel echt sind. Ich verzeihe ihm. Betet für ihn!" Bei diesen Worten verließ er die Kanzel. Das Volk fiel auf die Kniee und sang leise eine Litanei. Dann näherte sich mein Herr dem Alguazil, den man wieder herbeigeholt hatte, mit dem Kreuze und dem Weihwasser, legte seine Hand auf ihn, bat Gott für ihn und verdrehte seine Augen so, daß man nichts davon als das Weiße sah. Endlich ließ er sich seine Zettel holen, legte sie ihm auf den Kopf, und nach und nach kam der Alguazil wieder zu sich. Das Volk zerfloß in frommen Thränen. Der Alguazil warf sich dem Priester zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, der Teufel hätte aus ihm gesprochen. Sie versöhnten sich im Namen der Religion. Es entstand alsdann eine wahre Wuth im Lande, um seine Zettel zu kaufen. Alle rissen sich darum; Männer, Weiber, Söhne, Töchter, Knechte und Mägde, keiner konnte ohne einen solchen Ablaßzettel leben. In Zeit von acht Tagen hatte mein Herr 100,000 Zettel verkauft, ohne einmal zu predigen. Anfangs glaubte ich selbst das Wunder; aber mein Herr und der Alguazil lachten hernach so aufrichtig über ihren Streich, dieser strich so gemüthlich seinen Theil von dem Gelde ein, daß ich gleich verstand, woher der Vogel pfiff. Der Streich war seines Herrn würdig. Ach, dachte ich, wie werden die unschuldigen braven Leute an der Nase herumgeführt!" —

Nun wundere man sich noch, daß Karl V. etwas wankend war vor Luther, wenn sein intimster Freund Mendoza so praktisch zu Werke ging. Das Buch jedoch erschien ohne Namen des Verfassers.

Mannigfaltiges.

— **Gegenseitiger Respekt der Polen und Russen.** Ein alter Kriegsgenosse des berühmten Suwórow berichtet im **Moskwitjanin**: „Die Polen nannten uns: **Moskowiter, Ungehobelte und Ungeschliffene** (nieoczesane, nieokrzesane); niemals wollten sie uns **Russen** nennen. Zur Vergeltung gab ihnen der Russische Soldat die Ehrennamen: **hirnlose Lechen, liederliche Polaken, geschorene Köpfe.** Oft ereignete sich's, daß reizende Polinnen denjenigen unserer Offiziere, deren feine Bildung ihnen wohl behagte, folgende Fragen stellten: zapewne pan oficer jest Polak? (der Herr Offizier ist doch gewiß ein Pole?) — „Nein." — koniecznie kurlandczyk? (dann in jedem Fall ein Kurländer?) — „Auch das nicht." — tak przynaymniey Malorossyanin? to jedna krew (dann zum wenigsten ein Kleinrusse? das ist ein Blut mit dem unsrigen). — „Nein, ich bin ein **Russe** (Großrusse)." Sobald dieses Wort ausgesprochen war, verschwand aller Werth unserer Offiziere vor den Augen der Schönen, und selbst die kleinen Kinder wichen scheu zurück. Das Wort **Moskowiter** oder **Russe** war ihnen gleichbedeutend mit **Barbar** und **Wilder**."

— **Lappländische Naturfänger.** Der Lappe äußert nur, wenn er berauscht ist, seine Freude in Tönen. Dieser Gesang wird geiken genannt, und sofern man mit diesem ziemlich unangenehm klingenden Worte einen Begriff verbinden kann, paßt es nicht übel zur Sache. Wenn der genossene Branntwein zu wirken anfängt, setzen sich die Lappen mit untergeschlagenen Füßen im Kreise an die Erde, nicken mit den Köpfen gegen einander und stoßen unartikulirte Laute aus, die mehr einem thierischen Geschrei, als einem Gesang ähnlich sind und ohne Veränderung innerhalb einer Quarte oder höchstens einer Quinte sich bewegen. Sie haben so wenig Sinn für Harmonie, daß von sechs bis acht **Geikern** nicht zwei in einem Tone zu singen suchen: Jeder singt in seiner Tonart, die entweder über oder unter der der Anderen liegt. Diese Laute aufs Papier zu bringen, ist absolut unmöglich; denn es giebt keine Noten für selbige; indessen kommen sie dem Bellen eines heiseren Spürhundes, der anschlägt, am nächsten. (Blom's Norwegen.*)

— **Tscherkessenlieder.** In ähnlicher Weise, wie es bereits mehrere Liedersammlungen giebt, deren Verfasser ihre Sympathieen mit den ihren heimatlichen Heerd gegen einen mächtigen Feind vertheidigenden Tscherkessen aussprachen, hat kürzlich auch einer unserer Mitbürger, Herr **Karl Gaillard**, „Bilder aus Tscherkessien" herausgegeben.**) Es sind im Ganzen neun Gedichte, von denen einige vielleicht zur Composition geeignet seyn möchten. Der „Ueberfall" und das „erstürmte Fort" geben treue Bilder von dem Lager- und Schlachten-Leben des unbezwingbaren Gebirgsvolkes. Derselbe Verfasser hat vor kurzem auch gemeinschaftlich mit Herrn **Philipp Kaufmann** einige Deutsche Dombaulieder erscheinen lassen, deren Ertrag einem der Vereine für den Kölner Dombau überwiesen werden soll.

*) Wir werden über dieses schätzbare Werk nächstens ausführlicher berichten.
**) Berlin, 1843, C. A. Challier u. Comp.

Bibliographie.*)

England.

The first and second parts of king Edward IV. histories by **T. Heywood**. Reprinted from the unique black letter first edition of 1600. With an introduction and notes, by **Barron Field**. 8. London 1842. — Erste Publication der Shakespeare Society für das J. 1842. — Der Buchhändler **C. Knight**, in London, Herausgeber einer Pictorial u. einer Library edition des Shakspere (so schreibt Hr. K. den Namen), so wie eines Pictorial Shakspere, kündigt für das J. 1843 eine Cabinet edition, in 48 wöchentlichen Lieferungen à 6 d. oder in 10 monatlichen Bänden à 2 s. 6 d., an. Ueber **Collier's** Ausgabe vergl. 1842. Nr. 144.

Eusebii Pamphili episcopi Caesariensis Eclogae propheticae. E codice manuscripto bibliothecae caesareae Vindobonensis nunc primum edidit **T. Gaisford**. 8. Oxonii 1842. 10 s. 6 d.

Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis descripta a **G. Dindorfio**. Accedit chronologia scenica. 8. Oxonii 1842. 5 s. 6 d.

The annual Register; or a view of the history and politics of the year 1841 (Vol. 83). 8. London. 16 s.

C. H. Cottrell Recollections of Siberia, in the years 1840 and 1841. 8. mit 1 Karte. London. 12 s. — Derselbe hat so eben auch eine dem Prinzen **Albert** gewidmete Uebersetzung von **Schiller's** „Don Carlos" herausgegeben (London. 8. 8 s.).

W. W. Moseley The origin of the first protestant mission to China, and history of the events which induced the attempt, and succeeded in the accomplishment of, a translation of the Holy Scriptures into the Chinese language. 8. London. 5 s.

Niger Expedition: Journals of **J. F. Schön** and **S. Crowther**, who accompanied the expedition up the Niger, in 1841, in behalf of the Church Missionary Society. 8. mit 1 Karte. London. 6 s. — Ueber die Niger-Expedition erschien ferner: **W. Simpson** A private journal, kept during the Niger expedition, from the commencement in May 1841 until the recal of the expedition in June 1842. 8. London. 5 s.

E. Spenser Poetical Works. New edition, with introductory observations on the Fairie Queene, and explanatory and glossarial notes; to which is prefixed the account of the author's life — by **J. Aikin**. 5 vol. 8. London. 2 l.

C. Wellbeloved Eburacum, or York under the Romans. gr. 8. mit 17 Kupfert. York. 12 s.

A. Combe The physiology of digestion considered with relation to the principles of dietetics. 4. (verm. u. verb.) edit. 8. Edinburgh. 7 s. 6 d.

Correspondence of John, fourth Duke of **Bedford**: selected from the originals at Woburn Abbey; with an introduction by Lord **John Russell**. Vol. 1. 8. mit Portrait. London. 18 s. — Wichtig für die Geschichte der Jahre 1744—1770, durch die hohe politische Stellung des Verfassers. Die dabei befindlichen Anmerkungen sind von Hrn. **Martin**, dem Bibliothekar zu **Woburn Abbey**.

J. S. Buckingham The eastern and western states of America. 3 vol. 8. mit 13 Kpft. London. 2 l. 2 s.

Mrs. **Ellwood** Memoirs of the literary ladies of England, from the commencement of the last century. 2 vol. 8. mit 2 Portr. London. 1 l. 1 s. — Ein anderes speziellеs literar-historisches Werk ist: **J. Holland** The psalmists of Great Britain: records, biographical and literary, of upwards of 150 authors who have rendered the whole or parts of the Book of Psalms into English verse. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

The nursery Rhymes of England, obtained principally from oral tradition. Collected and edited by **J. O. Halliwell**. 2. (verm. u. verb.) edit. 8. London. 6 s.

G. R. Porter The nature and properties of the sugar cane: with practical directions of its culture, and the manufacture of its products. 2. edit. 8. London. 12 s. — Ein Anhang handelt von der Rübenzucker-Fabrication.

T. Thomson (Prof. der Chemie in **Glasgow**) Chemistry of animal bodies. 8. Edinburgh. 16 s.

W. H. Walshe (Prof. der patholog. Anatomie in **London**) The physical diagnosis of diseases of the lungs. 8. London. 6 s. 6 d.

Life and correspondence of the late Sir **A. P. Cooper** (des berühmten Chirurgen), from documents bequeathed by him for the purpose. By **B. B. Cooper**. 2 vol. 8. mit Portrait. London. 1 l. 1 s.

E. Thornton The history of the British empire in India. Vol. 1. 8. London. 16 s.

Aristophanis Aves, ad codicum fidem recensuit, et commentario brevi critico et exegetico instruxit **F. H. Blaydes**. 8. Oxonii. 5 s.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Montag den 23. Januar 1843.

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Nach Gustav Peter Blom. *)

Ein verdienstvoller Norwegischer Staatsmann hat mit Anfang dieses Jahres ein Werk über die Natur und die Verfassung seines Vaterlandes erscheinen lassen, das man unbedenklich den vorzüglichsten Leistungen dieser Art in jedem Lande an die Seite stellen darf. In einem empfehlenden Vorworte sagt Karl Ritter, der erst unlängst von einer Reise nach dem Skandinavischen Norden mit den angenehmsten Eindrücken zurückgekehrt ist: „Wie willkommen mußte es mir nicht erscheinen, wenn einer der anerkannt erfahrensten Kenner seiner Heimat, seines Volkes und Staates selbst sich entschlösse, dem Auslande belehrenden Bericht zu geben über die wesentlichsten Verhältnisse der Gegenwart seiner Heimat, seines Volks, seiner verfassungsmäßigen Zustände — wenn ein Mann der Wahrheit aus der Fülle der Anschauung vieljährigen Staatsdienstes, auf der Höhe wissenschaftlicher und volksthümlicher Ausbildung, eine Darstellung dieser Art unternähme, wie wir sie in dieser authentischen Gestalt in den meisten übrigen Ländern Europa's vermissen, wo die Thatsachen meist noch verschleierter im Dunkel liegen, oder wo das Geschäft geographischer Bearbeitungen, statt aus lebensvoller Erfahrung hervorzuquellen, leider fast immer nur den Händen kompilirender Literaten anheimgefallen ist."

Norwegen, die wahre Wiege der Normannen, jener kühnsten, weithin gefürchteten und sieghaften Seefahrer des Mittelalters, das Land der großartigsten herrlichsten nordischen Natur und noch jetzt von einem der edelsten und zugleich freiesten Völker Germanischen Stammes bewohnt — ist bis auf diesen Augenblick im übrigen Europa wenig bekannt gewesen, obgleich es häufig von dilettirenden Touristen, einige Mal auch von tiefen und gelehrten, aber nur in ihrer Sphäre beobachtenden Forschern besucht worden ist und seine im Ganzen sehr liberale, nur wenig mittelalterlichen Rost aufweisende, eines solchen Volkes würdige Verfassung selbst anderen constitutionellen Staaten als Muster gedient hat.

Dreißigjähriges Wirken in mehreren gerichtlichen und administrativen Aemtern, thätiger Antheil an der Ausarbeitung der Norwegischen Constitution und zehnjähriges Mitarbeiten an der Gesetzgebung, als Mitglied des Storthing's, hatten es dem würdigen Verfasser zur Pflicht gemacht, von allen öffentlichen Verhältnissen seines Vaterlandes genaue Kenntniß zu nehmen. Funfzehnjährige Reisen in allen Theilen des Landes als Mitglied einer Kommission, deren Aufgabe es war, die Besteuerung zu regeln, machten ihn mit allen besonderen Verhältnissen vertraut; sämmtliche statistische Quellen standen zu seiner Verfügung, und bei der Ausarbeitung des ebenfalls ungemein reichhaltigen und durchweg sehr interessanten naturwissenschaftlichen Theils erfreute er sich des Beistandes gelehrter und berühmter Freunde an der Universität zu Christiania.

Das ganze voluminöse Werk trägt den Charakter des treuesten gewissenhaftesten Fleißes, tiefer Einsicht in die verschiedenen Zweige des Staatslebens und der wärmsten Anhänglichkeit an die Heimat, wie sie den Norweger von jeher ausgezeichnet. Aber strenge Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit sind mit dieser Anhänglichkeit im Bunde: der Verfasser bemäntelt kein Gebrechen seiner Landsleute, sucht nichts zu beschönigen, was Tadel verdient, und lobt nicht mit Uebertreibung. Seine Darstellungsweise ist klar, übersichtlich, anspruchslos und edel: obgleich ein Mann, der die größere Zeit seines Lebens in Beschäftigungen, die der Phantasie wenig Nahrung geben und das Gefühl für alles Schöne oft abstumpfen, wo nicht ertödten, zugebracht hat, zeigt er den regsten, lebendigsten Sinn für großartige oder rührende Naturscenen, wie besonders aus dem gemüthlich-pittoresken Schluß-Kapitel hervorgeht. Er hat sein Werk in Deutscher Sprache geschrieben, damit die Verbreitungsfähigkeit desselben im Auslande größer würde; und man darf ihm nachrühmen, daß er sich unserer Muttersprache mit Gewandtheit zu bedienen weiß. Zwar fehlt es nicht an fremdartigen oder unbeholfenen Wendungen, und hin und wieder ist ein Deutsches Wort nicht ganz in dem Sinne gebraucht, den wir damit zu verbinden gewohnt sind; allein wie wär' es auch möglich, in allen Abschattungen des Gedankens und des sprachlichen Gefühls einer anderen, wenngleich nahe verwandten Nation zu leben, mit der man nicht durch langen Aufenthalt im Auslande gleichsam sich identifizirt hat?

*) Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von G. P. Blom, Amtman im Amte Budskerud ꝛc. Zwei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

Der Verfasser ist von Oberflächlichkeit und unbefriedigender Kürze so weit entfernt, daß man ihn bisweilen eher zu großer Vollständigkeit beschuldigen könnte — nicht etwa in seinen statistischen oder naturwissenschaftlichen Angaben, die bis in ihre kleinsten Details dankenswerth sind, sondern in gewissen beschreibenden Abschnitten, besonders demjenigen Kapitel, welches die Lappen zum Gegenstand hat. Dieses enthält zwar auch sehr viel Schätzbares, daneben aber manches Entbehrliche, öftere Wiederholungen und Bemerkungen, die sich von selber verstehen. So z. B. erfährt der Leser hier an wenigstens drei Stellen, daß der Lappe seine Milch in Rennthiermägen im Rauche aufhängt. Die fast sprüchwörtliche Unreinlichkeit der Lappen wird durch manches Beispiel genugsam dargethan; dennoch bemerkt der Verfasser hinterher und zu wiederholten Malen explicité, daß dieses Volk für Reinlichkeit keinen Sinn habe. — S. 196 heißt es tautologisch: „Enthaltsamkeit wird bei ihnen als eine affektirte Ziererei angesehen." — S. 202 wird bemerkt: der Ortsinn der Lappen sey eben so merkwürdig, wie die Gabe, ihre Thiere zu erkennen, und rühre von derselben Ursache her, nämlich von der Entwickelung ihrer Sinne und Wahrnehmungsfähigkeit (aber von was Anderem sollte er denn herrühren?). — Sonderbar klingt die Bemerkung (S. 200), daß derjenige Mann, welcher die zu melkenden Rennthiere vermittelst einer geworfenen Schlinge an das Gerüst bindet, jedes Thier der Heerde genau kenne und wisse, ob es ein Männchen oder ein Weibchen sey (sollte dies wirklich in Betreff der Rennthiere erst ein geübtes Kennerauge erfordern?). — S. 196 sagt Herr Blom: „Die Lappische Sprache, aus schnarchenden und Gurgeltönen zusammengesetzt *), ist einem jeden Normann oder Schweden, der sie nicht gelernt hat, durchaus unverständlich." Das wird Keinen Wunder nehmen, der mit dem Verfasser weiß, daß diese Sprache von den Skandinavischen wesentlich verschieden ist; denn bekanntlich verstehen nicht einmal Dänen und Deutsche einander ohne jene Bedingung, obgleich ihre Sprachen nahe verwandt sind. Doch wir wollen bei kleinen Mäkeleien nicht zu lange verweilen.

Der Inhalt des ersten Theils dreht sich ganz um das passive und aktive Verhältniß des Menschen zur Natur. Wir beschränken uns hier auf eine skizzenhafte Uebersicht der geographischen Lage und äußeren Bildung des Landes, die nur gleichsam als Kaviar wirken soll, damit der Leser nach Herrn Blom's reicher Vorrathskammer desto lüsterner werde.

Der westliche und nördliche Theil Norwegens ist ein ununterbrochenes Hochland. Gegen Westen werden die Gebirgsmassen steil und bilden zum Theil ein Plateau mit schroff ins Meer hinabhangenden Seiten; oder es ziehen sich schmale Strecken urbaren Bodens an ihrem Fuße hin. Gegen Süd-Ost wird die Massenerhebung allmälig geringer, bis sie in die Bottnische Bucht sich verliert. In gewisser Entfernung von dem eigentlichen Hochlande entstehen ausgedehnte niedrige Plateaus, die, mit Thon und Sand bedeckt, große Strecken urbaren Bodens darbieten. Kaum die Hälfte der ganzen Oberfläche Norwegens liegt unter 2000 Fuß absoluter Höhe. Oben auf dem Gebirge giebt es Ebenen von bedeutendem Umfang: so z. B. haben die Tafelländer zwischen den Stiften Agershuus und Bergen in einer Höhe von 3500 bis 4500 Fuß über dem Meeresspiegel zum Theil 12—18 geographische Meilen in der Breite, und über ihnen thronen die weit ins Gebiet des ewigen Schnees hineinragenden Bergkuppeln. Letztere erreichen jedoch nur selten eine absolute Höhe von 6000 Fuß und würden also in der Schweiz nur Berge vom zweiten Range seyn. (Schluß folgt.)

*) Doch wohl nicht ausschließlich? denn sonst hätte sie gar keinen menschlichen Charakter.

Algier.

Hamuda, der General-Gouverneur von Konstantine.

(Schluß.)

Die Armen empfingen in der That die Gastfreundschaft der Feguns in der großen Wohnung des alten Scheich, einem unregelmäßigen Hof, der von verschiedenen Gebäuden umgeben war und in dessen Mitte eine kleine Moschee oder Familien-Kapelle sich erhob. Man sah hier oft an zwei- bis dreihundert Bettler von allen Racen und Lumpen versammelt, die das Brod des Hauses aßen und ihr Nachtlager in den Höfen oder unter den Galerieen dieses ungeheuren Asyls aufschlugen. Es war eine Art freies Hospiz, das einer cour des miracles glich. Doch gab es freilich neidische oder übelwollende Leute, welche

das augenfällige Verdienst einer so ausgedehnten Munifizenz zu verkleinern suchten, indem sie erzählten, die Vorfahren der El-Feguns hätten einst beträchtliche Güter zur Nahrung der Armen vermacht, und ihre Nachkommen, als geborne Verwalter dieser mildthätigen Stiftungen, gäben also nur den Dürftigen, was ihnen von Rechts wegen zukomme.

Wenn die El-Feguns die Zuneigung und Verehrung der Armen besaßen, so fanden sie dagegen nicht dieselben Gefühle bei den Reichen, von denen besonders der Hakem persönlich verabscheut war. Aber da man ihn zugleich fürchtete, wegen der Gunst, in der er bei dem Kommandanten der Provinz stand, so machte er sich darum keine Sorge, und überdies wagten seine todtlichsten Feinde nicht, ihm eine böse Miene zu zeigen. Wenn er, von den beiden Chiaour, die ihm überall zur Seite waren, begleitet, auf einem Maulesel oder seinem schwarzen reichgeschirrten Roß in den Straßen der Stadt vorüberkam, so stellte sich Jeder demüthig an die Mauer und grüßte ihn bis zur Erde. Alle Morgen belagerte ein Schwarm von Bittstellern und Höflingen sein Haus. Er hatte ein großes und kleines Lever, nicht mehr und nicht weniger als ein absoluter König. Das war eine glänzende Zeit in seinem Leben. Jung, reich, mächtig, gefürchtet, mit allen Reizen der Figur und allen Gaben eines offenen, schlauen und einschmeichelnden Geistes versehen, verwirklichte er einen jener Typen äußerer Vollkommenheit und menschlicher Glückseligkeit, die nur in der Phantasie des Roman-Dichters zu existiren scheinen. Alles lächelte ihm, Alles beugte sich unter seinen allmächtigen Willen. Als Präsident des midjeles (so heißt das Conseil der muselmännischen Würdenträger) ordnete er die einzelnen Interessen nach seiner Laune, sprach Verurtheilungen aus und ließ sie durch den Arm seiner eigenen Chiaour ausführen. Nachdem er die öffentlichen Geschäfte abgethan, schloß er sich in sein Haus ein und gab sich mit seinen Freunden der Freude hin; der Tanz der maurischen Alma's belebte diese Feste, und zuweilen würzte sie der Schmerzensschrei der Delinquenten, denen seine Leute draußen vor der Thür die Bastonnade gaben.

Aber nach zwei Jahren dieser feenhaften Existenz sollte der junge Satrap erfahren, was Unglück sey; zuvörderst trafen ihn zwei harte Schläge hinter einander. Der erste war der Tod seines Vaters im Anfang des Jahres 1841. Der alte Scheich war ein gerader und weiser Mann, welcher im ganzen Lande im Ruf hoher Frömmigkeit und Gelehrsamkeit stand. Er hatte als Philosoph das Dunkel und die Zurückgezogenheit den Ehrenstellen, die ihm Marschall Valée anbot, vorgezogen. Als er starb, soll er seit einem halben Jahrhundert seine Wohnung nicht verlassen haben, außer an dem Tage, wo der Herzog von Orleans seinen Einzug in Konstantine hielt. Auf die Nachricht, daß der älteste Sohn des Königs herannahe, begab sich der Greis an das Thor der Stadt, um den Kronprinzen zu empfangen, welcher ihn während seines Aufenthalts mit vieler Auszeichnung behandelte, sein Palais besuchte und ihm das Kreuz der Ehrenlegion bewilligen ließ. Man fand in seinen Koffern, außer einem bedeutenden Werth von Kleinodien und anderen Kostbarkeiten, gegen eine Million gemünzter Geldsorten, welche zu gleichen Theilen unter seine elf lebenden Kinder vertheilt ward, von denen die meisten, wie Hamuda sich ausdrückte, „noch ein Frauengesicht hatten.“ In seiner Eigenschaft als Hakem nahm dieser sogleich Besitz von dem Dar-elscheich, wohin er seine Residenz verlegte.

Das zweite größere Mißgeschick, das den Hakem traf, war die Rückkehr des General Negrier nach Konstantine. Auf die erste Nachricht von diesem Amtswechsel dachte er daran, das Land zu verlassen, und bat den Baron Galbois, ihn nach Frankreich mitzunehmen. Dieser verweigerte es und rieth ihm, die Ankunft des neuen Kommandanten ruhig abzuwarten. Dies that er und ging mit den übrigen Beamten der Stadt dem General Negrier entgegen; aber an der kalten Miene dieses Letzteren, der ihn kaum eines Blickes würdigte, merkte er bald, daß seine ersten Besorgnisse gegründet waren, und daß die Stunde der Ungnade für ihn gekommen sey. In der That hatte der General nichts vergessen und außerdem noch vieles Ungünstige über den jungen Hakem erfahren. Drei Tage nach seiner Ankunft schickte er ihm seinen Dolmetscher, um zu verkündigen, das seine öffentlichen Functionen zu Ende seyen, und ihm sein Amtssiegel abzufordern. „Wisse überdies“, sagte ihm der Dolmetscher, „daß der General, von deinen zahlreichen Unterschleifen in Kenntniß gesetzt, entschlossen ist, Jedem, der über dich Klage führen wird, schnelle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Dieses Wort verbreitete sich blitzschnell durch die Stadt, und mehr bedurfte es nicht, um gegen die Verwaltung des unglücklichen Hakem eine Fluth von Anklagen loszulassen, die man bis dahin furchtsam zurückgehalten hatte. Da der General befohlen hatte, daß die Tribunale der beiden Kadis sich in Permanenz konstituiren sollten, um über die Reclamationen gegen Hamuda zu richten, so kamen die Kläger aus allen Ecken, und Mancher, der vor einem Monat mit Entzücken die Stiefel des Hakem geküßt hätte, um ihm dafür zu danken, daß er ihm nur die Hälfte des Seinigen nahm, scheute sich nicht, ihn öffentlich als Verbrecher zu behandeln und ihm unter furchtbaren Schmähungen sein Geld abzufordern. Da die Ersten, welche Klage führten, die Hälfte ihrer Forderungen bekommen hatten, so machte man mit diesen Prozessen ordentliche Geschäfte, indem man übereinkam, daß jede Forderung gegen den ehemaligen Hakem auf eine Prämie von 50 Prozent Anspruch geben sollte. Hamuda mußte sich dieser Regel unterwerfen und für eine ganze Legion hungriger Menschen seinen Beutel offen halten. Uebrigens machte er noch ziemlich gute Miene zum bösen Spiel; er hatte anfangs eine viel schlimmere Behandlung gefürchtet: „Was ist Geld“, sagte er, „wenn es sich darum handelt, sich vom Tode loszukaufen!“

Die Schicksalsschläge sind Nachtvögel, die nie allein kommen, sagt das Sprüchwort. Hamuda mußte dasselbe auf seine Kosten bestätigen. Während er seine Kassen erschöpfte, um seine zahllosen Gläubiger zu befriedigen, ereignete es sich, daß seine Vasallen, die Djebaras, einen kleinen Streifzug auf das Gebiet anderer Kabylen machten und ihnen an hundert Ochsen nahmen. Die beraubte Partei beklagte sich beim Chalifab des General, welcher, da es nicht möglich war, die Djebaras in ihren Schlupfwinkeln zu erreichen, kein anderes Mittel zur Entschädigung der Reklamanten sah, als indem er den unglücklichen Häuptling des beschuldigten Stammes den Preis der Ochsen zahlen ließ. So mußte Hamuda die Kläger befriedigen, nicht ohne seine lieben und getreuen Unterthanen in die sieben Abgründe der Hölle zu verwünschen.

Unter der Verwaltung des General Galbois hatte sich Hamuda mehrere Grundstücke, die von dem ehemaligen Beylik abhingen, konzediren lassen oder, wie es nachher hieß, sich selbst kondezirt und sie dann in Pacht gegeben. Auf Befehl des General Negrier und auf den einmüthigen Beschluß des Verwaltungs-Raths wurden diese Grundstücke wieder zur Domaine geschlagen und Hamuda verurtheilt, den Pächtern die Pachtgelder, die er empfangen, wieder zu erstatten.

Eines Tages endlich ward der Hakem zum General gerufen, der ihm mit strengem Blick verkündigte, er sey angeklagt, Waffen in seinem Hause zu verbergen; er müsse sie sofort ausliefern. „Herr General“, entgegnete Hamuda, „wenn das, was du sagst, wahr ist, so bin ich sehr schuldig, und ich verdiene, hingerichtet zu werden. Da du so gut unterrichtet bist, so mußt du den Ort meines Hauses kennen, wo die Waffen verborgen sind. Gieb also den Befehl, sie zu suchen, damit, wenn man die Wahrheit gesagt, ich vor den Augen Aller beschämt werde und die Strafe erleide, die es dir gefallen wird über mich zu verhängen.“

Sogleich begab sich der Kommandant des Genie-Corps, von Offizieren und Arabischen Chefs begleitet, mit Hamuda in das Haus des Letzteren, um daselbst eine Nachsuchung anzustellen, die ohne Erfolg blieb. Eine Frau, die den Hakem denunzirt hatte, begleitete sie: sie blieb dabei, daß sie ihrer Thatsache ganz sicher sey. „Die Waffen müssen in der Dicke der Mauer vergraben seyn“, sagte sie: „ihr müßt euch nicht scheuen, die Mauer zu durchbrechen.“ Auch dies geschah, das Haus ward nach allen Richtungen durchwühlt, doch vergebens. Die Unschuld des Hakem triumphirte, aber sein Haus fiel in Trümmer, und vielleicht hatte der weibliche Dämon, der ihn anklagte, nichts Anderes gewollt.

Endlich verlor Hamuda die Geduld und richtete eine Bittschrift an den „Kaiser der Franzosen“, worin er ihn ersuchte, ihn zu beschützen und ihm das wiedererstatten zu lassen, was, wie er behauptete, ihm mit Unrecht erpreßt worden. Diese Anklage veranlaßte eine glänzende Demonstration der einheimischen Bevölkerung gegen den Bittsteller. Sobald sie von der Bittschrift und den darin ausgesprochenen Beschwerden Kunde hatten, versammelten sich die beiden Kadis, die beiden Muftis, die Aduls oder Rechtsgelehrten, die Chalifas der Provinz, mehrere Kadis oder Scherifs und die Anims sämmtlicher Zünfte in der Moschee Ben-Mimun und protestirten feierlich gegen die Angaben des Hakem, besonders gegen die, daß er bei der Eroberung Konstantine's für die Franzosen gewirkt. „Die Franzosen“, erklärte das Organ der Versammlung, „haben Konstantine durch den Muth ihrer Soldaten und die Macht ihrer Waffen erobert. Sie haben dann den Bewohnern, die sich unterwarfen, den Aman gegeben und dem Hamuda so gut wie den Anderen.“

Aber als genügte eine solche Erklärung noch nicht, um den Ex-Hakem zu unterdrücken, so erschienen zwölf angesehene Individuen eines den Franzosen befreundeten Stammes wenige Tage darauf vor einem der Kadis und erklärten, Hamuda habe heimlich den Uled-Djebara Waffen zukommen lassen. Sie hatten das Faktum von einer Abtheilung dieses Stammes, welche selbst funfzehn Flinten bekommen zu haben behauptete. Diese Anklage, die schon an sich so ernst war, wurde es noch mehr, insofern die Uled-Djebara im Verdacht standen, an den neuesten Feindseligkeiten Theil genommen zu haben. Man behauptete überdies, daß Hamuda neulich fünf Tage in den Douars seiner ehemaligen Vasallen zugebracht habe.

Von diesen verschiedenen Gerüchten in Kenntniß gesetzt, gab der General Befehle zur Verhaftung des Ex-Hakem; aber vergebens suchte man ihn in der ganzen Stadt, vergebens durchwühlte man alle Winkel seiner großen Wohnung, er war nirgends zu finden. Man verzweifelte schon daran, sich seiner Person zu bemächtigen, und vermuthete, daß er unter dem Schutze einer Verkleidung die Stadt verlassen habe. Aber dem war nicht so, und Hamuda, der ganz ruhig in seinem Hause versteckt war, lachte heimlich über die vergeblichen Anstrengungen seiner Verfolger; er würde vielleicht noch lachen, wenn nicht eine der Frauen seines Vaters, aus Haß oder aus einem anderen Motiv, das Geheimniß seines Verstecks verrathen hätte. Unter anderen Herrlichkeiten enthielt das Dar-elscheich eine sehr schöne Familien-Bibliothek, die aus kostbaren Handschriften bestand, wahren Schätzen von Gelehrsamkeit und Kalligraphie, und von dem letzten Scheich, der täglich viele Stunden darin zubrachte, bedeutend bereichert worden. Dahin flüchtete sich Hamuda während der lästigen Besuche, die ihm die bewaffnete Macht abstattete. Wenn diese, nach Durchsuchung der anstoßenden Zimmer sich der Schwelle des sanctum sanctorum näherte, so öffnete der Hakem mit einer unsichtbaren Springfeder eine geheime Thür und schlüpfte in ein schon durchsuchtes Gemach, wo er vor neuer Nachforschung sicher war.

Weniger glücklich als er, war sein Bruder Ahmed, der Häuptling der Uled-Djebara, schon verhaftet, als auch der Ex-Hakem verrathen wurde. Alle Beide wurden nach Algier mit guter Empfehlung für den General-Gouverneur geschickt, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Man ging damit um, sie als der Verrätherei Schuldige im Fort Sainte-Marguerite einzusperren; aber auf die dringenden Bitten der beiden Brüder, welche den sehnlichen Wunsch aussprachen, nach Mekka zu pilgern, erlaubte ihnen der General

Bugeaud, sich am Bord eines Englischen Fahrzeugs nach Alexandrien einzuschiffen.

In Malta angelangt, ließ sich Hamuda ans Land setzen und begab sich zum Französischen Konsul. Dieser hielt ihn für einen der Algierschen Pilger, die auf Kosten der Regierung nach Mekka geschickt werden, und da er den Auftrag hat, diesen Gläubigen jedweden Beistand zu leisten, so machte er keine Schwierigkeit, auf die Bitte des Ex-Hakem seinen Paß nach Marseille zu visiren. So mit regelmäßigen Papieren versehen, konnte sich Hamuda ohne Hinderniß nach Paris begeben, wo er im letzten September ankam. Der Zweck dieser Reise ist, wie er sagt, von der Regierung die Genugthuung zu erlangen, auf die er Ansprüche zu haben glaubt. Inzwischen benutzt der Ex-Hakem seine Zeit, unsere Hauptstadt zu durchstreifen, und wenn er von seinen Promenaden durch die civilisirte Welt nach Hause kommt, verzeichnet er, wie man sagt, seine Bemerkungen sorgfältig in ein Journal, das uns vielleicht eine Fortsetzung zu den Lettres Persannes verspricht.

In einer weniger blasirten und ernsten Epoche als die unsrige, hätte Hamuda die öffentliche Neugier gefesselt und wäre ein Löwe des Tages geworden. Jedenfalls erfüllt er alle hierzu erforderlichen Bedingungen. Er ist groß, wohl gebildet, von imponirender Haltung und edler und sanfter Physiognomie; doch ohne den Burnus, der ihn einhüllt, und ohne den voluminösen Turban, das unterscheidende Merkmal seiner hohen Geburt, könnte man an seinem blonden Bart, seinem blauen Auge und der Weiße seines Teints eher einen Englischen Dandy als einen edlen Mauren in ihm zu sehen glauben. Uebrigens verräth sein ganzes äußeres Wesen, seine ungezwungenen Manieren, sein stolzer Gang, ja selbst sein etwas protegirendes Lächeln den Aristokraten, den Patrizier von echtem Blut, der von dem Gefühl seiner persönlichen Bedeutung und Würde tief durchdrungen ist.

Einer seiner Brüder, der junge Malek, der seitdem gestorben, war vor ihm in Paris gewesen; dieser trug jene angeerbte Vornehmheit noch viel mehr zur Schau als sein Bruder. Mit vier anderen jungen Arabern nach Paris geschickt, um daselbst auf Kosten der Regierung erzogen zu werden, dachte das stolze Kind mitten in unseren volkreichen Straßen und den vielen Zerstreuungen, die sich ihm auf allen Seiten darboten, nur an die gewissenhafte Beobachtung des Vorrangs, der ihm über seine weniger edelgebornen Landsleute zukam. Wenn sie zusammen ausgingen, ging er nie in einer Reihe mit ihnen, sondern entweder voran oder hinter ihnen, aus Furcht, er möchte sonst ein Gleichheits-Prinzip anerkennen, gegen welches sich seine Adelsvorurtheile empörten. Aus demselben Grunde war es ihm unmöglich, sich in die Ordnung des Hauses zu fügen, in das man ihn untergebracht. Unter dem Vorgeben, seine Freunde zu besuchen, verließ er die Anstalt nach zwei Tagen mit dem festen Vorsatz, sie nicht wieder zu betreten, den er auch treulich hielt.

Trotz seiner zahlreichen Verluste scheint Hamuda's Zukunft ziemlich gesichert; denn für den Fall, wo er sich genöthigt sähe, sich bei uns niederzulassen, gedenkt er eine Summe von 500,000 Francs auf den Ankauf von Grundeigenthum in Frankreich zu verwenden und für eben so viel Renten zu kaufen.

An den Einwohnern von Konstantine rächt er sich jetzt für die feindselige Gesinnung, die sie ihm gezeigt, durch bittere Epigramme: „Man weiß ja", sagte er, „was die Bewohner dieser Stadt sind; es sind lauter bedürftige, geldgierige Leute und Beduinen (dieser Name drückt die höchste Verachtung aus). Darf man sich wundern, wenn solcher Pöbel beständig das Gut Anderer zu erpressen sucht?"

Ueber die Kadi's, die gegen ihn entschieden haben, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Wenn zwei Gegner vor ihrem Tribunal zu thun haben, so vergißt der, welcher Unrecht hat, nicht, sich Gold in den Mund zu legen; wenn dies geschehen, läßt er den Anderen ruhig peroriren. Wenn dann der Richter, nachdem er die Sache untersucht hat, zu ihm sagt: — Du hast Unrecht, — so öffnet er den Mund, nicht um sich zu vertheidigen, sondern um das Gold, das darin liegt, zu zeigen. Sogleich ändert der Kadi seine Meinung und verurtheilt die andere Partei." Es ist möglich, daß diese Gewohnheit, welche bei den muselmännischen Richtern allgemein herrschend ist, wenn man Hamuda glauben darf, dem berühmten orientalischen Sprüchwort seine Entstehung gegeben hat: „Das Wort ist silbern, aber das Schweigen ist von Gold."

Mehrere Personen, die mit dem Ex-Hakem in öftere Berührung kommen, versichern, daß seine Lebensweise in Paris den schlechten Ruf, den man ihm in Konstantine machte, vollkommen Lüge straft. Die bösen Zungen dort behaupteten, daß der edle Sprößling des frommen Stammes der Feguns, die Pflichten, die ihm eine so heilige Abkunft auferlege, vergessend, eine besondere Vorliebe für die Produkte unserer Weinberge angenommen und sich jeden Abend mit einigen Freunden, die eben so Voltairisch gesinnt seyen wie er, zum Zechen einschließe. Hier dagegen, sey es nun, daß man seiner Mäßigkeit Unrecht gethan oder daß der Politiker über den Trinker wieder die Oberhand gewonnen, genug, Hamuda zeichnet sich hier durch eine strenge Orthodoxie in Sachen des Trinkens aus. Nichts kommt seiner Nüchternheit gleich, außer seiner Sittenstrenge, und neulich legte er einen heftigen Unwillen an den Tag bei dem Anblick gewisser Boulevards-Gegenstände, deren bloße Möglichkeit zuzugeben seine wilde Tugend sich sträubte.

Nach dem Urtheil, das er über die Einwohner seiner Geburtsstadt fällt, sollte man schließen, er gedenke nie wieder zu ihnen zurückzukehren. Aber schon jetzt ist es sein täglicher, sein stündlicher Wunsch, sein theures Vaterland wiederzusehen, dessen Erinnerung ihm öfter Thränen entlockt. Aus dem Hotel-garni der Rue de Beaune, wo er sein Domizil aufgeschlagen, sieht er oft als reißenden Bergstrom jenen Bach der „Bach-Gasse", den Madame Staël so oft beweinte: so wahr ist es, daß kein Schmerz, kein Verlust uns von den geliebten Orten losmachen können, wo wir zu leben anfangen! — Wir wünschen dem Hamuda, daß ihm die erbetene Gnade zu Theil werde, wagen es aber nicht, ihm ein nahes Ende seiner Verbannung vorherzusagen. Besonders aber darf er nach dem, was vorgefallen, nicht mehr hoffen, die von seinen Vätern mit so viel Glanz sechshundert Jahre lang ausgeübte Macht je wieder zu erlangen. Er wird wenigstens die Ehre gehabt haben, diesen ruhmvollen Stamm zu schließen, und als Sohn des letzten Schrich-el-Islam wird er, insofern er eine historische und administrative Bedeutung hat, der letzte der Ued-Feguns seyn.

(R. d. P.)

Frankreich.

Die Verfälschung einer Schrift aus Jouffroy's Nachlaß.

Im Lager der Französischen Philosophie ist große Bewegung. Man ist indignirt über eine Verletzung fremden Eigenthums und findet dieselbe um so weniger verzeihlich, als sie an einem Todten verübt worden ist. Jouffroy, dessen frühes Hinscheiden allgemeine Klagen erweckte, galt für eine der Hauptzierden der neueren philosophischen Schule, welcher man den Namen der eklektischen gegeben hat. Ursprünglich Schüler Royer-Collard's, trat er später zu dem kühneren Banner Cousin's über. Dieser war stolz, ihn in seinen Reihen zu wissen, und aus den philosophischen Schriften, welche Jouffroy 1833 veröffentlichte, ließ sich nicht ahnen, daß er je den Weg seines Meisters verlassen werde.

Jouffroy stirbt, und Herr Damiron, ebenfalls ein Schüler Cousin's und selbst ein geachteter Professor, übernimmt es, seinen Nachlaß herauszugeben. Doch dieser ist kaum erschienen, so verbreitet sich das Gerücht, der Herausgeber habe eine Anzahl Stellen aus den Schriften entfernt, welche Cousin's Lehre bekämpften. Die Journale der Opposition sind beglückt, der Universität Etwas anhaben zu können, indem sie eines ihrer Mitglieder angreifen; sie nehmen das Gerücht begierig auf, und man glaubt es fast schon allgemein, als die Revue Indépendante den letzten Zweifel verscheuchte und den Professor anklagte, den Gedanken eines Todten meuchelmörderisch umgebracht zu haben, und ihn darum dem Fluche der Nachwelt weihte. Der Artikel war Pierre Leroux unterschrieben.

Betrachten wir zunächst die Aktenstücke dieses Streites, so finden wir, daß eine Veränderung oder Verfälschung, wie man es nennen will, einer nachgelassenen Schrift Jouffroy's gar nicht geleugnet wird, und fragt es sich nur, wem sie zur Last zu legen. Herr Damiron hat im National einen Brief abdrucken lassen, in dem er gesteht, sich Abänderungen in einem Theile des Werkes erlaubt zu haben; doch er fügt hinzu, er habe das Recht gehabt, dieselben vorzunehmen; er habe im Interesse seines seligen Freundes selbst so gehandelt; er habe sein Grab nicht zum Gegenstande der leidenschaftlichsten Angriffe machen wollen und sey darum genöthigt gewesen, einige starke Stellen zu mildern oder auszumerzen; daß dieses nicht verborgen geblieben sey, daran sey nicht er, sondern nur die beklagenswerthe Indiscretion einiger Personen schuld, die er jetzt bedauert, ins Vertrauen gezogen zu haben. Man kann für die eklektische Schule schwärmen und muß sich doch gestehen, daß dieser Brief zu dem Armseligsten gehört, was je geschrieben worden ist. Welcher Freund darf sich das ungeheure Recht anmaßen, die eigenthümlichsten Gedanken aus dem hinterlassenen Werke seines Freundes zu streichen? Und wie konnte Herr Damiron glauben, daß sich diese Fälschung werde verbergen lassen? daß nicht das Aufsehen, welches er vermeiden wollte, durch seine Unbesonnenheit nur um so größer werden würde? Doch wenn er überhaupt einmal den Entschluß zu diesem Schritte gefaßt hatte, so ist die Unklugheit, mit der er denselben ausgeführt hat, gleichwohl nicht zu fassen. So wenig tief hat er seine Fäden gelegt, daß der erklärteste Feind der eklektischen Schule und ihres Hauptes in seinem flammenden Artikel in der Revue Indépendante sie sämmtlich aufgedeckt hat.

Jene nachgelassene Schrift Jouffroy's führt den Titel: „Von der Organisation der philosophischen Wissenschaften". Ein schöner Stoff; doch hatte sich Jouffroy's Geist durch sein langes Umhersteuern auf dem Meere der Zweifel bereits so entkräftet, daß er kaum noch fähig war, denselben zu behandeln. Wir haben die Schrift selbst nicht vor uns, doch geht Pierre Leroux in seinem Artikel so tief in die Einzelheiten derselben ein, daß man einen ziemlich genauen Begriff von ihr bekommt, so sehr man fühlt, daß nur der Haß gegen Cousin und seine Schule Leroux den Artikel diktirt habe. Die Schrift zerfällt in drei Theile. In dem ersten derselben untersucht Jouffroy, nach welchen Gesetzen und unter welchen Bedingungen sich eine Wissenschaft organisire. Leroux glaubt zu fühlen, daß dieser Theil gegen eine neue Religion, eine philosophische Religion oder, was, wie er sagt, dasselbe ist, eine religiöse Philosophie gerichtet sey, welche man an die Stelle des sozialen Glaubens der Vergangenheit setzen wolle. Im zweiten Theil giebt Jouffroy eine Art von Autobiographie, in welcher er, wie Faust in dem klassischen Monologe, alle die Verirrungen auf den endlosen Steppen der Wissenschaft aufzählt, in die er sich verstrickt habe, seit ihm der Stern des Glaubens untergegangen sey, der den Hirten zu Bethlehem geleuchtet, und er seine Pfade allein mit der Fackel der Vernunft habe aufhellen wollen. Er bezweckt hierbei, durch sein Beispiel zu beweisen, in wie trauriger Lage der menschliche Geist sich befinde, wenn er den Glauben, die religiösen Dogmen aufgegeben, weil er zum Ersatz für dieselben Nichts habe, als „die tiefinnerliche Ohnmacht" (la radicale impuissance) einer Philosophie, die weder von ihrem Grunde noch von ihrem Ziele etwas weiß.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider (pour mon malheur!) auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor.

so seufzt Jouffroy mit Faust zusammen; doch er fährt fort:

Er heißt Magister, heißt Doktor gar,
Und zieht schon an die zehen Jahr.
Herauf, herab und quer und krumm
Seine Schüler an der Nase herum; —
Ich sehe, daß wir Nichts wissen können,

Ich, der ich einst sein Stolz war. Diese Geständnisse hat Herr Damiron auf eine eigenthümliche Weise geändert. Folgendes sind die Hauptstellen, bei denen seine Freundeshand soll thätig gewesen seyn. Jouffroy schrieb: „Nachdem ich einmal die Göttlichkeit des Christenthums angezweifelt hatte, fühlte ich mich in meinem Innern vollständig umgewandelt: Alles, was ich über Gott und meine Bestimmung im zeitlichen und ewigen Leben geglaubt hatte, glaubte ich nicht mehr; mein Glauben hatte in dem Vertrauen auf bestimmte Ereignisse beruht, doch da ich diese Ereignisse als unwahr bezeichnen mußte, so verschwand auch der Glaube.“ Hiervon ist nur der erste Satz übrig geblieben, und auch in diesem ist anstatt Göttlichkeit, divinité, des Christenthums autorité gesetzt. Ferner sagte Jouffroy: „Ich war erstaunt, weshalb man sich mit diesem Eifer nur stets über den Ursprung der Ideen stritt, als ob alle Philosophie hierin bestände, als ob man über Gott, die Welt und den Menschen, über die tiefen Räthsel der Vergangenheit und die Mysterien der Zukunft, über so viele riesenhafte Probleme vollkommen einig wäre.“ Diese ganze Stelle fehlt in der Ausgabe. „So war ich die ersten beiden Jahre Professor“, hieß es im Manuskript, „ohne daß ich vor vieler Beschäftigung zur Untersuchung der Grundfragen der Philosophie kam, welche mir in der Lehre des Herrn Cousin so unvollkommen gelöst schienen.“ Die Ausgabe liest: der Grundfragen der Philosophie, mit denen ich mich unter der Leitung des Herrn Cousin so lebhaft beschäftigt hatte. — Jouffroy fährt fort: „Von Zeit zu Zeit dachte ich an die Lösung dieser Fragen; verschiedene Spezial-Untersuchungen eröffneten mir ungeahnte Lichtblicke, doch ich hatte nicht die Muße, sie zu verfolgen; doch rang sich aus allem meinem Denken und Treiben immer klarer die Ueberzeugung hervor, daß wir von Allem, was ich so bestimmt zu wissen gemeint hatte, überhaupt Nichts zu wissen vermögen.“ Von dieser Periode fehlt im Gedruckten der Schluß. Auch die folgenden Stellen fehlen:

„Herr Cousin war so weit entfernt, den künftigen Professoren, die ihn umgaben, eine Anschauung der gesammten Philosophie zu geben, daß er uns kaum die rohsten Umrisse derselben mittheilte. Ich war zum Professor einer Wissenschaft berufen, deren Gegenstand ich kaum kannte.“ Später heißt es: „Herr Cousin theilte unsere Unerfahrenheit und Ungewißheit.“ Hier ist Ungewißheit getilgt und anstatt des Uebrigen geradezu geschrieben: Herr Cousin zeigte große Erfahrenheit; das letztere Kunststück, für Unerfahrenheit, inexpérience, Erfahrenheit, prudence, des Herrn Cousin zu setzen, kommt öfter vor. Die letzte Gewaltthätigkeit endlich, welche der Schrift Jouffroy's erweislich angethan ist, besteht darin, daß man Jouffroy's Behauptung, Cousin verdanke seinen psychologischen Schriften allen Ruhm, dahin korrigirte, daß er ihnen einen großen Theil seines Ruhmes verdanke, wobei man natürlich den Schluß der Periode weglassen mußte, der so lautete: „Gerade diese Psychologie aber glaube ich in meinen Programmen vollständig widerlegt zu haben.“

Man fragt nun, wie es möglich war, diesen Aenderungen auf die Spur zu kommen? Dies erklärt Pierre Leroux auf folgende Weise: Mehr als ein Drittheil des Werkes war bereits gedruckt, als der Verleger die ersten Blätter des Manuskripts an die Revue des deux Mondes schickte, welche Auszüge aus denselben mittheilen sollte. Da erst soll ein Mitglied der Redaction der Revue Herrn Damiron darauf aufmerksam gemacht haben, welches Aufsehen ein so unerwartetes Bekenntniß beim Publikum machen müßte, und wie er als Freund des Verstorbenen die Pflicht habe, die angegebenen Verstümmelungen vorzunehmen. Daher befinden sich in dem ersten Theile des Werkes so viele Cartons. Ja, Pierre Leroux geht noch weiter; er behauptet, daß die vielen kleinen Lücken bis zur Seite 160, welche der Setzer, wie es scheint, nicht hat vermeiden können, auf eben so viele geringere Korrekturen hinweisen, da der Druck später vollkommen regelmäßig wird.

Daß Jouffroy's Schrift verfälscht ist, unterliegt sonach keinem Zweifel, da es der Schuldige selbst eingesteht; daß dieser Schritt in jeder Weise tadelnswerth ist, wird auch nicht bestritten, eben so wenig, daß sich Herr Damiron durch seinen Brief, anstatt sich zu rechtfertigen, nur noch mehr bloßgestellt. Konnten diese Stellen dem Rufe Jouffroy's überhaupt so viel schaden, so mußte man ihn seinem verdienten Schicksal überlassen; jetzt sieht man in den Aenderungen nur das Bekenntniß der Schwäche der angegriffenen Partei. Die Religion geht nicht unter, wenn auch ein Skeptiker mehr ihre innere Wahrheit bezweifelt, und wenn sie dadurch unterginge, so würde Herrn Damiron's Vorsicht sie nicht retten.

Sehr zweifelhaft jedoch ist es, ob Herr Cousin, was Pierre Leroux zugleich behauptet, wiewohl nicht erweist, an dieser Fälschung Theil gehabt hat. Nicht ein einziges Faktum macht dies wahrscheinlich. Der größere Theil der Aenderungen wurde offenbar zu Cousin's Gunsten unternommen; doch weshalb soll er die Zeche eines unberufenen Freundes bezahlen? Der Herausgeber selbst war eben so sehr dabei betheiligt, da alle Schläge, welche dem Haupte der eklektischen Schule galten, die ganze Schule beugten. Da man nun weiß, daß Pierre Leroux Cousin's persönlicher Feind ist und keine Gelegenheit, ihn und seinen Anhang anzugreifen, sich entgehen läßt, so sieht man bei so vollständigem Mangel an Beweisen keinen Grund, auch Cousin zu verdächtigen.

Was endlich Jouffroy's Bekenntnisse selbst betrifft, so scheint es, als ob man ihnen aus Haß gegen die Schule, welche sie angehen und für deren Zierde Jouffroy allerdings galt, mehr Gewicht beigelegt hätte, als sie in der That haben. Damiron hätte durch eine einfache Vorrede den Schlag von der Schule und ihrem Meister abwenden können. Er hatte bloß nachzuweisen, daß ein Schüler, der sich begnügt, die Lehre des Meisters zu leugnen, ohne sie zu widerlegen, der eine neue Wissenschaft sucht und sie doch nicht findet, unter den Gegnern der Schule eben so wenig Bedeutung hat, als er unter den Anhängern derselben stets gehabt hätte, wenn man sich vom Anfang über diese seine Unkraft klar gewesen wäre. *)

Mannigfaltiges.

— Die Revue des deux Mondes über Schelling und Hegel. In ihrem ersten diesjährigen Hefte bringt die genannte Französische Zeitschrift einen Artikel über die gegenwärtige Krise der Deutschen Philosophie, dessen Verfasser, Herr A. Lebre, sich mit der Deutschen Kritik sowohl als mit der Deutschen Literatur überhaupt vertrauter zeigt, als es die meisten Franzosen zu seyn pflegen, weshalb wir auch einen verkappten Landsmann in ihm vermuthen. Nach einer kurzen Uebersicht der Deutschen Philosophie seit Fichte behandelt er die Hegelsche und die neue Schellingsche Philosophie ausführlich und tritt entschieden auf die Seite der ersteren. Er giebt den großartigen Fortschritt an, der durch Hegel in der Logik geschehen, und bezeichnet Hegel im Gegensatz zu Kant und Schelling (den früheren) dadurch glücklich, daß er sagt, Kant habe die Anatomie, Hegel die Physiologie der Vernunft, Kant das Verzeichniß, Hegel das System der Begriffe gegeben; Schelling habe das Schöne, Hegel das Vernünftige in der Natur aufgefaßt, Schelling daher die Harmonie der Natur mit dem Geiste, Hegel ihren Gegensatz zum Geiste dargestellt. Hierauf zeigt er, wie Hegel in dem praktischen Theile seines Systems, für Religion und Staat die letzten Konsequenzen zu ziehen verabsäumt oder vielmehr, wie es scheint, dies zu thun sich gescheut habe; wie dadurch die Spaltung der Schule möglich geworden sey, und wie die Hegelsche Linke die wahre Erbin nicht des Hegelschen Geistes, doch seiner Lehre scheine. Er charakterisirt die Hauptvertreter derselben und bezeichnet Strauß als die Gironde, die Mitarbeiter der Deutschen Jahrbücher, besonders Ruge, Feuerbach und Bauer, als die Jakobiner der philosophischen Revolution. Den Grundsätzen dieser Letzteren stimmt jedoch der Französische Berichterstatter keinesweges bei, vielmehr behauptet er, daß sie meistens durch persönliche Motive zu diesen Extremen getrieben seyen. Es folgen die Grundzüge der neuen Schellingschen Lehre, gegen die der Verfasser eine sehr feindselige Stimmung an den Tag legt, wobei er einige Behauptungen aufstellt, die wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen, wiewohl wir sie durchaus nicht vertreten mögen. Es zeige sich, sagt er, in der neuen Lehre nichts als die höchste Geschicklichkeit des Meisters, der nur deshalb so vage Prinzipien sich gewählt zu haben scheine, weil er nun die Konsequenzen auch ziehen könne, wie er sie eben brauche; aus denselben Prinzipien lasse sich aber das vollkommen Entgegengesetzte folgern. Sein gegenwärtiges System breche sich dadurch schon selbst den Stab, daß es Nichts von dem zunächst vorhergegangenen, dem Hegelschen System, aufnehme, während doch die Systeme nicht zufällig, sondern nothwendig einander folgen; Würfe auf gut Glück (des conjectures précaires) seyen seit Hegel, dem großen Logiker, in Mißkredit gekommen. Schelling wolle Philosophie und Religion vereinen und genüge keiner von beiden. Die Schwäche des neuen Schellingianismus aber gehe bereits äußerlich daraus hervor, daß sich außer etwa Professor von Henning und Dr. Theodor Mundt keine namhaften Männer zu ihm bekennen. **) Vielmehr bekämpften die Philologen seine Etymologie, die Theologen seine Exegese, die Philosophen seine Logik. Ueberhaupt jedoch habe der Kampf zwischen dem Neu-Schellingianismus und dem Alt-Hegelianismus an Interesse sehr verloren, seit man sehe, daß derselbe zur Lösung der Hauptfrage der gegenwärtigen Deutschen Wissenschaft, zur Feststellung der inneren Wahrheit des Christenthums, Nichts beitrage. — Dies ist der wesentliche Inhalt des Artikels, mit dem die Revue des deux Mondes das Jahr 1843 eröffnet und der unstreitig nun vielen Franzosen bei Beurtheilung der philosophischen Kämpfe in Deutschland zur Grundlage dienen wird. Daß es kein Franzose sey, der diesen Französischen Bericht abgefaßt, scheint uns aus inneren Gründen unzweifelhaft; ein Franzose würde weniger eingeweiht in die Subtilitäten unserer Schulen seyn, aber auch weniger parteiisch gegen die eine auftreten, um für die andere zu wirken.

---

*) Nach Französischen Berichterstattungen.

**) Der Berichterstatter muß, wenn er im vorigen Jahre den Kursus über Philosophie der Offenbarung gehört, doch auch Männer wie August Neander, Steffens, Twesten, Trendelenburg und selbst die erste historisch-juristische Autorität Deutschlands, den Minister von Savigny, dem Lehrstuhle Schelling's gegenüber als theilnehmende und auch noch in diesem Augenblicke zu der Lehre des Meisters sich bekennende Zuhörer bemerkt haben.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Mittwoch den 25. Januar 1843.

Nord-Amerika.

Die Presse in den Vereinigten Staaten.

Das letzte Heft der in London erscheinenden Foreign Quarterly Review enthält einen Artikel über die politische Presse in den Vereinigten Staaten, der sowohl in England als in Amerika allgemeines Aufsehen erregte und, wie man versichert, den berühmten „Boz" (Dickens) zum Verfasser hat. Bekanntlich machte Letzterer im Anfang vorigen Jahres eine Reise nach Amerika, wo man ihn, als einen der populärsten Schriftsteller unserer Zeit, mit beispiellosem Enthusiasmus aufnahm und nichts verabsäumte, um ihm einen vortheilhaften Begriff von dem Lande selbst, seinen Bewohnern und seinen Institutionen einzuflößen. Diesen Zweck glaubte man auch erreicht zu haben; es wurden große Diners und Festlichkeiten gegeben, bei denen der Gast und die Wirthe sich gegenseitig mit Artigkeiten überhäuften; man bemühte sich, ihm wo möglich Alles von der glänzendsten Seite darzustellen, und als er sich wieder in New-York einschiffte, gaben sich die patriotischen Yankees der schmeichelhaften Hoffnung hin, recht bald eine lobpreisende, mit den hellsten Farben ausgemalte Schilderung ihres Vaterlandes aus der Feder des dankbaren Autors zu erhalten. Diese angenehme Täuschung wurde jedoch nur zu bald zerstört. Bruchstücke aus dem Tagebuche des Reisenden fanden schnell, als Vorläufer eines größeren Werks über denselben Gegenstand *), ihren Weg über den Ocean zurück und bewiesen deutlich, daß der Verfasser sich durch die ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeugungen das Recht nicht im mindesten verkürzen lassen, seine Meinung über Amerikanische Zustände frei und unverholen auszusprechen und alles Mangelhafte oder Verkehrte in der ihm eigenen originellen Weise mit scharfer Lauge zu begießen. Ein Schrei der Entrüstung ertönte durch die ganze Republik; der vor wenigen Monaten noch vergötterte Boz wurde von seinem Piedestal gerissen und mit Koth beworfen; man beschuldigte ihn der systematischen Verleumdung, der treulosen Undankbarkeit, und um das Maaß seiner Verbrechen voll zu machen, wurde ihm auch jene beißende Charakteristik des Amerikanischen Journalismus zugeschrieben. Ob sie wirklich von ihm herrührt, müssen wir dahingestellt seyn lassen; sie zeigt auf jeden Fall von einer genauen Kenntniß des behandelten Thema's und wird deshalb in einer möglichst gedrängten Uebersicht auch dem Deutschen Publikum nicht unwillkommen seyn. **)

* * *

Es ist eine eben so merkwürdige als unbestreitbare Thatsache, daß man in dem Lande, welches mehr Papier und Druckerschwärze konsumirt, als irgend ein anderes in der bekannten Welt, auch noch nicht den Anfang zu einer National-Literatur gemacht hat. Alles Materielle gedeiht in Amerika, alles Geistige verschmachtet. Die Wahrheit dieses Satzes wird durch den Zustand der dortigen Presse auf eine überzeugende Weise bestätigt.

Die Amerikanischen Zeitungen sind im Auslande wenig gekannt und noch weniger geachtet. Jedes Paketschiff bringt uns einige Spalten voll barocker Raisonnements und schauderhafter Beschreibungen der in den südlichen und westlichen Staaten verübten Gräuelthaten, von welchen erstere unser Gelächter, letztere unseren Unwillen erregen, ohne daß wir sie jedoch als Anzeichen der sozialen Lage, der Sitten und der Civilisation des Landes betrachten. Sie werden als seltsame Phänomene einen Augenblick angestaunt und dann der Vergessenheit übergeben. Wer hätte die Stadt Boston, „die Citadelle der Amerikanischen Kunst und Wissenschaft", wie man sie vor kurzem nannte, oder die Stadt New-York, den von Allen anerkannten Mittelpunkt Amerikanischer Macht und Thätigkeit, einer so namenlosen Barbarei beschuldigen wollen, wie sie aus jenen Enthüllungen hervorgeht?

Es ist keine angenehme Aufgabe, Irrthümer dieser Art zu berichtigen; aber es ist nützlich und pflichtgemäß, die Wahrheit auszusprechen. So widrig es seyn mag, die öffentlichen Blätter in Missuri mit Brutalitäten und Possenreißereien angefüllt zu sehen, so wird diese Sprache noch ekelhafter, wenn sie sich auch auf Massachussetts erstreckt. Es ist schrecklich, daß ein halb wildes Mitglied der Legislatur von Arkansas seinen gleich wilden Gegner in öffentlicher Sitzung niedermetzeln darf; aber es ist noch schrecklicher, daß man kultivirten Bösewichtern in New-York und Washington gestattet, sich ihr tägliches Brod durch das moralische Morden des guten Rufs ihrer Mitbürger zu erwerben. Je gebildeter eine Amerikanische Stadt ist, desto größer ist mit einem Worte die Verderbtheit und Herabwürdigung ihrer politischen Presse.

Man wird uns fragen, ob wir in England nichts Aehnliches haben? Wir können nun zwar nicht leugnen, daß auch bei uns Blätter dieser Klasse existiren, aber ihre Zahl ist sehr gering und ihr Publikum ganz auf London beschränkt, wo sie nur unter dem Auswurf einer großen Hauptstadt einige Unterstützung finden. Wenn wir aber in Amerika uns nach dem Journal erkundigen, das sich der größten Verbreitung unter allen Ständen erfreut, so wird man, wie in London die Times, in New-York den Herald nennen. Dieses Blatt, welches täglich in großem Format erscheint und nur zwei Cents (9 Pfennige) kostet, rühmte sich kürzlich einer Circulation von 30,000 Exemplaren, und so selten es sich auch im Allgemeinen eine Wahrheit zu Schulden kommen läßt, so scheint doch hierin keine Uebertreibung zu liegen. Man kann daher annehmen, daß es zur täglichen Lektüre von mehreren hunderttausend Bürgern der Vereinigten Staaten gehört, oder, wie es selbst behauptet: „von allen Parteien, allen Klassen, allen Sekten, allen Geschlechtern" gelesen wird. Es steht, nach den eigenen Worten des Redacteurs, unter der Leitung des „Besitzers, Herausgebers, Verlegers, Propheten, Prinzipals, Haupt-Heiligen, Haupt-Gelehrten oder Haupt-Teufels der Anstalt — wie es Euch beliebt — James Gordon Bennett."

Eine Erscheinung wie diese zu schildern, ist eine eben so schwierige als undankbare Aufgabe. Tag für Tag gießt der Herald seinen Geifer und seinen Schmutz über die edelsten Namen des Landes aus; die Ehre jedes Staatsmanns, der Charakter jedes Bürgers wird auf die frechste Weise verunglimpft; erhabenes Verdienst, ehrwürdiges Alter, schuldlose Kindheit gewähren keinen Schutz gegen seine Angriffe — und dennoch nehmen Familien, deren zartes Gewissen ihnen nicht erlaubt, einen öffentlichen Vergnügungsort zu betreten, keinen Anstand, sich ein Blatt zu halten, welches, seiner abscheulichen Tendenz ungeachtet, in diesem Augenblick aus Partei-Rücksichten der besonderen Protection des Präsidenten der Vereinigten Staaten genießen soll.

In seiner äußeren Einrichtung weicht der Herald von den übrigen Amerikanischen Zeitungen nur wenig ab. Politische Nachrichten, leitende Artikel, Polizei-Berichte, moralische Betrachtungen, Annoncen, Anpreisungen (puffs) und Schmähungen drängen sich in bunter Verwirrung und bilden ein Chaos der heterogensten Bestandtheile. Der Redacteur eines Amerikanischen Blattes giebt sich nie die geringste Mühe, seinen Stoff einigermaßen zu ordnen; alle Rücksichten gegen das Publikum werden seiner Bequemlichkeit oder seiner Laune aufgeopfert. Langweilige oder unanständige Annoncen verdrängen oft die interessantesten Tages-Neuigkeiten von ihrem Platze *), und die erbitterten, von

---

*) Dieses ist seitdem, wie bekannt, unter dem Titel: Notes on America, erschienen und bereits durch Moriarty und Andere ins Deutsche übersetzt. Man vergleiche den Art. „Mannigfaltiges" in Nr. 3 des Magazins, so wie die in Nr. 5 und 6 von d. J. und in Nr. 143 u. 144 vom v. J. mitgetheilten Auszüge.

**) In den „American Notes" berührt Dickens das dortige Zeitungswesen nur mit kurzen Worten und verweist Solche, die vollständigere Notizen über dasselbe wünschen, auf eben diesen Artikel der Foreign Quarterly Review, der also, wenn nicht von ihm abgefaßt, doch wenigstens mit seinen Ansichten im Ganzen übereinstimmen muß. Jene Bemerkungen über die Nord-Amerikanische Presse in den American Notes waren es, die einem Artikel, welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung kürzlich über diese Materie brachte, zum Grunde lagen und der mit dem gegenwärtigen Artikel nicht zu verwechseln ist.

*) In einem der anständigeren Journale treffen wir neben politischen Abhandlungen unter Anderem auch auf folgende Notizen:

„Fisk, Staats-Straße Nr. 2, hat die schönste Partie Apfelsinen und Feigen erhalten, die je auf unserem Markte gewesen ist. Die Apfelsinen sind saftig, von vortrefflichem Geschmack und für Gesellschaften oder öffentliche Mahlzeiten sehr geeignet. Vergeßt nicht, ihm einen freundschaftlichen Besuch abzustatten."

„Speist, wo Ihr wollt, wenn Ihr nur gleich darauf nach einer guten Restauration geht und Euch dort die Zähne stochert."

„Die Liebe ist ein himmlisches Fest, woran jedoch nur reine, offene Seelen theilnehmen können. Es ist einem ehrlosen Menschen eben so unmöglich, wahrhaft zu lieben, als einem Heuchler, selig zu werden."

„Das Wetter ist seit kurzem ungewöhnlich warm, aber wen kümmert's, so lange Nicholson oder Starkweather vortreffliches Sodawasser zu 3 Cents das Glas verkaufen?„

Zuweilen bemerkt auch ein Redacteur, daß man ihm irgend einen Artikel sehr empfohlen habe, er könne aber kein Urtheil darüber ablegen, weil er noch nicht Gelegenheit gehabt, davon zu versuchen. Dieses ist ein Wink für den Eigenthümer, ihm einige Proben einzusenden.

Mittheilungen wie die folgenden sollen für witzig gelten: „Das zarte Geschlecht. Wir lesen in der Mobiler Zeitung einen Bericht über einen sehr ungewöhnlichen Auftritt, den zwei Damen jener Stadt zum Besten gaben. Eine Dame prügelte die Wirthin ihres Logierhauses dermaßen, daß die Ohrringe der Letzteren ausgerissen und ihr Körper übel zugerichtet wurde. Das nenne ich mir einen starken Geist!"

„Miß Louisa Watson, eine junge Dame von zweifelhaftem Ruf, nahm Freitag Abend im Saale des Chatham-Theaters einen Tropfen über den Durst; sie machte auch die Bekanntschaft eines netten Jünglings, Namens Joseph Rogers, und da das glückliche Paar anfing, ziemlich ausgelassen zu werden, so führte man sie Beide nach der Wache, um ihnen Bescheidenheit und Moralität zu lehren."

den Lesern mit Heißhunger erwarteten Angriffe auf Whigs oder Demokraten weichen mitunter den Klagen des Verlegers über die Nicht-Bezahlung des Abonnements *), oder dem Triumph eines Sieges über rivalisirende Zeitungen. Ein solches Benehmen würde natürlich nicht gelitten werden, wenn es nicht bei dem Publikum eine gewisse Sympathie fände; da nämlich das Geld für den Amerikaner den Hauptzweck des Daseyns bildet, so kann er es auch dem Journalisten nicht verargen, wenn er vor Allem darauf bedacht ist, seinen Beutel zu füllen.

Außer diesen charakteristischen Zügen, die der Herald mit den meisten seiner Mitbrüder theilt, zeichnet er sich, wie schon erwähnt, durch Tendenzen aus, die ihn von den übrigen unterscheiden. Er hat von einem Ende der Republik bis zum anderen ein vollständiges Korrespondenz-System organisirt, so daß er in jeder bedeutenden Stadt einen Stellvertreter besitzt, der seine Instructionen von dem „Haupt-Teufel" der Anstalt erhält und sie treulich befolgt. Sie bestehen im Allgemeinen aus Folgendem: „Schont Keinen. Drängt Euch überall ein und laßt überall Euer Gift zurück. Werft mit Schmähungen um Euch; greift Jeden an — je höher Euer Opfer steht, desto größer sey das Maß der Verläumdung; aber laßt Euch auch die Niedrigen nicht entgehen, um den löblichen Durst der freien Republikaner zu stillen, Alles kennen zu lernen, was bei ihren Nachbarn vorgeht. Je boshafter die Lüge, desto besser. Ihre Bitterkeit soll unter hunderttausenden von Zungen verbreitet werden; nichts Schwaches oder Mangelhaftes könnte so vielen genügen. Um ihnen also zu genügen, sagt Alles, nur nicht die Wahrheit, und hütet Euch vor allem, von jemanden Gutes zu reden." Als Beleg zu diesen Grundsätzen mögen die Aeußerungen des Herald in Beziehung auf Dickens dienen. „Boz", schreibt er in seiner angenehmen, leichten Weise, „wird nach dem Cockney-Lande **) zurückkehren, seine jungen Cockney's küssen, ein Buch über die Vereinigten Staaten schreiben, das Land und seine Bewohner bis zum Ueberdruß herausstreichen und dann als Gimpel oder Dummkopf verlacht werden. ***) Schimpft und man hält was auf Euch. Schmalz wird Einem bald zum Ekel."

Zwischen dem Herald und einem anderen New-Yorker Journal, dem Courier and Enquirer, wird ein Krieg auf Tod und Leben geführt, obgleich letzteres so ziemlich in demselben Geiste redigirt wird. Sein Herausgeber, der sich Oberst **Webb**, von der Armee der Vereinigten Staaten, nennt, wird von Jenem als ein „mannhafter Grobian, ein schöner, massiver, ehrlicher Wilder" bezeichnet. Nach einer geduldigen, obwohl nicht sehr erquickenden Prüfung des Couriers, scheint uns dieses Urtheil, mit Ausnahme der Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit (wie diese Worte nämlich bei uns verstanden werden) gegründet zu seyn. Dieser kriegerische Zeitungsschreiber kann sich wenigstens mit der Hitze des Parteien-Kampfes entschuldigen; er treibt das Verleumder-Handwerk möglicherweise mit weniger Vorliebe als Herr Bennett und liebt vielleicht den Koth weniger um seiner selbst willen. Aber er greift eben so gern zum Koth, um seine politischen Gegner damit zu bewerfen; er verachtet eben so sehr den Anstand und die Heiligkeit des Privatlebens, gilt aber doch für einen ganz achtungswürdigen Mann und für einen tapferen Verfechter des Whiggismus. Er hat seine politischen Meinungen zwar oft geändert, aber dagegen können nur diejenigen etwas einwenden, die seinen Beistand verloren haben; er machte neulich einen bedeutenden Bankerott, aber das ist jetzt in Amerika an der Tagesordnung; man beschuldigt ihn der Bestechlichkeit, aber er muß doch auf irgend eine Weise Geld zu erwerben suchen; er schreibt Libelle gegen seine ausgezeichnetsten Mitbürger (unter anderen gegen Herrn Cooper), aber das wird durch eine kleine Geldstrafe wieder gutgemacht; er brachte vor kurzem einen fingirten Brief unter das Publikum, um den Staats-Secretair mit dem Präsidenten zu veruneinigen, aber wenn der Secretair den Brief nicht schrieb, so hätte er ihn doch schreiben sollen; er wirft den Mitgliedern des Kongresses vor, daß sie ihre Stimmen um einige Tausend Dollars verkaufen, aber wenn dies wirklich der Fall ist, so sind sie ja nur als pfiffige Leute bemüht gewesen, ihre Waare zum bestmöglichen Preise an den Mann zu bringen. Zu diesen pfiffigen Herren gehört auch Oberst Webb selbst, der überdem durch seine Duelle bekannt ist und wenn er hierbei eine Wunde erhält, sie auf die klügste Weise zu seinen Zwecken zu benutzen weiß. Er erscheint alsdann, von seinen Freunden umgeben, auf der New-Yorker Börse, um durch den Anblick des in einer Binde ruhenden verletzten Arms seine Gegner daran zu erinnern, daß es besser sey, sich in den Spalten des Courier and Enquirer als Räuber und Schurken brandmarken zu lassen, als sich einer Kugel von der Pistole des Obersten Webb auszusetzen.

Vor einiger Zeit hatte der Herald zwei Beisitzer des New-Yorker Kriminal-Gerichts mit so schändlichen Schmähungen überhäuft, daß diese den Schutz der Gesetze in Anspruch nahmen und eine förmliche Klage vorbrachten. Bennett wurde als der anerkannte Verfasser der Libelle vor Gericht gezogen und schuldig befunden, und die Aeußerungen, die der vorsitzende Richter, der ausgezeichnete Jurist Kent, im Laufe der Verhandlungen über ihn und sein Journal fallen ließ, beweisen, daß wir ihn nicht mit zu grellen Farben geschildert haben. „Er könne", bemerkte er, „sich keinen schlimmeren Fluch für die Gesellschaft denken, als ein Zeitungsblatt, das sich seines billigen Preises halber einer allgemeinen Verbreitung erfreut, während sein tägliches Gewerbe aus der Lüge und der Verleumdung besteht; dessen Bosheit Keinen verschont; dessen Spalten sich den Klatschereien jedes Individuums öffnen, das verworfen genug ist, um als Angeber zu dienen; das Alle, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters oder des Standes, angreift; dessen Emissarien, durch alle Städte und Dörfer des Landes zerstreut, gleich den heimlichen Anklägern in Venedig, ihre Berichte in den „Rachen des Löwen" hineinwerfen, die verborgensten Geheimnisse des Familienzirkels ans Licht ziehen, die ehrwürdigsten Institutionen antasten und die Gerechtigkeit selbst verächtlich machen."

Dieses letzten und vielleicht ärgsten Verbrechens war der Redacteur des Herald überwiesen. Er hatte der Gerechtigkeit Hohn gesprochen, und ihre Diener wurden jetzt aufgefordert, ein heilsames Exempel an ihm zu statuiren. Es ließ sich kein stärkerer Fall denken; der Präsident des Tribunals hatte ihn, von der Richterbank herab, in einer seines Amtes würdigen Sprache gezüchtigt; jeder Vater, jede Mutter, jeder Gatte Amerika's mußte ein Interesse daran fühlen, dem Treiben dieses ehrlosen Bösewichts ein Ende zu machen. Am folgenden Tage sollte er sein Urtheil empfangen, und wer konnte es bezweifeln, daß das Gesetz seine ganze Strenge an ihm ausüben würde? Wer konnte es bezweifeln! Es gab keine Seele in New-York, die nicht wußte, daß der Verleumder frei ausgehen würde. Von hunderttausend Lesern unterstützt, konnte er der Gerechtigkeit und dem Gesetz nach Herzenslust ein Schnippchen schlagen.

„Die Gesetze", bemerkte vor kurzem eine Amerikanische Zeitschrift, „die Gesetze sind ein todter Buchstabe, wenn die öffentliche Meinung sich gegen sie ausspricht." Ist der Verbrecher nicht ein Neger, so führt seine Verurtheilung keinesweges immer eine Strafe nach sich. Man kann seine Nebenmenschen nach Gefallen um ihr Leben oder ihren Ruf bringen, wenn man nur ein weißes Gesicht hat. So meldete neulich das Nashville Banner: „Kirby, der Mörder der Frau Hunter, ist am 1. Juli zu Sparta, im Staate Tennessee, zur Hinrichtung durch den Strang verurtheilt worden. Als der Richter die Sentenz verlas, fügte er hinzu, daß er jetzt zum vierten oder fünften Male das Todesurtheil über diesen Kirby ausspräche." Wir haben seitdem nichts mehr über diese Sache erfahren, behaupten aber kühn, daß der Mörder frank und frei ausgegangen, und daß der Richter möglicherweise zum sechsten, siebenten und achten Male das Urtheil über ihn sprechen werde. Voriges Jahr ereignete sich zu New-York ein Mord, bei welchem nur zwei mildernde Umstände vorhanden waren; der Thäter, Colt, hatte nämlich einflußreiche Freunde und eine weiße Haut. Obgleich er also zu wiederholten Malen schuldig befunden worden, hat man ihm stets von neuem die Revidirung seines Prozesses bewilligt, und nach einer melodramatischen Beschreibung seines letzten Verhörs und der darauf folgenden Verurtheilung fragt jetzt der Herald: „Wird man ihn nun hinrichten? Wird man ihm eine neue Untersuchung bewilligen? Oder wird der Gouverneur es wagen, ihn zu begnadigen?" *)

Das hiesige Publikum ist nach dieser Auseinandersetzung wohl auf die dem Herrn Bennett zuerkannte Strafe vorbereitet. Es fügte sich ziemlich passend, daß sein Prozeß an einem Tage mit dem des erwähnten Colt vorkam, und der Ausgang desselben wurde von einem New-Yorker Journal der anständigeren Klasse folgendermaßen vorausgesagt: „**Colt** und **Bennett**. Diese beiden Schurken, wovon der eine die Leiber, der andere die Seelen mordet, sollen morgen früh vor Gericht gestellt werden. Das Urtheil wird, was den ersteren, Colt, betrifft, aufgeschoben werden, aber dem anderen Uebelthäter, Bennett, wird man keine Gnade erweisen. Und nun, lieber Leser, der Du ein liebenswürdiges Weib, lächelnde Kinder und häusliches Glück besitzest, was wird wohl, glaubst Du, das Schicksal des Verbrechers seyn, der, wie der Teufel im Paradiese, alle menschliche Gesetze mit Füßen tritt, die Wesen verleumdet, die Du am meisten liebst, und den Segen der Häuslichkeit in einen Fluch verwandelt? Nun, er wird um einige hundert Dollars gestraft werden! Er steht unter dem Schutze des Präsidenten Tyler, der, obgleich selbst der Vater liebenswürdiger Töchter, den Verächter der Ehrbarkeit und Mörder der Tugend begünstigt. Mit einigen Dollars wird er sich loskaufen — und wo ist nun die Gerechtigkeit zu finden? Derjenige, der seinem Mitmenschen das Leben raubt, büßt dafür auf dem Hochgericht, aber der, welcher mehr als das Leben nimmt, mehr als das bloße Daseyn mordet, wird zur Zahlung von einigen Dollars verurtheilt."

(Fortsetzung folgt.)

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Nach Gustav Peter Blom.

(Schluß.)

Das westliche Norwegen zeigt dieselbe Regelmäßigkeit in der Bildung seiner Meerbusen (**Fjord**) wie das östliche in der Bildung seiner Thäler und Flußbetten. Die Fjord's dringen mit ihren schmalen Armen bis unmittelbar an den Rand des Hochgebirges vor. Diese Meer-Einschnitte erweitern sich, mit alleiniger Ausnahme des Trondhjem's-Fjord, nicht im Innern zu Buchten, sondern theilen sich in keilförmige Seitenzweige. Einige der letzteren sind nur als meilenlange Ritzen (Wasserritzen) anzusehen, deren mehrere tausend Fuß

*) Das Abonnement der meisten Amerikanischen Zeitungen wird nicht pränumerando, sondern erst nach Ablauf eines Quartals oder selbst eines Jahres entrichtet.

**) Die Londoner werden spottweise Cockneys genannt, weil, wie man erzählt, ein ehrsamer Spießbürger aus der City, der zum erstenmal in seinem Leben aufs Land ging, bei seiner Rückkehr versicherte, er habe einen Hahn wiehern gehört (he had heard a cock neigh)! Andere leiten diesen Namen, mit größerer Wahrscheinlichkeit, von dem Pays de Cocagne ab.

***) Hierin scheint sich Herr Bennett, bei allem Scharfsinn, doch ziemlich stark geirrt zu haben.

*) Colt wurde wirklich definitiv zum Tode verurtheilt, entleibte sich aber eine Stunde vor der zur Hinrichtung festgesetzten Zeit (am 18. Novbr. v. J.). Einige Augenblicke später wurde das Gefängniß von seinen Freunden in Brand gesteckt und wäre er damals noch am Leben gewesen, so würde er gewiß in der hierdurch entstandenen Verwirrung entkommen seyn.

hohe Felsenwände dem Tageslichte keinen Zutritt in die Tiefe gestatten. Die Fjord's zerspalten Norwegens ganze innere Westküste in eine Menge Halbinseln, denen an der äußeren Küste eine wenig unterbrochene Reihe größerer oder kleinerer Eilande entspricht. Zwischen diesen Inseln und dem Festlande ist sicheres Fahrwasser für die Küstenschiffe.

Einen ansehnlichen Theil der Oberfläche des Landes bedecken größere und kleinere Seen, die wegen ihrer gewöhnlich sehr bedeutenden Tiefe große Wassermassen enthalten. Die größten dieser Bassins messen nicht zwanzig Quadratmeilen; aber sie sind öfter in ungewöhnlicher Höhe über dem Meere anzutreffen, was in der flachen Form des Hochgebirges seinen Grund hat. So z. B. liegt der 3—4 Meilen lange Bygdin-See volle 3400 Franz. Fuß über dem Meere, das Tyen-Vand um weniges niedriger. Einige der großen Bassins und mehrere ausgedehnte Moorstrecken, die an der Höhe des Gebirges zwischen zwei Thälern liegen, bieten die seltene Erscheinung dar, daß ein und derselbe Wasserbehälter durch mehrere Oeffnungen und nach entgegengesetzten Himmelsgegenden Flüsse versendet. Die Menge der Flüsse und Seen, welche in der Oekonomie des Landes eine höchst bedeutende Rolle spielen, ist so groß, daß der Verfasser selbst eine Aufzählung derselben für unmöglich hält.

Trotz der sehr nördlichen Lage hat Norwegen im Ganzen ein milderes Klima als die unter gleichen Breiten liegenden östlicheren Länder Europa's; und daß die Bevölkerung des ungefähr 5600 Geviertemeilen großen Landes nicht über 1,200,000 Seelen beträgt, hat man nur den ungeheuren Strecken ganz unfruchtbaren Bodens beizumessen. In den Gegenden, welche dem Einfluß des Meeres ausgesetzt sind, wird die Kälte nie so heftig, wie in den von der Küste entfernten, wogegen die Sommer-Temperatur auch nie so hoch steigt. *) Im Stifte Bergen z. B. ist die Mittel-Temperatur der drei kältesten Winter-Monate nur — 3° R. und der wärmsten Sommer-Monate nur + 13° R. Bergen hat keine stärkere Kälte zu erleiden als Ofen in Ungarn das 180 Meilen südlicher liegt. Die Luft Norwegens ist im Ganzen sehr gesund; dafür zeugen Constitution und mittlere Lebensdauer seiner Bewohner.

Den Abschnitten über geographische Lage und äußere Bildung, über Klima und Vegetation Norwegens folgen andere äußerst gehaltreiche Abschnitte, welche die geognostischen Verhältnisse des Landes, die Zusammensetzung der Landmasse, die Erhebung des Bodens in der neueren und neuesten geologischen Periode betreffen. Dann wendet sich der Verfasser der Reihe nach zu Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Jagden, Bergwerken, Industrie, Handel und Schifffahrt.

In dem Artikel „Industrie" widerlegt Herr B. die falsche Ansicht, daß es Norwegen nur an Fabriken fehle, um ein glückliches Land zu werden und seine Unabhängigkeit in jeder Hinsicht zu behaupten. Er sagt namentlich (S. 233):

— — „Daß Norwegen, seiner natürlichen Lage wegen, nicht auf den Absatz seiner Fabrikate an andere Länder rechnen könne; daß es, mit Ausnahme der Metall- und Glas-Fabrikate, sein rohes Material aus anderen Ländern holen müsse, und daß schon der Unterschied der Frachtkosten des rohen Materials gegen das Fabrikat hinreichend sey, um den Fabriken hier sehr nachtheilig zu werden; daß Norwegen seine Fabrikarbeiter mit fremdem Korne ernähren; daß in einem neuentstehenden Fabriklande der Fabrikant die Arbeiter gleichsam erst aufziehen und anleiten müsse, und von ihrer Existenz abhängig sey, während die alten Fabrikländer mit Arbeitern überfüllt sind, die unter sich eine für den Fabrikherrn vortheilhafte Konkurrenz hervorrufen; daß es thöricht seyn würde, zu einer Zeit, wo die alten Fabrikländer unter dem Drucke einer zu großen Production leiden, sich in dasselbe Verderben stürzen zu wollen, um desselben Uebels theilhaft zu werden; daß Norwegen allen diesen nachtheiligen Umständen nur den Vortheil einer wenig kostspieligen Kraft, nämlich der des Wassers, entgegenzusetzen habe, welcher indessen jene Nachtheile bei weitem nicht aufwiegt: — dieses sind Sätze, die noch zu wenig anschaulich sind, um Allen einzuleuchten ..... Indessen hat die Gesetzgebung die kluge Partie übernommen und die Dinge ihrem eigenen Gang überlassen; sie hat alle natürlichen Hindernisse gegen einen aufkeimenden Fabrikfleiß, soviel es die Verhältnisse erlauben, wegzuräumen gesucht, ohne denselben durch verderbliche Begünstigungen oder drückende Zölle anzuspornen, oder den Staat in die Gewerbe der Privaten zu verwickeln. — Noch spukt zwar hin und wieder das alte Prohibitiv-System in einigen Mitgliedern des Storthings; allein es steht zu hoffen, daß diese beschränkten Ansichten einer tieferen Kenntniß der Verhältnisse weichen und daß die Zeit kommen wird, wo England, die große Fabrik der Welt und die Wiege aller liberaleren Ideen, den Vertheidigern des alten Systems nicht durch sein Verfahren Waffen in die Hände geben, vielmehr seine Liberalität mehr in der Wirklichkeit, als in den Parlaments-Reden zeigen wird."

Der zweite Theil des Werkes ist der politischen Verfassung, dem Geld- und Bankwesen, der militairischen Einrichtung, den finanziellen Verhältnissen, wissenschaftlichen Einrichtungen und dem Charakter der Bewohner gewidmet. Einen gewissermaßen ästhetischen Anhang bildet das Kapital: „Naturschönheiten und Reisen." — Wir werfen zunächst einen Blick auf die politische Verfassung Norwegens.

Nach der (im Jahre 1840 genehmigten) Verfassung ist Norwegen ein unabhängiges Königreich, das zwar den König von Schweden als Oberhaupt anerkennt, aber sonst nur in Rücksicht der äußeren Politik und Diplomatie mit Schweden verbunden ist. In allen inneren Verhältnissen sind beide Reiche von einander ganz unabhängig; Norwegen hat seine eigene Regierung, eigene Gesetzgebung, eigene Besteuerung, sein eigenes Vertheidigungswesen u. s. w. Es ist also ganz irrthümlich, wenn man glaubt, Schweden und Norwegen seyen Eins, und der Verfasser äußert sein Erstaunen darüber, daß sogar bessere politische Schriftsteller Letzterem keinen Platz in der Reihe der Europäischen Staaten einräumen wollen, sondern nur Schwedens Erwähnung thun und die politische und ökonomische Kraft Norwegens diesem unterordnen. Da die Constitution dem Deutschen Publikum durch mehrere Uebersetzungen bekannt ist, so beschränkt sich Herr B. auf die charakteristischen Bestimmungen derselben.

Es folge nun aus dem Abschnitte: „Wissenschaftliche Einrichtungen" des Verfassers Raisonnement über seine vaterländische Literatur:

„Daß die Literatur Norwegens noch nicht bedeutend seyn kann, ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. In den ersten 20 Jahren der neuen Verfassung wurden fast alle intellektuelle Kräfte für die materiellen Interessen verwendet. Die Jünglinge, die sich auf der Universität wissenschaftlich ausgebildet hatten, beeilten sich, ihr Amts-Examen zu absolviren, und wurden sofort in Aemtern angestellt, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihnen keine Zeit zu literarischen Beschäftigungen übrig ließen. Die Beamten auf dem Lande und in weit entlegenen Gegenden hatten keine Gelegenheit, sich literarische Hülfsquellen zu verschaffen und mit der literarischen Welt in Verbindung zu stehen. Die Norwegische Sprache, die nur von etwa 1,200,000 Menschen gesprochen wird, kann nicht über ein hinlänglich großes Lese-Publikum gebieten, um eine weit ausgebreitete Literatur hervorzurufen.

Auch hat die Norwegische Literatur in der weit ausgebildeteren Dänischen eine gefährliche Nebenbuhlerin zu bekämpfen, indem die Schriftsprache beider beinahe dieselbe ist. Die Dänischen Bücher finden in Norwegen willigen Absatz, dessen sich die Norwegischen nicht in gleichem Grade in Dänemark erfreuen können. — Deutsche, Französische und Englische Schriften werden ebenfalls hier viel gelesen, während die Norwegischen in jene Länder keinen Eingang finden .....

Daß indessen die literarische Wirksamkeit [illegible] größer ist als unter der Verbindung mit Dänemark, ist nicht zu verkennen. Vor dem Jahre 1807 hatte Norwegen nur 4 Buchdruckereien, in jeder der 4 Stiftsstädte eine; jetzt giebt es allein in Christiania 13, und im Lande überhaupt 37, die mehrere Pressen besitzen und beschäftigen. Die periodische Literatur jener Zeit beschränkte sich auf ein Wochenblatt in jeder der 4 Stiftsstädte, und diese Wochenblätter waren fast nur mit merkantilischen Anzeigen, gerichtlichen Verfügungen u. dgl. angefüllt. Von wissenschaftlichen Zeitschriften hat man aus jener Zeit nur das topographische Journal, die Sammlungen der Gesellschaften der Wissenschaften zu Trondhjem und einige minder bedeutende — von ästhetischen die Zeitschrift „Hermoder", 3 Bände stark. Was sonst in Norwegen geschrieben wurde, ging in die Dänische Literatur über.

Aber besonders die periodische Literatur ist es, welche zugenommen hat. Anstatt jener 4 Blätter haben wir jetzt 23, die theils täglich, theils wöchentlich und theils mehrere Male die Woche erscheinen. Diese Blätter sind größtentheils politischen oder polemischen Inhalts und verbreiten sich mit voller Freiheit über alle öffentliche Gegenstände. Bei einer völlig unumschränkten Preßfreiheit war es vorauszusehen, daß weniger fähige und weniger gewissenhafte Redacteurs und Literaten diesen Zweig der Literatur mißbrauchen würden, um ihrem Privat-Hasse Luft zu geben. Es fehlte auch nicht an verunglückten Subjekten, die sich zu Redacteuren aufwarfen, um nur auf diese Weise ihre Existenz zu fristen. Es entstanden daher mehrere Blätter, die, indem sie sich den Namen eines Organs der öffentlichen Stimme anmaßten, in alle Zweige des öffentlichen und Privatlebens auf eine Weise eindrangen, die sowohl die Wahrheit als das Gefühl und den guten Geschmack verletzte. Sie rechneten darauf, daß Skandal und schonungsloses Tadeln der Höhergestellten dem großen Haufen schmeicheln würde; allein ihre Existenz war größtentheils ephemer; denn die Wahrheit und die Anständigkeit fanden in dem moralischen Gefühl der Nation eine Schutzwehr, die zu stark war, um mit solchen Waffen erstürmt werden zu können (hear him!). Einige erlebten nur wenige Wochen und Mehrere starben, so zu sagen, in der Geburt.

Die Tages-Literatur hat sich mehr und mehr ihrer eigentlichen Bestimmung, eine allgemeine Aufklärung zu verbreiten, genähert, und die meisten Redacteure der jetzigen Tagesblätter sind Männer von Talent und Kenntnissen. Wenn auch hin und wieder die Anonymität, die hier unter der Verantwortlichkeit des Redacteurs unumschränkt ist, Aufsätze verbreitet, die mehr Parteihaß und private Animosität, als Umsorge (!) für das öffentliche Wohl ahnen lassen, und deren Form von der Unwissenheit der Verfasser zeugt, so werden sie doch (wenigstens) nicht ruhig hingenommen, sondern scharf gerügt, und der Eindruck, den sie hervorbringen, ist nur momentan. — Das sind die Schattenseiten der Preßfreiheit, die indessen durch die zunehmende Aufklärung immer verschwinden, und gegen die herrlichen Früchte, welche sie hervorgebracht und hervorbringen wird, nicht in Betracht kommen."

Zeitschriften giebt es jetzt 13, von denen vier ästhetischen und vermischten Inhalts sind, 9 aber ausschließlich eine wissenschaftliche Tendenz haben. Unter diesen sind besonders das Magazin für die Naturwissenschaften und das Magazin für Aerzte reich an schätzbaren Abhandlungen. Auch der Norwegischen Geschichte und ihren Antiquitäten sind zwei Zeitschriften geweiht, die sehr verdienstvolle Arbeiten enthalten.

Von den eigentlich selbständigen Werken ist die Mehrzahl ästhetischen Inhalts. Einige Schriftsteller in diesem Fache können sogar fruchtbar genannt werden. Werke die den Interessen des Vaterlandes gewidmet sind, gedeihen recht gut (finden guten Absatz) und eben so wissenschaftliche Werke, welche die Gegenstände der Schul- und Universitäts-Studien behandeln. Abstrakt wissenschaftliche Werke haben noch ein zu kleines Publikum, als daß sie auf großen

*) Es ist keine Seltenheit, daß im Sætersdal im Stifte Christiansand, welches von der Küste weit entfernt und bis 1200 Fuß über dem Meere liegt, die Kälte im Winter 28° R. beträgt, während die Hitze im Sommer bis 24° R. steigt!

Absatz rechnen könnten. Einige wichtige wissenschaftliche Arbeiten werden von Seiten der Regierung unterstützt. Ein bedeutendes Hinderniß, welches sich der Entwickelung der Literatur entgegenstellt, liegt aber einestheils darin, daß die öffentlichen Beamten, bei welchen, ihrer wissenschaftlichen Bildung nach, das größte Interesse für dieselbe zu erwarten ist, mit Geschäften so überhäuft sind, daß sie nur wenig Muße zum Studium haben, anderentheils darin, daß ihre Einkünfte meistens zu beschränkt sind, um viel auf den Ankauf von Büchern zu verwenden. Indessen hat sich die Leselust nicht nur unter den so eben Genannten, sondern auch unter den Landbewohnern im Allgemeinen sehr vergrößert, indem in vielen Gegenden Lese-Gesellschaften entstanden sind, die sich immer mehr verbreiten und erweitern.

Ein nächstens folgender Auszug aus dem Werke des Herrn Blom wird den Charakter und die Sitten des Norwegischen Volkes darstellen. Ox.

Arabien.

Die Liebe des Arabers.

Als eines der edelsten Völker Asiens beurkundeten sich die Arabischen Wüstenbewohner älterer Zeit, wie in ihrem glühenden Freiheitsgefühl, so in ihrer geistigen, jedes Opfers fähigen, oft bis zur erhabensten Romantik gesteigerten Liebe. Die Arabischen Sagen sind voll rührender Züge dieser Art, die dem grob materiellen, das Weib nur als Sklavin seiner Lüste betrachtenden Türken lächerlich und verächtlich erscheinen. Eines der merkwürdigsten Beispiele von Treue und Resignation bietet uns die Geschichte des Dichters Djemil Ben Maamer, der im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte und als junger Mann in ein reizendes Mädchen von seinem Stamme sich verliebte. Die Familie der schönen Bussaina stimmte den Emir der Gegend feindselig gegen Djemil, und dieser mußte aus der Heimat fliehen. Zwanzig Jahre lang trieb sich der Verwiesene in verschiedenen Gegenden Arabiens herum; nur in großen Zwischenräumen war es ihm vergönnt, seine Bussaina einmal verstohlen und wie im Traume zu sehen, noch seltener erlaubte ihm sein Schicksal eine Zusammenkunft mit ihr; aber die beiden Liebenden blieben einander treu bis in den Tod. Djemil starb in seinem funfzigsten Jahre zu Kahira. Wir erzählen seine letzten Augenblicke mit den Worten des Buches Eßwâk el-Eschwâk.*)

„So berichtete uns Ebu Tahir Ahmed Ben Ali: „es erzählte mir Sahl Ben Saad der Saidite: „Als ich in Kahira war, kam Einer meiner Freunde zu mir und sagte: „Willst Du mir zu Djemil folgen? er ist schwer erkrankt.“ Ich sagte: „ja!“ Als wir vor sein Lager traten, bemerkte ich, daß er schon mit dem Tode rang. Er blickte mich an und sprach: „Ben Saad, was denkst Du von einem Menschen, der funfzig Jahre lang nie eine fleischliche Sünde begangen, nie Wein getrunken oder unschuldiges Blut vergossen und immer bekannt hat, daß Allah nur Einer und Muhammed sein Prophet ist?“ Ich sagte: „Wer dieser Mensch auch seyn möge, die Seligkeit ist ihm gewiß; denn im Koran heißt es: „So ihr euch schwerer Sünden enthaltet, will ich die leichteren euch vergeben und an den Ort der Gnade euch bringen.“ Djemil sagte: „Ich selbst bin es.“ Ich entgegnete ihm: „Nun, beim Allah, ein größeres Wunder ist mir nie vorgekommen: hast Du nicht zwanzig Jahre lang Bussaina geliebt und in Deinen Liedern sie verherrlicht?“ Djemil antwortete: „Ich stehe am letzten Tage der Zeitlichkeit und am ersten der Ewigkeit; und möge der Prophet mir seine Fürbitte entziehen, wenn ich meine Bussaina jemals sträflich berührt habe! Das Aeußerste, was ich mir gegen sie erlaubte, war, daß ich ihre Hand faßte und diese Hand an mein Herz legte, um es zu erquicken.“ Darauf sank er in Bewußtlosigkeit und bald nachher verschied er. Allah's Erbarmen über ihn!“ Ox.

Mannigfaltiges.

— **Ausländische Plaidoyers in Deutschland.** Gleichzeitig sind mit dem neuen Jahre in Leipzig zwei verschiedene, den Literaturen des Auslandes gewidmete Zeitschriften ins Leben getreten, die, so nahe auch ihre Pressen einander stehen, doch sehr verschiedenen Ansichten ihre Entstehung verdanken und wohl auch dazu bestimmt sind, eine der anderen Prinzipien, wo sich dieselben begegnen, zu bekämpfen. Der einen Zeitschrift haben wir bereits zur Zeit ihrer Ankündigung gedacht**): es sind dies die „Jahrbücher für Slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft“, redigirt von J. P. Jordan, „öffentl. Lehrer der Slawischen Sprache***) und Literatur an der Universität Leipzig“ †), die bereits im Oktober v. J. erwartet wurden, deren Erscheinen sich jedoch bis zum neuen Jahre verzögert hat. Das andere Journal heißt: „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ ††), deren Redacteur nicht genannt ist, die jedoch auf jeder Seite als echte Magyarin, oder vielmehr Ungarin, sich manifestirt, da, wie sie behauptet, die Bezeichnung „Magyar“ bloß von den Slawen erfunden sey, um das edle Ungarland in drei angeblich gleichberechtigte Fractionen zu spalten: in Magyaren, Deutsche und Slawen, während doch Magyar auf Ungarisch eben nichts weiter als „Ungar“ heiße, mithin die allgemeine Volksbenennung sey und also auch nicht den eigentlichen Ungarn ausschließlich als Name beigelegt werden könne. Beide Zeitschriften begrüßen wir mit gleichem Interesse, denn beide legen ein warmes Gefühl für die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung ihrer Nationalitäten und zugleich ihre Achtung vor Deutscher Sprache und Gesittung an den Tag, indem sie an die eine wie an die andere appelliren, um ihre Völkerstellung auf dem Areopag des Europäischen Geistes geltend zu machen. Die Slawischen Jahrbücher sagen in ihrem Programm: „Deutschland muß die Slawen aus sich selbst kennen, es muß sie aus ihrer eigenen Individualität auffassen lernen, damit es sich endlich von den Vorurtheilen heile, welche es aus einer tausendjährigen Geschichte von Haß und Zwietracht gegen die Slawen eingesogen. Den Slawen liegt daran, daß sie nicht länger verkannt werden; Deutschland selbst fühlt dieses Bedürfniß, und kräftige Stimmen haben sich bereits erhoben, welche zur Ausgleichung der tiefen Kluft zwischen dem Westen und dem Osten auffordern.“ Wer sollte einer so edeln Bestrebung nicht den besten Erfolg wünschen? Es kann der allgemeinen Civilisation nur zuträglich seyn, wenn Nachbarvölker, anstatt einander zu bekriegen, sich gegenseitig näher kennen und achten lernen. Aber es versteht sich dabei von selbst, daß sie Nachbarvölker bleiben und nicht eines in des anderen Gebiet eindringen, um einen äußerlichen Einfluß auf sporadisch zerstreute Stämme zu üben, die friedlich unter den Nachbarn leben. Haben diese sporadisch zerstreuten Stämme innere, d. h. geistige Kraft genug, um in Sprache, Literatur und Wissenschaft ihre Nationalität geltend zu machen, so wird dies schon von selbst geschehen; und wo es geschieht, da reicht auch wiederum kein äußerer Einfluß hin, um jene Kraft zu unterdrücken. Zu diesen Betrachtungen sind wir sowohl durch die Slawischen Jahrbücher als durch die Ungarische Vierteljahrsschrift veranlaßt, und der wesentliche Unterschied, der zwischen den in Deutschland zerstreuten Slawen und den in Ungarn lebenden Deutschen stattfindet, ist damit wohl hinreichend angedeutet. Die gedachte Vierteljahrsschrift meint, daß dem Ungarn*) seine selbständige Nationalität und seine unabhängige Entwickelung aus sich selbst eine große politische Zukunft sichern, während die Deutschen und Slawen Ungarns dazu bestimmt seyen, sich entweder in den Ungar oder in die ihnen sprachverwandten Völker des Auslandes aufzulösen. Wir glauben nicht an diese Auflösung in den Ungar, aber wir halten auch die Ablösung der Deutschen und Slawen von den Ungarn für unwahrscheinlich; warum sollten nicht jene drei Nationalitäten, wenn sie einander nur gleiche Achtung und gleiche Rechte zugestehen, in dem unermeßlich weiten, reichen und noch lange nicht genug bevölkerten Ungarn neben einander leben und für die politische Würde des gemeinsamen Vaterlandes in gleicher Weise streben können? — Auf beide Zeitschriften kommen wir wohl späterhin wieder zurück.

*) Von Ibrahim Ben Omar el-Bika'i. Dieses Buch enthält eine reiche Auswahl von Liebes-Historien und Abenteuern, wie schon aus seinem Titel hervorgeht.

**) Nr. 108 des Magazins vom vor. Jahre.

***) Giebt es eine Slawische Sprache, oder ist dies ein Druckfehler für „Sprachen“?

†) Leipzig, Robert Binder.

††) Leipzig, in Kommission bei Georg Wigand.

*) D. h. dem eigentlichen Ungarn; wir kommen in der That in einige Verlegenheit, wenn uns die Bezeichnung „Magyar“ nicht mehr gestattet seyn soll.

Bibliographie.*)

England (Schluß des J. 1842).

G. Borrow (Verf. der Gipsies in Spain) The Bible in Spain; or the journeys, adventures and imprisonments of an Englishman in an attempt to circulate the Scriptures in the Peninsula. 3 vol. 8. London. 1 l. 7 s.

H. Raper The practice of navigation and nautical astronomy. 2. edit. 8. London. 18 s.

H. Shaw The encyclopaedia of ornaments. 4. mit 59 Kpft. London. 1 l. 10 s.

H. Vyse Operations carried on at the pyramids of Gizeh in 1837. Vol. 3 (letzter) gr. 8. mit 27 Kpft. London. 1 l. 1 s.

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. 12. 4. mit 6 Kpft. London 1842. 1 l. 5 s.

W. H. Dennie († 7. April 1842) Personal narrative of the campaigns in Affghanistan, Sinde, Beloochistan etc. Detailed in a series of letters. Compiled and arranged by W. E. Steele. 8. Dublin 1842. 5 s. — Vermehrter und verbesserter Abdruck aus dem Dublin University Magazine. — Den Krieg in Afghanistan betreffend, erschienen ferner: W. Taylor Scenes and adventures in Affghanistan. 8. London. 9 s. — V. Eyre (ein in Gefangenschaft gerathener Lieutenant) The military operations at Cabul etc. 8. London. 9 s. 6 d.

Frederick the Great, his court and times. Edited, with an introduction, by T. Campbell. Vol. 3 and 4 (letzt.). 8. London. 1 l. 8 s. — Ein Werk ohne besonderen Werth, zu dem der Dichter Campbell seinen Namen als Herausgeber hergegeben. Warum übersetzt man nicht lieber des Hrn. Prof. Preuß kleineres Werk ins Englische?

J. H. Jesse (Verf. der Memoirs of the court of England under the Stuarts) Memoirs of the court of England from the revolution in 1688 to the death of George II. 3 vol. 8. London. 2 l. 2 s.

J. P. Lawson (Verfasser des Life and times of Archbishop Laud) History of the Scottish Episcopal Church from the revolution to the present time. 8. Edinburgh. 15 s.

Marryat Masterman Ready, or the wreck of the Pacific. Vol. 3 (letzt.). 8. London. 7 s. 6 d. — Zu den beliebteren Romanschreibern in England gehört seit kurzem auch Harry Lorrequer, d. i. Charles Lever, ein Irländer und Redacteur des Dublin University Magazine, worin er denn die Produkte seiner Phantasie zunächst mitzutheilen pflegt. Neuerdings erschien von ihm: Our Mess. Vol. 1. Jack Hinton the guardsman. 8. mit Portr. Dublin. 14 s.

E. Dieffenbach (Deutscher Naturforscher im Dienste der New Zealand Company) Travels in New Zealand, by routes never before explored. 2 vol. 8. London. 1 l. 4 s.

T. Chalmers Works. Vol. 25 (letzter, enthaltend St. Paul's epistle to the Romans. Vol. 4). 8. Glasgow. — Die Bände werden auch einzeln à 6 s. verkauft. Ist bereits in Nr. 144 (1842) unter seinem speziellen Titel und mit abweichender Preisbestimmung aus einer anderen Quelle angeführt.

Neue Auflagen und Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Narrative of a mission of inquiry to the Jews. 2. edit. — Moffatt (der Name findet sich auch Moffat geschrieben) Missionary labours in Africa. 2. edit. — Hansard Parliamentary debates: 3. series. Vol. 65. — Bentham Works. Parts 20. 21.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Freitag den 27. Januar 1843.

Holland.

Erinnerungen aus dem Haag.

1. Haus und Stadt.

Dumpf rollte der Reisewagen über die Schiffbrücke von Wesel am 2ten Januar 1840. Ringsum lag bereits dichte Finsterniß. Die Laternen warfen einzelne Streiflichter auf die Fluthen des Rheines. In unbestimmten Umrissen zeigte sich die alte Kirche zu Xanten. Bald war die Gränze des Nachbarlandes überschritten, und die Thore von Nymwegen öffneten sich. Mitternacht war längst vorüber. Ein sonderbares Gefühl überkam mich beim Eintritte in das Logement (Gasthof). Die Nachtwache, der Abschied von der Heimat, die veränderte Luft mochten dazu beitragen, noch mehr aber die fremde Gestaltung des umgebenden Lebens und der durchdringende Geruch, welcher das ganze Haus erfüllte. Jeder Gegenstand nämlich, der es irgend vertrug, war frisch mit Firnißfarbe angestrichen oder doch frisch gewaschen. Später belehrte mich die Erfahrung von der Nothwendigkeit dieses von Ausländern zur Ungebühr bespottelten Verfahrens. Nur durch stetes Waschen kann man homöopathisch dem schädlichen Einfluß der inwohnenden Nässe begegnen, nur durch Firnißfarbe das schnelle Faulen des Holzes, das Rosten der Metalle hindern. Freilich bleiben auch dann noch, wenn man sich an das Nothwendige gewöhnt hat, die angestrichenen Sandsteine an den Fußpfaden wunderlich genug.

Fast noch während der Morgendämmerung fuhr das Dampfschiff ab. Die zahlreichen flachen Inseln waren bei dem hohen Wasserstande dem Spiegel der Waal fast gleich. Noch zu guter Zeit am Nachmittage legten wir unter den Boompjes in Rotterdam an, und am selben Abende bereits erreichte ich den Ort meiner Bestimmung. Es wurde mir ein groses Zimmer eingeräumt mit einem einzigen, freilich nach Holländischer Art sehr großen Schiebefenster, dessen braune Läden sich zusammenfalten und in die Seitenwand zurückschlagen ließen.*) Drei Wände der Stube waren mit Papier-Tapeten bekleidet, welche etwa einen Zoll breit von der Mauer abstanden, eine Sitte, die sich selbst in der gewöhnlichsten Bürgerwohnung beachtet findet; die vierte Seite war zu einer Reihe tiefer brauner Wandschränke benutzt, in deren Mitte ein Kamin mit steinerner Einfassung gefügt war. Ueber demselben war ein gewaltiger Spiegel in die Wand befestigt, davor stand ein eiserner Ofen. Die früher allgemein übliche Kaminfeuerung ist jetzt fast überall durch eiserne Oefen verdrängt, welche, entweder geschlossen in Säulen- oder Würfelform, oder nach vorn halb offen (Utrechter Heerd), mit Steinkohlen und Torf geheizt werden. Diese Heizung hat jedoch manches Unangenehme. Weil nämlich das Feuer stets unterhalten werden muß, pflegen die Hände von der Hitze aufzuspringen. Man braucht gegen diese sogenannten winterhanden eine einfache Salbe von Oel und Wachs, welche in einem Löffel über der Lichtflamme bereitet werden kann. Auch wird von der scharfen und unangenehmen Kohlenhitze die Luft gleichsam ausgedörrt, weshalb man häufig einen Napf mit Wasser auf den Ofen setzt. Die von der Hitze abspringende erste Politur des Ofens wird in allen Holländischen Häusern wöchentlich zwei- bis dreimal erneuert durch eine vermittelst einer Bürste aufgetragene eigenthümliche schwarze Masse. Im Sommer wird der Ofen sammt dem Blech, auf welchem er steht, weggenommen und läßt den Fußteppich dann vollständig hervortreten, welcher in keinem Zimmer fehlen darf, ja oft noch durch besondere, kostbare Decken unter Tischen oder Armstühlen überboten wird. Auf dem Kaminsimse, auch wohl auf eigens dazu eingerichteten Tischchen und Gestellen, prangt ein buntes Heer von zierlichen Porzellanfigürchen, Schnitzwerk und Bildnerei aller Art, in schönen und abenteuerlichen Formen seltsam gemischt. In ähnlicher Umgebung, die freilich mehr an Deutschland erinnerte, denn das Haus wurde von einer Deutschen Familie bewohnt, sollte ich nun zwei Monate verweilen. Es wurden aber mehr als zwei Jahre daraus, und diese Verlängerung meines Aufenthaltes gewährte mir wenigstens den Vortheil, manche Eigenthümlichkeit des Ortes und des Lebens zu beobachten, die dem Reisenden entgeht oder doch unklar bleibt, weil sie ihn zu flüchtig berührt.

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, eine erschöpfende Darstellung zu liefern, oder hundertmal Gesagtes zu wiederholen; Einzelnes nur will ich herausheben, was vielleicht auch für einen größeren Leserkreis von einigem Interesse seyn kann. Wer eine anziehende und umfassende Belehrung über das ganze Land wünscht, den verweise ich auf das mit Geschmack und großer Sachkenntniß geschriebene Buch des Pfarrers F. W. Dethmar zu Anholt, „Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Essen und Rotterdam bei Bädeker. 1838—41. 4 Hefte.“ Der Vorwurf, daß der Verfasser Holland in zu günstigem Lichte dargestellt habe, ist vielleicht nicht ganz ungegründet; doch wäre das leicht zu verzeihen und thut bei ihm der Wahrheit keinen Eintrag. Auch Marmier's Aufsätze in der Revue des deux Mondes sind treu und sehr unterrichtend.

Die Wanderung durch die Stadt ist für einen Fremden ziemlich schwierig. Während der Franzosenherrschaft nämlich waren die Namen der Straßen und Plätze verändert und die neuen Benennungen an den Ecken angeschlagen worden. Nach der Befreiung stellte man natürlich die alte Namen wieder her und riß die Tafeln ab, aber man versäumte, neue anzuheften, was um so übler ist, als manche Straße in ihrer Verlängerung drei, vier, auch mehr verschiedene Namen trägt. Die an sich meist engen Straßen werden gewöhnlich noch mehr beschränkt durch eiserne Gitter, welche den sogenannten Bürgersteig zu dem daranstoßenden Hause ziehen. Trottoirs sind eine Seltenheit, denn Steine sucht man, wenigstens in der Provinz Holland, vergebens. Sie kommen meist den Rhein herab, und jeder gewöhnliche Pflasterstein, wie die viereckig gehauenen unserer Hauptstraßen, kostet, bis er an Ort und Stelle liegt, 20 Pfennige. Die Landstraßen und die Fußwege innerhalb der Städte und Dörfer werden deshalb aus schmalen, weißlichen, auf die Kante gelegten Ziegeln (klinkers) gebaut, bilden also gleichsam eine liegende Mauer. Eine solche Straße, welche vor einigen Jahren vom Haag aus nach dem höchstens drei Viertelstunden entfernten Badehause am Strande zu Schewenningen angelegt wurde, kostete 24,000 Gulden. Deshalb sind auch die Fahrwege eben nur für zwei Diligencen (Postwagen) breit genug, und auf den kleinsten Stationen, zuweilen selbst von Fußgängern, wird ein hoher Weg- und Brückenzoll erhoben. Unsere Frachtwagen würden dergleichen Straßen natürlich nicht aushalten, diese sind aber dort auch nicht vorhanden und werden durch die zahllosen Kanäle überflüssig gemacht.

Nun auf den kleinen, aber rauschenden Marktplatz! Obst, feine Gemüse, Beeren und allerlei Früchte sind in Ueberfülle fast in jeder Jahreszeit zu haben. Daneben Citronen, Apfelsinen, Feigen, Mandeln, Kokosnüsse. Auf Tischen ausgebreitet liegen antiquarische Bücher-Vorräthe, umgeben von Vögeln, Hunden, Schnittwaarenbuden, allerlei Hausrath und altem Gerümpel, als zerbrochenen Fensterrahmen, abgetragenen Schuhen, durchlöcherten Ofenthüren und dergleichen. Jeder Verkäufer ruft seine Waare nebst ihrem Preise aus, ohne an seine Lunge oder an die Ohren der Vorübergehenden zu denken. Weiterhin wird es stiller. Breite Fahrwege, von anständigen Häusern eingeschlossen, von weitästigen Bäumen beschattet, bilden die Ufer eines Kanals, welchen zahlreiche Marktschiffe (Trekschuiten) bedecken. Längshin ist eine doppelte Reihe leichter Buden aufgeschlagen, unter deren schützender Leinwanddecke tausend bunte Blumen prangen und selten lange auf den Käufer harren, denn die Blumenliebhaberei, wenn auch nicht mehr die Manie der früheren Zeit, ist doch immer lebendig im Volke.

Wir biegen in eine Seitenstraße und gelangen zu einer Doppelreihe großer, hölzerner Buden. Riesenhafte Weiber aus dem nahen Schewenningen, welche am frühen Morgen mit dem durchdringenden Ruf „Schellfisch! Kabeljau!“ die Straßen durchzogen, haben hier ihren Vorrath an Seefischen ausgebreitet und schwatzen unter einander in einem Dialekte, den selbst der eingeborene Haager kaum begreift.

Von der Wanderung ein wenig zu rasten, treten wir in das Zuidhollandsche Koffijhuis, das vornehmste der Stadt. Zahlreiche Tische mit reinlichen Steinplatten, in bequemen Zwischenräumen aufgestellt, füllen die Hälfte des weiten, einfach, aber anständig dekorirten Saales. Neben den gewöhnlichen Getränken finden wir eine Auswahl vorzüglicher, zum Theil nach den Jahreszeiten wechselnder, starker Branntweine, deren Gebrauch das Klima nothwendig macht. Neue Goudaer Thonpfeifen stehen zum beliebigen Gebrauch bereit; sie dürfen nirgends fehlen. Nach dem Gebrauch werden sie in eigenen Oefen ausgeglüht und sind dann wieder neu. Hat sich der Gast bequem gemacht und seine Pfeife gestopft, so ruft er: Jan! een flammetje! und der Kellner erscheint mit brennendem Rohrstöckchen, nun erst weiterer Befehle gewärtig. Die Unterhaltung wird nie sehr laut. Keine heftige Debatte erhebt sich. Fast unhörbar klopft der Nachbar seine Pfeife aus, legt sie auf den Tisch und geht so still als er kam.

Auf dem Heimwege haben wir Muße, nach den Bewohnern auch die Häuser zu beobachten. Zunächst fallen uns die Schornsteine auf, welche in abenteuerlichen Formen, ohne Regel oder Symmetrie, aus allen Ecken der Dächer hervorgucken, wegen der anhaltenden Stürme oft mit einer schwebenden Glocke

*) Dasselbe Zimmer bewohnte einst der berühmte Raths-Pensionair Jan de Wit, welcher mit seinem Bruder Cornelius, kaum 200 Schritt von jenem Hause, am 20. August 1672 von dem aufgeregten Volke zerrissen wurde.

oder einer beweglichen Windnase überbaut. Die grün polirten Hausthüren sind verschlossen, die spiegelblanken, großen Fenster dicht verhangen. Die Mauern, das Zimmerwerk und die Fußböden des höchstens zwei Stock hohen Hauses sind unglaublich dünn, so daß man oft die gewöhnliche Unterhaltung durch den Fußboden hindurch hört.

Nord-Amerika.

Die Presse in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit des Gesagten wurde bald darauf durch nachstehenden Bericht über den Ausgang der Sache bestätigt: „Bennett, der Redacteur jenes abscheulichen Blattes, des New York Herald, wurde zweier grober Schmähschriften gegen den Richter Noah angeklagt und überwiesen. Das Tribunal bestand aus dem präsidirenden Richter Kent und zwei Stadt-Aeltesten (Aldermen), Lee und Purdy. Herr Kent, ein Mann von ausgezeichneter politischer und juridischer Rechtlichkeit, bezeichnete das Vergehen als ein höchst gehässiges und trug auf schwere Gefängnißstrafe an: die Herren Lee und Purdy aber, die sich vor der Geißel fürchteten, welche Bennett in dem Herald über alle seine Gegner schwingt, suchten die Wuth dieses Blutsaugers dadurch zu besänftigen, daß sie ihm nur eine geringe Geldstrafe zuerkannten. Der gewissenlose Pasquillant wurde also nur zu einer Buße von 300 Dollars verurtheilt, gab dafür eine Anweisung auf seinen Banquier und verließ im Triumph den Saal. Wie man vernimmt, war das ganze ein abgekartetes Spiel. Die Liste der Geschworenen war erschöpft worden, um eine nachsichtige Jury zu finden; der Staats-Anwalt Whiting zeigte in der Sache eine auffallende Lauigkeit, und Lee wurde durch Kollusion zum Richter ernannt. Nach dem regelmäßigen Geschäftsgange hätte der Alderman Benson in diesem Prozeß entscheiden müssen, der, wie man weiß, die Ansichten des Richters Kent theilte."

Und warum fürchteten die Herren Lee und Purdy die Geißel des einflußreichen Herald? Weil sie im Begriff waren, bei den bevorstehenden Wahlen als Bewerber um politische Aemter aufzutreten, die mit den ernsten Pflichten des richterlichen Charakters unverträglich sind. Und warum zeigte der Staats-Anwalt Whiting eine auffallende Lauigkeit? Weil er die gegründete Hoffnung nährt, bei der ersten Gelegenheit einen Sitz im Kongresse der Vereinigten Staaten als Repräsentant der Stadt New-York einzunehmen.

Dies ist der Zustand des volkreichsten und aufgeklärtesten Theils der Republik. Eine Zeitung darf nur die Gesetze verspotten, um sich ipso facto über die Gesetze zu stellen. Einer der verständigsten Staatsmänner und tugendhaftesten Patrioten aus den Zeiten des Amerikanischen Revolutionskrieges*) prophezeite, daß die Präsidenten-Wahl das experimentum crucis der neuen Regierungsform bilden würde. Die funfzig Jahre, die er zur Prüfung derselben bestimmte, sind noch nicht verflossen, aber das traurige Resultat liegt schon vor Augen. Es ist schon dahin gekommen, daß jede Staatsfunction als Mittel zur Bestechung gilt und jedes Amt, das höchste wie das niedrigste, den Lohn der bei jener wichtigen Epoche geleisteten oder erwarteten politischen Dienste ausmacht. So finden wir, wenn wir den obenerwähnten Fall etwas näher untersuchen, daß Herr Noah selbst, vor seiner Erhebung zur Richterwürde, in New-York eine Zeitung herausgab, daß er in dieser Stellung beitrug, die Leidenschaften des Volkes aufzuregen und jenes Mißtrauen gegen alle öffentliche Beamte zu erzeugen, dessen vergeltende Folgen ihn jetzt durch die Hand des Herald erreichen.**) „Traue Keinem" ist heutzutage der Wahlspruch des Amerikanischen Volks; Jeder, der vermittelst des von ihm bekleideten Postens einen Antheil an der Staats-Regierung hat, muß sich darauf gefaßt machen, den Angriffen gewissenloser Gegner zur Zielscheibe zu dienen, und der Triumph einer politischen Partei ist immer nur der erste Schritt zu ihrem Fall.

Man werfe uns nicht vor, daß wir die üble Wirkung dieses Systems übertreiben; wir können sie leicht durch Beispiele belegen, die uns täglich in die Augen springen. „Das beste Journal in Amerika", schreibt Capitain Marryat, „das glücklichste in seinen Sarkasmen und Witzworten, ist das von Herrn Prentice***) redigirte Louisville Journal." Dieser witzige und sarkastische Herr Prentice, ein heftiger Gegner der jetzt am Ruder stehenden Partei, ließ es sich vor einigen Monaten einfallen, seinen sarkastischen Witz auf Kosten des Staats-Secretairs, des berühmten Webster, auszuüben, indem er eine Anekdote über denselben zum Besten gab, deren feiner Witz und köstliche Satire in der Behauptung lag, daß jener ausgezeichnete Staatsmann sich auf eine unverzeihliche Weise an einer jungen, reizenden Dame, der Gattin eines seiner Untergebenen, vergangen habe. „Der Staats-Secretair", schreibt dieses Muster des Witzes und der Satire, „der von der Dame um eine bessere Stelle für ihren Mann angesprochen wurde, lud sie ein, ihn in ein Privatzimmer zu begleiten, worauf er die Thür schloß und seine Arme um sie schlang, mit den Worten: „Madame! dies ist eines der Vorrechte meines Amtes."" Diese artige und glaubwürdige Anekdote flog mit Blitzesschnelle durch die ganze Republik, und die einzige Maßregel, die Herr Webster zu seiner Vertheidigung ergreifen konnte, bestand darin, einen feierlichen Eid zu Protokoll nehmen und durch das Zeugniß sämmtlicher in seinem Büreau dienenden Commis bekräftigen zu lassen, daß er an dem ihm aufgebürdeten Verbrechen unschuldig und daß die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende eine boshafte, abgeschmackte Lüge sey. Dessenungeachtet fahren seine Gegner in ihren schamlosen Angriffen fort, und die Presse hallt täglich ungestraft von Variationen über dasselbe Thema wieder.

Es giebt in Amerika zwar einige Blätter, deren Herausgeber bedeutende Talente mit einem achtungswerthen Privat-Charakter verbinden, aber selbst diese sind genöthigt, dem verderbten Geschmack des Publikums zu fröhnen und ihre bessere Ueberzeugung dem Streben nach Popularität aufzuopfern. Partei! Partei! Partei! dies ist der Ruf, der jede leisere Stimme übertönt, und um ihr täglich Brod halber müssen auch die Gewissenhafteren darin einstimmen. Ein Mann wie Bryant*) würde es verschmähen, eine Verleumdung zu erfinden, aber er wird von seiner Partei gezwungen, sie zu verbreiten; hochherzig und unabhängig, wie er ist, muß er sich als Sklave dem Parteigeist unterwerfen. Der Gouverneur Clinton erklärte vor einigen Jahren in einer Sitzung der New-Yorker Legislatur, der Parteigeist habe die Ruhe des Privatlebens angetastet, die Reinheit des weiblichen Charakters entweiht und weder öffentliche Verdienste noch häusliche Tugenden, weder die Bande der Freundschaft noch die Heiligkeit der Religion mit seinen Angriffen verschont. Der Grundsatz: „Traue Keinem!" wird auf diese Weise in seiner schlimmsten und empörendsten Form auch von den anständigeren Blättern befolgt, während seine wahre Incarnation, der New York Herald, von anderen nicht weniger schändlichen Nachahmern begleitet, die Republik von einem Ende bis zum anderen durchzieht und, von Jedermann gelesen, von Jedermann citirt, von dem Präsidenten beschützt, von der Regierung begünstigt, von den Gerichten geduldet, sich in frechem Triumph seines Erfolges rühmt.

Das beunruhigendste Resultat eines solchen Zustandes ist die steigende Demoralisirung, die aus der offenkundigen Unmacht der Gesetze hervorgeht. Jene scheußlichen Raufereien, deren detaillirte Schilderungen von Zeit zu Zeit unser Erstaunen und unseren Abscheu erregen, beschränken sich nicht auf die westlichen, weniger kultivirten Provinzen der Union, wie man aus folgenden Berichten entnehmen kann, die wir aus den uns vorliegenden Zeitungsheften mittheilen. Wir lassen dabei die zahlreichen in den Sklaven-Staaten begangenen Attentate unberührt, indem es uns für den Augenblick weniger darum zu thun ist, die unmittelbare Sklaverei der farbigen Bevölkerung, als die indirekte, geistige, fast eben so herabwürdigende Knechtschaft der Weißen zu veranschaulichen. So lange diese aber keiner wahren Freiheit genießen, dürfen auch jene nicht hoffen, von ihren Ketten erlöst zu werden.

Im Anfang dieses Jahres wohnte Lord Morpeth einer Sitzung des Hauses der Repräsentanten in Washington bei, wo einige Worte, die der Ex-Präsident J. Q. Adams gegen die Sklaverei fallen ließ, einen furchtbaren Tumult verursachten. Dieser ehrwürdige und verdienstvolle 75jährige Greis wurde aufs schändlichste insultirt und „ein schwarzer Lügner und Verräther" genannt. Sein heftigster Ankläger war Herr Wise, ein bekannter Redner aus Virginien**), der seine wüthenden Tiraden mit Ausfällen gegen England würzte. „Lord Morpeth", schreibt ein Korrespondent des New York American, „hatte den Sitz eines Mitgliedes der Kammer eingenommen, und alle Schmähungen, womit das Britische Volk und seine Regierung überhäuft wurden, schienen gegen ihn gerichtet, indem sich Wise bei jeder besonders beißenden Phrase umwandte und bedeutungsvoll nach dem Lord zeigte, sichtbar entzückt, einen Fremden und einen Edelmann bei einer Gelegenheit insultiren zu können, die jede Möglichkeit der Erwiederung ausschloß." Dieses Betragen wurde von der Versammlung mit rauschendem Beifall aufgenommen.

Ende Februars wurde Herr Tallmadge im Senat von Herrn Benton***) unterbrochen, der ihn einen Lügner nannte. Herr Tallmadge wiederholte seine Behauptung, und Benton strafte ihn von neuem Lügen. Um dieselbe Zeit nannte Herr Clarke in der Repräsentanten-Kammer ein anderes Mitglied, Herrn Holmes, „ein altes Weib" und „einen Esel" und drohte ihm mit Fußtritten. „Herr Holmes", schreibt das Blatt, in welchem wir diese Notiz finden, „schien sehr aufgeregt, und man weiß nicht, wie sich die Sache endigen wird." Wir hören aber nichts weiter davon.

(Schluß folgt.)

---

*) Der verstorbene Kanzler Kent, Vater des jetzigen Richters (siehe oben).

**) Mordecai Manasseh Noah ist einer der merkwürdigsten public characters der Vereinigten Staaten. Von Israelitischen Aeltern in Philadelphia (nach Anderen in Kanada) geboren, machte er sich zuerst als dramatischer Dichter bekannt, war hierauf längere Zeit Amerikanischer Konsul in Marokko und faßte bei seiner Zurückkunft den Plan, ein jüdisches Reich an den Gränzen des Staats New-York und Kanada's zu gründen, zu welchem Zweck er die sogenannte Isle Grande in der Nähe des Niagara kaufte und einen Aufruf an seine Glaubensgenossen in der ganzen Welt ergehen ließ, sich ihm dort anzuschließen. Da sich diese jedoch nicht geneigt zeigten, auf seine Absichten einzugehen, kehrte er nach der Stadt New-York zurück, wo er einen lebhaften Antheil an allen politischen Fragen des Tages nahm und zum Mayor (Bürgermeister) erwählt wurde. Früher einer der Hauptstützen der Jackson-Partei, ging er vor einigen Jahren zu den Whigs über und erhielt nach ihrem Siege 1841 als Belohnung die Stelle eines Rathes im Kriminal-Gericht.

***) Eine kurze Notiz über G. D. Prentice befindet sich in Nr. 24 des Magazins vom v. J., in dem Artikel: „Nachrichten über neuere Amerikanische Schriftsteller."

*) Ueber Bryant und seine „Thanatopsis" vergleiche man die „Unterhaltungen eines Amerikaners mit Thomas Campbell" in Nr. 28 dieser Blätter vom v. J.

**) Henry A. Wise gehört zu den eifrigsten Vertheidigern der Sklaverei im Hause der Repräsentanten und ist auch durch seine vielen Schlägereien berüchtigt. Im Jahre 1838 erschoß er im Duell einen höchst achtungswürdigen Mann, das Kongreß-Mitglied Herrn Jonathan Cilley aus Maine, den er als Abolitionisten auf eine brutale Weise angegriffen und der ihn deswegen gefordert hatte.

***) Thomas Hart Benton hat eben so viele kriegerische Trophäen aufzuweisen, als Herr Wise. Vor einigen zwanzig Jahren hatte er in den Straßen von Nashville ein hitziges Gefecht mit dem General Jackson; beide Theile fochten mit Pistolen und bowie-knives (langen zweischneidigen Messern), wobei der Held von Neu-Orleans den Kürzeren zog. Außerdem ist noch eine kleine Insel des Mississippi, in der Nähe der Stadt St. Louis, der Haupt-Schauplatz der Heldenthaten des Herrn Benton, die ihr den Namen: Bloody Island erworben haben. Er vertritt im Senate den Staat Missuri, wo er allmächtig ist und wo durch seinen Einfluß die demokratische Partei, zu der er sich bekennt, bei allen Wahlen die Oberhand erlangt.

England.

William Howitt in Herrnhut.*)

Herrnhut, dieser Hauptsitz der über die ganze Erde verbreiteten Mährischen Brüder — obwohl vom großen Schwarme der alltäglichen Touristen kaum berührt, erschien doch dem Dissenter-Hange des Herrn Howitt anziehend genug, um die folgenden, wenn auch nur sehr flüchtigen und oberflächlichen Bemerkungen an Ort und Stelle selbst zu sammeln:

„Herrnhut — sagt er — ist ein kleines nett und neu aussehendes Städtchen mit rechtwinkelig gekreuzten Straßen, blanken Häusern **) und nahezu 1100 Bewohnern. Den geräumigen „Platz" fassen das bescheidene „Gemeinlogis" (Gasthaus), der „Saal" (die Kirche) und das „Haus der ledigen Brüder" ein. Auch das „ledige Schwestern-Haus" steht in der Nähe, der Kirche gegenüber. Allenthalben ist's außerordentlich nett, sauber und still. Keine Werkstatt, kaum ein Schild ist irgendwo sichtbar. Um so wundersamer erscheint es, daß gerade von diesem ausschließlichen Bereiche der Ruhe so viele Rüstige ausgingen in alle Welt, zu lehren alle Völker. Nur hier und da begegnet man Jemand auf seinem Wege: Etwas aber, wie ein Kind, das in der Straße spielte, ist hier nirgend zu treffen. In Erziehungspunkten sind die Herrnhuter überhaupt gewaltig stark und streng: Kinder, wie John Wesley, haben sie vermuthlich gelehrt, „die Ruthe zu fürchten und leise zu schreien" — denn ein paar Säuglinge in den Gärten ungerechnet, hört und sieht man von diesem Segen hier im „Orte" allerwärts so wenig, daß man gewiß glauben würde, die frommen Leutchen erzielten nur diesen allein gar nicht — oder, es geschehe regelmäßig jedes Jahr, was in der That ein Mal hier vorgekommen: daß ihnen Allen insgesammt im Verlaufe des vollen Kirchenjahres nur ein einzig' Kindlein bescheret worden.

„Das ganze „heimliche" Stillleben dieses Völkchens deutet auf eine Gemüthsrichtung, welche mit den Leidenschaften und Erregungen dieser Welt nichts gemein, sondern lediglich die Vorbereitung auf jene im Auge hat, zur Bethätigung des Wahlspruchs:

> Zerbrich, verbrenne und zermalme,
> Was Dir an mir nicht wohlgefällt:
> Ob mich die Welt an einem Halme,
> Ob sie mich an der Kette hält,
> Ist Alles eins in Deinen Augen,
> Da nur ein ganz befreiter Geist,
> Der alles Andre Schaden heißt,
> Und nur die laut're Liebe taugen.

Von Verbrechern unter ihnen hat nie etwas verlautet, und auch Prozesse kommen nur selten vor; die meisten erstickt der „Orts-Richter", durch Vergleich, im Keime schon. (An der Spitze der ganzen „Brüder-Unität" steht übrigens die, beliebter Kürze wegen, schlechtweg sogenannte „UAC" oder Unitäts-Aeltesten-Konferenz, deren Verwaltung alle sieben Jahre ein „Synodus" von Abgeordneten aus allen Welttheilen prüft und ordnet.) —

„Ein würdiger alter Offizier, welchen ich hier fand, sagte lächelnd zu mir: „Meiner Treu! Ich habe doch gewiß Drang und Sturm genug in meinem Leben zu bestehen gehabt und mich recht ordentlich nach einem ruhigen Hafen gesehnt; ich dank' auch Gott, daß ich einen gefunden, und will gern seelenfroh und dankbar meine Tage hier beschließen. Aber ich habe schon Manchen hierherkommen gesehen, der zuerst, von der friedlichen Stille getroffen, meinte, Nichts könne so angenehm seyn, als hier das Leben zuzubringen — und hinterher schon nach einem Monate des Versuchs genug gehabt. Nein, Herrnhut ist kein Aufenthalt für solche, die der übrigen Welt nicht völlig sich entschlagen, die, trotz Wirrsal und Täuschung, noch nicht unvertilgbaren Ueberdruß an jener mitgebracht." ***) — Die Vergnügungen und Unterhaltungen der Herrnhuter müssen uns Weltkindern allerdings nicht nur einigermaßen seltsam, sondern auch ziemlich selten bedünken, indem deren Verzeichniß nur die einzige Abwechslung von täglicher Arbeit, regelmäßigen Bet- oder Singe-Stunden und zeweiligen freundnachbarlichen Besuchen bietet; doch kann dies unsere Achtung vor denen natürlich nicht mindern, welche in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten ausreichende Erholung finden. †) Darum ist auch Armuth nirgend weniger drückend oder beschämend als unter den Herrnhutern — versteht sich, unverschuldete. Einen wahrhaften Genuß gewähren oft „die Abendstunden", welche zum Lesen der eingelaufenen Missions-Berichte im Saale verwendet werden und zur Anregung des Glaubenseifers wesentlich beitragen (obgleich deren Verfasser meist von Haus aus Handwerker und nur theilweise später vielleicht Erzieher oder Aufseher in irgend einer Anstalt gewesen).

„Im Brüder- wie im Schwestern-Hause herrschten Ruhe und Sauberkeit auf allen Punkten. Immer drei oder vier Personen fanden wir in einem Wohn- und Arbeitzimmer, unter „Stuben-Aeltesten" vereinigt, welche die Ordnung aufrecht hielten. In einem Gemache fanden wir allerhand gefertigte Arbeiten zum Verkaufe ausgestellt — Alles ganz vortrefflich und ziemlich theuer. Als wir einer Menge junger Mädchen zusahen, welche emsig beschäftigt waren, sagte man uns, daß jedes derselben nur mit großer Anstrengung wöchentlich drei Thaler erschwingen könnte. Am Schwesternhause befindet sich ein zierlich gepflegter Garten. Merkwürdig war es uns auch, in diesen beiden Häusern dicht bei einander so Manche zu finden, die in den fernsten Weiten, in den heißesten oder in den kältesten Weltgegenden, zerstreut gewesen: lauter Glaubensboten oder Kinder von solchen, bei den Kaffern, Grönländern, Negern geboren.*) — Jedes „Chor" hat in seinem Chorhause einen gemeinsamen Speise-, einen Chor- und einen Schlaf-Saal. **) Die Beköstigung ist verschieden, je nachdem das Vermögen dem Einzelnen den guten, oder den mittleren, oder nur den „schlechten Tisch" gestattet. Der Chorsal dient zur gemeinsamen Verrichtung des täglichen „Morgensegens" und anderer Chor-Andachten, besonders am Chorfeste, so wie zu Aufführung von Konzerten — wozu derselbe mit einer Orgel oder einem Flügel ausgestattet ist. Musik wird hier überhaupt so allgemein getrieben, daß fast jedes Wohnzimmer eine Geige, Guitarre oder Flöte aufzuweisen hat. Nicht nur Lieder, sondern auch Werke und Oratorien, wie „Schiller's Glocke", ja selbst „die Schöpfung" und „die Jahreszeiten" kommen hier zu einer Ausführung, welche die emsigste Ausdauer und der gediegenste Sinn eben so wohl, als die Mitwirkung auswärtiger Organisten, Kantoren und anderer Kunstverständiger, jederzeit über die Mittelmäßigkeit erhebt. — Im Brüderhause besahen wir eine sehr schöne Sammlung von ausgestopften Vögeln und anderen Naturmerkwürdigkeiten, welche Missionaire von aller Welt Enden her geliefert. (In Niesky befindet sich ein Kunst- und Naturalien-Kabinet, dessen Reichhaltigkeit in Hinsicht auf fremde Welttheile manchem Königlichen den Vorrang streitig machen dürfte.) — Der Schwestern-Schlafsaal gewährte dem Englischen Auge einen eigenen Anblick, vermöge eines ganzen Heeres der berühmt winzigen (ein-schläferigen) Deutschen Betten, welche hier in einzelnen Treffen aufgestellt zu schauen. In ihren kleinen weißen Musselinhäubchen („Eierschalen") ähneln die Herrnhuterinnen den Quäkerinnen: die Farbe des Bandes, mit welchem jene sie unterm Kinne binden, erleichtert den jungen Männern auf Freiersfüßen die Wahl insofern, als diese am blauen Bande die Ehefrau, am weißen die Witwe, am blaßrothen die ledige Schwester, am hochrothen das große Mädchen sofort zu erkennen vermögen. — Auch die Kirche hat Aehnlichkeit mit der der „Freunde": weder Kanzel noch Kirchstühle sieht man da, sondern nur einen einfachen, auf einem zwei- oder dreistufigen Tritte stehenden grünbezogenen Pulttisch und gewöhnliche braunpolirte Holzbänke; derjenige, welcher „die Versammlung" hält, erscheint nicht im Talar, sondern in einfacher dunkelfarbiger Kleidung, und die beiden Geschlechter sitzen getrennt von einander, rechts und links, vor ihm.

Der Kirchen-Gesang ist ohne Zweifel sehr ausgebildet, belästigt das Gehör niemals mit einem Gekreische oder mit vorschreienden Stimmen, wie man sie so oft in anderen Kirchen auszuhalten hat. Auch pflegen bisweilen die meisten Gemeindeglieder ohne Gesangbuch zu erscheinen, selbst in den abendlichen „Singstunden", in welchen der sie Abhaltende nach Belieben nicht nur Melodie und Lieder, sondern auch nach eigener Wahl diesen oder jenen einzelnen Vers aus letzteren intonirt und jederzeit sofort eine vollstimmige Begleitung findet, obgleich das Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinde an 1000 Lieder zählt. — Zu ihren „Liebesmahlen", welche regelmäßig bei den Chorfesten stattfinden, dichten sie eigene „Psalmen", die in der Kirche an die Versammelten gedruckt vertheilt und, während des Genusses des nebst Milchbroden gleichfalls daselbst umhergereichten Milchthees, (im bitterarmen Grönland giebt es anstatt dessen: einen Vorlegelöffel voll gekochter Hirse oder Erbsen, in beide Hände gefüllt und nicht selten mit dem Reste der zur Kirchen-

---

*) Vgl. Nr. 149 und Nr. 154 von 1842, wo wir bereits einige Notizen über das neueste Werk des Herrn Howitt: The rural and domestic life of Germany gegeben.

**) Nicht zu vergessen die frischen Grasmatten mitteninne, frei zwischen sorglich unterhaltenen Kieswegen oder hinter lebendigen Hecken liegend, mit schönen hohen Bäumen besetzt — welche, anstatt der steinigen oder staubigen Marktplätze anderwärts, so viel zum Schmuck und zur Stille beitragen, indem sie dem Ganzen das Erquickende eines Gartens, eines beständigen Sommer-Aufenthaltes geben.

***) Dies — nach mehrjährigem Aufenthalte in einer Herrnhuter-Gemeinde dürfen wir das mit Ueberzeugung versichern — ist doch nur eine Einzel-Ansicht und besonders auf Herrnhut, mit dessen weit und breit bekannter Gewerbthätigkeit, den vielseitigen Handels-Verbindungen und Beziehungen nach außen hin — noch weniger passend als etwa auf Gemeinorte, wie Kleinwelka bei Bautzen, Gnadenberg, Barby u. d. m.

†) Schauspiel, Bälle, Billard, Karten sind freilich nicht geduldet, ein Tänzchen in der Nachbarschaft aber gestatteten sich manche Brüder schon vor zwanzig Jahren ausnahmsweise, und tief im stillen Schoße des älterlichen Hauses wagte solches wohl auch manche heißblütigere Schwester. Das Völkchen von Gnadenfrei in Schlesien galt damals für sehr lebenslustig, und im Seminar zu Gnadenfeld soll mancher echte Studenten-Streich erdacht und vollbracht worden seyn. Den „Pädagogisten" in Niesky bei Görlitz wurden derzeit schon officiell nicht nur Turnübungen, sondern auch Kegelbahnen freigegeben, und im Gemeinlogis daselbst sollte sogar ein Billard aufgestellt werden! — Wie es mit allem diesem gegenwärtig steht, wissen wir nicht zu sagen. D. U.

*) Merkwürdig klang es allerdings auch dem in der Nieskyer Erziehungs-Anstalt umhergeführten Fremden, wenn ihnen die Zöglinge in den verschiedenen Stuben, der Reihe nach, und als deren Geburtsorte, neben den bekanntesten inländischen Ortschaften, Namen wie Paramaribo in Surinam, Niesky auf St. Thomas in Westindien, Gnadenthal auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Hoffenthal in Grönland genannt wurden. Komisch aber war es dann besonders, wenn, was bei Besuchern aus niederen Ständen bisweilen vorkam, der Fremde einem so weit herbeigebrachten „armen Knaben" aus lauter Rührung eine Kleinigkeit schenken wollte. Solcher Schelm rechnete gewöhnlich „die gefährliche Seereise" zu seiner lustigsten Zeit und hätte sie recht gern noch ein paarmal wiederholt. Die meisten waren Waisen.

**) Nach Chören, unter Vorsteherschaft von „Pflegern" und „Pflegerinnen", ordnen sich die Herrnhuter in „Kinder" (bis zur Confirmation im 15ten oder 16ten Jahre), „Große Knaben (und Mädchen)", „Ledige Brüder (und Schwestern)", „Eheleute", „Witwer" (und Witwen)". — Die sich zur Gemeine Haltenden außerhalb der Gemein-Orte bilden die sogenannten „Diaspora-Gemeinen", zeichnen sich indeß großentheils nur durch blinderen Glaubenseifer aus und tragen eben deshalb zu mancher unverdient ungünstigen Beurtheilung der eigentlichen Herrnhuter nicht wenig bei. — Da an einem bestimmten Kalendertage jedes Chor alljährlich sein eigenes Fest feiert, jede Gemeine aber außerdem den Tag ihrer Stiftung und alle vier Wochen das Abendmahl begeht, so ergiebt dieses, mit den allgemeinen evangelischen Kirchfesten zusammengenommen, eine erkleckliche Anzahl von Fest- und Feiertagen, unter welchen, durch die eigenthümliche Art ihrer Begehung, besonders Ostern und Weihnacht wahrhaft erhebend wirken. D. U.

Erleuchtung an die Einzelnen vertheilten Talglichte verzehrt) wechselgesangsweise abgesungen werden. Früher schloß sich an das Liebesmahl zuweilen ein sogenanntes „Anbeten“, welches in einer vom Vorsitzenden knieend gesprochenen Gebetrede bestand, die vom weiblichen Theile der Gemeinde knieend, vom männlichen aber liegend, mit dem Angesicht am Boden, angehört wurde. Seit längerer Zeit jedoch ist dieses Anbeten im Staube eingestellt. Eigenthümlich dagegen ist noch immer ihre Abendmahlsfeier: diese findet vierwöchentlich, und immer Sonnabends gegen Abend statt. Acht Tage vorher beginnt „das Sprechen“, d. h. eine Art Beichte, indem die Vorsteher und Pfleger die kommunizirenden Glieder ihrer betreffenden Chöre in einer kurzen Besprechung unter vier Augen auf geeignete Weise veranlassen, ihre Gemüthsverfassung darzulegen, für etwaige Zweifel oder Sorge Beruhigung, Trost und Rath anzunehmen, Zwistigkeiten zu enden — kurz, zur vorhabenden Feier sich würdig vorzubereiten. Diese erfolgt dann in der völlig verhangenen, durch Kerzen nur mäßig erleuchteten Kirche, indem allein die Kommunizirenden gegenwärtig sind *) und unter Gesang zuerst das Brod ringsumher eingehändigt wird — wobei die dienenden Brüder und Schwestern in weißen Talaren erscheinen — dann die Einsetzungsworte Christi gesprochen, bei der bezüglichen Stelle von allen Anwesenden stehend, die Oblaten gebrochen, in den Mund genommen, hierauf unmittelbar mehrere Becher mit Wein umhergetragen und nach der allgemeinen evangelischen Sitte genossen, endlich aber von jedem Kommunikanten der Nachbar zur Rechten und der zur Linken geküßt werden. (Daß beide Geschlechter von einander gesondert sitzen, haben wir bereits erwähnt.)

Die Ehen werden nicht bloß nach freier Wahl, unter Genehmigung der Aeltern oder Vormünder, sondern auch noch, besonders von Missionairen, mittelst Brautwahl durch's Loos geschlossen. (Dieses Letztere war aber schon vor langer Zeit zum ziemlich seltenen Ausnahmsfalle geworden und ist übrigens gar nicht wirklich so seltsam, wie es allerdings scheint, wenn man nicht erwägt, daß der Missionair, dessen Stellung weibliche Unterstützung durchaus erfordert, und der vielleicht seit vielen Jahren auf seiner Mission völlig isolirt geblieben ist, eine eigene Wahl in der fernen Heimat meist gar nicht mehr zu treffen weiß. Bittet ein Solcher dann, dort für ihn zu wählen, so fragt der Ortsvorstand doch immer erst bei den Witwen oder ledigen Schwestern an, welche er für den fraglichen Mann und Posten tauglich und wenigstens nicht abgeneigt hält, bevor er zum Loose schreitet, dessen Entscheidung dann natürlich selten oder nie abgelehnt, da dasselbe ja nur unter mehreren Bereitwilligen gezogen wird.) Für den guten Bestand solcher Ehen bürgte von je hinlänglich die Eigenthümlichkeit der Herrnhutischen Erziehung und Gemüthsrichtung, in Verbindung mit der ihr ganz entsprechenden, nicht weniger eigenthümlichen Stellung der Gatten unter den Heiden.“

*) Nur unmittelbar vor dem Palmsonntage (dem einzigen Confirmationstage) dürfen die nächsten Konfirmanden, welche vorher nicht einmal eine Beschreibung der örtlichen Feier bekommen, vom völlig finster gelassenen Kirchenchore hinab der Kommunion zusehen — wobei, nach allgemeiner Erfahrung, die ungewohnten weißen Talare, als eine Vermummung der wohlbekannten, bis dahin nur stets rein bürgerlich erblickten Brüder und Schwestern — und kaum minder das plötzliche Knistern beim allgemeinen Brodbrechen — eher andachtstörend als erhebend wirken. D. U.

Mannigfaltiges.

— Slawische Jahrbücher. Das in unserer vorigen Nummer erwähnte erste (Zweimonats-) Heft der Jahrbücher für Slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft ist so reichhaltig und umfassend, wie es bisher noch kein anderes literarisches Unternehmen war, das uns oder das übrige westliche Europa mit dem Denken und Treiben der Slawen bekannt machen wollte. Wir haben es schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen, daß es selbst im Interesse der Deutschen liege, dergleichen Bestrebungen zu unterstützen, denn dem Rivalen oder Gegner, den man genau kennt, ist man viel gewachsener, als dem, über den man sich in stolzer Ueberlegenheit hinwegsetzt und den man näher kennen zu lernen sich nicht die Mühe nimmt. Als bezeichnend für die Richtung der Slawischen Jahrbücher ist, daß dieselben nicht nach den verschiedenen Slawischen Staaten und Völkerschaften ihre Abschnitte bilden, sondern nach allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Materien und deshalb bunt durch einander von Rußland und Serbien, von Polen und Illyrien, von Ungarn und Bulgarien sprechen, als ob der von so verschiedenartigen, sich gegenseitig weder kennenden noch verstehenden Nationen bewohnte halbe Welttheil eben nur eine Einheit, ein Volk, bildete. Das vorliegende Heft enthält außer dem bereits erwähnten Programm folgende Artikel: I. Schreibweise der Slawischen Wörter und Namen (wobei hauptsächlich die Polnische Schreibweise zum Grunde gelegt ist, so daß z. B. Car [Zar, das Poln. Czar], Derzawin [Derjawin], Czerkessen etc. geschrieben wird). II. Wissenschaft (1. Schafarik's Slawische Alterthümer. 2. Ljudewit Gaj [mit dessen Portrait] und der Illyrismus. 3. Der Polnische Historiker Lukaszewicz. 4. Das Russische Weihnachtsfest, nach Sacharov). III. Kunst (1. Russisches Theater in Petersburg. 2. Die Böhmische Bühne in Prag. 3. Das neue Theater in Lemberg. 4. Kunstnachrichten). IV. Industrie rc. (1. Die gewerbliche Literatur in Böhmen. 2. Die agronomische Wissenschaft in Rußland). V. Literatur und Kritik. (1. Puschkin, von Mickiewicz. 2. Gegenwärtige Richtung der Russischen Literatur, nach Schewirjew. 3. Die populaire Literatur im Posenschen. 4. Kritiken über Kasterki's Mythologie [Russ. Werk], Hanusch's Slawischen Mythus [Deutsch], Mickiewicz's Zweitjährigen Kursus über Slaw. Literatur, vorgetragen im College de France [Polnisch], Schafarik's Slawische Ethnographie [Czechisch] und Treumund Welp's Petersburger Skizzen (die sehr arg mitgenommen werden). VI. Bibliographie und Zeitschriften-Revue. VII. Miszellen und Korrespondenzen. — Unter den letzteren befindet sich auch ein Schreiben aus Breslau, worin im Namen der Slawischen Oberschlesier dagegen protestirt wird, daß diese für Deutsche ausgegeben werden. „Uns steht“, heißt es unter Anderem, „hier eine kräftige Germanische Partei gegenüber, die die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen sucht und Schlesien für ein rein Deutsches Land erklärt, ja in ihren Bestrebungen sogar so weit geht, das Polnische in unserer Provinz für ein ausgeartetes Sprachidiom auszuschreien, das von den Polen selbst gehaßt werde, so daß die Polnische Nationalität in Schlesien als untergegangen zu betrachten sey.“ — Wir müssen gestehen, daß wir selbst bisher der Meinung waren, das „Wasserpoladische“ sey ein sehr ausgeartetes Polnisch. Auch muß der Schreiber dieses (als geborner Schlesier) seinerseits dagegen protestiren, wenn der Korrespondent der Slawischen Jahrbücher sagt: „Wir Oberschlesier bleiben Polen von Herz und Sinn, von Wort und That“; denn außerdem, daß es in Oberschlesien ganze Kreise giebt, in denen nicht ein Wort Polnisch gesprochen wird, sind auch die Bewohner der meisten Städte Deutsche und werden Deutsche bleiben von nun an bis in Ewigkeit. Dagegen schließen wir uns gern den Wünschen des Korrespondenten an, daß die wohlthätigen Einrichtungen für Unterricht und Gottesdienst, wie sie im Großherzogthum Posen getroffen worden, auch den Polnischen Landleuten Oberschlesiens in gleichem Maße zu Theil werden mögen.

Bibliographie. *)

Italien.

C. Gazzera Memorie storiche dei Tizzoni conti di Desana, e notizia delle loro monete. gr. 4. mit 6 Kpft. Torino 1842.

F. A. Bon Commedie inedite. Fasc. 1. 18. Milano 1842. 87 c. — Schließt sich in Format und Druck der zu Mailand 1839—21 (10 vol. 17 l. 40 c.) erschienenen Ausgabe der Commedie des Verf. an.

Commentari dell' Ateneo di Brescia per l'anno accademico 1840. 8. Brescia 1842.

Galileo Galilei Opere. Prima edizione completa, condotta sugli autentici manoscritti palatini. Tomo I (Opere astronomiche). 8. mit Portrait. Firenze 1842. 10 l. 50 c. — Redacteur dieser dem Großherzog von Toscana, Leopold II., gewidmeten u. mit Dessen Unterstützung erscheinenden Ausgabe der Werke des berühmten Galilei ist E. Alberi; ihn unterstützen dabei der Ritter V. Antinori (als Rathgeber) und die Herren C. Bianchi u. L. Biagozzi. Man hat sich für die Anordnung nach Materien entschieden u. dieselben in sechs verschiedene Klassen gebracht. Das Ganze ist auf 12 Bände berechnet, die sich in Zwischenräumen von 3 bis 4 Monaten folgen sollen. Am Ende wird eine ausführliche Biographie gegeben werden.

G. Sacchi Sullo stato dei fanciulli occupati nelle manifatture. 8. 64 Seiten. Milano 1842. — Abdruck aus den Annali universali di statistica.

Petitti di Roreto (conte) Esame della polemica insorta sulla riforma delle carceri. 8. Milano 1842. 3 l. 50 c.

G. F. Girelli Prospetto medico-statistico degli spedali dei pazzi e pazze in Brescia negli anni 1838 41. 8. Milano 1842. — Abdruck aus den Annali universali di medicina.

A. Guastalla Studii medici sull' acqua di mare. 8. Milano 1842. 3 l. 46 c.

S. Ciampi Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali. Tomo 3 (Rachowski—Zoletnius). 8. Firenze 1842. — Eigenthümliches bibliographisches Werk, zu welchem dem Verf. vielleicht seine Eigenschaft als Korrespondent der Kaiserl. Russischen Kommission des öffentlichen Unterrichts Veranlassung gegeben.

M. Amari Un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII. Palermo 1842. — Ist mit Benutzung der Archive von Neapel u. Palermo, dabei, wie man nachträglich bemerkte, mit großer Freimüthigkeit geschrieben und deshalb bald nach seinem Erscheinen konfiszirt und streng verboten worden. Amari entkam glücklich nach Frankreich. Die Allgemeine Zeitung hat das Verdienst, zuerst und ausführlich auf dieses Werk aufmerksam gemacht zu haben, der unbibliographische Korrespondent aber die Angabe des Formats (wohl Oktav) vergessen. — In Ober-Italien wollte man es nachdrucken.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke. Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Tomo 2. 8. Firenze 1842. 10 l. — Darin: A. Sozzini Diario delle cose avvenute in Siena dai 20 luglio 1550 ai 28 giugno 1555. — Repetti Dizionario — della Toscana. Fasc. 31. — Casalis Dizionario — degli stati di Sardegna. Fasc. 23—27. — de Tipaldo Biografia degli illustri Italiani. Fasc. 31. 32. — Bertoloni Flora italica. Fasc. 23. — Balbi Scritti geografici, statistici e varii. Tomo 5 (lehter). — Danach ist die Angabe in Nr. 102 (1842) zu berichtigen.

Frankreich.

Libri Notice des manuscrits de quelques bibliothèques des départements. 4. Paris 1842. 4 fr. 50 c. — Graf Libri, ein in Frankreich naturalisirter Italiener, hat bereits mehrere, namentlich durch seine Histoire des sciences mathématiques en Italie, bewiesen, welch eminente Talent ihn literarhistorische Forschungen er besitzt.

C. Pecqueur Théorie nouvelle d'économie sociale et politique, ou études sur l'organisation des sociétés. 8. Paris 1842. 9 fr.

P. Armandi Histoire militaire des éléphans depuis les tems les plus reculés jusqu'à l'introduction des armes à feu. 8. Paris 1842. 8 fr.

V. Cousin Des Pensées de Pascal. Rapport à l'académie française sur la nécessité d'une nouvelle édition de cet ouvrage. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Abdruck aus dem Journal des Savants.

P. Leroux De la mutilation d'un écrit posthume de T. Jouffroy, avec une lettre à l'académie des sciences morales et un appendice pour faire suite à la Réfutation de l'eclectisme. 8. Paris. 8 fr. — Vergl. Bibliographie 1842. Nr. 99 u. Art. Frankreich 1842. Nr. 10. Die Réfutation de l'eclectisme ist ein früher erschienenes Werk des Hrn. Leroux.

C. F. A. Leroy Analyse appliquée à la géométrie des trois dimensions. 3. (verm. u. verb.) édit. 8. mit 5 Kpf. Paris. 5 fr.

Abou'lkasim Firdousi Le livre des Rois. Publié, traduit et commenté par J. Mohl. Tome 2. Folio. Paris. — Gehört zu der seit dem J. 1836 erscheinenden Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale, traduits et publiés par ordre du roi. Schon Napoleon beabsichtigte die Herausgabe einer derartigen Sammlung. Es ist dies der vierte (nicht, wie Hr. Beuchot in der Bibliographie de la France sagt, der dritte) erschienene Band der Sammlung. Dieselbe wird in der Königlichen Buchdruckerei (einem Institute, wie wir es allen größeren Staaten, namentlich aber Preußen, wünschten) mit wahrhaft orientalischem Luxus gedruckt. Prof. Mohl ist bekanntlich ein Deutscher, aus Württemberg.

Nr. 11. Z. 1 v. oben, lies: Gypsies of Spain.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Montag den 30. Januar 1843.

Frankreich.

Sitten und Zustände in der Bretagne.

Nachdem wir in Nr. 8 dieser Blätter bei Gelegenheit einer von Herrn Dr. Häring (Wilibald Alexis) gehaltenen öffentlichen Vorlesung der Sprache und der Volkslieder der Bretons gedacht, wird es unseren Lesern gewiß interessant seyn, Einiges über die eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten dieses in einem Winkel Frankreichs lebenden Celtischen Volkes zu erfahren. Wir entnehmen daher einer Französischen Schilderung zunächst folgendes Bild eines Hochzeitsfestes in der Bretagne:

Mit großer Besonnenheit und weiser Berechnung schließen die Bewohner der Bretagnischen Dörfer ihre Ehebündnisse. Ausbrüche blinder Leidenschaft, ertrotzte Einwilligung der Verwandten, kurz aller romanhafte Ausputz unserer Heiraten sind ihnen fremd. Dieser Ruhe indeß entspricht, wie wir sogleich sehen werden, wenig die lärmende Weise, mit der man die Hochzeitsfeste begeht.

Sobald der Tag der Hochzeit festgesetzt ist, wählt sich die Braut unter ihren Freundinnen eine Begleiterin, der Bräutigam desgleichen unter seinen Freunden einen Begleiter, Beide, um persönlich ihre respektiven Familien zu dem bevorstehenden Feste einzuladen. Dieser Umzug dauert vierzehn Tage, denn, in wie entferntem Grade auch Einer verwandt sey und in welchen Verhältnissen er sich befinde, Keiner wird bei dieser Gelegenheit übergangen. Es giebt vielleicht kein Volk, bei welchem der verwandtschaftliche Sinn so rege wäre, als bei den Bretagnern: ihre gegenseitige Anhänglichkeit erinnert an die Schottischen Clans und die Römischen Tribus. Die Anzahl der Gäste steigt auch oft bis ins Ungeheure, und die reichen Pächter zählen bei ihren Hochzeiten mehrere hundert, oft tausend Verwandte.

Die Feier selbst findet immer am Dienstag statt und wo möglich im Hause der Braut. Der vorangehende Sonntag heißt der Schenktag, denn wer die Einladung angenommen hat, schickt an diesem Tage durch einen überaus reich gekleideten Diener ein Geschenk, das in Wildpret, Früchten, Butter oder anderen eßbaren Gegenständen besteht. Der Ankauf des Getränks und die Unkosten der Küche sind also die einzigen Ausgaben, die den Gastgebern bleiben.

Mit Anbruch des Festtages versammeln sich die von dem Bräutigam eingeladenen Personen im Dorfe und ziehen, sobald sie vollzählig sind, einen Spielmann an ihrer Spitze, nach der Wohnung der Braut. Hier aber finden sie Thür und Thor verschlossen; nur im Dachfenster erscheint ein Mensch, der zu den Angekommenen spricht, sich sehr über ihren Besuch wundert und sie bittet, ihren Weg ruhig fortzusetzen, obgleich die Luft mit dem Dampfe der Speisen angefüllt ist und die angehäuften Geräthe in den Scheuern die Vorbereitungen zum Feste verrathen. Jener Mann spricht in Versen und heißt der Reimer der Braut. Aber bald findet sich Jemand, der ihm antwortet. Da man den Fall vorhergesehen und auch der Bräutigam einen Reimer mitgebracht hat, legen einander die beiden Rivalen, zur großen Belustigung der Menge, die lächerlichsten Fragen vor. Nachdem dies Witzspiel einige Zeit gedauert hat, erklärt sich endlich der Reimer im Dachfenster für besiegt durch den Scharfsinn seines Gegners und öffnet die Thür. Er hält wiederum eine schöne gereimte Anrede an die Versammlung und fragt endlich, was wohl so viele Herren und Damen, die er, ihrer Kleidung nach, für Edelleute halten müßte, in einer ärmlichen Hütte suchten, die nicht werth sey, sie aufzunehmen. „Sprecht von keiner ärmlichen Hütte“, antwortet dann der zweite Reimer, „dies Haus ist ein Palast. Denn wir wissen, daß es eine Blume birgt, glänzender als die Sonne. Entzieht sie nicht länger unseren Blicken, denn, sie zu holen, sind wir gekommen.“

Darauf geht der erste Reimer ins Haus und kommt mit einer alten Frau zurück, die er der Versammlung vorstellt. „Hier“, sagt er, „habt ihr die einzige Blume, die wir besitzen. Ihr scheint nette Leute und gute Christen, wir sind bereit, sie euch zu überlassen, wenn ihr um ihrer schönen Augen willen eure Reise gemacht habt.“

„Gewiß eine sehr achtbare Frau, aber die Tage der Hochzeit sind für sie vorüber. Wohl beugen wir uns vor der Würde eines grauen Hauptes, zumal wenn es in einem ehrenvollen Leben bleichte, doch ganz Anderes suchen wir jetzt. Die wir von euch erbitten, ist mindestens dreimal jünger als diese da; ihr müßt sie sogleich erkennen an dem Glanze, den ihre unvergleichliche Schönheit verbreitet.“

Nach der alten Frau bringt der Reimer ein Wickelkind, dann eine verheiratete Frau, dann eine Witwe, aber immer findet der Andere vorzügliche Gründe, die Angebotenen zurückzuweisen. Endlich erscheint die wahre Braut, strahlend im Hochzeitskleide und begrüßt von dem Jubelgeschrei der Menge. Alles tritt ins Haus, und bald nimmt die Scene einen ernsteren Charakter an. Der Reimer spricht ein Gebet zum Gedächtniß der Todten aus der Familie, wendet sich darauf zu den Aeltern der Braut und bittet sie, der Tochter einen Segen zu ertheilen, den sie als Unterpfand ihres Glückes wieder auf ihre Kinder übertragen könne. Diese kniet vor der Mutter nieder, die sie aufhebt und bewegt in ihre Arme schließt. In einigen Ortschaften ist es Sitte, daß die Mutter dann ein Ende vom Gurte der Braut abschneidet, indem sie spricht: „Das Band, meine Tochter, das uns verknüpfte, ist zerrissen, vom heutigen Tage übernimmt ein Anderer die Macht, die uns Gott über dich gegeben. Mein Haus ist nicht mehr das deine, so lange du glücklich bist; wenn aber das Unglück dich heimsucht, bin ich deine Mutter wieder, stets sollen meine Arme meinem Kinde geöffnet seyn. Wie du heute, habe auch ich einst meine Familie verlassen, um deinem Vater zu folgen, und auch dich werden einmal deine Kinder verlassen, wie du uns verläßest. Denn also ist es der Wille des Herrn; möge Er, in dessen Namen ich dich segne, dir so viel Freude zu Theil werden lassen, als er mir geschenkt hat.“

Hierauf umarmt die Braut ihre Verwandten, und wiederum hält der Reimer einen langen Vortrag zum Preise ihrer Fähigkeiten und Tugenden. Er vergißt nie, zu erinnern, daß Sparsamkeit und Arbeitsliebe in ihrer Familie erblich seyen, und empfiehlt dem jungen Ehemanne schließlich, seine Frau mit Sanftmuth zu behandeln und in allen wichtigen Fällen um Rath zu fragen. Jetzt ordnen sich beide Familien in einen Zug und nehmen den Weg durchs Dorf. Aber fast bei jedem Schritt werden sie von Bettlern aufgehalten, die auf die Zäune am Rande des Weges klettern und durch Brombeerstauden, die sie mit ihren Stacheln den Leuten vor's Gesicht halten, die Passage sperren. Der Begleiter des Bräutigams hat das Amt, durch einen kleinen Zoll diese Schlagbäume in die Höhe zu bringen. So gern er sich indeß auch dieser Pflicht unterzieht, mag sie doch bei der Länge des Weges nicht gerade die angenehmste seyn.

Wir übergehen mit Stillschweigen die kirchliche Ceremonie und einige andere Gebräuche, die den Reimern wiederum Gelegenheit geben, ihr Dichtertalent oder ihr Gedächtniß glänzen zu lassen. Nur im Vorbeigehen wollen wir noch einer eigenthümlichen Sitte erwähnen. Wenn nämlich die Ceremonie in der Kirche zu Ende ist, strömt Alles auf den Gottesacker, um auf den Gräbern der Familie zu beten. Man darf, sagen sie, der Todten nicht vergessen, wenn sich die Lebenden freuen. Vielleicht verweilen sie gerade darum im Fegefeuer, weil sie zu emsig für jenen äußeren Wohlstand Sorge trugen, der ihren Nachkommen heute erlaubt, sich der Freude hinzugeben. — Das Festmahl, das nun folgt, ist eigenthümlich bis zur Unglaublichkeit. Nicht das bunteste Niederländische Bild könnte uns eine Anschauung von dieser verworrenen, unendlichen Masse fröhlich schmausender Menschen geben. Den ganzen Morgen bereits hat man unter neuen Zelten Tische aufgezimmert und an allen Ecken in improvisirten Küchen gekocht und gebraten, denn schon einen Tag vorher kommen alle Nachbarinnen und Verwandte, die Talent und Beruf zur Kochkunst fühlen, ihren Rath und ihre Dienste anzubieten. Es ist höchst ergötzlich, ihnen zuzusehen, mit wie großer Geschäftigkeit sie ganze Schaaren von Geflügel in ihren riesigen Töpfen überwachen. Aber mit welchem Eifer sie auch ihr wichtiges Amt versehen mögen, so sind doch nur wenige so eingefleischte Köchinnen, daß sie nicht ihre Posten verließen, wenn der ferne Ton der Trompeten die Annäherung des Zuges verkündigt.

Dem Brautpaare voran ziehen Spielleute und Possenreißer, die durch ihre Künste und Kraft-Anstrengungen Beifall und Geschenke von den Gästen ärndten. Zunächst hinter den Neuvermählten gehen ihre Aeltern und Pathen, denen die übrigen Eingeladenen ohne Ordnung, jeder in der Tracht seiner Gegend, folgen. Einige kommen zu Fuß, Andere zu Pferde, am häufigsten sieht man zwei Individuen auf einem Thiere, einen Mann vorn auf einem Querholz, das mit Heu ausgepolstert ist und als Sattel dient, und eine Frau hinter ihm auf dem Kreuz des Pferdes. Nicht selten kommen Pferde mit Körben behangen, in welche kleine Kinder gepackt sind, die ebenfalls Gäste bei der Feier seyn sollen. Wie sie voll Staunen und Freude ihre Köpfchen drehen, die kaum über den Rand der weidnen Tribünen hervorgucken, erhöhen sie nicht wenig den Reiz dieser malerischen ländlichen Scene. Die Bettler schließen den Zug, denn auch sie sind zu Hunderten gekommen, um mit ihren besten Kräften bei dem Mahle mitzuwirken. Endlich gelangt die Masse, die auf ihrem Marsche wohl eine Viertelmeile des Weges bedeckte, in die Gehöfte, auf denen das Mahl gehalten werden soll, und ballt sich in einen, dem Ansehen nach unent-

wirrbaren Knäuel zusammen. Anfangs ist es auch weder möglich, sich zu rühren, noch ein Wort zu verstehen, und erst nach geraumer Zeit gelingt es, ein wenig Ordnung in den dichten unübersehbaren Haufen zu bringen und die Gäste an den Tischen zu placiren.

Diese Tische bestehen aus Brettern, die auf Pfählen ruhen, und sind sehr schmal und niedrig. Die Bänke sind auf dieselbe Weise gezimmert und, im Vergleich zu den Tischen, so hoch, daß man seine Knie zwischen sich und seinem Teller haben würde, wenn man bei einer Bretagnischen Hochzeit diesen Luxus-Artikel gebrauchen dürfte. Nur die Suppe wird in hölzernen Näpfen gereicht, die übrigen Gerichte ißt man aus der Hand. Die Getränke kommen in großen irdenen Krügen auf den Tisch und werden aus Tassen genossen, von denen immer eine auf fünf bis sechs Personen kommt. Es gilt für eine Höflichkeit, seinem Nachbar den Rest in der Tasse, aus der man eben getrunken hat, anzubieten, und man würde für einen groben und ungesitteten Menschen gehalten werden, wollte man ein solches Anerbieten zurückweisen. — Zwischen den einzelnen Gängen, die, was ihnen an feiner Zubereitung abgehen möchte, durch Masse ersetzen, spielt die Musik, und Alles steht auf, entweder um zu singen oder zu tanzen. Die Geschäftigsten helfen den Gastgebern die Reste aus den Schüsseln sammeln und in Körben zu den Bettlern tragen, die auf irgend einem Felde in der Nähe, gleich einer zerlumpten Zigeunerbande, in einzelnen Gruppen gelagert sind.

Wenn sich das Mahl seinem Ende nähert, treten einige frühere Gespielinnen der Braut an sie heran und singen ihr eines von den tausend Liedern, die bei dieser Gelegenheit in der Bretagne gebräuchlich sind. Alle diese Lieder bewegen sich in denselben trüben, melancholischen Ideen und entsprechen mit ihrer sanften Poesie wenig jener Rauhheit der Sitten, wie sie aus manchen Einzelheiten des Festes hervorleuchtet.

„Nicht mehr", so lautet einer dieser Gesänge, „rufen wir dich zu unsern heiteren Spielen; sag' unsern Freuden Lebewohl und deinen Liedern.

„Wenn du wieder singst, singst du dein Kind in Schlaf; wenn du dich freust, ist's über sein Lächeln; wenn du hoffst, ist's, daß es den süßen Mutternamen ausspreche.

„Lebewohl sag' allem Putz und Tanz. Die Ehe fesselt die Frau an den Heerd ihres Mannes und an die Wiege ihres Kindes.

„Die Ehe macht ernst und sorgenschwer: die Lerche vergißt ihre heiteren Weisen, wenn ihre Brut zum Leben gereift ist.

„Doch auch die Pflichterfüllung ist Genuß; du wirst eine gute Mutter seyn, und deine schönen Tage werden wiederkehren, wenn du deine älteste Tochter so schön siehst, als du jetzt bist.

„Nur Muth und Vertrauen! Heute ist der schönste Tag deines Lebens, bald vielleicht kommt auch an uns die Reihe; die Ehe ist eine Schuld, die wir Alle zu lösen haben.

„Muth und Vertrauen! Das Leben hat seine Tage der Prüfung und der Freude; scherze und singe noch einmal mit deinen Freundinnen, singe und tanze noch einen Tag!" (Schluß folgt.)

Cousin und Jouffroy.

Werthester Herr Redacteur.

In einer Nummer Ihres geschätzten Journals (Nr. 10), wo ein Pariser Berichterstatter über die Verstümmelung eines nachgelassenen philosophischen Werkes von Jouffroy spricht, giebt er, obschon halblaut, zu verstehen, Leroux sey ein persönlicher Feind von Cousin: er habe diese Beschuldigung gegen ihn so ins Blaue hinein veröffentlicht. Es scheint, als kennt der Berichterstatter weder Leroux noch Cousin. Wenn ein Mann wie Leroux, der schon zwanzig Jahre treu an seinen Prinzipien hängt und weder Stellen noch Lohn für seine philosophischen Untersuchungen annimmt, eine solche Klage gegen einen Mann wie Cousin veröffentlicht, der schon zweimal Minister war, Pair de France und Mitglied von fast allen gelehrten Gesellschaften ist, die — etwas eintragen, so können Sie darauf zählen, daß er seiner Sache sicher ist und Beweise in der Hand hat. In einem zweiten Artikel, den Leroux über diesen Gegenstand publizirt und den er „Mr. Cousin auteur de la mutilation de Jouffroy" betitelt, beweist er dieses auch. Herr Leroux ist ein persönlicher Feind Cousin's insofern, wie das Prinzip ein Feind ist von der Prinzipienlosigkeit: wie der bescheidene Gelehrte von dem prahlerischen ignoranten Spekulanten. Herr Leroux war einst Redacteur eines Blattes, an dem Cousin bloß Mitarbeiter war. Er kennt ihn also genau. Lesen Sie nur den zweiten Artikel Leroux's über diesen Gegenstand, und Sie werden sehen, wie er Herrn Cousin eine philosophisch-politische Verrätherei über die andere nachweist. — Sie ist zu frappant, diese Beweisführung, als daß Sie sie nicht Ihren Lesern geben sollten, um ihnen zu zeigen, welche Männer in Frankreich an der Spitze der Regierung und der Wissenschaft stehen. Lamennais heißt Cousin schon le Cartouche de la philosophie. Was nun die Verstümmelung Jouffroy's insbesondere betrifft, so ist Herr Damiron, der Freund und Editeur des Verstorbenen, ebenfalls ein Freund Leroux's. Schreiber dieses hat die Ehre, diese Männer persönlich zu kennen. Damiron, der sich von Cousin verleiten ließ, unter der Androhung, das Werk werde die Witwe des Verstorbenen um ihre Pension bringen, denunzirte Cousin selbst bei Leroux, nachdem ihm der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Villemain, versichert hatte, daß jenes nie stattfinden werde. Ist dies Ihnen aber nicht genug, weil Sie doch eine Vorliebe für Cousin zu haben scheinen, so wissen Sie, daß Cousin in diesem Augenblick beschäftigt ist, die „Gedanken" von Pascal, die von Roannes verstümmelt wurden, in ihrem ersten Ursprung wiederherzustellen. That er dies zum Vortheil der Wahrheit und der Wissenschaft? Er ließ sich zuerst das Geld dazu von der Akademie bestimmen. In derselben Zeit aber, wo er den verstümmelten Pascal wieder ausstattete, verstümmelte er selbst Jouffroy's Werk, von dem Sie nicht die Hälfte der Verstümmelungen anzogen. Da, wo Jouffroy Cousin der Ignoranz beschuldige, setzte er Prudence, und noch mehr als zwanzig Stellen der Art kommen vor.

Herr Leroux aber hat einen eigenhändigen Brief Cousin's, den dieser an Damiron schrieb, bei einem Notar deponirt. In diesem Briefe steht folgende Phrase: Me voilà sur Jouffroy comme Roannes sur Pascal!

Ist dies Ihnen jetzt genug?

Die Sache ist wichtiger, als sie scheint. Daher bitte ich Sie, im Namen der Wahrheit diese Zeilen in eine Ihrer nächsten Nummern einzurücken.

Berlin. Ein Franzose.

Nord-Amerika.

Die Presse in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Bald nach diesem Vorfall (erzählt das New-Yorker Journal of Commerce) wurde Herr Arnold aus Tennesse während einer Rede im Hause der Repräsentanten von einem Herrn Raynor mehrere Mal zur Ordnung gerufen. Herr Arnold bemerkte, daß dies eine böswillige Unterbrechung sey. „Sie sind ein Schuft", entgegnete Raynor. „Sehen Sie, Herr Sprecher!" fuhr Arnold fort, „man nennt mich einen Schuft, und eben diesen Ehrentitel hat man auch Ihnen heute Morgen beigelegt." Der Streit dauerte so noch eine Weile fort; endlich sagte Herr Raynor: „Wenn der Schuft mich angreifen will, so möge er es auf der Straße thun, ohne hier eine Posse zur Belustigung der Galerieen aufzuführen." — Derselbe Herr Arnold nahm bald nachher an einem ähnlichen Auftritt Theil. Der General Dawson aus Louisiana, der von den Blättern seiner Partei als „einer der artigsten, wohlgesittetsten Männer im ganzen Kongreß" geschildert wird, nannte ihn „eine Memme und einen Prahlhans", und seine ganze Artigkeit und Gesittung aufbietend, erklärte er ihm: „daß er ein verfluchter Schuft und ein verfluchter Hundsfott sey, und wenn er sich nicht besser aufführe, würde er ihm die verfluchte Gurgel von einem Ohr bis zum anderen abschneiden!!" Auch von dieser Sache hören wir nichts weiter, als daß Herr Arnold ein sehr friedfertiger Mann ist und daher nur erwiederte, daß er keine Lust habe, sich zu schlagen, und daß sein höflicher Freund nach Florida gehen und sich dort mit den Seminolen herumbalgen möge, wenn's ihm so sehr darum zu thun wäre.

Unser letztes Beispiel nehmen wir, wie das erste, von Herrn Wise. Dieses Individuum ist Vorsitzer des Ausschusses für die Marine-Angelegenheiten, und sein Gegner in dem Zwiste, zu dessen Erzählung wir jetzt schreiten, war Herr Stanley, Vorsitzer des Militair-Ausschusses; die Stellung Beider würde also ungefähr der eines Marine- und eines Kriegs-Ministers entsprechen. Herr Stanley begann den Angriff. Als Widersacher der jetzigen Regierung sprach er davon, dem Präsidenten Tyler (im politischen Verstande) den Kopf abzuschneiden, und verglich ihn hierauf sehr fein mit „einem Esel, der sich auf eine Eisenbahn hinlegt und dadurch die Lokomotive mit den Wagen und sämmtlichen Passagieren umwirft." Er kam sodann auf Herrn Wise zu reden, der, wie er sich ausdrückte, ein anderes Mitglied, Herrn Whitney, „gebullenbeißert" (bull-dogged) habe. Wise: „Behauptet der Herr, daß ich Herrn Whitney gebullenbeißert hätte?" — Stanley: „Was ich von Bullenbeißern sprach, war für das Mitglied aus Virginien bestimmt; er mag es auf sich beziehen." — Wise: „Dies ist gerade die Antwort, die ich von einer Memme erwartet hätte." — Stanley: „Ich habe dies vorausgesehen. Es ist eine alte Finte. Man weiß, wer sich in der letzten Sitzung als Memme zeigte, und wer am schlimmsten davonkam. Der Herr mag mich auf die Probe stellen; wir werden bald sehen, wer eine Memme ist. Er hat sich in seinem Mann geirrt; ich bin nicht von gestern. Ich kenne seine unwürdigen Künste, um sich das Uebergewicht zu verschaffen, aber es wird ihm nicht gelingen." — „Jetzt entsteht die Frage", fügt der Korrespondent des American seiner Schilderung dieser Scene hinzu, „wenn ein Duell hieraus hervorgeht, wer die Herausforderung schicken wird?" — Aber es erfolgte kein Duell; Herr Stanley blieb ganz ruhig und begab sich einige Tage darauf nach den in der Nähe von Washington stattfindenden Wettrennen, wo er auf der Bahn mit seinem Gegner zusammentraf. Im Vorbeireiten gab Ersterer Herrn Wise einen Stoß — zufälligerweise, durch die Widerspenstigkeit seines Pferdes, wie er sagt. Sobald Wise wieder fest im Sattel war, ritt er Herrn Stanley nach und schlug ihn mit seinem Spanischen Rohr so heftig über den Kopf, daß der Stock zerbrach. „Ich stieß unversehens gegen Euch", rief Stanley. — „Dann seyd Ihr entschuldigt", antwortete Wise. — „Pflegt Ihr einen Gentleman hinter seinem Rücken anzugreifen?" fragte Stanley. — „Gott verdamm' Euch!" entgegnete Wise, „stellt die Stockschläge mit der Memme, wie ich Euch vor einigen Tagen nannte, zusammen, und tragt sie, so gut wie Ihr könnt." — Ihre Freunde mischten sich hier ein und brachten sie aus einander, indem sie ihnen vorstellten, daß dies nicht der Ort sey, ihren Streit zu schlichten; sie gingen daher beide nach Hause — Herr Stanley mit geschundenem Gesicht. „Diese Geschichte", bemerkt zum zweitenmal der oben erwähnte Briefsteller, „muß ein Duell zur Folge haben": aber er irrte sich zum zweitenmale. Die Sache wurde freundschaftlich beigelegt, und da sich dieselbe schon im Mai v. J. ereignete, so leben höchst wahrscheinlich die Herren Wise und Stanley im

Augenblick, wo wir unsere Feder niederlegen, von neuem auf dem vertraulichen Fuß, der durch jenes kleine Zerwürfniß unterbrochen wurde.

• • •

Dieses schonungslose Exposé des Amerikanischen Journalismus erregte dort, wie schon bemerkt, einen förmlichen Aufruhr: alle Blätter vereinigten sich, den angeblichen Urheber desselben zu anathematisiren. Der Redacteur des Herald, Herr **Bennett**, der von Boz oder seinem Doppelgänger am ärgsten mißhandelt worden, ließ zuerst den ganzen Artikel in seiner Zeitung wieder abdrucken und schritt dann zur Widerlegung der darin aufgestellten Behauptungen. „Die von Charles Dickens", schreibt er, „in der Foreign Quarterly Review veröffentlichte Uebersicht der Amerikanischen Presse ist das lächerlichste und stupideste Machwerk, das je einem gebildeten Publikum vorgelegt wurde. Es wimmelt von groben Irrthümern und falschen Angaben jeder möglichen Gattung, und das ganze Raisonnement ist auf unverzeihliche Ignoranz und böswillige Uebertreibung gegründet." Er entwirft alsdann ein Bild des Amerikanischen Zeitungswesens, das gegen das obige gewaltig absticht. „Unsere Presse", heißt es darin, „befindet sich nicht nur in jeder Hinsicht auf gleicher Stufe mit der Französischen und Englischen, sondern übertrifft diese sogar in manchen Punkten unendlich. Wir besitzen mehr Originalität als die Engländer, eben so viel als die Franzosen, und mehr Talent, Genie, Fleiß und Unternehmungsgeist als alle beide!!" Nach dieser ruhmredigen Behauptung, die jedem mit den dortigen Zuständen einigermaßen Vertrauten als „Dichtung **ohne** Wahrheit" erscheinen muß, fährt er fort, den Krieg mit etwas größerem Erfolg in das eigene Gebiet des Feindes hinüber zu spielen, und seine desfallsigen, nicht ganz ungegründeten Bemerkungen mögen unserem Aufsatz über diesen Gegenstand zum Schlusse dienen.

„Was die Unsittlichkeit unserer Presse anbelangt — wenn man treue Schilderungen der Auswüchse und Schattenseiten des menschlichen Lebens so nennen will — so hat die Londoner ihr in dieser Hinsicht gewiß nichts vorzuwerfen. Wenn wir die Jahrgänge der sogenannten anständigen Journale der Britischen Hauptstadt in dem letzten Vierteljahrhundert untersuchen wollten, so könnten wir Stellen daraus anführen, die selbst das erbärmlichste Amerikanische Blatt erröthen würde in seine Spalten aufzunehmen. Wir brauchen nur an den Prozeß der Königin Karoline zu erinnern, so wie an die gerichtlichen Klagen gegen Keane, an die der Miß Foote gegen Hayne, an irgend eine der vielen in den letzten zwanzig Jahren vorgekommenen Mordthaten, an die wahnwitzigen Träumereien der Johanna Southcote oder an die vor kurzem in den ersten Londoner Zeitungen mitgetheilte obscöne und gotteslästerliche Geschichte des Betrügers, Sir John Courtenay. So unmoralische, abscheuliche Erörterungen wird man in keinem Amerikanischen Journal antreffen; statten wir aber wirklich Bericht über dergleichen Scenen ab, wozu wir durch unsere publizistische Stellung verpflichtet sind, so gehen wir dabei ganz anders zu Werk als die Englischen Blätter. Diese tischen ihren Lesern nichts als trockne, ekelhafte Details auf, wogegen wir unsere Schilderungen in ein poetisches, romantisches Gewand hüllen, welches der Sache ihren abstoßenden Charakter benimmt." (Die Amerikanischen Zeitungen thun sich alle sehr viel auf ihren Witz und ihre dichterischen Gaben zu gute. Von ihrem Witze haben wir in unserem obigen Aufsatze einige Proben gegeben, mit ihrer Poesie ist es leider eben so übel bestellt, wenn sie nicht, wie es oft geschieht, die Erzeugnisse Englischer Dichter oder Bruchstücke aus Mrs. Austin's „Specimens of the German poets" als ihre eigenen Geisteskinder ins Publikum bringen.)

„Aehnliche Beispiele finden wir in Dickens' eigenen Werken. Was kann unzüchtiger und ekelhafter seyn, als die Schilderungen des Bill Sykes und des Freudenmädchens Nance, und die grauenvolle Beschreibung des an Letzterer verübten Mordes? Was schwachköpfiger und lasterhafter, als die von ihm mit so großer Vorliebe behandelten Fata einer halbverhungerten herumschweifenden Schauspieler-Truppe, zu der er selbst gehört haben soll?" (Und dennoch wurden diese schwachköpfigen, lasterhaften Werke in den Vereinigten Staaten mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, in unzähligen Exemplaren nachgedruckt und von allen Blättern, den Herald selbst eingeschlossen, mit Lob überschüttet.)

„Aber das Spiel ist nicht das Pulver werth. Die Wuth des Dickens rührt daher, weil er als eine Art von literarischem Commis-voyageur von einer Clique Englischer Schriftsteller und Verleger hierher gesandt wurde, um ein Gesetz gegen den Bücher-Nachdruck zu Stande zu bringen. Dieses ist ihm nicht gelungen; man hat hier zu Lande das Monopol (!) jener Clique verworfen, und sie hat sich deshalb verschworen, unsere Institutionen und unseren Kredit durch Schmähungen und Fälschereien aller möglichen Art zu untergraben. Dies ist das wahre Geheimniß des feindseligen Artikels in der Foreign Quarterly Review."

Holland.

Erinnerungen aus dem Haag.

2. Volks-Charakter.

Der Charakter des Volkes ist ehrenwerth. Ein Hauptzug desselben ist die Ehrlichkeit. Zwar wird der Ausländer, namentlich anfangs, gern übervortheilt, doch von seinen dort ansässigen Landsleuten vielleicht noch in höherem Grade als von den Holländern selbst, und in jeder anderen Angelegenheit, wo das kaufmännische Interesse nicht vorwiegt, kann er unbedingt auf die größte Zuverlässigkeit rechnen. Daneben bildet die Religiosität und Moralität einen hervorstechenden Zug. Die äußere Erscheinung steht allerdings zuweilen mit unseren Sitten in schneidendem Widerspruch. So sah ich in Delft den Altar nach der Austheilung des heiligen Abendmahls abräumen von Leuten, welche ihre Pfeife dazu rauchten. So raucht man ebenfalls in der Sakristei an behaglichem Kaminfeuer zu einer Tasse Thee oder einem Glase Wein. Der Pfarrer erscheint im schwarzen Leibrock und trinkt Wasser während der Predigt, die Zuhörer setzen nach Belieben ihren Hut auf. In einer Kirche hörte ich unter allgemeinem Beifallklatschen die Ouvertüre zur Zauberflöte (natürlich als Theil eines Konzertes) auf der Orgel vortragen. Aber die Kirchen sind fleißig besucht, und kein Hausvater wird es versäumen, täglich seiner Familie einen Abschnitt aus der Bibel vorzulesen. Die Animosität zwischen den verschiedenen Sekten, namentlich zwischen Katholiken und Protestanten, ist jedoch nicht geringer als bei uns, obschon sie alle vollkommen gleiche politische Berechtigung genießen. An Zahl stehen die Katholiken den Protestanten nur um einige Tausend nach, aber der Charakter des gesammten Lebens ist durchaus protestantisch. Die zahlreichen Juden, welche mit den Christen ganz gleiche Rechte haben, theilen sich in Deutsche und Portugiesische. Die Letzteren sind sehr angesehen, die Ersteren treiben den eigentlichen Schacher; ihre Handelssprache ist Deutsch. Zu diesen Portugiesischen Juden gehörte Spinoza, welcher, von seinen Amsterdamer Glaubensgenossen ausgestoßen und vertrieben, im Achterroem, einer schlechten Hintergasse des Haags, auch eine Zeitlang im nahgelegenen Dorfe Voorburg, wohnte und sich durch Brillenschleifen erhielt.

Die Moral herrscht ebenfalls in der Literatur vor, selbst in den Romanen und sonstigen Unterhaltungsschriften. Die Dichtkunst neigt sich deshalb vorzugsweise zum Lehrgedicht, und wir begreifen allerdings kaum, wie ein Gedicht über die Krankheiten der Gelehrten (de Ziekte der Geleerden door W. Bilderdijk) in sechs Gesängen, welches, ohne die Anmerkungen, 127 Oktavseiten einnimmt, so großen Beifall finden konnte. Freilich trägt dazu auch die Alles durchdringende vorherrschend materielle Richtung des Volkes bei, welche übrigens eben nicht zu seinen Tugenden gehört, denn durch sie wurde das Geld zum höchsten Ziele des Strebens erhoben und eine herrschende Geld-Aristokratie geschaffen. Doch werden diese und andere Uebel ziemlich ausgeglichen durch die schon erwähnte allgemeine Moralität und durch den ungemeinen Wohlthätigkeitssinn, welcher sich in den mannigfaltigsten Stiftungen und überall, wo sich das Bedürfniß zeigt, mit der größten Anspruchslosigkeit, meist ganz im Verborgenen, äußert. Es ist aber auch die Armuth gerade hier, bei der unglaublichen Theuerung der nothwendigsten Bedürfnisse, vielleicht bitterer und drückender als irgendwo. Im Winter sieht man arme Leute auf den Straßen für einige Pfennige brennende Torfstücke kaufen, um die erstarrten Hände wieder zu beleben. Einzelne Theile der Stadt gewähren einen höchst traurigen Anblick. Bettler giebt es genug, obgleich sie von der Polizei, wenn sie sich betreten lassen, in den Armen-Kolonieen untergebracht werden.

Die eigentliche Natur des Holländers aber, worin seine Tugenden wie seine Fehler aufgehen, ist die Beharrlichkeit. Das Phlegma ist eine untergeordnete Eigenschaft, welche zuweilen einer gewissen Rührigkeit weichen muß. Von Natur auf einen Boden gewiesen, dem er Alles abzwingen muß, hat der Niederländer, langsam, aber sicher fortschreitend, Riesenwerke geschaffen, die unsere ganze Bewunderung verdienen. In der nächsten Umgebung des Haags habe ich kein Getraidefeld aufgefunden. Der Sumpfboden taugt nur zu Weiden, auf welchem die Kühe Tag und Nacht bleiben. Gegen die Kälte werden ihnen leinene Decken umgebunden. Wallfischrippen sind hier und da eingegraben, an denen sie sich reiben können. Tiefe Gräben durchkreuzen das Land nach allen Richtungen. Das gesammelte Wasser wird durch zahllose Windmühlen in die breiten, fahrbaren Kanäle gehoben, welche oft fünf bis zehn Fuß über der Fläche des umgebenden Landes liegen. In den Wintermonaten ist die Gegend um den Haag meilenweit überschwemmt, so daß man fast auf einer Insel zu wohnen glaubt. Dann aber wird das Volk lebendig und rasch. Männer und Frauen aus allen Ständen ergötzen sich am Schlittschuhlaufen. Rüstige Läufer fahren bis Utrecht. Wenn es aber Jahreszeit und Wind und Wetter erlauben, wird das überflüssige Wasser durch mächtige Schleusen ins Meer abgelassen. Die besseren Bodenstrecken werden musterhaft benutzt, vorzüglich zu einer Gartenkultur, welche die unsrige bei weitem übertrifft. Die Fruchtbäume werden meist niedrig gezogen und stark beschnitten, um reichlicheren Ertrag zu erzielen; denn durch die Feuchtigkeit schießen alle Bäume übermäßig ins Laub und in unfruchtbare Reiser. Auch werden zuweilen die Stämme gegen Moos, Fäulniß und Ungeziefer angestrichen. Die oft bespottete geleckte und gezirkelte Zierlichkeit der Holländischen Gärten aber ist nirgends zu finden. Die Gänge derselben, so wie die Fußwege an den Chausseen, bestreut man, in Ermangelung des Kieses, sehr praktisch mit Muscheln, welche sich leicht zertreten und dann einen festen und angenehmen Weg bilden. — So ist das ganze Land durch Beharrlichkeit erst zu einem menschlichen Wohnsitze geworden. Freilich sieht gegenwärtig Alles sehr gewöhnlich und natürlich aus und verräth nur dem aufmerksamen Beobachter die Jahrhunderte lange Mühe vieler tausend Arme. Eben jetzt ist man beschäftigt, das Harlemer Meer auszutrocknen, welches sich seit dem sechzehnten Jahrhunderte fast um das Zehnfache vergrößert hat und bereits gegen 30,000 Morgen Landes bedeckt. Hier sieht man aber auch wieder, was die Noth aus dem Menschen macht. Beim Wasserbau verändert der Holländer fast seine Natur; er wird rasch, scharfblickend, erfinderisch, genial. Eine Geschichte der Holländischen Deiche, Kanäle und Schleusen, welche selbst mit den politischen Schicksalen des Volkes eng verkettet sind, wäre die schönste Lobrede für dasselbe. — Dieselbe Beharrlichkeit aber, welche auch den historischen Ruhm der Nation zum großen Theil gegründet hat, hat auch ihre Kehrseite. Sie verleitet zu einem

tadelnswerthen, übermäßigen Haften am Alten und hindert den geistigen Fortschritt bedeutend.

Im Umgange zeigt sich nicht die Französische Feinheit und Gewandtheit, auch nicht die Deutsche Treuherzigkeit, im Ganzen aber ein biederes Wesen, was namentlich allen Zwang haßt und Jeden nach seiner Weise gewähren läßt. Das Benehmen gegen Damen ist nicht immer von feinem Schicklichkeitsgefühl begleitet, wenigstens vermißt der Deutsche in einer aus beiden Geschlechtern gemischten Gesellschaft jene Zartheit, welche, gleich weit entfernt von Prüderie wie von Sentimentalität, die besseren Kreise in Deutschland auszeichnet. Feiner Witz oder gar Humor sind eine sehr seltene Gabe; ihr Mangel übt einen bedeutenden Einfluß auf die Unterhaltung. Auch glaubte ich zu bemerken, daß die Frauen überhaupt auf einer etwas niedrigeren Stufe ständen als in Deutschland und sich nicht sowohl in der Sphäre des Hauses als in der Hauswirthschaft bewegten, doch wage ich nicht, darüber abzusprechen, denn das innere Holländische Familienleben ist für jeden Fremden hermetisch verschlossen. — Das hier Gesagte bezieht sich natürlich nur auf den gebildeten Mittelstand, denn diejenigen Kreise, welche nur der Residenz folgen, bleiben sich im Wesentlichen in allen Residenzen gleich, wenn sie sich auch an kleineren Orten leichter studiren lassen.

Mexiko.

Die Ruinen in Yucatan.

Während uns die neueren Reisenden sowohl von der Natur als von den gesellschaftlichen Zuständen fast aller Theile Amerika's ein ziemlich anschauliches Bild geliefert haben, ist für die Erforschung der Monumente aus der voreuropäischen Vergangenheit Amerika's noch viel zu wenig geschehen, obgleich dieselben mindestens eben so reiche Ausbeute liefern würden, als die Aegyptischen Alterthümer. Es sollen nach den neuesten Berichten ganze Landstriche nicht bloß mit den Ruinen von großen Städten bedeckt seyn, sondern auch mit Wohngebäuden und Häusern, deren ganze Struktur noch wohlerhalten ist. Auch hier sind die Alterthümer von dreierlei Art: Bauwerke, Skulpturen und Hieroglyphen; was die Skulpturen und kleineren Kunstwerke betrifft, so sollen diese oft von der höchsten Vollendung seyn und den feinsten Geschmack an den Tag legen.

Das Englische Athenaeum enthält den Bericht eines Reisenden aus Yucatan, aus dem wir nachfolgende Stelle hervorheben wollen:

Von den Ruinen von Chi-Chen ging Herr Norman westlich durch Yucatan nach Ticul und den Ruinen von Ichmul. „Wie groß", sagt er, „war mein Erstaunen, als ich diesen Platz erreichte, eine Reihe von Erhöhungen oder Tumuli zu bemerken, welche viele Meilen weit nach jeder Richtung, so weit das Auge reichen konnte, sich erstreckten — die Gräber von vielleicht Millionen! Der Platz ist jetzt mit Gras und Bäumen bedeckt — eine Weide für Vieh! Einige von diesen Tumuli waren vierzig Fuß hoch. Mehrere derselben waren unter der Leitung des Geistlichen geöffnet worden, und man fand Zimmer im Innern und Skelette in sitzender Stellung mit kleinen Töpfen zu ihren Füßen, welches die Stellung war, in welcher die alten Mexikaner ihre Todten zu begraben pflegten. Die Wände und der Fußboden waren wohlerhalten. Große Stücke von behauenen Steinen und Pfeilern lagen auf den Plätzen umher zerstreut, welche vermuthen lassen, daß sie einst Theile einer großen und volkreichen Stadt waren."

Von da ging Herr Norman über die Berge und besuchte die Ruinen von Kabbah und Jayi. „Ich betrat zuerst die Ruinen von Kabbah von der Hauptstraße aus, die von Nohcacab nach Belen-Chenticub führt. Auf der westlichen Seite fand ich Trümmer von Gebäuden, Mauern u. s. w. ringsumher zerstreut, hauptsächlich auf einer niedrigen Hügelreihe. Vollkommene Zimmer sah man nicht, aber Stücke von Mauern und Getäfel, und der Boden ringsumher war mit Schutt, zerbrochenen Pfeilern, Skulpturwerken u. s. w. bedeckt. In dem Gebäude, das von der Straße am weitesten abliegt, bemerkten wir zwei Quadratpfeiler, die von dem Thorwege weggenommen und gegen das Getäfel des Zimmers aufgestellt waren, wahrscheinlich von einem Reisenden, welcher die Aufmerksamkeit der Welt darauf zu lenken wünschte. Sie sind an sechs Fuß hoch und zwei Fuß breit; ihre Vorderseite ist tief behauen und stellt einen Kaziken oder einen anderen Großen in voller Galla (es ist augenscheinlich ein reiches Indianisches Kostüm) mit einer Fülle von Federn auf der Kopfbedeckung dar. Er hat die Arme aufgehoben und hält eine Peitsche in der Hand; ein Knabe liegt vor ihm in knieender Stellung, die Hände flehend erhoben; darunter sieht man Hieroglyphen."

Schließlich machen wir noch auf das Werk des neuesten Reisenden in jenen Gegenden, des Herrn Stephens, aufmerksam, welches so eben in New-York und London erschienen und eine ausführliche Beschreibung jener Monumente enthält.*)

Mannigfaltiges.

— Lebens-Symptome aus Ungarn. Die in unserer vorletzten Nummer erwähnte „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn" ist durch und durch polemischer Natur. Wie ein echter Husar und Haudegen schlägt unser Ungar überall darauf los, aber auch soldatisch offen und wahr ist er, denn er versteckt eben so wenig seine Fehler wie seine Tugenden, und um der Offenheit willen, mit der sie dargestellt werden, erscheinen uns am Ende die Fehler als eben so nothwendige Eigenschaften seines National-Charakters, wie die Tugenden. Betrachtet man den südöstlichen Theil der Karte von Europa, so erscheinen die Wohnsitze der Magyaren wie eine ins große Weltmeer hineingeschneite Insel, rings umgeben von lauter Slawischen Völkerschaften und nur an zwei einander entgegengesetzten spitzen Winkeln, im nordwestlichsten mit den Deutschen und im südöstlichsten — der Pforte, durch die sie einst von Asien hereinbrachen — mit den Wlachen der Moldau und Wallachei in Berührung. Jahrhunderte lang waren diese Asiaten die Hüter der Europäischen Ehre, denn während die Nachkommen der Hellenen wie der Romanischen Dacier, während die Slawischen Völkerschaften der Bulgaren, der Serben und der Bosnier vom Türkischen Halbmond sich unterjochen ließen und die Zuletztgenannten sogar großentheils zum Islam übergingen, widerstanden die Ungarn noch mit Erfolg, als ihre Ebenen bereits von den Osmanen überschwemmt waren und diese die Hauptstadt des Römisch-Deutschen Kaisers bedrohten. Durch diese immerwährenden Kriege im Osten, so wie später im Vereine mit Oesterreich im Westen, und durch langwierige Bürgerkriege auf einer niedrigen Stufe der Staatenbildung zurückgehalten, ist ganz Ungarn jetzt von der Nothwendigkeit des Fortschritts durchdrungen, und da erscheint denn mitten unter den Slowakischen, Rusnakischen, Slawonischen, Kroatischen und Serbischen Slawenstämmen, von denen es im eigenen Lande rings umgeben ist, das Magyarenthum wie ein wohlthätiges Ferment, welches die Massen durch seine zum Theil der ihrigen entgegengesetzte Natur belebt und in Bewegung setzt. Die „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn" ist eine der Manifestationen dieser Bewegung, und da sie zugleich durch ihr bloßes Erscheinen in Deutscher Sprache, die von den Magyarischen Mitarbeitern zum Theil gar fremdartig gehandhabt wird, ein Beweis der Achtung vor Deutschem Urtheil ist, so wollen wir uns ihrer in doppelter Beziehung erfreuen.

Das vorliegende erste Heft enthält außer einem allgemeinen Vorwort folgende Artikel: 1) Ueber Ungarns sprachverschiedene Völkerstämme, von Dr. Emrich Henszlmann; 2) Briefwechsel zwischen dem Grafen Leo von Thun und Franz von Pulszky; 3) Anzeige zweier im vorigen Jahre in Leipzig erschienenen Deutschen Schriften über Ungarn; 4) ein Artikel der Ungarischen Zeitschrift Pesti Hirlap gegen die bekannte Schrift des Ungarischen Slawen Johann Kollar über den Panslawismus; 5 und 6) Journal-Polemik, hauptsächlich gegen die Augsburger Allgemeine Zeitung, auf welche die Ungarische Vierteljahrsschrift überhaupt nicht gut zu sprechen ist, da ihr fast in sämmtlichen Artikeln dieses Heftes vorgeworfen wird, daß sie der Magyarischen Selbstständigkeit und Freiheit nicht günstig gesinnt sey. Die Allgemeine Zeitung ist jedoch vor Allem ein Deutsches Blatt, und wenn sie als solches für die Sprache und das Recht der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen auftritt, so thut sie nichts Anderes, als was der bei weitem größte Theil ihrer Leser von ihr erwartet. Wir erinnern uns übrigens auch, Artikel im Interesse der Magyaren, namentlich aus der Feder des Herrn Pulszky, in den Spalten der Allg. Zeitung gefunden zu haben, und wenn sich die Ungarn erst durch Thaten (worunter wir nicht bloß Zeitungs-Artikel verstehen) und durch konsequentes Fortschreiten ihrer Gesetzgebung auf der Bahn der Civilisation, die sie in den letzten Jahren allerdings zu betreten anfingen, mehr Ansprüche auf die Theilnahme Mittel-Europa's erworben haben werden, so wird es der Allgemeinen, wie jeder anderen Deutschen Zeitung gewiß zur Freude gereichen, ihren Lesern diesen neuen Sieg der Europäischen Gesittung kund zu thun.

Vor allen Dingen gehört aber hierzu die Achtung der Rechte auch der nicht-magyarischen und der nicht-adeligen Ungarn. Herr Pulszky mag es in seinen Briefen an den edeln Czechen, Grafen Leo von Thun, beschönigen so viel er will: es ist und bleibt eine unbegreifliche Härte, wenn die Magyaren die Magistrate Deutscher Städte und die Pfarrer Slawischer Gemeinden zwingen, ihre Kirchenbücher und öffentlichen Akten in der Ungarischen Sprache zu führen — in einer Sprache, die bis jetzt noch so wenig verbreitet ist und in denjenigen Gegenden Ungarns, wo die meisten Deutschen und Slawen wohnen, fast gar nicht verstanden wird. Mittel dieser Art können das Magyarische nicht ausbreiten helfen, sondern nur die feindselige Stimmung gegen dasselbe vermehren, wogegen es, wenn es fortfährt, sich als die Sprache eines sich humanisirenden starken Volkes auszuweisen, das die Freiheit des Nächsten eben so wie die eigene ehrt, bald von den Deutschen und Slawischen Landes-Bewohnern freiwillig erlernt werden wird. Wir erkennen sehr wohl, daß die Erbitterung, die jetzt namentlich zwischen den Magyaren und den Slawen herrscht, zum Theil durch die Letzteren selbst und namentlich durch einige unbesonnene Aeußerungen der Koryphäen des Panslawismus hervorgerufen worden, aber andererseits wird den Magyaren doch auch von Deutschen sowohl als von Slawen so freundlich die Hand zur Versöhnung gereicht*), daß Erstere ihre Stellung gänzlich verkennen müßten, wenn sie fortführen, nicht bloß auf die Hegemonie unter den Ungarischen Völkerstämmen (die ihnen mit Recht gebührt), sondern auch mit wegwerfendem Stolze auf Unterdrückung alles nicht-magyarischen Nationalgefühls zu bestehen. J. L.

---

*) Wir kommen nächstens auf diesen Gegenstand zurück.

*) Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf die in der Ungarischen Vierteljahrsschrift enthaltenen trefflichen Briefe des Grafen von Thun, der in diesem Jahre auch eine kleine Schrift in Deutscher Sprache über den gegenwärtigen Zustand der Böhmischen (Czechischen) Literatur herausgegeben.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Mittwoch den 1. Februar 1843.

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Zweiter Artikel.*)

Charakter und Sitten der Norweger.

Was wir hier über die Einwohner Norwegens sagen werden, gilt nicht von den Gebildeteren, sondern dem eigentlichen Kern der Nation, dem Volke; denn nur bei diesem kann man den National-Charakter kennen lernen, indem er hier allein ohne Verzierung der Kultur und Verzerrung der sogenannten (?) Civilisation hervortritt.

Was die äußere Körperbildung anlangt, so sind die Normänner mittlerer Größe, jedoch öfter darüber als darunter, und durchgehends von starkem Gliederbau und schöner Gesichtsfarbe, die nur als Folge der Witterung ins Braune fällt. Blaue Augen und gesunde, weiße und schöne Zähne sind bei ihnen vorherrschend. Sie haben größtentheils braune Haare, wiewohl in einigen Gegenden auch gelbe oft vorkommen. Man hat öfters, besonders von den Dichtern, gelbes Haar als ein Zeichen nordischen Ursprungs anführen hören; allein es ist zu bezweifeln, ob dasselbe jemals allgemein oder besonders vorherrschend gewesen sey. In den alten Sagen wird häufig irgend ein König oder ein Held als ein Mann mit schönem gelben Haare geschildert: allein gerade dies könnte ein Beweis seyn, daß gelbes Haar auch damals eine Seltenheit gewesen, da man das Gewöhnliche nicht gern rühmend hervorhebt. Schwarzes Haar gehört aber zu den Ausnahmen.

In den Gesichtszügen der Normänner findet sich nichts, was ein ausschließlich nationales Gepräge andeutet. Man sieht bei ihnen eben so oft Römische und Griechische Profile, als die runderen Züge (Gesichtsformen), die man den nördlichen Nationen beizulegen pflegt. Doch giebt es auch Provinzen, deren Bewohner durch Physiognomie und Körperbildung von ihren Nachbarn sich merklich unterscheiden. So haben z. B. die Einwohner von Voß im Stifte Bergen mit ihren Adlernasen und ihrem hohen Wuchse nichts mit den Einwohnern des benachbarten Distriktes Sogn gemein, die durch niedrigen Wuchs, starken Gliederbau und leichte geschmeidige Bewegungen kennbar sind.

Eine Bemerkung, die sich dem Beobachter öfters aufdringt, ist die, daß die Eingebornen gewisser Gegenden Andere an Schönheit übertreffen, und daß man in gewissen Gegenden, wo die Männer vorzüglich wohlgebildet und von einnehmenden Gesichtszügen sind, am seltensten schöne Weiber findet, und umgekehrt. So gehören z. B. die Männer von Tinn in Tellemarken zu den schönsten im Lande, während ebendaselbst nur selten hübsche Weiber anzutreffen sind, und kein Distrikt hat durchgehends schönere Weiber, als der Distrikt Röraas, wo wiederum ein hübscher Mann zu den Seltenheiten gehört.

Obgleich die Normänner im Allgemeinen von sehr lebhaftem Charakter sind, so haben doch die äußeren Verhältnisse bei Einigen eine gewisse Trägheit erzeugt, die sich in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen zu erkennen giebt. Die Städter z. B. und die Bewohner der an die Städte gränzenden Gegenden haben viel von jener natürlichen Lebhaftigkeit und Treuherzigkeit verloren, durch welche sich Thal- und Alpen-Bewohner so vortheilhaft auszeichnen, und die Fischer äußern in allen ihren Bewegungen die Trägheit, die eine natürliche Folge ihres Gewerbes ist, das ihnen keine Gelegenheit giebt, ihre Muskelkraft vielseitig zu entwickeln. Dahingegen findet man bei den Letzteren Beharrlichkeit und ruhigen Muth, die Gefahren ihres Gewerbes zu bekämpfen. — Andererseits ist die Geschmeidigkeit der Thal- und Alpen-Bewohner bewundernswerth. Ihre Tänze, die sich übrigens keinesweges durch Anmuth auszeichnen, bestehen größtentheils in dreisten Wendungen und Sprüngen, und die meisten jungen Alpenhirten können mit Sicherheit ihren salto mortale ausführen.

Den vielen und großen Hindernissen zum Trotze, welche die Lokalität einem wohleingerichteten Schulwesen auf dem Lande in den Weg legt, steht die Elementarbildung der Norwegischen Bauern auf einer höheren Stufe, als man erwarten kann, und höher als in den meisten Ländern Europa's. Der Englische Lordkanzler Brougham bemerkte im Parlamente am 1. Mai 1810, daß in Manchester in den letzten sechs Jahren 9765 Paare getraut worden seyen, von denen nicht eine einzige Person lesen oder schreiben konnte. Nach der Revue encyclopédique für den Oktober 1832 konnten in den nördlichen Departements Frankreichs von 100 Jünglingen 74, in den westlichen 12, und im ganzen Reiche überhaupt 38 von 100 lesen. In Norwegen findet sich fast kein Bauer, der nicht lesen kann, und Viele können auch schreiben und etwas rechnen. Es giebt manchen Bauer, der seine Gedanken nicht bloß mit logischer Deutlichkeit, sondern auch mit stylistischer Zierlichkeit auszudrücken im Stande ist....

Der Antheil, den die Norwegischen Bauern jetzt an allen öffentlichen Geschäften haben, wird viel zu ihrer geistigen Entwickelung beitragen, und die Fortschritte der letzten 25 Jahre lassen reiche Früchte für die Zukunft hoffen.

Ihr natürlicher Verstand läßt sie fremde Begriffe mit Leichtigkeit auffassen, und ihre oft sinnreichen Fragen und treffenden Bemerkungen beweisen, daß sie in die mitgetheilten Ideen eindringen. Man unterhalte sich nur mit dem Bauer, und die Wahrheit dieser Bemerkung wird sich bestätigen, ja man wird oft über die Richtigkeit seiner Einwendungen staunen. Der gesunde Menschenverstand findet oft auf geradem Wege Resultate, die ein Gebildeter, durch Systeme im freien Schwunge seiner Gedanken eingeengt, verfehlt oder auf weiten Umwegen suchen muß.

Der Vortrag des Norwegischen Bauern ist durchgehends lebhaft und oft mit Witz gewürzt, der in seinen naiven Provinzial-Dialekten eine um so größere Wirkung hervorbringt, da diese Dialekte noch viel von der natürlichen Kraft und Genialität der Ursprache bewahrt haben. In seinem Verkehr mit Fremden ist er freimüthig und höflich, ohne in kriechende Unterwürfigkeit auszuarten. Der Normann war stets ein freier Mann. In der Vorzeit gab es wohl auch in Norwegen Freie und Sklaven; allein schon früh hörte der Sklavenstand auf, das Eigenthum wurde gleichmäßiger vertheilt, und mit dem Eigenthum erwarb auch der Bauer die Rechte eines freien Mannes. Das Feudal-System in seiner verhaßten Gestalt konnte in Norwegen nie festen Fuß fassen, und Leibeigenschaft war von jeher unbekannt, denn das Dienstverhältniß war stets ein kontraktmäßiges und konnte gegenseitig aufgehoben werden. Das Gefühl der Selbständigkeit ist demzufolge dem Normann von Natur angeboren und seinem Wesen und Betragen einverleibt. Freimüthig äußert er seine Gedanken gegen seine Oberen sowohl als gegen Seinesgleichen; freundlich grüßt er Jeden der ihm begegnet, er mag Freund oder Fremder seyn; bieder und treuherzig reicht er Jedem die Hand, vom Könige bis zum Geringsten herab, und sein freier Blick verkündet deutlich, daß er seiner Würde als Mensch und als Staatsbürger eingedenk ist. Allein er will auch als freier Mann behandelt seyn und leidet keine Unterdrückung oder Geringschätzung. Mit Güte kann man Alles von ihm erlangen, mit Trotz nichts.

Im Handel ist der Norwegische Bauer klug und zum Theil schlau. Besonders gilt dies von den Einwohnern derjenigen Gegenden, wo die Pferde- und Viehzucht stark getrieben wird. Mit einem kleinen Betrug im Pferdehandel nimmt er es nicht so streng, besonders wenn der Käufer sich eine Kennermiene giebt; wer sich selbst nicht auf Pferde versteht, thut daher am besten, sich der Redlichkeit des Verkäufers anzuvertrauen....

Die Norwegische Nation muß im Ganzen religiös genannt werden. Der beste Beweis dafür ist wohl der fleißige Kirchenbesuch, trotz der durch die Lage vieler Gotteshäuser bedingten beschwerlichen Reisen. Oft wohnen die Bauern 2, 3 bis 4 Norweg. Meilen ungebahnten Weges von der Kirche entfernt, und doch lassen sie sich nicht abhalten, beim Gottesdienst zu erscheinen. In den Küstengegenden reisen sie oft mehrere Meilen zur See, trotzen Sturm und Ungewitter und opfern zwei bis drei Tage, um ihren religiösen Drang zu befriedigen. In einigen See-Distrikten bauen sich die entfernt wohnenden Eingebornen des Kirchspiels kleine Häuser nahe an der Kirche, um sich in denselben aufhalten zu können, wenn widrige Winde ihre Rückreise verzögern. — In den elendesten Hütten wird man nicht vergebens ein geistliches Gesangbuch, eine Bibel und ein oder mehrere Gebetbücher suchen, und ein mit Silber verziertes Gebetbuch ist ein Prachtstück, das der Wohlhabende nicht entbehren kann......

In einigen, besonders den Alpengegenden bestehen noch Gebräuche, die auf ein weniger sittliches Gefühl hindeuten. So geht z. B. die Brautwerbung auf eine den Forderungen der Sittlichkeit keinesweges entsprechende Weise vor sich. Sobald nämlich der Freier seine Wahl getroffen hat, besucht er seine Auserwählte des Nachts auf dem Boden über dem Kuhstalle, wo die Mädchen im Sommer schlafen, oder in der Sennerhütte, und legt sich zu ihr ins Bett. Gestattet sie ihm ohne weiteres Bedenken den Zutritt, so sind sie Brautleute; wird er hingegen abgewiesen, so hat das Freien ein Ende.

In anderen Gegenden rotten sich die jungen Bauern zusammen und machen Exkursionen zu Pferde, um die Mädchen des Sonnabend Abends zu besuchen;

*) Aus G. P. Blom: „Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben." Vgl. Nr. 10 des Magazins.

und es wäre nicht gerathen, sich diesem Unwesen zu widersetzen, denn sie würden den Widerstand mit Gewaltthätigkeiten zurückweisen. Es ist aber merkwürdig, daß eben in diesen Gegenden die unehelichen Geburten am seltensten sind ....

Ehescheidungen gehören zu den Seltenheiten, auch sind sie mit Schwierigkeiten verbunden. Wenn ein Ehepaar, nach vergebens angestellten Vermittelungen der geistlichen und weltlichen Behörde, dennoch auf Scheidung besteht und der Vertrag wegen Theilung der Gütermasse, des Unterhalts und der Erziehung der Kinder abgeschlossen ist, so wird vom Amtmanne zuvörderst ein Dekret ausgefertigt, welches dem Paare erlaubt, quoad thorum et mensam geschieden zu leben. Nach drei Jahren aber kann, wenn erneuerte Aussöhnungsversuche keinen Erfolg gehabt, um eine völlige Ehescheidung bei dem Könige nachgesucht werden, wobei die Ehegatten jedoch nachweisen sollen, daß sie in dieser Zeit ein ehrbares und tadelloses Leben geführt haben, in welchem Fall sie die Erlaubniß erhalten, eine neue Ehe einzugehen. Wer hingegen während dieser drei Jahre die eheliche Treue verletzt, kann auf diese Erlaubniß keinen Anspruch machen. — Die Seltenheit der Ehescheidungen ist um so auffallender, da die Ehen eben so oft aus ökonomischen Rücksichten als aus Liebe geschlossen werden.

Eine üble Gewohnheit, welche die Sittlichkeit sowohl, als die Gesundheit und das Hauswesen der niederen Stände immer mehr untergräbt, ist das Branntweintrinken. Es wird dem Beobachter nicht entgangen seyn, daß diese Gewohnheit in den letzten Dezennien allgemeiner geworden ist, und die traurigen Folgen davon werden nicht ausbleiben .... Zwar hat die Schlemmerei, wie alle Sittenverderbniß, vorzüglich in den Städten ihren Sitz: allein auch in entfernteren Gegenden wird der Hang dazu deutlich wahrgenommen, und man verdankt es nur der seltneren Gelegenheit, ihn zu befriedigen, daß er sich dort im Ganzen noch weniger äußert .... Man hat fein Umsichgreifen den vielen Branntwein-Brennereien und den dadurch sehr herabgesetzten Preisen des Branntweins zuschreiben wollen, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ursache zum Theil hierin zu suchen ist, indem der Branntwein für weniger als den halben Preis gegen früher verkauft wird. Daher hat man durch Erhöhung der Productions-Steuer die Branntwein-Preise steigern zu müssen geglaubt; allein ob ein moralisches Uebel sich durch andere als moralische Mittel heben lasse, und ob nicht vielmehr von einer höheren Aufklärung und sorgfältigeren Erziehung das Beste für die Zukunft zu erwarten, ist eine andere gewichtige, schwer zu beantwortende Frage. Es ist wenigstens leicht einzusehen, daß Gesetze selten gewissenhaft befolgt werden, wo alle Theile in der Uebertretung derselben Vortheil zu finden glauben, und Verbote sind daher die unzweckmäßigsten Mittel, Mißbräuche zu verhindern ....

Ein anderer Ausdruck sittlicher Rohheit, das Fluchen, ist ebenfalls unter dem Norwegischen Volke sehr allgemein. Dieser Fehler wird als ein Beweis männlicher Kraft angesehen, und es fällt ins Lächerliche, wie erfinderisch man ist, die absurdesten und sinnlosesten Formen dafür zu erdenken. Die religiösen Sekten, deren Mitglieder sich dieser Unsitte streng enthalten, arbeiten derselben mit Eifer entgegen.

Die alte Erfahrung, daß die Vaterlandsliebe in den Alpenländern einheimisch ist, hat sich auch bei den Normännern bestätigt; sie lieben ihr Vaterland über Alles. Das Auswandern ist sehr selten, selbst unter den Seeleuten, die, wenn sie auch eine kurze Zeit in fremden Ländern ihrem Glücke nachgehen, doch immer da ihr Grab suchen, wo ihre Wiege stand. Zwar hat in den letzten Jahren eine Auswanderungssucht nach Amerika einige Gegenden ergriffen: allein das Territorium dieser Manie ist beschränkt, und sie wird gewiß bald durch den Charakter der Alpen-Bewohner unterdrückt werden. Wenn es das Vaterland gilt, dann ist dem Normann kein Opfer zu groß, und als Vertheidiger desselben hat er immer einen hohen Rang behauptet. Er liebt zwar den Krieg nicht, ja er scheint ihn eher zu fürchten; steht er aber einmal im Felde, so wird man nicht leicht einen tapfreren und beharrlicheren Krieger finden. Der letzte Krieg mit Schweden ist reich an Beweisen von ausgezeichneter persönlicher Tapferkeit, und der Normann braucht nur gut angeführt zu werden, um ein kecker Soldat zu seyn.

Als Seehelden haben sich die Normänner in der älteren Zeit großen Ruhm erworben, und in der neueren Zeit wurden sie als die besten Matrosen der Dänischen Flotte angesehen.

Auch wegen seiner Loyalität und Achtung für Verfassung und Gesetze verdient der Normann gelobt zu werden. Er ist nicht flüchtig und läßt sich nicht leicht vom Eindruck des Augenblicks hinreißen; er ist vielmehr bedachtsam und überlegt genau, ehe er beschließt: ist aber der Beschluß gemacht, so kann nichts ihn wankend machen, und seine Ueberzeugung giebt er nur mit seinem Leben auf.

Der Sinn für Reinlichkeit und häusliche Bequemlichkeit ist in den verschiedenen Gegenden eben so verschieden, wie fast alle sittlichen Verhältnisse in Norwegen. In einigen Gegenden, wie z. B. Oesterdalen, wird die Reinlichkeit bis zur Pedanterie getrieben: die Wände und die Dielen der hölzernen Häuser sind so blank und weiß gescheuert, wie Elfenbein: die Geräthe und Gefäße haben eine Weiße, welche die natürliche Farbe des Holzes fast übertrifft: die Betten sind stets rein überzogen, und Alles hat ein Ansehen von Sauberkeit, die einen äußerst angenehmen Eindruck macht. Eine natürliche Folge dieser Reinlichkeit ist ein gesundes Aussehen der Einwohner und eine Schmackhaftigkeit ihrer Milch und Butter, die Beiden einen vorzüglichen Werth verleiht. Anderwärts dagegen, wie z. B. in Valders, darf man diese löbliche Eigenschaft nicht suchen, und in mehreren Fischerei-Distrikten steigt die Unreinlichkeit bis zum Ekel ....

(Schluß folgt.)

Holland.

Erinnerungen aus dem Haag.

3. Kunst und Wissenschaft.

Unter den Künsten wird fast nur die Malerei selbständig gepflegt, und auch diese zumeist nur in den bereits von den Vorfahren eingeschlagenen Richtungen. Die Musik scheint keine Wurzel im Volke zu haben, obgleich im Haag eine Gesellschaft von Dilettanten monatliche Konzerte giebt. Aber selbst abgesehen von dem gänzlichen Mangel eigener Compositionen, bleibt schon die Ausführung fremder Werke weit hinter dem zurück, was Deutsche Mittelstädte leisten. Die Königliche Kapelle, welche, fast ganz aus Deutschen zusammengesetzt, auch unter einem Deutschen Direktor steht, zeichnet sich allerdings rühmlich aus. Sie führt unter Anderem jeden Winter mindestens vier Beethovensche Symphonieen auf mit lobenswerther Präzision. Doch ist sie in jüngster Zeit sehr ungünstig gestellt, ja halb und halb aufgelöst worden. Die Mitglieder besorgen zugleich den Unterricht an der von Reißiger eingerichteten Musikschule. — Der Gesang kann vor dem Einflusse des Klima's nicht aufkommen. Das alte Sprüchwort: Frisia non cantat, ist wenigstens in dieser Beziehung wahr. Ein halbjähriger Aufenthalt im Lande reicht hin, die beste Stimme zu Grunde zu richten. Doch ist das Klima für die Brust mehr heilsam als schädlich, vorausgesetzt, daß man sich der Sitte fügt, ununterbrochen, Sommer und Winter, Flanell auf dem bloßen Leibe zu tragen. Die Folgen der Unterlassung kommen zuweilen erst nach Jahren, aber sie bleiben selten ganz aus. Diese Kleidung nämlich gewährt allein Schutz gegen die plötzlich, oft vier- bis fünfmal des Tages wechselnde Temperatur.

Derselbe klimatische Einfluß, geistig wirkend, hemmt die Dichtkunst. Der nebelgraue Himmel über dem grauen Meere, dem trostlos öden Dünensande und der endlos gedehnten Fläche stimmt melancholisch und apathisch. Und selbst bei gefeierten Namen, wie Bellamij, Helmers, Bilderdijk, Tollens, schreckt uns oft schon die Wahl der Stoffe zurück. Die Sprache selbst ist, trotz eines gewissen Phlegma's, reich und biegsam genug, auch nicht so übellautend, wie man ihr gemeinhin vorwirft. Doch muß ich gestehen, den vorzüglichen Wohllaut, welchen Bilderdijk hartnäckig für sie in Anspruch nimmt, gerade auch nicht gefunden zu haben. Zwar soll man auch gerade im Haag nicht das beste Holländisch sprechen. Unter den lebenden Schriftstellern gilt für den besten Prosaiker der Professor und Bibliothekar Geel in Leiden, welcher sich überhaupt durch Geschmack und durch gründliche Kenntniß der klassischen wie der neueren abendländischen Literaturen auszeichnet. — In den Schulen wird für die Muttersprache wenig gethan, auch bedient man sich in höheren Kreisen und in Briefen vorzugsweise der Französischen, welche in allen Elementarschulen gelernt wird und deshalb selbst dem Bürgersmanne ziemlich geläufig ist. Auch Englisch wird ziemlich viel getrieben, namentlich in Rotterdam. Das Deutsche ist leicht zu erlernen, wird aber selten und schlecht gesprochen. — Auch ist im Haag für Deutsche Lektüre sehr schlecht gesorgt, freilich liest man dort auch wenig Deutsches.

Die gelehrte Behandlung der Holländischen Sprache ist in Deutschland fast weiter gediehen als im Mutterlande selbst. Nach den rühmlichen Bestrebungen Huydecopers und Clignetts am Ende des vergangenen Jahrhunderts und am Anfange des gegenwärtigen folgte ein langer Stillstand. Wenigstens wurde nur Vereinzeltes oder minder Wichtiges geleistet. Hoffmann von Fallersleben behält das große Verdienst, neben Willems in Gent zuerst auf den Reichthum und den Werth der Alt-Niederländischen Literatur aufmerksam gemacht zu haben. Der erste Theil seiner Horae belgicae (Breslau 1830. 8.) enthält die vollständigste Zusammenstellung alles bis dahin Aufgefundenen. Später erschien das noch reichhaltigere Werk von Mone: „Uebersicht der Niederländischen Volks-Literatur älterer Zeit. Tübingen 1838." Hoffmann benutzte namentlich die vorzügliche Bibliothek der Leidner literarischen Gesellschaft (Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde). In seinen Ausgaben Alt-Niederländischer Geschichte versuchte er zuerst, leitende Grundsätze für ein regelrechtes Verfahren aufzustellen, wie man es in Deutschland für Alt-Deutsche Stoffe längst gewohnt war. Sein Name hat deshalb auch in Holland einen guten Klang, und seine Arbeiten werden fleißig benutzt. Zwar wird gegenwärtig gerade in Belgien durch Männer wie Willems, Snellaert, Blommaert u. A. mehr für die alte Literatur gethan, doch auch in Holland selbst gehen die Studien vorwärts und werden gepflegt von Clarisse, Meijer, Halbertsma, Ackersdijk, Jonckbloet, de Vries u. A. Leider fehlt überall noch die tiefere grammatische Begründung, und zwar liegt dies zum Theil im Charakter der Holländischen Gelehrsamkeit selbst, welche mehr kompilirender als schaffender Natur ist. Die Zeit der direkten Opposition gegen Deutsches Wesen, welche in dem sehr gelehrten und talentvollen, aber eben so barocken Bilderdijk ihren Gipfel erreicht hatte, ist freilich vorüber, und Grimm's Verdienste werden nach Gebühr anerkannt, aber seine Forschungen sind für die Holländischen Gelehrten noch zu imposant, um von ihnen ganz bewältigt werden zu können.

Die gesammte Holländische Literatur der Gegenwart, welche schon durch den geringen ihr vergönnten geographischen Raum an frischer Entwickelung merklich gehindert wird, leidet namentlich durch die Unmasse von Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Deutschen, welche noch durch Verlagsrechte, die eine Konkurrenz verbieten, geschützt werden. Müller in Amsterdam, Natan in Utrecht und Bädeker in Rotterdam sind die bedeutendsten und betriebsamsten Deutschen Buchhändler. Die Deutschen Bücher aber werden durch Transport und Abgaben ziemlich theuer, so daß der Thaler zu zwei Gulden (à 17 Sgr.) angerechnet und kein Rabatt gegeben wird. Der Holländische Buchhandel ist, wenige größere Häuser abgerechnet, unbedeutend. Gewöhnlich

ist mit dem Buchladen eine Schreibmaterialien-Handlung verbunden, ja letztere eigentlich die Hauptsache. Diese Quasi-Buchhändler im Haag halten jährlich zweimal eine Versteigerung alter Bücher, welche ihnen meist zu diesem Behufe aus nachgelassenen Privat-Bibliotheken übergeben werden, oder welche sie selbst meistbietend aus Speculation von Anderen gekauft haben. Zuweilen finden sich herrliche Sachen darunter. Die Durchschnittspreise sind mäßig. Für Kommissionen ist der Besitzer der Deutschen Buchhandlung im Haag, Herr A. S. van Gellecom, auf dem Plaats, neben der Gefangenen-Poort, als ein Mann von erprobter Solidität sehr zu empfehlen.

Die gelehrte Tages-Literatur des In- und Auslandes bietet im Haag das Lese-Museum für einen jährlichen Beitrag von zwanzig Gulden. Der Neueintretende, dessen Aufnahme durch Abstimmen der zeitigen Mitglieder bedingt wird, zahlt zehn Gulden Eintrittsgeld. Fremde können durch Mitglieder auf 14 Tage eingeführt werden. Bei der absoluten Unmöglichkeit, an einem anderen öffentlichen Orte ein gelehrtes Journal zu finden (die inländischen liegen jedoch täglich auf der Bibliothek aus), ist das Institut sehr dankenswerth. Nur fehlen leider einige der bedeutendsten Deutschen Journale. Die inländische gelehrte Tages-Literatur ist von geringer Bedeutung. Von Kritik ist kaum die Rede, weil die Schriftsteller einander so nahe wohnen und fast alle unter einander in persönlicher Berührung stehen. — Die politische Tages-Literatur ist besser bestellt. Die Hauptblätter sind das Journal de la Haye, welches im Haag in Französischer Sprache erscheint. Der Redacteur wird gerühmt als ein Mann von bedeutendem Talent, doch fällt man über seinen Charakter ein minder günstiges Urtheil. Das Amsterdamer Handelsblatt hält ungefähr die Mittelstraße, ohne sich in seinen Ansichten von irgend einer Seite her beschränken zu lassen. Die Opposition ist vertreten durch die Arnhemsche Courant, welche mit Geist und Geschick redigirt wird, auch zuweilen für Deutsche Verhältnisse eine Spalte erübrigt. Natürlich herrscht unbeschränkte Preßfreiheit. Aber dennoch habe ich während meines ganzen Aufenthaltes, selbst in einer Zeit der Aufregung, welche ich den ruhigen Holländern kaum zugemuthet hätte, niemals, weder unanständige noch unwürdige Artikel in den Zeitungen gefunden. Von Preßfrechheit kenne ich nur ein Beispiel. Es erscheint nämlich im Haag, in einem ganz obskuren Laden, auf musterhaft schlechtem Papiere, als Wochenschrift das sogenannte Blaauw-boekje, eine chronique scandaleuse der Residenz, welches die betreffenden Namen, wenn sie doppelsinnig sind, mit großen Buchstaben ausschreibt, z. B. „Gestern erzählte man von einem VISCHER" u. s. w., oder, im anderen Falle, die Vokale durch Ziffern andeutet, z. B. P32T2RSZ4N. Der Fremde findet natürlich kein Bedürfniß, diese halb verhüllten Geschichten zu enträthseln oder die Wahrheit der erzählten Thatsachen zu untersuchen.

Die Königliche Bibliothek, an der schönsten Straße, der Voorhout, gelegen, umfaßt in einem stattlichen Gebäude über 150,000 Bände, unter denen namentlich werthvolle ältere Werke. Doch ist der gegenwärtige Etat derselben so unglaublich niedrig, daß sie in der Vermehrung ihrer Schätze nothwendig weit hinter der Zeit zurückbleiben muß. Der Handschriften-Vorrath ist nicht sehr bedeutend; klassische sind gar nicht vorhanden, dagegen werthvolle Holländische, auch einige beachtenswerthe Französische und Deutsche. Ueber den beträchtlichen Schatz von Incunabeln ist ganz neuerdings ein sorgfältiger Katalog angelegt worden. Den Mangel eines vollständigen Verzeichnisses der übrigen Bücher suchen die Herren Bibliothekare Holtrop und Noordzink durch die humanste Sorgfalt zu ersetzen, mit welcher sie jedem Wunsche entgegenkommen. Ueberhaupt kann ich nur höchst rühmend der ungemeinen Freundlichkeit gedenken, mit welcher mir von den Holländischen Bibliotheken sowohl neuere Werke als Incunabeln und Handschriften zur ungehinderten Benutzung, auch außerhalb des Lokals der Bibliotheken, erlaubt wurden.

Von unschätzbarem Werthe für die Wissenschaft und, wie es scheint, von Deutschland aus noch sehr wenig benutzt, ist das Reichs-Archiv im Binnenhofe. Seit den frühesten Zeiten bis zum Aufhören der Statthalterschaft ist ein staunenswerther Reichthum an Dokumenten in der musterhaftesten Ordnung gesammelt. Jeder Brief, welcher an die General-Staaten einging, ist vorhanden und außerdem noch in einem Register auszugsweise verzeichnet. Die Urkunden und Sendschreiben zeigen die Schriftzüge Cromwell's, Elisabeth's, Peter's von Rußland, Philipp's von Spanien und unzähliger Anderer. Mehr als zwanzig Folianten enthalten den Nachlaß Jan de Wit's, meist in eigenhändigen Briefen bestehend.*) Und nichts ist geheim, Alles zur Benutzung erlaubt. Herr Archivar de Jonge berücksichtigt alle billige Wünsche, und Herr Custos de Zwaan ist ein Mann von so gemüthlicher, anspruchsloser Dienstfertigkeit, wie ich nie ein Gleiches gesehen habe. Im verflossenen Jahre kam ein Herr aus New-York, um Nachsuchungen anzustellen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Die Ausbeute betrug über 8000 Folioseiten und eine Karte aus den ersten Jahren der Kolonie. — Als einer Merkwürdigkeit anderer Art gedenke ich noch einer reichen, mit dem Jahre 1346 beginnenden Sammlung von Wassermarken, welche Herr de Zwaan aus leeren Blättern datirter Urkunden angelegt hat.

Das Theater befindet sich in kläglichem Zustande. Die Königliche Bühne im Haag ist getheilt zwischen eine Französische und eine Holländische Truppe. Die Holländische Truppe benutzt ihre freien Tage zu Darstellungen in Leyden und in Rotterdam, welche beide einer stehenden Bühne entbehren. Der einzige bedeutende dramatische Dichter ist Vondel (geb. zu Köln 17. Nov. 1587), welcher bereits 1679 starb. Die Leistungen der neueren Zeit scheinen sich wenigstens nicht auf der Bühne gehalten zu haben. Sie lebt gegenwärtig fast nur von Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen. Doch habe ich Schiller oder gar Goethe auf dem Zettel nie gesehen, Iffland und besonders Kotzebue desto häufiger. Von Shakespeare hat man versuchsweise einige Stücke übersetzt, zur Aufführung ist aber meines Wissens keines gelangt. Die Oper ist Französisch. Deutsche Opern übersteigen die Kräfte des Personals. Einmal wurde der Freischütz, abenteuerlich zugestutzt, unter dem Titel Robin des Bois gegeben. Fidelio versuchte man mehrere Monate lang vergeblich einzustudiren. Die Holländische Häuslichkeit und die vielen geschlossenen Gesellschaften hindern den häufigen Besuch des Theaters. Auch ist der feinere Kunstsinn überhaupt nicht so lebendig und ausgebildet als in Deutschland. Ferner ist der Stand des Schauspielers verachtet und rekrutirt sich deshalb aus ungebildeten Leuten. Unter so ungünstigen Verhältnissen muß die Kunst natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben, und es kann das abenteuerliche Pathos nicht auffallen, mit welchem man Vondel's Alexandriner in einem halb singenden Tone, begleitet von herkulischer Gesticulation, vortragen hört.

4. Volksgesang. — Volksfeste.

Der Volksgesang existirt zwar noch, ist aber seit zwei Jahrhunderten bereits verkümmert durch den verderblichen Einfluß der Kunstpoesie. Die ganze Mythologie erscheint darin, und Jupije (Jupiter) und Venus und Cupidootje sind so geläufig wie Thyrsis, Klymene und Phyllis. Eine sorgfältige und reichliche Auswahl des Besseren hat Hoffmann im zweiten Bande der Horae Belgicae gegeben. Seinem Verzeichniß von Liederheften kann ich aus meinem Besitz nachtragen: Het springende Haasje; het vrolijk Katootje; de Amsterdamsche Kermisvreugd und de jonge Pelikaan, (sämmtlich B. Koene. Amst.). Die von ihm gerügte Unsittlichkeit und Obscönität der Volkslieder ist vollkommen begründet. In ähnlich befremdender Weise findet man in den öffentlichen Auctionen Bücher verwandten Inhalts, wie Voltaire, Aretin u. A., mit erläuternden Kupfern. Ueberhaupt liegt, wie mir scheint, in dem Charakter des Volkes etwas, nicht gerade von Lascivität, aber doch von einer gewissen derben Sinnlichkeit.

Neben dem allgemeinen Volksgesange besteht noch eine eigenthümliche Bänkelsängerei. Auf einer großen, bemalten Leinwand wird der Vorwurf des Liedes zur Schau gestellt und in Prosa explicirt; darauf folgt, begleitet von Drehorgel und Geige, im Duett oder Terzett die poetisch-musikalische Ausführung. Auch einzeln wandernde Männer singen, ohne weiteren Apparat, ihre Balladen mit kreischender Stimme ab und bieten sie auf fliegenden Blättern zum Kauf. Doch sind es stets nur versifizirte Mordgeschichten u. dgl. aus den Zeitungen.

Eine kleine leinene Bude beherbergt das wandernde Volks-Theater, Jan Klaas genannt. Hinter einer ungefähr vier Fuß breiten und anderthalb Fuß hohen Oeffnung spielen fußhohe Puppen, regiert von dem im Innern verborgenen Eigenthümer, welcher zugleich den gesammten Dialog allein besorgt.

Das Volksleben selbst bewegt sich sehr ruhig. Statt Gesanges, hört man freilich nur Geschrei, aber Tumult und Thätlichkeiten sind selten, auch öffentliche Vergnügungsörter sind nicht häufig und minder besucht als überall in Deutschland. Nur einmal im Jahre bricht der allgemeine Jubel durch, für alle Stände im buntesten Gemisch. Der Jahrmarkt nämlich (Kermis), welcher im Haag in den Mai fällt und 14 Tage dauert, löst alle Bande und erlaubt Jedem, ungenirt auf seine Weise froh zu seyn. Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter, Riesen und Zwerge fehlen natürlich nicht. Daneben aber laden zahlreiche Waffelbuden zum Besuch und andere, vor denen Poffertches, ein eigenthümliches, sehr fettes Gebäck, auf offener Straße bereitet werden. In einer langen Reihe sind an einem anderen Orte runde, auf drei Beinen ruhende Klötze aufgepflanzt, den Hackklötzen unserer Fleischer zu vergleichen. In jedem Klotze befindet sich eine Rinne, über welche ein dicker Pfefferkuchen gelegt wird. Die Spielenden versuchen nun mit einem derben, in die Rinne passenden Prügel den Pfefferkuchen in zwei Theile zu hauen und dadurch zu erwerben, was natürlich erst gelingt, wenn derselbe mindestens ein dutzendmal auf die Erde gefallen ist. Das Treiben in den verschiedenen Schaubuden geht oft stark ins Zotenhafte, namentlich in den theatralischen Darstellungen, welche, wegen der vorherrschenden Volksausdrücke und lokalen Anspielungen, nur dem Inländer verständlich sind. Eine Nacht steht von alten Zeiten her dem dienenden Personal zu. Dann werden die Buden gegen 10 oder 11 Uhr geschlossen und um Mitternacht wieder eröffnet. Gegen drei Uhr aber ziehen darauf zahlreiche Schaaren nach dem Bosch, einem parkähnlichen Gehölz nahe bei der Stadt, von deren dortigem Treiben Augenzeugen Wunderdinge erzählen. Doch geht Alles ohne Störung der öffentlichen Ruhe ab. Ueberhaupt habe ich die Polizei niemals thätig gesehen. Gendarmen giebt es gar nicht. Militair-Patrouillen vertreten ihre Stelle und schlendern in beneidenswerther Behaglichkeit durch die Straßen.

Ein anderes Volksfest war der ebenfalls in den Sommer fallende Geburtstag des vorigen Königs. Erst am Abend begann die Volkslust. Die Hauptgänge des Bosches und die schönsten Wasserpartieen waren illuminirt. Durch das bunte Menschengewimmel drängten sich Gruppen von Dienstmädchen. Einander bei den Händen fassend, umtanzten sie mit schreiendem Gesange einzelne Männer, welche ihnen begegneten, und setzten dann in gleich lärmender Weise ihren Weg fort, ohne irgend eine andere Absicht, als sich recht auszutoben. Noch beim Anbruche des nächsten Morgens hörte man die verhallenden Jubelrufe der letzten Heimkehrenden.

J. Z.

*) Jan de Wit's Thätigkeit war so groß und seine Geschäfte so mannigfaltig, daß das Eintragebuch (Register) seiner Vorgänger in 63 Jahren 23.473, das seine in 15 Jahren 22.981 Seiten betrug. — Groen van Prinsterer.

Frankreich.

Sitten und Zustände in der Bretagne.

(Schluß.)

Dies mag hinreichen, von der Naivetät der Bretagnischen Sitten einen Begriff zu geben. Wir erinnern uns zwar noch mancher einzelnen malerischen Scenen, aber wir würden in Verlegenheit kommen, sollten wir sie zusammenfassen und in ihrer Allgemeinheit schildern. Freilich müssen wir gestehen, daß die Feste dieser Art von Tag zu Tag seltener werden. Die Civilisation, die bereits anfängt, auch unser ehrwürdiges Armorika modern zuzustutzen, hat ihre ebnende, Alles gleichmachende Hand schon an manche alte Sitte gewagt: aber uneingedenk ihres Berufes, zu läutern und zu verschönern, begann sie damit, was Rührendes und Liebliches in jenen Gebräuchen lag, zu verdrängen, während sie das Rohe und Gemeine unangetastet ließ. Der verwandtschaftliche Sinn und die zarten Lieder verschwinden, aber die Wettkämpfe und die Ungeschlachtheit bleiben. Die Bettler, dieser Krebsschaden der civilisirten Staaten, gewinnen auch hier täglich neue Genossen, trotz der Zerstörung der Klöster und der Zerstückelung des Vermögens. Die Bretagnische Sprache, so blühend und bilderreich, daß man sie für eine Sprache des Orients halten könnte, wird trocken und dürr, wie die Algebra, und ohne Zweifel ist der Tag nicht mehr fern, wo der Bretagner sich des Idioms seiner Väter schämt, wie er jetzt ihre Sitten verwirft.

Zum Schlusse erlaube man uns, von einem Gebrauche zu erzählen, der zwar nie sehr verbreitet war, den wir aber vor ungefähr zwölf Jahren zu beobachten Gelegenheit hatten. Seit jener Zeit scheint man ihn gänzlich verlassen zu haben, und man that recht daran. Denn wenn wir auch jene ländlichen Sitten beschreiben, wollen wir sie darum keinesweges zum Muster aufstellen; unsere Absicht ist bloß, sie der Wahrheit gemäß zu schildern.

Es war im Jahre 1830. Man hatte mich in einer kleinen Gemeinde in der Landschaft Goarec zur Hochzeit eingeladen. Alles war zu Pferde, und auch ich bekam, trotz meiner Unbeholfenheit im Reiten, einen kleinen munteren Renner, der, wenn ich nicht irre, kurz vorher bei einem Wettlauf auf der Ebene von Saint-Brieue den Preis davongetragen hatte. Am Rain einer Haide, ungefähr anderthalb Viertelmeilen vom Dorfe entfernt, machten wir Halt. Der Zug bestand aus zwei Haufen, einen bildeten die Verwandten der Braut, den anderen die des Bräutigams. Ich selbst war entschlossen, mich neutral zu verhalten, und tummelte mich nach Herzenslust auf der schönen Ebene herum. Währenddeß ritt die Braut auf dreißig Schritt vor den Anderen voraus. Auf ein gegebenes Zeichen sprengten ihr Alle in gestrecktem Galopp nach, während sie selbst den Weg nach dem Dorfe zu nahm. Der Vorsprung, den man ihr gewährt hatte, wurde merklich kürzer, indeß noch hatte sie Hoffnung, das Ziel zu erreichen, ehe sie eingeholt wurde. Aber mein Pferd war zu sehr an die Wettläufe gewöhnt, als daß es hätte müßig zusehen können. Wie der Blitz schoß es los, des Reiters und seiner Gegenanstrengungen spottend, und war bald neben dem Pferde der Braut, die auf einen schmalen Damm einbog, Hindernisse fand und die Zügel verlor. Alsbald jagten fünf oder sechs Reiter, mit Lebensgefahr den Abhang hinunter und hinauf sprengend, an uns vorbei bis in das Dorf. Dort machten sie Kehrt, ritten zurück, umringten die Braut, hoben sie vom Pferde und galoppirten mit ihr einem Wirthshaus auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes zu. Diese Reiter waren sämmtlich von der Seite des Bräutigams. Indeß hatten die Anderen Zeit gehabt, nachzukommen, und versperrten den Entführern den Weg, um ihnen ihre Beute abzudringen. Es entspann sich ein wildes Handgemenge; die Pferde bäumten und schlugen aus, die Männer schrieen, die Braut, von allen Seiten gezerrt, weinte. Ich selbst, wider meinen Willen in diese Schlägerei verwickelt, wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Glücklicherweise dauerte der Lärm nur einige Minuten, denn bald gelang es einer Verwandten der Braut, sie zu befreien. Mit aufgelöstem Haar, fast ohne Bewußtseyn, wurde sie auf den Kirchhof gebracht, in dessen Mitte die Kirche stand. Darauf, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre, stieg Jedermann ruhig ab, band sein Pferd an und ging, der Trauung beizuwohnen.

Auch ich war eben im Begriff, in die Kirche zu treten, noch voll von Staunen über das, was ich gesehen hatte, als einige junge Leute an mich herankamen und mir viel Schmeichelhaftes über mein heutiges Betragen sagten.

„Aber, wenn ich nicht irre", meinte Einer, „sind Sie ja eigentlich von der Partei der Braut. Waren Sie denn nicht von ihr zur Hochzeit geladen?"

„Freilich: aber sagen Sie mir nur, was sollte Ihre heutige Jagd bedeuten? ich werde nicht im Geringsten klug daraus."

„Ei nun, es handelte sich darum, wer den Abschiedsschmaus bezahlen soll. Hätten wir die Braut bis ins Wirthshaus bringen können, so würden wir, die Verwandten des Bräutigams, das Vorrecht gehabt haben: so aber, da sie ihren Fuß auf den Kirchhof gesetzt hat, werden uns ihre Verwandten regaliren."

In diesem Augenblick klopfte mir Jemand auf die Schulter. Es war der Bruder der Braut. „Warten Sie nur, junger Herr", sagte er in heiterem Tone: „was Sie boshaft seyn können; hatten gar so viel Lust, Alles zu sehen, was bei unserem Wettlauf vorkommen könnte, und vergaßen darüber, daß Sie von unserer Partei waren. Doch das thut nichts; ich bin ganz damit zufrieden, wie es gekommen ist, denn Sie haben uns die Gelegenheit zu einem schönen Siege verschafft."

„Wie nun aber, wenn ich das Pferd der Braut nicht aufhalte, wer bezahlt dann die Zeche?" — „Dann bezahlt ein Jeder, so viel er nimmt, und das macht weit weniger Spaß."

Ich war hinlänglich belehrt, schwur mir aber, obzwar bei dieser Gelegenheit Niemand gerade getödtet oder verwundet worden war, mich zu keiner Hochzeitsfeier zu Pferde wieder einladen zu lassen.

Mannigfaltiges.

— Mickiewicz und das Slawenthum. Die Vorlesungen über Slawische Literatur, welche Mickiewicz am Collège de France gehalten, hat das in Paris erscheinende Polnische Journal Dziennik narodowy allwöchentlich in besonderen Beilagen nach Notaten und Stenographieen veröffentlicht, die von mehreren Zuhörern nachgeschrieben worden waren. Sämmtliche Beilagen des Dziennik, zusammen 33 Vorlesungen enthaltend, sind darauf zu einem Buche vereinigt worden und als solches in Paris unter dem Titel: „Kurs drugoletni (1841—1842) Literatury slawiańskiéj" erschienen. Und wie dieser „zweitjährige", so soll nun später auch der im ersten Jahre von Mickiewicz gehaltene Kursus veröffentlicht werden. Die Slawischen Jahrbücher, welche über den Inhalt jenes Buches berichten, sagen von demselben, es werde die Runde durch das ganze Slawenthum machen und müsse von Jedem gelesen werden, der irgendwie Anspruch auf Kenntniß des Slawischen Nationalgeistes und seiner Entwickelung machen wolle. Das Buch soll eine Geschichte nicht sowohl der Literatur als des Nationalgeistes überhaupt seyn, wie er sich nach allen Seiten hin in staatlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht manifestirt hat. Nach Herrn M's Ansicht ist mit Puschkin die ganze neuere Russische Literatur zu Grabe getragen worden, womit wohl weder in noch außer Rußland viele Ansichten übereinstimmen möchten. Mickiewicz sagt: „Ohne Widerspruch sind noch heut zu Tage in Rußland Schriftsteller von Talent und hohem Sinn: aber es möge jeder Russe von gutem Glauben sagen, ob in ihren Schriften etwas sich vorfindet, was neu, was schlagend, was über Puschkin stände. Dieser Mann, gehaßt, von den Parteigängern verschiedener Parteien verfolgt, starb und ließ ihnen freie Stätte. Wen aber sollen sie nun auf den verödeten Thron setzen? Wollen sie durch Witz ihn beherrschen? Puschkin ist witziger als sie alle. Wenn sie eine Ballade schreiben oder ein Sonett, so hat Puschkin schönere. Wohin sollen sie sich also wenden? Mit den Ideen, die sie haben, können sie auch nicht einen Schritt vorwärts thun: die Russische Literatur ist also jetzt auf lange Zeit abgeschlossen."

Mickiewicz hat sich bekanntlich in neuerer Zeit einer gewissen Religionsschwärmerei zugewandt, die in vollem Ernste einen neuen Messias erwartet, und nach Zeitungs-Berichten aus Paris soll diese Schwärmerei nicht bloß von einzelnen Menschen schon zu ihrem Vortheile ausgebeutet worden seyn, sondern auch zu Spaltungen unter der Polnischen Emigration geführt haben. Nachstehende Notiz über die beiden letzten Vorlesungen Mickiewicz's (nach den Slawischen Jahrbüchern) läßt uns einen Blick auf die schwärmerische, sich selbst unklare Richtung des Slawischen Professors thun: „Die Polnische Literatur der Gegenwart hat zwei einander fern stehende Elemente, eines im Vaterlande, und ein anderes in der Emigration. Jenes berührt Mickiewicz nur ganz oberflächlich: dieses dünkt ihm das wichtigste und das für die Zukunft entscheidende. Es ist rein politisch seinem Wesen nach; die beiden Dichterschulen: die Lithauische und die Ukrainische, reichen einander die Hände, die Idee des Panslawenthums verbreitet sich nun allmälig unter diesen Schriftstellerkreis. (Lect. XXXII.) Die letzte, die dreiunddreißigste Vorlesung ist die interessanteste des ganzen Werkes: hier stellt der Verfasser seine Grund-Ansichten über den Charakter und die Zukunft der Slawischen Haupt-Völkerschaften auf. Er sagt, in Rußlands Staatsmarime herrschen noch die Grundsätze des früheren Jahrhunderts, der Materialismus und das Streben der Regierung, alle Kräfte zu beherrschen, um sie nach diesem Ziele zu leiten. Die Czechen haben ihre Sendung unter den Slawen erkannt; sie sollen die Vorkämpfer derselben auf dem Felde der Wissenschaft seyn. Die Idee Polens ist die Idee des Messianismus, konzentrirt in einem einzigen Menschen, den die Nation erwartet (die übrigen Slawischen Völkerschaften werden als nichtstimmführend gar nicht erwähnt). Auf diese Weise sind nur die beiden wirklichen (?) Slawenstämme berufen, in die Räder der Politik einzugreifen. Durch den Gang der Geschichte ist das Tatarische „Alla!" der Ton geworden, den die Russische Nation anschlägt (?); der ritterlich-christliche Grundton der Polnischen Nation dagegen ist ermattet, seit das Mittelalter eine andere Wendung genommen. Rußland fand an Napoleon einen überlegenen Gegner; allein er vermochte es nicht zu beugen. Polen, das zu anderen Grundsätzen sich bekennt, als welche die Philosophie des Westen lehrt, hofft einen Messias in seiner Mitte zu erwecken, der die großen Fragen des Slawenthums entscheidet: das haben seine Dichter und größten Männer vorher verkündet. Mickiewicz führt ihre oft merkwürdigen Prophezeiungen an und schließt seine Vorträge mit den Worten Brodzinski's: „Und darum wachet also, all' ihr Mütter, und all' ihr Lehrmeister und Prediger! Jede lebende Polnische Seele sehne sich und wache; denn du weißt weder den Ort noch die Stunde, wo du berufen wirst. Ein Jeder wache, der gemeine Mann wie der Weise, der entschlossene Held wie das schwache Weib. Er horche, wo das Gras wächst, und beachte jedes Wehen des Windes: vor Allem aber glühe seine Seele zu Gott, welcher allein die Gnade herab sendet und die Befähigung schafft, sie zu empfangen!"

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Freitag den 3. Februar 1843.

Griechenland.

Der Hof und die Gesellschaft in Athen.

Am 1. Juni 1835 übernahm der König Otto die Königliche Gewalt, und am 22. November führte er seinem Lande in der Person der Prinzessin Amalie von Oldenburg eine junge Königin zu. Beide bedurften natürlich eines Hofes und eines Palastes; aber Hof und Palast mußten improvisirt werden in einer Stadt, die zwei Jahre vorher kaum ein einziges steinernes Gebäude enthalten hatte, und in einem Lande, wo die Rajahs ganz kürzlich erst zur Würde der Herren sich erhoben hatten. Indeß ist Griechenland ein so fruchtbares Land, daß man den Boden nur mit dem Fuße zu stampfen braucht, um das kriegerische Roß und den Baum des Friedens aus demselben hervorspringen zu lassen. Alle Nothwendigkeiten des sozialen Lebens werden hier rasch improvisirt. Zwei kleine Häuser wurden zunächst für das junge Ehepaar gemiethet und nach einem Plane des Königlichen Baumeisters Gärtner durch einige Zwischenbauten mit einander verbunden. Eine interimistische, etwas enge, aber ziemlich anständig eingerichtete Wohnung, welche zwischen einem schattigen Gärtchen und einer Art Englischen Rasenplatzes gelegen war, wurde das Kekropium des neuen Reichs. Indeß sollte ein moderner Palast an dessen Stelle treten. Der Baumeister Klenze wurde zunächst zur Prüfung der Oertlichkeit ausgeschickt, aber er hielt den bescheidenen Ilyssus für einen Verwandten der furchtbaren Donau; aus Furcht vor den Ueberschwemmungen des wasserlosen Bächleins entsagte er einem schönen, unterhalb der Stadt gelegenen Platze und wählte einen anderen. Der König von Bayern prüfte ebenfalls die Oertlichkeit und entschied sich nach einigem Besinnen für einen ausgezeichneten Platz, bei dem es auch sein Bewenden hatte; zugleich beauftragte er seinen Baumeister Gärtner mit der Ausarbeitung des Plans und mit der Leitung der Ausführung.

Während so der Plan zum künftigen Palaste mannigfachen Berathungen unterlag, wurde an der Stadt Athen gebaut, und zwar mit eben so häufigen Aenderungen des ursprünglichen Entwurfs, aus welchen gänzliche Planlosigkeit der neuen Stadt hervorging. Endlich wurde der Grund des neuen Palastes gelegt, und zwar nach einem höchst grosartigen Plane; man zählte die Millionen Drachmen nicht, welche die Beendigung des Baus kosten konnte, und legte dem jungen Könige, der sie doch bezahlen mußte, keinen bescheideneren Plan zur Ansicht vor. Das Gebäude stieg in die Höhe: der Penthelikon lieferte seinen Marmor, Bayern und Italien ihre Künstler, Triest die Bohlen, Nägel, Thüren und Fenster und König Otto das Geld. Jetzt sind 7 Millionen Drachmen verbaut, und es fehlen noch die Treppen. Mit noch drei Millionen würde man also den Palast ausbauen und mit zwei anderen würde man ihn möbliren können. Aber zu seiner Bewohnung würde dann das Budget von 1 Million Drachmen nicht hinreichen, welches jetzt der wohlberechneten Sparsamkeit des Königs genügt.

Der Hof besteht jetzt aus dem Hofmarschall (Aularkis), aus 6 Adjutanten, 3 Ordonnanz-Offizieren für den Dienst des Königs, einer ersten und zwei zweiten Ehrendamen, von denen die eine eine liebenswürdige Deutsche, die andere aber die stolze und edle Trianthaphyllon Botzaris, die Tochter des berühmten Marco Botzaris, ist.

Der Hof des Königs ist ganz militairisch eingerichtet. Unter den Adjutanten bemerkt man den Peloponnesischen Oberst Johann Kolokotroni, den Sohn des berühmten Kolokotroni, den Albanesen Gardikioti Grivas, den Sulioten Tzavellas. Unter den Ordonnanz-Offizieren zeichnet sich aus der junge Maïnote Mauromichalis, der Sohn des alten Bey und der Bruder der beiden verblendeten Jünglinge, welche durch die Ermordung Capo d'Istria's ihren Vater zu rächen und ihr Vaterland zu befreien glaubten

Mehrmals während meines Aufenthalts zu Athen hatte ich Gelegenheit, den Hoffesten beizuwohnen. Ich fand dort Männer aus allen Provinzen versammelt, von denen wohl Viele nie zu einem ähnlichen Feste zugezogen worden waren. Und dennoch war nirgends eine Spur von Steifigkeit oder Verlegenheit wahrzunehmen. Die reichen und eleganten Kleidungen Rumeliens und Morea's wurden auch mit Anstand getragen. Die den orientalischen Völkern angeborene Bedächtigkeit bewirkt, daß sie sich nicht beeilen, zu sprechen oder zu handeln, und dadurch allein schon vermeiden sie viele Fehler. Die Kleider der Frauen sind nicht so gefällig wie die der Männer. Die goldgestickten Gewänder der Albaneserinnen lassen die Formen nicht hervortreten. Die Kleidung der Hydriotischen Frauen paßt nur für Matronen, welche durch Auftreibung aller hervortretenden Theile ihres Körpers ein ehrwürdiges Aussehen gewinnen wollen. Die Atheniensische Kleidung ist leichter und eleganter, und Fräulein Trianthaphyllon hat derselben eine gewisse Popularität gegeben. Nur das Fes, die grosse rothe Mütze mit den blauen Eicheln, scheint mir nicht gefällig; indeß giebt es ganz jungen Mädchen ein keckes und rodomontirendes Aussehen, welches auf Bällen vortrefflich kleidet. Die niedlichste Mütze und die kokettleste Kleidung sind unstreitig die vergoldete Mütze und die Weste der Smyrniotinnen, indeß findet man sie selten auf einem Atheniensischen Balle. Am häufigsten trifft man die Fränkische Kleidung, die Pariser Mode. Die Invasion derselben hat schnelle Fortschritte gemacht, und auf den Hofbällen ist die überwiegende Mehrzahl der Frauen Französisch gekleidet. Und in der That findet die Geschmeidigkeit der Atheniensischen Körperbildung ihren Vortheil bei den luftigen Geweben. Die Atheniensischen Griechen haben einige der guten Eigenschaften der Franzosen und viele ihrer Fehler, und oft übertreiben sie sogar beide. Sie sind geistreich, thätig, muthig, unternehmend, aber nicht weniger leichtsinnig als die Franzosen und noch viel eitler. Die Frauen, welche noch in den Banden der orientalischen Sitte schmachten, leben größtentheils nur für sich, indeß machen sich doch schon Putzliebe, Geschmack, studirte Einfachheit und geschickte Berechnung der Farben in ihren Toiletten bemerklich. Auch finden sich einige unter ihnen, welche in Paris studirt und gefallen haben und nun ihren Landsmänninnen als Lehrmeisterinnen dienen.

Die junge Königin hat nicht in Paris studirt, aber sie hat die Wissenschaft errathen und sich zur Meisterschaft in derselben erhoben. Sie ist eine unerschrockene und unermüdliche Reiterin, eine anmuthige Tänzerin und eine schöne und elegante Königin. Keine Frau an ihrem Hofe überläßt sich mit so reizender Hingebung dem Vergnügen des Tanzes. Dabei ist indeß zu bemerken, daß die Last der Etikette, welche auf den Hofbällen sehr streng aufrecht erhalten wird, auf sie am wenigsten drückt. Um 9 Uhr sind alle Eingeladenen im Ballsaale versammelt. Um 9½ Uhr treten der König und die Königin mit ihrem Gefolge ein. Herren und Damen müssen stehen bleiben, so lange dieselben Zirkel halten, was ungefähr eine halbe Stunde dauert. Der König bietet die Hand einer Dame, die Königin einem Herrn, meistentheils einem Mitgliede des diplomatischen Corps, und die ganze Versammlung hält einen Umzug im Saale, worauf der König sich zu einer anderen Dame wendet und die Königin einem anderen Diplomaten die Hand reicht: es wird hierauf wieder ein Umzug gehalten, und es geht in derselben Weise weiter, bis alle Gesandten und alle Personen, welche die Königin auszeichnen will, an die Reihe gekommen sind. Sodann beginnt der Walzer. So lange die Königin tanzt, dürfen die anderen Damen, welche nicht tanzen, sitzen bleiben, sobald sie aber aufhört zu tanzen und im Saale auf und abgeht, müssen dieselben sich erheben. Zwei Stühle werden außer der Reihe hingestellt für den König und die Königin; die Damen nehmen ihren Platz hinter ihnen. Gegen drei oder vier Uhr, wenn die angekündigte Reihe der Tänze beendet ist, stehen Alle auf, und der König und die Königin halten abermals einen halbstündigen Zirkel, dem sich keiner der Anwesenden entziehen darf, da es nicht schicklich ist, den Ball früher als der König zu verlassen. Der König und die Königin nehmen sodann Abschied, und nun entfernen sich auch die Gäste.

Dieselbe Etikette tritt in Kraft, wenn der König und die Königin eine Einladung bei einem Diplomaten annehmen. Das diplomatische Corps, welches, verführt durch die schönen und weißen Hände der Königin, den Handkuß eingeführt hat, ist für die Soupers einer strengen Form der Etikette unterworfen worden. Der König und die Königin speisen dann nämlich in einem besonderen Zimmer. Der Gesandte und seine Gemahlin setzen sich an denselben Tisch, aber sie erhalten kein Couvert.

Noch eine andere Form der Etikette ist mir aufgefallen, welche ich nirgends anderwärts wahrgenommen habe; dieselbe besteht darin, daß die Männer zum Diner bei dem Könige und der Königin eingeladen werden, und daß eine solche Einladung nie an die Frauen ergeht. Keine der Gemahlinnen der fremden Gesandten, welche in Athen residiren, hat je bei Hofe zu Mittag gespeist. Das geht aber noch weiter: Frau von Barante, die Gemahlin des Französischen Botschafters in Petersburg, und Lady Londonderry, die Gemahlin des früheren Englischen Botschafters in Wien, kamen auf der Reise von oder nach Konstantinopel nach Athen: Herr von Barante und Lord Londonderry speisten bei Hofe und wurden mit Höflichkeiten überhäuft, aber ihre Gemahlinnen wurden nicht zur Königlichen Tafel gezogen. So will es die Etikette.

Das Italiänische Theater ist ein Versammlungsort für die Gesellschaft in Athen. In einem Theile der Stadt findet sich eine einzelne antike Säule, die von einem Tempel des Aeskulap übrig geblieben seyn soll. Die Volks-Tradition

ist dem Kultus des Gottes der Gesundheit treu geblieben, denn am unteren Theile der Säule ist eine Art Nische errichtet worden, in welcher die Kranken und ihre Verwandten brennende Kerzen aufstellen. Die Säule steht in prophetischem Rufe. Wenn man wissen will, ob ein Kranker bald gesund werden wird, so nimmt man eines seiner Haare und klebt beide Enden desselben mit Wachs an die Säule. Bleiben beide Enden befestigt, so ist der Kranke von einer gefährlichen Krankheit befallen; löst sich ein Ende ab, so hat er längere oder kürzere Zeit zu leiden, je nachdem dasselbe sich rascher oder langsamer ablöst; lösen sich endlich beide Enden ab, so ist der Kranke als geheilt zu betrachten. In der Nähe dieser Aeskulap-Säule nun hat man dem Gott der Musik einen Tempel errichtet. Zuweilen habe ich hier Griechische Tragödien aufführen sehen, z. B. eine Griechische Uebersetzung des Aristodemus von Monti, einen Marco Bozzaris u. s. w.; aber gewöhnlich kommen nur Italiänische Opern zur Darstellung. Das weibliche Publikum besteht nur aus Frauen der höheren Klassen.

Die Gesellschaft in Athen besteht aus mehreren, sehr verschiedenartigen Elementen, welche noch nicht mit einander verschmolzen sind. Die elegantesten Salons sind natürlich die des diplomatischen Corps. Frankreich, England, Rußland, Oesterreich, ferner Bayern, Preußen, die Türkei, Belgien, Spanien, Schweden haben bevollmächtigte Minister und Minister-Residenten am Hofe von Athen, und jeder von ihnen trägt zu den Annehmlichkeiten der Gesellschaft bei. Auch die Legations-Secretaire und Attaché's befördern die Verbreitung der Europäischen Manieren.

Diesen Europäischen Salons stehen die Fanariotischen der Argyropoulo's, der Karadza's, der Sutzo's, der Rizo's und Maurokordato's zur Seite. Die Fanariotischen Familien hatten schon lange vor der Revolution die Sitten und Gewohnheiten des Westens angenommen. Ihre Kinder lernten die Französische Sprache, und alle ihre Beziehungen brachten sie mit den Europäern, namentlich mit der Diplomatie, in Verbindung. Jede dieser Familien stellte sich wieder unter eine besondere Fahne; so waren die Morusi's und die Ypsilanti's wegen ihrer Ergebenheit gegen Rußland bekannt, wie die Sutzo's wegen ihrer Hinneigung zum Französischen Interesse, und die politische Stellung, welche diese Mächte zur Pforte einnahmen, entschied auch über den Fall oder die Erhebung dieser Familien. Als die Griechische Revolution ausbrach, nahmen die Fanariotischen Familien den thätigsten Antheil an derselben. Die Einen, wie der Hospodar Sutzo, wurden geopfert, weil sie die ersten Bestrebungen der Hetärie unterstützt hatten; Andere, wie die Ypsilanti's, verloren ihr Leben. Wenn die Pforte die Anführer nicht erreichen konnte, so verfolgte sie die Angehörigen derselben, die in Pera zurückgeblieben waren. Das Vermögen wurde konfiszirt; Männer, Frauen, Kinder mußten fliehen, um dem Tode zu entrinnen. Aber ein großer Theil der Jugend hatte nicht so lange gewartet, um sich dem Kampfe für die Freiheit anzuschließen. Die Maurokordato's, die Sutzo's, die Karadza's, die Ypsilanti's gesellten ihre Namen den berühmtesten und ehrenwerthesten zu. Aber im Allgemeinen waren die Fanarioten ihren Griechischen Stammverwandten verdächtig. Ihre fremden Gewohnheiten und ihre aristokratische Haltung erregten Mißtrauen. In Athen, wohin sich diese Familien alle zurückgezogen haben, leben sie meistens nur unter sich und verheiraten sich nur unter einander. Indeß tritt doch auch allmälig eine Vermischung mit der anderen Bevölkerung ein, je nachdem diese sich mehr der Bildung des Westens annähert. So heiratet z. B. die schöne Kallou Karadza, die Enkelin des alten Hospodars Karadza, einen Sohn des Moreotischen Bergkäuptlings Kolokotroni, der in Paris erzogen worden ist. Die mißtrauische Eifersucht der Griechen war besonders durch den Fürstentitel verletzt worden, den die Nachkommen der Hospodare der Moldau und Wallachei angenommen hatten. Der Sinn für Gleichheit ist sehr mächtig in Griechenland. Da nun die Regierung keinen Titel anerkennt, so haben die Inhaber derselben sie freiwillig oder unfreiwillig aufgeben müssen.

Eine andere Klasse, welche viel zur Verschmelzung der orientalischen Sitten mit den occidentalischen beiträgt, ist die der Professoren bei der Universität, der Beamten, der Advokaten und Aerzte. Alle haben auf Europäischen Universitäten studirt und außer der Lebensweise und der Kleidung des Occidents auch eine Richtung des Geistes mitgebracht, aus welcher sich leicht das Land erkennen läßt, in welchem sie ihre Studien betrieben haben. Die in Frankreich studirt haben, sind absprechend, gleichgültig gegen die Religion, undisziplinirt, aber auch entschieden, praktisch, Feinde der Sophistereien und der Dunkelheit, Freunde der Oeffentlichkeit, des Fortschritts und der Freiheit. Die von den Deutschen Universitäten kommen, sind Sophisten, Raisonneurs, skeptisch, Freunde der Gewalt, aber ordnungsliebend, fromm, sogar mystisch und sehr bewandert in dem philosophischen Theile der Wissenschaft. Andere haben auch in Italien studirt, und diese nähern sich wieder der Französischen Bildung.

Neben diese Klasse, welche ganz von der Europäischen Bildung durchdrungen ist, muß man noch die Banquiers und die Kaufleute auf den Inseln und in den Seestädten stellen, welche in häufige Beziehungen mit dem Europäischen Handelsstande kommen und auch größtentheils in den Comtoiren der großen Handelsstädte Deutschlands, Frankreich, Englands und Italiens gearbeitet haben. Durch die Natur ihrer Beschäftigungen haben sie eine kosmopolitische Richtung erhalten.

Alle Griechen, welche diesen verschiedenen Klassen angehören, sprechen gewöhnlich gut Französisch und Italiänisch und tragen Europäische Kleidung, aber in ihr häusliches Leben sind die Europäischen Sitten noch nicht vollständig eingedrungen. Auch ihre Frauen haben die Europäische Tracht angenommen, aber doch auch einige Reste der Griechischen Kleidung beibehalten. Sie gehen selten aus und kommen wenig in Gesellschaft; meistentheils sieht man sie nur auf dem Sonntags-Spaziergange auf dem Wege nach Patissia, wo sie allein hinter ihren alleingehenden Männern hergehen, oder auf einem Hofballe. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Die Möbel der Thal- und Alpen-Bewohner sind sehr einfach. Ein großer Tisch steht bei dem Fenster und ist mit Bänken an der Wand umgeben. An dem Ende dieses Tisches ist der Ehrensitz, der dem Fremden oder Aeltesten angeboten wird. Einige hölzerne Stühle, ein Bett und ein großer Schrank, mit thönernen Gefäßen und Gläsern, wohl auch einer silbernen Kanne besetzt, machen das Mobiliar aus. In der Ecke am Fenster befindet sich gewöhnlich ein Gestell, auf welchem die Bibel, das Gesang- und Gebetbuch zu finden sind. In vielen Gegenden, besonders in Tellemarken, trifft man auch die Norwegische Geschichte Snorre Sturleson's und die alten Isländischen Sagen an, und viele Bauern sind mit der alten vaterländischen Geschichte zum Erstaunen vertraut. In der neueren Zeit hat sich ihre Bibliothek mit der Constitution Norwegens und mehreren politischen Tageblättern bereichert. Auch agronomische Schriften verbreiten sich immer mehr unter den Bauern, wozu die Königliche Gesellschaft für das Wohl Norwegens nicht wenig beigetragen hat.

Ein Gegenstand der Eitelkeit ist in den Alpengegenden allgemein, nämlich kupferne Kessel, die blank gescheuert an den Wänden aufgestellt sind. Es war vormals und ist zum Theil noch jetzt Sitte, daß bei jedem Tausend Thaler, die der Hausherr auslieh, ein kupferner Kessel gekauft und aufgestellt wurde. Wenn die Vermögensumstände es einigermaßen erlauben, werden auch silberne Löffel angeschafft, und in vielen Bauernfamilien sieht man bedeutende Sammlungen von diesen und anderen Arten silbernen Geräthes. — In Tellemarken ist eine eigene Art von Stammbaum üblich: in die Rückenlehne der aus einem Baumstamm gefertigten hölzernen Stühle werden die ersten Zähne der Kinder eingeschlagen. So sieht man öfters in alten Familien dergleichen Stühle, an denen die Besitzer die Kinderzähne ihrer Urväter aufweisen können.

Die Provinzial-Trachten sind meistens von sehr gefälligem Aussehen, in mehreren Gegenden mit Stickereien von grellgefärbtem wollenen Garn verziert und besonders auf Bequemlichkeit und leichte Bewegung berechnet. Silberne Schnallen auf den Schuhen und auf dem Busen getragen, silberne und messingne Zierrathen an den Gürteln der Frauen sind Prachtstücke, die von den Aeltern auf die Kinder vererbt werden, und deren Werth als Maßstab der Vermögensumstände gilt. Mit Ausnahme einiger, zum größeren Staate angebrachten Sammet- und Seidenstücke, so wie einiger seidenen Bänder und Tücher, bestehen die Kleider beider Geschlechter aus selbstgefertigtem Zeuge. Sogar in den Gegenden, wo die National-Trachten dem oft geschmacklosen Nachahmen der ausländischen und städtischen Moden haben weichen müssen, ist dieses, was die Männerkleidung betrifft, der Fall, wogegen die Weiber in mehreren dieser Gegenden ihre Sonntagskleider von ausländischem Stoffe verfertigen. In keinem Theile des Landes haben sich die Provinzial-Trachten so unverfälscht erhalten, wie in dem Stifte Bergen, wo selbst die Nähe der Städte keinen Einfluß äußert. Es ist ein besonders interessantes Schauspiel, in der Stadt Bergen die vielen Provinzial-Trachten zu sehen, die unter einander so verschieden sind, daß man glauben könnte, einen Zusammenfluß vieler Nationen zu erblicken.

Obgleich in Norwegen kein legaler Unterschied zwischen den verschiedenen Klassen der Bauern stattfindet, so hat sich doch ein conventioneller ausgeprägt, der mit der Verfassung im Widerspruche steht. Der Einfluß des Vermögens äußert sich in allen Verhältnissen, daher natürlich auch unter den Bauern; allein es giebt in mehreren Gegenden Norwegens noch einen anderen Unterschied, den die liberaleren Ideen unserer Zeit bis jetzt nicht haben ausrotten können und der besonders in den Alpen kraß hervortritt, nämlich der Unterschied zwischen Gaardmand und Husmand (Eigenthümer und Häusler). Es ist nicht bloß das Verhältniß zwischen Herr und Diener, welches hier sich geltend macht, sondern vielmehr eine gewisse aristokratische Ueberlegenheit, die sich in den Familien fortpflanzt, und die oft traurige Folgen hat.*) So wird z. B. die Ehe zwischen dem Sohne eines Gaardmand's und der Tochter eines Husmand's, oder umgekehrt, als Mésalliance angesehen und, ungeachtet persönlicher Neigung, oft das Glück eines verführten Mädchens diesem Vorurtheil zum Opfer gebracht. Ja nicht selten ereignete sich's, daß der patrizische Bauernsohn seiner plebejischen Geliebten das Leben nahm, um seinen entehrenden Umgang mit ihr nicht bekannt werden zu lassen....

An Kunstsinn mangelt es den Normännern durchaus nicht, vielmehr an Entwickelung desselben. Daß Norwegen Poeten, Tonkünstler, Maler hervorbringen kann, hat sich hinlänglich bewährt. Mehrere der berühmtesten Künstler Dänemarks im vorigen Jahrhundert stammten aus Norwegen. Der berühmte Holberg, der Komiker Wessel, die Dichter Falsen, Zetlitz, Rein, Tulin, die Gebrüder Frimann und mehrere Andere waren Normänner, und nicht wenige aufkeimende Talente haben sich in der letzten Zeit hervorgethan. Ole Bull, der große Violinist, ist Normann und aus Norwegischem Stamme; und mehrere Maler, die sich in Deutschland durch ihre Leistungen

---

*) Einen eigentlichen Adel giebt es bekanntlich in Norwegen ganz und gar nicht.

ausgezeichnet haben, z. B. Dahl, Fearnley, Tidemann, Calmeier u. A., verdanken der großartigen Norwegischen Natur, in der sie geboren und erzogen sind, ihre Ideen.

Norwegen hat eine Volks-Poesie, der zwar die Form abgeht, in welcher man aber den poetischen Sinn oft deutlich erkennt. Auch eine Volks-Musik findet man, deren Melodieen zum Theil von fremden Tonkünstlern bearbeitet worden sind. Die schönen Lieder hört man oft mit klangvoller Stimme von den Bauern vortragen; ihre National-Musik hat aber durchgehends (wie im Orient und in den Alpen des südlichen Europa's) einen melancholischen Charakter: Moll ist die gewöhnliche Tonart, und Largo meistentheils das Tempo.

Die musikalischen Instrumente der Bauern sind: Geige, Klarinette und Lure (Schalmei). In den Alpen ist eine besondere Art Violine üblich, die Hardanger-Violine. Diese wird von den Bauern selbst verfertigt, ist in der Regel mit grellen Farben verziert und mit Bein und Horn eingelegt. Sie hat einen hohen Resonanzboden und zwei messingene Resonanzsaiten unter den Darmsaiten, die unisono gestimmt sind. Merkwürdig ist der Effekt, den die Spielenden mit ihrem kurzen Bogen hervorbringen.

Von der Harmonie haben die Alpen-Bewohner keine Kenntniß, ob sie gleich für dieselbe empfänglich sind. Die Klarinette ist bei ihnen ein selteneres Instrument und kommt gewöhnlich bei den Hochzeiten zum Vorschein. Der Lure bedienen sie sich nur im Freien, besonders auf den Gebirgen, und die Kühe richten sich danach, wenn sie auf den Weiden zu weit herumstreifen. Die Töne sind angenehm und denen des Hornes mit Klappen ähnlich.

Die Kirchenmusik steht noch weit zurück. Nur wenige Pfarrkirchen auf dem Lande haben eine Orgel. Der Küster, welcher gewöhnlich selbst keine Musik versteht, führt den Gesang an, und die ganze Versammlung schreit ihm in fürchterlichen Dissonanzen nach. Ein jeder glaubt, singen zu müssen, er mag können oder nicht. Von Seiten der Regierung sind lobenswerthe Versuche zu Verbesserung der Kirchenmusik gemacht worden. Ein Kantor aus Christiania hat auf Staatskosten das Land durchreist, um den Schullehrern einen richtigen Begriff vom Singen beizubringen: in den Schullehrer-Seminaren wird Musik-Unterricht ertheilt, und ein sehr einfaches Instrument, Psalmodikon genannt, ist in den Schulen zum Gebrauche beim Sing-Unterricht eingeführt worden. Die Methode ist ohne Zweifel zweckmäßig, allein die Wirkungen werden sich erst spät zeigen; denn nicht bloß sollen die Jungen singen, sondern die Alten auch schweigen lernen, ehe man einen leidlichen Gesang erwarten kann. Ein Verbot gegen das Mitsingen würde aber das religiöse Gefühl verletzen ....

Für Wissenschaften zeigt der Norwegische Bauer viel Talent. Viele Bauernsöhne haben auf der Universität studirt und mehrere, die schon im vorgeschrittenen Alter und unter bedrängten ökonomischen Verhältnissen ihre akademischen Studien begonnen, doch ihre Examina mit Ruhm bestanden. Nicht wenige von ihnen sind als Prediger, juristische Beamte, Aerzte und Offiziere angestellt, und da nur Talent und Verdienste bei Beförderungen in Betracht kommen, so kann ein Pfleger der Wissenschaft, sey er auch in der ärmsten Bauernhütte geboren, zu den höchsten Staatswürden emporsteigen.

Frankreich.

Die scholastische Philosophie. *)

Die Literaturgeschichte der Kirche zerfällt in drei Haupt-Abschnitte, welche mit denen des religiösen Lebens oder mit denen der Gesellschaft überhaupt zusammenfallen. Diese Perioden sind die der Patristik, der Scholastik und der Reformation.

Die erste umfaßt die Schriften der Kirchenväter und schließt mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts in der Person Gregor's des Großen. Es war dies in vielen Beziehungen eine ruhmvolle Zeit, eine Zeit großer Charaktere, großer Redner und großer Schriftsteller. Das vierte Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Griechischen Kirche; ihrem Gregor, Basil und Chrysostomus setzt die Römische Kirche Cyprian, Hieronymus und Augustin entgegen.

Diese Schriftsteller haben einen bedeutenden Einfluß auf die Erörterung der theologischen Fragen der Zeit, aber sie sind doch mehr die Organe als die Häupter der Kirche. Sie gaben dem Geiste des hierarchischen und dogmatischen Systems, von dem sie erfüllt waren, seinen Ausdruck. Ihre Aufgabe stand in der engsten Beziehung mit der Thätigkeit der Kirche, und die Denkmäler dieser Wirksamkeit sind vor allen Dingen in den Beschlüssen der Konzilien zu suchen. Die unzähligen polemischen Schriften der Kirchenväter sind nur als Kommentar zu den Bestimmungen des orthodoxen Glaubens anzusehen. Die große Aufgabe der Kirche in dieser Zeit bestand darin, daß sie sich Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben suchte. Dazu wurde sie durch die Angriffe der Ketzerei getrieben. Eine hartnäckige, unerschöpfliche, spitzfindige Negation nöthigte den Katholizismus, seine Glaubensmeinungen, welche bisher unmittelbarer Gefühlsdrang eines christlichen Herzens gewesen waren, dem Nachdenken zu unterwerfen. Er mußte seinen Feinden antworten und sich selbst Genüge leisten; er mußte denken, was er früher nur gefühlt hatte; er mußte die Erkenntniß zum Glauben hinzuthun.

Diese Entwickelung war indeß keinesweges eine wissenschaftliche. Ein anderes Interesse als das spekulative gab den Impuls und leitete die Kirche in ihren Kämpfen. Die Zeit der Systeme war noch nicht gekommen. Nicht im Namen der Logik wurden die Ketzereien über die Dreieinigkeit oder über die Natur Christi bekämpft, sondern die christliche Gesellschaft fühlte, daß die angeregten Lehren dem Wesen des Glaubens und des christlichen Lebens feindlich entgegentraten. Mit einem Worte, es war ein religiöses Bedürfniß vorhanden, die aufgeworfenen Fragen wurden nach ihrer religiösen Bedeutung gewürdigt, und die symbolischen Formen, welche zu Nicäa, Konstantinopel, Chalcedon und Ephesus angenommen wurden, hatten keinen anderen Zweck, als die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Die Anforderungen des spekulativen Denkens hatten einen Antheil daran, aber im Ganzen spielten sie eine untergeordnete Rolle. Diese Periode ist die der Festsetzung der Lehre nach der inneren Entwickelung des christlichen Systems und nach den Wechselfällen des Kampfes gegen die Ketzerei; es ist die Periode des christlichen Glaubens, der seinen rein biblischen Charakter aufgiebt, um sich nach dem Glauben und dem Leben in der christlichen Gemeinschaft zu formuliren. Dieser Charakter der Kirche und ihrer Symbole ist auch der der Kirchenväter und ihrer Schriften.

Der Charakter der folgenden Epoche war nothwendig ein abweichender. Die Scholastik fand das Dogma festgesetzt und in dieser Beziehung das religiöse Bedürfniß befriedigt. Aber auch das wissenschaftliche Bedürfniß fing an, sich zu regen: man hatte geglaubt, man wollte begreifen; man hatte mit dem Herzen gefaßt, man wollte mit dem Verstande fassen. Aber bei diesen Bestrebungen waren der Gegenstand und die Gränze vorausbestimmt. Da die Wissenschaft aus dem Schoße der Kirche hervorgegangen war, so mußte sie sich an das christliche Dogma anschließen, wie es in der vergangenen Epoche bestimmt worden war. Hierin liegt das Wesen der Scholastik: sie ist theologische Wissenschaft, weil die Theologie in dieser Zeit der Mittelpunkt, wo nicht das All der Wissenschaft ist; sie ist kirchliche Theologie, weil der Gegenstand ihrer Forschungen nur das Dogma in der von der Kirche angenommenen Form seyn konnte.

Aus dem letzteren Verhältnisse springt eine andere Eigenthümlichkeit der Scholastik hervor. Die Scholastik verhält sich zur Patristik, wie die Philosophie zur Religion; und dennoch geht sie an keine der großen Fragen, welche die Aufgabe der Philosophie bilden. Nicht als ob sie nicht in einem gewissen Sinne sich mit diesen Fragen beschäftigte, da sie sich mit dem Christenthum beschäftigt, aber die Lösung ist von vornherein gegeben, und nicht bloß gegeben, sondern auch über allem Zweifel erhaben durch die bloße Thatsache der kirchlichen Autorität. Die Erörterung hat also kein wahrhaftes Interesse mehr. Da der Satz zum voraus feststeht, fest auch ohne den Beweis, so erscheint der letztere ganz müßig. Das biblische Christenthum, welches noch kein fertiges System ist, läßt der Untersuchung noch ein weites Feld, indem es nur die religiöse und praktische Lösung angiebt; aber die Kirche mußte weiter gehen, mußte das Wie, das Warum, das Maß und die Gränze bestimmen. So war's mit dem Dogma der Dreieinigkeit, so mit dem der Freiheit und der Gnade. Die Scholastik hatte sich also nicht mit dem Inhalt der Theologie abzugeben, sondern nur mit der Form. Daher ist sie auch rein formell in ihrem Gange und verliert dadurch das Interesse, welches sie durch ihre riesenhaften Bemühungen errungen haben würde. Ausgerüstet mit den schneidenden Waffen der Dialektik, glaubt sie in der Analyse und in den Kategorieen ein magisches Instrument zu besitzen, dem Nichts widerstehen kann. Die Kenntniß und der Gebrauch der Aristotelischen Philosophie war ihr in dieser Beziehung von großem Nutzen, aber trieb sie auch immer weiter vorwärts auf einer unergiebigen Bahn. Der große Gegensatz der Nominalisten und der Realisten, welcher das ganze Mittelalter ausfüllt, gestaltet sich nur zu einer kleinlichen logischen Unterscheidung. Dieser Gegensatz hatte allerdings eine weiterreichende Bedeutung und implizirte die Beziehungen der Gattung und des Individuums, der Subjektivität und der Objektivität, des Idealismus und des Realismus; aber die Unfähigkeit der Scholastik ergiebt sich gerade daraus, daß sie in das Innere der Frage nicht einzudringen wußte. Sie ist außerhalb derselben stehen geblieben, und ihr Ausgangspunkt ist ein rein äußerlicher.

Die Scholastik muß also als eine Methode, als eine logische, auf gegebene Verhältnisse angewendete Methode betrachtet werden, welche nicht das Interesse der Wahrheit hatte, denn diese war gegeben und kam deshalb nicht in Betracht, sondern welche aus einem Bedürfnisse hervorgeht, das wegen der Vermischung des Gebietes des Glaubens und der Wissenschaft und wegen des Glaubens an die Allmacht der Logik sein Ziel verfehlt. Ihr negatives Resultat besteht darin, daß sie die Ohnmacht der Syllogistik zur Klarheit bringt. Außerdem hat sie den menschlichen Geist an festgezogene und strenge Formen gewöhnt; sie hat ihn gelehrt, die Fragen zu erschöpfen oder sie wenigstens unter allen Gesichtspunkten zu betrachten; sie hat eine große Anzahl von Schulsophismen aus dem Wege geräumt, und endlich hat sie den Geist, der sie zum Formeln und Analysiren trieb, auch zu der Idee einer umfassenderen Formel geführt, zu der Idee eines wissenschaftlichen Systems.

Auch theilen nicht alle Scholastiker die Fehler der Scholastik, und die Schriften Vieler haben durch die Tiefe, Wahrheit und Schönheit der Empfindungen, welche durch den Wust der Distinctionen hindurchbrechen, ein mehr als historisches Interesse.

Die Epoche der Scholastiker ist von der der Kirchenväter durch einen ziemlich langen Zeitraum getrennt, während welches die Kirche und ihre Doktoren beschäftigt waren, die gewonnenen Resultate zu sammeln. Diese Zeit, die vom 6ten bis 12ten Jahrhundert reicht, ist ziemlich in Dunkel gehüllt. Indeß hat auch sie ihre Celebritäten, und es finden sich schon bemerkenswerthe Andeutungen des folgenden Zeitraums. So sind Alcuin, Rabanus Maurus und Lanfranc als wahrhafte Vorläufer zu betrachten. Scotus

*) Nach dem Semeur.

Erigena aber, die merkwürdigste Erscheinung dieser Epoche, war mehr als ein Vorläufer: er antizipirte die Speculation der Scholastiker und nimmt einen einzigen Platz in der Geschichte der religiösen Philosophie ein.

Trotz ihrer Antecedenzien würde es ein Verkennen ihres wahren Charakters bezeichnen, wenn man sie als die gesammte geistige Entwickelung des Mittelalters ansehen und sie von Karl dem Großen bis zur Reformation ausdehnen wollte. Eben so wenig darf man aber, wie z. B. V. Cousin, den Gegensatz des Nominalismus und des Realismus zur Grundlage ihrer Eintheilung machen. Eine allgemeinere und durch die Geschichte der Scholastik selbst gebotene Eintheilung giebt ihr eine Epoche der ersten Entwickelung im 11ten und 12ten Jahrhundert, eine Epoche der Reife im 13ten und eine Epoche des Verfalls im 14ten und 15ten Jahrhundert. Zur ersten gehören Abailard, Anselmus, Petrus Lombardus und Johannes von Salisbury; zur zweiten Alexander von Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Duns Scotus; zur letzteren die Streitigkeiten der Thomisten und Scotisten, Occam und Biel, der letzte Scholastiker. Die Geschichte der mittelalterlichen Mystik zerfällt in drei entsprechende Epochen; die erste wird repräsentirt durch den heiligen Bernhard, Richard und Hugo von St. Victor, die zweite durch Bonaventura, die dritte durch Tauler, Suso, Eckard und Gerson.

Mannigfaltiges.

— Die Deutschen in Ungarn. Die Zahl der Deutschen in Ungarn wird auf ungefähr 1,300,000 angegeben, während es dort etwas über 4½ Millionen Magyaren (worunter beinahe eine halbe Million Adelige) und etwas unter 4½ Millionen Slawen (worunter 60,000 Adelige) giebt. Außerdem zählt man noch an zwei Millionen Wlachen (Romanen aus dem alten Dacien) und über 200,000 Juden, welche Letzteren, wo sie nicht bereits Deutsche Bildung sich angeeignet, sich jetzt vorzugsweise der Ungarischen Sprache und Nationalität zuwenden. Die Ungarische Vierteljahrsschrift macht über die Deutsche Bevölkerung Ungarns folgende Bemerkungen, bei denen wir natürlich immer ihre Magyarischen Tendenzen mit in Anschlag bringen müssen: „Gleichwie die Slawischen Völker, so weichen auch die Deutschen in Ungarn durch ihre verschiedenen, einander so ganz unverständlichen Dialekte in sprachlicher Hinsicht vielfach von einander ab und zerfallen der Mundart nach in Deutsche, welche einen dem Oesterreichischen nahe stehenden Dialekt sprechen (hierher gehören die Einwohner der größeren Städte, besonders nahe an der Donau, und selbst die Katholiken der kleineren Städte); in eigentliche Schwaben, in Zipser, von denen beinahe jedes Städtchen einen anderen Dialekt spricht, in Sachsen (in Siebenbürgen) und in andere kleinere Völkerschaften. Doch haben sie vor den Slawen eine gemeinschaftliche Schriftsprache voraus, die einem jeden unter ihnen zugänglich ist, und zwar um so mehr, je häufiger und beinahe ohne Ausnahme selbst die ärmsten Deutschen Ungarns ihre Kinder in die Schule schicken und dasjenige Volk bei uns sind, welches am meisten liest. Von der anderen Seite lebten die Deutschen in Ungarn bis auf unsere Zeiten in einer gewissen politischen Apathie, die von dem Streben nach staatsbürgerlicher Selbständigkeit und Mündigkeit am weitesten entfernt war. Selten oder nie in neuerer Zeit hat ihre Massen eine höhere politische Idee beschäftigt und durchdrungen oder ihre Thatkraft aufgeregt, und im öffentlichen Leben beschränkten sie sich zumeist bis in die neueste Zeit auf Ausbrüche gegen Bedrückung des Adels und seine privilegirte Stellung, dem Gesetze gegenüber, und auf Mißbilligung des Umsichgreifens des Ungarischen Elements und der Ungarischen Sprache, indem sie sich in Bezug auf den ersteren Zustand in allgemeines deklamatorisches Lob der Deutschen Gerechtigkeit, Ordnung u. dgl. ergingen und mit aller Sehnsucht Deutsche Formen bei uns ohne Zuthun der Nation eingeführt wünschten, in Bezug aber auf die Verbreitung des nationalen Elements dieses mit unhaltbaren theoretischen Gründen angriffen und behaupteten, das ohnehin sehr zurückstehende Vaterland würde hierdurch noch um ein weiteres Jahrhundert rückwärts gedrängt. In neuester Zeit haben jedoch auch die Deutschen in Ungarn den wahren Fortschritt der Nation würdigen und einsehen gelernt, daß ein Volk nur durch nationale, seiner Eigenthümlichkeit und seinen speziellen Zuständen entsprechende Entwickelung groß werden könne, und sie sind zu dieser Ueberzeugung um so mehr gelangt, je enger sie sich dem nationalen Leben anschlossen, und je mehr die öffentlichen Verhandlungen ihre Aufmerksamkeit, die früher durch diese kaum in Anspruch genommen wurde, erregten, und so stehen wir gegenwärtig auf dem Punkte, von dem aus in Zukunft die Deutschen in Ungarn (Siebenbürgens Sachsen ausgenommen) durch die gelindesten Mittel und ohne Reaction von ihrer Seite sich immer mehr nationalisiren werden. Unstreitig haben hierzu die liberalen Verhandlungen und Gesetze der letzten Reichstage beigetragen, namentlich aber haben folgende Umstände und Gesetze bei den Deutschen eine sehr gute Wirkung hervorgebracht: das liberale Schuldgesetz vom Reichstag 1833 — 36, nach welchem der Schuldner, mag die Summe auch noch so groß seyn, auf dem Wege mündlichen Prozesses binnen 14 Tagen verurtheilt und exequirt werden kann; häufig vorgekommene Fälle der Art haben den Kredit des Adels und das Zutrauen zu dessen Gerichtsbarkeit gehoben; ferner die Uneigennützigkeit des Adels, womit er die Kosten der letzten Reichstage, nebst anderen Ausgaben (für National-Theater, Museum u. s. w.), die früher bloß vom Bürger und Bauern getragen wurden, aus eigenem Säckel bestritt; das Gesetz, kraft dessen der Adel so gut wie ein anderer den Zoll auf der rasch im Baue vorwärts schreitenden Kettenbrücke zu Pesth zu zahlen sich verband; das Zustandekommen und die wahrhaft rechtliche Administration der Wechselgerichtshöfe; die Beispiele von mehreren Gemeinden, die sich im Sinne der Gesetze des letzten Landtages von ihrer Herrschaft loskauften. Neben diesen Gesetzen haben aber auch noch andere äußerst wichtige und folgenreiche Reichstags-Beschlüsse und selbst Verhandlungen der Ständetafel, welche an den Klippen der Magnatentafel scheiterten, die Aufmerksamkeit des Deutschen Publikums in Ungarn erregt und seine volle Anerkennung um so mehr hervorgerufen, je klarer aus ihnen die wahrhaft liberale und rechtliche Tendenz der Mehrzahl unseres Adels hervorgeht." — An diese Bemerkungen reiht sich das Bedauern, daß sich in den zahlreichen Deutschen Städten Ungarns bisher noch kein kräftiger Bürgerstand zu bilden vermochte, und zwar wird die Ursache in den veralteten Munizipal-Verfassungen gesucht, wonach sich die auf Lebenszeit gewählten Magistrate nicht durch allgemeine Bürgerwahlen, sondern immer selbst und durch bevorrechtete Wahlbürger ergänzen, so daß die auf den Reichstagen erscheinenden städtischen Abgeordneten nicht sowohl als das Organ der Städte, sondern nur als Vertreter gewisser Magistrats-Familien anzusehen seyen.

— Englische Journalistik auf dem Kontinent. In Frankfurt a. M. kündigt der Buchhändler C. Jügel eine neue Englische Zeitschrift unter dem Titel Jügel's Universal Magazine an. Aehnliche Journale sind bereits an mehreren Orten des Kontinents, in Paris, Brüssel, Leipzig und St. Petersburg, mit vielem Erfolg gegründet worden, und namentlich der in Paris bei Galignani erscheinende London and Paris Observer erfreut sich eines großen Leserkreises. Wir zweifeln nicht, daß Herr Jügel, dessen Verlag sich immer durch Eleganz und Solidität ausgezeichnet, auch dieses Unternehmen so ausstatten werde, daß es neben seinen „Continental contemporaries" als ein würdiger Rival erscheinen werde.

Bibliographie.*)

Holland.

C. Leemans (Direktor des Museums der Alterthümer zu Leyden) Beredeneerde beschrijving der Asiatische en Amerikaansche monumenten van het Museum van oudheden te Leyden. 8. Leyden. 1 fl. 50 c.

Musei Lugduno-Batavi inscriptiones graecae et latinae. Edidit L. J. F. Janssen (Konservator an jenem Museum). C. 33 tab. 4. Lugduni Batavor. 1842. — Derselbe Oudheidkundige mededeelingen. I. 8. mit 2 lefer. Kupft. Leyden. 1 fl. 65 c.

J. van der Hoeven Bijdragen tot de natuurlijke geschiedenis van den Negerstam. 8. mit 4 Kupft. Leyden. 2 fl. 45 c.

A. Numan (Direktor der Reichs-Thierarzneischule zu Utrecht) Over de inënting van het mondzeer en de klauwziekte aan runderen en schapen, als een middel om deze ziekte zachter en minder langdurig te maken. 8. Utrecht. 60 c.

Nederlandsche Muzen-Almanak. Jaargang 1843. 8. mit Kupf. u. Portr. Amsterdam, Laarman. 3 fl. 80 c.

J. J. L. ten Kate Thomas Chatterton; een gedicht. 8. Utrecht. 2 fl. 90 c.

Bijdragen tot de kennis van het karakter van Constantijn Huijgens, ontleend uit aanteekeningen wegens het beheer zijner goederen. 8. 's Gravenhage. 1 fl. 60 c. — Ueber C. Huijgens (Lateinisch Hugenius) vergl. Nr. 34 d. J. 1842.

H. van Vollenhoven Broeders gevangenisse. Dagboek van Willem de Groot, betreffende het verblijf van zijnen broeder Hugo op Loevenstein; uit echte bescheiden aangevuld en opgehelderd. 8. mit Facsimiles. 's Gravenhage. 2 fl. 90 c. — Die Verhaftung und Befreiung aus dieser Haft, zu Loevenstein, durch die List seiner Frau bilden ein wichtiges Moment in dem Leben des H. de Groot (H. Grotius). Willem de Gr. war ein jüngerer Bruder des Hugo de Gr. und hing mit großer Liebe an demselben.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Dornseiffen Woordenboek der Nederduitsche, Fransche — talen. Afler. 4. — Hiermit ist das Werk, in einem Bande, beendigt. — van der Palm Leerredenen. Deel 4.

Wir haben in Nr. 60 des vorig. Jahr. die für das Ausland interessanteren Holländischen Zeitschriften namhaft gemacht. Eine seitdem ins Leben getretene Zeitschrift, welche die Beachtung auch des Auslandes verdient, ist: De Indische Bij (Biene), tijdschrift ter bevordering van de kennis der Nederlandsche volkplantingen (Kolonieen) en derzelver belangen, uitgegeven door C. L. Blume (Herausgeber der Flora Javae u. s. w.) en D. J. Veegens. Leyden. Subskript. à Band (4 Nummern) 8 fl.

Belgien.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles, publiées par A. Quetelet. Tome 2. 4. 348 Seit. Bruxelles. — Erscheinen auf Kosten des Staats.

V. van den Broeck Traité de docimasie (Probirkunst), ou resumé de leçons données à l'école des mines du Hainaut. 224 Seit. 8. mit 16 (13 kolor.) Kpft. Mons. — Ders. Quelques objections à la théorie de M. Jobard sur les causes de l'explosion des chaudières à vapeur, et sur quelques phénomènes météorologiques. 8. 22 Seit. Mons.

Documents statistiques sur le royaume de la Belgique, recueillis et publiés par le ministre de l'intérieur. 6. publication. 4. VIII u. 265 Seit. Brux.

Statistique de la Belgique. Population. Relevé décennal. - 1831 à 1840. Mouvement de l'état civil de 1840. Publié par le ministre de l'intérieur. gr. 4. 322 Seit. Brux. 1842.

Nouveaux Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Tome 15. 4. mit 30 Kpft. Brux. u. 4 Th. — Von den darin enthaltenen Abhandlungen erwähnen wir: Dumont Mémoire sur les terrains triasique et jurassique de la province de Luxembourg. — Martens et Galeotti Mém. sur les fougères (Farnkräuter) du Mexique, et considérations sur la géographie botanique de cette contrée. (Galeotti hat Mexiko selbst bereist.) — Peltier Mém. sur les diverses espèces de brouillards. — Quetelet Nouveau catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes. Vergl. auch Nr. 12 des J. 1842.

W. Bilderdyk De Geestenwareld, uitgegeven met inleiding en aenteekeningen door J. David. 8. 74 Seit. Leuven. — Dieses Gedicht findet sich im 1. Bande von B.'s Affodillen (2 deel. 8. Haarlem 1814) gedruckt.

P. van Duyse Belegering van Dendermonde door Lodewyk XIV., historisch tafereel. 8. 30 Seit. Gent. — Ders. De Spellingsoorlog, luimig heldendicht in 4 zangen, met aenteekeningen. 8. 231 Seit. Gent.

T. van Loo Vlaemsche Dichtkunst, in 4 zangen in heldenversen beschreven (nebst Flamändischer Vorrede). 8. 268 S. Brugge.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: (Marchal) Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale des ducs de Bourgogne, publié par ordre du ministre de l'intérieur. Tome 3. Répertoire méthodique, 2. partie. Folio. Brux. 1842. Tome 1—3. 20 Th. — Vergl. darüber Nr. 126 d. J. 1842. Demnächst wird noch ein vierter Band erscheinen. Se. Majestät der König von Preußen verlieh dem Verfasser kürzlich die große goldene Medaille für Kunst u. Wissenschaft.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Montag den 6. Februar 1843.

Frankreich.

Physiognomie der Schreckenszeit.

Gefängnisse. — Fouquier Tinville. — Coffinhal.

Man kann sich nichts Eigenthümlicheres und Außerordentlicheres denken, als den Anblick von Paris in der Schreckenszeit: man sah keine reiche Equipagen, keine Livreen, keine bürgerliche Wagen mehr; alle Luxus-Pferde waren in Requisition gesetzt für die vierzehn Armeen der Republik; die Fiaker waren fast ganz verschwunden, und wenn noch einige in den Straßen der Hauptstadt, die sonst so lärmend, so belebt und jetzt so still waren, sich sehen ließen, so mußten sie im Schritt gehen: das souveraine Volk, aus zügellosen Sanscülotten und liederlichen Dirnen bestehend, nahm die Mitte der Straße ein, und wehe dem Kutscher, der einen von diesen zerlumpten Potentaten nur angestoßen hätte! Das Revolutions-Tribunal war sogleich bei der Hand, ihn auf dem Schaffot sein Aristokraten-Verbrechen büßen zu lassen, wenn nicht der unsaubere und unbeschuhte Souverain es für gut fand, selbst den Henker zu machen und mit seinen nicht sehr feinen Händen den Beleidiger der Nation an die erste beste Laterne des Viertels aufzuhängen.

Die männliche Kleidung war im Allgemeinen sehr einfach: sie bestand aus einem Pantalon, einer Jacke mit Aermeln und einer rothwollenen Mütze; man trug gewöhnlich einen enormen Stock in der Hand. Die Frauen hatten die Hüte, die Blumen und Bijouterieen abgelegt; ihr Kostüm bestand aus einem einfachen leinenen Rock, einem Halstuch von Musselin und einer Linon-Haube, die mit einer ungeheuren dreifarbigen Kokarde besetzt war. Alle Hotels standen leer, und an der äußeren Wand eines jeden las man die Inschrift: Propriété nationale à vendre; wie man auf dem Thor der Kirchhöfe, deren es damals viele gab, las: Champ du repos. Es gab in der That für den Gerechten keine andere Ruhe als im Grabe.

Die Hungersnoth nahm zu: aber wenn das Volk kein Brod hatte, so wurde es dafür desto reichlicher durch Schauspiele entschädigt; es wurden jede Woche Gratis-Vorstellungen in allen Theatern gegeben. Folgendes ist eine Probe des Styls, in welchem die Theater-Zettel abgefaßt waren:

Auf Befehl und zum Vergnügen des Volks
(De par et pour le peuple).

Die Schauspieler des Theaters der Republik werden heute, an der ersten Sanscülottide, aufführen:

Das jüngste Gericht der Könige,
und hierauf
Die Ehe des Kapuziners.

Das Gras wuchs in den Vorstädten Saint-Honoré und Saint-Germain, und der Tuilerieen-Garten war mit Kartoffeln bepflanzt. Endlich, damit sich Alles in diesem Zustand gliche, erschien die Pariser Kommune in corpore vor dem Konvent und beschwor ihn, durch ein Dekret die sofortige Verbrennung aller Bibliotheken zu verordnen. Am folgenden Tage verlangte der Bürger Javoques, da die Guillotine noch nicht schnell genug arbeite, so solle man täglich dreihundert Gefangene nach der Ebene Grenelle führen und sie daselbst niederschießen. Hierauf ruft Collot d'Herbois: „Javoques ist nur ein elender Moderirter; ich, ich verlange, daß man unter jedes der fünfundsiebzig Gefängnisse von Paris eine heilsame Mine grabe und diese sofort anstecke."

In der That waren, trotz der zahlreichen Hinrichtungen, welche täglich stattfanden, die fünfundsiebzig Gefängnisse von Paris überfüllt, und zwar in dem Grade, daß epidemische Krankheiten unter den Gefangenen ausbrachen und so die Pest den Henkern zur Hand ging. Der Despotismus, die Grausamkeit einiger Kerkermeister waren furchtbar: man weigerte den Gefangenen Licht; man wehrte ihnen, mit ihren Verwandten, ihren Freunden, sey es auch nur durch das Sprachgitter, zu kommuniziren; selbst einen Arzt für die sterbenden Kranken zu holen weigerte man sich. Alle Nahrungsmittel, die man den Gefangenen von außen brachte, wurden in denselben Kübel geworfen, alle Weine in dieselbe Tonne gegossen, und wer sich über diese ekelhafte Vermischung beklagte, bekam die Antwort: „Hund von Aristokrat, weißt du nicht, daß du das Glück hast, unter dem Regiment der Gleichheit und Brüderschaft zu leben? .... Glaubst du, man wird die Stücke für einen Verbrecher, wie du, aussuchen? Das verlohnte die Mühe nicht, denn morgen wird dir vielleicht schon der Brodgeschmack verdorben seyn: unsere heilige Mutter, die Guillotine, wird sich beeilen, die Republik von all diesen verschworenen Schurken, den Agenten Pitt's und Koburg's, zu reinigen."

Auf die Anklage, daß er arme widerspänstige Priester unterstützt habe, wurde der Marschall de Mouchy verhaftet und in das Gefängniß la Force geführt; als er bald darauf mit seiner Frau nach dem Luxembourg gebracht wurde, wurde er hier, eben so wie die Marschallin, von allen Gefangenen mit besonderer Rücksicht behandelt. Alles sprach von ihnen nur mit einer Art Verehrung. Indeß sollte Herr de Mouchy sterben, sein Tod war beschlossen; der verhängnißvolle Tag erschien. Als man ihn abholen ließ nach der Conciergerie, die gleichsam der Vorhof des Revolutions-Tribunals war, bat er den, welcher ihm ankündigte, daß er in die Gerichtsstube hinabsteigen müsse, höflich, er möchte kein Geräusch machen, damit die Marschallin sein Weggehen nicht bemerke. „Sie war die letzten Tage sehr krank", sagte er, „und ist noch sehr leidend." — „Krank oder nicht", antwortete der Schließer, „sie muß doch auch kommen; sie steht auf der Liste, und ich werde sie gleich holen." — „Nein", erwiederte der Marschall, „da sie einmal kommen soll, so werde ich es ihr sagen." Mit festem Schritt steigt der achtzigjährige Herzog von Mouchy herauf in das Zimmer seiner Frau. „Madame", sagt er, „Sie müssen herunterkommen; Gott will es, und Sie sind eine zu gute Christin, um sich nicht mit Ergebung in den göttlichen Willen zu fügen. Uebrigens gehe ich mit Ihnen; ich verlasse Sie nicht." Die Nachricht, daß Herr von Mouchy nach dem Tribunal gehe, verbreitete sich im Nu durch alle Zimmer; der Rest des Tages war für die Gefangenen eine Trauerzeit. Die meisten entfernten sich von den Punkten, wo man diese berühmten Opfer konnte vorübergehen sehen, denn sie fühlten nicht die Kraft, dieses Schauspiel zu ertragen; andere dagegen bildeten eine Reihe auf ihrem Wege, um ihnen einen letzten Beweis ihrer Achtung und Theilnahme zu geben. Einer von den Gefangenenn erhob seine Stimme und sprach: „Muth, Herr Marschall!" Herr von Mouchy sah ihn an und antwortete mit einer Stimme, in der man nicht die geringste Bewegung bemerkte: „In meinem funfzehnten Jahre bin ich für meinen König Sturm gelaufen; in meinem achtzigsten Jahre werde ich für meinen Gott das Schaffot besteigen, und der Muth wird mir hier nicht mehr fehlen als damals."

In dem Gefängniß du Plessis war der Hof, wo die Männer ein wenig Luft schöpfen konnten, durch eine Mauer von der weiblichen Seite getrennt, und eine Gosse bildete die einzige Communication zwischen ihnen. Dahin begab sich jeden Morgen der Sohn der Madame Kolly. Dieses fromme Kind, welches in das Jünglingsalter trat und schon alle Leiden des Lebens kannte, kniete vor dieser Gosse nieder, und indem er den Mund an das Loch legte, wechselte er mit seiner Mutter einige zärtliche Worte. Dahin kam einst sein jüngerer Bruder, der drei Jahr alt und bei der Mutter geblieben war, um ihm zu sagen: „Mama hat diese Nacht weniger geweint; sie hat ein wenig geruht und wünscht dir guten Morgen; Lolo, der dich sehr liebt, sagt dir dies." Durch diese Rinne endlich ließ die unglückliche Mutter, als sie in den Tod ging, ihrem älteren Sohn ihr langes Haar zukommen, als das einzige Erbtheil, das sie ihm hinterlassen konnte.

In dem Gefängniß la Bourbe trat eines Tages ein Schließer in das Zimmer, das der Marquis de Lavalette, ein ehemaliger Garde-Offizier, mit seiner Frau bewohnte. Dieser Gefangene spielte gerade Ball im Garten. Da das Fenster in den Garten hinausging, so bemerkte der Schließer sofort den Marquis. „Rufe deinen Mann, sagte er zur Marquisin. — „Meinen Mann! und wozu?" — „Keine Fragen; eile dich, zu gehorchen." — „Lieber Freund, sagt mir, warum, ich beschwöre euch." — „Das sind mir Umstände! er soll nach dem Revolutions-Tribunal, wo man ihn erwartet." Madame Lavalette fiel bewegungslos zu Boden. Von dem Schließer herbeigerufen, hat Lavalette nicht den Muth, sich zu entfernen, bevor er der Marquisin geholfen und sie geküßt hat. Da umschlingt diese Unglückliche den Hals ihres Mannes und ruft, ihn fest an sich drückend: „Mit ihm! mit ihm!" Man trennt sie mit Gewalt, und die Unglückliche verliert den Verstand, um ihn nicht wieder zu bekommen.

Man sucht im Gefängniß Port-Libre den tugendhaften Malesherbes und seine Familie, um sie vor das blutige Tribunal, das schon seinen Schwiegersohn, Herrn von Rosambo, aufs Schaffot geschickt, zu führen. Frau von Rosambo, die seit der Hinrichtung ihres Mannes den Verstand verloren, wird desselben plötzlich wieder mächtig, als sie sieht, daß man sie mit ihrem Vater zugleich holt; sie läuft zu Fräulein von Sombreuil, die in demselben Gefängniß war, und sagt zu ihr: „Bei dem Blutbad im September hatten Sie das Glück, Ihren Vater zu retten; ich werde so glücklich seyn, mit dem meinigen zu sterben."

Valézaire, ein ehemaliger Capitain, der im Luxembourg gefangen saß, war mit einem jovialen Naturell begabt, und er mühte sich, seine Unglücksgefährten zu erheitern. Eines Abends legte er sich nieder, nachdem er ihnen die lustigsten Anekdoten erzählt. Am anderen Morgen sahen die anderen Gefangenen zu ihrem großen Erstaunen, wie Valézaire in den Hof herabstieg, indem er seine graue Hose in Form einer Nachtmütze auf seinen Kopf gesetzt und sich große Mühe gab, sein rechtes Bein in eine Baumwollenmütze zu verwandeln; der Unglückliche war toll geworden.

Die Unterhaltung, die Fröhlichkeit waren in diesen traurigen Häusern immer nur von kurzer Dauer. Manchmal hatte man, indem man mit seinen Leidensgefährten plauderte und sich gegenseitig erhitzte, Alles vergessen: aber auf einmal kamen die Gerichtsdiener, die Gendarmen und die Gabelwagen an; die Stimme des Schließers, dem die Liste der von dem Tribunal verlangten Opfer übergeben worden, ertönte unter den Gewölben in den Korridors; man hörte nur die unglückverkündenden Worte: „Man ruft Sie!... Gehen Sie hinunter.“ Und unbeweglich, beklommen, todtenblaß wartete Jeder, nicht eher aufathmend, als bis die fatale Liste erschöpft war. Es kam vor, daß hundertzwanzig Gefangene auf einmal im Plessis und im Luxembourg verlangt wurden. Im Hofe aufgestellt, wurden sie gezählt, ehe man sie in die Gabelwagen steigen ließ. Welches Gemälde! Mütter, Ehemänner umarmten zum letzten Male das Liebste, was sie hatten. Man hörte zerreißendes Geschrei und tröstende Worte unter einander. „Lebt wohl!“ hieß es; „wir sehen uns dort oben wieder.... Ihr, die ihr zurückbleibt, seyd mehr zu beklagen als wir.“

Einige von diesen Unglücklichen schrieben mit einem Bleistift auf ihren Knieen ein letztes Lebewohl an ihre Freunde und Kinder. Frauen lagen vor den Gendarmen, vor den Kerkermeistern auf den Knieen und baten: „Im Namen des Mitleids, gebt diesen Brief ab. Geben Sie diese Haare, dieses Portrait ab... versprechen Sie es mir!... schwören Sie es mir!“

Nach den Gefängniß-Reglements hatten die Gefangenen die Freiheit, jeden Tag einige Stunden in den Höfen zuzubringen, und Alle beeilten sich, diese Erlaubniß zu benutzen. Während dieser nur zu schnell vorübergehenden Stunden vergaß man die Verschiedenheit der Meinungen und Lebensverhältnisse; es war, als ob die Gefangenen nur eine und dieselbe Familie bildeten. Die wahre Gleichheit schien sich ins Gefängniß geflüchtet zu haben: der Soldat plauderte hier mit dem Priester, der Aristokrat mit dem Föderalisten, der Jakobiner mit dem Girondisten. Aber diese Augenblicke der Hingebung waren gezählt, und die Stunde der Rückkehr war schnell da. Sobald die Glocke das Zeichen zum Hineingehen gegeben, eilten die Schließer mit großen Hunden herbei, die sie gegen die Säumigen hetzten. Wehe dem, der, in Erinnerungen versenkt, vielleicht an die Freiheit, an seine Familie und Freunde denkend, die Glocke überhörte! Wehe dem, dessen Schritte durch Alter oder Schwäche aufgehalten wurden! Schmähungen und Mißhandlungen erwarteten sie, und man warf sie in das finstere Loch, aus dem sie nicht eher heraus kamen, als bis es dem Schließer gefiel.

Den Entbehrungen des Tages folgte die Schlaflosigkeit der Nacht. Wenn die Gefangenen auf ihrer Bahre oder ihrem feuchten Stroh in der Ruhe Vergessenheit ihrer Leiden zu finden anfingen, kam ein Bote vom Revolutions-Tribunal, der sie rief und ihnen durch ihr Luftloch das „Abend-Journal“, wie er es nannte, zuwarf; es war ihre Anklage-Akte für den anderen Morgen, die sie mit mehr Wahrheit ihren „Todtenschein“ nannten. Ein Paar Stunden darauf, wenn sie von der ersten Aufregung sich erholt hatten und wieder eingeschlafen waren, schreckte sie die Stentorstimme eines Schließers auf, welcher schrie: „Alle Gefangene von.... ins Tribunal!.... keine Pakete! sie brauchen keine.“

Ein anderes Mal endlich kamen die Polizei-Beamten, beim Schein der Fackeln, um hundert, hundert funfzig Opfer gebunden und geknebelt in ein anderes Gefängniß zu bringen. Sehr oft war dies nur ein neues System von Vexationen und Martern; man wollte die Gefangenen schrecken und den Beschimpfungen des Pöbels preisgeben, den man gegen sie hetzte.

Des Morgens war es das erste Geschäft der Gefangenen, ihre durch die Feuchtigkeit des Ortes benetzten Kleider auszubreiten, den gemeinschaftlichen Zuber zu leeren, ihren Kerker auszukehren und ihr Bett zu machen, wenn sie sich durch Aufwand von Gold ein elendes Bett hatten verschaffen können. Doch das Temperament der Franzosen ist so glücklich, daß selbst dann die Scherze und Späße alle Stirnen aufheiterten: so rief einmal der Schauspieler Champville, der in den Madelonnettes gefangen saß: „Vorgesehen, Bürger! Der Glückstopf geht vorüber!“ Ein andermal schritt Herr von Boulainvilliers, mit dem Hut unterm Arm und dem Stock in der Hand, in gemessenem Gang einher, um sein Nachtgeschirr zu leeren. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Der Hof und die Gesellschaft in Athen.

(Schluß.)

Diesen vom Europäischen Geiste durchdrungenen oder angehauchten Klassen treten dann die rein Griechischen Griechen gegenüber, welche nur Griechisch sprechen, eine Griechische Kleidung tragen und nur Griechische Sitten und Griechische Nationalität kennen und lieben. Die Einen, wie Konduriotis, sitzen im Staatsrathe; Andere, wie Kanaris, sind eine Zierde der Marine, Andere wieder dienen in der regelmäßigen Armee oder im Corps der Phalangisten, wie z. B. Porrhebos, der Geschichtschreiber von Suli, der seinem Vaterlande mit dem Schwerte und der Feder gedient hat. An der Spitze des reinen Griechenthums steht aber der Name eines Mannes, der an allen politischen und militairischen Kämpfen seines Vaterlandes Theil genommen hat, Kolettis.

Unter dem Banner dieser Anführer schaart sich nun die Griechische Bevölkerung. Jene sind gleichsam die Clans-Häuptlinge, denen sich die Familie anschließt. Sonst hatte auch Jeder von ihnen seine Rhapsoden, wie die Schottischen Häuptlinge ihre Barden. Der Stamm dieser Rhapsoden ist noch nicht ganz erloschen. Denn in den Straßen von Athen trifft man noch täglich zwei Greise, von denen der eine die funfzig und einige Gesänge absingt, die sich auf die Familie beziehen, deren Sänger er ist, und von denen der andere ihn mit der Guitarre begleitet. Aber an die Stelle der Rhapsoden sind jetzt die Journale getreten, welche sich ebenfalls unter das Banner ihrer politischen Führer schaaren. Die Kasino's und die Kaffeehäuser sind jetzt die Agora und die Pnyx, wo die öffentlichen Angelegenheiten berathen und entschieden werden. Die Volksgesänge sind verstummt, und die leitenden Artikel der Athener Journale haben sich jetzt der Leitung der öffentlichen Meinung bemächtigt.

Zu diesen regelmäßigen Bewohnern Athens, welche thätigen Antheil an dem gesellschaftlichen und politischen Leben nehmen, kömmt denn noch eine bedeutende Anzahl alter Soldaten und Klienten, welche aus den Provinzen herbeiströmen, um ihren Häuptlingen ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen oder ihren Schutz nachzusuchen. Während des Tages sieht man Schaaren der alten Pallikaren in den Straßen des Hermes, des Aeolus, der Minerva und auf den Trottoirs der Agora. Sie sind bekleidet mit der Fustanelle, gehüllt in einen weißen Schafpelz oder in den dicken Kaban, den sie mit vieler Würde auf einer Schulter tragen; in ihrem Gürtel steckt ein langes Messer, und in der Hand haben sie beständig die lange Pfeife. Sie leben ausschließlich auf der Straße, da ihnen die Milde des Klima's selbst während des Winters diesen Aufenthalt gestattet. Nahrung und ein Lager liefern ihnen der Tisch und das Haus des gastfreundlichen Häuptlings. Wenn die Mittel beschränkt sind, so sind es auch die Bedürfnisse. Die Fastenzeiten dauern lange, sind häufig und werden von den Griechen streng beobachtet. In der anderen Zeit besteht das gemeinschaftliche Mahl aus einem gerösteten, auf Homerische Weise bereiteten Hammel, aus einigen harten Eiern, rohen Zwiebeln und Schafkäse. Die Kosten für das Ameublement und das Tischgeräth sind ebenfalls gering. Ein kleiner runder Tisch von der Höhe eines Fußes wird in die Mitte gestellt, und um diesen lagern sie sich mit untergeschlagenen Beinen. Das Brod dient ihnen als Teller, und ihr Dolch macht die Gabeln überflüssig. Nachts werden dünne Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und sie legen sich, in ihren Kaban gehüllt, auf demselben nieder. Der Druck der Türkischen Herrschaft hat nur Wenigen ein Ameublement, Tischgeräth, Silberzeug, Tische, Stühle oder Betten gelassen. Vornehme und Niedrige ertragen mit der größten Heiterkeit die Entbehrung aller Annehmlichkeiten des Lebens, und ein Gouverneur, ein General, ein Minister, ein Staatsrath nimmt keinen Anstand, sich auf dem mit einem dünnen Teppich bedeckten Boden niederzulegen.

Ich habe nicht von den unteren Volksklassen gesprochen, weil, mit Ausnahme der Albanesischen Bevölkerung, alle Griechen der Klasse angehören, welche man bei uns die Mittelklasse nennt. Alle wollen sich bilden und erheben. Man lasse sich den ungebildetsten Griechen kommen, um sich mit ihm in seiner Muttersprache zu unterhalten, und er wird das Wenige, was er so gewinnt, sammeln, um die Rechte in Paris zu studiren; man miethe einen Bedienten, und er wird sein Gehalt sparen, um in Pisa Medizin zu studiren. Wenn ein Griechischer Arbeiter bei einem Europäischen Fabrikanten einen Platz findet, so hat er in wenigen Monaten genug gelernt, um sich selbst zu etabliren, was ihm nicht schwer wird, in einem Lande, wo Handarbeiter selten sind, wo der Tagelöhner bis 3 Francs täglich verdient, und wo Niemand Konkurrenz zu fürchten hat. Daher auch der Eifer, mit welchem die Kinder der ärmsten Familien die Schulen besuchen.

Die Griechische Armee besteht jetzt aus 6000 Mann Infanterie und 300 Mann Kavallerie. Die erstere ist in 2 Bataillone getheilt, welche Europäische Uniform tragen, und zwar die der Bayerischen Armee, in 2 Bataillone, welche Griechisch gekleidet sind, in ein Bataillon Mainoten und mehrere mobile Kolonnen.

Außerdem besteht noch ein sehr gut organisirtes Corps von 1200 Gendarmen (chorophylakes), welche Europäisch gekleidet sind; sie sind über das ganze Land zerstreut, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Es ist dies ein ausgezeichnetes Corps, in welchem auch einige der früheren Klephten einen Platz gefunden haben.

Nach dem Kriege war man verlegen, wie man alle diejenigen, die freiwillig die Waffen ergriffen, und die bald ein kleines Gefolge um sich gesammelt, bald wieder einem mächtigeren Führer gefolgt waren, in den regelmäßigen Graden klassifiziren solle: man ergriff den Ausweg, ihnen Allen den Offizierrang zu lassen, ihnen aber nur Soldatenlöhnung zu geben. Unter dem Namen Phalangisten und unter dem Befehl eines Phalangenführers sind sie über das ganze Land vertheilt und können sich nach Belieben allen bürgerlichen Beschäftigungen widmen. Sie sind also eine Art Invaliden-Corps, obgleich die Meisten von ihnen nicht nur sehr fähig sind, sondern auch sehr geneigt seyn möchten, die Waffen wieder zu ergreifen.

Die Militair-Marine ist 2000 Mann stark; dagegen zählt die Handels-Marine 10,000 beschäftigte Matrosen.

Diese ganze Bevölkerung von Beamten, Advokaten, Aerzten, Banquiers, Militairs und Krämern ist dem Athen von 1820 gänzlich fremd; sie alle haben sich erst seit 1834 angesiedelt und die ursprünglich Albanesischen Einwohner zurückgedrängt. Diese, die in elenden Hütten um die Akropolis herumwohnen,

haben mit dem Fortschritt nicht gleichen Schritt halten können und sind in ihrer dürftigen Lage verblieben. Da sie geldgierig, mäßig, geduldig und arbeitsam sind, so scheint ihre Bestimmung zu seyn, die Tagelöhner und Dienstboten des Griechischen Stammes zu bleiben. Die Albanesischen Frauen sind groß und schön, aber ihnen fehlt die Anstelligkeit und Schmiegsamkeit der Griechinnen. Während der Woche sind sie nur mit einem dicken, an der Brust aufgeschlitzten wollenen Hemde bekleidet, welches von einer langen offenen Weste bedeckt wird. Sie verrichten die häuslichen Geschäfte, füllen an den Brunnen ungeheure Wasserkrüge, die sie auf dem Kopfe tragen, säugen ihre Kinder vor der Thür u. s. w. Indeß gehen sie nicht auf den Markt, was nach Orientalischen Begriffen gegen den Anstand verstößt, sondern überlassen den Einkauf den Männern. Sonntags sieht man die Albanesischen Frauen in einer wenig anmuthigen Stellung vor den Thüren hingelagert. Ihr Anzug ist dann prächtig und glänzend, aber nicht geschmackvoll. (R. d. P.)

England.

Zur Geschichte der Englischen Eingangszölle.

Der Ausländer sollte nur auf der Themse in London eintreten. Die Breite dieses schönen Flusses, die Fahrzeuge, welche seine Wasserfläche bedecken; der qualmende Rauch, der aus den riesenhaften Fabrikgebäuden, die wie Schreckgestalten an seinen Ufern stehen, emporwirbelt — deutet dies nicht Alles auf eine ernste Größe und auf eine gebieterische Macht? Ich frage diejenigen, welche der Dampf von der Elbe, vom Rhein, von Boulogne, von Calais oder vom Havre herbeiträgt und am Tower vorüber bis an das Zollamt bringt. Vor der Erfindung der Dampfschiffe landete der Reisende, der vom Kontinente kam, gewöhnlich in Harwich oder in Dover, und das erste Blatt seines Tagebuches war dem Lobe der vortrefflichen Pferde, der prächtigen Kutscher, der herrlichen Chausseen, der Schnelligkeit, mit welcher man in England reist, dem lachenden Anblick der Englischen Landschaften und dem freundlichen Aussehen aller Gegenden gewidmet, die er durchlaufen mußte, ehe er jenen großen Marktplatz der Welt, welcher London heißt, erblickte. Aber jetzt wird der Fremde mit einem Male in den Strudel der Hauptstadt geschleudert, ohne daß er durch eine Reise von mehr als 60 Meilen allmälig dazu vorbereitet wird.

Der geräumige Quai vor dem Zoll-Amte ist der einzige Platz, den man auf dieser schnellen Reise bemerkt. Ob er gleich von den Dandys und Damen, die nur auf den schattigen Alleen des Gartens von Kensington ihr Glück in ihrer gegenseitigen Bewunderung finden, wenig besucht wird, so verspricht er doch viele Genüsse. Hier scheinen die Strahlen einer schönen Wintersonne wärmer zu seyn und den Genesenden, der hier Schutz gegen den Nordwind sucht, wohlthätig zu erquicken. Ein schöner Tag, den man auf diesem Quai verlebt, bietet ein sehr lebendiges und vielbewegtes Gemälde dar.

Am westlichen Ende des Quais liegt Billingsgate, jener große Fischmarkt der Hauptstadt, mit seinem Dock, der zur Aufnahme der Fischerkähne dient. Die Fischer kommen an, so oft das Meer ihnen günstig gewesen, und stellen ihr Fahrzeug in das Bassin. Die Gestalt dieser Fahrzeuge ist eben so verschieden als ihre Ladungen. Diejenigen, welche am häufigsten ankommen, sind mit Makrelen beladen; sie wissen die Ebbe und Fluth geschickt zu benutzen; und von dem Augenblicke ihres Einlaufens in den Hafen hängt der Vortheil und Nachtheil ihres Handels ab. Manche Barken sind sehr klein, und man findet oft, daß ein Familienvater, der eine solche Barke besitzt, seine Familie frühzeitig nützlich zu beschäftigen versteht. Zwei kleine Knaben dienen ihm als Gehülfen, während seine Frau und die übrigen Kinder zu Hause die Netze trocknen und ausbessern. — Die Barken, die ihre Ladungen verkauft haben, fahren wieder ab; ihre Segel blähen sich; und in einem günstigen Augenblicke sieht man sie den Fluß hinabfahren und schnell verschwinden.

Oestlich von Billingsgate liegen die Stapelplätze für die Dampfschiffe, die nach Greenwich, Woolwich, Gravesand u. a. O. fahren. Ununterbrochen sieht man diese Fahrzeuge kommen und gehen. Wenn sie bei dem Zoll-Amte ankommen, hört man von ihnen harmonische Klänge; jedes Fahrzeug hat drei oder vier Musiker am Bord, welche die zahlreichen Passagiere mit ihren heiteren Tönen erfreuen. Auf einer anderen Seite sieht man Schiffe, die, mit Kohlen und verschiedenen anderen Waaren beladen, vom Pool kommen und bis an die Londoner Brücken herangehen.

Die innere Schiffahrt, d. h. die Kanalschiffahrt, schickt auch ihre großen Fahrzeuge, die zur Belebung dieser so beweglichen Scene beitragen, in die Themse; dann kommen kleine Schaluppen, die im Sommer zur Küstenfahrt benutzt werden, im Winter aber, wo sie sich nicht auf das Meer wagen, auch die Kanäle besuchen. Sie haben gewöhnlich solche Passagiere am Bord, die gern auf der Themse eine Spazierfahrt machen. Rechts erblickt man die prächtige Londoner Brücke, mit ihren gewaltigen Bogen, über welche unzählige Fußgänger, Wagen, Omnibus, Fiaker, Kabriolets und Karren sich hastig bewegen. Die Ebbe und Fluth des Stromes, das Gedränge der Menschen, welche kommen und gehen, nimmt uns so sehr in Anspruch, daß wir kaum bemerken, daß wir selbst einer der Schauspieler dieses großen Drama's sind, und daß unser Leben kommt und geht, wie die Wellen des Flusses.

Aber seht jenes Dampfschiff dort, das in schnellem Fluge die Wellen spaltet, die unter ihm schäumen und brausen: sein Verdeck ist mit Fremden, vielleicht mit Verbannten und Englischen Touristen angefüllt, von denen die einen sieben Tage, die anderen sieben Monate oder gar sieben Jahre auf dem festen Lande gelebt haben. Es bietet ein merkwürdiges Schauspiel dar, wenn diese Personen im Zoll-Amte aussteigen. Wie verschieden müssen die Eindrücke seyn, welche die erste Berührung des Britanischen Bodens auf Franzosen, Deutsche und Italiäner macht! Aber die Weltstadt London wird sie alle gleich gut aufnehmen, wenn sie Talente und besondere Fähigkeiten besitzen. Das Gepäck-Magazin der Dampfschiffe ist einer der größten Räume des Zoll-Amtes; die täglich wachsende Zahl der Reisenden, die von dem Kontinente nach London kommen, machte ein solches Magazin nöthig, um das Bezahlen der Zollgebühren mehr zu erleichtern. Die Gegenstände, welche verzollt werden, sind besonders Bücher, Porzellan, musikalische Instrumente, Mode-Artikel, Eau de Cologne, Kupferstiche und Schuhe, die von Frankreich, Holland und Hamburg eingeführt werden. Die auf das Reisegepäck der Passagiere erhobene Steuer beläuft sich jährlich auf ungefähr 4000 Pfd. St. (27,000 Thlr.) Den Zoll-Beamten sind in Bezug auf die Reisenden liberale und milde Instructionen gegeben; bei der Ausführung dieser Instructionen herrscht ebenfalls Liberalität und Nachsicht.

Es scheint, daß alle westliche Nationen von den Römern den Gebrauch geerbt haben, von den eingeführten Waaren gewisse Steuern zu erheben. Diese Steuer-Erhebungen kamen den Souverainen zu Gute, vermehrten ihre Einkünfte und veranlaßten sie, den Handel zu begünstigen. Der Chronist Stow bemerkt, daß die Kaufleute nicht nur da sind, sich und das Land zu bereichern, sondern daß sie auch „eine gute Wolle haben, welche der Fürst scheeren kann, wann er will." Mit Rücksicht auf diese reiche Wolle waren die Interessen der beiden Parteien gewissermaßen identisch. Aus einem Briefe Karl's des Großen scheint hervorzugehen, daß die Engländer, welche nach Rom reisten, oft den Pilgerstab und den Bettelsack trugen, um Gold- und Silberwaaren einzuschmuggeln, weil sie als Pilgrime von der Erlegung der Steuern frei waren. Karl der Große wünschte, daß die wahren Pilgrime ungehindert reisen könnten, aber er wollte auch, daß diejenigen, welche nicht sowohl in einer religiösen, als vielmehr in einer gewinnsüchtigen Absicht dorthin reisten, gezwungen würden, Steuern zu zahlen, wo Steuern gefordert würden.

Ueber hundert Jahre später legte Ethelred II. (978—1016) eine Steuer auf die Fahrzeuge und Waaren, welche in Billingsgate ankamen. Dieser Ort war damals, wie es scheint, der Hauptlandungsplatz in London. Es wurde festgesetzt, daß jedes kleine Fahrzeug einen halben Penny, jedes großes Fahrzeug einen Penny und jedes Schiff 4 Pence (3½ Sgr.) bezahlen sollte.

Nach der Eroberung Englands durch die Normannen scheint die Queens-Hythe, später Queenhithe genannt, der günstigste Ausladeplatz gewesen zu seyn. Im J. 1224 befahl Heinrich III. den Beamten des Tower, die Getraideschiffe nur in der Queenhithe landen zu lassen. Zwei Jahre später mußten dieselben Beamten alle Fische wegnehmen, welche an einem anderen Orte, als in diesem Hafen verkauft würden. Im Jahre 1224 beschwerten sich die Beamten der Queenhithe über Zoll-Defraudation; vierzehn mit Fischen beladene fremde Fahrzeuge hatten ihre Waare in Billingsgate ausgeladen. Eine Strafe von 40 Shillingen wurde von nun an für solche Zoll-Defraudationen festgesetzt; aber es wurde den Fahrzeugen, die den Londoner Bürgern gehörten, gestattet, an jedem beliebigen Orte ihre Waaren auszuladen.

Richard, Graf von Cromwell, überließ im J. 1246 der Stadt London das Zollrecht und die Privilegien des Hafens Queenhithe gegen eine jährliche Summe von 50 Pfd. St. (350 Thlr.) Dieser Hafen gehörte damals unter die Verwaltung der Sheriffs von London; er war im J. 1302 von den Schiffen, welche Fische, Salz, Brenn-Materialien und andere Waaren geladen hatten, so stark besucht, daß man daselbst mehr als dreißig Waarenmesser und Lastträger anstellte. Der Ober-Waarenmesser hatte acht Lastträger-Meister unter sich, von denen jeder wieder drei Unter-Lastträger unter seiner Aufsicht hatte. Die Lastträger mußten bei Strafe der Absetzung ein Pferd und sieben Säcke halten; ungeachtet ihrer geringen Einnahme waren diese Leute dennoch sehr wohlhabend. Im J. 1345 mußten die Schiffe, welche bei Dowgate landeten, die Steuer bezahlen, welche sie hätten bezahlen müssen, wenn sie bis nach Queenhithe gekommen wären. Hundert Jahre später trat eine neue Bestimmung ein: wenn zu gleicher Zeit zwei Schiffe ankamen, so mußte eines von den beiden nach Billingsgate fahren; wenn es drei waren, so mußten zwei in Queenhithe bleiben und das dritte nach Billingsgate abgehen. Auf diese Weise wurde der Hafen Queenhithe immer am meisten begünstigt. In der Folge jedoch erhielt Billingsgate den Vorzug. Im Osten der London Bridge gelegen, war dieser Hafen für die Landung vieler Schiffe in der That viel bequemer. Fabyan, welcher am Ende des 15ten Jahrhunderts schrieb, sagt, daß die im Hafen Queenhithe erhobene Zollsteuer-Einnahme so abgenommen hätte, daß sie sich jährlich nur auf 15 Pfd St. belief. Die Kornmesser und die Lastträger dieses Hafens geriethen in eine traurige Lage, da selten noch Getraide-Schiffe ankamen, weil die Londoner Bäcker und Bürger ihr nöthiges Korn auf dem Lande von den Pächtern selbst kauften. Am nördlichen Ufer der Themse gab es Getraide-Niederlagen, Magazine und Keller, die den Kaufleuten gehörten, die in den nach dem Flusse führenden Straßen wohnten. Die Zahl der ausländischen Handelsleute stieg bald bis auf einundfunfzig, ob es gleich dreißig Jahre früher nur drei gab, die aus den Niederlanden waren.

Diese Ausländer bewohnten die schönsten Häuser des Stadtviertels und zahlten gern eine jährliche Miethe von 20 Pfd. St. für Häuser, die bisher nur für vier Mark vermiethet worden waren. Je näher ihre Häuser dem Flusse lagen, desto höher war die Miethe. Zu dieser Zeit war der auswärtige Handel Englands fast gänzlich in den Händen fremder Kaufleute. In einer Urkunde von 1377 wird erzählt, daß diese Fremden nicht nur mit den von ihnen aus anderen Ländern eingeführten Waaren handelten, sondern daß sie auch in den Häfen, wo sie sich niedergelassen hatten, und sogar an anderen Orten mit derselben Freiheit wie ein geborener Engländer Käufe und Verkäufe besorgten.

Seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts hob sich Englands Handel. Anfangs arm und ungebildet, nahm es nur zufällig die Fremden auf, ohne sie im geringsten zur Niederlassung auf Britischem Boden aufzufordern. Als sein Reichthum wuchs, verschmähten sie auch nicht seinen inneren Handel; ihre Klugheit und Geschicklichkeit machte sie bald zu Herren desselben. Als jedoch England später seine Macht und seinen Werth begriff, womit es die Fremden selbst bekannt machten, dehnte sein Handel sich aus und erhob sich immer mehr durch seine eigenen Kinder.

Zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, 1414 und 1415, wurde der Umlauf der unter dem Namen „halber Galeeren-Pence" (Galley halfpence) bekannten Silbermünze verboten. Diese Münze wurde von Genuesischen Galeeren, welche Wein und andere Waaren führten, nach London gebracht. Der Quai, wo diese Galeeren landeten, heißt seitdem der Galeeren-Quai (Galley Quay). In der Nähe desselben waren große Magazine angelegt. Die Thames-Street war damals von Fremden aus allerlei Ländern bewohnt, die mit England in Verbindung standen. Sie versammelten sich meistens in den räucherigen Stuben eines cabaret restaurant, dessen dicke Wirthin, nach dem Chronisten Stow, unter dem Namen „Mutter Mam-Pudding" bekannt war. Das Hauptzimmer dieses Hauses war ohne Zweifel von Schiffs-Zimmerleuten erbaut worden; denn sein Dach glich einer umgestürzten Galeere, und das ganze Gebäude sah mehr wie ein Schiff, als wie ein Haus aus.

Ehe der auswärtige Handel Englands in die Hände Englischer Kaufleute überging, ließen sich der König, der Adel und die hohe Geistlichkeit in Handels-Speculationen ein. Oft erlaubten auch die Englischen Könige den Päpsten, Kardinälen und anderen ausländischen Geistlichen, Wolle und andere Waaren auszuführen, ohne Zoll zu bezahlen. Sie hatten also gleiche Rechte mit den Geistlichen Englands, die keine Abgaben zu zahlen brauchten. Die Mönche von Citeaux wurden bald die größten Wollhändler Englands, und alle Verordnungen des Parlaments konnten den Handel der Geistlichen nicht hindern. Auf der anderen Seite muß man die einem Laien bewilligte Zoll-Freiheit als eine große Gunst betrachten; denn als im J. 1290 eine Kabinets-Ordre dem Aylmer von Valencia die zollfreie Ausfuhr von zwanzig Säcken Wolle gestattete, wurde darin gesagt: „Dies muß mit der größten Verschwiegenheit ausgeführt werden, damit kein Anderer, nach diesem Beispiel, eine ähnliche Bitte machen könne."

In den verschiedenen Häfen waren Wachen aufgestellt, und die Schatz-Beamten hatten darauf zu sehen, daß keine Zoll-Defraudation stattfinden könne. Diese Zoll-Beamten durften keine Schiffseigenthümer seyn. Der Kaufmann, der den Zoll zu umgehen suchte, mußte es sich gefallen lassen, wenn seine Ladung konfiszirt wurde. Im Jahre 1297 ließ der Mayor von London, auf Befehl des Königs, zu London eine Waage aufstellen, die derjenigen gleich war, deren man sich schon zum Wiegen der Wolle bediente. Der Ort, wo diese Waage aufgestellt wurde, war im weitesten Sinne des Wortes ein Zollhaus.

Im J. 1382 ließ John Churchman, ein Londoner Gewürzkrämer, in London auf dem sogenannten Wollen-Quai ein Haus erbauen, das zum Wiegen der Wolle bestimmt war. Man erzählt, daß der König den Befehl gab, daß, so lange John lebte, das Wiegen der Wolle immer in diesem Hause stattfinden sollte. Im sechzehnten Jahrhundert fing der Londoner Handel an, bedeutend zu werden. Im J. 1613 stiegen die Zoll-Einnahmen in dem Londoner Hafen auf 109,572 Pfd. Sterl. Im ersten Jahre der Regierung der Elisabeth 1559 wurden in Bezug auf die Erlegung der Zoll-Abgaben feste Bestimmungen erlassen, und man kann sie als das Prinzip des gegenwärtigen Systems betrachten. Bis zum J. 1590 wurden die Zoll-Einnahmen in London für 20,000 Pfd. Sterl. jährlich in Pacht gegeben; aber diese Einnahme stieg unter den Händen der Zoll-Beamten der Krone bis auf 30,000 Pfd. Sterl. Bald vermehrten die Ostindische Compagnie und andere große Gesellschaften die Einnahmen des Londoner Zoll-Amtes. Im J. 1671—1688 berechnet D'Avenant die Einkünfte des Englischen Zolles auf 555,752 Pfd. Sterl. jährlich.

Das alte Zollgebäude, das durch den großen Londoner Brand zerstört worden war, wurde durch ein größeres Gebäude wieder ersetzt. Während der folgenden funfzig Jahre nahm der Handel einen neuen Schwung. Von 1700—1724 stiegen die Englischen Zoll-Einnahmen bis auf 1,352,764 Pfd. Sterl. jährlich; und da dieses Gebäude im J. 1718 wieder durch Feuer zerstört worden war, so erbaute man ein noch geräumigeres und bequemeres. Im J. 1725 betrug die jährliche Zoll-Einnahme in London 1,500,000 Pfd. Sterl. und stieg am Ende dieses Jahrhunderts auf mehr als 6,000,000 Pfd. Sterl.; schon bemerkte man, daß das Zollgebäude zu klein sey, als es im J. 1814 abermals gänzlich abbrannte. Die Feuersbrunst war furchtbar; die Verluste unermeßlich, sowohl an Waaren, als auch an seltenen Urkunden. Zehn Häuser der James-Street theilten das Schicksal des Zollhauses. Der Verlust, den der Handel dadurch erlitt, war sehr bedeutend; es erfolgte eine Stockung in den Geschäften. Die ankommenden Schiffe konnten ihre Waaren nicht ausladen, und diejenigen, welche abfahren wollten, konnten aus Mangel der nöthigen Papiere den Hafen nicht verlassen; aber bald wurde vorläufig für ein passendes Lokal gesorgt, und die Geschäfte gingen wieder ihren Gang.

Bei der Grundgrabung des neuen Zollgebäudes hatte der Architekt mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Boden an vielen Stellen nicht fest genug war. Es mußte daher ein Pfahlrost angelegt werden. Bei der Arbeit entdeckte man das alte Bette von einem Arme der Themse, in dessen Sande man, außer versteinerten Insekten und Muscheln, auch einige Münzen und andere Alterthümer fand.

Das neue Zollgebäude wurde den 12. Mai 1817 dem Publikum geöffnet; aber bald senkte sich der Grund, und ein Theil des Gebäudes mußte niedergerissen werden, um ihn auf einem festeren Grunde wieder zu erbauen. Die Ausgaben, die dadurch veranlaßt wurden, beliefen sich fast bis auf eine halbe Million Pfd. Sterl.

Im J. 1840 betrug die Zoll-Einnahme im Londoner Hafen 11,116,685 Pfd. Sterl., während die Zoll-Einnahme des ganzen Landes nur 23,344,813 Pfd. Sterl. einbrachte. Liverpool allein lieferte hierzu 4,607,326 Pfd. Sterl. Die Zahl der bei dem Zollwesen angestellten Beamten ist ungefähr 11,500. — Das Büreau des General-Zoll-Inspektors giebt täglich ein Bülletin heraus, worin die Einfuhr- und Ausfuhr-Artikel und die Zahl der ankommenden und absegelnden Schiffe bekannt gemacht werden.

Vor dem Jahre 1825 hatten sich die Statuten in Bezug auf das Steuerwesen unmäßig vermehrt: sie datirten noch von der Regierung Eduard's I.; man zählte 1500 Statuten. Diese Menge von Verordnungen bot zahlreiche Widersprüche dar, welche dem Handel zum offenbaren Schaden gereichten. England verdankt den Herren Huskisson und J. D. Hume die Revision dieser Statuten, welche sie auf eilf sehr einfache Reglements reduzirten, und man beschäftigt sich jetzt wieder mit einer neuen Redaction derselben, um bei der Anwendung von Gesetzen, die im Tarif nicht enthalten sind, Verationen zu vermeiden, die oft eine ergötzliche Seite haben. Zwei Beispiele werden dies beweisen. Ein Engländer hatte sich aus Aegypten eine Mumie kommen lassen: die Zoll-Beamten waren in keiner geringen Verlegenheit, da sie nicht wußten, wie sie diesen im Tarif nicht genannten Artikel klassifiziren sollten. Diese sterblichen Reste, diese seit dreitausend Jahren einbalsamirten und erhaltenen Muskeln konnten nicht als Rohstoff betrachtet werden, man entschied sich endlich dahin, sie als ein Fabrikat zu betrachten. Der Eigenthümer der Mumie, welcher nicht wollte, daß sie konfiszirt würde, erklärte, daß ihr Werth 400 Pfd. St. wäre. Diese Erklärung kostete ihm 200 Pfd. St., weil für ein eingeführtes ausländisches Fabrikat 50% bezahlt werden müssen.

Das andere Beispiel zeigt uns ebenfalls die Zoll-Beamten in Verlegenheit, als aus Norwegen Eis eingeführt wurde. Sie wußten nicht, welches der Zollsatz für diese Waare sey. Das Zoll-Amt wandte sich daher an das Schatz-Amt, und das Schatz-Amt berief den Handels-Rath. Nach vielen Erörterungen wurde endlich beschlossen, daß dieses Eis denjenigen Zollsatz bezahlen könne, den der Tarif für trockene Güter (dry goods) vorschreibt; aber als diese Frage entschieden war, war das Eis schon geschmolzen.

Mannigfaltiges.

— Glaubensbekenntniß des Herrn Cousin. Es ist in diesen Blättern bereits der neuen Ausgabe der „Gedanken" Pascal's gedacht worden, die Herr Victor Cousin unter den Auspizien der Französischen Akademie zu veranstalten gedenkt. In seinem an die letztere abgestatteten Bericht über die Nothwendigkeit einer solchen Ausgabe*) spricht sich Herr Cousin über seine religiösen Ansichten aus, die er gegen den Bischof von Chartres zu rechtfertigen sucht, welcher ihn und seine Philosophie des Pantheismus beschuldigt hatte. Herr Cousin erwiedert darauf: „Was ist Pantheismus? Nicht etwa ein versteckter Atheismus, wie man sich ausdrückt, nein, ein erklärter Atheismus! Im Angesichte dieses großen, schönen, unübersehlichen Universums sagen: Gott ist hier ganz und gar, dies ist Gott, es giebt keinen anderen, heißt so klar als möglich sagen, daß es gar keinen Gott giebt, denn es heißt sagen, daß das Universum keine von seinen Wirkungen wesentlich verschiedene Ursache habe. — Das Universum ist die Nothwendigkeit; aber die Seele ist frei, sie ist ein Fürsichseyendes und bei der harmonischen Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten wesentlich identisch mit sich; sie kann die Tugend begreifen und zur Erscheinung bringen; sie ist der Liebe und des Opfers fähig. Nun läuft es aber wider die Vernunft, anzunehmen, daß das Seyn, welches die erste und letzte Ursache der Seele ist, ein abstraktes Seyn sey, das weniger besitze, als es gegeben, und das selbst weder Persönlichkeit, noch Freiheit, noch Intelligenz, noch Gerechtigkeit, noch Liebe habe. Entweder Gott ist ein Niedereres als der Mensch, oder er besitzt wenigstens alles das, was im Menschen permanent und substantiell ist, und überdies noch die Unendlichkeit. — Ich bin frei; dies ist für mich ein unwiderleglicher Beweis, daß Gott es ist und meine Freiheit in Allem besitzt, was das Wesentliche derselben ausmacht, und in einem höheren Grade, ohne die Gränzen, welche die Leidenschaft und eine beschränkte Intelligenz meiner Natur gezogen. Die göttliche Freiheit kennt nicht die Mängel der meinigen, ihre Störungen, ihre Unsicherheiten; sie ist das natürliche Complement der göttlichen Intelligenz und Güte. Gott hatte vollkommene Freiheit, die Welt und den Menschen zu schaffen oder nicht, ganz so wie ich die Freiheit habe, diese oder jene Partei zu ergreifen."

Der Prälat, gegen den diese Rechtfertigung gerichtet ist, hat sich jedoch damit nichts weniger als einverstanden erklärt. Vielmehr sucht der Bischof von Chartres in einem im Univers abgedruckten Sendschreiben nachzuweisen, daß diese Worte des Herrn Cousin zum Theil in Widerspruch wären mit dem, was er früher über ähnliche Materien gesagt; zum Theil aber seyen auch seine jetzigen Aeußerungen nicht mit dem zu vereinigen, was Herr Cousin angeblich seyn wolle: ein Christ im Sinne des Katholizismus.

*) S. Bibliographie von Frankreich in Nr. 12 des „Magazins".

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Mittwoch den 8. Februar 1843.

Frankreich.

Jean Jacques Rousseau und der weltgeschichtliche Fortschritt.

Von George Sand.

Bruchstück einer Antwort auf ein Bruchstück eines Briefes.*)

Bruchstück des Briefes.

„...... Von da besuchte ich die Charmettes.

„Um zu der bescheidenen Klause zu gelangen, muß man den Windungen eines kleinen Thales folgen, welches ein kleiner Bach durchschlängelt und dessen Abhänge mit Wiesen bekleidet sind; darauf junges Unterholz, und das Ganze eingeschlossen von alten Bäumen. Es ist eine frische, abgeschiedene und stille Lage, welche ein wenig an unsere Landstriche von la Renardière erinnert. Nach einer Viertelstunde Weges steht man dem Häuschen gegenüber.

„Ein Giebeldach, dessen dunkler Schiefer Schindeln, welche durch die Zeit grau geworden, bis zur Täuschung ähnlich sieht, grüne Fensterladen, eine kleine durch einen rohen Verschlag gebildete Terrasse, und in ihrer Verlängerung das Gärtchen, in welchem Jean Jacques so sorgsam seine Blumen pflegte.

„Dem Garten galt mein erster Besuch. Ich sah mich hier nach der Hopfenlaube um; aber sie ist verschwunden. Ich pflückte für Sie einige Zweige eines alten Buchsbaumes, den ich für einen der ältesten Gäste in dieser Klause hielt.

„Man versichert, daß das Innere der Räume durchaus keine Aenderung erlitten hat; es ist ein Viereck mit ungleichen Gemächern, die Wände mit Wasserfarben übermalt, mit phantastischen Vögeln und Blumen an den Gesimsen. An der Seite ein kleines Spinet, worauf Rousseau sich ohne Zweifel sehr oft übte, um die Musik Rameau's zu entziffern; das übrige Mobiliar erinnert sehr an das des Philemon; doch ist es reinlich und geordnet, als ob der Hausherr erst gestern abgereist sey. Alles athmet hier Einfachheit, Unschuld und Glück.

„Welch' süße und traurige Gedanken erweckt der Anblick dieser Hütten! ihre Geschichte ist die unserer eigenen schönsten Tage! der Tage, die allzu bald entrannen, und deren Rückkehr wir vergeblich ersehnen.

„Der Weg, den ich nahm, um nach Chambery zurückzukehren, war sicher derselbe, den Rousseau verfolgte, wenn er sein Morgengebet verrichtete, und der wunderbare Horizont, welcher sich hier rings enthüllt, ist ganz geeignet, die Seele zum Himmel zu erheben.

„Es ist ein Rahmen von hohen Gebirgen, welche eine ansehnliche Fläche umschließen, Wiesen, Baumgärten, reiche Saatfelder, und in weiten Windungen von den launischen Wellen der Isère durchschnitten u. s. w." ....

Bruchstück der Antwort.

...... Vor Allem, lieber Malgache, vergiß nicht den Buchsbaumzweig. Wir werden ihn wie ein Lesezeichen in jene alte Holländische Bibel legen, welche mein Großvater ihm lieh, um den Lévite d'Éphraïm zu komponiren, und wir werden diese Reliquien unseren Enkeln vermachen.

„Die Geschichte dieser Hütten ist die Geschichte unserer eigenen schönsten Tage!" O wie wahr sind Deine Worte! Wer von uns hat nicht in der Phantasie in den Charmettes die schönsten Tage seiner Jugend verlebt! Mein Gott! Wie tief hat uns das Buch der Confessions ergriffen! wie hat es eine ganze Periode unseres Lebens ausgefüllt.

Wie haben wir ihn geliebt, diesen Jean Jacques, mit allen seinen Verkehrtheiten und allen seinen Fehlern! Wie sind wir jedem seiner Schritte auf der Bergflur gefolgt, einer jeden seiner Verwandlungen auf der Lebensbahn, und wie haben wir geweint, als wir die letzten Seiten lasen, die schönsten, welche er geschrieben hat in den ersten Büchern seiner Confessions!

Wie haben wir ihn geliebt, oder vielmehr, wie lieben wir ihn noch! Was mich betrifft, ja, ich bleibe ihm treu: das heißt eigentlich: ich bin zu ihm nach einer Kaltsinnigkeit von einigen Jahren wieder zurückgekehrt. Er hat so viele offenbare Widersprüche, daß wir in einem Alter, wo wir vom Enthusiasmus mehr zur ernsten, prüfenden Strenge übergehen, von den Flecken, welche wir an ihm entdecken, ein wenig unangenehm berührt werden.

Soll ich Dir wiederholen, warum und wie ich diesen wechselnden Stimmungen von Verehrung, Schreck und Liebe erlag? Du weißt es: wir haben so oft von den Confessions gesprochen in dem Schatten des Schwarzen Thales!

Erinnere Dich, daß wir zusammen in dem Einen Punkte übereinstimmten, und daß dies eben unser Endurtheil war:

Jean Jacques war einer der am weitesten vorgeschrittenen Geister des letzten Jahrhunderts, obgleich er in gewisser Hinsicht barbarische Vorurtheile hegte, welche man nur der Epoche, in welcher er schrieb, zur Last legen kann, und welche er heute verbannen würde, wenn er seine Laufbahn von neuem begänne.

Da dies uns mit der größten Evidenz klar war und feststand, war es uns leicht, mit einer von Innigkeit und Schmerz getragenen Achtung in das Privatleben, in das innerste Bewußtseyn, in die Confessions des unsterblichen Freundes einzutreten.

Der Mann und das Werk, d. h. das Leben und die Schriften, scheinbar sich so sehr widersprechend und so oft einander in den gehässigen Declamationen der Zeit gegenübergestellt, schienen uns im Gegentheil in einander überzugehen und sich wechselweise zu erklären, ohne daß es nöthig war, das Gedächtniß des großen Mannes zu schmähen, noch auch das seiner Zeitgenossen zu beschimpfen, welche er seine Feinde nannte und auf denen kein anderes Unrecht lastet, als das der Unfähigkeit, ihn zu verstehen.

Obgleich die Lesung seiner beredten Klagen uns oft in aller Tiefe die Schmerzen des verfolgten Philosophen fühlen ließ und uns zuweilen jene Menschen verhaßt machte, welche unwillkürlich zu dem langsamen Selbstmorde seines Lebens beitrugen, so erkannten wir doch an, ihnen viele Schonung zu schulden, wenn wir den Dingen mehr auf den Grund gingen, wenn wir in den Confessions die Stellen jenes seines langen und bitteren Prozesses gegen sie lasen, und dann die Stimmen in ihren Memoiren hörten, in welchen sie es versuchten, ihn herabzuziehen, um sich zu rechtfertigen; wenn wir vor Allem daran dachten, daß diese Angelegenheit vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung noch schwebt, und daß sie auf die verschiedenste Art die Geister aufregt, ohne zum Spruch zu gelangen, den die Parteien mit solcher Hitze verlangten, und welchen Jean Jacques, an mehreren Stellen, von der Nachwelt in einem Ton fordert, der die wildesten Richter beben macht.

Erinnerst Du Dich, wie wir die Aktenstöße in dieser großen Sache in die kleine Abhandlung zusammendrängten, welche die Ausgabe von 1824 begleitete? Jene gewissenhafte Sorge, welche man vielfach trug, um Jean Jacques zu rechtfertigen, war sehr löblich und brachte ihre Früchte. Aber in dem Maße, in welchem die Zeit fortschreitet und die persönlichen Eindrücke, der Haß der Parteien, die Familien-Ansichten und Standes-Vorurtheile aus der Einseitigkeit heraustreten oder verschwinden, wird das Urtheil der Menschen unparteiischer, und der Verfasser des Emil, obgleich über gewisse Punkte entschuldigt und gerechtfertigt, bleibt in Bezug auf manche andere mit der alten Schuld belastet.

Was wird wohl dereinst das Urtheil unserer Söhne seyn, wenn sie jenes Buch lesen, so fesselnd zugleich und so ermüdend, bald so glänzend von Poesie, bald so rauh von Wirklichkeit, cynisch und erhaben? Sie werden sich, von der Zweifelsucht der Zeit gefoltert, fragen, was die menschliche Größe sey, und wozu die Beredsamkeit, die hohe Begeisterung und die edlen Träume nützen, wenn alle diese Dinge in dem Leben Jean Jacque's in Verbrechen, in Verzweiflung, in Tollheit, vielleicht in Selbstmord endeten?

Diese Frage einer ganzen Generation ist nicht ohne Bedeutung, und die Antwort hierauf wird zu einer sehr ernsten Pflicht werden.

Vorüber ist die Zeit, wo man sich aus der Schlinge zog, indem man die Schlüssel der Bibliothek zu sich steckte, mittlerweile der Scharfrichter feierlich mit seiner beschmutzten Hand die Protestationen der sittlichen Freiheit zerriß und ein Wort von Frau von Pompadour die Stimmen der Philosophen erstickte.

Die modernen Eingriffe der administrativen Unduldsamkeit sind heute noch viel vergeblicher, und unsere Kinder lesen, trotz der Schulfüchse aller Art, welche nach dem Scepter und der Beherrschung der Gedanken streben. Die

*) Wir entlehnen diesen Aufsatz aus einem Bändchen der berühmten Verfasserin, welches vor kurzem unter dem Titel „Melchior" erschien und das neben der unglücklichen Liebe des See-Offiziers Melchior, wovon der Titel genommen wurde, und neben dem hier folgenden „Jean-Jacques Rousseau" noch den Aufsatz „Mouny-Robin", einen auch in unserem „Magazin" schon einmal erwähnten Beitrag zur Geschichte des Französischen Aberglaubens in Bezug auf Jägerei, wilde Jagd u. s. w., enthält. Wir erlauben uns noch die Bemerkung, daß der Brief, welchen George Sand mit ihren Ansichten über den Gang des weltgeschichtlichen Fortschrittes und über J. J. Rousseau beantwortet, von ihrem Freunde Malgache (wahrscheinlich pseudon.) herrührt, an den sie schon in ihren „Lettres d'un voyageur" so wahrhaft kindlich vertrauende Worte richtete.

Werke von Voltaire und Jean Jacques sind eben so gut in der Tasche der Studenten, wie auf dem Schreibpult der vorgeblichen Wächter der öffentlichen Sittlichkeit. Alle haben Gefallen daran, sowohl die, welche ohne Gnade verdammen, als die, welche ohne Beschränkung ihre Billigung aussprechen.

Wenn Jean Jacques lebte, würde er noch einmal ins Gefängniß gehen, oder ins Exil; es würden sich wiederum Frevlerhände finden, um Steine auf ihn zu werfen, und Seelen voll Liebe, um ihn zu trösten. Würde ihn wohl die Wuth der Einen und der Enthusiasmus der Anderen an seine wahre Stelle setzen, ihm den gebührenden Platz einräumen? Ich zweifle sehr!

* * *

Aber da wir uns in dies Kapitel, welches wichtiger ist, als manches andere, hineingeschwatzt haben, wollen wir Beide versuchen, ihn gerecht zu beurtheilen, ohne zu materiellen Beweisen unsere Zuflucht zu nehmen, ohne eine gerichtliche Nachforschung zu halten und ohne anderswo, als in der philosophischen Prüfung der Confessions, den Sinn dieses Philosophenlebens zu suchen, welcher aus Gutem und Bösem, aus Liebe und Eigennutz gemischt ist und jenen ungeheuren Widerspruch, jene beiden Thatsachen darbietet: die Schöpfung des Emil und die Ueberlieferung der eigenen Kinder an das öffentliche Mitleid. Mit einem Worte, anstatt uns an den Buchstaben der Vertheidigung zu halten, wollen wir uns bemühen, seinen Geist zu erfassen.

Es wird noch manche Zeit vergehen, bevor diese Art, die Prozesse einzuleiten, in die Gesetzgebung eingeführt seyn dürfte, und bevor die Menschen, welche berufen sind, über andere Menschen abzuurtheilen, wahrhaft die Kenntniß des menschlichen Herzens besitzen oder sich bemühen, dieselbe zu erlangen.

Von jeher, nicht wahr? — ist der Fortschritt in der Geschichte durch das Zusammenwirken von zwei Menschengattungen zu Stande gekommen, welche, scheinbar und selbst in der That einander entgegengesetzt, dennoch bestimmt sind, sich zu vereinen und ihre Mühwaltung an dem Werke, welches die Nachwelt als ein ihnen gemeinsames erkannt, auszutauschen.

Die erste dieser Gattungen besteht aus den Menschen, welche sich an die Gegenwart halten. Geschickt, den Gang der Ereignisse zu lenken und Vortheile daraus zu ziehen, sind sie erfüllt von den Leidenschaften ihrer Zeit und reagiren auf diese Leidenschaften mit mehr oder weniger Erfolg. Man nennt sie gemeinlich Menschen der That, und unter diesen Menschen werden diejenigen, welche sich am meisten bemerklich machen, große Menschen genannt. Ich muß Dich um Verzeihung bitten, wenn ich sie, um der weiteren und schärferen Ausführung meiner Erklärung willen, starke Menschen nenne (hommes forts).

Die der zweiten Gattung wissen wenig von den Thaten der Gegenwart, sind unfähig, die Menschen auf eine direkte und materielle Weise zu lenken, und gleicherweise auch mit Glanz und Erfolg ihr eigenes Geschick zu leiten, und das Gebäude des Glücks zu ihrem eigenen Nutzen zu errichten. Die Augen immer auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft geheftet, mögen sie Erhalter oder Neuerer seyn, sind sie auf eine und dieselbe Art von dem Gedanken eines Ideals erfüllt, das sie ungeschickt macht für die Rolle, welche die Ersteren so gut spielen. Man nennt sie gewöhnlich Menschen des Gedankens (hommes de méditation), und ihre Großmeister, ebenfalls „große Männer" in der Geschichte genannt, werde ich ausschließlich groß nennen, wenn auch, meinem Dafürhalten nach, die anderen eben so mit unleugbarer Größe bekleidet sind; aber das Wort „Größe" paßt, wie ich glaube, besser auf den Mann, welcher von allem persönlichen Ehrgeiz frei ist, und das Wort „Stärke" auf einen durch das Gefühl seiner Individualität exaltirten und begeisterten Menschen.

So also giebt es zwei Arten hervorstechender Menschen: die starken und die großen. In der ersteren Reihe die Krieger, die Industriellen, die Verwalter, alle Menschen von unmittelbaren Erfolgen, glänzende Meteore, geworfen auf den Pfad der Menschheit, um zu leuchten und jeden ihrer Schritte einzuprägen. In der zweiten die Dichter, die eigentlichen Künstler, alle Menschen von Tiefblick, Himmelsfackeln, herabgesandt, um hinauszuleuchten über den engen Horizont, welcher unser Pilgerdaseyn umschließt.

Die Starken ebnen den Weg, sprengen die Felsen, durchdringen die Wälder; es sind diese die Sappeurs der wandernden Menschenphalanx.

Die anderen entwerfen Pläne, ziehen Linien ins Weite und legen Brücken über den Abgrund des Unbekannten. Diese sind die Ingenieurs und die Führer. Die Einen besitzen die Stärke, die Anderen die Größe und Erhebung des Genies.

Ich gestehe indeß gern ein, daß meine Erklärung in der Form sehr willkürlich seyn mag. Nach meiner Gewohnheit wünsche ich aber, daß Du ruhig zuhörst und mich nicht unterbrechest, indem Du Namen citirst, augenscheinliche Ausnahmen, welche mein Raisonnement bis auf den Grund vernichten würden.

Nach dieser Erklärung würde Napoleon nur ein starker Mensch seyn, und ich weiß sehr wohl, daß es allem Französischen Sprachgebrauch zuwiderläuft, ihm das Beiwort „groß" zu versagen. Ich würde es ihm in anderer Hinsicht viel lieber ertheilen, wie mir auch sein Privatleben von einer wahren Charaktergröße getragen erscheint, welche mich ihn in seinen Fehlern mehr bewundern läßt, als im Schoß seiner Siege. Aber, philosophisch gesprochen, ist sein Werk nicht groß, und die Nachwelt wird eben so hierüber urtheilen. Was ich von ihm sage, bezieht sich auf alle Menschen seines Gepräges, die wir in der Geschichte sehen.

So also theile ich die ausgezeichneten Menschen in zwei Klassen: die Einen sind die, welche die Gegenwart gestalten, die Anderen, welche die Zukunft vorbereiten. Die Einen folgen immer auf die Anderen.

Nach den Denkern, welche oft verkannt und meist von ihrer Zeit verfolgt werden, kommen die starken Menschen, welche den Traum der großen Männer verwirklichen und auf ihre Zeit anwenden. (Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Schreckenszeit.

(Schluß.)

Eine wöchentliche Noth für die Gefangenen waren die Polizei-Beamten, welche mit der Inspection der Gefängnisse beauftragt waren. Diese Menschen ohne Bildung, die wegen ihrer Exaltation, ihres Hasses gegen die Armen und Reichen gewählt waren, wetteiferten mit den Kerkermeistern in Brutalität und Mißhandlungen. Einer von ihnen, Namens Marino, den Robespierre aus seinem Tischlerladen entführt, um ihn zum Präsidenten der temporairen Kommission von Lyon zu machen, verbreitete Schrecken im Luxembourg und in den Madelonnettes. An einem Inspectionstage näherte sich ihm ein Gefangener und sagte ihm, um seine Freiheit zu erhalten, daß er nur als des Incivismus verdächtig verhaftet worden. — „Was! des Incivismus verdächtig!" rief Marino; „aber ich möchte mich lieber beschuldigen lassen, daß ich vier Pferde gestohlen, ja daß ich gemordet habe!... Des Incivismus verdächtig!... Du wirst hier bleiben."

Ein anderer Inspektor, Wiltchéritz, ein Schuhflicker von Profession, war nur habsüchtig: er begnügte sich, die Gefangenen zu bestehlen, und auf alle Reclamationen war seine ewige Antwort: „Geduld, Geduld! Die Gerechtigkeit ist gerecht; diese große Noth kann nicht dauern."

Ein Dritter, Namens Dupommier, sagte: „Ich möchte die Guillotine an der Thür jedes Gefängnisses permanent sehen: ich würde mir ein wahres Vergnügen daraus machen, euch Alle mit meiner Schärpe daran zu binden." Eines Tages trat er in das Zimmer eines Gefangenen, den er mit Lesen beschäftigt fand. „Was machst du da?" fragte er ihn. — „Ihr seht es ja." — „So darf man nicht antworten. Was machst du da?" — „Nun! ich lese." — „Was ist das für eine Lektüre?" — „Da, seht", antwortete der Gefangene und überreichte ihm sein Buch. Aber Dupommier, der nicht lesen konnte, gerieth in Zorn. — „Dein Benehmen ist äußerst frech!" schrie er; „antworte mir auf der Stelle, oder ...." — „Nun, wenn ich es euch durchaus sagen soll, es ist Montaigne." — „Ah, das ist ein Werk des Berges (Montagne), Bravo!... Du hattest Unrecht, grob zu seyn; aber weil du den Berg liebst, so verzeihe ich dir .... Ein Werk des Berges .... morgen lasse ich dich in Freiheit setzen." Der Inspektor hielt sein Wort.

Aber alle diese Beamten in Lumpen waren Lämmer gegen die Mitglieder des Revolutions-Tribunals; die schändlichsten unter diesen waren der Präsident Dumas, Coffinhal, einer von den Richtern, und der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville. Grausam aus Instinkt und aus Berechnung, war Dumas der Schrecken der Angeklagten geworden. Ihm genügte es nicht, sie durch seine finstere Miene und seinen inquisitorischen Blick einzuschüchtern, sie durch seine verfänglichen Fragen zu verwirren und dann in den Tod zu schicken: er mußte sich auch an ihrem Schmerze weiden und denselben durch seine Henkerspäße noch bitterer machen.

Coffinhal hatte mehr als Eine Aehnlichkeit mit Dumas. Wie dieser, zeigte er sich hart und grausam gegen die Angeklagten und legte ihnen Fallstricke: dann, nachdem das Todesurtheil ausgesprochen war, betrachtete er sie mit ironischer Freude und machte sich ein Vergnügen daraus, sie mit seinen unedlen Späßen zu verfolgen. Coffinhal hatte Medizin studirt, dann aber dieselbe mit der Barre vertauscht, und die Revolution fand ihn als Advokaten in Paris. Aus einem bloßen Richter im Revolutions-Tribunal ward er der Vice-Präsident desselben. Seine Section war es, von der Lavoisier verdammt ward; als dieser Gelehrte, dem es nicht um das Leben zu thun war, der aber für die Fortschritte der Wissenschaft sich so sehr interessirte, um eine Frist von vierzehn Tagen bat, um ein wichtiges Werk über die Chemie zu vollenden, antwortete ihm Coffinhal: „Die Republik braucht weder Gelehrte noch Chemiker mehr." Einige Stunden darauf ging Lavoisier zur Hinrichtung, mit Verzweiflung sein Werk unvollendet zurücklassend.

Aber von allen Namen, welche die öffentliche Verwünschung mit blutigen Lettern in die Annalen der Revolution eingeschrieben, ist Fouquier-Tinville der, welcher am meisten Abscheu einflößt. Sohn eines Landmanns, geboren in Herouelles bei St. Quentin im Jahre 1747, war Antoine Quentin Fouquier-Tinville von einer kurzen und untersetzten Taille. Er hatte ein sehr langes und mageres Gesicht und dicke Lippen; seine gebogene Nase und sein feuriger Blick gaben seiner Physiognomie etwas Geierartiges. Anfangs Prokurator im Chatelet, sah sich Fouquier-Tinville wegen seines schlechten Lebenswandels und seiner Verschwendungen genöthigt, sein Amt zu verkaufen. Robespierre, um dessen Patronat er anhielt, stellte ihn bei der Polizei an, dann beim Revolutions-Tribunal als einfachen Geschwornen und bald darauf als öffentlichen Ankläger. Indem er stets für den Tod stimmte, hatte der Geschworne dem „Berge" eine Bürgschaft dessen gegeben, was er als Ankläger thun würde. Ein Mensch ohne Talent, der nicht einmal jene Fertigkeit des Wortes hatte, welche die Gewohnheit verleiht, konnte Fouquier der Partei, der er diente, nur eine blinde Hingebung und eine gelehrige Grausamkeit darbieten; aber in dieser Beziehung erstattete er seine Schuld reichlich.

Als Frau von Sainte-Amaranthe und ihre Tochter mehr Muth in ihrer Vertheidigung gezeigt, als man von zwei Frauen erwarten konnte, sagte Fouquier ganz erstaunt: „Seht, wie schamlos sie sind!.... Ich werde, und sollte ich darüber das Essen versäumen, ihrer Hinrichtung beiwohnen, um zu erfahren, ob sie diese Kühnheit bis ans Ende behalten werden."

Als dieses Ungeheuer zum Tode geführt ward, begleitete ihn das Volk in großer Menge; man hörte von allen Seiten Hohngeschrei und Verwünschungen. Diese Schmähungen erwiederte Fouquier mit gleicher Münze: „Geh Canaille", schrie er, „geh, hole dir deine zwei Unzen Brod bei deiner Section, ich gehe mit vollem Magen ab." Er spie denen, die ihm zunächst waren, ins Gesicht und schnitt gemeine Grimassen. Als er an dem Fuß des Schaffots angelangt war und seine Mitschuldigen hinrichten sah, da verließ ihn seine Festigkeit; er erblaßte, schauderte und verlor die Besinnung.

Fouquier-Tinville war nicht immer Robespierre's Kreatur gewesen. Im J. 1781 suchte er eine Stelle zu erlangen, und bei dieser Gelegenheit richtete er an den König Ludwig XVI. ein Gedicht, das in einem vom Abbé Aubert redigirten Journal aufgenommen wurde. Das Ende dieses Gedichts lautet:

Sous l'autorité paternelle
De ce prince, ami de la paix,
La France a pris une splendeur nouvelle,
Et notre amour égale ses bienfaits.

Fouquier-Tinville, abonné.

Das waren die Männer, welche Frankreich zittern machten.

China.

Menschen und Zustände in China. *)

Feste und Festgeschenke. — Gläubiger und Schuldner. — Beamte, Amtsbewerber und legitime Bestechungen.

Die Chinesen haben im ganzen Jahr nur drei Feste: das eine fällt in den Frühling, wann die Früchte anfangen zu keimen; das andere in den Sommer, wann die Aerndte des Getraides ihren Anfang nimmt; das dritte ist das Neujahrsfest. Die beiden ersten dauern nur einen Tag; das letzte aber einen halben und bei Einigen sogar einen ganzen Monat. Die Annäherung eines Festes wird schon zwei oder drei Wochen vorher bemerklich: ein Jeder, vom Großbeamten bis zum ärmsten Schlucker, trifft Anstalten, um Geschenke für seine Vorgesetzten, für Verwandte und Bekannte herbeizuschaffen. Bei der Auswahl der Geschenke kommt vornehmlich das Verhältniß des Gebers zu dem Beschenkten in Betracht: wer dem Chinesen eine nothwendige Person ist, dem schickt er auch werthvollere Geschenke; wen er aber zu seinem Wohlstand oder Fortkommen entbehren kann, der wird vergleichungsweise mit einer Kleinigkeit abgefunden, damit nur der Sitte Genüge geschehe. Arme Leute, die irgend eines vielvermögenden Mannes bedürftig sind, stecken sich in Schulden und schicken ihm Geschenke, deren Werth bisweilen ihre ganze Habe aufwiegt. Diese Festgaben bestehen aus den verschiedensten Gegenständen, als da sind: kostbares Pelzwerk, Seidenstoffe, Galanterie-Waaren von Jaspis, Früchte, Kuchen, gebratene Enten und Spanferkel, Kruken mit Wein oder Branntwein u. dgl. Der Werth eines solchen Geschenkes kann sich, nach unserem Gelde berechnet, von wenigen Thalern bis auf 100,000 (!) Thaler erstrecken. Die Früchte und andere eßbare Artikel überschickt man gewöhnlich in lakirten Schachteln aus Papier, und zwar darf die Zahl dieser Schachteln, wenn sie an eine hohe Person abgehen, nicht unter acht seyn. Sowohl die gegebenen als die empfangenen Geschenke werden sorgfältig registrirt. Wer im nächsten Jahre etwas Wohlfeileres schickt, als im vorhergehenden, der verscherzt alle Gunst oder Freundschaft des Beschenkten. Manche Person hat in dreißig oder vierzig Häuser Festgaben zu übermachen: die Anschaffung derselben kann daher leicht übermäßige Ausgaben erfordern. Aber ein vernünftiger Chinese versorgt sich bei guter Zeit nur mit den Geschenken, welche für die angesehensten Personen bestimmt sind, und schickt den Uebrigen solche Dinge, die er selbst von seinen Verwandten und Bekannten zum Geschenk bekommen hat. So ereignet sich's mitunter, daß ein gebratenes Ferkel von Haus zu Haus wandert, bis es nach fünf oder sechs Tagen wieder in die Hände seines ersten Besitzers kommt. So verderblich diese Geschenke den Herren sind, so einträglich sind sie den Dienern, die in jedem Hause ein ansehnliches Trinkgeld bekommen. Die Trinkgelder müssen, wie die Geschenke, dem Range der Herrschaft angemessen seyn: dem Diener eines Ministers z. B. darf man nicht weniger als ein halbes Pfund Silber geben; aber der Diener des entferntesten Bekannten erhält schon 2 bis 3 Thaler nach unserem Gelde.

Wir konnten uns selbst in den Mauern des Klosters dieser kostbaren Sitte nicht entziehen. Jeder von uns empfing mehr oder weniger Geschenke: am meisten aber hatte unser Arzt davon auszustehen: alle seine Patienten schickten ihm, als Beweise ihrer Erkenntlichkeit, Schachteln voll Kuchen, gebratene Ferkel und Enten, so daß er jedes neue Jahr den Dienstboten der freundlichen Geber bis an vier Pfund Silber bezahlen mußte.

In der Periode, wenn die Diener von Haus zu Haus laufen und Geschenke herumschleppen, wagen ihre Herren oft nicht einmal, die Nase aus der Thür ihrer Wohnung zu stecken; denn mit Ablauf des alten Jahres werden sämmtliche Conto's bei Handwerkern, Krämern und Leuten, die baares Geld vorgeschossen, liquidirt; und lange Reihen von Commis belagern die Häuser der Schuldner mit großen Rechnungen in den Händen und einer Unsumme von Vorwürfen, Klagen und Schmähworten im Kopfe. Der Schuldner darf sich nur blicken lassen, so fällt der ganze Haufe über ihn her, um alle Mittel der Ueberredung zu erproben, selbst die fühlbaren nicht ausgeschlossen. Oft versteckt sich ein insolventer Schuldner im Hause eines Freundes, um vor dem wüthenden Andrang sicher zu seyn; und muß er ja unter freiem Himmel erscheinen, so blickt er scheu nach allen Seiten und flüchtet, wenn es Noth thut, in die erste Quergasse. Sobald aber das neue Jahr anfängt, hören alle Nachstellungen auf; der zudringlichste Gläubiger begrüßt seinen Schuldner freundlich, wenn er ihm begegnet, ruft ihm den herkömmlichen Wunsch: tá hé (große Freude)! zu und läßt ihn fürder ungemahnt bis zum nächsten Feste.

Die ganze letzte Nacht des alten und der ganze erste Tag des neuen Jahres werden sehr festlich begangen. Feuertöpfe knallen und Raketen prasseln in allen Straßen und Gäßchen. Sämmtliche Läden mit Lebensmitteln, Garküchen und Bäckerbuden werden auf drei Tage verproviantirt, die übrigen auf einen halben Monat und länger; kein Mensch arbeitet, und Jeder beeilt sich vom Morgen an, seine Visitenkarten herumzutragen. Wer zu diesem Zwecke keinen Esel miethen kann, der macht dies wichtige Geschäft zu Fuße ab. Die Neujahrs-Visiten sind nicht eben sehr beschwerlich; denn an jeder Thür steht ein Portier und nimmt die Karten in Empfang, die ihm der Diener des Angekommenen überreicht, wenn Besucher und Besuchter von gleichem Range sind; ist aber der Rang des Letzteren viel höher, so muß der Herr selbst aus seiner Equipage steigen und seine Karte dem Thürsteher persönlich überreichen. Diese Neujahrs-Besuche dauern drei Tage lang, und zwar vom Frühmorgen bis sechs Uhr Abends. Wer halbe Trauer trägt, der beginnt die Visiten erst am sechsten Tage; aber tiefe Trauer dispensirt ganz von denselben. Man kann sich denken, was für Störungen im Haushalt ein dreitägiges Verschließen der Eßwaaren-Läden erzeugen muß; natürlich sorgt Jeder, der es nur irgend kann, dafür, daß es ihm während dieser Zeit nicht an Vorrath fehle; diejenigen aber, die schon durch ihre Lebensweise darauf angewiesen sind, in Garküchen zu speisen, müssen gern oder ungern drei Tage lang mit harten Brödchen und trockner Speise fürlieb nehmen.

Nach den Visiten nehmen die Feierlichkeiten zwischen Verwandten und Bekannten ihren Anfang: Männer werden zu Männern eingeladen und Frauen zu Frauen. Wir nahmen einige Mal an solchen Gesellschaften Theil und fanden sie äußerst langweilig: wenn die Gäste einander mit vielen Ceremonien begrüßt haben, setzen sie sich an Tische und bleiben Stunden lang sitzen, von Beförderungen, Degradationen, berühmten Speisekünstlern u. dgl. plaudernd. Einer Chinesischen Unterhaltung fehlt alles politische, literarische und wissenschaftliche Interesse, und sie ist einem geistreichen Europäischen Gespräche eben so unähnlich, wie die schatten- und seelenlosen Chinesischen Gemälde den Werken unserer Maler. Eine weibliche Gesellschaft konnten wir nicht besuchen; die Gespräche der Damen dürften aber schwerlich kurzweiliger und inhaltschwerer seyn, als die ihrer Herren Gemahle. Um ihre Zirkel etwas zu beleben, läßt die Hauswirthin gewöhnlich blinde Musiker kommen, die auf Instrumenten spielen, singen und Mährchen erzählen.

Von dem 16ten Tage des ersten Monats bis zum 18ten sind an jedem Abend alle Städte im Reiche mit bunten Laternen illuminirt; jedoch hängt man die Laternen nur an Läden und Götzentempel, nicht an Privathäuser. Besonders viel wird auf Erleuchtung der Kuchenbäcker-Läden verwendet; an einzelnen derselben zählte ich gegen 300 von Innen und von Außen angebrachte Laternen, sämmtlich aus Seidenzeug mit bunten Figuren bemalt. Auf den Gassen brennt Jeder, der Lust hat, ein Feuerwerk ab; diese Feuerwerke sind aber nicht eben interessant; ganz anders verhält es sich mit solchen Kunstfeuern, die bei örtlichen Festlichkeiten vor Götzentempeln abgebrannt werden: da sieht man nach allerlei buntfarbigen Rädern, Springbrunnen, Palmen u. dgl. am Ende des Schauspiels eine Schachtel, die an einem hohen Gestelle hängt. Aus dieser Schachtel fällt plötzlich ein Boden, und das Auge des Zuschauers erblickt einen Thurm oder eine Vase in Brillant-Feuer. Ist diese Figur ausgebrannt, so fällt ein zweiter Boden aus der Schachtel, und jetzt gewahrt man einen feurigen Drachen, der sich bewegt, oder ein anderes phantastisches Thier. Endlich fällt der letzte Boden, und aus der Flamme fliegt ein Schwarm Tauben und Sperlinge unter die Zuschauer. Zuweilen erscheint auch mitten im Feuer ein lebendiger schön gekleideter Knabe. Vom 18ten Tage an sind fast sämmtliche Buden wieder geöffnet, und nur wenige Verkäufer feiern bis zum Ende des Monats. Man darf nicht darüber staunen, daß die Chinesen ihr neues Jahr so lange feiern, und daß selbst die Kaufleute zwanzig und mehr Tage freiwillig ihre Läden verschließen und so allen Gewinn vom Verkaufe sich entziehen; denn es giebt hier zu Lande keine allwöchentlich wiederkehrende Feiertage, wie unsere Sonntage sind, und die Chinesen haben, wie oben bemerkt, im ganzen Jahre nur drei Epochen der Erholung. Uns Europäern ist dies unbegreiflich; aber man muß auch wissen, wie die Chinesen arbeiten. Von Natur bequem und träge, thun sie keine Arbeit mit Lust und machen gar häufig Pausen, in denen sie ihre kleine kupferne Tabackspfeife ausklopfen, sie von neuem stopfen und anzünden, oder sich Thee wärmen und ein Täßchen schlürfen. *) Die Würdenträger gehen zwei oder drei Stunden lang in ihre Sitzung, und auch das thun sie nicht, um Amtsgeschäfte zu besorgen, sondern lediglich, um den Schein des Diensteifers zu retten.

Wie gehen aber die Staatsgeschäfte, und wer hält sie im Gange? Es

---

*) Diese Darstellung, die manche eben so neue als interessante Data enthält, hat einen in Peking gewesenen Russen zum Verfasser. Wir bemerken für solche Leser, die mit den Beziehungen China's zu Rußland weniger vertraut sind, daß letzterer Staat kraft des Handels-Vertrages von 1727 alle zehn Jahre vier Mönche unter der Leitung eines Archimandriten nach Peking schicken darf, um über das Seelenheil der Nachkommen vieler gefangener Russen zu wachen, aus denen der Kaiser von China ein Bataillon seiner Garde gebildet hat. Den erwähnten Mönchen dürfen eben so viele junge Leute sich beigesellen, um in Peking Chinesisch und Mandschuisch zu lernen und nach ihrer Rückkehr als Dolmetscher in beiden Sprachen zu dienen. Ein Griechisches Kloster mit einer Kirche dabei ist ihr gemeinsamer Aufenthalt.

*) Das hier Gesagte mag wohl richtig seyn, wenn man die Bewohner der Residenz im Auge hat, die unser Verfasser allein kennen gelernt. Sonst aber sind der Fleiß und die Emsigkeit der Chinesischen Volksklassen beinahe sprüchwörtlich.

giebt in China eine eigene Menschenklasse, die Schu-pan's oder Schreiber, deren Amt gewöhnlich in der Familie sich fortpflanzt. Schon in früher Jugend von ihren Vätern unterwiesen, erhalten diese Leute eine große Geschäfts-Routine in demjenigen Zweige der Verwaltung, dem sie sich widmen, und verstehen es meisterlich, die Gesetze auszulegen: daher nicht bloß die Supplikanten, sondern die Würdenträger selbst diesen Schu-pan's ihr ganzes Vertrauen zuwenden. Selbst die häufige Versetzung der Beamten ist dem Gang der Geschäfte gar nicht hinderlich; denn es giebt überall Schu-pan's, deren Aufsätze und Berichte die Beamten getrost mit ihrer Unterschrift versehen können. Die Schu-pan's erhalten im Ganzen eine schlechte, oft gar keine Besoldung; da sie aber die beständigen Mittelspersonen zwischen dem Würdenträger und dem Bittsteller sind, so fällt ihnen manches schöne Emolument zu. Auf dem Büreau sind sie einfach, ja ärmlich gekleidet; thut man aber einen Blick in ihre Wohnungen, die gewöhnlich in engen dumpfigen Gäßchen liegen, so staunt man über den Comfort, Wohlstand und Luxus derselben; während die unmittelbaren Vorgesetzten der Schu-pan's, zwar niedere Beamte, aber doch von weit höherem Range als Jene, in seidenen Gewändern auf das Tribunal kommen und dafür elende Häuser bewohnen, ja beständig mit Noth und Entbehrungen kämpfen müssen.

Die in der Residenz angestellten Beamten können sich nur mit Mühe durchschlagen und bringen daher große Opfer, um ein Amt in der Provinz zu erhalten, das allemal gute Einkünfte abwirft. Diese Aemter werden aber nicht umsonst zugetheilt, und die für eine neue Anstellung in der Provinz zu entrichtende Summe schwankt, je nach der Größe des Einkommens von der zu erwartenden Anstellung, zwischen einigen tausend und einigen zehntausend Thalern! Der Aemter-Verkauf ist die vornehmste Accidenz zu den Einkünften der höchsten Würdenträger, welche die subalternen Aemter den Bewerbern zutheilen: sie wird aber nicht direkt und offiziell von dem Bewerber entrichtet, sondern er befreundet sich mit einem vertrauten Diener des Großen, der Letzterem Gesuche vorträgt, und läßt dem künftigen Patron durch diesen Privat-Referendar eine Anweisung auf eine bestimmte Summe, die er (der Bewerber) allbereits in einem Wechsler-Laden deponirt, einhändigen. Der vortragende Diener erhält bei dieser Gelegenheit auch den ihm gebührenden Antheil von 10 bis 20 Prozent. Wenn mehrere Bewerber um eine und dieselbe Stelle konkurriren, so wird sie demjenigen zugesprochen, der die größte Summe übermacht. Will ein Großbeamter seinen ehrlichen Namen behalten, so bedenkt er die anderen Bewerber, sobald neue Stellen vakant werden; aber Mancher ist nicht so gewissenhaft und vergißt die Uebrigen gänzlich, wenn sie ihr Andenken nicht bei folgenden Amts-Erledigungen mit neuen Geschenken anfrischen.

Wie aber — werdet ihr fragen — soll ein armer verschuldeter Beamter es anfangen, wenn er eine so bedeutende Summe erschwingen, und, was noch mehr heißt, wenn er vor der Abreise aus der Residenz alle seine Schulden decken und den Ort seines künftigen Wirkens mit Ehren betreten will? Allein ihr kennt nicht China mit seiner unermeßlichen Bevölkerung, wenn ihr meinet, während des dreitausendjährigen Bestehens dieses Reiches sey ein so wesentlicher Gegenstand wie die Accidenzien oder Amts-Kuppelpelze noch nicht in ein gehöriges System gebracht worden. Ein Beamter, der eine andere Stelle sucht, verkauft oder verpfändet seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe; er läuft bei Freunden und Bekannten herum, versucht alle Künste der Ueberredung und Ueberlistung, und sammelt auf diese Art die erforderliche Gebühren-Summe, oder gleichsam den Einsatz in das Hazard-Spiel seiner Zukunft. Gewinnt er, so steht es gut mit Allen; verliert er — so ist die Sache nicht zu ändern; aber er zieht nur selten eine Niete, und ist er erst im Besitz des erstrebten Amtes, so lassen sich alle übrige Hindernisse leicht besiegen. Es erscheint dann irgend ein mildthätiger Wucherer, der sofort alle seine Schulden bezahlt und ihm außerdem eine ansehnliche Summe zur Deckung der Reisekosten und zur Anschaffung eines Gefolges von Dienern vorschießt. Steht der Beamte nicht im Rufe großer Zuverlässigkeit, so nimmt der Wucherer sein Patent an sich, begleitet ihn an den Ort seiner Bestimmung und bleibt dort so lange, bis die ganze vorgeschossene Summe mit Einschluß enormer Zinsen zurückbezahlt ist, was übrigens in der Regel bald geschieht. Sobald ein neuer Beamter irgendwo eintrifft, bringen ihm die Schu-pan's des Ortes das Fen-tsy, ein Geschenk, zu welchem sämmtliche dem neuen Beamten untergebene Personen beigesteuert haben, und das ihn nicht selten für alle seine bisherigen Verluste schadlos hält. Hat er ein paar Jahre in der Provinz gelebt, so kehrt er oft mit einem kolossalen Vermögen in die Residenz zurück, kauft mehrere Häuser oder Grundstücke und lebt hinführo als reicher Particulier.

Aber nicht immer ist der Chinesische Würdenträger so glücklich, mehrere Jahre in der Provinz leben zu können: wenn sein Vater oder seine Mutter stirbt, so zwingt ihn die Sitte, nach Hause zu reisen, die Ceremonie der Bestattung zu vollziehen und allen Geschäften zu entsagen, bis die Periode der vollen oder tiefen Trauer, welche bei den Mandschu's ein Jahr und bei den Chinesen drei Jahre anhält, abgelaufen ist. Darauf muß er sich um die schon bekleidete Stelle von neuem bewerben. Der Beamte kann noch von Glück sagen, wenn ein solcher Unfall sich ereignet, nachdem er das neue Amt schon angetreten hat; denn zuweilen trifft es sich, daß er auf dem Wege zu seiner Bestimmung eine Trauer-Botschaft empfängt, und alsdann muß er vor dem Empfange des Fen-tsy umkehren, mit der Aussicht, die Schuldenlast, die ihn bereits drückt, noch ansehnlich vergrößern zu müssen, weil das Begräbniß der Aeltern kostspielig und nach Ablauf der Trauerzeit eine neue Amtsbewerbung nöthig ist.

Unter Fen-tsy verstehen die Chinesen jedes Geschenk an Gelde, und solche Geschenke sind bei gewissen Gelegenheiten sogar zwischen guten Freunden und Bekannten herkömmlich. Der Chinese läßt z. B. am Tage einer Beerdigung, einer Hochzeit, oder der Uebernahme eines Amtes feierliche Einladungen an seine Bekannten ergehen, und jeder von diesen überreicht ihm, wenn er sich einstellt, ein Couvert mit seiner Karte und einem Silberstück darin, dessen Werth dem Verhältnisse des Gastes zu seinem Wirthe angemessen seyn muß. Der Letztere empfängt das Fen-tsy dankend und mit der Versicherung, daß es „ganz überflüssig" sey; dann reicht er das Päckchen einem zuverlässigen Diener, dessen Geschäft darin besteht, den Inhalt jedes Fen-tsy zu wiegen und das Gewicht in einem Büchlein anzumerken, damit sein Herr wisse, wie viel er jedem Gaste wiedererstatten muß, wenn er das nächste Mal bei ihm zu Gaste seyn wird. Wenn einer der Geladenen auch verhindert ist, persönlich zu kommen, so hat er doch die Verpflichtung, sein Fen-tsy einzuschicken, das selbst bei armen Leuten, z. B. Soldaten, nicht weniger als zwei oder drei Rubel, bei Bemittelten bis an 100 und bei Reichen bis an 1000 Rubel Werth hat.

Wie die Chinesen außer dem Hause geringe Rührigkeit zeigen, so bekümmern sie sich auch daheim wenig um ihre Wirthschaft. Im Hause eines vermögenden Mannes verwaltet der erste Diener alle ökonomische Angelegenheiten. Vorräthe für längere Zeit werden nie angekauft, und Alles, was zur Mahlzeit gehört, kauft man von einem Tage zum anderen. Keller giebt es nicht unter den Häusern, obwohl die lehmige Natur des Bodens ihrer Anlegung günstig wäre. Auch das Eis wird jeden Tag auf den Märkten gekauft, wohin es die Verkäufer aus sehr geräumigen Eisbehältern am Kanale bringen. In jedem anständigen Hause giebt es einen besonderen Einkäufer, der mit dem Koche zusammenwirkt und immer den „Küchenzettel" abzufassen weiß. Die häuslichen Ausgaben werden dadurch um ein Bedeutendes erhöht, daß die verschiedenen Glieder der Familie nicht gemeinschaftlich, sondern nach einander speisen; denn so will es die Sitte. Der Vater, als das Haupt der Familie, nimmt zuerst seine Mahlzeit ein; dann die Mutter; dann jedes Kind nach Geschlecht und Alter. Die Frauen der Söhne bekommen ihren Antheil später als alle Uebrigen, da sie den Schwiegerältern Dienste thun und beinahe die Rolle von Hausmägden spielen. Selbst in den niedrigsten Kreisen des Lebens speist der Familienvater zuerst, und Nichtbeachtung dieser Sitte würde als ein Verstoß gegen das Ritual-Gesetz angesehen.*)

(Otetschestwennyja Sapiski.)

Mannigfaltiges.

— Philipp von Beaumanoir's Gewohnheitsrechte von Beauvoisis.**) Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches, dessen neue Publication man der Société de l'Histoire de France verdankt, war ein ausgezeichneter Französischer Jurist des dreizehnten Jahrhunderts. In der Picardie geboren, stand Philipp von Beaumanoir (Bellomanerius) eine Zeit lang an der Spitze der Landvogtei Clermont in Beauvoisis. 1290 erhielt er Sitz im Parlamente; im folgenden Jahre nahm er Theil an der Organisation des gegen Flandern bestimmten Heeres, und später bekleidete er noch mehrere Landvogtstellen. Sein Leben, dessen nähere Umstände nicht bekannt sind, fällt in die Epoche der zum Bewußtseyn gelangenden Französischen Nationalität, in welcher das Königthum von der kirchlichen Macht sich befreite, die großen Lehnsbesitzer sich unterwarf und den Bürgerstand der Städte in seinen beaufsichtigenden Schutz nahm. Ein geistvoller Ausdruck dieser Epoche sind nun die Coûtumes de Beauvoisis, in denen ein nationales Französisches Recht aufdämmert. Ulpian's Rom ist hier noch nicht, und Germanien ist nicht mehr zu finden. Das Christenthum als weltliche Macht erscheint gemildert; der Ritterstand ist in Schranken gehalten und das Bürgerthum überwacht. Die strenge Vernunft dogmatisirt im Gewande des gesunden Menschenverstandes und strebt, gleich dem Königthume jener Zeit, dahin, alle Verschiedenheiten der lokalen Gewohnheitsrechte auf Einheit zurückzuführen. Man darf sogar behaupten, daß sämmtliche Elemente des Französischen Rechts in seiner heutigen Vollendung in dem Beaumanoirschen Werke schon enthalten sind: der Verfasser ist ein unvergleichlicher Dolmetsch des Werdenden, und das Zukünftige scheint seinem ungewöhnlichen Scharfblicke schon offen zu liegen. — Trotz ihres unschätzbaren Werthes für Historiker und Juristen blieben die Coûtumes de Beauvoisis ungedruckt bis 1690, in welchem Jahre ein sehr fehlerhafter, beinahe unbrauchbarer Abdruck erschien. Der neue Herausgeber, Graf Beugnot, hat sechs Handschriften verglichen und liefert außer einem sehr korrekten, mit den wichtigeren Varianten versehenen Texte zugleich eine von ihm ausgearbeitete interessante Notiz über den Verfasser, wie auch eine historisch-analytische Notiz des Werkes, von der man sagen kann, daß sie des ersten Französischen Rechtsgelehrten würdig ist.

---

*) Der Russische Berichterstatter unterschreibt sich mit einem angenommenen Chinesischen Namen, welcher, da weder Accente noch Schriftzeichen dabei stehen, auf verschiedene Weise erklärt werden kann; vermuthlich soll es Jugend-Licht oder Jugend-berühmt heißen.

**) Les Coûtumes de Beauvoisis, par Ph. de Beaumanoir. Nouvelle édition, publiée d'après les manuscrits de la Bibliothèque royale par le comte Beugnot. — Paris 1842. 2 Bände 8.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Freitag den 10. Februar 1843.

Aegypten.

Aegypten unter Mehmed Ali.

Es erscheint so eben ein Französisches Werk in zwei Bänden über Aegypten unter Mehmed Ali, welches in jeder Weise der vollkommene Gegensatz des Werkes von Clot-Bey seyn wird. Der Verfasser, Herr Hamont, hat sich wie Clot-Bey lange Zeit bei Mehmed Ali aufgehalten und ihm in verschiedenen Stellungen gedient; doch wenn Clot-Bey Alles mit so günstigen Augen ansieht, als ob ihm der Pascha die seinen geliehen hätte, so zeichnet es Hamont mit um so dunkleren Farben. Die Revue de Paris giebt ausführliche Auszüge aus seinem Werke, denen wir Folgendes entnehmen.

Die erste Frage, die sich uns entgegendrängt, sobald wir von Mehmed Ali's Herrschaft sprechen, ist die der Monopole. Um die Neuerungen, zu denen sich Mehmed Ali berufen glaubte, durchsetzen zu können, mußte er sich eine äußere Macht gründen; so drückte er auf alle Erzeugnisse des Landes sein Siegel; alle Bedürfnisse konnten nur durch ihn befriedigt werden; mit der Einführung der Monopole war Aegypten Mehmed Ali's. Der unerschöpfliche Born, der das ganze Land erhält, ist der Ackerbau. Alle Schätze sprießen aus dem Boden, den der Nil befruchtet. Hierher mußte er daher zuerst sein Auge richten. Man bewies dem Volke, daß es in seinem eigenen Interesse sey, wenn der Herrscher ihm die Mühe des Ackerbaus abnehme; er als der Weisere und Mächtigere müsse tiefere Pläne entwerfen und sie leichter ausführen können; er als der Reichere könne den Wechsel der Fruchtbarkeit besser ertragen; sein Volk aber sey dadurch einer großen Sorge enthoben, da er hiermit die Verpflichtung übernehme, die Bedürfnisse desselben jederzeit zu befriedigen. Die Folgen dieser liebevollen Fürsorge blieben nicht aus; sie waren Elend, Hunger und Abnahme der Bevölkerung. Der Ackerbauer mußte wie früher im Schweiße seines Angesichts säen und ärndten; doch er durfte nicht mehr säen, was er wollte, und mußte die Aerndten in die Staats-Magazine liefern; er sah daher keinen Grund, sich allzu sehr anzustrengen, der Acker wurde schlecht bestellt; die Befehle der Regierung zur Saat, welche stets erst abgewartet werden mußten, kamen bald zu früh, bald zu spät; der Lohn, den der Unterthan für seine Arbeit zu fordern hatte, blieb aus, er konnte daher seine Steuern nicht entrichten; man pfändete sich an seinem Vieh, dieses war ihm zur Ackerbestellung unentbehrlich; er konnte nun weder seinen Pflichten gegen die Regierung nachkommen, noch sein Brod erwerben; es blieb ihm somit nur die Wahl, entweder ein Räuberleben zu beginnen oder Hungers zu sterben.

Man giebt als Grund hiervon gewöhnlich die Fahrlässigkeit der Unterthanen an. Doch Herr Hamont widerspricht diesem entschieden. Er versichert, daß dieselben Unterthanen, als sie auf Gefahr des eigenen Schadens den Acker bauten, unermüdlich waren und ein sehr regelmäßiges Leben führten.

Eine Art von Rache nehme das Schicksal, so fährt der Verfasser fort, dadurch an Mehmed Ali für diesen Schritt, daß er nun beim Verkauf des Getraides von seinen Beamten auf alle Weise betrogen werde. Wenn er aber seine Provinzen bereise, was er von Zeit zu Zeit regelmäßig thue, so wisse man ihm so vortrefflich zu schmeicheln und alles Anstößige seinem Auge fern zu halten, daß er stets mit der festesten Ueberzeugung vom Wohlstande seiner Unterthanen von der Reise zurückkehre.

Hamont geht sogar so weit, den Nutzen der Arbeiten, welche am Nil vorgenommen sind, zu leugnen. Er sagt:

„Die Partei des Pascha's macht geltend, daß er Kanäle habe ziehen lassen; doch dies haben alle Paschas, alle Sultane gethan; gleichwohl, wendet man mir ein, blieben ganze Landstriche von dem Vortheil der Ueberschwemmung ausgeschlossen; das sind sie auch jetzt noch, muß ich erwiedern, die Kanäle sind so unregelmäßig und so unüberlegt geleitet, daß noch jetzt oft die fruchtbarsten Plätze von der Nilfluth nicht erreicht werden. „Doch man leitete sie früher noch unüberlegter." Nicht immer, und wenn es wäre, würde dies noch keine Entschuldigung seyn. Man baut faktisch die Kanäle noch heute ohne alle hydraulische Berechnung, so daß sie weder zur Zeit der Ueberschwemmung das Wasser gleichmäßig vertheilen können, noch im Sommer das nöthige Wasser enthalten, weshalb man alljährlich mehr Ziehbrunnen anlegen muß. Dazu verfahren die Beamten, welche der Bewässerung vorstehen, sehr nachlässig. Wenn sich nun auch die sichersten Anzeichen eines ungewöhnlich großen Wasser-Austritts einstellen, so denken sie nicht daran, ihre Dämme zu vergrößern; ihre Pflicht schreibt ihnen vor, Dämme aufwerfen zu lassen; dies haben sie gethan, und ihr Gewissen ist beruhigt. Nicht lange, so kommen Boten und jammern, das Wasser dringe durch, es wühle die Dämme hinweg, es trete von allen Seiten über dieselben; nun werden Männer und Weiber, Kinder und Greise, Blinde und Lahme aufgeboten, dem Unglück zu steuern; man arbeitet ununterbrochen, die Dämme zu vergrößern und neue aufzuführen; allein wenn es auch gelingt, einer Gesammt-Ueberschwemmung, welche alles Eigenthum der Unterthanen dahinrafft, vorzubeugen, so sind doch ganze Strecken für dieses Jahr unfruchtbar gemacht; der Saame fault, ehe er keimen kann."

Nachdem Herr Hamont sehr ausführlich von allen zur Verwaltung des Landes gehörigen Einrichtungen gesprochen hat, handelt er von dem Militairwesen, welches er fast noch abschreckender malt. Vor Mehmed Ali waren nur die Türken Soldaten; er nöthigte die Aegyptischen Bauern zum Militairdienste, und die Bildung des Nizam oder des stehenden Aegyptischen Heeres kostete viele Anstrengungen.

„In den Gebirgen von Assir, jenseits Medina's, hatte sich eine neue Religion gebildet, welche den Muhammedanismus zu stürzen drohte. Wahab war der Gründer derselben und seine Anhänger nannten sich Wahabiten. Sie bekannten einen alleinigen Gott, doch leugneten sie die Propheten, und Muhammed war in ihren Augen nur ein Betrüger. Sie plünderten die muhammedanischen Heiligthümer und bereiteten einen allgemeinen Krieg vor. Mehmed Ali führte seine Türkischen Soldaten gegen sie, doch diese waren zu schwach; da beschloß er, die Aegypter im Kriege zu versuchen. Man verlachte seine Absicht als Thorheit, man schalt sie Ketzerei, man zeigte es ihm im Scherze wie ein einziger Türke mit seinem Rohrstocke zehn dieser neu zu schaffenden Helden vor sich her trieb. Die Aegypter selbst zitterten, als sie von dem Plane hörten, sie waren noch nie von ihren Eroberern, von den Griechen bis zu den Franzosen herab, zu Soldaten gemacht worden. Viele wanderten mit Weibern, Kindern und Heerden nach Syrien aus, Andere verließen ihre Häuser und baten die Beduinen unter ihnen leben zu dürfen. Da glaubte sich Mehmed Ali genöthigt, die Rebellen durch Härte zu schrecken; er ließ einfangen, wen er erreichen konnte, Schuldige und Unschuldige, und sie hinrichten. Um sich ihren Familien zu erhalten, leisteten die Aegypter dem Befehl des Pascha's Folge, doch bald fielen sie auf ein neues Mittel, sich dem Waffendienste zu entziehen; sie hackten sich den Zeigefinger an der rechten Hand ab oder blendeten sich das rechte Auge mit ungelöschtem Kalk. So verstümmelten sich viele Hunderte, nur um einem Schicksal zu entgehen, das ihnen weit härter schien als die'e körperliche Untüchtigkeit. Doch die Aushebungen wurden fortgesetzt, wer nur noch halb gesund war, wurde unerbittlich den Seinen entrissen. Man klagte, daß die für den Ackerbau nöthige Anzahl Personen nicht mehr vorhanden sey, doch hier galt es ein neues Prinzip durchzusetzen und man konnte sich durch Nebendinge dieser Art nicht stören lassen. Allein nun kamen die Begüterteren und boten den Werbern Geld oder Vieh für ihre Freilassung. Wenn man auch dann noch am Prinzip festgehalten hätte, so konnte dies einseitig scheinen; man beschloß daher Jeden, der tausend Piaster zahlen konnte, freizugeben, doch wer dies nicht besaß, der bewies durch diese Armuth seine Befähigung zum Kriegsdienste, und es war dies ein so kräftiger Beweis, daß er selbst durch offenbare Körperschwäche und Krankheit nicht widerlegt werden konnte. So raffte man die Aegypter von sechzehn bis funfzig Jahren auf; jeder Neugeworbene wurde alsbald in den Kerker geworfen, damit er nicht entrinne. Doch noch hatten die Werber eine zweite Klippe zu übersteigen. Wenn die Rekruten an den Ort ihrer Bestimmung gelangt waren, wurden sie von einer besonders dazu bestellten Kommission körperlich untersucht, und natürlich oft als unfähig befunden. Nun boten die Werber all' ihre Phantasie auf, dieser neuen Gefahr zu entgehen; sie boten zunächst den Mitgliedern dieser Kommission Geld an, doch nicht immer waren dieselben bestechlich: da stellten sie ihre Diener an den Landstraßen auf und ließen die Reisenden fangen, und wenn diese schwuren, man betrüge die Kommission, sie seyen nicht zum Kriegsdienste verpflichtet, so schwuren ihnen die Werber ins Gesicht, sie seyen Lügner; die Kommission aber war gewohnt, daß die Rekruten noch bis zum letzten Augenblick hofften, durch Widersetzlichkeit sich retten zu können, sie schenkten den Werbern daher mit Recht mehr Glauben, und wen sein Weg an solch' einem verhängnißvollen Tage gerade auf die Landstraße geführt hatte, der mußte im Kampfe gegen die Wahabiten für den Islam zum Märtyrer werden.

Wer einmal im Regiment aufgenommen ist, der muß, er mag verheiratet seyn oder nicht, darin bleiben bis ihn schwere Wunden oder Krankheiten befreien. In der Regel können die Arabischen Soldaten nicht ohne Frauen leben, und die Regierung selbst begünstigt ihre Verheiratung, weil man sagt,

sie werden dadurch vom Desertiren abgehalten. So sind die meisten Aegypter während ihrer militairischen Dienstzeit verheiratet, doch sie müssen dieses Glück mit noch größeren Leiden und Entbehrungen bezahlen. Sie wohnen mit ihren Familien in feuchten, niedrigen Lehmhütten, haben fast nie hinreichende Speise, und erliegen meist in dem kräftigsten Alter gänzlicher körperlicher Erschöpfung oder den ansteckenden Krankheiten, die stets im Heere verbreitet sind. Ihre Weiber und verwaisten Kinder betteln dann an den Straßen ihr Brod, wenn sie nicht verhungern."

Gleichwohl versichert Herr Hamont, daß die Aegypter vortreffliche Soldaten sind; sie seyen von Natur nüchtern, an ein regelmäßiges Leben gewöhnt, in Anstrengungen ausdauernd und muthig. Wenn man auch diese Eigenschaften jetzt bisweilen vermisse, so sey dies bloß eine Folge der schlechten Verwaltungsprinzipe des Pascha's; eben so wie der von Natur so fruchtbare Boden derselben Prinzipe wegen nicht mehr hinreicht, die abnehmende Bevölkerung zu ernähren, und wie der Fleiß seiner Bebauer durch sie verschwunden ist. Der Pascha hat richtig erkannt, daß sich mit dem Aegyptischen Lande und Volke noch weit mehr beginnen lasse, als man bisher begonnen hatte; der Entschluß, es mehr auszubilden und mehr auszubeuten zeigte von tiefem Blicke, doch die Art, wie er ausgeführt wurde, war barbarisch.

Folgende fast noch mehr empörende Schilderung giebt Herr Hamont von der Aushebung in Syrien:

Es war zur Zeit der Fasten der Muhammedaner, als das Heer Ibrahim Pascha's in Aleppo lag. Die Aegyptischen Soldaten waren durch die ganze Stadt vertheilt worden, sie mischten sich bunt unter die Einwohner, als plötzlich ein Kanonenschuß ertönt, das Signal des Ausbruchs. Nun ergreifen die Soldaten die Einwohner um sich her, Juden, Christen und Muhammedaner, Weiber, Greise und Kinder, und reißen sie gewaltsam mit sich fort. Man bringt auf diese Weise dreißig tausend Personen zusammen, unter denen man eine Auswahl anstellt. Doch die Zahl der Tüchtigen genügt noch nicht. Ibrahim befiehlt eine neue Aushebung dieser Art. Man schlägt die Thüren der Häuser ein, raubt die Bewohner aus ihren innersten Gemächern, schont die Weiber und Töchter nicht, und setzte dieses Manöver fort, bis die nöthige Anzahl Soldaten zusammen war.

Wiederholte Aushebungen solcher Art, verbunden mit drückenden Besteuerungen, hatten das kriegerische Volk am Libanon zur Empörung gereizt. Es bildeten sich einzelne Banden, sie vergrößerten sich täglich und widersetzten sich offen den Regierungs-Maßregeln. Da wurden die Aegyptischen Soldaten einfach beordert, die Empörung zu unterdrücken. Sie thaten dies dadurch, daß sie die Häuser der Schuldigen und Unschuldigen plünderten und darauf verbrannten, die Bewohner aber fingen, die Unkräftigen tödteten und die Uebrigen auf die Galeeren von Saint-Jean-d'Acre oder in die Bergwerke verkauften.

Im Jahr 1838 legte Ibrahim Pascha mehreren Dörfern in dem Ghebel-el-Kelb (Hundsgebirge) eine übermäßig hohe Steuer auf. Die Einwohner konnten sie nicht erschwingen. Da befahl der Generalissimus dem Obersten des dreißigsten Infanterie-Regiments, Mustapha Bey, das Geld einzutreiben. Dieser ließ die Bewohner unbarmherzig mißhandeln, so daß sie, um ihm Genüge zu leisten, die Heerden verkauften. Doch der Erlös reichte noch nicht hin und die Mißhandlungen währten fort. Da führten die Aeltern ihre eigenen Kinder auf die benachbarten Märkte und verkauften sie, den Knaben zu 100, das Mädchen zu 40 bis 50 Francs.

Nach der Einnahme Beyruts durch die Anglo-Türken sammelte sich die Aegyptische Armee zu Damaskus und zog nach Aegypten zurück. Von diesem Rückzug entwirft Hamont ein so grelles Bild, daß es fast unmöglich scheint, an die Wahrheit seiner Erzählung zu glauben.

Unter wilden Regengüssen langte das Heer in Damaskus an. Es war im Dezember 1840. In der Stadt lagen bereits 30,000 Mann Ibrahim's, welche von Zeli kamen; alle Häuser waren überfüllt, die Zelte reichten nicht aus, ein großer Theil des durch wiederholte Niederlagen entkräfteten Heeres mußte unter freiem Himmel auf der Straße liegen. Bei der Aufregung, die in ganz Syrien sich wahrnehmen ließ, fürchtete man eine Empörung, Ibrahim Pascha befahl daher, zweihundertzehn Kanonen auf alle erhöhte Punkte um Damaskus aufzupflanzen. Als das Heer zusammen war, bestimmte man, daß jedem Krieger täglich eine halbe Portion Speise gereicht werden solle, mehr erlaubte der Vorrath an Lebensmitteln nicht. Ibrahim wollte das Heer nun von Damaskus nach Saint-Jean-d'Acre führen, um den Anglo-Türken den Weg in das Innere von Syrien zu sperren. Doch er mußte auf diesem Marsche durch die Schlünde des Libanon ziehen, hier war es den Bergbewohnern leicht, ihm den Weg zu sperren, und sein Plan ward vereitelt. Um das ungeheure Heer erhalten zu können, besteuerte man Damaskus und die Umgegend hoch. Ein benachbartes Dorf erklärte sich außer Stande, die Steuer zu bezahlen. Ibrahim ließ gewohnter Maßen einen Theil seiner Truppen dagegen marschiren, Alles plündern, die Waffenfähigen zum Heere nehmen, die kraftlosen Männer und die Kinder erwürgen, und die Frauen überließ er seinen Soldaten zur Zerstreuung und Kurzweil. Der Regen strömte ununterbrochen fort, und die Wasser, welche von den nahen Gebirgen stürzten, vergrößerten die Noth. Alle Wege waren überschwemmt. Da erhielt Ibrahim Pascha den Befehl, nach Aegypten zurückzukehren; Saint-Jean-d'Acre war verloren. Diese Botschaft brachte ihn außer sich. Er soll gegen seine Umgebungen gewüthet und im ersten Zorne beschlossen haben, dem Vater nicht zu gehorchen. Doch in Damaskus konnte er sich nicht länger aufhalten; das Heer drohte dem Mangel zu unterliegen; die Landstriche, aus denen er kam, hatte er so verwüstet, daß hier Nichts mehr zu holen war; ihm blieb daher nur der Weg nach Aegypten offen. Doch hier regte sich die unverholenste Schadenfreude über das Unglück des Aegyptischen Tyrannen; man glühte, an ihm Rache zu nehmen. Die Beduinen bereiteten Alles zum Angriff vor. Am 27sten Dezember 1840 gab man jedem Soldaten Lebensmittel für mehrere Tage, und am 28sten setzte das Heer sich in Bewegung. Es marschirte in drei ungeheuren Kolonnen. Schon unfern der Stadt blieben einzelne Entkräftete auf der Straße liegen, und mit jeder Stunde erlagen Neue den Anstrengungen des Marsches. Das Desertiren nahm dauernd zu. Ibrahim gebot, auf die Flüchtlinge zu schießen, doch nur wenige Treue gehorchten ihm. Alle Dörfer, an denen der Weg vorbeiführte, wurden geplündert. Am fünften Tage theilte Ibrahim das Heer in fünf Schaaren, von denen jede ihren besonderen Weg ziehen mußte. Alle hatten mit den härtesten Entbehrungen zu kämpfen, und wurden ununterbrochen durch die Angriffe der Landes-Einwohner aufgehalten."

So fährt Herr Hamont fort in der abschreckenden Schilderung dieses Rückzuges, der noch trauriger war, als der von Moskau und die allmälige Auflösung des Heeres herbeiführte.

Von allen Schöpfungen Mehmed Ali's ist die Marine die einzige, welche vor den Augen seines früheren Dieners Gnade gefunden hat. Er spricht mit Begeisterung von ihr, und schließt dennoch: Die Marine hat ungeheure Schätze hinweggerafft, sie hat Aegypten erschöpft. Man muß die Wahrheit dieses Satzes zugeben; man muß sich selbst fragen: Wozu hat diese herrliche Flotte gedient? wozu kann sie dienen? Alle übrigen Unternehmungen des Pascha's erklärt Herr Hamont für mißlungen und sieht den Grund davon in der Willkür und Tyrannei des Herrschers und in der Käuflichkeit, der Indifferenz und Grausamkeit der Türken, welche seine Befehle ausführen. Bei Gelegenheit erwähnt Herr Hamont hier, wie schlecht ihm Mehmed Ali seine vierzehnjährigen treuen Dienste vergolten habe, und man darf hierin wohl zum Theil den Grund seiner leidenschaftlichen Schilderungen sehen, die jedoch, so übertrieben sie scheinen mögen, in ihren wesentlichen Zügen wahr seyn müssen.

Herr Hamont ist kein Schriftsteller: sein Stil ist schwerfällig, sein Stoff schlecht geordnet, doch in Allem spricht sich eine gewisse Wärme der Ueberzeugung und ein reiches Gemüth aus, worüber man die Mängel der Darstellung vergißt. Er theilt außer den besprochenen Abschnitten eine Menge von Ereignissen mit, deren Augenzeuge er war, und giebt besonders interessante Notizen über die Statistik Aegyptens. Ein Faktum spricht ohne Zweifel für die Richtigkeit der Schilderung, welche er uns von dem gegenwärtigen Zustande Aegyptens entwirft: die steigende Abnahme der Bevölkerung. Aegypten ist eine Wüste geworden. Ein orientalisches Sprüchwort sagt: Wo ein Türke hintritt, da liegt der Boden hundert Jahre unfruchtbar, und es scheint sich durch Mehmed Ali's Herrschaft wahr machen zu wollen.

Der Hauptmißgriff in der Staats-Verwaltung Mehmed Ali's war ein doppelter, eine That und eine Unterlassung. Einmal war es unklug von ihm, sich eine Land- und Seemacht zu schaffen, wie sie nur den Mächten ersten Ranges zukommt, während er kaum die Mittel einer Macht fünften Ranges besitzt; dann hätte er bei seiner Nachahmung Europäischer Institute erkennen müssen, daß ein Fürst seinen Unterthanen nur dadurch Achtung einflößen kann, daß er ihnen Achtung beweist. Wenn er anstatt einer Armee von 200,000 M. eine von 30,000 gehabt hätte, so würde er vielleicht nicht Hedjaz und Syrien erobert haben, doch er hätte seine Regierung mit weniger Gewaltthaten befleckt und viele tausend Arme dem Ackerbau, den Gewerben und Künsten erhalten. Herr Hamont darf nicht hoffen, den Pascha durch sein Werk zu einer Aenderung seines Regierungssystems zu bewegen, doch wäre das Werk an sich wohl geeignet, dies zu thun, und der Zustand Aegyptens macht dies jedenfalls wünschenswerth. Wenn Mehmed Ali selbst sich für durchgreifende Aenderungen schon zu alt fühlt, so möge er seinen Söhnen den Plan zu denselben hinterlassen. Er muß bei seinem hohen Geiste die Schwächen seiner Prinzipien erkennen, sobald er den Zustand seines Landes nur erst prüft; seine Söhne aber könnten keine bessere Erbschaft wünschen. Freilich giebt das Bild, welches Herr Hamont von Ibrahim entwirft, wenig Hoffnung, und in der That sprechen die Feldzüge in Griechenland und Syrien nicht für Ibrahim's Humanität; allein er hat sich, da es zu erobern galt, als Helden gezeigt, vielleicht wird er, wenn es das Eroberte zu ordnen und zu beglücken gilt, seine Aufgabe eben so gut erkennen und einsehen, daß zur Lösung derselben andere Mittel als die bisher von ihm angewandten nöthig sind.

Frankreich.

Jean Jacques Rousseau und der weltgeschichtliche Fortschritt.

Von George Sand.

(Fortsetzung.)

Warum sind die Starken, wirst Du mir sagen, nicht selbst groß, da sie mit der Kraft der Ausführung die Liebe und die Erkenntniß der großen Ideen verbinden? Weil sie, antworte ich, nicht Schöpfer sind; weil sie auftreten in dem Augenblick, wo die Wahrheit, durch die Denker angekündigt, schon Gemeingut für Alle geworden ist, in der Art, daß die Massen damit übereinstimmen, daß alle vorgeschrittenen Geister danach verlangen, und nur ein thätiger Kopf und ein kräftiger Arm fehlt (was man heut eine große „Capacität" nennt), um sie in Gestalten ins Leben zu setzen.

Das Hemmniß, welches dem unmittelbaren Erfolge der Denker und dem dauernden Ruhme der Praktiker entgegentritt, ist der Mangel des Glaubens an den Fortschritt und an die Vervollkommnungs-Fähigkeit des Menschengeschlechts. Aus diesem Grunde sind alle Einrichtungen unvollständig, mangelhaft und gezwungenerweise von wenig Dauer gewesen.

Der starke Mensch wollte immer Wohnungen für die Ewigkeit bauen, anstatt zu begreifen, daß er nur Zelte für sein Geschlecht auszuspannen hatte. Kaum hat er einen Schritt gethan, — Dank den großen Männern der Vergangenheit, — während er die großen Männer der Gegenwart verkennt und als Träumer oder Aufwiegler behandelt, so lagert er seine neue Einrichtung auf vorgeblich unwandelbaren Grundvesten ab und glaubt eine unzerstörbare Mauer aufgeführt zu haben. Aber die Fluth der Ideen, immer im Steigen, durchbrach von jeher alle Dämme, und es sitzt auf unseren Schulbänken gewiß kein einziger Professor, kein einziger Schüler, welcher an die Vervollkommnung der Republik des Lykurg glaubte.

An dem Tage, wo der Begriff des Fortschrittes zum Hauptgrundsatz aller Gesetzgebung auf Erden eingeweiht werden wird, wo das Gesetz, anstatt wie eine Todessäule betrachtet zu werden, um welche Schlösser und Ketten gehäuft sind zur Anfesselung der Menschen, einem Baum des Lebens gleichen wird, dessen sorgsam gepflegter Saft immer neue Aeste treibt, um die Menschen zu schirmen, an dem Tage werden alle Institutionen mit einem dauerhaften Charakter bekleidet werden, weil das Wesen des Gesetzes selbst die fortwährende Erneuerung seiner Formen seyn wird.

Denn es ist nicht mehr nöthig, daß ein Gesetz erst veraltet und verhaßt oder absurd wird, um in den sozialen Kämpfen mit Gewalt abgeschafft zu werden.

Jedes Gesetz wird sich entwickeln, wird fortgebildet und vollendet werden und demgemäß Ewigkeit in seinem Wesen erlangen. Die aufeinander folgenden Formen, welche es im Verlauf des Jahrhunderts annehmen wird, können in den Archiven der Menschen-Familie eingetragen und mit Achtung bewahrt werden, wie die anderen Denkmäler der Vergangenheit, anstatt an einem Tage des Zornes, wie tyrannische Anmaßungen und widerrechtliche Hemmnisse zerrissen und unter die Füße getreten zu werden.

Wenn dieser Tag, dessen Frühroth wir im Gedanken begrüßen, für unsere Nachkommen erschienen ist, wird jene leere Unterscheidung zwischen starken und großen Menschen, zwischen Denkern und Verwirklichern, zwischen Philosophen und Verwaltern, wie ein Traum der Finsterniß verschwinden.

Der Denker, nicht mehr gehemmt in seinem Fluge, wird dann sehen können, wie die Gesellschaft seine Bestimmungen annimmt, und es wird im Laufe der Dinge nicht mehr nöthig seyn, daß das Märtyrthum erst jede neue Demonstration, jeden Aufschwung der Größe heilige.

Der Mann der Thaten wird dann ein Mensch des Gedankens seyn können, indem er nicht mehr gegen die zahllosen und immer neu entstehenden Hindernisse zu kämpfen braucht, welche heut zu Tage die Vernunft und die Wahrheit in den thatkräftigsten Seelen verzehren und tödten. Und umgekehrt wird der Denker, nicht mehr blosgestellt dem Spott der Thoren oder der Brutalität der Mächtigen, keine Gefahr mehr laufen, wie heut, in Abgründen zu verirren und in Folge einer unausbleiblichen Reaction in Fehler oder Irrthümer zu verfallen, welche durch die Bitterkeit und den Unwillen des Duldens erzeugt werden.

Bis dahin werden wir noch oft, wie wir es in der Vergangenheit sahen, jene beiden Prinzipien, die Gegenwart und die Zukunft, im Kampfe sehen, und wahrnehmen, wie die starken und die großen Männer, anstatt sich zu vereinen und zu einem gemeinschaftlichen Werke ihre Kräfte anzuspannen, einen blutigen Krieg führen; die ersteren, ohne Erkenntniß und plump trotz all ihres praktischen Genies, indem sie nur den gegenwärtigen Tag sehen, nur ephemere Thaten, ohne Kraft und Wirkung für Morgen, hervorbringen; die anderen, unbillig oder thöricht, indem sie nicht hinlänglich die Menschen ihrer Zeit kennen, weil sie sie nicht in Frieden und Freiheit zu studiren vermochten, indem sie von ihnen zu starke Hoffnungen hegten, oder ihnen allzu wenig zutrauten, indem sie sich allzu lachende Täuschungen vorspiegelten, oder sich zu düsterer Muthlosigkeit hingaben: Sternen gleichend, die fast immer umschleiert sind, oder im Winde flackernden Fackeln, welche fast alle im Sturm verlöschen, ohne über einen gewissen Punkt des Weges hinaus geleuchtet zu haben, trotz ihrer schießenden Blitze und ihres flammenden Strahles.

Sagen wir's noch einmal, behaupten wir es: dieser Irrthum der Gesellschaft gebiert Laster, welche bei jener Verschiedenheit der Menschen unvermeidlich sind.

Die Menschen der Kraft sind nothwendig von Ehrgeiz berauscht und verderbt. Das Bedürfniß, um jeden Preis auf die unwissenden oder lasterhaften Menschen einzuwirken, zwingt sie, in ihrem Herzen die Liebe zur Wahrheit und zur Tugend abzuschwören.

Das ist der Grund, warum ich mich nicht entschließen kann, sie so hoch zu stellen, wie sie es in der Hierarchie der Geister wünschen möchten. Ihr Werk ist leicht, weil ihnen die Elemente, die sie im Menschengeschlecht finden, in die Hand arbeiten, und sie aus denselben Vortheile ziehen, anstatt der Menschheit eine aus Gott und ihnen selbst entsprungene Größe aufzuprägen. Sie sind nichts, als geschickte Anordner; sie schaffen nichts: ein zaghaftes Gewissen ist ein Hinderniß, welches sie nicht kennen, und dies Hinderniß bei Seite gesetzt, läßt sich schwer bestimmen, wie viel, oder wie wenig Intelligenz oder Thätigkeit dazu gehört, um Glück und Macht zu erobern.

Wenn man in einem verderbten Kreise wirkt, ist es unmöglich, nicht selbst verderbt zu werden, obgleich man von einem guten Streben ausging. Die Denker, die großen Menschen ihrerseits, immer abgestoßen von dem Schauspiel dieser Verderbtheit, und immer begeistert von dem Traum eines besseren Zustandes, gerathen leicht zum Zorn, zur Absonderung, zur Verachtung, zur düsteren und mißtrauischen Laune; glücklich, wenn sie bei der Hypochondrie stehen bleiben, und nicht bis in wilde Verzweiflung herabstürzen.

(Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Die neu entdeckten Ruinen von Chi-Chen.

Im November v. J. sind in New-York zwei interessante Werke erschienen, die großartigen Ruinen betreffend, welche man in Mittel-Amerika und Yucatan entdeckt hat. Das eine Werk hat einen gewissen Herrn Norman zum Verfasser, der die merkwürdigen Ueberreste von Chi-Chen (spr. Tschi-Tschen), Zayi, Zabah und Uxmal beschreibt*); das andere ist von J. P. Stephens, der bekanntlich diese Gegend schon früher besuchte und voriges Jahr, in Begleitung des Malers Catherwood, eine zweite Reise nach Guatimala, Palenque u. s. w. unternahm.

Die Schrift des Herrn Norman erhält ein besonderes Interesse durch die Schilderung der staunenswerthen Bauwerke von Chi-Chen, deren Existenz allen früheren Reisenden entgangen war, wogegen die Ueberreste von Palenque und Uxmal schon vor Herrn Stephens bekannt waren. Es geschah nur durch Zufall, daß Norman jene merkwürdigen Ruinen entdeckte. Er hatte sich nämlich, seiner Gesundheit wegen, auf der Insel Cuba aufgehalten und einen Abstecher nach Sisal und Merida gemacht, wo er von großen Festlichkeiten benachrichtigt wurde, die zu Isamal, im Inneren des Landes, stattfinden sollten und an denen er theilzunehmen wünschte. Er ging daher über Ticoxo und Calcachen nach Isamal, und beschloß hierauf, nach der nächsten größeren Stadt, Valladolid, zu reisen. Dort erzählte man ihm, daß sich zwischen diesem Ort und der Südküste des Mexikanischen Meerbusens, der Insel Cozumel gegenüber, mächtige Ruinen befänden, deren Ursprung in das graueste Alterthum hinaufreiche. Von Wißbegierde erfüllt, machte er sich sogleich nach jener Gegend auf, aber er sah sich bald von dichten Wäldern umgeben, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte und durch welche er sich den Weg bahnen mußte, weshalb er nach einigen Tagen vergeblicher Anstrengungen genöthigt wurde, seinen Vorsatz aufzugeben. Nach Valladolid zurückgekehrt, erhielt er nähere Kunde von den Ruinen von Chi-Chen, die, wie man versicherte, auf der Straße nach Campeche liegen sollten, obgleich sich Niemand rühmen konnte, sie gesehen zu haben. Herr Norman begann also von neuem seine Untersuchungen, reiste, nur von einem eingebornen Knaben begleitet, von einer Indianischen Hütte zur anderen und erblickte am dritten Tage, etwa vierzig (Engl.) Meilen von Valladolid, die kolossalen Trümmer von Chi-Chen. Wenn man seinen Behauptungen trauen darf, so übertraf diese Stadt an Umfang die berühmtesten Hauptstädte des Alterthums; er nennt sie die größte, welche die Welt je gesehen. Die Mauern der Tempel und Paläste, die Pyramiden und Grabmäler nehmen, mehr oder weniger verwittert, einen Durchmesser von etlichen Meilen ein, und der Boden ist, so weit das Auge reichen kann, mit den schönsten Säulen bedeckt, wovon einige nur geringe Spuren der Verwüstungen zeigen, die sie im Laufe so vieler Jahrhunderte erleiden mußten. Unter den Tempeln zeichnet sich besonders einer aus, der 450 Fuß in der Länge mißt und von kunstvoll gehauenen Steinen erbaut ist. Das Innere desselben war ehemals in verschiedene Gemächer abgetheilt, von denen ein kleineres, das noch nicht in Trümmern liegt, mit Bildhauer-Arbeit verziert ist: die Figuren stellen Indianer vor, mit federnem Kopfputz, die Nasen mit Ringen geschmückt, Bogen und Pfeile in der einen und musikalische Instrumente in der anderen Hand tragend; außerdem sind noch Abbildungen von Thieren zu bemerken, welche an Gestalt dem Aegyptischen Krokodile gleichen.

Einige Ruthen südlich vom Haupt-Tempel steht eine Pyramide, deren Basis etwa 500 Fuß im Umfang mißt und dann gegen die Spitze zu immer schmäler wird, bis sie in eine große Plattforme endigt, auf der ein zwanzig Fuß hoher, viereckiger Thurm errichtet ist. Die Höhe der Pyramide beträgt hundert Fuß und das Ganze ist mit kunstvollen architektonischen Zierrathen versehen, die sich in ihrer Ausführung dem Styl der Aegypter und Hindus nähern. Der merkwürdigste Theil dieser Ruinen ist jedoch das sogenannte „Haus der Kaziken". Es ist ein wunderbares Gebäude im Aegyptischen Styl und zeugt von unermeßlichem Reichthum und staunenswerther Geschicklichkeit der unbekannten Architekten.

Nachdem der Reisende Chi-Chen verlassen hatte, besuchte er auf dem Wege nach Campeche auch die Ueberreste von Ichmul, Zabah, Zayi und Uxmal, unter welchen sich vorzüglich die von Zayi durch ihre Pracht auszeichnen. Sie sind von hohen Bergen umgeben, während Chi-Chen in einer weiten, vollkommen flachen Ebene liegt.

Herr Norman brachte auch eine Sammlung merkwürdiger Götzenbilder nach New-Orleans (wo er als Buchhändler etablirt ist) zurück, die er, nebst anderen Ueberbleibseln des räthselhaften Volks, das einst jene Städte bewohnte, der historischen Gesellschaft zu New-York verehrte. Unter diesen befindet sich auch ein großer, zur Fronte des „Hauses der Kaziken" gehöriger Stein, von dem es sich bei der Untersuchung ergab, daß er aus einer festen Masse Kalkstein bestand. Das Holz, das man zu jenen Bauwerken gebraucht hat, ist außerordentlich hart und von schönem Ansehen; es wurde jedoch keine Spur von irgend einem Metall entdeckt.

Wir werden unseren Lesern nächstens einige Auszüge aus diesem interessanten Buche vorlegen und theilen für jetzt nur noch die Ansichten des Verfassers über das Alter der von ihm aufgefundenen Ruinen mit. „Man bedenke zuerst", schreibt er, „daß die noch stehenden Mauern funfzehn und mehr Fuß dick und von einer Bauart sind, die an Stärke jede andere übertrifft und dem

*) S. die bereits in Nr. 13 unter Mexiko befindliche Notiz über diesen Gegenstand.

Verfall Trotz zu bieten scheint; daß sich auf dem Gipfel einer hundert Fuß hohen Pyramide ein künstlicher Erdboden gebildet hat, der mit Bäumen bewachsen ist und zu dessen Entstehung durch das Ansetzen atmosphärischer Theile mindestens ein Jahrtausend nöthig wäre — und vergleiche dann diese Trümmer, in ihrem jetzigen Zustande, mit der Cloaca Maxima in Rom, einem der bewundernswürdigsten Riesenwerke des alten Europa's. Ueber 2500 Jahre sind verflossen, seitdem letzteres erbaut wurde, um das Wasser des Tibers abzuleiten — dennoch steht es heutzutage ohne sichtbare Beschädigung da und erfüllt noch immer seine ehemalige Bestimmung. Wie viele Jahre können vergehen, ehe es den traurigen Anblick des Verfalls darbieten wird, den wir an dem Tempel von Chi-Chen wahrnehmen? Es ist demnach klar, daß zu der Zeit, wo man den Grund zu dem Parthenon in Athen und der Cloaca Maxima in Rom legte, die Stadt Chi-Chen bereits ein hohes Alter erreicht hatte. Die Ruinen Mittel-Amerika's bilden ein würdiges Seitenstück zu den großartigen Trümmern von Balbek, Karthago und Antiochien — zu den Pyramiden, Obelisken und Grabmälern von Tadmor, Theben, Memphis und Gizeh. Wer weiß, ob zu derselben Epoche, wo Cheops und Cephrinus unzählige Menschenleben opferten, um den Göttern zu beweisen, daß sie nicht allein unsterblich wären und daß auch Menschen sich unzerstörbare Denkmäler errichten könnten — nicht auch in dem westlichen Kontinente, Tausende von Meilen von der Scene Aegyptischer Knechtschaft entfernt, ein anderes der Geschichte unbekanntes und sie nicht kennendes Volk die Grundlagen zu Städten, Tempeln und Palästen legte, die vielleicht weniger kolossal sind, aber für nachfolgende Geschlechter ein eben so wunderbares und unauflösliches Räthsel bilden? Das Datum ihrer Erbauung auch nur approximativ zu bestimmen, ist eine Aufgabe, der wir nicht gewachsen sind, aber Jeder, der sie besucht, wird sich überzeugen, daß sie dem entferntesten Alterthum angehören. Ihre Existenz muß nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden berechnet werden."

Mannigfaltiges.

— **Süd-Frankreich in historischer und literarischer Beziehung.** Herr Mary Lafon, einer der gründlichsten und gewissenhaftesten historischen Forscher Frankreichs, hat zehn Jahre seiner Jugend darauf verwendet, den Süden seines Vaterlandes zu studiren, der in Sprache, Sitten und Gewohnheiten jeder Art von dem Norden desselben lange Zeit so verschieden gewesen ist. Damit die Vergangenheit der alten Städte des südlichen Frankreichs ihm leichter zugänglich würde, erlernte er alle Romanische Idiome jener Gegenden, deren Trümmer noch jetzt sich lebend erhalten. Diesen Vorstudien verdankte man zunächst ein kurzes und gedrängtes Handbuch der Geschichte der Romanisch-Provençalischen Sprache, welches viele merkwürdige, bis dahin unbekannte Fakta lieferte.*) Als Einleitung zu einem größeren Werke gab es schon einen Vorschmack von der tiefen und gründlichen, in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte von Süd-Frankreich" dargelegten Gelehrsamkeit des Verfassers.**) Vollständiger als seine Vorgänger und durchdrungen von der großen Wahrheit, daß das Leben einer Nation nicht bloß in militairischen und politischen Thatsachen enthalten ist, verwebt er in die Erzählung blutiger und leidenschaftlicher Befehdungen die ruhigere, aber eben so interessante und an Abwechselung reiche Geschichte des künstlerischen und literarischen Geistes. Der einzige Vorwurf, den man Herrn Mary Lafon machen kann, ist, daß er vor Liebe zum südlichen Frankreich den Norden vielleicht zu sehr hintenansetzt, obwohl der gesunde Sinn und die Reflexion des nordischen Geistes das Ungestüm des südlichen so glücklich gemildert. Der Styl des Herrn Lafon ist lebhaft, pittoresk, wohl auch etwas zu metaphorisch und farbenreich. Er scheint den südlichen Idiomen ihre guten Eigenschaften mit ihren Fehlern abgelauscht zu haben, d. h. einerseits die Lebhaftigkeit der Wendungen und den Reichthum der Ausdrucksweise, andererseits den Ueberfluß an Bildern und den etwas hohlen Schwulst der poetischen Prosa.

— **Der Pepin-See am Mississippi.** Dieser See liegt einige Englische Meilen oberhalb der Wasserfälle des St. Anton und wird durch eine Erweiterung des Mississippi gebildet, die sich ungefähr 21 Meilen in die Länge und 2½ Meilen in die Breite erstreckt. Er ist von majestätischen Anhöhen umgeben, welche die Aussicht auf üppige Wiesen und grasreiche Steppen gewähren; seine Oberfläche stellt einen glatten und trägen Wasserspiegel dar, der, von keiner Insel unterbrochen, so weit das Auge reicht sich in regungsloser Klarheit ausbreitet. Weht aber ein stürmischer Wind, so gilt die Schifffahrt darauf für gefährlich, und zu einer solchen Zeit hört man die warnende Bemerkung: „Le lac est petit, mais il est malin." Um die Mitte des Sees erhebt sich das östliche Ufer zu einer Höhe von beinah vierhundertfunfzig Fuß, von denen die oberen hundertfunfzig eine senkrechte Felsenwand bilden und in einen schroffen, steilen Abhang enden, der, sich an jene anschließend, von dem Rande des Wassers emporsteigt. Der erste Europäer, welcher je diesen See erblickte, war der Jesuit Pater Hennepin, der als Missionair von Kanada aus bis an den Mississippi vordrang. Er erreichte dessen Ufer im Jahre 1680 und nannte ihn den Thränen-See, weil, wie er schreibt, die Wilden, in deren Hände er mit seinen Reisegefährten gefallen war, ein Lager hier aufschlugen und berathschlagten, was sie mit ihren Gefangenen vornehmen sollten, worauf diejenigen, welche für den Tod dieser Unglücklichen stimmten, ihre Genossen die ganze Nacht hindurch mit lautem Weinen und Schluchzen zu bewegen suchten, ihren blutdürstigen Wunsch zu erfüllen. Die Gewässer dieses Bassins sind beinah stehend, nur um die Mitte desselben findet eine kaum bemerkbare Strömung statt. Die Wildheit der Landschaft und der Kontrast, den sie im Vergleich mit den flachen Ufern des unteren Mississippi darbietet, machen diese Stelle zu einer der interessantesten im ganzen Bereich des mächtigen Flusses; vorzüglich fällt eine hervorspringende Klippe in die Augen, deren steiler Gipfel sich über das abschüssige Ufer neigt und die in ihrer wilden Erhabenheit auf eine sonderbare Weise gegen die ruhige Fläche des Sees absticht, der am Fuße der Anhöhe vorüberfließt. An diese romantische Gegend knüpfen sich auch Erinnerungen, die sie mit einem rein menschlichen Interesse umgeben und ihrer düsteren Schönheit einen neuen melancholischen Reiz verleihen. Sie war der Schauplatz von Winona's Tod, jener treuen Indianerin, von deren Liebe und tragischem Ende wir in Nr. 99 des „Magazins" vom vor. Jahre berichtet haben.

*) Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France. — 1 Band in 18.

**) Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. — Paris. 4 Bände 8. Nebst Karten.

Bibliographie.*)

Frankreich.

L. Batissier Elémens d'archéologie nationale. 12. Paris. 3 fr. — Hrn. B. verdankt man die schöne Ausgabe von Robertet Douze Dames de rhétorique. Moulins 1838. Fol. Außerdem hat er manche Beiträge zum Artiste u. zu L'Art en province geliefert.

J. B. P. Jollois Mémoire sur quelques antiquités remarquables du département des Vosges. 4. mit 40 Kpf. 50 fr. — Nur in 135 Ex. gedruckt.

Répertoire des travaux de la société de statistique de Marseille, publié sous la direction de P. M. Roux. Tome 5. 8. Marseille. — Am Ende ein Register über sämmtliche 5 Bände.

L. A. Sédillot Mémoire sur les systèmes géographiques des Grecs et des Arabes. 4 Bog. 4. mit 2 Kpf. Paris.

J. G. H. Greppo Mémoire sur les voyages de l'empereur Hadrien et sur les médailles qui s'y rapportent. 8. Paris. 6 fr.

A. Delessert Souvenirs d'un voyage dans l'Inde, exécuté de 1834 à 1839. 8. mit 33 Kpf. Paris. 40 fr.

H. Ternaux-Compans Notice historique sur la Guyane française. 8. Paris. 3 fr. 50 c.

G. Tell Poussin De la puissance américaine. Origine, institutions, esprit politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des Etats-Unis. 2 vol. 8. mit 1 Karte. Paris. 16 fr.

A. Poilleux Le duché de Valois pendant les 15. et 16. siècles. 8. 20½ Bog. Soissons.

A. Floquet La charte aux Normands. 8. 2 Bog. Rouen.

Bibliothèque du médecin-praticien, ou résumé général de tous les ouvrages de clinique médicale et chirurgicale, de toutes les monographies, de tous les mémoires de médecine et de chirurgie pratiques, anciens et modernes, publiés en France et à l'étranger, par une société de médecins, sous la direction du Dr. Fabre. Tome 1. Maladies de femmes. 1. livr. 8. Paris. — Soll in 36 Liefer., à 3 fr., oder 12 Bänden erscheinen.

H. Combes De la médecine en France et en Italie. Administration, doctrine, pratique. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Civiale Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires. 2. édit. 1. partie. 8. mit 3 Kpf. Paris. 7 fr.

P. L. A. Cazenave Traité des syphilides ou maladies vénériennes de la peau. 8. mit 1 Atlas von 12 Kpf. Fol. Paris. 34 fr.

M. Durand-Fardel Traité du ramollissement du cerveau. 8. Paris. 7 fr.

de Mendoza Principales tables (pour la très-prompte réduction des distances de la lune), revues — avec des titres et des explications en français et en anglais, par L. Richard. 4. Troyes. 7 fr. 50 c.

A. P. F. Robert-Dumesnil Le peintre-graveur français, ou catalogue raisonné des estampes gravées par les peintres et les dessinateurs de l'école française. Ouvrage faisant suite au Peintre-graveur de M. Bartsch. Tome 6. 8. Paris. 6 fr. — A. Bartsch Le peintre graveur (21 vol. Vienne 1803—21. 8.) ist für den Kupferstichsammler ein eben so unentbehrliches Werk, wie für den Büchersammler die Werke von Ebert u. Brunet (steht bei Ebert u. Brunet).

Scholia graeca in Aristophanem, cum prolegomenis grammaticorum, varietate lectionis optimorum codicum integra —, cui sua quaedam inseruit F. Dübner. Paris, Didot. 15 fr.

P. Goudelin (Godolin, in der Bibliogr. de la France, halten wir für einen Druckfehler) Oeuvres complètes et poésies inédites, précédées d'une biographie de G. — et d'études historiques et littéraires sur les dialectes méridionaux. 8. Livr. 1. 2. Toulouse. Vollständig, in 18 Liefer. od. 2 Bänden mit 30 Kpf., 15 fr. — Pierre Goudelin od. Goudouli, geb. zu Toulouse 1579, gest. ebend. 1649, wird von den Franzosen le créateur de la poésie languedocienne genannt. Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt fünf verschiedene Ausgaben seiner Werke.

Das von dem Buchhändler Techener zu Paris herausgegebene Bulletin du Bibliophile erscheint mit dem J. 1843 in theilweise veränderter Gestalt. 12 Numm. 8. 12 fr. Mit diesem Bulletin wird gewöhnlich Nodier's Name in Verbindung gebracht. Hr. Nodier dürfte als Belletrist höher stehen, denn als Bibliograph. Als Bibliograph hängt er sich meist an Kuriosa und ist weitläufig u. witzig, wo er vorzugsweise kurz u. trocken seyn sollte.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Sand Oeuvres (Tom. 8. 9). Dernière Aldini. Maîtres mosaïstes. Lettres d'un voyageur. — Schoenherr Genera et species curculionidum. Tom. 7, pars 1. — Biographie universelle. Nouv. édition. Livr. 2 (Schluß des 1. Bandes u. geht bis Augus). 6 fr. 50 c. — Daunou Cours d'études historiques. Tom. 3. 4. — Description des machines et procédés consignés dans les brevets d'invention. Tome 46. — F. Baucher Méthode d'équitation, basée sur de nouveaux principes. 13½ Bog. 8. mit Portr. u. 12 Kpf. Paris. — Hr. Baucher, früher Kunstreiter bei Franconi, jetzt im Dienste des Staates, ist gegenwärtig für Reitkunst die erste Autorität Frankreichs. Nach seiner Methode wird der Unterricht in der ganzen Französ. Armee ertheilt. Auch anderwärts hat man sich bereits von der Zweckmäßigkeit dieser Methode überzeugt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 19. Berlin, Montag den 13. Februar 1843.

Schweden.

Reise auf dem Göta-Kanal aus der Ost- in die Nordsee. *)

1. Die Reisegesellschaft, der Mälar-See und die Ostsee-Küste.

Die Zeit war gekommen, wo ich die Schneeschuhe abschnallte, die Büchse an die Wand hing und das Dampfschiff „Thumberg" bestieg, das mich von Stockholm nach Gothenburg bringen sollte.

Auf Reisen, zu Lande wie zu Wasser — vornehmlich auf dem letzteren, fühlt man das Bedürfniß, diejenigen zu kennen, mit denen man auf einige Zeit einen Gesellschafts-Verein ausmachen soll, weiß man auch schon, daß dieser sich bald auflösen wird — vielleicht mit aus diesem Grunde. — Darum waren wir auch noch nicht weit auf dem Mälarn vorwärts gekommen, als ich mir vom Capitain die Passagier-Liste ausbat. Es gab darunter von allen Ständen und Nahrungswegen und von sieben verschiedenen Volksstämmen; von sechsen freilich nur einzelne Individuen: zwei Russen, einen Normann, einen Dänen (meine Wenigkeit), einen Engländer, zwei Ungarn und zwei Deutsche — die Uebrigen Schweden, und diese in mehr als doppelter Anzahl, als wir Fremde Alle zusammen. Die beiden Russen waren: Graf Barclay de Tolly (mit Diener), ein Brudersohn von Napoleons erstem Gegner in Rußland. Der Brite reiste zu seinem Vergnügen, die übrigen Ausländer in Handelsgeschäften.

Ich machte einen Versuch, ob ich nicht, indem ich bloß meine Augen gebrauchte, die Repräsentanten der verschiedenen Nationen herausfinden könnte. Der Versuch scheiterte fast gänzlich — ich mußte die Ohren mit zu Hülfe nehmen. Und nun fand ich den Russischen Grafen und Staatsrath in einem einfachen grünen Rock, klein von Wuchs, ernst von Gesicht; von Orden konnte ich nichts sehen, vielleicht hatten sie sich unter dem Rocke verkrochen.

Der Engländer, ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem blassen und zarten Gesicht, war nicht nur zurückhaltend, wie seine Landsleute es gewöhnlich sind, sondern von einer an Schüchternheit gränzenden Bescheidenheit. Er hätte wirklich beinahe Noth am Bord leiden müssen; denn er konnte weder Schwedisch noch Deutsch, und vergebens glitten seine Augen auf dem Speisezettel hin und her. Die einzige Weise, wie er sich durchhalf, war, zu warten, bis ein Anderer ein Gericht erhalten hatte, welches auch er auf seinem Teller gebrauchen konnte. Auf dieses zeigte er dann und nickte dem aufwartenden Mädchen. Ich bot ihm meine Vermittelung an und wurde mit herzlichem Dank zum Stewart (Haushofmeister) angenommen, um ihm sein diätetisches Journal zu führen. Mit letzterem hatte es folgende Bewandniß. Jeder Reisende, der qualifizirt ist, an der Table d'hôte zu speisen, hat einige zusammengeheftete Oktavblätter, mit seinem davorgeschriebenen Namen an einem Pflock der Kajütenwand hängend. Hier notirt er selbst Alles, was er außer dem Reglementsmäßigen die ganze Reise hindurch verzehrt; und diese Buchhalterei ist seiner eigenen Ehrlichkeit überlassen. Am Ende der Reise wird aufsummirt und bezahlt. Ich bemerkte nicht die mindeste Kontrolle oder Revision. — Der Normann, noch im jugendlichen Alter, hatte in seinem Wesen viel Aehnlichkeit mit meinem Engländer; aber er war so dürftig gekleidet, daß sich Niemand mit ihm einlassen wollte, ausgenommen der Brite, der ein wenig Französisch radbrechen konnte, und ich. Er war wie jener viel gereist und hatte gleich ihm die feine Bildung, die wohl beinahe allein auf Reisen gewonnen wird. Ich sah ihn als einen, in Bezug auf Armuth und Mißgeschick, mir Verwandten an. Als er indeß, in Gothenburg angekommen, sich umgekleidet hatte, und zwar elegant, und seine schwarze Weste mit einem dreifach massivgoldenen Uhrband schmückte, begann ich mit Recht höhere Gedanken über ihn zu hegen. Indem ich meine Augen auf seine Reisetasche warf (wir lagen zusammen in einem Raum) sah ich — einen Schweizer historischen Namen — einen, den Johannes Müller in seiner Helvetischen Geschichte oft als Zeugniß anführt. Ich frage, und siehe! mein Norwegischer Contabernal war wirklich ein Sprößling des Schweizers, dessen Enkel aus seinen Geburts-Alpen hier herauf in die Norwegischen gezogen war. Sollte der wackre Bergmann dies hier zu lesen bekommen, so weiß er, was ich meine, wenn ich sage: daß er Schlacken in Gold umzuschmelzen versteht.

Meine beiden munteren Gothenburger, mit denen ich bereits nach Stockholm hingereist war, begleiteten mich auch wieder von da und halfen mir eine oder die andere leere Stunde mit Strohmannswhist ausfüllen. Während einer solchen Partie spielte ich eines Tages eine ganz andere. — Wo der Kanal eng war, erhielten wir nämlich stets Begleitung von zerlumpten, halbnackten Kindern, die längs dem Schiffe am Lande liefen und die Herren um einen „Slant" (eine kleine Kupfermünze) baten. — In der Seitenkajüte, wo wir drei saßen und spielten, stand das Fenster offen. Ich zeigte der Schaar einen Slant und hieß sie die Mäuler öffnen, ich würde einem von ihnen denselben zuwerfen. Ich warf auch einige Mal, und es entstand ein Mundgaffen und Drängen um den Slant, der aber natürlich sein Ziel nie treffen sollte. Die übrigen Reisenden, die oben auf der Kajüte und auf dem Verdeck standen und diese Grimassen und all' den Spektakel sahen, aber nicht die Ursach davon, glaubten, daß die Buben und Mädchen plötzlich unter den Einfluß der Hundssterne gerathen wären, bis einer zuletzt die tollmachenden Kupferschillinge entdeckte und aus welcher Kajüte sie herausflögen. „Djeslan anfekta mig", ließ er sich aus, „ist das nicht der Däne, der all' die Wirthschaft macht!" — In den Waldgegenden kamen die Kinder beständig mit wilden Erd- und anderen Beeren in Düten von Birkenrinde; ebenfalls zu einem Slant ein oder mehrere Rößel. Moorgründe und Felsen (die letzteren hier und da mit einer vegetabilischen Oberfläche bekleidet, die sich von Fichten- und Kiefern-Nadeln, Moos u. s. w. gebildet hat) bringen diese Gaben der Natur im Norden hervor: Erdbeeren, Bromberren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Himbeeren und Multebeeren in solchem Ueberfluß, daß Menschen, Waldvögel, Birkhühner, Feldhühner und Bären lange nicht damit reinen Tisch machen können. „Bären?" fragt vielleicht Der und Jener. Ja wohl. Der Bär hat überhaupt sowohl im Physischen wie im Intellektuellen unter allen Thieren die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen; er ißt alle Erzeugnisse der Natur: Fleisch, Fisch, Beeren, Kräuter, Wurzeln; und wie das Volk sagt: „er hat sieben Manns Stärke und zwölf Manns Verstand." Ich denke, weder das Maaß dieser Stärke, noch das dieses Verstandes kann von Prima Sorte seyn.

Den ersten Halt machten wir bei Söder-Talga, einem kleinen Flecken, wo ein durch einen Sandrücken gegrabener Kanal beginnt, der den Mälarsee auch in südlicher Richtung mit dem Meere, dem Botnischen Busen, verbindet. Dieser letztere ist hier den ganzen Küstenweg so übersäet mit Felseninseln, sichtbaren und blinden Scheeren, daß wir fast jede Meile neue Lootsen haben mußten, ungeachtet es Tag und das Wetter gut war — der Wind rührte sich nur ganz wenig. In einiger Entfernung vom Schiffe erblickte ich hier und da kleine schwarze Flecke, von denen viele plötzlich verschwanden. Es waren Seehunde, schlafend auf den Rücken dieser kleinen Scheeren, die bei einem Nachtsturm bald jeden Lootsen überflüssig und die Menschen zu Kameraden der Seehunde machen müßten. Wir aber fuhren ohne den mindesten Unfall in die Bucht ein, die nach Söderköping führt, vorüber an dem alten Schlosse Stegeborg, — oder seinen Ruinen — und übernachteten an einem Orte, der den seltsamen Namen „Mem" führt. Die Bucht selbst heißt „Slätbaken." Mit dem frühen Morgen wurden die Räder aufs neue in Gang gesetzt und nach einer Viertelmeile bei dem kleinen Söderköping angehalten. Hier verließen uns einige Reisende, und Andere kamen hinzu. Auf der Brücke stand eine kleine Schaar Menschen, meist Frauenzimmer und Kinder. Man brauchte nicht Schwedisch zu verstehen, um zu lesen, was auf ihren Gesichtern geschrieben stand — auf dem einen „Wiedervereinigung", auf dem anderen „Trennung". „Willkommen!" und „Lebewohl!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus „Ein Besuch in Schweden" (in Dänischer Sprache), von S. S. Blicher. Kopenhagen 1842.

Frankreich.

Jean Jacques Rousseau und der weltgeschichtliche Fortschritt.

Von George Sand.

(Schluß.)

So nun Jean Jacques auf der einen Seite; Jean Jacques, der Denker, der Mensch des Genies und des Gedankens, der unglückliche, ungerechte und verzweifelte Mensch. Auf der anderen Voltaire, Diderot und die Holbachianer, die Menschen des Tages, die Kritiker voll Macht und Erfolg (die Anwender der Philosophie des 18ten Jahrhunderts), welche die Gesellschaft zertrümmerten, ohne erst an morgen zu denken, welche reflektirten, Leumund ausspieen, mit der Menge philosophirten, mächtige Männer, starke, nothwendige Menschen, dem Publikum theuer, im Triumph getragen, Menschen, welche den Misan-

thropen Rousseau verderbten und verachteten, anstatt ihn zu vertheidigen oder ihn zu rächen wegen der Gewalt-Eingriffe der religiösen Unduldsamkeit, gegen welche sie nach ihren Grundsätzen mit ihm hätten gemeinschaftliche Sache machen müssen.

Diese im Zerstören so starken Menschen (und die Zerstörung war das Werk jener Zeit; ein minder erhabenes Werk, aber eben so nützlich, eben so nothwendig, wie das des Jean Jacques), diese Menschen der That und des Volkes, sage ich, verdienten, streng genommen, gar nicht den Titel Philosophen. Man nannte sie so, weil es Mode war, alles das, was nicht katholisch oder protestantisch war, Philosoph zu nennen; aber in Wahrheit gesprochen, waren sie nur Kritiker eines gewissen höheren Ranges.

Was den eigentlichen Unterschied zwischen ihnen und Rousseau feststellt, ist die Thatsache, daß man Jean Jacques seit jener Zeit in der Welt kurzweg „den Philosophen“ nannte, als ob man gefühlt hätte, daß er allein ein solcher wäre. Man nannte Voltaire „den Philosophen von Ferney“; er war einer von jenen Philosophen des Jahrhunderts, der größte, der mächtigste in dieser Gattung; aber Jean Jacaues war der Philosoph aller Zeiten, wie der aller Länder. Die instinktmäßigen Definitionen eines Zeitalters haben oft einen tieferen Sinn, als man denkt.

Wir wissen, welch' eine Zeit es war, da Rousseau entsproß. Wir wissen, in welcher Umgebung er sich entwickelte. Er hat dies in seinen Confessions mit einem erschreckenden Cynismus kund gethan.

Dieser Cynismus in gewissen Details, welche ein guter, feiner Geschmack vielleicht hätte unterdrücken können, ist durchaus nothwendig, um den Schrecken und den Abscheu dieses von Natur in der Mitte der Nichtswürdigkeiten seiner Zeit hervorstechend keuschen Menschen zu charakterisiren. Ich denke nicht, daß das Geständniß des Elendes und der Erbärmlichkeiten, in welche er hineingerissen wurde, jemals für jugendliche Leser ansteckend wurde.

Wenn er sich anfangs im Stillen immer mehr verschlechtert durch die Unklugheit oder Vernachlässigung derer, welche über ihn wachen sollten, wenn er sich mit vollem Bewußtseyn mit Schmach und Lächerlichkeit belastet: so ist es doch schwer, ihn der Unverschämtheit anzuklagen. Denn den weltlichen Gefahren ausgesetzt, fühlt er sich der Ohnmacht nahe aus Ekel und Abscheu; und es ist unmöglich, das Gefühl zu verkennen, welches er der Jugend einhauchen will.

Denn in die Arme der Frau von Warens gerufen, verspürt er etwas, was den Gewissensbissen der Blutschande gleicht; und man muß in ihm wahrhaftig eine bewundernswürdige Sinnesreinheit erkennen. Wenn er endlich in Venedig über die Erniedrigung einer schönen Courtisane weint, anstatt seine Leidenschaft zu befriedigen, ist man lebendig durchdrungen von jenem Durst nach dem Ideale, welches in der Liebe, wie in der Philosophie, im Punkt der Religion, wie im Punkt des Sozialismus, das ganze Leben Jean Jacques Rousseau's beherrscht.

Er langt zu Paris an, am Herde der Civilisation und der Verdorbenheit. Das Gift der Ansteckung theilt sich ihm mit, denn er ist Mensch: und zu welchem Glauben sollte er seine Zuflucht nehmen, um übermenschliche Stärke zu erlangen? Der Katholizismus und Protestantismus fallen rings um ihn in Trümmer, und wie alle Geister jener Zeit, fühlt er, daß es sein Werk ist, einen neuen Glauben zu schaffen.

Aber wo sollte er beim Auftauchen aus einer Existenz und aus einer Umgebung, wie er sie uns in den ersten Theilen seiner Confessions malte, auf einmal jene wilde Tugend hernehmen, jene glühende Reaction gegen die Gesellschaft, jene Leidenschaft der Wahrheit und der Freiheit, nach welcher er später mit allen Kräften seiner Seele schmachtet?

„Bis dahin“ — sagt er in seinen Confessions, II. Theil, IX. Buch, 1756 — „war ich gut; von jetzt an wurde ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Diese Trunkenheit begann in meinem Kopfe, aber sie ging in mein Herz über. Der edelste Stolz keimte da auf den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit. Ich spielte keine Rolle; ich wurde in der That der, welcher ich schien; und während vier Jahren wenigstens, in welchen diese Gluth in all ihrer Kraft andauerte, konnte nichts Großes und Schönes in das Herz eines Menschen Eingang finden, dessen ich nicht fähig gewesen wäre. — Daher stammte meine plötzliche Beredsamkeit: daher jenes wahrhaft himmlische Feuer in meinen ersten Büchern, welches mich entflammte und wovon in vierzig Jahren nicht ein einziger Funke verloren ging.“

Wie oft habe ich diese und die beiden folgenden Seiten durchdacht. Darin fand ich ganz Jean Jacques, wie er sich erkennt, sich beurtheilt und sich selbst entschleiert, wie noch kein Mensch sich beurtheilt, sich erkannt und gebeichtet hat.

Was kann der strenge Moralist von ihm noch verlangen, wenn er, nachdem er gezeigt, wie er mächtig ward durch Enthusiasmus, es durch Ermüdung und Schmerz zu seyn aufhörte?

Wahrhaftig, das ist kein Mensch, der sich schminkt und auspuzt, das ist ein Mensch, ein wahrer Mensch, nicht einer von denen, welche von Ruhm berauscht im Gefühl ihrer Ueberlegenheit sich zeigen wollen, sondern einer, wie Gott sie macht und uns sendet. Es ist ein Wesen, allen Schwächen unterworfen und einer jeden Heldenthat fähig; es ist das „fluthende und mannigfach gegliederte“ Wesen Montaigne's, die göttliche Sensitive, welche die tödtenden oder belebenden Einflüsse der Umgebung, in deren Mitte sie sich erhebt, aufnimmt, welche erbebt im Winde und aufblüht in der Sonne.

Es ist endlich der wahre Mensch, wie ihn zum Theil die christliche Philosophie entdeckt und definirt hat, immer dem Bösen eine Zielscheibe, immer dem Guten zugänglich, frei und schwebend zwischen den beiden sinnbildlichen Prinzipien eines guten und eines bösen Engels.

Wenn die Philosophie und die Religion der Zukunft dereinst diese Zustände entwickelt und gereift haben, werden wir besser unsere großen Männer erkennen und denen der Vergangenheit ihre wahre Stelle in einem neuen Märtyrer-Verzeichniß einräumen.

Bis jetzt schwanken wir zwischen einer knabenhaften Unduldsamkeit gegen ihre Fehler und einer blinden Vergötterung ihrer Größe. Wir sind so gemeinlich gleich bereit, Alles zu leugnen, was wir nicht erklären können, wir reihen uns unter die exklusiven Fahnen, wir nehmen Partei für Voltaire oder für Rousseau, wie wir's für Gluck oder für Piccini thaten, je nachdem wir diesem oder jenem unsere geistige Befruchtung verdanken, und weil, wenn wir einmal eine besondere Hinneigung für gewisse Namen empfinden, dies für diejenigen geschieht, welche wir am meisten lieben, am meisten durchfühlen, am besten verstehen, und nicht für die, welche in der That am bewunderungswürdigsten, am hervorragendsten, am verständlichsten sind.

Lassen wir uns also Rousseau's Irrthümer gefallen, wir, die wir ihn lieben: nehmen wir selbst seine Verbrechen hin, denn so müssen wir die Vernachlässigung seiner Vaterpflichten nennen, und hören wir deshalb nicht auf, ihn zu verehren, denn er hat jene Tage der Irrthümer mit langen und brennenden Gewissensbissen gesühnt: und hätte er es nicht gethan, wir müßten in ihm noch die Tugend bewundern, welche nach jenen unglücklichen Tagen in seinen Gedanken strahlt, und die heilige Gluth, welche seine Flecken ausbrannte.

Hingerissen durch schlechte Beispiele, verführt durch abscheuliche Sophismen, entschlug er sich seiner Kinder. In den Jahren des Nachdenkens wägte er die Riesengröße seines Fehlers ab; er schrieb den Emil, und Gott, wenn auch nicht das Urtheil der Menschen, machte Frieden mit ihm.

Vielleicht hätte er seinem Jahrhundert nicht dies Buch gegeben, das eine so große Umwälzung in den Ideen bewirken mußte, und welches, troß seiner Irrthümer, so glückliche Ergebnisse hervorbrachte, wenn er ruhig und in aller Ordnung seine Familie erzogen hätte. Er würde einige Individuen von der Vereinzelung und vom Elend errettet und nicht daran gedacht haben, eine ganze Generation, wie er es that, zu bessern, und demgemäß alle Generationen der Zukunft. So rechtfertigt die Vorsehung ihn.

Die Gewissensbisse Jean Jaques' stechen mehr, als es in den Confessions eingestanden ist. In seinen letzten Schriften, in den „Rèveries“ offenbaren sie sich erst in ihrer wahren Tiefe, ohne gerade bestimmt ausgesprochen zu seyn.

An der Stelle der Confessions, wo er diese schrecklichste und wichtigste That seines Lebens erzählt, zeigt er nicht, wie er es bei weniger wichtigen Eingeständnissen gethan hat, eine naive und vollständige Genauigkeit in seiner Selbstanklage. Er wirft die Schuld auf die verderblichen Einflüsse, in deren Mitte er sich befand; er vertheidigt sich deshalb, daß er mehrere Jahre lang nicht die geringste Reue verspürte: zuletzt macht er Motive geltend, welche ihn nur bei denen rechtfertigen können, welche niemals in sich Vatergefühl empfanden. Aber dies Gefühl gehört gerade zu jenen, welche die Menschheit nie verkennen wird, und jene Stelle in Rousseau's Leben fand keine Gnade vor ihr.

Aber muß man denn durchaus diese unglücklichen Blätter herausreißen wollen, um die Achtung, welche man dem großen unglücklichen Manne schuldet, bewahren zu können?

Generationen haben sich Jahrhunderte lang vor den Bildern von Heiligen niedergeworfen, welche meist die größten Sünder und die schmerzdurchwühltesten Büßer der Menschheit waren. Die Nachwelt hat nicht die Apotheose der Kirchenväter verworfen, troß aller Nichtswürdigkeiten und Schlechtigkeiten, in deren Schoß der Strahl der göttlichen Gnade sie fand, um sie umzugestalten.

Die Zeit ist nicht fern, wo die öffentliche Stimme dem heiligen Rousseau nicht mehr die Anklage bereiten wird, die sie beim heiligen Augustin verschweigt. Sie wird ihn um so erhabener sehen, aus je größerer Tiefe er sich emporschwang, aus je größerer Entfernung er zurückkehrte; denn Rousseau ist ein eben so orthodoxer Christ für die Kirche der Zukunft, wie der Hauptmann Matthäus und der Verfolger Paul es für die Kirche der Vergangenheit waren.

In der Zeit, wo jedes Dogma unter der Prüfung der kalten Vernunft sich verschleiert und verdunkelt, bleibt die Seele Rousseau's durch und durch christlich; sie träumt von Gleichheit, Toleranz, Bruderthum der Menschen, Unterwerfung vor Gott, zukünftigem Leben und göttlicher Gerechtigkeit, unter anderen Formen, aber nicht aus anderen Prinzipien, als die ersten Christen es thaten. Er lehrt die Demuth, die Armuth, die Entsagung, die Zurückgezogenheit, die Beschaulichkeit, ganz wie sie, und er krönt dieses von Gefühlswallungen gewaltig in Bewegung gesetzte Leben, wenn auch nicht mit christlichen Formeln, doch durch einen bedeutsamen Akt des Urchristenthums, durch eine öffentliche Beichte.

Suchet einen anderen Philosophen des 18ten Jahrhunderts, welcher nach Abschüttelung der religiösen Gesetze ein Leben und Erhebungen bewahrt, also fromm und dem Geiste der ewigen Religion entsprechend, in welcher das Christenthum eine Phase und der Zweifel nur ein Ereigniß ist!

Nehmen wir Alles zusammen.

Von allen Schöngeistern, welche aus [illegible] Salons des Baron Holbach sich über ihr Jahrhundert verbreiteten, ist Jean Jacques der einzige Philosoph, weil er allein religiös ist. Während vierzig Jahren von einer widerwärtigen Umgebung eingeschlossen, blitzt seine Größe auf einmal auf und offenbart sich ihm und der ganzen Welt. Aber auf wie viele Hindernisse stieß sie nicht bald, und welche schreckliche Kämpfe muß sie bestehen!

Die Unduldsamkeit und der Fanatismus der Katholiken und der Lutheraner verbündet sich gegen ihn; doch das ist noch zu gering für sein Unglück und seinen Ruhm. Er leidet nichts von den Verhafts-Urtheilen des Parlaments,

von der Verfolgung der kleinen hugenottischen Republiken, von dem Fanatismus der Bauern von Moutiers-Travers, von der jämmerlichen Heimtücke der Aristokratie; seine bittersten, seine gefährlichsten Feinde, diejenigen, deren Urtheil ihn in den Augen einer dem Sektengeiste entronnenen Nachwelt verfolgen und ergreifen kann, das sind seine alten Freunde, seine berühmten Zeitgenossen, die philosophischen und kritischen Schöngeister von damals und, um zu meiner Definition zurückzukehren, die starken Menschen seiner Zeit.

Aber woher rührt denn von ihrer Seite jener abscheuliche Haß oder wenigstens jene grausame Verspottung, welche so viel Bitterkeit über sein Leben, so viele Verwirrung über seine Ideen ergoß?

Weil die Männer der That und die Männer des Gedankens natürliche Feinde sind durch die bestehende Einrichtung der Gesellschaft und durch den Mangel des Begriffes der Vervollkommnungs-Fähigkeit.

Die Holbachianer haben nicht allein die Ueberlegenheit Rousseau's geleugnet, weil sie ihre Eitelkeit verletzte und in ihnen den kleinlichen Schriftsteller- und Gelehrten-Dünkel aufreizte, sondern sie haben sie dazu noch verkannt, weil sie ihre Ideen als Männer des 18ten Jahrhunderts verdunkelte. Seine plötzliche und glühende Liebe für Tugenden, welche er noch nicht hatte üben können, und welche auch nicht unmittelbar zur Ausübung geeignet waren (sie waren es nicht einmal für Rousseau selbst), konnte nur von Geistern mit evangelischem Gepräge, wie er selbst, verstanden werden. Und man weiß, daß damals die Sitten des Atheismus herrschten. Jene Männer der Bewegung, welche nicht begriffen, daß er seinen Traum von Größe und Glück anderswo suchen konnte, als in dem wirklichen Leben und in dem Prinzip bekannter Institutionen, verstanden weder seine Schmerzen, noch seine Schwächen und Urtheilsverirrungen. Sie warfen ihm Menschen-Haß vor, weil er nicht die Lächerlichkeiten und Laster seiner Zeit duldete, da er die Zukunft der Menschheit in seinem Innern trug. Sie erklärten ihn für einen wilden Misanthropen, weil er die Berauschungen der Eitelkeit verachtete und den Schauplatz kindischer Nebenbuhlerei floh.

Mit einem Wort, sie machten es wie die Pharisäer zu allen Zeiten bei der Ankunft von Propheten, und Gott konnte auch zu ihnen sagen: Ich habe ihnen meinen Sohn gesandt, und sie haben ihn nicht erkannt.

Aber auch du, Jean Jacques, auch du warst blind; du verstandest nicht das Werk dieser Menschen, welche vor dir schritten, um dir den Weg zu bahnen. Sie halfen dein eigenes Werk fördern, indem sie dich bekämpften, und sie rissen die Hindernisse des Weges nieder, den dein Wort nehmen mußte. Auch dir mangelte der Glaube an die Zukunft.

Du wurdest verzehrt von dem Durst nach Fortschritt; du hattest die religiöse Ahnung davon, als du den Contrat Social und den Emile schriebst. Wenn du nicht in der Tiefe deiner Seele die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen begriffen hättest (du, der du selbst davon einen kostbaren Beweis liefertest), konntest du niemals die Mittel suchen, ihn glücklich und gerecht zu machen; aber dein Kelch war so bitter, daß sich Muthlosigkeit deiner bemächtigte, und daß deine Seele in Bangigkeit fiel.

Anstatt dein Ideal vor dich zu stellen, kehrtest du dich schmerzlich zurück, um es in der Vergangenheit zu finden, in der Morgenröthe des menschlichen Lebens, in der Tiefe jenes Urwaldes; immer suchtest du es, auf der Peters-Insel wie in den Charmettes, in der Eremitage von Montmorency wie auf der Meierei von Wootton, und immer entfloh es dir, weil dein Reich nicht von dieser Welt war, sondern von einer Welt, welche du jenseits von Jahrhunderten sahest; nicht in der Wiege, sondern im Mannesalter der Menschheit! ......

Nord-Amerika.

Waldleben in Amerika.

Eine Amerikanische Dame, Mrs. Kirkland, deren Skizzen aus dem Volksleben in den westlichen Staaten der Republik *) ihr schon einen bedeutenden literarischen Ruf erwarben, hat jetzt ein zweites Werk **) herausgegeben, das sich, wie das erste, durch treue Schilderung der dortigen Zustände, einen natürlichen Stil und feinen Beobachtungsgeist auszeichnet. Der Westen bietet in der That ein weites Feld für einen Schriftsteller dar, der den eigenthümlichen Charakter seiner Bewohner aufzufassen vermag. Im Schoße dichter Waldungen ***) geboren und aufgewachsen, roh, ungebildet und sich selbst überlassen, kennen sie die Schranken nicht, wodurch die arbeitende Klasse in anderen Ländern zurückgehalten wird. Die Freiheit und Ungebundenheit ist ihnen das höchste Gut, und sie sehen Niemand, dem sie Achtung oder Ehrfurcht schuldig zu seyn glauben. Künste und Wissenschaften — Musik, Skulptur, Malerei — sind für sie unerhörte Dinge; ihre ganze Mußezeit wird von politischen Verhandlungen, Wahlkämpfen und „stump" Reden †) in Anspruch genommen. Im Westen handelt ein Jeder nach eigenem Gutdünken, ohne sich um das Urtheil Anderer zu kümmern; er denkt, was er will, er sagt, was er denkt, und seine Sprache ist eben so fließend als ungrammatisch. Er ist ein geborener Redner; welche Art von Beredsamkeit aber bei ihm gäng und gäbe ist, kann man nach folgender Scene ermessen, die uns Mrs. Kirkland mit dem ihr eigenen Humor vorführt. Sie schildert einen Herrn Timotheus Rice, der zu den bevorstehenden Wahlen um die Stimmen seiner Mitbürger wirbt.

*) Unter dem Titel: A New Home. Who will follow? (Eine neue Heimat. Wer will folgen?)

**) Forest Life, by the Author of „A New Home". — New-York 1842. 2 Bde.

***) In den östlichen Staaten Nord-Amerika's pflegte man sonst den ganzen im Westen der Allegheny-Gebirge liegenden Landstrich mit dem Namen der back-woods (Hinterwälder) zu bezeichnen.

†) „Stump speeches" werden solche Reden genannt, die von den Wahl-Kandidaten unter freiem Himmel gehalten werden, wobei sie sich statt der Rostra eines abgehauenen Baumstammes (stump) bedienen.

„„Meine Herren"", sprach der Redner, indem er seinen Hut abnahm und ihn auf eine höfliche und einladende Weise schwenkte, während er sich mit einem verschossenen baumwollenen Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischte, „„meine Herren! ich bitte auf einige Augenblicke um Ihre Aufmerksamkeit. Sie wissen, daß ich Ihre Geduld nicht sehr oft in Anspruch nehme, und auch, daß ich keiner von denen bin, die gern von sich selbst reden. Es ist in der That für mich ein äußerst unangenehmer Fall, daß ich, so zu sagen, gezwungen bin, meine eigene Sache zu führen, und nur der Wunsch, von dem ich beseelt bin, das Interesse meiner Freunde und Nachbarn in der Legislature *) zu vertreten, konnte mich zu einem solchen Schritte veranlassen.""

„„Tim!"" rief hier eine Stimme im Haufen, „„das ist'n bischen stark.""

„„Ja, meine Herren!"" fuhr dieser fort, ohne sich irre machen zu lassen, „„wie Sie sehr richtig bemerken, es ist stark: so etwas geht mir immer nahe. Aber, wie ich eben sagen wollte, wir müssen Alles durchsetzen, was zum Wohl des Vaterlandes gereicht. Das größte Glück für die größte Zahl, sage ich!""

„Die Zuhörer hatten sich unterdessen sehr vermehrt, so daß sich jetzt fast alle Stimmfähigen eingefunden hatten. Herr Rice sprach mit verdoppelter Lebhaftigkeit weiter.

„„Dies ist der Grundsatz, dem man nachleben muß, und wenn man ihn früher befolgt hätte, so wären wir schon längst weit besser daran. Hier thut der Legislatur eine Verbesserung Noth. Die Mitglieder bleiben alle am unrechten Fleck stehen. Sie werden gleich ins Bockshorn gejagt, weil sie unter sich immer eine Menge jener kleinen Seelen haben — Seelen, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten und die sich gegen alle Reformen aussprechen, welche dem Volke wirklich helfen würden; sie geben also dem Volke nur einen Mundvoll, um es ruhig zu halten, aus Furcht vor dem, was die Leute sagen werden, die tausend Meilen von uns wohnen. Ihr habt wohl von dem Esel gehört, der durch eine Kinderklapper erschreckt wurde — nun gut! diese Esel werden durch etwas erschreckt, das nicht 'mal so laut ist, wie eine Kinderklapper.""

„Hier entstand ein Gelächter, welches dem Redner Zeit gab, sich die Kehle aus einem Glase anzufeuchten, das er sich hinaufreichen ließ.

„„Nun sehen Sie, meine Herren! kein Mensch würde ein Wort gegen die Schulden-Tilgungs-Bill vorgebracht haben, wenn Jedermann so sehr für das Volk wäre, als ich. Ein Jeder mag's wissen, meine Herren! ich bin für das Volk. Braucht das Volk keine Hülfe? Und welche Hülfe kann größer seyn als die, daß es nicht gezwungen werde, seine Schulden zu bezahlen, wenn es nichts hat, womit es sie bezahlen kann? nämlich nichts, was es gern hergeben möchte. Ich nenne jene Maßregel eine halbe Maßregel, meine Herren! — es ist eine Maßregel, wodurch es möglich wird, einem Individuum sein Eigenthum wegzunehmen, wenn er zufälligerweise etwas zurückgelegt hat; etwas, das er sauer verdient hat, meine Herren — und Ihr wißt Alle, was saures Verdienst heißt!

„„Wozu haben wir das Vorrecht, Gesetze zu machen, wenn wir sie nicht so machen können, wie sie uns passen? Ich will es nicht zugeben, daß Gläubiger aus anderen Staaten herüberkommen, um unser Eigenthum wegzunehmen. Es giebt Leute, die gern von Ehrlichkeit, von Treu und Glauben und so weiter schwatzen. Sie mögen, wenn es ihnen beliebt, vom Glauben reden, aber ich meinestheils halte mich an gute Werke, und wenn Einer fleißig arbeitet und seine Schulden doch nicht bezahlen kann, so muß ihm geholfen werden.

„„Man wird Euch vorreden, daß derjenige, der eine Schuld einklagt, das Geld an Jemand anders schuldig ist und es daher braucht, um diesen zu bezahlen. Nun sage ich aber, ein Solcher müßte gerade für den Anderen fühlen und ihn nicht in die Enge treiben wollen. Und außerdem, wenn wir Schulden-Tilgungs-Gesetze durchführen, helfen wir ihm nicht auch? Ist es nicht so lang wie es breit ist? (Beifälliges Gemurmel.) Was nun die Ehrlichkeit betrifft, wo ist wohl ein ehrlicher Mann zu finden, außer unter dem Volke? Solche Maßregeln aber sollen gerade dem Volke helfen. Die Aristokraten mögen sie vielleicht nicht leiden, aber wer scheert sich darum, was die mögen? Sie sind ja nur dann zufrieden, wenn sie die Armen schinden können.""

„Diese Aeußerung hatte lauten Beifall zur Folge, während dessen sich der Redner sein Glas wieder füllen ließ.

„„Meine Herren!"" fuhr er sodann fort, „„wenn man einige Leute sprechen hört, so sollte man glauben, daß alle Schulden, die nicht bezahlt werden, verloren sind; dies ist jedoch keinesweges der Fall. Was der Eine nicht bekommt, behält der Andere, und so läuft's am Ende auf eins hinaus. Diese Leute müssen sich fügen, und wenn sie nicht wollen, so werden wir sie zwingen, und damit basta!

„„Einige sagen, daß es schlimm sey, die Gesetze zu ändern und wieder

*) Die gesetzgebenden Körper der Amerikanischen Staaten werden Legislatures

zu ändern, bis Niemand weiß, wie das Gesetz ist. Das ist, meiner Treu! ein schöner Grundsatz. Wozu haben wir denn eine Legislatur, außer um Gesetze zu machen? Bezahlen wir ihnen zwei Thaler und funfzig Cents täglich, um still zu sitzen und nichts zu thun? Seht einmal die vorige Legislatur; sie blieb keine zwei Monat zusammen und erließ doch an die zweihundert Gesetze, ohne 'mal Sonntags zu arbeiten. Solche Männer braucht Ihr, wenn sie nur die Gesetze weit genug treiben, um etwas Gutes zu stiften.

„„Nun, meine Herren! ich sehe, die Polls sind offen, und Ihr wollt Euch also nicht länger aufhalten. Ich habe nur zu bemerken, daß, obgleich ich weit davon entfernt bin, mich selbst zu loben, ich dennoch meine Ueberzeugung nicht verhehlen kann, daß ein gewisser Jemand, der sich dem Publikum bei dieser Gelegenheit vorgestellt hat, der Stimmen einer so freien und erleuchteten Versammlung, wie der hiesigen, unwürdig sey. Er spricht immer davon, Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den Ruf des Staats aufrecht zu halten, und anderes dummes Zeug von derselben Art; aber 's ist Alles Geschwätz, und er will damit nur seinen Zweck erreichen. Und das Schlimmste dabei ist, daß er zu jenen Tee-totallers *) gehört, welche den freigeborenen Amerikaner bereden wollen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen und ein Heuchler zu werden. Ich bin derjenige, der sich nie weigern wird, ein Glas Grog mit einem Mitbürger zu trinken, wenn er auch einen zerlumpten Rock trägt. Freiheit und Gleichheit, sag' ich! Hurra für die Freiheit und Gleichheit! Es lebe die Freiheit und Gleichheit und nieder mit den Tee-totallers!""

„Der Redner hatte unterdessen der Flasche so eifrig zugesprochen, daß man wenigstens an der Aufrichtigkeit des letzten Theils seiner Rede nicht zweifeln konnte, und seine Aufregung wurde so groß, daß noch einige Gläser ihn ganz außer Stand gesetzt haben würden, seine Sache ferner zu vertheidigen. Man führte ihn daher bei Seite und machte ihm bemerklich, wenn er vor lauter Enthusiasmus nicht stehen könne, so würde er nur geringe Aussicht haben, in der nächsten Legislatur einen Sitz einzunehmen."

Folgende Skizze der Umwandlung, die in den Ideen und häuslichen Einrichtungen einer Land-Dame durch eine Reise nach dem kultivirteren Theil der Republik hervorgebracht wird, ist nicht weniger treu nach der Natur gezeichnet.

„Mrs. Ainsworth ist in dem Staate New-York gewesen. Und dies ist nicht Alles — obgleich solche Ereignisse nicht oft bei uns stattfinden — sie hat von ihrem dortigen Aufenthalt so viel zurückgebracht, wie sie nur tragen konnte, und blendet uns mit ihren glühenden Schilderungen der Wunder, die sie gehört und gesehen. Bei ihrer Abreise war sie eine eingefleischte Utilitarierin, ihre Aermel waren nur von einer vernünftigen Größe, ihre Hüte selten nach der letzten Mode, und sie begriff nicht, wie die Leute so närrisch seyn konnten, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern. Sie war mit Allem zufrieden, schnitt die Butter mit ihrem eigenen Messer und tauchte ihren Theelöffel in die für ihre Gäste bestimmten eingemachten Früchte, ohne sich träumen zu lassen, daß dies unschicklich sey. Wenn das Waschbecken nicht bei der Hand war, so nahm sie keinen Anstand, es durch den Spülnapf zu ersetzen, der eigentlich nur für den Theetisch bestimmt war, und sie kam nie in Verlegenheit, wenn sie ihr Schnupftuch verlor, da ihr die Schürze dieselben Dienste leistete. Sie wusch und kämmte sich immer in der Küche, ohne ihr an dieselbe stoßendes Schlafzimmer zu diesem Zwecke zu gebrauchen, und sie hielt sich für sehr liebenswürdig, weil sie ihrem Manne gestattete, den Raum unter ihrem Bette mit seinen Stiefeln, Sätteln und Pferdegeschirr anzufüllen — es war so bequem! Herr Ainsworth theilte die Ansichten seiner Frau dermaßen, daß er einen Garten nur deswegen für nützlich hielt, um sich daraus mit Zwiebeln und Kohl versorgen zu können, und er trieb sein Utilitätsprinzip sogar noch etwas weiter, indem er jedes Frühjahr die Rosensträucher und Fliederbäume aufackerte, mit welchen sie ihre Blumenbeete geschmückt hatte, weil er, wie er sich ausdrückte, eine Art Unkraut nicht von der anderen unterscheiden konnte.

„Aber, mein Himmel! wie hat sich Alles jetzt geändert! Der Mrs. Ainsworth ist ein neues Licht aufgegangen; während ihres langen Besuchs bei ihren New-Yorker Freunden ist sie von den Vortheilen der Kultur durchdrungen worden. In ihrer Toilette ist sie, nach unseren altmodischen Begriffen, das non plus ultra der Eleganz. Kleine Blumen-Guirlanden schmücken ihre Haube und treffen unter dem Kinn mit den zierlich herabhängenden Locken zusammen; ihre Aermel übertreffen an Größe die eines Bischofs, und sie zeigt sich nie ohne Halskette, an welche, wie wir glauben müssen, eine Uhr befestigt ist.

„Auch an ihrem Tische ist eine große Veränderung zu bemerken. Die Schüssel sind alle mit mathematischer Genauigkeit arrangirt, und wenn man sich traulich plaudernd an den Theetisch setzt, so fehlt es neben den eingemachten Früchten weder an Dessertellern, noch an Theelöffeln. Das Fischen mit eigenem Löffel in fremdem Revier ist jetzt verpönt, und die Butter darf nicht mehr mit einer fragmentarischen Musterkarte der verschiedenen Speisen beschmiert werden. Mrs. Ainsworth würde in Ohnmacht fallen, wenn einer ihrer Gäste über den Tisch langen wollte, um seinen nassen Theelöffel in die Zuckerdose einzutauchen und die mangelnde Süßigkeit des Thees dadurch zu verbessern. Ihr Mann läßt sich zwar mitunter, den Gardinen-Predigten zum Trotze, einen solchen Fehltritt zu Schulden kommen, aber auch er wird sich nach und nach an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen.

„Die Reform ist im Garten nicht weniger sichtbar, wie im Hause und in der Hausfrau selbst. Mrs. Ainsworth war im Herbste zurückgekehrt und brachte eine ganze Ladung botanischer Schätze mit, welche das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Ohne Murren, obwohl gewiß nicht ohne heimliche Seufzer, hatte ihr Ehemann die Aussaat seines Weizens aufgeschoben, bis Rosen und Päonien, Tulpen und Jelängerjelieber mit ihren duftenden Geschwistern dem fruchtbaren Erdboden übergeben waren. Man legte Alleen an und pflanzte Johannisbeeren-Sträucher, und Erdbeeren- und Himbeeren-Beete traten bald an die Stelle der Brennesseln und des Sauerampfers, der Disteln und der Zwergweiden. Es herrscht sogar das Gerücht — obgleich wir dieses noch nicht verbürgen können — daß unsere Nachbarin mit dem Gedanken umgeht, ein kleines Treibhaus an der Südseite ihrer Wohnung zu errichten. Ein so treffliches Beispiel wird, wie zu hoffen steht, früher oder später im ganzen Dorfe nachgeahmt werden."

*) Tee-totaller (eigentlich wohl tea-totaller) war ursprünglich ein Spitzname, der den Anhängern der Mäßigkeits-Vereine von ihren Feinden beigelegt wurde, den sie aber, nach dem Beispiele der Geusen und Sanskulottes, später selbst annahmen und jetzt als ehrenvolle Auszeichnung betrachten.

Mannigfaltiges.

— Graf Széchenyi und das Magyarenthum. Ein wichtiges Aktenstück zur Kenntniß der neueren Bewegungen in der Ungarischen Sprache und Literatur ist die vor kurzem erschienene Deutsche Uebersetzung der Rede, welche der Graf Stephan Széchenyi, als Präsident der Magyarischen Akademie, bei Eröffnung ihrer letzten Sitzungen hielt. *) Der berühmte Ungarische Patriot, der in seinem Vaterlande als erste Autorität gilt, da hauptsächlich er es ist, der den neueren Eifer für die Ungarische Sprache und Literatur geweckt, der die Magyarische Akademie gegründet, und der kein Opfer, keinen Kampf scheut, um den Namen und die Ehre Ungarns zu heben, findet sich doch veranlaßt, in diesem seinem akademischen Vortrage vor einseitigen Uebertreibungen und vor dem Wahne zu warnen, daß für den Ungarn Alles gewonnen sey, wenn er seine Sprache zur alleinherrschenden des Landes mache. Nicht durch Zwang und Gewalt, bemerkt er seinen Magyarischen Landsleuten, sondern nur durch geistige Ueberlegenheit könnten sie den Deutschen, den Slawen, den Wlachen, mit welchem sie unter Einem Könige und unter Einer Verfassung lebten, zum vollständigen Nationalitäts-Genossen sich machen. „Im friedlichen Verwandlungs-Prozesse der Nationen", sagt er, „gebiert selbst die kleinste Gewaltthat Reaction, eine einzige Ungerechtigkeit tausend Rächer: blos Ueberlegenhenheit des Geistes siegt und die ewige Wahrheit." Allerdings, so fügt er hinzu, gäbe es kein anderes Land auf Erden, in welchem der hehre Begriff der Vaterlandsliebe so sehr mit der Vorliebe für die heimische Sprache verbunden wäre, als Ungarn, aber — das Ungarische Wort sey noch nicht Ungarisches Gefühl: „man ist darum noch nicht tugendhaft, weil man Ungar ist, und der blos in den Mantel des Patriotismus gehüllte ist noch lange kein Patriot." Man darf sich billigerweise darüber wundern, daß so einfache Wahrheiten den edeln Magyaren erst gesagt werden müssen; der Eifer, der nach einem großen und entfernten Ziele strebt, pflegt jedoch oft gerade das Nächstliegende zu übersehen. Wir heben aus der Rede des Grafen noch folgende Stellen zur Charakterisirung jenes Magyarischen Eifers aus: „Wo ein anderes Volk", sagt der Redner, „nur loyalen Wettstreit sieht, da glauben die meisten Ungarn, besonders jetzt, da seit einiger Zeit alle Leidenschaften so zu sagen aus Grundsatz und systematisch auf die Folter gespannt werden, Unterdrückung, Hemmung, unerträgliche Noth zu bemerken. Während ein anderes Volk, gleich einem gesunden Menschen, der weder hinsichtlich seines Anzugs noch seiner Nahrung zu ängstlich besorgt ist, sich einzig durch die Güte einer Sache bestimmen läßt, wenig bekümmert, woher und in welcher Gestalt es komme, will der Ungar Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, in ein Magyarisches Gewand hüllen, und was nicht in diesem erscheint, ist ihm schon verdächtig. Während der Fremde in seinem Gebete den Herrn der Heerschaaren anruft, er möge Reichthum, Macht, oder Tugend und Weisheit über seinen Stamm ergießen, fleht mehr als Ein Ungar kniefällig zum Himmel, möchte doch die Ungarische Sprache die allgemeine werden. Der eifrige Ungar hebt das Aeußere des Ungarthums nicht selten über den Kern der Dinge, wenn ihr Zuschnitt nicht Magyarisch ist." — Graf Széchenyi hält dies jedoch für einen Beweis von Lebenskraft, wodurch der Volkskörper die eingesangten Gifte bekämpft, und ist der Ansicht, „daß jener heilsame Enthusiasmus, der, wenn er auch nicht Tugend, wie Viele behaupten, sondern nur Täuschung ist, doch eine von Niemand je in Abrede gestellte Grundlage der Tugend, und wenn auch nicht der nützlichste, jedenfalls der edelste der menschlichen Träume, dem wir Ungarn wenigstens verdanken, daß wir bisher nicht zur charakterlosen Sklaven-Kolonie herabgesunken sind. Nicht nur nicht geringschätzen wird uns der in die Verwickelungen unseres nationalen Wiederauflebens tiefer Blickende, wenn wir die Sache unserer Nationalität aufs Aeußerste verfechten, und über diese Frage um nichts in der Welt uns auf einen Handel einlassen, ja, selbst die glänzendsten Tauschanträge zurückweisen; sondern loben oder wenigstens ehren wird er diesen Enthusiasmus."

*) Uebersetzt von Joseph von Orosz. Preßburg bei C. J. Schaika, 1843. — Der Ungarische Titel dieser Schrift ist: A magyar academia körül Gróf Széchenyi István.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Mittwoch den 15. Februar 1843.

Frankreich.

Jakob Callot und seine Phantasiestücke.

I.

Wenn man auf das heitere Nancy blickt, auf seine Strohdächer, die wie Vogelnester aus den Gebüschen hervorsehen, auf seine Weingärten, seine reichen Waldungen, wenn man das Rauschen seiner Teiche und Bäche belauscht und sich von den Launen seines Himmels necken läßt, so glaubt man es leicht, daß Claude Lorrain hier geboren ist, doch man wundert sich, wenn man hört, Jakob Callot's Wiege habe in Nancy gestanden. Die Luft, welche wir athmen, das Land, das wir täglich sehen, pflegt einen Einfluß auf unseren Geist zu üben, und besonders von Künstlern ist es bekannt, daß ihre späteren Productionen oft Jugend-Erinnerungen enthalten. Doch wo hat Callot seine Hexenmeister, Zigeuner, Renommisten und das ganze Heer seiner Kraftmenschen erblickt?

Wir treten in ein kleines Haus, in dem uns überall eine gewisse steife Regelmäßigkeit entgegenblickt; das bleiche Licht, welches durch die kleinen, matten Fensterscheiben fällt, beleuchtet mehrere freundliche Kindergesichter, unter welchen wir das Jakob Callot's, des jüngsten Sohnes vom Hause, erkennen. Zur einen Seite sitzt Johann Callot, sein Vater, mit unerschütterlichem Ernst, und trägt weise Lehren vor, die Jakob in seinen Träumereien wenig zu stören scheinen; zur anderen Renate Brunehault, seine Mutter, welche ihm die Locken glättet und, wie der Vater sich fortwendet, den Kindern viele schöne Mährchen zu erzählen weiß, damit der Ernst des Alten sie nicht abschrecke. Hier hörte Jakob besonders andächtig zu, und man sah früh, wie er einzelne Scenen aus diesen Erzählungen durch Zeichnung darzustellen suchte. Vorzüglich zeigte er schon früh einen Hang zum Auffallenden, Wunderbaren und zum Theil zum Fratzenhaften. Oft setzte er sich mitten auf dem Schulwege plötzlich aufs Pflaster, zog Bleistift und Papier hervor und zeichnete einen Seiltänzer oder Taschenspieler, der eben seine Künste produzirte; und eines Tages traf ihn der Vater zu seiner tiefen Betrübniß, wie er auf dem Rande einer Fontaine saß und, die Füße im Wasser, mit Begeisterung die ungeheure Nase und den nicht minder großen Mund eines Bärenführers zeichnete.

Wenn Jakob keine Schauspiele der Art ansehen konnte, fehlte es ihm doch nicht an Belustigung seiner Bleistifte; er zeichnete seinen Schulmeister, die Mitschüler, einen Betrunkenen, der über die Gasse taumelte, trieb sich viel in den Kirchen und Klöstern und selbst im Palaste des Herzogs von Lothringen um und betrachtete die Gemälde und Statuen, um Einzelnes nachzuzeichnen; seiner zarten Gestalt, die von den langen blonden Locken halb eingehüllt war, seinem sauberen Anzuge, der sich besonders durch die feinen Brüsseler Spitzen auszeichnete, mit denen die Mutter Kragen und Manschetten zierte, und seinem bescheidenen, stillen Wesen verdankte er es, daß man ihn überall passiren ließ.

An einem Sonntags-Morgen hörte der kleine Callot die Pfeifen und Trommeln eines Zigeunertrupps, der seine Zelte in der Nähe des väterlichen Hauses aufschlug. Die Frühlingssonne blitzte hell auf die bräunlichen Gesichter, und der Knabe trat zuerst auf die Hausschwelle, stieg dann langsam von den Stufen vor dem Hause eine nach der anderen hinunter, bis er endlich auf der Straße stand und dicht an dem Gerüst, das eben aufgeschlagen wurde, alle die zauberischen Vorbereitungen zu dem Schauspiel, das des Abends aufgeführt werden sollte, mit starrem Auge und halbgeöffnetem Munde anstaunte. Die Decorationen nahm man aus einem kleinen Wagen, den ein Esel zog, und Esel und Wagen selbst waren wiederum sowohl Acteure als Decorationen. Man ließ die gläsernen Diamanten an den Gürteln und Prachtgewändern stolz in der Sonne glänzen; drei Kinder, die noch nicht gehen konnten, wurden mitten unter die papierenen Löwen und Schlangen gesetzt und spielten mit den Ungeheuern. Callot sah aus dem geheimnißvollen Wagen in einer Viertelstunde so viele natürliche und übernatürliche Dinge hervorgehen, daß ihm das Haupt des Trupps nächst Gott der zweite in der Welt zu seyn schien. Er schlich leise noch einige Schritte vor, bis er endlich in eine Coulisse schlüpfte. Um für eine so große Kühnheit Vergebung zu erhalten, gab er einer jungen Zigeunerin, die an ihm vorbeiging, einen Levkoienzweig, den er im väterlichen Garten gebrochen hatte. Das braune Kind roch an die Blume und klopfte ihm die Backen: „Welch' ein artiger Knabe", rief sie; „werde nicht roth! Wer hat dir deine kostbaren Spitzen angenäht? Du weissagst uns Glück in dieser Stadt: und was du für lange Locken hast und was für schöne blaue Augen; o, sieh nicht weg von mir; wie werden die Damen einst nach dir seufzen; du wirst dein Fortkommen haben, glückliches Kind, denke an mich, wenn es dir gut geht!" — „Fortkommen, fortkommen", murmelte Callot; „bist du schon in Italien gewesen?" — „Gewiß, und oft; möchtest du dorthin? Wohl, du hast einen unruhigen Blick, der nach fernen Ländern sucht. Du wirst viel reisen und so glücklich, daß deine Gebeine ruhen werden, wo deine Wiege gestanden. Wenn man deiner keck aufgeworfenen Lippe trauen darf, so wirst du ein tapferer Soldat werden." — „Niemals!" rief der Kleine. — „Und was möchtest du denn werden?" — „Ein Maler." — „Ein Maler? Armes Kind, dann wirst du bald verlernen, so feine Spitzen zu tragen; die Malerei ist ein brodloses Vergnügen." — „Wann reist ihr nach Italien?" — „Im November, mein Junge; die Sonne von Neapel ist im Winter unser Ofen." — „Da du Alles weißt", sagte Jakob mit einigem Unglauben, „so sag' mir doch, wann ich sterben werde." — Die Zigeunerin nahm seine kleine Hand und sah, daß seine Lebenslinie durch einen Zufall, den später die Wirklichkeit zu einem Winke des Schicksals zu machen schien, in der Mitte abbrach. Sie wandte sich traurig ab und sagte: „Deine Lebenslinie ist noch nicht ganz ausgebildet; wenn wir wieder zusammenkommen, will ich dir sagen, wann du stirbst." — „O, wenn ich nur vierzig Jahr alt werde, wie mein Onkel Brunehault, der — —" In diesem Augenblicke sah der Knabe den Vater aus dem Herzoglichen Palaste treten und flog mit drei Sprüngen in das Haus zurück.

Johann Callot, der Waffenherold des Herzogs von Lothringen, trat mit tiefer Wehmuth in das Zimmer. Der kleine Verbrecher hatte vergebens gehofft, durch seine Eile dem Scharfblick des Alten zu entgehen. Dieser rief den Sohn, hielt ihm eine lange Rede, in der er ihm darstellte, wie unwürdig er seiner Vorfahren sey, wie er die schönsten Hoffnungen seiner Aeltern zu Schanden mache, welche ihn bestimmt hätten, dereinst an des Vaters Stelle Waffenherold zu werden; wie er, anstatt in den alten Wappenbüchern zu studiren, nur schiefe Nasen zu zeichnen wiße und überhaupt die unverkennbarste Anlage zu einem Straßenjungen zeige. Während dieser Rede zupfte der Vater dem ungerathenen Schelm von Zeit zu Zeit würdevoll an den Ohren. Dieser ging hierauf langsam in seine Kammer; die Mutter kam und tröstete ihn, musterte seine Kleidung, rückte Kragen und Manschetten zurecht, da läutete man zur Messe, und „Eile", rief sie, „damit du nicht wieder wie gewöhnlich der Letzte in der Kirche bist." Der Kleine saß in der Kirche voll bunter, gaukelnder Träume vom schönen Italien. Bisher hatte ihn der Gedanke, heimlich nach Italien zu reisen, mit einer gewissen Furcht erfüllt: jetzt gewöhnte er sich mehr und mehr daran, und wohin er blickte, da lachte das gepriesene Wunderland aus der Ferne ihn an.

II.

Man kennt die Geschichte dieser Reise des jungen Callot nicht vollständig. Er ging entschlossen geradeaus; wo ihn die Nacht überraschte, da kehrte er ein, nahm mit dem Stroh und dem Brod und Wasser der schlechtesten Schenke vorlieb, ohne sich nach Hause zurückzusehnen, wo er an die höchste Bequemlichkeit und einen gewissen Ueberfluß gewöhnt war. So kam er bis in die Gegend von Luzern; obgleich er äußerst sparsam lebte, so gab doch seine Börse bereits sehr schlechten Klang. Jakob tröstete sich, daß er von Früchten leben wolle und ihm Mutter Natur die freundliche Herberge zum schönen Stern auf freiem Felde nie versagen werde. So schlenderte er ruhig weiter und kam in ein Dorf, wo eine Schaar von Zigeunern vor der Kirche ihre Künste zeigte, die von den Bauern eifrig beklatscht wurden. Unser Wanderer setzte sich auf die Kirchhofsmauer und sah zu. Etwa zwanzig Zigeuner und Zigeunerinnen tummelten sich vor ihm; die Einen tanzten, die Anderen spielten die Violine und Flöte, die Dritten sagten wahr, alle waren in ihrem Elend phantastisch ausstaffirt. Jakob's Augen weilten mit innigem Vergnügen auf zwei artigen Zigeunermädchen; er konnte der Lust nicht widerstehen, den Bleistift hervorzuziehen und sie abzuzeichnen. Als er eben mit diesem Werke fertig war, das er mit dem größten Eifer vollführt hatte, sah er sich erschrocken von den Bauern umringt, die seine Kunst bewunderten; man sagte den beiden Tänzerinnen, daß sie abgezeichnet seyen; sie sprangen herbei, um zu sehen, wie sie sich ausnähmen; Jakob wollte eben die letzten Striche zu seinem Kunstwerke hinzufügen, doch wie sich die Originale lachend zu beiden Seiten auf das Blatt neigten, lachte er auch und ließ den Bleistift fallen.

„Wie hübsch, wie geschickt!" riefen die Mädchen, „wer bist du? wo kommst du her? wo willst du hin?" — „Nach Rom", erwiederte der Zeichner ruhig. — „Nach Rom, nach Italien? vortrefflich, wir ziehen nach Florenz; alle Wege führen nach Rom; willst du unser Reisegefährte seyn?" — „Wenn ihr mich dazu annehmt", sagte Callot; „doch", fuhr er schüchtern fort, indem

er seine magere Börse hervorzog, „mein Reisegeld ist schmal, und ich habe heute noch wenig gegessen.“ — „Du armes Kind! komm mit zur rothen Herberge und iß mit uns Bohnen und Milch. Wohlauf! die Sonne ist hinunter, und unsere Büchsen sind voll: nach Haus, nach Haus!“

Die Bande brach auf, man ließ Callot als Gast zum Abendbrod zu, und nach demselben berief man ihn in den feierlichen Kreis der Väter und Mütter des Trupps und versprach, ihn sicher nach Florenz zu geleiten, wenn er das Geld, das er noch besitze, dafür zahlen wolle und sich verpflichten, die Portraits des ganzen Trupps zu zeichnen. Callot schwur Alles. Hierauf nahmen die beiden Schönen den Kleinen in ihre Mitte, spielten und scherzten mit ihm, und Mittags aß er zwischen Beiden. So zog er mit den Zigeunern bis Italien; er lernte ihre Kunststücke, ihre Sitten und ihr wüstes Leben genau kennen; die beiden niedlichen Mädchen wetteiferten mit einander, ihn zu beschützen, sie deckten ihn in kalten Nächten mit ihren Kleidern zu und suchten es selbst so viel als möglich zu vermeiden, daß er die Rohheiten der Bande mit ansah und anhörte. (Fortsetzung folgt.)

Goethe und die Gräfin Stolberg.*)

Von H. Blaze.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es noch ein Gefühl, das wir jetzt nicht mehr kennen: man hatte eine Verbindung mit einer geistreichen Frau, eine reingeistige und, wenn man so sagen darf, briefliche Verbindung, gegen die Niemand etwas einzuwenden hatte, nicht einmal der Ehemann, der sogar der erste Vertraute des Briefwechsels war. Man konnte diese Neigung eigentlich nicht definiren, sie war zärtlicher, leidenschaftlicher als Freundschaft, sie war eigentlich Liebe, die nur Anspruch auf Freundschaft machte, oder eigentlich die Galanterie der Ritterzeit in die geistige Sphäre versetzt. Man schrieb ein Tagebuch für einander, man theilte sich tausend Kleinigkeiten mit, über die man heute lächeln würde, die aber damals entzückten. Uebrigens wurde man dadurch nicht verhindert, außerdem noch eine wirkliche Liebe zu haben, denn nur der Geist war durch die briefliche Neigung beschäftigt, das Herz nur halb und die Sinne gar nicht. Zudem wurde der Brief-Roman durch die Wechselfälle einer anderen Leidenschaft nur noch mehr verschönt. Aus einer solchen Neigung, die viel Aehnliches mit Petrarka's Gefühlen für Laura hatte, den Mystizismus des 15ten Jahrhunderts abgerechnet, entstand der Briefwechsel Goethe's mit der Gräfin Stolberg. — Goethe war verliebt und bedurfte einer zarten Seele voll Sympathie, die immer bereit war, die Geheimnisse seiner Freuden und Leiden in sich aufzunehmen und das Geständniß seines ewigen Schwankens zwischen Vertrauen und Zweifel zu verstehen. Ohne eine dritte Person, die, unbetheiligt bei der Handlung, die Rolle eines Vertrauten übernahm, wäre der Roman nicht vollständig gewesen. Denn die Liebe eines Goethe konnte niemals etwas Anderes seyn, als ein Roman mit vollkommener Exposition, verwickelter oder einfacher Intrigue, glücklichem oder unglücklichem Ende, Alles war gleichsam vorher wohlüberlegt. Die arme Kleine, die schwach genug war, in diese Falle zu gehen, starb vor Kummer wie Friderike, oder suchte sich anderweitig durch eine Heirat zu trösten wie Lilli, während Goethe selbst frisch und gesund aus seiner Liebestrauer hervorging und nichts von ihr übrig behielt, als ein neues Thema für ein Gedicht oder ein Drama. Goethe hütete sich wohl, eine so schöne Gelegenheit zur Analysirung seines Selbst ungenutzt vorübergehen zu lassen; vom ersten Augenblick an richtete er Alles danach ein, daß die Kritik gleichzeitig mit dem Gefühl erwachte. Der Verstand mußte die Bewegungen des Herzens beobachten und die Beobachtungen sorgfältig sammeln, um sie am gehörigen Orte zu benutzen. Das nennt man die Leidenschaft als Philosoph behandeln und nach der Methode poetisch schaffen. Die Schwester der beiden Stolberge, die junge Gräfin Auguste, paßte vortrefflich für die Rolle, die Goethe ihr in seinem Herzensromane bestimmte. Da es sich nicht darum handelte, sie zu lieben oder von ihr geliebt zu werden, so konnte die völlige Unbekanntschaft beider Betheiligten mit einander kein Hinderniß seyn, und wenn ein persönliches Kennenlernen hätte stattfinden sollen, so mußte das Ueberraschende, das Seltsame einer solchen Begebenheit nothwendig auch zu Goethe's Vortheil sich wenden. Man denke sich nur diese huldigenden ritterlichen Freundschafts-Betheurungen, von einem schon berühmten Namen unterzeichnet; diese Briefe vom Hauche des Genies durchglüht, die unter der Adresse zweier vielgeliebter Brüder ankommen und ein junges Mädchen inmitten der friedlichen und einförmigen Lebensweise der Provinz überraschen, und man wird einsehen, daß dies hinreichender Stoff war, um die schlummernde Phantasie zu wecken, besonders wenn man annimmt, daß das junge Mädchen lebhaften und romantischen Geistes gewesen ist. Es pflegt mit solchen geistigen Spielereien so zu gehen, man vergißt die Affectation, das Erlogene darin und bildet sich heimlich ein, man sey verstanden, errathen in allen Gefühlen. Diese eigenthümliche Seelen-Dämmerung, in der sich Falsches und Wahres, Ideal und Wirklichkeit vermischen, bietet neue Fernsichten dar, die man nach Gefallen sich ausschmückt und bevölkert. Man wird es vielleicht nicht zugeben, aber Goethe's Unternehmen, an eine junge Dame zu schreiben, die er nie gesehen hatte und nur durch ihre Brüder kannte, mußte gelingen durch seine Kühnheit und seine Ueberspanntheit. Uebrigens würde eine Frau mit etwas toller Extravaganz, eine Bettina z. B., nicht ermangelt haben, bis zur Uebertreibung leidenschaftlich zu werden; die Gräfin Auguste jedoch als wohlerzogene Person, als Dame von Welt, voll Haltung und Sicherheit, nahm jene Herausforderung des Genius mit dem Lächeln der Freundschaft auf, und die Beziehungen, die jener Briefwechsel zwischen ihr und Goethe anknüpfte, waren so innig, daß eine tiefe Anhänglichkeit daraus hervorging, eine Anhänglichkeit, die nach Verlauf langer Jahre noch eines Tages in der Seele der Gräfin lebhaft angefacht werden konnte durch den Liebesathem der Religion. — Nachdem Goethe in glühenderen Briefen, wie Werther oder St. Preux sie hätten schreiben können, die Gräfin Auguste zur Vertrauten seiner Leidenschaft für Lilli gemacht und zur Vertrauten seines Schmerzes um den Verlust derselben in Ausdrücken, die eine aufflammende Liebe zu Augusten selbst andeuteten, verlor sich nach und nach der Strom der überfließenden Empfindung, und es finden sich kaum hier und da in Fristen von zwei oder drei Jahren noch Spuren davon. Goethe behielt für die nie gesehene Freundin immer ein achtungsvolles Gedächtniß, wenn auch etwas zu eng verknüpft mit manchen Umständen aus seiner Jugend, die nicht ohne bitteren Beischmack waren, je älter er wurde. Auguste hingegen verleugnete ihre Zuneigung keinen Augenblick, sie gehörte zu jenen treuen Seelen, für die eine erste Neigung geheiligt bleibt, selbst wenn sich später die verschiedenartigste Richtung bei dem Freunde entwickelt und trennend einschreitet. Wir haben Auguste als muthwilliges Kind, als liebenswürdiges Mädchen gesehen, ohne es zu wollen, eine ideale Leidenschaft einflößend, deren Huldigungen sie fröhlich aufnimmt ohne thörichtes unzartes Entgegenkommen und noch mehr ohne alle Prüderie, wie es einer Frau von Geist und Herz natürlich war, und später sehen wir diese Auguste als strenge, puritanische Matrone, nur mit religiösen Sorgen beschäftigt, aber dennoch lächelnd und sanft bei ihrer Strenggläubigkeit. Frau von Binzer, die Herausgeberin der Goetheschen Briefe, liefert ein treues Bildniß von ihr. Man stelle sich die Trauer eines mit der Ausübung der Religion eifrig beschäftigten Gemüthes vor, Zeuge seyn zu müssen, wenn ein theurer Freund in muthwilliger Unbefangenheit die Seligkeit verscherzt. Beim Anblick des Greises Goethe, der mit stolzem Nacken und freiem Sinn auf die Ewigkeit zuschritt, seine Sprechfreiheit nie aufgebend und nie etwas Gesagtes zurücknehmend, fühlte die edle gräfliche Freundin sich mit Besorgniß und Furcht erfüllt. So viel Verstand an den Pforten des Grabes erschreckte sie; denn es giebt Momente, wo die Ruhe eines starken Geistes für Verblendung gehalten werden kann. Auguste zitterte für Wolfgang's Seele, und sie schrieb ihm jenen denkwürdigen Brief, von dem sie hoffte, er werde, wie ein Wort an Saul, den Weg von Damaskus in den des Heils verwandeln. Goethe's Antwort, so voll von edler Mäßigung, so voll von echter Menschenwürde, war das schönste Zeugniß, das Goethe für sein Verhältniß mit der Gräfin Auguste abgeben konnte. Wahrlich, wer nur irgend in die geheime Organisation dieser unbeugsamen Natur eingedrungen ist, wer es weiß, in welchem Grade Goethe von jeder Art Glaubensformel abgestoßen sich fühlte, der wird nicht genug staunen können über die weiche Nachgiebigkeit, ich möchte fast sagen, über die Anmuth, womit er den Bekehrungsversuch seiner Freundin aufnimmt. Sicherlich würde ein Priester niemals Aehnliches durchgesetzt haben, und wir müssen hierin wieder eins jener Wunder sehen, die Goethe jener göttlichen Schwäche zuschreibt, womit der Mystizismus das Weib geschmückt hat. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber dies Zwiegespräch vor zwei offenen Gräbern scheint mir den Stempel der Größe und Erhabenheit zu tragen. Es ist ein würdiges Ende dieser rein geistigen Freundschaft, die am Frühlingsmorgen einer poetischen glühenden Jugend erwachte, in der Mittagshitze des Lebens versiegte und an den Pforten der Ewigkeit ruhig, treu und einig sich wieder einstellte.

*) Wir geben hierin einen Auszug aus einem sehr weitläufigen Artikel von H. Blaze über diesen Gegenstand, um die Französische Auffassung dieser echt Deutschen Freundschaft herauszustellen; in der häufig sentimentalen Richtung der neueren Französischen Autoren liegt viel Sympathie für dieselbe, und der ganze Aufsatz mit sehr treuen gelungenen Uebersetzungen der betreffenden Briefe und Stellen aus Goethe's Werken wird gewiß mit Begier in Frankreich gelesen worden seyn.

Schweden.

Reise auf dem Göta-Kanal aus der Ost- in die Nordsee.

(Fortsetzung und Schluß.)

2. Der Kanal bei Motala.

Ein Stück westlich vom Söderköping kamen wir zur ersten Schleuse. (Die Beschreibung, wie man durch eine solche in eine Abtheilung des Kanals mit höherem Niveau emporgehoben oder in einer mit tieferem hinabgesenkt wird, mag übergangen werden.)

Der erste Landsee, in den wir nun aufwärts gestiegen waren, heißt Asplongen. Er gehört zu den kleineren; nur ¾ Meilen lang fuhren wir durch ihn. Seine Wasserfläche ist bereits 91 Fuß über der des Meeres. Nun geht es weiter hinauf und hinab zum See Roxen, der drei Meilen lang und 107 Fuß über dem Meere ist. Von hier schifft und steigt man dann zum See Boren, 245 Fuß über dem Meer liegend. Dann wird man bei Motala in den Wettern gehoben, 297 Fuß höher als die Ost-See, fährt 5 Meilen quer über denselben, bei der Festung Carlsborg vorbei, in den Botten, eine Bucht des Wettern, und weiter zu dem See Wiken, auf dem man die größte Höhe, 308 Fuß über dem Meere, erreicht.

Nun geht es etwa 4 Meilen bergunter zum Wenern, auf dem man bei Sjötorp, mit nur 145 Fuß Meereshöhe, anlangt. Auf diesem See segelt man 18 Meilen bis Wenersborg, wo die Götaelf aus ihm strömt, und endlich zwischen Felsen 12 Meilen bis Gothenburg. — Dies war der Weg; nun aber zurück zu der Reise auf dem Roxen.

Aus diesem See hat man in den Kanal 11 Schleusen hinauf zu passiren. Da dies lange Zeit wegnimmt, stieg ich mit Mehreren unten aus, und wir gingen zu dem Wirthshause Berg und von da zu dem naheliegenden Wreta-Kloster — jetzt eine einfache Dorfkirche. Der Kirchhof sah nicht besser aus,

als die Dänischen, und mit denen der Upschweden *) keinenfalls zu vergleichen. Desto mehr erstaunte ich, auf einem aufgerichteten Grabeskreuz den Namen „Douglas" zu sehen. Hier unten ruhte wirklich ein Abkomme jenes Schottischen Heldengeschlechts, welches Geschichte und Poesie unsterblich gemacht hat. **)

Es ist merkwürdig, wie viel Englische — auch einige Französische — historische Namen man in Schweden wiederfindet: Douglas, Bruce, Hamilton, Glenkei, de la Gardie, Bennet (welcher letztere jetzt in gegen 60 männlichen Sprossen blüht), und viele mehr. Religion und Politik haben sie in jenen aufrührerischen Zeiten nach einem ruhigeren und toleranteren Lande geführt.

Ich habe in meinem „Svithiod" ***) die Grab-Kapelle der Kirche zu Wreta berührt, wo drei streitige Kronprätendenten in einem so kleinen Raum beerdigt sind, daß er mir wie ein Alkoven vorkam. Soll es Spott seyn, daß eine Krone über Magnus Nielsen's Lager aufgehängt ist? Die Krone ist von Anfang ganz vergoldet gewesen; aber das Mehrste der Vergoldung ist fort, und das modernde Holz scheint hervor, um an die Verwesung zu mahnen — an das Ende von Allem, was einen Anfang nimmt — an die Verwandlung von Gold und Schimmer zu Staub und Nacht.

In Berg nahmen ich und sieben bis acht andere Reisende zur Abwechselung Wagen nach Motala, denn auf dieser Strecke von wenigen Meilen befinden sich viele sinkende Schleusen, und wir kamen auch wirklich einige Stunden vor dem Dampfschiff in Motala an. Motala ist eigentlich keine Stadt, nur eine sehr große Metall-Fabrik, und die dabei liegenden Wohnungshäuser für die vielen Arbeiter des Werkes.

Hier werden Dampfkessel und deren ganze Maschinerie, Oefen und alle Arten Eisenwerkzeuge verfertigt, und Alles so vorzüglich, daß — wie unser Engländer versicherte — diese Fabrik den Britischen zur Seite gestellt werden kann. Aber während der Arbeitszeit ist hier auch ein cyklopischer Lärm — ein Dröhnen, Krachen, Hämmern und Pfeifen, daß ich nicht zweifle, auch Polyphems Werkstatt hat in dieser Hinsicht der Schwedischen an die Seite gestellt werden können.

Die Motala-Elf stürzt sich aus dem Wettern über steilen Felsgrund, ohne einen eigentlichen Wasserfall zu bilden. Sie ist deshalb hier auch nicht schiffbar, sondern der Kanal neben ihr ausgegraben. Auf letzterem ward uns eine eigene Lustfahrt zu Theil: das Dampfboot wurde nämlich von einem Pferde gezogen, das auf einem Pfad längs des Kanals lief. Das Pferd hatte natürlich seinen Reiter und das Boot seinen Steuermann, der, indem er das Steuer nach außen hielt, das Fahrzeug hinderte, an dem Taue, welches das Vordertheil mit des Pferdes Geschirr verband, gegen das Ufer gezogen zu werden.

3. Ueber den Wetter- und Wener-See.

Bei dem schönsten Wetter, bei vollkommener Windstille fuhren wir von Motala aus über den spiegelblanken Wetter-See. Er hat 24 Meilen in der Länge, aber an dieser Stelle nur 6 Meilen in der Breite. Ich wünschte dem Capitain und seinen Reisenden Glück zu dem schönen Tage und der hoffentlich günstigen Ueberfahrt. Allein er schüttelte mißbilligend den Kopf und erzählte mir so viel von dieses sonderbaren Sees dämonischer Beschaffenheit, von seiner unterirdischen Verbindung mit dem Ladoga in Rußland, von dem gewaltsamen Aufruhr, in den er sich, selbst während der Windstille, zu setzen vermöge, und von dem jährlichen Opfer mindestens eines Schiffes, welches er nicht ohne Ursachen verlange, daß ich fast bange, anstatt ärgerlich über einen Religions-Disput hätte werden mögen, zu dem es einem mitfahrenden katholischen Priester, ich weiß selbst nicht wie, gelang, mich heranzubekommen. Ja, das wahre Christenthum ist ruhige Windstille der Seele; der Sektengeist aber ist weit aufregender, als diejenigen, welche die Gewässer des Wettern empört.

Von der Feste Carlsborg sah ich nur die äußersten Wälle und sonst nicht so viel als eine Bajonnettspitze über einem Soldaten-Czako. Vielleicht war viel mehr nicht zu sehen. Was soll auch eine Festung hier mitten in dem von Wäldern und Felsen durchweg coupirten Land? und das noch dazu zwischen seinen beiden größten Seen. So weit dringt kein Feind ein, wenn die Bewohner sich mit etwas Anderem vertheidigen wollen und dürfen, als mit Noten oder lauten Demonstrationen. Nur in inneren Kriegen könnte Carlsborg eine traurige Wichtigkeit haben. Ich sage mit Fleiß „innere Kriege", denn die sogenannten „Bürgerkriege" könnten eben so gut „Adelskriege" und „Priesterkriege", als auch, obgleich seltener, „Königskriege" heißen. Die Bürger aber sollen die Schuld dafür aufladen, da sie den ersten Schlag mit dem Eisen thun, wenn es ihnen dünkt, daß die Ruthe zu hart und die Nahrung zu knapp wird. — Wer Schweden bereist, möchte die Saga eine Lügnerin heißen, wenn sie erzählt, wie ein friedlicher Trupp, nicht viel größer als ein heutiges Französisches Regiment, in einem Reiche auf und nieder marschiren, ich möchte fast sagen, es umkehren konnte, das im Stande war, 100,000 Arme zu bewaffnen, und durch Gebirge, Wälder, Ströme und Seen von selbst fortifizirt ist.

Ach, ich kann in meiner Mutter Busen greifen, der durch ein kleines Englisches Heer zerrissen wurde, weil die Arme ihrer Söhne wehrlos waren.

Fürs erste haben wir hier genug an Schleusen gehabt und überspringen deshalb mit Stillschweigen alle hinauf und hinab zwischen dem Wettern und Wenern, auf welchen letzteren wir bei Sjötorp hinausrauschen. Der Wenern ist ein Meer, eben so groß als ganz Seeland, ein nasser Abdruck von Gefion's Insel; was hier Land, ist dort Wasser, und umgekehrt. Wermelands-Näs bezeichnet den Josefjord, der Dalbo-Wik die Knudshoved-Spitze, der Kinne-Wik das Amager Land u. s. w.

Es versteht sich, daß die Gleichheit nicht völlig zutreffen kann; bei einem solchen Umzug geschieht, wie bei anderen Umzügen, Verlust und Platz-Verrückung. Ich setze voraus, daß die Leser die Altnordische Mythe kennen, zufolge deren die Erzhere Gefion den fruchtbaren Boden in Westgothland auspflügte und ihn zwischen Schonen und Fühnen hinversetzte. *) Nach solchen Künstlerinnen können wir jetzt suchen; unsere gegenwärtigen Pfuscherinnen können nicht mehr eine Kuh verheren, geschweige einen Menschen. Alles verfällt, auch die Magie.

Auf der achtzehnmeiligen Fahrt über den großen See hält das Dampfschiff nur einmal zwischen der Thorsinsel und der Brominsel an, bei der letzteren, weil hier Holz **) für den Dampfkessel eingenommen wird, und zwar in solcher Menge, daß der Raum auf dem Verdeck eng wird. Auf der Brominsel ist eine Glashütte; aber wir lagen hier zu kurze Zeit, als daß ich sie sehen konnte.

Aus der schmalen Straße zwischen den beiden obengenannten Inseln kommt man, nachdem noch einige Meilen in offenem See gesegelt sind, in eine andere, zwischen der Kollands-Insel und Diur-Insel. Auf der ersteren liegt das historische Schloß Leckö, welches ich ebenfalls in „Svithiod" besungen habe. Ich habe in dem Liede nichts von den Aussagen der Schweden ab- oder zugelegt. Das alte Räubernest oder Bischofsnest steht noch, seit Jahrhunderten unbewohnt und doch mit geringer Ausbesserung und Einrichtung ganz bewohnbar. Ob wohl unsere neuen Schloß- und Kirchengebäude über 300 Jahre noch so aussehen werden — vorzüglich wenn sie leer ständen, Wind und Wetter ausgesetzt?

Glücklich und wohlbehalten kamen wir bei dem verzauberten Schloß vorbei, wo jedwede Nacht Assemblee und Ball gehalten wird. Schade, daß der ganze Commerce nur eine Stunde dauert, welche, weiß man wohl. Ich zweifle übrigens, daß sich unsere Zeitmenschen sonderlich auf diesem Picknick amüsiren würden, wo die Chapeaus keine goldenen, sondern eiserne Ketten tragen, wo mit siedendem Pech und brennendem Schwefel servirt wird — unser Rum-Pudding ist dafür nur ein schwaches Surrogat. — Daß einige der Gäste ohne Kopf sind, möchte weniger unübereinstimmend mit den Ansprüchen der Gegenwart seyn.

Am südwestlichen Ende des Wenern erheben sich die Zwillinge, der Halleberg und der Huneberg, durch eine enge Kluft getrennt, in welcher ihre Granitmauern, über 100 Ellen hoch, fast ganz lothrecht stehen und dem Wanderer auf der Landstraße, die hier zwischen durchführt, drohen. Auf der Oberfläche sind sie beinah ganz flach; doch soll man dort, nach dem Berichte Kundiger, an zweihundert Seen oder Teiche finden. Ob Fische in einem derselben sind, darüber wußte keiner Bescheid.

4. Der Trolhätta-Kanal ***)

Wenersborg ist ein ganz kleiner Flecken, doch größtentheils mit recht hübschen steinernen Häusern; die alten hölzernen waren vor einigen Jahren abgebrannt. Hier führt eine Brücke, 600 Ellen lang, über die Göta-Elf, wo diese sich aus dem See ergießt. Es wurde wieder angehalten, um Proviant für den Dampfkessel einzunehmen. Die mehrsten Passagiere gingen ans Land und einige von hier zu Wagen zum Trolhätta. Ich blieb am Bord, um zu sehen, wie man sich für den Strom-Fall zurechtmacht. So wie wir jetzt thalwärts fuhren, wurde das Strombett enger, die Felsen auf beiden Seiten höher, steiler und endlich zu Gebirgs-Wänden, wo keine wilde Katze es probiren dürfte, hinauf oder herab zu kommen. Je weiter, desto reißender, schäumender und rauschender war die Strömung. Ich stand am Vordertheil. Da sah ich vor uns einen wogenden Nebel, der mit Macht aufstieg und sich senkte. „Was ist das?" fragte ich einen Seemann, der neben mir stand. „Das ist ja der Trolhätta", erwiederte er. „Sollen wir dort hinunter?" fragte ich einfältig weiter. „Zum Kreuz!" grinste er halb laut für sich und verließ mich mit einem unsicheren Blick.

Ich wußte wohl, daß ich mich auf keinem Todtsegler befände; dennoch aber wurde mir wunderlich zu Muthe, als der Strom an Schnelligkeit zunahm und das Donnern des Falles uns entgegendröhnte. Noch war kein Ausweg zu sehen; allein plötzlich ertönte das rettende: „Steuer auf die Seite!" die Felsen öffneten sich zur Linken, und das Schiff schritt in den Kanal ein, der durch die Anwendung von vielen Tausenden Pfund Pulver in einem großen Halbmond, um den furchtbaren Wasserfall herum, durchs Gebirge ausgesprengt ist. Damit die Reisenden mit aller Muße diese merkwürdige Naturscene betrachten können, werden die Dampfräder auf eine Stunde oder länger in Ruhe gesetzt.

Der Fall würde senkrecht 120 Fuß seyn; er stürzt aber jetzt in drei Absätzen. Der erste davon heißt: „der Topfall", und er theilt sich um eine Felsen-Insel, die noch nie von anderen Füßen, als denen der Vögel, betreten ist. Der Felsen bildet ein Oval, etwa hundert Schritt lang, und halb so breit in seiner Mitte, mit glatten, durch den Strudel abgeschliffenen Seiten. Oben auf demselben stehen einzelne Föhren, welche das Alter, aber keine Axt fällt. Es ist ein wirklicher Urwald, den der Trolhätta „Tabuh" erklärt hat. Der mittelste Fall schließt eine ähnliche, doch viel kleinere Insel ein. Nach dieser hinüber ist vor wenigen Jahren eine Brücke von 10 bis 12 Ellen Länge gelegt worden; denn breiter ist der Arm des Katarakted nicht.

*) Upsvenskar (Deutsch etwa Hochschweden), die eigentlichen Schweden (Svear), im Norden, zum Unterschied von den Gothen im Süden.

**) Siehe die Alt-Englischen Balladen und Shakespeare's Heinrich den Vierten.

***) Eine Sammlung Gedichte von derselben Reise ein Jahr früher in Kopenhagen erschienen. Ueber Wreta-Kloster siehe auch „Aus dem Bilderbuch des Mondes" von Andersen im vorletzten Jahrgang d. M. f. L. d. A.

*) In den mehrsten Büchern steht zwar, daß dies der Mälar-See gewesen sey, doch ist neuerdings Zweifel über das rechte Verständniß der Mythe erhoben worden, weil auf den Wener-See alle Verhältnisse besser passen.

**) Auf diesen Fahrten im Innern des Landes werden keine Steinkohlen gebraucht.

***) Hier ist natürlich die Rede von dem jetzt schiffbaren Kanal, nicht von dem neueren, breiteren, der gegenwärtig erst für Seeschiffe gegraben wird.

Die Brücke ist natürlich bloß für Fußgänger — mit dem Fahren geht es hier nicht: der Felsen neigt sich so allmälig zu der Stelle hinunter, „wo der Trold *) seinem Milchschaum den dritten Aufkoch giebt", daß wir ohne Beschwerde an den Rand dieses ein wenig großen Milchtopfes hinabstiegen. Ich muß nebenbei bemerken, daß hier kein Brückengeld gegeben wird; dafür ist es auch in Schweden. Anderwärts versteht man es besser.

Man erzählte uns, daß, als die Brücke hier auf öffentliche Kosten gelegt wurde und man berathschlagte, auf welche Weise die Arbeiter auf den Inseleils hinüber kommen sollten, ein dabei anwesender Seemann einen Mastbaum aufrichten und auf die Seite legen ließ, so daß er eine Verbindung mit der nie zuvor berührten Felsenburg bildete. Er ging nun, geschickt wie ein Seiltänzer und kühn wie ein Akrobat, zuerst hinüber, zurück und wieder jenseits und machte so den Anfang zu dem gegenwärtig beendigten Werk. Wie es ihm gegangen seyn würde, wenn er das Gleichgewicht verloren hätte, wird man sich aus Folgendem vorstellen können. Kurz, ehe die mehr erwähnte Brücke geschlagen wurde, war der Schwedische König mit seiner Familie hier, um den Wasserfall zu besehen. Auf der Landseite ist dem Felsen gegenüber eine Bank, mit einem Geländer am Rande. Hier saßen die Herrschaften mit ihrem Gefolge und weideten ihre Augen an dem prächtigen Schauspiel. Da kommt plötzlich ein Boot aus dem Bassin zwischen dem ersten und zweiten Fall, vom Strome bis hin zu dem gedachten Seitenfall fortgerissen. In dem Boote aber saßen drei Menschen — der Steuermann am Hinterende ganz stramm mit seiner Tabackspfeife im Munde. In einem Nu waren Boot und Leute zerschellt und verschwunden; der Steuermann wurde an der gegenüberstehenden Felsenwand mitten voneinandergeschlagen und seine Eingeweide — die aus Heu bestanden — dem rasenden Element preisgegeben. Ob der Erfinder dieses Schauspiels auf den Saltomortale des Königlichen Schwagers hat anspielen wollen, weiß man nicht; aber er muß auf Nervenfestigkeit bei den hohen Damen gebaut haben. Ein ähnliches Schauspiel, aber von ernsthafterer Natur, führte nicht lange vorher ein wirklicher Mensch auf. Er soll, wie andere Leute, von einem bösen Weibe geplagt gewesen seyn und, dieser Hausteufelei müde, sich ein Stück oberhalb des Topfalles in eine Jolle gesetzt haben, die er dann losband und treiben ließ. Zufällig wurden einige Vorübergehende Zeugen dieses Unternehmens, dessen Ausfall nicht zweifelhaft seyn konnte. Erschrocken riefen sie dem Manne zu; dieser aber schwenkte zum Abschied seine Mütze über dem Kopf, schlang seine Arme zusammen — und war nicht mehr.

Glücklicher ging es einem kleinen Hunde, den der Eigenthümer los seyn wollte und ihn in dieser Absicht von oben hineinwarf; ein paar Minuten nachher kam das arme Thier, naß, aber unbeschädigt nach Hause und wurde nun zu Gnaden aufgenommen.

Ein anderer Seitensturz heißt, „der Höllenfall"; und dies nicht ganz ohne Grund. Ein Mitreisender — einer von meinen vielen adoptirten Vettern — nahm mich etwas oberhalb des Falles, wo man ihn noch nicht sehen konnte, unter den Arm und sprach: „Nun muß Vetterchen sich nicht umsehen, bis ich es ihm sagen werde." Ich blickte also geradeaus und schritt ein Stück mit meinen Begleiter. Auf einmal machte er mit mir eine Schwenkung und rief: „Nun seht!" und was sah ich? Eine Kaskade, die, zwischen Felsen eingeklemmt, etliche 20 Fuß hinabstürzt, fast unter der Stelle, worauf ich stand. Wir befanden uns auf einem natürlichen Stein-Quai, der vom Wasser durch mehrere Jahrtausende ausgehöhlt war. Wenige Faden vor uns hing der Wasserfall, wie eine hellgestreifte Schürze über dem niegesehenen Felsenleib. Kleine Knaben gingen oben und warfen große und kleine Brettstücke **) hinein, und diese zersplitterten dann auf dem Steingrunde unten. Sie fuhren so pfeilschnell hinab, daß ich ihnen nicht mit den Augen folgen konnte.

Als wir den ganzen merkwürdigen Naturgegenstand in Augenschein genommen hatten, eilten wir hin, um die Fahrt unseres Cyklopen die acht Schleusen hinab zu schauen, die in ununterbrochener Reihe gegen sechzig Ellen hinunter in die nach dem Katarakt wieder beruhigte Göta-Elf führen. Ungefähr mitten über der Schleusenfahrt ist ein einfacher Altan errichtet, doch ohne Geländer; und da derselbe dicht am Felsenrande steht, hat man einen günstigen Hinabblick auf die Schleusen und das Schiff. Unter den Zuschauern auf dem Altan war auch eine Dame — wenigstens hatte sie Weiberkleider an — die, mit den Zehenspitzen über dem Abgrund, so ruhig und freundlich hinabblickte, als wenn es ein Brautbett wäre. Es ist Muth und Männerherz in den Schwedischen Weibern. Ihre Liebe muß nichts mit der Süßlichkeit unserer Weichlinge gemein haben.

Lilla Edet ist der Name eines, wie mir schien, Ladeplatzes, von dem ich nichts zu erzählen weiß, da man in der Nacht nicht gut sieht (wie Rahbek sagte, als er den nunmehr im vorigen Jahr in seinem Exil in Paris verstorbenen Schriftsteller Heiberg aus dem Colbjörnsenschen Ministerium herausgebracht hatte und aufgefordert wurde, seine Begleiter anzugeben).

Da wir von Colbjörnsen reden: dies war doch ein eigener Patron; er löste die Bauern in Dänemark und fesselte die Skribenten. Doch, das mußte er besser verstehen.

Ich bin ein großer Liebhaber von Fisch. Von Stockholm an hatte ich keinen erhalten, bis ich jetzt nach Kungelf kam, kurz vor der Mündung des Götaflusses; und dieser selbst war noch ungenießbar, denn es war ein politischer Stockfisch. Und die Sauce war schlecht angerichtet, verdorben, sauer und bitter, was auch nicht so seltsam war, da die Ingredienzien aus verlegenem Nationalhaß, aristokratischem Carry, Königlichem Allehanda *) und volksthümlicher Mehlsuppe bestanden, Alles mit einander von einem historischen Essig übergossen. Ach! wie sehnte ich mich nach einer wirklichen Skandinavischen Kraftbrühe. Allein so lange ich lebe, muß ich mich wohl mit Schleswig-Holsteinischem Grützbrei begnügen.

Wohl möglich, daß die Leser ebenfalls schon genug von diesem Brei haben.

*) Trollhätta oder Troldhätta, d. h. des Trolles Mütze, ist eigentlich der Name eines Felsens, an welchem der Wasserfall liegt.

**) Im Trollhätta wird ein Sägewerk getrieben, welches ich auch besah, und hier rechnet man nicht so genau mit ein Bißchen Planke von ein Paar Ellen Länge.

Mannigfaltiges.

— **Rußlands Handel mit Asien.** Ein in Herrn Erman's Archiv mitgetheilter, zum Theil sehr gründlicher Artikel über diesen Gegenstand, aus der Feder eines gelehrten Russischen Statistikers, beginnt mit folgenden Betrachtungen: „Rußland gehört seiner geographischen Lage nach eben so wohl zu Asien als zu Europa, und obgleich selbst seine materiellen Interessen es weit mehr an den Westen knüpfen, so scheint es doch oft, als habe England nicht Unrecht, Rußland als seinen Nebenbuhler im Orient anzusehen; denn von der Donau bis zum Amur ziehen sich seine Gränzposten, und jede Erschütterung im Süden dieser Linie theilt sich durch unmittelbare Berührung auch dem Norden mit. Ueberall, wohin Rußland durch seine bloße Schwerkraft gestellt ist, begegnet ihm England, von dem unwiderstehlichen Gebote seines Interesses und dem Gesetze seiner Entwickelung getrieben. Sicherheits-Maßregeln, welche Rußland zum Schutze gegen die Pest an den Mündungen der Donau ergreift, scheinen Englands Handel mit der Moldau und der Wallachei zu bedrohen. Um den Waarenabsatz in Persien streiten Engländer, die von Trapezunt kommen, mit Russischen Kaufleuten, welche durch Transkaukasien und auf dem Kaspischen Meere sich Handelsstraßen eröffnen. Von Bombay auf der einen und Moskau auf der anderen Seite begegnen sich Waarenzüge an den Höhen des Hindu-Kuh und ringen um die Herrschaft in den Ebenen südlich und nördlich dieser Berge. Daß durch so häufige Reibung oft Unzufriedenheit entsteht, ist nicht zu vermeiden, obwohl feindliche Begegnung nur von Verkennung der beiderseitigen Interessen zeugen könnte. Trotzdem, daß Schutz-Zölle Rußlands Verkehr mit den Europäischen Staaten erschweren, der Asiatische Handel aber wenigen Beschränkungen unterworfen ist, beträgt letzterer doch nur den sechsten Theil des mit Europa umgesetzten Werthes, und den Engländern gehört ein Drittheil des Russischen Gesammtverkehrs. Bei dem gegenwärtigen Zustande des Handels zwischen Rußland und dem übrigen Europa bedürfte es nur Maßregeln der Regierungen, um diesem oder jenem Zweige plötzlich eine bedeutende Ausdehnung zu geben. Zunahme der Bevölkerung und der Industrie sichern in Europa stets einen steigenden Absatz. In Asien dagegen tritt dem Menschen die Natur hemmend entgegen. Mit Wüsten umgab sie die geringe Zahl fruchtbarer Oasen, als wolle sie dieselben vor unheiliger Berührung schützen: sie erschwerte den Gebrauch von Land- und Wasserwegen und entließ aus ihrer Werkstätte die Bewohner mit dem Gepräge einer geistigen Unreife, die selbst durch fremdes Zuthun nicht gezeitigt wird. — Diejenigen Theile Central-Asiens insbesondere, welche dem Russischen Reiche zugekehrt und dem Handel mit ihm allein zugänglich sind, erscheinen so elend durch die Natur und durch ihrer Bewohner Lebensart und unsichere Zustände, daß weder in der Gegenwart noch in der Zukunft sich bedeutende Vortheile aus der Verbindung mit ihnen erwarten lassen. Es kann daher nur von geringem Werthe seyn, wer dort die Oberhand behält, und aller Streit um diese Länder ist eine Thorheit, sobald er auch nur die geringste Störung im Europäischen Verkehr der Staaten hervorbringt. China ist das einzige unter den mit Rußland handelnden Reichen, welches alle Bedingungen zu einem vortheilhaften Austausche vereint, aber wegen seiner Entfernung von den Kern-Provinzen Rußlands kann dieser Verkehr nur bestehen und blühen, so lange er von den Umständen besonders begünstigt wird. Für Europa's Industrie ist der Asiatische Markt ein Verderb; denn er sichert auch den schlechtesten, oder vielmehr nur schlechten Waaren, einen Absatz, und in Rußland namentlich werden manche Gewerbszweige eben dadurch in steter Kindheit erhalten, so wie es z. B. mit vielen Eisenwaaren der Fall ist." — Der Verfasser, der hierauf einige Details über den Russischen Handel mit Kleinasien, Persien, Turkestan und besonders China mittheilt, knüpft daran die Betrachtung, daß der Russisch-Chinesische Tauschhandel in Kiachta und Maimaitschen immer nur ein beschränkter bleiben könne, weil beide Nationen nach diesen äußersten Endpunkten ihrer Länder nur solche Waaren bringen könnten, auf deren sicheren Absatz zu rechnen sey, indem diese die theure Rückfracht nicht zu tragen vermöchten. Diese Logik scheint uns jedoch eben so wenig stichhaltig, wie jene, die in dem Absatz nach Asien die Erklärung der schlechten Qualität von Rußlands Eisenwaaren und anderen Fabrikaten findet. Letztere sind vielmehr nur darum so schlecht, weil die Fabrikanten wissen, daß sie durch einen unerschwinglich hohen Zoll vor jeder Konkurrenz des Auslandes geschützt, und eben so bleibt auch der Handel in Kiachta verhaltnißmäßig unbedeutend, weil die Chinesen wissen, daß sie außer den Sibirischen Pelzen, die sie allerdings nicht entbehren können, nur noch Russische Waaren der eben angedeuteten Art dort finden, nach denen kein großes Verlangen zu haben, ihnen eben nicht zu verargen ist.

*) Allehanda (Allerlei), so heißt auch ein Schwedisches politisches Blatt.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Freitag den 17. Februar 1843.

Italien.

Frankreichs literarische Verdienste um Italien.

Die in Mailand erscheinende Rivista Europea äußert in dieser Beziehung: „Wir thun den Franzosen Unrecht und beweisen uns sogar undankbar gegen sie, wenn wir ihnen so oft vorwerfen, daß sie vor großem Egoismus unserem literarischen Treiben keine Aufmerksamkeit schenken und des Unterrichts, den sie einst von Italien empfingen, sich erfreuend, die alte Lehrmeisterin gering schätzen. *) Jene unwürdige Götzendienerei, mit der wir jeden Brosamen auflesen, der von ihrer wohlbesetzten Tafel fällt, für jede „Meinung", die von dorther kommt, ein williges Echo haben und das elendeste Machwerk übersetzen, wenn es in Frankreich das Licht erblickt hat, ist ein so trauriges Symptom unserer Gegenwart, daß es Keiner den Franzosen verdenken kann, wenn sie hierin unserem Beispiele nicht folgen. Bücher, deren einziges Verdienst in zierlichem Phrasenbau besteht; Verse, die nur tönen und nicht erwärmen; Romane, die weder gesellschaftliche Zustände noch rein Menschliches darstellen, sondern in dramatischen Evolutionen sich kümmerlich hinschleppen oder ein paar Augenblicke mit Alkohol-Dämpfen berauschen; eine Fluth von Uebersetzungen, bald mit der ängstlichen Bedächtigkeit des Pedanten, bald mit der Unbeholfenheit und dem Unverstande des Lohnarbeiters gefertigt; nüchterne philosophische Grübeleien ohne Anwendung auf das Leben; Journal-Artikel, mehr oder weniger frei aus dem Französischen übersetzt, welche nur die Nachsicht eines ungebildeten Publikums in Anspruch nehmen, weil das gebildete sie nicht liest; Predigten, in welchen die Nachlässigkeit des Styls nicht durch Wärme der Ueberzeugung und echtes gefühltes Pathos gut gemacht wird; Bücher endlich, die gar nichts Wirkliches bringen und nachhinken, statt voranzugehen, Produkte der Halbheit und Unreife — was Wunder — wenn sie im Lande der Wirklichkeit und der Anwendung aufs Leben keinen Widerhall finden?

Wer aber auch nur Französische Zeitschriften lesen wollte, der könnte aus denselben ersehen, wie oft man in Frankreich wohlwollend und selbst gewissenhaft der ausgezeichneten Italiäner gedenkt; es giebt keine Sammlung, in der man sie vermißte, kein biographisches Werk, in welchem sie nicht eine Stelle fänden. — Wenn ihrer wenige sind, ist Frankreich Schuld daran?

Diejenigen Werke, welche Italien die meiste Ehre bringen, sind ins Französische übersetzt worden: unsere trefflichsten Romane, selbst einige Romane vom zweiten Range, und mehrere unserer pädagogischen Schriften: die Meinungen unserer Philosophen, die Untersuchungen unserer Alterthumsforscher hat man in Frankreich geprüft und gewürdigt: bei den Zusammenkünften unserer Gelehrten sehen wir mehr Franzosen als bei denen der übrigen Italiäner. Die berühmte Pariser Akademie zählt viele Italiäner unter ihren Mitgliedern und Korrespondenten. In diesem Augenblick forscht ein Franzose, der als Literat und Politiker ausgezeichnet ist, in der Geschichte von Florenz, und ein Anderer, der jetzt an der Spitze der Geschäfte steht, hat eine Sammlung von Berichten Venetianischer Gesandten drucken lassen; Partonneau und Capefigue beschäftigen sich gleichzeitig mit einem entscheidenden Moment in der Geschichte Italiens, und erst vor kurzem las Herr Edouard Alletz in der Französischen Akademie eine Abhandlung über die Macht und den Untergang der Republik Venedig. Herr Latour, der Uebersetzer Pellico's, übersetzt gegenwärtig das Leben Alfieri's und die Tragödien Manzoni's: die Hymnen des Letzteren sind bereits von Herrn Collombet aus Lyon übersetzt worden; Graf Anatole von Montesquieu hat Petrarca's Sonnette in den Dialekt jener Provinz übertragen, zum Theil auch ihre Form beibehaltend. Herrn Mazuy verdankt man eine geschmackvolle Uebersetzung des Ariosto, und jetzt verspricht Herr Arour eine neue metrische Bearbeitung desselben Dichters, während Herr Philipon de la Madelaine seine eigene mit 250 Vignetten und 25 Kupferstichen gezierte Version herausgiebt.

Vor Allen aber ist Dante, der trefflichste Repräsentant der zugleich sanften und kraftvollen, frommen und habersüchtigen, dem Himmel zugewendeten und mit der Erde beschäftigten Italiänischen Nationalität, ein Gegenstand vieler neueren Studien unter den Franzosen geworden. Ozanam hat Dante's Philosophie entwickelt; das Leben des Dichters hat derselbe Herr Artaud beschrieben, dem seine Landsleute schon die Verpflanzung des Machiavell auf Französischen Boden, das Leben Pius' VII. und eine Geschichte Italiens verdanken. Viele versuchten sich an Uebersetzungen der Göttlichen Komödie, und unter diesen mit besonderer Geisteskraft und Kenntniß der gedachte Herr E. Arour, welcher, seit Grangier (1596) der Erste, die ganze Uebersetzung in Versen abzufassen wagte. „Ich habe" — sagt er — „diese Arbeit beharrlich angefangen und fortgesetzt, in der durch so viele Beispiele gerechtfertigten Meinung, daß die Prosa unfähig ist, ein Dichterwerk treu wiederzugeben, und am wenigsten das gigantische Denkmal Dante's, welches, alle Kunst des Mittelalters in sich aufnehmend, aus den Trümmern der Jahrhunderte imposant hervorragt mit seiner eigenthümlichen Architektur, seinem religiösen Charakter, seinen strengen und grossartigen Verhältnissen."

Ein bedeutender Französischer Schriftsteller nahm einiges Aergerniß an der Construction in Arour's Dante, die allerdings mit dem sogenannten klassischen Style kontrastirt. Für uns Italiäner wird die Kopie eben dadurch ihrem Urbilde ähnlicher. Was wir aber mit grösserer Sicherheit beurtheilen können, das ist die vortreffliche Auswahl des Italiänischen Textes, bei welcher eine so grosse Menge Varianten zum Grunde lagen. Während unsere Erklärer des Dante, von dem weitschweifigen Biagioli bis zu dem sehr bündigen Tommaseo, sich abmühten, einen Sinn zu entziffern, eine Absicht des Autors zu ermitteln, ist die Schwierigkeit hier durch die bloße Uebersetzung schon gehoben. Die verständigen Anmerkungen endlich, welche jeden Gesang begleiten, haben theils philologischen, theils historischen Werth, und nicht für Ausländer allein.

Zu den eifrigsten und geistreichsten Pflegern unserer Literatur gehört unstreitig Herr Delécluze, den seine wichtigen Studien über Florenz schon rühmlich bekannt gemacht. Gegenwärtig liegen uns zwei andere unser Vaterland betreffende Werke dieses Mannes vor. Das erste ist eine Uebersetzung von Dante's Vita Nuova, als nothwendige Ergänzung zu A. Brizeux's Uebersetzung der Göttlichen Komödie; das andere eine Lebensbeschreibung Leonardo da Vinci's. Viele haben in neuerer Zeit über diesen grossen Genius geschrieben, den derjenige kaum halb erfaßt, der ihn nur als Maler kennt. Leonardo steht nach Herrn Delécluze als Maler über Michelangelo und dem göttlichen Raphael wenigstens (?) gleich; betrachtet man aber sein unermeßliches encyklopädisches Wissen, erwägt man, daß er, wie sein größtentheils noch ungedruckter Nachlaß ergiebt, in fast alle Zweige dieses Wissens tiefe, geniale, seinem Zeitalter weit voraneilende Blicke gethan: so muß man bis auf Aristoteles zurückgehen, um seinesgleichen zu finden. — Schon der Deutsche Philosoph Kant erklärt Leonardo da Vinci für eines der „umfassendsten Genie's"; Herr Delécluze aber beleuchtet alle Phasen dieser wunderbaren Individualität auf die interessanteste Weise. Von Leonardo da Vinci, dem Maler, Bildner, Baukünstler, Mathematiker, Mechaniker, dem Schöpfer im Reiche der Phantasie und des abstraktesten Denkens, dem Meister in allen ritterlichen Uebungen, dem Manne idealischer Schönheit und herkulischer Körperkraft — wird man, fürwahr! mit noch grösserem Rechte, als von Alcibiades sagen können: „An diesem hatte die Natur Alles versucht, was sie zu leisten fähig."

Valery's „Italiänische Kuriositäten".

Die besten Werke, welche jetzt in Frankreich über Italien herausgekommen sind, haben den gelehrten Bibliothekar Herrn Valery zum Verfasser, der seine fünfmaligen Reisen nach jenem Lande aufs beste zu benutzen gewußt hat. Er verbindet mit eben so viel Geschmack als Gelehrsamkeit den Vorzug seiner Stellung, sich an der Spitze so bedeutender literarischer Schätze zu befinden, die er zum Theil selbst mit grosser Vorliebe in Italien gesammelt hat. Durch so günstige Verhältnisse ward er in den Stand gesetzt, zuerst seine Reise nach Korsika, Sardinien und Elba herauszugeben, welche sehr gut aufgenommen wurde, um so mehr, da sie die wichtigsten Aufschlüsse über diese sonst noch wenig bekannten Inseln gegeben hat. Sodann gab er seine trefflichen historisch-literarischen Kunst-Reisen in Italien heraus, welche schon die zweite Auflage erlebt haben; diesen folgte ein Reise-Handbuch für Italien unter dem Titel: L'Italie comfortable, welches sich ganz besonderen Beifalls erfreut. Zuletzt aber ist von ihm eine Sammlung von Italiänischen Kuriositäten und Alterthümern herausgegeben worden *), welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient.

Hierin wird Nachricht gegeben von merkwürdigen alten Italiänischen Büchern, von berühmten Männern, meist aus dem Mittelalter, von Italiänischen Dialekten, Sitten und Gebräuchen u. s. w.

*) Aehnliches Unrecht geschieht den Franzosen mitunter auch bei uns, da diese in der That mehr mit Deutschland und seinen wissenschaftlichen Zuständen sich beschäftigen, als wir anzuerkennen geneigt sind.

*) Curiosités et Anecdotes Italiennes par M. Valery. Paris chez Amyot. 1842. — Wir haben dieses Buches bereits im vorigen Jahre kurz erwähnt.

Unter Anderem theilt der gelehrte Herr Verfasser merkwürdige Nachrichten mit über ein Liebes-Verhältniß der berüchtigten Lucretia Borgia zu dem Kardinal Bembo, von welcher zehn Original-Briefe an denselben in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand gezeigt werden, nicht mehr aber zeigt man die von ihr ihm zugesandte blonde Locke, seit Herr Valery in seinen Italiänischen Reisen davon Erwähnung gethan. Bei allem Bösen, was von dieser schönen Lucretia zu sagen, erwähnt der Herr Verfasser, daß Ariost in einem Gedichte ihre Schönheit der Keuschheit der berühmten Römischen Lucretia vorgezogen hat. Man sieht zugleich daraus, daß die Dichter damals noch mehr Schmeichler waren als jetzt, wo die tausendzüngige Buchdrucker-Presse bald das skandalöse Leben dieser Tochter und Geliebten Alexander's VI. so unter die Leute gebracht hätte, daß kein noch so theuer bezahlter Dichter gewagt haben würde, ihre Tugend zu loben. Doch auch sie hat sich gebessert. Herr Valery erzählt, daß sie sich außer ihrem Beichtvater zwei Prediger hielt; der eine mußte ihr des Morgens, der andere Nachmittags predigen, und in der Zwischenzeit las sie noch andere Predigten und Erbauungs-Bücher.

Besonders merkwürdig ist die Nachricht von der schönen Imperia, der Aspasia des Zeitalters Leo's X. Diese Göttin der Galanterie zeichnete sich durch ihren Geist und ihre Talente dergestalt aus, daß man sie nur mit der verführerischen Acarombona Tieck's vergleichen kann. Bondello erzählt, daß der Glanz ihres Hauses, in welchem sich die vornehmsten und gelehrtesten Männer jener Zeit versammelten, so groß war, daß der Spanische Gesandte keinen passenderen Ort, auszuspucken, finden konnte, als in das Gesicht eines ihrer Dienstleute. Ihre Tochter machte eine gute Heirat in Siena, denn in jener guten alten Zeit, wie man sie jetzt nennt, war auch die unebeliche Geburt keine Schande, vielmehr konnten Bastarde es zu den höchsten Ehrenstellen im Staate und in der Kirche bringen. Diese Tochter Imperia's war ein Muster der Tugend, denn Herr Valery erzählt, daß der Kardinal Alphons Petrucci dieselbe mit Gewalt entführen ließ: allein sie zog vor, sich zu vergiften, als ihre Tugend zu opfern. Dieser Kardinal erhielt aber auch seinen Lohn, denn er ward bald darauf im Gefängniß erdrosselt, weil er sich in eine Verschwörung gegen den Papst Leo X. eingelassen hatte, den man vergiften wollte. Die schöne Imperia ward, so lange sie lebte, wie eine Fürstin geehrt, besungen, Medaillen auf sie geschlagen, und so wenig scheint ihr Leben damals anstößig gewesen zu seyn, daß sie stets la nobile cortisana Romana genannt wird. In Frankreich verweigert man jetzt einer Schauspielerin ein ehrliches Begräbniß, damals ward der schönen Imperia in der Kirche des heiligen Gregorius auf dem Coelius ein Monument errichtet mit der Inschrift:

Imperia, cortisana Romana, quae digna tanto nomine, rarae inter homines formae specimen dedit; vixit annos XXVI, obiit die 15. Augusti 1511.

N.

Frankreich.

Jakob Callot und seine Phantasiestücke.

III.

In diesem Jugendromane des Malers ist Nichts erfunden. Er hat später in zweien seiner Phantasiestücke seine Freunde, die Zigeuner, dargestellt. In Florenz sah ihn ein Piemontesischer Edelmann, wie er sinnend in der Mitte der Zigeuner saß und unverwandt nach der Skulpturarbeit einer Fontaine schaute, während alle Blicke der Zigeuner die Vorübergehenden um Almosen ansprachen. Der Edelmann trat an Jakob hinan und fragte ihn mit zutraulicher, natürlicher Miene, die dieser am Waffenherold von Nancy nicht gewöhnt war, wer er sey und wie er in diese Gesellschaft gekommen? Der Knabe antwortete ihm durch Zeichen, er verstehe nicht Italiänisch; zum Glück sprach der Piemonteser etwas Französisch, so erfuhr er, wie Callot an einem schönen Morgen von Nancy nach Rom aufgebrochen sey, wie seine grünenden Hoffnungen sein einziges Gepäck gewesen, wie er sehr zur guten Stunde diese braven Zigeuner getroffen, die Brod und Lager mit ihm getheilt, und wie er jetzt seine Reise allein fortzusetzen denke, um in Rom die großen Meister zu studiren und, wenn Gott nichts dagegen habe, selbst ein großer Meister zu werden. Diese Ruhe und Entschiedenheit des zwölfjährigen Knaben ergötzte den Alten. Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem befreundeten Maler und Kupferstecher Namens Gaeta Gallina, er hatte nie Jemand protegirt und wollte sich irgend einmal im Leben liebreich erweisen. „Behandelt ihn, als ob es mein Sohn wäre", sagte er zu dem Freunde, „auf daß er Eurer und meiner würdig werde." Callot empfing Unterricht, er zeigte viel Geschick, doch nach sechs Wochen meldete er seinen Patronen, er wolle nach Rom reisen, er wolle aus der Quelle selbst trinken, aus welcher der göttliche Raphael getrunken habe. Der Alte fürchtete, die Vagabunden-Anlage seines Schützlings sey größer als sein Künstlertalent, doch er hatte Callot liebgewonnen, so kaufte er ihm einen Maulesel, setzte ihn darauf, legte einen gefüllten Mantelsack neben ihn, beschrieb ihm die guten Wege, gab ihm die besten Rathschläge, versprach ihn in Rom zu besuchen und nahm mit Thränen Abschied von ihm. Jakob, stolz auf seinem Esel sitzend, vergoß ebenfalls Thränen, doch bald vergaß er seinen Beschützer und sah nur den tiefblauen Himmel, den seine bunten Hoffnungen durchgaukelten.

Callot's Reise war vom Himmel gesegnet. Er gelangte glücklich bis an die Thore Roms. Sein Blick irrte trunken über die Dächer der ewigen Stadt, deren Kuppeln von der untergehenden Sonne vergoldet wurden, als er sich plötzlich angehalten sah. Kaufleute aus Nancy kamen eben aus Rom, um in die Heimat zu ziehen; sie eilten auf ihn zu: Ei, Monsieur Callot, wo kommen Sie denn her? — Callot erkannte die Gefahr, er lenkte den Esel linksum und jagte, so viel er konnte, doch umsonst; die Kaufleute holten ihn ein, sie schwuren alsbald, den Flüchtling in das väterliche Haus zurückzubringen, denn sie waren Zeugen des Grames der Familie Callot gewesen. Jakob betete, schimpfte und weinte umsonst, er mußte an den Thoren Roms umkehren nach Nancy.

IV.

Zu wiederholten Malen versuchte Callot zu entfliehen, doch vergeblich, sein Maulesel mußte mitten unter den übrigen gehen, und man verlor ihn nie aus dem Gesicht. Wie bedauerte er jetzt, auf dieser traurigen Rückreise nicht wenigstens die beiden Zigeunermädchen zu Reisegefährtinnen zu haben. Nach einem Monate langte die Karavane in Nancy an. Callot wurde von seinem Vater mit einem gewaltigen Sermon über die Heiligkeit der Kindespflichten und die Bedeutung der Heraldik und von der Mutter mit Freudenthränen empfangen. Der Sermon des Vaters bestätigte ihn nur in der Absicht, die erste Gelegenheit zu einer neuen Reise zu benutzen, und bloß die Thränen der Mutter hielten ihn eine Zeit lang davon ab.

Bald brach Callot dann auch zum zweiten Male nach Italien auf. Ueber diese zweite Reise sind sehr wenig Nachrichten vorhanden. Er zog durch Savoyen, lebte viel mit wandernden Komödianten, Taschenspielern, mit Zügen von Pilgern; so gelangte er ohne großes Mißgeschick bis Turin. In Turin jedoch traf er seinen Bruder, den Prokurator; dieser ließ ihn als ungerathenen Sohn und als Landstreicher verhaften und — wer glaubt es? — von Rechts wegen nach Nancy zurückbringen.

Leichter glauben wird man es, daß Callot noch ein drittes Mal nach Rom reiste. Da begleiteten ihn die segnenden Thränen des Vaters, dem er nach vielen Bitten die Erlaubniß zur Reise abgedrungen hatte. Er reiste im Gefolge der Lothringischen Gesandtschaft, welche dem Papste die Thronbesteigung Heinrich's II. melden sollte. Callot war damals funfzehn Jahr alt und kam früh genug zum Studium der Römischen Kunstschätze. Sein Entzücken, als er die Wunder der uralten Stadt sah, war unbeschreiblich, doch es verrauchte bald. Im Grunde gefiel es Callot mehr, sich durch das Gewühl der Straßen zu drängen, als sich in die Meisterwerke Michel Angelo's zu versenken. Signora Lavinia mit ihrem Federhut und ihren flammenden Augen entzündete ihn mehr als Raphaels Madonna. Er arbeitete bei mehreren Meistern, doch er hörte nur auf sich selbst. Zuletzt wandte er sich entschieden dem Kupferstiche zu. Er trat in das Atelier Thomassin's, eines alten Französischen Graveurs, ein. Man hatte in dieser Kunst noch nicht viel geleistet; nur Albrecht Dürer und einige Deutsche hatten sich ausgezeichnet; so war es Thomassin möglich gewesen, bei einem nicht bedeutenden Talente sich eine große Anerkennung zu erwerben. Callot zeichnete sich bald durch Erfindungsgabe und durch Sorgfalt der Ausführung aus; doch war es ihm höchst langweilig, daß in dem Atelier von Thomassin fast nur Darstellungen von Heiligengeschichten ausgeführt wurden. Sobald er eine freie Stunde gewann, ließ er seiner Phantasie den Zügel und malte Zigeuner, Seiltänzer, Polichinelle und dergleichen. Von den Stücken, die er unter Thomassin's Leitung arbeitete, sind nur „die sieben Todsünden" bemerkenswerth.

Eines Tages entfiel plötzlich der Grabstichel seinen Händen, Signora Bianca, des alten Thomassin's junge Frau, war in das Atelier getreten. Seit der Zeit kam die Signora öfter, sie sah Callot bei der Arbeit zu, ihr Athem berührte seine Wangen, wenn sie sich zu ihm neigte und ihm Beifall zulächelte. Callot gab sich wenig Mühe, den Gefahren dieser Bekanntschaft aus dem Wege zu gehen.

Ich habe diese Geschichte aus den galanten Kuriositäten (Amsterdam 1687), wo sie „das sprechende Bild" betitelt ist. Folgender Weise beschreibt der Chronist Callot's Liebe. Der alte Tomassin wohnte am Ufer der Tiber. Seine Liebe zur Kunst war nicht so groß, daß er für die Schönheit seiner Frau hätte unempfindlich seyn sollen. Er hatte ihr Schlafkabinet mit den kostbarsten, geschmackvollsten Gemälden, Vasen, Teppichen geziert; sämmtliche Wände waren feine Spiegelplatten, damit sich die schöne Genossin, wenn sie zu Bett ging und aufstand, nicht einmal, sondern hundertfach sehen konnte. Das Bett bestand ganz aus Seide und Gold, und ihm gegenüber hing das Bild Thomassin's. Der ganze Genuß, der Thomassin durch das Glück, die schöne Frau sein zu nennen, zu Theil wurde, war, daß es ihm verstattet wurde, ihr die Hand zu küssen, wenn er sie in der Gemälde-Galerie traf, oder wenn die Frau ins Atelier hinabstieg, um — Callot bei der Arbeit zuzusehen.

Callot war damals zwanzig Jahr alt; er war ein schlanker Bursch mit großen sinnenden Augen, wußte den Bart zierlich zu streichen und den Degen vortrefflich zu führen. Seine Kleidung war sehr gewählt, und kein Kavalier hatte so schöne Federn auf dem Hute, wie er.

Zwei junge Herzen, die sich unter einem Dache regen, lernen bald, für einander zu schlagen. Callot begann für die Signora zu schwärmen, und die Signora, sonst so stolz, war gegen Callot so mild und freundlich; sie fühlte ein inniges Vergnügen, ihn zu sehen, zu ihm zu sprechen und, wie der Chronist sagt, der bei der Erzählung fast poetisch wird, ihm mit den Flammen der schönen Augen die junge Seele anzuzünden. Der gute alte Thomassin ahnte nichts; er bat Callot täglich, seine Frau zur Messe, zur Promenade und überall hin zu begleiten, während ihn selbst das Podagra zu Haus hielt. Der junge Graveur klomm während seliger sechs Wochen stets höher an der Staffel seines Glücks empor; sein Auge und seine Seele genossen das reinste Glück, die unbewölkte Morgenröthe der Liebe; doch bald erwachte der Sturm in Callot's Brust und jagte Wolken über den klaren Himmel. Callot glaubte, sein Herz würde nur ruhen, wenn es sich an das Herz der Signora preßte;

ein Kuß, ein einziger Kuß war zur Fristung seines Lebens unverläßlich. So träumte er lange, wie Bianca in ihr Gemach trat, wie er plötzlich auf sie zustürzte, ihre Hand ergriff und —; er setzte sich in Verbindung mit der Kammerfrau der Signora und erlangte von ihr endlich den Schlüssel zu Bianca's Schlafgemach, zu dem Schlafgemache, in das selbst Thomassin nur stets am Jahrestage seiner Verheiratung sich wagen durfte, um seiner Frau die Füße zu küssen. Callot nahte sich der Thür, er schob den Schlüssel in das Schloß und zitterte bei dem geringsten Geräusche, welches das Schließen verursachte. Die Thür ging auf. Sein Blick fiel zuerst auf eine Lampe, die stets brannte, um die finsteren Träume zu verscheuchen; das zarte, schüchterne Licht erstarb in den weiten Schleiern, die das Bett umwallten. Callot trat auf den Fußspitzen ein; noch wußte er nicht, was er thun wollte; er zitterte, die Geliebte zu wecken. Er that einige Schritte vorwärts, erschrak vor der tiefen Stille, die ihn umgab, erschrak vor dem wilden Klopfen seines Herzens und vor den hundert Gestalten, die ihn rings aus den Spiegeln ansahen. Am Bett angelangt, hob er rasch die Vorhänge und sah die schöne Signora, welche schlief oder, wie der malitiöse Chronist sagt, welche that, als ob sie schliefe. Das sanfte Licht spielte um ihren Arm; Callot glaubte sich nicht satt sehen zu können und blickte doch stets ängstlich um sich, ob ihn Niemand belausche; da fährt er plötzlich zurück, wen sieht er? den würdigen Thomassin mit seiner halbblächelnden, halbverbissenen Miene; Callot stand zitternd und ließ die Vorhänge wieder zufallen, doch bald lächelte er über sich; er bemerkte, daß es nur Thomassin's Bild war. Der arme Mann! murmelte er in sich hinein, hob die Vorhänge von neuem und schaute mit innigem Behagen nach der weißen Schulter der Signora; seine Lippen wollten den Augen folgen, doch durch eine wunderbare Fügung des Schicksals blieben sie an den Lippen der Signora haften, die eben aufzuwachen schien und ihn erstaunt anblickte. „Ist dies ein Traum?" hauchte sie. — „Ja, es ist ein Traum", raunte Callot, indem er ihre Hand ergriff. — „Wo bin ich? Wen seh ich? Sie, Jakob?" — „Fürchten Sie nichts", flüsterte der Jüngling, indem er auf den Teppich vor das Bett kniete, „ich mußte Sie sehen; mein Leben hing daran." — „Sie sind durch das Fenster gekommen?" — „Nein, durch die Thür." — „Und wenn Meister Thomassin Sie hier überraschte?" — „O, sprechen wir nicht von ihm; sprechen wir von meinem Herzen, welches voll ist von Ihnen; was könnte ich Ihnen nicht Alles über Sie erzählen, wovon sie selbst noch nie Etwas geahnt haben." — „Still, ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen; gehen Sie auf Ihr Zimmer und vergessen Sie, daß Sie hier gewesen sind; kein Wort mehr, und ich vergebe Ihnen." — „Umkehren?" seufzte Callot und berührte in demselben Augenblicke mit der Hand und mit den Lippen die weiche Hand der Signora. Der Laut einer menschlichen Stimme übertönte den Kuß; die Signora bebte empor, Callot sah sich um, der Ton war von dem Bilde hergekommen. „Dieser Teufel von Portrait", murmelte er lächelnd, „ist im Stande, uns ein Zeichen zu geben"; mit diesen Worten ging er auf das Portrait zu und rief spottend: „Nun, Meister Thomassin, erklären Sie sich deutlicher." — Da schob sich das Portrait auf die Seite, um dem Original Platz zu machen. — „Meine deutlichste Erklärung ist", rief Thomassin zitternd, „daß Ihr sogleich zum Fenster hinabfliegen werdet." — Jetzt glaubte Callot selbst zu träumen; er schob den Greis auf die Seite, sprang durch die Thür, welche sich hinter dem Portrait geöffnet hatte, gelangte durch diese in Thomassin's Zimmer, von hier aus in das Atelier, wo er den Morgen erwartete. Mit Tagesanbruch schnürte er seine Sachen zusammen und wanderte nach Florenz. Er ließ seine schönsten Träume hinter sich in Rom zurück, doch er wußte keinen anderen Weg, sein Herz zu beschwichtigen. Er sah Madame Thomassin und das alte Rom nie wieder, und hiermit war überhaupt die bunte Romantik seines Jugendlebens vorüber.

V.

Callot ging nach Florenz, ohne sich klar zu seyn, was er dort wollte; er hoffte, eine Stellung in dem Atelier seines ersten Meisters zu bekommen. Er langte an ohne Mittel und, was noch schlimmer war, ohne Muth. Am Thore hielt man ihn an und wollte ihn als Fremden verhaften. Er verlangte augenblicklich, zum Großherzog geführt zu werden, und erklärte diesem, wer er sey und was er bezwecke. Cosmus II., der alle Zweige der Kunst auf das liberalste unterstützte, empfing ihn sehr freundlich und sagte ihm, er freue sich, daß man ihn auf seinem Boden festgehalten habe, er wolle Alles anwenden, ihm das Fortgehen zu verleiden. Es bestand zu Florenz eine Malerschule, und Callot arbeitete hier bald mit größerem Eifer als bei Thomassin. Auch soll Callot hier bisweilen, um sich zu erholen, den Pinsel anstatt des Grabstichels gebraucht haben; so zeigt man in der Gallerie des Palastes Corsini zwölf kleine Stücke, welche Scenen aus dem Soldatenleben darstellen und in dieser Zeit entstanden seyn sollen; doch ist die Angabe des Katalogs, daß sie Callot gehören, nicht verbürgt. Mehr sicher ist es von einem Gemälde der Gallerie zu Florenz im Saale der Deutschen und Holländer, daß Callot es gemalt; dieses stellt einen Spanischen Soldaten dar, welcher halb aufgerichtet auf der Lauer liegt; hier finden wir schon ganz die pikante Manier, die Einfachheit der Zeichnung und die Grazie der Composition des Graveurs.

Callot blieb zehn Jahre zu Florenz. Cosmus II. war gestorben, doch Ferdinand bevorzugte ihn auf gleiche Weise und verlieh ihm sogar die goldene Medaille, die den schönen Geistern des Großherzogthums zu Theil wurde. Während dieser zehn Jahre arbeitete Callot vieles Ausgezeichnete, unter Anderem das Fegefeuer, die Reise nach dem heiligen Lande, den Kindermord, die Passion. Alle diese Platten zeigen von einer Kunst der Ausführung, die vor ihm nicht geahnt war, und die auch nach ihm Niemand, selbst seine Nachahmer nicht, von fern erreichten. Das Kupfer belebte sich unter Callot's Hand und nahm die keckften Gebilde seiner Phantasie willig in sich auf.

Noch spielte ihm in Florenz die Liebe manchen Streich, doch seit seiner Abreise von hier war das künstlerische Schaffen seine einzige Leidenschaft. Alles, was er sah und hörte, hatte nur Interesse für ihn, insofern er es auf das Kupfer bringen konnte; er war für das ganze übrige Leben abgestorben.

So reiste er nach Nancy zurück. Eines Abends lag der alte Waffenherold behaglich im Fenster, als eine glänzende Karosse vor seinem Hause hielt. Er rief erschrocken seine gute Frau Renate und fragte, ob dies vielleicht eine Equipage vom Hofe sey? Die Mutter sah schärfer und hatte ein ahnenderes Gemüth; sie rief, vor Freude zitternd: „Das ist dein Sohn! das ist Jakob!" der Alte wollte eben beweisen, es sey unmöglich, daß sein Sohn, der nichts als Trunkenbolde und Seiltänzer zu malen verstanden habe, in einer Karosse wiederkehre; da stieg der Sohn aus dem Wagen, der Vater taumelte hinaus und lag ihm in den Armen; darauf, als er sich von dem ersten Freudenschreck erholt hatte, lief er eifrig nach seiner Brille, um zu sehen, ob das Wappen des Sohnes an dem Wagen stehe, und zu seinem Entzücken entdeckte er die fünf Sterne, welche ein Kreuz bildeten, die fünf Sterne, welche, wie man gesagt hat, die Nächte bezeichneten, die Callot bei der Arbeit durchwachte, und die Ruhmeshoffnungen, die ihm dabei leuchteten. (Schluß folgt.)

England.

Vier Schottische Gelehrte.

Stewart, Mackintosh, Playfair und Leslie.

Die Quarterly-Review giebt bei Gelegenheit einer ausführlichen Anzeige der Britischen Encyklopädie folgende Charakteristik von den obengenannten vier größten Schottischen Gelehrten ihrer Zeit:

Wenige Nationen können sich eines solchen Vereins hoher geistiger Kräfte rühmen, die gleichzeitig lebten und dieselbe Gesellschaft zierten. Und doch — welche verschiedene Richtungen nahm das Genie dieser Männer! **Stewart** schöpfte sein Talent geistiger Analyse und Combination aus dem Studium des eigenen Geistes, einem Studium, welches frühe und anhaltende Beschäftigung mit Geometrie geregelt hatte. **Mackintosh** nahte demselben Gegenstande mit tiefer Kenntniß der Welt, mit durchdringendem Scharfsinn, den seine Rechtsstudien entwickelt hatten, und mit allen den Auffassungen im Großen und Ganzen, die ein thätiges öffentliches Leben einem von Natur sehr hellen Verstande zuführt. In den Schriften des Einen weckt eine glänzende und überzeugende Beredsamkeit unseren Enthusiasmus, ohne die Aufmerksamkeit abzulenken; in denen des Anderen waltet ein schöner und edler Stil: sie zeigen uns in sonderbarer und doch harmonischer Verbindung die keusche strenge Sprache der Philosophie und die biegsamen mächtigen Perioden der Staatsberedsamkeit.

Noch auffallendere Kontraste zeigen uns **Playfair** und **Leslie**. Obschon Beide in die tiefsten Tiefen der Geometrie und Analysis eingedrungen waren, so wurden diese Werkzeuge der Forschung doch in sehr verschiedener Art von ihnen angewendet. Playfair's Geist, dem es um die Wahrheit allein zu thun war, trat niemals aus den gewohnten tief gehöhlten Gleisen, in denen man sie erreicht hatte; während bei Leslie, den hauptsächlich der Ruhm begeisterte, dem Prinzipe ruhiger Forschung andere Kräfte entgegenwirkten. Unter dem hemmenden Einflusse der abstrakten Wahrheit und besonders der Furcht vor dem Irrthum wagte sich Playfair selten in die Gebiete des Erfindens und Entdeckens, wogegen Leslie öfter von der gebahnten Heerstraße mit verhängtem Zügel auf Seitenpfade sprengte, wo die Natur bekanntlich oft ihre Geheimnisse entschleiert und der kühnen Phantasie gewährt, was sie dem behutsamen Verstande abgeschlagen. Auf einem geistigen Feldzuge können die kecken Handstreiche des Genies mit der Schanz- und Minengräberei des Verstandes nicht oft zusammenwirken; und doch erhält ein philosophischer Charakter dann erst seine volle Ausbildung, wenn Verstand und Phantasie im rechten Verhältnisse stehen.

„Jeder einsichtige Mensch", — sagt Professor **Napier**, — „der mit den Gaben und geistigen Erwerbungen Sir John Leslie's gründlich vertraut ist, wird seinen kraftvollen erfinderischen Genius bewundern und die ausgedehnten mannigfaltigen Kenntnisse hochschätzen müssen, welche seine thätige Wißbegier, seine umfassende Lektüre und sein glückliches Gedächtniß ihm erwarben. Einige seiner Zeitgenossen mögen Leslie an Tiefe, philosophischer Behutsamkeit und logischer Genauigkeit übertroffen haben: aber schwerlich übertraf ihn irgend Einer an Schöpferkraft, dieser so erhabenen und so seltenen Naturgabe, welche zu neuen Entdeckungen nothwendig ist, obwohl sie für sich allein noch keine sichere Resultate herbeiführt oder an jener geistigen Feinheit, welche die verborgensten Eigenschaften und Verhältnisse durchdringt, die Mysterien der Natur entschleiert und neue unerwartete Combinationen ihrer Kräfte an die Hand giebt." — „Entdeckungen in der Wissenschaft" — so sagt Leslie selber — „werden zuweilen aus Neid dem bloßen Zufall beigemessen. Allein der unleugbare Antheil, den der Zufall an jeder Erfindung hat, sollte ihr wahres Verdienst nicht schmälern. Ein gewöhnlicher Mensch würde solche Umstände unbeachtet lassen; und nur das Auge des Genies erfaßt jeden zufälligen Schimmer und erkennt deutlich die Kette der Folgerungen." Mit einem solchen Genie war aber Leslie in reichem Maße ausgestattet: Ergebnisse, die Andere übersehen, begriff er mit einer Raschheit, die an Intuition gränzte. Er besaß die erfindenden Kräfte in weit höherem Grade als die beurtheilenden, und so traf es sich wohl mitunter, daß seine Ansichten und Meinungen unter

einander selbst nicht stimmten. Er sprach den Leistungen des unsterblichen Begründers der induktiven Logik alles Verdienst ab, wiewohl die Gründer der Englischen Experimental-Schule ausdrücklich das Gegentheil sagen, und lachte ganz unbefangen über den „vorgeblichen Nutzen der Metaphysik", ohne zu bemerken, daß seine eigenen Beobachtungen über Causation virtuell das wichtige Zugeständniß enthielten, daß die Naturlehre der Philosophie des Geistes die genaue Bezeichnung ihrer rechtmäßigen Gränzen verdankt. Seine Schriften sind voll kühner und phantasiereicher Voraussetzungen; dennoch beklagt er das Uebergewicht, welches die leidige Hypothesensucht in der Welt erlangt habe. Seine Leichtgläubigkeit in Sachen des gemeinen Lebens war eben so auffallend, wie sein skeptischer Sinn in der Wissenschaft.

Dugald Stewart macht irgendwo folgende tiefe Bemerkung: „Obschon der Mathematiker in seinen eigenen Bestrebungen durch die Absurditäten, zu denen seine Irrthümer ihn verleiten, an weiten Irrfahrten nicht gehindert werden kann, so sind ihm doch widersinnige Schlußfolgerungen in anderen Dingen nur selten einleuchtend ..... So haben sich Mathematiker schon auf dem Terrain der Physik zu Schlüssen fortreißen lassen, die Anderen lächerlich erscheinen." — Etwas Aehnliches konnte man bei Leslie bemerken; aber Allem, was er gedacht, selbst dem Unhaltbaren und Abenteuerlichen, ist der Stempel der Originalität aufgedrückt. Mögen wir übrigens seine Theorieen auf die Seite legen oder selbst verdammen: seine vortrefflichen Instrumente und Experimental-Combinationen werden immer von der Nützlichkeit seiner Arbeiten Zeugniß geben und künftige Entdeckungen vermitteln.

Leslie's Gelehrsamkeit gab sich bei weitem nicht bloß in der strengeren Wissenschaft kund; er war mit der Geschichte Schottlands bis in alle Details vertraut und hatte zu diesem Zwecke sogar Kirchenbücher und Gerichts-Akten studirt. Der geniale Mathematiker, der reiche Depositar jedes bekannten Faktums im Fortschreiten der Wissenschaft würde Jedem, der ihn, ohne seinen Namen und Charakter zu kennen, über die vaterländische Geschichte plaudern hörte, als ein Alterthümler erster Sorte oder höchstens als ein unermüdlicher, mit einem trefflichen Gedächtniß begabter Leser der Geschichte erschienen seyn. Seine Art, sich auszudrücken, war überhaupt einfach, selten originell. In späteren Jahren setzte ihn bedeutende Schwerhörigkeit fast ganz außer Stand, an größeren Gesellschaften Theil zu nehmen; aber kleinere Kreise wußte er immer recht angenehm und lehrreich zu unterhalten.

Dem moralischen Charakter dieses großen Mannes konnte man einige Flecken und Mängel nicht absprechen. Er beurtheilte die menschliche Natur etwas schonungslos; er war nicht immer bereit, dem Verdienste Anderer Gerechtigkeit zu erweisen, und seine Sorge für das Irdische ging viel weiter, als es Männern der Wissenschaft zukommt. Aber diese Fehler wurden durch seine natürliche Herzensgüte und Freiheit von aller Verstellung mehr als aufgewogen. Obgleich er sein persönliches Interesse nie aus den Augen verlor, war er doch stets ein treuer Freund und ein Verwandter, auf dessen Beistand man sich verlassen konnte. Die Unterhaltung geistreicher und wohlunterrichteter Personen liebte er ungemein: aber auch in der gewöhnlichsten Gesellschaft, wenn sie nur harmlos und heiter war, fühlte er sich schon zufrieden. Oft brachte er einen vollen Nachmittag unter Kindern zu, mit denen er so naiv plauderte, als wär' er ihr Altersgenosse gewesen.

So erwarb sich Leslie große Zuneigung bei einer Menge Menschen, die nur obenhin wußten, daß er ein berühmter Mann war, ohne seine Verdienste als Gelehrter jemals würdigen zu können.

Mannigfaltiges.

— **Ungarische Literatur und Kunst.** Wir haben in unserem vorletzten Blatte bei Gelegenheit einer akademischen Rede des Grafen Széchenyi der Magyarischen Akademie in Pesth gedacht. Ueber diese Akademie so wie über den gegenwärtigen Zustand von Literatur und Kunst unter den Magyaren — abgesehen von den poetischen und literarischen Produkten der Deutschen in Ungarn — theilt die „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn" folgende Bemerkungen mit: „Eine merkwürdige Erscheinung in Ungarn ist, daß, nachdem sich hier weder ein nationaler noch ein fremdartiger tüchtiger Mittelstand gestalten konnte, auch die Literatur in die Hände des Adels gerieth, und daß bei weitem die größere Hälfte Ungarischer Schriftsteller nicht dem Mittelstande angehört, der in anderen Ländern von jeher der Schöpfer und die wichtigste Stütze der Wissenschaft, Literatur und Kunst war. Wer sich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen will, der braucht bloß die Register der Ungarischen Akademie nachzuschlagen, in denen nur wenige bedeutendere Schriftsteller fehlen. Doch ist nicht zu verkennen, daß nationale Literatur und Kunst bis jetzt nur noch sehr wenig auf die Massen gewirkt, und daß auch die Ungarische Akademie noch lange nicht das leistet, was sie leisten sollte. Das große Publikum nimmt an ihren Verhandlungen beinahe gar keinen Antheil und fördert sie und ihre Arbeiten nur in einem sehr geringen Grade. Jedenfalls liegt ein Theil der Schuld dieses Uebelstandes darin, daß sich die Akademie nicht auf den gehörigen nationalen Standpunkt gestellt, sondern wie viele andere ähnliche Institute in ihren Grundzügen und in ihrer ersten Entstehung sich zu ängstlich an fremde bestehende Muster der Art geklammert; jedoch ist auch nicht zu übersehen, wie das Bedürfniß literarischer Beschäftigung bei uns nur noch sehr gering ist und sich für umfangreichere Werke nur noch äußerst wenig Leser finden. Anders verhält es sich mit der Journalistik, deren Erzeugnisse einen verhältnißmäßig sehr weit ausgedehnten Leserkreis haben; aber auch hier ist es vorzüglich und beinahe ausschließlich die Politik, welche diesen Kreis beschäftigt. Für Poesie zeigt sich wenig Empfänglichkeit, und daß man vorzüglich unter der Mittelmäßigkeit stehende Romane und die seichtesten Französischen Dramen liebt, ist ein neuer Beweis, wie sehr wir in dieser Hinsicht von der Mode des Auslandes abhängen, und wie wenig uns noch ein tieferer poetischer Geist durchdringt. Jedoch machen einige streng national gehaltene lyrische Gedichte, die sich allgemeiner Anerkennung erfreuen und von Mund zu Mund gehen, von dieser Regel eine erfreuliche Ausnahme. Das Beste, was wir von Poesie besitzen, wurde im epischen Fache geleistet, ohne daß es jedoch bisher erkannt und nach Verdienst geschätzt worden wäre. Das Ungarische Drama, ein Erzeugniß der neuesten Zeit, gränzt kaum an die Mittelmäßigkeit, und seine Fehlgeburt ist einerseits dem Mangel an dramatischem Talente überhaupt, andererseits aber der Ueberschwemmung unserer Bühnen durch die oberflächlichen Fabrikarbeiten der Franzosen beizumessen. Die Kunst liegt trotz der schon seit einigen Jahren bestehenden Kunst- und Musikvereine noch immer sehr im Argen, da auch hier überall eifrig nach oberflächlichem Augen- und Ohrenkitzel geangelt wird und wir von nationalem Aufschwung und Darstellung kaum noch träumen. Unsere Künstler richten sich nach dem Geschmacke oder vielmehr nach der Geschmacklosigkeit und den Modeansichten des Publikums, und so steht ein solideres, gründlicheres Streben für jetzt noch in sehr weitem Felde, besonders da man bei uns sich auf das Selbstdenken in diesem Fache bisher nur sehr wenig verlegt."

Mein Herz, ich will dich fragen. Eine Französische Dame hat dieses viel komponirte und viel gesungene Lied der Parthenia in Halm's „Sohn der Wildniß" (unstreitig das poetischste Bruchstück des ganzen Drama's) folgendermaßen in ihre Muttersprache übertragen:

Mon coeur, l'amour, je prie,
Veuillez me le définir!
„Deux âmes et une vie,
Deux coeurs et un soupir."

Dis-moi: l'amour d'où vient-il?
„Il vient et il est là!"
Et dis: comment s'éteint-il?
„Lui, il ne s'éteint pas."

Quand est-il pur comme l'onde?
„Dans son abnégation:"
Quand d'une nature profonde?
„En calmant sa passion."

Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah, c'est en donnant même!"
Par quels mots sa tendresse?
„Il ne parle pas — il aime."

Bibliographie.*)

Schweden (Schluß des J. 1842).

Svenska Fornsånger. En samling af kämpavisor, folk-visor, lekar och dansar, samt barn- och vall-sånger. Utgifne af A. I. Arwidsson. Del 3. 8. Stockholm. Subscrpr. 3 rd. 24 sk. Ladenpr. 4 rd.

E. Tegnér Frithiofs Saga. 7. uppl. 8. Stockh. 1 rd. 32 sk. — Gleichzeitig ist davon auch eine Taschen-Ausgabe erschienen. Preis: 32 sk. — Ders. Tal vid särskilta tillfällen. Band 3. 8. Wexjö. 1 rd. — E. Tegnér, der Dichter, ist auch als Redner ausgezeichnet.

F. M. Franzén Predikningar. Häft 2. 8. Stockh. 1 rd. 24 sk.

J. E. Wikström Års-berättelse om botaniska arbeten och upptäckter för år 1838. 8. Stockh. 3 rd. — N. H. Selander Berättelse om astronomiens framsteg för åren 1837—1841. 8. Stockh. 40 sk. — Zwei im Namen der Akademie der Wissenschaften geschriebene Berichte. (Vergl. Nr. 129 d. J. 1842.)

A. Andrée Apotekaväsendet i Sverige, med allmän inledning om vetenskap och läkekonst. 8. Wisby (Stockh., Fritze). 1 rd.

W. F. Palmblad Palästina. Geographisk, arkäologisk och historisk beskrifning. 3. (verb. u. verm.) uppl. 8. mit Kart. u. Kpf. Upsala. 3 rd. 16 sk.

C. A. Gosselman Resor i Södra Amerika, åren 1836, 1837 och 1838. Del 1. 8. mit 1 Kart. u. 1 Kpf. Stockh. 2 rd. 32 sk.

Stockholm. Del 1: Stadens historia ifrån dess anläggning till närvarande tid. Auch mit d. Titel: Stockholm, dess historia och topografi samt beskrifning om allmänna byggnader, embetsverk och inrättningar m. m. Del 1. 8. Stockh. 2 rd. 16 sk.

Handlingar rörande Skandinaviens historia. Del 28. Auch mit d. Titel: Nya Handlingar rörande Skandin. historia. Del 13. 8. Stockh. 2 rd. 8 sk.

A. T. Låstbom Svea och Götha Höfdinga-Minne sedan 1720. Del 1. 8. Upsala. Subscrpr. 1 rd. 24 sk. Ladenpr. 1 rd. 44 sk. — Denselben Gegenstand behandelt: A. A. von Stiernman Svea och Götha Höfdinga-Minne. Del 1 (2. uppl.). 2. Stockh. 1836. 35. 8.

Statistiska Tabeller: bidrag till kännedom af Sveriges tillstånd under 20 år af konung Carl XIV. Johans regering. 4 Bog. Folio. Stockh. — Eine unparteiische und gründliche historische Darstellung der großen Verdienste, die König Karl XIV. Johann, der bekanntlich auch mehrere Male, und noch kürzlich mit einer Broschüre über Hanken, als Schriftsteller aufgetreten, um Schweden hat, giebt das unlängst in Deutschland erschienene Werk: Fr. Schmidt Schweden unter Karl XIV. Johann. Heidelberg 1842. 8. Der Verfasser (wir möchten beinahe vermuthen, daß Fr. Schmidt ein fingirter Name und der Verf. in Schweden zu suchen sey) scheint jene Tabellen bereits benutzt zu haben.

Galleri af utmärkta Svenska lärde vitterhetsidkare och konstnärer från Gustaf I. till närvarande tid. Målade eller ritade af J. G. Sandberg. Lithograferade af J. E. Cardon. (Mit biographischem Text.) Häft 23. Folio. Stockh. 4 rd.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: (Almquist) Tre fruar i Småland. Del 2. — Runa. En skrift för fäderneslandets fornvänner, utgifven af R. Dybeck. Häft 2. — Från Stockholm till Götheborg. Häft 10—12. — Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 8. Häft 2. — Sveriges store män. Häft 18—21. — Porträtter af namnkunniga Svenske män och fruntimmer. Häft 9. 10. (In Nr. 41 d. J. 1842 ist Häft 8 zu lesen.)

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Montag den 20. Februar 1843.

Türkei.

Die Albanesen.

An den westlichen Gränzen der Griechisch-Slawischen Welt lebt ein Volk, welches, stets unter den Waffen, in dem Ottomanischen Gebiet eine wahre Krieger-Kaste bildet, die eben so gefährlich und eben so frei ist, als die Krieger-Kaste in Central-Asien. Dieses Volk, welches zu allen Zeiten einen überwiegenden Einfluß in der Türkei gehabt hat und dieses Reich bis auf den heutigen Tag noch mit seinen besten Soldaten versieht, dieser kriegerische Stamm sind die Albanesen, d. h. nach der buchstäblichen Bedeutung des Wortes die Weißen, nach der gegenwärtigen Bedeutung desselben aber die Unabhängigen. Ihre Nationalität, die eigentlich mysteriösen Ursprungs ist, steigt bis zu den Zeiten der Pelasger hinauf, und die Griechisch-Slawischen Stämme finden in Albanien ihre gemeinsame Wiege.

Die Albanesen nahmen einst den kleineren Theil der Griechisch-Slawischen Halbinsel ein, wie dies noch die Namen vieler Städte und Flecken beweisen, in denen heutigen Tages die Serben oder Hellenen leben. Sogar in vielen Orten in Bulgarien, Bosnien und Macedonien giebt es alte Dörfer, in denen Albanesen mit Zinzaren gemischt leben. Der auf einem so bedeutenden Flächenraume zerstreute Albanesische Stamm nimmt jedoch jetzt sichtbar ab, und kaum zählt man in der jetzigen Zeit anderthalb Millionen Albanesen da, wo vor vierzig Jahren unter Ali-Pascha von Janina noch zwei Millionen existirten.

Während aber in Albanien, welches dem gebildeten Europa näher liegt als die übrigen orientalischen Länder und nur durch einen schmalen Meerbusen von Italien getrennt ist, sich der segensreiche Einfluß des Westen fühlbar machen sollte, tritt in diesem Theile des Türkischen Reiches immer mehr das Element der Barbarei hervor. Was ist nun die Ursache hiervon? muß man fragen. Einige nehmen zwar an, daß dies durch die hartnäckige Anhänglichkeit der Albanesen an das System der Stämme und Clans entstehe. Die Albanesische Barbarei entspringt jedoch nicht aus ihrer Zerspaltung in Stämme, sondern aus ihrer kriegerischen Lebensweise, aus dem unruhigen Geist der Horden und ihres, sogar zur Friedenszeit, kriegerischen Charakters.

Die Albanesen unterscheiden unter sich selbst zwei Haupt-Benennungen: 1) der Name Mèrditten (nach dem Persischen Worte mardaït, d. h. tapfer) wird heutigen Tages dem vornehmeren Theile der Landes-Einwohner gegeben und scheint früher ein Ehrentitel gewesen zu seyn; 2) der Name Skipetaren (die Bewohner der Vorgebirge) erstreckt sich aber im Allgemeinen auf das ganze Volk.

Die folgenden Worte des Hippokrates charakterisiren die Albanesen ganz vortrefflich: „Alle Bewohner gebirgiger, unebener, wasserarmer, dem häufigen Wechsel klimatischer Veränderungen unterworfener Gegenden sind von hohem Wuchs, tapfer, thätig, von wildem und grausamem Charakter", und kann man diesen Worten noch hinzufügen, daß der Albanese kleine Augen mit scharfem Blick, feine Augenbrauen, eine längliche Nase, flache Stirn, einen sehr langen Hals, eine außerordentlich gewölbte Brust, einen hageren, aber kräftigen Körper hat. Bei einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit der Muskeln zeichnen sich der Gang so wie die Bewegungen des Albanesen durch einen gewissen theatralischen Anstrich aus: er ist der alte Athlet. Obgleich mit Verstand begabt, ist derselbe doch wenig zu Verstandes-Anstrengungen befähigt. Der Albanese, gewissermaßen der Schweizer des Orients, dient stets mit Treue und Ergebenheit, und zwar findet man ihn in den Garden des Papstes, so wie am Neapolitanischen Hofe, in den Seraïs von Bagdad, Kahira, Marokko und in den Palästen der Moldauischen und Wallachischen Bojaren.

In Albanien findet alljährlich eine ziemlich bedeutende Rekruten-Aushebung statt. Wer die Mittel dazu hat, hat auch das Recht, sich zum Buluk-Baschi (Anführer) zu machen, d. h. für eine gewisse Summe Leute zusammenzubringen und mit denselben auf Raub in ferne Gegenden zu ziehen oder in den Dienst fremder Regierungen zu treten. Die Anführer thun Alles ihren Untergebenen gleich und zeichnen sich vor diesen nur durch reichere Waffen und eine reichere Kleidung aus. Der Soldat erhält monatlich 7 bis 10 Thaler Sold ohne Kost, welche er sich durch Plünderung auf dem Lande verschafft. In Kriegeszeiten kennt jedoch die Habgier der Albanesen keine Gränzen, und beim Angriffe der Unterliegenden ist ihr stetes Geschrei Aspra, Aspra! oder Xilon, Xilon, Xilon! (Geld, Geld! oder Tod, Tod, Tod!) Im Gefecht wissen sie die geringsten Terrain-Vortheile geschickt zu benutzen und kennen aus Instinkt alle Vortheile des Partisan-Krieges. Mit Leichtigkeit verstehen sie den Feind durch falsche Bewegungen zu täuschen; unerwartet greifen sie ihn an, mit kleinen Abtheilungen besetzen sie ein ausgedehntes Terrain, indem sie eine Kette von Posten aufstellen, welche durch unermüdliches Patrouilliren unter einander Verbindung halten. Bei Hinterhalten stellen sie häufig ihre Fes und Mäntel in Gegenden auf, die gerade auf der entgegengesetzten Seite ihres Versteckes liegen. Auf der Erde liegend oder hinter Bäume versteckt, nehmen sie ihre Gegner mit unglaublicher Sicherheit aufs Korn. Die Gefangenen machen sie zu Sklaven; den Getödteten schneiden sie den Kopf ab, salzen ihn ein und stecken ihn auf eine Lanze, welche sie mitten in ihrem Dorfe aufpflanzen.

Die Albanesen sind im Allgemeinen offen und halten das gegebene Wort; ihre lasterhaften Neigungen sind dem ehelichen Leben, welches auf sehr strenge Grundsätze basirt ist, nicht entgegen; und sogar die Bekenner des Islams haben hier nur Eine Frau. Bei alledem ist der Albanese nicht eifersüchtig und erlaubt seiner Frau, ohne Schleier zu gehen. Wie bei allen kriegerischen Völkern sind aber auch bei den Albanesen die Frauen verachtet und mit Arbeiten überhäuft. Dieselben verdienten jedoch ein besseres Loos, da sie Schönheit mit allen weiblichen Tugenden vereinigen.

Jedes Haus kann man hier ein Fort nennen, indem die Fenster als Schießscharten dienen. Die Lehmhäuser der Albanesen stehen fast stets isolirt, und zwar, wo möglich, auf Anhöhen, zu denen nur eine Treppe führt. In dem Zimmer findet man fast gar keine Möbel, zuweilen jedoch Thüren; der Rauch zieht durch eine Oeffnung in der Decke. Die Fenster sind ohne Glasscheiben und werden im Winter mit Papier verklebt. Die Seraïs der vornehmsten Bey's zeichnen sich durch einige Zierrathen aus und sind von außen mit hellen Farben bemalt, im Innern aber mit Arabesken, Zeichnungen orientalischer Architektur, Landschaften rc. überfüllt.

Der Luxus des Albanesischen Kostüms, welcher übrigens eine Variante des Griechischen genannt werden kann, ist zum Sprüchwort geworden. Der mit buntfarbiger Seide reich gestickte, mit glänzend vergoldeten Knöpfen besetzte Kaftan umwallt die Gestalt und alle Bewegungen des Albanesen. Zwei aufgeschlitzte Aermel flattern, Flügeln gleich, von den Schultern. Der Fistan oder die Fustanelle, welcher an den Kilt der alten Celten und den kurzen Rock der alten Römischen Soldaten erinnert, gehört zu den vorzüglichsten Kennzeichen der Zöglinge des Albanesischen Fiß oder Clan. Die Fustanelle besteht aus 120 schräggeschnittenen Stückchen Leinwand, welche zusammengenäht einen nach unten zu sehr weiten, in zahllosen Falten fallenden Weiberrock bilden. Diese Art von Tunika ist fast 2 Fuß lang und mit seidenen Festons verziert, so daß sie dem Gange einen Anstrich von Leichtigkeit und Kraft giebt, welcher den Fremden in Erstaunen setzt. Weiße Fustanellen sind eine Schande für den Albanesen, und selten sieht man reine. Der Albanese ist stolz darauf, nur eine Fustanelle zu haben, die er so lange als möglich trägt, indem er der Meinung ist, dadurch zu beweisen, bis zu welchem Grade er Luxus und Ueberfluß verachtet.

Die Albanesen scheeren ihr Haupt wie die Türken, doch lassen sie im Genick einen Büschel Haare stehen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist das rothe Fes; die Ulema's aber haben das Privilegium, Turbane und Bärte zu tragen. Der Kopfputz der Weiber unterscheidet sich von dem der Männer nur dadurch, daß sie das Fes mit Münzen behängen, und durch üppige Haare, welche sie von allen Seiten aufflechten.

Die Fußbekleidung der Krieger ist eine Nachahmung der alten Kothurne und besteht in tuchenen Stiefeletten mit Haken und Oesen und seidenen Einfassungen, welche vom Knie bis zum Knöchel reichen. Die Reichen tragen hierzu rothe Saffian-Schuhe; die Armen dagegen ein Stück ungegerbter Haut, welches sie wie Sandalen mit Stricken zusammenbinden. Sein Lager macht der Albanese, ohne sich zu entkleiden, auf der Erde, indem er Matten von Palmen-Blättern oder einen aus einer Asiatischen Stadt entführten Teppich ausbreitet und unter den Kopf einen Mantel von Kameelhaar oder Schafwolle legt. Eben so genügsam sind sie in ihrer Kost, indem sie ganz zufrieden sind mit einer Suppe von Reis oder Mais-Mehl, mit Milch gekocht. Nur an Festtagen giebt es Jani, d. h. Fleisch mit getrockneten Erbsen, Türkischen Pillav und Katsche, d. h. Braten, der aus einer ganzen Ziege oder einem Hammel besteht, welcher auf einem eichenen Brette servirt wird. Das Festtags-Mahl wird dann beschlossen mit Stückchen Honig, die mit Sahne angemacht sind. Bei aller ihrer anscheinenden Barbarei sind diese Feste doch in gewisser Beziehung großartig. Mit Verwunderung sieht der Europäer die offene Heiterkeit, welche hierbei

herrscht, und die langen Reihen von Dienern, welche mit auf der Brust gefalteten Händen dastehen, so wie die goldgestickten Servietten, die großen, mit kostbaren Steinen besetzten Krystall-Pokale, die vergoldeten Krüge, aus denen die jungen Frauen, nach der Mahlzeit, den Gästen warmes Wasser auf die Hände und das Haupt gießen, so wie zuletzt die mimischen Tänze. Alles erinnert hier den Reisenden an die Sitten des Alterthums; aber betrüben wird er sich, wenn der Familien-Vater mit abergläubischer Andacht die Knochen des verzehrten Hammels sammelt und im Sonnenschein, wie in einem Gottes-Urtheil, daraus das Schicksal seines Stammes herausliest.

Oft werden die Mahlzeiten durch Gesang begleitet, und zwar hat jeder Clan seinen Barden, der die Siege der Vorfahren und der gegenwärtigen Stammhäupter besingt, Siege, die für den Gebildeten durch Grausamkeiten und Treulosigkeiten sich auszeichnen, in den Augen der Albanesen aber nichts Tadelnswerthes sind. Die in Verse abgetheilten Gesänge sind jedoch sehr einförmig und werden zu gewissen Zeiten von durchdringendem Geschrei unterbrochen. Der Brakowolas, d. h. der Marsch, welchen schon die Gefährten Skanderberg's sangen und der vielleicht bis in die Zeiten des Pyrrhus hinaufreicht, macht noch immer einen schlagenden Effekt.

In Folge der eigenthümlichen Lebensweise sind die Albanesen kräftig, unempfindlich gegen den Wechsel des Klima's und der Jahreszeiten und bezeugen die höchste Geringschätzung gegen die Aerzte. Auch giebt es in ganz Albanien nicht mehr als zehn Apotheker, welche in Pisa, Wien oder Paris gelernt haben. Die Chirurgie ist in Händen von Zauberern, welche vermittelst Salben und kabbalistischer Gebete alle Wunden heilen zu können vermeinen. Wirklich heilen auch diese hausbackenen Chirurgen die durch entsetzliche Säbelhiebe verursachten Wunden, und zwar schreiben sie bei dieser Gelegenheit den Kranken sonderbarer Weise nur Branntwein zu trinken vor, um, wie sie sagen, den kalten Brand zu verhindern. Die Heilung chronischer Uebel beschränkt sich oft nur darauf, daß sie den Kranken in die Kirche führen, wo der Geistliche Gebete über ihm liest, und wenn der Kranke nicht transportabel ist, schicken sie auch wohl nur dessen Kleid hin. Sogar Muselmänner vertrauen dieser frommen Ceremonie. Schwangere Frauen setzen nie ihre gewohnten Arbeiten aus und entledigen sich nicht selten ihrer Bürde mitten in der Arbeit auf freiem Felde, worauf sie nach Hause gehen und sich zu Bett legen, wenn sie auch völlig gesund wären, denn die Wöchnerin darf sich gesetzlich mehrere Tage lang vor Niemanden sehen lassen. Eine ganze Woche lang versammeln sich alsdann die Nachbarn des Nachts um das Haus der Wöchnerin und machen fortwährend Lärm, so daß diese sowohl als der Säugling nicht schlafen können, damit sie nicht die Opfer der bösen Geister werden. Kranke, die besessen sind, lassen sich durch Wahrsager heilen, indem diese die Namen der Teufel, von denen jene besessen sind, auf ein Papier niederschreiben, das sie unter Verfluchungen den Flammen übergeben. Es würde jedoch zu schwierig seyn, allen Aberglauben der Albanesen aufzuzählen. Oft sieht man Bäume, an denen zwischen den Zweigen Steine aufgepackt sind, indem die Reisenden aus dem gemeinen Volke hoffen, durch dergleichen Opfer die Wald-Teufel zu beschwichtigen. Zuweilen legen sie in dieser Absicht auch unter die Brunnen am Wege Blumen oder Muscheln, oder grünes Reis, oder auch wohl einige Haare aus dem Barte, als Geschenke für den guten einsamen Geist (Kalodamon), nieder. Besonders fürchtet der Albanese die Augen, und wenn er sich einbildet, daß er angesehen wird, so eilt er, Eisen zu berühren oder sein Pistol abzufeuern, indem er sich sonst unbedingt vom Wege verirren und in eine Schlucht oder einen Abgrund fallen würde, der von Vampyren bewohnt ist. Der Vampyr der Albanesen ist ein unvertilgbarer Geist, der zuweilen in der Gestalt einer schweren Schlange aus der Erde steigt, um die im Grase schlafenden Menschen zu stechen. Wenn der Albanese sich zu einer längeren Abwesenheit anschickt, so näht ihm seine Frau einige Stückchen ihrer eigenen Kleider in seinen Mantel und umgiebt sich unterdessen mit den Gegenständen, die ihrem Manne am liebsten sind, aus denen sie dann fortwährend wahrsagt. Wenn aber die Hunde des Nachts bellen, ohne daß man einen Gegenstand zur Veranlassung des Gebells sieht, so betrübt sie sich, indem sie glaubt, daß die Teufel auf die Seufzer ihres in Gefangenschaft gerathenen oder in den Sandwüsten von Tunis oder Palmyra erschlagenen Gatten antworten. Die Barbarei der Albanesen erklärt freilich all' diesen Aberglauben noch mehr als die orientalische Erziehung; der Einfluß des Orients spricht sich jedoch in ihren Gebräuchen kaum stärker aus, als der Einfluß des alten Europa: denn so widerspricht z. B. die Jagd auf wilde Thiere völlig den orientalischen Ideen, und doch ist dieser Zeitvertreib der Germanischen Barone ein Hauptvergnügen des Albanesen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Jakob Callot und seine Phantasiestücke.

(Schluß.)

Callot war des Lebens im fremden Lande müde geworden, er wollte seine Tage in Nancy beschließen; so kaufte er sich ein Haus und verheiratete sich. Von seiner Frau, Catharina Kuttinger, weiß man nichts, als daß sie Witwe war und einen Sohn hatte. Dies war sicher eine Verstandesehe. Bald nach seiner Verheiratung wurde er sehr fromm, er versäumte die Messe nie, und die liebenswürdigen Thorheiten, die übersprudelnde Heiterkeit seiner Schöpfungen waren dahin.

Sein Talent, wie jede Originalität, machte überall das größte Glück. Selbst am Hofe zu Paris bewunderte man seine unerschöpfliche Phantasie; und als Ludwig XIII. zur Belagerung von La Rochelle aufbrach, berief er den Lothringischen Graveur in sein Gefolge, indem er sagte, nur dieser sey würdig, Frankreichs Siege der Nachwelt zu überliefern. Callot folgte diesem ehrenvollen Rufe ungern, denn wie sollte er im Getümmel des Lagers die Messe regelmäßig hören! Nach der Belagerung begab er sich nach Paris um die auf dieselben bezüglichen Stiche zu vollenden. Hier traf er einen alten Freund, Sylvester Israel, wieder und kam mit mehreren Künstlern in Berührung, welche mit der Ausschmückung des Königlichen Palastes beschäftigt waren, unter diesen Rubens, de Rouet, Poussin, Philipp von Champagne und Lesueur. Ungeachtet dieser Bekanntschaften und der Protection Ludwig's XIII. ging Callot, sobald seine Arbeit vollendet war, nach Nancy zurück. Er liebte jetzt mehr als Alles die Ruhe und die Beschränkung. Die Sorge für die Herausgabe seiner Werke überließ er seinem Freunde Israel, welcher die Freundschaft so weit trieb, mehrere Stücke Callot's mit seinem eigenen Namen zu zeichnen; auf den meisten jedoch kehrte bloß die Formel wieder: dargestellt von Callot, herausgegeben von Israel.

Außer der Sehnsucht nach Stille bewog Callot die Sorge für seine Familie und die große Liebe zu seiner Vaterstadt, in dieselbe zurückzukehren. Er vertiefte sich jetzt andachtsvoll in die vaterländische Geschichte und begeisterte sich vorzüglich für die Siege Lothringens über Burgund, als Nancy den Sieger von Gent, Lüttich und Montlhéry, Karl den Kühnen, sterben sah. Mehrere unvollendete Arbeiten, die sich in seinem Nachlasse gefunden, haben Bezug hierauf, unter Anderem ein allegorisches Stück, das die Unterschrift: „Gott und mein Degen" führt.

Als Ludwig XIII. Nancy hierauf belagerte und es durch eine Hinterlist des Kardinals, der nur einen Triumph selbst auf Kosten der Ehre feiern wollte, mit Verletzung des Völkerrechts in seine Hände bekam, war er erstaunt, unter den Künstlern, die ihm in Nancy den Hof machten, Callot zu vermissen. So hat er die Wohlthaten vergessen, die ich ihm erwiesen habe! fragte der König Claude de Rouet. Der Maler hinterbrachte Callot die Worte des Königs. „Wohl hab' ich sie vergessen", sagte dieser, „seit Ludwig XIII. auf diese Weise in Nancy eingezogen ist": und er ließ sich nicht bewegen, zum Könige zu gehen. Doch bald erschien ein schriftlicher Befehl, vom Herzog Karl von Lothringen unterzeichnet, der ihn auf das Schloß vor den König forderte. Ich werde gehen, sagte Callot, doch der König soll es mir ansehen, wie ich von ihm denke. Ludwig XIII. trug ihm auf, die Belagerung von Nancy darzustellen. Sire, antwortete Callot, ich bin ein Lothringer und würde mir lieber den Daumen abhauen. Die Nahstehenden waren erschrocken über diese Verwegenheit, die Höflinge zogen die Degen und gaben der Wache im Vorsaale ein Zeichen; auf der anderen Seite gruppirten sich die Lothringischen Edlen, die dem Vaterlande noch treu geblieben waren, um Callot, um ihn zu vertheidigen; doch wie stieg das Erstaunen Aller, als Ludwig, der bisweilen königliche und menschliche Regungen hatte, vollkommen ruhig blieb und zu dem Maler sagte: „Meister Callot, eure Antwort macht euch Ehre", und sich hierauf zu den Höflingen wandte und ihnen die Schwerter einzustecken winkte, mit den Worten: „Ich preise den Herzog von Lothringen glücklich, daß er solche Unterthanen hat."

Schon in diesem Jahre stellte sich bei Callot das Uebel ein, welches ihn langsam tödtete. Um sich zu zerstreuen, legte er seinen Grabstichel bei Seite und hielt sich den Sommer über auf dem Landgute seines Vaters auf. Hier bildete er im Geiste sein großes Werk: die Versuchung des heiligen Antonius, aus, das er am Grabesrande vollführte, und in dem jedes Blatt Ariost's und Dante's würdig ist. Die Versuchung des heiligen Antonius ist ohne Zweifel ein ernstes Werk. Callot, der wie Hoffmann, ein anderer Träumer desselben Genres, den Teufel darstellte, würde sich gehütet haben, darüber zu lachen. Was uns in den großartigen Allegorieen und besonders in den Darstellungen des Teufels Humor scheint, würde uns in ganz anderem Lichte entgegentreten, wenn wir es nur einigermaßen vermöchten, an den Teufel zu glauben.

Die Aerzte riethen Callot, die Arbeit ganz aufzugeben, doch dies war ihm unmöglich. So siechte er in trüber Dumpfheit dahin, lange trug er sich mit dem Gedanken des Selbstmordes und war zuletzt für Niemand mehr auf Erden vorhanden und ging an Nichts mit Liebe, als an das Gebet. Er starb am 25. März 1635, zweiundvierzig Jahr alt, und wurde im Franziskaner-Kloster begraben; man errichtete ihm ein prunkvolles Denkmal unter den Gräbern der Herzoge von Lothringen. An einer Pyramide, die sich über dem Grabe erhob, hing Callot's Bild in Lebensgröße, von seinem Freunde Michel Lasne auf schwarzem Marmor gemalt. Unter demselben war eine pomphafte Anrede an die Nachwelt angebracht. Die Franziskaner jedoch, welche sich mit diesem Schwulste nicht vertragen konnten, schrieben den einfachen Pentameter darunter: Stabit in aeternum nomen et artis opus. Ein Freund Callot's, dem die Poesie der Mönche zu wenig bezeichnend scheinen mochte, mußte jedoch seiner Begeisterung noch in folgenden traurigen Versen Luft machen, die sich allein erhalten haben:

En vain tu ferais des volumes
Sur les louanges de Callot,
Pour moi je ne dirai qu'un mot:
Son burin vaut mieux que vos plumes.

Die Ehre, als großer Herr begraben zu seyn, mußte jedoch Callot noch entgelten. 1793 glaubte der Sansculottismus seinen Muth an einem alten Herzoge kühlen zu können und zerstörte das Grab. Später fand man die Hälfte des Bildes wieder auf, und 1823 entdeckte man auch Callot's Asche und setzte sie in der Kirche bei.

VI.

Callot's Werke bestehen aus fast funfzehnhundert Platten, die mit Israel's Namen bezeichneten mit eingerechnet. Wo die Phantasie keinen Spielraum mehr hat, hört der Reiz seiner Werke auf. Man sieht, daß es ihm langweilig

war, Etwas mit mühsamer Sorgfalt vollständig auszuführen. Oft warf er im Gespräch mit Freunden nur einzelne Striche hin und war erstaunt, zu sehen, daß sie sich zur Figur geordnet hatten. Ungeachtet alles Humors, aller Bizarrerie, war sein Talent im Grunde ernst. Bei all' der großartigen Bewegung in so vielen seiner Arbeiten, in denen sich oft Tausende von Menschen zusammendrängen, zeigt sich stets die größte Klarheit der Anlage und nirgend eine Wiederholung, und überall das tiefe geistige Leben, welches nur aus einer lebendig anschauenden Phantasie und einer wahren Begeisterung hervorgeht.

Später führte ein Bürger von Nancy, Laurenz Mannoyse, die meisten der Grotesken Callot's als Schnitzwerke in Holz aus. Seine Arbeiten fanden großen Beifall, und unsere Väter zierten Kamine und Schränke mit denselben, doch hat sich Nichts von ihnen erhalten.

Es mußte für den Ruhm Callot's und besonders für seine Bedeutung in der Kunstgeschichte nur nachtheilig seyn, daß er nach Albrecht Dürer und vor Rembrandt kam. An die einfache Naivetät, die tiefe Wahrheit Dürer's reicht Callot nicht von fern. Als Raphael Dürer's Holzschnitte sah, bat er ihn um sein Portrait und schickte ihm das seinige; so malte van Dyk, von Callot's Werken begeistert, diesen, als er durch Flandern reiste, und wurde von ihm während des Malens in Kupfer gestochen; auch sie wechselten die Bilder, und man kann die Parallele vollständig machen, indem man sagt, daß zwischen Callot und Albrecht Dürer ein so großer Unterschied stattfinde, wie zwischen van Dyck und Raphael. Rembrandt malt ebenfalls Lumpen, doch bei ihm birgt sich hinter den Lumpen die tiefste Poesie, bei Callot oft nichts als eine Grille des Talents, eine Caprice der Phantasie. Die Phantasie ist die zehnte Muse, und sie war die Muse Jakob Callot's. In seinen Werken vermißt man die in alle Tiefen eindringende Vernunft, den klar und selbständig berechnenden Verstand und die Wärme des Gemüths. Sie ist leicht zu unterscheiden von dem Feuer der begeisterten Phantasie. Seine Arbeiten stellen nicht Scenen des Lebens, sondern des Karnevals dar. Obgleich Franzose, besitzt er nichts von Molière's komischer Kraft, nichts von der milden Naivetät Lafontaine's. Obgleich er lange Jahre Italiänische Luft geathmet hat, ist es ihm nicht gelungen, einen Theil des großartigen Geistes der Italiänischen Meister in sich aufzunehmen: doch hat er die Italiänische Heiterkeit, wie sie in Ariost bis herab auf Gozzi erscheint, auf das herrlichste dargestellt.

A. Houssaye.

Das Entlaufen der Galeeren-Sklaven.

In einer so eben unter dem Titel: „Das Innere der Bagnos", erschienenen Französischen Schrift befinden sich einige Details, die auch für das Ausland nicht uninteressant seyn dürften.

Es ist schwer, sagt der Verfasser jener Schrift, Herr Sers, einen allgemeinen Bericht über die Art der Beaufsichtigung abzustatten, die in den drei Französischen Bagnos ausgeübt wird, da die Dienst-Reglements je nach der besonderen Lokalität verschieden sind; indessen sind wir doch im Stande, Folgendes in dieser Beziehung mitzutheilen.

An den Gittern der Bagnos ist eine Wache aufgestellt, die das Geschäft hat, die Thüren zu öffnen und zu schließen; sie darf keinen Fremden herein oder hinaus lassen, ohne daß die besondere Erlaubniß des Aufsehers über die Dienstmannschaft hierzu gegeben wird. — An den Gittern der einzelnen Gefängnisse sind in gleicher Weise beständig zwei Wachen aufgestellt, von denen die eine die Schlüssel führt, die andere hingegen die Verbrecher bei ihrem Aus- und Eingange zu kontroliren und zu visitiren hat. — Des Morgens, wenn die Verbrecher sich zur Arbeit begeben, werden sie gezählt, und eine Abtheilung der Wache ist insbesondere damit beauftragt, die Fesseln zu untersuchen, um nachzusehen, ob sie etwa zerhauen oder zerbrochen sind. — Bei der Arbeit werden jedem einzelnen Aufseher fünf Verbrecher-Paare übergeben; wenn dieser bemerkt, daß einer oder mehrere von ihnen verschwunden sind, so führt er sogleich die übrigen ihm anvertrauten Leute nach dem Bagno zurück und macht daselbst Anzeige davon, indem er den Ort angiebt, wo jene entwichen sind. — Zu Mittag, wenn die Verbrecher nach dem Bagno zurückkehren, zählt man sie noch ein Mal. Wenn sie des Nachmittags wieder herausgelassen werden, so werden sie von neuem visitirt. Endlich zur Nachtzeit werden sie zum letzten Mal zusammengerufen, indem zu dem Zwecke eine Kanone abgefeuert wird. — Des Abends, wenn alle Verbrecher zusammen sind, nehmen die Aufseher vor den Gefängnissen ihre Posten ein, und eine Abtheilung der Wache wird für die Nacht konsignirt. — Auch während der Nacht wird der ganze Umfang des Bagnos von den Gehülfen der Aufseher umzogen, wobei sie, so sie es für nöthig halten, sich von Wachen begleiten lassen. -- Außerdem hat jedes Bagno eine Militair-Wache unter den Befehlen eines Offiziers und beständig geladene Kanonen; wenn die Verbrecher herausgelassen werden, so zieht die Wache auf und die Lunte wird angezündet, so daß das Geschütz im Nothfalle auf der Stelle abgefeuert werden kann.

Bald befinden sich die fünf einem Aufseher anvertrauten Verbrecher-Paare auf derselben Stelle zusammen, bald nehmen sie einen ziemlich weiten Raum ein, so daß der Aufseher nicht im Stande ist, seinen kleinen Trupp auf einmal zu überschauen. Uebrigens enthalten die Arsenale mehr oder weniger Vertiefungen: sie sind mit Magazinen aller Art versehen, haben Schiffe auf den Werften und auf der See; auch liegen Tausende von Holzsachen hier und da aufgethürmt, wie Schiffstrümmer, Maschinen und Bauholz, die alle so viele Schlupfwinkel bilden, daß der Verbrecher in einer Sekunde sich dem wachsamsten Auge zu entziehen im Stande ist; er studirt, er erräth, er erkennt die Ausgänge, die ihn gegen die sorgfältigsten Nachsuchungen zu schützen im Stande sind; die Hoffnung auf die Wiedererlangung der Freiheit eröffnet ihm die Aussicht auf unglaubliche Hülfsquellen; er zerbricht seine eigene Kette und verschwindet plötzlich, gleichsam wie auf einen Zauberschlag.

Die Kette bildet übrigens für den Verbrecher das geringste Hinderniß; er erfaßt sie mit einem kalten Meißelschlage, mit der Axt oder mit jedem anderen Werkzeuge, das gut schneidet; hierauf befestigt er den Ring in der Spalte irgend eines Stückes Holz und biegt sodann zu wiederholten Malen das Eisen hin und her, so daß dasselbe endlich seinen Anstrengungen weicht.

Uebrigens kommen mitunter Entweichungen vor, die sich unmöglich verhindern lassen. So zum Beispiel waren am Abend vor Weihnachten, im Jahre 1838, zehn Verbrecher-Paare, unter der Aufsicht zweier Aufseher, auf der Rhone-Wiese zu Rochefort mit Erdarbeiten beschäftigt. Auf ein Mal zerbrachen sechs von diesen Verbrechern ihre Ketten und liefen plötzlich davon, so daß sie ihre Aufseher außer Stand setzten, sie alle zugleich wieder aufzugreifen. Zur selben Zeit fiel der Regen in Strömen herab, die Nacht brach herein, und vierzehn Mann waren noch zurückgeblieben. Indessen gelang es einem von den Aufsehern, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden, und nachdem er sie mit Standhaftigkeit verfolgte, holte er sie endlich ein und brachte den, der zuerst von ihm aufgegriffen wurde, mit entblößtem Säbel nach dem Bagno zurück.

Ein anderes Mal zerbrachen in demselben Hafen zwei Verbrecher ihre Fesseln am Ufer der Charente, stürzten sich in den Strom und schwammen durch den Fluß unmittelbar vor den Augen der Aufseher, denen, da sie nicht schwimmen konnten, nichts Anderes übrig blieb, als die Deserteure mit ihren Drohungen zu verfolgen.

Als die günstigste Jahreszeit für die Entweichungen erscheint der Sommer, eine Zeit, wo die Natur selbst den Flüchtling durch Obst erhält und in den Getraidefeldern Schutz gegen die Gendarmen gewährt; auch warten in der That die Verbrecher meist die Monate Juni und Juli ab, um alsdann plötzlich zu entweichen. Die zu dieser Jahreszeit herrschende Dürre gestattet ihnen, überall durch das Wasser zu kommen, wo die Noth es erfordert.

Das Entlaufen des Verbrechers wird der fernen Landschaft durch drei Kanonenschüsse angezeigt; wer denselben auffängt, erhält eine Prämie, die im Hafen fünfundzwanzig Francs, innerhalb der Stadt funfzig Francs und außerhalb der Mauern derselben hundert Francs beträgt. Durch diese Prämie, so wie durch den Schrecken, den die Flucht des Galeeren-Sklaven einflößt, wird die ganze Bevölkerung sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt in Bewegung gesetzt; man bewaffnet sich, man durchstreift das Land, und man bewacht sorgfältig seine Güter: das Signalement des Deserteurs wird auf der Stelle an die See-Präfektur, an den Befehlshaber der Truppen, an die Gendarmerie der Umgegend, an den Berichterstatter bei dem Marine-Tribunal, an den Douanen-Aufseher und an die Präfekten der acht benachbarten Departements abgeschickt.

Aber in welcher Kleidung wird man den Galeeren-Sklaven wiederfinden? Und was für Papiere wird er bei sich führen? Im Arsenal kann man für Geld durch hülfreiche Gauner Kleidungsstücke geliefert erhalten; aber auch mittelst Nachschlüssel, welche die Verbrecher sich selbst anfertigen, können sie in eines der Magazine oder in ein Atelier einbrechen und sich hier neue oder alte Kleider verschaffen. Was ferner die Papiere betrifft, so werden dergleichen in allen Bagnos angefertigt; namentlich können wir zu Rochefort den Verbrecher Clément zitiren, dessen hierin geübte Feder aufs täuschendste einen Reisepaß nachzumachen versteht. Man hat zuweilen einen solchen mit den von der Mairie ausgestellten Pässen verglichen, und man war nicht im Stande, irgend einen Unterschied zwischen denselben zu entdecken.

Dem entlaufenen Verbrecher werden, wenn er wieder eingefangen wird, entweder drei Jahre verlängerte Strafzeit auferlegt, wenn er vorher als Galeeren-Sklave auf Zeit, oder er wird zu drei Jahren Doppelketten verurtheilt, wenn er vorher als lebenslänglicher Galeeren-Sklave im Bagno war.

Als Beispiele einiger Entweichungen, die Staunen erregen, führen wir folgende an:

Zu Toulon gelingt es dem Verbrecher Fichon, sich von seinen Ketten loszumachen; er täuscht die Aufmerksamkeit der Wachen, und man findet ihn nicht mehr auf. Indessen werden gegen ihn als einen Verdächtigen die schleunigsten Untersuchungen angestellt; Aufseher und Gehülfen sind auf den Beinen; man zieht überall Erkundigungen ein; das Innere des Arsenals wird nach allen Richtungen hin durchspäht; nichts führt auf die Spur des Verbrechers. Was ist aus ihm geworden? Er hat sich im Wasser, im Hintergrunde eines Bassins, versteckt; vermittelst eines ledernen Aermels, dessen äußerstes Ende an der Oberfläche des Gewässers angebunden war, erhielt er die ihm nöthige Luft: während der Nachtzeit kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor und nahm die Nahrungsmittel zu sich, die seine Kameraden an einem geheimen Orte für ihn niederlegten. Am dritten Tage erst entwich er gänzlich.

Der berüchtigte Moritz entkam aus dem Bagno auf eine noch merkwürdigere Weise: trotz der Doppelketten, mit denen er gefesselt war, gelang es ihm, sich einen Nachschlüssel zur Thür seines Gefängnisses zu verschaffen; nachdem er seine Fesseln durchsägt, schwingt er sich aufs Gitter, nicht weit von der dort aufgestellten Wache; ohne die Glocke des Bagnos in Bewegung zu setzen, steigt er mittelst des Seiles aufwärts, durchbricht das Dach, verhüllt den Glockenklöppel mit leinenem Zeuge, kommt sodann zurück und findet acht seiner Kameraden von ihren Fesseln befreit; der kühne Verbrecher führt sie unter die Glocke, zeigt ihnen den offenen Weg und schwingt sich selbst als der neunte Mann aufs Dach. Unterdessen hat die Wache herausgerufen; die Entweichung wird entdeckt; sogleich umzingeln die Patrouillen das Arsenal, dessen vorzüglichste Punkte auf der Stelle von ihnen besetzt werden; acht Galeeren-Sklaven

werden wieder aufgefangen: Moritz allein entwischt den Nachsuchungen. Dieser Verbrecher befand sich in dem Bagno zu Brest.

Eine der merkwürdigsten Desertionen ist die des Cochot. Der Plan, welchen er bei seinem Entlaufen sich entwarf, war folgender: am 30. April des Abends, als am Vorabend des Geburtstages des Königs, werden in jedem Hafen des Staates einundzwanzig Kanonensalven gelöst. Cochot dachte nun, daß die drei Kanonenschüsse, welche als Signal der Entweichung eines Verbrechers abgefeuert zu werden pflegen, leicht mit denen verwechselt werden dürften, welche den Königlichen Geburtstag ankündigten. So verschwand er denn am 30. April 1838 aus dem Bagno von Rochefort; so wie er es im voraus berechnet hatte, so war in der That das gleichzeitige Abfeuern des Geschützes günstig für ihn. Auf dem Lande hatte der Wiederhall der Kanonen kein Mißtrauen erregt. Cochot befindet sich auf einmal in Freiheit! Wohin wendet er sich nun? Wir verfolgen ihn. Er besteigt die Landkutsche von Rochefort nach Fontenay-le-Comte, kömmt in dieser Stadt an, und ohne den Wagen zu räumen, schlägt er den Weg nach Antigny ein. Der Maire von Antigny, Herr Thibault, beschützte einen gewissen Metay, den Kettengenossen unseres Deserteurs: der Letztere nun, der sich des Namens und der Wohnung des Maire's erinnerte, wendet sich an denselben, erzählt ihm, daß er bei Gelegenheit des Königlichen Geburtstages begnadigt worden wäre; sodann überreicht er ihm als Geschenk von Seiten Metay's mehrere im Bagno verfertigte Gegenstände. Nachdem er auf diese Weise das Zutrauen des Herrn Thibault gewonnen, erzählt ihm Cochot von einem Unglücksfalle, der ihm, wie er sagt, auf dem Wege widerfahren wäre: der Deserteur hat nicht bloß den Brief, der das Detail über die an den Maire überschickten Gegenstände enthielt, sondern auch seinen eigenen Gnadenbrief, mit dem zugleich ein Reisepaß nach Paris verbunden war, verloren. Der zu leichtgläubige Maire läßt sich ins Netz fangen und liefert dem Deserteur einen Paß. Cochot, der nun mit regelmäßigen Papieren versehen war, konnte hierdurch den Nachsuchungen der Polizei leichter entgehen; aber beherrscht von der Lust am Verbrechen, beging er eine Menge Diebstähle, auf deren Entdeckung er zu Rheims von neuem eingesperrt wurde. Indessen gelang es doch dem beständig auf die Freiheit bedachten Verbrecher, sich einen gebratenen Fisch ins Gefängniß bringen zu lassen, in welchem ein Pendel verborgen lag; vermittelst einer Messerklinge macht er Zacken darein, zersägt damit die Bretter des Galeeren-Schiffes und entwischt zum zwölften Male. Zu Beauvais wieder eingefangen, wird er wegen neuer Verbrechen nach den Galeeren gebracht, wo seine Strafe bis auf vierzig Jahre Zwangsarbeit stieg.

Der aus Spanien gebürtige Boucher gehört auch zu jenen Verbrechern, deren Kühnheit in Erstaunen setzt; noch bis jetzt hat man nicht entdecken können, welcher Mittel er bei dem Desertiren sich bedient; so viel aber ist gewiß, daß er bei seinem Entweichen den Tag vorher anzuzeigen pflegt, und doch trotz dieser vorherigen Anzeige, trotz der besonderen Wachsamkeit, die man deshalb auf ihn wendet, verschwindet Boucher. Bei sieben von ihm ausgeführten Entweichungen ist es ihm sechs Mal gelungen, nach Spanien zu entkommen; das siebente Mal jedoch wurde er außerhalb der Thore der Stadt wieder eingefangen.

Der in den Französischen Bagnos als ein Dieb von merkwürdiger Gewandtheit bekannte Fossard entweicht aus dem Bagno und entkömmt nach Paris. Fossard verschmäht die Börse des flâneur, so wie die vor dem Laden des Kaufmanns ausgehängten Proben; er sucht sich vielmehr ein für seine Gewandtheit geeigneteres Feld auf: er geht in das Königliche Münz-Kabinet, und hier, fast vor den Augen der Dienerschaft, entwendet er auf einmal mehr als 100,000 Francs in seltenen alten Medaillen. Der wenige Augenblicke darauf entdeckte Diebstahl führt die Polizei sogleich auf die rechte Spur; Fossard erräth die Gefahr, macht, daß er davonkömmt, geht vor einem Kleiderladen vorbei, entwendet auf offener Straße einen Paletot und einen Huth, begiebt sich nach der nächsten Allee und kleidet sich daselbst um, und so durch die neuen Kleider unkenntlich gemacht, verliert er sich bald mitten unter der Menge. Später jedoch in der Provinz als Vagabund festgehalten, wurde er zu Limoges wiedererkannt und hierauf von neuem auf die Galeeren gebracht, wo er seitdem die fürchterliche Strafe der Doppelketten erleiden muß.

Als Beispiel einer listigen Desertion können wir die von Victor Desbois anführen, der im Bagno von Brest eingesperrt war. Derselbe verfertigte sich aus buntem Sammtpapier eine Livree, wie die eines Aufseher-Gehülfen; einige Augenblicke, nachdem der Chef der Aufseher in sein Gefängniß eintrat, um daselbst seine gewöhnlichen Untersuchungen anzustellen, zeigt sich der Verbrecher vor dem Gitter und verlangt mit Keckheit herausgelassen zu werden; die Aehnlichkeit des Kostüms erscheint so auffallend, daß die Schildwache gar kein Mißtrauen faßt, sie öffnet ihm die Thür, und Victor Desbois befindet sich in Freiheit.

Bis auf den heutigen Tag ist es unmöglich gewesen, den geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen, welche die Verbrecher des einen Hafens mit denen des anderen Hafens unterhalten, und man ist in diesem Betreff auf bloße Muthmaßungen beschränkt.

Collet war zu Rochefort beinahe zwanzig Jahre in Gefangenschaft; während dieser langen Zeit hatte der Rechnungsführer nie eine Centime von ihm zur Aufbewahrung erhalten; niemals hatte man eine größere Summe bei ihm gesehen, als die ihm vorschriftsmäßig zukam. Trotzdem hat Collet während dieser zwanzig Jahre beständig feine, saubere Wäsche gehabt, einen guten Tisch geführt, bei dem selbst eine Flasche Bordeauxwein oft anzutreffen war, ferner Tabak geschnupft, so wie er sich auch Bücher und allerlei Lieblings- und Erholungsgegenstände, die von den Vorgesetzten nicht untersagt sind, ankaufte. Collet ließ sich nichts entgehen; er bezahlte des Tages, und auch des Abends verschmähte er die Ausgaben nicht. Woher floß nun diesem Verbrecher das hierzu nöthige Geld zu? Das ist ein Geheimniß, das er, so wie viele andere Verbrecher, mit sich ins Grab genommen. Nach seinem Tode fand man noch neun Goldstücke in dem Kragen seiner Weste."

Mannigfaltiges.

— Lagenevais über Deutsche Bildungszustände. Ein in der Berliner Vossischen Zeitung vom 18. Februar enthaltener Privatbericht aus Paris spricht von den Germanophilen unter den Französischen Schriftstellern und erwähnt als solchen auch eines Herrn Lagenevais, der nach seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Paris in der Revue des deux Mondes als ein Darsteller Deutscher Bildungszustände aufgetreten sey. Aber Herr Lagenevais ist nichts weniger als das, was jener Berichterstatter einen Germanophilen nennt. Vielmehr zieht derselbe mit großer Bitterkeit gegen die neuere Deutsche Literatur los, der er nicht bloß Mangel an Originalität, sondern sogar auch Mangel an gutem Glauben und redlicher Gesinnung vorwirft. Wir wollen mit Herrn L. oder vielmehr mit der Revue, die durch Aufnahme einer solchen Diatribe deren volle Verantwortlichkeit übernommen hat, nicht darüber rechten, ob denn die heutige Französische Literatur wirklich so hoch über der heutigen Deutschen stehe, ob nicht vielmehr so mittelmäßigen tragischen Dichtern, wie Herrn Victor Hugo, Herrn Delavigne u. A., so mittelmäßigen Lyrikern, wie Herrn Soumet, Herrn Quinet und Herrn de Musset, und endlich so mittelmäßigen Novellisten, wie Herrn Sue und Herrn Soulié, Deutschland vollkommen gleichberechtigte, wo nicht gar überlegene Talente gegenüberzustellen habe; aber wir fragen unsere Französischen Verkleinerer, ob denn der fortschreitende Bildungszustand eines Volkes und die Vorrathskammern seiner Werke des Geistes lediglich in der Poesie und Belletristik und nicht auch in der Wissenschaft und in der bildenden Kunst zu suchen seyen? Es ist wahr, wir haben keinen Scribe und überhaupt kein gutes Lustspiel jetzt aufzuweisen, und — darum sollten wir wieder auf dem Standpunkt uns befinden, auf welchem uns Lessing im 18ten Jahrhundert traf: bei der Gottschedschen Verehrung und Nachahmung alles dessen, was aus Frankreich kömmt? Wenn dies das Resultat der Beobachtungen ist, die Herr Lagenève in Deutschland gesammelt, so können wir ihm versichern, daß sie das darauf verwendete Reisegeld nicht werth sind. Er sollte wieder umkehren, um sich belehren zu lassen, daß es gründlicherer Studien, als eines Einblicks in die Gutzkowschen „Briefe aus Paris" und in die satirischen Vorlesungen des Herrn „Wasselrode" bedarf, um über die Bildungszustände des Deutschen Volkes zu urtheilen.

— Carnot und der Deutsche Befreiungskrieg. Ein Urtheil anderer, d. h. gründlicherer Art über Deutschland möchte das seyn, das wir von Herrn Hipp. Carnot, Mitglied der Französischen Deputirten-Kammer, in seinem bereits angekündigten und nächstens erscheinenden Werk über „Deutschland während des Befreiungskrieges" *) zu erwarten haben. Herr Carnot, den wir als einen vorurtheilsfreien und durchgebildeten, wiewohl entschieden liberal gesinnten Mann kennen gelernt, geht von dem Gedanken aus, den auch Börne früher und seitdem Leroux öfter ausgesprochen, daß Frankreich und Deutschland, sich gegenseitig durchdringend, dazu bestimmt seyen, im Bunde mit einander die Civilisation der Welt fortzuführen. Darum strebt er zunächst dahin, beide Länder mit einander zu versöhnen, und so hat er es sich denn auch zur Aufgabe gemacht, den Deutschen Befreiungskampf der Jahre 1813, 14 und 15 als eine That des Nationallebens darzustellen, welche Frankreich eben so zu achten habe, wie sie Deutschland zur Ehre gereiche, da dieses in seiner Abschüttelung des Napoleonischen Joches und der Französischen Uebergriffe vollkommen in seinem Rechte gewesen. Daß Herr Carnot weit davon entfernt sey, die bekannten Rheinufer-Gelüste zu theilen, versteht sich hiernach von selbst. Folgende Worte sind der Einleitung seines Buches entlehnt, die von einem Französischen Journal bereits mitgetheilt wird: „Nicht wollen wir hiermit eine historische Erzählung der Begebenheiten, sondern vielmehr ein moralisches Gemälde jener großen Erhebung liefern. Darum haben wir unsere Materialien auch nicht in Zeitungen und Annalen gesucht; wir haben nach ihnen in Gelegenheitsschriften und besonders in vertrauten Briefwechseln geforscht, die bis auf die letzten Jahre außerhalb aller Publizität geblieben. Aber die fruchtbarste und, wir wagen hinzuzufügen: die reinste Quelle, aus welcher wir geschöpft, ist die Poesie jener Epoche. Die Poesie ist der Schlüssel der Geschichte: sie erschließt uns oft den wahren Sinn der Thatsachen, deren sorgfältigste Auseinandersetzung immer noch einen falschen Eindruck zurücklassen würde. Die Seele des Dichters ist ja ein Spiegel, in welchem sich uns die Gestalt der Zeit in wahren und lebendigen Zügen darstellt. In dem Deutschen Befreiungskriege schritt der That das Lied voran, und es hat nicht aufgehört, sie zu unterstützen. Die Hälfte dieser geschichtlichen Episode haben wir in Nationalgesängen schildern können; es bilden diese gewissermaßen einen Romancero des neueren Deutschlands."

*) L'Allemagne pendant la guerre de la délivrance.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Mittwoch den 22. Februar 1843.

Spanien.

Borrow's Reise-Abenteuer auf der Pyrenäischen Halbinsel.

Das von uns neulich erwähnte zweite Werk des bekannten Reisenden **Borrow** (The Bible in Spain) ist in einem eben so lebhaften und anziehenden Stil geschrieben wie das erste (The Zincali etc.), und da es sich nicht, wie dieses, auf die Schilderung eines besonderen Menschenschlages beschränkt, sondern ein höchst malerisches Bild des ganzen Lebens und Treibens auf der Pyrenäischen Halbinsel gewährt, so ist es im Allgemeinen von noch größerem Interesse. Der Verfasser besteht so viele Abenteuer, wie ein irrender Ritter; er schildert sie aber mit solcher Treuherzigkeit und einer solchen Genauigkeit in den Details, daß sich dem Leser auch nicht der geringste Zweifel an der Wahrheit des Erzählten aufdrängt.

Die persönliche Geschichte Borrow's muß eine höchst merkwürdige gewesen seyn, obgleich er nur selten einige Winke über seine früheren Verhältnisse fallen läßt. Wie es scheint, ist er aus der Englischen Grafschaft Norfolk gebürtig, in der sich viele Zigeuner herumtreiben, welche seine Neugierde und Sympathie in so hohem Grade erregten, daß er sich einigen Mitgliedern dieses wandernden Stammes anschloß, die ihn ihre Sprache lehrten und in ihre Geheimnisse einweihten. Hierauf bezog er die Universität Edinburg, wo er nicht nur das Lateinische, Griechische und Hebräische gründlich studirte, sondern auch seine öfteren Ausflüge nach den Hochlanden dazu benutzte, sich eine genaue Kenntniß des Gälischen zu erwerben. Außerdem scheint er sich in Edinburg auf das Studium der Medizin gelegt zu haben; es ist wenigstens unzweifelhaft, daß er dort den medizinischen und chirurgischen Vorlesungen beiwohnte.

Ueber seinen nachherigen Lebenslauf läßt sich fast nichts Gewisses angeben; wir können aus seinen Aeußerungen nur *eine* Thatsache entnehmen: daß er sich nämlich dem Dienste der Britischen Bibel-Gesellschaft widmete, in deren Auftrag er ganz Europa, das nördliche Afrika und einen Theil von Asien bereiste. Dieser Wirkungskreis gab ihm Gelegenheit, sein ungewöhnliches Sprachtalent noch mehr auszubilden und sich, außer den erwähnten Mundarten, mit dem Persischen, Arabischen, Deutschen, Holländischen, Russischen, Polnischen, Italiänischen, Französischen, Spanischen und Portugiesischen vertraut zu machen. Von seiner Kenntniß der Skandinavischen Sprachen geben die „Normännischen Lieder“ Zeugniß, die er vor ungefähr zehn Jahren herausgab; seine Sammlung Wallisischer Nationalgesänge ist noch nicht im Druck erschienen. Endlich veranlaßte ihn das Interesse, das er an den Zigeunern nimmt, auch das Sanskrit zu erlernen, welches er als die Stammmutter ihres Dialekts betrachtet, so wie er auch zu demselben Zweck eine ausgebreitete Kenntniß aller möglichen Gattungen des sogenannten Rothwälsch erwarb, über welches er in seiner ersten Schrift einige merkwürdige Details mittheilt. Dieser vielgereiste, vielerfahrene Mann hat noch nicht das vierzigste Jahr erreicht und befindet sich jetzt in der Blüthe seines Lebens und seiner Kraft. *Eine* unauslöschliche Spur haben jedoch die erlittenen Entbehrungen und Mühseligkeiten zurückgelassen — er ist von einer beinah riesenhaften Größe, dabei stark und athletisch; sein Antlitz ist von der Sonne gebräunt, und seine Augen funkeln mit den Blitzen des Genies; aber sein Haar ist weiß wie Schnee.

Vorliegendes Werk hat, wie schon erwähnt, die Reisen Borrow's in Spanien und Portugal zum Gegenstande, die zu verschiedenen Malen, hauptsächlich aber in dem Zeitraum von 1835 bis 1838 stattfanden. Ein wüthender Parteienkampf erschütterte damals die Halbinsel, und es konnte nicht fehlen, daß ein Mann wie unser Verfasser durch die Wechselfälle desselben in die mannigfachsten und abenteuerlichsten Lagen versetzt wurde. Mit der Politik befaßt er sich jedoch weniger; seine Hauptstärke liegt in pikanten Schilderungen origineller Charaktere und nationaler Eigenthümlichkeiten. Sein Hang zum Romanhaften führt ihn bald mit Karlisten, bald mit Christinos zusammen; bald verkehrt er mit Zigeunern und Schatzgräbern, bald mit Priestern und Inquisitoren, bald mit Muhammedanern und Juden — und Alle werden mit lebhaften Farben gezeichnet, mit Allen scheint er auf gleich vertraulichem Fuße zu stehen. Den ursprünglichen Zweck seiner Fahrten — die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Spaniern und Portugiesen — verliert er auf diese Weise nicht selten aus den Augen, und obgleich er uns nirgends einen statistischen Bericht über die Resultate seiner Sendung mittheilt, so dürfte doch die Londoner Missions-Gesellschaft nur geringe Ursache haben, sich zu dem Erfolge ihres Agenten Glück zu wünschen. Hier und da fanden seine Bemühungen zwar einigen Anklang; gewöhnlich scheiterten sie aber an der unglaublichen Apathie und Unwissenheit, in welcher das dortige Volk in religiöser Hinsicht versunken ist. „Ich fragte“ — erzählt er — „den Knaben, der mir in den herrlichen Umgebungen von *Mafra* zum Wegweiser diente, ob er mit der Bibel bekannt sey und diese zuweilen läse; er schien mich aber nicht zu verstehen. Ich muß hier bemerken, daß es ein aufgeweckter Knabe von funfzehn Jahren war, der eine gewisse Bildung und sogar einige Kenntniß der Lateinischen Sprache erhalten hatte; dennoch kannte er die heil. Schrift nicht einmal vom Hörensagen, und nach meinen späteren Beobachtungen bin ich überzeugt, daß zwei Drittel seiner Landsleute, was diesen Punkt betrifft, nicht klüger sind wie er. An den Thüren der Dorfschenken, an dem eigenen Heerde der Bauern, im Felde bei ihrer Arbeit, an den steinernen Brunnen, wo sie ihr Vieh tränken, habe ich die unteren Klassen Portugals über die Schrift, die Bibel, das Alte und Neue Testament befragt; in keinem einzigen Falle begriffen sie, wovon ich sprach, noch vermochten sie, mir je hierüber eine vernünftige Antwort zu ertheilen, trotz dem, daß sie sich über andere Gegenstände scharfsinnig genug auslassen. Nichts setzte mich in der That in größeres Erstaunen, als die freie, ungezwungene Art, womit die Portugiesischen Bauern ein Gespräch zu unterhalten wissen, und die Reinheit der Sprache, in der sie sich ausdrücken, obgleich nur Wenige unter ihnen schreiben oder lesen können; wogegen das Englische Landvolk, dessen Erziehung meistens so viel sorgfältiger ist, sich im Umgange roh und ungeschickt bis zur Brutalität zeigt und sich einer lächerlich ungrammatischen Sprache bedient, ungeachtet es eine Mundart redet, deren Bau im Ganzen viel einfacher ist, als der der Portugiesischen.

Ueber den Spanischen Klerus erfahren wir von unserem Reisenden manche Einzelheiten. In Hinsicht des unter demselben herrschenden Indifferentismus bestätigt er die in früheren Werken, namentlich in „Doblado's Briefen“, enthaltenen Angaben; er versichert uns aber außerdem, daß es heutigen Tages noch immer Priester und selbst Bischöfe giebt, die sich insgeheim zum jüdischen, ja zum muhammedanischen Glauben bekennen!... Auf dem Wege nach Talavera wurde er von einem Reiter eingeholt — einem ernsten, wohlgekleideten Manne mittleren Alters — mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Eine Zeit lang wurde die Unterhaltung in gutem Castilianisch geführt, bis eine augenblickliche Ueberraschung dem Fremden einen Ausruf entlockte, der den *Mauren* verrieth. Der sprachkundige Borrow redet ihn sogleich Arabisch an. „Er ging einige Schritte weiter, in derselben Art wie bisher; dann wandte er sich plötzlich um und hielt sein Thier an. Ich sehe ihn noch jetzt im Mondlicht vor mir stehen, mich mit seinen tiefliegenden, klaren Augen anstarrend, und seine massiven Gesichtszüge und herkulische Gestalt kehren noch oft in meinen Träumen wieder. Endlich fragte er: Es vm tambien de nosotros (gehört Ihr auch zu den Unsrigen)?“ — Ehe jedoch Borrow Zeit hatte, ihm darauf Antwort zu geben, hatte sein neuer Bekannter bereits entdeckt, daß er ein Engländer sey. Sie wurden schnell befreundet; nach ihrer Ankunft in Talavera führte der Fremde, dessen Maurischer Name **Abarbanel** war, unseren Verfasser nach der besten Posada der Stadt, wo sie zusammen übernachteten. „Sobald wir ein reichliches, von meinem Gefährten bestelltes Abendessen verzehrt hatten, setzten wir, uns am glühenden brasero (Kohlenbecken) wärmend, das Gespräch fort. „„Ihr müßt““, bemerkte ich, „„schon oft mit Engländern verkehrt haben, um mich sogleich an der Stimme zu erkennen.““ **Abarbanel**: Ich war noch ein junger Bursche, als der Unabhängigkeits-Krieg ausbrach und ein Englischer Offizier nach unserem Dorfe kam, um die neuerrichteten Truppen-Corps einzuüben. Er wurde bei meinem Vater einquartiert und faßte eine besondere Zuneigung zu mir. Bei seiner Abreise begleitete ich ihn, mit Erlaubniß meines Vaters, durch beide Castilien, zum Theil als Freund, zum Theil als Diener, bis er nach Ablauf eines Jahres in seine Heimat zurückkehren mußte. Er hätte mich gern mitgenommen, aber mein Vater wollte schlechterdings nicht einwilligen. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre, seit ich einen Engländer erblickte, aber, wie Ihr seht, habe ich Euch bei dunkler Nacht erkannt. — **Ich**: Welches Leben führt Ihr denn jetzt, und wie ernährt Ihr Euch? — **Abarbanel**: Ich finde hierin keine Schwierigkeit. Ich lebe so, wie meine Voreltern gelebt haben mögen; wenigstens ganz so, wie mein Vater lebte, denn ich folge in Allem seinem Beispiel. Bei seinem Tode nahm ich Besitz von der Nerencia (dem Erbgut), da ich das einzige Kind war. Ich hatte nicht nöthig, ein Geschäft zu treiben, weil meine Reichthümer groß waren; um keinen Verdacht zu erregen, habe ich indessen gelegentlich mit Wolle gehandelt, aber lässig — nur lässig — da ich durch nichts zur Thätigkeit angetrieben wurde. Ich bin dessenungeachtet in manchen Fällen höchst glücklich gewesen — glücklicher als Solche, die Tag und Nacht arbeiten und mit Leib und Seele ihrem Geschäft obliegen. — **Ich**: Seyd Ihr verheiratet? Habt Ihr Kinder? — **Abarbanel**: Ich bin verheiratet,

aber kinderlos. Ich habe eine Frau und eine Amiga, oder, um die Wahrheit zu sagen, zwei Frauen, da ich mit beiden ehelich verbunden bin. Des Scheines halber nenne ich jedoch die eine Amiga (Freundin), da ich ruhig leben und dem übrigen Volke kein Aergerniß geben will. — Ich: Wie Ihr mir sagt, seyd Ihr reich; worin besteht Euer Reichthum? — Abarbanel: In Gold und Silber und kostbaren Steinen; denn ich habe alle verborgenen Schätze meiner Voraltern geerbt. Der größte Theil davon liegt in der Erde vergraben; ich habe in der That kaum ein Zehntel näher untersucht. Ich besitze Gold- und Silber-Münzen, die älter sind, als die Zeiten Ferdinand's des Verfluchten und Jesabel's; ich habe auch große Summen auf Zinsen stehen. Wir leben aber still und schützen die äußerste Armuth vor; doch an gewissen Tagen, wo wir unsere Feste begehen — wenn unsere Thore verriegelt und unsere Bluthunde losgelassen sind — speisen wir von Tafelzeug, dessen sich die Königin von Spanien nicht rühmen kann, und waschen uns die Füße in silbernen Becken, die vor der Entdeckung Amerika's verfertigt wurden, obgleich wir uns in grobe Gewänder hüllen und uns der einfachsten Speisen bedienen . . . . — Ich: Wohin geht jetzt Eure Reise? — Abarbanel: Nach Toledo, wo ich Geschäfte habe. Ich wandere gern umher, entferne mich aber selten weit von Hause. Seit ich mich von jenem Engländer trennte, hat mein Fuß den Boden Neu-Castiliens nicht wieder verlassen. Ich liebe es, Toledo zu besuchen und mich längst vergangener Zeiten zu erinnern; auch würde ich mich dort schon niedergelassen haben, wenn es nicht so viel Verfluchte gäbe, die mich mit argwöhnischen Blicken betrachten. — Ich: Weiß man denn, wer Ihr seyd? Werdet Ihr nicht von den Behörden verfolgt? — Abarbanel: Meine Nachbarn hegen natürlich Verdacht; da ich mich aber im Allgemeinen in ihre Sitten füge, so lassen sie mich ungeschoren. Wenn ich indessen zuweilen in die Kirche gehe, um Messe zu hören, so sehen sie mich über die Achsel an, als ob sie fragen wollten: „Was thust Du hier?" Mitunter schlagen sie auch das Kreuz, wenn sie vorübergehen, da sie mir indessen weiter nicht schaden, so verursacht mir das keine Unruhe. Was die Behörden anlangt, so sind wir ganz gute Freunde. Den höheren Beamten hab' ich meistens Geld auf Wucher-Zinsen geliehen, so daß ich sie zum Theil in meiner Hand habe, und da ich den Alguazils und Corchetes von niederem Range dann und wann einige Thaler zufließen lasse, so darf ich auf ihre Ergebenheit rechnen. Es geht daher Alles vortrefflich. Vor Alters her standen die Sachen zwar anders, aber — ich weiß nicht, warum — obgleich unsere Glaubensgenossen viel zu leiden hatten, wußte sich unsere Familie doch immer so ziemlich von allen Anfechtungen frei zu halten. Die Klugheit der Schlange besaßen wir von jeher in hohem Grade. Wir hatten immer Freunde, und was die Feinde betrifft, wagten sie nie, uns anzutasten; denn es ist der Grundsatz unseres Hauses, keine Beleidigungen zu vergessen und weder Mühe noch Kosten zu sparen, um Unglück und Verderben auf die Häupter unserer Widersacher zu bringen. — Ich: Werdet Ihr nicht von den Priestern beunruhigt? — Abarbanel: Sie lassen mich zufrieden, vorzüglich in unserer Nachbarschaft. Kurz nach dem Tode meines Vaters wollte ein Hitzkopf mir einen bösen Streich spielen, aber ich kam ihm zuvor, beschuldigte ihn der Gotteslästerung und ließ ihn einsperren. Er blieb Jahrelang im Gefängniß, bis er wahnsinnig wurde und starb. — Ich: Habt Ihr ein Haupt in Spanien, das mit Obergewalt über Euch bekleidet ist? — Abarbanel: Das nicht. Es giebt jedoch bei uns gewisse heilige Familien, denen man große Ehrfurcht zollt, zu diesen gehört meine eigene — ja! ich darf wohl behaupten, daß sie die vornehmste darunter sey. Mein Großvater war einer der ausgezeichnetsten Heiligen, und ich habe meinen Vater erzählen hören, daß einst zur Nachtzeit ein Erzbischof verstohlen in unser Haus kam, um nur das Glück zu haben, ihm die Hand zu küssen. — Ich: Wie ist das möglich? Welche Ehrfurcht konnte ein Erzbischof gegen Euresgleichen hegen? — Abarbanel: Mehr als Ihr glaubt. Er war einer von uns, wenigstens gehörte sein Vater zu unserem Stamm, und er konnte nie vergessen, was man ihn in der Kindheit achten gelehrt hatte. Die Furcht war beständig vor ihm, und er ertrug ihre Schrecken so lange, bis es ihm unmöglich wurde, sie auszuhalten; er begab sich daher zu meinem Großvater, bei dem er eine ganze Nacht verbrachte, und kehrte hierauf nach seiner Diözese zurück, wo er bald darauf im Geruche der Heiligkeit starb. — Ich: Habt Ihr Grund zu der Vermuthung, daß sich Viele aus Eurem Geschlecht unter dem Klerus befinden? — Abarbanel: Ich vermuthe es nicht bloß, sondern bin dessen gewiß. Es giebt viele Meinesgleichen unter dem Klerus, und sogar unter dem höheren; einige der gelehrtesten und berühmtesten Geistlichen Spaniens sind von unserem Blute entsprossen, und manche von ihnen denken noch heutzutage wie ich. Alle Jahre werde ich an einem unserer größten Feste von vier Prälaten besucht, und wenn wir Alles sicher verschlossen und verriegelt haben und unsere feierlichen Gebräuche zu Ende sind, setzen sie sich auf die Erde nieder und verfluchen die Ungläubigen."

In Madrid angekommen, wandte sich Borrow an den Englischen Gesandten, Herrn Villiers (Lord Clarendon), um durch ihn den Spanischen Autoritäten empfohlen zu werden. Der Gesandte sowohl als sein Secretair, Herr Southerne, nahmen den lebhaftesten Antheil an der Mission unseres Verfassers und versahen ihn mit Empfehlungsschreiben an den damaligen Premier-Minister, Señor Mendizabal.

„Früh Morgens" — schreibt er — „begab ich mich nach dem Palaste, wo der Minister in einem der Flügel sein Büreau hatte; es war ein schneidend kalter Tag, und die Guadarama, auf welche man von dem Schloßplatz eine schöne Aussicht hat, war mit Schnee bedeckt. Wenigstens drei Stunden verweilte ich, vor Frost zitternd, in dem Vorzimmer, wo ich nebst anderen Bittstellern auf die Erscheinung des Gewalthabers harrte. Endlich trat sein Privat-Secretair ein, und nachdem er mehrere Fragen an jene gerichtet, näherte er sich mir und erkundigte sich, wer ich sey und was ich begehre? Ich antwortete ihm, daß ich ein Engländer sey und einen Empfehlungsbrief von dem Britischen Gesandten habe. „„Wenn Sie nichts dagegen haben"", sagte er, „„will ich ihn selbst Seiner Excellenz übergeben."" Ich händigte ihm also das Schreiben ein, worauf er sich zurückzog. Mehrere Personen wurden vor mir zugelassen, endlich kam auch die Reihe an mich, und ich wurde in das Audienzzimmer Mendizabal's eingeführt. Er stand an einem mit Papieren bedeckten Tisch, und da er nicht die mindeste Notiz von mir nahm, so hatte ich Zeit, ihn genau ins Auge zu fassen. Er ist von riesenhafter, athletischer Gestalt, etwas größer als ich, der ich sechs Fuß zwei Zoll ohne Schuhe messe; er hat eine röthliche Gesichtsfarbe, feingeschnittene und regelmäßige Züge, eine Adlernase und glänzend weiße Zähne, aber obgleich er kaum sein funfzigstes Jahr erreicht haben mag, ist sein Haar völlig grau. Seine Kleidung bestand aus einem prächtigen Schlafrock, mit einer goldenen Kette um den Hals und Marocain-Pantoffeln. Der Secretair, ein schöner Mann mit einer geistreichen Physiognomie, der, wie ich später erfuhr, sich einen Namen sowohl in der Englischen als in der Spanischen Literatur erworben hat *), stand an dem einen Ende des Tisches, mit Papieren in der Hand. Erst nach einer Viertelstunde warf Mendizabal seine scharfen grauen Augen auf mich und maß mich mit einem eigenen, durchdringenden Blick. „„Einen ähnlichen Blick habe ich unter den Kindern Israel's gesehen"", dachte ich bei mir selbst . . . . . .

„Beim Weggehen sagte er zu mir: „„Sie sind nicht der Einzige, der ein solches Anliegen bei mir vorgebracht hat. Während der ganzen Zeit, seitdem ich an der Spitze der Regierung stehe, bin ich auf diese Art durch Engländer belästigt worden, die sich evangelische Christen nennen und in Schaaren nach Spanien herüberkommen. Vorige Woche noch drang ein buckliger Kerl zu mir ins Kabinet, wo ich gerade mit wichtigen Arbeiten beschäftigt war, und sagte mir, daß Christus bald hier seyn würde. Und jetzt erscheinen Sie und suchen mich zu Schritten zu bereden, die den Klerus, der mich schon verabscheut, noch mehr gegen mich aufreizen würden. Das ist wirklich ein seltsamer Wahnsinn, der Euch, die Bibel in der Hand, über Länder und Meere treibt. Mein guter Herr! wir brauchen keine Bibeln, sondern Kanonen und Schießpulver, um die Rebellen zu Paaren zu treiben, und Geld, um die Truppen zu bezahlen. Wenn Sie uns diese drei Dinge bringen, so werden Sie uns herzlich willkommen seyn, wo nicht, müssen wir uns Ihre Besuche verbitten, so große Ehre sie uns übrigens machen.""

Bei einem anderen Minister, dem Herzog von Rivas, wurde unser Missionair etwas besser aufgenommen. „Der Herzog ist ein schöner junger Mann von dreißig Jahren, ein Andalusier von Geburt, wie seine beiden Kollegen. Er hat mehrere Werke herausgegeben, die eines gewissen literarischen Rufs genießen. Er empfing mich mit vieler Leutseligkeit, und nachdem er mich ausgehört hatte, erwiederte er mit einer artigen Verbeugung und einer wahren Andalusischen Grimasse: „„Gehen Sie zu meinem Secretair! Gehen Sie zu meinem Secretair! el hara por vm el gusto (er wird das Gewünschte für Sie thun)."" Ich ging also zu dem Secretair, einem Aragonier, Namens Oliban, der durchaus nicht schön war und weder Leutseligkeit noch Artigkeit zeigte. „„Sie suchen um Erlaubniß nach, das neue Testament zu drucken?"" fragte er. — „„Allerdings"" erwiederte ich. — „„Und Sie haben sich deshalb an Se. Excellenz gewandt?"" fuhr er fort. — „„Ganz richtig"", antwortete ich. — „„Sie beabsichtigen vermuthlich, es ohne Anmerkungen herauszugeben?"" — „„So ist es."" — „„Dann kann Se. Excellenz Ihnen die Erlaubniß nicht ertheilen"", sagte der Secretair. „„Es wurde durch das Concilium von Trient vorgeschrieben, daß kein Theil der heiligen Schrift in irgend einem christlichen Lande ohne die von der Kirche gutgeheißenen Anmerkungen gedruckt werden könne."" — „„Vor wie viel Jahren war das?"" fragte ich. — „„Das weiß ich nicht"", entgegnete Oliban, „„aber so lautet das Dekret des Conciliums von Trient."" — „„Wird Spanien noch immer nach den Bestimmungen des Conciliums von Trient regiert?"" — „„In einigen Punkten, ja! und dieser gehört dazu. Aber sagen Sie mir, wer sind Sie denn? Sind Sie dem Englischen Botschafter bekannt?"" — „„O ja! und er nimmt ein großes Interesse an meinem Auftrage."" — „„Wirklich?"" rief Oliban. „„Das ändert die Sache! Wenn Sie mir beweisen können, daß Se. Excellenz ein Interesse daran nimmt, so werde ich mich gewiß nicht widersetzen.""

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Albanesen.

(Schluß.)

Die an das Hirtenleben gewöhnten Albanesen haben großen Widerwillen gegen alle Handwerke. Die jungen Leute ziehen mit den Heerden in die Berge; die Beys oder Chefs der kleineren Clane bewohnen Palanki, eine Art von Blockhäuser. Uebrigens treiben die Bewohner des südlichen Albaniens Weinbau, während die von Epirus Oelbäume oder auf den Küstenstrichen Eichen ziehen, welche sie an die Commissionaire der Oesterreichischen und Englischen Flotten verkaufen. Die Albanesen dagegen, welche sich mit den Griechen vermischt haben, wie z. B. die von Janina, treiben ausschließlich nur Handwerke.

Jede zahlreiche Familie hat ihr Wappen, jeder Stamm hat seine Fahne, mit denen die Krieger zu den fernen Expeditionen ziehen. Die Bewaffnung dieser fahrenden Ritter besteht aus dem Kinschall, dessen Griff, je nach dem Stande des Besitzers, mit Silber oder Perlen geschmückt ist, aus 2 oder 3 langen Pistolen und einer gewöhnlich mit Gold ausgelegten Flinte. Als die beste Waffe gilt der Djefferdan (Karabiner) und die lange Albanesische zwölf

*) Hiermit ist wahrscheinlich der verstorbene Don Telesforo de Trueba gemeint.

Pfund schwere Flinte (Arnautka genannt), welche 300 Schritt weit trägt. Das Bajonett kennen die Albanesen nicht; zu Pistolen und Flinten hat man nur einerlei Patronen. Die Anführer legen zuweilen die reiche mittelalterliche Toka, den Bosnischen Panzer, an, der jedoch oft so dünn ist, daß er kaum gegen Säbelhiebe schützt. Jeder Krieger trägt aber, um sich vor Wunden zu bewahren, ein Amulet, zu welchem er ein unbedingtes Vertrauen hat.

Das Kriegsleben kräftigt den Albanesen ganz außerordentlich, so daß man auf 10,000 in den Kampf ziehende Männer nicht 30 Kranke rechnet. Die stolzen Skipetaren aber nach Ablauf ihrer Zeit noch im Dienst zu erhalten, ist sehr schwer. Der Nationalstolz flößt ihnen Verachtung gegen Türken und Europäer ein.

Unmöglich ist es uns, die gesellschaftliche Organisation der Albanesen genau zu schildern, weil in derselben keine Verwaltungsform vorherrscht. Das Albanesische Volk zeigt in Europa noch die merkwürdige Erscheinung des Feudal-Unwesens und der Normannischen Raub-Einfälle. Da die bürgerliche Gewalt nur auf dem Faustrecht beruht, so setzt sich jeder Militair-Chef in Friedenszeiten zum Richter ein und verlangt, ohne Ansehen seiner Jugend, die religiöse Würde des Greises, des Patriarchen des Alterthums. Alle Mitglieder des Stammes beweisen ihm den vollständigsten Gehorsam, sowohl in der Kirche als auf dem Schlachtfelde, wogegen er seinerseits mit ihnen wie mit seinen Kindern umgeht. Der Albanesische Clan heißt Far oder Djeta (das erstere ist eine Griechische, das andere eine Slawische Benennung und bedeutet eine „Familie" oder einen „Familien-Herd"). Ueberall, wo das Volk in direkter Berührung mit Europäern gelebt hat, wie z. B. auf den ehemaligen Venetianischen Inseln, haben die Faren beständig Feudalformen angenommen; im Innern Albaniens dagegen haben sie stets einen demokratischen Charakter gehabt.

Der ausschließliche Familien-Sinn hat die Albanesen in eine Menge kleiner Faren getheilt. Jede Familie, welche ihre Kula (d. i. einen festen Thurm) bewohnt, lebt isolirt, mißtrauisch gegen die anderen, weshalb denn auch keine Verbindung unter ihnen stattfindet. Ein Mord zieht hier gleich hundert Morde nach sich, da Blutrache noch unter ihnen herrscht. Die feindlichen Faren rauben einander die Heerden, zerstören gegenseitig ihre Häuser, vernichten die Obstbäume und schänden Kirchen und Frauen.

Wenn sich zwei Albanesen von verschiedenen Clans einander begegnen, so fragen sie sich: „Kum fiss?" d. h. Von welchem Rauch oder von welchem Stamme? und legen auch schon in demselben Augenblicke die Hand an die Pistole, indem sie annehmen, daß der Stamm des Unbekannten vielleicht noch irgend einen Mord zu rächen habe. Wenn von zwei Brüdern der eine erschlagen wird, so ist der Bruder verpflichtet, den Bruder zu rächen, d. h. den Mord durch Mord gutzumachen; wenn er den Mörder aber nicht tödtet, so geht die Verpflichtung auf den Sohn über und so fort, bis auf den letzten Enkel. Auf dem Sterbebette zählt der Greis noch die im Clan abgeschlagenen Häupter auf und trägt den Kindern auf, die gerechte Rache zu üben.

Zuweilen fallen die Albanesen mit vereinten Kräften in benachbarte Gegenden, wie in Bosnien, Macedonien, Montenegro, ein: die an der Küste wohnenden unternehmen auch, wohl von den Thessalischen Griechen sehr gefürchtete See-Expeditionen.

Oft ist der ganze Zweck eines solchen Feldzuges nur Plünderung an den Gränzen. Zur Zeit der Weinlese, der Aerndte oder anderer ländlichen Arbeiten stellen die Albanesen diese innern Unruhen ein, und wenn der Besiegte um sein Leben bittet, muß der Gegner innehalten. Wenn ein Reisender zufällig zu einem Gefecht kommt, so wird das Schießen sogleich eingestellt und demselben eine Schutz-Wache gegeben. Wenn ein mächtiger Gegner einem schwachen Far mit Vernichtung droht, so zwingen mehrere benachbarte Fare den Sieger, Frieden zu schließen. Die Vermittler beim Abschluß von Verträgen waren die Alten, welche sich, 12 oder 24 an der Zahl, zum Kreise unter dem Vorsitz eines Land-Geistlichen versammelten. Vor der mit Fahnen geschmückten Kirche werden feierliche Gebete gehalten. Zwölf Mütter aus dem Far, mit Säuglingen an der Brust, werfen sich seufzend zu den Füßen des die Unabhängigkeit beschützenden Vorsitzers nieder. Die Richter bestimmen dann den Werth des Blutes. Alle Verwundeten und alle Ermordeten werden einer strengen Abschätzung unterworfen, was an die in dem Germanischen und Fränkischen Gesetzbuch und im Russischen Recht festgestellten Geldstrafen erinnert. Das Haupt des der Invasion beschuldigten Clans erscheint mit der um den Hals hängenden Offensiv-Waffe und kniet vor dem Geistlichen nieder, welcher ihm die Waffen abnimmt und bei Seite wirft. Die Verwandten des feindlichen Far zerbrechen diese Waffe, worauf das Haupt der Familie weint, auf den Himmel zeigt und dem seine Kniee umfassenden Uebelthäter antwortet: „Meine Seele ist noch nicht bereit." Endlich, nachdem er sich entschlossen hat, dem Feinde zu verzeihen, hebt er ihn mit Thränen auf, drückt ihn an die Brust, und Beide eilen, den vermittelnden Geistlichen zu umarmen. Die Clane schwören sich nun einen auf die Vermischung des Blutes jetzt gegründeten ewigen Frieden. Der Vorsteher des sich vertheidigenden Fars muß das erste Kind, welches dem Anführer der angreifenden Clans geboren wird, aus der Taufe heben. Der Letztere giebt dann einen mit Tänzen begleiteten Schmaus und nimmt zum Schluß von seinen Gegnern ein Lösegeld an.

Es versteht sich demnach von selbst, daß bei einem derartigen gesellschaftlichen Leben in Albanien keine geregelte Administration möglich ist, und ist es daher eben nicht zu verwundern, daß die Pforte sich bemüht, die Vertheilung des Landes an die Clane zu verhindern. Besonders stellt sie den Feudal-Clans mit erblichen Vorstehern oder Bey's nach. Auch giebt es dergleichen Clane nur noch sehr wenige; aber an tausend Bey's, denen man die Fahnen abgenommen hat, leben mit ihren Anhängern in den Bergen, und obgleich Schafe zu hüten gezwungen, so betrachten sie sich doch immer noch als Regenten.

Die Albanesen, welche Griechische Sitten angenommen haben, leben jedoch ganz anders: dieselben haben einen Begriff vom geselligen Leben, welcher zum Begriff des Vaterlandes vorbereitet. Natürlich hat ihr Gemeinwesen noch Spuren patriarchalischer Sitten: so ist z. B. der Bischof hier der Vater der Familie und herrscht unumschränkt.

Aehnlich dem Griechischen Stamme, welcher sich in vier Verbindungen mit vier Dialekten, dem Aeolischen, Jonischen, Attischen und Dorischen, theilte, so theilt sich das ganze Volk der Skipetaren in vier Stamm-Gruppen, von denen die Benennung der vier Albanien herkommt. Dieser vier Gruppen gedenken Arrian, Plinius und Strabo als Scythischer Stämme, welche unter den Namen: Goger oder Mardaïten, Legisbaner und Toxiden, Japiden oder Djamiden aus dem Kaukasus gekommen sind. Aus den vier ursprünglichen Gruppen bildeten sich dann die Tosker, Japen, Djamen und Djegen. Der letztere Bund theilte sich in zwei Zweige, den Muselmännischen, Sunnitischer Sekte, und den christlichen, Römisch-katholische Glaubensgenossen. Die christlichen Djegen sind vorzüglich unter dem Namen Mirditen bekannt, welche die Blüthe des Albanesischen Volkes sind.

Die Djegen nehmen das ganze rothe und nördliche Albanien ein, welches sich von Skodara (Skutari) bis Prissena und von Elbassan bis zur Mündung der Bojana erstreckt. Die muhammedanischen Djegen leben längs der Bojana und an der Küste in Antivari, Dulzingo, Kroja, Alessio, Tirana, Durazzo, von wo sie sich in das Innere ziehen bis Scumbri und den See Okridski. Sie sind ruhiger und geselliger als die Albanesen und erhielten daher auch von den Türken den edlen Beinamen Osmanli. Im Kriege greifen sie den Feind mit ungewöhnlichem Ungestüm an. Während die anderen Albanesen eine ausgezeichnete Infanterie und besonders gute Schützen sind, sind die Djegen vorzugsweise Kavalleristen, verstehen in geschlossenen Reihen zu fechten und lange Lanzen mit Leichtigkeit zu regieren. Die Berg-Djegen (Malissori), welche sich zum christlichen Glauben bekennen, zeichnen sich durch einen unruhigen Charakter aus. Die Malissorischen Faren, welche in den hohen Bergen von Giacova bis Prissena dominiren, sind geschworene Feinde der Serben, indessen haben sie doch fast alle Sitten dieses Volkes angenommen und unterscheiden sich von den Serben nur durch die weiße Fustanelle, welche selten von der rothen Clamis oder Kepe getrennt ist. Von den Malissorischen Clanen ist der Clan der Klementer in der Beziehung bemerkenswerth, daß aus demselben, wie es scheint, die berühmte Familie der Fürsten Albani stammt, welche im 16ten Jahrhundert nach Rom ging. Winckelmann hat die für die Kunst unschätzbare Villa Albani verewigt.

Die katholischen Djegen, welche ausgedehnte Ebenen bewohnen, bekannt unter dem Spezial-Namen der Mirditen, sind in ganz Albanien durch ihre Ehrbarkeit, Tapferkeit und die Vortrefflichkeit ihrer scharfschießenden großen Karabiner bekannt. In den Mirditischen Faren haben sich auch am meisten die ursprünglichen Sitten erhalten, so daß viele Mirditen bis auf den heutigen Tag noch keine Hemden tragen. Sie handeln als Freunde wie als Feinde stets offen; sanft im Familien-Kreise, sind sie doch düster, schweigsam und unversöhnlich. Dem in Elend gerathenen Nächsten stehen sie stets hülfreich bei. Die Frauen tragen, vom sechzehnten Jahre an, Pistolen im Gürtel und haben stets große Hunde bei sich.

Die südlichen und nördlichen Mirditen bekennen sich zum Lateinischen, mit Griechischen Gebräuchen vermischten, Glauben; ihre Geistlichkeit ist jedoch äußerst ungebildet, so daß viele Geistliche gar nicht einmal lesen können. Deshalb haben auch die vom Papst dorthin gesandten Franziskaner großen Einfluß auf die Diener der Kirche. Aus dem Stamm der südlichen Mirditen ging auch in Ak-Seraï der furchtbare Georg Castriot oder Skanderbeg hervor, welcher immer durch den Beinamen des „Drachen von Albanien" verherrlicht wird. Im Jahre 1595, d. h. zu der Zeit, als der Sohn dieses Helden in Italien auftrat, stand das südliche Albanien unter der Regierung des Bischofs von Droch und der Krieger-Dynastie, deren Haupt sich gewöhnlich „Fürst aller südlichen Mirditen" nennt. Bei dieser Konzentrirung der Macht sind sie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, doch weit stärker als die nördlichen Mirditen, welche ein gebrechliches Wahlreich bilden.

Südlich vom Stamm der Djegen oder rothen Albanesen lebt der Stamm der Tosker, in einer dürren, unfruchtbaren Gegend. Die wohlgestalteten, schönen Tosker zeichnen sich durch Lebendigkeit des Verstandes aus, ein schielender Blick bezeichnet jedoch ihren treulosen Charakter. Die Christen unter ihnen bekennen sich zum Griechischen Glauben, die Muselmänner gehören zur Sekte der Schiiten. Die Hauptstädte gehören den Muselmännern. Ein sehr bedeutender Zweig derselben hat sich gegen Norden geworfen. Dies sind die Arnauten, welche meist die Truppen von Algier bildeten und nicht selten die Deys unterjochten. Ali-Pascha von Janina war der berühmte historische Sprößling der Tosker.

Der dritte Stamm, die Liaper, Laper oder Japiden, ist der entschiedene Gegensatz in physischer und moralischer Beziehung. Dieselben leben an dem Ufer des Adriatischen Meeres, sind sehr häßlich, klein von Gestalt und in der tiefsten Barbarei versunken. Diebstahl ist ihr täglich Brod. Durch Albanien streifend, stehlen sie meisterhaft Schafe; besonders schläfern sie die Hunde ein durch mit Opium durchknetete Kügelchen und schneiden den Schafen die Kehlen ab, damit sie nicht blöken. Die Liaper an der See beschäftigen sich mit Fischfang und schwimmen selbst wie die Fische. Sogar die Weiber bringen ihr Leben halb im Wasser zu. Die Unwissenheit dieses Stammes geht so weit, daß demselben sogar die Heiligkeit der Ehe fremd ist, und oft verheiraten sich hier Muselmänner mit Christinnen, ohne sich die Mühe zu geben, diese zu ihrem Glauben zu bekehren, weil sie selbst nicht einmal die ersten Gebete des Koran kennen. Alle übrige Albanesen verachten übrigens die Liaper so, daß der Name dieses Stammes ein Schimpfwort ist.

Der vierte Stamm der Djamen oder Djamiden besteht, wie es scheint, aus den Skipetaren, welche sich zwischen den Griechen angesiedelt haben. Das von ihnen zwischen dem Gebiet der Griechen von Janina und der Griechischen Küste, von Arta bis zu den Suliotischen Engpässen bewohnte Land ist ein Labyrinth von fruchtbaren, leicht zu vertheidigenden Höhenzügen. Die Djamiden sind größtentheils Sunnitische Muhammedaner. Unlängst noch war dieser Stamm der industriellste, gebildetste und reichste von allen vier Stämmen: die Europäische Ueppigkeit vernichtete jedoch alle ihre Vorzüge, so daß gegenwärtig die Djamiden ein verdächtiges, gewinnsüchtiges, ungastliches Volk sind und der Reisende nur mit Mühe ein Unterkommen in ihren Dörfern findet. In dieser Beziehung ist der Djam der völlige Gegensatz des Djeg, welcher dem Fremden freundlich entgegenkommt und ihn als Bruder (Wla) behandelt, sobald er Salz und Brod mit ihm getheilt hat, und sogar stets bereit ist, sein Leben für ihn der Gefahr preiszugeben.

Die eingewanderten Bulgaren, Illyrier und Wallachen haben sich nicht mit den Albanesen vermischt und haben sogar ihre Sprache, Kostüme und Gewohnheiten beibehalten. In jenen Kolonieen verstehen nur die Männer die Skipetarische Sprache, doch haben die Weiber auch nicht nöthig, dieselbe zu erlernen. Auf diese Weise bleibt jeder Stamm seiner Abkunft getreu, und das Leben in Clans hat in Albanien die höchste Entwickelung erreicht, welche man außerhalb des Kastenwesens finden kann. (R. d. d. M.)

England.

Die große Explosion bei Dover.

Sir John Herschel hat über dieses durch die Zeitungen bekannt gewordene Ereigniß das nachstehende Schreiben an den Herausgeber des Britischen Athenaeum gerichtet:

„Ich habe die Sprengung des großen Felsens bei Dover am 26. Januar vom Lande aus in möglichster Nähe betrachtet und mache mir ein Vergnügen daraus, für Ihr geschätztes Journal einige interessante Umstände aufzuzeichnen, die mir bei dieser großartigen Operation besonders aufgefallen sind, zumal ich sie in keinem Berichte, der mir zu Gesicht gekommen ist, nach Verdienst gewürdigt fand. Es mußte nämlich in Erstaunen setzen, daß von all jenen gewaltsamen Erschütterungen, wie sie wohl bei der Explosion von 19,000 Pfd. Schießpulver erwartet werden durften, nichts zu spüren war und alle diejenigen, welche in Aussicht auf einen Erdstoß und eine krachende und heftige Zertrümmerung sich aus weiter Ferne zu dem Schauspiele eingefunden hatten, in ihren Erwartungen getäuscht wurden.

Das ganze Geräusch, mit dem die Explosion geschah, beschränkte sich auf ein dumpfes Summen, das kaum länger als eine halbe Sekunde anhielt und gewiß von mir überhört worden wäre, hätte gerade Jemand mit gewöhnlichem Ton der Stimme neben mir gesprochen. Auch der Sturz des fast 400 Fuß hohen Felsens, dessen 400,000 Kubik-Yards sich in einem Zeitraum von kaum zehn Sekunden längs der Küste über 18 Morgen Landes ausbreiteten, war von keinem besonderen Geräusch begleitet, wenigstens ist weder mir, noch einigen Anderen, die in gleicher Entfernung die Sprengung beobachteten und später ihre Bemerkungen mit den meinigen verglichen, ein solches aufgefallen. Man würde dem leisen Südwestwinde, der zur Zeit wehte, einen möglichen Einfluß auf die Richtung des Falles haben zuschreiben können, wenn nicht gerade die große Masse der Trümmer sich an den Fuß des Felsens gelagert hätte, auf dem ich stand und der südwärts von dem gesprengten lag.

Die gänzliche Abwesenheit alles Rauches war eine zweite höchst eigenthümliche Erscheinung, die diese Explosion auszeichnete. Viel Staub freilich hüllte die ungeheure, sich wellenförmig, gleich einem zähflüssigen Körper, fortwälzende Masse ein und verdünnte sich allmälig, aber nicht lange, so schlug er sich nieder und von wirklichem Rauch war durchaus keine Spur zu entdecken. Jeden Theil der Oberfläche konnte man mit Bestimmtheit erkennen: der umgeworfene Flaggenstock, der sich sogleich wieder auf derselben Stelle, auf der er umgefallen war, aufrichtete, der zerrissene Rasen, der noch wenige Sekunden früher ruhig auf dem Rücken des Hügels grünte, und jede andere Einzelheit auf dem zerklüfteten und mit Trümmern bedeckten Boden zeigte sich in aller Deutlichkeit. Eben erschien in der Mitte desselben der höchste Theil der bewegten Masse, als meine Aufmerksamkeit auf eine wie gährende Anschwellung der Oberfläche gelenkt wurde und ich jeden Augenblick erwartete, einen dicken Qualm hervorbrechen zu sehen. Indeß blieb er aus, und es mag, nach meiner Meinung, zwar das erzeugte Gas, indem es sich einen Ausweg suchte, die Anschwellung hervorgebracht, aber auch in den unzähligen Ritzen der kalten und feuchten Masse, die es durchdrungen hatte, seinen Kohlengehalt abgesetzt haben, so daß kein Rauch mehr möglich war.

Was die Erschütterung des umliegenden Bodens betrifft, so muß ich gestehen, daß ich nicht mit der größten Zuversicht auf die Festigkeit des abschüssigen Felsstückes rechnete, auf dem ich stand, und mag darum die gegen meine Erwartung außerordentlich unbedeutende Bewegung, die sich meinem Standpunkte mittheilte, zu gering angeschlagen haben. Ich erinnere mich, daß ich sie noch nicht einmal mit derjenigen vergleichen konnte, die ein Frachtwagen hervorbringt, wenn er über eine gepflasterte Straße fährt. Die Erschütterung war übrigens nur von kurzer Dauer und wiederholte sich nicht. Sie muß von dem ersten Stoße des Pulvers bewirkt worden seyn und darf durchaus nicht dem darauf folgenden Sturze der Steinmassen zugeschrieben werden, die, wie ich bestimmt behaupten kann, keinerlei Beben der Erde in ihrer Umgebung hervorgebracht haben.

Es ist mir ferner unbekannt, daß etwa ein einzelnes Felsstück nach irgend einer besonderen Richtung hin wäre fortgeschleudert worden. Es waren also insgesammt alle Erscheinungen, die diese Operation hervorrief, ganz den gewöhnlichen Begriffen zuwider, die man von der Wirkung einer solchen Pulvermasse hat, und so seltsam dies auch klingen mag, dieser Widerspruch zwischen den erwarteten und den wirklich eingetretenen Folgen gab der ganzen Scene eher das Ansehen einer tief berechneten, mit der größten Gewandtheit exekutirten Operation, als eines Spieles entfesselter blinder Naturgewalten. — Wie friedlich das Pulver agirt haben muß, erhellt schon daraus, daß die Leute, welche die Batterieen losbrannten, nichts von einem Erfolge gewahr wurden und schon an dem Gelingen des Unternehmens verzweifelten, als sie das Jubelgeschrei der Menge des glücklichen Ausgangs versicherte.

Dies merkwürdige Ausbleiben jedes Knalles und jeder Erderschütterung, das dieser Operation eigenthümlich war, läßt sich aus der kalkigen Beschaffenheit und der zerklüfteten Gestalt des Felsens erklären. Denn von allen Substanzen ist vielleicht der Kalk der schlechteste Leiter für den Schall und am meisten geeignet, Vibrationen, die durch einen heftigen Stoß in ihm erregt worden sind, zu unterdrücken. Die erste Wirkung des sich bildenden Gases auf die Wände der Minenkammern (deren, beiläufig gesagt, drei waren, die zu gleicher Zeit explodirten) ist ohne Zweifel, da sie sich hier durch 73 Fuß Kreide — und dies wäre die kürzeste Linie oder die des geringsten Widerstandes — fortpflanzen mußte, bedeutend geschwächt worden. Dies aber ist nothwendig geschehen, noch ehe die ganze Masse durch die entstandene Spannung wirklich in ihrer Lage verändert werden konnte, so daß die ausdehnende Kraft sich unfähig erwies, auf ihre ungeheure Last mehr zu wirken, als eben hinreichte, sie zu spalten und anzuschwellen, die weitere Arbeit aber der Schwere überlassen mußte. — Uebrigens hat sich hierbei das Talent unseres ausgezeichneten Ingenieurs Mr. Cubitt, der die Unternehmung leitete, wieder auf das glänzendste bewährt. Nach merkwürdig einfachen, aus langer Erfahrung von ihm gewonnenen Regeln hatte er gefunden, wie viel Wirkung auf jedes Pfund Pulver zu rechnen war, so daß die nöthige und die erzeugte Kraft gerade in einander aufgingen und weder unnütze noch schädliche Wirkungen bei der Explosion stattfanden. — Er hat der Eisenbahn-Compagnie nicht weniger als 7000 Pfd. Sterl. erspart.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Collingwood, den 31. Januar 1843. J. F. W. Herschel."

Mannigfaltiges.

— Geschichte von Jerusalem. Herr Poujoulat, der gemeinschaftlich mit dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge, Herrn Michaud, die Reise nach dem Orient gemacht und mit ihm die mit Recht sehr geschätzte Correspondance d'Orient herausgegeben, hat im Laufe des vorigen Jahres eine Geschichte von Jerusalem in zwei Bänden erscheinen lassen.*) Der erste Band ist eine Zusammenstellung der Geschichte der heiligen Stadt, nach den Erzählungen des alten und des neuen Testamentes, so wie nach den Berichten des Josephus und anderer glaubwürdiger Darstellungen bis zur Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch die Römer. Der zweite Theil, der mit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung beginnt, liefert ein Bild der heiligen Ruinen und des durch dieselben sich fortpflanzenden religiösen Lebens dieser Stätte, wie wir es noch in keinem anderen Werke besessen haben. Der Verfasser, von dem innigen Gefühl, mit welchem er schreibt, vollkommen durchdrungen, ist doch auch nichts weniger als religiöser Schwärmer, weshalb sein Buch nicht etwa wie Chateaubriand's Darstellung von Jerusalem einen rein poetischen Charakter, sondern wahrhaft historischen Werth hat. Nächst den Byzantinischen Geschichtschreibern liefern die Erzählungen der Pilger nach Jerusalem, deren es in allen Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit gegeben, die Quellen, aus denen Herr Poujoulat geschöpft. Von diesen Pilgern hat unter Anderen ein Galloromer im Jahre 333 eine Reise von Bordeaux nach Jerusalem gemacht und beschrieben, die noch jetzt als Wegweiser im heiligen Lande dienen könnte, so genau sind darin alle topographische Darstellungen. Dagegen versichert Herr Poujoulat, daß Tasso's „Befreites Jerusalem" in örtlichen Beziehungen voller Mißgriffe sey. „Der Anblick Palästina's", sagt er, „ist für das Italiänische Epos eine Probe, die es nicht zu bestehen vermag." Die Zeit der Kreuzzüge tritt natürlich auch in dieser Geschichte Jerusalems besonders hervor. Das Französische Königreich, das dort zu Anfang des 11ten Jahrhunderts gegründet wurde und von 1099 bis 1187 dauerte, hat seine Spuren noch jetzt in zahlreichen Lateinischen Klöstern, so wie in dem Einflusse Frankreichs auf Syrien, aufzuweisen. Spurloser ist die Herrschaft des edeln Hohenstaufen, des Deutschen Kaisers Friedrich II., in Jerusalem geblieben. Freilich hatte dieser aber auch, als er im Jahre 1229 das heilige Grab eroberte, nicht bloß den Muselmann, sondern auch den Papst, dessen Bannstrahl ihm gefolgt war, als Feinde dort gegen sich. — Wir zweifeln nicht, daß das Werk des Herrn Poujoulat sehr bald auch in andere Sprachen übersetzt seyn werde.

*) Histoire de Jerusalem. Tableau religieux et philosophique par A. Poujoulat. 2 vols. Paris, 1842.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Freitag den 24. Februar 1843.

Frankreich.

Poesie, Naturdienst und Pantheismus.

(Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.)

Unsere Poesie prahlt mit ihrem Interesse und tiefen Gefühl für die Natur. Dies wäre vielleicht der einzige Vorzug, der ihr zukäme; nur thut sie sich zu viel darauf zu Gute und ist gar zu gewiß, daß es ein Vorzug ist. Gegen ein so unbedingtes Lob hätte ich wohl Lust, einige bescheidene Zweifel zu erheben, wenigstens möchte ich es in mancher Weise beschränkt wissen.

Doch ehe wir auf den Kampfplatz ziehen, wollen wir die Gerechtigkeit ehrlicher Gegner üben und dem Feinde zugestehen, was ihm gebührt. Dann darf ich mich nicht damit begnügen, zu sagen, daß ich Naturschauspiele liebe und ihnen einige der glücklichsten Stunden meines Lebens verdanke. Wo nur irgend eine sanfte Regung in mir war, muß ich gestehen, ist sie in der Anschauung der Natur genährt worden, und nie empfand ich ein Vergnügen, das dem Gefühle der Glückseligkeit näher kam, als da ich meinen Blick in sie versenkte. Wenn mein Auge bei dem reinen, mild wärmenden Lichte der untergehenden Sonne sinnend über einen ruhenden See und seine anmuthigen Buchten glitt, oder auf Höhen schweifte, deren Belaubung in den bunten Farben des Herbstes spielte, oder auf silbergescheitelten Bergen ruhte, die von den Gränzen des Horizonts, gleich edlen Greisen, mit mir die liebliche Landschaft zu betrachten schienen, wie oft hat da mein Blick meine trübsten Erinnerungen in Schlaf gewiegt! Und wenn dies eine krankhafte Empfindsamkeit ist, so leide ich mehr an ihr, als irgend Jemand; aber sie ist es nicht, sonst wäre es auch eine, zu bewundern, was schön, und zu lieben, was liebenswürdig ist. Als Gott vor meinen Augen seine ergreifenden Wunder ausbreitete, wollte er mir keine Schlinge legen oder mich in Versuchung führen.

Ein Wort ist die Welt, ein Wort Gottes, bestimmt und vernehmlich für den Beobachter, ins Undeutliche verklingend, aber erhaben für den Beschauer. Die Beobachtung der Naturerscheinungen, das genaue Studium ihrer Gesetze haben das Wesen einer bestimmten Sprache; die bloße Reflection, die synthetisch ist, die, will ich sagen, alles einzeln Seyende in seiner lebendigen Einheit auffaßt, spricht in Bildern zur Seele. Das Universum kann für sie nur eine Metapher seyn, ein Bild, die Verkörperung einer Idee, die weit erhabener ist, als die Natur selbst, der Name für eine Substanz, von der dieselbe nur Ausfluß oder Hülle ist. Und wie das Denken immer, wenn wir unseren Geist in einen poetischen oder religiösen Gegenstand versenken, demselben nicht Stand hält, sondern ins Unendliche ausschweift, so läßt sich behaupten, daß die Betrachtung der Natur den Gedanken des Unendlichen in uns erweckt und unterhält. Hierin ist die Natur der Musik ähnlich, deren Eigenthümlichkeit es ist, ihre Gedanken in keine bestimmte Gränzen einzuschließen, oder besser gar nicht zu denken, denn der Gedanke selbst ist schon eine Beschränkung des Denkens. Auch an den Gothischen Baustyl erinnert der Bau der Welt; ein Dom aus dem vierzehnten Jahrhundert und der Montblanc reden in derselben Sprache zu unserer Seele, in einer ganz anderen, als z. B. das Parthenon. Was aber den Gedanken des Unendlichen in dem Menschen erweckt, muß der Natur und Bestimmung desselben am meisten entsprechen, denn das ist seine Würde, durchdrungen zu seyn von dem Unendlichen; nur im Lichte und in der Macht des Unendlichen wird er ein Mensch in der vollen erhabenen Bedeutung des Worts.

Es giebt ferner eine christliche Betrachtungsweise der Natur. Für den Schüler des Evangeliums haben die Wunder der sichtbaren Welt eine eigenthümliche Bedeutsamkeit. Er weiß, daß die Welt um der Sünde willen verflucht worden ist und, als Wohnplatz eines gefallenen Wesens, verflucht bleibt, trotz aller Schönheit, mit der sie geschmückt ist. Sie gleicht dem Menschen, der überall da, wo ihn der Hauch der Sünde nicht berührt hat, das wunderbarste der Werke Gottes ist, so vollkommen in seiner Art, als es die Natur in der ihrigen nur seyn kann, von der er einen Theil ausmacht. Diese Schöpfung, deren ganzes Daseyn ein steter Triumph scheint, ist ihm ein endloser Klageton. Sie verkündigt einen Gott und zeigt dem Auge seine Vollkommenheit nicht weniger und nicht mehr als der Mensch selbst. Welt und Mensch erwarten beide eine Erlösung, nur ohne Zweifel mit dem Unterschiede, daß die Erlösung des Menschen ein Uebergang seyn wird vom Tode zum Leben, der der Welt vom Ruhme zu noch größerem.

Man kann sich also auf mehr als eine Weise erklären, wieso die Natur so viel Fesselndes für den Menschen hat und eine so bedeutende Rolle in den Werken der Dichter spielt. Mensch und Natur sind mit unlöslichen Banden an einander geknüpft. Alles, was von Außen und Innen das Menschenherz bewegt, geschieht nothwendig in Gegenwart der Natur und findet in ihr einen Bezug, sey es, daß sie damit harmonire oder kontrastire. Die Weisheit des Schöpfers hat eine derartige Wechselwirkung zwischen der Natur und unserer Seele hergestellt, daß jede der anderen Spiegel oder Echo ist. Endlich zieht die Natur vermöge des Einflusses, den sie auf unser Schicksal ausübt, vermöge der Idee der Kraft und Anmuth, der Mannigfaltigkeit und Einheit, der Unveränderlichkeit und Größe, die sie manifestirt, unsere Blicke unwiderstehlich auf sich, bewegt unsere Einbildungskraft und ergreift unser Herz.

Doch ist es merkwürdig, wie dessenungeachtet die Zeiten, zu denen man, nach dem Urtheil Aller, zurückgehen muß, will man vollendete Muster und sichere Führer für alle Gattungen der Literatur finden, eine so wenig reiche Poesie hatten, wie sich unsere Dichter auszudrücken belieben. Hierbei liegt gewiß keine vorherrschende Verachtung der Sinnlichkeit zu Grunde; eine weniger geistige Religion, wie die der Griechen war, mußte gerade dem Einfluß der äußeren Welt eine große Macht zugestehen. Aber es lag in dem Griechischen Geiste ein gewisser Verstand, ein eigener Sinn für Ebenmaß und Naturtreue, der sie überall das richtige Verhältniß finden ließ und vor Schrankenlosigkeit bewahrte. Wohl hatten sie ein lebendiges Gefühl für die Natur und beschrieben sie meisterhaft, aber ohne die sengende Gluth der Neueren, doch nicht, weil sie von ihr nicht wären entzückt gewesen, sondern weil sie den Menschen im Auge hatten, zu dessen Schicksal sie, wenn ich so sagen darf, den Rahmen bildet.

Ferner ist es bemerkenswerth, daß in den Jahrhunderten, die dem unsrigen näher liegen und vorzüglich dem Gedanken und Glauben angehörten, keinesweges die Begeisterung für die äußere Natur vorherrschend war. Es kann scheinen, als ob die Menschheit in jener Zeit zu viel über und in sich schaute, um zu merken, was um sie herum vorging.

Standen darum die Griechen literarisch und das siebzehnte Jahrhundert moralisch tiefer als wir?

Wann haben wir in Frankreich angefangen, uns für Naturschönheiten zu begeistern? Als unsere innere Welt schon zerrüttet und verarmt, als der religiöse Glaube in allen Seelen zertrümmert war, kurz in keiner gesunden, in einer kranken Zeit. Ich will damit nicht sagen, daß unsere frühere Literatur mit ihren gesellschaftlichen Tendenzen nicht eben darum unter der Griechischen und mancher fremden stand, aber doch bleibt es merkwürdig, daß bei uns die Zeit der schildernden Gedichte nicht mit der einer sittlichen Regeneration zusammenfiel, und daß die Begeisterung für die Natur am ausschweifendsten wurde, als der Glaube mehr denn je gelöst war.

Ohne zu leugnen, daß vorzüglich die Völker in ihrer Kindheit ein lebhaftes Gefühl für die erhabenen Reize der Natur haben, muß man zugestehen, daß eine gewisse Weise, die Naturschönheiten zu empfinden, ausschließlich den Zeiten einer Ueberreife eigen ist. Die Völker verhalten sich hier wie die Früchte: da, wohin die Sonne ihre reichsten Strahlen sendet, setzt sich die Fäulniß zuerst an. Ein Zeitalter, das an Ueberbildung kränkelt (denn die Civilisation hat ihre Krankheiten so gut wie die Barbarei), wendet sich gern von sich der Außenwelt zu. Die tiefen Wunden eines zerrissenen Herzens geben ihr einen eigenthümlichen Reiz, den der ungebildete Mensch nicht kennt. Der Eindruck, den Naturschönheiten machen, ist keinesweges so einfach, als man gewöhnlich glaubt. Er ist es selbst bei den Wilden nicht ganz, denn nachgerade ist ein Wilder nur ein halbcivilisirter Mensch. Der Mensch wird zum Menschen nur durch die Gesellschaft, und wiederum nur der gesellige Mensch hat Gefühl für die Natur. Sie wirkt aber auf uns, indem sie entweder mit unseren Gefühlen in Einklang steht oder ihnen widerspricht. Je weiter wir nun Uebereinstimmung oder Gegensatz verfolgen, desto dauernder und inniger wird der hervorgebrachte Eindruck. Ich bitte alle meine Leser, die für die Schönheiten der Schöpfung empfänglich sind, sich das Gefühl zu zergliedern, das sie in der stummen Tiefe eines alten Waldes oder in den Mauern eines verwitterten Schlosses beschleicht, wenn der Wind durch den Forst ächzt, als tönte ein Klagelaut aus der Vergangenheit herüber; ich bitte sie, sich Rechenschaft von den Elementen zu geben, aus denen ihre Rührung zusammengesetzt ist, wenn sich die Sonne hinter hohen Tannen verbirgt und scheidend den Wald mit dem flüssigen Golde ihrer Strahlen küßt, daß er, in magischem Lichte erglühend, ihr sein Lebewohl nachzittert, wenn sie an dem friedlich umschatteten See Lamartine's, oder an jenem anderen, dem Diamanten der Wüste, dem wahren Helden eines Romans von Fenimore Cooper, stehen — in solchen Momenten, bitte ich sie, was ihr Herz aus dem geselligen Leben an Erinnerungen, an Reue, an Träumen und

Hoffnungen mitgebracht, von sich abzuwerfen, und sie mögen mir sagen, was ihnen bleibt. Je mehr eine Seele in den Verhältnissen des geselligen Lebens erzogen worden ist, je mehr sie da gelitten, je mehr endlich die Gesellschaft selbst leidend und beängstet ist, desto reicher, tiefer und beredter wird sich die Natur demjenigen offenbaren, der aus dem Gewühle der civilisirten Welt an sie herantritt. Ich mag nicht genau abwägen, welche Poesie werthvoller sey, ob die eine, die ihre Stoffe aus dem geselligen Leben nimmt, oder die andere, welche die Außenwelt malt. Ohne eine von ihnen auszuschließen und zwei Ströme zu trennen, die in demselben Bett fließen sollten, darf ich wohl behaupten, daß die Naturdichtungen nie die sozialen ersetzen können, und daß der Mensch vor Allem aus sich selbst seine Begeisterung nehmen soll. Wenn die Außenwelt für die Poesie wirklich jene Wichtigkeit hat, die ihr unsere Dichter so gern zuerkennen, woher wollen sie erklären, daß die am reichsten mit Naturschönheiten ausgestatteten Gegenden oft gerade sehr arm an poetischem Gefühl sind und man dagegen inmitten einförmiger und prunkloser Umgebungen nicht etwa bloß bei einzelnen bevorzugten Individuen, sondern bei der Masse des Volks ein poetisches Naturell findet, das sich auf hundertfache Weise offenbart! Ich will damit nicht behaupten, daß man in diesen Gegenden die Natur nicht liebe, vielleicht liebt man sie da noch mehr als anderswo; aber die eingeborne Poesie des Herzens hat sich dort zuerst in sich selbst entfaltet und sich dann, Alles umgestaltend, über die Außenwelt ergossen.

Der Naturismus unserer Dichter (für eine schlechte Sache gebührt ein schlechtes Wort) verräth eine traurige Richtung, die viele andere Thatsachen gleichfalls anklagen. Mehrere Ursachen haben, wie hier, zusammen mit der Schwächung des Christenthums dazu beigetragen, in dem Herzen des Menschen das Gefühl der Individualität zu verflachen, das so eng mit dem Gedanken der Verantwortlichkeit und Moralität verknüpft ist und mit Recht das erhaltende Salz der menschlichen Natur genannt werden kann. Eine dumpfe Substanz droht jene lebendige Grundlage zu verdrängen, welche aus Willen, Gewissen, Liebe und Glauben gebildet ist, oder vielmehr — denn alles dies entspricht dem, was ich meine, noch nicht — jenes Element des freien, souverainen, sittlichen Willens, der sich vor Niemand beugt, als vor dem lebendigen Gott, und, sich vor ihm beugend, sich eben setzt und verherrlicht. Zu dem Maße aber, als das Bewußtseyn der Persönlichkeit sich im Menschen verringert, verrückt sich diese Idee anderswohin. Irgendwo muß die Persönlichkeit existiren, und existirt sie nicht in Gott, dem wir sie absprechen müssen, sobald wir sie uns absprechen, so wird sie eine Eigenschaft der Welt, der Allgemeinheit der Dinge.

Der Pantheismus, der, als Doktrin, die Persönlichkeit des Menschen aufhebt, ist oft umgekehrt das unerwartete Resultat der Ursachen, welche diese Persönlichkeit aufheben. Beide Weisen vertauschen oft mit einander die Rolle der Ursache und Wirkung. Der Mensch, der seiner moralischen Grundlage entsagt, fällt der Herrschaft der Natur anheim, der ihn die Religion entzogen hatte. Er bekleidet die Natur-Erscheinungen mit eben der Persönlichkeit, die er sich hat rauben lassen. Und das ist schlimmer als Polytheismus, der wohl auch die Natur vergötterte, aber, die Gegenstände nur zu Wohnungen der Götter machend, eine Art Hierarchie anlegte und, so gut es anging, die Einheit in der Mehrheit verwirklichte. Anders verhält es sich beim Pantheismus. Auf ihn paßt weit besser, als auf den Polytheismus, jenes berühmte Wort: „Alles war Gott, nur Gott selbst nicht.“ Im Pantheismus giebt es keine Hierarchie. Er personifizirt nicht, er läßt nicht, sagte Jemand, aus jedem Bache einen bärtigen, schlammigen Gott, aus jedem abgehauenen Eichenast eine Dryas emportauchen, sondern er empfindet so tief das Leben der Natur, daß er das menschliche nicht mehr empfindet; er versenkt sich völlig in alle Gegenstände und Erscheinungen der Schöpfung, eine Wolke, ein Zephyr, ein Strom sind für ihn wirkliche Wesen, er nimmt die schönen Personificationen der alten Poesie für Ernst, und die Allegorie ist keine Dichtung mehr, die ihn bezaubert, nein, eine Wahrheit, die ihn erdrückt.

Habt ihr, wie ich, Gemüther gekannt, für welche die Freude an den Wundern der Natur eine bittere und schmerzhafte Wollust wurde? Diese Gemüther hatten über dem Abgrund des Jahrhunderts geschwebt. Sie beherrschten nicht mehr ihre Eindrücke, sie wurden von ihnen beherrscht. Die Welt war für sie kein Schauspiel mehr, sondern ein Zauber, der sie verschlang. In ihrem Taumel verloren sie die Sicherheit, Entschlossenheit und Kraft des Gedankens, ohne welche das menschliche Leben in sich zusammenfällt und der Mensch aufhört, Mensch zu seyn. Wahnsinn und Verzweiflung warten am Fuße dieses Abgrundes — und da hinein versenkt sich unsere Literatur. Sie hat nie Wahrheit mit Kraft und Größe gepaart, als da der Mensch sich vom Universum trennte, sich in die Mitte und die Natur um sich herum stellte.

Die Provinzial-Archive in Frankreich.

Ungeachtet der großen Centralisation der Französischen Verwaltung, sind dennoch die Archive in den Provinzen sehr bedeutend. Was von alten Urkunden vor der Französischen Revolution in den Archiven der alten Provinzial-Behörden, der alten Klöster und der eingezogenen Schlösser von Ausgewanderten zerstreut und eben so unbekannt als unzugänglich war, wurde durch die Gesetze vom 22. Dezember 1789 und 4. März 1790 in den Departements-Hauptstädten gesammelt. Durch ein Gesetz vom 7. Messidor des Jahres II ward bestimmt, daß alle in Paris zerstreute Archive ebenfalls gesammelt und in den Provinzial-Archiven Alles aufgesucht werden sollte, was auf die Geschichte, die Künste und Wissenschaften und Staats-Domainen Bezug hätte, wobei in Betracht kommt, daß ¼ der ganzen Oberfläche von Frankreich früher der Geistlichkeit gehörte. Schon Colbert und Aguesseau hatten bereits früher diesen Gedanken gehabt, und noch finden sich auf den Königlichen Bibliotheken zu Paris 900 Cartons voller Abschriften und Verzeichnisse alter Archive, deren im Jahr 1770 Frankreich über 5700 zählte. Durch die Einrichtung der Departemental-Archive wurde diese Arbeit sehr erleichtert und die Möglichkeit gegeben, eine allgemeine Uebersicht zu gewinnen. Doch war auch viel verloren gegangen; denn durch die Gesetze in der Zeit der Schreckens-Regierung von 1792 und 1793 war befohlen worden, daß alles Pergament aus den Klöstern an die Arsenale abgeliefert werden sollte. Dennoch ward das Meiste und Wichtigste gerettet. Auf diese Weise befinden sich in den Departemental-Archiven noch die Sammlungen der alten Provinzial-Archive meist vollständig. Die wichtigsten sind das Archiv des Departements du Nord, mit den alten Urkunden der Provinzen Flandern, Cambresis u. s. w.; das Archiv des Depart. du Pas du Calais mit dem Archiv der Provinz Artois; zu Chalons das alte Provinzial-Archiv der Champagne; zu Rennes das Provinzial-Archiv der Bretagne; zu Dijon das der Bourgogne; zu Aix das der Provence, zu Montpellier das des Languedoc, zu Riom das der Auvergne, und besonders zu Pau das alte Archiv des Königreichs Navarra.

Bei der Wichtigkeit dieser Archive, deren ausgezeichnetste Schätze zum erstenmal in dem Reise-Handbuche durch Frankreich von Dr. Reigebaur bei den betreffenden Orten ganz kurz angedeutet sind, ward auf den Antrag der General-Conseils der Departements (der eigentlichen Provinzial-Stände), nach der Französischen Staats-Verfassung, am 10. Mai 1838, ein Gesetz erlassen, nach welchem die Departements für die Zustandsetzung der Departemental-Archive verantwortlich gemacht wurden und dazu Fonds ausschreiben durften.

Der erste Bericht des Ministers des Innern an den König über den Erfolg der durch dieses Gesetz genehmigten Maßregeln ist sehr wichtig.*) Man sieht daraus, daß vor dem 12ten Jahrhundert nur die Kirchen bleibende Archive besaßen; erst als die Städte anfingen, während der Kreuzzüge sich von der Unterdrückung der vielen Feudal-Herren Befreiungen zu erwerben, erst seit der Zeit fingen auch die Städte an, Archive anzulegen. Diese städtischen Archive sind meist unangerührt geblieben und enthalten ebenfalls viele wichtige Urkunden für die alte Geschichte Frankreichs und für die Paläographie.

Napoleon wollte nach einem Dekret vom 21. März 1812 an dem Champ de Mars ein ungeheures Gebäude aufrichten lassen, in welchem die wichtigsten Urkunden des ganzen Reiches gesammelt werden sollten. Die Departemental-Stände erhoben aber dagegen so viele Bedenklichkeiten, daß dieser Plan aufgegeben ward. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. war nichts geschehen. Jetzt aber ist zuvorderst für die mitunter sehr mangelhafte Unterbringung der Archive gesorgt, und es sind besondere Archivisten angestellt worden. Bei der den Archivarien von dem Minister ertheilten Instruction ist der Haupt-Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Archiv vor 1790 aufgestellt worden. Die weitere Unterordnung ward nach 24 Rubriken bestimmt, dann der besondere Gegenstand und endlich das Datum in den Repertorien vermerkt. Die Kommission, durch welche der Minister diesen wichtigen Gegenstand bearbeiten ließ, war aus den bedeutendsten Männern dieses Faches zusammengesetzt, z. B. Graf Portalis, Letronne, Lenormand, Passy, Merimé, Desnoyers u. A. m.

Nach der Darstellung dessen, was bisher in den einzelnen Departements geschehen, sind bereits sehr große archivalische Schätze zugänglich gemacht, von denen wir besonders auf Aix en Provence, Dijon und Auxerre aufmerksam machen. Auch in Poitiers finden sich 77 Urkunden, welche vor dem Jahr 1100 datiren. In dem Archiv zu Strasburg findet sich noch die Stiftungs-Urkunde von der Abtei von Eschau, mehrere Urkunden von Ludwig dem Frommen, Lothar u. s. w. In anderen Orten ist noch nichts geschehen, als z. B. in dem Departement der Landes; manche Archive haben sich dagegen als ganz unbedeutend bereits ermittelt, z. B. in dem Departement der Dordogne. Jedenfalls ist das Ordnen dieser Archive für die Wissenschaft sehr wichtig, und wird es noch mehr werden, da unter der Leitung des berühmten Letronne, des Staats-Archivars von Frankreich, eine besondere Ecole des chartes errichtet ist, in welcher acht junge Leute auf Staats-Kosten in den Archiv-Wissenschaften ausgebildet werden.

Spanien.

Borrow's Reise-Abenteuer auf der Pyrenäischen Halbinsel.

(Fortsetzung.)

Der Englische Gesandte that noch mehr als Herr Borrow verlangte; er schrieb einen Privatbrief an den Herzog von Rivas, wodurch folgende Scene veranlaßt wurde. „Ich ging zu dem Herzog und übergab ihm das Schreiben. Er empfing mich mit zehnmal größerer Höflichkeit als vorher, las den Brief, lächelte süß, und dann, wie von plötzlichem Enthusiasmus ergriffen, breitete er die Arme auf eine fast theatralische Weise aus und rief noch einmal: „„Al secretario! hará por vm. el gusto!““ — Ich eilte wieder zu dem Secretair, der mich mit der Kälte eines Eiszapfens aufnahm, und nachdem ich ihm die Worte seines Chefs wiederholt hatte, überreichte ich ihm einen zweiten, von dem Englischen Botschafter an mich geschriebenen Brief. Der Secretair las ihn mit großer Bedächtigkeit durch und meinte dann, daß Se. Excellenz wirk-

---

*) Rapport sur les archives departementales et communales. Paris 1841.

lich vielen Antheil an der Sache zu nehmen schiene. Er fragte mich dann nach meinem Namen, ergriff einen Bogen Papier und setzte sich an das Pult — wie ich glaubte, um mir die Erlaubniß auszustellen. Ich war ganz entzückt — als er plötzlich inne hielt, den Kopf zurückwarf, sich einen Augenblick besann und dann die Feder hinter das Ohr steckte, mit den Worten: „„Unter den Verordnungen des Conciliums von Trient ist eine folgenden Inhalts."" — O weh! dachte ich . . . .

„Ich blieb noch einige Zeit bei Oliban, der eine Cigarrendose herausnahm, eine Cigarre ansteckte, mir eine andere anbot, die Füße gegen den Tisch stützte und mich folgendermaßen anredete: „„Es macht mir viel Vergnügen, Sie in der Hauptstadt zu erblicken; und besonders mit einem solchen Auftrag. Es ist eine Schande für Spanien, daß hier keine Ausgabe des Evangeliums in Umlauf ist, die im Bereich aller Stände, der höchsten wie der niedrigsten, wäre, ohne mit Anmerkungen und Kommentarien beschwert zu seyn, die sie zu einem unmäßigen Umfang anschwellen. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß eine solche Ausgabe, wie Sie sie zu drucken beabsichtigen, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Gemüther des Volks haben würde, welches, unter uns, durchaus nichts von wahrer Religion weiß. Die moralische Wiedergeburt Spaniens hängt von der freien Verbreitung der heiligen Schrift ab, der allein Britanien, Ihr glückliches Vaterland, die hohe Stufe seiner Kultur und die unerreichte Wohlfahrt verdankt, deren es sich jetzt erfreut. Ich gebe dieses Alles zu, und in der That kann es kein Vernünftiger bestreiten, aber —"" Was denn nun? dachte ich. „„Aber —"" und jetzt fing er noch einmal an, mir von dem ewigen Concilium zu Trient vorzureden! Kurz, ich fand, daß seine Anstalten zum Schreiben, die angebotene Cigarre und das ganze emphatische Geschwätz — wie soll ich mich ausdrücken? — nichts als Wind waren."

Im Verlauf dieser langwierigen Unterhandlungen macht unser Verf. die Bekanntschaft eines originellen Charakters, des Schatzgräbers Benedikt Mol, dessen romantische Abenteuer sehr umständlich erzählt werden. „Señor Don Benito Mol war ein wohlbeleibter, alter Mann mittler Größe, mit weißen Haaren und rothem Gesicht; seine großen, blauen Augen hatten einen eigenen Ausdruck — er starrte damit den Sprechenden so begierig ins Gesicht, als ob er jeden Augenblick wichtige Mittheilungen zu vernehmen erwartete. Er war ärmlich genug gekleidet; er trug eine grobe Tuch-Jacke und Hosen von brauner Farbe und einen ungeheuren sombrero (Strohhut) auf dem Kopfe, dessen Rand so zerschnitten und zerhackt war, daß er einer Säge glich. Er bot mir nach einer Verbeugung zwei parfümirte Seifenkugeln an, die er mir in einem rauhen, mißtönenden Kauderwälsch anpries, das eher wie Valentianisch oder Catalonisch, als wie Spanisch klang. Meine Frage: wer er sey? gab zu folgendem Gespräch Anlaß: „„Ich bin ein Schweizer aus Luzern, Benedikt Mol mit Namen, ehemaliger Soldat in der Wallonischen Leibgarde und jetzt Seifensieder, Ihnen aufzuwarten."" — „Das Spanische scheint Euch nicht sehr geläufig", bemerkte ich; „wie lange seyd Ihr im Lande gewesen?" — „„Fünfundvierzig Jahr"", erwiederte Benedikt. „„Ich wäre schon längst von der Spanischen Armee desertirt, wie ich es aus der Päpstlichen that, wo ich in meiner Jugend diente, aber ich verheiratete mich in Minorca und hatte zwei Kinder, welche mich so lange hier zurückhielten. Ehe ich jedoch Minorca verließ, starb meine Frau; von meinen Kindern ging das eine nach Osten, das andere nach Westen, und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden. Ich gedenke nun bald nach Luzern zurückzukehren und dort wie ein Herzog zu leben."" — „Habt Ihr Euch denn in Spanien ein großes Kapital erworben?" fragte ich, mit einem Seitenblick auf seinen Hut und seine übrige Kleidung. „„Keinen Cuart! keinen Cuart! Diese beiden Seifenkugeln sind Alles, was ich besitze."" „Ihr seyd vielleicht von guter Herkunft und habt in der Schweiz Ländereien und Geld, wovon Ihr Euch zu ernähren gedenkt?" — „„Keinen Heller! keinen Heller! Mein Vater war der Scharfrichter von Luzern, und als er starb, wurde sein Körper mit Beschlag belegt, bis seine Schulden bezahlt waren.""

So wenig versprechend seine Umstände auch scheinen mochten, hoffte doch Benedikt, nächstens mit Gold beladen in seine Heimat zurückzukehren, da er überzeugt war, daß in einer gewissen Kirche ein unermeßlicher Schatz verborgen liege. Unser Verfasser bemühte sich vergeblich, ihn von diesem Gedanken abzubringen, indem er seine Zweifel an der Existenz eines solchen Schatzes äußerte. „Mein guter Deutscher Herr!" sagte Benedikt (denn Borrow hatte ihn Deutsch angeredet), „kein Lebender weiß von diesem Schatze, mich allein ausgenommen. Vor etwa dreißig Jahren befand sich unter den kranken Soldaten, die nach Madrid gebracht wurden, einer von meinen Kameraden der Wallonischen Garde, der den Franzosen nach Portugal gefolgt war. Er lag in den letzten Zügen und starb bald darauf; ehe er jedoch den Geist aufgab, schickte er zu mir und vertraute mir, daß er und zwei andere Soldaten, die seitdem beide getödtet worden, in einer gewissen Kirche zu Compostella einen erbeuteten Schatz begraben hätten, der aus goldenen Moidoren und ungeheuren Brasilianischen Diamanten bestehe und in einem großen kupfernen Kessel verborgen sey. Ich lauschte mit gierigen Ohren, und seit jenem Augenblick habe ich weder bei Nacht noch bei Tag Ruhe, weil ich immer an den Schatz denke. Er wäre sehr leicht zu finden, da mir der Sterbende den Ort aufs genaueste beschrieb, so daß, wenn ich nur einmal in Compostella wäre, ich keine Schwierigkeit haben würde, die Hand darauf zu legen; mehrere Mal bin ich im Begriff gewesen, die Reise dahin anzutreten, aber immer wurde ich daran verhindert. Als meine Frau starb, verließ ich Minorca in der Absicht, mich nach Santiago zu begeben; unglücklicher Weise fiel ich jedoch in Madrid einer Biskayerin in die Hände, die mich überredete, bei ihr zu bleiben, und mit der ich nun seit mehreren Jahren lebe. Sie ist eine mächtige Hexe und hat geschworen, wenn ich ihr untreu würde, eine Verwünschung gegen mich auszusprechen, die mich bis zum Grabe verfolgen soll. Jetzt ist sie, Gott sey Dank! im Hospital, wo sie auf den Tod liegt."

Borrow begegnete dem Schatzgräber zum zweitenmal in Compostella; er befand sich in einem Zustande der größten Entblößung und hatte sich blindlings der Leitung einer Wahrsagerin anvertraut, mit deren Hülfe er den Schatz zu heben gedachte. Es gelang ihm jedoch, die Bekanntschaft eines Kanonikus zu machen, der mit Eifer auf die Speculation einging, wodurch die Erwartungen des Schweizers aufs Höchste gesteigert wurden. Unser Verfasser warnte ihn zwar, sich vor den Spaniern zu hüten, die am Ende die Täuschung entdecken und sich dafür an ihm rächen würden, aber diese Warnung blieb unbeachtet, bis der Ausgang der Sache sie zum Unglück des armen Schweizers bestätigte. „Er ging", — schreibt Borrow, — „und ich sah ihn nicht wieder. Was ich hörte, war jedoch außerordentlich genug. Wie es scheint, hatte die Regierung seine Geschichte vernommen, und durch die glänzende Beschreibung des verborgenen Schatzes geblendet, glaubte sie mit geringer Mühe und noch geringeren Unkosten so viel Gold und Diamanten in Santiago ausgraben zu können, als hinreichen würde, sie selbst zu bereichern und die Spanische Nationalschuld zu tilgen. Der Schweizer kehrte nach Compostella zurück, „wie ein Herzog", um seine eigenen Worte zu gebrauchen. Die Sache, welche man anfangs als ein tiefes Geheimniß behandelte, wurde indeß bald ruchtbar, und man beschloß endlich, die Untersuchung, die so wichtige Folgen haben sollte, an einem großen Festtage auf eine öffentliche und feierliche Weise vorzunehmen. Der Tag erschien. Man läutete alle Glocken in Compostella; das Volk strömte herbei, tausend Mann Truppen waren in Reih und Glied aufgestellt, und man harrte voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Eine Prozession zog nach der Kirche von St. Rochus, an ihrer Spitze der General-Capitain und der Schweizer, seinen Zauberstab schwingend; unmittelbar hinter ihnen folgte die Meiga, die Galicische Wahrsagerin, deren Rath den Schatzgräber von Anfang an geleitet hatte — endlich schloß eine Anzahl Maurer, mit Brechstangen in der Hand, den Zug. Er betritt die Kirche, durchschreitet sie in feierlicher Ordnung und erreicht einen gewölbten Gang. Der Schweizer sieht sich um und ruft plötzlich: „„Grabt hier!"" — „„Ja, grabt hier!"" wiederholte die Meiga. Die Maurer gehen an die Arbeit, der Fußboden wird aufgebrochen — es verbreitet sich ein scheußlicher Leichengeruch . . . . Kurz, man findet keinen Schatz, und meine Warnung an den unglücklichen Schweizer erwies sich als nur zu sehr gegründet. Er wurde sogleich ergriffen und in den entsetzlichen Kerker von Santiago geworfen — unter den Verwünschungen des Pöbels, der ihn gern in Stücke gerissen hätte. Damit war die Sache nicht zu Ende; die Unzufriedenen ließen eine so günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen, um die Regierung mit Spott zu überhäufen; der Geiz und die Leichtgläubigkeit der Moderados wurden in den Sitzungen der Cortes verhöhnt, und die Kunde von der Schatzgräber-Scene zu Compostella flog auf den Fittigen der liberalen Presse durch ganz Spanien. „„Es war am Ende nur ein Streich des Don Jorge (d. i. George Borrow)"", meinte einer meiner Feinde. „„Dieser Mensch ist an der Hälfte der Gaunereien Schuld, die in Spanien vorfallen."" — Ich schrieb an meinen alten Freund Ruy Romero in Compostella, um das Schicksal des Schweizers zu erfahren, und erhielt von ihm folgende Antwort: „„Ich habe den Delinquenten im Gefängniß besucht, wo er mich bei meiner Freundschaft für Sie beschwor, ihm zu helfen. Was konnte ich aber thun? Er wurde bald nachher aus Santiago entfernt; wohin? weiß ich nicht. Man sagt, er sey auf dem Wege verschwunden."" Dies war das Ende der romanhaften, grotesken und traurigen, aber authentischen Geschichte Benedikt Mol's, des Schatzgräbers von Compostella."

Wenden wir uns von diesen Anekdoten zu der eigentlichen Reisebeschreibung, wo wir unter Anderem die Druidischen Ueberreste zu Estremoz mit graphischem Pinsel gezeichnet finden. „Nachdem wir", heißt es, „etwa 1½ Lieues zurückgelegt hatten, erhob sich ein Sturm aus Norden, der ungeheure Staubwolken vor sich hertrieb; glücklicherweise hatten wir ihn nicht im Gesicht, indem seine Heftigkeit uns sonst verhindert haben würde, unsere Reise fortzusetzen. Wir waren von der Straße abgewichen, um einen der Beiwege zu benutzen, die man mit Pferden oder Maulthieren passiren kann, obgleich sie zu schroff sind, um die Durchfahrt irgend eines Fuhrwerks zu gestatten, und sahen uns von Sand, Gesträuch und mächtigen Felsblöcken umgeben, die den ganzen Erdboden bedeckten. Diese Steine bilden die Spanischen und Portugiesischen Sierras — seltsame Berge, die sich in grauenvoller Nacktheit erheben, wie die Rippen eines gigantischen Körpers, von denen man das Fleisch getrennt hat. Viele dieser Steine oder Felsen wachsen aus der Erde hervor, andere liegen vereinzelt auf ihrer Oberfläche, als ob eine Sündfluth sie abgerissen hätte. Während ich mich durch diese unwirthbare Einöde arbeitete, bemerkte ich links einen Steinhaufen von ungewöhnlicher Gestalt; ich ritt daher auf ihn zu, um ihn näher zu untersuchen. Es war ein Druiden-Altar und der vollständigste und schönste seiner Art, den ich je gesehen. Er war kreisförmig und bestand aus Steinen, die unten sehr groß und schwer waren und nach oben zu immer dünner wurden, so daß sie einer Muschel nicht unähnlich sahen. Auf diesen lag ein großer, flacher Block, sich schräg in südlicher Richtung neigend, wo die Thür angebracht war. Drei bis vier Personen hätten im Innern des Altars Platz finden können, in welchem sich jetzt ein kleiner Dornbusch befand.

„Ich schaute mit Ehrfurcht und Bewunderung auf dieses Bauwerk, wo die ersten Ansiedler Europa's die unbekannte Gottheit anbeteten. Die Tempel der mächtigen und kunstreichen Römer, die so viel später errichtet wurden, sind in seiner Nachbarschaft in Staub zerfallen; die Kirchen der Arianischen Gothen, ihrer Nachfolger in der Herrschaft, sind in die Erde versunken, ohne auch nur

eine Spur zurückzulassen, und die Moscheen des Arabers, des Besiegers der Gothen, wo sind sie? Sie liegen alle in Trümmern. Nicht so der Druiden-Altar; er steht noch immer auf dem Berge da, so stark und fest wie an dem Tage, wo er, vor vielleicht dreißig Jahrhunderten, von unbekannten Werkmeistern errichtet wurde. Erdbeben haben an ihn gerüttelt, aber sein Schlußstein ist nicht gefallen; Wasserfluthen haben ihn überschwemmt, ohne ihn von seinem Standpunkt zu bewegen; die brennende Sonne hat ihre Strahlen auf ihn geworfen, aber sie hat ihn weder zerspalten noch zerbröckelt, und die Zeit, die unerbittliche Zeit, hat mit ehernem Zahn an ihm genagt, ohne eine sichtbare Wirkung auf ihn hervorzubringen. Dort steht er, und wer die Literatur, die Gelehrsamkeit und die Geschichte der alten Celten und Kymri studiren will, der möge seine rauhe Oberfläche betrachten und Alles, was davon bekannt ist, aus dem nackten Steine herauslesen. Der Römer hat uns seine unsterblichen Schriften, seine Geschichtsbücher und seine Gedichte hinterlassen, der Gothe seine Liturgie, seine Ueberlieferungen und die Keime freisinniger Institutionen, der Maure seinen ritterlichen Geist, seine Entdeckungen in der Arzneikunde und die Grundlagen unseres jetzigen Handelssystems — was bleibt aber von den Druiden übrig? Jene ewige Steinmasse!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Leroux, Philosoph und Buchdrucker. Herr Pierre Leroux, einer von den Stimmführern der heutigen Französischen Philosophie, begnügt sich nicht damit, in dieser geistigen Sphäre seinen Landsleuten neue Bahnen zu eröffnen, sondern will auch in einem rein industriellen oder technischen Gebiet Entdeckungen von der größten Bedeutung gemacht haben, obwohl sie allerdings eine solche Industrie betreffen, die für den Philosophen oder Schriftsteller von Profession das meiste Interesse haben muß, nämlich die Buchdruckerkunst. Er behauptet, ein Verfahren gefunden zu haben, wodurch das Drucken nicht bloß schneller und leichter, sondern auch wohlfeiler würde. Dieses Verfahren betrifft hauptsächlich das Gießen der Lettern und das Setzen derselben vor dem Druck. Bekanntlich sind die Formen, mit denen man die Typen gießt, so beschaffen, daß immer nur eine nach der anderen gegossen werden kann, obwohl dieses selbst schnell genug von Statten geht; Herr Leroux will eine Form erfunden haben, mit welcher man eine große Menge, z. B. hundert auf einmal gießen kann. Ferner haben die jetzigen Typen von der Spitze, auf welcher der Buchstabe steht, bis zum sogenannten Fuß, eine Länge von ungefähr zehn und eine halbe Linie: Herr Leroux will — und dies ist mit der bedeutendste Theil seiner Erfindung — die Typen so klein gießen, daß sie nur drei Linien Höhe haben; man sieht leicht, wie bedeutend das Ersparniß an Metall ist, das hieraus entstände. Der Grund aber, warum jetzt so lange Typen nöthig sind, ist vorzüglich der, daß, da man jetzt mit der Hand setzt, dies bei so kleinen Typen fast unmöglich wäre. Herr Leroux mußte also auch diese Schwierigkeit beseitigen, und dies ist ihm gelungen, indem er eine Setzmaschine erfand, welche die menschliche Hand überflüssig macht. Eine Folge endlich dieser neuen Methoden wäre nach Herrn Leroux die, daß die Stereotypie nichts mehr kostete oder dadurch ganz überflüssig gemacht würde. Wenn man jetzt stereotypirt, so muß man den ganzen Satz erst in Gyps und dann noch einmal in besonderen Platten abgießen, die man dann aufbewahrt. Bei der Methode des Herrn Leroux wäre dies nicht nöthig: man dürfte nur den Satz selbst stehen lassen und aufbewahren, was nach dem alten Verfahren darum nicht geht, weil es zu kostspielig wäre, diese Masse von Lettern unbenutzt stehen zu lassen. Bei Herrn Leroux dagegen sind die Typen mehr als dreimal so klein und kosten also auch dreimal so wenig als die jetzt üblichen, und man kann also das Gießen von Stereotypplatten sich ganz ersparen. Hieraus entspränge dann ein weiterer Vortheil für den Verleger und das lesende Publikum: während man jetzt nur alte vielgebrauchte Werke von Ruf, als z. B. Bibeln oder klassische Werke, stereotypiren kann, bei anderen Schriften dagegen der Verleger genöthigt ist, auf Risiko, d. h. mit Vorschuß von Papier und Druckkosten, ohne daß er sicher weiß, ob er auch alle Exemplare absetzen wird, mehrere hundert oder tausend Exemplare abzuziehen, dürfte er nach Herrn Leroux's Methode nur den Satz wie Stereotypplatten stehen lassen und nach Maßgabe des Bedarfs ein Exemplar nach dem anderen abziehen. Natürlich könnte er dann auch billiger verkaufen, da er hier auf Papier und Druck nicht auf einmal so viel auszulegen hat und also das Kapital, mit dem er bei jedem Werk oder jedem einzelnen Bande eines Werks auf einmal spekulirt, viel kleiner ist, als unter den gegenwärtigen Umständen. Dies wären im Wesentlichsten die Resultate der Erfindung des Herrn Leroux, wie er sie selbst angiebt. Hieran knüpft er noch höhere politische und philanthropische Ideen, indem er sich davon für die Beförderung der Volksbildung und Belehrung der Massen große Resultate verspricht, Ideen, an deren allzu begeistertem Festhalten, wie er selbst sagt, die praktische Realisirung seiner Vorschläge, als er sie zuerst aussprach, was schon etwas länger her ist, nämlich in den Jahren 1817—22, zum Theil gescheitert ist. „Als einfacher Arbeiter", sagte er (er war damals selbst Setzer), „hatte ich mir die Realisirung als ein Mittel gedacht, den menschlichen Gedanken zu emanzipiren, der Censur, die damals auf der Presse lastete, für immer ein Ende zu machen, das Monopol des Druckens aufzuheben und jenen Ausspruch Raynal's zu verwirklichen: „„„Vielleicht wird es einst so viele Druckereien als Bibliotheken geben"", und jenen zweiten von Rabaud-Saint-Etienne: „„„Es kommt die Zeit, wo die Buchdruckerkunst eine andere Gestalt annehmen wird und wo man statt eines Secretairs sich einen Druckgehülfen halten wird: dann wird die Freiheit der Presse existiren, wie wir immer die Freiheit zu schreiben gehabt haben."" Erfüllt von diesem Gedanken, mochte ich mich nicht dazu verstehen, aus meiner Entdeckung ein Monopol zu machen. Ich wies die Anträge zurück, die mir mehrere Personen machten, und unter Anderen Herr Pierre Didot der Aeltere, dessen Zeugniß ich noch heute anrufen kann, gemeinschaftlich mit ihnen ein Patent auf die Erfindung zu nehmen. Ich wandte mich vergebens an die damaligen Häupter der Opposition, die aber meine Idee nicht verstanden." Jetzt hat Leroux seine Vorschläge der Akademie mitgetheilt, um die Priorität derselben vor anderen ähnlicher Art, welche vor kurzem veröffentlicht und realisirt wurden, die aber nicht so umfassend als die seinigen sind, zu behaupten; er wird, wie er erklärt, zu seiner früheren Laufbahn zurückkehren, um, was er vor zwanzig Jahren nicht konnte, jetzt ins Werk zu richten. Diejenigen, welche sich näher dafür interessiren, wie die Sachverständigen insbesondere, verweisen wir auf das Heft der Revue Indépendante vom 25. Januar dieses Jahres, worin die Ideen Leroux's ausführlicher entwickelt sind.

Bibliographie. *)

England.

E. Dieffenbach Travels in New Zealand; with contributions to the geography, geology, botany, and natural history of that country. 2 vol. 8. London 1843. 1 l. 4 s. — Dies der richtige, dem Buche selbst entnommene Titel. Englische Buchhändler haben nämlich die Unsitte, in den Ankündigungen ihrer Verlagswerke die Titel häufig anders anzugeben, als sie wirklich lauten. Einer solchen Ankündigung des Hrn. Murray war der Titel in Nr. 11 entnommen.

T. Bartlett New Holland: its colonization, productions, and resources; with observations on the relations subsisting with Great Britain. 8. London. 7 s. 6 d.

J. P. and W. P. Robertson (Verf. von Letters on Paraguay u. Francia's Reign) Letters on South America; comprising travels on the banks of the Paraná and Rio de la Plata. 3 vol. 8. London. 1 l. 8 s. 6 d.

C. Fellows The Xanthian marbles, their acquisition and transmission to England. gr. 8. London. 5 s. — Nur ein Bericht über den Transport dieser für das Britische Museum erworbenen Tafeln. Näheres über diese mit Inschriften, in Lycischer Sprache, bedeckten Tafeln selbst findet man in desselben Verf. An account of discoveries in Lycia, being a journal kept during a second excursion in Asia Minor. 1840. Lond. 1841. gr. 8.

W. Roberts History of letter-writing, from the earliest period to the fifth century. 8. London. 18 s.

Annual Biography: being lives of eminent or remarkable persons who have died within the year 1842. By C. R. Dodd. 8. London. 9 s. — Also ein Werk wie das eine Reihe von Jahren hindurch bestandene Annual Biography and Obituary, über dessen 20. Band (1836) wir früher einmal in diesen Blättern ausführlicher berichtet.

Life and times of G. Savonarola, illustrating the progress of the reformation in Italy during the 15. century. 8. London. 6 s. 6 d. — In Frankreich schrieb Hr. Carle neuerdings über das Leben des Savonarola (vergl. Nr. 114 des J. 1842), wozu er das Material auf einer Reise durch Italien gesammelt; in Deutschland die Herren Rudelbach (Hamburg 1835) u. Meier (Berlin 1836).

Hannah Lawrance (Verf. der Historical memoirs of the queens of England from the 12. to the 16. century) The history of woman in England, and her influence on society and literature, from the earliest period. Vol. 1. 8. mit Kpf. London. 10 s. 6 d. — Seitdem eine Frau auf dem Throne in England sitzt, ist die Zahl der daselbst von und über Frauen herausgegebenen Werke größer, als gewöhnlich.

Edward, earl of Clarendon, The history of the rebellion and civil wars in England. Also, his life, written by himself. A new edition, from the original Ms. gr. 8. Oxford. 1 l. 1 s.

C. W. Johnson Guano as a fertiliser. 8. London. 1 s. 6 d. — Guano ist jene auf einigen unbewohnten Inseln der Südsee angehäuft liegende, bisher für Vogelmist gehaltene Masse, die eine besondere düngende Kraft besitzen soll und einigemal als Handels-Artikel in Europa eingeführt worden. Auch in Deutschland hat man Versuche damit gemacht.

J. Hannett Bibliopegia; or, the art of bookbinding in all its branches. New (verm.) edit. 12. mit Kpf. Derby. 6 s.

J. R. M'Culloch Principles of political economy, with some inquiries respecting their application, and a sketch of the rise and progress of the science. New (2. verb. u. verm.) edit. 8. Edinburgh. 15 s.

Boz (Dickens) Life and adventures of Martin Chuzzlewit. 8. London. — Erscheint in einzelnen Lieferungen à 1 s. — G. P. R. James Forest days: a romance of old times. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d. — T. S. Fay The double duel; or, Hoboken: a novel. 3 vol. 8. London. 18 s. — Der Verf. ist Attaché der Nord-Amerikan. Legation in Berlin u. schrieb bereits mehrere mit Beifall aufgenommene, auch übersetzte Romane, als: The Countess, Norman Leslie u. a.

J. S. Knowles Dramatic Works. Vol. 2. 8. London. 10 s. 6 d.

R. J. Graves A system of clinical medicine. 8. Dublin. 18 s. — Auch in England wird die Homöopathie künftig ihr eigenes Journal haben, nämlich das British Journal of homoeopathy. 8. Edinburgh. Vierteljährlich. No. 1. 3 s.

A. Smith Illustrations of the zoology of South Africa. No. 17. gr. 4. London. 12 s. — Hr. Smith war der Direktor einer 1834—36 in das Innere von Süd-Afrika unternommenen Expedition.

J. Richardson Icones piscium, or, plates of rare fishes. Part 1. gr. 4. mit 5 kolor. Kpft. London. 10 s.

Nachträglich haben wir noch folgende Publication der Shakespeare Society aus dem J. 1842 zu verzeichnen: T. Nash Pierce Penniless's Supplication to the devil. From the first edition of 1592, compared with later impressions. With an introduction and notes, by J. P. Collier. London 1842. 8. (Danach ist die Angabe in Nr. 9 zu berichtigen.) — Es würde in mehrfacher Beziehung zweckmäßig seyn, wenn alle Vereine der Art ihre Publicationen auf den Titeln mit einer fortlaufenden Nummer versehen wollten. Bei dem von dem Stuttgarter litterarischen Verein kürzlich herausgegebenen ersten Werke (F. Closener Straßburgische Chronik. Stuttg. 1842. 8.) fehlt sogar jede es als Vereinsschrift kenntlich machende Bezeichnung.

Zu den bisher in England unter dem Titel Review erscheinenden kritischen Zeitschriften allgemeinen Inhalts, als: Quarterly, Edinburgh, Dublin, Foreign Quarterly, British and Foreign, Eclectic (monatlich), Monthly u. London and Westminster Review, ist mit dem J. 1843 eine Foreign and Colonial Quarterly Review (London, Whittaker) hinzugekommen. Als Gründer und Leiter derselben gilt Hr. W. E. Gladstone (vice-president of the board of trade), aus dessen Feder auch der in sehr liberalem Geiste geschriebene Artikel auf S. 222—273 (Tariff. Commercial policy at home and abroad) seyn soll. Die uns vorliegende erste Nummer enthält überhaupt 14 längere und kürzere kritische Artikel. Art. 14 giebt eine kurze Anzeige von L. Tieck's (eines in England vorzugsweise bekannten Deutschen Schriftstellers) gesammelten Novellen. Neue Folge.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Arnold Introductory lectures on modern history. 2. edit. — Burnes Cabool. 2. edit. — Reeve Conchologia systematica. Part 12 (letzt.).

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Montag den 27. Februar 1843.

Italien.

Ein Italiänischer Häresiarch des 17ten Jahrhunderts.

(Nach der Rivista Europea.)

Das Leben des Mailänders Giuseppe Borri bildet einen wunderbaren Kontrast zu den gleichmäßigen, ja man kann sagen monotonen Charakteren seiner Zeitgenossen. Zu Mailand geboren, war er der Sohn Branda Borri's, eines wackeren Rechtsgelehrten, dessen Voraltern zum Theil bedeutende Aemter in ihrem Vaterlande bekleidet hatten. Als Knabe wurde Giuseppe nach Rom geschickt, wo die Jesuiten ihn zu einem würdigen Mitgliede ihres Ordens oder zu einer Zierde der Kurie heranbilden sollten. Hier entwickelte er aber einen sehr lebhaften Geist, den die beschränkten Kenntnisse, worin man damals das jugendliche Alter unterwies, nimmer befriedigen konnten. Dazu besaß der junge Borri eine Empfänglichkeit, man kann sagen eine krankhafte Reizbarkeit für Alles, was seiner Phantasie sich darbot. Bei einem solchen Naturell mußte er mit den methodischen und berechneten Gewohnheiten des Seminars, in welchem er erzogen ward, bald in Konflikt kommen. Ein Gegenstand argwöhnischer Obhut seiner Vorgesetzten, verdarb er es bald mit ihnen, indem er Komplotte unter seinen Mitschülern anzettelte und Ordnung und Disziplin auf alle Weise störte. Einmal nahm die von ihm erregte Mißstimmung den Charakter offenen Widerstandes an und wurde ein förmlicher Aufruhr: von Borri angeführt, verschanzten sich die Kleriker in den Kreuzgängen des Kollegiums und boten von hier aus nicht nur den Ermahnungen und Rathschlägen ihrer Oberen, sondern der Gewalt selber hartnäckigen Trotz. Von den geistlichen Vätern zu Hülfe gerufen, mußten der Sbirren-Hauptmann und seine Leute Hand an die Waffen legen, und auch so hatten sie vollauf zu thun, ehe der entschlossene Haufe feuriger Jünglinge zu Paaren getrieben war. Borri, das Haupt der Empörung, und einige seiner ergebensten Anhänger wurden aus dem Seminar verbannt und ihrem Schicksal überlassen. Mit einigen Sparpfennigen in der Tasche stürzte sich der wilde genußliebende Jüngling jetzt, da er sich frei und fessellos fühlte, in einen Strudel von Exzessen. Eine Zeit lang nahm ihn der Marchese Mirolli, Resident des Erzherzogs von Inspruck, als Secretair zu sich; allein bald mußte Borri wegen irgend eines schlechten oder leichtsinnigen Streiches das geistliche Asyl suchen, um den Nachstellungen der beleidigten Gerechtigkeit zu entgehen.

Von diesem Augenblicke an offenbaren sich in Borri nicht mehr die Eigenschaften eines gewöhnlichen Menschen, sondern die einer Individualität, welche eine ganz eigenthümliche Richtung nimmt. Einsam und abgeschieden lebend, widmete er seine geistigen Kräfte ganz dem Studium der Theologie, der Medizin und der Naturkunde, zu welcher die Alchymie, Astrologie und andere sogenannte Geheimwissenschaften gehörten. Wie diese Studien ihm den Glauben einflößten, daß er zu einer außerordentlichen Mission, zum Berufe eines Religions-Verbesserers bestimmt sey, wäre schwer zu sagen, wenn man nicht alle die moralischen Elemente sich vergegenwärtigte, welche damals die öffentliche Meinung ausmachten. In den ersten Zeiten der Kirchen-Spaltung hielt erbitterte Feindschaft die katholische und die protestantische Partei von einander getrennt. Bald aber begannen die geistlichen Häupter der letzteren eine Art von moralischer Polemik, in welcher sie einerseits die Prinzipien der Reformation mit starken Gründen rechtfertigten, andererseits die Dogmen und die Gebräuche des Katholizismus bis in ihre Grundlagen bekämpften. Verhältnisse der Politik und des Handels erlaubten eine nähere Beobachtung der katholischen Hierarchie, zumal in Rom, dem Mittelpunkte aller ihrer Verzweigungen. Die verschwenderische Pracht am Päpstlichen Hofe, der Luxus der Kardinäle, die Zänkereien der Konklave's, die grausame Strenge der Inquisition, die fast blödsinnige Einfalt gewisser religiöser Orden und, im Kontraste damit, die Schlauheit und Heuchelei gewisser anderer, der Aberglaube des Volkes und viele skandalöse Vorfälle — dies Alles gab Stoff zu Libellen, Satiren, Pasquillen, die von den starken Geistern mit Begierde gelesen wurden. Man weiß aus historischen Zeugnissen, daß die Grundsätze der Reformation, trotz aller Wachsamkeit der geistlichen und weltlichen Behörden, in Italien sich eingeschlichen und einen Theil der zur Opposition sich hinneigenden Gemüther verlockt hatten.

Borri erwarb sich bald in der praktischen Heilkunde einen so glänzenden Ruf, daß er bei vielen der angesehensten Familien Roms Zutritt erhielt. Sein Benehmen war bescheiden und demüthig, aber diese Demuth hatte einen bedeutsamen Charakter: sie gab sich als Frucht einer tiefen Ueberzeugung zu erkennen. Er sprach viel von dem allgemeinen Sittenverderben und sagte unter Thränen und Seufzern, die Religion schwebe in dringendster Gefahr: die Gebrechen der Kirche seyen so bedenklich, daß sie nur mit den stärksten Mitteln geheilt werden könnten. Als er sah, daß man seinen Worten wie der Heiligkeit seines Lebens stillschweigend oder ausdrücklich Beifall gab, versuchte er einen noch kühneren Flug. Er gab den Leuten, deren volles Vertrauen ihm geworden war, zu verstehen, daß er Muth und Kräfte genug besitze, um den verwüstenden Strom zu dämmen: dann offenbarte er ohne Umschweife seinen ganzen Plan und erklärte, Gott selbst habe ihn zum Reformator der Kirche Christi erkoren. Inwiefern er selber geglaubt habe, was er Andere glauben machen wollte, ist schwer zu ermitteln. Die damalige oft mit Spottsucht verbundene Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse konnte Borri keinen guten Erfolg verheißen, wenn er zu gewöhnlichen Gaukeleien seine Zuflucht nahm; man darf daher annehmen, daß sein eigenes Gemüth in eine fieberhafte Aufregung gekommen war, ein Phänomen, das bei Leuten von sehr irritabler Natur gar nicht ungewöhnlich ist. Man liest in einem der Werke Borri's, daß er an verborgene Naturkräfte glaubte und es für möglich hielt, dieser Kräfte Meister zu werden, wenn man sie in ihrem geheimen Wirken gleichsam überraschen könnte. Ohne Zweifel wendete er dieselben Inductionen, die er aus dem Studium der Natur gezogen, auch auf Dinge des Gewissens an und kam so endlich zu dem Ergebnisse, daß er wirklich von übermenschlichen Offenbarungen erfüllt sey. Demzufolge äußerte er, die Zeiten seyen jetzt reif zu einer allgemeinen Umformung der Römischen Kirche, und das Reich des Höchsten auf Erden, in welchem, nach der Prophezeiung Christi, nur eine Heerde und ein Hirt seyn solle, stehe nahe bevor: ihn (Borri) habe Gott ausersehen, ihm den Weg zu bahnen, als Führer der bewaffneten Schaar, die Alles, was nicht in die Hürde kommen sollte, mit Feuer und Schwert vertilgen würde. Die Eroberung würde in kurzem vor sich gehen: es sey ihm (Borri) vom Himmel ein Schwert und Name und Amt eines Vorläufers Christi zugetheilt, damit er die Sünder vertilge, die nicht das Zeichen des Heils an der Stirn trügen, und den Papst selber, wenn er sich den neuen Predigten feindselig bewiese. Ganze Legionen von Engeln und St. Michael, das Haupt der himmlischen Heerschaaren, würden ihm hülfreich seyn. Er versicherte, daß seine Seele in jeder Nacht zum Anschauen Gottes entrückt und in die Geheimnisse des höchsten Willens eingeweiht werde. Viele Verfolgungen und vieles Blutvergießen seyen unvermeidlich; aber die neue Kirche werde mitten in diesen Metzeleien heraugedeihen und nach Vollendung der Eroberung eines tausendjährigen Friedens genießen.

Der Zauber seiner Beredsamkeit und die Unsträflichkeit seines Lebenswandels erwarben ihm Proselyten, aus denen er eine Corporation von Menschen bildete, die jeder Zeit entschlossen waren, für den Triumph der neuen Religion das Leben zu opfern. Bei der Einweihung, die stufenweise vor sich ging, gelobte ein Jeder, Alles, was er gesehen und gehört, unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren. Jedes Individuum, dessen Zuverlässigkeit Borri nur einigermaßen bezweifelte, wurde sofort exkommunizirt. Wer um Wiederaufnahme in den Bund flehte, der mußte sich durch eine furchtbare Buße von dem auf ihm ruhenden Verdachte reinigen. Zuerst warf er sich baarfuß und mit einem Strick um den Hals an den Boden, worauf jeder Anwesende seinen Fuß auf ihn setzte und alle erdenkliche Verwünschungen gegen ihn aussprach für den Fall, daß seine Reue nicht aufrichtig, sondern ein Vorwand zu neuem Verrathe sey; dann wurde er vom Boden aufgehoben und, als Symbol der Verzeihung und erneuten Brüderschaft, auf die Stirn geküßt. Ihre Gelübde waren: unverbrüchliche brüderliche Freundschaft, Armuth und Gemeinschaft der Güter, nie erkaltender Eifer in Verkündigung des Reiches Gottes, Gehorsam gegen Christus allein und Selbstaufopferung um des Glaubens willen, zu dem sie sich bekannten. Zu diesen Verpflichtungen gesellte Borri eine gewisse Gleichförmigkeit der Gebräuche. Ohne den Sitten des Jahrhunderts, mit denen seine Jünger durch so viele und starke Bande verknüpft waren, ganz zu entsagen, mußten sie in ihren Konventikeln eine uniforme Kleidung anziehen: einen langen Rock aus weißem Leder, zu dem bei rauher Witterung noch eine Kapuze kam. Das Kopfhaar mußte in der Art geschoren werden, daß die Form eines Kreuzes entstand, und am Halse trugen sie einen eisernen Ring mit der Inschrift: „Unterwürfiges Schaf des Engels, der die Heerde lenkt.“ Ihre Wohnung und ihr Hausrath, der nur von Thon oder Holz seyn durfte, waren gemeinschaftlich. Sie mußten mit weniger als frugaler Kost fürlieb nehmen und in allen Stücken der äußersten Enthaltsamkeit und Heiligkeit des Wandels sich befleißigen. Vor Allem aber verlangte Borri von seinen Anhängern einen Muth, eine Festigkeit und Entschlossenheit, die jeder Gefahr, jeder Folterqual trotzen könnten. Er malte ihnen mit den leben-

grellsten und schrecklichsten Farben den Haß, die Rache und Verfolgung, welche von Seiten der Menschen ihrer warteten, um seinen Worten noch größeren Nachdruck zu geben, zeigte er ihnen öfter den qualvollen Tod der damals so häufigen Opfer der peinlichen Gerichtsbarkeit. Wenn der Volkshaufe, von Grausen ersättigt, sich zerstreut hatte, gingen die Borianer auf die Richtstätte, tauchten ihre Hände, wenn es unbemerkt geschehen konnte, in das Blut der Hingerichteten und küßten die Leitern, die Stricke, Zangen, Räder, Aerte — kurz, jedes Marterwerkzeug, das sie vorfanden.

In Sachen des Dogma's erlaubte sich Borri keine so radikale Veränderungen, daß seine Lehre für ganz neu hätte gelten können. Er ließ den sonstigen Glauben seiner Schüler unangetastet und wollte nur die allerseligste Jungfrau ebenfalls für eine Gottheit gehalten wissen. Da das Wort Gottes (der Logos) selbst Gott war, so konnte es nach seiner Meinung nur eine Göttin zur Mutter gehabt haben: darum sollte die heilige Jungfrau schon unbefleckt empfangen worden seyn, indem der Heilige Geist im Leibe ihrer Mutter Anna sich inkarnirte und, ohne die Jungfräulichkeit der Letzteren vor oder nach der Entbindung zu zerstören, von ihr geboren ward. Diese Incarnation hatte St. Paulus selbst im dritten Himmel dem Häresiarchen offenbart. Der Himmel zerfiel nach Borri in drei Abtheilungen: die erste bewohnte der Vater, die zweite der Sohn, die dritte der heilige Geist, Urheber der beiden Menschwerdungen Christi und Maria's. Die bestehende Kirche wiederhole — so sagte er — täglich ihr eigenes Verdammungs-Urtheil in dem Engels-Gruße (salutatio angelica), worin die Jungfrau „voll der Gnaden" genannt werde; denn diese Worte bedeuteten nichts Anderes als spiritu sancto plena. In Folge dieser Ansicht betitelte er die Mutter Christi: „Allerheiligste Göttin und eingeborne Tochter des Allerhöchsten": aus dem Meßkanon strich er jede andere Qualification derselben und wählte dafür das barbarische Wort uninspirata, dessen seine Anhänger bei ihrer Anrufung sich allein bedienen sollten.

Von dem Hohenliede Salomo's lehrte Borri, daß es eine unmittelbare Eingebung des heil. Geistes sey. Aus diesem und anderen biblischen Büchern ließ er verschiedene Verse auf einzelne Zettel schreiben und seine Gemeinde Betrachtungen über dieselben anstellen. Entsprach die zu Papier gebrachte Meditation dem Sinne, welchen die Bibel-Erklärer gefunden hatten, so behauptete er, sie sey vom Schutzengel eingegeben und ein Beweis der Göttlichkeit des Buches: im entgegengesetzten Falle verwarf er die Erklärung als bloßes Menschenwerk, oder er suchte ihr einen passenderen Sinn unterzulegen. Borri lehrte ferner, daß nicht bloß der Leib Christi, sondern auch der Maria's beim Abendmahle genossen würden; das Stückchen, welches der Priester von der Hostie abbricht und in den Kelch eintaucht, bedeutete nach ihm die Vereinigung der beiden Körper: das Blut Christi und das Fleisch Maria's. Außer der Hölle, dem Fegefeuer und dem Limbus ersann er noch einen vierten Ort für die Seelen der Ungläubigen und aller derjenigen, die außer dem Schoße der wahren Kirche gelebt. Diese Ansicht und eben so die von der höheren Natur der Jungfrau Maria waren im Grunde nicht neu und hatten schon zu heftigen Streitigkeiten zwischen einigen religiösen Orden Veranlassung gegeben.

Borri behauptete, der Prediger Salomo's (Koheleth) sey aus dem Verzeichnisse der kanonischen Bücher zu streichen, weil Salomo dieses Buch in einer Zeit geschrieben habe, als er der Sklave sündhafter Neigungen gewesen. An der Abfassung des „Predigers" hatte der heil. Geist keinen Antheil; daher die vielen Irrthümer des Buches, deren Verbesserung Borri selber sich vorbehielt, sobald die neue Kirche Frieden haben würde. Er lehrte ferner, die Uebertragung des heiligen Geistes erfolge nur vermittelst Auflegung der Hände. Durch diese Handlung konne er die Gabe der Weissagung, das Verständniß der heiligen Mysterien und die Macht, noch ungetaufte Seelen zu retten, mittheilen. Die Gnade, welche ihm (Borri) von oben geworden, vergönnte ihm, nicht bloß Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu durchdringen, sondern auch die Welt der körperlosen Wesen zu schauen. Nach seiner Versicherung erschienen ihm öfter Verstorbene, und er kannte den Ort ihrer ewigen Bestimmung. Um seine Schüler von dieser Sehergabe zu überzeugen, offenbarte er ihnen, was im Konklave, unter den zur neuen Papst-Wahl versammelten Kardinälen, vorging: welcher Seite die Stimmen der Wähler sich vorzugsweise zuneigten; was für ein Ergebniß die täglichen Wahlen und die Wortkämpfe für oder wider diesen oder jenen Bewerber hatten. Auch muß man glauben, daß seine Weissagungen öfter eintrafen, da er stets das Vertrauen seiner Anhänger behielt, die noch überdies von ihm glaubten, er besitze die Kunst der Bereitung des Steines der Weisen. Borri selbst hatte ihnen dies eingeredet und zur ferneren Beglaubigung seiner göttlichen Sendung versprochen, daß er von diesem Talente Gebrauch machen werde. Alles fabrizirte Gold sollte aber nur zu würdigen Zwecken, zur Befestigung des neuen christlichen Staates und zur Unterstützung der Nothleidenden verwendet werden.

Diese und viele andere Lehren, deren Darlegung uns zu weit führen würde, trug Borri in den Zusammenkünften seiner Gläubigen vor. Er wollte, daß sie für alle Zukunft Norm und Autorität seyn sollten, und befahl sogar die Zerstörung aller heiligen und weltlichen Bücher, deren Inhalt denselben widerspräche. Man ersieht aus diesem Umstande deutlich, daß sein Zweck viel weiter reichte, als der eines gewöhnlichen Sektenstifters: er wollte seine Lehre zur einzigen und allgemeinen machen. Die neue Religion stellte er unter den Schutz der Dreieinigkeit und bestimmte den Kuß auf die Stirn als Erkennungszeichen der Adepten.

Aber weder die nächtlichen Konventikel, wie geheim sie auch waren, noch die Gebräuche der neuen Sekte, mit wie großer Vorsicht man sie auch vollziehen mochte, konnten so ganz verborgen bleiben, daß die geistliche Behörde nicht etwas davon ausgewittert hatte. Als das Päpstliche Interregnum aufhörte und Alexander VII., ein sehr gewissenhafter Mann, den Stuhl Petri einnahm, wurden jene nächtlichen Zusammenkünfte von dem Santo Offizio (der Inquisition) schärfer ins Auge gefaßt: Borri floh heimlich aus Rom und kehrte nach Mailand zurück. Die Inquisition nahm ein Protokoll über die Sache auf: aber mochten ihr nun überzeugende Indizien fehlen, oder mochte man bei der Untersuchung lässig zu Werke gehen — es kam zu keinem Resultate, und die Sache gerieth ganz in Vergessenheit.

Da Borri in Mailand sich unbeobachtet und persönlich sicher wußte, suchte er die Fäden seiner Verschwörung wieder anzuknüpfen, und es gelang ihm durch allerlei Mittel, eine bedeutende Anzahl Individuen, die denselben Grundsätzen huldigten, um sich zu versammeln. Von hier aus verbreitete er seine Lehre auch an entfernteren Orten und gründete eine Loge von Gläubigen zu Pavia. Er wohnte abwechselnd in letztgenannter Stadt und in Mailand. Die reichste Aerndte konnte er jedoch in Mailand hoffen, dessen große, von Leidenschaften und Interessen aller Art bewegte Bevölkerung ihm nicht bloß Gelegenheit gab, mehr Proselyten zu machen, sondern auch der Beobachtung geistlicher und weltlicher Behörden sich zu entziehen. Seine nächtlichen Konventikel wurden in der That immer zahlreicher: die in denselben zu Papier gebrachten Verhandlungen behielt er an sich und deponirte sie in einem Nonnen-Kloster, wo sie ganz sicher untergebracht waren.

So hoffte Borri, daß theils die von den Brüdern abgelegten Gelübde und anderentheils die Geheimhaltung jedes schriftlichen Dokumentes seine eigene Sicherheit und das Gedeihen seiner Pflanzschule hinreichend schützen würden. Darum störte selbst die Nachricht, daß die Inquisition (1659) einen seiner Anhänger in das erzbischöfliche Gefängniß habe bringen lassen, seine Gemüthsruhe wenig, und um so weniger, da er seinen Bekennern eingepredigt hatte, im Fall einer Verfolgung den Umständen sich anzubequemen, ja mit dem Munde abzuschwören, was ihr Gewissen als wahr erkannte. Einen Augenblick faßte er sogar — gestützt auf die Duldsamkeit der geistlichen Behörde, die schon lange Kunde von der Ketzerei hatte — den mehr als kühnen Entschluß, auf die Piazza del Duomo zu gehen, dort, unterstützt von den Seinigen, das Volk aufzuwiegeln und den eingekerkerten Anhänger gewaltsam zu befreien; allein, mochte ihm nun zu einem solchen Wagniß der Muth gefehlt haben, oder mochte er sich bei der Hoffnung beruhigen, daß die Verhaftung des mitverschworenen Gläubigen keine Folgen haben werde — die Ausführung unterblieb. Ein paar Tage später erhielt Borri die mit angedrohter strenger Strafe verbundene Weisung, innerhalb neun Tagen vor dem Inquisitions-Tribunale zu erscheinen. Er versteckte sich und wurde nun in contumaciam verurtheilt. Der Richterspruch lautete dahin, daß Borri exkommunizirt, seine Habe dem Fiskus verfallen sey und seine Schriften durch Henkershand verbrannt werden sollten. Fürsten und Bischöfe wurden aufgefordert, sich seiner Person zu bemächtigen, und Keiner sollte, bei Strafe des Kirchenbannes, mit ihm in Verbindung treten. Die den Prozeß betreffenden Akten wurden nach Rom geschickt, wo das Santo Offizio auch von seiner Seite Borri in contumaciam verurtheilte. Am 3ten Januar 1661 trug der Henker das Bildniß des Geächteten feierlich durch die Straßen Roms und verbrannte es dann auf der Piazza di Campofiore sammt den Schriften Borri's, in deren Besitz man gelangt war.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Borrow's Reise-Abenteuer auf der Pyrenäischen Halbinsel.

(Schluß.)

Von der Hauptstadt Madrid und seinen Bewohnern entwirft unser vielgereister Autor folgendes Bild: „Ich habe die meisten Hauptstädte in der Welt besucht, aber im Ganzen hat mich keine so sehr angezogen als dieses Madrid, wo ich mich jetzt aufhielt. Ich spreche nicht von seinen Straßen, seinen Gebäuden, seinen öffentlichen Plätzen, seinen Springbrunnen, obgleich sie mitunter merkwürdig genug sind — denn St. Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburg prächtigere Gebäude, London geräumigere Plätze, während Schiras köstlichere Fontainen besitzt, die jedoch kein kühlenderes Wasser enthalten. Aber die Einwohner! Innerhalb eines Erdwalls von höchstens 1½ Stunden im Umfang leben 200,000 menschliche Wesen, die an Originalität des Charakters auf der bewohnten Erde ihresgleichen suchen — wobei man sich erinnern muß, daß diese ganze Masse aus Spaniern besteht. Die Bevölkerung von Konstantinopel ist ziemlich bunt; sie ist aber aus zwanzig verschiedenen Nationen zusammengesetzt — aus Griechen, Armeniern, Persern, Polen, Juden (Letztere, im Vorbeigehen gesagt, von Spanischer Herkunft) — aber die Einwohner von Madrid sind, mit Ausnahme einiger Französischen Schneider, Handschuhmacher und Friseurs, echte Spanier, obwohl nicht alle aus der Stadt selbst gebürtig. Hier giebt es keine Deutsche Kolonieen, wie in St. Petersburg, keine Englische Faktoreien, wie in Lissabon; es schlendern nicht, wie in Havana, hochmüthige Yankees haufenweise durch die Straßen, mit einer Miene, die zu verkündigen scheint: „„das Land ist unser, sobald es uns gefällig seyn wird, es zu erobern"" — sondern die Bevölkerung ist zwar roh und wild und aus den heterogensten Elementen zusammengefügt, aber sie ist ganz Spanisch und wird es bleiben, so lange die Stadt existirt. Heil Euch, Ihr Aguadores von Asturien! die Ihr in groben Büffelkleidern und ledernen Kappen zu Hunderten bei den Springbrunnen auf Euren leeren Wasserfässern sitzt oder, Euch unter der Bürde der gefüllten krümmend, die

obersten Stockwerke der höchsten Gebäude erklimmt. Heil Euch, Ihr Caleseros von Valencia! die Ihr, gegen Eure Wagen gelehnt, in Erwartung der Kunden Tabak für Eure Papier-Cigarren haspelt. Heil Euch, Ihr Bettler von La Mancha! Männer und Frauen, die Ihr, in wollene Decken gehüllt, an den Thüren der Paläste wie der Gefängnisse um Almosen nachsucht. Heil Euch, Ihr Lakaien aus den Gebirgen, Haushofmeister und Schreiber aus Biscaya und Guipuzcoa, Toreros aus Andalusien, Riposteros (Lastträger) aus Galicien, Hausirer aus Catalonien! Heil Euch, Castilier, Estremadurer und Aragonier von allen Gewerben! Und endlich Ihr echten Söhne der Hauptstadt, Pöbel von Madrid — Ihr zwanzigtausend Manolos, deren furchtbare Messer am 2. Mai 1808 ein so grimmiges Gemetzel in den Reihen Murat's anrichteten.

„Und die höheren Stände — die Herren und Damen, die Kavaliere und Señoras, soll ich sie mit Stillschweigen übergehen? Ich habe in der That nur wenig über sie zu berichten: ich traf selten mit ihnen zusammen, und was mir in Hinsicht ihrer bekannt wurde, trug auch nicht viel bei, sie in meinen Augen zu erheben. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die, wohin sie auch kommen, sich eine Gewohnheit daraus machen, die höheren Stände zu Gunsten des Pöbels herabzusetzen. Es giebt manche Hauptstädte, wo die Aristokratie, die Söhne und Töchter des Adels, den merkwürdigsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmacht. Dieses ist der Fall in Wien und noch mehr in London. Wer kann sich, in Hinsicht des hohen Wuchses, des würdevollen Anstandes, der körperlichen Stärke und des unerschrockenen Muthes mit dem Englischen Edelmann vergleichen? Wer reitet ein edleres Pferd? Wer sitzt fester im Sattel? Wer hat eine liebenswürdigere Gattin, Schwester oder Tochter? Was aber die Spanischen Hidalgos betrifft, wird es für sie wohl am besten seyn, ihrer so wenig als möglich zu erwähnen. Ich muß indessen gestehen, daß ich nicht viel von ihnen weiß. Lesage hat sie beschrieben, wie sie vor zwei Jahrhunderten waren; seine Schilderung ist nicht sehr einladend, und ich glaube nicht, daß sie sich seitdem gebessert haben. Ich rede viel lieber von den unteren Klassen, nicht nur in Madrid, sondern in ganz Spanien. Der Spanier niederen Standes ist kein gewöhnlicher Mensch; er ist ein außerordentliches Wesen. Er besitzt zwar nicht die Liebenswürdigkeit und den Großmuth des Russischen Muschik, der dem Fremden seinen einzigen Rubel schenkt, damit dieser nicht darben möge; auch fehlt ihm dessen ruhiger Muth, der ihn der Furcht unzugänglich macht und ihn auf das Gebot seines Zarn mit Freuden in den sicheren Tod eilen läßt. Das Gemüth des Spaniers zeigt größere Härte und weniger Selbst-Aufopferung; dagegen ist ihm ein stolzer, unabhängiger Geist eigen, den man bewundern muß. Er ist, wie es sich von selbst versteht, unwissend, aber es ist eine merkwürdige Thatsache, daß ich in den niedrigeren Ständen weniger Beschränktheit angetroffen habe, als in den höheren. Man hat oft von der Bigotterie der Spanier und ihrer kleinlichen Eifersucht gegen Fremde gesprochen, und diese Beschuldigungen sind nicht ohne Grund; sie werden aber vorzüglich durch die höheren Klassen veranlaßt. Wenn fremde Tapferkeit und fremdes Verdienst in Spanien nie gerechte Anerkennung gefunden hat, so liegt dieses gewiß nicht an der großen Masse des Volks. Ich war Zeuge der Schmähungen, mit denen man den Namen Wellington's an dem Schauplatze seiner Heldenthaten überhäufte, aber die alten Krieger aus Aragonien und Asturien, die an seiner Seite bei Vittoria und Salamanca die Franzosen besiegen halfen, nahmen an diesen Schmähungen keinen Antheil."

In Sevilla begegnete Borrow einem anderen Reisenden, der, wie es scheint, eben so weite und mannigfache Wanderungen ausgeführt hatte, wie die seinigen, und den er dort auf eine ganz unerwartete Art wiedertraf. Mit der Erkennungs-Scene zwischen diesen beiden Originalen wollen wir unsere Auszüge für jetzt beschließen. „Es war ein prächtiger, sonniger Morgen des Andalusischen Winters, und ich kehrte eben von einem Spaziergang nach meiner Wohnung zurück, als ich zwei in Zamarras (schaflederne Jacken) gekleidete Männer aus dem Portal eines großen, finsteren Hauses in der Nähe des Thors von Xeres hervortreten sah. Sie waren im Begriff, bei mir vorüberzugehen, als einer von ihnen mir ins Gesicht blickte, plötzlich zurückfuhr und im reinsten, wohlklingendsten Französisch ausrief: „„Was seh' ich! Täuschen mich meine Augen nicht, so ist er es selbst. Ja! es ist derselbe, den ich zuerst in Bayonne sah, dann lange nachher bei der Ziegelmauer von Nowgorod, dann am Bosporus und zuletzt in — in — o mein achtungswerther und geliebter Freund! wo hatte ich denn zum letztenmal das Glück, Ihre wohlbekannten, merkwürdigen Züge zu erblicken?"" — Ich: Wenn ich nicht irre, so war es im südlichen Irland. Ich stellte Ihnen dort den Zauberer vor, der wilde Pferde durch ein einziges, ihnen ins Ohr geflüstertes Wort zähmte. Aber was bringt Sie denn nach Andalusien, wo ich am wenigsten vermuthet hätte, Sie wiederzufinden? — Baron Taylor: Und warum nicht, mein sehr achtungswerther Borrow? Ist nicht Spanien das Land der Künste, und ist nicht Andalusien diejenige Spanische Provinz, welche die schönsten Monumente künstlerischer Vortrefflichkeit und künstlerischer Begeisterung hervorgebracht hat? Kommen Sie mit mir, und ich will Ihnen einen Murillo zeigen .... aber erlauben Sie zuerst, daß ich Ihnen einen Landsmann vorstelle. Mein lieber Herr W. (sich zu seinem Gefährten, einem Engländer, wendend, der mir in der Folge die freundschaftlichsten Dienste erzeigte), erlauben Sie mir, Ihnen meinen achtungswerthen und geliebten Freund vorzustellen, der die Zigeuner genauer kennt, als der Chef des Bohémiens zu Triano, der ein geschickter Flüsterer und Roß-Zauberer ist und der, wie ich zu seinem Ruhm bezeugen kann, dem besten Schmiede der Alpujarras im Schwingen des Hammers und Beschlagen der Pferde nichts nachgiebt."

„Im Verlaufe meiner Wanderungen hab' ich manche Freundschaftsbande geknüpft, aber Niemand hat mich mehr angezogen, als der Baron Taylor. Mit dem gebildetsten Verstande vereinigt er eine seltene Herzensgüte und mit den feinsten Sitten einen so biegsamen Charakter, daß er keine Schwierigkeit findet, sich den Gewohnheiten jeder Menschenklasse anzupassen. Außerdem hat er etwas Geheimnißvolles an sich, welches die Aufmerksamkeit noch erhöht, die er durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit zu erregen weiß. Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wer er eigentlich ist; man giebt jedoch zu verstehen, daß er Königlichen Geblüts sey, und wenn man seine zierliche Gestalt, seine geistreichen, aber eigenthümlich geformten Züge und seine großen, ausdrucksvollen Augen betrachtet, so kann man nicht umhin, zu gestehen, daß er kein gewöhnlicher Mensch und von keiner gewöhnlichen Abstammung seyn kann. Das erlauchte Haus, dem er, wie man glaubt, verwandt ist, hat ihn mit mehr als einer wichtigen und vertraulichen Sendung, sowohl im Osten als im Westen, beauftragt, und in diesem Augenblick beschäftigte er sich damit, die Meisterstücke der Spanischen Kunstschule für die Gemächer der Tuilerieen zu sammeln. Wo er mich auch antrifft — auf der Straße oder in der Wüste, in glänzenden Palästen oder unter den Zelten der Beduinen, in Nowgorod oder in Stambul — immer breitet er die Arme aus und ruft: „O ciel! so habe ich wieder das Glück, meinen geliebten und achtungswerthen Borrow zu erblicken!""

Türkei.

Die beiden Bären.

„Bär und Bassa" — wer hätte nicht über dieses Produkt der geistvollsten Einfalt gelacht, „mit Ober- und Unterkiefer, vom rechten Ohr bis zum linken Absatze", wie Tabarin und Bruskambilla sich ausdrücken — gelacht? Dennoch werden nur Wenige wissen, daß diese so ergötzlich auf die Bühne gebrachte Geschichte einstmals leibhaftig sich zugetragen. Ja, wir sind in der That glücklich genug gewesen, in einer Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Affen, in einem Englischen Buche, welches Herr Scribe schwerlich jemals zu Gesichte bekommen, dieselbe zu entdecken. Uneigennützig ohne Vorbehalt geben wir sie hier zum Besten, wie folgt:

Nach christlicher Zeitrechnung im Jahre 1805 saß zu Konstantinopel Selim III., weder durch Landstände beschränkt, noch durch Preßfreiheit geängstet, in altangestammter Machtvollkommenheit auf dem Throne der Sultane: Und wenn er auf einen Wink fünfundzwanzig Gläubigen den Kopf vor die Füße legen ließ, so wagten die Sklaven seiner Gnade nicht anders als mit der Nasen- an der Zehen-Spitze vor seinem Angesichte zu erscheinen und nicht anders als knieend ihn zu bedienen, bis sie, zwei Jahre später, den göttlich verehrten Statthalter des Propheten in der besten aller Schlingen sanft und selig hinüberschlummern ließen.

Vor diesem seinem glorreichen Ende geschah es bisweilen, wie wir aus bester Quelle geschöpft, daß Se. Hoheit einige Langeweile zu verspüren geruhten: bei den glänzendsten Paraden gähnten, im Schoße der reizendsten Sultanin schnarchten Höchstdieselben: Puppen- wie Schattenspiel sammt den kitzelndsten Zweideutigkeiten des Leib-Hanswurstes veranlaßten kaum ein Augenzwinkern. Da ereignete es sich, daß einen gewissen Italiäner sein guter Stern an das Gestade des Hellespont's führte, nachdem er ihn von einem Englischen Schiffe glücklich hatte desertiren lassen. Basso war für den Augenblick und seit zehn Jahren überhaupt vielleicht der elfte Name, den er sich beigelegt. Sein Beruf, nachdem er als Schmuggler und Gauner, als Haushofmeister einer Lombardischen Herrschaft, als Antiquar im Römischen Corso, Verfasser unterschiedlicher archäologischer Abhandlungen, als Kammerdiener eines Lords, als ein Stückchen Bandit und Schnurre seinem Vaterlande die besten Kräfte redlich gewidmet — dabei weder die heimatlichen Gefängnißsuppen verschmäht, noch den Galeerendienst Sr. Majestät des Königs beider Sicilien unter seiner Würde erachtet und auf mannigfachen Ausflügen in vieler Herren Landen, dem Zuge seines angeborenen Durstes nach allseitigen Erfahrungen folgend, als hochherziger Kosmopolit (dafern seinen vertrautesten Freunden hierin keine Uebertreibung zur Last fällt) durch allerunmittelbarste Einnahme des Augenscheines bis in die geringsten Einzelheiten hinein selbst den Galgenbau vom Standpunkte des Armen Sünders geprüft — — sein Beruf gegenwärtig war eben Jedwedes, was der nächste Augenblick als Mittel, ein leidliches Frühstück zu erangeln, ihm an die Hand geben sollte.

Als solches erschien ihm bald genug die Anknüpfung irgend eines Verhältnisses mit irgend einem der Großherrlichen Hofbedienten; und sintemal das Wort unmöglich bei ihm von jeher nur die allernothdürftigste Anerkennung genossen, hatte der Abenteurer, zu seiner eigenen Verwunderung schnell, nicht nur das gesuchte Frühstück, sondern auch einen Patron bei Hofe gefischt, dessen Vermittelung ihn zunächst in den Stand setzte, einen kleinen Handel mit Kaffee, Tabak, Opium — dieser allgegenwärtigen Dreieinigkeit der Morgenländer — zu betreiben. Und ob er diesen ausbeutete? Seine unerschöpfliche Schnurrpfeiferei, seine schlangenhafte Klugheit und Geschmeidigkeit, vor Allem aber seine ganz unübertreffliche Bereitwilligkeit zu jedem Dienste trug seinen Namen und seinen Ruf im Fluge zu den Großwürdenträgern der Sarai, welche dergleichen bekanntlich am nöthigsten brauchen und, wie billig, am reichlichsten belohnen. Aber nicht allein als Allerwelts-Lieferant von Prachtwaffen, anatomischen Präparaten, Geschmeide, Racepferden, Brillen, Griechinnen und Tscherkessinnen, Koranabschriften, Strangulirschnuren, Phosphorfeuerzeugen, Rosenwasser, Sklaven und Sklavinnen in allen Farben- und Alters-Abstufungen, Möbeln, Kaschemirshawls, Barometern, Gift- und Liebes-Pülverchen, sondern vielmehr als ein geradezu allwissendes Faktotum wurde er zuletzt völlig unentbehrlich,

indem der Erzgauner mit seinem Gewissen endlich auch dahin eins wurde, für Geld, wenn es durchaus nicht anders gehen wollte, sogar ehrlich zu handeln. — Wie zufrieden waren die hohen Osmanli's, für welche schon das bloße Rauchen eine Arbeit ist, an Basso den Mann gefunden zu haben, der ihnen eben so wohl wie die Schwierigkeit der Befriedigung, selbst die Mühe des Aussinnens von Wünschen erleichterte und abnahm! So half er eines Tages Sr. Eminenz dem Herrn Großmufti auf den Gedanken, den Trank einmal zu kosten, den die ungläubigen Hunde Wein benennen, um nur zu ergründen, weshalb der Prophet solchen untersagt habe — und alsbald gaben die Schlemihl's-Taschen ein gewissenhaft verpichtes und drahtgeschnürtes Dutzend mit dem echten Etiquet der Witwe Cliquot von sich. Diese Dame schuf Basso's Glück: Seine Gewandtheit, das Glas zu füllen, indem sie ganz gleichen Schritt hielt mit seines hohen Gönners Fertigkeit, dasselbe zu leeren, machte ihn vollkommen würdig, den Saum des Teppichs küssen zu dürfen, auf welchem die geheiligten Füße des Beherrschers der Gläubigen nach dem letzten Gebete zu ruhen pflegten. Sr. Hoheit aber gefiel es, der Neuheit wegen, einmal ein anderes als all' die erbärmlichen Hofschranzen-Gesichter zu erblicken; bald unterhielt er sich weit lieber mit unserem Basso als mit dem Großwesir, und endlich trat er eines Abends in Höchsteigener Person zu dem Kislar Aga hinaus und sprach die erhabenen Worte: „Der Marquis hat künftig ungemeldet Zutritt." — Das ließ nun auch Basso sich eben so wenig wie der Leibgarden-Commandeur zwei Mal sagen, und bald sah es beim Großtürken aufs Haar so aus, wie im Pariser Diorama-Bazar: Alles rings ein riesiger Nipptisch. Für alle Haremsfrauen zusammengenommen hätten die tausend und abertausend Plunder-Kleinodien hingereicht, dem gestrengen Herrn jedoch genügten sie nicht; nur immer das Neueste fand Gnade vor seinen Augen, und jetzt langweilten ihn sogar schon die abgerichteten Bestien, obgleich Basso eine wahre Wuth für dergleichen ihm eingeflößt und ganze Koppeln von schachspielenden Hunden, betriebsamen Flöhen u. a. m. in dessen Vorzimmer installirt hatte.

Da geschah es ihm, daß er in seiner Verlegenheit nach Neuem, um eben nur ja nicht verlegen zu erscheinen, von einem Bären erzählte, welchen er im fernen Lande als Konzertgeber auf dem Fortepiano kennen gelernt. — „Den bringe mir" — war des Sultans kurze Erwiederung; und hierbei blieb es, ungeachtet der allerunterthänigsten Vorstellung, wie dieser Virtuos entsetzlich weit hervorgeholt werden müßte oder vielleicht erst nach vielen Monaten auf seinen Kunstreisen zu erreichen seyn dürfte. Selbst durch das Bedenken, derselbe könne inzwischen bereits ganz von dieser Welt geschieden seyn, da dergleichen Geister ihr äußerst reizbares Nervengehäuse sehr schnell aufzureiben pflegen — gewann der geängstete Hoflieferant nur eine Frist von acht Tagen, um jedenfalls wenigstens eine eben so talentvolle Kreatur zu präsentiren. So schoß denn zu seinem eigenen Unheile die Drachensaat der Unersättlichkeit auf, welche er in das Gemüth des Sultans so reichlich gestreut. Sonder Ruh bei Tag und Nacht hatte er zuletzt nur noch den Gedanken, welche seiner eigenen so probaten Strangulirschnuren er an sich selber probiren solle. Siehe, da bewährte sich aufs neue und aufs glänzendste der tröstliche Wahlspruch seines ganzen Lebens: Unkraut vergeht nicht!

Giuseppe Vecchiari, sein Doppelgänger im irdischen Lebenswallen und deshalb auch ihm anhänglich, wie sein Schatten, wurde sein Rettungsengel. Unerschöpflich in Ränken und Kniffen, um Auskunft niemals verlegen und dem zwanzigsten Gefängnisse so eben mit der dringlicher als je ans Herz gelegten Einsicht entsprungen, daß es unumgänglich für ihn, jedes Hülfsmittel schleunigst zu ergreifen, unvermeidlich, bei Strafe des Hungertodes — ging dieser, als der arme Freund beim Wiedersehen seine Drangsal ihm klagte, sofort und mit der unbedenklichsten Hingebung auf sie und auf das einzige endlich gefundene Mittel zu ihrer Abstellung ein: Zuvörderst kaufte Giuseppe ein prächtiges Bärenfell, an Länge und Umfang seinem eigenen Wuchse genau angemessen; dann übte er in diesem Gewande unverdrossen alle bekannten Bärenstückchen vom einfachen Pas à quatre bis zur Pirouette à la marque-route, ohne das obligate Brummen dabei zu versäumen, und ließ sich mit seinem Führer zur bestimmten Stunde bei Hofe anmelden. Der schönste Kisting mit Englischer Mechanik und herrlicher Fülle des Tones war schon bereitgestellt, denn schon im geheimen Diwan hatte der hohe Präsident daran erinnert, daß heute das Bären-Konzert an der Tagesordnung. Jetzt nahm der behaarte Meister mit edlem Anstande Platz und führte, während alle Großwürdenträger rings athemlos aufhorchten und selbst die Favoritinnen des Harems hinter engvergitterten Wänden lauschten, ein so vollendetes Charivari aus, daß der entzückte Sultan dem bewährten Maestro seine vollkommene Zufriedenheit zu erkennen gab, indem er ihm auf der Stelle fünfhundert Beutel reichen ließ. Die Freude der beiden Gauner hierüber wurde indeß eben so rasch, wie sie hervorgerufen, wieder verscheucht, da der huldreiche Herrscher Befehl gab, das so überaus kunstfertige Thier, als die werthvollste Seltenheit, der Großherrlichen Menagerie einzuverleiben, und dieser Befehl nicht minder schleunig als der erstere ausgeführt wurde. So trug nun des Pseudobär's List ihm die mißliche Ehre ein, mit hungrigem Magen Angesichts einer Ration von vier bis fünf Pfund rohen Fleisches, hinter handfesten Eisenstäben im sorglichst verschlossenen Käfige, einen Löwen zur Rechten, einen Panther zur Linken, die Nacht im Großherrlichen Thiergarten hinzubringen. Vom Gebrüll seiner Nachbarn, welche den falschen homo novus mit doppeltem Grolle zu wittern schienen, aus seinen trübseligen Gedanken zum hundertsten Male aufgeschreckt, überlegte Giuseppe so eben, ob nicht wirklich für ihn das Gerathenste sey, den Kopf, den er doch nicht füglich noch länger sein Eigenthum nennen konnte, lieber alsbald freiwillig an der Käfigswand einzustoßen — als das Schloß geöffnet, er herausgerissen, in einen anderen Käfig auf einen Karren geworfen und davongefahren wurde. Der Hoffnungsstrahl, welcher trotz der gewaltig unsanften Behandlung in ihm aufblitzte und das ganze Verfahren als Basso's Veranstaltung zu seiner Erlösung ihm erscheinen ließ, machte nur allzubald der vorigen Finsterniß Platz, da er wahrnahm, wie alle Palastwachen ihn sammt seinen Bostandschi's völlig ungehindert durchließen, denn das konnte nur auf des Sultans Befehl geschehen, der offenbar Alles entdeckt und seinen Tod angeordnet hatte. — So war es in der That aber nicht: „Zweitausend Piaster kostet mir deine Befreiung und dein Stellvertreter" — raunte, als man außerhalb des Serai's war, die unverkennbare Stimme seines Basso ihm zu. Er war gerettet.

Etliche Tage später wollte der Sultan den seltenen Ohrenschmaus erneuen; diesmal zertrümmerte aber der Bärenhäuter Erard's würdigen Nebenbuhler in tausend Splitter und zeigte obendrein nicht übel Lust, auch die gesammte Hohe und Höchste Zuhörerschaft seine ungeleckten Tatzen fühlen zu lassen. Dafür zahlte er im Marmorhofe mit seinem Kopfe. Vierzig Rebellenhäupter und dreißig Sultaninnen, in Ledersäcke säuberlichst vernäht, hätte der wohlgeübte Janitschar kaum rascher abgethan als Giuseppe's Sosias.

Basso aber fiel, wegen der offenbar nur oberflächlichen Bildung seines Schülers in humanioribus, in Allerhöchste Ungnade und nahm sich diese oder einen ihm zugefügten Diebstahl, dessen Thäter er nicht habhaft werden konnte, weil sein Herzensfreund Giuseppe plötzlich zum Islam überging — dergestalt zu Herzen, daß er auf- und davonging. Niemand weiß, wo und wie er ein Ende genommen; doch darf man wohl über das Wie ziemlich zuverlässig muthmaßen.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Werk von Manzoni. Vor etwa zwei Monaten ist endlich das seit mehreren Jahren mit Sehnsucht erwartete neue Werk Alessandro Manzoni's: Storia della colonna infame (Geschichte der Schandsäule) in Mailand erschienen. Die Erwartungen, welche durch die Ankündigung dieses Buches erregt worden waren, scheinen durch dasselbe nur theilweise befriedigt zu seyn; wenigstens geht dies aus der passiven Haltung der Italiänischen Blätter hervor, die, anstatt in die Posaune des Lobes zu stoßen, wie es gewiß geschehen wäre, wenn der berühmte Schriftsteller etwa wieder einen Roman wie die Promessi Sposi geschrieben hätte, sich einfach damit begnügen, auf das Erscheinen des neuen Buches hinzuweisen. Und doch ist dieses Buch bedeutender als ein Roman — viel bedeutender, denn es ist zur Ehrenrettung Italiens geschrieben, wie es in der That auch ein edles Blatt in seiner Literaturgeschichte seyn wird. Die Colonna infame ist im Wesentlichen allerdings eine Ergänzung der Promessi Sposi, doch nur desjenigen Theils dieses Romanes, der von der Pest in Mailand handelt, welche Episode bekanntlich vollkommen historisch ist und von Manzoni mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtsschreibers dargestellt wurde. Es blieb jedoch durch den Roman ein wichtiger Punkt in der Geschichte Mailands und der Pest vom J. 1630 unerledigt: die Frage nämlich, ob die zu jener Zeit dort hingerichteten Mailändischen Bürger und Edeln, die, der Verbreitung des Pest-Kontagiums angeklagt, zur colonna infame und zum Tode verurtheilt wurden, schuldig oder unschuldig gewesen? Mit- und Nachwelt hatten bisher einmüthig das Schuldig über den Ritter de Padilla und seine Mitangeklagten ausgesprochen. Manzoni veranstaltet jedoch eine Revision des mehr als 200 Jahre alten Prozesses; er selbst ist der Obmann eines Geschwornengerichtes, das von neuem die Ankläger, die Angeklagten und die Zeugen vor seine öffentlichen Schranken lädt, und nach einem lange und reiflich erwogenen Nichtschuldig spricht endlich die Geschichte, das Weltgericht, ihr Verdammungs-Urtel gegen die dolosen, von ihrer eigenen Nichtswürdigkeit vollkommen überzeugt gewesenen Richter aus, die vor 212 Jahren jene Unschuldigen zum Tode verurtheilt. Dies ist die Schandsäule, die Manzoni voll edler Entrüstung über die verletzte Ehre seiner Vaterstadt und zur Warnung der Zeitgenossen und der Späterkommenden errichtet. Seine Warnung hat aber auch noch den edeln Zweck, die Anwendung der Tortur, die noch nicht in allen Italiänischen Staaten ganz abgeschafft ist, in ihrer ganzen Furchtbarkeit und nach der vollen Verantwortlichkeit darzustellen, die dadurch Regierungen wie Richtern auferlegt wird. Wunderbar ist es, daß gerade das Land, in welchem Beccaria's Werk über die Verbrechen und Strafen geschrieben ward, ein Werk, das in den meisten Ländern Europa's die Abschaffung der Tortur herbeigeführt, daß gerade Italien, sagen wir, diese Schande der Menschheit noch nicht ganz hat von sich abwälzen können. Manzoni ist von mütterlicher Seite ein Enkel Beccaria's; was dem Großvater nur theilweise gelang, das zu vollenden scheint der Enkel sich zur Aufgabe gemacht zu haben: möge es ihm, der jetzt selber Großvater und in Ehren ergraut ist, vom Himmel beschieden seyn, noch mit eigenen Augen zu sehen, was sein edles Herz herbeiwünscht!

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Mittwoch den 1. März 1843.

Frankreich.

Amschaspands und Darvands.

Von Lamenais.*)

Einer der letzten Nachfolger Zerdhust's, ein ehrwürdiges Trümmerstück der alten Magie, lebte noch vor kurzem im Orient, in den Baktrischen Gebirgen. Der Greis wurde von den übrigen Sterblichen wie ein überirdisches Wesen verehrt, denn man wußte, daß die Geister ihn besuchten und ihm Dinge enthüllten, die für die übrige Welt ewige Geheimnisse blieben. Nach seinem Tode fand man einzelne beschriebene Blätter bei ihm; man sammelte sie gewissenhaft; viele konnte man nicht entziffern, sie enthielten Symbole, die für unsere schwache Einsicht undurchdringlich sind; doch andere glückte es aus der heiligen Sprache, dem Zend, in ein anderes orientalisches Idiom zu übertragen; man fand in ihnen die tiefsinnigsten Aufklärungen über das Verhältniß der Amschaspands, der heiligen Geister oder Anhänger des Ormuzd, zu den Dews, Darvands oder Daroudjs, den bösen Geistern oder wörtlich den Tödtern, den Anhängern Ahriman's. Von diesen letzteren Blättern theilt das obengenannte Werk, angeblich nach einer treuen Uebersetzung, mehrere mit, denen wir folgende Auszüge entnehmen.

Medioschem an Mithra.**)

Du beklagst, Mithra, mit Recht die Geister, denen die Sorge für das Menschengeschlecht anvertraut ist. Der Kampf gegen die Darvands läßt sie nimmer rasten, und wie vielem Unheil ist ihre Wachsamkeit vergebens bemüht vorzubeugen. Welch' tiefer Schmerz, ihre Anstrengung, ihre Liebe so oft ohne Früchte zu sehen!

Wir, die wir von Ormuzd eingesetzt sind, in der irdischen Welt die heiligen Gesetze aufrecht zu erhalten, vermöge deren Alles lebt und gedeiht, wir haben die schönste aller Sendungen; denn die Wesen, welche wir überwachen, werden durch den Drang ihrer Natur selbst getrieben, sich diesen Gesetzen zu unterwerfen. Wir haben nichts als den Einfluß der Darvands zu bekämpfen, und dieser ist ohnmächtig, wenn die Kreatur selbst sich ihm nicht hingiebt.

Mag Khiveh***) seinen verderblichen Hauch über die Gefilde ausströmen, mag er das Leben zerstören, bald ersteht es neu, die Blätter grünen üppiger und die Adern schlagen voller. Die finstern Spuren des unreinen Dämons sind schnell verschwunden. In heiligem Wirken vereint, leben wir: Goscheroun, Eiathrem, Tachter, Mediozerem und ich, in ewiger Wonne.†) Wir sind entfernt von dem Gewühl der irdischen Leidenschaften, und nur selten trübt der Anblick des Bösen unsere Freude; wie schön ist die Natur, o Mithra! wie entzückt ihre tiefe Harmonie den Geist, wie setzt ihn die Anschauung ihrer geheimen Kräfte in Staunen. Man glaubt sie zu kennen, man meint in ihre Tiefen hinabgestiegen zu seyn, und hat in Jahrtausenden kaum ihre Oberfläche durchforscht. Das unversiegliche Leben kleidet sich in Formen, deren Zahl Ormuzd selbst kaum denken kann. So hat sich Ormuzd in seinem Werke verkörpert, und wir betrachten in dem Reichthum seiner Schöpfung die Fülle seines unendlichen Wesens. Jeder Halm, jeder Tropfen, jeder Laut offenbart Ormuzd's Größe; jede Farbe ist ein Abglanz seines Lichtes.

Als uns in dem Meere der Welten, die den unendlichen Raum erfüllen, die Erde zum ersten Mal erschien, war sie ein leichter Nebel; bald drängte sie sich dichter zusammen, und welch' geheimnißvolles Weben begann im Innern dieser neuen Schöpfung! Ungeheure Gebilde drängten sich zu allen Seiten hervor und überwucherten das junge Land. Sie bestanden viele tausend Jahre, da bäumten sich die Meere tosend auf, sie verschlangen das Festland, und wo sie gefluthet hatten, da entstanden neue Gefilde, aus denen neues Leben aufschoß. Vollkommenere Wesen wandelten auf Erden, üppigere Keime wurden vom Strahle der Sonne geweckt.

Wer könnte diese herrliche Umgestaltung schildern? Kein Geist erfaßt sie; berauscht vom Anblick der unendlichen Größe der Gottheit, versinkt er in stummes Entzücken. Auf den Bergeshalden, in den Thalgründen, an den Ufern der Ströme, am Meeresgestade, überall lagen Trümmer der alten Welt und herrliche Gestaltungen der neuen erhoben sich unter dem allerquickenden, tiefbelebenden Hauche der jungen Winde. Und diese Welt voll unergründlicher Wunder bildet sich noch immer um. Bald überfluthet das leuchtende Gestirn sie mit seinen segensreichen Strahlen, bald zieht es sich zurück und deckt sie mit einem weichen Dämmerschleier zu, und der Mond, die Braut der Nacht, zieht auf seinem träumerischen Pfade über sie dahin. Geschlechter vergehen und kommen neu, und doch kehrt keine Gestalt, die versunken ist, je wieder.

So gehen, o Mithra, unsere Tage in ewigem Jubel dahin; wir schauen Ormuzd ewig in seinen Schöpfungen an. O, daß seine Kreaturen ihn segnen mögen! daß die untersten seinen Ruhm in ihrer Sprache sängen und die höchsten, die er nach seinem Bilde geschaffen hat, die Menschen, in ein unendliches Halleluja zusammenstimmten!

*) Wir theilen hier einige Bruchstücke aus einem so eben unter dem obigen Titel erscheinenden neuen Werke von Lamenais mit, der darin den Kampf des Lichts mit der Finsterniß in seiner barock-tiefsinnigen, mystisch-liberalen Weise darstellt.

**) Medioschem läßt die Erde grünen, Mithra verleiht ihr Fruchtbarkeit.

***) Der Geist, welcher den Pflanzen und Heerden schadet.

†) Goscheroun sorgt für die Heerden, Eiathrem läßt die Früchte und jungen Thiere wachsen, Tachter giebt den Regen und pflegt die Blumen, Mediozerem giebt die Milch.

Dahman an Ardibehescht.*)

Du willst den Zustand des Menschen kennen, reiner Geist, jetzt, da eine Stufe seiner Entwickelung vorüber ist und eine neue beginnt. Ich gehorche deinen Befehlen, welche ich ehre wie die, welche Ormuzd selbst mir ertheilt.

Wenn man diesen Zustand an sich betrachtet, so erschrickt man über die Zerrüttung und das Unheil, welches überall sich uns entgegendrängt, und man wird von tiefem Schmerz und Mitleid erfüllt. Doch wenn man die Stufe betrachtet, welche diese noch so unvollkommene Kreatur bereits erschwungen hat, so erstaunt man, wie unendlich näher sie ihm schon gekommen ist, von dem das ewige Licht und das ewige Gute ausströmt. Durch die heiligen Genien gegen die Angriffe der finsteren Söhne Ahriman's geschützt, ist die Menschheit dauernd gestiegen, und obgleich sie durch den Einfluß der unreinen Geister in ihrem Laufe aufgehalten wird, so kann sie ihm doch nie erliegen, der aus dem Schoße der Nacht sein ewiges Nein donnert. Die Unreinen benutzen die Unerfahrenheit des Menschen und suchen sie fortzuerhalten; sie erforschen seine Neigungen und schmeicheln ihnen, um ihn so zu überwinden; sie verderben die Vernunft durch tückische Sophismen, sie bestreben sich, die menschlichen Triebe ihm als gleichartig mit den Instinkten der Thiere darzustellen, dem Menschen im Zweifel und in der Verneinung die höchste Weisheit, in der Pflicht ein Vorurtheil, in der Frömmigkeit eine Thorheit und im Egoismus die höchste Seligkeit erkennen zu lassen. Diesen teuflischen Eingebungen setzen die Kinder des Ormuzd ihre heiligen Lehren entgegen, doch gelingt es ihnen nicht, sie ganz zu entkräften. So wird der schwache Mensch von den entgegengesetzten Einwirkungen zweier höheren Geisterschaaren geleitet; der Einfluß der unlauteren Geister bekundet sich vorzüglich im Einzelnen, der der geweihten im Ganzen. Betrachte die Individuen, und du glaubst, die Menschheit stehe am Abgrunde ihrer tiefsten Verderbniß; betrachte die Gattung, und du glaubst, wenn sie noch wenige Stufen ersteigt, steht sie im Reiche des ewigen Lichtes.

Jede Stufe ihrer Entwickelung ist durch eine eigenthümliche Anschauungsweise, durch ein eigenes Dogma charakterisirt. Dieses keimt unbewußt in den Geistern, es bildet sich weiter und wird das Ideal, welches die Völker in ihrem Leben zu verwirklichen trachten. Sind die Konsequenzen dieses Dogma's erschöpft, so entwickelt sich ein anderes, welches die Menschheit wieder eine Stufe höher hebt. Dies ist das uranfängliche, unabänderliche Gesetz aller irdischen Entwickelung, welches Ormuzd selbst gegeben hat und welches nur ein Rhythmus in der unendlichen Harmonie seines Wesens ist.

Wenn eine Aera vorübergeht und eine neue beginnt, so liegt eine Zeit der Dämmerung zwischen beiden, in welcher der alte Glaube fast erloschen ist und der neue ihn noch nicht ersetzt hat. Die alten Bande werden schlaff und brechen, ein dumpfes Träumen lagert sich über die Erde, krampfhafte Zuckungen folgen, dann wieder tiefe Stille; überall Anzeichen des herannahenden Todes, überall Merkmale des neu erwachenden Lebens. In solchen Krämpfen der Umgestaltung liegt die Menschheit gegenwärtig. Keine Religion, die nicht schwankte, kein Thron, der nicht bebte. Die zermorschten Einrichtungen der vorigen Epoche bieten der geängstigten Menschheit keine Stütze mehr, auf der sie ruhen könnte. Weder der Verstand noch das Gewissen will die alte Ordnung der Dinge noch vertreten; das alte Recht ist kein Recht mehr, sondern empörende Ungerechtigkeit. Ueberall fühlt man daher lebhafter als je den Unbestand alles Irdischen; wie der Glaube verschwunden ist, so haben sich auch die Begriffe von Pflicht verwirrt. Doch schon erkennt man die Keime eines künftigen Glaubens, der die zerstreuten

*) Dahman ist der Genius des Gebetes, Ardibehesche segnet die Völker.

Trümmer der menschlichen Bildung wieder vereinigen wird. Dieser neue Fortschritt, den die Menschheit zu thun im Begriff ist, wird bedeutender seyn als die früheren; durch den engeren Verkehr, in den die Völker mit einander getreten sind, werden die verschiedenen Vollkommenheiten, die bisher nur den einzelnen eigen waren, jetzt allgemein werden.

So erfüllen sich die Plane des Ormuzd. Außerhalb der Zeit, die zu seinen Füßen dahinrollt, sieht er das, was seyn wird, in dem, was ist: die Folgen in der Ursache, die vollendete Schöpfung in ihrem Urbild, das er von Anfang in sich trägt.

Astuïad an Eghetesch.*)

Unser Leben ist wild, Eghetesch, doch es hat in seiner Wildheit die höchsten Genüsse, die glühenden Freuden des Bösen, welche die Nächte unseres Lebens aufhellen.

Ich habe diese Welt durchspäht, wie es Ahriman, aufgereizt durch die Prahlereien unserer Gegner, mir befohlen hat. Wenn Ormuzd und die Seinen siegen sollen, so geschieht es auf der Erde wenigstens nicht; hier werden die Sachen sich bald herrlich zu unserem Vortheil ändern. Alles seufzt, Alles krächzt, Alles knackt auf Erden. Nichts Lächerlicheres als die plumpe Maschine, welche die Amschaspand's wieder einzurenken ihren Scharfsinn umsonst ruiniren: der Mensch. Ormuzd träumt, ein vernünftiges Wesen im Menschen erschaffen zu haben; doch meine Phantasie verzweifelt, sich ein Wesen vorzustellen, in dem sich mehr Thorheit und Unvernunft vereinigten, als dem Menschen eingeboren ist. Frei soll der Mensch seyn, doch er schmachtet in der schimpflichsten aller Knechtschaften, in der seiner eigenen Leidenschaften und Thorheiten; gut soll er seyn, doch er vermag kaum, auf Augenblicke sich aus dem Schlamme der Laster zu erheben. Er betet sich selbst an; unser Recht ist sein Recht, unsere Religion die seine.

Um seine von Natur schon nicht eben klaren Begriffe noch mehr zu verwirren, haben wir ihm Zweifel über Alles eingeflößt. Der Glaube ist dahin; die alten Dogmen sind zerstört; keine neuen treten an ihre Stelle. Die Amschaspand's schwärmen, der Mensch werde ihnen bald gleichen; ich wünsche ihnen Glück, wenn sie in diesem jämmerlichen Gerüste ihr Bild wiederfinden. Allerdings liegt der Fortschritt in der menschlichen Natur, und so schreitet die Menschheit riesenhaft fort, wie sie begonnen hat: im Bösen. Alle ihre Gesetze sind ihr von uns eingegeben: allen ihren Einrichtungen hat unser Leben zum Ideal gedient. Die Humanität, wie die Irdischen in ihrem drolligem Jargon ihre eigene Erbärmlichkeit nennen, kommt unserem Wesen immer näher. Ihre Verderbtheit wächst wie der Schatten Ahriman's, wenn er sich zwischen Ormuzd und sein Werk stellt. Eine geheime Macht der Zerstörung unterwühlt Alles. O Triumph! o Jubel! Bald versinkt die ganze Menschheit in den ungeheueren Abgrund, der sich längst unter ihren Füßen ausbreitet; der Abgrund schließt sich über ihr, Ahriman drückt sein Siegel darauf, und das Schweigen des Todes verkündet unseren endlichen allgemeinen Sieg.

Schariver an Bahman.**)

Ueber den Nebeln, o Bahman, welche die Erde bedecken, wie heiter lacht der Himmel hier in rosiger Klarheit. Wenn der Sturm den Wolkenschleier zerreißen wird, wenn das leuchtende Gestirn die Erde von neuem mit seinen Lichtwogen überströmen wird, welch' üppiges Leben wird sich dann wieder auf ihr regen, wie freudig werden alle schlummernde Keime erwachen. Welch' ein tiefes Wechselwirken der Kräfte, welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten, welch' ein Reichthum der Farben, welch' ein unausdenkbares Meer geheimer Entfaltungen breitet sich dann wieder über sie aus.

Für den Augenblick scheint es, als ob die Menschheit den Geistern der Finsterniß zum Opfer fallen sollte. Noch ist der Nebel über ihren Häuptern nicht gelichtet, und die Bösen glauben, sie in ewiger Nacht begraben zu haben. Sie wissen nicht, daß auch ihre Kraft nur ein Mittel in der Hand des Ormuzd ist, daß auch sie von ihm geleitet werden; daß die Religion der Vergangenheit nur untergeht, um der Religion der Zukunft Platz zu machen, deren Keime sich schon frisch in den Trümmern regen; daß die alte Ordnung der Dinge überall nur untergeht, weil eine neue vollkommenere reif ist, sie zu ersetzen.

Was die Darvand's in ihrer Verblendung für ein ungeheueres Grab ansehen, ist die Wiege einer Welt. Wer beklagt Anstrengungen und Leiden, wenn sie nur erfolgreich sind? Und die Kämpfe, in denen die Menschheit jetzt sich abmüht, werden mit dem Siege des Guten enden.

Schweden.

Die Flora der Vorwelt.

Von J. Arrhenius.

Von den Gewächsen und Pflanzen, welche die gegenwärtige Vegetation bilden, hat es eine Menge anderer gegeben, von denen sich noch in gewissen Bergschichten, ganz besonders aber in den Steinkohlenlagern, Spuren finden. Dieser für den Geologen höchst wichtige Umstand ist für den Botaniker von nicht geringerem Interesse, denn nur dadurch ist man im Stande, die allmälige Entwickelung des Pflanzenreiches faktisch nachzuweisen und die Hauptumrisse der ältesten Perioden der Geschichte desselben festzustellen.

Wie bekannt, hat man sich seit den frühesten Zeiten eifrig damit beschäftigt, die fossilen Ueberreste ausgestorbener Thiergeschlechter zu untersuchen, zu vergleichen und zusammenzustellen, und auf jedem Museum trifft man große Petrifakten-Sammlungen. Die fossilen Gewächse haben jedoch erst in späterer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, und verdienen dieselbe eben so sehr wie jene, wenn man sie sich auch weder so leicht, noch in so großer Menge verschaffen kann.

Anton Jeussieu war vielleicht der Erste, welcher den Unterschied zwischen den in den Steinkohlenlagern vorkommenden versteinerten Pflanzen und denjenigen bemerkte, die gegenwärtig auf denselben Stellen wachsen. Er bemerkte auch die auffallende Gleichheit zwischen den ausgestorbenen Pflanzen und denen, die noch in den Ländern der heißen Zone gedeihen. Bald mehrten sich die Beobachtungen und Entdeckungen über diesen Gegenstand, der immer mehr Aufmerksamkeit erregte, bis J. J. Scheuchzer ein sogenanntes Herbarium diluvianum herausgab*), das schon ziemlich gute Abbildungen von den damals bekannten fossilen Gewächsen enthielt. — Man hat jedoch mit Recht bemerkt, daß bei dem damaligen Standpunkte der Geognosie und Botanik jenes Studium unmöglich hätte Fortschritte machen oder etwas Anderes thun können, als eben nur sammeln. Die Geognosie mußte sich erst selbst zur wissenschaftlichen Selbständigkeit emporarbeiten und das Studium der Botanik nicht länger durch künstliche Systeme gebunden seyn, welche die Vergleichung analoger Pflanzenformen mit einander so unendlich erschweren; auch mußte die Mehrzahl der jetzt lebenden Pflanzen, besonders die der warmen Länder, bekannt seyn, bevor irgend eine Vergleichung der gegenwärtigen Pflanzenwelt mit der früheren stattfinden konnte.

Erst mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wurden diese Hindernisse in der Hauptsache gehoben, und daher können wir auch erst von diesem Zeitpunkte an das wissenschaftliche Studium der Flora der Vorwelt datiren. Jetzt traten eifrige Forscher auf, und trugen immer mehr und mehr zur Entwickelung der neuen Wissenschaft bei. Hier eine vollständige historische Uebersicht aller Bemühungen derjenigen Männer zu geben, denen die Wissenschaft in dieser Beziehung verpflichtet ist, liegt durchaus nicht in unserem Plan; wir beabsichtigen nur: mit Uebergehung alles Speziellen, was nur den Fachgelehrten interessiren kann, in einem Totalbilde die Grundzüge der ältesten Flora der Vorwelt mit Hindeutung auf die Resultate zusammenzufassen, welche sich im Allgemeinen aus den versteinerten, nicht mehr existirenden, fossilen Pflanzen herleiten lassen. Wir glauben uns jedoch verpflichtet, anführen zu müssen, daß es hauptsächlich zwei Männer, nämlich Sternberg und Brogniart, waren, welche die neue Wissenschaft mit Riesenschritten vorwärts führten. Das vom Grafen C. v. Sternberg herausgegebene Werk — „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt"**) — machte in diesem Zweige der Wissenschaft in der That Epoche; und dieses, so wie Ad. Brogniart's „Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles"***), sammt dem noch nicht vollendeten größeren Werke desselben Verfassers — „Histoire des végétaux fossiles"†) — sie bilden hier noch bis auf diese Stunde die Hauptwerke, indem man ganz besonders in Brogniart's Arbeiten nicht nur Alles auf einer Stelle zusammen trifft, was über diesen Gegenstand in Zeitschriften und akademischen Abhandlungen gesagt worden, sondern auch das Ganze zusammengefaßt und streng beurtheilt findet.

Später sind J. Lindley, W. Hutton, H. G. Bronn, G. W. Göppert und Andere mit Auszeichnung auf dem Wege vorgedrungen, den Sternberg und Brogniart angebahnt, und von unseren (Schwedischen) Landsleuten haben Nilsson, Agardh und Hisinger glückliche Forschungen angestellt über die Reste einer verschwundenen Pflanzenwelt, die sich in Schweden, namentlich in den Steinkohlenflötzen von Höganäs und den Sandsteinlagern von Hör in Schonen, vorfinden.

Mehrere Ergebnisse dieser Forschungen auf dem Gebiete der Flora der Vorwelt sind von der Art, daß sie auch diejenigen interessiren können, welche eigentlich keine Geologen oder Botaniker sind; wir haben daher geglaubt, diese mittheilen zu dürfen, und bemerken nur dabei, daß wir hier nichts Anderes geben wollen, als eine freie Bearbeitung der Materialien, welche die Wissenschaft bereits zusammengetragen hat.

Betrachtet man die verschiedenen Bergschichten, welche über einander gehäuft liegen, so findet man, daß die untersten — diejenigen also, welche die Basis bilden — aus einer krystallinischen Masse bestehen und nicht die geringste Spur von Thier- oder Pflanzenresten enthalten. Die Geologen nennen diese daher die Urformationen oder Urberge; sie sind durch die Einwirkung des Feuers entstanden und können daher keine organische Ueberreste enthalten. Hieraus kann man auch ohne Bedenken den Schluß ziehen, daß es bei der Bildung der Urberge weder Pflanzen noch Thiere gab.

Auf den Urbergen ruhen eine Menge jüngerer, sehr ausgebreiteter Formationen, die alle denselben Charakter haben, sowohl in Bezug auf ihre chemischen Bestandtheile, als auf die Art und Weise, wie ihre Schichten streichen. Die Geologen klassifiziren bekanntlich die verschiedenen Bergformationen auf verschiedene Weise. Brogniart theilt die auf den Urbergen lagernden Schichten in 14 Gruppen, die sich nach und nach in 4 unendlich langen Epochen gebildet, während deren — wie die fossilen Ueberreste beweisen — das Pflanzenleben eine immer höhere Entwickelungsstufe erreichte. Wir beschäftigen uns hier nur mit der ersten dieser vier Epochen, wobei wir jedoch

---

*) Der Genius des bösen Gedankens an den Genius des verderbten Herzens.

**) Der Genius der Gerechtigkeit an den Genius des guten Herzens.

*) 1709; — 1ste Auflage, in Folio. Die 2te Auflage erschien 1723.

**) 6 Folio-Hefte; Leipzig 1820 — 38.

***) Herausgekommen in Paris, 1828.

†) Der erste, aus 12 Heften bestehende, Band erschien von 1828 — 36.

sogleich auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen, welche daraus entstehen, daß bisher die fossilen Gewächse nur erst in sehr wenigen Ländern untersucht worden sind. So kann man z. B. die geographische Ausbreitung derjenigen Pflanzen wenig beurtheilen, die sich in der ersten Periode der ersten Epoche, d. h. zu der Zeit vorfanden, wo sich die Uebergangsformationen bildeten, da man aus dieser Periode nach Brogniart nur 14 Arten kennt, von denen 13 auf Europa und eine auf Nord-Amerika kommen. Dagegen zeigt sich ein ganz anderes Verhältniß in der ersten Bildungs-Periode der zweiten Epoche, d. h. in der Zeit der Steinkohlenformation, indem sich die 258 Arten derselben, welche man bereits im Jahre 1828 kannte, nicht allein von mehreren Punkten Europa's, sondern auch von Amerika, Neu-Holland und Indien herschreiben. Da diese Periode die am besten erforschte und gekannte ist, so dürfte es wohl am zweckmäßigsten seyn, daß wir uns ausschließlich mit ihr beschäftigen und nur im Vorbeigehen einen Blick auf die nachfolgenden Entwickelungs-Perioden werfen.

Die Steinkohlen, welche man ihres großen ökonomischen Nutzens wegen schon seit langen Zeiten bearbeitet, und deren Lager man daher auch genauer kennt, enthalten eine große Menge sowohl thierischer als vegetabilischer Ueberreste. Die Steinkohlen selbst liegen in Lagern oder sogenannten Flötzen, die jedoch häufig mit Sandstein und Thonschiefer abwechseln. In diesem Thonschiefer ist es, wo man die Pflanzen-Ueberreste am reichlichsten antrifft. Im Sandstein kommen sie gleichfalls vor, wenn auch nicht in so großer Menge; man hat jedoch mitunter in ihm Stämme von 40—50 Fuß Länge gefunden. Uebrigens sind die Steinkohlen selbst nichts Anderes als Vegetabilien, die zuerst verkohlt und dann versteinert sind. Gewöhnlich bestehen sie aus einer gleichmäßigen, wie zusammengeschmolzenen Masse; oft aber findet man in derselben Blätter und Zweige, ja sogar mitunter ganze, aufrechtstehende Stämme, und dies Alles sehr wohl erhalten.

Betrachten wir nun die Pflanzenfamilien, welche in den Steinkohlenlagern enthalten sind, so kommen wir zunächst zu dem merkwürdigen Resultat, daß eine bedeutend überwiegende Anzahl dieser Gewächse zu einer einzigen Familie, nämlich zu der der Farnkräuter (Filices) gehört. Um diese fossilen Farnkräuter mit den jetzt noch lebenden vergleichen zu können, müssen wir uns erinnern, daß die Farnkräuter gegenwärtig etwa nur 1/10 der Anzahl aller bekannten Gewächsarten ausmachen, und daß sie in Bezug auf die Anzahl der Individuen kaum einen größeren Theil der ganzen gegenwärtigen Vegetation bilden. Ferner dürfen wir Behufs der Vergleichung nicht vergessen, daß die Farnkräuter in den kalten Klimaten gegenwärtig nur krautartig, d. h. mit einem Stiel versehen sind, der jährlich verwelkt, wohingegen in den tropischen Ländern noch heutzutage die Stiele vieljährig sind und zu großen bedeutenden Bäumen aufschießen, die den Palmen gleichen. — Wie erwähnt, besteht also die Flora der Steinkohlenformation hauptsächlich aus Farnkräutern, und zwar so, daß etwa [illegible] der Anzahl der Arten, und [illegible] der Anzahl der Individuen zu dieser Familie gehören, von der man in den Steinkohlenlagern nicht nur Blätter findet, sondern auch große, unzerbrochene, mit Blättern bedeckte, gewaltige Stämme, wie man sie in unseren nördlichen Ländern gar nicht zu sehen bekommt. In der Vorwelt bildeten also die Farnkräuter einen viel wichtigeren Theil der Vegetation und traten mit mehr Bedeutung auf, als heutzutage der Fall ist.

Die zweite Pflanzenfamilie, welche sich als vorherrschend in der Steinkohlenformation zeigt, und dort ebenfalls viel großartiger als gegenwärtig erscheint, ist die der Lycopodiaceen, eine Moosart (Wolfsfuß, Bärlapp oder Kolbenmoos genannt). Wir kennen sie in Schweden als kleine, feine, trockne, am häufigsten moosartige Gewächse, die hier und dort in unseren Wäldern vorkommen. — Unter den Pflanzenüberresten der Vorwelt zeigt sich diese Familie nicht nur in viel zahlreicheren Arten, — sie bilden fast [illegible] der ganzen Vegetation, — sondern auch viel üppiger und ansehnlicher, ja mit baumartigen Stämmen von 60—70 Fuß Länge; so daß sie also im Vergleich zu den gegenwärtigen Arten als wahre Riesen auftreten.

Die dritte Pflanzenfamilie, welche ebenfalls in Riesengestalt aus den Steinkohlenformationen hervortritt, ist das Geschlecht der Equisetaceen (Pferdeschwanz, Katzenwedel), die nur aus einem einzigen Geschlecht bestehen. Einige Arten desselben sind allgemein bekannt, wie z. B. Schachtelhalm (Equisetum hyemale), dessen sich die Drechsler zum Poliren ihrer Arbeiten bedienen. Man erkennt dies ganze Geschlecht sehr leicht an den gegliederten und gefurchten Stiel, der im Kreise sitzende, ebenfalls gegliederte und gefurchte Zweige hat. Die Blätter fehlen diesen Gewächsen eigentlich, und kommen hier nur als schmale Scheiden vor, die den Stiel bei jedem Gliede umschließen. Wir wissen ferner, daß diesen Pflanzen die Blüthe fehlt und daß sie die Früchte unter kleinen Schilden haben, welche zusammen die Blumenähre bilden. Die Equisetaceen sind kleine oder wenigstens nur mittelmäßig große, höchstens einige Fuß hohe Kräuter, und obgleich sie gegenwärtig, mit Ausnahme von Neu-Holland über alle Länder ausgebreitet sind, kommen sie doch nur in so unbedeutender Menge vor, daß sie im Vergleich zu den anderen Gewächsen durchaus nicht von Bedeutung sind. — In den Steinkohlenformationen finden dagegen mehrere Arten mit großen, baumartigen Stämmen, von über 10 Fuß Länge und 5—6 Zoll im Durchmesser, also von Dimensionen, wie sie unsere gegenwärtige Vegetation nirgend aufweisen kann, und wonach man sich leicht denken mag, daß der Totaleindruck einer Landschaft, in der solche Riesengestalten emporschossen, ein nicht geringer gewesen seyn muß.

Man kann dreist sagen, daß die drei hier angeführten Pflanzenfamilien — die Filices, die Lycopodiaceen und die Equisetaceen — die Hauptsumme der Flora der Steinkohlenformationen bilden; denn die wenigen Gewächse, von denen man sonst noch Reste gefunden, sind lauter solche, die nicht mit Sicherheit klassifizirt und also auch nicht mit denen der Gegenwart verglichen werden können; wozu außerdem noch der Umstand kommt, daß diese unbestimmten und noch bestrittenen Arten höchst selten sind, weshalb man mit Gewißheit annehmen kann, daß sie nur einen unbedeutenden Theil der Flora der Vorwelt ausgemacht haben. Und da es nun überhaupt unsere Absicht ist, zu genaue Details zu vermeiden, so können wir diese seltenen Formen gänzlich übergehen, um uns nur mit dem Hauptsächlichen und Charakteristischen zu beschäftigen. — Hier ist es nun sehr eigen, daß die drei erwähnten, zu den kryptogamen Gewächsen gehörenden Familien, fast ausschließend die Hauptmasse der ganzen Pflanzenwelt bildeten, die sich zur Zeit der Formation der Steinkohlenlager auf der Erde vorfand. — Gegenwärtig bilden diese drei Familien etwa nur [illegible] der Flora, die in hunderten von verschiedenen Arten und Formen Berge und Thäler bedeckt, und also wohl gleichzeitig mit unserem Weltsystem entstand.

Das Erste, was uns demnach bei der Beschauung der Pflanzenwelt der Vorzeit auffällt, ist ihre große Einförmigkeit, im Gegensatz zu der unendlichen Mannigfaltigkeit der jetzigen Flora. In dieser Beziehung könnte die frühere Vegetation mit unseren einförmigen Fichtenwäldern und Heidekräutern verglichen werden, doch so, daß sich auf jeden Fall eine größere Abwechselung auch unter den Urformen vorgefunden, wie es noch heut der Fall ist mit den Nadelhölzern in Nord-Amerika und den Heidekräutern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, an welcher letzteren Stelle man bekanntlich über 300 Arten derselben trifft.

Aber diese Einförmigkeit, welche die Vegetation der Vorwelt charakterisirt, zeigt nicht sich nur in der beschränkten Anzahl der früher herrschenden Pflanzenfamilien, sondern auch selbst darin, daß die Vegetation damals viel mehr als gegenwärtig für die ganze Erde eine gleiche war. Daß die Steinkohlengruben in St. Etienne, in England, in Belgien und in Böhmen dieselben fossilen Gewächse enthalten, ist weniger überraschend, da alle diese Länder gegenwärtig so ziemlich dieselbe Flora haben. Dagegen ist es höchst eigen, daß von den 23 Arten, die sich in den Steinkohlengruben von Nord-Amerika gefunden, man auch 14 in England getroffen, was unstreitig andeutet, daß früher in der Flora dieser Länder eine größere Uebereinstimmung geherrscht hat, als gegenwärtig noch der Fall ist. Bei der Vergleichung der Gewächse, die man in den Steinkohlengruben von Neu-Holland gefunden, mit denen von Rajmahl in Indien, trifft man auf dasselbe Resultat; woraus man also schließen darf, daß die Länder, welche gegenwärtig eine ganz verschiedene Flora besitzen, früher eine gleiche hatten.

(Schluß folgt.)

Italien.

Ein Italiänischer Häresiarch des 17ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Von Mailand floh Borri nach der Schweiz, wo er die Gastfreundschaft der protestantischen Gemeinden in Anspruch nahm. Er gab ihnen zu verstehen, daß er eine Zielscheibe der Verfolgungen der Katholiken, ein der Rache der Inquisition entkommenes Opfer sey. Auch er hatte — wie er sich ausdrückte — den Versuch gemacht, der Päpstlichen Autorität einen Stoß zu versetzen und den unheiligen Altar des Baal umzustürzen; aber das Heidenthum sey stärker gewesen, und er müsse nun von Allem, was ihm theuer, entfernt leben, um nur nicht auf dem Scheiterhaufen oder durch das Schwert des Nachrichters zu sterben. Den Gutgesinnten, in Sachen des Glaubens oder des Vaterlandes, bleibe jenseits der Alpen nur noch Tod oder Exil als Alternative; denn Fürsten und Geistlichkeit böten einander die Hände, um jeden aufstrebenden Kopf, jedes heilige Bedürfniß nach Verbesserung zu unterdrücken; die eine Macht tyrannisire den Geist, die andere den Körper, und Wahrheit und Gerechtigkeit könnten vor ihnen nicht mehr bestehen. Die Aufrichtigkeit seiner Klagen, das Elend des Verbannten und der gemeinsame Haß gegen das Papstthum erwarben Borri in den Schweizerischen Protestanten eifrige Beschützer. Sie verhießen ihm ein sicheres Asyl und volle Freiheit, seinen Lieblingsstudien obzuliegen, wofern er in der Schweiz sich niederlassen und an der Bekehrung der Völker zum wahren Glauben mit ihnen arbeiten wolle. Aber das unruhige Naturell Borri's trieb ihn anderen Schicksalen entgegen. So beurlaubte er sich von seinen Gastfreunden, wanderte aus der Schweiz nach Straßburg und darauf den Rhein hinab bis Amsterdam, wo er eine Zeit lang als Alchymist und Arzt praktizirte.

Hier lächelte ihm einmal wieder das Glück: er wurde ein Orakel für alle Leidenden und Preßhaften. Reiche und Vornehme honorirten ihn mit Schätzen Geldes; von armen Leuten, deren Uebel er um Gottes willen heilte, ärndtete er Dank und Segenswünsche. Er gab seinen neuen Mitbürgern zu verstehen, daß er für Krankheiten jeder Art geheime Mittel besitze, und wirklich gelangen alle seine Kuren. Der Senat verlieh ihm das Bürgerrecht, und Borri hätte in Amsterdam als großer Herr leben können. Aber nur allzu bald verrauchte die erste Begeisterung, und der mühsam verhaltene Groll sämmtlicher Aerzte und Apotheker benutzte dies, um das Vertrauen, das man dem Fremdling geschenkt, vollends zu untergraben. Borri mußte Schulden über Schulden machen und konnte nicht einmal die Zinsen bezahlen. Da schlich er sich eines Tages in aller Stille aus Amsterdam fort, eine Schaar von Gläubigern, Wucherern, Neugierigen, Bewunderern und Feinden mit offenem Munde zurücklassend. Die Geschichte erzählt, sein Bankrott sey nicht ganz ehrlich gewesen und er habe mehr denn zwölftausend Dublonen mit seiner Person gerettet. So viel ist sicher, daß man nach allen Seiten Verhaftungsbefehle gegen

ihn ausschickte; allein Borri gelangte dessenungeachtet ohne Fährde von den Ufern der Amstel nach Hamburg, wo damals die Königin Christine von Schweden sich aufhielt. Diese Frau, die an allem Außerordentlichen Geschmack fand, bot ihm ihre Freundschaft und ihren Schutz an. Aber Borri blieb nicht lange bei ihr und begab sich nach Kopenhagen. Der damalige König von Dänemark glaubte an den Stein der Weisen und hatte bereits ungeheure Summen vergeudet, um in den Besitz desselben zu gelangen: kein Wunder also, daß er unseren Abenteurer mit offenen Armen aufnahm. Hier schrieb er sein Buch: „Der Kabinet-Schlüssel", welches in mehr oder weniger mystischer Sprache Anweisungen zu vielen wunderlichen Verfahrungsweisen enthält, wodurch man die Geheimnisse der Natur, auch den Stein der Weisen, entdecken und mancherlei Erscheinungen, theils zur Augenweide, theils zu wichtigeren Zwecken, hervorbringen könne.*) Mit dem Rufe eines Alchymisten und spekulativen Denkers noch nicht zufrieden, mischte sich Borri auch in die Regierungskunst und widmete seinem Mäcen ein zweites Werk, „Politische Instructionen", das zwar nicht von jener tiefen und sicheren Staatsweisheit zeugt, welche in Machiavelli und anderen Publizisten vom ersten Range die Zufälligkeiten der Politik auf bestimmte Regeln zurückführt, aber doch in seinem Verfasser einen feinen Kopf erkennen läßt und einen besonnenen Erforscher der Ursachen, deren Wirkungen dem Gemeinwohl förderlich oder nachtheilig sind.**)

Die Gunstbezeugungen, womit der Fürst seinen Alchymisten und politischen Rathgeber überhäufte, weckten den Neid der Großen, um so mehr als Borri ein ausländischer Abenteurer und ein Mann war, der nichts als persönliche Verdienste geltend machen konnte. Die Verschwörung bei Hofe erreichte in kurzer Zeit ihren Zweck, Borri bei dem König in Ungnade, wo nicht in Haß zu bringen, und so mußte unser Philosoph einmal wieder von Ort zu Ort wandern, ungewiß über sein Schicksal und obendrein in beständiger Lebensgefahr, mochte er nun bei Protestanten oder Katholiken ein Asyl suchen. Dazu nehme man noch die innere Qual aus dem Bewußtseyn, seiner wahren Bestimmung nicht leben zu können, eine Qual, welche jeden höher strebenden Menschen verzehrt, wenn er sich auf eine Bahn geworfen sieht, die von der Entwickelung seiner natürlichen Kräfte ihn ablenkt. Seine inneren Kämpfe und die äußeren Verfolgungen, die er zu bestehen hatte, trieben Borri bis nach Konstantinopel, von wo er, vielleicht aus Sehnsucht, sein Heimatland irgend einmal wiederzusehen, durch Serbien, die Moldau und Siebenbürgen nach Ungarn sich wandte. Damals entbrannte zwischen Türken und Kaiserlichen ein wüthender Krieg um den Besitz dieses Landes. Dem Deutschen Kaiser feindselig gesinnt, hatten einige der angesehensten Ungarischen Magnaten sich verabredet, das Land aufzuwiegeln, sobald der erste Pascha die Waffen gegen Oesterreich ergreifen würde. Aber ein Mitverschworener entdeckte das Komplott, und die Grafen Peter Zriny, Nadasdy, Frangipan und Emmerich Tököly mußten ihren Verrath mit dem Leben büßen. Borri langte in dem Ungarischen Dorfe Goldingen an, als die Verschwörung entdeckt und Alles voll Argwohn und Befürchtungen war. Unter solchen Umständen mußte die Erscheinung eines Fremden, der keine Legitimation vorzeigen konnte, Verdacht erregen; der Graf von Goldingen, Einer von der Kaiserlichen Partei, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden und schickte ihn so nach Wien. Der dortige Römische Nuntius erinnerte sich, als er des Mannes Namen hörte, sämmtlicher Verirrungen Borri's, die noch frisch in den Registern der Inquisition verzeichnet standen, und sagte dem Kaiser, Se. Majestät werde sich dem Papste sehr verpflichten, wenn Sie ihm einen solchen Ketzer und Verbrecher ausliefere.

Borri wurde dem Nuntius überantwortet, der ihn sofort nach Rom bringen ließ. Das Santo Offizio nahm den alten Prozeß wieder auf und verurtheilte Borri, nachdem er gestanden hatte, zum Scheiterhaufen, oder, im Fall er seine Ketzereien öffentlich abschwören wolle, zu lebenslänglicher Einkerkerung. Der Delinquent wählte das Letztere, und sein Widerruf fand am letzten Sonntage des Oktobers 1672 in der Minerven-Kirche zu Rom statt. Die Ceremonie, bei welcher eine Menge Menschen jedes Geschlechtes, Alters, Standes und Berufes anwesend waren, dauerte fünf Stunden. In langer schwarzer Robe ohne Kragen, die auf Brust und Rücken mit zwei ungeheuren rothen Kreuzen bemalt war, und an Händen und Füßen gefesselt, legte Borri, auf einem Schaffote knieend und in der Rechten eine brennende Kerze haltend, zuvörderst das Bekenntniß seiner Sünden ab; dann widerrief er jedes Wort, jede Meinung und Handlung, wodurch er die Integrität des Glaubens verletzt haben könnte, sagte das apostolische Symbolum her, und schwur, um Wiederaufnahme in die katholische Gemeinschaft flehend (wofern sie einem so höchst unwürdigen Sünder, wie ihm, gestattet würde), in derselben leben und sterben zu wollen. Groß war die Wirkung dieser Scene auf die Zuschauer, noch größer auf den Schuldigen, der im Verlaufe derselben zweimal in Ohnmacht fiel. Die beiden Inquisitoren Casamatta und Pozzobonelli, Letzterer ein Mitbürger und persönlicher Bekannter Borri's, dessen Unglück er jetzt beweinte, führten bei diesem ergreifenden Ritus den Vorsitz.

Aus der Minerven-Kirche führte man Borri in das Inquisitions-Gefängniß und bald darauf in die Kirche Nostra Donna di Loreto, um ihn einer Reihe von Kasteiungen und Bußübungen obliegen zu lassen. Der zerknirschte Sünder sagte hier täglich im Inquisitions-Kleide (das er nie wieder ablegte) vor vielen Anwesenden das Credo und wöchentlich einmal die Bußpsalmen David's her. Eine ähnliche, aber wegen vieler anderen freiwilligen Entbehrungen und Selbstpeinigungen noch härtere Existenz führte er nachmals auch im Gefängnisse der Engelsburg. Eingedenk des menschlichen Elends, das er selbst in so reichem Maße erlitten, leistete er hier noch vielen Personen, die zu ihm gelangen konnten, ärztliche Hülfe. Unter Anderen soll der Französische Gesandte in Rom, Herzog d'Etrée, nachdem er die weisesten Aerzte Italiens und des Auslandes vergebens konsultirt, erst durch Borri's Kunst seine Genesung wieder erlangt haben. Diese Kur verschaffte dem Unglücklichen einige Erleichterung in seinen Kerkerleiden, namentlich die sehr große, daß er von Zeit zu Zeit durch die Straßen der Stadt gehen durfte, um an der herrlichen Sonne Italiens seine Augen und Glieder zu stärken. Wenigstens schreibt ein Zeitgenosse, er habe Borri, von den Wachen des Santo Offizio begleitet, in den Straßen Roms herumspazieren sehen. Von Leiden des Körpers und Geistes endlich erschöpft und der göttlichen Verzeihung theilhaft, ohne von Seiten seiner Mitmenschen Verzeihung erlangt zu haben, starb er 1695 auf der Engelsburg im Alter von 79 Jahren.

*) La Chiave del Gabinetto del cavaliere G. F. Borri. — Köln 1681. Man behauptet, die Angabe des Druckortes sey apokryphisch und das Büchlein in Genua gedruckt.

**) Istrazioni politiche del cavagliere G. F. Borri, Milanese, date al rè di Danimarca. — Köln (oder Genua?) 1681.

Mannigfaltiges.

— Englische Kritik Deutscher Schriftstellerinnen. Die in unserer bibliographischen Rubrik bereits erwähnte neue Foreign and Colonial Quarterly Review, die sich als ein Organ der konservativen Partei ankündigt, bringt in ihrem ersten Hefte eine ausführliche, angeblich von einer Deutschen Dame herrührende Korrespondenz über literarische Zustände in Deutschland. Nachdem die Dame mit einigen Worten unserer jungen politischen Dichter gedacht, dann über die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" und über das „Deutsche Staatsarchiv" gesprochen, geht sie zu ihrem eigentlichen Thema, den schriftstellernden Frauen, über, bei denen sie mit großer Vorliebe verweilt. Am interessantesten erscheint ihr die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, von welcher sie sagt: „Aristokratische Grazie und das leidenschaftliche Element der weiblichen Natur finden sich in ihr so innig mit einander verschmolzen und diese Eigenschaften sind mit einer solchen Macht der Darstellung verbunden, daß daraus ein ungemein anziehendes Ganzes hervorgeht — ein Ganzes, das den Leser nothwendig unterhalten und fesseln muß." Die Korrespondentin nimmt von dieser Aeußerung Anlaß, einem Urtheil zu widersprechen, das die jetzt in Berlin lebende Mrs. Sarah Austin in ihren Fragments from German Authors über die Gräfin Hahn ausgesprochen. Allerdings, bemerkt sie, blicke die Persönlichkeit der Dichterin in allen ihren Schriften etwas allzu stark durch; gleichwohl aber könne nicht gesagt werden, daß sie nach Theater-Effekt hasche und dies durch bizarre und unnatürliche Urtheile zu erreichen suche. Dessenungeachtet giebt jedoch auch unsere Landsmännin zu, daß von allen Deutschen Schriftstellerinnen die Frau Gräfin von Hahn dem Geschmacke der Engländer am wenigsten zusagen würde. Es werden demnächst Madame Paalzow's Romane besprochen, denen, abgesehen von der mangelhaften Britischen Scenerie der in England spielenden Erzählungen, so wie von der Tiefe der historischen Auffassung überhaupt, ein großes Darstellungstalent zuerkannt wird. Ferner sind „Thekla's" Novellen, die „Briefe aus dem Süden" und das „Tagebuch" von „Therese", Amalie Schoppe, Henriette Hanke, Amalie Winter, L. Mühlbach und Frau v. W., die Letzteren jedoch nur mit einigen Worten, erwähnt, wogegen die beiden Schwedinnen Friederike Bremer und Emilie Carlén, wegen des großen Publikums, das sie in Deutschland finden, förmlich als Deutsche Schriftstellerinnen behandelt und auf das ausführlichste besprochen werden.

— Jean Paul in Nord-Amerika. In Boston ist ein „Leben Jean Paul's" nebst Uebersetzung seiner Selbstbiographie erschienen.*) Spazier's Mittheilungen über Jean Paul, dessen Briefwechsel mit seinen Freunden rc. sind dabei vollständig benutzt. Gerade in Nord-Amerika hätten wir am wenigsten eine Vorliebe für diesen sinnigen, aber dem sogenannten gesunden Menschenverstand nicht immer ganz zusagenden Dichter erwartet. Man wird sich jedoch erinnern, daß der beliebte Nord-Amerikanische Dichter Longfellow vorlängst schon in seinem Roman „Hyperion", in ähnlicher Weise wie Carlyle in England, eine Nachahmung Jean Paulscher Darstellungsweise versuchte.

— Der Chinesische Zopf. Zopf und Chinese sind schon längst zwei Begriffe geworden, die einander gegenseitig wecken. Kein Chinese wird ohne Zopf gedacht, und wenn auch mancher Zopf ohne einen Chinesen dazu, so steht Letzterer doch selten weit im Hintergrunde. Es dürfte daher manche unserer Leser überraschen, wenn wir ihnen die Versicherung geben, daß die sogenannten Chinesischen Zöpfe (versteht sich, an Männer-Köpfen) durchaus keine Erfindung angebeteter Vorfahren, sondern ausländischen Ursprungs sind; ja, man hat die Sitte des Zopftragens im Reiche der Mitte nicht, wie wir etwa unsere Moden, aus freien Stücken adoptirt, sondern sie ist den Chinesen durch ihre heutigen Mandschuischen Beherrscher aufgedrungen worden. Zwar geschah dies bereits vor ungefähr zwei Jahrhunderten; daher unsere Urgroßväter schon bezopfte Chinesen sehen konnten; allein in China, dessen historisches Daseyn seit mehr als drei Jahrtausenden datirt, wollen ein paar winzige Säkula wenig bedeuten, daher die Sitte dort immer noch ziemlich modern heißen kann.

*) Life of Jean Paul Frederic Richter, together with his autobiography. Translated from the German.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Freitag den 3. März 1843.

England.

Irländisches Gebirgs- und Banditen-Leben.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.*)

Ziemlich weit in den Gebirgen der Irländischen Grafschaft Sligo hauste im vorigen Jahrzehend die Familie Murphy, die ohne irgend einen bekannten Nahrungszweig viel behaglicher lebte, als die arbeitsamen Bewohner der Thäler oder Niederungen, welche hier förmlich dazu verurtheilt sind, sich durch mühvollen Anbau des Bodens ihr kärgliches Brod zu erwerben. In Wahrheit, betrachtet man die leicht erregbare Gemüthsart des Irischen Bauers, bedenkt man, wie oft er sich allen Entbehrungen preisgegeben sieht, und daß es nur einer kurzen Unterbrechung der Arbeit oder einer am Orte herrschenden Noth bedarf, damit er im buchstäblichsten Sinne des Wortes verhungere, so muß man staunen, daß das wilde und sorglose Leben des Banditen und Schleichhändlers nicht eine noch größere Anzahl von Familien verführt, als bereits der Fall ist. Das Haupt jener Familie, die ich als den Typus der echten und eingefleischtesten Gebirgs-Irländer aufzeigen werde, hieß Hill Murphy. Ohne jemals an Lebensmitteln Mangel zu haben, stets in zwar grobe Kleidung, nie jedoch, wie der Bauer der Ebene, in Lumpen gehüllt, hatte er dabei ein strenges und wildes Ansehen, einen sehr hohen Wuchs und sowohl im Auge als im Gange und in seinen Geberden jene herausfordernde Miene eines Menschen, der sich mit aller Welt im Kriege weiß und sich vor keinem Menschen fürchtet oder doch thut, als ob er Niemand fürchte. Wenn die Kinder des Dörfchens, das sich am Fuße des Gebirges befand, wo er seine Wohnung aufgeschlagen, plötzliches und heftiges Flintenknallen oder das Getöse eines ungeheuren, in den Abgrund herabstürzenden Felsstückes hörten, so näherten sie sich einander voll Angst und sprachen mit leiser Stimme: „Der Wolf ist aus seiner Höhle.“ Dieser Wolf war kein Anderer als Hill Murphy. Sonst fiel es Keinem ein, Murphy's gewöhnliche Lebensweise mit Bestimmtheit anzugeben; denn da er mit Anderen, ja selbst mit den Seinigen, nur wenig verkehrte, so hatte er sich durch sein düsteres, zurückhaltendes Wesen, das dem natürlichen Drange seiner Landsleute, sich mitzutheilen, widerstrebte, noch weit mehr Feinde verschafft, als durch seine Räubereien. Nur Wenige von den Thalbewohnern stiegen zuweilen in Hill Murphy's hoch oben gelegene einsame Hütte, und gewöhnlich machten sie hiervon eine solche Schilderung, daß die Neugier der Uebrigen nicht besonders gereizt wurde. Niemand rühmte sich, in diesem Hause eine freundliche Aufnahme gefunden zu haben. Auch Murphy's Kinder, nämlich zwei Söhne und eine Tochter, waren nicht liebenswürdiger als der Vater. Die beiden Ersteren waren von kräftigem Körperbau, das Mädchen machte sich durch eine seltene Schönheit bemerklich, jedoch ihr schwacher Verstand erhob sich nicht über den einer Idiotin; fast den ganzen Tag brachte sie damit hin, ihr langes Haar wie eine Sirene zu kämmen und ihr Bild anzulächeln, das aus einem mit Wasser angefüllten Bottich zurückstrahlte, dem einzigen Spiegel, welcher unter Hill Murphy's ländlichem Dache im Gebrauch war.

Wie heftig, rauh und plump auch gemeinhin der Vater dieses armen Geschöpfes war, so betrug er sich doch gegen die Tochter durchaus anders. Seine Zärtlichkeit gegen sie wuchs mit dem Mitleiden, das ihm ihre wankende Gesundheit einflößte. Da er sie mehr und mehr hinschmachten sah, erkannte er endlich, daß sie von irgend einer gefährlichen Krankheit ergriffen sey, und beschloß in seiner Angst, ein Heilmittel zu suchen; er kündigte also den Söhnen an, daß er ihnen auf einige Zeit die Bewachung seines Hauses überlassen wolle, um ihre leidende Schwester ins Thal hinunter zu führen. In der That setzte er sie auf sein Pferd, stieg hinter ihr hinauf, ritt in gemessenen Schritten von der Höhe hinab und schlug die Richtung gegen eine der geweihten Quellen ein, welche in Irland des Rufes genießen, die unheilbarsten Krankheiten bannen zu können. Hill Murphy und seine Tochter machten langsam diese fromme Reise, und der alte Bandit war von etlichen Pilgern, die aus demselben Grunde die heiligen Gewässer besuchten, so gut gekannt, daß sie bei seiner Annäherung geheimnißvoll flüsterten, da sie ganz verwundert waren, zu sehen, mit wie großer Inbrunst er die verschiedenen frommen Handlungen vollzog, welche die unglückliche Kranke wegen ihrer immer mehr beunruhigenden Hinfälligkeit nicht würde haben verrichten können.

Was thaten inzwischen Murphy's Söhne? Seinem eigenen Geschlechte ein Schrecken und eine Geißel, ein wahrer Haustyrann, hatte er den jungen Raubgesellen kaum den Rücken gekehrt, als sie sich begeistert fühlten, nun mit einem Male von seiner rohen Gewalt erlöst zu seyn, der sie sich geduldig fügten, ohne etwas dagegen einzuwenden, oder gegen die sie um Schonung flehten, welche ihnen nicht immer zu Theil ward. Im Rausche ob seiner neuen Freiheit führte der Aeltere, Namens Phäde, etwas aus, was gewissermaßen für seinen völlig unumschränkten Willen sprach; er heiratete nämlich eine derbe Weibsperson aus dem Gebirge, die mit anderen Frauen außer der Liebe zu ihrem Manne nichts gemein hatte. Sie war die Schwester von fünf bis sechs Brüdern, die aus einem Geschlechte stammten, welches der Verbindung mit dem des Murphy ganz würdig war, eben so wild als dessen Kinder, und ein Gewerbe betrieb, das nach den Jahreszeiten wechselte. Bald stahlen sie Hammel, bald fingen sie auf dem zwanzig Meilen in die Runde abgesteckten Jagdgehäge das Wild weg; zuweilen unterstützten sie die Murphys beim Verkaufe ihres ohne Erlaubniß bereiteten Branntweins, zu jeder Zeit aber halfen sie ihnen den Whiskey anfertigen und trinken; endlich zauderten sie niemals, sich den Schmugglern an der Küste anzuschließen, und in die Genossenschaft der Bandmänner (ribandmen) aufgenommen, gehorchten sie blindlings allen von den Großmeistern ihnen zugekommenen Befehlen zur Meuterei oder Plünderung.

Hill Murphy behandelte gewöhnlich diese Familie mit derselben Härte und ganz mit dem Eigensinn, wie seine eigene, und bildete sich trotzdem ein, er beweise ihnen alles mögliche Wohlwollen. Wie die Tyrannen im Allgemeinen, ahnte auch er nicht, daß er bald seine unumschränkte Macht verlieren sollte. Wäre er zu Hause geblieben, so hätte er sicher der Empörung vorbeugen können. Er war so wachsam, und das einzige Wesen, welches ihn wirklich liebte, seine Tochter, war, trotz ihrer Kränklichkeit und ihres schwachen Urtheilsvermögens, zuweilen auch so geweckten Geistes und hellblickend, daß wir zweifeln, ob es den Verschworenen gelungen wäre, diese Zwangherrschaft im Innern zu stürzen.

Murphy wandte besonders seit dem Tode seiner Frau seine zarte Fürsorge ausschließlich der Tochter zu; nach Einigen ehrte er in ihr das Andenken an eine über zwanzig Jahre seinem wilden Leben treu ergebene Gefährtin; nach Anderen waren es Buße und Gewissensbisse, die ihn zu einem so guten Vater gegen ein Geschöpf machten, dessen Schwäche bloß von der schlechten Behandlung herrührte, welche eben jene Gefährtin, während sie dieses letzte Kind unter ihrem Herzen trug, erduldet hatte. Murphy's Weib, fügte man hinzu, war gar nicht einmal unter ehelichem Dach gestorben, sie war genöthigt worden, die Flucht zu ergreifen und ihre Seele in der städtischen Armen-Anstalt auszuhauchen. Wie jedoch darf man glauben, daß diese Mutter es jemals habe über sich gewinnen können, ihre Kleinen im Stiche zu lassen, denen sie so eifrig anhing, wie die Wölfin ihren Jungen? Und andererseits, wie würden wohl Murphy's Qualen durch solch' eine Sühne, durch sein liebevolles Benehmen gegen die Tochter, haben aufhören können? Vielleicht waltete bei diesem Umstande irgend ein Geheimniß ob, welches indeß nur durch Vermuthungen hat entschleiert werden können; Alles, was sich hierüber mit Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß seit dem Verschwinden seiner Frau Hill Murphy eine um so größere Anhänglichkeit zu seiner Tochter und zugleich einen weit grimmigeren Haß gegen die übrigen Menschen empfand; jene innige Zuneigung zu dem armen Mädchen war das einzige menschliche Gefühl, welches sich in diesem finsteren Charakter fortdauernd erhielt.

„Hast du schon je etwas Seltsameres gesehen, als den frommen Eifer, der so urplötzlich diesen Hill Murphy ergriffen hat?“ sagte eine Pilgerin ganz leise zu einer anderen, indem sie mit ihrem Vaterunser still hielt. — „Gloria Sanctis!“ (Ruhm den Heiligen!) erwiederte die Angeredete. „In der That ein Wunder, ihn das arme halbtodte Mädchen bekreuzen und mit geweihtem Wasser besprengen zu sehen. Gewährt es doch wirklich einen Trost, daß selbst so arge Sünder sich einmal bekehren können.“ — „Preis und Ehre der heiligen Brigitta!“ sprach die erste Pilgerin, „darum ist man noch nicht gottesfürchtigen Sinnes worden, wenn man sich auch so aus allen Leibeskräften an die Brust schlägt. Ein solcher Bösewicht hat heiße Gebete vonnöthen, um Gottes Zorn zu besänftigen; er muß laut um Barmherzigkeit flehen, um all' das zum Himmel empordringende Rachegeschrei zu ersticken.“ Vielleicht hätte diese

*) Der Verfasser des berühmt gewordenen „Tagebuch eines Arztes“, Dr. Samuel Warren, hat eine zweite Sammlung seiner Gesellschafts- und Volks-Skizzen unter diesem Titel herausgegeben. Die nachfolgende Erzählung ist der zweiten Sammlung entlehnt, die an Interesse der ersten nicht nachsteht. Der Verfasser ist übrigens, wie Jedermann jetzt weiß, kein Arzt, sondern ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der sich jedoch in dem ersten Theile seines Tagebuches so bekannt mit dem Familien- und Kranken-Leben zeigt, als hätte er beide wirklich in der ärztlichen Praxis beobachtet.

mildreiche Wallfahrerin noch weiter gesprochen, wäre ihr nicht der große Frevler, dessen Seelenheil ihr zweifelhaft schien, eine Kniebeugung nach der anderen machend, plötzlich so nahe gekommen, daß er sie ganz gut hören konnte — sie verstummte also. Indeß ungeachtet des Mißtrauens der frommen Schwester gegen Murphy's Sinnesänderung glaube ich doch, daß er es ehrlich und aufrichtig meinte, und daß er zu seiner Bekehrung nur eine Bedingung gestellt habe — die Wiedergenesung seiner Tochter. Leider vermochten seine Gebete und seine tiefe Zerknirschung ihr nicht die Gesundheit wiederzugeben. Da vollführte der Bandit aus wahrhaft väterlicher Liebe ein Wagestück, das er schon seit länger als zwanzig Jahren unterlassen: er ging bei hellem Tage in die Stadt, um sich bei den Aerzten Raths zu erholen. Auf diese Weise habe ich ihn kennen gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Die Flora der Vorwelt.

(Schluß.)

Die zweite Eigenthümlichkeit, welche die Flora der Steinkohlenformation charakterisirt, ist der fast gänzliche Mangel an Blumen oder Blüthen. Zwar glaubt man aus jener Zeit einige Phanerogamen, d. h. mit Blüthen versehene Gewächse, zu kennen; wenn man aber auch diese als solche betrachten und passiren lassen will, so ist doch ihre Anzahl so gering, daß sie eigentlich nur als Ausnahme von der Regel gelten können. Die Familien, welche fast einzig und allein die Flora der Steinkohlen-Formation bilden, gehören nämlich zu den sogenannten kryptogamen Gewächsen, d. h. zu denjenigen, die keine Blüthen haben.

Das Blühen ist die höchste und edelste Lebensäußerung der Gewächse, weshalb man auch mit vollem Recht die Blüthe selbst für einen Beweis höherer Entwickelung derjenigen Pflanze nimmt, welche dieselbe erzeugte; und diejenigen Gewächse, die nicht im Stande sind, Blüthen hervorzubringen, hält man mit Recht für gemeiner und unvollkommener, selbst wenn irgend einer ihrer Theile auch eine hohe Ausbildung erreichte, wie dies mit dem Blatte der Farnkräuter wirklich der Fall ist. Obgleich nun jedoch der größte Theil der Steinkohlen-Gewächse nicht bis zu dem Grade der Entwickelung gediehen ist, Blüthen treiben zu können, so ist es doch im höchsten Grade merkwürdig, daß die drei erwähnten Pflanzen-Familien gleichsam auf der Gränze stehen zwischen den phanerogamen und kryptogamen Gewächsen, zu welchen letzteren sie wohl gehören, während indeß doch andere, mit ihnen nahe verwandte Familien, die sich in den nächsten Bildungs-Perioden vorfinden, wirklich Blüthen erzeugen. So sind z. B. die Farnkräuter ganz nahe verwandt mit dem noch heute in den tropischen Ländern existirenden Sagobaum (Cycadeae), und die Equisetaceen stimmen in vieler Hinsicht mit den Tannen und Fichten überein. Zwar hat man in späteren Zeiten ebenfalls in den Steinkohlengebilden Ueberreste von Nadelhölzern entdeckt, und der Sagobaum tritt schon in der nächstfolgenden Periode auf; aber erst in der dritten Bildungs-Periode traten diese beide Familien so überwiegend hervor, daß sie beinahe die Hälfte der ganzen übrigen Vegetation ausmachen. Da nun also die Steinkohlenformation fast nur Gewächse ohne Blätter aufweist, die jüngeren Bergformationen dagegen immer mehr und mehr Gewächse mit Blüthen — nämlich zuerst größtentheils Monokotyledonen (Pflanzen mit einlappigem Saamen), und dann neben diesen eine überwiegende Anzahl von Dikotyledonen (Pflanzen mit zwei Saamenlappen) — so finden wir hier einen neuen Beweis für die Wahrheit (welche auch durch die Ueberreste der fossilen Thiere erhärtet wird), daß sich die ganze belebte Natur nach und nach zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt hat.

Eine dritte Eigenheit, durch welche sich die Vegetation der Vorwelt von der gegenwärtigen unterscheidet, besteht darin, daß jener alle Getraidearten und überhaupt diejenigen Früchte fehlen, welche dem Menschen hauptsächlich zur Nahrung dienen. Auch scheinen der Flora der Steinkohlenformation die eigentlichen Grasarten völlig gemangelt zu haben, wie dies ungefähr in unseren jetzigen dichtbestandenen Fichtenwäldern noch der Fall ist — woraus hervorgeht, daß die grasfressenden Hausthiere der gegenwärtigen civilisirten Welt nicht existirt haben können. Dies beweisen auch die Ueberreste der Thierwelt, die man aus dieser ältesten Periode lebender Wesen gefunden hat. Korallen, so wie Mollusken (Schleim- oder Weichwürmer) und Strahlthiere (Animalia radiata), die — wie bekannt — die niedrigsten und am wenigsten ausgebildeten Klassen der lebenden Thierwelt einnehmen, findet man am häufigsten in den Steinkohlen, und zwar oft weit größer, als sie gegenwärtig sind. Auch kommen krebsartige Thiere und einige Fische vor. Die gegenwärtig so zahlreichen Insekten scheinen zur Zeit der Steinkohlenformation gänzlich gemangelt zu haben, so wie auch die Vögel und die Säugethiere, denn von allen diesen hat sich in den Steinkohlen nicht die geringste Spur gefunden. Hieraus geht deutlich hervor, daß man vernünftigerweise auch nicht erwarten kann, aus dieser Periode Ueberreste eines untergegangenen Menschengeschlechts zu entdecken. Die Wohnung mußte wohl erst in allen ihren Theilen vollendet oder vollständig „eingerichtet" seyn, ehe der Herr desselben eingeladen werden konnte, Besitz davon zu nehmen, und ein Land ohne Hausthier, ein Feld ohne Gras und Blumen, einförmige Wälder, in denen man weder eine nährende Frucht fand, noch einen fröhlichen Ton von befiederten Sängern vernahm — eine solche Wohnung möchte wohl nicht wünschenswerth gewesen seyn: es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn Moses den Menschen zu allerletzt erschaffen werden läßt. — Gehen wir indeß weiter.

Wir haben früher erwähnt, daß die Farnkräuter nur einen geringen Theil der gegenwärtigen Vegetation bilden. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß dies nur der Fall ist, wenn man die gegenwärtige Vegetation in ihrer Totalität nimmt, wie sie über den ganzen Erdball verbreitet ist; daß es aber Lokalverhältnisse giebt, wo die Farnkräuter bedeutend zahlreich sind und überwiegen. Durch Brown's und d'Urville's Beobachtungen weiß man, wie das Gedeihen der Farnkräuter und der mit ihnen verwandten Gewächse von zwei Umständen abhängt: 1) von einer hohen und gleichmäßigen Temperatur, und: 2) von einer stets feuchten Luft, wie man sie gewöhnlich auf kleinen, von einem großen Meere umgebenen Inseln findet. Dies wird durch die Thatsache bestätigt, daß diese Gewächse, bei einem in Bezug auf den letzteren Fall gleich günstigen Lokal, in der heißen Zone stets weit größer und zahlreicher angetroffen werden, als in der kalten, so wie auch dadurch, daß sie in denselben Zonen auf den Inseln stets häufiger sind, als auf dem Festlande. In dem für diese Gewächse günstigsten Theile des Festlandes der gemäßigten Zone Europa's kommen sie nicht halb so häufig vor, als unter denselben Verhältnissen in den Kontinental-Regionen der heißen Zone, und sie erreichen auf den Inseln dieser Zone das Uebermaß. So bilden die Farnkräuter z. B. auf den Inseln Jamaika, de France und Bourbon [illegible] und auf den Gesellschafts-Inseln [illegible] der Vegetation. Auf Neu-Seeland soll die Vegetation hauptsächlich aus Farnkräutern bestehen, die hier eben so die Erde bedecken, wie das Gras unsere Wiesen; ja auf einigen kleineren Inseln, wie z. B. Ascension, St. Helena u. a., sollen die Farnkräuter die Hälfte — wenn nicht noch mehr — der im ganzen sehr sparsamen und einförmigen Flora betragen, die man in vieler Beziehung mit derjenigen vergleichen kann, welche sich in den Steinkohlenformationen vorfindet. — Da nun alle angeführten Beispiele beweisen, daß die Anzahl der Farnkräuter und der mit ihnen verwandten Geschlechter nach dem Verhältniß zunimmt, als sie sich auf kleinen, vom Festlande entfernten und im heißen Klima gelegenen Inseln befinden, so hat man Grund anzunehmen: 1) daß auch die Pflanzen der Steinkohlen-Bildungen ehemals unter ähnlichen Verhältnissen, d. h. auf einem Archipelagus von kleinen Inseln und in einer Zeit existirten, wo sich noch kein Festland aus dem Meere emporgehoben hatte: und 2) daß diese Inselgruppen in einem warmen Klima lagen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß ein großer Theil der Farnkräuter der Vorzeit Stämme hatte; jetzt kommt dies nur noch zuweilen in den Tropenländern vor, und in der gemäßigten oder kalten Zone bringen diese Gewächse es höchstens zu einem dünnen Stiel, wie alle übrigen Kräuter. Die Farnkräuter wachsen nämlich nicht wie unsere gewöhnlichen Bäume heran — d. h. nicht so, daß sie Seitenzweige treiben und Jahrringe ansetzen — sondern vielmehr wie die Palmen, d. h. so, daß sie nur an der Spitze des Stammes neue Blätter entwickeln. Daher kann in einem kalten Klima der über der Erde befindliche Theil des Stammes niemals eine baumartige Festigkeit erlangen — er kann mit einem Wort nicht mehrjährig werden, sondern muß in jedem Herbst verwelken, sobald die Kälte die Blatt-Entwickelung hindert, wie wir dies jährlich bei uns sehen. Es finden sich daher die Palmen und alle übrigen Bäume, die anders wachsen als die unsrigen, nur in den warmen Ländern, woraus unwiderruflich hervorgeht, daß die baumartigen Farnkräuter und die mit ihnen gleichartigen Gewächse, wie sie z. B. in den Steinkohlengruben von Schonen vorkommen, in einem tropischen Klima gelebt haben müssen, um zu Bäumen haben emporschießen zu können — oder mit anderen Worten — das Klima im Norden muß früher so beschaffen gewesen seyn, wie das jetzige in den Tropenländern.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Humus oder die Dammerde die Ueppigkeit der Vegetation im höchsten Grade befördert, und zwar, weil er die Pflanzen mit Kohlensäure versieht, welche dadurch entsteht, daß sich der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff des Humus verbindet. Die Dammerde entsteht aber nach und nach aus dem Verwittern und Verstauben von vegetabilischen Bestandtheilen; und nur erst nachdem Jahr auf Jahr mehrere Pflanzengeschlechter hingewelkt und vergangen, kann sich eine Schicht Humus bilden. So geschieht es noch heutzutage, und so ist es früher geschehen. Die ersten Pflanzen können aber keinen Humus vorgefunden, also auch ihre Nahrung nicht durch denselben empfangen haben. Woher nahmen sie sie aber — und wie konnten sie unter solchen Umständen zu Bäumen emporwachsen? Oder sind die Gewächse der Vorzeit vielleicht unter ganz anderen, der Vegetation viel günstigeren Verhältnisse emporgekommen, als die Flora der Gegenwart?

Nur mit Hülfe der Kenntniß des Nahrungsprozesses der Vegetation, welche wir durch die Physiologie der Pflanzen erhalten, ist es möglich, diese Fragen zu lösen, deren Beantwortung bei der Beurtheilung der Vegetation der Vorzeit von der größten Wichtigkeit ist.

Wir wissen nämlich, daß ein bedeutender Theil der Gewächse seine Nahrung lediglich aus der Atmosphäre zieht und die Stelle, auf der sie leben, ihnen eigentlich nur als Stützpunkt dient. Dies ist der Fall mit den meisten geringeren Gewächsen, z. B. mit den Flechten, die man auf den ungleichartigsten Stellen und in Gegenden antrifft, von denen sie nicht die geringste Nahrung erhalten. Aber auch die höheren und mehr entwickelten Gewächse nehmen stets einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung aus der atmosphärischen Luft, und viele Gewächse, die dicke, fleischige Blätter haben, nähren sich hauptsächlich durch diese, aus der Luft. Der gewöhnliche Hauslauch (Sempervivum tectorum) kann in dieser Beziehung als Beispiel dienen. Er wächst an

trocknen, wenig fruchtbaren Stellen; und nimmt man dieses Gewächs und legt es an einen hellen Ort, wo die Wurzeln indeß nicht die geringste Berührung mit der Erde und eben so wenig mit dem Wasser haben, so lebt er nicht nur eine lange Zeit fort, sondern entwickelt sogar Blüthen. Es würde zu weitläufig seyn, hier alle die Gewächse aufzuführen, von denen man mit Bestimmtheit weiß, daß sie sich hauptsächlich aus der Luft nähren; und es mag hinreichen, zu erwähnen, daß ein in Neu-Holland wildwachsender Feigenbaum (Ficus australis) im Botanischen Garten zu Edinburg mehrere Jahre hinter einander gegrünt, geblüht und Früchte getragen hat, obgleich derselbe in der Luft hing, ohne mit der Erde in Berührung zu stehen, und auch kein Wasser oder irgend eine andere Feuchtigkeit als diejenige bekam, welche sich in der Luft vorfindet.*) Diese und manche andere Thatsachen beweisen mehr als hinlänglich, daß es noch heutzutage viele Gewächse giebt, die im Stande sind, von der Kohlensäure und der Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft zu leben. Nun wissen wir aber zugleich aus der Physiologie der Pflanzen, daß die Gewächse, welche einen großen Theil ihrer Nahrungsstoffe durch die Wurzeln aufnehmen, auch außerdem noch aus der Atmosphäre einen höchst wesentlichen Theil dessen empfangen, was zu ihrer Entwickelung nothwendig ist. Die Gewächse saugen nämlich bei Tage durch ihre Blätter das kohlensaure Gas der Luft auf, zersetzen dasselbe und behalten die Kohle, während sie die Säure der Atmosphäre wiedergeben. Auf diese Weise vermehrt sich täglich in den Pflanzen der Kohlenstoff, der gerade ihren Hauptbestandtheil bildet.

Die gewöhnliche atmosphärische Luft enthält nur ungefähr 1/1000 Kohlensäure. Fügt man ihr indeß 2, 3, 4, ja bis auf 8 pCt. kohlensaures Gas hinzu, so weiß man durch Saussure's Versuche, daß dies der Vegetation durchaus nicht schadet, ja daß es ihr sogar günstig ist, wenn es dabei nicht an Sonnenlicht fehlt. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß sich in der Atmosphäre der Vorwelt ein viel größeres Quantum von Kohlensäure vorfand als in der gegenwärtigen, aus welchem Umstande sich alsdann auch die riesenmäßigen Formen erklären lassen, durch die sich die Flora der Vorwelt auszeichnet. Jene Annahme von einem größeren Quantum von Kohlensäure wird auch durch die Thierreste, die sich aus den ältesten Perioden her aufgefunden haben, bestätigt. Wir wissen nämlich, daß man aus der ersten Periode der organischen Schöpfungen kein einziges vertebrales, warmblutiges Thier gefunden hat. Die warmblutigen Thiere, welche zum Athmen einer reineren Luft bedürfen, würden auch unmöglich in einer so sehr mit Kohlensäure angefüllten Atmosphäre, wie oben angedeutet worden, haben leben können. Die Atmosphäre wurde aber nach und nach von einem Theil dieser übermäßigen Kohlensäure befreit durch die Gewächse, welche sich dieselbe aneigneten und dann später damit im Schoße der Erde begraben wurden. Je mehr sich nun die Luft reinigte, traten auch allmälig immer mehr und mehr entwickelte Thiere auf, in welcher Beziehung es höchst merkwürdig ist, wie Brogniart auch schon bemerkt, daß zuerst nach der ersten oder während der zweiten und dritten Bildungs-Epoche, eine Menge ungeheurer Amphibien hervortraten, die auch in Folge ihrer unvollkommenen Respirations-Werkzeuge im Stande waren, in einer viel unreineren Luft zu leben, als die warmblutigen Thiere.

Wenn wir uns nun aber denken, daß die älteste, mit sehr vielen Blättern versehene Vegetation gleichmäßig fortfuhr, sich eines Theils der Kohlensäure aus der Luft zu bemächtigen, so ist klar, daß die Atmosphäre mit jedem Tage reiner wurde, bis sie endlich einen Grad von Reinheit erreichte, der sie auch für die mehr entwickelten Thiere geeignet machte. Und so scheint es denn auch zugegangen zu seyn: denn erst nach dem Hervortreten einer ganz neuen Vegetation finden wir eine größere Menge Säugethiere, die in den wesentlichen Theilen ihres Baues mit den gegenwärtigen völlig übereinstimmen. Dies Alles bekräftigt daher die hier aufgestellte Vermuthung, daß ein überwiegender Gehalt von Kohlensäure in der zugleich feuchten Atmosphäre die Entwickelung der ältesten Vegetation in einem übrigens warmen Klima höchlichst beförderte.

Die bisher bekannte, in dem Schooße der Erde verzeichnete Entwickelungs-Geschichte des Pflanzen- und Thierreiches liefert uns also eine ziemlich vollständige Skizze von dem früheren Zustande unseres Erdballs. Durch eifrig fortgesetzte Forschungen wird diese Skizze — so hoffen wir — sich allmälig in ein naturgetreues Bild verwandeln, das Kunde von Ereignissen giebt, die sich mehrere Jahrtausende vor Erschaffung der Menschen zutrugen.

(Frey. tidskr. för vetensk. och konst.)

Frankreich.

Geschichte des Moniteur Universel.

Als man am 6. Okt. 1789 Ludwig XVI. von Versailles nach Paris geführt hatte, wurde diese Stadt auch der Sitz der Regierung, und die National-Versammlung eröffnete daselbst ihre Sitzungen wieder. Da faßte ein höchst erfinderischer und zugleich wissenschaftlich gebildeter Kopf, der Buchhändler C. J. Panckoucke, Herausgeber der Encyclopédie méthodique, den Plan, ein Journal zu gründen, das in einem bis dahin ungewöhnlichen Formate die Ereignisse, Ansichten, Reden und Schriften besprechen sollte, welche einen Einfluß auf das öffentliche Leben der Gegenwart übten. Dieses Journal wurde Gazette nationale ou le Moniteur universel betitelt und der zweite Theil des Titels seit dem 1. Januar 1811 allein beibehalten.

*) Siehe Liebig, „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie". — S. 181.

Der Moniteur war demnach ein Repertorium von authentischen Aktenstücken über die innere und auswärtige Politik, sollte aber zugleich seine Spalten der literärischen Kritik über Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst öffnen, mit einem Worte eine Art Encyklopädie des Tages bilden. Die ersten Mitarbeiter waren La Harpe, Garat, die beiden Lacretelle, Andrieux, Ginguené, Rabaut-St.-Etienne, Regnier, Lenoir-Laroche, Germain Garnier, Peuchet, d'Eymar; Publizisten, Rechtsgelehrte und Literaten, welche sich fast alle bald zu den höchsten Stufen der öffentlichen Aemter aufschwangen. Der erste Haupt-Redacteur war Herr v. Marcilly, ein Mann, der in Politik und Diplomatie gute Studien gemacht hatte.

Die erste Nummer des Moniteurs ist datirt vom 24. November 1789; und seit jenem Tage bis auf die Gegenwart ist das Blatt ohne irgend eine Unterbrechung erschienen. Später aber hat man durch eine eigene Arbeit die Lücke von etwa sieben Monaten, von der Eröffnung der Reichsstände (5. Mai 1789) bis zum Erscheinen der ersten Nummer, ausgefüllt.*)

Einen besonderen und sehr wesentlichen Theil des Moniteurs sollte die Rechenschaft über die Arbeiten der National-Versammlung bilden. Am 12. September 1789 hatte Maret begonnen, ein Bulletin über die Sitzungen dieser Versammlung zu veröffentlichen. Damals war den Journalisten noch kein besonderer Platz im Saale eingeräumt. Unter der Masse der Zuhörer, welche sich mit Gewalt auf die Gallerieen drängte, mußten sie oft die Nacht vor den Thüren des Saales zubringen, um sich einen unbequemen Platz zu erobern; und in dieser eben so beweglichen als unruhigen Nachbarschaft konnten sie nur mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit Hülfe eines guten Gedächtnisses ihre Aufgabe erfüllen, deren Ergebnisse die ganze Nation ungeduldig erwartete. Maret, in dieser Hinsicht nicht minder geübt als seine Konkurrenten, erfuhr auch eine nicht minder allgemeine und lebhafte Theilnahme an der Erscheinung seines Bulletins. Um nun seine bereits errichten zahlreichen Erfolge noch zu erhöhen, verband sich C. J. Panckoucke am 2. Febr. 1790 mit Maret, welcher von jetzt ab die Berichte über die legislativen Debatten für den Moniteur besorgte. Bis dahin hatte man sich an die kalte und ruhige erzählende Darstellung gehalten: nun führte man den Dialog ein, welcher mit dramatischer Lebendigkeit im Leser dieselbe leidenschaftliche Bewegung hervorruft, die den Redner auf der Bühne begeistert. Durch diese Veränderung erlangte der Moniteur ein so allgemeines Interesse und eine so große Bedeutung, daß die Unternehmung bald zur höchsten Blüthe gedieh.

Zwar wurde dieses Blatt in einem Sinne redigirt, welcher dem beklagenswerthen Geiste der neuen Ordnung der Dinge entsprach, doch unterschied es sich von allen anderen, die während der Revolution auftauchten, durch einen gemäßigten und würdigen Ton, sowohl in der Besprechung der politischen Ereignisse als in der Ausübung der wissenschaftlichen Kritik. So wurde es denn auch die Wiege für den Ruhm und das Glück vieler Männer, welche nach einander eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben spielten. Sein großes Format, welches übrigens niemals verändert wurde, diente den rivalisirenden Blättern, besonders den Journalen der Opposition, zur Zielscheibe ihres Witzes. So ließ das Journal de la Cour et de la Ville am 22. Dez. 1790 den Moniteur in einem Spottgedichte sagen:

Ich bin zu vielen Dingen gut,
Und wer mich hat, ist nie verlegen;
Dies inhaltschwere Blatt ist nicht des Windes Spiel.
Zum großen Wandschirm sind drei Nummern fast zu viel.

Vom April 1791 bis zum 10. August 1792 konkurrirte der Logograph, begründet von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, de Lessart, mit dem Moniteur, dessen Format er auch angenommen hatte, aber er fiel mit dem Königthume. Während der Revolutions-Herrschaft erfuhr der Moniteur wiederholte heftige Angriffe, weil er durchaus den Geist der Mäßigung bewahrte. Doch wurde die Redaction, obgleich ihre natürliche Tendenz den Ansichten der Gironde widerstrebte, nie durch Ausbrüche anarchischer Wuth oder die cynische Sprache der Demagogie verletzt. Uebrigens nahmen die Berichte über die Sitzungen während der Zeit des National-Konvents bedeutend an Umfang zu. Sie enthielten jedoch noch nicht den Text der Reden, sondern nur eine sehr genaue Inhalts-Angabe. Die aufgeschriebenen Reden aber wurden buchstäblich mitgetheilt. Inzwischen muß bemerkt werden, daß die Redacteure sich nur an die politischen Erörterungen, an die Parteikämpfe,

*) „Dieser Plan wurde im Jahre IV (1796) ausgeführt, indem man eine Einleitung zum Moniteur (Introduction au Moniteur) in demselben Format herausgab. Dieses wichtige Werk — aus der Feder Thuau-Granvilles — beginnt mit einem historischen Abriß der ältesten Regierungsformen Frankreichs, seiner alten politischen Versammlungen, seiner Reichsstände und der Versammlung der Notablen in den Jahren 1787 und 1788. Dazu kommt eine Angabe der wichtigsten Schriften, welche der Revolution vorangingen, und endlich eine Sammlung von Belegen, enthaltend die Protokolle aus den Sitzungen der Wähler von Paris, und andere Aktenstücke, welche sich auf die Ereignisse vom 13. und 14. Juli und vom 5. und 6. Oktober 1789 beziehen. Die achtunddreißig ersten Nummern des Moniteurs, welche vom 24. November bis zu Ende des Jahres erschienen waren, enthielten nur einen einfachen, sehr kurzen und oft sehr unvollkommenen Bericht über die Reichsstände und die konstituirende Versammlung. Man hat sie mit einigen Veränderungen und in der dramatischen Form, welche seit 1790 für die Sitzungen angenommen wurde, in der Einleitung wieder abgedruckt, so daß die Nummern der ersten Ausgabe dadurch überflüssig geworden sind. — Die Einleitung enthält also, außer den obengenannten Aufsätzen, das ganze Jahr 1789, von der ersten Nummer, datirt vom 5. Mai, erste Sitzung der konstituirenden Versammlung, bis Nummer 131, datirt vom 31. Dezember. Die Exemplare dieses Werkes, welches gegenwärtig den ersten Band des Moniteurs bildet, sind sehr selten geworden und werden mit 250 Franken bezahlt." (Notice historique et bibliographique sur la Collection et les Tables du Moniteur depuis son origine jusqu'à ce jour, par M. Bidault, ancien directeur du Moniteur. Paris 1838, brochure in 8.)

kurz an den dramatischen Theil der Sitzungen hielten ... Und welche schreckliche Dramen führte der Konvent binnen zwei Jahren auf! ... Von den bloßen Nützlichkeitsfragen, über Handel, Finanzen, richterliche oder administrative Einrichtungen, wurde nur ein einfacher Bericht und das Endergebniß mitgetheilt.

Bis zum Ende des Jahres 1793 hatte Thuau-Grandville die so schwierige und unter den damaligen Verhältnissen so gefährliche Redaction geführt. Am 9. Thermidor übernahm sie Jourdan und verwaltete sie, bis er unter dem Konsulate eine bedeutende und seinen Talenten angemessene Stellung im Staatsdienste erhielt. Eben so wurden, nach dem 13. Vendemiaire, zwei Haupt-Redacteure, Trouvé und Lenoir-Laroche, für ihre Thätigkeit im Interesse des National-Konvents belohnt. Trouvé wurde General-Secretair des Direktoriums, darauf Gesandter bei der Cisalpinischen Republik und später, unter dem Kaiserthume und der Restauration, Präfekt mit dem Titel eines Barons. Lenoir-Laroche war kurze Zeit Polizei-Minister unter dem Direktorium, darauf Mitglied des Raths der Alten, dann Senator, später wurde er Graf und Pair von Frankreich.

Nach Jourdan's Abgang übertrug Maret, der unterdessen Staats-Secretair des Konsulats geworden war, die Redaction des **Moniteurs** an Sauvo, Mitarbeiter seit 1795. Unter dieser thätigen Direction begann eine neue Aera für das Journal. Seit dem ersten Nivose des Jahres VIII erschien der **Moniteur**, unter dem besonderen Schutze des Ministers Maret, täglich in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung, überschrieben **Regierungs-Bekanntmachungen**, war offiziell und floß unmittelbar aus dem Kabinet des Konsuls, später des Kaisers. Jeden Abend wurden die politischen Artikel, die in- und ausländischen Nachrichten vom Minister Staats-Secretair durchgesehen; und wenn er den Kaiser auf seinen Kriegszügen begleitete, so vertrat ihn der Fürst Erzkanzler Cambacérès. Durch diese besonderen Begünstigungen und diese Einmischung der Regierung stieg der **Moniteur** in der öffentlichen Meinung und erreichte noch glänzendere Erfolge. Doch erhielt er weder Zuschuß noch Vergütigung. Höchstens zweihundert Exemplare wurden auf Kosten der Regierung den Ministerien, Präfekten, Kommandanten u. s. w. zugeschickt.

Unter jener Herrschaft des Ruhmes und des Despotismus war die Rednerbühne stumm und die Presse gebunden. Der **Moniteur** brachte also nie etwas von legislativen Kämpfen. Dabei gewann wenigstens die wissenschaftliche Abtheilung, über welche Sauvo durchaus frei verfügen konnte. Den ersten Mitarbeitern, welche fast alle nach und nach hohe Staats-Aemter erreicht hatten, waren die Herren Boufflers, Tissot, Laya, P. David, Amar, Tourlet, Aubert de Vitry, Delécluse, La Chapelle, Miel, Ch. Durozoir, de Sénac, Emeric David, Fr. Cheron gefolgt, zu welchen später noch die Herren René Perin, Alex. Corby, Delsart, Lagache, Grosselin, Prévost, Chasseriau und Vieillard traten. Diese Letzteren arbeiten noch heute alle am **Moniteur**. Herr Pillet schreibt immer noch die Artikel über die bildenden Künste: Herr Sauvo hatte die Rubrik „Theater" übernommen und mindestens dreißig Jahre lang über das Bühnenwesen referirt.

Die Restauration begriff, wie wichtig es sey, den **Moniteur** als öffentliches Organ der Regierung beizubehalten. Sie machte ihn also ebenfalls zu ihrer offiziellen Zeitung und gab ihm die ehrenvollsten Beweise ihres Vertrauens. Ja, als im Jahre 1814 die Freiheit der Presse und der Rednerbühne hergestellt wurde, gewährte sie dem **Moniteur** noch besondere Vorrechte. Die täglich steigende Theilnahme an den Debatten und die wachsende Ausdehnung der Debatten selbst, machten die Anwendung neuer Hülfsmittel nothwendig. Man führte ein ausgedehntes Schnellschreib-System ein, dessen Kosten die Kammern zum jährlichen Budget schlugen, und man hatte nun die Verhandlungen vollständig und buchstäblich. Deshalb müssen während der Zeit der Sitzungen oft drei bis vier Beilagen gegeben werden.

Im Jahre 1830 bemächtigte sich die provisorische Regierung sogleich des **Moniteurs**. Die Juli-Regierung stellte ihn den einzelnen Ministerien zur Verfügung; und auf diesem Wege geben ihm heute wie unter der Restauration die offiziellen Bekanntmachungen, die Bemerkungen und Berichte zu, deren Veröffentlichung die Regierung wünscht.

Nach dem Tode J. C. Panckoucke's, im Jahre 1798, ging der Besitz des **Moniteurs** an Herrn Agasse über, dessen Witwe später diese große kaufmännische und literarische Unternehmung seit 1813 bis an ihren Tod im Januar 1840 allein fortführte. Herr Sauvo, der vierzig Jahre lang so thätig für das Blatt gewirkt hatte, hat sich seit dem 1. April 1840 zurückgezogen. An seine Stelle ist Herr Alphons Grün, Advokat am Königl. Gerichtshof in Paris, als Haupt-Redacteur getreten; die Leitung als Gerant hat Herr Ernst Panckoucke, Enkel des Gründers und Sohn des Verlegers, übernommen. Den **Moniteur** besitzen gegenwärtig die Panckoucke'schen und Agasse'schen Erben gemeinschaftlich.

Herr Grün schreibt für den **Moniteur** zahlreiche und gelehrte Artikel, besonders im juristischen und kameralistischen Fache. Herr Alex. Corby, Mit-Redacteur, zeichnet sich durch eine gesunde Kritik aus. Ueber die Arbeiten der Akademie der Wissenschaften berichten wöchentlich die Herren Flandin, Loiseau und Bergé. Die wissenschaftliche, literarische und Kunst-Kritik ist in allen ihren Zweigen vertreten.

Der vollständige **Moniteur** bildet, bis Ende des Jahres 1843, 53 Theile oder 105 Bände in Groß-Folio. Dazu kommen 6 Register-Bände, über deren Einrichtung und Anordnung man Auskunft findet in Bidault's Notice historique et bibliographique, in der Bibliographie des Journaux (Paris 1829) und im dritten Bande von Brunet's Manuel du libraire.

Mannigfaltiges.

— **Der Diamanten-Palast in Ferrara.** Ferrara, das im 16ten Jahrhundert (dem glorreichsten der Appeninischen Halbinsel) das Weimar Italiens war und dessen Hof mit allen seinen klassischen Erinnerungen einen so glänzenden und würdigen Mittelpunkt des schönen Festes bildete, das unseres Königs Munificenz am 28. Februar allen Ständen der Hauptstadt gegeben, ging unmittelbar nach dem Tode des Herzogs Alfons II. von Este (1597) in den Besitz des Kirchenstaats über, von welchem das ehemalige Herzogthum, mit Ausnahme der im Norden des Po gelegenen und zum Lombardisch-Venetianischen Königreiche gehörenden Landschaften, auch heutzutage noch eine der sogenannten vier Legationen (Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli) bildet. Die Hauptstadt selbst, jetzt nur noch eine Ruine ihrer vormaligen Größe, zählt etwa 25,000 Einwohner, könnte jedoch in ihren Ringmauern und in ihren 3500 Häusern, die zum Theil aus verödeten Palästen bestehen, mehr als die dreifache Zahl beherbergen. Der herrliche „Diamanten-Palast", einst der Wohnsitz der Este, bildet noch jetzt die schönste Zierde der Stadt. Außerdem wird die Benediktiner-Kirche mit dem marmornen Grabmal Ariost's und das Annen-Hospital, in welchem Tasso sieben Jahre lang als Wahnsinniger behandelt wurde, von allen Fremden aufgesucht, die nach Ferrara kommen. Der Diamanten-Palast ist im vorigen Jahre von der Stadt Ferrara den Erben der Familie Villa abgekauft worden und hat gerade im jetzigen Augenblicke eine seines ehemaligen Glanzes würdige Bestimmung erhalten. Zu Anfang des Jahres 1843 ist nämlich die Accademia Ariostea (eine literarisch-poetische Akademie zur Erinnerung an den Sänger des Orlando furioso), ferner die städtische Bilder-Galerie (la Pinacoteca) und die Maler- und Zeichen-Schule nach diesem Palast verlegt worden. Ferner ward daselbst im Monat Februar 1843 eine theoretisch-praktische Ackerbau-Schule (Stabilimento agrario) eröffnet, welches die erste ihrer Art im Kirchenstaat und für diesen, der in der Bodenkultur noch so sehr zurück ist, von außerordentlichem Nutzen seyn kann. Ferrara liefert von allen Römischen Provinzen, seiner vielen Sümpfe und Moraste ungeachtet, noch das meiste Getraide; in der eigentlichen Comarca aber wird kaum der zwölfte Theil des Bodens zum Ackerbau benutzt, während oft die schönsten Landstriche unkultivirt liegen und höchstens als Weideland zur Viehzucht benutzt werden.

— **E. T. A. Hoffmann ein Franzose.** Von E. T. A. Hoffmann's Erzählungen ist kürzlich wieder eine neue Französische Uebersetzung von P. Christian, mit Illustrationen von Gavarni, erschienen. Ein Kritiker des Moniteur Universel weiß sich die wachsende Popularität Hoffmann's in Frankreich nicht anders zu erklären, als indem er ihn zu einem Franzosen — wenigstens nach seiner beweglichen Seite hin — macht. Die Bemerkungen des Moniteur in dieser Beziehung gewähren ein so eigenthümliches Bild Französischer National-Eitelkeit und Naivetät, daß wir sie hier vollständig wiedergeben: „Hoffmann", heißt es dort, „schrieb zuweilen, um zu leben oder um sich an Jemand zu rächen, öfter aber noch zu seinem Vergnügen und zu dem der Anderen, selten aber, um Nachdenken zu erwecken. Bei einem Volke, das Alles in Theorieen und Systeme bringt, kommt dies allerdings nicht leicht vor, doch in diesem Punkte, wie in einigen anderen, gehörte Hoffmann weniger den Deutschen als uns Franzosen an. Mehr noch als alle unsere Raisonnements bezeugt der immer wachsende Erfolg seiner Schriften unter uns die Aehnlichkeit, die das Genie Hoffmann's mit dem Französischen Geist hatte. Die Uebersetzungen seiner Werke vermehren und erschöpfen sich mit reißender Schnelligkeit und lassen den Absatz des Originals in Deutschland weit hinter sich zurück. Hoffmann wird in Frankreich seit dreißig Jahren (?) gekannt, aber erst seit ganz kurzem läßt man ihm hier volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine neue Aera des Ruhmes hat für den Verfasser der „Phantasiestücke" begonnen; drei Uebersetzungen erscheinen eben zu gleicher Zeit und vermehren die Popularität der köstlichen Dichtungen des Königsberger Romantikers. Für ihn setzt die Typographie alle ihre Kräfte in Bewegung, entwickelt die Kunst ihren ganzen Reichthum. Fortan ist sein Platz unter unseren nationalen Berühmtheiten ein- für allemal festgestellt. Man sage uns nun, welcher Deutsche Denker würde es bei uns wohl zu solchen Ehren bringen? Wenn Hoffmann aber Franzose ist durch die Leichtigkeit seines Styls, durch die Heiterkeit seiner Charaktere, die Lebendigkeit seines Dialogs und die Kaustizität seines Urtheils, so ist er wesentlich Deutscher durch das Mystische, Phantastische und Exzentrische seiner Erfindungen. Die Verbindung dieser beiden Individualitäten ist es, welcher Hoffmann unzweifelhaft den Ruf verdankt, den er jetzt allgemein in Frankreich genießt. Wir lieben die Phantasmagorie, deren sich unsere überrheinischen Nachbarn mit so vieler Kunst bedienen, aber wir lassen sie nur als Schauspiel zu; wir sind dem mysteriösen Treiben keinesweges abhold, aber wir müssen Herren desselben bleiben, um darüber lachen zu können. Nun ist Hoffmann ein so liebenswürdiger Erzähler; er weiß in seine naiven Darstellungen so viele Malice zu bringen; er erzählt die abenteuerlichsten Sagen mit so vielem Geist, daß man ihm ohne Langeweile, ohne Ermüdung zuhört und immer von neuem wieder zu ihm zurückkehrt."

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Montag den 6. März 1843.

Italien.

Die Bevölkerungs- und Kultur-Verhältnisse der Lombardei.

Die Statistik ist bekanntlich nicht die starke Seite der Französischen pittoresken Reisenden. Diese Bemerkung ist von Deutschen so oft gemacht und so gründlich bewiesen worden, daß es nicht nur überflüssig, sondern auch langweilig seyn würde, sie noch einmal zu wiederholen, wenn sie nicht jetzt von Italien aus eine Unterstützung erhielte. Auch von hier aus werden jetzt Reclamationen gegen die Französische Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit erhoben und dadurch gewissermaßen den Deutschen das Monopol derartiger Beschwerden entzogen. Die Veranlassung dieser Reclamationen ist Herr Ph. Chasles, der in einem Artikel des Journal des Débats den Lesern dieses Blattes eine Menge der unglaublichsten Fabeln über die Lombardei aufgebunden hat, von denen wir, der Merkwürdigkeit wegen, nur die anführen, daß in die Ebenen der Lombardei Schaaren von Wölfen hinabstiegen, daß das Land in der völligsten Entartung und im Absterben begriffen sey, daß die Bevölkerung beständig abnähme, und daß man auf den glänzenden Trümmern der verfallenen Städte bald nur noch einige Greise, beschützt von Soldaten, sehen würde. Dagegen ist nun in einem Italiänischen Blatte (il Politecnico) eine Erwiderung erschienen, die wir, ihrem wesentlichen Inhalte nach, anführen, nicht aus Rück- für Herrn Ph. Chasles, denn da seine Lügen nicht Deutschland betreffen, so brauchen wir ja als Deutsche nicht gegen ihn in den Harnisch zu treten, sondern weil dieselbe eine sachkundige und interessante Darstellung der neuesten Bevölkerungs- und Kultur-Verhältnisse der Lombardei enthält.

Das Lombardisch-Venetianische Königreich ist nächst Belgien das bevölkertste Land in Europa; die Bevölkerung ist dichter als in Frankreich, England, Irland, Sachsen. Auch vermehrt sie sich, statt abzunehmen; sie zählt jetzt 4,600,000 Einwohner, also eine halbe Million mehr als 1816. Die Lombardei namentlich ernährt 2½ Millionen Bewohner auf dem kleinen Raume von 21,000 Kilometern. Wäre Frankreich in dem Maße bevölkert wie die Lombardei, so würde es statt 34 Millionen 60 Millionen Einwohner zählen.

Die Lombardei ist nicht ganz eben wie Belgien. Ein Drittheil fast ist von den Erhebungen der Alpen bedeckt, welche von 100 bis zu 4000 Metres über die Meeresfläche aufsteigen. Und dennoch ist der gebirgige Theil, der nur 30 Einwohner auf den Kilometer zählt, bevölkerter als Dänemark, Spanien, Portugal. Bringen wir diese Alpengegend in Abrechnung, so stellt sich für den übrigen Theil die Bevölkerung desto dichter: denn sie erreichte 1836 die mittlere Zahl von 150, während diese in Belgien nur 125 betrug. Dieses Gebiet ist kaum anderthalbmal so groß wie das Departement der Gironde, welches eine der vier größten Städte in sich begreift, und in welchem die Französische Agrikultur ihre höchste Ausbildung erlangt hat: dennoch zählt es nur 536,000 Einwohner, während die „Wüsteneien" der Lombardei deren 2,250,000 enthalten.

Herr Ph. Chasles meint, ein vom Himmel gesegnetes Land sey arm durch die Schuld seiner Einwohner. Er möge indeß wissen, daß die Lombardei ihre Fruchtbarkeit nur der Betriebsamkeit der Bewohner verdankt, denn die Natur hat der Lombardei nackte Sandflächen gegeben, welche nicht viel besser sind, als die Landen der Gascogne. Wenn in der schönen Ebene von Lodi der Pflug nur einige Fingerbreit in die Oberfläche eindringt, so ist es wirklich wahr, daß der Sand zum Vorschein kömmt. Dafür ist aber die Zahl der Wiesen desto größer, welche vom Wasser berieselt werden. Dieses wird in zahllosen Kanälen geleitet, die sorgfältig erhalten und durch die Lokalgesetze geschützt werden. Hier wäre dem wiesenarmen Süden Frankreichs Nachahmung zu empfehlen. Die Kunst ergießt über die Lombardei täglich eine Wassermasse von 30 Millionen Kubikmetres, und der Werth dieser Bewässerung kann auf 130 Millionen Francs veranschlagt werden. Der Süden Frankreichs ist unter einem südlicheren Breitengrade und am Meere gelegen, und dennoch enthält er die Sümpfe der Camargue und bekämpft vergeblich den Flugsand der Landen. Eben so unwahr ist es, daß die Lombardische Ebene nur von kleinen Pächtern bewohnt werde, welche der Ertrag des Bodens nur mühevoll ernähre, und denen es sowohl an Muth wie an Kapital fehle, um ihr Loos zu verbessern. Ein armer Pachter wäre unfähig zu einer großartigen Gutsnutzung mit einigen hundert Stück Rindvieh; ein armer Pächter könnte nicht 30,000, 40,000, ja 60,000 Fr. Pacht zahlen.

Seit vielen Generationen ist der Maulbeerbaum auf der Höhe und in der Ebene bei uns gepflanzt, und als vor wenigen Jahren Soldaten, die aus Catalonien zurückkehrten, uns erzählten, daß die Languedocschen Bauern den Maulbeerbaum ausrotteten, weil er dem Getraide Schatten und Schaden bringe, da lachten wir laut auf. In der That hat diese Kultur bei uns einen so günstigen Einfluß gehabt, daß unsere Dörfer besser gebaut sind als die meisten Französischen Departementalstädte. Bei uns liest man nie, wie in den Französischen Journalen von 1839, daß der Preis des Strohes gestiegen sey, weil der heftige Sturmwind meilenweit die Dächer der Bauernhäuser abgedeckt habe. In unserer Sprache kennt man das Wort Chaumière nicht.

Mit eben so wenigem Rechte spricht Herr Ph. Chasles von den Ruinen unserer alten Städte. In Mailand wird man kaum eine Straße finden, in welcher nicht seit einigen Jahren wenigstens die Hälfte der Häuser verschönert worden wäre. Die Straßen unserer Städte sind vielleicht in ganz Europa am besten gepflastert. Brüssel hat 30,000 Einwohner weniger als Mailand und nicht mehr als Venedig, welches bevölkerter ist als Gent und Antwerpen. Verona, Padua, Brescia, Treviso, Cremona, Pavia, Vicenza, Lodi, Como, Bergamo, Monza, Udine, Mantua und andere gehen der Zahl nach den Belgischen Städten voran. Wir möchten wirklich die Annuaires zur Hand nehmen und die Französischen Departements zählen, deren Hauptort ein elender Marktflecken mit 3000, 4000 oder 9000 Einwohnern ist. Da finden wir Laon mit 8230, Digne mit 6365, Privas mit 4219, Mezières mit 4083, Foix mit 4699, Tull mit 9700, Guère mit 4796, Quimper mit 9715, Lons-le-Saulnier mit 7684, Mont de Marsan mit 4082, Montbrison mit 6266, Mende mit 5909, Saint-Lô mit 9055, Chaumont mit 6318, Vesoul mit 5887, Melun mit 6846, Draguignan mit 9794, Bourbon-Vendée mit 5257, Epinal mit 9526. Da haben wir also 20 Hauptstädte von Departements, von denen jede in der Lombardei ein Marktflecken genannt werden würde. In ganz Frankreich, Paris ausgenommen, sind nicht so viele Paläste, wie in der einen Stadt Vicenza.

Herr Ph. Chasles behauptet, Oesterreich habe bedeutende Summen unnütz ausgegeben, um die Straßen zu verbessern, Brücken zu erbauen, den Handel zu heben und den Unterricht zu beleben; er sucht dadurch die Meinung zu erwecken, daß die Lombardei eine Last für Oesterreich sey. Das ist nun nicht der Fall. Es ist wahr, daß die Regierung Ausgaben gemacht hat; aber die offiziellen Nachweise ergeben auch, daß das Land das Seinige dazu beigetragen hat. Möge er z. B. die Statistik von Springer (Statistik des Oesterreichischen Kaiserstaates) in die Hand nehmen, so wird er finden, daß das Lombardisch-Venetianische Königreich 1837 eine Summe von 34,230,000 Gulden oder 90 Millionen Franken aufgebracht hat und daß davon 19,200,000 Gulden oder 50 Millionen Fr. auf die Lombardei kommen. Nachdem also unter einem unthätigen und im Verfall begriffenen Volke jeder Quadrat-Kilometer den Lebensunterhalt für 115 Menschen geliefert hat, während in Frankreich auf gleichem Raume nur 63 und im südlichen Frankreich unter demselben Himmelsstrich nur 49 leben, muß er noch 2318 Fr. 35 Centimen an Abgaben aufbringen, welche nach demselben Verhältnisse ein Budget von 1223 Millionen für Frankreich ergeben.

Für den öffentlichen Unterricht werden bedeutende Summen ausgegeben, aber hier kömmt den Bemühungen der Regierung der gute Wille des Landes entgegen, da die Elementarschulen fast gänzlich von den Kommunen und Provinzen unterhalten werden, denn die Regierung steuert nur im Verhältniß von 13 zu 100 bei. Während sie das Lokal für 400 Schulen liefert, versehen die Kommunen 900 und die Privatmildthätigkeit 2259 Schulen mit einem solchen. Wenn ferner von den 8000 Zöglingen der Gymnasien 6000 unentgeldlichen Unterricht empfangen, so trägt auch hier nur der Schatz ein Drittheil der Kosten.

Wir können sodann unsere Alpenstraßen rühmen, welche ganz Europa zum Muster genommen hat, so wie unser Straßennetz überhaupt, welches so vortrefflich ist, daß auf jeden Quadrat-Kilometer ein Kilometer Landstraße kömmt und daß bis zu einer Erhebung von 1000 Metres die Dörfer mit Wegen versehen sind, deren vortreffliche Unterhaltung den Hauptstraßen in Frankreich zu wünschen wäre.

Unsere Kanäle, die zu den Zeiten der Kreuzzüge begonnen wurden, sind die ältesten in Europa und dienen zugleich der Schiffahrt und der Bewässerung. Die Schleusen sind eine unserer Erfindungen. Auf jeden Kilometer kommen in der Lombardei 10 Metres Kanal, in Frankreich nur 7: rechnen wir nun unsere schiffbaren Flußlinien und unsere Seen hinzu, so stellt sich für jeden Kilometer das Verhältniß auf 36, in Frankreich nur auf 27.

An Eisenbahnen haben wir 46,000 Metres eröffnet und stehen hierin freilich gegen Belgien und England, aber eben nicht viel gegen Frankreich zurück. Die Hängebrücke über die Laguna Veneta ist 1841 zur Ausführung gekommen.

In kurzem wird das Gas sein Licht über den bezaubernden Markusplatz ausgießen. Unser Census ist vollendet; die topographische Karte unseres Reichs und die hydrographische Karte unseres Meeres sind beendet. Wir haben 8000 und mehr Seidenweberstühle und 90,000 Baumwollenspindeln; ferner Leder-, Wollen-, Glas- und Stearin-Fabriken, und aus unseren Eisenhütten gewinnen wir 8 Millionen Fr., welche nach demselben Verhältnisse für Frankreich eine Einnahme von 200 Millionen voraussetzen würden.

England.

Irländisches Gebirgs- und Banditen-Leben.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich die Kranke selber und auch den Vater über ihren Zustand befragt hatte, erklärte ich, was wahrscheinlich meine Kollegen auch gethan, daß ich nicht helfen könne. Bei diesen Worten betrachtete er mich mit einer ganz sonderbaren Miene, stürzte mir zu Füßen und umfaßte meine Kniee. „Doktor", sagte er, „retten Sie mein Kind", und begann zu weinen. Das arme Mädchen, gleich mir überrascht, ihn also auf den Boden hingestreckt zu sehen, umschlang, die Ursache dieser demüthigen Bitte nicht begreifend, mit ihren bebenden Armen den Hals des Vaters, fragte, was er denn eigentlich hätte, und flehte ihn ihrerseits an, doch ja seine Thränen zu trocknen. Ich hob sie beide auf, war fast selbst dem Weinen nahe, jedoch gezwungen, die traurigen Worte zu wiederholen. „Leider vermag ich nichts!" eine Wahrheit, die allerdings der Wissenschaft zur Demüthigung gereicht und welche der Arzt auch nur dann erst eingesteht, wenn er von ihr genau überzeugt ist. — „Was!" rief Murphy, „ich soll sie also verlieren, sie, die Blume meines Lebens, das einzige Wesen, das ich liebe! Doktor, wissen Sie wohl, daß ich für ihre Rettung Alles, was ich besitze, hingeben könnte! Ich komme nicht wie ein Bettler Sie anflehen, umsonst die Kranke zu heilen! Ich kann zahlen, o, zahlen wie die Reichen! Aber Sie glauben mir nicht! „Und ohne eine Sylbe weiter zu äußern, nahm er seine Tochter bei der Hand und ging ungestüm mit ihr fort. Gegen Ende des Tages kehrte er wieder, jedoch diesmal allein. „Doktor", sagte er, „ich weiß, welche Feindseligkeit, welchen Haß man gegen mich hegen kann, und ich räume ein, daß Sie meinen Versprechungen keinen Glauben beizumessen brauchen; ich bringe jetzt Handgeld mit; wollen Sie die Wiederherstellung meiner Tochter übernehmen, so ist Gold hier (er zog aus der Tasche eine Hand voll Guineen). Dies ist Alles, was mir bleibt, und gern will ich es Ihnen überlassen, und haben Sie erst meiner armen Nancy die Gesundheit wiederverschafft, dann ist mir gar nicht bange, Ihnen noch welches zu bringen. Sie sehen, ich kann die Arzneimittel und den Doktor bezahlen, ich kann sogar voraus bezahlen; da, nehmen Sie, haben Sie Alles, und sagen Sie, daß Sie darein willigen, meine Nancy zu heilen." — „Bravo, biederer Mann", antwortete ich ihm; „ich bin hier am Orte Armen-Arzt, und ich würde durch die Heilung Eurer Tochter nur eine Pflicht erfüllen; jedoch all' Euer Gold vermag mir nicht eine Weisheit zu verleihen, die bloß Gott gehört; Gott allein hat sich die Kraft vorbehalten, Wunder zu thun, und peinlich ist es mir, zu wiederholen, daß nur ein Wunder Euch das arme Kind, das Ihr mir heute Morgen gewiesen, zu erhalten im Stande ist." — „Sie schlagen mir's ab!" schrie der Unglückliche mit einem Tone bitteren Hohns, der mich an das grelle Lachen des Wahnwitzes erinnerte. „Ah! Auch Sie also wissen, wer ich bin! Ich kann also in dieser Stadt weder durch Bitten, noch durch Gold etwas erlangen! Ja, hätte ich einen Prozeß zu führen, da dürfte ich freilich keine Gerechtigkeit von Euren Advokaten und Richtern erwarten, das Gesetz betrachtet mich als seinen Feind. Aber die Arzneikunst! Ich dachte immer, sie räche sich an Niemand, sogar an mir nicht!" — Vergebens war alle meine Mühe, ihm einleuchtend zu machen, daß er sich in einem auffallenden Irrthume über den Grund meiner Weigerung befinde, daß in der That den Arzt nur das Leiden des Kranken, nicht aber dessen sonstige Persönlichkeit angehe. „Was da!" entgegnete er mit demselben Grinsen, „meine Tochter nicht heilen können! Doktor, hätte ich Sie auf meinen Bergen, ich wollte Sie schon zwingen, sie mir wieder gesund zu machen." Ganz hitzig ging er von dannen und stieß auch auf der Treppe heftige Worte aus, die mich aber nicht verletzen konnten, da sie wohl eher der Ausdruck der Verzweiflung als des Zornes waren.

Hill Murphy und seine Tochter verließen die Stadt, ohne daß Einer daran dachte, den Abzug des Banditen zu hindern; nur Mitleid empfand man mit ihm wegen seines tiefen Vaterschmerzes, obwohl er schon vor langer Zeit den Behörden denunzirt worden war und die Gerichtsbeamten ohne Schwierigkeit den Mann hätten verhaften können, welchen freilich keiner von ihnen je gewagt hatte, in seiner Behausung zu ergreifen.

Als Hill Murphy etliche Wochen vorher von seinen Bergen in die Ebene hinabgestiegen war, war Nancy bereits sehr matt und schwach, kaum konnte die arme Schwindsüchtige sich auf dem Pferde ihres Vaters erhalten, bei der Rückkehr aber war Murphy gar genöthigt, sie gewissermaßen in seinen Armen zu tragen. So langten sie endlich an dem zu ihrer Wohnung führenden Fußsteige an, welcher sehr schmal und der einzige war, den man zu Roß zurücklegen konnte. „Vater", sagte plötzlich Nancy, die auf einen Augenblick ihr an die Schulter des Banditen gelehntes Haupt in die Höhe gerichtet hatte, „da oben, Vater, ist der Zugang mit Felsen verrammelt." Hill Murphy schaute ebenfalls dorthin, da aber sein Augenlicht, vermöge seines vorgerückten Alters, schon dunkler geworden war, so glaubte er, daß der Blick der Tochter trübe wäre; allein sie hatte vollkommen Recht, und er überzeugte sich zuletzt selbst davon. Man hatte in der That mit vieler Mühe eine Masse Steine in der Art über einander gehäuft, daß sie eine Mauer bildeten, welche unmöglich ohne Sturmleitern erklettert werden konnte. Es gab eine Zeit, wo Hill Murphy mit seinem starken Arme sämmtliche Materialien dieser Veste in die Abgründe geschleudert haben würde; jedoch war er seit den letzten Wochen sehr gealtert, der Kummer hatte seine Kräfte unterwühlt. Er beförderte also von neuem seine Nancy das Gebirge hinunter, setzte sie auf einen Haufen von Blättern, bedeckte sie mit seinem Mantel, band das Pferd an einen Baumstamm, und indem er beschloß, auf einem Umwege seine Wohnung zu gewinnen, suchte er, einen anderen, bloß den Fußwanderern zugänglichen Fußsteig auszumitteln, mit dem Gedanken, aufs eiligste mit seinen Söhnen wiederzukommen und das sterbende Mädchen abzuholen. Dreihundert Schritte weiter begegnete er gerade zwei Brüdern seiner neuen Schwiegertochter nebst seinem älteren Sohne Phäde, die ihm zuriefen, still zu stehen. — Ohne anfangs auf Phäde's und seiner Nachbarn ungestüme Aufforderung zu achten, antwortete er mit mehr Sanftmuth, als es gewöhnlich in seiner Art lag, bemerkte aber, daß die jungen Leute, statt ihm freundlich die Hand zu reichen, sich vor ihn hinstellten, als wollten sie ihm den Weg versperren. — „Wie doch!" sprach er, „was ist denn dort oben geschehen! Was bedeutet die Mauer? Schnell will ich mit einer Hacke die Steine von unserem Fußsteige wegschaffen, oder kommt und helft mir lieber die arme Nancy zurückführen, die ich so eben unten am Felsen zurückgelassen habe." — „Wir werden weder das Eine, noch das Andere thun", entgegnete Phäde Murphy grob seinem Vater. „Nun ist die Reihe an mir; ich bin jetzt Herr des Schlosses und Ihr werdet es nicht betreten, wie Ihr wünscht." — Der Greis schauderte und heftete einen scharfen Blick auf seinen Sohn, als sträubte er sich, den Sinn dieses seltsamen Empfanges zu fassen. In demselben Augenblicke kam Murphy's zweiter Sohn und der setzte diese Kriegserklärung in folgenden Ausdrucken fort: „Nur allzuwahr ist's, über zwanzig Jahre schon sind wir eure Sklaven, glücklich genug, aus Gnade ein Stück Brod zu erhalten und keinen rothen Heller Lohn für alle Anstrengungen. Ihr allein habt den Gewinn. Nun, wir verlangen keine Rechenschaft für das Geschehene, indeß jetzt müssen wir hier an Eure Stelle treten; zieht also hinunter in die Ebene und sucht Euch da Arbeit, oder in einem anderen Gebirge, und zwar heute noch, denn Ihr werdet in unserem Hause keine Aufnahme mehr finden." — „Es wäre denn", begann Phäde mit neuem Hohne, durch den kräftigen Beistand aufgemuntert, den ihm der jüngere Bruder leistete, „es wäre denn, Ihr verspürtet ein Gelüste, Seine Ehrwürden den Friedensrichter heimzusuchen und das erstemal in Eurem Leben Euch unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Doch da dürft Ihr nichts Gutes erwarten, denn Ihr habt stets den Gesetzen zuwidergehandelt, und Keiner wird Euch, wenn Ihr's wollt, hindern, ein Opfer des Gesetzes zu werden. Wir sind auf Alles vorbereitet; eilet, rennet nach den Rothröcken oder den Gerichtsdienern, wie Euch gefällig ist."

Dies war zu viel für den alten Murphy. Förmlich betäubt von diesem Schlage, war er gezwungen, sich auf einen Eckstein zu stützen, kaum athmend und ein düsteres Schweigen beobachtend. In diesem Augenblicke verfinsterte sich der Himmel, das noch ferne Rollen des Donners kündigte einen Sturm an. Der beschimpfte Greis dachte, daß seine unglückliche Tochter sich ohne Obdach befinden solle; plötzlich stürzte er auf die Kniee, und gleichsam antwortend jener tobenden Stimme der Natur, die sich zu einen schien mit dem in seinem Vaterherzen aufgeregten Zorne, stieß er einen furchtbaren Fluch gegen seine eigenen Kinder aus, gegen seine aufrührerischen Söhne, die er selbst gelehrt hatte, den göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn zu sprechen. Durch diese Verwünschung ward ihm leichter um die Brust und er kehrte auf dem nämlichen Wege, den er gekommen, wieder zurück. Sein Abzug wurde von seinen Söhnen und den Brüdern der Schwiegertochter wie ein Sieg gefeiert, und sie schwangen ihre Dolche als Zeichen des Triumphs. Als aber Einer der Letzteren dem Greise einen mächtigen Stein nachgeworfen hatte, so schlug ihn der jüngere Murphy auf den Kopf mit den Worten: „Da hast du für deine Niederträchtigkeit; wäre er nicht schon alt und grau, so hätte wohl Niemand von uns, selbst nicht unter einer Bedeckung von noch zehn Anderen, das gewagt, was wir heute gethan." — Der Stein rollte auf Hill Murphy's Fußstapfen herab, ohne ihn zu treffen und ohne daß er es der Mühe werth hielt, sich umzudrehen oder mehr darauf zu achten, als etwa auf einen kleinen Kiesel, der vor seinen Füßen sitzen geblieben.

Der alte Bandit fand seine Tochter und seinen Gaul auf dem Fleck vor, wo er sie gelassen; in diesem Augenblicke begann der Regen in Strömen herabzustürzen. Er setzte sich wieder auf den Sattel und trug aufs neue die arme Kranke in seinen Armen, die ihm, als sie ihn wieder erblickte, zugelächelt hatte. Nun sind sie mitten auf dem Flachlande, und Hill Murphy, indem er den Schnellauf seines Vierfüßlers ein wenig hemmt, fragt sich endlich, wo er eine gastliche Aufnahme finden könne, eine Frage, die in Irland beim Erblicken des ersten Daches bald gelöst ist; jedoch allen den Hütten, aus denen er Rauch emporsteigen sah, war Hill Murphy, wie er sehr wohl wußte, eine gefürchtete Plage gewesen. Indeß setzte er seinen Weg fort, und beherzt pochte er zuletzt an das Thor einer Meierei.

Das Thor öffnete sich. „Um des Himmels willen, gewährt uns Zuflucht! gönnt uns einen Aufenthalt!" schrie der unglückliche Vater, indem er, immer die Tochter in den Armen, bis in die Mitte des Hofes ritt. Der Pächter kannte ihn nur zu gut; er hatte zu viel Hammel, welche den Sommer über auf den Bergen weideten, er wohnte zu lange auf der äußersten Gränze der Niederungen, als daß er nicht Hill Murphy hätte kennen sollen. — „Ja", er-

wiederte er, „tretet unter unser Dach und seyd willkommen, obwohl ich mir zu sagen erlaube, daß das Haus hier eben nicht für Euch gebaut ist. Doch immerhin, Gott segne mich, was ist's denn? Ist das arme Mädchen gestorben?“ Im Nu hatten drei oder vier starke Bauern Nancy aus ihres Vaters Armen genommen, der ihre durchnäßten Haare und Kleidungsstücke, welche der Mantel nicht ganz gegen das Unwetter hatte schützen können, trocknen sollte. Man legte sie alsdann in das einzige Bett, welches wirklich diesen Namen verdiente. Zu der emsigen Pflege und Sorgfalt, welche Nancy zu Theil ward, lächelte sie mit dem ihr eigenthümlichen zerstreuten Lächeln. Wenn ein Königspaar, ebenfalls vom Sturme gejagt, in dieses Haus eingekehrt wäre, es hätte nicht edelmüthiger und gastfreundlicher aufgenommen werden können. Als der Pächter die zärtliche Sorge des Vaters für seine Tochter sah, war er der Erste, der zu ihm sprach: „Möge der gütige Gott Mitleid mit Euch in Eurem Schmerze haben, armer Mann! Ihr seyd sehr zu beklagen, möge Gott Barmherzigkeit gegen Euch üben!“ — Nichts war im Stande, Hill Murphy von Nancy's Kopfkissen wegzubringen. Ohne sich im Geringsten Ruhe zu gönnen, blieb er da wie angekettet, indem er mit seiner Hand die ihrige drückte oder seinen Lippen näher brachte und behutsam ihre Haare aus einander nahm, wenn es ihm schien, daß sie ihr zu sehr die glühend heiße Stirn bedeckten. Er merkte wohl, daß er nicht lange mehr an ihrer Seite zuzubringen habe; und er geizte mit diesen letzten Stunden, die er dem ihm einzig theuern Wesen auf dieser Erde widmen durfte. Bald, wie dies zuweilen im Todeskampfe geschieht, entzündete die fieberhafte Aufregung in diesem mit so schwachem Verstande begabten Geiste die Fackel der Vernunft, und die Idiotin ließ im Sterben Worte vernehmen, die ein seligeres Daseyn offenbarten und zugleich den Wunsch ausdrückten, dem Manne Trost einzuflößen, der durch ihren Verlust bedroht war, Alles einzubüßen. „Mein Vater“, sprach sie, „ich werde mich bald im Himmel befinden, ich werde da meine Mutter wiedersehen, die mich so sehr liebte und die ich erfreuen werde, wenn ich ihr Alles sage, was Ihr für mich gethan! Warum wendet Ihr das Haupt weg, geliebter Vater? Höret nur — kehret nicht mehr ins Gebirge zurück, denn als wir dort waren und meine Brüder glaubten, ich könnte sie nicht verstehen — ach! sie redeten mitunter von Euch in Ausdrücken, die ich niemals wiederholen möchte. Höret mich, guter Vater, ich wünschte, Ihr würdet ein wahrhafter Christ, ich denke, Ihr würdet dann glücklicher seyn, mein Vater.“ An jenem Tage sprach Nancy öfters in dieser Weise zu ihrem Vater, bis sie erschöpft auf Hill Murphy's Schulter in einen tiefen Schlaf verfiel, und der Greis, von seiner Gemüthserschütterung selbst ganz ermüdet, schlummerte ebenfalls ein.

Den folgenden Tag schickte die Pächterin, welche als eine fromme Irländerin sich um die Dinge der anderen Welt stark kümmerte, und da sie sah, daß die Kranke schon in den letzten Zügen lag, nach dem Pfarrer des Kirchspiels, und der wackere Priester eilte rasch herbei. — „Es kostet mich Ueberwindung, ehrwürdiger Herr“, sagte die Pächterin, „in das Stübchen hineinzugehen, um sie auf diesen Besuch vorzubereiten; indeß es ist hohe Zeit, daß Sie sie sehen, ich hoffe auch, daß der Vater selbst, zermalmt wie er vom Grame ist, sich Euch zu Füßen werfen werde.“ — „Der“, erwiederte der Geistliche, „wäre wohl der Erste von seiner Familie, welcher so etwas gethan hätte.“ Diese Worte machten die Pächterin schaudern. „Wartet noch ein bischen, ehrwürdiger Herr“, sagte sie, nachdem sie an der Thür gehorcht, „mir däucht, sie schlafen Beide.“ Der Pfarrer wartete; doch eine Viertelstunde nachher wagte er es, einzutreten. Hill Murphy lag noch im Schlafe, aber in einem sehr unruhigen, den Kopf auf das Kissen geneigt, mit einem Antlitze, dessen feuriger Ausdruck gegen den der armen Nancy außerordentlich abstach. Ihre feinen, aber durch die Krankheit noch schwächer gewordenen Züge hatten die Weiße und ganz dasselbe Ansehen wie die Lineamente eines Marmorbildes. Eine Hand hatte sie über der Brust ausgestreckt, die andere war in ihres Vaters Hände geschlossen, die Augen standen offen. Die Pächterin redete sie an .... keine Antwort .... Sie konnte keine mehr geben .... sie war eine Leiche.

Hill Murphy erwachte also allein; unmöglich ließe sich das schreckliche Erwachen schildern, wovon mir der Priester erzählte. Die Leute aus der Meierei, vom aufrichtigsten Mitgefühl beseelt, kamen zu ihm, der Priester richtete an ihn ernste, aber eben so sehr von warmer Theilnahme als von der Religion eingegebene Ermahnungen. Der Greis wies all' ihren besänftigenden Zuspruch zurück; seine Antworten waren die eines Mannes, in dessen Verzweiflung sich nur Murren und Auflehnung gegen den Rathschluß Gottes kundgab, ja er stieß sogar Flüche aus, die alsbald den Geistlichen verscheuchten.

Indeß kam der heilige Mann den nächsten Morgen des Leichenbegängnisses wegen wieder, und Hill Murphy wohnte dieser traurigen Handlung mit einer gewissen Ruhe bei. Er that mehr, er begann für das Seelenheil seiner Tochter wiederum die Andachtsübungen und Wallfahrten, die er unlängst ohne Erfolg in ihrer Gemeinschaft um der Gesundheit ihres Leibes willen unternommen. Es giebt in der ganzen Nachbarschaft von Sligo nicht ein Reliquienkästchen, nicht eine Grotte oder durch fromme Ueberlieferung geheiligte Ruine, die er nicht besuchte, wobei er zugleich betete und selbst Almosen spendete, jedoch stets darauf bedacht war, den Empfängern zu sagen, daß er diese im Namen seiner Nancy vertheile. Endlich verschwand er aus dem Lande, zum größten Erstaunen derer, die darauf rechneten, er würde mindestens irgend einen Versuch machen, wieder in den Besitz seines Hauses im Gebirge zu gelangen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Einige Wege zu literarischer Berühmtheit.

Die unterthänigen Vorreden und die Autoren, die auf den Knieen um Nachsicht betteln, haben aufgehört. Heute gehen die Bücher gerade in die Welt, sie bitten Niemand, daß er sie gnädigst dulde; man glaubt dem Leser eine Ehre zu thun, wenn man für ihn schreibt. Die Bescheidenheit zwar ist nie eine charakteristische Tugend der Schriftsteller gewesen; nur das Genie ist anspruchslos; doch man suchte früher seine Ansprüche mehr zu verbergen. Der erste Schritt, durch den sich das Selbstgefühl der neueren Literatur das Recht erkämpfte, unverholen vor der Welt aufzutreten, war, daß man einen Kreuzzug gegen die literarischen Größen der Vergangenheit unternahm. Man fing zuerst ihre unbedingte Autorität zu bezweifeln an; man schritt bald dazu fort, ihr Verdienst als ein sehr geringes darzustellen, und gelangte bald zu leidenschaftlichen Manifesten, in denen man sie als vollkommen unwürdig verachtete und verhöhnte. Man fand Corneille's und Racine's Unsterblichkeit unverdient, man konnte Boileau nur das untergeordnete Talent einer glücklichen Versification zugestehen und in La Fontaine und Molière nur einen gewissen Takt bewundern, der sie manches nicht Ueble treffen ließ. Diese Kritik rief natürlich eine eben so einseitige Opposition hervor, die in ihrer enthusiastischen Anbetung der Vergangenheit einen Fortschritt darin sah, wenn man zur poetischen Inkorrektheit derselben zurückkehrte, wenn man die ausgebildete Sprache Pascal's, Bossuet's, Buffon's, Montesquieu's als unzureichend wieder aufgab und mit der Unvollkommenheit entlegener Jahrhunderte aufs neue zu ringen begann.

Beide Theile sahen bei ihren Anstrengungen geringen Erfolg; das allgemeine Urtheil war zu wohl begründet, als daß es sich so leicht hätte erschüttern lassen. Bald kam man zu einer noch unseligeren und zugleich noch mehr perfiden Taktik. Alle junge Talente wurden auf den Schild erhoben. Da es nicht gelang, die Vergangenheit zu entthronen, wollte man die Zukunft im Sturme erobern, und hierzu schien es der sicherste Weg, zunächst die Gegenwart in den Staub zu treten. Man steuerte in eine neue wunderreiche Welt. Man mußte sich der Fesseln entledigen, in denen man jetzt schmachtete. Alle Epochen hatten ihr Gutes gehabt, nur die gegenwärtige hatte Nichts. Und wenn man noch etwas Erträgliches in ihr fände, so ist es das Grundgesetz des menschlichen Geistes wie der Natur, nie still zu stehen. Man hütete sich wohl, das wahre Ziel dieser Declamationen auszusprechen, und man war unfähig, Muster aufzustellen, welche die erstrebte Vollendung auch nur von fern ahnen ließen. Man begnügte sich daher einstweilen, sich von allen Regeln und Gesetzen loszusagen und das, was man als unerreichbar erkannte, als der Nacheiferung unwerth darzustellen.

Mit der Zeit jedoch fühlte man die Nothwendigkeit, wenigstens etwas Positives an die Stelle des Zerstörten zu setzen. Man sagte, das neue Land, von dem Alles zu erwarten sey, habe man bisher wohl gekannt, doch noch nicht ausgebeutet. Der einseitige Stolz Frankreichs auf die vaterländische Literatur hatte es bis dahin unmöglich gemacht, die Meisterwerke der benachbarten Literaturen zu genießen. Jenseits der Pyrenäen, jenseits des Rheins und unter den Britanischen Nebeln waren die Götter geboren, welche dem Geiste Frankreichs die Bande lösen sollten, in denen er voll Begeisterung für seine Vergangenheit erstarrt dalag. Man vergaß das erste Gesetz aller organischen Entwickelung; man glaubte die Vergangenheit, den Boden, in dem man wurzelte, verleugnen und dem alten Stamme die verschiedenartigsten Zweige beliebig aufimpfen zu können. Man vergaß, daß jedes Erzeugniß des menschlichen Geistes durch seine Zeit bedingt ist, und daß es nur ein Beweis von mangelhafter Einsicht in das Wesen der Kunst ist, wenn man die Schöpfungen der Vergangenheit nach den Begriffen der Gegenwart mißt und wegen der Einzelheiten, die jetzt tadelnswerth erscheinen, das Ganze verdammt.

Die jungen Streiter nun, die man durch die lockende Parole Fortschritt und Unabhängigkeit angeworben hatte, die glücklichen Rekruten, denen man am Morgen ihrer Einschreibung den Marschallstab von Frankreich versprochen hatte, die so stolz und so selig waren, daß sie Alles wußten, ohne Etwas gelernt zu haben, blokirten Jeder jetzt fröhlichen Muthes die Unsterblichkeit. Man hielt es für ein Eingeständniß der Unfähigkeit, wenn man noch Bücher las; jeder Französische Bürger über zwanzig Jahr mußte Bücher schreiben.

Die Erschlaffung konnte nach dieser Ueberreizung nicht ausbleiben. Das große Heer der Begeisterten verlor sich, und die Heerführer, die Wenigen, denen es mit der Verleugnung der alten Grundsätze Ernst zu seyn schien, fingen zu klagen an, daß sie so vereinsamt daständen, daß man ihnen keinen Raum zur Verwirklichung ihrer Ideen gönne, daß man ihren Lungen die Luft, ihren Flügeln den Himmel abschneide.

In dieser Noth fiel man auf den glücklichen Gedanken, daß man sich gegenseitig bewundern wolle. Die einzelnen Vertreter derselben Prinzipien citirten einander mit genialer Ausdauer; sie errichteten Einer dem Anderen Denkmäler, die der irdischen Vergänglichkeit trotzen, und hundert Papageien wurden abgerichtet, zu allen Tageszeiten und in allen Tonarten zu wiederholen: Psaphon ist ein großer Mann! Doch auch diese Manöver führten nur zu vorübergehenden Erfolgen. Der gesunde Sinn des Volkes empörte sich über die zügellose Willkür und Frechheit, die sich die Oberherrschaft in der Literatur anmaßen wollte. Die Fürsten der Finsterniß mußten auf neue Mittel sinnen, sich auf dem in der Einbildung oder in Wahrheit einmal errungenen Platze zu behaupten. Alles um sie her war Wüste und Zerstörung; man wollte der Nation ein Drama schaffen, das den Anforderungen der

Gegenwart entspräche, und man that nichts, als daß man auch die Schönheiten des Drama's verschwinden ließ, die dem Geiste aller Zeiten gemäß sind. Vergeblich rief man ihnen zu, wenn sie alle bisherige Erfahrung verachteten, so müßten sie vor Allem doch beweisen, daß es Wege gebe, auf denen sich die gepriesenen Schätze erwerben ließen, die man auf der gewöhnlichen breitgetretenen Bahn der Kunst und Wissenschaft für unerreichbar erkläre. Man antwortete durch Thorheit und Unfähigkeit.

Gegenwärtig ist die Stellung dieser Partei ziemlich verzweifelt; doch ihr in der Erfindung neuer Künste unerschöpflicher Geist hat eine neue Ruhmesquelle entdeckt. Man hat eine neue Gattung der Vorreden erfunden, die man thätliche oder sachliche Bevorwortungen nennen könnte (préfaces en action). Man theilt vorläufige Notizen mit, man läßt Bruchstücke seines neuen Werkes drucken; ein Freund ist liebevoll genug, einige Worte über uns in Journale einrücken zu lassen und zu thun, als ob er uns durchaus nicht kenne. Er schreibt: „Herr N. las gestern in einer zahlreichen Gesellschaft einen Abschnitt seines neuen Werkes, dieser gefiel ungemein, und das Werk verspricht, eine Zierde unserer Literatur zu werden"; oder: „Herr N. reist gegenwärtig im Norden und soll damit umgehen, bald nach seiner Rückkehr eine Schilderung seiner höchst interessanten Erlebnisse zu veröffentlichen." Im Drama geht man noch weiter. Wenn Jemand nicht die Idee eines Drama's sich durchgebildet, sondern nur den Entschluß gefaßt hat, über einen noch zu wählenden Stoff ein Drama zu schreiben, so wissen seine Freunde schon viel von den Schönheiten des Werkes zu erzählen. Man referirt über das Fortschreiten desselben, man spricht von den äußerst günstigen Propositionen, die dem Verfasser von mehreren Theatern gemacht sind; man theilt den Plan des Ganzen, einzelne Züge, Verse, Witze mit, man flüstert Alles heimlich und stellt sich, als ob man fürchtete, der Verfasser werde über diese Mittheilungen sehr zürnen. Alles ist die gelungenste Nachahmung der Umtriebe einer Kokette, die gern beachtet seyn möchte und sich doch nicht offen vordrängen will, und auf die im Grunde doch Niemand sieht. Wenn diese gewöhnlichen Vorspiele jedoch nicht hinreichen, so braucht man dasselbe Medikament in noch stärkeren Dosen. Man heuchelt Furcht vor den Eingriffen der Censur, man spricht tiefgeheimnißvoll von gewissen politischen Kühnheiten und verfehlt hierbei selten seinen Zweck; der bloße Schatten einer offiziellen Verfolgung ist ein Freibrief für die allgemeine Gunst. Und kommt es gar zu einem wirklichen Märtyrerthum, so ist der Glückliche für immer geborgen.

Man hat täglich Beispiele, wie weit diese Vorbereitungen immer noch führen. Im Theater selbst sind noch viele Kunststücke zu versuchen, und viele glückliche Zufälle helfen dem Dichter aus der Noth. Geht im günstigen Augenblicke ein Versehen beim Dekoriren vor, so schadet dies durchaus nicht, sondern es kann alle Lippen, die sich eben zum Pfeifen spitzten, zum Lachen nöthigen, welches man am folgenden Morgen als Beifallszeichen rühmt. Wird ein Machinist krank, oder giebt er die Erlaubniß, ihn krank zu nennen, so ist dies ein vortreffliches Motiv zu den tiefgefühltesten Klagen, daß die so sehnlich begehrte Wiederholung des Stückes unterbleiben müsse, während das Stück so gut wie durchgefallen ist. Ja, man verschmäht es nicht, an persönliche Sympathieen zu appelliren. Man sagt: Herr Sc.... arbeitet gegenwärtig an der Ausführung einer Komödie in fünf Akten und in Prosa, die er in diesem oder jenem berühmten Salon in Paris konzipirt hat. Der Maestro oder berühmte Komponist N. kommt in kurzem nach Paris, um seine neue Oper in Scene zu setzen; den in der Haupt-Arie derselben durchgeführten Gedanken hat bei seinem letzten Aufenthalt in Frankreich eine berühmte Pariser Schönheit in ihm erweckt. Vor der Aufführung eines Stückes, in dem ein Hund die Hauptrolle spielte, bemerkte man in den Blättern, das Thier habe den Schauspielern selbst ihre Rollen gebracht. Auch von den Studien, welche der Dichter für die Zeichnung der Oertlichkeiten macht, in denen sein neues Stück spielt, wird viel gesprochen. Man sagt z. B., ein berühmter Dichter hält sich gegenwärtig oft im Packhof zu Brest auf, weil er seinem neuen Melodrama eine lokale Färbung geben will

Alle diese Machinationen scheinen, wenn man sie einzeln betrachtet, höchst unschuldig, und doch sind sie nicht bloß der Kunst vollkommen unwerth, sondern, da sie in so weitem Umfange und so konsequent sich geltend machen, sind sie ihr selbst äußerlich hinderlich und entziehen dem größeren Talent, das sich dieser Mittel schämt, oft den Ruhm, der ihm gebührt.

Eugène Briffault.

Mannigfaltiges.

— Tasso und Herzog Alfons von Este. Wir haben in der vorigen Nummer des „Magazins" bei Gelegenheit einer Notiz über Ferrara auch des St. Annen-Hospitals erwähnt, in welchem Tasso sieben Jahre lang als Wahnsinniger behandelt wurde. Dies hat einen unserer Leser zu der Bemerkung veranlaßt, ob es statt der letzten Worte nicht hätte heißen sollen: „als Wahnsinniger, für den man ihn ausgab, mißhandelt wurde"? Es beruht dies auf einem alten, seit drittehalb Jahrhunderten bestehenden Zweifel, dem die natürliche Theilnahme für den poetischen Genius zum Grunde liegt, welchen man in Tasso gewaltsam unterdrückt wähnte. Dieser Zweifel ist jedoch gerade im letzten Jahrzehend durch die Forschungen Italiänischer und Deutscher Freunde Tasso's aufgehellt, und es ist zur Genüge dargethan, daß Herzog Alfons in seiner Fürsorge für den geisteskranken Dichter vollkommen rein dasteht, und daß der Letztere, der seinen Leidenschaften **niemals** einen Zügel anzulegen wußte, sein beklagenswerthes Unglück selbst **verschuldet hatte**. Deutschen Lesern, für die vielleicht durch das letzte Berliner Hoffest der Dichter gerade in seinem Verhältnisse zu dem Herzog Alfons und seinen beiden Schwestern (Lucrezia von Urbino und Leonore von Este) ein Gegenstand der Betrachtung geworden, können wir nicht lebhaft genug das bereits früher von uns erwähnte Leben Tasso's von Karl Streckfuß empfehlen, das vor zwei Jahren sowohl in besonderem Abdruck wie als Beigabe zur Uebersetzung des „Befreiten Jerusalem" (in „Der Italiänischen Dichtkunst Meisterwerke, von K. S.") erschienen ist. Sie werden darin über alle jene, den Deutschen durch Goethe's Meisterwerk noch interessanter gewordenen Verhältnisse den genügendsten Aufschluß erhalten. Es sey uns vergönnt, hier nur eine Stelle aus dieser trefflichen Lebensbeschreibung auszuheben:

„Ueberhaupt aber (sagt Herr Streckfuß) möge man sich, um den Herzog auch in den folgenden Ereignissen mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, nach dem, was oben erzählt und in allen seinen Theilen durch unzweifelhafte Zeugnisse und Urkunden bestätigt ist, die Lage desselben, dem unglücklichen Dichter gegenüber, völlig klar machen. Er hatte ihm an seinem Hofe eine Stellung angewiesen, die ganz darauf berechnet war, ihm weiten Raum und alle Mittel zur freiesten Entwickelung seines Genius zu verschaffen. Mit höchster Freundlichkeit und Liebe hatte er selbst und hatten die Schwestern ihn behandelt und nichts von ihm verlangt, als daß er ihnen ein treuer Freund, ein geistreicher Gesellschafter seyn und, indem er seinen Ruhm verbreitete, ihrem Hofe einen höheren Glanz geben und sie zuerst mit seinen Erzeugnissen erfreuen solle. Daß Tasso dennoch sich um fremde Dienste beworben, hatte auf des Herzogs Benehmen gegen ihn keinen Einfluß gehabt. Ja, er hatte ihm Handlungen verziehen, welche als höchst strafbar hätten angesehen werden müssen, wenn ihnen nicht die immer steigende Geisteskrankheit des Unglücklichen zur Entschuldigung gereicht hätte. Um diese zu lindern, wo möglich zu heilen, wendet der Gebieter die mildesten Mittel an, sucht seinen trüben Sinn, seinen ungegründeten Argwohn zu zerstreuen, nimmt, um ihm hülfreich zu seyn und zugleich sich durch persönliche Beobachtung eine genaue Kenntniß von seinem Zustande zu verschaffen, ihn mit sich nach Belriguardo. Da erkennt er noch deutlicher, daß der Dichter krank ist, und glaubt, daß die Mittel der Freundschaft allein nichts mehr vermögen, daß ärztlicher Beistand erforderlich sey. Tasso selbst ist damit einverstanden und bereit, sich einer Kur im Franziskaner-Kloster zu unterwerfen. Kaum aber dort angekommen, schreibt er an den Gebieter einen beleidigenden verworrenen Brief und beschwert sich über das gegen ihn beobachtete Verfahren bei auswärtigen Gönnern und Freunden. Nach wenigen Tagen aber entweicht er ohne alle Veranlassung heimlich, ohne Abschied von seinem Freunde genommen, ohne Urlaub vom Gebieter erhalten zu haben. Daß Tasso selbst in Augenblicken der Besonnenheit den Herzog ganz in dem Lichte betrachtete, in welchem er hier geschildert ist, giebt er in einer später geschriebenen, an Scipio Gonzaga gerichteten Abhandlung über verschiedene Zufälle seines Lebens unzweideutig zu erkennen."

Ueber Tasso's zweimalige Flucht und zweimalige Rückkehr nach Ferrara werden darauf aus seinen eigenen Briefen Erklärungen gegeben, die keinen Zweifel lassen über die Art der Krankheit des Dichters. Ja diese ist sogar, bei ihrer jeweiligen Rückkehr, lange nach seiner Entlassung aus dem St. Annen-Hospital, von ihm selbst immer noch als Wahnsinn (frenesia) erkannt und bezeichnet worden. Wir können diese Bemerkungen nicht besser als mit folgender Betrachtung endigen, die sich am Schlusse der Schrift des Herrn Karl Streckfuß über das Leben und den Charakter Tasso's befindet:

„Millionen hat er durch seine Werke erfreut, erhoben, veredelt und belehrt. Aber die größte Lehre hat er uns im Unglücke seines Lebens hinterlassen. Was hätte Er, der, kaum dreißig Jahr alt, sein Meisterwerk beendigt hatte, noch Großes und Herrliches leisten können, wenn er den Bedingungen des äußeren Lebens sich zu fügen gewußt hätte? Welches hohen, inneren und äußeren Glückes hätte er theilhaftig werden können? Aber er erfüllte seinen Beruf nur halb und ward unglücklich, weil er nur dem Genie vertraute. Nur das Genie mit der Begeisterung, die es besitzt und verbreitet, sammelt Nationen unter seinem Banner, bestimmt gesetzgebend ihre Richtung, begründet Staaten, entdeckt im Raume und im unendlichen Reiche der Geister neue Welten und schafft unsterbliche Kunstwerke. Aber nur dann wird das Genie Alles leisten, wozu es die Natur bestimmt hat, wenn es versteht, auch die untergeordneten Geistes- und Seelenkräfte mit sich in Einklang zu bringen. Nur dann wird es seinem Besitzer selbst Segen und Glück bereiten. Im Raume, von welchem dies Erdenleben beschränkt ist, muß es wirkend sich bewegen, gedrängt und wieder drängend, und nur der Verstand kann es lehren, durch dies verworrene Gedränge mit festem Schritte und siegreich sich Bahn zu brechen. Dieser wird ihm sagen, daß Mäßigung und Ordnung es sind, die ihm den sicheren Weg zum Ziele bahnen, die ihm, wenn es am Ziele angelangt ist, die Früchte seines Strebens sichern können. Wie, nach Johannes von Müller's großartigem Schlusse seiner vierundzwanzig Bücher, die Geschichte das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! den Völkern und Fürsten zuruft, so die Biographie den einzelnen Menschen. Ihr Wenige, denen der Himmel aus freier Gunst, nicht durch euer Verdienst, seine größte Gabe, das Genie verlieh — noch mehr, Ihr Viele, die ihr in gefährlicher Verblendung sie euch verliehen wähnt, hört, wie Tasso's gequälter Geist euch zuruft: Mäßigung und Ordnung! Wer diesen Zuruf überhört, der ist gerichtet."

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Mittwoch den 8. März 1843.

Frankreich.

Die Organisation der Französischen Presse. *)

Nie ist so viel geschrieben, gedruckt, gepreßt worden über die Presse, als in neuester Zeit. Unsere Absicht ist es nicht, eine theoretische Abhandlung über die Presse zu schreiben, sondern bloß eine historisch-faktische Uebersicht der Französischen Presse zu geben, die man in Deutschland für frei hält, und die durch ihre besondere Organisation vielleicht die unfreieste in ganz Europa ist, seitdem die Französische Kammer durch Thiers, den ehemaligen Journalisten, die September-Gesetze votirte.

Nur Eine Bemerkung sey mir als maßgebende Theorie erlaubt; sie ist den Memoiren Gisquet's, des ehemaligen Polizei-Präfekten, entnommen. Gisquet behauptet, daß in unruhigen Zeiten eine freie Presse der Regierung mehr nützt, als alle geheime Polizei. „Was wir gewöhnlich", sagt er, „durch eine Masse Spione nicht erfahren konnten, das lasen wir den anderen Morgen in der Tribune, einem republikanischen Blatte, redigirt von Armand Marrast, jetzigem Mit-Redacteur des National. Da stand es mit großen Lettern gedruckt, und zuletzt war die Tribune ein unschätzbares Blatt für die Polizei. Wenn wir sie bezahlt hätten, sie würde uns nicht besser haben bedienen können."

Wer in Frankreich ein Journal herausgeben will, muß vor Allem 100,000 Francs Caution beim Schatz-Amt deponiren. Dafür erhält er freilich 5 Prozent jährlicher Zinsen, und wenn die Regierung nachsichtig seyn will, so kann die Summe bis auf 33,000 Fr. nach und nach zurückgenommen werden, um die Kosten des Journals zu decken. Dies aber ist bloß Nachsicht. Der Regel nach müssen diese 100,000 Fr. baar liegen bleiben, und so oft das Journal in Strafe verfällt, wie neulich die Gazette de France, die 24,000 Fr. zahlen mußte, muß die Summe nachbezahlt werden.

Der Gerant, der diese Summe deponirt und für das Blatt verantwortlich ist, darf das Geld nicht von dem Redacteur oder einem Anderen entliehen haben, sondern es muß sein Eigenthum seyn. Diese Klausel ist eben so hart als unmotivirt. Was geht es eigentlich den Schatz an, wer das Geld giebt, wenn er es nur hat? Doch sein Raisonnement ist folgendes: Der Gerant ist eigentlich nur verantwortlich. Er muß jedes Blatt jeden Tag mit eigener Hand unterschreiben. Diese Unterschrift giebt er aber oft in blanco, ohne das Journal zu lesen, indem er sich auf die Redaction verläßt. Er thut dies um so leichter, wenn die Caution eigentlich gar nicht sein ist, wenn er sie auch unter seinem Namen niedergelegt hat. Es bliebe ihm dann nur die Gefängnißstrafe, die die Redaction ihm ebenfalls bonifizirt. Das Gericht meint, es wäre nicht genug Verantwortlichkeit für den Geranten, wenn dieser zwar für seine eigene Haut, aber nicht auch für sein eigenes Geld einstände, da heutzutage das Geld mehr werth sey, als eine Menschenhaut. Wegen dieses Umstandes wurden in neuester Zeit der Temps und der Courrier des Théâtres zu so hohen Strafen verurtheilt, daß sie nicht ferner erscheinen konnten.

Dies aber ist noch nicht die schwerste Bedingung für die Französische Presse. Da die Regierung 5 Prozent Zinsen für die Caution bezahlt, so findet sich dieses Geld schon. Nun aber kostet jedes Blatt einen Sous Stempel, so daß ein Blatt, das 1000 Abonnenten hat, jeden Tag vorweg 50 Fr. Stempel bezahlen muß. Das Siècle, das 40,000 Abonnenten hat, zahlt täglich 2000 Fr. Stempelgebühr. Nur die Mitarbeiter des Blattes erhalten ein ungestempeltes Exemplar, worauf die Redaction den Stempel Epreuve, d. h. Korrekturbogen, druckt. Oder sie reißt auch die beiden Blätter durch und schickt sie so ab. Nur so umgeht sie die Stempelstrafe. Die Presse ist in Frankreich einer der einträglichsten Besteuerungs-Gegenstände.

Ist sie aber ein einträglicher Artikel für die Regierung, so ist sie es nicht weniger für die Parteien. Die Juli-Revolution wurde im Namen der Presse gemacht. Die Presse aber irrte sich gewaltig an ihrer Macht. Durch ihre innere Organisation ist sie so gesunken, daß sie heute alles Interesse, alle Macht verloren hat. Mit Ausnahme der Phalange und der Revue indépendante, deren Ursprung wir erzählen werden, und die ihr Entstehen einer Idee und nicht einer Speculation verdanken, giebt es in ganz Frankreich kein wahrhaft unabhängiges Blatt, keines, das des Geschenkes der Preßfreiheit würdig wäre, ja keines, das den Namen eines Journals im edleren Sinne verdiente. So beschränkt die Deutschen Blätter sind, sind sie dennoch in ihrem Ursprung freier, ja sie sind ehrlicher, als die Presse, das Siècle, der Constitutionnel oder der Courrier français, die alle Morgen denselben langweiligen Refrain wiederholen und als Zeitung gar keinen Werth haben.

In der That, um ein täglich erscheinendes Journal in Frankreich nur 18 Monate zu erhalten, muß man vor Allem ungefähr 250,000 Fr. in der Kasse haben. Die Post in Frankreich ist zwar für die Journale höchst billig und national: das Blatt kostet einen Centime, auf welche Entfernung es auch adressirt sey, und zwar ohne Unterschied der politischen Farbe. Nebenbei kann man es auch mit den Messagerieen verschicken, was noch wohlfeiler ist, um so mehr, da man dadurch oft den Stempel umgeht. Jedes Journal aber muß unter einem Kreuzband, auf welchem die Adresse des Abonnenten steht, auf die Post gelangen. Dieser Umstand, so gering er scheint, kostet enormes Geld. Da ist zuerst eine Journal-Zusammenlegerin, la plieuse, die monatlich 60 bis 80 Fr. erhält. Das Siècle hat 40 solcher plieuses. Dann sind mehrere Commis nöthig, die bloß jeden Tag die Adressen schreiben. Da man sich auf 14 Tage oder einen Monat abonniren kann, so haben sie zugleich auf die gedruckte Adresse, wo der Namen des Journals steht, zu schreiben, wann das Abonnement aufhört. Die Worte Votre abonnement finit sind gedruckt, das Datum müssen sie jeden Tag im Buche nachsehen, um es darauf zu setzen. Dies macht wieder eine Menge employés nöthig, die gewöhnlich 100 Fr. monatlich erhalten. Dazu kömmt, daß immer am 5ten jedes Monats ausbezahlt wird, sowohl Drucker, Setzer als Schriftsteller. Es muß daher beständig Geld da seyn; denn die Kunst, ein Journal zu redigiren, ohne Honorar zu bezahlen, haben die Franzosen noch nicht gelernt, obschon sie seit einigen Jahren auch hierin Fortschritte machen. Entweder trifft es sich, daß ein Mann, der eine Idee vertreten will, das Geld hergiebt, oder das Journal wird auf Actien gegründet. Im letzteren Falle wird außer den politischen und literarischen Redacteurs noch ein Aufsichtsrath niedergesetzt, der in letzter Instanz urtheilt; ferner ein Lese-Comité, ein Kassier, ein bureau d'annoncer 2c. Das Lokal besteht gewöhnlich aus 4 bis 5 Zimmern. Da ist erstens ein Lesezimmer für die Mitarbeiter, wo alle Journale gelesen werden; zweitens ein Arbeitszimmer für die subalternen Beamten; drittens ein Sprechzimmer für den Redacteur (jeder Haupt-Redacteur hat sein besonderes Zimmerchen); viertens das Versammlungszimmer des Lese-Comité's, und fünftens endlich das bureau d'annoncer. Nebenbei ist noch ein Zimmer für den Portier und die Auslaufburschen nöthig. Die Miethkosten dieses Lokals belaufen sich gewöhnlich auf einige tausend Francs. Das schönste Lokal hat die Phalange in der rue du Tournon. Sie zahlt 6000 Fr. Miethe jährlich, giebt aber jeden Mittwoch eine Soirée, wo alle ihre Mitarbeiter und ihre Freunde bei einem — Glase Zuckerwasser über Philosophie und Politik diskutiren. Oft läßt sie auch klassische Quartette von ihren musikalischen Freunden ausführen.

Sobald aber ein Journal auf Actien besteht, ist der Redacteur nicht mehr selbständig. Der Zweck des Journals ist dann nicht mehr, die Wahrheit oder ein Prinzip zu vertreten, sondern Geld zu verdienen und viele Abonnenten zu erhalten; denn die Actionaire sind nicht eben politische Charaktere, sondern bloße Spekulanten. Das Journal hat alsdann von vorn herein keinen bestimmten Zweck. Es soll Opposition machen, aber diese Opposition ist rein persönlicher Art; sie stellt sich unter die Auspizien eines Oppositions-Mitgliedes der Kammer und muß ihm Alles opfern, sey es auch Wahrheit und Recht. Es ist dann bloß eine Intrigue. Noch mehr; statt unparteiisch zu seyn und den Abonnenten aufzuklären oder zu leiten, ist das Journal rein der Sklave seiner Abonnenten und wird gewöhnlich bald zu einer Mühle, die alle Morgen dasselbe herplappert. Was noch schlimmer ist, ist der Umstand, daß die Redaktoren und Mitarbeiter gewöhnlich eine Koterie bilden, eine Kapelle, wie sie sagen, worein kein Ungeweihter dringt. Es erfolgt hieraus, daß die politischen Redacteure meistentheils die mittelmäßigsten Schriftsteller sind, und daß man oft meint, eine Feder habe alle Premiers Paris *) in sämmtlichen Journalen geschrieben. Mit dem Feuilleton ist es noch schlechter bestellt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Französischen Journalistik, daß die Direktoren der Feuilletons am wenigsten literarische Bildung haben, ja daß die Meisten gar keine Literaten sind. Diese Leute schließen gewöhnlich mit einigen bekannten Romanciers, die einen Namen haben, Kontrakte ab. Von diesen bekommen sie so und so viel Novellen und Romane geliefert, die sie nicht zu lesen brauchen, und somit hat der Direktor nichts zu thun, als alle

---

*) Der nachfolgende Artikel gewährt manchen interessanten Einblick in das Getriebe der Französischen Presse, doch mögen unsere Deutschen Leser nicht übersehen, daß er, obwohl für unser Blatt geschrieben, von Französischem Standpunkt aufgefaßt ist, der natürlich nicht überall mit unserem eigenen zusammentrifft. D. R.

*) So heißen bekanntlich die das Datum Paris tragenden, leitenden Artikel der Zeitungen.

andere ihm unbekannte Artikel, kritische oder belletristische, zurückzuschicken, versteht sich, ohne sie gelesen zu haben. Ich habe hiervon ein treffendes Beispiel erlebt. Einer meiner Freunde, ein junger Franzose, der Deutsch verstand, schrieb einen Artikel über die schönen Künste und reichte ihn dem Temps ein. Der Direktor dieses Blattes schickte ihn nach sechs Wochen zurück mit dem Bemerken, daß er bedauere, ihn nicht brauchen zu können, da er nicht romantisch gesinnt sey; — die Revue de Paris nahm diesen Artikel auf, nachdem ihn Guizot, der jetzige Minister, gelesen und ihn der Revue empfohlen hatte — jener junge Mann war ein Jugendfreund von Guizot's Neffen. Darauf lobte dasselbe Blatt le Temps denselben Artikel und adoptirte die Ansichten desselben in zahlreichen Auszügen — ein Beweis, daß der Direktor früher nie jenen Artikel gelesen hatte.

An Kritik, aufrichtige Kritik über Literatur ist außer den Revuen in Paris nicht zu denken. Höchstens geben das Journal des Débats und der National zuweilen eine Uebersicht en bloc, wie man es in Paris heißt. Die Romans-Feuilletons nehmen allen Raum in Anspruch. Allerdings ist es ein Glück für die Romanschriftsteller in Frankreich, daß die Journale ganze Romane aufnehmen: denn abgesehen davon, daß die meisten ihrer Produkte nicht verdienen, als Buch gedruckt zu werden, giebt es in Paris im wahren Sinne des Wortes keinen Buchhandel mehr. Unsolidität zuerst, demnächst aber der Belgische Nachdruck ist daran schuld. — Nebenbei ließen sich die Schriftsteller zu theuer bezahlen: denn in Frankreich ist es nicht wie in Deutschland, daß der Buchhändler reich, der Schriftsteller arm ist; meistentheils ruinirt der Schriftsteller zuerst den Buchhändler und dann sich, denn da er selbst gut und rasch lebt, bleibt ihm wenig übrig. Die meisten Schriftsteller in Paris sind nichts weniger als reich.

Jene Feuilletons werden freilich hernach auch oft als Buch gedruckt, aber der Buchhändler zahlt nur ein Drittheil von dem, was das Journal bezahlte. Lachen mußte ich immer, wenn ich Damen sah, die, so oft das Journal ankam, die Scheere nahmen, das Feuilleton abschnitten und das Andere, den politischen Theil, wegwarfen. Sie binden dann diese Feuilletons zusammen und lesen sie als Buch. Dies geschieht sogar in vielen Lese-Kabinetten. Die Débats haben die Mystères de Paris von Sue für 30,000 Fr. erkauft. Sie fingen damit bei den vorigen Wahlkämpfen an, auf daß die neuen Abonnenten sich auch politisch zu ihnen bekehren möchten. Man abonnirte auf sie — mehr als 2000 neue Abonnenten erhielt das Blatt wegen dieser dem sonstigen Takt und Sittlichkeitsgefühl des Journals keineswegs zur Ehre gereichenden Mystères, aber man liest deswegen seine politischen Artikel doch nicht. Sie werden alle von schönen Frauenhänden geköpft und zu Modemustern höchstens benutzt. Ueberhaupt aber ist man in Frankreich der jetzigen politischen Journalistik übersatt. Der Franzose haßt sogar die Freiheit, wenn sie langweilig wird, und mit Recht neckt sich Karr fast in jeder Nummer seiner Guêpes über die carrés de papier, die man Journale nennt. Sie haben sich selbst überlebt.

Aber noch schlimmer steht es mit der Theater-Kritik in den großen viereckigen Papierrahmen. Da der Direktor, der Gerant und der Redacteur meistentheils Freibillette wollen für die ersten Vorstellungen eines neuen Stückes, so verpflichten sie sich, Reclames für das Theater aufzunehmen. Diese Reclames werden von der Theater-Direction geschickt, um in das Journal selbst — dans le corps du Journal — wie sie sagen, eingerückt zu werden. Meistentheils ist der Feuilleton-Kritiker selbst durch Freibillette bestochen. Wenige Journale bezahlen die Theater-Kritik. Höchstens thun dies Presse, Débats, Siècle, National. Es giebt Theater-Kritiker, die dem Journal noch Geld dazu geben, wenn es ihre Kritik aufnimmt, weil sie dadurch Anspruch auf Freibillette haben — sie bekommen immer 2 bis 3 zu jeder Vorstellung, und zwar für Damen, obschon diese Plätze gewöhnlich nicht die feinsten sind. Der Kritiker selbst geht in eine stalle d'orchestre. Gesetzt aber, er ist unparteiisch, was hier und da noch der Fall ist, so liest man nicht selten im Feuilleton: „dieses Stück ist abgeschmackt, ohne Interesse, ohne Geist und ohne Witz" und oben drüber, dans le corps du Journal — es ist nur ein Strich dazwischen — steht als reclame: „die Menge drängt sich mit Ungestüm zu dem neuen dramatischen Stück; schon um 10 Uhr machen die Leute queue etc." — Was soll man zu einer solchen Konsequenz sagen? Auch ist das Theater in Paris, besonders die Oper, so gesunken, daß es bald nicht mehr sinken kann. Ein einziges nervöses, stimmloses, intriguirendes Weib beherrscht die ganze Oper, weil sie als tyrannische Geliebte den Direktor beherrscht. Herr Pillet ist eine Kreatur von Thiers, schrieb früher leitende Artikel für ihn und erhielt die Oper. Die meisten großen Journale halten es aber mit ihm. Es ist so angenehm, eine Loge für vier Personen in der Oper zuweilen zu erhalten — Dupré gab neulich eine Soirée, wozu er alle Künstler, auch einige Leute von der haute volée einlud, nur Mad. Stolz nicht; darauf gab Pillet, um sich zu rächen, eine große Soirée in der Oper und Ball, wo die meisten Journalisten, sogar auch Deputirte waren, nur Dupré nicht — die Rachel wurde erwartet, kam aber nicht. Die großen Journale sprechen in pompösen Ausdrücken von dieser Soirée; aber nur in den kleinen Blättern erfährt man die Wahrheit.

Es folgt hieraus, daß die Presse in Frankreich, mit einigen Ausnahmen, eine große Lüge ist. Gesetzt, ich hätte eine Idee, eine neue Idee, die dem Vaterlande von höchstem Nutzen seyn könnte, die aber momentan den Actionairen des Journals schadete, und diese sind auch oft Actionairs anderer Unternehmungen, sind Fabrikanten und Handelsleute, so würden diese Blätter nicht allein meine Idee nicht aufnehmen, sondern sich ihr auch mit aller Kraft widersetzen. Dies zeigte sich besonders kürzlich bei der Frage über den Handels-Traktat mit Belgien, und so oft ein Douanen-Gesetz an der Tages-Ordnung ist. Ich kenne einen Fall, wo sich ein Journal weigerte, das Eisenbahn-Gesetz in Schutz zu nehmen, weil sein Haupt-Actionair Posthalter war.

Erscheint in Paris ein neues Journal, so ist es stillschweigende Taktik aller Journale, nicht von ihm zu sprechen, und wäre auch die Weisheit Salomon's jeden Morgen darin abgedruckt. Erscheint aber ein Journal zu einem herabgesetzten Preise, dann wird von allen Seiten auf dasselbe losgedonnert, wie auf das neue Blatt la Nation von Genoude, das nur 30 Fr. kostet. Da kommen die patriotischen langen Phrasen schaarenweise, die Prinzipien schichtenweise. Die einzige Ursache aber ist die fatale Konkurrenz. Außer dem National, dem Charivari und der Phalange kenne ich in Paris kein Journal, das entschiedene Prinzipien hätte. Mit Geld kann man Alles von ihnen haben. Also ist hauptsächlich zu unterscheiden, wer das Geld giebt. Da giebts die Regierung, dort ein Oppositions-Mitglied. Es sind aber immer bloß persönliche Verhältnisse, um die es sich handelt.

Es giebt Journale in Paris, wo die Artikel bezahlt werden müssen. Da man sich nur bekannt durch die Presse machen kann und durch sie einen Namen erhält, so muß der Schreiber eines Artikels, wenn es ein noch unbekannter junger Mann ist, diesen bezahlen, und je mehr Talent er hatte, desto mehr mußte er zahlen, da er ja um so mehr Anerkennung dadurch erhielt. Ich kenne mehrere solche Fälle, die bei dem Journal la Patrie vorkamen. Freilich liegt ein solches Journal gewöhnlich in den letzten Zügen und besteht nicht lange.

Trotz diesem allen aber heilt sich das Uebel von selbst. Es giebt immer noch aufrichtige Organe, die Alles ihren Prinzipien opfern. Zu dieser Klasse gehören einige kommunistische Journale, wie la Fraternité, le Populaire, die von Ouvriers durch monatliche freiwillige Steuer unterhalten werden. Die Phalange entstand durch den Nachlaß Fourrier's. Fourrier blieb immer Commis in einer Spezereihandlung für 1200 Fr. jährlich. Als er aber starb, gab Considerant seine Bücher heraus, und diese trugen 100,000 Fr. ein. Davon wurde die Phalange gegründet, die sieben Jahre lang einmal die Woche erschien. Endlich gab ein Schotte 450,000 Fr., um ihre Ideen zu verbreiten. Seit vier Jahren erscheint sie dreimal die Woche und hat 1500 Abonnenten. Sie verzehrt jährlich 30,000 Fr. und muß zuletzt entweder täglich als Journal oder als Revue monatlich erscheinen.

Eine solche Revue bedarf der Caution nicht. Erscheint sie aber alle vierzehn Tage, so muß sie 25,000 Fr. Caution stellen. Folgendes ist der Ursprung der Revue indépendante. George Sand hatte einen Kontrakt mit der Revue des deux Mondes, kraft dessen sie ihr für 15,000 Fr. Romane liefern sollte. Sie hatte die Hälfte des Geldes schon erhalten. Da schrieb sie ihren Horace, der republikanisch ist. Die Revue aber erhält 30,000 Fr. jährlich vom Ministerium, wies diesen Roman zurück und wollte die Sand zwingen, ihre Romane in ihrem gouvernementalen Sinne zu schreiben. Die Sand gewann ihren Prozeß, oder besser, die Revue schämte sich, zu klagen. Darauf vereinigte sich Erstere mit Leroux und Viardot, dem Gatten von Pauline Garcia, um eine neue Revue zu gründen. Aguado, der damals ein Organ für Spanien wünschte — er hatte vor seinem Tode Absichten auf das Ministerium in Madrid — gab das Geld dazu. Bei seinem Tode war die Revue in Gefahr, ebenfalls zu sterben. Jetzt aber haben sich zwei junge reiche Leute aus Lyon an die Spitze gestellt, und sie wird gewiß den abgelebten beiden Revues von Buloz nicht allein schaden, sondern sie auch nach und nach ganz verdrängen.

Die Presse in Frankreich wird nicht frei, bis sie den Händen der politischen Spekulanten entzogen ist. Es ist schon der Fall vorgekommen, daß ein Eigenthümer eines Journals über Nacht alle seine Mitarbeiter an die entgegengesetzte Partei verkauft hat. Gewöhnlich erhandeln sie sich durch ihre Charakterlosigkeit und Unwissenheit irgend eine Stelle, und der Mitarbeiter, der Grundsätze hat, wird brodlos, weil eben das Journal untergeht oder die Farbe wechselt. Guizot unterhandelte ein ganzes Jahr mit Herrn Dutacq wegen des Siècle. Der Prozeß desselben mit dem Geranten des Journals dauerte neun Monate. Kaum aber wußte das Publikum, daß das Siècle ministeriell werden solle, so verlor es 10 bis 15 Tausend Abonnenten. Herr Peré, der Gerant, gewann seinen Prozeß gegen Dutacq, aber seine Abonnenten waren fort. Uebrigens ist das Siècle das mittelmäßigste Journal in Paris, und seine zahlreichen Leser verdankte es bloß den Feuilletons und dem billigen Abonnements-Preise.

Das einzige Mittel, um der Presse in Frankreich ihre Würde wiederzugeben, wäre die Aufhebung der Stempel-Taxe. Merkwürdigerweise würden dadurch fast alle Oppositionsblätter, wie sie jetzt bestehen, untergehen, sogar der National.

Ein Franzose.

England.

Irländisches Gebirgs- und Banditen-Leben.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

(Schluß.)

Drei Jahre verstrichen. Hill Murphy's Kindern war das Glück lange nicht so günstig, wie ehedem ihrem Vater. Es ist auch dies zu bemerken, daß sie nicht allein den Haß erbten, welcher sich an ihren Namen knüpfte, sondern daß sich noch eine Art von Verachtung hinzugesellte wegen ihrer Bosheit, womit sie einen schwachen Greis aus seinem Eigenthum vertrieben hatten. Diese Verachtung mußten sie sogar von den verwegensten Betrügern erfahren, mit denen sie in Geschäftsverkehr standen. Beim geringsten Streite rückte man ihnen ihr undankbares Betragen, warf man ihnen ihre Unmenschlichkeit vor. Zuletzt wurden sie, wenngleich nicht von Scham ob ihrer schlechten Handlungsweise, wenigstens von jenem egoistischen Reuegefühl ergriffen, welches alle die empfinden, die das Bewußtseyn haben, gegen sich selbst ein Unrecht begangen

zu haben. Inzwischen wuchs die Bevölkerung rings um sie her reißend schnell, und vermöge der immer fortschreitenden Gesittung verringerte sich merklich der Gewinn ihres unerlaubten Gewerbes. Bisweilen äußerten sie sich mit Bitterkeit, daß die gesetzlich bestätigte Fabrication der patentirten Branntweinbrenner ihnen störend in den Weg träte und furchtbaren Abbruch thäte. Mittlerweile erschien der alte Murphy wieder im Bezirke; er war so gebeugt und aufgerieben, daß viele Menschen Mühe hatten, ihn wiederzuerkennen. Seine Rückkehr hatte überdies etwas Seltsames, wodurch die Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt wurde: er fuhr nämlich auf einem einspännigen, mit einem Kasten beladenen Bauerwagen und kam in diesem Aufzuge an die Pforte des Pächters, bei welchem seine Tochter gestorben war, indem er erklärte, er hege die Absicht, wofern man es ihm gestatten wollte, da den Rest seiner Tage zu verleben und sein Geld zu verzehren. Einige Geschenke, die er den Pächtersleuten machte, etliche goldene Schaumünzen, die er gelegentlich vorzeigte, und mehrere andere, vielleicht mit Fleiß von ihm erdichtete Umstände ließen es alsbald für eine völlig ausgemachte Sache gelten, daß der alte Bandit auf seinen Pilgerreisen einen Schatz entdeckt habe, wodurch er weit reicher geworden wäre, als er jemals vorher gewesen. Bestimmt war es ihm nicht verdrießlich, daß solch' ein Gerücht in Umlauf war und Glauben fand, indem er sehr wohl wußte, daß er gar viel zu thun hätte, um nach dem Gewerbe, das er betrieben, sich Achtung und Ansehen zu verschaffen. Er lächelte, so oft man auf seinen Kasten anspielte, welchen abzuladen zwei starke Männer erforderlich gewesen waren; auch schlief er auf demselben, ohne ein anderes Bett zu begehren, und meinte, daß er bei all' seinem Unglück noch immer Gott dafür danken müsse, daß er sein Alter nicht ganz dem Elend preisgegeben habe. Dann brachte er jeden Morgen und Abend mindestens eine Stunde im Gebete zu. Es war also Hill Murphy seit seiner Wiederkehr in die Ebene ein durchaus anderer Mann geworden. Diese sonderbare Zurückkunft, dieses noch seltsamere Benehmen, die übertriebenen Erzählungen von seinem unermeßlichen Reichthume machten auch im Gebirge Aufsehen und drangen bald zu den Ohren seiner unlenksamen Söhne. Der Eindruck, den alles dies auf sie hervorbrachte, war der Art, daß sie es als eine Forderung ihres Interesses erachteten, ihrerseits einige Reue und Sinnesänderung zu heucheln. Der jüngere Bruder hatte sich eingeschifft; der Besitz des Hauses war also Phäde Murphy verblieben, dem älteren, der sein Geschäft gemeinschaftlich mit den Brüdern seiner Frau betrieb. Die ganze Familie versammelte sich und entschied nach gepflogener Berathung, daß Phäde zum Vater gehen solle, um seine Verzeihung zu erbitten. „Und", fügte sein Weib mit dem ihrem Geschlechte eigenen Instinkte hinzu, „nimm unser Kind mit, Phäde, es wird beitragen, das Herz des alten Wolfs zu erweichen." Demzufolge schlug Phäde mit seinem Knäblein, dessen Haar hübsch geglättet und gekräuselt war, die Richtung nach der Ebene ein, obwohl er gegen seine Frau bemerkte, daß er nichts Gutes von diesem Besuche prophezeie, weil er sich erinnere, daß der Alte als eine überaus zähe und hartnäckige Natur niemals weder von seinen guten noch von seinen bösen Vorsätzen zurückzukommen pflege. Gleichwohl zeigte sich Hill Murphy nicht unempfindlich gegen diese Nachgiebigkeit; nachdem er sich mehr schmollend gestellt als tiefinneren Groll hatte hervorblicken lassen, sprach er in einer Anwandlung zärtlicher Empfindsamkeit von seinem Hause, fragte, ob noch Alles auf seinem Platze stände, und schien so leicht zu überreden, daß Phäde ihm dreist das Anerbieten machte, er möge doch dahin wieder zurückkehren, um da die Pflege, deren sein Alter bedürfe, zu erhalten. Hill Murphy willigte ein und ließ sich sammt seinem Kasten auf sein geliebtes Gebirge wieder zurückbringen.

„Mir gefällt diese ganze Geschichte nicht", sagte die Pächterin nach der Abreise ihres Gastes. „Das ging doch ein bischen gar zu schnell, so recht über Hals und Kopf. Kann wohl die Sonne an einem so düsteren Himmel so bald wieder leuchten? Weshalb begiebt sich doch der Alte so hurtig wieder zu denen, die er verabscheut wie das Gift? Habt Ihr nicht gehört jenes verbissene Hohngelächter, das den alten Wolf verrathen, als sein Sohn beim Aufladen des Kastens sich über dessen Schwere beklagte? Hat er nicht mit zu großer Ziererei wiederholt: „„Ach, Phäde! Ich bin schon sehr matt, ich werde wohl nicht mehr lange leben, Phäde!"" Verstockte Sünder werden nicht so leicht gerührt, und wenn vollends in den Adern derer, welche sich feindlich gegenüberstehen, ein und dasselbe Blut fließt, so ist der Haß viel größer noch, der sie von einander trennt."

Hill Murphy ward also in sein Hab und Gut wieder eingesetzt, und die Pächterin, unter dem Vorwande, sich in eigener Person ihren geringen Bedarf Whiskey zu besorgen, war begierig, zu sehen, wie der Greis von den Seinigen behandelt werde; allein sie fühlte sich zu einer Wiederholung ihres Besuchs nicht veranlaßt, weil ihn die Familie einer eigennützigen Absicht zuschrieb. Bei all' der zärtlichen Aufmerksamkeit, die Phäde's Frau ihrem Schwäher bewies, verfehlte sie nicht, auf diejenigen Leute anzuspielen, welche einem Manne, ohne seines Fleisches und Blutes zu seyn, stets frühere Dienstleistungen ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn denen zu entreißen sich bemühten, welche ganz natürlich ihm in seinem Alter mit Treue und Hingebung anhängen müßten. Die Pächterin blieb taub gegen diese beleidigenden Worte, Hill Murphy aber ergötzte sich, wie ihr vorkam, weidlich an der mißgünstigen Bemerkung seiner Schwiegertochter, und er ließ sein boshaftes höhnisches Lachen hören.

Die Anfertigung der geistigen Getränke war zwar nicht mehr so einträglich wie sonst, indeß dauerte sie fort und reichte wenigstens hin zum Unterhalte der beiden durch Phäde Murphy's Ehe verbündeten Familien. Da erfolgte bei der Polizei von Sligo eine Denunciation mit so deutlichen und genauen Angaben, daß diese Behörde ein Regiment, welches sich eben auf dem Marsche nach der Stadt befand, dazu benutzte, etwas vollbringen zu lassen, was man bis dahin noch nie versucht hatte. Das Gebirge wurde umzingelt, der Trupp ging einen Fußsteig entlang, der geradehin zur Fabrik führte, und zerstörte den Brennkolben, so daß die Murphy's sich dieses ihres Erwerbsmittels beraubt sahen. Man erfuhr später, wer der Angeber gewesen.

Während eines traurigen Februar-Abends erschütterte ein mit Regen untermischter Sturm die Hütte bis in ihre Grundfesten, und von Sekunde zu Sekunde trieben die heftigen Windstöße auf dem einzigen Plätzchen, wo es einen Herd gab, die rauchende Flamme des Torffeuers zurück, um welches rings herum die Familie ihr Mahl verzehrte. Phäde und einer seiner Schwäger waren nicht gegenwärtig. Das Essen bestand für den alten Murphy aus einem Napfe warmer Ziegenmilch und aus einem eigends für ihn aufbewahrten Brodkuchen, für die Uebrigen aus einigen Erdäpfeln und geronnener Milch. Phäde's junger Bube schlich sich zwischen die Beine des Großvaters, der seinen Brodkuchen in den Napf eintauchte; aus seiner still auffordernden Miene war leicht zu errathen, daß der Kleine auf eine Einladung rechnete. Doch der Alte schlang weiter fort, ohne daß es schien, als habe er das Kind bemerkt. Da ihm also sein Bitten nichts geholfen, zog es sich hungrig zu seiner Mutter zurück, und nachdem es die ihm von dieser angebotene Kartoffel zurückgewiesen, hub es zu weinen an, bis sie es, zornige Blicke dem selbstsüchtigen Alten zuwerfend, in ihren Armen einschläferte. Die äußerste Noth kämpfte mit den gehässigsten Leidenschaften in jener einsamen Gebirgshütte, wo bloß der alte Murphy sich's ganz gut schmecken ließ und hohnlachte, ohne sich dem Anscheine nach irgendwie um das zu bekümmern, was um ihn her vorging.

Endlich kam Phäde, welcher seit dem Morgen fort gewesen, wieder an; und seine Wohnung schien durch ihn eine noch düsterere Farbe anzunehmen, eine so wilde Aufregung sprach an jenem Abend aus seinem ohnehin schon bösen Gesichte. Seine Frau selbst schauderte, als sie ihn beobachtete.

„Ich werde mich jetzt zu Bette begeben", sagte der alte Murphy, „ich werde mich schlafen legen, das heißt, wenn ich erst meine Nachtmütze haben werde. Doch ja, beinahe hätte ich's vergessen." Er stand auf, ging in eine Ecke, öffnete den Schrank, griff nach einer schwarzen Flasche, verschluckte eine reichliche Dosis Whiskey, leckte sich die Lippen ab und schaute mit seinen fahlen Augen auf die ganze Familie. Der Schrank beherbergte das Getränk, das bis dahin ausschließlich für den naschhaften Alten aufbewahrt blieb; doch plötzlich erfaßte Phäde die Flasche, welche sein Vater wieder auf das Fachbrett hingestellt hatte, führte sie an den Mund, leerte den ganzen Inhalt aus und schleuderte sie alsdann mit den Worten zu Boden: „Das ist der erste Tropfen, welcher, sey es, was es wolle, seit heute früh meinen Durst gelöscht oder meinen bellenden Magen getäuscht, und wahrscheinlich wird es auch für etliche Tage der letzte seyn. Alles ist für uns verloren: neue Verstärkung von Zollbeamten, neue Verstärkung von Kellerratten, ein frisches Bataillon, um ihnen kräftigen Beistand zu leisten, und endlich unsere Schuldner, die sich alles dies hübsch zu nutze machen, um taube Ohren zu haben, wenn ich wenigstens etwas auf Abschlag von ihnen begehre. Ich habe sogar mehrere Thüren verschlossen gefunden, und man hat sie durchaus nicht öffnen wollen; ich komme so leer wieder wie ich weggegangen, was sage ich? mit der Nachricht, daß wir allesammt in diesen Tagen von hier gar werden aufbrechen müssen, oder ich weiß nicht, was geschehen kann. Nachdem man unsere Brennerei vernichtet, hat man nicht einen Verhaftsbefehl gegen mich ausgefertigt, unter dem Vorwande, es seyen in der Nähe von hier einige Lammfelle gefunden worden!"

„Könnt Ihr denn nicht die Engpässe bewachen und die Gebirgsstraße versperren, wie Ihr ja thatet, um meine Rückkehr zu hindern?" brummte der Alte, und hernach mit seinem gewöhnlichen Hohngelächter hinzufügend: „Wie? Könnt Ihr's also nicht mehr?" — „Und wenn wir's auch thaten", entgegnete die Schwiegertochter, „so haben wir doch wohl seither genugsam unsere Reue bewiesen. Habt Ihr nicht jetzt den wärmsten Platz am Herde? Den einzigen Brodkuchen, den es noch im Hause gab, hab' ich ihn nicht um Euretwillen meinem Kinde, das vor Hunger weinte, entzogen? Das ist wohl schwerlich der Augenblick, wo Ihr uns das Vergangene vorwerfen solltet, so dünkt mich." — „Ich werde nicht bei Euch bleiben", sagte Hill Murphy mit einer sauern Miene: „ich will wieder zu denen zurück, die sich glücklich fühlen werden, mich aufzunehmen und zu beschützen: ich brauche nicht da zu wohnen, wo ich nicht gern gesehen bin, morgen wandere ich fort mit meinem Kasten." — „Ihr werdet uns bestimmt nicht in unserer Verlegenheit verlassen wollen", sagte Phäde, „nein, Ihr werdet nicht, Vater, da Ihr uns ja helfen könnt." — „Und wer gewährte mir Hülfe, als ich ihrer bedurfte?" entgegnete der Greis, „etwa Ihr? Arbeitet und faßt Euch in Geduld, das that auch ich. Wartet also und geduldet Euch." — „Werdet Ihr also warten, bis der Arm der Gerechtigkeit uns von hier vertrieben hat, um uns dann bei Euch aufzunehmen? Werdet Ihr warten, bis wir Hungers gestorben sind, um uns dann erst einen Bissen darzureichen?" fuhr der Sohn, die Stirn runzelnd, fort. — „Nein, sicher werde ich nicht warten, ich will eben mich früher davon machen. O! ich hoffe, schon weit weg zu seyn, wenn man kommen wird, uns aus unserem Neste zu verscheuchen." Es lag in dieser Antwort ein so grausamer Spott, daß Phäde ihn durch einen schrecklichen Fluch unterbrach: indeß Hill Murphy fuhr fort, als hätte er gerade für diesen Augenblick all' seinen Groll aufgespart: „Nein, ich werde nicht warten, ich nicht, ich will morgen abreisen, morgen, ehe der Tag graut. Mit Entzücken wird man mich beim Pächter in der Ebene wiedersehen; man wird mir da frisches Brod und Zuckermilch geben: was war ich doch für ein Thor, diese wackeren Leute zu verlassen, aber ich kehre wieder zu ihnen zurück." — „Ihr habt", rief die Schwiegertochter, „das Beste, was wir seit Eurer Zurückkunft im Hause hatten, aufgegessen und vertrunken;

es fehlte Euch nie an etwas, wenn dieses Kind hier nicht einen Bissen zwischen den Zähnen hatte, und" — „Still! still!" fiel Phäde ein. — „Zu oft schon hast Du mir Ruhe geboten", sagte kühn die Frau, „ich werde darauf nicht mehr hören. Hat er Geld, so mag er uns welches geben, oder —" — „Oder Ihr werdet mir den Hals abschneiden, mein' ich, nicht so?" — „Man hat im Scherze schon manche Wahrheit ausgesprochen", rief seinerseits der Sohn, da er sah, daß Verstellung überflüssig wäre. „Ihr seyd wirklich ein Egoist und Filz zugleich, es ist nun Zeit, daß Ihr Eure Zeche bezahlt. Ich bin entschlossen, den Inhalt des Kastens kennen zu lernen, ich will —" Der Greis stürzte sich auf seinen Schatz, bereit, ihn zu vertheidigen. — „Jetzt oder niemals, Phäde!" schrie die Weibsperson. — „Ich habe nicht mehr lange zu leben", sagte Hill Murphy, „und Ihr werdet bestraft werden, wenn Ihr ihn jetzt öffnet." — „Giebt es wohl eine Strafe, die das Unglück übersteigt, einen solchen Vater zu besitzen?" erwiederte bitter Phäde, und durch die Winke seiner Frau angefeuert, wollte er den Greis vom Kasten, an den er sich angeklammert hatte, entfernen. Allein er bedurfte hierzu des Beistandes seines Schwagers, und der Greis packte, während er zu Boden fiel, das Vorlegeschloß. Um zu bewirken, daß es Hill Murphy loslasse, griff Phäde's Schwager nach einer Hacke und versetzte ihm damit einen Hieb, daß er sich im Blute wälzte. „Er ist bloß betäubt", rief die Frau; „machet auf, machet auf!" Phäde und sein Schwager machten sich daran, den Kasten zu erbrechen. Was so eben geschehen, war es vorher berechnet? Vielleicht nicht. Es war freilich öfters die Frage gewesen, ob man nicht zu so gewaltsamen Maßregeln schreiten solle, jedoch hoffte man immer, vom guten Willen des Alten einen Theil seines Schatzes zu erlangen: er hatte selbst an jenem Abende durch seinen Hohn und durch die Drohung mit seiner Abreise die unvermeidliche Katastrophe beschleunigt.

Bald geht der Deckel des Kastens auf: Phäde's Frau bringt ihr dunnes gelbliches Licht näher, um ihrem Manne zu leuchten. Nun haben sie ihn, den erwünschten Schatz, endlich! Man findet zuerst verschiedene Plunder und darunter, o Jammer! nichts als einen Steinklumpen.

Sie brachen in abscheuliche Verwünschungen aus. „Der alte Verräther hatte uns also betrogen!" Plötzlich hallte es mitten unter dem Geschrei dieser Schakale wie das Lachen einer Hyäne wieder: es war der Greis, der sich zur Hälfte mit dem einen Arm aufrichtete und mit dem anderen in seiner gewohnten spöttischen Weise auf den Kasten zeigte. Es lag in seiner Stellung und seinem Ausdrucke etwas, was die Mörder erstarren machte; sie fühlten sich durch diesen Blick förmlich behext. „Einfältige! Einfältige!" wollte Hill Murphy sagen, allein dieses Wort blieb ihm, das zweite Mal nur halb vernehmlich, in der Kehle stecken; und als er wieder Athem zu holen gesucht hatte, raffte er, im Gefühle, daß es das Todesröcheln war, welches ihm die Sprache raubte, seine ganze Kraft zusammen, um noch das Wort Fluch! auszustoßen; sodann sank er zusammen und starb.

Am nächstfolgenden Morgen verscharrten ihn Phäde und dessen Schwager in einem Loche, das sie mit Steinen zudeckten. Etliche Tage später wurde Hill Murphy's ganze Familie verhaftet und nach emsigen Nachforschungen der entseelte Körper aufgefunden. Die Leichenschau würde nicht erwiesen haben, daß die Wunde, die er empfangen, seinen Tod herbeiführen konnte; indeß Phäde's Schwager trat, um der Verurtheilung zu entgehen, als Belastungs-, d. h. als Königszeuge auf, und Phäde bekannte alle Umstände, unter denen er den Vatermord verübt hatte.

Rußland.

Ein Wort zur Berichtigung.

Im Charivari berichtet man aus Petersburg:

„Die Skizzen von Treumund Welp scheinen auf Befehl des Kaisers geschrieben zu seyn; denn wenn er von dem Chef der geheimen Polizei, v. Benkendorff, einen getreuen Bericht verlangt hätte, um zu erfahren, wie es in seinem Reiche herginge, könnte er nicht besser bedient worden seyn. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Kaiser den Verfasser kommen ließe, um mit ihm inkognito Wanderungen anzustellen, wie einst Harun al Raschid."

Diese Nachricht trägt zu sehr den Stempel der Originalität und stimmt so völlig mit Reden überein, die ich selbst in Petersburg oft, unter genauen Bekannten, in Bezug auf den Kaiser wechseln hörte, daß jedenfalls die wenigen Zeilen einen Mann als Verfasser mit Bestimmtheit vermuthen lassen, der an Ort und Stelle die in gewissen Kreisen herrschenden Ansichten eingesogen. Aus diesem Grunde halte ich eine nähere Beleuchtung nicht für ganz überflüssig.

Obwohl Kaiser Nikolaus als Thronfolger wie als Kaiser stets ein Leben geführt, dessen Verlauf zu verfolgen jedem Petersburger äußerst leicht wurde, weil es stets offen vor aller Welt dalag und nirgend ein Theil desselben durch Geheimhaltung verdeckt wurde, so daß man sagen kann: der seltene Mann habe die Idee des großen Römers verwirklicht, welcher in einem durchsichtigen Hause zu wohnen wünschte, damit das Volk all sein Thun zu jeder Zeit beobachten könne; obgleich der Kaiser tagtäglich Proben davon giebt, daß er die Zustände seines Reiches durch persönliche Anschauung genau kennen zu lernen unablässig bestrebt ist, und obschon seine gesunden Urtheile bei allen Gelegenheiten die innigste Vertrautheit mit allem Bestehenden auf das überzeugendste an den Tag legen, so reicht dies Alles doch nicht hin, daß man in Petersburg, wo man bei einiger Beobachtung, beim geringsten Nachdenken, durchaus das Unreife solcher Aeußerungen begreifen müßte, nichtsdestoweniger unter Vertrauten sich ausläßt, wie der Charivari berichtet. Selbst daß der Kaiser schon öfter, z. B. auf den Karnevals-Maskeraden, sich so schlagend und treffend im Tone der verschiedenen Klassen seiner ersten Hauptstadt auszudrücken versteht, was offenbar nur Jemand zu thun im Stande ist, der sich bis in die geringsten Details mit allen Nüancen des Volks- und Gesellschafts-Lebens vertraut gemacht hat; selbst dies vermag die Leute nicht abzuhalten von Aeußerungen, die nur dem Unbekannten, dem Fremden und Ausländer, oder dem flüchtigen Touristen zu Gute gehalten werden können. Man hört dennoch Petersburger unzählig oft sagen: „Ja, wenn der Kaiser von dem und jenem unterrichtet wäre!" Ich entgegnete mehrfach: „Und was dann? Müßte er die Menschen nicht immer nehmen, wie sie nun einmal sind? Könnte er mehr thun, als er thut, indem er bei den grellsten Mißbräuchen mit väterlicher Strenge einschreitet?"

Kaiser Nikolaus ist über meinem Lob erhaben: allein wer gleich mir seinen Tadel unverbrämt so häufig über Petersburger Zustände ausgesprochen, dessen Pflicht ist es: wahrhaft Vortreffliches bei keiner Gelegenheit unberührt zu lassen. Der Kaiser kannte mich nie, obschon mir Gelegenheit ward, seine Handlungen näher kennen zu lernen; der Kaiser kann mich nicht kennen lernen, da ich als Schriftsteller einen Namen trage, zu welchem die Person sich nicht so bald melden wird, weil es meine Pflicht ist: Niemanden in Verdacht zu bringen, der mir in Petersburg seinen freundlichen Umgang geschenkt und mir Gelegenheit verschaffte, so Vieles mit eigenen Augen zu sehen, was man sonst nur aus geschminkten Berichten kennen lernt. Oder glaubt man, ich dürfe diese Discretion bei Seite setzen? Nimmermehr! Wer die Verhältnisse Rußlands und Petersburgs kennt, ehrt gewiß meine strenge Trennung des Schriftstellers von der Person, die ich auch in meinen Skizzen durchweg beibehielt, so daß Niemand mit Bestimmtheit auftreten kann, um zu behaupten: der oder Jener trage die Schuld, daß herber Tadel zu Tage gekommen, und könne deshalb in Vertretung genommen werden. Niemand kennt Treumund Welp in St. Petersburg, obschon dieser seinen Ort und seine Leute vielfach zu beobachten Gelegenheit gefunden; darum darf auch Niemand auftreten und behaupten: ich habe irgendwie selbstsüchtige Zwecke verfolgt. Was ich demnach über den Kaiser gesagt und noch sage, ist reiner, unverfälschter Tribut, den ein Jeder schöner Menschennatur zu allen Zeiten zu entrichten schuldig ist; zumal ich auch nicht zum schönen Geschlecht gehöre, welches aus Liebe Alles schön vom Kaiser und an demselben findet.

Also ich wollte, will und kann nichts vom Kaiser Nikolaus wollen, wenn ich gestehe, daß der Vergleich des Petersburger Korrespondenten im Charivari mit Harun al Raschid zu jenem ausgezeichneten Monarchen paßt, wie meine Glacé-Handschuh auf meinen Fuß. Wer wie Nikolaus sich täglich unter sein Volk mischt, braucht nicht wie Harun nächtlich auf Beobachtungen umherzuschleichen, und für ihn sind so schwache Arbeiten, wie meine Skizzen, vollkommen werthlose Schreiberreien, da er eben alle Zustände weit genauer selbst kennen gelernt.

Eben so unpassend ist der Scherz: meine Skizzen scheinen auf Befehl des Kaisers geschrieben: denn weder darf diesem jemals ein solches Verlangen zugemuthet werden, noch ist es delikat: einen Mann, der, gleich mir, nirgend und nie Beweise gegeben, daß er sich Befehlen der Art unterworfen, auf solche Weise bloßzustellen, wenn auch nur zum Scherze. Kommen lassen wird der Kaiser wohl schwerlich, weder zum Ernst noch zum Scherz, Jemand mögen, der zu keiner Zeit ihm oder Anderen gezeigt: er habe sich zu seiner Disposition gestellt. Also auch diese Ironie des Korrespondenten gleitet ab, und so kann ich nur wünschen: es schaffte sich derselbe eine bessere Vorstellung an vom Kaiser Nikolaus und — sans comparaison — von

Treumund Welp.

Mannigfaltiges.

— Die schönen Künste in China. Einige Chinesische Maler in Canton und Makao, die aufgeklärt genug waren, den Unterricht Europäischer Künstler nicht zu verschmähen, haben in der Landschaft- und Portrait-Malerei bewunderswürdige Fortschritte gemacht. Mehrere in der Chinese Collection aufgestellte Gemälde dieser (soll man sagen würdigen oder unwürdigen?) Söhne des Mittelreichs würden den besten Englischen Meistern Ehre machen. Wir sagen dies mit besonderer Beziehung auf die Portraits der beiden unermeßlich reichen ehemaligen Hong-Kaufleute Hau-kua und Ting-kua, deren ausdrucksvolle Physiognomieen mit einer Meisterschaft dargestellt sind, welche uns einestheils die ruhige Kraft, den unvergleichlichen Ausdruck in Miß Gillies' Miniatur-Bildern, anderentheils das Effektvolle und die technische Vollendung der Portraits von Therburn ins Gedächtniß rufen. Was uns aber vor Allem Staunen abnöthigte, das sind die drei kolossalen in Stein gehauenen Buddha's mit ihrer starken Vergoldung, die ihnen das Ansehen giebt, als wären sie von gediegenem Golde. Diese Figuren haben durchaus nichts Groteskes und Lächerliches, wie eine Menge der sie umgebenden großen und kleinen Machwerke: sie sind, ohne Uebertreibung gesagt, erhabene Schöpfungen der Phantasie, die den Beschauer eben so andächtig stimmen, wie irgend ein edles Denkmal von Menschenhand aus dem Aegyptischen oder Griechischen Alterthum. Ihre Modelle mögen uralt und vielleicht mit dem Buddhismus selber aus Indien nach China gekommen seyn. (F. and C. Q. R.)

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Freitag den 10. März 1843.

Dänemark.

Der Druck des Weltmeers auf die vulkanischen Gase im Inneren der Erde.

Die nachstehenden Beobachtungen sind aus einem Dänischen Blatte und tragen die Namens-Unterschrift Moritz Born. Die sonstigen Lebensverhältnisse ihres Abfassers sind dem Uebersetzer unbekannt geblieben; nur so viel sagt jener von sich selbst, daß er zu diesen Wahrnehmungen auf seinen Reisen in den Polargegenden Gelegenheit gehabt, als er in den vergangenen Jahren zu geographischen Aufnahmen in Island angestellt war. Jedenfalls verrathen sie Scharfsinn, und ihre Mittheilung dürfte schon darum von Interesse seyn, weil für dieses Jahr sowohl Hoff als Leonhard diejenigen Theile ihrer geologischen Werke angekündigt haben, welche die vulkanischen Verhältnisse der Erde enthalten werden. Vielleicht stimmt Manches hier mit den Ansichten dieser Herren überein, und Einiges könnte auch möglicherweise anwendbar für dieselben seyn.

• • •

Daß die vulkanischen Kräfte, welche das Innere unserer Erde erfüllen, sich in dem Verhältniß um so thätiger äußern, als die feste Oberfläche des Erdballes durch die sie bedeckenden Gewässer des Meeres von der Berührung mit der äußeren Atmosphäre abgeschlossen wird, oder je nachdem die Ausströmung der Gase durch die Erdoberfläche in kürzeren oder längeren Räumen durch das Meereswasser unterbrochen wird, dies zeigt sich schon bei der bloßen vergleichenden Beschauung beider Hemisphären. Während wir auf der südlichen, wo die Meereswasser zwei Drittheile einnehmen, eine große Menge brennender Vulkane finden, giebt es auf der nördlichen Halbkugel, wo die Landmassen vorherrschend sind, eine ungleich geringere Anzahl dieser Berge. Allein noch auffallender tritt dieser Unterschied hervor, wenn wir auf das Verhältniß zwischen denen sehen, welche auf Inseln und welche auf festem Lande brennen. Indem wir nämlich ein Zwanzigtheil von den fünf Welttheilen der Erde als den Inseln zugetheilt annehmen können und es dennoch von den Vulkanen, die auf Inseln brennen, eine doppelt so große Anzahl giebt, als auf den Kontinenten, so kommen nach diesem Kalkül vierzig solche thätige Vulkane auf's Meer, wenn einer auf das Land zu rechnen ist. Daß indeß dieser je eine gleich den übrigen Vulkanen sich nur im Verhältnisse des Raumes wirksamer äußert, in welchem das Ausströmen der Gase durch die Wassermasse des Meeres unterbrochen worden war, sehen wir z. B. an den Kordilleren, wo die unterirdische Thätigkeit an Amerika's Westküste kaum das Land erreicht, als sie auf einmal sich durch eine Reihe wolkenhoher Feuerschlünde frei macht, hervorgerufen durch die vom großen Weltmeer verursachte Zurückhaltung; — ja, es ist zu vermuthen, daß die ganze Andeskette nur allein diesem Umstand ihr Daseyn verdankt, nur allein durch dies gewaltige vom Ocean bewirkte Rückhalten in dem Ausströmen der inneren Erdgase entstanden ist.

Während sich dieses Bild an den östlichen Ufern des Oceans uns darstellt, offenbart sich an seiner westlichen oder der Asiatischen Seite nur ein Wiederspiel derselben Wirkung und aus derselben Ursache: eine durch vulkanische Kräfte in unzählige Inseln und Inselformen zerrissene Küste. Von jeder Insel-Gruppe flammen hier Vulkane, als von den hintersten Resten ihres Zerstörungskreises, während auf den vorangängigen einzelnen Ruhepunkten im Ocean, wo die zusammengedrängten Luftarten schon ihre einstweilige Ausflucht fanden, es eine natürliche Folge war, daß sie dort mit um so gewaltsameren Phänomenen sich äußern mußten. Man sehe nur unter anderen die Vulkane auf Owaihi.

Daß die vulkanische Thätigkeit weniger in die Augen fallend am Atlantischen Ocean auftreten muß, oder, allgemein gesagt, geringer, wo die Entfernung zwischen den Kontinenten geringer ist, folgt aus dem Vorhergehenden, — und es mußte am Atlantischen Meere um so mehr der Fall seyn, da bereits durch die Afrikanische Wüste sich den unterirdischen Gasen ein weites Feld geöffnet hatte, um dort auszuströmen, wie wir überhaupt auch dieser Wüste es zuschreiben können, daß sich die vulkanischen Ausbrüche hier weniger häufig äußern, und daß in diesem Welttheile, so viel man weiß, keine thätige Vulkane zu treffen sind.

Von den Polar-Meeren, und namentlich vom südlichen, kennen wir zu wenig, um über die Verhältnisse urtheilen zu können; daß indeß eine unterirdische Gährung, oder ein Drang, sich frei zu machen, auch hier stattfindet, giebt sich im nördlichen hinlänglich durch die Ausbrüche auf Island, Nova Zembla, Jan Mayen, Spitzbergen u. s. w. zu erkennen, und im südlichen durch die feuersprühenden Berge auf den am weitesten sich vorstreckenden Punkten, durch den gewaltigen, wahrscheinlich immer brennenden Vulkan auf Feuerland, durch mehrere vulkanische Inseln, durch die Erdbeben in Neu-Holland und den in die Höhe gehobenen Bergwall, wodurch das Innere dieser Insel wie eingeschlossen scheint, durch das Emporheben der Küsten von Süd-Afrika mit den daselbst auftretenden heißen Quellwassern u. s. w.

Wenn wir ferner durch Vergleichung der Erdgürtel finden, daß die feuerspeienden Berge in Hinsicht auf Anzahl und Thätigkeit größer in den heißen als in den anderen Zonen vorkommen, so muß der Grund hiervon nicht nur in der breiteren Meeresfläche liegen, sondern auch in dem vermehrten Drucke, welcher durch die größere, in Folge der rotirenden Erdbewegung dort zusammengehäufte Wassermasse ausgeübt wird, und indem dadurch der Widerstand größer ward, mußten es auch die Kräfte werden, womit er überwunden werden soll; darum mußte unter dem Aequator Alles in größeren Formen aus dem Meere auftauchen. Indem aber dort die Massen sich zusammenhäuften, wurden sie von den Polen fortgezogen. — An diesen stehen wir, vermittelst der Abplattungen der Erde, ihrem inneren Kern um so näher, und indem die innere Wärme den kälteren Erdgegenden zuströmt, im Polar-Eise aber abgeschlossen wird, zeigt sich am Firmament das elektro-magnetische Spiel, welches in den Nord- und Süd-Lichtern vor uns flammt. Wenn so zu den Zeiten der Tag- und Nachtgleiche die inneren Erdgase durch die vermehrten Wasser noch stärker abgeschlossen werden, dann vornehmlich ist es, daß jenes Schauspiel sich in seiner vollen Pracht unseren Blicken darbietet. Aus dieser Erklärung geht es zugleich hervor, weshalb die Süd-Lichter in Folge der dortigen größeren Wasserfläche schwächer brennen müssen, während wir im Norden, wo mit geringen Unterbrechungen eine zusammenhängende Landmasse die Erde umspannt, dieses elektro-magnetische Spiel um so schöner seinen leuchtenden Gürtel bilden sehen.

Daß zugleich mit dem inneren Erdkern auch dessen Wärme unter den Polen mehr ans Aeußere treten muß, scheint sich bereits in der Temperatur der Polarwasser zu verrathen; während das Meerwasser in Betracht seines Wärme-Verhältnisses im Allgemeinen in der Tiefe abnimmt, so daß es selbst im heißen Erdgürtel bei einer Tiefe von 5000 Fuß um 14° 8' Reaumur kälter gefunden wurde als auf der Oberfläche, so nehmen wir am Polar-Meer die Verhältnisse oft umgekehrt wahr. Hier fand Scoresby durch Lothen unter Spitzbergen auf 100 bis 200 Faden Tiefe das Meerwasser gewöhnlich 6 bis 7 Grade wärmer nach dem Grunde als an der Oberfläche.

Man hat sich diese Wärme als vom Golfstrome herrührend erklären wollen, indem man sich dieselbe als einen fortgesetzten Weiterstrom von jenem denken soll; — allein angenommen selbst, daß dieser warme Strom sich hier nicht längst an die Oberfläche des Meeres erhoben haben sollte, so kommt mir doch vor, daß man die Polarwasser für zu sehr abgekühlt durch grundfeste und umhertreibende Eismassen (die bisweilen in einer Tiefe von über 100 Faden gehen) betrachten muß, als daß dieser Strom noch etwas von seiner ursprünglichen Wärme bewahrt haben könnte; und wenn wir dazu noch diese tiefgehenden Eismassen sich mit dem Polarstrome, d. h. in südlicher Richtung, bewegen sehen und zugleich wissen, daß sie von eben solchen Unterströmen getrieben werden, so sehe ich noch weniger die Gründe ein, worauf diese Hypothese sich stützen könnte. Um etwas aus eigener Erfahrung von meinen geographischen Reisen an Islands Nordseite zu nennen, will ich nur die Skjalfsandebucht erwähnen, wo die Meerestiefe vor dem Handelsorte Husavig von so heißer Beschaffenheit angegeben wird, daß die Netze, welche man auf den Grund niederließ, die Ankertaue u. s. w. im Verlaufe der Zeit dadurch gänzlich morsch wurden, und ich hatte um so weniger Grund, diese Angabe der Schiffer zu bezweifeln, als der Strand, besonders zur Ebbezeit, sich mir in einem starken Dampfe zeigte, rothgekochte Krebsarten überall aufgespült umherlagen und eine Menge mehr oder minder heißer Quellen aus Höhlen und Spalten an diesem felsigen Gestade hervorbrachen. Daß die Verhältnisse hier lokale sind, will ich gern einräumen: aber mir dünkt, gerade durch das häufige Auftreten solcher lokalen Verhältnisse erscheinen die Polar-Gegenden charakterisirt.

Die Versuche, welche bisher über die Erdwärme angestellt wurden, sind zu vereinzelt, um daraus in Rücksicht des hier Angeführten ein bestimmtes Resultat ziehen zu können. Interessant würde es jedoch seyn, wenn das Zunehmen der unterirdischen Wärme daraus als gewiß hervorgehen sollte. Die heißen Quellwasser nehmen augenscheinlich nach den Polen zu; eben so tritt

das Eisen, dieses Produkt aus den tiefsten Gebirgslagen, mehr häufig und äußerlich gegen die Pole auf.

Als eine Folge dieses Hervortretens des Erdkernes unter den Polen mußten ferner die Herdstellen vulkanischer Ausbrüche hier mehr äußerlich liegen als unter dem Aequator, folglich auch ihr Zerstörungskreis hier geringer, die Zerstörung selbst aber innerhalb dieses Umfanges zugleich größer seyn. — Von meinen Erfahrungen auf Island zu schließen, muß ich annehmen, daß sich das über die Herde der Vulkane hier Angeführte auch in ähnlicher Weise in anderen Polargegenden verhält. Jenes ganze Land bietet nur den Anblick von lauter Durchbrüchen dar, so daß seine Steinmassen dadurch so bröckelich geworden sind, daß ich auf meiner ganzen Reise nicht ein Felsstück von so fester Beschaffenheit gefunden habe, um einen Schiffs-Vertauungsring darin anbringen zu können. Bald passirt man über Gebirgsheiden, auf welchen die Steinmassen nach allen Richtungen wie kürzlich durcheinandergewälzt umherliegen, bald über mehr oder minder eingebrochene und unterhohlte Ebenen, wo der Hufschlag der Pferde in der Tiefe wiederhallt und der Lauf der Bäche sich tosend in einen oder den anderen unterirdischen Schlund hinabstürzt, bald über Berglehnen von Asche und Lava, oder, wenn auch seltener, über dampfende Felsengründe, wo kochende Wasser aus Ritzen und Höhlen brechen; kurz, überall wird hier der fremde Wanderer an die unterirdischen Werkstätten erinnert, und zu sehr sprechen zu ihm deren Wirkungen, als daß er sie weit von hier entfernt glauben könnte. — Oft erblickte ich in den Fjorden und Thälern dieses Landes nichts Anderes vor mir, als die Einsenkungen der zersplitterten Massen, hinabgesenkt in Höhlungen, welche durch das Ausbrennen der oder jener unterirdischen Ader entstehen mußten. Und indem man auf die divergirenden Richtungen sieht, in denen die Fjorde dieses Landes bisweilen vorkommen, als Ausläufer von einem oder dem anderen seiner ausgebrannten Vulkane, ferner auf ihre zunehmende Weite und Tiefe, je nachdem man sich dem Ausgangspunkte der eingeschlossenen Gase nähert, auf das Zunehmen der vulkanischen Produkte in demselben Verhältniß, auf die sich entsprechenden horizontalen Gebirgslagen an den gegenüberliegenden Seiten des Fjordes u. s. w., so muß man immer mehr in seinem Glauben an die angeführte Theorie bestärkt werden, aus welcher zugleich hervorzugehen scheint, daß der Vulkan von dem Augenblick an erloschen seyn muß, wo seine unterirdischen Gänge durch jene Einsenkungen zerstört wurden.

Daß des Vulkanes Erlöschen auf diese Einsenkungen gefolgt seyn muß, leuchtet auch sehr aus der Vergleichung von Islands nordwestlichen und südlichen Küsten hervor; denn während jene sich durch eine Reihe ausgebrannter Bergkegel auf mannigfache Weise mit Fjorden und Thälern durchbrochen zeigen, bietet das Land auf der südlichen Seite, wo seine Vulkane noch thätig sind, ein abgerundetes Ganzes dar, sowohl in den Gebirgsformen als in Bezug auf die Küstenbegränzung. Wir finden dasselbe an Amerika's Westseite und anderwärts. Nehmen wir aber solche Configurationen als auf diese Weise entstanden an, nämlich vermittelst Einsenkungen in der äußeren Erddecke, so folgt hieraus wieder, daß wir in diesen Fjorden, Thälern und Buchten nur ein treues Bild von jenen Gängen erblicken, so wie dieselben einst im Schoße der Erde verzweigt lagen, ehe sie sich auf die Oberfläche verpflanzten. Nehmen wir hiernächst an, daß der Herd des Vulkanes selbst im Niveau mit diesen Gängen gelegen hat, so geht zugleich daraus hervor, daß dessen Tiefe unter der Meeresfläche der Höhe gleich gewesen seyn muß, welche die eingesunkene Masse einstmals über derselben eingenommen haben muß, d. h. derjenigen Höhe gleich, welche die Abstürze nachweisen, die zu beiden Seiten den Fjord begränzen. Dadurch aber gelangen wir zu dem Resultat, daß der Herd für die meisten Vulkane dieses Landes (ja vielleicht für die meisten unter dieser Polhöhe) nicht viel über 2000 Fuß unter der Meeresfläche liegend angenommen werden kann, während deren Tiefe unter dem Aequator im Verhältniß zu der größeren Masse stehen muß, die in Folge der Erdschwingung dort vorauszusetzen ist, und also bedeutend tiefer liegen muß.

Einige wollen behaupten, der Herd der Vulkane müsse sehr tief im Inneren der Erde gesucht werden — eine Meinung, welche sich auf die Erfahrung stützt, daß sich die Eruptionen oft gleichzeitig in ganz verschiedenen Erdgegenden äußern. Allein mir kommt vor, daß dies sich auch durch die größere oder kleinere expansive Entwickelung vulkanischer Dämpfe erklären ließe, die nach einem mehr oder minder allgemeinen feuchten Zustand im Inneren der Erde vor sich gehen muß und dann auch ihre Wirkungen gleichzeitig und allgemein in verschiedenen Gegenden der Erde auf deren Oberfläche hervorruft.

Wenn wir in Folge des vorstehend Angeführten festsetzen wollen, daß ein Vulkan sich nur in dem Verhältniß thätig zeigt, als das Innere der Erde durch die Meeresdecke von der Berührung mit der äußeren Atmosphäre abgesperrt ist, so sehen wir hierin (was bereits speziell an der Amerikanischen Bergkette erwiesen wurde) eine natürliche Ursache, warum wir mit seltenen und bedingten Ausnahmen die feuerspeienden Berge stets nur in der Nähe des Meeres oder in Gebirgen antreffen, welche die größten Becken der Erde umkränzen. Und indem wir also das Vorhandenseyn dieser Feuerschlünde als überhaupt bedingt durch das Meer ansehen und konsequent hiermit das Angeführte auf die große Zahl (man rechnet 1200) anwenden, die, ausgebrannt, seit Jahrtausenden erloschen daliegen, hoch hinauf in den Ländern und fern von den Ufern des Meeres, so giebt uns die interessanteste Ansicht von den Verhältnissen unseres Planeten während seiner ersten Entwickelungsperiode auf. Jene wolkenhohen, eisbekleideten Bergkegel sprechen dann zu uns aus einer unbekannten Vorwelt, als starke Zeugen davon, daß *unsere Erde einstmals durch das Meer überschwemmt war*, oder, wie sich die Schrift im ersten Buch Mose ausdrückt: „daß die Finsterniß über [illegible]“; denn eine nothwendige Folge war es, daß gleichzeitig mit den Wassern auch eine finstere Wolkendecke die Erde umhüllt haben muß.

Abgeschlossen durch das Meer von der Berührung mit der umgebenden Atmosphäre, muß nämlich, nach dem, was wir sahen, der also eingesperrte Gährungsstoff sich gewaltig im Innern der Erde bewegt und gerührt haben. Die unter einander aufgewälzten Steinlagen zeugen hinlänglich hiervon. Allein, je nachdem die expansiven Kräfte an Macht und Erweiterung zunahmen, wurde die äußere Erdrinde aufgehoben; es tauchten nun aus dem Meere die Berge nach den Verzweigungen empor, in welchen die unterirdische Entwickelung vor sich ging, und in glühenden Strömen machten sich die gährenden Stoffe dort frei, wo die in mehr oder weniger hohen Kegelformen aufgeschossenen Bergmassen durchbrochen wurden. Durch das Ausströmen der Gase in die Atmosphäre aber mußte diese von elektrischen Stoffen erfüllt werden: — von nun an leuchtet der Blitz; Orkane erheben sich; die finstere Wolkendecke wird zerrissen; das Licht bricht hindurch, zum erstenmal begrüßt die Sonne diesen ihren Trabanten und wirft ihre Strahlen in die dampfenden Massen, auf welche von jetzt an die vereinten Kräfte des Lichtes, der Wärme und der Luft einwirken. Nunmehr geht das Leben aus der schwangeren Schlammmasse hervor, eben so mannigfaltig in seinen Arten, als die Stoffe unter den verschiedenen Himmelsgegenden es waren, und wunderbar, von Himalaja's ätherhohen Bergen — den höchsten der Erde, und wohl auch den ersten, welche aus dem Meere auftauchten — sehen wir den Menschen — das vornehmste Geschöpf des Planeten, herabsteigen, um sich auszubreiten. Hier unter dem reinen Himmel des nördlichen Hindostans, wo die heiligen Wasser der Hindus fließen und die Natur ihren Ueberfluß ausgießt oder ihre ganze Kraftfülle zur Auferziehung des Unmündigen vereinigt hat, wo die jetzt lebenden Geschlechter die Größe und Schönheit jener unvergänglichen Riesenwerke bewundern, die nach den Berichten der ältesten Geschichtsschreiber schon dreitausend Jahre vor Christi Geburt „Monumente der Vorzeit“ genannt wurden: hier verlieren sich in einem räthselhaften Dunkel die Traditionen vom ersten Ursprunge des Menschen.

Doch noch beständig arbeiteten die unterirdischen Werkstätten an der Ausbildung der äußeren Gestalt der Erde. Beim Ausbrennen der inneren Materie mußten überall Höhlungen entstehen, und durch die Erschütterungen der inneren Anstrengung in gleichem Verhältnisse Einsenkungen der gebrochenen Erddecke. Hierdurch eröffneten sich große Schlünde für das Meereswasser, vielleicht damit zugleich für die unterirdischen Salzlager. So entstanden jetzt Thäler und Fjorde und mehr oder weniger zerrissene Küsten; je nachdem die Einsenkungen der äußeren Erddecke erfolgten, wurden die unterirdischen Gänge zerstört, und so mußten allmälig die Vulkane auslöschen, wobei zugleich hier und da manche Spur verschwunden seyn mag, wie die Menschen selbst und später ihre Kultur sich anfänglich zu anderen Erdgegenden verpflanzt hat. Die vielen Inselgruppen der Südsee stellen sich uns als die Rudera von einem verschwundenen Ganzen dar, welches noch heute ihre Grundlage ausmacht, während aus dieser an hundert Stellen immer noch die zerstörenden Kräfte heraufflammen. Sehen wir nur auf die Sage von untergegangenen Ländern, auf die Sündfluth, auf die eine frühere Kultur bezeugenden auf der Osterinsel gefundenen Statuen u. s. w.

So lange unser Planet noch von den Wassern des Meeres überspült war, so lange muß auch ein stagnirender Ostwind und gleiche Meeresströmung in Folge der rotirenden Bewegung der Erde auf ihm geherrscht haben. Allmälig aber, da auf die aus der Tiefe hervortretenden Lande zugleich die Sonnenwärme einwirkte, mußte auch das Gleichgewicht in der Atmosphäre gehoben und folglich jener Passat im abnehmenden Verhältniß gegen die Pole dadurch unterbrochen werden. Doch es war auch erst von jetzt an, wo die durch jene lokalen Verhältnisse eingetretenen Veränderungen in Winden und Strömen nöthig wurden, als ein Beförderungsmittel, mit welchem Gesäme, Thier und Mensch über das Ganze verpflanzt werden sollten. August von Keltsch.

Frankreich.

Drei Bretagner.

Moreau. — Ellevion. — Duval.

Wenige Jahre vor Ausbruch der Revolution wuchsen in einem Kollegium von Rennes drei junge Männer heran, von denen jeder einer sehr wackeren Bürger-Familie angehörte. Einer von ihnen, der Sohn eines ausgezeichneten Advokaten, arbeitete darauf hin, seinen Vater bald vertreten zu können. Der Andere, von dem seinigen zum Architekten bestimmt, zeichnete aus allen Kräften und entwarf Pläne zu kostbaren Monumenten — ein Streben, das nicht immer dahin führt, daß man auch bequeme Häuser bauen lernt. Dem Dritten, welcher von allen der Schönste oder vielmehr der einzige Schöne war, hatte sein Vater, ein Arzt von vielem Rufe, die Arzneikunde als Brodstudium angewiesen. Keiner von ihnen fühlte inneren Beruf zu der ihm vorgezeichneten Laufbahn.

Aus dem Kollegium entlassen, machte der angehende Advokat seine Arbeiten mit Resignation und Widerwillen. Der junge Architekt, dem nur von Reisen träumte, ging mit dem Gedanken um, nach Amerika sich einzuschiffen, unter dem Vorwande, dort ein glänzendes Glück zu machen. Ganz voll von dieser Idee, ließ er sich eines Tages frischweg in das Corps der jungen Freiwilligen einschreiben, die mit der nautischen Garde (gardes marines) gleiche Functionen hatten. So war er nun Offizier und Seemann, seiner Familie und sich selber zum Trotze; denn es kostete ihm viele Mühe, in den nautischen Dienst sich einzuzwängen.

Unterdessen lernte der schöne junge Doktor Musik und widmete den Compositionen Gluck's und Grétry's alle Zeit, die er auf seinen anatomischen Kursus hätte verwenden sollen.

Nach der Rückkehr des Seemanns, den seine Reise nur mit Ideen bereichert hatte, mietheten sich unsere drei Bretagner eine gemeinschaftliche Wohnung in Rennes; denn ihr Pausch- und Bogen-Leben hatte sie gezwungen, das älterliche Haus zu verlassen. Jeden Tag verübten sie einen neuen muthwilligen Streich: bald gab es nächtliche Serenaden, die Ehemännern ihren Schlaf raubten; bald Mystificationen, deren Opfer die Patrouille in Schutz nehmen mußte. In solchen Fällen entwickelte der Advokat ein Feldherrn-Talent, wie es bei Leuten seines Faches selten zu finden ist: er formte seinen kleinen Trupp zu einer unangreifbaren Phalanx und sicherte ihm alle Mal einen ehrenvollen Rückzug, so daß der Feind keine Gefangenen machen konnte.

Der junge Seemann entschädigte sich für die zur See ausgestandenen Strapazen mit allen Genüssen, die man zu Lande haben kann. Er und seine munteren Kameraden hatten die hübschen Damen von Rennes überredet, mit ihnen Komödien aufzuführen; denn sie hofften, daß ihr dramatisches Talent ihnen bei den Damen große Gunst verschaffen würde. Die schöne Stimme, der feine Wuchs und die Anmuth des Jüngsten, wie die leidenschaftliche Empfindsamkeit der Anderen, verhießen wirklich so vielen Beifall, so gute Erfolge aller Art, daß sie sich in den Kopf setzten, Schauspieler zu werden.

Der Advokat, in welchem ein das Rechte treffender Geist mit Schwäche des Charakters sich paarte, machte seinen Kameraden, so oft sie einen Exzeß vorhatten, anfänglich Gegenvorstellungen und that ihnen dann Vorschub. Besonders lebhaft protestirte er gegen das eben erwähnte Projekt. Der Seemann schenkte den Ermahnungen des Freundes einen Augenblick Gehör; aber der junge Arzt erklärte, es sey besser, jedes andere Gewerbe zu treiben, als in Kadavern wühlen zu müssen, und reiste nach Paris. Dort verband er sich mit der Truppe eines Schauspiel-Direktors aus der Provinz. Als er aber in La Rochelle debütiren sollte, wurde er durch die Polizei verhaftet und in einen Thurm auf dem öffentlichen Platze gesteckt. Hier sang er jeden Abend hinter den Gitterstangen seiner Fenster melancholische Romanzen, zu deren Anhörung alle Schönheiten der Stadt auf dem Platze sich einfanden. Besonderen Beifall ärndtete die Romanze aus Richard Löwenherz:

> Ein großer König schmachtet
> In einem finstern Thurm.

Dieser Beifall entzückte den medizinischen Troubadour und ermuthigte ihn zu was ganz Anderem als zur Bekehrung. Dennoch gelobte er seinem Vater, die Bühne nicht mehr zu betreten; denn nur unter dieser Bedingung erhielt er seine Freiheit wieder.

Indessen brach die Revolution aus. Der Freiheitsschwindel ergriff jedes Individuum, und Jeder empörte sich mehr oder minder gegen die Autorität, die ihm Gesetze vorschrieb. Manches abscheuliche Naturell entwickelte sich; aber auch mancher harmlose Beruf fand in der allgemeinen Umwälzung eine kräftige Beschützerin: ein sprechender Beweis davon sind unsere drei Bretagner.

Beim ersten Signale der Empörung gegen das Parlament von Rennes fühlte sich der bereits zum prévôt de droit avancirte Advokat mit einem Male von Kampflust ergriffen: er tritt an die Spitze der Zusammenrottungen von Rennes und Nantes gegen die Stände der Provinz und wird bald Befehlshaber des Bataillons Isle-et-Vilaine. Dieses Bataillon stößt zur Nord-Armee und thut sich bei jeder gefährlichen Gelegenheit hervor. Sein Chef glänzt durch seine Tapferkeit, seine Klugheit, sein Genie, und zahlreiche ruhmgekrönte Erfolge stellen ihn bald in die Reihe der größten Feldherrn Europa's.

Durch die Großthaten ihres Freundes ermuthigt, begeben sich der nautische Architekt und der musikalische Arzt nach Paris — Beide arm an Geld und reich an Hoffnungen. Sie mischen sich in die Gesellschaft der Künstler, die ihnen sehr freundliche Aufnahme gewähren, aber mit nichts als wohlfeilem guten Rathe aushelfen. Ein junger Maler, Perrin, nahm, als er sah, daß es mit Beiden zum Aeußersten gekommen war, den Zeichner zu seinem Gehülfen an; er beabsichtigte nämlich, dem Publikum mit Bleistift gezeichnete Portraits aller Deputirten der konstituirenden Versammlung zu liefern. Der berühmte Kupferstecher Massard unterstützte ihn bei diesem Unternehmen, das ohne Wissen der Originale und, wie man bald sehen wird, auf eine gar sonderbare Weise ausgeführt ward.

Mehrere junge Zöglinge der Akademie vereinigten sich in einem Saale, welcher mit dem Versammlungs-Saale in Verbindung stand. Ein gewandter und geistreicher Agent lockte die Deputirten, Einen um den Anderen, unter verschiedenen Vorwänden in jene große Antichambre, den Ehrgeizigen eine Nachricht mittheilend, die ihrer Hoffnung schmeichelte, den Neidischen das nahe Ziel des Gewaltigen des Tages verkündend, die Alten mit einer Siegesbotschaft und die Jungen mit Aussicht auf eine Emeute begeisternd. Es gelang ihm einige Mal, so viel Neugier zu erregen, daß mehrere Deputirte gleichzeitig hereinkamen und über die sie interessirende Begebenheit — mochte sie nun wahr oder falsch seyn — ein Langes und ein Breites schwatzten. Man kann sich denken, wie vielen Spaß das Erscheinen einer ganzen Gruppe dieser Fliegenschnapper unter den jungen Zeichnern, zu denen auch Gros, Gérard und Isabey gehörten, veranlaßen mochte. Diese Herren hatten eine Sprache ausgedacht, die es ihnen gestattete, ihren jovialen Gesprächen sich hinzugeben und recht con amore über die bisweilen gar komischen Köpfe der Originale zu witzeln, ohne die Besorgniß, von ihnen verstanden zu werden. Die häßlichsten Gesichter waren dem Architekten zugewiesen, da er im Treffen der schwächste war; und boshafte Leute meinten, er sey nicht einmal dieser Kommission gewachsen gewesen.

Vielleicht verdankte er diesem geringen Erfolge im physischen Abschildern seine nachmaligen großen Erfolge im Darstellen der Charaktere und der Lächerlichkeiten seiner Epoche.

Während unser Architekt die Gesichter der Deputirten entstellte, ließ sich der junge Medikus in die Truppe an der komischen Oper aufnehmen. Da er bis dahin nur in Privat-Zirkeln gespielt hatte, glaubte man, er werde ausgepfiffen werden. Aber seine Unbekanntschaft mit der conventionellen Theater-Mimik nützte ihm, statt ihm zu schaden; das Publikum wurde entzückt, als es in einem Verliebten der komischen Oper die einfach anmuthigen Manieren eines Verliebten der guten Gesellschaft sah, und unser Debütant wurde bald Mode-Typus in seiner Kunst. Sein Freund, in gleichem Grade für die dramatische Kunst begeistert und vom Beispiel fortgerissen, debütirte in der Comédie-Française, wo er, ohne sich auspfeifen oder beklatschen zu lassen, ein Stück mit Geschicklichkeit durchführen und als Autor die Thränen oder das Gelächter eines ganzen Publikums erregen lernte.

Man kann sich denken, daß er einen seiner ersten dramatischen Versuche zum Besten seines Freundes schrieb. Die erste Vorstellung des „Gefangenen" brachte unsere drei Bretagner zusammen: Elleviou war auf der Bühne; Alexandre Duval, vom Autor-Fieber zitternd, hinter den Coulissen, und General Moreau gab aus seiner Loge das Signal zum Applaus.

Vor diesem Triumphe hatte Duval der Schreckens-Regierung seinen Zoll bezahlt. Mehrere Monate lang mit seinen Kameraden Saint-Prix, Dazincourt und vielen anderen „Verdächtigen", worunter sehr verdienstvolle Leute, eingekerkert, war er durch Madame Talma's Verwendung in Freiheit gesetzt worden. Diese schon wegen ihres Geistes berühmte Frau war es damals nicht minder wegen ihres Muthes, womit sie der unglücklichen Verhafteten sich annahm. Da der Ex-Abbé Sieyes ihren Schritten den meisten Vorschub that, bewahrte sie ihm Zeitlebens eine tiefe Anhänglichkeit. Als der Vicomte von Ségur eines Tages von Sieyes sagte: „es sey nicht zu leugnen, daß er vielen Geist besitzen; aber man müsse seine sehr revolutionaire Gesinnung beklagen", antwortete ihm Mad. Talma: „Nun, Sie können sich glücklich schätzen, daß er so revolutionair gewesen ist; denn sonst wär' es ihm nicht gelungen, Ihren Bruder zu retten."

Als Duval sich auf freien Füßen sah, dachte er nur noch an die Befreiung der Gefährten seines Elends und setzte deshalb den ganzen Kredit der Freunde der Mad. Talma in Requisition. Dies war kein gefahrloses Unternehmen; aber ohne des Vergnügens zu gedenken, das mit jeder guten Handlung verknüpft ist, sammelte der junge Autor eine Fülle komischer oder dramatischer Beobachtungen bei den Unmenschen, die er anflehte — ein Studium, das ihm bei künftigen Leistungen für die Bühne oft zu Statten kam.

Ein Beispiel: als Duval eines Morgens auf die Audienz eines Mitgliedes des Wohlfahrts-Ausschusses wartete, hörte er diesen dem Maire eines kleinen Dorfes bei Paris die Frage stellen, wie viele „Verdächtige" in seiner Gemeinde seyen. — Es mögen wohl zwei seyn, antwortete der Maire. — Zwei!.. das ist nicht genug, sagte der Jakobiner. — Je nun, man kann ja noch Mehrere machen: an reichen Leuten haben wir keinen Mangel!

Man findet diese Aeußerung in der Operette: die Verdächtigen (les Suspects) wieder, welche Duval mit seinem Freunde Picard gemeinschaftlich schrieb.

Es war eine dem Studium menschlicher Charaktere sehr günstige Epoche; denn kein Mensch gab sich damals die Mühe, den seinigen zu verbergen. Wenn man einen Haufen Feiglinge abrechnet, welche nur darum Terroristen wurden und Blut verlangten, damit ihr eigenes Blut verschont bliebe: so zeigte sich Jeder, wie der Himmel ihn geschaffen hatte, und wir müssen zur Ehre der Menschheit sagen, daß jene Zeit noch mehr Edelsinn und heroische Tugenden als Laster und Niederträchtigkeit offenbart hat.

Als die fürchterliche Krise vorüber war, versöhnten sich unsere drei Bretagner mit ihren Aeltern. Dem glücklichen Erfolge verzeiht man immer. Der Ruhm Moreau's machte seine Familien sehr stolz und seine Freunde sehr glücklich; denn so oft der Krieg ihm einige freie Augenblicke ließ, verlebte er sie unter ihnen, gab ihnen gute Diners oder erzählte ihnen seine Feldzüge. Dazu kamen die Komödien-Pläne Duval's und die Liebeshändel Elleviou's. Dies Alles steigerte das Interesse und die Munterkeit der Unterhaltung gar sehr.

Die Thorheiten Elleviou's, sehr verzeihlich an einem jungen und schönen Künstler, dem das Publikum Weihrauch streut, wurden von dem militairischen Breton in weniger heiterer Art nachgeahmt. Es ist das Privilegium ernsthafter und gesetzter Leute, auch bei ihren Exzessen etwas schwerfällig zu seyn. Den Launen einer schönen, herrschsüchtigen und sehr phantastischen Frau fast unbedingt sich preisgebend, trieb der berühmte Feldherr seine Schwäche so weit, daß er sie sogar seinen Namen führen und bei den Offizieren, die er befehligte, für seine Gemahlin gelten ließ. Diese Frau, die seitdem mit ihren mehr Dichtung als Wahrheit enthaltenden Memoiren so großen Lärm gemacht, betrog den armen General auf eine betrübende Weise. Duval fühlte sich oft versucht, ihn aus seiner Täuschung zu ziehen; allein man redete ihm dieses Vorhaben aus, mit der Bemerkung, daß ein solcher Dienst gewöhnlich Undank von Seite des düpirten und Haß von der des untreuen Theiles zur Folge habe.

Glücklicherweise rief der Krieg Moreau wieder zum Heere, wo er bald erfuhr, daß seine Abwesenheit nicht so schmerzlich ertragen wurde, wie er sich geschmeichelt. Auch schrieb er der Dame bei Zeiten, daß er ihr befehle, den Namen abzulegen, den sie so unwürdig führte. Dieser Name ging später rechtmäßiger Weise auf Mlle. Hulot über, eine sehr hübsche, an Talenten und Tugenden ausgezeichnete Kreolin. (Schluß folgt.)

Holland.

Literarisches aus Holland.

Aus dem Briefe eines Freundes im Haag erfahren wir so eben, daß daselbst ein neues Journal unter dem Titel „der Referent" gegründet worden, von welchem bis jetzt drei Nummern erschienen sind. Es enthält Anzeigen und kurze Rezensionen von in- und ausländischen Werken aus allen Wissenschaften.

Auch auf dem Felde der alt-Niederländischen Literatur wird fleißig gearbeitet. Die bedeutendsten Werke, welche kürzlich herausgegeben wurden, sind „Die dietsche doctrinale", ein Lehrgedicht in drei Büchern, vom Jahre 1334, fälschlich dem Jan Deckers, Clerk (Stadtschreiber) der Stadt Antwerpen, zugeschrieben; herausgegeben von Dr. Jonckbloet. Diese Ausgabe bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt in der Behandlung alt-Niederländischer Gedichte. Sie versucht nicht nur, eine reichere handschriftliche Ueberlieferung, als gewöhnlich für Niederländische Werke jener Zeit zu Gebote steht, sondern auch die bisher (wenigstens in den Niederlanden) schmählich verkannte und mißhandelte Metrik auf vernünftige, der mittel-Hochdeutschen Metrik entsprechende Grundsätze zurückzuführen. — Von Blommaert in Belgien ist erschienen das „Leven van Sinte Amand, Patroon der Nederlanden", verfaßt zu Brügge 1366 von Gillis de Wevel. Der zweite Theil wird noch erwartet. Das Ganze, etwa 12,000 Verse stark, ist sprachlich und sonst von geringerer Bedeutung. — Wichtiger ist ein Gedicht eines unbekannten Dichters aus dem 14ten Jahrhundert: „Van den levene ons heren", in 4973 Versen; nach einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts herausgegeben von P. J. Vermeulen, Archivar der Provinz Utrecht. Eine ausführlichere Rezension desselben soll in der Holländischen Zeitschrift „de Gids" erscheinen.

Ueber andere interessante Entdeckungen und Unternehmungen auf demselben Gebiete, von denen uns zur Zeit nur fragmentarische Notizen vorliegen, werden wir, sobald sie veröffentlicht und ins Leben getreten sind, ihres Ortes das Nähere mittheilen.

F. Z.

Mannigfaltiges.

— **Rötscher's Erklärungen des Shakspeare.** Die Verdienste unseres gelehrten Landsmanns, Professor Rötscher's in Bromberg, um eine tiefere philosophische und ästhetische Würdigung des unsterblichen Briten finden auch außer Deutschland schon rühmende Anerkennung. Ein Mitarbeiter des Russischen Journals „Vaterländische Denkwürdigkeiten" (Otetschestwennya Sapiski) bemerkt in einem unseres heutigen Standpunktes würdigen Artikel: „Shakspeare als Mensch und Lyriker" (worin aber natürlich auch die Dramen zur Sprache kommen), die Kritik dürfe, wenn sie es mit Schöpfungen, wie die Shakspearschen, wo eine unendliche Idee sich verkörpert hat, zu thun habe, nicht einzelne Stellen lobend oder tadelnd herausheben: sie müsse jene Idee zu ergründen und zu erfassen bemüht seyn. „Eine solche Kritik aber" — fährt der Verfasser fort — „gehört der Philosophie der Kunst an und erfordert außer dem tiefsten Studium eines vorliegenden Kunstwerkes auch umfassende philosophische Bildung. Selbst bei den Deutschen (die Franzosen verstehen sie noch gar nicht) ist diese Kritik erst unlängst ins Leben getreten, und bis jetzt haben Wenige sie geübt; unter ihnen gebührt die erste Stelle Herrn Rötscher wegen des hohen Standpunktes seiner Anschauung, der Tiefe seines Forschergeistes und der Trefflichkeit seiner Erklärungsweise." — Wir nehmen hier Gelegenheit, zu bemerken, daß wohl kein anderes Russisches Journal dem Ausland überhaupt und der Deutschen Literatur insbesondere so umfassende Aufmerksamkeit schenkt, wie das eben erwähnte. Der vorige Jahrgang der „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" enthält, außer einer Menge von Anzeigen ausländischer Werke, vollständige Uebersetzungen von George Sand's „Horace"; Elie Berte's „Faucon"; Boz's (Dickens) „Barnaby Rudge"; dazu noch Schelling's erste Vorlesung in Berlin, ein Fragment aus Hegel's Aesthetik (der Künstler), nach Hotho's Ausgabe; Friedr. List's System der Eisenbahnen in Deutschland u. s. w.

— **Lermontov's Lied vom Zar Iwan.** Ueber den verstorbenen Russischen Dichter Lermontov, von welchem wir ein schönes Gedicht (Die drei Palmen) in Nr. 103 des Magazins vom J. 1842 mitgetheilt, enthält das neueste Heft des Ermanschen „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" einen biographisch-kritischen Artikel aus der Feder des Herrn W. Schott. Angehängt ist eine Deutsche Uebersetzung des Lermontowschen „Lied von dem Zar Iwan Wassiljewitsch, dem jungen Opritschnik (Trabanten) und dem verwegenen Kaufherrn Kolaschnikov", das, ganz im Charakter der alten epischen Volkssagen der Russen gehalten, von dem Moskowitischen Volksleben, wie es sich zum Theil auch jetzt noch in den mit Europäischer Civilisation nicht in Berührung kommenden Landestheilen erhalten hat, einen anschaulichen Begriff giebt. Der bekannte Russische Kritiker Schewyrew sagt über dieses Gedicht: „Man kann nicht genug darüber staunen, wie trefflich der Dichter es verstanden, in diesem Liede alle Eigenschaften, die den Russkji Pjesennik (Altrussisches Liederbuch) auszeichnen, sich und seiner Dichtung anzueignen."

— **Französische Autoren und Belgischer Nachdruck.** Ein Belgisches Journal macht bemerklich, daß ein großer Theil der in Brüssel etablirten Nachdrucker, gegen welche die Französische Presse so aufgebracht sey, aus gebornen Franzosen bestehe. „Ueberdies", fügt die gedachte Zeitschrift hinzu, „schmeichelt der Nachdruck der Eigenliebe vieler Schriftsteller. Da nun die Bescheidenheit eben keine Tugend ist, die unseren Nachbarn besonders eigen, so sind sie insgeheim ganz seelenvergnügt darüber, die Opfer eines Diebstahls zu seyn, den sie öffentlich brandmarken. Wir könnten in dieser Beziehung allerlei sehr kurzweilige Geschichten erzählen. So kennen wir z. B. einen Pariser Schriftsteller, der einen unserer Buchdruckerei-Besitzer nicht bloß gebeten, ihn nachzudrucken, sondern ihm auch noch eine Summe Geldes obendrein dafür angeboten hat."

— **Chinesische Jongleurs.** In einem neueren Englischen Bericht über China heißt es: „Die Leistungen dieser in China äußerst populairen Menschenklasse gränzen an das Fabelhafte. Man weiß nicht, ob man ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit, oder die fast erschreckliche Verwegenheit, welche zu manchem ihrer Kunststücke gehört, mehr anstaunen soll. Der Chinesische Jongleur ergreift z. B. eine dem Dreizack Neptun's nicht unähnliche eiserne Waffe, die an einem langen Stiel aus hartem Holz steckt, und schleudert sie mit Riesenkraft bis zu einer bedeutenden Höhe senkrecht in die Lüfte. Sobald das Instrument den höchsten Punkt erreicht hat, berechnet er im Nu und mit wunderbarster Genauigkeit die Stelle, an welcher es niederfallen wird, schreitet mit gemessenen Schritten auf diese Stelle los und kommt ihr so nahe, daß die fürchterlich schnell niederfallende Waffe die Ränder irgend eines vorragenden Theils seiner Kleidung streift und etwas abscheuert! Irrte er sich nur um einen halben Zoll, so würde es höchst wahrscheinlich um sein Leben gethan seyn."

Bibliographie.*)

Frankreich.

Abel-Rémusat († 1832) Mélanges posthumes d'histoire et de littérature orientales. Publiées sous les auspices du ministère de l'instruction publique. 30 Bog. 8. Paris, imprim. roy. — Herausgeber: Hr. F. Lajard.

L. Bernard (général) Mémoire sur la culture du poivrier à la Guiane française, depuis son introduction dans cette colonie en 1787, jusqu'à la présente année 1842. 4½ Bog. 8. Paris.

F. E. Neumann Recherche théorique des lois d'après lesquelles la lumière est réfléchie et réfractée à la limite commune des deux milieux complètement transparens. 18 Bog. 4. mit 1 Kpft. Paris.

(F. de Saulcy) Lettre à M. Guigniaut sur le texte démotique du décret de Rosette. 2 Bog. 4. Paris.

Mémoires de la société des antiquaires de l'ouest. Année 1841. 8. mit 4 Kpft. Poitiers. 9 fr. 50 c.

de La Cornillère (comte) De la Martinique en 1842. Intérêts coloniaux, souvenirs de voyage. 8. Paris. 4 fr.

Etat général de la marine et des colonies. Février 1843. 22 Bog. 8. Paris, imprim. roy.

A. Nougarède de Fayet Des systèmes en histoire, et notamment du système émis par M. de Barante dans la préface de son Histoire des ducs de Bourgogne. 7 Bog. 8. Paris.

Pilate-Prévost Table chronologique et analytique des archives de la mairie de Douai, depuis le onzième siècle jusqu'à au dix-huitième, d'après les travaux de feu M. Guilmot. 23½ Bog. Douai.

Chronique de Richer, moine de Senones. Traduction française du 16. siècle, sur un texte beaucoup plus complet que tous ceux connus jusqu'ici, publiée pour la première fois, avec des éclaircissemens historiques, sur les manuscrits des Tiercelins de Nancî et de la bibliothèque publique de la même ville. Par J. Cayon. 31 Bog. 4. Nancî. — Ausgabe von nur 100 numerirten Exemplaren. Dieser Richerius lebte im 13. Jahrhundert. Der Lateinische Text ist bis jetzt nur in d'Achery Spicilegium gedruckt.

d'Almagro (comte) Notice sur les principales familles de la Russie. 8. Paris. 4 fr.

Artaud de Montor (Verf. einer Hist. de Dante Alighieri u. einer Hist. de Pie VII) Histoire du pape Léon XII. 2 vol. 8. Paris. 12 fr.

Hallez-Claparède Rapport à M. le comte Duchâtel, ministre secrétaire-d'état de l'intérieur, sur les prisons de la Prusse. 7 Bog. 4. Paris.

J. P. J. d'Arcet Collection de mémoires relatifs à l'assainissement des ateliers, des édifices publics et des habitations particulières. Publiés dans le cours de 30 années, revus par l'auteur et mis en ordre par P. Grouvelle. Tome 1. 4. mit 1 Atlas von 27 Kpft. Paris. 22 fr.

Observations des marées faites à la mâture et au bassin dans le port de Brest. 1807 — 1837. Publiées par le bureau des longitudes. 35 Bog. 4. Paris, imprim. roy.

E. Dusaert Essai sur les ohusiers. 8. mit 1 Kpft. Paris. 7 fr. 50 c.

F. Lamennais Amschaspands et Darvands. 8. Paris. 6 fr. (Vergl. Nr. 26 des Mag. Art. Frankreich.)

Loi salique, ou recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom Lex emendata, avec des notes et des dissertations, par J. M. Pardessus (Herausgeber der Collection de lois maritimes). 4. Paris, imprim. roy. (Duraud). 35 fr.

G. Andral Essai d'hématologie pathologique. 8. Paris. 4 fr.

J. Z. Amussat Mémoire sur l'anatomie pathologique des tumeurs fibreuses de l'utérus. 8. Paris. 3 fr.

Rilliet et Barthez Traité clinique et pratique des maladies des enfans. Tom. 1. 2. 8. Paris. Preis des vollständigen Werks (in 3 Bänden): 21 fr.

F. Foy Traité de matière médicale et de thérapeutique appliquée à chaque maladie en particulier. 2 vol. 8. Paris. 14 fr.

In Paris allein erscheinen gegen 30 medizinische Zeitschriften (2 davon sind mit d. J. 1843 entstanden). Die ältesten und bemerkenswerthesten darunter sind: Gazette médicale de Paris; la Lancette française (Gazette des hôpitaux), Revue médicale; Archives générales de Médecine; Annales de la Médecine homoeopathique; Annales de la Chirurgie. Annales d'Hygiène publique; Recueil de Médecine vétérinaire und Journal de Pharmacie et de Chimie.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Crétineau-Joly Histoire de la Vendée militaire. 2. (verm.) édit. Tome 1. 12. 3 fr. 50 c. — Encyclopédie des gens du monde. Tome 18, 1. partie (Mold — Nut). — Brunet Manuel du libraire et de l'amateur de livres. 4. édit. Livr. 4 ed. Tome 3, 2. partie (Glei — Kya). — Sand Oeuvres (Tome 10). Simon l'Ecoque. — Bégin, Jacob et Broussais Recueil de mémoires de médecine, de chirurgie militaires. Tome 52.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Montag den 13. März 1843.

England.

Zur Geschichte der Lichtbilder vor und nach Daguerre's Erfindung.

Die Wirkung des Lichts und der Wärme auf gefärbte Körper ist schon längst bekannt gewesen, und die Veränderungen, die sie hervorbringen, sind in verschiedenen Ländern bemerkt worden. Auch der gewöhnlichste Beobachter hatte die Erfahrung gemacht, daß die Sonnenstrahlen nicht bloß eine schwächende, sondern eine fast zerstörende Wirkung auf die Farben von Vorhängen und anderen Möbeln äußern; aber dem Chemiker und dem Naturforscher war es vorbehalten, zu bestimmen, welche Strahlen die eigentlich wirkenden und welche Stoffe für die Wirkung des Lichts am empfindlichsten sind. Scheele hatte längst entdeckt, daß salzsaures Silber durch die blauen Strahlen des Sonnenspektrums schnell geschwärzt wird, während die rothen Strahlen eine kaum merkbare Wirkung hervorbrächten; und Sennebier fand, daß die violetten Strahlen salzsaures Silber in funfzehn Sekunden schwärzten, während die rothen Strahlen zwanzig Minuten dazu brauchten, und die anderen Farben mittlere Zeiträume.

Diese und ähnliche interessante Thatsachen, obgleich in ganz Europa wohl bekannt, waren doch nie auf die zeichnenden Künste angewendet worden. Der Erste, der dies that, war der Engländer Thomas Wedgewood, der im Jahre 1802 eine Methode fand, Glasmalereien zu kopiren und durch die Wirkung des Lichts auf salpetersaures Silber (Höllenstein) Profile hervorzubringen. Nachdem er gefunden hatte, daß weißes Papier oder weißes Leder, mit einer Auflösung von Höllenstein benetzt, durch verschiedene Schattirungen von Grau und Braun hindurchgeht und zuletzt, wenn man es dem Tageslicht aussetzt, beinahe schwarz wird, setzte Herr Wedgewood ein so durchnetztes Papier einem Licht von verschiedener Intensität und Farbe aus. Unter den direkten Strahlen der Sonne ward die volle Wirkung auf das Papier in zwei bis drei Minuten hervorgebracht; im Schatten dauerte es mehrere Stunden. Die entschiedensten und stärksten Wirkungen wurden durch blaue und violette Gläser hervorgebracht, eine sehr geringe Wirkung dagegen, wenn die Sonnenstrahlen durch rothe Gläser gingen. „Wenn daher", sagt Herr Wedgewood, „eine weiße Oberfläche mit einer Auflösung von Silber-Salpeter (ein Theil des Salpeters mit zehn Theilen Wasser) hinter ein den Sonnenstrahlen ausgesetztes Bild auf Glas gebracht wird, so bringen die durch die verschieden gefärbten Oberflächen hindurchgehenden Strahlen braune und schwarze Färbungen hervor, deren Intensität verschieden ist nach den Schattirungen des Gemäldes, und wo das Licht unverändert ist, ist die Farbe des Lichts am tiefsten. Um Glasmalereien zu kopiren, bringe man die Auflösung lieber auf Leder; die Wirkung findet dann schneller statt als bei Papier."

Herr Wedgewood machte verschiedene Versuche, diese Kopieen zu fixiren, d. h. die ungefärbten Theile derselben vor der Wirkung des Lichts zu bewahren. Er versuchte wiederholte Waschungen und dünne Ueberzüge mit einem feinen Firniß, aber seine Bemühungen waren vergebens; er mußte daher seine Kopieen an einem finsteren Ort aufheben und konnte nur im Schatten oder bei Kerzenlicht sie besichtigen. Er benutzte diese Methode, um Profile oder Schattenrisse von Figuren zu nehmen, indem er die Schatten auf die salpetersaure Oberfläche warf: die von den Schatten verdeckten Stellen blieben weiß, und die anderen Theile schwärzten sich schnell. Auch suchte er damit die Fasern von Blättern und die Flügel von Insekten abzuzeichnen, so wie Drucke zu kopiren; aber in diesem letzten Falle waren die Resultate unbefriedigend. Der Hauptzweck aller seiner Experimente blieb, die Bilder der Camera obscura zu kopiren. Doch alle seine Versuche scheiterten: die Bilder waren zu schwach, um in einer mäßigen Zeit eine Wirkung auf den Silber-Salpeter hervorzubringen.

Schon im Jahre 1803 wurde eine Notiz über Herrn Wedgewood's interessantes Verfahren in einem Edinburger Journal mitgetheilt, ohne jedoch in England oder auf dem Kontinent weiter beachtet zu werden. Ein Freund des Herrn Talbot, der auf die Idee gekommen war, die Bilder der Camera obscura zu fixiren, wurde durch die vergeblichen Bemühungen des Herrn Wedgewood von weiteren Versuchen abgeschreckt. Herr Talbot selbst jedoch war, ohne Herrn Wedgewood's frühere Erfindung zu kennen, einige Zeit vor 1834 auf denselben Prozeß geführt worden, Bilder durch die Wirkung des Lichts auf Silber-Salpeter hervorzubringen, und im Frühling dieses Jahres hatte er ihn wirklich zu mehreren nützlichen Zwecken angewendet, ja sogar die Schwierigkeit, die Bilder der Camera obscura zu fixiren, überwunden, ehe er erfuhr, daß diese Schwierigkeit die Fortschritte des Herrn Wedgewood und seines Freundes aufgehalten. Herr Talbot fuhr fort, seine neue Kunst zu verbessern, der er den Namen Kalotyp gab und die von der des Daguerrotyp ganz unabhängig ist. Wir wenden uns jetzt zu der fast gleichzeitigen Entstehung des letzteren. Schon seit 1814 hatte Herr Niepce, ein Gutsbesitzer bei Chalons an der Saone, seine Aufmerksamkeit auf das Gebiet der Photographie gerichtet. Auch ihm war es darum zu thun, die Bilder der Camera obscura zu fixiren, besonders aber beschäftigte er sich mit der Vervollkommnung seiner Methoden, Abdrücke von Kupferstichen zu nehmen, wenn man sie auf Stoffe bringt, die für die Wirkung des Lichts empfindlich sind. Im Jahre 1824 hatte Herr Daguerre eine Reihe von Experimenten zur Fixirung der Bilder in der Camera begonnen. Er hatte 1826 einige Fortschritte darin gemacht, und ein Pariser Optikus theilte damals Herrn Niepce einige von den Resultaten mit, zu welchen Daguerre gelangt war. Im Jahre 1827 machte Herr Niepce eine Reise nach England, und im Dezember dieses Jahres reichte er einen Bericht über seine photographischen Experimente an die Königliche Gesellschaft in London ein, den er mit mehreren Skizzen auf Metall im Zustand vorgerückter Aetzung begleitete, welche zeigten, daß er eine Methode hatte, die Schatten durch Schatten wiederzugeben und zugleich seine Kopieen vor der Wirkung des Sonnenlichts zu schützen. Die Königliche Gesellschaft scheint aber auf seine Entdeckungen keinen Werth gelegt zu haben, obgleich sie sichtbare Belege ihrer Realität vor Augen hatte; sein Aufsatz scheint nicht einmal gelesen und die ihn begleitenden Platten scheinen in die Schränke einiger ihrer Mitglieder übergegangen zu seyn. Dieselbe Gesellschaft weigerte sich auch, die photographischen Entdeckungen des Herrn Talbot zu veröffentlichen!

Niepce und Daguerre schlossen, nachdem sie mit ihren beiderseitigen Arbeiten bekannt geworden, eine Verbindung mit einander, indem sie sich versprachen, die Untersuchungen, die sie jeder für sich begonnen, zu gegenseitigem Vortheil weiter fortzusetzen. Das Verfahren des Herrn Niepce war von dem Daguerre's durchaus verschieden. Das Prinzip, worauf es beruht, ist, daß das Licht einige Substanzen mehr oder weniger unauflösbar macht, je nach der Dauer oder Intensität seiner Wirkung. Die Substanz, in der er diese Eigenschaft fand, war eine Auflösung von Asphalt in Essenzöl von Lavendel. Mit einer dünnen Haut dieser Substanz wurde die reine Oberfläche einer versilberten Kupferplatte überzogen und so aufgestellt, daß das Bild einer Landschaft in der Camera obscura darauf fiel. Die Stellen, auf die kein Licht fiel, wurden so leichter auflösbar gemacht als die anderen: und wenn nun die Platte mit einem Auflösungsmittel bedeckt wurde, das aus einem Theil Essenzöl von Lavendel und zehn Theilen Oel von weißem Petroleum bestand, so entfaltete sich natürlich das Bild allmälig, und nachdem es mit Wasser gewaschen worden, war das Gemälde vollständig entwickelt. Die Platte wurde nun getrocknet und vor Feuchtigkeit und der Wirkung des Lichts geschützt.

In dieses Verfahren, das eben so mühsam als unsicher war, brachte Herr Daguerre einige wesentliche Verbesserungen, ward aber im Laufe seine Untersuchungen auf ein ganz neues Feld der Entdeckung geführt und gab bald das Verfahren seines Kollegen ganz auf. Herr Niepce starb im Juli 1833, und an seine Stelle trat sein Sohn Isidor Niepce, der mit Daguerre eine neue Uebereinkunft schloß, worin bestimmt ward, daß der Letztere ein ganz neues Verfahren entdeckt, und daß dasselbe den Namen Daguerre's als seines einzigen Erfinders tragen sollte. Dieses Verfahren, wie es von Daguerre selbst ausgeübt wird, ist folgendes: Eine versilberte Kupferplatte wird, nachdem sie sorgfältig gereinigt und von jeder fettigen Substanz befreit worden, indem man sie mit verdünnter Salpetersäure, feinem Tripoli oder Kolkothar von Vitriol polirt, in einem Kästchen aufgestellt, welches Jod enthält, bis ihre Oberfläche mit einer goldgelben Haut dieser schnell verdampfenden Substanz bedeckt ist. Nun wird die Platte, indem man sie sorgfältig vor dem Lichte schützt, in die Camera obscura gebracht, so daß sie das Bild der Landschaft oder der einzelnen oder mehreren Figuren, welche gemalt werden sollen, auf ihrer Oberfläche empfängt. Nachdem sie einige Minuten darin geblieben ist, deren Zahl von der Intensität des Lichts abhängt, wird die Platte aus der Camera herausgenommen und in einer Büchse mit Quecksilber aufgestellt. Unter dieser zündet man eine Spirituslampe an und setzt so die Platte den Quecksilberdämpfen aus: und nach einer gewissen Zeit kann man durch ein kleines Fenster an der Vorderseite der Büchse sehen, wie die Landschaft oder die Figuren auf der Platte allmälig hervortreten, indem sich die Dämpfe auf die Stellen der Platte legen, die durch die Einwirkung des Lichts von Jod frei geworden sind. Wenn das Bild sich vollkommen entwickelt hat, so bringt man die Platte in ein

Gefäß, das entweder eine starke Auflösung von Kochsalz oder eine schwache Auflösung des unterschwefelsäuerlichen Salzes von reiner Soda enthält. Dadurch wird der noch übrig gebliebene Jod-Ueberzug aufgelöst und das Bild für immer fixirt. Nun wird es noch in destillirtem Wasser gewaschen, getrocknet, in einen Rahmen von starker Pappe gebracht und mit Glas bedeckt. Wenn wir jetzt das Bild betrachten, so werden wir finden, daß seine Schatten nichts mehr sind als die ursprüngliche polirte Oberfläche des Silbers, die einen dunkeln Grund zurückspiegelt, und daß die Lichter die Stellen der versilberten Oberfläche sind, die durch die Quecksilberdämpfe mehr oder weniger weiß geworden. Läßt man die Platte eine helle Oberfläche, z. B. ein weißes Kleid oder den Himmel, zurückspiegeln, so werden die Schatten hell und weiß und die Lichter dunkel erscheinen, so daß ein negatives Bild herauskommt. In dieser merkwürdigen Darstellung der Natur werden ihre feinsten Umrisse mit der sorgfältigsten Genauigkeit wiedergegeben; aber ihre bunten Farben fehlen, und der blaue Himmel und der grüne Rasen erscheinen in derselben Monotonie von Licht und Schatten, wie wenn wir eine hochgefarbte Landschaft in Wasserfarben oder in Oel bei dem Licht einer monochromatischen Lampe sehen. Aber trotz dieses Mangels, der wohl schwerlich jemals zu beseitigen seyn wird, ist eine Kraft und Wahrheit in der Zeichnung, die ihren Mangel an Farbe fast ersetzt. Von selbst gemalt durch die geradlinigen Striche des Lichts, trägt jeder feste Gegenstand sein mimisches Bild auf die Silbertafel, und die einzige Abweichung von absoluter Wahrheit, welche stattfinden kann, liegt in der Unvollkommenheit der Linse, durch die das Bild hindurchgeht. Aber für den gewöhnlichen Beobachter ist dieser Mangel, wenn dies einer genannt werden kann, so unmerklich, daß die Vollkommenheit des Bildes die Schärfe des Auges beinahe übertrifft, und vermittelst eines Vergrößerungsglases können wir die kleinsten Züge und Einzelnheiten entdecken, eben so wie bei der wirklichen Landschaft durch die Anwendung eines Teleskops. Aber es ist nicht bloß die Feinheit seiner Zeichnungen, die uns in dem Daguerrotypp überrascht. Jeder Gegenstand wird in der richtigen geometrischen Perspektive gesehen, und selbst die Luftperspektive stellt sich in der Abnahme der Schärfe dar, womit die Umrisse entfernterer Gegenstände gezeichnet sind. Die Vereinigung dieser zwei Wirkungen, von denen die letztere oft über den Bereich der Kunst hinausliegt, giebt dem Bilde eine Tiefe, die man sich kaum denken kann, wenn man sie nicht selbst sieht. Bei der Zeichnung eines Griechischen Portikus, der zwei oder drei Säulen tief ist, sieht man die eigentliche Tiefe auf der Daguerrotypp-Platte mit einem Vergrößerungsglase deutlicher, als mit dem bloßen Auge in der Wirklichkeit.

Wenn ein Gegenstand des Bildes sich bewegt oder seinen Ort verändert, so kann derselbe in dem Daguerrotypp sich nur unvollkommen abzeichnen. Das bewegte Laub, der fließende Strom, oder fliegende Wolken und die Bewegungen lebendiger Geschöpfe zerstören sämmtlich das Bild, in welchem sie vorkommen. Diese große Unvollkommenheit ist nur durch ein Mittel zu beseitigen. Wir müssen die Empfindlichkeit der Substanz, auf die das Licht wirkt, vergrößern, so daß die Platte nur sehr kurze Zeit in der Camera zu bleiben braucht. Herr Daguerre erkannte sehr bald die Folgen jenes Mangels in seinem Verfahren, und in einer Reihe von Experimenten machte er die wichtige Entdeckung, daß, wenn man die Platte elektrisire, die Wirkung des Lichts auf den Jod-Ueberzug so schnell vor sich gehe, daß der Theil des Jod-Ueberzugs, auf den das Licht zuerst fällt, verbrannt ist, ehe die übrigen Theile influenzirt worden.

Man hat aber noch zwei andere Methoden gefunden, um die Wirkung des Lichts auf die Platte zu beschleunigen. Die erste von diesen ist auf eine schöne optische Entdeckung des Herrn Edmund Becquerel gegründet. Wenn wir uns das Sonnenspektrum in zwei Hälften getheilt denken, von denen die erste die violetten und blauen, die zweite die grünen, gelben und rothen Strahlen enthält, so fand Herr Becquerel, daß die Strahlen der ersten Hälfte diejenigen sind, welche das Bild auf der Platte hervorbringen und die er daher die erregenden Strahlen nannte (rayons excitateurs), während die andere Hälfte, die grünen, gelben und rothen Strahlen, keine erregende Kraft haben, dagegen die Erregung fortsetzen, wenn man sie auf die Oberfläche der Platte, nachdem sie aus der Camera herausgenommen, fallen läßt und wenn die erregenden Strahlen nicht mehr darauf wirken. Er nannte sie die fortsetzenden Strahlen (rayons continuateurs). Wendet man dies Prinzip auf das Daguerrotypp an, so wird die Platte nur kurze Zeit der Wirkung der Lichter in dem Originalbilde ausgesetzt — so kurze Zeit, daß die Quecksilberdämpfe kein Bild auf der Platte hervorbringen würden. Dagegen läßt man, wenn man die Platte aus der Camera herausgenommen, die Sonnenstrahlen durch ein rothes Glas wenige Minuten lang darauf scheinen. Die schon erregte Wirkung wird so fortgesetzt, und wenn die Platte nun den Quecksilberdämpfen ausgesetzt wird, so giebt sie das Bild so vollkommen, als wenn sie die gehörige Zeit in der Camera geblieben wäre.

So schön jedoch dieses Verfahren in wissenschaftlicher Beziehung ist, so wenig ist es doch für den ausübenden Künstler geeignet; denn wenn die Sonne nicht scheint, kann das Bild nicht zu Stande gebracht werden und geht leicht verloren, ehe das Licht wieder erscheint. Doch ist noch ein praktisches und einfaches Verfahren zur Beschleunigung der Lichtwirkung von Herrn Claudet gefunden worden, dem sinnreichen Künstler, der das photographische Departement in der Gallerie Adelaide unter seiner Aufsicht hat. Er entdeckte, daß die Empfindlichkeit des Jod-Ueberzugs bedeutend gesteigert wird, wenn man ihn über die Oeffnung einer Flasche bringt, welche eine Verbindung von Chlor mit Jod oder Brom enthält. Sobald die Dämpfe eines dieser beiden Stoffe sich über das Jod verbreitet haben, bringt man die Platte in die Camera, und in wenigen Sekunden ist die Wirkung des Lichts vollendet.

In Folge dieser Verbesserungen hat die Photographie einen neuen Charakter angenommen. Wenn der Patient — denn so kann man den Sitzenden nennen — fünf oder zehn Minuten lang in einer gezwungenen Stellung, das Gesicht einem starken Lichte ausgesetzt, da saß, so konnte das Portrait weder korrekt noch angenehm seyn. Ein Zug von Schwermuth verbreitete sich über das ganze Bild: das Auge, dem stärksten Licht ausgesetzt, war halb geschlossen; die Wange war heraufgezogen, und Runzeln, von denen man sonst in der Gesellschaft keine Spur sah, lagerten sich auf der glatten Stirn der Tugend und Schönheit. Diese Uebelstände sind jetzt beseitigt; man kann selbst den momentanen Ausdruck der Leidenschaft oder des Gefühls festhalten. Bewegung natürlich läßt sich nicht wiedergeben, aber die Mienen des Gesichts und die Stellungen der Muskel und Glieder, welche der Bewegung vorangehen und folgen und sie also erkennen lassen, werden so wiedergegeben, wie sie in dem Augenblick stattfanden, wo die Platte das Bild empfing.

Dies ist die Erfindung in ihrem verbesserten Zustand, die Herr Daguerre nach funfzehnjährigen mühsamen Forschungen der Welt mitgetheilt hat — eine Erfindung, mit der sein Name unauflöslich verbunden bleiben wird. Sie ist, mehr als jede andere Kunst, die wir kennen, vorzugsweise die seinige; denn die vorangehenden Arbeiten von Wedgewood und Niepce haben nichts mit ihr gemein. Es ist bekannt, mit welcher Liberalität Frankreich nicht bloß die Erfinder selbst belohnt, sondern zugleich auch ihre Erfindung zum Gemeingut aller Nationen gemacht hat. Arago war es, von dem dieser edle Schritt ausging: er bewog die Regierung und die Kammern, Herrn Daguerre eine jährliche Pension von 6000 und Herrn Niepce 4000 Franken für die Mittheilung ihrer Erfindung an das Publikum zu bewilligen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Drei Bretagner.

(Schluß.)

Ich muß noch bemerken, daß unsere drei Bretons ein feierliches Versprechen hielten, welches sie als Jünglinge sich gegeben hatten — das Versprechen, nur eine hübsche Frau zu heiraten. Duval ging mit gutem Beispiele voran, Moreau folgte ihm, und die Heirat Ellevion's mit der schönen Madame Jars bestätigte das Pariser Publikum in der Idee, daß Schönheit und Glücksgüter nicht zu viel für das Talent thun können. Die Erfahrung zeugte von der Wahrheit dieses Sprüchworts; denn der ehemalige Schauspieler wurde als Gutsbesitzer ein treffliches Familienhaupt. Während andere Künstler das Talent, dem sie ihr Glück verdankt haben, später modern lassen, hörte Ellevion nicht auf, die Tonkunst zu kultiviren, und seine Freunde wissen, daß Stimme und Methode des Künstlers zu einem Grade der Vollendung herangediehen waren, die ihm selbst an Rubini's Seite Beifall eingeärndtet hätte.

Duval's Triumphe waren in einem anderen Gebiete nicht weniger glänzend als die Siege des Generals und die Eroberungen des Bühnenhelden; sie erwarben ihm sogar die Ehre eines Exils. Sein Stück „Eduard in Schottland", dessen Sujet er aus einem Romane Pigault-Lebrun's schöpfte — ich habe mir lange darüber Vorwürfe gemacht, daß ich ihm erwähntes Buch geliehen — zog diese Katastrophe herbei. Zum Verbrechen machte man ihm erstens: den ungeheuren Erfolg der ersten Vorstellung; zweitens: die Wirkung des Wortes: „Ich trinke auf Niemandes Tod", welche einen Minister, der für Ludwig's XVI. Hinrichtung votirt hatte, verdrossen haben soll; drittens: das royalistische Beifallsklatschen des Herzogs von Choiseul, welcher, Napoleon gegenübersitzend, den enthusiastischen, durch dieses historische Drama in ihm heraufbeschworenen Erinnerungen und Hoffnungen vielleicht in zu eklatanter Art sich überließ.

Gezwungen, aus Paris, wo man die fernere Aufführung seines Stückes verbot, sich zu entfernen, suchte Duval in Rußland für ein so unverdientes Mißgeschick Trost. Preußen und Rußland sind immer die Asyle unserer verfolgten Talente gewesen. Duval fand in St. Petersburg bei dem Kaiser und der Kaiserin die schmeichelhafteste Aufnahme.

Den dringenden Zureden aller hohen und höchsten Personen, bei seinem Freunde Boïeldieu in Rußland sich niederzulassen, würde er wohl sich gefügt haben, hätte seine Constitution dem Klima besser Trotz bieten können. Als er nach zehnmonatlicher Abwesenheit wieder in Paris erschien, wollte der Minister, der die Vorstellungen seines „Eduard" verboten, den Verfasser für das ihm angethane Unrecht etwas schadlos halten: er ernannte ihn zum Direktor des zweiten Französischen Theaters, welches damals das Italiänische mit einbegriff und der Kaiserin gewidmet war. Aber nichts besänftigt den Unwillen eines Autors; nichts entschädigt ihn für den geraubten Triumph; und Duval nährte noch seinen alten Groll gegen den Kaiser. Da befand er sich einmal mit seiner Truppe in Fontainebleau und korrigirte eben das Manuskript des „Falschen Stanislaus", als die Königin Hortensia ihn bei dieser Beschäftigung antraf. Gleich ließ sie ihm durch Herrn von Rémusat sagen, er möge ihr doch in ihrer schrecklichen Langeweile das Werk vorlesen, an dem er arbeite. An eine Weigerung war nicht zu denken: Duval setzte seine Arbeit, so gut es in der Eile gehen wollte, in lesbaren Stand; denn schon morgen früh wollte der Kaiser auf die Jagd gehen, und man wählte diesen Moment, um das Stück bei der Königin Hortensia in Gegenwart aller derjenigen Hofleute, die an der Jagd keinen Theil nahmen, vorlesen zu lassen.

Zur festgesetzten Stunde legte Duval das, was er sein Gala-Kleid nannte, an, einen Rock, in welchem er allbereits dem König von Preußen, dem Kaiser

von Rußland und vielen kleinen Deutschen Fürsten aufgewartet hatte, der also, wie man sich denken kann, schon ziemlich abgetragen war. So oft er nachmals von seiner Vorlesung erzählte, ermangelte er nie, hinzuzusetzen: „Ich sah, wie die Hofleute meinen um die Hälfte zu knappen Hofanzug, in welchem ich mich sehr linkisch ausnahm, belächelten. Da aber ein Autor, der sein Werk bei Hofe vorliest, immer eine lächerliche Figur macht, so ließ ich mich dadurch nicht aus dem Texte bringen und stand wacker meinen Mann."

Wir können ihm dies um so mehr glauben, als er hier eine schöne Gelegenheit fand, seine seltene Beobachtungsgabe zu üben. Es umgaben ihn da viele Leute, die, wie er selbst, im ehrsamen Bürgerstande geboren waren, mit denen er wohl hundert Mal bei seinen Freunden dinirt hatte, und die jetzt eine vornehme Miene annahmen, ja sich anstellten, als sey er ihnen eine unbekannte Person. Die junge Dame, welche Duval selbst im Salon von Malmaison Komödie spielen gelehrt, das liebenswürdige Fräulein Beauharnais mit ihrer anspruchslosen Grazie, mußte er jetzt „Ihre Majestät" betiteln. Der gegenseitige Haß des alten, zum Theil um eine Stufe degradirten, und des neugebackenen Adels, die feinen Witzeleien der weiland Hofleute von Versailles über die vielen Etiketten-Verstöße ihrer neuen Kollegen in den Tuilerieen: dies Alles war eine vortreffliche Komödie. Nur Schade, daß anfänglich die Macht und in der Folge das Unglück unserem Duval nicht erlaubten, sie auf die Bühne zu bringen.

Als Jeder seinen Platz eingenommen hatte, trat der Ober-Ceremonienmeister zu Duval heran und lud ihn im Namen der Königin ein, die Vorlesung zu beginnen. Bei dieser Gelegenheit sagte er dem Autor einige schmeichelhafte und verbindliche Dinge. Herr von Ségur war Duval's Kollege an der Akademie.

Von ein paar gnädigen Worten der Königin Hortensia noch ferner ermuthigt, begann der Verfasser zu lesen. Er sah, wie die ersten Scenen die Aufmerksamkeit aller Anwesenden fesselten, von denen Jeden sein Ehrgeiz oder gekränkte Eitelkeit marterte. Er ahnte guten Erfolg und verdoppelte seinen Eifer, ihn zu verdienen, als plötzlich die beiden Thürflügel des Salons mit großem Geräusch aus einander fuhren und ein Huissier mit lauter Stimme den Kaiser ankündigte! Alle Zuhörer erhoben sich rasch von ihren Sitzen.

Von Staunen fast betäubt, stand auch Duval maschinenmäßig auf und sah den Kaiser mit seinem ganzen Jagdgefolge vor sich stehen. Napoleon fragte kurz angebunden, was man hier treibe? Frau von Larochefoucault erklärte es ihm und wollte etwas über den Verfasser und seine Werke hinzusetzen. Aber der Kaiser unterbrach sie mit den Worten: „Oh! ich kenne ihn; er hat den „Haustyrann" und den „Eduard" geschrieben." Darauf sagte er, der Regen habe ihm die Jagd verdorben, und es werde ihm gar nicht unangenehm seyn, das Stück mit anzuhören. Dann hieß er Duval in sehr gnädigem Tone, sich niedersetzen.

Herr von Ségur forderte den Verfasser auf, die Lektüre wieder anzufangen.

„Nein", sagte Napoleon, „man gebe mir nur die Exposition, und ich werde bald im Gange seyn.

Herr von Ségur hielt es für seine Pflicht, dies zu thun; allein, mochte ihn die Anwesenheit des Kaisers einschüchtern, oder mochte er den ersten Akt schlecht angehört haben: seine Analyse war dem Süjet so fremd, daß der arme Autor nicht länger an sich halten konnte und mit Bretagnischer Freimüthigkeit ihn unterbrach: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, das ist nicht der Inhalt meines Stückes." Herr von Ségur versicherte mit aller ihm zu Gebote stehenden Höflichkeit, er täusche sich nicht, er habe sehr gut gehört; aber Napoleon rief: „Bah! Sie wollen das Stück besser kennen, als derjenige, der es gemacht hat? Reden Sie, Duval."

Ein paar Worte reichten hin, um dem Kaiser die Intrigue des ersten Aktes begreiflich zu machen. Er schien sich für die beiden anderen zu interessiren. Nach beendigter Lektüre machte er dem Autor sein Kompliment und fragte ihn, warum er stets Könige auf die Bühne bringe? Duval antwortete naiv, da seine Vorgänger die bürgerlichen Lächerlichkeiten erschöpft hätten, so habe er in dieser neuen Wahl von Personen eine neue Mine zur Ausbeutung gesucht. Der Kaiser lächelte, erhob sich dann und sagte in strengem Tone:

„Nun, was machen Sie mit Ihrem Eduard?" — „„Ew. Majestät"", entgegnete Duval, „„wissen besser, als jeder Andere, daß dieses Stück unter Arrest gelegt ist, und daß seine Befreiung nur von Ew. Majestät abhängt.""

Der Kaiser lächelte wieder, aber dieses Mal sardonisch; dann verließ er den Saal, begleitet von seinem ganzen Hofe.

Unterdeß war Moreau, nachdem er die Welt mit seinem Kriegsruhm erfüllt und einem Dichter die schönen Worte eingegeben: „Der Sieg ist staunend Deinem Rückzuge gefolgt" — nachdem er aus Bonaparte's Händen jenes kostbare Paar Pistolen empfangen, begleitet mit den Worten: „Ich hätte gern Ihre Siege darauf graviren lassen, allein es war nicht Platz genug dazu" — nachdem er einen so schmeichelnden Rival sich zum Feinde gemacht und einen Prozeß bestanden, über den erst die Nachwelt richten wird: Moreau, sag' ich, war, zur Deportation verurtheilt, nach den Vereinigten Staaten abgereist. Ach! warum blieb er nicht dort bis zum Sturze des Kaiserreichs!

Der Tod nimmt keine Rücksicht auf die Talente, die großen Berühmtheiten; man sollte denken, der Lärm, den sie auf Erden machen, errege seinen Neid. Er hat unsere drei Bretagner hinweggerafft:

Alexandre Duval, nachdem er alle Undankbarkeit der Theater, die durch ihn aufgeblüht waren, hatte erfahren müssen, nach langen Leiden, welche die sorgsame Pflege seiner verehrungswürdigen Familie ihm versüßte.

Elleviou, im Augenblick, als er zu einer Lustpartie sich anschickte, ohne Schmerz, ohne irgend ein Vorgefühl dieses letzten Abschiedes, — ein verzogenes Kind des Todes, wie er ein verzogenes Kind des Himmels gewesen.

Moreau! — ach! wie wird die Geschichte sein trauriges Ende schildern! — Moreau, dieser tapfre Breton, der beklagenswertheste von allen Dreien — er vergaß sich, von Rache geleitet, so weit, daß er die Feinde seines Vaterlandes kommandiren wollte. Der Himmel hinderte ihn aus Mitleid daran, seine Schmach zu überleben. — Beweinen wir den großen Feldherrn, den Fabius der neueren Zeit, in welchem eine Französische Stückkugel in einer Sekunde dreißig Jahre des Ruhms getödtet! Sophie Gay.

Haiti.

Kulturzustände auf Haiti.

In Frankreich ist so eben ein Werk unter dem Titel „Colonies anglaises et Haiti. Résultats de l'émancipation" erschienen. Der Verfasser, Herr V. Schölcher, ist ein Negerfreund und hat sein Vermögen und sein Leben der Aufgabe, jene große Frage der Emancipation gründlich zu studiren, gewidmet. Seine Tendenz geht dahin, zu zeigen, daß die Neger der Emancipation vollkommen würdig und für Civilisation und Fortschritt eben so empfänglich sind, als irgend ein Europäisches Volk. Wir entlehnen seinem Werk einige Mittheilungen über Haiti, die gerade kein günstiges Bild von den dortigen Zuständen geben; aber der Verfasser macht für diese Mängel lediglich die Regierung und ihren Egoismus verantwortlich. Er spricht zuerst von den Bauwerken:

„Es ist unmöglich", sagt er, „in der ganzen Republik ein einziges Gebäude zu nennen, das den Namen eines Kunstwerks verdiente. Was die Franzosen zurückgelassen, ist zerstört, und seitdem hat man nur baufällige Häuser aufgeführt. Der Kunstfreund hat hier nichts zu bemerken. Selbst unter den öffentlichen Gebäuden ist nicht eines, das etwas Merkwürdiges darbietet. Das Militair-Hospital ist ein elender Schuppen, wo man so schlecht behandelt wird, daß die Soldaten nicht hinein wollen. Die Gerichte wie die Deputirten-Kammer halten ihre Sitzungen zu ebener Erde in Privat-Wohnungen ohne Styl, ohne Charakter, ohne Würde, mit kleinen Pulten von weißem Holz, groben Bänken und Strohstühlen. Man muß dies nicht für republikanische Einfachheit halten, vielmehr ist es wirkliches Elend, in dessen Mitte der Senat, mit seinen Sesseln von Mahagoni und einem Sammet-Teppich auf dem Tische, wie ein Wunder erscheint. Was das Schloß des Präsidenten betrifft, so merkt man, daß man dabei einige Architektur anbringen wollte, aber der Künstler hat etwas so Unförmliches zu Stande gebracht, daß die Kritik nichts damit zu schaffen hat.

„Es ist eine Kapelle vorhanden, die den Körper Pétions birgt und die mit ihrem kleinen Altar, ihren kleinen Leuchtern und Musselin-Vorhängen einer Kinder-Ruhestätte ähnlich sieht. Man hat dafür ein der Bedeutung, die die herrschende Partei dem Pétion beilegt, würdiges Monument errichten wollen und zu diesem Zweck schon fertig behauenen Marmor aus Europa kommen lassen. Die Marmorstücke wurden auf dem Platz, wo die Kapelle steht, einstweilen niedergelegt: das war vor zwölf Jahren, und sie liegen noch heute wie damals. Der unsterbliche Pétion konnte nicht mehr als ein Anderer der egoistischen Gleichgültigkeit eines Nachfolgers entgehen, der ihm gleichwohl Alles verdankt.

„Wenn das Hospital ein Schuppen ist, so wird man sich nicht wundern, daß das Gefängniß einem Stalle gleicht. Die Regierung von Haiti zeigt sich nicht verständiger und humaner als die Verwaltung einer Sklaven-Insel. In Port-au-Prince, unter den Augen des Staats-Oberhauptes, werden die Gefangenen, Männer und Weiber, fast nackt in enge mit Bassins versehene Höfe geworfen, wo sie sich vor einander baden. In Cayes steht die Größe des Gefängnisses mit der Anzahl seiner Bewohner in solchem Mißverhältniß, daß man die weniger Strafbaren in freier Luft dem Regen ausgesetzt liegen läßt, um ihnen die erstickenden Dünste der kleinen Zimmer zu ersparen, in welchen man die Verbrecher zusammenschichtet. Auch kennt man keine Kategorieen in den Kerkern von Haiti: Verbrecher, Zuchtpolizei-Sträflinge, Schuldgefangene, politische Gefangene, National-Gardisten, die wegen Indisziplin verurtheilt sind, Vagabunden, Angeklagte, diese Alle sind hier zusammengemischt mit den Blödsinnigen, die man, wie in Jamaika, zu ihnen steckt, wenn die Klagen über die Unglücklichen dieser Art, die auf den Straßen herumlaufen, zu häufig werden. Zu ihrem Unterhalt sind ihnen wöchentlich 2 Haitische Gourden, was so viel ist als 3½ bis 4 Francs, bewilligt. Da sie nun Alles von dem Gefängniß-Direktor kaufen müssen, der sie auf eine skandalöse Art bestiehlt, so werden die armen Gefangenen wahrhaft ausgehungert und leben nur von dem öffentlichen Mitleiden, das sie auf den Straßen anrufen, wenn man sie gefesselt zu den öffentlichen Arbeiten führt. Wir sagen öffentliche Arbeiten, und es sollte eher heißen Privat-Arbeiten; denn trotz der ungeheuren Unordnung in diesem Lande, wo die Brücken verfallen, die Wege versumpfen und die Straßen nicht gekehrt werden, arbeiten die Gefangenen fast überall nur für die Generale und Obersten, die Kommandanten von Städten oder Bezirken, die sie schamlos unter sich theilen.

„Diese Uebelstände bleiben nicht etwa unbemerkt. Der Bürger Lartigue, Deputirter von Jérémie, hat sie in der Deputirten-Kammer in der Sitzung vom 2. September 1839 mit lebhaften Farben geschildert und auf ihre Abstellung angetragen, aber seine Worte verhallten in den Wind, und die Majorität ging zur Tages-Ordnung über. Sie blieb eben so gleichgültig wie die Französische Deputirten-Kammer, als man ihr die Grausamkeiten schilderte, die im Mont-Saint-Michel begangen werden. Die Regierung kümmerte sich nicht mehr als die Kammer um die Rede des Herrn Lartigue: die Gefängnisse blieben wie sie waren, und der Deputirte von Jérémie ward nur als Anar-

chist, als Ruhestörer und als ein Feind des Präsidenten verschrieen. Der Präsident Boyer kann nicht den geringsten Tadel ertragen; jedes Fortschrittsstreben scheint ihm ein Oppositionsstreben; er brandmarkt die, welche sich dasselbe zu Schulden kommen lassen, mit dem Namen „Neuerer" und behandelt sie, wie Bonaparte die sogenannten Ideologen behandelte."

Im Folgenden theilt der Verfasser Einiges über die künstlerischen Neigungen und die Gebräuche der farbigen Republikaner mit, was höchst charakteristisch ist.

„Man darf nach dem Obigen", sagt er, „nicht glauben, daß die Haitier für die schönen Künste unempfänglich sind. Auf den Kirchhöfen findet man sehr merkwürdige Grabmäler von sehr gutem Geschmack und von großer Mannigfaltigkeit der Form. Man baut hier die Grabmäler besser als die Häuser, und wir haben einige auf dem Père-Lachaise von Cayes und in Port-au-Prince gesehen, die als wahrhafte Monumente der Baukunst gelten können. Es herrscht hierin eine Civilisation, die so vorgeschritten, so zart ist, als nur möglich.

„So trifft man in Haiti in allen Kreisen des Lebens Keime des Guten, die uns nicht zweifeln lassen, daß dieses Volk durchaus geeignet wäre, die höchsten Stufen der Civilisation zu erklimmen, wenn es nicht bei jedem Schritt durch eine Regierung gehemmt würde, die sich an den Wagen hinten angespannt hat.

„Die Kirchhöfe dieses Landes kann man ohne Uebertreibung prachtvoll nennen. Selbst in den ärmlichsten Dörfern, die ohne Kirche oder Kapelle sind, trifft man mit Erstaunen luxuriöse Gräber an, wo man des Tages frisch gepflückte Blumen findet oder nach Sonnenuntergang Kerzen im Dunkel brennen sieht, die, da sie von jeder Wohnung so weit entfernt, von den Geistern der Nacht angezündet scheinen.*) Die, welche in der Welt gestorben sind, sind nicht in den Herzen ihrer Brüder auf Haiti und auf den anderen Antillen, wo unsere Race herrscht, gestorben.

„Die Sorgfalt für die Gräber, die man hier findet, hängt mit der tiefen angeborenen Achtung der Neger für die Familienbande zusammen. Die fortdauernde Anhänglichkeit an die, die nicht mehr sind, ist ein unterscheidender Zug ihres Charakters. Die Trauer ist in ihren Augen etwas Heiliges, und wenn sie zur Zeit eines Todesfalls aus Mangel an Geld sie nicht anlegen können, so thun sie's ein, zwei, drei Jahre später. Dieser Pflicht glauben sie sich niemals entbunden. Die Aermsten sparen, um ihren Freunden eine Messe lesen zu lassen, eine Messe, die auch zuweilen eine Veranlassung zu Festlichkeiten wird und an die Todtenschmäuse der Römer erinnert. Es giebt mehrere andere Völker, wie die Bergschotten unter Anderem, die diesen Gebrauch bewahrt haben und denen die Bestattung der Todten mit gewissen Lustbarkeiten durchaus nicht unverträglich scheint."

Es scheint sogar, daß die Neger hier sich nicht immer bloß auf Leichenschmäuse beschränken; ihre Nachahmung des Alterthums geht noch weiter, und wir haben etwas von Lämmer-Opfern reden gehört, die zu gewissen Zeiten des Jahres vor sprudelnden Quellen in tiefen Bergschluchten stattfinden. Das ist sehr möglich; es giebt noch alte Afrikaner in Sankt-Domingo, die recht gut ihren Kindern diese Gebräuche mittheilen konnten. Daß die Neger diese Sitten barbarischer Zustände bewahrt haben oder dahin zurückgekehrt sind, ist eben so wenig zu verwundern, als wenn ein Pariser Kind, in die Wälder geworfen, zum Wilden wird. Aber die Häupter dieser entstehenden Gesellschaft hätten mehr für ihre Fortbildung thun können, mehr als vielleicht jede civilisirte Regierung für ihre in alten Zuständen und Vorurtheilen aufgewachsenen Unterthanen, eben weil jener Uebergang aus dem niedrigsten Sklavenzustand in den freien Republikaner ein so unerhörter Sprung und die Hauptgrundlagen des ganzen Lebens noch so neu waren, daß jeder andere Fortschritt dagegen eine Spielerei war. Es wäre also jener Regierung ein Leichtes gewesen, durch Erziehung und Schulen ihr Volk von den letzten Resten Afrikanischen Aberglaubens zu befreien; wie es aber damit steht, erzählt uns der Verfasser ebenfalls.

„In Port-au-Prince ist ein Lyceum, das von Pétion gegründet ist. Es war für die höheren Studien bestimmt und sollte den armen Kindern der Republik unentgeltlich offen stehen. Man ließ nur aus besonderer Begünstigung einige Bauernkinder zu. Aber aus der Ausnahme ist eine Regel geworden, und es sind in der Anstalt kaum noch zehn Schüler auf Kosten des Staats. Dieses Lyceum hätte eine große Akademie werden können und eine Bildungsschule für alle farbige junge Leute des Westindischen Archipels, welche die Kosten einer Europäischen Erziehung nicht zu tragen vermögen. Statt dessen findet man eine miserable Schule, in der drei schlecht besoldete Lehrer Allem genügen müssen. Das sind die einzigen Mittel, die man auf die höhere Erziehung eines neuen Volkes wendet.

„Der Zustand des öffentlichen Unterrichts läßt keinen Zweifel über die Absichten des Präsidenten Boyer, auf welchen man immer die Schuld zurück wälzen muß, da sein Wille unumschränkt herrscht. Es sind auf der ganzen Insel nur zehn Freischulen, und da jede von diesen nur einen Lehrer hat, so können sie im Durchschnitt nicht mehr als hundert Schüler enthalten. Also lernen höchstens tausend Kinder lesen und schreiben von einer Bevölkerung von 700,000 Seelen, welche, eben weil sie aus der Sklaverei hervorging, mehr als jede andere der Belehrung bedurfte! Auch bestimmt ein Artikel der Constitution ausdrücklich, daß Anstalten gegründet werden sollen, in welchen die Unterrichts-Gegenstände, die allen Menschen nothwendig sind, unentgeltlich gelehrt werden. Man sieht also, daß es nicht an der Intelligenz fehlte, zu wissen, was zu thun sey, sondern an dem Willen, es zu thun. Uebrigens werden auch die wenigen Freischulen, die noch vorhanden sind, zu Gegenständen des Vorrechts gemißbraucht. Man wird nämlich nur nach Genehmigung der Unterrichts-Kommissionen aufgenommen, und wir wissen bestimmt, daß diese mehr gelbe als schwarze Kinder zulassen.

„Es liegt am Tage: die Regierung will nicht, daß das Volk sich unterrichte; sie bemüht sich, jedes Licht zu entfernen, das den Haitiern die Schmach ihres gegenwärtigen Zustandes enthüllen könnte. Die Weißen in den Sklaven-Kolonieen können nicht mehr darauf bedacht seyn, die farbige Klasse der Wohlthaten der Erziehung zu berauben, als Herr Boyer seine ganze Nation darum zu bringen sucht. Seine verkehrte politische Gedankenrichtung hat ihn darauf gebracht, daß ein ungebildeter Mensch kein intelligenter Bürger werden kann; er weiß, daß ein solcher leicht die Beute oder das Opfer der Macht ist, und so macht er aus der allgemeinen Unwissenheit einen Schild für seine träge Tyrannei.

„Ja, die Verwaltung beschränkt sich nicht darauf, nichts für den Unterricht des Volks zu thun, sie geht sogar so weit, sich dem, was die Privaten versuchen können, zu widersetzen. Vor einigen Jahren hatte ein Eigenthümer bei Port-au-Prince, Herr Lacombe, auf seinem Gute eine kleine Lancasterschule eröffnet, welche stark besucht zu werden anfing. Er freute sich über diesen raschen Erfolg, als er von dem General Lerebours, seinem Nachbar, benachrichtigt wurde, daß die Behörde diese Art von Neuerungen nicht gern sähe, und daß er gut thun würde, sie aufzugeben. Herr Lacombe folgte diesem Rath.

„Wenn die niederen Klassen nicht unterrichteter sind als die Sklaven der Französischen Kolonieen, so gehen die Kenntnisse der höheren und mittleren Klasse nicht über die Elemente hinaus. Man spricht hier nur ein schrecklich verdorbenes Französisch in den Comtoirs, in den Salons, auf der Tribüne der beiden Kammern, ja sogar vor den Gerichten; denn selbst die meisten Advokaten wissen kein Wort von der Sprache, deren sie sich bedienen. Alles, was geschrieben wird, Journale, Broschüren, Proclamationen, Memoiren, zeigt einen abscheulichen Styl."

*) Neben jedem Grabe oder in der Wand des Grabes selbst ist eine kleine Nische angebracht, die dem herrschenden Winde abgekehrt ist; in diese setzt man die Kerzen hinein.

Mannigfaltiges.

— Meyerbeer's religiöse Gesänge. Die Gazette Musicale de Paris enthält in ihrer Nummer vom 5. März eine von Fetis dem Aelteren (Direktor des Brüsseler Konservatoriums und einer der ausgezeichnetsten musikalischen Kritiker) geschriebene ausführliche Anzeige der so eben erschienenen sieben religiösen Gesänge (Sept chants religieux) nach Worten von Klopstock, für vier Stimmen komponirt von Meyerbeer.*) Herr Fetis schickt eine kurze, manche interessante Notiz enthaltende Geschichte des Vereinsgesangs in Frankreich, Deutschland und Belgien voran, in welchem letztgenannten Lande sich seit drei Jahren mehr als 400 Gesang-Vereine gebildet, von denen natürlich ein großer Theil sogar in Dörfern sich befindet. Die Vereine in Brüssel, Mecheln, Mons, Gent, Löwen, Lüttich, Alost etc. bilden die Mittelpunkte, um welche, als mustergebend, die kleineren sich reihen, so daß ein förmlich organisches Leben in diesem großen musikalischen Körper pulsirt. Diesen Vereinen nun kommen solche Compositionen, wie die neueste des Herrn Meyerbeer, besonders zu Statten, weil sie ihnen eine höhere religiöse Weihe verleihen und ihnen das Bewußtseyn schaffen, daß ihnen die edle Kunst nicht ein bloßer Zeitvertreib sey. „Die geistlichen Gesänge", fährt Herr Fetis fort, „deren es zahlreiche Sammlungen in Deutschland giebt, sind meistens nur Choräle mit drei- oder vierstimmiger Harmonie, oder kirchliche Kantaten mit Orchester, oder endlich Deutsche Motetten. Die von Herrn Meyerbeer eben herausgegebenen haben eine ganz neue Form, obwohl sie gleich den Chorälen in Strophen oder Couplets abgetheilt sind. Der Geist des berühmten Meisters hat sich in diesen Gesängen, die unzweifelhaft dazu bestimmt sind, der kirchlichen Composition eine neue Richtung zu geben, auf das herrlichste offenbart. Sie sind für vier Stimmen ohne Begleitung geschrieben und daher ausführbar in jedem Gesangs-Vereine, in welchem sich Sopran- und Alt-Stimmen befinden. Die Melodie hat einen ernsten Charakter, wie er der religiösen Erhebung zusteht, aber sie ist zugleich belebt, ausdrucksvoll und von prophetischer Inspiration durchdrungen. Es ist ein sorgfältig ausgearbeitetes Werk und nicht eine von den Capricen, wie sie zuweilen die Muse der größten Meister erzeugt." — Nachdem darauf der Kritiker die Stücke einzeln analysirt, sagt er am Schlusse seiner Rezension: „Meyerbeer hat in seinen religiösen Gesängen dargethan, daß ein Kunstwerk bedeutend seyn kann, auch ohne von größerem Umfang zu seyn. Die Individualität, die jeder Composition dieser Art ihren Werth verleiht, tritt hier unwidersprechlich hervor: der Komponist hat seinen Vorgängern durchaus nichts entlehnt; er ist darin er selbst in der ganzen Unabhängigkeit seiner Manifestation. Welche Umwandlungen die Kunst auch noch erfahren möge, so wird doch die Sammlung, die wir hier angezeigt, als das Muster einer bis zu ihrem Erscheinen unbekannten Gattung, als der Ausdruck der persönlichen Empfindung eines großen Künstlers, bestehen bleiben."

*) Berlin, in der Ad. Mart. Schlesinger'schen Buch- und Musik-Handlung.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Mittwoch den 15. März 1843.

Frankreich.

Eine musikalische Novelle von George Sand.*)

Nach dem Tode Karl's wurde mir der Aufenthalt in Wien unerträglich; ich beschloß, mir Zerstreuung zu machen, und unternahm ganz allein eine Fußwanderung ins Gebirge. Ich durchstreifte die Oesterreichischen Alpen, aber auch in den herrlichsten Gegenden, auf denen mein Auge weilte, konnte ich die Eindrücke von sonst nicht wiederfinden. Ueberall verfolgte mich Langeweile, und die Einsamkeit war mir schrecklich. Mit thörichter Ungeduld kämpfte ich gegen meinen Kummer; es war der erste meines Lebens, und ich wußte noch nicht aus Erfahrung, daß von allem Vergänglichen die Erinnerung an die Todten am schnellsten im Gedächtniß erlischt. Wenn ich jetzt an meinen armen Karl denke, so fühle ich Beschämung und Reue über die Eil, mit der ich neue Pfade aufsuchte, mich mit Hoffnungen ergötzte, die er nicht getheilt, und Sorgen Raum gab, die er weder gekannt, noch gesucht hatte. Mich erschreckt die Kürze meiner Trauer, und ich kann sie mir nur dann einigermaßen selbst verzeihen, wenn ich meine Blicke auf die Begebenheiten meines Lebens zurückschweifen lasse, die bald darauf folgten, indem ich mich davon zu überzeugen strebe, daß meine Seele wie die aller Menschen ein wechselndes Erdreich ist, bald mit Blumen, bald mit dürren Blättern übersäet; heute unter Schneemassen begraben, morgen vom leisesten Frühlingshauch lachend und fruchtbar.

Vielleicht war ich in jener Zeit, wo Karl's Andenken so lebhaft und schmerzbringend in mir glühte, weniger unglücklich als jetzt, wo ich zerstreut und getröstet bin. Ich glaubte damals an die Ewigkeit der Erinnerungen, an die Stärke der Gefühle; aber jetzt — was bin ich nun? was giebt es Sichres für mich? — Damals erlebte ich ein seltsames Abenteuer, das, obgleich es meinen Kummer neu erregte, ihn doch milder machte, weil es ihm einen romantischen Charakter verlieh und meinen kranken Geist über die düsteren Gränzen der Wirklichkeit hinaustrug.

Der Anblick jener Gegenden, die ich mit meinem Freunde durchwandert hatte, schärfte mir nur noch den Schmerz um seinen Verlust und den über meine Vereinzelung. Ich beschloß, neue Orte zu sehen und die theure Spur eben so sorgfältig zu fliehen, wie ich sie früher aufgesucht. Ich durcheilte die Steyermark und betrat Tyrol; hier war Karl zwar auch gewesen, aber nur kurze Zeit und ohne mich, und nichts hatte ihn daselbst so bedeutend berührt, daß er sich ausführlicher darüber zu mir ausgesprochen hätte. Hier glaubte ich mich also sicher vor all den schmerzlichen Eindrücken, die in Oesterreich auf mich eingestürmt waren. Ich fand auch in der That mehr Zerstreuungen als sonst irgendwo. Obgleich die Jahreszeit schön war, wurden die Wege doch schwierig und selbst gefährlich durch die häufigen Gewitter der Hundstage. Je mehr ich mich Insbruck näherte, nahm das Land immer mehr einen Charakter von Größe an, der mich mit Staunen erfüllte und mich all meinen anderen Gedanken entrückte. Alles ging nun unendlich besser als in den letztverflossenen Wochen, als mich, nach einer großen Ermüdung auf den Pässen des Brenner, in H. ein ziemlich heftiger Fieberanfall ergriff und mich nöthigte, mehrere Tage das Bett zu hüten. Ich wohnte im „weißen Adler", der einzigen, sehr unsauberen Herberge dieses armseligen Dorfes, wo es mir an allem Nothdürftigen fehlte; und zu meinem größten Unglück hatte ich es noch mit dem mißtrauischsten und härtesten aller Gastwirthe zu thun, der sich vorgenommen, mich auszubeuten, worüber ich in dem Zustande physischer und moralischer Schlaffheit, der über mich gekommen war, mich nicht einmal beklagen konnte. Ganz verlassen auf meinem elenden Schmerzenslager, verdankte ich nur meiner kräftigen Constitution die glückliche Ueberwindung dieser Krankheit. Die Vorsehung, die sich oft unserer im Elende auf ganz besondere Weise annimmt, sandte mir indeß zu meinem Troste einen Freund; mir ward ein demuthsvoller, sanfter, rührender Beistand zu Theil, und die dankbare Erinnerung an denselben wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden!

Dieser Freund war der jüngste Sohn des Gastwirths, ein Knabe von funfzehn bis sechzehn Jahren, hoch aufgeschossen, hager, kränklich und scheinbar von schwachen Geisteskräften, aber von großmüthigem Eifer und zarter Aufmerksamkeit beseelt. Aus natürlicher Herzensgüte hatte er sich meiner angenommen, und er that, was in seinen Kräften stand, um die grobe Gleichgültigkeit und den habsüchtigen Argwohn seines Vaters wieder gut zu machen. Er konnte freilich nur wenig thun; ich brauchte aber auch in der That nichts weiter als reichlich Wasser, um meinen brennenden Durst zu kühlen, und ein wenig Gesellschaft, denn nichts vermehrte mein Fieber mehr, als das Gefühl gänzlicher Verlassenheit und der Mangel aller liebreichen Pflege im Beginn einer Krankheit, deren Heftigkeit trübe Gedanken für die Zukunft in mir erweckte. Mein junger Wirth saß Nächte lang an meinem Kopfkissen, und bei Tage kam er von Stunde zu Stunde, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, trotz der harten Scheltworte und rohen Drohungen seines Vaters, der ihn zu hassen schien und ihn schlechter als seine Dienstboten behandelte. Um nur etwas die Grausamkeit des Vaters zu entschuldigen, muß man zugeben, daß der Knabe sich sehr wenig zu den Pflichten seines Berufes paßte; denn unmöglich konnte man zerstreuter, linkischer und nachlässiger seyn, als mein trübseliger Krankenwärter es war. Am ersten Tage machten mich sein zerstreutes und stumpfsinniges Aussehen und seine Langsamkeit bei der Erfüllung meiner geringsten Wünsche so ungeduldig, daß ich ihn und seine ganze Sippschaft verwünschte; bald aber rührte mich der Kontrast seines guten Willens und seiner Theilnahme gegen die Böswilligkeit und Unmenschlichkeit seines Vaters; ich behandelte ihn also mit Sanftmuth und Dankbarkeit, und er schien sich sehr an mich zu gewöhnen.

Zufälligerweise hieß er Karl, der Name meines armen Freundes, bei dessen Klange in meiner Seele sich so mächtig die Vorstellung von Geistesgröße, musikalischem Genius und innigster Hinneigung regte; diesen Namen nun in Verbindung mit der dürftigen und nichtssagenden Erscheinung eines Gastwirthsburschen zu hören, das verwirrte völlig meine Sinne in den ersten Tagen meiner Krankheit. Wenn dieser Name vor meinen Ohren erklang oder in der Ferne in den Korridoren verhallte, so schauerte ich unwillkürlich zusammen; in meinen Fieberphantasieen trat die Gestalt meines Freundes unaufhörlich an mein Lager, ich glaubte in meinen Adern dieselbe hitzige Krankheit zu fühlen, die ihn dahingerafft hatte; er reichte mir die Hand und wollte mich in sein halb geöffnetes Grab mit hinabziehen. Dann rief er mich wieder mit schwacher sterbender Stimme und forderte mich auf, ihm zu folgen, und plötzlich ertönte aus den Tiefen der Erde eine rauhe, höllische Stimme, Karl! Karl! rufend. „Du hörst es", sprach mein Freund, „der Tod wird ungeduldig, ihm verlangt nach seiner Beute . . ." — „Ins Teufels Namen, Karl, wirst du nicht herunter kommen!" schrie dieselbe unheimliche Stimme. — „Willst du mich allein in die Ewigkeit hinübergehen lassen", fragte Karl, „fürchtest du, mir ins Grab zu folgen?" — Dann fuhr ich mit heftiger Bewegung empor, um meinen Freund zu fassen, und erwachte — kalter Schweiß bedeckte meine Glieder, mein Kopf brannte, und scheu irrte mein Auge umher; statt jenes Gespenstes stand der arme Knabe an meinem Bett mit bleichem Gesicht und angstvoller Miene, und unter mir in der Küche erscholl mit argen Verwünschungen die teuflische Stimme seines Vaters, der nach ihm schrie.

Als ich mich etwas besser fühlte, unterhielt ich mich mit dem armen Karl, dessen Vertrauen ich leicht gewann. Er fühlte sich höchst elend, sein Vater haßte ihn und mißhandelte ihn beim geringsten Anlaß, so daß es sein sehnlicher Wunsch war, das väterliche Haus für immer zu verlassen. Längst schon wäre er, wie er sagte, davongelaufen, wenn sein schwächlicher Körper ihm nicht jede Aussicht auf Selbsterhaltung abschnitte, und von Almosen zu leben, der Gedanke sey ihm schrecklich, obgleich er dann vielleicht weniger unglücklich seyn würde, als jetzt bei solcher Behandlung. Seine Klagen flößten mir das größte Mitleid ein, und es regte sich in mir der Wunsch, den armen Burschen aus seiner traurigen Lage zu erretten. Ich schwankte jedoch einige Zeit, ihn mit mir zu nehmen, denn ich war nicht reich genug, um ihn wie einen Freund zu halten; ich konnte ihn nur zum Diener annehmen, und dazu schien er mir sehr wenig tauglich. Er war von sehr schwächlichem Körperbau, und ich glaubte ihn mit irgend einer chronischen Krankheit behaftet, denn in der That deuteten die geringe Kraft seiner geistigen Fähigkeiten, die Schlaffheit, in die er so oft verfiel, sein Mangel an Gedächtniß und Ueberlegung, seine Gleichgültigkeit und Abspannung bei einem so liebevollen Gemüth, seine Schwermuth, die nie ein Strahl jugendlicher Heiterkeit erhellte, auf eine ernstliche, ja vielleicht unheilbare Störung in seinem Organismus. Eines Tages aber, als sein Vater ihn wieder aufs grausamste gezüchtigt hatte, weil er zu lange bei mir verweilt, beschloß ich fest, ihn unter meinen Schutz zu nehmen. Der Anblick seines Blutes und die Spuren der unwürdigsten Behandlung, die er mit so vieler Geduld ertrug, schnitten mir ins Herz; ich schwankte nicht länger mehr und ließ Meister Peter zu mir herauf rufen, dem ich erklärte, daß ich ihn bei der Gerichtsbarkeit des Ortes als den Mörder seines Kindes verklagen würde, wenn er nicht auf den Vorschlag einginge, den ich ihm machen wolle. Er

*) Mitgetheilt in der Pariser Gazette Musicale.

nahm eine höchst unverschämte Miene an; als er aber einen Blick auf meine ziemlich gefüllte Börse geworfen, die ich vorsätzlich auf den Tisch gelegt hatte, um meinen Worten mehr Gewicht zu geben, blieb er ruhig und wartete meine Erklärung ab. Kaum merkte er, wo ich hinaus wollte, so rief er: „Ei der tausend! Sie wollen den Faullenzer, den Taugenichts, die Schlafmütze mit sich fort nehmen? Hätte ich hundert solcher Schlingel wie er, so wollte ich sie Ihnen noch dazu geben. Befreien Sie mich von der Last, und je weniger ich in Zukunft von ihm sprechen höre, desto lieber wird es mir seyn."

So war also die Sache gleich beendigt: ich fragte Karl, was er seinerseits verlange. — „Nichts als meinen Lebensunterhalt", antwortete er. „Sie geben mir Ihre alten Kleider, um meine Blöße damit zu decken; denn leider, mein bester Herr, bin ich so schwach und so ungeschickt, daß jede Forderung meinerseits lächerlich seyn würde." — „Armes Kind", erwiederte ich, „dein Herz ist gut und edel: wenn ich je darüber mich erzürnen sollte, daß dein Fassungsvermögen deinem guten Willen nicht gleichkömmt, so mußt du mir es verzeihen, und um mich zu beschwichtigen, erinnere mich nur immer an die Sorgfalt, mit der du mich gepflegt hast."

Einige Tage nachher traten wir beide, Karl und ich, unsere Wanderung nach Insbruck an. Ich hatte mich doch vielleicht eher, als es meine Kräfte erlaubten, auf den Weg gemacht, denn gegen Mittag fühlte ich mich schon so ermattet, daß ich nicht mehr im Stande war, das Dorf zu erreichen, welches ich mir zum Ruhepunkt bestimmt hatte. Ich warf mich ins Gras im Schatten einer Hecke nieder und verschlief hier mehrere Stunden recht sanft und süß. Als ich erwachte, sah ich, daß Karl neben mir in der Stellung eines treuen Hundes, der seinen Herrn bewacht, eingeschlafen war, sein Schlaf war jedoch so fest, daß man mich tausendmal hätte ermorden können, bevor er etwas davon gewahr worden wäre. Ich rüttelte ihn zu verschiedenen Malen, rief ihn mit allen Kräften, doch umsonst; er schien in eine wahre Lethargie verfallen. Ich ärgerte mich ein wenig darüber, denn wenn Karl mit solchen Schwächen behaftet war, so konnte er mir sehr zur Last werden, und für einen Augenblick hatte ich nicht übel Lust, ihm die Hälfte meiner Baarschaft in seine Reisetasche zu stecken und ihn dann seinem Schicksal zu überlassen. Bald aber verwarf ich wieder mit Abschen diesen selbstsüchtigen und unedlen Einfall: war Karl wirklich krank, so war ich es ihm ja schuldig, ihn eben so zu pflegen, wie er mit Gefahr seines Lebens mir in meiner Krankheit beigestanden hatte. Was wäre aus mir geworden, wenn er noch vor wenigen Tagen mich verlassen hätte, als ich in einem todesähnlichem Schlafe hülflos dalag. O du, der nicht mehr auf Erden weilt, Karl, bester aller Freunde, edelster der Künstler, rief ich aus, dir wäre ein so strafbarer Gedanke nie gekommen, und wenn deine Seele mich umschwebt, wie ich es in meinen Fieber-Phantasieen wähnte, so wird sie davor zurückbeben, daß solche Undankbarkeit mein Herz befleckt. O Karl, laß deinen Schatten über mich und meinen unglücklichen Reisegefährten wachen! Der Gedanke an dich möge dies schwache verlassene Geschöpf beschützen, dem Gott sicher deinen Namen verlieh, damit es mir für immer geheiligt erscheinen sollte .... Eine Thräne feuchtete meine Wange, und von einem dunklen Drang angeregt, zog ich meine Flöte heraus und entlockte ihr einige Töne, zum erstenmal nach Karl's Tode. Bis jetzt hatte ich ohne die schmerzlichste Nervenerregung keine Musik hören können, doch in diesem Augenblick beseelte mich im Gegentheil eine wollüstige Wehmuth, als mir das Echo die Phrase eines religiosen Gesanges zurückgab, welcher der letzte musikalische Gedanke meines Freundes war, bei dem ihn der Tod ereilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Zur Geschichte der Lichtbilder vor und nach Daguerre's Erfindung.

(Schluß.)

Während so Frankreich der Welt ein Beispiel von Großmuth und Liberalität gegeben hat, das in der That in der Geschichte des Völkerrechts kaum seinesgleichen hat, und zugleich alle Nationen Europa's und der neuen Welt das schöne Geschenk mit Dank empfangen haben, hat nur England die Erfindung des Nachbars mit einer gewissen Eifersucht und Geringschätzung aufgenommen. Ja man ist sogar so weit gegangen, einem Engländer, Herrn Miles Berry, ein Patent zum ausschließlichen Gebrauch der Erfindung innerhalb der Englischen Staaten zu geben. Daß man jede Erfindung, die in England von einem Engländer gemacht wird, auf Verlangen patentirt und sich nicht dazu entschließen kann, vermittelst einer National-Belohnung, wie die den Erfindern des Daguerrotyps bewilligte, eine große Erfindung der Art zum Gemeingut des Publikums und der ganzen gebildeten Welt zu machen, das läßt sich schon vertheidigen und ist zumal bei dem Englischen Krämer-Egoismus sehr begreiflich: aber daß man eine ausländische Erfindung, die von einem fremden Staate ohne Rückhalt der Oeffentlichkeit übergeben worden, der unbeschränkten Benutzung der eigenen Landes-Kinder entzieht und zum Monopol eines Individuums macht, welches um die Erfindung nicht mehr Verdienste hat als jeder Andere, das läßt keine Rechtfertigung zu, und es ist nur zu verwundern, daß man in dem freien Lande der Oeffentlichkeit gegen dieses Verfahren oder das Gesetz, worauf es beruht, nicht mehr Einspruch erhoben hat, als geschehen ist.

Wir haben schon oben gesehen, daß gleichzeitig mit Daguerre Herr Talbot in England sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigte und ebenfalls ein Verfahren erfand, die Bilder der Camera zu fixiren, dem er den Namen Kalotyp gab. Dieses Verfahren hat neben dem Daguerreschen seinen eigenen Werth, ja sogar manche Vorzüge vor demselben. Doch ist es viel umständlicher und mühsamer und daher hier nicht zur näheren Darstellung geeignet. Das Material ist hier Papier, das, nachdem es mit verschiedenen Auflösungen und Mischungen, worin salpetersaures Silber eine Hauptrolle spielt, präparirt und zu wiederholten Malen gewaschen und getrocknet worden, für das Licht so empfindlich wird, daß es in weniger als einer Minute das Bild in der Camera obscura in sich aufnimmt, aber negativ, d. h. so, daß die Schatten als Lichter und die Lichter als Schatten erscheinen. Von diesem konnen dann viele positive Abdrücke genommen werden, indem man ganz einfach auf ein mit einer Auflösung von silbersaurem Salpeter gewaschenes und dann getrocknetes Papier das negative Bild auflegt, beide zusammendrückt und dann den Strahlen der Sonne aussetzt. Nach zehn bis funfzehn Minuten hellen Sonnenscheins oder nach mehreren Stunden bei gewöhnlichem Tageslicht wird man auf dem Papier unter dem negativen Bilde ein schönes positives Bild finden, in welchem die Schatten und Lichter wieder richtig sind. Auch hat Herr Talbot noch ein anderes Verfahren, um gleich ein positives Bild hervorzubringen; obwohl dies nun schärfere Umrisse giebt, als die positiven Abdrücke bei dem vorigen Verfahren, die erst durch eine gewisse Dicke des Papiers hindurch kopirt werden können, so ist es doch darum weniger empfehlenswerth, weil erstens hier die Wirkung des Lichts so langsam erfolgt, daß man Portraits damit nicht zu Stande bringen kann, und weil zweitens das Bild sich nicht wie dort vervielfältigen läßt. Herr Talbot hat im Februar 1841 ein Patent auf seine Erfindung genommen, und dieselbe ist nun besonders in England schon vielfach benutzt worden.

Nachdem wir so eine Uebersicht von den beiden Zweigen der Photographie, dem Daguerrotyp und Kalotyp, gegeben, betrachten wir noch einige von den Vortheilen, die der Gesellschaft daraus entspringen, und vergleichen dann beide mit einander in ihren respektiven Verdiensten und Anwendungen. Daß die Malerei durch die Photographie unendlich viel gewinnen wird, ist nicht zu bezweifeln. Der berühmte Französische Maler Delaroche ist der Ansicht, „daß sie gewisse Hauptprinzipien der Kunst zu solcher Vollkommenheit führen werde, daß sie selbst für den vollendetsten Künstler Gegenstände des Studiums und der Beobachtung werden müssen .... Die außerordentliche Genauigkeit des Einzelnen zerstört durchaus nicht die Harmonie der Massen, noch thut sie der allgemeinen Wirkung Eintrag." „Die Korrektheit der Umrisse", fährt er fort, „die Präzision der Formen in den Zeichnungen des Herrn Daguerre sind so vollkommen als möglich, und doch entdecken wir zugleich in ihnen eine breite und energische Manier und ein Ganzes, das eben so reich im Ton als in der Wirkung ist. Der Maler erhält auf diesem Wege eine schnelle Methode, Sammlungen von Studien zu machen, die er sich sonst nicht ohne viel Zeitaufwand und Mühe und nur in einem viel mangelhafteren Styl verschaffen konnte." Dieselben Bemerkungen sind auch auf die Künste der Skulptur und Architektur anwendbar.

Dies sind die Vortheile, die der Künstler der Photographie zu verdanken hat; noch viel bedeutender ist der Gewinn für das Publikum überhaupt, die Bereicherung unserer Kenntnisse und der direkte Genuß, den sie unseren Sinnen gewährt. Wie beschränkt ist unsere gegenwärtige Kenntniß der Bauwerke anderer Nationen — der zerstörten Größe früherer Zeiten — der gigantischen Ketten des Himalaja und der Andes, und anderer entzückender Natur-Schauspiele, wie sie in großen Seen, Wasserfällen und Vulkanen dem Reisenden entgegentreten. Nehmen wir die Arbeiten einiger reisenden Künstler aus, so kennen wir sie bloß aus den Skizzen vorübereilender Besucher, die mit falschen und lächerlichen Illustrationen ausgeputzt sind, welche eben so sehr die Natur wie die Kunst verhöhnen. Aber wenn der Photograph seine Tafel bereitet und „seinen Spiegel der Natur entgegen gehalten hat", dann wird sie in aller ihrer Erhabenheit und Schönheit gefangen genommen. Die heiligen Reste, die der Glauben im gelobten Lande geweiht hat, die Hügel und Tempel der heiligen Stadt, die gigantischen Abhänge Horebs und die ehrwürdigen Spitzen des Sinai werden sich vor dem Auge des Europäers in den tiefen Linien der Wahrheit entfalten und mit Macht zu seinem Herzen sprechen. Mit nicht minderem Interesse wird der Alterthumsforscher und Architekt die Fragmente Aegyptischer, Griechischer und Römischer Größe, die Pyramiden, die Tempel, die Obelisken längst hingeschwundener Zeiten studiren. Herr Lerebours, einer der ausgezeichnetsten Optiker in Paris, hat schon eine Sammlung von mehr als zwölfhundert Daguerrotypen der schönsten Gegenden und Kunstwerke in der Welt herausgegeben. Die merkwürdigsten Bilder des Ostens wurden von Horace Vernet und Goupil genommen; Herr Las Cases hat die interessantesten Ansichten von St. Helena geliefert, und Herr Jomard die Spanischen Landschaften und die Schönheiten der Alhambra. *)

Auch auf die nützlichen Künste und die Naturwissenschaften insbesondere muß die Photographie von großem Einfluß seyn; vor Allem wird sie das treueste Bild von Gegenständen der Naturgeschichte geben, und eben so nützlich muß sie in allen Beobachtungswissenschaften seyn, wo sichtbare Formen darzustellen sind. Doch diese Anwendung versteht sich von selbst; wir führen daher nur noch folgende an, die ziemlich sinnreich ist. Man kann sie nämlich dazu benutzen, successive Beobachtungen in dem Barometer, Hygrometer, Thermometer und Magnetometer in des Beobachters Abwesenheit zu notiren. Man stellt z. B. einen Bogen empfindliches Papier hinter die Quecksilbersäule des Barometers auf und ein Licht vor diese Säule: der Schatten der Spitze des Quecksilbers wird ein weißes Bild auf dem vom Licht geschwärzten Papier zurücklassen, und indem das Papier selbst hinter dem Quecksilber durch eine Uhr bewegt wird, können wir so die verschiedenen Höhen des Quecksilbers in jedem Zeitmoment abgezeichnet finden. Am Ende des Tages hat man dann

*) Herrn Lerebours' Werk ist betitelt: Excursions Daguerriennes, collection de 50 planches, représentant les vues et les monumens les plus remarquables du Globe.

eine Uebersicht aller atmosphärischen Veränderungen während desselben, ohne daß man selbst genöthigt war, dieselben zu beobachten und zu verzeichnen.

Noch haben wir die beiden Zweige der Photographie, das Daguerrotyp und Kalotyp, mit einander zu vergleichen und die eigenthümlichen Vorzüge beider hervorzuheben. Während ein Daguerrotypbild viel schärfer und genauer in seinen Einzelnheiten ist als das Kalotyp, besitzt das Letztere den Vortheil, seinen Landschaften und Portraits eine größere Breite und Massenhaftigkeit zu geben. In jenem können wir durch das Mikroskop verborgene Einzelheiten entdecken; in diesem thut jeder Versuch, das Detail zu vergrößern, dem allgemeinen Effekt Eintrag. Was den Kostenpunkt anlangt, so kommt ein Daguerrotypbild viel theurer zu stehen, als ein kalotypisches von demselben Umfang. Mit seinem Silber-Ueberzug und der Glasdecke muß der Preis einer Quartplatte fünf bis sechs Schilling betragen, während ein Kalotypbild noch nicht einmal so viele Pence kostet. Was die Tragbarkeit, die Dauerhaftigkeit und die Leichtigkeit der Betrachtung betrifft, so hat das Kalotypbild einen besonderen Vortheil voraus. Man will gefunden haben, daß Daguerrotypbilder verblichen sind, ehe sie Ostindien erreichten; doch wenn dies wahr ist, so wird sich wohl ein Mittel finden lassen, diesen Uebelstand zu beseitigen. In dem Daguerrotyp sind die Landschaften alle umgekehrt, während im Kalotyp die Zeichnung genau der Natur entspricht. Diesem Einwand läßt sich zwar begegnen, indem man entweder die Strahlen erst von einem Spiegel reflektiren und dann in die Camera fallen läßt, oder durch gänzliche Reflexion von einem Prisma; aber in beiden Fällen sind die vermehrten Reflexionen und Refractionen mit einem Verlust von Licht und bis zu einem gewissen Grade mit einer Abnahme von Schärfe in dem Bilde verbunden. Der bedeutendste und unbestrittenste Vortheil der Kalotypbilder aber besteht in der Möglichkeit, sie zu vervielfältigen. Ein Daguerrotyp kann nicht von einem anderen kopirt werden, und die Person, deren Portrait gewünscht wird, muß für jede Kopie aufs neue sitzen. Bei dem Kalotyp dagegen können wir wenigstens eine mäßige Anzahl von Abdrücken von einem negativen Bilde nehmen, und ein ganzer Kreis von Freunden kann sich für eine Kleinigkeit eine Kopie von einem glücklichen und schönen Portrait anschaffen.

Endlich und schließlich haben wir auch noch der Entdeckung eines Deutschen Physikers zu gedenken, welche man die Nachtseite der Photographie nennen könnte, wie die Erfindung Daguerre's als ihre Lichtseite erscheint. Professor Moser in Königsberg hat nämlich durch vielfache, auch von anderer Seite nach ihm bereits versuchte Experimente nachgewiesen, daß die Ausstrahlung des Bildes auch im Dunkeln vor sich geht, wenn die Metallplatte dem Bilde gegenüber in einer bestimmten genau angegebenen Entfernung eine Zeit lang sich befindet. Wir haben mehrere solcher Nachtbilder gesehen, die kaum etwas zu wünschen übrig ließen; doch sind die näheren Mittheilungen über diese höchst interessanten und gewiß auch folgenreichen Experimente noch zu erwarten. *)

Ostindien.

Erzählungen eines Vêtâla. **)

Uebersetzung aus dem Sanskrit. ***)

Im Lande Avantî liegt eine Stadt mit Namen Udschajinî, und dort herrschte einst ein König Wikramas, der erste mit Namen, schön wie der Liebesgott Kandarpa, tapfer und ruhmvoll, ohne Fehl und Flecken strahlend wie der glänzende Herbstmond, ein Schützer der Guten, ein Strafer der Bösen. So saß er jeder Zeit in seinem Palast und hielt Gericht, und da kam einst ein Bettelmönch mit Namen Çântiçila an den Hof, der trug eine Frucht in seiner Hand und gab sie, als er in den Saal trat, dem Könige. Darauf bot ihm der König einen Sessel und Betel an, allein nachdem Jener einen Augenblick verweilt hatte, ging er wieder, kehrte jedoch täglich wieder und überreichte dem Könige eine Frucht. Da geschah es einst, daß sie dem König aus der Hand fiel, von einem Affen aufgebrochen wurde und ein Edelstein herausfiel von so gewaltigem Glanz, daß Alles rings von seinen Strahlen erleuchtet wurde. Der König war nicht wenig erstaunt darüber und sprach: „Sage mir, Mönch, warum hast du mir die Frucht gebracht?" Der Mönch aber sagte ihm, daß man mit vollen Händen zu Fürsten, Aerzten, Lehrern, Wahrsagern und Kindern kommen müsse, dadurch mache man sie sich zu Freunden. „Darum", fuhr er fort, „sind von eben der Art alle Früchte gewesen, die ich dir überreicht habe." Da befahl der König sogleich seinem Schatzmeister, er solle alle die Früchte, welche der Mönch bisher gebracht, zählen und herbeibringen. Das geschah; sie wurden aufgebrochen und waren alle mit Edelsteinen angefüllt, so daß der König, als er diesen großen Schatz sah, sprach: „Sage mir, Mönch, weshalb du mir diese kostbaren Steine gebracht hast; sie sind ja so werthvoll, daß ich den Werth eines einzigen zu bezahlen nicht im Stande bin. Was wünschest du ferner, sprich es aus." Der Mönch sprach: „Auch das geringste Geschäft mache nicht vor allen Leuten ab, sagt Brihaspati. Ein Geheimniß, das sechs Ohren gehört, wird verrathen; hören es vier, so kann es bewahrt werden; was nur zwei vernehmen, erfährt selber Brahma nicht. Wenn wir allein sind, o Fürst, will ich es dir kund machen." Darauf hieß der König sein Gefolge hinausgehen, und der Mönch sprach: „O König, am vierzehnten Tage der dunkeln Hälfte dieses Monats †)

*) Dieser Artikel, nach der Edinburgh Review bearbeitet, ist von uns mit einigen Zusätzen und Berichtigungen versehen worden.

**) Vêtâla's sind böse Geister, die sich in den Körpern der Gestorbenen aufzuhalten pflegen.

***) Nach dem von Lassen in seiner Anthologia Sanscritica herausgegebenen Original.

†) Nach dem Indischen Kalender zerfällt der Monat in zwei Hälften, eine dunkele und eine helle; die Wochen-Eintheilung ist späteren Ursprungs.

will ich auf dem großen Begräbnißplatze am Ufer des Flusses einen Zauber bereiten, durch welchen ich die acht großen Zauberkräfte erlangen werde. Der Standhafte besiegt aber leicht alle Schwierigkeit, deshalb wünsche ich, daß du mir hierbei helfest." Das versprach auch der König, und am vierzehnten Tage des Monats ging darauf der Mönch mit allem nöthigen Geräth zum Begräbnißplatze, wo auch der König bald erschien. Als ihn der Mönch erblickte, freute er sich und sprach zu ihm: „Höre, o König! Ein Jôdschana *) von hier ist ein großer Begräbnißplatz, dort hängt an dem Zweige eines Çinçipâbaums ein Leichnam: gehe dahin und bringe den Todten hierher. Wenn du aber dabei sprichst, so wird der Todte sogleich wieder zum Baume zurückkehren." Als der König, der sehr kühn war, dies gehört hatte, ging er zum Çinçipâbaum und blickte, auf dem Begräbnißplatze angelangt, ohne Schauder über die mit gebleichten Knochen und Schädeln erfüllte Stätte, furchtlos rings umher. Darauf bestieg er den Baum, durchschnitt den Strick, nahm den Leichnam auf die Schulter und ging seiner Wege. Während er nun so dahin ging, begann auf einmal der in dem Leichnam sitzende Geist zu sprechen:

„Höre, o König! Dem Klugen geht, wie es im Hitopadeça heißt, die Zeit in der Freude an einer Dichtung dahin, der Thor aber zerstreut oder zankt sich, oder er schläft. Darum höre, o Fürst, ich will dir eine Geschichte erzählen.

1. Der kluge Rath.

Es giebt eine Stadt mit Namen Vârânasî (Benares), dort lebte ein König Namens Pratâpamukuta, dessen Sohn Vadschramukuta war. Der ging einst mit dem Sohne seines Ministers Buddhisâgara auf die Jagd, und als sie sich nun genugsam mit der Jagd belustigt, erblickten sie im Walde einen schönen See, der mit Schwänen und anderem Geflügel und mit herrlichen Lotosblumen bedeckt war. Da stiegen sie von den Rossen, wuschen Hände und Füße und gingen, als sie einen Tempel des Çiva **) in der Nähe erblickten, dorthin, den Gott zu verehren. Während nun der Königssohn dem Gotte dort seine Verehrung bezeugte, kam zu jenem See eine vornehme Jungfrau, begleitet von ihren Gefährtinnen, um sich zu baden. Nachdem sie sich dort gebadet und nun der Gauri, Gemahlin des Çiva, ihre Andacht bezeigt, erblickte sie dort den Königssohn; Beide warfen sogleich einander verstohlene Blicke zu und wurden alsbald von den fünf Pfeilen des Liebesgottes, dem Erhitzer, Verwirrer, Entflammer, Bezauberer und Sinnentführer, im Herzen getroffen.***) Darauf gab ihm die Jungfrau durch Zeichen zu verstehen, wo sie wohne und wie sie heiße, denn von ihrem Haupt nahm sie eine Lotosblume und hielt sie ans Ohr, vom Ohr hielt sie dieselbe an die Zähne, von den Zähnen führte sie sie zum Herzen und vom Herzen zu den Füßen. Als sie das gethan, ging sie nach Hause. Der Königssohn aber ward alsbald traurig, denn der Trennungsschmerz quälte ihn; deshalb fragte ihn der Sohn des Ministers: „Sage mir, Freund, warum bist du betrübt? Enthülle mir die Ursach davon." Da sagte der Königssohn: „Ach, Freund, zu jenem Teiche kam eine Jungfrau, von ihren Freundinnen umgeben; wenn sie meine Gattin wird, dann werde ich leben, wo nicht, so muß ich sterben." Da fragte der Sohn des Ministers: „Hast du nichts über sie erfahren?" — „Nicht das Geringste", antwortete der Jüngling. Als das der Ministersohn hörte, sprach er: „Das ausgesprochene Wort versteht sogar das Thier, und Pferd und Elephant folgen, wenn man sie antreibt; der Kluge aber erräth auch das nicht Ausgesprochene, indem er Mienen und Bewegungen befragt und aus ihnen den innewohnenden Geist erforscht. Darum sage mir Alles, was sie in deiner Gegenwart gethan!" Der Königssohn sprach: „Ich will dir all ihr Thun erzählen! Vom Haupt nahm sie eine Lotosblume und hielt sie ans Ohr, vom Ohr führte sie dieselbe zu den Zähnen, von da brachte sie sie ans Herz, vom Herzen führte sie sie zu den Füßen, und nachdem sie das gethan, ging sie davon." Sprach Buddhisâgara: „Daß sie den Lotos ergriff und ans Ohr hielt, heißt: ich wohne zu Karnakubdscha (Ohrenhöcker); daß sie ihn zu den Zähnen führte, heißt: ich bin des Dantaghâta (Zahnbrecher) Tochter; daß sie ihn ans Herz führte, heißt: du bist der Liebling meiner Seele und wohnst in meinem Herzen: daß sie ihn endlich an die Füße hielt, heißt: mein Name ist Padmâvatî (die Stehende)." Als das der Königssohn hörte, sprach er: „Wenn ich diese erlange, werde ich leben, wo nicht, so muß ich sterben. Erhebe dich Freund, komm mit mir dahin, wo die Geliebte meiner Seele weilt, daß ich ihre Umarmung genieße." Darauf gingen sie auf der Stelle nach jener Stadt: da aber wohnte eine alte Kupplerin, und in deren Hause stiegen sie ab. Der Prinz fragte sie sogleich: „Sage mir, Alte, wohnst du immer in dieser Stadt?" und sie bejahte es. Darauf fragte er sie weiter: „Wohnt hier die Tochter des Dantaghâta, mit Namen Padmâvatî?" Sie sprach: „So ist's; ich werde sogleich in ihre Nähe gehen." Sprach der Ministersohn: „He, Mutter, du mußt zu ihr gehen." Der Prinz wand darauf einen Blumenkranz, und die Alte ward zu einem anderen Geschäfte fortgeschickt, kehrte aber, als er fertig war, zurück. Sprach der Königssohn: „Nimm diesen Kranz, geh' zur Padmâvatî und sage ihr: Jener Königssohn, den du am See gesehen hast, ist angekommen." Die Alte ging darauf fort und richtete der Padmâvatî ihren ganzen Auftrag aus; diese erkannte auch alsbald aus dem Blumenkranze die ganze Wahrheit, allein

*) Ein Längenmaaß, über welches die Angaben zwischen 1 — 2 Deutschen Meilen schwanken.

**) Çiva oder, wie man gewöhnlich schreibt, Siva ist einer der drei obersten Götter der Inder, der die zerstörende Kraft der Natur repräsentirt.

***) Der Liebesgott Kâma trägt einen Bogen aus Zuckerrohr, dessen Sehne aus an einander gereihten Bienen besteht; die Pfeile, deren ihm immer, wie hier, fünf beigelegt werden, sind Blumen.

sie stellte sich sehr erzürnt, bestrich ihre Hände mit Sandel und gab ihr damit ein Paar Backenstreiche. Dann sagte sie zornig: „Wenn du mir noch einmal so etwas erzählst, so werde ich dich tödten lassen. Jetzt geh!“ Und so ward ihr heimgeleuchtet. Da trat nun die Alte mit jämmerlichem Antlitz vor den Königssohn, und als der ihr Gesicht erblickte, ward er gar sehr erschreckt, und nun gar, als sie Alles erzählte. Doch fragte er seinen Freund: „Sage mir, was heißt das?“ Buddhisâgara sagte: „Du brauchst nicht zu fürchten, ich weiß die Ursache: denn daß sie die Alte mit den mit Sandel bestrichenen Fingern geschlagen, heißt: „Warte noch zehn Tage, bis die dunkle Hälfte des Monats naht.“ Als nun die zehn Tage vorüber waren, wurde die Alte wieder hingeschickt, allein als sie hinkam, bestrich Padmâvati vier ihrer Finger mit Saffran und gab ihr damit einen Backenstreich, und so ward ihr wieder heimgeleuchtet. Der Prinz sah sie wieder kommen, ward sehr bestürzt und sprach: „Was soll ich thun? Nun scheint mein Tod gewiß zu seyn!“ Der Ministersohn aber sprach: „Sey standhaft und warte noch vier Tage!“ Als auch diese verflossen waren, schickten sie die Alte wieder hin. Da band sie Padmâvati mit Stricken, kratzte ihr einen Halbmond mit dem Nagel auf der Haut ein und warf sie zur Hinterthür hinaus. Da kam nun die Alte mit betrübtem Angesicht wieder und erzählte den ganzen Hergang. Der Ministersohn besann sich ein wenig und sagte: „Prinz, du sollst um Mitternacht zu ihrem Hinterthor kommen.“ Als das der Königssohn hörte, dünkte ihm der eine Tag tausend Jahre zu seyn: um Mitternacht aber ging er mit dem Sohn des Ministers zum Hinterthore: als man ihn dort an festen Stricken hinaufgezogen, wurde er von den Dienerinnen hinauf in den Palast geführt. Der Sohn des Ministers aber kehrte um und ging nach Hause. Als nun der Königssohn und Padmâvati einander sahen, man ihm Speise und Trank vorgesetzt, er prächtige Kleider und herrlichen Schmuck angethan und Betel genommen, da überließen sie sich ungestört dem vollen Genuß der Liebe, und Padmâvati fragte: „Sage mir, Prinz, hast du selber meine Absicht errathen oder dein Rath?“ Der Königssohn sagte: „Ich habe nicht das Geringste davon erkannt: mein Ministersohn hat es Alles enträthselt.“ Sprach sie: „Was freue ich mich über deinen Freund! Morgen will ich ihm ein Gebäck schicken!“ — So plauderten sie mit einander, und als die Morgendämmerung kam, ging der Prinz nach Hause und erzählte Alles seinem Freunde, sagte ihm auch, daß sie ihm zum Mittag Speise schicken würde. Als das der Ministersohn hörte, sagte er: „Prinz, mit diesen Kuchen wird sie mich vergiften wollen.“ Während sie noch so sprachen, kam auch schon eine Dienerin und brachte die Giftkuchen, warf aber, als sie von den Beiden bemerkt wurde, einen derselben einem Hunde vor, der, als er ihn kaum genossen, sogleich starb. Als der Prinz den todten Hund sah, ward er zornig und sagte: „Ich will sie nie wiedersehen, da sie meinen Freund tödten wollen.“ Der Freund sprach: „Prinz, du bist die Veranlassung dazu. Denn es heißt: Mutter, Geburtsort, die Reden der Leute, das Leben und die anderen Männer achtet die verehelichte Frau für einen Strohhalm! Es ist aber auch gesagt: Wessen Brod man ißt und in wessen Hause man wohnt, dessen Wohl muß man in Thaten, Gedanken und Worten fordern. Die Weisen sagen, Freunde seyen gleich der Mischung von Wasser und Milch: das Wasser wird zur Milch, und in Feuer läutern sich beide! — Was soll ich noch viel reden! Prinz, wenn du heute in der Nacht die Lust der Liebe genossen, so ritze ihr mit der Schärfe des Nagels die Form eines Dreizacks in die Haut, nimm ihre Kleider und ihren Schmuck, und dann komm' zu mir.“ — Der Ministersohn ging indeß zum großen Begräbniß-Platze und that ein Büßergewand an: frühmorgens aber kam der Prinz, nachdem er ihr den Dreizack eingeritzt und die Kleider und den Schmuck mitgenommen, zum Ministersohn und gab ihm Alles. Dieser aber nahm ihren Ring, gab ihn dem Prinzen und schickte ihn damit zum Hofmarschall. Als er ihn dem zeigte und der den Königlichen Namen erkannte, sagte er: „Das ist der Schmuck der Königstochter: woher hast du ihn erhalten?“ Er antwortete: „Mein Lehrer hat ihn mir gegeben.“ Darauf ward jener zu diesem geführt, und der Hofmarschall fragte ihn: „Sage mir, Büßer, woher hast du diesen mit dem Königlichen Namen bezeichneten Schmuck erhalten?“ Der heilige Mann sprach: „An diesem vierzehnten Tage der dunkeln Hälfte sah ich, wie eine Anzahl Zauberinnen, nach Vollbringung der bestimmten Ceremonien, einen Mann zerfleischten, ihn zertheilten und verzehrten. Da nahm ich meinen Dreizack, ging auf sie los, und als sie meine zornigen Worte vernahmen, flohen sie nach allen zehn Weltgegenden aus einander: aber eine von ihnen verletzte ich mit meinem Dreizack, und vor Furcht ließ sie Kleider und Schmuck im Stich, und da nahm ich sie auf. Als das der Hofmarschall gehört hatte, erzählte er dem Könige den ganzen Zusammenhang. Der befahl einer Dienerin, daß sie untersuchen solle, ob Padmâvati die Spur von der Verletzung durch einen Dreizack an sich trage. Da ging die Dienerin auf Befehl des Königs hin und sah nach, erblickte das Zeichen, kehrte zum Könige zurück und sprach: „Es verhält sich, wie der Hofmarschall gesagt hat.“ Da befahl der König dem Hofmarschall: „Gehe wieder hin zum herrlichen Büßer und frage ihn, welche Strafe ihr werden soll.“ Da ging er hin und fragte den Büßer: „Sag' an, du Erhabener, was soll sie für Strafe leiden?“ Sprach der Büßer: „Brahmanen, Kühe, Frauen, Kinder und Verwandte, so wie solche, deren Brod man ißt, und solche, die Zuflucht bei uns suchen, soll man nicht tödten. Auch bei einem großen Verbrechen ist die Strafe der Frauen Verbannung!“ Da ward Padmâvati ohne weitere Ueberlegung vom Fürsten aus der Stadt verbannt. Die Beiden aber hoben sie draußen auf ein Pferd, ritten mit ihr zu ihrer Stadt, und da vermählte sich der Prinz mit ihr. Darum heißt es: „Den Zweck einer geheimnißvoll gehegten Absicht erfährt selber Brahmâ nicht, und: das Unüberlegte darf man nicht thun, aber thun muß man das Wohlüberlegte!“

Als der Vetâla dies Geschichtchen erzählt hatte, sprach er: „König, sage mir, wessen ist hier die Schuld? Wenn du es weißt und nicht sagst, dann werde ich dich im Herzen verwunden, und du wirst sterben.“ Der König Vikramasenas sprach ohne weitere Ueberlegung: „Die Schuld ist des Fürsten!“ Als das der Vetâla hörte, ging er davon, und sogleich hing der Leichnam wieder am Zweige des Lingipâbaums.

Mannigfaltiges.

— Franzosen und Deutsche. Edgar Quinet's Diatribe gegen die Teutomanie, in der man seine geistreiche, Alles poetisirende Feder nicht wiederzuerkennen vermag, da so witzlose unfeine Ironieen aus ihr fließen, hätte doch auch bei Gelegenheit der Angriffe auf die Walhalla die Lobspenden des Französischen Autors widerlegen sollen, die in derselben Revue des deux Mondes wenig Wochen vorher der Walhalla und ihrem Gründer dargebracht worden waren. Prof. Leo, der die Franzosen ein Affenvolk nannte, findet einen Pendant in einem eben so inhumanen Ausspruch des Englischen Dichters Coleridge: „Es giebt zwei der menschlichen Gestalt sich nahernde Geschöpfe, die unfähig sind, ihre Seelen zur Poesie und zur Andacht zu erheben — Franzosen und Affen!“ Die Neuzeit hat diesen blinden Haß des Engländers glänzend Lügen gestraft, wie wir wohl kaum hinzuzufügen brauchten; es ist gewiß unleugbar, daß Andacht und Poesie einen bedeutenden Aufschwung in Frankreich genommen haben. Die letztere — mag uns nun Herr Quinet abermals der Teutonischen Eitelkeit anklagen — ist augenscheinlich cousine germaine der unsrigen, wenn nicht ihr noch näher verwandt und entlehnt, wie aus einer Kenntnißnahme der neuesten Französischen Gedicht-Sammlungen nur zu deutlich erhellt. Ob hierin ein Lob oder ein Tadel für dieselben liegt, lassen wir bescheidentlich dahingestellt seyn. Fr. F. v. H.

— Annäherungen der Dänischen und der Schwedischen Sprache. Der beste Beweis der fortgeschrittenen Humanität unserer Zeit ist wohl der überall immer mehr schwindende Nationalhaß zwischen Völkern gleichen Ursprungs, aber verschiedener historischer Interessen. Nord- und Süddeutsche, Engländer und Schotten, Dänen und Schweden, Spanier und Portugiesen, Lombarden und Neapolitaner, ja selbst die getrennten Slawischen Volksstämme (wenn wir den noch nicht beschwichtigten Groll zwischen Russen und Polen ausnehmen) hassen einander nicht mehr, sondern lieben in dem, was sie mit einander gemein haben, sich auch gegenseitig. Am auffallendsten tritt dies auf der Skandinavischen Halbinsel hervor, denn hier wollen drei Völker, die sich Jahrhunderte lang mit den Waffen in der Hand bekriegt, die in früheren Unionsversuchen nur Schmach und Tyrannerei erblickten, ihre Sprachen und ihre Literaturen zu einer einzigen verschmelzen, um, wie die Deutschen Völker, zwar unter getrennten politischen Verfassungen, aber unter Einem Hort des Gedankens und der Verständigung zu leben. Das Dänische Blatt Dagen (der Tag) äußert sich über die Vorschläge, die in der letzten Zeit zu größerer Annäherung gemacht worden, in nachstehender Weise: „Seitdem die Skandinavischen Sympathieen sich mehr belebt, was besonders in Dänemark der Fall, und seitdem die unnatürliche Scheidewand, welche die Kämpfe und Vorurtheile der Vorzeit zwischen Nationen errichteten, die mit einander durch Sprache, Sitten und Geschichte so nahe verwandt, immer wankender wird, hat sich der Wunsch zu erkennen gegeben, daß eine Annäherung in literärischer Hinsicht das Vereinigungsband zwischen den verschiedenen Völkern von gleichem Stamme bilden möge. Zur Beförderung dieses Zweckes hat man vorgeschlagen, daß keine Uebersetzungen mehr von der einen in die andere Skandinavische Sprache gemacht werden, sondern daß Jeder, der mit der Literatur des Nachbarlandes bekannt zu werden wünsche, die Werke derselben in der Ursprache lesen solle; wobei man insbesondere gegen die Reihefolge von Uebersetzungen aus dem Schwedischen ins Dänische eifert, die aus dem Verlag von Schubote in Kopenhagen hervorgegangen und durch welche das Dänische Publikum größtentheils nur mit dem leichteren und schlechteren Theil der Schwedischen Literatur bekannt worden. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß jeder gebildete Däne ohne große Schwierigkeit ein Schwedisches Buch zu lesen vermag, und daß in dieser Hinsicht sowohl die Kenntniß der Deutschen Sprache, als die der älteren Dänischen Sprachformen eine gute Beihülfe gewähre: aber auf der anderen Seite ist das auch nicht gar so leicht, besonders im Anfang, und man kann daher schwerlich erwarten, daß Schwedens schöne Literatur hierzulande, besonders unter den Damen, viele Leser in der Ursprache finden werde. Anders verhält es sich damit in Bezug auf die exakten Wissenschaften und die Zeitschriften, die über wissenschaftliche Gegenstände berichten. Wenn z. B. die Dänische Wochenschrift (Dansk Ugeskrift) oder das Sonntagsblatt des „Fädrelandet“ in dieser Beziehung die Initiative ergreifen und Artikel in Schwedischer Sprache aufnehmen wollten, so würde sich hierdurch nach und nach der Geschmack für die Schwedische Lektüre verbreiten. Und haben erst solche mehr wissenschaftliche Blätter eine Zeit lang das Publikum daran gewöhnt, so wird es auch den übrigen Zeitungen bald gestattet seyn, die Nachrichten, die sie aus Schwedischen Blättern aufnehmen, in Schwedischer Sprache zu geben, und nur hin und wieder werden sie die Uebersetzung irgend eines minder bekannten Wortes hinzufügen müssen.“

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Freitag den 17. März 1843.

Central-Amerika.

Die Bauwerke der Amerikanischen Autochthonen.*)

I. Anblick der Ruinen von Chi-Chen.

Am Morgen des 10. Februars 1842 richtete ich meine Schritte zum erstenmal nach den Trümmern der uralten Stadt Chi-Chen.**) Es gelang mir nur mit Mühe, von meinem fleißigen Gefährten José unterstützt, einen Weg durch das üppige, zu einem fast undurchdringlichen Labyrinth zusammengewachsene Dickicht zu bahnen; als ich aber endlich nach einigen Stunden daraus hervortrat, befand ich mich Angesichts der gesuchten Ruinen. Fünf Tage lang durchwanderte ich diese verfallenen Trümmer einer Stadt, die, wie ich kühn behaupten darf, eine der größten gewesen seyn muß, die die Welt je gesehen. Im Umkreise mehrerer Meilen erblickte ich nichts als die Mauern von Tempeln, Palästen und Pyramiden; so weit das Auge reicht, war die Erde mit theils zertrümmerten, theils noch völlig erhaltenen Säulen bedeckt, die, wie man glauben möchte, der Genius der Zerstörung in diese schauerliche Einöde versetzt hat. Unter diesen stummen Denkmälern entschlafener Generationen, die uns von ihrer Existenz keine Kunde hinterließen, gewahrt man nichts Lebendes als die Fledermäuse, Eidechsen und Schlangen, die bisweilen aus den Spalten des schwankenden Mauerwerks und der zerbröckelnden Steine ans Licht kommen. Ich bemerkte weder Fußstapfen noch irgend ein anderes Zeichen früheren Besuchs, und ich habe Ursache, zu glauben, daß kein Reisender vor mir das ewige Schweigen unterbrochen hat, welches seit Jahrhunderten diese geheiligten Reste einer untergegangenen Kultur einhüllt.

Sobald die in der Umgegend wohnenden Indianer von meiner Ankunft hörten, besuchten sie mich täglich; von dem Zwecke meiner Arbeiten hatten sie jedoch nicht den mindesten Begriff. Sie beobachteten alle meine Bewegungen, indem sie sich von Zeit zu Zeit mit erstaunter Miene anblickten, als ob der Eine in dem Gesichte des Anderen einige Auskunft darüber zu lesen hoffte. Wer die vor ihnen in Trümmern liegenden Gebäude errichtet und bewohnt hatte, war ihnen gänzlich unbekannt; wie es scheint, war ihnen vorher nicht einmal eingefallen, eine solche Frage aufzuwerfen. Aller Erkundigungen ungeachtet, konnte ich weder Sagen, noch Ueberlieferungen, noch Legenden irgend einer Art entdecken, die sich hierauf bezogen. Die Zeit und die Knechtschaft haben bei diesem unglücklichen Volke diejenigen Organe des Gedächtnisses paralysirt, welche uns die Geschichte vermittelst der Tradition aufbewahren. Jede Erinnerung an die Vergangenheit ist in ihnen erloschen; keine Anspielungen auf ihre Voraltern, auf die ehemaligen Bewohner dieser mächtigen Paläste und kolossalen Tempel, vermochten auch nur die leiseste Wirkung auf sie hervorzubringen. In meinen desfallsigen Erwartungen getäuscht, blieb mir, um einige Aufschlüsse über diese geheimnißvollen Ueberreste zu erlangen, nichts übrig, als sie auf das genauste und sorgfältigste zu untersuchen.

II. Der Haupt-Tempel von Chi-Chen.***)

Ich begann meine Studien mit den Ruinen des Tempels, dessen vier Mauern man noch immer unterscheiden kann, und dessen Inneres ich durch eine Oeffnung in der westlichen Seite betrat, die ich für den Haupt-Eingang hielt. Die am entgegengesetzten Ende sichtbaren verfallenen Wände, nebst dem halbzertrümmerten Tafelwerk und den noch stehenden Säulen, machten es mir wahrscheinlich, daß sich dort einst der Altar oder das sanctum sanctorum befunden habe. Die Mauern ruhen auf einem etwa 16 Fuß hohen Fundament, und ihre größte Ausdehnung beträgt 450 Fuß. Von dem Eingange, oder dem westlichen Ende, ist ungefähr die Hälfte stehen geblieben, die Eintheilung der inneren Gemächer ist noch zu erkennen und das Tafelwerk zum Theil unversehrt; das Aeußere besteht aus großen, kunstvoll gehauenen Steinen, die mit Kränzen und gegrabener Arbeit verziert sind. Die Altarseite hat ähnliche Mauern, so wie zwei mit Schnitzwerk versehene Säulen, die indessen durch herabfallende Trümmer so stark gelitten haben, daß die Höhe des unbeschädigten Theiles nur noch 6 Fuß beträgt. Sie haben einen Durchmesser von etwa 2 Fuß. Ringsum liegen Massen von behauenen und geformten Steinen, zerbrochenen Säulen und Verzierungen, die von den Mauern niedergestürzt und mit üppig wucherndem Grase und selbst mit Bäumen überwachsen sind, so daß ich die Zweige mit meinem Indianischen Messer wegschneiden mußte, um mir Platz zu machen. Jenseits der Säulen sind noch die Reste eines Gemachs zu bemerken, von dem sich nur das hintere Tafelwerk erhalten hat, welches jedoch einen genügenden Begriff von der Trefflichkeit der Arbeit giebt.

Die südliche Mauer zur rechten Hand des Eingangs ist am vollkommensten erhalten; hier sind noch die Ueberbleibsel der Gemächer wahrzunehmen, und die äußerste Höhe des noch stehenden Theils beträgt ungefähr 30 Fuß. Die anderen Theile sind an jeder Seite etwa 26 Fuß hoch, 250 Fuß lang und 16 Fuß dick, und ihr Abstand von einander beläuft sich auf 130 Fuß. Das Innere, oder die innere Oberfläche der Mauern, ist ganz unversehrt und besteht aus schön geformten und in gleichmäßige 2 Fuß große Quadrate ausgehauenen, glatten Steinen. Um die Mitte dieser Mauern sind oben an beiden Seiten steinerne Ringe angebracht, die aus einem ungeheuren Block ausgehauen und vermittelst eines langen Schafts in die Wand befestigt sind; ihr Durchmesser beträgt 4 Fuß, ihre Dicke zwei, und das Ganze ist mit zierlichem Schnitzwerk versehen.

Die äußersten Enden der Seitenwälle befinden sich in gleicher Entfernung von denen des Altars und des Eingangs, und der Zwischenraum ist mit Steinen und Trümmern angefüllt, welche die Spuren einer bogenförmigen Verbindungs-Mauer zeigen; doch ist keine hinreichende Anzahl von Steinen vorhanden, um zu dem Glauben zu berechtigen, daß dieser weite Tempel je in seinem ganzen Umkreise von einer Ringmauer begränzt worden sey. Im Erdgeschoß des südlichen Theils der Ruinen bemerkt man noch die Ueberreste eines Gemachs; eine Seite desselben ist, nebst dem Plafond, noch völlig erhalten und mißt 14 Fuß in der Länge und 6 in der Breite. Die noch stehenden Wände sind aus gehauenen, viereckigen Steinblöcken zusammengefügt und mit Abbildungen versehen, welche bewaffnete Indianer mit federnem Kopfputz, die Nasen mit Ringen geschmückt, darstellen: in der einen Hand tragen sie Bogen und Pfeile, in der anderen ein musikalisches Instrument, demjenigen ähnlich, welches noch heutzutage in dieser Gegend gebraucht wird. Außer den menschlichen Figuren sieht man auch Abbildungen einiger Thiere, von der Gestalt des Krokodils. In der Nähe dieser Kammer fand ich auch eine viereckige Säule, von der nur noch ein fünf Fuß großes Bruchstück aus den Ruinen hervorragte; sie war ganz mit lebensgroßen Indianer-Figuren in kriegerischen Stellungen bedeckt, und Fragmente ähnlicher Art lagen in allen Richtungen umher.

Von diesem Erdgeschoß aus drang ich durch die Massen niedergestürzter Trümmer noch weiter vor und erstieg mit Hülfe der aus denselben hervorwachsenden Bäume die Spitze der Mauer, wo ich eine verschüttete Thür entdeckte. Nachdem ich das Gestrüpp und die Steine, die sie versperrten, mit großer Mühe hinweggeräumt hatte, eröffnete sich mir der Eingang in ein 8 Fuß langes und 24 Fuß breites Gemach, dessen Plafond aus einem scharfwinkligen Bogen besteht und mit flachen Steinen ausgelegt ist. Die Wände sind aus viereckigen Blöcken von vollendeter Arbeit zusammengefügt, die einst mit reichen Verzierungen ausgestattet waren, wie sich aus den Indianer-Köpfen, den Lanzen und Schilden schließen läßt, deren Spuren man noch unterscheiden kann. Die viereckigen Thürpfosten sind mit menschlichen Figuren, Blumen und Lanzenspitzen in erhabener Arbeit geschmückt, die, wie ich vermuthe, ehemals auch bemalt waren. Die obere Thürschwelle ist von Zuporteholz, schön geschnitzt und gut erhalten; unter den Abbildungen bemerkte ich einen Indianischen Kopfputz, aus einer Mütze mit Blumen bestehend.

Unmittelbar vor der Thür liegt das Bruchstück einer Säule, der die Basis und das Kapitäl fehlen. Sie hält etwa 3 Fuß im Durchmesser, und die ganze Oberfläche war mit Bildhauerwerke bedeckt; aber sie hat so sehr von der Zeit gelitten, daß man die dargestellten Figuren nicht mehr unterscheiden kann. Sie ist fast ganz unter den Trümmern begraben, über welche sie nur 4 Fuß weit hervorragt. Zahlreiche Blöcke viereckiger behauener Steine und andere schön gearbeitete und mannigfache Ornamente liegen in Unordnung um die Säule zerstreut. Von der Außenseite der Mauern existirt noch ein hinlänglicher Theil, um die herrliche, kunstvolle Arbeit der Karniese und Entablaturen zu zeigen, obgleich die letzteren meistens zerbrochen und entstellt sind. Die

---

*) Aus Norman's Rambles in Yucatan etc. Siehe Nr. 18 des Magazins. Exemplare dieses überaus prächtig ausgestatteten, in New York erschienenen Werkes sind in der Buchhandlung der Herren A. Asher u. Co. in Berlin zu finden.

**) Chi-Chen bedeutet die Oeffnung (eigentlich den Mund) eines Brunnens. Die Eingebornen fügen mitunter noch den Namen Itza bei, der, wie sie versichern, einem der früheren Besitzer dieser Stadt gehörte.

***) Die verschiedenen Gebäude zu Chi-Chen erhielten von Norman ihre Benennungen nach dem Zwecke, zu welchem er sie bestimmt glaubte. Die Abbildung dieses Tempels in dem Normanschen Buche gewährt in der That einen imposanten Anblick, und wir bedauern nur, daß wir unseren Lesern mit dieser beschreibenden Darstellung nicht zugleich eine Zeichnung zur besseren Uebersicht des Ganzen liefern können. Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Aeußere der wunderbaren Amerikanischen Bauwerke große Aehnlichkeit mit den sogenannten „Topen" im alten Baktrien habe, wo diese Monumente ebenfalls als räthselhafte Ueberreste der Vorzeit dastehen. D. R.

Mauern selbst bestehen aus ungeheuren Steinblöcken, die mit grosser Regelmäßigkeit und Genauigkeit in einander gelegt sind und auf deren Façaden die Abbildungen von Sternen und Blumen mit Thiergestalten und Arabesken abwechseln.

Frankreich.

Eine musikalische Novelle von George Sand.

(Fortsetzung.)

Plötzlich erwachte der junge Karl: seine bleichen Wangen strahlten von ungewöhnlichem Glanze, und über die reinen, aber seelenlosen Züge seines Antlitzes zuckte eine solche Bewegung, daß er mir für einen Augenblick eben so schön als früher unbedeutend schien. Betroffen über diese Verwandlung, hielt ich ein und fragte ihn, ob er Musik verstände, und ob er ein wenig irgend ein Instrument spiele, wie fast alle Bewohner dieser Dörfer. Karl aber war sogleich wieder eben so blaß und gleichgültig als gewöhnlich, er rieb sich die Augen, gähnte, fragte mich, was ich mit ihm gesprochen habe, und ich mußte mir zu meinem Verdruß eingestehen, daß ein Moment musikalischer und sentimentaler Verzückung mich über Karl's scheinbares Ergriffenseyn getäuscht habe. Beschämt über diesen Irrthum, legte ich meine Flöte in ihr Etui und befahl dem Burschen, seine Reisetasche umzuhängen und sich mit mir auf den Weg zu machen. Ein wenig ungehalten deutete ich auf die untergehende Sonne und sagte ihm, daß er sehr lange und sehr fest geschlafen, aber der arme Schelm war an so viel Härte gewöhnt, daß er meine Verdrießlichkeit gar nicht einmal merkte, sondern mir mit sanftem freundlichem Ton erwiederte: „Ich lebte so lange in Elend und Angst, daß mir fast gar kein Schlaf mehr ankam, seit heute früh bin ich aber so glücklich, daß ich für alle durchwachte Zeit nun ausgeruht habe. Und dann", fügte er ganz beiläufig hinzu, „habe ich ja auch so manche Nacht während Ihrer Krankheit außer dem Bett zugebracht."

Tief gerührt von dieser Antwort, schwieg ich eine Weile still, dann sprach ich: „Karl, ich will dir etwas sagen .... ich bin ungeduldig, zuweilen heftig, wenn du das an mir bemerkst, so erinnere dich an gewisse Worte, denen die Macht, mich zu beruhigen, inwohnt." — „Wie heißen diese, lieber Herr?" — „Achtung vor dem Namen Karl's": das wiederhole jedesmal, wenn ich hart gegen dich bin." — „Wenn Sie es wünschen, lieber Herr", antwortete er mit demüthiger Miene, und ohne Neugierde oder Erstaunen zu bezeugen, schickte er sich ruhig an, vor mir herzuschreiten.

Karl wollte angeblich die Gegend ganz genau kennen, aber entweder täuschte er sich selbst, oder er war noch zerstreuter als gewöhnlich, denn bei sinkender Nacht wurde er mit einem Mal gewahr, daß wir den rechten Weg verloren hatten, und drei Stunden mußten wir wandern, bevor wir ihn wiederfanden; so kamen wir denn endlich um Mitternacht in F. an. Ich war so ermüdet, daß ich meinem Diener die Sorge für ein Unterkommen überließ und mich auf einen Gränzstein niederwarf. Es brannte keine einzige Laterne, kein Mensch ließ sich blicken, und nicht ein Lichtstrahl schimmerte durch die Fenster und erhellte das Dunkel der Nacht. Ungefähr nach einer halben Stunde kehrte Karl zurück, um mir zu sagen, daß man ihn nirgends einlassen wollte, ja daß man ihn selbst von der Herberge zurückgewiesen und aus einer Bodenluke ihm mit einem Pistolenschuß gedroht habe, wenn er nicht seiner Wege ginge. Ich dachte bei mir, er möge in den Straßen von F. wohl eben so schlecht Bescheid wissen, wie auf den Bergpfaden, und fest überzeugt, daß jede Zurechtweisung vergeblich seyn würde, ging ich auf Gerathewohl vorwärts, nach einer etwas geschützten Bank mich umsehend, auf der ich unter freiem Himmel schlafen könne.

Zufällig geriethen wir in die Vorhalle der Kirche, das war doch wenigstens ein Himmelbett: eben wollte ich es mir darin bequem machen, als Karl, der versuchsweise gegen die Thür gestoßen hatte, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht nachgäbe, mit salbungsvollem Ton ausrief: „Das Haus des Herrn steht den Pilgern offen." — „So ist denn Gott gastfreundlicher als die Menschen", entgegnete ich. Wir traten ein: in der Mitte des Chors brannte die Lampe, und an den Wänden schwankten in ihrem unsicheren Schimmer die kurzen breiten Schatten der Byzantinischen Säulen umher. Ich streckte mich im ersten besten Winkel nieder, den Kopf auf meinen Mantelsack gestützt: Karl machte es sich in einem Betstuhl bequem. Bald senkte sich der Schlaf auf meine Augenlieder herab; es war ein schwerer, ängstlicher Schlaf. Das Steinpflaster des Fußbodens war kalt, das Fieber brannte in meinen Adern, und doch hatte ich nicht die Kraft, mich zu erheben und eine gesunde Ruhestätte zu wählen. Düstere Träume beängstigten mich, wieder stand ich am Sterbelager meines armen Freundes, des Maestro Karl. Der Blick war erloschen, die Zunge gelähmt, und er reichte mir die Hand zum letzten Abschiede. Da öffnete sich plötzlich sein Auge und strahlte im himmlischen Glanz; aus seiner sterbenden Brust ertönte in feierlichen Harmonieen die Hymne des Dankes, die Begeisterung des Glaubens und das Gebet der Hoffnung. Im Himmel wurde der Hymnus vollendet, ich wollte den Sterbenden aufrichten, aber sein Leben war entflohen. Ich erwachte, und dieser Traum, der nur eine treue Wiederholung der schmerzlichen Stunden war, die ich vor kurzem am Sterbelager meines Freundes durchlebt, machte einen so wehmüthigen Eindruck auf mich, daß ich mich fragte, ob Karl nicht seinen eigenen Tod überdauert und ich ihm nicht zum zweitenmal so eben wirklich die Augen zugedrückt hätte. Ich versuchte wieder einzuschlummern, dieselben Bilder umschwebten mich. Mehrmals wachte ich auf und verfiel dann von neuem in eine Art Lethargie, Traum und Wachen verwirrten beide gleich sehr meine Vernunft und erfüllten meine abgestumpfte Seele mit kindischem Schrecken. Schloß ich die Augen, so war mir, als hörte ich die musikalische Phrase, die Karl an seinem Todestage niedergeschrieben, die er sterbend sang und die ich am verflossenen Morgen auf meiner Flöte gespielt hatte: ermunterte ich mich dann, so schien es mir, als würde sie auf der Orgel gespielt und deren Wiederhall durchzittere noch das Schiff der Kirche. Die von einem unsicheren Schimmer durchzuckten Wölbungen schwankten und wogten über meinem Haupte, aus jeder Kapelle zitterte mir ein Ton entgegen. Halb ohnmächtig auf den Marmorplatten hingestreckt, zum Tode ermattet von diesen Phantasieen, raffte ich mich empor, faßte mit beiden Händen nach meiner Stirn und versuchte zu gehen. Doch plötzlich ... wie Worte finden, um die Gefühle zu schildern, die auf mich einstürmten, als plötzlich die Wölbung der Kirche von den mächtigen Tönen der Orgel erdröhnte? Es war keine Täuschung mehr, eine Hand schlug die Tasten, die Rippen des gewaltigen Instruments seufzten, und es erklang die Introduction und der erste Satz der verhängnißvollen Hymne.*)

Mein Antlitz in den Mantel gehüllt, warf ich mich wieder auf das Steinpflaster der Kirche. Fest überzeugt, daß eine höllische Runde der Erde entsteigen werde, um mich für meinen unchristlichen Wandel zu bestrafen, und daß Gespenster mich peinigen würden, murmelte ich einige Beschwörungsformeln und blieb so lange in dieser Stellung, daß schon die Morgenröthe durch die Scheiben blickte, als ich endlich um mich zu schauen wagte. Alles war still, nur das Gezwitscher der Sperlinge, die an den Fenstern umherschwirrten und pickten, unterbrach das Schweigen. Karl schlief in seinem Beichtstuhl; ich konnte ihn nur mit Mühe erwecken, er hatte nichts gehört, und ich mochte nicht viel mit Fragen in ihn dringen, aus Furcht, für wahnsinnig gehalten zu werden. Wir fanden ein Wirthshaus auf, eine frugale Mahlzeit stärkte meine Kräfte, ich warf mich auf ein Bett und schlief mehrere Stunden hindurch ziemlich ruhig. Nichtsdestoweniger hatte diese Nacht einen so unangenehmen Eindruck bei mir zurückgelassen, daß ich fest darauf bestand, F. zu verlassen, obgleich der Tag sich schon neigte und wir noch vier Meilen bis zum nächsten Nachtquartier zu machen hatten.

Kaum sind wir bis zur Hälfte unserer Wanderung vorgerückt, so erhebt sich ein heftiger Sturm: am Horizonte lasteten düstere Wolkenschichten, die sich mit Blitzesschnelle über den ganzen Himmel verbreiteten: einzelne dicke Regentropfen fielen in den Schnee, der sich wie ein Wall an unserem Wege hinzog, denn wir befanden uns auf dem höchsten Passe des Brenners, und obgleich wir mitten im Sommer standen, so herrschte hier doch eine empfindliche Kälte. Der Donner rollte, und der Sturm nahm so zu, daß wir uns kaum aufrecht halten konnten, und doch mußten wir eilen, denn wir durchschritten gerade die Eisregion, und Karl meinte, wenn wir nur ohne Unfall bis an den Fuß der Felsen gelangen könnten, so würden uns die Fichtenwälder vor den Lawinen schützen. Glücklich legten wir den gefährlichen Paß zurück, das Ungewitter hatte ausgetobt, und schon wähnten wir uns gerettet, als eine röthliche Wolke über uns platzte und so starke Schloßen auf uns herabsendete, daß wir ohne den Schutz einer Grotte, in die wir uns flüchteten, übel wären zugerichtet worden. Regenströme folgten auf diesen Hagel, und als wir endlich wagen konnten, unseren Zufluchtsort zu verlassen, war die Sonne schon untergegangen. Der Himmel, ganz mit grauen Wolken überzogen, ging ohne Dämmerung in völlige Nacht über. An vielen Stellen war der Weg ganz verschwunden, denn die angeschwollenen Sturzbäche hatten Tausende von reißenden Strömen erzeugt, die uns umbrausten, ohne daß wir im Stande waren, ihnen auszuweichen: mehrmals glitt ich aus und verwundete mir sogar die Hand an einem Felsen. Zum Uebermaß des Mißgeschicks blieb Karl gerade in dem Augenblick, als wir auf schlüpfrigem Lehmwege niederstiegen, nachdenklich stehen und meinte, wir müßten den rechten Weg abermals verfehlt haben, denn er könne die Lichter von T. nicht entdecken, das eigentlich hier unten links liegen müsse. In demselben Augenblicke führte uns der Wind ein Geräusch zu, wie von einem Wasserfalle.

„Das ist eine blinde Lawine", sagte Karl, „sie rollt langsam an der entgegengesetzten Seite des Berges hinab." Das Geräusch dauerte fort. „So laß uns vorwärts gehen", sprach ich. — „Nicht doch", entgegnete er, „es ist keine niederrollende Lawine, sondern der Wasserfall von St. Wilhelm, und das Dorf liegt uns im Rücken."

Jetzt hätte ich Karl gern zu allen Teufeln schicken mögen, aber ich war so ermüdet, daß ich keine Kraft zur Ungeduld hatte, ich bat ihn also nur, sich von der Wahrheit zu überzeugen und noch ein wenig niederwärts zu klimmen. Ich lehnte mich an einen Baum und wartete hier auf ihn in einer Art von Stumpfsinn: die heftigen Schmerzen in allen Gliedern deuteten auf die Wiederkehr des Fiebers, meine Füße waren erstarrt, mein Kopf brannte. Ob Karl lange auf seiner Entdeckungs-Wanderung ausblieb, ob ich eine Stunde oder einige Augenblicke in dieser Lage verharrte, was weiß ich. Plötzlich schreckte ich aus einem seltsamen Traume empor. Mir war, als stiege das Gespenst meines Freundes Karl aus dem Schaume eines wüthenden Wasserfalls empor, als ergriffe es meinen jungen Diener Karl, um ihn in den Abgrund hinunter zu reißen; dieser wehrte sich, stieß klagendes Geschrei aus, streckte mir die Arme entgegen und flehte um Hülfe. Ich machte eine heftige Anstrengung, um zu ihm zu eilen, doch in dem Augenblick, wo ich mich nach vorn über beugte, öffnete ich die Augen und blieb erstarrt vor dem Schauspiel stehen, das sich meinen Blicken darbot. Ich stand am Abhang eines unermeßlichen Abgrundes. Terrassenförmig war der Berg bis in eine unabsehbare Tiefe hinunter in Rinnen zerborsten, und das dumpfe Gebraus des herabstürzenden Wasserfalls schallte in den fernen Echo's der Felsen zurück. Der

---

*) Die Composition dieser Hymne ist als Beilage zu Nr. 2 des jetzigen Jahrgangs der Gazette Musicale gegeben.

Mond, durch seltsam und abenteuerlich zerrissene Wolken brechend, erhellte mit fahlem Schimmer die schrecklich erhabene Scene. Ich glaubte noch zu träumen, mehrmals rief ich Karl's Namen; er antwortete nicht. Der Wind hatte ausgetobt, und nur die Stimme der Gewässer, die aus den Abgründen herauf tönte, klang durch die Nacht mit ihren eintönigen und düsteren Harmonieen. Ich horchte darauf; von dumpfem Unbehagen ganz erfüllt, fehlte es mir an Kraft, mich zu regen und zur klaren Einsicht über meine wirkliche Lage zu gelangen. Einen Schritt vorwärts, und ich rollte die Riesenstufen des Berges hinab: obgleich ich aber völlig munter war, hatte ich jeden Begriff von Gefahr verloren. Ich weiß nicht, durch welche Ideen-Verbindung mir Karl's letzte musikalische Phrase ins Gedächtniß kam. Mein Traum, der mir einen Augenblick entschwunden gewesen, fiel mir von neuem ein, und das Fieber, das mich ergriff, verwirrte meine Gedanken dergestalt, daß ich jede Herrschaft über meine Sinne verlor. Phantome tauchten in meinem Gehirn und vor meinen Augen auf: die Scene in der Kirche malte sich mit so lebhaften und wahren Farben vor meinem inneren Sinne aus, daß ich, von einer Anwandlung wahnsinnigen Entsetzens erfaßt, die unselige Phrase zu singen begann, erst mit halber Stimme, als wolle ich die Annäherung der Geister der Finsterniß beschwören und abwenden, als habe ich mich schon an ihre Erscheinung gewöhnt, und endlich mit voller schmetternder Stimme, wie wenn ich sie hervorrufen und mich mit ihnen in den Nebel stürzen wollte, der in den Mondesstrahlen über dem Abgrund zitterte. Aber wie erstaunte ich, als im Augenblick, wo ich jene erhebenden Worte sang:

„Ja, Deine Macht, o Herr, ist groß!"

eine Stimme, die mir die Stimme des Windes und der Gewässer schien, aus den düsteren Fichten hervor mir antwortete:

„ist groß, ist groß",

und gleich, als wenn alle Stimmen der Nacht und alle Geister der Luft sich verschworen hätten, Karl's Todten-Hymnus zu singen, erwiederte von jedem Gipfel und aus der Tiefe jeder Schlucht das Echo der phantastischen Stimme mit immer mehr verhallender Kraft: „ist groß — ist groß." Der letzte Laut dieser Stimmen verlor sich mit so viel Zartheit und Klarheit in den Lüften, sie hauchten einen so sanften, so harmonischen Seufzer aus, daß ich wähnte, Karl's letzten Seufzer zu vernehmen, diesen musikalischen Seufzer, ähnlich dem leisen Hauche, der in Sommernächten durch die Saiten der Harfe weht. Als er diese Worte sprach, als er diese Töne sang, war die Seele des Meisters gen Himmel geschwebt auf den jungfräulichen Fittigen der christlichen Muse. Diese Erinnerung traf mich so schmerzlich, und die Täuschung war so mächtig, daß ich auf meine Knier niederfiel und, in Thränen aufgelöst, meine Arme zum Himmel erhob, wähnend, es schwebe über meinem Haupte eine Engelsgestalt dahin . . . .

Alles war wieder still . . . Ich beruhigte mich, theils durch die scharfe Kälte der Nacht, theils in Folge der Anstrengungen, die ich selbst machte, um wieder zur Vernunft zu kommen. Bald fing ich an, mich über die lange Abwesenheit meines jungen Dieners zu ängstigen; ich fragte mich, wie viel Stunden wohl verflossen seyn konnten, während ich so einem qualvollen Schlafe und schwärmerischen Träumereien verfallen war. Ich schüttelte meinen durchnäßten Mantel ab, griff wieder zu meinem eisenbeschlagenen Stock, und als ich Karl verschiedene Male gerufen, ohne Antwort zu erhalten, stieg ich vorsichtig den schauerlichen, fast ungangbaren Fußweg hinunter, den wir in der Dunkelheit ohne Furcht schon halb zurückgelegt hatten, und dessen ganze Fährlichkeit mir nun das Mondlicht zeigte.

Je weiter ich vordrang, je schwieriger wurde das Unternehmen, so daß ich beinahe davon abstehen wollte. Jedesmal, wenn ich auf einer der natürlichen Terrassen des Berges anlangte, ruhte ich mich aus, trank ein wenig Grog und erfüllte die Schlucht mit meinem Rufen. Das Geräusch des Wasserfalls nahm beständig zu, und meine vergeblichen Nachsuchungen ängstigten mich unbeschreiblich, denn ich machte mir Vorwürfe, meinen armen Diener veranlaßt zu haben, den entsetzlichen Weg allein zurückzulegen, und ich überredete mich immer mehr, daß er durchaus in den Abgrund habe stürzen müssen. Ich gab jede Hoffnung auf, ihn noch unter den Lebenden anzutreffen; ich hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu rufen, und ging gebückten Hauptes vorwärts, weil ich jeden Augenblick erwartete, auf seine Leiche zu stoßen.

(Schluß folgt.)

Die neue astronomische Uhr auf dem Straßburger Münster.

Dieses große Meisterwerk hat die Aufmerksamkeit der zehnten bekanntlich in Straßburg gehaltenen Sitzung des wissenschaftlichen Kongresses und der dortigen Universität in hohem Grade erregt. Letztere verehrte dem Erfinder und Verfertiger, Professor Schwilgué, bei Gelegenheit der Einweihung der Uhr eine große silberne Medaille, und der gelehrte Kongreß bestellte zwei General-Kommissionen, um über dieses staunenswürdige Erzeugniß der Kunst und Wissenschaft einen genauen Bericht zu erhalten.

Der Vicomte von Cussy las im Namen der Kommission der schönen Künste eine kurze Beschreibung der Uhr von künstlerischem Standpunkte, und sein interessanter Artikel wurde im Bulletin des Kongresses bekannt gemacht. Herr Fargeaud, Professor der Physik zu Straßburg, überreichte der wissenschaftlichen Kommission einen Bericht, worin er sich zunächst über die sonderbaren Schicksale der alten Münster-Uhr verbreitete, deren Bewegungen im Jahre 1789 gänzlich stockten. Ich erwähne in Betreff jener nur, daß sie in das historische „Haus Unserer lieben Frau" dicht bei der Münster-Kirche transportirt worden ist, wo jeder Fremde sie in Augenschein nehmen konnte. Diese Maschine stand zu ihrer Zeit allgemein im Rufe eines Wunders der Kunst; auch war sie in der That weit vollkommener als ähnliche große Uhren in verschiedenen berühmten Kathedralen aus mittelalterlicher Zeit. Die Straßburger Legende sagt uns, der Verfertiger jenes Meisterwerkes, Isaak Habrecht, sey auf beiden Augen erblindet — ein Unglück, das viele große Baukünstler und Mechaniker betroffen haben soll.

Die neue Uhr, angefangen am 24. Juni 1838, wurde am 2. Oktober 1842 zum ersten Male in Bewegung gesetzt. Man muß wissen, daß Herr Schwilgué gründliche mathematische Kenntnisse mit der höchsten technischen Meisterschaft, was ihn schon auf viele neue Entdeckungen geführt hat, vereinigt; daher sein Werk ein mechanisches Wunder zu nennen, mit welchem die alte Thurmuhr fast gar keine wissenschaftliche Vergleichung aushält.

An dieser wahrhaft grandiosen Uhr, deren Dimensionen zu denen des gewaltigen und hehren Gebäudes im rechten Verhältnisse stehen, sind folgende Hauptstücke zu beachten: das gewöhnliche Zeitmaß; der Kalender; die astronomischen Bewegungen und die Automaten.

I. Alle bewegliche Theile stehen mit einem centralen Beweger in Verbindung, welcher für sich allein schon eine Uhr von höchster Genauigkeit ausmacht. Diese Uhr zeigt auf einem außerhalb der Kathedrale angebrachten Zifferblatte die Stunden, die Tage der Woche und die ihnen entsprechenden Zeichen der Planeten. Die anderen Räder, welche auf das Zeitmaß sich beziehen, bringen außerdem ins Getriebe:

a) Das Schlagwerk der Viertelstunden. Die vier Lebensalter des Menschen, durch eben so viele Automaten vorgestellt, kommen im Verlauf jeder Stunde der Reihe nach zum Vorschein: ein Kind schlägt das erste Viertel; ein Jüngling die halbe Stunde; ein Mann drei Viertel, und ein Greis vier Viertel. Das Automat, welches die Viertelstunde verkündigen soll, kommt an die Glocke, verweilt den einzigen Augenblick, der nothwendig ist, um den zweiten Schlag jeder Viertelstunde zu thun, und entfernt sich dann gleich wieder. Den ersten Schlag thut der Engel zur Linken des kleinen Zifferblatts.

b) Den Tod, welcher mit einem Knochen in seinen entfleischten Händen die Stunden schlägt; dieser ist bei Tage wie bei Nacht unausgesetzt thätig, während die Repräsentanten der vier Lebensalter zur Nachtzeit feiern.

c) Den Engel zur Rechten, der, sobald alle vier Viertel schlagen, die Sanduhr umkehrt.

d) Die Prozession der zwölf Apostel, welche an jedem Mittage stattfindet, sobald es zwölf geschlagen hat. Die Apostel ziehen an dem Christusbilde vorüber, wenden sich dabei um und verneigen sich, jedoch jeder auf eine verschiedene Weise.

e) Endlich den Hahnenschrei. Während die Apostel bei Christus vorübergehen und seinen Segen empfangen, kräht der Hahn dreimal, mit den Flügeln schlagend und Kopf, Schnabel und Schwanz bewegend.

II. Auf einem großen metallenen Quadranten, einem Ringe von drei Meter Durchmesser und 23 Centimeter Breite, steht ein vollständiger immerwährender Kalender, worin Monate, Tage, Sonntagsbuchstaben und Namen der Heiligen verzeichnet sind. Dieser Quadrant vollendet einen Kreislauf in 365 oder 366 Tagen, je nachdem das Jahr ein gemeines oder ein Schaltjahr ist. Auch das allhundertjährige Wegfallen eines Schalttages ist berücksichtigt.

Der Kalender bezeichnet außerdem die beweglichen Feste für alle Zeiten. Zu diesem Zwecke bringt man am 31. Dezember um Mitternacht die beweglichen Feste vor dem Tage des bestimmten Kalenders an, welchem sie im ganzen Jahr entsprechen sollen; sie kreisen alsdann mit dem großen Quadranten, bis ans Ende des Jahres ihre respektiven Stellungen bewahrend, und so ferner für jedes folgende Jahr.

Die beweglichen Feste bilden drei unterschiedene Reihen, von denen jede einen eigenen Mechanismus erfordert: 1) die vom Ostertage abhängenden; 2) die vier Feste, welche vom Advent abhängen; 3) das Fest des heil. Arbogast, Patrons der Kathedrale.

Ostern erhält man vermittelst eines äußerst sinnreichen Mechanismus, in welchem Alles, was die Epoche bestimmen hilft, kombinirt und auf unbegränzte Zeit reproduzirt wird. So hat Herr Schwilgué die von Gauß angegebene Formel hinsichtlich der Osterzeit gleichsam in die Sprache der Mechanik zu übersetzen gewußt.

Die Gottheiten, welche die sieben Planeten darstellen und den sieben Wochentagen ihren Namen geben, erscheinen an jedem Morgen und verschwinden wieder am Abend, indem sie auf einer wahren kreisförmigen Eisenbahn sich bewegen.

III. Die astronomische Section des großen Uhrwerks besteht aus folgenden Theilen:

a) Einem Planetarium, welches die mittleren Umläufe aller mit unbewaffnetem Auge sichtbaren Planeten darstellt. Die Erde hat den Mond bei sich, der im synodischen Monat einen Kreislauf vollendet.

b) Den Phasen des Mondes. Diese verschiedenen Phasen stellt ein besonderer Globus dar, welcher größer ist als der zum Planetarium gehörige.

c) Den verschiedenen besonderen Mechanismen, welche die Aequationen der Sonne, d. h. die wahre Anomalie (Abweichung) und die gerade Aufsteigung (Rectascension) erzeugen; andere veranlassen die gerade Ascension des aufsteigenden Mond-Knotens, indem sie Alles hervorbringen, was zur wahren Länge des Mondes führt, welche alsdann

vermöge eines anderen höchst scharfsinnigen Mechanismus die gerade Ascension bewerkstelligt.*)

d) Der Mechanismus der Aequationen gestattete es, die scheinbare Bewegung der Sonne, ihren Aufgang und Niedergang, ihren Uebergang zum Meridian und auch den des Mondes darzustellen. Da nun die Breite**) dieses Himmelskörpers hier ebenfalls bemerkt ist, so ergiebt sich daraus eine Darstellung der Sonnen- und Mondfinsternisse auf dem Quadranten der scheinbaren Zeit. Im Mittelpunkte dieses Quadranten ist die nördliche Hemisphäre dargestellt, auf welcher man darüber sich belehren kann, wo eine Eklipse sichtbar seyn wird.

e) Eine Sphäre, welche die Stelle der alten ersetzen wird, soll die scheinbare Bewegung des Himmels andeuten, indem sie während der Dauer des Sideral-Tages eine Kreisbewegung vollendet.***) Ihre Bewegung wird unter dem Einflusse des Vorrückens der Nachtgleichen stehen, deren Kreislauf 25,804 Jahre erfordert.†)

Herr Schwilgué hat die Automaten, welche an der alten Uhr bewundert wurden, nicht bloß reproduzirt, sondern auch ihre Zahl vergrößert. Es verdient außerdem Bemerkung, daß die sich fortbewegenden Figuren wirklich gehen und nicht vorwärts rutschen, wie die an der alten Uhr. Jedermann bewundert die Raschheit und Anmuth, mit welcher der Engel seine Sanduhr umkehrt; und auch die täuschend natürlichen Bewegungen des Hahns verdienen Bewunderung. Die schönen Malereien mit ihrem lebhaften Kolorit und der hohen Vollendung ihrer Umrisse erhöhen den Eindruck des ganzen Werkes ungemein.

Die Uhr des Herrn Schwilgué läßt uns aber in ihrem Erfinder nicht bloß einen tiefen Mathematiker und ausgezeichneten Mechaniker, sondern auch einen gelehrten Physiker erkennen, der alle Umstände und Wechsel der Temperatur, denen diese Menge von metallenen Rädern, Haspen, Spindeln und Stäbchen jeder Art, Form und Dimension in dem sehr veränderlichen Klima Straßburgs unterworfen ist, berechnet und dagegen Vorkehrungen getroffen hat.

Die schöne, mit vielem Fleiß gegossene und bereitete Bronze hat fast die Härte des Stahls. Alle metallische Theile sind so vertheilt, daß man selbst bei den schroffsten Wechseln der Temperatur nie eine Variation der Form zu befürchten braucht. Dazu ist jedes Stück so angebracht, daß man es hinwegnehmen kann, ohne die benachbarten Theile zu berühren. Da der Verfasser mit Hülfe eines besonderen thermometrischen Apparates Abweichungen der Dimension berechnen konnte, die weniger als ein Tausendtheil eines Millimeters betrugen, so hat sein kompensirender Pendel eine erstaunenswürdige Vollkommenheit erhalten. Endlich zeugt auch die zur Seite der Uhr beschriebene Mittagslinie von dem erfinderischen Geiste des Herrn Schwilgué.

Wenn die zerstörende Zeit dieses staunenswürdige Kunstwerk einst unbrauchbar gemacht haben wird, so werden die aufbewahrten Berechnungen des Erfinders den Nachkommen immer gestatten, eine neue Uhr von gleicher Vollkommenheit anzufertigen.

Mannigfaltiges.

— **Der Englische Kunstverein eine ungesetzliche Privat-Lotterie.** Das Londoner Athenaeum theilt ein Gutachten des bekannten Rechts-Anwalts, Serjeant Talfourd, mit, wodurch das Prinzip des unter dem Namen Art-Union bestehenden Kunstvereins, das Prinzip der Verloosung nämlich, nicht sowohl von Gemälden und anderen Kunstwerken, als von Geldsummen, wofür sich der Gewinner einen beliebigen Kunstgegenstand aussuchen soll, für durchaus ungesetzlich und als strafbar für die Gründer des Vereins wie für dessen Interessenten erklärt wird. Sogar die Buchdrucker, Verleger, Kupferstecher &c., die dem Verein mittelbar oder unmittelbar ihren Beistand leihen, werden nach einem Statute Georg's II. für straffällig angesehen. Hiernach und da, wie es scheint, sehr viele einflußreiche Kunsthändler und wahre Kunstfreunde gegen jenen Kunstmißbrauch sich erhoben, scheint die letzte Stunde der Art-Union gekommen zu seyn. Diese hatte in der neuesten Zeit eine ungeheure Ausdehnung gewonnen: Leute, die nicht das allergeringste Interesse für die Kunst hegen, hatten, von den zahlreichen Geldprämien gereizt, ihre Guineen als Einsätze hergegeben und, wenn dann ein großer Gewinn sie traf, diesen entweder einem Spekulanten mit bedeutendem Rabatt verkauft oder, wenn sie sich selbst etwas aussuchten, gerade die kunst- und geschmacklosesten Dinge, wenn diese nur einem Zwecke des Luxus dienten, sich erworben. Der ungeheure Erfolg der Art-Union führte bald Nachahmer herbei, und von allen Seiten entstanden Speculationen, um auf ähnliche Weise Gegenstände des Luxus und der Industrie auszuspielen. Was dem Einen recht, ist dem Anderen billig; was die Art-Union sich gestattet, glaubt auch ein Verein von Möbel- und Rokoko-Händlern ausführen zu dürfen, obwohl diese nicht einmal die moralische Garantie darbieten, die wenigstens vor äußerer Uebervortheilung in dem hochstehenden Charakter der Beschützer und Gründer der Art-Union liegt. Alles dies hat nun den Serjeant Talfourd, den bekannten Vertheidiger des geistigen Eigenthumsrechts, bewogen, mit seinem Rechtsgutachten hervorzutreten, auf dessen Erfolg man allgemein gespannt ist.

— Jugel's Universal Magazine. Von dieser neuen, bereits in Nr. 15 unseres Blattes angekündigten Englischen Zeitschrift ist uns die erste Nummer, ein Heft von 180 Seiten in Groß-Oktav, zugekommen. Die Erwartungen, die wir früher von dem Geschmack und der Sorgfalt des Verlegers ausgesprochen, haben sich vollkommen bestätigt, indem sich dieses in Frankfurt a. M. erschienene Journal, was das Aeußere betrifft, jedem genuin Englischen „Magazine" oder „Review" an die Seite stellen darf. Aber auch der Inhalt und dessen Auswahl gereichen der Redaction des Herrn Dr. Catty zum Verdienst, denn es befinden sich in diesem ersten Hefte nicht weniger als fünf Auszüge aus beliebten neuen Romanen (worunter Boz-Dickens' „Chuzzlewit", Mrs. Trollope's „Arthur O'Leary" und Harrison Ainsworth's „Windsor Castle"), ferner vier große Bücher-Anzeigen (nach Edinburgh-Review, Quarterly-Review und dem Dubliner University-Magazine) und endlich 21 verschiedene, zum Theil poetische und zum Theil prosaische Journal-Artikel. Bei dem kompressen Drucke dieser Zeitschrift ist wohl anzunehmen, daß ein Heft derselben so viel enthält als ein gewöhnlicher Band von 400 Seiten, und ist darum auch der Preis dieser Englischen Zeitschrift ($3\frac{1}{3}$ Thaler für drei Hefte) überaus billig zu nennen.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

The American Almanac and Repository of useful knowledge, for the year 1843. 12. Boston. (Bd. 14. Vergl. Mag. 1842. Nr. 36.) Preis in London: 5 s.

B. Davenport A History and New Gazetteer, or, a geographical dictionary of North America and the West Indies. New (sehr verb.) edit. gr. 8. New York. 16 s.

C. Mason An elementary Treatise on the structure and operations of the national and state governments of the United States. 12. Boston 1842. 3 s. 6 d.

G. Barstow The History of New Hampshire, from its discovery, in 1614, to the passage of the toleration act, in 1819. 8. Concord.

J. Frost (Prof. in Philadelphia) The Book of Navy, comprising a general history of American marine; and particular accounts of all the most celebrated naval battles, from the declaration of independence to the present time. 8. mit vielen Kpf. New York. — J. F. Cooper, der Romanschreiber, schrieb auch eine History of the navy of the United States.

Journal and letters of the late S. Curwen, judge of admiralty etc.: an American refugee in England from 1775 to 1784, comprising remarks on the prominent men and measures of that period. To which are added biographical notices of many American loyalists and other eminent persons. By G. A. Ward. 8. mit Portr. New York 1842. 18 s. — Dem Herrn Tuckhurst, mit seiner Erlaubniß, gewidmet und ein Seitenstück zu der in Nr. 106 (1842) angezeigten Biographie des Van Schaack.

Illustrations of the principal events in the life of Washington. Embellished with 48 highly finished engravings. From original paintings, by the most eminent American artists. Edited by J. Sparks. 4. Boston. — Die artistische Ausstattung möchte hierbei Hauptsache seyn, die durch Hrn. Sparks besorgte Ausgabe von Washington's Schriften (12 vol. 8. Boston 1834—37) enthält auch eine Biographie desselben.

W. L. Stone Uncas and Miantonomoh, a historical discourse, delivered at Norwich — on the occasion of the erection of a monument to the memory of Uncas, the white man's friend, and first chief of Mohegans. 209 Seit. 12. New York. — Der Verf. hat durch sein Life of Brant und Life and times of Red Jacket (Mag. 1842. Nr. 15) einen Namen als Biograph Nord-Amerikanischer Indianer.

Natural History of New York. By Authority. 4. New York, Boston and Albany. — Zoology of New-York, or the New-York Fauna. By J. E. De Kay. Part I. Mammalia. Albany 1842. 1 L. 16 s. — Vorangeht diesem Bande eine von H. W. Seward, Gouverneur des Staates Newyork, geschriebene General Introduction. Das Ganze ist auf etwa 10 Bände berechnet.

T. W. Harris A Treatise on some of the insects of New England, which are injurious to vegetation. 8. Cambridge. (Vergl. Mag. 1842. Nr. 36.)

J. Tracy History of the American Board of commissioners for foreign missions; compiled chiefly from the published and unpublished documents of the Board. 2. (verb. u. verm.) edit. 8. New York. 14 s.

J. C. Bennett The history of the saints: or, an exposé of Joe Smith and Mormonism. 12. Boston. 4 s 6 d. — Der Verf. dieses Werks hat, abgesehen von den Motiven, welche ihn dazu veranlaßt, das Verdienst, den J. Smith darin als einen gemeinen Heuchler u. Betrüger entlarvt und dadurch wesentlich zu dessen Sturze beigetragen zu haben. Mit dem Mormonismus möchte es nun wohl vorbei seyn. Eine Geschichte desselben, von Turner, ist in Nr. 141 (1842) angezeigt. Neuerdings ist noch in England erschienen: H. Caswall (Prof. der Theolog. am Kemper College in Missouri u. Verf. von America and the American Church und City of Mormons) The prophet of the 19. century; or, the rise, progress, and present state of the Mormons or latter-day saints. To which is appended an analysis of the Book of Mormon. 8. London. 7 s. 6 d. Vergl. auch Mag. 1842. Nr. 146. Art. Nord-Amerika.

H. W. Longfellow Ballads and other poems. 4. edit. 12. Cambridge. 3 s. — Ders. Voices of the night. 6. edit. 12. Cambridge. 3 s. — Ders. Poems on slavery. 2. edit. 12. Cambridge. 1 s. 6 d. — Vergl. über diesen talentvollen Dichter Mag. 1842. Nr. 134.

Mrs. L. H. Sigourney Pleasant memories of pleasant lands. 12. Boston. 8 s. 6 d. — Poetische Erinnerungen an eine auf dem Kontinent gemachte Reise, nebst Erläuterungen in Prosa. Tilt u. Bogue, in London, kündigen davon eine Oktav-Ausgabe à 6 s. an. Vergl. auch Mag. 1842. Nr. 36.

(J. F. Cooper) The wing and wing, or le feu-follet; a tale. 2 vol. 12. Philadelphia. — Die Londoner Ausgabe dieses Romans scheint einen etwas abweichenden Titel zu haben.

The condition and fate of England. By the author of „The glory and shame of England" (i. e. Lester. Vergl. Mag. 1842. Nr. 36). 2 vol. 12. New York. 12 s.

Life in Mexico during a residence of two years in that country. By Madame C— de la B—. 2 vol. 12. Boston. — Lebendig und elegant geschriebene Schilderung. Als Verfasserin hat man in Nord-Amerika bald Mad. Calderon de la Barca, Gemahlin des früheren Spanischen Gesandten in Washington, darauf in Mexiko, erkannt. Das Werk ist zu London von den Hrn. Chapman u. Hall in ihrer Foreign Library nachgedruckt, und Prof. Prescott, Verf. der History of Ferdinand and Isabella of Spain, hat eine Vorrede dazu geschrieben.

B. M. Norman (Buchhändler in Neuorleans) Rambles in Yucatan; or, notes of travel through the peninsula, including a visit to the remarkable ruins of Chi-Chen, Kabah, Zayi, and Uxmal. 8. mit vielen Abbild. New York 1843. 16 s. — Vergl. darüber Mag. Nr. 18 Art. Central-Amerika. Bereits ist davon auch eine zweite Ausgabe erschienen. Das neue Werk von Stephens ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

---

*) Die astronomische Länge eines Himmelskörpers ist das Stück der Ekliptik von seinem Breitekreise bis zum Zeichen des Widders.

**) Die astronomische Breite eines Himmelskörpers ist sein gerader Abstand von der Ekliptik.

***) Die Länge eines Sideral- oder Sternentages beträgt 23 Stunden 56 Minuten.

†) Das Vorrücken der Nachtgleichen in der Ekliptik beträgt nach astronomischen Berechnungen alle $71\frac{1}{2}$ Jahre einen ganzen Grad.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Montag den 20. März 1843.

Rußland.

Reise eines Moskauers nach Nijnij-Nowgorod.

Von M. P. Pogodin.*)

Endlich erfüllt sich mein längst gehegter Wunsch, und durch den Schutz unseres Ministers der Volks-Aufklärung (Uwarov) wird es mir möglich, meine Reise durch Rußland anzutreten. In unseren Studirzimmern unter Büchern und Papieren vergraben, werden wir Moskauer mit dem Leben und dem Geiste des Volks, mit seinen Bedürfnissen, Wünschen, Tugenden und Fehlern, die ein so helles Licht auf unsere Geschichte werfen, wenig bekannt; die Petersburger aber noch weniger. Um es wirklich kennen zu lernen, muß man es in der Nähe betrachten, wodurch Manches eine ganz andere Gestalt gewinnen wird. Zu meinem ersten Ausflug habe ich den Nord-Osten gewählt, der die wenigsten Spuren eines fremden Einflusses trägt: die Tataren sind nicht bis hierher gekommen; die Polen und Litthauer erschienen nur auf einen Augenblick; hier sind nur wenige Fabriken, die oft für die Moralität des Volks so schädlich sind, und Einquartierungen gehören zu den Seltenheiten. Die Hauptpunkte meiner Reise werden daher Nijnij, Ustjug, Archangelsk, vielleicht die Insel Solowezkij, Bieloserskl und Wologda seyn.

Am 3. August, Sonntag Morgens, reiste ich in der Diligence von Moskwa ab. Die neue Chaussee nach Nijnij-Nowgorod ist, mit Ausnahme einiger Intervallen und des Distriktes Gorochowez, vollendet, und auch diese werden zum künftigen Jahr fertig seyn. Es ist zum Erstaunen, wie lange uns dergleichen wichtige Ereignisse im Vaterland unbekannt bleiben. Nichts hat einen ausgedehnteren Einfluß auf das allgemeine Wohl, als die Verbesserung der Wege: im Ausland spricht man von jeder Werst, wir aber schweigen von Tausenden. Mit den besseren Straßen ist die Einrichtung der Diligencen verbunden. Die jetzigen sind von der Vollkommenheit noch weit entfernt, aber der Unternehmer verdient schon deswegen den Dank der Handelswelt, weil er sie von dem Joch der Jamschtschiks (Postknechte) befreit hat, die oft zwei- bis dreimal so viel nahmen, als ihnen zukam. Hoffentlich wird er in der Folge bessere Equipagen einführen und die Reisenden auf den Stationen schneller befördern. Die Petersburger Postknechte haben es jetzt dahin gebracht, nur fünf Minuten auf das Umspannen zu verwenden; wenn man dieses auch den Wladimirschen und Nijegorodschen angewöhnen könnte, so würde man die Reise von Moskwa nach Nijnij in 40 Stunden machen. Mit der Zeit wird man auch das Passagiergeld, nach dem Vorgang Petersburgs, von 85 auf 50 Rubel die Person ermäßigen.

Meine Reisegefährten waren Kaufleute aus Kiachta, die mir über den dortigen Handel Folgendes mittheilten. Seine jetzige Gestalt hat er dem ausgezeichneten Moskauer Kaufmann Jigarew**) zu verdanken. Anfangs belief sich die Quantität des in Kjachta eingetauschten Thees auf nicht mehr als 2000 Zybiks (Seronen), und der Transport dauerte ein Jahr; vor 30 Jahren betrug sie 15,000 und jetzt 100,000 Zybiks. Die Kjachtaschen Kaufleute verkaufen die eine Hälfte ihres Thees en gros auf dem Nijegoroder Jahrmarkt, die andere in Moskwa. Die Haupt-Einkäufer sind die Moskaner: Usatschew, jährlich 10—15,000 Zybiks, Schestov und Borisovskij, jeder 4—6000 u. s. w.; die Großhändler verkaufen nachher die Waare den Detaillisten in kleineren Partieen. Dieses Jahr wird noch mehr erwartet als gewöhnlich, und die Spekulanten werden daher wohl nicht ohne Verlust davonkommen.

Doch um auf unsere Reiseroute zurückzukommen: wir fuhren zuerst durch Gorenki, das seinen botanischen Anlagen einen Europäischen Ruf verdankt. Jetzt ist hier eine Fabrik.

Der nächste Ort ist Pechra, bekannt durch seine malerische Lage an dem Flusse Pechra und durch eine schöne Gemälde-Sammlung. Auch hier ist eine Fabrik. So gehen die Erbgüter der Altrussischen Bojaren, gleich ihren Moskauer Palästen, in die Hände der Kaufleute und Fabrikanten über.

Den Bunjkover Bauern, die wegen der Fertigkeit berühmt waren, womit sie ungeduldige Reisende auf der letzten Station vor Moskwa zu prellen pflegten, thut es sehr leid, daß die neue Chaussee an ihrem Dorf vorbeigeht.

An den Posthäusern ist keine Verbesserung zu verspüren: dieselben schmutzigen Höfe, krummen Treppen, verfallenen Wände, unreinen Thee-Maschinen (Samowary) und halbzerbrochenen Tassen. Es wäre dem Entrepreneur der Diligencen sehr zu rathen, auf allen Stationen eigene Gasthöfe anzulegen, die gewiß sehr einträglich seyn würden, da selbst auf so besuchten Straßen, wie die Troizker und Wladimirsche, keine einzige ordentliche Anstalt dieser Art zu finden ist.

Wir fragten die Postknechte, ob ihnen die Diligencen keinen Schaden thäten? — „Das ist gleich", antworteten sie; „wir bekommen zwar weniger Postgeld (progony), aber fahren desto öfter." — „Warum waret Ihr aber so sehr dagegen?" — „Je nun, wir wußten nicht, daß es so seyn würde." Voriges Jahr forderten sie dem Entrepreneur einen unmäßigen Lohn ab; dieser mußte Jamschtschiks von anderen Straßen herbeiholen und besondere Posthäuser miethen. Als die Bunjkover sahen, daß man auch ohne sie fertig wurde, ließen sie mit sich handeln, nachdem sie, beiläufig gesagt, die Hälfte des Jahrmarkt-Verkehrs verloren hatten. So schwierig ist es, bei uns etwas Neues einzuführen.

Den 4. August. Bald nach Sonnenaufgang wechselten wir im Kirchdorf (selo) Undola die Pferde und tranken in Wladimir Thee. Hier besuchten wir die Kathedrale, deren Bauart merkwürdig ist, und verneigten uns vor den Ueberresten Andrej Bogoljubskij's*), dem Großrußland den ersten Platz im Vaterlande zu verdanken hat, so wie vor denen des Georgij Wsewolodowitsch, der (im J. 1238) an den Ufern der Sitj im Kampf gegen die Tataren fiel. Die Dmitrewsker Kathedrale, die weit älter zu seyn scheint, ist verschlossen. Alle Klöster und Kathedralen pflegten sonst Chroniken zu halten, jetzt aber dürften nur wenige oder gar keine diesen nützlichen Gebrauch befolgen, der fast von der Zeit der Einführung der christlichen Religion herstammt.

Was sind die Russischen Städte? Kolonieen der Regierung; nur die Aeltesten derselben — Kiew, Nowgorod, Smolensk — waren Handelsplätze. So haben also unsere Städte vom Anfang an keine Aehnlichkeit mit den Europäischen.

Ich setzte mich auf den Kutschbock, um der schönen Gegend zu genießen, vorzüglich aber, um die Bogoljubskaja-Kirche nicht zu verfehlen. Die Jamschtschiks zeigten mir eine kleine, niedrige Kirche, die ganz einsam auf einer Wiese, unweit der Kljasma, steht; bald darauf fuhren wir durch das Dorf, welches keine Spuren seiner alten Größe zeigt. Wer hätte gedacht, daß von diesem Ort aus Großrußland, das jetzige Rußland, auf den Schauplatz der Geschichte getreten sey?

Achtzig Werst von Nijnij setzten wir auf einem Prahm über die Oka und erstiegen den Kostinschen Berg zu Fuß. Die ganze Gegend war mit Rauch bedeckt, indem die Wälder in der Nähe brannten und man kein Mittel wußte, die Feuersbrunst zu löschen. Dreizehntausend Menschen arbeiteten vergeblich daran.

Von hier kamen wir zuerst durch Gorbatov, das durch seine zierlichen Theemaschinen (Samowary) bekannt ist, setzten dann noch einmal über die Oka und fingen, nachdem wir von der Hitze und dem Staub viel gelitten hatten, endlich (am 5. August) gegen Abend an, die Nähe des Jahrmarkts zu bemerken. Auf den Straßen drängt sich das Volk, zu Fuß und zu Pferde; in der Entfernung sieht man das Feuer in den Oefen der Stahlfabriken: jetzt auch die Flaggen der Schiffe. Wir fahren noch durch die großen Dörfer an der Oka, wo die Barken gebaut werden; das Volksgedränge wird dichter; wir sind angekommen! Tausende von Wagen gehen nach allen Gegenden ab und erheben einen Staub, der die Augen zuklebt. Nachdem ich mich bei meinen lieben Reisegefährten für ihre angenehme Unterhaltung bedankt, die mir von unserer löblichen Kaufmannschaft eine noch höhere Meinung eingeflößt hatte, nahm ich Abschied von ihnen und ging nach der Wohnung meines Verwandten S.

(Schluß folgt.)

*) M. P. Pogodin, Professor an der Universität Moskwa, ehemals Redacteur des Moskowskij Wjestnik und jetzt des Moskwitjanin, ist seit dem Juli v. J. auf einer historisch-archäologischen Reise durch das nördliche Rußland begriffen. Wir übersetzen die ersten Blätter seines Tagebuchs, mit einigen Auslassungen und Zusammenziehungen, aus dem Moskwitjanin.

**) Jigarew besaß Millionen; sein Enkel aber lebte von Almosen und wurde von wohlthätigen Leuten begraben.

*) Andrej Bogoljubskij, Sohn des Großfürsten Georgij Dolgorukij, regierte in Susdal und wurde, nach der Eroberung Kiew's durch seine Truppen, von den übrigen Theilfürsten als Oberherr anerkannt. Er wurde im J. 1174 meuchlings ermordet.

Central-Amerika.

Die Bauwerke der Amerikanischen Autochthonen.

III. Haus der Kaziken zu Chi-Chen.

Etwa drei Ruthen südwestlich von den Ruinen des Tempels liegen die des „Hauses der Kaziken." Nachdem ich mir einen Weg durch das dichte

Strauchwerk geebnet hatte, erreichte ich mit Hülfe meines Kompasses die östliche Fronte, und sobald ich einige Bäume gefällt hatte, die mir die Aussicht benahmen, stellte sich das ganze Gebäude meinen Blicken dar. Nichts hat auf mich je einen so seltsamen und überraschenden Eindruck hervorgebracht, als diese Steinmasse, deren Architektur von Sorgfalt, ja von Eleganz zeugt, die aber einem bisher unbekannten Stile zugehört. Die Fronte dieses wunderbaren Baues mißt 30 Fuß: sie hat 20 Fuß Höhe und schließt sich dem 30 Fuß weit entfernten Hintergebäude an. Ueber dem Thorwege, der dem Aegyptischen Stil ähnelt, befindet sich eine schwere, steinerne Schwelle, die mit zwei doppelten, durch Bildhauer-Arbeit gebildeten Hieroglyphen-Reihen eingefaßt ist. Etwas höher bemerkt man die Ueberreste steinerner Haken, mit Spuren von eingegrabener Draperie, die, wie es scheint, durch das Niederstürzen der schweren Ornamente von dem Kapitäl des Gebäudes abgebrochen wurden. Weiter oben befindet sich das Basrelief einer weiblicher Figur in sitzender Stellung, mit federnem Kopfputz, Halsschmuck, Schnüren und Troddeln, und von kunstvoll gebildeten Arabesken in der Form eines Kranzes umgeben. Die Verzierungen laufen an beiden Seiten des Baues fort und sind in zwei Abtheilungen gesondert, die in der Anordnung, nicht aber im Stil, von einander abweichen: an den Winkeln sind große, hervorragende, schön geschnitzte Haken angebracht, und vollständige Rosetten und Sterne mit Lanzenköpfen sind mit großer Kunstfertigkeit aus dem Stein gehauen.

Die Verzierungen sind aus kleinen viereckigen Steinblöcken zusammengesetzt, die mit einem sehr feinen Instrument bis zur Tiefe von einem oder ein und einem halben Zoll ausgeschnitten und durch einen Schaft in die Mauer befestigt sind. Die Mauer selbst besteht aus großen, viereckigen Kalkstein-Blöcken und ist mit einem Mörtel zusammengekittet, der an Härte und Dauerhaftigkeit dem Steine gleich kommt. An den Seiten befinden sich drei Thorwege, die alle in kleine, mit glatten, viereckigen Steinblöcken ausgelegte Gemächer führen: der Fußboden ist von demselben Material und war ehemals mit Gyps bekleidet, der aber jetzt zerbrochen ist. Die geringe Größe dieser Kammern rührt von der ungeheuren Dicke der sie umgebenden Mauern, so wie von dem scharfwinkligen Bogen des Gewölbes her: die ganze Arbeit ist aber mit solcher Vollkommenheit ausgeführt, wie sie nur ein heutiger Baumeister erreichen könnte.

Der oben erwähnten Fronte schließen sich zwei unregelmäßige Nebengebäude an. Das eine zur rechten Hand ist ungefähr 25 Fuß von dem Hauptgebäude entfernt und weicht 2 Fuß von der graden Linie ab: die Breite der Fronte beträgt 35 Fuß, die der Seiten 10 und die Höhe 20 Fuß, und es enthält ein einziges Gemach, das in seiner Einrichtung denen des Hauptgebäudes gleicht. Die Fronte dieses Flügels ist mit sorgfältig geschnitzten Rosetten, Arabesken und Linien verziert und die Hinterwand aus gehauenen Steinen errichtet, die aber jetzt stark beschädigt sind. Ringsum liegen Haufen zertrümmerter Steinblocke, mit Bildsäulen und umgestürzten Pilastern vermischt. Das Gebäude zur linken Hand, welches etwa 8 Fuß von der Hauptfronte entfernt ist, mißt 22 Fuß in der Länge, 13 in der Breite und 36 in der Höhe. Der Obertheil ist ganz zerstört und scheint höher gewesen zu seyn: jetzt wächst auf ihrem platten Dache die Agave Americana. Dieses Gebäude ist mit geschnitzten Basrelief's, zerbrochenen Figuren in sitzender Stellung, Rosetten und Arabesken bedeckt und enthält gleichfalls nur ein Zimmer, welches den vorigen in Allem gleich ist. Auf der Oberfläche sämmtlicher Ruinen hat sich ein künstlicher, drei bis vier Fuß dicker Erdboden gebildet, in welchem Bäume und Sträucher verschiedener Gattungen üppig wuchern.

IV. Die Ruinen von Urmal.

Das „Haus des Gouverneurs"*) ist eine ungeheure majestätische Trümmermasse, welche drei sich über einander erhebende Terrassen-Reihen einnimmt. Die erste dient zur Grundlage und hat nur eine geringe Höhe: die zweite bildete eine große, 500 Fuß lange und 415 Fuß breite Fläche und ist mit einer 30 Fuß hohen und ziemlich gut erhaltenen Mauer von gehauenen Steinen umgeben. In der Mitte dieser Terrasse, die mit dicht wachsenden Bäumen und Sträuchern bedeckt ist, steht ein Schaft von grauem Kalkstein, der zwölf Fuß im Umfang und 8 in der Höhe mißt, eine geneigte Stellung hat und weder in seiner Form noch in seiner Oberfläche irgend eine Spur von Bearbeitung an sich trägt, die ihn von einem rohen Block unterscheiden könnte. In der Nähe befindet sich die Figur eines zweiköpfigen Tigers: auch bemerkte ich einige Excavationen mit steinerner Bekleidung und glatt gehauenem Mauerwerk, die ich für die Ueberreste von Cisternen oder Getraide-Kammern hielt. Längs des südlichen Randes dieser Terrasse gewahrt man die verwitterten, hin und her zerstreuten Fragmente eines kleinen Säulengangs.

Im nordwestlichen Winkel der Terrasse erhebt sich ein Gebäude, das, wie man aus seiner Lage schließen kann, ehemals mit dem „Hause des Gouverneurs" verbunden war. Es ist das kleinste von allen diesen Bauwerken, seine Verzierungen sind einfach und in geringer Zahl: unter ihnen zeichnet sich eine fortlaufende Linie von Schildkroten aus, die aus Stein geschnitten, etwa 1 Quadratfuß groß und unter den Karniesen angebracht sind. Im südwestlichen Winkel liegen zwei Haufen lockerer Steine, in der Form einer Pyramide, wovon der eine 80, der andere 100 Fuß hoch ist, während die Seiten der Basis etwa 200 Fuß messen. Sie haben breite, flache Dächer, über welche, so wie längs der Seiten hinab, die Ueberreste von Strukturen zerstreut sind, denen diese Pyramiden wahrscheinlich zur Grundlage dienten. Hier fanden wir auch Bruchstücke irdener Vasen und verschiedener Arten Kochgeschirrs.

*) Diese meist unpassenden Benennungen werden den Ruinen von den Eingebornen beigelegt.

Auf der Mittel- oder Haupt-Terrasse erhebt sich eine dritte von geringerem Umfang, welche die Grundlage zum „Hause des Gouverneurs" bildet. Ihre Ausdehnung beträgt 338 Fuß in der Länge, 82 in der Breite und 30 in der Höhe, und sie ist mit einer prächtigen steinernen Freitreppe versehen, die jedoch starke Beschädigungen erlitten hat. Das Haus des Gouverneurs selbst steht mit der Fronte gegen Osten: seine Länge beläuft sich auf 272, seine Breite auf 36 und seine Höhe auf 24 Fuß. Im Gegensatz zu den Ruinen von Chi-Chen ist es von seiner Basis bis zum Tragstein von einfacher Arbeit, erst von dort an beginnen die Verzierungen, die sich in großer Mannigfaltigkeit und den reichsten, seltsamsten und kunstvollsten Formen bis zum Gipfel erstrecken. Es ist von vorn bis hinten in doppelte Zimmerreihen eingetheilt. Die beiden Haupt-Gemächer liegen in der Mitte und nehmen ungefähr die Hälfte des ganzen Palastes ein, außerdem befinden sich vierzehn Zimmer zum Theil im Vorder-, zum Theil im Hinter-Gebäude, so wie einige kleinere in den beiden Flügeln. Die Wände dieser Gemächer sind entweder mit schönem, hartem Gyps bestrichen, oder aus viereckigen, ebenmäßig großen Steinblöcken zusammengesetzt. Der gleichfalls steinerne und mit einer zähen, kalksteinartigen Materie belegte Fußboden ist jetzt in einem sehr beschädigten Zustande. Die Thürschwellen sind aus Zapoteholz verfertigt: letzteres ist indessen zum Theil verfault und hat vielleicht dadurch den Sturz der Mauern herbeigeführt. An dem Thorwege sind von innen Haken oder Angeln angebracht, worauf vermuthlich die Thüren ruhten; auch sind noch Oeffnungen in den Wänden und die Ueberbleibsel von Balken vorhanden, an welche Hängematten (hammocks) befestigt waren, wovon die Spuren der Stricke noch immer wahrzunehmen sind. In diesem Gebäude sah ich weder Fresko- noch andere Gemälde, noch Verzierungen irgend einer Art. Die Architektur der Fronte zeugt in hohem Grade von der Geschicklichkeit des Baumeisters. Die Mauern bestehen aus dem dauerhaftesten Kalkstein und sind über 3 Fuß tief sehr sorgfältig mit schön behauenen Steinen ausgelegt. Der Gyps der Bekleidung war so glatt, als ob man das Material mit einem scharfen Messer ausgeschnitten hätte.

Die weitläuftigen Ruinen, die man „das Haus der Nonnen" genannt hat, liegen vom Hause des Gouverneurs in nördlicher Richtung einige Ruthen entfernt. Sie schließen vier große Gebäude oder Reihen von Gebäuden in sich, die in den Winkeln einer viereckigen Terrasse errichtet sind, welche 1100 Fuß im Umfang mißt, deren Höhe von 15 bis 24 Fuß wechselt und deren Seiten den vier Himmels-Gegenden entsprechen. Der Haupt-Eingang führt durch einen gewölbten Thorweg in den Mittelpunkt der südlichen Reihe, die sich 200 Fuß in der Länge erstreckt, 25 Fuß breit und 16 Fuß hoch ist: sie enthält acht Gemächer an jeder Seite des Haupt-Eingangs, welche noch gut erhalten sind. Die inneren und äußeren Façaden sind mit mannigfaltigen Verzierungen geschmückt, unter diesen bemerkte ich symbolische Zeichen verschiedener Gottheiten und erkannte hier die Figur der Zeit, wie sie uns in den alten Mexikanischen Ueberlieferungen geschildert wird. Die gegenüberliegende nördliche Trümmerreihe bildete einst, wie aus ihrer größeren Höhe und kunstreicheren Arbeit ersichtlich ist, den Haupttheil dieses ungeheuren Bauwerks. Das Fundament, welches ehemals 24 Fuß hoch war, ist jetzt sehr verfallen, und von den Gemächern und Korridoren stehen nur noch die Mauern und Pfeiler. In der Fronte dieser Reihe befindet sich eine breite Terrasse oder Esplanade, die von ihrem erhabenen Standpunkte sämmtliche Ruinen überblickt. Die Vordermauer hat fünf Thorwege, deren Schwellen und Tragbalken niedergestürzt sind und die Gemächer mit ihren Trümmern anfüllen. Ihre Länge beträgt 246 Fuß, ihre Breite 25, während ihre Höhe sich jetzt nur noch auf 26 Fuß beläuft. Von den Ornamenten der Façade hat sich ungefähr der dritte Theil erhalten, der eine merkwürdige Geschicklichkeit der unbekannten Bildhauer beurkundet: doch ist nur Weniges davon unversehrt.

Die Pyramide liegt etwa 2 Ruthen östlich vom Hause der Nonnen, mit dem sie, wie es scheint, auf irgend eine Weise verbunden war. Ihr Aeußeres besteht aus gehauenen Steinen, deren Größe allmälig abnimmt, wie sie sich der Plattform nähern. Ihre Seiten sind schroff, abgebrochen und mit Sträuchen bewachsen, ihre Basis mißt 300 Fuß und ihre Höhe bis zum Gipfel oder zur Plattform 100 Fuß. Man erreicht den Gipfel auf der östlichen Seite durch eine Treppe von hundert steinernen Stufen, deren jede im Durchschnitt 1 Fuß hoch und 6 Zoll tief ist, so daß man nicht ohne Schwierigkeit hinaufsteigen kann, obgleich die Stufen noch in ziemlich gutem Stande sind. Die Oberfläche der Pyramide mißt 72 Fuß in der Länge und 21 in der Breite und dient zur Grundlage eines 60 Fuß langen, 12 Fuß breiten und 20 Fuß hohen Thurms, worin sich 6 Gemächer, nämlich 2 an der Ostseite, 2 an der Westseite und eins an jedem Ende, befinden sämmtlich äußerst verfallen und mit umgestürzten Thürpfosten. Die östliche Fronte ist mit zwei Pforten und zwei kleinen Pavillons versehen: letztere treten 6 bis 8 Zoll weit aus der Façade hervor und stützen sich auf einfache Pfeiler. Die westliche Façade ist mit menschlichen, karyatidenartigen Figuren geziert, die mit großer Sorgfalt in Stein gehauen sind; ihre Köpfe sind mit Helmen bedeckt, sie haben Gürtel um den Leib und in den Ohren tragen sie einen Schmuck, der dem Aegyptischen ähnelt. Auf der westlichen Seite, unmittelbar vor der Thüre, befindet sich ein Vorsprung oder das Dach eines Zimmers, dessen Basis oder Fußboden ungefähr 20 Fuß von der Pyramide einnimmt, und welches zu zwei ungewöhnlich großen Gemächern führt, die dem „Nonnenhause" gegenüberliegen. Das Innere dieser Gemächer ist mit schönen glatten Steinen ausgelegt und das Aeußere mit Bildhauerarbeit versehen, deren Ausführung eben so kunstreich als ihre Bedeutung unbegreiflich ist. Es ist hier dieselbe Kunstfertigkeit und genaue Vollendung aller Theile wahrzunehmen, die das ganze Gebäude charakterisiren.

Unter diesen Zimmern bemerkt man noch die Spuren von Excavationen, die wahrscheinlich zu anderen Gemächern im Inneren der Pyramide führten.

Sie sind jetzt ganz verschüttet und ihre Oeffnungen mit niedergestürzten Trümmern angefüllt.

Frankreich.

Eine musikalische Novelle von George Sand.

(Schluß.)

Alle meine ängstlichen Aufregungen, alle meine abergläubische Furcht waren einem wahren Schmerze, einer drückenden Angst gewichen. Wie groß war mein Staunen und mein Schrecken, als in dem Augenblicke, wo ich im völligen Gebrauch meiner Vernunft mich befand, plötzlich über mir in der Gegend, die ich eben durchschritten hatte, eine reine Stimme noch viel klarer als früher sang:

„Ja, Deine Macht, o Herr, ist groß!“

O mein Gott! rief ich aus, wenn Du gestattest, daß die Seelen der Abgeschiedenen mir nahen, so öffne auch meinen Sinn, daß ich mit den Bewohnern jener Welt verkehren könne, ohne meine Vernunft einzubüßen und ohne davon niedergeschmettert zu werden.

Dieses Gebet, das sich aus der Tiefe meines Herzens emporrang, gab mir meinen Muth wieder. Ich blickte aufwärts und sah auf der obersten Bergterrasse einen leichten Schatten dahingleiten ... Ich rief mehrmals den Namen Karl, aber er hörte und antwortete nicht und stieg immer tiefer herunter oder glitt vielmehr mit einer übernatürlichen Schnelligkeit auf mich zu.

Einen Augenblick lang verwirrte mich diese Erscheinung dergestalt, daß ich schwankte, ob ich nicht die Flucht ergreifen und so schnell als möglich den Fußsteig nach dem Wasserfall zu hinabeilen solle. Aber ich schlug das Zeichen des Kreuzes, besiegte meine Schwachheit, und mich mit ausgebreiteten Armen in die Mitte des Weges stellend, beschwor ich das Fantom. Es kam näher und näher, und als es nur noch wenige Schrite von mir entfernt war, erkannte ich ganz deutlich meinen jungen Diener Karl. Befreit von einer drückenden Beängstigung, ging ich ihm entgegen und redete ihn an; aber er sah und hörte mich nicht, und bevor ich die Arme von neuem ausstrecken konnte, um ihn aufzuhalten, war er so geschickt an mir vorübergeeilt, daß er mich nicht einmal streifte, obgleich der Fußpfad kaum Breite genug für eine Person hatte und wir beim leisesten Stoße beide in den Abgrund hätten gleiten müssen; dann flog er pfeilschnell den Pfad hinunter, und ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholen konnte, war er mir schon aus den Augen entschwunden.

Ein schrecklicher Fluch entschlüpfte meinen Lippen, sogleich aber bemächtigte sich von neuem abergläubische Furcht meiner Einbildungskraft. Ich wähnte, Karl sey vor einigen Stunden in den Wasserfall gestürzt, und sein Gespenst irre auf dem Fußpfad umher und erschiene mir, um mich zum Gebet aufzufordern. — Mit wahrhaft kindlicher Andacht fing ich an zu beten, als ich durch die phantastische Stimme unterbrochen wurde, die mich schon so lange verfolgt hatte, und wieder vernahm ich unter mir die verhängnißvolle Phrase. — „Das ist zu viel!“ rief ich aus, „meine Vernunft muß darüber zu Grunde gehen, durch welche magische Verknüpfung sehe ich das Gespenst des jungen Karl's und höre zu gleicher Zeit die Stimme meines dahingeschiedenen Freundes Karl? Was für ein Traum ist es, der mich plötzlich erweckte, als wenn eine unsichtbare Hand mich antriebe, einen Freund aus der Gefahr zu erlösen. Was für ein geheimnißvoller Chor, der mir das Daseyn unsichtbarer Wesen in dem feierlichsten und vielleicht entscheidendsten Augenblicke meines Lebens enthüllte? ....“

Ich war ganz in diese Betrachtungen versenkt und auf dem Punkt angelangt, an meine Visionen zu glauben, so daß ich über nichts mehr erstaunte. Ich stieg den letzten Absatz hinunter, immer nach Karl's Körper suchend, obgleich mir seine Gestalt erschienen war; auf der Hochebene angelangt, wo ich das Gespenst noch eben bemerkt hatte, hörte ich die Stimme wieder von der anderen Seite des Abgrundes .... Sie war kaum vernehmbar, und nur einzelne Töne drangen durch das Geplätscher des dahinfließenden Wasserfalls zu mir herüber. Was soll ich sagen? Die ganze Nacht irrte ich um den Abgrund her, immer fortgezogen durch die verlockenden Töne der unsichtbaren Sirene. Von Zeit zu Zeit gewahrte ich den Schatten meines jungen Gefährten, dann sah ich ihn sogleich wieder auf einer anderen Stelle, und meine Einbildungskraft war so erhitzt, daß ich ihn oft an zwei Orten auf einmal zu erblicken wähnte. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß mein Verstand diese Krise überdauerte; ich fühlte nicht die geringste Müdigkeit mehr, und die Fieberhitze verlieh mir übermenschliche Kraft und Geschicklichkeit.

Die ersten Streifen der Morgenröthe färbten den Horizont, und der schwerfällige, trübe Mond senkte sich auf die Fichten hinab, als ich mich, um ein Gebüsch herumbiegend, dem Fantome gegenüber befand. Aufgeregt durch die Verfolgung und doch wieder halb beruhigt durch das Gefühl der Wirklichkeit, warf ich mich plötzlich auf dasselbe, faßte es in meine Arme und drückte, nicht einen Schatten, sondern den wirklichen Karl, meinen jungen Reisegefährten, an meine Brust. Ich bemächtigte mich seiner gerade in dem Augenblicke, wo er sang:

„Du bist mein Hort, mein Hoffen, Du!“

Der Ton erstarb auf seinen Lippen; er stieß einen Klagelaut aus, ein Schauer durchbebte ihn, und er fiel in meine Arme, wie vom Tode getroffen.

Ich setzte ihn auf den Felsen nieder und versuchte, ihn wieder zu sich zu bringen. Alles war vergebens, und doch ging sein Puls fast ganz ruhig, sein Athmen war regelmäßig, er schien zu schlafen. Befreit von meiner Angst, überwältigte mich die Müdigkeit, und unfähig, die Lösung der Räthsel dieser Nacht aufzufinden, versank ich an Karl's Seite in einen tiefen Schlaf. Als wir erwachten, war das herrlichste Wetter, die Sonne leuchtete hell und freundlich. Ich überschüttete meinen jungen Freund mit Fragen, aber ich konnte keine Erklärung aus ihm herausbringen; er wußte von Nichts und war über Alles, was ich ihm erzählte, nicht weniger erstaunt als ich. Als ich wiederholentlich der musikalischen Phrase gedachte, die ich gehört hatte, lächelte er auf eine seltsame Weise und ersuchte mich, sie ihm vorzusingen. So wie er sie vernahm, belebte sich sein Auge, dann erröthete er, senkte die Augen zur Erde und zeigte eine halb einfältige, halb listige Art von Verlegenheit. Da fiel mir plötzlich ein, er habe mich vielleicht zum Besten, und ich sey der Narr irgend einer mir unerklärlichen Komödie; ich schalt ihn hart aus und drohte ihm mit Zurücksendung nach Hause, wenn er mir nicht die reine Wahrheit gestände. Er fing heftig an zu weinen, warf sich mir zu Füßen und schwor, mir Alles beichten zu wollen, wenn ich ihm nur im voraus meine Verzeihung zusicherte. Dann bekannte er mir, daß er leidenschaftlich an der Musik hänge, und daß diese von seinem Vater unterdrückte Neigung das Unglück seines Lebens gemacht habe. Seine Träumereien und sein wahrer Künstlerdrang, die durch die unmenschliche Behandlung, von der ich Zeuge gewesen, und durch harte Arbeiten unterdrückt worden seyen, hätten langsam seine Gesundheit untergraben und vielleicht auch seinen Verstand verwirrt. Er habe sich nach Kräften bemüht, ganz aus seiner Seele den Wunsch nach Ausbildung seiner natürlichen Anlagen zu verbannen, als ein Ereigniß von geringer Bedeutsamkeit ihn wieder lebhaft anregte. Vor fünf Jahren etwa hatte ein junger brünetter Mann von schöner Gestalt im Gasthof zum weißen Adler logirt; er hatte bis um fünf Uhr Morgens allein in seiner Stube geraucht, geschrieben und musizirt. Eine Melodie ganz besonders habe ihm beständig auf den Lippen geschwebt, er hätte sie auf der Flöte oft wiederholt und sie sogar mit Kohle auf die Zimmerwand geschrieben. „Was war das für eine Melodie!“ rief ich aus, und Karl sang sogleich:

„Ja, Deine Macht, o Herr, ist groß!“

Wie war der Name des jungen Mannes, weißt du ihn?“ — „Den kenne ich nicht, aber seinen Taufnamen habe ich erfahren und nicht vergessen, denn als er den meinigen hörte, klopfte er mir auf die Schulter und meinte, wir hätten einen und denselben Schutzheiligen.“

„Er ist es“, rief ich aus, „das war mein theuerster Freund!“ — Ich erinnerte mich in der That, daß er vor fünf Jahren Tyrol bereist hatte, und als er in seiner Todesstunde jene oft erwähnte religiöse Phrase sang, wandte er sich lächelnd zu mir mit den Worten: „„Lobe mich nicht, ich singe fehl, es ist eine Jugend-Erinnerung, weiter nichts.““ Sage mir aber Karl, wie geht es zu, daß du diese Phrase so behalten hast?“

„Alles, was ich nur von Musik höre, prägt sich meinem Gedächtniß für immer ein und kömmt mir gelegentlich wieder in den Sinn. Weil mir aber diese Phrase so gut gefiel, so habe ich sie mir wohl tausendmal wiederholt und selbst dem Reisenden vorgesungen, als ich ihm bei seiner Abreise den Steigbügel hielt. Er lobte meine Stimme, ermahnte mich, sie auszubilden, und gab mir ein tüchtiges Trinkgeld. Bald nachher verfiel ich in Folge von Mißhandlungen, die mir meine Neigung zur Musik zugezogen hatte, in eine bedenkliche Krankheit, und die Melodie entschwand gänzlich meinem Gedächtniß. Erst vorgestern, als Sie dieselbe auf der Flöte bliesen, fiel sie mir wieder bei; mein Herz schlug laut vor Freude, als ich sie wiedererkannte, und von diesem Augenblicke an habe ich unerhörte Anstrengungen gemacht, damit sie meinem Sinn nicht entschlüpfen sollte.“

„Aber warum hast Du mir damals nicht gesagt, daß Du sie kanntest?“ — „Erstlich dachte ich, daß sie nichts Besonderes, sondern eine bekannte Composition sey, deshalb wunderte ich mich nicht, sie von Ihnen zu hören. Dann hätte ich um Alles in der Welt nicht gewagt, Ihnen meine Lust zur Musik zu gestehen; man hat mich gewöhnt, diese Neigung wie eine Thorheit zu betrachten, deren ich mich schämen, oder wie einen Ungehorsam, für den ich durch Stockschläge büßen müßte. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht schlagen würden, ich fürchtete aber, Ihnen zu mißfallen, der Sie so gut gegen mich sind, und ich war fest entschlossen, diese Leidenschaft aus meinem Gehirn zu verbannen, um mich ganz Ihrem Dienste zu weihen und die Nachlässigkeit und Zerstreutheit abzulegen, woran meine Schwermuth so oft Schuld ist. Ich fürchte nur, daß dies meine Kräfte übersteigen wird, denn seit ich bei Ihnen bin, fühle ich mich kränker denn je und bin viel mehr von seltsamen Träumen gequält; mir kömmt es vor, als ginge, als liefe, als sänge ich schlafend. Das Alles aber ist Wahnsinn ... ich will nicht mehr daran denken, haben Sie nur Geduld mit mir.“

Diese letzten Worte waren ein Lichtstrahl für mich; ich beschloß, mir völlige Gewißheit über meine Vermuthungen zu verschaffen, und ließ daher Karl bei dem Glauben, daß ich seinen musikalischen Beruf ebenfalls mißbillige. Wir machten uns auf den Weg nach T., wohin wir bei der Tageshelle sehr bald gelangten, und nachdem wir ein gutes Mittagsmahl verzehrt, pflegte ich einige Stunden der Ruhe. Mit Einbruch der Nacht stand ich auf und setzte mich an Karl's Bett, der sehr fest zu schlafen schien; bald aber erhob er sich, kleidete sich an, irrte in der Stube umher und versuchte, dieselbe zu verlassen. Ich hatte aber zugeschlossen und den Schlüssel in meine Tasche gesteckt; er näherte sich darauf dem Fenster, und ich stellte mich davor, damit er nicht auf die Dächer klettere und in Gefahr gerathe. Als er den Widerstand gewahr wurde, zitterte er leise, als habe er mich halb gesehen, sprach einige unverständliche Worte und kehrte zu seinem Bett zurück, auf welches er sich nieder-

ließ. Als er etwas nachgedacht hatte, setzte er sich an einen Tisch und bewegte die Finger so, als spiele er Klavier. Nach einigen Augenblicken sang er zu dieser scheinbaren Begleitung. Sanft nahm ich ihn beim Arme und führte ihn in sein Bett zurück, in welches er sich legen ließ und bald wieder fest einschlief. Die folgenden Nächte setzte ich meine Beobachtungen fort und überzeugte mich genügend, daß Karl ein Nachtwandler sey.

Ich begab mich darauf mit ihm nach Insbruck und zog einen geschickten Arzt zu Rathe. Er erklärte mir, daß Karl's Heilung von der Befriedigung seiner Haupt-Leidenschaft abhänge. Ich führte ihn also nach Wien, wo ich ihn einem geschickten Lehrer übergab. Schon ganz im Geheimen hatte er bei dem Organisten seines Geburtsdorfes ein wenig Klavier geübt, für welches Instrument er eine große Vorliebe an den Tag legte. Er macht bedeutende Fortschritte und verspricht, ein ausgezeichneter Komponist zu werden. In demselben Grade, als sein Genius sich frei entfalten durfte, kräftigte sich auch seine Gesundheit, entwickelte sich sein Verstand; seine Gemüthsstimmung ist heiter und sein Schlaf ruhig geworden. Und was sein Herz betrifft, so ist er der reinste, edelste und treueste Mensch, den ich seit dem Tode meines Freundes, des Maestro Karl, gesehen habe.

England.

Zwei Gedichte der Gräfin Blessington.

Bei dem Interesse, das Freiligrath durch seine meisterhaften Uebersetzungen neuerdings für die lyrische Poesie der Engländer erweckt hat, wird es unseren Lesern gewiß willkommen seyn, wenn wir in den ernsten Spalten dieser Blätter auch zuweilen Raum für ein paar poetische Blumen zu gewinnen suchen. Wir haben aus den reichen Englischen Gärten, in denen aber jetzt, gerade wie bei uns, keine nur alle hundert Jahr blühende Erscheinung zu finden ist, zwei Gedichte von der Gräfin Blessington gewählt, weil sie noch sehr wenig unter uns bekannt ist. Die Gräfin war bekanntlich durch sehr edle, rein geistige Freundschaft mit Lord Byron verbunden und zeigt in ihren Gedichten, daß sie gleich ihm die Poesie des Schmerzes verstand, wenn ihr auch nicht dieselbe Gewalt und Tiefe des Ausdrucks zu Gebote steht. Für Liebhaber der Englischen Sprache geben wir zur Vergleichung das Original den Uebersetzungen bei. *) Die erste derselben bietet vielleicht manchem jungen Komponisten ein erwünschtes Thema dar, da sie alle jene eigentlichen Stichworte enthält, die Melodie und Gesang so wirkungsreich und rührend zu machen pflegen:

My heart is like a wither'd rose,
On which the envious worm has fed;
And healthful bloom no more it knows:
All but the rankling thorns are dead.

My heart is like a broken lyre,
Which some rude hand has snapt in twain,
And on its chords the notes expire,
That music ne'er can wake again.

My heart is like a lonely tomb,
Where lies interr'd the lov'd, the dead —
Nought breaks upon its chilling gloom,
And hope no more her light can shed.

Aus dem Englischen.

Mein Herz gleicht einer welken Rose,
An der ein gift'ger Wurm gezehrt;
Kein frisches Blühn dringt aus dem Moose,
Von scharfen Dornen starr bewehrt.

Mein Herz zersprang, wie eine Leyer
Von rauher Hand zertrümmert wird;
Ihr Klang verstummt, nie mehr ein neuer
Durch die zerriss'nen Saiten irrt.

Mein Herz gleicht einer Grabesstätte,
Die todte Liebe tief begräbt —
Kein Laut die kalte Nacht durchwehte,
In der kein Hoffnungsstrahl mehr lebt.

* * *

Twilight.

Now twilight draws her curtain round,
And all the landscape wears a softer hue,
As if in grief; and e'en the plaintive sound
Of some lone bird, who carols an adieu
To parting day's last lingering tint of blue —
All touch the heart, awakening pensive thought,
And bring the absent or the dead to view
In colours fresh, by faithful memory wrought,
As if to cheat us with their forms she sought.

And can it be, that those so cherish'd here,
Who shared our pleasures — more than shared our pain;
Whose accents still dwell in th' accustom'd ear,
To whom affection never spoke in vain —
Shall never — never bless our sight again!
Ah! ye who know what 'tis the lov'd to mourn,
And see each link of fond affection's chain,
That bound united hearts, thus rudely torn,
And still live on — ye know what I have borne!

Im Zwielicht.

Die Dämmrung hüllt in ihren duft'gen Schleier
Die Landschaft rings; ein sanfter Abendschein
Schwebt über ihr gleich einer Trauerfeier.
Des Tages letztem Licht, so blau und rein,
Singt Lebewohl ein einsam Vögelein.
Es rührt das Herz und weckt ein tief Gedenken
An das, was fern, was todt und einstens sein'
Erinnrung will in frische Farben tränken
Die lieben Bilder, Täuschung uns zu schenken.

Und kann es seyn, daß die so Heißgeliebten,
Die nie umsonst ein Liebeswort beschwor,
Die mit uns jauchzten, sich mit uns betrübten —
Noch immer klingt die Stimme traut im Ohr —
Daß unser Aug' auf ewig sie verlor?
Kennt um verwandte Bande Ihr die Klagen?
Trugt um Geliebte Ihr den Trauerflor?
Und musset weiter leben, tief zerschlagen —
Dann kennt Ihr's, was ich leidenvoll getragen.

Fr. F. v. H.

*) Wir bemerken hierbei, daß die Zahl der Reime und Verse genau beibehalten wurde, was durch die vielen einsilbigen Worte der Englischen Sprache seine gewiß unverkennbaren Schwierigkeiten hat.

Mannigfaltiges.

— Victor Hugo's Burggrafen. Herr Victor Hugo hatte in seinem letzten prosaischen Werke, in seinem Buche über den „Rhein", versprochen, bald wieder auf Deutschland zurückzukommen, und er hat Wort gehalten. Seine neueste im Théâtre Français gegebene Tragödie „Les Burgraves" spielt ebenfalls am Rhein, und zwar in einer Deutschen Ritterburg zur blühendsten Zeit des Mittelalters, im Anfang des 13ten Jahrhunderts, zwanzig Jahre nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa in Syrien seinen Tod in den Gewässern des Cydnus gefunden hatte. Aber Victor Hugo hat kein Glück mit Deutschland: sein dramatisirter Rhein ist eben so durchgefallen wie sein touristischer. Alle Urtheile stimmen darin überein, daß es ein Stück ohne Herz und ohne Seele sey: ein Stück, in welchem nicht bloß mit der historischen, sondern auch mit der poetischen Wahrheit auf die unbarmherzigste Weise umgegangen werde. Victor Hugo nennt sein Drama eine Trilogie, aber auch dies ist ohne alle Berechtigung; denn eine Trilogie besteht aus drei abgeschlossenen Handlungen, deren Einheit das Geschick desselben heroischen Geschlechts, wie das der Labdaciden in der Sophokleischen Trilogie „König Oedip", „Oedip auf Kolonos" und „Antigone", oder derselbe tragische Held, wie „Wallenstein" in Schiller's Trilogie, bildet. Die „Burggrafen" zerfallen jedoch bloß, wie viele andere Französische Melodramen, in drei verschiedene, mit einander zusammenhängende und durchaus nicht für sich abgeschlossene Akte, von denen jeder einen anderen Titel hat. Der erste Akt heißt „der Großvater" (L'Aïeul) und macht uns mit drei Generationen Deutscher Burggrafen bekannt, zunächst mit „Job dem Verfluchten", welcher 107 Jahr alt ist, und seinem Sohne Magnus, einem mehr als siebzigjährigen Greis, welche Beide die gute alte dahingeschwundene Zeit beklagen, während ihre Nachkommen, Ritter Hatto und dessen Brüder, furchtbare Raubgesellen, Schwelger und Lästerer sind, die von dem Johannisberger Elfer des 13. Jahrhunderts niemals nüchtern werden. Diese Lotterbuben lassen einen Bettler zum Thor hinauswerfen, als die Alten dazukommen und sich des Armen annehmen. Der „Bettler" (Le Mendiant) heißt nun der zweite Akt, und zwar ist dieser Bettler niemand anders als Kaiser Friedrich der Rothbart, den im 92sten Jahre seines Alters (nachdem er im 70sten gestorben war) Victor Hugo wieder auferstehen läßt, um die wilden Burggrafen mores zu lehren. Barbarossa, mit welchem als Kaiser die Burggrafen zeitlebens in offener Fehde gewesen, ist eigentlich ein Halbbruder des alten Job, doch ward er von diesem nie als solcher angesehen; vielmehr glaubt Job in seiner Jugend den gedachten Bruder, der damals Donato hieß, ermordet zu haben, so daß Letzterer jetzt als zweimaliger Todter wiederkömmt. In dem Schlosse der Burggrafen lebt zugleich Donato's alte Geliebte, eine Art Macmerillis, unter dem Namen Gunhamara, und diese, um ihren vor mehr als 60 Jahren, wie sie glaubt, getödteten Geliebten zu rächen, bewegt einen Ritter, Namens Otbert, welcher der jüngste (aber ihm unbekannte) Sohn des alten Job ist, diesen zu morden, nachdem sie dafür seine sterbenskranke Maid Regina durch ein Zaubertränkchen wiederhergestellt. Natürlich klärt das Erscheinen des zweimal todtgeglaubten Donato-Barbarossa Alles wieder auf, doch tritt diese Aufklärung erst im dritten Akt ein, welcher das „Burgverließ" (Le Caveau-Perdu) heißt. In diesem Burgverließ hat die Hexe Gunhamara, gleich ihrer Victor Hugoschen Schwester Lucrezia Borgia, den Sarg aufgestellt, in welchem ihr Opfer begraben werden soll, und da nun kein anderes fällt, so stürzt sie sich am Ende selbst hinein, während Kaiser Rothbart nach dem Kyffhäuser zurückkehrt, um dort einen neuen langen Schlaf zu thun. — Herr Donizetti mag zusehen, wie er auch diesen Stoff zu einer tragischen Oper verwende — ein besseres Schicksal scheinen diese „Burggrafen" nicht zu verdienen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Mittwoch den 22. März 1843.

Frankreich.

Ein Marine-Genrebild aus der Zeit der Revolution.

Der Kutter „la Cocarde“, der zu St. Malo auf Befehl des National-Konvents ausgerüstet worden war, erhielt den Auftrag, mit vierzehn Kanonen und 110 Mann im Norden von Frankreich die Küstenfahrer zu decken, welchen die Englischen Kreuzer die Einfahrt in die Häfen von Dünkirchen, Calais und Boulogne abzuschneiden versuchten. Der Schiffs-Lieutenant, dem das Kommando übertragen war, gehörte unter die Zahl jener alten Steuermänner, aus denen die Revolution wohl Marine-Offiziere, aber eben keine Männer von feinem Tone zu bilden vermochte. Indessen bewährte sich der Capitain Ratout gleichwohl als der liberalste Seemann, und er war der gefälligste Offizier, der zur See-Armee je gehört. Von lebhaftem und heftigem Temperament, gefühlvoll und roh zu gleicher Zeit, war er niemals bereitwilliger, sich nachsichtig zu zeigen, als wenn er eben im höchsten Grade aufgebracht schien und in einem Strome von mehr oder weniger beredten Worten sich Luft machte, um seinen Untergebenen irgend einen Dienstfehler vorzurücken.

Um den ungestümen und wilden Charakter des Capitains Ratout durch ein mäßigendes Gegengewicht so viel als möglich in den gehörigen Schranken zu halten, hatte der Chef der Marine-Abtheilung von St. Malo die Vorsicht angewandt, dem Kutter „la Cocarde“ als Unter-Befehlshaber einen jungen See-Fähnrich beizuordnen, der in jener demokratischen Zeit wie ein beau reste der entschwundenen Hofluft erschien. Weit mehr vergnügungssüchtig, als auf die Erfüllung seiner Pflichten bedacht, zwar tapfer, aber zugleich leichtsinnig, geistreich, aber ohne Festigkeit, vereinigte der elegante Apreval alle gute Eigenschaften und liebenswürdigen Fehler in sich, so daß seine Kameraden die Vortheile so wie das Extravagante seines Betragens gern übersahen, und trotz der anscheinenden Mißhelligkeit, die aus der Nebeneinanderstellung eines Seehundes, wie Capitain Ratout, und eines Stutzers, wie Fähnrich Apreval, leicht hätte entspringen können, vertrugen sich die beiden entgegengesetzten Charaktere so glücklich mit einander, daß sie wie ein Räderwerk in einem trefflich organisirten Mechanismus passend in einander griffen und harmonisch nach einem und demselben Ziele hinstrebten.

Um den Generalstab des Kutters „la Cocarde“ vollzählig zu machen, kamen noch zwei Marine-Aspiranten hinzu, die wegen ihrer untergeordneten Stellung am Bord zwar nur von geringer Bedeutung, aber durch Geist und regsame Thätigkeit ausgezeichnet waren.

Nachdem dies Convoischiff drei bis vier Monat zwischen den Küsten Frankreichs und Englands umhergestreift, ging es eines Abends auf der offenen Rhede von Dünkirchen, auf der Höhe der langen Dämme dieses Hafens vor Anker, um beim Eintritt ungünstiger Winde die Ebbe abzuwarten, vermittelst welcher der Capitain Ratout lavirend nach Boulogne zu gelangen hoffte.

Apreval, der sich am Bord nie mehr ennuyirte, als wenn das Schiff still vor Anker gebannt lag, machte vermittelst des republikanischen Kalenders die glückliche Entdeckung, daß der Tag, der bald so traurig für ihn zu Ende gehen sollte, der ehemalige Fastnachtsdienstag sey, eine Entdeckung, die den jungen Offizier an alle Vergnügungen lebhaft erinnerte, die er zu Lande hätte genießen können, und die ihn dazu verleitete, sich mit einer Bitte an den Capitain zu wenden, deren Gewährung er kaum erwarten durfte, so viel er sich auch sonst auf den Einfluß einbildete, den er auf die keinesweges unerschütterlichen Entschlüsse seines Vorgesetzten auszuüben gewohnt war.

„Kommandant“, so redete Apreval seinen Capitain an, dem er nie den Titel eines Kommandanten beizulegen ermangelte, wenn er dadurch etwas bei ihm durchzusetzen hoffte, „Sie haben mir oft gesagt, daß Sie in Ihrer Jugend tanzten.“

„„Je nun““, erwiederte Ratout, „„können Sie mir wohl irgend Jemanden nennen, der nicht einmal in seinem Leben gern getanzt hätte? Allein wozu diese Anrede?““

„Ich wollte Sie auffordern, mein Kommandant, nachsichtig gegen die Schwäche derjenigen zu seyn, die noch jetzt den Tanz lieben, und Sie um die Erlaubniß bitten, nur auf drei oder vier Stunden auf unserem großen Boote einen Abstecher nach Dünkirchen zu machen.“

„„Einen Ausflug aufs Land zu machen, während das Schiff auf der Höhe vor Anker liegt und ich nur den Eintritt der Ebbe abwarte, um wieder unter Segel zu gehen und zu laviren! Und zur Ehre welches Heiligen, wenn ich fragen darf, halten Sie um die Erlaubniß an, nach Dünkirchen zu gehen?““

„Zur Ehre der Fastnacht, die man eine halbe Stunde von uns so fröhlich feiert, während wir hier ohne irgend einen wahren Nutzen für den Dienst vor Langeweile fast umkommen möchten.“

„„Die Zerstreuung, die Sie sich dadurch verschaffen wollen, daß Sie ein wenig Ballluft einathmen, kann ich Ihnen unmöglich gestatten .... Wie, wenn, während Sie in seidenen Strümpfen und gewichsten Tanzschuhen auf dem Lande sich herumtummeln, die Engländer mir plötzlich in den Rücken fielen, welches Gesicht, ich bitte Sie, würden Sie wohl machen, wenn Sie von der Menuet hörten, die man mich ganz allein am Bord unterdessen tanzen ließe?““

„O! die Engländer greifen nie ein Schiff an einem Tage, wie der heutige, an! Und übrigens, würde ich, wenn das unmögliche Ereigniß, das Sie für den schlimmsten Fall ängstlich voraussehen, ja eintreten sollte, um Sie außer aller Verantwortlichkeit zu setzen, sagen, daß ich wider Ihren Willen durch Täuschung Ihrer Aufmerksamkeit aufs Land gegangen sey. So geben Sie mir denn, Herr Kommandant, nur auf drei Stunden unser Boot, nebst einem unserer Aspiranten und zwölf Ruderern, um desto schneller fortzukommen, und Sie behalten noch hundert Mann am Bord zurück, so wie den ältesten unserer Aspiranten, der mittlerweile meine Stelle versehen kann.“

„„Ich sehe wohl““, erwiederte der Capitain, „„daß, wenn Sie sich einmal eine alberne Idee in den Kopf gesetzt haben, es kein Mittel mehr giebt, sie Ihnen auszutreiben. So mögen Sie denn auf drei Stunden Urlaub haben .... Aber dies sage ich Ihnen gleich im voraus, daß, wenn Sie nach Ablauf der drei Stunden Maskerade noch nicht am Bord zurück seyn sollten, ich dann nach Boulogne absegeln würde, wohin Sie nur mit Mühe gelangen würden, um für Ihren Ungehorsam die Strafe des strengen Arrestes zu erleiden.““

„Ich werde schon auf das pünktlichste gehorchen, mein tapferer Kommandant, und ich eile sofort, um das Boot ausrüsten zu lassen und den Aspiranten Charles mit mir zu nehmen, in der frohen Aussicht, zu Ihrer Ehre und unserem Ruhm dem Lande eine Ball-Visite abzustatten.“

Das Erscheinen der beiden jungen Marine-Offiziere im Tanzsaale der Stadt Dünkirchen wurde in der That durch den lebhaftesten Beifall gekrönt. Die schönsten, liebenswürdigsten Frauen gewährten ihnen so viel Contretänze und Walzer, als sie nur verlangten, um ihnen ihren Dank für das heroische Unternehmen zu erkennen zu geben, das zur Verherrlichung des Balles so ungemein beitrug, und so schlürften denn auch unsere See-Offiziere, ohne sich um den Ablauf der ihnen so genau festgesetzten Zeit im geringsten zu bekümmern, in vollen Zügen das Vergnügen ein, das sie hier empfanden.

Unter den Masken, welche die besondere Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zogen, befand sich eine Magierin von schlanker Figur, von liebenswürdiger Haltung und verführerischer Beredsamkeit, die auf eine auffallende Weise bemüht war, die Spuren des ältesten unserer beiden Marine-Offiziere durch das Labyrinth aller Walzer und Quadrillen hindurch zu verfolgen. Der ritterliche Apreval, ganz stolz darauf, der sichtbare Gegenstand der sanften Zudringlichkeit einer Dame geworden zu seyn, die man als die Heldin des Abends begrüßte, hatte sich bereits dem frivolen Gedanken überlassen, eine galante Intrigue anzuspinnen. Indessen war bei der reizenden Unterhaltung des Offiziers und der schönen Unbekannten die Zeit so schnell verflossen, daß, als der Aspirant Charles seinem Vorgesetzten meldete, daß die Stunde des Rückzuges schon längst geschlagen, der verliebte See-Fähnrich es kaum glauben wollte.

Der Aspirant Charles, der seinen vergeßlichen Kameraden an den Verdruß erinnerte, den ihre zu lang verzögerte Abwesenheit ihrem Capitain verursachen müßte, hatte sehr richtig errathen, was am Bord der „Cocarde“ vorgegangen, während sie an nichts Anderes dachten, als dem Vergnügen des Augenblickes sich hinzugeben. Capitain Ratout, der mit Ungeduld die Zeit vorüberstreichen sah, wo sein Boot zurückkehren sollte, hatte fast keine Worte mehr finden können, um die Unbedachtsamkeit seines Unter-Befehlshabers zu bezeichnen, und da der tapfere Kommandant gegen seine Untergebenen nie mehr in Hitze gerieth, als wenn dieselben ganz außerhalb des Bereiches seines Zornes sich befanden, so hatte er sich gegen seinen abwesenden Unter-Befehlshaber dermaßen erbost, daß ihm zuletzt die Ausdrücke fehlten, um seinem Aerger Luft zu machen.

Als die Wuth des Capitains Ratout aufs Höchste gestiegen war, gab er endlich dem Aspiranten, der ihm von dem ganzen Generalstab noch übrig geblieben war, Befehl, das Ankertau des Kutters umwenden zu lassen. Der Eintritt der Ebbe nahte heran; der Wind war zwar noch contrair, jedoch leidlicher als

bisher. In einigen Minuten sah man die „Cocarde" segelfertig, und sie verließ den Ankerplatz, den sie seit dem Abend eingenommen, um noch während der Ebbezeit vor Tagesanbruch den Hafen von Boulogne zu erreichen.

Unterdessen hatten Apreval und der Aspirant Charles den Ball verlassen und sich wieder am Bord des Fahrzeuges begeben, das sie noch vor zwei Stunden auf ihren Posten zurückgeführt hätte, wenn die jungen Tänzer sich nur pünktlich an die Zeit gehalten hätten, die ihnen von ihrem Capitain so genau vorgeschrieben war. Noch immer konnte der verliebte Apreval die schöne Magierin nicht vergessen, deren räthselhafte Erscheinung ihn während des Abends so ganz bezaubert hatte. „Sie hat mir", sagte er zu Charles, „aus den Linien meiner rechten Hand vorhergesagt, daß ich in kurzem sehr rasche Fortschrite in meiner Carrière machen werde, in Folge einer glänzenden Kriegsthat, die mich mit Ruhm bedecken würde, mich und einen meiner Kameraden."

„„So!"" erwiederte spottend der Aspirant Charles, „„wahrscheinlich haben Sie die vierzehn Tage Arrest ganz außer Acht gelassen, die wir in Folge des glänzenden Streiches, den wir bereits ausgeführt, indem wir uns zwei Stunden länger, als der Capitain Ratout es erlaubte, auf dem Lande verweilt, bei unserer Rückkehr an Bord zu erwarten haben.""

(Schluß folgt.)

Rußland.

Reise eines Moskauers nach Nijnij-Nowgorod.

(Schluß.)

Den 6. August mit Sonnenaufgang begab ich mich auf den Markt, besuchte aber unterweges meine Reisegefährten, die im Begriff standen, nach der Kirche zu gehen. Ich begleitete sie nach der Kathedrale der Verklärung Christi (Preobrajenia Spasa), die jedoch einer Stadt wie Nijnij durchaus nicht würdig ist. Die Verzierungen sind geschmacklos und scheinen von Schildermalern verfertigt zu seyn. Nur Eines gefiel mir: daß nämlich alle Handelsstädte ihre Heiligenbilder hierher gebracht haben, die in Schränken in der Kirche aufbewahrt werden. So haben die Einwohner von Irkutsk ihren Innokentij, die Kargopoler ihren Alexander, die Moskauer ihre Wunderthäter aufgestellt: hier ist Makarij Zeltowodskij, der Schutzheilige dieses Orts, dort sind die Bischöfe von Rostov, Isaia, Leontij und Feodor, der Fürst von Jaroslawl, Feodor der Schwarze, mit seinen Söhnen David und Konstantin: aus Kostroma sieht man das Bild der Feodorovsker Mutter Gottes. Die Bewohner dieser Städte stehen während des Gottesdienstes vor ihren Heiligenbildern und verrichten so ihr Gebet.

Auf beiden Seiten der Kirche findet man die sogenannten Chinesischen Reihen (Kitajskija Rjady), mit Verzierungen in Chinesischem Geschmack. Der erste Laden links gehört dem Usatschew, der rechts seinem Nebenbuhler Schestov. Diese sind die beiden Säulen des Chinesischen Handels, die Vermittler zwischen den Kjachtaschen und Nijegorodschen Kaufleuten.

Von der Kirche bis zum Hause des Gouverneurs, das eigentlich zur Börse bestimmt war, stehen an beiden Seiten Kaufläden, 60 längliche Gebäude an der Zahl, mit geräumigen, für das Publikum bestimmten, auf eisernen Pfeilern ruhenden bedeckten Galerieen. Ueber den Läden befinden sich Wohnzimmer, die mitunter recht hübsch eingerichtet sind.

Hinter der Chinesischen Reihe, der Moschee gegenüber, sieht man die Tatarischen oder orientalischen Buden, mit ihrem Papier, ihrer Wolle, ihren Schafpelzen, Schlafröcken und Mützen. Ihnen zunächst folgen die Panskie-Rjady, wo die Moskauer Kaufleute und Fabrikanten ihre Waaren ausstellen. Am Ufer des Flusses stehen die Obstläden (Owoschtschnyalawki), mit Thee, Kaffee und Zucker angefüllt. Unweit davon bemerkte ich einige funfzig Menschen, die sich im Kreise drehten, hin und her wandten, jetzt weiß, dann schwarz schienen, sich stießen, liefen, Alles auf einer Stelle. Ich ging näher und fand, daß es Bucharen waren, die mit Schafpelzen (tulupy) handelten und sie unaufhörlich an- und auszogen, um sie den Käufern zu zeigen. Sie bildeten ein äußerst lebhaftes, originelles Schauspiel.

Auf der anderen Seite verkauft man eingemachte Früchte; hier liegen Berge von Rosinen, gebackenen Pflaumen, Weintrauben, Schoten und allen möglichen zum Nachtisch gehörigen Speisen.

Hierauf folgen Pelzwaaren: Füchse, Bären, Eichhörner, Zobel, Hermeline, mit dicker, glänzender Wolle; sodann eine Reihe Bücherläden; endlich, nach der Kirche zu, die Tücherlinie, die Silberlinie u. s. w.

Aber dieses ist noch nicht der ganze Jahrmarkt; an beiden Enden befinden sich die Vorthüren oder Fortsetzungen desselben. Zuerst die Schenken, dann die Russischen und Tatarischen Garküchen, Porterbuden, Wasserwärmer, Schneiderwerkstätten, Barbierstuben, Bäder; überall Gewühl, überall Thätigkeit und Leben.

Noch weiter links ist die Sloboda Kupawino; hier halten Handelsleute an, die in Nijnij Waaren einkaufen wollen, so wie kleine Edelleute und Freudenmädchen, die aus Moskwa, Kiew und selbst aus Warschau herbeikommen.

Rechts, nach der Mündung des Flusses zu, ziehen sich Hütten von Baumrinde (lubotschnye balagany), mit Möbeln, Tapeten und Koffern von allen Farben. Die zweite Reihe bilden die Buden mit Seife, die sich auch auf die andere Seite des Weges ausdehnen; die Seife liegt in zierlichen Kästchen, die gelbe und weiße ist schachbrettförmig aufgestellt und bietet einen sehr gefälligen Anblick dar, während ungeheure Massen dieser Waare auf den Ladentischen aufgethürmt sind. Hier stellen die Kasanschen Tataren die Hauptpersonen dar. Auch die Droguerieladen, mit ihrem Sandelholz, ihrem Ultramarin und ihren verschiedenen Färbestoffen, nehmen sich ganz artig aus. In dieser Gegend sind auch die Schauspielerbuden, welche das gemeine Volk von Morgen bis Abend angafft. Noch wollen wir der Sibirischen Anfurth (Sibirskaja pristanj) mit ihren Stellmachern und Schmieden, und der Brodspeicher an der Wolga erwähnen; endlich noch der langen Straße, die nach der Brücke über die Oka führt und aus niedrigen Buden besteht, die nur mit Waaren angefüllt sind, welche für die Bauern passen: als mit Kumatschen, Pestreds, Hüten, Kuschaks *), Stiefeln, Kämmen, Messern, Spiegeln, Glasperlen, um welche sich die Mujiks mit ihren Weibern (von Letzteren jedoch nur wenige) unaufhörlich drängen. In vielen Buden wird der Verkauf von Frauenzimmern besorgt. Auch Bücher, Heiligenbilder, kupferne Kreuze fehlen nicht.

Jetzt sind wir am Fluß. Ein neues Schauspiel! Tausende von Fahrzeugen mit wehenden Wimpeln liegen an beiden Seiten der Brücke so dicht zusammen, daß man das Wasser dazwischen nicht sehen kann; eine wunderbare Stadt scheint sich aus dem Strome emporzuheben. Sie kommen aus der Oka und der Wolga, der Kama und der Scheksna, aus Sibirien und dem niederen Lande (nisowaja semlja), von Norden und Süden, mit Eisen, Brod, Hanf und Salz beladen. Welche Bewegung! Die Menschen klettern und fliegen umher, laden ein und aus, packen und arbeiten, ohne sich gegenseitig zu hindern, ohne sich in diesem Labyrinth zu verirren! Die Brücke ist der Mittelpunkt des Jahrmarkts und wimmelt beständig von Leuten. Unzählige Burlaken **) von der ganzen Wolga bilden den Hintergrund dieses Bildes.

Den 7. August suchte ich im Gymnasium den Herrn Melnikov auf, der sich mit der Geschichte und den Merkwürdigkeiten Nijnij's beschäftigt. Ich machte dem Direktor, M. F. Grazinsky, einen Besuch und besichtigte in der Begleitung des Inspektors, Jewtropov, die Anstalt. Das Gebäude ist vortrefflich und auf eine für Lehrer und Schüler so bequeme Weise eingerichtet, wie ich sonst nirgend bemerkt habe. Alle Lehrer haben darin freie Wohnung, was mir für das Gedeihen der Gymnasien, Kreisschulen und selbst der Universitäten höchst wichtig scheint. die Lehrer werden dadurch von bedeutenden Ausgaben und noch mehr von den Verdrießlichkeiten und Störungen des Ein- und Ausziehens befreit. sie ersparen viele Zeit, können sich der beim Gebäude befindlichen Hülfsmittel, als z. B. der Bibliothek, leichter bedienen und ihre Mußestunden auf eine angenehme Art zusammen verbringen. Jede Wohnung hat ihren besonderen Eingang, und es herrscht überall eine Reinlichkeit, die ich sogar in den Moskauer Krongebäuden nicht gesehen habe, wo man, um zu dem Direktor oder einem anderen bedeutenden Manne zu gelangen, sich oft über schmutzige Treppen, zwischen Brennholz, Eimern und Kisten einen Weg bahnen muß. Das Haus besteht aus zwei Etagen und dem Boden. im Mittelstock befinden sich die Klassen, die Gerichtsstube und die Zimmer des Direktors; unten wohnen die Lehrer, nicht geräumig, aber auch nicht eng. Und doch ist das Gebäude nicht groß. Nur an einem Garten fehlt es.

Nachdem ich die Gymnasial-Bibliothek und die Leihbibliothek des Herrn Sacharov besehen und dem Bischof Joann meine Ehrfurcht bezeigt hatte, suchte ich einen gewissen G. auf, der mit Handschriften, Büchern und Heiligenbildern handelt. Er zeigte mir ein prachtvolles Evangelium, mit goldenen Titelbuchstaben und Abbildungen der vier Evangelisten, das dem Metropoliten Daniil (st. 1547) zugeschrieben wird. Die Nachschrift (posljeslowie) ist offenbar untergeschoben. ich wollte jedoch dem Mann bei unserer ersten Bekanntschaft nicht widersprechen. Er erzählte mir von einem Evangelium in der Preobrajensker Kathedrale, das von Nikon, dem Jünger des heil. Sergij ***), herrühren soll. von einem Leben des Patriarchen Hermogen, durch den heil. Gurij: von einem pergamentenen Original-Manuskript der Strikowskij'schen Geschichte Litthauens. von einem ganzen Buch mit Altrussischen Sagen; von einer Kopie der Nowgorodschen Chronik über das Korsunische Kreuz u. s. w.

Nach Tische ließen wir eine Rospuski †) kommen und fuhren nach der Sibirischen Anfurth. Eine schöne, ebene, breite Wiese trennt sie von dem Markte. Die Aussicht nach der Stadt ist herrlich: man sieht den Kreml, die Berge, das Blagowjeschtschenskij- (Verkündigungs-) Kloster. Hier liegen die Permischen Fahrzeuge, die schon gebaut und mit glänzendem Schnitzwerk verziert sind. Sie werden von einem höchst merkwürdigen Völkchen bewohnt; frei, gewandt, scharfsinnig, aufrichtig, heiter, besitzt es noch keine der Laster eines alternden Gesellschaftszustandes und macht auf den Fremden einen höchst vortheilhaften Eindruck.

Auf dem Rückwege suchte ich die Ustjugschen Kaufleute auf, um bei ihnen über meine Reiseroute Erkundigungen einzuziehen. Diese gutmüthigen, dienstfertigen Leute schenkten mir, der überhäuften Geschäfte, die ihnen der Jahrmarkt verursachte, ungeachtet, die größte Aufmerksamkeit, beantworteten alle meine Fragen und bewirtheten mich zum Schluß mit Thee, obgleich sie mich nie vorher gesehen hatten. Von hier bis Ustjug sind 630 Werste, von Ustjug nach Archangelsk fast eben so weit; man fährt 5 bis 6 Tage, mit Miethpferden jedoch gegen 12. „Von Archangelsk können Sie entweder durch die Berge oder zu Wasser fahren." Durch welche Berge? Es wies sich aus, daß sie damit: zu Lande, sagen wollten.

---

*) Kumatsch, rothes baumwollenes Zeug. pestredj, buntgestreifte Leinwand; kuschak, Leibbinden der Russischen Bauern.

**) Burlaki heißen die Arbeiter auf den Barken der Wolga und ihrer Nebenflüsse.

***) Der heil. Sergij war der Gründer des berühmten Troizker Klosters und lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

†) Rospuski, eine Art niedrigen Fuhrwerks.

Mit einigen Freunden traf ich die Verabredung, morgen die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt zu besehen.

Den 8. August. Um die bestimmte Zeit begab ich mich nach der Kathedrale, die im Jahre 1353 erbaut wurde. Hier erwartete ich meine Gefährten und ergötzte mich unterdessen an dem Anblick des Flusses, der Schiffe, des Marktes, der Dörfer und Wälder. Bei klarem Wetter kann man das 30 Werst entfernte Balachna von hier aus sehen.

Bald darauf erschien Herr Meljnikov, der versprochen hatte, uns zum Wegweiser zu dienen, und wir begannen unsere Wanderung. In der Kathedrale zeigte man uns die Grabmäler der Fürsten Simeon Joannowitsch, Wassilij Dmitrijewitsch, Joann Borisowitsch und des berühmten Patrioten Minin. Der Körper des Letzteren lag früher in seiner Pfarrkirche „u pochwaly Preswjatya Bogorodizy" (zum Lobe der heil. Mutter Gottes), wurde aber auf Befehl des Zaren Alexij Michailowitsch in der Kathedrale beigesetzt.

Die Archangelskaja- (Erzengels-) Kirche steht in ihrer ganzen ehrwürdigen Alterthümlichkeit da. Wir kletterten die enge, steinerne Treppe hinauf, um zu dem Wachtthurm zu gelangen. Diese Kirche ist noch von Georgij Wsewolodowitsch gegründet; hier wurden die Theilfürsten (prisjajnie knjasja) begraben, die Großfürsten aber in der Kathedrale.

Auf dem Boulevard, wohin wir uns hierauf begaben, sollte unser Moskaner Denkmal Minin's und Pojarskij's stehen, welches sich in Nijnij am besten ausnehmen würde. Statt dessen sieht man hier nur eine ärmliche Säule, mit einem Basrelief, worauf zwei mythologische Figuren an der einen Seite den Minin, an der anderen den Pojarskij mit Lorbeerkränzen schmücken.

Von den Mauern des Kremls herab zeigte mir Herr Meljnikov mehrere merkwürdige Kirchen und die Wohnung der bekannten Marfa Posadniza, die, wie es scheint, von Joann dem Dritten aus Nowgorod hierher verwiesen wurde.*) In der Jegorjewschen Kirche ist noch ein alter Ikonostas**) mit zierlichem Schnitzwerk zu sehen; er wurde vor kurzem neu vergoldet, behielt aber seine alterthümliche Gestalt bei.

Im Petscherskij-Kloster trafen wir den Archimandriten Innokentij, ehemaligen Professor an der Universität Moskau. Dieses Kloster wurde, gegen Ende der Regierung des Zaren Feodor Joannowitsch (reg. von 1584 bis 1598), von dem Wojewoden Leontjev erbaut; das ältere stand an einer anderen Stelle und wurde, wie ich aus einem mir vorgezeigten Manuskript sah, im Jahr 1352 durch den heil. Dionisij gegründet, der aus dem Petscherskij-Kloster zu Kiew hierher gekommen war. Diese Nachricht ist bemerkenswerth, da sie beweist, daß das Mönchsleben in Kiew, den Verwüstungen der Tataren zum Trotz, fortdauerte. Im Vorhause des Archimandriten fand ich noch einen merkwürdigen Kupferstich, von dem ich nie zuvor gehört hatte: die Abbildung der Isaaks-Brücke über die Newa, nach dem Plan des genialen Mechanikers Kulibin, eines gebornen Nijegoroders. Ein wahrer Riesenplan!***)

Aus dem Kloster ging es wieder zum Antiquar, und dann nach dem Jahrmarkt, wo wir die eiserne Reihe (jeleznye rjady) besuchten und die ungeheuren Massen der hier aufgethürmten Eisenstangen bewunderten, die man aus dem Schoße des Urals, auf den Fluthen der Tschusowaja, der Kama und der Wolga, hierher gebracht hat. Mordwinen, Tataren und Russische Burlaken krümmen sich unter den schweren Barren, die sie auf den Armen, den Schultern und dem Rücken hin und her schleppen. Die Prikaschtschiki (Handlungsdiener) sitzen stolz an ihren netten Ladentischen, unter den Firma's der Jakowlew, der Wsewolojskij, der Golizyn und anderer im Bergwesen berühmter Namen. Eisenwaaren gehen übrigens in diesem Augenblick schlecht, und die Hütten-Besitzer müssen Schaden leiden; einige Großhändler haben sich sogar entschlossen, im Kleinen zu verkaufen.

Da wir vom Handel sprachen, fragte ich einen Greis: was den Handel im Allgemeinen am meisten befördern würde? — „Wenn man ihn nicht hinderte." — Gut, und was sonst noch? — „Wenn man ihm nicht hälfe."

Hinter der eisernen Reihe kommen die Brodläden, wo Tausende von Brödten in abschüssigen Fächern aufgestellt sind und bei schnellem Absatz sogleich aus den benachbarten Bäckereien ersetzt werden. Dann folgen die Garküchen, wo Alles vor unseren Augen gekocht, gebraten, geröstet und verzehrt wird. Die Einen kommen, die Anderen gehen, und das Schauspiel erneuert sich unaufhörlich.

Den 9. August. Heute war ich wieder bei dem Antiquar und zeichnete die Titel mehrerer Handschriften auf, die in Kostroma, Galitsch, Lyskov und Pensa, bei verschiedenen Liebhabern unserer Alterthümer, zu finden sind. Ich hatte auch Gelegenheit, einige Anekdoten über den General Skobelew zu hören, der vormals hier eine Division kommandirte und sehr beliebt war.†) Man erzählte mir von seinen Wachtparaden, von seinen täglichen Unterhaltungen mit den Zuschauern, mit Kaufleuten und Bauern, Männern und Frauen, die sich stets um ihn versammelten, so wie von seinen Soldaten-Mahlzeiten, wozu er sich für Jeden bei den Branntwein-Pächtern ein Schälchen ausbat.

Der Handel scheint im Ganzen gut zu gehen. Unzufriedene, traurige Gesichter hab' ich noch nicht gesehen. Es ist zu bemerken, daß ich bis jetzt noch keine Klage über irgend eine Bedrückung oder Schikane vernommen habe.

Den 10. August. Ich wählte, um nach dem Markte zu gehen, einen anderen Weg, längs dem Kreml. An diesem Stadttheil wird erst seit kurzem gebaut, er schreitet aber schnell seiner Vollendung entgegen. Nach dem Berge zu ist eine schöne Aussicht, da er sich stufenweise erhebt und von einer Mauer gekrönt wird, neben welcher der Boulevard läuft. An der anderen Seite des Weges befindet sich eine Schlucht, durch die ein Bach fließt. Georgij Wsewolodowitsch, der Gründer Nijnij's, wurde von der Aehnlichkeit des Nijegorodschen Berges mit dem Kiewer überrascht und nannte daher diesen Bach Potschajna.*) Dieser Name hat sich bis jetzt erhalten. Im Jahr 1619 ließ der Fürst Boris Michajlowitsch Lykov eine hölzerne Brücke über die Potschajna schlagen; diese wurde vor vier Jahren abgebrochen und an ihrer Stelle eine von Erde errichtet, welche die „Lykowskaja Domba" heißt.

Die Straße des unteren Basars gehört zu den schönsten, nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa; man findet hier viele höchst geschmackvoll aufgeführte Gebäude. Zur nicht geringen Zierde gereicht ihr die sogenannte Stroganowsche Kirche zur Geburt der Mutter Gottes (Rojdestwa Bogomateri), die durch den Permischen Salzhändler, Semen Saderin, im 17ten Jahrhundert erbaut wurde und unserer Uspenskischen sehr ähnlich ist.

Ich wäre gern ins Theater gegangen, um einen Begriff von dem hiesigen Jahrmarkts-Publikum zu erhalten; aber die Vorstellung fängt hier erst um neun Uhr Abends an, wo die kaufmännischen Geschäfte beendigt sind, und ich hatte keine Lust, so lange zu warten.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß vor Allem Zeit dazu gehört, um den Nijne-Nowgorodschen Jahrmarkt auf eine genügende Art zu schildern; ich konnte nur einen flüchtigen Blick darauf werfen und das beschreiben, was mir zunächst in die Augen fiel.

*) Marfa, die Witwe des Posadniks Isaak Boretzkij, feuerte die Nowgoroder zum Widerstand gegen den Großfürsten von Moskwa, Joann Wasiljewitsch, an und wurde, einigen Nachrichten zufolge, 1478 von diesem enthauptet. Sie ist auch Deutschen Lesern aus Karamsin's Erzählung bekannt.

**) Ikonostas nennt man in Griechischen Kirchen die mit Heiligenbildern verzierte Scheidewand vor dem Allerheiligsten.

***) Nach demselben sollte die Brücke aus einem Bogen von solcher Höhe bestehen, daß die größten Schiffe darunter durchsegeln könnten. Katharina II. fand es jedoch nicht für rathsam, diesen ihr von Kulibin vorgelegten Plan ausführen zu lassen.

†) Der General-Lieutenant Iwan Nikititsch Skobelew ist durch seine volksthümlichen Militairschriften bekannt. Er verlor im Polnischen Kriege den Arm und ist jetzt Kommandant der Citadelle von St. Petersburg.

Central-Amerika.

Die Bauwerke der Amerikanischen Autochthonen.

V. Die Ruinen von Zayi.

Die Ruinen von Zayi liegen im Schoße lieblicher Berge, die um sie her von allen Seiten eine bezaubernde Landschaft bilden. Die Haupt-Ruine besteht aus einem einzigen Gebäude — einem unermeßlichen Steinhaufen, der auf einer sanften natürlichen Erhöhung ruht. Die erste Grundlage ist so zerstört, daß sich ihre ursprüngliche Form nicht mehr genau erkennen läßt, sie stellte aber wahrscheinlich ein Parallelogramm vor. An der Vordermauer sind die Ueberreste von Gemächern und Tafelwerk sichtbar, so wie auch einige Pfeiler, die ohne Zweifel den Korridoren zur Stütze dienten. Die Höhe dieser Mauer beträgt etwa 20 Fuß; die aufgethürmten Trümmer verhinderten mich, ihre Länge und Breite genau zu bestimmen, doch schätzte ich erstere auf 268, letztere auf 116 Fuß.

Im Mittelpunkt der Ringmauern erhob sich ehemals das Haupt-Gebäude, wovon indessen jetzt nur die westliche Hälfte mit einem Theil der nach dem Dache führenden Stufen existirt. Sie besteht aus einer Reihe von Korridoren, die die ganze Fronte einnehmen; jeder Korridor ist durch zwei Säulen mit einfachen viereckigen Kapitälen und Plinthen unterstützt, und die Zwischenräume sind mit kleinen geschnitzten Pilastern ausgefüllt. Hinter den Säulengängen befinden sich Zimmer von geringer Größe, mit gewölbten Plafonds, die alles Licht von der Fronte her empfangen. Auf den Säulen ruht ein schön gearbeiteter Tragstein, der, wie in Chi-Chen, mit Haken versehen ist, und auf dem Tragstein erhebt sich wieder eine Reihe kleiner runder Säulen, mit Figuren in erhabener Arbeit untermischt. Die Mitte der Façade trägt noch die Spuren eines weitläuftigen Skulpturwerks, das von einem Rahmen eingeschlossen war, dessen Einzelheiten aber verloren gegangen sind. Es herrscht eine sichtbare Analogie zwischen diesen Verzierungen und denen zu Kabah; doch ist die Anordnung der letzteren besser. Ich konnte durchaus keine Aehnlichkeit mit denjenigen von Chi-Chen entdecken.

Ein zweites, auf dem Haupt-Gebände ruhendes Fundament oder Stockwerk enthält die Ruinen einer ähnlichen Behausung, die gleichfalls mit einer jetzt zerstörten, zum Dache führenden steinernen Treppe versehen ist. Sie steht auf einer 6 bis 8 Fuß hohen Terrasse, von der sie ungefähr zwei Drittel einnimmt und wovon der Rest wahrscheinlich eine Promenade bildete. Es sind noch drei Thorwege vorhanden, deren Schwellen und Pfosten zerbrochen sind, was den Umsturz der Mauern verursacht hat. Diese sind aus gehauenen Steinen ohne Verzierung erbaut. Durch die Mitte zieht sich ein einfacher Tragstein; von dem Karnies bemerkt man noch einzelne Stücke, nebst drei bis vier hervorragenden Steinen, die einen Theil der oberen Bekleidung ausmachen.

Der ganze Hintergrund ist mit einer verwirrten Masse von Trümmern und Fragmenten bedeckt, die mit Bäumen überwachsen sind. Einzelne Theile der Mauern und Gemächer stehen noch aufrecht, und einige wenige Ornamente haben sich unversehrt erhalten. Mehrere Zimmer oder Zellen scheinen einzeln und abgesondert von den übrigen Bäumen gestanden zu haben, auch sind verschiedene Erdhügel (mounds) in der Nähe zu bemerken.

*) Ein Bach Potschajna befindet sich auch bei Kiew.

Einige Ruthen südlich liegen die Ueberbleibsel einer einfachen, hohen Mauer mit zahlreichen, viereckigen Oeffnungen, wie Schießscharten. Sie ist auf einem erhabenen Fundament errichtet; ringsum sind zertrümmerte Wälle und niedergestürzte Pfeiler zerstreut, und sogar die Gipfel der benachbarten Berge sind mehrere Meilen in die Runde mit grauen, verwitterten Trümmern gekrönt. Ich entdeckte in Jayi weder Hieroglyphen noch Malereien irgend einer Art, und die zu Chi-Chen in solcher Vollkommenheit erhaltene Skulptur-Arbeit fand ich hier nicht wieder.

Auf dem Wege nach den Ruinen machte ich häufige Abstecher von der Hauptstraße und fand überall unzählige Spuren von Mauern und Gebäuden; das platte Land wimmelt, so zu sagen, von Erdhügeln und Pyramiden, die aus dem üppigen Wuchse tropischer Pflanzen hervorragen. Die Oberfläche von Yucatan und ganz Mittel-Amerika ist, wie es scheint, in ihrer weitesten Ausdehnung mit diesen majestätischen Ruinen bedeckt.

Griechenland.

Ein naturwissenschaftliches Buch in Neugriechischer Sprache.

Im Jahre 1836 publizirte der Thessalier Dionysios Pyrrhos, Archimandrit und Professor der Medizin (*ἰατροδιδάσκαλος*), ein dem König Otto gewidmetes, auf Subscription herausgekommenes Werk unter folgendem Titel: „Praktische Sternkunde, enthaltend die mythische Geschichte und die Beschreibung der Planeten, Kometen und der 110 Sternbilder." *) Das Buch zerfällt in zwei Theile: eine Planetographie, in welcher Alles, was zu unserem Sonnensystem gehört, verhandelt wird, nebst astronomischem Kalender als Zugabe, und eine Uranographie, d. h. Aufzählung und Beschreibung der Sternbilder. Ehe der Verfasser zu den einzelnen Himmelskörpern und ihren gegenseitigen Beziehungen übergeht, erklärt er seinen Lesern recht populair und anschaulich, was man unter Parallaxe versteht, und zeigt, daß Entfernung und Größe der Himmelskörper unseres Systems nicht eher, als bis man ihre Parallaxe gefunden hat, berechnet werden können.

Da so viele Namen von Sternen und Gestirnen einen mythologischen Ursprung haben, so giebt dies dem Verfasser Gelegenheit, einen großen Theil der Mythologie des Griechischen Alterthums in sein Werk mit einzuweben. Auch ist der Beschreibung unserer Sonne und jedes Planeten ein die entsprechende Gottheit vorstellender wahrhaft barbarischer Holzschnitt beigefügt: Apollon hat ein schiefes Maul, Aphrodite eine Art von Eierkuchen-Gesicht mit winziger Nase; der Eros, den sie herzt, ist ein Affe mit Flügeln und Köcher; der Kriegsgott Ares ein vergnügter Pinsel in voller Rüstung, Demeter ein plumpes Hökerweib mit einem Füllhorn in der Hand. Die Göttin Artemis hat einen winzigen Arm, ein Athleten-Knie und das Gesicht einer wohlgenährten, aber einäugigen Chinesin.

Auf der letzten Seite des Buches zählt der Verfasser alle Werke auf, die er überhaupt schon ans Licht gestellt hat. Die Titel dieser Bücher geben uns von seiner Vielseitigkeit eine hohe Meinung; denn es befinden sich darunter: eine Grammatik, eine Arithmetik, eine methodische Geographie, ein Handbuch der praktischen Heilkunde, eine technologische Chemie u. s. w. Auch hat er das Linné'sche System der Botanik und Werner's Oryktognosie ins Neugriechische übersetzt. Die Uebersetzungen sind während seines Aufenthalts in Ober-Italien (namentlich Pavia und Mailand) angefertigt.

Sollte man es nun für möglich halten, daß Herr Pyrrhos, ein Lehrer der Heilkunde, der zugleich als Schriftsteller und Uebersetzer bewiesen hat, daß ihm manches andere Gebiet des Wissens nicht fremd ist, von der seinem Berufe so nahe liegenden Zoologie — ohne Uebertreibung gesagt — weniger weiß, als eine „Naturgeschichte für Kinder" und lehren kann? Dennoch ergiebt sich dies unwidersprechlich aus seinem vorliegenden Werke. — „Aus einer praktischen Astronomie?" wird man verwundert fragen. Ja, werther Leser, und das geht sehr natürlich zu; denn da Herr Pyrrhos sich zum Gesetze macht, den Namen jedes Gestirns zu deuten, so kommt er unwillkürlich auch öfter ins zoologische Gebiet. Man höre und staune:

Beim Sternbild des Krebses (S. 169) heißt es: „Der Krebs ist ein Amphibium, d. h. er lebt auf dem Lande und im Wasser." Im buchstäblichen Sinn des Wortes hat der Verf. allerdings Recht, muß aber dann konsequenter Weise auch Gänse und Enten zu den Amphibien rechnen. Dagegen ist ihm die Eidechse (S. 230) „ein vierfüßiges und kriechendes Thier, das auf dem Lande lebt" und (notabene!) zum Geschlecht der Krokodile (*ἀπὸ τὸ γένος τῶν κροκοδείλων*) gehört. Von diesem Standpunkt betrachtet, gehört auch die Katze zum Geschlecht des Löwen und man muß sie hinführo leo felis nennen, die Eidechse aber crocodilus lacerta! — Unter Delphin (S. 216) läßt Herr P. den Unterschied dieses Seegeschöpfs von den Fischen darin bestehen, daß es keine Schuppen hat; den Grönländischen Wallfisch aber (*κῆτος*. S. 241) erklärt er — wird man seinen Augen trauen? — für ein Amphibium! *) In dem letzteren Artikel heißt es weiter: „Er hält sich in den arktischen Meeren auf, besonders im Weißen Meere der Russen und Grönländer, wo eine sehr große Jagd (*κυνήγιον*) auf diese Thiere gemacht wird. Der Verfasser einer „methodischen Geographie" läßt also die Russen und Grönländer am Weißen Meere zusammenwohnen! Wir wollen gern annehmen, daß unter *κυνήγιον* hier die Seejagd zu verstehen sey; allein warum sollte nicht auch die ursprüngliche Bedeutung (Jagd mit Hunden) passen, da der Wallfisch nach Herrn P. eben so gut Land- als Wasserbewohner ist, und folglich — setzen wir hinzu — bald mit Hunden gehetzt, bald harpunirt werden kann. Ersteres ist vielleicht minder gefährlich, als Letzteres: denn auf dem Lande wird das fußlose Ungeheuer schwerlich so furchtbare Evolutionen machen können, wie in den Fluthen. **)

Die Giraffe (*καμηλοπάρδαλις*. S. 224) wird kurz und gut beschrieben: auch versichert Herr Pyrrhos, daß er Felle dieser Thiere in Europäischen Museen sich beschaut habe; wohin verlegt aber der Verfasser einer „methodischen Geographie" die Heimat der Giraffe? Etwa nach dem Jardin des Plantes zu Paris? O nein — dann wär' er der Wahrheit um ein gutes Stück näher gekommen; er verlegt sie — nach den nördlichen Regionen Lapplands (*αὐτὴ ζῇ καὶ τρέφεται εἰς τὰ ἀρκτῷα μέρη τῆς Λαπωνίας*)!! Sie ist ihm also eine Landsmännin des Rennthiers (*ῥένος*. S. 232), welches er, beiläufig bemerkt, sehr treu und mit einer Art Vorliebe schildert. ***) — Den Phönix (S. 273) schildert Herr P. als einen wirklichen in Arabien einheimischen Vogel von ausnehmender Schönheit des Gefieders; nur seine Selbstverbrennung und sein Wiedererstehen aus der eigenen Asche hat er den Muth, für eine Fabel zu erklären. In den Museen Europa's behauptet er einbalsamirte Phönixe gesehen zu haben; ohne Zweifel verwechselt er also diesen mythischen Vogel mit dem einst wirklich vorhanden gewesenen Ibis der Aegypter.

Σχ.

*) *Πρακτικὴ Ἀστρονομία, περιέχουσα τὴν μυθολογικὴν ἱστορίαν καὶ καταγραφὴν τῶν πλανητῶν καὶ κομητῶν καὶ τῶν ἑκατὸν δέκα ἀστερισμῶν τοῦ οὐρανοῦ κ. τ. λ.* Gedruckt zu Athen. εἰ (15) und 296 Seiten. Nebst einer astronomischen Karte, welche die nördliche und südliche Halbkugel des Himmels mit ihren Gestirnen, das Planetensystem nach Ptolemäus, Brahe und Kopernik, den Lauf der Erde um die Sonne, die Mond-Phasen u. s. w. darstellt.

*) *Τὸ κῆτος εἶναι ζῶον ἀμφίβιον: δηλ: ζῇ καὶ εἰς τὴν γῆν καὶ εἰς τὴν θάλασσαν.*

**) In demselben Artikel läßt der nicht bloß medizinische, sondern auch theologische Verfasser den Propheten Nathan von einem Wallfisch verschlungen werden, statt des Jonah. Das Faktum als solches ist ihm jedoch zweifelhaft, denn er sagt: *λέγεται ὅτι κ. τ. λ.*

***) Die ungemeine Nutzbarkeit dieses Thieres erpreßt unserem Verf. den naiven Ausruf: „Möchte doch auch in unseren Gegenden ein so gesegnetes Thier sich finden!" So weit ist es also mit Griechenland gekommen, daß der Hellene den Lappen um seinen Wohlstand und Comfort beneiden muß!

Mannigfaltiges.

— Die Kenntniß der Deutschen Sprache in Frankreich. In der Revue Indépendante theilt Herr F. Genin Bemerkungen über die Kenntniß fremder Sprachen in Frankreich mit, wobei er als Regel aufstellt, daß zu den Französischen gelehrten Studien jetzt auch vier Europäische Idiome gehörten, zwei des Nordens: Englisch und Deutsch, und zwei des Südens: Italiänisch und Spanisch. Die Deutsche Sprache, von Voltaire und dessen Zeit verachtet, habe sich seitdem vollständig gerächt, indem sie ihren Reichthum und ihre Tiefe so unwidersprechlich dargelegt, daß man sie, obwohl sie die schwerste von allen eben genannten Sprachen sey, doch nicht mehr umgehen könne. „Wir haben", sagt Herr Genin, „den Geschmack an Deutschen Werken vor unseren Augen entstehen und auf hyperbolische Weise wachsen sehen. Was Voltaire für das Englische, das thaten Benjamin Constant und Frau von Staël für das Deutsche, die dabei von Herrn „Chelegue" — wie die Polizei Napoleon's Herrn von Schlegel nannte — unterstützt wurden. Alles in dieser Welt nützt sich jedoch ab, und zwar der Enthusiasmus noch rascher als alles Uebrige: die Vernunft allein währt ewig. Zwar giebt es etwa ein halbes Dutzend Leute, die so thun, als wären sie noch vom alten Enthusiasmus besessen, aber das Publikum will von den monströsen Dramen der sogenannten romantischen Periode, von den Gedichten à la Byron, von dem Geschwätz über Faust und die Nibelungen, über Deutsche und katholische Kunst, über Aesthetik und Mystik nichts mehr wissen. Diejenigen, die sich mit diesen schönen Dingen das Band der Ehrenlegion oder einen Sitz in der Akademie verschafft, wurden ersucht, es dabei bewenden zu lassen, und so ist denn auch die Ruhe so weit hergestellt, daß wir wieder Racine's harmonische Verse aus dem Munde der Dlle. Rachel vernehmen können." — Gleichwohl meint Herr Genin, daß, wenn der Geschmack in der Französischen Literatur sich allmälig auch wieder geregelt habe, die Erlernung der Deutschen Sprache darum doch nicht minder ersprießlich sey, als sie es jemals zu der blühendsten Zeit des romantischen Deliriums gewesen. Und dazu gäbe es kein leichteres, kein dem Zweck entsprechenderes Mittel, als den Cours de langue allemande von J. Savoye, von welchem Buche kürzlich in Paris die dritte Auflage erschienen. Der Weg zu dem auf einem erhabenen und unzugänglich scheinenden Felsen thronenden Deutschen Sprach-Genius sey von Herrn Savoye so geebnet, so allmälig um und an den Berg hinan geführt worden, daß man sich am Ende, wenn auch nicht ohne Anstrengung, doch ohne Ermüdung oben befinde und der herrlichsten Aussichten genießen könne. Aber — fügt der Französische Berichterstatter hinzu, der mit diesem Lobe seinem Nationalgefühl etwas zu vergeben fürchtet: „Plus je vis l'étranger, plus j'aimai ma patrie."

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Freitag den 24. März 1843.

Frankreich.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest. *)

Erster Artikel.

Dieses Werk, das eben so geistvoll wie mit umfassender Gelehrsamkeit geschrieben ist, stellt die Geschichte der monarchischen Gewalt von ihren Anfängen bis etwa zur Mitte des eilften Jahrhunderts, als der Zeit dar, in welcher die vorzüglichsten Monarchieen Europa's im Allgemeinen wenigstens die Gestalt angenommen hatten, die sie noch jetzt besitzen, und seit welcher in ihren wechselseitigen Verhältnissen keine durchgreifende Veränderung mehr eingetreten ist. Der Verfasser steht meist auf dem rein historischen Standpunkte, und entwickelt die monarchischen Systeme, wie sie sich in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern gebildet haben, vollkommen objektiv, ohne die Darstellung der Fakta durch ein Billigen oder Verwerfen einzelner Prinzipien zu unterbrechen. Wenn er sein Werk Histoire de la Royauté nennt, so bindet er sich natürlich nicht an den engen Begriff der Königswürde oder überhaupt der weltlichen Fürstengewalt, sondern er behandelt eben sowohl die priesterliche Herrschaft, sobald sie die einzige war oder doch in die weltliche übergriff und sie bedingte: er durfte also z. B. weder den Aegyptischen und den früheren Hebräischen Priesterstaat, noch das Verhältniß des Römischen Pontifex maximus zum Imperator, oder des späteren Papstes zum Kaiser von seiner Darstellung ausschließen: daher scheint die Bezeichnung: Geschichte der monarchischen Gewalt am passendsten. Bei den einzelnen Forschungen geht der Verfasser beinahe durchweg bis auf die Quellenschriftsteller zurück und nimmt nur selten die bloßen Resultate fremder Untersuchungen auf, wodurch das Werk einen nicht geringen wissenschaftlichen Werth bekömmt. Zugeeignet ist es dem Könige von Dänemark.

Nachdem der Verfasser im Vorworte besonders hervorgehoben, wie das Christenthum die Königliche Gewalt erst geadelt habe, indem es das Recht an die Stelle der rohen Kraft und die Pflicht an die der Schwäche, den Monarchen an die Stelle des Tyrannen und den Unterthanen an die des Sklaven setzte, stellt er die Ausbildung des Königthums bis auf Julius Cäsar in ausführlichen Prolegomenen dar, denen wir Folgendes entnehmen.

So weit unsere Blicke in das Alterthum hinaufreichen, überall finden wir die Königliche Gewalt bereits in Kraft und Wirksamkeit. Es mag Grund oder Folge seyn, sie erscheint mit den ersten Versuchen zur Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft, mit den rohesten Anfängen einer höheren Kultur. Sie bildet aus einem Stamme ein Volk, aus einem Hüttenkreise eine Stadt. Sie hebt das Nomadenleben auf, welches ihr vorangeht wie das Chaos dem Licht. Ihr Ursprung selbst liegt jenseits der Geschichte. Sobald der Schleier der Mythen sich halb lichtet, nehmen wir Indien und Aegypten wahr, wie sie auf einer theokratisch-monarchischen Basis ruhen. Der König scheint ein Priester und der Priester ein König; wie hat dieser innige Verein sich bilden können? Ist er die Folge eines gemeinsamen religiösen Sinnes? ist er das Ergebniß eines langen wechselseitigen Kampfes? Die moderne Kritik hat sich für das Letztere entschieden; doch es fragt sich, welcher von beiden Theilen ist der Sieger und welcher der Besiegte? Nach der allgemeinen Annahme hat die Theokratie triumphirt; gleichwohl ist die höchste Gewalt allein in den Händen der Könige. Sie geben Gesetze, ziehen die Abgaben ein, erklären den Krieg und marschiren an der Spitze des Heeres. Die Indischen Brahminen wachen über Erfüllung der Gesetze, sie schlagen dieselben vor und legen sie aus, doch die Bestätigung und Vollstreckung ist den Kschatrias oder der Kriegerkaste vorbehalten. Obgleich der Brahmine in der Theorie als an der Spitze der Menschheit und über den Königen stehend anerkannt wird, so beschränkt dies in der Wirklichkeit weder die Macht des Kschatria, noch verletzt es seine Eitelkeit. Der Eine besitzt den Himmel, der Andere die Erde: hier ist kein Kampf, sondern eine Theilung. Die Brahminen selbst verbürgen die Göttlichkeit der Königswürde: sie leiten ihren Ursprung von den Sternen her, die Ahnen derselben sind der Mond und die Sonne. In Aegypten erscheint die Theokratie und das Königthum noch enger verbunden. Jeder Tempel ist der Wohnplatz eines lebenden Königs, jede Pyramide der eines verstorbenen. Die Priester selbst geben den Königen die schönsten, aus tiefer Begeisterung entsprungenen Namen, wie die Sonne der Gerechtigkeit, der Freund der Wahrheit, der Liebling Ammon's, ja die Sonne schlechthin: denn Pharao ist nur aus Phre oder Phra, Sonne, entstanden. Die Stellung der Könige ist mit der sicherste Maßstab für das Ansehen, in welchem die Königliche Gewalt steht. Wenn die Königin dem Gemahle gleich geachtet ist und als ein wesentlicher Theil des Königthums angesehen wird, so ist das monarchische Prinzip in seiner höchsten Anerkennung. Die Aegyptischen Königinnen theilten mit den Königen die Verehrung der Völker im Leben und die Apotheose nach dem Tode. Ihre Titel waren eben so erhaben wie die der Könige und zugleich anmuthiger: Göttliche Gemahlin, Königliche Mutter, Herrin der Welt. Eine schöne Holz-Statue, welche im Museum des Louvre aufbewahrt wird, stellt die Aegyptische Königin dar, wie sie auf einem Thron neben einem Altar sitzt; die Insignien der Göttin Athyr krönen ihr Haupt, und in der Hand hält sie ein Scepter, das aus einem Strauße von Lotosblumen besteht. Später wurde das Verhältniß zwischen der Priester- und Kriegerkaste in Aegypten feindlicher. Als die fünfundzwanzigste Dynastie mit Ramses V. ausstarb, sagte sich der Hohepriester in Theben von der Krone los. Doch diese Usurpation war vorübergehend: sie endigte mit der vollständigen Rache der Kriegerkaste.

In Persien ist Alles absolut: hier gewahren wir nirgend eine Theilung, nirgend Gränzen oder Gegengewichte. Die Königliche Würde strahlt mit eigenem Lichte auf dem Gipfel des Völkerlebens. Alles besteht nur in ihr, Alles geht von ihr aus und unterwirft sich ihr. Die Könige, sagt Zoroaster, werden von den Flammen durchglüht, die vor Ormuzd lodern, und die er unter allen Menschen nur in ihnen entzündet.

Wir übergehen Aethiopien und Assyrien, das erstere, weil wir zu wenig davon wissen, das letztere, weil es schon oft genug ausführlich besprochen ist. In Assyrien ist als besondere Abweichung von den Sitten Asiens nur hervorzuheben, daß Semiramis sich aus dem Privatstande zur Königin erhob, und daß sie, ungeachtet der Flecken ihrer Geburt, eine Königin im höchsten Sinne des Wortes ward, so daß ihr Name noch jetzt das schmeichelnde Beiwort aller großen Herrscherinnen ist.

Die ersten Kolonieen, welche vom Orient aus in Griechenland angelegt wurden, waren Aegyptische. Die neuere Kritik und die Eitelkeit der Hellenen selbst leugnet zwar, daß die Griechische Kultur überhaupt von einer fremden Quelle ausgegangen sey, doch keine von beiden hat die obige Ansicht widerlegt. Wenn wir es auch den Spezial-Wissenschaften überlassen, zu entscheiden, ob Argos oder Sicyon das erste Griechische Königreich war, ob Phoroneus in der That nur der Aegyptische Pharaon mit Griechischer Endung ist, ob Danaus zu dem Stamme der Hiksos gehört, die von der achtzehnten Dynastie aus Aegypten vertrieben wurden, wenn wir auch alles dieses als vollkommen unsicher übergehen, so weisen doch alle Einrichtungen, die uns von Inachus, Lelex, Phoroneus, Cekrops und Danaus überliefert sind, entschieden auf Aegyptischen Ursprung hin. Diese Einwanderungen fanden etwa zwischen den Jahren 1850 und 1490 v. Chr., statt und wir haben bei der Besprechung Griechenlands hier wieder anzuknüpfen.

Der Pentateuch zeigt die ersten Spuren einer Wahlherrschaft, und Moses war der Begründer derselben. Die Patriarchen waren Könige, dies wird durch vielfache Zeugnisse, wie durch Eupolemos, Hekatäus, Justinus oder vielmehr Trogus Pompejus erwiesen; nur der Königstitel fehlte. Schon die Episode von Esau deutet auf die erbliche Herrscherwürde hin. Esau tritt seine Ansprüche an Jakob ab, gleichwohl erkennt dieser ein gewisses unveräußerliches Recht auch später noch dem Bruder zu; er führt seine Familie vor ihn, sie werfen sich vor ihm nieder, Jakob nennt Esau seinen Herrn, dessen Antlitz sich ihm huldvoll neige wie das Angesicht Gottes, und vor dem er sich freue, Gnade zu finden (Genesis 33). Das Wahlreich aber und der aristokratische Staat, den Moses gründete, hat eine fast durchgehende Aehnlichkeit mit der Phönizischen Verfassung: es mögen daher die Juden oder die Phönizier (die Philistäer der Bibel) als Schöpfer derselben anzusehen seyn, gewiß ist, daß sie von einer Nation auf die andere übertragen wurden. Die Namen, welche man den Israelitischen Königen beilegte, waren: Melech, Nasi, Alluph, Schophet. Melech bezeichnet den Beherrscher eines ganzen Stammes, und zwar stets den erblichen, während Nasi, der Hochgestellte, Auserwählte, ein Wahlkönig ist. Alluph kommt von Eleph, welches als Zahl Tausend und sonst eine Unterabtheilung einer Tribus bezeichnet, etwa eine Familie, so daß Alluph ein Familienhaupt ist. Die Vulgata übersetzt die beiden letzteren Namen durch princeps. Schophet endlich, der Richter, ist ein Phönizisches Wort und findet sich in den Karthagischen Suffeten wieder.

*) Histoire de la Royauté considérée dans ses origines, jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe; par le Comte Alexis de Saint-Priest, Pair de France, Ministre du Roi près la cour de Danemark. Paris, H. L. Delloye, 1842. 2 Theile.

Ob zwischen Moses und Griechenland ein direkter Bezug stattgefunden habe, ob die gewaltige Stimme des Dekalogs bis zu den sagenreichen Ufern des Cephisus und Alpheus gedrungen sey, läßt sich historisch nicht erweisen. Mehr als elf Jahrhunderte nach Moses waren die Juden, wenn man dem Buche der Makkabäer glauben darf, genau mit den Griechen bekannt, und beide grüßten sich als Stammverwandte. Lacedämon wurde durch Dokumente, die in seinen Privat-Archiven niedergelegt wurden, entschieden davon überzeugt, daß es Israelitischen Ursprungs sey; diese Dokumente selbst sind nicht auf uns gekommen, das Buch der Makkabäer (1, 12) überliefert uns nur diese wichtige Notiz. Allein sämmtliche Kommentatoren, einen einzigen (P. Daniel Huetius, Demonstratio evangelica, Parisiis MDCXC, propositio IV p. 118) ausgenommen, lehnen sich gegen die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Juden und Griechen auf. Das ganze Alterthum scheint ihnen diese Ansicht zu widerlegen, und vorzüglich wollen sie nicht glauben, daß zur Zeit Abrahams Hebräer in Griechenland eingewandert seyen, und daß der mythische Sparton, ein Freund des Patriarchen, die Stadt Sparta gegründet habe. In diesen Einzelheiten ist natürlich nur Mythe zu sehen, doch die Unmöglichkeit Hebräischer Einwanderungen in Griechenland ist bisher durchaus nicht erwiesen, freilich müßte man sie wahrscheinlich von der Zeit Abraham's zu der Josua's herabrücken.

Daß Kadmos, der König von Theben, Phönizischen Ursprungs sey, leugnen besonders Otfried Müller und seine Schule; allein alle Mythen, welche sich auf diesen Heros beziehen, stellen ihn im Kampfe mit dem Volksstamme dar, den er bei seiner Einwanderung im Besitze des Landes fand. Herkules ist in Griechenland der zweite Vertreter der Phönizischen Einwanderungen; und wenn wir in Kadmos noch überall den bloßen Kampf wahrnehmen, so tritt uns bei Herkules der Sieg und Triumph entgegen. Die Vertreibung der Herakliden vor dem Trojanischen Kriege und ihre Rückkehr nach demselben ist einer der wichtigsten Züge des Hellenischen Alterthums und wäre historisch ohne Zweifel weit wichtiger als der Trojanische Krieg selbst, wenn die Poesie nicht diesen auf eine Höhe gestellt hätte, auf der die Geschichte nicht wagte, ihn anzutasten. Herodot fand zu Tyros und Tharsos einen Herkules, der von dem, welchen er kannte, vollkommen verschieden war. Er wußte sich diese Verschiedenheit nicht zu erklären und sagte nur, er halte den Namen Herakles für Aegyptisch. In Wahrheit ist Herakles nur der Phönizische Melkart, der Moloch von Tyrus und Sidon, der „Gottkönig" oder „starke König", wie Jehovah von den Juden als ihr König verehrt wurde. Herkules war der Schutzgott der Tyrier, der oberste Gott der Phönizier, welche ihren Kultus über fremde Länder verbreiteten, wie die Portugiesen und Spanier, welche als Kaufleute und Seefahrer später an die Stelle der Phönizier traten, im Namen des Glaubens neue Welten entdeckten. Der Phönizische Herkules kam von Tharsos nach Theben in Böotien, der Kultus der Kabiren steht mit ihm in Zusammenhang, und die Celtischen Druiden sind vielleicht aus derselben Quelle entsprungen. Der Griechische und Phönizisch-Hebräische Kultus zeigt in fast unzähligen Einzelheiten die genaueste Uebereinstimmung. Drei Punkte aber sind es vorzüglich, welche wir überall, wo Phönizischer Geist hingedrungen ist, wiederfinden: die Aufhebung der Souverainetät eines Einzigen, die Uebertragung der höchsten Gewalt auf zwei Vertreter der Nation, und der politische Charakter des Priesterthums. Es genügt hierbei, an die beiden Könige zu Sparta, die beiden Konsuln zu Rom (denn auch in Rom hat sich durch Vermittelung der Griechen der ursprünglich Phönizische Geist festgesetzt), an die beiden Oberhäupter zu Sidon und die Karthagischen Suffeten zu erinnern. In Sidon war eines der Häupter selbst Hoherpriester, und die Hebräischen Leviten wie die Römischen Pontifiken griffen vielfach in das politische Leben ein.

Die Einwanderung der Germanisch-Skandinavischen Stämme ist weit später als die der Hebräisch-Phönizischen; hierüber sind alle Geschichtsforscher einig, und wenn sich auch die Zeit derselben durchaus nicht genau bestimmen läßt, so kann man doch nicht sehr irren, wenn man sie etwa 400 vor Christus setzt. Als sie sich über Europa ergoß, war die Königliche Gewalt in ganz Asien in ihrer höchsten Blüthe. Zwei bedeutende Ereignisse hatten sie begünstigt und befestigt, die Reform Zoroaster's in Persien und die Buddha's in Indien. Die Zeit beider ist unbekannt, doch fallen sie ohne Zweifel weit später als Moses; ja, der Pantateuch ist dem Buddhismus gegenüber so alt, daß man den letzteren für gleichzeitig mit Christus gehalten hat, doch dies ist ein Irrthum. Die Germanischen und Skandinavischen Völker sind gleichen Ursprungs, obgleich allem Anschein nach die Germanischen früher eingewandert sind. Der Deutsche Wodan ist der nordische Odin, und seine Identität mit Buddha ist, wenn nicht erwiesen, doch höchst wahrscheinlich. Ueberhaupt kehren die Ansichten der orientalischen Völker über Bildung der Welt, über die Lage des Himmels, der Erde und der Hölle fast alle in den Gesängen der Edda wieder. Odin hat hier seinen Sitz auf dem Gipfel eines Gebirges und schaut von ihm herab auf die Erde. So beteten die Perser ihre Götter auf Bergeshöhen an. Die Isländische Godabory (Veste der Götter) ist der Griechische Olymp, und die Persische Aspuri oder Asprus, ein dem Kaukasus benachbartes Gebirge, auf das sich Rustan, der Persische Herkules, begab, so wie die Isapura der Hindus, der Sitz ihrer Götter in denselben Gebirgen, findet sich in der nordischen Asbury, dem Sitz der Asen, wieder.

Die Könige wurden in Deutschland gewählt, ihre Macht war nicht erblich. So nimmt man allgemein an, doch die einzige Quelle dieser Ansicht scheint dies nicht hinlänglich zu beweisen, ich meine die Germania von Tacitus. Die Germania ist ein Meisterwerk an Präzision, und wir finden in dieser Hinsicht die Bewunderung, welche sie seit achtzehn Jahrhunderten genießt, vollkommen verdient. Auch ist der Reichthum ihrer statistischen Angaben sehr groß; allem Anschein nach sind dieselben den Kaiserlichen Archiven entnommen, die genauen Gränzbestimmungen vorzüglich scheinen nicht auf der persönlichen Nachforschung eines Reisenden, sondern auf der allgemeinen einer Regierung zu beruhen. In Betreff der Charakteristik der Sitten, des Kultus und der politischen Verhältnisse aber ist die Germania von weit geringerem Werth. Wie wenig tief Tacitus in dieser Hinsicht geblickt hat, zeigt schon der einzige Umstand, daß er die Deutschen für Autochthonen hält, wofür er keinen Grund hat, als den, daß Niemand Afrika, Asien oder Italien verlassen haben würde, um in solch ein Land zu ziehen. Zwar spricht er davon, daß Herkules und Ulysses zu Meer nach Deutschland gekommen seyen, was ihn auf fremde Einwanderungen hätte leiten können, allein diese Mythen scheinen ihm überhaupt sehr wenig glaublich. Wenn wir es nun auch dem Römer im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung nicht zum Vorwurf machen, daß seine Kenntniß des Orients, den auch wir erst in neuerer Zeit genauer zu erforschen angefangen haben, sehr unvollkommen war; wenn wir von ihm auch nicht fordern können, daß er in den Göttergebilden, die in den Skandinavischen Nebeln und über den Friesischen Sümpfen unsicher umherschwankten, die glänzenden Gestalten hätte wieder erkennen sollen, die man von dem klaren Himmel Persiens und Indiens herabgerissen hatte; wenn man ihm selbst vergiebt, daß er die Deutschen Priester stets mit den Celtischen Druiden verwechselt, so sieht man doch, daß er hierbei unfähig war, in die eigentliche Tiefe der Deutschen Nationalität zu dringen. Wir können daher die fanatische Verehrung, mit welcher man in der Germania des Tacitus gleichsam ein Wort göttlicher Eingebung anbetet, und mit welcher besonders die Deutschen sie als den Eckstein und die unerschütterliche Basis aller Beurtheilung ihres Alterthums ansehen, nicht unterschreiben.

(Schluß folgt.)

Ein Marine-Genrebild aus der Zeit der Revolution.

(Schluß.)

In diesem Tone unterhielten sich unsere beiden Offiziere noch fortwährend, als der Steuermann des Bootes sich mit der Anrede an den Fähnrich Apreval wandte: „Lieutenant, ich glaube, daß wir unseren Kutter gerade vor uns aufgepflanzt sehen!" — „„Ja, ich sehe ihn auch"", erwiederte Apreval, indem er sich etwas von seiner Bank erhob. „„Nehmen Sie immer nur eine solche Richtung, daß wir mit dem Hintertheil des Boots dem Steuerbord immer näher kommen.""

Das Fahrzeug, das von seinen Bootsleuten kräftig bedient wurde, segelte mit Schnelligkeit nach der Ordre fort, die es von dem Lieutenant erhalten hatte.

Die Unterhaltung der beiden Offiziere, die nur auf einen Augenblick durch das Dazwischentreten des Steuermanns unterbrochen worden war, begann wieder von neuem, als der Brigadier des Boots, der letzte unter den am Bug befindlichen Ruderern, plötzlich ausrief: „Es ist nicht unser Kutter, den wir auf der Vorderseite vor uns sehen!"

Kaum hatte der Brigadier diese Worte gesprochen, als aus der Mitte des Schiffes, das der Steuermann und der Lieutenant bis dahin für die „Cocarde" gehalten, eine rauhe, heisere Stimme sich vernehmen ließ, um der Mannschaft des fortwährend näher heranrückenden Fahrzeuges auf Englisch zuzurufen: „Heda! auf dem Boot, heda!"

Alsbald sprang der Fähnrich Apreval von seiner Bank auf und sagte mit halb erstickter Stimme: „Es ist ein Englischer Kutter, mit dem wir zusammenstoßen werden!..." — „„In der That!"" erwiederte der Aspirant Charles noch ganz außer sich: „„dieser Kutter ist kleiner als der unsrige, und er hat keine Enterungsgarne!... Aber siehe da, sie schreiten bereits zu den Kanonen, um uns niederzudonnern; sie haben uns erkannt....""

„Es bleibt nichts mehr zu bedenken übrig!" rief hierauf Apreval.... „Steuermann, wir wollen das Fahrzeug entern.... Immer vorwärts, Leute! Wir müssen es fangen oder selbst zu Grunde gehen...."

Dieser plötzliche Entschluß ward von der Mannschaft gar wohl aufgefaßt, und ihr Eifer entsprach dem energischen Kommando des kühnen Offiziers. Das Boot der „Cocarde" stürzte sich flugs auf den feindlichen Kutter, der leider nur zu spät das Französische Fahrzeug erkannte, das es für sein eigenes Kundschafterboot gehalten hatte. Jeder der Stürmenden ergriff, indem er sein Ruder fahren ließ, den Säbel und die Pistole, womit er ausgerüstet war. Apreval und sein Aspirant sprangen zuerst vom Bord ihres Fahrzeuges auf die Schanzwerke des kleinen Schiffes, das sie überwältigten. Die getäuschten Engländer eilten in aller Verwirrung zu den Waffen: einige stürzten sich mit angezündeter Lunte auf das geladene Geschütz, um mittelst desselben das Boot heftig zu beschießen, das sich so kühn an die Seite ihres Kutters zu legen wagte. Eine der Kanonen feuerte ab und überzog die Französischen Bootsleute mit Flammen und Kartätschen; indessen diente dieser übereilte, von dem Feinde schlecht geleitete Schuß, der ihre Häupter streifte, nur dazu, sie noch mehr anzureizen und ihren Muth neu zu beleben. Selbst das Dunkel der Nacht begünstigte die Kühnheit der stürmenden Matrosen und trug dazu bei, unter der Mannschaft des angegriffenen Schiffes allgemeine Verwirrung und Bestürzung zu verbreiten. Die Engländer rieben sich durch Uneinigkeit unter einander selbst auf, während die Seeleute der „Cocarde" in mehr Ordnung auf die Gruppen der zerstreuten Engländer eindrangen. Das Gefecht dauerte eine halbe Stunde fort, aber nach Ablauf dieser Zeit suchte Apreval, der sich unterdessen des Verdecks des Schiffes bemächtigt hatte, der Hitze seiner Kampfgenossen Einhalt zu thun, indem er ihnen zurief, daß der Sieg bereits entschieden und daß der Feind keinen Widerstand mehr wage."

Die schöne Prise eines Kutters von sechs Kanonen und vierzig Mann

war das Resultat des Ball-Abenteuers. Der feindliche Capitain, der in den flaggekrönten Offizieren zwei junge Leute in leichtem blauen Frack und in weißen seidenen Strümpfen erblickte, fragte sie, ganz beschämt über sein Mißgeschick, ob es nicht ein arger Scherz wäre, den man mit ihm triebe, indem man ihm zur Ueberrumpelung zwei als Seiltänzer gekleidete Stutzer zuschickte.

„Ach nein! mein Herr", erwiederte Apreval, „wir haben keinen Scherz mit Ihnen getrieben; aber wir pflegen immer etwas Toilette zu machen, um den von uns geschätzten Feinden eine Visite abzustatten .... Und wie steht es mit dem Fahrzeuge, für welches Sie unser Boot gehalten und das Sie ausgerüstet, um die Küste auszukundschaften, zu welcher Zeit werden wir es wohl wiedersehen?"

„„Ich wollte"", antwortete der Engländer, „„dasselbe befände sich sammt Ihnen auf dem Grunde des Meeres, da Sie nur ihm das Glück verdanken, mich so leicht überrumpelt zu haben. O! wenn ich Sie nur für das erkannt hätte, was Sie in der That seyen, welch einen Contretanz hätte ich Sie dann springen lassen!""

Der Augenblick, wo das arme Kundschafterboot in das ihm bereitete Netz fallen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. Der Offizier, unter dessen Kommando es stand, kehrte mit Tagesanbruch an Bord seines Kutters zurück und fand gerade an der Treppe des Steuerbords einen Französischen See-Fähnrich aufgepflanzt, der ihm mit der größten Artigkeit die Hand reichte und ihm anzeigte, daß er ihn nach dem Rechte, das ihm zwölf tapfere Matrosen verschafften, welche längs der Schanzwerke im Hinterhalte lägen, zum Gefangenen machte.

Am Morgen lief der während der Nacht von unseren beiden Tänzern auf eine so merkwürdige Weise aufgebrachte Englische Kutter, sammt dem dazu gehörigen Kundschafterboote und dem Boot der „Cocarde", in den Hafen von Boulogne ein. Capitain Ratout, der seine beiden Offiziere auf ihren Posten zurückkommen sah, nachdem sie auf ihrem Zuge eine so schöne Prise gemacht, hatte nicht den Muth mehr, ihnen etwas von dem Arreste zu sagen, den er während ihrer langen Abwesenheit so viel Mal in Gedanken über sie verhängt hatte, und auf diese Weise feierten der Fähnrich Apreval und der Aspirant Charles nach einem zu Dünkirchen so fröhlich verlebten Fastnachts-Dienstag, den Aschermittwoch in dem Hafen von Boulogne. *)

Dänemark.

Thyge Brahe (gewöhnlich Tycho de Brahe genannt).

Von Ove Malling. **)

Thyge Brahe, aus einer altadeligen, ursprünglich Schwedischen Familie, wurde den 19. Dezember 1546 in Dänemark geboren und in dem Hause seines Oheims, Jörgen Brahe, erzogen. Sein Vater, der sich nie um die Wissenschaften bekümmert hatte, war der Meinung, sein Sohn könne sie ebenfalls entbehren, und bestimmte ihn zum Kriegsdienst. Sein Oheim indeß, der zu verschiedenen Malen Beweise von Scharfsinn und Verstand an dem Knaben wahrgenommen hatte, war dafür, ihn studiren zu lassen. Er setzte seine Ansicht auch durch, denn er war sehr reich, ohne Kinder, und ernannte seinen Neffen zu seinem Erben. Daß der junge Brahe sich fortan den Wissenschaften widmen durfte, verdankte er also seinem Oheim.

Schon bei den ersten Schul-Uebungen zeigten sich häufig seine herrlichen Anlagen, verbunden mit jenem ruhigen Nachdenken, welches ihnen erst Werth und Bedeutung verleiht. Es dauerte nicht lange, so war er der Lateinischen Sprache vollkommen Meister, machte Verse in derselben und besaß auch gute Kenntnisse in den anderen Schulwissenschaften. Sein Oheim schickte ihn jetzt mit einem Hofmeister, Anders Vedel, auf die Universität, — zuerst nach Kopenhagen, und dann nach Leipzig. Da er jedoch nur so viel lernen sollte, als zur Verwaltung eines Staats-Amtes nöthig ist, hielt man es für hinreichend, wenn man ihn die Rechtswissenschaft und etwas Philosophie hören ließ; dahin lauteten auch die Instructionen des Hofmeisters, welche dieser genau befolgte. Er hielt seinen Zögling zum pünktlichen Besuche der Vorlesungen an und gab ihm nur solche Bücher in die Hände, die in das Rechtsfach schlugen.

Der junge Brahe ließ sich ruhig leiten, obgleich ihm diese Beschäftigung nicht genügte. Sein geweckter Verstand und sein lebhafter Geist fanden zu wenig Nahrung im Römischen Recht und in der scholastischen Philosophie; sie wollten sich höher emporschwingen. Sah er daher eine Mond- oder Sonnenfinsterniß, hörte er den Sturm sausen, den Donner rollen, oder war er Zeuge anderer Naturscenen, die mit Recht die Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Wesens erregen, dann war seine Seele entzückt. Er beobachtete jene Erscheinungen auf das genaueste, zeichnete sie an, forschte nach ihren Ursachen und Wirkungen; und da er wußte, daß man — um sie zu erfahren und zu berechnen — Mathematik und Astronomie studiren müsse, wünschte er Unterricht in diesen Wissenschaften. Er verwendete sein Taschengeld dazu, um sich kleine mathematische Instrumente, eine Himmelskugel und diejenigen Bücher zu kaufen, welche ihm als Wegweiser bei dem Studium jener Wissenschaften dienen konnten. Der Hofmeister — übrigens ein wohlunterrichteter Mann — war in der Mathematik durchaus nicht bewandert, und wollte auch seine Instructionen in Bezug auf Brahe nicht überschreiten. Er suchte daher seinen Zögling von der Astronomie abzuziehen und seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Rechtslehre zurückzuführen; dies war jedoch nicht möglich. Brahe besuchte zwar die juristischen Kollegien, — so wie diese jedoch vorüber waren, nahm er Jeden, dessen er habhaft werden konnte, um sich in der Mathematik und Astronomie unterrichten zu lassen. Hatte er keinen solchen bei der Hand, so half er sich selbst weiter, und fand er bei Tage keine Zeit dazu, so verließ er des Nachts — wenn der Hofmeister schlief — das Bett, betrachtete die Sternbilder, verglich sie mit denen auf seiner Himmelskugel und stellte seine Betrachtungen darüber an.

Unterdeß starb sein Oheim Jörgen Brahe und hinterließ ihm nicht nur sein Gut Knutstrup, sondern auch ein bedeutendes Vermögen. Thyge Brahe wurde zur Uebernahme der Erbschaft zurückberufen. Er mußte nun zwar die Universität Leipzig verlassen, doch gab er damit keinesweges seine Lieblingsstudien auf.

Große Geldmittel — wenn sie unverhofft in die Hände der Jugend gerathen — pflegen in der Regel eben so große Hindernisse beim Fortsetzen der Studien zu werden. Der äußere Glanz, die Bequemlichkeit und das Wohlleben tragen gewöhnlich den Sieg über den fortgesetzten Fleiß davon, den die Wissenschaften erfordern. Bei Brahe war dies jedoch nicht der Fall. Kaum hatte er seine häuslichen Angelegenheiten geordnet, als er sich auch schon wieder auf Reisen begab; und da er jetzt vollkommene Freiheit und hinreichende Mittel besaß, seine Lieblingswissenschaften Mathematik, Chemie und Astronomie zu treiben, so waren es diese Rücksichten allein, welche ihn bei der Wahl der Aufenthaltsorte leiteten. Zuerst blieb er in Wittenberg, dann ging er nach Rostock und besuchte später die anderen berühmten Universitäten Deutschlands und der Schweiz. Er verkehrte mit den berühmtesten Männern; er nahm überall die besten Sternwarten und mathematischen Instrumente in Augenschein; er verschaffte sich einen Begriff von der Construction derselben; er dachte über ihre Zweckmäßigkeit nach und fand ihre Mängel heraus.

Diese Reise dauerte fünf Jahre.

Er sammelte endlich einen solchen Vorrath von Kenntnissen und Erfahrungen, daß er sich zuletzt nicht mehr mit dem begnügen konnte, was Andere vor ihm gedacht und gethan. Er war jetzt im Stande, selbst weiter zu forschen, neue Entdeckungen zu machen und Instrumente zu erfinden, die vollkommener und bequemer als diejenigen waren, welche man bereits besaß. Dies sah man, als er auf seiner Heimreise in Augsburg Instrumente nach seiner eigenen Angabe anfertigen ließ; ja, er machte auch zu jener Zeit den Entwurf zu dem großen und bewunderungswürdigen Himmelsglobus, der — nachdem er durch den Fleiß vieler Jahre endlich fertig geworden — für eines der größten Meisterstücke der Kunst und Wissenschaft galt. *)

Nachdem Brahe von seinen Reisen zurückgekehrt war, lebte er entweder auf seinem eigenen Gute Knudstrup oder auf einem benachbarten Gute bei seinem Oheim Steen Bille; um jedoch durchaus keine Zeit zu verlieren, ließ er auf beiden Gütern die nöthigen Einrichtungen treffen, welche zur Fortsetzung seiner Beobachtungen und Studien erforderlich waren. Damit man ihn indeß nicht für einen Sonderling oder Mißvergnügten hielte, ließ er sich auch zuweilen in Kopenhagen sehen. Die Hauptstadt war jedoch nicht sein Element. Die vielen Besuche, welche er theils zu empfangen, theils zu machen hatte, fielen ihm beschwerlich, und es verdroß ihn, entweder müßig zu gehen, oder die Zeit durch Schwatzen über Nichtigkeiten zu verschwenden. Nach möglichst kurzem Aufenthalt verließ er daher stets die Residenz wieder und eilte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zurück. Diese waren aber auch keinesweges unbedeutend, denn der junge Mann trat von Zeit zu Zeit mit Entdeckungen und Bemerkungen hervor, die im In- und Auslande bewundert wurden, denn sie waren neu und der Aufmerksamkeit der Professoren der Astronomie bisher völlig entgangen.

So ungewöhnliche Verdienste konnten nicht lange verborgen bleiben. Friedrich II. (1559—1588), ein Beförderer der Wissenschaften, begünstigte seine Forschungen und zeichnete ihn öffentlich aus. Hierdurch bekamen viele Edelleute Lust, die Wissenschaften kennen zu lernen, welche ihn so berühmt machten. Sie wünschten einen Vortrag darüber zu hören, doch gab es an der Universität noch Niemand, der hinreichende Kenntniß derselben besaß, um den gemachten Anforderungen zu genügen. Auf den Wunsch des Königs mußte sich Thyge Brahe daher selbst dazu verstehen, Astronomie vorzutragen, und man hatte den schönen Anblick, einen jungen und reichen Edelmann öffentliche Vorlesungen über Wissenschaften halten zu sehen, die er nicht nur fast ausschließlich verstand, sondern auch bedeutend weitergebracht hatte.

Hieraus und aus vielen anderen Umständen entnahm Friedrich II., daß es sich um einen Mann handelte, der nur der Unterstützung und des Schutzes bedurfte, um seinem Vaterlande Ehre und der ganzen gelehrten Welt Nutzen zu bringen. Er schenkte ihm daher auf Lebenszeit die im Sunde gelegene kleine Insel Hveen, welche eine bequeme Stätte zur Betreibung derjenigen Wissenschaften bot, die Brahe liebte. Er erlaubte ihm, auf Königliche Kosten daselbst ein Gebäude aufführen und es ganz so einrichten zu lassen, wie er es für sich und seine Studien wünschte. Dies wurde auch ins Werk gerichtet, und es erhob sich auf der Insel Hveen das prächtige, überall berühmt gewordene Schloß Uranienburg. **)

Sobald es vollendet war, ließ Brahe sich in demselben häuslich nieder und widmete sich nun gänzlich den Wissenschaften. Bisher hatte er größten-

*) Wir theilen diese Geschichte nach dem Courrier Français mit, wo sie ein bekannter Französischer See-Novellist erzählt, doch brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen, daß wir für die Wahrheit des Erzählten nicht einstehen.

**) Aus „Store og gode Handlinger af Danske, Norske og Holstenere."

*) Diese Himmelskugel, welche 5000 Thlr. gekostet, war von Messing und hatte 6 Fuß im Durchmesser. Sie ist 1728 bei dem großen Brande in Kopenhagen mit zerstört worden.

**) Von diesem Schlosse, wo Brahe die Besuche vieler Europäischen Fürsten empfing, findet man jetzt nur noch Ruinen.

theils studirt, um selbst noch zu lernen, jetzt aber arbeitete er zugleich, um Europa aufzuklären. Mit der Chemie vergnügte er sich, aber die Astronomie war die Hauptsache. Er stellte Instrumente zusammen, beobachtete die Natur und die Wirkungen ihrer Erscheinungen; er rechnete Dinge heraus, an welche bisher Niemand gedacht und die von der Nachwelt mit Bewunderung aufgenommen worden; er leistete so viel, daß mit Thyge Brahe, dem Dänischen Manne, eine neue Epoche in der Geschichte der Astronomie begann. Thyge Brahe auf Schloß Uranienburg war das Wunder des Nordens. Gelehrte kamen dort hin, um zu lernen, — Fürsten, um ihn zu sehen. Seine Schriften breiteten sich immer mehr aus, und mit ihnen sein Ruhm.

Um eine genaue Uebersicht von dem zu geben, was er allein in der Astronomie geleistet, wie viele Vorurtheile er vernichtet, wie viele wichtige Dinge er entdeckt und aufgeklärt, oder zu wie vielen Entdeckungen er Anderen Veranlassung gegeben, dazu müßte man fast die ganze Wissenschaft der Sternkunde durchlaufen und nachweisen, auf welchem Standpunkt er sie vorfand, und wie weit er sie gefördert hatte, als er starb. Dies wäre jedoch die Aufgabe eines bändereichen Werks, und nicht die eines kurzen Journal-Artikels. Es möge daher die Bemerkung hinreichen, daß er diese Wissenschaft zu seiner Zeit nur wenig angebaut und den Weg dazu fast noch gar nicht angebahnt fand; daß er sich selbst vorarbeitete, und zwar größtentheils durch eigene Beobachtungen und mit Instrumenten, die er entweder selbst erfunden oder doch bedeutend verbessert hatte; daß er es war, der auf gewisse Weise Kepler und mit ihm Newton auf die Bahn brachte, die sie später mit so vielem Ruhme verfolgt haben; und daß ohne ihn vielleicht weder Kepler, noch Newton, noch mehrere andere das geworden wären, was sie geworden sind, eben so wenig als die Astronomie das, was sie gegenwärtig ist.

Unterrichts-Mangel und Reichthum bei jungen Jahren vereinigten sich, um Brahe zu verhindern, ein Astronom zu werden; jenem Mangel wußte er jedoch durch eigenen Fleiß zu begegnen, während er den Reichthum beherrschte, anstatt sich von ihm — wie so Viele — beherrschen zu lassen. Er wurde verspottet und über die Schulter angesehen von seinen jungen ebenbürtigen Bekannten, die seine Neigungen und — wie sie sagten — seine thörichte Lust an der neuen Wissenschaft nicht begreifen konnten. Brahe bedauerte sie und nahm diese Spöttereien für die gewöhnliche Sprache der Unwissenheit, Unregsamkeit und Eitelkeit. Er war mit seinen Begriffen über wahre Ehre längst im Reinen. „Besser, etwas seyn, als etwas scheinen", lautete sein Wahlspruch, und diesen hatte er stets im Sinn.

Es ist zu bedauern, daß auch dieser große Mann nicht dem Geschick entging, von Neid und Mißgunst verfolgt zu werden, und sich mit Friedrich's II. Tode unter seinem Nachfolger Christian IV. die Zeiten dergestalt änderten, daß man ihm verbot, seine wissenschaftlichen Forschungen im Inlande fortzusetzen, nachdem man ihm zuvor den Jahrgehalt entzogen hatte.

Brahe nahm daher einen ehrenvollen Ruf des Kaisers Rudolph II. an, der ein großer Freund der Sternkunde und Sterndeuterei war, und starb zu Prag, im Jahre 1601.

Seine Ungnade hat seinem Ruhme nicht den geringsten Abbruch gethan.

Mannigfaltiges.

— Proben aus den „Burgraves". Victor Hugo's „Burggrafen" fehlt es nicht an ausgezeichnetem poetischen Schmuck, besonders in lyrischen Momenten, wie denn überhaupt der lyrische Dichter viel größer in ihm ist, als der dramatische. Zu den schöneren Stellen gehört unter anderen nachstehende, die, wenn die Worte Otbert's: „Mais je t'aimerai" etc. mit dem Pathos der Französischen Bühne ausgesprochen werden, ihre Wirkung nicht verfehlen können:

REGINA.

Que suis-je? une orpheline, et vous, un orphelin;
Le ciel, nous unissant par nos douleurs communes,
Eût pu faire un bonheur de nos deux infortunes;
Mais...

OTBERT à ses genoux,

Mais je t'aimerai, mais je t'adorerai,
Mais je te servirai; si tu meurs, je mourrai;
Mais je tuerai Hatto, s'il ose te déplaire;
Mais je remplacerai, moi, ton père et ta mère;
Oui, tous les deux, j'en prends l'engagement sans peur:
Ton père, j'ai mon bras; ta mère, j'ai mon coeur.

REGINA.

O doux ami, merci!...

. . . .

OTBERT.

Je ne vous aime pas! — Regina, dis au prêtre
Qu'il n'aime pas son Dieu; dis au Toscan sans maître,
Qu'il n'aime point sa ville; au marin sur la mer
Qu'il n'aime point l'aurore après les nuits d'hiver.
Va trouver sur son banc le forçat las de vivre,
Dis-lui qu'il n'aime pas la main qui le délivre,
Mais ne me dis jamais que je ne t'aime pas.
Car vous êtes pour moi, dans l'ombre où vont mes pas,
Dans l'entrave où mon pied se sent pris en arrière,
Plus que la délivrance et plus que la lumière.

Andererseits fehlt es aber auch nicht an den seltsamsten Mißgriffen. So klopft einmal der hundertsiebenjährige „Job" seinem mehr als siebzigjährigen Sohne „Magnus" auf die Schulter mit den Worten: „Jeune homme, taisez vous", was hier gewiß nicht minder komisch klingt, wie in dem Angelyschen Vaudeville „Der hundertjährige Greis", wo es als ein Witz vorkommt. Noch lächerlicher ist jedoch eine andere Stelle. Kaiser Friedrich Barbarossa, der aus dem Morgenland zurückgekehrte, fordert nämlich seine Grafen und Barone auf — Wien zu vertheidigen, vor dessen Thoren bereits die Horden der Levante seyen, Wien, das man im Jahrhunderte Friedrich's zu bauen anfing und das erst Maximilian I., mehr als drei Jahrhunderte nach Friedrich's Tod, zur Hauptstadt des Oesterreichischen Hauses und der Deutschen Kaiser machte! Augenscheinlich hat Victor Hugo hier die Lage Wiens im 17ten mit der im 12ten Jahrhundert, die Zeit Johann Sobieski's mit der Barbarossa's verwechselt. Die Stelle selbst lautet:

Tandis que ces bandits vous flûtent en riant,
On entend les chevaux hennir en Orient.
Les hordes du Levant sont aux portes de Vienne.

(Aux comtes et aux barons.)

Aux frontières, messieurs! Allez; qu'il vous souvienne
De Henri-le-Barbu, d'Ernest-le-Cuirassé!
Nous gardons le créneau: vous, gardez le fossé.
Allez! . . . .

Bibliographie.*)

Italien.

L. M. Minciotti (Kustos der Bibliothek) Catalogo dei codici manoscritti esistenti nella biblioteca di Sant' Antonio di Padova. Con brevissimi cenni biografici degli autori. VIII. 164 Seit. 8. Padova 1842. 1 l. 74 c. — Der darin beschriebenen Handschriften sind 617.

Biblioteca femminile italiana, raccolta posseduta e descritta dal conte Ferri. VIII. 412 Seit. 8. Padova 1842. — Verzeichniß der von Italienischen Frauen, seit dem 13. Jahrhundert bis auf die Gegenwart, verfaßten oder übersetzten Werke, welche im Besitz des Grafen zu Padua sind. Derselbe beabsichtigt, diesem bibliographischen später einen biographischen Theil folgen zu lassen.

J. Valentinelli (Unterpräfekt der S. Markus-Bibliothek in Venedig) Specimen bibliographicum de Dalmatia et agro Labeatium. 128 Seit. 8. Venetiis. — Ist dem König von Sachsen gewidmet, welcher durch seine, von dem gelehrten Apotheker und Botaniker B. Biasoletto in Triest beschriebene, Reise dahin (Relazione del viaggio fatto nella primavera dell' anno 1838 dalla Maestà del re Federico Augusto di Sassonia nell' Istria, Dalmazia e Montenegro. Trieste 1841. 8. — Deutsch von E. v. Gutschmid. Dresden 1842. 8.) die Aufmerksamkeit auf jene Gegenden gelenkt.

Sulle opere di Aristotele col commento dell' Averrhoe impresse in Padova dal Canozio negli anni 1472, 73 e 74, lettera al cav. A. Pezzana. 24 Seit. 8. Ferrara 1842. — Nicht in den Buchhandel gekommen. Verfasser: G. Antonelli (Vice-Bibliothekar in Ferrara), von dem die Ricerche bibliografiche sulle edizioni ferraresi del secolo XV.

F. Civinini Indice degli articoli del museo d'anatomia fisiologica e patologia umano-comparata dell' i. r. università di Pisa a tutto il dicembre 1841. 122 Seit. 8. Lucca, tipografia ducale 1842.

(V. Trevisan) Prospetto della flora euganea. 68 Seit. 8. Padova 1842. — Auf Kosten der Stadt in nur 200 Ex. gedruckt.

Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1842, calcolate da R. Stambucchi. Con appendice di memorie ed osservazioni astronomiche. 8. Milano, i. r. stamperia 1842. 3 l. 22 c.

D. Capellina I Tizzoni e gli Avogradi, saggio di storia vercellese dalla venuta di Arrigo VII sino alla caduta della repubblica, esposta con documenti. 110 Seit. 8. Torino 1842.

G. Cittadella Storia della dominazione carrarese in Padova. 2 vol. 18. Padova 1842. 12 l. 18 c.

O. Brizi Quadro storico-statistico della serenissima repubblica di San Marino. 98 Seit. 8. Firenze 1842. 2 l. 60 c. — Vergl. darüber Allgem. Zeitung 1843. Nr. 21. Bisher waren M. Delfico's Memorie storiche della repubblica di San Marino (Milano 1804. 4.) das Hauptwerk für San Marino. Hippolyte N. J. Auger's, unter dem Namen Auger Saint-Hippolyte geschriebener, Essai historique sur la république de San-Marino (Paris 1827. 8.) ist nichts weiter als eine Französische Bearbeitung des Delfico'schen Werkes. — Ein nur lokales Interesse haben die von demselben Verf. gleichzeitig herausgegebenen Memorie istoriche riguardanti la venuta di alti personaggi in Arezzo. 60 Seit. 8. Arezzo 1842. Wie kommt Hr. Brizi, in Arezzo, zu dem Titel eines Mitgliedes der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin?

Storia della città di Parma, continuata da A. Pezzana. Tomo 2. 4. 1401 — 1449. Parma, tipogr. ducale 1842. 18 l. — Fortsetzung von Affò's Storia della città di Parma. 4 vol. 4. Parma 1792 — 95.

L. Tosti Storia della badia di Monte-Cassino, divisa in libri nove, ed illustrata di note e documenti. Tomo 1. VI. 428 Seit. 8. Napoli 1842. — Wichtiges historisches Werk. Dieser Band enthält die ersten drei Bücher.

G. Maccolini (abbate) Della vita e dell' arte di Antonio Tamburini fino al giugno del 1842. 24 Seit. 12. Faenza (1842). — Tamburini ist der gegenwärtig in Paris engagirte ausgezeichnete Italiänische Bassist.

Notizie sopra un dipinto di Raffaele, rappresentante la sacra famiglia in riposo, posseduto dalla nobile famiglia di Castelbarco. 234 Seit. 8. Milano 1842. — Notizie storico-critiche, raccolte altra volta e redatte da G. Piacenza di Firenze, circa un quadro da lui scoperto di Raffaele d'Urbino. 28 Seit. 8. Firenze 1842.

Le fabbriche e i disegni di A. Palladio, e le terme. Nuova edizione italiana foggiata sulla vicentiana di Bertotti Scamozzi, ampliata e fornita di note del cav. C. Foppiani. Distribuz. 1—9. Folio. Genova 1842. à 4 l. — Diese neue Ausgabe des berühmten Italiän. Architekten Palladio (geb. 1518, gest. 1580) wird in 40 Liefer. oder 3 Bänden erscheinen.

Relazione delle memorie lette nell' i. r. accademia di scienze, lettere ed arti in Padova negli anni 1840—1841. 8. Padova 1842. 1 l. 74 c. — Bemerkenswerth wegen des darin enthaltenen Inhalts-Verzeichnisses der 1836—40, in 10 Bänden 4., herausgekommenen Abhandlungen jener Akademie.

Novi commentarii academiae scientiarum instituti Bononiensis. Tomus 5. 4. Bononiae 1842.

A. Manzoni's Storia della colonna infame findet sich in der neuen Ausgabe seiner Promessi sposi (Milano 1842. gr. 8.) auf S. 747 u. folg. gedruckt. Ein besonderer in Italien selbst veranstalteter Abdruck ist uns davon bisher noch nicht vorgekommen.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: (Sigismondo da Venezia) Bibliografia universale. Fasc. 2 e 3. — Cibrario Economia politica del medio evo. 2. ediz. Fasc. 7—12. (Hiermit in 3 Bden. vollständig.) — Meneghini Alghe italiane e dalmatiche. Fasc. 3. — Cappelletti Armenia. Tomo 2 e 3. — Girardi Storia fisica del Friuli. Vol. 3 (u. letzt.).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Montag den 27. März 1843.

Frankreich.

Jules Sandeau und George Sand, oder der Kampf für und gegen die Ehe.

Seit der Juli-Revolution hat es in Frankreich viele literarische Fehden gegeben. Die Romantiker und die Klassiker, die selbst wieder beide in Abtheilungen zerfallen, Balzac und Janin, die Sand und die Priester-Partei. Bei all diesen Fehden spielen persönliche Interessen oder wenigstens die Interessen eines Journal-Klubs die Hauptrolle. Ich will es versuchen, ehe ich zu dem interessanten Kampfe zweier literarischer Liebenden gelange, die zuerst durch die Einheit der Ideen zur Einheit des Herzens — zwei Seelen und ein Gedanke — gelangten, und die später durch die Spaltung des Herzens auch ihre Ideen änderten — wenigstens that dies einer von ihnen — einige erläuternde Notizen über die literarischen Parteien in Paris zu geben.

Die Romantiker, den Großmogul Hugo an der Spitze, gingen an ihrer übertriebenen Eitelkeit unter — der National behauptet, an ihrer Gesinnungslosigkeit, die Gazette de France hingegen giebt ihrer Unmoralität die Hauptschuld. Mithin sieht man schon, wie sie beständig zwischen zwei Feuern kämpften. Aber, wie gesagt, ihr Hauptfehler ist die Weihrauchsucht, die große Meinung, die sie von sich haben, ihre Unfehlbarkeit, ihre apodiktischen literarischen Meuchelmorde, und dabei mag der National Recht haben. Die Romantiker, sowohl Hugo und Dumas, als Sue, Balzac, Soulié, kurz die ganze Heerde, die auf dem chemin de la posterité weidet, hat keine Gesinnung in dem Sinne, wie jenes Journal es versteht. Ihr Zweck ist zuerst der Genuß, dann der Ruhm. Nur in neuester Zeit haben Sue und Balzac die soziale Saite ihrer etwas verrosteten Leier angeschlagen. Mieux vaut tard que jamais, hat ein Pariser Journal darauf gesagt.

Auf der Place royale, nicht weit von der Bastille, saß gewöhnlich Hugo in seinen Salons à la moyen âge, vor seiner marmornen Büste, die David bereut, ihm geschenkt zu haben. Um ihn herum sitzen die Herren Théophile Gautier, mein Freund Gerard de Nerval, Arsène Houssaye, Durliac und der Kritiker en gnac, wie ihn die Gazette de France heißt, — Granier de Cassagnac. Bei den Franzosen wird Alles gleich Religion. Sie trieben einen ganz ernsten Kultus mit Hugo — dieser, als Groß-Prophet, sprach wenig; wenn man Orakel verkündigt, muß man mehr schweigen als ein gewöhnlicher Sterblicher. Er ließ sich ganz ernst jupitermäßig anbeten, und wer ihm zuletzt als Seïde nicht auf Leben und Tod folgte, wurde in der Presse und im Siècle abgethan. Damals waren die Débats nicht für Hugo, weil man in der Romantik ein Element der Revolution erkennen wollte, obschon der National, die Tribune, der Charivari, der Corsaire ꝛc. sich nie täuschten. Jetzt aber ist Hugo Mitglied der Akademie, strebt Pair de France zu werden, kurz ist Conservateur, und die Débats sind sein Haupt-Organ. Janin, sein ehemaliger Feind, der Verfolger aller Romantik, muß ihn loben. Eine größere Schmach konnte man für ihn nicht erfinden.

Balzac ist ein Verehrer von dem Talente Hugo's — Schreiber dieses war es ebenfalls — aber er hat sich nie als Seïde hergegeben. Man lese nur des Ersteren Orgie in dem peau de chagrin. Aber wenn Hugo ein Gott war, so war Balzac wenigstens ein Halbgott, und auch er hatte seine Seïden. Die Kapelle Hugo's ist jetzt gesprengt, es blieben ihm nur noch einige; die von Balzac — er hatte sieben Trabanten — ebenfalls. Neue Stimmen erheben sich und die früheren Freunde fressen sich jetzt selbst gegenseitig auf. Aber der Sieg der mittelmäßigen Feuilletons wurde dadurch um so größer. Der National und die Gazette, die beständig auf diese Schriftsteller feuerten, sehr oft aus Konkurrenzsucht, sind jetzt gezwungen, selbst Roman-Feuilletons zu geben. Balzac — man höre — Balzac hat, wenn auch anonym, im National „Jérome Paturot ou la recherche sociale" geschrieben, worauf ich zurückkommen werde, und die Nation, ein Blatt, das dem Eigenthümer der Gazette de France gehört, giebt jetzt romans-feuilletons, die sie immer ihrer Moralität wegen aufs Aeußerste verfolgt hat, und, was noch mehr, von denselben Verfassern. Haben sich die Oppositions-Journale den Schriftstellern oder die Schriftsteller den Blättern genähert? — Beides. — Es ist in dem letzten Jahre eine ungeheure Antireaction in der schönen Literatur vorgegangen. Balzac geißelt geifernd und fluchend in einer neuen Broschüre die Universität, die Verwaltung, den Staatsrath, das ganze offizielle Frankreich, besonders aber die Presse, und Sue wird nach den Mystères de Paris — höchst wahrscheinlich nicht mehr an den Débats mitarbeiten können. Sein Stoff hat ihn über die Gränzen hinaus gerissen. Er gehört zur Phalange und zu der Revue indépendante. Diese auch hatten den herrlichen Instinkt, ihn gegen die andere Presse in Schutz zu nehmen.

Interessant, aber weniger allgemein war das beständige Duell zwischen Balzac und Janin. Wer kennt nicht le grand homme de Province von Balzac, dieses Meisterstück von Pariser Charakteristik? Dieser grand homme war Janin selbst. Er fühlte es, rächte sich in den Débats, im Artiste, in der Revue des deux Mondes — Balzac hat keine Journale zur Kritik, aber er schreibt Bücher — so schreibt er dann Jérome. Es ist dies ein Mann, der eine soziale Stellung sucht. Er geißelt darin alle Aemter und Aemtchen, entlarvt alle Spitzbübereien, allen Charlatanismus der Aerzte, Professoren, Advokaten, Richter, Zeitungsschreiber, Deputirten — er kennt sie, — endlich wird Jérome Journalist, ministerieller Journalist. Seine Malvina aber, die die Kritiken des Theaters diktirt, die ihm gebietet, „den mußt du loben, jenen tadeln; der gefällt mir, jener nicht", ist schuld, daß er sich tagtäglich blamirt. Jérome hat bloß Formtalent. Endlich wird das Ministerium gestürzt, und Jérome hat kein Blatt mehr. Er will sich mit Malvina durch Kohlendampf ersticken, aber ein Onkel hilft ihm; Jérome wird Kappenmacher und — wird glücklich. Er hätte es gleich werden sollen. — Durch Zufall erkennt sich Janin wieder; aber Jérome erschien anonym zuerst im National, dann wurde er in 6000 Exemplaren besonders abgedruckt. Dagegen hat Janin wieder einen wüthenden Artikel in den Débats gegen Balzac geschleudert.

Die Sand nun hatte alle Parteien gegen sich: die klassische Schlafmütze des Constitutionnel, die Débats, das Siècle und die legitimistischen Blätter, und nur die Revüen und einige demokratische Journale nahmen für sie Partei. Das Publikum aber fragt im Ganzen, weder in Deutschland noch in Frankreich, nicht viel nach Journal-Kritik. Hat Jemand ein bedeutendes Talent, so wird er überall mit der Zeit anerkannt, nur muß das Publikum Gelegenheit haben, dieses Talent kennen zu lernen. Und nur bei Dramen, die nicht aufgeführt werden, wie die Meisterstücke von Grabbe etwa, bleibt das Publikum stumm. Victor Hugo ist gerichtet, Janin ebenfalls, Dumas nicht weniger; keine Kritik giebt ihnen ihren übertriebenen Ruf und Ruhm wieder, und kein Journal vermag ihnen Leser oder Käufer mehr zu schaffen. Balzac wird sich bloß noch als sozialer Juvenal halten können, und Sue wird Kommunist werden.

Ich gehe jetzt zu dem stillen Kampf zwischen Jules Sandeau und George Sand über. Bekanntlich kam die Sand fast als Grisette nach Paris, nachdem sie sich von ihrem Manne getrennt hatte. Sie hatte bereits Lelia geschrieben, deren Abdruck von den meisten Journalen und Revüen verweigert wurde. Sie war darüber in Verzweiflung. Sandeau, ein damals schon sehr rühmlich bekannter Romanschreiber, lernte sie kennen, half ihr, verschaffte ihr einen Verleger, gab ihr im Französischen Styl Unterricht, den sie, beiläufig bemerkt, viel großartiger, poetischer und sogar klassischer als er schreibt, kurz, sie liebten sich, und Madame Dudevant nahm aus Dankbarkeit die Hälfte des Namens ihres Freundes an: sie nannte sich Sand. Man hat in Deutschland hier und da geglaubt, sie habe den Namen dem Deutschen Sand entlehnt. Später freute sie dies Zusammentreffen.

Jenes Verhältniß dauerte ziemlich lange. Sandeau bewunderte Sand und Sand Sandeau. Plötzlich aber — und dies ist ein Mysterium — trennten sie sich. Die Schülerin hatte mit ihrem Ruhm ihren Lehrer verdunkelt, in Vergessenheit gebracht. Statt Herr Sandeau, war er bloß Madame Sand; man sprach nur von ihm, suchte nur seine Freundschaft, weil er der Freund seiner Freundin war. Jules Sandeau fühlte sich gedemüthigt, er fühlte, daß er ihrer denn doch nicht bedürfe; er wollte seine Individualität als Schriftsteller retten, auf Kosten seiner Liebe, und so trennte er sich gewaltsam von ihr, denn das weiß man wohl, daß er zuerst brach, und daß sie immer mit der größten Achtung von ihm spricht. Welch' ein Blick in die männliche Seele giebt diese Geschichte! Ein Mann, der sein Herz, seine Liebe, sein ganzes Glück dem eitlen Ruhme opfert, der eifersüchtig ist auf den Ruhm seiner Geliebten, bloß weil sie mehr Talent als er hatte, was er nie gestand. So ist aber der Mensch. Vielleicht hätte die Sand dasselbe gethan. Ein Schriftsteller, ein Held opfert Alles seinem Ruhme. Ein Schriftsteller gehört zu keinem Geschlecht. Ob Weib oder Mann, er ist vor Allem Schriftsteller, Dichter; und Weib und Kind, Freund und Freundin zählen nicht, gilt es die Existenz des öffentlichen Namens. Die Geschichte hat hiervon mehrere Beispiele aufzuweisen.

Aber mit der Trennung ging auch eine Aenderung in der Richtung seiner Werke vor. Für jeden Roman, den Sand gegen die Ehe schrieb, schrieb Sandeau einen für die Ehe, und zwar mit ausgezeichnetem Talent. Dieser stille Kampf dauert schon fast sieben Jahre fort, und Sandeau hat wirklich dabei gewonnen. Er hat sich ein neues Genre geschaffen, und er hat sich so hineingeschwatzt, daß er in keinem Falle mehr zurück kann.

Zu diesem Genre gehören seine drei neuesten Romane Marianne, le docteur Herbeau und Vaillance. — Sandeau schreibt höchstens alle Jahr eine Novelle, aber keiner arbeitet sie so aus wie er; sein Stil ist durchsichtig, bündig und klar. Er hat Witz und Humor, und seine Charaktere zeigen von einer entschiedenen Menschenkenntniß. Marianne ist eine Frau, die Alles in der Welt mitgemacht hat — es ist die Sand selbst — und die sich zuletzt in den sicheren Hafen der Ehe wünscht. — Dr. Herbeau ist ein braver, alter Arzt, der sich einen Augenblick von seiner Freundin geliebt glaubt und lächerlich wird. Der Mann der Frau jagt ihn fort und beschützt einen jungen Arzt, der dann sein schönes Weibchen auch kurirt. Aber die Kur giebt Sandeau nicht an, er schließt damit ab.*) Sein Zweck war, die Lächerlichkeit des sich von einem Weibe geliebt glaubenden Herbeau zu zeigen. In neuester Zeit hat er Vaillance für die Revue des deux Mondes geschrieben. Vaillance ist ein junges, millionairisches Mädchen, das von seinen drei Onkeln angebetet wird. Alle drei sind ledig, haben der Ehe ewigen Haß geschworen und haben Vaillance, trotz ihrer Zartheit, wie eine Amazone erzogen. Die Charakterisirung dieser Onkel und dieses Mädchens ist unübertrefflich. Vaillance hat Alles, Reichthum, Pracht, die schönsten Pferde, die reichsten Shawls, die herrlichsten Pianos, eine Muster-Bibliothek, und doch langweilt sie sich zu 16 Jahren. Doch lassen wir den Verfasser einen Augenblick selbst sprechen. — Alle drei Onkel sind um sie beschäftigt. — „Du bist traurig, meine geliebte Johanna", sagte Joseph, indem er ihr eine Hand auf die Schultern legte. Sie schauerte zusammen.

„Ich traurig? Und warum?"

„Weißt du, Johanna", sagte Christoph. „Wir sind schon lange nicht mehr auf dem Fischfang gewesen."

„Das Fischen langweilt mich."

„Und die Jagd?" fragte Johann. „Wann jagen wir denn wieder einmal?"

„Die Jagd langweilt mich."

„Es sind diesen Morgen neue Bücher und Romanzen angekommen", sagte Joseph.

„Die Jagd, das Fischen, das Reiten, die Bücher, die Romanzen, alles dies langweilt mich", sagte Johanna.

„Laß sehen", sagte Christoph, „was wünschest du, bist du nicht mit dem letzten Putz aus Paris zufrieden? Mißfällt dir dein Zobelmuff? willst du einen neuen Cachemir für 5000 Fr.? ein Arabisches Pferd? eine Doppelflinte? einen Diamantenschmuck? ein Paar Pistolen? Sprich." Johanna zuckte bei jeder Frage die Achsel und schmollte.

„Aber Tausend Millionen Donnerwetter", schrie jetzt Christoph auf. „Was willst du denn? zu was hast du Lust? was es auch sey, und sollte ich frisch wieder mein Schiff „La Vaillance" besteigen, um die Welt noch einmal zu umsegeln, sprich, ich bringe dir's." „Willst du einen Stern vom Firmament?" schrie Jean, „ich will ihn dem Allvater abfordern oder abtrotzen." — Das junge Mädchen antwortete nicht. Endlich stand sie auf und schrie: „Hört Ihr, hört Ihr die Nothschüsse?" Es war eine gescheiterte Englische Fregatte. Johann, Christoph, Joseph und Johanna Vaillance retteten, was sie konnten — sie wohnten auf einem Schlosse an der Küste — und Vaillance fand unter den Schiffbrüchigen, was sie eigentlich verlangte — einen Mann. Durch verschiedene Verwickelungen fand es sich später, daß dieser vermeintliche Engländer, den Johanna trotz seines Engländerseyns liebte, ein Franzose war, und zwar ihr Cousin.

Vaillance wurde glücklich. Sie geht nicht mehr auf die Jagd. Sie hat zwei Kinder und liebt ihren Mann. Alles dies, um sich an Georg Sand edel zu rächen.

Was thut aber die Sand? Das Publikum, das gegen die Ehe gern raisonniren hört, aber noch lieber selbst sich verehelicht, goutirt die Novellen Sandeau's. Die Kritik lobt sie. Um sich nun ihrerseits zu rächen, schreibt sie musikalische Tugend-Romane wie Consuelo. Am Ende kehren sich die Rollen noch um. — Ja, die Sand hat Recht, chassez le naturel, il revient au galop.

Ein Franzose.

*) Die Sand sagte hierauf: chassez le naturel, il revient au galop. — Naturam si furca expellas etc.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Die Benennungen des Königs bei allen Germanischen Völkern gehören einer gemeinsamen Wurzel an, welche Geschlecht, Generation, Race bedeutet und auch im Lateinischen genus enthalten ist. Man bezeichnete also in dem Könige nicht die Gewalt über ein Land, sondern nur die Leitung eines Stammes, einer Familie. König war jeder noch so kleine Fürst. Diese Königswürde war erblich, sie ging jedoch nicht immer, wie heut bei jeder erblichen Fürstenmacht, vom Vater auf den ältesten Sohn über, sondern sie zersplitterte sich meist unter alle Söhne. Wenn ein König die Herrschaft antrat, so pflegte er sich den versammelten Kriegern zu zeigen, welche ihn mit Waffengetöse und freudigem Zuruf in seinem Rechte anerkannten. Man hat hierin eine Wahl sehen wollen, doch mit Unrecht; die dafür angezogenen Belegstellen sind sämmtlich nicht beweisend und gehen nicht über die Zeit hinauf, in der sich bereits eine große Umgestaltung der Königlichen Macht vorbereitete, in der die Majores Domus schon auf dem Gipfel ihrer Gewalt angelangt waren. Wenn der König wegen zu großer Jugend oder zu hohen Alters das Volk selbst nicht im Kriege anführen konnte, so wurde der Tapferste zum Befehlshaber gewählt, doch nicht für immer, sondern sobald der Krieg beendet war, legte er seine Würde ab und zog keinen Vortheil davon. Der Mißbrauch dieser Macht lag nahe, doch die Ehrfurcht vor dem erblichen Königsrechte machte, daß er nie eintrat. Wie aber konnte man bei einer kriegerischen Nation annehmen, daß sie ihre Könige wähle, wenn man doch sah, daß so oft Kinder und körperlich Unkräftige oder Mißgestaltete auf ihrem Throne gesessen? Man weiß von Königen, die mit zwei Jahren, ja mit vier Monaten auf den Thron gekommen sind; wie hätte man sie erwählen können? wie hätte man sich freiwillig einer Regentschaft unterworfen, die, wenn nicht gefährlich, doch immer unbequem war? Gleichwohl wird im ersten Theile der Histoire de France noch von dem Fränkischen Wahlreich gehandelt, und es wird behauptet, daß diese Wählbarkeit nur insofern beschränkt war, als bloß ein bestimmter Stamm durch die Geburt dazu berechtigt war.

Allein, war die Gewalt der Fränkischen Könige unumschränkt oder nicht? Man hat hierüber die widersprechendsten Hypothesen aufgestellt, bei denen wir uns um so weniger aufhalten können, als sie eben nichts als Hypothesen sind. Ohne Zweifel gab es Volks-Versammlungen, in denen der Herrscher zu Krieg und Frieden anmahnte, in denen er bei einzelnen Fällen die Gründe seines Verfahrens oder seiner Befehle darlegte, doch scheint die Macht des Volkes wie bei Anerkennung des erblichen Fürsten auch hier nur auf die Zustimmung beschränkt gewesen zu seyn; der Fall, daß es sich dem Herrscher offen widersetzte, scheint sehr selten eingetreten zu seyn. Die Karolingischen Annalisten haben diesen Volks-Versammlungen viel zu viel Bedeutung beigelegt; vor Klotar II. und den Hausmeiern wenigstens läßt sich kein einziger Akt des Volkes, der dem Willen des Königs zuwider gewesen wäre, nachweisen. Die Krieger Klotar's I. zwar zwangen ihn zum Kampfe wider die Sachsen, doch nicht auf ein Recht gestützt, sondern durch offenen Aufruhr, sie überfielen ihn und zerrissen seine Zelte. Das Ansehen des Königs so wie den Unterschied der einzelnen Stände sieht man aber besonders aus den Strafgesetzen. Wer einen Feind in Gegenwart des Königs tödtet, muß den Betrag, den das Gesetz sonst für seinen Tod forderte, dreifach erlegen. Einen Jüngling zu tödten, der im Hause des Königs erzogen wird, der des Königs Tischgenosse gewesen, ist ein fast eben so großes Verbrechen wie der Mord eines Bischofs. Die Ermordung eines Freien, der den König begleitet, gilt einem Angriff auf das Königliche Leben selbst gleich; für ihn werden 1800 Solidi gezahlt, während für das Leben eines Sklaven 20 genügen. Die höchste Ehre, die dem Unterthanen widerfahren kann, ist, daß er zum Tische des Königs zugelassen wird, und die Geschichtschreiber des Siècle de Louis XIV. haben sich bemüht, in den Festen, welche der König seinen schönen Freundinnen und den Lieblingen unter seinen loyalen Unterthanen gab, ein Abbild derer zu sehen, welche Childerich oder Klotar einst zu Ehren ihres Volkes veranstalteten; doch sie würden sich gewundert haben, wenn sie neben solch' einem Lieblinge der alten Könige gesessen hätten, der einem Bären mehr ähnlich sah, als einem Günstlinge Ludwig's XIV., von dem frischer Wald- oder Blut-Geruch über die Tafel wehte, und den Gott als die lebendige Ironie auf alles Liebesgeplauder mit schönen Nachbarinnen geschaffen zu haben schien.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf die Epochen, in denen Griechenland und Rom, das eine durch seinen Geist, das andere durch seine Waffen, ohne die Hülfe von Königen sich die Welt unterwarf, so könnte es scheinen, daß die Königswürde bei den weit ungebildeteren Völkern, die sie so viel später noch bewahrt hatten, nur als trauriger Rest der Vergangenheit fortwährte, daß durch den Glanz jener beiden Republiken die Republik für immer als das Ideal aller Staatsformen dastand, und doch hatte Gott die Königswürde nur auf einige Zeit zurückgesetzt, um sie für frühere Mißbräuche zu bestrafen, aber er hatte sie nicht vernichtet; er behielt sie für größere Zwecke auf, als Griechenland und Rom sie erreicht hatten. So flüchtete sich die Königliche Gewalt aus Asien, seiner Wiege, in die Deutschen und Skandinavischen Wälder und harrte hier, um ihren großen Beruf erfüllen zu können, auf den Beistand des Christenthums.

Italien.

Der Thurm von Masaleti.

Der Küstensaum von Sicilien zeigt sich von Strecke zu Strecke mit Thürmen besetzt, welche vor Zeiten als Warten gedient, von deren Höhen herab, Land und Meer weithin überschauend, Wachen jedwedes in ihrem Gesichtskreise auftauchende Verdächtige durch ein Lärmzeichen meldeten. Dies geschah in jenen Zeiten, da die Barbaresken-Seeräuber mit ihren unvermutheten Besuchen dieser Gestade so wenig Umstände zu machen pflegten, daß gewöhnlich eine Ortschaft überfallen und ausgeplündert, deren Bewohner umgebracht, Frauen und Töchter derselben aber, so weit sie jenen dessen werth schienen, für ihre Basare davongeschleppt waren, ehe nur den nächsten Nachbarn die erste Kunde davon zugekommen. Heutzutage, da Algier die Hauptstadt eines Französischen Departements geworden, Tunis und Tripolis aber, wohl oder übel, diesen einträglichen Handstreichen entsagen gemußt, heutigen Tages dienen jene Thürme zu nichts mehr, als etwa zum Ausputze einer Landschaft und zum Zeitvertreibe der Zeit, die sich ein Spielwerk daraus macht, sie nach und nach zu zerbröckeln.

So erhebt sich auch unweit Catania, auf einem abseit gelegenen Hügel der schönsten Landschaft von der Welt, der Thurm von Masaleti, vielleicht malerischer als alle die anderen gleich ihm vor drei Jahrhunderten durch eine hinlänglich gerechtfertigte Furcht errichteten Bauten, und doch zugleich vernachlässigter als alle jene, denn keine Seele kommt ihm zu nahe, nicht einmal ein paar lustige Gespenster — denen indeß für ihre Ausflüge wohl

überhaupt die taghelle Nacht wie die blendende Sonne beider Sicilien weniger zusagen mag, als Skandinaviens dämmeriges Dunkel.

An einem lieblichen Mai-Abende des Jahres 1838 aber erklimmten zwei junge Frauen langsam die Höhe von Masaleti. Sie waren allein selbander und nützten die Augenblicke, in welchen das Ansteigen ihres Pfades sie zum Ausruhen nöthigte, während sie frischen Athem schöpften, bald zum Abpflücken etlicher Blumen, bald zur wiederholten Betrachtung des immer näher gerückten Thurmes und der Rundsicht zu ihren Füßen, welche von jedem neuen Standorte einen neuen Anblick darbot, immer neue Reize entfaltete. Beide sprachen zwar Französisch mit einander, doch hätte der Kenner leicht herausgehört, daß nur die Aeltere die reine Pariser Mundart, die Jüngere dagegen eine fremdländische Aussprache hatte; und in der That, jene, Frau von C..., war eine Pariserin, mit ihrem Gatten nebst Beider noch ganz jungem Kinde zum Besuche der an den Busen des Mittelländischen Meeres so reizend sich anschmiegenden Gefilde hierhergekommen, und ihre Begleiterin Maria, die Tochter eines angesehenen Hauses in Catania. Hier hielt sich die Französin seit etlichen Wochen auf und hatte, während Herr von C., in seiner Leidenschaft für die Erdkunde unvermögend, vom Aetna sich zu trennen, am Monte Nero, Monte Leone, Monte Rosso eine überreiche Ausbeute von Leuciten, Olivinen, Augiten, kieselartigen Tropfsteinen und von Schlacken nach Herzenslust zusammentrug — die Bekanntschaft der Italiänerin gemacht, deren Heiterkeit, Gefälligkeit und Bildung für die Fremde nicht minder ergiebige Quellen der Unterhaltung und Belehrung wurden. Beide Frauen paßten auch übrigens vortrefflich für einander, da Beide, ungefähr in gleichem Alter, blühend gesund, sehr vermögend, voll der angenehmsten Rückerinnerungen und mit der heitersten Zuversicht auf Gegenwart und Zukunft blickten.

Als nun diese treuen Verbündeten den Gipfel der Höhe gewonnen hatten, ließen sie die Blicke mit Wohlgefallen über ihre herrliche Eroberung, wie solche rings um sie her in voller Pracht der üppigsten Fülle sich ausbreitete, hinschweifen, und Maria, auf die schönsten Landhäuser, die bemerkenswerthesten Oerter in den durch anziehende Erinnerungen aus dem Alterthume geweihten Auen mit dem feinen Finger hinzeigend, nannte die einzelnen Namen. Da traf im langsamen Kreisen, dem Fingerzeige folgend, der Nachbarin Auge zuletzt auch wieder auf den alten Thurm, dessen düsteres Gemäuer nun so dicht neben ihr emporstieg, daß sie, um seines Kranzes ansichtig zu werden, mit hinterwärts gewandtem Kopfe ein paar Schritte zurücktrat: und augenblicklich stieg in ihr das Lüstchen auf, von der Platte des Gothischen Wart-Obelisken, gleichsam in den Lüften schwebend, alle diese Landhäuser, Dörfer, Städte, Berge und das ganze schiffbesäete Meer, durch nichts als durch den unermeßlichen Ring des tiefblauen Himmelsgewölbes begränzt, in einem trunkenen Blicke einzufangen. — Gedacht und gethan war Eins bei dem lebhaften Pärchen, indem es beim Umbiegen um eine der Thurmecken eine kleine Thür gewahrte und mit lautem Jubelrufe begrüßte, deren Füllung den vereinten Unbilden des Regens und des Windes gewichen, so daß der Zugang zu der hinter ihr an den dicken Mauern sich aufwindenden Treppe offen stand. Trotz Moderstaub und dichter Finsterniß zog es Frau von C., innerlich von Neugier und der Laune ihres Einfalles getrieben, höher und höher, die lange Stufenfolge empor, welche sie in allem feurigen Ungestüm eines zum ersten Male mitstürmenden jungen Helden hinaneilte. Einiger Schutt und hin und wieder einiges Steingeröll waren übrigens die einzigen Hindernisse, welche sie zu überwinden fand. Gleichsam zu immer neuer Herzstärkung konnte sie dabei durch die kleinen Mauerluken bald einen Streif der blauen, vom Sonnenuntergange golden übergossenen Meeresfläche, bald ein Zipfelchen der Landschaft erhaschen; und nie vorher war ihr der Himmel heiterer, die Luft duftiger vorgekommen, nie hatten die Gefilde sie freundlicher angelächelt, als jetzt die niedlichen Duodez-Landschaften von wenigen Zollen, welche sie sich so im Vorbeigehen wegstahl. Maria mochte ihr immer nachrufen, daß sie doch auf sie warten möge — die Uebermüthige stieg nur um so behender, bis endlich, kichernd und frohlockend, Beide fast in demselben Augenblicke auf der Platte des Thurmes anlangten.

Seit länger als einem Jahrhundert wohl mochte hier ein menschlicher Fuß nicht mehr gestanden haben, und alle Fährlichkeiten, alle Schrecknisse dieser Eroberung im Sturme hatten sich auf das Herabfallen etlicher vom Gewölbe losbröckelnder Mörtelstückchen, auf das zornige Geschwirr der flüchtenden, durch so unberufene Eindringlinge aus ihren wohlersessenen Erbsitzen aufgescheuchten Fledermaus-Sippschaften beschränkt. Die beiden Siegerinnen, obgleich von der plötzlich wieder um sie ausgebreiteten Helle anfangs geblendet und von dem Gefühle ein wenig verwirrt, welches unserer auf ungewöhnlich hohem Standorte sich zu bemeistern pflegt, genossen doch sehr bald ohne weitere Beeinträchtigung alle Vortheile aus ihrem abenteuerlichen Wagnisse, indem sie in vollen Zügen, mit wahrhaft trunkenen Blicken alle Herrlichkeiten des nun schrankenlos vor ihnen aufgethanen Zauberkreises einsogen, den ich gewiß um so trefflicher beschriebe, da ich ihn mit eigenen Augen niemals gesehen, und den ich dennoch ungeschildert lasse, weil jede Beschreibung unleidlich ist. — „Gelt! hier bei uns ist's hübsch?" fragte die Italiänerin mit anmuthigem Eifer im Tone — und ich hatte wohl Recht, Sie nach und nach bis hierher zu führen! Sehen Sie nur: da die Trümmer von Epipola auf anscheinend unzugänglichen Höhen, in deren senkrechten Felswänden die Begräbnisse der alten Bewohner wie lauter eingehauene Fenster aussehen — dort die Arethusa, die freilich seit Cicero's Zeiten beträchtlich eingeschrumpft und vertrocknet seyn muß, wenn der Quell damals wirklich, wie jener sagt, incredibili magnitudine et plenissimus piscium gewesen ...." — „Verstehen Sie denn Lateinisch, Maria?" — „O, das Latein ist ja so leicht begreiflich, daß es weder ein Vorwurf noch ein Vorzug seyn kann, es zu verstehen. Aber, ja die Arethusa, ein armseliges Quellchen auf dem Grunde von einer Art Brunnen ist sie heutzutage, und in dieser gottgeweiheten Fluth waschen, spülen und ringen die entarteten Töchter der alten Syrakusä, Angesichts derselben Sonne, welche ihren gläubigen Urmüttern gestrahlt ... ihrer Männer Hemden und Hosen! — Weiterhin finden Sie das halbkreisförmig in den Felsen gebrochene Theater von Syrakus. Ringsumher ragen die Riesen-Feigenbäume, deren undurchdringliche Schatten oft mit einem Durchmesser von 60, ja von 150 Fuß den Boden decken; und gegenüber, an aschfarbige Schnee- und Eismassen hinanreichend, die Eichenhaine des Aetna, unseres gefährlichen Nachbars, der vielleicht Exequien, wie in beiden verhängnißvollen Jahren mit dem Krebszeichen (1169 und 1669), eben jetzt für Bellini's und Paccini's Wiege wieder sinnt. Zu alledem nun endlich noch die ganze Kalabrische Küste ...! Aber, Sie hören ja gar nicht mehr auf mich, sondern blicken unverwandt noch immer nach Catania." — „Ich suche unser Haus und bedaure eben, daß mein Mann und unser kleiner Heinrich nicht hier oben mit uns ..."

Weiter vermochte sie nicht zu sprechen, denn urplötzlich unterbrach sie ein entsetzliches Krachen, wie hundertfaches Donnergetöse den Thurm im tiefsten Grunde erschütternd. Maria rief ein herzzerschneidendes: „Hilf, Himmel!" — Die Fremde dagegen gab keinen Laut von sich und stand, todtenbleich, wie eingewurzelt. Sie gehörte zu denjenigen, deren Geist die Beziehungen zwischen Wirkung und Ursache mit Blitzesschnelle faßt; die Schwingungen der grauenvollen Erschütterung dauerten noch, als sie den ganzen Umfang der gräßlichen Schickung bereits überschaut hatte. Ein unwiderstehlicher Trieb, der Schauerzug, welcher uns lockt, wider unseren eigenen Willen nach demjenigen zu blicken, was uns in eisigem Grauen versteint, den Finger auf das schwarzglühende Eisen selbst zu legen — nöthigte sie, dessen sich zu versichern, vor dessen Bestätigung sie im Innersten erbebte. Zwei Schritte bis zu der Oeffnung hin, aus welcher sie auf die Thurmplatte gelangt war, genügten: Ein unabsehbarer Schlund, ein unzugänglicher Abgrund gähnte dem starren Auge entgegen — schied die Gattin, die Mutter von den Theuersten ihres Herzens — vielleicht für die Ewigkeit .... Von der ganzen Wendeltreppe waren nur die drei obersten Stufen noch an ihrem Platze, und diese lösten sich so eben vor den bangen Augen ab, tauchten in den leeren Raum hinunter, in dessen Grabesnacht verschwindend, und erst nach einer in schmerzlichster Spannung gemessenen Pause — für die berechnende Verzweiflung ein nur allzu sicheres Doppelmaß, der eigenen Rettungslosigkeit wie der Thurmhöhe — ertönte das dumpfe Geräusch, welches das Aufschlagen der Stufen am Boden anzeigte und in dem alten Gemäuer unheimlich wiederhallte. — Nach so vieler Jahre, obwohl stillverborgenen, doch nicht minder wirksamen Angriffen hatte der leichte Tritt zweier Frauenfüßchen hingereicht, die verwitterte Treppe zu zerstören. — — Erst, als Alles wieder still geworden, wandte sich die arme Frau schaudernd von dem Abgrunde weg, aber noch schneller vom Himmel über ihr, zu welchem ein stummklagender Blick sich erhoben, weil dessen ungetrübte Heiterkeit ihr jetzt unerträglich schien; und doch, obwohl mit beiden Händen die Augen fest zudeckend, sah sie Alles, was sie verloren geben sollte, nur um so heller, reizender und lebendiger vor sich.

Maria war unterdessen auf die Kniee gesunken und beugte sich jetzt mit dem ganzen Oberkörper über die Brüstung, nach allen Seiten umblickend, ein lebendes Wesen zu erspähen, daß sie zur Rettung anrufen könnte. Eitles Mühen — nirgend ein Ohr, ihr Rufen zu vernehmen! .... Doch, kommt da nicht Jemand den Hügel herauf? Richtig! Aber er hört uns nicht und sieht fortwährend zur Erde nieder: es ist ein Kräuter-Austräger. Wir müssen noch lauter rufen. Alles umsonst — da geht er wieder hinunter .... Unsere Stimmen sind viel zu schwach für diese Höhe.

Ach, noch viel stärkere Stimmen wären das ebenfalls gewesen. — Bis zur Ermüdung aller Kräfte suchten nun die Unglücklichen, unausgesetzt abwechselnd, durch Tücherschwenken sich bemerklich zu machen. Nichts, gar nichts gestattete ihnen nur im Geringsten eine tröstliche Hoffnung, daß sie gesehen, daß sie verstanden worden seyen. Völlig abgespannt ließ Maria die Arme sinken, als Frau v. C. mit schauerlich hohler Stimme sprach: „Was hülf' es uns denn aber, wenn man uns auch wirklich sähe und verstände — ist's nicht ganz unmöglich, zu uns zu gelangen?"

So brach die Nacht über sie herein — welch' eine Nacht!

Mit dem anbrechenden Morgen des nächsten Tages — es war der Sonntag — erschien ein Fischerboot, fuhr ganz dicht heran und hielt gerade im Angesichte des Thurmes still. Plötzlich machte einer der beiden Fischer den anderen aufmerksam, Beide sahen herauf, schienen eifrig auf einander einzureden, als ob sie entgegengesetzter Ansichten über die beiden räthselhaften weißen Gestalten im Morgengrauen wären, und — mit welcher fieberischen Spannung folgten die unermüdlich ihre Nothzeichen erneuenden Frauen jeder Bewegung — fuhren zuletzt so schleunig wie möglich auf und davon. War es abergläubische Furcht oder nur Sorge um Arbeitsversäumniß? Gleichviel für unsere Verlassenen. — Später tauchte das Dampfboot auf, welches zwischen Neapel und Malta geht. Mehr als einer der Reisenden richtete das Fernrohr nach der Küste. Jetzt hatte man die Aermsten wahrgenommen, denn man erwiederte das Tücherwehen. — — Aber ach, das Schiff glitt ruhig weiter; man hatte nur Grüße verstanden, nur Artigkeiten erwiedert.

Wie viele enttäuschte Hoffnungen, bis auch dieser Tag sich neigte! — Maria schluchzte: „Niemand geräth darauf, hier oben uns zu suchen, und Hungers sollen wir sterben, wo ringsum nur Fülle und Ueberfluß ausgeschüttet — Angesichts unserer Wohnung sterben, aus der unsere Lieben die suchenden Blicke unwissentlich vielleicht gerade auf uns richten!" — Frau v. C. fühlte sich wie vernichtet bei den Gedanken an Gatten und Kind, an deren ängstliches Verlangen nach ihr. Ein Augenblick hatte also zwei der glücklichsten Familien

in die tiefste Trauer versetzt. Uebermenschliche Kraft gehörte dazu, dies zu ertragen: die Trostlose blieb stumm und reglos. Nur, als Maria ihr zurief: „So sprechen Sie doch; dieses Schweigen ist ja qualvoller als Alles, was Sie sagen können — was bleibt uns jetzt noch zu thun!“ sprach jene mit eisiger Ruhe: „Zu sterben — wir haben Nichts mehr zu hoffen.“ Langes, tiefes Schweigen folgte diesen Worten.

Endlich — die Schatten wuchsen schon über die natürliche Länge hinaus — brach die vereinte Wirkung aller Abmattung, Schlaflosigkeit, Schmerzen und Hungerqualen bei Maria in einem glühenden Fieber aus, welches sich alsbald zum Irrsinne steigerte. Unaufhörlich nur die Worte murmelnd: Wir haben Nichts mehr zu hoffen — erhob sie sich mühsam von den Steinplatten, auf welche sie niedergeglitten war, schritt über den engen Raum, der sie wohl wie ein Schaffot gemahnen mochte, erst einige Male langsam, dann rascher und immer rascher, bis sie zuletzt dicht an der klaffenden Oeffnung stehen blieb und mit starrem Auge lange, lange hinunterblickte. Etliche Male schien sie sich abwenden zu wollen, aber es doch nicht zu vermögen. Urplötzlich jedoch, die Hand an die Stirn legend, stürzte sie in den Schlund hinab .... Ein Schwindel, wie er besonders häufig aus der Tiefe des Wassers die Beschauenden hineinzieht, hatte ihr die Sinne befangen, so daß sie ihm widerstandlos in dieses gräßliche Grab folgen mußte. Frau v. C. hatte, hinzugeeilt, um die Schicksalsgefährtin zu halten, nur deren rosa Schärpe noch erfassen können und hielt jetzt das abgerissene Stück derselben als das Einzige, was von der theuren Freundin ihr geblieben, in Händen.

Da stand nun die jugendkräftige Frau, mitten im Leben von ihm abgeschieden — allein, mit dem überwogenden Mutterherzen — gebrochen durch die, ach, allzu wahrhafte Erkenntniß, daß nur Flügel sie zu dem Gatten, dem Kinde hinab, nur Flügel diese Heißgeliebten zu ihr herauftragen konnten ....

Sie sank auf die Kniee nieder, sprach ein inbrünstiges Gebet und schloß die Augen.

Ob zum letzten Schlummer? — Ach, fragt den Landmann, fragt den Fischer, die ihr täglich Brod im Schweiße des Angesichts auf der Höhe von Masaleti suchen — Jedweder antwortet Euch, daß er nichts gesehen, nichts gehört — und, fragt Ihr den rüstigen Jäger, oder den jungen Künstler, der sein bescheiden Stübchen am Hügel oftmals, wenn der Abendsonne letzte Strahlen das alte Thurmgemäuer überglänzen, verläßt, um des seltsamschönen Augenblickes besser zu genießen — Beide sagen Euch: Kein lebend Wesen haben wir jemals auf dem Thurme erblickt; nur einmal krächzte ein Schwarm von Raben ganz gewaltig um die Zinnen, doch schien er sich nicht hinaufzuwagen, denn ein großer Adler kreisete über dem Thurme in immer engeren Ringen.

• • •

Drei Monate später schrieb Herr von C. einem Freunde:

„Nun bleibt mir gar keine Hoffnung mehr, das geheimnißvolle Ereigniß zu durchdringen, welches aus mir den unglücklichsten aller Gatten gemacht. Seit dem verhängnißschweren Nachmittage, an welchem Clemende von mir und dem Kinde Abschied nahm, um mit ihrer vertrautesten hiesigen Freundin Maria B. einen Spaziergang zu machen, habe ich nicht die leiseste Andeutung über Beider Schicksal zu erlangen, nicht eine Spur von ihnen aufzufinden vermocht. Die Behörden haben keine Mühe gespart und sind noch immer deshalb thätig; ich habe es wahrlich an nichts fehlen lassen und mein halbes Vermögen demjenigen zugesagt, welcher mir die Gewißheit, wenn auch nur ihres Todes, verschaffen wird. Ganz Catania, wie sich leicht denken läßt, hat den lebhaftesten Antheil genommen — Alles vergeblich! Und doch, geraubt können die beiden Frauen nicht seyn — davon bin ich, nach allen hier und längs der Kalabrischen Küste angestellten Nachforschungen, unzweifelhaft überzeugt; ertrunken sind sie eben so wenig, denn auch hierfür spricht, nach allen Ermittelungen, nicht das Mindeste; verirrt und etwa von wilden Thieren zerrissen können sie noch weniger seyn, denn ich selber habe während der seitdem verflossenen drei Monate tagtäglich bald die nächste, bald die entferntere Umgegend durchsucht, Tritt für Tritt durchforscht, wie ich sie nach dem kostbarsten Edelsteine der Welt nicht hätte durchspähen können: Berge und Thäler, Wälder und Felsen, die ganzen Trümmer von Syrakus, jedes einzelne alte Gemäuer meilenweit in der Runde und an unserer Küste habe ich durchstöbert. Nur in den Thurm von Masaleti bin ich nicht eingedrungen, weil ich ihn gänzlich mit Schutt gefüllt und seine Treppe eingestürzt, hier also natürlich auch alles Suchen von vornherein überflüssig gefunden. — Die theure Verlorene lebend wiederzusehen, durfte ich wohl schon lange nicht mehr hoffen; aber auch nicht einmal die entseelte Hülle zur Ruhe bringen zu dürfen, so ganz ohne allen Trost für meine Verzweiflung bleiben zu sollen — das fällt mir entsetzlich schwer!

Uebermorgen verlass' ich die Insel, diese blühende Grabstätte meines Lebensglückes, um unsere kleine Waise in die Heimat zurückzuführen.“

Im Dezember v. J. endlich erhielt der unglückliche Gatte vom Französischen Konsul in Catania die Nachricht: daß ein armer taubstummer und halb irrsinniger Kräuter-Austräger, als er vor kurzem seine Bündel zufällig im älterlichen Hause der Maria B. feilgeboten, ein Stückchen Zeuch um den Hals geschlungen getragen, welches die zweite Tochter vom Hause mit größter Bestimmtheit für ein Stückchen von ihrer Schwester Maria rosa Schärpe erkannt habe. Der Bursche wolle dasselbe — sofern man ihn recht begriffen — an oder in dem Thurme von Masaleti gefunden haben, doch sey die allersorgfältigste Durchsuchung der ganzen Anhöhe, so wie des Wassers daselbst und des Schuttes im Thurme, leider erfolglos gewesen und bleibe auch von daher keine nähere Aufklärung zu hoffen, da dieser Thurm schon seit Jahren durch die Trümmer seiner eingestürzten Treppe unzugänglich und nichts weiter als ein alter Adlerhorst sey.

•

Mannigfaltiges.

— Böhmisch-Czechische Literatur. Das kürzlich erschienene zweite Heft der „Slawischen Jahrbücher“ enthält folgende auch für Deutsche Leser interessante Notizen aus Prag: „Wie mächtig sich unsere Nationalität in jeder Hinsicht zu heben beginnt, hat sich besonders im vorigen und im Anfange des jetzigen Jahres gezeigt. Das Böhmische National-Museum, dessen unter dem Namen Matice ceská bekannter Unterstützungsfond für die National-Literatur sich in etwas mehr als einem Decennium zu einer so außerordentlichen Höhe emporgeschwungen hat, daß sein Stammkapital von nun an nicht mehr vermehrt zu werden braucht, hat im vorigen Jahre das höchst wichtige Unternehmen der Herausgabe einer Böhmischen Bibliothek, und zwar einer alten und neuen, begonnen. Werke, wie Viktorin von Wschehrd's Böhmische Gesetztafeln, Jungmann's vermischte Schriften, Smetana's Physik, sind die Zierde der Böhmischen Literatur, und ihre Nachfolger werden es nicht weniger seyn. Die Gesellschaft der Stalci für Abnahme aller rein wissenschaftlichen und klassischen, in Böhmischer Sprache erschienenen Werke hat ihre Kräfte konzentrirt und giebt sämmtliche Klassiker des Auslandes in guten Uebersetzungen heraus. Beiden diesen für sich bestehenden Gesellschaften ist es nach den Umständen möglich, ihre Verlagswerke zu einem sehr niedrigen Preise auszugeben, was für eine junge Literatur, wie die unsrige, von höchster Wichtigkeit ist. Die Gesellschaft des heiligen Johannes des Täufers endlich verwendet ihre bedeutenden Kapitalien hauptsächlich zur Veröffentlichung von religiösen und erbaulichen Schriften, besonders für das Volk, und weiß vermittelst der Geistlichkeit denselben eine außerordentliche Verbreitung zu verschaffen (nicht selten in sechs und mehr tausend Exemplaren). — Was aber unbedingt am meisten in das Volk eingreift und den Sinn für die heimische Sache in den weitesten Kreisen auszubreiten vermag, ist das Theater. Viele Jahre spielten nur Dilettanten, später Dilettanten und besoldete Schauspieler gemeinschaftlich auf dem ständischen (Deutschen) Theater. Jetzt endlich sind wir dahin gekommen, daß wir nicht bloß ein eigenes Schauspielhaus, sondern auch eine besondere Schauspieler-Gesellschaft für das Bömische Theater besitzen. Beides verdanken wir dem thätigen und umsichtigen Direktor und Pächter des ständischen Theaters, Herrn Stöger, welcher nicht nur auf eigene Faust, mit ungeheuren Kosten, zu diesem Zwecke ein großartiges Gebäude in der Rosengasse aufführte, sondern nun auch noch eine besondere Gesellschaft für dasselbe zusammenbrachte. Der Dank der ganzen Nation folgt ihm dafür, und Jedermann ist bemüht, die Last der ungeheuren Ausgaben, welche zu diesem Zwecke nothwendig sind, nach Kräften tragen zu helfen. Herr Stöger empfängt diese Beweise von Dankbarkeit mit frohem Bewußtseyn und bietet auch von seiner Seite Alles auf, das neue Theater in jeder Hinsicht zu heben. So hat er vor kurzem einen dreifachen Preis für das beste, bühnengerechte dramatische Werk in Böhmischer Sprache ausgesetzt. Das Originaldrama ernsten oder heiteren Inhalts, das von den dazu bestimmten Richtern für das beste erkannt wird, erhält einen Preis von 20 Dukaten in Gold; das zweite nach diesem 15 Dukaten, ein drittes 10 Dukaten; unter der einzigen Bedingung, daß dasselbe zur freien Aufführung auf dem Prager Theater hergegeben werde. Zu diesem löblichen Vorhaben ist ein zweiter, „Ein Liebhaber der Böhmischen Sprache, der ungenannt seyn will“, hinzugetreten und bietet den Verfassern jener drei Stücke ein gleiches Honorar nach den drei Graden für die Berechtigung, die gedachten drei Stücke öffentlich in den Druck zu geben. Zu Schiedsrichtern bei dieser Preisbewerbung sind bestimmt: die Herren Joseph Jungmann, als Vorsitzender, dann der Kleinseitner Humanitäts-Professor Wenzeslav Swoboda, der ständische Historiograph Franz Palacki, der Professor der Böhmischen Sprache und Literatur Jan Kaubek und der bekannte Dichter Erasmus Wocel, als Beisitzer. Die Einsendungen müssen wie gewöhnlich versiegelt an den Direktor Stöger gemacht werden. Der letzte Termin ist Weihnachten 1843. — Ein solches, in unserer Literatur bisher unerhörtes Faktum kann nicht anders als von den wohlthätigsten Wirkungen für unsere Kunst und Literatur seyn. Weil nun diese Verdienste des Direktor Stöger von allen Seiten gebührend anerkannt werden, so hat sich, um seinen Bestrebungen für die Entwickelung einer dramatischen Literatur kräftige Unterstützung zu geben, in Prag eine Gesellschaft von Männern vereint, welche, Freunde des Böhmischen Theaterwesens, sich entschlossen haben, sämmtliche dramatische Schriften Shakespeare's in guten Uebersetzungen auf eigene Kosten herauszugeben. Und so sieht denn der Freund des Czechenthums, wie unsere Nationalität selbst unter den ungünstigsten Umständen, die sich erst in letzter Zeit durch die weise und gütige Hand der Regierung zu verbessern anfangen, immer und nicht selten mit bedeutendem Erfolg vorwärts schreitet in Wissenschaft, Literatur und Kunst und sich so allmälig vorbereitet, unter den Völkern Slawischer Zunge jene Stelle einzunehmen, die ihr vom Schicksal bestimmt ist.“

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 29. März 1843.

Spanien.

Die Gatomachie oder der Katzenkrieg.

Von Lope de Vega.

In einem platonischen Dialoge stellt Sokrates die Ansicht auf, daß, wer besondere Anlage für das Tragische oder Furchtbare habe, auch vorzüglich geeignet sey, das menschliche Leben von seiner komischen oder lächerlichen Seite aufzufassen. Diese Behauptung ist keinesweges so paradox, wie sie beim ersten Anblick erscheint, und findet auch in der Literaturgeschichte mehrfache Bestätigung. Derselbe Homer, welcher den Zorn Achill's und die Irrfahrten des Ulysses sang, feierte auch (?) den Krieg der Frösche und der Mäuse. In demselben Spanien, wo das erste Heldengedicht des Mittelalters, der Cid, entstand, finden wir auch das erste burleske Gedicht über den Streit zwischen Don Carneval und Donna Fastnacht. Und wieder in Spanien sang, einige hundert Jahre später, der Dichter des eroberten Jerusalems auch „die Liebe, die Kämpfe, die Abenteuer zweier tapferer Kater".

Die **Gatomachie** steht bei den Spaniern in großem und wohlverdientem Ansehen. Der Dichter hat die Hauptpersonen mit den lebendigsten Farben geschildert, mit ungemeiner Kunst charakterisirt, mit reizender Anmuth bis zum Ideal erhoben. Marramaquiz, ernst und streng, erinnert uns an Ajax oder Tankred; Mizifuf, ungestüm, hitzig, stolz, unbändig, ist Achill oder Rainald; Zapaquilda, leichtsinnig und kokett, aber dennoch liebenswürdig und verführerisch, ist Helena oder Armide. Die Composition ist vortrefflich; und in der Ausführung, in diesen fortwährenden Parodieen der alten Dichter, welche Leichtigkeit! welche Heiterkeit! welch treffender Witz! Freilich begünstigt auch die Spanische Sprache selbst, mit ihrer natürlichen Pracht und Würde, den Dichter außerordentlich, welcher Kleinigkeiten pomphaft darstellen und kleinen Geschöpfen die Gefühle und Leidenschaften epischer Helden leihen will.

Die **Gatomachie** erschien 1634 in einem Bande burlesker Gedichte. Lope hatte aus religiösen Bedenken aufgehört, für das Theater zu arbeiten. Weil er nun nicht wünschte, eine derartige Sammlung unter seinem Namen zu veröffentlichen, dennoch aber als Verfasser derselben bekannt seyn wollte, gab er sie unter dem Namen Tome de Burguillos heraus, den er bereits zwölf oder funfzehn Jahr früher angenommen hatte bei Gelegenheit eines literarischen Streites über die Selig- oder Heiligsprechung des heiligen Isidor. Außerdem verrieth er sich durch die Dedication an den Herzog von Sessa, seinen Gönner, und durch die Vorrede, in welcher er mit gewohnter Heftigkeit die schlechten Schriftsteller seiner Zeit angriff. Und die Censoren des Buches, beide ihm befreundet, lüfteten in ihrer Approbation den Schleier völlig. Der eine, Valdivielso, nennt diese Gedichte „ein glückliches Erzeugniß eines großen Geistes"; der andere, der berühmte Quevedo, welcher vermuthlich glaubte, daß diese Andeutung noch nicht klar genug sey, sagt, „der Stil dieser ausgezeichneten Gedichte gleiche ganz und gar demjenigen, den man bisher nur in den Werken Lope de Vega's bewundert habe." Und jeder Vers verrieth auch die Hand des Meisters. Es war gewiß nicht ein Mensch in ganz Spanien, der nicht schon bei der ersten Seite nach der damals gewöhnlichen Formel gerufen hätte: „'s ist von Lope (es de Lope)!" — Dennoch hat später ein naiver Spanier diese Gedichte unter dem Namen Tome de Burguillos herausgegeben.

Weil von der **Gatomachie** wohl kaum eine Uebersetzung vorhanden ist, außer der allzu freien Bearbeitung in der Bibliothèque des Romans, lassen wir einen Auszug folgen aus der Französischen Prosa-Uebersetzung des Herrn **Damas Hinard**, dem wir auch die vorstehende Literar-Notiz verdanken.

Erster Gesang.

Der ich einst Wald und Flur besang, und Krieg und Schlachten: ich will nun mit heiterem Liede feiern der Liebe trauliches Kosen und ihre verzehrende Wuth. Begeistert mich, Kastalische Musen, zu preisen den Krieg, die Liebe, die Abenteuer zweier tapferer Kater!

Was staunt ihr? Wenn so viel Menschen sich den Hunden ergeben, darf ein Dichter sich nicht den Katzen weihen? Wie oft hat eine Katze uns getröstet über den Undank der Fürsten und über die Launen des Glücks!

Schon war der Frühling erschienen. Der Zephyr umspielte die Natur mit süßem Fächeln. Flora streute mit reicher Hand Blumen über die ganze Flur.

An einem solchen Frühlings-Morgen saß die schöne Zapaquilda, glatter als ein Klosterkätzchen, auf dem Firsten eines Daches und leckte ihr zartes Kleid und ihren Schwanz. In Ermangelung eines Spiegels, betrachtete sie sich in ihren Gedanken und sah sich reizend. Und als sie sich wohl gewaschen und geputzt hatte, sang sie mit halber Stimme ein Lied, so schön, daß selbst Orpheus sie beneidet haben würde.

Zur selben Zeit sah Marramaquiz, ein edler Römischer Kater, der erste und größte Kater der Welt, der eben so stolz war als verliebt, und dessen kriegerisches Aeußere ein schöner Schnurrbart und zwei Augen, glänzend wie Karfunkel, noch erhöhten, seinen Schildknappen Minet, einen Kater der Mancha, herbeikommen. Minet pries ihm die Schönheit und Liebenswürdigkeit Zapaquilda's und entflammte ihn zu heißer Liebe.

Marramaquiz versuchte, seine natürliche Schönheit noch durch ein wenig Toilette zu erhöhen. Er legte prächtige Beinkleider an, elegante Schuhe, einen niedlichen Halskragen und einen reichen Degen. Um die Schultern warf er einen Scharlachmantel nach Französischem Schnitt. Das Haupt bedeckte eine Sammetmütze, geschmückt mit einem dreifarbigen Federbusch, der aus drei Federn bestand, welche unser Held von einem Papagei erbeutet hatte.

Darauf bestieg er sein Pferd, eine im letzten Kriege gefangene Aeffin, und ritt davon, wie Roland zur schönen Angelika.

Als ihn das Fräulein herankommen sieht, nimmt sie eine würdevolle Haltung an. Sie schlägt die Augen nieder, leckt sich die Lippen, wie ein naschhaftes Kind, das eben seine Buttersemmel aufgegessen hat, senkt schamhaft ihren Schwanz und hüllt sich gleichsam vollkommen in einen Schleier von Bescheidenheit. — Marramaquiz steigt ab, nähert sich, den Hut in der Hand, und beginnt von seiner Liebe zu sprechen. Sie erröthet verschämt. Da geschieht plötzlich ein Knall. Ein Nachbar hatte mit Hasenschrot nach den Gästen geschossen und die arme Aeffin getroffen. Mit tragischem Mauzen entfliehen Kater und Katze über Böden und Dachrinnen.

Während Marramaquiz fortfuhr in dem Bestreben, sich Zapaquildens Liebe zu gewinnen, hatte der Ruf von ihrer Schönheit, Anmuth und Tugend beide Hemisphären durchflogen. In allen Ländern wurden die Herzen der Kater bewegt. Sie eilen herbei zu Fuße und zu Pferde, mit der Post und selbst zu Schiffe. Zuletzt gab es kein Dach, keinen Schornstein mehr, wo nicht ein verliebter Kater mauzte und seufzte; und mehr als einer fiel in schwärmerischer Zerstreuung vom Firsten auf die Straße.

Unter dieser zahllosen Menge von Fremden war auch ein Kater Namens Mizifuf angekommen. Seine Brust und Füße waren weiß wie Schnee, sein Rücken schwarz wie eine Kohle. Wegen seiner Gewandtheit, seiner Tapferkeit und seines Schwanzes war er als ein Mars und Apollo unter den Katern weit und breit berühmt. Kaum hatte er die schöne Zapaquilda gesehen, als sein ganzes Daseyn in dem Gedanken an sie aufging. Tag und Nacht durchstreifte er unaufhörlich das Dach, welches sie bewohnte, mit einem großen Gefolge von Pagen und Lakaien; und, die undankbare Kokette! sie vergaß Marramaquiz und die Treue, welche sie ihm geschworen hatte.

Unruhe und Eifersucht warfen den unglücklichen Marramaquiz aufs Krankenlager. Endlich wurde Zapaquilda's Herz gerührt. Sie ging ihn besuchen und brachte ihm zur Stärkung eine Gänsepfote und einige andere Leckerbissen. Der Kranke mauzte zärtliche Vorwürfe und rührende Klagen und senkte darauf sein Haupt in tiefer Betrübniß. Zapaquilda, erschreckt von seinem Schluchzen und seinen Seufzern, fürchtete, daß ihm eine Ader springen könne, und mit freundlich erhobenem Schwanze strich sie ihm zweimal über das Antlitz. Dies genügte, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Und mit süßer Stimme setzte sie dann noch hinzu: „Was quälst du dich und mich? Mizifuf betet mich zwar an, aber ich liebe nur dich und bleibe dir ewig treu." Darauf schloß die schöne Zapaquilda ihren Rosenmund; denn die Fräulein sprechen in solchen Lagen nicht viel; und sie thun wohl daran, denn sie besitzen in Liebesangelegenheiten nicht die Erfahrungen der Frauen und Witwen.

Die Nacht begann bereits ihren Sternenmantel über den Himmel zu breiten, die Vögel hatten ihr Geschwätz beendet, und die Liebenden trennten sich, nachdem sie sich höflich mit den Schwänzen begrüßt hatten.

Zweiter Gesang.

O Eifersucht! Was für Unheil hast du schon gestiftet! — Der tapfere Marramaquiz erholte sich allmälig von seiner Krankheit und spazierte, noch bleich, auf dem Dache unserer Undankbaren. Ach! darf man je solchen Koketten vertrauen?

Die reizende Zapaquilda saß auf ihrem Balkon und erwartete Mizifuf, als ein Page und weitläufiger Verwandter desselben, Namens Garraf, ankam. In einer Hand trug er einen bedeckten Teller, in der anderen einen Brief.

Sie lüftet die Decke. Welche Ueberraschung! Ein schönes Stück Käse, und Eier, und Salzfleisch und zwei rothe Bändchen, wie sie die Frauen den Katzen, welche sie lieb haben, ans Ohr binden. Darauf nimmt sie den Brief und liest: „Süßes Fräulein, du, um die ich die ganze Welt hingebe, nimm zum Zeichen der Liebe diesen Käse und ...“ Da erscheint plötzlich Marramaquiz, der von einem nahen Dache aus diesen schrecklichen Verrath angesehen hatte, und mit zorniger Rechten schleudert er den Boten in die Region des leeren Raumes; mit den Zähnen zerreißt er den Brief des verhaßten Nebenbuhlers und zertrümmert darauf den Teller. Die erschrockene Zapaquilda entflieht wie eine leichtgeschürzte Amazone und verspricht dem Amor neuen Bogen und Pfeile als Weihgeschenk für glückliche Rettung aus den Händen des Wüthenden.

Mizifuf entbrannte in gerechtem Zorn über den Bericht seines Boten Garraf und schwur seinem Feinde schreckliche Rache. Er war anzuschauen gleich Agamemnon, als er das hölzerne, verderbenbringende Pferd nach Troja sandte, wie Virgilius in seiner Aeneide erbaulich besungen.

Unterdeß ging Marramaquiz in einen dunklen Wald, um den weisen Einsiedler Grafignant aufzusuchen. Die Nacht begann ihren Sternenmantel zusammenzufalten. Aurora träufelte über unsere Gärten ihre krystallenen Thränen, welche die Sonnenstrahlen in eben so viel Diamanten verwandelten.

Der weise Philosoph Grafignant rieth dem Marramaquiz, der undankbaren Zapaquilda zu entsagen und seine Huldigungen einer anderen Katze darzubringen. Marramaquiz, überzeugt, daß für ihn auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen sey, senkte traurig das Haupt; doch, um sich nicht undankbar zu beweisen, schenkte er dem Philosophen eine Wurst, die er für ihn mitgebracht hatte.

Auf dem Heimwege überlegte er, welcher Katze er seine Dienste weihen solle, um sich von dieser verhängnißvollen Liebe zu heilen, als ihm plötzlich die schöne Micilde, die Katze eines benachbarten Apothekers, einfiel. Er billigte dies Vorhaben mehr aus Ueberlegung als aus Neigung, denn er sann nur auf Rache.

An einem schönen Mai-Morgen, zur Stunde, wenn die Rose sich entblättert und der Spanische Edelmann Siesta hält, putzte sich Micilde, nicht fern von Marramaquizens Wohnung, mit ihren weißen Pfoten. Eben kam auch Zapaquilda zufällig auf dasselbe Dach. Marramaquiz fand die Gelegenheit vortrefflich und näherte sich mit zärtlicher Miene der Micilde. Doch, wie sonderbar ist das menschliche Herz! während er sich an Zapaquilden grausam rächen wollte, empfand er gerade die heißesten Gefühle für sie, und indem er mit der anderen plauderte, blickte er nach dieser mit einem Auge, in welchem sie weit weniger Zorn als Liebe hätte sehen können. Micildens Herz war noch unerfahren. Sie hörte mit lebhafter Freude die Versicherungen des Treulosen, und ihr Schwanz bewegte sich wie die Wogen des Meeres.

Zapaquilda grollte und murrte zwischen den Zähnen. Micilde merkte es und hielt trotzig Stand. Man konnte jeden Augenblick eine Scene erwarten, welche zwischen wohlerzogenen und anständigen Leuten stets verletzen. Plötzlich springen beide Damen auf einander los, zerkratzen sich das Gesicht, zerreißen sich die Kleider, bis sie erschöpft, fünf Stockwerke tief, auf die Straße fallen. — Und Marramaquiz? voll Stolz hatte er dem seinetwegen entstandenen Kampfe zugeschaut, mit triumphirendem Lächeln sah er den Fall. So mächtig ist das Vergnügen, welches ein Eifersüchtiger in der Rache findet.

Dritter Gesang.

Es war zur Zeit, wenn Tag und Nacht sich gleichen, es war zur Stunde, wenn die bleiche Diana dem strahlenden Apoll am Himmel folgt, als der tapfere Mizifuf mit kühnem Tritte auf das Dach seiner Dame stieg. Diese hatte in Folge ihres Falles zur Ader gelassen und zwei ganze Tage das Bett gehütet.

Mizifuf hatte zwei Musikanten mitgebracht, welche unter dem Balkon der schönen Zapaquilda eine von ihm gedichtete Romanze anstimmten. Unterdeß erhob sich Marramaquiz von seinem schlaflosen Lager, denn der Liebeskummer gönnte ihm keine Ruh. Bald bemerkte er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Welche Gefühle durchstürmten ihn, als er Mizifuf bei Zapaquilden erblickte. Er seufzte, er murrte; es durchrieselte ihn eiskalt, dann wieder glühend heiß. Die Liebenden aber plauderten in süßer Unbefangenheit, wie Antonius zu Kleopatra's Füßen sich und Cäsar vergaß.

Wie ein Vogelsteller belauschte Marramaquiz jede Bewegung seines glücklichen Nebenbuhlers.

„Ach!“ sagte Mizifuf mit süßem Mauzen, „ach reizende Freundin, wann wird endlich der Tag unserer Vermählung erscheinen! wann werde ich dich dürfen meine Gattin nennen! dann werde ich zum erstenmal mein Schicksal segnen. Aber ihr seyd grausam, erbarmungslos.“

Darauf antwortete die Katze mit bewegter Stimme: „Ach! wäre doch morgen der ersehnte Tag unserer Hochzeit. Aber der Schändliche, der Verräther, der eifersüchtige Marramaquiz steht unserem Glücke im Wege. Ich fürchte nicht für mich, aber ich zittere um dein Leben, denn er ist eben so stark als tapfer. Wäre es nicht besser, ihn zu vergiften?“

„Also er ist's“, antwortete Mizifuf zornig, „der meinem Glücke im Wege steht? Ist er tapferer als ich, sein Zahn, seine Kralle schärfer als die meine? Bin ich nicht Mizifuf? Aber du liebst ihn, Treulose, oder du fürchtest doch diesen zahmen Küchenhelden! Wäre ich dabei gewesen, als er meinen Burschen Gadraf schlug, einen jungen Fant, dem der erste Flaum das Kinn beschattet! Gift! das wäre zu viel Ehre für diesen miserabeln Kater. Seine Ohren will ich dir bringen, und aus seinem Pelze will ich mir einen Schlafrock für den nächsten Winter machen.“

„Schamloser Mizifuf!“ schrie Marramaquiz, „nur Weibern ziemt es, von Abwesenden übel zu reden. Mein Adel ist so gut und so alt als deiner, und ich habe mich mit den ersten Katern der Welt gemessen, nicht mit Schildknappen oder Pagen, unter freiem Himmel, nicht in der Küche. Dies Dach, auf dem wir uns befinden, wird der Schauplatz eines blutigen Trauerspiels werden. Du Zapaquilda, undankbare Verrätherin, mußt sterben. Ich werde dich mit meinem Schwerte durchbohren und deinen Kopf der Micilde als Trophäe bringen.“

Und mit diesen Worten zieht er sein Schwert aus der Scheide, und beide Kater beginnen das Gefecht. Die erschreckte Zapaquilda flieht, und die Musiker eilen, ihre kostbaren Instrumente und ihre Kehlen in Sicherheit zu bringen.

Unterdeß passirt Guruguz, ein Kater der Polizei, welcher zur selben Stunde die Runde machte, mit seinen Sergeanten vorbei. Auf das Waffengeklirr kommt er herzu und befiehlt den Kämpfenden, ihre Degen abzugeben. Sie gehorchen; denn wohlerzogene Leute respektiren die Gerechtigkeit. Nach einem vergeblichen Sühnungsversuch führt er sie Beide ins Gefängniß.

In diesem Augenblick erhob sich die Sonne am östlichen Himmelsrande und beleuchtete die bunten Blumen, die Zier und den Stolz der grünen Auen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber die künstliche Vervollkommnung der Organe im gesunden Körper.

Auszug aus einem Vortrage Royer-Collard's in der Pariser medizinischen Akademie.

Die Heilkunde darf sich nicht einzig darauf beschränken, die Gesundheit herzustellen und Krankheiten zu verhüten; es ist nicht bloß ihr Amt, den Functionen des Körpers freien Spielraum und den Fähigkeiten des Geistes einen gedeihlichen Boden zu sichern: sie soll auch das Werkzeug des Lebens vervollkommnen, sie soll das natürliche Kapital des Körpers so nützlich als möglich bewirthschaften und ohne Gefahr unsere Organe zu derjenigen Kraftentwickelung erheben, deren sie fähig sind. Dem größten Theil der Aerzte aber entgeht diese zweite Aufgabe ihrer Kunst, und doch beweisen Vernunft und Erfahrung, daß, würde man die fünf Hauptfaktoren der Gesundheit: die Nahrung, körperliche Uebung und Zeugung, die Beschaffenheit der Atmosphäre und die moralischen Einflüsse, einer methodischen Regelung unterwerfen, überraschende Resultate erhalten werden könnten. Man weiß, daß die festen und flüssigen Theile aller lebenden Körper sich ohne Unterlaß durch die Nahrung erneuen und umbilden und also Substanz und Form der Elementar-Gewebe von der Beschaffenheit der genossenen Lebensmittel abhängen. Durch die Temperatur und den Wassergehalt der Luft, durch das Licht und die Elektrizität erhält das Blut seine Modification, das Nervensystem seine Stimmung und dadurch wieder das gesammte Leben seine jedesmalige Richtung. Eben so hat die körperliche Uebung ein eigenes Feld ihrer Wirksamkeit; sie begünstigt die Verdauung, entwickelt die Muskeln und erleichtert deren Function, indem sie die motorische Fähigkeit der Nerven erhöht. Nicht weniger, obgleich in ganz anderer Weise, wirken die moralischen Einflüsse auf das Blut und durch dieses auf die übrigen Organe. Während diese Umstände das Individuum verändern, modifizirt die Zeugung die Art. Sie kann, je nach der Beschaffenheit der verbundenen Individuen, vorhandene fehlerhafte Organisationen erblich machen oder angeerbte in ihrer weiteren Verpflanzung aufhalten. Es ist also leicht einzusehen, daß man vorausberechnete Resultate vermittelst einer Lebensordnung erhalten müsse, die auf sorgfältige Wahl der Nahrungsmittel und eine fortwährende Ueberwachung der körperlichen Verrichtungen gegründet ist. Royer-Collard hat in seinem Vortrage gezeigt, wie wenig bis jetzt in diesem Theile der Arzneikunde geleistet worden sey, und macht zugleich auf die kostbaren Winke aufmerksam, die uns die Landwirthschaft und die Erziehung der Hausthiere für denselben geben. Denn hier hat man seit Jahrhunderten Schätze von schönen Beobachtungen über die Veredlung der natürlichen Beschaffenheit unserer Thiere und Pflanzen gesammelt.

Vorzüglich giebt sich im Pflanzenreiche die Macht des Menschen über die Natur kund, da ist er vollkommen Herr; er schafft und verändert die lebendige Materie nach seinem Belieben und erfüllt hier gänzlich seinen Beruf, das unbeendete Werk der göttlichen Schöpfung zu ergänzen. Die Kultur hat die Tausende von Arten geschaffen, die um uns blühen; sie hat Früchte schmackhaft gemacht, die uns die Natur herb und ungenießbar gegeben. An Pflanzen, die, sich selbst überlassen, nur einfache Blüthen tragen, vervielfältigte sie die Staubfäden und verwandelte sie in Blumenblätter; Wurzeln formte sie in Aeste, Aeste in Wurzeln um. Durch eine eigenthümliche Weise der Ernährung ist es gelungen, das feine und biegsame Stroh hervorzubringen, das man zu den Italiänischen Hüten benutzt. Auf der anderen Seite wieder weiß man es zu erhärten, damit es der Last der gefüllten Aehre widerstehen könne.

Der Umfang der verschiedenen Theile einer Pflanze kann in außerordentlichem Maße vergrößert werden. Melonen, die nach der Pavischen Methode kultivirt wurden, erhielten ein Gewicht von 35, selbst von 43 Pfund bei einem Umfange von 26 Centimetres und waren von ausgezeichnetem Geschmack.

Nach einer neueren Entdeckung des Doktor Pallas, die auch von Biot und Soubeiran bestätigt worden ist, giebt der Schaft von dem grauen Mais

mehr Zucker, wenn man zur Zeit der Befruchtung die weiblichen Blüthen abschneidet, als wenn man die Aehre sich entwickeln läßt. Die so behandelten Schafte sind nicht so stark als die anderen, und ihre unteren Blätter verwelken früh. — Die Beschneidung der Bäume liefert nicht weniger interessante Thatsachen. Durch die Beschneidung der Weinreben insbesondere vermehrt man die Zahl und den Umfang der Trauben, indem diesen die Menge der nährenden Substanz, die für die abgeschnittenen Theile berechnet war, zu Gute kommt.

Auf gleiche Weise zeigen manche Thiere merkwürdige Veränderungen je nach der Behandlung, der sie unterworfen werden. So hängt z. B. bei den Bienen von der Beschaffenheit der Wohnung und Ernährung ihr Geschlecht ab. Diejenigen Larven, welche Weibchen werden sollen, liegen in breiteren und dickeren Zellen als die anderen. Dorthin bringen ihnen die Arbeitsbienen eine Art Brei oder Teig von eigenthümlichem Aussehen und Geschmack. Diese Nahrung vorzüglich ist es, der die Bienenköniginnen oder die fruchtbaren Weibchen zu verdanken sind. Stirbt die Königin zufällig, so suchen die Arbeitsbienen, wenn sie nicht auswandern können, augenblicklich ihren Verlust zu ersetzen, indem sie die Zellen von drei oder vier Larven erweitern und diesen die königliche Kost bringen. Dies Faktum hat man sich zu Nutze gemacht und kann nach Willkür weibliche und geschlechtslose Bienen hervorbringen.

Je höher man in der Thierwelt hinaufsteigt, desto größeren Werth bekommen diese Thatsachen. Herr Royer-Collard verspricht, recht bald hierüber noch speziellere Mittheilungen zu machen. Einige der gewonnenen Resultate indeß verdienen, daß wir bei ihnen eine Zeitlang verweilen.

Vor einem Jahrhundert ungefähr stand der Landbau in England auf einer sehr niedrigen Stufe; Vieh gab es wenig, und was davon vorhanden war, hatte kein besonderes Ansehen. Da unternahm es Bakewell, ein einfacher Pächter im Kirchspiele Dishley, eine Race von Hausthieren zu schaffen, die in der Welt ihres gleichen nicht haben sollten, und brachte mit der Zeit dies Wunder wirklich zu Stande. Um die äußere Schönheit und Rundung der Formen kümmerte er sich wenig dabei; ihm lag allein daran, sich Thiere zu verschaffen, die durch Bau und Constitution vollkommen zu den Diensten befähigt wären, zu denen man sie benutzen wollte. So ließ er bei den Rindern, die zum Schlachten bestimmt waren, am meisten die vorzugsweise fleischigen Theile und diejenigen, welche die schmackhaftesten Stücke geben, zu einem ungeheuren Umfang anwachsen, und zwar auf Kosten des Kopfes und der Gliedmaßen. Nach funfzehnjährigen Versuchen konnte er eine zahlreiche Familie von Rindern aufweisen, mit winzigem Kopfe, kurzen Füßen, schmalem Bauch, feinem Felle und sehr breiter Brust. Der Zwischenraum zwischen den Hüften war außerordentlich entwickelt und die Muskelmasse so bedeutend, daß sie zwei Drittheile vom ganzen Gewichte des Thieres betrug. Die Hörner hielt Bakewell für unnütz und zuweilen gefährlich und schuf darum Arten ohne Hörner. Ihm verdankt England noch heut seine schöne Race von Wagenpferden, und endlich war er es, der die wichtige agronomische Aufgabe löste, die Wolle der Schafe zu veredeln, ohne zugleich die Entwicklung ihrer fleischigen Theile aufzuhalten. — Das Verfahren, welches Bakewell bei allen seinen Versuchen befolgte, beruhte auf der gleichzeitigen Anwendung zweier Mittel, der Mischung verschiedener Arten vermittelst ausgesuchter Individuen und der Anordnung einer systematischen Lebensweise.

Seit funfzig Jahren hat man Bakewell's Theorieen in ganz Europa angenommen und, in seinem Wege fortschreitend, bewunderswürdige Resultate gewonnen. Man weiß jetzt mit der größten Genauigkeit zu bestimmen, welche Beschaffenheit der Nahrung und Luft, welches Maß des Lichts und der Bewegung für jedes einzelne Thier nöthig ist, um ihm diese oder jene Constitution zu geben und es zu diesem oder jenem Gebrauche geschickt zu machen. So wendet man z. B. die Methode des Mästens bereits auf alle lebende Thiere an.

Bei dem Menschen nun sind die Erfahrungen, welche zeigen, wie weit seine natürliche Constitution könne vervollkommnet werden, noch bei weitem zahlreicher und gewichtiger. Die Art der Ernährung eines Kindes in seiner ersten Lebenszeit hat entschiedenen Einfluß auf die Bildung seines Skelettes. Wenn man die Kinder bei Unzulänglichkeit der Milch durch einen Brei oder ähnliche Speisen erhält, so unterliegen sie meistentheils oder tragen, wenn sie gerettet werden, eine rachitische Constitution davon.

Im späteren Alter giebt die Art der Beschäftigung dem Menschen, so zu sagen, sein eigenes Gepräge und führt Veränderungen herbei, die für die gegenwärtige Untersuchung willkommene Ausbeute geben. Royer-Collard hält sich speziell bei der körperlichen Vervollkommnung auf, welche die modernen Athleten, die Boxer, Schnellläufer, Jokeys u. s. w. durch die Befolgung einer systematischen Lebensordnung erreichen.

Ein Boxer ist ein Mensch von wenigstens achtzehn und höchstens vierzig Jahren. Er tritt auf den Kampfplatz bis zum Nabel entkleidet, mit geschlossenen, aber nicht bewaffneten Händen. Auf ein gegebenes Zeichen stoßen die beiden Kämpfer wüthend mit den Daumen auf einander zu, und wird der Eine durch einen zu heftigen Stoß betäubt oder umgeworfen, so steht es ihm frei, sich eine Minute lang auszuruhen. Doch noch ehe eine ganze Minute verstrichen ist, richtet er sich wieder auf und beginnt den Kampf von neuem, widrigenfalls er sich für besiegt erklärt. Gewöhnliche Boxer halten auf diese Weise, wenn der Kampf ungefähr anderthalb Stunden dauert, dreißig bis vierzig Mal an. Als sich vor etwa funfzehn Jahren die berühmten Boxer Massey und Maccariny mit einander maßen, fiel der Eine von ihnen in einem Zeitraume von vier Stunden fünfundvierzig Minuten sechsundneunzig Mal besinnungslos zur Erde. Selten ereignet es sich, daß ein Boxer eine bedeutende Wunde erhält oder gar in Folge einer Wunde stirbt. Wenige Tage nach dem Kampfe sind diese Leute gewöhnlich von ihren scheinbar schrecklichen Verletzungen wieder hergestellt. Man kann sogar ohne Uebertreibung behaupten, daß im Allgemeinen das Boxen nicht mehr das Leben verkürzt oder die Gesundheit schwächt, als manches andere Gewerbe, das man gar nicht für gefährlich hält; vielmehr vereinigen die Boxer ihre mährchenhafte Unverletzlichkeit mit einer unglaublichen Kraft, seltenen Gewandtheit und derben Gesundheit. Wie aber haben sie ihren Körper zu dieser Vollkommenheit gebracht? Die Gewohnheit des Kämpfens, durch welche der Körper gegen Stöße und Ermüdung wohl auch abgehärtet wird, kann nicht das einzige Mittel seyn, denn die Neulinge in der Carrière sind an Unempfindlichkeit den alten Praktikern völlig gleich; nur ihrer berufsgemäßen und methodischen Lebensweise verdanken sie ihre unverwüstlichen Organe. — Es wiege ein Boxer bei Uebernahme seiner Ordensregeln 128 Pfund, so wird er nach einigen Tagen nur 120 wiegen, noch einige Tage — und er hat wieder seine 128 Pfund, aber seine Muskeln sind straff und elastisch geworden, sein Athmen voll und tief, seine Haut lederartig, glatt und glänzend. Die Derbheit der Haut und die Zurückdrängung des unter ihr befindlichen Zellgewebes sind Folgen der Absorption des Fettes und Ursache, daß sich die Blut-Unterlaufungen, wie sie immer nach Kontusionen erscheinen, nicht zu Geschwüren entwickeln können. Das Verfahren der Boxer erinnert an die berühmte Regel des Cölius Aurelianus, die auch auf die Heilung der Krankheiten angewendet worden ist: Reparativis utendum viribus, ita ut, rejectis vitiosis carnibus, reformata organa redeant ad sanitatem. (Man muß die Reproductionskraft der Natur benutzen und die schlechte Masse entfernen, um der gesunderen Platz zu machen.) Die Aerzte, die dieser Regel folgten, verfuhren nicht anders als die Boxer. Zuerst ließen sie zur Ader, dann ersetzten sie mit Hülfe einer nahrhaften Kost und vieler Bewegung das verlorene Blut durch neues. Wenn also Menschen ohne Unterricht durch einfache Betrachtung und Erfahrung diese wichtigen und unumstößlichen Thatsachen fanden, was darf man nicht erst von einer wissenschaftlichen Behandlung dieses neuen Zweiges der Heilkunde erwarten?

Dies wäre im Abriß der Vortrag des Herrn Collard. Wir verweisen diejenigen unserer Leser, die sich speziell über seine nützlichen und geistreichen Untersuchungen unterrichten wollen, auf die Schrift selbst, und man kann den gelehrten Verfasser nicht genug auffordern, diese Untersuchungen fortzusetzen.

Australien.

E. Dieffenbach über die Neuseeländer.

Den neuesten Beitrag zur Kunde dieses Theils von Polynesien liefert das Englisch geschriebene Werk eines Deutschen, Dr. Ernst Dieffenbach, der als Naturforscher bei der Neuseeland-Compagnie in den Jahren 1839, 40 und 41 mehrere Reisen in verschiedene Theile des Landes machte, welche bisher von Europäern nicht besucht oder wenigstens nicht beschrieben worden. Wir entlehnen demselben einige Mittheilungen, die sich auf den Zustand und die Sitten der Eingebornen beziehen. Dr. Dieffenbach's Urtheil über die eingeborne Bevölkerung ist ein sehr günstiges. Er erklärt, daß sich die Neuseeländer durch Höflichkeit, Gastfreundschaft und natürlichen Verstand auszeichnen, daß sie selbst nach den Beobachtungen, die man bei ihrem jetzigen Zustand an ihnen gemacht, vollkommen fähig sind, sich mit den Britischen Kolonisten zu amalgamiren und alle persönliche Rechte Britischer Unterthanen zu genießen, und daß sie, wenn sie nicht durch den üblen Einfluß schlechter Europäischer Charaktere verdorben und durch ein unwürdiges Behandlungssystem entfremdet werden, eine schnelle soziale Entwickelung erwarten lassen. Doch diese Behandlung war bisher nicht die zweckmäßigste, wie der Verfasser nachweist; besonders streng rügt er die Art, wie man bei den Landverkäufen mit ihnen umgeht, und indem er die Grundsätze andeutet, die nach den Vorschriften der Humanität und Klugheit gegen sie beobachtet werden sollten, äußert er treffend:

„Wenn wir uns für eine edlere Race halten, warum machen wir es nicht wie der Gärtner, der auf den wilden Birnbaum einen Zweig von einem edleren Stamme pfropft und ihm so die Dauerhaftigkeit und besseren Eigenschaften, um deren Fortpflanzung es ihm zu thun ist, mittheilt? Das System, die Urracen auszurotten, ist ein grober und gefährlicher Fehler in der Verwaltung der neueren Englischen Kolonieen. Nicht bloß ihre Traditionen und Erinnerungen sind mit ihnen ausgestorben, welche die Stelle ihrer Geschichte vertreten und in diese bloß Handel treibenden Gemeinwesen ein höheres Moment hineinbringen würden, sondern man hat auch so das Prinzip der Stabilität und des Patriotismus zerstört. Die Eingebornen haben im Allgemeinen eine viel edlere Anhänglichkeit nicht bloß gegen ihr Land, sondern auch gegen dessen Europäische Entdecker und die ersten Kolonisten gezeigt, als die eingewanderte Race von Krämern, welche nur die Bande, die sie an ihr Geburtsland knüpfen sollten, aufzulösen streben und sich mit ihrer Unwissenheit in Bezug auf Alles, was die Ureinwohner betrifft, noch brüsten. Die Eingebornen, zweckmäßig regiert, würden ein viel besseres Bollwerk gegen die Angriffe fremder Nationen bilden als die Kolonisten selbst. Auch vergißt man ganz die Vortheile, die für das Mutterland durch eine stark konsumirende eingeborne Bevölkerung erwachsen, welche am besten die zwei wichtigsten Zwecke aller Colonisation fördern würde, nämlich erstens neue Märkte für Britische Manufakturen zu eröffnen, und zweitens, was noch wichtiger ist, eine Insel wilder Stämme im Laufe von wenigen Jahren in einen integrirenden Theil Großbritaniens zu verwandeln, welcher mit dem Mutterland in Reichthum, Kraft, Kenntnisse und Humanität wetteifert."

Als der Verfasser zuerst im Charlottensund landete und das Schiff an

einen Baum in einer Bucht angebunden wurde, verließen alle Eingebornen der Nachbarschaft ihre Hütten, um die Fremden zu empfangen, und schüttelten ihnen die Hand zum Zeichen des Willkommens. Man fand hier, daß sich mehrere Wallfischfang-Niederlassungen gebildet und daß die Europäer, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, die Eingebornen durch moralischen Einfluß oder den praktischer Ueberlegenheit regieren. Ehen zwischen den verschiedenen Racen sind hier nicht ungewöhnlich, und die Kinder, die aus solchen Verbindungen entspringen, sind merkwürdig schön und kräftig.

Unter den Häusern war ein großes, welches sie (die Eingebornen) für einen Engländer erbaut, der am Ende der Wallfischzeit bei ihnen wohnte. Sein Haus bildete auch den Versammlungsort der Stämme, da sie neulich durch einen Eingebornen, der bei den Missionairen in der Inselbay gewesen, zum Christenthum bekehrt worden und lesen und schreiben gelernt hatten. Einige von dem Stamm in Amanho hatten schon diese Künste von ihm gelernt, und Alle waren eben danach begierig .... Ich war erstaunt, erzählt der Verfasser, sie so umgänglich zu finden: statt boshafter Wilden, die nichts als Verrath und Schaden brüten, wie viele Reisende sie geschildert, waren sie offen, zutraulich und gastlich, und erwiesen sich mir sehr hülfreich während meiner häufigen Spaziergänge in den Wäldern.

Die Europäischen Wallfischfänger im Charlottensund belaufen sich auf ungefähr vierzig, von denen Einige verzweifelte Charaktere sind. Die Eingebornen jedoch scheinen von den Fehlern ihrer weißen Nachbarn viel weniger schädlich berührt zu werden, als man fürchten mochte. Ein anderer Ort, Port-Nicholson in der nördlichen Insel *), vor drei Jahren kaum bekannt und von Europäern fast nie besucht, ist jetzt der Sitz einer großen Niederlassung geworden mit beinahe 5000 Einwohnern. Wo damals einige hundert Eingeborne in rohen Dörfern lebten, in Furcht vor ihren Nachbarn, aber begierig, mit den Europäern zu verkehren und eben anfangend, von einem eingebornen Missionair in die Formen christlicher Gottesverehrung eingeweiht zu werden, da ist jetzt eine Stadt mit Waarenlagern, Werften, Klubhäusern, Vereinen für Gartenbau und wissenschaftliche Zwecke, Wettrennen, kurz mit dem ganzen Mechanismus eines civilisirten und Handel treibenden Gemeinwesens.

Am weitesten vorgeschritten in den Künsten der Civilisation ist der Stamm der Rarewa in den nördlichen Distrikten, der 8000 Individuen umfaßt. Diese haben schon kleinere und größere Straßen angelegt: ihr Dorf hat ein ganz Englisches Aussehen, eine große Kirche mit einem Thurm von Kauri-Brettern, ist fast ganz von den Eingebornen erbaut worden; man sieht Rosen-Gärten vor den Häusern, und am Fuße des Hügels wechselt Weizen mit Wein und Hopfen, welche sehr gut gedeihen, und mit verschiedenen Fruchtbäumen und Vegetabilien; auch giebt es schon mehrere Felder, die mit Taback bepflanzt sind.

Manche Gebäude zeichnen sich auch durch besondere Kunstwerke der Eingebornen aus, namentlich durch eine Fülle von Schnitzereien, deren einige sehr alt scheinen. Viele von denselben stellen die Vorfahren des Stammes dar, und die Gesammtheit der Figuren innerhalb und außerhalb jedes Hauses kann als der Stammbaum seines Besitzers betrachtet werden. Götzenbilder scheinen die Neuseeländer nicht zu kennen, was ein sehr interessanter Zug ihres National-Charakters zu seyn scheint. Sie sind viel zu sehr die Kinder der Natur und vielleicht auch zu klug, um hölzerne Bilder anbeten zu können.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß der Geschmack an Menschenfleisch noch nicht unter den Neuseeländern erloschen ist. Wenn sie frei über den Gegenstand sprechen, so stimmen sie Alle darin überein, daß das menschliche Fleisch sehr wohlschmeckend ist, besonders die flache Hand und die Brust. Das Fleisch von Europäern halten sie für salzig und unangenehm — ein merkwürdiges physiologisches Faktum, wenn es wahr ist: dasselbe erklärten sie von dem Fleisch unserer Hunde und der eingeführten Europäischen Ratten. Doch glaubt Herr Dieffenbach nicht, daß sie je einen Sklaven tödteten, bloß in der Absicht, ihn zu essen. Wo solcher Mord stattfand, da war gewöhnlich irgend ein Aberglaube damit verbunden, oder es geschah als Strafe. Noch ist hier zu erwähnen, daß seit der Einführung des Europäischen Hundes und seiner Hausgenossin, der Katze, die Zahl der verhältnißmäßig wenigen einheimischen Thiere von Neuseeland so schnell abnimmt, daß sie in nicht sehr ferner Zeit gänzlich auszusterben drohen.

Während die Bekanntschaft mit Europäischen Gewohnheiten schon eine Reihe von Uebeln in ihrem Gefolge gehabt, haben Kunst und civilisirtes Leben noch wenig gethan, um die Schmerzen des Gebärens zu erleichtern. Die Mutter sucht bei der Annäherung der Wehen — oft allein — ein nahes Gehölz auf, und wenige Minuten nach der Geburt des Kindes geht sie an ein fließendes Wasser, badet sich und das Kind und wird bald darauf wieder bei ihrer gewöhnlichen Arbeit unter ihren Genossinnen gesehen. Doch bis zu der Zeit der Taufe ist sie „tapu“, d. h. heilig, oder unrein, wenn wir die Biblische Uebersetzung eines Hebräischen Wortes von derselben Bedeutung vorziehen dürfen. Doch gewöhnlich sind nur die Frauen der Häuptlinge dieser strengen Sitte unterworfen. Die Mutter selbst schneidet die Nabelschnur mit einer Muschelschale ab, oft zu kurz, so daß Nabelbrüche entstehen. Auch Zwillinge, welche in ihrer Sprache mahenga heißen, sind nicht selten, doch ist kein Aberglauben mit ihrer Geburt verbunden, sondern es wird dies als ein natürliches Ereigniß betrachtet. Zuweilen wird das Kind geopfert (roromi oder Kindermord), doch meist nur aus Rache: Untreue des Gatten, die Illegitimität der Kinder, eheliche Zwistigkeiten, unerlaubte Verbindungen mit Europäern, Sklaverei während der Gefangenschaft und Trennung vom Gatten sind die Hauptursachen. In manchen Fällen wird der Kindermord durch einen Aberglauben gröbster Art, durch Furcht vor göttlicher Strafe veranlaßt. So tödtete Rangi-Tautau, das Weib eines jungen Häuptlings, ihr erstes Kind unter folgenden Umständen. Während ihrer Schwangerschaft kam sie in die Nähe eines Bet-Tuchs, das eine alte Priesterin zum Lüften ausgehängt; sie bemerkte ein Insekt darauf, fing es und aß es auf, nach der Gewohnheit der Eingebornen. Die Alte hatte dies gesehen und überschüttete sie sofort mit den heftigsten Flüchen und Verwünschungen, weil sie ein Insekt von ihrem heiligen Tuche gegessen: sie prophezeite, sie würde zur Strafe für diese frevelhafte That ihr eigenes Kind tödten und essen. Diese und andere Drohungen von der Rache des Himmels machten einen solchen Eindruck auf die unglückliche Mutter, daß sie wirklich ein Loch grub, ihr Kind hineinlegte und es zu Tode trat. Doch wurde sie bald von der tiefsten Reue hierüber ergriffen, und vielleicht war dies der Grund, warum sie und ihr Gatte sich von ihrem Stamme trennten und die Hauptstützen der Missionaire wurden.

Mit der Ehe sind zwar wenig oder keine Ceremonien verbunden, gleichwohl sind die Gebräuche im Betreff verheirateter Frauen streng und feierlich. Es findet keine Ehe statt, ehe die jungen Leute ein gewisses Alter erreicht haben, von achtzehn bis 20 Jahren. Doch nicht selten wird schon ein Kind zur Ehe versprochen, und dann wird es tapu, bis es das gehörige Alter erreicht hat. Wenn ein Mädchen so glücklich ist, zwei Freier von gleichen Ansprüchen zu haben, so daß weder sie selbst noch der Vater eine Entscheidung wagt, so findet ein e-puna-rua statt, oder was wir ein Wettziehen nennen würden; jeder von den beiden Bewerbern zieht an ihren Armen in entgegengesetzter Richtung, bis der Stärkere den Sieg behält, wobei natürlich das arme Mädchen oft nicht ohne Verrenkungen davonkommt. Polygamie ist erlaubt, aber sehr selten. Hier und da besitzt ein Häuptling zwei, zuweilen drei Frauen, doch die Meisten haben nur eine. Ehebruch von Seiten des Weibes wird mit dem Tode bestraft; wo unter dem Einfluß der Europäer und der Missionaire die einheimischen Gesetze weniger strenger in diesem Punkt geworden sind, stellt der Mann die Frau in puris naturalibus aus und ist dann wieder mit ihr versöhnt.

*) Neuseeland besteht aus zwei Inseln, einer nördlichen, Eaheinomauwe, und einer südlichen, Tavai Poënammu genannt.

Mannigfaltiges.

— Gegen die Ungarische Vierteljahrsschrift. Graf Johann Mailath, Verfasser einer Geschichte der Magyaren, tritt in einem Artikel der Augsburger Allg. Zeitung gegen die mehrfach von uns erwähnte „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ auf. Er bezeichnet dieselbe als ein Partei-Organ, in welchem der radikale Geist vorherrschend sey. In Ungarischen Blättern selbst sind uns ähnliche Bemerkungen über die gedachte Zeitschrift vorgekommen; es werden also die Urtheile derselben in Deutschland nur mit Vorsicht aufzunehmen seyn. Besonders gegen Herrn Dr. Henszlmann, der, wie es scheint, der Redacteur der Ungarischen Vierteljahrsschrift ist, richtet sich der Zorn des Grafen Mailath, der, obwohl kein Slawe, sich doch veranlaßt fühlt, seine Slawischen Landsleute gegen die Anklagen des Ersteren zu vertheidigen: „Die Beschuldigungen“, sagt er, „sind stark; es heißt S. 24: „„Fragt es sich, wem das Land seine nicht genug zu schätzende Unabhängigkeit und Freiheit zu verdanken habe, so muß die Antwort hierauf lauten, dem Ungarn und seiner Nationalität, indem hierzu die anderen Völker des Reichs gar nichts beigetragen, vielmehr von jeher sichtlich hemmend und verderblich eingewirkt haben.““ Ich finde das rechte Wort nicht oder vielmehr ich will das rechte Wort nicht brauchen, welches diese Stelle verdient. Weiß denn Herr Henszlmann nicht, daß in den zweihundertjährigen Kämpfen mit den Türken, um die Unabhängigkeit und Freiheit Ungarns, wenigstens eben so viel Deutsches und Slawisches Blut geflossen ist als Magyarisches? War Johann Hunyadi kein Walache, war Niklas Zrinyi kein Kroat? Man sollte sich schämen, Behauptungen in die Welt zu schicken, die jeder Schulknabe widerlegen kann.“

— Illustrirte Nachrichten. Nach dem Muster der London illustrated News wird in der rühmlichst bekannten Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig unter dem Titel „Leipziger Illustrirte Zeitung“ vom 1. Mai ab eine neue Zeitschrift erscheinen, die in wöchentlichen Lieferungen sowohl die Neuigkeiten des Tages, der Kunst und der Wissenschaft, als Biographieen und Aufsätze vermischten Inhalts bringen wird, die sämmtlich von geschmackvollen Illustrationen begleitet seyn werden. Das Blatt wird durchaus nicht den bekannten Pfennig-Magazinen ähnlich sehen, sondern eine eigenthümliche, höheren Anforderungen entsprechende Form haben, und bei dem Rufe der Verlagshandlung, in welcher die illustrirte Geschichte Friedrich's des Großen (von Kugler und Menzel) erschien und die „Allgemeine Preß-Zeitung“ erscheint, läßt sich auch etwas Ausgezeichnetes erwarten.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 31. März 1843.

Dänemark.

Die Grönländer.

Von Jens Schielderup Sneedorf.

Die Spanier entdeckten eine neue Welt, und diese Entdeckung wurde die Quelle von vielen neuen Wahrnehmungen und Erfahrungen in den Naturwissenschaften, der Arzneikunde, Erdbeschreibung, im Handel und in der Schifffahrt. Aber das wichtigste Gebiet alles menschlichen Wissens, die Geschichte der Menschheit selbst, gewann durch diese Entdeckung nur äußerst wenig. Die Bewohner der neuen Welt bestanden zum Theil aus Wilden, zum Theil aus verweichlichten Völkern. Die Wilden zeigten den Menschen in seinem rohsten Zustande, in welchem er noch dem Thiere gleicht und seine Freiheit nur dazu gebraucht, um zu rauben und zu verwüsten, — also gerade so, wie uns die Geschichte die ersten Bewohner Europa's und Asiens beschreibt. Bei den gebildeteren und in Städten lebenden Völkern hingegen traf man mit den Reichthümern und Künsten auch alle Laster und Gebrechen, welche den Untergang der Staaten herbeiführen, nämlich Feigheit, Ueppigkeit, Wollust, Tyrannei, Aberglauben und Knechtschaft. Dies war nichts Neues, — nichts, was man nicht schon im alten Babel, in Ninive, Tyrus, Jerusalem, Rom und Karthago gefunden hätte. Auch in denjenigen Lastern, von welchen man glaubt, sie entstehen zufällig und pflanzen sich dann durch das Beispiel fort, auch in diesen glich die neue Welt der alten. Sie hatte ihre abscheulichen Götzen, denen Menschenopfer gebracht wurden, ihre Despoten, Eroberer und Menschenfresser.

Die Reichthümer und die Fruchtbarkeit der neuen Welt erregten die Begierden der Europäer; — sie wetteiferten, sich eines Landes zu bemächtigen, auf welches sie kein anderes Recht hatten als das, was ihnen die Uebermacht und die Erfindung des Schiesspulvers gewährte. Unsere Landsleute — die Dänen — kamen zu spät, um ein neues Peru oder Mexiko zu finden; aber sie entdeckten ein Land, in welchem Menschen lebten, die ihre natürliche Freiheit nicht mißbrauchten und das Laster nicht kannten. In den Augen des Weisen dürfte dieser Fund wichtiger seyn als alle andere Entdeckungen, die man in der neuen Welt gemacht. Wollen wir den Menschen kennen lernen, wie er von Natur ist; wollen wir wissen, was in seinem Charakter wesentlich, was zufällig ist; wie wir gedacht haben würden, wo kein Anderer vor uns gedacht; wie weit die natürlichen Tugenden ausreichen; ob die Laster unvermeidlich sind; — wollen wir wissen, was die natürlichen Bedürfnisse erheischen; wie viele Dinge der Mensch entbehren könnte; ob eine natürliche Gemeinschaft möglich ist; ob es Sicherheit außerhalb einer solchen geben kann; — will man wissen, was ein Mensch, der sich gänzlich selbst überlassen geblieben, über Religion, Gesetze und gesellige Verbindungen denkt; welche Begriffe von Pflichten uns angeboren sind; wie weit es möglich ist, dieselben in einem Zustande zu erfüllen, wo der Mensch weder die Triebfeder der Ehre, noch die der Furcht kennt; in wie weit das angeborene Pflichtgefühl im Stande ist, die Handlungsweise des Menschen bei Gelegenheiten zu bestimmen, wo Eigennutz, Hunger und der Trieb der Selbsterhaltung ihn zur Unterdrückung desselben auffordern; und will man endlich wissen, was ein Mensch, der nichts von unseren bürgerlichen Einrichtungen, unseren Sitten, Künsten und Erfindungen weiß, von allen diesen Dingen hält und wie er darüber urtheilt: so kann man in der ganzen bekannten Welt kaum ein Volk finden, von welchem man so viel hierüber erfahren und lernen kann, als von den Grönländern. Das, was wir von den Sitten dieses Volkes wissen, ist vorzugsweise dazu geeignet, die Nachrichten der alten Historiker und die Vermuthungen der Philosophen zu bestätigen. Sicher wäre also die genaue Untersuchung des Charakters der Grönländer eine Arbeit, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten mehr verdiente, als das Einfangen, Aufspießen und Klassifiziren von Insekten oder das Streiten über eine in Stein gehauene und verwitterte Inschrift. Ich will daher einige Züge aus dem Charakter der Grönländer hier anführen, die ich aus eigener Anschauung kenne.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß man bei den Grönländern fast nicht ein einziges von den Lastern findet, mit denen alle andere Völker behaftet sind: und dies ist leicht zu begreifen, denn Ungleichheit und Ueberfluß — zwei Hauptquellen von Verbrechen — kennen sie nicht. Diese Tugendhaftigkeit ist also eine natürliche Folge ihres Zustandes. Es giebt aber auch Laster, die von Noth, Drangsal, Mangel an Nahrungsmitteln, an Raum, sich auszubreiten, u. dgl. herrühren. Es kommt oft in Grönland vor, daß Jagd und Fischerei eine so kärgliche Beute geben, daß viele Familien Hunger leiden. Von diesen Familien wohnen gewöhnlich sechs bis acht auf einem engen Raume zusammen, wo sie alle Wirthschaftlichkeiten gemeinschaftlich besitzen; es kann daher nicht fehlen, daß Einer dem Anderen Schaden zufügt, ohne es zu wollen; wie mancher Topf mit Speise wird da zerschlagen, — wie manches Gefäß mit Thran umgestoßen! aber stets reicht eine kleine Entschuldigung hin, den Benachtheiligten zufriedenzustellen. Nur selten oder fast niemals hört man Zank in diesen engen Wohnungen, und noch weniger kommt es zu Schlägereien oder gar zu Mord. Wenn es in Zeiten der Noth geschieht, daß ein Grönländer einen Wallfisch fängt, so betrachtet er diesen keinesweges als sein ausschließliches Eigenthum: alle in der Nähe wohnende Familien nehmen von ihm mit derselben Freiheit, wie der, welcher ihn fing; und es entsteht auch nicht einmal Streit über diejenigen Dinge, welche sie für das Leckerste am ganzen Fisch halten, nämlich über die Haut oder den Schwanz.

Wenn man sie fragt, was sie zu diesem löblichen Benehmen veranlaßt, so antworten sie, es sey von jeher so Gebrauch unter ihnen gewesen, — es müsse und solle so seyn, und es komme ihnen höchst sonderbar vor, daß es Nationen auf der Welt giebt, die anders denken und handeln. Sie halten die Europäer für Menschen von böser Art, die tief unter ihnen stehen. Wenn ein Grönländer in irgend ein Laster verfällt und z. B. Branntwein trinkt, den sie tollmachendes Wasser nennen, so sagen sie, er ist ein Kablunak, d. h. ein Europäer, geworden. Als ein Geistlicher eines Tages mit ihnen von den ersten Menschen und deren Sündenfall sprach, antworteten sie, Adam könne wohl der Stammvater von den bösen Europäern seyn, nicht aber von ihnen, den Grönländern, deren Vorfahren stets gute Menschen gewesen.

„Ihr schlagt und züchtigt Eure Kinder so häufig", sagen sie zu den Fremden, „und doch werden sie eben so schlimm wie ihre Landsleute. Wir schlagen unsere Kinder niemals, und sie sind gut."

Die Grönländer gewähren den Kindern in der That die vollkommenste Freiheit und wenden keine Strafe an. Wenn sie aber sehen, daß die Europäer ihre Kinder züchtigen, so sind sie empört und sagen, jene verdienten nicht, Kinder zu haben. Eben so erstaunt sind sie, wenn sie die Europäer ihre Dienstleute und Untergebenen schelten hören. „Ihr behandelt Eure Mitmenschen wie die Hunde", sagen sie; denn die Grönländer bedienen sich der Scheltworte in der That nur gegen ihre Hunde. Eine Frau, die zänkisch ist und ungehorsam gegen ihren Mann, wird verstoßen. Dieser Ungehorsam ist der einzige Grund zur Scheidung, die jedoch nur selten vorkommt. Seit die Grönländer gesehen, wie eine Dänische Fregatte von beiden Seiten auf Holländische Schiffe Feuer gegeben, wird ein zänkisches Weib von ihnen eine Fregatte genannt. Nach den Beschreibungen, die man ihnen vom Kriege gemacht, bezeichnen sie den Soldaten oder Krieger mit einem Worte, welches in ihrer Sprache ein grimmiges, reißendes Thier bedeutet.

Die Grönländer, welche in Dänemark gewesen sind, geben zu, daß sich unter den Dänen einige Leute finden, die jene an Frömmigkeit und Wohlthätigkeit übertreffen, die meisten wären jedoch sehr böse. Es fällt ihnen schwer, Worte zu finden, um ihren Landsleuten das zu beschreiben, was sie gesehen. Die Häuser nennen sie Eisberge, deren Wände mit gestreiften Hemden beklebt sind, womit sie die Tapeten bezeichnen. Sie finden zwar bald Geschmack an unseren Speisen und häuslichen Bequemlichkeiten, — doch fühlen sie sich fortwährend durch die große Ungleichheit der geselligen Stellung der Individuen, welche unter uns herrscht, verletzt. Sie halten es für grausam und unmenschlich, daß der Reiche dem Armen seine Hülfe verweigert. Die Luft in den großen Städten ist ihnen nicht rein und frei genug. Es ist „zu wenig Himmel" in Kopenhagen, sagen sie, und es fehlt dort an der „hübschen Kälte", wie sie sich auszudrücken beliebten.

Sehr begreiflich ist es, daß es in unserer Sprache viele Wörter giebt, welche in der ihrigen nicht ausgedrückt werden können. Dies ist nicht nur der Fall für Konkreta, sondern auch für Abstrakta. Was ihrer Sprache und ihren Begriffen aber fast gänzlich abgeht, sind die meisten Bezeichnungen für gute und böse moralische Eigenschaften. So haben sie z. B. kein rechtes Wort, um das auszudrücken, was wir Sünde, Falschheit, Hochmuth, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Schwelgerei, Verzweiflung, Ueppigkeit, Ehrlichkeit, Demuth u. s. w. nennen.

Spanien.

Die Gatomachie oder der Katzenkrieg.

Von Lope de Vega.

(Schluß.)

Vierter Gesang.

Man trifft zuweilen Leute, welche behaupten, die Liebe sey nicht so mächtig, daß der Wille sie nicht beherrschen könne. Aber das sind anmaßende Ignoranten. Die Liebe regiert, durchdringt, belebt mit ihrer geheimnißvollen Kraft Alles, was unter dem Monde ist, und die Katzen sind ein wahres Sinnbild der Liebe. Glaubt ihr, daß ich spaße? Geht in einer schönen Winternacht, wenn der Nordwind lustig pfeift, auf die gefrornen Dächer, und seht die Versammlungen begeisterter Kater, welche einer stolz unter ihnen thronenden Katze ihre Huldigungen bringen. — Aber diese Digression ist schlecht, weil sie zu lang ist.

Unsere beiden Kater, Marramaquiz und Mizifuf, waren also ins Gefängniß gebracht worden, weil sie sich nicht versöhnen wollten, vielmehr der Polizei mit einer gewissen Arroganz geantwortet hatten. Zapaquilda und Micilde gingen die Gefangenen besuchen, aber sie trafen leider zusammen. Ihr Antlitz war, der Mode zufolge, mit einem dichten Schleier verhüllt. Der eifersüchtige Argwohn erwacht. Sie dulden, zögern, forschen lange Zeit. Endlich naht sich Micilde und hebt Zapaquildens Schleier. Diese kratzt ihrer Nebenbuhlerin ins Gesicht. Beide stürzen nun mit verdoppelter Wuth auf einander, mißhandeln sich, zerreißen sich Kleider und Hauben und fallen zuletzt erschöpft in Ohnmacht.

Dieser Vorfall diente eben nicht dazu, die Haft unserer beiden Helden abzukürzen. Doch die Zeit ändert Alles. Auch sie wurden endlich in Freiheit gesetzt. Aber die Eifersucht lebte in ihren Herzen. Besonders Marramaquiz wurde ihre Beute. Vergebens rathen ihm seine Freunde, eine Undankbare zu vergessen und in Micildens Liebe sein Glück zu finden: er kann den Gedanken nicht bannen und schwindet vor Gram und Leid sichtlich dahin.

Nun glaubt Mizifuf für immer von diesem Nebenbuhler frei zu seyn und ersucht seinen Freund Finot, Zapaquilden von ihrem Vater Griman für ihn zu erbitten. Grimau, ein alter, verständiger und höflicher Kater, gewährt die Bitte mit Vergnügen und setzt der Tochter eine reiche Mitgift aus.

Maramaquiz spielt unterdeß im bittersüßen Harme mit einer Maus, als ihm Minet athemlos die Nachricht von Mizifuf's Verlobung bringt. O Liebe, zu welchen Thorheiten verleitest du selbst einen edlen Kavalier! Marramaquiz läßt die Maus fallen, schlägt mit der Linken dem Burschen eine derbe Ohrfeige und verbirgt sich in den äußersten Winkel des Hauses, entschlossen, zu sterben. Bald aber springt er wieder auf, rennt auf das Dach, dann nach der Küche und beginnt einen schrecklichen Lärm. Er war nackt wie der rasende Roland. Er zerbricht Töpfe und Krüge, verschlingt ein Pfund Speck, ohne es zu kauen, und wirft Bratspieße und Pfannen vom Heerde zu Boden. Kein Möbel ist ihm zu hoch. Endlich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, springt er in einen Kessel heißen Wassers, und mit einem Satze wieder heraus, wie Roland aus dem Strome, in welchen er den übermüthigen Rodomont geworfen hatte.

Der Herr des Hauses kommt auf den Lärm herbei und glaubt, daß der Nachbar Rattengift ausgestreut und seinen Kater vergeben habe. Eilig schickt er zu seinem Freunde, dem Apotheker, nach zwei Unzen Therial. Marramaquiz nimmt sie mit Heldenmuth und sinkt in einen tiefen Schlaf.

Fünfter Gesang.

Schon war Alles zur Hochzeit bereitet. Man hatte Vettern, Freunde und Nachbarn eingeladen und an die Entfernten geschrieben. Marramaquiz durchstreifte einsam und wüthend die Dächer und klagte seufzend wie Philomele.

Auf Griman's Befehl hatte man einen geräumigen Kornboden zum Feste eingerichtet. Ringsum waren die Bilder alter Helden aufgehangen und auf einer Seite des Saales eine Estrade mit zwei prächtigen Lehnstühlen aufgerichtet.

Schon warfen die Bäume ihren längsten Schatten, und das Geräusch der Städte begann zu verstummen. Die Gäste versammeln sich; der Ball wird eröffnet. Da tritt Zapaquilda ein an der Hand ihrer Mutter. Auf ihrem Haupte glänzt ein Kranz von Frühlingsrosen. Um ihre Ohren schlingen sich perlmutterfarbene Bänder, um ihren Hals ein Perlenhalsband. Sie trägt eine Robe von Brokat und goldgestickte Schuhe. Aber reizender als ihre Toilette ist sie selbst. Welcher Anstand, welche Bescheidenheit! Es erhoben sich auch alle Katzen, als sie eintrat, und selbst die ältesten Kater bewunderten sie, wie der Trojanische Senat die schöne Helena. Zapaquilda grüßte die Versammlung, setzte sich, und der Tanz begann von neuem. Aber das finstere Schicksal lauerte.

Plötzlich tritt Marramaquiz mit bloßem Degen in den Saal. Alles schweigt bestürzt, denn Mizifuf war noch nicht erschienen, und der allein hätte ihn hinausweisen können. „Elende Prahler, erbärmliche Kreaturen“, donnert er der Versammlung zu, „wagt ihr, dem Marramaquiz also zu trotzen?“ Und er schlägt rechts und links, verwundet und tödtet. Bald war der Boden mit Trümmern der Ball-Toilette besät. Malingrin macht Miene, die Braut zu schützen und fortzuführen. Marramaquiz ergreift ihn wie Herkules den Lichas und schleudert ihn durch eine Dachluke auf die Straße. Darauf faßt er die Schöne und trägt sie fort wie Pluto die Proserpina. „Mizifuf, Mizifuf!“ ruft sie verzweifelnd. Aber weder ihre Thränen noch ihre Fußstöße rühren den Marramaquiz. Er bringt sie in sein Haus und sperrt sie in einen Thurm, den er allein kannte.

Das sind die Freuden der Welt! So endete schon mehr als ein selig begonnener Tag.

Sechster Gesang.

Mizifuf gerieth auf die Nachricht von der Entführung seiner Gemahlin in eine unaussprechliche Wuth. Er schwur dem Räuber Krieg mit Feuer und Schwert.

Unterdeß suchte Marramaquiz auf tausend Arten das Herz Zapaquilda's zu rühren. Aber sie that nichts als weinen, und ihre Thränen erhöhten ihre Schönheit nur. Ihr Schmerz machte ihn trostlos. Er wußte nicht, was er thun sollte. Mit Tagesanbruch rannte er furchtlos in den nahen Wald, um ein Kaninchen zu fangen, und brachte es der Undankbaren. Es war kein Stück Rindsbraten oder Wildpret in der Küche, das nicht alsbald verschwand. Ja, er ging so weit, ein Huhn vom Spieße zu ziehen, und wenn er sich die Pfoten verbrannte, sagte er nur: Fufu! fufu! — Aber alle seine Bemühungen blieben vergebens.

Mizifuf aber versammelte seine Vettern und Freunde in dem Hause Grimau's und verklagte vor ihnen den allgemeinen Feind. Die Versammlung wurde tief erschüttert. Man berieth, faßte Pläne, verwarf; endlich beschloß man, vereinigt den Verräther in seiner Veste zu belagern, wie Menelaus seine Gemahlin mitten aus dem brennenden Troja zurückholte.

Siebenter Gesang.

Nieder mit dem Verräther! hallte es im Lager der Griechischen Kater gegen den Trojaner Marramaquiz. Die Fahnen flogen, die Trommel antwortete der Trompete und entflammte den Muth der Kämpfer.

Mizifuf musterte die Reihen. Er trägt als Küraß eine Schildkrötenschale, auf dem Haupte einen aufgekrempten Filzhut, beschattet von zwei Federn, einer schwarzen und einer grünen, als Zeichen von Trauer und Hoffnung zugleich. In der rechten schwingt er sein furchtbares Schwert, die linke zügelt den schäumenden Renner.

Marramaquiz hatte leider die Gefahr etwas zu spät erfahren, und als er seine eilig zusammengeraffte Mannschaft musterte, fand er sich ziemlich schwach gegen einen so zahlreichen Feind. Traurig schreitet er durch den Saal, niedergeschlagener als ein Dichter, dessen Tragödie durchgefallen ist: aber Zapaquilda's Augen glänzen; sie ist froher als ein Dichter, der das neuste Stück seines besten Freundes hat auspfeifen hören. Doch vergißt der Held nicht, nach den Vertheidigungs-Anstalten zu sehen. Er ordnet, belebt, ermuthigt.

Da ertönt das Zeichen zum Sturme. Beim Schall der Trommel und der Trompete rücken die Belagerer in geschlossenen Gliedern bis an den Fuß des Thurmes vor. Mizifuf steigert in begeisterter Rede ihren Muth bis zur Todesverachtung. Er klettert voran und durchbohrt mit gewaltigem Speere sechs seiner Feinde. Sie folgen, sie folgen alle. Der hat schon die Zinne erreicht, da durchbohrt ihn das feindliche Schwert, jenen trifft ein Stein, aber tausend andere dringen in die Lücke nach. Es war eine Verwirrung, ein Chaos, wie wenn ein Haus in Flammen aufgeht.

Jupiter betrachtete von seinem Sternenthrone diese Schlacht. „Beim Jupiter!“ sprach er, „es ist genug, daß um Helena's willen Troja in Staub gesunken ist. Ich muß sorgen, daß sich die Katzen nicht unter einander vernichten, sonst werden die Ratten sich ins Endlose vermehren, den Erdboden morsch wühlen und zuletzt gar in tollem Uebermuth den Olympus stürmen wollen.“ Sprach's und versammelte dicke Wolken, welche den Tag in finstere Nacht verkehrten. Die Katzen erkannen einander nicht mehr und beendigen den Kampf.

Am nächsten und an den folgenden Tagen beginnt der Streit aufs neue. Die Belagerer setzen unerschrocken ihre Angriffe fort, die Belagerten verharren eben so unerschütterlich in der Vertheidigung. Endlich beginnen in der Festung die Lebensmittel zu mangeln. Zapaquilda selbst muß bereits Noth leiden, und die Rosen ihrer Wangen weichen einer tödlichen Bläße.

Da steigt Marramaquiz durch eine Schießscharte heimlich hinaus aufs Dach, um einige Spatzen zu erhaschen. Nur Alegre, sein treuester Page, begleitet ihn. Aber, o grausames Schicksal! während er am Rande des Daches eine singende Drossel hascht, erhascht ihn selbst der Tod. Ein Prinz, welcher seine Flinte auf Mauerschwalben probierte (hätte es doch nie Mauerschwalben auf der Welt gegeben!), schoß vorbei und traf unseren Kater. So starb der tapferste und erfahrenste Kater, welcher je gelebt hat, und war verloren für Krieg und Rath. Er blieb ausgestreckt, unbegraben auf dem Dache liegen, aber er behielt selbst im Tode die ehrfurchtgebietende Miene, welche seine Feinde mit Schrecken erfüllte. Ja, es malte sich in ihr ein gewisser Stolz, daß er gestorben war, wie er's verdiente, von Königshand.

Alegre brachte zitternd und bleich die schreckliche Nachricht in die Festung. Die Belagerten erhoben ein klägliches Mauzen und rissen sich Haar und Bart aus, wie die Deutschen Soldaten, wenn sie einen General verlorm haben. Endlich übergaben sie den Platz, durch Hunger gezwungen. Mizifuf vertheilte ihnen mit reichlicher Hand Fleisch und Käse. Zapaquilda umarmte weinend ihren alten Vater und warf sich dann in die Arme ihres Gatten. Um aber die unterbrochene Vermählung von neuem zu feiern, dingte man eine berühmte Schauspielertruppe, welche auf einem improvisirten Theater diese Geschichte zum allgemeinen Ergötzen aller Zuschauer aufführte.

England.

Die Seidenweber von Spitalfields.

Der Neugierige, der eine grosse Stadt durcheilt, bekümmert sich selten um die oberen Stockwerke der Häuser. Das Erdgeschoß, der erste Stock, fesseln die Aufmerksamkeit, und man vergißt oft den Ueberbau, die Wohnung des Handwerkers, welche einem Lebens-Philosophen gleichwohl interessanten Stoff zur Beobachtung darbietet. Spitalfields in London liefert den Beweis davon.

Die aus der Hauptstadt nach den östlichen Provinzen Englands führende Eisenbahn beginnt in Shoreditch und zieht, ehe sie das offene Feld erreicht, durch ein wohlbevölkertes Stadtviertel, so daß ihre Schienen mit den Dächern der Häuser parallel laufen. Hier haben die Häuser statt gewöhnlicher Fenster breite und lange mit Glas oder Papier bekleidete Oeffnungen, einer langen Reihe in den Lüften schwebender Waarenläden nicht unähnlich. Troß der schnellen Fortbewegung des Waggon-Zuges bemerkst Du durch die Fenster Theile von Webstühlen, die Dir verkünden, daß Du im Viertel der Seidenwirker bist. Was bedeuten aber auf den meisten Dächern jene Maschinen, die bald wie grosse Käfige, bald wie Fallstricke und dann wieder wie Taubenschläge sich ausnehmen? Die Weber von Spitalfields sind die besten Vogelsteller Londons und seiner Umgebungen. Dies ist ein Erwerbzweig, den sie nebenbei treiben; die Hauptstadt wird von ihnen mit Singvögeln jeder Art versorgt.

Als Ludwig XIV. die Protestanten aus seinen Staaten trieb, dachte er nicht daran, daß er England mit einem Industrie-Zweige beschenkte, den Frankreich bis dahin fast ausschließlich kultivirt hatte. Um das 13te Jahrhundert erschienen seidene Stoffe, damals etwas sehr Seltenes in Europa, zum ersten Mal in England. Die Neuheit und Kostbarkeit dieser Stoffe erregten allgemeine Bewunderung bei dem Englischen Adel. Eine Parlaments-Akte von 1363 beschränkte den Anbau gewisser Gebiete der Industrie; ausgenommen das Brauen, Backen, Spinnen und Weben. Von jener Epoche an gab es sogenannte Seidenwirkerinnen, die nur mit Bandweberei zu thun hatten. Man weiß nicht, ob diese Frauen ein eigenes Viertel von London bewohnten; aber so viel ist gewiß, daß Spitalfields und seine Umgebungen damals ohne Häuser waren.

Im Jahre 1463 verbot das Parlament die Einfuhr von Tressen, Bändern, Franzen, Schnürchen, Stickereien, Börsen und Gürteln aus Seide. Dieses Verbot wurde aber, zum grossen Verdrusse der Englischen Handarbeiterinnen, oft umgangen, woraus man also den Schluß ziehen kann, daß die in England fabrizirten Gegenstände weder an Güte noch an Wohlfeilheit denen des Auslandes gleich kamen. Ein neues Verbot wurde 1502 bekannt gemacht; es erstreckte sich aber nicht auf Seidenzeuge von einer gewissen Breite. Die sogenannten Lustrins, Atlasse, Sammt-Arten u. s. w. fabrizirte man erst ein Jahrhundert später. Jakob I., dessen Versuch, Seidenwürmer einzuführen, scheiterte, war in seinen Anstrengungen zu Verbesserung der Seiden-Fabrication glücklicher. Er bewog einen Kaufmann, Namens Burlaback, Weber und Seidenfärber nach London kommen zu lassen. Die Fabrication der Seidenstoffe von ansehnlicher Breite machte solche Fortschritte, daß die Londoner Seidenweber im Jahre 1629 zahlreich und bedeutend genug wurden, um in der Gewerbe-Innung Aufnahme zu finden.

Unter Karl I. regelten mehrere Parlaments-Akten die Privilegien der Weber-Innung und bestimmten die Lehrzeit auf 7 Jahre. Einen neuen Aufschwung erhielt aber dieser Industrie-Zweig, als Ludwig XIV. im J. 1685 das Edikt von Nantes annullirte. Wohl eine Million fast sämmtlich zur gewerbetreibenden Klasse gehörender Individuen, wanderten damals aus, und ein grosser Theil derselben ließ sich in England nieder. Die damaligen Schriftsteller reden insonderheit von denen, welche die Seiden-Fabrication im Grossen nach London brachten. Unter 13,500 Französischen Emigrirten zählte man etwa 300 adelige Familien, Advokaten, Geistliche, Aerzte und Kaufleute: alle Uebrigen waren Gewerbs- und Ackerleute. Eine zu ihren Gunsten angestellte Kollekte betrug in einem Jahre 40,000 Pfd. Sterl. Vier Jahre später gestattete König Karl II. allen protestantischen Refugié's, an jedem Orte Englands, wo es ihnen gefiele, sich niederzulassen und Alles, was sie besaßen, zollfrei einzuführen. Sie erhielten unentgeltliche Bürgerbriefe und die Erlaubniß, mit denselben Privilegien wie die Eingebornen ihr Gewerbe zu betreiben.

Der Impuls, den die Seiden-Fabrication damals erhielt, wurde besonders in Spitalfields wichtig. Die Emigrirten machten hier Arbeiten, welche bis zu ihrer Ankunft in England unbekannt gewesen; sie fabrizirten Taft, Atlas, schwarzen Sammt u. s. w. Aber gleich nach ihrer Niederlassung baten sie um speziellen Schuß und erwirkten ein Verbot der Einfuhr aller ausländischen Modewaaren von Seide. Im Jahre 1718 förderte Sir Thomas Lombe die Seiden-Fabrication in hohem Grade, indem er eine Methode, die rohe Seide durch Maschinen zu „organsiren", aus Italien in England einführte. Das Parlament bewilligte ihm dafür eine Prämie von 14,000 Pfd. Sterl.

Aus einer Eingabe der Seidenweber-Innung oder, wie sie damals hieß, des „Königlichen Lustrin-Gewerkes" vom J. 1718 ergiebt sich, daß die Fabrication damals zwanzig Mal bedeutender war, als sie 1664 gewesen, daß man alle Sorten schwarze, farbige, Gold- und Silberstoffe von Seide anfertigte und seidene Bänder von gleicher Güte wie die in Frankreich fabrizirte, welches Land noch 25 Jahre früher für 300,000 Pfd. Sterl. dieser Stoffe eingeführt hatte.

Als Lombe's Maschine eingeführt ward, glaubte man, die Seidenfabrication könne in England vollständig bewirkt werden, und es sey zu diesem Zwecke nur Rohseide nöthig. Allein man täuschte sich und kam bald zu dem Ergebniß, daß die Italiänische Organsin-Seide unentbehrlich sey, um den Zettel oder Aufzug des Gewebes zu bilden. Damit der Leser dies gehörig verstehe, lassen wir einige Details, die Fabrication betreffend, folgen. Die meisten Seidenstoffe haben, gleich den baumwollenen Stoffen, Fäden, die sich kreuzen und durchschlingen. Die der Länge nach laufenden Fäden heißen der Aufzug, die der Queere nach laufenden der Einschlag. Jener besteht aus Fäden von gezwirnter, auf der Mühle zugerichteter Seide (Organsin). Die rohe Seide wird aus Italien, Indien, China und einigen anderen Ländern eingebracht; sie ist in Strähnen enthalten und muß, ehe sie gewebt werden kann, durch die Hände der Zwirner gehen, welche Aufzug- und Einschlagfäden daraus machen. Die letzteren bestehen aus zwei oder drei leicht gedrehten Fäden; aber die Organsin-Seide erheischt mehr Arbeit. Die Rohseide wird zuerst auf Spuhlen zu einfachen Fäden gehaspelt, dann vereinigt man zwei oder mehrere dieser Fäden auf anderen Spuhlen; endlich werden die also vereinigten Fäden zusammengedreht. Diese Operationen gehen der Weberei voran und sind ganz davon getrennt. Die meisten Einwohner von Spitalfields beschäftigen sich mit Weberei. Die Zwirner arbeiten in den sogenannten Seidenspinnereien. Troß Lombe's Maschine und troß der so sehr vorgeschrittenen Mechanik in England geben die Seidenweber noch immer der Organsin-Seide aus Italien den Vorzug, wogegen die Englischen Einschlag-Fäden ihnen am besten zusagen. Diese Verschiedenheit erklärt sich wohl aus dem Einflusse des Klimas auf eine so delikate Substanz; denn man weiß, daß bei einem gewissen Zustand der Atmosphäre die Seiden-Zwirnerei in England nicht mit Vortheil von Statten geht. Vielleicht werden auch die Fibern durch den Transport beschädigt, ehe sie gezwirnt sind, oder durch die Länge der Reise, welche ihre Qualität verschlimmert; denn die Zwirner geben immer der neuen Seide den Vorzug und verarbeiten ungern diejenige, die lange im Magazin geblieben ist. Daher wird die Italiänische Organsin-Seide immer noch in England eingeführt.

Unter den Regierungen der Königin Anna und der Könige Georg I. und Georg II. war die Zahl der Seidenweber in Spitalfields in solchem Grade angewachsen, und die Französischen Seidenzeuge wurden, troß des Protections-Systems, so häufig eingeschmuggelt, daß die Weber doppelte Zölle auf ausländische Seidenzeuge in Anspruch nahmen. Da die Gesetzgebung nicht sehr disponirt schien, ihr Gesuch zu bewilligen, so wurden sie zudringlicher und begaben sich am 10. Februar 1764 unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen nach dem Unterhause, um das absolute Verbot ausländischer Seidenzeuge zu ertroßen. Ein auf solche Weise überreichtes Gesuch konnte nicht angenommen werden; doch verringerte man den Einfuhrzoll auf Rohseide, und die Einfuhr seidener Bänder, Strümpfe und Handschuhe ward verboten. Ein Jahr später machte man neue Zugeständnisse, um bedrohliche Kollisionen zu vermeiden.

Aber diese Nachgiebigkeit der gesetzgebenden Macht trug bald ihre Früchte. Von ihren Erfolgen ermuthigt, forderten die Weber eine Erhöhung ihres Lohnes und zerschlugen die Webstühle. Diesen aufrührerischen Bewegungen folgte 1773 eine Parlaments-Akte, welche die Aldermänner Londons und die Magistrate von Middlesex autorisirte, den Arbeitslohn der Seidenweber zu regeln. Die Fabrikherren, welche den Arbeitern einen höheren Lohn geben würden, als den festgesetzten, sollten eben so straffällig seyn, als die Arbeiter, die ihn verlangten. Auch durfte kein Weber fernerhin mehr als zwei Lehrlinge gleichzeitig beschäftigen. Diese gesetzlichen Verfügungen bilden die sogenannte „Spitalfields-Akte", welche, nachdem sie bis 1824 in Kraft geblieben, auf Verlangen der Fabrikherren im genannten Jahre wieder ungültig gemacht wurde. Diese klagten besonders darüber, daß sie ihre verständigsten und geschicktesten Arbeiter nicht belohnen könnten; denn die Gleichheit des Arbeitslohns vernichte allen Wetteifer: und so war der ganze Industriezweig damals kaum etwas weiter vorgeschritten als zur Zeit der Ankunft der Französischen Refugié's. Die Herren Huskisson und Ricardo nahmen die Sache der Bittsteller lebhaft in Schuß, und ihr glücklicher Erfolg sowohl als die Einführung des Jacquardschen Webstuhls, mit dessen Hülfe man façonnirte Seidenzeuge leichter anfertigt als mit Hülfe der alten Methode, hat dem Gedeihen dieser Industrie grossen Vorschub gethan. Gegenwärtig beschäftigt sich die Elite der Weber von Spitalfields mit der Fabrication eines Stückes Seide, dessen allegorisches Dessin alle Details des Original-Gemäldes wiedergeben wird. Diese Arbeit soll nicht bloß Alles, was England in dieser Art Bestes hervorgebracht, sondern auch die schönsten Arbeiten der Seidenweber von Lyon verdunkeln. *)

In seinem Bericht an die Commissaire für das Armengesetz (1837) beschrieb Dr. Kay die inneren Einrichtungen der Seidenweber-Familien. Der Arbeiter hat gewöhnlich zwei Webstühle, den einen für sich, den anderen für seine Frau. Wenn seine Familie heranwächst, so werden die Kinder, Eines nach dem Anderen, zur Arbeit angehalten. Im 6ten und 7ten Jahre haspeln sie; im 9ten und 10ten klauben sie die Seide aus, und im 12ten und 13ten beginnen sie am Webstuhl zu arbeiten. Ein einfaches Seidenzeug lernt das Kind bald weben; auch sieht man bei einem Arbeiter oft vier Webstühle, an welchen alle Glieder der Familie beschäftigt sind. Mit dem Jacquardschen Webstuhle kann ein Arbeiter etwa 25 Shilling wöchentlich verdienen; nur in außerordentlichen Fällen und für Arbeiten von erster Qualität erhalten sie täglich bis 15 Shilling.

*) Die Seidenfabrik der Herren J. A. Meyer u. Comp. in Berlin und Brandenburg, welche unzählige fleißige Hände beschäftigt, hat im vorigen Jahre eine Arbeit dieser Art geliefert: nämlich ein von Professor Kloeber gezeichnetes großes Tableau mit dem letzten Willen des verewigten Königs Friedrich Wilhelm's III. und dem darauf Bezug habenden Schreiben Sr. Maj. des regierenden Königs, — eine Arbeit, die nach dem Urtheil der Sachkenner Alles übertrifft, was bisher von den Seidenfabriken Deutschlands, Frankreichs und Englands hergestellt worden. D. R.

In einem (1831—32 abgestatteten) Berichte an das Comité für Seidenhandel ist gesagt, daß die Bevölkerung desjenigen Viertels, welches Spitalfields, Mile-end-Town und Bethnal-Green umfaßt, damals 100,000 Seelen betragen habe, wovon die eine Hälfte unmittelbar, die andere mittelbar und wenigstens zum Theil der Seiden-Fabrication ihren Unterhalt verdankte. Die Zahl der Webstühle schwankt zwischen 14,000 und 17,000. Oft trifft es sich, daß wegen Mangels an Bestellungen 4000 bis 5000 Webstühle feiern müssen, und da man, die Kinder eingerechnet, ungefähr drei Mal mehr Arbeiter als Webstühle rechnen kann, so ergiebt sich hieraus, daß zuweilen 10,000 bis 15,000 Arbeiter unbeschäftigt seyn müssen.

Die Seidenarbeiter sind, so weit sichs ermitteln läßt, größtentheils Engländer und Englischer Abkunft; was aber die Fabrikherren betrifft, so verrathen schon ihre Namen Französische Abstammung. So können die Guillebaud's, die Desormeaux's, die Chabaud's, Turquand's, Merceron's und Chauvet's ihr Geschlecht ohne Zweifel bis auf die Emigrirten von 1685 zurückführen.

Wir haben schon erwähnt, daß die Seidenweber von Spitalfields auch die Vogelsteller von London sind. Beim Abrichten der Vögel beweisen sie erstaunliche Geduld, und oft stellen sie über die Geschicklichkeit und Ausdauer ihrer Zöglinge große Wetten an. Zwei rivalisirende Vögel werden an denselben Ort gebracht, und derjenige, welcher in der Zeit, die ein Lichtstummel von einem Zoll zu brennen hat, am meisten zwitschert, gewinnt die Wette. Einige dieser abgerichteten Vöglein sollen während einer Viertelstunde 170 Mal gesungen haben, und von einem Hänfling wird sogar erzählt, daß er vor lauter Anstrengung zuletzt ohnmächtig geworden sey!

Herr Porter giebt folgende Schilderung von einer Weber-Familie, die am Jacquardschen Webstuhl arbeitete. „Ein Mann, eine Frau und zehn Kinder waren, mit Ausnahme der beiden jüngsten Kleinen, sämmtlich beschäftigt, jedes nach seinen Mitteln und Kräften. Von einem seiner Söhne unterstützt, stichelte der Vater eine Anzahl Pappenstücke, wie sie am Jacquardschen Webstuhl gebräuchlich, und zwar nach Ziffern, die ein zweiter Sohn, ein schöner und verständiger Knabe, ihm vorlas. In einem anderen Gemache befanden sich zwei etwas ältere Knaben, die einen Theil des Apparates, namentlich kleine Bleistangen, ordneten und an Bindfäden befestigten. Die Mutter und eine ihrer Töchter zwirnten Seide; drei andere Mädchen, von denen jedes einen eigenen Webstuhl hatte, webten façonnirte Stoffe. In der ganzen emsigen Familie herrschten eine wohlthuende Ordnung und Heiterkeit. Alles war reinlich und gut gekleidet, die mit dem Blei beschäftigten Knaben allein ausgenommen."

Ohne Zweifel gilt diese Beschreibung einer Eliten-Familie, dergleichen es nicht eben viele giebt. Ersteige in einem an der Eisenbahn liegenden Hause das oberste Stockwerk, zu welchem eine Leiter führt, so gelangst Du durch eine Fallthür in eine große Mansarde. Hier arbeiten ein Greis und sein Weib, jedes an einem Webstuhl, der vor einem der obgedachten ungeheuren Fenster steht. Bei den Webstühlen stehen zwei Haspel-Maschinen; die Mitte des Gemaches nimmt ein altes Bett ein, mit einer Decke, die, wie ein Harlekin-Anzug, alle Farben hat, aber höchst reinlich ist. Einiges Hausgeräth, ein paar alte Kupferstiche, Blumentöpfe und zwei oder drei Vögel bilden das poetische Möblement des Gemaches, welches gleichzeitig als Speisesaal, Küche, Schlafstube und Werkstatt dient. Der Mann arbeitet an einem Stücke schwarzem; die Frau an einem Stücke blauem Atlas; ihr ganzer Wochenlohn beträgt je 7 bis 8 Shilling. Der Mann ist, wie fast alle Seidenweber von Spitalfields, kleiner Statur und von gepreßtem Ansehen, aber verständig und mittheilsam.

Das Elend dieses Viertels ahnt man schon aus der in den Straßen herrschenden Stille und Oede. Einen Markt giebt es zwar, es werden aber nur Kartoffeln dahin gebracht. Auf jedem Schritte sieht man Zettel an den Häusern, mit Aufschriften wie: „Wohlthätigkeits-Verein", „Leihhaus", „Verein zur Bestattung der Armen" u. s. w., meistentheils lügenhafte Ankündigungen; denn man weiß recht gut, daß die angeblichen Stifter philanthropischer Vereine den Armen gewöhnlich ungeheure Zinsen für ihre Hülfsleistungen abnehmen. In einigen Straßen von Spitalfields findet man Steinkohlen zu 10 und 12 Pence den Zentner angekündigt, und bei strenger Kälte verabreichen einige Bäcker den Seidenwebern gegen Anweisungen das nöthige Brod. Die Anweisungen sind von Wohlthätigkeits-Vereinen ausgestellt. Ein Barbier-Laden führt die Aufschrift: „Hier wäscht man sich gut für einen Farthing!" Ein Anschlag an der Thür einer Schenke lautet dahin, daß der Eigenthümer dieses oder jenes abgerichteten Vogels jeden Hänfling oder Stieglitz auf der ganzen Welt zum Wettgesang mit seinem kleinen Zögling auffordert. Tausend Guineen sind zu gewinnen!!

Es giebt in diesem Viertel Schulen, in welchen die Kinder für 2 Pence wöchentlich lesen und arbeiten lernen. Die Krämer und Höker verkaufen neben ihren Vegetabilien auch Weberspuhlen und andere zum Weben nothwendige Dinge.

Die meisten Häuser haben mehr Papier-Scheiben als Glas-Scheiben an ihren Fenstern. — Dieses Gemälde von Spitalfields ist nicht sehr erfreulich, aber leider! mit dem Originale ganz übereinstimmend.

(Knight's London.)

Mannigfaltiges.

— Alberti's Tasso eine Fälschung. Eine unerwartete Nachricht geht uns aus Italien zu: nämlich daß die von dem Grafen Mariano Alberti in Rom vor mehreren Jahren herausgegebenen Briefe und anderen Handschriften Tasso's (Manoscritti inediti di Torquato Tasso) fast sämmtlich unecht und ein betrügerisches Machwerk des jetzt in der Engelsburg sitzenden Herausgebers seyen. Ein Prozeß, den ein Buchhändler gegen ihn angestellt, hat zu diesem Resultate geführt, das, obwohl in Italien Manche gegen den Herausgeber der Manoscritti schon früher etwas mißtrauisch geworden waren, doch Niemand in diesem Umfang erwartet hatte. Eine auf Antrag des Römischen Tribunals zusammengetretene Kommission von Sachverständigen aus dem philologischen Kollegium hat nach genauer Untersuchung der bei Alberti in Beschlag genommenen Manuskripte und sonstigen Gegenstände (die aus Geschenken bestehen sollten, welche angeblich die Prinzessinnen von Este und andere Personen dem Dichter Tasso gemacht haben) ein motivirtes Gutachten darüber abgegeben. Es geht daraus — wie in einem ausführlichen Artikel der Allg. Zeitung berichtet wird — hervor, daß in den 37 Gedichten, die Alberti im J. 1833 unter dem Titel „Rime del Sign. Torquato Tasso, scritte di sua propria mano", versehen mit dem Stempel der Falconierischen Bibliothek von 1770 und mit Anmerkungen von G. B. Guarini und Carlo Strozzi, vorgezeigt und sodann abdrucken ließ, einiges Echte mit vielem Unechten vermischt sey; und zwar befindet sich das Echte bereits in den früher gedruckten Ausgaben der Dichtungen Tasso's, ist jedoch von Alberti mit Nachahmung der Handschrift des Dichters und mit einigen willkürlichen Varianten neu kopirt. Die bis dahin gänzlich unbekannt gewesenen Gedichte dagegen sind eben so, wie verschiedene dabei mitgetheilte Glossen, Anmerkungen und Erwiederungen auf wirkliche Poesieen Tasso's, falsch und untergeschoben; falsch sind die Briefe Tasso's, die Briefe des Herzogs Alfons, der Prinzessinnen, des Herzogs von Mantua, die Noten Guarini's, Foppa's und so der Reihe nach bis auf die des Monsignor Ottavio Falconieri, dem die Manuskripte geschenkt worden seyn sollen, falsch die verschiedenen Noten zu gedruckten Büchern, die Namen der Besitzer in denselben, untergeschoben die Stickereien, die aus späterer Zeit stammen, untergeschoben das Portrait Eleonorens, welches eine Dame aus dem Hause Trotti in Ferrara darstellt und überdies verfälscht ist. Verfälscht sind gleichfalls einige echte Schriften durch Aenderungen und Zusätze. Falsch sind die Stempel der Falconierischen Bibliothek, falsch die Siegel an den Briefen. Ein Arsenal von Hülfsmitteln zur Bewirkung des Betrugs wurde bei der Haussuchung gefunden: eine Menge Faksimile's und Schriftversuche, Alphabete, Modelle zu Briefen in der im 16. Jahrhundert üblichen Form, viele Auszüge aus Schriften, die sich auf Tasso und seine Umgebung beziehen, Entwürfe zu den Briefen und Gedichten, die man in angeblich Tassoscher Handschrift fand, wie zu anderen nicht vorhandenen, die wahrscheinlich die Sammlung bereichern sollten, sehr viele Blätter alten Papiers, aus Büchern und Manuskripten jener Zeit herausgeschnitten und zu den neuen Compositionen bestimmt. Die Dinte, womit diese Sachen geschrieben, ergab sich bei der Untersuchung als ein Gemisch von Eisenrost, Gummi und Wasser, bisweilen auch war es Sepia: Ingredienzen, die sich gleichfalls vorfanden. In das Detail der Untersuchung einzugehen, ist hier der Ort nicht; dieselbe giebt aber den schon oft gelieferten Beweis, daß die Pfiffigkeit bei Täuschungen nur bis zu einem gewissen Punkt geht und Manches übersieht und unbeachtet läßt, was ihr nachmals das Urtheil spricht. Hier bloß von materiellen Dingen zu reden, ist dies in den Albertischen Manuskripten mit der Qualität des Papiers, den Brüchen in demselben und selbst den Wurmstichen, den künstlichen Flecken und den Radirungen, wie den durch Scheidewasser weggebeizten Worten und ganzen Zeilen, die bei der chemischen Untersuchung wieder zum Vorschein kamen, der Art der Einbände u. s. w. der Fall. Die Zahl der echten Gegenstände wurde von der Kommission als eine sehr geringe erkannt. So ist der Stand dieser tragi-komischen Angelegenheit. Das Urtheil über Alberti ist noch nicht gesprochen, wird aber bald gefällt werden, und dürfte der Ausgang nicht zweifelhaft seyn.

— Neue Art ländlicher Unterhaltung. Außer den von uns kürzlich erwähnten Gesang-Vereinen haben sich in der letzten Zeit in Belgien und namentlich in den beiden Flandern auf dem Lande viele andere Vereine zu sogenannten künstlerischen Zwecken gebildet. So ist zu Meldert, einer Ortschaft in Ostflandern, eine Gesellschaft zusammengetreten, um sich in der „Kunst der Grimace" zu vervollkommnen. Ein Vlämisches Journal theilt unter Anderem Folgendes aus einem Programme dieser Gesellschaft mit: „Es sind Preise ausgesetzt für diejenigen, welche die drolligsten Grimacen, Fratzen, Mäuler ꝛc. im Saale des Herrn Joseph van den Bossche in Meldert machen werden. Am Sonnabend den 25. März 1843 werden von der Gesellschaft in diesem Saale außerordentliche Versuche dargestellt, und man wird die seltsamsten Gesichter schneiden, die man noch jemals von Menschen gesehen. Die Vorstellung fängt um 2½ Uhr Nachmittags an. Alle Liebhaber dieser Kunst werden hierdurch eingeladen, Proben von dem zu geben, was sie zu leisten vermögen. Der erste Preis besteht in einer silbernen Pfeife nebst Deckel; der zweite Preis in einer silbernen Pfeife; der dritte Preis in einer verzierten und der vierte in einer vergoldeten Pfeife. Eine aus mehreren Sachverständigen bestehende Jury wird das Richteramt bei diesen angenehmen künstlerischen Uebungen versehen. Der Präsident J. Robyns."

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 3. April 1843.

Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Ein Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten.

Von Mignet.*)

Edward Livingston ward im Jahre 1764 zu New-York geboren. Er stammte aus einem berühmten Altschottischen Geschlechte, dessen Haupt zu den Lords gehört hatte, unter deren Vormundschaft die junge Königin Maria Stuart gestellt war.

Im siebzehnten Jahrhunderte, wo der Sturm religiöser Verfolgung so viele fromme Auswanderer von den Britischen Inseln nach den entlegenen Küsten des Amerikanischen Festlandes hintrieb, um da die Saat zu einem dereinst mächtigen Volke auszustreuen, enteilten auch die Livingstons der Heimat und nahmen in jener fernen Gegend ihren Wohnsitz. Sie verließen die Gebirge Schottlands, um sie mit den Gestaden des Hudson zu vertauschen. Zur Erinnerung an ihren ehemaligen Glanz, die ihnen übers Meer folgte und in ihnen stets neben dem Geiste der Unabhängigkeit eine heilige Scheu vor den Sitten ihrer Ahnen bewahrte, gaben sie ihren Amerikanischen Besitzungen manche der Titel, welche die Wohnungen ihrer Vorfahren führten. Diese hochherzige Familie, die, um ihrem Glauben treu zu bleiben, die Heimat verlassen, ergriff muthig die Vertheidigung ihres neuen Vaterlandes, als dessen Rechte von Großbritanien verkannt wurden und der Augenblick gekommen war, wo es sich gänzlich und für immer von dessen Herrschaft befreien sollte.

Edward Livingston, das letzte von eilf Kindern, war bei Beginn dieser großen Umwälzung noch sehr jung. Seine ersten Jahre hatte er in Clermont, einem bedeutenden Gute seiner Aeltern an den schönen Ufern des Hudson, in patriarchalischer Sitte, im Fülle der würdigsten Lebensgenüsse, unter dem Einfluß des seiner Familie eingepflanzten Biedersinns und Dranges zu edlen Thaten, zugebracht. Unter der Leitung so trefflicher Vorbilder, deren anhaltende und tief eingreifende Macht auf das zu bildende Gemüth ganz so heilsam wirkt, wie eine reine und belebende Luft auf den sich entwickelnden Körper, hatte Livingston glückliche Neigungen, eine milde, fromme Denkart und eine Richtung nach Großem und Hohem gewonnen. Bald indeß erhielt er neue und stärkere Belehrung durch die Ereignisse, die sich in seinem Vaterlande zutrugen. Er war Zeuge jener gewaltigen Erhebung, welche Britaniens überseeische Kolonieen in unabhängige Staaten umwandelte; er vernahm den ersten Ruf zum Widerstande gegen Englands Bedrückungen; er sah, mit welcher Hingebung seine ganze Familie sich dieser edlen Sache weihte. Sein Bruder Robert wohnte jener hochherzigen Versammlung bei, welche volle sieben Jahre hindurch und mitten unter allen Wechselfällen des Krieges nicht einen Augenblick an dem Siege der Amerikaner verzweifelte, und ward mit Jefferson, Franklin und Adams als eines der Mitglieder bezeichnet, welche die Unabhängigkeits-Erklärung vortragen und die Urkunde über das Daseyn des neuen Volkes abfassen sollten. In seiner Gegenwart sagte sein Schwager Montgomery seiner Gemahlin, mit der er seit noch nicht einem vollen Jahre verheiratet war, Lebewohl, um gegen Kanada auszuziehen, woselbst dieser tapfere Oberst, nachdem er die Stadt Montreal erobert hatte, beim Angriff auf Quebek, unter feindlichen Kartätschenschüssen fiel. Edward Livingston war bei der rührenden Trennung der beiden Gatten zugegen; er sah, wie das dankbare Vaterland durch eine öffentliche Verordnung ein Monument zum Andenken des jungen Helden errichtete und dessen Witwe, die Brust mit ewigem Schmerze erfüllt, nie die Trauer um den ablegte, welchen sie ihren Soldaten zu nennen pflegte. Er sah in Clermont die würdigen und kampflustigen Hülfsschaaren ankommen, welche die Liebe zum Ruhme, der erwachte Freiheitssinn und die Interessen der Politik von Europa nach Amerika führten, und der Erste so wie der Berühmteste unter ihnen, den er gleich anfangs kennen lernte, war der edelmüthige La Fayette, welcher der Gast der Livingstons wurde und seit jener Zeit sich stets als einen eifrigen und dienstfertigen Vertheidiger Amerika's zeigte. Dies waren die glänzenden Muster und Vorbilder echter Vaterlandsliebe, dies die ruhmvollen Persönlichkeiten, in deren Umgebung Edward's Jugend sich entwickelte; und in seiner eigenen Familie war es, wo er die sittliche Erziehung, welche den rechtlichen Menschen, so wie den auf das öffentliche Leben abzweckenden Unterricht erhielt, der den braven Bürger bildet.

Wenn indeß Edward's Charakter sich in dieser starken Schule trefflich entfaltet hatte, wenn da sein Verstand sogar früh zur Reife gediehen war, so war nichtsdestoweniger seine wissenschaftliche Ausbildung ein bischen vernachlässigt worden. Denn die Zeit der Bürgerkriege ist den Studien nicht günstig, und ein Volk, das erst seine Existenz zu begründen sucht, kann sich natürlicherweise nur wenig mit der Pflege seiner geistigen Fähigkeiten beschäftigen. Trotzdem war nicht aller Geschmack für die Wissenschaft geschwunden. Amerika, welches sich in seinen staatlichen Einrichtungen von Europa losgerissen, hing doch in seinen Ideen noch mit ihm zusammen, und in diesem Betrachte erschien es noch immer als eine Pflanzstadt der alten Welt. Noch hatte dort das Streben nach geistigem Fortschritte nicht aufgehört: man war noch nicht dahin gekommen, das Denken lediglich als ein Mittel des Handels anzusehen und die erhabenen Dienstleistungen des sinnenden Geistes auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens zu beschränken. Immer noch fanden sich hervorragende, vom Europäischen Geiste genährte und durchdrungene Männer, und sie gereichten ihrem Geburtslande zur Zierde, nachdem sie es aus den Fesseln maßloser Willkür erlöst hatten. Edward Livingston hatte an jenen Männern nachahmenswerthe Vorbilder; er widmete sich den Wissenschaften und besonders der Rechtskunde mit jener Willenskraft und beharrlichen Ausdauer, die er seitdem in allen Dingen zeigte. Er bemühte sich, das von Amerika beibehaltene Englische Gewohnheitsrecht aus den zahllosen Sammlungen von Urteln, jenem dunklen Irrgarten verworrener Entscheidungen, zu erforschen, welche der Rechtsregel mit ihrer Klarheit und Allgemeinheit ihre wesentlichsten Vorzüge rauben und ununterbrochen den Richter zwingen, den Gesetzgeber zu verbessern. Mit der praktischen Kenntniß des Englischen Rechtes verband er die der Rechts-Prinzipien selber, zu denen ihn Pothier's Pandekten hinleiteten. Mittelst dieses Werkes, wo sich die schönen, von der antiken Geradheit und Römischen Gewandtheit hinterlassenen Rechts-Vorschriften in höchster Ordnung an einander gereiht finden, gewann Livingston eigentlich erst eine tiefe und gründliche Anschauung von seiner Wissenschaft. Er faßte zwar noch nicht den Gedanken zur Anfertigung seiner eigenen Gesetzbücher, — denn der kam ihm erst später — allein er fand dadurch die strenge und gewichtige Methode, die es ihm gestattete, sich jene unauslöschlichen Denkmale seines Edelsinns und starken Geistes zu setzen.

Also vorbereitet, trat er in New-York als Advokat auf; er erlangte glänzende Erfolge und erwarb sich schnell den Ruf eines tüchtigen Sachwalters. Mehr wohl seinem frühzeitigen Ruhme als dem mächtigen Einflusse seiner Verwandten hatte er es zu danken, daß er, obschon noch sehr jung, von der juristischen Laufbahn zu der der öffentlichen Angelegenheiten berufen ward. Kaum zählte er dreißig Jahre, als er 1794 von dem Staate New-York zu einem seiner Vertreter im Kongreß ernannt ward. Um die Stellung, die er daselbst einnahm, um die politischen Freundschafts-Bündnisse, welche er schloß, um endlich die ausgezeichnete Rolle, die er neben den Stiftern der Freiheit Amerika's spielte, ganz zu würdigen, ist es nöthig, einen flüchtigen Blick auf die Lage der neuen Republik zu werfen, auf die Parteien, in die sie sich spaltete, so wie auf die verschiedene Richtung, welche sie dem jungen Staate geben wollten.

Washington regierte damals die Vereinigten Staaten, nachdem er sie den Armen des Mutterlandes entwunden hatte. Er ward zweimal hinter einander zum Präsidenten erwählt, und er würde es, hätte er's gewollt, bis zu seinem Tode geblieben seyn. Nach seiner Befreiung hatte Amerika mit gewohntem Vertrauen sich von jenem bewundernswürdigen Bürger leiten lassen, der weder von seiner Diktatur noch von seinem Siege Mißbrauch gemacht, der es eben so zu regieren wie auf dem Schlachtfelde zu vertheidigen wußte, der an der Spitze des Heeres so viel persönliche Tapferkeit, in der inneren Einrichtung des Staates so viel politische Weisheit bewiesen, so viel Einfachheit bei all' seiner Größe, so viel Bescheidenheit bei seinem Ruhme bewahrt hatte. Man liebte inbrünstig diesen großen, durchaus biederen Mann, dessen Seele stets erhaben, unerschütterlich, heiter, dessen Charakter fehlerlos, dessen Geist ohne Schwäche, dessen Leben ohne Makel war und der das schöne Lob verdiente, der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Mitbürger gewesen zu seyn. Nach siebenjährigem muthvollem Kampfe hatte das Amerikanische Volk 1783 seine Selbständigkeit errungen, und mußte sich endlich das Mutterland entschließen, diese anzuerkennen. Im Jahre 1789

*) Es ist dieses interessante Aktenstück eine Gedächtnißrede, welche der berühmte Verfasser der Revolutions-Geschichte vor einiger Zeit in der Französischen Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften gehalten, deren auswärtiges Mitglied Edward Livingston gewesen.

hatte es sich nach vielen Schwierigkeiten zu einem festeren Körper gestaltet durch Einsetzung einer kräftigen Bundesregierung, die es vor naher Auflösung behütete. Auf diese Art nun hatte es glücklich über die äußeren und inneren Gefahren gesiegt. Um die Gebrechen zu heilen und den Spaltungen vorzubeugen, welche bis dahin die einzelnen Republiken an sich und in ihrem gegenseitigen Verhältnisse mit Untergang bedroht hatten, ward klüglicherweise eine sämmtliche Staaten zu einem großen Ganzen verbindende Macht gegründet, mit einem besonderen Oberhaupte (Präsident), mit eigenen Versammlungen, Gesetzen, Gerichtshöfen, Truppen und Finanzen. Hierdurch erst, durch dieses feste Band, welches die besonderen Republiken als Glieder eines Körpers eng zusammenknüpfte, fühlten sich die Nord-Amerikaner fähig, die Menge von Kolonieen zu behaupten, die weder einerlei Ursprungs waren, noch die nämliche Einrichtung hatten, sowohl ihrem Geiste, als dem Klima nach, eben so sehr durch ihre Interessen wie durch ihre Gewohnheiten sich völlig von einander unterschieden. Doch mehr noch als die weise und zweckmäßige Verfassung, hatte die Vorsehung und die günstige Lage des Landes für jenes Volk gethan. Es ward ihm zum Wohnsitze ein ungeheures, nicht von furchtbaren Feinden umringtes Festland angewiesen, es war seiner Thätigkeit eine unermeßliche Aussicht eröffnet: es hatte Wüsteneien und urbare Gegenden umzuschaffen und mit Menschen zu füllen, Wälder zu lichten, Grasfelder anzubauen, Gebirge zu übersteigen, Ströme zu leiten, eine ganze Welt zu durchstreifen und für die Gesittung empfänglich zu machen. Die überschwängliche Kraft, welche die in ihrer Thätigkeit wie in ihrem Gebiete beschränkten alten Staaten gegen andere oder gegen sich selbst kehren, war die Amerikanische Nation glücklich genug, bloß gegen die Natur anwenden zu dürfen. Seit lange brauchte die Gesellschaft nichts von dem Menschen zu besorgen, der, frei inmitten dieser weiten Räume, ohne Gefahr für sie seine heftigsten und ungestümsten Neigungen befriedigen durfte; hier konnte er Besitz erwerben, ohne Jemand aus dem seinigen zu vertreiben, kämpfen, ohne das Blut des Nächsten zu vergießen, so viel Arbeit finden, als er wünschte, und in so viel Unternehmungen sich einlassen, als er Lust hatte.

Bei dieser Lage der Dinge hatten sich zwei Parteien gebildet, von denen die eine die Entwickelung des demokratischen Prinzips zu fürchten schien, die andere die Wiedereinführung der Englischen Institutionen besorgte. Jene hießen Föderalisten, letztere Republikaner. Ein Ueberbleibsel von Zuneigung zum alten Mutterlande, mit welchem Nord-Amerika Abstammung, Sitten und Sprache gemein hatte, und eine Art von Widerwillen gegen die leidenschaftliche Politik der Französischen Gewalthaber bestimmte die Föderalisten, theils durch Aehnlichkeit der Gesetze, theils durch Abschluß von Verträgen, sich England wieder anzunähern. Der Eifer für die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung und die Berechnungen einer sowohl geschickten als vom Dankgefühl eingegebenen Politik bewogen die demokratische Partei, dem Bundesgenossen, der die Sache der Freiheit unterstützt, den Vorzug vor dem Feinde zu geben, welcher sie bekämpft hatte, und erhielten sie in treuer Eintracht mit Frankreich. Die Einen, unruhig wegen des noch dunklen und verborgenen Geschickes des Vaterlandes, schlossen sich mit kluger Angst an die Vergangenheit an; die Anderen, voll ermuthigenden Vertrauens, stürzten kühn dieser unbekannten Zukunft entgegen. Die vornehmsten Geister, die edelsten Bürger waren in diesem Punkte getheilter Meinung. Washington unterstützte mit Mäßigung die Föderalisten, die John Adams mit seinem Feuereifer entzündete, während Franklin sein ganzes Leben hindurch sich für die Republikaner erklärte, an deren Spitze sich nachmals Thomas Jefferson befand.

Edward Livingston ergriff im Kongreß von 1794 die letztere Partei. Obschon sein Alter ihm nicht erlaubte, sich in der ersten Reihe zu zeigen, welche die fast noch insgesammt lebenden Schöpfer der Freiheit einnahmen, machte er sich gleichwohl durch seinen warmen Eifer wie durch sein Talent bemerklich. Er bekämpfte den 1794 mit England abgeschlossenen Vertrag, wonach zwar die nördliche Gränze der Vereinigten Staaten von den Britischen Truppen, welche bis zu dieser Zeit dort geblieben waren, befreit wurde; in den Augen der Franzosen-Freunde aber verlor diese Uebereinkunft sehr an ihrem Werthe durch eine allzuviel bezeigte Vorliebe für das alte Stammland, durch eine allzu demüthige Unterwerfung unter dessen Forderungen für seinen Handel. Zugleichen widersetzte sich Livingston der Einbringung der alien-bill, die dem Präsidenten gestattet haben würde, unter gewissen Umständen die Fremden aus dem Bereiche der Vereinigten Staaten zu entfernen. Diese Maßregel widersprach der Bestimmung eines freien Landes, welches den Einwanderern offen bleiben mußte, um Europa's überfluthende Bevölkerung aufzunehmen und ihr in seinen weiten, noch menschenleeren westlichen Besitzungen einen Wohnplatz zu gewähren. Die bei dieser Gelegenheit von Livingston gehaltene Rede drang bis in jene Gegenden, wohin ununterbrochen die neuen Ansiedler sich wandten; und noch lange nachher wurde sie in den Pächtereien gelesen, welche die Vorposten der Republik waren und die Keime dereinst mächtiger Staaten bildeten. Kentucky, welches damals gerade von fremden Kolonisten wimmelte, gab aus Dankbarkeit einer seiner Grafschaften den Namen Livingston. Enge politische Bündnisse kamen auf den Kongressen zwischen Edward Livingston und den Häuptern der Demokraten zu Stande. In jener Zeit war es auch, wo er den damals noch unberühmten Abgeordneten des erst im Entstehen begriffenen Staates Tennessee, Andreas Jackson, kennen lernte, welcher späterhin einen so bedeutenden Ruf erlangen sollte. Ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Charaktere, nährten beide Männer wegen der Uebereinstimmung in ihren Ansichten ein langwieriges und aufrichtiges Freundschafts-Verhältniß.

Livingston blieb im Kongreß und gehörte zur Opposition, bis John Adams' Präsidentschaft aufhörte, mit welcher zugleich die Kraft der Föderalisten erlosch. Die Demokraten jubelten, als 1801 Thomas Jefferson zum Präsidenten erhoben ward. Seine Anhänger, Gegner der bisherigen Regierungsgewalt, schlugen sich natürlich auf die Seite der nun herrschenden Macht und sie trennten sich von den Führern des Volkes, um Staatsämter zu erlangen. Edward Livingston, der das Seinige zu Jefferson's Ernennung beigetragen hatte, ward von ihm zum öffentlichen Anwalt im Staate New-York berufen. Die Bürger, deren Vertrauen er durchgängig besaß, suchten auch ihrerseits ihm ihre Zuneigung zu beweisen und erwählten ihn zum Mayor der Stadt New-York — eine Würde, die damals für die höchste nach der Präsidentur galt.

Als Vertreter des für den ganzen Staatenbund bestehenden Gesetzes und als erster Bürgermeister der bevölkertsten und reichsten Stadt Amerika's, bekundete er in dieser zwiefachen Stellung Geschicklichkeit und Hingebung. Bald fand er eine traurige Gelegenheit, seine Größe als höchste Obrigkeit in vollem Glanze zu offenbaren. Das gelbe Fieber, jene Pest der neuen Welt, brach mit Wuth über New-York herein. Der Schrecken war gewaltig und die Flucht der vermögenden Klassen allgemein. Dem belebtesten Anblicke, dem anhaltendsten Geräusche folgte düstere, Entsetzen erregende Einsamkeit. Die Straßen waren öde, der größte Theil der Häuser geschlossen. Der todtenstille Hafen strotzte von Schiffen, welche ihre Mannschaften im Stiche gelassen, und es erhoben sich förmliche Wälder von ruhenden Masten. Die Uferplätze waren übersäet mit herrenlosen Waaren. Alles, was nur Beine hatte, entrann schleunigst aus dieser trübseligen Stadt, um in der Ferne eine reinere und gesündere Luft einzuathmen. Livingston blieb sammt denen, die nicht fortgehen konnten; er betrachtete dies als seine Pflicht, und er erfüllte sie mit besonnenem Muthe. Diese unerwartete Gefahr war in seinen Augen, wie er in juristischer Sprache sich ausdrückte, der Fehlwurf in dem bei Uebernahme seines hohen Postens kontraktlich eingegangenen Glücksspiele. Er dachte, daß der Gefahr zu trotzen, um den Bedrängten nützen zu können, das wahrscheinlichste Mittel wäre, derselben zu entgehen, oder wenigstens das edelste, ihr zu erliegen. Er blieb also nicht bloß, er opferte sich den Hülfsbedürftigen. Er besuchte selbst täglich die Kranken. Er spendete ihnen sein Geld, seine Pflege, seine Kräfte. Viele unter ihnen hatten ihm ihr Leben zu danken. Ein starker Wille und die beseligende Wonne, Gutes zu thun, schützten ihn lange Zeit vor der Seuche. Sie endete für alle Uebrigen, als sie für ihn begann. Auch er ward von ihr befallen. Er empfing von allen Seiten Beweise von Erkenntlichkeit und inniger Theilnahme. Seine besorgten Mitbürger füllten schweigsam die Straße, in der er wohnte, sie drangen in sein Haus, sie lösten sich von Stunde zu Stunde an seinem Bette ab; und als sich die glückliche Nachricht durch die Stadt verbreitete, daß seine starke Leibesbeschaffenheit und sein ruhiger Geist das Uebel überwunden, erweckte sie eine eben so große Freude als das Verschwinden der schrecklichen Plage selber. Livingston hatte die innere Genugthuung, Gutes gewirkt zu haben, und das süße Gefühl, sich also dafür belohnt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Der Tod Quesada's und die Revolution von La-Granja.

Von George Borrow.*)

Das Königliche Lustschloß La-Granja liegt im Schoße dichter Tannenwälder, jenseits der Guadarama-Hügel, etwa 12 Leguas von Madrid. Dorthin hatte sich die Königin-Regentin Christina zurückgezogen, um den Unruhen der Hauptstadt auszuweichen und in der Einsamkeit dieses vom ersten Spanischen Bourbon (Philipp V.) erbauten Palastes der Landluft zu genießen und ihren Vergnügungen nachzuhängen. Man ließ sie jedoch nicht lange in Ruhe; ihre eigene Leibwache war mißvergnügt und den Grundsätzen der Constitution von 1823 mehr zugethan, als denen der unumschränkten Monarchie, welche die Moderados in Spanien wieder herzustellen gedachten (?). Eines Morgens trat ein gewisser Sergeant Garcia an der Spitze einer Anzahl Soldaten in ihr Zimmer und forderte sie auf, die Constitution zu beschwören und die Urkunde mit eigener Hand zu unterzeichnen. Christina, die eine herzhafte Frau ist, weigerte sich, in diesen Vorschlag einzugehen, und befahl der Rotte, sich zu entfernen. Ein heftiger und tumultuarischer Auftritt erfolgte; da indessen die Regentin fest blieb, so führte man sie zuletzt nach dem Schloßhof hinunter, wo sie ihren Günstling Muños gefesselt und mit verbundenen Augen erblickte. „Beschwöre die Constitution, Spitzbübin!" brüllte der schwarzbraune Sergeant. — „Nie!" rief die muthige Tochter der Neapolitanischen Bourbonen. — „Dann soll Dein Cortejo sterben!" fuhr der Sergeant fort. „Hier, meine Burschen! das Gewehr zur Hand und schießt ihm vier Kugeln durch den Kopf." — Man zwang Muños, niederzuknieen; die Soldaten legten an, und noch ein Augenblick würde den armen Wicht ins ewige Leben befördert haben, wenn nicht Christina, Alles vergessend außer den Gefühlen des weiblichen Herzens, mit dem Angstruf herbeigestürzt wäre: „Halt! halt! ich unterzeichne!"

Den Tag nach diesem Ereigniß begab ich mich um die Mittagsstunde nach der Puerta del Sol. Gegen diese Zeit drängt sich hier immer ein dichter Volkshaufen, der aber gewöhnlich still und regungslos bleibt, indem er nur aus sorglosen Müßiggängern besteht, welche behaglich ihre Zigarren rauchen und sich die meist abgedroschenen Stadt-Neuigkeiten mittheilen. Heute befand sich jedoch diese Masse in einer ungewöhnlichen Bewegung; man schrie

*) Aus „The Bible in Spain". Man vergl. Nr. 22 bis 25 des Magazins.

und gestikulirte, und mehrere Personen liefen umher mit dem Ausruf: Viva la constitucion! — einem Ausruf, der ihnen noch vor wenigen Tagen das Leben gekostet hätte, da die Hauptstadt unter dem Kriegsgesetze stand. Ich hörte mitunter die Worte: „La Granja — la Granja", welchen immer das Viva la constitucion! folgte. Der Casa de Postas (dem Post-Amte) gegenüber waren zwölf berittene Dragoner aufgestellt, von welchen einige ihre Mützen schwenkten und in das allgemeine Geschrei einstimmten, wozu sie durch ihren Commandeur, einen hübschen jungen Mann, aufgemuntert wurden, der den Säbel schwang und mehr als einmal freudig jauchzte: „Es lebe die constitutionelle Königin! Es lebe die Constitution!"

Das Gedränge vermehrte sich unaufhörlich, und es erschienen mehrere National-Gardisten in ihrer Uniform, aber ohne Waffen, die man ihnen vor einigen Wochen abgenommen hatte. „Was ist aus der Regierung der Moderados geworden?" fragte ich den Sohn meiner Wirthin, Baltasar, den ich in seiner alten militairischen Kleidung, die Feldmütze auf dem Kopf, unter dem Haufen bemerkte; „sind die Minister abgesetzt worden, und hat man neue an ihre Stelle ernannt?"

„Noch nicht, Don Jorge!" erwiederte der kriegerische Schneider. „Die Schurken halten sich noch, im Vertrauen auf jenen wilden Stier, Quesada, und auf einige Infanterie, die ihnen treu geblieben ist; aber wir haben nichts zu fürchten. Die Königin ist die Unsrige, Dank sey dem Muthe meines Freundes Garcia, und wenn der Quesada erscheinen sollte — ha! ha! Don Jorge! werden Sie etwas sehen; ich bin bereit, ihn zu empfangen. Ha! ha!" und hiermit knöpfte er seinen Oberrock halb auf, um mir eine kleine Flinte zu zeigen, die er darunter verborgen hielt. Er nickte dann mit dem Kopfe, gab mir einen bedeutungsvollen Wink und verlor sich unter dem Haufen.

Bald nachher gewahrte ich eine kleine Abtheilung Soldaten, die sich die Calle Mayor oder Hauptstraße herauf bewegten, welche von dem Sonnenthor nach dem Schlosse führt; ihre Zahl mochte sich auf ungefähr zwanzig belaufen, und sie hatten einen Offizier mit bloßem Degen an der Spitze. Wie es schien, waren die Leute in der Eile zusammengerafft, da mehrere von ihnen noch die Interims-Uniform, mit Feldmützen auf dem Kopfe, trugen. Sie kamen langsam herangezogen, ohne auf den wiederholten Ruf: Viva la constitucion! zu achten, außer daß sie zuweilen einen mürrischen Seitenblick auf das unruhige Volk warfen; so ging es vorwärts, mit finsterer Stirn und drohender Miene, bis sie dem Kavallerie-Trupp gegenüber waren, wo sie Halt machten und sich in Reih und Glied stellten.

„Diese Leute haben nichts Gutes vor", sagte ich zu meinem Freunde D***, dem Korrespondenten der Morning Chronicle; „aber woran denken jene Kavalleristen, die, nach ihrem Geschrei zu schließen, von der entgegengesetzten Partei sind? Warum reiten sie denn nicht die Handvoll Fußvolk über den Haufen? Wenn die Soldaten einmal nieder wären, so würde der Pöbel ihnen die Musketen leicht aus der Hand reißen. Sie sind ein Liberaler; warum gehen Sie nicht zu dem einfältigen jungen Menschen, der die Reiter kommandirt, um ihm guten Rath zu ertheilen?"

D*** wandte sein breites, gutmüthig-Englisches Gesicht mit einem schelmischen Ausdruck nach mir um, als ob er sagen wollte .... (was dem Leser gefällt); dann nahm er mich beim Arm mit den Worten: „Lassen Sie uns suchen aus diesem Gedränge zu kommen und ein Fenster zu gewinnen, wo ich das, was sich ereignet, niederschreiben kann; denn ich stimme mit Ihnen überein, daß es hier nicht gut ablaufen wird." — Dem Post-Amte gegenüber befindet sich ein großes Haus, in dessen oberstem Stockwerk ein Zettel mit der Annonce hing, daß dort Zimmer zu vermiethen seyen; wir stiegen sogleich hinauf, und nachdem wir mit der Wirthin übereingekommen, uns die Benutzung des Vorderzimmers auf einen Tag zu überlassen, verriegelten wir die Thür, und der Reporter nahm Taschenbuch und Bleistift heraus, um das Drama wiederzugeben, das man im Begriff stand, vor unseren Augen aufzuführen.

Diese Korrespondenten der Englischen Zeitungen sind in der That außerordentliche Menschen. Wenn irgend eine Volksklasse den Beinamen von Kosmopoliten verdient, so gebührt er ihnen; sie liegen in allen Ländern ohne Unterschied ihren Geschäften ob und wissen sich in die Sitten und Vorurtheile aller Stände zu fügen; die Geläufigkeit ihres schriftstellerischen Stils wird nur von ihrer Leichtigkeit im geselligen Umgang übertroffen, und ihre gediegene klassische und literarische Bildung hält mit der tiefen Menschenkenntniß Schritt, die sie durch ihre frühzeitige Einweihung in das öffentliche Leben erlangt haben. Sie legen in ihrem Beruf eine Thätigkeit, eine Energie und einen Muth an den Tag, die wahrhaft bewundernswürdig sind. Ich sah sie zu Paris, in den drei Tagen, mit der canaille und den gamins vermischt hinter den Barrikaden stehen, während Kartätschen in allen Richtungen umherflogen und die wüthenden Kürassiere mit ihren feurigen Pferden gegen diese anscheinend schwachen Bollwerke anstürmten. Da standen die Reporters und schrieben ihre Bemerkungen eben so kaltblütig in ihre Taschenbücher nieder, als ob sie über eine Reform-Versammlung in Finsbury-Square (London) Bericht abstatteten; und in Spanien begleiteten mehrere von ihnen die Karlisten und Christinos auf ihren Guerilla-Zügen, indem sie sich den feindlichen Kugeln, der strengen Winterkälte und der glühenden Sommerhitze aussetzten.

Wir hatt-n uns kaum fünf Minuten am Fenster aufgehalten, als wir plötzlich das Getrappel galoppirender Pferde hörten, welche die Calle de Carretas herunterkamen. Die Töne wurden lauter und lauter, das Geschrei des Pöbels verminderte sich, und er schien von einem panischen Schrecken ergriffen; ein- oder zweimal konnte ich indessen den Ruf: Quesada! Quesada! unterscheiden. Die Infanterie stand unbeweglich, aber die Reiter zeigten Unentschlossenheit und Furcht, indem sie eilige Worte mit ihrem nicht minder bestürzten jungen Befehlshaber wechselten. Auf einmal floh derjenige Theil des Volkshaufens, der sich am Ausgang der Calle de Carretas befand, in großer Verwirrung aus einander, einen bedeutenden Zwischenraum freilassend, und einen Augenblick nachher sprengte Quesada, in voller Uniform, mit gezücktem Säbel, auf einem hellbraunen Englischen Vollbluts-Pferde sitzend, in den Kreis, wie sich ein Mancheganer Stier in das Amphitheater stürzt.

Zwei berittene Offiziere folgten ihm auf dem Fuß und in einer kurzen Entfernung eine gleiche Anzahl Dragoner. Im Nu wurden einige Individuen aus dem Volkshaufen niedergeworfen und lagen ausgestreckt unter den Pferden Quesada's und seiner beiden Freunde — denn die Dragoner hatten gleich am Eingang der Puerta del Sol Halt gemacht. Es war ein schöner Anblick, wie drei Männer durch ihre Unerschrockenheit und Fertigkeit im Reiten wenigstens eben so vielen Tausenden zu imponiren wußten. Ich sah Quesada zu wiederholten Malen sein Roß in die dichten Massen des Volks hineinspornen und sich nachher auf eine meisterhafte Weise herausziehen. Das Gesindel war ganz eingeschüchtert und fing an zu weichen, indem es sich durch die Calle del Comercio und die Alcala-Straße zurückzog. Da bemerkte Quesada zwei National-Gardisten, die sich eben aus dem Staube machten; er gab seinem Pferde die Sporen, kam ihnen in einem Augenblick zuvor und trieb sie nach einer anderen Richtung, wobei er sie auf die verächtlichste Weise mit der flachen Klinge schlug. Er schrie eben: „Es lebe die unumschränkte Königin!" als ich gerade unter mir, in der Mitte eines Pöbelhaufens, der noch immer Stand hielt, weil er vielleicht kein Mittel hatte, zu entkommen, plötzlich eine kleine Flinte hervorglänzen sah — ich hörte einen scharfen Knall, und eine Kugel streifte so dicht an Quesada vorbei, daß sie seinen Hut berührte. Eine mir wohlbekannte Feldmütze tauchte einen Augenblick in der Gegend auf, von wo der Schuß gefallen war; dann stürzte der Pöbel aus einander, und der Schütze, wer er auch seyn mochte, fand in der Verwirrung Gelegenheit, zu entschlüpfen.

Was Quesada betrifft, so schien er die Gefahr, in der er gestanden hatte, mit der äußersten Geringschätzung zu behandeln. Er schaute anfangs mit funkelnden Blicken um sich her, dann wendete er sich von den beiden National-Gardisten ab, die sich wie gepeitschte Hunde wegschlichen, und ritt auf den jungen Offizier zu, der die Kavallerie befehligte und der mit so vielem Eifer in das der Constitution gebrachte Viva, eingestimmt hatte. Quesada richtete mit drohender Miene einige Worte an ihn; der Jüngling schrak sichtlich vor ihm zusammen, und nachdem er ihm das Kommando seines Detaschements übergeben hatte, ritt er langsam, mit niedergeschlagenen Blicken, von dannen. Hierauf stieg Quesada vom Pferde und ging mit gemessenen Schritten vor dem Posthause auf und ab, mit einer Haltung, die dem ganzen Menschengeschlechte Trotz zu bieten schien.

Dies war Quesada's Ehrentag — sein rühmlichster und letzter Tag; denn er hatte sich nie zuvor in einem so glänzenden Lichte gezeigt und sah nie wieder die Sonne untergehen. Es giebt keinen Helden oder Eroberer in der Geschichte, der eine That vollbracht hätte, die sich mit dieser Schluß-Scene seines Lebens messen könnte; denn wer hätte ganz allein durch seinen ungestümen Muth eine Revolution in ihrem Lauf zurückgehalten? Quesada that es; er hielt die Revolution in Madrid einen ganzen Tag auf und brachte den lärmenden, feindselig gesinnten Pöbel der Hauptstadt zur Ruhe und Unterwerfung. Sein Erscheinen bei der Puerta del Sol war das ungeheuerste und glücklichste Wagstück, das man je gesehen hat. Ich bewunderte den Muth des „wilden Stiers" so sehr, daß ich mehrere Male während seines kühnen Angriffs: Viva Quesada! ausrief. Nicht daß ich zu irgend einem politischen System gehöre; ich habe lange genug unter den Zigeunern gelebt, um ihre Meinungen anzunehmen, und bekanntlich halten es die Kinder Roma's, so lange der Erfolg zweifelhaft bleibt, mit beiden Seiten, indem sie einer jeden den Sieg versprechen; sobald aber der Kampf ausgefochten ist, schließen sie sich stets der herrschenden Partei an. Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, besonderes Wohlwollen gegen Quesada zu empfinden, als ich seinen festen Muth und seine ausgezeichnete Reitkunst wahrnahm.

Den Tag über herrschte Ruhe in Madrid; die Handvoll Infanterie bivouakirte vor der Puerta del Sol. Das „Viva la constitucion!" wurde nicht mehr gehört, und der Aufruhr schien völlig unterdrückt. — Wenn die Häupter der Moderados sich nur noch 48 Stunden treu geblieben wären, so hätte ihre Sache wahrscheinlich triumphirt, und die Insurgenten zu La-Granja wären froh gewesen, gegen Auslieferung der Regentin günstige Bedingungen zu erhalten, da, wie sie wußten, mehrere loyale Regimenter auf dem Marsch nach der Hauptstadt begriffen waren. Die Moderados blieben sich indessen nicht treu; der Muth verließ sie schon in derselben Nacht, und sie flohen in verschiedene Richtungen — Isturiz und Galiano nach Frankreich, und der Herzog von Rivas nach Gibraltar; der panische Schrecken seiner Kollegen steckte sogar Quesada an, der in Civil-Kleidern die Flucht ergriff. Weniger glücklich als sie, wurde er in einem etwa drei Leguas von Madrid entfernten Dorfe erkannt und von den Anhängern der Constitution ins Gefängniß geworfen. Die Nachricht von seiner Arretirung verbreitete sich bald in der Hauptstadt, und ein zahlreicher Haufen National-Garden machte sich sogleich, einige zu Fuß, andere zu Pferde und noch andere in Kabriolets, auf den Weg. „Die Nacionales kommen", sagte ein Bauer zu Quesada. — „So bin ich verloren!" erwiederte er und fing an, sich zum Tode vorzubereiten ....

In der Calle d'Alcalà befindet sich ein berühmtes Kaffeehaus, in welchem sich mehrere hundert Personen versammeln können. Ich saß hier am Abend des bemerkten Tages und war damit beschäftigt, eine Tasse des braunen Tranks zu schlürfen, als ich plötzlich ein fürchterliches Lärmen und Jauchzen auf der Straße hörte. Es waren die National-Gardisten, die von ihrer Expe-

dition zurückkehrten. Nach einigen Minuten trat eine Rotte von ihnen, Arm in Arm und paarweise marschirend, ein, und indem sie durch den geräumigen Saal zogen, wiederholten sie im Chor folgenden Vers:

„Que es lo, que abaja por aquel cerro! — Ta ra ra."
„Son los huesos de Quesada, que los trae su perro! — Ta ra ra!"

(„Was bringt Ihr so lustig zur Stadt herein?"
„'S ist Futter für Hunde — Quesada's Gebein!")

Man rief dann nach Kaffee, der in einer ungeheuren Bowle auf den Tisch gesetzt wurde, um welchen sich die Nacionales drängten. Es herrschte ein augenblickliches Stillschweigen, bis eine Stimme el panuelo (Kafferbrod)! brüllte. Ein blaues Taschentuch wurde sogleich hervorgezogen und auseinandergebunden, worauf eine blutige Hand und drei oder vier abgeschnittene Finger zum Vorschein kamen, mit welchen man den Inhalt der Bowle umrührte. „Tassen! Tassen!" riefen die Nacionales. — „Ah, Don Jorge!" sagte Baltasar, „thut mir den Gefallen, bei dieser ruhmvollen Gelegenheit mit mir zu trinken."

Frankreich.

Zur Geschichte der Puffs.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Puff in dem „schönen Frankreich" immer mehr in die Höhe kömmt. Sollen wir daher noch eine Erklärung des Worts geben, da die Akademie es noch nicht in ihr Dictionnaire aufgenommen hat? Sollen wir, diesem vorgreifend, sagen: Puff ist ein blauer Dunst, eine Fabel, welche unter dem Scheine einer wirklichen Thatsache in die Circulation gebracht wird? Auf wie viele angeblich historische Thatsachen würde aber nicht dann diese Erklärung mit Recht angewendet werden können?

Sollen wir z. B. von der Kolonie des Champ-d'Asile sprechen, welche in den Jahren 1817 und 1818 auf eine so erfolgreiche Weise ausgebeutet wurde? Da war plötzlich unter dem erfrischenden Schatten der Bananen und Kokosbäume eine neue Römerstadt erstanden; — die angelegten Straßen führten die Namen von Marengo und Austerlitz; — ackerbauende Soldaten, welche den Stern der Tapferen auf der Brust trugen, empfingen mit offenen Armen die Genossen, welche aus Europa herzuströmten, um dieses friedliche Glück zu theilen, während ihre keuschen Gattinnen, auf dem Rasen sitzend, nach patriarchalischer Sitte, die jungen Freiheitshelden säugten. Diese schöne Idylle war nichts als ein Puff, und die 4—500 armen Teufel, welche lügnerische Versprechungen in diese mörderische Wüste gelockt hatten, fanden hier statt des geträumten Glücks den Hungertod und das gelbe Fieber.

Der Puff von Guazacalco, ein anderes Amerikanisches Eldorado, wohin ebenfalls eine Ladung leichtgläubiger Auswanderer von einer Gesellschaft Philanthropen in den Tod geschickt wurde, ist nur eine Wiederholung des vorigen.

Unter der Restauration erlangte der Puff: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht", eine große Berühmtheit. Der Erfinder desselben war der berühmte Vaudeville-Dichter Rougemont. Mochte der brave General Cambronne noch so viel gegen diesen ihm untergeschobenen Ausruf protestiren, so gelang es ihm doch nicht, die Ehre desselben abzuwehren.

Ein nichtpolitischer Puff war das Mädchen mit dem Todtenkopfe, welches vor 25 oder 30 Jahren blühte. In der That war diese Erfindung nicht übel für eine Zeit, wo der Puff eben erst am Horizont der Presse auftauchte. Es handelte sich hier von einem jungen Mädchen, welches die Natur mit dem Kopfe eines Skelettes und mit einem ungeheuren Vermögen ausgestattet hatte.

Ob Fouché, der so geschickt war, für zweideutige Siege oder freiheitsmörderische Dekrete ableitende Mittel zu erfinden, nicht schon den Puff in Anwendung gebracht hat? Wir möchten diese Frage weder auf unsere rechte noch auf unsere linke Hand beschwören.

Alcibiades, als er die Athenienſischen Maulaffen um seinen ungeschwänzten Hund versammelte, hatte schon eine Ahnung von demselben. Aber der Hund des Alcibiades war doch eine Wirklichkeit, während der wahre Puff auf einer Thatsache beruht, die nicht existirt und nie existirt hat.

Lange hat die Bosheit dem Constitutionnel die Bank fossiler Austern zum Vorwurf gemacht, welche dieser würdige Patriarch der öffentlichen Bewunderung dargeboten hatte. Der Constitutionnel setzte ebenfalls die musikalische Spinne und mehrere andere talentbegabte Thiere in die Welt. Eines Tages wurde diesem Blatte das Bulletin eines Kavallerie-Manövers zugeschickt, das an irgend einem Orte mit unaussprechlichem Namen stattgefunden haben sollte. Es wurde augenblicklich und wörtlich abgedruckt. Nach genauer Erkundigung fand sich's, daß der Ort zwar existirte, aber ein unbesteiglicher Eisgletscher war.

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß die große Seeschlange, so oft sie sich auch einstellte, immer der gastfreundlichsten Aufnahme in den Journalen gewiß seyn konnte. Die Seeschlange ist, so zu sagen, ein periodischer Puff; sie kehrt alle drei oder vier Jahre wieder. Gewöhnlich kömmt sie aus Nord-Amerika nach Frankreich. Sie taucht plötzlich in den Nord-Amerikanischen Gewässern unter einem Dreimaster auf, den sie bei einem Haar mit seiner Takelage und seiner Ladung verschlungen hätte. So viel man sehen konnte, mochte sie wohl 200 Fuß lang seyn. Sie tauchte wieder in die Tiefe und wurde nicht mehr gesehen: aber nur Geduld! sie wird schon wieder zum Vorschein kommen.

Nord-Amerika trägt viel zur Vermehrung der Puffs bei, sowohl durch die, welche seine Journale erfinden, als durch die, welche ihnen zugeschrieben werden. Wir wissen nicht, in welche von beiden Klassen die Zerstörung des Niagarafalles durch einen Felsensturz gehört.

Sodann der Engländer im Gefolge Van Amburgh's. Dieser ausgezeichnete Baronet hatte einige tausend Pfund gewettet, daß der berühmte Thierbändiger früher oder später einem seiner Zöglinge als Mahlzeit dienen würde. Deshalb folgte er ihm überall hin und versäumte nicht eine Vorstellung, um Zeuge des Gewinns seiner Wette zu seyn. Man gab die genaue Beschreibung des exzentrischen Insulaners, die bestimmteste Angabe des Platzes, den er jeden Abend auf dem Balkon der Porte-Saint-Martin einnahm. Indeß verdankte er seine Existenz nur der Einbildungskraft eines Journalisten.

Ein herrlicher Puff waren die Entdeckungen, welche Herschel im Monde gemacht hatte. Eine ganz neue Natur hatte sich offenbart: phantastische Blumen, unerhörte Thiere, fliegende Menschen. Diese wunderbaren Erscheinungen waren durch das kolossale Teleskop Herschel's sichtbar geworden. Dieser befand sich während der Zeit am Kap der Guten Hoffnung und konnte daher die Rolle eines neuen Gulliver's, welche man ihm beilegte, nicht sobald ablehnen.

Wie viel andere Puffs würden uns einfallen, wenn wir fünf Minuten nachdenken wollten?

Ein Fräulein aus einer der besten Familien von Nevers, welche statt eines Elegants der höheren Gesellschaft einen ehemaligen Galeeren-Sklaven heiratet.

Die berühmten Moskowitischen oder Chinesischen Prozesse, welche die Gazette des Tribunaux den Melodramen des Konsulats oder den Dramen des Direktoriums entlehnt.

Der Prozeß, der gegen Harel von einem seiner Nachbarn eingeleitet wurde, weil die ungeheure queue der Zuschauer, welche sich zur Aufführung der Herzogin de la Vaubalière drängten, ihm die Thür versperrten. — Der Aufstand, der zu Birmingham unter den abgöttischen Bewunderern der diva Grisi entstand, weil einer ihrer Bedienten, der die Bedeutung dieser wahnsinnigen Aeußerungen mißverstand, ein Pistol auf den Haufen richtete.

(F. F.)

Mannigfaltiges.

— Russische Literatur in Deutschland. Von dem im vorigen Jahre angekündigten großen Werke über „die schönwissenschaftliche Literatur der Russen", herausgegeben von C. Wilhelm Wolfsohn (Karl Maien), ist so eben in der Buchhandlung von L. Fort in Leipzig der erste Band, von welchem die erste Lieferung bereits vor mehreren Monaten ausgegeben wurde, vollständig erschienen. Der Herausgeber, obwohl noch ein sehr junger Mann, erweist sich in diesem Werke nicht bloß als ein gründlicher Kenner und Beurtheiler der Russischen Literatur, sondern auch als ein talentvoller Dichter, da die von ihm bearbeiteten fremden Stoffe im wahren Sinne des Wortes überdichtet sind und sich völlig wie Originale lesen lassen. Es wird dem Deutschen Publikum in diesem Werke ein möglichst ausgeführtes Bild der Russischen Literatur, theils durch Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, theils durch literarhistorische und beurtheilende Schilderungen, dargeboten. Das Ganze wird aus vier Bänden bestehen und von den Anfängen der Russischen Literatur bis zur Gegenwart alle bedeutenderen epischen, lyrischen und dramatischen Dichter, Novellisten, Epistolographen und Kanzelredner umfassen. Außer den König-Melgunovschen „Literarischen Bildern aus Rußland" ist uns kein anderes Deutsches Buch bekannt, das, wie das gegenwärtige, welches übrigens jenen Vorgänger an Vollständigkeit weit hinter sich läßt, von einem höheren Standpunkte aus über die werdende Literatur des nordischen Nachbarlandes ein so farbenreiches Licht wirft. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in Deutschland sowohl als unter den Deutschen in Rußland viele Leser finden werde, und behalten uns übrigens vor, auf diese Erscheinung in einem besonderen Artikel zurückzukommen.

— Das Wort Almanach. Ein Sicilianischer Gelehrter giebt von diesem seiner Abkunft nach räthselhaften Worte folgende Erklärung: Aus dem Griechischen Adjektive μηνικος (monatlich, von μὴν) entstand bei den Römern (wohl in der späteren Latinität) meniacus, und mit diesem Namen (in der verstümmelten Form meniac oder maniac) belegten die der Astronomie beflissenen Araber in Spanien alle Bücher, welche den täglichen Stand der Planeten erklärten. Durch Vorsetzung des Arabischen Artikels al wurde das Wort zu einem Arabischen gestempelt und bürgerte sich in den Formen almanak, almanaque, almanacco etc. bei Spaniern, Italiänern u. s. w. ein, ohne daß man seine Brüderschaft mit den Romanischen und Germanischen Ausdrücken für monatlich ahnte. — Im Spanischen giebt es auch ein Wort almanaca, Armband für Frauen; dieses hat aber ohne Zweifel mit Almanach nichts zu schaffen und ist rein Arabisch: es bezeichnete wohl ursprünglich ein Halsband, von ʿonk, Hals, mit servilem m und weiblicher Endung. Schon das abgeleitete Arabische Verbum ʿanaka heißt: „mit einem Halsbande schmücken".

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 5. April 1843.

Frankreich.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest.

Zweiter Artikel.

Die Römischen Imperatoren.

„Cäsar", schrieb Napoleon in der Verbannung, „hatte nie die Absicht, sich zum Könige zu erheben. Tiberius, Nero und die herrschsüchtigsten der älteren Imperatoren konnten so wenig wie er daran denken, sich mit einer so verhaßten und verachteten Würde zu bekleiden. Hätten August und seine Nachfolger geglaubt, daß die Königskrone ihnen nützen könne, sie würden sich dieselbe sicher aufs Haupt gesetzt haben." Hierin hat sich Napoleon getäuscht. Cäsar hat die entschiedensten Schritte gethan, sich zum absoluten Herrscher emporzuschwingen, wenn freilich auch Niemand weiß, was für Gedanken ihn erfüllten, als er die Krone, die ihm Antonius zweimal darbot, zweimal zurückschob. Er mochte fühlen, daß er die Neigung des Volkes in so hohem Grade noch nicht besaß, um das ganze Gebäude der Römischen Politik schon mit einem Streiche zu zerstören. August's Nachfolger haben mehr als einmal daran gedacht, den Königstitel anzunehmen, und obgleich sie Imperatoren blieben, haben sie doch die Königliche Gewalt nach und nach fest begründet.

Den Begriff der absoluten Macht aber, welchen wir jetzt mit dem Worte Imperator verbinden, wenn wir dasselbe durch Kaiser übersetzen, hatte es unter den zwölf ersten Imperatoren durchaus nicht; erst unter Vespasian brach derselbe durch und war auch hier noch bei weitem nicht allgemein anerkannt. Die Bedeutung, welche das Lateinische imperator im Mittelalter hatte und welche noch jetzt in dem Französischen empereur erhalten ist, so daß es unserem Kaiser vollkommen gleichsteht, schreibt sich erst von Karl dem Großen her, welcher dadurch, daß er den alten Namen beibehielt, seine Macht wenigstens äußerlich an die der Römischen Imperatoren knüpfen wollte.

Der Imperator zu Rom war seiner Entstehung nach nichts als der höchste Staatsbeamte, auf den man den größten Theil der Würden, die früher von Einzelnen waren bekleidet worden, übertragen hatte, ohne ihm irgend eine Bürgschaft zu leisten, daß er im Besitz derselben bleiben solle. Er nannte sich Cäsar, Augustus, Imperator und Prinzeps, je nachdem er den einen oder den anderen Namen den Umständen mehr angemessen fand. Tiberius z. B. ließ sich innerhalb der Mauern Roms nie Imperator nennen, und er schrieb an fremde Fürsten stets nur Augustus, etwa wie die Französischen Könige sich der Ottomanischen Pforte gegenüber Kaiser nennen. Wie Dio Cassius berichtet, nannte er sich den Prinzeps des Senats, den Imperator der Truppen und den Herrn seiner Sklaven. Die imperatorische Gewalt war hiernach, wie nach vielen anderen Zeugnissen, bloß eine militairische; daher zeigten sich die Cäsaren mit den Insignien, welche sie als Imperatoren trugen, auch nie dem Volke, weil sie fühlten, daß diese Insignien ihnen keine Gewalt über die Bürger einräumten. Ja, sie wurden, die zwölf ersten wenigstens, auch im gewöhnlichen Leben sehr selten mit dem Titel Imperator angeredet. August hieß zugleich noch Vater des Vaterlandes: er übte das Amt des Censors, ohne den veralteten und wenig beliebten Titel desselben anzunehmen, und war auch Pontifex maximus. Den Namen Diktator hatte er standhaft abgelehnt. Nach der Schlacht bei Actium legte August den verhaßten Titel eines Triumvirn ab und nannte sich Konsul. Doch die Römer waren gewohnt, ihre Jahre nach Konsulaten zu zählen; um sie desto sicherer zu verknechten, galt es, ihnen den äußeren Schein der Freiheit zu lassen. Beim Jahreswechsel lehnte August das Konsulat ab; die Senatoren, die Ritter und das Volk, das republikanische Volk, warfen sich ihm zu Füßen, beschworen ihn, die alte Würde zu behalten, drohten, das Kapitol zu verbrennen, wenn er nicht einwillige, doch August beharrte auf seiner Weigerung, zerriß seine Kleider, bat das Volk auf den Knieen um Vergebung und verließ die Stadt. Während er Sparta belohnte, Athen züchtigte und vor den Asiatischen Königen allen Glanz der Römischen Majestät entfaltete, drohten die Unruhen im Innern der Republik, die Tage Sulla's zurückzuführen. August wurde von den Klagen des Volkes und der Verzweiflung der Senatoren nach Rom zurückgerufen. Er kam nicht als Triumphator, sondern ohne allen Glanz, ohne alles Geräusch, bei stiller Nacht, um, wie er sagte, Niemand zu verletzen. Kaum graute der Morgen, so trug man ihm das Konsulat von neuem an; er lehnte es ab „aus Bescheidenheit"; für einen Menschen, sprach er, würde es eine zu große Ehre seyn, das ganze Leben die konsularischen Insignien zu tragen; in Zukunft vielleicht wolle er, wenn die Liebe des freien Volkes dies wünsche, von Zeit zu Zeit, doch nur selten, das Konsulat annehmen. Den Rest seiner Tage wolle er sich begnügen, ohne einen Titel und ohne irgend eine äußere Auszeichnung neben den beiden wirklichen Konsuln die konsularische Gewalt als dritter mitzuüben, wenn man für ihn noch einen Platz im Senat und zwar zwischen jenen beiden übrig habe; doch wünsche er hiermit der Republik nur den Dienst eines schlichten, doch treuen Bürgers zu leisten.

Unter dem Schein dieser konsularischen Gewalt übten die Cäsaren die unumschränkteste Herrschaft; ihre Befehle waren Gesetze, und die roheste Willkür und Tyrannei lösten die senatorische Macht, die formell noch immer fortbestand, bald gänzlich auf. Der Kaiser war der Herr der Welt, und der Senat hieß der Herr des Kaisers. Das Volk behielt zum Schein seine Comitien, es übte dauernd sein Recht, gewisse Aemter durch eigene Wahl zu besetzen; doch in der That war es jeden Einflusses auf den Staat beraubt. Tiberius hob auch diesen Schein auf, und das Volk murrte nicht darüber. Doch der Senat erschrak, als er sich allein dem Imperator schroff gegenüber sah. August's feine Gewandtheit, seine natürliche Mäßigung hatten den Unwillen des Senats stets in Schranken gehalten; unter August's Nachfolgern brach er wiederholt offen hervor; doch vergeblich; es waren dies nur die letzten ohnmächtigen Zuckungen des alten republikanischen Körpers, in dem das Blut längst nicht mehr pulsirte. Nur die innere vollkommene Entkräftung des Römischen Staates gab den Cäsaren diese Macht; hätte der Senat Kraft besessen, die alten Formen wieder zu beleben, so wäre es noch Zeit gewesen, die Cäsaren von ihrem Platze zu verdrängen; noch bestanden diese Formen sämmtlich, die Kaiser herrschten überall, allein sie wagten es nicht, den Senat aufzuheben oder ihm die äußere Anerkennung seiner Rechte zu versagen. Auch diese scheinbare Gewalt und die Möglichkeit, daß ein neuer Feind aus ihr erwachse, war den Cäsaren verhaßt. „Ich hasse Dich, Cäsar, weil Du ein Senator bist", sagte der Schmeichler Vatinius zu Nero und machte sein Glück damit.

Aus dieser Stellung der Imperatoren folgt bereits, daß an eine Erblichkeit der Herrschaft, an ein Recht der Nachfolge nicht zu denken war. August drang alle zehn Jahre in den Senat, seine Verordnung, welche ihm die höchste Macht übertrug, zu erneuern. August's Nachfolger sprachen dies nicht so entschieden aus, doch sie feierten den Schluß und Beginn jedes Jahrzehends durch Opfer und Feste. Sie gestanden hiermit stillschweigend ein, daß, obgleich sie in der That in voller Unabhängigkeit die unumschränkteste Macht besaßen, sie ihrem Rechte nach doch immer nur Abgeordnete des Senates und Volkes waren, welche von diesem alle Macht sich übertragen ließen, ohne selbst irgend eine Macht zu besitzen.

Dieses Bewußtseyn der Imperatoren, daß ihre Gewalt immer mehr oder weniger eine Usurpation blieb, machte ihre Stellung zum Senat noch feindlicher. Dazu kam, daß der Senat auf eine großartige Vergangenheit zurückblicken konnte, daß er durch die Jahrhunderte, durch tausend Erinnerungen geheiligt war; während die Cäsaren sich oft nur bemühen mußten, ein durch Verbrechen beflecktes Leben zuzudecken. Bald begannen sie daher, den Senat so zu behandeln, wie etwa Heinrich VIII. von England funfzehn Jahrhundert später das Oberhaus behandelte; die Senatoren waren öffentlichen und geheimen Gewaltthätigkeiten jeder Art ausgesetzt, sie wurden unter den gesuchtesten Vorwänden verbannt, ihrer Güter beraubt, durch öffentliche Strafen geschändet; weil man den Senat nicht aufheben konnte, mußte man jeden Drang nach freiem Wirken in ihm möglichst ersticken.

Die Römer waren reif für das Königthum, doch gegen den Namen desselben lehnte sich die Erinnerung an den alten Glanz ihrer Volksgewalt auf. Sie haßten es weniger, da sie es in der That über sich duldeten, als sie sich schämten, es anzuerkennen. Ja, es hatte sich während der ganzen fünfhundert Jahre der Republik eine gewisse freundliche Erinnerung an die alten Könige bewahrt; ihre Bildsäulen standen auf dem Kapitol, und die edelsten Römischen Familien behielten das Recht, die Bildnisse der Könige, von denen sie sich rühmten abzustammen, auf ihre Medaillen prägen zu lassen. Erst später hob der Neid der Imperatoren diese Berechtigung auf. Cicero selbst gesteht in seiner Schrift über die Republik, daß fast alle Völker das Königthum für die beste Staatsverfassung halten. Und überhaupt war der Haß der Römer gegen die Königsgewalt nicht so groß, wie er in den deklamatorischen Kraftstellen der antiken Dramen Corneille's erscheint; wenn daher Napoleon bekanntlich diese Dramen über Alles liebte, sie mehrmals des Jahres in

Fontainebleau, in Saint-Cloud aufführen ließ und sie noch auf Helena wiederholt las, so wußte er schwerlich, daß dieser begeisterte Republikanismus nur in der Phantasie des Dichters seinen Ursprung hatte; denn er würde die Gebilde der Poesie nicht so hoch gehalten haben.

So befreundete sich Rom mehr und mehr mit der monarchischen Gewalt. Das Ungesetzliche der Imperatoren-Würde war im Stillen fast schon vergessen, als Vespasian dieselbe auch äußerlich mehr befestigte. Er erhob die Titel Imperator und Augustus zu Bezeichnungen der souverainen Macht, den Namen Cäsar aber überließ er seinen Söhnen gleichsam als eine Bürgschaft ihrer Thronfolge. Ein zufälliges Ereigniß bewog ihn hierzu. Nach dem Kriege in Judäa riefen die Legionen in ihrer Siegesfreude Titus zum Imperator aus, und obgleich sich dieser bald darauf als gehorsamer Sohn zu des Vaters Füßen seiner Würde begab, so fühlte Vespasian doch, daß die Kaiserwürde gefährdet sey, wenn verwegene Heerführer ähnliche Ernennungen mißbrauchten; er nahm dem Titel Imperator daher seine allgemeine Bedeutung und machte ihn zum stehenden Pränomen der Cäsaren, wodurch er den Grund zu der späteren Geltung des Wortes legte. Ferner ließ sich Vespasian durch ein Gesetz die Macht, Verträge zu schließen, übertragen; er gab seinen Edikten die Kraft der Senatsbeschlüsse, seinen Empfehlungen die Geltung direkter Ernennungen; und behielt sich das Recht vor, in allen höchsten Staats-Angelegenheiten unbedingt nach eigenem Ermessen verfahren zu dürfen. Seine eigenen Talente und die einnehmende Freundlichkeit seines Sohnes Titus befestigten diese Verordnungen, welche man zusammen die Lex regia nannte. Gegen Domitian lehnten sich der Senat, das Volk und vorzüglich die Philosophen auf. Desto mehr waren die Letzteren mit Hadrian und beiden Antoninen zufrieden. Dabei war Mark Aurel, so eifrig er auch die philosophischen Schulen besuchte, doch sehr wohl darauf bedacht, seiner Familie die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern; er verband den Glanz des Herrschers mit der Einfachheit des Philosophen, und das Volk verehrte ihn als wahren Vater des Vaterlandes. So wagte er es, seinen Sohn schon sehr früh zum Cäsar und bald darauf zum Pontifex und Imperator mit konsularischen Ehren zu ernennen. Um das Volk zur nöthigen Ehrfurcht vor dem jungen Konsul zu zwingen, ließ er denselben in den Cirkus fahren und folgte ihm zu Fuß. Alle seine Kinder erhob er durch die größten Auszeichnungen über das Volk, was keiner der früheren Kaiser gewagt hatte. Nach dem Tode seiner Gemahlin berief er die edelsten Frauen Roms zu einem Feste, welches der Verstorbenen zu Ehren veranstaltet wurde, und hier mußten sie knieend die goldene Bildsäule derselben umringen. Dieser Zug ist wichtig, weil sich zum ersten Mal in Rom eine Spur zeigt, daß die Ehre, welche der Mann genoß, auch auf die Frau übertragen wurde. August's Gemahlin hatte als schlichte Patrizierin in seinem Hause gelebt. Von nun an erhielten die Frauen, Schwestern, Töchter und selbst die Nichten der Kaiser gewöhnlich den Namen Augusta, doch stets nur durch einen Senatsbeschluß, nicht durch ein bestimmtes Recht: und er konnte ihnen, wenn der Senat dies für nöthig hielt, nach dem Tode des Kaisers wieder abgenommen werden; auch verloren ihn die Kaiserinnen, sobald sie von dem Gemahle verstoßen wurden. Die Herrscherinnen bei den Asiatischen Völkern dagegen und den sogenannten Barbaren galten durch den unzerstörlichen Adel des Königlichen Blutes für so geheiligt, daß sie durch keines Menschen Ungnade und selbst durch kein eigenes Verbrechen diesen Rang einbüßen konnten. In den späteren Zeiten des Oströmischen Reiches erhielten die Töchter der Cäsaren den Titel Cäsarissa, doch die Stellung der Kaiserlichen Familie blieb im Wesentlichen dieselbe.

Während so der Römische Senat mehr und mehr zum Schatten herabsank, wurde das Christenthum reif, die Welt zu beherrschen, und bereitete zunächst eine gänzliche Umgestaltung des Römischen Reiches vor. Es griff nicht bloß dessen Religion, sondern auch seine Politik im Lebensprinzipe an. Die scharfe Trennung des Zeitlichen und Ewigen, des Geistlichen und Weltlichen ist eine der hohen Wohlthaten des Christenthums. Die Römer hatten hiervon keinen Begriff. Ihre Religion war weder in ihrem Prinzip unabänderlich wie die unsere, noch konnte sie sich auf der anderen Seite wie diese so leicht den verschiedensten Zeiten, Orten und Nationalitäten anschmiegen. Das Christenthum ist vermöge seiner inneren belebenden Kraft nun fast durch zwei Jahrtausende die Grundlage der absoluten und constitutionellen Monarchieen wie der Republiken gewesen. Die durch Numa geschaffene, so zu sagen, offizielle Religion war Römisch, nichts als Römisch, und dieser Mangel an jeder lokalen Färbung erschreckte besonders die Römer am Christenthum so sehr, da sie in ihm das sichere Zeichen sahen, daß alle Reste ihrer großartigen Vergangenheit bald mit der Wurzel würden vernichtet werden.

Die Christen erkannten die unbedingte Gewalt, die Göttlichkeit der Kaiser nicht an; doch sie zeichneten sich in Krieg und Frieden durch die gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten aus. Der Senat, die Republik und alle Einrichtungen derselben bestanden für die Christen nicht: sie waren von falschen Göttern ausgegangen und beruhten auf den Sibyllinischen Büchern, auf den Auspizien und überhaupt auf einem Glauben, welcher der christlichen Offenbarung gegenüber nur als Irrthum der menschlichen Schwäche dastand. Allein Christus hatte gesagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und während des ununterbrochenen Kampfes gegen die politischen Prinzipien Roms kamen die Christen doch allen Verpflichtungen nach, welche der Bürger gegen den Staat im Allgemeinen hat. Sie griffen das Recht der Kaiser nicht an, dies wollten sie im Gegentheil erst für alle Zeiten befestigen, denn den monarchischen Staat fordert das Christenthum; doch sie griffen alle Einrichtungen der Kaiser, ihre ganze Regierungsweise als verfehlt an, und sie mußten natürlich die nur scheinbare Gewalt des Senats und der Republik vernichten, weil diese zwar in sich längst keine Kraft mehr hatte, doch selbst als Schatten, der aus den Tagen des alten Glanzes herüberfiel, der neuen Entwickelung störend war. Die Kaiser erkannten lange dieses Streben der Christen nicht und bekämpften so nur ein Prinzip, das im Grunde nur nach demselben Ziele rang, dem auch sie nachstrebten: nach der äußeren und inneren Freiheit der monarchischen Gewalt. Es muß der Spezial-Geschichte überlassen bleiben, den Kampf der Imperatoren mit dem weiter und weiter sich ausbreitenden Christenthum, so wie mit den Trümmern des Senats und der Republik, im Einzelnen zu verfolgen.

Diocletian war der Erste, welcher die Christen entschieden begünstigte, ja ihnen sein ganzes Vertrauen schenkte. Er residirte in Nikomedien und ächtete von hier aus alle republikanische Formen, die in Rom noch fortbestanden. Er schuf sich zuerst unter den Cäsaren eine mächtige und reiche Umgebung nach Art der modernen Höfe; dem Fürsten zu nahen, war bei ihm jetzt wie in Asien des Unterthanen höchstes Glück. Alle wichtigere Angelegenheiten gingen durch christliche Hände, durch die der Dorothea und des Georgonius. Prisca, des Kaisers Gemahlin, und Valeria, seine Tochter, bekannten sich, wiewohl schüchtern, zum Christenthum. Diocletian selbst trat zu der neuen Religion nicht über, doch seine Verfolgung des Manichäismus allein würde beweisen, daß er den heidnischen Ideen entfernter stand als den christlichen. Diocletian war, wie Chateaubriand sagt, von der Natur so reich begabt, daß sein Charakter unter der Last seiner Talente oft schwanken mußte. Er hatte nicht die Kraft, die großen Plane durchzuführen, welche man nach seinem ganzen übrigen Auftreten ohne Zweifel bei ihm voraussetzen muß. So sah der große Haufen der Christen auch in ihm nur einen Feind und Verräther, und er mußte diesen angeblichen Verrath furchtbar büßen. Galerius und Licinius wurden verdienter Weise, wie Diocletian unverschuldet, von dem Schicksalsrade zerknirscht, in dessen Speichen sie eingreifen wollten. Konstantin endlich erkannte die Höhe, auf welcher die Menschheit in ihrer Entwickelung angekommen war, und besaß Muth genug, dies öffentlich auszusprechen. Er gelobte den Christen zunächst unbedingte Duldung und trat später selbst unter sie. Dieser Schritt war von unendlichen Folgen für die gesammte Menschheit, doch ist er eben deshalb schon oft genügend besprochen. Konstantinopel, die Spange, welche Asien und Europa zusammenhält, wurde Sitz der neuen Weltreligion. Mit Hülfe der Christen gelang es Konstantin auch, die wichtigste politische Aenderung durchzusetzen, nach der seine Vorfahren längst vergeblich gestrebt hatten; die Monarchie wurde erblich, und die Familie des Kaisers, der von jetzt an Imperator hieß, war die erste des Reiches. Zur Ausbreitung der neuen Religion aber gab das Heidenthum selbst den Kaisern die Mittel; wir haben oben gesehen, daß sie als höchster Sittenrichter die Gewalt des alten Censors und des Pontifex maximus vereinigten, und als solche ertheilten sie die Verordnungen, welche der Tod der alten Götter waren. Volle dreihundert Jahre zwar währte der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum äußerlich noch fort, doch war er im Innern längst entschieden. Vergebens warfen einige Kaiser wie Julian die Brust dem Zeitstrome entgegen; sie büßten die eigene Verblendung nur mit dem Hasse und Hohne der Mit- und Nachwelt. Gratian aber vernichtete freiwillig das Mittel, welches die Kaiser zur Wiederbelebung des Polytheismus noch besaßen; als ihm eine Deputation der Priester das Gewand des Pontifex maximus brachte, lehnte er es ab und erließ eine Verordnung an den Bischof von Rom, er und sein Kollegium sollten die Pflichttreue der übrigen Priester überwachen, damit nicht profane Richter, sondern die Vertreter der Religion selbst die Religion schützten. Hiermit ernannte er ihn zu seinem Nachfolger im Pontifikat. Und so tritt uns hier zuerst, nicht in der Religion, doch in der Politik, die ungeheure Gestalt entgegen, deren Hände fast allein über ganze Jahrhunderte Segen und Fluch ausstreuten, der allgewaltige, stets ersehnte Freund und stets gefürchtete Feind der Könige: der Papst. Alle die zahlreichen, hohen und niedrigen Priester zu Rom verschwanden; sie waren nur Glieder eines großen Ganzen gewesen, dessen Haupt wenigstens formell noch immer der Kaiser war, doch jetzt hatte er sein Recht dem größten Feinde des Heidenthums überlassen.

Alle Päpste und Bischöfe der nächsten Jahrhunderte gehörten den höchsten Ständen an. Die Römischen Patrizier hatten als solche nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sich wieder geltend zu machen, die Hoffnung auf politischen Einfluß aufgegeben: sie lebten größtentheils zurückgezogen auf ihren Besitzungen in den Provinzen; doch nun bot sich ihnen eine neue Bahn zu politischer Wirksamkeit dar, die sie eifrig verfolgten. In der That besaßen die Bischöfe zu Rom bald beinahe eben so viele politische Macht wie die weltlichen Herrscher, und so sehr man ihr Verdienst hierbei verkannt hat und besonders im vorigen Jahrhundert bemüht gewesen ist, die Keime alles Unheils, das später über die Christen gekommen, schon hier nachzuweisen, so lehrt eine vorurtheilsfreie Betrachtung der Geschichte doch, daß bei der gänzlichen Schwachheit der späteren Kaiser und bei der weit überlegenen Bildung der Päpste die Usurpationen der Letzteren dem Schicksal nur zu danken sind. Vergeblich suchte jeder Papst seine Gewalt in seiner Familie erblich zu machen; doch gelang es der Römischen Geistlichkeit nach und nach fast ganz, die Stellung des alten Senats den Kaisern gegenüber einzunehmen, und in mehreren späteren Bullen nannte man sie geradezu so. Die Römischen Bischöfe umgaben sich mit großartigerem Glanze, als ihn die Kaiser je besessen hatten; und sie blendeten, wie Ammianus Marcellinus sagt, dadurch das Volk um so mehr, als die Bischöfe in den Provinzen noch immer schlicht und anspruchslos unter der Menge hingingen, wie einst die Apostel. So wuchs die Macht der Päpste dauernd; sie setzten in fremden Ländern die Geistlichen bald ab und ein, und wenn man auch noch lange ihre Berechtigung, dies zu thun, leugnete, so imponirte doch die Konsequenz, mit der sie ihre Macht ausdehnten, und heiligte gewissermaßen ihre Schritte. Bald bildete sich das Mönchsthum, das seinen Ursprung zwar

nicht in der christlichen Hierarchie hat, sich vielmehr bis hinauf zu den Indischen Anachoreten verfolgen läßt, doch in dem das Papstthum bald die mächtigste Stütze der politischen Gewalt, welche es sich den Kaisern gegenüber schuf, erkannte, so daß es die weitere Ausbildung und Verbreitung desselben mit allen Kräften eifrig unterstützte. Hiermit war der feste Grundstein zu dem Baue gelegt, den die Päpste dem Kaiserlichen Throne gegenüber aufführten, und aus dem sie siegreich viele Jahrhunderte der Macht der Deutschen Kaiser trotzten, bis Papstthum und Kaiserthum, zwei Riesen, sich die Häupter an einander zerschellten.

Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Von Mignet.

(Fortsetzung.)

Jedoch bald wurde er genöthigt, auf das ehrende Wohlwollen seiner Mitbürger, auf den Kreis seiner Thätigkeit, ja sogar auf das Verweilen in der Heimat zu verzichten. Er mußte in seinem vierzigsten Jahre ein neues Leben anfangen. Ein von Kindesbeinen an Glanz gewöhntes Leben, die Ausgaben auf die vielleicht zu prunkvolle äußere Erscheinung seiner Magistratur, die den Kranken im Uebermaß gewährten Geldunterstützungen, besonders aber die Unklugheit eines Freundes, den er zum Verwahrer beträchtlicher, dem Staate gehöriger Summen eingesetzt und welche er späterhin vollständig bezahlte — dies Alles richtete ihn zu Grunde. Was übrigens ihm damals Widerwärtigkeiten verursachte, war in der Folge gerade ein Anlaß zu seinem Ruhme, indem er in ein neues Land geführt wurde, dessen Gesetzgeber er werden sollte.

Durch ein glückliches Zusammentreffen mit seiner Lage und seinen Bedürfnissen hatten sich die ausgedehnten und reichen Gegenden, welche der Mississippi-Strom bewässert, eben der Betriebsamkeit wie der Herrschaft der Amerikaner geöffnet. Der Kanzler Robert Livingston, Edward's Bruder und Gesandter der Vereinigten Staaten am Französischen Hofe, hatte für sie zu Paris die wichtige Erwerbung Louisiana's unterhandelt. Diese Kolonie, welche Ludwig's XV. schwache Regierung im Vertrage von 1763 an Spanien überlassen, hatte ihrerseits die Spanische Regierung durch den Traktat von St. Ildefonso im Jahre 1800 wieder an Frankreich abgetreten. Diesen Traktat hatte der politische Blick des ersten Konsuls während der Dauer des Krieges mit England geheim gehalten. Doch im Frieden von Amiens strebte der ruhmvolle Schöpfer so vieler Wunderwerke, nachdem er die Unruhen im Schoße Frankreichs gedämpft, ohne doch den Brand ganz zu löschen, und nachdem er durch Verträge auf dem Festlande die Früchte seiner Siege gesichert, Frankreich seine frühere Kolonial-Macht wieder zurückzugeben. Zu diesem Behufe hatte Bonaparte sich die von Großbritanien eroberten Kolonieen wiedererstatten lassen, hatte er von Spanien Louisiana erlangt und den Zug gegen St. Domingo unternommen. Allein weder der Erfolg, noch die Zeit begünstigte seine Absichten. Die Eroberung St. Domingo's mißlang, und der Krieg mit England war vor der Thür. Da er nicht mehr hoffen konnte, Louisiana zu erhalten, und es doch nicht eine Beute der Engländer wollte werden lassen, so überlieferte er es den Amerikanern. Amerika vergrößern, war in seinen Augen, England schwächen. Außer dem Nutzen, einen Bundesgenossen mehr gegen den verhaßten Feind gewonnen zu haben, zog er aus dieser Abtretung 80 Millionen Francs für Frankreich und bedung sich aus, daß dessen alte Kolonie der Gesammt-Republik als ein freier Staat einverleibt werden sollte mit allen den Vortheilen, welche die Union im Ganzen genieße, nebst allen besonderen Souverainetäts-Rechten.

Edward Livingston ging nach New-Orleans ab, wo er um das Ende des Jahres 1803 anlangte, fast zur selben Zeit, wie die Amerikanischen Abgeordneten, welche von diesem Gebiete Besitz ergreifen sollten. Es war das schönste Land der Erde. Im Mittelpunkte der neuen Welt, an einem prächtigen Meerbusen gelegen, vom größten Strome des Erdkreises durchschnitten, welcher auf einem Laufe von 1200 Meilen die in Menge von den Felsengebirgen und von der Alleghany-Kette herabstürzenden breiten Gewässer aufnimmt und mit ihnen ein unermeßliches, enges Thal bildet, woran reiche Querthäler stoßen, gleich den starken Zweigen eines Riesenbaums, die an seinem Stamme haften; gelegen unter einem günstigen Himmelsstriche, eben so bewahrt vor strenger, erstarren machender Kälte, als vor abmattender Hitze; ausgestattet mit einem in jeder Hinsicht zum Anbau geeigneten Boden, welchen die undenklichen Ueberschwemmungen des Flusses zu gränzenloser Fruchtbarkeit vorbereitet hatten, doch ganz mit Urwäldern oder überflutheten Wiesen bedeckt — dieses köstliche Land schien zu einer wunderbaren Bestimmung auserkoren, sobald der Mensch die Natur, welche da noch in aller ihrer Herrlichkeit, aber auch mit ihrer ganzen Willkür herrschte, sich unterwerfen und das Reich des Geistes und nützlicher Thätigkeit gründen würde.

Dies begann mit der Ankunft der Amerikaner. Das Land war bis dahin beinahe ganz unangebaut und wüst geblieben. Fünfundsechzigtausend Einwohner, über einen Flächenraum von 200,000 Quadratmeilen hier und da zerstreut, machten die ganze Bevölkerung aus. Seit vierzig Jahren von Frankreich losgerissen und Spanien wenig geneigt, welches nichts zu seinem Besten gethan, fühlte sich Louisiana zu der jungen Nation hingezogen, welche, kaum erstanden, schon den Ocean mit ihren Schiffen bedeckte, die Waldungen im Osten ausrottete, die Einöden Kentucky's mit einem abenteuerlichen Geschlechte füllte, einer Nation, die langsam, jedoch rastlos vorwärts schritt und endlich an dem östlichen Ufer des großen Stromes angelangt war, der allein ihren Natur- und Kunsterzeugnissen das Meer erschließen konnte. Auch erfuhr Louisiana mit Freuden, daß es aufhöre, eine Kolonie zu seyn, und man es jenem freien, glücklichen und mächtigen Volke einverleibt habe. Zu ausgedehnt, um *einen* Staat zu bilden, ward es in vier besondere Gebiete, unter den Namen Louisiana, Arkansas, Illinois und Missouri, getheilt.

Für die mit der Union verbundenen Länder gab es zwei Stufen politischer Einrichtung. Die erste bestand in der Einsetzung einer vorläufigen, sogenannten *Territorial-Regierung*, die andere in der Einführung eines festen, unwandelbaren Regiments, welches *Staats-Regierung* hieß. Die erstere diente dazu, dem Lande erst eine gesetzliche Einrichtung, eine geordnete Gestalt zu geben und es allgemach zur Selbständigkeit hinzuleiten, damit es diese nicht ohne die nöthige Vorbereitung und genügende Geschicklichkeit erlange. Die zweite verlieh ihm eine eigene Existenz und erlaubte ihm, sich allein zu regieren, allerdings mit Beobachtung der Bundesgesetze und der sämmtliche Glieder der Union verpflichtenden Bestimmungen. Während der Dauer der Territorial-Regierung waren die Republiken in gewisser Art unter Vormundschaft der Föderativ-Gewalt gestellt, die ihnen einen Statthalter zusandte, um sie zu verwalten, einen gesetzgebenden Rath, um sie gesetzlich zu ordnen, und einen höchsten Gerichtshof, um die Justiz zu handhaben. Sobald sie aber den zweiten Grad in ihrer politischen Entwickelung erreicht hatten, alsdann erhielten sie ihre besondere Verfassung, ihre eigenen Volksvertreter und ihren Senat. Louisiana war gleichfalls unter diese vorläufige Vormundschaft gegeben, bevor es seine völlige Unabhängigkeit errang. Mit der Territorial-Regierung bekam es zugleich die habeas corpus-Akte und das Schwurgericht, zwei Institutionen, welche der Amerikaner in alle Gegenden mitbringt, wo er sich festsetzt, um den Bewohnern persönliche Freiheit und eine unparteiische Gerechtigkeitspflege zu sichern. Indeß konnte dieses vorläufige Recht, welches der Jury die Entscheidung sämmtlicher Civil- und Kriminalsachen überantwortete, nicht genügen. Es war erforderlich, die auf solche Fälle anwendbaren Gesetze und das dabei zu beobachtende Verfahren näher zu bestimmen. Es fragte sich, ob Louisiana seine bisherigen Gesetze, ein wirres Gemengsel von Römischen Anordnungen, Französischen Gewohnheiten und Spanischen Vorschriften, behalten oder ob man wohl das Englische Gesetz mit der Ungenauigkeit in seinen Grundregeln, mit seinen spitzfindigen, künstlichen und weitschweifigen Formeln einführen sollte? Dies war die wichtige Angelegenheit, welche vor dem obersten Gerichtshofe erörtert wurde. Die Amerikanischen Rechtsgelehrten drangen auf unbedingte Annahme des Englischen Gesetzes sowohl in Civil- als Strafsachen. Doch auf Livingston's Vorstellungen, der den neuen Besitzern des Landes die Klauseln des Traktats ins Gedächtniß rief, kraft deren Louisiana, ohne Einbuße seiner eigenen Gerechtsame, alle Vorrechte der Vereinigten Staaten genießen sollte, beschloß man, daß Louisiana seine Civil-Gesetze behalten, dagegen Britaniens Strafgesetze haben solle, indem diese hoch über denen standen, welchen das Land zur Zeit der Spanischen Herrschaft unterworfen war. So nun, durch Livingston's Vermittelung, bewahrte es seine alte Weise und erweiterte seine Rechte, zwei Dinge, woran ein Volk am meisten hängt und denen es sich am liebsten hingiebt. Stets blieb Louisiana dieser Wohlthat eingedenk.

Da dort die Civil-Prozesse nicht ins Bereich der Geschworenen gehörten, wie dies das Amerikanische Recht erheischte, wurde es nothwendig, der jungen Republik ein neues Rechtsverfahren anzupassen. Livingston ward mit dieser Arbeit beauftragt, zu der er sich eben so durch seine Fähigkeiten als durch seine Erfahrungen durchaus eignete. Er entwarf daher ein Gerichtsverfahren, das man ein wahres Muster von Einfachheit und gesundem Verstande nennen durfte. Die Voruntersuchung, die weitere Betreibung und endliche Entscheidung der Civil-Sachen wurde in feste, bestimmte Gränzen eingeschlossen. Livingston hielt sich streng an das, worauf es wesentlich bei den zu schlichtenden Streitfällen ankam, und verschmähte alles unnütze und verwickelte Formenwesen. Letzteres bildet die Anfangsstufe der Justizpflege; die Saumseligkeit, womit da die Dinge betrieben werden, bietet zu solchen Zeiten einen kräftigen Schutz, wo Willkür und Gewalt statt des Gesetzes herrschen; sobald dieses jedoch auf dem Throne sitzt, so muß man den Dingen auf dem geraden Wege der Billigkeit, nicht aber auf den krummen, verschlungenen Pfaden der Formen auf den Grund gehen. Erfreut sich die Gesellschaft einmal eines geordneten Zustandes, so führt auch *Zeitersparniß* um so *schneller* zum Rechte, wie vorher *Zeitverlust* um so *sicherer* zu demselben führte. Dies war es, was Livingston's klarer Geist vollkommen begriff. In jenem kurzgefaßten und nur auf den wesentlichen Inhalt der Streitfälle abzielenden Gesetze entfernte er sich von der endlosen Französischen Prozedur, wie er auch allen Drehereien, leeren Einwendungen und Ausflüchten vorbaute, denen das Englische Gesetz Thür und Thor öffnet. Uebung des Rechtes war sein Zweck, seine Führerin dabei Deutlichkeit und Bündigkeit, und er entwarf ein Reglement, das den Prozeßgang vereinfachte und dessen Erfolg ihm später bei der Abfassung seines größeren legislativen Werkes sehr wohl zu Statten kam.

Livingston war einer von den Gründern der provisorischen Regierung Louisiana's, auf deren Verlangen er die gesetzlichen Bestimmungen für eine daselbst zu errichtende Wechselbank abfaßte. Auch half er den Französischen Juristen Moreau-Lislet und Derbigny, Louisiana's alte Civil-Gesetze zusammentragen und sie zu einem vollständigen Ganzen vereinigen. Auf diese Art gedieh des Landes Wohlfahrt reißend schnell. Von allen Enden und Ecken strömten die Kolonisten zusammen, die Wälder machten dem urbaren Boden Platz, die wüsten Strecken, welche bisher die Ansiedler vereinzelt und von einander getrennt, bedeckten sich nun mit Saatfeldern; der Hafen von Ne-

Orleans füllte sich mit Schiffen, welche die Gewässer des Landes befuhren, dessen reiche und lachende Thäler sie durch Handel belebten. Der Werth der Grundstücke stieg um das Zehnfache, und Livingston, der berühmteste und tüchtigste Advokat Louisiana's, gewann ohne Mühe seine Habe wieder, deren Verlust ihn zum Auswandern aus der Heimat bewogen hatte. Doch konnte der Wiedererwerb seines Vermögens wohl sein Zweck, nicht aber sein ausschließliches Geschäft seyn; es brauchte sein Geist eine edlere Nahrung, und er fand sie. Damals war es, wo er den Plan zu einem großen Werke entwarf, welches die Strafgesetzgebung, das bei Kriminalfällen zu beobachtende Verfahren und die Verbesserung des Gefängnißwesens umfassen sollte. Um sich zu dieser ungeheuren Arbeit vorzubereiten, studirte er die Gesetzbücher der verschiedenen Zeiten und Völker, stand er mit den Großmeistern der Rechts-Wissenschaft in engstem Verkehr. Sein Denken kräftigte er durch Montesquieu, seine hochherzigen Gesinnungen entfaltete er durch Beccaria, seinen analytischen Geist übte und schärfte er durch Bentham, in der Kunst der Ausarbeitung vervollkommnete er sich durch Pothier, und seine Schreibart bildete er durch die geschicktesten Sammler und Ordner der Französischen Gesetzbücher. Er ward gestört in diesen schönen Bestrebungen durch ein Ereigniß, das ihn zwang, seine Bücher mit den Waffen zu vertauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Polen und Italiäner. *)

Viel, sagt der in der Anmerkung genannte Polnische Schriftsteller, gar viel verdanken wir den Italianern in Rücksicht auf Musik, Malerei und Baukunst, wenngleich unsere Vorfahren das Alles viel zu theuer bezahlt haben.

„Nach Polen", sagt Ciampi**), „war ein großer Andrang von Italiänern, besonders Florentinern, welche die Hoffnung auf Erwerb dahinzog, und die sich hauptsächlich damit beschäftigten, an ihre Höfe Alles zu melden, was in Polen Merkwürdiges geschah." ***) Daß ihnen ihr Aufenthalt nicht wenig einbrachte, wird man leicht glauben, wenn man sich in den damaligen Verhältnissen Polens umgesehen hat. Der Polnische Edelmann, begütert, reich, freigebig, sein Geld nicht aufsammelnd, sondern vergeudend, liebte an seinem Hofe, auf dem Reichstage, selbst wenn er ins Feld zog, die Pracht: seine Geräthe waren von Gold und Silber, seine Dienerschaft glänzte in reicher Livree, wie seine Pferde in prachtvollem Geschirr, wie er selbst in seiner Rüstung, an der die krummen Klingen der Damaszener schartig wurden und die giftigen Pfeile der Tataren zerknickt herabfielen. Dieser Edelmann dachte nicht daran, sich den Kopf mit Künsten zu zerbrechen, die für das öffentliche Leben keinen Nutzen hatten. Der Acker, die Jagd, die Landtage und Reichstage und die beständigen Kämpfe beschäftigten allein seinen Geist und seine Hand, für Gold fand er das Uebrige bei den Italiänern und sah gern zu, wenn von dem Italiänischen Maler sein Bildniß auf die Leinwand übertragen oder Schlachten und blutige Siege hingezeichnet wurden."

Die Italiäner wußten bei Zeiten sich Achtung und Zuneigung in Europa zu verschaffen. Begabt mit einem fruchtbaren, durchdringenden und schmiegsamen Geiste, hatten sie vor Anderen die Gabe, sich ein Ansehen zu geben, sich geltend zu machen. Sie schickten ihre Historiker in alle bekannte Länder aus; sie hatten ihre Poeten und Verse für alle Siege, Maler und Bildhauer für alle hohe Herren. Gingen ihre Absichten ins Weite, die vielseitigen Talente der Volksgenossen rechtfertigten dieselben. Sie schmückten sich mit den Sammlungen ihrer Denkmäler, ihrer Ruinen; sie beschworen die Schatten der früheren Größe herauf; sie brachten in herrlichen Museen zusammen, was sie an Meisterwerken der Kunst besaßen. Als das Haupt des Katholizismus, rief Italien die Ausländer zu seinen Feierlichkeiten, und die ganze civilisirte Welt eilte herbei. So ward Italien im 16ten Jahrhunderte der Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa, als durch Polens Königin Bona aus dem Hause Sforza sich auch die Verhältnisse zwischen Italien und Polen erweiterten und befestigten.

Der Zudrang der Italiäner nach Polen und der Vorrang, den sie vor den Eingeborenen erlangten, fing bald an, die echten Polen zu verdrießen. Außer Malern, Bildhauern, Sängern, Musikern, Baumeistern, Spionen kamen auch nicht wenige Aerzte aus Italien nach Polen, woher das Polnische Sprüchwort entstand: „Jeder Italiäner ein Doktor, jeder Deutsche ein Kaufmann, jeder Pole ein Hetman!" Die Italiänischen Aerzte waren vornehmlich gesucht und bereicherten sich schnell. „Nur nicht zum Polnischen Arzt", pflegte man nach Umiastowski dem Kranken zu rathen; „besser ist der Italiäner, der Deutsche, der Grieche und der Jude."

Auch Kaufleute zogen in Masse aus Italien nach Polen; die Florentiner ließen sich, wie Zbylitowski sagt, für ihre Waaren und Moden den dreifachen Preis bezahlen. „Was der Italiäner begonnen hat", sagt Martin Bielski, der Augenzeuge jener Erpressungen der Eindringlinge, „das hat der Jude vollbracht; Beide haben sich gegen uns verschworen, um auf unsere Kosten gut zu essen und zu trinken." Der Dichter Rej aus Naglowitz erwähnt schon Italiänischer Wohlgerüche und Venetianischer Spiegel, dazu kamen Venetianische Seifen, Italiänische Bürstchen; Italiänisches Zuckerwerk beschloß die Polnischen Gastmähler. „Ich frage", sagte Sokolowski schon am Ende des 15ten Jahrhunderts, „was giebt es bei uns, was wir nicht aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und Ungarn, ja selbst aus der Türkei hätten?"

Ein größerer Schaden, als der Verlust der Polnischen Schätze, war der schon damals übergroße Einfluß des Fremden, daher denn auch die häufigen Klagen der damaligen Polnischen Schriftsteller über die Italiänisch-Polnischen Thoren. „Wer sich wie ein Fremder kleidet", sagt Fredro in seinen Sprüchwörtern (1664), „hört auch im Herzen auf, ein Pole zu seyn; von diesen Deutschen Polen und Italiänischen Polen wird dem Vaterlande am sichersten der Untergang bereitet. Die fremden Gewohnheiten können an sich gut seyn, aber für uns sind sie schlecht, denn sie passen nicht zu der Polnischen Lebenseigenthümlichkeit und schaden und verunzieren den Polen mehr, als sie ihm nützen."

Zu diesem Ansehen kamen die Italiäner besonders dadurch, daß man allgemein eine sehr hohe Meinung von ihrem Verstande und Witze hatte. „Es ist sicher", sagt der Fürst Jablonowski in einem im Jahre 1715 auf der Festung Königstein verfaßten Manuskript, „daß, wenn das Italiänische Volk alle andere Völker an Feinheit nicht übertrifft, es doch keinem anderen nachsteht. Daher nannte der alte Pole denjenigen, den er als einen witzigen und feinen Menschen bezeichnen wollte, einen Italiäner." Der zu seiner Zeit berühmte Domherr Stanislaw Orzechowski (starb um 1570) schreibt in einem panegyrischen Gedichte der Königin Bona das Verdienst zu, daß sie die Polen erst von der Sarmatischen Wildheit zum gesellschaftlichen Leben, zu der Humanität der Italiäner und der Griechischen Bildung geführt habe. Das ist aber niedrige Schmeichelei, denn Humanität war es eben nicht, die von den Italiänern zu lernen war, wogegen die Polnische Humanität, die sich vorzüglich in der Gastfreiheit äußerte, lange vor Bona allgemein anerkannt war und von der Italiänischen Gastfreundschaft nur mit Ironie gesprochen wurde. Wahrer hat Czacki gesagt, daß mit der Bona, die bekanntlich in Verdacht steht, ihrem Sohne Sigmund August zwei Gemahlinnen vergiftet zu haben, die Kenntniß der Gifte nach Polen gekommen sey. Seit dieser Zeit fing man auch den Dolch in Polen zu tragen an, doch nicht häufig, denn dem zu jedem offenen Kampfe bereiten Polen erschien es als eine Entwürdigung, wenn er ihn in den Kontusch steckte.

Mit der Bona schwand die zauberische Neigung für die Italiäner; sie hatte zu sehr die Italiänerin sehen lassen. Für den Betrug hatte man nun den Namen „die Italiänische Kunst", und in einem Sprüchworte heißt es: „Der Teufel verlockte die Eva auf Italiänisch, die Eva den Adam auf Böhmisch, Gott bedrohte sie auf Deutsch, und der Engel verwies sie auf Ungarisch aus dem Paradiese." — Wegen ihrer religiösen Frivolität, da sie die Messen so kurz, ohne Ernst und Würde abmachten, kamen die Italiäner nun gar in Verruf. Im Sprüchwort heißt es: „Polnische Brücken, Deutsches Fasten, Italiänisches Gebet, ist Alles nichts werth."

Der Einfluß der Italiänischen Literatur auf die Polnische war nicht ohne Bedeutung, davon kann schon die frühzeitige Uebersetzung von Tasso's Befreitem Jerusalem durch Peter Kochanowski, welche zuerst 1618 erschien, einen Beweis liefern. Die Italiänische Sprache war im 16ten Jahrhunderte in Polen weit bekannter als jetzt, und fast alle berühmte Polen jener Zeit haben auf Italiänischen Akademieen ihre Bildung empfangen.

*) Nach den „Bildern aus Polens Vorzeit" von dem Herausgeber der Polnischen Volkssagen und Volkslieder, Wojcicki, mitgetheilt im Orędownik naukowy.

**) In dem Werke: Notizie di medici, maestri di musica e cantori, pittori, architetti, scultori, ed altri artisti Italiani in Polonia e Polacchi in Italia. Lucca 1830. Aus diesem Werke geht auch hervor, daß zur Zeit Sigismund's III. und Wladislaw's IV. die Italiänische Musik in Polen blühte. Die Kapellmeister dieser Könige waren: Alexander Cilli (1606—1608), der auch eine Beschreibung von Polen in Pistoja herausgegeben hat, Fabr. Tiranni (1614), Pacelli (1622) und Ludovico Fantoni.

***) Ciampi hat eine große Anzahl von Briefen solcher Spione aus den Italiänischen Archiven gesammelt.

Mannigfaltiges.

— Weill's Elsässische Novellen. Man hat sich in Deutschland seit einiger Zeit wieder vielfach für die sozialen Zustände des Elsasses interessirt, besonders seitdem man weiß, daß dort noch eine lebhafte Theilnahme für Deutsche Sprachbildung und Literatur zu finden sey. Einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß des Elsasses hat kürzlich der aus dieser Provinz stammende bekannte Schriftsteller Herr A. Weill in seinen „Sittengemälden aus dem Elsässischen Volksleben" (Stuttgart, Franckh) geliefert. Es befinden sich darin vier Novellen, worin uns manche hübsche Elsässerin geschildert wird, die durch Familienähnlichkeit an Goethe's Friederike in Sesenheim erinnert, an welchem Orte auch eine dieser Novellen spielt. Der Verfasser hat von seinen halben Landsleuten, den Franzosen, Manches angenommen; namentlich die Leichtigkeit der Darstellung, der es niemals an Französischem Esprit, wenn auch zuweilen an Deutschem Gemüth fehlt. Der zweischlächtige Boden, auf dem diese Novellen spielen, ist aber jedenfalls dem Verf. genau bekannt, und Manches darin liest sich, als würde uns eine von ihm selbst erlebte Begebenheit geschildert.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 7. April 1843.

Frankreich.

Resumé der Geschichte des Saint-Simonismus.

Nach Französischen Dokumenten.

St. Simon gehörte einer der ältesten adeligen Familien Frankreichs an. Er war der Nachkomme des berühmten Grafen v. St. Simon, des Geschichtschreibers Ludwig's XIV. Dennoch war er gegen alle Geburts-Privilegien und erklärte er den Krieg für gottlos, und dies gerade in der glänzendsten Epoche Napoleon's. Er strebte danach, die Menschen und die Völker durch eigene Erfahrung kennen zu lernen, durchlebte daher selbst sowohl die Tugenden als die Laster unserer Gesellschaft und verschwendete zu diesem Zwecke sein ganzes Vermögen, was er freilich später bereute. Er wurde so arm, daß er in seiner höchsten geistigen Glanzperiode sich vom Kopiren ernähren mußte. Die Verzweiflung brachte ihn zu einem selbstmörderischen Versuche, welcher mißlang, und er, der sonst Künstler und Gelehrte an seinem Tische bewirthete, mußte später Almosen nehmen, um sein Leben zu fristen. Er starb fünf Jahre vor der Juli-Revolution. Sein erstes Werk waren seine Briefe aus Genf, sein zweites umfaßte bündiger und deutlicher sein System, das wir hier nicht auseinanderzusetzen haben, das sich aber in einem Satze seines neuen Christenthums resumirt: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken", folglich weder Konkurrenz, noch Krieg, noch Erbschaft. Er organisirte auf dieser Basis seine Gesellschaft, auf Liebe, wie er sagte, und theilte die Menschen in drei Klassen, in Gelehrte, Künstler und Arbeiter.

Als er starb, umgaben ihn einige seiner Schüler. „Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie pflücken", das waren seine letzten Worte.

Augustin Thierry war sein Secretair, August Comte sein eigentlicher Jünger, aber der Erbe seiner Lehre war Olinde Rodrigues. Ein Journal, le Producteur, das 1825 erschien, von dem Herr Cerclet Direktor war, ward das Centrum der St. Simonistischen Lehre. Redacteurs waren: Olinde Rodrigues, Enfantin, Bazard, Buchez, August Comte, Armand Carrel, die jedoch in ihren Meinungen nicht gerade übereinstimmten. Sie vereinigten sich bloß, um gegen den hohlen Liberalismus aufzutreten. Carrel und Buchez gingen zum National über. Letzterer träumte von einem republikanischen Katholizismus, wie damals Lamennais. Er hat jetzt noch Einfluß auf den National.

Die eigentlichen Schöpfer des Systems waren Rodrigues, Enfantin und Bazard. Sie zogen einige Zöglinge der polytechnischen Schule an sich, einige Schriftsteller, Künstler, Virtuosen, unter denen auch Liszt, und so entstand eine Art Schule. Beim Ausbruch der Juli-Revolution war die Schule schon konstituirt. Sie erkannten Enfantin und Bazard als ihre Meister an, denen Rodrigues die Suprematie zuerkannt hatte. In ihren Grundsätzen gaben sich aber bald manche Widersprüche kund. Indessen betrachteten sie als Hauptgesetz den Fortschritt, und dieser erwarb ihnen Anhänger in allen Klassen der Gesellschaft.

Die Juli-Revolution gab ihnen einen unerhörten Aufschwung. Aus der Schule wurde eine Familie, und ihre Grundsätze fingen an, dem Neubestehenden in Frankreich sehr gefährlich zu werden. Sie etablirten sich als Collège — Gesellschaft — in drei Abtheilungen, wie die Freimaurer etwa. Es war dies eine vollkommene Hierarchie. Der Globe, von Pierre Leroux redigirt, den jetzt die früheren Mitarbeiter verließen, wie Cousin, Remusat und Andere, um Minister zu werden, ward außer dem Organisateur zu ihrem Organ. Man brauchte Geld. Herr von Eichthal, ein Deutscher Banquier, lieferte hierzu eine bedeutende Summe. Andere Gaben flossen noch reichlicher in die Hauptkasse. Henri Fournel gab sein ganzes Vermögen dazu und stellte bloß seine Kinder unter den Schutz der Gesellschaft. Die meisten Journale waren damals wie jetzt pure Speculation; die St. Simonistischen Journale wurden gratis ausgetheilt.

Nun dehnten sich auch ihre Etablissements aus. Den beschränkten Konferenzen in der rue Taranne folgten jetzt die geräuschvollen Sitzungen in den eleganten Sälen der rue Taitbout. Hier predigten mit allem Eifer der Ueberzeugung und der Hitze der Beredsamkeit Barrault, Charton, Laurent, Abel Transon. Nichts Interessanteres, sogar für den Fremden, kann man sich denken, als diese Sitzungen. Rings herum in einem geräumigen Saal, dessen ganze Decke von Glas war und nur so von oben das Licht erhielt, waren drei Reihen Logen angebracht. Vor einem Amphitheater, wo die eifrige Menge alle Sonntag die rothen Plätze zwei Stunden früher schon in Beschlag nahm, saßen in drei Reihen junge ernste Männer, fast alle in Blau gekleidet, außer einigen, die weiße Röcke mit veilchenblauen Binden anhatten. Bald erschienen die beiden Hohenväter, pères suprèmes, Bazard und Enfantin, die den Prediger an ihrer Hand führten. Sobald sie erschienen, erhoben sich die Jünger andachtsvoll. Ein allgemeines Stillschweigen herrschte, theils aus Andacht, theils aus Ironie, und der Redner begann. Man hörte zu, lächelte, aber bald ward man unwillkürlich zum Staunen gezwungen. Die Ungläubigsten fühlten sich, wenn auch nicht überzeugt, doch tief erschüttert und gerührt.

Die Familie hatte ihren Sitz in der rue Monsigny. Dort war der Heerd der Propaganda. Künstler, Aerzte, Advokaten, Dichter, Kaufleute vernachlässigten ihre Beschäftigungen und setzten alle ihre Hoffnungen auf die neue Gesellschaft. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich genommen, die Feste von den Frauen arrangirt; man musizirte, las in Gruppen, und jede Abtheilung hatte ihren Obervater oder ihre Obermutter; die Frauen nannten sich Schwestern. Es wurden mit der Provinz Verbindungen angeknüpft; bald reisten Missionaire der Gesellschaft in alle Provinzen, um dort das St. Simonistische Wort zu predigen. Sie wurden heute empfangen, morgen ausgezischt, übermorgen wieder begrüßt. Jean Reynaud und Pierre Leroux gingen nach Lyon, wo sie großen Succeß hatten und eine Filial-Familie stifteten. Geld floß von allen Seiten zu.

Dennoch fehlte die Einheit. Man war wohl einig darüber, wie man die Hauptfragen stellen sollte, aber wenn es zum Auflösen kam, waren die Meinungen zuweilen sehr verschieden. Dieser Mangel an Einheit machte sich besonders bei den Missionairen auswärts fühlbar, wo jeder seiner eigenen Phantasie überlassen war. So z. B. herrschte bei Margerin der Mystizismus vor, während bei Reynaud der Demokratismus die Hauptrolle spielte.

Derselbe Mangel an Einheit zeigte sich in den verschiedenen Publicationen, wenn man sie mit einander vergleichen will. Es erschienen: „L'Exposition", von Bazard; „Lettres sur la religion et la politique", von Rodrigues; „Les cinq discours", von Abel Transon; „La Note", von Olinde Rodrigues, über die Ehe und die Ehescheidung; „Les leçons", von Pereire, über Industrie und Finanzen; „Les trois familles" von Barrault; ferner Schriften von Pierre Leroux, Reynaud, Charton, Margerin, Cazeaux, Stephan Flachat, Charles Duveyrier, von Enfantin über Metaphysik, Kunst und Oekonomie. Der Globe beleuchtete alle diese Schriften. Sein Direktor war Michel Chevalier. Am meisten Aufsehen machten seine Angriffe gegen das Erbrecht.

Nach und nach aber entstand eine Meinungsverschiedenheit unter den Aposteln der jungen Lehre. Die Einen wollten zur Praxis übergehen und eine Gesellschaft nach ihren Theorieen bilden, die Anderen behaupteten, es sey dies noch zu früh. Sie müßten erst die Hauptfragen dogmatisch gelöst haben und noch mehr Proselyten machen. Bazard und Enfantin waren der ersten Meinung, und sie ging durch, nicht ohne Widerstand. Man strebte dahin, eine Werkstätte ins Leben zu rufen, suchte sich Anhänger unter den Proletariern, nahm ihre Kinder an, vertheilte sie in der Provinz und in der Hauptstadt, und die beiden Oberväter nahmen den Namen Papst an, womit sie eigentlich eher ihren Ehrgeiz als ihre Einsicht bewiesen. Die Gesellschaft erklärte sich als Synagoge, und jeden Morgen verkündigte der Globe die Namen der neuen Proselyten. Es wurde Einigen ganz schwindelig, und sie verloren vor lauter Exaltation den Verstand. Sie forderten den König Ludwig Philipp in Briefen auf, sich unter den Schutz ihrer Gesellschaft zu stellen. Zuerst waren sie eine Schule, dann eine Familie, jetzt aber hatten sie sich als Staat proklamirt. Bazard strebte nach einem politisch-sozialen Prinzip, Enfantin aber wollte eine Weltreligion damit gründen. Das Schisma sollte sich bald zeigen.

Diese Verschiedenheit der Auffassung lag auch ganz in ihren verschiedenen Charakteren. Bazard hatte eine männliche starke Seele und einen schüchternen Geist, er bekannte sich nur zu klaren, deutlichen Ideen. Während der Restauration war er Carbonaro und verband mit der Theorie anwendbarer Ideen die Lust der Ruhe und des Sicherseyns. Zudem liebte er seine Frau und seine Kinder. Enfantin hingegen hatte eine zarte weibliche Seele mit einem kühnen vorangreifenden Geist. Der methodischen Langsamkeit Bazard's setzte er seinen ungeduldigen Geist der Initiative entgegen. Was Bazard mit Gewalt erringen wollte, wollte Enfantin mit dem Gefühle erobern. Der Erste fühlte sich zum Tribun geboren, der Andere zum Apostel; der Erste war logisch, der Andere mystisch. Zudem war Enfantin ausgezeichnet schön, immer heiter und liebenswürdig und hatte entschiedenen Beifall bei den Frauen.

So lange die Schule sich auf ihre dogmatische Ausbildung beschränkte, war die Thätigkeit Bazard's überwiegend; er zwang sogar seinen Kollegen, eine öffentliche Erklärung zu Gunsten der Ehe zu unterzeichnen, welche Enfan-

tin in seinem Innern desavouirte, aber sobald das Industrielle und Materielle geordnet war, kam die Reihe an Enfantin. Man hatte beschlossen, die Schule zur Religion umzugestalten, und hier bedurfte es eines neuen religiösen Dogma's.

Man diskutirte nicht lange. Alle Religionen Europa's und Asiens hatten zum Grundsatz, das Fleisch sey sündhaft. Es giebt ein gutes und ein böses Prinzip: die Materie sey das Böse, der Geist das Gute, das heißt der gute Geist; denn es giebt auch einen bösen Geist: Ormuzd und Ahriman. Enfantin ging hierauf kühn zu dem entgegengesetzten Prinzip über und proklamirte die Rehabilitation der Materie, welches später in die Emancipation des Fleisches übersetzt wurde.

Das Prinzip war da. Die Konsequenzen sollten bis zum Extrem getrieben werden. Sie gingen daran unter.

Nach Enfantin sollte der Künstler — Geist — der Vermittler seyn zwischen dem Gelehrten und dem Industriellen, durch die Liebe, und so Geist und Materie verbrüdern. Die sinnlichen Vergnügungen wurden geheiligt neben den geistigen, die Tiefe des Gefühls sollte sich mit dem Heftigen darin vereinen, folglich sollte das Weib gleiche Rechte haben, und es sollte auch ein Weib die Priesterin repräsentiren, als materielle und geistige Vesta zugleich. Die Spötter sagten, Enfantin hätte das Weib erfunden.

Er schrieb in seiner mystisch-überspannten und an die fleischlichen Verirrungen anderer Sektenstifter erinnernden Weise: „Le couple prêtre aurait pour mission, d'imposer la puissance de son amour aux êtres qu'un esprit aventureux ou que des sens brûlants égarent, en recevant d'eux l'hommage d'une mystérieuse et pudique tendresse ou le culte d'un ardent amour. Connaissant tout le charme de la pudeur et aussi toute la grace de la volupté il aurait maitrisé l'esprit des uns et les sens des autres. Dans notre monde critique, nous avons oublié cette divine influence de la dance du moyen-âge ou de la vierge chretienne sur la vie du page et du chevalier. Nous ne savons plus ce que pouvaient commander de dévouement sans espoir, une écharpe, un regard et à peine un sourire. Mais nous ignorons surtout la puissance d'une vertueuse caresse, d'un religieux baiser, d'une sainte volupté. Il n'en est point pour nous. Notre chair est plus souillée encore que notre esprit et cette seule idée épouvante un monde qui ignore encore le pouvoir social, religieux et moral que l'avenir reserve — à la beauté!"

Enfantin, wie man sieht, war nicht so ganz gegen die Ehe. Er schwebte beständig zwischen Don Juan und Othello. Er erklärte sich für die Liebe und wollte eine Priesterin dafür haben.

St. Simon hatte nie diese Idee gehabt. Er sprach nie von den Frauen, bloß ein Mal, wo er sie stimmfähig erklärt. Die Erfindung des Priesterpaars gehört ganz Enfantin an. Aber vor den Konsequenzen dieses Prinzips erschrak Bazard. Während Enfantin predigte, weinte er zu den Füßen seines Weibes und bekam Krämpfe. Das Dramatische dieses Kampfes sollte sich bald tragischer entwickeln.

Es kamen nun bald in der rue Monsigny Scenen vor, wie sie die neuere Geschichte noch nicht dargeboten, höchstens in Münster bei den Wiedertäufern. Diejenigen, die mit den Prinzipien Enfantin's nicht einverstanden waren, sahen sich plötzlich an einem unabsehbaren Abgrund, den sie nie geahnt hatten, das Ganze kam ihnen wie ein Traum vor. Es schmerzte sie, von einer Idee sich loszusagen, der sie ihr ganzes Leben gewidmet hatten. Sie hatten so treuherzig sich Vater genannt, daß dies Wort jetzt ein wehmüthiges Zucken um ihre Lippen hervorrief. Oft wurden die Thüren verschlossen, und die heftigsten Erörterungen fanden statt. Die Exaltation überstieg alles Maß. Eines Tages fühlte Cazeau sich zum Propheten inspirirt, und er predigte prophezeiend. Olinde Rodrigues fiel wie vom Schlage gerührt hin, als man ihm seinen heiligen Geist leugnete — der Arzt zwang den Leugner, Buße zu thun. Obschon man das Geheimniß bewahrte, merkten es doch die Uneingeweihten. Die Väter waren betrübt und ernst. Um sie nicht beständig zusammentreffen zu lassen, theilte man die Schule in drei Abtheilungen, in Religion, Dogma und Kultus. Bazard war Haupt des Dogma's, Enfantin der Religion, Rodrigue des Kultus.

Vergebens! Das Schisma war ausgebrochen und unterwühlte die ganze Gesellschaft. Bazard und Enfantin sollten sich zum letzten Male mit einander messen. Die Diskussion war heftig und erschütternd. Die persönlichen Neigungen Bazard's zu seiner Familie machten eine vollkommene Tragödie daraus. Er kämpfte, sträubte sich mit aller Gewalt gegen einen Mann, der ihn durch seine unzerstörbare apostolische Ruhe erstickte. Endlich, nach sechsstündigem Kampfe, der ihn in Verzweiflung brachte und alle seine Kräfte erschöpft hatte, fiel er der Länge nach wie todt zu Boden. Man hob ihn auf. Enfantin schrie: „Nein, es ist nicht möglich, daß er so stirbt, seine Mission ist noch nicht vollendet!" — Er kam wieder zur Besinnung, aber sein Herz war getroffen. Acht Tage darauf starb er!

Gleich darauf erklärten sich Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Jules Lechevalier, Carnot, Fournel, Abel Transon gegen Enfantin. Dieser sollte sich vertheidigen. Er war jetzt père suprême. In einer langen Rede, die er über Ehe und Ehescheidung hielt, sagte er unter Anderem: „Das moralische Gesetz der Zukunft kann nicht ohne das Weib offenbart werden. Ich erkläre, daß bis dahin nichts unternommen werden könne im Herzen der neuen Lehre." Pierre Leroux protestirt und zieht sich zurück, Jules Lechevalier erklärt, weil die Moral der Lehre noch nicht erfunden, sey Alles bis jetzt umsonst gewesen. „Der Vater Enfantin", schreit endlich Reynaud, „glaubt sicherlich, das Weib werde sein Prinzip legitimiren. Deswegen pocht er darauf. Ich aber erkläre ihm, das Weib wird ihn zerschmettern. Warten wir, bis das Weib den Kopf erhebt." Einige Damen erheben sich und erklären sich gegen den Obervater. „Votre doctrine", schreibt Carnot, „est la réglementation de l'adultère." — „Le vice est rehabilité", antwortet Dugied. Andererseits ripostiren die Anhänger Enfantin's. Michel Chevalier nimmt seine Partei. Talabot zeigt auf Enfantin und sagt: „Dieser Mann ist das Haupt der Menschheit." Barrault drückt Transon an sein Herz: „Nein", ruft er schluchzend, „Du verläßest uns nicht, Du bist zu fromm dazu. Du liebst die Kinder, die Schwachen und die, die leiden. Ich kann Dich nicht als Freund verlieren."

Inmitten dieser heftigen Scenen blieb Enfantin ruhig und heiter. Er entließ die Gesellschaft mit folgenden Worten: „Obschon das, was jetzt zwischen uns vorfällt, der Sache nur nützlich seyn kann, so wünsche ich doch das Ende davon. Montag ist wieder eine Sitzung. Vergeßt nicht, daß, während wir hier bataillиren, die Arbeiter nichts zu thun haben, und daß wir Kinder adoptirt haben, die ohne uns verlassen seyn würden. Es ist augenscheinlich, daß hier Männer sind, die der geistigen Ruhe bedürfen."

Einige Tage hernach versammelte sich die Familie aufs neue. Neben dem Stuhle Enfantin's stand ein leerer Sessel, der die Abwesenheit des Weibes andeutete. Olinde Rodrigues als chef du culte setzte sich zur Rechten Enfantin's. Er hielt eine Rede und erzählte, wie so er, als Jude, St. Simonist geworden. Dann setzte er das ganze System der industriellen Gesellschaft aus einander. Damals hatten die Lyoner Arbeiter revoltirt. Man diskutirte über das Geld, ob es ein moralisches Mittel sey, oder nicht. Man wollte Alles vermeiden, um Einigkeit zu erhalten. Unmöglich! Die Sitzung war stürmisch. Reynaud war wie besessen, Henri Baud hielt eine lange Rede, worin er darthat, daß er, obschon von reichen Aeltern, freiwillig Proletarier geworden, um den Arbeitern zu helfen. Man konnte zu keinem Beschlusse kommen, und die Sitzung ward aufgehoben, indem einige den Vater Enfantin heftig umarmten. Es war die letzte Session.

Die wichtigsten Mitglieder des St. Simon-Bundes waren folgende: Pierre Leroux, Schriftsetzer, Reynaud, Transon, Cazeaux, Michel Chevalier, Lambert, Fournel, Ingenieurs der polytechnischen Schule, v. Eichthal, Banquier, Pereire, Fabrikant, Duveyrier, Advokat, Margerin, Artillerie-Offizier, Barrault, Professor, Laurent, Redner und Schriftsteller, Jules Lechevalier, Schriftsteller, Carnot, Sohn des berühmten Carnot, Dugied, Stifter des Carbonarismus unter der Restauration, Olinde Rodrigues, der Erbe der St. Simonistischen Lehre, und endlich Mad. Bazard. Von diesen achtzehn Häuptlingen blieben Barrault, Duveyrier, Lambert, Eichthal, Fournel und Michel Chevalier allein Enfantin treu. Die Anderen traten aus dem Kollegium. Enfantin behauptete, daß er darüber sich freue. Ein neues Etablissement wurde in der rue Ménilmontant geschaffen. Aber bald wurden die St. Simonisten vor Gericht gestellt und wegen des öffentlichen Aergernisses, das sie gegeben hatten, von der Jury aufgelöst. Die Verhandlung des Prozesses findet man in der Gazette des Tribunaux. Das Institut in der rue Ménilmontant war bloß industriell; die Frau war noch nicht gefunden.

Die St. Simonisten haben sich später verschiedenartig zerstreut. Lambert ist in Aegypten Lambert-Bey geworden; Duveyrier macht Vaudevilles; Michel Chevalier ist im Staatsrath; Carnot ist Deputirter; Cazeau dirigirt die Gesellschaft zur Urbarmachung des Departements der Landes; Transon und Dugied sind mit Eklat wieder in den Schoß des Katholizismus getreten; Margerin ist Professor an einer Belgisch-katholischen Universität; Pereire bekleidet ein Amt bei der Eisenbahn-Gesellschaft von Versailles; Laurent ist Magistrats-Mitglied in Privas und hat eine populaire Geschichte Napoleon's geschrieben; Olinde Rodrigues, der Geist und Thätigkeit hat, ist im Finanz-Ministerium angestellt; Mad. Bazard ist wieder katholisch geworden mit ihrem Schwiegersohne Alexander de Saint-Cheron, der jetzt den fanatischen Univers redigirt; Jean Reynaud und Pierre Leroux haben sich ganz der philosophischen Bahn zugewandt und sind jetzt zwei der ersten Schriftsteller. Enfantin lebt zurückgezogen in einem Landhaus unweit Lyon, wo er Ackerbau treibt.

Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Von Mignet.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1812 hatten die Vereinigten Staaten, nachdem sie sich lange Zeit den von England gemachten und eine freie Nation entehrenden Forderungen gefügt, sich endlich, aber freilich zu spät, entschlossen, in Gemeinschaft mit Frankreich das See- und Neutralitätsrecht zu vertheidigen. Tapfer hatten sie zwei Jahre hindurch den Kampf bestanden; da sie aber nach Napoleon's Sturz allein auf dem Wahlplatz verblieben, sahen sie sich den Angriffen der Gesammtmacht Englands ausgesetzt. Eine furchtbare Expedition wurde von dieser Seite gegen Louisiana vorbereitet; ein Heer von 15,000 Mann, im Kriegsdienste ergraut, die in Portugal und Spanien gefochten, segelte nach jenem Gebiete ab, dem letzten, welches dem Amerikanischen Republiken-Bund einverleibt worden und das, wie es schien, um so leichter davon losgerissen werden konnte.

Neu-Orleans, so ernstlich bedroht, war von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Auf dem linken Ufer des Mississippi gelegen, schien es wohl durch die von dem Strome gebildeten Seen und durch das sumpfige und wankende Erdreich nach seinen Mündungen zu geschützt; allein es fehlte an Festungs-

Werken und an Truppen, kaum vermochte man 1200 Mann unter die Waffen zu bringen. Auch rief die Nähe der Gefahr keine geringe Bestürzung hervor. Noch nie hatten die Bewohner sich geschlagen. Seit zwei Jahren genossen sie ihre volle Unabhängigkeit, sie waren nun selbständig, aber es mangelte ihnen noch an gehörigen Einrichtungen, sie besaßen Rechte, welche den Willensmeinungen schmeicheln, aber keine Macht, welche diese zusammenhält. Dies ist das große Uebel demokratischer Staaten, welche andererseits den Vorzug haben, starke Männer ins Daseyn zu rufen, die durch das Uebergewicht ihres Geistes und durch Energie des Charakters, wenigstens auf kurze Dauer, ein einhelliges Zusammenwirken zwischen Befehlenden und Gehorchenden zu Stande zu bringen wissen. Louisiana war so glücklich, einen Mann dieses Schlages im General-Major Andreas Jackson gefunden zu haben.

Vom damaligen Präsidenten Madison mit der Vertheidigung Louisiana's beauftragt, übernahm Jackson ohne Zaudern dieses schwierige Geschäft. Bei der ihm angebornen und in allen Lebensverhältnissen bewiesenen Verwegenheit hatte er sich daran gewöhnt, nichts für unmöglich zu halten. Von seinen Aeltern zum Priesteramt bestimmt und aus eigener Wahl in den Advokatenstand getreten, war der Krieg sein wirklicher Beruf. Obschon er von Washington zum öffentlichen Anwalt in Tennessee ernannt, obgleich er als Gesetzgeber Mitglied des Kongresses und als Richter Mitglied des höchsten Gerichtshofes gewesen war, hatte er sich doch besonders als Soldat ausgezeichnet. In dem Alter von 14 Jahren hatte er als Freiwilliger unter der Fahne der Unabhängigkeit gefochten und war verwundet worden. Fortgerissen von Thatendrang, vom Ungestüm seines Charakters und von dem Hange nach Abenteuern, hatte er sich nach dem Westen gewandt, wo er die Republik Tennessee mit gründen half. An der Spitze der Landmiliz im Kriege von 1812, hatte er die Creeks besiegt und die Briten aus Pensacola verjagt. Ein unbezähmbarer Muth, durch den er glücklich den größten persönlichen Gefahren entkommen war, und stetes Gelingen auch der kühnsten Unternehmungen flößten ihm ein gränzenloses Selbstvertrauen ein. Er dachte, daß, wer das Beste wolle, auch das Meiste vermöge.

Mit solchen Gesinnungen langte er in Neu-Orleans an. Schon seit 15 Jahren hatte er seinen Freund Livingston nicht gesehen. Er fand ihn voll Eifer und Entschlossenheit an der Spitze eines zur Landesvertheidigung von ihm festgesetzten Ausschusses. Er ernannte ihn zu seinem General-Adjutanten und ergriff einstimmig mit ihm alle die erforderlichen Maßregeln. Ueberzeugt, daß in den Augenblicken der Gefahr die Gewalt in den Händen eines einzigen Mannes ruhen müsse, und daß sich lediglich von dessen festem Willen das Heil eines zerrütteten Landes erwarten lasse, machte sich der Demokrat Andreas Jackson zum Diktator. Er verkündigte das Kriegsgesetz, erklärte temporair die habeas corpus-Akte außer Kraft und verbot später sogar dem gesetzgebenden Körper, sich zu versammeln. Er rief sämmtliche Bürger zu den Waffen, nahm die Seeräuber von der Insel Barataria in Dienste und drang in die Milizen von Tennessee und Kentucky, sich eiligst nach Neu-Orleans zu begeben. Die Kraft seiner Entschlüsse und die Ruhe seines Muthes gaben Jedermann das Vertrauen, von dem er selbst beseelt erschien.

Während dieses denkwürdigen Feldzuges war Livingston der glühendste Mitstreiter des Generals Jackson. Er hatte Theil an seinen Maßregeln wie an seinen Siegen; er begleitete ihn bei dem schrecklichen Angriff in der Nacht des 23. Dezembers, wo er das Vorhaben des Englischen Vortrabes vereitelte und ihn im weiteren Vordringen hemmte. Er unterstützte Jackson bei dem Schanzenbau, den dieser zwei Meilen um Neu-Orleans, zwischen den Sümpfen und dem Mississippi-Strom, ausführte und wo er, nicht einen Fußbreit vom Platze rückend, dem Feinde auflauerte. Er war Zeuge der Anstrengungen, welche zweimal, jedoch umsonst, das Englische Heer gegen diese plötzlich hervorgezauberten Bollwerke versuchte, welche theils das Geschütz etlicher Piraten, theils der Muth von 5000 Miliz-Soldaten deckte. Er war endlich am 8. Januar 1815, jenem stets unvergeßlichen Tage in den Jahrbüchern Louisiana's, bei der Schlacht zugegen, welche über dessen Schicksal entscheiden sollte. Er sah still und in schönster Ordnung die alten Britischen Schaaren herrannahen, um in einem letzten Anfalle die Linie der Amerikaner zu durchbrechen. Er sah sie, trotz der Pfeilgeschwindigkeit ihrer Bewegungen, trotz ihrer kalten Beherztheit, nicht den Graben erreichen, den sie überschreiten wollten; ihre Reihen, aus der Ferne von den Kugeln und Kartätschen getroffen, wichen zurück und sanken zu Boden, als sie sich in der Nähe der Karabiner jener unerschrockenen Schützen des Westens befanden, deren Hand fest, deren Auge sicher und deren Schuß unfehlbar war. In wenigen Minuten war der Ober-Feldherr Sir Edward Packenham getödtet, die Generale Gibbs und Keane, welche nach ihm das Kommando übernahmen, hatten tödtliche Wunden empfangen, die Mehrzahl der Offiziere fiel unter den Kugeln der Amerikaner, zweitausend Leichen bedeckten die Wahlstatt, das entmuthigte Heer hielt inne, man schlug zum Rückmarsche, und Louisiana war gerettet.

Livingston hatte rühmlichen Antheil an den Ereignissen und Gefahren dieses Krieges gehabt. Er hatte dem General Jackson mit seinen klugen Rathschlägen, mit seinem besonnenen Muthe, mit seiner gewandten Feder Beistand geleistet. Er hatte seine Proclamationen abgefaßt, seine Verfügungen weiter befördert, seine Depeschen geschrieben. Nachdem er ihn zum Kampfe begleitet, hatte er mit günstigem Erfolge die Auswechselung der Gefangenen unterhandelt. Ja, als späterhin der Kongreß, durch welchen das Volk seine Dankbarkeit ausdrückte, dem General Jackson eine zur Erinnerung an seine Siege geprägte Denkmünze zuerkannte, sagte er zu Livingston: „Tritt näher und sieh, zu welcher Belohnung du mir verholfen."

Nach Louisiana's Rettung und nach dem Abschluß des Genter Friedens kehrte Livingston zu seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wieder zurück. Er widmete sich ihnen mit so beharrlichem Eifer, daß er nach Verlauf von einigen Jahren seinen Plan, die Umgestaltung des Strafrechtes, fest beschlossen hatte. Begierig, sein Werk in Louisiana zur Ausführung zu bringen, wurde er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates, um es ihrer Prüfung und ihrem Gutachten zu unterwerfen. Er schlug also vor, die bisherigen mangelhaften Gesetze zu ändern, indem sie durch ihre Verwirrung den gesunden Verstand, durch ihre Grausamkeit das menschliche Gefühl beleidigten und durch die unvollkommene Art ihre Fassung gegen den Gerechtigkeitssinn verstießen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Denkmale der patriarchalischen Zeit in Grusien.

Wenn auf den Trümmern der Vergangenheit die Ueberreste patriarchalischer Zeiten, mit denen wir die Idee vom menschlichen Geschlechte als einer Familie zu verbinden gewohnt sind, noch irgendwo sich erhalten haben, wenn überhaupt auf dieser Erde noch Menschen leben, die ihre Seele vom Glauben nähren und ihr körperliches Wohlseyn durch engen Freundschaftsbund mit der Natur stählen: so ist dies unbezweifelt in Grusien der Fall. In einem Lande, das für einen Theil der Urheimat unseres Geschlechtes gehalten wird, geboren und aufgewachsen, mußten die Grusier, eifrige Verehrer des geheiligten Alterthums, schon wegen ihrer abgeschiedenen Lage viele Sitten bewahren, die ihre Altvordern von dem neuen Stammherrn der durch die große Fluth verjüngten Menschheit geerbt hatten. Frömmigkeit, Friedfertigkeit, Gastfreundschaft und einfache Lebensweise sind nationale Tugenden der Grusier, die man als Denkmäler patriarchalischer Zeiten betrachten darf.

Von den Gebräuchen der ältesten christlichen Kirche hat sich Vieles in Grusien erhalten. So z. B. geht der Grusier noch jetzt barfuß ins Gotteshaus, wenn er einen hohen Grad von Zerknirschung fühlt; er küßt die Mauern des Tempels, wenn er vorübergeht und aus Mangel an Zeit nicht hineintreten kann, um sein Gebet im Heiligthume selbst zu verrichten; er besucht die Trümmer von Kirchen in abgelegenen Einöden, vereinigt in dem hehren Schweigen, das um diese heiligen Ueberreste herrscht, seine frommen Gebete mit denen seiner Voraltern und läßt einige Opfergaben zurück.

Die Friedfertigkeit des Grusiers ist eine von seiner Frömmigkeit unzertrennliche Tugend. Grusiens Geschichte ist die eines mannhaften und tapferen Volkes; aber sie lehrt uns auch, daß dieses Volk nie von Eroberungslust sich fortreißen ließ und immer so lange in Eintracht mit seinen Nachbarn lebte, bis die Letzteren aus freiem Antrieb seine Ruhe störten. Der blühende Zustand des Landes unter der Regierung der weisen Königin Tamar gründete sich weniger auf die Siege und Eroberungen dieser Fürstin, als auf die trefflichen Maßregeln, wodurch sie die innere Ordnung und den Wohlstand der Nation zu befestigen wußte. Grusien hatte viele sehr tapfere Fürsten, unter denen, wie ein Berg unter Hügeln, König David sich erhebt, dem sein kühner Muth den Beinamen Gurgaßlan, d. i. der Wolfs-Löwe, erwarb.*) Aber auch dieser Fürst ist nicht sowohl wegen seiner Siege, als wegen des Eifers, womit er die Religion und das Heil seiner Unterthanen beschützte, unsterblich geworden. Seinen kriegerischen Ruhm verdankte er nur den feindlichen Nachbarn, die, so oft sie Grusien überfielen, in Gurgaßlan einen Helden fanden, der ihre Heere vernichtete.

Grusiens Lage hat die Friedfertigkeit seiner Bewohner sehr erleichtert. Von mächtigen Gebirgen rings eingeschlossen, durften sie kaum daran denken, ihre Gränzen über diese ewige Mauer der Natur hinauszurücken. Diese vor allen Nachbarn sie auszeichnende verträgliche Sinnesart giebt sich vorzugsweise bei dem Landbewohner zu erkennen. Jedes Dorf hat seinen Nazwal oder Aeltesten, der Streitigkeiten jeder Art ohne alles Ansehen der Person schlichtet und von dessen Spruche nur höchst selten an die Russische Regierung appellirt wird.

Die Tugenden der Gastfreiheit und des Gemeinsinns sind bei den Grusiern in solchem Grade entwickelt, daß sie in diesem Betrachte sogar die ob ihrer Gastfreiheit so gepriesenen Bewohner der Schluchten des Kaukasus weit übertreffen. Allerdings ist auch den wilden Bergbewohnern das Recht der Gastfreundschaft heilig, und sie nehmen den obdachlosen Wanderer gern in ihr Haus auf. Während aber der Bergbewohner dem Fremden im Kreise seiner Familie Brod und Salz vorsetzt, ist er, gleich dem Beduinen, bereit, ihm sogar ans Leben zu gehen, sobald der Gast seine Hütte wieder verlassen hat. Wenigstens haben die Bergvölker kein positives Gesetz, das ihnen vorschriebe, die Rechte der Gastfreundschaft überall und immer zu ehren. Dagegen hat die Gastlichkeit, vermöge welcher der Grusier das tägliche Brod sogar mit Feinden theilt, bei ihm die Kraft eines Gesetzes, das er als Ueberlieferung seiner Voraltern heilig hält, müßte es auch mit empfindlichen Opfern erkauft werden. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Umstände sich so fügen, daß die Gäste nicht alle zusammen, sondern Einer um den Anderen eintreffen. Bei den Grusiern gilt nämlich als Regel: „jedem neuen Gast eine neue Bewirthung"; und wollen sie den Ankömmling gut bewirthen, so richten sie für jedes Individuum, das bei ihnen einkehrt, einen ganzen Hammel zu; daher

---

*) Gurg heißt Wolf; aslan, Löwe. Von diesen Wörtern ist ersteres Persisch (vermuthlich identisch mit der Deutschen Wurzel wurg, würgen), letzteres Turk Tatarisch. Man darf beide als erborgt betrachten, da die Grusische Sprache in ihrer ganzen Entwickelung von beiden Sprachen-Familien, der Tatarischen und der Indisch-Germanischen, in erstaunlichem Grade verschieden ist und bis jetzt fast nur mit sich selber verglichen werden kann, wie die Idiome der Lesghier, der Tscherkessen und anderer räthselhaften Völkertrümmer des Kaukasus.

ein Grusier, dessen Gastfreundschaft Viele in Anspruch nehmen, nur mit Mühe bestehen kann.

Frostig und zurückhaltend benimmt sich der Grusier nur, wenn Du ihm als ein räthselhafter Mensch erscheinst, wenn er argwöhnt, Du seyest sein Feind; aber auch dann waffnet er sich nur mit Vorsicht und Mißtrauen wider Dich; an der gewohnten Bewirthung läßt er Dir's nicht fehlen. Eine wahrhaft patriarchalische Großartigkeit hat die Gastfreundschaft dieses Volkes besonders im Sommer, wo die Natur ihre Gaben so verschwenderisch über das Land ausschüttet. Alsdann ladet der Grusier den Fremden, der ihn besucht, unter die blaue Himmelswölbung, in seinen üppigen Weingarten. Hier, zwischen Blumen und Grün, im dichten Schatten der Reben, thut er Dir Alles zu Gute, was er kann, als wolle er von dem glückseligen Daseyn des Erstgeschaffenen im Garten Eden Dir eine Vorstellung geben. Selbst wenn Du ungeladen und nur zum Spaziergang in seinem Garten erscheinst, bist Du des Rechtes auf seine Bewirthung nicht verlustig. Sobald er Deine Anwesenheit bemerkt, schickt er Dir seinen Gärtner mit einem Körbchen Trauben und Obst zur Begrüßung. Bald hinter dem Diener kommt der Herr in eigener Person, pflückt eine Frucht von dem nächststehenden Pfirsichbaume, fügt ein Zweiglein desselben Baumes hinzu und reicht Dir beides. Mit dieser einfachen symbolischen Handlung weiht er Dich als seinen Gastfreund. Jetzt werden Körbe mit Weintrauben jeder Farbe aus dem ganzen Garten zusammengeschleppt; man pflückt dem lieben Gaste Melonen, Gurken und anderes Obst, wenngleich die für andere vorher dagewesene Gäste eingesammelten Vorräthe noch nicht erschöpft sind. Ist es Dir unbequem, auf einem Teppich zu kauern, die Füße nach orientalischer Sitte unterschlagend, so erhältst Du ein Bänkchen zum Sitzen. Nach der reichlichen Bewirthung läßt man Dir zu Ehren Musik und Tänze aufführen. Die harmlose Heiterkeit und herzliche Mittheilsamkeit des Grusiers kennen gar keine Gränzen, wenn er es mit Gästen zu thun hat, die sein volles Vertrauen besitzen.

Auch die Einfachheit in der Lebensweise des Grusiers bewahrt noch das Gepräge patriarchalischer Zeiten. In dieser Beziehung kann man die Grusier ohne Metapher Naturkinder nennen. Sie halten es für eine große Undankbarkeit gegen die Natur, wenn man ihr durch Wissenschaft und Kunst abzwingen will, was sie nicht freiwillig gewährt; daher begnügen sie sich im Leben oft nur mit dem, was die Natur ihnen unmittelbar schenkt. Eine gute Hälfte ihrer Nahrung besteht aus Vegetabilien, die aber so nahrhaft und gesund sind, daß viele Grusier bei dieser Kost ein sehr hohes Alter erreichen. Die Bewohner des Distriktes Guri und eines Theils von Imereti kennen das Brod gar nicht und essen dafür Gomi, welches bei ihnen nach Art des weißen Grützbreies (bjela kascha) der Russen zubereitet wird. Diese Leute sind ungemein rüstig und schleppen Lasten von erstaunenswürdiger Schwere.

Die Grusischen Landbewohner treiben Ackerbau, Gartenbau oder Viehzucht, und zwar gewöhnlich nur eine dieser drei Beschäftigungen, indem sie von ihrer Neigung zu der Wahl sich bestimmen lassen. Besonders interessant ist das Hirtenleben der Grusier, welches, angesehen die zahlreichen Schafheerden vieler Landbewohner, an die gesegneten Zeiten des Erzvaters Jakob erinnert, während die üppigen Triften in den herrlichen Thälern Grusiens die Griechischen Sagen vom glückseligen Arkadien zu verwirklichen scheinen. Der Grusische Hirte verlebt den ganzen Sommer auf blühenden Wiesen und an den Ufern reißender Ströme; sein Lager ist die Erde, sein Dach der Himmel; seine Freunde sind die Schäfchen, die ihm ihr Futter aus der Hand fressen. Die Anhänglichkeit der Schafe an ihre Führer ist erstaunlich groß; dies giebt sich zu erkennen, wenn die Hirten mit ihren zahlreichen Heerden eine abgeweidete Gegend verlassen und durch das volkreiche geräuschvolle Tiflis einem anderen Weideplatz entgegenziehen. Der Hirt geht voran und scheint sein Vieh gar nicht zu beachten; allein die Schafe kennen ihn, kennen seine Stimme und eilen, einander drängend, hinter ihm her: keines verliert sich im Getümmel der zu beiden Seiten des Weges hin und her wogenden Bevölkerung. Ein anderer den Zug schließender Schäfer giebt nur darauf Acht, daß kein Stück ergriffen und weggeschleppt werde.

Gegenwärtig entsagt das Grusische Volk, insonderheit die höhere Klasse, ganz freiwillig der alten Lebensweise und den alten Gewohnheiten. Viele gebildete Grusier achten die Europäische Aufklärung höher als die todte Einförmigkeit der orientalischen Art, zu seyn, und leben wie geborene Europäer. Aber diejenigen ihrer Stammesgenossen, welche in stillen und entlegenen Dörfern oder gar in tiefen Schluchten und Wäldern wohnen, hängen noch fest an ihrer alten patriarchalischen Existenz und sind in dieser Beziehung so unerschütterlich wie die Berge, welche diese einfachen Naturkinder vor jedem Eindringen weltlicher Eitelkeit schützen. Hier werden noch, wie ein heiliges Vesta-Feuer, alle die Sitten und Gebräuche bewahrt, welche der Grusier als Erbstück von seinem Vorfahr und dieser wieder von den ersten Stammältern erhielt. Das patriarchalische Leben dieser Grusier wird noch lange von ihnen als von einem frommen, gastfreien und friedfertigen Volke reden, dem sein graues Alterthum so theuer ist, wie eine leibliche Mutter. (C. U.)

Mannigfaltiges.

— Pulszky über J. G. Kohl und die Deutschen in Ungarn. In dem zweiten Hefte der Ungarischen Vierteljahrsschrift greift der bekannte Magyarische Schriftsteller Pulszky die Ungarischen Reiseskizzen J. G. Kohl's sehr heftig an. Es wird dabei uns Deutschen der Vorwurf gemacht, daß wir in Betreff des östlichen Europa's nicht minder ununterrichtet seyen und dabei auch eben so leichtfertig urtheilten, als die Franzosen mit Bezug auf Deutschland und die ganze übrige Welt. Besonders daß die Donau in der Allgemeinen Zeitung so oft ein „Deutscher Strom" genannt wird, das nehmen uns die auf diesen Fluß nicht minder als auf ihre Nationalität eifersüchtigen Ungarn außerordentlich übel. Es wird also in Zukunft immer gesagt werden müssen: „die Donau, ein Deutscher Strom von Donaueschingen bis Preßburg". Seltsam klingt der Vorwurf der „Deutschthümelei" in dem Munde eines Schriftstellers, der unter den „Magyarenthümlern" einer der vordersten ist. Uebrigens aber spricht Herr Pulszky den Deutschen in Ungarn alle Theilnahme an dem dortigen politischen Leben ab; nicht einmal um die beabsichtigten Reformen des Städtewesens, bei welchem doch die Deutschen am meisten betheiligt seyen, kümmerten sich diese sonderlich. Und bei dieser Gelegenheit wird behauptet, daß die Deutschen in Ungarn keine politische Zukunft hätten. Zum Belege dieser Behauptung sagt der Verfasser: „Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie wenig Lebenskraft das Deutsche Element in Ungarn hat. Jeder Gebildete, ja jeder Halbgebildete bei uns kann Deutsch, unter den Frauen ist die Conversations-Sprache größtentheils die Deutsche, an Deutscher Gelehrsamkeit und Kultur ist die Ungarische aufgewachsen, und während nun in Ungarischer Sprache von Jahr zu Jahr mehr und mehr gediegene Bücher erscheinen, repräsentirt in der Deutschen Literatur das Deutsche Element Ungarns nur der Patriarch Pyrker, der den größten Theil seines Lebens im Ausland verlebte, und M. G. Saphir, dessen Witz das Taufwasser noch wässeriger machte. Selbst als Deutschland in literarischer Hinsicht auf dem Culminationspunkte stand, als in der Literatur selbst die entlegenen Ostsee-Provinzen zum Theil glänzend vertreten waren, hatte Ungarn keinen Deutschen Schriftsteller von Auszeichnung. Das Deutsche Element ist hier politisch unthätig, literarisch unproduktiv, ein Zeichen, daß es keine Wurzeln im Volke hat, und darum bemühen sich die Deutschthümler vergebens, wenn sie es, so oft es nur möglich ist, erinnern, daß in Ungarn die höheren Stände alle Deutsch sprechen, und daß die Donau ein Deutscher Strom sey. — Ungarn wird noch lange Zeit an den Schätzen Deutscher Literatur sich ergötzen und Deutsche Kultur nicht entbehren können; — doch damit mögen sich unsere Nachbarn begnügen: eine politische Zukunft hat der Deutsche in Ungarn nicht."

Bibliographie.*)

Frankreich.

A. de Humboldt Asie centrale. Recherches sur les chaînes de montagnes et la climatologie comparée. 3 vol. 8. mit 1 Karte. Paris, Gide. 30 fr.

Voyages de la commission scientifique du Nord, en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feroe, pendant les années 1838, 1839 et 1840, sur la corvette la Recherche —; publiés par ordre du roi, sous la direction de P. Gaimard. Géologie, minéralogie, métallurgie et chimie, par J. Durocher. 1. part. 1. livr. 8. Paris. 5 fr. 50 c.

Von den neuerdings über die Marquesas-Inseln erschienenen Werken erwähnen wir: Vincendon-Dumoulin et C. Desgraz Iles Marquises ou Nouka-hiva. Histoire, geographie, moeurs et considérations générales d'après les relations des navigateurs et les documens recueillis sur les lieux. 8. mit 4 Kart. Paris. 7 fr. — M. G*** (ein kürzlich von dort zurückgekehrter Missionair) Lettres sur les îles Marquises, ou mémoires pour servir à l'étude religieuse, morale, politique et statistique des îles Marquises et de l'Océanie orientale. 8. mit 1 Karte. Paris. 4 fr.

Lettre de J. J. Dubois, sous-conservateur du musée des antiques au Louvre, sur une inscription grecque trouvée dans une statue antique de bronze appartenant à ce musée. ½ Bog. 8. Paris.

C. Famin Histoire des invasions des Sarrasins en Italie, du VII. au XI. siècle. Tome 1. 8. Paris. 6 fr.

H. de Viel-Castel (comte) Les rois de France. 1. livr. 8. Paris. — Erscheint in 60 Liefer., à 50 c. (Lief. 60 1 fr. 50 c.), oder 2 Bänden, mit 66 Portraits.

Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France, et de ses deux fils les marquis de Montpouillan et de Castelnaut, suivis de documens curieux. Recueillis, mis en ordre, et précédés d'une introduction par le marquis de Lagrange. 4 vol. 8. Paris. 32 fr. — Vorzugsweise für die Geschichte des Protestantismus in Frankreich bedeutend. Als Belege des Erzählten sind außerdem über 600 Briefe (z. B. Heinrich's IV. u. Anderer) darin abgedruckt. — Der Herausgeber, welcher durch Heirath zur Familie de la Force gehört, entnahm dieselben sämmtlich dem Familien-Archive.

C. Paganel Histoire de Joseph II, empereur d'Allemagne. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

M. Chevalier Essais de politique industrielle, souvenirs de voyage: France, république d'Andorre, Belgique, Allemagne. 8. Paris. 8 fr.

Gaubert (de Ger) Rénovation de l'imprimerie. Nouvelle puissance de la mécanique. Notice sur le gérotype ou machine à distribuer et à composer en typographie. 1 Bog. 8. Paris. — Sinnreiche Erfindung, die auch in der Pariser Akademie der Wissenschaften zur Sprache gekommen.

A. de Jussieu Monographie des Malpighiacées, ou exposition des caractères de cette famille, des genres et espèces qui la composent. 19 Bog. 8. mit 3 Kpft. Paris.

J. Pigeaux Traité pratique des maladies des vaisseaux, contenant des recherches historiques spéciales. 8. Paris. 5 fr.

J. Z. Amussat Mémoire sur la rétroversion de la matrice dans l'état de grossesse. 3 Bog. 8. Paris.

A. E. Egger Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae. 8. Paris. 7 fr. 50 c. (Vergl. Allgem. Preuß. Staats-Zeitung Nr. 78.)

Edélestand du Méril Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle. 8. Paris. 8 fr. — Lateinischer Text, Französische Einleitung und Anmerkungen.

C. A. Sainte-Beuve Tableau historique et critique de la poésie française et du Théâtre-Français au seizième siècle. Edition revue et très-augmentée. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Mit der ersten Ausgabe (2 vol. Paris 1828) war, als zweiter Band, eine Auswahl aus Ronsard's Werken verbunden.

Desbordes-Valmore (Madame) Bouquets et prières. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Sand Oeuvres (Tome 11). Mauprat. — Floquet Histoire du parlement de Normandie. Tome 7. (Hiermit ist dies gründliche historische Werk beendigt.) — de Santarem Quadro das relações politicas e diplomaticas de Portugal. Tomo 3. — Recueil de mémoires de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires; rédigé par Jacob, Broussais et Marchal. Tome 53.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 10. April 1843.

Frankreich.

Franz Rabelais, nach Gottlob Regis.

Erster Artikel.

Fraget die meisten derjenigen, welche selbst die Literatur schreiben oder darüber lesen, ob sie Rabelais und seine Werke kennen, und mit einem Lächeln auf den Lippen werden sie ja! antworten. Wenn ihr sie dann weiter nöthigt, euch von ihrer Kenntniß über sein Leben Kunde zu geben, so wird man euch sagen, daß er derjenige Mann seines Zeitalters war, der am meisten Geist, Lustigkeit und Schlauheit besaß; daß er als Mönch, Benediktiner und Arzt lebte und am Ende als Pfarrer zu Meudon bei Paris starb; vielleicht werden sie noch hinzusetzen, daß seine letzten Worte ein Calembourg gewesen, und dergleichen mehr. *)

Wenn sie jedoch den Gargantua und Pantagruel mit all' denen Geistesfähigkeiten gelesen hätten, die seine Werke erfordern, um gehörig gewürdigt zu werden; wenn sie diesen Autor mit seinem Jahrhundert zusammenstellten, mit diesem 16ten Jahrhundert, welches gleichzeitig durch die Fackel der wiederaufkeimenden klassischen Literatur und durch die Scheiterhaufen der Inquisition erhellt wurde, so würden sie inne werden, daß in ihm das Scherzhafte nur die Maske war und seyn konnte. Es ist daher vielleicht an der Zeit, heute, 290 Jahr nach Rabelais' Tod (er starb am 9. April 1553) sein Andenken auch in Deutschland aufzufrischen und seiner Biographie einige Zeugnisse folgen zu lassen, wie in verschiedenen Jahrhunderten sein Hauptwerk beurtheilt worden, und zum Schluß einige Proben desselben zu geben.

Franz Rabelais war in der kleinen, aber sehr alten Stadt Chinon in Touraine, am Zusammenfluß der Vienne und Loire, um 1483 geboren. Sein Vater, ein Gastwirth, oder nach Anderen Apotheker daselbst, gab den Knaben in die Abtei Souillé bei Chinon, deren Mönche ihm die ersten Kenntnisse beibringen sollten. Aber er lernte hier eben so wenig als im Kloster la Bâmette auf der Universität Angers, wohin man ihn nachher that; und fast der einzige Vortheil, den ihm der Aufenthalt an letzterem Orte brachte, war die dort eingegangene Verbindung mit den Brüdern du Bellai, von denen der eine späterhin Kardinal und sein eifrigster Gönner wurde. Darauf wurde er Franziskaner zu Fontenai le Comte im Unter-Poitou und begann nun im Kloster auf eigenen Antrieb zu studiren. Alles zog er in den Bereich seiner Studien: Grammatik, Poesie, Medizin, Philosophie, Rechtswissenschaft, Stern- und Sprachkunde, so daß ihn die Mönche bald wegen seines höheren Wissens eben so sehr beneideten als haßten und verfolgten. Um diesen Verfolgungen zu entgehen, erbat und erhielt er vom Papste Clemens VII. die Erlaubniß, in den Benediktiner-Orden überzutreten, und begab sich demzufolge in das Kloster Maillezais in Poitou, vielleicht bald nach 1523. Doch wollte es ihm auch dort nicht lange behagen. Er verließ das Kloster ohne Päpstliche Erlaubniß und führte im weltlichen Priesterkleide mehrere Jahre ein Wanderleben.

Endlich kam er 1530 nach Montpellier, wurde dort Student der Medizin, im selben Jahre aber auch Bakkalaureus, und hielt bis 1532 vielbesuchte medizinische Vorträge. Nach dieser Zeit verweilte er mehrere Jahre lehrend, praktizirend und schriftstellernd zu Lyon. Im Jahre 1534 begleitete er seinen alten Gönner, Johann du Bellai, damals Bischof von Paris, als Leibarzt (wie Einige erzählen, zugleich als Bratenschneider und lustiger Rath) nach Rom und erlangte vom Papste Absolution für die Entweichung aus dem Kloster, Erlaß der darauf stehenden Kirchenstrafen und zugleich die Erlaubniß, ein anderes Haus des Benediktiner-Ordens wählen und dort als Arzt praktiziren zu dürfen. Er wählte die unter du Bellai stehende Abtei von St. Maur des Fossez bei Paris, deren Säkularisirung bereits beschlossen war, und wurde also in kurzem aus einem Benediktiner-Mönch, wie er gewünscht hatte, ein weltlicher Chorherr. Zu St. Maur blieb er von 1536 bis 1545, da ihm der Kardinal du Bellai die Pfarre zu Meudon bei Paris gab, welche er, nach allen vorhandenen Zeugnissen, musterhaft verwaltete bis an seinen Tod, der nach dem Pater S. Romuald am 9. April 1553 zu Paris erfolgte. **) — Die mancherlei Anekdoten, welche man von seinem Leben und Sterben erzählt, sind theils erdichtet, theils nicht hinlänglich beglaubigt. ***)

Rabelais ist allbekannt durch seinen satyrischen Roman Gargantua und Pantagruel. Gargantua, der Vater Pantagruel's und der Held des ersten Buches, ist, nach einer alten, sehr verbreiteten Französischen Volkssage, ein ungeheurer wandernder Riese, der jedoch Niemanden etwas zu Leide thut, wenn er für seinen gewaltigen Hunger und Durst genug zu essen und zu trinken findet. Ein bisher wenig gekannter alter Druck der Dresdner Bibliothek, den Regis bekannt macht, enthält wahrscheinlich nur das Französische Volksbuch, und Rabelais hat wohl schwerlich Antheil an dieser Chronik, die den Riesen Gargantua mit dem Zauberer Merlin und König Artus in Verbindung bringt. Rabelais benutzte jedoch nur einzelne Züge der alten Sage, welche gerade für seinen Zweck paßten; denn sein Roman ist eine Satire des ganzen Zeitalters. Zustände und Sitten, Ansichten und Hoffnungen, Stände und Individuen, alle verspottet er mit gleicher Laune; und die viel bewegte Zeit, bald nach der Reformation, bot ihm reichlichen Stoff. Aber gerade weil er seinen Zeitgenossen geistig bedeutend vorausgeeilt war, mußte er vorsichtig zu Werke gehen, denn die Scheiterhaufen entzündeten sich damals sehr leicht. *) Deshalb barg er seine Weisheit unter der Maske der Narrheit, deshalb übertrug er seine Person, welche er verspottet, geradezu und durchgehends auf einen Charakter seines Romans, deshalb wurde er für die Meisten ein unauflösliches Räthsel und bedarf für uns eines weitläufigen Kommentars. Aber sein Reichthum an Ideen, Gestalten und Situationen, sein unerschöpflicher Humor bot jedem Leser einen eigenthümlichen Genuß, und Philarete Chasles hat ihn nicht unpassend mit der Quelle verglichen, welche er selbst im 42sten Kapitel des 5ten Buches beschreibt, deren Wasser einem Jeden nach dem Weine schmeckte, den er sich eben dachte. Darum ist es zu begreifen, daß sein Gargantua und Pantagruel von 1533 bis 1836 vierundneunzigmal gedruckt wurde. **)

Auch in Deutschland fand der Roman bald Eingang. Fischart übersetzte das erste Buch, den Gargantua, unter dem bekannten Titel „Affenteuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rhaten der vor kurtzen langen und jeweilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel" u. s. w. und seine Uebersetzung oder vielmehr übermäßig ausgedehnte Bearbeitung gefiel so sehr, daß sie von 1575 bis 1631 neunmal aufgelegt wurde. Dies blieb aber auch der einzige Versuch, den Rabelais echt pantagruelisch ins Deutsche zu übertragen. Einige andere zu verschiedenen Zeiten begonnene oder angekündigte Uebersetzungen erstickten im Keime oder mißriethen gänzlich.

Endlich beschenkte uns Herr Dr. Regis in Breslau mit einer Uebersetzung, die, als ein neuer Triumph Deutscher Uebersetzungskunst, sich den besten Erzeugnissen auf anderen Gebieten würdig anreiht. ***) Und auch für das Verständniß des Romans hat der Uebersetzer auf das trefflichste gesorgt: denn Rabelais, den kaum einer seiner Zeitgenossen vollständig begriff, bedarf gegenwärtig für uns allerdings eines Kommentars, der dicker ist als sein Buch. Im ersten Theile giebt uns Herr Regis den Text, im zweiten die nöthigen Erläuterungen, welche er aus allen bisherigen Erklärern auswählte und mit den seinigen vermehrte, und im dritten Theile endlich läßt er die historisch allegorischen Deutungen folgen. Zum Schlusse sind neben mehreren anderen interessanten Beilagen eine Reihe von Urtheilen über Rabelais in chronologischer Folge zusammengestellt. Es sey uns vergönnt, einige derselben auszugsweise hierbeizufügen.

Die älteren Beurtheiler waren fast alle in religiösen, moralischen, politischen oder anderen Vorurtheilen befangen. Calvin nennt Rabelais einen Gotteslästerer, der Franziskaner Marin Mersenne beschwört alle Regierungen unter Androhung des göttlichen Strafgerichts, solche atheistische Bücher zu verbrennen, oder lieber die Verfasser derselben gar mit ihrem ganzen Hause auszurotten. Selbst La Bruyère nennt den Roman noch ein unauflösliches Räthsel und stellenweise ein Gericht für die Canaille (c'est le charme de la canaille).

---

*) So leitet Francisque Michel seine Notice historique de littéraire sur Rabelais ein.

**) Il mourut à Paris, rue des Jardins, paroisse St. Paul, le 9 avril 1553; il fut enterré dans le cimetière de cette même paroisse, au pied d'un grand arbre, qu'on y laissa longtems pour en conserver la mémoire. Gu. Patin.

***) Die neueste Ausgabe von Rabelais (Paris, Charpentier, 1840. 1 Bd. 8.) enthält eine vollständige Biographie Rabelais' mit einigen neuen Notizen über sein Leben.

*) Wie aus der Zuschrift des vierten Buches hervorgeht, hatte Rabelais auch wirklich Verfolgungen von der Censur der Sorbonne zu erleiden. Das fünfte Buch erschien erst mehrere Jahre nach seinem Tode, wahrscheinlich von einer oder mehreren fremden Händen überarbeitet.

**) Beiläufig erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich eine Ausgabe besitze, welche Herr Dr. Regis in seinem Verzeichniß übergangen hat: Les oeuvres de François Rabelais, Docteur en Médecine. A Genève 1782. 4 Bändchen in 12. mit des Verfassers Bildniß, ohne Angabe des Verlegers. Vielleicht hat sich auch Quérard in seiner Angabe geirrt. Z.

***) Meister Franz Rabelais der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweyten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis B. M. N. Bacc. Leipzig 1832 — 1841. Verlag von Joh. Ambr. Barth. (841. CCXXIII. und 1462. S. gr. 8.)

Aber schon Fischart's gesunder Sinn erhob sich zu einer unbefangenen Auffassung. Er sagt in der Vorrede zur Geschichtklitterung (nach der Ausgabe von 1590): „So wißt demnach, daß er Frantz Rabelais bei vilen einen bösen ruff hat, alß ob er ein Gottloser Atheus vnnd Epicurer seye gewesen: Welchs ich dann in seim werd beruhen lasse, dann heilig ist er nit gewesen: darum sorg ich deß weniger, daß man jn dafür anbett. Gleichwol daß man solches vnnd ärgers auß seinen schriften zuschliessen gedenket, dessen entschüldigt er sich auffrichtig und redlich, inn einer Dedicationepistel an den Cardinal von Castillon, des Admirals Bruder, darin er das vorhaben solcher Bücher, welche wir, wie erst gedacht, bald folgends auch setzen wollen, scheinlich anbringet: vnnd meint darbey, daß von wegen deß schmutzes die alte Real nicht hinzuwerffen seyen, noch die Kern von wegen der Sprewer: es stehe eim jeden frey drauß zulesen was er wil. Ist derwegen er nit alleyn diser beschönung, sondern auch seiner Physicischen Lehr, wolbelesenheit, Artzeneierfahrung, vnd fürnemmlich seines diogenischen kurtzweiligen lebens vnd schreibens halben bey hohen Leuten liebgehalten worden, bei den Königen in Frankreich, allen Gelehrten vnd Poeten, ja auch bei den geistlichen, wie gehört, ja bey den Hocherleuchten Frawen, der Königin von Navarra, rc. dann jr auch diß beyneben wissen solt, daß er ein Doktor der Artzeney gewesen, vnd deßhalben jm ein schlecht gewissen gemacht, etwan von natürlichen sachen natürlicher zu reden, auch etwas Gurgellantischer zuwexlelen, zu kröpffen vnd sich zu beweinen, die weil er, als ein Physicus sein Natur im höchsten grade trocken befunden, vnd das Heilpflaster alß ein Artzt auff die gemeine Weinwunden zuhanden gehabt."

Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier auch an Jean Paul zu erinnern, welcher vollkommen Recht hat, wenn er meint: „In der echt komischen Darstellung giebt es so wenig wie in der Zergliederungskunst eine verführende Unanständigkeit; und so wie der Blitzfunke ohne Zünden durch Schiesspulver, oder am Eisenleiter fährt, so läuft am komischen Leiter jene Flamme nur als Witz ohne Schaden durch die brennbare Sinnlichkeit hindurch; desto schlimmer ist's, daß die Versunkenheit der Zeit sich eben so sehr am gefahrlosen komischen Cynismus stößt, als an giftvollen erotischen Ziergemälden labt."

Oder bedürfte Rabelais noch einer anderen Apologie, als die folgenden Worte Le Motteux's enthalten? „Die Zeit, in welcher unser Autor schrieb, hatte nicht so gesuchte Redensarten als die unsrige, und wenn er grobe und niedrige Ausdrücke braucht, so folgte er vielleicht nicht sowohl seiner Neigung, sondern versuchte vielmehr seinen Stil dem Humor des Volkes, einen Theil der Geistlichen jener Zeit mit eingerechnet, anzupassen. Wir dürfen Schriftsteller, welche in früheren Jahrhunderten schrieben, nicht deshalb tadeln, weil sie in manchen Dingen von uns abweichen; denn sie folgten den Sitten und Gebräuchen, welche damals allgemein galten, wenn sie uns auch heute vielleicht unziemlich erscheinen.

Lucian's Werke, obgleich sie in tausend Stellen die Moral und die Religion verletzen, sind uns von den ersten Christen überliefert worden. Das wäre sicher nicht geschehen, hätten sie nicht gefühlt, daß dieselben mehr Gutes als Böses stiften können. Die Leser sind oft mehr zu tadeln als die Schriftsteller. Sie sollten wie die Biene aus den poetischen Blüthen Honiz sammeln, nicht Gift wie die Spinne. Die schlechten Handlungen der meisten Menschen werden nicht hervorgerufen durch Bücher, sondern durch den tadelnswerthen Zustand ihres Herzens. Und jene süße Melancholie, mit welcher die keuschesten Romane oft den Geist umnebeln und dadurch heftigen Leidenschaften den Weg bahnen, ist weit mehr zu fürchten als ein Werk dieser Art. So lange solche Romane und manche unserer Schauspiele in den Händen des schönen Geschlechts bleiben, so lange Ovid, Catull, Juvenal und Martial von den Knaben in den Schulen auswendig gelernt werden und tausend andere gefährlichere Bücher die tägliche und einzige Lektüre des unwissenden großen Haufens bilden: so lange muß Rabelais' Werk, welches mehr Moral, mehr Witz und Gelehrsamkeit enthält, als die meisten anderen, eine Stelle unter den besten erhalten."

Ch. Nodier charakterisirt Rabelais in folgender Weise: „Es gab einen Philosophen, der die gesammte Wissenschaft seines Jahrhunderts ergründet und sich in wenig Jahren einen klassischen Ruf erworben hatte; einen Philosophen, der in der ersten Reihe der talentvollen und gelehrten Männer glänzt, und den man für den vielseitigsten und tiefsten Schriftsteller der neueren Zeit halten darf, denn Erasmus und Voltaire waren weder so vielseitig noch so tief als er. In der Literatur kennt man diesen Schriftsteller nur durch einen wunderlichen Roman, der in den Augen des großen Publikums von den Erzeugnissen der geringsten Nachahmer Petron's oder Lucian's sich nur durch einen kühneren Cynismus, durch eine größere Regellosigkeit und eine schneidendere Satire unterscheidet. Der Roman und sein Verfasser sind unsterblich. Ich meine Rabelais. — Als der Gargantua erschien, waren die Urtheile darüber eben so verschieden als die Neigungen und Fähigkeiten der Leser. Die Libertins suchten darin, was ihrem Geschmack schmeichelte; die Demagogen das, was den Umwandlungen günstig schien, die sie in der Kirchenzucht beabsichtigten, um zu politischen Einrichtungen zu gelangen; die Schadenfrohen persönliche Anspielungen. Ein mißvergnügter Politiker fand darin die Geschichte Frankreichs, und ein heruntergekommener Goldmacher den Stein der Weisen. Doch ich bin entfernt, zu behaupten, daß der Erfolg von Rabelais' Werke ein Sieg einer Partei gewesen sey, im Gegentheil glaube ich, daß nur einzelne Zeitgenossen die wahren Absichten des Schriftstellers errathen haben.

Nie hat der vollendetste Lyriker seine eigenen Fehler und Lächerlichkeiten unbesorgter zur Schau gestellt. Nirgends ist er satirischer und beißender als in der Kritik seiner selbst. Er ist Theolog, Philosoph, Mediziner, Rechtsgelehrter, Dichter, und es giebt keinen treffenden Witz, den er nicht mit vollen Händen über Dichter, Richter, Aerzte, Theologen und Philosophen ausstreute. Als Arzt zu Montpellier lehrt er den Molière an der Wissenschaft des Hippokrates zweifeln. Als Advokat, Richter und Diplomat überliefert er die Gerechtigkeit den Würfeln des guten Gänszaum oder der Willkür Pantagruels. Als Logiker führt er alle philosophischen Demonstrationen auf die Pantomime Panurg's zurück. Als Moralist und Beobachter sieht er alle menschliche Erkenntniß in den unerhörten Phantasieen der Entelechia. Von allen Menschen, die bis auf ihn gelebt haben, ist Rabelais derjenige, den Rabelais am liebsten dem Gelächter seiner Leser aussetzt. Es kostet ihn nichts, ein frohes Lächeln auf ihre Lippen zu rufen. Er macht neues Französisch und zieht die Erfinder neuer Worte durch. Er versteht alle damals bekannte Sprachen und überschüttet diejenigen mit Sarkasmen, welche unsere Sprache mit entlehnten Wörtern zu bereichern versuchten. Endlich macht er sich über die moralischen Bedenken des Volkes lustig, und unter dem doppelten Schutze des Altars und des Thrones erhebt er offen die Fahne jenes unerwarteten Krieges gegen Altar und Thron. Und es findet sich ein Kardinal, der ihn beschützt, ein König, der ihm seinen Beifall schenkt, und ein Papst, der ihn segnet, zur selben Zeit, wo der unglückliche Dolet ein zweideutiges Wort auf dem Schaffot büßte und Bonaventura des Periers, das Opfer einer erzwungenen Erklärung eines unverständlichen Buches, durch die Verfolgung zum Selbstmorde getrieben wurde."

Vortrefflich urtheilt Guizot über den positiven moralischen Werth Rabelais': „Was ist würdiger, anmuthiger, selbst rührender als Gargantua's Brief an seinen Sohn (Buch 2. Kap. 8)? Findet man dort nicht einen der schönsten Beweggründe für einen jungen Menschen, der ihn anspornen kann, sich auszuzeichnen, ein wohlanständiges Leben zu führen und also das Bild seines Vaters zu ehren, dessen Fortsetzung er in der Welt seyn soll? Und müssen die Rathschläge seines Vaters ihm nicht eben so viel Erkenntlichkeit als Eifer einflößen, wenn jener hinzufügt: „Solches sag ich nun nicht etwann aus Mißtrauen gegen deine Tugend u. s. w." Ich möchte den ganzen Brief Gargantua's hersetzen, um diese Rathschläge recht eindringlich kennen zu lehren. Man würde erstaunen über den Geist, der sie eingegeben hat und über die Erhabenheit, welche darin herrscht. Man würde einen Vater sehen, welcher entzückt ist, daß ein glückliches Schicksal seinen Sohn hat in einer helleren Zeit geboren werden lassen, in einer Zeit, welche die Entwickelung der menschlichen Anlagen mehr begünstigte als jene, in der er selbst geboren wurde. Man würde hören, wie er diesen Sohn ermahnt, alle ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu gebrauchen, an der Aufklärung seines Jahrhunderts Theil zu nehmen, die Wissenschaften zu ehren in denen, welche sie pflegen, und nicht den dummen Stolz der Unwissenheit mit dem thörichten Stolze auf Reichthum und Herkunft zu verbinden.

Und warum wünscht Gargantua, daß sein Sohn alle diese Studien mache, alle diese Kenntnisse erwerbe? Will er einen Gelehrten aus ihm machen? will er ihn einem Stande weihen, für welchen gelehrte Bildung unerläßlich ist? Nein. Er weiß, daß Pantagruel durch seine Geburt berufen ist, eine Laufbahn zu verfolgen, in welcher man, nach der gemeinen Ansicht, sich darüber hinwegsetzen kann, nichts zu wissen: aber er weiß auch, daß in einer jeden Laufbahn Kenntnisse und freie, geläuterte Ansichten der schönste Reichthum dessen sind, der sie besitzt, und er ermahnt seinen Sohn, die Jahre seiner Jugend zu ihrer Erreichung anzuwenden. Also, um Alles, was er an Talenten, Kenntnissen und Ueberlegenheit erreichen kann, für ein thätiges Leben zu verwenden, darum ergiebt sich Pantagruel der Wissenschaft mit solchem Eifer. Niemals vergaß er mitten unter seinen Arbeiten, daß die Tugend das erste Ziel, die wesentliche Bedingung aller Anstrengungen des Menschen seyn muß.

So vortreffliche Rathschläge, eine so zärtliche Vaterliebe, eine so wohlgeleitete Erziehung konnten auch nicht ohne Frucht bleiben. Rabelais hat in der Entwickelung des Charakters Pantagruel's gezeigt, welches der Erfolg seyn mußte. Dieser Charakter ist weit merkwürdiger, als man anfangs zu glauben geneigt ist. Er bleibt stets derselbe: neben der Unsittlichkeit Panurg's und der Grobheit Bruder Jahn's sieht man stets Pantagruel voll Vernunft, Weisheit, Gewandtheit und Güte. Ueberall bestrebt er sich, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Tugenden zu bewahren; überall sucht er die Wahrheit, prüft und duldet alle Ansichten, ohne seine Grundsätze erschüttern zu lassen; überall bewahrt er seine Würde, Einfachheit und Festigkeit.

Ich will noch einen besonderen Zug hervorheben: die Hochachtung Pantagruel's gegen seinen Vater. Ich glaube, daß nie ein Schriftsteller der kindlichen Liebe und dem väterlichen Ansehen größere Gewalt und Ausdehnung gegeben hat, als Rabelais. Gerade in dem Augenblicke, wo die Auflösung der sozialen Verhältnisse begann, hat Rabelais einen Vater gezeichnet, welcher mit der hingebendsten Güte, mit der vollendetsten Uneigennützigkeit seinen Sohn erzieht; und dieser Sohn ist durchdrungen von der zärtlichsten Liebe, von der tiefsten Achtung, von der lebendigsten Erkenntlichkeit gegen seinen Vater und verliert keine Gelegenheit, ihm dieselbe thätig zu beweisen. Die Wahrheit und die Nachhaltigkeit dieses Gefühls tritt um so mehr heraus, da die Hauptperson des Romans, Panurg, bekanntlich ein Taugenichts ist, der über alle Bande, alle Zuneigungen, alle moralische Ideen spottet und oft die ganze Feinheit seines Geistes aufbietet, um sie zu erschüttern."

Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Von Mignet.

(Fortsetzung.)

Livingston wurde mit der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuches für Louisiana beauftragt und widmete diesem Werke mehrere Jahre seines

Lebens. Er zog dabei die in den aufgeklärtesten Ländern geltenden Gesetze und die Einsichten der gelehrtesten Männer zu Rathe. Er trat in Briefwechsel mit den ersten Kriminalisten Europa's, die sich ihm durch ihren Namen oder durch ihre Schriften empfahlen, und nach zwei Jahren war das umfangreichste, vollständigste und geordnetste legislative Werk, das je ein einziger Kopf hervorgebracht, vollendet.

Welches waren bis dahin im Gebiete des Strafrechtes die Fortschritte der Geister und die Vervollkommnung der Gesetze gewesen? Welches war der Punkt, von dem Livingston ausging, um die schöne Bahn einer auf Billigkeit gestützten Gesetzgebung zu betreten, jene Bahn, welche durch die Bemühungen des vorigen Jahrhunderts eröffnet und durch seine eigene erweitert wurde?

Lange Zeit hatte die Gesellschaft, viel zu ohnmächtig, die Verbrechen zu hemmen und die Uebelthäter zu züchtigen, mit ihnen förmlich Frieden stiften müssen. Sie sah sich gezwungen, das Verbrechen als einen kriegerischen Angriff zu behandeln, und konnte ihm nicht auf andere Art steuern, als indem sie einen gütlichen Vergleich mit ihren Feinden abschloß. Das Geld blieb in diesem Falle das einzige Auskunftsmittel, indem der Eine seinen Frevel bezahlte, der Andere sich seine Rache abkaufen ließ. Nachdem jedoch die Gesellschaft allgemach Kraft genug gewonnen hatte, dem Verbrechen die Spitze zu bieten, so verfolgte sie es auch mit allem Eifer und Ingrimm. Noch ungelenk und gewaltsam in der Handhabung des Rechtes, machte sie durch Entfernung der Privatrache der öffentlichen Platz. Die Wildheit war von den Sitten in die Gesetze übergegangen, und die von der Justiz auferlegten Strafen ähnelten minder einer Sühne des verletzten Rechtes als einer leidenschaftlichen und grausamen Wiedervergeltung. Furchtbare Gesetze, harte, unmenschliche Richter, die dem Schuldigen verweigerte Erlaubniß, sich zu vertheidigen, eine heimlich geführte Untersuchung, die damit verbundene Folter, um durch Schmerz das Geständniß zu erpressen, kein Gleichmaß zwischen dem Verbrechen und der Strafe, stinkende Kerker, schreckliche Martern, die der Verurtheilte zu erdulden hatte, endlich die Schmach, welche auf ganz unschuldigen Familien und Geschlechtern durch die Einem ihrer Angehörigen zuerkannte schimpfliche Strafe lastete — alle diese traurigen Ausgeburten einer finsteren und gräßlichen Justiz hatten noch bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts fortgedauert.

Um diese Zeit hatte Montesquieu seine schon mehr der Billigkeit und Menschlichkeit entsprechenden Ansichten über Strafsachen offenbart. Dieser große Mann hatte sorgfältig den Unterschied der Staatsgewalten hervorgehoben und aufs genaueste die gesetzgebende Macht von der richterlichen getrennt. Indem er die bis dahin übliche, von roheren Zeiten überkommene Prozeß-Ordnung und das jedes Maß überschreitende Strafverfahren aus allen Kräften bekämpfte, legte er hiermit den Grund zu einer unabhängigeren Gerichtsbarkeit, zu einer Pflanzschule von Verbesserern im Fache der Gesetzgebung, und veranlaßte eine Milderung der dem Verbrechen zu ertheilenden Strafe. Zu jener Schule gehörten Beccaria, Filangieri, Servan und Jeremias Bentham, welche, Montesquieu's Ideen weiter entwickelnd oder gar über sie hinausgehend, jeder auf seinem Standpunkte und in seiner Weise, einer und derselben Sache ihre Dienste weiheten: Beccaria durch seine edelmüthigen Gesinnungen, die ihn sogar bewogen, dem Staate das Recht über Leben und Tod seiner Bürger zu entziehen und die Unantastbarkeit des Menschenlebens zu verkünden; Filangieri durch die Tiefe und Stärke seiner Gedanken; Servan durch die Bedeutsamkeit und das Gewicht seiner Erfahrung; Bentham durch sein reiches Wissen und seinen scharfen, zersetzenden Geist. Dieser Schule gehörten ingleichen die regierenden Fürsten an, die im 18ten Jahrhundert das Strafrecht zu ändern begannen, so wie die Verfasser der Französischen Gesetzbücher, welche letztere sich nicht bloß mit der Abschaffung der alten Mißbräuche, z. B. der Tortur und anderer dem Delinquenten bereiteten Quälereien, begnügten, nicht bloß eine Stufenfolge in den Strafen festsetzten und diese streng dem verübten Verbrechen anpaßten, sondern auch noch das Schwurgericht, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen und der Vertheidigung des Angeklagten vor den Richtern ins Daseyn riefen und gesetzlich begründeten.

Zur selbigen Zeit, wo die Kriminal-Justiz sowohl der Theorie als Praxis nach eine so ungeheure Umwälzung erfuhr, bereitete sich eine andere vor, die sie noch vervollständigen und ergänzen sollte. Männer von erleuchtetem Kopfe und mitleidsvollem Herzen waren gerührt von der trostlosen Lage, von dem kläglichen Verfall, in welchen der Verbrecher nach seiner Verurtheilung gerieth. Sie hatten den erhabenen Gedanken gefaßt, dem Uebel durch Verbesserung des Gefängnißwesens abzuhelfen. Der Vicomte von Vilain in den Niederlanden, der tugendhafte Howard in England und die Quäker in Pennsylvanien hatten mit warmer Hingebung dieses fromme Werk übernommen. Die Sträflinge wurden, je nach ihrem Alter und ihren Verbrechen abgetheilt, durch Schweigen, Arbeit und zuweilen gar durch Absperrung in besonderen Zellen, in Zucht und Ordnung gehalten. Man hatte begonnen, aus dem Gefangenhause eine Erziehungsanstalt zu machen, wo die Leute außer der Furcht vor Strafe — bisher das alleinige Ziel des Gesetzes — zu Selbsterkenntniß, zur Sinnesänderung gelangen, wo sie ihre Sünden bereuen und die Mittel finden sollten, nicht wieder darin zu versinken. Dieser herrliche und großartige Gedanke hatte sich, allerdings erst nach geraumer Zeit und vielfachen Versuchen, zu einem weitumfassenden System unter dem Namen der Straf-Reform ausgebildet. Sie strebte dahin, die Verbrechen als Schwachheiten und die Schuldigen als Kranke zu betrachten, deren Wuth man durch Vereinsamung bändigen könne, wofern sie durch heftige Leidenschaften zu einer Unthat fortgerissen worden; durch Arbeit wollte man lasterhafte Gewohnheiten zügeln, wenn etwa Faulheit dazu geführt, und durch Unterricht den Geist bilden, hatten Unwissenheit die Uebelthaten veranlaßt. Also wurde das Gesetz, welches sich erst von seiner Rachgier befreien und zu einem gerechten erheben mußte, aus einem bloß gerechten auch ein mildes und liebreiches; es war nunmehr seine Aufgabe, nicht bloß Strafen zu verhängen, sondern auch das Gemüth des Verbrechers zu bessern und zu bekehren und sich als einen geschickten Heilkünstler zu zeigen.

Indem Livingston die Arbeiten seiner Vorgänger fortsetzte, erwog und faßte er in seinem Werke die ganze Strafgesetzgebung zusammen, von den ersten Anordnungen an, welche sie zur Sicherheit der Gesellschaft zu treffen hat, bis zu ihrem Endergebniß, welches sie durch Besserung des Schuldigen gewinnen soll. Er theilte sein Werk in vier Abschnitte: der erste handelte von den Verbrechen und Strafen, der zweite vom Prozeßverfahren, der dritte von der offenbaren Gewißheit des Thatbestandes, der letzte von der Einführung einer zweckmäßigeren Gefängnißordnung. Schon die Ueberschrift dieser verschiedenen Abschnitte, von denen jeder für sich ein umfangreiches Ganzes bildet, dem überdies noch eine große Einleitung vorangeschickt ist, deutet genau den erörterten Gegenstand an und beweist, mit welcher Gewandtheit der Verfasser bei der Eintheilung seiner Arbeit zu Werke gegangen ist. Das Kapitel über die Verbrechen und Strafen setzt klar, bestimmt und gründlich sämmtliche gegen den Staat verübte Frevel aus einander, z. B. gegen dessen Oberherrlichkeit, gegen seine verschiedenen Gewalten, gegen seine Ruhe, seine Einkünfte, seinen inneren und auswärtigen Handel, gegen die Landesmünze, die Freiheit der Presse, gegen das öffentliche Eigenthum, gegen die großen Heerstraßen, gegen die Ausübung der Religion, gegen die öffentliche Moral und Gesundheit. Ferner sind dort angegeben alle Verletzungen der Individuen: als ihrer Person, ihres guten Namens, ihrer politischen und bürgerlichen Rechte, ihrer Habe und Handthierung. Zugleich ist nach Beschaffenheit des durch so schnöde Eingriffe verursachten Schadens und nach dem Grade der hierbei obwaltenden bösen Absicht, die auf jedwedes dieser Verbrechen anwendbare Strafe fest begränzt. In dieser zwiefachen Arbeit zeigt sich Livingston als ein sinnreicher Beobachter, als ein gelehrter und tiefdenkender Kriminalist. Indem er auf den starken, vom vorigen Jahrhundert errichteten Grundpfeilern der Billigkeit und Menschlichkeit sein Gebäude aufführt, indem er die im Französischen Gesetze geltenden Hauptregeln und praktischen Einsichten befolgt und daneben die vom Englischen Gesetze den Individuen gewährten Bürgschaften im Auge hat, benutzt er alles dies auf die ihm eigene, geistvolle Weise.

Livingston verwirft platterdings solche Züchtigungen, die bloß den Körper treffen und die Verschlimmerung des Herzens nähren und steigern. Er gestattet weder das Austheilen von Peitschenhieben, noch das Einschmieden der Verbrecher, noch die Ausstellungen am Schandpfahl — Strafen, die ganz dazu dienten, diejenigen, welche sie erduldeten, noch mehr abzustumpfen, und die, welche sie mit ansahen, zu verderben. Noch unzulässiger findet er die Brandmarkung, weil hierdurch der Schimpf des Verbrechers auch noch nach erlittener Buße und erhaltener Verzeihung fortdauere und ihn fast gewaltsam zu einem Rückfalle verleite. Eben so erklärt er sich gegen die Todesstrafe. Nicht, als ob er der Gesellschaft die Befugniß versagte, **dem** das Leben zu nehmen, der einen offenbaren Aufstand gegen sie wagt; jedoch bewilligt er ihr dieses Recht nur in dem Augenblicke, wo gerade der Angriff statthat. Sobald die Gegenwehr vorüber und der Feind zum Gefangenen ward, habe jenes Recht aufgehört, weil die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden sey, hiervon Gebrauch zu machen. Der natürliche Charakter dieser Strafe, der Irrthum, welchem die menschliche Gerechtigkeit unterworfen sey, die schwere Rechenschaft, die man für einen nie wieder gut zu machenden Fehler abzulegen habe, und welche nach Livingston's Ansicht nicht sowohl von dem nach Wahrscheinlichkeitsgründen verdammenden Richter, als vielmehr vom Gesetzgeber gefordert werden müsse, da dieser wissen sollte, daß diese Wahrscheinlichkeiten zuweilen trügen können; die Unwirksamkeit des Beispiels, welches, durch den dem Menschen angeborenen Hang zur Nachahmung, manchen Zuschauer dieser blutigen Tragödie, anstatt vom Verbrechen zurückzuschrecken, ihn eher dazu ansporne, um auf ähnliche Weise zu enden; der grause Anblick, welchen das Abschlachten eines Wesens in der Fülle seiner Kraft darbiete, eines Wesens, hinsichtlich dessen die Gesellschaft, von der er das Leben nicht bekommen, sich das Gottes-Recht anmaße, es ihm zu nehmen, und noch dazu mit kaltem Blute, ohne daß sie irgend einen Anlaß weiter hätte, sich vertheidigen zu müssen, rein um einer falschen und verkehrten Anschauung willen und dabei noch der Möglichkeit des Irrthums ausgesetzt, und ohne daß das gebeugte oder verstockte Gemüth des Mörders, von der Unthat überrascht und so zu sagen noch ganz von ihr umhüllt, zu der großen Reise vom Leben zum Tode vorbereitet sey — dies ist's, was Livingston einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Strafe einflößt. Er schloß sie daher aus seinem Gesetzbuche aus.

Welches wären nun aber die von Livingston's Gesetzbuch auferlegten Strafen? Sie sind mehrfacher Art und allesammt darauf berechnet, den Verbrecher nicht allein zu züchtigen, sondern auch sittlich zu bessern. Ihr Zweck ist, mehr auf dessen Gemüth als auf seinen Körper zu wirken. So ist für die verschiedenen Vergehungen oder Verbrechen theils schlichte, theils mit Arbeit verbundene, theils einsame Haft bestimmt; und stets soll zwischen dem Grade der sittlichen Verderbtheit und dem Maße der Strafe das richtige Verhältniß beobachtet werden. Livingston's Strafsystem ist so zu sagen ein Bekehrungs-System; der Sünder soll in der Entfernung von der Gesellschaft sein Unrecht gegen sie nicht bloß büßen, er soll vielmehr selbst in seinen gegenwärtigen Leiden eine Sühne seiner Schuld erkennen, er soll Reue und Gewissensbisse empfinden und gleichsam einen neuen Adam anziehend, sich fest vornehmen, nach wiedergewonnener Freiheit eine würdigere Bahn einzuschlagen. Von den beiden bekannten und zu einem Gegenstande allgemeiner Prüfung gewordenen Verfahrungsweisen, welche in den Gefängnissen von Auburn und Philadelphia

befolgt werden, wonach dort des Nachts die Sträflinge ganz von einander getrennt sind und am Tage gemeinschaftlich, aber ohne zusammen sprechen zu dürfen, arbeiten, dagegen hier bei Tag wie bei Nacht die Gefangenen vollständig abgesondert sind und jeder in seiner eigenen Zelle die ihm aufgegebene Arbeit verrichtet, hat Livingston das Brauchbare herausgenommen und sich nach seinem Schnitte ein System gebildet, das, wie es scheint, die Vorzüge der beiden anderen beibehalten, ihre Mängel aber vermieden hat. So erkennt das Livingstonsche System dem Verbrecher die Strafe der Einsperrung zu, um ihn durch Beraubung der Freiheit, die er gemißbraucht, seinen verübten Frevel büßen zu lassen; es entfernt ihn sogar aus der Umgebung seiner Unglücksgenossen, um ihn in dieser Einsamkeit zum Nachdenken über sich zu bringen; es gestattet ihm Beschäftigung, die ihn später vor Müßiggang oder Elend, die gleicherweise zu Verbrechen führen, bewahre; es verschafft ihm Mittel zur Ausbildung seines Geistes und Herzens, damit er eine kräftige Stütze habe, sich ordentlich zu betragen. Es verbindet glücklich und geschickt die einsame Absperrung mit der Arbeit, den abgesonderten mit dem gemeinschaftlichen Unterricht, ohne Gewaltmaßregeln anwenden und einen schädlichen Einfluß auf die Verhafteten befürchten zu dürfen. Das System ist ein durchaus vollständiges. Es dringt auf Gefängnisse für Angeklagte, auf Besserungshäuser für Züchtlinge unter achtzehn Jahren, auf Strafhäuser für solche, welche dies Alter schon überschritten, endlich auf Zufluchts- und Arbeitshäuser für entlassene Verbrecher. So nun gäbe es Plätze, wo man auf Verfügung des Gesetzes in vorläufigem Gewahrsam gehalten, Strafhäuser, wo man auf Befehl des Gesetzes gebessert, endlich Heil-Anstalten, aus denen dem völlig Genesenen der Wiedereintritt in die Gesellschaft verschafft würde.

Ist aber, fragen wir, das Livingstonsche System durchweg auf Gerechtigkeit, Liebe und Menschenfreundlichkeit gestützt, und darf es sich immer und überall eines günstigen Erfolges erfreuen? Dem Anscheine nach möchte man's glauben; jedoch mehrere Bestimmungen könnten starke Einwürfe hervorrufen und als zu gefährlich oder zu hart betrachtet werden, trotz der Einsicht und Milde, die sie vorgeschrieben. Ohne in die große Streitfrage über die Beibehaltung oder Aufhebung der Todesstrafe einzugehen, so dünkt es uns, als wenn Livingston die, welche nach dem gemeinen Rechte diese Strafe erleiden, mit einer noch weit strengeren belege. Ja er weicht selbst von seiner eigenen Lehre ab, wenn er in Betreff dieser Verbrecher behauptet: „Die bei dergleichen Personen bezweckte Sinnesänderung kann nur ihnen allein, sonst aber Niemand weiter ersprießlich seyn. Auf immer aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, befaßt sich das Gesetz nicht damit, sie für dieselbe tauglicher zu machen und sie ihr dereinst wieder zurückzugeben. Gleichgültig gegen die Richtung, die sie als freie Menschen einschlagen könnten, ist das Gesetz lediglich in ihrem Interresse darauf bedacht, sie zur Aussöhnung des Himmels mit ihnen zu befähigen, dadurch, daß es ihnen die Todesstrafe erspart und doch auch ihren Geist nicht tödten mag." (Schluß folgt.)

Polen.

Der Währwolf.*)

Der Währwolf, ein phantastisches Gebilde des Volkes, ist fast über die ganzen weiten Wohnsitze der Slawen verbreitet. Obgleich die Ukraine gewöhnlich für sein Vaterland gilt, so hat ihn doch der Pole, der Lithauer und Großrusse eben so gut gesehen. Jedes Kind hat von seiner Amme die Geschichte des schrecklichen Gespenstes gehört, und wie manchem Kinde mag es die erhitzte Phantasie leibhaftig vor Augen gestellt haben. Die Erzählungen von ihm haben sich, da sie von Mund zu Mund gingen, bei den verschiedenen Slawischen Stämmen zwar nicht gleichmäßig ausgebildet, doch stimmen alle darin überein, daß der Währwolf ein Mensch sey, der sich in einen Wolf verwandele, um seinem Feinde zu schaden. Die Kroaten, die ihn wie die Raguzaner, Bosniaken und Slowaken vukodlak nennen, stellen sich ihn als eine Hyäne vor, die Dalmaten, bei denen er vakudlak heißt, als einen Riesen, die Raguzaner als ein mißgestaltetes Ungeheuer, die Großrussen als ein Gespenst, das jeden Augenblick seine Gestalt ändert. Von den Polen, die ihn wilkolek oder wilkolak nennen, wird behauptet, der Währwolf sey blind und habe große Hörner oder sey wohl gar kopflos. Die Kleinrussen und Ukrainer benennen ihn wowkolak oder wolkolak und beschreiben seine Entstehung folgendermaßen:

„An den jähen Ufern eines Flusses begingen Landleute das Aerndtefest. Die Tonnen waren mit Meth und Bier gefüllt, die Becher wanderten von Hand zu Hand, die Musik erschallte, und die Jugend tanzte munter umher. Da unterbrach ein schrecklicher Schrei das Geräusch der Fröhlichen, und Alle erblickten mit Entsetzen, daß ein Wolf das schönste Mädchen des Dorfes davontrug. Die Männer rannten hinter dem Räuber her; der aber legte das Mädchen auf den Boden, bedeckte es mit seinen Vordertatzen und hielt es mit den Zähnen fest. Die Verwirrung war groß, und ehe Waffen herbeigebracht werden konnten, hatte der Wolf das Mädchen aufgerafft und war in das Dickicht entflohen. — Funfzig Jahre nach diesem Vorfalle belustigten sich Landleute wieder an diesem Ufer. Da ging ein Greis bei ihnen vorüber, dessen Silberhaar wie das Mondlicht glänzte. Die Landleute luden ihn zur Theilnahme an ihrer Mahlzeit ein. Mit trauerndem Blicke ließ er sich nieder und leerte lautlos die ihm dargebotenen Trinkschalen. Einer der Landleute, ebenfalls ein Alter, setzte sich endlich neben ihn und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Den freundlichen Landmann blickte der Fremde lange unverwandt an; zuletzt traten ihm die Thränen in die Augen, und er rief: „Mein lieber Johann!" Der Landmann erkannte seinen älteren Bruder, der vor Jahren spurlos verschwunden war. Nun erzählte der fremde Greis eine gräßliche Geschichte, daß eine Hexe ihn in einen Wolf verwandelt und er vor funfzig Jahren hier an dieser Stelle ein Mädchen, das er liebgewonnen, fortgetragen habe. „Nur ein Jahr lang", sagte der Greis, „lebte ich mit ihr im Walde, da starb sie mir, und seit der Zeit warf ich mich voller Wuth auf Jeden, den ich antraf, und das Blut der Gemordeten blieb an mir kleben." — Seine Hände schienen in der That wie mit frischem Blute gefärbt zu seyn. — „Seit etwa vier Jahren wandele ich nun wieder in Menschengestalt umher; ungekannt von Allen, wollte ich noch einmal diesen grünen Uferrand des heimatlichen Flusses sehen und die Hütte, in der ich geboren und großgeworden bin, und dann, dann .... o entflieht, entflieht, ich fühl's, ich muß wieder zum Währwolfe werden ...." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er in einen Wolf verwandelt war: er sprang auf, grinzte mit den Zähnen und lief dem nahen Walde zu."

Woher die Sage vom Währwolf zu den Slawen gekommen ist, darüber sind die Slawischen Alterthumsforscher nicht einig. Sacharow, der Herausgeber der Russischen Volkslieder und Volkssagen, weist nach, daß die meisten Slawischen Sagen aus dem Osten stammen, und dafür möchte der Gang der Völker sprechen. Daß diese Sage schon in vorchristlicher Zeit unter den Slawen heimisch gewesen, dafür spricht Herodot (IV, 105), der den Scythen und den im Scythischen ansäßigen Hellenen nacherzählt, daß Jeder vom Volk der Neurer in jedem Jahre einmal auf wenige Tage ein Wolf werde und dann wiederum seine alte Gestalt bekomme. — Der Neugriechische Name Brukolakas deutet auf die Ableitung des Namens von βρυκω, ich verschlinge, wie denn auch wruch in der Slawischen Bibel-Uebersetzung die Heuschrecke und nach den Russischen Erklärern der heiligen Schrift einen Fresser bedeutet.

Besondere Vorsichts-Maßregeln gegen den Währwolf gab es bei den Slawen nicht, wie bei den westlichen Völkern, z. B. den Deutschen und Franzosen, bei welchen diese Sage bekanntlich ebenfalls verbreitet ist.

*) Aus dem Polnisch erscheinenden Tygodnik Petersburgski.

Mannigfaltiges.

— **Was ist Ruhm?** Hätte Falstaff eine humoristische Betrachtung über den Ruhm angestellt, wie er es mit der Ehre gethan, so würde sie gewiß der beste Kommentar zu der hier folgenden einfachen Erzählung seyn, die auf die reinste Wahrheit gegründet ist: Vor kurzem verheiratete sich ein junger Französischer Dichter, dessen poetische Erstlinge von den Kritikern und dem Publikum mit vielem Beifalle aufgenommen worden waren. Die Trauung wurde in einer Gemeinde der Pariser Vorstadt vollzogen. Als Zeugen der feierlichen Handlung waren die Herren Ingres, Victor Hugo und Alexander Dumas gegenwärtig. Wer kennt sie nicht? Die Unterschrift dieser Zeugen sollte dem jungen Ehepaare Glück und Ehre bringen. Nachdem der Munizipal-Beamte die Namen und den Stand der Brautleute eingeschrieben hatte, wandte er sich an die Zeugen und fragte zuerst Herrn Victor Hugo um seinen Namen. Der weltberühmte Dichter nannte sich. „Wie?" fragte der Stellvertreter des Pariser Magistrats; „nennen Sie den Namen noch einmal, und zwar, wenn ich bitten darf, recht deutlich." Der Dichter gehorchte. „Das klingt ja gar nicht Französisch; aus welchem Lande sind Sie? Wie wird dieser Name geschrieben?" fragte der Munizipal-Beamte. Victor Hugo diktirte ihm die Buchstaben seines Namens; aber noch nicht genug ..... Der Beamte fragte weiter: „Was ist Ihr Gewerbe?" — „Schreiben Sie: ohne Gewerbe", erwiederte Victor Hugo lächelnd. Dieselben Fragen wurden an die Herren Ingres und Alexander Dumas gerichtet. Herr Ingres antwortete ganz einfach, daß er Maler sey, und dies machte auf den städtischen Beamten einen sehr mäßigen Eindruck. Hätte er gesagt: Ochsenhändler, so würde der Mann gewiß drei tiefe Verbeugungen gemacht haben. Als nun Herr Alexander Dumas über seinen Stand befragt wurde, sagte er, er sey Rentier, und dies stellte ihn in den Augen des Munizipal-Beamten weit höher als seine Kollegen. Diese Scene trug sich in Paris, der Hauptstadt der großen Nation, zu. Wir fragen mit Recht: was ist Ruhm?

— **Noch Einiges über den Ursprung des Wortes „Almanach."** *) Ein Artikel der Quarterly Review: „Ueber die Kalender des Mittelalters", macht auf den bisher von Kritikern übersehenen Umstand aufmerksam, daß der 1ste Januar von dem berühmten Kirchen-Schriftsteller **Beda** (Venerabilis Beda) dem Feste des heil. Märtyrers **Almachius** (Sanctus Almachius) angewiesen worden, und daß dieser Name höchst wahrscheinlich nach und nach in verstümmelter Form auf den ganzen Kalender ausgedehnt wurde. Diese Etymologie hat wenigstens eben so viel für sich, als die meisten anderen über diesen Gegenstand aufgestellten Vermuthungen. Einige Schriftsteller, denen die Werke Beda's unbekannt waren, glaubten dagegen, daß man im Mittelalter aus Unwissenheit den Almanach selbst in einen Heiligen, unter dem Namen St. Almachius, verwandelt habe!

*) Vergl. Nr. 40 des „Magazins".

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 12. April 1843.

Mexiko.

Skizzen aus Mexiko.

Von Madame Calderon de la Barca.

Kein Land ist in seinen verschiedenartigen Gestaltungen und Zuständen so schwer zu beschreiben, als Mexiko oder vielmehr das weite Gebiet, das einst unter der Bezeichnung Neu-Spanien zusammengefaßt wurde. Seine verschiedenen Klimate, welche die vegetabilischen Produkte der entferntesten Breitegrade zur Reife bringen; seine erstaunliche Fruchtbarkeit in seinen niederen Regionen neben seiner Unfruchtbarkeit auf weiten Strecken der Hochebene; seine unerschöpflichen Minen, welche die alte Welt mit einem Ocean von Silber überschwemmt haben, wie es Columbus in seinen kühnsten Phantasieen nicht zu hoffen wagte; seine malerischen Landschaften, wo das vulkanische Feuer unter Wüsten ewigen Schnees glimmt und wenige Stunden den Reisenden von den heißen Regionen der Citrone und der Kokosnuß bis zu der winterlichen Oede der Bergfichte tragen; seine buntscheckige Bevölkerung von Indianern, Alt-Spaniern, Neu-Mexikanern, Mestizen, Mulatten und Zambo's; seine in den Wolken erbauten Städte; seine Salzwasser-Seen, Hunderte von Meilen vom Ocean entfernt; seine prächtigen halb ausgestatteten Paläste, wo in Zimmern ohne Teppich goldenes und silbernes Geschirr die Tische belastet, während der rothe Staub der Ziegeln die diamantenbesäeten Roben der Tanzenden befleckt; die flitterhafte Pracht seiner Equipagen mit ihren in Gold eingelegten Sätteln, ihrem Gebiß und Sporen von massivem Silber, aber Alles im plumpsten Stil gearbeitet; seine niederen Klassen, — die Männer mit ihren von Silberknöpfen funkelnden Jacken und den Silberstreifen um ihre Kappen, die Frauen in ihren mit Spitzen besetzten Unterröcken und weißen Atlasschuhen auf strumpflosen Füßen; seine vornehmen Schönen, die sich zum Hahnenkampf drängen und sich mit den Dämpfen einer Zigarre die Zeit vertreiben; seine Kirchen und Klöster, in welchen alle finstere Regeln des Mönchslebens in ihrer ursprünglichen Strenge aufrecht erhalten werden, während sie vor dem liberalen Geist der Zeit auf der anderen Seite des Oceans das Feld räumen mußten; seine Horden von fast gesetzlich anerkannten Banditen, welche keck in den Straßen umhergehen und den Schutz einer bewaffneten Eskorte bei einem Ausfluge in die Umgegenden der Hauptstadt nothwendig machen; seine ganze gesellschaftliche Organisation, welche unter der Hülle einer republikanischen Verfassungsform Institutionen enthält, die so aristokratisch, und Kasten, die so scharf abgegränzt sind, als in irgend einer Europäischen Monarchie: alle diese wunderbaren Widersprüche und Gegensätze machen ohne Zweifel das moderne Mexiko zu einer der fruchtbarsten und schwierigsten Aufgaben für das Studium des Reisenden.

Doch diese große Aufgabe hat in Alexander von Humboldt einen Geist gefunden, der ihr fast in allen ihren Beziehungen gewachsen war. Noch als junger Mann, oder wenigstens im Zenith seiner physischen und geistigen Kräfte, kam er nach Amerika mit einer Begeisterung für die Wissenschaft, die durch Hindernisse nur gesteigert wurde, und mit einem schon erworbenen Schatz von Wissen, der ihn befähigte, die Natur jedes neuen Gegenstandes, der ihm unter die Augen kam, zu ergründen und ihn in die ihm angemessene Klasse zu bringen. Mit seinen wissenschaftlichen Instrumenten in der Hand konnte man ihn die Spitzen der Kordilleren erklettern oder in ihre unergründlichen Silbergrotten hinabtauchen sehen; bald durch ihre finsteren Wälder streifend, um neue Gattungen für sein Herbarium zu suchen, bald an den stürmischen Küsten des Golfs entlang fahrend und seine ungesunden Strömungen erforschend, jeden Gränzpunkt anmerkend, der dem künftigen Schiffer als Wegweiser dienen mochte, oder den Isthmus untersuchend, um eine Wasser-Communication zwischen den beiden Oceanen zu finden — und dann wieder die Denkmäler und Handschriften der Azteken in der Hauptstadt emsig studirend oder sich unter den Reichthum und die Elite der Gesellschaft in ihren Salons mischend. Der ganze Umfang dieser verschiedenen Gegenstände wird in seinen Blättern zur Sprache gebracht, und über alle verbreitet er einen Strahl, zuweilen einen Strom von Licht. Seine besonnene Philosophie, die mehr zum Zweifel als zu festen Aussprüchen geneigt ist, deutet den Weg an, auf dem andere kühne Geister mit Vortheil weiter forschen können. Kein Alterthumsforscher hat so viel gethan für die Bestimmung der halbcivilisirten Ur-Racen der Mexikanischen Hochebene, Keiner, selbst unter den Spaniern, hat ein so bedeutendes Material in Bezug auf die Hülfsquellen, die Produkte und die Statistik Neu-Spaniens gesammelt, als er. Seine Forschungen haben zur Feststellung mehr als einer Lokalität und zur Erläuterung mehr als eines merkwürdigen Monuments der Bewohner von Anahuac beigetragen, woran bisher die Bemühungen der einheimischen Gelehrten gescheitert waren, und obgleich sein Werk die Resultate tiefer Gelehrsamkeit zusammenfaßt, so ist es doch in vielen Beziehungen das beste Reisehandbuch und ist als solches von späteren Touristen mit Vortheil benutzt worden. Zwar ist nicht zu leugnen, daß seine Darstellung zuweilen durch einen zu großen wissenschaftlichen Apparat und andere Eigenthümlichkeiten des Gelehrten erschwert ist; aber welches menschliche Werk ist ohne seine Mängel? Man kann dreist seine verschiedenen Schriften über Neu-Spanien zu den Monumenten rechnen, an welchen sich vorzugsweise der Fortschritt des Menschengeschlechts nachweisen läßt.

Nur eine Seite seines fruchtbaren Gegenstandes hat Herr von Humboldt nicht erschöpft oder vielmehr nur kurz berührt: das ist der soziale Zustand des Landes, besonders wie er in seiner malerischen Hauptstadt gefunden wird. Spätere Reisende, wie Ward, Bullock, Lyons, Poinsett, Tudor, Latrobe, haben hierüber mehr mitgetheilt; doch bei den Meisten war dies nicht die Hauptaufgabe, und Andere konnten hierin nichts Bedeutendes leisten, wegen unvollkommener Kenntniß der Landessprache, jenes goldenen Schlüssels zu den Sympathieen eines Volkes, ohne welchen ein Reisender sich in gleicher Verlegenheit befindet, wie ein Mensch ohne ein Auge für Farbe in einer Gemälde-Galerie, oder ohne ein Ohr für Musik bei einem Konzert. Mit diesem Mangel hatte die Verfasserin des neuesten Buches über Mexiko *) nicht zu kämpfen. Obgleich nur die Anfangsbuchstaben ihres Namens auf dem Titelblatt stehen, so ist doch aus diesen und anderen weniger unsicheren Andeutungen in dem Buch selbst leicht zu errathen, daß die Verfasserin die Gattin des Ritters Calderon de la Barca ist, ehemaligen Spanischen Gesandten in Washington, welcher, nachdem die Unabhängigkeit Mexiko's vom Mutterland anerkannt worden, zum ersten Spanischen Gesandten bei der Republik ausersehen ward. Es war dies eine zarte Mission nach so langer Entfremdung, und sie wurde von den Mexikanern mit hoher Freude und Stolz begrüßt. Obgleich zwanzig Jahre seit ihrer Unabhängigkeits-Erklärung verflossen waren, so war ihnen doch zu Muthe, wie einem eigensinnigen Sohn, der, nachdem er das väterliche Haus verlassen und sich selbständig angesiedelt, noch mit einer Art Ehrfurcht dahin zurückblickt und in der Fülle seines Glücks den Mangel des väterlichen Segens fühlt. Der neue Gesandte wurde von dem Augenblick an, wo er den Fuß an's Mexikanische Ufer setzte, mit einem Enthusiasmus begrüßt, der ein deutlicher Ausdruck des Volksgefühls war, und seine Anwesenheit in der Hauptstadt wurde durch theatralische Darstellungen, Stierkämpfe, Illuminationen, öffentliche und Privatfeste gefeiert.

Im Herbst 1839 traten der Gesandte und seine Gemahlin die Reise nach ihrem neuen Bestimmungsort an, und nachdem sie sich vierzehn Tage in Havana aufgehalten, schifften sie sich auf einem Spanischen Kriegsschiff nach Mexiko ein. In wenigen Tagen hatten sie die Küste erreicht. Aber der dorthin Reisende muß die Wahl treffen zwischen dem vomito oder gelben Fieber in den heißen Monaten und dem norte oder Nordwind, der im Herbst und Winter diese Breiten durchstürmt. Unsere Reisenden wählten den letzteren und mußten nun die volle Wirkung desselben ertragen. Mehrere Tage lang wurden sie im Angesicht der Küste hin und her geworfen, und obgleich auf einem Schnellsegler, verbrachten sie doch mehr als drei Wochen auf der Reise, welche ein Dampfschiff in einer halben zurückgelegt hätte. Endlich landeten sie am 18. Dezember in dem Hafen Vera-Cruz, der Stadt des wahren Kreuzes, auf demselben Fleck, damals einer öden Sandbank, wo Hernando Cortez vor mehr als dreihundert Jahren zum ersten Male seinen Fuß hingesetzt.

„Etwas Jämmerlicheres und Verfalleneres als wir hier zu sehen bekamen, kann man sich kaum denken. Auf der einen Seite das Fort mit seinen schwarzen und rothen Wällen, auf der anderen Seite die elende, schwarz aussehende Stadt, mit Horden von großen, schwarzen Vögeln, genannt spilotes, welche über irgend einem todten Körper schweben oder, nach Aase suchend, langsam dahinfliegen. Doch als das Ziel unserer Reise war uns selbst dieser traurige Anblick willkommen, und selbst die rothen Sandhügel, die rings herum lagen und die einer Arabischen Wüste glichen, schienen uns einladend." — — „Nachdem das Kastell, zu Ehren des ersten Spanischen Kriegsschiffes, das seit der Revolution in diesem Hafen erschienen war, eine Salve von zwanzig Schüssen abgefeuert, machten C — n (Herr Calderon) und ich uns zur Fahrt nach dem Lande fertig. Dann kam eine Salve von zwanzig Kanonschüssen zu unserer

*) Life in Mexico during a residence of two Years in that country. By Madame C — de la B —.

Ehre vom „Jason", unserem Schiffe, und unter Wolken von Rauch ruderten wir davon. Endlich bewillkommnete uns noch das Fort mit derselben Anzahl von Schüssen, und mitten in dieser Kanonade landeten wir im Hafen. Der Hafen bot einen eigenthümlichen Anblick dar. So weit das Auge reichen konnte, sah man eine Menge Vera-Cruzaner von allen Altern und Geschlechtern versammelt, um die Ankunft Seiner Excellenz mit anzusehen. Einige hatten keine Hosen an, während Andere, um gleichsam für den Mangel an ihren Nachbarn zu entschädigen, deren zwei Paar über einander trugen, wobei die oberen nach Mexikanischer Mode an der Seite des Beins aufgeschlitzt waren. Alle trugen große Hüte mit Silber- oder Perlenstreifen, und jede Nüance dunkler Farbe vom reinen Indianischen aufwärts. Einige Kleidungen waren ganz aus Lumpen zusammengesetzt, die nur durch die Anziehungskraft noch zusammenhingen; andere hatten kaum einige Oeffnungen, um die Luft hereinzulassen."

Der erste Besuch, den der Gesandte empfing, war der des Gouverneurs von Vera-Cruz, des Generals Guadalupe Victoria, von dem hier beiläufig als Kuriosum erzählt werden mag, daß derselbe, als er sich auf ein Jahr in die Wüste zurückgezogen, daselbst eine Zeit lang sich gewöhnte, fünf Tage ohne Nahrung zu existiren, und daß es ihm seitdem äußerst lästig wird, in vierundzwanzig Stunden mehr als einmal zu essen.

Im Folgenden beschreibt die Verfasserin ihren Besuch bei Santana, dem gegenwärtigen Präsidenten der Republik: „Um zwei Uhr Morgens standen wir bei Kerzenlicht auf, um Vera-Cruz zu verlassen und Santana in seiner ländlichen Wohnung zu besuchen. Zwei Kasten, genannt Wagen, von Mauleseln gezogen, standen an der Thür, um uns nach Manga de Clavo zu bringen. Nachdem Señor B——o, C—n, der Commandeur des „Jason", und ich darin eingepackt worden, fuhren wir halb schlafend davon. Bei dem schwachen Licht konnten wir, als wir die Thore passirt und die Wagen sich ihren Weg fortarbeiteten, gerade noch so viel unterscheiden, daß rings umher nichts als Sand zu sehen war — Sand, so weit das Auge reichte, einige Meilen Arabischer Wüste.

„Endlich fingen wir an, Symptome von Vegetabilien zu gewahren, einzelne Palmbäume und Blumen; bevor wir ein hübsches Indianisches Dorf erreicht hatten, wo wir anhielten, um die Maulesel zu wechseln, war der Tag angebrochen, und wir schienen aus einer Wüste wie durch Zauber in einen Garten versetzt zu seyn. Die Hütten, die aus Bambusrohr gemacht und mit Palmenblättern gedeckt sind, die Indianischen Frauen, mit ihrem langen, schwarzen Haar, mit ihren halbnackten Kindern an den Thüren stehend, die Maulesel, die sich nach ihrer Lieblingsweise auf dem Boden wälzten, schneeweiße Ziegen, die unter den Palmbäumen weideten, dies Alles machte einen sehr angenehmen Eindruck. Die Hütten, obgleich ärmlich, waren sauber; Fenster haben sie nicht, doch eine Art gedämpften Lichtes dringt durch das laubige Rohr hindurch. Nachdem wir die Maulesel gewechselt, setzten wir unseren Weg fort, nun nicht mehr durch Sandhügel, sondern durch eine Wildniß von Bäumen und Blumen, den glühenden Produkten der tierra caliènte (oder warmen Gegend, wie der niedere Theil des Landes genannt wird). Gegen fünf Uhr langten wir in Manga de Clavo an, nachdem wir durch Meilen natürlichen Gartens, das Eigenthum Santana's, gekommen waren. — Das Haus ist hübsch, leicht aussehend und sauber gehalten. Man führte uns in ein großes, kühles Zimmer mit wenig Möbeln, in welches bald darauf die Señora de Santana eintrat, eine schlanke, dünne Dame, und in dieser frühen Morgenstunde zu unserem Empfang in hellen weißen Muslin gekleidet, mit weißen Atlasschuhen und sehr glänzenden diamantenen Ohrgehängen, Broche und Ringen. Sie war überaus freundlich und stellte uns ihre Tochter Guadaloupe vor, ein Miniaturbild ihrer Mama in Zügen und Kleidung.

„Nach einer kleinen Weile trat General Santana selbst ein. Er scheint ein Stück Invalide zu seyn, hat eine bleiche Farbe, dunkle, sanfte und durchdringende Augen und ein interessantes Gesicht. Wer nichts von seiner früheren Geschichte wußte, hätte ihn für einen Philosophen gehalten, der nach mannigfachen Erfahrungen sich von der Welt zurückgezogen und, wenn er je dazu vermocht werden könnte, aus seiner Verborgenheit hervorzutauchen, dies nur wie ein Cincinnatus thun würde, um seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten und dann wieder abzutreten. Es ist merkwürdig, wie häufig dieser Ausdruck philosophischer Resignation und stiller Trauer auf den Gesichtern der ehrgeizigsten und die weitaussehendsten Pläne hegenden Männer gefunden wird. C—n gab ihm einen Brief von der Königin, der unter der Voraussetzung, daß er noch Präsident sey, geschrieben war; er schien sehr zufrieden damit, machte aber nur die unschuldige Bemerkung: „Wie schön die Königin schreibt!" Er spricht besonders gern und lebhaft von seinem Bein, das unter dem Knie abgehauen ist, und die Art, wie er dies thut, ist etwas possierlich." In der That wartete dieser Mexikanische Cincinnatus nur seine Zeit ab, um seine ländliche Zurückgezogenheit wieder mit dem Glanz der Staatssiegel zu vertauschen.

Von Manga de Clavo begaben sich unsere Reisenden nach der Hauptstadt Mexiko. „Wir hatten auf unserem Wege Mühe, zu begreifen, daß wir mitten im Dezember seyen. Die Luft war sanft und balsamisch, die Hitze die eines Julitages in England, ohne drückend zu seyn. Die Straße führte durch eine Strecke waldigen Landes mit Bäumen, die mit allen Arten von Blüthen bedeckt und mit den köstlichsten tropischen Früchten beladen waren; Blumen jeder Farbe erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen, und die phantastischste Fülle parasitischer Pflanzen schlang sich durch die Zweige der Bäume und warf ihre glänzenden Blüthen über jeden Ast. Palmen, Kokosnußbäume, Orangen und Citronenbäume folgten auf einander, und bei einer Wendung der Straße in ein liebliches grünes Thal hinab erhaschten wir im Fluge den Anblick eines langbehaarten Indianischen Weibes, das unter dem Schatten eines hohen Baumes an einem vorüberfließenden Strom ruhte — ein wahrhaft orientalisches Gemälde.

„Ein Umstand muß von Allen, die auf Mexikanischem Gebiet reisen, bemerkt werden. Es ist da kein menschliches Wesen oder ein vorübergehender Gegenstand, der nicht an sich ein Gemälde wäre oder einen guten Stoff für den Pinsel abgäbe. Die Indianischen Frauen mit ihrem geflochtenen Haar und den Kindern, die auf ihrem Rücken hängen, ihre großen Strohhüte und zweifarbigen Unterröcke, die langen Reihen von Arriero's mit ihren beladenen Mauleseln und den schwarzbraunen, wilden Gesichtern, — der vorüberziehende Reiter mit seinem dreifarbigen Sarape, seinem hohen, verzierten Sattel, Mexikanischen Hut, Silbersporen und Lederstiefeln, — Alles ist malerisch. Salvator Rosa und Hogarth hätten hier in Gesellschaft reisen müssen, Salvator für das Erhabene und Hogarth für die Stellen, wo das Erhabene zum Lächerlichen wird.

„Eine kleine Lieue von der Hauptstadt Mexiko liegt Chapultepec, der Lieblings-Aufenthalt der Aztekischen Fürsten, woran sich unter allen historischen Orten, deren sich Mexiko rühmen kann, die meisten Erinnerungen knüpfen. Könnten diese uralten Cypressen reden, was für Geschichten würden sie erzählen, sie, die seit Jahrhunderten mit ihren langen grauen Bärten *) und ausgestreckten ehrwürdigen Armen dastehen, schon alt, als Montezuma noch ein Knabe war, und noch voller Kraft in den Tagen Bustamente's. Hier streifte der letzte der Aztekischen Kaiser mit seinem schwarzäugigen Harem umher. Unter dem Schatten dieser gigantischen Bäume mochte er ruhen, vielleicht seinen „Tobacco mit Ambra gemischt" rauchen und in Schlaf sinken, der noch nicht gestört ward durch Träume von dem grausamen Reisenden aus dem fernen Osten, dessen Segel gerade in dem Augenblick schon im Angesicht seiner Küste seyn mochten. In diesen Wasserbehältern hat er sich gebadet. Hier waren seine Gärten, seine Vogelhäuser und seine Fischteiche. Durch diese jetzt verwachsenen und einsamen Gebüsche mag er von seinen jungen Edelleuten in seiner offenen Sänfte unter einem glänzenden Thronhimmel getragen worden seyn, wenn er aufstand, auf die reichen Stoffe tretend, welche seine Sklaven vor ihm auf diesem grünen, sammetnen Rasen ausbreiteten. Und von dem Felsen, wo das von den Spaniern erbaute Kastell steht, mochte er auf sein fruchtbares Thal und seine große Hauptstadt mit ihren Kanoebedeckten Seen, ihren weiten Dörfern, Tempeln und Blumengärten hinabblicken, ohne daß eine Sorge für die Zukunft das glänzende Bild verdunkelte. Die Sage erzählt, daß jetzt diese Grotten und Wasserbehälter und Gebüsche von dem Schatten der Indianischen Geliebten des Eroberers, der weitberühmten Doña Marina, besucht werden; aber ich glaube, sie würde sich fürchten, mit dem zürnenden Geist des Indianischen Kaisers zusammenzutreffen."

Einer der hervorstechendsten Züge Mexikanischer Gesellschaft ist die Sucht, durch äußeren Schmuck zu glänzen, eine Sucht, die von dem Bauern bis zu den höchsten Ständen verbreitet ist und von diesen durch einen so verschwenderischen Juwelenprunk befriedigt wird, wie er kaum an irgend einem Europäischen Hofe überstrahlt werden kann. Einige von den alten Spanischen Edelleuten fanden die Mittel dazu in den ungeheuren Schätzen, die sie aus ihren Minen zogen. Unter diesen, erzählt uns die Verfasserin, war der Graf de Regla so reich, daß, als sein Sohn, der gegenwärtige Graf, getauft wurde, die ganze Gesellschaft von seinem Hause bis zur Kirche auf Silberbarren einherging. Die Gräfin, die mit der Vice-Königin einen kleinen Streit gehabt, schickte ihr zum Zeichen der Versöhnung einen weißen Atlas-Pantoffel, der ganz mit Diamanten bedeckt war. Der Graf lud den König von Spanien ein, seine Mexikanischen Ländereien zu besuchen, mit der Versicherung, daß die Hufe des Rosses Seiner Majestät von Vera-Cruz bis zur Hauptstadt nichts als gediegenes Silber berühren sollten. Dies mochte eine Großsprecherei seyn; aber ein schlagenderer Beweis seines Reichthums ist die Thatsache, daß er zwei Linienschiffe vom größten Umfang von Mahagoni und Cedernholz in Havana auf seine Kosten erbauen ließ und sie dem König zum Geschenk machte.

Hiernach werden wir uns nicht mehr wundern, zu erfahren, daß die herrschende Leidenschaft dieselbe verschwenderische Befriedigung auch da noch sucht, wo solche Pracht zur Lächerlichkeit wird. Madame de Calderon weiß hiervon ein wunderliches Geschichtchen zu erzählen. Eine Dame von hohem Rang war in Mexiko gestorben, und ihre Verwandten ließen sie nach der damaligen Sitte in ihrem prächtigsten Anzuge, den sie bei ihrer Hochzeit getragen, zur Ruhe bestatten. Diese Kleidung war selbst in Mexiko ein Wunder von Luxus. Sie bestand ganz aus den feinsten Spitzen, und die Falbeln waren von einer Art Kanten, welche funfzig Dollars die Elle kosten. Man hatte dergleichen noch nicht gesehen. In dieser Kleidung ward die Condesa de — in ihren Sarg gelegt, Tausende von Freunden eilten herbei, um ihr schönes costume de mort zu sehen, und endlich wurde sie in ihre Gruft gebracht, deren Schlüssel dem Sakristan anvertraut wurde. Der Sprung vom Grabe zum Opernhause ist etwas stark, und doch sind beide bei dieser Geschichte betheiligt. Eine Gesellschaft Französischer Tänzer erschien in Mexiko, und die Haupt-Tänzerin war eine kleine Französische Demoiselle, die sich durch ihre kurzen Roben, ihre Koketterie und ihre wunderbaren Pirouetten auszeichnete. Eines Abends bei einem Lieblings-Ballet hatte Mademoiselle Pauline eben eine Reihe von

---

*) Diese und andere Bäume sind nämlich hier mit einer kriechenden Pflanze bedeckt, die grauem Moose ähnlich sieht und, wie langes graues Haar über jeden Zweig hängend, ihnen ein höchst ehrwürdiges und druidisches Ansehen giebt.

Pirouetten zum Besten gegeben und sah sich, auf ihrer Zehe schwebend, nach Beifall um, als plötzlich ein gellender Schreckensruf, von unwilligem Murmeln begleitet, die Versammlung überraschte. Mademoiselle Pauline trug das Kostüm, in welchem die verstorbene Gräfin begraben worden.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Von Mignet.

(Schluß.)

In der That, jene für die ganze Lebensdauer in einem engen und finsteren Raum eingeschlossenen Leute, abgestorben für die Welt, in die sie nicht mehr zurückkehren dürfen, indem das Begnadigungsrecht gegen sie wohl schwerlich geübt werden kann: ihrer Familie entfremdet, welche deren Besitzthum wie das Erbe eines Verstorbenen unter sich theilt; regelmäßig einige Monate im Jahre zu gänzlicher Einsamkeit und trostloser Unthätigkeit verdammt; begraben in ihre Zelle wie in eine Gruft, worauf schon ihre Grabschrift zu lesen; gehindert, jemals eine reine Luft einzuathmen oder einen Sonnenstrahl zu erblicken — welche, man antworte uns, sind mehr zu beklagen, die, welche so schwere, so grausame Pein erdulden, oder die, denen man das Leben nicht unter so schrecklichen Bedingungen gelassen? Ist nicht zu besorgen, daß ihr Verstand unterliege, daß ihre Seele, die man doch retten will, verzweifle? Soll man den Leib nicht tödten, so muß man noch weniger den Geist tödten, denn hundertmal besser, gar nicht auf der Welt, als verrückt zu seyn. Auch überschreiten dergleichen Strafen die Rechte der Gesellschaft und scheinen eine Folgewidrigkeit in dem System Livingston's, der bei seinem Streben, den Verbrecher von Grund aus umzuwandeln, eben so wenig ewig fortwährende Strafen gestatten müßte, als solche, die sich nie wieder gut machen lassen.

Findet sich der menschliche Geist schon durch die gräßliche Qual der einsamen, mit Arbeitslosigkeit verknüpften Einsperrung hart bedroht, so hat Livingston auch noch bei anderen Gelegenheiten gegen die Klugheit, Mäßigung, ja sogar gegen den wahrhaften Gerechtigkeitssinn gefehlt. Hat ihn z. B. sein Drang, das Verbrechen zu erforschen und zu entdecken, nicht zu weit geführt, wenn er die Frau in der Sache des Mannes und den Sohn in der des Vaters als Zeugen auftreten läßt? Es ist unpassend und unrathsam, den Menschen in Streit mit zwei schnurstracks zuwiderlaufenden Pflichten zu bringen, ihm die Wahl zwischen den Forderungen der Natur und denen des Gesetzes zu lassen, in ihm die peinlichen Zweifel zu erwecken, ob er auf Kosten der Wahrheit der Stimme des Herzens folgen oder die Ansprüche des Gesetzes unbedingt erfüllen solle. Ist es ferner nicht hart, den bloßen Räuber mit dem Mörder in gleiche Linie zu stellen? Man kann ihm auch vorwerfen, viel zu gelind gegen solche Verbrechen gewesen zu seyn, welche aus demokratischen Gewohnheiten entspringen, dagegen zu streng gegen wiederholte Frevel, für die er in allen Fällen ewige Gefangenschaft bestimmt, indem er Leute, die sie verübt, für völlig unheilbar und verstockt erachtet; zweifelsohne, weil sie das Unrecht begangen, seinen gesetzlichen Anordnungen zuwiderzuhandeln. Mit einem Worte, man wäre versucht, von ihm zu glauben, daß er mitunter aus Liebe zur Wahrheit es ein bischen übertreibt, daß er aus Haschen nach Volksgunst es manchmal zu leicht nimmt und dann wieder aus Hang zum Reformiren sich zu einer allzu großen Strenge verleiten läßt.

Trotz den bei einem so großen Werke unausbleiblichen Mängeln, bietet Livingston's Strafgesetzbuch ein treffliches, weitumfassendes Ganzes dar. Die vier Abschnitte, aus denen es besteht, tragen und ergänzen sich gegenseitig. Sie gleichen einem Gewölbe, zu welchem jeder Stein den Schlüssel abgiebt. Würde einer ausgehoben, alle stürzten sie dann über einander. Er selbst sagt dies im Bewußtseyn des Werthes seiner Arbeit und bemerkt hierauf: „Dieses seit einer Reihe von Jahren mit stets gespannter Aufmerksamkeit, mit ehrfurchtsvoller Rücksichtsnahme auf Anderer Meinungen und mit gewissenhafter Beobachtung der praktischen Erfolge fortgesetzte Werk gewährt mir die befriedigende Ueberzeugung, mit möglichster Behutsamkeit mich vor allem Eigendünkel gesichert und keines der Mittel verabsäumt zu haben, die mir sowohl das lebendige Gefühl von der Wichtigkeit meiner Aufgabe als auch der aufrichtige Wunsch verschaffen konnte, durch Befestigung der wesentlichen Grundstützen der öffentlichen Gerechtigkeit das Glück der Menschen zu mehren und zu fördern."

In der That, Livingston's Werk empfiehlt sich, weil es, vom Geist der Gerechtigkeit durchweht, überall für die Sicherheit der Gesellschaft bedacht ist, weil es, das Recht stets vor Augen, zur Verfolgung des Verbrechens schreitet, weil es, zur Ehre der Wahrheit und aus Bedürfniß vollständiger Gewißheit, nach dem unumstößlichen Beweis des verübten Frevels trachtet, weil es endlich den Schuldigen mit dem Wunsche straft, ihn dadurch zu bessern — es empfiehlt sich, sagen wir, Livingston's Werk wegen so besonderer Vorzüge der Aufmerksamkeit des Philosophen als eine herrliche Gedanken-Schöpfung und als eine reiche Sammlung zweckdienlicher Vorschriften den Völkern zur Benutzung.

Diese großartige Arbeit war nun beendigt. Livingston, aufs neue zum Mitglied des Kongresses ernannt, reist nach New-York ab, um sie daselbst dem Drucke zu übergeben. Ehe dies geschieht, liest er in einer Nacht sein Manuskript nochmals sorgfältig durch, läßt es aber, vom Schlafe überwältigt, auf einem Marmortische liegen. Beim Erwachen findet er nur noch einen Aschenhaufen. Leider hatte das Feuer Alles verzehrt. Die langsam gereiften Früchte seines Geistes, die gehoffte Aerndte seines Ruhmes waren die Beute eines Augenblicks. Was Livingston bei einem so ungeheuren Verlust empfand, kann sich Jeder denken, doch Niemand bemerkte es. Schwache Gemüther pflegen in solchen Fällen bloß zu winseln und zu wehklagen, willensstarke Seelen suchen den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Sofort begann Livingston seine Arbeit wieder, und in weniger als zwei Jahren erschien sein gänzlich wiederhergestelltes Gesetzeswerk so, wie wir es besitzen. Hier weiß man wirklich nicht, soll man an diesem Manne mehr die Charakterstärke bewundern, die ihn bestimmte, nochmals sich zu einer so umfangreichen Arbeit anzuschicken, oder die Geisteskraft, die ihn überhaupt veranlaßte, sich ihr zu unterziehen.

Die Veröffentlichung dieses umfassenden Systems weihte Livingston's Ruf in seiner Heimat und verbreitete ihn durch die ganze Welt. Brasilien nahm Livingston's Koder zur Grundlage seiner Gesetzgebung, die Republik Guatimala zögerte nicht, ihn sogar in seinem vollen Umfange einzuführen. Auf dem alten Festlande, wo man in Sachen des Geistes und im Gebiete der Rechtskunde noch heimischer ist und besser darüber zu urtheilen weiß, empfing Livingston von allen Seiten die schmeichelhaftesten Huldigungen. Die Meinung Europa's zählte ihn zu der Zahl der philosophischen Gesetzgeber; die Pariser Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften bemühte sich eifrigst, ihm ihre hohe Achtung, die sie für seine Leistungen hegte, dadurch zu beweisen, daß sie ihn zu einem ihrer fünf auswärtigen Mitglieder erwählte. Livingston fühlte sich stolz, die Auszeichnung, dem Französischen Institut anzugehören, mit seinem berühmten Landsmanne Thomas Jefferson getheilt zu haben.

Der Amerikanische Kongreß, selber von dem Verdienste des für Louisiana bestimmten Gesetzbuches überrascht, beauftragte Livingston, ein besonderes für alle Gerichtshöfe des gesammten Staatenbundes anzufertigen. Die Aufgabe dieser Gerichte ist es, über die gegen die Regierung und die Rechte der Union verübten Verbrechen zu entscheiden. Livingston willfahrte dem Wunsche der Nation und bearbeitete nach dem nämlichen Muster, unter denselben Gesichtspunkten, jedoch wegen der Verschiedenheit des Gegenstandes auch zu anderen Anordnungen genöthigt, ein sehr umfangreiches Gesetzeswerk, welches sämmtliche die politischen Versammlungen und die Wahlen betreffende Verbrechen umfaßte, welches von den Uebergriffen der persönlichen Freiheit, von dem Aufruhr, Verrathe, vom Schleichhandel, von der Seeräuberei, von der Grausamkeit der Kriegführung und von der Verletzung des Völkerrechtes handelt. Er bezeichnete genau die Natur und das Wesen dieser Frevel, ordnete das hierbei zu befolgende Prozeßverfahren und bestimmte das Maß der dem Schuldigen aufzuerlegenden Strafe. Dieses Werk macht dem philosophischen Geiste seines Schöpfers alle Ehre, weil es neben den Interessen der Staatsregierung die allgemeinen Gesinnungen der Menschheit im Auge hat, weil es dem politischen Rechte das Völkerrecht zur Seite stellt, weil es bei den für eine besondere Nation gegebenen Gesetzen die Grundregeln der Gerechtigkeit überhaupt festhält, welche bis dahin die Sitte der Völker aus bloßer Gewohnheit, jedoch nicht zu jeder Zeit, beachtet hatte. Das eigens für Louisiana, so wie das für den ganzen Staatenverein abgefaßte Strafgesetzbuch sind zwei Arbeiten, welche Livingston die Dankbarkeit seines Geburtslandes und die Achtung der Nachwelt sichern.

Nach Vollendung dieser Riesenwerke widmete Livingston die Reste seines Lebens der Politik. Er war Mitglied des Senats, als sein Freund, der General Jackson, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erhoben wurde. Anfangs lehnte er die ihm angebotenen hohen Aemter ab; indeß am Vorabende einer völligen Umwälzung der Dinge übernahm er den Posten eines Staats-Secretairs. Damals zeigten sich die Bürger der nördlichen und südlichen Republiken, von denen die Einen Manufakturisten und die Anderen Ackerbauer sind, ihres verschiedenen Interesses wegen getheilter Meinung über den Einfuhrzoll, welcher für fremde Waaren erlegt werden muß. Der Staat Süd-Carolina gab das Zeichen zum Wi[illegible]ande gegen das den Tarif regelnde Gesetz und erklärte, die Waffen in der [illegible]and, dasselbe für null und nichtig. Der gesammte Staatenbund ward von dieser todesgefährlichen Krankheit heftig erfaßt und schien nahe daran, sich aufzulösen. In dieser bedenklichen Lage rieth Livingston dem General Jackson zur Mäßigung und lieh ihm die fesselnde Macht seines Wortes, um die wild aufgeregten Gemüther wieder zu besänftigen und zu versöhnen. Zu diesem Behufe verfaßte er jene schöne, ergreifende und von echter Vaterlandsliebe durchglühte Proclamation, welche so überaus dazu beitrug, dem Bruche der Amerikanischen Union vorzubeugen. Doch seine Klugheit, es ist schmerzlich, es sagen zu müssen, schien ihn später verlassen zu haben, als er, zum Gesandten der Union am Französischen Hofe ernannt, auf die Vollziehung eines Traktats in einer Weise drang, deren Andenken noch frisch ist. Er nahm weder in seinen Forderungen, noch in seinen Berichterstattungen an den General Jackson auf den unvermeidlich säumigen Gang Rücksicht, den eine durch Volksfreiheiten beschränkte Regierung gehen muß, und der Diplomat bewies sich minder friedlich gestimmt, als es noch kurz zuvor der Staatsmann gewesen. Nach seinen in die Heimat abgefertigten und nachher dort im Drucke erschienenen Depeschen darf man wohl behaupten, daß er ein wenig zu spät eine Laufbahn betreten, die so viel Takt und Geduld erheischt, und daß er das zwischen ihm und Jackson schon so lange bestehende trauliche Verhältniß nicht im entferntesten benutzt habe, denselben zu verhindern, einen gegen befreundete Regierungen unstatthaften Ton anzustimmen, zumal wenn es sich auf der einen Seite um eine

neue Geldforderung, auf der anderen um längst begründete Ansprüche auf Erkenntlichkeit handelte.

Livingston lebte nur noch kurze Zeit nach Niederlegung seines Gesandtschaftspostens. Nach seiner Rückkehr nach Amerika zog er sich auf seinen Landsitz Montgomery an den Ufern des Hudson zurück. Seit etlichen Monaten hatte er sich da den stillen Freuden ländlicher Beschäftigung überlassen, als er plötzlich von einer Krankheit befallen ward, die ihn bald hinwegraffte. Noch in den letzten Augenblicken gab er seiner Frau und Tochter, die nicht von seinem Bette wichen, seine innigste Liebe zu erkennen und zeigte die Ruhe und Heiterkeit einer frommen und gottergebenen Seele. Er starb den 23. Mai 1836, an dem nämlichen Tage, ja in derselben Stunde, wo er das Licht der Welt erblickt hatte.

Bei der Nachricht von seinem Tode fühlten seine Mitbürger, daß sie einen Mann verloren, der durch seine Werke dem Lande zur größten Zierde gereichte. Die Republik Guatimala, die nicht nur sein Gesetzbuch eingeführt, sondern auch ihrer Hauptstadt seinen Namen ertheilt hatte, verordnete eine dreitägige öffentliche Trauer. Diese Schmerzens-Aeußerungen und Auszeichnungen waren wohl verdient. Menschen wie Livingston sind überall nur selten, noch seltener aber auf jenem Boden Amerika's, welcher der Entwickelung des Charakters günstiger ist als der Ausbildung des Geistes, welcher kühne Seefahrer, unermüdliche Erfinder, unternehmende Kolonisten, aber wenig ruhige Denker hervorbringt, welche von der ins Weltgetümmel, in alle Bahnen und Kreise des werkthätigen Lebens gierig hineinstürzenden Masse sich absondern, um in beschaulicher Muße der Beobachtung der Natur und der Gesellschaft sich zu überlassen, deren Gesetze und Geheimnisse auszuspähen und zu erfassen und sie dann den übrigen Menschen mitzutheilen, denen der Drang des Lebens die Zeit raubt, solche Geistesarbeiten vorzunehmen.

In Livingston hat Amerika seinen erleuchtetesten Kopf und die Menschheit einen ihrer eifrigsten Wohlthäter verloren.

England.

Englisches Urtheil über die Aufführung der Antigone.

Ein in Berlin lebender Engländer, der kein Gelehrter ist, aber einen edlen Sinn für alles Kunstschöne hat, beschreibt seinem Londoner Freunde den Eindruck, welchen das zweitausendjährige Drama des Sophokles auf sein unbefangenes Gemüth hervorgebracht hat, mit folgenden einfachen Worten:

„Ich bin so eben, ein echter Heide, aus der Vorstellung der Antigone zurückgekehrt. Ich will es versuchen, Ihnen eine Schilderung davon zu machen, wie sie ein Ungelehrter geben kann. Ich fühle aber die Unmöglichkeit, Ihnen einen deutlichen Begriff von dem allgemeinen Eindrucke zu geben, den sie auf mich gemacht. Weit entfernt, sie ermüdend oder langweilig zu finden, wie andere Leute sie genannt haben, fand ich vielmehr das Interesse der verhängnißvollen Geschichte von Anfang an gewaltig und immer steigend bis zum schauerlichen Schluß. Aus keiner dramatischen Aufführung bin ich noch von Aufmerksamkeit und Aufregung so erschöpft zurückgekommen. Von dem ersten Auftreten der fluchbeladenen und heroischen Antigone bis zur letzten Wehklage des Tyrannen, der mitten in seiner Grausamkeit und Anmaßung von der nimmerschlafenden Rache des Zeus getroffen wird, ist Alles erhaben, tragisch, göttlich; doch wie einfach, wie ungezwungen und ungeschmückt, wie menschlich sind die Regungen und Leidenschaften, z. B. Kreon's Klaggeschrei über seinen Tod. Wie ganz tragisch und gottergeben steht Antigone vor uns von Anfang an; wie fürchten und wünschen wir für sie das enge Haus, in welchem sie von ihren langen Wanderungen mit ihrem unglücklichen Vater und von ihren jetzigen frommen Pflichten gegen seinen unglücklichen Sohn ausruhen soll! Wie sehen wir, auf der anderen Seite, den Zorn der beleidigten Götter in einen schwarzen Sturm um das Haupt des anmaßenden Tyrannen sich zusammenziehen! wie verhängnißvoll ist das plötzliche Fortgehen Hämon's! wie unheilverkündend ist die Sprache des Tiresias! Nie kann, wie es mir scheint, Mitleiden und Furcht stärker erregt werden.

Der Chor hat den von dem Orchester sonst besetzten Raum eingenommen. In der Mitte desselben steht ein mit Kränzen geschmückter Altar; auf den Stufen desselben liegen Fruchtopfer. Der Chor tritt von der Seite ein, wo gewöhnlich die Musiker eintreten. Der Vorhang fällt während der ganzen Dauer des Stücks nicht nieder. Eine Veränderung der Scene oder eine Eintheilung in Akte findet nicht statt. Der Chor ist fortwährend gegenwärtig.

Die Schauspieler schienen mir alle ihren Rollen nicht gewachsen; wie kann es anders seyn? Mad. Crelinger hat offenbar große Bühnenpraxis; ihre Darstellung war oft bewundernswerth, besonders in der Ruhe, und sie ward noch gewaltiger gegen das Ende. Aber bei aller Kunst, die sie entwickelte, war sie doch nicht die verurtheilte und lebensmüde Tochter eines gottähnlichen und Königlichen Geschlechts — die unterwürfige und unerschrockene Dienerin der Götter.

Von dem Chor ist es schwer, etwas Bestimmtes zu sagen. Wenn der Gesang bisweilen nicht vollkommen war, so war der Ausdruck doch edel und würdevoll und wohlberechnet, den Eindruck der gewaltigen und schauerlichen Sage bis ans Ende zu erhalten. Die mise en scène will ich nicht beschreiben; sie muß gesehen werden. Ich hatte viele Beschreibungen darüber gelesen; aber dennoch hatte ich keinen klaren Begriff davon. Während des Hymnus an den Bacchus umgiebt der Chor den Altar, Thyrsusstäbe und Kränze tragend und den Bacchus besingend. Hierbei trat mir die ganze Bedeutung des Griechischen Drama's, als eines religiösen Aktes, mit gewaltiger Kraft und Feierlichkeit überraschend entgegen. Ueber die Musik sind die Meinungen verschieden. Ich gestehe, mich hat sie mächtig ergriffen. Der Komponist hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die Musik muß feierlich und religiös seyn, doch darf sie durchaus nicht unserer Kirchenmusik gleichen. Wenn christliche Ideen darin aufgenommen werden, so geht die Einheit des Stückes verloren. Es würde vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Musik untergeordneter gewesen wäre. Sie sollte nur dazu dienen, die verschiedenen Stimmen in Harmonie zu erhalten. Vielleicht würde ein einfacher Gesang im Ganzen passender seyn; doch dann gerade ist es am schwersten, alle Aehnlichkeit mit der Kirchenmusik zu vermeiden.

Das Publikum war außerordentlich zahlreich und aufmerksam. Vielleicht giebt es keine zweite Hauptstadt in Europa, wo eine so gelehrte und künstlerische Aufführung des erhabenen antiken Drama's bewirkt werden könnte. Man glaubte allgemein, daß die Griechischen Tragödien sich nicht würden aufführen lassen, daß sie langweilig erscheinen würden u. s. w. Dies ist jedoch ein Irrthum. Ich hatte die Antigone mehrere Male gelesen; ich hatte sie von Tieck vorlesen hören; aber die dramatische Darstellung, so unvollkommen sie auch war, hat dennoch einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Die unveränderte Scene, der Charakter der Personen, die Gruppirungen, z. B. wie Antigone, auf ihrem Wege zum Tode, den Altar umfaßt, der Chor, der um den Altar steht, und oben auf der Bühne Kreon — dies Alles trug dazu bei, Griechenland und Griechisches Leben so viel als möglich anschaulich zu machen; kurz, ich verließ das Theater mit dem festen Wunsche, diese Vorstellung noch einmal und wiederum und abermals zu sehen."

Mannigfaltiges.

— Veredlung der Neugriechischen Sprache. Die Sprache der heutigen Griechen hat seit 1822 erstaunlich gewonnen. Schon im Befreiungskriege führte man auf Anregung des damaligen Obersten (jetzigen Generals) Rhodios bei der Verwaltung und dem Heere viele Ausdrücke aus dem Altgriechischen ein. Aber jene Epoche war eine Zeit der Heldenthaten, keine der Philologie und Sprachreinigung, und erst seit der Thronbesteigung König Otto's hat man hierin größere Thätigkeit entwickelt. Die Sache war übrigens wichtiger und schwieriger, als man sich auf den ersten Augenblick vorstellen mag. Bei allen Nationen ist die Entwickelung der Sprache und der Kunstausdrücke nach und nach gemäß der Ideenerweiterung fortgeschritten; in Griechenland aber fand das Umgekehrte statt. Als unter der Türkischen Herrschaft alle geistige Bildung, alle Spur eines öffentlichen Lebens verschwunden war, verloren sich die technischen Ausdrücke allmälig, die sich auf Kunst, Wissenschaft und Staat bezogen. Schrieben auch noch einige wenige Männer das alte Griechisch in seiner ganzen Reinheit, so fehlte es ihnen dagegen an Geist; sie behandelten nur dogmatische, moralische oder grammatische Gegenstände, während die Sprache der Wissenschaft und Kunst, des Krieges und der Verwaltung gänzlich zu Grunde ging. Die geringe Anzahl von industriellen, staatswirthschaftlichen und militairischen Begriffen, die sich noch erhalten hatte, wurde durch hellenisirte Türkische Worte wiedergegeben. Plötzlich verbreitete sich, vermöge der Revolution, noch mehr aber durch die Wiederherstellung der Ruhe und öffentlichen Ordnung im Jahre 1833, eine Fülle von Europäischen Ideen. Nun sollte man in aller Geschwindigkeit, oft in einigen Stunden, einen entsprechenden Ausdruck finden. Dies konnte auf zweierlei Weise geschehen: entweder nahm man schon vorhandene Worte aus dem Griechischen und paßte sie dem augenblicklichen Bedürfnisse an, oder man bildete sich neue im Sinne dieser Sprache. — Das Erste, was man auf der neu eingeschlagenen Bahn that, war, allen Orten und Landschaften Griechenlands die alten Hellenischen Namen, welche sie verloren hatten, wiederzugeben. Darauf folgte die Uebersetzung der vier Gesetzsammlungen von Maurer, des Privat- und Handelsrechts und endlich noch die Griechische Abfassung mehrerer Verordnungen über Kommunen, Gendarmerie, Marine u. s. w. So wurde die lebende Sprache durch die Entlehnungen aus der todten bereichert. Nach Gründung der Universität trugen mehrere Professoren (namentlich der gelehrte Dr. Philippos), jeder in seinem speziellen Fache, viel zur fortschreitenden Entwickelung ihrer Sprache bei. Endlich gelang es drei Männern, die eben so fähig, als thätig waren, Al. Rhangavis, Samurkassis und H. Levadeus, in einem Wörterbuch all diese neuen Reichthümer der wiedererstandenen Sprache zu sammeln und noch neue hinzuzufügen. Auch Herr Schinas hat große Verdienste um diese Regeneration der Sprache, indem er regen Antheil an den Uebersetzungen aus den Europäischen Gesetzsammlungen genommen, die mehr als alles Uebrige dazu beigetragen, das neue Griechisch dem alten zu nähern. Herr Schinas ist der sicheren Hoffnung, daß diese Verschmelzung mit jedem Tage mehr Boden gewinnen werde. Man kann fragen, ob es möglich sey, daß eine Sprache in die Vergangenheit hinaufsteige und sich wieder verjünge. Es wäre dies wenigstens ziemlich neu in der Weltgeschichte. Auf jeden Fall indeß ehren und preisen wir die edlen Gesinnungen, aus denen jene Versuche hervorgegangen sind, und freuen uns der Resultate, die bereits gewonnen worden.

(J. J. Ampère, nach einer Mittheilung des Herrn Schinas.)

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 15. April 1843.

Frankreich.

Franz Rabelais, nach Gottlob Regis.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir im ersten Artikel über den Charakter des Rabelais und seines berühmten Werkes die Zeugnisse der kompetentesten Beurtheiler seiner und unserer Zeit mitgetheilt *), lassen wir hier nun einige Auszüge aus dem alten Buche selbst folgen, aus denen man am besten wird ersehen können, einerseits wie schwierig es sey, den eben so originellen als tiefsinnigen Dichter unserem Verständniß zuzuführen, und andererseits wie sehr dies dem unermüdlichen Deutschen Bearbeiter gelungen, dessen Uebersetzung wir dabei zum Grunde legen.

Von den fünf Büchern, aus denen „Gargantua und Pantagruel" besteht, ist das erste dem Gargantua gewidmet und heißt: „Das unschätzbare Leben des grossen Gargantua, Vaters Pantagruelis." Von den folgenden Büchern, deren Held Pantagruel ist, heißt das zweite: „Pantagruel der Dipsoden König in sein ursprünglich Naturell wiederhergestellt, nebst dessen erschrecklichen Heldenthaten und Ebentheuern"; dem sich dann das dritte, vierte und fünfte Buch der „heroischen Thaten und Rathen des guten Pantagruel", so wie das Pantagruelische Prognostiken-Büchlein (eine Art Kalender, auf jedes Jahr passend), anschliessen. Nachstehende drei Kapitel sind dem ersten Buch entlehnt und geben Nachricht von dem Orden der Thelemiten:

Zwey und Funfzigstes Kapitel.

Wie Gargantua für den Mönch die Abtei Thelem erbauen ließ. **)

Blieb itzt allein der Mönch noch zu bedenken übrig, den Gargantua zum Abt von Seuillé machen wollt: aber er schlug es aus. Dann wollt er ihm die Abtey zu Bourgueil schenken, oder auch die zu Sainct Florent, welche ihm selbst die liebste wär, oder auch beyde, wenn er sie gern hätt: aber der Mönch gestand ihm frey daß er von Mönchen weder Vogt noch Vormund seyn möcht. Denn, sprach er, wie sollt ich Andre regieren, der ich mich selbst nit regieren kann? Wenn es euch aber bedeucht als hätt ich euch angenehme Dienst geleistet oder möcht sie in Zukunft noch leisten, so vergönnet mir eine Abtey nach meinem eignen Sinn zu stiften. Die Bitt gefiel dem Gargantua, und bot ihm sein ganzes Land Thelem am Loir-Fluß, zween Meilen vom grossen Forst von Port Huault belegen dazu an. Da bat er den Gargantua, daß sein Orden das Widerspiel aller andern seyn dürft. So muß man, sprach Gargantua, erstlich schon keine Mauern darum ziehn; denn alle andern Abteyen sind erschrecklich vermauert. — Freylich, spricht der Mönch, und von Rechtswegen. Wo Mauern sind, da ist hinten und vorn nur Murren und Knurren, Trauern, Versauern, Neid, einer macht wider den andern Meut. — Ferner, weil es in etlichen Klöstern dieser Welt Brauch ist, daß wenn ein Weibsbild (ich mein ein frommes und sittsames) hineinkommt, man die Spur ihnen nachfegt da sie getreten sind, so ward geordnet daß wenn von ungefähr etwann ein geistlicher Bruder oder Schwester dorthin käm, man hinwieder ihnen säuberlichst alle Schritt und Tritt nachfegen sollte. Und weil in den Stiftern dieser Welt alles nach Stunden eingetheilt, verschränkt und clausulirt ist, so ward beschlossen daß da weder Uhr noch Seiger seyn sollt, sondern ein jedes Geschäft nach Schick und Gelegenheit verrichtet würde. Denn, sprach Gargantua, der einzige Zeitverlust den er wüßt, wär das Stunden-Zählen. Was hätt man davon? Und wär die größte Narrheit der Welt sich nach dem Schall einer Glocken zu richten, statt nach des Geistes Stimm und Sinn.

Item, weil man derzeit niemand ins Kloster stieß als blinde, lahme, hokrige, häßliche, mißgeschaffne, unreimische, thörigte, verhexte, vertrackte Weiber, deßgleichen nur die verkrüppelten, blöden, lendenlahmen, hauslästigen Männer: — (Ad vocem! fiel der Mönch hie ein: Ein Weib, das weder schön noch fromm ist, wozu nutzt es? — Ins Kloster zu stecken, antwort Gargantua. — Recht, sprach der Mönch, und Hemden zu machen:) so ward verfügt daß man da niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Frauen, und niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Männer aufnähm. Item, weil Männer in Frauenklöster nicht anders als heimlich kommen könnten, oder im Sturm, ward decretirt, daß da kein Weib seyn sollt, es wär denn ein Mann dabey, noch auch ein Mann wo nicht ein Weib wär. Item, weil so Männer als Weiber, einmal ins Kloster aufgenommen, nach ihrem Probjahr lebenslang darinn zu verharren gezwungen werden, ward festgesetzt daß jeder Mann und jedes Weib da aufgenommen, wanns ihnen gut däucht' frey und gänzlich wieder heraus marschiren dürften. Item, weil die Ordensleut gemeinlich drey Gelübd thun, nämlich Keuschheit, Armuth und Gehorsam: so ward versehen, daß man allda in Ehren möcht beweibt seyn, daß ein jeder reich wär, und in Freyheit leben sollte. Anlangend das rechtmässige Alter, nahm man die Frauen mit zehn bis funfzehn, die Männer mit zwölf bis achtzehn Jahren.

*) Regis hat in der 3ten Abth. des 2ten Theils im Ganzen an hundert Urtheile von Gewährsmannern über Rabelais aufgeführt, von denen wir hier für diejenigen, die sie dort nachlesen wollen, nur noch folgende nennen: Goethe (in den Briefen an Zelter und an anderen Orten), Herder, Hamann, Friedrich und A. W. v. Schlegel, Ludw. Tieck, Jacob Grimm, Gervinus, Wachler, Bouterweck, Adelung ꝛc.; ferner Calvin, de Thou, Voltaire, Diderot, Chateaubriand, Ginguené, Laharpe, Ch. Nodier, St. Marc Girardin, Eus. Salverte, Philar. Chasles, Paul Lacroix ꝛc.; endlich Lord Baco von Verulam, Henry Hallam, Coleridge, John Dunlop u. s. w.

**) Regis macht zu dem Namen und der Bestimmung dieser Abtei folgende Anmerkung: „Thelem, das Kloster zum freien Willen (Θέλημα), worin Jeder thun kann, wozu er Lust hat, und doch nur erlaubt ist, was sich ziemt. Die in allen Zeitaltern gehegte Vorstellung eines idealen Staates gestaltet sich dem Mönche Rabelais in dem seinigen natürlich unter Ordensform, und er setzt spottweise den finsteren Zwingern des Jahrhunderts sein lustiges Schlößlein gleichsam als offenen Vogelbauer ohne Thüren und ohne Schlösser entgegen. Wie Franz I. an seinem Hofe den Damen Sitz und Stimme gegeben, so Rabelais in seiner Abtei; er versetzt diesen Hof in bunter Reihe, in seinem ganzen Prunk-Kostüm, Ritter und Frauen, zu sich nach Thelem."

Vier und Funfzigstes Kapitel.

Aufschrift des grossen Thors zu Thelem.

Hie kommt nicht her ihr Gleisner und Zeloten,
Meerkaterpfoten, feiste Schleckerbruth,
Duckmäuser-Rotten dümischer denn Gothen
Und Ostrogothen, Gog und Magogsboten,
Lotter-Bigoten, Kuttner weich beschuht
Im Bettelhut, Maulbrocker von der Knut,
Arm Blut voll Wuth, Wellbinder fauler Streich *),
Kramt, Schinder, hie nicht aus eur Schelmenzeug.

Eur Schelmenzeug
Erfüllt mein Reich
Mir mit Gestank.
Wie falscher Sang
Verstimmt mein Geig
Eur Schelmenzeug.

Hie komm nicht her Hap-Schlund und Praktikant,
Vogt, Bazochant **), Blutegel der Gemeine,
Kein Pharisäer, Schreiber, Offiziant
Mit hohler Hand, der mir das arme Land
Gleich Hunden spannt und zauset an der Leine.
Hol er das Seine sich am Rabensteine,
Hang dort und greine! hie ist kein Exzeß
Für eure Küch, hie braucht man nicht Prozeß.

Prozeß und Streit
Hie nicht gedeiht,
Wo wir uns letzen.
Euch müssen hetzen
Die Läng und Breit
Prozeß und Streit.

Hie kommt nicht her Filz, Lollhart ***), Wucher-Pack
Mit Heller-Plack, ihr die ihr scharrt und schabt,
Krell-Kater, Knauser, satt vom Nebelschmack,
Krumm-Nack, Platt-Nasen, die an tausend Pack
In Topf und Sack nicht zur Genüge habt,
Euch nimmer labt wenn man euch drin begrabt

*) Die, so gleichsam faule Streiche zusammenbinden in Wellen (Reisbündel).

**) La Basoche, die alte Innung der Schreiber auf dem Pariser Justiz-Palast.

***) auch Rollhart, Lollen- und Rollenbrüder, eigentlich eine Art Laien-Mönche, deren Name spottweise gebraucht ward, um Gefräßigkeit zu bezeichnen.

Und voll begabt; dem Teufel in die Tatzen
Ihr Memmen fahrt mit euern Hungerfratzen.

Fratzen von Solchen
Nicht Menschen, Molchen
Weiset von hier
Fort zum Barbier.
Denn wir erdolchen
Fratzen von Solchen.

Hie kommt auch nicht ihr tollen Köder her
Von Ungefähr, Brummbär und Eifersüchter,
Ihr Spulgesichter kommet nimmermehr,
Kobolde, Währwölf, Hahnreys Meuterheer,
Zu fürchten mehr als Krokodillgelichter;
Ihr räudgen Wichter bis ins Mark voll Gichter:
Für eure Trichter andre Tonnen sucht,
Grindkrustige voll Schund und Schandenzucht.

Zucht, Lust und Preis
Gehn hie im Gleis.
Im fröhligen Bund
Sind All gesund,
Krönt ihren Fleiß
Zucht, Lust und Preis.

Hie aber kommt und tretet frey herein
Ihr Ritter fein, ihr edeln Herrn zumal!
Hier ist der Saal wo man die Renten fein
Wohl mag verleihn, auf daß wir Groß und Klein
Erhalten seyn bey Tausend an der Zahl.
Ihr mein Spezial und meines Herzens Wahl,
Froh, cordial, freysam in That und Rath,
Mit Einem Wort, erlesne Kamarad.

Kamrad erlesen,
Von munterm Wesen,
Mit lauterm Sinn
Freun sich hierinn
An Ernst und Späßen
Kamrad erlesen.

Hie kommet her die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hie sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschließt und verspündet.
Kommt! gründet hie den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht.

Recht Gottes dauern
In heilgen Mauern
Wird sofortan.
Wo Weib und Mann
Den Feind belauern,
Muß Gott-Recht dauern.

Hie kommt ihr hohen Frauen auch genaht,
Auf frischer That! Glück sey mit euerm Chor,
Ihr Schönheitsflor, der Himmelsäuglein hat;
So kerzengrad, sittsam in Mien und That:
Auf diesem Pfad sprießt Ehre nur hervor.
Für euch erkor der Meister dieses Thor
Und Haus zuvor. Was ihr euch wünscht und wollt
Erfrug er, und begabt' es reich mit Gold.

Mit Gold beschenket,
Nicht schmollt noch kränket
Man den ders beut.
Den Edeln freut
Wenn man sein denket
Mit Gold beschenket.

Sieben und Funfzigstes Kapitel.

Wie der Thelemiten Lebenkart regulirt war.

Ihr ganzes Leben ward nicht geführt nach Satzung, Regel noch Statuten, sondern nach eigner freyer Wahl. Stunden vom Bett auf wann ihnen gut schien; tranken, aßen, arbeiteten, schliefen wann sie dazu das Verlangen ankam. Keiner weckt' sie, keiner zwang sie weder zum Trinken noch zum Essen, noch sonst etwas. Denn also war es vom Gargantua eingerichtet. In ihrer Regel war nicht mehr als dieser einige Fürbehalt:

THU WAS DU WILT.

Weil wohl geborene, freye, wohl erzogene Leut in guter Gemeinschaft aufgewachsen, schon von Natur einen Sporn und Anreiz der sie beständig zum Rechtthun treibt und vom Laster abhält in sich haben, welchen sie Ehre nennen. Diese, wenn sie durch niedrigen Zwang und Gewalt unterdruckt und knechtisch behandelt werden, richten nun den edeln Trieb aus welchem sie frey nach Tugend strebten, auf Zerbrechung und Abwerfung dieses Sklavenjoches. Denn wir trachten allzeit nach dem Verbotenen, und uns gelüstet nach dem was versagt ist. — Aus dieser Freyheit erwuchs in ihnen ein löblicher Wettstreit Alles zu thun wovon sie sahen daß es dem Einen angenehm war. Wenn Einer oder Eine sprach: Lasset uns trinken, so tranken sie Alle. Sprach er: Lasset uns spielen, so spielten sie Alle. Sprach er: kommt ins Feld spazieren, so gingen Alle gleich hinaus. Wollten sie auf die Vogelbaitz oder Jagd, so setzten sich die Frauen auf schöne Zelter, das Prunk-Roß zur Hand, und jede trug, zierlich behandschuht auf ihrer Faust einen Sperber, Habicht, oder Schmerling. Die Männer trugen die andern Vögel. So adlich waren sie all erzogen, daß unter ihnen auch nicht Einer noch Eine war, die nicht hätt lesen, schreiben, singen, musiziren, fünf bis sechs Sprachen reden und sowohl reimweis als in ungebundener Red darinn dictiren können. Niemals hat man so wackre galante Ritter ersehen, so fertig zu Fuß und Roß, so rüstig und regsam, so wohl in allen Waffen bewandert als es da gab.

Niemals hat man so stattliche Frauen, so artige, so wohlgelaunte, zur Hand, zur Nadel, ja zu jeder ehrlichen freyen weiblichen Kunst geschicktere Frauen gesehen als da.

Daher dann, wann die Zeit erschien daß Einer auf seiner Freund Begehren oder sonst einen andern Grund, aus diesem Stift austreten wollte, er eine der Frauen mit sich nahm, die ihn etwann zu ihrem Getreuen erkoren hätt, und wurden dann zusamen vermählt, und hatten sie in Thelem treu und einig gelebt, so fuhren sie im Ehestand noch besser damit fort und liebten einander am letzten Tag ihres Lebens wie an dem ersten Hochzeittag.

Mexiko.

Skizzen aus Mexiko.

Von Madame Calderon de la Barca.

(Fortsetzung.)

Kaum war der Vorhang gefallen, als die kleine Tänzerin sich von kompetenten Personen umgeben fand, die sie ausfragten, wo und wie sie zu dieser Kleidung gekommen sey. Sie erwiederte, sie habe dieselbe um einen ungeheuren Preis von einer Französischen Modistin in der Stadt gekauft. Sie hatte kein Grab geplündert, sondern ehrlich ihr rechtmäßiges Eigenthum mit Gold bezahlt. Die Beamten begaben sich zur Modistin; auch diese erklärte sich für unschuldig; sie habe es von einem Manne, der es ihr zum Verkauf gebracht. Vermittelst weiterer Nachforschungen kam man dem Mann auf die Spur: es war der Sakristan von San —. Er wurde verhaftet und ins Gefängniß geworfen, und seine Habsucht hatte wenigstens die gute Folge, daß man, um künftigen Sakristanen solche Versuchungen zu ersparen, zur Einfachheit zurückkehrte: es wurde seitdem Sitte, den Körper eine Zeit lang in prächtigen Gewändern auszustellen, dann aber dieselben durch eine einfache Kleidung zu ersetzen, ehe man den Sarg ins Gewölbe brachte. — Eine Dame erzählte mir, daß bei dem Tode ihres Enkels derselbe nicht bloß in reiche Spitzen gehüllt, sondern auch die Diamanten von drei Condesas und vier Marquesas gesammelt und auf ihn gelegt wurden, Halsbänder, Ringe, Armbänder, Brochen und Tiaras, zu einem Werth von mehreren hunderttausend Dollars. Die Straße war mit Draperien behangen, und ein Musik-Corps spielte, während der Kleine von allen betitelten Verwandten der Familie in seinem todten Glanze besucht wurde.

Einen grellen Gegensatz zu diesem Pomp des Reichthums bilden die leperos, eine Kaste von Bettlern, oder vielmehr halb Bettlern, halb Banditen, welche die Straßen bevölkern und sie nicht bloß unangenehm, sondern oft auch unsicher machen, besonders in den weniger besuchten Passagen und Vorstädten. Das Buch enthält eine Menge Geschichten von diesen Leuten und den noch kühneren Landstreichern, die auf einen so gänzlichen Mangel aller Polizei hindeuten, wie er mit dem Bestehen der Gesellschaft kaum verträglich scheint. Folgende kleine Anekdote zeigt, auf wie freundschaftlichem Fuße die Herren von der Landstraße und die von der Polizei in Mexiko mit einander stehen.

Der ...sche Konsul hatte vor einiger Zeit den Richter N. wegen einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen; er wurde in ein Zimmer geführt, wo dieser Beamte mit einigen verdächtig aussehenden Individuen im Gespräch begriffen war. Auf dem Tische vor ihm lag eine Anzahl von Kugeln, Schwertern, Pistolen und anderen Waffen. Der Richter bat Herrn von —, sich zu setzen: er sey mit Untersuchung eines Raubs beschäftigt, der von diesen Personen begangen sey. Die Räuber saßen, indem sie ganz behaglich schmauchten, und der Richter genoß dieselbe unschuldige Erholung; als seine Zigarre ausgegangen war, stand einer von diesen Herren auf, nahm die seinige vom Munde und überreichte sie dem Beamten, der sein puro (Zigarre) daran anzündete und sie dann mit einer höflichen Verbeugung zurückgab. Kurz, sie vertrugen sich ganz vortrefflich.

Zu den interessantesten Gegenständen in der Hauptstadt gehören ihre Klöster, die noch in ihrer ganzen ursprünglichen Strenge fortbestehen und um so merkwürdiger sind, je schwieriger es jetzt ist, dergleichen noch in Europa anzutreffen. Sie scheinen uns in der That in die Dämmerung des 16ten Jahrhunderts zurückzuführen, in dessen erster Hälfte viele von ihnen gegründet wurden. Der Zutritt zu ihnen, besonders zu den Frauen-Klöstern, ist schon für Eingeborene sehr schwierig, um wie viel mehr für Fremde. Die Stellung der Verfasserin erleichterte ihr denselben hier eben so sehr, als an allen anderen Orten. In einem dieser Konvente war sie Zeuge einer Einkleidungs-Cere-

monie. Es war ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft, welches den Schleier nehmen sollte. „An dem Tage der Ceremonie", erzählt die Verfasserin, „als ich in dem Hause vorsprach, sah ich mich mitten in einer auserlesenen Gesellschaft in reichem Putz, bestehend aus den Verwandten der Familie, in einer Anzahl von ungefähr hundert Personen; der Bischof selbst in seinen Purpurgewändern mit Amethysten, eine Anzahl Priester, der Vater des jungen Mädchens in seiner Generals-Uniform; sie selbst in Purpursammt, mit Diamanten und Perlen und einer Blumenkrone; das Mieder ihres Oberkleides war ganz mit kleinen Bandstreifen von verschiedenen Farben bedeckt, welche ihre Freunde ihr gegeben hatten, indem jeder eins hinzufügte, gleich Steinen, die man auf einen Haufen zum Andenken der Verstorbenen wirft. Da sie sehr hübsch war, mit schönen schwarzen Augen, guten Zähnen und frischer Farbe, und vor Allem mit der Schönheit der Jugend ausgestattet, denn sie zählte erst achtzehn Jahr, wurde sie selbst durch diese überladene Kleidung nicht entstellt. Ihre Mutter dagegen, welche die Rolle der Madrina spielen sollte, eine Facsimile-Kleidung trug und sehr blaß und traurig war, mit ganz verweinten Augen, sah wie ein Bild des Elends in einem Ballanzug aus. In dem anstoßenden Zimmer standen lange Tische für den Schmaus, der bei dieser fröhlichen Gelegenheit gegeben werden sollte — ein Anblick, der mich etwas verletzte. — — Als ich Nachmittags zur Stunde, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte, wiederkam, fand ich die Morgen-Gesellschaft mit vielen Vermehrungen noch bei dem Dessert. Es herrschte einige Fröhlichkeit, aber eine offenbar gezwungene. Es erinnerte mich an ein Hochzeitsfest vor der Abreise der Braut, welche zum ersten Mal sich von ihrer Familie trennen soll. Doch wie verschieden davon war dieses Bankett, wo Mutter und Tochter zum letzten Male auf der Erde sich sehen.

„Zu bestimmten Zeiten kann zwar die Mutter die Stimme ihrer Tochter wie aus den Tiefen des Grabes hören, aber sie kann sie nie mehr in ihre Arme schließen, nie mehr an ihren Leiden oder Freuden Theil nehmen oder sie in der Krankheit pflegen, und wenn ihre letzte Stunde kommt, kann sie nicht, obwohl nur wenige Straßen sie trennen, ihren letzten Segen dem Kinde ertheilen, das so viele Jahre hindurch der Stolz ihrer Augen und ihres Herzens war.

„Ich habe kein Land gesehen, wo die Familien so eng verkettet sind wie in Meriko, wo die Neigungen so stark sind oder wo die verheirateten Söhne und Töchter eine so tiefe Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die Aeltern zeigen, als hier. In dieser Beziehung bleiben sie alle wie die kleinen Kinder. Ich kenne viele Familien, deren verheiratete Zweige im väterlichen Hause wohnen, indem sie eine Art kleiner Kolonie bilden und in der vollkommensten Eintracht leben. Sie können den Gedanken der Trennung nicht ertragen, und nur die härteste Nothwendigkeit kann sie dazu bringen, ihr Vaterland zu verlassen. Für alle Berichte der Reisenden von den Genüssen, die in den Europäischen Hauptstädten zu finden sind, haben sie nur ein taubes Ohr. Ihre Familien sind in Meriko, ihre Aeltern, Schwestern und Verwandten, und anderswo blüht kein Glück für sie. Um so größer ist also das Opfer von Seiten derjenigen Aeltern, welche aus religiösen Gründen ihre Töchter einem Klosterleben weihen.

„*** jedoch war über die ganze Geschichte wüthend, welche, wie er sagte, durchaus gegen den Willen der Mutter war, obgleich der Vater darin eingewilligt; er zeigte mir den Beichtiger, dessen Einfluß es dahin gebracht hatte. — Nach der Ceremonie, die übrigens nichts Besonderes weiter darbietet, drückte ich den Anwesenden meinen Unwillen aus über das Opfer eines Mädchens, das noch so jung war, daß sie unmöglich mit sich selbst darüber zu Rathe gehen konnte. Fast alle Damen stimmten mit mir überein, besonders die, welche Töchter hatten, aber viele von den alten Herren waren anderer Meinung. Die jungen Männer waren natürlich entschieden auf meiner Seite; viele von den jungen Mädchen aber schienen eher ihre Freundin zu beneiden, die so hübsch und reizend ausgesehen und deren Kleidung ihr so schön stand; sie hätten nichts dagegen gehabt, ein Gleiches zu thun."

Das Opfer verdiente in der That das höchste Mitleid nach der Beschreibung, die uns die Verfasserin von der inneren Disziplin eines anderen von ihr besuchten Klosters, Santa Teresa, giebt: „Das Refektorium ist ein großes Zimmer mit einem langen schmalen Tisch, der es ganz einnimmt, und hölzernen Bänken; vor dem Platze einer jeden Nonne steht eine irdene Schüssel, eine irdene Schale mit einem Apfel, ein hölzerner Teller und ein hölzerner Löffel; an der Spitze des Tisches steht ein grinsender Schädel, um sie zu erinnern, daß sie selbst diese Freuden nicht lange genießen sollen. In einem Winkel des Zimmers steht ein Lesepult, wo Eine aus einem heiligen Buche vorliest, während die anderen ihre einfache Kost verzehren. Sie zeigten uns eine Dornenkrone, die an gewissen Tagen eine von ihnen zur Buße trägt. Sie ist aus Eisen und zwar so beschaffen, daß die Nägel einwärts gehen und den Kopf bluten machen. Während sie dies auf ihrem Kopfe trägt, wird eine Art hölzerner Nadel in ihren Mund gesteckt; sie liegt ausgestreckt auf ihrem Gesichte, bis die Mahlzeit vorüber ist, und bekommt auch währenddessen ihre Nahrung, von der sie so viel ißt, als sie kann.

„Wir besuchten die Zellen und erschraken vor den Qualen, die sie sich selbst auflegen. Jedes Bett besteht aus einer hölzernen Bohle, die in der Mitte erhöht ist und an Tagen der Buße mit Querhölzern belegt wird. Das Kissen ist von Holz, mit einem Kreuze darauf, das sie während des Liegens in der Hand halten; dabei hängen ihre Füße heraus, da das Bett absichtlich zu kurz gemacht ist. Um ihren Leib trägt die Nonne zuweilen einen Gürtel mit eisernen Spitzen, die nach innen gehen, und auf ihrer Brust ein Kreuz mit Nägeln, deren Spitzen ebenfalls in das Fleisch eindringen. Nachdem sie sich mit einer mit Nägeln bedeckten Peitsche gegeißelt hat, legt sie sich auf einige Stunden auf die Querhölzer nieder und steht um vier Uhr auf. Alle diese ascetischen Werkzeuge, die jede Nonne in einem Kästchen neben ihrem Bett bewahrt, sehen aus, als gehörten sie in die Kerker der Inquisition.

„Doch scheinen sie alle so heiter als möglich, obgleich viele von ihnen blaß und ungesund aussehen. Man sagt, daß, wenn sie stark genug sind, dieser Lebensweise im Anfang Trotz zu bieten, sie sehr lange leben; doch kommt es oft vor, daß Novizen das Kloster wegen Krankheit verlassen müssen, lange vor dem Schluß ihres Noviziats. (Schluß folgt.)

England.

Kolossale Phantasie der Engländer.

Ein Volk, welches so großartige und kolossale Thaten vollführt, wie die Engländer, muß auch kolossale Ideen erzeugen, wäre es auch nur auf dem Gebiete des Scherzes. Hier einige Beispiele. Zuerst ein Englisches

Kinderlied:

Wenn alle Seen flößen in einen einz'gen See,
Was für ein ungeheurer See müßt' das nicht seyn!
Und wüchsen alle Bäume wie einer in die Höh',
Was für ein ungeheurer Baum müßt' das nicht seyn!
Und wären alle Beile in einem Beil sodann, — Was 2c.
Und wären alle Männer ein einz'ger großer Mann, — Was 2c.
Und nähm' der ungeheure Mann das ungeheure Beil,
Hüb' um den ungeheuren Baum,
Und der fiel in die See,
Was für ein ungeheures Platschen
Und Klatschen das müßt' seyn!

Ferner folgen hier zwei Proben aus dem Punch oder London Charivari. Die Engländer bauen einen Tunnel unter der Themse, aber ihre Phantasie geht weiter. Als sich der Krieg mit China in die Länge ziehen zu wollen schien, schlug das genannte Blatt vor, zur Erleichterung der Communication, eine Eisenbahn von London nach dem Himmlischen Reiche anzulegen; der Plan dabei war, die Eingeweide der Erde zu durchstechen, mittelst eines Tunnels von London nach Canton, womit man zugleich den Ankauf von Land, so wie den Einspruch fremder Nationen, zu umgehen und in Gold- und Silbergruben einen reichlichen Ersatz für die Kosten des Baues zu finden hoffte. St. Paul's Kathedrale wird niedergerissen, und an ihrer Stelle wird der Bischof von London, oder das Parlament, das nöthige Land für den diesseitigen Terminus bewilligen. Unter dem Vesuv, den die Eisenbahn unmittelbar berührt, wird eine Station gebildet, um Kohlen und Lava einzunehmen, auch Cyklopen, falls sich solche dort vorfänden. Ein anderer Halt wird unter dem Mittelländischen Meere gemacht, um mittelst hinaufgeleiteter Röhren neuen Vorrath von Wasser zu gewinnen. Die Compagnie behält sich weitere Berichte vor und wagt vorläufig zu hoffen, daß die Ausführung ihres Planes dem Gesammt-Verkehre um so förderlicher seyn werde, als zu erwarten stehe, daß die meisten Kontinental-Völker Seiten-Tunnels anlegen würden, um sich gleich ihnen unter einander und mit den Bewohnern des Innern der Erde in Verbindung zu setzen. Die Akademie zu Nirgends habe es ohnedies mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die bei früheren Erdbeben verschlungenen Erdbewohner bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen würden.

* * *

Als der Krieg mit China dann plötzlich eine überraschend günstige Wendung genommen hatte, da war es der Thee und die Aussicht, denselben künftig besser und billiger zu beziehen, die die Gemüther in Anspruch nahm. Sir H. Pottinger, berichtete uns der Punch, werde künftig Lord Pekan heißen und drei Mandarinen-Köpfe, bei ihren Schwänzen zusammengeknüpft, darüber einen teapot volante, zu seinem Wappen haben.

Was aber den Thee betrifft, so gehe Sir J. Graham mit dem denkwürdigen Plane um, das River-Reservoir, welches gegenwärtig die City mit Wasser versehe, zu einem ungeheuren Metropolitan-Theetopf umzuschaffen, dessen lieblicher Inhalt künftig an Stelle des geschmacklosen Wassers durch alle Adern und Röhren in jedes Eckchen der City fließen würde. Die Oefen, heißt es weiter, welche in einem ungeheuren Maßstabe unter dem Reservoir angebracht werden, sollen von Bataillonen von Sinekuristen und Staats-Pensionairen geheizt werden, die dafür zweimal täglich gratis Thee erhalten, aber für Brod und Butter selbst zu sorgen haben. Lord Abinger wird General-Superintendant des Feuer-Departements, und der Herzog von New-Castle sorgt für den Kohlenbedarf.

Der Thee soll ferner vor der Vertheilung mit Milch und Zucker zubereitet und, um den Ingredienzien die nöthige Harmonie zu geben, von einer eigenen Geschmacks-Gesellschaft gekostet werden, die aus den Herzoginnen von Sutherland und Buccleuch und dem Hon. G. E. Anson bestehen wird, unter der Mitwirkung der Grafen von Haddington und Aberdeen. Dem so vermehrten Zuckerbedarf entgegenzukommen, werden die Häfen den Brasilianern geöffnet, und Sir R. Peel — wird die Zähne besteuern, was dann die falschen aus dem Verkehr treiben wird. Für die Milch wird der Herzog von Buckingham sorgen, der sich anheischig macht, 10,000 Stück Hornvieh in der Nähe des Reservoirs zu halten.

Auch Sir E. Knatchbull und Oberst Sibthorpe erhalten ihre Rollen. An allen Ecken und Plätzen werden Pumpen angebracht, darunter stets gefüllte Gefäße, aus denen der Vorübergehende nach Belieben schöpfen kann. Die beabsichtigten Springbrunnen auf Trafalgar-Square werden heißen Thee sprudeln, und das Nelson-Monument wird zum Denkmale an den Chinesischen

Krieg umgeformt und auf einem splendiden Korinthischen Kapitäl einen Mammuth-Britanniametall-Theetopf tragen, von welchem ein fortwährender Strom auf Kopf und Schultern von König Karl fallen wird. Die Nachbarschaft Apsley-House wird zu Theegärten umgeschaffen.

Um die größeren Städte des Reichs in gleicher Weise mit Thee zu versorgen, werden die Eisenbahnen mit patentirten Lokomotiv-Krügen versehen. Viscount Lowther sinnt noch auf einen Plan, den kleineren Städten den Thee durch die Post zukommen zu lassen.

Die beiden Häuser werden auf das liberalste bedacht. In dem Oberhause präsidirt der Lord-Kanzler an dem Theetische; während in dem Unterhause jedes Mitglied eine verstopfbare Röhre erhält. Nur die Radikalen erhalten immer je zwei eine Röhre, indem z. B. die Herren Hume und Roebuck zusammengeben. Sir Robert hofft, daß es auf solche Weise leichter seyn werde, „ein Haus zu machen", und daß sich die Mitglieder hinfort seltener betrinken würden.

Der Herzog von Buckingham erhält die verbrauchten Theeblätter als Dünger für das Thal von Aylesbury, und hofft das Gouvernement, Se. Erlaucht durch solche politische Maßregel zur Wieder-Theilnahme an der Regierung zu bewegen.

Die Königin endlich, flüstert man sich in den bestunterrichteten Zirkeln zu, beabsichtigt, wenn Alles fertig, den gekrönten Häuptern Europa's eine Thee-Gesellschaft zu geben und dabei Ludwig Philipp gelegentlich zu seiner Zustimmung zu dem Durchsuchungsrechts-Vertrag zu bewegen. Der Präsident der Vereinigten Staaten erhält als „too vulgar" keine Einladung; so wie es auch noch nicht entschieden ist, ob der Regent Espartero und Se. Heiligkeit der Papst, Letzterer aus Rücksicht für den Erzbischof von Canterbury, Karten zugeschickt erhalten werden.

Mannigfaltiges.

— Die letzten Stunden des Menschen. Ein in jeder Beziehung zu empfehlendes Werk, das kürzlich in Frankreich erschienen und auch bereits durch einen, wie es scheint, mit dem Verfasser in persönlicher Verbindung stehenden Deutschen in unsere Muttersprache übertragen worden, sind „Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft", von Dr. H. Lauvergne.*) Der Verfasser ist Oberarzt der Marine und des Bagno-Hospitals zu Toulon und hat als solcher Gelegenheit gehabt, die letzten Stunden des Menschen in allen sozialen Verhältnissen, also denjenigen Moment zu beobachten, in welchem der Mensch in seiner wahrsten Gestalt, die Seele fern von jedem Bestreben sich zeigt, zu scheinen, was sie nicht ist. Indem er diese Beobachtungen mittheilt, hält er zugleich der Menschheit und insbesondere dem Französischen Volke, welchem er manche bittere Wahrheit sagt, einen Spiegel vor, in welchem Jeder sich zu erkennen vermag zu eigenem Nutzen und Frommen, denn irgendwo gehört unser Charakter hin in diese Sammlung, und die letzten Stunden kommen unvermeidlich. „Wie du stirbst, so hast du gelebt", lehrt uns der mit einem scharfen psychologischen Auge ausgerüstete Arzt, der mit seinen eigenen Beobachtungen die vieler Zeitgenossen und die Ueberlieferungen der Geschichte vergleicht. Er zeigt uns den sterbenden Weisen und den sterbenden Idioten, schildert die letzten Stunden der Männer und der Frauen, der Könige und der Proletarier, der Tugend und des Lasters. Mehr als irgend ein philosophisches System liefert dieses Lehrbuch Beweise für das Daseyn Gottes, denn noch ist kein Mensch als Atheist gestorben, wie sehr er auch im Leben als solcher erscheinen mochte und wie gering auch die ihm von der Natur verliehene Anlage war, das Daseyn Gottes zu ahnen und zu begreifen. Diese Anlage hat der Verfasser, der zugleich ein eifriger Phrenologe ist, überall, wo sie in der äußeren Hirnbildung als die Fähigkeit, sich zum Uebersinnlichen zu erheben, indizirt war, bestätigt gefunden. Es bildet indessen gerade die phrenologische Digression, von welcher der Verfasser bei seiner Darstellung ausgeht, eine, wie uns scheint, nicht ganz zu derselben passende Grundlage. Seine Beobachtungen allein sind für sich selbst redend und bedürfen der Zeugnisse Gall's und Spurzheim's nicht, obwohl diese auch andererseits nicht so verwerflich seyn mögen, wie sie meistens in Deutschland noch erscheinen, während ihnen in Frankreich und England ein fortwährend wachsendes Gewicht beigelegt wird.

Wir behalten uns vor, auf dieses reichhaltige Werk in einigen Auszügen zurückzukommen, und wollen hier nur noch, zur Bestätigung des Obigen, den Standpunkt des Werkes durch folgende, dem Vorwort entlehnten Bemerkungen andeuten:

. . . . „Wenn der Tod einen Menschen nicht ganz plötzlich hinwegrafft, so geben die Erscheinungen und Vorgänge des Sterbens dem unbefangenen Beobachter ein so unerbittlich treues Bild des Menschen, daß es nicht übertroffen werden kann; die entfliehende Seele zeigt sich ganz so wie sie war; ein paar Stunden braucht sie nur, um den Inhalt des längsten Lebens in seiner ganzen Nacktheit überschauen zu lassen. Niemals ist der Mensch seines freien Willens mächtiger und sind ihm die zahllosen Vorstellungen seines Geistes gegenwärtiger, als während der feierlichen Stunde, wo Leben und Tod um seinen Besitz streiten, oder vielmehr, wo die Seele mit der Materie ringt. In dieser Stunde der Prüfung und Entscheidung kommen seine sittlichen Eigenschaften und seine geistigen Fähigkeiten zum Vorschein, wie er sie erhielt und wie er sie ausbildete: er ist schlicht, alltäglich, erhaben, unwürdig oder gottähnlich, je nach dem, was er aus seiner Seele gemacht hat. Es giebt ursprüngliche Verschiedenheiten unter den Seelen; und damit ist auch die größte Verschiedenheit der letzten Stunden und des Todes gegeben. Wie das zu erklären sey, soll dieses Buch, wenn es aufmerksam gelesen wird, lehren. Für jetzt mag die Andeutung genügen, daß, da die Menschen nicht mit gleichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Seele geboren werden, sie das, was in wichtigen und entscheidenden Stunden, hauptsächlich aber in der wichtigsten von allen, auf dem Sterbebette, in ihrer Seele vorgeht, unmöglich auf dieselbe Weise und mit derselben Stärke deutlich machen können. Im Allgemeinen stirbt man, wie man geboren ist und wie man gelebt hat, das heißt, je nach dem Gebrauche der angeborenen Anlagen und den Mitteln, die uns zu Gebote standen. Die Idee eines Gottes aber durchläuft alle Abstufungen von dem schlichtesten Glauben an bis zur höchsten und klarsten Anschauung. Den einen dieser äußersten Gränzpunkte finden wir in dem armen Landmann, dessen verwirrte Bruchstücke von Glaubensartikeln der Dorf-Geistliche zurechtlegen muß; den anderen in einem heiligen Bruno, dem Gott und Unsterblichkeit der Seele in einer Klarheit vorschweben, als habe er im Rathe des Ewigen mitgesessen.

„So lange die Völker noch in der Kindheit sind, erhalten sie ihren Glauben von den Gesetzgebern und Weisen überliefert, und diese erbauen ihn auf die unerschütterliche Grundlage des Daseyns eines höchsten Wesens; wie sehr auch sonst alles Uebrige von einander abweiche und damit die Verschiedenheit der Religionen entstehe. Also nur in den Perioden, wo die Menschen anfangen, in eine gesellschaftliche Vereinigung zusammenzutreten, haben sie wahrhaft einen gemeinschaftlichen Glauben, sterben sie mehr oder weniger vertrauend auf eine und dieselbe Hoffnung der Fortdauer. In dem Maße aber, wie die Kultur eines Volks steigt, wie es erwächst in der Vervollkommnung seiner Beziehungen zu den Dingen des Weltalls, ändern sich seine Vorstellungen durch die Eindrücke, die es von den neuen ihm geläufig gewordenen Gegenständen empfängt: es stellt Betrachtungen darüber an, und, gerade herausgesagt, es macht sie zu den Gottheiten, die es verehrt. Diese Zeit gänzlicher Umgestaltung ist genau dieselbe, welche an Hervorbringungen der Künste, des Luxus so reich ist, die die Quellen tausendfacher in dem Weltall verborgen liegender Genüsse eröffnet und, was dasselbe ist, die Seele von dem Borne der Urwahrheiten ablenkt. Wo einmal diese Abwege eingeschlagen sind, da giebt es keinen Stillstand mehr, bis die äußerste Höhe aller denkbaren Civilisation, das Chaos der Intelligenz, erreicht ist. Jeder nach seinem Vermögen zieht an dem Triumphwagen der neuen Lehren; dieser beweist der Masse, daß die Lüge Wahrheit sey, jener ringt nach Macht und Ansehen, ein Dritter sucht die Kunst zur Vollkommenheit zu steigern; und da zuletzt Gold es ist, das jeden Genuß gewährt, so drängen sich Alle, von dem glänzendsten Genie bis zum beschränktesten Kopfe, auf den Weg, der sie zum Besitz führen soll. In dem durch und durch künstlichen Daseyn, welches das Erzeugniß einer übertriebenen Civilisation ist, muß der Grundgedanke, auf welchem zu allen Zeiten der sittliche Werth eines gleichförmig religiösen Lebenswandels geruht hat, der an den Tod, nothwendig seinen ursprünglichen Sinn einbüßen. Denn Genießen kann nicht das Handeln seyn, welches zum rechten Sterben vorbereitet; die Lehren aber, welche Lohn und Strafe in einem künftigen Leben leugnen, sind nur die Zugabe einer Epoche, wo das materielle Wohlbefinden bis auf die der Menschheit mögliche äußerste Schranke ausgedehnt worden ist. Soll der Tod mit seinen Geheimnissen verstanden werden, so bedarf er dazu einer sehr reiflich überlegenden und auf dem Glauben ruhenden Betrachtung; dann leuchtet er weithin, wie ein Pharus der Hoffnung und Liebe. Aber dieser Pharus, den der religiöse Mensch in seiner heißen Sehnsucht erblickt, ist für den, der mit vollen Segeln auf dem Ocean irdischer Wollüste dahin schifft, nur ein leeres, herkömmlich gebrauchtes Bild. In einem Jahrhundert des Egoismus, wo die Befriedigung des eigenen Selbst einem Jeden die wichtigste Angelegenheit ist, macht sich auch ein Jeder seine Religion und seine Sitte nach einer Reihe von Vorstellungen, die zu seinen Leidenschaften passen; überall sind Menschen, nirgends die Menschheit; Jeder geht auf sein offen bekanntes Ziel los, und da dies allenthalben, nur nicht im Gebiete des Uebersinnlichen ist, so gelangt man zum Tode wie zu einem unvorhergesehenen Ende, für welches jedoch immer noch Zeit sey, sich einzurichten. An dem Ziel des Laufes verschwindet die Einbildung des Lebens: jetzt steht die Gefahr dieser Stelle ganz unverhüllt da; und nun, wer den Menschen kennen lernen und begreifen will, betrachte ihn jetzt; er wird ihn häßlich oder bewundernswürdig finden, je nach dem Gebrauche, den er von den Geistesgaben gemacht haben mag, welche Gott in ihn legte, um ihn seiner Bestimmung würdig zu machen. Wahrlich es ist keine leere Sage aus alter Zeit, es ist eine Wahrheit, die sich jeden Augenblick wiederholt: die Todesstunde macht den Einen gottähnlich, den Anderen zum erbärmlichsten Geschöpf. Wer Menschen aller Klassen sterben gesehen hat, kann sich unmöglich der Ueberzeugung erwehren, daß mit dem Herannahen des Todes für jeden eine neue Weise zu denken und zu hoffen beginnt. Dieses „zweite Gesicht" ist mehr oder weniger scharf, es reicht mehr oder weniger weit, je nach den sittlichen Kräften eines Jeden; aber tröstlich ist es, sagen zu können, daß der anscheinend Geringste oft erblickt, was der Stolze nicht für sich zu fordern gewagt hätte. Wie oft hat uns nicht das Bild des Steuermanns, der gegen den Sturm gerüstet ist und ihm glücklich entkommt, an einem Sterbebette vorgeschwebt, wo wir das triumphirende Ende des Gerechten bewunderten!"

*) Frei nach dem Französischen bearbeitet. Zwei Bände. Leipzig (Ernst Fleischer) 1843.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Dienstag den 18. April 1843.

Frankreich.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest.

Dritter Artikel.

Die Gothen, der Papst und die Franken bis auf Karl d. Gr.

Unter allen Völkern, welche von Asien aus Europa überflutheten, haben nur die Gothen und Franken dauernde Spuren zurückgelassen. Sie allein zeigen einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der in den verschiedenartigsten Gestaltungen sich gleich bleibt, und sie hatten sich bereits, als die anderen Stämme noch mit ihnen um den Vorrang stritten, durch Macht und Ruhm über dieselben erhoben; doch sind die Franken bei weitem bedeutender. Der Gothe unterwarf sich gewissermaßen geistig dem Volke, das er physisch überwunden hatte; der Franke drang seine Eigenthümlichkeit den Besiegten auf. Als der Gothe Italien und Spanien erobert hatte, bestrebte er sich eifrigst, die Sitten, die Gesetzgebung und selbst die Regierungsformen des Römischen Reiches aufrecht zu erhalten; der Franke führte seine Gesetzbücher in Gallien ein und verdrängte nach und nach die Spuren des Römischen Einflusses. Dieses Aufgeben der Nationalität war der Grund, weshalb das Gothische Volk früh verschwand, so wie umgekehrt das Fortbestehen des Fränkischen für die Richtigkeit seiner Regierungs-Prinzipien zeugt.

Die Gothen stürzten Rom in den Staub, doch es fiel nur wie eine Königin, die von Sklaven verletzt wird; ihr angestammter Adel erhält ihr noch Macht genug, ihren Siegern zu befehlen. Die Gothen waren frei durch das Schwert, doch sie blieben durch den Gedanken verknechtet. Mitten unter den Trümmern, mit denen sie sich umgeben hatten, fühlten sie sich dem Römischen Geiste gegenüber hinfällig. Sie waren größtentheils Christen, doch auch das Christenthum vermochte nicht, sie geistig zu heben. Sie mochten durch äußere Gründe zur Annahme desselben bestimmt worden seyn, so wie sie später durch den Hunger für den Arrianismus gewonnen wurden. Kaiser Valens war Arrianer, und die Gothen wurden es, nicht weil sie zu glauben, sondern weil sie zu leben ein Bedürfniß hatten, und weil Ulfilas es seinen Plänen angemessen fand, sie darin zu bestärken. Zwar erzählt Jornandes, daß Boroista, ein König der Gothen zur Zeit Sulla's, sein Volk in der Philosophie, der Rhetorik, Logik und Astronomie unterrichtet habe, und daß es darauf merkwürdig gewesen sey, zu sehen, wie sie während ihrer steten Kriege diese Wissenschaften ununterbrochen weiterbildeten, und wie mitten im Lager, sobald einige Ruhetage eintraten, die Einen Philosopheme bestritten, die Anderen Sternenbahnen berechneten, die Dritten die Kräfte der Pflanzen und Steine untersuchten. Alarich's Soldaten hätten sich gewundert, wenn man ihnen diese Schilderung vorgelesen hätte. Ulfilas selbst, der das Haupt der Gothen in ihrer Unterhandlung mit Valens war, scheint sich nur mit Politik, doch keinesweges mit jenen Wissenschaften beschäftigt zu haben. So weit man Ulfilas durch die Nebel, welche jene Regionen der Geschichte bedecken, hindurch erkennen kann, hat er die Gothen an die Römer verkauft oder, um gelinder zu sprechen, doch einen Plan verfolgt, der sie ihrer Nationalität berauben und sie so zum gelehrigen Werkzeug in der Hand des Häuptlings machen sollte. Er bestimmte sie, zum Arrianismus überzutreten, weil dies die offizielle Religion des Reiches war und so die Vermischung der Gothen mit den Römern begünstigt wurde. Er suchte ferner, die Königswürde bei den Gothen, wenn nicht aufzuheben, doch ihrer religiösen Bedeutung zu berauben. Man hat dieses letztere Bestreben oft unbeachtet gelassen oder zu des Bischofs Gunsten falsch gedeutet. Wenn er nämlich die Bücher der Könige in seiner Bibel-Uebersetzung, deren Reste als das älteste Denkmal moderner Sprachen noch heute verehrt werden, wegließ, so sagt man, er habe den kriegerischen Geist seiner Nation nicht noch mehr zu Thaten anreizen wollen; allein andere Abschnitte der Bibel, wie die Bücher der Makabäer, mußten dies eben so wohl thun, und man kann hierbei nur die Absicht sehen, die Königliche Gewalt, insofern sie bei dem von Gott vorzüglich gesegneten Volke sich zeigt, seiner Nation aus den Augen zu rücken. Dazu kommt, daß Ulfilas zur Uebersetzung des Griechischen *βασιλεύς* nie das Wort König gebraucht, obgleich er kuni, Geschlecht, die Wurzel desselben, besitzt; er sagt stets thiudan, welches, von thiud, Volk, abgeleitet, nur den Begriff der Volks-Anführung, nicht der an ein bestimmtes Geschlecht erblich gebundenen Herrschergewalt in sich schließt. Man kann dies nicht für einen Zufall ansehen. Vielleicht jedoch hat Ulfilas bei diesem Verfahren das edlere Ziel im Auge gehabt, den Gothen durch die enge Verbindung mit dem Römischen Reiche den Weg zu der höheren Römischen Kultur zu bahnen. Es schmerzt, eine so viele Jahrhunderte hindurch unbedingt verehrte Gestalt auf diese Weise befleckt zu sehen.

Eurich ließ die Gesetze seines Volkes sammeln; diese Sammlung ist nicht auf uns gekommen; allein das Breviarium Alaricianum, welches nach Alarich II., auf dessen Befehl es abgefaßt wurde, so hieß und lange Zeit das alleinige Gesetzbuch der Gothen war, ist fast nichts als ein Auszug aus dem Codex Theodosianus und den ältesten Römischen Juristen. So gaben sich die Gothen durchgängig den Einflüssen des Römischen Geistes unselbstständig hin und können nicht einmal als würdige Träger und kräftige Fortbildner desselben angesehen werden. Anders verhielt es sich mit den Franken. Ihr Verhältniß zum Römischen Reich war ein doppeltes. Bis auf Stiliko, der als Barbar die Barbaren zu zügeln verstand, wurden sie von den Kaisern bald gezüchtigt, bald vertragsmäßig erkauft oder vielmehr gemiethet zur Vertheidigung Roms. Sie haben sich nie so tief wie die Gothen erniedrigt, deren Kinder die Vorhallen der Römischen Großen bevölkerten. Ihre Könige wurden im Amphitheater den Löwen vorgeworfen, doch sie haben sich nie durch Sklavenbande entehren lassen. Als die Gothen, Vandalen und Hunnen in das Reich einfielen, änderte sich die Stellung der Franken. Rom begnügte sich nicht mehr, ihren Muth zu bezahlen; es schmeichelte ihnen, es überhäufte ihre Anführer mit Ehren und nannte sie Bundesgenossen. Die Franken vertheidigten Rom wacker, ohne auf diese Gunstbezeugungen allzu stolz zu seyn. Nur Arbogast intriguirte wie ein Grieche oder Gothe, doch seine eigenen Mitfeldherren empörten sich gegen ihn. Die Fränkischen Stämme haben das Römische Reich nie angegriffen, sie sind nie undankbar und treulos gegen Rom geworden; ihre Empörungen waren nur vorübergehende Emeuten, bei denen sich fast immer eine edle Regung als Ursache nachweisen läßt. Wenn sie z. B. gegen Gratian aufstanden, so geschah es nur, weil dieser sie mit den Scythen und Tataren vermischen wollte. Und auch hier noch blieb ihr Anführer dem Kaiser treu und starb an seiner Seite.

Dies ist in den Hauptzügen der Charakter der beiden Völker, die sich in das Römische Reich theilten. Theodorich, Theodemir's Sohn, der vielbesungene Dietrich der Deutschen Sage, kann als Vertreter des Gothischen Stammes gelten.

Nachdem Odoaker Rom sich unterworfen hatte, ging Theodorich's Trachten nur darauf hin, ihn vom Throne zu stürzen. Von Zeno unterstützt, gelangte er 498 nach Italien, belagerte Odoaker in Ravenna und schloß auf Verwendung des Bischofs von Ravenna ein Bündniß mit ihm, vermöge dessen sie Italien gemeinsam beherrschten; doch bald darauf wurde Odoaker bei einem Feste auf Theodorich's Geheiß gefangen genommen, einer Verschwörung beschuldigt und mit seiner Familie und dem Kern seiner Truppen getödtet. Als Theodorich so der Barbarei noch die letzte Ehre abgestattet hatte, beschloß er, nichts als Römischer Kaiser zu seyn; doch nahm er diesen Titel nicht an, so wenig als Attila und Odoaker es gethan, sondern ließ sich zum Könige von Italien ausrufen. Die Herrschaft der Gothen, die alle Sitten und Gesetze des Römischen Reiches beibehielten, währte sechzig Jahr; die der Vandalen, welche sich auf gewaltsame Ausrottung derselben Gesetze gründete, hundertundsechs Jahr. Zu gleicher Zeit kam durch einen anderen Barbaren in Gallien eine Dynastie auf den Thron, die sich zweihundertvierundsechzig Jahr auf demselben erhielt, und die ein Königreich gründete, welches noch jetzt fortbesteht. Chlodwig hatte die Erblichkeit der Königlichen Würde begründet, welche nach den politischen Prinzipien jener anderen beiden Reiche nicht hatte bewahrt werden können, und es scheint, daß die Geschichte hier lebendig gegen die Wahlreiche zeugt.

Zwischen den Franken und Longobarden brachen, ungeachtet daß Alboin's Gemahlin Rosamunde die Tochter Chlotar's I. war und daß auch die Bayerische Theodelinde aus Merovingischem Geschlecht stammte, stets neue Unruhen aus. Noch mehr aber hatten die Bischöfe von Rom durch die Longobarden zu leiden. Der Griechische Kaiser, von Natur ihr Beschützer, war im Grunde nur ihr Feind. Sie hätten den Polytheismus aufgelöst, doch noch war das neue Heiligthum nicht so fest begründet, daß es allen politischen Stürmen hätte trotzen und den Völkern hinreichenden Schutz verleihen können. Eine große Persönlichkeit schien nöthig, um dem Papstthum diesen inneren Halt zu gewähren. Diese erstand ihm in Gregor I., der mit Recht der Große genannt wird. Er war wie alle Päpste seines Jahrhunderts aus einer der vornehmsten Römischen Familien. Aeußerlich vergrößerte er die Macht des Papstthums vorzüglich dadurch, daß er auch England der Römischen Curie unterthänig zu machen begann; im Innern aber gab er demselben durch viel-

fache kräftige Regelung der priesterlichen Verhältnisse eine festere Grundlage. Er stand mit Brunhild, dem großen, von den Historikern oft verkannten Weibe, in genauer Beziehung. Die Korrespondenz Beider, die uns erhalten ist, verbreitet sich über die tiefsten dogmatischen, ethischen und politischen Fragen, und wenn sie vielleicht auch zum Theil verfälscht ist, so sind die wesentlichen Züge doch ohne Zweifel echt. Nur der Haß gegen die Päpste hat behaupten können, daß Gregor einen niedrig kriechenden Ton darin führe; er spricht in seinem Wohlwollen oft sehr vertraut, doch stets würdig. Brunhilde war von dem glühendsten Eifer für das Christenthum erfüllt, und dies war es, was Gregor zu ihr hinzog: er übersah ihre Vergehen nicht; er tadelte sie mit väterlicher Strenge, doch Brunhilde wollte die Herrschaft Roms auch in Gallien durchsetzen, sie vermochte viel über Bertha, die Tochter Charibert's und die christliche Gemahlin eines Angelsächsischen Königs. Durch die Könige mußte Rom das Christenthum unter den Völkern ausbreiten lassen, und so wird Gregor's Verbindung mit Brunhilde durch die hohen Zwecke, welche er zum Besten des Christenthums und der gesammten Menschheit im Auge hatte, vollkommen gerechtfertigt. Noch war die Zeit nicht gekommen, in der Petri Stuhl sich über den Kaiserthron erhob, doch die Gleichheit der Tiare und der Krone war kaum mehr zweifelhaft: und Gregor stellte bereits die Grundsätze auf, nach denen die Kaiser später von den Päpsten als Untergebene betrachtet wurden. „Die Königliche Gewalt ist nur so lange im Recht und hat nur so weit Bedeutung, als sie den Glauben vertritt. wenn sie ihn aufgiebt, ächtet sie sich selbst: denn sie hat in sich durchaus keine Kraft": so sprach Gregor, und hierin liegt bereits, daß der König nur ein Werkzeug des Papstes ist. „Das Fränkische Königreich ist das erste der Christenheit, doch es ist dies nur, weil es den wahren Glauben angenommen und verbreitet hat, nicht durch sich selbst." In diesem Sinne ging er den Vertrag mit Brunhild ein, indem er sich für seine Missionen nach England freien Durchzug und, wenn es nöthig sey, Hülfe gegen die Angelsachsen versprechen ließ und dagegen die Macht der Fränkischen Könige durch die Autorität des Christenthums zu erweitern und vorzüglich den Klöstern mehr Freiheiten zu gewähren, sie von dem Einfluß der Bischöfe in den einzelnen Diözesen immer mehr loszureißen und nur dem Könige unterzuordnen versprach. Das Letztere war noch mehr im Interesse des Römischen Pontifikats als der Fränkischen Könige, so lange die unumschränkte Oberhoheit des Bischofs von Rom noch nicht anerkannt war, da die anderen Bischöfe unter dem Scheine religiösen Eifers oder aus Ueberzeugung so die Macht des Römischen Stuhls stets wieder vermindern konnten. Vorzüglich die Bischöfe von Aquileja, Ravenna und Ligurien lehnten sich in Folge dieses Vertrags von neuem gegen den Papst auf, so wie andererseits die Fränkischen Großen ihre Rechte gegen Brunhild mehr geltend machten. Das Papstthum hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß es vor dem Zorne einiger Bischöfe hätte erzittern können; es trieb nach Gregor's Tode nur immer üppigere Zweige: die Bekehrung der Angelsachsen schritt rasch vorwärts, der heilige Columban, Gallus, Winfried und Andere unterwarfen durch das Schwert des Glaubens immer mehr Völker der Römischen Curie. Brunhilde aber erlag bald darauf ihrem Schicksal, und ihre großen Pläne blieben unausgeführt. Nach ihrem Tode treten zuerst die Fränkischen Barone in die Geschichte: sie beschließen, daß keiner der Söhne Thierry's am Leben bleiben soll, und bestimmen Chilperich's und Fredagunden's Sohn Chlotar II. zur Nachfolge in der Herrschaft.

Von hier ab wächst die Macht der Barone riesenhaft: den Major Domus an der Spitze, reißen sie alle Aemter und Würden und überhaupt allen politischen Einfluß an sich. Bis dahin war der Major Domus stets wie jeder Beamte absetzbar gewesen, doch wie sich Einer von denen, welche Brunhilde gestürzt hatten, zum Major Domus erhob, zwang er den König, zu schwören, daß er ihn bis an den Tod in dieser Würde lassen wolle. Dieses Beispiel fand Anklang, und seit der Zeit bestanden die Hausmeier stets darauf, daß man sie lebenslänglich wählen müsse. Die Bischöfe, welche gewöhnlich ebenfalls den höchsten Ständen angehörten, suchten diesen Usurpationen im weltlichen Reiche durch gleich große im geistlichen das Gegengewicht zu halten, und der König sank bald vollkommen zum Klienten der Barone und Bischöfe herab.

Die Gothen hatten sich unterdeß in Spanien festgesetzt. Der Arrianismus und die Orthodoxie, jener durch den Herrscher, diese durch das Volk vertreten, brachen unter Leuvigild in offenen Kampf aus: und die düstere Gestalt, welche der Glaube in Spanien fast immer gehabt hat, scheint gleichsam nur Trauer über das Blut, das bei seiner Begründung vergossen wurde. Wenn das Gothenreich längst dadurch, daß es alle Gesetze und Einrichtungen des Römischen Staates beibehielt, unwillkürlich aus einem Erbreich zum Wahlreich geworden war, so wurde es jetzt entschieden als solches festgestellt und ihm auch die Möglichkeit einer Rückkehr zu der ursprünglichen Sitte benommen. Aus den Konzilien bildeten sich Reichstage, die den König beschränkten, und die Großen fingen bald an, das Volk eben so sehr zu bedrücken, wie die Macht des Königs zu verspotten.

Bald ahmte man die Konzilien von Toledo in Paris nach. Man berieth sich auch hier über Kirchen- und Staatsgesetze, welche in Zukunft gehalten und verworfen werden sollten. Chlotar war kraftlos. Er fügte sich, und die Geistlichkeit wurde ganz von der weltlichen Herrschaft getrennt. Nur mit Mühe setzte es der König durch, daß ihm das Recht blieb, die von den Geistlichen gewählten Bischöfe zu bestätigen. Durch den Triumph der Kirche ermuthigt, beschlossen die Barone, mehrere Steuern für aufgehoben zu erklären. Sie nöthigten Chlotar, alle Benefizien, welche sie von ihm empfangen hatten und welche er nach der Sitte der früheren Könige zurücknehmen konnte, wenn es ihm gut schien, ihnen jetzt für das Leben zu sichern. Mehrere der neueren Historiker sind zu weit gegangen, wenn sie hier schon die entschiedene Erblichkeit der Lehne beginnen lassen, doch sind hiermit allerdings die Prämissen gegeben, aus welchen sich dieselbe entwickelte. Dagobert, Chlotar's Sohn, war mehr für die Rechte der alten Germanischen Monarchie begeistert, er wurde ungeduldig, wenigstens die Trümmer derselben zu bewahren, die unter seines Vaters Händen völlig zu verschwinden drohten. So ernannte ihn der Vater schon bei seinen Lebzeiten zum Könige von Austrasien: er war nicht, wie einige moderne Geschichtschreiber behaupten, durch einen Aufstand des Volkes oder des eigenen Sohnes hierzu gezwungen, sondern er that es freiwillig, der Schritt ist gleichsam nur als ein Familien-Arrangement anzusehen: und wenn Dagobert später allerdings in ununterbrochener Opposition zu seinem Vater stand, so war hiervon nur seine Politik und die Schwäche des Vaters der Grund. Dagobert haßte die Frechheit, mit welcher die Feudes immer mehr Rechte sich anmaßten, die nur dem Herrscherstamme zukamen, und so mußte er unwillkürlich gegen einen König auftreten, der diese Rechte sich entreißen ließ. Doch züchtigte er vorzüglich nur die Vertrauten des alten Chlotar. Einer von diesen hatte das Unglück, ihn zu beleidigen, vergeblich bat Chlotar selbst den Sohn um Verzeihung für ihn, Dagobert tödtete den Herzog fast vor den Augen des Vaters. Einen Anderen klagte er, jedenfalls nur aus Spott und um die Abhängigkeit, in der Chlotar von seinen Ministern gehalten wurde, zu bezeichnen, an, er habe sich auf den Thron schwingen wollen: er gebot, ihn mit Ruthen zu peitschen und ihm den Bart zu scheeren, die größte Beschimpfung, die einem freien Manne angethan werden konnte. Die Stimmung des gesammten Volkes war für Dagobert; dies ersieht man aus den Sagen, in denen es den trotzigen Sohn durch göttlichen Beistand läßt gerettet werden; so hatte sich Dagobert einst besiegt an den Fuß eines Altars geflüchtet, Chlotar stürzt wüthend herein, um den Empörer zur Rache fortzureißen, doch plötzlich fühlt er sich durch eine unsichtbare Macht aufgehalten, das Herz wird ihm weich, und er muß dem Sohne vergeben. Dagobert konnte der Karl der Große unter den Merowingern genannt werden, doch auch er vermochte nicht, die wachsende Macht der Barone und Bischöfe zu vernichten. er unterdrückte sie eine Zeit lang, doch sie stand stets von neuem gegen ihn auf und erhob sich nach seinem Tode nur um so gewaltiger.

Die Macht der Hausmeier wuchs unter den Händen der Karolinger mit jedem Tage. Pippin von Heristal erzwang sich die Anerkennung als Hausmeier und Haupt des Adels, die er in Austrasien bereits besaß, durch den Sieg von Testri auch in Neustrien und Burgund. Hiermit war die Herrschaft der Merowinger in ihrer Wurzel gebrochen. Pippin's Siege über die Friesen, Bayern, Bretagner und Aquitanier, so wie die Kraft, mit welcher er das große Reich zusammenhielt, ließen das Volk ganz vergessen, daß es außer ihm noch einen König hatte. Und wenn auch nach seinem Tode die Macht der Merowinger, während die unkräftige Plektrude, Pippin's Witwe, für ihren Enkel Theodoald intriguirte und Karl Martel, Pippin's unechter Sohn, zu Köln im Gefängniß schmachtete, sich scheinbar wieder hob: so war Karl doch kaum befreit, als der Austrasische Adel in ihm des Vaters echten Geist erkannte und ihn zum Hausmeier ausrief. Durch die beiden Schlachten bei Vincy und Soissons zwang er das ganze Reich, ihn in dieser Würde anzuerkennen, und er herrschte kräftig wie sein Vorgänger. Er rettete ganz Europa vor den Arabern, und gleichwohl scheint er auf der anderen Seite durchaus keinen Beruf gefühlt zu haben, die Würde des Christenthums aufrecht zu erhalten. Er beraubte Klöster und Kirchen, vertrieb Bischöfe, Mönche und Kleriker aller Art willkürlich und setzte in den reichsten Bisthümern die unwürdigsten Priester und selbst Laien ein, sobald sie nur zu seinem Anhange gehörten. Man hörte nur Waffenlärm dort, wo kurz zuvor die heiligen Gesänge aus den nun verlassenen Klöstern getönt hatten. Und doch wird Karl Martel seines edlen Charakters wegen von seinen Zeitgenossen gerühmt. Es scheint in diesem willkürlichen und gewaltsamen Verfahren nur die Ausartung eines an sich vollkommen richtigen Prinzips sich zu zeigen: er sah die Nothwendigkeit, den Stolz der Kirche zu züchtigen, ihrer Anmaßung in der politischen Welt Gränzen zu setzen: und sah kein anderes Mittel hierzu. Während der letzten vier Jahre seiner Regierung war der Königsthron ganz unbesetzt, so sehr war das Ansehen der erblichen Herrscher-Familie bereits verschwunden.

Karl Martel's Versuche, den Uebermuth der Priester zu beugen, blieben jedoch erfolglos, schon hatte Winfried die Macht der Curie aufs neue stark erweitert und fuhr eifrig damit fort. Karl's Söhne hoben noch einmal einen Schatten aus Merowingischem Geschlecht auf den Thron, doch Papst Zacharias sprach: „Wer die Königliche Gewalt besitzt, der ist der König". Childerich mußte sich das Haupt scheeren lassen und ins Kloster gehen, und Pippin wurde, wie Eginhard berichtet, in Soissons vom heiligen Bonifacius zum Könige gesalbt. Die Salbung und des Papstes Bestätigung waren Pippin's Erbrechte; er war kein Sohn der Asen, kein Merowinger, kein Amaler, kein Agilolfinger; sein eigenes Verdienst und die Gewöhnung des Volkes, daß sein Geschlecht schon so lange die höchste Gewalt ausübte, mußte die Heiligung ersetzen, welche die früheren Könige durch ihre Abstammung besaßen. Die Bestätigung des Papstes zwar oder vielmehr seine Aufforderung, das alte Königshaus seiner Rechte verlustig zu erklären, wird bestritten: doch das Merowingische Geschlecht hatte sich längst an allen Kräften erschöpft, es war gar kein Schritt zu thun, wenn man es absetzte, sondern es war nur eine Form zu verändern; dies mußte der Papst fühlen, und zugleich sah er, daß das Ansehen der Hierarchie nur befördert wurde, wenn es ihrer Zustimmung zur Ab- und Einsetzung der Könige bedurfte, und daß der neue König zum Dank gegen die Kirche würde verpflichtet werden. Diese inneren Gründe sprechen ohne Zweifel dafür, daß der Papst bei der Wahl Pippin's thätig war, wenn auch die Einzelheiten, die uns darüber berichtet sind, nicht alle wahr scheinen. Ob der Besitz der Krone jedoch schon förmlich auf das Karolingische Haus übertragen

oder ob das Reich nur als Wahlreich betrachtet wurde, darüber schweigen die Annalen jener Zeit; doch es scheint, daß erst Papst Stephan II. bei seinem Aufenthalt in Frankreich Pippin die Herrschaft auch für seine Nachkommen zusicherte. Ueber die Verhandlungen Pippin's und Stephan's sind die Nachrichten eben so unzulänglich, wie über die mit Zacharias; ohne Zweifel haben sich Papst und König gegenseitig Zugeständnisse gemacht. Der Papst erhielt darauf den kräftigsten Beistand gegen die Longobarden, und er hob die päpstliche Gewalt auf eine Höhe, auf der sie es wagen durfte, das alte Kaiserreich wieder zu erneuern, oder vielmehr, auf der sie genöthigt war, sich einen kraftvollen Schutz in einer weltlichen Herrschaft zu sichern, wenn sie nicht auf dem Gipfel ihrer angemaßten Rechte in steten Gefahren schwanken wollte.

Mexiko.

Skizzen aus Mexiko.

Von Madame Calderon de la Barca.

(Schluß.)

Indeß sind diese Kasteiungen nicht strenger als die, welche sich die lustigen Bewohner der Hauptstadt zu gewissen Zeiten freiwillig auflegen. „Den anderen Abend“, erzählt unsere Reisende, „war ich bei einer viel seltsameren Scene zugegen, bei den Kasteiungen der Männer, nachdem wir durch eine mächtige Vermittelung den Zugang dazu erhalten hatten. Als es finster war, schritten wir, von Kopf bis Fuß in große Mäntel gehüllt, der Kirche von San Augustin zu. Eine kleine Seitenthür öffnete sich scheinbar von selbst, und wir kamen durch lange gewölbte Gänge und über steile Wendeltreppen, bis wir uns in einer kleinen Galerie befanden, von der man direkt in das Schiff hinabsehen konnte. Gegen hundertundfunfzig Männer, in Mäntel und Sarapen bis auf die Gesichter verhüllt, waren daselbst versammelt. Ein Mönch hatte eben die Kanzel bestiegen, und die Kirche war trüb erleuchtet, außer der Stelle, wo er selbst stand.

„Seine Rede war eine rohe, aber sehr kräftige und beredte Beschreibung der in der Hölle der unbußfertigen Sünder wartenden Qualen. Als die Rede geendigt war, fingen sie alle an, mit großer Inbrunst zu beten, indem sie die Brust schlugen und auf ihre Gesichter fielen. Dann stand der Mönch auf und las mit sehr lauter Stimme mehrere Stellen der Schrift, welche die Qualen Christi beschreiben. Die Orgel stimmte das Miserere an, und auf einmal war die ganze Kirche in tiefe Finsterniß getaucht, außer einer Skulptur-Darstellung der Kreuzigung, welche erleuchtet in der Luft zu hängen schien. Mir war sehr schauerlich zu Muthe, und ich hätte gern die Kirche verlassen, wenn es im Finstern möglich gewesen wäre. Plötzlich rief eine schreckliche Stimme in der Finsterniß: „Meine Brüder! als Christus von den Juden an den Pfeiler befestigt wurde, ward er gegeißelt!“ Nach diesen Worten verschwand die beleuchtete Gestalt, und die Finsterniß ward total. Plötzlich hörten wir den Schall von Hunderten von Geißeln, die auf das nackte Fleisch fielen. Ehe zehn Minuten vergangen waren, wurde der Ton ein platschender von dem Blute, das zu fließen anfing.

„Ich habe von diesen Pönitenzen in Italiänischen Kirchen gehört, und auch, daß die Hälfte derer, die dahin gehen, sich nicht wirklich geißeln; hier aber, wo Alles so geheim und verborgen vor sich geht, scheint kein Grund zur Täuschung vorhanden zu seyn. Eine halbe Stunde lang ohne Unterbrechung dauerte diese furchtbare Buße; wenn sie sich gegenseitig geißelten, so ist ihre Energie leichter erklärlich.

„Wir konnten die Kirche nicht verlassen, aber es war zum Ohnmächtigwerden. Dann und wann, doch sehr selten, hörte man ein unterdrücktes Aechzen und zuweilen die Stimme des Mönchs, der sie durch Stoßgebete oder durch kurze Stellen aus der heiligen Schrift aufmunterte. Zuweilen schlug die Orgel an, und die armen Sünder versuchten mit schwacher Stimme, das Miserere zu begleiten. Der Schall der Geißel ist unbeschreiblich. Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte eine kleine Glocke, und man hörte die Stimme des Mönchs, der sie aufforderte, abzustehen; aber so groß war ihr Eifer, daß die schreckliche Geißelung lauter und heftiger als je fortdauerte.

„Vergebens bat er sie, sich nicht selbst zu tödten, und versicherte, daß der Himmel befriedigt sey, und daß die menschliche Natur nicht über ein bestimmtes Maß zu ertragen vermöge. Keine Antwort, nur das laute Klatschen der Geißeln, deren viele von Eisen sind, mit scharfen Spitzen, die in das Fleisch dringen. Endlich, als wären sie ganz erschöpft, wurde der Ton schwächer und schwächer, und allmälig hörte er ganz auf. Nun brachen wir im Finstern auf und suchten uns mit großer Mühe unseren Weg über Gänge und Treppen, bis wir die Thür erreichten und uns endlich wieder frische Luft entgegenströmte. Sie sagen, daß die Kirche oft nach einer solchen Pönitenz mit Blut bedeckt sey, und daß ein Mann am anderen Tage in Folge seiner Wunden starb.

„Ich begab mich nun in das Haus des — — Ministers, wo ich die Gesellschaft ganz behaglich damit beschäftigt fand, eine famöse Art Deutschen Salats mit heißem Punsch zu sich zu nehmen. Nach der Kälte, der Finsterniß und den Schrecken der Kirche war dies ein etwas greller Kontrast, und es dauerte eine Zeit lang, ehe ich die unangenehmen Eindrücke, welche die desagravios zurückgelassen, abschütteln und an der Unterhaltung Theil nehmen konnte.“

Solche Uebergänge von Scenen der Buße zu rauschenden Vergnügungen sind häufig in dieser bunten Hauptstadt, wo lustige Mummereien und Kasteiungen, Fasten und Feten einander in beständigem Kreislauf jagen und die Stadt abwechselnd in eine Redoute und ein Zuchthaus verwandeln. Dies mag für den Fremden gut seyn, dem so ein neues Schauspiel nach dem anderen vorübergeführt wird. Den Bewohnern aber, die so fortwährend mit der pantomimischen Wiederholung der Ereignisse aus der heiligen Schrift, statt mit der Ausübung der reellen Pflichten des praktischen Lebens, beschäftigt sind, vergeht ihr Leben in einem Einerlei geschäftigen Müßiggangs, worin die Ceremonie an die Stelle des Handelns und die leere Form an die Stelle des Inhalts tritt. Bei all' ihrem Anschein von Reue und freiwilligen Bußübungen sind die höheren Klassen in Mexiko so frivol und die niederen so verdorben — gewiß noch verdorbener, als in irgend einer anderen Hauptstadt der Christenheit. (N. A. R.)

England.

Zur Literatur der Englischen Faust-Uebersetzungen.*)

Die Theilnahme und Bewunderung, welche Goethe's Meisterwerk in England gefunden, ist noch immer im Steigen begriffen, so daß nicht leicht ein Jahr vergeht, ohne eine oder mehrere Uebersetzungen zu Tage zu fördern. Es fehlt nicht an Leuten, die den Faust, als ein atheistisches Werk, — vielleicht ohne ihn gelesen, sicher, ohne ihn verstanden zu haben, gänzlich verdammen; aber eben diese Antipathie und die besondere Art des Vorwurfs werden bei dem Ansehen, in welchem das Werk einmal steht, nur zu allgemeinerer Bekanntschaft hinleiten, die ohnehin bei der sich täglich ausbreitenden Vertrautheit mit Deutscher Sprache und Literatur nicht anders als zunehmen kann.

Es liegen uns von den zuletzt erschienenen Uebersetzungen zwei vor. Die eine ist von J. Birch und umfaßt, jetzt ganz vollendet, die beiden Theile des Faust, von denen der erste (im J. 1839 erschienene) Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der zweite (1843) Sr. Maj. dem Könige von Preußen gewidmet ist. Die andere Uebersetzung beschränkt sich auf den ersten Theil, und ist, expressly for Smith's Standard Library**), von Lewis Filmore übersetzt, der, wenn wir uns recht erinnern, einer der sprachkundigen Reporters der Times ist.***)

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, in eine umständliche Würdigung beider Uebersetzungen einzugehen; wir begnügen uns im Gegentheil, einige Proben herauszuheben, um die Verfasser für sich selbst reden zu lassen, und bleiben zunächst bei der gewiß recht gelungenen Arbeit des Herrn Filmore stehen. Die eigenthümlichen kleinen Lieder müßten wohl ein guter Prüfstein seyn.

I. Burgen mit hohen 2c.

Soldier (sings).

Towns begirt with walls and moats,
Maids of proud and lofty thoughts,
Strong without and strong within —
These are what I love to win.
Bold is the attempt and hard,
But as noble the reward.

Summon'd by the trumpet's breath,
We go to rapture or to death;
For 'tis amid the battle's strife
Thrills the rush — the life of life!

Maiden's heart and city's wall
Were made to yield, were made to fall;
Bold is the attempt and hard,
But as noble the reward;
When we 've held them each their day,
Soldier-like we march away!

. . .

II. Der Schäfer putzte sich zum Tanz.

Peasants under the Linden tree.

The shepherd deck'd him for the dance,
With colourd vest and garland gay,
And ribbon shining to the glance;
Full smart did he himself array.
The ring beneath the linden tree
Was full — and all danced wild with glee.
Huzza, huzza,
Tira, lira,
The fiddle went all merrily.

Amid the throng he quickly press'd,
And with his elbow push'd a maid;
The buxom wench, so sly caress'd,
Upon him turn'd, and thus she said:
„Young man, I really now must say,
You very clumsy seem to-day —
Huzza, huzza,
Tira, lira,
Don't be so rude again, I pray.“

---

*) Vgl. Nr. 71 bis 73 des Magazins vom J. 1842, wo wir über diesen Gegenstand im Allgemeinen gesprochen, während wir hier für Freunde der Englischen Sprache einige mehr ins Einzelne gehende Uebersetzungs-Proben folgen lassen. D. R.

**) In eben dieser Sammlung sind auch schon Uebersetzungen anderer Deutscher Werke, z. B. von Schiller's „Wallenstein“; Fouqué's „Undine“, by the Rev. Th. Tracy, 2c. erschienen. Es ist Hauptabsicht bei dieser neuen Sammlung, die herauszugebenden Werke möglichst billig zu machen, und wirklich kostet der „Faust“ auch nur 23 d. und zeichnet sich doch durch ein sehr nettes Aeußere vortheilhaft aus.

***) Auch über diese beiden Uebersetzungen findet sich bereits eine Andeutung in Nr. 71 des Magazins vom J. 1842.

Yet nimbly, nimbly sped the round,
And right and left, all merrily,
They danced: and as they gaily bound,
The maiden's robes float wide and free.
Then grew they red, then grew they warm,
And rested panting, arm in arm, —
Hurra, hurra,
Tira, lira,
Or clasping pretty waists — what harm?

„Have done, have done", — the maiden cries,
„Don't be so rude — how many men,
Their love betrothed, by fondest lies
Deceive, betray, and leave them then!"
But he the maiden coax'd aside,
While sounds the fiddle gaily plied —
Hurra, hurra,
Tira, lira,
And shouts of laughter, far and wide,
From that old linden tree beside.

* * *

III. Es war eine Ratt im Kellernest.

A rat once in a cellar dwelt,
On fat and butter only fed it,
Until he raised a paunch, that might
Have done e'en Dr. Luther credit!
The cook laid poison in the place,
Then scarce he there found breathing space, —

Chorus. — As if Love's burning element
Had been within his body pent!

Then round he ran, and out he flew,
At every pool he stopp'd and tasted,
He gnaw'd and scratch'd through all the house,
But naught avail'd, — his fury lasted!
In anguish gave he many a bound,
But soon, poor beast, an end he found.

Chorus — wie oben.

He ran into the kitchen then,
For very pain, — in open day too!
And panting, fell upon the floor,
Where terribly convulsed he lay too!
Then laugh'd the poisoner, o'er him stretch'd, —
Ha! he his latest breath has fetch'd.

Chorus — wie oben.

* * *

IV. Das Flohlied.

Mephist. sings.

Once on a time there was a king
Who had a wondrous flea,
And by him it no less was loved
Than his only son might be.
The monarch for his tailor call'd,
Who hasted thereupon —
„There! make the youngster clothes to wear,
And put him breeches on!"

In silken robes, and satin, too,
This flea was now array'd,
Had ribbons on his coat — and were
A cross thereon display'd!
Soon he a broad, bright star did sport,
And a minister he grew,
Then call'd his cousins up to court,
And made them noble too!

The courtiers smooth and ladies fair
Were now tormented sore,
From queen to waiting-maid, they were
All prick'd and bitten o'er.
Yet dared they not to crack them,
Or scratch them in despite;
But we'll soon crack and stifle them,
If us they dare to bite.

* * *

V. Was machst du mir ꝛc.

Why art thou, Catherine, before
The threshold of thy lover's door
Thus by the dawn of day?
A maid he'll let thee in, — but ne'er
From thence departing wilt thou e'er
A maiden go away!

Beware, beware! when the delight
Is past and o'er, — good night, good night,
Poor simple, trusting thing!
If thou dost love thyself, — ne'er bless
The spoiler with thy love, unless
Thy finger bears the ring.

Wenn das Original dieser unübertrefflichen Liedchen für unerreichbar in einer Uebersetzung gelten darf, so muß man doch bekennen, daß die obigen Versuche unseres bescheidenen Verfassers ihre Aufgabe auf sehr befriedigende Weise lösen, und namentlich scheint uns die Uebersetzung von Mephisto's Zitherliede wirklich meisterhaft. Die Englische Sprache legt ohnehin nicht unbedeutende Schwierigkeiten in den Weg, und das Soldatenlied, schön wie es ist, hat doch wohl durch das nothwendig gewordene längere Versmaß etwas von der ursprünglichen heiteren Frische und Leichtigkeit eingebüßt. „Der König von Thule", desgleichen: „Ach neige, du Schmerzensreiche" dünken uns gleichfalls vortrefflich übersetzt, wogegen die Krone von allen: „Meine Ruh' ist hin", mehr zu wünschen übrig läßt.

Aber der Uebersetzer, dem wir kleine Versehen oder Freiheiten gern zu gute halten, hat überall mit ersichtlicher Lust gearbeitet, und wie man ihm ein schönes Talent zum Uebersetzen nicht absprechen darf, so scheiden wir von ihm mit dem Wunsche, daß er seiner Nation recht bald ein anderes unserer Meisterwerke mit gleichem Erfolge zuführen möge. An Beruf dazu fehlt es ihm nicht, und an äußerer Aufforderung eben so wenig.

Wir kommen nächstens mit ein paar Worten auf Herrn Birch's Arbeit zurück, von der uns der zweite Band so eben erst zugekommen. A. H.

Mannigfaltiges.

— Literatur, Nachdruck und Zeitungen in England und Nord-Amerika. Die Herren Wiley und Putnam, Buchhändler in New-York, haben unter dem Titel American Book Circular ein übersichtliches Verzeichniß aller in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten erschienenen Originalwerke herausgegeben und dasselbe mit einer geharnischten Einleitung versehen, worin sie ihr Vaterland gegen die jetzt von Großbritanien aus immer lauter werdende Anschuldigung der literarischen Piraterie und Gesinnungslosigkeit ihrer Landsleute vertheidigen. Was zunächst den Nachdruck betrifft, so können die Nord-Amerikaner freilich nicht leugnen, daß ein großer Theil ihres Verlages aus wohlfeilen Reproductionen dessen besteht, was in England geschrieben und theuer honorirt wird, aber sie machen wenigstens für sich geltend, daß sich die Engländer ebenfalls auf dieses Geschäft verstehen, und daß, wenn die Zahl der Amerikanischen Nachdrucke größer ist, als die der Englischen, dies nur eben darin seinen Grund hat, daß Alt-England mehr Stoff und Zeit zum Bücherschreiben hat, als das noch mit seinem eigenen Werden beschäftigte Nord-Amerika. Wie gut sich aber die Engländer auf das Geschäft des Nachdrucks verstehen, wird unter Anderem daraus nachgewiesen, daß sie z. B. Amerikanischen Romanen Englisirte Titel geben und sogar Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke, wie die von Buttmann's Griechischer Grammatik durch Everett und die von Heeren durch Bancroft, für Englisches Fabrikat ausgeben und verkaufen. Was nun andererseits die Gesinnung, sowohl die literarische als die politische, betrifft; so wird dargethan, daß die Amerikaner ihre besseren Autoren sehr wohl zu schätzen wüßten, und daß z. B. von ihres Landsmanns Prescott „Geschichte Ferdinand und Isabella's" (von welcher kürzlich auch eine gute Deutsche Uebersetzung von H. Eberty erschienen) nicht weniger als neun Original-Auflagen in wenigen Jahren verkauft worden; eben so seyen von Stephen's bekanntem Werke „Central-Amerika" binnen vier Jahren an 12,000 Exemplare abgesetzt und von Washington's Schriften (12 starke Bände), so wie von Franklin's (8 Bände), viele Tausend Exemplare im Lande verbreitet. Nicht minder hätten einige sehr kostspielige Werke, wie die Naturgeschichte des Staates New-York, die historischen Denkwürdigkeiten der großen Männer Nord-Amerika's, die State-papers, die Sammlungen der verschiedenen historischen Gesellschaften des Landes ꝛc., ein verhältnißmäßig sehr zahlreiches Publikum gefunden. Alles das spreche, so wie der Umstand, daß innerhalb der letzten zehn Jahre über 120 Original-Romane und an 110 poetische Werke in den Vereinigten Staaten erschienen, gegen die Anschuldigung, daß die Amerikaner gar nichts in der Literatur leisteten. Endlich wird auch Herr Dickens (Boz) wegen seiner (in unserem „Magazin" nach der Foreign Quarterly Review gleichfalls mitgetheilten) Angriffe gegen die Amerikanische Zeitungs-Presse sehr getadelt. Er habe, wird ihm entgegnet, von 1640 Zeitungen, die in den Vereinigten Staaten erscheinen, nur 11 namhaft und zum Gegenstand seiner Polemik gemacht. Aber auch unter diesen 11 Zeitungen hätte ihm eigentlich nur eine, der New-York Herald, Stoff zu begründetem Angriff geliefert, während er aus den übrigen kaum ein Wort entlehnte. Der Herald sey jedoch auch in Amerika ein verachtetes Blatt und werde überdies von Ausländern redigirt. Diese Zeitung sey eben so wenig ein Specimen der Amerikanischen Zeitungs-Presse, als irgend ein berüchtigtes Pöbelblatt von London ein Specimen der Britischen Presse genannt werden könne. Herr Dickens habe daher nichts weniger als die volle Wahrheit in diesem Punkte mitgetheilt.

— Deutsche Literatur in England. Wie sehr man sich jetzt in England mit Deutscher Literatur und Wissenschaft beschäftigt, mag unter Anderem daraus hervorgehen, daß von 16 Artikeln, die in dem so eben angekommenen April-Hefte der Foreign Quarterly-Review enthalten, nicht weniger als acht den Erscheinungen Deutschlands gewidmet sind. Es behandeln diese acht Artikel folgende Gegenstände: 1) Karl Immermann und seinen Münchhausen; 2) Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (von der gleichzeitig eine Englische Uebersetzung angekündigt wird); 3) Georg Herwegh's Gedichte; 4) die Memoiren des Ritters von Lang; 5) Kohl's Hundert Tage auf Reisen in den Oesterreichischen Staaten; 6) Steffens' Was ich erlebte; 7) E. M. Arndt's Erinnerungen; 8) Justus Möser's Werke in neuer Ausgabe.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Mittwoch den 10. April 1843.

Polen.

Polens Fürstensitze.

Willanow. — Lazienki. — Jablowna.

Von X. Marmier.

An einem schönen Sommertage machte ich mich von St. Petersburg nach Polen auf. Ein eigenthümlicher, ein anziehender und trüber Reiz liegt in Entfaltung der Jahrbücher eines großen Volkes, in Verfolgung der Lebensspur eines Heros, an denjenigen Stellen selbst, wo des Volkes Größe, wo des Heros Leben geendet. Ueberall auf meinen Wegen durch Polen habe ich das zwar verschleierte, aber innige Andenken an die hehren Ueberlieferungen dieses Landes und seiner großen Menschen, überall das Gedächtniß Sobieski's wahrgenommen, und so oft ich nach meiner Ankunft zu Warschau den Wunsch geäußert, Willanow, die Residenz desselben, zu besuchen, sah ich, daß dieses Verlangen stets eine freundliche Neigung für mich erweckte.

Schloß Willanow liegt etwa drei Viertelstunden von Warschau. Durch die schöne Hauptstraße „die neue Welt", beim Kopernikus-Standbilde vorüber, an dem Palais vorbei, welches vor 1830 die Akademie der schönen Wissenschaften innegehabt und seit der letzten Staats-Umwälzung, vermöge eines bitteren Schicksal-Spottes, zum Lotterie-Büreau umgestaltet worden ist — jenseits des am dortigen Stadt-Ende gelegenen prachtvollen Gebäudes, in welchem der Großfürst Konstantin, dieser aus einander völlig widerstrebenden Grundstoffen zusammengesetzte Mann, residirte — jenseits dieser Gebäude gelangte ich ins Freie und fand mich nun inmitten grüner Bäume, zwischen goldigwogenden Aehrenfluthen, diesen Zeugen von des Himmels Güte, deren Anblick allein schon genügt, den Geist zu erfrischen und seinen Aufschwung zu erneuen, wenn Menschenbosheit ihn niedergehalten. Rechts- und linkshet winken mir Sommerhäuschen, freundliche Schöpfungen der Lust und Laune der ehemals reichsten, mächtigsten Geschlechter — während gerade vor mir eine Gothische Kirche, von einem Friedhofe voll der seltsamsten Denkmäler umgürtet, sich erhebt und neben dieser ein Wirthshaus sich bemerklich macht, welches nicht allein die fremden Besucher der geschichtlich so denkwürdigen Stelle, sondern auch das Warschauer Volk belebt, das an Feier- oder Sonntagen gern im Schatten und im Grünen um Bierkrug und Branntweinflasche lagert. Vor dem Wirthshause musiziren ein Paar umherziehende Bänkelsänger in ihren heimatlichen breitkrämpigen Hüten, braunen Tartankitteln, Hosen, mit thalergroßen Metallknöpfen verziert, und eisenbeschlagenen Schuhen: der Eine wirthschaftet mit verschrumpftem Fiedelbogen auf einem rauchgeschwärzten Geigenwrack umher, wozu der Andere den altehrenwerthen Dudelsack handhabt, dessen eine Pfeife unterhalb des gewaltigen Balges hinabfällt, während die zweite wie eine Wanderkrücke über der Schulter liegt, die dritte aber, flötenartig mit Löchern versehen, zwischen den Lippen des Künstlers ruht, der mit einer Hand sie hält und mit der anderen in gemessenen Zeiträumen die Saiten des golbtragenden Vließes zärtlich drückt, um nach Geschmack mehr oder minder schwingende Töne ihm zu entlocken. Den Krakauer spielt das Pärchen, den Takt mit den Füßen stampfend und die Läufe mit Sprüngen begleitend. Etliche Kinder umstehen sie, der Väter Lieblingsweise gespannt zuhörend, und unser Hinzukommen scheint den Eifer der Autodidakten zu steigern. Auch der Wirth, welcher bisher, unter seiner Thür lehnend, wie ein an dergleichen Gewöhnter nach ihnen hingesehen, nimmt, sobald er unserer ansichtig geworden, eine strammere Haltung an und sein Käppchen ab, indem er sogar einige Schritte uns entgegenkommt; so wie er uns aber näher gemustert, schiebt er gelassen beide Hände wieder in seine Taschen und die kaum gespannten Züge seines Gesichtes in die gewohnten alten Falten. Indessen währt das Spiel mit allen Schikanen von Drucken, Rucken und Zucken ununterbrochen fort, bis unsere paar Dreier, in die Hüte des Sackpfeifers und Geigers geworfen, Beide augenblicklich von ihren Instrumenten ab- und mit den Angesichtern bis zur Erde niederziehen, indem sie, morgenländischen Sklaven gleich, unsere Kniee zu umfassen suchen. — Manchmal gewiß hat Sobieski von seinen Schloßfenstern aus solchem Auftritte zugesehen, denn schon geraume Zeit her übt der Krakauer seinen Zauber auf des Polnischen Volkes Augen, Ohren und Füße.

Von diesem Genrebildchen wenden wir uns dem historischen Gemälde zu, welches das Königliche Schloß jetzt vor uns aufrollt. Das Gebäude bildet den Mittelpunkt einer umfangreichen, von einem der Weichsel-Arme durchschnittenen Ebene. Jenseits des Flusses zeigen sich die langen Baumgänge eines Parks von mehreren Stunden Flächenraum, dessen geheimnißvolles Ansehen, nebst dem frischumgrünten blauen Strome und der schweigsamen, nur durch etliche bäuerliche Pachthöfe belebten Einsamkeit, Sobieski's altem Wohnsitze einen eben sowohl anziehenden als ernsten, einen eben so feierlichen als anmuthigen Reiz verleiht. Ein wenige Fuß breiter Graben und ein eisernes Gitter umschließen den Palast; den Eingang bildet ein ehrfurchtgebietendes Thor, von welchem zwei Steinbilder, ein vollständig gewappneter Krieger und eine weibliche Gestalt mit der Friedenspalme, herabschauen. Auf dem grünbewachsenen Vorplatze erhebt sich ein Gothisches Grabmal, zum Andenken an den Grafen Stanislaus Potocki und dessen Gemahlin, geborene Lubomirska — zwei Namen des Polenlandes, beide edel und berühmt genug, um in solcher Umfriedigung nicht am unrechten Orte zu erscheinen — auch wenn sie nicht des Schlosses rechtmäßige Erben gewesen wären.*) Doch, wie viele adelige Wappen und Besitztitel, vor kurzem noch in glänzenden Urkunden verbrieft und besiegelt, finden wir gegenwärtig nur noch .... auf Grabmälern! — Das Schloß nun, in zierlichen Verhältnissen erbaut, besteht, wie die Landhäuser Italiens, aus einer Vorderseite mit plattem bildsäulengeschmückten Dache und aus zwei gleichlaufenden, ihrer ganzen Länge nach mit geschichtlichen Darstellungen in halberhabener Arbeit verzierten Flügeln, von denen jeder ein Thürmchen mit vergoldeter Kuppel trägt. Einen Theil des Baues hat Sobieski durch Türken aufführen lassen, welche er aus seinen siegreichen Feldzügen als Kriegsgefangene mit nach Hause gebracht; vollendet wurde das Gebäude, nach demselben Plane, durch Stanislaus August. Doch will ich hier keinesweges der Versuchung nachgeben, den äußeren Anblick dieses Wohnsitzes in allen seinen Einzelheiten zu beschreiben. Darum treten wir lieber sogleich in das Innere desselben ein: Sobieski's Gemächer hat ehrfurchtvolle Sorgfalt in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten. Sie sind weder besonders geräumig, noch besonders reich ausgestattet, indeß doch immer mit einer gewissen Auswahl, im Geschmacke von Ludwig's XIV. Jahrhundert, geschmückt; daher die seidenen Tapetenbehänge, das vergoldete Getäfel, die Tapisserie der Armsessel, die mit Blumengewinden und Sinnbildern der Götterwelt überladenen Deckenstücke und Rollvorhänge. Ist, wie Bernardin de St. Pierre gesagt, die Landschaft der Hintergrund des Menschenlebens, so ist die Wohnung des Menschen der Rahmen seines Daseyns, seiner geistigen Launen, der Sitten seiner Zeit. Jede Zierrath, die er gern um sich hatte, kann der Gegenstand einer neuen Forschung werden; jedwede Kleinigkeit, deren er sich bediente, kann den Aufmerksamen einer neuen Aufklärung für das Leben des Abgerufenen auf die Spur bringen. Hat nun aber diese Wohnung einem der Geistesgewaltigen dieser Erde zum Lebensrahmen gedient — welche Gefühle hoher Verehrung durchdringen nicht dann den Besucher! Wie hehre Erinnerungen, wie ergreifende Vorstellungen erfüllen nicht dann Geist und Gemüth schon beim bloßen Anblicke des Tisches, an welchem Jener im ruhm- und preisgekrönten Streben seine Nächte durchwacht — beim Anschauen des Kamins, vor welchem er im trauten Kreise der Freundschaft von anstrengenden Mühen sich erholt! Solchen Empfindungen, solchen, einen weit zurück liegenden Zeitraum durchstreifenden Gedanken mich überlassend, weidete ich den begierigen Blick an diesen Gewölben, diesem Geräth, diesen Behängen und suchte allenthalben nach Spuren eines Siegestages, einer Wonnestunde oder eines Augenblickes launiger Muße, indem ich zu mir selber sagte: Hierher also brachte er am liebsten die Siegeszeichen aus seinen wundergleichen Feldzügen — hier suchte er die unheilvolle Nebenbuhlerschaft seiner eifersüchtigen Großen, die stürmischen Reichstagskämpfe zu vergessen — und durch diese Thür schritt er, nachdem er unter Wiens Mauern die Christenheit vom eingedrungenen Türken erlöst; hier begrüßte ihn damals jener Priester, als Dolmetsch eines gesammten begeisterungerglühten Volkes, mit des Evangelisten Worten: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes — diese Wände waren Zeugen seiner ungeheuern Pläne — und auf diesem Lager verhauchte er seinen letzten Seufzer. — Armer König! in Deinem Herrscher-Ansehen durch den unbeugsamen Adel unaufhörlich angefochten — armer Heldengeist, der Du gewiß manchmal die friedsame Gleichgültigkeit Deines ungekanntesten Unterthans beneiden mochtest — armer Baumeister eines Riesenbaues, welcher Dir nach zusammenstürzte — Du lorbeergekrönter Held, Du edles, Du zärtliches Herz, in Deinen süßesten Neigungen grausam ver-

*) Jakob Sobieski nämlich verkaufte, nach seines großen Vaters Tode (1696), die Herrschaft Willanow an die Gräfin Seniawska, welche zuvörderst deren Nießbrauch dem Könige Stanislaus August II. überließ und nachher ihrem eigenen Stammhause Lubomirski dieselbe vermachte.

wundet — ach! dringt der Geist also in das Geheimniß Deines Lebens, Deiner Leiden als des Vaterlandes hingebungvollster Bürger, als Gatte und Vater — wen lockt dann noch Dein Ruhm für den Preis Deiner Martern?

Den ersten Saal, welchen ich besah, fand ich mit Bildnissen der Häupter des Polnischen Adels, der Sapieha, Jablonowski und einiger Könige und Königinnen des Landes behängt: gleichsam als Einleitung zu Sobieski's Geschichte — einen anderen voll geschnittener kostbarer Gefäße, Geschirre, Schätze des Mittelalters. Hier wird auch der Prachtschrein aufbewahrt, welchen, nach Wiens Entsetzung, der Papst dem tapferen Johannes übersandte; er ist von oben bis unten mit Schnitzwerk von seltener Meisterschaft ausgearbeitet und mit Gypsansätzen, anmuthig verschlungenen Schnörkeln, Sinnbildern in Schildpatt und Elfenbein bekleidet. — Die schöne Maria, die Königin, scheint mir auf diese mittelalterlichen Schnitzarbeiten wenig gehalten zu haben, wenigstens findet man in ihren Zimmern nicht eine Spur von dergleichen: Ihr Saal ist durchaus einfach mit lilaseidenen Tapeten, vergoldeten Spiegeln und Gewinden behängt. Daran stößt ein Gemach von weit minder ernster Beschaffenheit, dessen bemaltes Wandgetäfel Jupiter's Liebeshändel von der Danae bis zur Leda incl., und dessen Deckenstück die reizende Fürstin selber mit den Abzeichen der Frühlings-Göttin, schwebend zwischen lustigen Schwärmen kleiner köchergerüsteter Liebesgötter, den reichsten Blumensegen auf ihren Pfad streuend, darstellt. In einem der benachbarten Säle habe ich noch ein anderes Bild und auch ihre Marmor-Büste gesehen; ja, sie war „eine erhaben stolze Schönheit mit rührender Anmuth": die Nase Griechisch, der Mund klein und fein, die großen schwarzen Augen sieghaft hervortretend, das schwarze Haar über der Stirn in lockige Flechten getheilt, die reinsten Züge, die lieblichsten Umrisse — doch zwischen den Bogen des Brauenpaares nehme ich eine Falte wahr, welche ein ehrgeiziger Gedanke gezogen, und in dem holden Augendunkel einen Ausdruck von Sehnsucht, welcher mir mehr als ein weise verschränktes Wort, mehr als ein schweigsames Zurückhalten von Sobieski's Geschichtschreiber*) erklärt. — Die Gemäldesammlung zählt mehrere bemerkenswerthe Stücke von Lukas von Leyden und Lukas Kranach, so wie einen Tod Seneka's, von Rubens: der lang- und graubärtige Seneka steht, ganz nackt, aufrecht im Bade; sein Haar ist in Unordnung, der Kopf zeigt wohl noch eine Empfindung von Leben, doch den übrigen, schon blutentleerten Gliedmaßen sieht man es an, daß sie ein eisiges Frösteln ergriffen hat: die Knie knicken ein, der ganze Leib senkt sich, der mattstarrende Blick erlischt — der Tod erfaßt seine Beute — ein anatomisches Studienbild, wie die Herabnahme vom Kreuze, eine furchtbare Studie, durch die Aufregung, welche sie hervorruft, den Blick festbannend und zugleich, durch ihre Wahrheit, ihn zurückschreckend. Niemals noch kam mir eine Kopie oder ein Stich von diesem Gemälde vor, welches ich willig den Meisterwerken des berühmten Künstlers beizähle. — Die übrigen Schloßzimmer hat die Familie Potocki inne. Sie sind mit blendendem Prunke ausgestattet: der aristokratisch eitel glänzende Aufwand unserer Zeit neben dem würdevolleren der entschwundenen Jahrhunderte — alle Launen der Mode, alle die leichtfertigen Kunststückchen unserer Betriebsamkeit und, leider, alle Schmerzen der Neuzeit neben den Schmerzen einer größeren, feierlicheren Vergangenheit. In einem Saale, dessen höchst geschmackvolle Einrichtung mich urplötzlich nach dem Faubourg St. Honoré versetzte, fesselte mich das Bildniß einer jungen Dame von wunderbarer Schönheit mittelst eines Ausdruckes stiller Trauer, gleich dem eines Gemüthes, welches, obwohl von eitel Freud' und Lust umringt, das Vorgefühl einer schweren Zukunft in sich trägt: es war die einzige Tochter der Schloßherrschaft, ganz jung schon an den Fürst Langowski vermählt und mit vierundzwanzig Jahren bereits eine Beute des Todes geworden — unter den bittersten Zähren über diesen frühen Abschied von einer Welt, welche ihr so reizend erschien, von den theuren Aeltern, von einem heißgeliebten Gatten, zur Verzweiflung Aller hinweggerafft! Und doch, nur zwei Jahre später war ihr Gemahl, in die Staatsumwälzung von 1830 verwickelt, seiner Titel verlustig und nach Sibirien verwiesen — ging von ihren beiden Brüdern, den rechtmäßigen Erben des sehr bedeutenden Vermögens und des edlen Namens der Potocki, der eine in die Verbannung, der andere, nachdem er mit der Russischen Regierung sich versöhnt, als Unter-Beamter in eine ihrer Kanzleien zu St. Petersburg. — Wer hätte es wohl Sobieski gesagt, als die gefangenen Türken dieses Willanow — ein Denkmal seiner Heldensiege, wie seiner Herrschermacht — ihm erbauten, daß eines Tages in eben dieses Schloß fremde Polizei eindringen und es veröden sollte? — Noch immer sieht man, wenige Schritte in den Park hinein, Kara Mustapha's prachtvolles Zelt, welches der Befreier der Christenheit von Wien mitgebracht: hochragend mit seinen Purpurbehängen, seinen Arabesken und seidenen Vorhängen, nach allen Seiten hin geöffnet, wie zum Empfange eines von Muhammed's Wesiren oder eines Königlichen Eroberers. Bleibt dieser Siegeszeuge aus einer ewig unvergeßlichen Schlacht hier, Angesichts Aller, etwa nur aufgestellt, um durch einen recht bitteren Gegensatz an Polens schönste Tage zu erinnern?

Von hier geleitete mein gefälliger Führer mich zu einem anderen geschichtlich merkwürdigen Schlosse, ebenfalls in der Nähe der Stadt. Eines der reizendsten Gebäude, einer der lieblichsten Wohnsitze, die ich jemals erblickt, ein in den leichtesten und anmuthigsten Verhältnissen ausgeführtes Sommerhaus; vor jeder der beiden mit Dorischen Säulen geschmückten Hauptseiten ein Becken, dessen Krystallfläche jedes Standbild, jedes Karnies, jede Ciselirung wiederspiegelt und rings von frischen Lauben umkränzt, von Baumwänden umhegt ist, welche, gleich den Buchen der Hirtenlieder, zu süßer Muß' und in der holden Musen Arm' uns führen — dazu die breiten Gänge, beschattet von der Weichsel-Pappel,

> der schönen Pappel, deren Riesenstamm,
> nachdem er hundert Wintern wacker widerstand,
> voll gründelaubter Zweiggehänge,
> die Zeit zu schmücken scheint, das Alter zu verjüngen.

Inmitten eines dieser Gänge eine Schaubühne, abgerundet, wie die Kampfspiel-Plätze der Alten, an den Stufen von einem Flusse benetzt und jenseit dieses von einem Griechischen Säulengange und netzartigem Buschwerke eingeschlossen. Dieses ist die Sommer-Schaubühne, auf welcher unter freiem Himmel antike Trauer-, ländliche Lustspiele aufgeführt werden, wobei das echte Himmelsblau, das wirkliche Flußbett mit seinen schaukelnden Nachen, die luftig fächelnden Zweige die Stelle aller künstlichen Decorationen vertreten, wobei die Natur, deren malerische Wirkungen anderwärts mühsam nachgekünstelt werden, in all' ihrer Lebendigkeit und Frische selber sich zeigt. — Welche Fee des Polenlandes ließ mit einem Zauberschlage diese Bogengänge sich erheben, diese Terrassen sich ebnen, diese Becken sich höhlen? Welchem wohlthätigen Schutzgeiste ist dieses Oberons-Schloß geweiht, diese entzückende, ariostischen Preises würdige Stätte? — Nein — nicht Feenschöpfung, nicht Dichterpreises würdige Wohnung: das Schloß von Lazienki ist es. — Jener weibische Mann hat hier gelebt, jener entnervte Höfling, welchem Katharina's Gunst zum Throne der Jagellonen half, und welcher sich nur durch feigen Vertrag auf ihm erhielt, bis eines Tages dieselbe Hand seiner willkürlichen Gebieterin, wie sie seine Erhebung verfügt, seinen Sturz vollzog und, wie einen ausgedienten Lakai, durch Vorzimmertitel und Gnadengeld ihn brandmarkte. (Am 25. November 1795, zu Grodno, unterzeichnete Stanislaus August, der letzte König von Polen, seine Entsetzung.) Hier schwelgte dieser unwürdige Landsmann in schmählicher Ueppigkeit, während ein Russischer Agent die Heimat eines Batory, eines Kasimir, eines Sobieski verwaltete; während das alte Sarmatenland zerstückelt wurde, während Russische Truppen den Reichstags-Saal umlagerten und durch Waffengewalt einen dreifach beeideten und dreifach gebrochenen Schattenvertrag erzwangen; während der wackere Kosciusko mit einem Schrei der Verzweiflung auf dem Schlachtfelde hinsank. — O, mit welchem Schmerze betrat ich das so heiter geschmückte Schloß und fand darin nur die Spuren abgeschmackter Frauendienerei, Frauenbildnisse, David vor der Bundeslade tanzend, Salomon, vor einem Kreise junger Dirnen hingeworfen — eine würdige Umgebung: Rechtfertigung des fürstlichen Wüstlings durch eine Entweihung! Es giebt Menschen, welche der Vorsehung unergründliche Schlüsse den Völkern im Stahlpanzer oder in der Rosenkrone senden, um deren Hochmuth zu züchtigen, oder deren Sturz zu beschleunigen. Ein solcher Mensch war Stanislaus August, und ihn anklagen, heißt vielleicht das höchsterhabene Gesetz anklagen, für dessen Vollziehung er nur ein Werkzeug abgegeben. Wessen Weisheit aber vermöchte, bis zum Urquell der ewigwaltenden Vorsehung sich zu erheben! Nicht den Rathschluß des Höchsten vermögen wir zu schauen, nur die Hand, welche er ihn vollziehen läßt, gewahren wir. So lange aber noch eine ehrenhafte Stimme in Polen zu finden, wird sie die Achtung dieses Flitterkönigs aussprechen, welcher sein Vaterland nur beherrschte, um durch feige Nachgiebigkeit es zu täuschen, durch Ohnmacht es zu Grunde zu richten. Darum fort, eiligst hinweg aus seinem Bereiche!

Auf der Straße nach Lithauen, mitten in einer fruchtbaren Ebene, steht auch ein Fürstensitz, mit welchem Poniatowski's Name sich verknüpft, von einer fleckenlosen Glorie umstrahlt, deren Weihe ein Trauerandenken noch erhöht: das Schloß von Jablowna, der Lieblingsaufenthalt jenes Soldaten mit dem Heldenherzen, jenes Polenkindes, das in Leipzigs blutgedüngtem Felde Napoleon zu Frankreichs Marschall machte. Mehr als ein Mal hatte ich tief ergriffen vor dem Todtenmale gestanden, welches am Elstergestade hohe Liebe ihm errichtet. Mit andachtvoller Ehrfurcht trat ich jetzt in die friedlich ernsten Räume, wo derselbe nach Tagen heißer Kämpfe so gern einige Stunden ruhte, um den Träumen seiner abenteuervollen Jugend, den Hoffnungen seiner glühenden Vaterlandsliebe nachzuhangen. In dieser Zufluchtstätte zeugt Alles nur von Gewohnheiten eines gebildeten Geistes, von Neigungen einer edlen Seele: hier finde ich eine Sammlung ernster Bücher, Landkarten, gewählte Kupferwerke, dort Skizzen, welche ein Liebesgedanke verschönt, Bildnisse aus der Familie oder von Freunden. Mitten aus dieser Sammlung heraus winkt das Bild des Helden selber, welches als Inschrift die Worte trägt, die er ausrief, indem er zum letzten Male zwischen die feindlichen Schaaren stürmte: Bóg mi powierzył honor Polaków, Bogu go oddam! (Gott hat mir Polens Ehre anvertraut, Gott will ich sie zurückbringen!) In einem von der Schloß-Erbin, Poniatowski's würdiger Nichte, mit besonderer Liebe ausgeschmückten Saale fand ich das schöne Gemälde von Napoleon's Uebergang über den St. Bernhard. Eben so ernstes Ansehen hat hier auch Alles außerhalb der Gemächer: der weite Rasenplatz, von breiten Gängen durchschnitten; die hundertjährigen Stämme, der tiefschweigsame Hain — nirgend unter eitler Zierrath die wahre Schönheit der Natur verletzt. Es ist der Ruheplatz eines Mannes, welchen große Gedanken viel zu sehr beschäftigten, als daß er sich in nichtigen Einfällen hätte ergeben mögen.

Diese drei Schlösser, welche ich mit so verschiedenen Empfindungen betrachtet habe, sind gleichsam Denkmale von Polens letzten drei Zeitabschnitten: Willanow für die Zeit des Ruhmes — Lazienki für die Zeit des Verfalles — Jablowna für die Zeit der letzten Kraftanstrengungen und des Zusammensturzes.

X. Marmier.

*) Graf Salvandy, an welchen, als an den Verf. einer „Geschichte von Jan Sobieski", diese Zeilen gerichtet sind.

Frankreich.

Erinnerungen aus der Schreckenszeit. *)

Bald nachdem Ludwig XVI. hingerichtet war, hatte man sich in Paris daran gewöhnt, täglich eine bestimmte Anzahl von Köpfen unter dem Beile der Guillotine fallen zu sehen; auch behandelte man dies als eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit und sprach davon, wie man heute von einem Wettlauf auf dem Marsfelde spricht. Unabhängig von den Journalen, welche täglich die Namen, Titel und Würden der Schlachtopfer der Revolution veröffentlichten, erschienen auch jeden Morgen noch besondere Verzeichnisse derselben, etwa nach Art unserer Börsen-Berichte, wenn man die Bemerkungen abrechnet, mit denen der sansküilottische Redacteur seine Arbeit zu illustriren für gut fand. Im Augenblicke liegt uns eines dieser Exemplare vor, dessen erbaulicher Titel folgendermaßen lautet:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!

Das rächende Schwert

der einen, untheilbaren Französischen Republik,

oder

Gallerie der Rebellen.

Enthält die Namen, Vornamen, Geburtsorte, die früheren Würden, das Alter, die Verbrechen und die letzten Worte aller großen Verschwörer und Vaterlandsverräther, deren Häupter unter dem Schwerte der Nation gefallen sind.

„Kaum gerichtet, sind sie nicht mehr."

von

einem Freunde der Revolution.

Paris

in der Galettischen Buchdruckerei.

Jahr II der Französischen Republik.

Wir heben einige von den Anmerkungen heraus, die dem Namens-Verzeichnisse der Opfer beigegeben sind:

Joseph Mazelier, früher Edelmann, zum Tode verurtheilt, weil er als Emigrirter nach Ablauf der bewilligten Frist nach Frankreich zurückgekehrt ist. Nota: Dieser Verbrecher bestieg den Karren mit fröhlichem Gesicht; er schien sich in der reinen Luft, die er athmete, ganz wohl zu fühlen .... Man muß gestehen, zuweilen haben Verbrecher Muth!

Jean Joseph Saunier, Priester .... Als der Rebell das Schaffot bestieg, waren seine Mienen so ruhig und heiter, daß man hätte glauben sollen, er wisse, das höchste Wesen erwarte ihn im Himmel .... Dies sind die traurigen Folgen des Aberglaubens ....

François Boucher .... Der Elende hatte den ekelhaften Muth, auf dem Schaffote zu rufen: Es lebe Ludwig der Sechzehnte! .... Welch pöbelhafter Unsinn, einem verfaulten Leichnam ein Vivat zu bringen!

Wir könnten einen ganzen Band mit solchen Betrachtungen sansküilottischer Autoren füllen, denn diese Listen sind mit der gewissenhaftesten Genauigkeit bis in die geringsten Details ausgeführt. Nach ihnen belief sich die Zahl der von dem Revolutions-Tribunale zu Paris bis zum 9. Thermidor inklusive zum Tode Verurtheilten auf 2637; Robespierre's Kopf war der 2038ste, der dem Henkerbeile verfiel. Man kann sagen, der Verfasser jener Verzeichnisse stand auf der Höhe seines Gegenstandes, wie folgende wenige Phrasen aus der Vorrede zur ersten Lieferung beweisen werden:

„Die Maßregeln der Strenge, die der National-Konvent in seiner Weisheit und Wachsamkeit ergriffen, dadurch seinen unermüdlichen Eifer, seine Kraft und sein heißes Verlangen bethätigend, die Grundpfeiler der republikanischen Verfassung zu befestigen, haben das Staatsschiff vor dem Untergange bewahrt .... und unter jenen energischen Maßregeln verdient ohne Zweifel die Errichtung eines Revolutions-Tribunals am meisten den Dank der Republik. Dieses Institut ist, so zu sagen, göttlich ...."

Zu derselben Zeit stattete ein Aufseher der Gefängnisse folgenden Bericht über einen Besuch im Luxembourg ab:

„Es war ein nicht wenig ergötzlicher Anblick, zwei Marquis, eine Herzogin, eine Marquisin, einen Grafen, einen Abbé und zwei Gräfinnen in Fiakern ankommen zu sehen, die Einen in Ohnmacht, die Anderen in Verzweiflung. Gestern langte die Tochter Philipp's des Guillotinirten an; sie ist neben Barrère und Chabot einquartiert, die ewig Geheimnisse haben und krank werden vor Aerger, wenn sie „den Zorn des Pater Duchesne gegen den Mönch Chabot" von den Colporteuren ausrufen hören. In dem einen Korridor logiren die Aristokraten de Méréville, de la Borde, Félin und der Präsident Nicolai; in dem anderen, linker Hand, de la Ferté, der Herzog von Lévis, der Marquis von Fleury und der Graf von Mirepoix. Jeden Morgen, wenn sie aufstehen, richten sie ihre Fernröhre und haben das Vergnügen, zu sehen, daß ihre Hotels in der Rue de l'Université noch auf dem alten Platze stehen. Die letzten Zimmer des Korridors bewohnen mehrere Generale, unter Anderen auch der Marschall Mouchy und die Frau Marschallin, seine Gemahlin. Dies Ehepaar zählt zusammen ein [...] als anderthalb Jahrhunderten, so wahr ist es, daß diese Räu[...] kraten die Erlaubniß, zu leben, mißbrauchen. Mir scheint, e[...] Gefängnisse des Luxembourg ganz heiter wohnen, zumal das Tribunal nach Kräften für Abwechselung sorgt."

Die Feder entsinkt den Händen, wenn man solche Verruchtheiten niederschreiben will. Bis zu einem gewissen Punkte läßt sich die Wuth eines blutgierigen Menschen begreifen, der mordet, um zu morden. Fanatismus und Verrücktheit haben die schrecklichsten Verbrechen erzeugen sehen; aber die Kaltblütigkeit, die uns aus jenen Phrasen entgegenstarrt, der eisige Hohn, das teuflische Beifallsgrinsen bei jeder neuen Hinrichtung scheinen jenseits menschlicher Verderbtheit zu liegen — und doch sind sie gesehen und belohnt worden!

Der Elende hatte nur zu wahr gesprochen, als er erzählte, wie sehr das Tribunal für Abwechselung sorge; und wie hätte es auch anders seyn sollen, als selbst ein Wort genügte, um einen Sanskülott verdächtig zu machen, als, wer heute anklagte, morgen selbst angeklagt wurde, als der Sohn des eigenen Vaters Henker war!

Ein Knabe, oder vielmehr ein Ungeheuer von kaum funfzehn Jahren, der Sohn eines Schauspielers, Namens Grammont, saß im Parterre des Theaters Montansier und fing in einem Zwischenakte an, die Carmagnole zu singen, ein gemeines, unsinniges Lied, das man damals zum Nationalgesang gemacht hatte. Fast alle Zuschauer fielen ein, die Einen, um sich die Zeit zu vertreiben, Andere aus Freude am Lärmen, die Meisten aus Furcht. Grammont, immer singend, läßt seine Augen im Theater umherschweifen und bemerkt eine junge Frau, die nicht mitsingt.

„Nun, Bürgerin!" schreit er, ballt ihr die Faust entgegen und wiederholt den Refrain:

„Dansons la carmagnole
Vive le son, vive le son,
Dansons la carmagnole,
Vive le son du canon!"

Aber die junge Frau verharrt in ihrem Stillschweigen. Da verläßt der funfzehnjährige Sanskülott seinen Platz und geht auf den Balkon.

„Metze!" ruft er und nähert sich der Dame, „wo ist die Kokarde an deiner Haube?" *)

„Bürger, ich glaubte, ich hätte eine — bei Gott, ich habe sie ohne Absicht vergessen."

„So hast du wohl auch ohne Absicht vergessen die Carmagnole zu singen! Du hast sie nicht vergessen, denn du hast sie nie gewußt, verdammte Aristokratin!"

„Aber, Bürger, was habe ich dir gethan, daß ..."

„Ah, du willst noch raisonniren und singst nicht einmal die Carmagnole! Ich will dich lehren, einen Sanskülotten verachten!"

Und das Ungeheuer versetzte der armen Frau zwei Faustschläge ins Gesicht, daß sie zu seinen Füßen niederfiel. Wer sollte es glauben! um die Frau herum standen Männer jedes Alters, und nicht Einer, nein, nicht Einer wagte dem funfzehnjährigen Revolutionair ins Gesicht zu sehen, nicht Einer hatte den Muth, einen Laut des Tadels von sich zu geben. Und nun laßt uns hören, wie dieser wüthende Patriot endete. Durch die Begierde gestachelt, von sich reden zu machen, bemächtigt er sich mehrerer Briefe, die sein Vater von einem Emigrirten erhalten hatte, läuft damit in den Justizpalast und übergiebt sie dem öffentlichen Ankläger. „Brutus opferte seinen Sohn der Republik", sagte er, sich auf die geschichtlichen Lappen berufend, mit denen die Klubs ihre Phrasen behingen, „ich opfere meinen Vater, den Bürger Grammont. Sein Verbrechen liegt in diesen Briefen klar am Tage. Nehmt sie und laßt der Gerechtigkeit freien Lauf. Die wahren Sanskülotten werden mein Verdienst um das Vaterland zu würdigen wissen!"

Einige Stunden später wurde Grammont der Vater verhaftet, man inquirirte ihn über die Briefe, und er gestand unter Anderem frei, sein Sohn hätte ihm in seinem Auftrag einige von einem Boten geholt, den er namhaft machte. Mehr war nicht nöthig, damit augenblicklich auch gegen Grammont, den Sohn, die Verhaftung verfügt werden konnte. Man sperrte Beide in die Conciergerie und verurtheilte sie nach vierundzwanzig Stunden zum Tode. Sie fuhren in Gesellschaft von dreißig anderen Schlachtopfern zur Hinrichtung. Als sie aus dem Karren stiegen, weinte der Vater, näherte sich seinem Sohne und sagte zu ihm: „Ich vergebe dir, mein Kind, umarme mich, damit wir versöhnt sterben!" — „Und ich vergebe dir nicht, alter Schurke", schrie voll Wuth das Ungeheuer, „denn dir habe ich's zu verdanken, daß ich hier bin."

Alles menschliche Gefühl schien in den Herzen des Volkes erstorben; selbst die Frauen hatten das Mitleid verlernt. Am 21. Messidor im Jahre II wurden sechzig Verurtheilte auf den Revolutionsplatz gebracht. Unter der Menge, die sich auf dem Wege sammelte, befand sich auch eine ärmlich gekleidete Frau, die einen fünfjährigen Knaben auf dem Arme trug. Folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihnen:

Das Kind. Mama, da sind sie, ich kann sie sehen, das sind viel Wagen heute.

---

*) Es haben Mittheilungen dieser Art ein um so größeres Interesse, als die Zahl derjenigen Alten, die das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts bereits mitwirkend oder mit Bewußtseyn beobachtend durchlebten, immer geringer wird. Erinnerungen, wie diese, werden daher auch in Frankreich stets mit erneuter Begier gelesen.

*) Niemand war vom Tragen der Kokarde dispensirt; die Frauen durften in keinen öffentlichen Garten eintreten, ohne diesen seltsamen Ausputz auf ihren Hauben zu tragen. Wer es vernachlässigte, sich damit zu schmücken, konnte als verdächtig ins Gefängniß geworfen werden, und Manche sind auf dem Schaffote gestorben, die sich durch ein Stück Band hätten retten können.

Die Mutter. Ach nein, es sind ja nur sechs; gestern waren sieben.

Das Kind. Sieh, Mutter, wie vorn am ersten Wagen der Mann in rothen Kleidern Burzelbäume schießt.

Die Mutter. Das ist Jacot, der erste Bursche bei der Guillotine; er macht Unsinn, damit die Leute lachen. *)

Das Kind. Aber die Leute in den Kutschen lachen ja nicht.

Die Mutter. Glaub's wohl; man will den Elenden den Kopf abschneiden.

Das Kind. Was haben sie denn gethan, Mama?

Die Mutter. Ich weiß nicht; aber gestern waren General-Pächter dabei, denen man es bewiesen hat, daß sie Wasser in den Taback des Volkes gethan hatten, das Diebsgesindel! Die heutigen werden nicht viel besser seyn. Komm, Kind, daß wir die Köpfe noch sehen.

So lernte im Volke die neue Generation Zucht und Sitte.

(Schluß folgt.)

Italien.

Die diesjährige Saison der Skala.

Wir entlehnen Nachstehendes einem Mailändischen Feuilleton: „Endlich ist die Theater-Saison der Skala zu Ende. Dank sey dem Himmel dafür, nicht wegen der Zerstreuungen, die wir damit verlieren, sondern wegen des Lärmens und Getümmels! Dank sey dem Himmel dafür im Namen unserer Gesundheit, unserer Ohren, unserer Nerven und auch wegen der wiederzuerwartenden Verbrüderung der beiden Parteien, welche sich drei volle Monate mit entgegengesetzten Sympathieen, mit verschiedenen Meinungen, mit natürlichem oder gemachtem Enthusiasmus unter uns bewegt haben! Dank sey dem Himmel für den gesunden Schlaf, der den Theaterblättern jetzt wieder zu Theil wird! Dank auch für die Flora unserer Gärten, welche fast ganz geplündert sind!

Wir hatten dieses Jahr drei letzte Vorstellungen! Man denke sich, welchen Stoff dies den Ultras der Skala gab! die erste war die, welche den Lauf der Abonnements-Vorstellungen schloß. Es fehlte dabei nicht an Blumensträußen jeder Art und jeder Farbe, die poetischen mit inbegriffen; es erschienen Kränze, verschieden an Form und Umfang, darunter einige von solcher Dimension, daß sie, anstatt den Kopf zu bedecken, auf die Schultern herabfielen, wie die, welche die Staël für Herder flocht; es war ein Wettkampf von Geschrei, ein Wuthausbruch von Applaus. Verdi wurde bekränzt; die Taglioni, die Frezzolini, die Cerrito nicht minder. Bewundernswerth war der Fanatismus des Publikums, noch bewundernswerther die Geduld derjenigen, welche schon am Montage um 3 Uhr Nachmittags das Parterre okkupirt hatten und bis Dienstag um 2 Uhr Morgens aushielten, um die letzten Sprünge des „dankbaren Affen" zu sehen.

Die zweite letzte Vorstellung fand am Donnerstag statt und war ganz dem Triumphe der Frezzolini und der Taglioni gewidmet. Schöne Kränze, geschmückt mit kostbaren Bändern, bedeckten zweimal ohne Uebertreibung den ganzen Vordertheil der Bühne, das erstemal zu Ehren der ausgezeichneten Sängerin, das zweitemal zu Ehren der unvergleichlichen Tänzerin. Für die Taglioni wurde unter Anderem auch ein goldener Kranz von ausgezeichneter Arbeit geworfen, der auf zwei Atlasstreifen die Inschrift trug: „Maria Taglioni, der neuen Terpsichore." Für die Frezzolini erhob sich aus einer Klappe unter der Bühne ein ungeheurer Kranz, une couronne-monstre, wie die Franzosen sagen würden, welchen einer unserer vornehmen Jünglinge mit seltener Ausdauer und mit ausgezeichnetem Geschmacke geflochten hatte. Ihn aufzuheben, bedurfte es der ganzen Kraft zweier Theaterdiener. Dieser ungeheure Strauß und der goldene Kranz, der Tribut der Bewunderung eines anderen Edelmanns, wurden mit ungeheurem Applaus begrüßt.

Die letzte letzte Vorstellung fand zum Benefiz des Theater-Instituts statt, und die Taglioni, welche mit ihrem großen künstlerischen Verdienste auch das einer edlen Wohlthätigkeit verbindet, verstand sich gern dazu, zum Besten der Familien der armen Arbeiter zu tanzen. Das Theater war voll, und die beiden Pas, die sie tanzte, erhielten einen doppelten Applaus, sowohl wegen der künstlerischen Anmuth und Rundung als wegen des wohlthätigen Zwecks. Jeder glaubte, daß Mailand keine Blumen mehr hätte für diese Wunder des Tanzes, als aus derselben Klappe, aus welcher der ungeheure Kranz aufgetaucht war, eine Riesen-Pyramide emporstieg, um welche herum die schönsten Blumen: Kamelien, Nelken, Rosen, Anemonen, Hyacinthen u. s. w., äußerst kunstvoll gruppirt waren. Und damit endete die nächtliche Feier noch nicht, denn als die Taglioni nach Hause zurückkehrte, fand sie schon die Musik des Regiments Balony und die Chöre der Skala, welche ihr eine Serenade brachten.

Noch Keiner hatte Merante einen Kranz dargebracht, obgleich er reichlichen Beifall erhalten hatte. Obgleich Worte eine solche Vergeßlichkeit oder Ausschließung nicht ausgleichen können, so schickten wir uns doch schon an, ihm zu sagen, daß schwerlich ein anderer Tänzer seinen Platz während einer langen und beschwerlichen Saison so gut ausgefüllt haben würde; indeß erhielt er noch am letzten Abend die Huldigung eines Kranzes, und er, der solche so oft für die Taglioni gesammelt hatte, sah jetzt das herrliche Weib einen für ihn aufnehmen und ihm anmuthig hinreichen. Der verdiente Tribut und diese Höflichkeit erhielten den lautesten Applaus."

„Das ist das Ende der wunderbaren Geschichte!" schließt der Italiänische Berichterstatter. In der That eine wunderbare, hyperbolische, pyramidale, mirobolante Geschichte, obgleich wir mit ähnlichen aufwarten können. Mutato nomine de te narratur fabula! Italiänische und Deutsche Ueberschwenglichkeit halten sich hier einander die Waage und können sich gegenseitig trösten, obgleich sie durch einige leichte Nüancen geschieden sind. Der Italiänische Enthusiasmus ist naiv und darum natürlicher und erträglicher. Der Deutsche ist auch Tollheit, aber diese Tollheit hat auch Methode und wird dadurch widerwärtiger. Der Italiäner klatscht und raset, ohne arrière-pensée, weil es ihm so zu Muthe ist, und weil seine Leidenschaft — im Grunde immer eine edle Regung, die von ihrem rechten Ziele ausgeschlossen ist — keine andere Nahrung findet. Der Deutsche klatscht und raset ebenfalls; aber das ist ein gezwungener Zustand bei ihm, den er rechtfertigen muß; er entwirft daher eine Metaphysik der Beinhebungen und Fingerschwingungen. Aber die Raserei ist auch für den Deutschen ein unnatürlicher Zustand, eine Trunkenheit des Kopfes, auf welche nüchternes Erwachen folgt; es geht ihm wie einem erwachsenen Menschen, der eine Zeit lang Kinderpossen treibt, deren er sich hinterdrein schämt; er glaubt seinen Scham abzuschütteln, indem er seine Seele in den Staub herabzieht und verhöhnt. Daß die Tollheit des Deutschen reflektirt ist, hindert freilich nicht oder bedingt vielmehr, daß sie größere Extravaganzen begeht, als die der Italiäner. Nein, zu solchem Wahnsinn der Schwärmerei und Abgötterei, wie wir erlebt, haben sie es nie gebracht. Auch haben die Italiäner noch etwas Anderes vor den Deutschen voraus. Sie schwärmen für Tänzerinnen und Sängerinnen; es scheint uns dies eine verschwendete Begeisterung, aber jedenfalls ist sie noch tausendmal edler als der Taumel für das Virtuosenthum, der in Deutschland in der letzten Zeit so sehr in die Höhe gekommen. Die Begeisterung für die Fertigkeit der Finger, für die technische Dressur ist die unterste Stufe des sogenannten Kunst-Enthusiasmus, der überall nur aus der inneren Leere hervorgeht und sich bei solchen Völkern nicht findet, die einen gediegenen Lebenskern haben. Die Italiäner sind ein Volk von Greisen, deren altersschwacher Stumpfsinn sich an Kinderspielen ergötzt: die wahre Kunst ist mit dem Aufhören ihrer politischen und geschichtlichen Bedeutung von ihnen geflohen, und sie täuschen sich jetzt mit dem Scheine der Kunst. Was sind aber die Deutschen? Sie wagen es sich nicht einzugestehen, weil sie das eitelste von allen Völkern sind. *)

Mannigfaltiges.

Kannibalismus in der Geschichte. In Nr. 40 des Magazins ist aus dem schätzbaren Werke des Engländers Georg Borrow „The Bible in Spain" die schauderhafte Bestätigung der gräßlichen Einzelnheiten mitgetheilt worden, welche zu Madrid am Abend des 16. August 1834 erfolgten, nachdem General Quesada das Opfer einer entmenschten Pöbelrotte geworden war. Borrow ist ein Mann von feinem und offenem Sinn, von gesunden Ansichten, von menschlich-empfänglichem Gemüthe, er kann also als vollgültiger Zeuge für die Wahrheit jener Abscheulichkeiten gelten, durch die eine der gräßlichsten Scenen aus der Geschichte der ersten Französischen Revolution eine auffallende und traurige Bestätigung erhält. Denn als am 23. Juli 1789 mit dem Einbruche der Nacht der Intendant Berthier auf das grausamste vom Volke in Paris ermordet und ihm unter anderen Gräßlichkeiten auch das Herz ausgerissen war, erschienen, nach der Erzählung eines Augenzeugen, Montgaillard (Histoire de France T. II. p. 266), fünf bis sechs Kerle, der eine von ihnen mit dem Herzen Berthier's auf dem Bajonnett, im Palais-Royal und ließen sich im Café de Foi — wie Quesada's Mörder im Cafe Nuevo auf der Straße Alcala in Madrid — mit Kaffee bedienen. Dabei nahmen sie das Herz von dem Spieße herunter und drückten es über die Kaffeeschale, so daß einige Tropfen herausfielen, und sangen zu dem scheußlichen Trunke: il n'est pas de bonne fête, quand le coeur n'en est pas, in ganz ähnlicher Weise also wie die Spanier, von denen Borrow erzählt. Der neueste Geschichtschreiber der Französischen Revolution unter uns, Wachsmuth, möchte gern in seinem preiswürdigen Werke (I. 146) die positive Versicherung, daß die Sache sich so verhalten habe, zur Ehre der Menschheit bezweifeln, aber er will andere Symptome der tigerartigen Stimmung in jener Zeit nicht in Abrede stellen und wird also in jener Gräuelscene zu Madrid nur ein Zeugniß für Montgaillard's Erzählung und für menschliche Verworfenheit finden. Ueberhaupt bieten die revolutionairen Bewegungen, die nach dem Jahre 1830 in mehreren Süd-Europäischen Staaten vorfielen, mehr als ein gräßliches Seitenstück zu den Gräueln der ersten Französischen Revolution, die man in dem civilisirten neunzehnten Jahrhundert für kaum möglich gehalten hätte.

J.

---

*) Dieser Jacot war früher Seiltänzer und wurde nachher Henkersknecht. Seine possierlichen Sprünge sollen nicht selten selbst die Unglücklichen in den Karren zum Lachen gebracht haben.

*) Sachte, sachte, rufen wir unserem virtuosenfeindlichen Mitarbeiter zu. Das, was Sie eben ausgesprochen, hat wohl noch kein anderer Mensch gesagt, der einen ruhigen vergleichenden Blick auf die Deutschen und ihre Nachbarn jenseits der Vogesen und Alpen, wie jenseits des Meeres geworfen. D. R.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 21. April 1843.

Frankreich.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest.

Vierter und letzter Artikel.

Die Kaiser und Päpste von Karl d. Gr. bis Gregor VII.

Karl der Große belagerte Desiderius, den letzten König der Longobarden, in Pavia und zog während der Belagerung nach Rom, um das Osterfest daselbst zu feiern. Ein reiches Gefolge von Fürsten, Bischöfen und Aebten begleitete ihn durch Toskana. Papst Hadrian III. schwankte zwischen Freude und Furcht, als er von seiner Annäherung hörte: er freute sich, dem Sieger zu danken, der ihn gegen den Stolz der Longobarden schützte, und fürchtete, einen Herrn in ihm begrüßen zu müssen. Doch um diese Furcht zu verbergen und nicht seine eigene Schwäche durch sie einzugestehen, mußte er seinen Beschützer um so glänzender empfangen. Reiche Züge von Priestern und Bürgern eilten dem Fränkischen Könige auf dem Flaminischen Wege eine Meile weit entgegen. Als er sie sah, stieg er vom Pferde und ging, von dem Jubel des Volkes begleitet, bis zu Sankt Peter, wo ihn der Papst mit dem hohen Klerus erwartete. Nach einigen Chronisten soll Karl alle Stufen, die zu der Kirche hinaufführen, erst geküßt haben, ehe er dem Papste nahte; doch scheint dieser Bericht von Freunden der Kirche untergeschoben. Papst Hadrian verlieh dem Könige hierauf nicht die Ehren eines Kaisers oder Königs von Italien, sondern die eines Exarchen und Römischen Patriziers. Karl aber trat bei allen Gunstbezeugungen, durch die er die Römer sich zu gewinnen suchte, ganz in der Weise eines Herrschers auf. Er überhäufte den Papst, der ihm schon zu viel verdankte, mit neuen Geschenken und ließ in Allem ihn fühlen, daß er es unter dem Namen eines Exarchen oder Patriziers mit einem Könige der Lombardei zu thun habe, und zwar mit einem solchen, der vor keinem Könige in Aachen oder Byzanz zitterte, sondern der selbst König der Franken und Deutschen war. Doch die Sachsen fielen in Hessen ein und nöthigten Karl, Italien zu verlassen. Der Papst erkannte die Gefahr, in welcher sich die Kirche durch die wachsende Macht des Frankenkönigs befand, und arbeitete unter der Maske der Liebe dem Könige heimlich entgegen. Allein die Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Bischofe von Ravenna boten Karl dem Großen neue Gelegenheit, sich als Vermittler zwischen die Römische Kirche und die ihr feindliche Partei zu stellen, die erstere zu noch größerem Danke zu verpflichten und so nur in noch größere Abhängigkeit zu bringen. Der Papst sah sich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu thun, damit die Römische Curie nicht für alle Zeiten sollte genöthigt seyn, Karl und seine Nachfolger als ihre Wohlthäter, das heißt als ihre Herren, zu verehren. Es wurde daher durch die ganze Christenheit verbreitet, daß Konstantin der Große, als er den Sitz seiner Regierung an den Bosporus verlegte, dem Papst Sylvester und seinen Nachfolgern Rom und einen Theil Italiens geschenkt habe. Karl scheint gegen diese Annahme keinen Einspruch gethan zu haben, der Papst aber ergeht sich in seinen Briefen an ihn von jetzt an stets mit großer Ausführlichkeit über die segensreichen Folgen dieser Schenkung. Jetzt hatten Karl der Große und sein Vater die weltliche Macht der Kirche nicht gleichsam erst geschaffen, sie hatten nur ein altes Vorbild nachgeahmt; sie hatten der Kirche Nichts geschenkt, sondern nur ihr ein altes Besitzthum wiedergewonnen: ihre Verleihungen waren keine Gunstbezeugungen mehr, sondern nur Pflicht und Gerechtigkeit. Der Papst drang in Karl, ihn wieder in Rom zu besuchen; weder den Unfall bei Ronceval, noch die Aufstände der Sachsen ließ er als Entschuldigung für Karl's Ausbleiben gelten: er scheint gehofft zu haben, daß er von dieser neuen Stellung der Kirche zum Fränkischen Könige noch weit größere Vortheile werde ziehen können, wenn Karl selbst gewissermaßen noch von derselben überrascht sey. Karl kam, doch die Folgen seiner Verhandlungen mit dem Papste sind unbekannt; das einzige sichere Ergebniß derselben war, daß Karl's Söhne zu seinen Nachfolgern gesalbt wurden. Auch dies freilich war ein Triumph der Kirche und ein großes Versehen des Königs, weil er hierdurch die Salbung von Seiten des Papstes für alle seine spätesten Nachfolger unerläßlich machte.

Die Wahl Leo's III., der 795 auf Hadrian folgte, scheint zum Theil ein Werk der Fränkischen Politik. Die beiden Neffen Hadrian's lehnten sich gegen diese Wahl auf. Sie stürzten sich mit ihren Freunden, Vasallen und mit gemiethetem Pöbel während einer Prozession auf den Papst, zerstreuten seine Begleiter und rissen ihn halb todt ins Gefängniß. Der Herzog von Spoleto befreite ihn und behielt ihn bei sich, bis Leo's Wunden geheilt waren; hierauf begab sich dieser mit einem Gefolge von Bischöfen nach Paderborn zu Karl dem Großen. Karl empfing ihn mit den höchsten Ehrenbezeugungen; sein ganzes Heer warf sich vor dem Papste nieder, und Feste folgten auf Feste. Einige Wochen darauf erschien der Papst, von Karl's tapferem Heer geleitet, wieder zu Rom, von zwei Erzbischöfen, vier Bischöfen und drei Grafen begleitet. Die Prälaten und Grafen hielten im Lateran selbst Gericht über die Feinde Leo's, die ihn zur Flucht gezwungen hatten. Und hierauf setzte, nach Eginhard's einfacher Erzählung, am Weihnachtstage 800 während der Messe Papst Leo dem Könige, der eben vom Gebete aufstand, eine Krone auf, und alles Volk rief: „Heil Carolus Augustus, von Gott gekrönt zum Könige der Römer!“ Karl war, fügt Eginhard hinzu, nur nach Rom gekommen, um die Unruhen zu schlichten, die schon den ganzen Winter dort gährten; er war so weit entfernt, nach den Titeln Imperator und Augustus zu streben, daß er versicherte, hätte er des Papstes Absicht geahnt, so würde er gar nicht in die Kirche gekommen seyn. — Es ist bekannt, daß fast alle neuere und ältere Historiker hierin mehr als einen plötzlichen Einfall Leo's, einen Theater-Effekt, gesehen haben. Die Vortheile, welche für beide Theile hieraus erwuchsen, waren zu bedeutend, als daß nicht beide längst an diesen Schritt hätten denken sollen.

So stand Karl als Nachfolger August's da; natürlich bloß ganz äußerlich, insofern er die Titel desselben führte und sie zu Rom empfangen hatte; sonst findet sich bei keinem Kaiser vor Konstantin die mindeste Aehnlichkeit mit der jetzt neu geschaffenen Würde. Die Formen des alten Kaiserreiches waren längst vergessen; man ahmte daher die des Byzantinischen Hofes nach, und führte nach ihm ein reiches Ceremoniell und hochklingende Titel ein.

Sechs Jahre nachdem Karl Kaiser von Rom und Beherrscher der Christenheit geworden war, versuchte er, die Kaiserwürde erblich auf sein Geschlecht übertragen zu lassen; doch der Papst erkannte zu wohl, ein wie mächtiges Werkzeug diese Würde dadurch in seinen Händen war, und behielt sich darum vor, sie jedem einzelnen Kaiser als freies Geschenk der Kirche zu verleihen. Gleichwohl wußte Karl seinem Sohne Ludwig die Nachfolge in der Kaiserwürde zu sichern. Ein Jahr vor seinem Tode berief er alle Großen seines Reiches, alle Bischöfe, Aebte, Grafen und Heeresführer zu sich nach Aachen, empfing Alle mit gewinnender Freundlichkeit und jeden Einzelnen mit besonderen Auszeichnungen, fragte sie um Rath, ob er bei seinem hohen Alter nicht gut thue, die Kaiserliche Gewalt mit seinem Sohne zu theilen. Natürlich versicherten Alle, daß er ihren eigenen Wünschen zuvorkomme, so beglückt waren sie durch das Kaiserliche Vertrauen. Am folgenden Sonntage begab sich Karl mit seinen Paladinen und einer großen Menge Volks in die Kirche. Er ging im Kaiserlichen Schmuck, die Krone auf dem Haupte; Ludwig folgte in gleicher Kleidung, doch mit entblößtem Haupte. Eine zweite Krone fand man auf dem Altar. Der alte Kaiser empfahl dem Sohne darauf in feierlicher Rede, nie zu vergessen, was er Gott und den Menschen, was er der Kirche und seinen hohen und niedrigen weltlichen Unterthanen schuldig sey. Darauf zeigte er ihm das Abzeichen seiner Macht und hieß ihn die Krone vom Altar nehmen und sich aufs Haupt setzen. Die Bischöfe und die Großen des Reiches verstanden die Weisung wohl, die sie hiermit erhielten, doch sie thaten keinen Einspruch. So war Ludwig nach des Vaters Tode alleiniger Kaiser durch keines Menschen Gnade: allein er besaß zu wenig Kraft, aus dieser List den gehörigen Vortheil zu ziehen. Die Päpste erkannten bald, wie sehr sein heftiger, doch unfester Charakter und seine Hinneigung zu mystischer Frömmigkeit sich für die Pläne der Kirche werde ausbeuten lassen. Leo hatte noch kurz vor seinem Tode sich an den Römischen Adel, der sich nun empört hatte, blutig gerächt; Ludwig wollte diesem seinem Treiben Einhalt thun, doch Leo schickte Abgeordnete an ihn, die mit schmeichelhaften Worten sein Verfahren vor dem Kaiser entschuldigten oder rechtfertigten, und der Kaiser war befriedigt. Stephan III., Leo's Nachfolger, nahm den Päpstlichen Stuhl auf die bloße Wahl der Römer, ohne die Kaiserliche Bestätigung ein: als ihn Ludwig hierüber mit gerechtem Unwillen zur Rechenschaft zog, entschuldigte er sich wie sein Vorgänger, und Ludwig's Zorn war vorüber. Ja Stephan that noch mehr: er zog über die Alpen, um Ludwig zu besuchen. Dieser bestimmte Rheims zum Ort ihrer Zusammenkunft: er war von dem Glücke, das ihm der Stellvertreter Christi durch sein Vertrauen bereitete, so berauscht, daß er selbst Alles zum Empfange desselben anordnete, sich vor ihm, als er kam, wiederholt niederwarf und liegen blieb, bis ihn der Papst aufhob. Darauf begannen feierliche Sitzungen. Ludwig saß in der Römischen Toga auf einem goldenen Throne, der Papst auf einem eben so prachtvollen Sitze, doch etwas

niedriger. Der Papst stand auf und sprach mit der Würde des Statthalters Christi: Cäsar, Rom sendet dir die Gaben des heiligen Petrus, die goldene Krone mit Perlen, die der große Konstantin einst trug. Hiermit ergriff er ein Diadem, segnete es, salbte Ludwig's Haupt und setzte ihm die Krone auf. Auch Hermangarde, Ludwig's Gemahlin, krönte er. Hierauf eilte er nach Rom zurück, vielleicht selbst erstaunt über das vollkommene Gelingen seiner List.

Ludwig war Kaiser durch die Hand des Papstes; die Krone, die er nur seinem Vater verdankte und durch die er selbständig dem Papste gegenüber stand, hatte ihm nicht genügt. Hiermit war der Weg zu all' den Anmaßungen gebahnt, die sich hohe und niedere Geistlichen gegen Ludwig mit Glück erlaubten. Die steten Kriege mit seinen Söhnen begünstigten die Pläne der Kirche ebenfalls, und auch seine Nachfolger besaßen zu wenig Kraft, um der kaiserlichen Würde wieder die Geltung zu verschaffen, die sie bei der Thronbesteigung Ludwig's gehabt hatte. Das Salböl der Kirche war wesentlich bei ihr geworden; der Kaiser mußte einen Eid leisten, eh' er gekrönt wurde, er schien somit vielmehr ein von der Kirche ihm übertragenes Amt zu verwalten, als vermöge einer ursprünglichen, nur durch sich selbst geheiligten Würde, was die monarchische Gewalt in der That ist, dem Volke zu gebieten. Diese Stellung der Kaiser und die Schwäche der letzten Karolinger gaben den Vasallen Muth, sich immer unabhängiger zu machen, und im Jahre 879 wagte es Boso, Graf von Vienne, zuerst seit Pippin, sich von seinem rechtmäßigen Könige loszureißen und sich selbst für einen Monarchen zu erklären. Er stiftete das Cisjuranische oder Niederburgundische Königreich, und bald folgten Andere seinem Beispiel. In Italien wurde Berengar von Friaul zum Könige und sein Gegner Guido von Spoleto zum Kaiser gekrönt; und die ununterbrochenen Kämpfe der Italiänischen Großen waren es vorzüglich, welche das Papstthum, nachdem Gregor IV., Nikolaus I. und Johann VIII. es so kräftig gehoben hatten, noch immer hinderten, seinen Gipfelpunkt zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

(Schluß.)

Durch das Dekret vom 10. November erklärte der Konvent den katholischen Kultus für aufgehoben. Die Heiligen, die man schon längst aus dem Kalender entfernt hatte, wurden jetzt definitiv verbannt. Es durfte unter keinem Vorwande von ihnen gesprochen werden, was die Bewohner gewisser Ortschaften außerordentlich genirte. So konnten sich z. B. die Einwohner von Saint-Cloud, Saint-Ouen, Saint-Denis sehr schwer daran gewöhnen, sich kurzweg Einwohner von Cloud, Ouen und Denis zu nennen. Dies Dekret, das mit einem Federstriche Gott und die Heiligen aufhob, brachte durch seine natürlichen Konsequenzen viele Leute in die peinliche Verlegenheit, ihre Namen zu ändern. Ein achtbarer Buchhändler aus der Straße Hautefeuille — seine Frau lebt noch heute in Paris — wurde von einer Patrouille arretirt, weil er seine Sicherheitskarte augenblicklich nicht vorzeigen konnte, es war dies eine Art von Paß, ohne den es in jener Zeit der Freiheit sehr gefährlich war, durch die Straßen von Paris zu gehen. Alsbald wurde der Delinquent vor eines der achtundvierzig Revolutions-Comité's gebracht, mit denen die Sorgfalt des Konvents die Hauptstadt beschenkt hatte.

„Wie heißest du?" fragte der Präsident den eingebrachten Buchhändler.

„Ich nenne mich de Saint-Sauveur."

„Was faselst du da, Bürger, in deinem Namen sind ja drei Gründe statt eines, dich an die Laterne zu hängen."

„Wie so das?"

„Wie so? Erstens ist das de verpönt."

„Nun, wenn's dir beliebt, streichen wir die Partikel und setzen kurzweg Saint-Sauveur."

„Aber, Elender, es giebt keine Heiligen mehr."

„Wahr, ich nehme mein Saint zurück und nenne mich einfach Sauveur."

„Warum Sauveur? Schurke von Aristokraten, es giebt keinen Erlöser mehr; ich werde dich einsperren lassen, dein Prozeß soll nicht lange dauern."

Zu seinem Glücke ließ sich der Buchhändler nicht aus der Fassung bringen. „Verständigen wir uns Bürger", sagte er mit der größten Gelassenheit, „verständigen wir uns! Es ist klar, ich bin nicht mehr adlig, also muß das de vor meinem Namen wegfallen; auch Saint und Sauveur kann ich, wie du behauptest, nicht mehr heißen. Ich bin also nichts, meine Individualität ist eine reine Abstraction. Nun aber zeige mir das Gesetz, das dir erlaubt, eine Abstraction zu arretiren."

„Du hast Recht", sagte der Präsident, geblendet von dieser glänzenden Logik; „ich hatte anfangs nicht daran gedacht; geh' nach Hause, Bürger Abstraction, aber, ich rathe dir als Freund, gieb dir einen bekannteren Patrioten-Namen."

Und alsbald hatte der ehrenwerthe Buchhändler seine Freiheit wieder. Bei etwas weniger Geistesgegenwart würde er ohne Zweifel schon am anderen Morgen guillotinirt worden seyn, denn, wie wir schon gesagt haben, es geschah oft, daß zwischen der Verhaftung und Hinrichtung kaum einige Stunden verflossen. Wir lassen noch ein Beispiel von der unglaublichen Geschwindigkeit folgen, mit der die Lieferanten der Guillotine ihr Amt verwalteten.

Ein Kaufmann Acot in der Straße Saint-André-des-Arts hatte einen gewissen Fournier zum Mittagbrodte eingeladen, der Kommis bei dem Tuchhändler Quatremere gewesen war. An demselben Tage erschien Quatremere vor dem Revolutions-Tribunal, weil er angeklagt war, mangelhafte Lieferungen an die Truppen der Republik gemacht zu haben. Er berief sich in seiner Vertheidigung auf das Zeugniß seines Kommis, in dessen Wohnung auf der Stelle ein Huissier geschickt wurde. Der Huissier findet ihn bei Acot und fordert ihn auf, sich sogleich mit ihm zum Tribunal zu verfügen, weil er in dem Prozesse des Bürgers Quatremere als Zeuge vernommen werden solle. Kaum ist Fournier angekommen, als er über die Lieferungen seines früheren Prinzipals befragt wird. Er bestätigt, daß sie immer von guter Qualität gewesen seyen und den eingeschickten Mustern entsprochen hätten.

„Wir wissen genug", ruft der Präsident Dumas, ihn unterbrechend; „wir sehen nichts, als einen neuen Beleg für das Sprüchwort: Wie der Herr, so der Diener. Geh', setze dich neben deinen Mitschuldigen. Fournier sucht sich zu vertheidigen. „Schweig! du hast nicht das Wort", unterbricht ihn wieder der Präsident; „es bleibt erwiesen, du gehörst zu jener Verschwörung gegen die Freiheit, deren Glieder sich das Wort gegeben haben, die Soldaten des Vaterlands durch schlechte Versorgung umkommen zu lassen."

Sogleich zogen die Gendarmen den Unglücklichen auf die Bank der Angeklagten. Unterdeß begab sich Herr Acot, dem es auffiel, daß sein Gast so lange entfernt blieb, in den Palast, um ihn zu suchen. Er kam in demselben Augenblicke im Hofe an, als sich die Karren nach dem Hinrichtungsplatze in Bewegung setzten, und erkannte unter den Opfern, die man zur Schlachtbank schleppte, Fournier an der Seite seines Prinzipals Quatremere.

Das Dekret vom 10. November trug seine Früchte. Der Verwaltungs-Rath der Stadt machte den vernünftigen Schluß, daß, wenn es keinen Gott und keine Heiligen gebe, auch die Kirchen und ihre Schätze überflüssig seyen; und von allen Seiten kamen Deputirte, dem Konvente die reiche Beute anzubieten, der sie annahm, ohne sich lange bitten zu lassen.

Alsbald begannen die schrecklichsten Plünderungen und Entweihungen der Heiligthümer. Leuchter, Reliquienkästchen, Kreuze, Monstranzen, Heiligenstatuen, geweihte Geräthe, Altarschmuck, Priesterkleider, — Alles ward fortgeschleppt und mit parodirender Feierlichkeit in den Konvent gebracht. Ganze Prozessionen von Leuten in Chorhemden und Meßgewändern kamen aus den Pariser Kirchen und trugen im Triumph die geraubten Gold- und Silbergeräthe durch die Straßen. Die Gemeinden der Umgebung von Paris und der benachbarten Departements ahmten bald dies Beispiel der Hauptstadt nach und schickten ganze Wagen voll Kirchenschätzen an den Konvent. Die Leute, welche diese Wagen führten, waren in Priesterröcke gekleidet. Ein solcher Kutscher trug eine Bischofsmütze auf dem Kopfe, den Krummstab in der einen und seine Peitsche in der anderen Hand. Die Besseren im Volke geriethen in Verzweiflung, als sie diese gottlosen Maskeraden sahen, und spähten vergebens nach einem Retter, der die abscheulichen Ausschweifungen dieser gott- und gesetzvergessenen Masse zu zügeln käme.

Die alten Abteien theilten das Schicksal der Kirchen; die von Saint-Denis lieferte eine Ausbeute, mit der achtzehn Wagen bepackt werden konnten. Die Personen, welche beauftragt waren, diese Schätze dem Konvente zu übergeben, sprachen unter Anderem Folgendes: „O ihr heiligen und gebenedeiten Männer, Frauen und Jungfrauen, die ihr lange genug die Werkzeuge des Fanatismus waret, werdet endlich Patrioten; erhebt euch in Masse und eilt dem Vaterlande zu Hülfe, geht in die Münze und verhelft uns in diesem Leben zu dem Glücke, das ihr uns für das künftige verspracht!" — Selbst der Reliquienkasten der heiligen Genovefa mußte, trotz der ungeheuren Popularität dieser gebenedeiten Jungfrau, in die Münze wandern, wo man ihn öffnete. Wir zitiren folgende Stelle aus dem Protokoll, das bei dieser Gelegenheit aufgenommen wurde:

„Wir fanden in diesem Kasten einen anderen, von der Form eines Sarges, mit weißem Hammelfell bekleidet und in seiner ganzen Länge mit eisernen Reifen beschlagen. Er war zwei Fuß neun Zoll lang und funfzehn Fuß hoch und ruhte auf Baumwolle, in welcher ein rothseidener Beutel lag. Auf der einen Seite hatte er einen Doppeladler, auf der anderen zwei Adler, die durch zwei in Gold gestickte Lilien getrennt waren. In dem Beutel fand sich ein Stück Seidenflor, in dem eine Art Erde eingewickelt war.... In dem Sarge lagen zwei gelbe Lederriemen und zwei Päckchen in weißer Leinwand, von denen eines, das mit Gummi bestrichen war, die Gebeine eines Leichnams und einen Kopf enthielt, der mehrere mit Spezereien gefüllte Fächer hatte; die Backenknochen aber fanden wir nicht. Auf einem Pergamentstreifen waren die Worte: „Hic jacet humanum corpus sanctae Genovefae" zu lesen.

Endlich, nachdem diese wüthenden Narren beschlossen hatten, es solle keinen Gott und keine Heiligen mehr geben, nachdem die Kirchen geplündert und die gläubigen Priester hingewürgt waren, fiel es den Führern des Volks ein, es müsse an die Stelle der vernichteten Religion eine neue gesetzt werden, und der Konvent, der Gott durch ein Dekret abgesetzt hatte, befahl durch ein anderes Dekret den Kultus der Vernunft. Und in der That, die Vernunft war dasjenige, was im Augenblicke Frankreich am nöthigsten brauchte, denn der Wahnsinn wüthete an allen Ecken; aber zum Weh des Landes war die Vergötterung derselben nur eine neue Raserei. Doch das Dekret war gegeben und kein Mensch würde gewagt haben, sich dessen Ausführung zu widersetzen.

Daher wurde an jedem Dekadi, d. h. an dem Tage, an welchem es verboten war, zu arbeiten und die Kaufläden zu öffnen, die Göttin der Vernunft, dargestellt von der Bürgerin Maillard, einer kolossalen Opernsängerin, auf einem glänzenden Triumphwagen durch die Straßen von Paris gezogen. Die Göttin trug in der Hand eine Lanze, auf dem Kopfe eine rothe Mütze und auf der Brust eine Wage. Neben ihr, auf einem mit weißem Atlas be-

kleideten Gerüst, stand das Gestell einer Guillotine. Sie war umringt von Bannern, welche Devisen zu ihrem Preise trugen, und von den Bildnissen Chaslier's, der in Lyon ermordet worden war, nachdem er Hunderte seiner Mitbürger hatte hinschlachten lassen, Lepelletier's, den ein Leibgardist des Königs bei dem Restaurateur Fevrier erstochen hatte, als er eben aus dem Konvente, wo er für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt, zur Mittagstafel kam, und Marat's, zu dessen Ehre auf dem Karousselplatze gerade eine Kapelle errichtet wurde.

Die Prozession nahm, von einer ungeheuren Menschenmenge begleitet, ihren Weg nach Notre-Dame und dem Pantheon. Im Pantheon begnügte man sich, Hymnen zum Andenken der gefallenen Patrioten abzusingen, während aus heiligen Dreifüßen Weihrauch aufstieg. In Notre-Dame aber lief die Feierlichkeit nicht so ruhig ab, besonders seit die weisen Gesetzgeber es für passend gehalten hatten, der Göttin der Vernunft noch eine der Freiheit beizugeben, die von einer Putzmacherin, Namens Justine Chonchon, dargestellt wurde und die Anmaßung hatte, der Maillard in keinem Punkte den Vorrang zu lassen. Mehr als einmal wäre es zwischen den beiden Göttinnen Angesichts der Hauptstadt zu Prügeleien gekommen, hätte nicht der Hohepriester Herbert, oder Pere-Duchesne, wie er genannt wurde, sein Ansehen benutzt und, den Frieden und das Vergnügen predigend, den beiden Unsterblichen befohlen, sich zu umarmen. Musik und Tanz folgten dieser Versöhnungsscene.

Dieses Unwesen dauerte bereits einige Zeit fort, als Robespierre einer erdichteten Verschwörung bedurfte, um sich mehrerer Leute zu entledigen, die seinen Plänen im Wege standen, und laut erklärte, daß alle jene vorgeblichen Anhänger der Vernunft verkappte Verschwörer wären, die an dem Umsturz der Republik arbeiteten und auf die Trümmer derselben Anarchie und Atheismus pflanzen wollten. Sogleich wurde der größte Theil der Angeklagten verhaftet und zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befanden sich Herbert, Anacharsis Clootz und Gobel, der Bischof von Paris. Der Letztere hatte das Schauspiel der verruchtesten und ekelhaftesten Apostasie gegeben. Man sah ihn in einem Alter von siebzig Jahren mit einem großen Theil seines Klerus vor den Schranken des Konvents erscheinen und feierlich erklären, daß er sechzig Jahre seines Lebens ein Heuchler gewesen, daß die Religion, zu der er sich seit seiner Kindheit bekannt habe, auf Lüge und Irrthum gebaut sey. Um diesen Akt des Wahnsinns und der Feigheit noch glänzender zu machen, ließ er sich von einer Menge Sanskülotten begleiten, die Esel und Maulthiere, mit Kirchenschmuck und heiligen Geräthen beladen, herbeiführten. Als er verhaftet wurde, würdigte ihn Gott seiner Gnade und öffnete sein Herz der Reue. Am Vorabende seines Todes schrieb er aus der Conciergerie an Lothringer, einen seiner früheren Vikare, folgende Zeilen:

„Mein lieber Abbé, morgen werde ich sterben; ich schicke Ihnen schriftlich mein Glaubensbekenntniß. Ich gehe, mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit, meine Verbrechen zu sühnen. Verzeihung, theurer Abbé, wenn ich Sie zu Irrthümern verleitet; ich habe mich im Herzen immer zu Ihren Gesinnungen bekannt. Ich bitte Sie, versagen Sie mir in meiner Sterbestunde nicht den Trost Ihres Amtes, kommen Sie an das Thor der Conciergerie, wenn ich zum Tode abgeführt werde, und geben Sie mir, so Sie es ohne Gefahr thun können, Absolution für meine Sünden. Leben Sie wohl, theurer Abbé, beten Sie zu Gott für meine Seele, daß sie Erbarmen finde vor ihm."

Wir haben zu lange gezögert, zu sagen, daß es, wie tief verderbt auch der große Haufe war, doch selbst in den untersten Klassen nicht selten Leute gab, die, inmitten der Gottlosigkeit und der Verbrechen, Hand und Herz rein erhalten hatten. Wir gedenken mit Rührung jener edlen Handwerker, die unter Gefahr ihres Lebens den gläubigen Priestern ein Asyl boten, von wo aus manchem Unglücklichen, den das Gift der Gottlosigkeit noch nicht erreicht, oder dessen Herz die Reue getroffen hatte, der Trost der Kirche gespendet wurde. Keine Gefahr war groß genug, diese Märtyrer zurückzuhalten, und viele von ihnen haben ihren apostolischen Eifer mit dem Leben bezahlt. Sie wurden bei den Septembermorden dezimirt, und seitdem verging fast kein Tag, an welchem nicht einer aufgespürt und dem Henkerbelle der Tribunale überliefert wurde.

Wir sagen: Tribunale, denn man hatte nach dem Muster des Pariser beinahe in allen großen Städten, vornehmlich in Lyon, Nantes und Toulouse, dergleichen errichtet. Auch eine Revolutions-Armee war organisirt worden, die aus Allem, was Frankreich nur an verworfenen Subjekten aufbringen konnte, zusammengesetzt war. Diese Armee durchzog die Departements mit einer Guillotine und schlug an jedem Rastorte eine Anzahl Köpfe ab.

Chiwa.

Chiwa und der Amu-Darja.

Eine nicht große, aber fruchtbare Oase in einem vom südlichen Ufer des Aral und dem in diesen See sich ergießenden Flusse Amu (Amu-Darja) gebildeten Winkel, gehört Chiwa zu den uns Europäern am schwersten zugänglichen Regionen Mittel-Asiens und reizt schon aus dieser Ursache seit geraumer Zeit vergeblich die Wißbegierde unserer Erdbeschreiber und Orientalisten, welche hier die Lösung wichtiger Probleme zu finden hoffen. Das vollständigste und bis jetzt fast einzige Werk über dieses Land ist die Reisebeschreibung des Capitains (nunmehrigen General-Lieutenants) N. N. Murawjew. Außerdem sind viele kleine Artikel, die nicht selten sehr werthvolle Kunde von dem politischen Zustand, der Topographie und Bevölkerung Chiwa's geben, in verschiedenen Russischen Journalen zerstreut. Das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten enthält kostbares Material zur Erdbeschreibung Mittel-Asiens, das noch ans Licht treten soll. Wir bedienen uns bei der folgenden geographisch-politischen Skizze von Chiwa dieser und anderer Quellen, zu denen auch mündliche Berichte Russischer Gefangenen gehören.

An allen Seiten von Wanderhorden oder weit ausgedehnten Steppen umgeben, hat Chiwa keine bestimmte Gränzen und kann sie nicht haben. Oft suchen entfernte Stämme bei dem Chan des Landes Schutz gegen stärkere Feinde, nennen sich eine Zeit lang seine Unterthanen, zahlen ihm Abgaben und schließen sich den Chiwaern auf ihren Raubzügen an. Die ganze Oase erstreckt sich nach den neuesten Angaben Russischer Gefangenen nur 120 Werst in die Länge (von Norden nach Süden) und 40 Werst in die Breite: dennoch war sie unter der Herrschaft der Charesm-Schach's (vom Ende des 11ten bis Anfang des 13ten Jahrhunderts) ein mächtiges und blühendes Reich; jetzt sind die einst bedeutenden, reichen und handeltreibenden Städte von Charesm entweder Ruinen, wie z. B. das alte Urgendj, oder armselige Dörfer von etwa hundert Lehmhütten, wie Hesar-Esp und Kjat, oder sie existiren gar nicht mehr, wie z. B. Samachschar, die Vaterstadt eines berühmten Arabischen Dichters. Die Charesmier waren unseren Vorfahren ziemlich bekannt: Kaufleute von dort, welche in den Russischen Annalen auch Jurgenzer (d. i. Urgendjer) heißen, trieben keinen unbedeutenden Handel mit Rußland, und ihre Krieger kämpften in den Reihen der stammverwandten Usen und Polowzer (Kumanen) gegen die Russen. Noch jetzt nennen die gelehrten Mollah's von Chiwa die Besitzungen ihres Chans Charesm, ein klassischer, schon seit Herodot bekannter Name.

Der sandig-lehmige Boden ihrer Oase verschafft den Chiwaern alles zum Unterhalt Nothwendige — Hirse, Gerste, Reis, Djugar (?), Weizen, Erbsen, Bohnen, Melonen, Pfirsiche, Aprikosen, Weintrauben, Pflaumen, Aepfel, Birnen, auch reichliches Viehfutter, indem Heu oder Wiesenklee wohl fünfmal jährlich gemäht werden. Wilde Rosen und einige Strauchgewächse schmücken die Gärten. Wälder giebt es sehr wenige; zur Heizung nimmt man Reisig. Der gewöhnlichste Baum ist der Saksaul, eine Art Tamariske von großer Härte und Festigkeit. Unter den Bäumen, die Chiwa ausschließlich angehören, nennt man die Turantscha, welche zwei Klafter hoch wird, ungemein viele Aeste und rundes Laub hat. Erst in neuerer Zeit wuchs über den Ruinen von Alt-Urgendj ein Espenwald empor. Hin und wieder findet man die Erle. Das Land erhebt sich nur gegen Norden; die Niederungen sind mit dichtem Schilfe und einer Menge kleiner Seen bedeckt, namentlich im westlichen Theile Chiwa's. Im Süden, bei der Stadt Petnak, liegen salzige Seen, welche das ganze Land mit Salz versorgen. Fast in der Mitte des Landes, den Ufern des Amu-Darja nahe, bei dem Wohnorte Kyptschak, soll ein isolirter Berg sich erheben. Der Sage zufolge, hatte dieser Berg, desgleichen das Gebirge von Ußt-Urt am rechten Ufer des Amu, vormals einen Ueberfluß an edlen Metallen, und noch vor funfzig Jahren wurden die Bergwerke ausgebeutet. Der Major Blankennagel, den Katharina II. nach Chiwa schickte, sagt in seinem heutzutage so gut als vergessenen Reiseberichte: „Chiwa ist besonders reich an Gold- und Silber-Erzen. Ein Russischer Gefangener, Namens Maxim, den ich auf meiner Heimkehr mitnahm, versichert, er habe einen Sklaven der vornehmsten Gerichtsperson, welcher Iwan geheißen, gekannt und von diesem das Geständniß erhalten, daß er in Gemeinschaft mit seinem Herrn Gold und Silber aus den Bergwerken geholt und diese Metalle zu Gelde gemünzt habe. Für seinen Herrn münzte er alle Jahr 300 Stücke und das Uebrige für sich selber. Nachmals half ihm Maxim oft die Erze zerschlagen, sie von Erde reinigen und schmelzen, ja selbst bei dem Geschäfte des Münzens wollte er zugegen gewesen seyn. Auch die Bergwerke, welche ehemals von den Sarten (den Persischen Ureinwohnern Chiwa's) bearbeitet worden waren, hatte Maxim einige Male besucht und daselbst unerschöpfliche Erzstufen bemerkt. Obwohl es streng verboten ist, Bergwerke auszubeuten, so übertreten doch Viele heimlich das Verbot und transportiren die Erze in rohem Zustande nach Buchara, wo sie dieselben vortheilhafter als jede andere Waare verkaufen." — Diese Nachricht von den mineralischen Schätzen Chiwa's mag etwas übertrieben seyn; aber sie thut wenigstens der Ansicht, daß dieses Land in Europäischen Händen wieder das blühende Charesm des Mittelalters werden könnte, großen Vorschub.

Wenn Chiwa noch jetzt Alles, was seinem Klima und Boden geeignet ist, im Ueberflusse hervorbringt, so kann man leicht ermessen, wie groß sein Wohlstand gewesen seyn müsse, als es noch eine dreifach größere Zahl von Händen und zwar von geschickteren Händen hatte, um diese Reichthümer der Natur auszubeuten.

Das Klima Chiwa's ist gesund, und der Nordländer gewöhnt sich bald daran. Die Winter sind in der Regel sehr gelind, doch bisweilen auch sehr kalt und schneereich; im Jahre 1828 z. B. stieg die Kälte bis auf 18 und mehr Grade; doch hält sie nie über sechs Wochen an. Die Sommerhitze würde unerträglich seyn, wenn nicht starke Südwest-Winde in dieser Jahreszeit die Atmosphäre erfrischten; doch treiben diese Winde selten Regenwolken herbei. Der Himmel ist beständig wolkenleer, und ohne die wohlthätigen Wasser des Amu würde das ganze Land eben so dürre Steppe seyn, wie seine Umgebungen.

Bei seinem Eintritt in die Oasis, nicht weit oberhalb Petnak, des südlichsten bewohnten Ortes von Chiwa, verengt sich der Amu und erhält einen niedrigen Wasserstand, bewahrt aber seinen reißenden Lauf in solchem Grade, daß ein Pferd beim Durchwaten der seichtesten Stellen sich kaum auf den Füßen erhalten kann. Unterhalb Petnak erweitert und vertieft sich das Flußbett, aber die Schnelligkeit des Laufes wird sehr viel geringer, besonders auf der Hälfte des Weges zum Aral-See, wo der Fluß in zwei Arme sich theilt und fast horizontal durch sandiges Land fließt. Bei der Einmündung selbst

verliert er sich fast im Sande und bildet ein Delta aus vielen morastigen schilfbewachsenen Auen.

Der Amu ist auf seinem ganzen Laufe schiffbar: man sieht aber wenige Kähne, und diese dienen vorzugsweise zum Fischfang, der eine sehr reiche Ausbeute an köstlichen Brachsen, Hechten, Welsen, Stören u. s. w. liefert. So versichern Astrachanische Fischer, die in Chiwa als Gefangene sich aufgehalten. Zu Anfang Oktobers tritt der Amu-Darja aus seinen Ufern und erhebt sich dann bis an 2½ Klafter über sein gewohntes Niveau. Auch im Vor-Frühling läßt der thauende Schnee das Wasser stark anwachsen. Viele Kanäle leiten die Gewässer nach allen Seiten über die Felder und befruchten das Land. Dieses Kanal-System verdient Beachtung und hat merkwürdige hydraulische Arbeiten aufzuweisen. Aus dem Amu-Darja sind einige große Kanäle von 15 bis 30 Klaftern Breite und drei Klaftern Tiefe geleitet, die an den bevölkertsten Städten vorbeifließen: aus diesen Haupt-Kanälen fuhren andere zu kleineren Wohnorten, und die Kanäle zweiten Ranges versenden noch kleinere Rinnsale durch die Felder. So ist die ganze Oberfläche Chiwa's nach allen Richtungen durchbrochen und gewährt den Anblick eines Netzes. Wo die Kanäle aus den Flüssen treten, hat man Schleusen angebracht, und an einer Menge von Orten führen kleine Brücken oder Stege über die Rinnsale. Bei der Hauptstadt selber ist vor einigen Jahren sogar eine Brücke aus Backsteinen auf Schwibbögen erbaut worden.

Die Kanäle werden alle Jahr von dem Schlamme des Flusses, der sich in ihnen ansetzt, gereinigt. Es liegt alsdann jedem Hausbesitzer ob, einen Arbeiter zu stellen, widrigenfalls der Gebrauch des Kanalwassers ihm verboten ist. Da so viele Hände bei der Reinigung geschäftig sind, so dauert diese Arbeit selbst an den größten Kanälen nicht über eine Woche. Die meisten Kanäle haben ihren Abfluß in Seen oder sie versiegen im Sande. Höchst wahrscheinlich verlängerten sie sich vor Zeiten noch weiter in die Steppe: dies bezeugen viele noch erhaltene Spuren, welche von Reisenden für das alte Bett des Amu gehalten worden sind. Wann diese Kanäle gegraben worden, ist uns unbekannt; so viel unterliegt aber keinem Zweifel, daß ihre Erbauer nicht Usbeken (die heutigen Beherrscher) gewesen. Den Letzteren macht es schon Ehre genug, daß sie solche Werke zu unterhalten verstehen.

Was nun die Hypothese von einem älteren Laufe des Amu-Darja ins Kaspische Meer betrifft — eine Hypothese, zu deren Gunsten mancher Gelehrte seine Stimme erhoben — so ist diese bis jetzt durch keine glaubwürdige Beobachtung an Ort und Stelle unterstützt worden und wirklich mehr als zweifelhaft, so lange man nur auf historische Zeugnisse sich berufen kann. Was Reisende das „alte Bett des Orus“ genannt haben, ist vielleicht ein Ueberbleibsel ehemaliger Kanäle, oder das ausgetrocknete Bett eines anderen Flusses, oder eine bloße lange Erdspalte, dergleichen man in Steppen aus Lehm- oder Kalkboden gar nicht selten antrifft. Herr Murawjew, dessen interessante Reise die Ansicht von dem ehemaligen Laufe des Amu-Darja ins Kaspische Meer in hohem Grade bestärkt hat, kam offenbar schon mit einer vorgefaßten Theorie von dem älteren Laufe des Flusses nach Turkmanien: er ließ sich daher nicht einmal eine genaue Beschreibung jener Wasserrinne angelegen seyn, die er für das alte Bett des Orus gehalten wissen will, und sagt kein Wort von ihrer geologischen Struktur. Zwar sprechen auch unterrichtete Eingeborene, welche das berühmte Werk Abulghasi's, ihres ehemaligen Chans, gelesen, noch jetzt davon, daß irgend Jemand den alten Lauf des Flusses geändert und ihn dem Aral-See zugelenkt habe: was bedeutet aber eine kaum 200 Jahr alte Autorität gegen die ausdrücklichen Zeugnisse Arabischer Schriftsteller, welche den Dscheihun (Gihon, Amu-Darja) wenigstens seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kannten und ihn stets in demselben Bett sahen wie heutzutage? Der berühmte Damm zwischen einer Art Hohlweg und dem Amu-Darja, welcher ein sprechender Beweis von der Ableitung des alten Laufes in das heutige Bett seyn sollte, ist, wie jetzt aus den Erzählungen ehemaliger Gefangenen sich ergiebt, eine ganz gewöhnliche Eindämmung zum Schutze tiefliegender Felder gegen Ueberschwemmungen durch die Gewässer des Amu, wenn er aus seinen Ufern tritt.

Paul Saweljev.

Mannigfaltiges.

— **Paganel über Kaiser Joseph II.** Herr Camille Paganel, Mitglied der Französischen Deputirten-Kammer und Staatsrath, der vor mehreren Jahren eine „Geschichte Friedrich's des Großen“ und eine Darstellung der monarchischen Einrichtungen Napoleon's (L'Etablissement monarchique de Napoléon) herausgegeben, hat jetzt eine „Geschichte des Deutschen Kaisers Joseph II.“ erscheinen lassen. *) Dem Werke geht eine gründliche Einleitung voran, in welcher der Verfasser in wenigen, aber großartigen Zügen den Leser mit der Geschichte der beiden Häuser Habsburg und Oesterreich-Lothringen bekannt macht. Kaiser Joseph hat, wie es scheint, in Herrn Paganel einen würdigen Französischen Geschichtsschreiber gefunden, und es ist nur zu bedauern, daß ihm Deutschland in dieser Beziehung nicht eben so, wie bei seiner Geschichte Friedrich's des Großen, würdige Muster und reiche Quellen darzubieten hatte. Der Verfasser sagt in der Einleitung: „Lange ist Kaiser Joseph II. verkannt worden. Gegenwärtig sind es jedoch seine Ideen, die viel verschrieenen, an denen Oesterreich erstarkt. Ein Staatsmann, dessen große Erfahrung und hohe Autorität von Niemand bestritten wird (Fürst von Metternich), hat gesagt, daß Joseph die Oesterreichische Monarchie, indem er ihrem Körper jenen heilsamen Keim seiner Ideen einimpfte, auf lange Zeit vor jeder Revolution geschützt habe.“

*) Histoire de Joseph II, Empereur d'Allemagne, par Camille Paganel. Paris, Didot, 1843. (Ein Band von 600 Seiten in gr. 8.)

Bibliographie. *)

England.

Catalogue of the manuscript music in the British Museum. gr. 8. London 1842. 3 s. — Eigentlicher Verfasser dieses Katalogs ist, wie aus dem von F. Madden geschriebenen Vorworte zu ersehen, T. Oliphant, Secretair der Madrigal Society.

J. Locke Philosophical Works, with a preliminary discourse and notes. By J. A. S. John. gr. 8. London. 16 s.

J. Bunyan Pilgrim's Progress. Most carefully collated with the edition containing the author's last additions and corrections, and a life of the author, by R. Philip. gr. 8. mit 9 Stahlst. und 87 Holzschn. London. 18 s. — Bunyan's (geb. 1628, gest. 1688) Pilgrim's Progress ist das berühmteste, in unzähligen Ausgaben gedruckte und auch in andere Sprachen mehrfach übersetzte, Englische Andachtsbuch. Hr. Philip gab bereits früher heraus: Bunyan's life and times.

J. W. Smith Compendium of mercantile law. 3. (verb. verm.) edit. 8. London. 1 l. 5 s.

W. Macgillivray (Prof. in Aberdeen) A history of the molluscous animals of the counties of Aberdeen, Kincardine, and Banff. 8. Aberdeen. 6 s.

R. Owen Description of the skeleton of an extinct gigantic sloth, Mylodon Robustus — Owen. With observations on the osteology, natural affinities, and probable habits of the megatherioid quadrupeds in general. gr. 4. mit 24 Kpft. London. 1 l. 12 s. 6 d.

J. E. Portlock Report on the geology of the county of Londonderry, and of parts of Tyrone and Fermanagh. Examined and described under the authority of the Master General and Board of Ordnance. 8. mit Kart. u. Kpf. Dublin. 1 l. 4 s.

M. J. Johnson Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1840. Vol. 1. gr. 8. Oxford. 16 s. (Herausgegeben von den Kuratoren jenes Observatoriums.)

J. R. Bennett The causes, nature, diagnosis, and treatment of acute hydrocephalus, or, water in the head. (Gekrönte Preisschrift über eine sehr gefährliche Kinderkrankheit.) 8. London. 8 s.

H. Gavin On feigned and factitious diseases, chiefly of soldiers and seamen. (Gekrönte Preisschrift.) 8. London. 9 s.

J. M. Pagan (Prof. in Glasgow) The medical jurisprudence of insanity. 8. Glasgow. 6 s. (Vergl. Mag. 1842. Nr. 122. Prichard.)

E. Belcher Narrative of a voyage round the world — during the years 1836—1842. Published under the authority of the Lords Commissioners of the Admiralty. 2 vol. 8. mit Kart. u. Kpf. London. 1 l. 16 s.

C. Masson Narrative of a journey to Kalât, including an account of the insurrection at that place in 1840; and a memoir on Eastern Baluchistan. 8. London. 14 s. (Vgl. Mag. 1842. Nr. 123.)

J. L. Stephens Incidents of travel in Yucatan. 2 vol. 8. mit 120 Kpf. London, Murray. 2 l. 2 s. — Auch auf dieser zweiten Reise war Hr. St. von dem Maler Hrn. Catherwood begleitet.

J. Finn The Jews in China. 12. London. 2 s. 6 d. — Eine History of the Jews in Spain and Portugal desselben Verf. ist in Nr. 30. des Mag. 1842 angezeigt.

G. Borrow The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain: with an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. 2. edit. 2 vol. 8. London. 18 s. — Hr. Borrow, der überhaupt ein Sprachgenie, übersetzte auch das Evangelium des Lukas in die Sprache der Spanischen Zigeuner, über welche in Madrid gedruckte Uebersetzung Ref. an einem anderen Orte eine bibliographische Notiz gegeben. (Vgl. unten.)

D. O'Connell A memoir of Ireland, native and Saxon. Vol. 1 (1172—1660). 8. Dublin. 10 s. 6 d. — Ein historisches Werk des in den Zeitungen viel von sich reden machenden D. O'Connell.

J. Jaques The history of Junius and his works, and a review of the controversy respecting the identity of Junius. 8. London. 10 s. 6 d. — Die zuerst in dem Public Advertiser gedruckten Junius's Letters gelten in England für ein Meisterwerk politischer Schreibart. Ueber deren Verfasser sind, zum Theil in eigenen Schriften, verschiedene Meinungen aufgestellt worden.

The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantine to the fifteenth century. With an introduction and text by H. G. Knight. Vol. 1 (geht bis zum 11. Jahrh.). gr. Fol. mit 40 Kpft. London, H. Bohn 1842. 3 l. 3 s. — Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt dies Prachtwerk als ein Geschenk des Hrn. Knight. — A. W. Pugin The present state of the ecclesiastical architecture in England. 8. mit 36 Kpf. — Besonderer Abdruck aus der Dublin Review. Vergl. auch Mag. 1842. Nr. 6. Petit.

The art of sail-making as practised in the royal navy. 4. (verb. u. verm.) edit. 8. mit vielen Abbild. London. 9 s.

Libela tsa Tichelo sa Morimo tse ri Kuariloen mo Puoa ea Sechuana. Ki R. Moffat. 106 Seit. 12. London. 9 d. — Gesangbuch in der Sechuana-Sprache (Afrikanische Sprache, über welche neuerdings der Französische Missionair E. Casalis geschrieben: Etudes sur la langue séchuana. Paris 1841. 8.), herausgegeben auf Kosten der Religious Tract Society von dem bereits früher erwähnten Missionair R. Moffat.

J. O. Halliwell An account of the only known manuscript of Shakespeare's plays: comprising some important variations and corrections in „The Merry Wives of Windsor“: obtained from a play-house copy of that play, recently discovered. 8. London. 1 s. — Religious and moral sentences culled from the works of Shakespeare compared with sacred passages of the Holy Writ. 8. mit Portrait. London. 10 s. 6 d. — Der Shakespeare Society von einem ihrer Mitglieder gewidmet und in der Absicht geschrieben, Shakespeare von dem Verdacht des Papismus zu reinigen. — P. Macdonell (Verf. eines Essay on the Tempest) Essay on the tragedy of Hamlet. 8. London. 2 s. 6 d. — Von Knight's Cabinet edition ist jetzt Vol. 1 (gr. 32. 2 s. 6 d.) vollständig, von Collier's Ausgabe des Shakespeare kürzlich Vol. 7 erschienen.

Der jungen Amerikanerin Lucretia Davidson poetischer Nachlaß ist jetzt gleichfalls in London nachgedruckt (!) worden: L. Davidson Poetical Remains. Collected and arranged by her mother, with a biography by Miss Sedgwick. 8. London, Tilt and Bogue. 5 s. (Vergl. Mag. 1842. Nr. 144 u. 36.)

Thomas Campbell Poetical Works. 8. mit 20 Vignett. u. 37 Holzschn. London. 1 l. — Als wir in Nr. 11 die letzten Bände des Werkes: Frederick the Great, his court and times. Edited by T. Campbell, anzeigten, fügten wir, der darüber verbreiteten Meinung folgend, die Bemerkung hinzu, daß Hr. Campbell seinen Namen zu diesem Werke nur als Herausgeber hergegeben. Neueren Zeitungs-Nachrichten zufolge hat indeß Se. Maj. der König von Preußen dem Dichter Campbell, als Verfasser jenes Werkes, die große goldene Medaille zustellen lassen. Einer so hohen Autorität gegenüber ist die Autorschaft des Hrn. Campbell nicht weiter in Zweifel zu stellen.

The Last of the Barons. A novel. By the author of „Rienzi“. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d. — Neuester Roman des Hrn. E. L. Bulwer.

Außer den in Nr. 46 namhaft gemachten Uebersetzungen des Faust ist uns neuerdings auch die nachfolgende vorgekommen: Faust: a tragedy. Part the second, rendered from the German of Goethe, by A. Gurney. 8. London. 18 s. (Von Soterre's Uebersetzung ist kürzlich in Frankfurt a. M. die 2. Ausgabe erschienen.)

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke. Wardlaw Female prostitution. 2. edit. — Borrow Bible in Spain. 3. edit. — Nursery Rhymes of England. Collected by Halliwell. 2. (verm.) edit. 6 s. — Eyre Military operations at Cabul. 4. edit. 12 s. — Diese Ausgabe enthält den Schluß des Tagebuchs seiner Gefangenschaft, der als Supplement zu früheren Ausgaben auch einzeln, à 3 s. 6 d., ausgegeben worden. — Bentham Works. Part 22. (Hiermit ist diese Ausgabe, in 11 Bänden 8., beendet.)

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 24. April 1843.

England.

Der letzte Baron, von Bulwer.

„Der letzte Baron wird von Herrn Bulwer als die letzte Dichtung angekündigt, die er dem Publikum darbieten will, und hierdurch glaubt er sich berechtigt, in der Vorrede noch einmal seine künstlerischen Prinzipien und seine eigene Laufbahn zu besprechen und sich zugleich einen heftigen Ausfall gegen die Kritiker zu erlauben. Der letzte Baron, meint er, wird seiner Natur nach mehr Popularität erlangen, als „Zanoni", obwohl er nicht hofft, daß beide Werke gegenwärtig sich einer richtigen Beurtheilung erfreuen werden, „da die hohen und niedrigen Leistungen der Kunst nicht so schnell erkannt werden und die literarische Geschichte des Tages aus einer Reihe von Urtheilen besteht, die später beseitigt werden."

Indem das Englische Athenaeum diese Worte anführt, fügt es hinzu: „Da die Aussprüche der Gegenwart nach dieser Theorie keine Dauer haben, so wird sich Sir Edward gewiß freuen, wenn Viele gleich uns den letzten Baron für eines der verunglücktesten Werke des Verfassers erklären. Ueberladen mit historischen Details, die ängstlich durch unten stehende Noten und Citate belegt werden, und in einer gekünstelten Sprache geschrieben, die, um den alterthümlichen Ton zu erreichen, mit einer Menge veralteter Worte gespickt ist, bewegt sich die Erzählung so langsam und leblos vorwärts, daß wir im Lesen nicht umhin konnten, zu fragen, wo die Gluth und Kraft des Verfassers von Eugen Aram — wo die prachtvollen Farben seiner zwei Italiänischen Romane — wo die tiefen und zarten Gedanken wären, die, trotz der Koketterie, mit der sie hingestellt werden, Ernst Maltravers so viel Reiz gaben? Nein, das darf nicht die letzte Novelle unseres Verfassers seyn, wenn er nicht damit zufrieden ist, daß seine Sonne hinter einer Wolke untergeht, welche die Nachwelt nicht im Stande seyn wird, in eine Glorie umzuwandeln."

Dieses Urtheil scheint beinahe etwas zu streng ausgefallen; auch wird die „Nation von Kritikern und Denkern", wie Bulwer die Deutschen genannt hat, es hoffentlich nicht so genau nehmen, wie der Englische Kritiker. Jedenfalls ist der Stoff unseres Romans interessant genug. Herr Bulwer hat sich hier zum ersten Mal auf einem Gebiet versucht, auf welchem bisher Walter Scott sich fast ohne Nebenbuhler behauptet hat, in der Geschichte des Englischen Mittelalters; der „letzte Baron" spielt in der stürmischsten Periode dieses Mittelalters, wo dasselbe zugleich seinem Ende entgegengeht, in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, als der Krieg der rothen und weißen Rose wie ein göttliches Strafgericht die Blüthe des Englischen Adels zerknickte. Das Mittelalter tritt uns hier in seiner abschreckendsten Gestalt entgegen, in der es aber zugleich sich selber aufrieb. Man kann sagen, daß das Mittelalter Englands viel früher endete als das der beiden Nationen, welche mit England zusammen die Träger der modernen Kultur sind. Zwar auch in Deutschland und Frankreich beginnt mit dem Ende des 15ten Jahrhunderts eine neue Zeit, indem dort der ewige Landfrieden gegründet wird und hier sich die Königliche Macht immer mehr konsolidirt: denn dies sind in den respektiven Ländern die wichtigsten Thatsachen, mit denen das Mittelalter sich abschließt. Aber in beiden Ländern kehren noch lange die Versuche wieder, jene beiden Thatsachen zu negiren: in beiden ist der trotzige Adel noch lange nicht gebändigt. In Deutschland begegnen uns im Laufe des 16ten Jahrhunderts noch mancherlei Gestalten, die diesem angehören: und wer weiß nicht, daß die letzte große Fehde, das letzte große Interregnum, welches Deutschland zerwühlte, sich im dreißigjährigen Kriege abgespielt hat? Erst mit dem Westphälischen Frieden ist Maximilian's Landfrieden eine Wahrheit geworden. Eben so hat in Frankreich das Königthum noch große Kämpfe zu bestehen, obwohl diese Kämpfe nicht direkt gegen das Königthum gerichtet sind, sondern zum großen Theil einen religiösen Hintergrund haben. Aber sie hemmen jedenfalls die Fortschritte der Königlichen Gewalt, und die letzte Reaction gegen dieselbe tritt uns gleichzeitig mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges in der Fronde entgegen; erst Ludwig XIV. gelingt es, das von Ludwig XI. angefangene Werk zu vollenden. Von allem diesen gewahren wir in England nichts: hier schließt das Mittelalter wirklich und für immer mit dem 15ten Jahrhundert; wir sehen keinen Versuch mehr, es zurückzuführen oder die Königliche Gewalt aufs neue in Frage zu stellen: denn die neue Reaction, die im 17ten Jahrhundert gegen das Königthum in England beginnt, gehört nicht hierher: sie geht vom Volk aus, nicht vom Adel: sie giebt das erste Signal zu den großen Kämpfen, an denen seit 1789 auch das übrige Europa Theil nimmt.

Doch um auf unseren Roman zurückzukommen, wir sehen, daß der Titel, den Herr Bulwer demselben gegeben, nicht übel gewählt ist. Der Hauptheld seiner Geschichte ist jener mächtige Graf von Warwick, welcher, nachdem es ihm gelungen war, zu wiederholten Malen nach seinem Gutdünken Könige ab- und einzusetzen, den Beinamen des Königsmachers (kingmaker) bekam und von dem auch Hume schreibt: „Er war der größte wie der letzte jener mächtigen Barone, welche einst die Krone in Schach hielten." Eduard IV. von der Yorkschen Linie, der ältere Bruder des berüchtigten Richard III., hatte damals den Thron inne, nachdem er mit Hülfe Warwick's den schwachen Heinrich VI. von Lancaster gestürzt hatte. Warwick aber war nicht zufrieden, ihm zum Königthum verholfen zu haben: er hoffte, daß auch der König sich ganz seiner Leitung anvertrauen würde. Aber diese Hoffnung ward getäuscht: die Gemahlin des Königs und deren Verwandten, die Familie Wydeville, übten den meisten Einfluß auf den König, und bald kam es zu neuen Kämpfen: Warwick begünstigte mehrere Aufstände im Innern des Landes; seine Truppen schlugen das Königliche Heer, und der König war genöthigt, ihm seinen früheren Einfluß wieder einzuräumen. Aber dieses gute Vernehmen dauerte nicht lange: neue Aufstände, die Warwick unterdrücken sollte, wurden von ihm heimlich unterstützt, bis der König ihn und seinen Bruder, den Herzog von Clarence, der mit Warwick verbunden war, in die Acht erklärte. Nun warf Warwick jede Maske ab und verband sich mit Ludwig XI. und der in Frankreich lebenden Gemahlin des von ihm selbst abgesetzten Königs, Heinrich VI., der noch im Tower saß, um diesen wieder auf den Thron zu heben. Alles ging nach Wunsch. Eduard IV. ward unvorbereitet überrascht und entkam mit Noth nach Holland. Aber bald kehrte er von hier mit Unterstützungen von Seiten seines Schwagers, Karl's des Kühnen, nach England zurück und bemächtigte sich des Throns aufs neue, indem er seine Gegner bei Barnet (14. April 1471) schlug, wo der „letzte Baron" selbst seinen Tod fand.

Wir wählen zum Auszuge eine interessante Scene, aus der das eigenthümliche Verhältniß zwischen Eduard und Warwick zu erkennen ist, und in der zugleich die Beredsamkeit und Königliche Haltung des Ersteren in glänzendem Lichte erscheint. Die ersten Zwistigkeiten zwischen Beiden haben begonnen. Eduard begleitet den Grafen nach seinem Schloß Middleham, wobei die Historiker in Zweifel sind, ob er freiwillig dahin ging oder als Warwick's Gefangener. Nachdem der König von Warwick's Gemahlin auf einen Thronsessel geführt worden, füllte sich die Halle allmälig mit Lords und Rittern aus des Grafen Gefolge. Noch sitzend, erhob er seine linke Hand, um Stillschweigen zu gebieten, mit der Rechten setzte er den mit Federn gezierten Hut auf und begann:

„Meine Lords und Herren! Wir haben unseren Wirth um die Erlaubniß ersucht, einige Worte an Euch zu richten — Worte, die, wenn ein König sie auszusprechen geruht, das Ohr eines treuen Unterthanen nicht beleidigen. Auch brauchen wir in diesen unruhigen Zeiten uns vor Euch, edle Damen, nicht zu entschuldigen, daß wir hier vom Kriege zu der Ritterschaft sprechen, die immer der geschworene Vertheidiger der Tochter und der Gattin ist; — die Tochter und die Gattin unseres Vetter Warwick haben zu viel Heldenblut in ihren blauen Adern, um bei dem Anblick von Helden blaß zu werden. Waffenkameraden! so weit sind wir gegen den Feind an der Gränze vorgerückt, ohne daß ein Schwert von uns gezogen oder ein Pfeil von unseren Bogenschützen abgeschossen wurde. Wir glauben, daß ein höherer Segen auf dem Haupte eines wahren Königs ruht, und daß die Trompete eines guten Engels seinen Schritten vorangeht, um den Sieg anzukündigen, der ihn erwartet. Hier in der Halle des Grafen Warwick, unseres Obergenerals, danken wir Euch für Euren Muth und Eure treuen Dienste, und hier versprechen wir Euch, wie es einem Könige ziemt, diejenigen Belohnungen, die ein König allein würdig gewähren kann." Er hielt inne, sein scharfes Auge flog von einem Anführer zum anderen, und dann begann er wieder: „Wir erfahren, daß gewisse irregeleitete und verrätherische Lords zur Rose von Lancaster übergegangen sind. Jeder, der so thut, ist, sowohl er selbst, als sein Geschlecht, für immer geächtet. Seine Ländereien und Würden sind verwirkt, um auf diejenigen überzugehen, die für mich kämpfen. Der Himmel gebe, daß ich Feinde genug habe, um alle meine Freunde zu belohnen. Jedem Baron, der Eduard IV. als König anerkennt (und das nicht als König dem Namen nach — als König beim Schmaus und in der Halle, nein als Führer und Befehlshaber im Kriege) verspreche ich eine neue Baronie zu geben, jedem Ritter ein neues Ritterlehn, jedem Freisassen eine Hufe Land, jedem Soldaten einen Jahressold. Was ich mehr thun kann, mag Jeder frei aussprechen, denn meine Domainen in York sind groß, und mein Herz ist noch größer!"

Ein Gemurmel des Beifalls und der Ehrfurcht durchlief die Reihen. So

ergeben diese Krieger dem Grafen waren, so fühlten sie doch, daß ein Monarch unter ihnen war.

„Was meint ihr also? Wir sind reif zum Ruhen. Drei Tage werden wir in Middleham halten als Gast unseres edlen Unterthans.“ „Drei Tage, Sire!“ wiederholte Warwick im Ton des Erstaunens. — „Ja, und dies, lieber Vetter, und ihr, meine Lords und Herren, ist der Grund dieser Verzögerung. Ich habe den Sir William Lord de Hastings zu dem Herzog von Glocester gesandt, mit dem Befehl, sich hier einzufinden, und zu dem Lord Montague, Grafen von Northumberland, mit der Weisung, alle Vasallen unserer Grafschaft York zusammenzuziehen. Wie drei Ströme, die ihre Fluthen im Ocean vereinigen, soll unsere dreifache Armee zusammen zum Kampfe stürzen. Nicht einmal dem großen Grafen von Warwick, meine Herren, möchte Eduard der Vierte für Königreich und Ruhm so verpflichtet seyn, daß er nur als sein Begleiter bei der Eroberung mitzieht. Wenn ihr in Warwick's, nicht in meinem Namen aufgeboten wurdet, so mag es drum seyn; ich beneide ihn um solche Freunde. Aber ich will eine eigene Armee haben, um meinen Englischen Soldaten zu zeigen, wie ein Plantagenet für seine Krone kämpft. Meine Herren, ihr seyd zu eurer Ruhe entlassen. In drei Tagen ziehen wir, und wenn einer von euch in diesen schönen Reichen Jemanden kennt, der, sey er aus dem Hause York oder Lancaster, es besser verstände, tapfere Unterthanen anzuführen, als der, der euch jetzt anredet, so sage ich zu diesem Mann, daß er die Zügel wende und uns verlasse. Mögen Tyrannen und Feiglinge unfreiwilligen Dienst erzwingen: meine Krone wurde durch die Herzen meines Volks gewonnen. Von diesen Herzen umringt, will ich herrschen oder von ihnen betrauert fallen. So mögen mir Gott und St. Georg beistehen, wie ich die Wahrheit spreche.“

Und als der König geendet, entblößte er sein Haupt und küßte das Kreuz seines Degens. Die Versammlung war wunderbar ergriffen. Es gab Viele unter den Anwesenden, die seiner Person abgeneigt waren und die nur Warwick's Einfluß zu den Waffen treiben konnte: aber am Schluß einer so geistvollen und Königlichen Anrede, deren Wirkung durch die Stimme und Geberde des Redenden tausendfach erhöht wurde, blieb kein anderes Gefühl, als das enthusiastischer Königsliebe und fast weinender Bewunderung in diesen gepanzerten Herzen zurück. Und als der König das Kreuz seines Degens in die Höhe hob, da sprang jede Klinge aus der Scheide, und unter dem Wehen der Banner in der Halle und dem Klirren der Waffen erscholl der allgemeine Ruf: „Lang lebe Eduard der Vierte! lang lebe der König!“

Die Gräfin hatte währenddeß ängstlich ihre Blicke auf Warwick gerichtet, dessen Gesicht jedoch, durch die schwarzen Federn seines Helms beschattet, nichts von dem, was in seinem Innern vorging, verrieth. Ihre Töchter waren tiefer ergriffen: denn Isabellens*) Geist war durch Ehrgeiz nicht so sehr verblendet, daß ihr Eduard's Königliche Haltung nicht mit einer Stärke imponirt hätte, welche ihre aufstrebenden Hoffnungen etwas lähmte. War das der Mann, der zur Regierung untauglich war — das der Mann, der freiwillig einer Krone entsagen würde, das der Mann, dem Georg von Clarence ohne Brudermord folgen konnte? Nein! Hier sprach der Geist des ersten und des dritten Eduard: hier wogte die Mähne, hier glühte das Auge des unbezwinglichen Löwen von Plantagenet. Und derselbe Gedanke mit stillerem und zarterem Schmerz erwachte in Anna's Herzen. Sie sah zum ersten Male in seiner ganzen Kraft den furchtbaren Feind vor sich, mit dem ihr schwer bedrohter und geliebter Prinz um seinen Thron zu kämpfen hatte. Neben dieser kräftigen Gestalt in der Blüthe männlicher Jugend — einem Riesen an Stärke, einem Gott an Schönheit — tauchte der zarte Schatten des unglücklichen Jünglings empor, der fern im Exil Scepter und Braut in seinen Träumen verband. Durch eines jener Geheimnisse, die der Magnetismus zu erklären sucht, schien die Furcht, welche sich ihrer erschütterten Nerven bemächtigte, zur Vision zu werden. Ein Blutstrom schien aus dem wankenden Boden emporzusteigen: das Bild ihres jungen Prinzen stand gefesselt und freundlos vor dem Thron dieses Kriegerkönigs. In dem Funkeln der zahllosen erhobenen Schwerter sah sie die mörderische Klinge auf den jungen Erben von Lancaster herabfallen. Ihre Angst über die Erscheinung, welche die Phantasie so herauf beschworen, überwältigte sie, und ehe das letzte Hurrah die Halle erschütterte, sank sie farb- und leblos von ihrem Sessel zu Boden.

Der König hatte nicht ohne Absicht die ungewohnte Anwesenheit von Damen in dieser kriegerischen Versammlung zugelassen, theils weil ihm Isabellens Ehrgeiz nicht unbekannt war, theils weil er auf die ihm in seiner Kindheit bewiesene Zärtlichkeit der Gräfin zählte, welche, wie es hieß, auf ihren Gatten besonderen Einfluß übte; vorzüglich aber, weil er in solcher Gegenwart jede Erörterung zu vermeiden und somit auch die alleinige und ungetrübte Wirkung seiner Beredsamkeit, in welcher er alle seine Zeitgenossen, Glocester allein ausgenommen, übertraf, zurückzulassen hoffte; und als er daher jetzt aufstand und mit majestätischer Verbeugung den Zuruf der Krieger erwiederte, fiel sein Blick auch auf die Sessel, welche die Damen inne hatten, und er war der Erste, der die Ohnmacht der schönen Anna bemerkte.

Mit der Anmuth, die stets sein Benehmen gegen Damen charakterisirte, eilte er von seinem Thron herab und richtete die leblose Gestalt in seinen Armen auf, und Anna sah, während er sich über sie beugte, in ihrer Marmorblässe so seltsam lieblich aus, daß selbst in dieser Stunde eine plötzliche Bewegung das Herz ergriff, das für Schönheit immer so empfänglich war, wie die Harfensaite für den Windeshauch.

„Es ist nur die Hitze, Mylady“, sagte er zur erschrockenen Gräfin, „und ich will hoffen, der Antheil, den meine schöne Muhme vielleicht an den Schicksalen der Häuser Warwick und York nimmt, die bisher so innig verbunden waren —“

„Mögen sie es stets bleiben!“ sagte Warwick, der, als er seiner Tochter Zustand sah, sich rasch dem Thronhimmel näherte und, gerührt durch die Worte des Königs, seine letzte Rede, die Uebel, die seinen Thron umringten, die Artigkeit, die er der geliebten Anna gezeigt, jeden Groll und jede Förmlichkeit gleich sehr vergessend, seine gepanzerte Hand ausstreckte. Der König, nachdem er Anna in die Arme ihrer Mutter zurückgelegt, ergriff mit soldatischer Herzlichkeit und indem er schnell die kalte Berechnung durchschaute, die sich unter dem warmen Aeussern verbarg, die so ausgestreckte Hand, und indem er noch den eisernen Panzerhandschuh mit seinen unbedeckten, juwelenbesetzten Fingern hielt, näherte er sich dem Rande des Thronhimmels, zu welchem in der durch Anna's Ohnmacht entstandenen Verwirrung die vornehmsten Offiziere sich gedrängt hatten, und rief laut: „Seht, Warwick und Eduard, so Hand in Hand, wie sie standen, als die Trompeten zum Angriff bei Towton bliesen; und dieses Band, welche Schwerter, auf menschlichem Amboß geschmiedet, können dies trennen oder zerreißen?“ Im Nu beugte sich jedes Knie, und Eduard sah frohlockend, daß das, was vorher Treue gegen den Grafen gewesen, sich jetzt ganz in Huldigung für den König umgewandelt hatte.“

Frankreich.

Geschichte der monarchischen Gewalt.

Vom Grafen Alexis v. Saint-Priest.

Die Kaiser und Päpste von Karl d. Gr. bis Gregor VII.

(Schluß.)

Beim Aussterben der Karolinger war die Verwirrung in Deutschland nicht so groß wie in Frankreich. Anstatt der endlosen Zersplitterung, welche den Süden Europa's dadurch, daß stets der Vater das Reich unter seine sämmtlichen Söhne theilte, zerrissen hatte, war Deutschland nur in die drei ziemlich gleich großen und gleich mächtigen Herzogthümer Bayern, Sachsen und Franken geschieden. Jeder der drei Herzöge hatte gleiches Anrecht auf die Krone; doch sie zeigten sich großmüthig, und als der Herzog von Sachsen gewählt wurde, schlug er die Ehre aus und ließ sie Konrad, dem Herzoge der Franken, übertragen. Konrad aber bestimmte bei seinem Tode nicht seinen Bruder oder sonst einen Anverwandten, sondern Heinrich, den Sohn jenes Sachsenherzogs, zum Nachfolger. Wenn wir nicht theoretisch so tief von den Mängeln der Wahlreiche überzeugt wären, so könnte ein Beispiel wie die Regierung Heinrich's des Voglers dieselben als die vortrefflichste Staatsform erscheinen lassen: sie war eine der gesegnetsten in Deutschland überhaupt. Die Kaiserkrone aber hat Heinrich nicht angenommen, obgleich sie ihm der Papst anbot; es scheint, daß er das Salböl der Kirche dadurch als für die Beglückung des Volkes entbehrlich hätte bezeichnen wollen: doch ist er sonst nicht direkt gegen die Kirche aufgetreten. Sein Sohn, Otto der Große, weniger groß als der Vater, setzte die Kämpfe gegen die Ungarn und Slaven siegreich fort; doch er trieb die Reichsfürsten zu wiederholter Empörung, indem er unbedingte Unterwerfung von ihnen forderte. Er war der Erste, welcher es wagte, den Fürsten unter dem Vorwande der Untreue oder des Ungehorsams ihr angeerbtes Land zu entreißen und es auf fremde Häuser zu übertragen. Man hat Otto I. oft mit Karl dem Großen verglichen, doch waren die allerdings großen Vortheile, die seine Regierung dem Reiche brachte, mehr Folgen seines Glücks, als Früchte weiser Berechnung und tieferer Kraft, wie bei Karl. Sein Sohn ist für die Ausbildung der Kaiserwürde dem Päpstlichen Stuhle gegenüber unbedeutend, und sein Enkel Otto III. ist es noch mehr. Otto III., von seinen Zeitgenossen das Wunder der Welt genannt, war der Sohn eines Deutschen und einer Griechin und der Enkel einer Italiänerin, und er vereinigte die Eigenthümlichkeiten aller drei Völker in sich. Er war geistvoll und träumerisch wie ein Deutscher, dabei frei und verschlagen wie ein Byzantiner, genußliebend und leidenschaftlich wie ein Kind des Südens; zugleich war er schön und persönlich tapfer und stark in blühender Jugend, so daß man begreift, wie sich dieser poetische Nimbus um ihn legen konnte. Eine seiner wichtigsten Handlungen war, daß er Gerbert, seinen Lehrer, zum Papst ernannte. Gerbert ist eine der merkwürdigsten Gestalten seines Jahrhunderts. Er stammte von niederen Aeltern in der Auvergne, zeigte schon früh einen glühenden Durst nach Wissen und nach Macht, studirte in Spanien unter den Arabern Mathematik und Naturwissenschaften, war seiner Gelehrsamkeit wegen bald von Aebten, Bischöfen und Königen gesucht, wurde zum Abte von Bobbio in der Lombardei ernannt, doch ließ er dieses Amt durch Vikare verwalten und zog selbst von Hof zu Hof, von Abtei zu Abtei, lebte in Paris bei Hugo dem Großen und Hugo Capet, wurde der Lehrer Otto's III. und Robert's II. von Frankreich, und zuletzt Papst, und zwar der erste Französische oder vielmehr Deutsche Papst, denn obgleich er Franzose von Geburt war, so gelangte er doch nur durch den Einfluß des Deutschen Kaisers auf den Päpstlichen Stuhl. Das Volk konnte sich seine Weisheit und sein Glück nur durch den Beistand

*) Isabelle war die ältere Tochter Warwick's, die dieser mit dem ihm verbündeten Georg von Clarence, dem Bruder Eduard's IV., vermählt hatte, mit demselben, der später, nachdem Eduard die Krone wieder erobert, zum Tode verurtheilt, da man ihm die Wahl der Todesart frei stellte, in einem Fasse Malvasier, seinem Lieblingsgetränk, ersäuft zu werden wünschte; ihre Schwester Anna war dem mit seiner Mutter in Frankreich lebenden Sohn des abgesetzten Königs Heinrich VI. zur Braut bestimmt; ihre Verbindung sollte eben das Unterpfand des neuen Bündnisses zwischen Warwick und der Lancasterpartei werden, wodurch Heinrich VI. und seine Familie wieder auf den Thron erhoben würde; auch dieser Prinz wurde gleich nach Eduard's Siege auf eine rohe Weise von seinem Gefolge niedergemetzelt.

höherer Mächte erklären, und so wurde Papst Sylvester II. einer der berühmtesten Zauberer des Mittelalters, der zugleich der Erste war, welcher sich, wie später der Doktor Faust, dem Teufel mit seinem eigenen Blute verschrieb. Er hatte als Mönch gegen die Verbrechen und Laster der Päpste geeifert, und doch vermochte er als Papst nicht, die Reform durchzusetzen, die er früher als nothwendig bezeichnet hatte; er konnte sich von dem Deutschen Einflusse nicht losreißen, durch den er so hoch gehoben war, und sah zugleich, daß ein vollkommenes Beseitigen dieses Einflusses bei dem Stolze des Italiänischen Adels nur Anarchie in Italien zur Folge haben würde.

Das zehnte und elfte Jahrhundert ist eine der Epochen in der Geschichte, in denen eine Welt stirbt und eine Welt geboren wird. Diese Zeiten sind die segensreichsten für die Menschheit überhaupt, doch für die Individuen, welche in ihnen an der Spitze der geistigen Bewegungen stehen, sind sie die unheilvollsten. Bei dem unentschiedenen Hin- und Herschwanken des Alten und Neuen weiß man nicht, was man bekämpfen, worauf man bauen soll; die reichste Erfahrung rettet nicht, denn sie gehört einem Leben an, das vorüber ist, und die Weisheit kennt keinen besseren Rath als: Lasset uns harren der Dinge, die da kommen sollen. Die Symptome solch' einer Bewegung zeigten sich schon seit dem Tode Karl's des Großen; eine gewaltsame Kollision des Papstthums und der Kaiserherrschaft wurde mehr und mehr unvermeidlich, doch währte es noch über anderthalb Jahrhunderte, bis sie von Gregor VII. offen herbeigeführt wurde.

Die hohe Bedeutung, welche Gregor VII., der größte Mann seiner Zeit und einer der größten aller Zeiten, für seine Mit- und Nachwelt hat, ist zu allgemein bekannt, als daß wir sie hier noch ausführlich besprechen sollten. Er that endlich den ungeheuren Schritt, den fast alle Päpste vor ihm versucht hatten, doch vor dem sie stets wieder scheu zurückgeschwankt waren; er stellte den Päpstlichen Stuhl über den Kaiserthron. Heinrich IV. war zu klein für seine Zeit; er mußte den Stürmen, welche den Tod des früheren und die Geburt des späteren Weltalters begleiteten, erliegen; und all' die überschwenglichen Kräfte der Hohenstaufen zerschlugen sich an dem Bau, den Gregor VII. aufgeführt hatte.

Hiermit sind wir am Ziele unserer Betrachtungen angelangt. Die drei bedeutendsten Europäischen Reiche, Deutschland, Frankreich und England, hatten sich fest gebildet, und sie nahmen mehr und mehr den Charakter an, der ihnen geblieben ist. England wird aristokratisch und Frankreich monarchisch; und dies muß Frankreich, unserer Ueberzeugung gemäß, seiner innersten Natur nach seyn und bleiben. Als die Dynastie der Capetinger mit Hugo Capet 987 auf den Thron kam, ahnte Niemand, daß sie sich so lange Zeit auf demselben erhalten werde. Selbst der Byzantinische Hof, der im Bewußtseyn seiner Schwäche stets so bereit war, sich mit allen Mächtigeren zu liiren, lehnte, wie aus der Korrespondenz Gerbert's hervorgeht, einen Bund mit Hugo ab. Interessant aber ist es, zu bemerken, daß gerade Hugo Capet, von dessen Zeit an sich die Französische und Deutsche Nationalität immer schärfer scheidet und oft sich feindlich gegenübertritt, nach einer vollkommen glaubwürdigen Ueberlieferung aus ächt-Deutschem Blute stammt, indem er ein Abkömmling des großen Wittekind, des Stolzes der Sachsen, seyn soll. Auch war er durch seine Mutter ein leiblicher Vetter Otto's II., und Otto hatte zu seiner Erhebung viel beigetragen.

In England hatte das Lehnswesen längst Wurzel gefaßt und wurde durch die Normannen vollkommen ausgebildet.

Die Spanischen Könige kämpften indeß gegen den Islam. „Du willst meine Tochter", sprach Einer von ihnen zu einem Französischen Fürsten, „sie ward zur Königin geboren, so geh und erkämpfe dir ein Königreich; was du den Mauren abgewinnst, soll dir und ihr gehören." So entstand das Königreich Portugal.

Um dieselbe Zeit bildete sich die Ungarische, Böhmische, Polnische und vorzüglich die Russische Monarchie. Die letztere hat sich allein behauptet; die drei übrigen dienen nicht mehr ihren eigenen Herrschern. Rußland und Polen bekamen beide im zehnten Jahrhundert durch das Christenthum Zutritt zu höherer geistiger Bildung; doch der Weg wurde ihnen von zwei ganz verschiedenen Seiten eröffnet, dem einen von Konstantinopel, dem anderen von Rom. Polen schloß sich mit glühender Begeisterung an das Papstthum an. Ein Polnischer König zog sich in das Kloster zu Clugny zurück, und als man ihn wieder zum Thron berief, legte er das Mönchsgewand nicht eher ab, als bis ihm sein Volk einen Zins an den Nachfolger Petri zu zahlen gelobt hatte. Rußland dagegen blieb durch seinen Anschluß an die Byzantinische Kirche den größeren Bewegungen des Mittelalters und vorzüglich den Kämpfen der Kaiser und Päpste ziemlich fern.

Ungarn gab sich wiederum ganz den Päpsten hin. Stephan I., König von Ungarn, wurde durch den heiligen Adalbert getauft; er nahm die Krone nicht früher an, als bis er von Sylvester II. sich die Bestätigung des Königstitels erbeten hatte; er stellte seine Staaten unter den Schutz des Römischen Stuhls, und die Päpste betrachteten Ungarn wie ein Lehen der Kirche.

So sind die Hauptstaaten Europa's gebildet, als das „Gott will es!" erschallt und das Abendland sich über den Orient ausgießt, um in ihm sich zu neuer, höherer Entwickelung zu stärken und zu befruchten.

Von jetzt an zeigt die Geschichte steten Kampf der monarchischen Gewalt mit dem Priesterthum, mit der Aristokratie und mit dem Volke. Die Gegner ändern sich; die Feinde von gestern werden heute Verbündete; doch in allen Siegen und Niederlagen tritt die Nothwendigkeit der monarchischen Gewalt hervor. Sie gründet, sie vertheidigt, sie rettet, und sie wird auch künftig noch retten.

Hier schließen wir die Auszüge aus diesem Werke, in denen wir bestrebt gewesen sind, den Grundgedanken des Werkes in seinen bedeutendsten Schattirungen zu verfolgen und von dem sehr reichen historischen Detail nur das herauszuheben, was als Träger dieses Grundgedankens unerläßlich schien. Als des Verfassers politisches Glaubensbekenntniß aber, das sich bei aller Objektivität seiner Darstellung stets durchdrängt, sind allein die am Schluß ausgesprochenen Worte anzusehen.

Die Gesellschaft und der Sozialismus.

Seit einiger Zeit erhebt sich gegen die Gesellschaft ein furchtbarer Chorus von Beschuldigungen und Lästerungen. Jeden Tag steht ein neuer Kämpe auf, der ihr eine Herausforderung zuschickt. Wenn man ihnen glauben wollte, so hätten alle Anstrengungen der Vergangenheit und die Arbeit von Jahrhunderten nur dazu gedient, die Erde in ein weites Armenhaus und in eine Krätz-Anstalt zu verwandeln.

Allen diesen Declamationen liegt dasselbe Gefühl zu Grunde; man will die persönliche Verantwortlichkeit von sich abwälzen, indem man sie der gesellschaftlichen Ordnung aufbürdet. Sonst nahm man an, daß der Mensch verbunden sey, die Strafe seiner Fehler zu tragen; jetzt soll es die Gesellschaft seyn. Die Gesellschaft ist der große Verbrecher: sie soll die Aufgabe haben, allen Wesen ein ungetrübtes und unbegränztes Glück zu verschaffen; versäumt sie dies, so wird ihr strenge Rechenschaft abgefordert.

Das Alterthum hat sich eines solchen Irrthums nicht schuldig gemacht; was dieses vorzüglich im Auge hatte, war der Mensch, und es wendete sich nicht sowohl an das Gewissen der Gesellschaft, als an das individuelle. Die berühmtesten Formeln der alten Ethik wenden sich direkt an den einzelnen Menschen; das „Erkenne dich selbst!" des Sokrates, das „Enthalte dich!" des Epiktet sind Rathschläge einer persönlichen Moral. Eben so spricht das Christenthum direkt zum Herzen des einzelnen Menschen; es kümmert sich nicht um das Unrecht der Civilisation und die Unvollkommenheiten der Gesellschaft.

In diesem Gesichtspunkte liegt allein die Wahrheit; jeder andere befreit die Leidenschaft von ihrem Zügel, das Gewissen von seiner Autorität. Keine Gesellschaft könnte gegen eine Verfassung Stich halten, in welcher das Gefühl der persönlichen Verpflichtung gegen irgend eine kollektive Vormundschaft zurückträte. Die gegenwärtige Civilisation ist die Frucht einer langen und allmäligen Erziehung: das Gesetz der Pflicht hat den Menschen erzogen und folglich auch die menschliche Gemeinschaft. Dieses Gesetz hat freilich nie eine vollständige Verwirklichung gefunden; aber alles Gute, das im Laufe der Zeiten entstanden ist, entspringt aus dieser Quelle, und die Unvollkommenheit auf der Erde kann nicht auf sie zurückgeführt werden. Die Unvollkommenheit des Menschen trifft nur den Menschen; um ihn zu dem Ideal zu führen, das er erreichen soll, darf man weder seine Freiheit, noch seine Verantwortlichkeit vermindern. Der Antheil des Individuums an der Bestimmung seines Schicksals muß ein bedeutender seyn. Wenn die Gesellschaft einige Elemente dazu beisteuert, so ist es Sache des Menschen, sie sich anzueignen, sie abzuglätten, wenn sie widerhaarig sind, und sie nicht zu mißbrauchen, wenn sie ihm günstig sind.

In der Praxis ist diese Verwirrung mit großen Gefahren verbunden; sie autorisirt eine große Parteilichkeit gegen die Schwächen und Verbrechen der Individuen. Das Böse erregt keinen Haß mehr, sondern es wird als ein trauriges und entschuldigenswerthes Produkt der Civilisation betrachtet. So wird das moralische Gefühl in den höheren und niederen Klassen abgestumpft. Die Chimäre einer ausschließlich kollektiven Perfektibilität läßt den Privat-Tugenden nicht mehr hinlänglichen Raum. Das Laster erhält eine Entschuldigung, die Tugend verliert ihre Sanction.

Die systematischen Kritiker der Gesellschaft verfallen alle in diese Täuschung. Indem sie dieselbe über Gebühr anklagen, streben sie dahin, sie tiefer herabzuwürdigen; indem sie ihr alle Ungerechtigkeiten, alles Elend, alle Schmerzen zuschreiben, bereiten sie uns größere Ungerechtigkeiten, größeres Elend, größere Schmerzen. Um diesen Angriff zu bemänteln, verschanzen sie sich hinter der Theilnahme, welche ihnen die arbeitenden Klassen einflößen. Gewiß sind diese, deren Leben in endloser Arbeit verfließt, und die nur Ruhe im Grabe finden, der höchsten Aufmerksamkeit werth. Aber wir dürfen es nur nicht wie die Kinder bei Plutarch machen, die über ihren eigenen Schatten springen wollten. Das Gesetz der Menschheit ist der Fortschritt, aber weil er langsam ist, darf er nicht den Charakter eines Gewaltschritts oder eines Kirchthurmrennens annehmen.

Die Gesellschaft hat dem Menschen noch viel zu geben, aber unter der Bedingung, daß er sich selbst nicht aufgiebt. Keine Gesammt-Anstrengung könnte ihn zur moralischen Größe oder zum physischen Wohlseyn erheben, wenn er nicht selbst dazu beitrüge. Auch hier ist das Gesetz der persönlichen Pflicht das einzig fruchtbare. In dem Zustande der Vormundschaft, in welchem einige Klassen der Gesellschaft leben, ist die Ehre und die Uneigennützigkeit der herrschenden Klassen die sicherste Garantie jener; das Ideal der Verfassung, in welcher die größte Anzahl sich ihrer Ansprüche zu Gunsten Einiger begiebt, würde darin bestehen, daß die Herrschaft mehr im Interesse derjenigen geübt wird, die sie implicite oder ausdrücklich übertragen, und weniger zum Vortheil derjenigen, die sie inne haben.

Es ist ein Ehrenpunkt für die Schriftsteller, die Vertheidigung der arbeitenden Klassen nicht aufzugeben; aber es ist auch nöthig, sie wieder auf den Punkt zurückzuführen, auf dem sie sich vor den fieberhaften Uebertreibungen

der Utopisten befanden. Wenn man die Aufgabe studirt, so entdeckt man eine Menge von Einzelheiten, welche die Verwirklichung des Guten jetzt schon zulassen. Es kann nicht von einer vollständigen Umwandlung die Rede seyn: aber vielleicht ist es möglich, die Aufmerksamkeit auf einige ersprießliche Aufgaben zu lenken. Das Elend, das Laster und das Verbrechen scheinen die nothwendigen Beigaben der menschlichen Bildung zu seyn. Sie sind die Frucht der Leidenschaften, und die Leidenschaften hören nicht auf; es bleibt also nur übrig, theilweise Abhülfe, Milderungen zu suchen. Dies ist der Grundgedanke der folgenden Betrachtungen.

Bevor wir zu diesen schreiten, müssen wir eine vorläufige, oft wiederholte Anklage abfertigen. Man hat oft gesagt, das Elend und das Verbrechen seyen ein nothwendiges Produkt der Civilisation, welches im graden Verhältnisse zur industriellen Thätigkeit eines Volks zunehmen müsse. Das ist ein Irrthum: man würdigt die Gegenwart gegen die Vergangenheit herab, und die Schwierigkeit der Abwägung giebt dem Irrthum Gewicht. In der That fehlen die historischen Elemente, um die Lage der unteren Klassen in den früheren Jahrhunderten richtig zu bestimmen. Indeß kann man sich doch, selbst durch eine oberflächliche Betrachtung, überzeugen, daß das Elend nicht mit der Civilisation zugenommen hat, sondern daß diese vielmehr einen steigenden Wohlstand hervorruft. Um diese Ueberzeugung zu gewinnen, braucht man nur einen Blick auf die Annalen der vergangenen Generationen zu werfen. Gewiß läßt das Alterthum hinsichtlich der Verderbtheit die neuere Zeit weit hinter sich. Die Luperkalien, die Bachanalien, die Mysterien der guten Göttin waren organisirte Ausschweifungen, welche unter den Augen der Priester stattfanden. Und selbst im Christenthum brachen grobe Ausschweifungen hervor. Karpokrates und Prodikus gaben in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein solches Beispiel, ihnen folgten zahlreiche Sekten: die Picarden, die Waldenser, die Brüder des freien Geistes, die Dulcinisten, die Zossarianer u. s. w., welche ihre Ausschweifungen mit dem Schleier des religiösen Fanatismus verhüllten. Die folgenden Jahrhunderte waren nicht sittlicher, und man braucht bloß das Jahrhundert Ludwig's XV. anzuführen, um einen Begriff von der Sittenlosigkeit unserer Vorfahren zu geben; in dieser Beziehung wird es uns schwer werden, sie zu übertreffen.

Wenn sodann von der Armuth die Rede ist, so muß man an die Heloten und die Proletarier des Alterthums denken. Die Sklaverei machte das Elend noch drückender. In der neueren Zeit reproduzirte das Lehnswesen unter einer anderen Form die Knechtschaft der Römischen Welt. Damit vergleiche man den Druck, welchen die Fabrikherren auf die Arbeiter üben; gewiß möchte keiner von diesen sich in die Lage eines Leibeigenen versetzen. Und wer hat wohl größeres Elend erduldet als die Bevölkerungen des Mittelalters, welche fast unaufhörlich von Hungersnoth bedroht waren, durch den Krieg und die Pest dezimirt wurden und den willkürlichsten Erpressungen ausgesetzt waren! Selbst im Jahrhunderte Ludwig's XIV. verbargen sich hinter dem Glanze des Hofes die Leiden des Volkes, welche die offiziellen Schriftsteller freilich nicht erwähnen. Nur Ein Mann wagte die Stimme zu erheben: Vauban, und dieser bezeugt, daß die Klasse der Privilegirten sich auf 10,000 reiche oder wohlhabende Familien beschränkte bei einer Bevölkerung von 22 Millionen. Ein anderer Schriftsteller, Boisguilbert, bestätigt diese statistische Angabe und fügt hinzu: „Obgleich die Pracht und der Luxus in Frankreich außerordentlich sind, so sind sie doch nur der Antheil einiger Wenigen, und die Mehrzahl schmachtet in der größten Armuth."

Die Verbesserung des Schicksals der arbeitenden Klassen ist also eine Thatsache, welche sich aus jeder geschichtlichen Vergleichung ergiebt, und man kann den Fortschritt selbst aus den Zeugnissen von Zeitgenossen konstatiren. Der Dr. Villermé hat hierüber werthvolle Nachrichten gesammelt, die sich auf die Anführungen von Arbeitern stützen, welche in zwei verschiedenen Zeitaltern gelebt haben. Alle kommen darin überein, daß sie jetzt besser wohnen und besser gekleidet sind als früher. Auch hat, was sehr entscheidend ist, die mittlere Lebensdauer zugenommen: sie ist im Laufe eines halben Jahrhunderts von 25 auf 30 Jahre gestiegen. Außerdem kann man noch die Zunahme der Sparkassen in Anschlag bringen.

In vielen Beziehungen standen also die früheren Jahrhunderte gegen die jetzige Gesellschaft zurück. Im Laufe der Zeit ist eine Reihe langsamer, aber werthvoller Erwerbungen eingetreten, welche die Errungenschaft unserer Zeit bilden. Die Bildung wächst gewissermaßen wie die Landanspülungen: jede Zeit trägt etwas dazu bei und läßt mehr zurück, als sie empfängt. Der Mensch hat sich so auf zwei Arten veredelt: moralisch, indem die Bildung sich verallgemeinert hat, materiell, indem der Wohlstand gestiegen ist.

Es bleibt nun noch mit der Gegenwart abzurechnen, und da fragt es sich, in welchem Zustande sich jetzt die drei großen Wunden der Gesellschaft: das Laster, das Verbrechen und das Elend, befinden.

Wenn vom Laster die Rede ist, so tritt die Prostitution in die erste Reihe: sie berührt am schmerzlichsten das Gemüth und verletzt die Sittlichkeit am tiefsten. Nur ein Gedanke kann diesen schmerzlichen Eindruck mildern, der nämlich, daß die Gesellschaft Niemand in die Welt des Lasters hinabstößt. Die Preisgebungen sind mit wenigen Ausnahmen freiwillig und dürfen nur den schlechten Neigungen der Geopferten oder den Verführungen der nichtswürdigen Geschöpfe zugeschrieben werden, welche mit der Unehre spekuliren. Vielleicht ist diese Frage nie streng genug gefaßt worden: man giebt zu leicht zu, daß die Prostitution ein nothwendiges Uebel sey, und daß die Obrigkeit nur die Verpflichtung habe, ihr gewisse Gränzen zu setzen. Das gegenwärtige System hat jedenfalls den Nachtheil, daß es einen Geschäftsbetrieb der Prostitution gestattet; die Polizei giebt diesem schändlichen Gewerbe, welches in den geduldeten Häusern betrieben wird, eine Sanction. Sie klassifizirt und patentirt sie und verleiht ihnen dadurch eine gesetzliche Existenz. Dadurch werden Brennpunkte der Verführung und Schulen der Schande geschaffen, denn wenn das Etablissement einmal gegründet ist, so muß es seinen Fortgang haben und sich beständig von neuem rekrutiren. Die direkte, die konzessionirte Prostitution dürfte wenigstens nicht geduldet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Alberti's Fälschung zuerst in Deutschland entdeckt.** Wir haben kürzlich (Nr. 39 des Magazins) die Nachricht mitgetheilt, daß die von dem Grafen Alberti in Rom vor einigen Jahren herausgegebenen Manuskripte Tasso's, mit welchen Abbildungen von Handarbeiten verbunden waren, die er von der Prinzessin Eleonore geschenkt bekommen haben sollte, sich als eine Mystification oder vielmehr als eine Betrügerei erwiesen. Es freut uns, hinzufügen zu können, daß in Deutschland diese Mystification als solche schon vor neun Jahren, also bald nachdem die ersten Nachrichten über die angeblichen Entdeckungen Alberti's hierher kamen, erkannt wurden. Der Beweis dafür findet sich in unserem „Magazin". Wir hatten nämlich in Nr. 64 desselben vom Jahre 1834 nach der Gazzetta di Milano eine Notiz über jene Entdeckungen mitgetheilt, worin es hieß: „Aus dem Studium dieses Manuskriptes erhellt jetzt unwidersprechlich, daß Tasso es wagte, für die Prinzessin Eleonore in Liebe zu erglühen, und daß Alfons' Schwester seine Neigung erwiederte, obgleich mit der edelsten platonischen Liebe. Dennoch hatte die Prinzessin ihm gelobt, eines Tages seine Gattin zu werden, und diese beruhigende Aussicht mußte den Dichter um so mehr in Schranken der Züchtigkeit halten. Der offene und edelherzige Tasso war im seligen Entzücken über die auszeichnende Gunst, welche das herrliche Weib ihm schenkte, so unbedachtsam, daß er seine geheime Glut und sein unnennbares Glück einem verstellten Freunde, Namens Matalo, wenigstens durch Winke, zu verstehen gab. Eines Tages überraschte Matalo den Tasso, als er eben an einem verliebten Sonnette dichtete, riß ihm das Blatt aus den Händen und entfernte sich. Von Wuth entbrannt, forderte Tasso den Verräther zum Zweikampf. Dieser konnte aber für Matalo sehr übel ablaufen, da Tasso für den gewaltigsten und geschicktesten Fechter seiner Zeit galt. Die Brüder des Verräthers stellten dem Dichter nach, um ihn meuchlerisch zu tödten, aber ohne Erfolg."

. . . . . „Damit aber Niemand glaube, die Prinzessin Eleonore habe ein Kieselherz besessen, so fügen wir noch hinzu, daß derselbe Herr Alberti ein Büchlein bewahrt, welches eine Abschrift des „Labyrinthes der Liebe" von Boccaccio enthält. Auf dem Einband sieht man die Umrisse der Villa Belriguardo, in Gold gestickt, und auf der ersten Seite steht ein Madrigal von Tasso's eigner Hand, in welchem er sagt, dieses Buch sey ein Geschenk Eleonorens, und die Stickerei von ihren schönen Händen. „Aus diesem Labyrinth", sagt der Unglückliche, „werde ich nur den Ausgang finden, wenn ich entseelt bin."

Aber schon in Nr. 69 des Magazins (vom 9. Juni 1834) befindet sich eine von Herrn Professor **Karl Witte** in Halle uns eingesandte Gegenbemerkung, worin die Richtigkeit der Albertischen Angaben in Zweifel gestellt wird. Es heißt dort: „Nicht nur ist der Name des Maddalò de' Frecci irrig Matalo geschrieben, sondern die Fabel von dem Buche, das Prinzessin Eleonore dem Dichter geschenkt haben soll, ist handgreiflich falsch. Ohne zu untersuchen, ob im 16ten Jahrhundert schon Stickereien, die Landschaften darstellten, üblich gewesen seyn möchten, ist das genannte Buch selbst von der Art, daß schwerlich eine der lascivesten Frauen jenes Jahrhunderts es dem Pietro Aretino oder dem Ariost, geschweige denn Eleonore von Este dem keuschen Sänger der Gerusalemme hätte schenken können. Das Labirinto d'Amore, auch Corbaccio genannt, ist eine über allen Glauben schmutzige, im höchsten Grade cynische Schmähschrift, in welcher Boccaccio die unappetitliche Häßlichkeit einer Wittwe, um deren Gunst er sich vergebens beworben, von deren verstorbenem Manne in einem Detail, das keine Mysterien scheut, beschreiben läßt. In der That, diese Wahl der Prinzessin wäre originell zu nennen!"

In gleicher Weise heißt es in einer vor sechs Jahren von Herrn Professor **Leopold Ranke** in der Königl. Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorlesung „Zur Geschichte der Italiänischen Poesie"*) mit Bezug auf den Albertischen Fund derjenigen Briefe und Sonnette Tasso's, um derenwillen der Dichter gefangen gesetzt worden seyn sollte: „Gleich als würde der Fürst, nachdem er sich der Person versichert, nicht auch die Papiere an sich genommen haben: er, der sogar das unschuldige Gedicht der Gerusalemme lange Zeit nicht herausgeben wollte! **Gewiß ist hier irgend eine Mystification im Spiele.** Man braucht in der That nur die (aus früherer Zeit bekannten) Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrund dieser **Fabel** zu überzeugen."

Deutsche Kenner des Italiänischen haben also bereits vor neun und vor sechs Jahren durch Kritik das herausgebracht, was dem Römischen Tribunal erst in der neuesten Zeit mit Hülfe einer philologischen Untersuchungs-Kommission gelungen ist.

---

*) Berlin, 1837. Gedruckt in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 26. April 1843.

Rußland.

W. Wolfsohn's schönwissenschaftliche Literatur der Russen. *)

Der erste von den vier Bänden, in welchen ein für die Russische schöne Literatur warmerglühter junger Dichter eine reichhaltige Blumenlese aus Dichtern und Prosaikern dieser Nation dem Deutschen Publikum anbietet, enthält zunächst unter dem Titel „Uebersichtliches" eine Art Literatur-Geschichte mit vorgängigen Bemerkungen über die Entstehung des Russischen Volkes und seine nationale Eigenthümlichkeit. Den vornehmsten Stoff zu diesem Abschnitte lieferten dem Verfasser Gretsch's rühmlichst bekannte Vorlesungen über Russische Sprache (und „Literatur"), einige Aufsätze von Pletnev und die ungedruckten Vorlesungen eines Russischen Professors. Der gelehrte Probst Sabinin zu Weimar gestattete Herrn W. die Benutzung seiner ausgesuchten Bibliothek und unterstützte ihn auch bei Uebersetzungs-Skrupeln mit seinem freundlichen Rathe.

Der Verfasser nimmt mit Surowiezki an, daß die Ursitze der Slawen in Europa gewesen seyen, und es läßt sich dagegen nichts einwenden, wenn man unter Ursitz einen Sitz versteht, der in irgend einer für uns vorhistorischen Zeit eingenommen worden ist. Als Europäische Autochthonen sind aber die Slawen eben so wenig zu betrachten, wie Griechen und Germanen; sonst müßte der Indisch-Persische Völkerstamm, welcher durch Bande inniger Sprachen-Verwandschaft mit den meisten Europäischen Urvölkern verknüpft ist, ursprünglich aus Europa nach Asien gewandert seyn.

Was den eigentlichen Seelen-Typus der Russen ausmacht, das faßt Herr W., nach unserer Ansicht treffend, in folgenden Worten zusammen: „Ein inniges Anschmiegen an die Natur; Wohlbehagen in einer warmtraulichen Umgränzung des Geistes und Herzens; Liebe zum Bekannten, zur Umgebung; Uebergewicht des Glaubens über das Wissen; die größte Nachsicht gegen alle Bedingungen von außen, nur um nicht in seinem behaglichen Stillleben gestört zu werden; eben so um der Ruhe willen ein auffallend versöhnlicher Sinn; Furcht vor Umgestaltungen, sey es des gesellschaftlichen, sey es des Staatslebens; Bedürfniß nach einem inneren Kern der Religion, ohne darum den kalten Anhauch reiner Vernunft ertragen zu können. Dabei sind sie lebensfrisch in ihrer Genußsucht, eben so leicht entbehrend wie zum Unmaß hingerissen, im Schmerze ergeben, überwältigt und doch ausdauernd."

. . . . „In ihrer Vaterlandsliebe, welche sich vom gemeinen Manne, der an der Scholle klebt, bis herauf zum freien schaffenden Geiste in ungeschwächtem Ausdruck mittheilt, bekunden die Russen am deutlichsten jenen kindlichen Sinn, dem Pietät das höchste Gesetz ist, jene schöne menschliche Beschränktheit, die auf unser Gefühl zwar keinen großartig blendenden Eindruck macht, aber einen stillbeseligenden, die nicht an dem Strahl einer weitumfassenden Idee, sondern am Heerde der innersten Herzflammen Frieden und Glück findet . . . . Einer von den Herzfäden, mit welchen die Russen ihr ganzes Leben umschlingen und die sie von keinem Machtgebote zerreißen lassen, ist die Geselligkeit. Beisammenseyn ist ihnen der höchste, einzige Genuß der Freundschaft, für den sie kein anderer schadlos halten kann, den sie nicht aufgeben, auf den sie bei Trennungen hoffen, so stark, wie nur der starke Wunsch zu hoffen vermag . . . . Musik und Gesang ist nicht allein die Seele ihrer Unterhaltung, sondern ein fortwährendes Bedürfniß ihrer Herzen als eine Sprache, in der sich auf die leichteste Weise Alles ausdrücken läßt, was man denkt und was man nicht denkt, wovon man reden oder schweigen möchte."

Der literar-historische Theil wird durch einige Bemerkungen über die Sprache und ihre Fortbildung eingeleitet. Wo der Verfasser auf Gretsch zu sprechen kommt, sagt er: „Seine vielfachen grammatischen und theoretisch-literarischen Arbeiten haben dem Kenner einen geraden und sicheren Weg gebahnt, auf welchem man nirgends durch geistlose Buchstaben-Forschung aufgehalten wird." Soll hier das Adjektiv den Nachdruck haben, so mag diese Aeußerung hingehen; denn die sogenannte Buchstaben-Forschung (vielmehr Laut-Forschung) kann von Pfuschern geistlos gehandhabt werden, wie jedes andere Gebiet des Wissens; gilt aber der Nachdruck dem Substantiv, so macht sich der Verfasser einer Unbesonnenheit schuldig und übersieht außerdem, daß eben Gretsch der erste Russische Grammatiker ist, welcher, Dank dem Studium Deutscher Sprachforscher, wie eines Jakob Grimm u. s. w., den hohen Werth der Erforschung des Einzellautes in seinen bedeutsamen Metamorphosen anerkennt und sich überzeugt hat, daß nur auf diesem Wege der mehr oder minder lebensvolle Organismus einer Sprache zu klarem Bewußtseyn kommen kann.

Von nun an betritt Herr W. ein Gebiet, in welchem er zu Hause ist und wo man ihm nur mit Vergnügen folgen kann. Wessen Vorurtheile gegen die Russische Literatur nicht so stark sind, daß sie ihm verbieten, ein Buch dieser Art in die Hand zu nehmen, dem wird die Lektüre um so mehr Interesse gewähren, als der Verfasser durchgehends eines frischen belebten Stiles sich befleißigt und da, wo er selbständig urtheilt oder charakterisirt, von eigenem feinen Sinn für das Schöne Zeugnisse giebt, die auch seinen Uebertragungen mit Lust und Vertrauen entgegensehen lassen. Besonders anziehend und treffend sind die Beurtheilungen Krylov's, Jukovskji's, Batjuschkov's, Gribojedov's, Jasykov's, Kukolnick's. An Bulgarin läßt der Verfasser, wie man zu sagen pflegt, kein gutes Haar; und wenn er Herrn Senkovski (Baron Brambeus) das Herz (Gemüth) absprechen will, so geht er wenigstens zu weit. Allerdings sind bei diesem Schriftsteller Witz und Verstand überwiegende Eigenschaften; aber seine „Idealische Schöne" (Idealnaja Krasawiza) beweist, daß er auch ein tieferes Seelenleben entfalten kann.

Den Reigen der übersetzten Stücke eröffnet das „Lied vom Heerzuge Igor's gegen die Polowzer", ein erst in neuerer Zeit entdecktes lyrisch-episches Gedicht aus Rußlands Vorzeit, eine Art von literarischem National-Heiligthum wie etwa die Nibelungen für Deutschland, oder die Lieder der Edda für Skandinavien, nur weit beschränkter von Umfang und weit ärmer an Inhalt. Diese Dichtung, die in sprachlicher und sachlicher Hinsicht (besonders ob dunkler Anspielungen) noch Steine des Anstoßes bietet, ist schon zweimal (von J. Müller und Hanka) sehr gut ins Deutsche übersetzt worden. Die von Herrn W. gewählte Form scheint uns ein verständiger Mittelweg zwischen absoluter Prosa und einer dem Originale fremden künstlich-metrischen Einkleidung. Ein Fragment des Gedichtes möge hier folgen:

Lange dunkelt die Nacht,
Dämmrung verhüllte das Licht,
Nebel bedeckte das Feld,
Der Nachtigall Lied schlief ein,
Erwacht ist der Dohlen Geplapper.
Die Russen umzäunten das große Feld
Mit purpurfarbigen Schilden,
Sich Ehre suchend und Ruhm den Fürsten.
Mit Morgengrauen am Freitag
Zertraten sie
Das heidnische Heer der Polowzer.
Und über's Gefilde gleich Pfeilen zerstreut,
Fortrissen sie schöne Polowzer-Mädchen,
Mit ihnen Gold und Schleier
Und kostbare Sammetgewebe;
Mit Bändern und Mänteln und Pelzen
Und allerlei Zierrath der Feinde
Begannen sie Brücken zu legen
Ueber Pfützen und sumpfige Orte.
Die purpurfarbne Standarte,
Die weiße Fahne,
Die purpurfarbige Binde,
Die silberne Lanze
Ward dem tapfern Sohne Swätoslaw's.
Im Felde schläft Oleg's tapfre Brut.
Weit ist sie ausgeflogen;
Nicht der Schande ward sie geboren,
Nicht dem Falken und nicht dem Geier,
Nicht Dir, schwarzer Rabe,
Du heidnischer Polowzer!
Gsak rennt wie ein grauer Wolf,
Kontschak bahnt ihm den Weg
Zum großen Don.
Tags drauf sehr frühe verkündet
Blutrothe Dämmrung das Licht;
Vom Meere ziehn schwarze Wolken.
Sie wollen bedecken vier Sonnen *).
Und in ihnen zittern blaue Blitze.
Es ward ein heftiger Donner.
Es kam der Regen
Gleich Pfeilen vom großen Don:
Da splitterten Lanzen
Da schlugen die Säbel
An der Polowzer Helme,
Am Fluß, an der Kajala,
Beim großen Don.

---

*) Vgl. Nr. 40 des Magazins.

*) D. h. die vier Russischen Heerführer.

O Russisches Land! du aber bist außer dem Schutze!
Siehe die Winde, Stribog's Enkel,
Wehen vom Meer' wie Pfeile
Auf Igor's tapfere Krieger:
Die Erde erbebt,
Es rinnen trübe die Flüsse,
Von Staub ist das Feld bedeckt.
Es rauschen die Fahnen,
Die Polowzer kommen vom Don,
Vom Meer und von allen Seiten,
Umringt sind die Russischen Heere u. s. w.

Dem Liede von Igor's Heerzug folgt eine Auswahl alter Volkslieder aus verschiedenen Sammlungen. Bei der Deutschen Nachbildung dieser lieblich naiven Naturklänge, denen zum Theil auch die Melodieen beigefügt sind, hat der Verf. den nationalen Grundton sehr gut wiedergegeben; als Probe diene das folgende, ein Wiegenlied:

Auf den Bergeshöhn, auf den Bergeshöhn,
In den Thalern weit, in den Thalern breit,
Brennen Feuer dort, unauslöschliche;
Die Tataren-Brut theilt die Beute dort.
Wohl die Schwiegerin an den Eidam kam,
Dieser führte sie zu der jungen Frau:
„Sieh, hier bring' ich Dir, Du mein junges Weib,
Die Gefangene, eine Russin ist's.
Und Du gieb zu thun ihr wohl dreierlei:
Erstens wiege sie unser kleines Kind,
Zweitens spinne sie dünnes, feines Garn,
Drittens füttere sie die Küchlein auch.“ —
„Baju, baju *), du mein herzliebes Kind!
Nach dem Vater bist ein Tatarchen böß,
Nach der Mutter bist mein lieb Enkelin.
Deine Mutter, wiss', ist mein Töchterlein;
Sieben Jahre sind's, seit gefangen sie —
An der rechten Hand fehlt der Finger klein.
Als vernommen dies die Tataren-Frau,
Sieh', da stürzte sie und da warf sie sich
In die weiße Hand ihres Mütterchens.
„Ach, Du leibliche, traute Mutter mein!
Schnell erwähle Dir wohl das beste Roß;
Ich entflieh' mit Dir in der Russen Land,
In das heil'ge Land, unser Vaterland!“

Ein anderes unnachahmlich schönes Volkslied, das zugleich im Originale vollkommenes metrisches Ebenmaß hat, ist dem Verf. in der Form weniger gelungen:

Bleibe nicht, mein Lieb', jetzt am Abend wach,
Brenne du nicht mehr, Kerz' aus Jungfernwachs
Harre du nicht mein bis zur Mitternacht.
Ach, dahin ist schon unsre schöne Zeit,
Unsre Freuden trug uns der Sturm davon
Und zerstreute sie über's weite Feld.
[illegible]
So befahl es mein leiblich Mütterchen,
Daß ich mir zur Frau nähm' ein anderes Weib!
An dem Himmel brennen nicht der Sonnen zwei,
An dem Himmel leuchten nicht der Monde zwei,
Und nicht zweimal liebt des wackern Jünglings Herz!
Nun, ich will nicht trotzen meinem Väterchen,
Nun, ich will auch folgen meinem Mütterchen,
Will mich schon vermählen wohl mit anderm Weib,
Wohl mit anderm Weib — wohl mit frühem Tod,
Wohl mit frühem Tod und gewaltsamen! —
Es zerfloß in Thränen jetzt die schöne Maid,
Flüstert ihm in Thränen zu das leise Wort
Ach, Du Liebster mein, Herzenstrauter mein!
Ich auch mag nicht wohnen auf der weiten Welt
Ohne Dich, mein süßes Hoffnungslicht!
Findest nicht ein Täubchen, das zwei Tauber hat,
Nicht ein Schwanenweibchen, das zwei Schwäne hat,
Mir auch werden nie Herzensliebste zwei! —
Und sie bleibt nicht mehr jetzt am Abend wach,
Doch es brennet hell Kerz' aus Jungfernwachs;
Auf dem Tische steht blank ein neuer Sarg,
In dem Sarge drin liegt die holde Maid.

In dem Liede „Ach du Feld ꝛc.“ (S. 243) lautet die zweite Strophe nach des Verf. Uebersetzung:

Mitten auf Dir steht ein Weidenstrauch,
Neben ihm sitzet ein grauer Aar,
Der zerreißt einen Raben schwarz,
Ausgießet er wohl sein heißes Blut,
Und tränket damit die feuchte Flur.
Der schwarze Rab ist ein Jüngling brav,
Der graue Aar ist der Mörder sein.

Die beiden letzten Verse, die sich hier wie ein Kommentar ausnehmen, lauten in dem uns vorliegenden Texte sehr verschieden:

A pod kústikom, pod rakitowym
Ach! lesit ubit dóbroi mólodez,
Isjasowlén, isbit, iskolót wesj.

Unterm Strauche, unter dem Cytisus
Ach! gemordet ein wackrer Jüngling liegt,
Ganz zerschlagen, ganz durchbohrt ist er.

Schade, daß einige andere sehr schöne Volkslieder übergangen sind, z. B. „An dem Mütterchen, an dem Newa-Fluß“ (Kak na mátjuschkje, na Newjé rjekjé) — „Gehst vorüber, Theure, an der Zelle“ (Ty prochódisch, drógaja, mimo kélji) u. s. w.

*) S. v. a. Eia popeia.

Die Chorführer der neueren Russischen Poesie sind Lomonossov und Derjawin, Ersterer ein wahrer Peter der Große für die Russische Literatur, ein Geist, der in mehreren Gebieten ganz neue Bahnen brach und dessen Biographie Herr W. eben deshalb mit Recht vielen Raum gegönnt hat. Von den Oden Lomonossov's kleidet der Verf. mehrere in ein sehr würdiges Deutsches Gewand: ihre reine Erhabenheit und der Adel der Gesinnung, welchen sie kundgeben, sichern ihnen ein ehrenvolles Fortleben bei der Nachwelt; aber schon die Gegenwart hat keine Vorstellung mehr davon, wie magisch die Wirkung dieser Oden auf des Dichters Mitwelt gewesen seyn müsse, da sie aus einem Chaos von weniger als mittelmäßigen, dem Auslande sklavisch nachgestümperten, in Sprache und Inhalt abgeschmackten Erzeugnissen urplötzlich aufleuchteten wie freundliche und wohlthätige Sterne!

Von Derjawin sagt Herr W.: „Der Genius der Poesie, welcher in Lomonossov mit anderen (Genien) zusammenwirkte, zeigte hier seine Kraft allein in einem von der Natur hochgeweihten Geiste, und da mußte sie allerdings eine höhere werden. Der allseitige Reformer (Lomonossov) war vorangegangen; diesen hatte sein Streben bald dahin, bald dorthin gezogen, und nach ihm wetteiferten nun Viele unter einander, um ihm auf dem oder jenem Gebiete nachzukommen. Keiner von allen diesen war Derjawin. Ihm war sein eigenes Gemüth der Brennpunkt des allgemeinen Lebens; ein treuer Sohn der Natur und — seiner Zeit, kannte er kein anderes Streben als zu der Höhe poetischer Empfindung sich hinaufzuringen, die sich ihm ins Unendliche verlor. Er schwang sich so hoch hinauf, bis er ermattete und niedersank ... so lange er unten lag, ergoß er sich, je nach dem Gegenstande, den er ergriff, in Klagen oder in bittere Beobachtung, in scharfe strafende Satire, bis er wieder seine Kraft fühlte und von neuem seinen Flug begann. In ihm lag keine Welt-Idee, aber die schönste und herrlichste seines eigenen Seyns und der Abglanz des Allgewaltigen, der es erschuf, durch welchen die Herrlichkeit fremden Daseyns das seinige anstrahlte“ ......

Herr W. eignet sechs Gedichte Derjawin's dem Deutschen an: darunter seine berühmte vielfach übersetzte Ode an Gott und sein an Schönheiten, aber auch an ziemlich prosaischen Details reiches Gedicht zum Preise der Kirgisen-Fürstin Feliza, unter welchem Namen Kaiserin Katharina II. versteckt ist. Der bescheidene Dichter hatte gewollt, daß dieser Panegyrikus seiner angebeteten Herrscherin erst nach seinem Tod erschiene; aber die Indiscretion eines Freundes vereitelte seine Absicht. Eine Stelle dieses langen Gedichtes können wir nicht umhin, hier mitzutheilen, weil sie einen vortrefflichen, obwohl ganz schmucklos vorgetragenen Gedanken ausspricht:

— — — — — — — —
Auch wird versichert aller Seiten,
Daß man mit Dir zu allen Zeiten
Die offne Wahrheit reden kann.

Auch sagt man dies — traun unerhört
Und würdig Deiner nur allein! —
Als hättest Du dem Volk gewähret
Mag's offen, mag's im Stillen seyn,
Zu denken, was's verlange Jeden,
Von Dir selbst ohne Scheu zu reden,
Was wohl [illegible] nie geschehn ......

Σχ.

Frankreich.

Die Gesellschaft und der Sozialismus.

(Fortsetzung.)

Tritt man aus der Region des Lasters in die des Verbrechens über, so stößt man auf den Bodensatz der Gesellschaft, auf die Schmach der Civilisation und die Geißel der großen Städte. In der ersten Reihe steht hier die zahllose Schaar der Gauner und Spitzbuben; dann kömmt die Klasse derjenigen, welche sich nicht allein auf ihre Geschicklichkeit verlassen, sondern auch zum Blutvergießen ihre Zuflucht nehmen. Die entlassenen Galeeren-Sklaven und Sträflinge sind es größtentheils, welche Morde begehen, die aber selten von Einem allein, sondern meistentheils in Gesellschaft ausgeführt werden. Jede Bande hat einen Anführer, Spione, Hehler, mit einem Worte eine geheimnißvolle Organisation und eine geordnete Hierarchie. Die Theilung der Beute geschieht mit einer wunderbaren Gewissenhaftigkeit. Kaffee-, Weinhäuser und Schenken, welche die Polizei kennt und überwacht, sind die Orte, wo die Verbrecher sich zusammenfinden, um die Ausführung ihrer Pläne zu verabreden. Der Diebstahl wird angesehen wie ein Geschäft, welches angetragen und angenommen wird; wer den Plan und die Idee dazu geliefert hat, erhält eine Prämie. Wenn die Bande zur Ausführung schreitet, so trifft sie die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln, um Entdeckungen und Ueberraschungen zu verhüten. Jeder Theilnehmer erhält einen bestimmten Posten, eine bestimmte Function, eine bestimmte Parole; im Falle einer Störung vereinigt sich der ganze Haufe, um stärkeren Widerstand leisten oder sich in besserer Ordnung zurückziehen zu können. Diese Diebs-Unternehmungen sind wahrhafte Feldzüge, welche gegen die Gesellschaft unternommen werden, in welchen die Taktik und die Strategie eine große Rolle spielen. Die Diebskunst zählt wie die Kriegskunst große Heerführer und Feldherren. Diese hohen Würden ertheilt gewöhnlich die Wahl der Bagno's, und sie wird außerhalb derselben nur selten angefochten.

Bei dieser gelehrten Organisation des Verbrechens ist das auffallend, daß Unternehmungen, welche an öffentlichen Orten vorbereitet werden, nicht ver-

hütet werden können. Den Banden der Verbrecher zur Seite, unterhält die Polizei Sicherheitsbrigaden, welche Tag für Tag, Stunde für Stunde die Pläne und Schritte der dem Laster verfallenen Bevölkerung verfolgen. Wird ein Verbrechen begangen, so ist es selten, daß die Polizei sich nicht augenblicklich des Schuldigen bemächtigt; sie hat hier sichere Anzeichen, nach denen sie handelt. Diese Schnelligkeit der Repression ist schon eine werthvolle Garantie für die öffentliche Sicherheit; aber man wird gerade dadurch zu der Frage veranlaßt, ob es nicht möglich seyn würde, dieses Resultat durch Präventiv-Maßregeln zu erreichen. Wenn das Gesetz selbst gegen diejenigen, welche sich gegen die Gesellschaft verschwören, keine Willkür gestattet, so stehen doch der Polizei immer Mittel zu Gebote, um auf die Bandenführer und kühnsten Verbrecher einzuwirken. Als entlassene Sträflinge sind sie der polizeilichen Aufsicht unterworfen und können deshalb aus denjenigen Orten verbannt werden, wo ihre Gegenwart zu gefährlich erscheinen würde. Um dieses Ziel, die Verhütung der Verbrechen, zu erreichen, dürfte freilich keine Anstrengung und kein Geld-Aufwand gescheut werden; das Geld, was für die Beaufsichtigung der Verbrecher mehr ausgegeben werden müßte, würde am Budget der Gefängnisse erspart werden.

Diese letzteren müßten nun zunächst einer Reform unterworfen werden. Seitdem die Behandlungsweise in den Bagno's und in den Detentionshäusern verbessert worden ist, flößt dieser Aufenthalt den Verbrechern nicht mehr Abneigung oder Furcht ein. Die Gefängnißstrafe hat den Charakter der Abschreckung verloren; man betrachtet sie als einen Stationsplatz des Verbrechens. In diesen Räumen, in welchen sich eine so furchtbare Immoralität ansammelt, werden Komplotte geschmiedet, welche nach der Beendigung der Strafe zur Ausführung gebracht werden. Selbst isolirt würden solche Charaktere gefährlich seyn, und man trägt nicht Bedenken, sie mit einander in Berührung zu bringen; indem man sie gemeinschaftlich einschließt, bildet man eine kompakte und disziplinirte Armee. Offenbar zieht die Verbrecherwelt aus diesem System ihre vornehmste Stärke. Jeder, der in ein Detentionshaus gebracht wird, wird auch der ewigen Verschwörung gegen die gesetzliche Ordnung einverleibt.

Gegen diesen furchtbaren Uebelstand giebt es nur Ein Heilmittel: die Isolirung. Nach dem Urtheil der Sachverständigen und der schärfsten Beobachter giebt es kein wirksameres Mittel, um die Höhlen des Lasters zu reinigen. Die Gefängnißstrafe, wie sie jetzt besteht, ist ein unaufhörliches Komplott gegen die Gesellschaft. Sie erzeugt mehr Verbrechen, als sie bestraft, und gleicht weniger einer Buße, als einer Drohung. Die Gefangenen müssen getrennt, isolirt werden; dies ist das einzige Mittel, die Associationen des Verbrechens aufzulösen und die Sprache der Bagno's und der Central-Häuser zu vernichten. Zwischen Menschen, die sich nie zu Gesicht bekommen, ist keine Verschwörung möglich.

Freilich sind gegen die systematische Isolirung vielfache Einwendungen erhoben worden. Die gewichtigste dürfte die seyn, daß sie einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit übt, die mittlere Zahl der Sterblichkeitsfälle erhöht und namentlich Wahnsinn und Stumpfsinn herbeiführt. Diese Behauptung wird durch untrügliche Zahlen-Angaben bestätigt, aber auch, wie dies bei allen statistischen Berechnungen der Fall ist, durch eben so unwidersprechliche Angaben widerlegt. Die Zahlen beweisen hier, wie in anderen Fällen, das pro und contra. Nehmen wir aber auch als ausgemacht an, daß das zellenförmige Gefängniß den Verurtheilten schädlicher sey, als das Leben in der Gesellschaft, so müßte doch immer noch einerseits das gesammte soziale Interesse, andererseits die Lebensdauer des Ausschusses der Bevölkerung in Anschlag gebracht werden. Jeder Mensch hat ein Recht auf das Mitgefühl Seinesgleichen! Das unterliegt keinem Zweifel; aber wenn dieses Mitgefühl richtig geleitet ist, so darf es nicht die größere Zahl der kleineren, die Regel der Ausnahme opfern. Die erste Pflicht jeder Gesellschaft ist, sich zu reinigen und den nachfolgenden Generationen bessere Elemente zu überliefern, als sie von ihren Vorgängern empfangen hat. Deshalb ist die Züchtigung mit dem Zwecke der Einschüchterung eingeführt worden.

Wenn man die Gesammtheit der menschlichen Leiden ins Auge faßt, so begreift man nicht die übertriebene Zärtlichkeit für die Klassen, welche derselben am wenigsten werth sind. Die Gesellschaft hat schmerzlichere und bedauernswerthere Opfer zu tragen als das einer verhältnißmäßig größeren Sterblichkeit unter den Spitzbuben und Mördern. Unsere Soldaten lagern in den pestilentialischen Sümpfen Afrika's, und das Fieber lichtet ihre Reihen mehr als die Kugeln der Araber. Selbst unter unseren Augen wohnt der arbeitende Theil der Bevölkerung in Räumen, in welche kein Licht und keine Sonne eindringt. Unter den Handwerken giebt es viele, welche mit offenbarer Gefahr verbunden sind; und doch finden sich zu allen Bewerber, welche sich geduldig in ihr Schicksal ergeben und muthig ihren Beruf erfüllen. Die Gesellschaft kann nicht Allen, welche Unterstützung verdienen und bedürfen, Hülfe bringen, und sie soll ihre Aufmerksamkeit und ihre Sorgfalt auf das Verbrechen erstrecken! Sie soll den Gefangenen nicht bloß gesunde und kräftige Nahrung, luftige Zellen, Kleider, Betten und im Nothfall Arzneien gewähren, sondern sie soll auch ängstlich um die Folgen der Einsperrung bekümmert seyn und vor dem Gedanken zurückbeben, die Zahl der jährlichen Todesfälle um einen oder zwei zu vermehren! Nein, diese Zärtlichkeit würde unmoralisch und ungerecht seyn.

Vom Laster und Verbrechen gelangt man leicht zur Armuth, welche in so vielen Beziehungen mit jenen zusammengränzt. Auch bildet diese den Hauptanklagepunkt gegen die Gesellschaft. Das Elend der arbeitenden Klassen wird als das vorzüglichste Unrecht unserer Bildung dargestellt. Dieser Nothschrei hat viele edelgesinnte Männer in Bewegung gesetzt, und von verschiedenen Seiten hat man sich nach einer Lösung der schwierigsten Aufgaben unserer Zeit umgesehen, hat man versucht, die Freiheit der Arbeit mit einem hinreichenden und ununterbrochenen Lohn zu verbinden. Als Resultat aller Forschungen hat sich ergeben, daß die arbeitenden Klassen sich zu allen Zeiten in einer precairen Lage befunden haben. Die Fortschritte der Civilisation haben dieses Elend gemildert, aber mit der Langsamkeit, welche alle menschliche Entwickelungen begleitet. Nachdem die Arbeit ihren Durchgang durch die Aegyptischen Kasten, die Römische Sklaverei und das mittelalterliche Lehnswesen genommen, hat sie sich endlich emanzipirt; jetzt endlich gehört sie sich selbst an und bestimmt sich selbst. Darf man sich bei einem so neuen Zustande über seine Unvollkommenheit und Unreife wundern? Mit der Zeit wird die Erziehung des Arbeiters vollendet werden; er wird besser begreifen, welche wichtige Stellung er in der Verknüpfung der menschlichen Beziehungen einnimmt.

Man affektire nicht mehr so viel Bekümmerniß für die Menschen, welche von der Arbeit ihrer Hände leben; sie werden ihren Weg von selbst finden. Sie haben die Ausdauer und Zahl für sich; wenn der Geist dazu kömmt, wird die Gesellschaft schon mit ihnen Abrechnung halten müssen. Man spricht von Association und von Formeln der Association; ehe die arbeitenden Klassen aber daran denken können, haben sie das Werk der Befreiung zu vollenden, das seit einem halben Jahrhunderte begonnen ist. Jede Association kann jetzt nur ein freiwilliger Kontrakt seyn; jedes Mitglied, welches in dieselbe eintritt, muß wissen, welche Verpflichtungen es eingeht, welcher Rechte es sich entäußert. Unter der Mehrzahl der Arbeiter ist aber dieses Bewußtseyn noch nicht vorhanden. Jede Association würde sie heut gelehrig, morgen widerspenstig finden. Wie man sich auch anstellen möge, so wird man doch dem Dilemma nicht entgehen können: entweder die Association der Arbeiter ist gezwungen oder freiwillig. Der erstere Fall würde eine Rückkehr zum alten Corporations- und Zunftwesen seyn, der wohl nur noch Wenige das Wort reden möchten. Es bleibt also nur die freie Association, welche der Bestätigung ermangelt und nur ein todter Buchstabe ist. So lange die Arbeit frei bleibt, wird der Arbeiter die Unabhängigkeit der Solidarität vorziehen. Nie legt sich der Mensch Ketten an, selbst nicht im Interesse seiner eigenen Wohlfahrt. Jeder Vortheil, den ihm die Körperschaft gewähren würde, scheint ihm unbedeutend im Verhältniß zu der Freiheit der Bewegung, welche ihm der jetzige Zustand gestattet.

Man darf die Handwerker weder herabwürdigen, noch ihnen schmeicheln. Im Allgemeinen hält man aber in dieser Beziehung nicht die richtige Mitte; entweder stellt man sie zu hoch oder zu niedrig. Der Handwerker hat Tugenden und Eigenschaften, welche man nicht verkennen darf: er ist dienstfertig, uneigennützig, geduldig; er erträgt eine precaire Stellung mit einem Gleichmuthe, den man nicht in den höheren Ständen findet; er hat Sinn für Ordnung und in einem gewissen Maße auch persönliche Würde. Was ihm aber fehlt, ist der Blick in die Ferne, die Sorge für den folgenden Tag. Ein anderer Mangel des Handarbeiters ist eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Beherrschung. Der Instinkt des Gehorsams und der Disziplin geht bei ihm nicht über die Sphäre der direkten Pflichten hinaus; er läßt sich eine Hierarchie der Arbeit gefallen; aber außerhalb der Arbeit erkennt er keinen Herrn mehr an. In der Politik hat man ihn diejenigen verleugnen sehen, welche in seinem Namen sprachen: der Arbeiter fordert immer mehr, als man ihm zugestehen kann, und geht über das Ziel hinaus, zu welchem man ihn hinzuleiten sucht. Diese Eifersucht zeigt er auch in dem Reiche der Industrie, und hier wird ihm die Schutzherrschaft noch unerträglicher, weil sie unmittelbarer ist. Der Arbeiter, der sich zum Range eines Unternehmers erhoben hat, erregt mehr Groll als derjenige, der eine solche Stellung immer eingenommen hat.

Indeß wird mit der Zeit dieser Stand die ihm noch fehlende Erziehung erlangen. Die persönliche Verantwortlichkeit setzt eine persönliche Erfahrung voraus, und diese Bedingung kann keine kollektive Schutzeinrichtung erfüllen. Allmälig, und zwar Individuum für Individuum, wird der Arbeiter die Eigenschaften erwerben, die ihm fehlen, und sich zu einer besseren Lage erheben. Dies ist das Gesetz der Jahrhunderte, und die gegenwärtigen Anomalieen bilden nur einen vorübergehenden Zwischenfall in dieser unaufhaltsamen und nothwendigen Entwickelung. Die Arbeiter haben ihre Tage der Kindheit und der Jugend gehabt; es wird auch die Zeit der Reife für sie kommen. Ihre Sache ist es, diese Zukunft zu ahnen und ihr nachzustreben. Um aber derselben würdig zu werden, müssen die Arbeiter die ziellose Unruhe, das Trachten nach unmöglichen Reformen aufgeben. Ihre vorzüglichste Stärke liegt in ihrer Mäßigung und in der langsamen Arbeit, welche unaufhörlich die fähigsten und thätigsten Mitglieder von ihnen ablöst, um sie auf der gesellschaftlichen Stufenleiter emporzuheben. Sie haben den Adelstitel der modernen Gesellschaft; sie sind die Soldaten der industriellen Armee, und ihre Beförderung liegt in ihren eigenen Händen; es giebt keinen Grad, wie hoch er auch seyn möge, den sie nicht zu erkämpfen hoffen dürfen.

Hier ist der Ort, abermals auf die Widersprüche hinzuweisen, in welche die Vertheidiger der arbeitenden Klassen verfallen. Einerseits werden diese dargestellt als allem Elende preisgegeben; keine Farbe ist dunkel genug für solche Gemälde. Das ist indeß nur der eine Gesichtspunkt, welcher ohne Weiteres mit einem ganz entgegengesetzten vertauscht wird: diese so tief herabgewürdigten Klassen werden mit einem glänzenden Heiligenschein geschmückt; ihnen gehört alle Tugend, alle Ehre, welche man hienieden findet; die Handwerker allein sind große Philosophen und unsterbliche Dichter.

Es scheint fast, als ob man nicht von den arbeitenden Klassen sprechen könne, ohne in die eine oder andere Uebertreibung zu verfallen. Es ist immer dieselbe Maßlosigkeit, welche indeß nur traurige Resultate haben kann. Es

ist gefährlich, den Menschen Abneigung gegen ihre Lage einzuflößen und ihnen Hoffnungen zu machen, welche man nicht erfüllen kann. Will daher der Arbeiter nicht das Opfer bitterer Täuschungen werden, so muß er seinen Schmeichlern mißtrauen. Seine Rolle ist weder die eines Romanhelden, noch die eines Dichters; er erfüllt eine nützlichere Aufgabe. Sein Roman sind die Familiensorgen, seine Poesie die Arbeit.

Auf dem Gebiete der Politik müßte sich der Arbeiter ebenfalls von den Rathschlägen abwenden, welche ihn zu übermäßigen Ansprüchen verleiten. Ohne Zweifel haben sie eine wichtige Stellung in der Gesammtheit der Bevölkerung, und ohne Verblendung kann man nicht den Einfluß und die Rechte der Zahl verkennen. Das wäre überdies ein schlechtes Pfand der Ruhe, welches keine andere Grundlage hätte, als die Aufopferung und Entwürdigung der Massen. Dieser Zustand hat aber niemals in Frankreich stattgefunden: das Volk hat immer Antheil am öffentlichen Leben genommen. Daraus folgt freilich nicht, daß jeder Arbeiter einen Constitutions-Plan entwerfen soll und sich auf den Aventinus zurückziehen darf, wenn er nicht wörtlich ausgeführt wird. Die Zukunft der Arbeiter wie der Herren, der Armen wie der Reichen liegt in der Idee der Pflicht. Geht man über diese hinaus, so bewegt man sich in einem Kreise von Täuschungen und jagt Luftgebilden nach. (Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte der Britischen Encyklopädie.

Im Jahre 1721 erschien in England die Encyklopädie von Chambers, ein für die damalige Zeit sehr verdienstliches und nützliches Werk, das innerhalb 18 Jahren fünf Auflagen erlebte. Sein Ruf verbreitete sich über den Kontinent, und es wurde ins Französische und Italiänische übersetzt. Die Französische Uebersetzung vollendete im Jahre 1745 ein Engländer, Namens Mills, mit Hülfe eines geborenen Danzigers, der Sellius hieß. Um diese Zeit entwarf der Abbé de Gua die berühmte Französische Encyklopädie, eine Sammlung, welche in der Literar-Geschichte Europa's Epoche machte. Der anfängliche Plan des Werkes war so beschränkt, daß Mill's Uebersetzung der Cyclopaedia von Chambers dabei zum Grunde gelegt wurde. In Folge eines Zerwürfnisses zwischen Gua und den Buchhändlern kam die Herausgabe der Encyclopédie an D'Alembert und Diderot, die zwar Chambers für einen mechanischen Kompilator, besonders Französischer Schriftsteller, erklärten, aber zugleich anerkannten, daß ihr eigenes Werk ohne die zum Grunde liegende Französische Uebersetzung des Chambersschen niemals entstanden seyn würde.

Wenige Jahre nach Vollendung der Französischen Encyklopädie, die wegen ihrer irreligiösen und revolutionairen Lehren eben so streng getadelt worden, als man sie wegen der Originalität und Tiefe vieler Artikel gepriesen hat, erblickte die erste Ausgabe der Encyclopaedia Britannica in drei Quartbänden das Licht. Der Herausgeber war ein Edinburger Buchdrucker, Namens William Smellie, Verfasser eines interessanten Buches über Naturgeschichte. Die Eigenthümlichkeit dieser Encyklopädie bestand darin, daß sie jeden Zweig der Literatur und Wissenschaft unter seinem eigentlichen Namen und in systematischer Form abhandelte, während technische Ausdrücke und untergeordnete Abschnitte ebenfalls in alphabetischer Ordnung erklärt wurden.

Die erste Ausgabe der Britischen Encyklopädie erhielt, weil sie solche Vortheile darbot, ein großes Publikum, und dies bestimmte die Eigenthümer des Werkes, in weniger als zwölf Jahren eine zweite Ausgabe in größerem Maßstab und nach einem umfassenderen Plane zu besorgen. In dem weiteren Umfang von zehn Bänden konnte der Herausgeber die beiden neuen und populairen Zweige, Biographie und Geschichte, die in der Französischen Encyklopädie keine Stelle gefunden, abhandeln. Diese Erweiterung des Planes machte das Werk einem großen Kreise von Lesern, für welche die Details von Kunst und Wissenschaft nur wenig Anziehendes hatten, interessanter, und die Encyklopädie wurde als eine Familien-Bibliothek angesehen, da sie gleichsam ein Magazin des Wissens für Talente jeder Art und für Leser von jedem Alter und jeder Geschmacks-Richtung bildete.

Bis dahin war aber die Britische Encyklopädie nur durch ihren umfassenden Plan und ihre verständige Methode ausgezeichnet. Kein Autor von bedeutendem Rufe hatte daran gearbeitet: kein Artikel in derselben zeugte von Genie oder tieferem Wissen. Die gewaltige Ueberlegenheit der philosophischen Artikel in dem Französischen Sammelwerke und die berühmten Namen seiner Mitarbeiter hatten ohne Zweifel Einfluß darauf, daß die Eigenthümer der Britischen Encyklopädie unternehmender wurden und das Britische Publikum größere Ansprüche machte. So begann die dritte Ausgabe des Nationalwerkes unter günstigeren Umständen und unter der Leitung des Herrn Colin Macfarquhar; allein erst nach seinem Tode, im J. 1793, als Dr. Gleig von Stirling (nachmals Bischof) die Redaction übernahm, erhielt der wissenschaftliche und literarische Charakter der Encyklopädie einen entschieden höheren Schwung. Jener gelehrte Geistliche erfreute sich der Mitwirkung des Professors John Robison, dessen Ansichten über Religion und Politik mit den seinigen verwandt und denen der Französischen Encyklopädisten gerade entgegengesetzt waren. Die erste von Prof. Robison's Arbeiten war die Revision und Erweiterung des Artikels Optik. Den Artikel Philosophie schrieb er im Vereine mit Dr. Gleig, und diesem folgte eine lange Reihe anderer, welche, wie der berühmte Thomas Young sagt, von einer umfassenderen Kenntniß der neueren Fortbildung der Physik zeugen, als das Britische Publikum bis dahin jemals besessen hatte, und zugleich eine mit den mannigfachsten Kenntnissen verbundene selbständige Denkkraft, wie sie nur wenigen Menschen zu Theil geworden, verkünden.

Im Jahre 1810 wurde eine vierte Ausgabe des Werkes durch den verstorbenen Dr. James Millar veranstaltet, und dieser folgten eine fünfte und sechste, die sich in nichts Wesentlichem von den früheren auszeichneten. Aus diesem lethargischen Zustande sollte aber die Britische Encyklopädie bis zum höchsten Range unter allen Werken verwandten Inhalts sich erheben. Das unternehmende Haus Constable und Comp. projektirte ein Supplement, welches sechs Bände umfaßte. Dieses kam unter die geschickte Leitung des Professors Napier. Viele sehr ausgezeichnete Schriftsteller, darunter auch Männer wie Arago und Biot, wurden zur Lieferung von Beiträgen eingeladen und alle Hülfsquellen der Eigenthümer auf dieses Lieblings-Unternehmen verwendet. Den ersten Band (Dezember 1815) bereicherte eine „Vorläufige Abhandlung über die Geschichte der Ethik", von Dugald Stewart; und das Supplement wurde im April 1824 vollendet.

Wenige Jahre später kauften die jetzigen Eigenthümer das Verlagsrecht und veranstalteten sofort eine siebente Auflage, welche uns jetzt vorliegt.*) Ihr Zweck war, den Umfang des Werkes zu erweitern, seinen Inhalt zu vermehren und zu verbessern und dasselbe in jeder Hinsicht der geistigen Fortschritte neuester Zeit würdig zu machen. Die Anzahl und der Werth der Original-Artikel, die sorgfältige Durchsicht und weitere Ausarbeitung älterer Artikel und die sehr gut ausgeführten Karten und Abbildungen beweisen, daß dieser Zweck in sehr großer Ausdehnung erreicht ist.

Um unseren Lesern von Charakter und Werth dieser ungeheuren Sammlung eine Vorstellung zu geben, lenken wir ihre Aufmerksamkeit nur auf die einleitenden Abhandlungen, von denen die erste eine Geschichte der metaphysischen, ethischen und politischen Philosophie, die andere eine Geschichte der Mathematik und Physik enthält. Prof. Stewart hatte jene und Prof. Playfair diese zu bearbeiten übernommen; jeder vollendete auch einen großen Theil seiner Arbeit: aber Beide wurden inmitten ihrer Thätigkeit von dieser Welt abberufen. Stewart hatte die Geschichte der Metaphysik vollendet und Playfair die der mathematischen und physikalischen Wissenschaften bis auf Newton's und Leibnitz's Periode fortgeführt. Sir James Mackintosh wollte die Arbeit seines Freundes durch Abfassung einer Geschichte der ethischen und politischen Philosophie vollenden; allein auch er schied aus diesem Leben, ehe er den politischen Theil begonnen hatte. Prof. Leslie nahm die Geschichte der physikalischen Wissenschaften bei dem Punkte wieder auf, wo sein Vorgänger sie gelassen hatte, und führte sie bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Er konnte die letzte Hand daran legen, erlebte aber nicht die Vollendung des Werkes, zu dem er so thätig beigesteuert hatte.

(Q. R.)

Mannigfaltiges.

— Wiederbelebung der älteren Kirchenmusik in Frankreich. Es hat sich kürzlich in Paris unter dem Fürsten von der Moskowa ein Verein gebildet, der für ernstere Musikfreunde von hohem Interesse seyn muß. Derselbe beabsichtigt nämlich, die Meisterwerke der alten Italiänischen Komponisten aufzuführen, um den Sinn für religiöse Musik zu fördern. Seitdem es in Frankreich keine Königliche Kapelle mehr giebt, durch welche früher die Kenntniß jener Werke noch aufrecht erhalten wurde, sind diese fast ganz in Vergessenheit gerathen, und das neue Unternehmen findet daher lebhafte Billigung und Theilnahme, um so mehr, als die tüchtige musikalische Bildung des Präsidenten und der rege Musiksinn der Patroninnen, unter denen sich die schönsten Stimmen der höheren Pariser Gesellschaft befinden, im voraus für eine treffliche Auswahl und Ausführung der zu exekutirenden Compositionen bürgen. Der Fürst von der Moskowa, der mit gründlichen technischen Kenntnissen die Gelehrsamkeit und Ausdauer eines Archivars vereinigt, soll bereits die ausgezeichnetsten Schätze in diesem Musikfach zusammengebracht haben, und man will Werke von Orlando di Lasso, Allegri, Scarlatti und selbst von Vittoria, einem alten Spanischen Meister, dessen Name gewiß wenigen Dilettanten bekannt ist, zur Aufführung bringen. Schon haben die Proben eines alten Kirchengesanges Alla Trinità aus dem sechzehnten Jahrhundert, von einem unbekannten Tonsetzer, ihren Anfang genommen, und die Wirkung dieser Musik wird als wunderbar ergreifend geschildert. Man verspricht sich, wie gesagt, sehr gute Folgen für den musikalischen Geschmack von diesem gutgeleiteten Unternehmen, nur kann man nicht umhin, dem Präsidenten anzuempfehlen, daß er all' sein Ansehen aufbieten möge, um den ursprünglichen Zweck aufrecht zu erhalten, damit das Institut nicht am Ende, wie es in Paris leicht geschehen könnte, aus einem Verein für religiöse und klassische Musik in eine Konzert-Gesellschaft ausarte, in welcher Bellini und Donizetti den Platz vor Allegri und Palestrina einnähmen.

---

*) The Encyclopaedia Britannica; or Dictionary of Arts, Science, and General Literature. Seventh Edition, with Preliminary Dissertations etc. etc. Edited by M. Napier. Edinburgh 1842. 21 Bände in Quart.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 28. April 1843.

Frankreich.

Die letzten Stunden und der Tod.

Von H. Lauvergne.

Wir haben in Nr. 45 des „Magazins" einige vorläufige Notizen über das neue Werk des Verfassers der „Forçats sous le rapport physiologique, moral et intellectuel" gegeben und dort versprochen, auf dasselbe ausführlicher zurückzukommen. Wir theilen daher aus diesem Buche, von welchem auch bereits in Leipzig eine Deutsche Uebersetzung erschienen *), einige Auszüge mit, und zwar zunächst über den Einfluß der Religionen auf die letzten Stunden, wobei der Verfasser besonders ausführlich bei dem Muhammedanismus verweilt, welchen er Gelegenheit gehabt, sowohl in der Türkei als in Algier zu beobachten. Es darf hierbei, wie bei allen folgenden Mittheilungen, nicht aus dem Auge verloren werden, daß der Verfasser hauptsächlich für seine Landsleute geschrieben, bei denen das religiöse Element so sehr in den Hintergrund getreten, daß er selbst die Bekenner des Islams ihnen in gewisser Beziehung als sittlich höher gestellt bezeichnen zu dürfen glaubt. Nachstehendes ist aus dem zweiten Kapitel seines Buches:

„Welches auch das Wesen der Religion sey, zu der man sich bekennt, so ist so viel gewiß, daß die Geistesbildung, die nicht bis zu den göttlichen Dingen vordringt, nicht in Vergleich kommen kann mit der, welche, von dem großen Werke der Schöpfung erfüllt, sich auf den Flügeln der Anschauung bis zu der Idee ihres Schöpfers erhebt.

Nicht auf gleiche Weise tritt der Tod die Menschen an, und so ist das Sterben ein Vorgang, der auch manchmal sehr rasch vorübereilen kann. Es wäre sehr gut, wenn Jeder sich auf seinen letzten Tag vorbereiten könnte, wenn ein und dasselbe Ende uns träfe, wenn eine ganz gleiche Krankheit uns alle hinraffte, und wenn das Unmögliche und Unergründliche eine wirkliche und bestimmte Geltung hätte; dann aber hätte die Natur, so beweglich in ihrer Unwandelbarkeit, von allen Gesetzen ihres Laufs und ihres Ziels abweichen müssen. Wohl ist der Mensch das Meisterstück der Schöpfung; aber er lebt auch in ihr und ist, wie alle Wesen, aus denen sie besteht, ihren Gesetzen unterworfen. Das Alles weiß er, ohne dadurch besser zu werden; nichts überrascht ihn als der Tod, und wie selten fällt es ihm ein, sein Gewissen über das Geheimniß des Grabes zu befragen!

Der Wege, die aus dem Leben führen, giebt es unzählige, verhängnißvolle und mannigfaltige. Der Tod ist je nach den Meinungen, die sich durch Ueberlieferungen unter den Völkern fortpflanzen, ein Wort von vielfacher Bedeutung; es kann eine gewichtige und erhabene, geheimnißvolle und traurige, oder auch vollkommen gleichgültige Vorstellung ausdrücken. Religion, Sitten, Erziehung, äußere Verhältnisse und Krankheiten verändern und entstellen die Idee, die man sich von dem Tode macht, in allen fünf Welttheilen. Wie verschieden diese Idee aber auch aufgefaßt werden mag, so führt sie zurück auf zweierlei Glauben, entweder an die Unsterblichkeit der Seele, oder an die absolute Vernichtung.

Wenn man alle lebende Geschlechter zusammenriefe, um von ihnen zu hören, ob sie an Vernichtung oder an ein Leben nach dem Tode glauben, so würden neunzehn Zwanzigtheile von denen, die des Nachdenkens fähig sind, selbst die mit einer niederen Seele begabten, sich in der Todesstunde für den Sieg der erhabenen Lehre von einer anderen Welt aussprechen. Empfindet doch der arme Wilde unter seiner Hütte das Wehen des großen Geistes, der ihn besucht; und in seiner Todesstunde erzählt er seinen Freunden von den neuen Freuden seines künftigen Lebens, von seinen alten Aeltern, die er wiedersehen wird, und daß er morgen im Stande seyn wird, Allen, die er auf der Erde zurückläßt, in ihren Träumen zu erscheinen. Der große Geist, der während seines Todeskampfs zu ihm trat und durch seinen Mund die Unsterblichkeit der Seele verkündigt, ist bei einem Bewohner Oceaniens eben so merkwürdig, wie die begeisterten Gesänge eines Mönchs, der in seinem Kloster im Geruche der Heiligkeit stirbt. Zu allen Zeiten ist aber auch die Offenbarung wenigstens ihrem Wesen nach die nämliche gewesen, mag man sie nun auf den einsamen Inseln der Südsee vorfinden, oder die heiligen Bücher und religiösen Ueberlieferungen der ältesten Völker der Erde befragen, die Bücher des Hindus oder die Hieroglyphen der Todtenstadt in Theben, oder die Bücher der Griechischen Philosophen und unserer christlichen Lehrer.

Durch alle Klassen der Gesellschaft finden wir die Offenbarung wieder. Der Starke und der Schwache, der Arme und der Reiche, der König und der Hirt haben ihre Augenblicke der Ekstase, sey es während des Lebens oder auf dem Sterbebette. Ueberall wurde durch das, was man Kultus und Religion nennt, ein und derselbe Gedanke in die Menschheit eingeführt, verbreitet und zum Gemeingute gemacht. Vor allem Daseyn einer Menschheit waren die Urideen Gott und Seele vorhanden, und sie mußten wohl von der Sprache der Menschen erfaßt und ausgedrückt werden, als diese in der Reihe der geschaffenen Wesen auftraten, um einen Theil des großen Ganzen auszumachen. Erst zuletzt, erst nach allen anderen Geschöpfen kam der Mensch auf die glänzende Erde, um sie in ihrer Pracht zu bewundern und ihren Urheber zu erkennen. Wie aber nicht Alles, was lebt, zum Fortleben bestimmt ist, so ist auch nicht das Gehirn eines jeden Menschen darauf eingerichtet, Gott auf der nämlichen Stufe der Erkenntniß aufzufassen. Wäre dies, so gäbe es keinen Zweifel mehr in der Welt; wer mag es wagen, den Aufgang der Sonne in der Nacht zu verlangen? er kann nur erwartet werden! Hätten alle Menschen eine Seele wie die des Sokrates, so gäbe es nicht einen, der nicht irgend einmal in seinem Leben einen Augenblick gehabt hätte, wo er mit dem Himmel verkehrte.

Indessen ohne ein Sokrates zu seyn, kann man die Gabe des Glaubens besitzen, man kann das für wahr halten, was eine höhere Seele geschaut hat. Und dem sind fast alle Menschen unterworfen, sie können sich dem Glauben an das nicht entziehen, wovon sie eine dunkle Ahnung in sich tragen.

Man bemerke wohl, daß die wirklichen Atheisten weder höhere noch mittelmäßige Seelen sind; sie haben nur eine unvollkommene Gehirn-Organisation, sie sind Sklaven oder Opfer der Leidenschaften, der Begierden und der Laster, die sie von der Beschäftigung mit himmlischen Dingen abbringen und aus ihnen das machen, was man aus dem Gesichtspunkte einfacher Natur-Betrachtungen einen Menschen mit intellektuellem Instinkt nennen kann.

Der Mensch ist weiter nichts als eine letzte Wiederholung der höheren Thiere, nur verwickelter zusammengesetzt aus ihren gleichförmigen Functionen, und wie sie zwar die Welt durch die verschiedenen Sinne aufnehmend, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er über seine Thätigkeiten nachdenken und daraus seine absolute Abhängigkeit von einer höchsten Ursache ableiten kann. Dieser letztere Umstand allein begründet für die große Mehrzahl die göttliche Natur unseres Geschlechts. Nicht überall stellt sich freilich diese Verwandtschaft heraus, es giebt entschiedene Verneinungen derselben, die, physisch betrachtet, Menschen sind wie andere: sie sind es in den Augen der Natur, von den Sittenwesen aber schließen wir sie aus. Sie haben eine Seele erhalten, deren Fähigkeiten nicht weiter gehen, als bis zu einem rohen Begreifen materieller Thatsachen, es ist ein Instinkt, der einen menschlichen Organismus regiert. Giebt es nun einen Unterschied zwischen diesen und den anderen von edlerem Schlage, so wird ihn die Phrenologie allein erläutern können. Uebrigens machen sich jene in der Masse der Menschen, unter welche sie das Schicksal geworfen hat, dem aufmerksamen Beobachter selbst bemerklich; für das Leben in der Gesellschaft und für die Pflichten, welche es auferlegt, sind sie theilnahmlos, unentschlossen, störrig und unter keine Regel zu bringen. Blödsinnige oder Wilde zu seyn, das ist ihr Loos; ein sanftes oder ein keinerlei Behandlung zugängliches Gemüth, das ist ihre Natur.

Wenn es sich aber um die göttliche Natur des Menschen und um die Geheimnisse des Grabes handelt, so muß man nicht bei den Alltäglichen des Geschlechts nach der himmlischen Flamme der Offenbarung fragen. Fällt es doch Niemanden ein, den Hottentotten, oder den Europäer, der ihm gleicht, mit jenen umfassenden und hervorragenden Geistern zu vergleichen, deren Auge über diese Welt hinausschaute, und die uns von dort die Kunde von Gott und der Unsterblichkeit der Seele mitbrachten. Seit Anbeginn der Welt ist Religion nichts Anderes gewesen, als die Verherrlichung dieser geoffenbarten Grundwahrheiten, die Allen, welche sie zu erkennen vermögen, zur Anbetung dargeboten werden. Was aber die Gelehrten, die Weisen und der Eigennutz daraus abzuleiten und zu folgern gewußt haben, das bildet die verschiedenen Religionen und Sekten.

Die Häupter der Nationen und die Diener des Kultus haben sich der Wissenschaft von Gott bemächtigt, haben Schulen eröffnet und die Menge darin unterrichtet, wie sie dieselbe verstanden, immer mit dem Zwecke, diese Menge dem gesellschaftlichen Verbande zu unterwerfen, sie zu einer gemeinsamen Weise des Lebens und des Sterbens zu vereinigen. So ist also den Religionen der Unterricht in der Wissenschaft von Gott und in der vom Leben übertragen, sie berücksichtigen in ihren Gebräuchen Seele und Leib, namentlich

*) Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft, aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne, Oberarzt der Marine ꝛc. 3 Bde.

die ältesten, wo ein Hoherpriester, wie z. B. die Aegyptischen, zugleich Priester, Gesetzgeber und Arzt war.

Christenthum und Islamismus sind die beiden letzten Versinnlichungen jener ewig unveränderlichen und überall anerkannten Wahrheiten gewesen. Ueber die ganze Erde hin haben sie tiefe Wurzeln geschlagen, weniger durch die Anlockungen, die Gewalt und die Ueberzeugung derjenigen, welche sie predigten, als vermöge der Einheit und Einfachheit, durch die sie sich charakterisiren. Was am meisten dazu beigetragen hat, die Ausbreitung und Herrschaft dieser beiden Religionen zu begründen, ist das innere Gefühl der göttlichen Abkunft und Unsterblichkeit der Seele, welches wenigstens einmal im Leben jedem Menschen zum Bewußtseyn kommt, wenn er in Gegenwart des Todes sich aufrichtig prüft.

Die Religion Muhammed's verknüpft die irdischen Genüsse mit den Freuden des Himmels, sie umgiebt den Tod nicht mit düsteren Zurüstungen, und Niemand läßt an dem Lager des Sterbenden Klagelieder ertönen. Es ist eine leichtfaßliche Religion mit einem Aberglauben, der Fleisch und Blut befriedigt und eben so sehr dem Volke, welches glaubt ohne zu vernünfteln, wie dem Gelehrten oder Begeisterten, der sie ihm lehrt, angemessen ist. Muhammed's Gesetz verbietet jedes Grübeln und jede Auslegung der Ursachen des Lebens und der Erscheinungen der Welt: es gestattet nur die Betrachtung dieser Welt; und die Verzückung, welche daraus entspringt, ist schon hier eine Vorwegnahme der verheißenen Glückseligkeit. Man lese den Koran; Alles, was den Menschen glücklich machen kann, steht geschrieben in diesem Buche, das Gott seinem Propheten diktirte, und der Muselmann, voll von dem Geiste dieses Korans, blickt mitleidig auf Alles, was aus profanem Munde hervorging, er weiß Alles, was er zu lernen hat, und eigentlich, wenn er die Stelle gefunden hat, von wo er das Auge zu dem Himmel und den Sternen aufschlagen, über das Meer und die grünen Fluren hinschweifen lassen kann, wenn er dies Alles jeden Tag seines Lebens mit Liebe betrachtet hat, wenn er davon durchdrungen ist wie von einem Dufte, der von oben strömt, so weiß er davon in seiner Seele mehr, als der aufgeblasene Gelehrte unter seinen Retorten und Phiolen.

Die vorgeblichen Wunder der Civilisation verkrüppeln nur die Seele und geben sie eben so dem Materialismus hin wie die nackten poesielosen Thatsachen. Die Ideen, welche in dem Geiste eines wahren Gläubigen gähren, der mit untergeschlagenen Beinen vor seinem Kiosk sitzt, während über ihm der Donner durch den Weltraum rollt, beweisen viel besser die göttliche Natur der Seele, als die Erklärung des Donners, welche ein Physiker giebt, indem er die Elektrisirmaschine dreht, um einen Funken daraus hervorzulocken.

In unseren alten Tagen, wo wir im Stande sind, die Reife und Vortrefflichkeit der Früchte unserer Forschungen zu beurtheilen, verläßt uns stets unser Enthusiasmus für alle die Entdeckungen, die der Stolz unserer thörichten und feurigen Jugend waren. Die Seele, diese unersättliche Buhlerin, der wir so viele Schätze des Wissens und der Eitelkeit dargebracht haben, fängt, sobald sie ihre Hinfälligkeit ahnet, an, die Lehre alles dessen, was sie von den Künsten der Civilisation empfing, durchzufühlen: ein einziger Sonnenstrahl, der sie erwärmt und neues Leben in sie gießt, macht ihr das Unendliche, das Unerforschliche und das Unaussprechliche viel begreiflicher, als es die Strahlenbrechung des Prisma und die Eigenschaften der einzelnen Farben vermögen. Nur zu gewiß ist es, daß wir so viel an Glück einbüßen, als wir an Wissen gewinnen, und wäre es auch nur mit den Beängstigungen und den moralischen Schmerzen, die uns bei unsern Gedanken über den Tod bedrängen, so ist mit ihnen die harte Nothwendigkeit zu leben weit über ihrem Werthe erkauft.

(Schluß folgt.)

Die Gesellschaft und der Sozialismus.

(Schluß.)

Die Träumereien dieser Art sind aber so ansteckend und allgemein geworden, daß sie die Ehre eines eigenen Namens erworben haben: sie heißen Sozialismus. Das Wort hat Verwüstungen angerichtet, und die Sache nicht minder. Dies ist der Ursprung aller Verwünschungen gegen die Gesellschaft, aller gegen sie geschleuderten Bannflüche. Die Gesellschaft ist ohne Herz und Gefühl; alle Institutionen sind in ihrem innersten Kerne angefault. Der Ehebruch befleckt die Ehe, der Betrug schändet den Handel, Haß und Eifersucht vergiften die gesellschaftlichen Beziehungen, und der Egoismus ist der oberste Leiter dieser Welt.

Hier kömmt es aber darauf an, eine klare Vorstellung zu gewinnen. Die Civilisation, wie sie einmal besteht, ist nicht eine Opern-Decoration, welche man auf einen Wink verschwinden lassen kann. Sie stellt eine Gesammtheit von Empfindungen und Interessen dar, welche zu erschüttern Mühe kostet. Die Mehrzahl glaubt nicht an untrügliche Systeme und an plötzliche Umwandlungen. Die Gesellschaft hat daher auch trotz des Sozialismus ihren Gang ruhig verfolgt. Sie hat sich durch das Geschrei nicht irre machen lassen und die Beleidigungen nicht aufgenommen; allen Vorwürfen, die auf sie herabregneten, hat sie Gleichgültigkeit entgegengesetzt: das war ihre Rache.

Der eingeständige und ausdrückliche Sozialismus ist daher auch so gut wie zu Ende oder seinem Ende wenigstens sehr nahe. Indeß hat derselbe, wie es scheint, nicht vom Schauplatz abtreten wollen, ohne eine Spur seines Daseyns in den Wissenschaften zurückzulassen; namentlich sind die Geschichte, die National-Oekonomie, die Philosophie, sogar die Medizin von ihm erfaßt worden. Wir wollen indeß nicht alle seine Einwirkungen verfolgen, sondern begnügen uns, die drei Kategorieen von Schriftstellern zu bezeichnen, welche sich dem Sozialismus am rücksichtslosesten angeschlossen haben. Die erste umfaßt die Statistiker, welche die Leidenschaft der Zahlen verblendet; die zweite die Abenteurer des Gedankens, die aufgeblasenen Rhetoren und empirischen Philosophen; die dritte gewisse Dichter. Von diesen drei Klassen sind jedenfalls die Statistiker am wenigsten zu entschuldigen. Sie haben die Zahlen zu den heftigsten Angriffen gegen die Gesellschaft benutzt; die Zahlen sind freilich gefällig und geben sich leicht dazu her, zu beweisen, was man beweisen will.

Nie sind vielleicht Zahlen mit solcher Naivetät aufgestellt und gedeutet worden, als es von den Statistikern der sozialistischen Schule geschehen ist. So hat kürzlich einer derselben die ehrlichen Leute der Französischen Hauptstadt belehrt, daß sie sich gegen 63,000 Verbrecher zu schützen haben, die mitten unter ihnen leben. Noch dazu versichert der Verfasser, daß er bescheiden sey, und daß er die Summe der gefährlichen Individuen leicht auf 100,000 hätte bringen können. Nach seiner Rechnung finden sich unter diesen 63,000 verdächtigen Individuen 3500 Gauner, 7000 Beschützer von Prostituirten, 1500 Vagabunden, 6000 Diebe, 8000 Betrüger, 600 Hehler und 32,000 brodlose Arbeiter. Man sollte es kaum glauben! Man kennt also, bis vielleicht auf einige Kleinigkeiten, genau die Zahl der Betrüger in Paris. Wer hat aber die Daten zu dieser Berechnung geliefert? Die Betrüger, ehe sie an ihr Handwerk gehen, holen sich doch wohl nicht eine Nummer beim Polizei-Präfekten! Aber es genügt, daß solche Berechnungen gedruckt werden, um sie ohne Weiteres für richtig anzunehmen und endlose Declamationen auf sie zu bauen. Ferner hat sich keiner von den Schriftstellern, welche die Erscheinungen des Elends registriren, die Aufgabe gestellt, diejenigen, welche aus den Lastern und Thorheiten der Menschen entspringen, von denen zu unterscheiden, welche in einem unvermeidlichen Verhängniß ihren Grund haben. Dennoch ist diese Unterscheidung sehr wichtig. Das Mitgefühl, welches den selbstbereiteten Leiden geschenkt wird, ist eine Ermunterung für die Faulheit, die Ausschweifung und den Leichtsinn. In keinem Falle kann die Gesellschaft für solche verantwortlich gemacht werden.

Diesem Anstoße ist namentlich auch der Roman gefolgt; auch er hat sich auf die Schilderung des gesellschaftlichen Elends geworfen. Wie die Alten in allen Dingen nach dem Schönen strebten, so jagt diese Schule dem Ungeheuerlichen nach. Die gewaltsamen Bewegungen, die wahnsinnigen Leidenschaften, die unmöglichen Gefühle, die Verwünschungen, Flüche u. s. w. bilden die Hauptingredienzien der Roman-Composition. Die Empörung gegen die Gesellschaft herrscht in allen Productionen, welche Beifall finden, und der Roman nimmt immer mehr den Charakter einer ungestümen und allgemeinen Protestation an: er protestirt gegen die Ehe, er protestirt gegen die Familie, er protestirt gegen das Eigenthum, und es bleibt ihm nur noch übrig, gegen sich selbst zu protestiren. Ueberall giebt sich das Bestreben zu erkennen, die Civilisation für die Fehler des Individuums verantwortlich zu machen und die persönliche Pflicht abzuschaffen, um Alles der gesellschaftlichen Pflicht aufzubürden.

Der Roman ist hierbei nicht stehen geblieben: von der Elegie ist er zum Drama übergegangen; nicht das Mitgefühl bildet seine Grundlage, sondern der Schrecken. Anstatt in die verborgensten Falten des Herzens einzudringen, um die dort schlummernden schlechten Regungen aufzudecken, zieht er aus auf die Entdeckung der schimpflichsten Schmutzlöcher und der erbärmlichsten Existenzen. Durch die Beschreibung der schlechten Oerter und durch den Gebrauch eines cynischen Kauderwälsch will er beweisen, bis zu welchem Grade der Niedrigkeit der Mensch hinabsinken kann, und aus welchem gemeinen Schlamme er geknetet ist. Die Regionen, in welchen die Sprache der Bagno's gesprochen wird, haben keine Geheimnisse mehr für ihn, und er hat sich selbst zum Echo jeder Gemeinheit, jeder Obscönität gemacht: er ist darauf ausgegangen, die Scheidewand, welche die Welt des Verbrechens von der eleganten Welt trennt, einzureißen. Die Helden des Verbrechens können stolz seyn auf die Berühmtheit, welche sie jetzt erlangt haben: es ist ihnen eine Tribune eröffnet, um welche sich ein Auditorium schöner Damen versammelt.

Dahin sind wir durch die Abschweifungen des Romans gekommen: während er sich noch vor kurzem begnügte, dem Laster Kränze zu flechten, errichtet er jetzt dem Verbrechen ein Piedestal. Und wer kann sagen, wo dieses Studium der exceptionellen Existenzen, wo diese Exkursionen in den Schlupfwinkel des Diebstahls und des Mordes ihre Gränze finden werden? Wie interessant wird dadurch der Mörder! Wie sehr steigt das Freudenmädchen in der öffentlichen Meinung! Der Mörder hat ja ein tiefes Pflichtgefühl, und das Freudenmädchen ist mit der Feinheit und mit der zarten Anmuth begabt, durch welche sich die privilegirten Geschlechter auszeichnen. Der Roman hat es dahin gebracht, daß diese beiden Gestalten weder Abscheu noch Ekel mehr einflößen; man gewöhnt sich an sie, und der Beifall der Boudoirs bewillkommnet so liebenswürdige Ausschweifungen und so reizende Verbrechen.

In Wahrheit ist dies eines der schmerzlichsten Schauspiele und eine Art der Verführung, welche gefährlicher ist, als man glauben mag. Im Verbrechen liegt eine unheimliche Wollust, welche man nicht aufregen muß; die gewöhnlichste Klugheit räth, über solche Ungeheuerlichkeiten einen Schleier zu werfen. Jede Civilisation hat Schmutzlöcher; wer wüßte es nicht? Aber sie werden von einer besonderen Bevölkerung bewohnt, und Niemand ist genöthigt, in ihre schmutzigen Tiefen niederzusteigen. Glaubt man dem Menschen die Neigung zum Guten, die Leidenschaft für das Edle einzuflößen, indem man ihn in Schändlichkeiten einweiht, welche nie sein Auge oder sein Ohr beflecken sollten? Man öffne das Buch mit den großen Namen der Literatur, und sehe, ob einer sich dazu hergegeben hat, solche Geschichten zu schreiben, solche Gemälde zu entwerfen. Nur zwei Männer haben sich einer solchen Aufgabe mit einem Erfolge unterzogen, der ihren Nachfolgern schwerlich zu Theil wer-

den wird: sie heißen Mercier und Rétif de la Bretonne. Was ist aber von ihren Werken geblieben? Wer denkt noch an das Tableau de Paris, ein Buch, das, wie Rivarol sagte, in der Straße erfunden und auf einem Eckſteine geschrieben ist? Wer erinnert sich noch der Nuits de Paris, dieses vierzehnbändigen Alps, wo der Verfasser alle Höhlen des Lasters und des Verbrechens beschreibt?

Und sind denn diese die Gesellschaft? Leben wir denn nur in einer Welt von Gaunern und feilen Dirnen? Die große Zahl von Hausmüttern, deren Freuden nicht über den engen Kreis ihrer Häuslichkeit hinausgehen, die Haushaltungen, in welchen die Arbeit die Bedürfnisse der Woche, die Vergnügungen des Sonntags und ein Ersparniß für das Alter herbeischafft, werden verschmäht und mit Stillschweigen übergangen. Man sucht und verfolgt nur die Mißbildungen und Ausnahmen. Um Effekt zu machen, ist es nothwendig, starke Streiche zu führen. Daher die phantastische Welt, welche an die Stelle der wirklichen tritt, daher die Wichtigkeit, welche einigen zweideutigen Existenzen zu Theil wird.

Jetzt scheint die Zeit einer ernsten Ueberlegung gekommen. Der Sozialismus ist zu Ende, und es kömmt nun darauf an, auch seine letzten Spuren zu vertilgen. Lange genug ist man mit Uebertreibungen und Schmähungen gegen unsere gesellschaftliche Ordnung zu Felde gezogen; kehren wir jetzt zu einem anständigeren Tone und zu einer unparteiischeren Würdigung zurück. Betrachtet man diese Ordnung mit kaltem Blute, so findet man, daß sie nicht das ist, was man mit Gewalt aus ihr machen will; man stellt sie zu niedrig oder erwartet zu wenig von ihr. Diese Welt, welche das Christenthum richtig beurtheilt hat, wird immer der Sitz der Leiden seyn, und wenn man sieht, daß keine Klasse sich diesem Gesetze entzieht, daß die Mächtigsten wie die Schwächsten ihm einen gleichen Tribut zollen, so wundert man sich, daß noch so viele Köpfe der Chimäre nachjagen, welche die absolute Vollkommenheit heißt. Allerdings bilden sich die Gesellschaften und bessern sich die Menschen, aber wenn sich eine Wunde schließt, so öffnet sich eine andere. Das moralische Leiden wächst überall, wo das physische Uebel sich verringert, und diese Erscheinung stellt ein künstliches Gleichgewicht der menschlichen Geschicke her.

Vor Allem kömmt es darauf an, daß der Mensch nicht in der Erwartung eines von seinen Anstrengungen unabhängigen Glückes lebe und nicht in der gefährlichen Idee einschlafe, daß die Gesellschaft ihm Alles schuldig sey, Wohlstand, Freude, Sicherheit, ohne von ihm einige Tugenden oder die Beherrschung einiger Leidenschaften fordern zu dürfen. Die Ausfälle gegen die Civilisation und ihr Elend sind Entschuldigungen für die Erschlaffung und Vorwände für lasterhafte Naturen. Man leistet so den schlechten Neigungen Vorschub und liefert der Zügellosigkeit Waffen. Dies muß aber um jeden Preis vermieden werden. Die Gesellschaft hat gewiß noch eine lange Bahn des Fortschritts zu durchlaufen; aber darum ist es nicht minder wichtig, das Pflichtgefühl und die Macht des Gewissens zu stärken.

Louis Reybaud.

England.

Die Uebersetzung des Faust, von J. Birch.*)

Zur Charakterisirung der Art und Weise, in welcher Herr Birch unseren Faust übersetzt hat, möge es uns zunächst erlaubt seyn, gleichfalls einige Proben auszuwählen. Im Anschluß an Nr. 46 des Magazins, und zum Vergleiche mit Herrn Filmore's Uebersetzung, setzen wir zuerst das Zitherlied Mephisto's her:

Was machst du mir rc.

Ah what dost thou here?
Thy lover's door near,
O Katty! Katty dear
Ere sun is up! — good lack!
Listen to what I say!
Thou'dst better keep away —
He'll let thee in, for aye
A maid — not so go back.

Then prithee, have a care!
Before thou art aware,
Mayst say good night for e'er
To virtue if you linger —
If thou thyself dost love
No secrecy approve
Even in love — sly love!
Till ring is on thy finger.

Diese Uebersetzung scheint uns weit hinter der des Herrn F. zurückzustehen, die leicht und anmuthig dahin fließt, während hier, formell betrachtet, die trochäischen Anfänge, Härten wie door near, so go, unreine Reime approve: love u. dgl. nicht anders als störend seyn können, der Sinn aber auf mannigfache Weise verändert worden ist, — besonders mit den Worten mayst say good night — to virtue if you linger, in denen eine jener erläuternden Erweiterungen gegeben ist, die nur zu oft dem Sinne des Originals ganz zuwider sind. Und was hat Herr B. hier gewonnen? Er hat, wie Goethe, 16 kurze Zeilen hergestellt, in denen viermal dreifache Reime stehen.

Wir heben noch eine andere Stelle aus:

Ach neige, du Schmerzenreiche.

Bend, holy Mother!
Mother! rich in sorrow,
Thine eyes on my distress!
Pierced in thine heart
With agonising smart,
For thy Son's death-progress:

To God! thy father and friend,
Thine eyes, and sighs ascend,
For thine, and His distress.

Who can be aware
How anguish and despair
O'erwhelm me?
What my poor heart affrights,
What it trembles at — invites —
Is known to only Thee!

Where so e'er I go,
Grief, and pain, and woe,
My bosom rake!
Am I alone —
I sigh, and sob, and moan, —
My heart will break! etc.

Auch hier scheint uns Filmore nicht bloß getreuer, sondern klarer, graziöser, geschmackvoller, mit einem Worte Goethescher; man vergleiche:

Who feels — who knows —
How fiercely glows
  The torment that does pierce me to the bone!
How my poor heart, in throbbing, burns;
Ah, how it trembles, how it yearns,
  Thou knowest — and but thou alone!

Where'er — where'er I go,
What woe, what woe, what woe
  Within my bosom here — is stirring, waking;
Alas! alas! now scarce alone am I;
I weep, I weep, ah! bitterly I cry;
  My heart, my very heart is in me breaking.

Herr Birch hat dem Faust ein langes anhaltendes Studium gewidmet, und wir glauben es ihm ohne Weiteres, daß er sechs Jahre seines Lebens daran gesetzt habe, diese Uebersetzung beider Theile zu vollenden. Wir sind auch weit entfernt, das viele Treffliche und Gelungene seiner Arbeit zu verkennen, aber wir meinen, ihr fehle oft die leichte Grazie der Bewegung, der frische Hauch, die Unmittelbarkeit des Gefühls und Verständnisses, welches alles einer Uebersetzung, die eine Reproduction seyn muß, den Schein der Originalität verleiht. Herr B. geht auf das peinlichste zu Werke und beruhigt sich nicht bei ungefährem Verständnisse, und wo kurze, undeutliche oder zweifelhafte Stellen vorkommen, bemüht er sich allemal, ihnen einen möglichst entschiedenen und zwar den Sinn unterzulegen, der ihm dem Ganzen am angemessensten zu seyn scheint. Danach übersetzt er denn, hin und wieder auch, um die Verse zu füllen, erklärend und umschreibend, und daß er sich dabei nicht selten vergreift, läßt sich erwarten, dem Ausländer auch wohl verzeihen, zumal bei diesem Werke. So verhält es sich mit der obigen Stelle: „Ist es vollbracht, dann gute Nacht“; so, wenn der Verfasser in der bekannten Stelle des Vorspiels: „Da Nebel mir die Welt verhüllten, die Knospe Wunder noch versprach“, die letzte Hälfte durch My bud, fair wonders then bespoke; oder „Ist's möglich, ist das Weib so schön — — — So etwas findet sich auf Erden? Has Earth a daughter worthy of compare?“ übersetzt. Wir könnten eine Menge solcher Stellen anführen, in denen dem Verf. das natürlichste Verständniß entgeht. Der Verf. geht aber weiter und will seine Uebersetzung, deren er sich immer wohl bewußt scheint, rechtfertigen, zuweilen in absichtlichem Widerspruche zu der Deutschen allgemeinen Auffassung. Hierher gehört im Anfange die Stelle vor dem Auftreten Wagner's: „O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus, — Es wird mein schönstes Glück zu nichte rc.“, bei der der Verf. sich so verritten und verbissen hat, daß es einer bogenlangen Deduction bedürfte, ihm die natürliche Deutsche Auffassung als die rechte und einzig zulässige zu beweisen. Auf neun Seiten glaubt er es pretty clear gemacht zu haben, daß er Goethe'n zu einer würdigeren Erklärung verholfen habe. So etwas aber kann wohl Deutschen rücksichtlich des Shakspeare, schwerlich Engländern mit dem Faust gelingen. Wir setzen die ersten Zeilen her:

O Death! I know't! — it is my Familiar —
Doom'd are my splendid Hopes — my high career!
Alas! that the fullness of the flame-clad Vision
Should thwarted be by th' sapless SNEAKER'S intervision!

und Faust's Worte, nachdem Wagner ihn wieder verlassen:

How from the head Hope never wholly fadeth!
But ever to some airy castle clings —
She digs with anxious hand for golden things
And joys, if worms she finds to trade with!
Dared then a mortal voice intrude its sound
Where Spirit fullness circled me with day!
For once I feel kind thanks unbound
Towards THEE, poor single-hearted child of clay! etc.

Der Verf. hat einen Aufwand von Mühe und Fleiß verschwendet, um sich unlösbar fest zu verstricken; er übersetzt die Stelle falsch und — begreift sie nach seiner Uebersetzung. Er denkt sich, O Tod! könne nichts Anderes, (etwa the Devil!) bezeichnen, als eben O Tod! Er fühlt nicht, daß: Ich kenn's, noch einen ganz anderen Sinn hat als I know it, nämlich hier: Ich kenn's, das ist das bekannte Klopfen meines Famulus, was vom Tode doch wohl nicht gesagt werden konnte; er übersetzt den Famulus eigenmächtig in einen anklopfenden Familiar, i. e. Spiritus familiaris, und versteht unter schönstem Glücke die Carrière und Hoffnungen Faust's, die sein Famulus, d. h. Herr B.: sein Kollege oder most confidential student, doch so wenig hätte zerstören können, als etwa das schönste Glück, das hieße den Geist, der ja schon vor dem Klopfen verschwunden gewesen sey. Ohnehin wie würden,

*) S. Nr. 46 des Magazins.

fragt er, dazu die Worte: Doch diesmal dank ich dir, du reissest mich von der Verzweiflung rc. passen? Der Verf. denkt sich weiter die Fülle der Gesichte als fullness der Flammenbildung, die der Tod durch sein Nahen verscheucht: eben darauf könne doch auch nur der mit Hinblick auf Holbein's Todtentanz so genannte trockne Schleicher gehen, und — doch wir müssen den Verf. selbst diesen Satz sprechen lassen: who can the definite article allude to, but THE dry or sapless sneaker, Death! pictorially etc. Ja, um bei dieser grammatischen Interpretation des Verf. stehen zu bleiben, selbst das Neutrum: Das ist mein Famulus, und Es wird mein — Glück zu nichte, beweisen ihm gegen den Famulus oder für den Tod, doch will er darauf kein Gewicht legen, „knowing that Es is idiomatical, although Der in the first instance, and Er (sic!) in the second might be equally euphoniously used."!! Auf solche und ähnliche Weise kommt der Verf. freilich nicht dazu, den scheinbaren Widerspruch, der in dem Zusammenstürzen Faust's bei dem Verschwinden des Geistes, in den Worten: mein schönstes Glück, und weiter der Verzweiflung liegt, zu lösen, wie es zu versuchen statt aller Deuteleien einzig seine Aufgabe seyn mußte.

Wir dürfen uns nun nicht lange mehr bei dem zweiten Theile aufhalten, dem der Uebersetzer nicht weniger Fleiß gewidmet hat, als dem ersten, und auch in keiner Weise Schwäche oder sonstige Spuren des Alters Goethe's anmerken will; er bemüht sich, Goethe's Plan in der Einleitung darzulegen, und läßt am Schlusse reichlichere Noten folgen, meist zur näheren Erläuterung seines eigenen Verständnisses. Als eine Probe heben wir den Gesang Ariel's im Eingange aus:

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen rc.

Soon as blossom-bearing showers
Heavy-hovering, earthward sink;
Soon as fields and opening flowers
Give the Husbandman the wink, —
Then doth Fairies' giant spirit
Speed to help, where help it can.
Is he wicked? Has he merit? —
It bemoans the luckless man.

und eine andere Stelle, willkürlich gewählt, doch besonders schwierig, aus der klassischen Walpurgisnacht: Doch das Antike find' ich zu lebendig rc.

Mephist.

Although our thoughts are not o'er nice, —
These Antiques cherish the naked vice!
We with a fine decorum, in a trice
Make sightly, forms of alabaster —
Covering variety of things with leaf and plaster.
Disgusting folk! but nothing here shall grieve me.
As guest I'll bow to all — the better they receive me.
I greet ye, beauteous Dames — and sapient Gripe-hons.

A Griphon.

Not Gripe-ons — Griphons! no one calmly bears
Himself called Gripe-on! — ev'ry name appears
Evil or good — judging from whence it springs.
As grey, grayly, gravy, grave; again pipe, pip, pipings,
Rhythmically chimed — gripe, grip, gripings!
Which puts my pipe out.

Mephist.

Yet! not to dwell thereon:
Grip, — with permission — is a part of Griphon!

Griphon.

But the relationship don't featly hold,
Which I'll explain in converse mild, —
Grip — gripes at maidens, crowns and gold!
The Griphon — is Fortune's favourite child.

Herrn Birch's Werk ist auf das splendideste ausgestattet und, mit Stahlstichen nach M. Retzsch geziert, die schönste aller Uebersetzungen des Faust, deren Anzahl sich, so viel wir wissen, bereits auf 12 beläuft. Möge es ihm gelingen, in seinem Vaterlande Theilnahme und Ersatz für Fleiß, Talent und Begeisterung zu finden, die er unserem Meisterwerke in reicher Masse gewidmet hat. *)

A. H.

*) Es geht uns so eben auch noch eine andere Englische Uebersetzung vom zweiten Theile des Faust zu, die Herrn Archer Gurney zum Bearbeiter hat und augenscheinlich mit vielem Geschmack und großer Kunst ausgeführt ist. Wir sind jedoch, zu unserem Bedauern, außer Stande, jede dieser wohlgemeinten Leistungen ausführlich, wie sie es verdienen und wie es die Freunde der Englischen Bearbeiter wünschen, in unserem Blatte zu besprechen.

D. R.

Mannigfaltiges.

— Bischof Eylert's Königsbuch. Der neueste (zweite) Band der Foreign and Colonial Review enthält Mittheilungen aus dem trefflichen Buche des Bischofs Eylert über den verewigten König Friedrich Wilhelm III. Es werden zunächst die auch in Deutschland vorzugsweise durch Auszüge in den Journalen bekannt gewordenen Aeußerungen des Monarchen über Friedrich den Großen und über religiöse Erziehung übersetzt. Der Herausgeber sagt in einer einleitenden Notiz, daß er diese Mittheilungen von derselben ausgezeichneten Deutschen Dame erhalten habe, der er die Korrespondenz in dem ersten Bande der Review zu verdanken habe. *) „Friedrich Wilhelm III.", fügt er hinzu „und die Königin Louise, diese edle vom Schicksal gebeugte Frau, sind in England immer als historische Gestalten betrachtet worden, deren erhabenes Geschick nur von der höchsten Kunst auf würdige Weise dargestellt werden kann. Wir bedauern daher aufrichtig, daß es nicht in unserer Macht steht, das uns vorliegende schöne Original in seiner ganzen Vollkommenheit und den tiefen Sinn der Worte des Königs, besonders über christliche Erziehung, so in unserer Sprache wiederzugeben, wie der Gegenstand es erfordert."

— Deutsche Literatur in England. Eine Geschichte der Deutschen Literatur wird so eben von den Herren Franz L. J. Thimm und W. H. Farn in Englischer Sprache angekündigt. **) Dieselbe will namentlich ein Wegweiser auf den Gebieten der Deutschen Geschichte, Philosophie, Romanen-Literatur und Poesie seyn. In der Ankündigung heißt es: „Das Studium der Deutschen Literatur hat während der letzten Jahre in England so außerordentlich zugenommen, daß der Mangel einer systematisch geordneten Darstellung ihres Fortschrittes und ihrer Entwickelung, als Leitfaden der Studirenden, lebhaft empfunden wird. Zwar sind zu diesem Zwecke mehrere Geschichtswerke unternommen worden, doch diese waren entweder unvollständig oder haben sich auch nur über eine besondere Periode der Deutschen Literatur erstreckt. Das bekannteste Werk dieser Art war eine Englische Uebersetzung von Menzel's „Deutsche Literatur", die vor einigen Jahren in Oxford herauskam, ein Produkt, das, obwohl es manche gute Seite aufzuzeigen hat, doch im Ganzen zu pedantisch und engherzig und größtentheils zum Studium für Engländer ganz ungeeignet ist. Andere Deutsche Schriften dieser Art sind niemals übersetzt worden, und in der That ist darunter auch kaum eines, das, wenn es auch noch so gut übertragen wäre, unseren Bedürfnissen entsprechen dürfte. Denn weder Gervinus' „Deutsche Literatur" noch die gleichartigen (!) Werke von Eichhorn, Wachler, Horn, Koberstein oder Laube, um anderer Schriftsteller nicht zu gedenken, enthalten das, was gerade ein Englischer Leser in der Geschichte einer ausländischen Literatur sucht." — Das neue Buch soll eine Uebersicht gewähren von der Zeit der Schlesischen Dichterschulen bis zur Gegenwart und wird mehr als 200 Autoren umfassen, von welchen zugleich kurze biographische Skizzen mitgetheilt werden sollen. Besonders gerühmt aber wird die neue Eintheilung der Literatur-Perioden und die Gruppirung der Dichter, die jedem Engländer den Ueberblick des Ganzen erleichtern werde. Erscheinen wird das bereits zum Druck fertige Buch, sobald eine gewisse Anzahl von Subskribenten beisammen ist.

*) Vgl. Nr. 26 des Magazins Art. „Mannigfaltiges".

**) The Literature of Germany from its earliest period to the present time. By Franz L. J. Thimm. Edited by William Henry Farn.

Bibliographie. *)

Holland.

E. J. Diest Lorgion Geschiedenis van de kerkhervorming in Friesland. 8. Leeuwarden. 1 fl. 30 c. (Vergl. Mag. 1842. Nr. 117.)

J. D. Meijer Consultatien. 8. Amsterdam. 4 fl. 20 c.

W. H. Suringar (Verf. des im Mag. 1842. Nr. 24 angezeigten Andachtsbuches für Gefangene) Gedachten over de eenzame opsluiting der gevangenen. 8. Leeuwarden. 30 c.

A. A. Sebastian (Prof. in Gröningen) Recherches anatomiques, physiologiques, pathologiques et séméiologiques sur les glandes labiales. 4. Groningue. 80 c.

A. van Beek Aanmerkingen op eene proef over het golvenstillend vermogen der olie (die wellenstillende Kraft des Oeles), genomen door eene commissie der eerste klasse van het Koningl. Nederlandsch Instituut van wetenschappen — nabij Zandvoort, benevens eenige nadere authentique berigten, aangaande dit voor de zeevaart zoo belangrijk onderwerp. 8. Utrecht. 75 c.

J. C. Epp Mijne uit- en terugreize naar Java, Sumatra en andere Nederlandsche Oostindische bezittingen. 8. mit 1 Karte. Dordrecht. 75 c. — Wir erinnern hierbei an: F. Epp Schilderungen aus Ostindiens Archipel. Heidelberg 1841. 8.

L. P. C. van den Bergh Gedenkstukken tot opheldering der Nederlandsche geschiedenis, opgezameld uit de archiven te Rijssel, en op gezag van het gouvernement uitgegeven. 8. Leyden. 3 fl. 40 c.

P. Simons Johan de Wit en zijn tijd. Deel 3 (letzt.). 8. Amsterdam. 4 fl. 20 c.

J. Immerzeel jr. De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders, beeldhouwers, graveurs en bouwmeesters, van het begin der vijftiende eeuw tot heden. Uitgegeven door C. H. Immerzeel en C. Immerzeel. Deel 1. gr. 8. Amsterdam. 6 fl.

C. Leemans Animadversiones in musei antiquarii Lugduno-Batavi inscriptiones graecas et latinas, a L. J. F. Janssen editas. 4. c. 1 tab. Lugduni Batav. 1842. (Vergl. Nr. 13.)

J. van Lennep Onze voorouders, in verschillende tafereelen geschetst. Deel 4. 8. Amsterdam. 4 fl. 80 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: van der Palm Leerredenen. Deel 5. 6. — van Hamelsveld Nederlandsche pandecten. Deel 10. 1. stuk. — van Hasselt Nederlandsche wetgeving op de scheepvaart. Deel 2. — Scheikundige onderzoekingen, gedaan in het laboratorium der Utrechtsche hoogeschool. Stuk 4. — De vrije Fries. Deel 2. 4. stuk. — Roorda van Eysinga Handboek der land- en volkenkunde, geschied-, taal-, aardrijks- en staatkunde van Nederlandsch Indie. Boek 3. 2. deel.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 1. Mai 1843.

Marokko.

Das Reich Marokko und seine Bewohner.

In Nr. 17 des „Magazins" vom vorigen Jahre theilten wir aus dem New-Yorker Journal: The New World ein Schreiben aus Tangier mit, in welchem sich einige interessante Nachrichten über den noch so wenig erforschten Landstrich befanden, dessen Oberhaupt man mit dem Namen eines Kaisers von Marokko beehrt. Der Briefsteller, ein Herr Carr, der sich eine Reihe von Jahren in jenen Gegenden aufhielt, ist vor kurzem nach seinem Vaterlande, den Vereinigten Staaten, zurückgekehrt und giebt jetzt in Amerikanischen Blättern weitere Details über seine dortigen Reisen heraus, die wir, da solche auf Autopsie gegründete Schilderungen auch dem Europäischen Publikum nicht unwillkommen seyn dürften, unseren Lesern hiermit im Auszuge vorlegen.

* * *

Die Volkszahl von Marokko beläuft sich auf etwa 6 Millionen Seelen und besteht aus Kabylen (3 Mill.), Arabern (1 Mill.), Mauren (1 Mill.), ferner aus 7—800,000 Juden und 4—500 Christen und Renegaten, wovon Erstere Europäische Kaufleute und Handels-Agenten, Letztere meistens entflohene Verbrecher und Ueberläufer aus der Spanischen Festung Ceuta sind. Von der Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Kabylen die zahlreichste und merkwürdigste Abtheilung. Unter diesem Namen verstehe ich alle Stämme, welche die gebirgigen Regionen des Atlas bewohnen, obgleich sie unter verschiedenen Benennungen bekannt sind und gewöhnlich für abgesonderte Völkerschaften gelten. Ich bin der Meinung, daß sie ursprünglich nur eine Nation ausmachten, und daß die Brebs oder Berber und Schelluhs oder Schluks vom Atlas (auch Amazurg, d. i. Freie, genannt), die Guanchen auf den Kanarischen Inseln und die Tuariks in der Wüste mit den Numidiern, Geramanten und Gätuliern der Alten identisch sind, daß ihre Mundarten sich auf eine Hauptsprache zurückführen lassen, und daß die Abweichungen in ihren Sitten und ihrem Charakter nur von Nebenumständen herrühren. Während die Araber von jeher die Ebenen bewohnten, haben die Kabylen sich stets in den Bergen aufgehalten, wo sie in kleinen, aus Erdhütten bestehenden Dörfern (drunka) leben, und obgleich sie seit so vielen Jahrhunderten mit den Arabern und Mauren in Verbindung stehen, hat die Mundart der Letzteren unter ihnen doch nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Sie reden eine eigenthümliche Sprache, die mit den tiefen Guttural-Tönen der Arabischen keine Aehnlichkeit hat; sie klingt eher wie Englisch (!), womit sie auch die Mauren vergleichen. Der zischende Ton des S, welcher den Arabern im Englischen auffällt, prädominirt besonders in dem Schluk-Dialekt und stimmt mit der Aussage des Herodot überein: daß sich die Einwohner Libyens einer Mundart bedienten, die dem Gezische der Schlangen gleiche. Die Kabylen selbst haben einen sehr hohen Begriff von dem Alterthum ihrer Sprache; wie sie behaupten, existirte sie schon vor der Sündfluth und wurde von Noah und seiner Familie in der Arche gebraucht. Wenn man diesen uralten, geheimnißvollen Dialekt gründlich untersuchen und dieselben etymologischen Grundsätze darauf anwenden würde, die in den letzten Jahren zur Beleuchtung so vieler wichtigen historischen Fragen gedient haben, so könnte vielleicht eine solche Arbeit zu den merkwürdigsten Entdeckungen führen. Alles, was man bisher darüber besitzt, sind einige unvollständige und fehlerhafte Vokabulare von drei- bis vierhundert Wörtern, deren Sammler außer Stande waren, den Gegenstand mit der tiefen Gelehrsamkeit, dem umfassenden Ueberblick und dem ausdauernden Fleiß zu behandeln, der die berühmten Orientalisten Europa's, und vorzüglich Deutschlands, auszeichnet. Die älteren und neueren Europäischen Sprachen, das Hebräische, Arabische, Syrische, Sanskrit und andere Asiatische Dialekte haben den ganzen kritischen Scharfsinn der Philologen monopolisirt, während man die Mundarten des Atlas und der Sahara kaum eines Blickes würdigt. Das Tuarik, das von einem Ende der großen Wüste bis zum anderen gesprochen wird und von dem man auch schriftliche Denkmäler besitzt, ist meines Erachtens mit dem Berber- und Schluk-Dialekte verwandt, so wie auch das Volk selbst (die Tuariks) ohne Zweifel zu der Kabylen-Familie gehört, indem es sich, nach dem Zeugnisse des Capitains Lyon und des Majors Denham, als ein äußerst schöner Menschenschlag auf eine vortheilhafte Weise von den mit ihm vermischten elenden Araber-Stämmen unterscheidet.

Die Marokkanischen Kabylen, ob sie nun Berber oder Schluks heißen und durch welche Nüancen in der Lebensart und dem Charakter sie auch von einander abweichen mögen, sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, schön gebaut, kräftig und gewandt. Ihre Farbe ist hell; sie haben feingeschnittene Gesichtszüge, mit feurigen, schwarzen Augen und schneeweißen Zähnen, und ihr verständiges, unternehmendes und unabhängiges Ansehen bildet einen schlagenden Kontrast gegen den finsteren, schielenden Ausdruck, der den Araber charakterisirt. Doch wäre es ungerecht, einen Volksstamm, der seit Jahrhunderten der unbeschränktesten Freiheit genießt, mit einer ehemals stolzen und ritterlichen Nation vergleichen zu wollen, die zu gleicher Zeit unter dem Druck eines unerträglichen Despotismus und einer herabwürdigenden Religion seufzt.

Der Ritus und die religiösen Gebräuche der Mauren sind in der Hauptsache denjenigen aller übrigen Muhammedanischen Länder ähnlich, obgleich sie im Verlaufe der Zeit durch dieselben Umstände modifizirt worden sind, die den Mangrebim-Dialekt des Arabischen hervorgebracht haben. Dem Koran zufolge, sollen alljährlich zwei Feste und eine Fastenzeit beobachtet werden; man hat indessen noch andere eingeführt, die von den Mauren eben so streng gehalten werden, wie die ersteren. Die Fasten des Ramadans finden alle Jahre im letzten Monat ihrer Zeitrechnung statt, zum Gedächtniß der Offenbarung des Korans an Muhammed durch den Engel Gabriel. Gegen Eintritt des Neumondes wird eine scharfe Wache gehalten, und sobald man ihn erblickt, theilt ein Kanonenschuß von der Batterie dem Volke die Nachricht mit. Von diesem Augenblicke an beginnen die Pflichten des heiligen Monats, und alle Geschäfte werden bis zum Ende der Fasten ausgesetzt, die bis zum folgenden Neumonde dauern und während deren man sich nur mit Gebet und religiösen Uebungen abgiebt. Wenn sich Feinde auf der Straße begegnen, so umarmen sie sich, geben sich die Hand und geloben, ihren Zwiespalt zu vergessen. Außer zur Selbst-Vertheidigung, ist es nicht erlaubt, in diesem Monat Krieg zu führen. Von Tages-Anbruch bis Sonnen-Untergang enthalten sich die Mauren der Speise und des Tranks, des Taback-Rauchens und Schnupfens, wogegen zur Entschädigung die Nächte der Schwelgerei gewidmet sind. Von der Beobachtung dieses Gesetzes sind nur Kinder unter 13 Jahren, Kranke und Reisende ausgenommen, welche Letztere jedoch das Versäumte zu einer anderen Zeit nachholen müssen. Das Ende des Fasttags wird jeden Abend durch einen Kanonenschuß von der Citadelle oder durch die Stimme des Muezzins und die Erscheinung einer weißen Fahne auf dem Minaret verkündigt, worauf die Mauren mit belustigender Eile zur Pfeife, zum Schnupftabak oder zum Becher greifen, um ihrem unterdrückten Appetit Genüge zu leisten. Auf den Straßen werden jetzt nur Christen und Juden angetroffen, indem sich die Muhammedaner ganz in ihre Wohnungen zurückziehen, wo sie durch das Blasen der Hörner und Schlagen der Trommeln zu ihren Mahlzeiten zusammengerufen werden.

Der zweite oder größere Bairam, Id-al-kurban (das Opferfest), ist der letzte der im Koran vorgeschriebenen Festtage. Er wurde ursprünglich am 10ten Tage des zwölften Monats gefeiert, ist aber jetzt in den zweiten Monat des neuen Jahres verlegt worden. In dieser Zeit reisen nämlich die Pilger nach Mekka ab, bei welcher Gelegenheit in der ganzen Muhammedanischen Welt ein Fest begangen wird, wobei man zu Ehren Gottes und des Propheten einen Hammel schlachtet. Um 8 Uhr Morgens begeben sich die Behörden, von den Schrifs (angeblichen Nachkommen Muhammed's), Talib's und Bürgern begleitet, nach der Opferstelle, die Arabisch Emsallah, der Betplatz, heißt. Ein Kanonenschuß giebt das Signal zum Opfer, worauf man den Kopf des Hammels gen Osten wendet, ihm nach einer kurzen Anrufung die Kehle durchschneidet und den Körper einem Reiter übergiebt, der bereit steht, ihn zu empfangen, wobei er Sorge trägt, das Thier in aufrechter Stellung zu halten, damit das Blut nicht zu schnell fließen und seinen Tod nicht zu bald herbeiführen möge. Dann giebt der Reiter seinem Pferde die Sporen, um dem Pöbel zu entkommen, der ihn mit Knütteln und Steinen verfolgt. Ein Hagel von Schlägen fährt auf ihn hinab, und es würde ihm schlimm genug ergehen, wenn er nicht, darauf vorbereitet, sich die Kleider vorher so dick ausgepolstert hätte, daß die Streiche meist unschädlich an ihm abgleiten. So wird das Opfer nach der Moschee gebracht, wo es von einem „Heiligen" in Empfang genommen und untersucht wird; ist es todt, so gilt dies für ein böses Omen — eine schlechte Aerndte und Hungersnoth ist die unvermeidliche Folge; lebt aber das Thier noch, so ist das Gegentheil der Fall und die Glückwünsche und Freudenbezeugungen nehmen kein Ende. Für die ausgestandenen Schläge erhält der Reiter den Hammel, was man, nebst der Ehre, als eine hinreichende Entschädigung betrachtet. Um 10 Uhr, oder so bald als möglich nach dem

öffentlichen Opfer, beginnt ein allgemeines Schlachten, indem Jedermann verpflichtet ist, einen Hammel zu tödten; dieser wird hierauf in Stücke getheilt und an alle Freunde und Bekannte, theils als Höflichkeits-Bezeugung, theils zum Beweise der Rechtgläubigkeit und des Vertrauens in die Macht des Propheten, herumgeschickt. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die letzten Stunden und der Tod.

Von H. Lauvergne.

(Schluß.)

Unsere Erdenbande knüpfen uns an das Leben; sie müssen es wohl, da uns sonst Alles an sein Ende mahnt. Ist aber der, welcher es wie eine Wohlthat des Himmels aufnimmt, nicht mehr werth, als der Gelehrte und der Gebildete, die nach allen Seiten verwahrt und zitternd, es zu verlieren, einherschreiten? Ich halte den Glauben an ein unvermeidliches Schicksal, dem sich jeder rechte Muselmann unterwirft, für den wahren Sieg der Demuth und Ergebung. An jedem Ort und in jedem Augenblick hängt sein Leben von dem Hauche Gottes ab, der nach seinen Absichten den Baum auf den Bergen entwurzelt, und auch seiner Hände Werk, dem er Sinn und Bewegung gegeben hat, um jenen besser zu sehen und zu begreifen. Auf den Tod zu jeder Stunde gefaßt zu seyn, ist für den Muselmann die ununterbrochene Anwartschaft auf eine bessere Welt.

Dieser Quietismus verläßt den Türken nie: er lebt auf diese Weise zwischen Himmel und Erde, wie es uns die Bibel lehrt. Der wahre Gläubige darf weder aus Furcht noch aus Ehrgeiz sterben; auch raubt er sich nicht selbst das Leben. Nie befällt ihn während seines ganzen anscheinend so eintönigen Daseyns der Ueberdruß: kurz, er läßt das Leben verlaufen nach dem Willen dessen, von dem er es erhielt. Ohne davon ein Aufhebens zu machen, übt er die Selbstverleugnung, und alle Liebe, die Gott gebührt, trägt er auf seine Mitmenschen über. Er thut das Gute um des Guten willen, ist fromm aus Ueberzeugung und liebt die Menschen, weil es seine Natur so mit sich bringt.

Wir haben hier allerdings nicht den Türken geschildert, der schon von einer halben Civilisation berührt ist, denn dieser ist schon aus der echten Art geschlagen; sondern wir meinen den Türken, wie wir ihn im Innern des osmanischen Reichs kennen lernten, eine Persönlichkeit, die ganz nach dem Vorbilde der alten Patriarchen geformt ist.

Dieser vollkommene Typus des Glückes auf Erden ist das Werk eines gläubigen Gemüths, das an Aberglauben und Glaubenslehren gleich fest hält. Mag man den Muselmann belehren wollen, daß das Blau des Himmels eine Atmosphäre sey, und daß, was er am Himmel erblickt, Welten sind, die im Raume gravitiren und sich nach berechneten und bekannten Gesetzen bewegen: das würde ihm nur seinen beschaulichen Genuß der Werke Gottes verkümmern. Aber nein, er wird gar nicht darauf hören; er wird sagen: Ich sehe das Alles wie du, aber ich bin nicht so vermessen wie du, das Unbegreifliche erklären zu wollen. Du hast den Lauf der Sterne gemessen, weil du ihn verfolgtest; ganz so weiß ich, daß mein Apfelbaum Früchte bringen muß, weil ich die Tage zählte bis zu dem, wo sie reif waren. Gott will es so! „Allah kerim!" Gottes Wille geschehe, ist die Antwort auf Alles, was ihm Gutes oder Schlimmes widerfährt; es ist das Alpha oder Omega seiner unerschütterlichen Philosophie.

Die Religion, welche Muhammed predigte, beschäftigt sich viel mehr mit der Seele als mit dem Leibe; der durchgreifende Gedanke des Korans ist die Verleugnung des Ichs im Erdenleben. Der Gläubige lebt als ein Pilger in dieser Welt, die er morgen schon verlassen muß. Er enthält sich des Weins; seine Spiele, wenn er deren wirklich kennt, sind nur eine rauhe und angreifende Leibesübung; die Liebe bringt ihm weder Nächte voll Thränen, noch Tage des Kampfs. In ihren Harem eingeschlossen, kennen seine Frauen kein anderes Verlangen, als ihrem Herrn zu gefallen und die Mutterfreuden zu genießen. Für den wahren Muhammedaner ist die Frau nur der Gegenstand flüchtigen Genusses, den man nur sorgfältig bewacht, um nichts davon einzubüßen, so lange er fesselt. Mit der sinnlichen Lust findet hier die Liebe ihren Anfang und ihr Ende; und wenn der Herr des Harems stirbt, so läßt er nichts auf der Erde zurück als seine Söhne, die er im Paradiese wiedersehen wird. Sein Weib, der Muhammed die Seele abgesprochen hat, ist über das Grab hinaus nichts mehr für ihn; dem Auserwählten kommen nun die verheißenen Houris, ewig jung und ewig schön, entgegen.

Diese Fabel von den Houris hat man vielfach erklärt und ausgelegt, ohne sie doch richtig aufzufassen. Muhammed wollte, indem er die unbeschränkte Herrschaft der Schönheit und der Lust in den Himmel versetzte, nicht mit einer vergänglichen irdischen Leidenschaft anlocken, sondern sie auf etwas Erhabenes, Ideales und vor dem Tode Unerreichbares hinweisen. Ist doch die Liebe jener Zug, jene Hinneigung zum weiblichen Wesen, die mehr als jede andere Anlage dem Manne höhere Kräfte und höheren Schwung verleiht. Wann ist aber die Seele dem Uebersinnlichen näher, als in der höchsten Steigerung der Leidenschaft? Das Ideal der Liebe in den Himmel zu versetzen, das haben alle Muhammed's dieser Welt versucht, ohne daß es ihnen gelungen wäre, wie dem Einen. Warum nicht? Weil sie zu Krämern, zu gemeinen Seelen sprachen.

Die reine Liebe ist das Symbol des Schönen und Guten. Wenn sie vergänglich, wenn ihr stets etwas Bitteres beigemischt ist, kommt uns da nicht der Gedanke, daß der Ort, wo sie unsere Einbildungskraft vergeblich suchte, nicht auf der Erde sey, und daß, wenn irgend etwas Reines, nur die Seele sie verdienen könne? So ist denn also jenes Harren, jenes Sehnen des wahren Gläubigen nach einem weiblichen Wesen, das er nur im Himmel finden kann, die eigentliche Verklärung dessen, was der Mensch in seinen Träumen so oft empfunden, auf Erden gesucht, aber niemals erreicht hat; es ist die Vertauschung des Egoistischen in der Liebe mit jener vollkommenen Form derselben, die nicht sich, sondern den Anderen will und eine vergeistigte Sinnenlust als Belohnung verspricht. Man wird gestehen, daß es keine anlockendere Lehre geben kann, um sich des Denkens zu bemeistern und die innere Beschauung anzuregen.

Ohne Liebe, unter welcher mehr sinnlichen und mystischen oder mehr reinen und idealen Form sie eingeführt werden mag, ist Religion kaum gedenkbar. Jede dauernde Religion ruht auf der Liebe zu Gott; und wo diese Liebe sich nicht unmittelbar zu dem höchsten und unerfaßlichen Ideal zu erheben vermag, wendet sie sich zunächst an die vermittelnde Weiblichkeit, die sie unter dem Symbol einer reinen und unbefleckten Jungfrau personifizirt hat. Und nun schaue man um sich und betrachte die Inbrünstigkeit der Gebete, die zu einer solchen vermittelnden Fürsprecherin emporsteigen; und wiederum zu welcher Zeit des Jahres ist diese Inbrunst am heißesten und stärksten? Ist sie es nicht in dem Monate, den das innere Bewußtseyn dieser Klasse von Gläubigen sehr treffend den Marienmonat genannt, im Mai?

Kommen wir jedoch auf den wahren Gläubigen, wie ihn Muhammed wollte, zurück. Sein Leben auf dieser Erde ist durch und durch sinnliche Liebe; er darf alle die unzählbaren Genüsse, welche die Natur bietet, in sich schlürfen, nur daß ihr Uebermaß seine Seele nicht denen entführe, welche der Himmel verspricht. Gerade um seine Begierden zu mäßigen, hat ihn der Gesetzgeber in die engen Schranken eines einfachen Gemüths und einer ihren Gesichtskreis nicht überschreitenden Vernunft verwiesen. Was ihn hierin stören könnte, wie z. B. der Wein, ist ihm verboten, und was seinen Stolz zu der Anmaßung aufruft, dem Schöpfer die geheimnißvollen Triebfedern des Weltalls abzulauschen, muß ihm als Frevel gegen den erscheinen, der die Wohlthaten des Lebens auf uns träufeln läßt, wenn wir uns nur der Frage nach den Gründen und den unerforschlichen Quellen derselben enthalten. Ein Fanatiker für Muhammed's Gesetz, ein Saide der Gebote Allah's, ist der wahre Gläubige auch der vollendetste Fatalist. Der Sultan sendet ihm die Schnur, er erdrosselt sich ohne Widerrede unter dem Rufe „Allah kerim!" Sein Beherrscher ernennt ihn zum Wesir; und wiederum ruft er „Allah kerim!" Endlich kommt seine schönste, seine Todesstunde: gelassener und gefaßter als jemals blickt er zum Himmel auf, kreuzt die Arme über die Brust und spricht noch ergebener: „Allah kerim!" Aus dem religiösen Gesichtspunkte erscheint uns dieser Fatalismus als das erhabenste Beispiel der Selbstverleugnung des Menschen und seiner Ergebung in Gott.

Und was ist nun die moralische Seite dieser Religion und dieses Fatalismus? Der Türke ist wahrhaft glücklich, weil er an Gott glaubt, ohne das Geheimniß seines Wallens und Wirkens ergründen zu wollen, und weil er seine frohen wie seine schlimmen Tage dem Beschlusse des Herrn der Welt zuschreibt, mag dieser ihn nun mit Gedeihen segnen oder ihm Leiden senden. Ich sah einen alten Pascha umgeben von seiner Familie und dem ganzen feenhaften Pompe orientalischer Pracht sterben; andererseits war ich Zeuge des langen Todeskampfes eines Marabuts aus der Gegend von Konstantine, der auf die Galeeren geschmiedet war.*) Beide Männer erschienen mir in ihren so ganz entgegengesetzten Verhältnissen gleich bewundernswerth und glücklich. — Eben so hat ihre Fassung, mit der sie den tödtlichen Streich der Damaszenerklinge erwarten, weder mit der stupiden Wildheit unserer verhärteten Verbrecher, noch mit dem affektirten, manchmal nur von der Trunkenheit erborgten Muthe mancher obskurer Verschwörer die geringste Aehnlichkeit. An welchem Orte der Tod den Muselmann treffen mag, er wird nicht weinen noch jammern; ruhig und feierlich endet er wie die untergehende Sonne. Ganz so sendete er sonst den Blick langsam und bedächtig über die Wogen hin und blies den wohlriechenden Dampf aus seiner Pfeife über den frischen Rasen, versunken in die Betrachtung der Werke Gottes. Das Leben eines solchen Menschen hat für die, die nur in Zahlen und handgreiflichen Thatsachen leben, etwas Unbegreifliches, für ihn aber unzählbare Offenbarungen. Er betrachtet unablässig einen Stern, eine Pflanze, ein Thier; warum will man nicht glauben, daß das Erfaßbare und Wahre in diesen Gegenständen sich seinem Geiste darstelle? Newton entdeckte sein Weltgesetz, die Attraction, durch unausgesetztes Nachdenken; oder nicht vielleicht durch unausgesetztes liebevolles und entzücktes Betrachten dieser Welt?

Wenn das Denken die Form ist, unter welcher wir uns alles unsers Kummers wie unsers Glückes bewußt werden, so müssen wir gestehen, daß die Religion des Muselmanns die Seele erweitert, weil sie dieselbe zum Himmel richtet, und stark macht, weil sie dieselbe durch den Fatalismus gegen alle Widerwärtigkeiten waffnet, welche das Uebermaß einer allzu ehrgeizigen Civilisation in seinem Schoße hegt.

Muhammed's Gesetz hat für Alles gesorgt, auch für das leibliche Wohl seiner Bekenner, die es stark, kräftig und gewandt macht und vor einem verdorbenen Blute wie vor Verkrüppelungen bewahrt. Der Geist wird hier nicht geplagt und vollgepfropft: ein Mensch soll erzogen werden mit festen Lungen in einer weiten Brust, mit einem Herzen, das kräftig und lange schlägt, einem Magen, der durch nichts erhitzt und nicht ohne Noth überladen wird. Und dann sehe man, wie die Reinlichkeit, die nach dem heiligen Augustin schon die halbe Tugend ist, und das Wasser, das erste Element, das uns im Mutter-

*) Vergl. des Verf. Werk: Les Forçats. Paris 1841. p. 192.

selbe umgiebt, von den Sprüchen des Koran in Ehren gehalten und empfohlen werden! Das Bad, welches die Empörungen des Fleisches stillt, und das Gebet, welches die Seele erhebt, das sind die Zerstreuungen jedes guten Muselmanns.

Wo nun alle physischen und moralischen Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Menschen so auf dieselbe Gleichförmigkeit gebracht werden, da müssen auch die letzten Stunden sich durchaus gleichen. Diese Völker, auf der Stufenleiter der Civilisation am tiefsten stehend, obgleich mit allen Mitteln ausgerüstet, sich auf derselben viel höher zu stellen, scheinen alle einen gemeinsamen Tod zu sterben. Ein Todeskampf ist wie der andere; nicht zwei verschiedene Arten haben die Seelen, sich vom Leibe zu trennen. Das aber ist das Werk einer unbeugsamen und unerbittlichen Religion, welche die materiellen Interessen in den engen Spielraum des natürlichen Bedürfnisses zusammendrängt, dafür aber das moralische Wesen des Menschen, durch die schon im voraus eröffnet und dargebotene Aussicht auf ewiges Glück, auf das Gebiet des Unendlichen verwiesen hat.

Wir haben hier den Muhammedanismus in seiner ganzen Reinheit geschildert, nicht aber in dem, worin er anderen Religionen gegenübersteht, weil wir keine Kritik desselben zu schreiben hatten. Wir wollten nur den Beweis liefern, daß, wenn die Religionen die Sitten und Lebensweise eines Volks bestimmen, sie auch die Art des Sterbens erklären, die bei diesem oder jenem Glauben am gewöhnlichsten beobachtet wird. Der Fatalismus und der Aberglaube, der seine Stelle vertritt, sind übrigens nicht an die Klimate gebunden, wo der Islam herrscht; Fatalisten und Abergläubische giebt es überall, und wo diese Schwächen des menschlichen Geistes von einem traditionellen Verhältniß zwischen der Seele und dem Himmel herrühren, da haben wir nie etwas bei einer Sterbestunde gefunden, das nicht zu beneiden gewesen wäre.

Wo eine Religion aber Sitten und Gebräuche eines Volkes nicht mehr beherrscht, ist es unmöglich, bloß an den etwaigen Ausnahmen, die sich ihren Eingebungen noch nicht entzogen haben, den Grad ihres Einflusses zu bestimmen. So ist es der Fall in Frankreich, wo man zwar an Gott glaubt, aber die Einen herkömmlich, und nur die Anderen, die viel kleinere Zahl, aus Ueberzeugung. Dann wird der Kultus, in seiner ganzen Bedeutung, ein leerer Apparat. Da wir hier von den Sterbestunden in ihren Beziehungen auf die Art eines festgestellten Kultus sprechen, so kommen wir auch auf das Glaubensbekenntniß, welches sich von Rom getrennt hat, auf das protestantische, so wie wir es in Frankreich vorfinden.

Das reformirte Bekenntniß enthält alle Glaubenslehren des Christenthums, nur mit einigen Abweichungen, welche eine Art von Ablehnung gewisser Ueberlieferungen und dogmatischer Sätze der Römischen Kirche in sich schließen. Gegen den bekannten und so viel angefochtenen Spruch: „Außer der Kirche kein Heil", behauptet der Protestantismus, daß der Weg zum Himmel allen Menschen offen stehe. Thätigkeit verlangt dieser Kultus bloß in der Uebung guter Werke und in der frommen und demüthigen Liebe zum Nächsten, welche Erbarmen predigt und in jeder leidenden Seele, in jedem Schmerz, der das Mitgefühl anspricht, auf den Bruder hinweist. Der Geist des Protestantismus führt zu Gott durch die Summe des Guten, was in seinem Namen und zu seiner Verherrlichung dem Nächsten erwiesen wird. Von da aus bis zu dem Stolze, der sich dadurch der Andachts-Uebungen überhoben glaubt, ist freilich nur ein Schritt. Niemals verzweifelt der Protestant an der Güte Gottes, so lange er die rein menschlichen Grundsätze, die ihm die angehörte Predigt lehrt, nicht vernachlässigt. In seiner Kirche spricht ihm, außer dem Worte des Predigers, nichts vom Himmel und seinen unaussprechlichen Freuden; und wer hier auch mit dem Organ der Offenbarung, mit der höheren Seele eintritt, der muß von dieser Höhe herabsteigen, auf den besonderen Umgang mit dem Himmel verzichten, um sich den einfachen Gemüthern anzureihen, die auf ganz gleichförmige Weise den guten Samen des Pflichtgebots, den der geistliche Hirt unter ihnen ausstreut, aufnehmen und in sich keimen lassen.

Hierin liegt die unübersteigliche Kluft zwischen Rom und Genf; sie ist so weit, wie ein Gedicht von der kalten Erörterung eines notariellen Akts entfernt ist. Um den Einfluß, der auf ein moralisches Wesen stattfindet, kennen zu lernen, muß man einen Augenblick in eine Kirche treten; wie er hier ist, so ist er das ganze Leben hindurch. In der protestantischen Kirche ist Jesus Christus unsichtbar und rein geistig unter der Gemeinde; aber an den schmucklosen Wänden regt nichts die Versinnlichung des Symbols an, weder Blumen noch Düfte, noch seraphische Stimmen, die durch das Ohr in die Seele dringen und von der Seele zum Himmel schweben.

Eine Römische Kirche dagegen schmeichelt den Sinnen und versetzt die Seele in eine übersinnliche und doch wirkliche Welt. Wie sollte es auch anders seyn, wo die Andacht sich zur Verzückung steigern kann! Ist doch hier die Kirche nichts Anderes, als die Pracht der Welt im Kleinen, die verschönerte Darstellung der Scenen der Natur, und Alles, was man über den Kultus der Römischen Kirche sagen kann, läuft auf eine Folgerung aus seinem Pompe und seinen feierlichen Ceremonien hinaus.

Hier ist die Kirche, dieser Palast des Königs der Könige, den er unter so vielen geheimnißvollen Gestalten besucht und wo er sich denen, die unablässig zu ihm beten, in dem Glanze seiner Herrlichkeit zeigt, hier ist die Kirche noch das heilige Zion, herniedergefahren vom Himmel, wo die Könige der Welt sich demüthig niederwerfen und sich zu Knechten des höchsten Herrn bekennen. Was man auch dagegen einwenden mag, das Alles ist ganz geeignet, eine Seele zu erquicken und zu erbauen, sie mit dreifachem Erz gegen die Uebel des Lebens zu schirmen und ihr die Sterbestunde leicht zu machen als die Stunde ihrer Erlösung. Möchten wir nur so vieles Guten würdig geblieben seyn! Aber uns Allen fehlt, um die Symbole der Kirche zu verstehen, die Herzenseinfalt und der naive Glaube, wie sie Klovis, der rohe Sikambrer, hatte, der, als er Christ wurde, die Pracht des Ceremoniells bei seiner Taufe in seiner Freude für die Pracht des Himmels selbst haltend, dem Erzbischof mit den Worten auf die Schulter klopfte: „Herr! Dein Königreich ist schöner als meines!"

Jetzt lehrt die Kirche Roms weder leben mehr noch sterben; es giebt nur noch eine kleine Zahl wahrer Anhänger derselben, wie es die strengen Gläubigen waren, denen unter unseren sinnlichen Glückseligkeiten auf dieser Erde der Name Christ noch etwas gilt.

.... Christ aber oder Muselmann seyn, wie man es in drei Theilen der Erde ist, heißt noch nicht seine Religion streng üben, und es folgt daraus noch nicht, daß die Sterbestunde der Einen oder der Anderen unbedingt ein letzter rascher Aufschwung zu dem sey, was der Gegenstand ihres Glaubens war. Eigentlich hat eine Religion, sobald sie nicht mehr der vorherrschende Gedanke einer zu einer Nation vereinigten Volksmasse ist, aufgehört Religion zu seyn. Sobald ein Volk durch die tausenderlei Gründe, welche es in seinem Glauben erschlafften, bis zu dem Skeptizismus und der Gleichgültigkeit abgelebter Nationen gekommen ist, nennt es sich frei und unabhängig; es lebt nur der Befriedigung seiner Leidenschaften, ist selbstsüchtig und wankelmüthig. Ohne Einheit und Verbindung, die ihm das Uebersinnliche sonst gab, verwirklicht es in Allem, was es sagt und thut, das, was man figürlich ein gesellschaftliches Chaos nennen kann. Das ist Frankreichs Fall, und er erklärt die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Arten, wie man dort stirbt."

Ostindien.

Erzählungen eines Vêtâla.

2. Die vier Freier.*)

Da ging der König wieder zum Ciṅçipâbaum und nahm den Leichnam auf die Schulter; und wie er so ging, fing der Vêtâla abermals ein Geschichtchen an und sagte: „Höre, o König, die folgende Erzählung.

Es giebt eine Stadt mit Namen Dharmasthala, wo ein König mit Namen Ganâdhipa herrschte; dort lebte auch ein Brahmane, Namens Kêçava, dessen Tochter Mandâravatî wegen ihrer Schönheit allgemein gepriesen wurde. Als diese nun heiratsfähig war, stellten sich vier Freier zu gleicher Zeit ein, und das waren vier Brahmanen, alle an Tugenden gleich. Da dachte Kêçava bei sich: „Vier Freier, ein Mädchen! Wem soll ich sie geben, wem sie verweigern?" Aber es geschah, daß gerade um diese Zeit des Kêçava Tochter von einer schwarzen Kobra gebissen wurde, weshalb er sogleich Leute, die des Besprechens kundig waren, herbeiholte; aber diese, als sie die Mandâravatî erblickten, erklärten: „Sie kann nicht länger leben, da eine so giftige Schlange sie gebissen; außerdem sind aber auch noch Tag und Constellation unheilvoll, so daß gar keine Aussicht auf Rettung vorhanden ist." Bald darauf zeigte sich auch Fieber, Schweiß, Erbrechen, Schlucken, Krampf, Schwindel und endlich der Tod. — Da ging denn Kêçava ans Ufer des Flusses und richtete ihre Bestattung zu; auch die vier Freier kamen auf den Begräbnißplatz, und der erste von ihnen stieg mit auf den Scheiterhaufen und ließ sich verbrennen; der zweite sammelte die Asche und Knochen der Geliebten, baute sich eine Hütte an dem Orte und bewahrte sie darin; der dritte ward ein Büßer und ging in die Fremde; der vierte endlich ging heim in seine Wohnung. Der aber, welcher in die Fremde gehen wollte, kam an das Haus eines Brahmanen, und da es gerade Mittag war, so bettelte er um Speise. Der Hausherr trat heraus und sagte ihm, daß er die Speise hier draußen verzehren müsse; des Brahmanen Frau brachte auch sogleich das Essen, schob ihm einen Sessel hin und hieß ihn niedersitzen; währenddes aber begann ihr Kind im Hause zu schreien, und da ging sie hinein und warf's ins Feuer. Als das der Bettler sah, ging er fort, doch der Brahmane hielt ihn zurück; er aber sagte: „Nachdem ich diese grausame That gesehen, will ich nicht mit euch essen; denn wie kann man wohl bei dem etwas genießen, in dessen Hause solche Riesenunthat geschieht?" Als der Brahmane das hörte, ging er ins Innere des Hauses und holte ein Buch, schlug es auf und murmelte eine Zauberformel, und — plötzlich war das zu Asche gebrannte Kind wieder lebendig. Dem Bettelmönch, der diese Kunst des Brahmanen gewahrte, fiel sogleich ein: „Wenn ich das Buch hätte, könnte ich die Geliebte wieder lebendig machen." So denkend, verbarg er sich und blieb dort; in der Nacht aber ging er ins Haus, stahl das Buch und ging wieder zum Begräbnißplatz zurück. Hier fragte ihn der, welcher dort seine Wohnung genommen hatte: „Nun, Freund, du bist doch nun in die Fremde gegangen, hast du was gelernt?" Der sprach: „Ich habe die Kunst, Todte lebendig zu machen, gelernt." Sprach Jener: „So mache doch unsere Geliebte wieder lebendig!" Als er das vernahm, schlug er das Buch auf, murmelte die Zauberformel, besprengte die Asche mit Wasser, und gleich ward das Mädchen lebendig, und auch der, welcher mit ihr gestorben war, lebte wieder. Als nun derjenige, welcher nach Hause gegangen war, das hörte, kam auch er wieder herbei, und sie begannen sich nun alle Vier mit zornfunkelnden Augen um das Mädchen zu streiten."

So erzählte der Vêtâla und sprach darauf: „Sage mir, o König, wessen Gattin soll sie seyn?" Da sprach der König Vikramasena: „Höre! Der, welcher sie lebendig gemacht, ist ihr Vater, welcher ihr das Leben verliehen;

*) Aus dem Sanskrit übersetzt. Die erste Erzählung befindet sich in Nr. 28 des Magazins.

der mit ihr gestorben ist, das ist ihr Bruder, da er sie begleitet hat; der, welcher die Aschenreste auf dem Begräbnißplatze sammelte, hat wie ein niederer Mann gehandelt und ist ihr Sklave; der wird ihr Gatte, welcher nach Hause gegangen ist." Als der König so gesprochen, ging der Vètâla fort und hing wieder an dem Zweige des Çinçipâbaumes.

3. Der treue Rädschput.

Als der König den Todten nun wieder vom Çinçipâbaume holte und auf der Schulter trug, redete der Vètâla abermals also: „Höre, o König, ich will dir eine Geschichte erzählen.

In der Stadt Vardhamânâ lebte ein König, Namens Çûdrakadêva; der bezog ein festes Lager und fragte den Thürhüter: „Sage mir, ist das Thor auch bewacht oder nicht?" Antwortete der Thürhüter: „Mit Schweiß und Staub bedeckt, ohne Schutz und Obdach stehen deine Dienstmannen vor dem Thore. Da kam eines Tages ein Rädschput mit Namen Viravara aus dem Darinâpatha, um seine Dienste anzubieten, und ward vor den König geführt: der fragte ihn: „Sage mir, Rädschput, wie viel Sold erhältst du für den Tag?" Viravara sprach: „Majestät, täglich tausend Suvarna's." Der König fragte: „Wie viel Elephanten, Pferde und Fußvolk hast du?" Viravara antwortete: „Majestät! Meine Frau, meine Tochter, mein Sohn und ich, wir sind Vier, und mein Schwert ist das Fünfte, weiter habe ich nichts." Als das der Feldherr und die ehrwürdigen Räthe hörten, traten sie herzu; der König aber dachte: „Warum fordert er wohl so viel? — Doch sey's; wenn ich viel gebe, wird mir's vielleicht gute Früchte tragen!" Er rief darauf den Schatzmeister and befahl ihm: „Diesem Viravara sollst du täglich tausend Suvarna's auszahlen." Viravara gab darauf Geschenke an die ehrwürdigen Brahmanen, Gelehrten, Philosophen, städtischen Diener und die übrigen, nahm seine sieben Sachen zusammen und ging in seine Wohnung. Nachdem er aber gegessen hatte, nahm er Nachts sein Schwert und hielt an der Thür des Königs Wache. — Und so antwortete nun stets, wenn der König fragte: „Wer steht vor der Thür?" dieser Viravara und erfüllte pünktlich die Befehle seines Herrn.

Eines Tages hörte der König auf dem Begräbnißplatze das Jammern und Klagen einer weinenden Frau und sprach: „Wer hält draußen Wache?" Viravara antwortete: „Majestät, ich, Viravara!" Der König: „Viravara, hörst du die Klagetöne einer weinenden Frau?" — Viravara: „Ich höre!" Da sagte der König: „Geh zu ihr, erkundige dich nach der Ursach ihrer Thränen und kehre schnell zurück." Viravara folgte darauf dem Laut und kam auf den Begräbnißplatz; von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, ging ihm aber der König unbemerkt nach. Dort sah er nun eine mit göttlichem Schmuck gezierte Frau, in Thränen und mit aufgelöstem Haar; bald drehte sie sich klagend in wildem Tanz, bald eilte sie wankend dahin, bald weinte sie, bald wieder war sie thränenlos und rief jammervoll im Uebermaß des Schmerzes: „O ich Arme, ich Elende!" und fuhr schaudernd auf, sich die Glieder zerfleischend, und warf sich heftig wieder nieder. Als Viravara sie erblickte, fragte er: „Wer bist du, und weshalb klagest du hier?" Sie sprach: „Ich bin die Königslarmî!" *) Viravara sprach: „Wenn du die Königslarmî bist, so sage, warum du weinst." Sie antwortete: „Durch irgend ein Vergehen ist die Göttin Dêvî **) erzürnt worden, darum wird der König am dritten Tage sterben, und dann werde ich herrenlos seyn; darum weine ich!" Viravara sprach: „Giebt es kein Mittel, durch welches der König ein recht langes Leben erhalten kann?" Sie sprach: „Wenn du vor der Hausgöttin der Königlichen Familie deinem Sohn mit eigener Hand den Kopf abschlägst und ihn opferst, so wird der König hundert Jahr alt werden. Nachdem Viravara dies gehört, ging er in sein Haus, weckte dort seine Frau und erzählte ihr Alles, was vorgefallen war. Darum heißt es: Das sind echte Söhne, welche den Vater lieben; das ein wahrer Vater, der sie ernährt; das ein Freund, auf den man vertrauen kann; das eine wahre Gattin, in welcher unser ganzes Seyn aufgeht: — Ein ruhmreicher Sohn, eine nutzenbringende Wissenschaft, Gesundheit, Zusammenseyn mit Freunden und eine bescheidene, freundliche Frau, das sind die fünf Entwurzler des Schmerzes. Wer einer geliebten Frau seinen Kummer vertrauen kann, wird bald wieder heiter. Doch wozu noch vieler Worte! Ich muß für den König sterben, darum gehe du und suche wieder Zuflucht im Hause deines Vaters und deiner Mutter!" Als seine Frau das hörte, sagte sie: „Beschränktes Glück gewähren Vater, Bruder und Sohn, aber endloses der Gatte! Welche Frau möchte ihn daher nicht ehren? Was soll mir der Sohn, was alle Verwandten, ja was sollen mir Vater und Mutter? Du, mein Gebieter, bist mein einziges Glück! Nicht weiche ich von deiner Seite; bei dem Gatten ist die Stätte der Frauen, das ist ihr ewiges Recht. — Nicht Geschenke spendet das Weib dem Brahmanen, nicht bedarf es hundertfacher Fasten, daß sie sich läutere, denn auch ohne Gelübde wird sie geläutert, wenn sie eines Sinns bei dem Manne verharrt. Ihn darf sie weder in Krankheit noch im Unglück verlassen, und die, welche anders handelt, ist der Hölle gewiß!" — Als der Sohn dies Alles hörte, sagte er: „Wenn der König durch meinen Tod hundert Jahr alt werden kann, was wollt ihr noch weiter?" Die Tochter endlich sprach: „Auch ich gebe meinen Kopf her!" Darauf gingen sie alle Vier, nachdem sie es von allen Seiten überlegt hatten, in den Tempel der Königlichen Hausgöttin. — Der König aber, der noch dort verborgen war, sprach: „Solcher Verstand, solche Gedanken, solche Gefährten werden uns zu Theil, wie uns das Schicksal verleiht."

Jetzt trat Viravara vor die Göttin, erzeugte ihr seine Verehrung, zog das Schwert und sprach: „Erhabene Göttin, durch meines Sohnes Tod möge der König hundert Jahre alt werden!" So betete er, schlug ihm das Haupt ab und ließ es zur Erde fallen. Als Schwester und Mutter das sahen, nahmen auch sie sich das Leben. Da dachte Viravara: „So sind nun alle drei getödtet! — Wenn ich nun auch dem Könige noch länger diene, wozu nützt mir Gold?" — So sprach er und erstach sich. Als aber nun der König sah, daß alle todt waren, dachte er: „Durch mich ist der Untergang dieser Familie herbeigeführt; was soll mir nun noch das Königreich!" zog darauf sein Schwert und wollte sich eben erstechen, als die Göttin sprach: „Sohn, ich bin mit dir versöhnt, genug nun der Gewaltthat! Sprich einen Wunsch aus!" Der König sprach: „Erhabene Göttin, wenn du versöhnt bist, so mögen jene wieder ins Leben zurückkehren!" Die Göttin antwortete: „Also sey's!" Holte aus der Unterwelt Ambrosia *) herbei und machte die Viere wieder lebendig. Darauf ging der König heiter in seine Behausung und auch Viravara ging mit seiner Familie heim.

Am anderen Morgen, als der König in den Audienzsaal trat, kam auch Viravara dorthin, und der König fragte ihn: „Sage mir, Viravara, warum weinte die Frau in der Nacht?" Viravara sprach: „Majestät, als sie mich erblickte, verschwand sie; weiter vermag ich dir nichts zu berichten!" Da erzählte der König Alles vor der Versammlung seiner Räthe und verlieh ihm aus Dankbarkeit das Reich Karnâta." **)

Als er diese Geschichte erzählt hatte, sprach der Vètâla: „Sage mir, o König, wer von diesen zeigte die größte Tugend?" Der König Vikramasena sprach: „Das war der König." — Sprach der Vètâla: „Aus welchem Grunde?" — Der König: „Für seinen Herrn verläßt der Diener wohl das Leben, nicht aber wegen des Dieners der Herr. Darum ist der König der tugendreichste, denn er hat sein Reich für einen Strohhalm geachtet und war sogar im Begriff, sich zu tödten!" — Nachdem der Vètâla das gehört hatte, ging er davon und hing wieder auf dem Zweige des Çinçipâbaumes.

*) Larmî ist in älteren Werken die Gemahlin des Vischnu und Göttin des Segens und der Fülle, in späteren überhaupt die Schicksalsgöttin. Sie tritt hier ähnlich wie die in Deutschen Fürstengeschlechtern der Sage nach heimische weiße Frau auf, und diese gleicht ihr auch darin, daß sie ursprünglich ebenfalls eine segenbringende Göttin war.

**) Dêvî, Gemahlin des Çiva, deren Kultus im Mittelalter, ungeachtet seiner grausamen Formen, da man ihr sogar Menschen opferte, bedeutende Ausbreitung gehabt zu haben scheint.

*) Im Sanskr. Amrita; die Vorstellung von dieser Götterspeise ist dieselbe, wie bei den Griechen. Der Name bedeutet das „Unsterbliche".

**) Dieser Schluß ist nicht aus unserem Original, sondern aus dem Hitopadeça entnommen, wo sich diese Erzählung ebenfalls findet. In unserem Werke antwortet der Rädschput auf des Königs Frage nichts als: „Einen nachsichtigen, freigebigen, gerechten Herrn erlangt man durch Tugend, aber ein den Fürsten schützender, frommer, tüchtiger Diener, o Herr, ist schwer zu erlangen." Darauf schenkt ihm der König die Hälfte seines Reichs.

Mannigfaltiges.

— Theod. v. Beza's Kirchengeschichte. Ein neuer Abdruck von Theodor von Beza's „Geschichte der reformirten Kirche in Frankreich" ist im vorigen Jahre in Lille erschienen und jetzt auch durch den Pariser Buchhandel zu beziehen. ***) Das Ganze besteht aus drei Bänden, deren jeder etwa 30 Bogen stark ist, und kostet 21 Fr. (einen Friedrichsd'or).

— Ein neu aufgefundener Carton von Raphael. In London hat sich zu den sieben Cartons von Raphael, die sich in Hampton-Court befinden, dort von allen Kunstliebhabern und Fremden aufgesucht werden und auch bereits vielfach in Kupfer gestochen sind, noch ein achter gefunden, der bis jetzt im Findelhause (Foundling Hospital) irgendwo so versteckt war, daß Niemand etwas von ihm wußte. Es stellt dieser Carton die „Ermordung der unschuldigen Kindlein" dar, und obwohl er sehr gelitten hat, ja zum Theil verstümmelt ist, bildet er doch immer noch ein grosartiges Kunstwerk. Keine gräulichen Mordscenen, keine malerischen Abscheulichkeiten stoßen den Blick ab, der sich vielmehr durch den leidenden Ausdruck edelmenschlicher Gestalten angezogen fühlt. Daran eben erkennt man Raphael's Meisterpinsel, der hier eine grausame Menschenschlächterei dargestellt, ohne doch das Gefühl zu verletzen. Der verzweifelnde Blick der ihrer Kinder beraubten Mütter, die letzte Energie, mit der sie die geliebten Kleinen noch zurückhalten möchten, zeugen allein von ihrer inneren Angst und ihrem Schrecken, während der Einbildungskraft überlassen ist, sich den physischen Schmerz hinzuzudenken; die Kinder sind entweder noch zu jung, um ein Bewußtseyn von dem zu haben, was mit ihnen vorgeht, oder sie sind nur leicht beunruhigt, während die Mörder ihr blutiges Werk mit der passiven Roheit und kalten Entschlossenheit der brutalen, mechanisch handelnden Gewalt ausführen. Sowohl die Composition als die Zeichnung dieses Cartons gewährt ein außerordentlich belehrendes und interessantes Studium für Künstler, die sich auch ungemein zahlreich in der National-Gallerie versammeln, wohin er einstweilen mit Bewilligung der Direktoren des Findelhauses gebracht worden ist.

***) Histoire ecclésiastique des eglises reformées au royaume de France; par Theodore de Bèze.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 3. Mai 1843.

England.

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Beneke.

Man hat es nicht selten, und gewissermaßen mit Recht, als eine höchst auffallende und räthselhafte Erscheinung hervorgehoben, daß dasjenige Volk, welches der Philosophie im siebzehnten Jahrhunderte einen Baco, Hobbes und Locke, im achtzehnten einen Berkeley, Hume, Hutcheson, Ferguson, Adam Smith, Reid und so viele deos minorum gentium gegeben hat, gegenwärtig für diese Wissenschaft völlig erstorben zu seyn scheint. Die Sache wird noch auffallender, wenn man bedenkt, daß die Materialien für eine gesunde Philosophie, interessante und bedeutende Bilder des geistigen Lebens, bis auf den heutigen Tag bei keinem anderen Volke in größerem Reichthume und Mannigfaltigkeit, nicht nur für die unmittelbar frische Anschauung, sondern auch, bei ausgezeichneten Geschichtsschreibern und naturtreuen Dichtern, in derjenigen Verarbeitung vorliegen, welche zur wissenschaftlichen Erkenntniß hinüberführt. Dessenungeachtet scheint seit Dugald Stewart's Tode in England eine selbständige und umfassende philosophische Forschung gänzlich aufgehört zu haben. Die seitdem erschienenen, einigermaßen bemerkenswerthen Werke, wie des berühmten Schottischen Leibarztes Abercrombie Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth (1830), Herschel's Preliminary discourse on the study of natural philosophy (1831), Whewell's Philosophy of the inductive sciences (1840), und früher Bentham's Werke über Rechtsphilosophie, sind gewissermaßen mehr gelegentlich von Männern ausgegangen, deren Thätigkeit eigentlich anderen wissenschaftlichen Gebieten angehörte; was Männer von Fach herausgegeben haben, wie neuerlich William Hamilton's (Professors der Logik und Metaphysik in Edinburg) „Philosophische Fragmente", ist, wie auch schon der Titel dieses Buches andeutet, von bruchstückartigem und wenig bedeutendem Charakter. Es fragt sich nun: wie haben wir diese auffallende Erscheinung zu erklären?

Die Gründe können entweder in Demjenigen liegen, was neben der Philosophie gegeben ist, oder in der philosophischen Entwickelung selbst.

Für das Erstere hat man dreierlei angeführt: die fortwährende Spannung auf das Politische, die überwiegende Richtung auf die Wissenschaften und Künste des Materiellen, und den beschränkenden Einfluß der herrschenden Kirche. — Ich will die Einflüsse dieser Ursachen keinesweges ganz in Abrede stellen; aber ich glaube nicht, daß eine von ihnen, oder daß selbst alle zusammen, auch nur von weitem, hinreichen, die angegebene Erscheinung zu erklären.

Was zuerst die politische Spannung betrifft, so ist dieselbe doch in keiner Art gegenwärtig größer in England, als in früheren Zeiträumen, wo die Philosophie dessenungeachtet in Blüthe stand. Hobbes schrieb und erwarb für seine Forschungen allgemeines Interesse während der Unruhen unter Karl I. und Cromwell; Locke arbeitete sein unsterbliches Werk unter Karl II. und Jakob II., und während er dem Grafen von Shaftesbury in die Verbannung gefolgt war. Wo nur sonst das Interesse für philosophische Forschung nicht gehemmt ist, werden sich immer Solche finden, die durch ihre Eigenthümlichkeit von den Stürmen draußen abgezogen und nur um so mehr auf die Beschäftigung mit dem eigenen Geiste konzentrirt werden. Während das Interesse für die Französische Revolution ganz Europa spannte, sind bei uns gerade die abstrusesten philosophischen Systeme entstanden.

Eben so wenig aber genügt, zweitens, die vorherrschende Richtung auf die Wissenschaften vom Materiellen für die geforderte Erklärung. Denn warum sollten nicht beiderlei Wissenschaften neben einander in Blüthe stehen können? namentlich in England, wo ja bereits seit Locke als anerkannt feststeht, daß die Philosophie nach derselben Methode wie die Naturwissenschaften zu behandeln sey, und also, wie zwischen den Naturwissenschaften unter sich, so auch zwischen diesen und den Wissenschaften von der geistigen Welt eher eine gegenseitige Förderung und Spannung zu erwarten wäre.

Von weit bedeutenderem Gewichte ist allerdings der beschränkende Einfluß der Kirche. Je mehr die sonstigen Bildungsverhältnisse in der letzten Zeit demselben entgegengewirkt und die Interessen der herrschenden Kirche in Gefahr gebracht haben, um so eifriger, und gleichsam krampfhaft, haben die Mitglieder derselben an Demjenigen, was ihnen noch übrig geblieben war, und namentlich an den alterthümlichen Instituten der Universitäten festgehalten. Schon seit geraumer Zeit wird nicht nur an den Englischen, sondern selbst an den Schottischen Universitäten kaum irgend eine Professur, selbst von der Theologie ganz zur Seite liegenden und neutralen Wissenschaften, anders als mit Geistlichen besetzt, auch wenn dieselben anderen Bewerbern bei weitem nachstehen; und es leuchtet auf den ersten Anblick ein, wie dies am verderblichsten gerade auf diejenigen Wissenschaften einwirken muß, welche mit der Theologie am nächsten zusammengränzen und kollidiren. Von jeher hat es in England nicht an Zeloten gefehlt, welche selbst die Philosophie Locke's (in dessen Werken doch Kommentare über die Paulinischen Briefe einen nicht unbedeutenden Theil einnehmen) als der Theologie feindlich zu unterdrücken gesucht haben; und noch entschiedener sind dieselben der Humeschen Skepsis entgegengetreten. Diese Feindseligkeit gegen die Philosophie hat sich in der neueren Zeit immer mehr gesteigert.*) Will man hiervon ein augenfälliges Bild, so lese man die Schilderung, welche von dem Einflusse des Puseyismus, den man gewissermaßen als die Blüthe der Englischen Kirche ansehen kann, in dem diesjährigen Januar-Hefte der Edinburgh Review entworfen ist. „Die Früchte (heißt es hier), welche die neuerlich aufgekommene Sitte, wissenschaftliche Bestrebungen und selbst bloße literarische Studien als unwürdig, frivol und gefährlich zu verschreien, getragen hat, liegen in schreckenerregender Weise in dem jetzigen Zustande von Oxford vor. In dieser Beziehung wenigstens wird man uns kaum widersprechen können. Es ist allgemein bekannt, wie die Vorlesungen über Wissenschaften, welche nicht geradezu von den Universitäts-Gesetzen eingeschärft sind, immer mehr und mehr verlassen werden. Der gänzliche Mangel alles Forschungsgeistes irgend einer Art, die polemische Theologie und ein oder zwei untergeordnete schönwissenschaftliche Fächer ausgenommen, ist sogar in Oxford selbst Gegenstand allgemeiner Klage. Von den Naturwissenschaften, während sie von Allen geringgeschätzt werden, sehen wir Mehrere geradezu abmahnen aus ähnlichen Gründen, wie diejenigen, aus welchen der verstorbene König von Neapel die Geldbewilligungen für die Aufwickelung der Herkulanischen Manuskripte zu verweigern pflegte — nämlich daß darin etwas entdeckt werden könnte, was die christliche Religion über den Haufen würfe, und dann würden Seine Majestät keine Absolution erhalten. Mit dem historischen Studium scheint es gänzlich zu Ende zu seyn, das einzige Gebiet der kirchlichen Antiquitäten ausgenommen: wie denn ein Schriftsteller der Oxfordschen Schule neulich scharfsinnig bemerkt hat, alle Geschichte sey gefährlich und müßte nach kirchlichen Prinzipien umgeschrieben werden. Ja, selbst die Studien, welche den noch nicht Graduirten vorgeschrieben sind, werden bereits nicht mehr mit dem Geiste und Eifer früherer Zeiten getrieben, selbst die Beschäftigung mit den alten Klassikern nimmt ab" rc.**) In derselben Zeitschrift findet sich ein Werk über christliche Sittenlehre von W. Sewell, Professor der Moralphilosophie zu Oxford, angezeigt, in welchem geradezu der Satz aufgestellt wird, daß die Wissenschaften, welche sich auf die materielle Welt beziehen, eben sowohl, wie die auf das Geistige sich beziehenden, nach Prinzipien und Methoden der christlichen Religion abgefaßt werden müßten.***)

Aber haben wir nun wohl hierin eine vollständige Lösung des vorliegenden Problems? — Ich glaube, keinesweges. Baco war Jurist und Staatsmann; Locke war Arzt; Hume, nachdem er der gerichtlichen Praxis, zu welcher ihn seine Familie bestimmt hatte, glücklich entgangen war, verwaltete eine Zeit lang den Posten eines Gesandtschafts-Secretairs und schrieb seine Untersuchung des menschlichen Verstandes, welche nicht nur in seinem Vaterlande höchst bedeutend fortgewirkt, sondern auch unserem Kant den Anstoß zu seiner Kritik der Vernunft gegeben hat, ungeachtet die Geistlichkeit von Schottland seine Bewerbung um die Lehrstelle der Moralphilosophie zu Edinburg scheitern gemacht hatte. Wo nur ein reger geistiger Trieb vorhanden ist, wird die philosophische Erkenntniß auch gegen den Willen einer herrschenden Kirche und ohne Professuren Fortschritte machen.

Es muß also in England an diesem regen geistigen Triebe fehlen und die gerügte Erstorbenheit, wenigstens großentheils, nicht in dem neben der Philosophie Gegebenen, sondern in der Philosophie selbst ihren Grund haben. Und allerdings läßt sich hierfür Manches anführen, namentlich die „Berufung auf den gesunden Menschenverstand", wie sie in der von Thomas Reid gestifteten und später durch Dugald Stewart vertretenen soge-

*) Ein Beispiel, bis zu welcher Höhe man dieselbe namentlich in Bezug auf Hume getrieben hat, werden wir später noch beizubringen Veranlassung haben.

**) The Edinburgh Review, N. 154, January 1843, p. 278 s.

***) ebendas., p. 466.

nannten *Schottischen* Schule gäng und gäbe geworden ist. Wie sehr man auch den gesunden Menschenverstand in Ehren halten muß, *selbst in der Philosophie*: so darf man denselben doch nicht als End- und Ruhepunkt für die philosophische Forschung betrachten; sonst wird er zum Ruhekissen für die Denkfaulheit. So ist es (dies läßt sich nicht leugnen) zum Theil in England geschehen: die Denkkraft gelähmt worden, indem man nach der herrschend gewordenen Ansicht ihre Bestrebungen eben da *aufhören* ließ, wo sie erst hätten mit rechter Spannung *anfangen* sollen. Aber wir sind auch hiermit unstreitig noch nicht zum Ende gelangt. Warum (so müssen wir weiter fragen) hat man sich dieser zur Denkfaulheit führenden Ansicht ergeben? — Bei uns in Deutschland war, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, während die Wolfische Philosophie allmälig verfiel, in dem sogenannten Eklektizismus eine ähnliche Selbstbeschwichtigung durch zu leichte Stellung der Aufgaben eingetreten; aber wir sehen denselben durch Kant's Machtruf nachhaltig unterbrochen.

Dies führt uns auf eine neue Bahn der Betrachtung. Wenn nämlich die angegebenen Gründe wenigstens nicht vollständig ausreichen wollen, um den behaupteten Verfall der Philosophie in England zu erklären: so möchte es nicht unangemessen seyn, einmal die Frage nach der entgegengesetzten Seite hin zu wenden und darauf zu stellen, *ob es sich denn auch wohl wirklich dort so arg mit der Philosophie verhalte, wie man es gewöhnlich angiebt*. — Ich glaube, diese Frage *verneinen* zu müssen. Um das als Thatsache Vorliegende recht zu würdigen, muß von den bei uns davon entworfenen Darstellungen ein nicht unbedeutender Theil in Abzug gebracht werden.

Zuerst nämlich wird von uns Deutschen ein *überspannter Maßstab* hinzugebracht. Wir sind es von uns selber so gewohnt, daß seit einem halben Jahrhunderte jedes Jahrzehend ein neues philosophisches System, ja in der letzten Zeit, seitdem es unter den jungen Leuten Mode geworden ist, in der einen oder der anderen Richtung *Hegel* noch übertrumphen zu wollen, daß jedes Jahr uns zehn neue philosophische Systeme bringt; und wo also die Produktivität hinter dieser unserer Produktivität zurückbleibt, da sehen wir schon Erstorbenheit. Aber ist dies nun wohl ein natürlicher, ein wünschenswerther Zustand der Philosophie? — Was hilft uns ein solches buntes Gedränge von Systemen; was helfen uns so viele Kraftanstrengungen, wenn doch durch all dieses Gedränge und durch alle diese Kraftanstrengungen zuletzt *recht eigentlich nichts bleibend wird*? Hat man doch bereits in der letzten Zeit zu der armseligen Ausflucht greifen müssen, zu behaupten, es gehöre zum *Wesen* der Philosophie, daß sie *in alle Ewigkeit hin wechseln* müsse; die Philosophie sey überhaupt nicht bestimmt, wie andere Wissenschaften, positive Erkenntnisse zu gewähren, der Gewinn aus ihr nicht ein *materialer*, sondern lediglich ein *formaler*: der der Geistesgymnastik. Unstreitig eben so lächerliche als falsche Behauptungen. Es wäre doch in der That eine herrliche „*Wissenschaft der Wissenschaften*", zu deren Wesen es gehörte, nicht einmal den Forderungen einer allgemeingültigen Feststellung genügen zu können, wie sie an die *gemeinste* Erkenntniß gemacht werden müssen! — *Form* und *Gehalt* der Wissenschaft sind überhaupt nicht in dieser Weise auseinanderzuhalten. Die richtige *Form* wird sich unter Anderem unstreitig auch darin bewähren müssen, daß sie zu richtigen und standhaltenden *Erkenntnissen* führt; und eine Gymnastik durch eine Wissenschaft, welche dies nicht thut, wird (wie wir es auch an den Jüngern unserer neuesten Schulen nur zu augenscheinlich wahrnehmen) dem Geiste nicht gesunde Kraft und Geschicklichkeit, sondern eine krankhafte Aufregung und eine verschrobene Ausbildung mittheilen.

Also, wenn wir den hierin entgegengebrachten falschen Maßstab beseitigen: wie steht es wirklich mit der Philosophie in England? — Die *wahre* Philosophie ist, meiner Ueberzeugung nach, eine Wissenschaft, welche, den geistigen Entwickelungen gegenüber, beobachtend, zerlegend, hypothesenbildend und erst auf dieser Grundlage konstruirend, kurz ganz nach derselben Methode verfährt, welche bei den materiellen Erscheinungen seit länger als zwei Jahrhunderten mit so großem Erfolge angewandt worden ist. Diese Methode nun hat man in England seit Locke auch für die Philosophie des Geistes unverändert festgehalten und hierdurch Erkenntnisse gewonnen, die nicht immer wieder anderen zu weichen brauchten, sondern auf welche man in stätigem Fortschritte weiter bauen konnte. Als solche nun mußten sie sich auch für das Leben mannigfach fruchtbar bethätigen. Die Philosophie hat daher dort eine ganz andere Stellung als bei uns. Bei uns entwickelt sich dieselbe größtentheils gegen alle anderen Wissenschaften und gegen das Leben isolirt. Wie unsere *Natur-Philosophie* von den Bearbeitern der *Natur-Wissenschaften* mit Recht zurückgewiesen worden ist, so wollen die Historiker von der neueren Philosophie der Geschichte, die Juristen von den neuesten Darstellungen der Rechts-Philosophie nichts wissen; und in Einstimmung hiermit sehen wir selbst von denjenigen, welche während ihrer akademischen Jahre der Philosophie große Anstrengungen zugewandt haben, wenn sie später ins Leben eintreten, dieselbe beinahe durchaus als unnützen Ballast zur Seite geworfen. *In England dagegen finden wir dies Alles mehr aus Einem Stück*. Schon die im Anfange dieses Aufsatzes namhaft gemachten Bücher zeigen, wie die Philosophie von Solchen, die sich der naturwissenschaftlichen Forschung gewidmet haben, für diese fruchtbar gemacht wird: und eben so geben uns die in Biographieen und sonst veröffentlichten Briefsammlungen den Beweis, wie die durch das Studium der Philosophie gewonnene Aufklärung von Männern aller Stände ihr ganzes Leben hindurch mit Liebe festgehalten und für die praktische Anwendung in Saft und Blut verwandelt wird. Von *Thomas Brown's* Lectures on the philosophy of the human mind (von denen sogleich näher die Rede seyn wird) sind seit dem Jahre 1820, wo sie zuerst in vier Bänden herausgekommen sind, in England allein nicht weniger als *dreizehn* Auflagen erschienen (in Nord-Amerika vielleicht eben so viele). Kann sich wohl ein philosophisches Werk bei uns in Deutschland einer solchen Anerkennung rühmen? Und dürfen wir nach dem hierin vorliegenden Zeugnisse das Interesse an der Philosophie erstorben nennen?

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

Das Reich Marokko und seine Bewohner.

(Schluß.)

Zwischen diesem Feste und dem Anfang des *Mewluds* findet eine dreimonatliche Pause statt. Der Mewlud ist das letzte unter den Maurischen Festen, und obgleich der Koran seiner nicht erwähnt, wird er doch mit größerem Gepränge als alle übrigen gefeiert. Der siebente oder letzte Tag dieses Festes wird für Muhammed's Geburtstag gehalten und demgemäß begangen. An diesem Tage sieht man weder Christen noch Juden auf der Straße, da es für sie gefährlich seyn würde, sich aus ihren Häusern zu entfernen. Ein ununterbrochenes Musketen-Feuer wird von Sonnen-Aufgang bis zum folgenden Morgen unterhalten, wo alle Fremde die Stadt verlassen. Die Vertheilung von Almosen, die eigentlich am zweiten Bairam erfolgen sollte, geschieht jetzt am Mewlud, und jeder gute Muselmann ist verpflichtet, bei diesem Anlaß den Zehnten seines Vermögens herzugeben; doch wird dieses Gebot nicht so streng befolgt, wie die anderen Verordnungen des Propheten.

Die Ceremonien, die bei dem Tode und der Beerdigung eines Mauren beobachtet werden, nehmen die Aufmerksamkeit des Fremden vorzugsweise in Anspruch. Man kann den Rang und den Stand des Verstorbenen nach der Anzahl von Weibern beurtheilen, die bei solchen Gelegenheiten gemiethet werden, um seine Thaten zu besingen. Nachdem sie die Leiche gewaschen und in das Grabtuch eingehüllt haben, setzen sich die „Betweiber" im Kreise nieder und fangen an, sich in gleichmäßigem, schnellem Takte vor- und rückwärts zu schaukeln und mit aller Kraft ihrer Lunge ein Geschrei auszustoßen. Die guten Handlungen des Todten werden alle der Reihe nach hergezählt; man rühmt seine Mildthätigkeit, seine Tapferkeit im Kriege, seine Treue gegen den Sultan, die Stärke seines Glaubens an die Religion und die Mirakel des Propheten und begleitet diese Lobpreisung mit einem ohrzerreißenden, durchdringenden Geheul. Da, wie man glaubt, so lange der Körper unbeerdigt bleibt, die Seele grausamen Qualen unterworfen ist und man diese recht bald der Freuden des Paradieses theilhaftig machen will, so findet das Begräbniß schon einige Stunden nach dem Tode statt. Särge werden nicht allgemein gebraucht; die Leiche wird, in das Grabtuch eingehüllt, auf die Bahre gelegt und von vier Freunden des Verstorbenen nach der Ruhestätte getragen. War dieser ein reicher Mann, so wird der Körper mit farbigen Bändern und seidenen in Gold gewirkten Schärpen geschmückt und eine Decke von weißem Musselin darüber geworfen, die man indessen am Grabe wieder abnimmt. Die Prozession bewegt sich mit schnellen Schritten, unter dem bekannten Ruf: „*Es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet!*" — einem wilden, melancholischen Gesang, der eine mächtige, ungewöhnliche Wirkung hervorbringt. Ein Maurisches Grab ist nur 2 Fuß tief, da man dem Propheten so wenig Mühe, wie nur thunlich ist, verursachen will, wenn er die Seele abholt. Die Leiche wird auf die rechte Seite gelegt, den Kopf auf den Arm gestützt und nach der heiligen Stadt blickend; dann wird sie mit einem Brette zugedeckt, und während man die Erde hineinschaufelt, sagt der Talib ein Salah (Gebet) her, in welches die Verwandten und Freunde einstimmen (den Weibern wird nicht erlaubt, der Leichenfeierlichkeit beizuwohnen). Jetzt fordert der Talib ein Becken mit Wasser, worauf Solche, die bei Lebzeit des Verstorbenen für dessen Feinde galten, hervortreten und sich auf dem Grabe die Hände waschen, als Zeichen, daß sie allen Groll ablegen. Zum Schlusse werden Körbe mit Brod und Feigen herumgereicht, und die Gesellschaft zieht sich dann nach dem Sterbehaus zurück, wo man unterdessen einen Schmaus für sie angerichtet hat. Während der sieben folgenden Tage besuchen die Verwandten, in der Begleitung des Talib, das Grab, um ihren Verlust zu beweinen, die Thaten des Abgeschiedenen zu verherrlichen und seine Ruhestätte mit Cypressen-Zweigen und Blättern zu bestreuen. Freitags wird diese Ceremonie nur von den Weibern verrichtet, welche sie oft auf eine wahrhaft rührende Weise erfüllen. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, sie zu beobachten, was aber natürlich nur verstohlen geschehen kann. Eine junge Mutter sitzt bisweilen stundenlang an dem Grabe ihres verstorbenen Kindes, beugt sich über die frisch aufgeworfene Erde und macht ihren Gefühlen in unaussprechlich klagenden und harmonischen Tönen Luft, indem sie den verlorenen Liebling in jenen zärtlichen Ausdrücken anredet, die ihre reiche und mannigfaltige Sprache in solchem Ueberflusse darbietet. Dann drückt sie das Ohr gegen die Erde, um auf Antwort zu lauschen, und oft sah ich das Auge der frommen und treuherzigen Mutter leuchten und ein schwermüthiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn sie ihre Worte erwiedert glaubte.

Solche Züge bilden jedoch nur einzelne Lichtpunkte in einem äußerst dunklen Gemälde. Bei der Schilderung des Maurischen Charakters würde die Schattenseite nur zu sehr vorherrschen. Falsch, wankelmüthig, treulos und bigott, geben sie sich ungescheut den unnatürlichsten und abscheulichsten Lastern hin. So groß aber auch im Allgemeinen die Verdorbenheit ist, so sind doch

einige Abstufungen wahrzunehmen, und die schlimmsten unter ihnen sind unbedingt die „Heiligen“ und Sch[illegible]s. Die Heiligen theilen sich in zwei Klassen. Die erste besteht aus [illegible]ngen und Idioten, die, obgleich ekelerregend und mit[illegible]nter boshaft, [illegible] bei weitem unschädlicher sind, als die abgefeimten Betrüger und Schurken, welche die zweite Klasse bilden. Letztere benutzen den Ruf übernatürlicher Kräfte und den Namen von unmittelbaren Abgesandten Gottes, um ihren Gelüsten zu fröhnen und die Verordnungen ihrer Religion ungestraft zu übertreten. Dieses Heiligen-Amt ist nicht selten erblich und geht von einer Generation zur anderen über; doch wird es auch von Personen in Anspruch genommen, die kein Erbrecht vorschützen können. Besondere Eigenschaften sind dazu nicht erforderlich; Blödsinn oder Geistes-Abwesenheit qualifiziren aber darum zur Heiligenwürde, weil sie als ausdrückliche Zeichen der göttlichen Gnade angesehen werden. So gelten auch Trunkenbolde, wenn sie fortwährend berauscht sind und ein überspanntes Wesen an den Tag legen, für Heilige und können als solche alle mögliche Verbrechen unbestraft begehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Tagediebe eine so zahlreiche Klasse bilden. Die Wohnung eines lebenden und das Grabmal eines verstorbenen Heiligen werden als Asyle für Missethäter betrachtet, wo die strafende Hand der Gerechtigkeit sie nicht erreichen kann. Sie bleiben hier, bis ihre Sache beigelegt ist, oder bis sie begnadigt werden. Ein Vorfall, der sich vor kurzem zutrug, beweist zur Genüge, wie weit sich dieses Asylrecht erstreckt. Der Neapolitanische Konsul wurde von einem Tangierischen Mauren angegriffen, der ihm mit einem Messer zu Leibe ging und ihn auf andere Weise mißhandelte. In Erwartung einer strengen und gewissen Strafe, nahm der Maure die Flucht und begab sich nach einer in der Nähe von Tangier liegenden Freistätte, dem Grabmal eines berühmten Heiligen. Der Konsul forderte Genugthuung, aber der Pascha weigerte sich, den Schuldigen herauszugeben; er ließ jedoch eine Wache aufstellen, um ihn zu ergreifen, sobald er sich aus dem Asyl hervorwagen sollte. Ueber einen Monat lang blieb der Maure an seinem Zufluchtsort, unter freiem Himmel übernachtend und der rauhen Herbstwitterung preisgegeben, da alle Versuche, den Konsul zu begütigen, fehlschlugen. Er fühlte das Unangenehme seiner Lage und trachtete, sein bisheriges Asyl mit einem bequemeren in der Stadt selbst zu vertauschen, wenn er dieses ohne Gefahr bewerkstelligen konnte. Hierzu bot sich ihm endlich die Gelegenheit dar, als Ben-Abo, der Oberfeldherr des Kaisers, von der Pilgerschaft nach Mekka zurückkehrend, dem Grabe seines Lieblings-Heiligen einen Besuch abstattete. Der Schuldige ergriff dessen Kleid, welches durch die Wallfahrt nach der Kaaba geheiligt war, hielt sich daran fest und wurde auf diese Weise nach der Stadt geführt, wo er von seinen Freunden empfangen und nach einem sicheren Asyl gebracht wurde. Einige Tage später ging der Konsul in den angebotenen Vergleich ein, und der Maure erhielt seine Freiheit.

Es erhellt aus diesem Beispiel, welche Ehrfurcht man einem Heiligen zollt und welche Vortheile er über gewöhnliche Bürger genießt. Der Sultan hat immer einige von diesen Leuten um sich, welche ihn auf allen seinen Reisen begleiten und ihm als Wahrsager dienen. Beim letzten Besuch des Kaiserlichen Hofes in Tangier wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht in Bestürzung versetzt, daß die Majestät mit ihrem ganzen Gefolge verschwunden sey. Man erfuhr später, der Heilige des Kaisers habe ihm versichert, daß der Athem der Christen ihn anstecken würde, falls er noch länger dort bliebe, und daß die schlimmsten Folgen daraus entstehen müßten; er habe sich also entschlossen, nach Fez zurückzukehren. In der Gegend von Tangier giebt es wenigstens zwanzig Sanktuarien, und das ganze Reich ist damit angefüllt. Die berühmtesten sind die Grabmäler Sidi-Balala's, in der Stadt Marokko, und Muley-Idris, des Gründers von Fez (im zweiten Jahrhundert nach der Hedschra). Ein drittes eben so heiliges Asyl befindet sich etwa fünf Meilen von Tangier und ist vorzugsweise durch den Umstand merkwürdig, daß sich vor vierzig Jahren der Prinz Muley-Jesid, ein Sohn des damals regierenden Kaisers, dorthin zurückzog, um dem Argwohn seines Vaters zu entgehen. Der Monarch schickte den Personen, denen die Bewachung des Heiligthums anvertraut war, die gemessensten Befehle zu, den Prinzen daraus zu vertreiben, mit der Drohung, sonst jede lebende Seele in der Umgegend auszurotten. Hierdurch eingeschüchtert, stellten die Hüter des Orts dem Prinzen vor, daß er sie und ihre Familien der Todesgefahr aussetze, und baten ihn, sich nach einer anderen, unweit davon liegenden Freistätte zu entfernen. Muley-Jesid, der einer der besten Reiter im Lande war und sein Pferd ganz in seiner Gewalt hatte, schien ihren Wünschen nachzugeben und schwang sich in den Sattel; aber zum Erstaunen des Volkes weigerte sich das Pferd, die Thür des Asyls zu verlassen, obgleich der Prinz es auf alle Weise mit Sporen und Peitsche anzutreiben suchte. „Ihr seht“, rief dieser endlich, „daß es der offenbare Wille Gottes ist, der mich zurückhält, und keine menschliche Gewalt kann mich daher von hier vertreiben.“ Durch dieses Maurische Wunder überzeugt, entschloß sich das Volk, dem Sultan zu trotzen, der es nicht wagte, seine Drohungen auszuführen.

In Nichts werden die Erwartungen des Fremden so sehr getäuscht, als in dem hergebrachten Begriff von den Reizen der Maurischen Frauen. Einige unbestimmte Ideen von schwarzäugigen Mädchen, die in Pomeranzenhainen oder unter dem Schatten blühender Mandelbäume, von Rosen, Springbrunnen und Nachtigallen umgeben, den Jebeck schlagen und Liebeslieder hervorseufzen, bilden das Grundwerk seiner phantastischen Träume; aber bei näherer Bekanntschaft schwinden diese Illusionen gänzlich. Die schwarzäugigen Jungfrauen verwandeln sich in häßliche, fette, ungeschickte Weibsbilder, von einer schmutzigen Kalkfarbe, zwar mit schwarzen Augen, aber mit ausdruckslosen Zügen und plumpen Gestalten; die Jebecks sind mißtönende Guitarren, aus Blasen verfertigt, die über Stücke Bambusrohr gezogen werden; statt der Fontainen sieht man vor jedem Hause ein halbes Dutzend ekelhafter Pfützen und statt der Nachtigallen zahllose Meuten halbverhungerter Hunde und Katzen. Ich hatte öftere Gelegenheit, das schöne Geschlecht zu beobachten, da ein Christ in dieser Hinsicht Vorrechte genießt, welche die Eingebornen nicht besitzen. Ist nämlich ein Maure gegenwärtig, so halten sich die Weiber dicht verschleiert; wenn sie aber einem Christen begegnen, so werfen sie, falls sie Ansprüche auf persönliche Reize machen, ohne Bedenken ihre Haïks zurück, um sie ihm zu zeigen.

So wenig nun die Maurischen Frauen meinen Erwartungen entsprachen, was ohne Zweifel von ihrer sitzenden Lebensart in der Einsamkeit des Harems herrührt, so sehr wurde ich durch die blendende Schönheit der Jüdinnen überrascht. Sie sind durchgängig hübsch, und einige von ihnen gehören zu den reizendsten Frauen in der ganzen Welt (at least in the old world — wenigstens in der alten Welt — schaltet der Verfasser ein). Das Klima dieses Landes äußert zwar eine schädliche Wirkung auf weibliche Schönheit, die sich nach einem gewissen Alter ganz verliert; vor dem 25sten oder 30sten Jahre findet man indessen, vorzüglich in den südlicheren Provinzen, nicht wenige Frauenzimmer, die unsere kühnsten Träume von den sanften, ätherischen und majestätischen Reizen der Töchter Judäa's verwirklichen. Wie sehr könnte noch ihre Schönheit erhöht werden, wenn ein gebildeter Geist den Ausdruck dieser herrlichen Züge belebte! — Aber die jüdischen Frauen zeichnen sich nicht nur durch körperliche Vorzüge aus; sie legen mitunter eine Seelengröße an den Tag, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können und die vollkommen genügt, uns von der Ungerechtigkeit der gegen ihren National-Charakter gehegten Vorurtheile zu überzeugen. Ein Beispiel dieser Art, welches den Bekehrungs-Eifer der Mauren sowohl als die Anhänglichkeit der Juden an ihren Glauben zu erkennen giebt, ereignete sich kurz vor meiner Ankunft in Tangier.*) Zulekiah Haschual war ein junges Mädchen von dreizehn Jahren und hatte demnach eine geistige und physische Reife erlangt, die in unserem kälteren Klima erst mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahr einzutreten pflegt. Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte allgemeines Aufsehen erregt und ihr besonders die Liebe einer Nachbarin, einer alten Maurin, erworben, die von heißem Verlangen beseelt wurde, ihre reizende junge Freundin zu der ihrer Meinung nach allein seligmachenden Lehre des Islam zu bekehren. Die Umstände schienen endlich ihren Wunsch zu begünstigen. Die Aeltern Zulekiah's bedrohten sie, eines wirklichen oder eingebildeten Vergehens halber, mit einer Züchtigung, was sie veranlaßte, nach dem Hause ihrer Nachbarin zu entfliehen und deren Schutz anzusprechen. Die alte Maurin benutzte diesen Anlaß, sich zum Kadi zu begeben und ihm zu erklären, das Mädchen habe in ihrer Wohnung Zuflucht genommen, sich zum Glauben des Propheten bekannt und den Namen Allah's angerufen. Zulekiah mußte vor dem Kadi erscheinen, leugnete aber aufs bestimmteste, ihre Religion verändert oder einen solchen Schritt auch nur beabsichtigt zu haben, weshalb man sie bis auf Weiteres einsperren ließ, während der Kadi dem Hofe Bericht über diese Sache abstattete. Der Kaiser befahl, sie nach Maquinez zu schicken, wo er damals seine Residenz hatte, und bei ihrer Ankunft wurde ihr ein Gemach im Harem angewiesen. Man bot ihr prächtige Maurische Kleider an, welche sie mit Verachtung ausschlug, indem sie ihre Anhänglichkeit an die Israelitischen Sitten und Gebräuche betheuerte. Dreimal wurde sie vor den Richterstuhl des Kaisers berufen, wo sie mit der größten Unerschrockenheit fortfuhr, ihre Abtrünnigkeit zu leugnen, obgleich man ihr versicherte, daß die Annahme des Islam das einzige Mittel sey, ihr Leben zu retten. Das dritte Mal wurde endlich ihr Todes-Urtheil ausgesprochen. Sie wurde sogleich von der Wache ergriffen und unter dem Zulauf des Volks nach dem jenseits der Stadtmauern gelegenen Richtplatz geschleppt. Beim Schaffot angekommen, drang man von neuem in sie, den Namen Allah's anzurufen, worauf sie erwiederte: „die jüdische Religion sey der Glaube ihrer Voraltern gewesen, die deswegen Verfolgung aller Art und selbst den Tod erlitten hätten, und auch sie würde nicht anstehen, sich für eine Sache aufzuopfern, für welche Propheten, Sänger und mächtige Kriegshelden ihr Leben gelassen.“ Dem Kaiser sagte sie, in Gegenwart seines Hofs und der Wachen: „seine Geschenke und Kleider wären für ein jüdisches Mädchen unziemlich und würden ihr einen Fluch zuziehen, wenn sie sie anlegte.“ Als der Monarch ihr wiederholte, daß sie Muhammed anerkennen oder das Haupt verlieren müsse, antwortete sie, daß sie eben so bereit sey, die Wahrheit ihres Glaubens mit dem Leben zu bekräftigen, als er, unschuldiges Blut vergießen zu lassen. Von Bewunderung für ihre Schönheit und Festigkeit durchdrungen, ließ der Sultan kein Mittel unversucht, sie von ihrem Entschluß abzubringen, und nachdem der Henker ihr einen Einschnitt im Nacken gemacht hatte, frug er sie zum letztenmal, ob sie Allah anerkennen und leben wolle? Sie erwiederte mit fester Stimme: „Der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's ist mein Gott; ich erkenne keinen anderen.“ Ihr Haupt wurde dann vom Rumpfe getrennt. — Die zahlreichen Juden, die von diesem Auftritte Zeugen waren, vergaßen in der Wuth ihre gewöhnliche Behutsamkeit: sie stürzten sich auf die Kaiserliche Leibwache, und obgleich mehrere von ihnen schwer verwundet wurden, gelang es ihnen, sich der Leiche des unglücklichen Mädchens zu bemächtigen, welche sie in der Nähe von Maquinez im Triumph begruben. Zulekiah wird seitdem von den Juden mit Recht zu ihren Heiligen gezählt, und selbst die Mauren verehren sie als eine Märtyrerin, zum Beweise, daß der Mensch auch in seiner tiefsten Herabwürdigung ein für das Große und Edle nicht unempfängliches Herz besitzt.

---

*) Es ist diese Geschichte auch bereits von anderen Reisenden, jedoch mit einigen Abweichungen, erzählt worden.

Polen.

Die heutige Polnische Literatur.

(Aus dem Briefe eines Polnischen Literaten an X. Marmier.*)

Trotz der traurigen Lage unseres Landes erblüht unter uns ein reges, literarisches Leben. Diese Lebendigkeit indeß thut sich mehr in historischen als in poetischen Arbeiten kund, denn die Poesie würde im Dienste des Nationalschmerzes und der Vaterlandsliebe vor den Augen der Censur keine Gnade finden. Unsere Dichter müssen mit großer Vorsicht ihre Gegenstände wählen und mit noch größerer Mäßigung sie bearbeiten, wenn es ihnen erlaubt seyn soll, ihre Productionen zu veröffentlichen.

Von beliebten lebenden Dichtern nenne ich Paszkowski, der Goethe's Faust übersetzt hat und eben einen Band Gedichte voll pikanter und kräftiger Stellen herausgiebt, und Norwid, den jungen phantasiereichen Verfasser mehrerer Flugschriften und einer Sammlung von Volksliedern, der gegenwärtig Deutschland und Italien bereist und uns bereits mit einigen poetischen Früchten seiner Reise beschenkt hat. Czaikowski, obgleich den größten Theil des Tages von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen, widmet alle seine Mußestunden zu unserer Freude seinen erhabenen Poesieen voll künstlerischer Rundung. Auch die beiden Grafen Albert und Leon Potocki dürfen wir nicht übergehen; der Erstere, Oberst-Lieutenant in Russischen Diensten, zeichnet sich durch hohen Schwung, der Letztere durch seine gefällige, halb melancholische, halb witzige Weise aus.

Die frühere „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft", die vor einigen Jahren unterdrückt wurde, ist seit 1841 durch eine neue Vereinigung von Schriftstellern ersetzt. Dieselben geben unter dem Titel „Warschauer Bibliothek" ein periodisch erscheinendes literarisches Magazin heraus, das erste dieser Art, das in unserem Vaterlande Glück gemacht hat. Wir haben versucht, alle jungen Talente Polens für dieses Blatt zu gewinnen, und versprechen uns, durch dasselbe unseren Mitbürgern sowohl eine klare Anschauung von dem Fortschritte der Künste und Wissenschaften in anderen Gegenden Europa's, als auch zu gleicher Zeit eine gerechte Würdigung der literarischen Leistungen des eigenen Vaterlandes zu geben. An der Spitze dieser Unternehmung stehen der bekannte Geschichtsforscher Balinski und ein Herr Szabranski, der eine Zeitlang das „Warschauer Panorama" redigirt hat. Ihre thätigsten Mitarbeiter sind Alexander Kurtz, dem wir viele werthvolle kameralistische Arbeiten verdanken, Sielenski, der die kritisirenden Artikel schreibt, und Majewski, der juristische Abhandlungen liefert. Ferner erfreut sich die Warschauer Bibliothek der Theilnahme des auch in Deutschland und Frankreich durch seine wissenschaftliche Werke rühmlichst bekannten August Cieszkowski, der unser Journal unter Anderem durch lehrreiche Betrachtungen über Griechische Philosophie und den Finanz-Zustand Englands bereichert hat. Nicht zufrieden, durch seine Arbeiten zu dem glücklichen Erfolge desselben beizutragen, opfert er ihm auch noch einen Theil seines Vermögens. Er hat die Redaction in Stand gesetzt, ihrer Zeitschrift noch eine Reihe von Polnischen Uebersetzungen der besten Werke des Auslandes beizufügen, und wir zählen bereits in dieser Sammlung mehrere Werke von Schelling, die Geschichte der Europäischen Civilisation von Guizot, übersetzt vom Professor Bentkowski, und Blanqui's Werk über die Industrie.

Unter den Mitarbeitern der „Warschauer Bibliothek" verdient außer den Genannten noch Kasimir Woycicki, der unermüdliche Forscher vaterländischer Alterthümer, die ehrendste Anerkennung. Er hat eine große Anzahl von Werken veröffentlicht, die sämmtlich den Zweck haben, seine Landsleute über den Charakter und die Sitten ihrer Vorfahren zu unterrichten. In der einen Schrift entwirft er mit künstlerischer Feder ein Bild des häuslichen Lebens der alten Polen, in einer anderen macht er uns mit dem Ursprung und den ersten Dramen unseres National-Theaters bekannt. Endlich war er es, der unsere alten Sprüchwörter sammelte und unter dem Titel Klechden eine vorzügliche Sammlung unserer Volksmährchen herausgab.

Wie wir bereits bemerkt haben, betreffen die werthvollsten unter den gegenwärtigen literarischen Productionen die historischen Wissenschaften. A. W. Maciejowski hat sich durch seine Geschichte der Slavischen Gesetzgebung verdienten Ruf erworben. Balinski, ein Schriftsteller von Gewandtheit und tiefen Kenntnissen, dem man bereits eine treffliche Geschichte von Wilna und Journal-Artikel belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts verdankt, hat kürzlich ein äußerst interessantes Werk unter dem Titel: „Memoiren der Königin Barbara Radziwill, Gemahlin Sigismund August's", veröffentlicht. Der Verfasser hat seinen Gegenstand mit der größten Gewissenhaftigkeit studirt und uns eine treue Schilderung jener wahrhaft dramatischen Episode des letzten Jagellonen gegeben. Man erwartet von ihm noch ein Werk in vier Bänden, das, unter anderen historischen Studien, Biographieen von Andreas Wolan, dem Vorkämpfer der Polnischen Kalvinisten im 16ten Jahrhundert, und von Johann Potocki enthalten soll, dem berühmten Geschichtsschreiber der Slaven. Auch ist Balinski Herausgeber der Werke der beiden Brüder Sniadecki, von denen der eine astronomische, der andere philosophische Schriften hinterlassen hat, und zugleich Verfasser ihrer Lebensbeschreibungen. — Außerdem sey mir erlaubt, bei dieser Namen-Aufzählung auch Tyszynski's und seines Buches über Slavische Gesetzgebung zu gedenken.

Auch mehrere Frauen zeichnen sich in Warschau durch ihre Gelehrsamkeit, ihre Liebe zu den Wissenschaften und ihre Schriften aus. Madame Krakow publizirt alljährlich ein literarisches und poetisches Album, das gänzlich von Frauen redigirt wird; sie selbst hat dazu mehrere geistreiche und anmuthige Novellen geliefert, die mit Interesse gelesen werden. Madame Bewoda hat ebenfalls hübsche Erzählungen und ein Volkslesebuch geschrieben. Aber allen übrigen liebenswürdigen Schriftstellerinnen setzen wir mit wahrem Nationalstolze die junge reizende Zimencka voran, die allen Triumphen entsagend, die ihr Geist und ihre Schönheit ihr in den Salons gewinnen würden, sich in der Einsamkeit ernsten, wissenschaftlichen Studien hingiebt. Lange Zeit war sie eine Anhängerin der Hegelschen Philosophie, aber ihre junge und lebhafte Phantasie sträubte sich gegen die kalten und dürren Lehren derselben, und so gewahren wir sie jetzt beim Studium einer religiösen Philosophie. Sie giebt selbst eine philosophische Zeitschrift unter dem Titel: „der Pilger" heraus, in welcher sie mit seltenem logischen Talent und poetischer Auffassungsgabe die Lehren des Christenthums entwickelt.

Wir wollen diese kurze Notiz nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß im Herzen der Wojewodschaft Lublin noch der letzte Polnische Barde lebt, der Sänger einer Zeit des Ruhms, die nicht mehr ist, der Nestor unserer heutigen Dichter. Es ist der Kastellan Kozmian, der Verfasser der Polnischen Georgika. Er ist an der Gränze seiner Tage und wird uns als Erbtheil ein großes National-Epos, „Stephan Czarniecki", an welchem er schon lange Jahre arbeitet, hinterlassen.

*) Mitgetheilt in dessen Varsovie et la Pologne, woraus wir kürzlich bereits die Episode über die Fürstensitze Polens entlehnten.

Mannigfaltiges.

— Italiänisches Jahrgeschenk. Von des Herrn Professor F. Valentini „Strenna Italiana pei Tedeschi", deren ersten Jahrgang wir in diesen Blättern angezeigt, haben wir vor kurzem den zweiten erhalten, der eben so wie jener eine willkommene Erscheinung für alle Freunde der Italiänischen Sprache und Literatur in Deutschland und insbesondere für diejenigen seyn wird, die etwa ihren mit dieser Sprache sich beschäftigenden Freundinnen ein angenehmes Toiletten-Geschenk machen wollen.*) Es enthält diese Sammlung wieder Deutsche Novellen in Italiänischer Uebersetzung (Tantchen Rosmarin von H. Zschokke und die Zwillinge von Ed. Stern); ferner einen Blüthenkranz Italiänischer Lyriker (Ghirlandetta di scelte poesie liriche di Classici Italiani), und zwar werden einige weniger bekannte Dichtungen von Lorenz von Medici, Angelo Poliziano, Annibal Caro, Maria Molza, Pier Martelli, Torquato Tasso, Chiabrera, Filicaja und Menzini mitgetheilt; endlich bringt auch dieser Jahrgang, wie der frühere, eine der alten Italiänischen Novellen, deren Stoff Shakespeare für seine Dramen benutzte, und zwar ist es diesmal der Mohr von Venedig.**) Dieser bildet die 27ste Erzählung in der von Giraldi Cinzio unter dem Titel Hecatommithi um das Jahr 1560 (die dritte Auflage erschien zu Venedig 1574) herausgegebenen Sammlung von hundert Novellen. Herr Valentini weist darauf hin, daß außer der Disdemona (nicht Desdemona) keine andere der in der Italiänischen Erzählung vorkommenden Personen namentlich bezeichnet ist, so daß die Namen Othello, Jago, Cassio, Emilia rc. wahrscheinlich von Shakespeare selbst erfunden sind. Das sogenannte Argomento (der Inhalt) der alten Novelle ist in der Ueberschrift derselben folgendermaßen angegeben: „Un capitano moro piglia per mogliera una cittadina venetiana; un suo alfieri l'accusa di adulterio al marito; cerca che l'alfieri uccida colui, ch'egli credea l'adultero; il capitano uccide la moglie, è accusato da l'alfieri, non confessa il moro, ma essendovi chiari inditii, è bandito; e lo scelerato alfieri, credendo nuocere ad altri, procaccia a se la morte miseramente." (Ein Maurischer Hauptmann raubt eine Venetianische Bürgerin, die er zum Weib nimmt; einer seiner Fähnriche klagt sie bei dem Gatten des Ehebruchs an; dieser veranlaßt den Fähnrich, denjenigen zu tödten, den er für den Ehebrecher hält; der Hauptmann ermordet sein Weib, wird von dem Fähnrich angeklagt und, da er nichts gesteht, die Indizien jedoch deutlich sind, des Landes verwiesen; der nichtswürdige Fähnrich, welcher Anderen Schaden zuzufügen meinte, giebt sich selbst elendiglich den Tod.) Auch diesesmal hat Herr Professor Valentini durch zahlreiche unter den Text des ganzen Buches gesetzte Deutsche und Italiänische Anmerkungen sowohl das Verständniß erleichtert, als interessante Momente zur Vergleichung der beiden Sprachen dargeboten.

— Italiänische Bearbeitung der Reformationsgeschichte. In Italien ist eine Uebersetzung von Audin's Französischer Darstellung des Lebens, der Werke und der Lehre Martin Luther's unter dem Titel „Storia della vita, delle opere e della dottrina di Martin Lutero" erschienen (Mailand bei Pirotta). In einer kurzen Anzeige dieses Werkes, die die Rivista Europea enthält, wird die Reformation il grande avvenimento della riforma genannt, was uns, eben so wie die Uebersetzung des Audinschen Werkes, ein Beweis zu seyn scheint, daß man auch in Italien mehr und mehr einen richtigen Begriff von der großen Gedanken-Umwälzung des 16ten Jahrhunderts bekomme.

*) Der vollständige Deutsche Titel der Strenna ist: „Italiänisches Jahrgeschenk für Deutsche. Eine unterhaltende und durch beigefügte Deutsche Anmerkungen zugleich belehrende Lektüre. Von Dr. Franz Valentini aus Rom, Königl. Preuß. Professor der Ital. Sprache und Literatur in Berlin." Zweiter Jahrgang. Berlin, Mittler, 1842.

**) Il Moro. Novella di G. B. Giraldi Cinzio.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 3. Mai 1843.

Dänemark.

Aus Bindesböll's Mittheilungen über Deutschland.

I. Die Karlsbader Kirche.

Hier in Karlsbad dreht sich Alles um die Badegäste, und das Leben der Badegäste dreht sich wieder um ganz andere Dinge, als die, welche dem Reich Gottes angehören; es bewegt sich, was den Kranken betrifft, hauptsächlich um die ewig sprudelnden Gesundheitsquellen, die aber noch Niemand Veranlassung gefunden hat, mit der Quelle zu vergleichen, die für ein ewiges Leben sprudelt. Die Religiösität gehört nicht zu den Dingen, welche die Leute mit sich auf die Badereise nehmen. Haben sie auch daheim so viel davon, als sie gerade brauchen, und ist sie ihnen selbst zu einer Art Bedürfniß geworden, so ist dieses doch selten von der Beschaffenheit, daß es sich aus der Häuslichkeit mit losreißt und sie stets begleitet, wohin sie auch reisen. Es ist glebae adscriptum, ein an die Scholle gebundenes. Wird es aber dennoch mitgenommen, so ändert es seine Natur und wird ein unzuverlässiger, gestörter Kompaß; es führt die Gedanken des Menschen nicht länger nach dem unsichtbaren, ewigen Pole des Lebens hin: die Nadelspitze kehrt sich gleichsam wie durch eine magnetische Kraft nach dem fernen irdischen Vaterland zurück, dessen Anziehungskraft mit dem Abstande wächst; es fällt mehr und mehr mit der Sehnsucht nach Heimat, Verwandten, Freunden, nach Allem, was dem Menschen auf Erden werth und theuer ist, mit dieser Art von Pietät zusammen, gleichwie auch die Sehnsucht und das Heimweh für jene entfernten Gegenstände einen mehr religiösen Charakter annehmen.

Dennoch ist die Kirche hier des Sonntags meist voll von Menschen. Die Leute wissen nicht recht, was sie mit sich selbst anfangen sollen, und sie flüchten überall hin, wo sich ihnen eine Thür öffnet, die ihnen einen Augenblick Aussicht gewährt, sich der Langeweile zu entziehen, welche wie eine drückende Mittagssonne in stets unveränderter Höhe und ungeschwächter Kraft über Karlsbads Firmament steht und sie von dessen Straßen und Plätzen verjagt. Die Musik bei den Hochämtern ist auch des Hörens werth. Was aber die Erbauung betrifft, so scheint es, daß sie hier weder gesucht noch gefunden wird. Und wie sollte sie sich auch ohne einen besonderen glücklichen Zufall in einer Versammlung von Menschen finden, die bloß zufällige Umstände zusammenführten, die tausend andere Dinge in ihren Gedanken mitbringen, nur nicht das, was hier das Nothwendigste ist? Was wäre die Andacht, wenn sie, wie das Unkraut, in jedem Haufen Menschen, die zufällige Umstände vereinigen, gleich Wurzel fassen, gedeihen, blühen und Frucht tragen könnte? Hier kommen Leute aus allen Ständen und aus allen Lagen des Lebens zusammen, vom Fürsten bis zum armen Bewohner der Hospitäler, aus allen Ländern Europa's, von allen religiösen Konfessionen, von allen politischen Farben, geplagt mit den verschiedensten Seelen- und Körperleiden, aus den mannigfaltigsten Stellungen und Verhältnissen herausgerissen, den vielfältigsten Elementen in Europa's bewegtem Völkerleben angehörend, Leiter der höheren Gewalt, die oft so zerstörend in die Geschichte der neueren Zeit eingegriffen hat, vertriebene Könige und Prinzessinnen, landflüchtige Freiheitshelden, allesvermögende Diplomaten, vermischt mit einer Masse nichtsgeltender Personen ohne Stand, ohne Rang, ohne Grundsätze, ohne Glauben, ohne bestimmtes Interesse für irgend ein Ding in dieser und in jener Welt.

Ich bedaure die Geistlichen, die zu einem solchen Haufen reden sollen. Wo sollen sie anfangen, wo enden? Auf was für einen Grund sollen sie bauen? In welchem Verhältniß stehen sie zu ihren Zuhörern oder dürfen nur voraussetzen zu stehen? Sollen sie Freunde oder Feinde in ihnen sehen, Andächtige oder Spötter, Glaubensverwandte oder Glaubenswidersacher, Ungläubige oder Abergläubische, oder Alle mit einander zugleich? Ich weiß keinen anderen Ausweg, als alle mögliche Voraussetzungen fortzuwerfen, Katholizismus und Protestantismus, Freundschaft und Feindschaft zu vergessen und von vorn anzufangen, wie die Apostel, so gut es sich thun läßt. Ich glaube nicht, daß der Apostel Paulus irgendwo auf seinen Reisen, selbst nicht in dem leichtsinnigen, beweglichen Athen, ein mehr gemischtes und mit sich selbst mehr uneiniges Auditorium gehabt hat, als das, welches sich in der Kirche zu Karlsbad versammelt. Er fand doch einen Altar „für die unbekannte Gottheit", an die er seine Predigt anknüpfen konnte. Und es ist in gewissen Hinsichten leichter, über die „unbekannte" Wahrheit zu reden, als über die verkannte, vernachlässigte, entstellte, geschändete und verrathene. — Hier sind unter den 3000 Menschen, welche die Badelisten als Gäste anführen, Individuen aus allen Nationen und Ländern Europa's — Portugiesen und Normannen sind, glaube ich, die einzigen, deren Namen ich noch nicht bemerkt habe; — wollte man alle diese Menschen als Abgesandte und Repräsentanten der verschiedenen religiösen Parteien betrachten, und könnte man Karlsbad für einen Augenblick in ein Concilium oecumenicum verwandeln, wo jeder mit seiner Meinung vortreten und seine Stimme abgeben sollte, um ein für unsere Zeit und ihre vielseitigen Fortschritte, für Christen jedes Vermögens und Standes, ein für alle Bildungsgrade passendes, allgemeines, christliches Glaubensbekenntniß zu Stande zu bringen, welche Verwirrung würde da nicht entstehen, welche Mißgeburt würde da nicht zur Welt kommen! wenn überhaupt daran zu denken wäre, ein Resultat zu erhalten, und nicht Alles mit einander sich selbst aufheben und in Rauch und Dunst aufgehen müßte.

An der hiesigen Kirche sind drei Geistliche angestellt: sie gehören zum Orden der „Kreuzherren" (Kreuzträger), der seinen Hauptsitz in Prag hat; sie tragen als Ordenzeichen ein rothes Atlas-Kreuz mit einem sechseckigen silbernen Stern auf der schwarzen Tracht. Keiner von ihnen zeichnet sich als Redner aus, wozu auch hier die Umstände nicht die günstigsten sind. Sie polemisiren nicht, dogmatisiren nicht einmal, sondern bleiben bei Gemeinplätzen stehen, man sollte fast glauben aus Furcht, irgendwo anzustoßen und die Schuld auf sich zu laden, daß sie die Gäste aus Karlsbad vertreiben. Denn wie gute Katholiken die Karlsbader auch sind, wie eifrig sie auch zu ihren Heiligen beten, ihre Badegäste lieben sie doch über Alles, und sie würden nicht erlauben, daß ihnen etwas zustieße, worüber sie sich mit Grund beschweren könnten, oder was in irgend einer Art für die leibliche und Seelen-Ruhe, die eine nothwendige Bedingung der Kur ist, störend einwirken möchte. Ich will bloß einige Thema's der Predigten anführen, so weit ich sie behalten habe: Jungfrau Maria als Muster, sich Freundinnen zu wählen; — daß Tugend und Rechtschaffenheit den Menschen glücklich macht: — wie wir Zeugniß ablegen sollen, daß wir wahre Christen sind.

Wenn es übrigens wahr ist, daß es die trüben Wasser sind, in denen man fischen soll, dann muß die Kirche in Karlsbad ein Ort seyn, wo Menschenfischerei mit Hoffnung auf gute Ausbeute getrieben werden könnte, und wo es sich lohnen müßte, einen eifrigen und tüchtigen katholischen Propagandisten anzustellen. Es sollte mich wundern, wenn ich der einzige Mensch wäre, in dessen Kopf dieser Gedanke erstanden wäre. Aber wenn so etwas ins Werk gesetzt oder nur versucht würde, so würde es bald bekannt, vom Gerücht vergrößert und übertrieben, und die nächsten Folgen würden seyn, daß Karlsbad in den protestantischen Theilen Europa's in Mißkredit käme, und dies ist etwas, was auf jede Weise verhindert werden muß.

Wenn die Badegäste Karlsbad verlassen haben, dann ist es gewiß eine aufrichtig rechtgläubige, katholische Stadt: es hat dann im Winter gute Zeit, bei seinen Heiligen Abbitte für die Sünde zu thun, deren es sich jedes Jahr schuldig macht, im Sommer so viel Ketzerei zu herbergen und zu pflegen. Freiere Ideen, glaube ich, bleiben hier nicht zurück, weder religiöse noch politische: es ist, wie es scheint, auch in dieser Hinsicht vor Ansteckung gesichert. Nach allen Seiten ist es von einer Menge religiöser Embleme und Heiligenbilder umgeben, die wie eine heilige Schaar Wache um den Ort halten. Wo man auf den gewöhnlichen Spaziergängen hingeht, stößt man auf dieselben, so wie auf viele Darstellungen von Christi Leidensgeschichte. Ich finde sie weder schön noch erbauend und sähe gern, sie ständen nicht da. Die Henker-Unbarmherzigkeit ist das Einzige, was lebendig aus ihnen spricht. Man sollte glauben, daß Menschen, welche so etwas darstellen, ihr Vergnügen daran fänden, Christus noch einmal zu kreuzigen. Aber freilich ist dies ein Anfang von Kunst, und die Wahl der Plätze, wo sie angebracht sind, verräth einen Sinn für das Schöne und Malerische, wovon man so oft im Katholizismus Spuren findet. Keine Gebirgsspitze ist so hochragend, so steil und unersteiglich, daß man nicht den Weg dahin gefunden und ein Kreuz dort als Siegestrophäe aufgepflanzt hätte, so daß die Natur in ihren kühnsten himmelanstrebenden Formen mit einem Mal, ohne eine andere Veränderung, zu einem bloßen Fundamente, einem Fußgestell für das erhabene Symbol der christlichen Religion verwandelt ist, und sie trägt diesen Schmuck so schön, als wenn sie von Anfang an danach angelegt und bestimmt worden wäre.

England.

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Beneke.

(Fortsetzung.)

„Aber (so hat man wohl gesagt) selbst in dieser auf Beobachtung und Zergliederung der geistigen Entwickelungen gehenden Erkenntniß läßt sich doch bei den Engländern seit einem halben Jahrhunderte kein Fortschritt nachweisen, sondern sie halten noch immer unbeweglich fest an der auf der Oberfläche bleibenden Schottischen Philosophie." — Auch dieser Einwand jedoch möchte bei genauerer Beleuchtung nicht schwer zu beseitigen seyn. Zuerst hat die oben charakterisirte wahre Philosophie mit den Naturwissenschaften auch Das gemeinsam, daß sich nicht, wie bei unseren philosophischen Speculationen, die Systeme im Augenblick aufbauen lassen. Wie in den Naturwissenschaften, so wollen auch in der Philosophie große Entdeckungen durch eine lange Reihe von vorbereitenden Schritten eingeleitet seyn; es können dieselben also nur langsam, und in mehr oder weniger bedeutenden Zwischenräumen, einander folgen; und die Zeiten der ihnen vorangehenden und folgenden höheren Spannungen und Aufregungen müssen durch Zeiten der Abspannung unterbrochen werden. Wie Viele haben sich denn bei uns in Deutschland während des letzten halben Jahrhunderts mit dieser wahren Philosophie beschäftigt? Und wie viele bedeutende Entdeckungen sind in derselben gemacht worden? — Allerdings möchten sich (und dies gereicht uns zu hohem Ruhme), selbst neben jenen krankhaften spekulativen Systembildungen, auch in dem Gebiete dieser wahren Philosophie bei uns der Arbeiten, wie der Entdeckungen, mehr, als bei den Engländern, namhaft machen lassen: wie wir denn, nach dem früher Bemerkten, die Anklage einer Stockung in der philosophischen Produktivität keineswegs ganz von denselben abwehren wollen. Nur hat man, in Folge der Unkenntniß der Englischen Philosophie, welche aus der in der neueren Zeit bei uns ziemlich allgemein herrschend gewordenen philosophischen Vornehmthuerei hervorgegangen ist, diese Stockung der Produktivität viel zu sehr übertrieben. Auch die Engländer haben während dieser Zeit keineswegs ganz still gestanden. Sie sind allerdings über die Schottische Philosophie hinausgegangen, und zwar hinausgegangen ganz in derselben Richtung, in welcher die Fortschritte der wahren philosophischen Erkenntniß bei uns in Deutschland geschehen sind: in der Richtung der weiter fortgeführten psychologischen Zergliederung. Dabei haben die Deutschen und die Englischen Forscher, wie sich mit Bestimmtheit darlegen läßt, keine Kenntniß von einander gehabt: so daß sich also auch hier wieder zeigt, wie die Fortbildung der wissenschaftlichen Erkenntniß einer strengen Nothwendigkeit unterliegt, welche ungefähr zu derselben Zeit auch die ganz unabhängig von einander Strebenden in derselben Richtung fortdrängt. Auch die Engländer also sind allerdings vorgeschritten; und dies würde in noch größerer Weite geschehen seyn, wenn nicht über die Männer, welche diese Fortschritte vorzüglich vermittelt haben, eigenthümlich ungünstige Geschicke gewaltet hätten. Diese Männer sind Thomas Brown und James Mackintosh. Um für das eben Behauptete den Beweis zu führen, muß ich einer allgemeinen Charakteristik ihrer in Deutschland wenig bekannten Leistungen einige Notizen über ihre Lebensumstände voranschicken.

Thomas Brown*) war der jüngste Sohn eines Predigers in den vereinigten Kirchsprengeln Kirkmabreck und Kirkdale in Schottland, geboren am 9. Januar 1778. Sein Vater starb anderthalb Jahre nach seiner Geburt, und seine Mutter zog bald darauf nach Edinburg. Nachdem er von dieser die erste Erziehung erhalten, wurde er in seinem siebenten Lebensjahre zu seinem mütterlichen Oheim nach London geschickt, wo er bis zu dessen Tode (1792) blieb und dann nach Edinburg zurückkehrte. Seine Fortschritte in der klassischen Literatur waren so groß, daß er im Stande war, seinen Schwestern einen Lateinischen oder Griechischen Autor Englisch vorzulesen, ohne daß man eine Uebersetzung merkte. Dabei hatte er sich schon früh einem desultorischen Lesen ergeben; am meisten jedoch zogen ihn Werke der Einbildungskraft an, in Hinsicht deren er unersättlich war.

Ein Zufall gab seinem geistigen Leben eine bestimmtere Richtung. Bei einem Besuche nämlich, welchen er 1793 in den Ferien zu Liverpool machte, gab ihm Dr. Currie den so eben erschienenen ersten Band von Stewart's Elements of the philosophy of the mind in die Hände. Das Studium desselben erregte in ihm das lebendigste Interesse; und dieses wurde gewissermaßen für sein ganzes Leben entscheidend. Er besuchte im nächsten Winter Stewart's philosophische Vorträge und theilte ihm einige Bemerkungen mit, welche er, bei dem Lesen des genannten Buches, gegen seine Theorie niedergeschrieben. Stewart hörte dieselben mit ruhiger Aufmerksamkeit an und las ihm dann mit einer Aufrichtigkeit, welche ihm große Ehre macht, und mit einem Lächeln der Verwunderung und Bewunderung einen Brief von Prevost in Genf vor, welcher ganz dieselben Einwendungen enthielt. Darauf erfolgte eine Einladung zu öfterem persönlichen Umgange, in welchem ihn Stewart stets sehr freundlich aufnahm, aber ohne jemals jener Einwendungen wieder zu erwähnen.

Die erste schriftstellerische Arbeit Brown's waren „Bemerkungen über Darwin's Zoonomia", die er beim Lesen dieses Werkes niedergeschrieben hatte, und welche ihm unter den Händen zu einem besonderen Buche angewachsen waren. Die kritischen Blätter betrachteten dieselben sämmtlich als das Werk eines gewiegten Philosophen. Eben so nahm er, wenn auch nur vorübergehend, an der Begründung und den Anfängen einer bedeutenden literarischen Unternehmung Theil, welche in die damalige Zeit fallen. Aus der unter den Edinburger Studirenden bestehenden Literary Society nämlich bildete sich, als eine Verbindung von strengerer Auswahl, eine Academy of Physics hervor, die es als ihren Zweck aussprach, die Gesetze, durch welche die Phänomene der Natur geregelt werden, und die Geschichte der Meinungen über diese Gesetze zu erforschen. In ihr wirkten, neben Brown, unter Anderen Brougham, Horner, Reddie mit; und von ihr ging die Edinburgh Review aus, deren zweites Stück (January 1803) als leitenden Artikel eine von Brown verfaßte Rezension des bekannten Werkes von Villers Philosophie de Kant ou Principes fondamentaux de la philosophie transcendentale enthält, welche sich auch über Kant's eigene Theorie verbreitet und in mehreren Punkten mit großem Scharfsinn deren Schwächen aufdeckt. Aber wir müssen noch einige Jahre wieder zurückgehen.

Das Rechtsstudium, welchem sich Brown ursprünglich bestimmt hatte, verfolgte er (von 1796 an) nur ein einziges Jahr, weil er sich überzeugte, daß sein Körper nicht kräftig genug sey, um daneben noch eine allgemeine wissenschaftliche Bildung zu verfolgen. Er widmete sich nun (1798—1803) dem Studium der Arzneikunst. In diese Zeit fällt auch seine Erlernung der Deutschen Sprache und die Beschäftigung mit der Deutschen Philosophie, welche ihn zu jener Rezension in den Stand setzte. Ueberhaupt hatte seine literarische Bildung eine große Ausdehnung. Das Französische, Italiänische und Deutsche las er eben so leicht, wie das Englische; auch Spanisch und Portugiesisch, wenngleich nicht so leicht. Daneben trieb er jedoch die medizinischen Wissenschaften mit so großem Eifer und so ausgezeichnetem Gelingen, daß er seine Prüfungen höchst glänzend bestand und namentlich die Aufmerksamkeit und Hochachtung des Dr. Gregory in hohem Grade gewann. Eine Folge hiervon war es später (1806), daß ihn dieser zum Genossen in der Besorgung seiner Patienten annahm; und so hatte er denn für den Fortgang seiner Praxis die günstigsten Aussichten. Aber diese konnten ihn nicht blenden; vielmehr blieb sein Verlangen auf eine Stellung gerichtet, welche ihm, auch bei geringem Einkommen, eine literarische Muße verstattete. Schon im Jahre 1799, als der Lehrstuhl der Rhetorik offen wurde, hatten sich seine Freunde bemüht, ihm diesen zu verschaffen; eben so, bei dem Tode des Dr. Finlayson, den Lehrstuhl der Logik; aber vergebens: indem man, wie sein Biograph klagt, das Interesse der Literatur unwürdig Partei-Interessen opferte.*) Aber von einer anderen Seite her sollte ihm dennoch die Erfüllung seines Wunsches zu Theil werden. Als nämlich Dugald Stewart im Winter 1808—1809 durch eine bedeutende Störung seiner Gesundheit am Halten seiner Vorlesungen gehindert wurde, machte er Brown zu seinem Substituten. Die durch diese Wahl und durch sein erstes Auftreten erregten Erwartungen wurden mehr als erfüllt durch die bewunderungswürdige Entfaltung originalen Denkens, ausgedehnter Belesenheit, unvergleichlicher Geisteslebendigkeit und glänzender Beredsamkeit. Indem zu diesem Allen noch seine schöne Declamation kam, wurden seine Vorlesungen nicht allein von vielen Studenten, sondern auch von ausgezeichneten Juristen, Geistlichen und selbst Professoren besucht; und als Stewart seine Vorträge wieder selbst übernehmen konnte, wurde von diesen Zuhörern der Beschluß gefaßt, indem man ihm hierzu Glück wünschte, ihm zugleich die Gefühle der Bewunderung in Bezug auf die Leistungen seines Ersatzmannes auszudrücken. In Folge hiervon geschah es dann, da sich Stewart's Gesundheit bleibend erschüttert zeigte, daß ihm Brown (obgleich es auch da nicht an Widerstrebenden fehlte) im Mai 1810 adjungirt wurde. Er verwaltete nun dieses Amt bis zu seinem frühen Tode. Einige Tage vor Weihnachten 1819 fand er sich unwohl; aber es erschien ihm mehr als eine Schwäche, verbunden mit ungewöhnlicher Schnelligkeit des Pulses. Unter ähnlichen Umständen hatte ihm früher Blutlassen gut gethan; aber er wollte sich nicht hierzu entschließen, weil er fürchtete, dadurch einige Tage länger von der Fortsetzung seiner Vorlesungen abgehalten zu werden. Als er diese wirklich wieder anfing, bezog sich die erste unglücklicherweise auf einen Gegenstand, welcher ihn besonders aufregte: wie er denn überhaupt, besonders wenn erhabene moralische Empfindungen den Inhalt bildeten, von denselben stark angegriffen wurde. In Folge hiervon war diese Vorlesung auch die letzte, welche er überhaupt hielt. Seine Aerzte riethen ihm, um des milderen Klima's willen, eine Reise nach London, wo er, sehr bald nach seiner Ankunft, besonders indem ihn ein fast gänzlicher Mangel an Schlaf immer mehr und mehr schwächte, am 2. April 1820 im 43sten Lebensjahre starb. Dugald Stewart überlebte seinen Substituten acht Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Buchhandel und Schriftsteller-Honorare in England.

Nach G. R. P. James.**)

Wie überall, so sind auch in England die Auslagen eines Herausgebers von zweierlei Art: das Honorar des Verfassers und die Kosten der Veröffent-

---

*) Die folgenden biographischen Nachrichten sind aus der Lebensbeschreibung entnommen, welche der oben erwähnten (Edinburg 1842 erschienenen) dreizehnten Ausgabe seiner Lectures etc. vorgesetzt ist.

*) ... making patronage to be considered, not as a sacred trust for the benefit of those, for whom it is granted, but as a source of personal advantage or an instrument of party power, and converting situations, upon which the learning or virtue of a nation may depend, into the reward or the bribe of political subserviency.

**) In dessen „Bemerkungen über den Buchhandel in England, in seinen Beziehungen zur Literatur."

lichung, welche letzteren namentlich das Papier, der Druck, der Umschlag und die in neuester Zeit so übertrieben kostspieligen Ankündigungen ausmachen. Um einen Vergleich anzustellen, nehmen wir ein Werk in gewöhnlichem Oktav-Format (demy — besonders für geschichtliche Werke im Gebrauch) und eine Auflage von 1000 Exemplaren an. Satz, Druck und Papier zu einem Bande von 26 Bogen, 416 Seiten, kosten (die Korrekturen ungerechnet) in **England** 99—110 Pfd. Sterl., in **Belgien** aber nur 74—86 Pfd. Sterl.; mithin beträgt der Preis-Unterschied beider Länder 22—25 pCt. Derselbe Band in **Post-Oktav** (dem kleinen Roman-Format) kostet in **England** 65—70 Pfd. Sterl.; in **Belgien** und **Frankreich** ist er um 22½ pCt. billiger herzustellen. Der Ladenpreis eines Buches von einem geachteten Verfasser ist in **England** 10½ Sh; in Frankreich 7½—8 Fr., was einen Unterschied von 40—43 pCt. ausmacht. Diese Verschiedenheit könnte übermäßig erscheinen, da aber in England der Kostenbetrag um 22½ pCt. höher, so stellt sich jene im Ganzen doch nur auf 20½ pCt. Auch muß man, um Schriftsteller und Verleger beider Länder neben einander stellen zu dürfen, den ganz unverhältnißmäßig großen Aufwand mit in Anschlag bringen, welchen in **England** die Ankündigungen und übrigen Haupt-Erfordernisse verursachen; so daß, alles dieses gebührend in Abrechnung gebracht, für den Preis der Bücher in England und Frankreich ein Unterschied von 10 pCt. bleibt. (In der hierbei mit in Betracht kommenden Vergleichung des **Bücher-Absatzes** beider Länder fehlt es leider an Nachweisen und Belägen.)

Kein einziger Englischer Prosaiker, versichert Herr James, würde heute für einen Band 500 Pfd. Sterl. erhalten, und überhaupt verhält sich das Honorar der Englischen Schriftsteller zu dem der Französischen ungefähr wie 1 zu 5. Poesie geht nicht (in England nämlich); Geschichte bringt überall nur Verlust, wenn man die Zeit, Arbeit und Unkosten, welche sie erfordert, veranschlagt; nur zwei Gattungen von Büchern, Romane und Werke über Erziehung, verkaufen sich gut. Unter den berühmtesten Romanschreibern ist nur eine sehr kleine Anzahl, welche ansehnliche Summen empfängt, und auch diese belaufen sich nur auf den vierten Theil dessen, was caeteris paribus in Frankreich gezahlt wird.

Das Alles nun zugegeben — worin findet der Statistiker den Grund davon? Nicht etwa in einer schlechten Vertheilung der Vortheile zwischen Schriftsteller und Buchhändler, sondern in der kläglichen Lage des Buchhandels, in den Erschwernissen desselben, welche auf die Buchdrucker, Papierfertiger und alle die zahlreichen Hände, deren man zur Herstellung und zum Verkaufe der neuen Bücher bedarf, zurückwirken. — Woher aber diese Lage der Dinge selbst? In einem niederen Stande der Englischen Literatur darf man die Ursache wahrlich nicht suchen; denn Männer von ausgezeichneten Gaben waren deren Ehre, und die Werke von fünf oder sechs lebenden dergleichen sind öfter als die irgend eines anderen Volkes übersetzt worden. Auch die volksthümlichen Gewohnheiten können deswegen nicht beschuldigt werden; denn der Engländer ist von Hause aus fleißig und wißbegierig, ein Denker und wissenschaftlichen Genüssen zugethan. Endlich darf man auch keinesweges mehr sagen, daß es weniger Menschen gebe, welche die Englische Sprache sprechen oder verstehen, als Solche, die Französisch verstehen: denn berechnet man die Englischen Unterthanen in Indien und in den Kolonieen, so ist die Anzahl jener viel größer, als die der Franzosen. Wahr ist indeß freilich, daß die Fremden **anderer** Völker häufiger die Französische Sprache sprechen: doch muß man nur nicht vergessen, daß eben die Fremden mit **Büchern** in Französischer gerade so wie mit dergleichen in Englischer Sprache fast gänzlich durch den **Nachdruck** versorgt werden. — Nein, die wahren Ursachen, welche sich der Entwickelung des Buchhandels in England entgegensetzen, sind zuvörderst: **die hohen Bücher-Preise**, welche dem Verkaufe derselben gewiß schaden und zum Besten der Verfasser, der Buchhändler, wie aller Käufer, um so mehr zu ermäßigen wären und um so mehr zu rügen sind, als nicht nur bekanntlich die Regierung den Papier-Fabrikanten einen beträchtlichen Theil der Abgaben erlassen und hierdurch eine Ermäßigung der Papier-Preise bewirkt hat, letztere aber dennoch dem Publikum nicht im geringsten zugutgekommen ist — sondern auch die Niedrigerstellung der Abgabe für die Ankündigungen bisher noch keine entsprechende Herabsetzung der Bücher-Preise zur Folge gehabt. — Ferner **der massenhafte Vertrieb aller der zahllosen Tages- oder Wochen-Blätter**, welche dem Publikum das, was es anspricht, in solcher Menge liefern, daß hiermit die Zeit verbracht wird, welche sonst dem Lesen von Büchern gewidmet werden würde. — Drittens **die Richtung der wissenschaftlichen Zeitschriften**: Der größte Theil dieser Blätter hat nämlich die Gewohnheit angenommen, eine so umständliche Darlegung und so unverhältnißmäßig umfangreiche Auszüge von den neuen Werken zu geben, daß dem Verkaufe der Bücher selbst hierdurch nur Eintrag geschieht, anstatt, wie es doch ursprünglich Zweck, deren Absatz zu fördern, indem die Aufmerksamkeit der Leser nur angeregt, nicht befriedigt werden sollte, zumal es ohnehin genug Leute giebt, welche nur lesen, um im Zuge zu bleiben, um mitsprechen zu können, und denen also freilich dergleichen Extrakte der Bücher-Quintessenz vollständig genügen und eben gelegen kommen, um Zeit, Mühe und Geld zu ersparen. Das Ende dieses Verfahrens ist nicht abzusehen und selbst nur so weit wünschenswerth, als eine gute erschöpfende Beurtheilung der schriftstellerischen Erzeugnisse damit vereinbar bliebe, denn solche bildet einen höchst wichtigen Theil jeder Literatur. — Eine vierte und Haupt-Quelle des Uebels ist: **der mangelhafte Schutz gegen fremden Nachdruck**. Das Gesetz, welches dem Englischen Verfasser die Veröffentlichung seiner Werke für einen gewissen Zeitraum als ausschließliches Recht zugesichert, hat zwar hingereicht, dem Nachdrucke in Großbritanien Einhalt zu thun; in Paris aber fing schon sehr bald nach dem Frieden ein Buchhändler an, alle beliebten Englischen Werke nachzudrucken, und dieser fand nur zu bald die stärkste Nachahmung auch bei sehr vielen Verlegern in anderen Ländern. Anfänglich könnte man nun wohl meinen, daß diese auf dem Festlande erschienenen Ausgaben nur für die daselbst reisenden oder ansässigen Engländer bestimmt gewesen wären; allein die Herausgeber fanden bald auch Mittel, ihren Handel auszudehnen, indem sie allerhand Maßregeln trafen, um eine große Anzahl ihrer Bücher in den überseeischen Englischen Niederlassungen und in England selbst zu verbreiten. Unter ihren verschiedenen betrügerischen Mitteln fand vorzüglich das Anwendung, die Werke roh, dergestalt zu verschicken, daß man sie bogenweise unter gleichfalls ungebrochene Französische Bücher mischte — indem es den Gränz-Behörden dadurch unmöglich wurde, den gesetzlichen Eingangszoll für die falsche Waare zu erheben, weil sie ja doch die gewaltigen Ballen nicht Bogen für Bogen durchsehen konnten. Dessenungeachtet wäre, da ja nun die in England gefundenen nachgedruckten Exemplare angehalten und weggenommen werden durften, diese Handelsweise allgemach zu hemmen gewesen, wenn nicht die Zoll-Behörde die Einbringung eines Exemplars von jedem nachgedruckten Werke im Gepäcke der vom Festlande ankommenden Reisenden bewilligt hätte; denn so läßt nunmehr das Einbringen jedes Nachdruckes leicht sich rechtfertigen, indem man bloß zu sagen braucht: das fragliche Exemplar sey unter der Berechtigung eines Reisenden eingeführt worden. Die ungemeine Schwierigkeit, diesem von der Regierung selber geschützten Betruge den Gegenbeweis zu führen, hat nun eben die Einfuhr der Nachdrücke so entsetzlich gesteigert, daß der Verkauf von Englischen Ausgaben beliebter Werke in den Kolonieen fast gänzlich aufgehört und von 1840 bis 1841 in einem einzigen Hafen mehr denn 1500 Exemplare Englischer Bücher unter dem Schutze obiger Vergünstigung eingeführt worden — wie die Verzeichnisse der Zoll-Aemter ergeben. (Und hierbei muß noch bemerkt werden, daß diese Register nicht einmal die genaue Zahl der eingebrachten Werke enthalten; denn da die nachgedruckten Ausgaben der höchsten Steuer unterliegen, so wogen die Zoll-Beamten die Nachdrücke zusammt den anderen eben so besteuerten Büchern, ohne alle weitere Untersuchung; daher ist es auch nicht zu viel, wenn man die Zahl der auf diese Art eingebrachten Bücher auf das Dreifache der Angabe in den Zoll-Listen ansetzt.) Hiernach urtheile man nun über die Einfuhr in **allen** Häfen von England und dessen gesammten Kolonieen! Daß neben dem somit regelmäßig verübten Unrechte noch eines in der Anwendung betrügerischer Mittel zu diesem Zwecke liegt, wollen wir hier nicht weiter in Anschlag bringen. — Die Wirkung dieses Verfahrens für Englische Schriftsteller und Verleger ist aber leicht zu ermessen, wenn man sieht, wie ein gangbares Englisches Werk, kaum drei oder vier Tage in Paris angekommen, schon Wort für Wort nachgedruckt und für einen sechsmal billigeren Preis als in England zu haben ist; wie ferner Deutschland zwei, manchmal auch dreierlei Ausgaben davon nachdruckt und Belgien mit einer, Amerika aber mit unzähligen dergleichen folgt. Wirklich beschränkt sich denn auch in England der Buchhandel fast gänzlich auf die sogenannten Wander-Bibliotheken und auf die geschlossenen Gesellschaften. Die mittlere Durchschnittszahl der verkauften Exemplare eines Werkes ist 500 bis 2000: bei gutem Vertriebe eines Buches von einigem Werthe und, beziehungsweise, bei außerordentlichem Absatze des Werkes eines sehr gesuchten Verfassers. Allgemein bekannt und festgestellt ist, daß Lesezirkel an der Küste und noch etwa 40 Meilen weit ins Innere hinein, so wie auch eine große Anzahl kleiner Bibliotheken in der Umgebung von London, lediglich mit nachgedruckten Ausgaben versehen werden. Die an die Regierung gerichteten Vorstellungen haben nun zwar die Schatzkammer veranlaßt, festzusetzen, daß das dem Reisenden freigegebene Exemplar beschnitten und sichtlich von ihm bereits in Gebrauch genommen seyn müsse — aber man hat doch auch bald wahrgenommen, daß diese Maßregel keinesweges ausreicht, um die Einbringung von Büchern für die Lese-Vereine zu hindern, da ja jedes dergestalt eingebrachte Werk vom betreffenden Leihbibliothekar nur sofort dem Buchbinder übergeben zu werden braucht, um als ein noch nie geöffnetes den Umlauf zu beginnen. — Wenn ein **Handlungs-Reisender** als **einfacher** Reisender von jedem der 300 Bände, welche die Englischen Verleger zu Paris jährlich veröffentlichten, nur **ein** Exemplar nach England mitbrächte, würde er, trotz dem Zollbetrage, noch einen Gewinn erübrigen, den Niemand ihm wehren dürfte. — Die Inhaber der wandernden Leihbibliotheken lassen aber auch, wie allgemein bekannt ist, unbemittelten Reisenden ausdrücklich Geld dazu auszahlen, damit diese ihnen zweckmäßige Bücher vom Auslande mitherreinbringen. — Wer möchte nun noch in Abrede stellen, daß in England eben so viel in Nachdruck, wie in Orginal-Ausgaben abgesetzt wird?

Es wird zwar gesagt, daß auch die Französischen Bücher Gegenstand eines unermeßlichen Nachdruckes sind: doch leidet Frankreich dadurch bei weitem nicht so viel, als England; denn zuvörderst erreicht die Anzahl der reisenden Franzosen nicht den zehnten Theil der reisenden Engländer; ferner sind seine Kolonieen viel weniger ausgedehnt und bevölkert, und endlich ist die Einfuhr von nachgedruckten Büchern dahin unbedingt verboten; woraus folgt, daß der Nachdruck viel weniger nach Frankreich selbst, als nach dem Französisch lesenden Auslande sich wendet. (Hierhin würden ja aber, wenn der Nachdruck nicht wäre, die Französischen **Original**-Ausgaben Absatz finden.) Man darf auch mit Recht annehmen, daß der in Folge des Nachdruckes, gegen welchen die Englischen Buchhändler nicht aufkommen, geringer gewordene Bücher-Verkauf der Erhöhung der Bücherpreise, als Schadloshaltung, zum Grunde liegt; wenigstens ist gewiß, daß, seitdem der Nachdruck so überhandgenommen, die Bücher in England viel theurer geworden sind.

Um dem Uebelstande abzuhelfen, würde auch vor einigen Jahren ein

Gesetz gegeben, welches den Ministern gestattet, mit den fremden Mächten über einen gegenseitigen Schutz des literarischen Eigenthums sich zu verständigen. Die Absichten des Parlaments sind indeß nicht erreicht worden — sey es nun, daß dem Auslande dies Gesetz nicht bekannt geworden, sey es, daß politische Hindernisse dem Abschlusse der Verhandlungen über diesen Gegenstand sich entgegengestellt haben — England muß noch immer das daraus folgende Uebel eines Zustandes tragen, welcher eben so wohl auf den Einnahmen des Schatzes, wie auf allen Zweigen des Buchhandels drückend lastet. Nur ein unbedingtes Verbot kann die Einfuhr der Nachdrucke in England merklich vermindern, oder den Zoll-Beamten in den Kolonieen es möglich machen, jene unaufhörliche Fluth, welche jetzt dort den Handel mit Original-Ausgaben verschlingt, zurückzudämmen.

Ein letzter Hauptgrund des Verfalls des Englischen Buchhandels ist die geringe Unterstützung der Literatur von Seiten der Englischen Regierung. In Frankreich und Deutschland haben, dort seit zwei Jahrhunderten und hier seit 50 Jahren, Könige und hochgestellte Männer sich bestrebt, literarische Verdienste zu fördern, auszuzeichnen und zu belohnen; bedeutende Schriftsteller sind mit Aemtern, Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft worden; das Volk hat gelernt, die Literatur als einen Theil des National-Ruhmes anzusehen und seine großen Schriftsteller seinen großen Männern beizuzählen. In England, wo dies leider nicht der Fall ist, gelangten nur sehr wenige verdienstvolle Männer und meist erst nach einer langen Reihe von Jahren zu einiger Anerkennung. Ohne allen Zweifel hat die Aufmerksamkeit, welche man in Frankreich beständig der Literatur gewidmet, und die Wichtigkeit, welche man ihr seit Ludwig XIII. daselbst zugestanden, nicht nur Bücher, sondern auch den Trieb, sie zu lesen, hervorgebracht. In England dagegen hat die Literatur keine Hoffnung auf Beförderung; hier ist sie in einem untergeordneten Zustande geblieben, keinesweges den Fortschritten anderer Zweige der Betriebsamkeit gefolgt, sondern zuletzt reißend und fortwährend gesunken.

Man hat behauptet (die Alten sagten's schon sprüchwörtlich), daß die Literatur von Auszeichnungen und Belohnungen der Männer der Wissenschaft keinen Vortheil habe; indeß, ehe man solche Behauptung aufstellte, sollte man doch erst noch einen Versuch machen. In anderen Ländern hat man das, und immer (?) mit gutem Erfolge, gethan. Nur in England wurde die Wichtigkeit einer gediegenen National-Literatur stets (!) verkannt, sind die rechtmäßigsten literarischen Interessen jederzeit nur auf Gleichgültigkeit gestoßen (!). Nicht etwa, daß der oder jener Minister einen Widerwillen gegen die Wissenschaften gezeigt hätte, nein, Alle zusammengenommen haben es noch ärger gemacht, denn zu allen Zeiten hat man dem Volke Beispiele kalter Hintenansetzung gegeben. Das heißt aber wahrlich die Wichtigkeit der Literatur als National-Ruhm und ihren Einfluß auf die Menschheit schmählich verkennen!

So weit Herr James, — aber wiewohl vom rechten Gesichtspunkte angelegt, dürfte dennoch wohl dieses Gemälde in seinen Farben ein wenig zu grell erscheinen.

Mannigfaltiges.

— **Englische Poesieen in Deutschland.** Ein überaus anziehendes Geschenk hat den Freunden der Englischen Poesie so eben eine Deutsche Dame, Fr. **Louise von Ploennies** gemacht. Wir haben in diesen Blättern bereits der trefflichen Uebersetzungen von Freiligrath gedacht, und auch unsere geschätzte Mitarbeiterin, Fr. F. v. H., hat mit großer Sorgfalt einige poetische Blümchen von Englischen Fluren auf Deutsche übertragen. *) Beide haben jedoch nur Versuche dieser Art geliefert, während Fr. Louise v. Ploennies uns mit allen Zeitaltern der Englischen Poesie durch ihre eben so treuen als dichterischen Uebertragungen bekannt macht. Das von ihr herausgegebene Buch heißt: „**Britannia**, eine Auswahl Englischer Dichtungen alter und neuer Zeit" **), und zwar hat die Uebersetzerin es wagen dürfen, allen ihren Bearbeitungen den Originaltext gegenüber abdrucken zu lassen, denn die einen können den Vergleich mit dem anderen vollkommen aushalten. Es sind 49 Britische und 4 Nord-Amerikanische Dichter, von denen uns hier mehrere ihrer schönsten Erzeugnisse Englisch und Deutsch mitgetheilt werden. Der Reigen derselben beginnt mit einem Frühlingslied des Grafen von Surrey, der im Jahre 1547 enthauptet wurde, und geht dann zu Edmund Spencer, Sir Walter Raleigh, Christoph Marlowe und Will. Shakespeare (Sonnette) über; alsdann wird ein Bruchstück aus Milton's Verlorenem Paradies, Dryden's Alexander-Fest und ein Blumenstrauß von Gedichten aus dem Zeitalter der Königin Anna und dem 18ten Jahrhundert, von Parnell, Pope, John Gay, Thomson (Jahreszeiten und Rule Britannia), Thomas Gray (Dorfkirchhof), Oliver Goldsmith (die bekannte Ballade aus dem Landprediger von Wakefield: Turn gentle hermit of the dale), W. Cowper, Lady Anna Barnard, Robert Burns etc. mitgetheilt, woran sich dann die neuere Zeit anschließt, repräsentirt durch Lord Byron, Sir Walter Scott, William Wordsworth, S. Coleridge, Thomas Moore, Robert Southey, J. Montgommery, Barry Cornwall, Thomas Campbell, Sir Edward Lytton Bulwer etc. Fast jedem Poeten ist ein Motto aus Deutschen Dichtern vorangestellt, das die Uebersetzerin zugleich ins Englische übertragen, wie sich denn diese überhaupt eben so gewandt in der Englischen Diction und Versification zeigt, als sie es in der Deutschen ist. So hat sie namentlich diesen Band mit einem sehr schönen Einleitungs-Gedichte an die Königin Victoria, welcher die ganze Sammlung gewidmet ist, und mit einem dem Andenken der verstorbenen Mrs. Felicia Hemans geweihten Schlußgedicht ausgestattet. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, etwas von der Verfasserin selbst über diese Englische Dichterin, so wie über die zu früh verstorbene Mrs. L. E. Landon, mitzutheilen, können uns jedoch nicht versagen, für Freunde der Englischen Poesie von jenem Widmungs-Gedicht an Königin Victoria wenigstens die beiden ersten Strophen hierher zu setzen:

> Wilt Thou forgive, if by the distant Rhine
> Whose waves reflect the mountains clad with vine,
> Where mighty ruins seem to mourn in vain
> Chivalrous times which ne'er will come again, —
> Wilt Thou forgive, if humbly there I raise
> Some feeble echo of the song of praise
> Which bursts exulting from Thine island green,
> In one triumphant shout: God save the Queen!
>
> A brilliant crown adorns Thy forehead fair,
> East-Indian jewels glisten in Thy hair,
> From foreign climes Thy fleets and galleys bring
> To England's shore each bright and glorious thing.
> But sweeter charms hast Thou, my heart to move,
> Youth, beauty, happiness, maternal love;
> Nations the power of the Queen confess,
> But heart and soul the woman's loveliness.

*) Man vgl. Nr. 34 des Magazins von d. J.

**) Frankfurt a. M., Schmerber, 1843.

Bibliographie. *)

Frankreich.

J. **Tissot** Anthropologie spéculative générale. 2 vol. 8. Paris. 13 fr.

Foelix Traité du droit international privé, ou du conflit des lois de différentes nations en matière de droit privé. 8. Paris. 9 fr. — Hr. Foelix, Advokat in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

J. **Petiet** Accident du 8 mai 1842. Examen des questions techniques soulevées par l'acte d'accusation contre la compagnie du chemin de fer de Paris à Versailles (rive gauche), à la suite de l'accident du 8 mai. 22½ Bog. u. 2 Tab. 4. Paris.

J. C. M. **Boudin** Essai de géographie médicale. 7 Bog. 8. Paris.

P. C. A. **Louis** Recherches anatomiques, pathologiques et thérapeutiques sur la phthisie. 2. (sehr verm.) édit. 8. Paris. 8 fr.

L. **Aubert-Roche** De la peste ou typhus d'orient; documens et observations recueillis pendant les années 1834 à 1838, en Egypte, en Arabie, sur la mer rouge, en Abyssinie, à Smyrne et à Constantinople. 8. Paris. 3 fr. 50 c.

E. **Hubert-Valleroux** Mémoire sur le catharre de l'oreille moyenne et sur la surdité qui en est la suite; avec l'indication d'un nouveau mode de traitement. 8. Paris. 2 fr.

Mémoires de la société linnéenne de Normandie. Années 1839—42. Vol. 7. 4. mit 12 Kpf. Paris. 12 fr.

Mémoires de la société géologique de France. Tome 5, 2. partie. 4. mit 11 Kpf. Paris. 15 fr.

F. **Hoefer** Histoire de la chimie, depuis les tems les plus reculés jusqu'à notre époque. Tome 1. 8. Paris 1842. Preis des Werkes in 2 Bänden: 17 fr.

Dumas Traité de chimie appliquée aux arts. Tome 6. 8. mit 1 Atlas von 40 Kpf. 4. Paris. 12 fr. 50 c.

Blanqui Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

Bulletin monumental, ou collection de mémoires et de renseignemens, pour servir à une statistique des monumens de la France, classés chronologiquement. Publié par **de Caumont**. Tome 8. 8. Caen. — Jeder Band, aus 8 Nummern bestehend, kostet im Abonnement 15 fr.

A. C. **Thibaudeau** Histoire des états-généraux et des institutions représentatives en France, depuis l'origine de la monarchie jusqu'à 1789. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

E. **Le Glay** Histoire des comtes de Flandre jusqu'à l'avènement de la maison de Bourgogne. Tome 1. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Quelques mots au sujet d'un ouvrage intitulé: Notice sur les principales familles de la Russie. ½ Bog. 8. Paris. — Vergl. Nr. 50. **d'Almagro** (comte). Unter diesem Namen schrieb, wie man jetzt weiß, der Russische Fürst P. **Dolgorukow**. Er war wegen Herausgabe dieser Schrift von seiner Regierung nach St. Petersburg beschieden worden.

Le comte J. Capodistrias, président de la Grèce, jugé par lui-même, d'après les actes de son administration, consignés dans sa Correspondance, publiée à Genève en 1839. 8. Paris. 6 fr. — Jene Korrespondenz erschien unter folgendem Titel: Correspondance du comte J. **Capodistrias**, président de la Grèce, comprenant les lettres diplomatiques etc., recueillies et mises en ordre par les soins de ses frères et publiées par E. A. **Bétant**. 4 vol. 8. Genève 1839.

Ramayana, poema indiano di **Valmiki**. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola gaudana, per G. **Gorresio**. Vol. 1. gr. 8. Parigi. 30 fr. — In der Königl. Buchdruckerei sehr elegant gedruckte Ausgabe. — Die Einleitung ist Italienisch geschrieben.

E. **Dulaurier** Mémoire, lettres et rapports sur le cours de langues malaye et javanaise, fait à la bibliothèque royale pendant les années 1841—42, et sur les deux voyages littéraires entrepris en Angleterre pendant les années 1838 et 1840. 8. Paris. 3 fr.

L. F. A. **Maury** Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge. 8. Paris. 6 fr.

Lettres de Mme. de **Sévigné**, avec les notes de tous les commentateurs. Tome 1—3. 8. u. 18. Paris. à 5 fr. u. 3 fr. 50 c.

A. **Barbier** Rimes héroïques. 18. Paris. 3 fr. 50 c.

V. **Hugo** Les Burgraves, trilogie. 8. Paris. — Diese Trilogie, welche in Paris 5 fr. kostet, wird in Brüssel für 35 c. verkauft; außerdem erhält der Käufer von sechs Exemplaren des Brüsseler Nachdrucks ein siebentes unentgeltlich! — Nachdem V. Hugo mit diesem Drama in Paris bekanntlich durchgefallen, ist daselbst jetzt ein junger dramatischer Dichter von eminentem Talente aufgetreten. — Sein Name ist Ponsard.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Annales de l'institution royale agronomique de Grignon. Livr. 11. — Biographie universelle. Tome 73. — **Sismondi** Histoire des Français. Tome 29. — **Blanc** Révolution française: histoire de dix ans. 1830—1840. Tome 3. — **Tournois** Histoire de Louis-Philippe-Joseph, duc d'Orléans, et du parti d'Orléans. Tome 2. — **Crétineau-Joly** Histoire de la Vendée militaire. 2. édit. Tome 2. — **Walckenaer** Vie et écrits de Marie de Rabutin-Chantal, dame de Bourdilly, marquise de Sévigné. (3. partie.) 4 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hieselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 8. Mai 1843.

England.

Eines Engländers Urtheil über Gluck's „Armide" und ihre Aufführung in Berlin. *)

Da Sie ein paar flüchtige Bemerkungen, welche ich, noch ganz von dem Zauber des erhabenen Eindrucks der „Antigone" durchdrungen, zu Papier gebracht hatte, des Drucks für werth gehalten, so sende ich Ihnen hiermit einen eben so rasch hingeworfenen Bericht über Gluck's „Armide", den ich niederschrieb, als ich ermüdet und doch erquickt aus der Oper zurückkehrte. Ich bedaure, daß Sie in London so wenig Aussicht haben, dieses wundervolle Werk zu hören, und möchte meinem lieben Vaterlande gern einen bescheidenen Tribut von jedwedem Vergnügen zukommen lassen, welches ich fern von ihm genieße.

Nie hatte ich eine Gluckische Oper gehört. Ich konnte mir keine bestimmte Erwartung, keine Vorstellung von ihrem Charakter machen, außer daß ich mir dachte, es sey das Vollendetste von musikalischer Declamation und überhaupt etwas, das sich von allem Anderen unterschiede. Doch zur Sache und zunächst einige Worte über das Süjet. Gluck's Armide ist nicht die Armide des Tasso, was auch das Textbuch sagen mag. Sie ist weit eher eine Medea, eine stolze, unversöhnliche Zauberin, die von einer zürnenden Gottheit mit einer verzehrenden Leidenschaft erfüllt worden, gegen die sie vergebens ankämpft. Sie spricht von ihrer Liebe wie von einem Fluch, und vom Gegenstande derselben wie von einem Feinde; sie versucht den widerhakigen und vergifteten Pfeil aus ihrer Brust zu ziehen und ist von Wuth und Scham erfüllt über ihre schwachen, vergeblichen Anstrengungen. Sie beschwört Furien und Dämonen zu ihrer Hülfe, und als sie endlich Rinald durch ihre Zauberreien sich unterworfen, fühlt sie das Erniedrigende eines solchen Sieges, die Schmach einer solchen Liebe. „Er liebt mich?" ruft sie, „Rinald glüht für mich? O Flamme, die mich schmähet! Hohn, so geliebt zu seyn! Hier fleht nicht reine Liebe, sie folgt dem Machtgebot der Zauberin allein. Wie anders ist die Gluth, die mich für ihn entbrannt! Armide unterlag, selbst in der Rache Feuer, schon den Mordstahl gezückt auf des Schlummernden Brust, des Jünglings Liebreiz allein, der durch Schönheit entzückt ohne magische Waffen, der der Kunst nie gebot, für ihn Liebe zu schaffen. Ach, seine Liebe gleicht der meinen nicht!"

Das sind die Auspizien, unter denen ihre Liebe triumphirt; das die Ahnungen, durch welche ihr Triumph vergällt wird. Die Idee ist durchaus hochtragisch und weit mehr Griechisch als Italiänisch. Das Verhängniß schwebt beständig mit seinen dunklen Fittigen über den heitersten Scenen des Drama's, wir sehen überall seinen Schatten. In Tasso's Armide vergißt man die Zauberin über das Weib; wir sehen sie hier sanft, schmachtend, ihrer Liebe und ihrem Geliebten dahingegeben. Gluck's Armide ist stets furchtbar: furchtbar in ihrem Stolz, in ihrer Rache, ihrer Liebe, ihrer Verzweiflung. **) Das muß man vorher wissen, denn ehe noch ein Akt vorüber ist, fühlt man schon, daß Gluck die Armide nicht so auffassen konnte, wie Tasso sie dichtete. Sein Element ist das Große, Feierliche, Majestätische, Erhabene und Starke, so viel auch daneben einzelne Stücke von außerordentlicher Zartheit und reizender Schönheit vorkommen. Da ich das Drama nicht vorher kannte, so fand ich mich im ersten Akte fast etwas getäuscht. Es schien mir zwar herrliche, aber nicht ganz zur Sache passende Musik zu seyn; und gerade dies hatte ich nicht erwartet. Das Erste, was mich sehr ergriff, war die Beschwörung in der zweiten Scene des zweiten Akts. Diese ist im höchsten Grade furchtbar und unheilkündend. Nun aber folgt eine jener Schöpfungen von unvergleichlicher, reiner Schönheit, welche das Gemüth unwiderstehlich einnehmen und mit vollkommener Befriedigung erfüllen. Man fühlt, der Genius kann sich nicht höher schwingen, und der unstillbaren Sehnsucht des Herzens nach Schönheit und Harmonie ist auf einen Augenblick volles Genüge gethan.

Wir sehen Rinald in Armidens Gärten wandeln. Die begleitende Symphonie ist von einer Anmuth, welche sich in Worten nicht schildern läßt. Es braucht uns nicht erst gesagt zu werden, daß alle Reize der Natur seine Sinne mit süßer Lockung gefangen nehmen, daß der Gesang der Vögel, das Murmeln der Bäche, die balsamische Luft, der Blumen Dufthauch und alle berauschende Wonne des Frühlings ihn umgiebt; man hört es Alles. Gewiß, ich weiß, was ich sage; man hört die Blumen duften, man hört den ganzen unaussprechlichen Zauber der Scene, und ehe noch der bisher so unbeugsame Held die Lippen öffnet, fühlt man, daß er verloren ist. Das menschliche Herz vermag der Allgewalt dieser entzückenden Schönheit, wie Gluck's Musik sie malt, nicht zu widerstehen. Ehe Rinald seinen Helm abnimmt, glaubt man, der Stahl müsse schmelzen oder erweichen, und als der Held in Schlummer sinkt, ist uns sein unvermeidliches Schicksal eben so klar, wie das des erstarrten Wanderers, der im Polarschnee einschläft. Genug, diese Instrumentalmusik allein malt weit beredter als Worte, weit lebhafter selbst als Tasso's Poesie, all das süße verborgene Gift, welches die Lüfte in Armidens Gärten aushauchen. Der folgende Chor mit den fernen Echo's ist wundervoll und wird an Schönheit nur von der vorhergehenden Symphonie übertroffen. Hierauf kömmt eine Scene, in welcher Armide den schlummernden Rinald tödten will, — ein herrliches Declamationsstück, zwischen Rachsucht und Zögern wechselnd. Eine vortreffliche Scene schließt den dritten Akt. Als die Furie, welche sie heraufbeschworen und dann wieder zurückgewiesen hat, zur Strafe den schwersten aller Flüche, den Fluch verschmähter Liebe, auf sie geschleudert hat, wendet sich Armide, mit bebender Stimme und fast verzweifelnd, an den Gott der Liebe um Schutz gegen den Fluch. Dies ist von wunderbarem Pathos. Der fünfte Akt beginnt mit einem Duo zwischen Rinald und Armide in den Zaubergärten. Er hat seine Rüstung abgelegt und spricht mit Verachtung von seinem früheren Ruhm. Der recitativische Theil, der, wie gewöhnlich, etwas lang ist, machte keinen sehr ergreifenden Eindruck auf mich, aber das Duo ist eines der lieblichsten, die ich je gehört. Das Einzige, was man dagegen einwenden könnte, wäre vielleicht, daß es zu gut sey, denn es athmet eine edle und reine Zärtlichkeit, die mit dem übrigen Charakter der Handlung nicht recht übereinstimmt.

Nun verläßt Armide den Rinald und gebietet ihrem Gefolge, ihn in ihrer Abwesenheit zu unterhalten. Sie tanzen, aber was für einen Tanz! Die Musik ist eine Menuett, die uns sogleich an die würdigen Tänzer eines so stattlichen Zeitmaßes und Rhythmus erinnert, an Karl II. von England, den Spiegel der Gentlemen, an Maria Theresia im Stolz ihrer glänzendsten Schönheit, an Ludwig XIV. auf der Höhe seines Ruhms; genug, alle Vorbilder höfischer Anmuth und Größe schweben unwillkürlich und, ich muß gestehen, sehr störend vor unserer Phantasie, denn es ist eine Menuett, und an was anders kann man bei einer Menuett denken, als an stolze und huldvolle, ernste und majestätische Könige und Kaiserinnen? Doch wenn solche Bilder mit der Handlung nicht harmonirten, so erlaube ich mir zu sagen, daß eben so wenig die kurzröckigen auf der Fußspitze balancirenden Nymphen zu dem Charakter der Musik paßten. Mit dem Takthalten ist es noch nicht gethan, und ich bin überzeugt, daß Gluck, wie er die Musik schrieb, andere Wesen und andere Bewegungen im Kopf hatte, als die, welche ich hier sah. Man wird mich vielleicht fragen, ob ich verlange, daß das Corps de Ballet eine Menuett tanzen solle? Das nun gerade nicht, aber doch etwas ganz Anderes, als das, was hier getanzt wurde.

Die Melodie, mit welcher Rinald den tanzenden und singenden Chor bis zu Armidens Rückkehr entläßt, ist von melancholischer Schönheit und düsterer Ahnung voll. Sie gleicht dem ersten Aufseufzen des Windes vor einem beginnenden Sturm. Hierauf erscheinen Ubald und der Dänische Ritter, um Rinald in Tönen von kriegerischer Größe an das Gefühl seiner Erniedrigung und an seine Pflicht zu mahnen. Armide kömmt hinzu und bricht in die heftigsten, leidenschaftlichsten Bitten, Beschwörungen und Vorwürfe aus. Schon wird Rinald gerührt von ihrer Verzweiflung. Da erschallt die Mahnung seiner Gefährten: „Folge dem Ruf der Ehre!" mit Trompeten-Begleitung gleich der Posaune des Erzengels, der Niemand zu widerstehen vermag. Man fühlt, er muß hinweg, und er geht. Armide weiht sich nun in einem langen, leidenschaftlichen Recitativ den unterirdischen Göttern und enteilt auf einem Drachenwagen durch die Lüfte. Hierbei konnte ich mich denn, sehr zum Nachtheil einer wackeren jungen Künstlerin, eines Vergleichs nicht erwehren; immer kam ich wieder darauf zurück. Wer hätte auch die Pasta als Medea gesehen und könnte sie je vergessen? oder wer könnte hoffen, jemals etwas zu sehen, was nicht bleich und gewöhnlich dagegen wäre? *) Wer kann die Gewalt und Majestät dieser Frau vergessen? die niederdrückende Größe ihrer Liebe und

---

*) Aus derselben Feder, welche die neulich in diesen Blättern mitgetheilten Betrachtungen über die Darstellung der „Antigone" geschrieben.

**) So haben wir diese große musikalische Charakterschöpfung eben von Mad. Schröder-Devrient, ganz im Geiste des Tondichters, aufführen sehen, ein hohes Vorbild für alle dramatische Kunst, die gewaltigste Leidenschaft immer im schönen Maß der Antike haltend.

*) Nur gewiß nicht die Antigone unserer Crelinger und die Armide der Schröder-Devrient.

ihres Charakters, aus welchem der Unbestand ihres Geliebten und ihr eigenes Leid entsprang! Könnte ich Entschwundenes, oder was nie anders als in der Phantasie sein Daseyn hatte, zurückzaubern, so wäre das Erste gewiß, die Pasta als Armide, die Pasta mit ihrer Griechischen Würde, mit ihrer Italiänischen Leidenschaft und zugleich mit Deutschem Verständniß und Deutscher Auffassung der Musik; doch das wäre ein Schauspiel für Götter und nicht für unsere armselige Welt. Daß sie stets mir vorschwebte, ist ein hinreichender Beweis für das, was ich über den Charakter von Gluck's Armide sagte, denn wer könnte wohl bei Tasso's Armide an die Pasta denken!

Was die Aufführung betrifft, so läßt sich der instrumentale Theil mit einem Wort absolviren. Er war vollendet. Ich kann mir wenigstens nichts vorstellen, was darüber ginge.*) Dagegen waren alle Sänger und Sängerinnen nur mittelmäßig, und nicht etwa aus Mangel an Fleiß oder unvollkommener Kenntniß ihrer Kunst: nein, aber keines der Mitglieder besitzt die Talente, welche für den großen dramatischen Gesang erforderlich sind.**) Nichts hat mich auch mehr überrascht, als die große Seltenheit schöner Stimmen in Deutschland. Es scheint, als ob die Deutschen Ohren, die doch sonst für jeden musikalischen Fehler so reizbar sind, hierbei gleichgültig wären. Beständig hören sie mit Geduld und sogar mit Bewunderung Sängern und Sängerinnen zu, deren Stimmen für mich eine Qual waren, und die in keinem anderen Lande daran denken würden, öffentlich aufzutreten, so wenig ein einarmiger Mann als Fortepianospieler sich öffentlich zu zeigen wagen würde. Man wird die Menge schöner Stimmen in England erst dann gewahr, wenn man es verlassen hat. Ich habe noch nie eine Stimme gehört, die, ich will nicht sagen, denen der Mistreß Salmon oder der Miß Paton, Stephens, Novello, der Mistreß Shaw, sondern hundert anderer ganz schlechter Sängerinnen auf den Englischen Theatern gliche.***) Jenen frischen und kräftigen Gesang, den man so häufig in England hört, wenn es ihm gleich an Methode und Ausdruck fehlt, habe ich hier nie gehört. Dies mag nur ein unglücklicher Zufall seyn: aber die Deutschen Stimmen scheinen mir im Allgemeinen hart und rauh. Doch ich schließe von diesem Urtheil die berühmte Sontag aus. Dlle. Marr ist eine verdienstvolle Künstlerin; und wenn die Natur sie mehr begabt hätte, so würde sie zu den Sängerinnen ersten Ranges gehören; aber ihre Kräfte reichen nicht aus, wenn sie starke Leidenschaften ausdrücken will. Die letzte Scene der Angst und Verzweiflung war zwar tief empfunden; aber dies ist einer jener gefährlichen Versuche, welche nur das mit großen Körperkräften unterstützte Genie wagen sollte. Bisweilen glich sie an Ton und Geberde einer Zänkerin. Und die Art, wie sie im ersten Akt die geballte Hand schüttelte, als sie das Verlangen äußert, das rebellische Herz Rinald's sich zu unterwerfen, würde auf den widerstrebenden Helden, hätte er es sehen können, schwerlich einen für ihre Wünsche günstigen Eindruck gemacht haben. Im Ganzen jedoch blickte aus ihrer Darstellung Verständniß und Gefühl hervor, und man kann nur bedauern, daß die Natur nicht mehr für sie gethan hat, die so viel für sich that. Solche Leistungen sind achtungswerth, aber man wird nicht hingerissen. Frau von Faßmann, welche die Furie des Hasses gab, hat eine Stimme, die, was sie früher auch immer gewesen seyn mag, jetzt nicht angenehm ist: doch ihre Geberden zeigen, daß sie fühlt, sie sey eine schöne Frau, die ihren Eindruck nicht verfehlen könne. Rinald wurde angenehm gesungen, aber ohne eine bedeutende Wirkung. Doch ungeachtet dieses Mangels an hohem Genius oder Talent bei den Darstellenden, hatte man stets jene Befriedigung, welche aus der gewissenhaften Ausführung des Ganzen entspringt. Diese Sänger würden es sich eben so wenig beikommen lassen, in dem unsterblichen Werk, welches sie darzustellen haben, Rouladen oder Triller anzubringen, oder andere Profanationen daran zu begehen, wie wir auf den Gedanken fallen, Milton ändern zu wollen und etwa sein „verlorenes Paradies" mit Fetzen aus Moore und Byron zu schmücken. Diese tiefe Hochachtung für alle Intentionen des großen Meisters, diese Ehrfurcht vor dem Gottbegeisterten scheint mir die oben erwähnten Mängel mehr als aufzuwiegen. Der gänzliche (!) Mangel an geistiger Bildung bei den Italiänischen Sängern und Sängerinnen, so wie ihre beschränkte Nationalität, machen sie für solche gedankenreiche und schwere Unternehmungen völlig ungeeignet. Von Englischen Künstlern aber, im Allgemeinen genommen, zu verlangen, sie sollten ein solches Werk ausführen, wäre eben so lächerlich, als wenn man ihnen die Darstellung der „Antigone" zumuthen wollte. So kommen wir also auf die alte tröstliche Lehre von der Aufwiegung und dem Gleichgewicht zurück, nicht von dem der Macht, sondern des Verdienstes, wovon Patrioten nichts hören wollen, welches aber dem Erfahrenen und Unbefangenen überall und in jeder Gestalt entgegentritt.

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß der König und die Königin, welche keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Genie ihre Achtung zu beweisen und ihre Theilnahme an allen höheren Kunstbestrebungen kundzugeben, eben so wie der Prinz und die Prinzessin von Preußen und andere Königliche Personen, der Vorstellung der „Armide" beiwohnten. Das Haus war gedrängt voll von aufmerksamen und enthusiastischen Zuhörern. Ich verließ es mit dem Gefühl innigen Bedauerns, indem ich dachte, daß wahrscheinlich lange Zeit vergehen möchte, ehe ich wieder ein solches Werk hören würde. Frankreich, England und Italien zusammengenommen können so etwas nicht zu Stande bringen. (Athenaeum.)

*) Bekanntlich fand diese Aufführung unter der Leitung des General-Musikdirektors Meyerbeer statt.

**) Für den gegenwärtigen Augenblick müssen wir diesem herben Ausspruch leider beistimmen. Denn Mad. Schröder-Devrient, welche später in Berlin die Armide gab, gehört nicht dieser Bühne an und ragt überhaupt nur noch aus einer früheren Glanzepoche des dramatischen Gesanges in unsere Zeit als isolirte Größe herein. Auch würde der jetzige Klang ihrer Stimme freilich nicht dazu gedient haben, unserem Referenten seine weiterhin ausgedrückte Verwunderung zu benehmen.

***) Einige Uebertreibung mag man dem Englischen Patrioten dem Auslande gegenüber wohl nachsehen. Im Allgemeinen aber ist sein Urtheil nicht ohne Wahrheit, und wir vernehmen, von Seiten der Deutschen, selbst überall dieselben Klagen. Eine so schöne Stimme, wie wir sie früher an einer Milder, Schechner, Sontag, Seidler und Anderen mit Entzücken bewunderten, ist jetzt fast eben so selten in Deutschland wie eine wahrhaft dramatische Sängerin. Vielleicht liegt die Schuld zum Theil daran, daß eben eine jede Stimme jetzt von Anfang an gleich nach sogenannten dramatischen Effekten strebt und darüber weder das Eine noch das Andere, weder schöne Klangfülle und kunstgemäße Methode, noch dramatische Durchbildung, erreicht.

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Beneke.

(Fortsetzung.)

Brown's philosophisches Hauptwerk, mit welchem wir es hier ausschließend zu thun haben, sind die schon erwähnten Lectures etc.: gerade hundert Vorlesungen, nach seinem Tode genau, wie er sie für seine Vorträge niedergeschrieben, ohne Zusatz oder Abkürzung abgedruckt.*) Diese erstrecken sich, nach einer Einleitung in die Philosophie, über die Physiologie des menschlichen Geistes (Psychologie in Verbindung mit den allgemeinsten Grundzügen der Logik und Metaphysik), über die allgemeine Ethik, die Politik und die natürliche Theologie. Die Darstellung ist fast durchaus sehr dichterisch und geschmückt: und unter allen diesen Vorlesungen möchte sich keine finden, in der er nicht, selbst bei den abstraktesten Materien, wenigstens drei oder vier, oft aber noch mehrere und zum Theil ziemlich lange Stellen aus Dichtern anführte. Besonders reich ist er an solchen Anführungen, wo dies durch die Themata selbst, wie die Associationsgesetze, die Affekte und Leidenschaften 2c., einigermaßen begünstigt wird. Mit dieser in jeder Hinsicht blumenreichen Darstellung aber zeigt sich nun, in einem eigenthümlichen Kontraste, eine scharfe und ein tieferes Eindringen erstrebende Analysis verbunden: eine Analysis, welche jedenfalls gegen das sonst in der Englischen Philosophie vorherrschende Anlehnen an die Auffassung des gewöhnlichen Vorstellens sehr vortheilhaft absticht und einem Amerikanischen Rezensenten Veranlassung gegeben hat, ihn Davy an die Seite zu stellen.**)

Diese Analysis nun ist es auch, in Hinsicht deren die psychologische Forschung Brown's als ein Fortschritt und als ein Fortschritt in eben der Richtung anzusehen ist, in welcher die bei uns Deutschen eingetretene, so unendlich wichtige Reform der Psychologie liegt. Brown tritt in Hinsicht darauf mit Reid in Gegensatz, und namentlich mit der von diesem angenommenen Vielheit der Seelenvermögen (variety of powers). „In gewisser Beziehung", bemerkt er***), „kann man sagen, daß die Vermögen oder Kräfte, welche der Geist besitzt, noch zahlreicher sind, so zahlreich nämlich, als die Gesammtheit seiner Entwickelungen: denn man darf es nie vergessen, daß, was wir Klassen nennen, nur Wörter von unserer Erfindung sind; daß die psychischen Entwickelungen, welche wir als zu einer Klasse gehörig zusammenfassen, in der Wirklichkeit gerade in derselben Art geschieden sind, wie die in verschiedene Klassen geordneten Entwickelungen; daß jede Entwickelung anzeigt und anzeigen muß ein eigenthümliches Vermögen, in dieser besonderen Art bestimmt zu werden; und daß also der Geist in Wahrheit so viele Vermögen besitzt, als er unter verschiedenen Umständen verschiedene Entwickelungen in sich ausbilden kann. Dessenungeachtet aber muß es bei der Classification dieser verschiedenen psychischen Phänomene als fehlerhaft betrachtet werden, wenn man eigenthümlichen Formen einen neuen Namen beilegt, welche auf andere, schon früher bezeichnete zurückgeführt werden können; und in dieser Beziehung erkläre ich mich gegen die unnöthige Vermehrung der Seelenvermögen, wie sie sich in den gewöhnlichen psychologischen Systemen findet."

Das hauptsächlichste Erklärungsprinzip nun, dessen sich Brown zur Beseitigung dieser irrthümlichen Auffassung bedient, bezeichnet er mit einem Worte, für welches sich schwer möchte ein vollkommen entsprechendes in unserer Sprache nachweisen lassen: mit dem Worte suggestion. Er versteht darunter die psychischen Entwickelungen, inwiefern sie unmittelbar emporsteigen in Folge gewisser vorangegangener Seelenentwickelungen†). Solcher Suggestionen nun nimmt er zwei Klassen an: die einfachen, oder diejenigen, in welchen früher erzeugte Seelenentwickelungen wiederbelebt werden rein in Folge der Erzeugung anderer Seelenentwickelungen, und die Verhältnißsuggestionen, in denen wir uns gewisser Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten, Proportionen oder überhaupt Verhältnisse bewußt werden, wenn zwei oder mehrere Gegenstände, oder auch zwei oder mehrere Seelenentwickelungen, von uns in Betracht gezogen werden. Die letzteren (bemerkt

*) Der Druck eines Grundrisses dieser Vorlesungen in kurzen Paragraphen, unter dem Titel „Sketch of a system of the philosophy of the human mind. Part I, comprehending the physiology of the mind, war gerade bei seinem Tode fertig geworden. Dieser erste Band (der zweite fand sich nicht ausgearbeitet vor) enthält 51 von den 100 Vorlesungen.

**) Vgl. die Rezension der Lectures etc. in The North American Review Vol. 21 (July 1825).

***) p. 213 der erwähnten dreizehnten Auflage.

†) ebendas. p. 214. The whole order (der Entwickelungen unseres Geistes), as composed of feelings, which arise immediately in consequence of certain former feelings of the mind, may be technically termed, in reference to those feelings which have induced them, Suggestions.

Brown) würde er gern mit dem gebräuchlicheren Ausdrucke „Vergleichungen" bezeichnen, wenn nicht mit diesen der Nebenbegriff eines willkürlichen Suchens nach einer Beziehung verbunden wäre, was für die Suggestion keinesweges nothwendig sey; auch könnte man sie „Urtheile" nennen (ein Wort, welches noch mehr damit zusammenfalle), wenn nicht der gewöhnliche Sprachgebrauch den an dieses Wort geknüpften Begriff mit dem des Schlusses auseinanderhielte, welcher doch eben so wohl unter den Ausdruck „Suggestion" befaßt werden müsse. Alle Suggestion aber lasse sich auf die Abhängigkeit von *früherer Koexistenz* zurückführen, oder wenigstens auf ein solches *unmittelbares Nahestehen*, welches selber sehr wahrscheinlich eine Modification der Koexistenz sey. *)

Man sieht leicht, daß diese Polemik *Brown's*, der Hauptsache nach, ganz mit der von *Herbart* und mit der in meinen psychologischen Schriften ausgeführten Bekämpfung der abstrakten angeborenen Seelenvermögen zusammentrifft. An die Stelle dieser will auch Brown speziell bestimmte Seelenvermögen gesetzt wissen, welche erst *durch frühere bewußte Seelenentwickelungen entstanden sind*; und was er *suggestions* nennt, trifft also wieder, der Hauptsache nach, mit Demjenigen zusammen, was von *Herbart* „aus dem Zustande der Hemmung hervortretende *einfache Vorstellungen*" und von mir „*Reproductionen der von früher her angesammelten Spuren*" genannt worden ist. Brown will jedoch (und hierdurch unterscheidet sich seine Theorie von den an unsere Deutsche Reform sich anschließenden) von keinem „Zwischenprozeß (Zwischenexistenz) zwischen der ersten Ausbildung und der später erfolgenden Suggestion" etwas wissen. **) Der Grund hiervon ist, wie man aus anderen Stellen sieht ***), daß er sich nicht von den gewöhnlichen Vorurtheilen einer *absoluten Einfachheit und Identität* des Geistes losmachen kann. Sonst aber ist er sich des ausgedehnten Einflusses seines Prinzipes auf die Erklärung der intellektuellen und Charaktereigenthümlichkeiten sehr wohl bewußt. „Es giebt", sagt er †), „keine einzige Perception, oder Denk- oder Gemüthsentwickelung, und folglich kein einziges Objekt in der Umgebung des Menschen, das auf seine Sinne zu wirken fähig ist, welche nicht auf die ganze spätere Eigenthümlichkeit seines Geistes Einfluß gewinnen könnten, indem sie für alle Zukunft, in größerem oder geringerem Maße, die Zusammenbildungen der Empfindungen von Gutem und Uebel, durch welche seine Leidenschaften erregt und belebt, und die Zusammenbildungen der Meinungen modifiziren, die sein Verstand im Augenblick aus theilweisen Auffassungen bilden oder ohne Prüfung von Anderen aufnehmen kann .... was uns auch begegnen mag, es kann uns einen bleibenden Eindruck von Vergnügen oder Schmerz, von Befriedigung oder Mißvergnügen zurücklassen" ꝛc. Wir haben hier also, der Hauptsache nach, eben Das, was in unserer neueren Psychologie in den Sätzen ausgesprochen worden ist: daß *es für die menschliche Seele, streng genommen, keine Vergangenheit giebt*; daß Alles, was sich in ihr mit einiger Vollkommenheit entwickelt, auch wenn es aus der Erregtheit oder dem Bewußtseyn der Seele entschwunden ist, *eine Spur zurückläßt im Inneren derselben*; und daß die in dieser Art zurückgebliebenen Spuren fortwährend als *Kräfte* oder *Grundlagen* in die späteren gleichartigen Entwickelungen eingehen.

Wir können *Brown* nicht in alle Einzelnheiten der psychologischen Bestimmungen folgen, welche als Produkte seiner Zergliederungen hervorgehen, sondern müssen uns begnügen, zur Veranschaulichung die hauptsächlichsten unter denselben hervorzuheben. So leugnet er (p. 197 ꝛc.), daß die *Aufmerksamkeit* auf ein besonderes Vermögen zurückzuführen sey. Die Aufmerksamkeit auf sinnliche Gegenstände sey nichts Anderes als das Zusammen von Begehren (desire) mit der Wahrnehmung des Objektes, auf welches wir, wie man sagt, aufmerksam sind. „Das Begehren modifizirt hierbei die Wahrnehmung, indem sie dieselbe verstärkt, eben so wie jede andere Gemüthsbewegung ihun würde, welche zum Gegenstande in demselben Verhältnisse stände. Hierbei aber findet sich keine Wirksamkeit irgend einer Kraft, welche noch von dem Begehren und der Wahrnehmung verschieden wäre." — Das *Vermögen, innerlich etwas vorzustellen*, fällt ganz mit dem der Suggestion zusammen. Eben so haben wir *keine besondere Gedächtnißkraft*, sondern diese ist nur Kraft des Vorstellens, oder Suggestion, in Verbindung mit dem Bewußtseyn eines besonderen Verhältnisses: des Verhältnisses, welches wir das des „Früher-Gewesenseyns" nennen, also eine Verbindung von einer einfachen und einer Verhältnißsuggestion. Bei der *Erinnerung* kommt noch ein Begehren hinzu: zwar nicht (wie man angenommen hat) ein direkt auf Dasjenige gerichtetes, um dessen Erinnerung es sich handelt (denn dieses soll ja erst herbeigeschafft werden, und wir können es also noch nicht für das Wollen vorstellen), aber ein vages und unbestimmtes Begehren, welches auf den sonst angelegten, von selbst sich entwickelnden Lauf der Suggestionen wirkt (p. 265). Eben so ist der Prozeß der *Ausbildung und Darstellung unserer Gedanken* (composition) nichts als eine Verbindung von Begehren, einfacher Suggestion (in Folge welcher eine Vorstellung nach der anderen emporsteigt) und Beurtheilung oder Verhältnißsuggestion, vermöge deren ein Bewußtseyn der Angemessenheit oder Unangemessenheit entsteht bei der Betrachtung der so von selbst entwickelten Vorstellung (p. 272). — Auch *Gewohnheit* ist nur eine besondere Art von Suggestion. So (p. 278) bei der Gewöhnung an berauschende Getränke. „Der Anblick des Weines, der vor dem Menschen steht, ist unzählige Mal mit dem Begehren, ihn zu trinken, zusammen gewesen. Die psychische Entwickelung also, welche die Wahrnehmung des Weines in sich schließt, weckt, vermöge des gewöhnlichen Einflusses der Suggestion, die andere psychische Entwickelung, die im Begehren besteht, und das Begehren die übrigen Zustände und Bewegungen, welche es bisher begleitet haben." — *Die allgemeine Vorstellung oder der Begriff* ist nichts Anderes als eine Verhältnißsuggestion: das Bewußtseyn von der Aehnlichkeit zwischen Gegenständen oder deren Vorstellungen (p. 296). Das Vermögen zu *urtheilen* fällt (wie wir schon früher aus Brown's Erklärungen angeführt) mit dem Vermögen zu Verhältnißsuggestionen so ziemlich (nearly) zusammen (p. 334); das *Schließen* endlich ist lediglich eine Reihenfolge von Verhältnißsuggestionen, deren einzelne Subjekte uns als einander verwandt zum Bewußtseyn kommen.

Wenden wir uns nun zu einer Beurtheilung dieser psychologischen Bestimmungen: so verdienen die Geistesregsamkeit und der Scharfsinn, welche *Brown* in den Stand setzten, unter so ungünstigen wissenschaftlichen Konjunkturen, das Unrichtige in der bisher allgemein angenommenen Theorie aufzufinden und mit seinen Zergliederungen darüber hinauszugehen, jedenfalls eine sehr ehrende Anerkennung. Wir haben hierin die erste Kraftäußerung nach einer schwächlichen Ruhe, die beinahe ein halbes Jahrhundert gedauert hatte; und es gehört unstreitig eine sehr schätzenswerthe Orginalität und Energie des Geistes dazu, um in dieser Art dem ganz allgemein und selbst von dem Lehrer, welcher ihn zu seinem Substituten berufen hatte, Angenommenen entgegenzutreten. Es hat deshalb auch nicht an Vorwürfen gegen ihn gefehlt, die ihn einer Art von Empörung gegen die Autorität der Schottischen Philosophie, ja selbst nicht an solchen Vorwürfen, die ihn tadelnswerther Undankbarkeit gegen seinen Lehrer und Gönner beschuldigt haben; wobei es jedoch *Dugald Stewart* zu großer Ehre gereicht, daß er selber nie in diese Vorwürfe eingestimmt und bis zu *Brown's* Tode mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung gelebt hat.

Im Verhältniß zu den Umständen also, unter welchen diese psychologischen Zergliederungen unternommen worden sind, erkennen wir sie als höchst schätzenswerth an. Sonst aber kann ihnen freilich Derjenige, welcher mit den *Leistungen* der neueren *Deutschen Psychologie* bekannt ist, keine hohe Vollkommenheit zugestehen. Dieselben sind mit viel zu wenig Genauigkeit und Schärfe ausgeführt, bleiben viel zu sehr im Groben und Summarischen stehen, gehen viel zu wenig in die Tiefe. *Brown* muß daher auch, um nur einigermaßen die ihm als Aufgabe vorliegende Erklärung der psychischen Phänomene zu Stande zu bringen, und da er sich nicht verbergen kann, daß die von ihm dafür angenommenen Prinzipien nicht ausreichen, zu „*sekundären Gesetzen der Suggestion*", oder, wie er sich über diese näher erklärt, zu „*modifizirenden Umständen*" seine Zuflucht nehmen, „welche als sekundäre Gesetze in jedem besonderen Falle die augenblickliche Richtung der primären Gesetze leiten"; und die Aufzählung, welche er von diesen giebt *), läßt sie in jeder Hinsicht als eine rudis indigestaque moles erscheinen. Wir sind weit entfernt, deshalb das philosophische Talent *Brown's* gering anzuschlagen. Daß das von ihm Geleistete den strengeren wissenschaftlichen Anforderungen nicht in höherem Maße genügt, ist gewiß nicht aus einem Mangel an jenem abzuleiten, sondern erklärt sich sehr einfach aus drei Umständen: aus seinem frühen Tode (schon im 43sten Lebensjahre!), aus der so viele Jahre fortdauernden Beschränkung seiner philosophischen Studien durch das Studium und die Praxis der Arzneikunst, und endlich daraus, daß er selbst die zehn Jahre, welche ihm seine äußere Lage ganz der Philosophie zu widmen verstattete, derselben keineswegs wirklich ganz gewidmet hat. Wie es sein Biograph offen gesteht, er zog die Beschäftigung mit der *Poesie* der mit der *Philosophie* vor. Die „*Untersuchung über das Verhältniß von Ursache und Wirkung*" ausgenommen, welche überdies gewissermaßen eine Gelegenheitsschrift war **), ist von ihm während seiner Lebenszeit keine philosophische Schrift herausgekommen und dagegen beinahe kein Jahr vergangen, in welchem er nicht ein neues Gedicht hätte erscheinen lassen. Zwar machte er mit seinen Gedichten eben kein besonderes Glück: wie sein Biograph versichert, weil man es von vorn herein für unmöglich hielt, daß der subtilste Metaphysiker seiner Zeit auch nur ein erträglicher Dichter seyn könne. Aber

---

*) or at least on such immediate proximity, as is it self, very probably, a modification of coexistence (a. a. O., p. 222).

**) Vgl. a. a. O. p. 261.

***) Vgl. besonders p. 74 ꝛc. Merkwürdiger Weise bedient sich jedoch *Brown* bei dieser Auseinandersetzung p. 80 selbst des Ausdrucks „vestiges of our feelings".

†) p. 291.

*) Er nennt als solche: 1) die längere oder kürzere Dauer (die erstere giebt größere Sicherheit der Erinnerung); 2) größere Lebhaftigkeit (wir erinnern uns unser ganzes Leben hindurch der Ursachen *großer* Freude und *großen* Kummers); 3) öftere Wiederholung; 4) Frische oder Neuheit; 5) ausschließende Verbindung (wir haben eine gewisse Gesinnung nur von einer einzigen Person aussprechen hören); 6) Verschiedenheiten der ursprünglichen Constitution (des Leiblichen wie der Seele), welche theils allgemein die Suggestion fördern, theils einzelne Gattungen derselben (hierauf soll, der Hauptsache nach, das Genie zurückgeführt werden, dessen Eigenthümlichkeit besonders darin bestehe, daß die suggestions of analogy vorherrschen, während bei den gewöhnlichen Köpfen die of mere contiguity überwiegen); 7) die Verschiedenheit der psychischen Stimmung (hieraus soll unter Anderem die Verschiedenheit zwischen der glücklichen Gedankenlosigkeit der Jugend und der vorsichtig berechnenden Bekümmerniß des höheren Alters ihre Erklärung finden, eben so die Einflüsse herrschender Leidenschaften); 8) Veränderungen in der leiblichen Stimmung (Berauschung, ein mäßiges Mahl und ein sehr reichliches ꝛc.); 9) Gewohnheit (Leute von verschiedenen Professionen fassen dieselben Umstände, dieselbe Geschichte, dasselbe Buch verschieden auf ꝛc.).

**) *Leslie* war bei der Besetzung der Professur der Natur-Philosophie zurückgewiesen worden, weil er in seinem mit vielem Scharfsinn geschriebenen Versuche über die Wärme *Hume's* Lehre vom ursächlichen Verhältnisse billigend erwähnt hatte (!!). Dies gab *Brown* Veranlassung, zu beweisen, daß *Hume's* Lehre durchaus keine gefährlichen Folgerungen bedinge, daß die Irrthümer, in welche er gefallen sey, ganz unschädlich seyen und in keiner Art dem Glauben an die Grundwahrheiten der Religion und Moralität im Wege ständen. Diese „Examination etc." (1806 erschien davon eine bedeutend erweiterte Ausgabe) erhielt 1818 bei ihrer dritten Auflage den Titel „An inquiry into the relation of cause and effect".

man hat sich, wie derselbe hinzufügt, besonders über ihre „Dunkelheit" beschwert; und überhaupt scheinen sie auch nach Allem, was von ihnen angeführt wird (das berühmteste darunter ist das „Paradise of Coquettes", welches man Pope's „Lockenraub" an die Seite gestellt hat), eine wunderliche Mischung von Poesie und Philosophie zu enthalten. So wird dem eben genannten Gedichte besonders nachgerühmt, es enthalte eine Ausmalung des künftigen Lebens mit so hochfliegender Phantasie und Begeisterung, daß man es nicht lesen könne, ohne zu tiefen religiösen Gefühlen angeregt zu werden. Wie sich dies aber auch verhalten möge, so ist es augenscheinlich, wie sehr Brown durch die stete Beschäftigung mit solchen Arbeiten in seinen philosophischen Forschungen beschränkt werden mußte. Von den hundert Lectures etc. sind 70 während des ersten Jahres seiner Professorschaft, die übrigen im nächsten niedergeschrieben und dann bis zu seinem Tode stets in gleicher Art vorgelesen worden; dabei kam er meistentheils erst am Abend vorher zu deren Ausarbeitung, wo er dann von der Theezeit an bis zwei oder drei Uhr Morgens, und darauf, nach kurzer Ruhe, bis um zwölf, wo er zur Vorlesung eilen mußte, daran schrieb und nicht selten Theorieen aufnahm, welche ihm erst während der Ausarbeitung einfielen. Ziehen wir dies Alles in Betracht, so müssen wir das Geleistete höchst bewunderungswürdig nennen und können es nur bedauern, daß ihm sein Geschick nicht erlaubt hat, bei längerer Lebensdauer mit Anstrengung aller seiner Geisteskräfte zu einer kritischen Durchsicht und Fortführung seiner psychologischen Arbeiten zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Eisberge im Atlantischen Ocean.

Von einer durch ihre Gedichte und religiösen Schriften bekannten Amerikanischen Dame, Lydia Sigourney, über die wir in diesen Blättern schon einige Notizen mittheilten, ist vor kurzem ein interessantes Werk erschienen, das ihre Reisen in England, Schottland und einem Theile von Frankreich zum Gegenstande hat. *) Es besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, sowohl in Versen als in Prosa, welche ein bedeutendes poetisches Talent, einen gebildeten Geist und einen über National-Vorurtheile erhabenen Charakter an den Tag legen. Zu den gelungensten Stücken gehören: eine Ode auf den oft besungenen Loch Lomond in den Hochlanden, und ein in reimlosen Jamben abgefaßtes Gedicht: Die Eröffnung des Parlaments von 1841 durch die Königin Victoria. Die Beschreibung ihrer Rückreise nach Amerika auf dem Dampfschiffe „Great Western" giebt einen lebhaften Begriff von der Gefahr, die zu gewissen Jahreszeiten durch die schwimmenden Eisberge verursacht wird, an denen wahrscheinlich auch der unglückliche „President" gescheitert ist.

„Am 18. April, um 7 Uhr", schreibt sie, „begaben wir uns aufs Verdeck, um einen glänzenden Sonnenuntergang zu beobachten. Die Königin des Tages nahm in blendender Pracht von dem letzten Sonntag Abschied, den wir zur See verbringen sollten. Während wir sie mit Entzücken anstaunten, erhob sich plötzlich ein ungeheurer dunkler Körper in der leuchtenden Spur des niedergesunkenen Planeten. Der Capitain erkannte ihn sogleich für einen Eisberg, der dreiviertel Meilen (Engl.) lang und an den hervorragendsten Stellen 100 Fuß hoch war. Seine ganze Höhe betrug mithin 300 Fuß, da von den Eisbergen nur ein Drittel über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Er war von unregelmäßiger Form, mit scharfen, zackigen Spitzen, und glich in der Entfernung den schwarzen Gerippen mehrerer an einander befestigten Kriegsschiffe. Drei andere Berge von geringerem Umfang zeigten sich bald darauf, wie eine Flotte, die ihrem Admiral folgt. Wir befanden uns damals im 43sten Grade nördlicher Breite und in 48 Gr. 40 Min. westlicher Länge. Wir zitterten im eigentlichsten Verstande vor Kälte, da bei der Ankunft dieser Gesandten aus den Polar-Regionen das Thermometer auf einmal unter den Gefrierpunkt sank; die Temperatur des Wassers fiel auf 25 Grad Fahrenheit (— 3½° Réaumur) und die der Atmosphäre auf 28 Grad (— 2° R.). Auf diese seltsame und fürchterliche Scene schauten die Sterne herab mit ihren reinen, stillen Augen. Plötzlich schoß ein heller Strahl über den Horizont, und ein prächtiges Nordlicht strömte durch das Gewölbe des Himmels. Das Wasser leuchtete auf eine außerordentliche Weise, während dieser unermeßliche Bogen schimmernder Flammen über unseren Häuptern glühte und funkelte. Wir schienen zu gleicher Zeit das Reich des Feuers und des Frostes betreten zu haben; unsere schwachen, gebrechlichen Naturen waren von Widersprüchen umringt, und die Elemente selbst verwirrt und mit sich selbst in Kampf. Dort schwammen jene furchtbaren Könige der arktischen Zone, stoßend und plätschernd in riesenhafter Majestät, und gleich den Israeliten in der Wüste lag unser geheimnißvoller Pfad zwischen den Säulen der Wolke und der Flamme.

„Um 9 Uhr erschallte von den an verschiedenen Punkten des Schiffes stationirten Wachen das Geschrei: „Eis vor uns! Eis zur Rechten! Eis zur Linken!" und wir sahen uns plötzlich von Eisfeldern eingeengt. Zu wenden war unmöglich, und es mußte daher ein Weg mit den Schaufelrädern ausgeschnitten werden, durch den sich unser Dampfschiff rückwärts fortbewegte, indem es nicht ohne Gefahr seinen Kurs im Angesicht eines heftigen Sturmwindes nach Süden veränderte.

*) Unter dem etwas gesuchten Titel: Pleasant Memoirs of Pleasant Lands. By Mrs. Sigourney.

„Als wir uns wieder in offener See befanden, rieth der Capitain den Passagieren, sich in ihre Kajüten zurückzuziehen. Wir thaten dies kurz vor Mitternacht, wenn nicht zu schlafen, doch wenigstens um etwas Ruhe zu suchen und uns auf künftige Beschwerden vorzubereiten. Um 3 Uhr wurden wir durch ein hartes Reiben und öftere Stöße aufgescheucht, welche die starken Glieder des Schiffes erzittern machten. Dieses wurde durch schwimmende Eismassen verursacht, die uns, nachdem wir ein 50 Meilen langes Eisfeld umschifft hatten, in diesem Augenblick einschlossen. Sie waren von 2—5 Fuß dick und wechselten mit Eisbergen ab, von denen einige verhältnißmäßig klein, andere von ungeheurer Größe und Höhe waren. Mit Gottes Hülfe wurden wir durch nautische Geschicklichkeit und Geistesgegenwart zum zweitenmal aus der Mitte dieser aufgethürmten, erdrückenden Massen befreit, aber unser Weg führte noch immer durch Gruppen von Eisbergen, welche den ganzen Ocean bedeckten. Der Capitain, der seinen schwierigen Posten die ganze Nacht über nicht verlassen hatte, berichtete, es seyen 3—400 für das unbewaffnete Auge sichtbar. Sie waren von der verschiedenartigsten Gestalt und Größe und trieben in allen Richtungen umher. Sie glichen meistens dem Glase und waren so weiß wie Silber, außer wo ein Sonnenstrahl den Nebel durchdrang; dann schienen sie sich zu vergrößern und nahmen jede Farbe des Regenbogens an, während sie Thürme, Säulen und Bogen von dichten Perlen und Diamanten bildeten und uns mit Bewunderung für die furchtbar schöne Architektur der nördlichen Meere erfüllten.

„Die Maschine des „Great Western" fügte sich jeden Augenblick, wie ein lebendes und denkendes Wesen, dem Kommandowort des Capitains. „Ein halber Schlag!" und ihre stürmischen Bewegungen verminderten sich; „ein viertel Schlag!" und ihr Athem schien gehemmt; „halt!" und das ungeheure Fahrzeug lag regungslos auf dem Wasser, bis zwei oder drei des eisigen Geschwaders an uns vorbeigetrieben waren; „losgelassen!" und mit Blitzes-Schnelle flogen wir bei einer anderen Abtheilung unserer tödtlichen Feinde vorüber. Wir lernten hier die Vortheile des Dampfes schätzen, in dessen Gewalt sich Viele von uns bei der Einschiffung nur sehr ungern begeben hatten. Ein der Herrschaft des Windes ausgesetztes Fahrzeug, das gleich uns in einer stürmischen See von Eismauern umschlossen würde, müßte unfehlbar zu Grunde gehen.

„Um 9 Uhr Morgens gefiel es Gott, uns aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Als nachher einige kleine Segel am entfernten Horizont auftauchten, ließ unser trefflicher Capitain zwei Kanonen abfeuern, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und warnte sie dann durch Flaggen und Signale, die schreckenvolle Region zu vermeiden, aus der wir mit so vieler Schwierigkeit entkommen waren. Zwei winzige Barken arbeiteten sich durch die Wogen zu uns heran, um sich in eine nähere Unterredung mit dem mächtigen Dampfschiff einzulassen, welches, selbst nicht ganz unbeschädigt aus dem kaum beendeten Kampfe hervorgegangen, ihnen freudig seine theuer erkaufte Weisheit mittheilte. Es lag etwas Erhabenes in diesem Austausch des Rathes und der Sympathie zwischen dem starken, erfahrenen Reisenden und dem schwachen, weißgefittigten Wanderer auf der spurlosen, wässerigen Einöde. Ich erinnerte mich dabei an den greisen Mentor, der seinem Zögling auf der Pilgerfahrt des Lebens Vorsicht und Ausdauer anempfiehlt."

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Marie Louise. So heißt ein Buch, das der ehemalige Privat-Secretair Napoleon's, der Secrétaire des commandemens de l'Impératrice, Baron Menneval, so eben herausgegeben hat und das in Frankreich um so größeres Interesse erregt, als der Verfasser ein dort von allen Partieen geachteter Mann ist, von dem man nur Wahres zu hören erwarten darf. In einer dem Buche vorangeschickten Einleitung setzt er die Motive aus einander, die ihn bewogen, einige Züge aus dem Leben Napoleon's zu sammeln; nicht, sagt er, sey dies geschehen, um den Eroberer und Gesetzgeber darzustellen, sondern um den Helden in seinem Familienkreise besonders als Gatte und Vater zu schildern. In St. Helena drückte der Kaiser gegen seine Testaments-Vollstrecker unter Anderem auch den Wunsch aus, daß Einige, unter denen er namentlich Herrn Menneval bezeichnete, das Geschäft übernehmen möchten, „seinem Sohne die Ereignisse und Thatsachen in ihrem wahren Lichte darzustellen und insbesondere gewisse Mittheilungen, die von großem Interesse für ihn wären, zu seiner Kenntniß zu bringen." Der Verfasser fügt hinzu, er habe lange Anstand genommen, dieses Buch zu schreiben, „aber so ungeschickt auch meine Feder seyn mag, — das Alter nähert sich immer mehr, und ich darf nicht länger zögern mit der Herausgabe, nicht von Memoiren, deren Zeit noch nicht gekommen, sondern einiger Erinnerungen, deren Publication wenigstens ein Zeugniß seyn wird von meiner Achtung für ein Andenken, das mir immer theuer und heilig war und dem ich nicht besser dienen kann, als indem ich der Wahrheit auf das gewissenhafteste treu bleibe." — Wir denken nächstens durch einen Auszug auf dieses Buch zurückzukommen und bemerken vorläufig nur, daß der Verfasser von ganz außerordentlicher Hochachtung für die Prinzessin Katharine von Würtemberg, Gemahlin des Fürsten Jerome von Montfort, erfüllt ist, deren Verehrung er auch seinen Landsleuten als einen dem Andenken Napoleon's schuldigen Tribut empfiehlt.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 11. Mai 1843.

England.

Felicia Hemans und L. E. Landon.

Von Louise von Ploennies.

Ein Vergleich zwischen diesen beiden Dichterinnen wird jetzt, wo ihre Werke in Deutschland bekannter werden, hoffentlich nicht uninteressant erscheinen. Beide Frauen sind Albions liederreicher Insel entsprossen, beide sind von ihrer Nation anerkannt und gefeiert worden, beide haben fleckenlos in ihrem Wandel, liebenswürdig in ihrer Erscheinung in diesem Jahrhundert mit uns gelebt, geliebt und gelitten, beide sind vor wenigen Jahren unserem theilnehmenden Blicke entschwunden. Der dunkle Schleier des Todes, welcher beide interessante Gestalten verhüllte, hat über die letzten Augenblicke der liebenswürdigen Landon einen noch tragischeren Schatten geworfen, welcher in der ersten Zeit, die ihrem frühen Tode folgte, das warme Interesse, welches wir an der Lebenden genommen, zu einer tiefen schmerzlichen Theilnahme für die Todte steigerte. Ja, einen Augenblick erfüllte uns der Wahn, L. E. Landon habe unserem Herzen näher gestanden als Felicia Hemans. Nachdem aber der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, trat das klare Gestirn der Felicia Hemans wieder siegend hervor. Die hohe Kraft ihrer Poesie, ihre himmlische Klarheit dringt wie ein heiliger tröstender Strahl in das erschütterte Herz. L. E. Landon war durch die Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung ganz geeignet, uns im Leben zu bezaubern. Sie war selbst die anmuthige Repräsentantin der Liebe und Grazie, der Jugend mit all ihrem phantastischen Reiz. Der Zauber und Glanz, den sie auf ihre Dichtungen zu gießen wußte, umfloß sie selbst mit einem reizenden Licht. Sie zog auf der Fluth des Lebens an uns vorüber wie eine graziöse rosenumkränzte Barke, umrauscht von Klängen der Harmonie, Liebe und Sehnsucht. Leichte Zephire schwellten spielend ihre rosenfarbenen Flaggen und schneeweißen Segel, daß sie leuchteten wie die Flügel von schwebenden Liebesgöttern. Entzückt folgte ihr unser Auge. Tausend Segenswünsche zogen ihr nach, als sie den Britischen Strand verließ und auf der weiten See unseren Blicken entschwand. Aber noch aus der Ferne klangen wie sehnsüchtige Liebesseufzer über die trennenden Wogen die schönen Klänge ihres Liedes „die Nacht auf der See“:

> Der Purpurglanz des Mittags ist entschwunden,
> Der auf die Fluth warf königlichen Schein,
> Daß sie von Tyrus Purpur schien umwunden,
> Wenn ihn durchblitzt der Glanz der Edelstein'.
> 'S ist Nacht, der Himmel über mir erglühet,
> Aus dünnem Nebel zittern bleiche Stern';
> Jedoch mein Herz in Schwermuthsträumen fliehet
> Zu andern Scenen, ihrem Schimmer fern.
> Ihr, meine Freunde fern,
> Denkt Ihr an mich? Ich denk' an Euch so gern.

Da erschütterte plötzlich die Schreckenskunde alle Herzen, diese herrliche Erscheinung sey untergegangen in dem furchtbarsten Sturm. Auf verschiedene Weise wird das schreckliche Ereigniß, welches ihr den frühen Tod brachte, erzählt, aber in jedem Fall scheint sich die traurige Wahrheit zu bestätigen, daß ihre Lebensfackel gewaltsam gelöscht wurde. Nach dem Jenseits, welches einst alle diese Räthsel enthüllen wird, wendet sich fragend unser Auge, und bewegt gedenkt unser Herz des schönen Gedichtes der Holdseligen: „der verlorene Stern“. Aber unsere schmerzlich aufgeregten Gefühle widerlegen die Befürchtung, welche die Dichterin in der letzten Strophe ausspricht:

> Vergess'ner schöner Stern der Nacht,
> Viel tausend Sterne, hehr,
> Glüh'n königlich um Mitternacht,
> An Dich denkt Keiner mehr.
> Vielleicht ein Sänger, der gleich mir
> Der Schönheit Tod beweint,
> Und dem im Loos, das wurde Dir,
> Sein eigenes erscheint.

Für die Erscheinung der Felicia Hemans finde ich kein bezeichnendes irdisches Bild. Wie eine schöne Wolke des Himmels leuchtet sie in dem tiefblauen Aether der Poesie. Höhere Gluthen als die der Erde berühren sie mit verklärendem Lichte. Das Morgen- und Abendroth, diese Lichterscheinungen des Himmels, schmücken sie mit herrlichem Purpur, und die ewigen Gestirne, Glaube, Liebe und Hoffnung, durchstrahlen ihre reine Brust. Die Thränen ihres heiligen Schmerzes fallen segensreich herab auf die reichen Keime ihrer Poesieen, daß sie erwachsen als starke kräftige Zweige, die auf ihr beweintes Grab einen stillen Schatten gießen. Während die liebenswürdige L. E. Landon mit warmem Herzen an der Erde hängt und ihre glänzenden Erscheinungen mit dem goldenen Rahmen einer reichen Poesie umfaßt, überschaut Felicia wie ein menschgewordener trauernder Engel die Erde. Ihre schönsten Erscheinungen sind für sie nur die Form, in welcher die ewige Liebe sichtbar erscheint. Wohl lebt, liebt und leidet auch sie mit der Menschheit, aber ihre Seele ist von der Erinnerung und Ahnung ihrer schöneren Heimat durchdrungen, und ihre Poesieen bilden wie ein schimmernder Regenbogen ihr die Brücke hinüber zu dem von ihr so schön besungenen „besseren Land“. Um diese beiden Bilder anschaulicher zu machen, werde ich mir erlauben, einige Dichtungen der beiden Frauen mitzutheilen, welche, schlagender als alle Vergleiche, ihre verschiedene Tendenz bezeichnen. Vor ungefähr acht Jahren erschien in London eine Reihenfolge von Stahlstichen (Death's doings, nach Holbein), in welchen der Tod unter verschiedenen Situationen als herrschendes Motiv erscheint. Auf einem derselben ist er als Knappe dargestellt, welcher einen Kreuzritter wappnet und ihm den Helm überreicht. Beide Dichterinnen haben dazu eine poetische Erklärung gegeben. Das Gedicht der Felicia Hemans habe ich in meiner Britannia mitgetheilt, da es indessen wohl von Interesse ist, die Dichtungen zu vergleichen, so lasse ich es demjenigen der Miß Landon vorangehen.

Der Krieger und der Tod.

Von Felicia Hemans.

> Dein Helmbusch weht gar kühn herab dir vom Haupt in stolzer Ruh'!
> „Ich bin der Fürst vom stillen Grab, und mächtiger als du!
> Junger Held! Leb'wohl sag' deiner Dam', ein lang Leb'wohl sag' ihr!
> Wie der Morgenthau verweht ihr Gram und bald bist du bei mir!
> Wohl fliegt dein Schiff durch die wilde Well', dein Roß über Bergeshald';
> Doch sie tragen dich zu der Ruhestell', gar eng und still und kalt.“
> „„War's deine Stimm', die ich hörte, Tod? Bist du so nah mir schon?
> Gern ström' ich aus im Morgenroth den Geist in des Sieges Ton,
> Wo Banner wallen, Siegsgetön mein sterbend Herz belohnt;
> Wo über'm Grab mir Palmen weh'n unter Syriens Horizont.
> In der Königshall' schwillt manch ein Herz, wenn von mir der Barde spricht,
> Und das Aug' der Liebe weint im Schmerz. — Tod! Tod! dich fürcht' ich nicht!““
>
> „Krieger! du hegst gar stolzen Sinn, doch mir beugt er sich wohl!
> Wer sagt dir, daß dein Geist entflieh'n in der Siegesstunde soll?
> Vielleicht von deiner tapfern Band' bist fern, wenn ich erschein';
> Vielleicht verschmachtend im Wüstensand, wenn ich dich nenne mein.
> Im Heidenthurme drückt vielleicht dich schwere Kettenlast;
> Mein Arm oft tief den Kühnen beugt, eh' er ihn führt zur Rast.“
> Tod! Tod! es droht ein schwerer Tag, wenn wahr du redest, mir;
> Doch auf der Brust das Kreuz ich trag', drum beb' ich nicht vor dir!
> Trompeten, klingt! Mich ruft der Schwur für's heil'ge Grab zur Schlacht.
> Dem Schluß des Himmels weich' ich nur, o Tod, nicht deiner Macht.

Sehen wir jetzt den Krieger und den Tod von Miß Landon (ungedruckt).

> Es schwebte mit dem Morgenwind durchdringend heller Klang,
> Trompetenruf das Echo weckt am fernen Bergeshang.
> Und ernster wurde manche Stirn' bei diesem Kriegeslaut,
> Des Streiters Wange höher glüht, sein Auge stolzer schaut.
> Doch andre Wangen wurden bleich und trüb manch holder Blick;
> Das Weib theilt nicht die Kriegeslust, des Mannes wildes Glück.
> Bei jenem Ruf, der Ruhmeslust und Schlachtenmuth belebt,
> Erbleicht der Rosenmund der Frau — ihr sinkend Herz erbebt.
> Stolz schmettert der Trompeten Ton durch Palästina's Land;
> Ihr Kreuzesritter! hört den Ruf und nehmt das Schwert zur Hand.
> Ein Zelt durchdrang er, das allein an der Verschanzung Rand
> Bei manchem wilden Rankenstrauch und einer Palme stand.
> Den Krieger weckt er und sein Weib. Sein Weib dem Schlachtfeld nah! —
> Wenn Liebe sie beseelt, was wagt die schwache Frau nicht da!
> Der Kerker und die Krankenstätt' verkünden siegend dir,
> Ward ihrem Arm der Muth versagt, das Herz verleiht ihn ihr.

Und dieser Muth hat sie geführt aus dem Provencer Thal,
Wo sie gleich einer Blum' gepflegt im Schlosse der Gemahl.
Aus Heimatträumen hold und traut der Ruf die Beiden weckt,
Der Siegeshoffnung in der Brust des tapfern Ritters weckt.
Und sie verbirgt die heiße Angst, die ihre Brust durchbebt:
Schützt nicht auch heute ihn ihr Flehn, das ihn bis jetzt umschwebt?
Sie wappnet ihn, und zitternd reicht sie ihm die Waffenzier, —
Der Schlacht entgegen strahlt sein Blick, sein Lächeln weilt bei ihr.
Die blaue Schärpe, reich gestickt, um seine Brust sie schlingt,
Da, — welcher grauf'ge Schatten dort den reichen Helm ihm bringt?
Grausamer Schatten, unsichtbar umschwebt ihn dein Gebot,
Dein dunkler Flügel birgt den Pfeil, der Schatten ist der Tod.

• • •

Der Abend kam, es glänzt der West nicht in so tiefem Roth
Als jenes Schlachtfeld, das geschmückt so purpurn hat der Tod.
Um Mitternacht der Waffenlärm verhallt und Klag' und Weh',
Still ist's, als herrschten Schlaf und Tod auf Erden und in der Höh'.
Krieger und Häuptling sind dahin, wie Sturm verhallt die Schlacht,
Doch horch! — ein leiser Frauentritt! — wen sucht sie in der Nacht?
S'ist die Provencer Rose, jetzt nicht mehr der Name paßt,
Die Todten rings umher sind nicht so marmorgleich erblaßt.
Weh' ihrem Forschen! bald erkennt sie ihren Ritter bleich:
Ach, jener Schicksalshelm verrieth sein Haupt dem Todesstreich.
Ein starrer Blick! — ein lauter Schrei! sie sinkt zu ihm herab,
O Tod! du warst barmherzig hier, hast sie vereint im Grab'.

In dem Gedicht der Felicia Hemans ist der Krieger ganz von der einen heiligen Idee durchdrungen, die ihn voll frommer Ergebung dem Tod entgegen schauen läßt. Hier bei L. E. Landon ist die Liebe das Motiv, welches unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Die heilige Idee tritt vor dem Schmerz dieser Liebe in den Hintergrund. Die Liebe, mit allen ihren Wonnen und Schmerzen, ist das entzückende Element, worin Miß Landon herrscht: ihre innigen entzückenden Liebeslieder sind es, welche ihr den Namen der Britischen Sappho erworben haben.

(Schluß folgt.)

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Beneke.

(Schluß.)

Zu sehr ähnlichen Klagen bietet uns nun auch das Leben Desjenigen Veranlassung dar, welchen wir ihm an die Seite gestellt haben: das Leben des Sir James Mackintosh, wie es uns in der von seinem Sohne herausgegebenen, ausführlichen Lebensbeschreibung *) vorliegt. Derselbe wurde geboren zu Inverneß in Schottland i. J. 1765. Sein Vater war ein Capitain, welcher 24 Jahre in der Armee gedient hatte. Auf dem Kollegium zu Aberdeen gebildet, studirte er in Edinburg Medizin (währenddes war er eine Zeitlang eifriger Brownianer) und ging dann, im Interesse seines Fortkommens, nach London. Ein Antrag, nach Rußland als Arzt zu gehen, zerschlug sich; er verheirathete sich, versuchte an mehreren Orten vergebens, sich als Arzt seßhaft zu machen, und entschloß sich zuletzt, da er überdies niemals zu den Naturwissenschaften besondere Neigung gehabt hatte, sich lieber dem Rechte zu widmen. Zuerst wurde er bekannt, und sogleich hoch berühmt, durch seine Gegenschrift gegen Burke's Reflexions on the French revolution, welche unter dem Titel Vindiciae Gallicae im April 1791 erschien, und in der er, in jugendlichem Feuereifer, für die Französische Revolution Partei nahm. Diese Schrift wurde allgemein für die beste unter den gegen Burke erschienenen erklärt und erfuhr rasch hinter einander drei Ausgaben. Mackintosh selbst urtheilte später, daß er sich durch die politische Aufregung des Augenblicks habe verleiten lassen, die Vertheidigung weiter zu spannen, als es den Grundsätzen einer gesunden und gemäßigten Politik angemessen gewesen wäre. Enttäuscht überdies durch den Fortgang der Französischen Revolution, wurde er nach und nach zu den Ansichten Burke's hinübergeführt, mit welchem er in dessen letzten Lebensjahren in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stand. In diesem Geiste hielt er im Jahre 1799 in Lincolns-Inn Vorlesungen über das Natur- und Völkerrecht, welche von der ganzen höher gebildeten Welt Londons und selbst von den ausgezeichnetsten Staatsmännern (von Lord Holland, Grant, Canning rc.) besucht und von den einander entgegenstehenden Parteien mit gleichem Beifall aufgenommen wurden. Nachdem er dann seine Advokatengeschäfte fortgesetzt, auch, in Folge des erworbenen Rufes, viel in dem Hause der Gemeinen gebraucht worden war, entschloß er sich, als Recorder nach Bombay zu gehen (Februar 1804). Auf der Ueberfahrt erlernte er mit Hülfe einer jungen Deutschen, welche er als Erzieherin für seine Töchter angenommen hatte, die Deutsche Sprache und erwarb sich eine bedeutende Gewandtheit im Lesen, nicht nur poetischer, sondern auch philosophischer Schriften. Von hier an liefert seine Biographie theils seine lebhafte Korrespondenz nach Europa, theils Tagebücher über seine Reisen und insbesondere (mit sehr genauer Ausführung) über seine Lektüre. Unter seinen Korrespondenten tritt namentlich Genz hervor, welcher ihm (Vol. I, p. 297.) im August 1805, acht Tage vor dem Aufbruch der Französischen Armee nach Deutschland, unter Anderem die Besorgniß klagt, daß Napoleon sich nicht werde mit ihnen einlassen wollen. „Bonaparte (schreibt er) will keinen neuen Krieg; er hat wohl inne werden müssen, daß selbst im Interesse der Vergrößerung der Friede für ihn vortheilhafter ist . . . . Manche glauben, daß das Glück und die Größe, der Pomp, die Pracht, welche ihn umgeben, seine Seele zu verweichlichen anfangen, und daß dieselbe schon ihre Spannkraft verloren hat. Andere sind überzeugt, daß seine Unthätigkeit lediglich aus der Berechnung und Ueberzeugung hervorgeht, daß wir, was wir auch thun mögen, ihn doch niemals angreifen werden, wenn er uns nicht angreift." In einem späteren Briefe (vom Mai 1806), wo er in Dresden seine Zuflucht gesucht) schickt Genz seinem Korrespondenten unter Anderem Adam Müller's Vorlesungen über die Deutsche Literatur. „Diesen (schreibt er Vol. I, p. 302) betrachte ich in diesem Augenblick als das erste Genie Deutschlands. Sie werden sehen, daß Kant, Fichte und Schelling schon weit hinter diesem neuen Propheten zurückstehen. die Sache ist die, daß der Kreislauf vollendet ist (!!) alle möglichen philosophischen Systeme sind in Deutschland erschöpft während der letzten zwanzig Jahre und so haben wir das Gleichgewicht wiedergefunden (!!)." Auch bei Mackintosh theilt sich das Interesse zwischen der Politik und der Literatur, in welcher, neben den historischen Werken, vorzüglich die philosophischen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: und es erregt ein eigenes Gefühl, zu lesen, wie er über die ihm aus Deutschland zugeschickten philosophischen Bücher aus Ostindien seinen Freunden in England Bericht erstattet. Am meisten schätzt er freilich die frühere Deutsche Philosophie, und namentlich Garve: dem zunächst Kant; mit den späteren kann er sich wenig befreunden. „Deutschland ist metaphysisch toll" (Germany is metaphysically mad), hatte er schon im Jahre 1802 gegen Dugald Stewart geklagt (Vol. I, p. 179). In Ostindien liest er unter Anderem Fichte, dessen Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" er von Seiten der darin enthaltenen erhabenen Anschauungen und beredten Invektiven gegen das System der Selbstsucht lobt, aber eben so entschieden tadelt als „überspannt durch moralischen Fanatismus und entstellt durch Mystizismus" (Vol. I, p. 333 s.). „Die Deutsche Philosophie unter ihrem jetzigen Führer Schelling (klagt er im Jahre 1805) hat einen Grad von Dunkelheit erreicht, in Vergleich mit welchem die Kantische als heller Mittag zu betrachten ist. Kant setzte ganz Europa in Erstaunen: aber jetzt wird er von seinen Landsleuten verächtlich zurückgesetzt als ein oberflächlicher und populärer Schriftsteller" (Vol. I, p. 290). „Ihre vaterländische Denk- und Schreibart über diese Gegenstände (so äußert er sich 1806 mit einer scharfsinnigen Vergleichung gegen Genz) stellt sich jetzt gegen den philosophischen Styl Frankreichs und Englands, und selbst gegen den Garve's und Lessing's, wie die orientalische gegen die occidentalische Poesie" (Vol. I, p. 301).

Im November 1811 kehrte Mackintosh nach Europa zurück. Auf dem Meere las er unter Anderem Kant's Speculationen über das Schöne und Erhabene, worüber seine Tagebücher Kritiken enthalten. Er trat ins Parlament, von welchem er nun fortwährend Mitglied blieb, ein rüstiger Vorkämpfer der gemäßigt-liberalen Partei. Seine Thätigkeit für dasselbe und die ihm gewöhnlichen, hierhin und dorthin abspringenden literarischen Arbeiten wurden nur unterbrochen durch einige Reisen nach Paris, nach der Schweiz rc. und durch die vorübergehende Verwaltung einer Professur des Rechts und der allgemeinen Staatswissenschaft an dem zu Haileybury für die Bildung der Civil-Beamten der Ostindischen Compagnie gestifteten Kollegium. Hier hielt er zu vier verschiedenen Zeiten vier Monate lang Vorlesungen. Für diese Thätigkeit bewahrte er überhaupt immer eine besondere Neigung und war einmal sogar auf dem Punkte, die ihm angetragene Professur der Moralphilosophie zu Edinburg anzunehmen, aber der Antrag traf gerade in die Zeit, wo die Reformfrage mit besonderer Hitze behandelt wurde, und seine Freunde stellten ihm vor, es werde ihm als Feigheit ausgelegt werden, wenn er sie jetzt verließe. So ließ er die Gelegenheit vorübergehen, welche ihn für eine konzentrirtere Thätigkeit für die philosophische Forschung gewonnen haben würde: eine Nachgiebigkeit, die er später mehrfach schmerzhaft beklagte. Wenn ihn die beschwerlichen Parlamentsgeschäfte mißgestimmt machten, erwiederte er den Freunden, welche ihn deshalb befragten, er seufze nach der ihm verloren gegangenen Professur (I sigh for my professorship).

Unter Canning's Ministerium wurde er (1827) zum Mitgliede des Geheimen Rathes (Privy Councillor) gemacht. Dessenungeachtet war er in den folgenden Jahren in größerer Ausdehnung und mit mehr Regelmäßigkeit, als jemals früher, schriftstellerisch thätig. Er arbeitete seine „Allgemeine Uebersicht über die Fortschritte der ethischen Philosophie, besonders während des 17ten und des 18ten Jahrhunderts", welche vor der siebenten Ausgabe der Encyclopaedia Britannica abgedruckt wurde (vollendet im Frühjahr 1830); und um dieselbe Zeit erschien der erste Band der von ihm zur Cabinet Cyclopaedia gelieferten kompendiösen und populären „Geschichte von England". Einen zweiten gab er 1831 heraus, und ein dritter war schon bis zur Regierung der Elisabeth vorgeschritten, als er starb. Auch schrieb er eine „Lebensbeschreibung von Thomas Morus", und die als Nachlaß erschienene „Geschichte der Revolution von 1688". Unter dem Whig-Ministerium im ersten Regierungsjahre des vorigen Königs (1830) wurde er zu einem Commissioner für die Indischen Angelegenheiten gemacht: eine Stelle, welche er vor achtzehn Jahren ausgeschlagen hatte. Er starb nach kurzem Unwohlseyn am 30. Mai 1832.

Von seinen Schriften haben wir es hier nur mit der „Geschichte der

---

*) Memoirs of the life of the Right Honourable Sir James Mackintosh. Edited by his son Robert James Mackintosh, Esqu. fellow of New-College, Oxford. In 2 voll. Lond. 1835.

ethischen Philosophie“ zu thun, und selbst in Hinsicht dieser kann es meine Absicht nicht seyn, ihr historisches Verdienst zu würdigen. Was uns interessirt, sind nur die von Mackintosh eingestreuten kritischen Bemerkungen, und inwiefern sich in diesen ein Fortschritt der philosophischen Forschung offenbart. Bemerkungen dieser Art nun sind besonders gegen Brown und gegen Kant gerichtet. An Brown tadelt er mit Recht die Inkonsequenz, daß derselbe, während er allen anderen Vermögen, die man bisher als angeborene gesetzt hatte, den Krieg erklärt und dieselben in einfachere aufzulösen bestrebt gewesen sey, sich an diesem einzigen Punkte ohne Weiteres an der bisherigen Annahme habe genügen lassen. Dies sey augenscheinlich aus dem Vorurtheile zu erklären, als werde die Hoheit des Gewissens verringert, wenn man dasselbe als ein erst später und aus psychischen Elementen von ganz anderer Art Gewordenes annehme. Dies (bemerkt Mackintosh sehr wahr) ist eben nur ein Vorurtheil: das Gewissen würde, auch wenn sich diese Annahme als richtig zeigte, von seiner Ehrwürdigkeit und seinem Ansehen nicht das Mindeste verlieren. und es fragt sich also allein, ob wir, in Folge der Unmöglichkeit, dasselbe zu zerlegen, zu der Nothwendigkeit gedrängt werden, es schon als ursprünglich fertig gegeben und keiner weiteren Erklärung fähig zu setzen. wobei jedoch (wie Mackintosh hinzusetzt) auf den Umstand, daß bis jetzt noch keine genügende Erklärung dafür aufgefunden wäre, nicht viel zu geben seyn würde: indem uns ja so viele analoge Fälle vorliegen, wo das lange Zeit hindurch vergebens Gesuchte bei genauerer Beobachtung und geduldigerem Nachdenken dennoch gefunden worden ist.

Aehnlich äußert sich Mackintosh auch gegen Kant. Nachdem er hier zuerst mit vollem Rechte getadelt hat. daß das von Kant als moralische Norm Aufgestellte, die praktische Vernunft, mehr mit den intellektuellen Kräften als mit den Empfindungen und Gefühlen gemeinsam habe, kommt er zu dem in Frage stehenden Punkte. „Der Charakter und die Würde des menschlichen Geschlechts (bemerkt er *) mit großem Scharfsinn) sind gewiß nicht von dem Zustande abhängig, in welchem die Menschen geboren werden, sondern von demjenigen, welchen sie sämmtlich zu erreichen oder dem sie sich doch anzunähern bestimmt und geeignet sind. Niemand wird diese Bemerkung in Abrede stellen, wenn es sich um die intellektuellen Fähigkeiten handelt. Das Kind kommt in die Welt unverständig und unwissend aber die große Mehrzahl der Menschen erwirbt eine gewisse Stärke der Vernunft und Ausdehnung der Erkenntniß. Eben so nun wird, genau genommen, das menschliche Kind weder selbstsüchtig noch wohlwollend geboren, aber der größere Theil der Menschen bildet in sich gewisse im voraus sorgende Interessen für ihr eigenes Wohlergehen und eine wahrscheinlich nicht geringere Anzahl wohlwollende Gesinnungen gegen Andere aus. Auch nach unserer Theorie also ist, eben so wie nach der von Kant, die menschliche Natur uneigennütziger Empfindungen fähig. Auch wir geben ja zu und behaupten, daß unser moralisches Vermögen ein nothwendiger Theil der menschlichen Natur ist — daß dasselbe, ganz allgemein, in allen Menschen existirt daß wir überhaupt kein moralisches Wesen denken können ohne Eigenschaften, die entweder gleicher Art sind oder doch die gleichen Wirkungen hervorbringen. Auch nach unserer Theorie wird das moralische Gesetz angesehen als nothwendig von gleichem Umfange mit der menschlichen und selbst mit der moralischen Natur. In welchem anderen Sinne kann Allgemeinheit (Universality) von irgend einem nicht geradezu identischen Satze behauptet werden? Was berechtigt uns, als Grundcharakter des Gewissens ohne Weiteres ein Nicht-Gebildet- und Nicht-Abgeleitet-seyn vorauszusetzen? Und welchen wesentlichen Punkt hat diese letztere Theorie vor derjenigen voraus, welche ein nach bestimmten Gesetzen erfolgendes, bei allen Menschen gleiches Gebildet-werden der moralischen Norm behauptet?“

Die Natur des für diesen zweiten großen Haupttheil der Philosophie vorliegenden Problems ist hier mit so ausgezeichneter Klarheit und Bestimmtheit gefaßt, und was Mackintosh im weiteren Verfolge bruchstückartig zur Lösung desselben beibringt, zeugt von so vielem Scharfsinn und richtiger Auffassung, daß wir eben so, und selbst noch mehr, als bei Brown, bedauern müssen, daß ihm das Geschick versagt hat, den erkannten Weg mit gesammelter Kraft weiter zu verfolgen. Jedenfalls aber erhellt aus dem Beigebrachten, daß auch in diesem Haupttheile die Engländer den wahren Fortschritten der philosophischen Erkenntniß keineswegs ganz fremd geblieben und sehr wohl vorbereitet sind, die in Folge der Reform der Psychologie bei uns möglich gewordenen tieferen Aufklärungen anzunehmen. So bereitet sich denn der Zeitraum vor, wo die philosophischen Forscher der beiden Völker, welche von jeher entschieden am meisten für die Philosophie geleistet haben, dem für diese gesteckten großen Ziele in derselben Richtung und mit gegenseitiger Förderung zustreben werden.

Das Verdienst, diesen Umschwung herbeigeführt zu haben, durch welchen, wie früher die Astronomie, die Physik, die Chemie, so jetzt auch die Psychologie und mit ihr die übrigen philosophischen Wissenschaften zur Konsolidirung und zur Stätigkeit des Fortschrittes gelangt sind, ist zwischen beiden Völkern getheilt. Den Engländern gebührt der große Ruhm, daß sie, seit Locke, für alle Zweige der Philosophie die richtige Methode, die Begründung auf innere Erfahrung, im Allgemeinen unverrückt festgehalten haben. Aber um dies thun zu können, haben sie die tiefer liegenden Probleme ungelöst lassen müssen indem die Lockeische Psychologie zu sehr auf der Oberfläche der Erscheinungen geblieben war. als daß aus ihr deren Lösung hätte gewonnen werden können. Bei uns in Deutschland ist größtentheils das Entgegengesetzte geschehen. Uns war es viel zu sehr um die tieferen metaphysischen, moralischen, religionsphilosophischen Probleme zu thun, als daß wir sie in jener Weise hätten zur Seite schieben sollen. Bei uns also ist, umgekehrt, die richtige Methode zum Opfer gebracht worden, um durch die alte scholastische (die Construction a priori der Erfahrung, aus allgemeinen Begriffen) für jene Probleme wenigstens den Schein von Lösungen zu gewinnen. Jetzt aber sind wir, durch die bei uns eingetretene Reform der Psychologie, in den Stand gesetzt, mit Vermeidung von beiderlei Opfern, den vorliegenden Aufgaben in jeder Hinsicht zu genügen. Die Psychologie ist ganz in die Reihe der Naturwissenschaften getreten, und mit so tiefgehender Zergliederung und Erfassung der Phänomene, daß sie es nicht nur den übrigen Naturwissenschaften gleich thun, sondern selbst in den wichtigsten Beziehungen weit Vorzüglicheres leisten kann: und sie hat bereits durch die auf ihrer Grundlage ausgeführten Bearbeitungen der Logik, der Moral, der Pädagogik den Beweis geführt, daß das von ihr ausgehende Licht stark genug ist, um selbst diejenigen psychischen Entwickelungen, welche sonst als die dunkelsten und geheimnißvollsten erschienen, mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervortreten zu lassen, welche allen Anforderungen, wie für die Erkenntniß, so auch für die reichste und fruchtbarste praktische Anwendung genügen. So sind wir denn jetzt im Stande, den Engländern unsere Schuld hundertfach abzutragen; und es kommt nur darauf an, daß sie, unter den bezeichneten anderweitigen Bestrebungen und hemmenden Verwickelungen, Freiheit des Geistes und Interesse genug gewinnen, um diese Abtragung in Empfang zu nehmen und für sich fruchtbar zu machen.

*) Dissertation on the progress of ethical philosophy, chiefly during the seventeenth and eighteenth centuries, with a preface by Will. Whewell, Edinb. 1836, p. 290 s.

Frankreich.

Die neue Tragödie „Lucretia“, von Ponsard.

Wie sehr die Franzosen der extravaganten Productionen, die ihnen im Drama, namentlich von Victor Hugo, in neuerer Zeit geboten worden, überdrüssig sind und sich wieder nach einfacher, ungekünstelter, tragischer Wirkung zurücksehnen, zeigt der Enthusiasmus, womit jüngst das Werk eines bisher unbekannten jungen Dichters aus der Provinz aufgenommen worden ist. Denn nur diese Sehnsucht, diese Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen der tragischen Bühne kann zum Theil wenigstens jenen außerordentlichen Beifall erklären. Es behandelt dieses Werk die Geschichte jener Lucretia, nach deren heldenmüthiger Selbstaufopferung das alte Rom von der Herrschaft der Tarquinier befreit wurde. Dieser Stoff ist gewiß tragisch genug und verdiente wohl einmal, dramatisch behandelt zu werden, wiewohl sich Zweifel dagegen erheben lassen, ob er, so unverändert gelassen, wie ihn die Geschichte giebt, für eine dramatische Behandlung sich eignet. Unser Dichter aber hat sich ganz treu an die Geschichte und ihre einzelnen Momente gehalten, wie sie Livius so schön und beredt erzählt; er beginnt wie dieser mit dem Besuch des Brutus, der jungen Tarquinier und des Collatin bei der Gattin des Letzteren und schließt mit der Vertreibung der Könige. Nur ein Verhältniß, eine Verwickelung, die aber nur nebenher spielt und höchstens der Haupthandlung zur Folie dient, hat der Dichter selbst hinzugethan, ohne sie in der Geschichte zu finden: er hat nämlich der keuschen Lucretia ein unsittliches Weib gegenübergestellt in der Gattin des Brutus, Tullia, und zwischen dieser und dem jungen Tarquinius ein vorübergehendes Liebesverhältniß angeknüpft. Dies ist die einzige Schöpfung, die der Phantasie des Dichters selbst angehört; alles Uebrige ist rein historisch gehalten. Die neue Erscheinung ist interessant genug, um eine nähere Betrachtung zu verdienen, und wir theilen daher ein kurzes Resumé des Ganges der Handlung mit. Der erste Akt spielt im Hause der Lucretia im Städtchen Collatia. Lucretia sitzt wie Penelope von ihren Frauen umgeben mit dem Spinnrocken in der Hand, wie es einer sittsamen, fleißigen Hausfrau zukommt. Ihre Amme Laodice ist bei ihr; diese ängstigt sich ob der Nachtwachen und des strengen Fleißes ihrer Herrin: sie räth ihr ein wenig Ruhe und Zerstreuung. Warum sollte sie es nicht den anderen jungen Römischen Damen nachthun, welche Tanz und Vergnügen in ihre Wohnung rufen? Nein, sagt Lucretia, mein Mann kämpft als guter Römischer Soldat und kommandirt im Lager; ich muß hier kommandiren:

La vertu qui convient aux mères de famille,
C'est d'être la première à manier l'aiguille,
La plus industrieuse à filer la toison,
A préparer l'habit propre à chaque saison;
Afin que, revenant au foyer domestique,
Le guerrier puisse mettre une blanche tunique,
Et rendre grâce aux dieux de trouver sur le seuil
Une femme soigneuse et qui lui fasse accueil.

Aber die Amme giebt nicht nach; sie ist schlau und weiß, wie man das Herz der Frauen lenken muß. Nehmt Euch in Acht, sagt sie zu Lucretia: „Im Schlaf gedeiht die Schönheit des Gesichts, die Schlaflosigkeit läßt ihre Spuren darauf zurück. Leicht könnte Euer Gatte bei seiner Rückkehr Euch weniger schön als beim Abschied finden.“ Auf jede andere Frau als Lucretia würde dies Argument Eindruck machen, sie aber antwortet:

....belle qui prend l'aiguille de Minerve,
Minerve, applaudissant, l'appuie et la préserve;
Le travail, il est vrai, peut ternir ma beauté:
Mais rien ne ternira mon honneur respecté.
Et si je dois choisir, injure pour injure,
La ride au front sied mieux qu'au nom la flétrissure.

Es folgt nun die zweite Scene; die drei Söhne des Tarquinius mit Brutus und Collatinus kommen zu Lucretia; es wird die Wette, die sie im

Lager von Ardea in Bezug auf die Tugend ihrer Frauen gemacht, mitgetheilt, und wie sie sich überzeugt, daß in der That Lucretia allein die Palme verdiene. Letztere, als sie einen Augenblick mit Brutus allein ist, giebt diesem zu verstehen, daß sie unter der Hülle seiner erheuchelten Stupidität den großen Geist in ihm erkannt habe, und spornt ihn zugleich an, sich und das Vaterland vom Joch der Tarquinier zu befreien. Als die Anderen dann zurückkehren, beginnen die Tarquinier, namentlich Sextus, den Brutus aufzuziehen, und zum Beweise seiner Dummheit wird die bekannte Geschichte von der Art erzählt, wie er das delphische Orakel, derjenige unter ihnen werde in Rom herrschen, der bei der Rückkehr seine Mutter zuerst küsse, verstanden und angewendet habe. So schließt der erste Akt. Der zweite spielt im Hause des Brutus und der Tullia. Jener bespricht zuerst mit seinem späteren Mitkonsul Valerius Publicola, welche Verfassung er Rom nach Abschaffung der Königsherrschaft zu geben gedenke. Sodann folgt eine Scene, die uns das Verhältniß zwischen Tullia und Sextus Tarquinius darstellt. Sextus ist der Tullia müde, Lucretia hat ihn ganz gefangen genommen, und als die eifersüchtige Tullia ihm Vorwürfe macht, rühmt er die Tugend jener ersteren und verläßt sie dann, nachdem er über ihre Drohungen und ihren Schmerz gespottet. Dies Alles geschieht in Brutus' Gegenwart, der dann seiner Gattin edle und rührende Vorwürfe macht und ihr zuletzt den Rath giebt, seiner und ihrer Schande durch ihre Selbstbestrafung ein Ende zu machen. Tullia erschrickt; doch eben ruft man sie zu einem glänzenden Feste, und sie eilt, ihre Gewissensbisse und ihre Eifersucht im Rausch der Orgie zu begraben. Der dritte Akt führt uns in das Haus des Sextus, der hier als vollkommener Don Juan dargestellt wird. Tullia kommt zu ihm; sie sucht noch einmal das Herz ihres Geliebten zu rühren, aber eben dies ennuyirt den flatterhaften Sextus, und sie brechen gänzlich mit einander. Zuletzt erscheint noch die Sibylle von Cumä und bringt dem Sextus ihre neun Bücher, deren Preis ihm zu theuer ist. Man sieht, der Verfasser hat Alles, was die Geschichte aus jener Zeit erzählt, in sein Werk einzuflechten gesucht, welches überhaupt an mehreren Stellen antiquarische Studien und eine vertraute Bekanntschaft mit dem antiken Leben verräth. Der vierte Akt führt uns wieder in das Haus der Lucretia; er bereitet die Katastrophe vor. Wir finden sie wieder bei der Arbeit von ihren Frauen umgeben; aber diesmal ist sie traurig und gedankenvoll. Unglückliche Vorzeichen ängstigen sie; sie befragt ihre Amme hierüber. — Eine Hündin hat die ganze Nacht hindurch geheult: das ist ein Todeszeichen; der Wind hat wie eine menschliche Stimme geseufzt: das ist ein Zeichen der Trauer; obgleich mitten im Winter, hat ein rother Blitz den Himmel erhellt: das ist ein Zeichen von Blut. Dazu kommt noch, daß Lucretia selbst einen schrecklichen Traum gehabt hat, in welchem sie einem Opfer beiwohnte: nicht das Blut der Stiere will ich, sagte der Opferer, sondern das Blut einer Frau. Auf einmal schießt eine Schlange empor, umschlingt Lucretia und zerreißt sie.

> O prodige nouveau! les gouttes ruisselantes
> Qui coulaient de mon cœur sur ces pierres sanglantes,
> Enfantaient en tombant de nombreux bataillons,
> Plus serrés qu'on ne voit les blés dans les sillons;
> Et tous ces combattans dont l'air était superbe
> Portaient pour leur enseigne, au lieu de faisceaux d'herbe,
> Une pique d'airain avec un aigle d'or
> Qui menaçait le sud, l'est, l'ouest et le nord.

Die Amme, um Lucretia zu zerstreuen, befiehlt der Sklavin, zu singen; aber die Sklavin findet auf ihrer Laute nur schwermüthige Töne; so ist Alles verstimmt in diesem unschuldigen Hause, als Sextus ankommt. Er erklärt ihr seine Liebe; Lucretia weist ihn mit Verachtung ab und zieht sich zurück. Sextus, von Verzweiflung, Stolz und Leidenschaft hingerissen, entschließt sich zum letzten Attentat. Im fünften Akt erscheinen Collatin und seine Freunde auf Lucretia's Gesuch bei ihr: sie erzählt das Verbrechen, fordert zur Rache auf und erklärt zugleich ihren Entschluß, nicht länger zu leben. Vergebens trösten sie die Männer und sprechen sie von jeder Schuld frei; auch sie spricht sich von der Schuld, aber nicht von der Strafe frei: nie solle eine Frau, um ihre Ehre zu überleben, sich auf Lucretia's Beispiel berufen können. So stirbt sie, und mit ihrem Tode ist das Signal zum Aufstand gegeben, mit dem das Stück schließt. Auch Tullia hat inzwischen den Rath ihres Gatten befolgt und sich geopfert.

Dies wäre der Inhalt des Stücks; man könnte es mit Recht bezweifeln, ob dieser Inhalt ein passendes Süjet für ein Drama abgebe, insofern keine Handlung der Hauptpersonen oder wenigstens derjenigen, nach der das Stück benannt ist, den Mittelpunkt desselben bildet. Wir wollen uns deutlicher erklären. Zu einem Drama gehört eine freie Handlung, durch die das Individuum in Kollision mit der Außenwelt oder mit gewissen substantiellen Mächten des Lebens geräth und so eine Reaction derselben hervorruft, oder: dramatisch ist eine freie Handlung, die für das handelnde Individuum gewisse Folgen nach sich zieht, die es nicht mehr zu beherrschen vermag. Eine solche Handlung scheint in unserem Stücke zu fehlen. Die Hauptpersonen desselben sind Lucretia, Brutus, Sextus und Tullia. Von diesen begeht nur der einzige Sextus eine freie That, durch die er den Sturz seiner Familie herbeiführt. Aber Sextus ist keinesweges die interessanteste Person des Stücks: Lucretia und Brutus interessiren uns wenigstens historisch viel mehr. Aber was thun sie, um auf der Bühne dieses Interesse hervorzurufen? Hier kommt es auf wirkliche Thaten an, die sie vor unseren Augen begehen müssen und durch die sie die Verwickelung erzeugen. Lucretia verhält sich durchaus passiv. Man kann ihren tugendhaften Widerstand gegen die Zumuthungen des jungen Tarquinius nicht als eine That anführen: denn erstens darf sie nach den Drohungen, womit er sie schreckt, nicht einmal widerstehen, oder höchstens eben nur passiv, und zweitens tritt sie durch diesen passiven Widerstand in keine Kollision. Sie dürfte das Faktum nur verschweigen, und es würde Alles ohne Folgen vorübergehen. Auch bei ihrem Tode scheint sie ganz passiv zu seyn; was hat sie gethan, um diesen Tod zu verdienen? Nichts, sie stirbt durchaus schuldlos. Antigone stirbt, nachdem sie eine That begangen, von der sie im voraus wußte, daß sie dafür sterben müsse; sie hat also in gewisser Beziehung diesen Tod verdient. Aber von Lucretia ist eine solche That nicht nachzuweisen; wo ist also hier das Dramatische? Wenn diese Einwände beim ersten Anblick etwas für sich haben, so sind sie doch bei tieferer Betrachtung nicht stichhaltig. Allerdings haben wir auch hier etwas Dramatisches oder eine Handlung, und zwar besteht diese theils darin, daß sie eben das Verbrechen nicht verschweigt, doch mehr aber in dem freien Entschluß, sich zu tödten. Dieser Entschluß und die ihm entsprechende That gehört ganz ihrem freien Willen an und geht aus der Ueberzeugung hervor, daß sie nach ihrer obwohl gewaltsamen Entehrung eben nicht länger mit Ehren existiren könne. Doch wird man fragen, wenn eben der Tod ihre That ist, welches sind die Folgen derselben für das handelnde Individuum? Darauf ist ganz einfach zu erwiedern: That und Folgen fallen hier untrennbar zusammen. Lucretia handelt so gut wie Antigone oder irgend ein anderer Held eines Drama's mit freiem Willen, von ihren eigenen inneren Motiven, welches hier die Begriffe beleidigter Frauenehre sind, geleitet, und eben weil sie so handelt, muß sie sterben. So drängt sich freilich das eigentliche dramatische Interesse in diesen einfachen Knoten der Katastrophe zusammen, und diese Einfachheit des Stoffs, der sich nicht in eine reichere, vielseitigere Verwickelung ausbreitet, mag vielleicht schon frühere Dichter von seiner Bearbeitung abgeschreckt haben. Doch wie dem auch seyn mag: das Hauptverdienst des Herrn Ponsard besteht, da er selbst nichts oder nur sehr wenig Eigenes zur Geschichte hinzugethan hat, in der schönen poetischen Sprache, die das Ganze durchzieht und die den echten Dichter nicht verkennen läßt; dies, so wie die durch und durch sittliche Haltung des Ganzen und, wie schon oben gesagt, der Ueberdruß an den gespreizten Machwerken der romantischen Schule haben wohl der neuen Tragödie vorzüglich jenen ungetheilten Beifall erworben. Eine tiefere dramatische Schöpfungskraft hatte der Verfasser hier noch nicht Gelegenheit zu entwickeln. Ob also der Ausspruch, den Lamartine gethan haben soll: „Endlich ist der Nation ein dramatischer Dichter geboren", nicht zu viel enthält, muß noch die Zukunft bewähren.

Mannigfaltiges.

— Literarische Doppelgänger. Es ist ein merkwürdiges und vielleicht nicht allgemein bekanntes Faktum, daß es vor den berühmten Verfassern von „Marmion", den „Freuden des Gedächtnisses" und dem „Sabbath" drei Dichter mit den Namen Walter Scott, Samuel Rogers und James Grahame gegeben hat. Proben von ihren Werken findet man in Southey's „Later English poets", und alle drei lebten (wir können nicht sagen: blühten) zwischen dem Ende des 17ten und dem des 18ten Jahrhunderts, — in der dürren Zeit der Englischen Poesie. Walter Scott war der Verfasser der „History of the Right Honourable Name of Scott", die von seinem berühmten Landsmanne, Sir Walter, oft citirt wird; seine Verse sind jedoch sehr schwach. Samuel Rogers war ein Geistlicher und gab 1782 zwei Bände gewöhnlicher Briefe heraus; sie fielen gerade in dieselbe Zeit, als sein berühmter Namensvetter sein erstes Werk „Epistle to a Friend" schrieb. James Grahame der Erste war ein Schotte, wie der Verfasser des „Sabbath", und seine sämmtlichen Werke findet man in Dr. Anderson's „Collection of Poets". Als eine Probe derselben wählen wir folgende Stelle, die freilich nicht zu den schönsten gehört, die aber dennoch einen deutlichen Beweis von seinem poetischen Geschmacke giebt. Obgleich viele seiner Verse besser sind, als die unten angeführten, so wagen wir doch zu behaupten, daß sie nie wieder werden gelesen werden. Der Dichter läßt im Himmel die Frage aufwerfen, wie man die ausgezeichnete Tugend des Archibald Hamilton belohnen solle:

> Soll jetzt er schon, der Erdenqual entnommen,
> In unsers Himmels heitre Räume kommen?
> Soll erst vielleicht er unten noch auf Erden
> Mit einer edlen Maid verbunden werden?
> Beschlossen ward's. Wer spricht dem Urtheil Hohn? —
> „Fräulein Dinwiddie sey sein sel'ger Lohn!" *)

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Natur sich in ihren Lehrjahren an diesen drei geistlosen Männern Walter Scott, Samuel Rogers und James Graham versucht hat, ehe sie solche Dichter wie Sir Walter, den ehrwürdigen Samuel Rogers und den zu wenig bekannten, aber originellen Dichter James Graham schuf.

---

*) Da die Uebersetzung dieser Stelle nicht als ganz wörtlich zu betrachten ist, so geben wir den Originaltext zum Besten und tragen vielleicht hierdurch bei, daß sein Andenken nicht ganz verloren geht:

> Shall he at once our happy mansions tread,
> From life's low cares and flesh's fetters freed?
> Or rather with some kindred spirit know
> All that he conceived of heaven below?
> 'Tis fix'd; and who shall question Heaven's award?
> „Be Miss Dinwiddie his divine reward!"

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 12. Mai 1843.

Frankreich.

Die Marquise von Sévigné.

Eine Englische Schrift „Frau von Sévigné und ihre Zeitgenossen" sucht den Geist dieser Königin des Briefstyls wieder zu uns heraufzubeschwören. Das Bild, welches sie uns von ihr entwirft, ist ziemlich matt und ungenau, und doch erfreut es uns, die altbekannten Gestalten, die durch ihre Briefe unsterblich geworden sind, wieder um uns zu sehen. Wir erblicken die Marquise, wie sie Cölestin Nanteuil nach dem Leben gezeichnet hat, mit ihren ungleichen Augen, mit den blonden, sich kräuselnden Haaren, die sich üppig um ihren Kopf schlingen, mit den etwas dicken, doch frischen, lächelnden Lippen, der stumpfbreiten Nase und den nicht allzu geistvollen Zügen um Mund und Kinn. So sitzt sie vor uns in ihrem Kabinet, in dem sammtenen Großstuhl, an dem massiven Schreibtisch mit seinen gewundenen Füßen von Ebenholz; bald jedoch folgen wir ihr in den hellerleuchteten Saal, wir hören bei den Pausen der Musik, wie die weitfaltigen Gewänder sie umrauschen, wir bewundern die Perlenschnüre im Haar und um den Hals, die Diamanten an den Fingern und vor Allem die unbeschreibliche Grazie, mit der sie die Menuett tanzt; darauf sitzen wir neben ihr im Gesellschaftszimmer, wir erfreuen uns der Lebendigkeit, mit der sie zu den verschiedenartigsten Gegenständen überspringt; wir hören, wie sie bald durch eine unerwartete Wendung des Gesprächs, durch einen geistvollen Blitz die Unterhaltung unterbricht, indem die Anwesenden gewissermaßen erschreckt stutzen, bald durch eine neue Kühnheit sie zu noch lebhafterem Flusse der Unterhaltung fortreißt; endlich schauen wir ihr zu, wie sie beim Mondschein über die feuchten, frisch duftenden Wiesen und durch die Wälder eilt, und bei Allem, was sie thut, in der Kirche wie beim Tanze, in der schattigen Einsamkeit des Waldes wie beim rauschenden Feste, denkt sie nur an ihren Abgott, an ihr angebetetes Kind, das ihr Hoffen, ihre Lust und ihr Leid war und auch der Grund ihres Ruhmes wurde. Wir versuchen, von dem Leben der Frau von Sévigné einen vollständigeren Abriß zu geben, als er sich in der Englischen Schrift findet.

Es ist wahrscheinlich, doch nicht ausgemacht, daß Maria von Rabutin Chantal, in dem alten Stammschloß ihres Hauses, mitten in Burgund, am 5. Februar 1627 geboren wurde. Ihr Vater, Celsus Benignus Baron von Chantal und Bourbilly, gehörte der älteren Linie der Rabutins an und war ein Vetter des berühmten Grafen von Bussy; ihre Mutter, Marie de Coulanges, stammte aus einer Familie, die bereits eine Heilige zu ihren Vorfahren zählte, die Johanna Franziska Frémyot, Stifterin des Ordens Mariä Heimsuchung, die mit Bewilligung des Papstes Benedikt XIV. von ihrem Orden heilig gesprochen und später von Clemens XIV. kanonisirt wurde. Der Vater der Frau von Sévigné zeichnete sich bereits durch eine gewisse Originalität des Geistes und durch eine Schärfe des Witzes aus, die besonders fremde Anmaßung und Hohlheit zu züchtigen liebte, und die sich in den Briefen seiner Tochter häufig wiederfindet. So führt man von ihm den genialen Glückwunsch an einen Finanz-Minister an, den Ludwig XIII. zum Marschall ernannt hatte:

„Sie sind aus vornehmem Geschlechte, Sie haben einen schwarzen Bart, Sie sehen den König täglich. Chantal."

Der Ruf höchster Uneigennützigkeit und sittlicher Unbescholtenheit, in dem die Familien Chantal und Frémyot standen, schien ihnen ein gewisses Recht zu geben, die Mängel verdienstloser Günstlinge aufzudecken. Man verehrte besonders die Familie Chantal, weil sie die strengste Tugend mit aller Feinheit der vornehmen Welt verband; nur Bussy verleugnete durch seine Ausschweifungen, seinen Ehrgeiz und seine Intriguen diesen Charakter; er wuchs wie ein Dorn auf dem alten Stamme, während sich Maria als lächelnde Blüthe über ihn erhob und alle seine Vorzüge wieder in sich vereinigte.

Als der Baron von Chantal auf der Insel Re im Kampfe mit den Engländern getödtet wurde — Gregorio Leti versichert, daß er durch Cromwell's Schwert fiel —, war seine alleinige Erbin noch nicht volle zwei Jahr alt. Seine Witwe überlebte ihn nur um fünf Jahr. Man erwartete nun, daß Mariens Großmutter von väterlicher Seite sie zu sich nehmen würde, allein die Matrone hatte so viel mit der Stiftung religiöser Gemeinden zu thun, daß ihr keine Zeit für die Erziehung einer verwaisten Enkelin blieb. Man überließ Maria von Rabutin daher ihren mütterlichen Anverwandten; Philipp von Coulanges, ihr Großvater, nahm sie mit Freuden auf, doch nach vier Jahren starb auch er, und nun dreifach verwaist, wäre sie der Lieblosigkeit Fremder anheimgegeben worden, wenn nicht ihr Onkel Christoph, Abt von Livry, sich ihrer angenommen hätte. Man macht dem Abt ein wenigstens für einen Geistlichen zu großes Liebesbedürfniß zum Vorwurf, doch war er ein vortrefflicher und ein gelehrter Mann; er wählte zur Ausbildung seiner Nichte zwei literarische Notabilitäten, Chapelain, einen schlechten Poeten, doch einen Kritiker von Geschmack und feinem Gefühl, und Menage, der um die Durchbildung der Französischen Sprache seiner Zeit große Verdienste hat.

Zu jener Zeit waren der Erziehung der Mädchen sehr enge Gränzen gezogen. Die Künste, welche sie zu lernen hatten, bestanden in Lesen, Schreiben, Tanzen und Sticken. In der klösterlichen Erziehung kam hierzu noch ein etwas stark vorwiegender Religions-Unterricht; schwache Naturen mit einer reichen Einbildungskraft kamen durch diesen in die Gefahr der Bigotterie, doch in den meisten Fällen wirkte er gerade entgegengesetzt, indem die Mädchen gewöhnlich, sobald sie aus dem Kloster traten, sich in der Freude, dem einförmigen und langweiligen Ceremoniendienste entronnen zu seyn, den Genüssen und Intriguen der großen Welt leidenschaftlich hingaben und das Versäumte nachzuholen suchten. Die Erziehung im Schoße der Familien forderte auch die Kenntniß einiger Stücke der profanen Literatur; man mußte sich für die Heldinnen des Fräuleins von Scudery begeistern können, man mußte wohl auch etwas Latein lernen und vor Allem die antiken Helden bewundern, zu deren Zeichnung die guten Freunde von heute und gestern gesessen hatten, und über die sich Boileau in seinem „Dialog nach Lucian" so glücklich lustig macht: Wo ist der Franzose, den ich hergebracht habe? fragt Merkur. — Hier bin ich, Herr, antwortet der Franzose; was wünschen Sie? — Merkur: Betrachte diese Leute; kennst du sie? — Der Franzose: Vortrefflich; das sind ja alle meine lieben Nachbarn; guten Tag, Madame Lucretia! guten Tag, Herr Brutus! guten Tag, Fräulein Clölia! guten Tag, Herr Horatius Cocles!

Man weiß über die Grundsätze, welche bei der Erziehung der Frau von Sévigné befolgt wurden, nichts Bestimmteres, doch scheint man diese verschiedenen Bildungsweisen bei ihr vermischt angewandt zu haben, und ihr Talent mußte das Widersprechende ausgleichen und die Lücken füllen. Als Muster für das Leben pflegte man ihre fromme Großmutter ihr vorzuhalten; doch zugleich unterrichtete sie Menage im Italiänischen, Spanischen und in der Geschichte der schönen Literatur, und man will wissen, daß er im Lehreifer tiefer in die schönen Augen und in die schöne Seele seiner Schülerin geblickt habe, als für seine Herzensruhe wünschenswerth war; man rechnet ihn zu den ersten Verehrern der Frau von Sévigné.

Das heranblühende Mädchen zeigte eine ungemeine Beweglichkeit des Geistes, eine seltene Empfänglichkeit für Eindrücke jeder Art, ein tiefes Gefühl, doch dabei ein entschiedenes Beharren auf dem einmal als gut Erkannten und Beschlossenen; bei allem diesen die höchste geistige Ruhe und stete Heiterkeit. Ihr Onkel, der Abbé von Coulanges, glaubte etwas Ungeheures für das Glück der geliebten Nichte gethan zu haben, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre an den Marquis von Sévigné oder, nach der alten Schreibung, von Sévigny verheiratete. Dieser war Feldmarschall, stammte aus altem Britischen Adel und war mit den Familien du Quelner, Monmorency, du Guesclin und Rohan verwandt. Er soll ein sehr feines, einnehmendes Wesen gehabt haben, doch eben so leichte Sitten. Er wußte den Werth seiner Frau nicht zu schätzen, wenigstens liebte er sie nicht; „er achtete mich", schreibt sie selbst einmal mit einer gewissen Bitterkeit und zeigt dadurch, daß sie von wärmerer Neigung für ihn erfüllt war. Er war ihr untreu, er gab sich den niedrigsten Ausschweifungen hin und ließ sich zuletzt im Duell für eine epikuräische Freundin tödten. Kurz vor dieser Katastrophe trug sich Bussy, um von den galanten Freveln seines Vetters Vortheil zu ziehen, seiner Cousine zum Rächer und Liebhaber an. Dieses Anerbieten, welches ganz den Sitten jener Zeit gemäß war, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Nun, da die schöne Frau Witwe war, glaubte er leichter sein Glück machen zu können, doch seine Bestrebungen waren umsonst. Ja, sie wagte es sogar, dem Grafen eine Geldsumme, die er von ihr leihen wollte, abzuschlagen. Jetzt war sein ganzer Haß gegen sie entflammt, und er verfaßte die bekannte Schmähschrift, in der er sie sowohl von Seiten des Charakters, als der Sitten und des Geistes bloßzustellen suchte. Der Pfeil wandte sich auf ihn zurück; das cynische Buch brachte ihn selbst beim Hofe in Ungnade. Die Frau v. la Vallière sah sich selbst darin verspottet; Ludwig XIV. rächte sie, indem er den Grafen auf seine Besitzungen verbannte, und der unglückliche Hofmann konnte nur durch kriechende Unterwürfigkeit und niedere Intriguen den Widerruf dieses Befehls bewerkstelligen. Der gerechte Zorn der Frau von Sévigné war durch das Unglück des Grafen bald entwaffnet; sie verzieh ihm Schmähungen, welche durch die That so leicht widerlegt wurden. Die unterbrochene Korrespondenz

wurde zwischen Beiden wieder angeknüpft; doch es scheint uns, als ob sich Frau von Sévigné in ihren späteren Briefen mehr zurückhaltend zeigte, und als ob sie weniger auf den Rath ihres Herzens als ihres Verstandes sich mit dem Grafen wieder ausgesöhnt hätte, der als Feind in seinem Talente eine so gefährliche Waffe besaß. Wir setzen von den Anekdoten, durch welche er die schöne Frau verhöhnte, nur eine einzige hierher:

„Eines Abends hatte der König Frau von Sévigné zum Tanzen aufgefordert; sie war von dem Glücke so berauscht, daß sie nach vollendeter Tour sich zitternd an meine Seite setzte und mir zuflüsterte: „Man muß bekennen, daß unser König große Eigenschaften besitzt; ich zweifle nicht, daß sein Ruhm den Ruhm aller seiner Vorgänger verfinstern wird.“ — „Nach dem, was Se. Majestät heute für Sie gethan hat, Madame, halte ich dies allerdings für unzweifelhaft“, erwiederte ich lächelnd. Und sie war so begeistert, daß ich Mühe hatte, sie zum Schweigen zu bringen, indem sie stets mitten in dem von Gästen erfüllten Saale rufen wollte: „Hoch lebe der König!“

Die junge Witwe widmete sich fast ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder. Ihre Vermögens-Umstände waren ziemlich zerrüttet, denn sie hatte sich für mehr als fünfmalhunderttausend Thaler bei den Gläubigern ihres Mannes verpflichtet. Gleichwohl schlug sie mehrere sehr günstige Partieen aus und suchte nach und nach ihrem Sohne und ihrer geliebtesten Tochter das wieder einzubringen, was sie durch den Leichtsinn des Vaters verloren hatten.

Uebrigens war Bussy nicht der Einzige, welcher ihre Tugend auf die Probe stellte. Menage machte auf seine gewesene Schülerin Italiänische Madrigale, und der Ober-Intendant Fouquet, der stets bereit war, sich wie Jupiter in Goldregen zu verwandeln, und von den Pariser Danaen den freundlichsten Empfang gewohnt war, machte ihr ernstlicher den Hof; er erlangte die Liebe zwar nicht, die er wünschte, doch eine wahre und dauernde Freundschaft. Der Prinz von Conti, der Bruder des großen Condé, erklärte eines Tages Bussy, und dieser ermangelte nicht, es der Cousine alsbald zu schreiben: er finde Frau von Sévigné sehr schön. Allein so loyal sie gesinnt war, hielt sie es doch nicht für die Pflicht einer Unterthanin, alle Plätze, die im Namen des Königs belagert wurden, zu übergeben. Der große Turenne fand sie schwerer einzunehmen, als irgend eine Brabanter Veste. Aus diesen und vielen anderen Versuchungen ging sie siegreich hervor.

Bald nach Fouquet's Tode zog sie sich mehr und mehr vom Hofe zurück. Ihre Freunde waren fast alle in Ungnade gefallen, oder sie wurden doch vernachläßigt, und sie wich dem Strudel aus, damit er nicht auch sie ergreife. Sie zeigte zwar auch jetzt noch die wärmste Verehrung für Ludwig XIV., und der König ließ keine Gelegenheit vorüber, ihr eine der kleinen Artigkeiten zu sagen, mit denen er seine Umgebungen so freigebig beglückte; allein sie entsagte dem Glanze und den rauschenden Festen des Hofes. Sie lebte im Sommer meist in der Bretagne, am Merr, auf dem Schlosse, welches ihrem Gemahl gehört hatte, bisweilen auch zu Livry bei Paris, in der Abtei ihres Onkels, oder auf ihren eigenen Gütern zu Bourbilly in Burgund. Im Winter kehrte sie nach Paris zurück und bewohnte das Palais Carnavalet, welches noch besteht und aus dem man in neueren Zeiten ein Pensionat gemacht hat. Hier las sie vor, schrieb Briefe und scherzte und lachte dazwischen; sie war stets heiter, liebte die Natur, die Blumen und schattigen Gänge über Alles, verwandte im Winter besondere Pflege auf ihre Gartenhäuser und ging oft Stunden lang träumerisch die duftenden Orangen-Alleen auf und nieder, ein Lied vor sich hin trällernd, wie ein Kind, das noch nie eine Sorge gefühlt hat.

Gegen den jungen Marquis, ihren Sohn, zeigte sich Frau von Sévigné stets höchst liebevoll. Nach der Freiheit der Sitten jener Tage hatte er ihr oft Geständnisse zu machen, über die sie selbst empört seyn mußte. So offenbarte er ihr eines Tages, daß er der Liebhaber der alten Ninon de Lenclos und zugleich der der jungen Champmeslé sey. Die näheren Umstände dieser doppelten Intrigue, welche eine heftige Rivalität zwischen beiden Frauen hervorrief, werden uns in den Briefen der Frau von Sévigné erzählt. Die Mutter that Alles, um das flüchtige Herz des kleinen Marquis, wie man den Sohn seiner kleinen Gestalt wegen nannte, sowohl der berühmten Courtisane als der kleinen Komödiantin zu entwenden; doch kaum war ihr ein Werk dieser Art gelungen, so wußte der Sohn ihr mit einem neuen die Zeit zu vertreiben.

Doch wir eilen zu dem Gegenstande, der in dem Leben der Marquise der wichtigste war. Alle Großen der Erde, die Fürsten, Herzoge, Kardinäle, der kleine Marquis selbst tauchen in den berühmten Briefen nur hin und wieder wie beiläufig auf, während ihr „geliebtes, angebetetes Kind“, ihre „schöne Magelone“ ihr ganzes Herz erfüllte. Frau von Grignan besaß nicht die Heiterkeit ihrer Mutter, doch ihre Lehrer waren schon früh verwundert über die Schärfe ihres Verstandes und die Kühnheit ihrer Gedanken. Man behauptet, daß man bei der Herausgabe ihrer Briefe aus religiösen Skrupeln viele Stellen unterdrückt hat. Halb scherzend, halb im Ernst erklärte sie sich selbst für eine fanatische Anhängerin von Descartes. Sie hatte im Jahr 1669 einen Grafen von Grignan geheiratet, der einer der vornehmsten Familien in der Provence angehörte und schon im folgenden Jahre zum provisorischen Gouverneur der Provence ernannt wurde. Von hier ab bis an ihren Tod war Frau von Sévigné stets nur kurze Zeit mit ihrer Tochter zusammen; und diesem glücklichen Umstande, der die Mutter oft untröstlich machte, verdanken wir die zehn starken Bände ihrer geistvollen Korrespondenz, welche sechsundzwanzig Jahre umfaßt.

Ihr erster Schmerz nach der Trennung von der geliebten Tochter war unendlich, sie malt ihn selbst in den Briefen mit den rührendsten Farben: sie schrieb stündlich, und auf jeder Station fand die Tochter einen Brief vor. Bald vermag die Mutter nicht mehr in Paris zu bleiben, wo sie das geliebte Kind so viele Jahre um sich gesehen; sie flieht nach Livry, doch auch hier erinnern sie Gärten und Wiesen, Häuser und Kirchen, Erde und Himmel an die Entfernte und geben ihr neuen Grund zu Klagen. Von dieser Zeit an erlebt die Frau von Sévigné nichts mehr, als daß sie Briefe von der Tochter bekommt und sie beantwortet und mit neuen Briefen die ersehnte neue Antwort zu beschleunigen sucht. Sie lebt viel auf dem Lande und zeigt eine höchst feine Naturbeobachtung. Dies ist um so mehr hervorzuheben, als zu ihrer Zeit der Sinn für Naturschönheit in Frankreich ziemlich selten war; man konnte die Natur nur schön finden, wenn sie Ludwig XIV. metamorphosirt hatte. Wenn die Post nicht zur rechten Zeit eintraf, so war die Mutter in Todesangst; wenn sie jedoch ankam und keinen Brief mitbrachte, so glaubte sie, in Schmerzen vergehen zu müssen; blieb der Brief aber auch am zweiten Posttage aus, so gränzte ihr Jammer an Wahnsinn. Alle fünf Tage kam meist regelmäßig ein Brief an und wurde einer abgesandt.

Die Schuld, weshalb die Korrespondenz bisweilen auf einige Tage unterbrochen wurde, soll Ludwig XIV. selbst getragen haben. Saint-Simon hat es entschieden ausgesprochen, und die meisten Historiker sehen seine Behauptungen als begründet an, daß Ludwig XIV. nämlich der Erste gewesen sey, welcher das Briefgeheimniß verletzte; er ist der Vater des schwarzen Kabinets. Diese Art von Inquisition mußte Frau von Sévigné empören, doch war sie von so großer Verehrung für den Monarchen erfüllt, daß sie in den Briefen, welche sie preisgab, nur mit den gelindesten Worten andeutete, sie wisse, was man sich mit ihr erlaube. „Du mußt jetzt auf einige Zeit in deinen Briefen weniger ausführlich seyn“, schreibt sie, „denn nicht Alles, was mich interessirt, wird auch für den, welcher deine Briefe vor mir zu lesen pflegt, Interesse haben.“ — „Es zeigt nicht von besonderem Geschmack“, schreibt sie ein ander Mal, „sich die Briefe von Verwandten zur Lektüre zu wählen, die einander so nahe stehen, wie du und ich: wenn sie sich angenehm lesen, so ist dies ein Wunder, in der Regel sind sie sehr langweilig.“ Diese Befürchtungen flößten der Mutter und Tochter mehr Vorsicht ein: in ihren späteren Briefen werden alle irgend bedeutende Personen nicht mehr genannt, sondern es werden gewisse allgemeine Bezeichnungen, die von irgend einer Eigenschaft hergenommen sind, gewissermaßen Spitznamen, für dieselben gebraucht.

Herr von Grignan war bei seiner Verwaltung der Provence nicht glücklich. Das Volk wollte zu wiederholten Malen einen Steuer-Erlaß erzwingen; der König nöthigte Grignan zu noch härteren Maßregeln: dies machte den Gouverneur im höchsten Grade unpopulär. Doch der Schmerz, welchen seine Gemahlin hierüber empfand, gab der Mutter nur Veranlassung zu neuen zahlreichen Briefen, in denen sie andere Töne anschlagen konnte, als in den vorhergehenden.

Uebrigens fanden die Briefe auch bereits zur Zeit ihrer Entstehung in der höheren, feingebildeten Gesellschaft die gebührende Anerkennung. Frau von Sévigné war noch sehr jung, als sie schon das Vergnügen hatte, einzelne ihrer geistvollen und witzigen Bemerkungen von Lippe zu Lippe gehen zu hören; und kaum waren einige ihrer Briefe bekannt geworden, als man sie schon allgemein suchte, sie sich gegenseitig lieh und ihnen bestimmte Namen ertheilte. So schreibt die Frau von Coulanges an die liebenswürdige Briefstellerin: „Denken Sie, was mir heute Morgen passirt! Man meldet mir einen Diener der Frau von Thianges an; ich lasse ihn eintreten, und was bringt er? Frau von Thianges läßt mich bitten, ihr zwei Ihrer Briefe zu leihen, den „vom Pferde“ und den „von der Wiese“. Ich sagte dem Diener, ich wolle die Briefe seiner Herrin selbst bringen. Sie sehen, Ihre Briefe machen das Aufsehen, dessen sie werth sind; sie sind auch köstlich, und Sie sind wie Ihre Briefe.“ Was würde man nicht darum geben, den Brief „vom Pferde“, der verloren ist, wieder zu finden, wenn man den „von der Wiese“ liest! Er zeigt eine so frische Heiterkeit, eine so gesunde und kräftige Auffassung des Lebens, daß man Johnson nicht begreift, wie er die Schreiberin desselben einer finsteren menschenfeindlichen Seele beschuldigen konnte, wenn er auch nichts als diesen einzigen Brief von ihr gelesen hätte. Der düstere Philosoph sah in den Briefen nur die einzelnen, sehr zerstreuten Stellen, in denen die Marquisin, von momentanem Schmerze niedergedrückt, sich muthlosen Klagen hingiebt; die kecke Fröhlichkeit, mit der sie sonst in die Welt blickt und die in ihren Briefen bei weitem vorherrscht, konnte er bei Anderen nicht fassen, weil er sie selbst nicht kannte.

(Schluß folgt.)

England.

Felicia Hemans und L. E. Landon.

(Schluß.)

Wie rührend ist z. B. das folgende kleine Lied der Miß L. E. Landon:

Zur alten Eiche auf der Flur, komm' einmal noch zu mir;
Du hast geschworen manchen Schwur, nur dies ford' ich von dir.
O komm', wenn durch die Schatten lang der Stern des Abends bricht,
Wenn tönt der Lerche Nachtgesang, — hab' viel zu sagen nicht.
Ich weiß ja, wenn der Morgen schaut hernieder hell und klar,
Dann führst du deine schöne Braut als Bräut'gam zum Altar.
Doch dieser letzte Abend noch ist dein, drum komm' zu mir;
Kein Vorwurf, ach, dies weißt du doch, wird jemals dir von mir.
Drum laß mich dich im Sternenschein bei jener Eiche sehn,
Ich will ja nichts als dir verzeihn, dich küssen und vergehn!

Ein heiteres Liebesbild dagegen ist das kleine reizende Gedicht „die Lampe".

Die Sterne glüh'n in heller Pracht wie Liebe an der Brust der Nacht,
Ein Jeder steigt in stolzem Lauf als König im Triumph herauf,
Doch schöner ist der Lampe Schein am Fenster dort umgrünt vom Wein.
Dort herrlich strahlt wie Sonnengold der Jupiter! und schön und hold
Sieht man der Liebe Königin mit Glanz ihr heit'res Reich durchziehn.
Es blitzen hell wie Silberspeere die Strahlen durch die blaue Sphäre,
Doch mein sey nur der Lampe Schein, im Fenster dort umgrünt vom Wein.
Weil über sie mein holdes Kind sich neigt, daß nicht der Abendwind
Der Flamme Schimmer lösche aus, der ihrem Wandrer winkt nach Haus.
Die gold'nen Locken fallen licht, ums süße, rosige Gesicht
Des Mädchens in der Lampe Schein, am Fenster dort umgrünt vom Wein.
Vom Fenster bin ich nicht mehr weit, ich seh' die weiße Stirn der Maid,
Ich fühle ihren sanften Blick, wie er mir strahlt in Lieb und Glück.
Ach schöner, schöner tausendmal, als aller Himmelssterne Strahl
Dünkt mir der kleinen Lampe Schein, im Fenster dort umgrünt vom Wein.

Felicia Hemans betrachtet die Gestirne als Flammen auf dem Altar des Ewigen. In dem schönen Gedicht der Letzteren, das Kreuz des Südens, heißt es:

Doch du, dessen Sternbild mit Strahlen umfließt
Den tiefblauen Himmel, sey fromm mir gegrüßt,
O Kreuz von dem Süden! umstrahlt mich dein Schein,
Nicht klag' ich um's Land von dem Oelbaum und Wein.

und weiter unten:

Doch mir sey ein Altar voll heiliger Gluth,
Ein Quell, worin Hoffnung und Ahnung mir ruht,
Und frei wie ein Adler, mein Geist, ziehest du,
Hoch über die Anden, dem Strahlenquell zu.

Miß Landon dagegen überträgt die Gefühle der irdischen Liebe auch auf die himmlischen Gestirne. In der „Nacht auf der See" sagt sie von dem Mond:

Das dunkle Segel scheint sich zu beleben,
Weil Luna es umfließt mit heller Pracht,
Ich seh' aus Wolkenschleiern sich erheben
Die holde sanfte Herrscherin der Nacht.
Bleich, wie die junge Königin vom Schimmer,
Vom tiefen glühenden Gefühl erscheint,
Doch ihren Glanz durchbricht die Liebe immer,
Und wer sie sieht in ihrer Schönheit, weint.

Sehr bezeichnend für die Tendenz der Felicia Hemans ist das schon durch Freiligrath übersetzte Gedicht: das bessere Land. Ich theile hier meine Uebersetzung mit:

Ich höre dich reden vom besseren Land,
Seine Kinder hast du glücklich genannt.
O Mutter, wo leuchtet sein Ufer hehr?
Komm, laß es uns suchen, und weine nicht mehr.
Ist's, wo die duft'ge Orange blüht,
Wo die Feuerfliege im Myrthenbusch glüht? —
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!
Ist's, wo die Palme die Wolken streift,
Wo die Dattel in sonnigen Lüften reift?
Auf den grünen Inseln der schimmernden See'n,
Wo die Düfte der Wälder die Luft durchweh'n,
Wo die Alles umstrahlende farbige Gluth
Auf der Wundervögel Fittichen ruht?
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!
Sag', ist es ein fernes, verschollenes Land,
Wo die Stromesfluth rauscht über goldenen Sand? —
Wo Rubinen glühen in feurigem Schein,
Wo im Dunkel des Schachts flimmert Edelgestein?
Wo die Perle glänzt am Korallenstrand,
Lieb' Mutter, ist dort das bessere Land? —
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!
Kein Aug' sah es je, und kein Ohr, mein Sohn,
Vernahm seiner Chöre hochjauchzenden Ton;
Kein Traum ein so seliges Bild dir bringt, —
Dorthin der Kummer, der Tod nicht dringt.
Seinen ewigen Glanz streift die Zeit nicht ab,
Denn über den Wolken, denn über dem Grab,
Dort ist's, dort ist's, mein Kind!

Vergleichen wir damit ein sehr anmuthiges Gedicht der Miß Landon:

Editha.

O, weint nicht, daß im Lenzesschein
Wir hier ein Grab bereiten,
Drauf singen wird das Vögelein,
Die Rose Duft verbreiten.
Verschönen wird der Lenz das Grab,
Wenn sie zur Ruh' gegangen;
Wir trügen's nicht, sänk' sie hinab
Von Schnee und Eis umfangen.

Wir hofften's nie, daß uns auch lang'
Dies Himmelskind beglücke,
Ob leicht ihr Schritt und froh ihr Sang
Und lächelnd ihre Blicke.
Sie war ein zu ätherisch Kind
Sogar in ihrer Freude,
Gleich einer Blume, die der Wind
Entführt als leichte Beute.

Es war der Glanz zu blau und klar,
Der aus dem Auge strahlte,
Das ihrer Heimat ähnlich war
Und ganz den Himmel malte;
Zu wandelbar die Rosengluth
Auf ihren zarten Wangen,
Bald rasch durchströmt von Purpurfluth,
Von Bläße bald umfangen.

Für ihre Jahre war zu hoch
Der Geist, der sie belebte,
Sie lächelte, und tiefer noch
Uns Angst um sie durchbebte.
Dann strahlender ihr Auge sprach,
Die Wange glüht' im Fieber,
Und schwächer ward sie jeden Tag
Und jede Stund' uns lieber.

Die Kindheit war ein Paradies,
Das reich umblüht die Holde,
Und das sie darum nur verließ,
Weil sie zur Heimat wollte.
Nicht irdisch war sie, darum fort
Trieb es sie von der Erden;
Das Grab durft' ihr zum Ruheport
Zwischen Erd' und Himmel werden.

Lieblich und ansprechend wie die Poesieen der Miß Landon sind, wurden sie mit Entzücken aufgenommen, während die Gedichte der gewiß höher stehenden Felicia zwar ehrenvoll anerkannt, aber bei weitem kälter begrüßt wurden. Die Töne, welche L. E. Landon anschlug, fanden in jeder Brust ein Echo, während nicht Alle dazu gestimmt waren, sich auf den himmelanschwebenden Flügeln der ernsteren Dichterin zu erheben. Ein Lied aus der Improvisatrice der Miß Landon, Sappho's Schwanengesang, könnte eben so gut für den Schwanengesang der früh vollendeten Britischen Sappho gelten.

Leyer, leb' wohl! — ach hätt' ich nie
Gewecket deine Gluthakkorde,
Gifthauch war deine Harmonie,
Und Fieberhitze deine Worte.
Doch warum, Leyer, zürn' ich dir,
Die mich mit Zaubermacht durchdrungen?
Das Unglück ruhte ja in mir,
Wär'st du auch nimmer mir erklungen.
Es war der Unglückssterne Licht,
Die Leyer nicht, die Leid mir brachte,
Gesang erweckte die Liebe nicht,
Weil erst durch Lieb' Gesang erwachte.
Doch Leid und Hoffnung starb im Schmerz,
Der heiß im Haupt und Herzen brennet,
Treuloser! du zerstörst dies Herz,
Doch nimmermehr mein Mund dich nennet.
Kranz, Leyer, weih' ich dir, Apoll!
Laß ihren Glanz mein Grab erhellen! —
Mein Grab — das Meer so wundervoll,
Süß schlaf' ich unter seinen Wellen.

Aber Letitia Elisabeth Maclean, geb. Landon, fand ein Grab an einem fremden Strand. Melodisch singen die Wogen den Grabgesang der holden, heißbeweinten Dichterin, und die Liebe, welche sie zu solchen harmonischen Liedern begeisterte, wird ihren Namen vor dem Vergessen schützen.

Darmstadt, April 1843. Louise von Ploennies.

Dänemark.

Aus Bindesböll's Mittheilungen über Deutschland.

II. Die Sebalduskirche in Nürnberg.*)

Nürnberg hat schöne Kirchen, Ueberreste aus den Tagen seiner blühenden Größe und herrliche Denkmale von der Väter Gottesfurcht. In Meißen hatte ich die erste Gothische Kirche gesehen. Möglich, daß sie an Schönheit und Reinheit des Styls die hiesigen übertrifft. Aber an diesen habe ich mehr Gefallen gefunden. Man richtet sein Auge das einemal auf diese Schönheit und Vollkommenheit, das anderemal auf jene, bis sich zuletzt Alles in einer Summe sammelt und in günstigen Momenten alle die Einzelnheiten zu einer einzigen

*) Nr. I. befindet sich in Nr. 54 des Magazins.

Anschauung vereinigt vor unserer Seele aufgehen, obgleich der Gegenstand, bei dem dies dann gerade geschieht, vielleicht denen nicht zur Seite gestellt zu werden verdient, mit denen die Reihe unserer Betrachtungen begann.

Die Kirchen stehen hier leider nicht jeden Tag offen, wie an katholischen Orten. Ich war indeß so glücklich, gegen Abend durch eine Seitenthür in die Sebaldus-Kirche hineinzuschlüpfen, wo eben einige Kirchenbediente beschäftigt waren, zu einem bevorstehenden Fest Alles in Ordnung zu bringen, und so konnte ich mich mit Ruhe und Muße dem Betrachten der herrlichen Kirche überlassen, ohne von dem belehrenden Vortrag eines Führers unterbrochen zu werden, bei dem einem zu Muthe werden kann, als wenn man einen Lehrer der Geographie eine Lection schlecht vor seinen Schülern durchgehen hört. Die Kirche ist, wie die meisten Gothischen, zu verschiedenen Kunst-Epochen und in verschiedenem Styl gebaut; das Chor an dem westlichen Ende ist aus dem 10ten Jahrhundert, das Schiff aus dem 11ten und das östliche Chor aus dem 13ten. Das letzte ist das größte, überhaupt der zierlichste, leichteste, eleganteste Theil des Gebäudes, und es hielt mich lange Zeit in gedankenvoller Beschauung zurück. Es wird von einem Halbkreis freistehender, schlanker Säulen gebildet, die hohe Gewölbe so leicht wie die Palme ihre Zweige tragen. Die Sonne war eben im Untergehen, der Glanz der Abendröthe fiel senkrecht auf die gemalten Fenster, von deren Farbenpracht nichts in der Natur im Stande ist, eine Vorstellung zu geben, und verbreitete einen bunten, aber gleichmäßig vertheilten Schimmer über das ganze Chor. Zwischen den Pfeilern zur Linken brannte im Hintergrunde eine einsame Lampe, — sie soll — seit den Tagen der Katholiken, die, wie bekannt, ein heiliges Feuer bewahren, hier noch stets unterhalten worden seyn. — gleichsam wie ein Abendstern, ein Vorbote der höheren Welt, der sich dem Auge des Menschen offenbaren soll, wenn das Licht dieser Welt erlischt. Ein berühmter Dichter hat gesagt (Ohlenschläger, die Insel in der Südsee I, p. 224): „Die Baukunst ist eine schöne irdische Kunst, zu der ein ruhiges Genie gehört, keine schwärmerische Begeisterung." Soll ich bloß nach dem urtheilen, was ich hier sah, so möchte ich sagen, es giebt keine mehr phantastische Kunst, keine, die den Standpunkt des Beschauers mehr verrückt, die Erde unter seinen Füßen wegzieht und ihn zwischen Himmel und Erde schweben läßt, als die Architektur, namentlich die Gothische. Wenn man über eine Gothische Kirche nicht als Inschrift setzen kann: „hier sind die Pforten des Himmels", so paßt sie nirgends auf Erden. Hier ist kein Platz für Menschen. Alle irdischen und menschlichen Beziehungen verschwinden. Es fällt Niemanden ein, zu fragen, wo ist der Platz der Gemeinde, ihre Sitze, wo ist die Kanzel, das Chor, der Altar, das Heilige, denn Alles zusammen ist nur ein Allerheiligstes. Hier ist kein Platz für einen Prediger, die menschliche Stimme darf sich nicht hören lassen, das lautlose Wort fällt todt und machtlos zur Erde. Auch nicht die Künste, welche die menschliche Gestalt darstellen und dadurch beständig an das Menschliche erinnern, haben hier ihre richtige Stelle. Die Malerkunst hält sich zu sehr an die bestimmten begränzten Umrisse und Formen, als daß sie sich von einer Architektur begünstigt fühlen sollte, wo Alles in das Unendliche hinausstrebt und von allen Massen und Gränzen sich losreißt; nur in gemalten Fenstern ist es, wo sie mit dem Ganzen als Transparent in Harmonie kommt, wo die Farbenpracht die Aufmerksamkeit von dem Bestimmten in den Umrissen fortzieht und der Durchschein die Seele noch in ein Jenseits hinausführt, sie in die Ahnung einer Herrlichkeit sich verlieren läßt, die sich halb durchsichtig offenbart, halb in Dämmerlicht verhüllt und die noch kein Auge gesehen hat oder sehen kann. Noch weniger kann der Bildhauerkunst damit gedient seyn, ihre Figuren unter die langen, schmalen, aufstrebenden Pfeiler hinzustellen, diese ungeheuren Maßstäbe, die so hoch aufzuschießen scheinen, um den Menschen niederzudrücken und zu zeigen, welch unbedeutend Geschöpf er ist, wenn er sich darunter hinstellt und Gott sein unendliches Maß an ihn legt. Die einzige Kunst, die hier ein Recht hat mitzureden, ist die Musik. Sie befindet sich hier heimisch, sie führt hier frei ihre Sprache; sie kann ihre Laute nicht hören lassen, ohne daß sie tausendfachen Wiederklang in dem weiten Tempelbau finden. Der Ton fällt nicht zur Erde, wie das bleischwere, klanglose Wort; er wird von den himmelhohen Pfeilern nicht in den Staub gedrückt, wie die Statuen der Bildhauer, er wird frei, reißt sich von der Erde los, nimmt Flügel an und zieht mit ihren kühnen Schwingen nach dem Himmel. Es sind auch die christlichen Kirchendome, unter denen die Musik des Mittelalters aufgewachsen und endlich zu einer Kunst geworden ist, deren die neuere Zeit sich als etwas rühmen kann, das ihr angehört, und worin sie weiter gegangen ist als das Alterthum, welches sonst in Rücksicht der Kunst als ein unerreichbares Vorbild dasteht. Die Griechische Tempel-Architektur dagegen begünstigte weit mehr die Bildhauerkunst und bot ihren Erzeugnissen, den Götterbildern, ein Haus und eine Heimat dar, die weit vortheilhafter für sie waren, als diese unendlich hohen, langen Kirchen, in denen selbst ein Jupiter tonans in all seiner Majestät in eine Klasse mit den dienenden Geistern, mit den vielen demüthig betenden und knieenden Heiligengestalten treten würde, die nur mit staunenden Blicken den Thron des Ewigen zu erreichen vermögen.

Mannigfaltiges.

— Aktenstücke zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts. In Madrid erscheint jetzt eine überaus wichtige Urkunden-Sammlung zur Geschichte von Spanien (Coleccion de documentos relativos a la historia de España), herausgegeben von dem Präsidenten der Spanischen Akademie, Don Martin Fernandez Navarrete (Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin), in Gemeinschaft mit den Akademikern Don Miguel Salva und Don Pedro Sainz de Baranda. Die sechs ersten Lieferungen dieser Sammlung enthalten nur solche Aktenstücke, die dem 16ten Jahrhundert angehören und deren Originale sich in dem General-Archiv der beiden Indien in Sevilla, in der Bibliothek des Eskurials, in dem Archiv von Simancas, in dem reichhaltigen hydrographischen Depot und in der Sammlung des Herzogs von Ossuna befinden. Sie werfen manches neue Licht auf die Begebenheiten jener daran so fruchtbaren Zeit und auf die berühmten Männer derselben. Namentlich befinden sich darunter zahlreiche Originalbriefe von Fernand Cortez an Kaiser Karl V. und von Letzterem an den Eroberer von Mexiko aus den Jahren 1522 — 1544; ferner sehr merkwürdige Aktenstücke über Juan Sebastian del Cano, den ersten Seefahrer, der auf seinem berühmten Schiffe „Victoria" die Reise um die Welt machte; Urkunden zur Geschichte der Communeros und ihrer politischen Bewegungen in den Jahren 1519 — 1522, so wie das gegen Juan de Padilla ausgesprochene Urtel; die Gutachten mehrerer Mitglieder des Rathes von Castilien über die Herausforderung, die Franz I. im Jahre 1528 an Karl V. gesandt hatte; sehr interessante Berichte über die Eroberung von Tunis im Jahre 1535 und über die Expedition nach Algier (1541); eine Beschreibung der Reise Philipp's II. nach England, wohin er im Jahre 1541 gegangen war, um sich mit der Königin Maria (der katholischen) zu vermählen, u. dgl. m. Es wird diese im Auftrage der Akademie von Madrid veranstaltete Sammlung, die kein Geschichtsschreiber, der sich mit dem 16ten Jahrhundert beschäftigt, entbehren kann und die besonders auch für Deutschland durch die politische Verbindung, in der es damals durch Karl V. mit Spanien stand, großes Interesse hat, fortgesetzt werden, und namentlich Herr Navarrete, der sich bereits früher durch seine auch von Alex. von Humboldt als überaus schätzbar bezeichnete Urkunden-Sammlung zur Geschichte der Entdeckung von Amerika *) ein großes Verdienst erworben, wird durch diese neue Arbeit nicht bloß auf seines Vaterlandes Anerkennung, sondern auch auf den Dank aller entfernten Historiker Anspruch haben.

— Mißbräuche der Industrie. Das Fabrikwesen hat eine ganz neue Bevölkerung hervorgerufen, die Bevölkerung der Handlanger und Fabrik-Arbeiter, die sich täglich steigert und Zuwachs erhält, Zuwachs an kleinen elenden Sklaven, denn die Kinder der Armuth leben in England in der härtesten Sklaverei. Das Gesetz hat zwar die Menschlichkeit gehabt, diese zu mildern durch Verringerung der Arbeitsstunden; die Fabrikherren sind gezwungen, die Kinder, deren Händchen zu den vielen tausend Ellen Tüll und Seide nöthig waren, in förmliche Brigaden abzutheilen, damit sie sich regelmäßig und militairisch ablösen können und so die vorgeschriebene Stundenzahl nicht übertreten. Aber nicht die Fabriken allein waren die Marter-Anstalten der armen Englischen Kleinen, sondern auch die Steinkohlen-Minen, diese unterirdischen Schatzkammern Britaniens, die nicht mit Unrecht sein schwarzes Indien (black India) genannt werden, denn diese Kohlen haben mehr Geldwerth als Indiens Gold für England. Ein offizieller Bericht von Lord Ashley hat kürzlich die entsetzlichsten Resultate über die Industrie der Kohlen-Minen aufgedeckt. Kinder von 4 — 5 Jahren werden darin schon benutzt; das Oeffnen und Schließen der Trappen (Luken), von denen die Sicherheit der Minen-Arbeiter abhängt, wird ihnen anvertraut. Der kleine Trapper wird um 2 Uhr Nachts von seiner Mutter geweckt, seine Nahrung: ein Stück Brod und Kaffee in einem steinernen Krug, wird ihm eingehändigt. Damit läuft er eilig an seinen Platz in den Minen und giebt Acht auf das Rollen der Karren; so wie sich einer nähert, muß er seine Trappe öffnen, eine Verrichtung, die zur Zerstörung des Stickgases dient, welches sich unaufhörlich in den Bergwerken entwickelt. Zwölf Stunden muß der kleine Wächter hier ausharren in dunkelster Einsamkeit, die nur durch die schwachen flackernden Lichterchen der vorüberfahrenden Karren zuweilen erhellt wird. Aber wehe ihm, wenn er der Müdigkeit, der Langeweile erliegt und einschläft; ein Aufseher, der die Runde macht, wird ihn durch eine harte Züchtigung belehren, daß die Gefahr des Erstickens durch sein Händchen von den Arbeitern abgehalten werden muß. Um 4 Uhr schlägt die Erlösungsstunde für alle Arbeiter, nur der kleine Trapper muß bis zuletzt warten, bis alle fort sind; dann läuft er zurück nach der Hütte seiner Aeltern, wird abgewaschen, bekommt zu essen und geht eilig zu Bett. Die kleinen Karrenschieber, Putter, sind noch übler daran; sie sind vielleicht ein paar Jahr älter, müssen aber gleich Lastthieren die Karren ziehen und zwar ganz wie solche auch auf allen Vieren kriechen, weil die Gänge zu niedrig sind; eine eiserne Kette wird mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib befestigt und zwischen den beiden Beinen durchgezogen, um die schweren Kohlenkarren fortzubringen. Zu den beschwerlichsten Arbeiten werden vorzugsweise kleine Mädchen genommen, weil sie am folgsamsten und fleißigsten sind. Vom zarten Alter an arbeiten sie bis zum 21sten Jahre in den Minen, oft bis an die Kniee in Schmutz und Wasser stehend oder in Gesellschaft fast nackter Männer, um allem weiblichen Gefühl Hohn zu sprechen. Gott Lob, daß diese Schrecken der Industrie sich noch nicht in unserem Deutschland blicken lassen!

---

*) Coleccion de los viages y descubrimientos que hicieron por mar los Españoles desde el fin del siglo XV., por Don Martin Fernandez de Navarrete. Madrid, 1825.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Montag den 15. Mai 1843.

Arabien.

Orientalisch-Muhammedanische Legenden.*)

Auf die erste Sammlung der orientalischen Legenden, die Herr Perron im vorigen Jahre der Madame George Sand widmete, läßt er jetzt die zweite Sammlung folgen, die er ebenfalls dem Schutze der berühmten französischen Dichterin empfiehlt und die er ihr mit folgendem Briefe übersendet:

„In den Legenden aus der vorsintflutlichen**) Zeit, welche ich Ihnen, hochgeschätzte Frau, bereits mitgetheilt habe, werden Sie bemerkt haben, mit welcher treuherzigen Miene die Lehrer des Islams die Schöpfungsgeschichte weiter ausgeführt haben.

„Das Wunderbare verführt sehr leicht die von dem Glanze einer neuen Religion begeisterten Gemüther; und diesen gutmüthigen Muselmännern kam es vor, als ob die Schöpfungsgeschichte des Moses zu einfach, zu prosaisch wäre. Sie schoben ihr daher ihre phantastischen Gebilde unter, fingen die Schöpfung noch einmal an und verzierten das historische Gemälde der alten Zeit mit den goldenen Farben ihrer Phantasie. Sie glaubten Gott erhabener zu machen, indem sie ihn phantastischer bildeten, und seine Allmacht besser zu schildern, indem sie ihn wunderlicher darstellten.

„Das ist übrigens das Streben aller antiken religiösen Organisationen. Was für Wunder hat nicht die Celtische, Indische, Griechische, Pharaonische und die Mexikanische Mythologie geschaffen! Die muselmännische Mythologie, durch das poetische und phantastische Genie der Araber ausgebildet, mußte selbst in der Darstellung materieller Dinge auch mit ungewöhnlich glänzenden Farben sich schmücken. — Wir wollen also sehen, wie sie das Gemälde ihrer Sintflut ausgeführt haben."

1.

Die Sintflut. — Die Arche und ihre hundertundvierundzwanzigtausend Bretter. — Noah's Wasserpilgerfahrt.

Noah sah mit Kummer die Entartung der Menschen. Er prophezeite ihnen die Rache Gottes; aber so oft sein Wort ihnen zu lästig ward, so schlugen sie ihn, knebelten ihn, hüllten ihn in ein grobes Tuch und warfen ihn in seine Wohnung. Jedes Mal glaubten sie, daß sie ihn todtgeschlagen hätten; aber jedes Mal erschien er wieder und rief mit noch größerem Eifer die Menschen zur Tugend zurück.

Endlich rief Noah, da er an der Besserung der Menschen verzweifelte, den Zorn Gottes gegen sie an. Gott erhörte ihn und sagte zu ihm: „Noah, baue eine Arche!" — „Herr, was ist denn eine Arche?" — „Es ist ein Gebäude, ein hölzernes Haus, das auf der Oberfläche des Wassers geht. Ich will die Menschen, diese Aufrührer, ertränken und die Erde von ihnen befreien." — „Aber, Herr, wo ist das Wasser, wo ist das Holz?" — „Noah, ich kann machen, was ich will. Pflanze Bäume." — Noah pflanzte Bäume. Und er wartete noch vierzig Jahre und ermahnte fortwährend die Menschen, zu den Werken der Tugend zurückzukehren. Gott verminderte die Zeugungskraft der Frauen, und während dieser vierzig Jahre gebar keine von ihnen ein Kind.

Noah erhielt Befehl, die Bäume zu fällen und zu trocknen. „Erbaue deine Arche", sagte ihm darauf der Allmächtige; „mache sie unten gewölbt, den Kopf oder das Vordertheil ein wenig hervorragend wie den Kopf des Hahnes, den Kiel oder den äußeren Rumpf wie das Brustbein eines Vogels und den Schweif oder das Hintertheil wie den Schweif des Hahnes. Bringe Oeffnungen dabei an; öffne die Thür an der Seite und errichte drei Stockwerke. Mache das ganze Gebäude 660 Piken lang, 330 Piken breit und 33 Piken hoch. Beeile dich, denn mein Zorn ist auf den höchsten Punkt gestiegen."

Noah miethete Zimmerleute und Tischler; und er und seine Söhne Sem, Ham und Jafet legten Hand ans Werk. Noah hatte noch einen Sohn, Namens Jam, den ihm seine Frau Wagilah geboren hatte. Aber Jam und Wagilah beteten die Götzen an. Sie gingen nicht mit in die Arche und kamen daher in den Gewässern der Sintflut um.

Sechzig Jahre waren zur Vollendung der Arche nöthig. Und Gott schützte seinen Propheten gegen die Bosheit der Menschen. „Sehet", sagten sie höhnisch; „Noah, der früher den Propheten spielte, macht jetzt den Zimmermann; er will ein Haus bauen, das auf dem Wasser geht."

Hundertundvierundzwanzigtausend Bretter, die Zahl der Propheten, die bereits in dieser Welt erschienen waren und die bis auf Muhammed, welcher der letzte ist, erscheinen sollten, wurden zum Bau der Arche zugerichtet. Auf jedem Brette fand man, sobald es aus dem Baume abgesägt war, den Namen eines Propheten eingeprägt. Das erste Brett trug den Namen Adam, das zweite den Namen Set, das dritte den Namen Idris*), das vierte den Namen Noah, das fünfte den Namen Hud, das sechste den Namen Saleh, das siebente den Namen Abraham u. s. w. Als aber die hundertundvierundzwanzigtausend Bretter fertig waren, benachrichtigte Gott den Noah, daß noch vier nöthig wären, und daß er diese vier Bretter von einem Baume des Nils nehmen müßte.

Noah trug sodann seinen Söhnen auf, ihm diesen Baum zu holen. Aber sie antworteten, daß es ihnen unmöglich wäre, ihm zu gehorchen, und daß nur Audsch, der Sohn Onack's, im Stande wäre, die Herbeischaffung dieses Baumes zu bewirken. Noah wendet sich an Audsch und verspricht ihm, bei seiner Rückkehr ihm so viel zu essen zu geben, daß sein Hunger gestillt werde. Dieses Glück war dem Audsch noch niemals zu Theil geworden.

Audsch reist ab .... er bringt den Baum. Noah giebt ihm drei runde Gerstenbrodte. Als Audsch sie sieht, fängt er an zu lachen. — „Mein lieber Noah", sagt er, „wie kannst du denken, daß diese drei Brodte für meinen Appetit genug seyn werden? Ich esse täglich zwölftausend Brodte und habe doch noch Hunger." — „Sprich bloß diese Worte: „„Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes"", und iß." Audsch spricht diese heiligen Worte aus, und nach einem halben Brodte ist er vollkommen gesättigt.

Noah ließ den Baum in vier Bretter sägen, und auf dem einen las man den Namen Abubekr, auf dem anderen den Namen Omar, auf dem dritten den Namen Othman und auf dem vierten den Namen Ali. — „Was bedeuten diese Namen?" fragte Noah den Engel Gabriel, welcher neben ihm stand. — „Dies sind die Namen der vier Stellvertreter**) Muhammed's, welcher der letzte und größte Prophet seyn wird. Und gleichwie du ohne diese vier Bretter deine Arche nicht würdest vollenden können, so würde auch Muhammed ohne diese Männer das Werk der Wiedergeburt seines Volkes nicht vollenden können."

Als die Arche fertig war, fragte Noah Gott, an welchem Zeichen er die Ankunft der Sintflut erkennen könnte. Gott antwortete ihm: „Wenn du in dem Ofen deiner Frau das Wasser wirst erscheinen und darin sieden sehen. Denn von einem flammenden Heerde werden die ersten Gewässer ausgehen. Unterdessen sorge für Vorrath und denke auf die Erhaltung der Thierklassen."

Gott schickte ihm von allen Arten der Thiere ein Paar, mit Ausnahme derjenigen Arten, die sich unter der Erde und im Wasser von selbst erzeugen, wie die Wanze, gewisse Mücken und Fliegen. Die wilden Thiere und die Insekten wurden in das untere Stockwerk der Arche und die Lastthiere und das Weidevieh in das mittlere Stockwerk gebracht. Noah behielt für sich, seine drei Söhne und ihre Frauen das obere Stockwerk.

Unter allen Thieren kam der Esel zuletzt. Er wollte eben über die Thürschwelle schreiten, als Iblys (der Teufel) herbeisprang, ihn beim Schwanze faßte, sich daran hing und sich hier, ganz zusammengekrümmt, verborgen hielt. Der Esel bleibt stehen. „Gehe doch hinein", sagt ihm Noah. Der Esel rührt und rückt sich nicht. „Geh hinein, sage ich dir", wiederholte Noah, „und hättest du den Teufel am Hintern." Der Esel schritt über die Schwelle, und so kam auch der Teufel mit hinein, der, trotz der Verwünschungen Noah's, dann nicht wieder hinausgehen wollte. Noah klemmte ihn in die Dachsparren der Arche.

Der böse Geist wurde also von den Muselmännern erhalten; die Christen, oder vielmehr die Genesis, hatten ihn vergessen.***)

---

*) S. Magazin 1842, Nr. 130 ff.

**) Ein merkwürdiger Beweis, wie hartnäckig orthographische Irrthümer, trotz der Kenntniß des Wahren, festgehalten werden, ist das Wort: Sintflut, das durch theologische und religiöse Deutelung immer Sündflut geschrieben wird, obgleich schon Luther die richtige Schreibart hatte. Sin oder sint (mit unserem sintemal und dem Engl. since verwandt) ist eine Partikel, die im Altdeutschen nur in Zusammensetzungen gebräuchlich ist und fortdauernd bedeutet; z. B. sinhol = concav; sinwell = convex; singrün = immergrün. Daher Sinflut oder Sintflut, eine dauernde, d. i. eine große Flut

*) Idris ist = Henoch der Bibel, welcher (Genesis V, 23) nach der Tradition lebend in den Himmel kommt. Die Araber identifiziren ihn auch mit dem Griech. Hermes und schreiben ihm die Gründung und Ausbildung aller Wissenschaften zu. Darauf deutet auch die Etymologie des Wortes von Darasa forschen. D. Ü.

**) d. h. Chalifen. Das Wort Chalif bedeutet Stellvertreter Gottes und Muhammed's auf Erden. Nur die vier genannten Chalifen gelten als legitime; die folgenden aber als Usurpatoren. D. Ü.

***) Nicht die Genesis hat den Teufel vergessen, sondern der Verfasser hat vergessen, daß die Genesis nie vom Teufel spricht.

Noah's Frau kam eines Tages ganz erschrocken zu ihrem Manne gelaufen und sagte ihm, daß große Wasserblasen in dem Feuer ihres Ofens emporsprudelten und heraussprängen. Noah schiffte sich sogleich mit seiner Familie ein, mit Ausnahme Jams und der Wagilah. Er befahl seinen Söhnen, während der ganzen Sintflut sich nie ihren Frauen zu nähern. Ham vergaß sich später; sein Vater tadelte ihn deshalb. Zur Strafe für diesen Ungehorsam änderte Gott die Zeugungskraft Hams; er ward der Vater der Schwarzen.

Vierzig Tage lang fiel der Regen von dem Himmel wie aus tausend geöffneten Wasserschläuchen. Das Wasser quoll auch aus der Erde. Die Menschen flüchteten sich auf die Gipfel der Berge; die Mütter zitterten für ihre theuren Kinder: und als das Wasser ihnen bis an die Schultern reichte, hielten sie ihre Kinder in die Luft empor und weinten und erschraken; und wenn Gott Einigen hätte verzeihen wollen, so würde er diesen bekümmerten Müttern verziehen haben. — Alles war vom Wasser verschlungen. Die Arche schwamm oben darauf. Wenn Noah halten und Anker werfen und wenn er wieder weiter fahren wollte, so sagte er: „Im Namen des Allmächtigen Gottes", und die Arche gehorchte seinem Wunsche. — Um die Arche zu erleuchten, hatte Gott zwei glänzende Steine auf beiden Seiten gesetzt; der eine ersetzte am Tage die Sonne und der andere den Mond während der Nacht. Die Exkremente der Thiere hatten sich so sehr angehäuft, das Noah und seine Familie dadurch sehr ins Gedränge kamen. Auf den Befehl Gottes schüttelte Noah leicht das Ohr des Elephanten und sogleich fielen zwei Schweine heraus, welche in demselben Augenblicke den Koth zu fressen anfingen. Die Ratte, welche in der Arche geboren wurde, zerstörte Alles und benagte die Vorräthe. Noah rieb wiederum auf Befehl Gottes die Stirn des Löwen zwischen den beiden Augen; der Löwe nieste, und aus seinen Nasenlöchern fiel die Katze ... die Ratte entfloh und hielt sich versteckt. Die Ueberschwemmung dauerte sechs Monate, von dem 10ten des Monats Redscheb, dem Tage der Einschiffung, bis zum 10ten Moharram (der erste Monat des Jahres) ... Noah lenkte die Arche nach Mekka — und er sah, daß Gott den heiligen Tempel der Kaaba auf die Oberfläche des Wassers gehoben hatte. Hierauf fuhr er siebenmal dahin. Dies war eine Wasserpilgerfahrt. — Was den schwarzen Stein betrifft, so hatte ihn der Engel Gabriel in der Grotte Abukobay's versteckt.

Die Arche fuhr um die ganze Erde. Endlich blieb sie, nach dem Willen Gottes, auf dem Berge Dschudi in Mesopotamien bei Mussul stehen. Nun sandte Noah sogleich den Raben aus, um zu erfahren, ob die Gewässer so weit gefallen wären, daß er aus der Arche herausgehen könnte. Der Rabe begegnete einem schwimmenden Leichname, setzte sich darauf, fing an zu essen und vergaß die Rückkehr. Noah verfluchte den Raben: „Möge Gott ihm die Beine verdrehen, damit er nicht mehr ordentlich gehen könne!" Noah schickte hierauf die Taube ab, welche bald mit einem Oelblatt und mit von Koth beschmutzten Füßen zurückkehrte. Er schloß daraus, daß die Sintflut vorüber wäre; er segnete die Taube, und von diesem Augenblicke an hatte sie am Halse ein Halsband von grünglänzenden Federn und liebte die Wohnung des Menschen.

2.

Der Austritt aus der Arche. — Die Zerstreuung der Menschen.

Man verließ die Arche, und bald zerstreuten sich die Thiere. Noah und seine Familie hatten schwache Augen bekommen. Die Feuchtigkeit und der beständige Anblick des Wassers hatten ihnen die Sehkraft geschwächt. Gott ließ ihnen sagen, sie möchten während der ersten zehn Tage oder der heiligen Tage des Moharrams Kochel *) auf die Augen legen. Muhammed erinnert an diese Thatsachen mit den Worten: „Wer sich während der zehn heiligen Tage Kochel auflegt, wird niemals ein thränendes Auge haben."

Dreihundert Jahre nach der Sintflut und nach dem funfzigsten Besuche des Engels Gabriel bei Noah, starb dieser heilige Prophet; er war damals 950 Jahre alt, und dennoch fehlte ihm, trotz der Beschwerden seines Lebens, nicht ein einziger Zahn, nicht ein einziges Haar. Er wurde zu Karak begraben. Einige Augenblicke vor seinem Tode fragte man ihn: — „Was scheint dir das Leben zu seyn?" — „Das Leben ist eine Wohnung mit zwei Thüren, einer Eingangsthür und einer Ausgangsthür." **)

Die drei Söhne Noah's sahen ihre Kinder und ihre Nachkommen sich schnell vermehren. Sie wohnten damals in Babel und in der Dschezirah (Babylonien und Mesopotamien).

Eines Tages sah Ham seinen Vater eingeschlafen und nackt liegen; er lachte darüber und ging weiter, ohne ihn zu bedecken. Um Ham zu bestrafen, machte Gott ihn ganz schwarz. Von ihm, wie wir schon gesagt haben, stammten die schwarzen, rothen und braunen Menschenracen ab, die Zings oder Aethiopier, die Abyssinier, die Nubier, die Kopten, alle Völkerschaften Sudan's und der beiden Indien u. s. w. Ferner wurde die Nachkommenschaft Ham's zu der Unfähigkeit verdammt, jemals einen einzigen Propheten zu erzeugen. — Jafet ging auch an seinem Vater vorbei und bedeckte ihn nicht, aber er lachte nicht über seine Nacktheit. Sem ging ebenfalls an Noah vorbei, aber er bedeckte ihn. Zur Belohnung dafür gab Gott seiner Nachkommenschaft das Privilegium, die künftigen Propheten zu erzeugen.

Die Gegenden, in welchen die Familien lebten, die von den Söhnen Noah's abstammten, genügten ihnen bald nicht mehr; sie mußten darauf denken, andere Gegenden zu suchen und sich zu trennen. Alle diese Familien sprachen Syrisch; aber in einer Nacht verwirrt sich die Sprache; eine sonderbare Feindschaft entzweit auch die Herzen; am Morgen versteht man sich nicht mehr; man spricht unverständlich; dies ist die Babylonische Sprachverwirrung. Daraus entstanden siebenzig verschiedene Sprachen. Seit diesem Tage, wo die Gottlosigkeit und der Hochmuth schon anfingen, die Menschen zu verderben, wanderten sie aus Babylonien und Mesopotamien aus, und jede Familie suchte sich mit der Sprache, die sie in jener Nacht ohne ihr Wissen gelernt hatte, in anderen Gegenden eine neue Wohnung und ein neues Vaterland. Mit der Zeit ließ sich jeder Einzelne nieder, baute sich ein Haus und heiratete. Auf diese Weise wurde die Erde mit Einwohnern bereichert.

Als Noah die Arche verlassen hatte, theilte er unter seine drei Söhne die Herrschaft über die Erde. Dem Sem und seinen Nachkommen gab er Hedschâs, Jemen, Syrien und Mesopotamien; dem Jafet den Occident und Orient; dem Ham Mittelafrika und Indien. Die übrigen Abtheilungen der Babylonischen Gesellschaft führten instinktmäßig ihre Kolonieen nach den durch Noah's letzten Willen angedeuteten Richtungen. Diejenigen, welche die Arabische Sprache empfangen hatten, waren, nach den Erzählungen einiger muselmännischer Lehrer, Amalekiter, d. h. verschiedene Nachkommen Tasm's, Dschadi's, Ao's, Abel's, Thamud's, Skatora's u. s. w., Urstämme, welche wir bald unter anderen Namen, als Abkömmlinge des Aram, des Sohnes Sem's, werden auftreten sehen.

Ibn Kanpah, dessen Urahn Aram war, gründete Jathrib, welches später Medina genannt wurde. Und die Amalekiter oder die Nachkommen Imlack's oder Imlyks', des Enkels Aram's, waren die ersten, welche den Dattelbaum auf dem Jathribischen Gebiete anpflanzten und anbauten. In der Folge gingen sie in die Gegend, die Bahrain, Oman und das Hedschas einschließt, und breiteten sich sogar bis an die äußersten Gränzen Syriens und Aegyptens aus. Von ihnen stammten die Syrischen Riesen und die Aegyptischen Pharaonen ab.

*) Der Kochel ist ein Antimonialpulver, womit die Araber noch heutzutage sich die Ränder der Augenwimpern färben, indem sie mit einem kleinen Stäbchen, das Mirwed heißt, die Ränder der Wimpern mit ziemlich dickem Antimonialpulver bestreichen. Der Verf. schreibt das Wort keume.

**) Er will damit sagen, das Leben sey nur wie ein Punkt im unermeßlichen Raume; vor und nach ihm ist Alles Ewigkeit. D. U.

Frankreich.

Die Marquise von Sévigné.

(Schluß.)

Die Verheiratung ihrer beiden Kinder hatte Frau von Sévigné genöthigt, sich sehr einzuschränken, so daß es ihr unmöglich war, den Winter in Paris zuzubringen. Sie entschloß sich, zum großen Bedauern ihrer Freundinnen, ihn bei ihrem Sohne in der Bretagne zu verleben. Ihre hohen Pariser Freundinnen wandten sich wiederholt an sie, boten ihr Wohnung, Equipage, Geld zu ihrem eigenen Gebrauch und zur Deckung ihrer Schulden an, doch sie lehnte Alles entschieden ab; sie habe ihren Sohn und dessen Frau, schrieb sie, sie habe Bücher und die Hoffnung, künftigen Sommer in besseren Verhältnissen wieder in Paris zu verleben, so könne ihr dieser Winter nicht unangenehm werden; es sey ihr nicht möglich, Freunden so viel zu verdanken, da die Liebe derselben ihr eine härtere Mahnerin seyn würde, als alle Gerichtsboten der Welt. Sie preist diesen Winter in ihren Briefen, weil er ihr viele Freuden gewährt habe, die sie bisher noch nicht gekannt hatte, weil sie noch keinen Winter auf dem Lande zugebracht; sie schildert den Kampf des Frühlings mit dem Winter mit den lebendigsten Farben und kann nicht umhin, einige wehmüthige Bemerkungen einfließen zu lassen, daß den hereinbrechenden Winter ihres Lebens kein neuer Frühling verdrängen wolle.

1694, drei Jahre später, heiratete der Enkel der Frau von Sévigné, der Marquis von Grignan, ein Fräulein von Saint-Arnaud, dessen reiche Mitgift, wie sich die Mutter des Neuvermählten selbst spottend ausdrückt, die ausgesaugten Felder der Familie Grignan wieder düngte. Bald verband sich auch die Tochter der Frau von Grignan mit einem Herrn von Simiane, und von nun an lebte die Großmutter allein dem Glück ihrer Enkel. Doch sollte sie sich desselben nur kurze Zeit erfreuen. Im Januar 1696 wurde Frau von Grignan krank; ihre Mutter kam Tag und Nacht nicht von ihrem Bette, bei ihrer noch im Alter lebhaften Phantasie glaubte sie die Tochter von den schwärzesten Gefahren umringt. Diese war bald wieder gesund, doch nun erlag die Mutter den übergroßen körperlichen und geistigen Anstrengungen; sie starb nach einer kurzen Krankheit am 18. April 1696, im noch nicht vollendeten siebzigsten Jahr und wurde in der Familiengruft der Grafen von Grignan beigesetzt. Sie hatte den Tod seit dem Beginn ihrer Krankheit vorausgesehen, doch ihn mit größter Ruhe erwartet.

Bei Hofe wurde der Tod der Frau von Sévigné wenig beklagt, sie hatte sich schon zu lange gänzlich zurückgezogen; doch bei Saint-Simon findet sich eine schöne Stelle über ihn. Er schreibt in seinen Memoiren: „Frau von Sévigné ist zu Grignan gestorben; ich war mit ihrem Enkel, dem Marquis von Grignan, genau bekannt. Ihre Tochter, meines Freundes Mutter, war der Abgott der Verstorbenen und verdiente es nur in geringem Grade. Die durch ihre Briefe berühmte Frau gewann durch ihre edle Ruhe, durch ihre persönliche Anmuth und durch den Zauber ihres Geistes die Herzen Aller: sie theilte den Reiz ihres eigenen Wesens ihrer Umgebung mit, welcher er mangelte; dazu war sie äußerst gut, wußte sehr viel und wollte doch nie Etwas zu wissen scheinen."

In England waren die größten Verehrer der Frau von Sévigné Horace Walpole und Sir James Mackintosh. Bei Walpole's Begeisterung für sie ist ohne Zweifel viel Eigenliebe im Spiel; er wird selbst als ein Meister des Briefstils gefeiert und bespiegelte sich gern in dem Ruhme seiner großen

Vorgängerin. Sir J. Mackintosh findet den Grund des hohen Interesses, welches man an den Briefen der Frau von Sévigné nimmt, vorzüglich in der unerschütterlichen Tugend der Verfasserin, welche sie mitten unter den Lockungen des Pariser Hofes und selbst in Verbindung mit den Maitressen des Königs bewahrt hat. Allein die nackte Tugend erregt, so lange sie den Tugendhaften nicht in tragische Verhältnisse verstrickt, noch kein besonderes Interesse, zumal in der Literatur nicht; sie kann höchstens einige verwegene Wendungen der Briefe als bloße Scherze entschuldigen.

Gewöhnlich wird, und vorzüglich von älteren Frauen, als die Zauberfessel, durch welche die Briefe alle Geister gefangen nehmen, die Mutterliebe bezeichnet, in welche Frau von Sévigné ganz aufging, und welche in der That der stete Grundton und die Substanz ihrer Korrespondenz ist. Jedoch es scheint uns, als ob wir sie mehr lieben würden, wenn sie nicht ewig nur von diesem einzigen Gefühle überwältigt würde; vielleicht war es Unrecht, daß sie ihren Wittwenstand, der schon in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre begann, nicht wieder aufgab; zumal da sie durchaus nicht dem Gedächtniß ihres Mannes lebte, sondern nur mit einem gewissen Eigensinn die mütterliche Liebe bis zur glühenden Leidenschaft steigerte und ihr Gemüth gewaltsam von der sie umgebenden Welt abwandte. Diese krampfhafte Liebe peinigt oft in ihren Briefen; ist der Brief der Tochter kurz, so fürchtet die Mutter, daß sie jetzt weniger geliebt werde; ist er lang, so schilt sie, daß ihr theures Kind sich durch so vieles Schreiben den Kopf zu sehr anstrenge; schreibt die Tochter von Kopfweh, so jammert die Mutter in ihrer Todesangst ganze Bogen voll; wenn sie jedoch einige Wochen nichts von einem körperlichen Uebelbefinden hört, so ängstet sie sich noch mehr, weil sie fürchtet, daß ihr die Tochter eine gefährliche Krankheit verberge. Diese Liebe ist als ein Auswuchs, eine Entartung der Natur dem Leser mehr unbequem als erfreulich, und es scheint, als ob sie der Tochter selbst oft fast quälend gewesen sey.

Uns scheint es, als ob der Zauber, den die Briefe der Frau von Sévigné ausüben, seinen Grund darin habe, daß sie stets wahr ist. Sie giebt sich in der ganzen Keckheit und der natürlich gesunden Kraft ihres Geistes stets unverhüllt; sie will nicht gefallen; sie will den Leser für den Inhalt ihres Briefes weder einnehmen, noch ihn davon zurückschrecken, sie schildert ihm den Eindruck, welchen das besprochene Ereigniß auf sie gemacht hat, Nichts mehr, doch diesen Eindruck in seinem ganzen Umfange. Wenn wir überlegen, wie wenige Schriftsteller von Fach auf diesen Ruhm Anspruch machen dürfen, so steigt unsere Achtung für eine Frau, welche mit ihren Briefen nie mehr als sich die Brust erleichtern und denen, die wärmeren Antheil an ihr nahmen, von ihrem Leben und Denken Nachricht geben wollte. Ihre Nachrichten sind oft falsch; sie ist nicht frei von den Vorurtheilen ihrer Zeit und einzelner Parteien; ihre ausschließliche Verehrung Corneille's, ihre entschiedene Abneigung gegen Racine, ihre Verblendung für Ludwig XIV., mit der sie seine Schwächen selbst bewunderte, zeigen hinreichend, wie ihr Urtheil durchaus nicht unfehlbar war; doch wir wissen, daß, was sie ausspricht, ihre Ueberzeugung ist, daß sie keine Begeisterung, keinen Haß heuchelt; die Offenheit, mit der sie sich zu ihren Irrthümern bekennt, erhöht den Reiz ihrer Briefe; die gesammte Darstellung fesselt durch ihre Einfachheit und Naivetät, und wenn sie auch Einzelnes im Scherze übertreibt, so bricht auch beim Scherze nie ein böswilliger Spott durch; es ist der Wein, der über den Rand des Bechers schwillt; doch es ist reiner Wein, er ist frei von jedem fremden Gemisch. Die Marquise von Sévigné liebte die Natur und die Wahrheit um ihrer selbst willen, und das Schicksal hat ihr diesen uneigennützigen Kultus mit einem nie beabsichtigten, nie geahnten Ruhme gelohnt. (E. R.)

England.

Ueber Reisen und reisende Engländer insbesondere.

In unserer Zeit der gesteigerten literarischen Thätigkeit machen besonders die Reisenden starke Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums, und ihre Reflexionen, oder „Spaziergänge, Skizzen, Bilder", sind ein fast eben so wichtiger „Handels-Artikel" geworden, als Novellen und Romane. Sonst war eine Reisebeschreibung ein sehr wichtiges und respektables Buch, ein Buch, das nicht alle Tage gemacht werden konnte, weil man nicht alle Tage eine Reise unternahm. Dazu gehörten sonst große Vorbereitungen: man machte sein Testament und nahm feierlichen Abschied von seinen Freunden, indem man darauf gefaßt war, auch nicht zurückzukehren. Heutzutage verläßt der Reisende seine Heimat mit eben so wenig Umständen, als gelte es eine Morgenpartie. Er betritt das Fahrzeug, das ihn Tausende von Meilen über den Ocean dahintragen soll, mit der moralischen Gewißheit, in einer bestimmten Woche an dem und dem Tage wieder zurück zu seyn. Gesellschaften von Herren und Damen ziehen in ihren Dampfschiffen über die Straße, die den Argonauten der alten Zeit so viele heiße Tage kostete, und besuchen die berühmtesten Stellen des klassischen Alterthums in Europa, Asien und Afrika in weniger Zeit, als man früher brauchte, um von einem Ende der Britischen Inseln zum anderen zu gelangen. Der fashionable Tourist umschifft das Kap der guten Hoffnung und dringt in Arabien, Persien, Afghanistan, Bombay und Hindostan weiter vor, als Alexander's äußerste Eroberungen sich erstreckten — ehe noch die letzten Blätter der letzten neuen Novelle, die er mitgenommen, aufgeschnitten sind. Die Erleichterungen der Communication haben in der That die Entfernungen so sehr abgekürzt, daß das Studium der Geographie sich total umgestaltet hat. Statt nach Meilen, rechnen wir nach Stunden, und wir erkennen uns als nächste Nachbarn derer, die wir bisher als Antipoden betrachtet.

Die Reiselust beschränkt sich aber nicht auf die Länder, wo sie so leicht und bequem befriedigt werden kann. Sie hat einen edleren, auf Abenteuer ausgehenden Geist erzeugt, einen Geist, wie er im funfzehnten Jahrhundert vorhanden war, als die Welt noch neu war oder neu entdeckt wurde und ein Seefahrer, der nicht, wie die vorsichtigen Seeleute Knickerbocker's, die Segel einzog, ohne Wissen und Willen in der Dunkelheit an irgend einem neuen Kontinent vorbeifuhr. Denn in diesen Zeiten fashionabler Touristen und Reisebeschreibungs-Fabrikanten sind die kühnsten Unternehmungen, an welchen bisher die verwegensten Geister scheiterten, zu Stande gebracht worden; man hat die Himalaya-Berge erstiegen, den Niger bis zu seiner Quelle verfolgt, ist bis zum brennenden Herzen Afrika's wie bis zu dem Arktischen und Antarktischen Eise vorgedrungen, und die geheimnißvollen Monumente der halbcivilisirten Racen Amerika's sind aus der Verborgenheit hervorgezogen worden.

Keine Nation hat an diesen Zügen und Wanderungen einen so reichlichen Antheil, als die Englische. Sey es nun, daß es ihren unruhigen Geistern zu eng wird auf der kleinen Insel, in der die Natur sie eingeschlossen hat, oder daß dort eine überzählige Klasse von Müßiggängern existirt, welche, der Eintönigkeit in der Heimat und desselben langweiligen Einerlei's von Zerstreuungen überdrüssig, in fremden Scenen und Abenteuern neuen Reiz suchen, oder endlich, daß sie sich nach dem Sonnenschein sehnen, von dem sie so viel gehört und so wenig gesehen haben — genug, sie liefern eine viel größere Anzahl von Touristen, als die ganze übrige Welt.

Und doch versteht sich gerade John Bull am schlechtesten auf die Pflichten eines Reisenden. So warm und gastfreundlich er zu Hause seyn mag, in der Fremde trägt er eine gewisse Kälte und Zurückhaltung mit sich, welche die Sympathieen der Fremden erstarren macht und die nur nach langer und vertrauter Bekanntschaft aufzuthauen anfängt. Aber der Reisende hat keine Zeit, vertraute Bekanntschaften zu machen; er muß weiter eilen und sich daher auf seine ersten Eindrücke verlassen — denn es sind auch seine letzten. Leider sind die ersten Eindrücke des guten John selten sehr günstig; sein Stolz, der die kleinen reizbaren Vorurtheile des fremden Volkes mit Füßen tritt und seine Selbstliebe und harmlosen Eitelkeiten vor den Kopf stößt, ruft den bösen Humor der Leute, mit denen er in Berührung kommt, hervor: so sieht er sie in ihrer unleidlichsten und keinesweges natürlichen Gestalt — mit einem Wort, er bekommt die unrechte Seite der Tapete allein zu Gesicht. Was Wunder, wenn seine Vorstellungen von dem, was er sieht, verkehrt sind! Es giebt zwar schöne Ausnahmen hiervon: es giebt Engländer, denen ein warmes Herz unter einer freundlichen und zuweilen herzlichen Außenseite schlägt — aber dies sind eben nur Ausnahmen.

Ein anderer Grund, warum John Bull so wenig dazu gemacht ist, einen ruhigen und philosophischen Reisenden abzugeben, ist die Art, wie er zu Hause erzogen worden ist, der Comfort, womit er von Jugend auf umgeben war, bis der Comfort zum Bedürfniß geworden und er sich gewöhnt hat, die ganze Lebensmaschinerie so geräuschlos und leicht vor sich vorübergleiten zu sehen, daß ihn jedes vorübergehende Derangement in ihrer Thätigkeit sofort krankhaft verletzt. In keinem Lande in der Welt hat man alle Anstalten, die den rein physischen und auch den geistigen Genuß bezwecken, zu solcher Vollkommenheit gebracht, wie in diesem kleinen Inselkern der Civilisation. Nirgends kann man sein Geld so gut anwenden als hier, und ein Engländer mit dem goldenen Talisman in der Tasche kann eben so leicht über dienstbare Geister verfügen und sich über die weitesten Entfernungen hinweg versetzen, als besäße er Aladin's Zauberlampe und den Feenteppich in Tausend und eine Nacht.

Wenn er auf seiner kleinen Insel reist, bleiben ihm seine Comforts und Genüsse eben so nahe, wie an seinem eigenen Heerde. Er rollt auf Wegen, die so glatt und wohlgebahnt sind, wie die in seinem Park, wird von wohlgestriegelten und gepflegten Rossen in einem Wagen, der so sanft und elastisch ist und eben so stattlich aussieht wie seine eigene Equipage, fortgezogen, kehrt in Gasthöfe ein, die in ihrer ganzen Einrichtung und Bequemlichkeit mit seinem Schloß wetteifern können, und wird von Schaaren höflicher Diener empfangen, die vielleicht noch mehr als sein eigener bemüht sind, sein goldenes Lächeln zu gewinnen. Kurz, wohin er auch gehen mag, er nimmt überall sein Schloß, seinen Park, seine Equipage und seine ganze Einrichtung mit. Er verändert den Ort, aber weiter nichts; denn von den Uebeln, die mit dem Reisen in anderen Ländern verbunden sind, schlechten Straßen, schlechten Betten und noch schlechterer Kost, — weiß er eben so wenig, als wäre er von einem Flügel seines Schlosses in den anderen gezogen.

Daß er dies Alles auf dem Kontinent aufgeben muß, kann er nie verschmerzen. Was hilft es, daß Paris die eleganteste Hauptstadt und daß die Manieren der Französischen Bevölkerung die abgeschliffensten auf dem Festlande sind, wenn man in den Straßen nicht gehen kann, ohne fürchten zu müssen, wegen Mangel eines Trottoirs überfahren zu werden, noch auf der Landstraße weiter kommen kann, ohne in einem alten Rumpelkasten, der eine Meile in der Stunde fährt, halb erstickt zu werden? Welchen Werth hat all die schöne Musik und Malerei, die Architektur und Kunst Italiens, wenn man bei Tag aus Mangel an Tapeten und Steinkohlen erfrieren muß und bei Nacht durch Plackereien von noch peinlicherer Art in ein Fieber geworfen wird?

Wenn schon die Europäische Nachbarschaft dem Britischen Reisenden so vielen Stoff zu Klagen darbietet, so vermehrt sich derselbe um ein Bedeutendes auf der anderen Seite des Oceans, in Amerika, und das unter Umständen, die ihn noch weniger geneigt machen, in seinen Urtheilen nachsichtig zu seyn. Auf dem Kontinent weiß er sich unter fremden Nationalitäten, die unter ver-

schiedenen religiösen und politischen Institutionen geboren und erzogen sind und vor Allem eine andere Sprache reden. Die Unähnlichkeit in den Hauptgrundlagen aller Zustände ist so groß, daß es unbillig ist, einen Vergleich anzustellen. So sehr er sie auch wegen ihrer geringen Fortschritte in der Wissenschaft des Lebens verachtet, so muß er sie doch als eine besondere Race betrachten, die verschiedenen Gesetzen unterworfen ist und daher auch bis zu einem gewissen Grade anderen Sitten als den seinigen huldigen darf. Nur in solchen Dingen, die eine Aehnlichkeit mit denen in seinem eigenen Vaterlande darbieten, läßt sich eine Vergleichung anstellen.

In Amerika dringen sich dem Engländer solche Vergleichungspunkte fast bei jedem Schritt auf. Er landet unter einem Volke, das dieselbe Sprache spricht, dieselbe Religion bekennt, an denselben Quellen der Literatur schöpft, sich in denselben Beschäftigungen des praktischen Lebens bewegt. Die Städte sind fast nach demselben Plan wie die seines Vaterlandes erbaut. Die Ziegelhäuser, die Straßen, die Seitenwege, die inneren häuslichen Einrichtungen, dies Alles ist zu sehr nach demselben Schnitt, um nicht eine Vergleichung hervorzurufen. Doch ungeachtet dieser Aehnlichkeiten darf der Reisende nicht vergessen, daß er eine neue Welt vor sich hat, wo Alles neu ist, wo das Alte erst von gestern datirt, wo die Gegenwart und die Zukunft Alles, die Vergangenheit Nichts ist, ein Land, wo Alles vorwärts eilt und wo so viele auch sich durch ihre wilden Speculationen ins Verderben stürzen und ein vorübergehender Schlag zuweilen von Allen gefühlt wird, doch die große Masse stets fortschreitet. Er landet in einer Hemisphäre, wo man hingeht, um sein Glück zu machen, und die Menschen mit Erwerben, nicht mit Ausgeben beschäftigt sind, — ein Unterschied, der so viele Abweichungen zwischen den Einrichtungen und den Gewohnheiten der Amerikanischen Gesellschaft und denen der alten Welt zu erklären vermag. Der reiche Eigenthümer, der nur von seinen Renten lebt, steht hier nicht mehr an der Spitze der Stufenleiter, wie in der alten Welt. Der Mann der Unternehmung ist der Erste in einem geschäftigen Gemeinwesen, wo Thätigkeit und Fortschritt oder wenigstens Veränderung die eigentlichen Bedingungen des Daseyns sind. Die oberen Klassen — wenn man von solchen in einer vollständigen Demokratie reden kann — zeigen nicht die luxuriöse Verfeinerung und Bildung, die man in der anderen Hemisphäre findet, und eben so fehlt den niederen Klassen der niedergebeugte, kriechende Geist hoffnungsloser Armuth. Der Pfeiler der Gesellschaft ist zwar ohne das Korinthische Kapitäl, aber auch ohne die schwere, überflüssige Basis. Jeder Mann macht nicht bloß den Anspruch, sondern er steht auch wirklich auf dem Fuß der Gleichheit mit seinem Nachbar. Der Reisende darf hier nicht die Ehrerbietung oder auch nur die Höflichkeiten erwarten, die aus dem Unterschied der Kasten hervorgehen. Das ist ein schweres Dilemma für einen, dessen Nerven nie erschüttert worden sind durch die Berührung mit dem großen Haufen, der nie in dem Gewühl und Treiben der Gesellschaft umhergestoßen worden ist.

Kommt der Tourist erst in das Innere, so vermehren sich in dem noch theilweise wilden und nicht ganz angebauten Lande die Schwierigkeiten aller Art. Die Vergleichung mit der hohen Civilisation der Heimat wird immer ungünstiger, und er fühlt, daß es in diesem Lande der Hoffnung noch lange dauern muß, ehe die Hoffnung zur Wirklichkeit der alten Welt wird. Und doch, wenn er tiefer unter die Oberfläche blicken wollte, würde er sehen, daß auch hier viel geleistet worden ist, so viel auch noch fehlen mag. Er würde Landstrecken, über die einst der wilde Indianer jagend dahinstreifte, von Aerndten strotzen sehen für den Verbrauch von Millionen auf beiden Seiten des Oceans; Wälder, die seit der Schöpfung dieselbe Stelle eingenommen, jetzt hinweggefegt, um Städten und Dörfern, die von einer betriebsamen Bevölkerung wimmeln, Platz zu machen, Ströme, die nur dann und wann von der Barke des Wilden durchschnitten in ihrer ewigen Einsamkeit dahinrollten, jetzt mit Hunderten von Dampfbooten überfäet, welche den reichen Tribut des der Wildniß entrissenen Landes in die Ferne bringen. Er wird nicht die aufmerksamen Höflichkeiten der verfeinerten Gesellschaft bei den Pioniers der Civilisation suchen, deren Mission es war, den großen Kontinent dem Bär und Büffel abzuringen. Er wird einige Nachsicht mit ihrer Unkenntniß der neuesten Moden von Bond-street haben, und wenn sie zuweilen selbst das verletzen, was man im Mutterlande für guten Anstand hält. Doch nein: sein Herz wendet sich nach seinem Vaterland zurück und verschließt sich gegen die rauhen Scenen um ihn her. Denn er findet hier keinen von den lieblichen Zaubern der Kultur, keines von den geheiligten Denkmälern einer alten Civilisation: keine grauen, sturmgepeitschten Kathedralen, die von den Normannen erzählen, keine Gothischen Kirchen in ihren Hainen von ehrwürdigen Eichen, keine moosbedeckten Kirchhöfe, wo der Staub seiner Väter seit den Zeiten der Plantagenets gesammelt worden, keine ländlichen Wohnungen, halb überwuchert von Rosen und Geisblatt und andeutend, daß selbst in den niedrigsten Hütten der Geschmack für das Schöne seinen Weg gefunden; keine kunstreichen Gärten und Felder mit Hagedornhecken und Miniaturanbau; keine runden Zäune mit wohlgeputzten Grasplätzen, hellen Streifen von Silberwasser und funkelnden Springbrunnen. Alles dieses fehlt, und seine Augen wenden sich mit Ekel von den wilden, schroffen Zügen der Natur und von dem Menschen, der fast eben so wild ist, ab, und sein Herz erkrankt, wenn er an sein eigenes Land und alle die schönen Bilder desselben sich erinnert. Er denkt nicht an die Armen, welche aus Mangel an Brod dies Land verlassen und drüben ein freundliches Willkommen finden und die Mittel zur Selbständigkeit und zum Fortschreiten, die ihnen ihr eigenes Land versagt. — Es ist gleichgültig, ob der Tourist zu Hause Whig oder Tory ist; ist er das letztere, so kehrt er gewiß mit zehnmal mehr konservativer Gesinnung zurück, als er sie bei seiner Abreise mit sich nahm. Ist er Whig oder selbst Radikaler, so macht dies keinen Unterschied: der Rest von Royalismus, der noch in ihm lebt, wächst und befestigt sich mehr und mehr, je weiter er unter den Republikanern vordringt, und er findet, daß die reelle Demokratie, die im Vorwärtsschreiten ihren Nachbarn Stöße und Püffe austheilt, eben so wenig dem theoretischen Luftgebilde gleicht, das er sich zu Hause von der Demokratie gemacht hat, als die leibliche Maschine mit ihrem Rauch und Geklapper, in voller Thätigkeit, dem niedlichen Spielzeug gleicht, das er als Modell im Patent-Büreau in Washington sieht.

Im Ganzen giebt es kein Volk, das sich besser zum Reisen eignet oder wenigstens zum Mittheilen seiner Reise-Erfahrungen, als die Franzosen. Es ist ein Gemisch von Frivolität und Philosophie in ihrem Charakter, das sich den Forderungen jeder Lage wunderbar anschmiegt. Sie mischen sich leicht unter alle Klassen und Stämme, indem sie so lange ihre eigene Nationalität oder wenigstens ihre nationalen Antipathieen bei Seite legen. Ihre Eitelkeit erfüllt sie mit dem Wunsch, Anderen zu gefallen, welcher wieder die Rückwirkung hat, daß sie selbst an Anderen Gefallen finden. Der Franzose kann sich fremden Gewohnheiten so sehr anbequemen, daß er selbst die der Wilden erträgt und in eine Art Kameradschaft mit ihnen eingeht, ohne daß einer von beiden Theilen seine National-Neigung ganz abschwört. Chateaubriand erzählt bekanntlich, wie einst auf seinen Wanderungen in der Einsamkeit der Amerikanischen Urwälder seine Ohren höchst unerwartet von den Tönen einer Violine begrüßt wurden. Er zweifelte nicht, daß einer seiner Landsleute zur Hand seyn müsse, und wirklich fand er in einem erbärmlichen Gehäge einen Franzosen, der Messieurs les sauvages tanzen lehrte. Es ist gewiß, daß diese Leichtigkeit, sich in die wilden Gewohnheiten ihrer kupferfarbigen Freunde zu schicken, den Französischen Handelsleuten und Missionairen in früherer Zeit einen Einfluß auf die Ureinwohner verschaffte, wie er keinem anderen von den weißen Völkern je zu Theil wurde.

Mannigfaltiges.

— **Schilderung der Gräfin d'Argout (Daniel Stern).** Gutzkow's Briefen aus Paris entnehmen wir die Schilderung einer Dame, von der auch unsere Blätter bereits Proben eines poetisch-weiblichen Talents geliefert haben und die durch ihre Beziehung zu Franz Liszt ein romantisches Interesse erregt hat. Einen höchst denkwürdigen Abend, wo er Alfred de Vigny, Berlioz und andere schöpferische musikalische und dichterische Geister kennen lernte, verdankte Gutzkow der Gräfin d'A., von der er sagt: „Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter seyn. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Musen liegen! Hör' ich die Gräfin d'A. im Französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten Deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Klavier, durcheilt sie mit prüfendem Kennerblick die Galerieen der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegen springen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich ist, die Feder, und denke ich mir dann unter diesem glänzenden Spiegel doch einen dunklen Grund von Leiden und von Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düstere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denk' ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreife ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht (!) genannt haben. Die Gräfin d'A. ist jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt."

— Revue Suisse. Die unter diesem Titel seit einigen Jahren in Lausanne erscheinende Monatschrift wird jetzt von dem dortigen Professor Olivier herausgegeben, der sich durch seine Études d'histoire nationale so wie durch seine Beschreibung des Kantons Waadt als ein gründlicher Kenner der Zustände in der Französischen Schweiz ausgewiesen hat. Die in Genf erscheinende Bibliothèque Universelle hat eine ernstere wissenschaftliche Richtung, während die Revue Suisse mehr die unterhaltende Seite der Journalistik repräsentirt. Beide zusammen liefern jedoch ein eben so vollständiges als ehrenvolles Bild von der geistigen Bewegung, die auch heutzutage noch in der Französischen Schweiz herrscht, in welcher bekanntlich Geister wie Rousseau, Frau von Staël, Benjamin Constant, Sismondi, Guizot u. A. ihre erste, für Frankreich von so großer Bedeutung gewordene Nahrung erhielten. Die Revue Suisse macht es sich zu gleicher Zeit zur Aufgabe, ihre Französischen Leser mit den Erscheinungen der Deutschen Literatur vertraut und in steter Berührung zu halten, wozu auch gerade ein in der Schweiz, wo sich beide Nationalitäten so nahe stehen, erscheinendes Blatt der geeignetste Ort zu seyn scheint.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 17. Mai 1843.

Frankreich.

Historische Erinnerungen des Baron von Menneval. *)

Die Kaiserin hatte seit ihrer Abreise aus Frankreich das Zeichnen hintangesetzt; sie benutzte die Anwesenheit Isabey's in Wien, um es von neuem zu beginnen. Dieser talentvolle Künstler war dorthin gekommen, um Portraits von den Souverainen zu nehmen, da er an seinem Gemälde des Wiener Kongresses arbeitete, ein Bild, welches eben so bedeutend ist durch die Aehnlichkeit der Personen wie durch die geistreiche Art ihrer Gruppirung; aber der Pinsel entfiel gewiß oft den Händen des Malers, da diese Arbeit für einen Franzosen nicht wenig schmerzhaft seyn mußte. In jeder Woche vergönnte er sich einige Stunden, um mit der Kaiserin die Lehren wieder durchzunehmen, von denen sie so treffliche Anwendung machte. Die Muße, der Einfluß der Erinnerungen in dem Luftkreis, worin sie lebte, stimmten sie auch dazu, in kindlichen Vergnügungen, welche ihr (die damals erst 23 Jahr zählte) aus ihrer Jugend lieb und werth waren, zerstreuende Unterhaltung zu suchen; sie gab sich solchen kleinen harmlosen Freuden hin, wenn schlechtes Wetter ihre gewohnten Spaziergänge oder ihre täglichen Besuche im Kaiserlichen Schloß unterbrach.

Zuweilen überwand die Kaiserin ihre Abneigung gegen die Staatsgeschäfte und lieh ihr Ohr den Berichten, welche ihr entweder vom General Neipperg oder von dem dirigirenden Minister der Herzogthümer Parma und Piacenza, der sich zu diesem Zweck nach Wien begeben hatte, erstattet wurden. Der Erstere las ihr eines Tages eine sehr ernste Denkschrift vor, welche sie mit Aufmerksamkeit anzuhören schien; es waren politische und militairische Betrachtungen über Italien, in denen sich der Verfasser mehr an den Staats-Maximen des Themistokles, als an den Tugend-Prinzipien des Aristides begeistert hatte. Dieser Plan, von einem der Männer ausgehend, von denen Napoleon am lautesten eines unersättlichen Ehrgeizes beschuldigt wurde, betraf die Annahme eines Bundes-Systems, wodurch Italien mit der Zeit ganz und gar unter Oesterreichs Oberherrlichkeit kommen sollte; er muß noch in den Mappen der Wiener Kanzlei liegen.

Meine angenehmste Zerstreuung war, wenn ich einige Stunden in dem Zimmer des jungen Prinzen zubringen konnte. Seine Anmuth, seine Freundlichkeit, seine lebhaften Antworten, das Alles war zum Entzücken; er war damals nahe an vier Jahren, kräftig und wohl gebaut und von vortrefflicher Gesundheit. Blondes, buschiges, gelocktes Haar umwallte ein offenes Antlitz, dessen regelmäßige Züge von schönen blauen Augen belebt wurden. Er hatte einen früh entwickelten Verstand und besaß Kenntnisse, welche man bei wenig Kindern von viel vorgeschrittenerem Alter antrifft.

Frau von Montesquiou, die den Prinzen selbst des Nachts nicht verließ und ihn mit mütterlicher Liebe pflegte, stand täglich um 7 Uhr Morgens auf und begann gleich nach dem Gebet ihren Unterricht. Der junge Prinz las nicht nur geläufig, sondern wußte auch schon etwas Geschichte und Geographie; die ersten Elementarkenntnisse hatte er schon vollkommen inne. Ein Abbé Lanti, Almosenier der Französischen Gesandtschaft, hielt mit ihm Italiänische Conversation, und ein Kammerdiener sprach nur Deutsch mit ihm. Das Kind konnte sich bereits in diesen beiden Sprachen verständlich machen, aber es widerstrebte ihm, sich in der letzteren auszudrücken, deren Aussprache ihm schwierig und rauh erschien.

Der erste Tag des Jahres 1815 weckte im Herzen der Kaiserin wieder die Erinnerungen an Frankreich, die einen so gewaltigen Riß bekommen hatten. In Frankreich ist dies ein großer Festtag, in Wien zählt er fast zu den gewöhnlichen Tagen; in der ihm vorangehenden Woche beschenkt man sich hier, mit Weihnachtsgaben und Wünschen. Dann sind die Straßen Wiens von Kutschen und geputzten Fußgängern vollgepfropft. Es scheint eher, daß man das zu Ende gehende Jahr mit Ehren zu Grabe bringe, als daß man das neu beginnende feierte. Die Rückkehr zu der Sitte unseres Vaterlandes ließ uns einen Augenblick glauben, daß dieses zu Schönbrunn nicht ganz vergessen sey. Die Kaiserin empfing nach der Messe in der Schloß-Gallerie sämmtliche Personen ihres Hauses. Sie war so gütig, mir allerliebste Geschenke zu machen, Erzeugnisse des Wiener Gewerbfleißes, denen sie eine jener kleinen bemalten Karten hinzufügte, mit denen man sich in Deutschland zu gewissen Zeiten des Jahres zu beschenken pflegt, und welche den Wunsch einer besseren, einigermaßen der Vergangenheit gleichenden Zukunft enthielt. Selbst General Neipperg zeigte viel entgegenkommende Freundlichkeit.

Der Tag der heiligen drei Könige versammelte die Souveraine zu einem großen Bankett bei Hofe. Ich weiß nicht mehr, wer Bohnenkönig wurde. Zu Schönbrunn gab an demselben Tage die Kaiserin ihrem Sohne, ihrem jungen Bruder Erzherzog Franz Karl (dem jetzigen präsumtiven Thronfolger) und ihren Schwestern ein Vesperbrod. Das ephemere Königthum fiel ihrem Sohne zu, ein Sinnbild desjenigen, welches er bei seiner Geburt empfangen hatte.

Am 12ten machte die Kaiserin aus Anlaß des Russischen Neujahrs, welches dem 13. Januar des Gregorianischen Kalenders entspricht, der Kaiserin von Rußland und den Großfürstinnen einen Besuch.

Um dieselbe Zeit hatte der Baron von Erbeck, Erzieher des Oesterreichischen Thronfolgers, jetzigen Kaisers, in vollem Hofzirkel einen heftigen epileptischen Anfall, in Folge dessen er in Raserei verfiel, welche ihm kurz darauf den Tod brachte. Dieser Vorfall machte einen gewaltigen Eindruck auf den Geist seines erhabenen Zöglings; man sprach allerlei darüber und erzählte sich von seltsamen Aeußerungen, die dem Erzieher in seinem Delirium entfallen seyn sollten, die aber offenbar nur das Erzeugniß einer gestörten Einbildungskraft waren. So viel ich mich erinnere, hatte er von böswilligen Absichten und Attentaten gegen den Erzherzog Thronfolger gesprochen.

Die Anwesenheit des Priesters Werner in Wien, eines großen Kanzelredners und Verfassers von Trauerspielen, die viel Aufsehen gemacht hatten, wie er denn für einen der ersten Dichter Deutschlands galt, brachte den Grafen Neipperg auf den Gedanken, der Kaiserin das Vergnügen zu verschaffen, diesen Dichter zu hören. Der Eindruck schöner, mit Begeisterung vorgetragener Verse sollte dazu dienen, dieser Fürstin die Deutsche Sprache wieder lieb zu machen. Mehrere ihrer Onkel Erzherzöge und ihre beiden ehemaligen Oberhofmeisterinnen, Frau von Collorebo und Frau von Lazanski, wurden zu diesen Vorlesungen eingeladen; meine Unkenntniß der Deutschen Sprache entband mich der Pflicht, dabei anwesend zu seyn. Zacharias Werner las sein Trauerspiel „Kunigunde" vor. Dieser Mann war vom Lutherthum zum Katholizismus übergetreten und selbst in Rom gewesen, um seinen früheren Glauben in die Hände des Papstes abzuschwören.

Am 21. Januar ließ der Französische Gesandte in der Stephanskirche ein Todtenamt zum Gedächtniß Ludwig's XVI. abhalten. Der Erzbischof von Wien fungirte dabei in großem Pomp. Alle Souveraine in Trauer und die Fürstinnen mit Krepp-Mänteln über ihren schwarzen Kleidern wohnten auf einer Tribüne des Chors diesem Gottesdienst bei. Am folgenden Tage war zu Schönbrunn eine Schlittenfahrt, welche die Souveraine selbst führten; auch Prinz Eugen war zu diesem Schauspiel eingeladen. Das Schloß war ganz in Beschlag genommen. Frau von Montesquiou und Frau von Brignole mußten ihre Zimmer zum Durchgang nach dem Theater einräumen; nur die Gemächer der Kaiserin wurden verschont.

Mit Ungeduld erwarteten wir das Ende des Kongresses, welches man uns täglich als nahe bevorstehend ankündigte, aber die Ceremonien und Festlichkeiten nahmen zu viel Zeit hinweg, und die wichtigen Fragen über den Besitz von Sachsen und Polen trübten die Einigkeit, welche unter den auf dem Kongreß vertretenen Hauptmächten zu herrschen schien. Frankreich war, ungeachtet oder vielleicht in Folge der Gewandtheit seines Repräsentanten, ein unentgeltlicher Zuschauer der Ländertheilung. Mit aller Gutmüthigkeit erhielt es doch kein Zugeständniß vom geringsten Vortheil. Im Gegentheil, es wirkte noch eifrig dazu mit, die einzige Französische Herrschaft, die ihm in Italien geblieben war, zu vernichten und Oesterreichs Macht daselbst zu befestigen. Wenn man gesagt hat, der Französische Bevollmächtigte habe ein persönliches Interesse zu verfechten gehabt, nämlich die Behauptung des Fürstenthums Benevent, welches er der Freigebigkeit Napoleon's verdankte, und die bedeutende Entschädigung, die er von der Erkenntlichkeit der Bourbonen zu Neapel empfangen sollte, so ist damit eine Thatsache ausgesprochen, welche mit dem bekannten Benehmen und Charakter dieses Ministers so vollkommen übereinstimmt, daß man die Beschuldigung unmöglich für ganz verleumderisch halten kann. Herr von Talleyrand schloß sich auch dem Spanischen Gesandten an, um die Gattin seines ehemaligen Wohlthäters der Parmesanischen Staaten zu berauben; sein Eifer für das Haus Bourbon und die Legitimität hatte ihn ganz hingenommen. Die Interessen der Neapolitanischen Königsfamilie siegten über die Französischen. Nicht minder nahm die Französische Gesandtschaft an den geheimen Maßregeln Theil, welche gegen Napoleon, der selbst als Souverain eines kaum merklichen Punktes des Mittelländischen Meeres noch

*) Ehemaligen Portefeuille-Secretairs bei Napoleon und Hofstaats-Secretairs der Kaiserin Marie Louise. (Man vergl. den Artikel „Mannigfaltiges" in Nr. 55 des Magazins.)

Furcht und Schrecken einflößte, vorgeschlagen würden, und Herr von Talleyrand drang auf Deportation.

So verbargen sich Leidenschaften aller Art unter dem glänzenden Firniß der Lustbarkeiten. Diese geheime Geschichte des Wiener Kongresses würde eines der interessantesten Werke seyn. Bälle und Redouten täuschten das Wiener Publikum über die wahren Ursachen der sichtbaren Stockung in den Verhandlungen. Nur der Oesterreichische Hof mußte finden, daß der Aufenthalt der hohen Herrschaften sich über die Maßen verlängerte. Die Kosten, welche ihm dadurch verursacht wurden, waren für seine Finanzen so empfindlich, wie es nur der Kriegszustand hätte seyn können, und es wäre ihm nicht zu verdenken gewesen, hätte er am Schluß eine Entschädigung verlangt.

Kaiser Alexander kam zuweilen um die Frühstücksstunde nach Schönbrunn, in Begleitung des Prinzen Eugen, mit welchem er täglich spazieren ging. Er ließ sich nicht vorher anmelden und setzte sich traulich bei Tisch neben die Kaiserin. Es war ihm erinnerlich, mich in Tilsit und Erfurt gesehen zu haben; er war sehr herablassend gegen mich und versicherte mich seines Wohlwollens. Durch Prinz Eugen ließ er mir sogar eine Stelle in Rußland anbieten, wo er mich für das entschädigen wollte, was ich in Frankreich verlöre. Alle mögliche Gründe aber verboten mir, diesen Vorschlag anzunehmen, für den ich indeß sehr dankbar war. Anderswo habe ich erzählt, was er zu mir über die Vortrefflichkeit des Kontinental-Systems äußerte und über den unfehlbaren Ruin, der für England aus diesem System hätte entspringen müssen, wenn es nur noch ein Jahr gedauert hätte. Er hatte seine Ueberzeugung aus den Besuchen geschöpft, die er in den großen Industrie-Anstalten jenes Landes gemacht, und aus den Unterredungen, welche er mit den bedeutendsten Fabrikanten gehabt. Es mischte sich etwas Unwillen in seine Aeußerungen über England; die Londoner Gesellschaften hatten ihm nicht gefallen. Die noch heutzutage von den Männern aufrecht erhaltene Gewohnheit, am Tisch sitzen zu bleiben, um zu trinken, nachdem die Damen in den Salon verwiesen worden, hatte ihn sehr verletzt. In Wien strebte er nach Popularität. Auf den Spaziergängen grüßte er alle Offiziere, die ihm begegneten; oft ging er an sie heran, schüttelte ihnen die Hand und sagte ihnen einige freundliche Worte. Stets im Frack oder Oberrock gekleidet, ging er aus und kehrte zurück, ohne zu gestatten, daß man ihm die militairischen Ehrenbezeigungen erweise. Wenn ein Wachtposten, der hiervon nicht benachrichtigt war, ihn von weitem erkannte und das Gewehr präsentiren wollte, machte er ihm ein Zeichen mit der Hand, es zu unterlassen und keine Notiz von ihm zu nehmen.

Der Kreis des kleinen Hofes Marie Louisens hatte sich sehr verengt; General Neipperg und ich bildeten ihn fast ganz allein. Manchmal, jedoch selten, schloß sich ihm die Gräfin von Montesquiou an, deren gewissenhaftes Pflichtgefühl ihr nicht öfter gestattete, sich von ihrem Zögling zu entfernen. Die Gesundheit der Gräfin von Brignole hatte seit Anfang des Jahres sehr gelitten, sie mußte fast beständig das Zimmer, oft das Bett hüten. Herr von Bausset seinerseits war durch hartnäckige Gicht, die ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ, an sein Bett geschmiedet. Die Abwesenheit dieser beiden Personen hatte den Empfang an den Dienstagen und Sonnabenden unterbrochen.

Die Sache des Prinzen Eugen führte Kaiser Alexander auf dem Kongreß; er blieb unerschütterlich in seiner Anhänglichkeit an den Prinzen und überreichte eine Note, welche die Verleihung eines Gebiets von 300,000 Seelen am linken Rheinufer an denselben zum Zweck hatte. Die Wahl der Nachbarschaft an Frankreich, in welche Kaiser Alexander die Herrschaft verlegte, die er dem Adoptiv-Sohne Napoleon's zuwenden wollte, bewies freilich von seiner Seite keine sehr große Besorgniß für die Interessen der so eben zurückberufenen Französischen Prinzen. Auch seine Sprache zeigte nicht von viel Sympathie in dieser Hinsicht. Ich habe ihn einigemal nicht ohne Bitterkeit sich über sie äußern hören; Ludwig XVIII., sagte er, sey ihm von Mitau her bekannt; in den Augen desselben gälten alle Herrscherhäuser Europa's nur für Neulinge. „Sie sind nun wieder auf dem Thron", fügte der Kaiser hinzu; „mögen sie sich darauf behaupten; wenn sie sich heruntersinken lassen, werde ich für mein Theil sie nicht wieder hinaufheben."

Kleber's Ermordung.

Aus Syrien kehrte Bonaparte, nachdem er die Türken bei Abukir geschlagen, nach Frankreich zurück, wohin sein Ehrgeiz und die Gefahr des Vaterlandes ihn riefen. Bevor er aber den Orient verließ, den seine Thaten verherrlicht, wollte er die Zukunft seiner Aegyptischen Kolonie durch einen seines Vertrauens würdigen Befehlshaber gesichert wissen. Dazu wählte er unter allen den Generalen, welche seinem abenteuerlichen Glücke dahin gefolgt waren, und welche sämmtlich eine Menge herrlicher Thaten für sich sprechen lassen konnten, Kleber, als den geeignetsten, ihn zu vertreten. Kleber, der glühend begeisterte Republikaner, der weise und tapfere General, der Abgott der Soldaten, war zuverlässig der einzige Mann, welcher bei der Armee die Abwesenheit des Helden von Arcole allenfalls in Vergessenheit bringen konnte. — Doch kaum hat dieser ihr ruhmreicher Führer zu den Siegesnamen, von welchen das Morgenland bereits wiederhallte, noch den von Heliopolis gefügt, so fällt er unter dem Dolche eines Schwärmers.

Am 14. Juni 1800 war es, als der General Kleber von einer Musterung der Griechischen Legion auf der Insel Bludah nach Kahira kam, um die Wiederinstandsetzung seines Palais am Platze el Bekieh, welche Herr Protain, einer der Armee-Ingenieurs, ausführte, zu leiten. Hier wohnten Beide, nebst noch mehreren Generalen, bei dem Chef des Generalstabes einem festlichen Frühstücke bei. Kleber war sehr heiter, denn Alles ging gut unter seinem Kommando: die Türken waren bei Heliopolis eben so glänzend wie am Berge Thabor und bei Abukir aufs Haupt geschlagen worden; der zweite Aufruhr zu Kahira war gestillt, und von der Französischen Rachegeißel getroffen, wie sie es war, ließ diese Stadt zuversichtlich hoffen, daß sie sich künftig ruhig verhalten werde. Nicht minder sicherten die wohlverstandene Verwaltung, die für Jedermann gleichmäßig gehandhabte Gerechtigkeit, die Unterwerfung des vom Todfeinde zum treuen Verbündeten umgewandelten Murad der Militair-Kolonie einige Tage der Erholung von ihren großen Anstrengungen zu. — Um zwei Uhr Nachmittags nahm Kleber von seinem Wirthe und den ihm zu Ehren geladenen Gästen Abschied, um mit Herrn Protain in sein Palais zurückzukehren. Von der Wohnung des Chefs des Generalstabes bis zu der des Oberbefehlshabers — eine Strecke von kaum 500 Schritten — führte eine von Weinlauben überdachte Terrasse, welche den Platz el Bekieh beherrschte. Der General und der Baumeister gingen nur langsam, indem Letzterer von Zeit zu Zeit mit einem Rohrstöckchen einzelne Risse in den Sand zeichnete. Da erscheint plötzlich wenige Schritte von den beiden sich mit einander Unterhaltenden ein morgenländisch gekleideter Mensch, nähert sich dem General, den er mit über der Brust gekreuzten Armen grüßt, und nimmt dessen Hand, um sie zu küssen. Kleber war an solche Begrüßungen schon gewöhnt, da die Araber sich derselben stets bedienten, wenn sie irgend eine Rechtsvollstreckung bei ihm nachzusuchen kamen. Er erwartete demnach, daß der junge Mensch sich erklären werde, als dieser mit Blitzesschnelle einen gewundenen Dolch aus dem Gürtel riß und ihn bis ans Heft dem General in die linke Seite stieß. Kleber brach in einen Schrei des Schmerzes und der Bestürzung aus, lehnte sich, einen Schritt zurücktretend, an das Geländer und rief einem vorbeigehenden Soldaten zu: „Hilf mir, Guide, ich bin erdolcht!" In demselben Augenblicke stürzte sich Herr Protain, obgleich nur mit seinem Röhrchen bewaffnet, auf den Mörder, welcher nach seinem Stoße einen Augenblick lang stumm und unbeweglich stehen geblieben, jetzt aber wieder zu sich kommt, da er sich so unerwartet angegriffen sieht, den Baumeister durch sechs Dolchstiche bewußtlos hinstreckt, dann zu Kleber zurückkehrt, diesem noch drei Wunden beibringt und jetzt erst, wie das Rothwild in sein Lager, in die Cisterne zurückgeht, aus welcher er hervorgetreten war. Unterdessen eilt der Soldat auf einem Umwege dem General zu Hülfe, und nun kommt auch Herr Protain wieder zu sich, schleppt sich, da er diesen blaß und blutend an das Geländer gelehnt sieht, mit äußerster Anstrengung zu ihm hin und hält ihm die Unvorsichtigkeit, so ohne alle weitere Begleitung ausgegangen zu seyn, vor; Kleber jedoch streckt langsam die Hand gegen ihn aus, indem er sagt: „Mein Freund, jetzt ist es nicht Zeit, mir Rathschläge zu geben; mir ist sehr schlecht zu Muthe" — und stirbt.

Noch an demselben Tage fanden die Quartiermeister Perrin und Robert im Garten der Französischen Bäder, dicht neben dem des Stabes, zwischen niedrigem, halbzerstörtem Gemäuer einen jungen Araber versteckt, der an einigen Stellen mit Blut befleckt war. Zu Füßen desselben lag im Sande ein Dolch verscharrt, an dessen blutiger Klinge Erde klebte. Dieser Araber war ein junger Mensch von brauner Hautfarbe, lebhaften Blicken, kleinem Wuchse und schlanker Gestalt. Vor ein Kriegsgericht gestellt, das versammelt worden, um ihn zu richten, nannte er sich Suleiman el Haleby, gebürtig aus Syrien, 24 Jahre alt, von Gewerbe ein Schreiber und wohnhaft zu Aleppo. Im Uebrigen verharrte er auf durchgängigem Leugnen. „In Folge dessen — heißt es im Protokoll — befahl der vorsitzende General, dem Angeschuldigten nach Landessitte die Bastonade zu geben. Dies geschah sofort und bis er sich willig erklärte, die Wahrheit zu sagen. Hierauf wurde er wieder vor die Sitzung gebracht, wo man demnächst wörtlich weiter verhandelte, wie folgt: **Frage**: Seit wann bist du zu Kahira? **Antwort**: Vor 31 Tagen bin ich, von Gaza aus in sechs Tagen, auf einem Dromedar hier angelangt. **Fr.**: Warum bist du hierhergekommen? **A.**: Um den Oberbefehlshaber zu ermorden. **Fr.**: Wer hat dich hierzu abgeschickt? **A.**: Der Janitscharen-Aga. Nach dem Rückzuge aus Aegypten verlangten die Muselmänner zu Aleppo Jemand, der den Oberbefehlshaber umbringen könnte, wofür Geld und militairische Beförderung versprochen wurden. Da habe ich mich angeboten. **Fr.**: An wen hier in Aegypten bist du gewiesen worden, und wem hast du seit deiner Ankunft zu Kahira dein Vorhaben mitgetheilt? **A.**: Ich war an Niemand gewiesen und habe in der großen Moschee die Nacht zugebracht." — Angesichts solcher Geständnisse konnte begreiflicherweise das Urtel nicht lange auf sich warten lassen, zumal es ja von einem Kriegsgerichte ausging. Ihm zufolge wurde Suleiman el Haleby, überführt, den Ober-General Kleber ermordet zu haben, verurtheilt: daß ihm die rechte Hand verbrannt, er selber aber gepfählt werden und auf dem Pfahle sterben, auch sein Leichnam auf diesem den Raubvögeln preisgegeben bleiben solle. Dieser Spruch wurde bei der Rückkunft von Kleber's Leichenbegängnisse, auf der Anhöhe des **Instituts**, Angesichts der Armee in Trauer und der bangen Einwohnerschaft vollzogen, welche, an die Rechtspflege der Pascha's und Bei's gewöhnt, die stets eine ganze Stadt das Verbrechen eines Einzelnen büßen lassen, nicht zu glauben wagte, daß man sich dieses Mal mit der alleinigen Bestrafung des Schuldigen begnügen werde. Suleiman übrigens hielt sich wie ein echter Arabischer Mörder, als der vom Schicksale dazu bestimmte Mann, der ohne Prahlerei und ohne Furcht, ruhig und fest wie ein Opfer für seinen Glauben, dem Richtplatze entgegenschreitet. An der Richtstätte angekommen, zog man ihm die Jacke aus und streckte seine Faust über die Kohlengluth. Schon fünf Minuten dauerte diese Execution, ohne daß der Leidende nur einen einzigen Schmerzenslaut von sich gegeben, als eine brennende Kohle aus dem Becken sprang und auf seinen Arm, auf die Pulsader, niederfiel. Da verschwand für einen Augenblick seine ganze Festigkeit; er wand sich hin und her, verlangte, daß man die Kohle wegnehmen sollte, und

beharrte hierbei, obgleich der Scharfrichter ihm vorhielt, wie wunderlich es ihm erscheine, daß er, der doch so feste Standhaftigkeit bezeigt, während ihm die ganze Hand zu Kohle verbrannt, wegen eines so kleinen Brandfleckchens in Klagen ausbreche — indem er sagte: „Mich überwältigt kein Schmerz; ich will nur mein Recht: von dieser Kohle steht nichts in meinem Spruche.“ — Als die Hand verbrannt war, führte ihn der Scharfrichter an die Stelle, wo der Pfahl seiner wartete. Durch zwölf Schläge mit einem hölzernen Schlägel wurde er ihm in den Leib getrieben, worauf man ihn am höchsten Punkte des Hügels einrammte. Vier und eine halbe Stunde lebte Suleiman noch, indem er fortwährend Verse aus dem Koran hersagte und sich nur unterbrach, um zu trinken zu verlangen — bis endlich ein Muezzin Mitleid mit ihm hatte und ihm ein Glas Wasser reichte, nach dessen Genusse er starb. Die Leiche blieb fast einen Monat daselbst auf dem Pfahle, während welcher Zeit die Raubvögel den letzten Theil des barbarischen, aber auf die Bevölkerung Aegyptens berechneten Urtels vollzogen.

Das Gerippe dieses Unglücklichen ist, zugleich mit der Leiche seines Opfers, nach Frankreich gebracht und in den Gebäuden zunächst dem Königs-Garten, im ersten anatomischen Saale, links von der Eingangsthür aufgestellt worden. Es mißt ungefähr 5 Fuß 2 Zoll Höhe, und die Knochen der rechten Hand sind verkohlt. Der Pfahl hatte, indem er durch die Weichen herausgedrungen, zwei Rückgratswirbel zerbrochen, welche durch zwei andere von Holz so künstlich ersetzt sind, daß es genaue Aufmerksamkeit erfordert, um diese von den natürlichen zu unterscheiden.

Kleber's Nachfolger wurde der General Menou, indeß nicht etwa wegen persönlicher Verdienste, sondern wegen seines Dienstalters. *)

Alex. Dumas.

*) Zweckmäßiger als diese Bemerkung fänden die Leser gewiß eine Mittheilung darüber, ob der Architekt Protain mit dem Leben davongekommen.

Arabien.

Orientalisch-Muhammedanische Legenden.

3.

Direkte Nachkommen der drei Söhne Noah's.

Jafet hatte sieben Söhne gehabt, welche die Väter der Türken, der Chazaren, der Sakalibah oder Slawen, der Naris, der Mansack, der Char und der Sin oder Chinesen wurden.

Ham hatte auch sieben Söhne gehabt, welche die Stammväter der Sins, der Hindus, der Habusch oder Abysso-Aethiopier, der Chobt oder Kopten und der Badschas wurden.

Sem hatte ebenfalls mehrere Söhne, den Arfakschaz, Iram oder Aram, Owallam, Wilaz, Alim. Der durch seine Klugheit, seine Schönheit und durch sein langes Leben ausgezeichnetste war Alim. Die Kinder Sem's hatten eine zahlreiche Nachkommenschaft. Darunter bemerkt man besonders Irack, Chorasam, Haital, alle drei Söhne Alim's, Karaman, Faris, Rum, Irmin. Alle Kinder und Enkel Sem's entfernten sich aus Babylonien, mit Ausnahme der Familie Arfakschaz (Arpachschad der Bibel), die sich dort fest ansiedelte. Arfakschaz lebte 465 Jahre. Seine Frau war Mardschana, die ihm den Schelej gebar. Schelej lebte 460 Jahre; er war der Vater Aber's (Heber's), der mit dem Propheten Hud eine und dieselbe Person ist. Aber hatte zwei Söhne, Falik und Vard. Der Letztere ist besonders unter dem Namen Jaktyn bekannt. Er erhielt auch den Beinamen Kachtan, nach einem Arabischen Worte, welches „in Elend bringen, auf Nichts reduziren“, bedeutet, weil sein Edelmuth und Milde selbst die Noth unmächtig machte. Jaktyn ist der Joktan der Bibel.

4.

Arabische Urstämme.

Die Söhne Iram's oder Aram's waren acht an der Zahl und waren die Väter der nach ihnen benannten Stämme: Ad, Thomud, Sachar, Tasm, Dschadis, Dschaim, Wabar und Audsch (Os). Die Nachkommen Audsch's benannten sich nach dem Namen seines Sohnes Abyl und hießen Benu-Abyl. Der berühmteste dieser 8 Stämme war der Stamm der Benu-Ad oder Adiden; und sogar begreift man gewöhnlich unter ihrem Namen auch die übrigen Stämme, mit Ausnahme der Stämme Tasm und Dschadis.

Ad wendet sich mit seinen Kindern und seinen Kindeskindern nach Jemen, wo er sich niederließ. Er war von seinem Bruder Thomud begleitet, der mit seiner ganzen Familie und seinen Heerden die damals fruchtbare und waldreiche Gegend zwischen dem Hedschas und Syrien zu seinem Aufenthaltsort wählte. Tasm nahm seinen Weg bis nach Oman und Bachrayn, wo er seine Familie an verschiedenen Orten ansiedeln ließ. Dschadis setzte sich in Hamamah fest, das er nach Dschau nannte. Seine Kinder schickte er nach Hadschir, Sachar nahm anfangs denselben Weg, den Ad genommen hatte; aber er begab sich nach Tihamah und Gidschas; dann siedelte er mehrere Familien seiner Kinder zwischen Tayf und dem Berge Tay an. Dschasim (Dschether in dem ersten Buch Moses), welcher der schönste aller seiner Brüder war, begleitete Sachar und blieb einige Zeit bei ihm; hierauf wählte er für sich die Gegend, die zwischen Mekka und Safwan liegt. Wabor endlich führte seine Kolonie nach Raml-Alidsch am Ufer des Rothen Meeres. Raml-Alidsch erstreckt sich bis nach Chadramaut und hieß bloß Aliosch, Dahna oder Madan. Was die Benu-Abyl anbetrifft, so weiß man nicht, in welcher Gegend Arabiens sie ihre Zelte aufgeschlagen haben. Man vermuthet, sie hätten sich in den Ebenen niedergelassen, wo auf den Landkarten Beni-Abyl geschrieben steht.

Zu diesen acht Stämmen muß man noch den Stamm der ehemaligen Dschurhumiden hinzufügen, und so erhält man die neun Urstämme, welche Arabien bevölkerten. Aber die meisten verschwanden endlich aus den Gegenden, welche sie sich angeeignet hatten. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise sie untergegangen sind oder sich unter den jetzigen Arabern verloren haben. Die ehemaligen Dschurhumiden waren die Nachkommen Dschurhums, des Sohnes des Chu's, des Sohnes Ham's, des Sohnes Noah's. Nach Einigen heiratete Iram eine Tochter Dschurhums und so wurden alle Arabischen Stämme durch die Bande des Bluts mit einander vereinigt. Die späteren Dschurhumiden sind die Nachkommen eines anderen Dschurhums, des Sohnes Kachtans; sie besetzten das Hedschas, und ihre Kinder behaupteten sich daselbst bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung.

5.

Die Araber erwählen sich einen König. — Die Stadt Iram.

Die alten Arabischen Stämme, stolz darauf, daß sie Kraft, Kühnheit, Muth und die Arabische Sprache (d. i. das himparitisch-Arabische) zum Erbtheil erhalten hatten, sahen mit Verachtung auf die anderen Völkerschaften herab. Schon früh vereinigten sie sich zu einem Staate und erwählten sich einen König; dies war Schadyd, der Sohn Imlyck's, des Sohnes Ad's. Er wurde deshalb zur Königswürde erhoben, weil er der klügste und muthigste unter den Adiden war. Nach seinem Tode übergab man die höchste Gewalt seinem Bruder Schaddad. Schaddad ward der Schrecken aller seiner Nachbarn. Nach einer mündlichen Tradition dient sein Name noch jetzt in Chadramaut zur Bezeichnung der unterirdischen Gebäude, die man in Doan sieht.

Da Schaddad von dem Paradiese hatte sprechen hören, so faßte er im neunhundertsten Jahre seines Lebens den Plan, eine Stadt zu erbauen, welche an Schönheit und Größe mit dem himmlischen Aufenthaltsorte wetteifern sollte . . . . und er baute die Stadt Iram, welche er in der Ebene Aden anlegte. Er baute 300 Jahre daran. Die äußeren Stadtmauern waren von Gold und Silber und die inneren Mauern von Smaragd. Die Stadt wurde mit Gärten geschmückt, und Flüsse wurden hindurch geleitet. Schaddad verlegte dahin den Sitz seiner Regierung; aber er brachte nur einen Tag und eine Nacht darin zu.

Der Prophet Hud predigte damals den Benu-Ad und den anderen benachbarten Stämmen. Er ermahnte sie, zum wahren Gotte zurückzukehren und den Götzendienst fahren zu lassen. Die Einwohner von Raml-Alidsch beteten damals drei Götzen an: Suda, Samud und Haba. Hud wurde als Marktschreier und als Narr behandelt. Ein einziger Mann, Marthad, der Sohn Sad's, glaubte dem Worte des Propheten. Er floh mit Hud und einigen anderen Gläubigen und suchte an einem einsamen Orte eine sichere Stätte.

Bald darauf fiel ein gewaltiger Regen vom Himmel; die Benu-Ad flüchteten sich in die Höhlen der Sandberge, die hinter ihnen zusammenstürzten, sie erstickten und sie acht Tage lang begraben hielten. Endlich erhob sich ein furchtbarer Sturm, der sie und den Sand in das Meer warf. Hud und seine Begleiter wurden gerettet. Sie begaben sich nach Mekka, wo sie in der Frömmigkeit und dem wahren Glauben lebten. Hud starb funfzig Jahre nach der Bestrafung der Stämme Ad's und seiner Söhne. Er wurde in Chadramaut zu Hadschir begraben.

Die Adiden waren, nach der Erzählung fast aller Arabischer Schriftsteller, Riesen von übermäßiger Größe, und die Exegeten des Korans haben ihnen sehr freigebig eine Höhe von sechzig und sogar von hundert Fuß angedichtet.

6.

Abraham. — Nimrod.

Aber war der Vater Kachtan's und Faligh's, der in der Schöpfungsgeschichte des Moses Phaleg heißt. Faligh lebte 339 Jahre und hatte einen Sohn Namens Rau (Rëu). Rau war der Vater Saruch's, welcher im dreihundertunddreißigsten Jahre starb; Nachor, sein Sohn, lebte 200 Jahre; er erzeugte mit seiner Frau Nunan den Tarik, den die Arabischen Traditionen gewöhnlicher Azar, den Vater Abraham's, nennen. Azar lebte 250 Jahre.

Ibrahim (Abraham) war einer der größten Propheten; die Araber haben ihm ein abenteuerliches Leben angedichtet. Er war der Zeitgenosse Nimrod's, dessen Leben auch voll von wunderbaren Begebenheiten war. Nimrod war der Sohn Kanaan's, der von Kusch, dem Sohne Sem's, abstammte. *)

Abraham war nach der Sintflut der dritte Prophet oder Gesandte Gottes. Ihm wurden vom Himmel zehn Tafeln mit Geboten oder Gesetzen gegeben. Von Noah bis zu ihm sind nur noch Hud und Salech Propheten gewesen. Abraham hatte zwei Söhne, Haran, den Vater Lot's, und Nachur, den Stammvater des Lokman-el-Hakim (Lokman's des Weisen), des Sohnes Naurs. Lokman lebte tausend Jahre; er schöpfte seine tiefe Weisheit aus den Worten von tausend Propheten und theilte sie anderen tausend Propheten mit. Er lebte bis zur Zeit David's, der von ihm Weisheit lernte. **)

Azar's Sohn wurde an einem Freitage zu Kutha im Chaldäischen Baby-

*) Nach der Genesis Kap. 10 u. 11 war Nimrod der Sohn Kanaan's, der ein Bruder des Kus, des Sohnes Sem's, war, und konnte also kein Zeitgenosse Abraham's seyn.

**) Dies ist der Fabeldichter Lokman.

lonien geboren. Der Engel Gabriel selbst zerschnitt ihm die Nabelschnur; dann hauchte er ihm in das Ohr diese Worte: „Gott ist groß! Gott ist groß!" und bekleidete ihn mit einem weißen Gewand. Dies geschah, wie man glaubt, im Jahre 2390 vor der Hedschra, 1081 oder, nach Anderen, 1000 Jahre nach der Sintflut und 3800 Jahre nach der Erschaffung Adam's. — Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß diese Angaben ungeheure Anachronismen enthalten.

Nimrod war der Erste, der sich die Königskrone aufs Haupt setzte, sich zum souverainen und unumschränkten Herrn der Menschen machte und seinen Unterthanen befahl, ihn anzubeten. In einer Nacht sah er im Traume einen Stern am Himmel wandeln und durch seine funkelnde Pracht den Glanz des Mondes und der Sonne verdunkeln. Er erwachte, und erschrocken darüber, berief er die Wahrsager und Astrologen zu sich und fragte sie um die Bedeutung dieser Erscheinung. „In diesem Jahre", sagte man ihm, „wird in deiner Stadt ein Kind geboren werden, das die Ursache deines Sturzes und des Unterganges deiner Familie seyn wird." In demselben Augenblicke gab Nimrod den Befehl, alle männliche Kinder, die im ganzen Jahre geboren werden würden, zu erwürgen. Und aus noch größerer Vorsicht sammelte er an demselben Tage ein Heer, das aus allen Männern seiner Hauptstadt bestand, und trat selbst an ihre Spitze. Er schloß sie in ein Lager ein und gab die strengsten Befehle, daß Niemand die Gränzen desselben überschreiten sollte. Dadurch, daß er die Männer von ihren Frauen trennte, glaubte er die Geburt des gefürchteten Kindes zu verhindern.

Bald darauf hatte der König etwas in der Stadt einrichten zu lassen, und hierzu glaubte er sich am sichersten an Azar wenden zu können. Azar besaß sein ganzes Vertrauen. Der König sendet ihn nach der Stadt, läßt ihn aber vorher schwören, daß er sein Haus nicht betreten wolle. Azar geht ab; aber nachdem seine Sendung vollbracht war, konnte er dem Verlangen, seine Frau zu besuchen, nicht widerstehen. Er brachte die Nacht bei ihr zu. Am anderen Morgen verkündigen die Wahrsager dem Nimrod, daß seit dieser Nacht das gefürchtete Kind, von dem sie mit ihm gesprochen hätten, im Schoße seiner Mutter wäre. Azar kehrt ins Lager zurück; aber er behauptet, seinem Schwure treu geblieben zu seyn.

7.

Geburt und Jugend Abraham's.

Als Azar's Frau die ersten Geburtswehen fühlte, ging sie aus der Stadt hinaus, verbarg sich in dem ausgetrockneten Bette eines Flusses, kam hier mit einem Knaben nieder, wickelte ihn ein und versteckte ihn im hohen Grase. Sie geht darauf wieder zurück und meldet ihrem Manne, daß sie einen Sohn geboren habe, und daß sie ihn in einem Flusse, den sie ihm bezeichnete, zurückgelassen habe. Azar geht an den Ort, findet das Kind, gräbt eine Höhle, legt es da hinein und verschließt mit einem großen Steinblocke den Eingang, um es vor den wilden Thieren zu schützen. Nach der Erzählung Ibn-Ischack's war die Grotte, in welcher Abraham nach seiner Geburt niedergelegt wurde, nahe bei Burs in dem Land Kufa. — Seine Mutter besuchte ihn alle Tage. Ein Mal beobachtete sie ihn von außen und bemerkte mit Erstaunen, daß das Kind an seinem Daumen saugte, und daß es einige Augenblicke später an einem anderen Finger saugte. Die Mutter tritt herein, besieht die Hand ihres Sohnes und bemerkt, daß er aus einem Finger Wasser, aus einem anderen Milch, aus dem dritten Honig, aus dem vierten Datteln und aus dem fünften endlich frische Butter saugte.

Abraham wuchs wunderbarer Weise in einem Tage mehr, als ein anderes Kind in einem Monate. Er erreichte bald das Jünglingsalter und bat seine Mutter unaufhörlich, ihn aus seiner Höhle fortzuführen. Seit langer Zeit schon hatte er gesagt: „Derjenige, der mich geschaffen und auf meinem einsamen Lager mich gespeist und getränket hat, ist mein Gott, und es giebt keinen anderen." Und wenn er die Sterne, die Sonne und den Mond am Gewölbe des Himmels emporsteigen und dann wieder herabsteigen sah, um zu verschwinden, so sagte er sich: „Nein, keiner dieser Sterne kann mein Gott seyn. Denjenigen liebe ich nicht, der entflieht und sich verbirgt." Schon als Kind also hatte er einen reinen Glauben; er verachtete die unmächtigen und falschen Götter, welche damals die Menschen anbeteten und vor welchen er seinen Vater knieen sah. Als er noch in seiner Grotte war, sagte er eines Tages zu seiner Mutter: „Wer ist mein Herr?" — „Ich bin es, mein Kind!" — „Du? und wer ist dein Herr?" — „Dein Vater." — „Und wer ist der Herr meines Vaters?" — „Nimrod." — „Wer ist aber Nimrod's Herr?" — „Still, mein Kind! was sprichst du da?" — Die Mutter erzählte diese Unterredung ihrem Manne Azar. Abraham that dieselben Fragen an seinen Vater. „Wer ist mein Herr?" — „Deine Mutter." — „Wer ist der Herr meiner Mutter?" — „Ich." — „Und wer ist dein Herr?" — „Nimrod." — „Und wer ist der Herr Nimrod's?" — Azar gab ihm eine Ohrfeige und sagte zu ihm: „Schweig!"

Azar selbst verfertigte kleine Götzenbilder. Als Abraham seine Grotte verlassen hatte, schickte ihn eines Tages sein Vater auf die Marktplätze, um diese Götzenbilder zu verkaufen. Und Abraham rief aus: „Wer kauft diese Dinge da? sie dienen zu nichts und sind sogar schädlich." Niemand kaufte sie. Mit Anbruch der Nacht ging er an einen Strom, nahm seine Götzenbilder und tauchte sie mit dem Kopfe in das Wasser. „Trinkt, trinkt!" sagte er ihnen. Abraham's Benehmen erregte Aergerniß; man bedrohte ihn mit dem Zorn dieser Götter, welche er so beschimpfte. Abraham antwortete: „Was sind eure Götzenbilder, eure Göttersäulen, eure lächerlichen Götter?" — „Wir haben sie von unseren Vätern anbeten sehen, und wir machen es auch so." — „Ihr und eure Väter, ihr seyd blinde Thoren." — „Aber du, hast du denn echte Götter? oder spottest du gar ohne Grund, ohne Ursache über uns?" — „Euer und mein Gott ist derjenige, welcher Himmel und Erde geschaffen hat; und ich will euch zeigen, was eure dummen Götzen machen können. Ihr sollt es bei eurem nächsten Feste sehen."

8.

Abraham zerbricht die Götzenbilder. — Er wird in das Feuer geworfen.

Das Fest kam; wie gewöhnlich bereitete man die Speisen, welche man eine ganze Nacht lang vor die Götzen hinstellt, daß sie dieselben segnen sollen. Am anderen Morgen versammelt sich das Volk, um in den Tempel zu gehen und daselbst die so geweihten Speisen zu essen; auch Abraham wird zu diesem heiligen Festmahle eingeladen. Mitten auf dem Wege bleibt er stehen und giebt vor, daß er die Pest habe. Alles weicht von ihm und verläßt ihn; bald sieht er an seiner Seite nur noch einige Unglückliche; er steht aufrecht. „Wahrhaftig", sagte er mit lauter Stimme, „ich will euren Götzen, euren Göttern einen Streich spielen." Er macht sich auf und geht nach dem Tempel.

Am Eingange desselben stand ein großes goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Götzenbild, das an der Stelle der Augen zwei funkelnde Rubinen hatte. Neben demselben standen noch einundsiebzig andere Götzenbilder von verschiedener Größe. Einige waren von Gold, andere von Silber, noch andere von Blei, oder Eisen, oder Messing, von Holz oder von Stein. Vor allen diesen Bildern standen die Speisen noch unberührt. „Nun, esset doch", sagte Abraham zu den Götzen; „ihr esset nicht? warum?" Darauf sagte er: „Ihr antwortet nicht? ihr könnt nicht einmal reden?" Und hierauf schlägt er sie mit einem Beile in Stücke; er verschont nur das größte Götzenbild, an dessen Halse er sein Beil aufhängt. Das Volk eilt herbei, ergreift den Abraham und führt ihn vor Nimrod, der von sehr vielen Leuten umgeben war. Der angeklagte Abraham schiebt spöttisch die Schuld auf den großen Götzen. „Dieser", sagte er, „hat den ganzen Schaden angerichtet; er war zornig, daß er eure fromme Verehrung mit den anderen kleinen Göttern theilen sollte. Fraget ihn, fraget ihn nur. Wenn er spricht, wenn er etwas Lebendes ist, so wird er es euch sagen." Mit Staunen hörte man diese Worte; und von den vielen Menschen, die um ihn waren, wagte keiner zu antworten. Durch diese wenigen Worte lähmte Abraham die Zunge in ihrem Munde und legte einen Stein zwischen ihre Zähne. Er war damals erst siebzehn Jahr alt. Aber das Volk war empört über ihn; und ein Kurde, mit Namen Haysan, rief aus: „Werfet ihn ins Feuer! ins Feuer mit ihm!" Die Erde öffnete sich und verschlang Haysan. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Französisches Theater. Die letzte Lieferung des hier in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung erscheinenden Répertoire du Théâtre français à Berlin enthält Victor Hugo's neuestes Drama Les Burgraves. Die Besitzer dieser Sammlung (in welcher den Abonnenten acht Theaterstücke für einen Thaler geliefert werden) haben daher Gelegenheit, das poetische Hors d'oeuvre des jedenfalls originellen Dichters näher kennen zu lernen. In der Lieferung, zu welcher die Burgraves gehören, befindet sich auch das durch das Spiel der Fräulein von Hagn in seiner Deutschen Uebersetzung ebenfalls beliebt gewordene, aber freilich für eine größere Deutsche Bühne kaum sich eignende Lustspiel „Le Vicomte de Létorières" von Bayard und das nach seinem siebenbändigen Roman bearbeitete Drama „Mathilde" von Eug. Sue. Ueberhaupt wird die produktive Französische Schaubühne kaum etwas Neues und Interessantes darbieten, was nicht sogleich dieser Sammlung einverleibt würde, und so dürfte dieselbe besonders bei dem fortwährenden Mangel an guten neuen Deutschen Theaterstücken noch lange ein leselustiges Publikum finden. Als eine außerordentliche Zugabe ist die dem Lustspiele „Shakespeare amoureux" von A. Duval beigedruckte Sammlung von Französischen Calembourgs, Wortspielen, Quiproquo's rc. unter dem Titel „Toutlemondiana" zu betrachten, unter denen sich besonders die Witzworte von Talleyrand und der bekannten Schauspielerin Dejazet auszeichnen.

— Heine's Reisebilder in Frankreich. Bei Gelegenheit einer Reisebeschreibung von André Delrieu sagt G. de Molénes: „Es giebt ein Buch, halb Gedanke, halb Duft, worin die Träumerei vollendet, was die Reflexion nur angedeutet hat, ein Buch, dessen Horizont verschleiert ist, aber von Gold und Purpur, nicht von trüben Wolken; dies sind die „Reisebilder von Heine". Unglücklicherweise ist Herr Delrieu mehr in diesem Buche gereist als in Deutschland; er vermischt die Gegend, die er wirklich gesehen, mit den phantastischen Landschaften, die er nur durch Heine's Augen gesehen. Dank seiner Deutschen Natur, vermag der Verf. der Reisebilder dem Leser die wirkliche Welt darzustellen und zugleich eine kleine Welt von Chinesischem Porzellan; er erleuchtet seine Schöpfungen mit dem Glanz des Traums und mit dem Lichte der Wirklichkeit. Herr André Delrieu besitzt diese geheime Kunst nicht, er bleibt in der Dämmerung, zwischen der Region, wo die Sonne aller Welt scheint, und dem Wunderlande, von Einbildungen durchschwärmt und vom Sterne der Phantasie schwankend erleuchtet."

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Freitag den 19. Mai 1843.

Schweiz.

Das Amerikanische Gefängniß zu Lausanne. *)

Während der Kampf der verschiedenen Theorieen über die zweckmäßigste Einrichtung der Straf- und Besserungs-Anstalten noch ungeschlichtet ist, bietet uns die Erfahrung täglich neue Thatsachen dar, welche eine schärfere Fassung des Problems möglich machen und uns dadurch der Lösung desselben näher bringen. Bis vor einiger Zeit waren wir fast allein auf die sich oft widersprechenden und überhaupt wohl nicht ganz unparteiischen Berichte über die Amerikanischen Gefängnisse angewiesen; die Beobachtungen, welche man in Europa angestellt hatte, waren noch zu unvollkommen, als daß sie zu allgemeineren Schlüssen berechtigt hätten. Gegenwärtig verhält es sich anders. Mehrere Europäische Gefängnisse sind entweder nach einem der entgegengesetzten Systeme oder nach eigenem wohlüberlegtem Plane eingerichtet, und sie werden von Männern geleitet, welche den Muth haben, ihre Vorurtheile der Wahrheit zum Opfer zu bringen, und sich nicht scheuen, die Mängel der abstrakten Theorie, welche erst durch ihre Verwirklichung heraustreten, offen einzugestehen.

Zu den Schriften, welche vollkommen parteilos, allein im Interesse der Wahrheit, diesen Gegenstand behandeln, rechnen wir die kürzlich erschienene vom Dr. A. Verdeil: De la Reclusion dans le canton de Vaud et du Pénitencier de Lausanne (Lausanne 1842). Als Mitglied des großen Rathes, Vice-Präsident des Medizinal-Kollegiums und Mitglied der Kommission für Beaufsichtigung der Hospitäler und Gefängnisse, war er vor Allen berufen und hatte die Verpflichtung, aus offiziellen Quellen eine Schilderung der Gefängnisse mitzutheilen.

Wir erhalten in seiner Schrift zunächst eine Geschichte des Gefängnißwesens im Waadtlande, welche der Verfasser in drei Epochen theilt. In der ersten Epoche, welche die Jahre 1803 bis 1826 umfaßt und die durch die Einführung gemeinsamer Schlaf- und Arbeitszimmer bezeichnet wird, fing man an, eine geregelte Disziplin unter den Gefangenen einzuführen. Noch blieb viel zu wünschen übrig, doch man sah den Ernst, mit welchem man auf die Besserung der Sträflinge bedacht war und dabei doch Alles fern zu halten suchte, wodurch ihre körperliche Gesundheit während der Gefangenschaft hätte leiden können. In der zweiten Epoche, von 1826 bis zum 1. November 1834, fuhr man fort, sie gemeinsam arbeiten zu lassen, doch trennte man sie in der Nacht und schloß jeden in eine besondere Zelle ein, zugleich hob man die körperlichen Strafen auf. Schon 1829 bemerkte man, daß diese Veränderung nicht den gehofften Erfolg hatte; man schärfte die disziplinarischen Gesetze und führte vorzüglich in dem Arbeitszimmer ein unbedingtes Schweigen ein, während das Sprechen früher gestattet war. Unterdessen beschäftigte das Amerikanische System die Gemüther mehr und mehr; das Prinzip der vollkommenen Isolirung bei Tag und Nacht fand bei Einzelnen Gefallen, und seit dem Jahre 1833 fing man an, einzelne Verbrecher, die nach wiederholter Freilassung wieder hatten verhaftet werden müssen, von den Uebrigen ganz zu trennen und das Sprechen selbst während der Promenade zu untersagen. In der dritten Epoche endlich, von 1834 bis 1842, ließ man die Mehrzahl der Gefangenen zwar in dem gemeinschaftlichen Zimmer fortarbeiten, doch das Schweigen wurde mit größter Strenge durchgeführt, und die geistige Verdumpfung und moralische Einschüchterung wurde fast zum Prinzip; die Abschließung Einzelner in besonderen Zellen wurde sehr häufig als Strafe für leichte Disziplinar-Vergehungen angewandt und die Sorge für das körperliche Wohl der Verhafteten ziemlich vernachlässigt; endlich wurde die vollkommene Isolirung zum unwandelbaren Gesetz für alle Gefangenen, welche zum zweiten Male bestraft wurden, und für einzelne größere Verbrechen. Diese standen unter der besonderen Aufsicht dreier Männer von anerkanntem Verdienst, dem Direktor Denis, dem Prediger Roud und dem Controlleur Clavel, und man versuchte auf diese Weise das Pennsylvanische System neben dem Auburnischen bei einer großen Anzahl von Sträflingen.

*) Wir theilen diesen in der Bibliothèque Universelle de Genève enthaltenen Artikel des Dr. Gosse als einen Beitrag zur Erörterung der Frage über die Zweckmäßigkeit einsamer Haft mit, ohne jedoch dessen Folgerungen, über welche wir uns in einer Nachschrift aussprechen, sämmtlich zu unterschreiben. Der Gegenstand selbst ist namentlich für Deutschland noch zu neu, als daß er nicht von allen Seiten beleuchtet zu werden verdiente. Aus der Menge gesammelter Beobachtungen und Resultate dürfte sich von selbst, aber erst in einigen Jahren, eine befriedigende Lösung der allen Menschenfreunden so überaus interessanten Frage ergeben.

Nach dieser Exposition schildert Verdeil mit den lebhaftesten Farben die entsetzlichen moralischen und physischen Wirkungen dieses letzteren Verfahrens, die Versuche, der Haft zu entspringen, den vergeblichen Trotz, die inneren Kämpfe, das Wüthen der Gefangenen gegen sich selbst und endlich den Wahnsinn. Man mußte fast täglich zu den härtesten außerordentlichen Strafen greifen; man konnte nicht anders, der Uebergang von dem einen zum anderen Systeme forderte diese Härte und Grausamkeit, und doch erreichte man bei ihr die gewünschten Resultate nicht. Folgende synoptische Tafel soll die Folgen dieser drei verschiedenen Behandlungsweisen veranschaulichen.

Epochen.	Kosten. Rappen.*)	Ertrag der Arbeiten. Rappen.	Verdienst-Antheil der Gefangenen. Rappen.	Todesfälle bei 100 Gefangenen.	Rückfälle bei 100 Freigelassenen.	Wahnsinn.
1803 — 1826. Gemeinschaftliche Schlaf- und Arbeitszimmer.	39 [illegible]/100	23 [illegible]/100	9 [illegible]/100	4 [illegible]/100	14	1
1826 — 1834. Gemeinschaftliches Arbeitszimmer, Isolirung bei Nacht.	[illegible]/100	21 [illegible]/100	12 [illegible]/100	4 [illegible]/100	15	2
1834 — 1841. Isolirung bei Nacht, moralische Einschüchterung, Schweigen; — Isolirung bei Nacht und Tag für größere Verbrecher und alle wiederholt Verhafteten.	97 [illegible]/100	16 [illegible]/100	12 [illegible]/100	4 [illegible]/100	21	31

Unter den Krankheiten, welche bis 1829 in den Gefängnissen herrschten, waren die meisten chronische, wie Skropheln, Brust-, Magen- und Unterleibsbeschwerden, Rheumatismen; als Grund derselben wird die verderbte Luft, die meist vegetabilische Nahrung und die ununterbrochene Beschäftigung mit Weben angegeben. Einige der Gefangenen zwar werden durch ihre Leidenschaftlichkeit gleichsam von innen verzehrt, doch auch diese wächst durch die Isolirung und das Schweigen, dem die Gefangenen unterworfen sind. In der dritten Epoche haben die chronischen Uebel noch weiter um sich gegriffen, und gegenwärtig ist der Gesundheitszustand der Gefangenen mehr zerrüttet, als er es in den letzten zehn Jahren je war.

Hierauf handelt Herr Verdeil von der Besserung der Gefangenen und den Rückfällen. Er zeigt, daß man ursprünglich den Grund der zahlreichen Rückfälle in der Nachsicht sah, mit welcher man die Disziplinar-Gesetze handhabte; allein je mehr Strenge man bei denselben anwandte, je mehr man offen das Prinzip der moralischen Einschüchterung befolgte, desto mehr stieg die Zahl der Rückfälle. Er hat hier leider die Sträflinge, welche in dem gemeinschaftlichen Zimmer gearbeitet hatten, und die, welche in besondere Gemächer eingeschlossen waren, nicht geschieden, so daß von dieser Seite die Mängel des Pennsylvanischen Systems aus seinem Aufsatze nicht hervortreten. Wir wollen später hierzu die nöthigen Data beibringen.

Endlich widmet der Verfasser ein besonderes Kapitel der Darstellung der verschiedenen Wahnsinns-Ausbrüche, die sich während dieser Zeit im Kerker gezeigt haben. Er beweist, daß die Einsamkeit und das Schweigen ein Stocken und eine Zerrüttung der geistigen Thätigkeiten schon allein fast nothwendig zur Folge hat; wenn nun eine verhaltene Wuth der Gefangenen oder ihre Gewissensbisse hinzutreten, so ist der Wahnsinn unvermeidlich. Ja selbst die zu häufigen Andachts-Uebungen haben, wie Herr Verdeil versichert, den

*) Zehn Rappen machen einen Batzen, zehn Batzen ein Livre in der Schweiz, d. i. etwa 1,44 Francs (11¾ Sgr.).

Ausbruch des Wahnsinns oft beschleunigt; doch dies ist ein so zarter Punkt, daß man nur nach sehr umfassenden Beobachtungen über ihn abzusprechen wagen darf. Zuletzt giebt er die Geschichte von 33 Gefangenen, die im Kerker wahnsinnig geworden sind, und man ersieht hier aus dem furchtbaren Detail, das die Seele jedes Lesers empören muß und doch für den Arzt und Psychologen vom höchsten Interesse ist, wie durchaus nachtheilig das System von Philadelphia auf die Geister der Gefangenen wirkt. Auch wo von Natur nicht die mindeste Anlage zum Wahnsinn vorhanden war, müssen die Einsamkeit, das Schweigen, der Mangel an körperlicher Bewegung und die Einförmigkeit der Beschäftigung, die das Wesen dieses Systems ausmachen, sie hervorrufen. (Schluß folgt.)

Arabien.

Orientalisch-Muhammedanische Legenden.

(Schluß.)

Man baute nun einen Thurm von 100 Fuß Höhe; man füllte ihn mit Holz und zündete es an. Eine ungeheure prasselnde Flamme erhob sich, und ein Rauchwirbel verfinsterte die ganze Stadt. Acht Tage lang ließ man die höllische Gluth brennen .... denn man wußte nicht, wie man Abraham über die hundert Fuß hohen Mauern werfen sollte. Endlich entwarf der Teufel, der immer bereit ist, böse Rathschläge zu geben, den Plan zur Errichtung einer **Mandschanik** oder einer Wurfmaschine. Als sie fertig war, ließ Nimrod Abraham kommen und fragte ihn: „Wer ist dein Gott?" — „Mein Gott ist derjenige, der Tod und Leben giebt." — Nimrod läßt zwei Männer bringen; den einen läßt er tödten, und den anderen läßt er leben. — „Auch ich, wie du siehst, kann Tod und Leben geben." — „Aber Gott läßt mit seiner Hand die Sonne im Osten aufgehen; laß du sie im Westen aufgehen!" — Jetzt bindet man Abraham und schleudert ihn, vermittelst der Mandschanik, in den glühenden Thurm. Er war damals dreißig Jahr alt; und am Himmel hallten die Worte wider: „Ibrahim Chaly" (Abraham, der Freund Gottes, ist im Feuer). Aber Gott hatte seinen Propheten beschützt; der Engel Gabriel fing ihn in seinen Armen auf und sagte: „O Feuer, sey kalt! und Rettung dem Diener Gottes!" Und sogleich hatte das Feuer auf der ganzen Erde von Osten bis Westen keine brennende Kraft mehr, so daß kein Sterblicher sieben Tage lang etwas kochen konnte.

Die furchtbare Glut war für Abraham wie eine Quelle frischen Wassers, wie ein Rosenbett, wie ein mit Narzissen bestreuter Stuhl. Der Engel, in einer dem Abraham ganz ähnlichen Menschengestalt, unterhielt sich darin ruhig mit ihm. Nimrod bemerkte sie von seinem Palaste herab: — „Abraham", sagte er, „dein Gott ist groß; aber kannst du aus diesem Feuer herauskommen?" — „Ja, ich kann es." Und er kam heraus. Nimrod, hierüber erstaunt, opferte zur Ehre des wahren Gottes eine Hekatombe. Des Königs Tochter, Rakta, sah auch Abraham in dem brennenden Thurme. — „Kann ich", sagte sie zu dem Propheten, „auch in dieses Feuer gehen?" — „Sprich bloß die Worte: „„Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes!"" und geh' hinein. Sie sprach diese heiligen Worte aus und ging hinein. Das Feuer that ihr keinen Schaden. Sie glaubte an den Gott Abraham's. Aber ihr Vater tödtete sie sogleich mit eisernen Nägeln, die er ihr in den Leib einstoßen ließ. Der Engel Gabriel befreite sie aus den Händen der Henker; und als Abraham aus den Staaten Nimrod's entfloh, führte der Engel sie zu dem Propheten, der sie an seinen Sohn Madyan verheiratete. Madyan zeugte mit ihr zwanzig Kinder.

9.

Nimrod's Luftreise.

Nimrod wollte erfahren, ob der Gott Abraham's wirklich höher als alle menschliche Macht wäre: er entschloß sich daher, ihn im Himmel aufzusuchen, ihn zu besiegen und ihn auf die Seite zu schaffen. Er ließ sich einen großen viereckigen Kasten machen, an dessen vier Ecken unten und oben vier lange hölzerne Stangen befestigt waren. An die unteren Stangen spannte er vier Adler, welche er für diese Luftfahrt eigens abgerichtet hatte. Den Tag vor der Abfahrt hatte er sie hungern lassen. Nimrod nahm einen Bogen und Pfeile und setzte sich mit einem seiner Günstlinge in den Kasten. Auf die oberen Stangen des Kastens hatte er Fleisch gesteckt, um damit die verhungerten Adler nach oben lenken zu können. Nimrod fährt ab, d. i. er durchspaltet die Luft mit Adlerflügeln. Einen ganzen Tag lang steigt er empor. „Oeffne die obere Thür des Kastens!" sagte der König zu seinem Reisegefährten .... „Sind wir dem Himmel schon nahe?" — „So sehe ich den Himmel immer; nichts hat sich geändert." — „Oeffne die untere Thür! Wie siehst du die Erde?" — „Wie eine bewegliche Wasserwoge; und die Berge erscheinen wie Rauchpünktchen." Sie reisten noch einen Tag nach dem Himmel. Der Wind hinderte jetzt ein wenig den Zug der Adler; und der König und sein Günstling erstaunten; der Himmel schien immer derselbe zu bleiben, und die Erde war in ihren Augen nur noch ein kleiner schwarzer Punkt. Plötzlich rief eine Stimme: „Wohin gehst du, unsinniger Tyrann?" — Nimrod ergriff den Bogen und schoß einen Pfeil ab. Der abgesandte Pfeil fiel darauf mit Blut befleckt neben ihm nieder. „Jetzt sind wir von diesem Gott befreit", sagte Nimrod; „ich habe ihn getroffen." Aber das Blut kam von einem Fische, der in dem Wasser des ersten Himmels verwundet worden war, oder auch von einem Vogel.

Der Günstling des Königs band nun die Adler an die oberen Stangen des Kastens und das Fleisch an die unteren. Jetzt ging die Reise wieder nach der Erde zurück. Ein heftiger Wind erschütterte den Palast und die Stadt. Nimrod betrat seine Wohnung; und unzählige, kaum bemerkbare Mücken, von denen siebzig noch nicht so viel wiegen, wie ein Flügel der kleinsten Fliege, füllten die Lüfte, verdunkelten die Sonne, belästigten die Soldaten des Tyrannen und zernagten ihre Haut, ihre Nasen, ihre Arme, ihre Haare und ihre Waffen. Eine große Menge dieser Mücken fiel auch über Nimrod her; sie drangen ihm in die Nasenlöcher und stiegen ihm sogar bis in das Gehirn, welches sie vierzig Tage lang durchwühlten. Davon bekam der König Krämpfe und Verzuckungen und stieß seinen Kopf gegen die Wände. In den Augenblicken, wo der Schmerz am heftigsten war, schlug ihm einer seiner Hofleute an den Scheitel, und die Mücken fielen aus der Nase des Königs heraus und waren so groß wie junge Vögel. — Nimrod starb unter den gräßlichen Schmerzen.

10.

Sara. — Hagar.

Haran, Abraham's Bruder, hatte eine Tochter, welche Sara hieß. Sie besaß ungewöhnliche Schönheit. Joseph war nur um ein Drittel so schön wie sie. Sara glaubte, seit dem Wunder des brennenden Thurmes, an den Gott ihres Oheims. Bald darauf heiratete sie Abraham. Nimrod lebte damals noch und suchte den Abraham auf die Seite zu schaffen. Lot verhinderte diesen Plan, und sie entflohen zusammen zu Haran. Obgleich Azar, Abraham's Vater, Götzendiener geblieben war, so folgte er ihnen dennoch dahin und starb daselbst. Abraham ging nachher nach Raha oder Balbeck, von da nach Palästina, und dann nach Aegypten; dies geschah unter der Regierung des Pharao Sinan, des Sohnes Olwan's, aus dem Geschlechte Sem. Abraham ging nach Palästina oder nach dem Lande Kanaan zurück und ließ sich zu Sinna *) nieder. Von hier sandte er Lot nach den Ufern des Jordans, um als Prophet den Bewohnern dieser Gegend den wahren Glauben zu bringen und sie zum Dienst des wahren Gottes zurückzurufen. Lot ging hin und predigte in Gomorra und in den anderen Städten, welche die zertrümmerten Städte heißen. Als Abraham nach Palästina reiste, führte er die schöne Sara, in einem Koffer eingeschlossen, mit sich. Er kam an das Thor eines Zehnten-Einnehmers, welcher den zehnten Theil des Werthes von allen Gegenständen, die über die Gränze gebracht wurden, als Steuer erhob. Er schätzte also das Gepäck Abraham's; und dann verlangte er, daß man ihm den Koffer öffne. — „Denke dir", sagte ihm Abraham, „daß er Seide enthalte, und berechne hiernach seinen Zehnten." — „Das ist unmöglich; öffne den Kasten." — „Denke dir, wenn du willst, daß er mit Silber, ... mit Gold gefüllt sey." — Nein, nein; ich kann nicht." Man öffnet den Kasten, und hervor tritt eine Frau von wunderbarer Schönheit.

Die Erzählung von diesem Ereigniß gelangte zu den Ohren des Königs der Provinzen des Jordans. Dieser König war Saruf (Moses nennt ihn Abimelech), ein Fürst, der als Verehrer des schönen Geschlechts bekannt war. Er hatte damals die Agar zur Geliebten. „Wo hast du diese Frau her?" sagte er zu Abraham. — „Es ist meine Schwester." — Abraham fürchtete, daß der König ihn würde tödten lassen wegen der Sara. Saruf ließ Sara nehmen und in seinen Palast führen. Aber die Mauern des Palastes wurden für Abraham durchsichtig wie Glas, und er sah Alles, was darin vorging. Der König nähert sich der Sara; von Liebe glühend, streckt er die Arme nach ihr aus, um sie an sich zu ziehen. Seine Hand verdorrt plötzlich, und der Palast erbebt und schwankt. Saruf erschrak darüber. Ein Engel meldet ihm, daß Sara die Frau des Reisenden sey. Er bittet für sie, von dem Himmel die Heilung seiner Hand zu erflehen; seine Hand ward geheilt. Er will hierauf Sara umarmen; seine Hand verdorrt wieder, und noch ein drittes Mal. Nun schickt er Sara zurück und giebt ihr Agar als Sklavin mit. „Geh", sagte er zur Sara; „der bloße Anblick deines schönen Haares würde hinreichen, mir den Geist zu verwirren."

Hagar war Aegyptischen Ursprungs; nach Anderen war sie eine Araberin. Sie war früher die Sklavin eines Koptischen Königs gewesen, der sie verstoßen hatte. Da Sara mit Abraham keine Kinder hatte, so gab sie ihm die Hagar zur Beischläferin, die ihm den Ismael gebar.

11.

Der Prophet Lot. — Die zertrümmerten Städte.

Lot predigte in den sündigen Städten, Sabura, Dauma, Saud, Gomorra und Sodom. Diese Städte hatten eine sehr große Bevölkerung; aber alle Einwohner, sowohl Männer als Frauen, überließen sich den schändlichsten und unnatürlichsten Wollüsten. Die Worte Lot's wurden verachtet und verhöhnt. Um die Verbrechen, welche diese verbrecherischen Städte besudelten, zu bestrafen, goß Gott einen Stein- und Feuerregen über sie aus, der sie gänzlich zerstörte und zertrümmerte. Mehrere Dichter erzählen, daß Engel ihre Flügel unter die Grundmauern dieser Städte geschoben und sie bis in den Himmel dieser Welt getragen hätten, so daß man im nächstfolgenden Himmel das Krähen ihrer Hähne und das Bellen ihrer Hunde hätte hören können. In dieser wunderbaren Höhe zertrümmerten die Engel die sündigen Städte und ließen sie herab fallen. Davon erhielten sie den Namen **zertrümmerter Städte**. In dem Augenblicke des Sturzes war Lot's Frau, Halsafa oder

*) Nach der Erzählung des Moses begab sich Abraham von Aegypten nach Bethel in dem Lande der Jebusitischen Hevärr, und nicht nach Sinna, was im südlichen Kanaan liegt.

Wallach, die zu Sodom Freunde hatte, weit entfernt davon. Sie kehrte eben mit ihrem Manne von da zurück; sie hörte ein furchtbares Krachen und rief aus: „O, unglückliches Volk!“ Und deshalb wurde sie in Stein verwandelt.

Das Andenken an diese Zerstörung und Zertrümmerung lebt heute noch unter den Einwohnern des Landes am Jordan. Sie nennen diesen Fluß Bahr Lot, d. i. Fluß Lot's.

12.

Die verstoßene Hagar geht mit ihrem Sohne Ismael nach Mekka.

Abraham war schon neunzig Jahre alt, als ihm Hagar den Ismael gebar. Aber vor der Geburt dieses Sohnes erfuhr Abraham durch eine göttliche Offenbarung, daß er bald noch einen anderen Sohn erhalten würde. Er sagte dies der Sara, welche jetzt eifersüchtig auf Hagar ward. Sara, welche die Mutter dieses verheißenen Kindes zu werden hoffte, bat Abraham, die Hagar zu entfernen. Ja sie schwur sogar, daß sie den Leib der Agar in drei Theile zerschneiden und sich die Hand mit dem Blute dieser Sklavin besudeln wollte. Da Gott den Abraham zur Erfüllung der Bitte Sara's ermahnte, so befahl er der Hagar, sein Haus für immer zu verlassen. Und damit Sara ihren Schwur ausführen konnte, sagte er zu ihr, daß sie der Hagar die Ohren durchbohren und sie beschneiden sollte; „und“, fügte er hinzu, „die Beschneidung soll in Zukunft eine Regel und eine Pflicht für alle Frauen seyn.“ Hagar war die erste Frau, die beschnitten wurde, und Abraham der erste Mann, der beschnitten war.

Hagar rüstete sich zur Abreise; sie zog ein Kleid mit langer Schleppe an und umgürtete sich mit einem Gürtel. Sie war die erste Frau, die diese Kleidung trug.

Abraham nahm Hagar und Ismael, der noch saugte, und führte sie bis in die Gegend von Mekka. Hier begegneten sie einigen Amalekitern, die von jenen alten Amalekitern abstammten, welche sich zuerst in dieser steinigen und unfruchtbaren Gegend niedergelassen hatten. Abraham machte hier mit Baumzweigen eine Hütte nicht weit von dem Orte, wo jetzt der Brunnen Zemzem liegt, und wo er später die Kaaba wieder aufbaute. Nachdem er die nahe liegenden Gegenden noch kennen gelernt hatte, reiste er wieder nach Syrien zurück.

Hagar hatte einen alten Schlauch, in welchem sie ihr Trinkwasser aufbewahrte. Als dies Wasser verzehrt war, hatten Ismael und seine Mutter Durst. Hagar wußte nicht, wo sie zu trinken finden sollte; ihre Milch trocknete ihr aus; der verschmachtende Ismael ward krank und lag im Sterben. Hagar, zitternd vor Furcht, ihn sterben zu sehen, lief auf den Berg Arafat. Und ihre Augen beständig nach der Gegend wendend, wo Ismael lag, flehte sie Gott um Hülfe. Hierauf lief sie auf die Anhöhen Marwach; als sie in das Thal hinabgestiegen war, bemerkte sie ihren Sohn nicht mehr; sie hebt die Schleppe ihres Kleides auf und eilt mit schnellen Schritten auf den Safa. Sie sieht Ismael noch immer in demselben Zustande. Sieben Mal geht sie von Marwach nach Safa und von Safa nach Marwach. Sie war in Verzweiflung; sie glühte von Fieber, Furcht und Durst. Auf der Höhe Safa hört sie eine Stimme; — sie horcht auf; die Stimme wiederholt sich; sie horcht wieder. Sie glaubt nur ein eingebildetes Geräusch gehört zu haben, welches nur bei ihrer übermäßigen Ermattung und ihrem unerträglichen Durste in ihrem Ohre geklungen habe. Sie betrachtet ihren Sohn; sie sieht ihn noch leben; sie läuft auf Marwach. Dieselbe Stimme läßt sich wieder hören. „Komm“, rief Hagar, „komm, wer du auch seyest; dein Wort hat mich bewegt; komm mir zu Hülfe; ich sterbe und mein Sohn stirbt.“

Sie folgt der Stimme, die sie zu Ismael führt. Es war der Engel Gabriel, der sie gerufen hatte. Er führte sie an den Ort, wo jetzt der Brunnen Zemzem liegt. Er stößt mit der Ferse auf die Erde; und Wasser quillt aus dem Boden. Hagar legt in der größten Eile Erde um das Wasser, damit es nicht abfließe und damit sie ihren Schlauch holen könne. Sie trinkt schnell und holt dann ihren Sohn herbei. Sie läßt ihn trinken. „Erquicke dich“, sagte der Engel zu Hagar; „von nun an wird die Quelle nicht mehr austrocknen; alle wahren Diener Gottes, wenn sie ermattet und mit Staub bedeckt sind, werden aus den sieben Gegenden der Welt hierher kommen, um dieses heilige Wasser zu trinken; denn hier wird Abraham bald den ewigen Tempel, die heilige Kaaba, errichten, wo sich die Bekenner des wahren Glaubens andächtig versammeln werden.“ Der Engel verschwand.

Aber bald darauf kamen zwei junge Amalekiter; sie verfolgten ein Kameel, das ihnen entlaufen war. Sie hatten Durst. Ihre Begleiter waren auf dem Arafat zurückgeblieben. Als die beiden Amalekiter die Hagar sahen, sagten sie zu ihr: „Wem gehört dies Wasser?“ — „Meinem Sohne und mir.“ — „Und woher kommt es? Wir haben noch niemals Wasser hier gefunden.“ — „Gott hat es uns gegeben.“ — Sie tranken und riefen dann ihre Begleiter. Alle kamen herbei, — und Ismal fing an, mit ihren Kindern zu spielen.

13.

Das Opfer Abraham's.

Den folgenden Monat kam Abraham nach Borack, welches später durch Muhammed so berühmt wurde. Seit dieser Zeit ging Abraham öfters dahin, um seinen Sohn zu besuchen.

Als Ismael dreizehn Jahre alt war, befahl der Allmächtige dem Abraham im Traume, ihn zu opfern. So spricht der Islam dem Isaak die Ehre ab, von Gott als Opfer verlangt worden zu seyn. Muhammed sagt selbst: — „Ich bin der Sohn zweier Opfer.“ Er wollte sagen, er sey der Sohn Ismael's und Abdallah's. Muhammed's Vater, Abdallah, wird von den Muselmännern auch das Opfer genannt, weil sein Vater Abdelmotthalib einen Traum hatte, in welchem er aufgefordert wurde, seinen Sohn zu erwürgen. Statt Abdallahs wurden hundert Kameele geschlachtet.

Abraham sagte zu Ismael, er solle Stricke und ein Messer nehmen und ihn auf den Berg Mina bei Mekka begleiten. Unterweges erzählte Abraham seinem Sohne den Traum, den er drei Nächte hinter einander gehabt hätte. „Gehorche“, antwortete Ismael, „gehorche dem Befehl Gottes.“

Sie kamen auf dem Berge an. Abraham bindet seinen Sohn: „Ziehe die Stricke fest zusammen“, sagte das Kind, „damit ich mich unter dem Messer nicht rühren kann; lege deine Kleider ab, damit mein Blut sie nicht beflecke, und damit meine Mutter nicht so betrübt werde, wenn sie dich sieht; wetze das Messer recht scharf, daß es schnell in mein Fleisch eindringe und mein Tod weniger schmerzhaft sey; denn der Tod hat seine Schrecken. Wenn du nachher zu meiner Mutter zurückkehrst, so grüße sie von mir; und wenn du es für passend hältst, so gieb ihr mein Kleid; dies wird ein Andenken an ihren Sohn seyn. Abraham sagte ihm: „Gott belohne dich, mein Kind, für deine fromme Entsagung.“

Abraham ergreift mit Thränen in den Augen das Messer und setzt es weinend an den Hals Ismael's. Vom Himmel herab schauen die erstaunten und bis zu Thränen gerührten Engel auf diese schöne und großmüthige Opferhandlung. Das Messer schneidet nicht. Abraham wetzt es noch dreimal; der Stahl glänzte wie eine blendende Flamme; aber er schneidet nicht: Gott hat ihn in Kupfer verwandelt. „O mein Vater!“ sagte Ismael zitternd, „lege mein Gesicht auf die Erde, damit du den Tod nicht in meinen Augen sehest und damit dein Herz nicht wanke: und ich werde das Messer nicht noch einmal an meinem Halse sehen können.“

Abraham dreht seinen Sohn um, und die Klinge des Messers dreht sich auch um. „Es ist genug, Abraham“, — rief jetzt eine Stimme, die in den Lüften wiederhallte. Und sogleich überreicht der Engel Gabriel dem Abraham einen prächtigen Widder mit langen Hörnern. „Diesen“, setzte er hinzu, „opfere statt deines Sohnes.“ Abraham opfert den Widder, und alle Engel singen: „Gott ist groß! Gott ist groß!“

Abraham reiste wieder zurück und ging zur Sara und zu seinem Sohne Isaak.

Frankreich.

Balzac über die Pariser Journalistik.

„Monographie der Pariser Presse“ ist der Titel einer jüngst erschienenen Broschüre *), die den bekannten Schriftsteller Balzac zum Verfasser hat und durch welche die Journalisten der Französischen Hauptstadt in nicht geringe Bewegung versetzt worden sind. Sie giebt ein durchaus nicht schmeichelhaftes Bild von der Maschinerie der Pariser Presse, von den gehässigen Umtrieben und gewissenlosen Kunstgriffen, mittelst deren sich die verschiedenen Journale den Rang abzulaufen und ihrer Partei zu dienen suchen. Man kann diese Diatribe als eine Art von Seitenstück zu der in Nr. 11 des Magazins mitgetheilten Philippika der Foreign Quarterly Review gegen den Amerikanischen Preß-Unfug betrachten, und wie diese wird sie der persönlichen Gereiztheit des Verfassers zugeschrieben. Die Angriffe gegen seine literarischen Nebenbuhler zeugen in der That mehr von kaustischer Bitterkeit als von launiger Ironie; indessen beziehen sich die Anspielungen mitunter auf lokale Verhältnisse, die außerhalb Paris nicht leicht verstanden werden dürften.

Der Aufsatz hebt mit einer synoptischen Tabelle an, in welcher alle Schattirungen der Kaste: Gendelettre verzeichnet sind. Die Idee zu dieser Benennung versichert Balzac von dem analogen Gendarme entlehnt zu haben, indem er den einen Stand für eben so achtbar halte, als den anderen — was uns übrigens ein ziemlich fader Witz scheint. Er theilt das Literatur-Geschlecht in zwei Gattungen — die Publizisten und die Kritiker — und diese wieder in mehrere Unter-Abtheilungen, bei deren Schilderung er die Miene eines Cuvier bei der Klassifizirung neuentdeckter Thierarten annimmt. Der Haupt-Redacteur und verantwortliche Herausgeber eines Journals hat, wie er uns belehrt, oft nur die nominelle Leitung desselben; seine Autorität weicht nicht selten dem heimlichen Einfluß einer Actrice oder der legitimen Herrschaft einer rechtmäßigen Gattin. Den Schlüssel zu der ersten Anspielung wollen wir der Chronique scandaleuse überlassen; in der zweiten wird man leicht Frau v. Girardin, den Vicomte de Launay der „Presse“ erkennen, indem Madame Dudevant nicht die einzige Dame ist, die unter männlichem Namen schreibt.

Die zweite Varietät derselben Race ist der einfache Redacteur. „Es ist schwer“, schreibt Balzac, „in einer solchen Stellung seinen Geist nicht abzustumpfen und zur Mittelmäßigkeit herabzusinken, weil es nur zwei Formen giebt, in welche die leitenden Artikel gegossen werden können: die Oppositions-Form und die ministerielle. Man hat eine dritte, die aber nur selten gebraucht wird. Bei allen Handlungen der Regierung muß der Oppositions-Schriftsteller tadeln, verdammen und hofmeistern; der ministerielle Journalist ist nicht minder verpflichtet, sie alle ohne Ausnahme zu rechtfertigen. Der Eine ist ein immerwährender Negativ, der Andere ist ein eben so beständiger Affirmativ.“ — Sehr wahr! Aber um dieses zu wissen, bedurften wir nicht erst des Herrn von Balzac. Es ist eine Entdeckung, die Jeder, der die Zeitungen liest, schon längst gemacht hat.

---

*) Monographie de la Presse Parisienne, par M. de Balzac. Paris 1843.

Die Charakterisirung des Publikums ist gelungener. Nach jedem Vorfall begiebt sich der Abonnent zur Ruhe mit dem Gedanken: „Ich werde morgen sehen, was mein Journal über diesen Gegenstand sagt.“ Da es aber Thatsachen giebt, die das Publikum nicht erfahren darf, und andere, die entstellt und verstümmelt werden müssen, so schließt der Satiriker, daß die Presse keinesweges der Freiheit genieße, die man bei ihr voraussetzt. Zu ihrer Schande, sagt er, ist sie nur gegen Schwache und Vereinzelte „frei“ (!). Und dann haben wir eine Karikatur des Herrn **Thiers**, von seinen Batterieen umringt, als welche das Siècle, der Courrier français und der Constitutionnel figuriren.

Es wird hierauf ein komisches Beispiel von der Maschinerie gegeben, durch die man die üble Stimmung gegen England unterhält. Während einer tiefen Stille des politischen Oceans erscheint plötzlich folgende von Ausburg (!) datirte Nachricht: „Man sagt, daß die Englische Gesandtschaft dem Lord Willgoud auf seiner Reise nach Galucho (Brasilien) ein Diner gegeben habe, bei welchem das ganze diplomatische Corps, mit Ausnahme des Französischen Konsuls, gegenwärtig war.“ Diese wichtige Neuigkeit veranlaßt die Oppositionsblätter, sich zu einem gehörigen Grade der Entrüstung hinaufzuschrauben, da es ihnen unbekannt ist, daß weder ein Lord Willgoud, noch ein Galucho existiren; und hier giebt uns Balzac meisterhafte Nachahmungen der vornehmsten Pariser Journale zum Besten. Seinen sarkastischen Bemerkungen über dieses Thema fügt er folgendes Kuriosum bei: „Eine auf solche Weise nach drei Formen kombinirte Phrase setzt die Mehrheit der Französischen Nation jeden Morgen in den Stand, ein Urtheil über alle mögliche Ereignisse zu fällen. Nach den Juli-Tagen gestand ein alter Redacteur, daß er während zwölf Jahren immer nur einen und denselben Artikel geschrieben habe. Dieser freimüthige Mann ist jetzt todt.“ Das seltsame Geständniß soll von einem Herrn Chatelain, Redacteur des Courrier français, einem Ultraliberalen, herrühren.

In seiner Parodie des Journal de Débats bemerkt Herr von Balzac in Parenthese bei jeder hochtrabenden Stelle: Preis 3000 Francs monatlich — welche Summe, wie man glaubt, der Eigenthümer, Herr Bertin, von der Regierung erhält. Es sind jedoch nicht ausschließlich Ministerielle, welche sich auf diese Art feilbieten; die Puritaner der Opposition, die für sich selbst keine Gunstbezeugungen annehmen können, bestürmen das Gouvernement mit Gesuchen, ihre Verwandten mit Stellen zu versorgen. Die Einkünfte der von der Familie **Barrot** bekleideten Aemter sollen sich auf 130,000 Francs belaufen! Wir müssen jedoch bemerken, daß die Angriffe des Verfassers zu allgemein sind, daß er die Talente der Publizisten zu gering anschlägt und in seiner Darstellung des Systems, nach welchem die Debatten in den Kammern berichtet werden, sich großer Uebertreibungen schuldig macht.

Ueber die sogenannten Canards (Enten), die man den poetischen Theil der Zeitungs-Literatur nennen kann, erfahren wir manches Neue. Ein Quidam, der unter der Regierung Napoleon's fünf Jahre lang erdichtete Bülletins über einen angeblichen Krieg der Afghanen gegen England in den Moniteur einrücken ließ, hatte vom Gouvernement eine Pension erhalten; der Betrug kam ans Licht, aber statt den Urheber desselben zu bestrafen, soll der Kaiser seine Pension erhöht haben: „weil eine solche Fiction so gut mit den Interessen Napoleon's übereinstimmte.“ Diese Bülletins waren canards. Die Geschichte Kaspar Hauser's war ein canard; die der Clara Wendel und des Räubers Schubri desgleichen. Die Verfasser der letzteren waren die wohlbekannten Schriftsteller Méry und Nestor Roqueplan. Etienne, Herausgeber des Constitutionnel, zeichnete sich unter der Restauration durch seine canards aus. Seine Force lag in Erzählungen von Priestern, die den Verstorbenen das Begräbniß verweigert hätten, und in Verfolgungen liberaler Curés. Er mußte indessen das Handwerk aufgeben, da die Wahrheit endlich an den Tag kam.

Mit der größten Strenge behandelt Herr von Balzac begreiflicher Weise die Rezensenten. Er beschuldigt sie, verdienstvolle Werke zu übersehen, um sich ausschließlich mit flachen Vaudevilles zu beschäftigen, und behauptet, daß der fühlbare Mangel an Absatz für gediegene Bücher von diesem Umstande herrühre. Vor Allen schwingt er seine Geißel über **Janin**, indem er dessen Wortschwall persiflirt, mit welchem er alle mögliche Gegenstände bespricht — sein eigentliches Objekt allein ausgenommen. Dieser gefürchtete Kritiker hält es für die lustigste Sache von der Welt, Euch die Hand zu drücken und für Euren besten Freund zu gelten, während er Euch mit den vergifteten Nadeln seiner Feuilletons zu Tode sticht. Wenn er in einer Pariser Zeitschrift Euch sogar lobt, so könnt Ihr doch darauf schwören, daß er Euch in irgend einem Londoner Journal „erdolcht.“

Gegen das Ende der Broschüre kommt Balzac auf die Verfertiger von Bonmots und Witzeleien zu reden, wobei er den tragikomischen Ausruf hervorseufzt: „Ach! Frankreich ist groß, selbst in seinen Kleinlichkeiten, selbst in seinen Lastern, selbst in seinen Fehlern!“ Bei der Erwähnung des Charivari, „des Matadors der kleinen Journale“, läßt er etwas in seiner Strenge nach, indem er dessen sprudelnden Witz und unerschöpflichen Humor anerkennt. Die Mitarbeiter an Blättern dieser Klasse bezeichnet er durch ein unübersetzbares Wortspiel mit dem Namen: pêcheurs à la ligne, weil sie gleich den Fischern von ihrer ligne (was sowohl **Zeile** als **Angelschnur** bedeutet) leben. Ihr Honorar wird nämlich nach der Zeile berechnet, wie bei den Londoner penny a liners. Was diesen Literaturzweig besonders charakterisirt, ist, daß der stärkste Geist, der sich ihm einmal gewidmet hat, bald die Fähigkeit verliert, erhabene Gesinnungen zu würdigen. Gewohnt, über Alles zu spotten, wird ihm endlich auch das Großartigste verächtlich.

Die Englische Journalistik wird folgendermaßen der Französischen gegenübergestellt: „Die Londoner Presse hat nicht denselben Einfluß auf die Welt (?) als die Pariser; sie ist bis zu einem gewissen Grade auf England beschränkt, dessen Egoismus sich überall fühlbar macht. Ein solcher Egoismus verdient in der That, Patriotismus zu heißen; denn was ist der Patriotismus weiter als der Egoismus einer ganzen Nation? So muß man den großen Unterschied erklären, der zwischen den Englischen und Französischen Journalisten stattfindet. Der Englische ist zuerst Engländer und dann Journalist, der Französische aber vor Allem Journalist. Ein Englischer Zeitungsschreiber würde niemals den Fehler begehen, Staats-Geheimnisse zu veröffentlichen, die seinem Lande schaden könnten; ein Französischer würde dagegen, um einiger Abonnenten willen, Alles ausplaudern. Die besten Spione Abdel-Kader's sind, wie er sagt, die Französischen Zeitungen. Gestern vindizirte ein Blatt die älteren Rechte Englands auf die Marquesas-Inseln, und dieses Blatt nennt sich le National! Zwischen der Möglichkeit eines Sturzes und der Preßfreiheit hat Napoleon keinen Augenblick geschwankt ....“ (Besteht etwa in England keine Preßfreiheit? Oder will der Verfasser bloß andeuten, daß sie für seine Landsleute nichts tauge?)

Das Merkwürdigste an dem ganzen Buche sind die Holzschnitte, mit denen es ausgestattet ist, und die viel mehr Geist offenbaren, als der Text. Die Portraits der verschiedenen Zeitungs-Redacteure und Schriftsteller sind aufs frappanteste getroffen; Namen sind zwar nicht genannt, aber man kann sie unmöglich verkennen. Da sieht man Herrn Pierre Leroux in pythischer Entzückung, mit dem Ausdruck der Zerrissenheit, der Verstörung, des George Sandismus in jedem Theile seines Gesichts und seines Aeußeren — im Haar, in der Nase, im Mund und sogar im Schlafrock, ohne von der gähnenden Kluft zwischen seiner Weste und einem unnennbaren Stücke seiner Bekleidung zu reden. Den Gegensatz zu ihm bildet die wohlgenährte Selbstzufriedenheit des Herrn Hippolyte Lucas, der in der Tracht eines Gewürzkrämers seinen unerschöpflichen Vorrath von Zuckersyrup austheilt, mit welchem er, wie man sagt, alle Schriftsteller, Herrn v. Balzac allein ausgenommen, zu bedienen pflegt. Wenden wir uns von der nüchternen, unschuldigen, antediluvischen Figur (Gustav Planche), welche nichts thut als die Vergangenheit loben, zu dem knurrenden, beißigen, bärtigen Pudel (Jules Janin), der nach Jedem schnappt und auf den Hinterbeinen geht, und betrachten dann den auf dem Sofa ausgestreckten Herrn und die junge, im leichten Déshabillé auf dem Fußteppich liegende Dame; die junge Dame liest das Buch vor, worüber ihr Zuhörer (den seine Freunde leicht erkennen werden) salbungsvolle moralische Reden zu halten und von den Dächern herab: où allons nous? zu rufen gedenkt. Mit unnachahmlichem graphischen Humor ist der Rhein dargestellt, wie der joviale, alte, schilfbedeckte Gott mit einem grotesken Ausdruck maßloser Bewunderung den großen Mann (Victor Hugo) anstaunt, der den weiten Weg von Paris gekommen, nicht um den guten alten Fluß zu sehen, sondern damit der gute alte Fluß ihn sehen möge! Was zum Schlusse das possirliche Gespräch zwischen der Presse (einem jähzornigen, unvernünftigen, alten Weibe) und Herrn von Balzac selbst (einem ruhigen, vernünftigen, sehr dicken, langhaarigen, etwas gebückten, kleinen Mann) betrifft, so sind wir überzeugt, daß der Journalist oder Kritiker, den die ersten 79 Seiten dieses sonderbaren Produktes am meisten verwundet und beleidigt haben, es gewiß bei der achtzigsten mit einem herzlichen Gelächter aus der Hand legen wird.

Mannigfaltiges.

— **Führer durch Belgien.** Bei den immer sich mehrenden Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Belgien ist ein Deutsches Reisehandbuch durch das letztgedachte Land vielen unserer Landsleute gewiß eine willkommene Erscheinung. Als ein Büchlein dieser Art, das dem Bedürfnisse vollkommen entspricht, können wir unseren Lesern den vor kurzem in zweiter, durchweg umgearbeiteter Auflage in **Koblenz** erschienenen **Führer durch Belgien** empfehlen.*) Es entwirft derselbe dem Deutschen, der von Aachen kommt, einen förmlichen Reiseplan durch das bekanntlich mit großen und opulenten Städten gesegnete und wie ein Garten angebaute kleine Land. Eine Reisekarte, auf der die Eisenbahnen und Landstraßen näher bezeichnet sind und auf der wir nur die kürzlich eröffnete Linie von Mons bis über die Französische Gränze vermissen, wogegen die Fortsetzung der Rheinischen Eisenbahn zwischen Aachen und Lüttich bereits als vollendet dargestellt ist, ferner die Pläne des Schlachtfeldes von Belle-Alliance, der Städte Lüttich, Löwen, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ostende, dienen dem Texte als Erklärung. Ausführlicher auf das Büchlein einzugehen, verbietet uns der Raum, doch können wir nicht unterlassen, auf einige recht interessante Zugaben desselben: auf eine Uebersicht der Flandrischen und Brabantischen Malerschulen, so wie auf einen Ueberblick der Geschichte und der Sprachen Belgiens, welche Aufsätze recht gut geschrieben sind und von einer tüchtigen Deutschen Gesinnung zeugen, besonders hinzuweisen.

---

*) **Belgien.** Handbüchlein für Reisende, die sich leicht und schnell zurechtfinden wollen. Koblenz, Bädeker. 1843.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von **J. Lehmann.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 22. Mai 1843.

England.

Zur Geschichte der Englischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts.

Einer der ausgezeichnetsten Englischen Kritiker, Thomas Babington Macaulay, bekannt zugleich als Mitglied des Whig-Ministeriums unter Lord Melbourne, hat seine Beiträge zur Edinburgh-Review während der Jahre 1825—1842 gesammelt herausgegeben, und zwar sah er sich dazu auch durch den Umstand veranlaßt, daß die Amerikanischen Nachdrucker ihm damit zuvorgekommen waren. Es sind dies natürlich lauter größere Abhandlungen, die für sich einen selbständigen literarischen und wissenschaftlichen Werth haben. Macaulay ist einer von denen, welche dazu beigetragen, dem Edinburgh-Review und überhaupt der kritischen Thätigkeit in der Englischen Literatur eine bessere Richtung zu geben. Als am Ende des vorigen und im Beginn des laufenden Jahrhunderts die Literatur und namentlich die Poesie in England einen so glänzenden Aufschwung nahm, wurde sie bekanntlich durch die Angriffe der neu gegründeten Edinburgh-Review vielfach gehemmt und angefeindet. Männer, denen es nicht an Witz und Scharfsinn, wohl aber an allem Sinn für echte Poesie fehlte, wollten die neue poetische Richtung nicht anerkennen, und die unsterblichen Lieder eines Burns, Wordsworth, Southey, Coleridge und anderer Heroen der Poesie wurden auf jede Weise mißhandelt und in den Staub getreten. Man handhabte überdies die Kritik nach politischen Parteizwecken, und der whiggistischen Edinburgh-Review gegenüber entstand die eben so einseitig torpistische Quarterly-Review. Bei einem solchen Verfahren mußte die Kritik allmälig alles Vertrauen und Ansehen im Lande verlieren, wenn nicht Männer wie James Mackintosh, Macaulay und Lockhart ihr wieder aufgeholfen und sie auf den rechten Weg zurückgeführt hätten. Macaulay hat besonders die Poesie mit der Kritik versöhnt: überhaupt ist, seitdem er an der Edinburgh-Review Theil nimmt, ein milderer Ton in derselben herrschend geworden: sie bringt keine von jenen beißenden Schmäh-Artikeln mehr, in welchen, wie ein Englischer Schriftsteller sich ausdrückt, das wahre Genie in den Koth getreten und irgend ein Esel, der auf der Whigseite des Angers sich tummelte, zum Idol erhoben wurde. Besonders ausgezeichnet ist Macaulay's Stil und Darstellungstalent, doch wirft man ihm auch vor, daß es ihm zuweilen mehr um das Blendende, als um Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu thun ist. Wir theilen als Probe seiner Darstellung folgenden Auszug aus einem Artikel über Dr. Johnson's Leben und Zeitverhältnisse mit, den man nicht ohne Interesse lesen wird; es wird darin besonders die materielle Lage der damaligen Literaten und der einer früheren Periode mit einander verglichen.

„Johnson kam gerade zu einer Zeit nach London, wo die Lage eines Schriftstellers die traurigste von der Welt war. Es war eine finstere Nacht zwischen zwei sonnenhellen Tagen. Das Zeitalter des Mäcenatenthums war vorüber, das der allgemeinen Wißbegier und Volksaufklärung noch nicht da. Die Zahl der Leser ist jetzt so groß, daß ein populärer Schriftsteller von dem Ertrage seiner Werke behaglich leben kann. Unter Wilhelm III., der Königin Anna und Georg I. wären selbst ein Congreve und Addison kaum im Stande gewesen, sich von dem Verkauf ihrer Schriften anständig zu erhalten. Aber der Mangel an natürlichem Bedürfniß nach Literatur wurde in jener Zeit durch künstliche Unterstützung, durch ein umfassendes System von Wohlthaten und Belohnungen mehr als ersetzt. Es gab vielleicht keine andere Zeit, in welcher das literarische Verdienst so glänzend belohnt wurde und wo diejenigen, die gut schreiben konnten, so leichten Zugang in die ausgezeichnetste Gesellschaft und zu den höchsten Würden des Staats fanden. Die Häupter der beiden großen Parteien, in die das Königreich sich theilte, begünstigten die Literatur mit wetteifernder Freigebigkeit. Congreve hatte kaum seine Minderjährigkeit erreicht, als er für seine erste Komödie mit Stellen belohnt wurde, die ihn fürs ganze Leben unabhängig machten. Smith wäre, obgleich sein Hippolytus und Phädra durchfiel, ohne seine eigene Thorheit mit 300 Pfund jährlich getröstet worden. Rowe war nicht bloß Poeta laureatus, sondern auch Zoll-Aufseher im Hafen von London und Secretair im Conseil des Prinzen von Wales. Hughes war Secretair der Friedens-Kommissionen. Ambrose Philips war Richter am Erzbischöflichen Gerichtshof von Irland. Locke war Commissair der Appellationen und im Handels-Büreau. Newton war Münzmeister. Stepney und Prior wurden in Gesandtschaften von hoher Würde und Bedeutung verwandt. Gay, der sein Leben als Lehrling bei einem Seidenhändler anfing, ward in seinem fünfundzwanzigsten Jahre Legations-Secretair. Einem Gedicht über den Tod Karl's II. und der „Stadt- und Landmaus" verdankte Montague seine Einführung in das öffentliche Leben, seine Grafschaft, seinen Hosenband-Orden und seine Stelle als Auditeur im Schatzamt. Swift wäre ohne das unüberwindliche Vorurtheil der Königin gegen ihn Bischof geworden. Oxford schritt, mit seinem weißen Stabe in der Hand, durch die Menge seiner Bewerber, um Parnell zu bewillkommnen, als dieser geniale Schriftsteller die Whigs verließ. Steele war ein Stempel-Commissair und Mitglied des Parlaments. Arthur Mainwaring war Zoll-Commissair und Beamter im Werbe-Büreau. Tickell war Gerichts-Secretair in Irland. Addison war Staats-Secretair.

„In der Zeit dagegen, als Johnson seine literarische Laufbahn begann, hatte ein Schriftsteller von der Gunst mächtiger Personen wenig zu hoffen. Die Gunst des Publikums aber gewährte noch nicht die Mittel einer behaglichen Subsistenz. Die Preise, welche die Buchhändler den Schriftstellern zahlten, waren so niedrig, daß ein Mann von bedeutendem Talent und unermüdlichem Fleiß wenig mehr thun konnte, als für die Noth des Augenblicks sorgen. Die mageren Kühe hatten die fetten aufgezehrt, die dünnen, verschrumpften Aehren hatten die guten verschlungen. Die Zeit der reichen Aerndte war vorüber, und die Periode des Hungers hatte begonnen. Die Summe alles Schmutzes und Elends ließ sich jetzt in dem Worte „Dichter" zusammenfassen. Dieses Wort bezeichnete ein Wesen, das, wie eine Vogelscheuche gekleidet, in Bierschenken zu Hause und das ganz besonders in Stand gesetzt war, über die verhältnißmäßigen Verdienste der Common-side im Oberhofgerichts-Gefängnisse und des Mount-Scoundrel im Fleet-Gefängniß zu entscheiden. Selbst die Aermsten bedauerten ihn, und mit Recht; denn wenn auch ihre Lage eben so schlecht war, so waren doch ihre Bestrebungen nicht so hochfliegend, noch hatten sie ein so reizbares Ehrgefühl. In einer vier Treppen hohen Dachstube wohnen, in einem Keller unter Lakaien ohne Stelle speisen, zehn Stunden täglich für den Lohn eines Tagearbeiters übersetzen, von Bailiffs herumgehetzt werden von einem Schlupfwinkel der Armuth und Krankheit zum anderen, im Juni auf einem Kellerhalse schlafen und unter der Asche einer Glashütte im Dezember, in einem Hospital sterben und in einem Kirchspielgewölbe begraben werden, das war das Loos mehr als eines Schriftstellers, der, wenn er dreißig Jahre früher gelebt, an den Sitzungen des Kitkat- oder Skriblerus-Klub Theil genommen, im Parlament gesessen hätte und mit Gesandtschaften an die Hohen Alliirten betraut worden wäre, der, wenn er in unserer Zeit gelebt, kaum weniger reichen Lohn in Albemarle-street oder in Paternoster-Row gefunden hätte.

„Wie jedes Klima seine besonderen Krankheiten hat, so hat jeder Lebensweg seine besonderen Klippen. Der schriftstellerische Charakter hat gewiß immer seinen Antheil von Fehlern, Eitelkeit, Eifersucht und krankhafter Empfindlichkeit gehabt. Zu diesen Fehlern kamen jetzt diejenigen hinzu, die man gewöhnlich bei Menschen findet, deren Unterhalt precair und deren Grundsätze der Prüfung herber Noth ausgesetzt sind. Alle Laster des Spielers und Bettlers verbanden sich mit denen des Schriftstellers. Die Gewinne in der ärmlichen Lotterie der Schriftstellerei waren kaum weniger verderblich als die Nieten. Wenn einmal das Glück sich einstellte, so kam es in solcher Weise, daß es fast immer mißbraucht ward. Nach Monaten von Hunger und Verzweiflung füllte endlich eine volle dritte Nachtwache oder eine günstig aufgenommene Widmung die Tasche des mageren, zerlumpten, ungewaschenen Poeten mit Guineen. Nun eilte er, jene Genüsse zu kosten, deren Bilder seinen Geist beschäftigt hatten, während er unter der Asche geschlafen und in der Irischen Garküche in Shoe-Lane Kartoffeln gegessen hatte. Eine Woche im Weinhaus machte ihn bald reif zu einem neuen Jahre von Kellernächten. Dies war das Leben Savage's, Boyle's und einer Menge Anderer. Manchmal strahlten sie in goldbetreßten Hüten und Westen, und manchmal blieben sie zu Bett, weil ihre Röcke in Stücke gegangen waren, oder trugen Papier-Kravatten, weil ihr Linnen im Pfandhaus lag; zuweilen tranken sie Champagner und Tokayer mit Betty Careleß, und dann wieder standen sie an dem Fenster einer Restauration in Porridge Island, um den Duft von dem, was sie nicht selbst kosten konnten, einzuschlürfen: sie kannten den Luxus, sie kannten die Noth, aber sie kannten den wahren Comfort nicht. Diese Menschen waren unverbesserlich. Sie haßten ein regelmäßiges und frugales Leben eben so sehr, wie ein alter Zigeuner oder ein Mohikanischer Jäger einen bleibenden Aufenthalt und den Zwang und die Sicherheit der civilisirten Gesellschaft haßt. Man konnte sie eben so wenig an die Pflichten des sozialen Menschen fesseln, als man ein Einhorn an den Stall gewöhnen könnte. Es war schon viel, wenn sie nicht, wie Thiere von noch wilderer Art, die Hand verletzten, die ihre Noth linderte. Ihnen zu helfen, war unmöglich, und die wohlwollendsten Menschen wurden es zuletzt müde, eine Unterstützung zu gewähren, die, sobald sie in

Empfang genommen war, mit der maßlosesten Verschwendung vergeudet wurde. Wenn dem unglücklichen Abenteurer eine Summe eingehändigt wurde, die bei guter Wirthschaft ihn sechs Monate lang erhalten mußte, so ward sie sofort auf die Befriedigung der wunderlichsten sinnlichen Grillen verschwendet, und ehe achtundvierzig Stunden verflossen waren, belästigte der Poet wieder alle seine Bekannten um zwei Pence, um sich eine Portion Lendenstück in einer unterirdischen Garküche zu kaufen. Wenn seine Freunde ihm ein Asyl in ihrem Hause gewährten, so verwandelten sich diese Häuser sofort in Schenken. Alle Ordnung wurde zerstört, alle Geschäfte gehemmt. Der gutherzigste Wirth mußte seine Bereitwilligkeit, einem Genie in der Noth zu dienen, bereuen, wenn er seinen Gast um 3 Uhr des Morgens nach frischem Punsch brüllen hörte." *)

Schweiz.

Das Amerikanische Gefängniß zu Lausanne.

(Schluß.)

Nachdem Herr Verdeil nun auf diese Weise das Verfehlte der Prinzipien dargethan hat, welche noch vor kurzem allein in Lausanne herrschten, doch jetzt nach und nach der Evidenz der Fakta weichen müssen, glaubt er einige Vorschläge zu Verbesserungen hinzufügen zu müssen. Diese bestehen wesentlich darin, daß er auf eine Trennung der Gefangenen beider Geschlechter in solche, die zu wiederholten Malen verhaftet sind, in solche, die nur durch Schwachheit oder Unwissenheit gefehlt haben, und in gefährliche Verbrecher anträgt. Er beklagt hierbei die ungenügende Construction des Gefängnisses zu Lausanne und räth, ein besonderes Gebäude für die Sträflinge männlichen Geschlechtes, welche recidiv geworden sind, und eines für die, welche nur um leichter Vergehen willen auf kurze Zeit verhaftet worden, einzurichten. Er bezeichnet ferner den Unterricht im Allgemeinen und vorzüglich die religiöse Belehrung als unerläßliches Mittel zur Besserung, doch warnt er vor jeder Uebertreibung hierin, da diese wiederum nur zu moralischer Verdumpfung führen kann. In Betreff der Arbeiten dringt er darauf, daß auch solche einzuführen seyen, die im Freien verrichtet werden können und die mit starker körperlicher Bewegung verbunden sind. Schweigen sollen die Gefangenen zwar während des Arbeitens, doch in den Erholungsstunden und bei den Spaziergängen soll es ihnen gestattet seyn, sich über Gegenstände, die ihre Beschäftigung betreffen, zu unterhalten und sonst Gespräche zu führen, die ihrer Lage angemessen sind. Außerordentliche Strafen sollen nur in den dringendsten Fällen verhängt werden. Die Bezahlung der Arbeiten aber soll fortwähren, nur glaubt er, daß man den Preis derselben bis auf das Drittheil oder Viertheil vermindern, doch dabei den Gefangenen erlauben könne, vermittelst dieses ihres Erwerbs sich ihre Kost bis zu einem gewissen Grade zu verbessern. Je geringer das bestrafte Vergehen war, desto größer soll der Lohn für die Arbeit seyn; bei denen aber, die nach einmaliger Freilassung wieder eingezogen sind, soll er ganz wegfallen. Hierauf folgen noch besondere Bestimmungen, inwiefern durch Speisen und Getränke und durch körperliche Bewegung für die Gesundheit der Gefangenen gesorgt werden soll.

Aus der gesammten Darstellung des Doktor Verdeil ergiebt sich somit schon im Allgemeinen, wie wenig erfolgreich die Prinzipien waren, die man in den Jahren 1834—1842 neben den früheren in Lausanne geltend zu machen suchte; noch schlagender treten aber die Mängel des Pennsylvanischen Systems hervor, wenn man die beiden Klassen von Gefangenen vergleicht, in denen die verschiedenen Grundsätze zur Anwendung gekommen sind. Ich theile hierüber einige Angaben mit, welche ich von Herrn Denis, dem Direktor der Kommission für Beaufsichtigung der Gefangenen, welche in besonderen Gemächern eingeschlossen sind, mir zu diesem Zwecke ausgebeten habe.

Vom 1. November 1834 bis zum 1. Januar 1842 wurden 580 Sträflinge, und zwar 458 männliche und 122 weibliche, in dem gemeinschaftlichen Arbeitszimmer beschäftigt, und 103, worunter 85 Männer und 18 Frauen, waren in besondere Zellen eingeschlossen. Unter den 458 Männern der ersten Klasse starben 13, das macht auf 100 Gefangene 2,83; unter den 122 Frauen aber starb nur eine einzige, also 0,82 auf 100. Die mittlere Zahl für die Sterbefälle beider Geschlechter beträgt hiernach 2,41, sie beträgt in der Stadt Lausanne selbst aber 2,88; die Behandlung im Kerker scheint bei der ersten Klasse somit durchaus nicht nachtheilig auf den Gesundheitszustand zu wirken. In derselben Zeit starben von den 85 Männern der anderen Klasse 6, also von 100 bereits 7,06; von den 18 Frauen aber starben 3, das sind 16,66 von 100! Hieraus ergiebt sich, daß die bei weitem zahlreicheren Todesfälle, welche während der letzten der drei von Verdeil charakterisirten Epochen eingetreten sind, ihren Grund in der unseligen Isolirung der Gefangenen, nicht in der Einführung des unbedingten Schweigens und in der Schärfung der Disziplinar-Strafen haben.

Wahnsinnig sind von den 683 Gefangenen dieser Epoche 31 geworden, doch hiervon sind 5 abzurechnen, welche schon vor ihrer Verhaftung Spuren des Wahnsinns gezeigt haben; es bleiben sonach 26, und dies giebt für tausend die Durchschnittszahl 38,06. Unter diesen 26 Gefangenen befanden sich 21 männliche und 5 weibliche; von den 21 männlichen wiederum gehörten 12 den 458 an, welche in dem gemeinsamen Zimmer arbeiteten, 9 aber den 85 in besondere Gemächer Verschlossenen; wir erhalten sonach als die mittlere Zahl bei 1000 für die erstere Klasse 26,20, für die letztere 105,88. Von den 5 Frauen, deren Geist zerrüttet wurde, hatten 4 mit den übrigen Gefangenen zusammen gearbeitet, und eine war von ihnen getrennt gewesen, dies giebt für die erste Klasse auf 1000 durchschnittlich 32,78, für die zweite 55,55. Diese Zahlen sind ungemein groß, wenn man erwägt, daß auf 1000 Einwohner in Lausanne nur 3,00 Geisteskranke kommen. Vorzüglich aber erschreckt die kurze Zeit, in welcher die kräftigsten Männer bei vollkommener Isolirung Spuren geistiger Zerrüttung zeigten; sechs Monate waren die längste Frist, binnen welcher sich keine Symptome des Wahnsinns einstellten, und dabei waren alle 9 Männer der zweiten Klasse, welche wahnsinnig wurden, nach ärztlichem Zeugniß nicht im mindesten dazu prädisponirt; von den 12 der ersten Klasse aber hatten ebenfalls nach amtlicher Versicherung mehrere schon vor ihrem Eintritt ins Gefängniß Symptome der Geistesverwirrung gezeigt. Die verhältnißmäßig zwar weit selteneren, doch immer noch zahlreichen Wahnsinnsfälle bei den Gefangenen, die in dem gemeinsamen Zimmer arbeiten, werden zwar großentheils in der einförmigen Lebensweise und dem Mangel an Bewegung ihren Grund haben, doch wirkt auch hier ohne Zweifel die Separation von den übrigen Gefangenen, welche beim Beginn der Haft Regel ist und auch später noch sehr oft als Disziplinar-Strafe zuerkannt wird, in vielen Fällen so verderblich. Das Schweigen, welches 1840 von dem Untersuchungs-Comité als Grund der Geisteskrankheiten angegeben wurde, ist im Vergleich mit den anderen Ursachen gewiß nur eine sehr untergeordnete.

Eben so deutlich treten die Nachtheile des Amerikanischen Systems hervor, wenn man die Rückfälle in Betrachtung zieht. In der angegeben Zeit vom 1. November 1834 bis zum 31. Dezember 1842 wurden von 458 Männern und 122 Frauen, welche bei gänzlichem Schweigen in dem Arbeitszimmer gemeinsam beschäftigt waren, 388 Männer und 107 Frauen freigelassen. Von den 388 Männern wurden 45, von den 107 Frauen 14 wegen neuer Vergehen wieder eingezogen; es kommen also auf 100 der Ersteren 11,30, auf 100 der Letzteren 13,08, welche nicht gebessert sind. Von den 85 Männern aber, welche isolirt waren, wurden 59 freigegeben, und von diesen mußten 30 wieder verhaftet werden, dies giebt bereits auf 100 durchschnittlich 50,84; wenn man jedoch hinzunimmt, daß von diesen 30 nur 18 zum zweiten Male, 11 dagegen zum dritten und 1 zum vierten Male bestraft worden, so erhält man bei 59 Entlassungen 43 Rückfälle. Von den 18 Weibern, welche dieselbe Art der Gefangenschaft erlitten, wurden 12 entlassen, von diesen zog man 8 wieder ein, dies beträgt im Allgemeinen bei 100 schon 66,66, im Besonderen aber, da 2 bereits zum dritten Male bestraft wurden, bei 12 Freigelassenen 10 Recidive. Wenn wir uns auch diese Einzelheiten übersichtlich ordnen, so erhalten wir folgendes Resultat:

Art der Gefangenschaft.	Gesammtzahl der Gefangenen.	Verhältniß der Geschlechter.	Todesfälle bei 100 Gefangenen.	Wahnsinn.	Rückfälle.
Isolirung bei Tag und Nacht, höchste Einförmigkeit der Lebensweise, wenig oder keine Bewegung.	103	85 Männer 18 Weiber	7,06 16,66	105,88 55,55	50,84 66,66
Isolirung bei Nacht, gemeinsames Arbeitszimmer bei Tage, doch unbedingtes Schweigen; mehr Mannigfaltigkeit der Beschäftigung, mehr Körperbewegung.	580	458 Männer 112 Weiber	2,83 0,82	26,20 32,78	11,93 13,08

Aus allem diesem glaube ich schließen zu können: 1) Daß die Einsamkeit bei Tag und Nacht, verbunden mit der einförmigen, meist sitzenden Lebensweise, die körperliche Gesundheit der Gefangenen untergräbt und ihren Geist zu zerrütten geeignet ist, und daß diese Art der Haft daher stets nur auf kurze Zeit angewandt werden darf und auch dann noch den verderblichen Wirkungen derselben durch starke körperliche Bewegung von Zeit zu Zeit vorgebeugt werden muß. 2) Daß diese Isolirung bei Tag und Nacht nie als Besserungsmittel, also stets nur als außerordentliche Strafe angewandt werden darf, da sie auf die moralische Umwandlung der Sträflinge, wie wir gesehen haben, nur nachtheilig einwirkt. 3) Daß das Prinzip der Isolirung bei Nacht, doch der gemeinschaftlichen Arbeit bei Tage, auch bei langwieriger Gefangenschaft auf den Gesundheitszustand durchaus keine verderbliche Folgen äußert, sobald die körperliche Bewegung, welche bei demselben sehr wohl möglich ist, nicht durch die Beamten vernachlässigt wird; daß die Krankheiten aber, und vorzüglich die Wahnsinnsfälle, welche bei diesem Systeme vorkommen, meist entweder in einer Prädisposition des Gefangenen oder in Versehen, die von Seiten der Direction des Gefängnisses gemacht werden, ihren Grund haben. 4) Daß das gemeinschaftliche Arbeiten bei Tage, verbunden mit religiöser Belehrung und der nöthigen Körperpflege, sich als Besserungsmittel positiv erfolgreich bewiesen hat. 5) Daß eine zu scharfe, geistig verdumpfende Disziplin Geisteskrankheiten erzeugen oder doch die Keime derselben rasch entwickeln kann, und daß sie auf die moralische Umwandlung der Sträflinge nicht vortheilhaft wirkt. 6) Daß das Schweigen bei gemeinschaftlichem Arbeiten weder geistig noch körperlich nachtheilig wirkt. 7) Daß das Schweigen wäh-

*) Man darf es mit dieser etwas grellen Darstellung nicht zu genau nehmen; sie ist jedenfalls nicht einmal auf die Mehrheit der damaligen Schriftsteller, sondern nur auf wenige einzelne Individuen anwendbar. Am richtigsten ist wohl darin das, was der Ver[fass]er von dem allgemeinen Verhältniß der Litteratur des vorigen Jahrhunderts zum Publi[cu]m und zu den Großen sagt.

geregelten Disziplin durchgeführt werden muß, und daß es zugleich den Vortheil hat, daß die Gefangenen sich nicht gegenseitig unzeitige und gefährliche Mittheilungen machen können. 8) Daß die Kost, je nachdem die Gefangenen mehr oder weniger Bewegung haben, mehr oder weniger kräftig seyn muß. 9) Daß die geistige Ausbildung der Gefangenen, wenn sie verständig geleitet wird, dem Wahnsinn vorbeugt, indem sie die Geistesthätigkeiten im Gleichgewicht hält. 10) Daß ein besonnener Religions-Unterricht Reue und Besserung in dem Schuldigen erzeugen wird, daß eine zu übertriebene Asketik jedoch leicht die entgegengesetzte Folge haben kann und vorzüglich die Anlage zu Geisteskrankheiten ausbildet. L. A. Gosse.

(Bibliothèque Universelle de Genève.)

• • •

Der vorstehende Aufsatz ist meist wörtlich der Biblioth. univers. de Genève entlehnt. In einer Nachschrift zu demselben vertheidigt sich der Verfasser noch gegen die Angriffe, welche Herr Dr. Varrentrapp, Hospital-Arzt zu Frankfurt am Main, gegen ihn in den Jahrbüchern der Gefängnißkunde und Besserungs-Anstalten (herausgegeben von Dr. Julius, F. Nöllner und Dr. G. Varrentrapp) gerichtet hat. Ohne daß wir bei einer so wichtigen Streitfrage, zu deren Beurtheilung langjährige und ausgebreitete Erfahrung erfordert wird, eine Stimme abgeben wollten, erlauben wir uns, zu bemerken, daß bei der geringen Anzahl der Lausanner Gefangenen die bisherigen Erfolge durchaus nicht zu den allgemeinen Schlüssen zu berechtigen scheinen, welche Herr Dr. Gosse (Arzt zu Genf) im warmen Eifer für seine Sache aus ihnen zieht. Es ist bei statistischen Untersuchungen stets gefährlich, mit so kleinen Zahlen zu operiren; nur bei großen Massen gleichen sich einzelne Zufälligkeiten aus. Wenn z. B. von den 18 Frauen, welche die Einzelzellen bewohnten, eine wahnsinnig geworden ist, so darf man noch nicht folgern, daß auf 1000 durchschnittlich 55,55 Wahnsinnige kommen, da diese sehr große Zahl gleichwohl die kleinste ist, welche nach jenem Verhältnisse wahnsinnig werden müßte; dieser Schluß ist eben so unstatthaft, wie wenn man folgern wollte, daß bei dem Pennsylvanischen Systeme eine Geisteszerrüttung überhaupt nicht vorkomme, sobald diese eine Frau eben nicht wahnsinnig geworden wäre. In Betreff der zahlreicheren Krankheits- und Todesfälle aber, welche bei dem Absonderungs-System in Lausanne sich gezeigt haben sollen, verweisen wir auf Varrentrapp's Aufsatz in den obengenannten Jahrbüchern 1. Band 1. Heft (1842) S. 80—129 „über die Strafanstalt zu Lausanne." Nach S. 86 desselben ist es ein Hauptfehler des Lausanner Besserungshauses, daß die Zellen nicht hinreichend geheizt und mit frischer Luft versehen werden können, und daß sie überhaupt zu klein sind, da sie nur einen Kubikinhalt von 432 Fuß haben, doch selbst bei den auf das vollständigste ventilirten und geheizten Einzelzellen mindestens die doppelte Größe verlangt wird. Zugleich wird Seite 106 mit Recht hervorgehoben, daß die isolirten Sträflinge sämmtlich entweder Rückfällige oder größere Verbrecher sind, also sämmtlich solche, die entweder bereits eine Haft ausgehalten haben, oder deren Körper und Geist durch ein wüsteres Leben schon mehr geschwächt ist. Ferner ist in Rücksicht der weit häufigeren Wahnsinnsfälle in neuerer Zeit zu bemerken, daß man zur Aufstellung der bis zum Jahr 1832 vorgekommenen Wahnsinnsfälle weder einen schriftlichen Nachweis noch eine zuverlässige mündliche Tradition hatte, daher die Zahl derselben leicht zu klein ausfallen konnte; daß man vorzüglich aber jetzt, nachdem man auf diese Wirkung des Gefängnißlebens aufmerksamer geworden ist, jede leichte Geistesverwirrung, die sich vielleicht bloß durch einzelne Sinnestäuschungen bekundet, schon als Wahnsinn behandelt, während man sie früher nur als eine zufällige Unregelmäßigkeit, vielleicht gar nur als eine Widersetzlichkeit und böswillige Verstellung des Gefangenen betrachtet hätte. Wie Varrentrapp S. 125 jedoch zeigt, betrug faktisch die Anzahl der Geistesverwirrten vor und nach Einführung der strengeren Zucht, des Stillschweigens für Alle und der Isolirung für die Rückfälligen und größeren Verbrecher im Durchschnitt jährlich drei; so daß die Geisteskrankheiten weder gegen das Pennsylvanische, noch gegen das Auburnsche System zeugen; die Schlüsse aber, auf welche Herr Gosse sich stützt, können um so weniger allgemeine Geltung haben, als man zu Genf, das die absolute Absonderung bisher verworfen hat, mehr Wahnsinnsfälle zählt als zu Lausanne. Auch wird von den Anhängern des Absonderungs-Systems noch geltend gemacht, daß dasselbe für Erweckung der Reue und für die Besserung der Gefangenen kräftiger wirke; wenn daher auch wirklich einzelne Wahnsinnsfälle bei demselben mehr vorkämen, so dürfte man bei den weit überwiegenden guten Folgen des Systems ihm diese nicht zum Vorwurf machen, zumal da sie nur eine zwar beklagenswerthe, doch unvermeidliche Folge des guten Prinzips sind, indem schwächere Naturen, wenn man plötzliche und tiefe Reue in ihnen erweckt, der Last derselben erliegen und so dem Wahnsinn anheimfallen.

Frankreich.

Stimmen der Moral gegen George Sand.

Der Graf Theobald Walsh, Herausgeber des legitimistischen Journals la Mode in Paris und Verfasser der in Rom stattgefundenen Bekehrung des jüdischen Proselyten Ratisbonne, hat es unternommen, sämmtliche Werke George Sand's vom Standpunkte der christlichen Moral aus zu verdammen und zu widerlegen. Die Achtung, ja die Begeisterung für das Talent herrscht in seiner neuen Schrift unverkennbar vor und entschädigt für manche Ungerechtigkeit der Auffassung. Wie warm und kühn aber der Graf seinen Gegenstand ergreift, beweist schon die Dedication seines Werkes an George Sand selbst:

„An George Sand!

Sie lieben das Unwillkürliche, das Unvorhergesehene: ich hoffe deshalb, daß Sie diese Dedication nicht ablehnen werden, so seltsam sie auch Anderen scheinen mag.

Meine Gedanken haben sich lange Zeit mit Ihnen beschäftigt; ich schrieb diese Blätter, deren Gegenstand Sie sind. Wenn es mir gelungen ist, darin meine Idee so zu entwickeln, wie ich sie gedacht, wenn es mir gelungen, die Absicht, welche meine Feder führte, deutlich und vollständig hervorzuheben — vielleicht reichen Sie mir dann eine Freundeshand.

Als Anhänger des sozialen Glaubens habe ich Ihren Fehdehandschuh aufgehoben; ich habe den Vorsatz, Sie zu bekämpfen, aber mit ritterlichen Waffen; fern von mir sey der Dolch, der die Sache und ihren Verfechter entehren würde! Ich werde nie suchen das Visier zu öffnen, welches Sie verbirgt: von George Sand kenne ich nur die Bücher, ich weiß von seinem Leben weiter nichts, als was er uns selbst gesagt. Mein Werk ist zudem ein Werk der Hingebung, nicht des Zorns. Persönlichkeiten würden es zerstören. Ich hoffe die Mitte halten zu können zwischen zwei gleich gefährlichen Klippen: der Gehässigkeit einer persönlichen Satire und der Lächerlichkeit einer Kapuziner-Predigt. Hier mein Plan; er ist klar und bestimmt:

Verfasser von Jacques und von Lelia! ich will die Anstößigkeit und die herabwürdigende Unsittlichkeit Deiner trostlosen Lehren und Deiner wilden Verneinungen in ihrer ganzen Nacktheit darstellen.

Verfasser des ungekannten Gottes, dieses erhabenen Versuchs, in welchen Du das Geheimniß Deiner Vergangenheit niedergelegt zu haben scheinst und vielleicht auch das Deiner Zukunft, ich möchte Dir zeigen, wie Du Deinen Flug wieder richtetest zu jenen hohen, reinen Regionen, von denen Du Dich herabgestürzt, aber wo Du Dich dereinst wieder aufrichten kannst. Man soll nicht sagen dürfen, daß das Genie der Fackel gleiche, die blendende Helle in die Finsterniß wirft, aber ihren Träger im Dunkeln wandeln läßt. Ich weiß nicht, ob der Enthusiasmus mich täuscht, aber ich kann mich nicht entschließen, in George Sand nur allein einen unvergleichlichen Künstler zu sehen.

Der Kampf zwischen uns ist so ungleich, daß ich zurücktreten müßte, wollte ich nur meine Schwäche um Rath fragen; aber meine Sache ist schön, ist heilig, und in Ermangelung des Talents kann das Gewissen eines redlichen Mannes vielleicht auch für eine Macht gelten. Reichen wir uns die Hand! Ich habe meine Seele Gott empfohlen und bin entschlossen, George Sand nicht zu schonen!"

Aus diesen Zeilen schimmert die einstige Hoffnung der katholischen Frommen in Frankreich, zu denen Graf Walsh gehört, aus der dichterischen Sünderin noch mit Erfolg für die gute Sache eine reuige Magdalene machen zu können; Spiridion und ihre neue philosophische Richtung in der Revue indépendante werden diese Hoffnung jedoch wohl gänzlich zerstört haben. Um so schöner ist die Milde, wir möchten sagen die Trauer, womit der Verf. seine Urtheile über George Sand fällt, dessen Verirrung ihn betrübt, während das Talent ihn erfreut. Wir theilen hier auszugsweise die Blätter über Jacques und Lelia mit, später vielleicht auch die über „den ungekannten Gott", da der Gott George Sand's wohl bei uns noch sehr unbekannt seyn mag! — —

„Wenn die Barmherzigkeit uns befiehlt, nachsichtig mit dem gefallenen Sünder zu seyn, so befiehlt uns die Pflicht nicht weniger streng, den beschimpfendsten Tadel zu schleudern gegen das Böse, das nach Grundsätzen sündigt, und das Mißtrauen des Publikums zu wecken gegen die verderbten oder verwirrten Menschen, deren Wort geistigen Tod predigt. Der göttliche Plato würde sich nicht darauf beschränkt haben, George Sand mit Blumen gekrönt aus seiner Republik zu verbannen, nein, er würde ihn an den Pranger gestellt haben mit der Lelia um den Hals und den Worten: Volksvergifter als Inschrift. In den Saturnalien der Revolution würde George Sand zum Hohenpriester der Vernunft proklamirt worden seyn; vielleicht hätte man ihn auch als Weib gekleidet auf den profanirten Altar gesetzt. Dies ist keine leere Vermuthung, denn der Verfasser von Jacques und Lelia hat sich laut genug zum Kultus der persönlichen Vernunft bekannt. Wehe dem, der die unbeschränkte Entwickelung seines Ich's hemmen will; George Sand und seine Helden empfinden die bitterste Feindseligkeit gegen die Menschheit. Wenn es nur zuweilen geschieht, den Autor mit seinen Geschöpfen zu verwechseln, so ist dies nicht Absicht. Es ist nur oft zu schwer, sie von einander zu trennen, denn das Genie spiegelt sich stets selbst wieder in seinem Werk, dieses ist gleichsam ein Theil seines Selbst. Es ist wie das Gewand des Nessus um Herkules Leib, man kann keinen Fetzen davonreißen, ohne das blutiges Fleisch daran hängen bleibt. Byron's Beispiel folgend, hat George Sand sich darin gefallen, seine Individualität zu personifiziren in seinen Schöpfungen, die oft keine andere als eben diese Wirklichkeit haben. Wenn also meine kritische Waffe zufällig in einer dieser Gestalten auf ein lebendiges Herz treffen, irgend eine schlecht geheilte Wunde wieder bluten machen sollte, so beklage ich es im voraus und vermag mich nur mit der Absichtslosigkeit des zugefügten Weh's zu entschuldigen.

Den Roman Jacques halte ich für den schlechtesten und gefährlichsten George Sand's, weil er am besten und klarsten geschrieben ist. Das Gift, welches er enthält, ist erreichbar für Jedermann; es ist das praktische Böse, voll auflösender Wirkungen, verkehrter Ideen und Zerstörungslust. Die schwachen Seelen, die schwankenden Ueberzeugungen, die Irrenden, alle finden in diesem Buche die feinsten Sophismen zu ihrem Gebrauch. Der Fall mancher Frau ist durch diesen Roman herbeigeführt oder beschleunigt, wie manche ist unwiderruflich durch ihn ins Unglück gestürzt! Thatsachen bestätigen dies traurige Urtheil nur zu überzeugend. Die Ehe, sagt Jacques, halte ich für eine der abscheulichsten Institutionen, und ich zweifle nicht, daß sie niedergerissen werden wird, wenn die Menschheit mehr Fortschritte in der Gerechtig-

nicht minder heiliges Band wird dafür eingeführt werden. Die Männer sind zu roh und die Frauen zu feig, um ein edleres Gesetz als jenes eiserne zu verlangen, das sie zusammenschmiedet. Für Wesen ohne Gewissen und ohne Tugend sind allerdings schwere Ketten nöthig. — In der Ungeduld, das Gesetz zu ändern, möchte George Sand mit einem Federstrich die Menschen ändern. Vergißt er, daß die Familienliebe aufs innigste verwebt ist mit unserer Natur, daß sie nicht weniger instinktmäßig, nicht weniger lebhaft, viel mächtiger vielleicht und ganz gewiß viel dauerhafter ist als die Neigung, welche die Geschlechter zu einander hinzieht? Und ist die Familie möglich, ohne daß die Ehe als unauflöslich erklärt werde? Außer einigen Fällen, wo die Scheidung nöthig seyn kann, Ausnahmen, die durch das Gesetz geregelt werden dürften. Die Erfahrung aller Zeiten und fast aller Völker hat vollständig die Unmöglichkeit erwiesen. Sind die Gefühle eines Vaters, einer Mutter zu vergleichen mit den viel weniger edlen der Leidenschaft? Der Leidenschaft, die durch ihre maßlosen Forderungen, ihre delirirende Phantasie, die blindeste, einseitigste, zerstörendste Neigung ist! Sagt doch George Sand selbst: „Die Liebe ist egoistisch, sie setzt sich auf die Ruinen der Welt und lacht so freudig, auf Knochenhaufen liegend, als wären es Blumen.“ Und wahrlich, die Liebe im Sinne George Sand's, in dem Sinne, wie alle seine Helden sie aussprechen, für die allein sie leben wollen, ist weiter nichts als der Egoismus des höchsten Grades, der Egoismus bis zum Wahnsinn gesteigert, bis zur völligsten Wildheit. Es ist das Zusammendringen aller Lebenskräfte, alles Denkvermögens auf diesen einen Punkt, die Vollendung der egoistischen Leidenschaft des Menschen. Denn er liebt nur sich selbst darin; er liebt nur sein Ich in dem Idol, das er sich selbst geschaffen; er sucht sich selbst in dem Wesen, das er zu lieben glaubt und dem er sich aufzuopfern vermeint. Als wenn es ein Opfer ohne Selbdverleugnung, ohne gänzliche Lossagung des Egoismus geben könnte! In diesem immerwährenden hitzigen Fieber verfinstert sich das Auge des Geistes, das Herz verengert sich, der moralische Sinn erkrankt, Vernunft und Willen tragen das Joch der wahnsinnigen Phantasie, alle Pflichten werden verkannt, mit Füßen getreten, mit einem Worte, der Egoismus lehnt sich gegen die Gesetze der Gesellschaft auf und zerbricht sie, weil sie seiner Leidenschaft Schranken setzen. Man darf sich also nicht wundern, wenn solche Wesen zu dem Zustand der Wildheit übergehen. Daß George Sand als Advokat derselben auftritt mit so viel Leidenschaftlichkeit und Vorliebe, beweist sein bestochenes Urtheil seiner dabei betheiligten Persönlichkeit. Man merkt auf den ersten Seiten des Buches, daß er die böse Sache zu der seinigen macht, daß die Muße des Hasses und der Rache ihm die Feder führte oder vielmehr ihn zum Bösen antrieb, aber glücklicherweise liegt hierin ein wohlthätiges Gegengift des gefährlichen Buches, der Mangel ruhiger Ueberzeugung, gewissenhafter Ueberlegung werden nie das Zutrauen des Lesers für den Schriftsteller wecken. Die gewöhnlichste Aufmerksamkeit wird die Sophismen durchschauen, die schrecklichen Folgen solcher Grundsätze ahnen können. Aber freilich für die unreifen Geister ist die Gefahr doch noch immer groß genug, um so mehr, da das Buch unglücklicherweise mehr fesselt, amüsanter ist, wie die Lesenärrinnen sagen, als alle übrige desselben Autors. Die Lelia enthält im Ganzen wohl dieselbe Tendenz, dieselbe Gefahr, denselben Wahnsinn, aber sie ist so cynisch, daß Jeder, der nur noch die mindeste Achtung vor jenem ehrenwerthen „Vorurtheil“ der Sittsamkeit hat, davor zurückbeben wird. Die Heldin Lelia hat die Energie der Schamlosigkeit, wie Napoleon einst von einem seiner Höflinge scherzhaft sagte; Pulcherie ist ein öffentliches Mädchen, und der erste Liebhaber Stenio, der gefallene Poet, ist mit 20 Jahren schon zum Thier herabgesunken durch sein wüstes Leben. Welch ein Kontrast ist der Schmutz des Inhalts mit dem Glanz, der Reinheit, der Vollendung der Form und des Styles! Der erste Eindruck des Romans ist wie ein böser Traum, wie das Alpdrücken eines Fieberkranken, der sich auf seinem Schmerzenlager hin und her wälzt, dessen Mund die entsetzlichsten Verwünschungen und Phantasieen ausstößt; bald flucht, bald betet er, bald sieht er unzüchtige Bilder, bald Schreckengestalten. George Sand, der sich zum Dolmetscher aller dieser Gräuel gemacht, hat die Strafe dafür empfangen, vom Publikum mit den schmachvollsten Verleumdungen befleckt zu werden; es widersteht mir, diesen Glauben beizumessen, aber es ist natürlich, daß man diesmal den Autor beim Wort genommen und, da er sich so oft selbst geschildert, auch hierin sein Bild, sein Leben und seine Meinung erkennen wollte. George Sand hat, trotz seines Titanenhochmuths, doch sein Haupt gebeugt unter der Wucht dieser Beschuldigungen; die Verantwortlichkeit eines Schriftstellers ist größer, als er geglaubt hat. George Sand hat sein unverzeihliches Unrecht grausam büßen müssen, sein Unrecht, die Gesetze der Moral und den Anstand mit Füßen getreten zu haben. Das Publikum hat ihm mit reichlichen Zinsen die Beschuldigungen, die Vorwürfe, den Haß, die er auf die menschliche Gesellschaft geworfen, vergolten; es hat die widerlichen Farben, womit George Sand gemalt, auf diesen selbst übertragen. Er hat sich darauf bitter beklagt, seine Lelia sey nicht „verstanden“, sie enthalte die Moral einer keuschen Allegorie, und fügte mit einem Uebermaß von Bescheidenheit folgende Entschuldigung für ihre etwaige Dunkelheit hinzu: „Die halben Talente sind immer linkisch, schwankend und dunkel, das Genie allein ist klar wie der Aether.“ — O, ich glaube nicht an die Halbheit dieses Talentes! Der Aether von George Sand's Genie kann mir deshalb nicht klar seyn, weil Stürme, unreine Erdendünste ihn verfinstern, Blitze der Leidenschaft ihn durchzucken. Was jene keusche Allegorie betrifft, so muß ich aufrichtig und schüchtern gestehen, daß ich gleichfalls zu denen gehöre, die die Lelia nicht verstanden haben, denn ich habe nirgends die Keuschheit der Allegorie herausfinden können. Sollte Lelia vielleicht den Idealismus darstellen, die reine Phantasie, die gewissermaßen übermenschliche Poesie? Soll man in ihr den ätherischsten Theil der Seele sehen, den göttlichen Funken, womit Gott die Seele begabt, beschmutzt und erloschen durch die Berührung mit der materiellen Welt? Aber nein, dann wären die übrigen Züge des Romans gänzlich verfehlt und falsch, dann wäre Alles Verkehrtheit. Lelia's Charakter wäre alsdann nicht nur unwahrscheinlich, sondern ein leeres Phantasiebild, verkörperter Unsinn. Lelia ist auch keinesweges ein rein geistiges Wesen, denn sie wird bewegt von denselben Leidenschaften, verwirrt von denselben Täuschungen wie die anderen Menschen: sie wünscht, sie hofft, sie haßt; auf der anderen Seite ist sie weniger als ein menschlich Wesen, weniger als Weib, denn George Sand hat ihr zu ihrer Phantasie, ihrem Geist, ihrer Zersetzungskunst weder Vernunft noch Gefühl gegeben. Lelia hat nur Gehirn, sie hat kein Herz, sie kann nicht lieben, daher ihre Unmacht, ihr Mangel an Sympathie, an Mitgefühl für die Menschen. Hierbei erinnere ich mich eines Ausspruches meines Freundes Sylvio Pellico, dieses edlen, tugendhaften, erhabenen Charakters: „„Das große Uebel unserer aufgeregten Zeit ist der Haß, die Herzen sind dürr: Alle suchen sich zu übertreffen an klugem Mißtrauen, an herabwürdigenden Vermuthungen, an grausamer Ironie. O, das kommt, weil man nicht mehr liebt, weil diese Menschen keine Christen mehr sind.““ Dies Wort scheint für George Sand und seine Helden geschrieben zu seyn: das Christenthum fehlt!“

Mannigfaltiges.

— Judith als Tragödie. Es wird interessant seyn, das Trauerspiel „Judith“ der Frau von Girardin (Delphine Gay), welches vor kurzem auf dem Theatre français erschienen ist, mit dem gleichnamigen Drama von Hebbel, einem unserer jüngeren Deutschen Dichter, zu vergleichen, welches letztere auch auf der Berliner Bühne einige Vorstellungen erlebte, dann aber wieder beiseitgelegt wurde. Beide Verfasser sind, wie es scheint, an derselben Klippe gescheitert. Sie haben Judith noch in ein anderes, menschliches Verhältniß zu Holophernes bringen zu müssen geglaubt, um die Handlung mit einem individuellen Pathos zu erfüllen und auf diese Weise eine lebhaftere Sympathie in den Zuschauern für die Personen des Drama's zu erregen. Wenn nun auch diese Leidenschaft sich in der Phantasie der Französischen Dichterin anders gestaltete, als in der des Deutschen Dichters, so wurde doch in beiden Fällen die That der Judith aus ihrem Angelpunkt gerückt und ihr eine schiefe Stellung gegeben. Die That wird dadurch nicht tragisch, sondern nur gehässig, sey es nun als Barbarismus gegen einen Helden, der den sanfteren Empfindungen nicht unzugänglich ist, wie in dem Stücke der Frau von Girardin, — oder als Rache für die mit geheimer innerer Zustimmung einer frevelhaften Liebe eingebüßte Ehre, wie in Hebbel's „Judith“, — das Gehässige ist nicht hinwegzubringen, sobald man die Sphäre der biblischen Tradition verläßt und die Handlung nicht einzig und allein aus dem Gesichtspunkt höherer Inspiration für Volk und Vaterland betrachtet. Dieser Einwand ist auch von der Französischen Kritik, bei aller Anerkennung der edlen Empfindung und schönen Diction, welche sich in dem Drama der Frau von Girardin findet, gegen dasselbe erhoben worden. „Man begreift“, sagt unter Anderem sehr treffend der bekannte Jules Sandeau, mit Hinsicht auf die gleichzeitig erschienene Tragödie „Lucretia“ von Ponsard, „man begreift, daß es einem begabten Talent gelingen kann, um die Gattin des Collatinus die Reihe der menschlichen Leidenschaften, welche das eigentliche Drama bilden, zu gruppiren und in Thätigkeit zu setzen: die Geschichte lieferte ihm dazu bereits den Keim und alle Grundbedingungen. Titus Livius hatte diese Tragödie vor Ponsard schon geschrieben. Anders aber ist es mit Manasse's Witwe: um diese hat die Bibel einen festen Kreis gezogen, den keine Bemühung erweitern oder sprengen kann. Jehova befiehlt, Judith geht und führt den Streich. Dies mag allenfalls ein Stoff zu schönen Versen, ein Gegenstand für ein biblisches Heldengedicht seyn, aber wo liegt das Dramatische darin? Die Phantasie muß stocken oder sich verirren. Ist Holophernes nichts als ein wüster Haudegen, so taugt er dazu, daß ihm der Kopf abgeschlagen werde, aber auch zu weiter nichts. Liebt er, so handelt Judith gehässig. Aber was soll vollends werden, wenn Judith selbst sich von Liebe zu ihm überraschen läßt? Das Hinderniß ist unübersteiglich.“

— Die Geschmacklosigkeit der Damen-Moden. Diese wird von einem jungen Franzosen, Theophil Gautier, scharf hervorgehoben bei Gelegenheit einer Reise in Spanien: „Sonst trugen die Frauen von Valencia jenes köstliche National-Kostüm“, welches dem der reizenden Albaneserinnen glich, aber unglücklicherweise haben sie es jetzt vertauscht mit der abscheulichen Anglo-Französischen Kleidung, mit Gigot-Aermeln und anderen Gräueln. Es ist beachtungswerth, daß die Frauen immer und überall die Ersten sind, welche die Nationaltracht ablegen; so haben auch in Spanien nur noch die Männer aus dem Volke diese beibehalten. Dieser Mangel an Verstand in Toilettensachen ist eigentlich unbegreiflich bei einem der Koketterie so ergebenem Geschlechte; aber freilich man wundert sich nicht mehr darüber, wenn man bedenkt, daß die Frauen nur Sinn für die Mode, nicht für die Schönheit haben. Eine Frau wird immer das elendeste Putzfähnchen reizend finden, wenn die Mode es nur eben erst erfunden und sanctionirt hat.“ *)

*) Wenn die Modetrachten ein Kriterium zur Beurtheilung der Geschlechter abgäben, so müßte man die Herren mit ihren geschwänzten Fracks und knappen Beinkleidern wohl noch geschmackloser und unverständiger nennen als die Damen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 24. Mai 1843.

Frankreich.

Das Kabinet des Doktors Gall.

Hinter den großen Kastanienbäumen des Jardin des Plantes erhebt sich das anatomische Museum. Wenn man die kalten und schweigenden Gallerieen desselben betritt, so stößt man zuerst auf die formlosen Gerippe der großen Wasserthiere. Diese ehemaligen Meerbewohner, welche einer Welt angehören, die den Menschen noch nicht kannte, gleichen durch ihre Größe und ihre Formlosigkeit den Ruinen einer zerstörten Schöpfung. Geht man weiter, so gelangt man zur Sündfluth: die ersten Säugethiere breiten vor dem Beschauer die Ueberbleibsel, ihre riesenhaften Kinnladen, ihre mächtigen Wirbelsäulen, ihre ungeheuren Zähne aus. Endlich kömmt man zum Menschen. Lange graue Schränke, welche mit Gittern von Messingdrath geschlossen sind, beherbergen die Skelette. Dieselben sind theils die Ueberbleibsel von armen Kranken, welche in den Hospitälern gestorben sind, theils sind sie aber auch von Reisenden aus fernen Gegenden mitgebracht worden. An einige knüpft sich auch eine blutige Erinnerung; so liest man auf einem der Zettel: „Soliman-El-Haleby, ein junger gebildeter, aber fanatischer Syrier, welcher den General Kleber in Aegypten ermordete, geschenkt von Larrey." Am Ende dieser langen und dunklen Gallerieen befindet sich der Saal, wo die kranologische Sammlung des Dr. Gall gezeigt wird.

Diese Sammlung, welche eine große Anzahl von Gypsbüsten, Gyps-Abdrücken und merkwürdigen Schädeln zählt, ist von der Witwe des Dr. Gall gegen eine sehr mäßige lebenslängliche Pension erworben worden. Sie umfaßt das Resultat der Studien, Reisen und Verbindungen des Gründers der Phrenologie. Anfangs versuchte dieser seine Lehren an historischen Portraits, aber er erkannte bald die Unzulänglichkeit dieser Methode. Wenn den Malern am Kopfe eines bedeutenden Mannes ungewöhnliche Formen entgegentreten, so pflegen sie dieselben zu verwischen. Um daher ein getreues Bild der Umrisse zu erhalten, nahm er seine Zuflucht zu Abdrücken. Aber auch dieses Verfahren, obgleich noch immer das beste, ist nicht ganz vollkommen. Indem der Gyps die Erhebungen des Schädels aufnimmt, entstellt er sie zugleich etwas. Am liebsten nahm daher auch Gall die Schädel selbst.

Wenn man das Kabinet des Dr. Gall in Augenschein nimmt, so überschaut man zugleich einen Theil der Geschichte der letzten Jahre, welche in unvergänglichen Charakteren in die Schädel der Menschen eingegraben ist. Gall hat gegen die Personen seiner Zeit, deren Schädel er in Gyps abformte, dasselbe Geschäft übernommen, wie die Natur gegen die antediluvianischen Thiere, indem sie ihre in dem weichen Thone verhärteten Spuren aufbewahrte. Ein künftiger Cuvier könnte mit Hülfe dieser historischen Fossilien das Bild unserer Gesellschaft rekonstruiren.

Der Schädel war, nach Gall's Ueberzeugung, eine Tafel, auf welche die Natur den Charakter und den Geist jedes Menschen in lesbaren Zügen aufschrieb. Er war also der Ansicht, daß man die Geschichte eines Individuums bloß aus den Angaben seines Kopfes erkennen könne. Und in der That hat er außerordentliche Proben eines solchen Scharfsinns gegeben. Als er eines Tages den Doktor Caille besuchte, der ein sehr merkwürdiges osteologisches Kabinet besaß, und die in den Schränken aufgestellten Schädel prüfte und betastete, brach er in laute Freudenäußerungen aus, welche sich in dem Ausrufe Luft machten: „Ich habe einen Vatermörder gefunden!" Gall zeigte bei diesen Worten auf einen anonymen Schädel der Sammlung und fügte hinzu: „Sie müssen ihn mir verkaufen; wenn Sie wollen, will ich ihn Ihnen mit Gold bedecken wie ein Gemälde Raphael's." Caille, der den Enthusiasmus Gall's für die phrenologische Wissenschaft nicht theilte, erwiederte ihm sehr kalt, daß er ihm sehr gern ein Geschenk damit machen wolle, daß er aber glaube, er befinde sich im Irrthum. Dieser Schädel hatte einem Emigranten gehört; das war Alles, was Caille wußte. Man zog nun Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Eigenthümer dieses Schädels ein Emigrant gewesen, der während der Revolution hingerichtet worden und sich auf dem Schaffotte als Vatermörder bekannt hatte. Man kann sich den Triumph Gall's denken.

Die Sammlung ist in dem Zustande erhalten worden, in welchem Gall sie bei seinem Tode hinterlassen hat. Die Nummern und die Bemerkungen, welche den einzelnen Stücken beigelegt sind, hat er selbst geschrieben. Wenn er von den Fächern seines Schrankes herabstiege, so könnte er seine Vorträge wieder aufnehmen. Wir wollen versuchen, in seine Stelle zu treten. Den Anfang machte er immer damit, daß er auf die Gesammt-Organisation der Köpfe ausgezeichneter Männer aufmerksam machte. Namentlich an Voltaire's Büste machte er bemerklich, daß das Volumen des Gehirns im Verhältnisse zu seinem kleinen Gesichte sehr bedeutend war. Indeß würde man doch die Ansicht Gall's nicht treffen, wenn man das Maß des Verstandes allein nach der Dicke des Kopfes bestimmen wollte. Er war der Meinung, daß sich keine Anlage aus der bloßen Form des Schädels, sondern vielmehr nur aus den Abtheilungen erkennen lasse. Der menschliche Kopf war in seinen Augen ein Klavier von 27 Tasten. Indem er dieselben stärker oder schwächer anschlug oder auf verschiedene Weise mit einander kombinirte, brachte er die unendliche Mannigfaltigkeit der Talente und Charaktere hervor. Obgleich die Gestaltung des Gehirns so vielfach ist, als es Individuen giebt, so führt er dieselbe doch auf zwei Hauptzustände zurück. In dem einen Falle zeigt der Kopf in einem mittelmäßigen Grade verschiedene Anlagen, von denen sich keine auf Kosten der anderen geltend macht; in dem anderen Falle fehlen mehrere nützliche Anlagen fast gänzlich, während andere nicht minder wesentliche Anlagen überwiegend sind. Diese letzteren Organisationen, die freilich unvollständig sind, bringen es dennoch oft weiter als die anderen. Das Ideal eines Kopfes würde derjenige seyn, welcher mit einer angemessenen Entwickelung aller Theile des Gehirns eine oder zwei vorherrschende Fähigkeiten verbände. Ein schönes Beispiel dieser Art zeigt die Büste Goethe's.

Wir legen unseren Charakter in Alles, was wir thun. Der ideale Abdruck des Menschen ist aber der Stil. In der Literatur wirkt der Schriftsteller mit der Masse seiner Eigenschaften und Fehler auf die Sprache ein. Die Fähigkeiten, welche hauptsächlich den Stil erzeugen, sind nach Gall die Individualität, welche die Gegenstände absondert und bestimmt, die Configuration, welche sie gestaltet, das Kolorit, welches sie färbt, und der Sinn der Worte, den sie in einer gebräuchlichen Sprache ausdrückt. Buffon's Büste zeigt diese Combination in hohem Grade. Wenn zu diesen Organen, welche mit der äußeren Welt in Verbindung stehen, noch Anlagen einer höheren Art hinzukommen, wie z. B. der Sinn des Schönen und das Forschen nach den Ursachen, so wird der Stil vollständig. Wenn außerdem bei einem Menschen die galligen und cholerischen Instinkte sich mit bedeutenden geistigen Anlagen und dem Sinn für Gerechtigkeit verbinden, so entsteht der edle Unwille, welcher satirische Schriftsteller erzeugt. Als Beleg hierzu führte Gall den Kopf J. J. Rousseau's an.

An der Basis der Stirn um den Bogen der Augenbrauen herum wies Gall den Organen ihre Stelle an, welche den Horizont der künstlerischen Naturen begränzen. Er zeigte an den Büsten der Maler, Bildhauer, Musiker, daß jedes dieser Organe in geradem Verhältnisse zu ihrer Entwickelung stände. An den Büsten von H. Vernet, Lemot und Foyatier zeigte er die Stelle des Sinnes der Nachahmung und des Zeichnens. Die Musik ist repräsentirt durch Mad. Barilli, Sängerin bei der Italiänischen Oper, Lafond, Grétry, Gluck. Das Organ der Poesie wies er nach an den Köpfen von Delille, Legouvé, Dupaty. Man hat der Wissenschaft Gall's den Vorwurf gemacht, daß sie die Menschen nach ihrem schon bekannten Charakter erklärt habe. Um diesem Vorwurfe zu begegnen, modellirte er Köpfe von unbekannten Kindern, deren Entwickelung er voraussagte. Unter diesen befindet sich der Kopf des jungen Flandrin, an welchem er den Höcker des Zeichnens entdeckt hatte: auch den Liszt's hat er aufgenommen und mit folgenden Worten versehen: „ein außerordentlich entwickeltes Organ der Musik; sehr ausgeprägte Organe der Nachahmung, der Poesie und der Edukabilität."

Indem die Natur an die wiederholte Uebung eines jeden Organs einen eigenen Reiz knüpfte, scheint sie gewollt zu haben, daß jeder Mensch in der Sphäre seiner Fähigkeiten thätig seyn solle. Daher ist es zu erklären, daß gewisse Individuen, trotz aller Hindernisse, in ihrer Neigung für eine Kunst beharrt haben. Gall versicherte, ihm seyen Fälle vorgekommen, wo Thätigkeiten, die mit Gewalt oder durch Willensstärke unterdrückt worden, sich dadurch gerächt hätten, daß sie auch die anderen gestört hätten. Die Melancholie ist die Folge einer leidenden natürlichen Anlage. Gall schrieb dem Mangel an freier Bewegung, der eine vorherrschende Neigung traf, die meisten Selbstmorde zu. Gall hatte einen Freund gehabt, der zum Dichter geboren war und der durch den Widerstand gegen diese natürliche Anlage zum Wahnsinn gebracht wurde.

Der philosophische Geist entspringt aus dem Sinne der Erscheinungen, welcher das Material liefert, aus dem der Vergleichung, welcher sie in Verbindung bringt, und aus der Fähigkeit, den Ursachen nachzuforschen. Gall hegte eine große Verehrung für den Kopf des Sokrates. Der Newton's verbindet mit großen reflektiven Fähigkeiten den Sinn der Beziehungen, des Raumes und der Zahlen.

Einige ausgezeichnete Mechaniker haben wegen des Constructions-Talentes eine Stelle in den Schränken gefunden. Man lachte darüber, daß Gall dieses Organ auch am Schädel einer Wiener Putzmacherin zeigte. Aber Gall, der immer ernst war, wenn seine Wissenschaft ins Spiel kam, erwiederte: „Wenn man vom Kopfe des Menschen die höheren Organe hinwegnimmt und denselben auf das Organ der Mechanik beschränkt, so wird dieselbe Fähigkeit, die, kombinirt mit der Reflexion und dem Sinn des Idealen, die Kirchen des Michel Angelo hervorgebracht haben würde, nur noch, wie bei den Thieren, Nester bauen. Nun setze man dieses Organ auf den Kopf einer Frau und bringe statt der höheren Fähigkeiten Eigenliebe und frivole Eitelkeit hinzu, so wird man ein Talent erhalten, welches geeignet ist zur Construction kleiner Dinge, zur Anfertigung von Spielereien, Hüten, Blumen."

Eine anonyme Maske endete die Reihe der Menschen mit besonderen Bestimmungen. Unter derselben liest man die Worte von Gall's Hand: „Naturforschender Arzt, welcher eine Reise um die Welt gemacht hat." Dieser Arzt ist der berühmte Gaymard. Gall hatte diesen Reise-Instinkt bei gewissen Vögeln angetroffen. Ein Kukuk hatte seine Gefangenschaft drei Monate hindurch mit ziemlicher Gleichgültigkeit ertragen. Als aber die Wanderzeit kam, bewegte er sich ängstlich im Käfige und verweigerte die Nahrung. Gall behauptete, daß dieser Trieb sich auch bei gewissen Menschen fände. Der Dr. Broussais stellte die Ansicht auf, daß bei allen Vagabunden der Ortssinn sehr stark, der Instinkt der Niederlassung aber sehr schwach ausgeprägt sey. Manche Provinzen Frankreichs geben ihren Kindern denselben Charakter mit, wie z. B. die Auvergne, während sich in der Bretagne die entgegengesetzte Anlage findet.

Neben den Männern von Talent finden sich in anderen Schränken die Männer von Charakter aufgestellt. Hier bemerkt man Constantin Faucher, der 1815 wegen politischer Verbrechen hingerichtet wurde. Gall kaufte seinen Kopf vom Henker. Ferner den Kopf des Bildhauers Cerachi, der wegen eines Mordanschlags auf den ersten Konsul hingerichtet wurde. Gall hatte zwei ganz verschiedene Bildungen bemerkt, welche die revolutionairen Geister hervorbringen. Die Einen werden durch das Gefühl der Gerechtigkeit, die Anderen durch den Beweggrund des Stolzes zum Aufstande getrieben. Fast alle Männer von 1789 gehören zu den festen und gerechten Charakteren, welche die Rechte Anderer nicht verletzt sehen können, ohne sich persönlich beleidigt zu fühlen.

Zuweilen gesellt sich das Gefühl des Stolzes zum Organ der Zerstörung. Dann entsteht das, was man einen Mann der That nennt. Die Maske Georg Cadoudal's zeigt eine solche Combination. Unter derselben liest man: „Die Organe des Instinkts der Zerstörung, der Streitsucht, der List, der physischen Liebe und der Beziehungen des Raums sind sehr entwickelt."

Der Stolz wird von der Phrenologie nicht unter die Todsünden gezählt. Wenn er sich in seinen Gränzen hält, so wird er der Hebel großer Thaten. Gall verband mit diesem Organ den Wetteifer, das Streben nach Autorität und Befehl, die Selbstachtung und das Gefühl seines Werths. Alle Staatsmänner, welche sich geboren glauben, um Andere zu beherrschen, haben einen hervorragenden Hinterkopf. Herr Thiers zeigt diese Eigenschaft in bemerkenswerthem Grade. Auf den Köpfen der Eroberer ist sie noch mehr ausgeprägt. Diesem anreizenden Organ schrieb Gall die unersättliche Ehrsucht so wie die persönliche Richtung zu, welche viele große Männer den Ereignissen zu geben bemüht waren.

Wenn der Stolz mit großen geistigen Fähigkeiten zusammentrifft, so entsteht bei gewissen ausgezeichneten Menschen das Gefühl der Concentration und das Zurückgehens auf sich selbst, welches man den Egoismus des Genies nennen könnte. Solche Wesen erfüllen die Welt mit ihrer Individualität und ihrer Einsamkeit. Sie sind ernst, würdevoll und kalt. Diese Anlage kann man auf der Büste Georg Cuvier's entdecken. Wenn der Stolz aber mit mittelmäßigen Anlagen und Armuth zusammentrifft, so erzeugt er den Bettlerstolz. Broussais hat eine bedeutende Erhöhung dieses Organs auf dem Kopfe von Chodruc Duclos konstatirt. Gall hatte auch Beobachtungen über die Bildung des Gehirns bei verschiedenen Völkern angestellt; er hatte gefunden, daß das Organ des Stolzes bei den Spaniern mehr hervorspringt als bei den Engländern, und bei den Engländern mehr als bei den Franzosen. Auch fand er dieses Organ sehr ausgebildet bei den Narren, welche sich Könige dünkten.

Die Büste Casimir Perier's gab Gall das Muster der Festigkeit. Diese Anlage giebt dem Menschen einen individuellen Ausdruck, welcher Charakter heißt. Diese Anlage zeigt sich gleichfalls auf den Köpfen der Systembegründer, wie bei Gall, Fourier, Saint-Simon. Auch der des Malers Ingres hat dieses Organ sehr ausgeprägt.

Den entschiedenen Naturen stellte Gall jene Beispiele des Wohlwollens gegenüber. Joseph II., den Gall als ein Muster der Sympathie für die unteren Klassen pries, vereinigte mit dieser das Organ der Musik.

Indem Gall mit Hülfe dieser Organe die Hauptzüge jedes Charakters entwarf, pflegte er zugleich hinzuzufügen, daß diese vorherrschenden Organe zuletzt in den Individuen erlöschen. Sie überdauerten, so zu sagen, um einige Augenblicke die allgemeine Auflösung. Gall führte mehrere Beispiele zum Belege. Er wohnte einst dem Todeskampf einer Frau bei, in welcher der Ordnungssinn sehr mächtig war. Die Kranke war schon für alle Empfindungen abgestorben, als sie plötzlich in ihrem Todesröcheln auf den Schubkasten einer offenen Komode hinwies. Der Mathematiker Lagny erkannte schon Niemand mehr, als Maupertuis ihn fragte: „Welches ist das Quadrat von 12?" — „144", antwortete der Sterbende. (Schluß folgt.)

Die Harfenisten.

Von Henri Blanchard.

Wenn wir auch gerade nicht bis zum Paradiese hinaufsteigen, wo, wie alle Dichter sagen, die Engel und Erzengel auf goldenen Harfen entzückende Hymnen zum Preise des Ewigen anstimmen, so wissen wir doch, daß die Harfe eines der ältesten Instrumente ist, dessen Erfindung sich im Dunkel der Zeiten verliert. Der Mann des Alterthums, der am besten darauf zu spielen verstand, war unstreitig David, indem er durch die Töne der Harfe den düsteren Geist König Saul's beschwichtigte und gar lieblich ihre goldenen Saiten ertönen ließ, als er vor der Bundeslade einhertanzte.

Die geschicktesten Harfenisten des Mittelalters und der Ritterzeit waren die Minstrels; den Beweis dafür geben uns die folgenden zwei Verse des Harfenisten Dalvimare aus dem Lied „Ein junger Troubadour, der singt und ritterlich kämpft":

> Den Jüngling anzuschauen, das war eine hohe Lust,
> Wie Degen und Harfe sich kreuzten auf seiner edlen Brust!

was freilich ein wenig beschwerlich und unbequem seyn mußte.

Ossian und alle Schottische Barden begleiteten ihre religiösen, kriegerischen und schwermüthigen Gesänge mit der Harfe, die in dem Banner des grünen Erin, der Fahne Irlands, auch eine Stelle einnimmt. Diese National-Harfe läßt ihr jüngster Barde, der Freund Lord Byron's, Thomas Moore, in den Herzen der Irländer erklingen, die seine Landsleute wie auch die unseren sind, denn dieses Volk, das einen ganz Französischen Charakter besitzt, stammt ab von einer Gallischen Kolonie, die sich einst in jenen Gegenden ansiedelte. Der Dichter Thomas Moore hat alle Schmerzen, alles Weh Irlands in seinen erhabenen „Irländischen Melodieen" besungen, die wie die Lieder Beranger's im Munde des Kriegers und des Matrosen leben und von der prächtigen modernen Harfe oder der einfachen des Volkes begleitet werden.

Viel hat die Harfe von ihrem alten Ruhme eingebüßt, und sie wird jetzt fast eben so wenig wie die Guitarre gespielt. Der größte Fehler dieses Instrumentes liegt nicht blos in dem schwierigen und ungraziösen Spiel der Pedale, in der mangelhaften Stimmhaltung und dem häufigen Springen der Saiten, sondern auch in dem dürftigen Tone, der weder den Spieler, noch den Hörer ergreift, entweder in pomphaften Akkorden erklingt oder in einem harmonischen, sanften und geheimnißvollen Gemurmel verhallt, das nicht zur Seele dringt;*) deshalb vereinigt man oft die Harfe mit anderen ausdrucksvollen Instrumenten, wie Horn und Violoncell, mit denen sie trefflich zusammenklingt.

Herr und Madame Krumpholtz hatten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen Ruf als geschickte Harfenspieler erworben: um dieselbe Zeit glänzte auch Frau von Genlis auf demselben Instrument, ja sie hat sogar eine Harfenschule geschrieben, doch ist dies musikalische Werk eben so der Vergessenheit anheimgefallen, wie ihre schöngeistigen und wie ihr Zögling, der Harfenist Casimir, dem sie mütterliche Sorgfalt widmete. In London machte damals auch ein Französischer Emigrant, der Vicomte von Marin, der in der Armee des Prinzen Condé Dienste genommen hatte, als berühmter Harfenspieler großes Aufsehen; er war Adjutant des Herzogs von Enghien, jung und schön und von wahrhaft herkulischer Kraft, spielte die Violine wie Rhode und Kreutzer, hatte auf der Harfe keinen Nebenbuhler und wurde bald der Löwe des Tages in London, wo er Konzerte zum Besten der unglücklichen Emigranten veranstaltete.

Zur Zeit des Kaiserreichs waren die Gebrüder Nadermann als Harfenspieler an der Mode, besonders der älteste, der erster Harfenist der Kapelle des Kaisers war und mit Frederic Duvernoy zusammen eine Menge von Musikstücken für Harfe und Horn komponirte, die aber nur von geringen Musikstudien zeugen. Endlich trat Bochsa auf, der seitdem ... aber damals war er tugendhaft, wie Voltaire in der „Henriade" sagt. Die Thorheiten und romantischen Abenteuer dieses berühmten Harfenisten, der unter der Restauration einer der schönsten Männer Frankreich's und Navarra's war, würden mehr als einen Band anfüllen und seine Memoiren ein höchst anziehendes Werk bilden, wenn leider nicht die Art, wie er seine künstlerische Laufbahn in Frankreich beschloß, dem Ganzen zu sehr den poetischen Hauch trübte. Er war gewiß eine der herrlichsten und reichsten Naturen, die jemals in der musikalischen Welt aufgetaucht sind. Wir hörten ihn einst in einer der glänzenden Soireen, die er veranstaltete, auf seinem Instrumente präludiren und dann reizende Fantasieen über irgend ein Thema von Boyeldieu oder irgend einem anderen Komponisten anstimmen, der gerade zufällig seinen Salon betrat oder dem er dadurch etwas Angenehmes erzeigen wollte, daß er ihm eine Melodie entlehnte und sie dann auf die sinnreichste und mannigfaltigste Weise durchführte und verschönte. Wir waren gegenwärtig, als er die Wette einging und gewann, eine Sonate für die Harfe zu komponiren und aufzuzeichnen, in eben so viel Zeit, als der geschickteste Kopist brauchen würde, um dieselbe abzuschreiben, und dieses Musikstück ist eines seiner vorzüglichsten. Er hat auch einige komische Opern geschrieben, die sich aber nicht durch besonderen

---

*) Herr Parish Alvars aus London, der so eben eine Reise durch Deutschland macht und welchen der Verfasser des obigen Artikels noch nicht gehört zu haben scheint, hat uns durch sein bezauberndes Spiel fast alle diese Mängel vergessen lassen, indem er sie, so viel es irgend möglich, überwunden und dem Instrument einen ganz neuen Charakter gegeben. Er hätte unter den bedeutenden Harfenisten der Gegenwart vielleicht als das glänzendste Talent aufgeführt werden müssen.

Melodieen-Reichthum auszeichnen. Gleichzeitig mit ihm, oder unmittelbar vor und nach ihm, zeichneten sich auf der Harfe noch folgende Künstler aus: Mademoiselle Bertrand, die ein früher Tod bald in Vergessenheit brachte, Bernier, Gabriel Foignet, Desargus Vater und Sohn, Bedard, Cousineau, Stockausen, Dizi, Croisez, Madame Therese Demar.

In diesem Augenblick ist Theodor Labarre allein unumschränkter Herrscher im Gebiet der Harfe, und alle Künstler und Künstlerinnen huldigen ihm ohne Widerrede. Wenn der strenge Kunstrichter erst an den kalten Ausdruck seines Gesichts, an seine anscheinende Gleichgültigkeit, die dem Instrumente, das er so schön spielt, die poetische Färbung ein wenig trüben, sich gewöhnt hat, wenn der Hörer von Geschmack einige herbe Züge, einige etwas hart gegriffene Akkorde ihm nachgesehen, so wird er mit Bewunderung seine höchst runde und volle Intonation anerkennen. Jene Eigenschaften seines Spiels rühren von der Furcht her, in kleine manierirte Effekte und Vögelgezwitscher zu verfallen. Seine Tonleitern auf- und abwärts, seine Doppel- und Tripel-Läufe in Terzen und Sexten, sind sauber, schnell und glänzend; sein Triller vortrefflich vorbereitet und geschlossen; seine harmonischen Töne wohlgesättigt und doch zugleich wie hingehaucht: er weiß dem Instrument einen so ausdrucksvollen Gesang abzugewinnen, als dasselbe nur irgend gestattet, und seine Musik bekundet eben so sehr den Weltmann, der den Damen gefallen will, wie den gelehrten und gewissenhaften Komponisten, der auch die Kenner zu befriedigen strebt. Die Liebhaber der Harfe bedauern es übrigens, daß er über seine Eigenschaft als Komponist, die uns auch reizende Vokal-Melodieen eingetragen hat, sein schönes Talent als Harfenist etwas vernachlässigt und sich nicht öfter hören läßt.

Charles Pollet spielt die Harfe sehr korrekt, aber kalt und nicht ergreifend. Hiermit ist er billig beurtheilt. Prumier, Professor der Harfe am Konservatorium, ist ein ausdauernder, gewissenhafter und tüchtiger Künstler, der täglich treffliche Schüler bildet, darunter namentlich Dlle. Cloutier, welche bei der vorjährigen Konkurrenz den ersten Preis erhielt. Auch die Dlles. Belß und Bertucat haben sich frühzeitig einen Namen gemacht. Die Erstere, eine große, schöne Dame, wird stets gern gehört und ärndtet immer gerechten Beifall, wenn sie öffentlich spielt. Aber bei alledem dürfte doch die Harfe, welche, wie man ehedem zu sagen pflegte, einen hübschen Fuß, einen schönen Arm und eine niedliche Hand in vortheilhaftes Licht setzt, wenn man nämlich diese drei Accidenzien besitzt, — die Harfe dürfte dessenungeachtet schwerlich aus der Vergessenheit wieder hervortreten, in die sie in unseren Tagen gerathen ist, wenn nicht eine neue Corinna ersteht und uns mit gedankenvollen und begeisternden Improvisationen auf diesem edlen und schönen Instrument überrascht. Vielleicht wird in Dlle. Pauline Jourdan dereinst diese inspirirte Frau erscheinen. Mit vollem Recht verheißt ihr die Presse einstimmig eine rosige Zukunft, und so oft die junge Dame in einem Konzert sich hören läßt, rechtfertigt sie diese einhelligen Lobpreisungen.

Türkei.

Die Gefängnisse in der Türkei.

Als der bekannte Statistiker Blanqui 1841 im Auftrage des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nach dem Orient reiste, veranlaßte ihn der Minister des Innern, Duchatel, sich über die Einrichtung und Beaufsichtigung der Türkischen Gefängnisse zu unterrichten, da es an einer Beschreibung und unparteiischen Beurtheilung derselben fehle. — In dem folgende Briefe hat Blanqui dem Minister seine in Bezug auf diese Mission gemachten Erfahrungen mitgetheilt.

Konstantinopel, den 7. September 1841.

Mein Herr Minister!

Ihrer ehrenvollen Aufforderung vom 6. August d. J. entsprechend, habe ich es während meiner Reise meine ernste Sorge seyn lassen, mich so gründlich als möglich über den Zustand der Türkischen Gefängnisse, ihre ökonomischen Einrichtungen und die Art ihrer Beaufsichtigung zu belehren. Mit Bedauern berichte ich Ew. Excellenz, daß ich nicht fand, was ich erwartet hatte, und wohl fürchte, die Ergebnisse meiner Nachforschungen möchten Ihr Interesse für die Gefängnisse des Ottomanischen Reiches wenig rechtfertigen. So viel ich über sie durch eigene Anschauung erfahren oder von glaubwürdigen Personen gehört habe, finden Sie in Folgendem in aller Kürze, aber mit möglicher Genauigkeit zusammengestellt.

Von einer Straf-Ordnung und einer Einrichtung der Gefängnisse kann in der Türkei eigentlich nicht die Rede seyn. Es habe sich Jemand einer kleinen Uebertretung oder eines Verbrechens schuldig gemacht, er sey alt oder jung, nur angeklagt oder verurtheilt: man arretirt ihn und sperrt ihn, ohne an einen Prozeß zu denken, in das Lokal, das gerade unbesetzt ist. Ein solcher Raum befindet sich gewöhnlich in Kellern oder Souterrains und bekommt nur wenig Licht und frische Luft. Hier liegen die Gefangenen bunt durch einander, ohne Unterschied des Alters und der Straffälligkeit, und schlafen auf einem Haufen festgeschlagener Erde ohne Stroh oder irgend eine Bedeckung, wenn die Sorge ihrer Verwandten sie nicht mit dem Nöthigen versieht. Ist die Atmosphäre dumpfig und belästigend, so klettern sie an ein Fenster oder eine Luke, die sie gerade erreichen können. Es wäre indeß wunderbar, wenn es hierbei mit strenger Gerechtigkeit zuginge, und es mag sich wohl der Stärkste, auf das Recht des Löwen aus der Fabel pochend, den größten Theil der athembaren Luft anmaßen. Es hängt von dem Belieben der Pascha's und dem Range der Gefangenen ab, welche Rationen von Lebensmitteln dieselben bekommen. Das Brod ist gewöhnlich abscheulich, schwarz, schlecht gebacken, voller Stroh und natürlich schwer zu verdauen. Ich lernte es auf meiner Reise von Belgrad nach Konstantinopel kennen, denn das Brod der Gefangenen ist von derselben Beschaffenheit, als das der Landbewohner. Jene erhalten dazu noch einige Früchte, etwas Käse oder eine Milchspeise, selten Fleisch und zuweilen ein wenig Reis oder vielmehr Pilau, wie man den Reis nennt, der im Brodem von Hammelfleischbrühe gar gemacht wird. — An eine Sorge für Wäsche ist nicht zu denken; hat ein Gefangener seine Kleider abgetragen, so hüllt er sich in die Lumpen derselben, so gut es angeht. Während des Winters werden die Räume nicht geheizt und im Sommer nicht gelüftet. Die Elenden sind buchstäblich der Barmherzigkeit oder der Willkür der Kerkermeister überlassen und haben nur den einen Trost, daß, so wie sie ohne Umstände eingesperrt wurden, sie auch ohne lange Untersuchung wieder freigelassen werden können.

Viele werden bei einem Straßen-Auflauf arretirt, Andere in der Nacht von einer Patrouille überfallen, Andere Schulden halber oder wegen Verbrechens eingesperrt — und alle diese Unglücklichen liegen in denselben Räumen und bleiben da ganze Monate, ganze Jahre, wenn nicht irgend eine mitleidige Seele sie zurückfordert. Selbst wenn das richterliche Erkenntniß erfolgt ist, wofern das Gutachten der Kadi's oder Pascha's diesen Namen verdient, trennt man aus Mangel an Raum die schwereren Verbrecher noch nicht von den übrigen Verhafteten. So sah ich zwei Knaben von dreizehn Jahren, die eine Melone gestohlen hatten, mit zwölf bis funfzehn berüchtigten und geständigen Mördern zusammengesperrt. Die Bleifarbe ihrer Gesichter, ihre hohlen Augen verriethen hinlänglich, welche Strafe diese armen Geschöpfe außer der offiziellen Bastonnade noch zu erdulden hatten.

Doch, wie ich bereits erwähnt habe, die Gefangenen entschlupfen eben so leicht ihrer Haft, als sie hineinkamen. In den meisten Fällen erfolgt ihre Befreiung, wenn sie reklamirt werden und Caution stellen. Die Polizei scheint sehr bereitwillig, sich der Kosten und Mühen der Gefangenhaltung überheben zu lassen. Das Schlimmste aber, das ein Verhafteter fürchten muß, ist, vergessen zu werden. Es tritt dann hinsichtlich seiner eine Art Verjährung ein, vermöge welcher er zum Fonds des Gefängniß-Personals geschlagen wird und oft im Kerker bleibt, bis er an seinem Elende oder an einer Krankheit stirbt. Ich sah fünf oder sechs solcher Unglücklichen, die mir versicherten, daß sie seit acht Jahren im Gefängnisse schmachten, ohne noch vor Gericht gefordert zu seyn. Sie küßten den Saum meines Mantels und baten mich flehentlichst, mit Jemanden nur von ihnen zu sprechen, damit man sie endlich vor einen Richter führe. Ein Pascha aus der Provinz hatte sie mit der einfachen Angabe nach Konstantinopel geschickt, daß sie Taugenichtse seyen.

Nur mit großer Mühe konnte ich es bewerkstelligen, eine kleine Anzahl von Gefängnissen zu besuchen. Die Pascha's verweigerten mir fast alle den Zutritt, indem sie vorgaben, es bedürfe dazu eines eigenen Fermans; in der That aber, weil es sie in Verlegenheit setzte, einen civilisirten Europäer in die privaten Erbärmlichkeiten ihrer Verwaltung einzuweihen. Selbst die Serbische Regierung, die zuweilen einen Anlauf zur Civilisation gezeigt hat, versagte mir die Erlaubniß, das Belgrader Gefängniß zu besichtigen, weil man, was wirklich der Fall ist, ein neues baue, das, wie man sich ausdrückte, der Nachbarschaft und der Besuche der Europäer würdiger seyn würde. Wenigstens soll hier auf das Alter und den Grad der Strafbarkeit Rücksicht genommen werden.

In Widen besuchte ich den berüchtigten Hussein-Pascha, der sich besonders bei der Ausrottung der Janitscharen hervorgethan hat. Er nahm mich mit solcher Achtung, ja, ich kann sagen, mit so viel Glanz auf, daß ich sicher darauf rechnete, er würde mir den Zutritt zu den Gefängnissen seines Paschaliks gestatten. Nachdem ich mich aber drei Tage in seinem Palaste aufgehalten und mein Gesuch wiederholentlich vorgetragen hatte, schlug er es mir rund ab, immer vorschützend, es sey ein Kaiserlicher Befehl nothwendig. Uebrigens, fügte er boshaft hinzu, hätten die Franzosen nichts in der Türkei zu lernen, die Türken aber Alles in Frankreich.

Indeß war meine Neugier sehr lebhaft durch einen monströsen Galgen erregt worden, den der Pascha als Sinnbild des Schreckens vor dem Thore seines Serails, wie einen Schutzheiligen, aufgepflanzt hat, und ich erlangte es nach gewissen Unterhandlungen mit den Unterbeamten, in das Fort von Widen eingelassen zu werden, wo, beiläufig gesagt, auf Hussein's Befehl, eben ein Gouverneur aus der Nachbarschaft eingebracht wurde, weil er mehrere Christen hatte erdrosseln lassen. Das Gefängniß hat ganz das Ansehen einer Wache und ist von einem umzäunten Hofe umgeben. Während des Tages läßt man die Gefangenen, die, damit sie nicht entwischen, Ketten tragen, so gut sie können, auf diesem Hofe umhergehen, wo sie den Blicken der Vorübergehenden und den Insulten der Gassenbuben ausgesetzt sind: in der Nacht aber kettet man sie an, um sich ihrer zu versichern. Der Anblick dieser Mörderhöhle ist äußerst widrig. Zum Arbeiten werden die Gefangenen nicht angehalten. Ihre Nahrung ist erbärmlich, ihre Kleidung auf dem Gipfel der Dürftigkeit.

In Sofia, der Hauptstadt Bulgariens, sah ich ein Gefängniß, das völlig den Kellern gleicht, wie wir sie in unseren Französischen Dörfern finden. Eine Treppe von zwanzig Stufen führt in diesen Raum, der sein Licht durch ein Luftloch erhält, das man mit der Hand verschließen kann, doch dürfen die Gefangenen der Reihe nach an die Gitterthür der Treppe kommen, um frische Luft zu schöpfen. Was soll ich Ew. Excellenz von dem Innern dieser Grube erzählen? Nichts, als daß in der Stadt Korte auf Korsika ein ganz ähnliches existirt, in welchem ich vor drei Jahren ein funfzehnjähriges Kind unter Ver-

brechern, die zum Tode verurtheilt waren, und zwei Weiber sah, die nur ein Gitter von diesen Elenden trennte: Alles ohne Bett, ohne Stroh, wie in der Türkei. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sich die Sache noch heute so verhält.

Ich wünschte sehr, auch das berüchtigte Gefängniß von Dimotika zu besuchen, in welchem so viele Unglückliche ihr Ende fanden, und das in der Türkei eine eben so traurige Berühmtheit erlangt hat, als die Bleidächer in Venedig. Aber alle meine Versuche scheiterten, und ich glaube nicht, daß die Verwendung unseres Gesandten hingereicht hätte, mir von der Pforte jene Erlaubniß auszuwirken. Ich weiß von einem wohlunterichteten Manne, daß diese schaudervolle Bastille jetzt leer von Statsgefangenen ist, doch war es mir nicht vergönnt, die berühmten Persischen Senkgruben und die Haken zu sehen, auf welche man die armen Opfer spießte, oder irgend ein anderes Stück jenes barbarischen Apparats, der unter den Martern und Todeswerkzeugen der alten Spanischen Inquisition eine würdige Stelle eingenommen hätte. Mit den Gefängnissen von Adrianopel selbst erging es mir nicht glücklicher. Erst in Konstantinopel war es mir vollkommen möglich, der Aufforderung Ew. Excellenz zu genügen; indeß fand ich nichts, was ich nicht schon in der Provinz gesehen hatte. Es giebt in Konstantinopel vier große Gefängnißhäuser: das Arsenal für die bereits Verurtheilten, das Gefängniß des Seraskiers, das unserem Depot der Polizei-Präfektur entspricht, das Thorgefängniß und endlich das von Topana, das seinen Namen von dem Stadtviertel führt, in welchem es gelegen ist. Die Soldaten haben seit Einführung des Nisam besondere Gefängnisse bei ihren Kasernen. Das Arsenal in Konstantinopel ist schon zu oft beschrieben worden, als daß ich hier ebenfalls eine Beschreibung versuchen sollte; es ist ein Bagno, wie die unsrigen, nur ohne ihre Ordnung und Ueberwachung.

Das Gefängniß des Seraskier hat seinen Namen von der Nachbarschaft des Kriegs-Ministers, der zugleich die Polizei in Konstantinopel handhabt, und ist der Typus für alle Türkische Gefängnisse. Es dient zur Haupt- und Central-Niederlage für alle gefährliche Subjekte und ist gewissermaßen ein Universal-Gefängniß. Da ihm alle übrige gleichen, so werde ich mich darauf beschränken dürfen, Ihnen nur dies eine zu schildern. Es besteht aus fünf bis sechs äußerst schmutzigen Gängen; längs denselben öffnen sich die Zellen, mit den Lagen festgeschlagener Erde, mit den Löchern für die Unreinigkeiten, ohne Betten, ohne Matten, ohne Stroh, mit höchst sparsamer Beleuchtung. Einer dieser Räume scheint früher einer Sakristei angehört zu haben und erhält sein Licht durch eine Oeffnung in der Wölbung. Die Gefangenen werden mit Ketten an die Mauer befestigt und erhalten nur magere Portionen von Brod und Bohnen. Alle andere Verhafteten, Kinder und Greise, sind in die benachbarten Gänge vertheilt und liegen durcheinandergeworfen auf dem Boden, dessen Anblick mit wahrem Abscheu erfüllt. Auch diejenigen, welche Schulden halber eingezogen sind, müssen unter diesem Haufen leben. Ich habe solche zwölf gesehen, unter denen sich besonders drei Greise durch ihre ehrwürdige Haltung auszeichneten, die sich in einen Winkel gekauert und dort verbarrikadirt hatten. Sie brachten einen traurigen Kontrast in der Mitte dieser Räuberbande hervor, zu der sich noch dreizehn Individuen, meist Bäcker und Kaufleute, gesellten, die wegen falschen Gewichtes arretirt worden waren.

So mächtig wirkt indessen das Gefühl der Gerechtigkeit auf den menschlichen Geist, daß selbst in dieser Höhle, wo die Gefangenen wie die wilden Thiere leben, sich eine Art von Rangordnung und Hierarchie unter ihnen gebildet hat. In der einen Zelle haben sich die Schuldner in einen Winkel gruppirt, in der anderen die Kinder, Jeder mit der Bewilligung Aller. Nur die Verkäufer mit falschem Gewicht sind von dieser methodischen Classification ausgeschlossen und als gemeinsame Beute den Angriffen ihrer Unglücksgenossen ausgesetzt, zum Zeichen des großen Abscheus, den das Verbrechen einflößt, dessen sie sich schuldig gemacht haben.

Die Physiognomie dieser Leute und ihre, oft ansteckende, Unreinlichkeit sind so abschreckend, daß die Wächter fast nie ohne die größte Vorsicht für ihre Gesundheit und die Sicherheit ihrer Person in die inneren Höfe kommen. Die Gefangenen sind sich völlig selbst überlassen, die Schwachen dem Belieben der Starken, die Kinder dem der Erwachsenen. Ich selbst drang unter Eskorte in das Innere dieser Höhle, wohin mir die Kerkermeister nicht zu folgen wagten. Einer von ihnen, der mich Notizen machen und mit den Gefangenen sprechen sah, wurde von solchem Schrecken ergriffen, daß er in den Palast des Seraskier lief, um die ungeheure Kunde meiner unerhörten Kühnheit zu überbringen. Als ich fort ging, wünschten mir alle Wächter Glück, daß ich bei meiner gefährlichen Expedition nichts verloren, noch gewonnen hatte. Es sey, meinten sie, selbst seit Mahmud's Reformen, das erste Mal, daß einem Europäer der Zutritt gestattet worden sey.

Im Ganzen giebt es also keine Gefängniß-Ordnung in der Türkei. Ein Türkisches Gefängniß ist ein Verschluß, in den die Macht bringen kann, was ihr in den Tagen des Zorns oder der Gerechtigkeit in die Hände kommt, wo Angeklagte und Verurtheilte, Kinder und Erwachsene unter einander liegen, Alle derselben Kost unterworfen, Alle auf dem nackten Boden schlafend, ohne Feuer und auf ihre Lumpen angewiesen.

Von den Frauen-Gefängnissen weiß ich nur, daß sie in sehr geringer Anzahl vorhanden und nicht weniger hermetisch verschlossen sind, als die Harems.

Ich bitte Ew. Excellenz, die Versicherung meiner Hochachtung entgegenzunehmen.

Blanqui, Mitglied des Instituts.

Mannigfaltiges.

— Der Architekt Protain und Kleber's Ermordung. In Nr. 59 d. Blätter wird ganz richtig bemerkt, daß es zweckmäßig von Herrn A. Dumas gewesen wäre, eine Mittheilung über das Schicksal des bei Kleber's Ermordung durch mehrere Dolchstiche verwundeten Protain zu machen; aber es wäre vielleicht auch richtig, zu bemerken, daß es zweckmäßig von diesem literarischen Fabrikherrn wäre, wenigstens die historische Industrie gewissenhafteren Gesellen anzuvertrauen, wenn er nicht sein Fabrikzeichen, das heißt seinen Namen, ganz und gar des ehemaligen Ansehens berauben will. Dumas läßt seit Jahren mit einer gewinnsüchtigen Hast arbeiten, die den in seiner Schriftsteller-Anstalt Beschäftigten keine Zeit läßt, auf anständige Hülfsquellen auszugehen; und sie greifen daher Alles auf, was ihnen am nächsten liegt. Mittelmäßige Künstler wählen gewöhnlich hohe Gegenstände, die mit dem schweren Inhalt ihres Wesens die leichtfertige und ungeschickte Behandlung decken und empfehlen sollen; Dumas weiß diesen Kunstgriff, so verbraucht er auch ist, doch recht hübsch auszubeuten, weil er den National-Charakter seiner Landsleute wohl berechnet. Er macht seine Muse nicht zur bloßen „Tochter des Regiments", sondern zur Tochter der großen Armee, und der Kaiser und seine Helden müssen das leichtfertige Mädchen ernähren. Wer den Franzosen etwas aus den Tagen der „gloire" erzählt, der kann immer auf aufmerksame und zahlreiche Zuhörer rechnen, die Erzählung mag auch eine fortlaufende Abwechselung von Abgeschmacktheiten und plumpen Lügen seyn. Die Erzählung von „Kleber's Ermordung" gehört in vieler Hinsicht zu jenen Fabrikstückchen. Sie hat außerdem nicht einmal jenen Putz blendender Redensarten, jenes zierliche, einschmeichelnde Geschwätz, wodurch der Franzose sonst so oft für Gedanken und Wahrheit theilweise entschädigt. Wahrhaft, nach amtlichen Dokumenten, und dabei mit der naturtreuen Farbenpracht eines lebhaften Interesse's wird die tragische Begebenheit im XII. Band der vortrefflichen „Victoires, Conquêtes, Désastres, Revers et guerres civiles des Français" dargestellt. Der Mörder handelte nicht aus Hoffnung auf ihm vom Großwesir Jusuf versprochene Belohnung, sondern aus Hoffnung auf das Paradies. Sein Land wollte er von den ungläubigen Siegern befreien, so wie von Scaevola bis auf Stapps Viele gethan und thun wollten. Mitschuldige in Aegypten hatte er wohl, und es wurden auch mit ihm zugleich drei Ulema's hingerichtet. Protain wurde gerettet, und hauptsächlich durch die Confrontation mit ihm wurde der Mörder zum Geständnisse gebracht, nicht durch die Bastonnade. Wäre durch letztere das Geständniß erpreßt worden, so wäre es Französisch-Türkische Justiz à la Rattimenton, deren sich ein Gericht von Ehrenmännern, ein Kriegsgericht, nicht schuldig machen darf. Die Insel, auf welcher Kleber eine Musterung hielt, heißt nicht Bluda, sondern Ruda. Wie das Schicksal der Welt aber oft von den Zufällen einer verfehlten oder gelungenen That abhängt, das sieht man auch hier wieder deutlich, wenn man die Begebenheiten vergleicht, welche sich am 14. Juni 1800 um 4 Uhr Nachmittags entwickelten. Gerade um diese Stunde hauchte der edle Deutsche Kleber seinen Geist aus, gerade um diese Stunde drang der unvergleichliche Desaix, der Bayard der Republik, bei Marengo vor und entriß sterbend den Oesterreichern den durch so viele Opfer errungenen Sieg! Der Tod Kleber's brachte die Franzosen um Aegypten, der Tod Desaix' gab ihnen den Sieg von Marengo und dessen unermeßliche Folgen. Dieser Desaix kam Abends vor der Schlacht, aus Aegypten zurückkehrend, im Hauptquartier bei Bonaparte an. Hätte er einige Wochen länger am Nil verweilt, so hätte ihn die Armee einstimmig zum Oberbefehlshaber gewählt, und die wichtige Kolonie wäre im Besitze Frankreichs geblieben, oder ihre Herausgabe hätte einen dauernden Frieden mit England veranlaßt, während in Folge der Unfähigkeit Menou's die Franzosen daraus vertrieben wurden und einen Frieden zu Amiens schließen mußten, dem man es ansah, daß er nur ein Waffenstillstand war. Lt.

— Schwedisches God save the King. Eine zu Ehren des Königs Karl Johann gedichtete Schwedische Volkshymne nach der Melodie des „Heil dir", lautet im Original, dem wir eine wörtliche Deutsche Uebersetzung beifügen, folgendermaßen:

Bevare Gud vår Kung! Gör säll vår gamla Kung! Lefve vår Kung! Bekrönt af ärans hand, Alltid med hjertats band Förent med folk och land Lefve vår Kung!	Gott schütze unsern König, Beglück' unsern greisen König, Es leb' unser König! Bekrönt von der Ehren Hand, Stets durch des Herzens Band Vereint mit Volk und Land Leb' unser König!
Se Han som fordom stred, Der krigets lejon spred Blott sorg och död, Så huld, så mild han är, Att älskas han begär Han frid och fröjd beskär, Och lindrar nöd.	Sieh, er, der einstens kämpf'te, Wo des Krieges Leu verbreitete Trauer und Tod, So voll Huld und Mild ist er, Daß er nur Liebe sich wünscht, Fried' und Freude verbreitet Und lindert Noth.
Se Odins kronas glans Kring silfverlockars krans Lyser så skön! Och än Hans stora själ Vill huldrikt Folkets väl, Vill alltid Folkets väl; Hos Gud Hans lön!	Sieh Odins Kronen-Glanz Um der Silberlocken Kranz Leuchtet so schön! Und wie Seine große Seele Will des treuen Volkes Wohl, Allzeit will des Volkes Wohl; Gott lohn' es ihm!

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Freitag den 26. Mai 1843.

Polen.

Thomas Dolabella, Hofmaler des Königs von Polen.*)

Die schönen Künste sind Kinder des Friedens, den aber kannten die Polen nicht. Sie, die den Säbel nicht aus der Hand legten, nicht vom Pferde stiegen und als Europa's Vormauer einen fortwährenden Kampf mit den Asiaten zu bestehen hatten, konnten nicht an die Ausübung der Künste denken.

Mit der Einführung des Christenthums kam auch die Verehrung der Bilder und die Kenntniß der Malerei nach Polen. Die ersten Erwähnungen von Malern und Gemälden finden sich in den Polnischen Geschichten aus dem 12ten Jahrhundert. Miechowita erwähnt in seiner Chronik, daß Kasimir der Große (st. 1370) das neuerbaute Schloß zu Krakau mit Gemälden geschmückt habe, doch läßt er unberührt, von welcher Art diese Gemälde gewesen, und ob die Ausführung einheimischen oder fremden Künstlern übertragen worden sey.

In den städtischen Akten von Krakau aus dem 14ten Jahrhunderte wird der Maler häufig erwähnt. Aus dem Jahre 1397 findet sich ein Vertrag zwischen dem Maler Mikolaj und dem Rathe der Stadt in Betreff der Gemälde an dem Gewölbe der Marien-Kirche. Die Bedingungen sind für den Maler ziemlich drückend. Unter Anderem wird ihm für den Fall, daß er seine Versprechungen nicht halten sollte, mit Einsperrung in den Thurm gedroht. — Der König Wladyslaw Jagiello, der den Krakauer Schloßbau fortführte und den Palast erweiterte, konnte sicherlich auch nicht der Maler entbehren.

Im 15ten Jahrhunderte bestand in Krakau, wie aus den städtischen Akten hervorgeht, schon eine vollständige Maler-Innung, zu welcher auch die Bilderschnitzer, Goldschläger und Glaser, anfangs selbst die Tischler gehörten. Jedoch führen keine Spuren darauf, daß irgend einer der Polnischen Könige vor Sigismund III. an Gemälden ein Gefallen gefunden oder eine Sammlung derselben angelegt habe. Sigismund III. war der Erste, der Gemälde aus Italien ins Land führte, wobei ihn der Kardinal Andreas Bathori, der Geistliche Stanislaw Reszka und der bekannte Jesuit Ant. Posserin vornehmlich unterstützten. Zugleich zog er, da er sein und der Seinen Bildnisse zu besitzen wünschte und mehrere Gemälde ausführen zu lassen beabsichtigte, den Maler Dolabella an seinen Hof.

Thomas Dolabella oder Della Bella, geboren zu Belluno, war ein Schüler und später ein Gehülfe des Malers Anton Basillachi zu Venedig. Er malte in dem Dogen-Palaste an der Decke des Saales dei pregatti die Verehrung des heiligen Sakraments. Sigismund III., dem er gerühmt worden war, zog ihn um 1600 nach Krakau. Er schlug nun hier seinen Wohnsitz für immer auf, verheiratete sich mit der Tochter des angesehenen Krakauer Buchdruckers Andreas Piotrkowczyk, und so ward Polen sein zweites Vaterland. Als Hofmaler gehörte er nicht zu der Innung der Maler in Krakau; sein Name kömmt in den Akten der Innung nicht vor, ja aus einigen Beschlüssen geht hervor, daß diese ihm nicht eben gewogen gewesen sey, und daß er seine Werkstatt auf dem Schlosse selbst gehabt habe. So wird unterm Jahre 1605 erwähnt, daß die Zunft sich anheischig gemacht, keinen Farbenreiber mehr vom Schlosse zu nehmen. Auch Bürger von Krakau wurde Dolabella erst sehr spät. Als ihm seine Frau gestorben war und deren Familie die Herausgabe ihres Nachlasses gerichtlich von ihm einforderte, da erst ertheilte ihm auf sein Gesuch der König Wladyslaw IV., Sigismund's III. Sohn, im Jahre 1641 das Krakauer Bürgerrecht.

Da Dolabella fast ein halbes Jahrhundert in Krakau seiner Kunst lebte, so sollte man dort viele Erzeugnisse seines Pinsels erwarten, doch sind diese bis jetzt noch nirgends verzeichnet, und noch soll das Auge des Kenners sie herausfinden und ihre Authentizität feststellen. Sicher sind von ihm in Krakau vorhanden: die Abbildung des gekreuzigten Heilandes über dem Haupt-Altar in der Domkirche, zwei große Gemälde an dem Haupt-Altar in der Franziskaner-Kirche, von reicher Composition, Darstellungen des letzten Gerichts, und die Abbildung von einer Prozession bei der Canonisation des heiligen Jacek. Für die Dominikaner-Kirche hat Dolabella nach einer alten handschriftlichen Nachricht, außer mehreren anderen, neunzehn Gemälde, welche Ereignisse aus dem Leben heiliger Dominikaner-Mönche darstellen, gefertigt; dergleichen Gemälde sind noch jetzt dort befindlich, doch sollen sie nur Kopieen nach Dolabella seyn und von dem Dominikaner Kasimir Cisowski, der 1720 starb, herrühren. Man erkennt aus diesen Gemälden die Composition eines ausgezeichneten Meisters und einen gewandten Pinsel heraus.

In den Polnischen Werken kommen Notizen über Dolabella's Gemälde oft vor. Cellarius erzählt in seiner Beschreibung von Polen, indem er von der Erbauung des Warschauer Schlosses durch Sigismund III. spricht, daß es derselbe mit mehreren Gemälden des Italiäners Thomas Dolabella schmücken ließ; in einer Lebensbeschreibung des heiligen Johann Kant vom Jahre 1676 wird berichtet, daß in der St. Barbara-Kirche über dem Altar sich ein Bildniß dieses berühmten Krakauer Lehrers von der Hand Dolabella's befinde, und Ciampi berichtet in seinem geschätzten Italiänischen Werke über die literarischen Verbindungen Polens mit Italien, daß Dolabella in dem Schlosse zu Krakau die Eroberung von Smolensk durch Sigismund III. gemalt habe, auf welchem Kunstwerke die Portraits mehrerer Senatoren und anderer berühmter Polen vornehmlich Interesse erweckten. Für einen großen Verlust wird ein Gemälde angesehen, auf welchem von Dolabella der Russische Zar Wasili Schujski und dessen beide Brüder vor dem Könige und dem Polnischen Reichstage zu Warschau dargestellt waren. Dolabella hatte es als Augenzeuge genau nach den Trachten, Gewohnheiten und mit Portrait-Aehnlichkeit entworfen. Bei seiner Anwesenheit in Warschau wurde Peter der Große auf dieses Gemälde aufmerksam und drang in August II., ihm dasselbe abzutreten, und August, den Polnische Denkmäler wenig interessirten, gab es hin, trotz der Einreden der Polen; wahrscheinlich ist es vernichtet worden.

Weitere Nachrichten über Dolabella's Leben sind in Krakau nicht aufzufinden. Ueber seinen Tod berichtet ein in der Dominikaner-Bibliothek befindliches Manuskript Folgendes: „Thomas Dolabella, Hofmaler der Könige Wladyslaw IV. und Johann Kasimir, der nach der Meinung der Maler seiner Zeit seines Gleichen unter den Künstlern nicht hatte, und dessen Ruf nicht nur in Polen, sondern auch in Italien, Deutschland und Frankreich verbreitet war, wohnte in einem zu dem Kloster gehörigen Hause an funfzig Jahre und hinterließ aus Dankbarkeit dem Kloster und der Kirche viele Andenken. Er starb, gegen achtzig Jahr alt, den 27. Januar 1650 und ist in der Kloster-Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit beigesetzt.

Siarczynski gedenkt in seinen Biographieen der berühmten Polen aus Sigismund's III. Zeit, daß auch der Sohn Dolabella's, Stephan Dolabella, ein guter Maler gewesen sey und an dem Hofe Wladyslaw's IV. sich befunden habe. Er unterstützte seinen Vater bei den Bildnissen der Jagiellonischen Familie, welche ehemals den Marmorsaal in dem Warschauer Schlosse geschmückt haben und an deren Stelle später die Reihe der Polnischen Könige von der Hand des korrekten Bacciarelli, des Hofmalers Sigismund August's, gekommen sind.

*) Aus Grabowski's „Alterthümer Polens". Krakau.

Frankreich.

Das Kabinet des Doktors Gall.

(Schluß.)

Der Schrank, zu dem wir jetzt kommen, enthält die Schädel von Dieben und Mördern. Die Wölbung dieser Schädel gehört kaum noch menschlichen Wesen an. Diese Anlage, verbunden mit der gewaltigen Masse der Instinkte, welche im Hinterkopfe residiren, hat ihren Willen fortreißen müssen. Die Schädel aller dieser Verbrecher zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schädeln der Thiere, deren gemeine und gefräßige Neigungen sie theilen.

Gall fand auch auf dem Kopfe Heinrich's IV. eine bedeutende Entwickelung des Diebsorgans, und zur Bestätigung desselben führte er das Wort des Bearners an: „Wäre ich nicht König geworden, so würde ich gehängt worden seyn." Die Macht dieses Organs treibt nicht bloß zum Stehlen, sondern überhaupt zum Erwerben: man findet es bei allen Eroberern. Mit der Büste Heinrich's IV. verglich Gall die des Cartouche und anderer berühmten Diebe, bei denen das Diebsorgan nicht, wie beim Könige von Frankreich, mit den Gefühlen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit verbunden war. Cartouche fehlte es nicht an Verstand, wie sein Kopf zeigt, aber sein Verstand war beherrscht durch die List und die Begehrlichkeit. Unter diesen Köpfen befand sich auch der eines 13jährigen Diebes, bei dem das Stehlen ein chronischer Zustand geworden war. Seine Rückfälle waren so häufig, daß er zu ewigem Gefängnisse verurtheilt wurde. Gall besuchte ihn und erklärte ihn für unheilbar.

Gall stellte über die Schädel der geborenen Diebe eine Reihe sinnreicher Betrachtungen an. Es ist möglich, pflegte er zu sagen, daß Naturen, welche in dieser Beziehung vernachlässigt sind, sich nicht ihrem natürlichen Hange zum

Diebstahl hingeben, wenn ihnen der Zufall eine günstige Stellung in der Gesellschaft verschafft. Das Organ, welches durch den Willen gefesselt wird, kann trotz seiner natürlichen Neigung von allen schmachvollen Handlungen abgehalten werden. Aber der Diebssinn findet sich auch zuweilen mit dem Wohlstande und bedeutenden geistigen Anlagen verbunden. Ein großer Musiker unserer Zeit macht sich solcher Diebstähle schuldig, welche der nachsichtsvolle Spurzheim bei reichen und anständigen Personen Zerstreuungen nennt.

Untermischt mit den Dieben erscheinen die bleichen Gestalten der Mörder. Gall pflegt hierbei immer auf die Abwesenheit der Organe, welche auf höhere Empfindungen hindeuten, aufmerksam zu machen. Das Verbrechen entspringt weniger aus einzelnen Neigungen als aus dem Gesammt-Charakter. Man darf nicht vergessen, pflegte Gall zu sagen, daß es den wilden und blutdürstigen Naturen möglich gewesen wäre, sich ihrem Zerstörungstriebe nicht hinzugeben, wenn sie durch edlere Anlagen abgelenkt worden wären.

Unternehmen wir jetzt eine Wanderung durch das düstere Gebiet des Lasters. Unter jedem dieser Schädel ist der Gedanke einer Missethat ausgebrütet worden, über welche sich die Natur entsetzt hat. Hier ist ein Schädel mit der Aufschrift: „ein Mensch, welcher an Melancholie litt, und der, nachdem er sich der Blutschande schuldig gemacht, den Gegenstand seiner rohen Begierde tödtete.“ Die ekelhafte Masse des kleinen Gehirns, welche nach Gall der Sitz der physischen Liebe ist, trifft hier mit einer merkwürdigen Entwickelung des Mords-Organes zusammen. Ein anderer Schädel gehört Barin. Dieser, der vom Dämon der Mordsucht verfolgt war, hatte mehr als einmal versucht, die Wuth der Zerstörung gegen sich selbst zu kehren. Als er daran verhindert wurde, mordete er einen seiner Verwandten und zerfleischte seinen Leichnam. Léger, der von der wilden Melancholie seiner Natur erfaßt wurde, floh in einen Wald. Hier lebte er vom Wilde, das er erjagte und blutig verzehrte. Eines Tages stürzte er auf ein junges Mädchen, schlang ihr einen Strick um den Hals und schleifte sie in das Dickicht. Nachdem er sie genothzüchtigt, verzehrte er ihre Reste. Dieses menschliche Thier blieb drei Tage beim Leichnam, bis es durch das Geschrei der Raben vertrieben wurde. Als er gefragt wurde, weshalb er das junge Mädchen zerfleischt habe, antwortete er mit wilder Naivetät: „Ich habe ihr Blut getrunken, weil mich danach dürstete.“

Ferner sieht man die Büste von Papavoine, bei welcher die Wissenschaft selbst ihre Unzulänglichkeit eingestehen muß. Gall entdeckte in diesem Schädel nicht die Organisation, welche den Mördern eigenthümlich ist, und er mußte seine That einer Verstandesverstörung zuschreiben. Von Lacenaire's Schädel hatte Gall keine Kenntniß mehr, aber derselbe diente seinen Schülern und Gegnern als Zankapfel. Der Sieg verblieb den Phrenologen; denn neben mittelmäßigen geistigen Anlagen, von denen Lacenaire unzweideutige Beweise gegeben, zeigt sein Schädel die schlechtesten Neigungen und die zügellosesten Begierden. Vorherrschend war aber bei ihm die Eitelkeit. Bekanntlich war Lacenaire stolz auf seine Verbrechen.

Gall behauptete, daß der Charakter des Mörders, wie er auf seinem Schädel ausgeprägt sey, auch die Art der Ausführung bestimme. Das Organ der List, verbunden mit dem des Mordes, aber ohne das Organ des Muthes, erzeugt die Giftmischer. Gall hat der Neigung zum Verhehlen, dem Geiste der Intrigue und der Verstellung einen besonderen Platz angewiesen. Auf den Köpfen gewisser Frauen ist dieses Organ sehr stark ausgeprägt. Auf die Rechnung des Organs der Zerstörung setzte auch Gall alle Handwerke, welche, wie das des Schlächters, die Uebung roher Kraft und Blutvergießen erfordern. An diesem Orte des Gehirns fand er auch das fiat lux der göttlichen Macht, die nach de Maistre nothwendig ist, um den Wundermenschen, den Henker, zu erfinden. Trifft diese Anlage mit religiösem Gefühl zusammen, so entstehen blutdürstige Fanatiker. Gall zeigte diese Verbindung an der Büste Cromwell's. Verbindet sich dieser Trieb mit hohen geistigen Anlagen, so giebt er dem Geiste eine düstere und tragische Richtung. Als Beweis kann Shakespeare dienen, bei dem übrigens auch in Anschlag zu bringen ist, daß er der Sohn eines Schlächters war, und daß die charakteristischen Formen in der Familie forterben. Wenn man gegen diese Erklärung Einspruch that, so pflegte Gall zu sagen: So Mancher, der vermöge dieses einzelnen Organs ein Schlächter, Henker oder Mörder geworden wäre, kann ein großer dramatischer Dichter werden, wenn das Gefühl des Idealen und die Leidenschaft für das Schöne diesen Trieb in die Phantasie versetzen.

Gall lehrte, daß jedes der beiden Geschlechter sich in einem festgeschlossenen Kreise von Gedanken und Empfindungen bewege. Um seine Idee anschaulicher zu machen, zeigte er den Kopf eines sechsjährigen Mädchens, welches seinem Bruder, der noch in der Wiege lag, große Zärtlichkeit und Sorgsamkeit bewies. Gall verglich diesen Kopf mit dem eines Knaben von demselben Alter und zeigte, wie viel entwickelter das Organ der Kinderliebe bei den Mädchen ist. Im Allgemeinen ist die Gruppe der Organe, welche die Anhänglichkeit, die Familie und die Ehe bezeichnen, entwickelter bei den Frauen als bei den Männern. Wenn Gall auf den Köpfen junger Mädchen den Sitz der Mutterliebe nicht ausgezeichnet fand, so zog er daraus ungünstige Schlüsse für ihren Charakter; nach seiner Ansicht hatten sie dann ihren vornehmsten Beruf verfehlt. Spurzheim war der Meinung, daß der Mangel dieses Instinkts beim Kindermorde in Anschlag gebracht werden müsse. Von 30 Frauen, welche ihre Kinder ermordet hatten, fand er auf den Köpfen von 26 das Organ der Mutterliebe nicht; die vier anderen waren durch die Gewalt der Umstände fortgerissen worden. Broussais pflegte in seinen Vorlesungen zu sagen: „Wenn ich dies Organ bei jungen Frauen nicht sehr ausgebildet finde und ich ihnen meine Bemerkung mittheile, so sagen sie gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung, daß das Geschrei, die Unarten und die Unsauberkeit der Kinder ihnen ekelhaft seyen. Wenn aber der Reiz sehr stark ist und die Natur spricht, so lassen sich die Frauen nicht abschrecken.“ Mit diesem Triebe bringen auch die Phrenologen das Spielen mit den Puppen in Verbindung.

Der Kopf der Frauen hat im Allgemeinen weniger Volumen als der der Männer, und die Knochen sind dünner. Die geistigen Fähigkeiten, welche im vorderen Theile des Kopfes ihren Sitz haben, scheinen an Entwickelung eingebüßt zu haben, was die Masse der Empfindungen gewonnen hat. Der Schädel der Frauen ist auch gewöhnlich nach hinten gezogen. Dies ist die allgemeine Anlage. Treten die Individuen, Männer oder Frauen, aus den Bedingungen und Gränzen ihres Geschlechts heraus, so ändert sich in demselben Maße der Charakter ihrer Organisation. Bei Katharina II. und Frau von Staël ist die Richtung der geraden Linien der Stirn über die Scheidelinie beider Geschlechter hinausgegangen. Die Stirn von Georg Sand ist die eines Mannes und einer Frau. In der Sammlung Gall's befindet sich auch die Büste des Abbé Gauthier, der wegen seiner Kinderliebe und als Verfasser vieler Kinderschriften bekannt ist; bei diesem zeigt der Hintertheil des Kopfes weibliche Dimensionen.

Eine sehr auffallende Bemerkung, welche Gall und Spurzheim gemacht haben, ist die, daß die Verbindungen zwischen Individuen zweier Geschlechter sich fast immer auf eine Aehnlichkeit der Kopfbildung gründen. Brüder und Schwestern, welche Neigung zu einander haben und gern beisammen sind, zeigen immer eine sehr entschiedene Aehnlichkeit der Kopfform. Diese Beobachtung hat man auch auf Liebesverhältnisse ausgedehnt; und wenn diese natürlich sind und längere Zeit gedauert haben, so hat man immer gefunden, daß sie auf einer Uebereinstimmung der Neigungen beruhen, welche sich auf der knochigen Bedeckung des Gehirns ausspricht. Der Schädel Heloisens, der aus dem Museum der Augustiner in die Sammlung Gall's übergegangen ist, zeigt Züge der Analogie mit dem Abailard's, welche man als die Fraternität der Liebe erklären könnte. Vor Gall hatte man geglaubt, daß die Liebe aus Kontrasten entspringe; er aber hat gezeigt, daß die Verschiedenheit der Geschlechter die ähnlichen Formen hinlänglich modifizire, um alle Monotonie auszuschließen.

Gall's Indiscretionen erstreckten sich zuweilen auf die Sitten früherer Freunde und Bekannten. Er zeigte die Maske eines Sprachlehrers, den er als Beispiel eines schlüpfrigen Temperaments anführte. Diese Maske pflegte er des Gegensatzes wegen mit der eines ihm bekannten Arztes zu vergleichen, der sich durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnete. Bei diesem wies er nach, daß die schwache Entwickelung des kleinen Gehirns, welches der Sitz der erotischen Neigungen ist, der Grund seiner ungewöhnlichen Antipathie gegen die Frauen war. Diese Abneigung war so stark, daß er eines Tages beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als eine Dame ihn umarmen wollte.

Einer ähnlichen Anlage schrieb Gall die Züge der Enthaltsamkeit und Keuschheit zu, welche man im Leben der Heiligen findet. „Ist es wohl zu verwundern“, pflegte er zu schließen, „daß Thomas A. Kempis, in dessen Bildung ich dieselbe Anlage finde, sich mit einem Brande bewaffnete, um ein junges reizendes Mädchen von sich abzuwehren!“ Solche Individuen pflegte Gall Wesen zu nennen, die als Eunuchen aus dem Schoße ihrer Mutter hervorgegangen seyen. Die Abwesenheit der physischen Liebe bemerkt man auch auf dem Schädel eines Weibes. Und welches Weibes? Eines Freudenmädchens! Unter demselben liest man die Worte: „Die entwickeltsten Organe an diesem Kopfe sind die, aus welchen ein eitler und habgieriger Charakter hervorgeht, zwei Empfindungen, welche Frauen ohne Bildung zu großen Verirrungen führen.“ Broussais stellt den Satz auf, daß bei allen Frauen, welche sich ihre Gunstbezeugungen bezahlen lassen, das Organ der Wollust sehr wenig ausgebildet ist. Wenn daher Lelia's Schwester ihr den Rath giebt, Courtisane zu werden, und Lelia antwortet: „Ich habe keine Sinne“, so sagt sie das Gegentheil von dem, was sie sagen sollte. Der Mangel an Sinnlichkeit ist die erste Bedingung zur Courtisane.

Die Bildung jenes weiberfeindlichen Doktors stellt mit einigen leichten Modificationen auch den Schädel eines Französischen Emigranten, des Abbé Laclôture, dar, der sich in Wien durch seine Galanterie bemerklich machte. Gall hatte ihn gekannt und stellte ihn als Muster der Französischen petits maitres hin. Selbst an weiblichen Handarbeiten fand derselbe Gefallen und erlangte eine große Geschicklichkeit darin. Sein Kopf zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem eines Weibes; das Organ der Liebe fehlt, wogegen das der Eitelkeit sehr stark entwickelt ist. Uebrigens gestand auch der Abbé Laclôture selbst, daß er sich begnüge, den Frauen den Hof zu machen, und daß er keine anderen Wünsche hege. Findet sich diese Anlage bei jungen, vorsichtigen und listigen Schönen, so entsteht die Koketterie. Auf den Bildern Piron's und Mirabeau's findet sich das Organ der physischen Liebe sehr ausgeprägt.

Auch die mimische Nachahmung hat ein besonderes Organ; wenn diese mit einer mächtigen und zum Düstern hinneigenden Anlage verbunden ist, so entstehen die großen Tragödienspieler. Diese Anlage ist sehr bemerkbar auf der schönen Stirn der Mlle. Rachel. Dieses Organ fand Gall verbunden mit dem religiösen Sinne auf dem Schädel eines Predigers, der durch sein oratorisches Talent ausgezeichnet war. Verbunden mit dem Organe der Streitsucht und der Heftigkeit zeigte er das Organ der Religion auf dem Kopfe eines Predigers, der beständig mit dem göttlichen Strafgerichte drohte. Ein anderer, bei dem der Sinn der Vergleichungen sehr ausgebildet war, sprach nur in Parabeln. Dies veranlaßte Gall, zu sagen, daß wir Gott durch unsere Organe wie durch eine Brille anschauen. Auch wies er jedem Organ eine besondere Sprache zu. Schriftsteller, bei denen der Stolz sehr entwickelt ist, schieben immer ihre Persönlichkeit vor. Sie sagen i ch. Die, welche eitel sind, suchen die Koketterie und Affectation der Worte. Gall unterschied nämlich sehr

scharf zwischen Stolz und Eitelkeit. Stolz ist das Streben, sich selbst, Eitelkeit der Wunsch, Anderen zu gefallen. Ist die letztere Empfindung vorherrschend, so führt sie zu manierirten Formen. Auch soll sie Höflinge und Courtisanen hervorbringen. Der unbeschränkte Stolz hat nicht minder schädliche Folgen; wir führen hier Broussais an, der einen Staatsmann der Gegenwart folgendermaßen charakterisirte: „Die Festigkeit ist bei ihm mit einem empörenden Selbstgefühl verbunden, während die Eitelkeit sehr herabgedrückt ist. Das beste Korrektiv einer so nachtheiligen Combination würde eine angemessene Entwickelung der Eitelkeit seyn, d. h. des Wunsches, den Beifall der Anderen zu erhalten. Solche Menschen sind der Macht gefährlich, theils weil sie unaufhörlich nach der Herrschaft streben, theils weil sie die Gewalt in persönlichen Kämpfen kompromittiren.“ Der Stolz, verbunden mit der Eitelkeit, bringt den servilen Ehrgeiz hervor.

Es bleibt uns nur noch der Schrank der Cretins und der Blödsinnigen. Von diesen finden wir schöne Exemplare. Dieser enge, oben zusammengedrückte Schädel von konischer Form gehört einem vierzehnjährigen Mädchen an, das Spurzheim zu Cork in Irland entdeckte. Sie hatte den Gebrauch der äußeren Sinne, erkannte diejenigen, welche sich ihr häufig nahten, liebkoste diejenigen, welche sich ihrer annahmen, fürchtete Schläge, konnte aber nicht sprechen. Man kann diesen und andere Schädel mit dem eines Bacon, eines Descartes, eines Göthe vergleichen. Während bei jenen die Linien der Stirn eine geneigte Fläche bilden, sieht man sie bei diesen großen Männern stolz und erhaben aufsteigen. Unter den Schädeln der Blödsinnigen findet man auch einige, die über die Gebühr aufgeschwellt sind; diese enthielten aber nur Wasser.

Gall behauptete, daß das Organ der Poesie, verbunden mit dem des Wunderbaren, dem Irrthum Tasso's seinen besonderen Charakter verliehen habe; in seinen Wahnsinnsanfällen soll der Dichter seine schönsten Verse gemacht haben. Gall fügte hinzu, daß, da das Gehirn in allen seinen Organen doppelt sey, Jemand sehr gut auf der einen Seite verrückt, auf der anderen vernünftig genug seyn könne, um seinen Wahnsinn zu beobachten. Er führte hier das Beispiel Blaise Pascal's an. Gall hatte einen Kranken behandelt, der auf der linken Seite Beleidigungen zu hören glaubte, die man ihm zurief; auf der rechten Seite sah er dagegen ein, daß dies ein Wahn sey. Einen Freund Gall's vermissen wir in dieser Sammlung, nämlich den Hund, den er gebildet hatte. Einer der vertrautesten Freunde Gall's definirte denselben auf folgende Weise: „Gall war der Mann, der die Thiere am besten kannte, und den die Thiere am besten kannten.“ In seinen Vorlesungen erzählte Gall mit unverwüstlichem Ernste, welche Beweise von Verstand dieses außerordentliche Thier gegeben. Besonders schrieb er ihm das Wortgedächtniß zu. Fox sprach freilich nicht, aber dadurch glaubte sich Gall nicht berechtigt, ihm die Gabe der Sprache abzusprechen. „Ich habe in dieser Beziehung“, erzählte Gall, „fortlaufende Beobachtungen angestellt. Ich habe oft absichtlich von Gegenständen gesprochen, welche meinen Hund interessiren konnten, ohne ihn jedoch zu nennen oder seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er bezeugte nichtsdestoweniger Freude oder Schmerz, je nach den Umständen, und zeigte in seinem Benehmen, daß er sehr wohl verstanden habe, was ihn betraf.“ Fox war sehr unterrichtet, aber er war nicht Polyglotte. Man denke sich daher die Verwunderung dieser ehrlichen Deutschen Haut, als er von Wien nach Paris kam. Anstatt seiner theuren Deutschen Sprache, welche seine Muttersprache war, vernahm er jetzt nur barbarische und unverständliche Laute. Aber in kurzer Zeit lernte er, vermöge seines Organs des Gedächtnisses, das Französische so gut wie das Deutsche. „Ich habe mich davon überzeugt“, sagte Gall, „indem ich in seiner Gegenwart Sätze in Deutscher und in Französischer Sprache hersagte.“

Als die Krone dieser reichen Sammlung erschienen die Büsten von Spurzheim und Gall. Der Erstere hatte den starken und dicken Kopf eines Deutschen, etwas vom Typus eines Ochsen, wie die Geschichte uns Thomas von Aquino darstellt. Der Kopf Gall's liefert eine herrliche Bestätigung seiner Lehre. Alle Organe, welche nach ihm den Geist der Analyse und die Feinheit der Beobachtung begründen, sind auf seiner Stirn stark ausgeprägt. Man liest auf derselben zugleich zwei Anlagen, welche in der Wissenschaft die wagehalsigen Geister hervorbringen: Verachtung gegen die Bücher und Ehrfurcht gegen die Natur. A. Esquiros.

England.

Knight's und Collier's Ausgaben des Shakespeare.

Im vorigen Jahre sind in London zwei mit einander wetteifernde Ausgaben des Shakespeare erschienen, beide von beträchtlichem Umfang, eine ganze Reihe von Oktav-Bänden einnehmend; beide mit großen Kosten veranstaltet; und eine jede für sich, von der anderen abgesehen, in mancher Hinsicht die vollständigste der bis jetzt erschienenen Ausgaben des Dichters.

Der nächste Zweck beider Herausgeber, Collier's sowohl wie Knight's, ist die Herstellung eines reinen, korrekten Textes; die Art aber, wie sie diesen Zweck zu erreichen suchen, ist etwas verschieden. Doch um diesen Unterschied zu würdigen, muß man die Beschaffenheit der Quellen für den Text kennen. Die erste Ausgabe von Shakespeare's gesammelten Werken war die in Folio von 1623, welche von „seinen Kollegen“ Heminge und Condell herausgegeben wurde und 36 Stücke enthielt. Von diesen Stücken erschienen 18 hier zum erstenmal und außerdem noch 4 zum erstenmal in reifer Gestalt, da die „früheren Drucke eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem Zustande gewährten, in welcher der Dichter sie zuletzt hinterlassen hatte.“ Dieser Punkt ist in bibliographischer Hinsicht interessant, er ist bedeutend, insofern es sich um die Werke eines Shakespeare handelt, und wichtig für Alle, die sich einen Begriff von der für den Text dieser Dramen vorhandenen Grundlage machen wollen; folgende nähere Mittheilung darüber wird also gewiß nicht unwillkommen seyn:

Zuerst von Heminge und Condell herausgegebene Stücke.

Lustspiele.

Der Sturm.
Die beiden Edelleute von Verona.
Maß für Maß.
Die Komödie der Irrungen.
Wie es euch gefällt.
Der Keiserin Zähmung.
Ende gut Alles gut.
Heilige Dreikönigs-Abend (Was ihr wollt.)
Ein Wintermährchen.

Historische Schauspiele.

König Johann.
Heinrich VI. Erster Theil.
Heinrich VIII.

Trauerspiele.

Coriolan.
Timon von Athen.
Julius Cäsar.
Macbeth.
Antonius und Kleopatra.
Cymbeline.

Von Heminge und Condell in reifer Gestalt herausgegebene Stücke.

Die lustigen Weiber von Windsor.
Heinrich V.
Erster Theil des Kampfes zwischen den beiden berühmten Häusern York und Lancaster (dem zweiten Theil Heinrich's VI. entsprechend).
Zweiter Theil des Kampfes u. s. w. (dem dritten Theil Heinrich's VI. entsprechend).

Vor der Folio-Ausgabe von 1623 gedruckte Stücke.

Namen der in Quart erschienenen Stücke.	Jahreszahl der ersten Ausgabe.	Jahreszahl, unter welcher sie in der Buchhändler-Rolle eingetragen sind.	Namen der Verleger.
Richard II.	1597	1597	Andrew Wise.
Richard III.	1597	1597	William Wise.
Romeo und Julia, „verbessert und vermehrt“	1599	...	Cuthbert Burby.
Der Liebe Müh' umsonst	1598	...	Cuthbert Burby.
Heinrich IV. Erster Theil	1598	1597	Andrew Wise.
Heinrich IV. Zweiter Theil	1600	1600	A. Wise u. Wm. Apsley.
Der Kaufmann von Venedig	1600	1598	Thomas Heyes.
Ein Sommernachtstraum	1600	1600	Thomas Fisher.
Viel Lärmen um Nichts	1600	1600	A. Wise u. Wm. Apsley.
Titus Andronikus (Hiervon soll schon 1594 eine Ausgabe erschienen seyn.)	1600	1593	Edward White.
Hamlet, „fast wieder auf den früheren Umfang erweitert“	1604	...	N. Landure.
Lear	1608	1607	Nat. Butter.
Troilus und Kressida	1609	1608	R. Bonian u. H. Walley.
Othello	1622	1621	Thomas Walkley.

Es ergiebt sich hieraus, daß bei der Hälfte der Stücke die Folio-Ausgabe von 1623 die einzige Autorität für den Text ist, und auch für vier andere Dramen, die früher „verstümmelt und entstellt“ erschienen waren, wie Heminge und Condell sich ausdrücken, so gut als die einzige Autorität. Von den 14 Stücken des zuletztstehenden Verzeichnisses hält Knight aus Gründen, die er ausführlich entwickelt, die 9 ersten für authentisch; der Text der Folio-Ausgabe, meint er, sey, mit geringen Abänderungen, ohne Zweifel auf sie gegründet; Othello, erst nach Shakespeare's Tode gedruckt, sey auch echt; und die anderen vier, obgleich wahrscheinlich gegen den Willen des Verfassers gedruckt, wären wohl ebenfalls authentische Abdrücke; zwei derselben zum Beispiel seyen vor dem Hofe aufgeführt worden und vermuthlich nach den bei dieser Gelegenheit davon gelieferten Abschriften gedruckt. Nach einer genauen Prüfung der ganzen Reihe gelangt Knight in Bezug auf die bibliographische Frage zu folgendem Schluß:

„Die Folio-Ausgabe von 1623 enthält 36 Stücke; von diesen waren 13 schon bei Lebzeiten des Verfassers mit solchen inneren Kennzeichen der Authentizität und unter solchen Umständen erschienen, daß sie uns berechtigen, sie als glaubwürdige Abdrücke anzusehen. Diese Ausgabe hat daher bei der Feststellung des Textes auf sehr hohe Achtung Anspruch; aber doch nicht auf ganz ausschließliche, denn in manchen Fällen liegt der entschiedenste Beweis vor, daß die von dem Dichter hinterlassenen Handschriften von den gedruckten Stücken durch Wort-Aenderungen, Zusätze, Auslassungen, die nicht willkürlich

sind, und richtigeres Metrum sich unterschieden. Diese Abweichungen auf Aenderungen zurückzuführen, welche sich die Schauspieler erlaubt hätten, ist eine Lieblings-Theorie mehrerer Herausgeber des Shakespeare gewesen, aber offenbar eine verkehrte. In vielen Fällen erkennt man die oft nur kleinen, aber doch höchst bedeutenden Pinselstriche des Meisters in seiner Kunst, und eine genaue Prüfung in denjenigen Stücken, wo die Varianten am zahlreichsten sind, reicht hin, uns von der eifrigen Sorgfalt zu überzeugen, womit Shakespeare seine ausgezeichnetsten Geistesprodukte durchsah, um seinen „Kollegen" vollständigere und genauere Exemplare davon zu hinterlassen, als die, welche die Presse aufbewahrt hatte. Zwischen den Quart-Ausgaben der vier Lustspiele: „Der Liebe Müh' umsonst", „Ein Sommernachtstraum", „Der Kaufmann von Venedig" und „Viel Lärmen um Nichts" und der Folio-Ausgabe von 1623 sind die Abweichungen äußerst gering und vermuthlich größtentheils dem Drucker zuzuschreiben. Von den historischen Stücken ist „Richard II." in der Folio-Ausgabe auf die Quart-Ausgabe von 1608 gegründet, mit Auslassung von etwa funfzig Zeilen. Die Varianten der beiden Abdrücke des „ersten Theils von Heinrich IV." sind auch sehr unbedeutend. „Richard III." in der Folio-Ausgabe bietet ein Beispiel fortwährender Wort-Aenderungen dar, die offenbar mit der gewissenhaftesten Bedachtsamkeit gemacht worden sind; zwei Stellen, obgleich in des Dichters bester Weise, fehlen, und etwa 120 Zeilen sind hinzugefügt. Unter den Tragödien ist „Romeo und Julia" in der Folio-Ausgabe auf die Quart-Ausgabe von 1599 basirt und hat nur hier und da einige Wort-Aenderungen. „Titus Andronikus" ist, mit Ausnahme einer hinzugefügten Scene, in der Folio-Ausgabe wesentlich eben so wie in der Quart-Ausgabe von 1600. „Hamlet" in der Folio-Ausgabe ist auf die Quart-Ausgabe von 1604 gegründet, aber die Wort-Aenderungen sind zahlreich, und es fehlen Stellen in der Folio-Ausgabe, die man ungern vermissen würde, wenngleich wahrscheinlich ein dramatischer Grund für ihre Weglassung vorhanden war. Die bedeutendsten Varianten zwischen der Quart- und der Folio-Ausgabe finden sich im „Lear". Die Wort-Aenderungen kehren fortwährend wieder, und die Aenderungen in der Folio-Ausgabe sind fast in jedem Fall entschieden vorzuziehen. In der metrischen Abfassung der Quart-Ausgabe herrscht eine gewalte Verwirrung; in der Folio-Ausgabe sind ungefähr 50 Zeilen hinzugefügt und etwa 225 ausgelassen: für diese Auslassung ist wieder hinreichender dramatischer Grund vorhanden, wiewohl man es als ein Glück betrachten muß, daß Stellen von so auserlesener Schönheit, wie dieselben es größtentheils sind, in der ursprünglichen Ausgabe uns erhalten worden. „Troilus und Kressida" in der Folio-Ausgabe unterscheidet sich am wenigsten von dem Text der Quart-Ausgabe. Im „Othello" finden sich wenig Wort-Aenderungen, aber die Folio-Ausgabe hat viel Verse mehr.

So zeigt es sich denn, daß neun von den vierzehn ursprünglich in Quart herausgegebenen Stücken, die als authentisch gelten dürfen, sehr unbedeutende Abweichungen von dem Text der Folio-Ausgabe enthalten. Diese Abweichungen bestehen jedoch nicht bloß in typographischen Varianten, wie sie sich fast in jede neue Ausgabe einschleichen, sondern es sind in vielen Fällen entweder Verbesserungen des Dichters selbst oder derer, welche die Stücke aufführten. Das Theater besaß ohne Zweifel eine Handschrift von den Stücken, wie es uns Heminge und Condell auch ausdrücklich sagen; und die Aenderungen, besonders die in metrischer Hinsicht, selbst in denjenigen Stücken, die sonst am wenigsten von einander abweichen, zeigen deutlich genug, daß man bei dem Wiederabdruck ein Manuskript vorliegen hatte." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Geschichte der Europäischen Gesellschaft.** Zu dem Werk des Grafen von St. Priest über die Geschichte des Königthums bildet ein kürzlich in London erschienenes Buch von Dr. Taylor, „historische Uebersicht des Fortschritts der Europäischen Gesellschaft" (historical survey of the progress of European society) gewissermaßen den ergänzenden Unterbau. Während jenes bloß die fortschreitende Entwickelung der höchsten Regionen im Europäischen Staatenleben verfolgt, sucht dieses den Gang der ganzen gesellschaftlichen Fortbildung überhaupt, in allen Ständen und Lebenskreisen, analysirend darzustellen. Der Englische Autor läßt jedoch die alten Völker aus dem Spiel und beginnt seine Untersuchung erst mit dem Verfall des Römischen Reichs, aus dessen Trümmern das gegenwärtige Europäische Staatensystem erstand. Nach einer kurzen Skizze des heidnischen Staatswesens geht der Verfasser sogleich zum Ursprung des Christenthums über und schildert dessen Entwickelung, so wie die verschiedene Aufnahme und Gestaltung desselben im Osten und Westen des Römischen Reichs, welche denselben Herrscher zur Befolgung einer ganz verschiedenen Politik in diesen beiden Hälften seines Gebiets nöthigte. Hierauf werden die Invasion der Sarazenen in Spanien, die romantischsten Partieen der Maurischen Geschichte und die Schlacht bei Tours, wo Karl Martell den heranbringenden Strom der Muhammedanischen Eroberung hemmte und für immer vom Westen Europa's zurückdrängte, der Betrachtung unterworfen, und Dr. Taylor scheint in dieser Geschichtsepoche vorzüglich bewandert zu seyn, da er sie mit größerer Ausführlichkeit behandelt, als er verhältnißmäßig anderen Begebenheiten gewidmet hat. Es folgen sodann die Normännischen Invasionen in Frankreich, England, Italien und Griechenland, bei welchen er zunächst am längsten verweilt, obgleich wohl nur die Eroberungen in der Normandie und in England einen direkten Einfluß auf das neuere gesellschaftliche System Europa's ausgeübt haben, die Invasionen der Normannen in Italien, Sicilien und Griechenland aber nicht viel mehr als Kriegszüge waren, die keine ausgedehnte und bleibende Wirkungen äußerten. Darauf geht der Verfasser zu einer Darstellung des Papstthums und des Lehnswesens über, knüpft daran einen kurzen Abriß der Kreuzzüge und kommt dann zur Schilderung der Bauern-Aufstände gegen den Adel in Frankreich und gegen die Besteuerung und das Feudalsystem in England. Die Bürgerkriege in Flandern, oder, wie Dr. Taylor sie bezeichnet, die Erhebung der Mittelklassen gegen den Feudalismus, machen den Beschluß des Werkes, welches also auch darin mit dem des Grafen v. St. Priest zu vergleichen ist, daß es nur diejenigen Jahrhunderte umfaßt, in welchen die gesellschaftlichen und Staaten-Verhältnisse Europa's noch in unruhiger Gährung begriffen waren.

Bibliographie.*)

Rußland.

Leider entbehrt auch Rußland eines die dortigen litterarischen Erscheinungen vollständig und genau verzeichnenden Organes. Darin hauptsächlich, abgesehen von der Sprache, liegt für den Ausländer die Schwierigkeit, die wichtigeren dort erscheinenden Werke kennen zu lernen.

S. d'Ouvaroff Etudes de philologie et de critique. gr. 8. St.-Pétersbourg 1843. — Sammlung verschiedener von Hrn. von Uwaroff früher dem Druck übergebener Schriften in Französischer und Deutscher Sprache. Hr. v. U., der gegenwärtige Minister der Volksaufklärung, ist bekanntlich ein eben so ausgezeichneter Gelehrter wie Staatsmann. — Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Herrn Ministers auf den oben angedeuteten Mangel zu lenken. Denn die mit dem unter seinen Auspizien erscheinenden Journal des Ministeriums der Volksaufklärung verbundene Beilage (Pribawleniza) kann keinen Anspruch darauf machen, eine vollständige und genau gearbeitete Bibliographie von Rußland zu seyn. Möchte Hr. von Uwaroff eine solche Bibliographie ins Leben rufen! — In einem so wohlgeordneten Staate, wie der Russische, dessen litterarische Production an Umfang und Bedeutung stets zunimmt, dürfte ein besonderes Organ der Art, welches auf einen Blick leicht und sicher die litterarischen Erscheinungen des Landes übersehen läßt, nicht länger mehr fehlen.

Correspondance mathématique et physique de quelques célèbres géomètres du XVIII. siecle, précédée d'une notice sur les travaux de L. Euler, tant imprimés qu'inédits, et publiée sous les auspices de l'académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg par P. H. Fuss. 2 tom. 8. mit Portraits. St.-Pétersbourg 1843. — Dies Werk enthält im 1. Bande die ungedruckte Korrespondenz Euler's und Goldbach's, im 2. Bande die der Bernoullis mit Euler u. A. Se. Maj. der König von Preußen verlieh dem Herausgeber den Rothen Adlerorden zweiter Klasse. — N. Fuß, der Vater des Herausgebers und Verf. des Eloge de L. Euler, war der treue Gehülfe des zuletzt erblindeten Euler, mit dessen Hülfe es jenem allein möglich wurde, eine so ausgedehnte litterarische Thätigkeit zu entwickeln. Man zählt 712 Abhandlungen und 23 einzelne Werke von Euler. Ein besonderer, noch verbesserter Abdruck der vor dem Werke gegebenen Liste systématique des ouvrages de L. Euler würde den Männern von Fach gewiß sehr willkommen seyn.

Alexandre Handjéri (prince) Dictionnaire français-arabe, persan et turc, enrichi d'exemples en langue turque, avec des variantes et de beaucoup de mots d'arts et de sciences. Tome 2. 4. Moscou 1843. — Auf Befehl und Kosten der Regierung herausgegeben. Alle drei Bände (1840—1843) zusammen 103 Th. 12 Gr. Preuß. Courant.

Spanien.

P. Gomez de la Serna Instituciones del derecho administrativo español. Tomo 1. 8. Madrid 1843. 16 rs.

E. M. del Valle (Prof. an der Univ. zu Madrid) Curso de economia politica. 4. Madrid 1842. 40 rs.

M. Colmeiro Ensayo histórico sobre los progresos de la botánica, desde su origen hasta el dia, considerados mas especialmente con relacion á España. 8. Barcelona 1842. 8 rs. — Spanien kann sich mehrerer bedeutender Botaniker rühmen. Zu denselben gehört aus neuester Zeit M. Lagasca, über welchen kürzlich erschienen:

A. Yañez y Girona Elogio histórico de Mariano Lagasca y Segura. 8. mit Portr. Barcelona 1842. — Dergleichen Schriften pflegen, wenn sie gut gearbeitet, auch ein genaues Verzeichniß der Werke der darin besprochenen Autoren zu geben.

P. Boutelou Memoria acerca de la aclimatacion de plantas exóticas. 4. Sevilla 1842. 6 rs.

T. Ochoa Diccionario geográfico-histórico de Navarra. 4. Pamplona 1842. 26 rs.

J. H. Morales Iliberia ó Granada; memoria histórico critica, topográfica, cronológica, politica, literaria y eclesiástica de sus antigüedades, desde su fundacion hasta despues de la conquista por los reyes católicos. 8. Granada 1842. 27 rs.

A. Furió Carta historico-critica sobre el lugar que ocupó la antigua Cinium en la época que los romanos ocuparon la Isla de Mallorca. 4. Palma 1842. 3 rs. — Der Verf., welcher sich Cronista general de Mallorca nennt, schrieb bereits Mehreres über jene Insel, unter Anderem ein Diccionario histórico de los ilustres profesores de la bellas artes en Mallorca. Palma 1839. 8.

D. Hurtado de Mendoza Guerra de Granada hecha por el rey D. Felipe II, contra los moriscos de aquel reino, sus rebeldes. Historia (por D. H. de M.) Seguida de la vida del Lazarillo de Tormes, sus fortunas y adversidades, por el mismo autor. 8. Barcelona 1842. Subscrpr. 12 rs. — Diese Ausgabe eines klassischen historischen und belletristischen Werkes bildet den 4. Band des Tesoro de autores ilustres.

Memorias de D. Manuel Godoy, principe de la paz, ó sea cuenta dada de su vida politica, para servir á la historia del reinado del Señor D. Carlos IV de Borbon. Unica edicion, orijinal, publicada por el mismo principe. Tomo 6. 8. Madrid 1842. 26 rs. — Hiermit sind die Memoiren des sogenannten Friedensfürsten geschlossen.

A. Vanhalen Diario razonado de los acontecimientos que tuvieron lugar en Barcelona, desde el 13 de noviembre al 22 de diciembre del año de 1842. 8. Madrid 1843. 16 rs. — Ob es dem Verf. gelungen, in dieser Schrift sein Benehmen bei dem letzten Aufstande von Barcelona zu rechtfertigen!

Escenas matritenses, por el Curioso Parlante. 3. (verb. u. verm.) edicion. 4 tom. 8. mit 16 Holzschn. u. Portr. Madrid 1842. 70 rs. — Unter dem Namen el Curioso Parlante schreibt der geistreiche Satiriker Mesonero.

J. Rico y Amat Poesias sérias y satíricas. 8. Madrid 1842. 16 rs.

La Celestina ó Calixto y Melibea, por Juan de Mena y por Rodrigo Cotta, y concluida por Fernando de Rojas. 4. mit Kpf. Barcelona 1842. 24 rs. — Zuerst, nach den neuesten Untersuchungen, im J. 1490, dann öfter gedruckt u. in mehrere Sprachen übersetzt. Als Verfasser dieses merkwürdigen alten dramatischen Romans werden hier J. de Mena und R. Cotta angegeben. Auf dem Titel der dieser vorhergehenden Ausgabe (Barcelona 1841. 4.) heißt es dagegen: — empezada por J. de Mena ó por R. Cota (sic).

F. Martinez de la Rosa El español en Venecia ó la cabeza encantada, comedia original en 3 actos y en verso. 8. Madrid 1843. 6 rs. — M. Breton de los Herreros Estaba de Dios. Com. orig. y en verso, en 3 actos. (Galería dramát.) 8. Madrid 1843. 8 rs. — J. Zorrilla Sofronia. Trajedia nueva en 1 acto y en verso. (Gal. dram.) 8. Madrid 1843. 4 rs.

F. Lobon de Salazar Historia del famoso predicador Fr. Gerundio de Campazas, alias Zotes. Nueva edic. 2 tom. 8. Barcelona 1842. 48 rs.

D*** El diablo y yo, novela contemporánea. 8. Madrid 1842. 18 rs.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Navarrete, Salvá y Baranda Coleccion de documentos inéditos para la historia de España. Cuaderno 3—6. — Martinez de la Rosa Espiritu del siglo. Tomo 6.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 29. Mai 1843.

Australien.

Die Marquesas-Insulaner.

Nachfolgende Mittheilungen sind dem Tagebuche des Herrn Humbron entlehnt, welcher als Schiffsarzt der von Dumont d'Urville geleiteten Expedition nach den Südpolar-Gegenden, innerhalb der Jahre 1837, 38, 39 und 40, beigewohnt hatte.

Wir heben hier deshalb die Bevölkerung von Nukahiwa heraus, weil sie sämmtliche Insulaner, die wir zu studiren Gelegenheit hatten, an Schönheit der Gestalt übertreffen, und weil überhaupt das Mißfällige an einem Gemälde um so eher in den Hintergrund tritt, als man ihm dessen Lichtseiten gegenüber hält.

Die Bewohner der Mendoça-Inseln *) sind nur von mittlerer Größe; in der Regel beträgt sie 1 Mètre und 70 Centimètres, also wenig über 5 Pariser Fuß. Von vorn herein überraschen sie durch die Zierlichkeit und den Anstand in ihrem Aeußeren, durch ihr ungezwungenes Benehmen, durch ihre anmuthigen Bewegungen. Ihre Muskeln treten zwar nicht sehr stark hervor, doch kann das Auge leicht deren Form entdecken; es folgt hieraus, daß sie ein mehr liebliches als kräftiges Ansehen haben, obschon man ihnen keinesweges eine viel zu runde, mit einem Worte, eine gar zu weibische Gestalt vorwerfen darf. Zwischen Körper und Gliedern findet das vollkommenste Ebenmaß statt, ihre zarten Gelenke scheinen ihren Bewegungen eine bewundernswerthe Behendigkeit und Leichtigkeit zu geben. Ein schmales Becken, dessen minder hervorspringende Knochen hier unter wirklich sehr kräftigen Muskeln sich verlieren, wie man dies stets bei Gebirgsbewohnern bemerkt: eine gewölbte, nach oben erweiterte und nach unten mehr zusammengeschlossene Brust trägt dazu bei, ihnen die gewandteste Gestalt von der Welt zu verleihen und über ihr ganzes Wesen eine Hurtigkeit zu verbreiten, welche beweist, daß ihre Respiration reichlich ist und gut von Statten geht. Ihre Arme, wenn auch im Verhältniß zu den unteren Gliedmaßen ein bischen schmächtig, da sie sie nur wenig benutzen, verunstalten sie durchaus nicht, sondern haben einen steten Antheil an den angenehmen Stellungen ihres Körpers. Ihre Hände sind klein und wohlgebildet; ihre Füße würden dasselbe Lob verdienen, machten sie sie nicht dadurch häßlich, daß sie sie immer nackt tragen.

Auch hat die Gesichtsform dieser Menschen alle Merkmale einer Racen-Veredlung an sich: sie ist mehr oval als rund; die Stirn ist hoch, die großen, schwarzen, mit langen Wimpern geschmückten Augen sind voll Geist und Feuer; die Nase ist gut gebaut, sehr wenig platt und öfters habichtartig; Mund, Lippen und Backen stehen an Umfang und Ausdehnung zum gesammten Antlitze in einem unendlich richtigeren Verhältniß, als es gewöhnlich bei Leuten der Mongolischen Race der Fall ist. Ihr Gesichtsausdruck verräth durchweg Milde und Frohsinn. So haben auf den Marquesas die Männer mit den Frauen ein holdes Physiognomieen-Spiel gemein — eine Eigenschaft, die wohl beachtet werden muß und diese Insulaner besonders auszeichnet. „Die jungen Leute jener glücklichen Eilande", sagt Forster eben so genau als kurz und deutlich, „sind meistens sehr schön, und sie könnten treffliche Muster für einen Ganymed abgeben." Ihr schwarzes Haar tragen sie auf den Scheitel gestreift und in zwei Büschel geschieden. Durch diesen Kopfputz bekommen sie anfangs freilich ein etwas seltsames Ansehen; doch bald gefällt diese Tracht, der auserlesenen Sorgfalt wegen, die sie sichtlich darauf verwenden. Denn sie paßt eben so gut für ein junges Gesicht, als für die finstere, ja selbst ein bischen wilde Physiognomie der schon Bejahrteren, obgleich Letztere im Allgemeinen ihr Haupt mit einem Turban von blendend weißem Tapa-Musselin umbinden. Ihre Art, den Körper mit Schneckenlinien zu bemalen, erinnert an das Tattowiren der Neu-Seeländer; bei beiden herrscht völlige Gleichheit in Betreff der Zeichnung der Linien, doch sind diese bei unseren Insulanern viel feiner und schneiden nicht so tief in die Haut ein. Mit unendlichem Geschmacke bepunkten sie Hände und Vorderarme, man glaubt beinahe, halblange, aus gestickten Spitzen verfertigte Handschuhe zu erblicken. Auch malen sie rings um die Lenden, Fäuste und unten um die Beine breite, schwarze Streifen, die sich gerade nicht unschön ausnehmen, doch aber eine widrige Wirkung machen, wenn sie quer durch die Gesichtshälfte entweder in gleicher Höhe mit den Augen oder dem Munde angebracht sind. Dieser Brauch ist bei den Patagoniern üblich, doch so, daß sie hierbei die Haut nicht einritzen, mithin nicht tattowiren, sondern sie bloß mittelst eines röthlichen Ochers färben, nachdem sie ihn zuvor in groben Stücken in Fett eingerührt. Der größere Theil der Greise ruft jene schönen Patriarchen-Köpfe ins Gedächtniß, deren edlen Ernst uns die Maler so oft veranschaulicht haben. Insonders gilt diese Bemerkung von den ergrauten Stammhäuptlingen.

Die Frauen auf dieser Insel befinden sich in einem vollkommen glücklichen Zustande: ihre Treue selbst legt ihnen nur für einen Augenblick und zwar sehr leichte Fesseln an; ihr artiges, gefälliges Wesen vermehrt ihre Eroberungen, ohne darum jemals ihren stets wechselnden Neigungen Zwang anzuthun oder ihre unerschöpfliche Heiterkeit zu trüben. Es giebt nicht eine einzige Frau, die nicht zugleich mehreren Männern angehörte, ohne jedoch durch irgend eine Verbindlichkeit gegen sie in ihrem Willen beschränkt zu seyn. Sie erfreuen sich einer bei weitem vollständigeren Unabhängigkeit als die Frauen auf Tomoa (Schiffer-Inseln), Tonga (die Freundschafts-Inseln) und selbst auf Otaheiti; und wie wenig sich auch leugnen läßt, daß diese unbegränzte Freiheit ihrer Leibesbeschaffenheit schadet, indem sie ihre Jugendblüthe zu früh zerstört, so ist sie ihnen trotzdem lange nicht so nachtheilig als der sklavische Zustand, in welchem gewisse Völkerschaften ihre armseligen Lebensgefährtinnen zurückhalten. Denn wie Forster sehr wohl an den Neu-Seeländern und Neu-Caledoniern nachgewiesen, übt die Rangstufe, welche die Frauen im häuslichen Kreise einnehmen, einen außerordentlichen Einfluß auf die Gesittung; und je elender und roher eine Nation ist, eine desto härtere Behandlung haben sie zu erdulden, die sie dann auch rasch verwelken und zu eben so garstigen als bemitleidenswerthen Geschöpfen macht. Hiervon haben wir uns so recht auf der Mangareva-Gruppe überzeugen können, wo die Dürre und Unfruchtbarkeit des Bodens die Eingeborenen in völliger Wildheit erhält, wo aber doch noch die Männer eine hohe stattliche Gestalt, ein muskulöses Ansehen und angenehme Züge haben, dagegen die Weiber durchweg klein, plump und schwerfällig sind; mit nur geringen Ausnahmen hat ihr Gesicht ganz den Typus Mongolischer Häßlichkeit, ja es ist demselben gar der Stempel viehischer Dummheit aufgedrückt. Nicht minder wird man sehr bedeutende Unterschiede zwischen der Entwickelung des Mannes und der des Weibes selbst bei denjenigen wilden Völkerstämmen entdecken, welche die gesegnetsten und ergiebigsten Gegenden der Erdoberfläche bewohnen.

Die Polynesischen Inseln, die uns hier beschäftigen, bieten ein einleuchtendes Beispiel zu Gunsten dieser Bemerkung dar. Ohne Zweifel sind die Bewohner der Inseln Otaheiti, Tonga und Tomoa ein Zweig der kupferfarbigen Menschenrace, welche unstreitig im Fortschritte begriffen ist; die Frauen haben da durch diese allgemeine Vervollkommnung gewonnen. Der Beweis hierfür ist, daß die schönsten unter ihnen gerade diejenigen sind, welche von ihrem Geschlechte in den Zügen, ja sogar in der Gestalt die meiste Aehnlichkeit mit den Männern ihres Heimatlandes haben. Doch erhalten sie darum auch eine viel zu männische Außenseite; denn keinesweges ist es etwa die Art von Schönheit, die ihnen eigentlich gebührt und bei welcher die Natur schon stehen bleiben möchte, wenn die Civilisation alle ihre Wohlthaten über sie ausschüttete. Die Nukahiwerinnen verdienen diesen Vorwurf nicht, sie sind schon weit zierlicher und lieblicher, obgleich auch sie ihren Ehegatten bedeutend nachstehen; denn Letzteren muß man wirklich, sowohl was den Körperbau als das Gesicht anlangt, stets den Vorzug vor jenen einräumen. (Schluß folgt.)

England.

Knight's und Collier's Ausgaben des Shakespeare.

(Schluß.)

Was nun den Unterschied zwischen den Ausgaben von Collier und Knight betrifft, welche gleichzeitig erschienen sind, so haben beide ihr eigenthümliches Verdienst und können sehr wohl neben einander bestehen, ohne eine der anderen Abbruch zu thun. Die Tendenz ist in beiden eine ganz verschiedene, und wer sich ernstlich mit dem Studium Shakespeare's beschäftigt, wird am besten thun, sich beide anzuschaffen. Sie geben einen erfreulichen Beweis, mit welchem Eifer und Scharfsinn jetzt der große Britische Dichter in seinem Vaterlande studirt wird, und welche Fortschritte man seit einem halben Jahrhundert in der Würdigung und dem Verständniß desselben gemacht hat.

Collier hat es sich vorzugsweise angelegen seyn lassen, vermittelst besseren Gebrauchs der Materialien, welche im Besitz früherer Herausgeber waren, und vermittelst Hinzuziehung des neuen Materials, welches ihm ein dem Lord Francis Egerton gehörendes Exemplar der Folio-Ausgabe von 1623 mit ge-

*) Der eigentliche Name der Marquesas-Gruppe ist Marquesas de Mendoça.

schriebenen Anmerkungen lieferte, möglichst den echten Text Shakespeare's herzustellen. Sein Hauptstreben war, den Original-Text, Shakespeare's Werke, wie Shakespeare sie geschrieben, zu geben (mit Ausnahme der alten Orthographie), ohne sich Verbesserungen zu erlauben oder das Ohr so durch metrische Glätte einnehmen zu lassen, daß ein wohlbeglaubigter Text bloß deshalb geändert würde, um neueren Begriffen von Wohlklang und Rhythmus zu entsprechen. Gegen alt eingewurzelte Fehler bieten die handschriftlichen Anmerkungen das Korrektiv; gegen spätere Neuerungen, die in vielen Fällen höchst muthwillig und unverzeihlich sind, gewährt eine sorgfältige Vergleichung mit der alten Folio-Ausgabe das Abhülfemittel; und die willkürlichen Emendationen neuerer Herausgeber werden stets verdientermaßen mit Strenge gerügt. Bemerkungen begleiten die Wiederherstellung des Textes, und der Leser hat jedenfalls eine Gelegenheit, zu erfahren, wie jene Werke, die den Namen Shakespeare's tragen, ursprünglich lauteten, was vor dieser Ausgabe nur denjenigen möglich war, welche Muße und Neigung dazu haben, die Bibliotheken zu durchwühlen und alte Folianten zu vergleichen.

Knight, durch dessen Bemühungen schon früher ein „malerischer Shakespeare", eine Ausgabe mit Kupfern, erschienen ist, hat zu seiner jetzigen Ausgabe eine große Menge antiquarischer Belehrung gesammelt und uns die Zeit, in welcher Shakespeare schrieb, so wie die Gegenstände, auf welche er anspielt, lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Jede Gelegenheit wird ergriffen, um durch antiquarische Forschung eine passende Beleuchtung des Sinnes aufzufinden, den Leser so viel als möglich in Elisabeth's Zeitalter zu versetzen und ihn auf einen solchen Gesichtspunkt zu stellen, daß, wohin er sich auch wende, sein Auge irgend einer Reliquie aus früheren Zeiten begegnen müsse. Ein anderer Hauptwerth in Knight's Shakespeare ist seine vollständige Sammlung aller kritischen Ansichten über jedes Stück, genug alles dessen, was in England, Frankreich und Deutschland über ihn gesagt worden. Diese Ansichten waren bisher in vielen Bänden hin und her zerstreut, hier aber sind sie alle zusammengestellt; ein paar Minuten bringen den Leser sogleich in Besitz aller Betrachtungen von Seiten derjenigen, welche Shakespeare studirt haben, und ohne langweilige Forschung kann er sogleich seine eigene Ansicht bestätigen oder verbessern.

In diesen Einzelheiten ist Collier's Buch nicht so vollständig, noch sollte es dies seyn. Der erklärenden Noten sind sehr wenig; und obgleich jedem Stück eine Art von Einleitung beigefügt ist, welche seine Geschichte, daneben hier und da eine kritische Bemerkung enthält, so kann man doch leicht sehen, daß die Erklärung der Alterthümer und die Sammlung von Kritiken über Shakespeare nicht Collier's Hauptzweck ist. Genug, der Unterschied zwischen den beiden Ausgaben läßt sich nicht besser bezeichnen als durch eine Vergleichung mit dem Unterschiede zwischen Bentley's und Anthon's „Horaz", wovon die eine Ausgabe der Verbesserung des Textes gewidmet ist, die andere der Erläuterung des Inhalts, und keine von beiden als Substitut für die andere gebraucht werden kann.

Von der typographischen Genauigkeit der Folio-Ausgabe von 1623 sprechen sowohl Collier wie Knight mit hohem Lobe; Beide glauben, sie habe einen Herausgeber gehabt, der sich seiner Aufgabe mit einer Sorgfalt entledigte, die in jenem Zeitalter der nachlässigen Englischen Drucke ohne gleichen war. Collier behauptet, es könne höchstens ein einziges Buch aus jener Zeit damit verglichen werden, die Werke Ben Jonson's nämlich, von denen ohne Zweifel Jonson selbst die Korrektur besorgte. Von jener Shakespeare-Ausgabe in Folio sagt Knight: „Wir erklären ohne Bedenken, daß, mit einer oder zwei Ausnahmen, der Text dieser Stücke als so korrekt und als so wenig verfälscht angesehen werden kann, wie bei denjenigen Stücken, die den Vortheil hatten, schon früher gedruckt worden zu seyn. Es ist dies für eine nach dem Tode des Autors erschienene Ausgabe ein sehr merkwürdiger Umstand, und wenn man bedenkt, wie bedeutende Schwierigkeiten der korrekte Druck eines Schauspiels macht, wie leicht eine Person mit einer anderen verwechselt werden kann, welche Verwirrung aus der Vermischung von Prosa und Versen, aus den Abweichungen in der Versification selbst und aus der Möglichkeit, daß Regisseur-Notizen für den Text genommen werden, so leicht entstehen kann, dann ist es völlig zum Erstaunen, daß diese Werke mit so wenig wesentlichen Fehlern und Entstellungen auf uns gekommen sind. Um sich eine richtige Schätzung des Werthes der Folio-Ausgabe mit Hinsicht auf die dort zuerst gedruckten Stücke zu bilden, braucht man sie nur mit irgend einem anderen Schauspiel oder einer Sammlung von Schauspielen zu vergleichen, die entweder nach dem Tode ihres Verfassers oder ohne gehörige Revision bei seinen Lebzeiten gedruckt worden."

Diese Folio-Ausgabe bildet daher die Grundlage des Textes von Knight's Ausgabe; zwar benutzt er auch andere Quellen, aber nur in untergeordnetem Verhältniß zu jener, von welcher er glaubt, daß sie sich einer letzten Revision von Seiten des Autors selbst zu erfreuen gehabt. „Wir glaubten", sagt er, „diese letztere Ausgabe unserem Text zu Grunde legen zu müssen. Doch es ist auch unsere Pflicht, die Abweichungen von dem Text der Quart-Ausgaben anzuführen, nicht nur, wenn der Unterschied bedeutend ist, sondern auch wenn diese von der allgemein angenommenen Lesart abweichen. Diesen Plan haben wir schon in unserer ersten Ausgabe befolgt, und wir werden ihn in dem jetzigen Abdruck noch um so viel weiter führen, als uns nöthig scheint. In Bezug auf die anderen fünf Stücke, in welchen die Varianten zwischen der Folio- und den Quart-Ausgaben bedeutender sind, haben wir nicht allein bei den oben aufgestellten Grundsätzen zu beharren, sondern auch beizubehalten, was der Autor, wie uns scheinen mag, wohlweislich verworfen hat; denn indem wir dies aufnehmen, geben wir Gelegenheit zu einer gerechten Würdigung der Einsicht, womit er sowohl kürzte wie zusetzte. Wo in der Folio-Ausgabe Stellen ausgelassen sind, die sich in den Quart-Ausgaben finden, nehmen wir dieselben in den Text auf, falls solche Auslassungen nicht durch eine erweiterte oder zusammengedrängte Stelle von ähnlichem Inhalt ersetzt sind; indeß haben wir sie dann mit Klammern bezeichnet. Durchaus tadeln aber müssen wir den Grundsatz, welcher die neueren Herausgeber nur oft geleitet hat, nämlich, wenn die Varianten beträchtlich sind, den Text aus der Folio- und den Quart-Ausgaben zusammenzusetzen. Wenn ein Theil der Varianten beweist, daß es eine vom Autor herrührende Verbesserung ist, so müssen wir die ganze Aenderung aufnehmen, einen offenbaren Druckfehler ausgenommen; dem kritischen Leser aber müssen wir dadurch genügen, daß wir die ursprüngliche Stelle in einer Note geben. Nach irgend einem anderen Grundsatz verfahren, hieße, sein individuelles Urtheil aller Autorität voranstellen. Doch wenn der mit Recht von uns angenommene Grundsatz schon mit Hinsicht auf die authentischen Quart-Ausgaben von überwiegendem Gewicht ist, um wie viel mehr muß er es dann mit Hinsicht auf diejenigen Schauspiele seyn, welche der erste Anblick als unvollkommen und entstellt erweist. In drei Stücken, in „Romeo und Julia", „Heinrich V." und den „lustigen Weibern von Windsor", besonders aber in den beiden ersteren, haben die neueren Herausgeber den Text der unvollkommenen Ausgabe als etwas Zuverlässiges angenommen und, wo sie eine Zeile nicht in der Folio-Ausgabe fanden, dieselbe eingeschaltet und dies für eine Wiederherstellung ausgeschrieen."

Collier's Absicht war es, wie die Worte jenes Titelblatts zeigen, einen „geformteren" Text zu geben, als es bei Knight der Fall ist. Die Folio-Ausgabe als eine hohe Autorität benutzend, ja für die Hälfte der Schauspiele sogar als die einzige Autorität, wollte Collier doch alle vorhandene Quart-Ausgaben und die zweite Folio-Ausgabe von 1632 collationiren, auch Manuskripte zu Hülfe nehmen, von denen er in seinen „Gründen zu einer neuen Ausgabe des Shakespeare" spricht, und daraus einen Text „formen". In theoretischer Hinsicht möchte Knight's Plan vorzuziehen seyn, weil eine feste Norm auch ein gleichförmigeres Ganze giebt und weniger dem individuellen Gutachten überläßt. In praktischer Beziehung aber dürfte wohl kein sehr wesentlicher Unterschied bei dem beiderseitigen Verfahren herauskommen.

Da Collier's Hauptzweck ist, den Text möglichst so herzustellen, wie Shakespeare ihn in letzter Revision seiner Schauspiele feststellte, so wollen wir an einigen Beispielen zeigen, wie der Herausgeber hierbei verfahren ist. Wir wählen dazu das Stück „Maß für Maß", in welchem die bedeutendsten Emendationen vorkommen. Zunächst Akt II. Sc. 1:

> Some rise by sin, and some by virtue fall:
> Some run from breaks of ice, and answer none,
> And some condemned for a fault alone.

Dies ist eine etwas schwierige Stelle, und einige Herausgeber haben es versucht, sie dadurch zu verbessern, daß sie breaks of ice in brakes of vice verwandelten, so daß zu übersetzen wäre:

> Der steigt durch Sünde, jener fällt durch Tugend
> Im Laster-Bund kann einer straflos seyn,
> Den trifft das Schwert ob Eines Fehls allein.

Die alten Ausgaben aber haben, wie Collier nachweist, alle die erstere Lesart, und er nimmt als den Sinn an, daß Einige ohne Verantwortung davonkommen, und wenn die Gefahr ihnen auch schon so nahe gewesen wäre, wie wenn das Eis unter ihnen einbräche.

Akt II. Sc. 2.

> The law hath not been dead, though it hath slept:
> . . . . now 't is awake,
> Takes note of what is done, and, like a prophet,
> Looks in a glass that shows what future evils
> . . . .
> Are now to have no successive degrees,
> But here they live to end.
>
> Nicht todt war das Gesetz, es schlief nur,
> . . . . nun ist es wach,
> Nimmt das Geschehne wahr, und ein Prophet
> Sieht es im Spiegel jeglich künftig Arg,
> . . . .
> Und duldet nicht den Wucher solchen Stamms,
> Es tödtend im Entstehn.

So haben die Folio-Ausgaben, aber das Here in der letzten Zeile ist später in ere oder where verwandelt worden. Collier schreibt diese Aenderung einer Nachlässigkeit im Collationiren zu, so wie dem Raisonnement, welches durch diesen Fehler veranlaßt wurde. Es lag nämlich die Versuchung nahe, das ere oder das where beizubehalten und den Infinitiv to end von dem are now in der vorletzten Zeile regieren zu lassen, so daß where they live ein untergeordneter Satz wäre, eine Construction, die fließender erschien. Collier erklärt here they live to end durch: „Hier leben Verbrechen nur, um sogleich getödtet zu werden." Seine Lesart ist also wohl aufzunehmen, da man schwerlich berechtigt ist, die alten Folio-Ausgaben bloß wegen unserer Begriffe von fließendem Ausdruck zu ändern, wenngleich die Construction etwas hart erscheinen mag.

Akt II. Sc. 3.

> Juliet. I do confess it (my sin) and repent it, father.
> Duke. 'T is meet so, daughter; but least you do repent,
> As that the sin hath brought you to this shame.
>
> Julia. Mein Vater, ich gesteh es, und bereu's.
> Herzog. Wohl, meine Tochter, doch bereust du nicht,
> Daß euch die Sünde hat in Schmach gebracht.

Die neueren Herausgeber haben lest (damit nicht) für least (am wenigsten, ja nicht), was gar keine Construction giebt. Collier stellt die alte Les-

art wieder her, mit der Erläuterung: „Du bereust am wenigsten, daß die Sünde euch in diese Schmach gebracht, während du doch die Sünde selbst am meisten bereuen solltest.“ Diese Erläuterung ist nicht ganz deutlich: es ist gemeint, daß Julia nicht sowohl die Sünde, als vielmehr nur die Schande bereut, nicht die Ursache, sondern nur die Folge; man muß daher das Wort „Sünde“ stark betonen und den folgenden Satz: Which sorrow is always towards ourselves, not heaven, folgendermaßen anknüpfen: „Und solche Trauer gilt nur uns, nicht Gott.“ Hart bleibt die Stelle immer, aber Collier hat jedenfalls das Verdienst, das ganz verkehrte lest fortgeschafft zu haben.

Akt II. Sc. 4.

Your sense pursues not mine; either you are ignorant
Or seem so, crafty; and that is not good.

Ihr folgt mir nicht, ihr seyd unkundig, oder
Ihr stellt euch listig so; das ist nicht gut.

Mit dieser Stelle haben sich die neueren Herausgeber eine unverantwortliche und unnöthige Freiheit herausgenommen, indem sie das Adverb craftily für das Adjektiv crafty setzten. Die alte, von Collier hergestellte Lesart ist durchaus verständlich, nämlich or seem so, (being) crafty.

Ebendaselbst.

. . . Fetch your brother from the manacles
Of the all-building law.

. . . Löst euren Bruder
Aus des allbauenden Gesetzes Zwang.

Seit des Herausgeber Theobald's Zeit hatten die Ausgaben all-building in all-binding (allbindend) geändert. Collier bemerkt: „Shakespeare scheint all-building mit Hinsicht auf die bauende und stets ausbessernde Macht des Gesetzes zu gebrauchen.“ Jedenfalls war die von den neueren Herausgebern vorgenommene Veränderung unnöthig und willkürlich.

Akt III. Sc. 1.

Thine own bowels, which do call thee sire.
Dein eigen Eingeweide, das dich Herr nennt.

Diese Stelle scheint den Werth der handschriftlichen Noten in Lord Francis Egerton's Exemplar der Folio-Ausgabe von 1623 zu zeigen. Die alten Folio-Ausgaben hatten fire (Feuer), aber jene Anmerkungen geben sire (Herr) als Verbesserung. Es ist erklärlich, daß der Druckfehler entstand, indem das lange f für f gelesen wurde. Die neueren Herausgeber haben indeß auch sire und sind hier einmal von selbst auf das Richtige gekommen.

Akt III. Sc. 2.

How now, noble Pompey! What, at the wheels of Caesar? „Ei, ei, edler Pompejus! An den Wagenrädern Cäsar's?“ Es sind natürlich, wie Collier bemerkt, chariot-wheels gemeint. Der Sinn kann nicht einfacher und augenfälliger seyn, denn es folgt darauf: „Wirst du im Triumph aufgeführt!“ Dennoch haben Malone und Steevens, ohne alle Rechtfertigung, in ihrer Weisheit es für angemessen befunden, wheels (Räder) in heels (Fersen) zu verwandeln.

Akt IV. Sc. 3.

Ere twice the sun hath made his journal greeting
To yond generation, you shall find
Your safety manifested.

Eh' zweimal noch die Sonne ihren Gruß
Der andern Schöpfung sandte, findet ihr
Euch wohlgeborgen.

Dies ist die von Collier hergestellte Lesart der alten Ausgabe, und man braucht nur das Wort generation (ti-on) als fünfsylbig anzusehen, um das Metrum der zweiten Zeile vollständig zu machen. Diese öfters vorkommende Theilung der Endungen tion und tius in zwei Sylben scheint von den neueren Herausgebern ganz übersehen worden zu seyn, denn Malone und Steevens haben deshalb nicht nur zwei Verse gewaltsam geändert, indem sie das to noch in den ersten Vers hinter greeting stellen und aus yond (jener) the under (die untere) machen, sondern auch in der fünften Scene desselben Aktes Valentius in Valentinus verwandeln.

Die erläuternden Anmerkungen beider Kommentatoren, Collier's und Knight's, sind oft im Wesentlichen ganz dieselben, so daß der Unterschied bloß im anderen individuellen Ausdruck liegt. J. B.

I from my mistress come to you in post;
If I return I shall be post indeed;
For she will score your fault upon my pate.

An euch schickt meine Herrin mich als Post.
Kommt' ich zurück, so macht sie mich zum Pfosten.
Denn eure Schuld kerbt sie auf meinen Kopf.

(Komödie der Irrungen.)

Post indeed) Der Pfosten eines Ladentisches wurde damals so gebraucht, wie jetzt das Kerbholz eines Gastwirths, um die Zeche darauf einzukerben. Knight.

For she will score your fault upon my pate) Dies bezieht sich auf die alte Sitte, einen Pfosten als Kerbholz zu gebrauchen, statt die Zeche in ein Buch einzutragen. Die alten Ausgaben haben scoure. Collier.

Ebendaselbst:

Methinks your maw like mine should be your clock.
Eur Magen sollt' euch Glocke seyn, wie meiner.

Clock) Das Original hat cook (Koch). Pope machte die nöthige Aenderung. Knight.

Should be your clock) Die alten Ausgaben lesen cook. Pope machte die Aenderung, die wohl angenommen werden kann, obwohl die Köche zur Essenszeit auf den Anrichtetisch schlugen. Collier.

Collier richtet sich in der Reihefolge der Schauspiele nach der Klassifizirung und Ordnung von Heminge und Condell, weil er meint, daß man die Chronologie der Werke Shakespeare's doch nicht genau ermitteln könne. Knight nimmt die allgemeine Eintheilung derselben in Lustspiele, Trauerspiele und historische Schauspiele an und eine chronologische Ordnung, zu welcher er durch Schlußfolgerungen gelangt. Collier hat seine Ausgabe mit dem zweiten Bande begonnen und sich das Leben Shakespeare's und die Geschichte des Englischen Theaters in seiner frühesten Zeit für den ersten Band vorbehalten, der zuletzt erscheinen soll. Knight's „Leben und Zeitalter Shakespeare's“, welches zu seiner Ausgabe gehört, wird auch als ein Werk für sich angekündigt. Collier scheint auf Emendationen und Erläuterungen noch mehr Fleiß verwendet zu haben, als Knight, aber die Kritik und Erklärung des Letzteren wird für vorzüglicher gehalten. Die Einleitungen zu jedem Stück sind bei Collier fast rein bibliographisch; auch Knight führt die Umstände der verschiedenen Ausgaben der einzelnen Stücke an und die Quellen, aus denen Shakespeare seine Stoffe und Bilder entlehnt haben könnte, aber er legt darauf nicht so hohe Bedeutung' als ob es nichts Wichtigeres gäbe, denn alte Bücher. Auch eine kritische Beleuchtung fügt Knight jedem Schauspiel bei, worin viel feine und treffende Bemerkungen vorkommen. Jedem Akt sind außerdem in seiner Ausgabe erläuternde Notizen über Sitten, Anspielungen und dergleichen beigegeben, und eine Menge Holzschnitte, die gewöhnlich irgend einen Schauplatz oder eine Handlung des Textes darstellen, schmücken jeden Band. Diese Kupfer sind aus der Pictorial Edition entlehnt, auf welche überhaupt die gegenwärtige Ausgabe von Knight basirt ist. Diese Illustrationen ausgenommen, ist kein wesentlicher Unterschied in der Ausstattung der beiderseitigen Ausgaben, die nur leider so theuer zu stehen kommen, daß sie unter dem Volke keine Verbreitung finden, sondern nur von begüterten Bibliophilen werden gekauft werden. Indeß wird man durch sie in den Stand gesetzt seyn, den Text künftiger Ausgaben zu verbessern. Die Unternehmer haben daher in England von allen Seiten die lebhafteste Anerkennung gefunden.

Polen.

Die Philosophie in Polen.

Durch die materiellen Ereignisse und die intellektuellen Tendenzen der neueren Zeit ist die Polnische Philosophie, deren Embryo noch in keiner weiten Vergangenheit liegt, ins Leben getreten und bis zu ihrer heutigen Selbständigkeit erzogen worden. Diese ist daher schon wegen der einwirkenden Ursachen eine sehr abgeleitete, und es ist auch nicht zu hoffen, daß Polen sich zu einer völlig selbständigen Philosophie erheben werde, weil es keinen Boden für dieselbe hat und seit vielen Jahrhunderten ihr Blatt einer tabula rasa glich. Der Polnische Charakter geht zu sehr ins Gefühl auf, um dem freien Denken Vorschub zu leisten. Polen lebt seit dem Anfang seines Bestehens in einer ewig lyrischen Anschauung, welche das Objekt bei Seite liegen ließ und die Speculation verabscheute. Das Denken und namentlich das reine Denken kam nur erst, als die süßen träumerischen Verhältnisse des Behagens und der Ruhe gestört, das Land sich mit Macht in den Schoß fremden Einflusses und fremder Intelligenz geworfen sah. Deutschland influirte seit den Zeiten des Christenthums auf das Nachbarland, aber nur hinsichts der äußeren Institutionen desselben; Polen hatte wohl Märtyrer, aber keine Kirchenlehrer, welche den Fortschritt aus der Symbolik des Glaubens zum Licht der reinen Vernunft vorbereiteten. Es zeigten sich zwar schwache Symptome einer vom Leben unzertrennlichen Moralphilosophie auch in den vorigen Jahrhunderten, sie bildeten jedoch nur einen fragmentarischen Kommentar des praktischen Lebens, ohne Ganzes zu seyn, und ohne der Wissenschaft als solcher anzugehören. Das neueste historische Ereigniß weckte einen Theil des Volks zum Selbstbewußtseyn und daher zum Denken. Die Polnische Philosophie datirt sich daher von 1830. Hier wollte man der Lyrik, dieser gutmüthigen, gedankenlosen Versunkenheit in sich selber, dieser weinerlichen Hülflosigkeit und Passivität, den letzten Stoß geben; man lernte Dichter, wie Karpinski und die seiner Kategorie angehörigen der Stanislaus Augustischen Freudenzeit, übersehen und als solche kennen, welche auf den Sinn des Volks nachtheilig wirkten, und stachelte das Leben und die Wissenschaft zur Kraft, Selbständigkeit und Aktivität. Dieser ungemeine Sprung war nothwendig, und seine Vermittelung geschah durch die Romantik in der Literatur, im Leben durch die Zeitverhältnisse.

Wir können daher nur, und zwar wollen wir es ganz kurz, von der Philosophie nach 1830 sprechen, und hier wollen wir diejenigen Philosophen weniger berühren, welche Deutsch geschrieben und einige Bekanntschaft bei uns erreicht haben.

Zu diesen gehört zunächst Goluchowski, welcher nach seinen unter Schelling's Auspizien in Erlangen beendigten Studien dessen System erfaßte und in einer kleinen philosophisch-politischen Schrift den Beweis davon ablegte. Er hat als Professor an der Universität in Wilna noch vortheilhaft auf den Geist seiner Zuhörer gewirkt, ist jedoch seit Auflösung der Polnischen Universitäten gänzlich aus der Wissenschaft, wie es scheint, geschieden. Außer ihm bedient der heute im Großherzogthum Posen ansässige Cieszkowski sich für seine philosophischen Broschüren, der Verallgemeinerung wegen, der

Deutschen Sprache. Die letzte seiner Broschüren ist ein Sendschreiben an Michelet und bekundet dadurch deutlich genug ihre Tendenz. Cieszkowski hat das Verdienst, der Historiosophie namentlich in seiner „Palingenesie" diejenige Rundung und systematische Form zu geben, die sie früher nicht hatte, wie sie gleich der Aesthetik von der herrschenden Philosophie jedesmal gleichsam der Mode wegen ins Schlepptau genommen wurde. — Es ist zu hoffen, daß Cieszkowski eifrig fortwirken werde, da auch der Polnische Literatur-Verein in Posen die Freude hat, sich von Cieszkowski unterstützt zu sehen.

Trentowski ist, wie auch schon Deutschland weiß, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Eine Schrift läßt er bald immer der anderen folgen und verräth, vielleicht auch durch äußere Verhältnisse mit veranlaßt, einen unerschöpflichen Eifer für seine Wissenschaft. Die Deutschen Schriften des Philosophen in Freiburg sind bekannt, die Polnisch erschienenen besitzen das lebhafteste Interesse der wissenschaftlichen Polen. Die wichtigste Schrift, welche man bisher Trentowski verdankt, ist seine Erziehungslehre (Chowanna), wodurch er einem wesentlichen Bedürfnisse Polens abgeholfen hat. Diese Pädagogik ist ein aus dem wirklichen Leben stammendes frisches Sittenbild, welches die Idealität mit der Natürlichkeit eng vereinigt und das in langen Theorieen nicht suchen läßt, was so nahe liegt. Trentowski belehrt vorzüglich die Kanzelredner, die Lehrer, die Mütter und zeigt ihnen nur, was mit Nothwendigkeit, aus dem Leben entspringend, Gegenstand und Zweck der Erziehung des Kindes und der Volkserziehung werden müßte. Um die Tendenz Trentowski's zu kennen, muß man seine Pädagogik lesen. Ihr Grundgedanke ist Verschmelzung des wahren Idealismus mit dem wahren Realismus, welche einen Fortschritt der Schellingschen Richtung bildet, der den leeren oder Pseudoidealismus mit dem grobmateriellen Pseudorealismus in seinem früheren Standpunkt zu vereinigen suchte. Trentowski hat seinen Gedanken selbst klar ausgesprochen, indem er erklärt, daß er sich auf einer Seite fern halten wolle vom Supranaturalismus und auf der anderen vom Anthropomorphismus. Bei dieser Tendenz ist Trentowski eben so spekulativ als positiv und christlich, und der Orthodoxismus thut ihm Unrecht, wenn er ihn verketzert, da er nicht eine katholische Dogmatik schreibt. Gewiß ist, daß Trentowski einen ungemeinen Einfluß auf seine Heimat ausübt, und daß er noch freudigere Erfolge würde erstreben können, wenn ihm mitten unter seinen Landsleuten zu wirken vergönnt wäre. Er belehrt, ermuntert, lobt und tadelt die anstrebenden Philosophen und genießt unter ihnen das Ansehen des Nestors der Polnischen Philosophie, obwohl dieselbe, von ihm gelehrt, weniger national ist, als die Cieszkowskische. Trentowski ist gänzlich durch Deutsche Elemente gebildet und versucht, die Theorie dieser Philosophie der Polnischen Praxis anzupassen, während, wenn er daran geht, das System, wie in seiner Chowanna, aus dem Polnischen Leben zu abstrahiren, er dieses als die letzte und tiefste Quelle zu würdigen weiß.

Trentowski's Verdienste um Herausbildung einer philosophischen Sprache sind von Vielen noch nicht erkannt; es liegt dieser Umstand indeß wohl in der Neuheit der Formen, woran sich das Ohr eben so gut wie an die Deutsch-philosophischen gewöhnen muß; sind diese fix geworden und bei mehreren Schülern des Philosophen in Gebrauch gekommen, dann wird die plastische und bezeichnende Sprache der Polen sie nicht als Barbaren allein stehen lassen.

Wischniewski, Professor an der Universität in Krakau und der bedeutendste Literaturhistoriker Polens, gehört nur indirekt unter die Philosophen, weil er diese Disziplin niemals systematisch bearbeitet hat. Jedoch verdient seine Schrift: „Charakteristikon des menschlichen Verstandes" besondere Aufmerksamkeit, und daß sie diese in Polen erlangt hat, beweisen ihre wiederholten Auflagen.

Bochwic ist ein im modernen Sinne aufstrebender Denker, welcher sich in der Natur und Empirie bewegt, daher er von Trentowski der Polnische Thales genannt wird. Bochwic erwirbt sich bei dem allgemeinen Instinkt der Witterung von Pietismus dadurch nicht gerade ein vortheilhaftes Vorurtheil für seine beiden Schriften, daß er sie mit einem Gebete beginnt und schließt und überall mit Bibelstellen übersäet; doch nur der Befangene kann hieran Anstoß nehmen; wenn man Bochwic's „Gedanken" näher prüft, so findet man darin zwar keinen Organismus der Form und des Inhalts, aber gesunde Ansichten über einzelne, positive Wahrheiten und Kenntniß der philosophischen Systeme vom Griechenthum bis heute. Es fehlt dem Neophyten (wenn ich nicht irre, ist Bochwic dieses) nur noch an der Gewandtheit der Dialektik und jener Kriegslist der modernen Schriftsteller, welche mit ihren Produkten imponiren. Bochwic tritt sehr bescheiden auf, läßt jedoch erwarten, daß eben diese Bescheidenheit, die er, wie die Kenntniß der Deutschen Philosophie, wahrscheinlich nicht von Cousin übernommen hat, ihm eine ehrende Anerkennung unter allen seinen Landsleuten bereiten wird.

Bukoty lebt in Paris. Dies zu wissen, ist genug, um seine Richtung zu errathen. Streng genommen, gehört er nicht unter die Philosophen, eher unter die Politiker oder Religiosen; denn die beiden letzten Begriffe fallen bei ihm zusammen. Bukoty's Schrift: „Polen in der Apostasie oder im sogenannten Russo-Slawianismus und in der Apotheose oder im sogenannten Gallo-Kosmopolitismus" — hat vorzüglich unter den Emigranten einiges Aufsehen erregt. Sie beweist, daß Polen sich heute in der Evaluation oder Elimination befinde, daß die Apostasie ein Symptom der Emancipation des Landes und dessen Heil der Glaube sey. Dieser Glaube soll indeß ein streng ultramontaner seyn, wie ihn heute die sogenannte Towiańskische Schule in Paris hat, wozu sich die Häupter der Emigration bekennen.

Außer Libelt in Posen, von dem wir schon früher im Magazin gesprochen, berühren wir noch eine Philosophin, welche heute durch ihre Schriften ihr Geschlecht über die Vorzüge des Neu-Schellingianismus vor dem Hegelthum zu belehren sucht. Eleonora Ziemięcka*) behandelt ihren Gegenstand mit Kraft und Selbstvertrauen, es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß der Schellingianismus, der die Philosophie auch wohl nicht aus den nächsten Quellen kennen gelernt hat, unter ihrer Hand in einen düsteren Mystizismus umschlägt, womit sie freilich unter dem weiblichen Geschlecht mehr Proselyten, unter dem männlichen mehr Atheisten macht. Sie hat jedoch auch unter den Letzteren ihre Gönner in Polen, und die Kritik hat ihr nicht weh gethan.

A. Mauritius.

Mannigfaltiges.

— Wirksamkeit des Shakespeare-Vereins. Dieser in London bestehende Verein hat so eben wieder seine Jahres-Versammlung gehalten, um den Rechenschafts-Bericht des Comité's über das verflossene Jahr entgegenzunehmen. Es ergab sich aus demselben, daß die Gesellschaft, obgleich jedes Mitglied nur 1 Pfd. Beitrag zahlt, im vorigen Jahre sieben Bände voll reichen Inhalts zur Geschichte und Erläuterung des frühesten Englischen Theaters und Drama's überhaupt, so wie der Stücke Shakespeare's insbesondere, herausgegeben und an ihre Mitglieder vertheilt hat, welche ausschließlich Exemplare dieser Publicationen erhalten. In den drei ersten Monaten dieses Jahres sind abermals zwei Werke von gleicher Art vertheilt worden, zwei andere sind zur Ablieferung bereit, und sechs befinden sich theils schon unter der Presse, theils wird noch daran gesetzt.

— Seltene Acquisitionen der Londoner Menagerie. Viel Aufmerksamkeit erregen jetzt in London zwei Nubier, welche in Begleitung einer ganzen Familie von Giraffen und einiger Antilopen nach England gekommen sind, um im dortigen zoologischen Garten, Surrey Gardens, die Pflege und Wartung dieser in Europäischen Menagerieen so äußerst seltenen Thiere zu übernehmen. Sie gehören Stämmen an, die kaum jemals ihre Heimat an den Ufern des weißen Nils verlassen, und obwohl sie Beide Abkömmlinge des großen Baratra-Stammes sind, so weicht doch ihr äußeres Aussehen durchaus von einander ab. Der Eine ist von echt Nubischer Race aus Kordofan in Ober-Abyssinien, er hat das kurze, krause Haar, die dicken Lippen und die kohlschwarze Farbe, durch welche sich dieser Volksstamm ganz besonders auszeichnet; der Andere ist ein hübscher Mensch von edlen Verhältnissen, mit schön gebogener Nase, geistreichem Ausdruck, dem rein geformten Kopf der echten Dongolawi und aus Dar Dongola gebürtig. Durch die reichen orientalischen Kostüme und ihre höchst anmuthigen Stellungen wird, im Verein mit ihren Pfleglingen, eine Gruppe von sehr romantischem und malerischem Effekt hervorgebracht. Sie scheinen ihr Amt mit großer Vorliebe zu betreiben und rufen schmeichelnd die Giraffen bei ihren Arabischen Namen, welche nicht wenig phantastisch und poetisch klingen, wie „Au-Duhm", das kräftige Pferd, „Sitt-el-Binat", das schöne junge Mädchen, „Karr-korr", der große Berg, „Sabbibb-Efendi", der edle Herr. Die fünf Giraffen sind alle vom kräftigsten und gesundesten Bau, springen in wildester Lust umher und vergnügen sich bei ihren stürmischen Spielen mit ihren Wärtern und unter einander in den abenteuerlichsten Stellungen. Drei von diesen schönen Giraffen sind männlichen, zwei weiblichen Geschlechts, und man hofft wirklich, daß diese seltenen Thiere endlich noch einheimisch in unserem nördlichen Klima werden können. Die Antilopen gehören zu den so interessanten und schönen Species der Addax (Lichtenstein) und Leukoryx (Pallas). Die Species der Addax, von der jetzt zuerst die beiden ersten lebenden Exemplare in Europa zu sehen sind, war bei den Alten sehr wohl bekannt unter dem Namen Strepsiceros, welchen Plinius ihnen beigelegt hatte, wurde aber von allen späteren Naturforschern übersehen und erst vor kurzem von Rüppell und Ehrenberg wieder aufgefunden. Wenn dieses Thier ganz ausgewachsen ist, so mißt es 6—7 Fuß von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes, über der Schulter ist es 3 Fuß hoch, und die Hörner, in allen Krümmungen gemessen, sind gleichfalls 3 Fuß lang. Letztere sind im Verhältniß zu ihrer Größe nur dünn und sonderbar gewunden; denen sie beschreiben zwei Krümmungen einer weiten Schneckenlinie. Die Farbe des Thieres ist grauweiß, mit Ausnahme des Kopfes und Halses, die dunkelrothbraun schimmern; quer über das Gesicht läuft ein rein weißes Abzeichen hin. Ihre Hufe sind breit, damit sie in dem tiefen Sande ihrer heimischen Wüsten schnell laufen können. Der Name des Leukoryx wird von der milchweißen Farbe des Thieres abgeleitet. Es ist eben so lang wie der Addax, doch verschieden von demselben in Farbe und Abzeichen, so wie in der Form der Hörner, die aus der Stirn mit einer einfachen Krümmung hervorspringen und ein bedeutendes Kreis-Segment über dem Rücken bilden. Aus dieser sonderbaren Bildungsart ist wahrscheinlich die Fabel von dem Einhorn entstanden, da man den Leukoryx häufig im Profil auf den alten Aegyptischen Monumenten dargestellt findet und dann nur ein Horn erblickt. Auf der großen Pyramide von Memphis ist eine Gruppe derselben abgebildet, mehrere sind mit Stricken an einander gebunden und scheinen zu einem Triumphzuge aus irgend einer fernen Gegend zu gehören. Beide Species dieser Antilopen leben in den Sand-Wüsten von Central-Afrika.

---

*) Vgl. Nr. 33 des Magazins die von Marmier mitgetheilten Notizen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 31. Mai 1843.

Afghanistan.

Lady Sale's Tagebuch aus Afghanistan.*)

Obgleich die Schmach, welche ihr selbst verschuldetes Schicksal in Afghanistan (Spätjahr 1841 und Anfang 1842) über die Briten gebracht, durch ihren späteren so glänzenden Rachezug theils wieder getilgt ist, theils einem anderen Makel Platz gemacht hat, so wird es doch nicht ohne Interesse seyn, an der Hand einer edeln und hochherzigen Frau den Schauplatz jener Katastrophe noch einmal zu betreten und aus ihrem, bis jetzt noch nicht ins Deutsche übertragenen Tagebuch einige Auszüge mitzutheilen.

„Ich habe", sagt Lady Sale, „meine Erlebnisse nicht bloß täglich, sondern oft sogar stündlich aufgeschrieben. Eben so habe ich die Gerüchte des Tages, die einzige Belehrung, welche zu uns gelangte, notirt; desgleichen telegraphische Nachrichten, die von Bala Hissar kamen oder durch den König oder Capitain Conolly an den Abgeordneten gelangten, endlich viele Berichte Afghanischer Herren von Capitain Sturt's Bekanntschaft, die beim Ingenieur-Wesen und den öffentlichen Arbeiten mit ihm zu thun gehabt und, da er sie freundlich behandelte, ihm so viel Kundschaft und Warnung gaben, als in ihrer Macht stand. Er theilte alle diese Warnungen seinen Ober-Offizieren zu verschiedenen Zeiten mit, allein sie blieben unbeachtet. Da man seinem Rathe selten Folge leistete, ward er überdrüssig, ihn noch ferner zu geben, und begnügte sich mit eifriger Erfüllung seiner Pflichten, indem er eben so wohl das Amt eines Artillerie-Offiziers wie das eines Ingenieurs verwaltete. Wäre es dem armen Sturt beschieden gewesen, am Leben zu bleiben, so hätte er, wie dies seine Absicht war, meine rohen Notizen verarbeitet und viel Werthvolles hinzugefügt; denn seine überhäuften Beschäftigungen ließen ihm damals keine Zeit, mir an die Hand zu gehen. Seine Pläne, Zeichnungen u. s. w. gingen mit allen seinen übrigen Papieren verloren, einige wenige Noten ausgenommen, die er ein paar Tage vor unserem Aufbruch aus Kabul in mein Tagebuch legte. Ich glaube, daß damals noch Mehrere unsere Erlebnisse zu Papier brachten; aber Alle, mich allein ausgenommen, verloren Alles, was sie geschrieben hatten, und waren nun bloß auf ihr Gedächtniß angewiesen. Ich für meinen Theil behielt von meiner ganzen Habe fast nur die Kleider, die ich auf dem Leibe trug; und es könnte daher sonderbar erscheinen, daß ich diese Papiere gerettet. Das Räthsel ist jedoch leicht zu lösen. Als am Abend vor unserem Aufbruche jegliches Ding eingepackt war, fügte ich den Notizen des Tages noch Einiges hinzu; und am folgenden Morgen steckte ich sämmtliche Papiere in ein kleines Säckchen und band mir dieses um den Leib .... Vielleicht wäre ich selber im Stande gewesen, die Ereignisse dieser Zeit viel besser zu erzählen; allein ich habe es vorgezogen, mein Tagebuch so zu lassen, wie es ursprüglich abgefaßt war, als die Ereignisse noch frisch waren und die täglichen, ja stündlichen Nachrichten alle Gemüther aufgeregt hielten."

Lady Sale bestätigt Alles, was Lieutenant Eyre von der Bethörung, Unentschlossenheit und Verzagtheit der dortigen Britischen Behörden meldet, die sich in allen ihren Maßregeln auf eine beklagenswerthe Weise kundgegeben.

„Es ist ein leichtes Geschäft", sagt die Verfasserin, „über Weisheit oder Thorheit der ergriffenen Maßregeln zu raisonniren, nachdem die Katastrophe vorüber ist. Ich werde daher mit Beziehung auf unsere Chefs nur sagen, daß der General Botschafter seinen Versuch, die Afghanen diplomatisch zu überlisten, theuer bezahlt hat. Wohl fühlend, daß seine Geisteskräfte mit seinen Körperkräften sich geschwächt hatten, und einsehend, daß man nicht hoffen durfte, General Nott werde kommen und das Kommando übernehmen, rief General Elphinstone einen anderen Offizier zu Hülfe, dem nur ein Ziel vorschwebte, das Ziel nämlich, wieder nach Hindostan zu kommen. Er behauptete, ein Rückzug nach Bala Hissar sey unmöglich, indem wir uns alsdann durchschlagen müßten (NB. auf einem Wege von anderthalb Engl. Miles!). Wenn aber das schon unmöglich war, wie sollten wir denn die sieben Tagereisen bis Dschelalabad zurücklegen? Einmal in Bala-Hissar, welchen Ort ein tausend Mann bequem vertheidigen konnten, angelangt, würden wir Truppen genug zum Fouragiren gehabt haben; und das Dorf Ber-i-schehr gerade unter Bala Hissar hätte uns mit Proviant für ein Jahr versorgt. Dazu bedurfte es nur einer Demonstration, als wollten wir das Verlangte mit Gewalt nehmen. Von hier aus konnte man auch Ausfälle in die Stadt machen, wo immer eine Partei war, die uns heimlich Beistand geleistet hätte, ehe unser wiederkehrendes Waffenglück ihnen erlaubte, ihn öffentlich zu leisten. Aber noch abgesehen von ....'s Entschluß, nach Indien zurückzukehren, so weigerte dieser Herr sich oft, jede Meinung zu äußern, wenn der General ihn befragte — eine Maßregel der Vorsicht, wodurch er wahrscheinlich für seine Person den Vorwürfen ausweichen wollte, die man, wie er erwartete, auf den Kriegsrath häufen würde. Diesen bildeten angeblich nur: General Elphinstone, Brigadier Shelton, Brigadier Anquetil und Oberst Chambers; allein er war numerisch weit zahlreicher. Capt. Grant widersetzte sich mit kalter Behutsamkeit jeder Unternehmung und ersann alle erdenkliche Schwierigkeiten; Capt. Bellen war voll Zweifeln und Suggestionen, und eine Anzahl junger Leute gab viel freiwillige Rathschläge — kurz, den größeren Theil der Nacht hindurch verwirrte man die Gedanken des Generals, statt einem kranken Manne so viel Ruhe zu gönnen, als seine Erschöpfung erheischte. Brigadier Shelton pflegte sein Risai mitzubringen und, während der Berathungen am Boden ausgestreckt, zu schlafen oder sich schlafend zu stellen, um keine unangenehme Frage beantworten zu müssen. Major Thain, ein aufrichtiger Freund und guter Rathgeber des Generals, zog sich mit Abscheu zurück, und Sturt machte es eben so."

Das Tagebuch beginnt im September 1841 und schließt in demselben Monat 1842. Wir können natürlich nur solche Stellen ausheben, welche den Fortgang der Ereignisse am besten bezeichnen. Die Erzählung beginnt mit allerlei Berichten von Aufständen, Kämpfen, erschreckenden Botschaften und mit dem Abmarsch der Brigade Sale's. Unterm 26. September heißt es:

„Da man uns berichtete, in Tezeen (Tisihn) sey Alles beigelegt, so sah ich näherer Kunde mit Sehnsucht entgegen. Zwei Briefe wurden mir zugestellt, aber ach! keiner von beiden war an mich adressirt: den einen schrieb Capt. Havelock an General Elphinstone, den anderen Capt. Paton an Major Thain. Ich ließ ihnen einige Zeit, um über die empfangenen Nachrichten zu meditiren, und schrieb dann Herrn Thain, daß er mir Alles mittheilen möge, was er mittheilen dürfe. Er kam in Folge meines Briefs und sagte mir, die Vorgänge seyen ihm allerdings überraschend, doch hoffe er, Alles werde ruhig bleiben, bis wir das Land verlassen hätten .... Capt. Havelock sagt, es sey Alles beigelegt, auch seyen Geiseln gestellt worden; gleichwohl habe man seitdem auf die Kameele und auch auf unsere Vorposten gefeuert; doch, setzte er hinzu, das Erstere könne der Ankunft eines Häuptlings beigemessen werden, welcher von dem Vertrage nichts wisse, das Andere aber dem Umstande, daß dieses Volk nicht mehr recht Herr seiner selbst sey — meinte er vielleicht, unsere Leute seyen in solchem Grade Herren ihrer selbst, daß sie sich dergleichen wohl gefallen lassen würden? Capt. Paton schreibt etwas mystisch, er habe viel mitzutheilen, das sich besser sagen als schreiben ließe! Uebrigens dürfe in diesem Lande ein Truppen-Corps, das etwas ausrichten wolle, nicht mit Kameelen, Zelten oder Gepäck belästigt seyn; die Munition dürfe nur auf Maulthieren transportirt werden u. s. w.... Im vorigen Jahre, als Sir Willoughby Cotton den Oberbefehl hatte, und während der Unruhen in Kohistan wurde jede Depesche Sale's, der die dortigen Truppen kommandirte, öffentlich bekannt gemacht, und das jetzige System des Geheimhaltens ekelt Einen an. Es scheint Jedem, als wolle der Gesandte mit der Versicherung, daß Alles ruhig sey, nur sich selber täuschen. Seine Rolle ist sehr schwierig, da es ihm an hinreichendem Muthe fehlt, um sich dem Strom allein entgegenzustemmen. Vor ungefähr zwei Monaten setzte Sir William dem Lord Auckland die gegenwärtige Lage Afghanistans schriftlich aus einander und bat ihn um eine Verstärkung von fünf Regimentern, worunter zwei Europäische seyn sollten. Diese Mittheilungen veranlaßten einen Federkrieg zwischen dem General Botschafter und der obersten Behörde Bengalens .... In einer unglücklichen Stunde fügte er sich dem Zureden des Sir Alexander Burnes (der in dieser Sache ganz verblendet gewesen zu seyn scheint) und schrieb an Lord Auckland, er möge sein früheres Gesuch um Verstärkung annulliren, auch könne ein Theil der im Lande stehenden Truppen zurückgezogen werden."

Jetzt erfuhr man, daß Sale's Brigade, seitdem sie Churd Kabul verlassen, niemals ein Zelt aufgeschlagen — daß der Nachtrab täglich angegriffen, auf das Bivouac in jeder Nacht gefeuert worden sey — daß die Kameele vor Hunger und Kälte alle Nacht zu Vierzigen hinstarben — und daß an Fuhrwerken wie an Proviant großer Mangel war. Am 29sten schreibt die Lady in ihr Tagebuch:

„Als Capt. Sturt erfuhr, daß Capt. Johnson's (des Zahlmeisters bei den Truppen des Schach's) und Sir Alex. Burnes' Haus angegriffen waren, ging er zu General Elphinstone, der ihn mit einer wichtigen Botschaft zuerst an

*) A Journal of the Disasters in Afghanistan, 1841—42.

den Brigadier Shelton und nachmals zum Könige schickte, um über Maßregeln zur Vertheidigung der Festung einen Beschluß zu fassen. Als er eben in den Vorbau des Palastes trat, versetzte ihm ein wohlgekleideter junger Mann drei Dolchstiche und entwischte dann in ein anstoßendes Gebäude, dessen Thüren sogleich verschlossen wurden. Zum Glücke für meinen Schwiegersohn *) war Capt. Lawrence vom Gesandten an den König geschickt worden, und dieser schickte Sturt in einem Palanquin mit einer Eskorte von 50 Lanzenträgern nach Hause .... Ich kann nicht beschreiben, wie groß meine Bestürzung war, als ich den armen Sturt erblickte; denn Lawrence hatte uns aus Schonung gesagt, er sey bloß leicht verwundet. Er hatte in die Schulter, in die Seite und ins Gesicht tiefe Wunden empfangen, und zwar befand sich die letztgenannte Wunde dicht am Schlafbein: das aus seinem Munde dringende Blut machte ihn unfähig, zu sprechen; ja er war nicht einmal fähig, den Mund zu öffnen. Die Zunge war geschwollen und gelähmt, und eine Todesblässe überdeckte sein Gesicht. Liegen konnte er nicht, weil das Blut ihn zu ersticken drohte, und so mußte er im Palanquin aufrecht sitzen, ohne ein Kissen zu haben, an das er sich anlehnen konnte."

Die Empörung offenbarte sich jetzt am hellen Tage — das Schatzamt wurde angegriffen, die Wache niedergemetzelt, Burnes und seine Brüder ermordet. Lady Sale bemerkt:

„Die eingebildete Sicherheit der Befehlshaber in den Cantonnements ist daraus zu erklären, daß Lord Auckland nun einmal anzunehmen geruht, es herrsche Ruhe in Afghanistan; wirklich berichtet man nach Kalkutta, die gesetzlosen Afghanen seyen so friedfertig wie Londoner Bürger; und wir müssen daher schon pflichtmäßig über unser mögliches Schicksal die Augen zudrücken. Der Schach muß jedoch beschützt werden, welches auch das Schicksal der Engländer in der Stadt seyn sollte; und Brigadier Shelton ist mit dem 6ten Regimente des Schach's, einem Theile des 44sten der Königin und drei Kanonen reitender Artillerie unter Capt. Nicholl nach Bala Hissar aufgebrochen. Der König ist, wie man sich denken kann, in großer Bestürzung. Gegen 9 Uhr Vormittags brachte Capt. Sturt vom General Elphinstone an das 54ste Regiment, eine Compagnie des 44sten und Nicholl's drei Kanonen reitender Artillerie die Ordre, sich jeden Augenblick zum Marsche nach Bala Hissar fertig zu halten. Da Jeder seit Tages Anbruch gerüstet war, so hatte dies keine Schwierigkeit, und Alle erwarteten mit Sehnsucht die Marsch-Ordre. Aber plötzlich kam eine Note von Capt. Lawrence (dem Privat-Secretair des General Botschafters), die also lautete: „Bleibet, wo ihr seyd — Alles ist ruhig; ihr braucht nicht zu kommen." Diese Note erregte großes Erstaunen, da man in der Stadt lebhaft feuerte. Eine Stunde darauf wurde Sturt von dem Brigadier nach Bala Hissar geschickt, um zu erfahren, was vorginge; er that dies mit Vergnügen und nahm acht Reiter mit. Nach einer halben Stunde kehrte Einer der Reiter zurück, meldete, er sey am Eingang des Palastes verwundet worden, und brachte eine Ordre an die Truppen, augenblicklich vorzurücken. Nun hieß es „Vorwärts!" — die Mannschaft rückte aus und gelangte, ohne Widerstand zu erfahren, bis zum Könige; aber wie groß war ihr Verdruß, als dieser, statt ihnen Ordre zum Einzuge in die Stadt zu geben, ziemlich barsch fragte, warum sie gekommen seyen?"

In Bala Hissar herrschte die größte Unentschlossenheit, in den Cantonnements die größte Verwirrung.

„Der Gesandte bestieg sein Pferd und ritt bald nach dem Thore, bald wieder zurück — das Beste, was er thun konnte; denn hätten die Afghanen ihn entweder getödtet oder zum Gefangenen gemacht, so würde ihnen dies einen entschiedenen Vortheil gegeben haben. Sir William und Lady Macnaghten waren schon am Vormittage nach den Cantonnements abgezogen — ein Umstand, der den Insurgenten ohne Zweifel bald bekannt ward und ihnen den Glauben beibrachte, wir fürchteten sehr einen Angriff von ihnen, der auf die Nacht angedroht war."

Dennoch hatte Lady Macnaghten erst vor zwei Tagen der Mistreß Sturt gesagt, das Land sey vollkommen ruhig, die kleine Empörung bei Tezeen ausgenommen.

„Am Abend erschienen die Rebellen in großen Haufen bei Muhammed Chan's Fort, und zwischen diesem und dem Kommissariat-Fort, welches 300 Yards von den Cantonnements entfernt lag. Wir haben nur auf drei Tage Vorrath in den Cantonnements; geht das Kommissariat-Fort verloren, so werden wir nicht bloß um alle unsere Vorräthe kommen — auch unsere Verbindung mit der Stadt wird abgeschnitten seyn. Dieses alte, verfallene, von Ratten unterwühlte Fort enthält sämmtliche Kommissariats-Vorräthe von Bengalen, die auf vier Lak Rupien geschätzt werden, einschließlich ungefähr 12,000 Mahnd's Otta, Weizen, Gerste, sämmtliche medizinische Vorräthe u. s. w. Man hat keine militairische Schritte gethan, um die Empörung zu unterdrücken oder auch nur unsere eigenen Subsistenz-Mittel (die Vorrathshäuser) im Fall einer Belagerung zu beschützen. Der König und der General erscheinen ganz gelähmt; den Erstgenannten haben alle seine Hofleute verlassen, und nur der Wesir, den man, wie auch Se. Majestät selbst, im Verdachte der Urheberschaft der Verschwörung hat, ist ihm treu geblieben." ....

Die allgemeine Unschlüssigkeit in diesem kritischen Augenblick entschied über das Schicksal der Expedition: die einzelnen Forts gingen beinahe ohne jede Anstrengung, sie zu behaupten, verloren, und man ließ den Feind bis an die Mauern der Cantonnements vorrücken.

(Schluß folgt.)

*) Lady Sale war Capt. Sturt's Schwiegermutter.

Australien.

Die Marquesas-Insulaner.

(Schluß.)

Versuchen wir nun, ein Gemälde von den anlockenden Nukahiwerinnen zu entwerfen, und wählen wir zum Muster die angenehmsten unter ihnen, die uns just der Zufall in die Hände gespielt hat; es ist dies das einzige Mittel, sich einen richtigen Begriff von dem höchsten Grade von Schönheit zu verschaffen, auf welchen die kupferfarbigen Frauen im Schoße der Barbarei Anspruch machen dürfen.

Das Negligé, in welchem wir gewöhnlich die Nukahiwerinnen fanden, war unseren Beobachtungen sehr günstig. In starker Anzahl kamen sie in Najaden-Kostüm ans Schiff herangeschwommen; ihr ganzer Putz bestand aus etlichen Blumen, die sie ums Haar gewunden hatten. Späterhin, als wir in ihren Hütten erschienen und ihre Schamhaftigkeit sich nicht mehr mit der Nothwendigkeit entschuldigen konnte, die Wellen zu theilen, um zu uns zu gelangen, beeilten sie sich, sich mit einem Stück Tapa (ein baumwollener Stoff) zu bedecken. Doch dauerte dieses Gefühl von Keuschheit nur kurze Zeit, sey es, daß der Eifer, uns zu empfangen, sie jede andere Sorge vergessen ließ, oder daß sie einem gefallsüchtigen Triebe folgten; denn nur wenig säumten sie, sich's bequem zu machen und ihren schönsten, obzwar höchst einfachen Staat anzulegen. Sie sind nur von mittlerer Größe, wir schätzen sie ungefähr 1 Mètre und 60 Centimètres. Ihr schwarzes Haar ist geglättet, mit Oel bestrichen, nach dem Hinterkopf gestreift oder auch auf die Schultern herabwallend und alsdann auf der Stirn durch eine rothe Schnur befestigt. Ihr Blick ist sanft, ihr Gesichtsausdruck hat etwas Munteres und Heiteres, doch auch etwas Närrisches; ihre Augen sind lebhaft, groß, öfters ein bischen hervortretend und durch lange Wimpern geschützt. Ihr Mund könnte bei einer Europäerin für einen mittelgroßen gelten, für eine Tochter Oceaniens aber ist er nur klein zu nennen. Ihre Lippen sind nicht zu dick, und bei ihrem anmuthigen Lächeln kommen hübsche Zähne zum Vorscheine. Indeß hat dieser etwas bräunliche Mund nichts von den schönen Formen des Mundes einer Europäerin; er ist, wenn ich so sagen darf, viel zu sehr nach einem und demselben Schnitte. In dieser Rücksicht verdient keine Einzige dieser Frauen das Lob, das wir gern der Mata-houa, der jungen Führerin auf Nukahiwa, so wie mehreren jungen Bootsleuten von Owahu *), ertheilen. Die Nase ist bei unseren Nukahiwerinnen weder zu dick, noch zu platt, es ist eine reizende Nase, wenigstens für eine Oceanerin; denn ihr Werth besteht darin, daß sie nicht an den übermäßigen Gebrechen leidet, die man den Nasen sämmtlicher Frauen der kupferfarbigen Race zum Vorwurfe macht. Eine ziemlich hohe Stirn und in mäßiger Entfernung liegende Backenknochen umgränzen jene beweglichen Physiognomieen, welche vermöge dieses letzteren und glücklichen Umstandes das Grobe aus den Zügen verlieren, das man selbst noch bei den Otaheitischen Weibern antrifft. So entgehen sie dem Lächerlichen jener runden, feistbackigen und breitmäuligen Gesichter, wovon uns die Frauen auf Mangareva, in Arauco **), Patagonien und die Ureinwohnerinnen Peru's das vollkommneste Muster darbieten.

Die Körperfülle der Mendoça-Insulanerinnen macht einen angenehmen Eindruck; die kurze, untersetzte Gestalt und die Wohlbeleibtheit der Mongolischen Weiber hat bei ihnen nichts Uebertriebenes, ihr Hals schließt sich auf eine sehr gefällige Weise mit ihren Schultern zusammen, ihre Brust ist passend gelegen und gut gebaut. Der Umfang des Körpers bleibt in den gehörigen Schranken, obwohl er nach der Mitte zu ein bischen stark ist, was indeß minder der ungewöhnlichen Breite des Beckens, als der zu großen Erweiterung der Basis der Brust zugeschrieben werden muß. Hierdurch haben sie etwas von der Schwerfälligkeit im Aeußern übrig behalten, welche man schon viel schärfer ausgeprägt bei den Frauen auf Otaheiti, in einem noch höheren Grade bei denen auf Tonga und Tomoa und bis zum Uebermaß gesteigert bei den Amerikanerinnen findet.

Die unteren Glieder der Nukahiwerinnen stehen im Widerspruch zu ihrer im Ganzen anmuthigen Erscheinung: die Gewohnheit, niedergekauert zu sitzen und immer barfuß zu gehen, trägt viel bei zur Verunstaltung ihrer Beine und Füße. Dagegen sind ihre Arme, Hände und Finger von unvergleichlicher Schönheit; diesen Körperreiz hat die Natur zwar allen Polynesierinnen verliehen, doch ist er Keiner von ihnen in dem Grade eigen, als den anlockenden Marquesas-Insulanerinnen. Daß diese übrigens, beiläufig gesagt, die hübschesten Füße von der Welt haben müßten, hätten sie sie von der zartesten Kindheit an bekleidet, beweisen die Indianerinnen in den Städten Peru's, welche zu einer höheren Stellung in der Gesellschaft ausgebildet werden.

Steht es nun einmal fest, daß die körperliche Entwickelung der Marquesas-Bewohner vollendeter ist, als die anderer Insulaner, so fragt es sich, welcher Ursache dieses beizumessen sey? Die Unterschiede, welche bei Völkern von gemeinsamen Ursprung, besonders aber bei den Wilden hervortreten, kommen offenbar auf Rechnung der Sitten, Gewohnheiten und der ganzen Lebensweise, die ihnen sowohl die örtliche Lage ihres Landes als die Beschaffenheit der Luft, welche sie einathmen, aufdringt. Man begreift sehr wohl, daß die Nothwendigkeit, rastlos die Gebirgsrücken zu erklettern, den Muskeln, welche am meisten bei dieser Art von Leibesbewegung in Thätigkeit sind, eine Kraft giebt, welche sich kaum durch anhaltendes Reiten erlangen ließe und die man umsonst hoffen möchte, bei einem schwerfälligen Bewohner der Ebene anzutreffen. Aber das, was vornehmlich, entweder heilsam oder störend, auf die Gesundheit des Kör-

*) Auch Woahoo genannt, eine der Sandwich-Inseln.

**) Arauco oder Süd-Chile ist eine Indianer-Republik, welche niemals der Herrschaft der Spanier unterworfen war.

pers einwirkt, bleibt die Atmosphäre. Könnte man vergessen, daß uns die tägliche Erfahrung diese Wahrheit vor die Augen führt, so würde es genügen, an die allerbekanntesten Thatsachen zu erinnern: an den Einfluß, welchen die Stadtluft auf den Bauer, und umgekehrt, den die Landluft auf den Städter äußert; wir könnten die verkrüppelten Geschöpfe der Schweizer und Araucanischen Tiefthäler nennen und ihnen die schönen Gebirgsbewohner gegenüberhalten; wir würden prüfen, wie schädlich die aus den Sümpfen aufsteigenden Dünste vorerst der Respiration und demnächst dem Blutumlaufe sind; und wollten wir endlich die verschiedenen Grade der durch die Wärme erzeugten Verdünnung der Luft und die mannigfachen Veränderungen, welche in ihr die sie mehr oder minder durchdringende Feuchtigkeit hervorbringt, erwägen, so würden wir mit leichter Mühe nachweisen, daß eine berühmte Krankheit, das gelbe Fieber, über deren Entstehungsgrund man so viel, indeß nicht zum Frommen der Menschheit, gestritten, aus einer allzu großen Zertheilung der Luftatome und aus dem übermäßig in diesem Fluidum (der Luft) schwebenden Wasserdampfe entspringt. Erheben wir uns auf die hohen Gipfel Meriko's und der Antillen, so werden wir da die ganze Lebenskraft wiederfinden, wie sie den Bewohnern der gemäßigten Gegenden eigen ist, wir werden da den Gebirgs-Kreolen den Aufenthalt an den Seegestaden eben so fürchten sehen, als den jüngst erst an diesen heißen Küsten gelandeten Europäer. In Wahrheit, zu der Zeit des Jahres, wo die Sonnengluth am heftigsten ist, hören plötzlich die Passatwinde auf, die Karaibischen Inseln und Meriko mit ihrer milden und heilsamen Frische zu durchwehen. In diesem letzteren Lande folgen ihnen ruhige, stickende Westwinde, auf den Antillen wüthende Stürme: sie sind die Vorboten schlimmer Seuchen, welche alsbald über die niederen Theile dieser Gegenden hereinbrechen. Der ungeheure Umfang des Merikanischen Festlandes, die zahlreichen Inseln im Karaibischen Meere und im Golf von Meriko, die vielfachen Einengungen des Meeres auf den Antillen, welche dem raschen Ab- und Zufluß der Gewässer widerstreben, — alles dies macht es uns erklärlich, warum dort so heiße und so außerordentlich feuchte Westwinde wehen. Allerdings wirken diese klimatischen Verhältnisse anders auf den Eingeborenen, anders auf den Fremden, doch können sie der Gesundheit weder des Einen noch des Anderen zuträglich seyn.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung, die wir hier gemacht, um die Wichtigkeit der guten Beschaffenheit der Luft darzuthun, welche man als ein Haupterforderniß zur Erhaltung der lebenden Wesen betrachten muß, zu den um den Aequator gelegenen Inseln Polynesiens zurück, so dürfen wir wenig über das Gedeihen ihrer Bewohner staunen, weil sie die möglich reinste Luft einathmen. Die Sandwich-, Marquesas-, Gesellschafts-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln liegen nach allen Seiten frei und abgesondert; kein festes Land nöthigt ihnen eine schon verschlechterte Atmosphäre auf, und wie unbestimmt und veränderlich die Richtung der Winde auch immer seyn möge, so erheben sie sich doch stets vom Ocean, der ihnen seine Frische und Reinheit mittheilt. Alle Seeleute wissen, daß die Meeresluft das Leben solcher Kranken, deren Ende nahe bevorsteht, verlängert, während es hingegen bei der Annäherung ans Land abgekürzt und gar zu oft die Hoffnung auf baldige Wiedergenesung durch einen plötzlich eintretenden Tod vernichtet wird. Das Meer kühlt und läutert die Luft durch einen physikalisch-chemischen Prozeß; es ist dies mit eine seiner vielen Wohlthaten, die man dankbar anerkennen muß, wie wenig es uns auch hier auf eine wissenschaftliche Begründung dieser Thatsache ankömmt. Die Polynesier bringen sich aber meist selbst um den Vortheil, den ihnen die günstige Lage ihrer Eilande gewährt, indem sie häufig zum Schutz gegen die Passatwinde und ohne sich weiter um die in der Nachbarschaft befindlichen Sümpfe zu kümmern, ihre Hütten am Fuße der Gebirge aufschlagen. Diese fast durchgängs herrschende Sitte, die von ihrem Stumpfsinn, von ihrem sorglosen, gleichgültigen Wesen und von ihrer Verweichlichung herrührt, trägt in Gemeinschaft mit ihrer übertriebenen Gefräßigkeit nicht wenig dazu bei, daß sie eine traurige Fettleibigkeit erhalten und öfters von der Elephantiasis heimgesucht werden.*) Die Nukahiwier entgehen dieser widernatürlichen Entwickelung des Zell-Fettgewebes, nicht etwa durch ihre Mäßigkeit, denn dies ist gerade ihre schwächste Seite, sondern durch die stählenden Leibesübungen, wozu sie der Aufenthalt auf den Gebirgen auffordert; hierin liegt das ganze Geheimniß ihres körperlichen Uebergewichtes. „Der Bau dieser Menschen", sagt Forster, „ist stark und kräftig; keiner von ihnen ist so dick wie die Bewohner der Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln. Dieser Unterschied kömmt daher, daß sie mehr in Thätigkeit bleiben. Da die Mehrzahl an den Seiten oder auf den äußersten Punkten hochragender Hügel leben, wo ihre Wohnungen einem auf unerklimmbaren Felsenspitzen gelegenen Adler-Horste gleichen, müssen sie, indem sie oftmals die hohen Gebirge besteigen und eine frische, gesunde Luft einathmen, ganz natürlich nur einen dünnen Körper haben." Bei diesen Leuten findet eine gleichmäßige Vertheilung der Nahrungssäfte statt; in Allem, was sie verrichten, haben sie gehörige Anstrengungen; sie haben eben so viel der wohlthuenden Reinheit der Luft als der beständigen Uebung ihrer Kräfte zu verdanken; sie können nicht einen Schritt machen, nicht einen Zoll ohne die Anwendung ihrer ganzen Leibesstärke vorwärts rücken. Ihr Aeußeres zeigt das vollkommenste Ebenmaß; ihre Gestalt ist bloß von mittlerer Höhe, weil sie sich den Erfordernissen ihrer Bestimmung hat anpassen müssen; ihr Körper ist leicht und behend, er hat schon in der Jugend jene Geschmeidigkeit der Muskeln erlangt, an der überall der wahre Sohn des Gebirges zu erkennen ist. Halten wir dem Nukahiwier z. B. den Araucaner gegenüber, welcher meist nur die Cordilleren-Thäler bewohnt, so werden wir an ihm lange nicht die Racen-Veredelung entdecken, welche sich sofort bei jenem ankündigt. Der Araucaner ist schwerfälliger, weil es ihm an Leibesbewegung mangelt; er hat den Typus des Patagoniers, bloß in etwas beschränkteren Gränzen; er ist unruhiger, regsamer und willenskräftiger als dieser, seine Muskeln treten mehr durch die Haut hervor; trotzdem nähert er sich durch seine ungezwungenen oder richtiger durch seine ungehobelten Manieren dem dicken und plumpen Patagonier der Pampas (große Ebenen).

Mannigfache atmosphärische Verhältnisse, gewisse Unterschiede in den Sitten und Gewohnheiten wirken allerdings bestimmend auf die äußere Organisation ein, indem sie dieses oder jenes Organ auf Kosten des einen oder des anderen besser entwickeln; jedoch am ursprünglichen Typus wird dadurch nichts geändert. Die kupferfarbige Menschenrace ist nur eine, die sogenante Amerikanische ist eben so wenig vorhanden als die Oceanische. Alles führt zu dem Glauben, daß Amerika die Wiege jener gelb- oder kupferfarbigen Völker war, welche sich eines Theils von Asien bemeisterten, von wo aus ihre wilden Horden unter der Anführung Dschingis-Chan's und Tamerlan's Europa bedrohten.*)

*) Diese Hautkrankheit hat ihren Namen davon, daß dem Patienten die Füße so gewaltig anschwellen, daß sie im Umfang fast denen des Elephanten gleich sind.

*) Klaproth weist, auf mehr oder minder zuverlässige Nachrichten gestützt, mit überzeugenden Gründen nach, was man übrigens schon wußte, daß die Urstämme der neuen Welt sich über einen Theil Asiens verbreitet; doch hat er nichts entdecken können, das geeignet wäre, die entgegengesetzte und öfters wieder aufgenommene Hypothese zu bestätigen, daß die Bevölkerung des Amerikanischen Festlandes von der der alten Welt herzuleiten sey. Man findet wohl in Asien Abkömmlinge der Amerikanischen Urvölker, aber noch hat man keine Spur von den frühesten Bewohnern Asiens in Amerika bemerkt.

Frankreich.

Ehrenrettung eines alten Römischen Sängers.

Vom Vicomte v. Pontecoulant.

Die Moralisten tadeln den Gebrauch der Satire; sie betrachten sie als einen unedlen, fast immer feigherzigen Angriff; ihnen gilt die Satire für eine Rache ohne Muth. Indeß verdankt doch der Satire die Geschichte viele Namen, welche ohne sie nicht zum Ohr der Nachwelt gelangt wären. Die Epigramme Martial's, die Verse des Horaz, die auf schwachen Papyrus geschrieben oder in eine wächserne Tafel leicht eingegraben waren, sind bis auf uns gekommen, während die marmornen oder ehernen Büsten und Statuen derselben Männer, von einem Praxiteles oder Phidias gemeißelt und ciselirt, der verwüstenden Hand der Zeit nicht zu widerstehen vermochten.

So haben wir es dem Zorne Horazens, der Galle seiner Feder zu verdanken, daß ein berühmter Musiker des Alterthums, Tigellius Hermogenes, ein von erhabener und schwärmerischer Begeisterung erfüllter Sänger, uns bekannt worden ist. Allein die dritte Horazische Satire hat ihn bei denen, welche Lob oder Tadel der alten Autoren nicht näher prüfen und ein fertiges Urtheil lieben, zum Typus eines hochmüthigen und lächerlichen Virtuosen gemacht. In dieser Satire nämlich sagt Horaz: „Es ist ein eignes Laster aller Sänger, daß sie, ersucht, sich unter Freunden hören zu lassen, immer keine Stimme haben; hingegen wenn kein Mensch sie hören mag, des Singens gar nicht müde werden können. Tigell, der Sarder, hatte diese Mucke. Wenn Cäsar (Augustus), der ihn zwingen konnte, ihn bei seines Vaters (Julius Cäsar's) Freundschaft und bei seiner eignen beschworen hätt', es half nichts. Kam hingegen die Phantasie ihn an, so ließ er euch sein Jo Bacche! von den Eiern an bis zu den Aepfeln (vom Anfang bis zum Ende des Gastmahls) ohne Maß noch Ziel durch alle Töne um die Ohren gällen. Nichts war sich selbst an diesem Menschen gleich: bald lief er auf der Straße wie vorm Feinde, bald ging er wie die Körbeträgerinnen an Juno's Feste. Heute wimmelte sein ganzes Haus von Sklaven, morgen ließ er sich an zehn genügen; hatte bald den Mund voll Potentaten und Tetrarchen, da war ihm nichts zu groß; bald hieß es: laßt mir nur ein schlichtes Tischchen auf drei Füßen, mit einer Muschel reinen Salzes drauf, und einen Rock, so grob gewebt er sey, der mich vor Kälte schützt, was brauch' ich mehr! Nun, hättst du diesem mit so Wenigem Zufriednen eine Million gegeben, in minder als sechs Tagen war davon kein Heller übrig. Wenn die ganze Welt sich schlafen legte, ward es Tag bei ihm; hingegen ging er, wie der Morgen graute, zu Bett', und schnarchte den ganzen langen Tag. Mehr mit sich selbst in Widerspruch war nie ein Mensch als dieser."

Untersucht man aber die Sache näher, so entdeckt man in Tigellius etwas ganz Anderes, als was Horaz in ihm sehen wollte; es findet sich, daß dieser Sänger, über welchen der Satiriker ein so hartes Urtheil fällt, einer der schönsten Charaktere seiner Zeit war, und daß die Bewunderung, welche er einflößte, an Ehrerbietung gränzte. Wenn man ihn gehört hatte, sagt Cicero, glaubte man aus einem Heiligthum zu kommen, und was auch Horaz in zwei oder drei Satiren gesagt, um ihn lächerlich zu machen, so trifft man doch in den Versen desselben Dichters auch auf Lob seiner Talente und sogar seines Charakters.

Tigellius war aus Sardinien gebürtig; er gehörte einer sehr guten Familie an; sein Oheim Phamea war ein äußerst talentvoller Musiker und berühmter Improvisator; Cäsar, der die Welt beherrschte, war der Freund und Gönner des Tigellius; später erfreute dieser sich gleicher Gunst bei Augustus; und, eine Seltenheit damals wie jetzt, er wurde niemals seinen Gönnern untreu, um einer neu aufgehenden Sonne zu huldigen; er hing fest an Cäsar, und diese Anhänglichkeit gereichte selbst einem Cicero zum Aergerniß. Als Konsul erblickte er Tigellius nicht unter der Zahl seiner Klienten, wodurch der große Redner sich so verletzt fand, daß er darüber einen langen

Bericht an Fabius Gallus schrieb. „Zu einer Zeit", sagt er, „wo unser Ansehen und Einfluß ihren Gipfel erreicht hatten, zu einer Zeit, wo alle Freunde Cäsar's uns den Hof machten, erschien nur Tigellius nicht." Ein Beweis, daß Tigellius einen hohen Rang in der öffentlichen Achtung einnahm, da selbst der Fürst der Redner so empfindlich über seine Gleichgültigkeit ist. Aber bei diesem einen Brief ließ Cicero es nicht bewenden: es läßt ihm keine Ruhe, daß Tigellius fern bleibt und sich so still verhält. „Melde mir, ob du etwas Neues von Tigellius weißt", schreibt er an Atticus. (ad Att. 12, 49.) Und in einem anderen Briefe (ad Att. 12, 51) heißt es: „Berichte mir Alles, was dir Tigellius gesagt, denn ich bin sehr begierig darauf." Cicero ist verhindert, vor Gericht die Sache des Phamea, Oheims des Tigellius, zu führen; er entschuldigt sich bei ihm und schreibt wieder an seinen Freund Atticus: „Ich wundere mich, daß du noch nichts mit Tigellius verhandelt hast, und daß du mir nicht einmal schreibst, wie er meine Rechtfertigung aufgenommen, was ich doch so gern wissen möchte." (ad Att. 12, 50.) Wenn Cicero seine Nachfragen zuweilen mit einigen den Sänger herabsetzenden Glossen begleitet, so sieht man sehr bald, daß diese hinten nachhinkenden Aeußerungen nur der Empfindlichkeit einer durch die Kälte des Tigellius gereizten Eigenliebe ihren Ursprung verdanken.

Cicero's Briefe sind ein kostbarer Beleg für die hohe Stellung und den großen Einfluß unseres Virtuosen. Was wird dann aber aus Horazen's Angriffen? Scheint es nicht, daß sie bloß dem Stolz des Satirikers zuzuschreiben sind? Ueberzeugt ohne Zweifel, daß dem Dichter in Allem der Vorrang gebühre, war er vermuthlich eifersüchtig auf die glänzende Stellung, die der Musiker einnahm, und so rächt er sich für diesen dem Tigellius bezeigten Vorzug, indem er das Andenken dieses berühmten Mannes verunglimpft; denn, wohl zu merken, Horaz wartet weidlich bis nach Tigellius' Tode, ehe er die Galle seines Ingrimms über ihn ausschüttet. „Die Pfeifferinnen-Chöre", so beginnt er seine zweite Satire, „Scharlatane, Zigeuner, Tänzerinnen, Pflastertreter, und was in diese saubre Zunft gehört, sind durch Tigellius, des Sängers, Tod in großes Leid versetzt. Es war ein gar so gütger Herr!" Leider sind fast alle Kommentatoren des Horaz derselben Richtung gefolgt, keiner hat der Wahrheit nachgeforscht und den Grund des Hasses bei dem Dichter untersucht. Die Wohlthätigkeit des Sängers wird Liederlichkeit genannt; die, welche seinen Verlust beweinten, sollen Landstreicher, die, welchen er Wohlthaten gespendet, schlechtes Gesindel gewesen seyn. Doch zum Glück für Tigellius hingen zu seiner Zeit der Ruhm und das Loos eines Künstlers nicht von der Laune eines Dichters, nicht von dem Stolz oder der Unwissenheit eines Schriftstellers ab: die Erzeugnisse der Kunst wurden nicht nach dem beschränkten Geschmack oder den engherzigen Ansichten einiger zu Richtern sich aufwerfenden Männer beurtheilt, sondern in den Versammlungen der Nation gewürdigt und belohnt. Jeder Handwerker selbst, der durch eine besondere Geschicklichkeit sich auszeichnete, konnte seinen Namen unsterblich machen. Das Alterthum nennt die Namen der beiden Weber, welche das Gewand der Pallas in Athen gefertigt hatten, und Plato verewigte in seinen Schriften den Bäcker Thearion und den Gastwirth Sarambus.

Die Vorwürfe, welche Horaz dem Sänger darüber machte, daß er sich geweigert, auf die Aufforderung des allmächtigen Cäsar Augustus zu singen, können dem Charakter des Tigellius eher zur Ehre als zum Tadel gereichen: er wußte die dem Günstling der Musen gebührende Achtung geltend zu machen. Nichts in der Welt vermag ihn zum Singen zu bewegen, selbst nicht die Bitte dessen, der damals dem Erdball gebot. Warum? Weil es zu jener Zeit nicht, wie in unseren Tagen, darauf ankam, eine in Noten gesetzte, lange vorher eingelernte Arie abzusingen, sondern weil man improvisiren mußte, und um dies in würdiger Weise zu können, dazu bedurfte es des heiligen Feuers der Begeisterung. In solcher Stimmung nun fühlt Tigellius sich gerade nicht, deshalb weigert er sich und leistet selbst den Bitten Cäsar's Widerstand, um sein Talent nicht bloßzustellen. Aehnlich handelte Garat; auch er empfand die Würde des Künstlers, und nichts, selbst nicht ein Befehl Napoleon's, vermochte ihn zum Singen, wenn er sich nicht bei Stimme fühlte.

Tigellius war ein Musiker von tiefem Gefühl, von lebhafter, feuriger Begeisterung, er war der Sänger einer idealen Welt, aber sorglos, selbst nachlässig, wie fast alle große Talente. Wenn dieser geniale Künstler mit Kränzen beladen heimkehrte, wenn er seine Penaten wiedersah, sich wieder von seinen Genossen umgeben fand, dann vergaß er seine Triumphe und war in diesem Kreise niemals hochmüthig wegen des Enthusiasmus, den er erregt hatte; und es fehlte ihm nicht an Freunden. Die allgemeine Trauer um seinen Tod, deren Horaz erwähnt, zeugt für die große Liebe, die er genoß. Tigellius war unermeßlich reich, und wir sehen ihn Alles hingeben, was er besitzt. Ohne Bedürfnisse zu kennen, giebt er weg, was er hat, und selbst was er noch erst erhalten soll, und niemals wandte man sich an ihn vergebens. Bei der Ausspendung seiner Wohlthaten und Almosen vergaß er sich selbst und fand sich manchmal am folgenden Morgen ärmer, als der war, den er am Abend vorher unterstützt hatte. Schnell kehrte das Glück wieder bei ihm ein, aber er nahm es nur an, um Anderen seine Gaben zuzuwenden. Man könnte sagen, Tigellius habe einen völligen Widerwillen vor Reichthum gehabt; er schätzt ihn nur, um ihn an Andere zu vertheilen. Daß ein Dichter so köstliche Eigenschaften zu verkleinern suchte, muß in Erstaunen setzen; man forscht natürlich nach einem anderen Beweggrund für diese Verunglimpfungen, und da findet man denn, wie Porphyrius, der Scholiast des Horaz, uns berichtet, daß Tigellius sich den Haß des Dichters dadurch zugezogen, weil er sich geweigert, auf seine Oden zu improvisiren, deren Versification ihm nicht genug musikalisch war: Porro autem causam incitandi hominis non mediocris ingenii habuit Horatius, quod carmina ejus parum scite modulata esse dicebat.

Der Lateinische Dichter läßt sogar selbst an einer Stelle den Aerger durchblicken, den es ihm verursacht, daß der berühmte Musiker seine Verse verschmäht: er tröstet sich darüber wie der Fuchs bei Lafontaine: „Was brauchst du mich zu fürchten!" sagt er in der vierten Satire; „meine Schriften liegen in keiner Bude, sind an keinem Pfeiler den schmutzigen Fingern aller Pflastertreter und des Hermogenes Tigellius preisgegeben." *) Was ist nun am Ende dem Tigellius vorzuwerfen? Seine Eigenliebe? Diese machte er nur Höheren gegenüber geltend, denn im Umgang mit seines Gleichen, mit seinen Kameraden, vergaß er Alles, selbst sein Talent. Seine Verschwendung? Diese bestand nur darin, daß er sein Vermögen unter die Armen und an unglückliche Kunstgenossen vertheilte, niemals aber es für sich vergeudete. Für den echten Künstler ist der Triumph seines Talentes sein ganzes Gut und Leben.

Mannigfaltiges.

— Autographa von Shakespeare. In diesem Monat wurde in einer Londoner Bücher-Auction unter anderen Autographen auch eine eigenhändige Unterschrift William Shakespeare's ausgeboten, welche vor zwei Jahren für 162 Pfd. St. erstanden worden war und jetzt für 145 Pfd. wegging. Sie ist diesmal für die Bibliothek der City von London erworben, deren Magistrat zu Shakespeare's Lebzeiten nicht die Erlaubniß dazu geben wollte, daß ein Stück des großen Dichters innerhalb der Mauern der Altstadt aufgeführt würde. Dieses Autograph befindet sich auf einem Kontrakt über den Ankauf eines Hauses in Blackfriars zu London, welches Shakespeare von Henry Walker käuflich an sich brachte. Das Dokument ist vom 10. März 1612 datirt und wurde vermuthlich kurze Zeit vorher aufgenommen, ehe der Dichter die Hauptstadt für immer verließ. Auch den sorgfältigsten Forschungen ist es bis jetzt nicht gelungen, genau zu ermitteln, wann Shakespeare sich von London wegbegeben, um sich in seiner Vaterstadt niederzulassen. Malone aber hat nachgewiesen, daß er im Jahre 1596 in Southwark, in der Nähe des Bärengarten gewohnt; und Collier in seinem „Leben Alleyn's" führt einen Auszug aus dem Armenbuch an, welcher am 6. April 1609 an Henslowe, als Kirchenvorsteher, überliefert wurde, und woraus sich ergiebt, daß Shakespeare damals ein hübsches Haus in Clink's Freiheit innehatte, weil er dort wöchentlich 6 Pce. an Armensteuer entrichten mußte: weder Henslowe, noch Alleyn, Collins oder Barrett, seine Kollegen, waren so hoch besteuert. Dieses Haus muß er jedoch vor dem Datum des obigen Instruments aufgegeben haben, denn er wird in diesem „William Shakespeare, aus Stratfrod am Avon in der Grafschaft Warwick, Gentleman" bezeichnet. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß der große Dichter um diese Zeit alle seine Theater-Speculationen aufgab, und daß Alleyn seinen Antheil an Blackfriars ihm abkaufte, wie denn Collier eine handschriftliche Notiz Alleyn's aus dem Monat April 1612 entdeckt hat, worin Letzterer verschiedene Geldsummen aufführt, „bezahlt von mir E. A. für Blackfriars", zusammen 599 Pfd. 6 Sh. 8 Pce. betragend, was nach dem jetzigen Geldwerth an 3000 Pfd. ausmachen würde. Ohne Zweifel ist das Haus, welches Shakespeare in seinem Testament seiner Tochter Susanna Hall vermachte, und welches dort als in Blackfriars zu London nahe bei der Garderobe gelegen bezeichnet wird, dasselbe, welches durch obigen Kauf-Kontrakt erstanden war. Es wird bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß sich in England, mit Einschluß des hier besprochenen, nur sechs authentische Autographa von Shakespeare vorfinden. Davon sind drei auf seinem Testament vom 25. März 1616, welches in einem Londoner Gerichts-Archiv verwahrt wird und natürlich nicht käuflich, auch durch häufiges Vorzeigen sehr beschädigt ist. Ein anderes steht auf einem Blatt in einem Exemplar von Florio's Uebersetzung der „Versuche" Montaigne's, welches im Jahre 1838 verauctionirt und für das Brittische Museum erstanden wurde. Noch eines befindet sich auf einem anderen gerichtlichen Kontrakt.

— Bestandtheile der Englischen Sprache. Nach der Berechnung, welche kürzlich ein Englischer Sprachforscher angestellt hat, ist das Verhältniß der verschiedenen Ingredienzien, aus denen das jetzige Englisch besteht, folgendes: 6621 Lateinische, 4361 Französische, 2060 Angelsächsische, 660 Griechische, 229 Italiänische, 117 Deutsche, 111 Wälische, 83 Spanische, 81 Dänische und 18 Arabische Grundwörter, welche natürlich alle mehr oder weniger nach dem allgemeinen Charakter der Englischen Sprache modifizirt und zu Ableitungen und Umbildungen entwickelt sind. Einige Ausdrücke sind außerdem noch aus dem Gothischen, Hebräischen, Schwedischen, Portugiesischen, Flamändischen, Punischen, Aegyptischen, Persischen, Cimbrischen, Teutonischen und Chinesischen entnommen. Gewiß ein höchst merkwürdiges Gemisch und um so merkwürdiger, als es sich zu einer so gediegenen und volksthümlichen Einheit verschmolzen und eine der reichsten und herrlichsten Literaturen aufzuweisen hat.

*) Wieland in seinen Anmerkungen zum Horaz bezweifelt es übrigens, daß der hier genannte Tigellius der berühmte Sänger sey; er glaubt vielmehr, daß Horaz an dieser Stelle irgend einen Verwandten jenes schon vor Abfassung der zweiten Satire gestorbenen Musikers im Sinn habe.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 2. Juni 1843.

Frankreich.

Graf von Segur als Schriftsteller und Staatsmann.

Von Sainte-Beuve.

Schriftsteller, welche sehr viel geschrieben haben, sind oft schwer zu klassifiziren; wenn sie sich über eine unendliche Menge von Gattungen und von Gegenständen verbreitet haben, über Geschichte, Tages-Politik, leichtere Poesie, kritische Versuche und Theaterstücke, so sucht man ihr Centrum, einen Gesichtspunkt, von dem aus man sie richtig auffassen und begreifen könne. Zuweilen aber findet man einen solchen Punkt gar nicht auf; das Urtheil kann dann fast nur aufs Gerathewohl gefällt werden und trägt den zerstreuten Charakter ihres Lebens und der Erzeugnisse ihrer Feder. Glücklich aber preist man sich, wenn inmitten dieser Verschiedenartigkeit des Talentes und der Richtungen überall der Moralist und der Mensch, eine lebensfrische und kräftige Natur hervorblickt und uns anlächelt.

Diese Betrachtungen drängen sich uns ganz besonders auf, da wir von Herrn von Segur sprechen wollen. Sein langes, von so vielen Widerwärtigkeiten durchfurchtes Leben würde des Interessanten viel darbieten, doch eignet es sich nicht recht zu einer genauen Darstellung oder zu einer zusammengefaßten Uebersicht; er selbst legte, nach der Schilderung seiner glänzenden Jugend-Periode, die Feder wieder aus der Hand. Seine literarischen Arbeiten sind zahlreich und verschiedenartig; sie entstanden aus tausenderlei Erlebnissen des Augenblickes, und seine sogenannten vollständigen Werke enthalten dieselben keinesweges sämmtlich. Doch was die Hauptsache ist, überall schimmert der Mensch hindurch, der uns leitet und zurückruft; in jedem Werke und zu allen Zeiten erscheint er immer wieder in seinem ausgeprägten und wohlwollenden Wesen, seinem klaren, verständigen, feinen Geiste, seiner würdevollen, leichten Haltung, seiner beständigen, ungetrübten Sittlichkeit und seiner liebenswürdigen Philosophie, die eine so sanfte Färbung über alle seine wechselvollen Schicksale verbreitet und sein Leben zur Einheit gestaltet.

Ein köstliches Bild von ihm erhalten wir in seinen **Memoiren** während der funfzehn letzten Jahre des alten Königthums bis zum Ausbruche der Revolution von 1789. Geboren im Jahre 1753, war er bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. zwanzig Jahr alt. Er, sein Bruder, der Vicomte von Segur, Lafayette, Narbonne, Lauzun und einige Andere gehörten zu jenen Persönlichkeiten, welche Fontanes die „Fürsten der Jugend" nennt. Es ist immer eine schöne Sache um ein Alter von zwanzig Jahren, doppelt schön und glücklich ist es aber, am Morgen einer Regierung, am Beginn einer neuen Epoche, eben so alt wie seine Zeit zu seyn, mit ihr sich heranzubilden, sich im Einklang und in Uebereinstimmung mit seiner ganzen Umgebung zu finden. Zwanzig Jahr alt zu seyn am Vorabende von Marengo, 1800, welches Ideal für eine Heldenseele! 1774 zwanzig Jahr alt zu seyn, wenn man zu Versailles und am Hofe sich aufhielt, das war freilich weniger großartig, aber immer noch schmeichelhaft genug; man hatte ja funfzehn Jahre einer lebensfrischen, blendenden, mährchenhaften Jugend vor sich.

Herr von Segur führt uns auf so mancher Seite seiner Memoiren das Zusammenwirken günstiger Umstände vor Augen, welche diese Epoche voll Täuschung und Hoffnung wohl als einzig in der Geschichte erscheinen lassen. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts arbeitete fast ausschließlich darauf hin, den Rechten der Völker wieder Achtung zu verschaffen und die Ansprüche des Menschengeschlechts aufzufinden und zu verkündigen. Die bevorzugten Klassen der Gesellschaft hatten anfangs mit Begeisterung diese erhebenden Lehrsätze aufgefaßt, die sie so nahe angingen; das zeigte viel Großmuth von ihrer Seite, und man ist in Frankreich gern großmüthig. Insbesondere ließ es der junge Adel sich angelegen seyn, den Vorkämpfer zu machen und aus freien Stücken aufzuopfern, was damals noch Niemand von ihm verlangte. Durch allerhand mehr oder weniger eitle Zeichen, durch die Anglomanie in den Moden, durch die Einfachheit des Fracks und der ganzen Tracht bekundete er sein Eingehen auf die neuen Ideen. „Unsere ganze Zeit", sagt Herr von Segur, „nur der Gesellschaft, den Festen, den Vergnügungen, den wenig belästigenden Pflichten des Hof- und Garnisondienstes widmend, erfreuten wir uns sorglos aller Vortheile, die uns das alte Herkommen übermacht hatte, und zugleich auch der Freiheit, die uns die neuen Sitten gewährten; so schmeichelten also diese beiden Ordnungen eines Theils unserer Eitelkeit und anderen Theils unserer Neigung zum Vergnügen."

„In unseren Schlössern war uns noch durch unsere Bauern, Wachen und Amtleute ein Schatten unserer alten Feudalmacht geblieben, am Hofe und in der Stadt genossen wir alle Auszeichnungen der Geburt, unser Name allein sicherte uns schon die höheren militairischen Ehrenstellen, und überdies konnten wir ohne Aufsehen und Rückhalt uns unter die Bürger mischen, um alle Annehmlichkeiten der bürgerlichen Gleichheit zu schmecken; so flohen die kurzen Jahre unseres Frühlings unter Täuschungen und in einer Art von Glück dahin, welches wohl niemals von Anderen empfunden wurde. Freiheit, Königthum, Adels- und Volksherrschaft, Vorurtheile, Vernunft, Neuheit und Philosophie, Alles vereinigte sich, um unsere Tage glücklich zu machen, und nie gingen einem schrecklicheren Erwachen ein süßerer Schlummer und anmuthigere Träume voraus."

So versagte man sich also nichts in diesem flüchtigen goldenen Zeitalter; man war freigebig mit dem, was man noch nicht verloren hatte, man pflückte sorglos alle Blumen. Nach einem Duell, worin man einen Freund verwundet hatte, begab man sich zum Frühstück des Abbé Raynal, um hier gegen die Vorurtheile zu Felde zu ziehen; Abends erschien man bei der Quadrille der Königin, nachdem man patriarchalische Frühstunden nach Franklin's Weise verlebt; man machte eine Campagne in Amerika mit und kehrte als Oberster zurück, um einen Luftball steigen zu sehen und den Mesmerschen Manipulationen beizuwohnen, und zuletzt brachte man Alles in ein Vaudeville oder setzte es in Verse.

Zum Lobe dieser liebenswürdigen Männer, dieser eleganten und vollendeten Edelleute, muß man jedoch eingestehen, daß sie den ernsten Prüfungen nicht erlagen; das Schicksal bestürmte sie mit seinen Blitzen und Donnerkeilen, aber diese prallten meist kraftlos an ihrer guten Laune ab. Man kennt die unerschütterliche Haltung Lauzuns am Fuße des Schaffots, und die Narbonne's mitten unter den Widerwärtigkeiten jenes eisigen Rückzuges. Obgleich über die beiden Brüder, den Grafen und den Vicomte von Segur, nicht gerade so außerordentliche Leiden hereinstürmten, so behaupteten doch auch sie dem Unglück gegenüber, die Feder in der Hand, ihre feine Anmuth und alle die Eigenschaften des Geistes, wodurch sie sich auszeichneten. Ueberhaupt bewahrten alle die Personen von hohem Rang aus jener Zeit, von deren geehrtem Alter wir zum Theil noch Zeugen sind, eine merkwürdige Treue, wenn nicht gegen alle Prinzipien, so doch wenigstens gegen den Geist der Lehrsätze und Sitten, die sie in ihrer Jugend eingesogen hatten, jene Gabe der Geselligkeit, des leutseligen, duldsamen, freundlichen und echt liberalen Umgangs, ohne den geringsten Schatten von Menschenhaß oder Bitterkeit, eine Art lächelnden Vertrauens, doppelt liebenswürdig nach so vielen Enttäuschungen, und jene Eigenschaft, die bei dem vortrefflichen Manne, von dem wir sprechen, mehr als vorübergehende Aufwallung, die der Grundzug des Charakters selbst und eine Tugend war, — das Wohlwollen.

Greifen wir aber der Zeit nicht vor, noch stehen wir bei jenen Jahren vor der Revolution, über die man auch nicht zu leichtfertig urtheilen darf. Für Herrn von Segur zerfällt dieser Zeitraum in zwei durch den Amerikanischen Krieg getrennte Hälften; bei seiner Rückkehr tritt er in das ernstere Leben, in eine zweite Jugend ein. Bis dahin hatte er nur die Annehmlichkeiten des Feldlagers und des Hofes abwechselnd genossen, mit leichter Literatur sich beschäftigt und die Neigungen seines Alters gepflegt, mit Lebhaftigkeit jedoch alle Gelegenheiten zu seiner Aufklärung und Fortbildung im Schoße der unschätzbaren Gesellschaften jener Zeit benutzend, die er so richtig glänzende Bildungsschulen nennt. Der unter liebenswürdige Formen verschleierte Ernst, dessen Geheimniß verloren gegangen ist, machte den Hauptreiz derselben aus. Die Trauer darüber und den Ausdruck desselben findet man auf mehr als einer Seite der Memoiren des Herrn von Segur. Wie viel tiefe und wahre historische Bemerkungen sind hier mit leichter Feder hingeworfen; mancher Leser, der sie mit Vergnügen durchblättert, faßt vielleicht nicht einmal die ganze Tiefe derselben, so gefällig ist Alles ausgedrückt.

Bei seiner Rückkehr aus dem Amerikanischen Feldzuge brachte Herr von Segur eine Tragödie in fünf Akten, **Koriolan**, mit, die er bei seiner Ueberfahrt am Bord des „Northumberland" verfaßt hatte, und die später auf Katharina's Befehl auf dem Theater der Eremitage aufgeführt wurde. Einige Erzählungen, Fabeln, niedliche Romanzen und heitere Lieder hatten ihm schon den aufmunternden Beifall des Herzogs von Nivernais und des Ritters von Boufflers, ja sogar den Rath Voltaire's eingetragen, bei der letzten Reise des großen Dichters nach Paris. Dieses anmuthige Familien- und Gesellschafts-Gepäck, wovon ein Theil in die Mélanges aufgenommen ist und das Uebrige in den Recueil de famille, ein nur wenig zur Oeffentlichkeit gelangtes Werk, ist am Schluß, gleichsam wie mit Signatur und Siegel, mit einer geistreichen Genehmigung und einem parodirten Privilegium in Versen versehen, die von der jungen Gattin des Schriftstellers herrühren sollen.

Die Depeschen, welche Herr von Segur während seines Amerikanischen

Feldzuges geschrieben hatte, legten ein so vortheilhaftes Zeugniß ab für seine Klugheit und seine feine Auffassungsgabe, daß Herr von Vergennes sogleich den Entschluß faßte, ihn im Staatsdienst zu beschäftigen. Der Posten, den man ihm gleich zum Beginn seiner diplomatischen Laufbahn übertrug, war einer der wichtigsten; er sollte Frankreich bei der Kaiserin Katharina vertreten. Die ernsten und strengen Studien, denen sich jetzt der junge, in einen Diplomaten verwandelte Oberst für den Augenblick widmen mußte, gaben Zeugniß von den reichen Hülfsquellen seines Geistes und bezeichneten für ihn den Eintritt in die arbeitsvollen Jahre, die während der ganzen Dauer dieser Gesandtschaft sich höchst glänzend für ihn gestalteten, denn er verstand es, sich die Gunst der erhabenen Fürstin zu erwerben und Frankreichs Vortheil wahrhaft zu vertreten. Geschickt wußte er das Mißfallen über die Politik des Königs von England und seinen Einfluß auf den Fürsten Potemkin zu benutzen, und so gelang es ihm gegen Ende des Jahres 1787, die Unterzeichnung eines Handels-Traktats mit den Russischen Ministern zu bewerkstelligen, welcher Frankreich alle die Vortheile sicherte, in deren ausschließlichem Genuß sich bis dahin die Engländer allein befunden hatten. Dieser Erfolg war in gewisser Hinsicht für Herrn von Segur ein rein persönlicher, auf den er in seinen Memoiren und seinen verschiedenen anderen Schriften mit gutem Recht stolz ist. Bei seiner Ankunft wurde er durch den Englischen und Oesterreichischen Gesandten ganz in Schatten gestellt, und so verdankte er nur sich selbst und jener glücklichen Mischung von Festigkeit und Anmuth, die sich so selten vorfindet, den Einfluß und das Uebergewicht, welche nach und nach sich auch auf seine politischen Verhandlungen erstreckten. Das Interesse, welches diese Unterhandlungen noch diesen Augenblick für uns haben, liegt einzig und allein in der Art, wie der Graf uns darüber Bericht abstattet, und in dem feinen Spiel aller dabei angewandten Hebel. Die launenhafte Seltsamkeit des Fürsten Potemkin spielte keine unbedeutende Rolle beim Beginn dieser kleinen Komödie. Er fragte gern aus und bildete sich viel auf seine Gelehrsamkeit, besonders in geistlichen Angelegenheiten, ein. Als Herr von Segur diese schwache Seite entdeckt hatte, brauchte er den Fürsten nur auf sein Lieblingsthema, den Ursprung und die Ursachen des Griechischen Schisma's, zu bringen, und indem er stundenlang geduldig Erörterungen über die allgemeinen Kirchen-Versammlungen anhörte, machte er täglich größere Fortschritte in der Gunst des mächtigen Mannes.

Als Herr von Segur nach fünfjähriger Abwesenheit wieder in sein Vaterland zurückkehrte, war die Revolution von 1789 so eben ausgebrochen, eine andere Ordnung von Begebenheiten und Zeitläuften eröffnete sich inmitten mancher schon getäuschten Hoffnungen und schon gerechtfertigten Befürchtungen. Für die Mehrzahl der Männer der damaligen Periode erbleichten nun die blendenden Träume, Utopiens und Atlantiens Ufer versanken am Horizont; damals schließen auch die Memoiren Segurs, als hätte er sie zugeschlagen bei den letzten Erinnerungen seiner schönen, glänzenden Jugend. Doch war er nicht unthätig in dieser bewegten Zeit, er schloß sich der constitutionellen Sache an, worin ihm schon mehrere seiner Freunde vorangegangen waren. Im Monat April 1791 wurde er an Stelle des Kardinal Bernis zum außerordentlichen Gesandten in Rom ernannt, doch verhinderte der eben ausgebrochene Streit mit dem heiligen Stuhl den Antritt seiner Mission. Das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches ihm bald darauf beim Austritt des Herrn von Montmorin angetragen wurde, schlug er aus, wogegen er eine besondere Sendung Ludwig's XVI. an Friedrich Wilhelm II. nach Berlin annahm. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als nach den Pillnitzer Konferenzen Preußen geschickt von dem Oesterreichischen Bündniß abzulösen und am Kriege zu verhindern; einen Augenblick lang konnte er sich mit dem Gelingen seiner Sendung schmeicheln, aber tausend Ursachen durchkreuzten Herrn von Segur's Diplomatie, und jeder Andere an seiner Stelle wäre auch nicht glücklicher gewesen.

Nun drängten sich die Begebenheiten; Herr von Segur und die Seinigen blieben dem Boden Frankreichs treu, selbst dann, als er nur noch ein glühender Kampfplatz war. Sein Vater, der Marschall, wurde in La Force eingekerkert und er selbst mit seiner Familie in einem Landhause zu Chatenay gefangen gehalten, und zwar in demselben, wo Voltaire das Licht der Welt erblickt haben soll. Der Band seiner Werke, welcher Familien-Sammlung (Recueil de famille) betitelt ist, zeigt ihn uns während dieser Jahre des Mißgeschicks voll Heiterkeit und Philosophie, ganz den häuslichen Tugenden hingegeben und, sobald nur der härteste Schreckensschlag überstanden, seine theuren Angehörigen erheiternd und tröstend. Nie bekundete sein Geist mehr Elastizität, als wenn er im Dienste des Herzens stand. Jede Begebenheit, jedes Fest dieses zurückgezogenen Kreises wurde durch kleine Komödien, durch Vaudevilles, die man aufführte, oder durch muntere und zarte Lieder gefeiert, die oft auch nach außenhin bekannt wurden, wie das Gedicht: „Laura's Liebe." Sobald es ihm nur vergönnt war, wendete Herr von Segur wieder seine gespannteste Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Vorgänge; oft begab er sich von Chatenay nach Paris und verkehrte mit Boissy d'Anglas und den Staatsmännern dieser Farbe. Wenn er auch nicht Mitglied jener Versammlungen war, die unter der Herrschaft der Constitution des Jahres III. eröffnet wurden, wenn er auch nicht zu denen gezählt werden konnte, die, wie die Simeon, die Portalis, regelmäßig für die Sache der Ordnung, der Mäßigung und der Gesetze kämpften, und die, nach einer denkwürdigen Aeußerung des Grafen Portalis in seiner Lobrede auf Simeon, in den bürgerlichen Angelegenheiten damals auch ihren Italiänischen Feldzug durchmachten, so wirkte er doch ebenfalls als Freiwilliger in den Journalen. Oft soll er in dringenden Augenblicken seine Feder zu den Reden von Boissy d'Anglas und anderen seiner Freunde geliehen haben. Im Jahre 1801 trug er sehr viel zur Wieder- [illegible] her Meinung durch die Herausgabe zweier wichtiger Schriften bei, die der Erwähnung werth sind.

Die „Politik aller Europäischen Kabinette" unter Ludwig XV. und Ludwig XVI., welche Favier's Schriften und den geheimen Briefwechsel des Grafen von Broglie enthielt, war schon im Jahre 1793 erschienen; Herr von Segur veranstaltete eine neue vollständigere Ausgabe derselben, die er mit Noten und allerhand Erläuterungen versah, und machte dergestalt ein ganz neues Werk daraus. Im Jahre 1756, beim Beginn des siebenjährigen Krieges, hatte die ganze auswärtige Politik Frankreichs durch den Traktat von Versailles eine entschiedene Veränderung ihres Systems erfahren, von einer bis zu jener Zeit beständig regen Nebenbuhlerschaft mit Oesterreich war man zu einem engen Bündniß übergegangen, aus Haß gegen den König von Preußen und seine neue Größe. Die Haupt-Chefs und Agenten der geheimen Diplomatie, die Ludwig XV. selbst ohne Vorwissen seiner Minister unterhielt, waren sehr gegen dieses, ihrer Ansicht nach, trügerische und wenig vortheilhafte Bündniß mit dem Wiener Kabinet, und sie empfahlen unaufhörlich die Rückkehr zu den alten Traditionen, aus denen Frankreich so lange Ruhm und Einfluß geschöpft. Als Resultate des entgegengesetzten Systems brauchten sie nur anzuführen: die Verluste des letzten Krieges, die Theilung Polens und eine Art von wirklich stattfindender Hintansetzung des Versailler Kabinets in den Europäischen Berathungen. Andererseits kann nicht abgeleugnet werden, daß geschickte Minister, wie Choiseul und Vergennes, aus dieser neuen Sachlage, der Eine durch den Familienpakt, der Andere zur Zeit des Amerikanischen Krieges, unvorhergesehene Hülfsquellen zu schöpfen verstanden, die alle Nachtheile aufwogen und die Ehre unserer Politik bis auf einen gewissen Punkt wiederherstellten. Erzogen in der Schule dieser beiden Minister, stellt Herr von Segur häufig seine gemäßigten und verständigen Ansichten den etwas befangenen Urtheilen des Grafen von Broglie und Favier's entgegen, woraus sehr glückliche Aufklärungen entspringen. Eine der Hauptsorgen Segurs in diesen Noten ist, so viel als möglich die Moral und die Politik zu vereinigen und beide nicht mehr von einander zu trennen. Ein ehrenhaftes Bestreben, das aber in den Büchern leichter durchzuführen ist als in der Praxis, selbst seitdem man damit von neuem zu Stande gekommen zu seyn meint.

(Schluß folgt.)

Afghanistan.

Lady Sale's Tagebuch aus Afghanistan.

(Schluß.)

„Nachdem Sturt vor Aerger darüber, daß Alles schief ging, fast toll geworden war, beschloß er, ungeachtet seiner Schwäche, auszugehen und seine Pflicht zu thun. Er ist der einzige Ingenieur-Offizier in Kabul. Es war ihm unmöglich, sich ganz anzukleiden: so ging er im Hemde und in der Peidschania an die Arbeiten. Er gebrauchte volle vier Stunden, um Sachen und Leute an ihre Plätze zu bringen; als er aber mit großer Noth drei Neunpfünder und zwei Haubitzen in Stand gesetzt hatte, schickte ihm der General den Major Thain mit der Warnung, keine Munition zu verschwenden, indem der Vorrath an Schießpulver gering sey! Es war aber so viel vorhanden, daß es zu einer zwölfmonatlichen Belagerung gereicht hätte!" ....

Trotz ihrer sehr kritischen Lage hätten die Truppen, wenn sie sich nach Bala Hissar gezogen hätten, vielleicht sich halten können, bis Verstärkung ankam. Am 8. November schreibt die Verfasserin:

„Als ich bei Tages Anbruch den Bedienten Sturt's immer noch in der Veranda sah, ging ich, wohl wissend, daß sein Herr um halb 5 Uhr auf seyn sollte, nach der Thür und erfuhr, daß der General, oder vielmehr sein Rathgeber, den Beschluß gefaßt hatten — nichts zu thun. Der Feind bombardirt unsere Cantonnements aus dem Fort Machmud Chan's mit unseren eigenen Kanonen. Unsere Leute haben sich dermaßen überarbeitet, daß man ihnen heute Ruhe gönnen will .... Man sagt, man werde uns diese Nacht in den Cantonnements angreifen. Sturt hat 15 Kanonen aufgepflanzt; jetzt ist er schlafen gegangen, um sich zu erholen, da er weiß, daß ich keine Nacht ein Auge schließe und immer Alarm mache, wenn es nöthig scheint. Unsere Truppen sind noch standhaft; werden wir angegriffen und gelingt es uns, den Feind zu vertreiben, so können wir uns halten, bis Sale's Brigade anlangt."

Die Afghanen wurden alle Tage dreister und die Britischen Generale passiver und verzagter; erst als der Gesandte sich erbot, die Verantwortung selbst zu übernehmen, erlaubte man den Truppen, diejenigen Forts anzugreifen, die sie am meisten behelligten. Da viele interessante Details der Belagerung in Eyre's Journal schon mitgetheilt sind, so überspringen wir die Zwischenzeit vom 8. bis zum 21. November.

„Zur Zeit des Diner's ließ der Brigadier Shelton Herrn Eyre sagen, man habe den Gesandten benachrichtigt, 80,000 Mann zu Fuße und 10,000 zu Pferde seyen im Anmarsch, um glühende Kugeln in unser Magazin zu werfen! Da der Feind keine Batterie hat, in der er Oefen errichten könnte, so darf man wohl fragen, wie er es anfängt, um die Kugeln roth glühend hierher zu transportiren! Aber auch das Lächerlichste und Ungereimteste kann nach Umständen Glauben finden .... Die nutzlose Verschwendung unserer Munition ist empörend: in vergangener Nacht hat die Garnison 350 vergebliche Schüsse nach dem eingenommenen Fort gethan; bei dem Allem sind wir noch reichlich versorgt. Shelton krächzt etwas von Rückzug; und unsere Noth ist schon so offen ausgesprochen worden, daß, im Fall wir nach Dschelalabad zurückziehen sollten, eine Menge Muselmänner sicherlich desertiren werden."

Am folgenden Tage lautet der Bericht so: „Im Kriegsrathe wird viel debattirt. Der Brigadier Shelton hat heute sehr offen und kühn mit General Elphinstone gesprochen; und man sagt unbedenklich, unser Chef sollte abgesetzt werden -- eine Verfahrungsweise, die schon vor 14 Tagen empfohlen worden ist. Die vielen von einander abweichenden Meinungen machen den armen General konfus, und seine schweren Körperleiden stumpfen ihn geistig ganz ab. Zwei seiner besten Rathgeber sind für ihn verloren, Paton und Thain: den Ersteren fesselt seine Wunde ans Lager, und der Andere hält aus Verdruß darüber, daß der zuletzt Redende ihn stets überstimmt, seinen Rath zurück .... Die Kleinmüthigkeit der Offiziere macht einen schlimmen Eindruck auf die Mannschaft: nur Einzelne von ihnen stehen immer an ihren Posten auf den Wällen, und diese werden von den Soldaten nach Verdienst geschätzt. Besonders rühmende Erwähnung verdient der General-Zahlmeister, Capt. Bygrave; dieser entfernte sich keine Nacht von seinem Posten (der Batterie bei seinem Hause) und nahm vollen Antheil an den Drangsalen und Gefahren der Mannschaft. Oberst Oliver gehört zu den Verzagtesten. Als einige seiner Leute ihn benachrichtigten, daß eine Quantität Getraide angekommen sey, sagte er: „„Es war unnöthig; denn ihr werdet doch nicht so lange mehr am Leben seyn, daß ihr es aufessen könnt.““

Am 17. November: „Heute ist Sturt so glücklich gewesen, ein Säckchen Otta (Mehl) zu kaufen, das ihm Tadsch Muhammed zugeschickt. Gleich füllte sich der Garten mit Spahi's, und man hörte nur Otta! Otta! schreien. Noch nie sah ich eine solche Scene: groß war die Freude derer, welche eine Handvoll bekamen, der Schmerz Anderer, die nicht so glücklich waren, und das Ringen Aller, um der austheilenden Person nahe zu kommen. Man mußte ihren Andrang mit dicken Prügeln abwehren .... Um unsere bonne foi und die der Chefs zu prüfen, befinden wir uns jetzt gänzlich in ihrer Gewalt. Man weiß, daß wir Hunger leiden, daß es unseren Pferden und unserem Vieh an allem Futter gebricht. Die Rinde der Bäume und ihre dünnen Zweige sind schon abgefressen; jetzt nagen die Pferde an den Zeltpflöcken. Man erzählte mir in allem Ernste, die Artillerie-Pferde hätten die Schildzapfen einer Kanone verzehrt! Dies ist schwer zu glauben; doch habe ich mein eigenes Reitpferd an einem Wagenrade gierig nagen sehen. Futter zur Genüge haben nur die Paria-Hunde, welche von dem Fleische gefallener Pferde und Kameele zehren."

Die Entbehrungen und Demüthigungen mehrten sich mit jedem Tage. Am 23sten Dezember wurde Macnaghten verrätherischer Weise ermordet. Am 27sten ratifizirte man den Vertrag. Die Lady sagt bei dieser Gelegenheit: „Elphinstone, Shelton, Anquetil, Chambers und Major Pottinger haben den Vertrag ratifizirt. Außer diesen Herren weiß Niemand genau, welches sein Inhalt ist — jedenfalls macht er uns große Schande." — Am 6. Januar begann der Rückzug, dessen schreckliche Details dem Leser zum Theil schon bekannt sind. Wir begnügen uns, einige Stellen von persönlichem Interesse herauszuheben:

„Zelte waren nicht vorhanden — Jeder scharrte den Schnee weg, so gut es gehen wollte, um ein Lager zu bekommen. Es herrschte am Abend und in der Nacht eine schneidende Kälte; Nahrung für Menschen oder Vieh war nicht da, einige Handvoll Bhusa ausgenommen, für die wir 5—10 Rupien zahlten. Capt. Jameson war so freundlich, einen ausgespannten Mantel über uns zu befestigen; allein wir hatten wenige Pflöcke, und der Wind blies von allen Seiten herein. Ich verließ das Unterbett, welches Sturt und seine Frau einnahmen, kauerte in einem Strohstuhle Johnson's nieder und bedeckte mich mit einem Schafpelze." ....

Am folgenden Tage bemerkt die Lady: „Wir haben uns mit Rationen für 5½ Tag und ohne Futter für die Thiere auf den Weg von Kabul nach Dschelalabad begeben. Wenn wir Halt machen, fehlt es den Leuten an Obdach, und Alle sind von der Kälte wie gelähmt. Viele sind im Schnee, der einen Fuß tief liegt, zurück geblieben und vom Feinde niedergemetzelt worden. Bei dem Allen versichert man uns, die Serdar's seyen treu, und Muhammed Chan sey unser Freund!!!"

Am 8. Januar schreibt sie: „Bei Sonnenaufgang war keine Marsch-Ordre gegeben, und es herrschte eine schreckliche Verwirrung. Das Corps war vollkommen desorganisirt, und die Kälte machte es den Leuten kaum möglich, ihre Gewehre zu halten. Viele erstarrte Leichname lagen am Boden. Die Spahi's verbrannten ihre Mäntel und übrigen Kleider, um sich zu erwärmen .... Wir waren kaum eine halbe Engl. Meile marschirt, als man ein lebhaftes Feuer gegen uns eröffnete, das so lange fortdauerte, bis wir Churd-Kabul erreicht hatten. Sturt ritt eine Strecke zurück; da wurde sein Pferd durch einen Schuß niedergestreckt, und ehe er noch vom Boden sich erheben konnte, empfing er selbst eine schwere Wunde in den Unterleib. Zwei Mann setzten ihn auf einen Pony und brachten ihn so mit vieler Mühe ins Lager. Der Pony war an Ohr und Hals verwundet. Ich hatte zum Glück nur eine Kugel und auch diese nur in den Arm bekommen; drei andere schlugen durch meinen Schafpelz in der Nähe der Schulter, ohne mich zu verletzen. Die Mannschaft, welche gegen uns feuerte, war nicht über 50 Yard von uns entfernt, und wir verdankten unsere Rettung nur dem Umstande, daß wir unsere Pferde zu so schnellem Galopp anspornten, als er ihnen auf einem Wege, wo wir sie zu jeder anderen Zeit sehr behutsam hätten gehen lassen, möglich war." ....

Die Nacht jenes Tages war für unsere Lady grauenvoller als jede andere: „Der arme Sturt", so erzählt sie, „wurde auf eine Bank gelegt; seine Frau und ich saßen ihm zur Seite. Es begann, dichter Schnee zu fallen: Johnson und Bygrave ließen einige grobe Decken über uns werfen. Dr. Bryce kam und untersuchte Sturt's Wunde: er verband sie; aber ich las in seinem Gesichte, daß keine Hoffnung war. Nachher schnitt er mir die Kugel aus dem Arm und verband auch meine Wunde. Die Damen und Männer suchten unter dem Mantel eines Spahi, der für sie über Pfählen ausgebreitet war, Zuflucht. Capt. Johnson und Herr Mein brachten zuerst den armen Sturt zu dieser Stelle und trugen dann mich und Mistreß Sturt durch den tiefen Schnee. Sturt's Lager, das zum Glück gerettet worden, war jetzt ein Comfort für meinen armen verwundeten Schwiegersohn. Er litt die ganze Nacht fürchterliche Schmerzen und unerträglichen Durst. Wir mußten Herrn Mein sehr dankbar seyn, daß er immer an den Strom ging, um Wasser zu holen; denn wir hatten nur ein kleines Gefäß, das einige Schluck faßte. Bei solcher Seelenpein und in so schneidender Kälte zu schlafen, war unmöglich. Beinahe dreißig Personen steckten so dicht beisammen, daß sie sich kaum rühren konnten. Dennoch machten die halb erfrorenen Spahi's öfter den Versuch, einzudringen. Viele dieser Unglücklichen fielen rings um das Zelt leblos nieder."

„Am 9ten vor Sonnenaufgang herrschte dieselbe Verwirrung wie gestern. Drei Viertheile unserer Mannschaft waren, ohne irgend eine Ordre empfangen zu haben, voran geeilt und hatten sich so vieler Kameele, als möglich, bemeistert .... Mistreß Trevor war so gütig, ein Pony zu besteigen, und überließ ihren Platz in der Kadschawa dem armen Sturt, der sonst an der bloßen Erde hätte sterben müssen. Die heftig schaukelnde Bewegung vermehrte seine Leiden und beschleunigte seinen Tod; allein er wußte noch immer, daß seine Frau und ich um ihn waren, und wir hatten die traurige Genugthuung, ihn christlich beerdigen zu können."

Man kam jetzt überein, daß die verheirateten Männer und ihre Frauen und Kinder unter den Schutz Ekber Chan's gestellt werden sollten. Demgemäß transportirte man sie nach den Forts von Churd Kabul und von dort nach Dschugdaluk:

„Unmöglich", sagt die Lady, „kann ich die Gefühle beschreiben, mit denen wir einen Weg, der so viele grausige Scenen bot, zurücklegten. Die ganze Straße war mit nackten, schreckbar verstümmelten Körpern bedeckt. Viele unserer Begleiter hatten vor Kälte den Gebrauch ihrer Sinne verloren und schleppten sich wie wandelnde Leichen vorwärts. Der Geruch des Blutes verpestete die Luft, und die Leichname lagen so gehäuft, daß man immer nach ihnen hinsehen mußte, um die Pferde so zu leiten, daß sie nicht über dieselben strauchelten."

Bei Dschugdaluk verlassen wir die Gefangenen für dieses Mal. Manches in ihrer Beschreibung erinnert lebhaft an den Rückzug der Franzosen von der Beresina bis zur Preußischen Gränze, oder an ihren erst wenige Jahr alten Rückzug nach der ersten (unglücklichen) Expedition gegen Konstantine in Algerien.

Spanien.

Die Spanische Volksmusik.

Wer die Volkslieder einer Nation kennt, der ist in das Geheimniß ihrer Sitten eingedrungen. In Spanien sind Musik und Poesie zwei Schwestern von gleichem Alter. Sänger und Dichter waren hier ein und dieselbe Person, und die Troubadours des Mittelalters hatten viel Aehnliches mit den Rhapsoden des Alterthums. Von den bereits im dreizehnten Jahrhundert bekannten Canticas bis zu den heutigen Canciones findet man allgemein dies Bündniß zwischen Dichtung und Gesang, Rhythmus und Melodie, welches bei den südlichen Völkern so gewöhnlich ist. Die Mauren, geborene Musiker, hatten in Spanien den Geschmack an der Musik verbreitet. Die Zöglinge von Salamanca konnten diese Kunst studiren, denn König Alphons X. hatte in dieser Stadt einen Lehrstuhl für Musik gegründet. Schon im sechzehnten Jahrhundert brachten die Guitarrenspieler ihren Schönen zärtliche Serenaden auf den Straßen. Ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts giebt folgendes Bild von dem Spanischen Landmanne: „Der Bauer sitzt vor seiner Thür, auf öffentlichem Platz oder in einem Straßenwinkel, die Arme über einander geschlagen, den Mantel um die Schulter geworfen, in Betrachtungen versunken oder auf einer verstimmten Guitarre klimpernd." Und so ist es noch heutzutage.

Die Castagnetten sollen bis von den Kantabern oder Basken aus August's Zeiten herstammen. Der Kantaber tanzte damals wie jetzt zum Klang der Castagnetten und des Tambourins. An Figaros war großer Ueberfluß auf der Halbinsel. Sie improvisirten gleichzeitig Gedichte und Melodieen. Lange Zeit blieben die Sachen in diesem Zustande, und die Spanische Musik war durchaus volksthümlich und religiös. Dramatische Begeisterung entwickelte sich nicht im Reich des Gesanges, und Spanien, obgleich es eine eben so volltönende und musikalische Sprache hat wie Italien, war doch nicht wie dieses die Wiege der dramatischen Musik. Aber eben deshalb blieben die Volkslieder dort charakteristischer, verbreiteter und erhielten sich länger als in irgend einem anderen Lande. Die Geschichte der Spanischen Oper giebt kaum Stoff zu einem Kapitel in der allgemeinen Geschichte der dramatischen Tonkunst; die Geschichte der National- und Volks-Gesänge hingegen liefert dazu den größten Theil.

Tanz und Gesang haben in Spanien ganz gleichen musikalischen Zuschnitt. Außer den vorherrschenden Molltonarten und dem eigenthümlich wiegenden Charakter der Melodieen findet man hier wie dort denselben Rhythmus, dieselbe Phraseologie. So wie man jenseits der Pyrenäen zum Tanze singt, so scheint es auch, als ob man nicht singen könne, ohne zu tanzen. Von dieser Art ist alle Musik unter der Masse des Volks, wie man sie des Abends in den Straßen und auf den Märkten singen hört.

Zwölf Stunden von Madrid, zu Buitrago, hörte ich ein solches Konzert

unter freiem Himmel mit an, wobei ein Guitarrist, ein Tambourinschläger und ein Castagnettenspieler, zuweilen noch von einem jungen Manne begleitet, der ein Flageolet bläst, gewöhnlich das ausführende Personal sind. Sie sangen eine patriotische Hymne, welche mit folgendem Chor begann:

Vivan, vivan las Cortes,
Isabel y Christina,
Y viva Espoz y Mina,
Viva la libertad.

Auf diese Vivat's, die wohl keiner Uebersetzung bedürfen, folgten Couplets, ungefähr folgenden Inhalts: „Es tönt die schmetternde Trompete, die Kriegestrommel schallt, der Reiter greift nach dem Zügel und eilt zum Kampfe hinaus. Zieh hin, getrost, zum Siege, zieh hin, du tapfrer Krieger, zieh hin zu deinen Fahnen, dich führt ein braver General."

Es kann nichts Einfacheres geben als diese Couplets; aber die begleitende Musik gab ihnen eine wunderbare Wirkung. Ich erinnere mich, daß der größte Theil der Zuhörer sich unter die Sänger mischte und den Refrain des Chors immer mit wiederholte. Die Musik dieser patriotischen Hymne ist von männlicher Kraft, und der Gesang wird fast parlando vorgetragen; beides, Melodie und Worte, scheinen im selben Augenblick entstanden zu seyn. Uebrigens ist das auch gar nichts Seltenes; viele Spanische National-Romanzen, unter anderen der prächtige Gesang des Marquis de la Romana, sind aus dem Stegreif gedichtet und komponirt.

Nach der patriotischen Hymne kam die Reihe an die lange Cancion. Diese ist gemeiniglich ein Scherz, eine Anekdote, eine Erzählung in achtfüßigen Versen. Zuweilen ist es das Werk eines ausgezeichneten Dichters, welches auf diese Weise unter das Volk gelangt; gewöhnlicher sind es Sagen, wie unter anderen die von der Reina Sultana, der Königin Sultanin, eine Cancion in zwei Abtheilungen, worin des Königs von Granada Heldenthaten und Liebesabenteuer mit der Ungläubigen erzählt werden. Ich hörte eine sehr komische Geschichte, die viel Aehnlichkeit mit den Erzählungen des Boccaz hatte, in 36 Couplets auf diese Weise absingen. Schon der Titel der Cancion deutet ihren Charakter an; sie heißt la Cancion nueva de la Valenciana, das neue Lied der Valenzianerin, oder lustiges Spiel einer manola (Grisette) mit sieben Liebhabern. Ich muß hinzufügen, daß alle Volksgesänge, die ich in Spanien hörte, einen weit geistvolleren Text hatten, als die Französischen. Dies ist leicht erklärlich. Die südlichen Völker haben immer mehr geistige Schnellkraft gehabt, als die abgemessenen und besonnenen Geschlechter des Nordens, und in den Volksliedern kann sich jene Ueberlegenheit gerade vorzüglich geltend machen.

Zu Madrid sah ich einen jungen Bänkelsänger auf den Straßen, der in seiner Art wahrhaft poetisch war; er improvisirt Couplets auf eine gegebene Melodie und manchmal selbst Gesang und Worte zugleich. Er hat ein gebildetes Aeußere und ein Antlitz voll Begeisterung. Man versicherte mir, dieser junge Mensch werde von Verliebten sehr gesucht, weil er Abends für eine bestimmte Geldsumme unter den Fenstern der Segnora's eine Art von Gesängen improvisire, welche nichts Anderes als die Verabredung von zärtlichen Zusammenkünften enthielten. So singt er zum Beispiel einer jungen Schönen in der Form einer versifizirten Liebesklage folgende Aufforderung entgegen: „Segnorita, findet euch morgen um halb acht Uhr Abends im Salon des Prado (das heißt in der Haupt-Allee dieser Promenade) ein. Da wird ein junger Mann, der euch bis zur Anbetung liebt, sich euch nahen, um das Glück eures Anblicks zu genießen. Er ist edel, schön und galant. Schon über einen Monat schmachtet er nach euch, und segnen wird er den Augenblick, wo er seine Leidenschaft euch erklären kann u. s. w."

Ach, mit den Serenaden ist es vorbei, und man möchte sie eher noch im südlichen Frankreich als in Spanien wiederfinden. Die Guitarre allein ist geblieben. Man trifft sie noch in den Händen des Jornalero (Tagelöhners), des Soldaten, der Manola. Jedermann versteht sie zu spielen, ohne sie jemals ernstlich zu lernen. Die Guitarre ist in Spanien, was in Deutschland das Klavier.

Seit einigen Jahren macht Spanien große Fortschritte in musikalischer Hinsicht, und die Romanzen nach Französischer Mode fangen an, daselbst Wurzel zu schlagen. Mannigfaltigkeit in den Gesängen folgt der früheren Monotonie. Die Regimenter haben geschickte Hoboisten, und die von ihnen ausgeführten Opernstücke machen viel Glück bei den Madrider Straßenbuben. Indeß möchte es doch wohl den neuen melodias eben so viel Mühe kosten, die alten canciones zu verdrängen, als es den Französischen Tänzen schwer werden dürfte, die Seguedillen zu entthronen.

Auch die religiöse Musik hat in Spanien einen nationalen Charakter. Jede Provinz, jede Kathedrale hatte ihre besondere Art. Man kann deshalb nicht sagen, daß die geistliche Musik daselbst populär sey. Die bedeutendsten Komponisten haben ihre Werke noch als Handschriften hinterlassen, die von den verschiedenen Kapiteln und im Innern der noch bestehenden Klöster, oder auch in den Hauptkirchen und Bibliotheken aufbewahrt werden. Diese Compositionen sind im Fugen- oder Kanon-Styl geschrieben. In Saragossa kennen die Einwohner die Gesänge, welche in ihrer Kathedrale gesungen werden; aber den Einwohnern von Burgos ist die Kirchenmusik von Saragossa fremd, und eben so verhält es sich mit allen Provinzen. Die Kirchen-Komponisten und Musiker waren Klostermönche; sie setzten sich an die Orgel, um ihr Werk auszuführen, und kehrten dann zur Andacht des stillen Klosters zurück. Kein weltlicher Gedanke fand Eingang in ihre Arbeiten. Es waren daher ausdrücklich für die Kirche komponirte, strenge Gesänge, wie man sie in den Französischen Kirchen nicht mehr hört. Zwei Spanische Flüchtlinge, die aus den geistlichen Kreisen von Valencia hervorgingen, haben indeß doch profane Musik komponirt; der Eine war Martini, der Andere Gomis. (France musicale.)

Mannigfaltiges.

— **Literarische Arbeiten William Howitt's und seiner Gattin.** Der bekannte und beliebte Englische Autor W. Howitt hat seinen mehrjährigen Wohnort Heidelberg vor kurzem wieder mit England vertauscht. Seine letzte Arbeit am Ufer des Neckars war eine Uebersetzung von Chamisso's „Peter Schlemihl" ins Englische, welche demnächst bei Schrag in Nürnberg erscheinen wird, und auf die man, als auf etwas Treffliches und Vollendetes, mit Recht gespannt seyn darf. Seine liebenswürdige Gattin Mary Howitt übersetzt in diesem Augenblick die Romane der Fridrika Bremer und scheint der Schwedischen Dichterin rasch und sicher ein eben so weites Terrain in England zu erobern, wie sie es in Deutschland bereits besitzt. Die Uebersetzung des Romans „das Haus" ist im April v. J. zu London ausgegeben und, gleich dem früher erschienenen, „die Nachbarn", mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Drei Viertel der Auflage wurden gleich am ersten Tage verkauft. Mary Howitt's reizende Jugendschrift: „Vögel und Blumen" wird von einer Gräfin Racquaska ins Polnische übersetzt. 6.

— **Aehrenlese aus der Englischen Tages-Literatur.** Von Zügel's Universal Magazine, dessen schon früher in diesen Blättern erwähnt wurde, sind bis jetzt zwei Nummern herausgekommen. Das Unternehmen entspricht seiner Tendenz, eine Auswahl des Besten aus dem Gesammtgebiete der Englischen Journalistik zu liefern, vollkommen und ist Allen, die sich für Britische Literatur interessiren, mit Ueberzeugung zu empfehlen. Die Ausgabe geschieht in monatlichen Heften; Druck und Papier sind musterhaft, und der Preis, in Erwägung der mancherlei Opfer und Kosten, mit welchen eine Publication dieser Art verbunden ist, mehr als billig. 6.

Bibliographie.*)

Frankreich.

J. Matter De l'influence des moeurs sur les lois, et de l'influence des lois sur les moeurs. 2. (verm.) édit. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

E. Salverte Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles. 2. édit. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

A. de Gasparin (comte) Intérêts généraux du protestantisme français. 8. Paris. 7 fr. — So bedeutend die Zahl der sich Protestanten Nennenden in Frankreich, so gering ist die Zahl der daselbst für den Protestantismus sich Interessirenden. Unter diesen Wenigen steht der Graf Gasparin oben an.

A. Blaize Des monts-de-piété et des banques de prêts sur nantissement en France, en Angleterre, en Belgique, en Italie, en Allemagne. 8. Paris. 6 fr.

Rapports sur les prisons de la Prusse, sur le régime de quelques prisons de l'Espagne, de l'Angleterre et de l'Allemagne, et sur le régime des prisons de la Turquie. 12½ Bog. 4. Paris. — Ueber Preußen berichtet Hr. Hallez-Claparède (sein Bericht ist auch einzeln gedruckt und bereits von uns angezeigt worden), über Spanien, England und Deutschland Hr. Lehmeyer, über die Türkei Hr. Blanqui.

F. A. Longet Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés. Tome 1. 8. mit 4 Kpf. Paris. 16 fr.

A. Velpeau Recherches anatomiques, physiologiques et pathologiques sur les cavités closes, naturelles ou accidentelles de l'économie animale. 8. Paris. 3 fr. 50 c.

Orfila Traité de toxicologie. 4 édit. 2 vol. 8. mit 2 Kpft. Paris. 16 fr.

Laplace Oeuvres. Tome 1. Traité de mécanique céleste. I. 56 Bog. 4. Paris, imprim. roy. — Erster Band der auf Kosten des Staats erscheinenden Ausgabe nach dem Gesetz vom 15. Juni 1842.

Coquilles et échinodermes fossiles de Colombie (Nouvelle-Grenade), recueillis de 1821 à 1833 par Boussingault, et décrits par A. d'Orbigny. 4. mit 6 Kpft. Strasbourg. 13 fr.

C. Magnin Causeries et méditations historiques et littéraires. Tome 1. (Partie française.) Tome 2. (Partie étrangère.) 8. Paris. 15 fr. — Der Verf. ist einer der Konservatoren der Königl. Bibliothek.

Eginhard Oeuvres complètes, réunies pour la première fois et traduites en français, avec les notes nécessaires à l'intelligence du texte, les variantes des différens manuscrits, et une table des matières; par A. Teulet. Tome 2. 8. Paris. 9 fr. — Philippe de Commynes Mémoires. Nouv. édition, revue sur les manuscrits de la bibliothèque royale, et publiée, avec annotations et éclaircissemens, par Mlle. Dupont. Tome 2. 8. Paris. 9 fr. — Zwei von der Société de l'histoire de France herausgegebene Werke.

Meneval (baron, ancien sécrétaire du portefeuille de Napoléon etc.) Napoléon et Marie-Louise, souvenirs historiques. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

A. de Courson Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire, depuis les tems les plus reculés jusqu'au cinquième siècle. 8. Saint-Brieuc. 7 fr. 50 c.

Mir Khond Histoire des sultans du Kharezm. Texte persan, accompagné de notes historiques, géographiques et philologiques. 8¼ Bog. 8. Paris, Didot. (Vergl. Mag. 1842. Nr. 27.)

H. d'Olivier-Vitalis L'illustre châtelaine des environs de Vaucluse, la Laure de Pétrarque. 8. mit 1 Lithogr. Paris 1842. 6 fr. — In diesem Werke findet man, neben den vollständigsten Nachrichten über die Laura des Petrarca, auch einiges Ungedruckte des berühmten Dichters. Der hochbejahrte Verf. ist Bibliothekar in Carpentras.

Ponsard Lucrèce, tragédie en 5 actes et en vers. 3½ Bog. 8. Paris, Furne. 4 fr. — Nun erst wird auch das Ausland über den Werth dieses mit so großem Erfolge in Paris gegebenen Stückes selbständig zu urtheilen im Stande seyn.

Von Amari's früher erwähnter Geschichte der Sicil. Vesper erschien, im Verlage der Buchhandlung Baudry zu Paris, ein neuer Abdruck unter dem Titel: M. Amari La guerra del vespro siciliano, o un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII. 3. edizione accresciuta e corretta dall' autore e corredata di nuovi documenti. 2 vol. 8. 10 fr. — Amari scheint demnach jetzt in Paris zu leben. — Dieselbe Buchhandlung kündigt zugleich eine Ausgabe von Colletta's Gesch. des Königr. Neapel an: P. Colletta Storia del reame di Napoli 1734 sino al 1825. 2 vol. 8. 10 fr. — Beide Werke sind in Neapel verboten. Eine Deutsche Uebersetzung des Colletta hat seit lange der Dichter Stieglitz versprochen.

Von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde ist eine Französische Uebersetzung erschienen: Goethe et Bettina, correspondance inédite de Goethe et de Mme. Bettina d'Arnim. Traduit de l'allemand par S. Albin. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Hoefer Histoire de la chimie. Tome 2. — Rilliet et Barthez Traité des maladies des enfans. Tome 3 (letzt.). — Crétineau-Joly Histoire de la Vendée militaire. 2. édit. Tomes 3. 4. — Laponneraye Histoire des rivalités de la France et de l'Angleterre. Tome 2 (letzt.).

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Dienstag den 6. Juni 1843.

Türkei.

Die Polygamie bei den Türken.

Von Blanqui. *)

Die Pest ist nicht die härteste Plage der Völker des Orients. Es giebt ein in seinen Wirkungen noch ärgeres Uebel, das um so mörderischer zu werden scheint, je mehr das andere sich verliert: dieses ist die Polygamie. Im Augenblick, wo Europa's Hauptmächte in die Angelegenheiten dieser Länder, welche einst die Wiege der Civilisation waren, ernsthaft eingreifen, wird es nicht ohne Interesse seyn, das vornehmste Hinderniß hervorzuheben, welchem die Civilisation auf ihrer Rückkehr hier begegnen muß. Auf dasselbe Hinderniß ist die Französische Politik in Afrika gestoßen, und sie hat mit ihm kapitulirt: es ist vielleicht die mächtigste Schranke, die das heutige Christenthum, sonst fast überall auf Erden siegreich, übersteigen muß, um die Barbarei zu besiegen. Die Polygamie hat mehr Unheil in ihrem Gefolge, als die Knechtschaft selbst; sie wirkt auf das physische und moralische Seyn der Generationen; sie lähmt jeden gesellschaftlichen und politischen Fortschritt der Völker: sie muß mit der Sklaverei verschwinden, oder die Civilisation muß vor ihr stehen bleiben.

Um aber einen richtigen Begriff von den Uebeln aller Art zu erhalten, womit die Polygamie den Orient überschwemmt, betrachte man sie näher und auf dem Boden selbst, wo sie ihre Herrschaft übt. Kein Gemälde könnte die wilde Energie ihrer Wirkung auf den Mann, das Weib, die Kinder, die ganze Gesellschaft wiedergeben. Sie entwürdigt Alle, von der Wiege bis zur Gruft, ohne ihnen eine Minute Frist oder irgend ein Asyl gegen die Schmach aller Art zu lassen, die täglich unter ihren Füßen sich mehrt. Man möchte sagen, die Polygamie selbst sey in Verfall gerathen, wenn das unter den physischen und moralischen Trümmern, die sie von allen Seiten umgeben, noch möglich wäre. Man hat ihr so viele Frauen geopfert, daß endlich Mangel an Frauen war, und so würde sie bald von selbst untergegangen seyn, hätte nicht das Prinzip, das sie aufrecht hält, Kraft genug bewahrt, um die steigende und civilisirende Fluth der christlichen Invasion zu dämmen. Dies ist es, was in Europa zu wissen Noth thut, damit eine heilige Opposition in den Geistern sich organisire, um die Polygamie eben so wie die Sklaverei und den Negerhandel zu vernichten.

Der Islam erlaubt jedem seiner männlichen Bekenner, vier Frauen zu nehmen, die alle den Rang rechtmäßiger Gemahlinnen haben: dies ist der Ausgangs-Punkt der Polygamie. Allein der Gebrauch und das Gesetz haben in der Folge noch ein Supplement zu dieser an sich schon bedeutenden Zahl gestattet, und nach und nach sind die Harem's der Großen und derjenigen Personen, die ein so kostspieliges Personal unterhalten können, bis auf hundert Frauen angewachsen. Heutzutage, bei der Verarmung des Hofes und der ersten Würdenträger, ist dieser Luxus sehr eingeschränkt, und die übermüthigsten Pascha's haben kaum dreißig Weiber; ja die Meisten überschreiten selten die Zahl von vier Frauen, welche das Gesetz autorisirt. Um aber ein solches Harem vor jeder Verletzung zu bewahren, hat der Muselmann sich genöthigt gesehen, den Gesetzen der Natur zum Trotze, für den Mann einen Beruf zu erfinden, der niedriger ist als das Sklaventhum selbst, eine Existenz ohne Namen, wie alle die Verbrechen, welche die Frucht dieses verhaßten Prinzipes sind. Hiermit beginnt schon das Elend der Polygamie.

Von allen Entwürdigungen der Menschheit hat keine traurigere Folgen gehabt, als der Weiber-Handel, für welchen noch in diesem Augenblick ein Markt in Konstantinopel existirt, der von den Hotels aller Gesandten der Europäischen Mächte nur wenige hundert Schritte entfernt ist. Ehrlose Werber durchziehen alle Gegenden, die ob der Schönheit und des lebhaften Temperamentes des anderen Geschlechts in Ruf stehen. In gewissen Ländern, wie z. B. Tscherkessien, sind die Väter den Verkauf ihrer Töchter schon lange gewohnt, und die Letzteren freuen sich sogar, bei reichen Pascha's den Rang rechtmäßiger Gemahlinnen zu erhalten. Anderwärts entführt man junge Mädchen mit List oder mit Gewalt; ja an verschiedenen Orten wird der Tribut in Weibern entrichtet, und es giebt patentirte Kenner, die an der lebendigen Münze das Gold vom Silber, das Silber vom Kupfer zu unterscheiden wissen. Noch mehr — es giebt Gynäcäen von Frauen, die zur Sklaverei erzogen werden, die man vor Allem lehrt, was sie nicht wissen sollten, und die sich darin üben müssen, durch Selbstentwürdigung zu bezaubern, wie die Unsrigen es ohne Anstrengung durch Sittsamkeit thun. Auf den Basar's, wo man die Frauen verkauft, kann Jeder die Liste ihrer persönlichen Reize einsehen, und scheußliche alte Weiber schlichten alle Streitigkeiten zwischen Mäkler und Käufer in letzter Instanz. Dies ist's, was die Polygamie aus der Gefährtin des Mannes gemacht hat!

Man erräth leicht die Folgen einer solchen Verachtung der heiligsten Gesetze der Menschheit. Schon beim Eintritt in die Familie mit Schande gebrandmarkt, kann die Frau nichts mitbringen, was ihrem Geschlechte anderwärts eine so gerechte Autorität giebt. Eine Sklavin, oder als Sklavin behandelt, bewahrt oder erwirbt sie wenigstens alle Laster der Sklaverei; sie überträgt diese Laster auf ihre Kinder, denen sie nichts Anderes beibringen kann; denn sie hat nie sonst etwas empfangen oder gelernt, was sie ihnen wieder zu lehren wagte. Und wer könnte sich eine richtige Vorstellung von dem Elend der Existenz in den Harem's machen, von allen den physischen und moralischen Martern, welche das Weib da ausstehen muß! Wie manches edle Herz fühlt das Grausige dieser Lage und trägt sein Joch mit äußerstem Widerwillen! Man frage nur im Orient selbst die meisten der Aerzte, welche in diesen Orten des Jammers Zutritt erhalten haben. Keine Sprache schildert die unendliche Langeweile, die tiefe Verzweiflung, welche auf Unglücklichen lasten, in denen die angesteckte Atmosphäre, die sie einathmen, das heilige Feuer noch nicht erstickt hat, vor Allem, wenn sie schon eine freie Existenz gewohnt waren! Wie viele junge Griechinnen z. B. sind nicht während des Befreiungskrieges geraubt und an den Meistbietenden verkauft worden, nachdem sie die Süßigkeit des christlichen Familienlebens gekostet hatten! Was diese Unglücklichen in den Harem's erduldet, wo man sie ihren Glauben und ihr Vaterland abzuschwören zwang, ist nicht in Worte zu fassen.

Das Weib ist also im Orient von der ganzen Höhe herabgestiegen, auf welche der Schöpfer es an die Seite des Mannes gestellt hatte. Es ist auf dem Markt eine Waare, in dem Harem aber weniger als eine Courtisane geworden; in der gesellschaftlichen Ordnung nimmt die Frau ganz und gar keine Stelle ein. Man sieht nicht einmal ihre Züge, wenn man sie heiratet, es sey denn, daß sie Sklavin wäre; man fragt eben so wenig, wenn sie verheiratet, als wenn sie verkauft werden soll, nach ihrem Willen. Der Schleier, den sie trägt, ist nicht bloß Emblem des Grabes, das sie über der Erde einzunehmen hat; er ist auch die Livrei, welche despotische Eifersucht ihr anzieht. Der Mann, der sich zwischen vier Frauen und eine Anzahl Kebsweiber theilt, verlangt von allen eine Zuneigung, deren seine Ubiquität ihn unwürdig macht, und er verlangt sie mit um so größerer Empfänglichkeit, je weniger er es verdient, geliebt zu werden. Das Harem ist ein Kerker, zu welchem er der Kerkermeister ist, und wo er seinen Gefangenen keine andere Beschäftigung als die, ihm zu gefallen, gestattet. Auch reicht nichts an die beklagenswerthe Nullität dieser Frauen, ihr nichtssagendes Geschwätz, die kleinliche Sorgfalt, die sie auf ihre Person verwenden, den Zustand materieller und geistiger Verworfenheit, in welchem sie zu vegetiren gezwungen sind. Die Muselmänner dulden es nicht einmal, daß man von ihnen redet, und es wäre eine große Indiscretion, wenn ein Fremder, der einem Türken gegenüber säße, ihm hinsichtlich seiner Frauen eine Frage stellte. Auch erfordert es die Höflichkeit, eine Frau niemals anzureden, es sey denn in Gegenwart und mit Erlaubniß ihres Mannes, und eben so wenig darf man frei nach ihr hinsehen, damit nicht das Auge dem Auge zufällig begegne. Wenn ein Muselmann nicht umhin kann, von seiner Frau zu reden, sagt er gewöhnlich: Sie, oder allenfalls: mein Weib, mit Respekt zu melden.

Diese Sprache steht auf dem Niveau der Satzungen des Islam; allein die Gebräuche sind noch schlimmer als die Gesetze. Die Polygamie hat nicht bloß das Daseyn der Frauen in den Harem's, wo ihr zahlreiches Zusammenseyn vielleicht scharfe Aufsicht nothwendig machte, vergiftet; sie hat selbst die Lage derjenigen Ehefrauen, die ohne Rivalinnen sind, herabgewürdigt, ja sogar die christlichen Ehefrauen, welche im Orient die größere Majorität bilden, müssen durch den Einfluß derselben leiden. Eine der mörderischsten Wirkungen der Vielweiberei besteht darin, daß fast immer sehr junge Frauen an sehr alte Männer kommen, und man könnte manchen 60jährigen Pascha zitiren, der kein über 20 Jahr altes Weib in seinem Harem hatte. Wenn diese kläglichen Ehemänner in physischer Hinsicht schon ganz ohnmächtig geworden sind, so verschenken sie einen Theil ihrer Weiber an Günstlinge oder nöthigen auch wohl ihre Subalternen, sie anzunehmen. Bei all diesen so disharmonischen Verbindungen gewinnt die Bevölkerung weder an Quantität, noch an Qua-

*) Vorgelesen in der Französischen Akademie der Wissenschaften. Man vergl. damit das Schreiben über die Gefängnisse in der Türkei, das wir in Nr. 66 des „Magazins" mitgetheilt.

lität. So waren dem Sultan Mahmud, als er das Zeitliche segnete, von seinen dreißig Kindern nur zwei Söhne und zwei Töchter, alle von ziemlich schwächlicher Constitution, am Leben geblieben. Der furchtbare Hussein, der Vertilger der Janitscharen, welcher vor einigen Monaten achtundzwanzig der schönsten Frauen des Orients in seinem Harem zählte, hatte nur einen Sohn von 15 Jahren, dem man noch nichts Anderes als Lesen und Tabackrauchen gelehrt.

Das verderbliche Prinzip der Polygamie schadet dem Kinde schon in seinem ersten Werden und noch mehr in seiner Moralität. Was für eine Erziehung und Bildung können die unglücklichen Kinder an einem Orte bekommen, wo sie nur zu oft die Zeugen der rasenden Eifersucht, der tyrannischen Rache seyn müssen, deren Schauplatz diese Orte gewöhnlich sind? Ihre Gesundheit schwebt nicht minder in Gefahr, da es so wenige Aerzte giebt und die Zulassung der Letzteren zu dem weiblichen Personal mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden ist. Auch stirbt eine sehr große Anzahl der jungen Kinder und selbst der Mütter. Erst die strenge Mahnung des Todes hat den Muselmann bestimmen können, seinen alten Widerwillen in diesem Punkte zu bekämpfen. Die christlichen Aerzte erhalten nach und nach Erlaubniß, das Innere der Harem's zu betreten, wo noch manche komische Scene von dem Schrecken zeugt, den ihre Erscheinung einflößt. Bald konsultirt ein Ehemann über die Krankheiten seiner Frauen, als ob sich's von ihm selber handelte; bald konsultirt er hypothetisch; Einige lassen ihre kranke Frau die Zunge durch eine im Schleier angebrachte Oeffnung hervorstrecken; Andere zittern vor den Gefahren, die ihr drohen könnten, wenn sie sich den Puls fühlen läßt. Allein die Reaction geht dessenungeachtet ihren Gang, und die Heilkunde wird den Untergang der Polygamie mit Gottes Hülfe vorbereiten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Graf von Segur als Schriftsteller und Staatsmann.

(Schluß.)

Eine neue glorreiche Regierungs-Epoche begann, und da sie begierig nach glänzenden Diensten und schönen Namen war, so sah Herr von Segur seinen Platz schon im voraus bei derselben festgestellt. Nach einander zum Mitglied des Corps legislative, des Institutes, des Staatsraths, des Senats und unter dem Kaiserreich zum Ober-Ceremonienmeister ernannt, verlieren wir ihn zur Zeit seiner Größe aus den Augen, die ihn den Wissenschaften entzog, wenn sie auch seine Liebe und sein Interesse für dieselben nicht schwächte. Unter der ersten Restauration erging es Herrn von Segur sehr gut, denn Ludwig XVIII. hatte als Graf von Provence sein Freund, ja sein Waffenbruder seyn wollen. Während der hundert Tage aber beging er den Irrthum, sich einzubilden, er könne den Kaiser von Angesicht zu Angesicht schauen und sich doch von ihm lossagen. Will man mit einer herrschsüchtigen und lange Zeit angebeteten Geliebten brechen, so muß man ihren Anblick meiden, denn oft bedarf es nur einer Geberde, eines Blicks, so schmachtet man wieder in den alten Fesseln. Die zweite Restauration strafte ihn mit Härte, und während dreier Jahre war Herr von Segur aller seiner Würden, seiner Pensionen, seines Sitzes in der Pairs-Kammer beraubt und mußte wieder seine Zuflucht zur Feder nehmen, die ihn auch nicht im Stich ließ. Da schrieb er seine Weltgeschichte, die einfach, anziehend, unterrichtend, älter als so manches andere System und mit Recht allgemein geschätzt ist. In einem „Briefe an meine Kinder und Enkel", der vor dem Manuskript dieser Weltgeschichte steht, das ganz von der Hand der Frau von Segur geschrieben ist, liest man folgende rührende Zeilen:

„Paris, 1. Dezember 1817. Ich besitze kein Vermögen mehr, das ich Euch hinterlassen könnte; das Erbtheil meiner Väter ging in der Revolution verloren, und die Regierung hat mich fast ganz der Habe beraubt, die ich meinen Arbeiten und meinen dem Vaterlande geleisteten Diensten verdankte..."

„Ich vermache Euch dies Manuskript, es ist so, wie ich es beim ersten Entwurf diktirte, ohne Interpunction, ohne Verbesserungen; dem Publikum ist das Werk nach meinen Korrekturen übergeben worden, doch in Eure Hände wollte ich dies Manuskript niederlegen, wie ich es diktirt habe, und ich wünsche, daß es der Aelteste meiner Familie immer sorgfältig aufbewahren möge."

„Es ist ein kostbares, ehrenwerthes, heiliges Vermächtniß.... Ein Auge verlor ich in Amerika durch den schwarzen Staar, angestrengte Arbeiten haben das andere geschwächt; die Aerzte drohten mir mit dem Verlust desselben, wenn ich es zu sehr angriffe. Und doch machte mir die Zerrüttung meines Vermögens die Arbeit unumgänglich nothwendig; ich entschloß mich, dieses Werk zu schreiben, und um mir das Augenlicht zu erhalten, hat meine Frau, Eure zärtliche und tugendhafte Mutter, unter allen Gemächlichkeiten der großen Welt aufgewachsen, im sechzigsten Jahr und fast immer leidend, mir mit unnachahmlicher Geduld und Ausdauer helfend zur Seite gestanden und erst alle Noten, die ich zur Ausarbeitung desselben brauchte, und dann das ganze Werk mit eigener Hand niedergeschrieben, so daß also diese ganze Weltgeschichte aus ihrer Feder geflossen ist."

Die natürliche Folge dieser Weltgeschichte, die bis zur Zerstörung des Römischen Reiches geht, war eine Geschichte Frankreichs, und Herr von Segur entschloß sich, dieselbe zu unternehmen; er hat diese bis einschließlich der Regierung Ludwig's XI. ausgearbeitet. Indem wir das gesunde Urtheil, die Anlage und die Diction loben, durch welche sich dieses nützliche Werk immer wieder empfiehlt, wollen wir doch jede Vergleichung mit anderen neueren Arbeiten unterlassen, deren Verfasser ebenfalls die Ausbeutung dieses weiten Feldes vor Augen hatten. Aufs lebhafteste bedauern wir, daß der Autor, hätte er auch selbst manche Zwischenräume überspringen müssen, sein Werk nicht bis durch das achtzehnte Jahrhundert fortgeführt hat; nichts hätte sich besser für ihn geeignet, als die Reihefolge und die gesammte Uebersicht der Politik einer Zeit zu liefern, deren Schilderung von solchem Gesichtspunkt aus noch neu war; er wäre Original gewesen und doch nicht aus sich herausgetreten.

Von seinen schwierigen Arbeiten erholte sich Herr von Segur an kurzen Aufsätzen ernsten und leichten Inhalts, die zuerst in verschiedene Journale aufgenommen und später unter dem Titel: Moralische und politische Galerie (1817—1823) herausgegeben wurde; dieses Buch, in welchem der Autor sich so wenig als möglich geltend macht und der Mensch ganz seiner Natur freien Lauf läßt, zog er selbst allen seinen anderen Schriften vor, und wir theilen mit voller Ueberzeugung seine Vorliebe für dasselbe. Herr von Segur tritt dadurch in die Reihe der feinsten und liebenswürdigsten Moralisten; ganz besonders gelingen ihm kleine Vorwürfe, die ganz gut den Refrain eines philosophischen Liedchens ausmachen könnten, wie: „Rien de trop! — Arrêtez-vous donc!" — Man kömmt bei ihm in Verlegenheit, wenn man Stellen zitiren will, weil seine Plaudereien ganz besonders durch fließende Anmuth fesseln und sich einschmeicheln, ohne beißend zu seyn. Sein Bruder, der Vicomte, besitzt bei weniger Tiefe mehr Witz und Schärfe; Herr von Segur ist mehr ein gerader, anmuthsvoller, weicher Charakter, der sich nicht aus den sanften Tönen herausbewegt. Von der Moral, die er aufstellt, muß man nichts Unerwartetes, nichts Ueberraschendes verlangen; Horaz, Voltaire und so mancher Andere haben es ihm darin zuvorgethan; es ist die Moral eines nicht selbstsüchtigen, liebreichen Aristipp. Er glaubt nicht, den Menschen bessern zu können, er läßt sich gar nicht einmal darauf ein, ihn von Grund aus zu erforschen; er nimmt ihn, wie er ist, und bemüht sich, Alles zum Besten zu wenden. Er kennt das Böse, er gleitet aber darüber fort, ohne tiefer einzudringen, und sucht die Gemüther für das Bessere, für das Mögliche zu gewinnen. Seine Moral ist höchst brauchbar. Neben Beispielen in Plutarch's Manier, die, zu weit ausgedehnt, ein wenig an Gemeinplätze streifen würden, läuft irgend eine Erinnerung von gestern mit unter, ein Wort Katharina's, eine von jenen Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Herr von Segur so vortrefflich erzählt; man geht mit ihm von Epaminondas zum Abbé de Breteuil über, doch das Ganze ist sinnreich und unterhaltend, und lächelnd kehrt man zum wirklichen Leben zurück. Einer seiner Aufsätze stellt ihn uns besonders lebendig vor Augen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und in der Stimmung, die ihn unablässig beseelte, der Abschnitt über das Wohlwollen. „Es giebt eine Tugend", sagt er, „die süßeste und hochherzigste von allen, ein großmüthiges Gefühl, das thatkräftiger ist als die Pflicht, umfassender als die Wohlthätigkeit, verbindlicher als die Güte." Das Wohlwollen, wie er es versteht, ist eigentlich nichts Anderes als die christliche Liebe in weltlichem Sinn.

Die angenehmen und gefühlsinnigen Blätter der „Galerie" wurden mit solchem Beifall belohnt, wie es den Sittenbüchern sonst nicht leicht widerfährt. Vielen machten sie Vergnügen, bei Einigen bewirkten sie sogar Gutes, denn die praktische und leicht zu übende Nachsicht, die sie athmen, traf nicht immer auf einen unfruchtbaren Boden; ja, im April 1822 erhielt er sogar ein Danksagungsschreiben aus Montpellier, worin dem Verfasser von einem Ungenannten der wärmste Dank gezollt wird, weil derselbe durch Anwendung der in der „moralischen und politischen Galerie" dargelegten Sittenregeln seine Feinde besiegt und sein verlorenes Lebensglück wiedergewonnen hatte.

Herr von Segur trat gerade zu der Zeit wieder in die Pairs-Kammer ein, wo Decazes durch seinen Einfluß wenigstens einen Schein von Ausgleichung in die Masse der widersprechenden Gewalten zu bringen versuchte, und nun verlebte unser Held die letzten elf Jahre seines Lebens in einer beschäftigten Muße, bei literarischen Arbeiten und Erheiterungen, die mit den politischen Pflichten abwechselten, welche die Umstände damals jedem hochherzigen Liberalen auferlegten. Der Erfolg der Memoiren war ein glänzender und hätte ihn wohl zu einer Fortsetzung derselben bewegen können, welche man allgemein wünschte; vielleicht war es aber richtiges Gefühl von seiner Seite, was ihn bewog, jenem Wunsche nicht zu willfahren und bei seinen glanzerfüllten und ungetrübten Jugendjahren stehen zu bleiben. Er widerstand selbst den dringendsten Aufforderungen; der Verleger forderte nur einen vierten Theil, das Kaiserreich betitelt, und die Summe, 30,000 Fr., die er zahlen wollte, war den damaligen glänzenden Hülfsquellen des Buchhandels und dem Interesse des Publikums entsprechend. Aber Herr von Segur war nicht einen Augenblick unschlüssig; zu seinen Freunden äußerte er darüber: „Ich verdanke dem Kaiser Alles; obgleich ich persönlich nur Gutes von ihm zu sagen habe, so würden doch Thatsachen vorkommen, die nicht zu umgehen sind, sie würden falsch gedeutet und von seinen Feinden als Waffe gegen sein Andenken gebraucht werden."

Nach dem Siege der Juli-Revolution ging Herr von Segur zur Ruhe. Vierzehn Tage vorher saßen eines Vormittags vier Greise auf seinem Kanapee, der General Lafayette, der General Mathieu Dumas, Herr von Barbé-Marbois und er selbst, von denen der jüngste ein Siebenziger war; sie sprachen von den politischen Zuständen, von ihren Befürchtungen, von den Revolutionen, die sie erlebt, und von der, welche sie voraussahen. Wohl wäre es für den Lauscher ein rührendes und erhebendes Schauspiel gewesen, diese alten Freunde zu sehen, die so lange treu an einander gehangen, und der sinnvollen, verständigen und anmuthigen Unterhaltung dieser Greise zuzuhören, von denen der Eine sich bald noch wieder sehr verjüngen sollte und von denen kein Einziger lebenssatt war.

Einen würdigen Schluß unserer Skizze des Grafen Segur soll ein rührender, demüthiger Zug jener häuslichen Moral bilden, deren treues und überzeugendes Organ der ehrenwerthe Greis um so mehr war, weil er sie selbst bei jedem Anlaß in Ausübung brachte. Seine aufmerksame und zartfühlende Herzensgüte verließ ihn nie, selbst mitten unter den herben Leiden nicht, die seinem Ende vorhergingen. So diktirte er eines Tages, seiner Gewohnheit nach, und sein Schreiber, der vielleicht etwas zerstreut war oder auch die schon unsichere Stimme nicht recht verstand, ließ sich dasselbe Wort zwei-, ja dreimal wiederholen: beim drittenmal entschlüpfte Herrn von Segur ein Laut lebhaften Unwillens. Während des Weiterdiktirens sprach er jedoch absichtlich einigemal mit dem jungen Mann, um jene unwillkürliche Aufwallung wieder gutzumachen; aus dem bewegten Klange der Antworten aber fühlte er den peinlichen Eindruck, den er hervorgebracht. Als der Schreiber beim Schluß des Diktates die Feder niederlegte, erhob sich der achtundsiebenzigjährige Greis von dem Kanapee, auf welchem er ruhte, und näherte sich ihm mit unsicherem Schritt. „Mein Freund", sagte er zu ihm, „ich that Ihnen vorhin wehe, verzeihen Sie mir." Der Schreiber, der übrigens einer solchen Freundlichkeit werth war, ergriff gerührt die dargebotene ehrwürdige Hand und benetzte sie mit Thränen. Vielleicht bin ich im Irrthum, aber es schien mir, als würde das Fortlassen dieses einfachen uns bekannten Zuges dem Bilde des Moralisten Abbruch thun, und als wäre ohne ihn der Verfasser des Versuches über das Wohlwollen nicht vollständig geschildert.

Sainte-Beuve.

Belgien.

Die Eisenbahnen des westlichen Europa.

Belgien war der erste Staat auf dem Kontinent, in welchem ein umfassendes Eisenbahn-System organisirt wurde. Die Vortheile einer raschen und wohlfeilen Communication zwischen den verschiedenen Manufaktur-Städten in diesem Bienenstock der Industrie leuchteten der Regierung sofort ein, und sie zögerte nicht, den Kammern die Ausführung auf Kosten des Staats zu empfehlen. Herr Deridder, Ober-Ingenieur, reichte mit Hülfe des Herrn Simons Pläne für ein vollständiges Eisenbahn-System ein, durch welches alle Städte von einiger Bedeutung mit einander verbunden und auch nach der Gränze Bahnen geführt würden, um die benachbarten Staaten zum Anschluß einzuladen. Man schlug die Kosten dieser Arbeiten auf 125,664,707 Francs an; die verlangten Summen wurden von den Kammern ohne Schwierigkeit bewilligt, und im Jahre 1834 begannen die Arbeiten. Gegen Ende dieses Jahres, acht Monate nach Promulgirung des Gesetzes für die Anlegung eines Eisenbahn-Systems, wurden 641,000 Francs für die Vermessungen und Vorarbeiten bewilligt. Im Jahre 1835 schritt das Werk nur langsam fort, und die darauf verwendete Summe belief sich auf 4,714,438 Francs; doch in demselben Jahre wurde schon die Section von Brüssel nach Antwerpen eröffnet und so dem Unternehmen ein neuer Schwung gegeben. Im Jahre 1836 wurde der öffentliche Schatz mit einer Summe von 13,488,488 Francs in Anspruch genommen. Im Mai 1837 schlug die Regierung den Kammern die Ausdehnung der Bahnen von 89 Lieues, die man ursprünglich bewilligt hatte, auf 113 vor. Die Kosten derselben betrugen im Durchschnitt auf die Lieue 500,000 Francs. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat in seinem Bericht an die Kammern diese verhältnißmäßig geringe Summe als Beweis dafür angeführt, wie vortheilhaft es sey, die Eisenbahnen vom Staat ausführen zu lassen; doch kommen noch ganz andere Umstände hinzu, welche es erklärlich machen, warum die Belgischen Eisenbahnen mit noch nicht der Hälfte der Kosten der Englischen Bahnen hergestellt werden konnten, nämlich die ebene Natur des Landes, der geringe Arbeitslohn, ferner der Reichthum an mineralischen Schätzen, den das Land besitzt, und der geringere Werth des Bodens. Diese eigenthümlichen Vortheile machten das Unternehmen zu einem wenig gewagten, und die Erwartung, daß dasselbe dem Staat eine neue Einnahme-Quelle eröffnen und zugleich ein Mittel seyn würde, die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln und den Nationalreichthum zu vermehren, ist vollständig in Erfüllung gegangen.

Da die Belgischen Eisenbahnen ganz in den Händen des Staats sind, so bieten sie Gelegenheit zu einem Vergleich zwischen diesem System und der Verwaltung durch Privat-Gesellschaften. Stellt man da die Englischen Eisenbahnen, die sämmtlich auf dem letzteren Wege zu Stande gekommen sind, den Belgischen gegenüber, so fällt der Vergleich entschieden zu Gunsten der letzteren aus. Der Hauptvorzug derselben besteht in dem niedrigeren Ansatz des Fahrgeldes, der eine Folge ihres geringeren Kosten-Aufwands ist. Nun ist zwar diese größere Wohlfeilheit der Belgischen Bahnen hauptsächlich aus der ebenen, weniger Schwierigkeiten darbietenden Natur des Bodens, so wie aus dem niedrigen Arbeitslohn, zu erklären, doch ist sie zum Theil auch ein Resultat der verschiedenen Verwaltungsart, wodurch bei der Anlegung eine Menge Kosten gespart wurden und so auch eine geringere Einnahme erforderlich ward. Ein nicht unbedeutender Theil des in den Englischen Eisenbahnen angelegten Kapitals ward nutzlos verschwendet bei der Nachsuchung der zu ihrer Autorisirung erforderlichen Parlaments-Akten und im Feilschen mit eigennützigen Landbesitzern, deren Einwilligung man erkaufen mußte. Die Parlaments-Akten für die Bahn zwischen London und Birmingham kosteten 72,000 Pfund; der Werth der Grundstücke und der Entschädigungen belief sich auf 706,152 Pfd., und die Prozeß-Kosten, die Ingenieur-Arbeiten und andere vorläufige Ausgaben betrugen 67,893 Pfd., so daß schon vor Beginn der Arbeiten nicht viel weniger als eine Million Pfund Sterling verausgabt war. Auf der großen westlichen Bahn betrugen die Ausgaben vor Erlangung der Akte 89,000 Pfd., und die Parlaments-Kosten sind in den Rechnungen auf 29,104 Pfd. angeschlagen. Von den meisten dieser Lasten waren die Belgischen Eisenbahnen frei: hier waren keine Advokaten, keine Zeugen, keine Güter-Mäkler zu besolden, zu bewirthen oder zu bestechen; daher beträgt der Abzug von der Einnahme zur Abtragung der Interessen des Kapitals nicht viel mehr als die Hälfte derselben Summe in England, und man kann bei niedrigerem Fahrgeld einen gleichen Gewinn erzielen. Aber auch die sonstige Verschiedenheit der Prinzipien bei der Verwaltung der Eisenbahnen in den beiden Ländern würde ein ähnliches Resultat herbeiführen, selbst wenn alles Andere gleich wäre. In England sind die Eisenbahnen von den Unternehmern vorzüglich als Handels-Speculationen angesehen worden. Eine gute Dividende ist das einzige Ziel, wonach sie streben, und die Fahrgelder werden daher so hoch als nur möglich angesetzt. In Belgien dagegen war es die Bequemlichkeit des Publikums und die Entwickelung der National-Hülfsquellen, was man bei der Anlegung der Eisenbahnen vor Augen hatte, und bei der Bestimmung des Tarifs sah man nicht so sehr auf Vermehrung des Gewinns, als auf Verhütung des Verlustes. Daher sind die Fahrgelder in Belgien um die Hälfte niedriger als in England, und die der dritten Wagenklasse oder Waggons sind so niedrig, daß selbst die Landleute, wenn sie nach und von dem Markt kommen, sich der Eisenbahnen bedienen.

Ein zweiter Punkt, der bei der Vergleichung der Staats-Eisenbahnen mit denen, welche von Gesellschaften angelegt werden, in Betracht kommt, ist die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Dienst und die damit in Verbindung stehende Sicherheit vor Unfällen. Auch hier steht wenigstens das Englische System dem Belgischen unbedingt nach, was wieder aus der Verschiedenheit der in beiden herrschenden Prinzipien folgt, indem man auf der einen Seite nur pecuniairen Gewinn, auf der anderen nur das allgemeine Beste sucht. Im letzteren Falle wird kein selbstsüchtiges Streben, zu sparen, wo es nicht am Orte ist, die Zahl der Wärter beschränken, wie man es auf einigen Englischen Eisenbahnen findet. In Belgien stehen Schildwachen innerhalb Sehweite von einander, und vermittelst eines bestimmten Systems von Signalen können sie rasch jeden Vorfall längs der ganzen Bahn Einer dem Anderen mittheilen. Allerdings mögen diese Vorsichts-Maßregeln in Belgien nothwendiger seyn als in England, insofern, als die Belgischen Bahnen nicht so gut eingezäunt und viel häufiger von Landstraßen und anderen Wegen durchschnitten werden, als dies bei den kostspieliger angelegten Englischen Bahnen der Fall ist; aber jedenfalls sind jene Maßregeln, wie die Erfahrung gezeigt hat, zur Verhütung von Gefahren vollkommen ausreichend. Auch läßt sich zu Gunsten der Staats-Eisenbahnen bemerken, daß hier Conducteure oder andere Angestellte, die wegen Unfähigkeit oder Pflichtversäumniß entlassen worden, keine Aussicht haben, anderswo Beschäftigung zu finden, wie dies auf den verschiedenartig eingerichteten Englischen Bahnen der Fall ist: in diesem Bewußtseyn, daß ihre Existenz ganz von ihrer Führung abhängt, ist ihnen natürlich ein mächtiger Sporn zur Thätigkeit und Sorgfalt gegeben. Man könnte hiergegen nicht einwenden, daß die Unfälle auf den Belgischen Bahnen, im Verhältniß zur Zahl der Passagiere und zu den zurückgelegten Entfernungen, eben so zahlreich sind als in England, weil, selbst wenn dies der Fall wäre, nicht zu vergessen ist, daß England mehr und längere Erfahrung in Eisenbahn-Angelegenheiten hat, so wie auch, daß die Engländer im Allgemeinen sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart bei unvermutheten Zufällen auszeichnen. Nichtsdestoweniger sprechen die praktischen Resultate beider Systeme unwiderleglich für die größere Sicherheit des Belgischen. Es sind in den sechs Jahren, seit welchen die Belgischen Eisenbahnen im Gange sind, Passagieren sehr wenige Unfälle zugestoßen, und nie ist eine jener schrecklichen Kollisionen vorgekommen, die von Zeit zu Zeit auf die Eisenbahn-Zustände in England einen so düsteren Schatten geworfen haben. In den beiden wichtigsten Punkten, der Wohlfeilheit und Sicherheit, scheint also das Belgische System vor dem der Gesellschaften unbedingt den Vorzug zu haben. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß der Staat sich nirgends weniger um diese wichtigen National-Unternehmungen gekümmert hat und zum Theil noch kümmert, als in England. Der Eifer, womit die Englischen Kapitalisten diese Arbeiten übernahmen, hat eine gewisse Trägheit und Sorglosigkeit in Bezug auf innere Verbesserungen bei der Regierung entstehen lassen, so daß sie einige ihrer nützlichsten Functionen diesen Gesellschaften überließ. Die Folge hiervon war einmal die, daß die verschiedenen Eisenbahnen ohne System und Zusammenhang unter einander ins Leben traten, und dann der Mangel an aller polizeilichen Kontrolle bei der Verwaltung derselben. Die Hauptbahnen waren sämmtlich angelegt, ehe die Regierung die Nothwendigkeit, in den Organismus dieser wichtigen Institute mit einzugreifen, erkannte, und nun entstand die Frage, ob sie noch die Befugniß dazu hatte. Indeß ward das Bedürfniß immer dringender; es schien so nachtheilig, die unumschränkte Verfügung über die wichtigsten Communicationsmittel in den Händen von Handels-Gesellschaften zu lassen, daß endlich eine Parlaments-Akte erlassen wurde, welche ihre Befugniß beschränkte und der Regierung eine kontrollirende Aufsicht bewilligte. Der Mangel an Kontrolle bei der Anlegung neuer Eisenbahnen jedoch dauert fort, und noch ist kein Plan zur Vervollständigung der Eisenbahn-Communicationen des Landes nach einem wohlüberlegten System vorgeschlagen worden. Parlaments-Akten zur Anlegung neuer Eisenbahnen werden in jeder Session nachgesucht, und dieselbe Geldverschleuderung in Prozeßkosten und Bestechungen hört nicht auf, wie eine todte Last auf diese Unternehmungen zu drücken und die Vortheile, die sie dem Publikum gewähren sollen, zu vermindern. Noch ist die Anlegung einer Menge von Bahnen Bedürfniß, und das in Distrikten, welche am wenigsten die Ueberlast zu tragen vermögen, womit die Apathie der

Regierung die Eisenbahn-Unternehmungen in England beschwert hat. Nur Irland ist eine größere Beachtung zu Theil geworden. Die Regierung hat Vermessungen machen und die vortheilhaftesten Communicationslinien entwerfen lassen, so wie auch für den Bau der Straßen Unterstützungen angeboten. Die beiden Länder unter derselben Regierung bieten die seltsame Anomalie, daß das eine ein Eisenbahn-System hat ohne Eisenbahnen, das andere mit Eisenbahnen bedeckt ist ohne irgend ein System.

Aus den letzten offiziellen Berichten, die der Minister der öffentlichen Arbeiten den Belgischen Kammern vorgelegt, erhellt, daß die Durchschnittskosten der dortigen Eisenbahnen, mit Einschluß sämmtlichen Materials, der Maschinen und aller Entschädigungen, auf die Englische Meile 16,206 Pfund betragen. *) Bei der York- und North-Midland-Bahn, einer der am wenigsten kostspieligen in England, kostete die Meile 23,403 Pfund und bei der London-Birmingham-Bahn 48,000 Pfund. Die Vortheile dieses verhältnißmäßig geringen Kostenbetrags und des daraus hervorgehenden niederen Tarifs zeigten sich rasch, und es fand bald ein völliger Umschwung im Leben und Verkehr des Landes statt. Schon vor zwei Jahren, als erst 85 Lieues Eisenbahn fertig und im Gange waren, wurden die Wirkungen des raschen und wohlfeilen Transportmittels auf Brüssel und die Bewohner der Umgegend in einem Belgischen Journal so beschrieben: „Die Eisenbahnen in Belgien sind fast in jeder Richtung vollendet, und ihr Fortschritt verändert täglich den Zustand und die Sitten des Landes. Besonders groß sind die Vortheile Brüssels in Folge der Centralisation durch die Eisenbahnen, welche eine zahllose Menge von Menschen innerhalb seiner Mauern zusammenführt. Man baut daselbst in jeder Richtung; man errichtet auf allen Seiten große Waarenhäuser und neue Wohnungen. Landeigenthümer, die zwanzig bis dreißig Meilen von Brüssel wohnten und früher auf dem Lande blieben, um ihre Güter zu beaufsichtigen, können jetzt unbeschadet ihrer Interessen in der Hauptstadt wohnen. Die Eisenbahn setzt sie in den Stand, innerhalb weniger Stunden nach ihren Angelegenheiten zu sehen und dann wieder in die Residenz zurückzukehren. Die Eröffnung dieser Bahnen theilt der ganzen Bevölkerung eine Neigung zur Ortsveränderung mit, welche durch die Leichtigkeit und die geringen Kosten, womit man die Reisen ausführen kann, gesteigert wird. Auch der ganze Geschäftsverkehr hat eine Umgestaltung erfahren. Sonst mußte man, um irgend eine Uebereinkunft zu schließen, schreiben, und es dauerte lange, ehe die Unterhandlungen zu einem Abschluß kamen. Jetzt wird dergleichen persönlich verhandelt und ohne Zeitverlust abgemacht."

Die Stadt Mecheln ist der Centralpunkt, in welchem alle Belgische Eisenbahn-Linien zusammentreffen. Hier befindet sich das Haupt-Depot für Maschinen, und jeder Eisenbahnzug, von welchem Theil des Königreichs er kommen und welches auch sein Ziel seyn mag, muß durch Mecheln hindurch. Diese Centralisation des Systems ist in manchen Fällen für die Passagiere, die aus ihrer geraden Richtung abgelenkt werden, lästig; doch die größere Bequemlichkeit in der Leitung des Ganzen, welche diese Anordnung mit sich bringt, überwiegt bei der Regierung die Unbequemlichkeit, welche für einzelne Individuen daraus erwächst.

Unter den nicht Deutschen Ländern des Kontinents sind außer Belgien nur noch zwei, in welchen das Eisenbahn-System bedeutende Fortschritte gemacht hat: dies sind Frankreich und Italien. Frankreich war anfangs ganz träge und sah dem Fortschritt der Eisenbahnen in anderen Ländern, wo nicht mit Gleichgültigkeit, doch ohne Selbstthätigkeit zu. Als es sich endlich zu eigenen Anstrengungen erhob, waren seine Pläne wenigstens großartig und der „großen Nation" würdig. Im Jahre 1835 bewilligte die Kammer eine Summe von 500,000 Francs für Vermessung der Hauptlinie von Paris nach den Mittelpunkten des Handels und der Industrie. Im Jahre 1837 reichten die Ingenieure ihre Berichte ein, die in sehr genaues Detail über den Bau der Bahnen, den wahrscheinlichen Verkehr und den für die Actionaire zu erwartenden Ertrag eingehen. Sie enthalten die Vermessung der Bahn von Paris nach Havre über Rouen, und von Paris nach Orleans, ferner die von Paris nach Lille mit Verzweigungen nach Calais und der Belgischen Gränze, und endlich die von Paris nach Marseilles über Lyon. Nachdem diese Berichte abgeliefert worden, ließ die Regierung die Sache wieder liegen, und obgleich jede Linie als den Kapitalisten große Vortheile versprechend dargestellt wurde, so waren doch die Paris-Rouen- und die Paris-Orleans-Bahn die einzigen, zu deren Unternehmung Gesellschaften zu Stande gebracht werden konnten, und das auch nicht ohne Englands mächtige Hülfe. Am Schluß des Jahres 1840 endlich legte das Ministerium den Kammern einen Entwurf zu einem umfassenden Eisenbahn-System vor, in welchem der Staat und die individuellen Interessen einander gegenseitig die Hand reichen. Da der Staat selbst jetzt nicht im Stande ist, ein solches System allein herzustellen, so erbietet er sich, die Gesellschaft zu unterstützen und so die Kapitalien zur Unternehmung heranzulocken. Und zwar ist es der Regierung hauptsächlich um folgende fünf Linien zu thun, die sämmtlich in Paris münden; eine nach Lille und Calais, welche durch die Belgische Gränze mit dem Norden Europa's kommunizirt; eine zweite nach Lyon und Marseilles; eine dritte über Orleans und Tours nach Nantes; eine vierte nach Bordeaux, und eine fünfte über Straßburg an die Deutsche Gränze. Die Unterstützung des Staats besteht nun darin, daß er sich erbietet, alles erforderliche Land zu kaufen, und die Erdarbeiten, die Brücken und Bahnhöfe auf seine Kosten anlegen zu lassen, während den Gesellschaften die Ausführung des oberen Theils der Arbeiten, also vorzüglich die Schienenlegung und die Anschaffung sämmtlichen Transport-Materials, der Lokomotiven, Waggons u. s. w., obliegen würde. Dafür soll jede Gesellschaft die Bahn 30—35 Jahre lang verwalten und allein den Ertrag davon ziehen; nach Ablauf dieses Zeitraums wird der Staat alleiniger Eigenthümer der Bahn, nachdem er noch sämmtliches Material der Gesellschaft vergütigt. Auch steht es den Gesellschaften frei, nur den Ankauf des Landes und die Errichtung der Bahnhöfe der Regierung zu überlassen, dagegen sich für die Ausführung des Theils der Arbeiten, den sonst die Regierung ebenfalls übernehmen will, mit einer angemessenen Summe entschädigen zu lassen. Da die Regierung hiernach gerade den Theil der Arbeiten übernehmen will, bei welchem gewöhnlich eine Differenz zwischen den Kosten-Anschlag und den wirklichen Kosten eintritt, so ließe sich hier der übrige den Gesellschaften zufallende Kostenbetrag und also auch die Größe des von der Bahn zu erwartenden Gewinns genauer als sonst feststellen. Hiernach hat man berechnet, daß der Ertrag des Gesellschafts-Kapitals bei der Bahn von Paris nach Calais in den 35 Jahren jährlich wenigstens 14 und bei der von Lyon nach Marseilles wenigstens 22 Prozent abwerfen würde.

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß der größere Theil der Eisenbahnen in Belgien nur ein Schienengleis hat; andererseits aber wurden die Schienen und die Lokomotiven, wenigstens zu Anfang, erst von England herübergeholt, so daß die Kosten dieser beiden Artikel bei jeder Bahn größer waren als bei den Englischen.

Dieser Entwurf nun ist von den Kammern genehmigt und 126,000,000 Francs zu diesem Zweck bewilligt worden; zwei von jenen Bahnen, die von Paris nach Rouen und die von Paris nach Orleans, sind der Vollendung nahe. Die Eisenbahngeschichte Frankreichs bietet jene auffallende Anomalie, daß Paris, das Herz und der Kopf des politischen und geistigen Lebens Frankreichs, sich in Bezug auf dieses große Werkzeug sozialen Fortschritts unthätiger und gleichgültiger verhalten hat, als die entfernteren Glieder des Staatskörpers. Eisenbahnen von einer Länge von 70 Meilen waren schon in verschiedenen Provinzen im Gange, während die mit Paris verbundenen Bahnen nicht mehr als drei Meilen weit sich erstreckten, und wie zum Hohn auf seinen Mangel an Eisenbahn-Verbindungen mit anderen Theilen des Landes, wurden zwei fast parallele Bahnen, von Paris nach Versailles, von konkurrirenden Gesellschaften angelegt.

Zum Schluß erwähnen wir noch, wie es mit den Eisenbahnen in Italien aussieht. Hier ist besonders durch Vermittelung der Oesterreichischen Regierung viel für den Fortschritt derselben geschehen. Es wurde eine Bahn zur Verbindung Mailands mit Venedig durch die fruchtbaren und volkreichen Ebenen der Lombardei projektirt. Eine Zeitlang jedoch stand das Unternehmen still, und die Actionaire verloren den Muth, bis der Kaiser von Oesterreich ihm neues Leben gab, indem er die Actionaire vor Verlust zu sichern und das eingezahlte Kapital wieder zu erstatten versprach, falls die Bahn nicht einträglich seyn sollte. Die Arbeiten schreiten jetzt kräftig vorwärts, und im Beginn dieses Jahres wurde die Linie von Venedig nach Padua eröffnet. Unter Oesterreichs Auspizien werden auch Florenz und Livorno in kurzem durch eine Eisenbahn verbunden seyn. Auch in dem Königreich Neapel wird das Land rasch von Eisenbahnen durchschnitten. Der Papst ist der einzige unter allen Souverainen Europa's, der sich dieser neuen Erfindung entgegenstellt; er hat erst kürzlich die Anlegung irgend einer Eisenbahn im Gebiet des Kirchenstaats absolut untersagt.

Mannigfaltiges.

— Nachdruck Englischer Werke in den Vereinigten Staaten. Es ist schon öfter in diesen Blättern über die maßlosen Zunahmen des Nachdrucks in dem freien Nord-Amerika berichtet worden, und wie sehr dieses Gewerbe dadurch steigt, daß die Literatur dort immer mehr anfängt, aus den Büchern in die Zeitungen überzugehen. Der rasche Vertrieb dieser letzteren, das geringere Risiko dabei, die kürzere Prozedur und manche andere Vortheile, welche ein Zeitungsgeschäft in den Vereinigten Staaten vor dem Buchhandel voraus hat, erleichtern natürlich auch den Nachdruck auf diesem Wege, und so kömmt es denn, daß jedes allgemein interessante Produkt der Englischen Literatur, besonders aber die schönwissenschaftlichen und für die Unterhaltung bestimmten Werke, wenn sie kaum in Amerika angelangt sind, auch schon in Tausenden von Nachdrücken nach allen Seiten hin das Land durchfliegen. Doch beschränkt man sich keinesweges auf die Romane und Novellen, und in einer einzigen Woche des letztverflossenen Märzmonats wurden in New-York allein folgende Werke dieser und anderer Gattung nachgedruckt: O'Connell's „Denkwürdigkeiten Irlands" (Preis 25 Cents, ungefähr 11 fgr.), Dr. Arnold's „Geschichtliche Vorlesungen" (25 Cts.), „Englands Frauen" von Mistreß Ellis (25 Cts.), die letzte Nummer der „Edinburgh Review" (25 Cents) und „der Roué", ein alter, jetzt auf Autorität und Anempfehlung einiger früheren Buchhändler-Annoncen in der „Times" unter dem Namen Bulwer's publizirter Roman (12½ Cts.). Alison's „Geschichte Europa's" und „Martin Chuzzlewitt" von Boz wurden zunächst erwartet. Die 20 Abtheilungen des letztgenannten Werks werden von der Harperschen Buchhandlung in New-York nachgedruckt und mit 14 Kupfern zusammen für 44 Cents geliefert, das Ganze also billiger, als in England zwei Abtheilungen davon kosten. Von einem Nachdruck des „letzten Baron" von Bulwer waren wenigstens 50,000 Exemplare verbreitet worden, vieler anderen Werke nicht zu gedenken, welche sich so eben unter dieser räuberischen Nach-Presse befinden oder mit nächstem daraus hervorgehen sollen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 7. Juni 1843.

England.

Die Sagen der Walliser.

Die Wallisischen Sagen und National-Lieder, deren Studium ein bedeutendes Licht auf den Ursprung und die frühere Geschichte dieses Ueberbleibsels des weitverzweigten Kelten-Geschlechts werfen muß, sind bis vor einigen Jahren ganz vernachlässigt worden. Man wußte zwar, daß gewisse Sagen, genannt **Mabinogion**, oder Jugend-Legenden, in Wallisischer Sprache existirten, aber obgleich Fragmente derselben von Zeit zu Zeit ins Englische übersetzt und herausgegeben wurden, hatte man sie doch weder gesammelt noch einer kritischen Analyse unterworfen. Macpherson's untergeschobener Ossian hatte die gelehrte Welt mit Mißtrauen gegen Keltische Alterthümer erfüllt; ohne die Legenden dieser Völkerschaften zu kennen, bezweifelte man deren Echtheit und sprach ihnen jegliches Verdienst ab. Erst seit der von Lady Charlotte Guest unternommenen Ausgabe der Mabinogion*) haben wir nähere Kunde von dem Wesen dieser Traditionen erhalten, deren Interesse durch das Geheimniß vermehrt wird, das sie im Laufe so vieler Jahrhunderte unseren Blicken entzogen hat. Der von der Herausgeberin zu Grunde gelegte Text ist das „Llyfr Coch o Hergest" oder rothe Buch des Hergest, ein jetzt in der Oxforder Bibliothek aufbewahrtes Manuskript, das, wie man glaubt, aus dem 15ten Jahrhundert herrührt. Dem Wallisischen Original ist eine buchstäbliche Englische Version angehängt, nach der wir einen Auszug aus der ersten und vierten dieser Legenden mittheilen wollen.

Die Dame der Quelle.

Wir finden hier den König Arthur (Artus) zu Caerleow am Flusse Usk, begleitet von Owain, Sohn des Urien, Kynon, Sohn des Clydno, und Kai, Sohn des Kyner. Gwenhwyvar (Ginevra) und ihre Mägde sitzen bei der Arbeit am Fenster. Arthur, der auf grünen Binsen ruht, mit flammenrothem Sammet bedeckt, schläft in Erwartung der Mittagszeit ein, nachdem er seinen Untergebenen empfohlen, sich unterdessen die Langeweile mit Essen, Trinken und Erzählen zu vertreiben.

Kai, der Seneschall und Küchenmeister ist, versorgt seine Gefährten mit Lebensmitteln, unter der Bedingung, daß er keine Geschichte vorzutragen braucht, worauf Kynon folgendes Abenteuer zum Besten giebt: In seiner Jugend sey er ausgegangen, rühmliche Thaten aufzusuchen, da er keine geringe Meinung von seinem eigenen Heldenmuth hegte. „Ich glaubte", sagt er, „es gäbe kein Unternehmen in der Welt, das ich nicht ausführen könnte." Er kam bei einem Schlosse an, vor welchem zwei in gelben Sammet gekleidete Jünglinge ihre Dolche aufgesteckt hatten und mit Pfeilen danach schossen. An ihrer Seite stand ein Mann in der Blüthe des Lebens, der ebenfalls ein Kleid von gelbem Sammet trug und Kynon in das Schloß führte. Dieser fand in der Burghalle vierundzwanzig Jungfrauen von unvergleichlicher Schönheit, die ihre Stickerei verließen, um den Fremden zu empfangen, ihm seine Rüstung abzunehmen und für ihn und sein Pferd Sorge zu tragen. Sie kleideten den Ritter in gelben Sammet und bewirtheten ihn an einer Tafel, die mit Gold, Silber und Büffelhörnern besetzt war. Die Speisen entsprachen den Schüsseln, und es fehlte auch nicht an Getränken. Die Wirthe schwiegen aus Artigkeit, bis das Mahl vorüber war, und als sie hierauf erfuhren, daß Kynon auf Abenteuer ausgehe, theilten sie ihm die Kunde von einem in der Nähe befindlichen mit, welches er auch am folgenden Morgen aufsuchte.

Er kam bald zu einem Walde, der mit wilden Thieren angefüllt war, und fand einen schwarzen Mann, der zwei gewöhnliche Sterbliche an Größe übertraf. Er saß auf einem Erdhügel und schwang eine Keule, welche vier Krieger kaum aufzuheben vermochten. Als der schwarze Riese befragt wurde: ob er Macht über die wilden Thiere habe? berührte er einen Hirsch mit seiner Keule; der Hirsch wieherte, und alle Thiere, Schlangen, Drachen u. s. w., eilten herbei. Der Riese hieß sie weiden gehen: sie neigten das Haupt und entfernten sich. Kynon wurde dann unterrichtet, was er zu thun habe, und machte sich wieder auf den Weg. Auf dem Gipfel einer waldigen Anhöhe gewahrte er einen hohen grünen Baum, unter welchem sich eine Quelle und neben dieser eine marmorne Tafel befand, die mit einem silbernen Becher an einer Kette von demselben Metall versehen war. Kynon warf, wie man ihn angewiesen hatte, einen Becher voll Wasser auf die Tafel; ein mächtiger Donnerschlag ertönte, und es entstand ein heftiges Gewitter, das den Baum entblätterte. Der Graf von der Quelle erschien und kämpfte mit Kynon, der besiegt wurde und sein Pferd verlor. Die vierundzwanzig Damen schenkten ihm einen Zelter, auf welchem er höchst niedergeschlagen nach Hause kehrte.

Wie Kynon seine Erzählung beendigt, wacht Arthur auf; Owain aber beschließt, sich heimlich zu entfernen und sein Glück bei diesem Abenteuer zu versuchen. Es gelingt; der Graf von der Quelle flieht verwundet nach seinem Schloß, und Owain folgt ihm auf den Fuß, aber das Fallgitter schneidet sein Pferd à la Münchhausen mitten durch und scheert dabei dem Reiter seine beiden Sporen ab. Owain bleibt also, zwischen zwei Thore eingeschlossen, in einer mißlichen Lage. Eine, wie immer in gelben Sammet gekleidete Jungfrau kommt ihm zu Hülfe und giebt ihm einen Ring, der ihn unsichtbar macht und mittelst dessen er das Schloß betritt. Er hört ein Klaggeschrei und findet, daß man dem Grafen die letzte Oelung ertheilt, der bald darauf an seinen Wunden stirbt und mit großer Pracht beerdigt wird. Bei der Leichenfeier sieht Owain die verwitwete Gräfin und verliebt sich in sie. Die Jungfrau, die ihn in das Schloß führte, ist Luned, das Kammerfräulein der Gräfin; sie rasirt ihn, wäscht ihn, bringt ihn zu Bett, und begiebt sich dann zu ihrer Gebieterin, der sie ihren Schützling als einen passenden Nachfolger des Grafen empfiehlt. Owain wird dieser vorgestellt und sie erkennt ihn als den Ritter, der ihren Gemahl erschlug, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß sich das Vergangene nicht ändern lasse. Nachdem die Gräfin ihren Entschluß gefaßt hat, fragt sie am folgenden Tage ihre Bischöfe und Erzbischöfe um Rath, und die Hochzeit geht vor sich. Owain nimmt Besitz von der Grafschaft, vertheidigt die Quelle und verbringt auf diese Weise drei Jahre.

Unterdessen vermißt Arthur den Owain, und da er erräth, wohin er gegangen, macht er sich mit seinem Hofstaat auf, ihn zu suchen. Dasselbe Abenteuer erneuert sich; Owain, als Herr der Quelle, besiegt den Kai zweimal und die übrigen Ritter einmal, mit Ausnahme Arthur's, der sich zum Kampfe anschickt, und Gwalchmai's, der die Erlaubniß erhält, dem Könige voranzugehen. Gwalchmai und Owain fechten drei Tage lang mit gleichem Erfolg; dann steigen Beide vom Pferde, Gwalchmai's Helm wird durch einen Schwertstreich abgeschlagen und Owain erkennt ihn. Sie begeben sich Alle nach dem Schlosse der Quelle, wo sie drei Monate bei einem Bankett zubringen, das während dreier Jahre vorbereitet wurde. Arthur kehrt alsdann wieder nach Hause zurück und wird von Owain begleitet, dem seine Dame ungern gestattet, sich auf drei Monate zu entfernen.

Einmal abwesend, vergißt Owain bald seine Gattin. Drei Jahre vergehen, bis eines Tages eine Dame bei Hofe erscheint, Owain's Ring von seinem Finger abzieht und ihn als treulos und **bartlos** brandmarkt. Der letzte Vorwurf geht ihm am meisten zu Herzen: er flieht ins Gebirge und wird bald so bärtig als zuvor. Nach einigen anderen Abenteuern trifft er eine Schlange, die in einer Felsenspalte wohnt und einen schwarzen Löwen gefangen hält. Owain haut die Schlange in Stücke und befreit den Löwen, der ihn nachher auf seinen Zügen begleitet. Unterdessen erfährt er, daß seine alte Freundin Luned eingekerkert ist und verbrannt werden soll, weil sie im Quellenschloß sich seiner angenommen hat. Owain eilt ihr natürlich zu Hülfe. Auf dem Wege verweilt er in einer Burg, dessen Eigenthümer sich in großer Noth befindet, indem ein Riese seine beiden Söhne ergriffen hat und sie zu verschlingen droht, wenn er ihm seine schöne Tochter nicht zur Frau giebt. Owain zieht mit dem Löwen gegen den Riesen aus, der den Kampf ungleich findet; der Löwe wird daher in der Burg eingeschlossen, und das Gefecht beginnt. Owain ist in Begriff, zu unterliegen, als der Löwe von der Burgzinne herabspringt und den Riesen erwürgt. Der Paladin ist von den Reizen der Jungfrau bezaubert, schlägt aber aus Edelmuth ihre Hand aus und begiebt sich nach dem Kerker der Luned, wo er mit Hülfe des Löwen zwei Kämpen besiegt und die Gefangene in Freiheit setzt. Hierauf versöhnt sich Owain wieder mit der Dame von der Quelle und greift dann den im Anfang der Geschichte erwähnten schwarzen Mann vom Erdhügel an, der die vierundzwanzig Jungfrauen gefangen hält. Er überwältigt ihn mit Hülfe des Löwen, schont aber seines Lebens unter der Bedingung, daß er das Schloß in eine freie Herberge verwandle, was der Schwarze auch verspricht. Owain begiebt sich endlich mit seiner Gemahlin und den Jungfrauen nach dem Hofe Arthur's, der ihn zu seinem obersten Beamten ernennt.

Diese Sage ist das Orginal des Romans, der in England und Deutschland als „Iwaine" und „Gavin", oder „Sir Ywaine", und in Frankreich

---

*) The Mabinogion, from Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh MSS.; with an English translation and notes. Parts 1, 2, 3 and 4. 1838 — 1842. — **Mabinogion** ist der Plural; die Form des Singulars ist **Mabinogi**.

als „le Chevalier au Lion" bekannt war. Der Französische metrische Roman dieses Namens schreibt sich aus dem 12ten Jahrhundert her und soll den Christien de Troyes zum Verfasser haben: fast um dieselbe Zeit verpflanzte ihn Hartmann von der Aue nach Deutschland. Später wurde er auch in der Volkspoesie Schwedens, Dänemarks und Islands eingebürgert. In den Hauptzügen stimmen diese verschiedenen Versionen mit der oben mitgetheilten Wallisischen Sage überein.

Wir übergehen die beiden folgenden Mabinogion: Peredur oder Parseval, und Geraint, und kommen jetzt zu dem vierten: Kilhwch *) und Olwen, welches in seinem Charakter ganz von den übrigen abweicht.

Kilhwch und Olwen.

Kilhwch (wörtlich: Schweins-Grube) war der Sohn des Fürsten Kilydd und erhielt diesen sonderbaren Namen von dem Umstande, daß seine Mutter Golendydd, die Tochter des Fürsten Anlawdd, während ihrer Schwangerschaft von einer Heerde wilder Schweine erschreckt wurde, bei deren Grube sie ihren Sohn zur Welt brachte. Bald nachher erkrankte sie und starb. Vor ihrem Tode nahm sie ihrem Gemahl das Versprechen ab, nicht eher wieder zu heiraten, bis ein Strauch mit zwei Knospen auf ihrem Grabe blühen würde, und dieses täglich reinigen zu lassen, damit nichts darauf wachsen möge. Der König läßt anfangs das Grab jeden Morgen reinigen, nach und nach vernachlässigt er es und vergißt es endlich ganz. Als er eines Morgens auf der Jagd ist, besucht er das Grab, erblickte den zwiefach blühenden Strauch und findet, daß es Zeit ist, sich nach einer Frau umzusehen. Seine Höflinge empfehlen ihm die Gattin des Königs Doged: dieser wird demzufolge erschlagen und seine Frau und Tochter zu Kilydd gebracht.

Sobald die neue Königin die Existenz ihres Stiefsohns Kilhwch erfährt, läßt sie ihn zu sich kommen und ertheilt ihm den Rath, sich um die Hand der Olwen, Tochter Yspaddadden Penkowr's (des riesenköpfigen oder Hauptes der Riesen) zu bewerben. Er entschließt sich, dieses Abenteuer zu versuchen, und begiebt sich zuerst an den Hof seines Vetters, des Königs Arthur, der ihm das Haar abschneiden soll. **) Als er dort eintrifft, ist Arthur gerade bei Tafel, und es wird ihm anfangs der Zutritt verweigert; aber sein edler Anstand bewirkt, daß man ihn endlich einläßt. Er bittet Arthur um eine Gnade, der ihm auch Alles zu geben verspricht, so weit der Wind trocknet, der Regen näßt, die Sonne leuchtet und das Meer fließt, mit Ausnahme seines Schiffs, seines Schwertes, seiner Lanze, seines Mantels, seines Schildes, seines Dolchs und seiner Frau. Kilhwch verlangt nur, daß der König ihm das Haar schneiden möge; Arthur thut dies und erkennt ihn dabei für seinen Verwandten, worauf er ihm eine zweite Bitte bewilligt. Jetzt fordert Kilhwch die Hand der Olwen. Arthur hat nie von ihr gehört, verspricht aber, sie aufzusuchen, wozu er sich die Frist eines Jahrs ausbedingt. Seine Forschungen bleiben jedoch ohne Erfolg, und Kilhwch wirft ihm seine Wortbrüchigkeit vor, wofür er von Kai getadelt wird. Kai's Eigenschaften, die hier aufgezählt werden, sind merkwürdig genug. „Er konnte acht Tage und acht Nächte unter Wasser bleiben und eine gleiche Zeit ohne Schlaf zubringen: die von seinem Schwerte geschlagenen Wunden vermochte keine Arznei zu heilen. Er konnte so lang werden, wie der höchste Baum, und hatte eine so heiße Natur, daß bei dem heftigsten Regen Alles, was er trug, trocken blieb; wenn er zugegen war, brauchten seine Gefährten nicht einzuheizen." Dieser mit so seltenen Gaben ausgestattete Patron zieht aus, um Olwen aufzusuchen: ihn begleiten, auf Arthur's Geheiß, Bedwyr, berühmt wegen seiner Schnelligkeit und der Menge des von ihm in der Schlacht vergossenen Blutes, Kynddelig, der in einem fremden Lande eben so gut Bescheid weiß, wie im eigenen, Gwhryr, der alle Sprachen kennt, Gwalchmai, dessen Unternehmungen nie fehlschlugen, und Menw, der seine Begleiter durch Zaubersprüche unsichtbar machen kann.

Nach einer langen Reise begegnen sie einer zahllosen Heerde Schafe, die von einem Hirten und einem fürchterlichen Bullenbeißer, größer als ein Pferd und mit feurigem Athem, bewacht werden. Menw spricht einen Zauber über den Hund aus, und sie gehen ungehindert weiter. Der Hirt, Custennin, ist Olwen's Oheim und wird von ihrem Vater unterdrückt. Kilhwch giebt ihm einen Ring, den er zu seiner Frau bringt, welche an diesem Zeichen ihren Schwestersohn erkennt. Sie eilt ihm entgegen und will ihn in ihre Arme schließen; Kai hält ihr aber ein Holzscheit vor, das in ihrer Umarmung zerdrückt wird. Sie erzählt ihnen dann, daß Yspaddadden ihre zwanzig Söhne getödtet habe, und holt aus einer steinernen Kiste den einzigen noch lebenden herbei, der sich den Paladinen anschließt. Custennin schickt hierauf nach Olwen, um die sich Kilhwch bewirbt: sie verweist ihn an ihren Vater, dessen Leben, nach den Satzungen des Schicksals, bei der Verehelichung seiner Tochter ein Ende nehmen soll. Kai und seine Gefährten folgen der Olwen auf dem Fuß, tödten neun Wachthunde und neun Pförtner, die sich ihrem Eindringen widersetzen, und erscheinen in Yspaddadden's Halle, wo sie ihr Anliegen bekannt machen. Der Riese vertröstet sie auf den folgenden Tag, und als sie sich zurückziehen, schießt er ihnen einen vergifteten Pfeil nach, den aber Bedwyr auffängt und mit besserem Erfolg zurückschleudert.

(Schluß folgt.)

*) Das W wird wie ein dumpfes u ausgesprochen.

**) Das erste Abschneiden des Haupt- und Barthaars war unter den Kymri ein feierlicher Akt, wodurch der Jüngling, so zu sagen, in den sozialen Verband aufgenommen wurde. Eine ähnliche Sitte herrschte auch unter den alten Slawen; so berichtet der Polnische Annalist Martin Gallus, daß die beiden hehren Fremden, die von Piast bewirthet wurden, seinem jungen Sohn das Haar abschnitten und ihm den Namen Semowit gaben.

Türkei.

Die Polygamie bei den Türken.

(Schluß.)

Man muß den Frauen des Orients zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie der constitutionellen Reform ihrer Harem's gern Vorschub thun. In den letzten Jahren der Regierung Mahmud's fingen die Schleier schon an, sich zu senken: es erschien mehr weibliches Personal in den Basar's, auf öffentlichen Spaziergängen und in Kaffeehäusern. Man weiß nicht, wie weit der in der Hauptstadt gegebene Impuls in den Provinzen fortgewirkt hätte, wäre nicht plötzlich ein Edikt erschienen, das diese Freiheiten wieder aufhob. „Die Türkischen Frauen" — heißt es da — „gehen zu oft aus und kehren zu spät, selbst nach Sonnenuntergang, wieder nach Hause. Diejenigen, welche fahren, haben junge Kutscher, die zum Theil sogar Christen sind und einen so ausgesuchten Anzug tragen, daß es Verdacht erregt. Sie sind verwegen genug, in öffentliche Läden, besonders die der Apotheker, zu treten; sie verweilen da über alle Gebühr, um zu schwatzen, und ihre Selbstvergessenheit erstreckt sich so weit, daß sie bis ins Stadtviertel der Franken gehen, um sich mit Eis zu erfrischen." Aus diesen offiziellen Beschuldigungen mag man abnehmen, in welcher Gefahr die ehemännische Orthodoxie zu schweben glaubte, und wie zähe die Vorurtheile der Muselmänner in diesem zarten Punkte sind. Die Türken haben keinen ganz bezeichnenden Ausdruck für eheliche Untreue: sie haben nur die Todesstrafe, um sie zu ahnden. Was man bei uns Rivalität, Galanterie, Koketterie nennen würde, das betrachten sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum, und der Dieb wird ohne Gnade gehängt; man näht die Frau in einen Sack und wirft sie ins Meer. Noch vor wenigen Jahren zeigte man in Konstantina (in Algerien) Spuren des Blutes unglücklicher Frauen, welche auf bloßen Verdacht von einem 800 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt worden waren. Dies ist die summarische Rechtspflege der Polygamie.

Es giebt für die Frauen des Orients nur ein Asyl gegen diese unbarmherzige Behandlung — die Mutterschaft. Ein Weib, das Mutter geworden, erwirbt in den Augen ihres Gatten oder Gebieters unveräußerliche Ansprüche auf gewisse Privilegien, die sie wieder in den Besitz ihrer persönlichen Würde zu setzen scheinen. Wirklich ist es das größte Unglück, das einer Frau begegnen kann, wenn sie kinderlos bleibt; im anderen Falle aber erhält sie einigen Antheil am inneren Haushalte und mitunter an den Intriguen des Herrn Gemahls. Einzelne dieser Frauen haben sogar an einem bestimmten Wochentage das Recht auf sein ausschließliches Wohlwollen und fühlen sich ob dieser ephemeren Auszeichnung geschmeichelt. In den niederen Kreisen der muselmännischen Gesellschaft wird die Regel von solchen, denen ihre Armuth nur ein Weib zu unterhalten erlaubt, nicht minder streng beobachtet. Die an den Straßenecken Konstantinopels kauernden Bettlerinnen sind eben so wohl verschleiert, wie die Frauen des Sultans, und würden sich für entehrt halten, wenn irgend eine indiskrete Hand den Schleier lüftete. Sie gehen in den Basar's, auf Straßen und Spaziergängen frei herum; aber es besteht ein solcher Grad wechselseitiger Verbürgung unter den eifersüchtigen Eheherren, daß fast ein Jeder zum allgemeinen Nutzen die eheliche Polizei ausübt. Die Erniedrigung der Frau scheint ihnen eine natürliche Bedingung der Herrschaft des Mannes; und so muß man auch Angeberei und allgemeines geheimes Spioniren zu den Korollarien der Polygamie rechnen.

Die Ehelosigkeit mit Allem, was sie in ihrem Gefolge hat, ist eine andere nothwendige Konsequenz der Polygamie. Verkäufliche Frauen sind zu theuer, als daß jeder Muselmann eine Anzahl derselben oder auch nur eine sich anschaffen könnte, und es giebt viele Hagestolzen im Orient. Daher die häufige gewaltsame Entführung junger Christenmädchen und noch sträflichere Attentate, gegen welche die Türkische Justiz nur selten energisch einschreitet. Kein Wunder also, wenn die nicht-muhammedanischen Unterthanen der Pforte, um die Verachtung der Türken gegen das weibliche Geschlecht nicht theilen zu müssen, auch ihre Frauen in einer Dienstbarkeit halten, die den Prinzipien des Christenthums sehr zuwider ist. Der Sack und der Strick, welche die Serbischen und Bulgarischen Bräute am Tage der Hochzeit ihren Gatten zu Füßen legen, sind nur allzu verständliche Embleme des gesellschaftlichen Zustandes der Frau im Orient, gleichviel, zu welcher Religion sie gehört. Der Aussatz der Polygamie hat sich verbreitet wie eine ansteckende Seuche, befleckt Alles, was er berührt, verdirbt die Kinder physisch und moralisch, entmenscht die Erwachsenen, entwürdigt das Weib und läßt Verbrechen gedeihen, die der übrigen Welt unbekannt sind. Um seine Wirkungen recht ermessen zu können, braucht man nur zu wissen, in was für Leuten die soziale Macht dieses Landes sich resumirt: Einer ihrer Repräsentanten ist der Henker; der Andere, und zwar diejenige Person, welche gleich hinter dem Sultan und vor seinen Ministern reitet — ein Zwitterwesen zwischen Mann und Weib!

So ist die muselmännische Bevölkerung in einem Grade zusammengeschmolzen, daß sie heutzutage keinen Kopf mehr zum Befehlen und keine Arme mehr zum Gehorchen hat. Die Herren der Harem's hören schon mit dem dreißigsten Jahre auf, Männer zu seyn. Sie zeugen entweder gar keine Kinder mehr, oder elende Geschöpfe, welche die Hinfälligkeit ihrer Väter schon mit auf die Welt bringen. Das Türkische Weib ist für jeden Mann, der die Heiligkeit des ehelichen und die Süßigkeit des Familienlebens kennt, ein Gegenstand tiefen Mitleids geworden. Sie kann ihren Kindern nichts lehren, denn sie selbst weiß nichts, und trotz der Gunst, die an ihren Mutter-Titel sich knüpft, hat sie niemals ganz die Würde einer Mutter. Die Polygamie hatte vielleicht einen Augenblick der Großartigkeit, ehe sie ihre Früchte trug und beide Geschlechter entehrte; jetzt ist sie nur noch ein Element der Auflösung für die orientalische Gesellschaft. Die christliche Civilisation umzingelt

und unterminirt sie von allen Seiten durch den Kontrast ihrer Sitten, die reiner, und ihrer Bevölkerungen, die kräftiger sind. Die Wallachei, die Moldau, Serbien und Griechenland sind emanzipirt und in die grosse politische christliche Gemeinschaft zurückgekehrt. Bulgarien ist so gut als schlagfertig, Syrien ringt. Es giebt keine Männer mehr im Orient, ausgenommen in der christlichen Familie. Noch ein paar Jahre, und das muselmännische Prinzip wird weder Frauen noch Soldaten in seinem Dienste haben. Alle Quellen, aus denen es seine Sklaven schöpfte, sind versiegt. Unter den acht Millionen Seelen der Europäischen Türkei zählt man kaum noch 1½ Millionen Muselmänner; die meisten Uebrigen sind Christen, die das Joch der Invaliden der Polygamie nur noch schaudernd tragen. Wird die Entnervtheit der Einen noch lange über die Mannhaftigkeit der Anderen herrschen können?

Europa hat in diesem Theile der östlichen Welt grosse Pflichten zu erfüllen. Es ist ihm gelungen, die Sklaverei von den Antillen zu verbannen; es ist sich selber schuldig, der Polygamie an den Gestaden des Bosporus und an den Ufern der Donau ein Ende zu machen. Eine christliche Fürstin war es, die, in ihrer Eigenschaft als Weib, den ersten Reactions-Versuch einflösste, welcher vor einigen Monaten den muselmännischen Boden erbeben liess. Ich selbst habe gehört, wie dieses heroische Weib das Ende der Schmach prophezeite, in welcher ihr Geschlecht so lange geseufzt. An einen christlichen Fürsten verheiratet, der es wagte, ihr Rivalinnen beizugesellen, hat sie diese Nachstümperungen des Türkischen Despotismus mit eigener Hand zertrümmert. Stolz auf ihre Rechte und doch ihren Pflichten unterwürfig, muthvoll und gottergeben zugleich, schien sie die Vorläuferin einer neuen Epoche. Sie sagte mir eines Tages mit einer Melancholie, in die sich Bitterkeit mischte: „Die Europäischen Frauen sind wohl glücklich: man insultirt und kränkt sie nicht ungestraft. Ach! wenn sie wüssten, zu welcher Schmach die Polygamie das Weib im Orient verurtheilt — es würde sich nur e i n Ruf unter Euch vernehmen lassen, um dieser abscheulichen Einrichtung ein Ende zu machen!" Diese Fürstin ist jetzt vom Throne gestürzt; aber der Kampfplatz, den sie eröffnet, wird sich nicht mehr schliessen. Für die Christen des Orients streiten die Zahl, die Zeit und unsere Ehre, welche hinführo die unerlässliche Verpflichtung hat, allen Sklavenmärkten ein Ende zu machen. Ihr wollt nicht mehr, dass man Neger in Afrika verkaufe — so wisset denn, dass man weisse Frauen in Europa verkauft! Ihr strafet die Bigamie in Paris als ein Verbrechen — werdet Ihr die Polygamie in Konstantinopel als eine Institution dulden?

* * *

Die vorstehende Schilderung kommt um so gelegener, da noch selbst in unserer neuesten Zeit Europäische Reisende unrühmlicher Weise sich beeifert haben, das Leben in den Harem's als ganz erträglich, wo nicht gar als recht angenehm zu schildern. Wohl möglich, dass eine grosse Zahl orientalischer Frauen nicht bloss Zufriedenheit zur Schau trägt, sondern mit einer Resignation, die an Zufriedenheit gränzt, in ihr Schicksal sich findet. Haben doch grosse und aufgeklärte Nationen schon Jahrhunderte lang dabei sich befriedigt, dass ein Theil ihrer heiligsten Rechte ihnen vorenthalten wurde, und zwar ohne einen Trostgrund zu kennen, wie ihn die Muhammedanerin in ihrem Koran finden kann — den Trostgrund nämlich, dass ihr P r o p h e t selbst die ganze Verantwortung für die Vielweiberei auf seine hochheilige Person genommen hat; denn er gestattet sie nicht bloss ausdrücklich: er ist sogar mit seinem leuchtenden Beispiel vorangegangen! Ist aber ein Prinzip darum weniger verdammenswürdig, wenn der Mensch zu keinem klaren Bewusstseyn der Entwürdigung kommt, die es über ihn verhängt, oder höchstens in dumpfer Ahnung von etwas Würdigerem, die weder Thatkraft, noch Verzweiflung erzeugt, vor sich hin lebt? Damit aber nicht alle muhammedanische Völker ein gleiches Urtheil treffe, setzen wir hinzu, dass die Polygamie vielleicht von keinem so sehr outrirt worden ist, wie eben von den Türken; denn die mit brutaler Herrschsucht gepaarte brutale Sinnenlust dieses Volkes hat niemals eine Ahnung vom sittlichen Werth des Weibes oder eine edlere Neigung zu dem anderen Geschlechte bei ihnen aufkommen lassen, wogegen z. B. der Arabische Mann, und zwar noch lange nach Einführung des Islam, auch der edelsten geistigen Liebe und der unverbrüchlichsten, kein Opfer scheuenden Treue gegen die Erwählte seines Herzens fähig war. Mag man die vielen Beispiele, welche Dichter und historische Sammler dieser Nation uns überliefert haben, sammt und sonders für Fictionen erklären: sie beweisen wenigstens, dass man die Idee einer edleren Zuneigung besass und sich für sie begeistern konnte. Schon dieser Umstand lässt uns erkennen, wie hoch der Araber moralisch über dem Türken steht, obgleich die dem Sinnengenuss so günstige, den Neigungen des Letzteren so analoge Religion Beider in der Heimat des Ersteren entstanden ist.

Frankreich.

Ethnographisches über Essen und Trinken.

Arago, der Reisende, ein Bruder des berühmten Gelehrten, hat auf seiner Reise um die Welt, worüber er ein Buch geschrieben, das durch seinen lebhaften, malerischen Styl nicht minder einnimmt, wie durch seinen anziehenden Inhalt, auch des Sprüchworts nicht vergessen: „Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, was du bist." Die verschiedene Küche der fernen Völker, die er besuchte, lieferte ihm keinen geringen Beitrag zur Kenntniss ihrer Sitten und Kultur. Wollte er die Hottentotten, Patagonier und andere Völkerschaften Afrika's, Amerika's und Oceaniens in ihrem innersten Wesen kennen lernen, so setzte er sich mit diesen braunen, gelben, schwarzen, kupferfarbenen, tätowirten und gräulichen Wilden zu Tisch, das heisst, er ass und trank mit ihnen, denn von Tisch, Teller, Glas oder Gabel haben diese Völker alle keine Vorstellung, es giebt in ihren Sprachen keine Wörter, die jenen Begriffen entsprächen. Herr Arago setzte sich also neben sie aufs Gras und kostete mit seinen neuen Freunden vom Hippopotamus und vom Wallfisch, von Schlange und Ameise. Er ass Löwen- und Hyänenfleisch, die Lieblingsspeise der Kaffern; ein Kaffer, der sich an Löwenfleisch satt gegessen, ist ein ganz anderer Mensch als vorher, er wird lustig und zeigt selbst Spuren von Geist. Nebenbei sey bemerkt, dass alle Wilde, selbst die elendesten und niedrigsten, die sich kaum über das Thier erheben, doch alle die Verfertigung geistiger Getränke verstehen; sie trinken über jedes Maass hinaus von einer Art Branntwein, suchen im Rausche Vergessenheit aller ihrer Leiden und schlagen, wenn sie trunken sind, mit solcher Wuth auf einander los, dass Blut fliesst und Todte auf dem Platz bleiben.

Die schrecklichen Mahlzeiten der Menschenfresser wollen wir mit Stillschweigen übergehen, lieber wollen wir an einem Chinesischen Gastmahle Theil nehmen, und sollten wir auch selbst Gefahr laufen, vor Hunger dabei zu sterben, denn die Bewohner des himmlischen Reiches sind ganz erstaunlich mässig. Drei kleine Tassen Thee, eine Handvoll Reiss, einige Pfeifen einschläfernden Tabacks, das ist Alles, was sich ein ehrenwerther Mann in Peking oder Canton den ganzen Tag über gestattet. Den Reiss geniesst man nicht mit einem Löffel, man verzehrt ihn Korn vor Korn vermittelst eines Stäbchens von der Dicke einer Federspule. Ist ein Europäer sehr geschickt und schon an das Experiment gewöhnt, so kann er hoffen, während eines Zeitraums von zwanzig Minuten doch zwei oder drei Körner Reiss in seinen Mund hineinzuschieben. Das niedere Chinesische Volk ist keinesweges schwierig in Bezug auf die Wahl der Lebensmittel. Die Märkte sind immer sehr reichlich mit lebendigen Hunden und Katzen versehen, deren Bestimmung es ist, die Esslust eines furchtsamen und zahlreichen Haufens zu stillen, der von einem opiumtrunkenen Mandarin regiert und von einigen Tatarischen Soldaten geprügelt wird. Besagte Vierfüssler werden in geräumigen Käfigen zu Markte gebracht; die Hunde sind in ihr Schicksal ergeben, sie schweigen und rühren sich nicht, sie warten ohne Zorn und ohne Furcht auf den Menschen, der ihr zuckendes Fleisch zur Stillung seines Hungers sich bereitet; die Katzen aber widersetzen sich, miauen und schreien ganz gräulich, ja selbst geschunden, zerstückt und an den Spiess gesteckt, kratzen sie noch.

Gewisse Völker essen Erde. Herr v. Humboldt macht uns merkwürdige Mittheilungen über die Gebräuche der Ottomaken, jener an den Ufern des Orinoko zerstreuten Indianer; nichts geht ihnen über eine gewisse schmeizige ölichte Thonerde, welche sie an den Ufern ihres Riesenflusses finden, aus der sie grosse Kugeln formen, die sie bei gelindem Feuer kochen und dann wie einen köstlichen Schatz verwahren. Wenn sie sich recht etwas zu Gute thun wollen, werfen sie eine Handvoll von diesem seltsamen Leckerbissen in ein Gefäss mit Wasser, und der Schlamm, der daraus sich entwickelt, ist das Ehrengericht eines Ottomakischen Festmahles. Die Feinschmecker fügen mitunter noch eine oder zwei Eidechsen hinzu.

Bei den Römern behauptete der Esel einen Ehrenplatz auf den feinsten Tischen; Mäcen's Augen funkelten vor Vergnügen beim Erblicken dieses interessanten Thieres, wie uns Plinius erzählt, der hinzufügt, dass der wilde, aus Afrika eingeführte Esel ein vorzüglich köstliches Gericht gewesen sey. Aber auch andere Feinschmecker, als die Alten, wussten den Genuss eines nach allen Regeln der Kunst zubereiteten Esels gehörig zu würdigen. Der Kanzler Duprat liess Esel mästen und sich fast beständig damit regaliren. Die Patrizier an den Ufern des Tiber, deren Autorität in Bezug auf Delikatessen von grösstem Gewicht ist, waren nach Dromedaren und Gemsen besonders lüstern. Die Ferse des „Schiffs der Wüste" war nach ihnen von ganz vorzüglichem Safte; junge Bären, kleine Hunde und Füchse waren auch sehr beliebt bei einem Censor oder einem Konsul. War dieses letztere Thier ausschliesslich mit Trauben ernährt worden, so wurde ein völlig wahnsinniger Preis dafür bezahlt. Die Achtung, Zärtlichkeit und Dankbarkeit für manche wohlschmeckende Vögel war so gross, dass mehrere Familien, selbst von den edelsten Geschlechtern, ihren Namen ablegten und den des Lieblings-Geflügels annahmen. Catius behauptet, dass man ein für die Tafel bestimmtes Huhn im besten Falerner ertränken müsse, denn durch diesen ruhmwürdigen Tod erlange es eine Saftigkeit, die mit Worten nicht auszudrücken sey. Fasanen kamen aus Kolchis, aber sie waren sehr selten. Einer der Ptolemäer verwünschte im Augenblick des Todes sein Geschick, das ihm beständig den Genuss eines wohlgemästeten Vogels der Art versagt habe, und es scheint ihm sehr hart, vom Leben scheiden zu müssen, ohne zu wissen, wie ein solcher eigentlich schmecke. Die Insel Samos bereicherte sich durch die Pfauenzucht. Der Strauss wurde auch nicht gering geschätzt; Apicius lobt und preist ihn in Ausdrücken, die von der Dankbarkeit seines Magens Zeugniss ablegen, aber Heliogabalus beschränkte sich nur darauf, ihr Gehirn zu verzehren. Die Pasteten von fetter Leber waren vor achtzehn bis zwanzig Jahrhunderten eben so berühmt wie jetzt, und Horaz gedenkt ihrer mit Achtung. Die Nachkommen des Romulus mästeten Schwäne und beraubten sie aller Wahrscheinlichkeit nach des Augenlichts; das war grausam, aber diese Strenge sicherte dem Vogel grosse Vortheile, denn nun war er würdig, dem Jupiter in Person dargebracht zu werden. Jetzt figuriren keine Schwäne mehr auf den Speisekarten unserer berühmten Restaurateure; im Mittelalter hatte man aber noch nicht darauf Verzicht geleistet, und aus den vor kurzem herausgegebenen Wirthschafts-Rechnungen des Oberhauptes der berühmten Familie Northumberland entnehmen wir, dass im Laufe eines Jahres im vierzehnten Jahrhundert einundzwanzig Schwäne den Gästen dieses hohen und mächtigen Herrn vorgesetzt wurden.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir von allen Bewohnern der Gewässer sprechen. Wir beschränken uns daher auf den Stör (acipenser sturio), den man bei allen Gastmählern der Alten im Triumphe angetragen brachte, und auf die amia, die immer ein köstliches Gericht ausmachte, wie schlecht auch irgend ein unwissender oder barbarischer Koch sie bereitet haben mochte.

Die Feinschmecker des Alterthums aßen nach Maaß und Gewicht; die Vögel, die auf ihren Tisch kamen, mußten genau gewogen seyn: wenn zwölf Lerchen zusammen nicht zwölf Unzen wogen, so verschmähte man sie; schon bei nur zwölf Unzen duldete man sie mit knapper Noth: wogen sie aber dreizehn, so begrüßte man ihr Erscheinen mit lebhaftem Jubel. Die Herren der Welt, die jedes Verdienst richtig zu schätzen wußten, belohnten auch berühmte Esser und außergewöhnliche Trinker, indem sie dieselben zu den ersten Stellen des Staates erhoben. In Tiber's Gegenwart trinkt Piso, ohne aufzuhören, drei Nächte hinter einander und wird dafür zum Prätor ernannt. Durch eine ähnliche Heldenthat zeichnete sich Flakkus aus, und gleich darauf wird ihm die Statthalterschaft Syriens anvertraut.

Zu Perikles und Zeuxis Zeit stiegen die schönen Künste zu einer für uns unerreichbaren Höhe, die Kochkunst durfte folglich auch nicht dahinter zurückbleiben. Einige Küchenmeister von Syrakus und Athen verstanden es, sich einen Ruf selbst für die spätesten Zeiten zu begründen; ihre Schüsseln, ihre Saucen sind verloren gegangen wie Apelles Gemälde, Polyklet's Statuen und Mänander's Lustspiele, ihre Namen sind uns geblieben: Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Erenetus, Epirikus und Andere.

Wollten wir ausführlich erzählen, wie man bei den Römischen Kaisern zu Mittag speiste, so würden wir einen Band damit anfüllen können. Nur Einiges wollen wir hier noch anführen: Geta blieb drei Tage hinter einander bei Tisch sitzen und ließ sich alle Gerichte, die er in Person zu berühren würdigte, nach der alphabetischen Ordnung präsentiren. Vitellius gebot die Ausrichtung eines großen Gastmahls, wobei nur einzig und allein Fisch aufgetragen werden sollte, und man erblickte bei demselben 2500 Gattungen, denn alle Staatsschiffe hatten den besonderen Befehl erhalten, an den Säulen des Herkules, im Pontus Euxinus, im Rothen Meer, an den Küsten des äußersten Thule, kurz überall, die Bewohner der Wellen für die Kaiserliche Tafel einzufangen. Doch vergessen wir den Heliogabalus nicht, der Alles, ja mehr als Alles aß, denn er ließ mit den allerungenießbarsten Substanzen Versuche anstellen. Im Augenblicke, wo die Gäste ihre Plätze an der Tafel einnahmen, ließ jeder Amphitryon des Alterthums denselben eine Liste aller Schüsseln vorlegen, die ihnen dargeboten werden sollten: gewiß eine sehr weise Vorsichtsmaßregel. Man weiß, daß nach dem Tode des Redners Hortensius, der ein Gegner und zugleich Freund Cicero's war, in seinem Keller zehntausend Fässer auserlesenen Weins vorgefunden wurden. Vedius Pollio hatte bemerkt, daß die mit Menschenfleisch genährten Hechte von wohlschmeckenderem Safte waren; er ließ also tagtäglich zwei oder drei Sklaven in seine Fischbehälter werfen. Cäsar ließ eine ungeheure Menge Lampreten zu der Abendmahlzeit kaufen, die er zu Ehren seiner Rückkehr aus dem unterjochten Gallien gab.

Bei den Alten wurde, und gewiß mit vollem Recht, nie ein Gastmahl ohne Musik und Tanz gegeben. Die berühmtesten Virtuosen waren in einer Ecke des Festsaales versammelt und bemühten sich, durch Spiel und Gesang die Gäste zu erheitern; die Töne der Leier vermischten sich mit dem Klirren der Teller und dem Klingen der immer leeren und immer wieder sich füllenden Gläser. Sylphiden hüpften herbei, umgaukelten die geladenen Gäste leichtfüßig, glühend und anmuthig und wetteiferten in den kühnsten, gewagtesten und lebhaftesten Pas und Stellungen. Noch stammen die beliebtesten Tänzerinnen Spaniens aus Andalusien her, und schon vor zwei Jahrtausenden tanzten die jungen Gaditanerinnen die ersten Rollen in den Römischen Balletten; einige Verse aus Horaz und Juvenal belehren uns über den Eindruck, den sie hervorbrachten. Genug aber von Griechen und Römern, gehen wir zu dem Mittelalter über und betrachten wir es vom Küchen-Standpunkte aus, wobei wir uns indeß auf ein paar einzelne Züge beschränken wollen.

Karl V. speiste, wie uns Le Sage erzählt, um elf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend; es wurde bei der Kaiserlichen Tafel nicht gesprochen, und der Beichtvater las irgend ein Kapitel aus der Bibel oder eine fromme Abhandlung während des Mahles, damit Leib und Seele sich gleichzeitig erquicken konnten. Um 9 Uhr schlief der ganze Hof den Schlaf des Gerechten. Im Jahre 1470 gab George Nevil, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York der Geistlichkeit und dem Adel seiner Erzdiözese ein Festmahl, dessen Speisekarte noch im Reichs-Archiv zu London aufbewahrt wird. Auf der Tafel des Prälaten servirte man an jenem Tage 80 fette Ochsen, 6 Stiere, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 200 Pferde, 100 Kaninchen, 4000 Tauben, 2000 Hühner, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 8 Seekälber, 4000 Enten, 4 Schildkröten, 300 Hechte, 1000 Schüsseln Gelees und noch eine ganze Seite voll anderer Neben-Gerichte. Bei der Zubereitung dieses Gastmahls waren 62 Haushofmeister, 970 Köche und 15 Küchenjungen beschäftigt; 300 Fässer Bier und 104 Fässer Wein reichten kaum hin zum Getränk.

In den Archiven des Departements der Unteren Seine liegen noch die authentischen Berichte über ein Mittagsmahl, das Zanon von Castiglione, Bischof von Lisieux, zur Feier seiner Installation den 24. Juni 1425 dem Erzbischofe von Rouen und seinem Kapitel gab. Jeder der ehrenwerthen Gäste setzte sich mit einem kräftigen Appetit zu Tische. Man begann mit Kirschen und kleinen Kalbspasteten, dann kam Wildpret mit einer schwarzen Sauce [illegible] Kapaun mit weißer Sauce, mit Mandeln und Zuckerwerk belegt. Darauf folgte der Braten. Vor den Erzbischof setzte man eine große Schüssel hin, worin zwei Brachvögel, ein Spanferkel, ein Reiher, ein halbes Reh, vier Hühner, ein Kaninchen und vier Tauben sich befanden. Eine ähnliche Schüssel trug man dem Bischof von Evreux, dem ersten Vorsänger und dem Archidiakonus von Eu auf. In den Schüsseln, die für zwei Stiftsherren bestimmt waren, lag viel weniger, man erblickte darin nur einen Brachvogel und zwei junge Tauben, doch hatte man noch ein Stück Kalbfleisch, ein ganzes Ferkel, ein Stück Reh, ein Kaninchen, zwei junge Hühner und eine Rohrdommel hinzugefügt, und das Alles war in einer sehr gelehrten, mit Kräutern gewürzten Sauce gekocht. Ferner trug man vier Pfauen auf, deren unberührt gelassene Schweife in den herrlichsten Farben glänzten; schnell und geschickt zerlegte man diese Lieblinge der Juno, und die Kinnladen der ganzen Tischgesellschaft zerarbeiteten sich eifrigst mit ihrer Bewältigung. Hierauf folgten noch breite und fleischige Stücke vom wilden Schwein, und später kamen Käse, Torten und Früchte an die Reihe. Als man von der Tafel aufstand, bot man in silbernen Schalen gewürzte Bonbons umher, wodurch die vielleicht etwas ermatteten Mägen wieder wohlthätig angeregt wurden. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Unterhauses. Ein ausgezeichneter Britischer Rechtsgelehrter, Herr Townsend, Recorder von Macclesfield, hat eine Arbeit unternommen, welche einem Jeden, den die Entwickelung des Englischen Staatslebens näher interessirt, sehr willkommen seyn muß, während sie an Ort und Stelle noch besonders als ein in praktischer Hinsicht erwünschtes und nützliches Werk mit aufmunternder Theilnahme begrüßt wird. Es fehlte nämlich bis jetzt, man sollte es kaum glauben, der Englischen Literatur an einer solchen Geschichte des Unterhauses, wie der genannte Autor sie zu schreiben begonnen hat, und die sowohl die Biographieen aller derjenigen Mitglieder dieses politischen Körpers liefert, welche sich in den Annalen desselben einen Namen gemacht, wie auch die im Verlauf der Zeit in seinen inneren Einrichtungen, Befugnissen und Privilegien vorgegangenen Veränderungen historisch entwickelt. Das Werk, von dem so eben der erste Band erschienen ist, vereinigt also das lebendige Vorbild mit der abstrakten Norm. Den Anfang macht eine Geschichte des Sprecher-Amts, worin alle interessante Vorfälle und Umstände, welche in dieser Berufs-Sphäre vorgekommen sind, erzählt werden, vom 31sten Regierungsjahre Heinrich's III., in welchem zuerst ein Sprecher des Unterhauses erwähnt wird, bis auf die Revolution von 1688. Das ganze Werk ist vom Verfasser in drei Epochen eingetheilt, deren erste mit eben diesem Jahre 1688 beginnt, denn erst von da an rechnet der Brite die eigentliche politische Bedeutung seines Parlaments, welches nun eine regelmäßige fortlaufende Geschichte hat und in der Politik Großbritaniens die leitende Macht wird. Die frühere Zeit, in welcher das Parlament, den Herrschern gegenüber, noch nicht diese Bedeutung erlangt hatte, wird daher auch in dieser Geschichte des Unterhauses nur als Einleitung vorausgeschickt. Die erste politische Epoche desselben umfaßt dann in Townsend's Werk die Zeit von der Abdankung Jakob's II. bis zum Tode Georg's I., die zweite wird die Regierung Georg's II. begreifen, die dritte mit der Thronbesteigung Georg's III. beginnen und mit der Reform-Bill schließen: der erschienene Band enthält die Geschichte der ersten dieser Perioden. Wer die neueren Konflikte zwischen dem Unterhause und den Gerichtshöfen mit Interesse verfolgt hat, wird bereits in diesem ersten Bande in der darin befindlichen Digression über die Privilegien viel Licht über diese verwickelte und schwierige Frage des Britischen Staatsrechts verbreitet finden.

— Häuser und Tempel in Algier. In der Stadt Algier ist ein großer Theil der Straßen schon in Französischer Manier gebaut, und besonders die vom Hafen aus in den Mittelpunkt der Stadt führende lange „Marine-Straße", der „Regierungs-Platz" und die Straßen „Bab-Asun" und „Bab-el-Oued" tragen einen ganz Europäischen Charakter. Das Einzige, was hier noch an den Arabischen Ursprung der Stadt erinnert, sind die platten Dächer: dagegen sind die Inschriften auf den Schildern der Läden ꝛc., mit denen hier die Häuser bedeckt sind, ganz im Style der Pariser Epiciers und Marktschreier abgefaßt. Nur noch ein einziges Maurisches Gebäude steht in der „Marine-Straße", und zwar ist dies eine mit zierlichen Portiken geschmückte Moschee, die von den sieben oder acht muhammedanischen Gotteshäusern, welche sich in Algier befinden, die ansehnlichste ist. Eine auf dem „Regierungs-Platz" neben dem Gouvernements-Hause stehende kleinere Moschee ist in eine katholische Kirche verwandelt worden, die durch ihr magisches Helldunkel, so wie durch eine geschmackvolle Säulenreihe, einen imponirenden Eindruck macht. Ueber dem Hauptaltar sind zwei Arabische Inschriften, die sich früher bereits in der Moschee befanden, beibehalten worden, obwohl man sich wundert, daß der Bischof von Algier, Herr Dupuch, der diese Kirche mit einigen kostbaren Gemälden ausgestattet, noch keinen Anstoß daran genommen. Auf der einen Seite des Altars liest man nämlich: „Es giebt keinen Gott außer Gott", und auf der anderen: „Und Muhammed ist sein Prophet." Glücklicherweise sind die Schriftzeichen Arabisch, so daß die frommen Franzosen und Französinnen, wenn sie auch mitunter schon etwas Neu-Arabisch sprechen, doch die Charaktere nicht entziffern können.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 9. Juni 1843.

Frankreich.

Orientalische Preis-Aufgaben und Europäische Gelehrte.

Ein Indisch-Französisches Capriccio.

Ceylon würde die glücklichste Insel der Welt seyn, wenn sie nicht unter dem besonderen Schutze des großen Kaltragan stände. Kaltragan ist, um es ganz einfach zu sagen, ein Gott, aber ein Gott, wie es keinen zweiten giebt, ein eigensinniger, strenger, despotischer Gott. Er will unter allen nur möglichen Gestalten angebetet seyn: wenn man ein Haus baut, so stellt man es unter den Schutz Kaltragan's; die Erde wird im Namen Kaltragan's besäet; das Wasser ist Kaltragan, der Wein ist Kaltragan; aber besonders ist Kaltragan das Feuer. Ein solcher Gott darf nicht ohne Priester seyn. Diese Priester oder vielmehr die Vorgänger dieser Priester waren, zwölf Jahrhunderte lang, über 43,000 religiöse Fragen des Buddhismus in Zwiespalt. Alle sind endlich gelöst worden, mit Ausnahme einer einzigen, nämlich der Frage: „Verlangt das Feuer, dieses herrliche Bild des Buddha, von seinen tausendmal tausend Anbetern während der Handlung des Gebetes, welches man täglich zwanzig bis dreißig Male an ihn richtet, eine knieende oder eine liegende Stellung?" eine um so schwierigere Frage, als sie schon von dem großen Phalu in einem „Phalu" betitelten und vor sechshundert Jahren in der nach ihm genannten Phalu-Sprache geschriebenen Werke aufgeworfen wurde. Da diese erhabene Frage über die Anbetung des Feuers schon vollständig darin gelöst war, so brauchte man nur das Phalu aufzuschlagen, um die erforderliche Belehrung daraus zu schöpfen. Aber wer versteht jetzt das Phalu? Seit Jahrhunderten schon sind die seltenen Kenner dieser göttlichen Sprache, die nur Einen Schriftsteller und nur Ein Buch hatte, ausgestorben; ein trauriges Unglück, das man größtentheils der Unmöglichkeit, sich dieses Buch zu verschaffen, zuschreiben muß. Wo ist es? Seit dem Tage, wo die Portugiesen Herren der Insel waren, nahmen sie nicht nur die goldenen und silbernen Götter mit den diamantenen Augen, sondern auch das ehrwürdige Phalu, ein ganz kleines Buch, das auf Seide geschrieben und in zwei lackirten Täfelchen eingebunden war; ja, sie nahmen das Phalu, das eben so wenig zu ersetzen, als es leicht zu erkennen ist. Vierundzwanzig Diamanten von dem höchsten Werthe, zwölf auf jeder Seite, schmückten den Rand des Einbandes, wie die goldenen Nägel die Meßbücher des Mittelalters. Da das Buch und die Sprache verloren gegangen sind, wie soll man zur Kenntniß der Stellung gelangen, in welcher der Gott Kaltragan angerufen seyn will, wenn er die Gestalt des Feuers annimmt? Mit Wuth den Eingebungen ihres Fanatismus sich überlassend, beschäftigten sich die Indier der Insel, wo der Streit entstanden war, und die Einwohner von ganz Hindostan nun nicht mehr mit der Perlenfischerei, noch mit der Elephanten-Jagd, noch mit dem Anbau des Pfeffers oder Ingwers. Tag und Nacht disputirten sie mit Hülfe von Dolchstichen über das Problem der Feueranbetung.

Wenn es ein Mittel giebt, ihre verschiedenen Meinungen zu vereinigen, dachte der Gouverneur von Kalkuttä, so besteht das Mittel darin, die Sache durch ein Konzilium entscheiden zu lassen; durch die Versammlung der gelehrtesten Indischen Theologen wird gewiß einige Wahrheit an das Licht gebracht werden. Benares, die vorzugsweise heilige Stadt nach dem Bischof Heber, wurde zum Versammlungsort der Priester von Auregabad, Madras, Mazulipatam und aller großen Städte des Reichs erwählt. Man überließ ihnen Dromedare, Palankine und Dampfschiffe, damit sie nicht vor den Schwierigkeiten der Reise zurückschrecken sollten. Alle Pracht wurde zu ihrem Empfange entfaltet.

Wenn man die Zeit wissen will, wo dieses große Ereigniß in Ostindien stattfand, so ist es uns leicht, darauf zu antworten; es war ungefähr vor acht Jahren, oder genauer: die Frage der Feueranbetung beschäftigte die Völkerschaften des Ganges gerade zu einer Zeit, die den Gelehrten und Archäologen noch sehr erinnerlich seyn wird: in demselben Jahre hatte die Moskauer Akademie einen Preis von 100,000 Fr. und einer jährlichen lebenslänglichen Pension von 25,000 Fr. nebst dem Titel als Mitglied der Moskauer Akademie demjenigen versprochen, der folgende Frage lösen würde: „Welcher Art von Fischen, deren Gattung, wie man versichert, ausgestorben ist, gehört der kleine hellblaue Fisch an, den der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält?" Dies Programm, die Wichtigkeit der Frage und der hohe Preis sind von den Gelehrten gewiß noch nicht vergessen.

Nach sechs Monaten waren fünfhundert Stellvertreter der verschiedenen Völker, die sich zur Religion des Wischnu bekennen, in den Palästen von Benares versammelt, die mit Binsenmatten getäfelt, mit Wohlgerüchen durchduftet waren und von dem Geschrei der Gaukler widerhallten. Diese heilige Versammlung versprach die besten Resultate; nach langen Erörterungen erreichte man endlich den glücklichen Moment, wo es ausgemacht werden sollte, daß man, um Jedermann zu beruhigen, das Feuer in halb knieender und halb liegender Stellung anbeten sollte, als ein trauriger Umstand die gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse störte. Ein Mitglied des Konziliums war nämlich in seinem Bade ermordet gefunden worden. Wer war der Mörder? Dies konnte nur ein Anhänger der knieenden Stellung seyn; denn der ermordete Priester gehörte der Partei der liegenden Stellung an. Man sprach von Hinterhalt, von Verrath; man griff sogar zu den Waffen. Sogleich eilte der General-Gouverneur nach Benares, um den Frieden wieder herzustellen. Anfangs wollten die Mitglieder des Konziliums nichts vom Frieden hören; endlich aber vereinigte er sie mit vielen Bitten und Geschenken wieder unter seine Präsidentschaft und gab der Versammlung, anstatt eines religiösen Charakters, einen ausschließlich gesellschaftlichen Charakter. Von ihrer Untersuchung, sagte er ihnen, hinge das Glück oder das Unglück der Völker Indiens ab. Wenn sie sich nicht verständigen könnten, so würden die Einwohner mit noch größerer Wuth als früher sich schlachten und morden, und wenn ein Bürgerkrieg an die Stelle der Industrie und des Handels träte, so würde das schrecklichste Elend daraus erfolgen. Und folglich würden ärmere Opfer auf den Altären der tausend Götter Indiens niedergelegt werden; d. h. die Einkünfte der Pagoden würden außerordentlich geschmälert werden.

Diese Rede machte einigen Eindruck auf die Priester. Den Waffenstillstand benutzend, rieth ihnen der General-Gouverneur, die Sache zweien der berühmtesten Braminen zu übertragen, von denen der eine zur Partei der Knieenden, der andere zur Partei der Liegenden gehöre. Auf diesen Vorschlag antworteten die Priester, daß alle Braminen der Welt diese religiöse Frage nicht besser lösen könnten, als sie selbst; es müßten denn, fügten sie spöttisch hinzu, die beiden Braminen, deren Weisheit der General-Gouverneur die Entscheidung übertrüge, das Phalu verstehen. — „Ich kenne", erwiederte der Gouverneur, „vier Personen, welche das Phalu verstehen und sprechen; erstens diese beiden Braminen", indem er dem Konzilium zwei ehrwürdige Braminen vorstellte, welche die Versammlung in einer den fünfhundert Mitgliedern völlig unbekannten Sprache grüßten. Das größte Wunder würde auf die Versammlung keinen größeren Eindruck gemacht haben, als die Gegenwart dieser beiden Männer, die noch jung waren und das Phalu sprachen; denn dieses war es, was sie sprachen. — „Sie verstehen Phalu", sagten die Mitglieder unter sich. — Unser Pfeffer, unser Zimmet, unsere Schildkröten, unsere Elephantenzähne sind gerettet, dachte der Gouverneur freudig bei sich. Es wird mir leichter werden, zwei Braminen zu einem Entschlusse zu bringen, als fünfhundert, und dann hoffe ich, den Frieden im ganzen Lande wieder herzustellen. — „Aber", warf ein schlauer Bramine ein, „wer bürgt uns dafür, daß diese beiden Männer wirklich das Phalu verstehen?" Plötzlich herrschte in dem ganzen Konzilium ein allgemeiner Zweifel. „Welche Sprache sollten wir sprechen", antworteten die beiden Braminen, „wenn es nicht das Phalu ist?" — „Da ich nicht will", sprach jetzt der Gouverneur, „daß an der Phalugelehrsamkeit dieser beiden ehrenwerthen Braminen einen Augenblick gezweifelt werde, so will ich dem Konzilium zwei Europäische Gelehrte vorstellen, die bei unserer Frage ganz unbetheiligt sind, und da sie ihr Leben dem Studium des Phalu gewidmet haben, so sollen sie entscheiden, ob diese beiden Braminen es wirklich sprechen. Der Eine ist ein Englischer Philolog, Sir D. Crawford, der Andere ein Französischer Philolog, Herr Amiel. Es sind zwei berühmte Gelehrte, die in ihrem Vaterlande das Sanskrit, das Prakrit, das Païsasche, das Magadhi, das Kanyakubdscha und das Telinga lehren und sich jetzt in Indien aufhalten, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern."

„Man führe sie herein", rief das Konzilium, „und diese beiden Braminen mögen mit ihnen Phalu sprechen."

Die beiden Europäischen Gelehrten begannen ein Gespräch mit den beiden Braminen, und der Saal ertönte von lauter Phaluwörtern. Sie lachten, sie ereiferten sich, sie wurden zornig, versöhnten sich wieder und wurden wieder zornig, und zwar Alles im Phalugespräch.

Nach diesem Austausch von Redensarten und Gedanken war kein Zweifel mehr erlaubt. Das Konzilium war also überzeugt, daß die beiden Braminen wirklich das Phalu, jene für verloren gehaltene Sprache, verstanden. Auf einmal aber erhob sich ein Mitglied und sagte, daß damit noch nicht Alles abgemacht wäre. Die beiden Braminen wären ohne Zweifel fähig, das Phalu zu lesen, aber wozu sollte dies nützen, wenn das Phalu selbst nicht mehr exi-

stirte, wenn das heilige Buch, in welchem das Dogma der Feueranbetung enthalten wäre, in Folge der Portugiesischen Eroberung vernichtet worden wäre? Man hätte die Sprache wiedergefunden, aber habe man auch das Buch wiedergefunden? Und wie könnte man, ohne dieses Buch, die religiösen Unruhen Indiens stillen, die Unruhen, die, kaum beschwichtigt, schrecklicher als jemals wieder entstehen würden.

„Ich erwartete diesen Einwurf“, sagte der Englische Gouverneur, „und ich werde ihn zu widerlegen wissen. Erstens“, sagte er, „gehen die heiligen Schriften, wenn sie auch bisweilen verschwinden, niemals gänzlich verloren. Die Bibel ist unverändert durch vierzig Jahrhunderte gegangen; die vier Evangelien haben den Angriffen der Zeit und der Barbarei widerstanden; warum sollte das Phalu nicht derselben Gunst theilhaftig seyn?“ — „Aber wo ist es denn seit dreihundert Jahren?“ rief der Bramine. — „Es sey, wo es sey“, erwiederte der Gouverneur, „wir müssen es suchen. England, das die Religionsgebräuche aller seiner Unterthanen beschützt, das die zerstörten Pagoden wieder aufgebaut hat, wird weder Geld noch Mühe sparen, um das Phalu wiederzufinden. England übernimmt diesen herrlichen Beruf und vertraut die Aufgabe diesen vier philologischen Genies an: dem Braminen Palombo, dem Braminen Mindana, dem gelehrten Sir D. Crawford, meinem berühmten Landsmanne, und dem nicht weniger gelehrten Herrn Amiel, Franzosen von Geburt und Mitglied aller gelehrten Gesellschaften des Erdkreises. Ich erwarte Eure Entscheidung und bitte euch, die ihr die religiösen Vertreter Indiens und die goldenen Schlüssel aller Kenntnisse von diesseits und jenseits des Ganges seyd, dahin zu wirken, daß während der drei Jahre, die zur Ausführung dieses glorreichen Unternehmens unumgänglich nöthig sind, die gläubigen Feueranbeter sich ruhig verhalten.“

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und beschworen. Das Konzilium wurde aufgelöst. Mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überladen, kehrten die fünfhundert Braminen nach Hause zurück, wo sie mit der Ungeduld erwartet wurden, die den Menschen natürlich ist, welche nicht mehr wissen, wie sie das Feuer anbeten sollen.

Der Gouverneur ließ nun ein prächtiges Schiff für diese religiös-wissenschaftliche Expedition ausrüsten. Die Ostindische Compagnie bewilligte jedem der vier Gelehrten ein monatliches Gehalt von 3000 Franken.

Zuerst sollten die vier Gelehrten, im Interesse ihrer Forschungen, die Hauptstädte Indiens, wohin wahrscheinlich das Phalu in Folge der Portugiesischen Eroberung gekommen seyn könnte, besuchen. Von Indien sollten sie sich nach Portugal, dem Vaterlande der ehemaligen Besieger der Indischen Inseln, begeben; hierauf sollten sie Spanien, die Schatzkammer aller Reichthümer, welche aus Portugal kommen, untersuchen. Von da sollten sie nach Frankreich hinübergehen. Um jedoch kein Europäisches Land undurchforscht zu lassen, sollten sie nöthigenfalls ihre Forschungen bis nach England und Deutschland ausdehnen.

Die vier Gelehrten schifften sich nun auf dem „Mahabarato“, einer großen Kriegsbrigg, ein. Das Schiff hatte auf dem Verdeck einen Garten, ein Lesezimmer, einen Badesaal und vier kleine Handpressen, eine für jeden der vier Gelehrten. Herr Amiel war darüber ganz erstaunt. Der gelehrte Franzose war, wie fast alle Gelehrte, kahlköpfig, krummbeinig, ein wenig buckelig und in seiner Toilette sehr nachlässig. Er war ungefähr 46 Jahre alt; seine Vaterstadt war Arles. In seiner Jugend ging er nach Paris, um Provencer-Oel zu verkaufen und eine Sammlung von Petrarchischen Sonnetten bei einem Buchhändler anzubringen. Nachdem er sein Oel verkauft und seine Sonnetten nicht angebracht hatte und trotz der Ermahnungen seiner Aeltern in Paris blieb, sah er sich eines Tages ohne Brod, aber mit seinen Sonnetten: d. h. zweimal ohne Brod. Er würde auf die poetischste Weise verhungert seyn, wenn nicht ein mitleidiger Landsmann, dem er empfohlen war, zu ihm gesagt hätte: „Warum lehren Sie nicht Sanskrit?“ — „Ich verstehe es nicht“, antwortete Herr Amiel mit einem Seufzer. — „Um so eher müssen Sie es also lernen; übrigens sollen sie es unter meiner Anleitung lehren; denn ich bin der einzige in Frankreich, der Sanskrit versteht.“ — „Sie verstehen es also?“ — „Das ist mein Geheimniß; kommen Sie nur.“ Und sie gingen zusammen zum Minister des öffentlichen Unterrichts, der einen Ruhm darin sucht, die Männer, die Malaiisch, Otaheittisch, Sanskrit und Prakrit verstehen, reichlich zu unterstützen und zu belohnen. — Von diesem Augenblicke datirt das Glück des Herrn Amiel. Am anderen Morgen trug er eine Brille, wie alle Gelehrte, deren Augen von dem Lesen des Sanskrits schwach geworden, und ließ sich Visitenkarten stechen, auf denen man die Worte las: „Polydore Amiel, Professor des Sanskrits und Pakrits.“ Sechs Monate später erhielt er einen Orden, und im nächsten Jahre ward er Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften. Nach Verlauf von zwei Jahren, während welcher Zeit er Vorlesungen über das Sanskrit hielt, hatte er ein jährliches Gehalt von 6000 Franken, eine Wohnung in der Bibliothek und drei Schüler, die einzigen, die er je gehabt hat.

Nun unternahm er eine Reise nach Indien. Aber warum? Herr Amiel sagte es nicht einmal seinem besten Freunde, daß er Frankreich verließe. Er nahm bloß seine drei Schüler mit, damit kein Professor während seiner Abwesenheit sie ihm abwendig mache. Die Schüler starben zu Kalkutta an einer schrecklichen Krankheit; Herr Amiel bezog eine abgelegene Wohnung der Stadt und ließ alle Abende sehr geheimnißvoll von einem Paria sich eine Flasche kleiner Fische bringen, die er am anderen Morgen in den Fluß zurückwarf. An ihrer Stelle kamen alle Abende andere unter das Mikroskop des geheimnißvollen Amiel.

Der General-Gouverneur hatte erfahren, daß Herr Amiel nach Indien gekommen wäre und sich gegenwärtig in Kalkutta aufhielte, in der einzigen, von ihm sehr geheim gehaltenen Absicht, die oben erwähnte, von der Moskauer Akademie ausgeschriebene Preis-Aufgabe zu lösen und die 100,000 Franken zu gewinnen, obgleich er fälschlich behauptete, daß er nur in der Absicht nach Kalkutta gekommen wäre, um die Bedeutung des 90sten Verses der Puranas, der das gewöhnliche Gebet der Indier enthält, zu erklären. Als er die Frage des Gouverneurs, ob er Phalu verstände, mit einem stolzen Ja beantwortet hatte, so überredete ihn dieser, an der Streitigkeit der Indischen Völker über die Feueranbetung Theil zu nehmen.

Sir D. Crawford aus Northumberland war das echte Urbild der Englischen Gelehrten; jähzornig, mager, schwarz gekleidet, mit einer weißen Kravatte, Schnallenschuhen und violetten Handschuhen. Wenn er nicht schrieb, so trank er Porter, und wenn er weder trank noch schrieb, so nahm er Morrisonsche Pillen ein. Er hatte sich angeblich nach Indien begeben, um über das Geschlecht der Indischen Gottheiten Forschungen anzustellen, eine um so wichtigere Aufgabe, als sie schon seit dreihundert Jahren die Gelehrten beschäftigt. Auch diesen suchte der Gouverneur für das Problem des Feuergottesdienstes zu gewinnen und ihn mit den beiden Braminen und Herrn Amiel zu vereinigen.

Von den beiden Braminen konnte man eigentlich nicht sagen, was sie verstanden; sie sprachen wenig, beteten beständig und aßen nur Gemüse, besonders Reis. Der jüngere hieß Palombo, der andere Mindana.

Der Tag, an dem sie sich zu Kalkutta einschifften, war ein prächtiges Fest; die religiösen Unruhen, die unter den Feueranbetern entstanden waren, schienen jetzt ganz vergessen zu seyn. Die Segenswünsche der Einwohner folgten ihnen nach. Der „Mahabarata“ entfernte sich unter Kanonensalven vom Ufer. Das Schiff segelte nach Süden. Die Mannschaft bemühte sich, den vier Gelehrten die Reise so angenehm als möglich zu machen. Des Morgens gab es Musik, des Abends gab es Musik, und während der Mahlzeiten gab es Musik. Ihre Mahlzeiten, zu denen Niemand zugelassen wurde, waren prachtvoll nach Indischer, Englischer und Französischer Küche eingerichtet. Nur während der Mahlzeiten kamen die vier Gelehrten zusammen und sprachen wenig mit einander; die übrige Zeit suchten sie sich absichtlich zu vermeiden oder beobachteten sich heimlich mit neidischen Blicken.

(Schluß folgt.)

Ursprung und Metamorphosen der Spielkarten.

Die öffentliche Bibliothek der Stadt Rouen ist durch die Acquisition einer Privat-Sammlung, die früher Eigenthum des Herrn Leber, eines der eifrigsten Bibliophilen unserer Zeit, war, um 15,000 Bände vergrößert worden, worunter sich ausgezeichnete Seltenheiten und auch eine Sammlung der Spielkarten aller Länder und aller Zeiten befinden, die, in der trefflichsten Ordnung auf große Bogen geklebt, in drei Mappen vertheilt und mit historischen und erläuternden Noten versehen sind. Selten hat gewiß eine Erfindung eine so große Verbreitung und eine ähnliche Entwickelung erfahren, als die Spielkarten; sie sind der Gegenstand eines bedeutenden Handels, den mehrere Häuser in Paris ins Große betreiben, indem sie ihre fabrizirten Karten in die entferntesten Länder ausführen. Diesen kleinen Pappblättchen wohnt die Macht inne, den Bewohnern aller civilisirten oder uncivilisirten Gegenden Vergnügen zu bereiten oder sie an den Bettelstab zu bringen. Man spielt Karten in den Pampa's von Süd-Amerika, wie in den Gesellschafts-Sälen von Baden oder Teplitz.

Von einem Lande, von einem Zeitalter zum anderen verändern sich die Karten: hier sehen wir die Unterscheidungszeichen Frankreichs, dort die Degen und Stöcke der Spanier; zuweilen waren sie selbst ein Ausdruck der Revolutionen, ihre Geschichte kann also manches Interessante darbieten.

Gewöhnlich glaubt und sagt man, daß die ersten Spielkarten in Frankreich unter der Regierung Karl's VI. erschienen und zur Erheiterung und Heilung dieses unglücklichen wahnsinnigen Fürsten erfunden wurden. Doch liegen uns Zeugnisse vor, daß die erste Einführung der Karten in Frankreich schon in eine frühere Periode des vierzehnten Jahrhunderts zu verlegen sey. Wahrscheinlich ist uns die erste Idee von den Griechen gekommen, denn es existirt aus der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts ein Manuskript des heiligen Johannes Chrysostomus, das für den Byzantinischen Kaiser Nicephorus Botoniates angefertigt wurde und mit allerhand Verzierungen versehen ist, worunter sich die leicht zu erkennenden Abbildungen unserer Treffs, Piques, Carreaus und Coeurs befinden.

Wie dem nun auch sey, ob die Karten zur Zeit Karl's VI. erst erfunden oder aufgefrischt, vervollkommnet und in Umlauf gebracht wurden, so viel ist gewiß, daß man sie zur Zerstreuung dieses Königs anwendete, denn in einem Rechnungs-Berichte des Königlichen Schatzmeisters Charles Poupart aus dem Jahre 1392 befindet sich folgender Artikel: „Sechsundfünfzig Sous Parisis dem Maler Jacquemin Gringonneur für drei Spiele Karten in Gold und verschiedenen Farben und mit allerhand Devisen, um diese dem Könige zu seiner Belustigung zu übergeben.“ Diese Karten sind noch im Original vorhanden, im Kupferstich-Kabinet der Königlichen Bibliothek in Paris. Herr Leber hat sie durchzeichnen und die Farben mit solcher Treue nachahmen lassen, daß die Nachahmung dem Original durchaus gleichzustellen ist. Vorhanden sind noch siebzehn solcher Karten, die wahrscheinlich zu einem noch zahlreicheren Spiel gehört haben: sie bestehen aus länglichen Vierecken von sechs und einem halben Zoll Höhe und drei und einem halben Zoll Breite und sind in Zeichen und Farben durchaus verschieden von den jetzigen Blättern. Jede dieser Karten oder vielmehr Bilder stellt ein kleines Gemälde dar, das

seinen Werth für das Studium der Kostüme der Zeit hat. Die Gegenstände sind: der Papst, der Kaiser, der Eremit, das Gotteshaus, die Verliebten, der Knappe, die Sonne, der Mond, der Wagen, der Gehängte, die Mäßigkeit, die Kraft, die Gerechtigkeit, das Glück, das Gericht, der Tod, der Narr. Mehrere dieser Darstellungen sind merkwürdig wegen ihrer ausdrucksvollen Naivetät. Die Kraft wird als ein Mannweib mit starker Faust abgebildet, die einen starken Pfeiler wie Glas zerbricht. Die Mäßigkeit gießt Wein von einer Flasche in die andere, ohne der Versuchung, davon zu kosten, sich hinzugeben. Der Tod galoppirt auf einem Roß von düsterer Farbe einher und mäht auf seinem Wege Könige und Kardinäle, die Großen wie die Kleinen nieder. Der Gehängte ist mit dem Kopf nach unten befestigt und hält zwei Säcke Geld, wahrscheinlich, um die Natur seines Verbrechens anzuzeigen. Die Sonne ist am Himmel leuchtend dargestellt, und in ihren Strahlen spinnt eine arme Schäferin an ihrem Rocken, wahrscheinlich aufgefaßt nach dem alten Sinnspruche, daß die Sonne über Hohe und Niedere scheint. Wie man aber mit diesen Karten spielte, darüber finden wir leider nichts erwähnt.

Unter der Regierung Karl's VII. erschienen die Piquet-Karten, die unseren jetzigen durch ihre Dimensionen sich annähern und dieselben Zeichen darstellen. Von dieser Zeit an bis zu den letzten Tagen der Monarchie weichen die Karten nur mehr oder minder durch ihre Ausführung von einander ab. Die Hofleute Franz' I., Heinrich's III. und IV., die Intrigants unter Ludwig XIII. und die schönen Herren, die so geräuschvoll auf dem Theater bei den ersten Aufführungen der Molièreschen Stücke Platz nahmen und ihre großen Kanonenstiefeln und Allongen-Perücken ordneten, die Roués der Regentschaft, die Gäste der kleinen Soupers von Luciennes und Raincy, Alle wagten auf die Treff-Dame, den Coeur-König ihre Güter, ihre Schlösser, ihre Pferde und Wagen, kurz Alles, was sie besaßen und nicht besaßen. Was sind für diese Pappblättchen, die ein Wilder leicht für die Fetische unserer schönen feinen Welt hätte halten können, nicht für Lanzen-, Rappier- und Degenstöße gewechselt worden, und wie manche Partie endete mit einem blutigen Kampf, der eben noch lebensfrische Männer bleich und entstellt auf den Boden hinstreckte. Der Kardinal Mazarin ließ für die Spiele des Kindes Ludwig XIV. historische Karten gegen das Jahr 1646 von La Belle anfertigen. Die Damen waren: Johanna von Neapel, Roxelane, Maria Stuart und Parysatis, eine Persische Prinzessin; doch erstreckte sich Mazarin's Erfindung nicht über die Königlichen Gemächer hinaus.

Es würde in der That eine Aufzählung, der aller Griechischen und Troischen Heerführer in der Ilias gleich, werden, wollten wir alle Abstufungen von Karten aus fremden Ländern anführen und beschreiben, die der erwähnte Bibliophile aufzutreiben gewußt. Da sind Karten der Hindu's, rund, ungefähr von der Größe eines Thalers, in Gold auf lakirtem Papier gemalt und mit Verzierungen versehen, die man für Pagoden, Münzen und Schellen hält. Andere Karten, die von den Ufern des Ganges herstammen, gleichen mehr den Spielmarken und sind auf Schuppen gemalt. Da sehen wir Chinesische Karten, wie Fische gestaltet, und hier Europäische zwar, die aber ihres hohen Alters wegen noch seltener sind; dort erblicken wir Portugiesische und Deutsche Karten aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, Karten, womit vielleicht im Wirthshaus oder auf einer Trommel im Feldlager die Lanzenknechte und Reiter spielten; sie wurden in dem Pappeinband eines alten Buches gefunden und hatten gewiß nie wieder an das Licht der Welt zurückzukehren gemeint.

Als im Dekret des 22. Oktober 1793 alle Insignien des Königthums, sey es unter welcher Form es wolle, proskribirt wurden, waren auch die Karten-Könige und Königinnen mit in diese allgemeine Verbannung eingeschlossen. Zuerst beraubte man ihre Scepter und Kronen der Lilien, bald aber suchte man auch nach Stellvertretern für ihre Personen; man beschloß, ganz neue Karten zu erfinden, und die Künstler ließen ihrer Phantasie die Zügel schießen. Da sieht man den Genius des Handels, des Krieges, der Gleichheit aller Stände; einen Gesetzgeber des Konvents mit einer Waage in der Hand; einen republikanischen Soldaten; einen Neger mit einer Flinte, der sicher auf seine Weise die rührenden Maximen der Philanthropen mit der rothen Mütze, der würdigen Jünger und Nachfolger Raynal's, in Ausübung bringt. Endlich wurde nach allerhand Versuchen von dem Konvente ein Modell republikanischer Karten festgestellt, das bedeutend komisch ist. Die Könige wurden vertreten: in Coeur durch Solon; in Treff durch Jean Jacques Rousseau; in Pique durch Junius Brutus; in Carreau durch Cato von Utika; die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Kraft, die Einheit figurirten statt der Königinnen, und an die Stelle der Buben waren Hannibal, Decius, Horatius und Mucius Scävola getreten!

So abgeschmackt nun auch diese republikanischen Karten waren, so blieben sie doch, vielleicht eben dieser Ungereimtheit wegen, die einzig offiziellen bis zum Kaiserthum, wo die früheren wieder in Gebrauch kamen. Seitdem hat man, aus lobenswerther Anhänglichkeit an die historischen und patriotischen Erinnerungen, verschiedene Versuche mit National-Karten gemacht. Karl der Große, der heilige Ludwig, Franz I. und Heinrich IV., Hildegard, Blanka von Castilien, Johanna d'Albret und Margarethe von Valois, Roland, Joinville, Bayard und Crillon waren in treuen Kostümen auf den neuen Blättern dargestellt. Die Gewohnheit aber war mächtiger, und die ehrwürdigen Karten-Könige unserer Voraltern, begleitet von ihren treuen Gefährtinnen und beschützt von den treuen Knappen, fahren fort, sich in der ganzen grotesken Majestät ihres phantastischen Aufputzes zu behaupten.

So ganz unangetastet ließ sie das Jahr 1830 aber doch nicht. In großen wie in kleinen Dingen mußte ja diese Revolution in die Fußstapfen ihrer älteren Schwester treten. Das Jahr 1793 hatte die Könige entthront und diesen Beschluß durch ein Dekret besiegelt; 1830 begnügte sich damit, die Krone nach seinem Gefallen umzumodeln, und so entfernte man nur aus Sceptern und Kronen die Lilien.

Th. Muret.

England.

Die Sagen der Walliser.

Kilhwch und Olwen.

(Schluß.)

Am folgenden Tage fordert Yspaddadden Zeit, um die acht Urgroßältern seiner Tochter um Rath zu fragen, und wirft seinen Gästen einen zweiten Pfeil nach, der von Menw aufgefangen und zurückgeschossen wird. Am dritten Tage wird der letzte Pfeil von Kilhwch zurückgeworfen, und Yspaddadden empfängt eine dritte Wunde. Jetzt verlangt dieser von seinem künftigen Schwiegersohn ein gewisses magisches Rasirzeug, welches zwischen den Ohren des Twrch-Trwyth, eines bezauberten Ebers, liegt, der nur durch eine Reihe von Wunderthaten überwältigt werden kann. *) Sobald Kilhwch und Kai diese Bedingungen vernommen haben, bereiten sie sich vor, sie auszuführen.

Sie begeben sich zuerst nach der Burg des Riesen Gwrnach, erhalten dessen Schwert unter dem Vorwande, es blank zu putzen, und hauen ihm damit den Kopf ab. Ihre nächste Aufgabe besteht darin, den Mabou, Sohn des Modron, aufzusuchen, der, als er drei Nächte alt war, seiner Mutter geraubt wurde. Sie fragen die Amsel von Cilgwri, ob sie etwas von ihm wisse? Die Amsel ist so lange in ihrem Neste gewesen, daß sie Zeit gehabt hat, einen eisernen Ambos bis zur Größe einer Haselnuß wegzunagen, aber sie hat nie von Mabou gehört. Sie verweist die Paladine daher an den Hirsch von Redynore, der vor ihr erschaffen wurde. Der Hirsch berichtet: als er zuerst aus seinem Lager gekommen, habe er eine junge Eiche erblickt, die seitdem zu einem hundertästigen Baum herangewachsen und jetzt ein vertrockneter Stumpf sey; er habe jedoch nie etwas von Mabou gehört. Er führte sie zu der Eule von Cwn Cawlwyd, die vor ihm erschaffen wurde. Die Eule hat drei Generationen von Wäldern aufwachsen und vergehen sehen, aber nie etwas von Mabou gehört. Sie verweist die Suchenden an den Adler von Gwern Abwy, das älteste Geschöpf in der Welt. Der Adler erzählt ihnen: als er zuerst nach seinem Horste gekommen, habe er von der Spitze eines Felsens mit seinem Schnabel nach den Sternen gehackt; dieser Fels sey jetzt nur eine Spanne hoch, aber auch er habe nie von Mabou gehört. Er glaubt indessen, daß der Lachs von Llyn Llyw ihnen nähere Auskunft geben könne, und führt sie zu dem Teiche desselben. Kai und Gwrhyr stellen sich auf die Schultern des Lachses, der sie nach Gloucester bringt, wo sie den Mabou, Sohn des Modron, in seinem Kerker ächzen hören. Er sagt ihnen, daß er nur durch Gewalt befreit werden könne. Arthur beruft seine Krieger nach Gloucester, und sie greifen den Thurm von der Landseite an, während Kai und Bedwyr sich ihm zu Wasser auf den Schultern des Lachses nähern. Kai dringt zuerst ein und bringt den Gefangenen auf seinem Rücken ins Freie.

Die nächste Aufgabe ist, die Kinder des Gast Rhymhir zu suchen. Arthur besteigt sein Schiff und findet sie zu Abercleddyf unter der Form von zwei jungen Wölfen; auf seine Bitte giebt Gott ihnen ihre wahre Gestalt zurück.

Hierauf sollen neun Scheffel Flachs gesammelt werden, die vor Olwen's Geburt gesäet wurden, aber noch nicht aufgegangen sind. Dieses gelingt dem Kilhwch durch Hülfe einiger freundschaftlich gesinnten Ameisen.

Als Kai und Bedwyr eines Tages auf dem Gipfel des Berges Plinlimmon sitzen, gewahren sie den Recken Dillus, der einen Eber röstet. Sobald Dillus eingeschlafen ist, werfen sie ihn in eine Grube, raufen ihm den Bart aus und erschlagen ihn. Kai flechtet den Bart zu einem Strick und legt ihn dem Könige vor. Arthur erwiedert:

Kai hat einen Strick gemacht
Aus Dillus, Sohn des Eurei's, Bart;
Lebt' er noch, würd' er Dein Tod seyn.

Kai nimmt sich diesen geistreichen Spruch so zu Herzen, daß er den Hof verläßt und dem Arthur nie wieder dient.

Jetzt bleiben noch zwei Heldenthaten zu vollbringen, die schwierigste von diesen ist die Jagd des mächtigen Ebers Twrch Trwyth, wozu einige Vorbereitungen nöthig sind. Menw wird in der Gestalt eines Vogels abgesendet, um sich zu überzeugen, daß das magische Scheermesser sich noch zwischen den Ohren des Ebers befindet. Er trifft ihn in Irland und versucht, ihm seinen Schatz zu entreißen, erbeutet aber nur einige Borsten und wird dafür mit Gift überschüttet, von dessen Folgen er sich nie wieder erholt. Sodann macht sich Arthur mit seinem ganzen Hofstaat nach Irland auf; es entsteht ein blutiger Kampf, viele Helden werden getödtet, der Eber entflieht nach Wales und von dort nach Devon; endlich werden ihm das Rasirmesser und die Scheeren abgenommen. Mit dem Kamm entwischt er nach Cornwall, wo die Schlacht von neuem beginnt, bis er zuletzt in die See getrieben wird und dort untergeht.

Die letzte Aufgabe war, das Blut der Hexe Orddu zu erlangen, die an den Gränzen der Hölle wohnt. Arthur tödtet sie mit seinem Dolch, und

*) So grotesk diese Mythe auch ist, erinnert sie doch unwillkürlich an die Arbeiten des Herkules und an die Sage von der Jagd des Kalydonischen Ebers. Sollte die Uebereinstimmung nur zufällig seyn? oder stammen diese Anklänge aus der alten Mythologie vielleicht aus den Zeiten der Römer-Herrschaft in Britanien?

Kaw aus Nord-Britanien fängt ihr Blut auf. Jetzt kehrt Kilhwch mit seinen Trophäen nach dem Hofe Yspaddadden's zurück, der sich ruhig niedersetzt, um rasirt zu werden. Kaw, der den Barbier macht, scheert ihm Haut und Fleisch von Ohr zu Ohr bis an den Knochen weg. „Bist du geschoren?" fragte Kilhwch. — „Ich bin geschoren", erwiedert der Riese. Der Sohn Custennin's haut ihm dann den Kopf ab, und Olwen wird die Gattin des Kilhwch.

Es erhellt aus dieser Skizze, daß die von Lady C. Guest herausgegebenen vier Manuskripte zu zwei verschiedenen Klassen gehören. In den drei ersten Sagen ist der Einfluß eines späteren Zeitalters nicht zu verkennen. Die Sitten und Gebräuche sind ganz nach Normännischem Muster gezeichnet und haben nur wenig national-Wallisisches beibehalten. Wir finden Lanzen, Dolche, Glasfenster, die Ceremonie des Ritterschlags, Turniere, Gelübde, Ritter, die in Gefangenschaft gerathen und auf Parole entlassen werden, überwundene und zum Christenthum bekehrte Heiden — Alles Normännische Elemente, die den alten Kymri fremd waren. Die Maschinerie stammt zum Theil aus dem Orient. So die Talismane und Zaubersprüche, die giftigen Schlangen und Löwen, die schwarzen Menschenfresser, Zwerge, Ringe, die den Träger unsichtbar machen u. s. w. Die Singvögel, der Baum und die bezauberte Quelle haben alle in dem Lande der Tausend und Einen Nacht ihren Ursprung, das durch die Kreuzzüge im westlichen Europa bekannt wurde. Der ganze Charakter dieser Sagen ist Normännisch. Fahrende Ritter ziehen auf Abenteuer aus: sie tödten Riesen, bestrafen unritterliche Handlungen und leisten bedrängten Jungfrauen Beistand. Wallisisch sind nur die Namen der Personen und Oerter, und einige Neben-Umstände.

Das vierte Mabinogi, oder die Geschichte des Kilhwch und der Olwen, gehört, nebst dem Traum des Rhonabwy und anderen noch nicht veröffentlichten, in eine ganz andere Kategorie. Hier sind die Sitten fast überall rein Wallisisch; wir finden kein Ritterthum, keine Rüstungen und nur wenige Burgen: das Trinkgeschirr ist von Horn, und Gold und Silber werden nur selten erwähnt. Der Gang des Romans weicht von den vorigen ab: die Ereignisse sind zwar roh und mit vielen Wiederholungen verbunden, aber die Bilder sind nach der Natur gezeichnet und die Schilderungen oft höchst poetisch. Diese Sage ist daher, selbst in ihrer gegenwärtigen Form, gewiß viel älter als die drei ersten Mabinogion: doch ist auch sie, wie es scheint, nicht ohne Normännische Zusätze geblieben, die von Mund zu Mund ihren Weg bis in die entlegensten Thäler von Wales finden konnten. Sie ist nie übersetzt worden und hat keinen metrischen Roman veranlaßt, obgleich sie sich trefflich dazu geignet hätte. Wir haben hier also ein entschieden Wallisisches Mabinogi, das sogar dem Rufe nach den Angel-Sachsen und Normännern unbekannt war, indem ein leichter Anklang Normännischer Gebräuche keinesweges beweist, daß die Sage je die Gränzen ihres Vaterlandes überschritten habe.

Es ist seltsam, daß, obgleich Kilhwch mit so vielem Gepränge auftritt, er auf einmal bei Seite geschoben wird, um für Arthur und dessen Ritter Platz zu machen, die die wahren Helden des Romans sind. Sie sind indessen nicht wesentlich mit dem Gange desselben verknüpft und wurden, unseres Bedünkens, willkürlich auf Kosten des eigentlichen Helden hineingeschwärzt, der möglicherweise einer vor-Arthurischen Mythe angehört. Wir bemerken noch, daß, während einerseits „Kilhwch und Olwen", vielleicht das beste der Mabinogion, im Auslande unbekannt geblieben ist, man andererseits das Original des „Sir Tristem", eines der berühmtesten Ritterromane, seines Kymrischen Ursprungs ungeachtet vergebens in Wales aufgesucht hat, weshalb er auch in dieser Sammlung fehlt.

Die Wallisischen Mabinogion sind in keinem anderen Kymrischen Lande angetroffen werden. Es ist möglich, daß solche noch in der Bretagne existiren, und es wäre sehr zu wünschen, daß Herr Rio oder irgend ein anderer Bretagnischer Gelehrter diesen Gegenstand kritisch untersuchte. Mit Schottland hatten die Walliser nördlich von Dinedin keine Gemeinschaft, aber Irland wird in mehreren ihrer Sagen erwähnt, obgleich man in diesem Lande selbst keine Spur des Arthurischen Sagen-Cyklus findet. Die Traditionen beider Völker haben nichts gemein, als die rührende Melancholie, welche sogar ihre leichte Poesie charakterisirt. Dieses bestätigt die Ansicht, daß sie Mitglieder desselben Stammes sind, die sich zu einer Zeit trennten, wo keines von ihnen eine Literatur besaß. Arthur ist ein Held von rein-Kymrischem Geblüt, an dem weder Iren noch Gaelen einen Antheil haben, dessen Ruhm aber durch die Troubadoure des 12ten Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet wurde, welche durch eine sonderbare Metamorphose den Häuptling eines unbedeutenden Britischen Clans in einen mächtigen König und Stifter der Chevalerie verwandelten.

Mannigfaltiges.

— **Die Smala Abd el Kadr's.** Das Wort Smala, besser Zamalat oder Z'malah, bedeutet das, was bei uns: Haus im figürlichen Sinne, nämlich die Familie und Angehörigen; bei einem Emir, wie Abd el Kadr, entspricht es unserem: Hof, von dem hohen und niederen Personal, welches die Umgebung eines Fürsten ausmacht, gesagt. Die Gefangennahme dieses Hofes des Abd el Kadr durch den Königlichen Jüngling am 16. Mai ist ein großes Ereigniß für die Zustände Nord-Afrika's und für die Verhältnisse des Islam überhaupt. Hätten die Araber noch eine Literatur, hätten sie noch einen glänzenden Mittelpunkt, wie das einstige Bagdad, so würde gewiß der adlerschnelle Ueberfall des tapferen Prinzen und sein glücklicher Erfolg der Sammlung der Tausend und Eine Nacht ein liebliches Märchen mehr angereiht, worin ein ungläubiger Prinz, durch Zauberei und böse Geister unterstützt, durch die Luft fliegt und die Prinzen und Prinzessinnen des großen Sultan der Gläubigen entführt. Aber die Araber haben keine Literatur, keine Wissenschaft und keine Kunst mehr, deshalb sind sie nicht bloß unfähig, die Begebenheiten nach geschehener That darzustellen, sondern auch unfähig, Thaten zum Vortheil ihrer Länder und Nationalitäten hervorzurufen und zu vollführen. Warum bricht im Osten und Westen das ehemals so gefürchtet mächtige Reich des Islams so schmachvoll, so gedemüthigt zusammen? Weil die Zeit der rohen Gewalt großer Massen, die nicht vom Geiste der Wissenschaft und Kunst geleitet werden, vorüber, unwiederbringlich vorüber ist! Selbst der sonst so mächtige Impuls des Aberglaubens schützt Araber, Türken, Chinesen und Afghanen nicht mehr vor einer Handvoll Europäer, welche die ihr von Gott anvertraute Geheimnisse der Natur wissenschaftlich erforscht und benutzt. So kam es, daß derjenige Abd el Kadr, welcher vom glühenden Aberglauben der Araber zum Sultan erhoben worden, der viele alte und neue Städte die seinigen nannte, jetzt dieselben Araber als die feurigsten Mitkämpfer der Franzosen und als ihre Führer sehen muß und also derselbe Beherrscher zahlreicher Länder und Städte jetzt seine Familien und seinen Hof in den Zelten in der Wüste herumführen mußte, wie die Scheichs und Emire in der Bibel: und so kam es endlich dahin, daß 500 ermattete Reiter, von einem dem Knabenalter kaum entwachsenen Jünglinge angeführt, jene Smala wegnehmen, wie man die Jungen eines wilden Thieres wegnimmt, obgleich gegen die 500 Angreifer 5000 Vertheidiger da waren.*) Abd el Kadr war glücklicher als Darius bei Issus, er hat seine Mutter und seine Frau (nicht Schwester, wie die Zeitungen fälschlich berichten) gerettet; allein das hält seinen Sturz nicht auf. Die vielen vornehmen Häuptlinge mit ihren Frauen und Kindern, welche in Gefangenschaft gerathen sind, zwingen ihn jetzt zur Entsagung aller ferneren Pläne, während die Vernichtung seines Reichthums ihm das Aufbringen neuer Widerstandsmittel unmöglich macht. Wenn man im Interesse der fortschreitenden Civilisation diesen Schlag mit freudiger Theilnahme gelesen hat, so muß man andererseits auch die Vorsehung preisen, daß sie dem greisen Erhalter des Weltfriedens, durch das Glück, mit dem sie die heldenmüthige Unternehmung seines Sohnes krönte, einen neuen Trost nach großem Unglücke schenkte. Bedürfte die Dynastie Orleans noch einer Befestigung auf dem Throne, sie würde sie in solcher glänzenden Waffenthat finden, welche ganz geeignet ist, dem Französischen Nationalgeist zu imponiren und an die Feldzüge Bonaparte's in Italien zu erinnern. Aber auch der unglückliche Emir verdient jetzt achtende Theilnahme! Gejagt wie ein edles Thier, hat er in der letzten Zeit die Volksthümlichkeit, den Glauben und den heimischen Heerd nur vertheidigt, und es wäre ihm zu gönnen gewesen, daß er in einer so schönen Sache auch die Hülfsmittel der Intelligenz hätte anwenden können, und daß sein Streben eine sittlichere Grundlage gehabt hätte. F. Lt.

— **Französisches Urtheil über Conradin Kreutzer.** In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes lesen wir: „Der Komponist des reizenden „Nachtlagers von Granada", dessen Ruf im Vaterlande Beethoven's und Weber's schon so hinreichend begründet ist, um unsere Lobsprüche entbehrlich zu machen, scheint uns mehr als jeder Andere für unsere komische Oper begabt zu seyn. Seine leichte, sangbare Conception, seine mehr lebhaften und melodiereichen als großartigen, leidenschaftlichen Gedanken würden sich vortrefflich dazu eignen: wir sind überzeugt, daß er dies Genre der Musik vollkommen richtig auffassen würde, von dem er, obwohl ein Deutscher, (sic!) schon alle Grazie besitzt. Wir hoffen deshalb, daß die Direction der komischen Oper so viel Verstand haben wird, Herrn Kreutzer nicht abreisen zu lassen, ohne ihm den neuesten Operntext Scribe's in den Mantelsack zu packen. Und wir wünschen allen denen, die noch die freie Improvisation auf dem Klavier lieben, die wahre, erhabene musikalische Improvisation, die von Kopf und Herz, nicht von den Fingern ausgeht, denen wünschen wir Conradin Kreutzer zu hören und prophezeien ihnen die edelsten und lebhaftesten Erregungen, welche die Musik zu verleihen im Stande ist. Die Manier Kreutzer's schließt sich durchaus der althergebrachten Meisterschaft an, bei der die Technik in der Kunst nur Nebensache war. Wenn er am Klavier sitzt, thut er mehr als spielen, er denkt. Auch darf man von ihm nicht jene ungewöhnlichen Kunststücke erwarten, die jetzt so stark im Gebrauch gewisser hoch angeschriebener Virtuosen sind; er wird Euch die erhabensten Gedanken geben, er wird durch die künstlerischsten Uebergänge die Inspirationen Beethoven's und Weber's, die Gedanken Mozart's und Schubert's verbinden; fordert nicht mehr von ihm, denn er versteht nichts von rollenden Augen und dem dämonischen Minenspiel eines Kreisler. Unbeweglich vor seinem Instrument, das eigene Ungestüm mäßigend, statt ihm die Zügel schießen zu lassen, so spielte auch Hummel. Nachdem man so viele Ausschweifungen hat anhören müssen, wirkt dieser maßvolle, ruhige Styl, durchsichtig wie Bergkrystall, um so ergreifender; es liegt in ihm eine Feinheit des Anschlags, eine Zartheit in der Kraft, von der in der krankhaften Geziertheit Chopin's keine Spur ist. Der Eindruck eines solchen Styls läßt sich nur durch das Wort gesund bezeichnen, welches Goethe so gern anwendete, wenn er von der klassischen Kunst sprach."

---

*) So berichten die Französischen Bülletins, deren Zahlen-Angaben jedoch eben so wenig richtig zu seyn pflegen, als die mancher anderen kriegführenden Nation.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 12. Juni 1843.

Dänemark.

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

Aus dem Dänischen Werke: „Peter Tordenskiold, ein historisches Gemälde aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts." *)

Den 19. März 1715 langte Karl XII. aus der Türkei in Stralsund an, nachdem er in Zeit von 14 Tagen 280 Meilen geritten, und der Krieg loderte wieder im Norden auf. Dieser abenteuerliche König, der von Rachsucht brannte, wollte jetzt alle seine Feinde züchtigen und meinte, seine Gegenwart allein sey hinreichend, den verschwundenen Glanz der Schwedischen Waffen wieder herzustellen. Ohne sich durch die völlige Erschöpfung des Schatzes und des ganzen Landes, durch die vernichtete Flotte und das bis auf einige Veteranen-Regimenter zusammengeschmolzene Heer irre machen zu lassen, schickte er dem Reichsrath den gemessensten Befehl, sogleich eine neue Armee anzuwerben und eine Flotte auszurüsten, während er selbst Stralsund und die Einfahrt zu dieser Stadt befestigen und Batterieen auf Rügen anlegen ließ; zugleich erklärte er auch Preußen den Krieg.

Wie ein Blitzstrahl schlug die Nachricht von diesen Ereignissen in die Kabinette des nördlichen Europa; — die Fürsten drückten ihre Kronen tiefer aufs Haupt und schlossen sich enger an einander, um mit vereinter Kraft dem Sturme Widerstand zu leisten.

Während Karl's Aufenthalt in der Türkei hatten sich die Europäischen Verhältnisse jedoch umgestaltet. Mit dem Tode der Königin Anna wurde der Kurfürst von Hannover König von England, — und da Karl dem Stuartischen Prätendenten Hülfe versprach, machte er sich den mächtigsten Seestaat zum Feinde. Georg I. schloß mit Dänemark ein Bündniß gegen Schweden, während Holland erklärte, völlig neutral bleiben zu wollen.

Durch den Tod Ludwig's XIV. verlor Karl einen mächtigen Verbündeten; Oesterreich zog sich ermattet vom Schauplatz des Spanischen Erbfolgekrieges zurück, — und als der Zar, vor Schreck über das Wiederauferstehen seines Feindes aus dem Türkischen Grabe, jetzt ernstliche Anstalten machte, sein dem Könige von Dänemark so oft gegebenes Versprechen der Uebersendung von Hülfstruppen zu erfüllen, und da endlich Preußen ebenfalls seine Truppen nach Norden marschiren ließ: sah Karl plötzlich, daß halb Europa ihm kampfgerüstet gegenüber stand.

Die geübteren Politiker prophezeiten indeß die Auflösung dieses Unwetters in Nebel, denn jeder der drohenden Herrscher war nur Schwedens Feind in Bezug auf seine eigenen Besitzungen, und waren diese wieder außer Gefahr, so zog er sich klug zurück, ohne etwas mehr zu thun, als darüber zu wachen, daß keiner der anderen Fürsten zu mächtig würde.

Nur Friedrich IV. von Dänemark blieb seiner gewöhnlichen ehrlichen Politik getreu, was dem Lande später, als jene Ehrlichkeit an Einfalt gränzte, theuer zu stehen kam. Gewissenhaft erfüllte er die Traktate, welche Europa's ränkevolle Kabinette ihm vorgezeichnet und die er auf Anrathen seiner gewissenlosen Minister eingegangen. Seines leidenden Volkes ganze Kraft aufbietend, rüstete er eine mächtige Flotte aus und zog mit dem Kern seines 70,000 Mann starken Heeres nach Pommern, wo die Preußischen und Sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten. Hier war Stralsund der Brennpunkt des Krieges geworden, und nach dieser Stadt nahm die Armee ihre Richtung. Auf dem Wege dorthin wurde Rostock besetzt und Wismar eingeschlossen. Die Schwedischen Truppen verließen den Paß von Damngarten und zogen sich nach Stralsund zurück.

Bekanntlich liegt diese alte Stadt, welche zu den Zeiten der Hansa eine wichtige Rolle spielte und schon so oft den Feind vor ihren Wällen sah, an der schmalen Meerenge, die Rügen vom Festlande trennt. Das Fahrwasser, welches man passiren muß, um zur Stadt zu gelangen, heißt das Ost- und das West-Dyb; diese hatte Karl XII. durch versenkte Schiffe zu sperren gesucht. Die Küsten auf beiden Seiten waren mit Kanonen gespickt und die ganze männliche Bevölkerung unter die Waffen gerufen, um in Vereinigung mit den Schwedischen Veteranen dem Feinde jeden Zollbreit Landes streitig zu machen. Die den Truppen ertheilte Instruction lautete, jeden Posten bis auf den Tod zu vertheidigen. Der König ging so weit, sogar die vierbeinigen Bewohner der Insel zur Vertheidigung mit heranzuziehen. An den Küsten entlang waren von Entfernung zu Entfernung Hunde angeschlossen, die natürlich bellten, wenn etwas Feindliches sich nahte, und dadurch die Truppen wach und rege erhielten. Sämmtliche Bauernpferde wurden für die Kavallerie in Beschlag genommen.

Mit einer an Wahnwitz gränzenden Todesverachtung eilte der König von Schweden von einem Punkt zum anderen, wohin Laune oder Rastlosigkeit ihn trieben, und selbst der dichteste Kugelregen hielt ihn nicht ab, den Feind stundenlang von einem erhöhten Standpunkte aus zu beobachten. Entehrung oder ein schmachvoller Tod drohte dem Offizier, auf dessen Gesicht der König bei solchen Gelegenheiten eine bedenkliche Miene entdeckte. Er hoffte, die Verbündeten würden ihre Kräfte in einer Belagerung Stralsunds zersplittern, und zog daher seine ganze Landmacht hier zusammen, während er eine zahllose Menge kleiner armirter Fahrzeuge beorderte, die in der Ostsee kreuzen sollten, sowohl um die Aufmerksamkeit der Dänischen Kriegsschiffe auf verschiedene Punkte zu lenken, als auch um die Preußen zu verhindern, Belagerungs-Material von Stettin aus heranzuführen, und um seinen Transportschiffen von Schweden her die Ueberfahrt zu erleichtern. Zu demselben Zweck befahl er dem Reichsrath, die letzten Kräfte des Landes zur Ausrüstung einer neuen Kriegsflotte aufzubieten, mit welcher er die früher erduldeten Niederlagen an den Dänen rächen und die Herrschaft auf der Ostsee erkämpfen wollte.

Nach diesem Meere hatte halb Europa seine Flotten gesendet, um den Gang des Krieges beobachten zu lassen und bei vorkommender Gelegenheit ein Wort mitreden zu können, gleich viel, ob gegen Schweden oder Dänemark, wie es der Vortheil erheischte. Außer der Russischen Flotte sah man neunzehn Englische Kriegsschiffe mit 1052 Kanonen unter Admiral Norris wie ein schweres Unwetter an den Küsten hinziehen; — zwölf Holländische Dreidecker mit 624 Feuerschlünden unter dem Contre-Admiral de Veßt convoyirten die Kauffahrtei-Flotten der Generalstaaten; — von Carlscrona aus stach eine Schwedische Orlogsflotte von zweiundzwanzig Linienschiffen mit 1572 Kanonen unter Admiral Sparre in See, um den Dänischen Schwänen, welche — einundzwanzig Segel mit 1330 Kanonen — unter Admiral Rabe's Oberbefehl an verschiedenen Punkten kreuzten, die Flügel zu beschneiden.

Am 7. August 1715 sah man wenige Meilen von Rügen zwei starke Kriegsflotten, kaum eine Meile von einander entfernt; sich gegenseitig beobachtend, hin und her fahren, wobei ein Kanonenschuß vom Admiralschiff aus stets das Signal zum jedesmaligen Wenden gab. Auf allen Schiffen hatte man das Verdeck zum Gefecht klar gemacht und die Kanonen losgebunden; aber die Masten warfen bereits lange Schatten über's Meer, und dieser Umstand allein schien die Flotten zu veranlassen, den Angriff aufzuschieben. Als daher die Nacht völlig hereingebrochen war, blieb von jeder Seite eine Fregatte als Brandwache zurück, während die Flotten selbst sich mehr von einander entfernten.

Nachdem am Morgen des 8. August die Sonne den Nebelschleier, der das Meer bedeckte, zerrissen, sah man, wie beide Flotten mit vollen Segeln auf Rügen zueilten und sich einander bis auf eine halbe Meile Abstand näherten. Jetzt stellten sie sich in Schlachtordnung und hißten die Blutflagge.

In Bezug auf die Anzahl der Schiffe waren beide Parteien so ziemlich von derselben Stärke; die Schweden zählten ein Orlogsschiff mehr. Jede der Flotten hatte drei Admirale, — die Dänische: Rabe, Juul und Tröjel, — die Schwedische: Sparre, Henke und Lillie.

Der Dänische Vice-Admiral Tröjel eröffnete mit dem Orlogsschiff „Louise" von 76 Kanonen die Schlacht, indem er einen Schwedischen Dreidecker mit der vollen Lage begrüßte, die jener jedoch keinesweges unerwiedert ließ. Als sich nun gleich darauf der Admiral Rabe mit seinem kolossalen Schiffe „der Elephant" dem Schwedischen Admiralschiff zur Seite legte, suchte sich nach seinem Beispiel jedes Dänische Schiff seinen Gegner, und der Donner der Geschütze entbrannte auf der ganzen Linie. Der Pulverdampf von mehr als dreitausend Feuerschlünden, die in dieser entscheidenden Seeschlacht Tod und Verderben spieen, verhüllte dem Auge bald die kämpfenden Massen, und man hörte nur den Donner unabläßig über die Wogen rollen. Als der Wind einmal den Dampf verwehte, sah man das Dänische Kriegsschiff „Justia" zwischen zwei Schwedischen Orlogsschiffen. Hoch auf der Schanze stand der Admiral Juul und kommandirte durch das Sprachrohr Feuer nach beiden Seiten. Es donnerte los, daß alle Planken der „Justia" erbebten; zu gleicher Zeit feuerten indeß auch die beiden Schwedischen Schiffe. Ihre Kugeln fegten das Verdeck, zerrissen die Segel, knickten die Raaen und bohrten sich in die Eichenseiten der „Justia"; dem Admiral Juul aber entsank das Sprachrohr, er faßte mit der Hand nach der Brust und sank, um nie

---

*) Peter Tordenskjold, et historisk Maleri fra Begyndelsen af det 18de Aarhundrede. Af P. P. Kjöbenhavn, 1843.

wieder aufzustehen. Bald darauf war Alles wieder in den dichtesten Pulverdampf gehüllt.

Beinahe sechs Stunden hatte der Kampf gerast; die Sonne fing schon an zu sinken, ohne daß die Kämpfenden es zu bemerken schienen; der Donner der Kanonen wurde im Gegentheil noch heftiger, und die Schüsse folgten schneller auf einander, jedoch nur von Dänischer Seite; denn zwei Schwedische Dreidecker hatten bereits mit zersplitterten Masten die Schlachtlinie verlassen müssen; außerdem waren die beiden Admirale Henke und Lillie gefallen und mehrere Schwedische Kriegsschiffe dem Sinken nahe. Noch einmal gab die ganze Dänische Flotte — alle Schiffe fast zu gleicher Zeit — eine donnernde, wohlgezielte, mörderische Lage, die endlich den Kampf entschied. Admiral Sparre, dessen Geschütze so glühend geworden, daß er dem Feinde nicht mehr zu antworten vermochte, strich plötzlich die Blutflagge und zog sich aus der Linie zurück; die übrigen Schwedischen Schiffe folgten dem Beispiele des Anführers, und Admiral Rabe behauptete den Kampfplatz.

Auf einem Sandberge an der Rügenschen Küste beleuchteten die letzten Strahlen der Sonne drei Gestalten, die durch Ferngläser den Verlauf der Schlacht beobachtet hatten. Man sah, wie die vorderste derselben gegen die dem Norden zueilende Schwedische Flotte drohend die Hand erhob: es war Karl XII., der beim Anblick der Flucht seiner Flotte alle Hoffnung auf Sieg und Rache aufgeben mußte. Noch einen langen, verzweiflungsvollen Blick warf er auf das unermeßliche Meer, dann wandte er sich ab und entfernte sich raschen Schrittes mit seinen beiden Begleitern.

• • •

Die Seeschlacht vom 8ten August 1715 hatte die Macht der Schweden zur See völlig gebrochen; die Flotte verließ in diesem Jahre den Hafen von Carlscrona nicht wieder. Ein Englisches Geschwader vereinigte sich mit der Dänischen Flotte unter Admiral Rabe's Oberbefehl, und alle Verbindung zwischen Schweden und seinen Deutschen Provinzen war und blieb unterbrochen. Die von Karl XII. an verschiedenen Orten aufgeworfenen Befestigungswerke wurden nach und nach mit stürmender Hand durch die Verbündeten genommen, bei welcher Gelegenheit unter den Schweden Beispiele von Muth und Geistesgegenwart vorkamen, die an die Helden des Alterthums erinnerten. So erhielt man die Peenemünder Schanze nicht eher, als bis der sie kommandirende Oberst Olrick, von einer Kugel getroffen, todt auf die Leichen seiner Untergebenen gesunken war; — in seiner Tasche fand sich eine von Karl XII. eigenhändig unterzeichnete Ordre, nach welcher der Oberst sich bis auf den letzten Mann schlagen und die Schanze nicht lebend verlassen sollte.

Die letzten Schwedischen Oorlogsschiffe, welche noch die See hielten, wurden in Gegenwart des Königs von Dänemark und des Königs von Preußen von dem Dänischen Vice-Admiral Schested durch das Westerdyb aufs Land getrieben, woselbst die Schwedischen Befehlshaber die Schiffe selbst in Brand steckten; und da die Dänische Flotte nun auch von Kopenhagen Geschütz und Munition heranbrachte, so bewerkstelligte im Monat November eine Abtheilung des verbündeten Heeres eine Landung auf Rügen, wo es ihr auch gelang, durch Aufwerfen von Verschanzungen festen Fuß zu fassen.

Die Nachricht von diesem Ereigniß erreichte Karl XII., als er so eben einige Meilen vom Landungspunkt damit beschäftigt war, seine zahlreichen Vorposten zu revidiren. Ungläubig schüttelte er den Kopf bei dem Bericht der großen Anzahl von Truppen, welche gelandet seyn sollten. In aller Eile zog er gegen 3000 Mann und 8 Geschütze zusammen, mit denen er noch an demselben Abend nach dem Küstenpunkt marschirte, um den gelandeten Feind sogleich zu verjagen.

Es war eine rauhe Novembernacht; graue, am Himmel dahinziehende Wolken verhüllten häufig die helle Mondscheibe; ein scharfer Wind fegte über die mit trocknem Schnee bedeckten Felder, und am Felsenufer donnerte die Brandung. An der hohen Küste, etwa 1000 Ellen ins Land hinein, erhoben sich die in Eile vom Feinde aufgeworfenen Erdwälle, die jedoch bereits mit Palissaden versehen waren, zwischen denen von Entfernung zu Entfernung das Mundstück eines Geschützes hervorblitzte. Hinter den Wällen brannten viele Wachtfeuer, deren Flammen einen röthlichen Schimmer auf die Umgegend warfen, und viele Stimmen tönten von allen Seiten her durch einander, da man noch überall beschäftigt war, die letzte Hand an die Verschanzung zu legen.

Von außen her bewegten sich mehrere dunkle Massen gegen das befestigte Lager; es waren die Schwedischen Bataillone, die — Karl XII. an der Spitze — so lautlos wie möglich auf dem knarrenden Schnee vorrückten. Die Hoffnung des Königlichen Abenteurers, den Feind zu überrumpeln, schlug jedoch fehl. Plötzlich wurden im Lager die Trommeln gerührt, es blitzte hinter den Palissaden, mehrere Kanonen knallten los, und ihre Kugeln fuhren vernichtend durch die Schwedischen Glieder.

Jetzt wurde Halt! kommandirt, — man nahm die Artillerie vor und eröffnete ein heftiges Feuer gegen die Verschanzungen. Die Nacht war äußerst hell; Karl XII. mit seinem geübten Blick überzeugte sich daher sehr bald, daß der gelandete Feind ihm weit überlegen; und hätte er dies auch nicht gesehen, so reichte das wohlgenährte Geschützfeuer aus dem befestigten Lager, welches große Verwüstung in seinen Bataillonen anrichtete, schon hin, ihn davon zu überzeugen. Um den Angegriffenen keine Zeit zu gönnen, sich völlig zu sammeln, beschloß er daher mit seiner gewöhnlichen Verwegenheit, den Wall mit dem Degen in der Hand zu ersteigen, was ihm vielleicht auch auf jedem anderen Punkte gelungen wäre; das Schicksal, welches ihm bereits den Rücken gekehrt, wollte jedoch, daß gerade der Theil des verschanzten Lagers, auf welchen Karl gestoßen war, von Dänischen und Norwegischen Kerntruppen unter König Friedrich's IV. persönlicher Anführung vertheidigt wurde. Mit kaltem Blut und gewichtigen Kolbenschlägen empfingen die stämmigen Jütländer die mit wildem Hurrahgeschrei anstürmenden Schweden, und es entstand ein mörderisches Handgemenge, während dessen die Geschütze von beiden Seiten das donnernde Ferngefecht fortsetzten.

Viele waren bereits gefallen, aber von Schweden sowohl als von Dänen noch Niemand gewichen; nur von einem Kolbenschlag zerschmettert, von einer Kugel erreicht, oder von einem Bajonnett durchbohrt, räumte man dem Hintermann seinen Platz ein.

„Vorwärts! — für Schweden und seinen König!" rief Karl XII., indem er sich mit hochgeschwungenem Säbel auf die Brustwehr stürzte. Mit lautem Hurrah folgte ihm ein Trupp zu Fuß kämpfender Dragoner, ihren Lieutenant an der Spitze. Eine Gewehrsalve knallte hinter den Palissaden, — die Dragoner fielen neben dem Könige wie umgemäht.

„Zum Satan, — reißt die Palissaden um!" rief Karl XII., und rannte mit so rasender Gewalt gegen einen der Schanzpfähle, daß er sich umbog. Mit einem Sprunge war er hindurch und auf der Brustwehr, woselbst er sogleich mit einem kräftigen Hiebe einem Soldaten den Schädel spaltete, der im Begriff stand, ihn mit einem Kolbenschlag zu empfangen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Orientalische Preis-Aufgaben und Europäische Gelehrte.

(Schluß.)

Endlich warf der „Mahabarata" vor Pondichery Anker, und unsere vier berühmten Gelehrten betraten das Land. Hier beschlossen sie drei Monate zu bleiben. Jeder wählte sich eine bestimmte Gegend des Landes, um daselbst die Pagoden und die Moscheen zu besuchen und vielleicht das Phalu zu finden. Nachdem sie zwei oder drei Wochen von Pondichery entfernt gewesen waren, kehrten sie nach immer erfolglosen Forschungen dorthin zurück. Sie dachten aber auch wirklich nicht daran, ihren Zweck so bald zu erreichen. Das Verdienst ihrer Mission würde bei einer schnellen Ausführung minder bedeutend erscheinen; übrigens hatten sie auf drei Jahre monatlich 3000 Franken, wenn sie auch das Phalu nicht entdeckten. Warum sollten sie also wünschen, es so schnell aufzufinden?

Sie drangen nun in alle Wälder, um irgend eine alte zerstörte Pagode zu finden, deren Bibliothek vielleicht unter den Trümmern verborgen und deren Ober-Bibliothekar ein Tiger wäre. Crawford wäre beinahe von einer Eidechse verschlungen worden; dieses Thier ist in Indien sechs Fuß lang, und Amiel war in Gefahr, unter die Füße einer Elephantenheerde zu gerathen. Eines Tages kamen Crawford und Amiel, nachdem sie eine lange Zeit ihrer schwierigen Forschung gewidmet hatten, in ihr gemeinschaftliches Quartier nach Pondichery zurück. Das Lächeln der Freude glänzte in den Augen des Provençalischen Gelehrten, so sehr er sich auch bemühte, seinem Gesichte den gewöhnlichen Ausdruck zu geben. Bei Allem, was Crawford ihm sagte, zeigte er sich sehr zerstreut; so sind gewöhnlich die Liebenden, wenn sie einen Brief ihrer Angebeteten in der Tasche tragen. Man spricht mit ihnen, aber sie sind in ihrer Tasche. Er ist sehr zufrieden, dachte Crawford bei sich; warum ist er so zufrieden? Sollte er vielleicht schon das Phalu gefunden haben? Er sollte diese Ehre genießen? „Herr Amiel, wir scheinen heute sehr lustig zu seyn." — „Meine Gesundheit verbessert sich, lieber Herr Crawford!" — „Ihre Gesundheit? Sie waren ja niemals krank gewesen?" — „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Crawford: ich leide an der Milz; ich litt wenigstens sehr viel; und ich bin, glaube ich, geheilt." — „Es ist merkwürdig, daß Sie Ihre Gesundheit in diesem Klima wieder erlangt haben." — „Warum nicht, Herr Crawford?" — „Weil wir in einem Lande wohnen, wo Jedermann an der Milz leidet, und gerade Sie werden wieder gesund. Ich wünsche Ihnen Glück zu einem so schönen Resultat, Herr Amiel. Wie er lügt!" murmelte Sir D. Crawford für sich. „Der Tartuffe giebt seiner Freude diesen falschen Vorwand. Ich werde ihn entlarven. Und das Phalu, Herr Amiel? Wie steht es mit dem Phalu?" — „Das Phalu? werden wir es jemals finden?" — Der Heuchler! dachte Sir D. Crawford; er hat gewiß schon eine Spur entdeckt. „Wir müssen jedoch nicht so schnell darauf verzichten." — „Verzichten? nein! aber wir dürfen nicht so bald auf die Entdeckung hoffen." — Halt! dachte Sir D. Crawford; er will mich von dem Gegenstande ablenken. Er ist auf dem Wege, sich des geheimnißvollen Buches zu bemächtigen, wenn er es nicht schon hat. Ich will diese Vermuthung auf sich beruhen lassen, aber er soll von mir hören. „Herr Amiel, ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie eine so blühende Gesundheit behalten mögen. Ich reise morgen nach Sandras, wo ich unsere Bemühungen, die bisher so erfolglos gewesen, fortsetzen werde." — „Glückliche Reise! mein lieber Herr Crawford, glückliche Reise! Uebrigens wünschen Sie mir dasselbe! Ich reise in derselben Absicht ab und, ich gestehe es, mit eben so wenig Hoffnung."

Hier beginnt die große Komödie zwischen den beiden Gelehrten. Sie hatten sich lange beobachtet; sie sollten nun jetzt handgemein werden. Welches Ringen! welcher Kampf! welche Iliade!

Im Vorbeigehen wollen wir erwähnen, daß die beiden Braminen, ihre dreimonatlichen Forschungen benutzend, seit ihrer Abreise in Pondichery nicht wieder erschienen waren. Wie sehr mußten sie sich mit ihrer Aufgabe beschäftigen!

Zehn Tage nach dem Gespräche der beiden Gelehrten fiel eine blaue

Broschüre dem Herrn Amiel in die Hände, welcher erstaunt war, eine blaue Broschüre in einem Lande zu finden, wo man weit öfter auf Schlangen, als auf Broschüren trifft. Sie war heimlich auf seinen Tisch gelegt worden und führte den Titel:

Einfacher Rath

an diejenigen, welche sich mit der Entdeckung des berühmten Buches Phalu in Indien beschäftigen, wo es seit dreihundert Jahren nicht mehr ist, und wo es also unnütz ist, es zu suchen, wenn man nicht einen anderen geheimen Zweck hat.

Nicht die Länge des Titels setzte Herrn Amiel in Verlegenheit, denn es giebt viel längere; sondern der Umstand, daß er nicht wußte, von wem diese Broschüre herrührte, und in welcher Absicht sie gegen ihn, gegen Crawford und gegen die beiden Braminen geschrieben wäre. Vielleicht, dachte er, weiß Sir D. Crawford mehr davon. Eben kam Crawford von Sandras zurück. Er strahlte von Freude und war eben so heiter, wie Herr Amiel damals, als sie sich zum letzten Male sprachen.

„Soll ich erst von Ihrer zufriedenen Miene oder von dieser Broschüre sprechen?" sagte Amiel, indem er dem gelehrten Engländer die Hand gab. — „Was ist das für eine Broschüre?" fragte Crawford. — „Sie ist gegen uns geschrieben", sagte der Provençalische Archäolog; „sehen Sie selbst. Ich werde darin als wissenschaftlicher Abenteurer, als falscher Gelehrter behandelt." — „Mein lieber Freund", sagte Crawford, „darüber wollen wir uns hinwegsetzen und unsere Mission gewissenhaft erfüllen. Was meine Heiterkeit betrifft, so will ich Ihnen den Grund davon sagen: Ich habe heute einen Brief aus London erhalten, worin mir gemeldet wird, daß meine Tochter sich verheiratet hat." — „Aber Sie haben mir ja nicht gesagt, daß Sie verheiratet sind?" — „Ich hatte es vergessen, wie Sie Ihre Milzkrankheit. Aber das ist der Grund meiner Freude." — Das ist es nicht, dachte Amiel. Der Schlaukopf! Er hat das Phalu zu Sandras gefunden, und er will es verheimlichen. Aber ich werde die Wahrheit entdecken, so wahr ich Amiel heiße und den Petrarka in meinen nicht verkauften Sonnetten nachgeahmt habe.

Von diesem Augenblicke an beobachtete der Gelehrte aus Arles die Schritte seines Gegners. Eines Morgens sah er mit Schrecken, daß Crawford am Ufer eines Teiches saß und ein kleines Netz ins Wasser senkte. Herr Amiel zitterte vor Wuth am ganzen Körper: im Augenblicke berechnete er das Unglück, das ihm dadurch bevorstände. Sein ganzes Leben war vernichtet. Crawford zog das Netz wieder heraus und warf ein Dutzend kleiner hellblauer Fische auf den Sand. — „Ich bin verloren!" schrie Amiel. „Er hat meinen Teich entdeckt! er hat meine hellblauen Fische entdeckt! Er hat mir aufgelauert! Das Englische Ungeheuer beschäftigt sich also auch im Geheimen, wie ich, mit der berühmten Preis-Aufgabe der Moskauer Akademie: „Welcher Art von Fischen, deren Gattung, wie man versichert, ausgestorben ist, gehört der kleine hellblaue Fisch an, den der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält?" Er will die 100,000 Franken und die jährliche Pension von 20,000 Franken gewinnen. Er ist nur deshalb nach Indien gekommen. Einer von uns muß weichen! Ein Archäolog ist zu viel auf dieser Welt!"

Wenn man uns jetzt früge, welcher von den vier Gelehrten sich eigentlich mit der Phalufrage beschäftigte, für welche jeder monatlich 3000 Franken bezog, so müßten wir antworten: „Wir wissen es nicht." Der Verlauf dieser Geschichte wird es uns vielleicht offenbaren.

Als Crawford wieder einmal an seinen geheimnißvollen Teich ging, um einige jener hellblauen Fischchen zu fangen, mit denen er den Moskauer Preis gewinnen wollte, fand er am Ufer eine grüne Broschüre mit dem Titel:

Freundschaftlicher Rath

an diejenigen, welche ihre Zeit damit verlieren, den kleinen hellblauen Fisch zu suchen, welchen der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält; was eine unnütze Mühe ist, da der kleine hellblaue Fisch ein ausgestorbener Fisch ist, wie die Moskauer Akademie selbst gesagt hat.

„Den Streich hat mir Amiel gespielt", knirschte Crawford. „Ich habe ihn wegen des Phalu angegriffen; er greift mich wegen des Fisches an. Zwischen uns ist Krieg."

Am anderen Morgen segelte der „Mahabarata" mit Crawford und Amiel nach Portugal, und zwar ohne die beiden Braminen, die sie länger als einen Monat über die festgesetzte Zeit hinaus vergeblich erwartet hatten. Auf dem Schiffe behielten sie ihre feindliche, aber schweigende Stellung bei; nur bei Tische sahen und sprachen sie sich. Niemand vermuthete unter ihrer freundlichen wechselseitigen Höflichkeit zwei Vulkane; aus der Ferne zürnten sie auf sich; Lavaströme von Phrasen ergossen sie gegen sich, wenn sie sich in ihre Einsamkeit zurückgezogen hatten. Sie schrieben und druckten mit ihren Pressen die heftigsten Broschüren, die sie mit Hülfe ihrer Bedienten heimlich einander zuzustecken wußten. Die Schmähschriften athmeten die glühendste Rache und machten sie einander noch verhaßter. Endlich landete der „Mahabarata" zu Lissabon, wo sie mit großer Freude empfangen wurden. Man setzte ihnen Lorbeerkränze auf; man hielt Lateinische, Französische, Griechische, Portugiesische, Englische und Italiänische Reden an sie. An diesem Tage hielten die vier Fakultäten eine außerordentliche Sitzung, und am Schluß der Ceremonie zwang man die Herren Amiel und Crawford, sich zu umarmen. Die Versöhnung war so vollständig, daß Sir D. Crawford schon am anderen Morgen, als er sich die Hände waschen wollte, in seinem Waschbecken eine Broschüre fand, worin er ein Zahnausreißer, ein aus Botany-Bay entlaufener Verbrecher genannt wurde, der den gutmüthigen Moskowiten gemeine Gründlinge statt des kleinen hellblauen Fisches, den der Gott Wischnu bisweilen in seiner Hand hält, anbieten wolle. Crawford war wüthend darüber. Nachdem sie sechs Monate lang sich gestellt hatten, als ob sie die Bibliotheken Portugals durchsuchten, um das Phalu zu finden, reisten sie nach Spanien ab. Aber Spanien blieb eben so stumm, als Portugal, in Betreff der Phalufrage. Es blieben ihnen nur noch 9 Monate übrig, um in den übrigen Ländern ihre Forschungen fortzusetzen. Ehe sie jedoch Madrid verließen, fand Amiel unter seinem Kopfkissen eine Broschüre, das letzte Wort des Sir D. Crawford, welche sich also endigte: „Franzosen! wir haben euch überall besiegt und zu Waterloo vernichtet!"

Sobald sie in Paris angekommen waren, schrieben sie sogleich an die Königliche Bibliothek und baten um die Erlaubniß, ihre Forschungen wegen des Phalu daselbst beginnen zu dürfen. Noch an demselben Tage erhielten sie eine schmeichelhafte Antwort; man schrieb ihnen, daß sie schon seit einem Jahre sehnlichst erwartet würden; daß man vor Begierde brenne, die zwei berühmten Gelehrten kennen zu lernen; daß man die ganze Königliche Bibliothek zu ihrer Disposition stelle, und daß man ihnen eine unerwartete Ueberraschung bereiten wolle, die ganz dazu dienen würde, sie für die vielen Mühen völlig zu belohnen.

Bei dieser Zuvorkommenheit und bei den angedeuteten Aussichten hätten sie sogleich zur Königlichen Bibliothek eilen müssen; aber Amiel und Crawford rührten sich nicht in ihrem Hotel; sie gaben vor, der Eine, daß er Schmerzen in den Kniegelenken habe, der Andere, daß er an einer allgemeinen Körperschwäche leide.

Jeden Morgen fragte Sir D. Crawford seinen Bedienten: „Ist Herr Amiel ausgegangen?" Der Bediente antwortete: „Nein, mein Herr." Und Crawford streckte sich wieder auf das Sopha. So machte es auch Amiel. Sie wollten Beide krank seyn. Endlich schrieb Crawford an Amiel: „Unsere Feindschaft muß im Interesse unserer Mission aufhören. Wenn Sie meinen Vorschlag billigen, so wollen wir die Königliche Bibliothek bitten, uns die auf unsere Forschungen sich beziehenden Manuskripte ins Haus zu senden. Jeder von uns soll sie lesen, und dadurch wird unser unglücklicher Krankheitszustand unserer heiligen Mission keinen Eintrag thun."

Dies wollte eben Amiel: er nahm den Vorschlag an und schrieb an die Bibliothek. Von nun an war er nicht mehr krank, und am anderen Tage ging er schon in Paris spazieren. Er lenkte seine Schritte nach dem Theater der Porte Saint-Martin, wo zwei Gaukler das Publikum anzogen. Hier traf er zu seiner Verwunderung den Herrn Crawford, der ebenfalls von seiner vermeintlichen Krankheit geheilt war. Sie grüßten sich freundschaftlich, wie Karl XII. und der König von Polen, die, obgleich sie seit zehn Jahren einen blutigen Krieg führten, von nichts als von ihren Stiefeln sprachen, als sie sich das erste Mal sahen.

Der Vorhang wurde aufgezogen, und die zwei Gaukler erschienen. Amiel und Crawford stießen zu gleicher Zeit, zum Aerger des ganzen Publikums, einen schrecklichen Schrei aus. Die Gaukler, welche Feuer verschluckten und sich Degen durch ihren Leib stießen, waren die beiden berühmten Braminen, Palombo und Mindano, die zwei berühmtesten Gelehrten Indiens, ihre beiden Mitforscher. Sie suchten auch das Phalu. Als Palombo wie eine Schlange sich dem Rande der Bühne näherte, sagte ihm Crawford: „Ihr handelt eines Gelehrten unwürdig; anstatt zu studiren über die Art und Weise, wie man das Feuer anbeten soll, verschluckt Ihr es." — „Wie? Sind Sie es, Herr Crawford?" — „Ja, wir sind es", sagte Amiel, „und ihr handelt höchst unwürdig." — „Wie so?" erwiederte der Bramine; „bei uns sind alle Gelehrten Gaukler; und bei Euch?" — „Verdienen sie ehrenvoll das Geld, welches der Staat ihnen zu wissenschaftlichen Forschungen giebt." — „Sie haben das Phalu gefunden?" fragte der Bramine. — „Nein! aber wir hoffen, es bald zu entdecken. Besuchet uns morgen, St. Lazarus-Straße, Hôtel du Nord." Nach diesem Gespräch richtete sich Palombo wie eine zischende Schlange auf und eilte in Sprüngen fort. Als Amiel und Crawford in ihre Wohnung zurückgekehrt waren, fanden sie die Antwort der Königlichen Bibliothek, worin ihnen ihr Gesuch in Gnaden abgeschlagen wurde. Man lud sie noch einmal ein, zur Bibliothek persönlich zu kommen, wo man ihnen unter anderen Merkwürdigkeiten ein Manuskript zeigen würde, welches sie für ihre bisherigen fruchtlosen Bemühungen entschädigen werde. Die beiden Archäologen erbleichten, als sie diesen Brief gelesen hatten. Sie theilten sich jedoch die Ursache ihrer Angst nicht mit. Nach einer sehr unruhigen Nacht erwarteten sie die beiden Braminen, die sich auch um 10 Uhr einstellten. Beim Frühstück sagte ihnen Crawford: „Ich hoffe, daß Ihr, seit Ihr in Frankreich seyd, das Phalu nicht vergessen haben werdet." — „Das Phalu? keinesweges!" — „Nun wohlan, so wollen wir zur Bibliothek gehen." Sie traten hier ein. Amiel hustete; Crawford hatte Ohrensausen; nur die beiden Braminen zeigten viel Zuversicht. Sie wurden von den Bibliothekaren in schwarzen Fracken empfangen. Nach vielen Komplimenten sagte der Ober-Bibliothekar: „Meine Herren, Sie werden erstaunen, daß das wunderbare Buch, das von den Portugiesen in Indien geraubt wurde, das Buch, das Sie mit so vieler Mühe und ohne Erfolg auf der ganzen Erde gesucht haben, sich hier bei uns befindet. Hier, meine Herren, ist das Phalu, in Phalu von Phalu geschrieben! Nur die Diamanten des Einbandes fehlen; man sieht aber noch die Stellen, an denen sie gesessen haben. Lesen Sie das Buch, und Sie werden sich vollständig überzeugen."

Amiel wich vor Schreck zwei Schritte zurück, und Crawford biß sich in die Lippen, um nicht in Ohnmacht zu fallen, und nur mit schwacher Stimme konnte er zu den beiden Braminen sagen: „Meine Herren, diese Ehre gebührt Ihnen. Lesen Sie zuerst dieses Buch, welches Ihre ganze Religion enthält!"

Die beiden Braminen neigten sich auf das Buch, und bald darauf er-

hoben sie langsam ihre Köpfe wieder und sagten: „Wir haben das Phalu verschwitzt!"

„Die Schurken!" murmelte Crawford. — „Jetzt will ich lesen", sagte Amiel. Nachdem er es einige Minuten angesehen hatte, rief er aus: „Meine Herren, das ist kein reines Phalu; es ist altes Phalu."

„Wie!" rief mit Unwillen der Ober-Bibliothekar, der den vier Gelehrten eine große Ueberraschung zu bereiten glaubte, „wie! Sie sagen, daß dies kein reines Phalu, daß es altes Phalu ist! Aber es giebt ja nur ein Buch in dieser Sprache, und das ist dieses." Amiel gestand hierauf mit halber Beschämung, daß er sein Phalu ein wenig verlernt habe. O Schande! Keiner der vier Gelehrten, davon war man jetzt überzeugt, verstand Phalu.

So endigte diese berühmte wissenschaftliche Expedition, für welche sie auf drei Jahre 392,000 Franken erhalten sollten.

Da der Ober-Bibliothekar die Verlegenheit der vier Gelehrten bemerkte, so las er erst in der Phalusprache die erste Seite des berühmten Buches, dann übersetzte er Französisch die Stelle, wo von der Anbetung des Feuers die Rede ist. Sie lautete: „Ihr sollt das Feuer weder liegend, noch knieend anbeten, sondern ihr sollt ihm während des Gebetes den Rücken zukehren; denn ihr seyd unwürdig, es mit dem Gesicht anzuschauen."

Als dies in Indien bekannt wurde, so war der Friede unter den fanatischen Sekten der Feueranbeter wieder hergestellt.

Diese Geschichte ist ganz auf Wahrheit gegründet, und man findet sie in den zu Kalkutta erscheinenden „Asiatischen Jahrbüchern" ausführlich und nur in einfacherer Darstellung erzählt.

Was die vier Gelehrten betrifft, so hatten sie folgendes Schicksal: Crawford ging nach England und starb an einem Schlagfluß. Amiel reiste einen Monat später nach Kalkutta mit den beiden Braminen und dem Phalu, das der Minister des öffentlichen Unterrichts der Ostindischen Compagnie schenkte. Unterweges lernte Amiel noch das Phalu. Als er in Indien ankam, begab er sich nach Benares, wo er den fünfhundert versammelten Braminen, nach dem von ihnen dem Gouverneur gegebenen Versprechen, die Geschichte seiner Reise, mit Ausnahme der Scene in der Königl. Bibliothek, erzählte. Man ernannte ihn zum Braminen erster Klasse. Der Gouverneur fügte zu den Summen, die er schon während der Zeit seiner wissenschaftlichen Expedition erhalten hatte, noch eine Gratification von 100,000 Franken.

Was die Preis-Aufgabe der Moskauer Akademie betrifft, so wurde sie auf das folgende Jahr hinausgeschoben, was alle Akademieen thun, wenn eine Frage nicht vollkommen gelöst wird. (R. d. P.)

Schweden.

Miscellen zur Geschichte Stockholms.

Im Jahre 1541 erschien die erste Bibel in Folio im Druck bei Georg Riehoff, einem Deutschen von Geburt. Es geschah dies auf Befehl und auf Kosten des glorreichen ersten evangelischen Königs von Schweden, Gustav's I., durch die beiden berühmten Reformatoren ihres Vaterlandes, die Gebrüder Laurentius und Olaus Nerici, nach der Deutschen Version ihres Lehrers Luther und seiner Auslegung der heiligen Schrift ins Schwedische übertragen.

Im Jahre 1545 am 6. April wurde zum erstenmale in Stockholm und muthmaßlicherweise auch in ganz Schweden der Buß- und Bettag gefeiert.

Im Jahre 1546 im Juli und August wurde ein entsetzlich großer Seefisch gesehen, der täglich beim Ausfluß des Mälar-Sees in das Meer sich längere Zeit aufhielt und durch sein Aussehen und die Art, wie er das Wasser des Sees in die Höhe spritzen konnte, die Aufmerksamkeit aller Beschauer auf sich zog.

Im Jahre 1550 zur Zeit des Frühlings wurde auf Befehl des Königs Gustav I. das erste Schwedische Kauffahrtei-Schiff in Gemeinschaft mit einigen Kriegsschiffen zur Reise nach Holland, England, Frankreich und Spanien abgesandt, um von dorther die Waaren direkt zu holen, welche bis jetzt nur durch Lübecker Schiffe nach Stockholm zum Verkauf gekommen waren.

Im Jahre 1559 den 8. Juli ließ der damalige Erbprinz und Herzog von Finnland, nachherige König Johann III., von einem im Hafen von Stockholm liegenden Dänischen Schiffe den sogenannten Spiegel am Vordertheil desselben abhauen, indem die Embleme desselben das uralte Wappen vom Königreiche Svea vorstellten, nämlich die drei Kronen. Dies gab die hauptsächlichste Veranlassung zu dem kurz darauf folgenden langwierigen Kriege zwischen Schweden und Dänemark.

Im Jahre 1563 den 24. Juni hielt König Erich XIV. seinen feierlichen Einzug in Stockholm bei seiner siegreichen Zurückkunft aus den Provinzen Blekinge und Ostgothland. Er war bei dieser Gelegenheit so eitel und hochmüthig, daß er den kürzlich gefangen genommenen sehr tapferen Dänischen Reichs-Admiral Jakob Brockenhusen nebst sieben Schiffs-Capitainen und 1000 Matrosen mit geschorenen Häuptern und weißen Stäben in den Händen in seinem Gefolge paarweise einhergehen ließ. An der Spitze dieser Gefangenen befand sich der Hofnarr des Königs, der durch Witze und Schmähungen, indem er vor ihnen hertanzte, die Zuschauer belustigte.

Im Jahre 1568 den 4. Juli vermählte sich Erich XIV. mit Katharina, der Tochter eines gemeinen Soldaten, und am 5. Juli wurde dieselbe feierlich gekrönt als Königin von Schweden. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß der Reichs-Kanzler Nils Gyllenstjerna, der einer der fünf Reichs-Räthe war, welche die Reichs-Regalien trugen, die Krone zur Erde fallen ließ, in dem Augenblick, wo sie überreicht werden sollte. Dieser Vorfall brachte eine allgemeine Bestürzung hervor und wurde in damaligen Zeiten als eine böse Vorbedeutung ausgelegt. Die Bestätigung blieb, wie bekannt, nicht aus.

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzungen Deutscher Werke. Eine kürzlich erschienene Französische Version von Goethe's Wilhelm Meister, übersetzt von Frau A. von Carlowitz, unterliegt in der Revue de deux Mondes einer sehr strengen Kritik. Die Uebersetzerin wird nicht bloß großer Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit angeklagt, sondern es wird von ihr auch gesagt, sie habe von dem anmuthigen Styl Goethe's kaum einen Begriff, und darum sey in ihrer Arbeit die Farbe des Originals verwischt, die Bewegung schleppend und der Glanz jener lebendigen und eleganten Prosa, die gerade den Wilhelm Meister auszeichne, völlig verdunkelt. Ja sogar Abänderungen soll sich die Uebersetzerin überall gestattet haben, wo ihr der Deutsche Dichter etwas zu weltlich und ausgelassen erschien. Man kann sich hiernach denken, was aus dem Schützlinge Marianens und dem Beschützer Mignon's geworden ist! Unbedingtes Lob wird dagegen einer ebenfalls kürzlich unter dem Titel „Goethe et Bettina" erschienenen Französischen Uebersetzung von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" ertheilt. Der pseudonyme Uebersetzer nennt sich S. Albin und soll, wie die Revue bemerkt, ein mit der Deutschen Literatur innig vertrauter Schriftsteller seyn. „Deutschland", fügt die gedachte Zeitschrift hinzu, „hat dieses pikante Buch mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und das Französische Publikum wird unbezweifelt das Deutsche Urtheil, wenn auch unter einigem Vorbehalt, ratifiziren."

— Krämersinn in Folio auf der Stadt-Bibliothek zu Mammonwinkel. Für Leute, die mit der Geographie auf befreundetem Fuße leben, bedarf es keiner besonderen Notiz über die Lage von Mammonwinkel; für Leute aber, die in der Geographie nichts gelernt und nichts vergessen haben, habe ich kein so mittheilendes Interesse, ihnen den Ort nach Länge und Breite zu beschreiben, und sie mögen auf ihre eigene Gefahr die böswillige Vermuthung aufstellen, er läge an einem Deutschen Strome. Jedoch mögen auch sie die zwei Zeilen lesen, welche ich hier aus dem Riesenband „Krämersinn" mittheile: Ein Gelehrter der Residenz Geisterlust beabsichtigte, ein berühmtes Werk aus dem Mittelalter nach einem Codex zu L. herauszugeben. Der humane und liberale Ober-Bibliothekar vermittelt es bei der humanen und liberalen Regierung, daß der kostbare, noch viele andere werthvolle Piecen enthaltende, ganz auf Pergament geschriebene, viele hundert Jahre alte Codex aus L. nach Geisterlust an den Gelehrten geschickt wird. Nun befindet sich aber ein Fragment des Werkes auch handschriftlich auf der Stadt-Bibliothek zu Mammonwinkel, welches der gewissenhafte Herausgeber noch gern verglichen hätte. Er wendet sich an zwei befreundete Gelehrte, die Beamten der guten Stadt Mammonwinkel sind, ohne eigentlich Mammonwinkeler zu seyn, sie mögen durch ihren Einfluß und ihre Bürgschaft die Väter ihrer Stadt zur gefälligen Versendung des handschriftlichen Fetzens nach G. bewegen. Die beiden Männer, ebenfalls human und liberal, richten mit um so größerer Hoffnung ihr Gesuch an die Vorsteher jener Bibliothek, als gerade damals mehrere kostbare Handschriften aus der Geisterlustigen Königl. Bibliothek in den Händen verschiedener Mammonwinkeler waren. Die Väter aber, mit viel größerer Besorglichkeit den Werth der Wissenschaften schätzend, als Königliche Ober-Bibliothekare, erklären, daß ihnen jenes Bruchstück theuer am Herzen liege, und daß sie die Handschrift nur gegen eine Caution von 2000 Dinaren (= 800 Thlr.) ausliefern. Die beiden Gelehrten, gerührt von so vielem Sinne für gelehrte Reliquien, ziehen vom Leder, d. h. vom ledernen Beutel, die verlangte Summe. Da erklären die hochherzigen Väter, es müsse aber auch die Handschrift mit der Post gesendet werden, und zwar nur mit Angabe des Werthes von 2000 Dinaren (= 800 Thlr.), so daß das Porto — doch ich schweige, die ungeographischen Leser könnten aus dem Betrage des Porto's die Entfernung zwischen M. und G. kritisch ermitteln! Indessen, da der Geisterlustige Gelehrte, wie die meisten seiner Strebensgenossen, diverse Reichthümer die seinigen nennt, so wollten jene zwei Mammonwinkeler schon auch dieses zugestehen, als die besorgten Vorsteher auch erklärten, es müsse der Codex in G. auf 2000 Dinare (= 800 Thlr.) verassekurirt werden! Auf dem Heimwege der beiden Gelehrten nach erfolgter Erfolglosigkeit brach folgende Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen aus: A. behauptete, die Väter werden nicht anders als von der Liebe zu den Wissenschaften bei ihrer Hinderniß legenden Handlungsweise geleitet. Durch diese werde nicht nur der Codex in keine Gefahr gebracht, sondern auch der wahrscheinlich berühmte Herausgeber gezwungen, eine Zeitlang in den Mauern von M. zu weilen, was für sie, die Mäcenaten, eine Herzens-Genugthuung, für die liebe Vaterstadt ein Glanz wäre. B. aber (der den Anfangsbuchstaben der Bosheit trägt, wie Figura zeigt) behauptet mit Worten, von denen man in der Dunkelheit nicht sehen konnte, ob sie mehr von Trockenheit oder Kühnheit durchdrungen waren, geradezu, die Väter wünschten den Verlust des Codicis, um dafür 2000 Dinare (= 800 Thlr.) zu erhalten. F. L.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 14. Juni 1843.

Frankreich.

Pascal und die neue Ausgabe seiner Pensées.

Von Blaise Pascal, dem berühmten Klosterbruder von Port-Royal, giebt es bekanntlich zwei Hauptwerke: die Lettres Provinciales und die Pensées. Die ersteren, die gegen die Moral und Politik der Jesuiten gerichtet, gab er selbst heraus; die zweite Schrift dagegen, worin er die Haltlosigkeit der menschlichen Vernunft und die Nothwendigkeit des Glaubens nachzuweisen sucht und an der er bis zu seinem Tode arbeitete, hinterließ er nur im Manuskript: sie ist daher höchst verstümmelt und unvollständig auf uns gekommen. Herr Cousin will nun mit Hülfe des Original-Manuskripts, das sich unversehrt erhalten hat, den Buchstaben der ersten Redaction, d. h. den Styl in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit, die Idee in ihrer ersten Kühnheit wiederherstellen. Nie hat die Vernunft einen abgesagteren Feind gefunden, als den Verfasser der Pensées; die philosophischen Neigungen haben daher Herrn Cousin nicht zu dieser Arbeit geführt. Aber wir haben in Pascal nicht bloß einen Feind der Vernunft, wir haben auch einen ausgezeichneten Schriftsteller in ihm. Um das Interesse, das sich mit jenem Unternehmen verbindet, zu verstehen, darf man nur an die Stellung, welche Pascal in der Geschichte der Französischen Literatur einnimmt, so wie an das Verhältniß der Pensées zu den Provinciales denken.

Es war dem Verfasser der Provinciales vorbehalten — und dies ist nicht der geringste Theil seines Ruhmes — die Sprache in dem raschen Laufe ihrer Umbildungen aufzuhalten und sie für immer zu fixiren. Man kann sogar sagen, daß diese Bestimmung ihm mehr als jedem Anderen zukam, weil gerade das Gepräge seines Geistes mit dem unterscheidenden Charakter der Französischen Literatur, mit dem eigenthümlichen Zuge des Französischen Geistes am meisten Aehnlichkeit hat. Die Haupt-Eigenthümlichkeit der Französischen Sprache besteht darin, daß sie Eigenschaften, die sich auszuschließen scheinen, im höchsten Grade in sich vereinigt, daß sie zugleich ein wunderbarer Dolmetsch der Phantasie und das sicherste Organ des gesunden Menschenverstandes ist. Diese widersprechenden Elemente nun, die sich im Schoß der Sprache mit einander verschmolzen, sie existirten vorher in dem großen Geiste dessen, der sie zuerst mit unumstößlicher Autorität sprach, dessen, der vor Anderen das hatte, was Lemercier die Unfehlbarkeit der Feder nannte. Der Besitz dieser doppelten Gabe, die für die Seele so unglückbringend, für den Geist so ruhmvoll ist, diese Kämpfe der Phantasie und der Vernunft sind es auch, die im Leben Pascal's Elend, in der Literatur seine Größe bilden.

Pascal hatte auch schon in seinem Jahrhundert den Ruhm und das Ansehen, das er als Schriftsteller verdiente. Die ersten Hefte der Provinciales waren kaum erschienen, als an diesem neuen Zauber der Rede, an dieser Feinheit des Spottes, an dieser Nüchternheit zumal, die bis dahin bei den Besten vermißt wird, das Jahrhundert Ludwig's XIV. seine Sprache erkannte. Man hörte nur einen Ausruf der Bewunderung. Der alte Geist des Spottes, der von den Troubadours herübergekommen war, jener Nationalgeist, der sich schon in der Ménippée mit Glück versucht, fand hier seinen Styl verbessert und verschönert, seinen definitiven Styl; die Französische Ironie hatte nun für immer ihre Waffe. Mit den letzten „Briefen“ kommt die Reihe an die Beredsamkeit; auch die Phantasie triumphirte, sie, die jetzt ihrer Form, einer einfachen, glänzenden und unsterblichen Form, sicher war. Man findet die berühmtesten Meister, Pascal's Schüler, einmüthig darin, diesen Vorzug besonnener Erfindung und geregelten Styls an ihm anzuerkennen. Racine kann „so viel Kunst und Nettigkeit“ nicht genug bewundern; Boileau setzt Pascal „über Alle“, und Frau von Sevigné sieht in ihm „die Hälfte alles Schönen“ (le mot de moitié à tout ce qui est beau). Der Einfluß jenes wunderbaren Buchs war unermeßlich; alle Welt las es damals, und seitdem haben es Alle lesen wollen. Fénélon, dem der Geifer des Pamphletschreibens eben so sehr widerstrebte, als der „schreckliche Irrthum“ des Jansenisten, selbst der sanfte Fénélon ließ sich von diesem Styl, von diesem „rührenden und anmuthigen Etwas“ bezaubern, und er wagte es nicht, diese gefährlichen Seiten den Händen seines Königlichen Schülers zu entziehen: „Ich glaube“, schreibt er an Herrn von Beauvilliers, „es ist an der Zeit, daß der Prinz sie lese: er wird sie doch einmal früher oder später lesen; der große Ruf des Buchs wird es unmöglich machen, daß er sein ganzes Leben damit unbekannt bleibt.“ Dieser Ruf hat fortgedauert; das Buch ist jetzt einer der dauernden Glanzpunkte der Literatur, und die Geschichte des Herzogs von Bourgogne hat sich für Jeden wiederholt. So wenig Werth auch der Inhalt der Provinciales für die philosophische Schule des 18ten Jahrhunderts haben mochte, so wußte doch Pascal durch den Zauber seines Geistes auch in der Zeit der Lettres Persanes und des Candide das Feld zu behaupten. Die Undankbarkeit, die selbst in das Gebiet des Geistes eindringt, ging hier nicht so weit, und Voltaire verhehlte nie seine Bewunderung für den Mann, welcher die Satire vor Boileau, die Komödie vor Molière und das Erhabene vor Bossuet gefunden hat: „Dies ist“, sagt er, „das erste geniale Buch, das in Prosa erschienen ist, und alle Gattungen der Beredsamkeit sind darin enthalten.“

Der Erfolg der Pensées war lange nicht so glänzend; eine Thatsache, die Herr Cousin anführt, ist hinreichend, diesen Gegensatz ins Licht zu setzen und zugleich das Verfahren der ersten Herausgeber der Pensées begreiflich zu machen, jene Weglassungen und Veränderungen, an welchen das Jahrhundert Ludwig's XIV. selbst wegen seines besonnenen Geschmacks und der Ruhe seines religiösen Glaubens bis zu einem gewissen Grade mitschuldig war. Zwei Werke von Pascal erblicken das Tageslicht unter der Regierung Ludwig's XIV. Das erste ist eine Satire gegen eine nur zu berühmte Gesellschaft, die der Verfasser selbst mit allem möglichen Skandal herausgiebt; das zweite ist eine Apologie des katholischen Dogma's, die ein Sterbender hinterläßt und deren Fragmente die fromme Freundschaft Port-Royal's sammelt. Die Provinciales erscheinen 1656, als Bossuet noch unbekannt, als Fénélon noch ein Kind war; die Pensées sind 1669 gedruckt, als Bossuet schon berühmt geworden und Fénélon mit der Leidenschaft zur Literatur aus der Jugend heraustrat. Nun findet es sich, daß mitten in einem religiösen Jahrhundert und einer frommen Monarchie diese beiden großen Gelehrten sich nicht scheuen, das schon alte Talent des Pamphletschreibers zu loben, während sie keinen Platz finden, um die neuere Beredsamkeit, den nachgelassenen Geist des christlichen Apologeten zu rühmen. Wer wird glauben, daß dieses Schweigen rein zufällig ist? Ist es nicht vielmehr daraus zu erklären, daß die krampfhafte und unruhige Religion Pascal's seiner Zeit widerstrebte? Jener düstere und seiner selbst nicht sichere Glauben, jene bittere Frucht, die in der einsamen Region des Zweifels hervorgesprossen, jene Frömmigkeit, die mehr ein Kind der Furcht als der Liebe ist, dieses Alles paßt wohl für eine Zeit, die so zerrissen ist wie die unsere, für einen bekehrten Faust oder Manfred; aber das war nicht das solide und einfache Christenthum Bossuet's, das war nicht jenes Bündniß der Vernunft und des Gefühls, das sich in Fénélon's und Malebranche's Geist gebildet. Weder die Müdigkeit noch die Aengsten des Skeptizismus haben die Geister des 17ten Jahrhunderts, das vorzugsweise das Jahrhundert der Ordnung und Zucht war, zum Glauben getrieben. Man konnte damals, wie die Herzogin de la Vallière, die Schwächen des Herzens und die Sünden des Lebens in der Pönitenz abbüßen; aber das Bedürfniß, die Schwächen der Seele, die Verwirrungen des Geistes unter dem Bußgewande gut zu machen, fühlte Niemand. Weder die Gläubigen, noch die Freigeister des Jahrhunderts waren dazu gemacht, die ganze traurige und bittere Poesie der Pensées zu empfinden und zu verstehen; die Meisten hatten noch den ruhigen Glauben Bossuet's, Einige schon den lockeren Unglauben Voltaire's. Racine hat von Pascal gesagt: „Seine Pensées zeigen uns den tiefen Eindruck, den die großen Wahrheiten der Religion auf seinen Geist gemacht hatten.“ Dieser „tiefe Eindruck“ war ein Drama, das zum Schauplatz Pascal's Seele hatte, ein schreckliches Drama, dem das 17te Jahrhundert zusah, ohne es zu verstehen. Sowohl das 17te als das 18te Jahrhundert waren mit ihrem künstlerischen Takt mehr dazu geschaffen, die literarischen Schönheiten, den Styl selbst, den kühnen und gewagten, als den kränklichen Glauben der Pensées zu begreifen. Während die großen christlichen Kontroversisten des 18ten Jahrhunderts, Bergier und der Kardinal Gerdil, es nicht wagten, sich auf die gefährliche Autorität Pascal's zu berufen, widerlegte Voltaire zu wiederholten Malen jenen erhabenen Misanthropen, der ihm, wie er sagt, auf den Ruinen seines Jahrhunderts noch aufrecht zu stehen schien. Als Condorcet, der von dem Manuskript der Pensées Kenntniß hatte, zum Besten seiner Partei eine vermehrte, aber perfide Ausgabe davon erscheinen ließ, kam von Ferney ein ganzer Kommentar an, worin Pascal's religiöser Skeptizismus aufs neue mit Bitterkeit gegen die Religion gerichtet wurde. Das achtzehnte Jahrhundert mußte wohl das Rührende, das in diesen schmerzlichen Kämpfen liegt, in diesem Schauspiel einer Seele, die sich mit dem Zweifel herumschlägt, verkennen. Erst unserem Zeitalter, das so viele Prüfungen und Erschütterungen durchgemacht, erst dem unglücklich poetischen Zeitalter, das sich selbst in Faust und Childe-Harold gezeichnet, war das traurige Privilegium vorbehalten, diesen unruhigen Glauben, den Pascal mit Schrecken aus den Tiefen seines Geistes hervorgeholt, zu verstehen. Daher das besondere, aktuelle Interesse,

welches das Buch der Pensées für Frankreich hat. Es findet sich, daß der von Herrn Cousin wie ein Alter behandelter Schriftsteller ein Moderner und sogar in gewissen Beziehungen ein Zeitgenosse ist.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

(Schluß.)

„Um Gottes Willen! — nehmen Sie sich in Acht, Herr!" rief der Dragoner-Offizier, der dem Könige gefolgt war, und indem er ihn beim Arm nahm, riß er ihn mit Gewalt von der Brustwehr herunter.

„Elender Feigling, das kostet Dir Dein Leben!" sagte Karl, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, während er sich vom Schnee aufraffte.

„Zurück, Herr! — Eilen Sie!" stöhnte ein so eben athmenlos herbeistürzender Adjutant. „Der Feind bricht in Massen aus dem Lager hervor, und hier sind Sie dem groben Geschütz am meisten ausgesetzt."

„Still dort, wenn Euer Leben Euch lieb ist!" antwortete Karl, und seine Augen schienen Funken zu sprühen. „Ich fürchte die Kugeln nicht, — — sie können Karl XII. nichts anhaben."

Kaum hatte er ausgesprochen, da knallte es an der einen Seite, und ein Hagel von Gewehrkugeln pfiff durch die Luft: der Adjutant sank, von einer Kugel durchbohrt, entseelt nieder. Mit einem betäubenden Hurrahgeschrei brach ein Jütländisches Infanterie-Regiment im Sturmschritt aus den Vorschanzungen hervor; mit unwiderstehlicher Gewalt stürzten sich die kräftigen Leute auf ihre alten Erbfeinde und trieben sie mit schweren Kolbenschlägen zurück.

Da donnerte es plötzlich auch auf der anderen Seite, und sogleich schlugen mehrere Kanonenkugeln neben dem Könige vernichtend ein. Dies veranlaßte ihn endlich, dem Feinde den Rücken zu kehren. Umringt von mehreren Offizieren und einem halben Hundert seiner Veteranen, schlug er den Weg ein, auf welchem er gekommen, während der Rest seines zusammengeschmolzenen Heeres mit Zurücklassung der Geschütze nach allen Richtungen flüchtete.

Eine halbe Meile vom Kampfplatze machte der König Halt. Er setzte sich auf einen aus dem Schnee hervorragenden Stein und sah mit einem zornigen Blick nach demselben Lager seiner Feinde, von welchem aus noch hin und wieder ein Schuß in die Nacht hinaus knallte, und wo die Trommeln wirbelten und Trompetensignale ertönten. Langsam durchliefen hierauf seine Augen den Kreis seiner Begleiter, die ihn mit banger Besorgniß anblickten.

„Zum Satan, seyd Ihr noch da?" rief er plötzlich und streckte seinen Arm gegen einen Dragoner-Offizier aus, der einige Schritte von ihm stand. „Ich dachte, Ihr hättet wohlweislich den Tod gesucht, um meine Vergebung zu gewinnen."

„Den hab' ich auch gesucht", versetzte der Offizier verlegen, und indem er sich mit militairischen Anstande ein wenig nach vorn bog, fügte er hinzu: „Ew. Majestät wollen jedoch entschuldigen — — ich glaubte, Sie auf der Flucht nicht verlassen zu dürfen — —"

„Ha! Ihr spottet noch Eures Königs und Herrn", fiel Karl mit steigender Heftigkeit ihm in die Rede. „Es ist Eure Schuld, Ihr verwünschte Memme, daß ich den Maulwurfshügel nicht übersprang, und Ihr verdient die Kugel, — denn, Satan! habt Ihr nicht die Hand an Euren König gelegt?"

„Vergebung, gnädigster Herr", stammelte der Offizier und bog das Knie. — „Es geschah nur, um Ew. Majestät das Leben zu retten."

„Mein Leben, — ha ha ha!" rief der König mit einem konvulsivischen Gelächter, — „das hat keine Noth! — Da Ihr aber ein Feigling seyd, der, anstatt seinem Könige auf dem Wege der Ehre zu folgen, ihn mit brutaler Gewalt zurückreißt, und da Ihr jetzt mit zitternden Gliedern vor mir steht, so soll Euch nicht die Ehre werden, durch eine Kugel zu sterben, sondern Ihr sollt Prügel haben, wie ein elender Lump, und bei nächster Gelegenheit als Gemeiner ins Glied gesteckt werden."

Murrend traten die den König umgebenden Offiziere einen Schritt zurück, der Dragoner-Lieutenant aber sprang auf und richtete sich wie drohend empor.

Mit funkensprühenden Blicken rief Karl XII.: „Was ist das? — Wer wagt zu murren, wenn der König spricht? — Tretet vor, Oberst Schwerik", sagte er alsdann zu einem ergrauten Offizier, der seinen Unwillen am bedeutendsten zu erkennen gegeben, — „zieht Euren Degen und gebt dieser Memme zwölf Klingenhiebe. — Ha! Ihr wollt nicht? — Jetzt befehle ich es Euch!"

Zögernd gehorchte der Oberst.

Der Dragoner-Offizier stand wie vom Donner getroffen; er schien plötzlich an allen Glieder gelähmt und empfing die entehrende Strafe, ohne sich zu rühren.

Gleich darauf eilte der König mit seinen Begleitern davon, — der Dragoner-Offizier blieb allein zurück. Er wandte sich mit einem glühenden Blick nach dem Dänischen Lager, — rachgierige Gedanken schienen ihm durchs Herz zu gehen; endlich fuhr er sich nach einem langen inneren Kampfe mit der Hand über die Stirn und stürzte den Anderen nach.

Mit genauer Noth entkam Karl XII. nach Stralsund hinüber. Obgleich er den auf Rügen zurückbleibenden Truppen den bestimmten Befehl hinterlassen, ihre Posten bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, so ergaben sich doch 2000 Mann mit 100 Offizieren dem Könige von Dänemark, der sie mit Milde behandeln und ihnen Lebensmittel reichen ließ. Die Insel war daher erobert, und die Verbündeten vereinigten nun ihre ganze Macht vor Stralsund, dessen Wälle jetzt den König von Schweden und die Reste seines einst so siegreichen Heeres umschlossen.

Die Belagerer kamen zwar der Stadt immer näher und schlossen sie von allen Seiten immer dichter und dichter ein, aber noch war keine Bresche geschossen, noch war kein Außenwerk genommen, und die Belagerung schien sich in die Länge ziehen zu wollen. Da fand sich eines Abends ein desertirter Schwedischer Dragoner-Offizier im Sächsischen Hauptquartier ein und verlangte, sogleich zum General-Lieutenant Seckendorf geführt zu werden. Die Uniform des Ueberläufers war alt und abgenutzt, sein Bick unsicher, fast wild, sein Gesicht verzerrt. Obschon dieser Besuch ein wenig verdächtig schien, ließ der General den Offizier doch hereinführen, und nach einer kurzen Unterhaltung mit demselben schickte er plötzlich mehreren Regimentern den Befehl, sich zu einem nächtlichen Zuge in Bereitschaft zu setzen. Augenblicklich aber wurden ein paar hundert Mann nach dem sogenannten Tribser-Thor detaschirt, wo sie mit vielem Trommeln und Schießen einen falschen Angriff machten, der — wie man erwartet — den Festungs-Kommandanten veranlaßte, die Hauptmasse der Garnison nach diesem Punkt zu dirigiren.

Während der Zeit marschirte indeß der General Seckendorf in aller Stille mit 4000 Mann nach dem Franken-Thor. In der Dunkelheit bemerkte man eine hohe Gestalt, die dem General mit unsicherem Schritt voraufging. Als die Spitze der Kolonne an die Stelle kam, wo der Wall an dem hohen, steil abfallenden Ufer endet, watete die Gestalt durchs Wasser und umging auf diese Weise die äußersten Flanken der Soldaten, und bald waren sie alle hinter dem Befestigungswerke verschwunden.

Gleich darauf vernahm man das Anrufen der feindlichen Schildwachen, und plötzlich knallte eine Gewehrsalve los; dieser folgte ein donnerndes Hurrah, und nun entspann sich ein lebhafter, aber kurzer Kampf. Das angegriffene wichtige Außenwerk hatte nämlich eine Besatzung von 1000 Mann, die mit einer unbeschreiblichen Bestürzung den Feind plötzlich aus dem Meere emporsteigen sahen. Schnell griffen sie zu den Waffen und leisteten tapferen Widerstand; die Uebermacht war indeß zu groß. Nachdem 400 Schweden in dem mörderischen Handgemenge gefallen, streckten die übrigen das Gewehr. Seckendorf besetzte das Außenwerk und richtete die 25 Feuerschlünde, welche er in demselben vorfand, gegen die Stadt, deren Garnison am nächsten Morgen mit Erstaunen und Furcht bemerkte, daß man sie aus ihren eigenen Kanonen beschoß.

Mehrere Versuche zur Wiedereroberung dieses Außenwerks wurden gemacht, — stets sahen sich die Schweden jedoch mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Gegen Ende des Monats Dezember ließ sich Karl XII., dessen unruhigem Geiste Stralsund einen viel zu beschränkten Wirkungskreis bot, endlich überreden, nach Schweden zurückzukehren. Mit dem Fassen des Entschlusses war es jedoch nicht abgethan, die Ausführung desselben schien fast unmöglich. Die Ostsee wimmelte in der Nähe und Ferne von Dänischen Kreuzern, und mit jedem Tage drohte der Winter, das Fahrwasser mit einer Eisrinde zu bedecken und völlig unfahrbar zu machen. Nun wollte Karl aber einmal fort, und da war keine Gefahr im Stande, ihn zurückzuhalten.

Am 21. Dezember 1715 mit Tagesanbruch, während ein dichter, eisiger Nebel die Küsten bedeckte und bereits eine dünne Eisdecke anfing, den Weg zu versperren, bestieg er mit wenigen Begleitern eine Schaluppe und folgte einer mit seiner Bagage befrachteten und ihm den Weg bahnenden Jacht, deren Mannschaft bereits in der Nacht mehrere Stunden damit beschäftigt gewesen, einen Kanal bis in die offene See ins Eis zu hauen.

In der Entfernung von einer kleinen Viertelmeile entdeckte man, trotz des Nebels, bald die Masten einer Dänischen Fregatte; aus allen Kräften ruderten daher die Seeleute, um aus dem Kanal zu kommen, ehe der Nebel sich verzöge und sie dem Wachtschiff verriethe. Plötzlich bemerkten sie mit Verwunderung einen Nachen, der, so viel der Nebel zu unterscheiden gestattete, vor ihnen her von einem einzigen Manne, und zwar einem Dragoner-Lieutenant, gerudert wurde. In der Meinung jedoch, es sey Jemand von des Königs Gefolge, der den Auftrag erhalten, das Fahrwasser zu rekognosziren, kümmerte man sich nicht weiter um ihn.

Als die Schaluppe so eben den Kanal verlassen wollte, zertheilte sich plötzlich der Nebel, und man erblickte auf Kanonenschuß-Entfernung die geöffneten Stückpforten des Dänischen „weißen Adlers."

Der Nachen hatte bereits die See erreicht; jetzt machte der Dragoner-Offizier eine andere Wendung und ruderte aus allen Kräften, augenscheinlich, um so schnell wie möglich die Fregatte zu erreichen, auf deren Verdeck man nun einige Gestalten hin und her eilen sah. Zur Schaluppe drang der scharfe Ton der Bootsmannspfeife hinüber; es blitzte an der Seite der Fregatte an verschiedenen Punkten, und einige Kugeln sausten über die Wasserfläche; eine davon schlug in den Nachen, dessen Trümmer im nämlichen Augenblicke den Meeresspiegel bedeckten; der Dragoner-Offizier aber tauchte noch einmal empor und kam alsdann auf den eisigen Wogen nicht wieder zum Vorschein.

Sobald die Schaluppe den Kanal verlassen, näherte sie sich auf Kar'ls Befehl der Jacht, und mit einem kühnen Sprunge begab sich der König an Bord derselben. Ein günstiger Wind erhob sich und füllte die Segel des leichten Fahrzeuges, das jetzt seine Richtung nach Norden nahm; die Nebelwolken aber zogen desselben Weges, als wollten sie gleichsam den Königlichen Flüchtling hinter ihrem melacholischen Schleier verbergen.

Der Befehlshaber des „weißen Adlers" ahnte nicht, welchen hochwichtigen Passagier jene kleine Jacht nach Schwedens Küste hinüberführte, sonst würde

er sicher sein Ankertau gekappt und wahrscheinlich Karl XII. nach Kopenhagen gebracht haben, womit der Krieg wohl beendet gewesen wäre. Doch noch einmal wollte das Glück dem kühnsten, zugleich aber auch leichtsinnigsten Fürsten seines Jahrhunderts zulächeln, und richtete es daher so ein, daß Karl's gefährlichster Feind, der Capitain Bessel *), am Tage zuvor zwei nach Stralsund bestimmte, mit Waffen und Munition befrachtete Schwedische Schiffe genommen hatte, und um diese nicht im Stich zu lassen, bekümmerte er sich um die dem Anschein nach unwichtige kleine Jacht nicht weiter.

Aegypten.

Die Koptische Sprache.

Seitdem durch Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen auf den Denkmälern aus Alt-Aegyptischer Zeit die wesentliche Identität des Koptischen, einer jetzt auch schon aus dem Leben verschwundenen Sprache, mit dem Alt-Aegyptischen vollkommene Bestätigung erhalten hat, ist jenes Idiom ein Gegenstand weit höheren Interesses geworden.

Seine ungemeine Verschiedenheit von den bekannteren Sprachen Afrika's und Asiens läßt in dem Koptischen ein isolirtes Denkmal aus grauer Vorzeit erkennen. Viele Wurzelwörter der Sprache zeigen zwar in Laut und Bedeutung große Uebereinstimmung mit denen anderer Sprachenstämme, besonders des Semitischen **), und manche grammatische Erscheinung läßt vielleicht auf entfernte Verwandtschaft mit dem letztgenannten Stamme schließen; betrachtet man aber die Sprache in ihrer totalen Entwickelung, so ergiebt sich, daß eine solche Verwandtschaft wenigstens weit jenseits aller Geschichte liegen müsse. Ihre Kenntniß hat zur richtigen Erklärung verschiedener, im Alten Testament vorkommender Aegyptischer Wörter geführt und, was besonders interessant, einige, lange Zeit für Hebräisch gehaltene Wörter dem Aegyptischen vindizirt; der Pharao des Pentateuch ist ohne Zweifel das Aegyptische uro (König) mit dem Artikel derselben Sprache (phuro); und in dem Aegyptischen pehemôu (Wasser-Ochse, Hippopotamus), aus dem Artikel, dem Worte ehe, Ochse, und mou, Wasser, finden wir das Ungeheuer Behemoth wieder, welches im Buche Hiob beschrieben ist. Zwar giebt dieses Wort nach der Form, die es dort erhalten hat, auch den Sinn: Thiere (Plural von behêmâ, Hebr. Thier), und hat eben darum sonst für einen Hebräischen „Majestäts-Plural" gegolten; allein man kennt die Tendenz aller Völker, aufgenommene Fremdwörter so zu modifiziren, daß sie auch in der Muttersprache einen Sinn geben.

In den Perioden der Griechischen und der Römischen Herrschaft, zum Theil auch wohl früher, ist eine große Anzahl Griechischer Wörter ins Koptische eingedrungen, die sich meistens schon auf den ersten Blick als solche zu erkennen geben, indem sie entweder ganz unverändert oder doch wenig verändert aufgenommen sind und ihr vaterländisches Gepräge mitgebracht haben, daher es nur einem „Titanischen Sprachen-Pfuscher" beikommen könnte, solche Wörter für gemeinsamen Urbesitz des Aegyptischen und Griechischen erklären zu wollen. Der Spiritus lenis vor dem Anfangs-Vokal Griechischer Wörter verwandelt sich beim Uebergang ins Koptische gern in den Kehllaut Hori, der jedenfalls härter war: so wird ἐλπὶς zu ghelpis oder helpis; εἰρήνη zu ghirene. Umgekehrt erscheint in Aegyptischen Wörtern, die mit Hori anfangen, ein bloßer Spiritus lenis, wenn sie von Griechen geschrieben werden: so entspricht dem Namen Apis das Koptische ghapi oder hapi, Stier.

Während uns aber in den Texten dieser Sprache (größtentheils Bibel-Uebersetzungen) so manches Griechische Wort als freundlicher Stern entgegenschimmert, machen seine Koptischen Kameraden einen desto schauerlicheren Eindruck. Kein lebendiger Odem, ein Hauch aus den „Tiefen Aegyptischer Grüfte" scheint diese Sprache zu durchwehen. Die öftere Gruppirung harter Konsonanten, besonders Gurgeltöne, und die vorherrschenden dunkeln oder dumpfen Vokale (mögen sie nun einzeln oder, wie in uo, ôu, uôu, zu Diphthongen und Triphthongen verbunden uns begegnen, erinnern an den „Unkenruf in Teichen", und kaum dürfte irgend eine andere Sprache den Schatten der Homerischen Unterwelt, nachdem sie schwarzes Blut gekostet, besser angestanden haben, als die Koptische. Das für unsere Europäischen Organe schon beinahe zu ernsthafte Hebräisch klingt nicht selten heiter und freundlich dagegen. Dennoch erfahren wir aus Herodot und anderen Griechischen Schriftstellern, daß auch die alten Aegypter für Lebensgenuß und selbst für rauschende ausgelassene Munterkeit nicht unempfänglich gewesen sind.

Neben der großen Zahl Griechischer Eindringlinge hat die Koptische Sprache einen reichen Fonds angestammter Kernwörter, von denen ein Theil, wie in den Sprachen der sogenannten Semitischen Völker (Hebräer, Aramäer, Araber), redupliziert werden kann. Weiter scheint aber die Analogie mit den Semitischen Sprachwurzeln nicht zu reichen: die Kernwörter des Koptischen sind sehr ungleich, kürzer oder länger, mit oder ohne Konsonanten-Häufung. Von der bis in die Wurzel hineinreichenden hohen Bedeutsamkeit des Vokals, wie sie z. B. das Hebräische und das Arabische zeigen, ist wenig zu entdecken; und die meisten grammatischen Zusätze, welche den Redetheilen ihren Rang anweisen oder ihre Dependenz andeuten, stehen mit den Kernwörtern in loser Verbindung. Abgeleitete Nomina sind größtentheils nur durch Präfixa kenntlich; das Wörtchen ma, Ort, Stätte, kann aber diesen Präfixen nicht so beigezählt werden, wie das mit ihm gleichlautende mâ oder mă der Semitischen Sprachen, weil letzteres unmittelbar zur Verbal-Wurzel tritt, z. B. mânôs (Hebr.), Zuflucht, von nûs, fliehen; mânâm (Arab.), Schlafstätte, von naum, schlafen, ersteres aber vermittelst einer Beziehungs-Partikel: ma-en-enkot, Ort des Schlafens. Eben so ist es mit rem, welches den Bewohner anzeigt, z. B. rem-em-phe (B. des Himmels), rem-en-kaghi (B. der Erde), d. h. himmlisch, irdisch.

Die Bezeichnung der Mehrheit ist sehr mannigfaltig: bald verändert man einen Vokal in der Mitte des Wortes, bald setzt man einen Vokal dem Worte vor, bald werden einfache Vokale oder Diphthongen angehängt, die einen vorhergehenden Vokal entweder unverändert lassen, oder dehnen, oder verkürzen, den Schluß-Konsonanten aber bisweilen ausstoßen. Mit diesen Anfügungen ist öfter eine zum Theil durch Verschiebung bewerkstelligte Metamorphose des ganzen Wortes verbunden, z. B. jom (Meer), Plur. amaju; djoi (Schiff), Plur. edjeu; môit (Weg), Plur. mitôui; son (Bruder), Plur. sinôui. Diese verschiedenen Pluralformen erinnern an den alten Hebräischen Plural auf î, aj, oder ê; an die Aramäischen Plurale auf aja, oje, und an verschiedene Kollektiva der Araber, bei denen innere Umbiegung des Lautes mit und ohne Vor- oder Nachlaut stattfindet. Eine solche organische Regsamkeit, wie hier, zeigt das Koptische in keinem anderen grammatischen Gebiete.

Das Pronomen hat absolute Formen, von denen mehrere, besonders anok (ich), anon (wir), enthok (du), entôten (ihr) an die entsprechenden Semitischen erinnern. Der Bestandtheil ent, welchen auch die dritte Person zeigt (enthof, er, enthos, sie), muß von seinen Zusätzen getrennt werden, die, als einfache Urformen der verschiedenen Pronomina, unter den Namen Suffixa, Präfixa und Infixa das Nomen und Verbum begleiten können. Diese haben ihre verschiedenen Namen nur von der Stelle, die sie einnehmen; der Form nach sind sie mit einander und mit den abgekürzten Pronominal-Formen der Semiten wesentlich übereinstimmend. Als Suffixa, d. h. dem Worte angehängte Formen, bezeichnen sie fast immer oblique Casus-Verhältnisse: djô-f, sein Kopf; ach'o-f, was ihm? ensô-f, nach ihm; (af) tano-f, (er) schickte ihn — sehr selten den Nominativ, das Subjekt des Verbums, wie in pedj-of, er sprach. Wird ein Pronomen des Besitzes, was sehr häufig geschieht, seinem Substantive vorgesetzt, nicht angehängt, so schiebt man es zwischen Artikel und Substantiv, daher es alsdann den Namen Infix erhält: so z. B. heißt uro, König; ph-uro, der König; p-ef-uro, sein König, wörtlich: der-sein-König, (ὁ ἑαυτου βασιλευς). So sagt man: p-ek-djam, das-dein-Buch (το σου βιβλιον), von djam, Buch, pi-djam, das-Buch. Oft gebraucht man Infix und Suffix tautologisch zusammen: p-ef-uro-f, der-sein-König-sein; p-ek-djam-k, das-dein-Buch-dein.

Alle das Verbum konstituirenden Merkmale werden von vorn, obwohl sehr lose, angefügt, und sonach schließt es mit der nackten Wurzel.*) Die vorgesetzten kürzeren oder längeren Wörtchen heißen Präfixa. Sofern diese das bestimmte Präsens andeuten, zeigen sie fast nur Pronominal-Bestandtheile. Die Präfixa der meisten übrigen Verbal-Formen sind mit symbolischen Lauten oder mit Trümmern irgend eines Verbum substantivum verbunden: als symbolisch erscheint uns namentlich das a des Perfekt, welches an das Augmentum syllabicum á im Sanskrit (ἐ im Griechischen) erinnert und in der dritten Person beider Zahlen auch ohne Pronominal-Zusatz vorkommt: a-i-ôsch, ich habe geschrieen; a-k-ôsch, du hast geschrieen (gleichsam ἐ-ας-κραξ statt ἐ-κραξ-ας); a-f-ôsch, oder bloß a-ôsch, er hat geschrieen; au-ôsch, oder bloß a-ôsch, sie haben geschrieen. Das a der dritten Person und einige andere Präfixa können so weit von ihrem Verbum losgerissen werden, daß ein Subjektswort sammt seinem Artikel dazwischentritt, z. B. a-pi-pneuma ol-f, statt pi-pneuma a-ol-f, gleichsam ἐ-το-πνεύμα λαβε-αυτὸν (für τὸ πνεύμα ἔλαβε αὐτὸν), der Geist ergriff ihn. Zuweilen wiederholt man in solchem Falle das charakteristische a noch einmal unmittelbar vor dem Verbum, dann aber mit dem Merkmale des Geschlechts oder Numerus. Beispiel: a-ta-schêri as-chont e-ph-mu, meine Tochter ist nahe gekommen dem Tode. In diesem Satze ist das erste a bloßes symbolisches Zeichen der Vergangenheit; die Sylbe ta: der weibliche Artikel t mit dem zueignenden Infix erster Person; schêri, Tochter; as, das wiederholte symbolische a der Vergangenheit mit s, welches die dritte Person weiblichen Geschlechts bezeichnet; chônt, die Wurzel nahe kommen; e, die Präposition zu; ph, der männliche Artikel; mu, das Substantiv Tod.

Es bliebe noch manche interessante Eigenthümlichkeit des Koptischen zu besprechen; und werden wir auch auf Verlangen damit zu Diensten stehen. Derjenige Leser, welcher bis zum Schlusse des freilich kurzen und harmlosen Artikels vorgedrungen ist, erhole sich nun bei einer saftigeren Lektüre.

Σχ.

---

*) Später unter dem Namen Tordenskjold (Donnerschild) in den Adelstand erhoben und zum Admiral befördert.

**) Einige Beispiele: Der Koptische defektive Imperativ ali (nimm) erinnert an die Türkische und Mandschuische Wurzel al (nehmen); tôu (Berg), an das Türkische tau; phôt (fliehen) an das Ungarische futni (laufen); hêt (Herz), an krid, heart, hjert u. s. w. in den Indisch-Germanischen Sprachen; kudschi (klein), an das Persische küdschek; magh in amaghte (beherrschen), an maha (im Sanskrit: groß), unser Macht u. s. w. — Den Semitischen Sprachen nähern sich Wörter, wie: emhon, Nase (Arabisch en); môu, Wasser (Hebräisch majim; Arab. mâ'); jom, Meer (Arab. jamm, Hebr. jâm); labai, Löwe (Hebr. labbi); die Zahlwörter: snau, zwei (Hebr. schnaim); schmun oder schmên, acht u. s. w.

*) Wenn das suffixe Pronomen Subjekt ist, so muß man dies als eine seltene Ausnahme betrachten.

Moldau und Wallachei.

Die neueste Literatur in der Moldau.

Zu den Fortschritten der neuesten Zeit gehört vorzüglich der Aufschwung, den die Civilisation in den Donau-Fürstenthümern nimmt. Die Dacier waren noch Halbwilde, als sie Trajan erst kolonisirte; doch schon bald nach ihm überschwemmten die Gothen, Hunnen, Slawen und andere wilde Völker dieses Land, so daß sich die wenige Römische Kultur in die hohen Karpathen Siebenbürgens flüchtete. Sie hatten die orthodoxe Religion angenommen; als sie Gregor IX. mit Gewalt zu Katholiken machen wollte, zogen sie wieder in ihre fruchtbaren Fluren herab, von Baccarache Rudolph der Schwarze 1241 nach der Wallachei und 1354 Dragos von Maree Muros nach der Moldau. Auf diese Weise sind diese Fürstenthümer noch sehr jung und nicht zu verwundern, daß die Spuren der Barbarei noch wenig verwischt sind; um so mehr, da die Türken hier Jahrhunderte lang herrschten, da die Uneinigkeit des Adels und der Fürsten diese Länder bald um ihre Selbständigkeit brachte. Erst seit zehn Jahren hat der gegenwärtige Fürst viel für die Kultur des Landes gethan; erst seitdem sind einige Landstraßen angelegt worden, in einem Lande, wo die reichen Gutsbesitzer, Bojaren genannt, noch nie dies Bedürfniß gefühlt hatten. Dadurch haben auch die Straßenräuber abgenommen, und die Zahl der Verbrechen hat sich verringert. Die Städte haben eine gute Verfassung bekommen, und die Hauptstadt besitzt ein gutes Corps Pompiers. Besonders ist für die Organisation der Gerichte viel geschehen, und man arbeitet an einem Kataster, um das Hypotheken-Wesen zu begründen, welches allein dem Real-Kredit aufhelfen kann. Es ist nur zu wünschen, daß die Wahl der Form eines Hypotheken-Buches eine glückliche seyn möge.

Am wichtigsten ist der öffentliche Unterricht, wenn eine Nation Fortschritte machen will. Allein dieser muß auf der breiten Basis des Volksschulwesens angefangen werden, nicht mit dem Schlußstein, einer hohen Schule. Hier ist eine Akademie in der Residenz seit kurzem eröffnet worden; auch ist ein Kollegium in Jassy errichtet, ein auf Französische Art eingerichtetes Gymnasium; eine Kunst- und Handwerks-Schule ist ebenfalls in der neuesten Zeit entstanden, und dennoch beträgt die Anzahl aller Schulkinder im ganzen Lande nur 1200; so daß also besonders noch gar nicht an Volks-Schulen gedacht werden. In allen aristokratischen Ländern ist dies gewöhnlich die letzte Sorge.

Seit kurzem lehrt uns eine zu Jassy in Französischer und Moldauischer Sprache erscheinende, mit vieler Umsicht und Geschmack redigirte Zeitschrift *) dies Land kennen; sie wird von einem Eingebornen geschrieben, der seine Landsleute mit dem Auslande bekannt machen will und eben so das Ausland mit der Moldau. Die gut geschriebene Einleitung nennt dieses Land une fille posthume de Rome.

Diese Zeitschrift ist sehr anständig gedruckt; allein im Lande ist das Publikum zu klein; es giebt hier nur ein paar Hundert sehr reiche Leute auf Millionen ganz arme, welche übler daran sind, als die Wilden im rohen Naturzustande. In dem ersten Heft ist ein kurzer Aufsatz über die bei Gallatz jetzt näher bekannt gewordene Römische Stadt Ghertina; eine durch mehrere Hefte gehende gründliche Beschreibung von dem benachbarten Bessarabien; besonders vorzüglich ist eine Novelle aus Moldauischen Chroniken vorgetragen. Die Heldin ist die schöne Roxandra, die Tochter des Fürsten Basil Lupo, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte. Ihre Schwester war an den Fürsten Radziwill verheiratet. Ihr Vater wollte sie mit dem Fürsten Koribat vermählen; allein sie wollte den ihr bestimmten Bräutigam erst sehen. Unterdeß kam Timoache, Sohn des Kosaken-Hetmans Chmielincki, als Kaufmann verkleidet, nach Jassi, überreichte in der Kirche der Prinzessin einige Blumen, worin sie eine Liebes-Erklärung fand; schnell eilte er zurück, und sein Vater schlug die Polen, welche unter Johann Kasimir, der vom Kardinal zum König avancirt war, die Kosaken zu Katholiken und Leibeigenen machen wollte. Mazeppa und Johann Sobieski nahmen Theil, aber Koribat blieb, und der Kosaken-Sohn heiratete die schöne Roxandra.

*) Le Glaneur Moldo-Valaque, Journal statistique, littéraire et industriel, par une Société des hommes des lettres.

Mannigfaltiges.

— Napoleon's Trauerspiel „Hektor". Der bekannte Oesterreichische Dichter Johann Gabriel Seidl hat so eben in Wien eine Deutsche Uebersetzung der von Luce de Lancival nach einer Idee Napoleon's und angeblich auch nach einem von ihm vollständig entworfenen Plane bearbeiteten Tragödie „Hektor" herausgegeben. In der Vorrede zu diesem ganz im Charakter des alt-Französischen Trauerspiels gehaltenen, äußerlich eben so würdevollen als innerlich eiskalten Drama werden folgende interessante Notizen über dessen Entstehungsgeschichte, so wie über die früher versuchte Aufführung desselben, mitgetheilt: „Napoleon hatte, wie die meisten jungen Leute, welche geweckteren Geistes sind, in seinen Studienjahren mancherlei Aufsätze geschrieben, darunter auch — Verse. Da er mit Alexander dem Großen, wie mit allen wahrhaft Gebildeten, die Vorliebe für den Altvater Homeros theilte, so mochte vielleicht schon damals in ihm die Idee rege geworden seyn, die vorzüglichsten Charaktere und Situationen aus der Ilias in den Rahmen einer Tragödie zusammenzudrängen. Konnte es auch für seinen Geist, in welchem selbst die Keime zu einem Achill lagen, etwas Anziehenderes geben, als die Gruppirung so gewaltiger Recken um den göttlichen Achilleus, als ihren Mittelpunkt? Er wählte daher aus dieser Gruppe den Hektor, als den menschlichsten Heros der Ilias, zum Gegenstande seines dramatischen Versuches, welchen er nach der Belagerung von Toulon begonnen haben soll. Wann und unter welchen Einflüssen er mit seinem Brouillon fertig ward; in welchen Zeiträumen er das Werk ins Reine arbeitete, und wie er sich mit der Form zurechtfand, darüber läßt sich nun freilich nichts ermitteln. Nur so viel ist bekannt, daß er als erster Konsul das Manuskript wieder zur Hand nahm und auf den Einfall gerieth, es zur Darstellung zu bringen. Als ein Mann der Entwürfe, welcher als Feldherr daran gewöhnt wurde, nur die Idee zu geben und das Detail dienenden Kräften zuzuweisen, nahm er auch in schriftstellerischer Beziehung keinen Anstand, seine Tragödie „Hektor", die noch einer gut angelegten, aber roh ausgemeißelten Statue glich, einem Kenner vom Fach zu übergeben, damit er sie, mit Beibehaltung des ursprünglichen Planes, glätte und für die Bretterwelt zurichte. Allein das Kriegsgetümmel verscheuchte die Muse wieder aus Napoleon's Zimmer, und erst als Kaiser nahm er seinen „Hektor" wieder vor und vertraute ihn dem Professor Luce de Lancival an, welcher zur Feile dieses Werkes vorzugsweise geeignet schien, da er ein genauer Kenner der Klassiker und namentlich des Homer war, wofür dessen episches Gedicht „Achille à Scyros" den deutlichsten Beweis liefert. In fortwährendem Einvernehmen mit dem Kaiser und unter dessen unmittelbarer Censur, nicht feilend, sondern auch ändernd und ganze Scenen und Charaktere beseitigend, welche dem theatralischen Effekte Eintrag zu thun schienen, hatte dieser nunmehr das Manuskript so weit appretirt, daß man es ohne Bedenken dem Comité des Théâtre français zum Behufe der Darstellung übersenden konnte. Die Einsendung fand — wie natürlich — anonym statt, und das Stück wurde — zurückgewiesen. Da erschien Tags darauf plötzlich vor den Schauspielern ein Stallknecht des Kaisers in seiner Arbeitsjacke mit einer Rolle und einem Billet folgenden Inhaltes: „Les acteurs du théâtre Français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie qu'ils ont eu la bêtise de refuser. Napoléon." („Die Schauspieler des Théâtre français werden binnen einem Monate von heute an das Trauerspiel, welches zurückzuweisen sie die Albernheit hatten, zur Darstellung bringen. Napoleon.") Die Pille wirkte. Die Tragödie wurde mit aller Eile und möglichstem Fleiße einstudirt. Die theatralischen Notabilitäten Talma und Mlle. Duchesnois übernahmen die Hauptrollen. Am 1. Februar 1809 fand die erste Aufführung statt, sie hatte den günstigsten Erfolg. Luce de Lancival, welcher dem Kaiser seinen Namen als Maske leihen mußte, erhielt von ihm das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von jährlich 6000 Francs. — Der Kaiser besuchte die Vorstellungen seines Stückes mehrmal und fühlte sich auffallend geschmeichelt, wenn Verse, in welchen er manche seiner Lieblings-Ideen deutlich ausgesprochen hatte, vom Publikum, dem das Vorgefallene nicht ganz fremd geblieben war, rasch aufgefaßt und beziehungsweise lebhaft beklatscht wurden."

— Opposition aus Versehen. Wie ernst der Kampf, den die Französische Geistlichkeit seit kurzem wieder gegen die Universität begonnen, auch erscheinen mag, so ist es doch kein Ruhm für die Verkündiger des göttlichen Wortes, daß ihre Opposition mitunter eine etwas systematische und unlautere ist, wie man aus folgender Anekdote sehen kann:

Herr Barthélémy de St. Hilaire, Professor der Philosophie am Collège de France in Paris, las in voriger Woche über die Kategorieen des Aristoteles, als er auf einmal mitten in seinem Vortrage von einem jungen Abbé unterbrochen wurde, welcher sich von seinem Sitze erhob und zu ihm sagte: „Herr Professor, ich sehe mich genöthigt, gegen Ihre Worte zu protestiren."

Prof. Welche Worte meinen Sie, mein Herr?

Abbé. Unter den Kategorieen des Aristoteles sind Angriffe gegen die Jesuiten versteckt. Ich sehe mich also genöthigt, gegen Ihre Worte zu protestiren.

Prof. Ohne die Gründe Ihrer Protestation zu prüfen, will ich Ihnen nur ganz kurz sagen, mein Herr, daß in meinen Vorlesungen von den Jesuiten gar nicht die Rede ist.

Abbé. Sie haben aber doch angezeigt, daß Ihr ganzes Semester von der Geschichte der Jesuiten handeln würde. Oder sind Sie vielleicht nicht der Herr Professor Edgar Quinet?

Prof. Nein, mein Herr; ich habe nicht die Ehre, dieser zu seyn.

Abbé. O, dann bitte ich um Verzeihung. Ich habe mich in der Nummer des Auditoriums geirrt. Ich gehe auf der Stelle zu Herrn Edgar Quinet, um ihm zu sagen, daß ich mich genöthigt sehe, gegen seine Worte zu protestiren.

Der Abbé verließ das Auditorium unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer, die ihm nachgingen. Er trat wirklich in das Zimmer, wo Edgar Quinet liest; aber man bemerkte bald, daß der Abbé vor den lauten Beifallsbezeugungen der Zuhörer des Herrn Edgar Quinet nicht dazu kommen konnte, gegen die Worte desselben zu protestiren.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 16. Juni 1843.

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von L. von Ploennies.

I. William Wordsworth.

William Wordsworth, einer der Haupt-Repräsentanten der Lake school, ist, trotz der vielen Anfechtungen, Satiren und Verfolgungen, welche seine dichterische Laufbahn durchkreuzten, gewiß einer der bedeutendsten Dichter von England. Voll hohen sittlichen Gefühls, voll warmer Innigkeit und Theilnahme für die Leiden und Freuden seiner Mitgeschöpfe, welche seine betrachtende Seele durch den Hinblick auf eine höhere Welt verklärt, vor Allem aber durch seine tiefe Sympathie mit der Natur, deren geheimste Schönheiten vor seinem sinnenden Blick aufgeschlagen liegen, wie eine göttliche Offenbarung, müssen seine Dichtungen in jedem unverdorbenen Herzen anklingen und ein heiliges Echo erwecken. Man darf sich durch die breite und die oft ins Kleinliche gehende Ausmalung nicht ermüden lassen und wird gewiß, wenn man mit einiger Beharrlichkeit weiter schreitet, für die Ausdauer belohnt. Die Engländer sagen von ihm: „Man kann seine Gedichte nicht aus der Hand legen, ohne von Achtung für den Geist der Tugend durchdrungen zu seyn, der aus jeder Zeile athmet. Er schreibt nur aus dem Herzen, und er lebt wie er schreibt." Die tiefe Einsamkeit, in welcher er, fern vom Gewühl der Welt, umgeben von den stillen Freuden der Häuslichkeit und der großartigen Schönheit der majestätischen Natur, lebt, hat seiner Poesie, zugleich mit der erhabenen Richtung, eine große Einfachheit verliehen, welche, oft ans Monotone gränzend, leicht ermüdend wird. Es ist nichts in ihr von jener erregenden, schimmernden, blendenden, modernen Richtung unserer Poesie, im Gegentheil verschmähte es der Dichter beinahe zu sehr, die reichen Materialien, welche ihm zu Gebote stehen, auf vortheilhafte Weise zu benutzen, denn weit entfernt, nach dem Beifall der Menge zu streben, ist sein Wahlspruch: „Du arbeitest auch nicht, daß dich der Haufe bewundere." Aus diesem Grunde ist es erklärlich, warum Wordsworth, dem alle Kritiker „Erhabenheit der Gesinnung, Zartheit des Herzens, warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur, verbunden mit einer außerordentlichen Gluth der Imagination" zugestehen, sich doch nie glänzender Erfolge zu erfreuen hatte. Während die Muse unserer Tage auf goldenem Siegeswagen, umgeben von allem Pomp der Erde, daherrauscht, erscheint sie dem einfachen gemüthlichen Wordsworth in der halb kindlichen Gestalt der Maid von Inversneyde. Aber zu welchen lieblichen Klängen hat dieses holde Kind der Natur ihn begeistert! Welche Innigkeit, welche zarte Poesie beseelen dies kleine Bild!

An ein Hochländisches Mädchen, zu Inversneyde am See Lochmond.

O Hochlandsmaid, du liebst umflossen
Vom Reiz, der über dich ergossen!
Dich haben zweimal sieben Jahr'
Geschmückt mit ihren Gaben klar,
Und dieser Fels, die stille Au,
Der grüne Baum, der Himmel blau,
Der Wasserfall, der rauschend fließt,
Sich in den stillen See ergießt,
Die kleine Bucht, die halb versteckt
Die Hütte, die sie schützend deckt,
Dies all mit dir, o Maid! vereint
Mir wie ein Bild des Traumes erscheint,
Wenn es aus duft'gen Schleiern steigt,
Wenn Erdengram zur Ruh' sich neigt.

Doch ob du auch ein Traumgesicht,
Dich segnet warm mein Menschenherz,
Gott schütze dich vor Gram und Schmerz!
Dich kenn' ich und die Deinen nicht,
Doch dringt in's Aug' die Thräne mir,
Und bin ich fern, ach fern von dir,
So steigt für dich empor mein Fleh'n,
Denn niemals noch hab' ich gesehn
So klar gezeichnet ein Gemüth
Von heil'gem Unschuldsreiz umblüht.
Gleich einem goldnen Saamenkorn
Von ungefähr hier ausgesäet,
Erblüh'st du von den Menschen fern,
Von Unbefangenheit umweht.
Von deiner Stirne leuchtet rein
Der Bergesfreiheit lichter Schein,
Der Freude heit'res Himmelslicht
Aus deinem klaren Auge spricht,
Und zarte Schicklichkeit umwallt
Mit edler Grazie die Gestalt.

Die einz'gen Fesseln, die dich engen,
Sind, wenn dir manchmal Worte fehlen,
Um die Gedanken, die sich drängen,
Dem rechten Ausdruck zu vermählen,
Wenn, aus der Fessel sich zu winden,
Dein ganzes Wesen lebhaft strebt
Im Englischen das Wort zu finden,
Wie reizend bist du da belebt!
So sah ich wohl an stürm'schen Tagen,
Ein Vögelein, vom Wind getragen,
Anmuthig mit den Flügeln schlagen.
Dir einen Kranz zu flechten, Maid,
Wär' jede Hand wohl gern bereit.
O, welche sel'ge stille Freude,
Bei dir zu seyn auf dieser Haide,
Annehmend deine Weis' und Sitte,
Zu folgen deinem leichten Schritte,
Zu leben hier mit stillem Sinn
Als Schäfer, du die Schäferin! —
Doch ernster, gegenüber dir,
Regt sich ein Wunsch im Herzen mir.
Wie eine Meereswoge fern
Stehst du mir, Kind — doch hätt' ich gern
Auf dich ein Recht, — ja, könnt' ich nur
Als Nachbar folgen deiner Spur,
Könnt' ich das Schicksal doch beschwören,
Als Bruder stets dich sehn und hören!
Als Vater, Kind, dir angehören!

Dem Himmel dank ich's, daß er hell
Mich hergeführt an diese Stell',
Wo mir so reine Lust erblüht,
Daß sie bewahrt mein still Gemüth.
An solchen Stellen segnen wir,
Erinnerung! deine holde Macht,
Drum scheid' ich ohne Gram von dir,
Für dich der schöne Ort gemacht.
Du wirst die Einsamkeit hier schmücken,
So lang' du lebst, sie neu entzücken.
Ich scheide ohne Traurigkeit
Von dir, du süße Hochlandsmaid.
Denn noch im Alter werd' ich sehn
Dich hold, wie jetzt, vor mir stehn:
Die Hütte und den Felsenwall,
Die Bucht, den See, den Wasserfall
Und dich, die Seele von dem all.

Dies ist einer von jenen Edelsteinen, welche Wordsworth, nach dem Urtheil der Englischen Kritiker, in einer Wüste ausstreut. Im ersten Augenblick erscheinen uns diese kleinen anmuthigen Dichtungen wie klare vergängliche Wassertropfen, aber beim Lichte betrachtet, sind sie unvergängliche Edelsteine vom reinsten Wasser. Die große Einfachheit ihrer Fassung läßt sie oft unbeachtet verschwinden, während Böhmische Steine und falsches Flitterwerk, prangend in goldener Fassung, die Augen der Menge verblenden. Sein im Jahre 1814 unter dem Titel Recluse erschienenes größeres Gedicht ist reich an poetischer Schönheit, aber die Handlung selbst und ihr Fortschritt sind nicht geeignet, ein lebhaftes Interesse zu erregen. Der erste Theil, „Excursions", ist die Geschichte eines Hausirers, der in den Gebirgen von Nord-England umherwandert und sich über die Begebenheiten des Lebens mit den ihm begegnenden Personen unterhält. Das Gedicht gehört zu den didaktischen und sucht die Nothwendigkeit: bei jedem Unglück den Glauben an die Vorsehung festzuhalten, dem Gemüth des Lesers einzuprägen. Doch hat es, trotz der schönen Stellen, die es enthält, wenig Glück gemacht. Eine schöne Episode der „Excursions" ist die Schilderung der Verführung und des Unglücks eines armen Mädchens, welche der Prediger an ihrem Grabe erzählt.

Wie sich am sonnigen Strand ein zartes Lamm
Im sichern Schutz vor Märzes Winden birgt,
Geschirmt von seiner Mutter, also liegt
Das kleine Grab, vom nächsten Grab geschützt.
Der kleine Hügel kündet, wer hier ruht.
Ein zartes Kind schläft hier den letzten Schlaf,
Vom Grab der Mutter schützend überwacht.
Dort bei des unschuldvollen Säuglings Grab,
Ja auf dem Gras, das jetzt ihr eignes deckt,
Sah weinend man die Mutter oftmals knie'n
Im Tagesglanze, Magdalenen gleich.
Sie ist nicht mehr — das Gras des Hügels trägt
Des Thaues Spur, nicht Ellens Thränen mehr,
Und keine einz'ge Spur von ihrem Schritt,
Dem trauervollen, trägt der grüne Pfad,
Noch von dem früher'n schwebend leichten Gang,
Mit dem sie einst jungfräulich hier gewallt,
Der so [illegible] dieses Grab berührte,

Und durch des Morgens Glanz und klaren Thau
Voll Anmuth trug die lieblich holde Maid.

Der zweite Theil des Gedichtes, the withe Doe of Rylstone, soll durch die Abrundung des Ganzen mehr Anspruch auf Vollendung haben. Mich ziehen besonders die kleineren Gedichte des Verfassers an; seine sonst oft in die Weite schweifenden Betrachtungen vereinen sich hier in einen Brennpunkt, wie z. B. in dem schönen Sonnett, welches allgemein in England bewundert wird, das ich in der Britannia mittheilte.

Das vollkommene Weib.

Ein wonnig Traumbild stand sie da,
Als sie zuerst mein Auge sah,
Schien auf die Welt gesandt, um rein
Der Schmuck des Augenblicks zu seyn.
Die Augen — Sterne dunkelklar,
Wie Dämmerung das dunkle Haar,
Doch Alles, was sie sonst umflossen,
Dem Mai und Morgen schien's entsprossen,
Dies schwebend Bild, umstrahlt von Glück,
Zog, blendend, fesselnd, an den Blick.

Ich sah sie näher und genau,
So geistig, und doch ganz die Frau!
Sah sie in ihrer Häuslichkeit
Voll jungfräulicher Freudigkeit;
Sah, wie belebten ihr Gesicht
Erinn'rung und Verheißung licht;
Sah ein Geschöpf, nicht zu erhaben
Für jedes Tages Sorg' und Gaben,
Für flücht'gen Kummer und Genuß,
Lob, Tadel, Lächeln, Thrän' und Kuß.

Und klar durchschau zu dieser Stund'
Ich ihres innern Lebens Grund.
Ein Wesen, das mit tiefer'm Sinn
Wallt zwischen Tod und Leben hin;
Voll Willenskraft und klar von Blick,
Voll Duldung, Vorsicht, Kraft, Geschick,
Vollkommen weiblich, herbeschieden
Zu warnen, trösten, zu gebieten;
Und doch so geistig, schön und rein,
Daß fast sie strahlt in Engelsschein.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Pascal und die neue Ausgabe seiner Pensées.

(Schluß.)

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß die Veränderungen, welche sich Pascal's Freunde bei der Herausgabe seiner Pensées erlaubten und welche jetzt eine neue und vollständige Ausgabe derselben nöthig machen, ihnen zum Theil durch den Geist der Zeit geboten waren. Dazu kommen noch besondere Rücksichten, die sie für sich zu beobachten hatten. Jene Veränderungen betreffen theils den Inhalt, theils die Form. So glaubten die frommen Herausgeber zuerst in Betreff aller Anspielungen, aller Aeußerungen, die sich in Pascal's Papieren auf den Jansenismus, den Molinismus und auf die Jesuiten überhaupt bezogen, ein strenges Stillschweigen beobachten zu müssen und die letzten Spuren der früheren Kämpfe zu verwischen. Man hatte kaum jene berühmte Versöhnung hinter sich, die man den „Frieden der Kirche" nannte; die Pflicht, der Takt, die Klugheit machten hier die Weglassungen zur Nothwendigkeit; sonst verletzte man den König und den Papst, die sich eben als Friedensstifter in diese religiösen Kämpfe eingemischt, sonst verkannte man die Pflichten jedes treuen Unterthanen, jedes gehorsamen Gläubigen. So lassen sich die Weglassungen Port-Royals in dieser Beziehung rechtfertigen: man konnte, man wollte in den Pensées keine Fortsetzung der Provinciales geben. Eben so ließ man, aber aus einem anderen nicht ganz so plausibeln Grunde viele Stellen weg, die sich auf die Philosophie und auf Descartes beziehen. Pascal war ein Gegner Descartes', aber er war kein isolirter, unabhängiger Schriftsteller; er war Mitglied einer berühmten Corporation, deren Geist er angenommen und die er mit Eifer und Glanz vertheidigt. Sein Andenken wäre nicht allein für seine nachgelassenen Aeußerungen verantwortlich gewesen; bis zu einem gewissen Punkt übernahm Port-Royal, besonders indem es sie herausgab, die Solidarität dafür vor dem Publikum und der Censur. Man weiß, in welche Kämpfe damals diese Schule verwickelt war, welche Feinde sie zu fürchten hatte, welche Verfolgungen ihr drohten. Die strenge Einheit der Doktrinen wurde also immer mehr eine durchaus nothwendige äußere Bedingung, und es war besonders in diesem Vertheidigungskampf an der Zeit, an die inneren Spaltungen nicht mehr zu denken. Nun war Port-Royal in der Philosophie durch Arnauld und Nicole bald kartesianisch: da also die Herausgabe wo nicht unter den Augen dieser beiden Gelehrten, doch unter ihrem unmittelbaren Einfluß stattfand und man ohnedies schon durch fragmentarische und unvollkommene Gestalt des ganzen Nachlasses darin zu wählen und zu sichten genöthigt und gewöhnt war, so ließ man natürlich die Stellen, die gegen Descartes gerichtet sind, weg. Damit entstellte man nicht Pascal's Gedanken, man schwieg nur über einen einzelnen Punkt. Endlich war man, wie man sich nach dem Obigen schon denken kann, besonders vorsichtig bei jenen unglücklichen Gedanken, jenen Taumeln des Zweifels, denen Pascal's Geist dann und wann nur unterlag, um sich dann desto heftiger in die tiefsten Tiefen des Glaubens zurückzuwerfen. Pascal ist ein kranker, aufgeregter Schwärmer, der seinem Geist die Leiden seines Herzens zur Last wirft, der, von der Phantasie verfolgt, seine Vernunft anklagt. So gefällt er sich darin als reuiger Christ, eben diese Vernunft, gerade weil sie das Größte und Edelste ist, was er in sich hat, auf jede Weise zu erniedrigen und herabzusetzen. Man begreift die Scheu einer frommen und christlichen Freundschaft, die verborgenen Kämpfe eines ihrer Brüder vor dem Publikum zu enthüllen, das Innere einer theuren Seele zur Schaubühne für die lärmende Menge zu machen. Weniger zu entschuldigen sind die Veränderungen, die man sich in Form und Styl erlaubte. Hier gerade durfte Pascal von Allen eine absolute Verehrung erwarten. Port-Royal dagegen mit seiner trockenen und furchtsamen Rhetorik hat eine Menge Feinheiten unterdrückt, eine Menge Kühnheiten abgeschwächt, viele Seiten verdorben, die noch gestern und trotz der Verstümmelung uns erhaben schienen, jetzt aber keinen Vergleich mehr aushalten. Nur zu oft sind die Launen des Künstlers, das Feuer des Ausdrucks, mit einem Wort das Leben, durch die Arbeit der Verbesserer, in Regelmäßigkeit und Korrektheit erloschen. Einmal klagt Pascal über die Eitelkeit des Menschen und die tausend Langweiligkeiten, die ihm zu schaffen machen: „Die geringste Sache", sagt er da, „wie ein Billard oder eine Kugel, die er fortstoßt, konnen ihn ergötzen." Jenes Wort „Billard" scheint Port-Royal zu weltlich: es streicht und setzt dafür „die geringste Kleinigkeit" (la moindre bagatelle). Es kommt eine herrliche Stelle in den Pensées vor, wo Pascal den Menschen, wenn er sich die Gedanken an das künftige Leben aus dem Sinne schlägt, mit einem Angeklagten vergleicht, der, obgleich er in einer Stunde sein Urtheil erfahren soll, Piket zu spielen anfängt; Port-Royal schreckt vor diesem derben Wort zurück und schreibt dafür: „sich zu zerstreuen" (à se divertir). So wird der persönliche und individuelle Ton des unnachahmlichen Prosaisten fortwährend ertödtet durch die Kälte der Abstraction. Ein anderes Mal, wo er von den Erfindern spricht, meint Pascal, man verkenne sie sehr oft, und die, welche nicht erfinden, möchten ihnen gern Stockschläge (des coups de bâton) geben; dieses Bild scheint Port-Royal wieder zu stark, es setzt dafür: „Man behandelt sie wie Träumer" (on les traite de visionnaires). An einer anderen Stelle spottet Pascal darüber, daß man sich gewöhnlich Aristoteles und Plato mit langen Pedantenmänteln (avec de grandes robes de pédant) vorstelle: Port-Royal streicht und setzt: „als Personen, die immer sehr ernst gewesen (comme des personnages toujours graves). Solcher Stellen könnten wir noch eine Menge anführen. Zuweilen bleiben ganze Sätze weg, die den Herausgebern zu kühn scheinen. In den bisherigen Ausgaben sagt Pascal, Plato und Aristoteles hätten ihre Schriften über den Staat nur zur Kurzweil und Zerstreuung geschrieben (en jouant et pour se divertir); im Manuskript geht er noch weiter: „Wenn sie über den Staat geschrieben", sagt er, „so thaten sie es nur, um ein Narrenhospital in Ordnung zu halten, und wenn sie sich stellten, als ob sie den Gegenstand als einen sehr wichtigen behandelten, so geschah es, weil sie wußten, daß die Narren, zu denen sie sprachen, Könige und Kaiser seyn konnten; sie gehen daher in ihre fixen Ideen ein, um ihre Narrheit so zu leiten, daß sie so wenig als möglich Schaden bringe." Unter Ludwig XIV. konnte man freilich nicht anders, als solche Kühnheiten bei Seite lassen: der große König hätte den Vergleich nicht sehr schmeichelhaft gefunden.

Einige Stellen jedoch kommen vor, wo die Verbesserungen Port-Royals unverzeihlich, ja sogar moralisch verwerflich sind. Es mag ihm hingehen, wenn es ganze Stellen wegläßt, oder wenn es, vor einer kühnen Idee zurückschreckend, nur einige einschränkende Phrasen ergänzend hinzufügt, wie bei dem Beweise von Gottes Daseyn aus den Regeln der Hasardspiele. Aber zuweilen gehen seine Freunde so weit, den Gedanken des Verfassers zu verfälschen, ihn das gerade Gegentheil von dem sagen zu lassen, was er wirklich sagt. So wagt Pascal einmal zu äußern, daß in einem gewissen Sinn der offene Atheismus ein Zeichen von Geisteskraft ist: une marque de force d'esprit. Port-Royal setzt hier ganz einfach statt marque: manque (Mangel). Wenn dies ein Druckfehler ist, so ist es ein sehr fataler. Doch kann von einem Druckfehler nicht die Rede seyn, wenn das Manuskript sagt, daß Montaigne Recht hat (a raison) und das Gedruckte im Gegentheil behauptet, Montaigne habe Unrecht (a tort). Eine solche Verfälschung läßt sich auf keinen Fall entschuldigen; hier vergißt sich Port-Royal so weit, die wenig ehrenvollen Waffen zu Hülfe zu nehmen, deren sich seine Gegner gern bedienten, die Gegner, welche in den Provinciales gebrandmarkt worden.

Das Angeführte zeigt hinreichend, daß eine neue Ausgabe der Pensées unumgänglich geworden ist: es ziemte der Regierung oder der Akademie, sich für dieses Unternehmen zu interessiren, es unter seine Auspizien zu nehmen. Pascal's Ruf als Schriftsteller kann bei einer wo nicht buchstäblichen (dies wäre oft unmöglich), doch wenigstens treueren Wiederherstellung seines Styls nur gewinnen, und auch sein Ruhm als origineller und kühner Denker würde durch die späte Herausgabe der bisher ungedruckten Fragmente nur gefördert. Man vergesse es nicht, es ist dies ein einziges Denkmal der Literatur. In den Provinciales hat man nur den beredten und geistreichen Prosaisten; in den Pensées hat man noch mehr; hier ist der Mensch noch nicht vom Künstler getrennt, und hierdurch werden die zwei größten Gefühle des menschlichen Herzens, zwei widersprechende Gefühle, in der Seele des Lesers hervorgerufen, das Mitleid und die Bewunderung. (R. d. P.)

Nord-Amerika.

Zur Charakteristik Europäischer Reisenden in den Vereinigten Staaten.

Vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren konnten die Vereinigten Staaten in Beziehung auf Europa fast noch für ein unentdecktes Land gelten. Wißbegierige Touristen hatten kaum angefangen, seinen jungfräulichen Boden

zum Vortheil der Reise-Literatur auszubeuten; denn so viele Europäer auch im Verlaufe zweier Jahrhunderte den Ocean überschritten, so wenige waren zurückgekehrt, um die alte Welt von dem Zustande der neuen zu unterrichten. Die Revolution von 1775 machte die entstehende Republik auf einen Augenblick in Europa bekannt, aber die Theilnahme, die man diesem Ereignisse zuwandte, wurde bald durch die großartige, den ganzen Kontinent erschütternde Umwälzung Frankreichs verschlungen, und im Drange welthistorischer Begebenheiten hatte man bis zum Jahre 1815 nur wenig Muße, über das Atlantische Meer zu blicken. Als jedoch nach dem endlich errungenen und so sehnlich herbeigewünschten Weltfrieden sich statt der langentbehrten Segnungen der Ruhe ein allgemeines Mißbehagen der Völker bemächtigte, begann man von neuem, seine Blicke auf Amerika zu werfen, wo das wichtige Problem gelöst werden sollte, ob es möglich und wünschenswerth sey, in moderner Zeit und unter modernen Verhältnissen einen Freistaat nach dem Muster des alten Roms zu gründen. Das Interesse, welches das Resultat eines solchen Versuchs der ganzen kultivirten Welt einflößen mußte, macht die Begierde erklärlich, mit der man die mannigfachen, von Reisenden verschiedener Nationen abgestatteten Berichte aufgenommen hat, da die heilsame Tendenz politischer Institutionen sich nur nach den Wirkungen beurtheilen läßt, die sie auf die moralische und materielle Wohlfahrt der ihrem Einfluß unterworfenen Volksmasse ausüben. Weil aber fast jeder Beobachter, wenn auch unbewußt, von vorgefaßten Meinungen irre geleitet wird und die Gegenstände durch das Prisma seiner günstigen oder ungünstigen Vorurtheile beschaut, so ist es kein leichtes Unternehmen, die widersprechenden Angaben zu sichten und aus der Masse des vorliegenden Stoffes die zur Beantwortung obiger Frage nöthigen Data zu sammeln.

Zur Erleichterung dieser Aufgabe möchte vielleicht eine Charakteristik der verschiedenen Europäischen Reisenden dienen, die sich die Vereinigten Staaten zu ihrem Thema auserwählt haben. Eine solche unternimmt der vielschreibende Französische Kritiker Philarète Chasles in der „Revue des deux Mondes", wobei er jedoch, indem er die Amerikanische Reise-Literatur mit einem unbekannt gebliebenen Werke des Fürsten Pückler-Muskau bereichert, seltsamer Weise seine Landsleute Chevalier und Tocqueville, deren Schriften in mancher Hinsicht zu den ausgezeichnetsten gehören, die wir über diesen Gegenstand besitzen, ganz unbeachtet läßt *). Dennoch weiß er in seiner leichten, epigrammatischen Manier die Eigenthümlichkeiten der von ihm angeführten Autoren scharf genug aufzufassen und getreu zu charakterisiren. „Zum Unglück", schreibt er, „sind die meisten Reisenden, welche die Amerikanischen Freistaaten durchwandert haben, von philosophischem Geiste entblößt. Miß (Mrs.) Butler **), eine ausgezeichnete, geistvolle Actrice, schildert mit vieler Lebhaftigkeit den anomalen Zustand der Sitten und die neuen Eindrücke, die jene unermeßlichen Landschaften auf ihre Einbildungskraft und ihr weibliches Gefühl hervorbrachten. Der Capitain Hamilton stellt seine Beobachtungen über die diplomatischen Verhältnisse und politischen Tendenzen der Union an;" (die aber, wie es uns scheint, in einem gar zu bitteren und krittelnden Tone abgefaßt sind.) — — Wir übergehen, was Herr Chasles über die apokryphische Pückler-Muskausche Reise, so wie über die Werke des Herrn Grund und des Ornithologen Audubon berichtet, da er beide nicht gelesen zu haben scheint. — — „Miß Martineau, die England in der festen Absicht verließ, die Vereinigten Staaten nach den Gesetzen der Aesthetik (!) und der politischen Oekonomie zu bewundern, ist sehr erstaunt, einige Unvollkommenheiten zu entdecken, und die Nüancen des unwillkürlichen Tadels, die ihre Bestrebung, Alles vortrefflich zu finden, durchkreuzen, bringen eine belustigende Wirkung hervor. Marryatt, den seine eingewurzelten Englischen Vorurtheile nach der neuen Welt begleiten, rächt sich durch seine Epigramme an der Langenweile, die ihn das Land materieller Verbesserungen empfinden läßt. Dickens zieht sich besser aus dem Spiele: seine Scherze sind liebenswürdiger und weniger bitter; sie beleuchten auf eine anziehende Weise einige Eigenthümlichkeiten des häuslichen Lebens der Amerikaner. Tyrone Power ist ein Schauspieler ***); er hat den lebhaften, geschmeidigen, leichten, geläufigen, nomadenartigen Stil eines Mimen, der die Welt durchwandert. Er hat die Amerikaner von ihrer besten Seite betrachtet und beurtheilt sie mit sympathetischer Nachsicht; sie haben ihm Beifall gespendet, und er ist ihnen dafür dankbar. Ein Schauspieler ist ein geborner Demokrat. Dieses öffentliche Leben, diese Vergötterung des Scheins, diese Dienstbarkeit vor dem großen Haufen, welche den Nacken und die Stirn der edelsten und würdigsten unter ihnen — eines Talma, Garrick, Kemble — beugt, ist ihrem Wesen noch republikanisch. Man muß Power dem Marryatt und Basil Hall gegenüberstellen, um die Verdienste und Vorzüge der Amerikaner kennen zu lernen, die von den meisten Engländern zu streng beurtheilt werden." Hiergegen ist zu bemerken, daß gerade Power's Werk, seines lobpreisenden Tones ungeachtet, in Amerika am wenigsten beliebt ist, während Schriften wie die Mrs. Trollope's, Mrs. Butler's u. s. w. von dem Publikum verschlungen werden und stets in neuen Auflagen (d. h. Nachdrücken) erscheinen, obgleich sich die Indignation über deren Inhalt auf die unzweideutigste Weise kundgiebt. Der Zeitungsschreiber Bennett kannte diesen Zug in dem Charakter seiner (adoptirten) Landsleute †) recht gut, als er Herrn Dickens bei dessen Abreise den Rath gab, sie nicht zu sehr zu loben. ††)

*) Auch Beaumont, Murray, Abler, Alexander, der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar u. A. m. werden mit Stillschweigen übergangen.

**) Bekannter unter dem Namen Fanny Kemble.

***) Er befand sich unter den Passagieren des spurlos verschwundenen Dampfschiffes „The President".

†) Er selbst ist nämlich Schotte von Geburt.

††) Man sehe den Artikel über die Presse in den Vereinigten Staaten in Nr. 11 des Magazins. „Schimpft, und man hält was auf Euch; Schmalz wird Einem bald zum

Die American Notes fanden vor dem strengen Richterstuhl der Quarterly Review weniger Gnade, als in den Augen des Herrn Chasles. „Die Engländer und Amerikaner", meint die Quarterly, die bei diesem Anlaß einige Gewissensbisse über ihre früheren Angriffe gegen ihre Trans-Atlantischen Stammsgenossen zu fühlen scheint, „die Engländer und Amerikaner sollten bedenken, daß der verwandte Ursprung und die gemeinschaftliche Sprache, die sie einerseits so eng mit einander verbinden, andererseits leicht einen feindseligen und eifersüchtigen Geist zwischen beiden Nationen hervorbringen können. Wenn ein auch noch so cynisch gesinnter Französischer Reisender die Vereinigten Staaten besucht, so weiß er, daß er sich in einem fremden Lande befindet, und es flößt ihm kein Erstaunen ein, daß die Mundart und die Sitten der New-Yorker von der Pariser Richtschnur abweichen. Sollte er sich ja ungünstige Bemerkungen erlauben, so verbergen sich diese in einer fremden Sprache, die der Amerikaner weder kennt noch achtet. Mit einem Engländer ist aber der Fall ganz verschieden. Die Identität der Sprache, welche die Handels-Verbindungen erleichtert und eine gewisse Uebereinstimmung des literarischen Geschmacks und des moralischen Gefühls erzeugt, bringt bei etwa vorfallenden Zwistigkeiten eine verhältnißmäßig üble Wirkung hervor. Die gemeinschaftliche Sprache dient beiden Theilen zur Waffe, und die Quelle der Freundschaft verwandelt sich in Galle. Man kann Nationen, die in verschiedenen Mundarten gegen einander schreiben oder reden, den Boxern vergleichen, die mit Handschuhen fechten; aber wenn sich Britten und Amerikaner in ihrer gemeinschaftlichen Sprache bekämpfen, so boxen sie, so zu sagen, mit der bloßen Faust — jeder Schlag hat eine blutige Nase oder ein blaues Auge zur Folge."

Nach dieser originellen Vergleichung fährt der Reviewer fort, das Dickensche Werk einer genauen Analyse zu unterwerfen, aus welcher er das Resultat zieht, daß sich der Verfasser zu sehr mit Nebensachen beschäftigt und seine eigentliche Aufgabe — die Schilderung des geselligen, politischen und literarischen Zustandes der Vereinigten Staaten — aus den Augen verloren habe. „Wir können nicht umhin", heißt es weiter, „das Ganze als verfehlt zu betrachten, was wir jedoch gewissen Ursachen zuschreiben müssen, die dem persönlichen Charakter des Verfassers alle Ehre machen. Wie es scheint, wurde er in Amerika gastfrei aufgenommen, und es konnte ihm nicht entgehen, mit welcher peinlichen Angst man dem Urtheil entgegensah, das er in seinem Buche über das Land aussprechen würde. Die Zartheit seiner persönlichen Lage mußte dem Ausdruck seiner literarischen Meinungen in den Weg treten, und er scheint es sich daher, wenigstens in dem größten Theil seines Werks, zum Gesetze gemacht zu haben, Alles zu vermeiden, was Anstoß geben könnte (!) . . . Dieser Entschluß hat jedoch Herrn Dickens genöthigt, sich auf Gemeinplätze zu beschränken, die uns längst in geistreicherer Einkleidung aus den Schriften früherer Reisenden bekannt waren. Folgende Synopsis der von ihm in der ersten Hälfte des ersten Bandes behandelten Punkte und des jedem einzelnen derselben angewiesenen Raumes wird die Art und Weise am besten erklären, wie er bei Gegenständen verweilt, die nur eine kurze Erwähnung verdienten, während er über Alles hinwegeilt, worüber wir gern seine Meinung vernähmen. Sein Aufenthalt in Boston, das, wie er uns zu verstehen giebt und wie wir selbst überzeugt sind, in Hinsicht des geselligen Lebens, der Sitten, Künste, Wissenschaften u. s. w. den Vorrang unter den Amerikanischen Städten behauptet, schließt mit der 142sten Seite des ersten Bandes — und diese 142 Seiten werden von nachstehenden Gegenständen eingenommen:

Hinreise	53	Seiten	—	Zeilen	
Notiz über einen Knaben und ein Mädchen im Blinden-Institut	32	„	—	„	
Allgemeine Bemerkungen über die Gefängnisse, Hospitäler und Straf-Anstalten.	30	„	—	„	
Die Religion, die verschiedenen Sekten und ihr Einfluß (mit Einschluß zweier Seiten aus der Rede eines zum geistlichen Stande übergegangenen Matrosen)	8	„	—	„	
Allgemeine Beschreibung der Stadt Boston. . . .	6	„	—	„	
Gerichtshöfe und Rechtspflege	3	„	—	„	
Gasthöfe — Einrichtung, Aufwartung, Lebensweise in denselben.	2	„	—	„	
Universität Cambridge — Vortrefflichkeit der Professoren und ihr wohlthätiger Einfluß auf die Gesellschaft	1½	„	—	„	
Soziale Gebräuche und allgemeine Lebensweise. .	—	„	17	„	
Die Damen, ihre Schönheit, Erziehung, moralische Eigenschaften und Beschäftigungen	—	„	14	„	
Die Theater	—	„	4	„	
Ansicht und Verhandlungen des Staats und der Repräsentanten-Kammer	—	„	3	„	
Geselliger Ton in Boston . . . . (nicht ganz)	—	„	2	„	
Zustand der Literatur	—	„	—	„	!
Schöne Künste	—	„	—	„	!!
Physische, moralische und politische Lage, Beschäftigungen, Sitten u. s. w. der verschiedenen Stände	—	„	—	„	!!!
Handel, Verkehr, Finanzen, öffentliche Werke, Armee, Marine, Professoren, Regierungsform u. s. w. u. s. w.		„			!!!!

„Seine Beschreibung von New-York, „der schönen Hauptstadt Amerika's",

39 Seiten ist keine Andeutung zu bemerken, daß er ein einziges Privathaus betreten oder mit einer einzigen Privatperson verkehrt habe — ja! daß dort überhaupt eine kultivirte Gesellschaft existire. Alles, was er über soziale Verhältnisse und intellektuelle Gegenstände berichtet, beschränkt sich auf sechs bis sieben Zeilen, während die Gefängnisse und Irren-Anstalten 5 Seiten einnehmen, und die übrigen 33 Seiten mit Genrebildern des Abschaums der Menschheit — des grotesken, ekelhaften Straßenpöbels — angefüllt sind. Und selbst in diesen Schilderungen der buntscheckigen Volksmasse befindet sich nichts Eigenthümliches oder Originelles; denn eine Mulatten-Wirthin und einen schwarzen Musikanten, die Hauptfiguren dieses New-Yorker Panorama's, könnte man auch in Paris oder London auftreiben. Von Kunst und Wissenschaft, Literatur und Politik, Handel und Justiz, öffentlichen Werken und individuellem Unternehmungsgeist, Nationalgefühlen und sozialen Gebräuchen — kein Wort! Diese Punkte werden so wenig berührt, als ob er, statt in jener schönen Hauptstadt zu verweilen, eine einzige Nacht in irgend einer namenlosen Dorfschaft der westlichen Steppen bivouakirt hätte."

Die Ansicht der Quarterly, daß sich Dickens aus Schonung für die Amerikaner eines freien Urtheils über ihren Charakter und ihre Institution enthalte, kontrastirt auf eine seltsame Weise mit dem allgemeinen Unwillen, den seine Bemerkungen dort zu Lande erregt haben. Wir müssen bekennen, daß uns sein Hauptfehler eher in einer zu oberflächlichen Anschauung des behandelten Gegenstandes, als in dem Mangel an Offenheit zu liegen scheint. Ein Land von so unermeßlicher Ausdehnung wie die Vereinigten Staaten, mit einer so eigenen Verfassung und so mannigfachen Bevölkerung, nach den flüchtigen Eindrücken einer drei- bis vier-monatlichen Spazierfahrt beurtheilen zu wollen, ist ein Unternehmen, welches zu unvermeidlichen Mißgriffen führen muß. Der Neu-Engländer oder Yankee ist von dem Pennsylvanier, dieser von dem Virginier und Letzterer wieder von dem Bewohner des „Far West" im Charakter, in der Denkungsart, zum Theil selbst in der Sprache verschieden; sie Alle über einen Leisten schlagen zu wollen, ist durchaus unpassend. Die ruhigen Bürger von Philadelphia und Boston empfinden bei den uns von Capt. Marryatt und Herrn Dickens vorgeführten Gräueln einen eben so großen Abscheu wie diese selbst und legen ihn auf eine eben so unzweideutige Weise an den Tag. Der Südländer (Southerner) ist dagegen mit Haß und Verachtung gegen Jene erfüllt, die er in Verdacht hat, ihm seine Sklaven abspenstig zu machen, die ihm zu Gunsten ihrer Fabriken einen hohen Tarif aufdringen und sich noch dazu mit ihrer Ueberlegenheit in der Kultur brüsten und auf ihn, wie auf einen Halbwilden, hinabsehen. Man braucht nur diese Umstände etwas näher zu kennen, um sich für versichert zu halten, daß, wenn je das Band zerreißt, das diese heterogenen Bestandtheile an einander kettet, das Land in mehrere Fragmente zerfallen werde, deren Bewohner eben so sehr in ihrem Nationalcharakter abweichen dürften, als die der Europäischen Staaten, und von welchen einige an der Spitze der Civilisation stehen, während andere Gefahr laufen würden, sich nach und nach den anarchischen Republiken Süd-Amerika's zu assimiliren.

Mannigfaltiges.

— **Neu-Seeland und die Deutschen Auswanderer.** Herr Dr. E. Dieffenbach, der in den Jahren 1839, 40 und 41 im Auftrage der Britischen Neuseeland-Compagnie die Polynesischen Inseln bereiste und aus dessen interessantem Werke über Neuseeland wir in Nr. 38. des Magazins v. d. J. einige Mittheilungen gemacht, befindet sich jetzt in Berlin und hielt am vorigen Sonnabend in der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde einen anziehenden Vortrag über die Civilisations-Fähigkeit der Neuseeländer. Es sind in den letzten Jahren, namentlich von Hamburg aus, mehrere Versuche gemacht worden, Deutsche Auswanderer nach den Polynesischen Inseln zu leiten. So wünschenswerth es aber auch ist, für die Deutsche Emigration irgend einen gemeinschaftlichen, mit dem Mutterlande in inniger Verbindung bleibenden Mittelpunkt aufzufinden, sind doch jene Versuche bisher immer gescheitert, und zwar hauptsächlich an dem Mangel an Vertrauen der Auswanderer, die allerdings mit Recht auf solche abenteuerliche Pläne, wie der einer Colonisation und Germanisirung der unfruchtbaren Chatham-Inseln, nicht eingehen mochten und lieber nach wie vor ihren Zug nach dem großen Kontinent von Nord-Amerika richteten, wo bereits viele Tausende von Deutschen Brüdern, wenn auch zerstreut unter den Abkömmlingen der Angelsachsen und Kelten, leben. Es würde sich jedoch dieses Vertrauen der Deutschen Auswanderer gewiß sehr bald gewinnen lassen, wenn an der Spitze des Hamburger Colonisations-Comité's solche Männer ständen, wie Herr Dr. Dieffenbach, die mit dem besonnenen Blicke praktischer Erfahrung Liebe zum Deutschen Vaterlande und Kenntniß der Bedürfnisse unserer Auswanderer verbinden. Wir wünschen daher, daß sein Aufenthalt in Deutschland nicht unbenützt für die in Rede stehende Angelegenheit vorübergehen möge.

— **Die Revue des deux Mondes.** Diese Zeitschrift wirft in einer ihrer neuesten Lieferungen einen stolzen Rückblick auf ihre zwölfjährige Wirksamkeit; sie freut sich der ihr gewordenen ausgebreiteten Theilnahme und sogar des Hasses, den sie erregt, da hierin ein Beweis für ihre geachtete und — gefürchtete Stellung liege. Neben den üblichen Versprechungen für die Leistungen der Zukunft rächt sie sich durch manchen Seitenhieb auf die „Humanisten und Kommunisten" über die Verluste der Vergangenheit, denn die glänzendsten Namen gehörten dieser an; besonders schwer zu verschmerzen wird ihr George Sand seyn, das Haupt der Humanisten, und noch schwerer die durch diesen Autor begründete Nebenbuhlerin in der Revue independante. Das gesammte Inhalts-Verzeichniß aller zwölf Jahrgänge ist dem Aufsatze beigefügt und beweist, daß früher allerdings die berühmtesten Autoren Beiträge lieferten, Chateaubriand, Lamartine, Hugo, Dumas, Vigny, Balzac, sogar A. W. Schlegel und Heine finden sich mehrfach darin verzeichnet, Leroux, Lammennais und George Sand sind so häufig genannt, daß ihre spätere Abtrünnigkeit um so auffälliger ist. Namentlich sind fast sämmtliche Romane von George Sand, auch die verrufensten, wie Lelia, Jacques, Leone Leoni, zuerst dort abgedruckt worden. — Henri Blaze, der damals als Anfänger auftrat, nannte sich, wahrscheinlich als Folge seiner Deutschen Studien: **Hans Werner**, und Fontaney hatte sich den eben so komischen Englischen Namen: **Lord Feeling** gewählt. Auch der jetzt wieder auftauchende Lagenevais findet sich schon in den früheren Nummern vor.

Bibliographie.*)

England.

Catalogus librorum impressorum bibliothecae Bodleianae in academia Oxoniensi. 3 vol. Fol. mit d. Portrait des T. Bodley. Oxonii, e typographeo academico 1843. 5 l. — In alphabetischer Ordnung, wie die früheren gedruckten Kataloge dieser Bibliothek. Die Titel der Bücher sind darin mit lobenswerther Kürze gegeben. — Der hiesigen Königl. Bibliothek ward durch Hrn. Bandinel, den gegenwärtigen Oberbibliothekar und tüchtigen Herausgeber des Werkes, ein Exemplar als Geschenk zu Theil.

T. Campbell Life and times of Petrarch, with notices of Boccacio and his illustrious contemporaries. 2. edit. 2 vol. 8. mit Kpft. London. 16 s.

Lucy Aikin The life of Joseph Addison. 2 vol. 8. London. 18 s. — Erste vollständige Biographie, mit vielen der Verfasserin von Hrn. C. Tickell aus Dublin mitgetheilten Briefen, des Dichters.

Report of the twelfth meeting of the British Association for the advancement of science; held at Manchester in June 1842. 8. London. 10 s. 6 d.

Zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur, under the command of captain E. Belcher. Published under the authority of the Lords Commissioners of the Admiralty. Edited by R. B. Hinds. No. 1. Mammalia, by J. E. Gray. gr. 4. mit 16 kolor. Kpft. London. 10 s. — Das Ganze erscheint in etwa 12 Liefer.

J. O. Westwood Arcana entomologica: or, illustrations of new, rare, and interesting insects. Vol. 1. gr. 8. mit 48 kolor. Kpft. London. 2 l. 2 s.

British moths, and their transformations, arranged and illustrated in a series of plates by H. N. Humphreys: with characters and descriptions by J. O. Westwood. Vol. 1. 4. mit 36 kolor. Kpft. London. 2 l. 10 s.

G. Combe A system of phrenology. 5. edit. 2 vol. 8. Edinburgh. 1 l. 1 s.

F. H. Elwin Mens corporis: a treatise on the operations of mind in sleep. 8. London. 10 s.

J. C. Prichard Six ethnographical maps in illustrating of the „Natural history of man" and „Researches into the physical history of mankind". gr. Fol. mit 1 Bog. Text. London. Kolor. 15 s., später 1 l. 1 s.

R. H. Allnatt Tic douloureux; or, neuralgia facialis, and other nervous affections. 2. edit. 8. London. 5 s.

T. B. Curling Practical treatise on the diseases of the testis, and of the spermatic cord and scrotum: with illustrations. 8. London. 18 s.

G. J. Guthrie On the anatomy and diseases of the urinary and sexual organs. 3. edit. 8. London. 3 s.

J. Yearsley A treatise on the enlarged tonsil and elongated uvula, and other morbid conditions of the throat. 2. edit. 8. London. 5 s.

J. Bell A concise historical sketch of the progress of pharmacy in Great Britain. 108 Seit. 8. London. 1 s. 6 d. — Geht bis zur Bildung der Pharmaceutical Society u. dient als Einleitung zum Pharmaceutical Journal.

A. T. Thomson A conspectus of the pharmacopoeias of the London, Edinburgh, and Dublin colleges of physicians: being a practical compendium of the materia medica and pharmacy. 14. edit. 18. London. 7 s. 6 d.

H. Ferguson Blood-letting as a remedy for the diseases incidental to the horse and other animals. (Gekrönte Preisschrift.) 8. Dublin. 3 s. 6 d.

H. Croly Irish medical Directory for 1843; containing notices on the literary and scientific institutions of Ireland: with notes, historical, biographical, and bibliographical. 308 Seit. 8. Dublin. 5 s.

F. W. Beechey Voyage of discovery towards the North Pole, performed in H. M. S. Dorothea and Trent, under the command of captain D. Buchan, 1818; to which is added, a summary of all the attempts to reach the Pacific by way of the Pole. Published by authority of the Lords Commissioners of the Admiralty. 8. mit Kpft. London. 14 s.

J. S. Buckingham Canada, Nova Scotia, New Brunswick, and the other British provinces in North America. 8. mit Kpft. u. 1 Karte. London. 15 s.

T. B. Fosbroke British Monachism; or, manners and customs of the monks and nuns of England. 3. (verm.) edit. gr. 8. mit 15 Kpft. London. 1 l. 1 s.

W. C. Townsend History of the House of Commons, from the Convention Parliament of 1688—9 to the passing of the Reform Bill in 1832. Vol. 1. 8. London. 15 s.

Die Shakespeare Society hat im Laufe des J. 1843 folgende drei Werke dem Druck übergeben: J. Northbrooke A treatise against dicing, dancing, plays, and interludes. With other idle pastimes. From the earliest edition, about A. D. 1577. With an introduction and notes. (Herausgeber: J. P. Collier.) 8. London. — Oberon's Vision in the Midsummer-Night's Dream, illustrated by a comparison with Lylie's Endymion. By N. J. Halphen. 8. London. — The first sketches of the second and third parts of King Henry the Sixth. Edited by J. O. Halliwell. 8. London. — Von Collier's Ausgabe des Shakespeare ist Vol. 8 erschienen.

J. S. Knowles (noch lebender dramatischer Dichter) The Secretary: a play in 5 acts. 12. London. 3 s.

G. P. R. James The false Heir: a novel. 3 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. 19. Part 2. 4. Dublin 1843. 15 s. — Mit den Abtheilungen: Science. — Polite Literature. — Antiquities.

Venerabilis Beda Opera quae supersunt omnia, nunc primum in Anglia, ope codicum manuscriptorum, editionumque optimarum edidit J. A. Giles. Vol. 2. 8. Londini, Whittaker 1843. (Auch mit Englischem Titel.) 10 s. — Dieser Band enthält die drei ersten Bücher der Historia ecclesiastica, nebst Engl. Uebersetzung. Bd. 1 (Leben des Beda) erscheint später. Die ganze, sehr verdienstliche, Ausgabe ist auf etwa 12 Bände berechnet.

Von der heldenmüthigen Lady Sale A journal of the disasters in Affghanistan, 1841—2. 8. London. 12 s., zeigte der Verleger kürzlich das Fünfte Tausend an. — In Paris ist so eben davon ein Nachdruck erschienen.

The Classical Museum heißt eine neu begründete, vorzugsweise der klassischen Philologie gewidmete Zeitschrift. London, Parker. Part 1. 8. 4 s. — Das letzte Stück (Nr. 28) der unter der Leitung des D. O'Connell u. im Interesse des Katholizismus geschriebenen Dublin Review enthält unter anderen auch folgende Artikel: 2. Is Ranke an historian? 3. The Reformation and its consequences. 4. Cardinal Mai's Spicilegium Romanum. (Die Sammlung scheint früher nach Irland gekommen zu seyn, als nach Deutschland.) 5. The Catholic Church in Russia. — Diese Zeitschrift ist gegenwärtig zur richtigen Erkenntniß und Würdigung der Tendenzen des Katholizismus durchaus unentbehrlich und kommt, wie wir zu wissen glauben, nicht in einem Exemplare nach Berlin.

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 19. Juni 1843.

Haiti.

Zur Geschichte des Haitischen Negerstaats von 1789—1843.

Die Aufmerksamkeit Europa's ist durch die jüngsten Vorgänge auf Haiti von neuem auf diese älteste Europäische Kolonie in Amerika gerichtet worden. Doch haben uns die Zeitungen nur über den äußeren Gang jener Umwälzung berichtet; die tiefer liegenden Ursachen derselben, so wie überhaupt die innere Geschichte der Negerrepublik seit der Zeit, wo sie sich von Frankreich losgerissen, ist weniger bekannt. Herr Viktor Schölcher, aus dessen Werk „Les colonies Anglaises et Haiti" wir schon in Nr. 31 dieses Jahrgangs Auszüge gegeben, theilt uns darüber Einiges mit, was jetzt um so werthvoller ist, als die Begebenheiten selbst seine frühere Darstellung der dortigen Zustände gewissermaßen beglaubigt und bewiesen haben, daß er mit denselben vollkommen vertraut ist.

Sanct-Domingo war im Jahre 1789 durch die Sklaverei und die gezwungene Arbeit zu einem außerordentlichen Reichthum gelangt. Damals hofften die Pflanzer, die kleinen Weißen,*) die Klasse der Freien, die aus den freigelassenen Negern und Mulatten bestand, endlich die Sklaven selbst, durch die Ideen, welche das Mutterland bewegten, viel zu gewinnen. Der Bürgerkrieg brach zuerst zwischen den kleinen Weißen und den großen Eigenthümern aus, sodann zwischen sämmtlichen Weißen, welche die gemeinsame Gefahr mit einander verband, und den farbigen Freien, welche politische Rechte reklamirten. Die National-Versammlung begünstigte natürlich die Letzteren, weil sie die Unterdrückten waren, und schickte Kommissarien zur Wiederherstellung der Ordnung. Die Kolonisten riefen England zu Hülfe. Die Abgeordneten des Mutterlandes, um sich eine Armee zu ihrer Vertheidigung zu bilden, emanzipirten nun die Schwarzen, welche übrigens im Begriff waren, sich unter dem Schutz des Bürgerkrieges zwischen den Weißen und den freien Mulatten selbst frei zu machen. Da erschien der Neger Toussaint L'Ouverture auf dem Schauplatz des Kampfes, einer der größten Männer seiner Zeit. Dieser ehemalige Sklave regierte mehrere Jahre für die Französische Republik und vertrieb nicht bloß die Engländer von der Insel, sondern auch die Spanier, die seit der Entdeckung den ganzen östlichen Theil derselben inne hatten.

Die alte Ordnung der Dinge hatte bei den Mulatten ein eben so starkes Vorurtheil der Farbe erzeugt, als bei den Weißen. Die Mulatten wollten keinem Neger gehorchen; Toussaint hatte also auch ihren Anführer, den General Rigaud, zu bekämpfen, besiegte ihn aber nach einem langen und blutigen Kampfe, den man Farbenkrieg nannte. Nachdem Toussaint Herr der beruhigten Insel geworden, stellte er die Ordnung und den Anbau in seinem früheren Glanze wieder her, bis Bonaparte die berühmte unglückliche Expedition nach Sanct-Domingo beschloß. Vergebens bemächtigte man sich vermittelst einer schändlichen Verrätherei Toussaint's, um ihn in Frankreich umkommen zu lassen**): die Freigewordenen, vom Klima unterstützt und getragen vom Muth der Verzweiflung, waren so glücklich, sowohl ihre Freiheit als den Besitz des Landes zu behaupten. Dreißigtausend Mann der besten Französischen Truppen kamen auf diesem Zuge um, der zum Zwecke gehabt, eine Bevölkerung von fünfhunderttausend Seelen, welche seit acht Jahren ihre natürlichen Rechte wieder erobert, in die Sklaverei zurückzustoßen und wieder unter die Peitsche der Pflanzer zu stellen.

Den 1. Januar 1804 existirte Sanct-Domingo nicht mehr, und die Rebellen proklamirten die Unabhängigkeit Haiti's (dies war der ursprüngliche Name der Insel), „indem sie der Nachkommenschaft und der ganzen Welt schworen, sich von Frankreich loszusagen und lieber zu sterben, als unter seiner Herrschaft zu leben."

Der Neger Dessalines, der Ober-General der eingebornen Armee, nahm, nachdem er sich einige Monate lang mit dem Titel des Befreiers von Haiti begnügt, am 8. Oktober 1804 unter dem Namen Jakob's I. den Kaisertitel an. Dessalines war ein General von außerordentlicher Tapferkeit, aber ein sehr schlechter Politiker; er hatte ein kriegerisches Genie, die gewöhnlichste unter allen Begabungen, aber außerdem war er, wie so viele andere große Generale, ein gewöhnlicher Mensch. Seine Gedanken gingen nie über den Sieg hinaus; er war ein Sklave, der nicht einmal lesen konnte und damit prahlte, „er sey nur ein wilder Afrikaner", obgleich er ein Kreole war; nach dem Frieden aber interessirte ihn weiter nichts, als die Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaft, der Tanzlust. Mitten in seinen Festen konspirirte man gegen ihn unter dem Vorwand, er wolle die Mulatten ausrotten, was dem lustigen Kaiser nicht im entferntesten in den Sinn kam; zwei seiner Generale, Pétion und Gerin, die an der Spitze des Komplotts standen, ließen ihn den 17. Oktober 1806 durch ein Truppen-Corps umbringen. Dessalines, unversehens angegriffen, auf seinem Wege nach der Stadt, starb als ein tapferer Degen zu Pferde, das Pistol in der Faust und den Säbel im Munde.

Indeß konnten die Verschwornen sich der Gewalt nicht offen bemächtigen, der Neger Henri Christophe hatte sich durch die Dienste, die er der Unabhängigkeit seit den ersten Tagen der Revolution geleistet, eine der höchsten Stellungen erworben. Er administrirte den Norden*) und hatte gute Truppen, die seit lange an seine Befehle gewöhnt waren; man war daher genöthigt, auf ihn Rücksicht zu nehmen. Man ernannte ihn zum Oberhaupt der Regierung für so lange, bis ein National-Konvent über die Zukunft des Landes bestimmte. Die Deputirten kamen in Port-au-Prince und unter dem Einfluß Geffrard's und besonders Pétion's zusammen; sie verfaßten eine Constitution, welche die Tendenz hatte, die Gewalt der Präsidentschaft einzuschränken; letztere war man genöthigt, dem Christophe anzubieten. Dieser nahm die Präsidentschaft an, aber nicht die Constitution, und rückte vom Kap, wo er residirte, nach dem Westen an der Spitze von zwölftausend Mann, um, wie er sagte, die konstituirende Versammlung den Umtrieben, deren Gegenstand sie war, zu entziehen. Pétion zog gegen ihn und traf ihn am 1. Januar 1807 in den Ebenen von Sibert, drei Meilen von der Hauptstadt. Christophe schlug seinen Gegner vollständig und zog geradesweges auf die Hauptstadt los; statt aber mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit in dieselbe einzudringen, fing er an, sie zu belagern. Dieses Zaudern brachte ihn um die Früchte des Sieges. Acht Tage darauf war er genöthigt, in sein Departement zurückzukehren, um einen von seinen Feinden angestifteten Aufstand zu unterdrücken, und den anderen Morgen erklärte ihn die konstituirende Versammlung für abgesetzt und ernannte Pétion an seine Stelle. Dieser traute sich nicht die Kraft zu, Christophe, der jetzt ein Rebell geworden, zu unterwerfen; er überließ ihm daher den Norden und begnügte sich damit, den Westen und Süden zu behalten.

Der Kampf zwischen diesen beiden Männern war leider die Wiederholung des Kampfes zwischen Toussaint und Rigaud. Der Eine repräsentirte die Neger, der Andere die Mischlinge. Jener Kampf entsprang aus dem traurigen Hochmuth der Mulatten, die einem Schwarzen nicht gehorchen wollten, und aus jener unseligen Antipathie der Farben und Kasten, die bis auf diesen Tag die einzige Quelle aller Leiden Haiti's gewesen ist.

Die beiden Häupter schlugen ein durchaus entgegengesetztes Verfahren ein. Christophe war darauf bedacht, in seinem Bezirk Ackerbau und Industrie, Polizei und Unterricht wiederherzustellen; aber man wird ihm ewig vorzuwerfen haben, daß er das Gute mit Gewalt schaffen wollte, und daß er z. B. den Urheber des geringsten Diebstahls sofort erschießen ließ, um so das Stehlen zu unterdrücken. Der thätige schwarze Gesetzgeber wollte auch den Souverain spielen: den 28. März nannte er sich Heinrich I., König von Haiti, und versah sich mit einem vollständigen Hof, wo er, wie Augenzeugen versichern, alle Königliche Eitelkeiten sehr gut nachzuahmen verstand. Dieser ehemalige Sklave und Hotel-Bedienter hatte sich eine merkwürdige Ungezwungenheit und Würde des Benehmens zu eigen gemacht.

Christophe, immer unternehmend, versuchte den Rest der Insel zu erobern. Im Jahre 1810 nahm er Pétion einen wichtigen Platz, den Hafen Saint-Nicolas, und 1812 zog er mit einer wohldisziplinirten Armee nach dem Westen. Er drang ungehindert vor bis nach Port-au-Prince, das er belagerte; als aber mehrere Mulatten-Chefs mit ihren Soldaten zu Pétion übergingen, so hob er die Belagerung wieder auf, um nicht Alles zu verlieren. Nach dem Kap zurückgekehrt, arbeitet er aufs neue mit Energie an der Verbreitung der Civilisation. Er bedeckte sein Königreich mit unentgeltlichen Schulen, für welche er mit großen Kosten Europäische Lehrer kommen ließ; es wurde ein Lehrstuhl für Medizin und Anatomie gegründet, und der Königlich Haitische Almanach von 1820 enthält mehrere meteorologische Beobach-

---

*) So hießen die Handwerker und Arbeiter der weißen Kaste, so wie auch die Eigenthümer, die weniger als zwanzig Sklaven hatten.

**) Toussaint wurde auf Bonaparte's Befehl in ein feuchtes Gefängniß geworfen, wo er vor Kälte starb.

*) Zum Verständniß aller weiteren Begebenheiten bemerken wir, daß die Insel in vier große Bezirke getheilt ist: diese sind der Norden mit dem Kap, der Westen mit Port-au-Prince, der Süden mit Les Cayes und der Osten oder der ehemals Spanische Theil mit Santo-Domingo zur Hauptstadt.

tungen, die von Herrn Moor, Professor der Mathematik am Königlichen College, in Cap-Henri gemacht wurden. Er hält seine Unterthanen zur Arbeitsamkeit an, so daß der fremde Handel Zucker in seinen Häfen findet: er befördert die Anlegung von Manufakturen, und es entsteht eine Kanonen-, Bomben- und Kugelgießerei, eine Glashütte und eine Wagenfabrik: er stellt Ruinen wieder her und errichtet neue Bauten: die Ueberreste seiner Ställe im Kap können mit den Trümmern, welche die Pflanzer in dieser großen Stadt zurückgelassen, wetteifern, seine Befestigungswerke von Ferrières sind so gut als eine Spanische Festung. — Man kann Christophe das Genie eines großen Organisators nicht absprechen; er löste glänzend das Problem über die soziale Kapazität der Schwarzen und ihre Fähigkeit, sich zu civilisiren. Unter seinem strengen und zugleich liberalen Scepter schritt das Land immer rascher in den Kenntnissen vor, durch die die Völker groß werden.

Ein ganz anderes System wurde von Pétion beobachtet. Um sich die Schwarzen geneigt zu machen und ihnen die Lust zu benehmen, zu einem Chef ihrer Farbe überzugehen, schmeichelte er den trägen Neigungen, die allen ungebildeten Bevölkerungen natürlich sind, besonders aber ehemaligen Sklaven; er ließ die Republik ohne moralische Leitung, er setzte die falsche Freiheit der Ungebundenheit dem Barbarischen, aber doch großartigen und achtungswerthen Despotismus Christophe's entgegen, und verderbte das Volk, um es an sich zu fesseln. Das Urtheil, das wir hier über den Gründer der Republik fällen, ist eine so schwere Anklage vor dem Tribunal der Nachwelt, daß wir nicht allein die Verantwortlichkeit desselben übernehmen wollen. Wir führen auch nicht das Zeugniß seiner Feinde an, die schon bei seinen Lebzeiten ihm diesen Vorwurf machten: wir berufen uns nur auf Herrn Mackenzie, der lange als Englischer General-Konsul in Port-au-Prince residirte und sich in seinen Notes on Haiti folgendermaßen über ihn äußert: „Obwohl sein Schatz in so schlechtem Zustand war, daß er eine Münze von niedrigem Gehalt ausgab, obwohl er wußte, daß er ohne Ausfuhr-Gegenstände weder Handel noch Industrie hervorbringen könne, so unterstützte Pétion doch die Ruhe. Statt zur Arbeit zu ermuntern, entschuldigte er die Trägheit; statt die Unordnung zu bestrafen, bemäntelte er das Verbrechen *); statt einen Jeden zur Erfüllung seiner öffentlichen und Privat-Pflichten anzuspornen, ließ er der Ungebundenheit freien Lauf, so daß wohl die Zahl, aber nicht die Achtbarkeit seiner Anhänger sich vermehrte."

Die jetzt gestürzte Regierung und die Leute der gelben Klasse, welcher Meinung sie sonst angehören mögen, überhäufen jetzt Pétion mit Lobsprüchen: sie gingen so weit, ihn den größten Männern, welche das Menschengeschlecht hervorgebracht, gleichzustellen, ja ihn den Washington Haiti's zu nennen. Er verdankt diese Apotheose seiner Farbe; es galt, die Mulatten-Race in ihrem Chef zu verherrlichen, und aus demselben Kasten-Interesse hat man den Neger Toussaint L'Ouverture so klein als möglich zu machen gesucht.

Pétion war kein böser Mensch, aber ein schlechter Bürger und ein ehrgeiziger Egoist; er ist es, der jenes zerstörende System schuf, das dann von Boyer angenommen wurde, und Boyer hat daher, um seine Staatsstreiche zu rechtfertigen, sich öfter auf das Beispiel des Mannes berufen, den die Opposition selbst zu rühmen nicht aufhörte. Pétion hatte keine Achtung für die Constitution; der Senat, welcher damals die legislative und administrative Gewalt in sich vereinigte, wurde von ihm zerstreut; er entfernte von seiner Person alle Freunde der Freiheit, und als daher Rigaud, der ehemalige Gegner Toussaint's, am 7. April 1810 in Les Cayes wieder erschien, fand er daselbst eine Partei, die geneigt war, den Präsidenten zu stürzen. An der Spitze dieser Partei verließ Rigaud Les Cayes, um Pétion anzugreifen, aber sie verglichen sich, ohne handgemein zu werden, aus Furcht, Christophe möchte ihren Zwist benutzen, und der Präsident überließ den Süden seinem neuen Rivalen. Rigaud, mit dem Titel des Wiederherstellers der Unabhängigkeit geschmückt, regierte seine Republik in Frieden, als er plötzlich den 14. September 1811 starb; der General Borghella, der, obwohl unfähig, ihn zu ersetzen, an seine Stelle ernannt wurde, gab sofort den Süden an Pétion zurück.

Nachdem Pétion dreimal von vier zu vier Jahren zum Präsidenten wiedererwählt worden, wie es das Grundgesetz vorschrieb, ward er dieser Schranke, die er doch wenig achtete, überdrüssig; 1816 ließ er durch einen Konvent das Werk der Gesetzgeber von 1806 revidiren und die Verfassung von 1816 entwerfen, welche die öffentlichen Freiheiten aufhob und eine lebenslängliche Präsidentschaft festsetzte. Kaum hatte er so seine absolute Gewalt sanctionirt, als er geheimnißvoll starb den 29. März 1818.

Bei Pétion's Tode stand die Garde des Präsidenten und der Bezirk von Port-au-Prince unter dem Divisions-General Jean Pierre Boyer, der sein Liebling und seine Kreatur gewesen war. Dieser hatte also alle vorhandene Truppen unter seinem Befehl; überdies waren die Männer, welche am würdigsten waren, die höchste Staatsstelle einzunehmen, gerade wegen ihrer Bedeutung entfernt worden, und so wurde Boyer, der auch die Militair-Chefs bestach und bei den Senatoren intriguirte, den 30. März 1818 zum Präsidenten ernannt.

Der neue Präsident änderte nichts an dem falschen System seines Vorgängers, und die Republik bewegte sich in derselben Bahn fort, als eine von den Generalen Richard und Romain angezettelte Verschwörung im Norden gegen Christophe ausbrach. Die Empörer begingen die Unklugheit, die Republik um Hülfe zu bitten. Noch ehe Christophe dieses Bündniß erfuhr, erkannte er, daß Alles für ihn verloren sey, und schoß sich am 8. Oktober 1820 eine Kugel durch den Kopf. Die Alliirten von Port-au-Prince rückten nun um so sicherer nach dem Kap vor, und am 21. Oktober wurde die Wiedervereinigung des Nordens feierlich ausgesprochen.

Ein für den General Boyer nicht weniger glücklicher Umstand bewirkte die Vereinigung des Spanischen Theils mit dem Kern der Republik. In dem Augenblick, wo Dessalines die Unabhängigkeit Haiti's verkündet hatte, blieb noch in Santo-Domingo ein Detaschement Französischer Truppen zurück; Dessalines machte später einen Versuch, sie zu vertreiben, aber ohne Erfolg. Kurz darauf hatten die sich selbst überlassenen Franzosen sich gegen die Kreolen des Ostens zu vertheidigen, von denen sie am 11. Juli 1809 wirklich zum Abzug gezwungen wurden. Das Madrider Kabinet zeigte sich nicht sehr gerührt von der Treue, welche die Kreolen der ersten Spanischen Kolonie bewiesen, und that für Santo-Domingo damals nicht mehr als früher. So ward es einigen Unzufriedenen leicht, sich 1822 zu empören. Aber sie hatten die bizarre Idee gehabt, in Santo-Domingo eine mit Kolumbia konföderirte Republik zu gründen. Dieser Beschluß behagte den Städten im Innern nicht, welche, um sich von Kolumbia los zu machen, dem Kabinet von Port-au-Prince die Uebergabe des Ostens antrugen. Die Bewohner von Santo-Domingo leisteten keinen Widerstand, und Boyer zog an der Spitze von drei- bis viertausend Mann ohne Schwertschlag in die älteste Hauptstadt der neuen Welt ein. Von diesem Tage ab, dem 28. Januar 1822, wehte die blaue und rothe Fahne der einen und untheilbaren Republik Haiti über die ganze Insel.

Im Anfang der Regierung Boyer's fand auch die Anerkennung der Republik durch Frankreich statt. Nachdem die Unterhandlungen hierüber mehrere Male aufgegeben und wieder angeknüpft worden, schlossen sie endlich mit der Ordonnanz Karl's X. vom 11. Juli 1825. Indem Boyer sich die anmaßenden Formen dieses Aktenstücks gefallen ließ, erwies er sich als einen schlechten Hüter der Ehre seiner Nation: er hatte offenbar Furcht vor der Französischen Flotte, welche das Königliche Dekret mitbrachte. Haiti hätte mit Frankreich einen Vertrag schließen und nicht einen Freilassungsbrief annehmen sollen. Die Haitier konnten sich dazu verstehen, für 150 Millionen den Frieden von einem gefährlichen Feinde zu erkaufen, aber sie sind empört darüber, daß man ihnen die gebieterische Verpflichtung auferlegt hat, „die ehemaligen Kolonisten, die eine Indemnität reklamiren werden, zu entschädigen."

Nichtsdestoweniger erhob dieses diplomatische Aktenstück die schwarze Republik unter die Zahl der anerkannten civilisirten Mächte. Es war keine aufrührerische Kolonie mehr, an welche das Mutterland immer noch Rechte hat: es war ein neues Volk, das von Niemanden etwas zu fürchten hatte. Boyer aber hatte die Beendigung der inneren Spaltungen zum Besten des Landes nicht benutzen können oder wollen: eben so wenig wollte er den äußeren Frieden, den ihm der Vertrag von 1825 darbot, wahrnehmen. Statt dahin zu arbeiten, daß das Gift des Farben-Vorurtheils mehr und mehr sich verliere, steigerte er vielmehr die Antipathie zwischen den beiden Klassen, um sie desto leichter zu beherrschen. Er nahm dem Volke selbst die Lust, seine Souverainetät auszuüben, indem er es in der tiefsten Unwissenheit schmachten ließ; und indem er den schlechten Leidenschaften schmeichelte, gewann er die rohen Massen, um sie den strengen Freunden des Fortschritts entgegenzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von L. von Ploennies.

I. William Wordsworth.

(Schluß.)

Wordsworth's Phantasie führt ihn nie aus den Gränzen der möglichen Wirklichkeit. Er zieht keine Ideale heran, aber er sucht das Kleinste zu erheben und zu beseelen. Er hat darin manche Aehnlichkeit mit Crabbe, daß er die Leiden und Freuden der untersten Klassen der menschlichen Gesellschaft oft zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, aber beide Dichter unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß, während Crabbe die Bilder des menschlichen Elends und einer oft empörenden Verworfenheit mit grellen, abschreckenden Farben malt, Wordsworth sie mit dem Schleier einer sanften Wehmuth und versöhnenden Liebe umhüllt. In seiner tiefen Liebe und Sympathie zur Natur erinnert er mich oft an unseren gemüthreichen Justinus Kerner. Wie wahrhaft edel und liebenswerth erscheint er in der Trauer um seine Tochter Lucy, die er in dem schönen Gedicht: Der Liebling der Natur, also besingt:

In Schauern und in Sonnenschein
Wuchs sie drei Jahr', — so hold und rein
  Blüht keine Blum' der Flur.
Sprach die Natur: mein eigen sey
Dies holde Kind, erblühe frei
  Als Tochter der Natur.

Gesetz und Leitstern will allein
Ich selbst dem theuern Liebling seyn,
  Im Thal und in der Höh',
In Erd' und Himmel, Licht und Nacht
Erkenne sie die Segensmacht
  Und fühle meine Näh'!

*) Eines Tages stahl man den Hut eines Generals aus dem Regierungssaale. Der General beklagte sich heftig. „Bah!" sagte Pétion, „Ihr Hut ist vielleicht von einem Unglücklichen gestohlen worden, der nicht zu leben hat." Dann fügte er hinzu, was er den Mulatten oft zu wiederholen pflegte: „Wir dürfen keine Strenge zeigen, wir müssen klug seyn, unsere Zahl ist zu gering. Wir müssen diese Leute durch Sanftmuth und durch Zugeständnisse ködern, wenn wir sie beherrschen wollen."

Wie's leichte Reh mit heiter'm Sinn,
So hüpfe sie durch Blumen hin,
Klimm' auf an Bergeshöh'n,
Ihr eigen sey der süße Hauch,
Die Stille und die Ruhe auch
Von dem, was leblos schön.

Die Wolke soll ihr Rosenschein,
Die schlanke Weide Anmuth leih'n,
In Allem grüße sie,
Sogar im Sturm, der sie umhallt,
Ein Reiz, der ihre Huldgestalt
Umstrick' in Sympathie.

Sie blicke gern zum Sternenchor
Und leihe lauschend oft das Ohr
Im Schatten, kühl und dicht,
Des Bächleins leichtem Silberfall,
Die Harmonie vom süßen Schall
Verklär' ihr Angesicht.

Empfindung, stark und lebensvoll,
Die schöne Form erheben soll,
Soll schwellen ihre Brust;
Dies Alles will ich Lucien weih'n,
Indeß mit ihr in diesem Hain
Ich leb' in frischer Lust.

So sprach Natur. — Als ihr Gebot
Erfüllt — sank Lucie hin in Tod! —
Sie starb — mir blieb allein
Die Flur, so heiter, still und klar,
Erinnerung an das, was war
Und nimmer mehr wird seyn!

Wie reizend ist diese Schilderung einer Jungfrau. Mit welcher zarten Innigkeit hat hier die Natur ihren Liebling ausgestattet, indem sie auf der erwählten Jungfrau einen Widerschein ihrer lieblichsten Erscheinungen ruhen läßt. Und wie sanft ergeben ist die Trauer des Vaters, wie seelenvoll zaubert seine Phantasie ihm ihr verlorenes Bild zurück. Wolken und Winde, Bäume und Sterne wecken es ewig neu in seinem Herzen. So ist Lucie für ihn nicht todt, ihr Reiz, ihre Anmuth sind wieder zu den Quellen zurückgekehrt, denen sie entstiegen, haben sich wieder dem Weltall vereint, in dessen Meer voll wechselnder Erscheinungen er so gern seine träumerische Seele versenkt, und ihr Geist lächelt ihm verklärt über diesen wechselnden Gebilden zu, wie die ewigen Gestirne, wie der keusche Mond. Eine Seele, die sich so innig mit dem Geiste des Weltalls verwandt fühlt, als die Seele unseres Dichters, kann nie ganz unglücklich seyn. Hören wir, was er von dem Sonnenaufgang sagt:

O, wie entzückt sein Geist war, wenn er droben,
Auf hohen Bergen stand, die Sonne sah
Mit ihrem Glanz das Weltall überströmen,
Wenn Meer und Erde ihm zu Füßen lagen
In stiller Heiterkeit, in tiefer Freude.
Die Wolken waren all' vom Glanz berührt,
Er las in ihrem stillen Angesicht
Die ew'ge Liebe. Klänge nützt' er nicht
Noch Freudenstimmen. Seine Seele trank
Das große Schauspiel. Sinne, Seel' und Form
Verschmolz in ihm, verschlang sein irdisch Seyn,
Denn Alles sprach ihm von Unsterblichkeit,
Von Geist und Leben, immer wiederkehrend
In dem Unendlichen. — Hier formte er
Der Seele tiefste, innerste Gedanken;
Er glaubte nicht, er sah.

So werden alle Erscheinungen der Natur unserem Dichter nicht bloß zum irdischen Schauspiel, sondern eine höhere Ahnung vergeistigt und verklärt sie.

Mit dem ernsten Geiste einer tiefen Betrachtung verbindet er etwas von der gläubigen Kindlichkeit, welche er so holdselig in dem anmuthigen Gedichte schildert: Wir sind sieben. Wie leicht es ihm überhaupt wird, gemüthlich in die Sphäre der Kinderwelt zu treten, beweist die poetische Erzählung: Der blinde Hochlandsknabe, deren Mittheilung ich mir vorbehalte. Ich wünschte nur, durch diese kurzen Skizzen ein wärmeres Mitgefühl für den in Deutschland noch wenig genannten Dichter zu erregen, welcher wahrhaftig dessen würdiger ist, als so manche Erzeugnisse fremder Literatur, welche nur dazu dienen können, unseren Geschmack immer mehr von der einfachen Richtung einer gesunden Natürlichkeit zu entfernen. Denjenigen aber, die, wie ich, schon traurige Verluste erlitten haben, übersetze ich noch zum Abschied eine jener tiefgefühlten Stellen, welche wie eine Quelle des Trostes aus dem reinen Gemüthe des edlen Dichters entströmte.

Du hast genug dem Kummer jetzt gelebt,
Nicht länger forsche nach des Ew'gen Schluß.
Sey still und weise, schaue länger nicht
Die Form der Dinge mit unwürd'gem Blick.
Sie ruht im stillen Grund, wo Friede wohnt.
Oft denk' ich dran, wie diese Blume hier,
Die Weiden und das hohe Mauergras
Mit ihrer Ruh' und stillen Schönheit einst,
Vom Thau des Morgens silberhell umglänzt,
Mir süßen Frieden in die Brust gesenkt,
Als ich in tiefem Gram vorüberging.
Was ich gefühlt von wildem, heißem Schmerz,
Von Kummer und Vergeh'n, von allem Gram
Den uns der Welten flieh'nder Schatten läßt,
Schien mir ein eitler Traum, der nicht besteht,
Wo die Betrachtung weilt.

Ein Deutscher, welcher den Dichter in seinem Wohnorte besuchte, schildert seinen Aufenthalt als sehr romantisch. Von Wordsworth sagt er: Ihn umgab der Seelenadel, der sich in denjenigen offenbart, die immer mit hohen und abstrakten Gedanken sich beschäftigen, und die auch in den Stunden der Muße sich nicht ganz von der Feierlichkeit entkleiden können, welche das Studium der Humanität einflößt. Ich sah nie einen Mann, aus dessen Gesicht das Nachdenken so hervorleuchtete, wie aus dem seinigen. — Ferner sagt er: Andere Dichter, so wie ich deren gekannt habe, sind nur zu Zeiten Dichter; Wordsworth aber ist ein Dichter von Profession, und wenn er daher von der Dichtkunst spricht, so spricht er von einer Sache, die ihm vertraut und heilig zugleich ist. Vierzig Jahre hat er in der romantischen Umgebung gewohnt und sich ganz der göttlichen Kunst geweiht.

Süd-Amerika.

Der Komet in Britisch Guiana.*)

Da in Europa gewiß auch gegenwärtig noch der Komet in gleichem Maße der Gegenstand der Speculation unter den Männern der Wissenschaft, wie der des Schreckens und der bangen Befürchtung unter den Ungebildeten und Abergläubischen ist, so möchte es vielleicht nicht ganz ohne Interesse seyn, wenn ich es versuche, die Vermuthungen und Gefühle zu beschreiben, die durch sein plötzliches und unerwartetes Aufsteigen an dem Horizont der südlichen Hemisphäre wechselseitig in mir und unter meinen Indianischen Begleitern,

„den Streifern der Wälder, den Männern ohne Thräne“,

hervorgerufen wurden.

Ich fuhr eben auf meiner neuen Reise nach dem Innern von Britisch Guiana den Essequibo aufwärts, diesen herrlichen und stolzen Strom, der, obschon im Vergleich zu den beiden anderen Strom-Systemen der Gebirgsmassen des Aequator, immer nur ein unbedeutendes Gewässer, seine Wogenmassen durch drei Kanäle, von beinahe 20 Englischen Meilen Breite, dem Atlantischen Ocean zuwälzt. Das Wetter war bisher höchst ungünstig gewesen; — Ströme von Regen hatten sich seit Wochen aus dem einförmigen Grau des Himmels entladen. — Unter diesen tropischen Regengüssen näherten wir uns den Katarakten von Ouropocari, unter 4° 11′ Norderbreite, und schlugen am Abend des 8. März, drei Meilen unterhalb der Fälle, unser Nachtlager auf einer schmalen Sandbank des Flusses auf, als sich seit vielen, vielen Tagen zum erstenmal der einfarbige Himmelsschleier zertheilte und, gegen Südwest hin, die tiefblaue Färbung des Himmels, übersäet mit tausend und aber tausend Sternen, hervortreten ließ. Mit inniger Freude hießen wir diesen sicheren Verkündiger einer günstigeren Witterung willkommen, — eine Freude, die jedoch plötzlich durch ein anderes Gefühl in den Hintergrund gedrängt wurde, als wir im W.S.W. des Horizontes einen breiten, weißen, nebelartigen Streifen bemerkten, der sich gegen den Horizont neigte und bis zu einer Höhe von 45° anstieg. Der Zenith war mit jenem schönen Gewölk überzogen, das die Meteorologen Cirro-cumulus nennen, während der übrige Himmelsdom zu beiden Seiten des Streifen vollkommen frei von jeder Bedeckung geblieben war, so daß der rein weiße, beinahe durchsichtige Lichtstreifen scharf von der tiefen Azurbläue des tropischen Sternenhimmels abstach. Der wallgleiche, dunkle Wald, an dessen Saum wir unser Lager aufgeschlagen, verhinderte mich, zu entscheiden, ob dieser Lichtstreifen auf dem Horizont ruhte oder nicht. Von dem Punkte aus, wo er in unseren Gesichtskreis trat, behielt er offenbar dieselbe Breite, nur daß er gegen den Scheitel hin immer durchsichtiger wurde und mehr und mehr auseinanderlief.

Die erste Frage, die sich Jeder aufwarf, war natürlich: Was kann dies seyn? Meine Indianischen Freunde hatten sich um mich versammelt und sahen bald mit Staunen gegen die Lichterscheinung hin, bald warfen sie ihre erschreckten Blicke auf mich. War es vielleicht ein Mond-Regenbogen? — Doch die diagonale Lage, die auch nicht die geringste Spur einer Beugung wahrnehmen ließ, wie überhaupt die Stellung des Mondes, der etwas gegen W. vom Meridian stand, machten eine solche Annahme unmöglich. Mehrere meiner Begleiter, Bewohner der Küste, riefen: „Es ist eine Wasserhose“, eine Behauptung, die jedoch eben so grundlos war. Nach manchen anderen fruchtlosen Vermuthungen stimmten wir gegenseitig darin überein, daß es eine außergewöhnliche Lichterscheinung seyn müsse, die eben so interessant, als uns ihrem Ursprunge nach unerklärlich sey. Vereinzeltes, abgerissenes, dabei aber undurchsichtiges Gewölk, das bald darauf wieder in O. aufstieg und gegen den W. hintrieb, überzog auch theilweise den weißen Streifen, der aber fortwährend zwischen den zerrissenen Wolkenmassen sichtbar blieb, woraus sich mir unumstößlich ergab, daß er einer höheren Lichtschicht angehöre, als die Wolken, die ihn uns eben dann und wann verbargen.

Alle unsere Zweifel sollten am folgenden Abend (9. März) gelöst werden, wo wir in jenem Streifen augenblicklich den Schweif eines Kometen erkannten. Unser heutiges Nachtlager lag nämlich so günstig, daß wir eine vollkommen freie Aussicht auf den südwestlichen Horizont hatten. Bis sieben Uhr war, wie den gestrigen Abend, der Himmel theilweis mit Gewölk bedeckt gewesen, als sich um diese Zeit der westliche Theil des Horizonts aufklärte und den Kometen in seiner ganzen Größe sehen ließ. Den Kern desselben entdeckte ich etwa 12° oberhalb des Horizontes, während sich sein Schweif bis zum Stern v des Eridanus, der sich in einer Höhe von etwa 45° zeigte, erstreckte. Der

*) Ein Bruder des geschätzten Deutschen Reisenden, Herrn Robert Schomburgk, hat die Güte gehabt, uns diesen Aufsatz mitzutheilen, von welchem gleichzeitig eine Englische Uebersetzung im Londoner Athenaeum erschienen ist.

Kern erschien dem unbewaffneten Auge ungefähr wie ein Stern zweiter Größe, während der breiteste Theil des Schweifes 1° 10' einnehmen mochte und sich in dem Sternbild des Eridanus verlor. Das weißliche Licht und der durchsichtige Nebel seines Schweifes hatte ganz das Ansehen jener Wolken, von denen der Dichter so treffend sagt:

„Sie sind der Heerde gleich, die sich der Ruh' erfreut."

Etwa 20" unterhalb des Fußes des Orion ging er in nebelartige Streifen aus einander.

Erstaunt schauten wir die Lichterscheinung an, deren Wirkung gewiß noch großartiger gewesen seyn würde, wenn unsere Umgebungen, statt von dem hellen Mond erleuchtet, in tiefes Dunkel eingehüllt gewesen wären; obschon auch so die ungeheure Ausdehnung des Schweifes mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, wie zugleich alle meine Begleiter darin übereinstimmten, noch nie einen Kometen von solcher Größe gesehen zu haben.

Deutlich erinnere ich mich noch des prächtigen Kometen von 1811, mit seinem feurigen Strahlenschweif, doch wie weit blieb dieser an Größe hinter dem zurück, der jetzt vor unseren staunenden Blicken am westlichen Horizonte stand! Es war eine Scene, die sich unvertilgbar in mein Inneres eingeprägt hat. Ich, als einziger Europäer, stand vereinsamt unter einer Anzahl nackter Wilden, deren kupferne Färbung nur noch greller hervortrat, wenn die glühenden Brände der Lagerfeuer ihre hellen Schlaglichter auf sie warfen, mitten im Essequibo auf einer kleinen Insel, umschäumt von den brausenden Wogen, die sich, durch mächtige Granitwälle in ihrem raschen Laufe gehemmt, mit Donnergetöse über die schwarzen Steinmassen hinwälzten. Mehrere meiner Begleiter hatten sich erhoben, die Arme über die dunkelfarbene Brust gekreuzt, andere wieder waren in derselben zusammengekauerten Lage verblieben, in der sie sich befanden, als sich das Gewölk zertheilt, — alle aber hatten die erschreckten Augen gegen den fremdartigen Stern mit seinem gewaltigen Lichtschweif gerichtet. Kein Wort entfloh der erstarrten Lippe, und nur das dumpfe Brausen der schäumenden Wogen unterbrach die herrschende Todtenstille, — bis Tamanua, ein junger Wapisiana von mehr Intelligenz, als man sonst gewöhnlich unter seinem Stamme findet, das tiefe Schweigen mit dem Ausrufe unterbrach: „Das ist der Geist der Gestirne, der schreckliche Kapischi, — Hungersnoth und Seuchen warten unser"; und als ob die bisher stumme Brust meiner Begleiter nur des belebenden Tons einer einzigen Silbe bedurft, um den Gefühlen Raum zu geben, die in ihrem Innern rege geworden waren, brachen sie wie aus einem Munde in die bittersten Klagen über das Erscheinen dieses gefürchteten Kapischi, des Verkünders und Verläufers von Seuchen und Hungersnoth, aus, wobei sie ihre Arme unter dem Ausdruck des Bittens und Flehens gegen den Kometen ausstreckten.

Diese abergläubische Furcht vor einem Kometen, die sich nur hier in aller primitiven Kraft der Naturkinder aussprach, setzte mich in nicht geringes Erstaunen, da sie so ganz mit jenem Volks-Aberglauben Europa's übereinstimmt, der durch alle Jahrhunderte in dem Erscheinen eines Kometen den Verkünder der Zuchtruthe Gottes wahrnahm:

„Die Ruthe Gottes droht mit Hunger, Seuch' und Kampf.
Den Fürsten Tod, den Reichen vielfach Weh'."

Meine Indianer bestanden aus den drei Stämmen der Arécuna's, Wapisiana's und Makusi's. Die Ersteren nannten den Kometen Wätaimá, was, gleich Capischi, „Geist der Gestirne" bezeichnet. Die Makusi belegten ihn mit den Namen Cá-po-éseima, „die Feuerwolke", oder Wae-inopsa, „eine Sonne, die ihre Strahlen rückwärts wirft".

Muß man nicht zugeben, daß diese einfachen Kinder der Natur diesem großartigen Phänomen einen viel bezeichnenderen Namen beigelegt haben, als wir gebildeten Nationen? Gewiß, — denn Komet, von Coma abgeleitet, kann uns nicht einmal im Entferntesten seine äußere Gestaltung vergegenwärtigen.

In den Begriffen, die die Arécuna's und Wapisiana's über die Kometen hegen, erkennen wir sowohl die Ansicht Kepler's, der sie für Mißgeburten, als auch die von Paracelsus wieder, der sie von Geistern zusammengesetzt und gebildet ansah. Der Stammglaube der Makusi's hat ein mehr poetisches Gewand; sie nennen den Kometen Capo-éseimá *), „die feurige Wolke". Steht nicht auch diese Bezeichnung in offenbarem Parallelismus mit der Wolken- und Feuersäule, vermittelst welcher Gott die Israeliten aus Aegypten führte? während man bei dem zweiten Namen Wae-inopsa, „eine Sonne, die ihre Strahlen rückwärts wirft", zu der Annahme versucht werden könnte, daß die neuere Astronomie ihm diesen bezeichnenden Namen beigelegt hätte.

Der Schweif hat gegenwärtig viel von seiner Ausdehnung verloren und erscheint nicht allein dunstförmiger, sondern zugleich auch matter und zerstreuter.

Die offene Savanne, auf welcher Pirará liegt, muß einen besonders günstigen Standpunkt zu seiner Beobachtung dargeboten haben, weswegen ich es nicht genug beklagen kann, daß ich nicht hier war, als die Herren, die mit zu der Gränzexpedition gehören, am 4. März zum erstenmal aufmerksam auf ihn wurden.

Pirará, den 24. März 1843. Robert Hermann Schomburgk.

*) Ca-po ist die Contraction aus Ca „Wolke" und apo „Feuer", während [illegible] die [illegible] bezeichnet, ähnlich unserem „lich."

Mannigfaltiges.

— Mlle. Cochois auf der Berliner Bühne. Die Leser des „Magazins" kennen den Namen der Dlle. Cochois durch die Mittheilungen, die wir im vorigen Jahre (Nr. 153—154) und im Jahre 1841 (Nr. 153—155) aus dem geistvollen Briefwechsel dieser Schauspielerin mit ihrem nachmaligen Gatten, dem Marquis d'Argens, gemacht. Wir waren daher nicht wenig überrascht, jenen Namen auf dem Berliner Theaterzettel vom 16. Juni d. J. zu finden, wo in einem neuen Genrebilde des Herrn L. Schneider „Ein Pas de deux vor hundert Jahren. Berlin, 1743" die graziöse Dlle. Polin als Repräsentantin von „Mlle. Cochois, Tänzerin aus Paris" aufgeführt ist. Gerade vor hundert Jahren glänzte die damals neunzehnjährige Schauspielerin Cochois auf dem Berliner Französischen Theater; im Jahre 1744 ward im Haag der erste Theil ihres philosophischen Briefwechsels mit dem Marquis d'Argens gedruckt; im Jahre 1749 vermählte sie sich mit ihm, und im darauf folgenden Jahre reiste sie zum erstenmal mit ihrem Gatten nach Frankreich, von wo jedoch beide wieder nach Berlin zurückkehrten, um hier (bis zum J. 1769) in der Nähe Friedrich's zu leben, der den Marquis bekanntlich mit seinem besonderen Vertrauen beehrte. *) Wie kommt nun dessen Gattin dazu, hundert Jahre nach ihrem Auftreten in Berlin auf derselben Bühne als „Tänzerin aus Paris" zu erscheinen? Herr L. Schneider, der gewandte Erfinder der beliebten Theater-Genrebilder, ist ein viel zu genauer Kenner der Lokal-Geschichte Berlins und insbesondere des Theaters dieser Stadt, als daß er einen solchen Mißgriff, wie die Verwandlung einer der geistvollsten Frauen ihrer Zeit in eine hergelaufene Tänzerin, die sich bei dem Balletmeister Michel Poitier unter dem Namen „Tine Stibs aus Französisch-Buchholz" einführt, könnte zu Schulden kommen lassen. Und in der That war auch Herr Schneider vollkommen berechtigt: Thiébault erzählt uns nämlich in seinen Souvenirs de Berlin (aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts): „Die Familie Cochois gehörte seit langer Zeit der Bühne in Berlin an, wo Vater und Mutter der geistreichen Schauspielerin gestorben waren. Ein Bruder von ihr, der die Harlekins-Rollen vortrefflich gab, war nach Rußland gegangen, ärndtete dort reiche Lorbeern und viel Geld, starb jedoch, obwohl von Gunstbezeugungen überhäuft, in Melancholie. Die zur Marquise d'Argens erhobene Dlle Cochois hatte auch eine jüngere Schwester, welche bei der Berliner Oper als erste Tänzerin angestellt war." — Diese also und nicht die unseren Lesern durch ihre Briefe bekannte Dlle. Cochois ist es, die Herr Schneider jetzt auf die Bühne gebracht, doch hätten wir allerdings gewünscht, daß der Name der geachteten Frau ganz aus dem Spiele geblieben und lieber irgend eine andere Tänzerin aus dem Jahre 1743 gewählt worden wäre, um bem Balletmeister Michel Poitier zuerst als Tine Stibs und dann als Tänzerin aus Paris ihre Sprünge vorzumachen, demnächst aber, da sie das Pas de deux in der Carnevals-Oper La Clemenza di Tito von Graun durchaus nicht tanzen will, von einem Grenadier des ersten Garde-Regiments wie ein Gliederpüppchen mit einer Hand in die Höhe gehoben und auf die Scene getragen zu werden. **)

— Saphir's Vorlesungen. Die humoristische Vorlesung, die Herr Saphir hier am 15ten d. M. hielt, gehört zwar nicht eigentlich in den Bereich dieser Blätter; da es jedoch kaum irgend ein literarisches Interesse giebt, das Herr Saphir nicht in seine Vorlesungen zu verweben weiß, so ist natürlich auch die Literatur des Auslandes nicht ganz unbetheiligt dabei. Wir haben uns um so mehr gefreut, ein mit Rücksicht auf die Jahreszeit zahlreich zu nennendes Auditorium beisammen zu finden, als die Einnahme zu wohlthätigen Zwecken bestimmt war. Wahrscheinlich wird es aber auch den ferneren Vorlesungen des Herrn Saphir an der Theilnahme nicht fehlen, die die erste gefunden hat. Sein Witz, kaustischer noch als früher, ist dabei doch auch harmloser und gemüthvoller. Nicht einmal die „Bühnendichter", mit denen er vor dreizehn Jahren, als er von Berlin schied, etwas gespannt war, ließ er seinen Groll empfinden — wir müßten denn die Antwort auf die Frage: Warum es sich jetzt mit unserem Thespiskarren so schlecht fahre? für ein Memento ansehen. Die Antwort lautete nämlich: „Weil er auf so schlechten Federn ruht."

*) Man vergleiche darüber auch die von Herrn Professor Preuß herrührende Notiz in Nr. 137 des „Magazins" v. J. 1841.

**) Es sey uns bei dieser Gelegenheit verstattet, auf die treffliche Charakteristik des zweiten Genrebildes aufmerksam zu machen, das Herr Schneider an demselben Abend unter dem Titel: „Spanische Vaterlandsliebe. Burgos, 1809" auf die Bühne gebracht hat. Spanische Mönche bewirthen die Offiziere eines Französischen Truppen-Corps, und um diese zu bewegen, den vergifteten Wein anzunehmen, kredenzen sie ihn den Gästen, indem sie selbst zuerst davon trinken und sich so zum Opfer bringen, damit die Feinde des Vaterlandes getödtet werden. Nur einer der Offiziere wird von einem jungen Mädchen (Dolores: Dlle. Polin) aus Mitleid gewarnt; diese ist die Geliebte des verwegenen Guerillero Sancho (Herr Schneider), der die ganze Vergiftungsgeschichte eingeleitet und nun, da er einen Theil derselben vereitelt sieht, seine Geliebte ermordet und darauf von den Franzosen erschossen wird. Das Ganze wird durch Spanische Gesänge, Nationaltänze und Gruppirungen ungemein belebt und giebt ein treffliches Bild sowohl von dem Landvolk auf der Halbinsel als von den Episoden des berühmten Guerillakrieges. Herr Schneider, der im Besitze fast aller Europäischen Sprachen ist, spricht natürlich auch das Spanische wie ein Kastilianer und wird darin von Dlle. Polin und Dlle. Grünbaum trefflich unterstützt. Kommt das fremde Idiom auch den Deutschen Zuschauern etwas mehr als Spanisch vor, so ist es doch immer noch verständlicher als die bloße Pantomime in unseren Ballets. Ein kleiner Widerspruch lag übrigens darin, daß auf derselben Bühne, auf der das Spanische so richtig gesprochen ward, an demselben Abend die in dem Halmschen Drama „Camoens" vorkommenden Portugiesischen Namen (wie „Quebedo", „Perez" und „Camoens" selbst) unerträglich falsch ausgesprochen wurden.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 21. Juni 1843.

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von L. von Ploennies.

II. Thomas Babington Macaulay.

Ein Schriftsteller, welcher in der neuesten Zeit viel Glück in England macht, ist der kürzlich aus dem Ministerium getretene Sir Thomas Macaulay. Durch zwei Balladen, „der Krieg der Ligue" und „die Armada", hat er seinen Dichterruhm begründet. Herr Macaulay verbindet mit klassischer Ausbildung eine sehr kräftige, bilderreiche, glänzende Sprache. Im vorigen Jahr erschien sein Buch: the lays of ancient Rome. Diese Lieder behandeln Züge der Römischen Geschichte, welchen eine Einleitung in Prosa vorangeht. Von der Prosa des Herrn Macaulay sagen die Kritiker, daß sie energisch, prächtig und hinreißend sey und nie verfehle, einen starken Eindruck dem Gemüth zu hinterlassen. Er ist der Verfasser der bedeutendsten biographischen und kritischen Artikel der Edinburgh Review.*) Von den beiden Balladen haben die Blätter behauptet, daß kein Englischer Dichter lebe, welcher ihre Schönheit erreichen könne. Ich theile zuerst meine Uebersetzung des Krieges der Ligue mit.

Preis Dir und Ruhm, o Herr der Herren! der siegend mit uns war,
Und Preis und Ruhm Dir, Lebensherr, König Heinrich von Navarre.
Erklinge laut, o Freudenschall, von Harmonie und Tanz,
Durch Frankreichs segenreiche Flur im hellen Sonnenglanz,
Und du, Rochelle, unser Eigenthum, Rochelle, du Stadt der Fluth,
Deiner Töchter grambumhüllter Blick strahl' neu in Freudengluth.
Wie du geseufzt bei unserm Leid, so jauchze unsrer Freude,
Die deine Mauern hart bedroht, sind all' des Todes Beute.
Hurrah! des Krieges wechselnd Glück mit uns im Kampfe war,
Hurrah! Hurrah! für Jvry und für Heinrich von Navarre!

Wie stark schlug uns das Herz, als dort im hellen Morgenstrahl
Der Ligue mächtig-stolzes Heer sich weithin zog durch's Thal.
Die Geistlichkeit mit der Bürgerschaft, die adligen Rebellen,
Graf Egmont's Flämische Lanzen, dann Fußvolk von Appenzellen.
Dort ritt der falsche Lothringen, der Fluch vom Frankenland,
Der düst're Mayenne dicht dabei, den Feldherrnstab in der Hand.
Als wir sie sah'n, gedachten wir der Seine Purpurfluth,
Des edlen Coligny's Silberhaupt, besprengt mit seinem Blut,
Und wir riefen an den lebend'gen Gott, daß er sey mit unsrer Schaar,
Die für seinen heil'gen Namen kämpft und für Heinrich von Navarre.

Der König selber führt uns an, gewappnet ganz in Stahl,
Von seinem Helm ein weißer Busch weht hell im Morgenstrahl,
Er lächelte uns huldvoll zu, da jubelt's nah und fern
Durch unsre Reihen: Vivat hoch! dem Königlichen Herrn!
Der König blickte auf sein Volk, vom Aug' die Thrän' ihm rann,
Auf die Verräther blickte er mit stolzer Kälte dann:
„Und wenn mein Bannerträger fällt, wie es geschehen mag,
Denn nimmer noch hat uns gewinkt ein solcher blut'ger Tag,
Dann stürzt dem weißen Helmbusch nach, wohl in die dicht'ste Schaar,
Und eure Oriflamme heut' sey Heinrich von Navarre!"

Hurrah! der Feind bewegt sich, horch! den dumpf verworr'nen Schall,
Roß, Trommel, Pfeif', Trompetenstoß, der Feldschlang Donnerknall,
Die Eb'ne von St. André stürmt der Herzog wild von dannen
Mit seiner Söldner-Kavallerie von Guelden und Allmannen;
„Nun, bei der Liebsten süßem Mund, ihr Frankreichs Heldensöhne,
Sorgt, daß die goldnen Lilien bald Siegesglanz verschöne!
Ihr Ritter! setzt die Sporen ein, legt eure Lanzen ein,
Und folgt dem weißen Federbusch nach in die dicht'sten Reih'n!"
Sie dringen vor, sie stürmen ein, als Leitstern ihrer Schaar
Scheint in dem dichtesten Gewühl der Helmbusch von Navarre.

Der Tag ist unser! Gott sey Dank! Mayenne entfloh in Noth,
D'Aumale hat kapitulirt, der Fläm'sche Graf ist todt,
Wie Wolken vor'm Biscayer Wind entfloh der Feindestroß,
Gespalt'ne Rüstungen zeigt das Feld und manch verwundet Roß.
Der Rache da gedachten wir, Bartholomäus-Nacht
Du warst in jedes Kriegers Brust entsetzlich da erwacht. —
„Mein Feind ist der Franzose nie", der milde Heinrich spricht,
„Die Fremden alle, tödtet sie, doch eure Brüder nicht!" —
Ob je ein Ritter wohl zugleich so mild und tapfer war,
Als wie im Frieden und im Kampf der Ritter von Navarre!

Weh euch, ihr Jungfrauen von Wien, ihr Frauen von Luzern!
Zerrauft euch eure blondes Haar, weint trüb den Augenstern!
Philipp, schick Mexikanisch Gold Antwerpens Mönchen zu,
Auf daß die Seelenmeß erkling' für der Gefall'nen Ruh'.
Ihr tapfre Edle von der Ligue, laßt nicht die Waffen rosten!
Ihr, Bürger von St. Genevidve, seyd wach auf euren Posten!
Tyrannen beugte unser Gott, unser Gott erhob den Sklaven,
Der Klugen Rath macht' er zu nicht', die Tapferkeit des Braven.
Denn Ruhm und Preis sey Gott dem Herrn, der siegend mit uns war,
Und Preis und Ruhm Dir, Lebensherr! König Heinrich von Navarre!

Ich gestehe, daß mich nicht leicht eine der neueren Englischen Dichtungen in diesem Grade erregt hat. Noch kräftiger und lebendiger in der Schilderung erscheint mir die Armada. Es läßt sich denken, wie anregend die vielen Namen heimischer Orte für die Engländer sind. Sie sagen darüber: „Diese Musterkarte von Namen ist für uns Engländer, was Homer's Aufzählung der Schiffe den Griechen war."

Die Nacht sinkt auf den dunkeln Strand und auf das blaue Meer,
England! nie sah'st du solche Nacht, siehst solche nimmermehr!
Von Eddystone gen Berwick hin, von Lynn bis Milfordbucht,
Ergriff vor solchem Tagesglanz der Schlummer rasch die Flucht;
Denn schnell gen Ost und hell gen West erglühet das Signal,
Hoch flammt vom Berg Sanct-Michael, von Beachy-Head der Strahl;
Der Spanier sieht von der Fluth, am südlich fernen Strand
Der Bergesgebirge lange Reih'n erglüh'n in hellem Brand,
Der Fischer Tamar's läßt sein Boot zur Hut den Meeresmächten,
Der rauhe Bergmann steigt zum Kampf herauf aus Mendip's Nächten,
Ueber Longleats Thurm, über Cranburne's Wald erglüht's in luft'ger Höh',
Die Hirten weckt es in Stonehenge, die Jäger in Beaulieu.
Und stark und schnell, klingt die Glocke hell in Bristol's hohem Thurm,
Dreihundert Rosse jagen hin gen Clifton wie im Sturm.
Die Schildwacht schaut von Whitehallgate hinaus ins nächt'ge Dunkeln,
Da sieht sie über Richmondhill der Gluthen prächtig Funkeln,
Und Hörnerschall, Kanonenknall durchbricht die stille Nacht,
Auf einen Schlag, mit einem Ruf die Königsstadt erwacht,
Auf einen Schlag sieht sie die Gluth von allen Thoren blitzen,
Auf einen Schlag tönt Thurmgeläut von aller Thürme Spitzen,
Und von des Towers Batterie'n der laute Donner schallt,
Und tausendstimm'ger Wiederhall von der Themse Mastenwald.
Von den fernsten Wachten dringt's heran und eilet durch die Gassen,
Ein Fahnen- und ein Pikenstrom wälzt sich durch brüllende Straßen,
Jetzt lauter noch wird das Getös, verstärkt des Feuers Schein,
Von jedem Dorfe in der Rund' jagt Reiterei herein,
Und östlich dann von Blackheath schnell der Feuerbote rennt,
Erweckt in mancher alten Hall' die tapfern Squires von Kent.
Südwärts von Surrey's Hügeln dann zieh'n hin die Feuerboten,
Auf Hampstead's hohem dunklem Moor sie hell gen Norden lohten,
Und immer zu, und immer zu zieh'n sie auf glüh'ndem Flügel,
Von Thurm zu Thurme jagen sie, von Hügel hin zu Hügel;
Bis hoch die Feuerflagge weht von Darwin's hohem Felsen,
Bis Gluthen sich, Vulkanen gleich, von Wales' Gebirgen wälzen,
Zwölf Grafschaften die Flammengluth auf Malvern's Höhe sehen,
Ein Purpurhelmbusch scheint im Wind um Wrekin's Haupt zu wehen,
Bis groß und hehr der Stern erglänzt auf Ely's Tempelbau,
Bis Alles wild in Waffen jagt hin durch die weite Au.
Auf Belvoir's herrlicher Terraß' das Feuerzeichen brennt
Und Lincoln schickt den Flammengruß ins weite Thal von Trent.
Skiddaw sieht auf dem Festungswerk von Gaunt den Feuerschimmer,
Und Carlisle's Bürger steh'n umglüht von seinem Purpurschimmer.

Haiti.

Zur Geschichte des Haitischen Negerstaats von 1789—1843.

(Fortsetzung.)

Der Quäker Candler, der kürzlich die Insel besucht hat, bemerkt in seinen Brief notices on Haiti, nachdem er erwähnt hat, daß das Wenige, was daselbst für den Unterricht geschieht, von der gelben Klasse monopolisirt wird: „Die Kinder, die von Europäischen Vätern abstammen, haben durchaus nicht mehr Fähigkeit, etwas zu lernen, als die Abkömmlinge von rein Afrikanischer Race; die Vorfahren dieser Letzteren aber, die Sklaven gewesen und selbst nicht lesen gelernt hatten, konnten allein die Wichtigkeit der Erziehung nicht würdigen. Die Gleichgültigkeit in Bezug auf diesen Gegenstand hat sich von einer Generation zur anderen fortgepflanzt und ist zu einer Gewohnheit geworden, deren Heilung jetzt die größte Gewandtheit und Ausdauer erfordert." Das Haitische Volk ist so in eine Art Lethargie verfallen; selbst der Norden ist so träge als der Westen geworden; die Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit, die Christophe daselbst gepflegt hatte, haben sich jetzt gänzlich verloren.

Boyer's Politik verdient viel mehr Abscheu als eine Politik der Gewalt und Härte. Er hat sich den Weg zum Despotismus gebahnt, nicht indem er die Glieder des Volkskörpers zerbrach, sondern indem er ihn schwächte; er tödtet nicht, er entnervt. Er hat öfter die Constitution verletzt, indem er vorgab, sein Volk sey noch zu jung, um den Rest von Freiheit, den ihm dieser

*) Man vergleiche den in Nr. 61 des Magazins enthaltenen Artikel über die gesammelten Kritiken dieses geistreichen Mannes.

schon von Pétion verstümmelte Vertrag übrig läßt, verständig gebrauchen zu können; aber anstatt wenigstens vermittelst dieser Allmacht den geistigen und materiellen Fortschritt der Haitier zu erzwingen, hat er sie nur als ein Mittel zur Beförderung seiner selbstsüchtigen Zwecke angesehen.

Es dauerte lange, ehe sich irgend eine Opposition gegen den Präsidenten regte. Im Jahre 1833, während der vierten Legislatur, wagten es endlich die Deputirten Hérard-Dumesle und David-St.-Preux ihre Stimme gegen ihn zu erheben. Boyer, der so lange gewöhnt war, einem Volk von Stummen und Zitternden zu gebieten, ergrimmte über diese Kühnheit und ließ sie, trotz der Constitution, welche die Unverletzlichkeit der Volks-Repräsentanten ausspricht, aus der Kammer jagen. Im Jahre 1837 wurden die beiden Proskribirten durch die Wahlen der fünften Legislatur in die Kammer zurückgeschickt und Hérard-Dumesle zum Präsidenten der Versammlung erwählt. Diese zeigte jetzt zum erstenmal eine größere Unabhängigkeit und richtete eine Botschaft an die exekutive Gewalt, worin sie einige Vorstellungen wagte. Boyer antwortete, die Kammer verkenne die Zeit und verlange mehr, als das öffentliche Recht zu bewilligen erlaube. Um dies zu beweisen, schickte er eines Tages funfzig Bajonnette ab, welche den Häuptern der Opposition, Hérard-Dumesle, David-St.-Preux, Courtet, Lartigue und Bauget den Eingang zur Kammer verwehrten; dann ließ er sie durch die bestochene oder eingeschüchterte Majorität von der Legislatur ausschließen. Zugleich erschien unter dem Vorwand, daß die Umstände dazu nöthigten, ein Gesetz, welches die Jury suspendirte und alle politischen und Preß-Vergehungen den Kriminalgerichten überwies.

Das Land sah diesen Gewaltstreichen nicht mit Gleichgültigkeit zu: dies bewiesen die Wahlen der sechsten Legislatur im Jahre 1842, die durch ihren radikalen Charakter Alles in Erstaunen setzten. Die ausgestoßenen Deputirten wurden aufs neue ernannt; fast überall wählte man Männer, die schon von der Macht verfolgt oder ihre anerkannten Gegner waren. Boyer sah darin nur einen neuen Grund, seine Strenge zu verdoppeln. Er wartete nicht einmal das erste Zusammentreten der Kammern ab; an dem Tage, wo sie sich versammeln sollten, wies die bewaffnete Macht die bedeutendsten Mitglieder von dem Sitzungssaal zurück, und die eingeschüchterte Kammer schloß noch vor der Untersuchung der Vollmachten zehn von ihren Mitgliedern aus, denen sich dreizehn ihrer Kollegen muthig anschlossen.

Die Handelsnoth konnte unter diesen Umständen nur zunehmen, und die Reisenden, welche die Stimmung der Geister beobachten konnten, bedurften keines großen Scharfsinns, um zu erkennen, daß der General Boyer bald als ein Opfer seiner eigenen Exzesse fallen müsse. — So lange die Mulatten, die Patrizier der Republik, nur ihre politischen Interessen wahrzunehmen brauchten, vertheidigten sie den Chef ihrer Kaste gegen die Neger, die ihn zu stürzen versuchten *), und unterstützten sein System; die Wirkungen dieses letzteren aber waren von der Art, daß sie selbst dadurch in ihren materiellen Interessen verletzt wurden. Indem sie dem Volke den Unterricht versagten, demoralisirten sie es. Daraus entstand die Trägheit, der kleine Diebstahl und die schlechten Sitten. Nun gab es keine Kultur, keinen Handel und keine Industrie mehr, und also auch keinen Gewinn, keinen Wohlstand für irgend Jemanden. Es blieb nur der Despotismus eines Einzigen übrig, der über dem allgemeinen Elend thronte; die Privilegirten wurden selbst die Opfer der traurigen Regierungs-Grundsätze, die sie selbst gebilligt hatten. In diesem Zustand der Dinge versuchten sie, die Republik dem Abgrund, dem sie sich näherte, zu entreißen; die Macht aber, stets egoistisch, stützte sich auf die durch eine lange Entsittlichung verdorbenen Massen und stellte die Protestirenden als Aristokraten dar, die das Volk tyrannisiren wollten, indem sie es zur Arbeit zwängen.

Inzwischen war das Maaß voll. David-St.-Preux und Rincher waren wegen ihrer Reden vor den Wählern von den außerordentlichen Gerichten auf drei Jahre ins Gefängniß geschickt worden, und der Haupt-Redacteur eines kleinen, radikalen Blattes, Dumay-Lespinasse, der ebenfalls trotz seiner Eigenschaft als Deputirter verurtheilt worden, hatte sich dem Kerker nur durch Flucht nach Jamaika entziehen können. Der äußerste Grad des Elends überwand endlich den allgemeinen Schrecken. In Les Cayes, dem Wohnort Hérard-Dumesle's, begann man, einen Aufstand zu organisiren. Es wurden heimlich Emissaire in mehrere Städte des Südens und Westens gesandt, um die Gemüther zu bearbeiten. Die Männer, die durch ihre soziale Stellung hervorragten, die bedeutendsten Negozianten traten einem Manifest bei, das die Beschwerden des Volks gegen den Chef des Staats enthielt, und im November 1842 kam man überein, daß der Artillerie-Chef Rivière-Hérard der Aeltere, ein Verwandter Hérard-Dumesle's, in Les Cayes sich erheben sollte, sobald es Zeit seyn würde.

Verschwiegenheit ist keine unterscheidende Eigenschaft der Kreolen, Weißen, Schwarzen oder Gelben: man sprach ziemlich laut von einer nahen Schilderhebung in Les Cayes; es konnten also diese Pläne der Kenntniß Boyer's nicht gänzlich entgehen; aber seit lange an diese furchtsamen Gerüchte gewöhnt und auf seine Macht und die allgemeine Apathie bauend, ließ er sich dies wenig kümmern. Man flüsterte vergebens, daß die ersten Männer jeder Stadt an der Spitze der Bewegung ständen, Boyer, der von der Vergangenheit auf die Zukunft schloß, wiederholte geringschätzig: „Wenn sie sich nur rühren, so blase ich kaum über sie weg, und sie sind vernichtet." Er wußte überdies, daß die Bewegung nur von den Mulatten ausging, und mit diesen hoffte er im Nothfall fertig zu werden, indem er die Schwarzen gegen sie aufrief, wie er schon im vergangenen April gethan. Herr Beaubrun-Ardouin, einer seiner fanatischsten Anhänger, war nicht so zurückhaltend und sagte ganz laut bei der Douane, deren General-Inspektor er war, es wäre klüger gethan, zwei oder drei Köpfe fallen zu lassen.

Man war also auf ein Ereigniß gefaßt, als am 9. Januar 1843 ein französischer Pharmazeut durch Unvorsichtigkeit sein Laboratorium in Brand steckte. Das Feuer verbreitete sich und vernichtete mehrere Quartiere der unglücklichen Stadt Port-au-Prince, welche die Sorglosigkeit der Verwaltung ohne Spritze und ohne einen Tropfen Wasser ließ. Ein Kaufmann sandte diese traurige Nachricht seinen Korrespondenten in Les Cayes; der Bote fügte hinzu, die Hauptstadt sey gegen die Regierung aufgebracht und mache sie für dieses Unglück verantwortlich. Da das Comité diese Gelegenheit benutzen zu müssen glaubte, so wurde der General Borghella, der Kommandant des Bezirks von Les Cayes, von einigen seiner Freunde aufgefordert, sich an ihre Spitze zu stellen, was er aber verweigerte. Diese Eröffnung bestärkte die Verschwornen noch mehr in ihrem Vorhaben, da sie sonst verhaftet zu werden fürchten mußten. Am 26. Januar begaben sich die Bedeutendsten unter ihnen, Hérard-Dumesle an ihrer Spitze, nach der Wohnung des Kommandanten Rivière-Hérard außerhalb der Stadt. Hier sammelten sie zwei bis dreihundert Mann aus der Umgegend, erklärten sich in Insurrections-Zustand und sandten dem General Borghella eine Note, um ihn zu belehren, warum sie die Waffen ergriffen. Borghella schrieb an den Oberst Solage, daß er mit sämmtlichen Truppen, die er zusammenbringen könne, zu ihm käme; inzwischen sandte er gegen jene den Oberst Cafeaux, einen Neger, an der Spitze seines Regiments. Cafeaux näherte sich den Insurgenten auf Flintenschußweite, ließ eine allgemeine Salve geben und kehrte wieder nach Les Cayes zurück, indem er vorgab, sie hätten sich zerstreut. Man glaubt, er habe sie weder angreifen noch verfolgen, sondern sie nur benachrichtigen wollen. Die Insurgenten, von dem Marsche Solage's unterrichtet, hielten es für angemessen, weiter zu ziehen, und nahmen die entgegengesetzte Richtung nach Anse d'Aineau, indem sie in jedem Flecken, den sie passirten, einige Mann mitnahmen. Der Kommandant von Anse d'Aineau, General Lazarre, ein Neger, mit welchem sie im Einverständniß waren, nimmt sie auf, schließt sich ihnen mit seinen Leuten an und zieht mit ihnen weiter nach Jérémie. Hier wollen der General Ségrettier, ein Mulatte, und der Oberst Frémont, ein Neger, Widerstand leisten, aber die Einwohner zwingen sie, die Thore zu öffnen. Der General Ségrettier trat nun über, Frémont aber, der jede Theilnahme an dem Aufstand verweigerte, wurde auf sein Zimmer gebannt und mit Achtung behandelt; man wollte damit nur verhindern, daß ein so tapferer und geschickter Offizier die Macht des Präsidenten verstärke. Frémont ist ein Neger von besonderer Auszeichnung, daher war er auch immer der farbigen Klasse verdächtig, welche in ihm das natürliche Haupt seiner Brüder sah für den Fall, daß diese sich der Herrschaft zu bemächtigen versuchten. Mehr als einmal hat er sich über die Strenge, mit der man ihn bewachte, bitter beklagt und sich daher auch ganz in die Partei des Präsidenten geworfen, der nicht ermangelte, ihn aufzunehmen und seine Unzufriedenheit auszubeuten *).

Die in Jérémie eingeschlossenen Insurgenten ernannten nun eine provisorische Regierung, die aus den Bürgern Blanchette, Pavet und Magron bestand. Als Boyer dies Alles erfuhr, verlor er etwas von seiner Sorglosigkeit; er konzentrirte Truppen in der Hauptstadt, ließ sie am Sonntag, 5. Februar, den Eid der Treue aufs neue schwören und expedirte an demselben Tage zwei Regimenter nach dem Süden. Am folgenden Tage erfuhr man die Einsetzung der provisorischen Regierung in Jérémie und die milde Behandlung des Oberst Frémont. Diese Besonnenheit beim Beginn eines Aufstandes zeigte, daß die Insurgenten ihre Pflichten kannten. Die Hauptstadt ward von dieser großherzigen Festigkeit überrascht, und mit der üblen Stimmung gegen die Regierung verband sich eine lebhafte Sympathie für die, welche bei dem Revolutionswerk mit so viel Muth und Würde zu Werke gingen.

Jeder fühlte nun, daß der Kampf ernst werden würde. Jede Nacht durchzogen zahlreiche Patrouillen die Straßen oder vielmehr die Ruinen von Port-au-Prince. Der Präsident verbarg seine Angst nicht mehr, er proklamirte das Kriegsgesetz, gebot mehrere Verhaftungen, suspendirte das Erscheinen der Journale und ließ alle Flinten, die sich bei Privatleuten oder in den Magazinen vorfanden, wegnehmen, ohne sie zu bezahlen. Zugleich sandte er die aus dem Norden zusammengezogenen Truppen nach Anse-à-Veau, einem Platz, der in der Mitte zwischen der Hauptstadt und Jérémie liegt, und bekleidete Borghella mit einer unumschränkten Gewalt im Süden. Die Nationalgarde von Port-au-Prince, deren eingeschüchterte Offiziere dem Präsidenten eine Adresse überreicht hatten, worin sie ihn ihrer Ergebenheit versicherten, wurde unter die Befehle des Generals Inginac gestellt, der die Weisung

*) Die Generale Richard, Paul Romain, Dasson und Jérôme, der Oberst Isidore Gabriel Darseur, lauter geborene Neger, hatten solche Versuche gemacht, nach deren Scheitern sie sämmtlich erschossen wurden.

*) Ein Zug aus dem Leben dieses Offiziers wird von Boyer's verwerflichem System eine Vorstellung geben. Zum Kommandanten von Jérémie ernannt, zeigte Frémont als er seinen Posten antrat, jenen Geist der Ordnung, der die gebildeten Neger auszeichnete, und wollte die Anbauer zwingen, den Kaffee, den sie den Kaufleuten bringen, auszulesen, da die Steine darin oft mehr wiegen als die Bohnen. Die Anbauer schickten sogleich zwei schwarze Matronen von fertiger Zunge an Boyer ab: „Ah, chèr président, mon ami", hieß es, „ça ous fait là, ous voyé là bas iun nouveau commandant piece terrible, lié tourmenter braves nègues des Mornes." („Ah, lieber Präsident, guter Freund, was machen Sie da, Sie haben da einen schrecklichen neuen Kommandanten hinuntergeschickt. Er will die armen Neger der Schluchten quälen.") Boyer ließ den Oberst nach Port-au-Prince kommen, fragte ihn, worein er sich mische, und befahl ihm, die Dinge in dem Zustand zu lassen, in dem er sie gefunden. Hierauf sagten natürlich die Anbauer, die nicht tiefer zu sehen vermögen, daß Boyer der beste Präsident sey, den es geben könne, und daß die Feinde eines so guten Mannes Bösewichter seyn müßten, die nur das Unglück der armen Leute wollten.

erhielt, sich in sein Gouvernement Léogane zu begeben. Inginac bot daselbst die Nationalgarde des Ortes auf und führte sie mit dem Regiment des Oberst Lamarre, das dort garnisonirte, nach Petit-Goave, dann nach Grand-Goave und von da nach Anse-à-Veau. Ueberall sammelte er die Soldaten und die Nationalgarde und füllte die Gefängnisse mit den gefährlichen Personen, oder er zwang sie, ihm zu folgen, um die Städte ihrem Einfluß zu entziehen; aber er sah nicht, daß er in ihnen nur dem Feinde Verstärkungen zuführe. So waren zuletzt achttausend Bajonnette in Anse-à-Veau versammelt, wohin der Senator Bazelais, der Schwiegersohn des Präsidenten, geschickt worden war, um daselbst die Treue des Kommandanten, General Mallet, aufrecht zu halten.

Trotzdem wuchsen die Kräfte der Insurrection mehr und mehr, und bald stand der ganze Süden in Flammen. Die provisorische Regierung sandte jetzt eine neue Deputation von fünf Mitgliedern an Borghella, um, wie man sagt, ihm die Präsidentschaft anzubieten, mit dem Bedeuten, daß, wenn er sie nicht annehme, man Les Cayes angreifen würde. Borghella warf auf den Rath Beaubrun-Ardouin's, der nach Les Cayes zu gleichem Zweck geschickt worden, wie Bazelais nach Anse-à-Veau, die fünf Deputirten ins Gefängniß und befahl dem Oberst Solage, der zum General befördert worden, Jérémie anzugreifen. Am 16. Februar fand in geringer Entfernung von diesem Ort ein hartnäckiges Gefecht statt, in welchem Solage, nachdem er zweimal seine Gegner zurückgetrieben, endlich, von ihrer wüthenden Energie geschreckt, die Flucht ergriff.

In Folge dieses Gefechtes ging der größte Theil der Regierungs-Truppen zu den Insurgenten über. Diese nahmen nun den Namen der Volks-Armee an und fühlten sich stark genug, sich in zwei Lager zu theilen, deren eines Les Cayes blokirte. Borghella ließ einen Kriegsrath versammeln, in welchem die Offiziere erklärten, sich nicht gegen ihre Brüder schlagen zu wollen, um einen Mann zu vertheidigen, der der Republik so gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Der General, andererseits auch von der Bevölkerung dazu getrieben, kapitulirte endlich. Am 2. März zogen die friedlichen Sieger in die Stadt ein, wo sofort mit der größten Ordnung eine provisorische Munizipalität eingesetzt wurde. Der andere Theil der Volks-Armee marschirte nach Anse-à-Veau, wo sogleich die Truppen mit ihnen fraternisirten. Der Oberst Bazelais kam allein, blaß, mit Koth bedeckt und kaum der Sprache mächtig, am 26. Februar während der Wochenparade in Port-au-Prince an. Boyer ließ sofort die Lärmkanonen abfeuern, deren Schüsse von dem Echo der Berge in die Ferne getragen wurden, indem er die zahlreiche Bevölkerung der Schluchten zu seiner Vertheidigung herbeizuführen hoffte. Aber dieser letzte Nothschrei erschütterte vergebens die Luft, die Neger blieben zu Hause, und diejenigen, welche des Marktes halber in die Stadt gekommen waren, kehrten wieder heim. Nichts nahm bei dieser Katastrophe ihr besonderes Interesse in Anspruch, das Vaterland war nicht in Gefahr, und es war kein Haupt ihrer Race, das ihrer Hülfe bedurfte. Die Lärmkanone hatte keine andere Wirkung, als die Stadt zu erschrecken. Die Läden waren schon seit acht Tagen geschlossen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß Port-au-Prince der Plünderung preisgegeben werden solle, und bald sah man Männer und Weiber mit Paketen beladen nach allen Richtungen hin eilen, entweder aufs Land oder nach dem Hafen, an Bord der Schiffe. Doch kam man bald von diesem panischen Schrecken zurück. (Schluß folgt.)

Schweden.

Schwedische Dampfschifffahrt.

Lebten wir noch in den Zeiten, wo den verschiedenen Göttern Altäre und Tempel geweiht waren, welche Opfer würden die Reisenden nicht dem Gott der Dämpfe darbringen müssen! Welcher Reisende würde nicht aus Erkenntlichkeit willig sein Scherflein beitragen, um jene Gottheit genügend verehren zu können. Welche nutzenbringende Umgestaltung aller Verbindungsmittel hat die Anwendung der Dämpfe nicht hervorgebracht! Was ist aus allen Entfernungen geworden? Noch vor zehn Jahren bedurfte man mehrerer Wochen, um von Berlin nach Stockholm zu reisen. Jetzt ließe sich diese Reise, wären die Post-Einrichtungen ganz zweckmäßig geordnet, in vier Tagen machen. Welche Ersparung der Zeit, eine Entfernung von 140—150 Meilen in so kurzer Zeit zurücklegen zu können! Welcher Entschluß gehörte nicht früher dazu, um eine Reise nach Schweden zu unternehmen! Welche Schwierigkeiten und welche Ausgaben entstanden nicht allein bei dieser Reise durch die Unkenntniß des Landes und der Sprache, so wie durch die so verschiedenartigen Post-Einrichtungen. Aber welche Veränderungen haben hierin nicht schon seit mehreren Jahren stattgefunden.

Schweden eignet sich ganz zur Dampfschifffahrt; die zahlreichen Gewässer, welche dieses Land durchziehen, bieten überall Gelegenheit dar, sich ihrer mit Vortheil zu bedienen; und dies geschieht auch in einem stets zunehmenden Verhältniß. Mit Ausnahme von London, besitzt wohl keine Hauptstadt mehr Dampfschiffe als Stockholm. Da deren Ankunft und Abgang stets durch vier Kanonenschüsse angezeigt wird, so vergeht fast keine Stunde des Tages, wo sich der Donner der Geschütze nicht vernehmen läßt. Aus dem Grunde, daß Stockholm so reichlich mit fließenden und stehenden Gewässern versehen ist, sind unzählige Böte vorhanden, um die Verbindung der verschiedenen Stadttheile zu unterhalten. Gewöhnlich werden diese Böte durch Frauen bewegt, welche auf Schwedisch „Roddar Madamer" (Schiffer-Frauen) heißen.

Diese Gondelführerinnen, unter denen man zuweilen auch jugendliche Schönheiten antrifft, sind in Stockholm eben so berüchtigt, als die Eckensteher in Berlin. Ihre Witze und derben Redensarten sind eigener Natur und dienen manchem Anekdoten-Sammler zur Vermehrung seiner Collection. Die entfernteren Wasser-Verbindungen in der Umgegend von Stockholm werden durch Böte bewerkstelligt, welche wie Dampfböte gebaut sind, nur mit dem Unterschiede, daß die eiserne Dampfmaschine darin fehlt. Ihre Stelle vertritt die lebenskräftige Kraft von vier Dalkullar (Bäuerinnen aus Dalekarlien); diese bilden gleichsam die bewegende Dampfkraft, indem sie die Schaufelräder durch eine Art Kurbel in Bewegung setzen und, gleich den Venetianischen Gondolieri, bei der schweren Arbeit fröhliche Lieder in ihrer Landessprache singen. Es giebt wenige Städte in Schweden, welche nicht durch Dampfschiffe mit der Hauptstadt in Verbindung ständen. Diese Unternehmungen sind sämmtlich von Privatpersonen ins Werk gesetzt worden; nur die Post-Verbindung nach Deutschland wird durch Dampfschiffe bewerkstelligt, welche der Regierung oder vielmehr der Post-Verwaltung angehören. Diese Behörde beabsichtigt, noch mehrere Verbindungen mit anderen Ländern durch ihr zugehörige Dampfschiffe, welche schon erbaut sind, besorgen zu lassen.

Die bis jetzt bestehenden Dampfschifffahrts-Verbindungen zwischen Schweden und Lübeck und Petersburg und Finnland, welche von Privat-Gesellschaften besorgt werden, sollen den Actien-Besitzern genügenden Gewinn bringen. An jedem Donnerstag, Morgens um 9 Uhr, geht ein Dampfschiff von Stockholm zur Ueberfahrt nach Deutschland ab und trifft Sonntag früh in Lübeck ein. Von dort geht es wieder Donnerstag Mittags nach Stockholm ab, berührt bei der Hin- und Herreise Ystad, um die von oder nach Stralsund Reisenden mitzunehmen. Diese Schiffe sind ziemlich bequem eingerichtet und der Führung erfahrener Marine-Offiziere anvertraut. Es geschieht sehr selten, daß ein Unfall deren Lauf unterbräche, und ist die Seereise auf diesem Wege eine der angenehmsten, da mit weniger Unterbrechung dem Auge der Anblick des festen Landes nicht entzogen wird; bei schönem Wetter läßt die romantische Ansicht der Küsten Schwedens und der Insel Öland, so wie der Schären-Inseln, gewiß Keinen unbefriedigt. Nur bei stürmischem Wetter und wenn die Aequinoctial-Stürme herrschen, ist jene Fahrt eine der unangenehmsten, welche man erdulden kann. Der Wellenschlag in diesen engen Gewässern ist dann doppelt stark und die Schwankungen der Schiffe so heftig, daß es wenigen Reisenden gelingt, der gewöhnlich stattfindenden Seekrankheit zu entgehen.

Es bestand daher auch in früheren Zeiten die Verordnung in Schweden, daß nach Beginn des Monats Oktober kein der Königl. Flotte zugehöriges Schiff mehr nach der Ostsee oder dem Kattegat auslaufen solle. Bei der jetzigen Vervollkommnung der Schifffahrt ist jedoch diese Verordnung längst aufgehoben worden. Jetzt befahren sowohl Kriegs- als Handels-Fahrzeuge bis spät in den Winter hinein jene Gewässer, oder vielmehr bis das Eis sie hindert, in einen der an der Küste gelegenen Häfen einzulaufen. Es besteht auch heutzutage, zwar keine besonders vorgeschriebene, aber doch eine aus der Erfahrung hervorgegangene Anordnung, daß die Dampfschiffe mit Eintritt des Monats November ihre Fahrten einstellen. Der Grund hiervon liegt wohl darin, daß die schnellsegelnden Dampfschiffe während der langen dunklen Nächte immer größeren Gefahren ausgesetzt sind, und daß das Einlaufen in irgend einen Hafen dann mit größerer Schwierigkeit verbunden, auch die Reise mit einem beständig hin und her schwankenden Fahrzeuge schon im höchsten Grade unangenehm ist. Durch die zunehmende Abkühlung der Atmosphäre wird nämlich die Schwere des Wassers so vermindert, daß dasselbe eine größere Geneigtheit zum Ueberspülen aller auf ihm schwimmenden Körper annimmt; gesellen sich nun hierzu die fast beständig wehenden Herbststürme und die fortwährend plätschernden Wasserräder des Dampfschiffs, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß ein solches Fahrzeug fast mehr unter dem Wasser als über demselben sich bewege.

In einem ähnlichen Fall war das Schwedische Dampfschiff „der Löwe" im November vergangenen Jahres auf seiner Fahrt zwischen Ystad und Carlscrona, wo es wegen eines heftigen Nordost-Sturmes, welcher ihm gerade entgegen blies, gezwungen wurde, bei der Insel Bornholm Schutz zu suchen. Die See ging so hoch und der Sturm war so heftig, daß die Maschine von siebzig Pferden Kraft das Schiff nicht mehr als funfzehn Schritt weit in einer Minute fortbewegen konnte. Obgleich somit die Fahrt sehr langsam ging, so fehlte es dennoch nicht an Unterhaltung und Zerstreuung. Während einer solchen Nacht und bei so engem Fahrwasser hängt von dem Betragen und der Kaltblütigkeit des Kapitains Alles ab. Sein Platz ist dann fortwährend auf dem Verdeck, sobald er seine Schuldigkeit erfüllen will. In keinem Fall darf er der ihn vielleicht anwandelnden Lust nachgeben, sich zur Ruhe zu legen, wenn das Lager auch noch so einladend wäre. Seine Gegenwart auf dem Verdecke ist unbedingt nothwendig.

In der stockfinsteren Nacht gingen viele Seeschiffe an dem Dampfschiffe vorbei, welche weder Wache noch Laternen aufgestellt hatten, indem sie wahrscheinlich nicht glaubten, daß bei so fürchterlichem Sturm ein Fahrzeug ihnen gerade entgegen kommen würde. Für das Dampfschiff waren aber jene Vorsichtsmaßregeln um so nöthiger, und ohne sie und die noch zeitig stattgefundene Wendung des Steuerruders, würde das Fahrzeug von einer großen Brigg übersegelt worden seyn, welche mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen Fahrt bei demselben so nahe vorbeischoß, daß das Pfeifen der Taue und Segel, die von dem wüthenden Sturme und Schneetreiben gepeitscht wurden, das Gebrüll der rollenden Wogen noch überschallte. Welch' Gefühl ergreift nicht den Busen bei solcher Gefahr, und wie athmet Alles frei wieder auf bei dem Befehl des Capitains an den Steuermann, wieder den vorigen Cours zu halten.

Könnte Jemand einen Funken von Poesie bei diesen, man möchte sagen, fortfliegenden Fahrzeugen, nämlich den Dampfschiffen, erspähen, so müßte dies gewiß in einer so sturmbewegten Nacht der Fall seyn. Denn bei dem

Geheul des Sturmwindes hört man weder das sonst beständige starke Plätschern der Wasserräder, noch fühlt man die Erschütterung, welche derjenigen in einer Mühle ähnlich ist und welche durch die Bewegung der Maschine hervorgebracht wird. Selbst der unangenehme Anblick der die Räder bedeckenden Wasserschuppen und das verstümmelte Takelwerk entgeht dem Auge und läßt den Gedanken nicht aufkommen, das Dampfschiff mit einem Buckligen zu vergleichen, der mit geborgten, aber ihm nicht passenden Kleidern ausgestattet ist. Dann erscheinen auch vielleicht die geöffneten Feuerluken, welche durch die leuchtende Gluth des feurigen Elements geröthet sind, wie die brennenden Augen eines Ungethüms, und die aus dem Rauchfang sprühenden Funken wie der Geifer, welcher dem Rachen des ergrimmten Drachen entströmt, der im Kampf mit den Fluthen zornig und wüthend sich ihnen krampfhaft entgegenstemmt.

Die Nacht auf dem Meere hat etwas sehr Ernstes und stimmt das Gemüth zu ungewöhnlichen Betrachtungen. Die Dunkelheit, die Einsamkeit auf dem unendlichen Wasser-Raume, alles dieses macht auf den Geist des Menschen den feierlichsten Eindruck und erregt die Phantasie in geisterartiger Weise; wenn nun aber die vom Sturm wildtönende Aeolsharfe in düsteren und grausenerregenden Akkorden erklingt, da erfüllt es mit ängstlicher Bangigkeit die Brust eines Jeden, der nicht Seemann ist, denn nur dieser scheint sich dann erst recht bewußt zu werden, daß er in seinem Elemente ist, und diese düsteren Melodieen treffen sein Ohr in gewohnter Weise. Keiner fühlt dann wohl lebhafter seine Stellung, als der Capitain des Schiffes, und der Gedanke der ihm obliegenden Verantwortlichkeit und der Liebe zu seinem Fahrzeug scheint seinen Muth zu steigern und verleiht ihm Kraft und Stärke, jeder Gefahr zu trotzen. Nur jene Betrachtungen und diese Stimmung der Seele vermögen den Seemann, unter Arbeit und Nachtwachen, aller Beschwerlichkeit der Nässe, der Kälte und des Sturmes sich auszusetzen.

Der beste Platz auf einem Dampfschiffe in stürmischer Herbstnacht für die Schiffsmannschaft ist in der Nähe des wärmenden und schützenden Schornsteins. Die Stelle ist auch meist der Ruheplatz des Capitains, wenn derselbe vom Besuch des Steuerruders und der Räderbrücke, worauf die Wachen sich befinden, zurückkehrt. Wegen der beständig wiederkehrenden Sturzseen kann es Niemand am Bugspriet aushalten, wenn er nicht von den Wellen fortgerissen werden will. Das ganze Verdeck gleicht stets einem breiten Strom schäumenden Wassers, welcher bei jeder eintretenden tieferen Senkung des Hinterschiffes wie ein reißender Bergstrom sich nach hinten bewegt. Diejenigen Matrosen, welche nicht beim Steuerruder oder als Späher beschäftigt sind, befinden sich gewöhnlich in einem Kreise versammelt auf der den Schornstein umschließenden Erhöhung, und selbst in Gegenwart des Capitains fehlt es nicht an munteren Bemerkungen, wenn die schäumenden Wogen über das Verdeck hinstürzen.

Von dieser Erhöhung aus kann man die aufgeregten Meeres-Fluthen überblicken, so wie die Anstrengungen, welche das Schiff macht, sie zu durchschneiden. Von der Wuth des Sturmes erschüttert, ertönt der Rauchfang des Schiffes, sobald das Schiff mit dem Vordertheil sich senkt und sich wieder erhebt. Bei unserm Dampfschiffe paßte dieses Gebrüll herrlich zu dessen Namen, man glaubte wirklich das unheimliche Stöhnen des riesigen Löwen zu vernehmen, dessen Leib von den Wogen gepeitscht und dessen Haupt von den wirbelnden und schäumenden Fluthen benetzt wurde.

Unstreitig haben die Maschinisten während eines Sturmes den besten Fleck auf dem Schiffe. Dort im unteren Raum des Schiffes fühlt man die Bewegung des Fahrzeuges am wenigsten, und man wird weder durch Nässe noch durch Kälte im Geringsten belästigt. Auch unterlassen diese Leute gewöhnlich nicht zu lächeln, wenn Jemand zu ihnen herunterkommt, der natürlich vor Kälte zittert und von Wasser trieft und sich so nahe wie möglich der Heizungsstelle nähert. Sie können nicht begreifen, wie man es behaglich finden kann, dem glühenden Ofen so nahe wie möglich sich zu stellen. Ist der Mensch aber im Sturm und Regen durchnäßt und erstarrt, so erträgt er ungemein viel Hitze und scheint er dann die Natur des Salamanders zu theilen. Wenn das Loos dieser Feuermänner je zu beneiden wäre, so könnte es nur in einer solchen Nacht seyn, wo der Muth und die Standhaftigkeit, so wie die Ausdauer der Besatzung, eine harte Probe zu bestehen haben.

Ein merkwürdiges Schauspiel ist es, in jenem unteren Raume die Anstrengung der Dampfmaschine selbst zu beobachten. Zuweilen steht das ganze große Uhrwerk still, als wenn es nicht mehr vermöchte, die schweren Eisenmassen in dem Augenblick zu senken oder zu heben, wo die Wogen sich gegen den Bug des Schiffes oder in die Wände der Schaufelräder stürzen. Gleich darauf, wenn das Wasser fällt und die Räder beinahe in den Lüften schweben, bewegen sich die schweren eisernen Maschinen mit einer Schnelligkeit von zuweilen dreißig oder vierzig Schlägen in einer Minute.

Der unangenehmste Ort auf dem Schiffe bei solcher Gelegenheit ist der Aufenthalt in den Salons. Die Hülfsleistungen, welche den von den Qualen der Seekrankheit Ergriffenen auch geleistet werden, können ihren Zustand nicht ändern, und deren Anblick erregt bei den Gesunden die widrigsten Gefühle. Worte des Trostes und der Ermunterung sind die einzige Hülfe, die ihnen eigentlich gereicht werden kann, und wer diese dumpfen, schaukelnden und knackenden Krankenhäuser verlassen kann, wird mit Ergebung sich lieber des Sturmes Wuth preisgeben, als dort länger verweilen wollen.

Das oben genannte Schiff überstand glücklich diesen Sturm und kehrte nach kurzem Aufenthalt in einem Hafen auf der Insel Bornholm nach seiner Winterstation Carlscrona zurück. Edl.

Mannigfaltiges.

— Neuer Shakespeare-Fund. Dem Comité des Shakespeare-Vereins in London sind so eben wieder einige neue und interessante Dokumente in Bezug auf den großen Dichter und seine Familie zugekommen. Sie beginnen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und reichen bis zu Shakespeare's Tod. Es geht daraus deutlich hervor, daß John Shakespeare, der Vater, nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Man hatte sich hierüber in den letzten Jahren gestritten, jetzt aber ist die Sache genau erwiesen, da mehrere Original-Verhaftsbefehle, welche John Shakespeare, als „Friedensrichter und Schultheiß von Stratford am Avon“, gegen Schuldner ausgefertigt, nur mit einem Kreuz unterzeichnet sind, neben welchem bescheinigt ist, daß es das Zeichen John Shakespeare's sey. Als späterhin der alte Shakespeare selbst in Verlegenheit gerieth, wurde gegen ihn ebenfalls von dem damaligen Schultheiß ein solcher Verhaftsbefehl erlassen; dies letztere Dokument ist aus dem Jahre 1577. Malone hegte die Vermuthung, daß der Zweig der Shakespeareschen Familie, welcher sich zu Stratford niederließ, von Snitterfield gekommen sey, und dies wird jetzt durch die aufgefundenen Dokumente wirklich bestätigt. Shakespeare's Mutter besaß auch einiges Eigenthum in Snitterfield, welches sie und ihr Gatte im Jahr 1579 an Robert Webbe verkauften. Unter den auf den Sohn bezüglichen Papieren befindet sich unter anderen eines aus dem Jahre 1597, welches einen Nachweis über die in den verschiedenen Bezirken von Stratford vorhandenen Quantitäten Malz enthält, und woraus sich ergiebt, daß „William Shakespeare im Kapellstraßen-Bezirk“ zehn Quarter besaß, die vermuthlich auf seinen eigenen Grundstücken gewonnen und in seiner Wohnung gemalzt waren. Aus späterer Zeit rühren einige Dokumente her, welche sich auf den Ankauf der Zehnten von Stratford durch Shakespeare und auf die von ihm und Anderen in dieser Hinsicht an Lord Ellesmere gerichtete Petition beziehen. Auch der Belauf der Grundstücke, welche Shakespeare auf den Feldern von Alt-Stratford und Welcombe besaß, ist aus jenem Dokumente genau zu ersehen, und die Irrthümer, welche bisher hierüber herrschten, werden dadurch berichtigt. Ein paar von den Papieren sind noch aus der Zeit nach Shakespeare's Tode und beziehen sich auf Mitglieder seiner Familie. Die ganze Sammlung wurde vor kurzem aus Warwickshire zum Gebrauch des Shakespeare-Vereins nach London geschickt und ist den Händen Sir F. Madden's und Herrn Bruce's übergeben worden, welche den Druck derselben, so wie aller anderen auf Shakespeare's Leben bezüglichen Aktenstücke, zu beaufsichtigen übernommen haben.

— Denkmäler des Alterthums in Moskau.*) Unter diesem Titel publizirt der gelehrte Russische Archäolog Snegirew ein sehr verdienstliches Werk, das der Beschreibung und bildlichen Darstellung sämmtlicher merkwürdigen Denkmäler der alten Zarenstadt gewidmet ist. Bis jetzt sind vier Lieferungen dieses auch typisch prachtvoll ausgestatteten Werkes erschienen: die Hälfte ihres Inhalts umfaßt eine „Monumentale Geschichte der Stadt Moskau von den ältesten Zeiten an“, worin viel bis dahin Unbekanntes aus Moskauer Archiven zu Tage gefördert ist und welche zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst im Russischen Reiche sehr schätzbare Beiträge enthält. Es folgt eine höchst sorgfältige Beschreibung dreier berühmten Kathedralen der Stadt, nebst genauen Kopieen ihrer Inschriften, die man in früheren Werken entstellt hatte. Alle vier Lieferungen sind von Abbildungen der Gebäude und einzelner Merkwürdigkeiten, die sie bewahren, auch von mehreren Plänen der alten Stadt Moskau begleitet; die nach Zeichnungen des Akademikers Solnzew in Paris lithographirten und nach der Engelmannschen Methode mit Farben gedruckten Abbildungen lassen an Treue und künstlerischer Vollendung kaum etwas zu wünschen übrig. Jede Lieferung kostet vier Silber-Rubel.

— Uebersetzungs-Literatur. Von Boz (Dickens) neuestem Werke „Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewit's“ erscheint eine in der Weise des Originals „nach Zeichnungen von Phiz“ mit 40 Stahlstichen geschmückte und doch zugleich überaus wohlfeile Deutsche Ausgabe (die Lieferung zu 5 Sgr.) in der Buchhandlung des Herrn J. J. Weber in Leipzig. Die Uebersetzung, aus der Feder des Herrn E. A. Moriarty geflossen, liest sich eben so leicht und angenehm als die von demselben Schriftsteller, einem Landsmanne von Boz-Dickens, gelieferte Bearbeitung seiner Amerikanischen Skizzen. Die Stahlstiche in den uns vorliegenden vier ersten Heften sind mit außerordentlichem Humor ausgestattet und bilden zu dem Inhalte des Buches eine vortreffliche Illustration. „Chuzzlewit“ selbst ist bekanntlich im Originale noch nicht vollendet, sondern erscheint auch in England lieferungsweise; erst im August 1844 dürfte die letzte Lieferung dieses Romans zu erwarten seyn.

*) Pamjätniki Moskowskoi Drewnosti. Moskau, bei A. Semen. gr. 4.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Den buchhändlerischen Debit dieser Zeitschrift hat vom 1. Juli d. J. ab die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. in Berlin übernommen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 23. Juni 1843.

Frankreich.

Baron Menneval über den Hof Napoleon's.

Aus „Napoléon et Marie Louise." *)

Wir geben hier noch einige Auszüge aus des Barons Buche, gestehen indeß auch, daß wir die Auswahl von beachtenswerthem Neuen wenig ergiebig gefunden. Nur wer von den Werken Bourienne's, Las Cases', Ségur's, Constant's u. A. noch gar nichts kennt, wird durch diese Mittheilungen mehr befriedigt werden, immer jedoch bloß so weit, als die sehr gewöhnliche Sprache dem nicht entgegensteht.

„Die Krönung des Kaisers hatte in Notre-Dame mit einem Glanze und einer Feierlichkeit stattgefunden, deren Beschreibung längst überflüssig geworden; doch halte ich es für meine Pflicht, bei dieser Gelegenheit eine Anekdote in ihrer einfachen Wahrheit zu erzählen, welche auf sehr pikante Weise ausgeschmückt worden ist. Napoleon bietet freilich der Einbildungskraft einen unerschöpflichen Stoff, durch den sie sich nur allzu gern verwirren läßt; aber wozu Erzählungen mit fremdem Schmucke ausputzen, die gar keines Schmuckes bedürfen? Dadurch beraubt man ja den Helden seiner Eigenthümlichkeit. So hat man dem folgenden Geschichtchen einen Ausgang gegeben, welcher es mit der Krönung zusammenbringt und eine reine Erfindung ist. Frau von Beauharnais ließ nämlich wenige Tage vor ihrer Vermählung mit dem General Bonaparte ihren Notar rufen, um mit ihm noch Einiges zu besprechen. Als Herr Raguideau erschien, wurde er unmittelbar zu der noch im Bette liegenden Dame eingeführt, und die Anwesenden entfernten sich; nur ein junger Mann, welchen indeß der Notar nicht weiter beachtete, zog sich in eine Fensterbrüstung zurück. Nachdem Frau v. B. einige ihre nahe Vermählung betreffende Anordnungen besprochen hatte, wollte sie wissen, was man so eigentlich über dieselbe spreche. Da verhehlte Herr Raguideau ihr nicht, daß ihre Freunde diese Verbindung mit einem Offizier ohne Vermögen und jünger als sie voll Besorgniß ansähen, da derselbe ja aktiv werde bleiben müssen, im Dienste leicht den Tod finden könne und sie alsdann nebst ihren Kindern bloßgestellt bliebe. Als Frau v. B. nun fragte, ob das auch seine Ansicht sey, zögerte er nicht, bejahend zu antworten, indem er noch hinzufügte: daß sie mit ihrem Vermögen von 25,000 Fr. jährlicher Einkünfte eine viel vortheilhaftere Verbindung eingehen könne, und daß er aus innerer Ueberzeugung, wie seine Pflicht ihm gebiete, diese Vorstellungen ihr mache, da sie ihn mit ihrem Vertrauen beehre und er die aufrichtigste Theilnahme für sie hege. Ja, von seinem Eifer hingerissen, schloß er endlich: dieser Offizier sey ohne allen Zweifel ein höchst achtungswerther Mann, habe aber in der ganzen weiten Welt doch auch gar Nichts als seinen Mantel und seinen Degen. — Hierauf dankte Frau v. B. für diese ehrlich gemeinten Rathschläge und rief lachend den jungen Mann zu sich, welcher noch im Fenster stand, mit den Fingern an den Scheiben trommelte und um das so eben beendete Gespräch sich gar nicht bekümmert zu haben schien. (Daß dieser junge Mann der General Bonaparte war, bedarf kaum noch der Erwähnung.) „General", sagte Frau v. B. zu ihm, „haben Sie gehört, was Herr Raguideau so eben gesagt?" — „Ja", erwiederte er; „er hat gesprochen wie ein Ehrenmann, und das, was er gesagt hat, erweckt in mir Achtung für ihn. Ich hoffe, daß er fortfahren werde, unserer Angelegenheiten so sich anzunehmen, denn er hat mich sehr geneigt gestimmt, ihm mein Vertrauen zu schenken." — Hierdurch unterrichtet, wer der junge, bisher ihm unbekannte Mann war, gerieth Herr Raguideau zwar ein wenig außer Fassung; doch hatte er seine Freimüthigkeit nicht zu bereuen: der Kaiser hielt die Versprechungen des Generals, indem er ihn zum Notar der Civilliste ernannte, ihn stets mit Wohlwollen behandelte und den Umstand, welchem sie ihre gegenseitige Bekanntschaft verdankten, nie zur Sprache brachte. — So lautet die Geschichte in ihrer einfachen Wahrheit, doch macht das angedichtete Ende der Erfindungsgabe alle Ehre. Viele erzählen nämlich: der Kaiser habe sich am Tage seiner Krönung, angethan mit dem Kaiser-Ornate und an seiner Seite den Degen tragend, auf dessen Stichblatte „der Regent" eingesetzt war, das Vergnügen gemacht, Herrn Raguideau kommen zu lassen, und zu ihm gesagt: „Da haben Sie den Mantel und den Degen!" — Ich bedaure aber, wie gesagt, versichern zu müssen, daß diese kleine, witzig genug ausgedachte Rache dem Kaiser nicht in den Sinn gekommen ist, der damals wohl von viel wichtigeren Gedanken erfüllt war. Einen solchen Rückblick auf dunklere Zeiten verrieth nur ein Ausruf gegen den liebsten und vertrautesten seiner Brüder; denn indem er die Abzeichen der Macht, womit diese bekleidet waren, betrachtete, konnte er sich nicht enthalten, mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdrucke in die Worte auszubrechen: „Joseph, wenn unser Vater uns sähe!"

Uebertriebenen Aufwand und nutzlosen, gar zu umständlichen Toilettenkram litt der Kaiser nicht, aber auf höchste Reinlichkeit verwandte er alle Sorgfalt. Er badete oft, und jeden Morgen bürstete er selber sich die Arme und seine breite Brust, über deren kräftige Fülle er gern scherzte; zuletzt mußte dann sein Kammerdiener ihm Rücken und Schultern recht tüchtig abreiben. Früher ließ er sich rasiren, indeß seit 1803, nachdem er den Kammerdiener gewechselt hatte, rasirte er sich selber, mit Hülfe eines ihm vorgehaltenen Spiegels. Hierauf wusch er sich mit sehr vielem Wasser in einem silbernen Becken, das fast so groß wie eine kleine Wanne war. Ein mit Kölnischem Wasser getränkter Schwamm durchfuhr sein Haar, und der Rest im Fläschchen wurde auf seine Schultern gegossen. Die flanellene Unterjacke, Weste und Beinkleider von weißem Kasimir und die seidenen Strümpfe wurden jeden Tag gewechselt. Seine grünen oder blauen Uniform-Röcke — die einzigen, die er trug — legte er nicht eher ab, als bis man ihm bemerkbar machte, daß sie bereits die Spuren des langen Gebrauches zeigten. Die Ausgaben für seine Toilette waren anfänglich auf 60,000 Fr. angesetzt, allein er beschränkte sie, Alles inbegriffen, auf 20,000 Fr., indem er meinte, bei einem Einkommen von 1200 Fr. nebst einem Pferde nichts weiter nöthig zu haben. Oft erinnerte er sich der Zeit, da er noch Artillerie-Lieutenant gewesen, indem er gern von der Ordnung sprach, welche er damals in seinen Ausgaben beobachtet, und von den wirthschaftlichen Versuchen, welche er angestellt, um keine Schulden zu machen, als der Sieg der Englischen Partei auf Korsika ihm jede Unterstützung von dieser Seite raubte und er obendrein für seinen Bruder Ludwig zu sorgen hatte, den er von seinem Solde erzog und mitunterhielt. Mißfällig äußerte er sich über die Beispiele von verschwenderischem Aufwande, die seine General-Adjutanten und höheren Offiziere denen der geringeren Grade, mit welchen er seine Person umringte, gaben; indeß sah er doch gern Glanz und ein gewisses Gepränge um sich her. Zu denjenigen, an welche er sein Geld verschwendete, sagte er gewöhnlich: „In Eurem häuslichen Leben seyd sparsam, sogar genau; im öffentlichen aber tretet groß auf." Diesen Rath wandte er auch auf sich selber an, denn Niemand konnte in seiner Kleidung einfacher seyn, weniger wählerisch in seinen Mahlzeiten und in Allem, was Persönlichkeit heißt. Er erzählte mir eines Tages, daß er als noch ganz junger Offizier einigemale in Versailles in sogenannten Hofwagen gewesen — die eine Art wohlfeiler Landkutschen waren — sehr behaglich, setzte er hinzu, und in welchen er sich in sehr guter Gesellschaft befunden habe. Nur war dies keine schnelle Reise-Gelegenheit, denn solche Kutschen brachten fünf Stunden auf dem Wege zu. — Die Verwaltung des Kaiserlichen Haushalts war in derselben Ordnung wie die des Staates geregelt: sie war in eben so viele Bedienstungen eingetheilt, als es Groß-Civilbeamte der Krone gab, und das Budget der Ausgaben wurde jedes Jahr festgestellt. Jährlich ein Mal, auch wohl öfter, führte der Kaiser den Vorsitz im Rathe seines Hauses, um die verschiedenen Ausgaben-Posten genau durchzusehen. Dabei ertheilte er den Ober-Beamten, welche ihr Budget haushälterisch verwaltet hatten, die verdienten Lobsprüche — nicht, daß er ihnen Knauserei gepredigt hätte, er duldete nur weder Verschleuderung noch Nachlässigkeit. Vollkommen unterstützten ihn hierin die höheren Hof-Chargen und namentlich General Duroc, der, als Ober-Hofmarschall, mit dem schwierigsten Dienste beauftragt war, mit demjenigen, welcher die kleinlichsten und veränderlichsten Ausgaben enthielt und die meiste Gelegenheit zu Mißbräuchen bot. Die Einkünfte der Kaiserlichen Civilliste bestanden aus 25 Millionen Fr., welche jährlich der öffentliche Schatz hergab, und aus dem Ertrage der Krongüter, durch den sie auf 30—31 Millionen anwuchsen. Die bedeutendsten Ausgaben waren die für die Bauten, mit jährlich etwa 3 Millionen — für das Kron-Mobiliar mit 1,800,000 Fr. — für die Bedürfnisse des Ober-Stallmeisters mit 4, des Ober-Hofmarschalls wie des Ober-Kämmerers mit ungefähr 3 Millionen und des Militairhauses mit 800,000 Fr. Unter den Ausgaben des Ober-Kämmerers betrugen die Gehalte der Hofdamen und Kammerherren, die Büreau-Kosten, Bibliotheken, Karten, Huissiers und sonstige Besoldungen fast 1,200,000 Fr.; die Hofkapell-, die Unterhaltungs- und die Theater-Musik beinahe 900,000 Fr.; die Toilette des Kaisers, wie gesagt, 20,000 Fr., die der Kaiserin nebst deren Nadelgeldern 720,000 Fr. Die von der Civilliste gemachten jährlichen Ersparnisse

*) Vgl. Magazin Nr. [illegible].

beliefen sich auf 13 – 14 Millionen. Bei diesem Geiste der Ordnung und guten Verwaltung, welcher über den Ausgaben seines Hauses waltete, vermochte der Kaiser allerdings, einen Hof zu halten, der an Glanz keinem anderen nachstand, und überdies noch einen Schatz von mehr denn hundert Millionen zu sammeln, wovon ein Theil, in Gold- und Silber-Münzen, unter dreifachem Verschlusse in den Tuilerieen-Gewölben verwahrt wurde.

Die soldatischen Gewohnheiten der freistaatlichen Sitten und die Vermischung der Rangstufen, welche der Geist der Gleichheit hervorgerufen, hatten Freiheiten und eine Unabhängigkeit zur Geltung gebracht, die selbst zu so anzüglichen Vergleichungen mit der ganz außerordentlichen Stellung verleiteten, daß die überhandnehmende Vertraulichkeit mit der Würde des Ranges, welchen Napoleon einnahm, und mit der ihm zukommenden Ehrfurcht endlich geradezu unvereinbar wurde. Ich selber habe noch dem Kämmerchenvermiethen in Malmaison zugesehen, an welchem der Erste Konsul im ersten Jahre seines Konsulats auch Theil nahm. Er mußte darauf verzichten, weil diese Spiele Ungehörigkeiten hervorriefen, welche zwar durch die eben aufgekommene kameradschaftliche Vertraulichkeit entschuldigt werden, aber auch in Zügellosigkeit ausarten und die Person des Staats-Oberhauptes lächerlich machen konnten. So auch eines Tages, als der Erste Konsul in den Hof von Malmaison die Araber, welche ihm zum Geschenk gemacht worden, hatte kommen lassen, that ein gewisser Offizier ihm den Vorschlag, mit ihm um eines dieser Pferde Billard zu spielen. Bonaparte nahm es an; er wollte und sollte verlieren, so daß es natürlich seinem Gegner leicht wurde, die Partie zu gewinnen, der ihm darauf zurief: „Ich habe gewonnen, also das Wahlrecht" — und, ohne eine Genehmigung abzuwarten, um die es ihm übrigens auch gar nicht zu thun war, hinausstürmt, die Pferde zu besichtigen, das schönste wählt, es satteln läßt und vom Sattel herabruft: „Leb wohl, Bonaparte, ich werde nicht hier zu Mittag essen; ich mach' mich fort, denn, bliebe ich, so nähmest Du mir am Ende das Pferd wieder ab!" — Dem Ersten Konsul blieb nicht Zeit, ihm zu antworten, denn Jener war schon weit hinweg; um aber die Erneuerung solcher Auftritte zu verhindern, erkannte er es für nothwendig, ihn auf einige Zeit zu entfernen, und ernannte ihn zum Gesandten in Lissabon. — Auch die Vertraulichkeit des General Dutaillis, welcher sich schon als schlichter Offizier mit Berthier geduzt hatte, verhinderte der Erste Konsul wenigstens öffentlich, nachdem Letzterer Fürst von Neuchatel geworden war. — Napoleon's ältester General-Adjutant, der General Lemarois, hatte eines Tages den Tuilerieendienst. Die Zeit war unter so anstrengenden Truppenbesichtigungen und Eilritten verstrichen, daß er, von Müdigkeit erschöpft und in der Voraussetzung, der Erste Konsul sey es nicht minder, werde daher während der Nacht gewiß nicht aufwachen, um vor Störung sicher zu seyn, in sein Zimmer schlafen ging. Da traf es sich indeß, daß ein an der Thür zum Gemach des Ersten Konsuls schlafender Trabant gerade in dieser Nacht träumte, das Leben desselben sey bedroht, und unter dem Einflusse dieser Täuschung ungestüm in das Gemach, wo Bonaparte schlief, bis an dessen Bett eilte. Durch die Erscheinung dieses Menschen, bei dem er im ersten Augenblicke der Ueberraschung eine schlechte Absicht voraussetzte, aus dem Schlafe aufgeschreckt, sprang Jener auf, faßte den Eindringling bei der Kehle und warf ihn unter sich nieder. Dieses Alles war das Werk eines Augenblickes. Da aber der arme Tropf, nun seinerseits überrascht, flehentlichst um Gnade bat, so überzeugte sich der Sieger alsbald, daß der scheinbare Feind ein treuer, nur allzu diensteifriger Diener war. Der Vorfall verbreitete sich schnell im Palaste: General Lemarois wurde geweckt und vernahm ihn mit lebhafter Unruhe, doch ohne lange zu überlegen, stand er eiligst auf und begab sich zum Ersten Konsul. Er wurde, wie sich leicht denken läßt, sehr schlecht empfangen; aber nach dem Ausbruche seines Grolls beruhigte sich Bonaparte bei den Entschuldigungen seines General-Adjutanten und erlaubte ihm am Ende sogar, in seinem Marstalle ein Pferd nach seinem Gefallen für sich auszusuchen, nur zwei oder drei Thiere, die er vorzugsweise gern ritt, hierbei ausnehmend. – Der Ordonnanz-Offizier Duchand, jetzt General-Lieutenant der Artillerie, hatte im Spanischen Feldzuge von 1808 im Kloster von Tordesillas den Dienst beim Kaiser. Kälte und Ermüdung veranlaßten ihn, vor ein Kohlenbecken, den Kopf in die Hände, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, sich zu setzen. Da trat der Kaiser aus seinem an den Dienstsaal stoßenden Zimmer, hielt Duchand für eingeschlafen und war schon bereit, ihn zu schelten, als er bemerkte, daß Jener in fast bewußtlosem Zustande sich befand. Ohne nun erst dessen ringsherum auf Stroh schlafende Kameraden zu wecken, faßt er selber ihn unter den Armen, hebt ihn vom Stuhle und schleppt ihn auf ein im Saale befindliches Sopha. Dann geht er schnell in sein Gemach zurück und schickt eiligst seinen Mameluken mit einer Branntweinflasche, welche Rustan gewöhnlich in seinem Bandelier trug, und mit Kölnischem Wasser zu dem kranken Offizier.

Zu dem, was über Napoleon's Lebensweise bei der Armee durch Ségur und A. bereits bekannt ist, will ich hier nur noch einige Angaben fügen: Jedes Mal, wenn der Kaiser anhielt, in Schloß, Hütte oder Schuppen, galt seine erste Sorge seinem Kabinet. Das Portefeuille mit seinen Papieren und Landkarten, nebst zwei oder drei langen, inwendig abgetheilten Mahagonikistchen mit seiner Reise-Bibliothek wurden auf Tischen aufgestellt, oder, wenn deren nicht vorhanden, auf Brettern oder Thüren, die man über Blöcke legte. Gab es nicht mehr als Ein Zimmer, so wurden dahinein auch sein kleines eisernes Bett und sein Necessaire gestellt. Hier diktirte er die zahlreichen Befehle, welche von ihm ausgehen mußten. Der General-Major, welcher stets ihm zunächst untergebracht war, legte ihm die eingegangenen Berichte vor und nahm sofort die Bescheide darauf in Empfang. Hielt sich der Kaiser an einem Orte länger als einen Tag auf, so überbrachte der ihn stets begleitende Staats-Secretair die erledigten Arbeiten des Ministerrathes und beförderte des Kaisers Entscheidungen nach Paris. Wenn die Kriegsläufte ihn irgendwo zu einem verlängerten Aufenthalte nöthigten, so wurde der größte Theil seiner Zeit von Kabinets-Arbeiten weggenommen. Er widmete seine Sorgfalt der Armee, ohne dabei den übrigen Staat zu vernachlässigen. Die Ausführung seiner Befehle überwachte er mit strengster Genauigkeit. Jeden Tag ging er aus und nahm, ohne Rücksicht auf die Witterung, irgend eine Truppenschau ab. Manchmal machte er auch kurze Ausflüge, um ein Armee-Corps oder eine Truppenstellung in Augenschein zu nehmen. Im Gefolge jedes Corps hatte er eine Abtheilung Sattelpferde, ein Feldbett und einen Mantelsack mit den nöthigsten Garderobestücken zum Wechseln. Täglich frühstückte und aß er zu Mittage mit dem General-Major und einigen Marschällen oder Stabs-Offizieren. Nach Tische spielte er gern Whist, doch öfter noch Vingt-et-un, welches Spiel er vorzog, weil hieran alle Anwesenden Theil nehmen konnten. Bei diesen Partieen vergaß er die Sorgen und Anstrengungen des Tages, denn er beschäftigte sich niemals mit zweierlei zugleich und gab sich gleich ungetheilt dem Vergnügen wie der Arbeit des Augenblicks hin. Das Spiel war mäßig, Napoleon spielte jedoch mit Theilnahme, freilich nicht, wie wenn es dabei um seinen Schatz ging, denn das Geld war für ihn nichts, sondern etwa so, als ob es das Schicksal eines seiner Adler oder einer Provinz gegolten hätte. Zuweilen betheiligte er einen der anwesenden Offiziere an seinem Spiele, und wenn ihn dann das Glück begünstigte, machte er diesem den Gewinn zum Geschenke. (Schluß folgt.)

Haiti.

Zur Geschichte des Haitischen Negerstaats von 1789—1843.

(Schluß.)

Der Triumph der Insurrection war entschieden. Die Volks-Armee fand keine Feinde mehr; nachdem sie überall, wo sie hinkam, die politischen Gefangenen, von denen die Gefängnisse überfüllt waren, in Freiheit gesetzt, drang sie ungehindert nach Léogane vor. Jetzt legte Inginac seine ganze Feigheit an den Tag. Ohne auch nur einen Kampf zu versuchen, entfloh er nach Port-au-Prince, wo ihn aber Boyer schlecht aufnahm. „Ihr seyd ein Verräther", rief er voller Wuth, „oder ein Feigling; kehrt an Euren Posten zurück, oder ich lasse Euch erschießen." Der arme Teufel verließ die Stadt, machte aber eine Viertelmeile von derselben bei einem Landhause Halt, und nun gingen noch die letzten disponibeln Truppen unter dem Kommando des General Mirault ab. Umsonst! Am 10. März des Morgens griff Mirault Léogane an, der Kampf dauerte keine vier Minuten, alle seine Leute gingen über. Zwei Tage darauf traf in Port-au-Prince die Akte ein, durch welche Boyer entsetzt wurde. Jeder Widerstand war unnütz, und Boyer sah ein, daß er jetzt nur an seine Rettung zu denken habe. Er konnte nicht auf die Stadt zählen, die bei den letzten Wahlen vier seiner heftigsten Feinde in die Kammer geschickt: es blieben ihm kaum zwei Regimenter und einige Leute seiner Garde, die nicht einmal sehr sicher waren. Nicht geneigt, dem zürnenden Sieger unter die Augen zu treten, beschloß er, abzureisen. Am 13. März Abends um sieben ein halb Uhr ging er in Civilkleidung, von einigen Offizieren seines Generalstabs umgeben und in Begleitung des Englischen Konsuls, heimlich an Bord der Englischen Korvette „Scylla". Zweiunddreißig Personen von seiner Familie oder von seinen Anhängern, die zu sehr kompromittirt waren, um zurück bleiben zu können, folgten ihm. Man schien kaum die Abreise eines Mannes zu bemerken, vor dem noch acht Tage früher Alles gezittert, und den anderen Morgen sprach man höchstens von ihm. Seine Rolle war zu Ende.

Die Europäischen Journale haben ihn beschuldigt, er habe 900,000 Gourden (an 5 Millionen Francs) mitgenommen. Dieses Gerücht ist übertrieben. Wir glauben sicher, zu wissen, daß er nur 50,000 Gourden oder 250,000 Francs nahm; übrigens ist es in Haiti allgemein bekannt, daß er in der Bank der Vereinigten Staaten und in der Englischen unter erdichteten Namen ziemlich starke Summen niedergelegt hat.

Als Boyer das National-Palais verließ, richtete er noch eine Botschaft an den Senat, worin er seine angeblichen Verdienste um die Republik hervorhebt und unter Anderem bemerkt, daß er sich immer zur Aufgabe gestellt, die Ideen seines Vorgängers, „des unsterblichen Pétion, durchzuführen, die er besser als jeder Andere habe verstehen können"; zuletzt erklärt er, daß er nur aus Liebe zu seinem Vaterlande, um dasselbe nicht den Schrecken des Bürgerkrieges auszusetzen, sich einem freiwilligen Ostrazismus unterwerfe. Was läßt aber der Mann, der sich solcher Gesinnungen rühmt, hinter sich zurück? Ein Volk, das in der traurigsten Unwissenheit schmachtet und das in Masse nicht einen Schritt weiter gekommen ist von dem Tage ab, wo es sich muthig aus der Sklaverei emanzipirt; einen demoralisirten öffentlichen Geist, verfallene Städte, einen durch die Trägheit unfruchtbar gewordenen Boden, eine unermeßliche Menge Papiergeld, wahre Lumpen, welche die Stelle des fehlenden Metalls vertreten, eine mit Füßen getretene Verfassung und endlich überall das tiefste Elend. Bedenkt man nun, daß dieser Mann fünfundzwanzig Jahre lang der unumschränkte Gebieter der jungen Republik gewesen, und daß er die „Neuerer", die fähig gewesen wären, in seine Regierungs-Thätigkeit hemmend einzugreifen, aus der Legislatur vertrieb, so ist es unmöglich, daran zu zweifeln, daß seine Absichten schlecht gewesen, und ihn damit zu entschuldigen, daß seine Intelligenz seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Nein, er hat, wie er selbst sagt, die Ideen des unsterblichen Pétion nur zu gut verstanden; er hat, indem er die emanzipirte Race vollends korrumpirte, indem er sämmtliche Schulen schloß, jene Liebe zur Arbeit zerstört, die dem civilisirten Menschen so natürlich ist, als sie dem ungebildeten widerstrebt.

Ehe wir weiter gehen, geben wir über den Expräsidenten von Haiti einige jener Details, welche die kleine Münze der Geschichte sind. Boyer, ein sehr dunkelfarbiger Mulatte, ist jetzt acht und sechzig Jahre alt: seine nüchternen Gewohnheiten und die geringe Mühe, die er sich im Leben gegeben, haben ihm viel Kraft gelassen. Geboren zu Port-au-Prince im Jahre 1775 von einem Provençalischen Kleinhändler und einer Afrikanerin, trieb er das Gewerbe eines Schneiders. Klein, lebhaft, elegant und ein vollendeter Tänzer, machte er viele Eroberungen bei den Frauen. Das waren aber auch die einzigen, die er jemals gemacht hat; er hatte keinen Beruf für die Waffen, und er schloß sich daher nur als Secretair gleich beim Anfang der Revolution an den General Pétion an. Der Titel eines General-Secretairs glich in jener Zeit, wo Alles Militair war, dem Capitainsgrad, gewährte aber nicht die Insignien desselben. Boyer folgte Pétion, zur Zeit des Farbenkrieges, als dieser zu Rigaud überging. Er begleitete ihn auch nach Frankreich nach der Niederlage Rigaud's und kehrte dann, immer im Gefolge Pétion's, mit der Französischen Armee nach Sanct-Domingo zurück. Endlich nahm er die Sache seiner Landsleute an, als Pétion sich entschloß, die Franzosen zu verlassen. Der Gründer der Republik gab die Epauletten des Bataillons-Chefs seinem Secretair, der nach und nach den Generalsgrad erlangte, ohne je den Degen gezogen zu haben. Boyer war übrigens an Pétion nur so attachirt, wie die Schwachen den Starken, ohne Liebe, und er war strafbar genug, seinen Wohlthäter in seinen theuersten Neigungen zu verrathen.

Die Vereinigung des Nordens und des Ostens mit der Republik des Westens und die Anerkennung der Unabhängigkeit Haiti's durch sein ehemaliges Mutterland haben auf den Beginn der Regierung Boyer's vielen Glanz geworfen. Da man in Europa nicht die näheren Umstände dieser Begebenheiten erfahren hat, so hat man sie auf Rechnung seiner Gewandtheit gesetzt: das ist ein großer Irrthum: er hat nichts dazu gethan. Christophe war schon seit sieben Tagen todt, als Boyer sich in Bewegung setzte, um dem Ruf der Insurgenten zu entsprechen. In Bezug auf den Osten, so hatte er in der That nur eine Promenade von Port-au-Prince nach Santo Domingo zu machen. Es war ihm fast unmöglich, diese Umstände nicht zu benutzen. Was den Anerkennungs-Vertrag betrifft, so gereicht dieser dem, der ihn annahm, mehr zum Schimpf als zur Ehre. Mit einem Worte, Boyer ist als Staatsmann unbedeutend und ohne höhere Bildung. Als Privatmann hat er ein zugleich würdiges und anmuthiges Benehmen; seine Physiognomie ist lebhaft und geistvoll, seine Sprache leicht und ungezwungen; er spricht viel und weiß doch auch den Zuhörer zu spielen. Kurz, er ist als Mensch liebenswürdig, aber es fehlt ihm an tieferem Inhalt, wenn man von dem Intriguengeist absieht, durch welchen er seine Carrière gemacht hat. Er hatte alle seine politischen Inspirationen aus dem Prinzipe des Machiavell geschöpft, welches Buch stets seine einzige Lektüre war.

Wir werfen noch einen Blick auf das Ende der Insurrection und auf die Zukunft Haiti's. Am 15. März hielt die Volks-Armee, siebzehntausend Mann stark und in zwei Corps getheilt, unter den Befehlen der Generale Rivière-Hérard und Lazarre ihren Einzug in Port-au-Prince, unter dem Freudenruf der ganzen Stadt und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Es wurde überall die größte Ordnung aufrecht erhalten; die öffentliche Sicherheit ward nicht im Geringsten gefährdet, und die Fragen in Bezug auf die Herrschaft der Racen oder Farben schienen im Rausch der allgemeinen Freude ganz vergessen. Ueberhaupt hat es wohl wenig Revolutionen gegeben, die so besonnen und leidenschaftlos, mit so wenig Exzessen von Seiten der Insurgenten vollendet wurden, wie diese. Der Tod des Oberst Lamarr, der in dem Augenblick, wo er sein Regiment verhindern wollte, mit den Insurgenten zu fraternisiren, von einem Soldaten getödtet wurde, ist der einzige Mord, den man zu beklagen hat. Ein Europäer, der Augenzeuge war, schreibt daher vom 15. März: „Was hier vorgeht, ist wahrhaftig unglaublich; man könnte sich mitten unter die civilisirteste Nation der Welt versetzt glauben." Was auch die Vertheidiger der Sklaverei von der Afrikanischen Race und ihren wilden Leidenschaften sagen mochten, wie sehr sie sich auch bemühten, die Republik der Neger und Mulatten zu verleumden, man wird gewiß nicht ohne Bewunderung mit an sehen, wie dieses Volk, das man in den Zustand der Wildheit zurückgefallen glaubte, so viel Ruhe während des Aufstands und eine so feste Mäßigung nach dem Siege zeigte.

Die letzten Nachrichten von dort melden nur noch von den letzten Nachwirkungen des Aufstandes und von einigen weniger bedeutenden Akten der provisorischen Regierung; über den wichtigsten Punkt, die Wahl des neuen Präsidenten, ist noch nichts entschieden. Es wird zu diesem Zweck wahrscheinlich eine National-Versammlung berufen werden, die aber außer der Ernennung des Präsidenten noch viele andere Pflichten zu erfüllen hat. Erstens hätte sie im Allgemeinen die Gesetze zu revidiren, die Constitution umzugestalten und einen Rural-Koder zu schaffen, der nicht, wie der gegenwärtige, von dem Geist der Sklaverei durchzogen ist. Vorzüglich aber müssen zwei wichtige Punkte ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, erstens der öffentliche Unterricht: hier würde sie gut thun, die Anlegung öffentlicher Schulen und die Verpflichtung für sämmtliche Bürger, ihre Kinder in dieselben zu schicken, zu einem Grundgesetz zu machen, und dann muß sie das Land mit Munizipal-Institutionen versehen, die ihm zum großen Nachtheil seiner inneren Verwaltung gänzlich fehlen. Endlich wird sie wahrscheinlich die Dauer der Präsidential-Functionen auf vier Jahre reduziren.

Wenn man die Präsidentschaft auf Lebenszeit beibehielte, so müßte man bei der Wahl mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Herr Hérard-Dumesle, der politische Chef der Insurrection, hat die meisten Chancen für sich; man sagt sogar, daß ihm diese hohe Würde schon angetragen worden und daß er sie aus Achtung für die Rechte des Volks nicht angenommen; er würde sich um dasselbe noch mehr verdient machen, wenn er gänzlich darauf verzichtete und seinen Einfluß zur Ernennung eines Negers verwendete. Nur ein Neger kann die Neger-Republik regieren und die Fehler und schlechten Neigungen seiner Brüder bekämpfen, ohne ihr Mißtrauen zu erregen. Nur bei einem Neger-Chef ist man ganz sicher, daß es nie sein Interesse seyn wird, die schwarze Bevölkerung, welche die sehr große Majorität bildet, in ihrer gegenwärtigen Verderbniß zu lassen. Einen Mann aus der Minorität wählen, hieße das öffentliche Wohl dem Vorurtheil und dem Ehrgeiz einer Kaste nachsetzen. Gegenwärtig hat man keinen Bürgerkrieg zu fürchten, insofern er zwischen entgegengesetzten Parteien stattfände, aber man hat immer einen Farbenkrieg zu fürchten; es kann immer die Möglichkeit eintreten, daß die Majorität es müde wird, unter der Herrschaft der Minorität zu leben. Die Erhebung eines Schwarzen würde also den Vortheil haben, den inneren Spaltungen und Kämpfen vorzubeugen.

Polen.

Galizien und die Literatur dieses Landes.

Ein reiches Königreich erstreckt sich von dem nördlichen Abhange der Karpathen bis zur Polnischen Gränze, dessen fruchtbare Weizen-Felder dem aus Nord-Deutschland kommenden Reisenden zeigen, wie verdienstlich es ist, durch große Anstrengung seinem kargen Boden ebenfalls seinen Unterhalt abgewinnen zu können. Aber auffallend ist die Aermlichkeit der Dörfer, die dürftige Kleidung der Bewohner, und traurig ist es, daß in dieser Kornkammer Europa's der Bauer selten Brod ißt, sondern meist von Kartoffeln oder Mais lebt. Dies ist die Folge der großen Besitzungen: der Bauer ist nicht Eigenthümer, sondern, wenn auch durch die weisen Gesetze des Kaisers Joseph geschützt, Robot-Arbeiter der Gutsherrschaft. Auf dem unfruchtbarsten Boden Nord-Deutschlands die freundlichsten Dörfer mit mehr oder weniger anmuthigen Gärten versehen, wo Fruchtbäume über die Bauerhäuser emporragen; hier nur Haufen ärmlicher Hütten, wie die Kraals der Hottentotten, von Schmutz umgeben, und meilenweit kein Baum zu sehen, den an der Kaiserstraße abgerechnet.

Dabei giebt es im Lande sehr viele reiche Leute. Ganze Schiffsladungen Weizen gehen von einer einzigen Herrschaft entweder den San abwärts nach der Weichsel und Danzig, oder den Dniester abwärts nach Odessa. Auch unter den Kaufleuten in Lemberg und Czernowitz ist großes Vermögen; aber im Ganzen giebt es hier nur Reiche und Arme.

Unter solchen Umständen kann kein reiches Feld für Literatur seyn. Dennoch hat die von dem großen Kaiser Joseph gestiftete Universität in Lemberg sehr viel geleistet, da die Geistlichkeit genöthigt ist, sich einigermaßen wissenschaftlich auszubilden, und aller Unterricht Deutsch ertheilt wird. Von hier können wir folgende Literaten nennen:

Joh. Nep. Kaminski in Lemberg. Von ihm erschien 1835 eine Sammlung Gedichte, betitelt: Haliczanka — und früher noch 2 Bändchen Gedichte und 18 Sonnette. Er übersetzte auch Schiller's Wallenstein ins Polnische, welcher 1837 im Druck erschien — Schiller's Gedichte ins Polnische übersetzt (erschienen 1841) sind großentheils von ihm bearbeitet.

Graf Fredro (Alex.) schrieb 3 Bände sehr geschätzter Lustspiele — außerdem eine einzelne Novelle, betitelt: „Die Unglücksfälle des glücklichsten Mannes" — Alles in Polnischer Sprache.

Stanislas Jaszowski. 1837 — 1839. Slawianin (der Slawe). 2 Bände. Eine Sammlung Gedichte und prosaischer Aufsätze, die theils den Herausgeber, theils andere Galizische Schriftsteller zu Verfassern haben.

Prof. Hanusch schrieb 1841 die Wissenschaft des Slawischen Mythus — 1843 eine Erfahrungs-Seelenlehre.

Herr Sartini: 1842 eine Wortforschungslehre der Polnischen Sprache. 2 starke Bände.

Der ausgezeichnete Prof. Kimzek: populäre Astronomie 1842. — Derselbe im Jahre 1836: die Lehre vom Lichte.

Direktor Uhle schrieb eine Geschichte Lembergs in Deutscher Sprache.

Ludwig Zielinski, Herausgeber der zu Lemberg erscheinenden belletr. histor. Zeitschrift Lwowianin (der Lemberger), versuchte sich mehrere Male, doch ohne glücklichen Erfolg, in Gedichten u. dgl.

Dr. Seidl, Sanitätspflege für Wundärzte in Galizien.

Dr. Brum, Hülfsbuch bei Untersuchungen der Nahrungsmittel und Getränke. 1840.

Moriz Ritter v. Ordacki-Ostrow, Lexikon der politischen Gesetzkunde für Galizien, 2 Auflagen. — Lexikon der Finanz-Gesetze. — Die Frohn-Patente Galiziens (vergriffen).

In Lemberg sind einige recht gute Buchhandlungen, eine sehr gute aber an der äußersten Gränze des Oesterreichischen Kaiser-Staats: in Czernowitz, das noch vor 60 Jahren zur Türkei gehörte. Die dortigen Moldauer haben sich die Deutsche Sprache dergestalt zu eigen gemacht, daß es nicht wenig auffällt, hier eine ganz Deutsche Bevölkerung zu finden; auch die hier seit Johann Sobieski wohnenden Armenier sind ganz Deutsch geworden, weil hier ein Widerwille gegen Deutschland nie stattfand.

In Galizien erscheint: 1) Die Lemberger Polnische Zeitung (Gazeta Lwowska), nächst der Deutschen die einzige politische Zeitschrift in Galizien — hat ein belletristisches Beiblatt, Rozmaitosci (Miszellen), redigirt von Kaminski. 2) Die in Lemberg erscheinende Moden-Zeitung: Dziennik mód Paryzkich (redigirt von Kulczycki) erfreut sich zahlreicher Beiträge vom Grafen L. Dunin

(Borkowski), Zegota Pauli u. A. 3) In Deutscher Sprache die Leseblätter (früher Mnemozyne), redigirt von Max Reinau (Moriz Rappaport). Das Interessanteste sind darin die Theater-Kritiken. — Als Mnemozyne wurde die Zeitschrift von Prof. Zawadzki mit vieler Umsicht redigirt. — Prof. Zawadzki schrieb früher eine „Fauna der Galizisch-Bukowinischen Wirbelthiere."

Mannigfaltiges.

— **Marianne Cochois.** Wir finden uns so eben durch nachstehende Zeilen beehrt:

„Mein Herr Redacteur! Sie sind in edlem Eifer als Ritter für die allerdings sehr würdige Gemahlin des Marquis d'Argens, Babette Cochois, aufgetreten: erlauben Sie, daß ich der zurückgesetzten jüngeren Schwester derselben, der Berliner Opern-Tänzerin Marianne Cochois, die ihr gebührende Ehre erweise. Denn wenn man auch dem moralischen Werthe nach die Stände höher oder niedriger zu stellen belieben wollte, so würde die Berufsbildung doch alle Zeit auch ihre gerechten Ansprüche machen dürfen: und da steht denn unsere Tänzerin ihrer Schwester, der ehemaligen Schauspielerin, in den Zeugnissen der kompetenten Zeitgenossen, weit überlegen da; in sittlicher Beziehung aber ist sie derselben durchaus würdigst gleich gewesen. Was den sittlichen Charakter der Tänzerin Cochois betrifft, so erlauben Sie, daß ich Sie und die geneigten Leser auf Marquis d'Argens' Briefe an den großen König aus dem Jahre 1747 verweise; über Marianne Cochois als Tänzerin aber möge Friedrich selber zeugen.

„Adieu", schreibt er den 18. Dezember 1746 an Voltaire, „les vêpres de la comédie sonnent. Barbarin, Cochois, Hauteville m'appellent; je vais les admirer. J'aime la perfection dans tous les métiers, dans tous les arts."

Hier sehen wir die drei Heroen des damaligen Berliner Opern-Ballets beisammen; denn, die vielgepriesene Signora Barbarini zog den Monarchen mächtig auch durch den Reiz ihrer „schönen Augen" an; Madame Hauteville war „à cause de son aimable figure" gefeiert, ja berühmt; und „un pied Cochois" gebraucht der König im Palladion geradezu als poetisches Epithet. In der gleichzeitigen Epistel an den Baron Sweerts, den hiesigen Theater-Intendanten, vom 15. August 1749, stellt Friedrich dieselbe Marianne Cochois entschieden in den ersten Künstler-Rang, indem er singt:

„Cherchez, me dites-vous, un spectacle nouveau:
„Allez à ce palais enchanteur et magique
„Où l'optique, la danse, et l'art de la musique
„De cent plaisirs divers ne forment qu'un plaisir;
„Ce spectacle est de tous celui qu'il faut choisir.
„C'est-là que l'Astrua par son gosier agile
„Enchante également et la cour et la ville,
„Et que Félicino par des sons plus touchans
„Sait émouvoir des coeurs au gré de ses accens;
„C'est-là que Marianne, égale à Terpsichore,
„Entend tous ces bravo dont le public l'honore;
„Ses pas étudiés, ses airs luxurieux,
„Tout incite aux désirs nos sens voluptueux."
Je vous entends: sachez que dans le fond de l'ame
J'aime tous ces plaisirs, qu'un faux mystique blâme;
Ami des sentimens des Epicuriens,
Je laisse la tristesse aux durs stoïciens;
Si comme Thèbe hélas! notre ame avoit cent portes,
J'y laisserois entrer les plaisirs en cohortes."

Ohne diese Königlichen Aeußerungen wäre Marianne Cochois vielleicht vergessen, so werth sie ihrer Zeit gewesen. Preuß."

— **Der Kölner Dom.** William Wordsworth, dessen Charakteristik aus der Feder der Frau von Ploennies wir in diesen Blättern mitgetheilt, machte im Jahre 1820 eine Reise im westlichen Deutschland, deren Eindrücke er in einer Reihe von Sonnetten beschrieben hat. Unter anderen Städten besuchte er auch Köln, wo er den Dom sah. Der Anblick des unvollendeten Baues erfüllte ihn mit Wehmuth, weil er sich nicht denken konnte, daß die jetzige Zeit, die sich immer mehr vom Glauben ab- und den materiellen Interessen zuwende, das Meisterwerk der Deutschen Baukunst je noch vollenden würde. Er wünscht daher, daß die Engel des Himmels den Weiterbau übernehmen möchten, und drückt seinen frommen Wunsch in folgendem Sonnette aus:

O möchten doch die Engel jetzt vollenden
Des heil'gen Tempels Bau, den einst mit Muth
Der Mensch begann in der Begeistrung Gluth,
Daß Gott sich nicht von ihm mehr möchte wenden!
Doch ach! der Glaube schwand, und aus den Händen
Entsank das Werkzeug. — Engel, auf! mit Muth!
Kommt, rettet schnell der Menschen höchstes Gut
Und helft die halben Mauern jetzt vollenden
Mit eurer Stimmen allgewalt'gem Klang!
O, laßt die frommen Lieder mächtig schallen,
Damit des Gotteshauses heil'ge Hallen,
Die unvollendet stehen schon so lang,
Vollendet bis zur Kuppel sich erheben,
Wenn eurer Harfen Töne niederschweben!

Bibliographie.*)

Italien.

D. Fabianich Alcuni cenni sulle scienze e lettere dei secoli passati in Dalmatia. 62 Seit. 8. Venezia 1843. 1 l. 20 c.

Ritratto di Dante Alighieri, scoperto nuovamente in Verona, e illustrato per cura del prof. G. Sauro. 8. mit 1 Lithogr. Venezia 1842. 87 c. — C. Cavattoni Osservazioni sopra l'operetta intitolata „Ritratto — Sauro." 32 S. 8. Verona 1842.

A. Salvioni Intorno ad Alberico da Rosciate ed alle sue opere, con alcune notizie relative a Dante. 56 S. 8. Bergamo 1842. (Nicht im Buchhandel.) — Alberico da Rosciate, ein berühmter Italiänischer Jurist des 14. Jahrhunderts, fertigte auch eine Italiänische Uebersetzung oder Bearbeitung des Lateinischen Kommentars von Jacopo della Lana zum Dante. Vergl. über ihn v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Bd. 6. S. 112—121.

C. Masetti Dei vantaggi arrecati alle nazioni cristiane dai romani pontefici per mezzo delle nunziature apostoliche. 42 S. 8. Roma 1842. — Eine in der Accademia di religione cattolica gelesene und dem Kardinal Pacca gewidmete Abhandlung.

Codice di commercio per gli stati di S. M. il re di Sardegna. 4. Torino, stamperia reale 1842. 3 l. 30 c. (Oktav-Ausgabe 2 l.) — Code de commerce pour les états de S. M. le roi de Sardaigne. 4. Turin, imprim. royale 1842. 3 l. 30 c. (Oktav-Ausgabe 2 l.) — Noch ein Werk des gelehrten, kürzlich verstorbenen, Justiz-Ministers Barbaroux, und tritt mit dem 1. Juli d. J. in Kraft. Von den mehrfach erschienenen und erscheinenden Erläuterungsschriften zu diesem neuen Gesetzbuche erwähnen wir: A. Albertazzi e M. S. Prasca Comento analitico al Codice di commercio per gli stati sardi. Fasc. 1. 8. Torino 1843. 1 l.

F. Lavagna Esperienze ed osservazioni per determinare l'azione, gli effetti e l'uso dell' oppio nell' umano sistema. 224 S. 8. Genova 1842. 2 l. 60 c.

G. Cara (Direktor des naturhistor. Museums in Cagliari) Elenco degli uccelli che trovansi nell' isola di Sardegna, od ornitologia sarda. XII. 210 S. 8. Torino 1842.

M. Tenore (Herausgeber der Flora napolitana, in Neapel) Trattato di fitognosia, ossia esposizione della glossologia, della tassonomia e della fitografia. 4 ediz. 8. Napoli 1842.

A. Venturi Studi micologici. 36 Seit. gr. 4. mit 18 kolor. Taf. Brescia 1842. 10 l. 44 c.

L. Colla Camelliografia, ossia tentativo di una nuova disposizione naturale delle varieta della camellia del Giappone, e loro descrizione. 8. mit 2 kolor. Taf. Torino 1843. 4 l.

G. C. Gandolfi Della moneta antica di Genova. 2 vol. 8. mit 7 Kpft. Genova 1841—42. — Vergl. darüber Spoterno in der Rivista europea. Septb. 1842.

Paolo conte Vimercati Sozzi Sulla moneta della città di Bergamo nel secolo decimoterzo. 76 Seit. 8. mit 4 lithogr. Taf. Bergamo 1842. (Nicht im Buchhandel.) — (F. M.) Osservazioni sopra tre monete bergamasche del secolo decimoterzo. 12 Seit. 12. Bergamo 1842.

Monete e medaglie onorarie ferraresi, illustrate da G. Mayr. 8. Ferrara 1843. 2 l. 15 c.

L. Preti Notizie statistiche della citta e provincia mantovana. 8. Mantova 1842. 3 l. 48 c.

F. Vagina d'Emarese (barone) Cenni statistici sulla provincia di Mondovi, pubblicati da C. Crosa. gr. 4. mit 1 Karte. Mondovi 1842. 3 l. 50 c.

G. B. Semeria Vita politico-religiosa di Santa Adelaide, regina d'Italia ed imperatrice del sacro romano impero. XVI. 116 S. 8. Torino 1842.

Famiglie celebri d'Italia. Fasc. 54 (Ghilini di Alessandria; Sinibaldi di Pistoja; Villani di Firenze). 7 Bog. Fol. u. 2 Kpft. Milano 1842. 8 l. 70 c. — Verfasser und Herausgeber dieses Prachtwerkes ist bekanntlich der Graf Pompeo Litta.

G. Manno (barone) Storia moderna della Sardegna dall' anno 1773 al 1799. 2 vol. 8. Torino 1842. 6 l.

C. d'Arco Della economia politica del municipio di Mantova ai tempi in cui reggeva a repubblica, premessa una relazione storica dei diversi governamenti fino all' estinzione di quello dei Gonzaga. (Mit vielen ungedruckten Urkunden.) 8. Mantova 1842. 7 l. 28 c.

C. Cuneo Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui, compere e banca di S. Giorgio in Genova. 8. Genova 1842.

V. De-Conti Notizie storiche della citta di Casale e del Monferrato. Vol. 10 e 11 (letzt.) 8. Casale 1841—42. à 4 l. 30 c.

V. Nannucci Analisi critica dei verbi italiani, investigati nella loro primitiva origine. Fasc. 1. 8. Firenze 1843. 4 l.

Le Rime di Vittoria Colonna corrette su i testi a penna, e pubblicate con la vita della medesima dal cav. P. E. Visconti. Si aggiungono le poesie omesse nelle precedenti edizioni e le inedite. 8. Roma 1840. (Erst im J. 1842 ausgegeben.) — Wer kennt nicht Vittoria Colonna, jene durch Schönheit, Tugend u. Talent gleich ausgezeichnete Italiänische Frau? Ihre seit d. J. 1538 in mehreren Ausgaben erschienenen Gedichte werden mit denen Petrarca's verglichen. — Se. Maj. der König von Preußen verlieh dem Herausgeber den Rothen Adlerorden dritter Klasse.

G. B. D. Voci e maniere di dire più spesso mutate da A. Manzoni nell' ultima ristampa de' Promessi sposi. gr. 8. Milano 1842. 2 l. 61 c.

Cento lettere inedite di LVII uomini illustri italiani e stranieri defunti nella prima metà del secolo XIX, tratte da più ampi carteggi, e scritte al cav. G. B. Vermiglioli (der zugleich der Herausgeber). 8. Perugia 1842.

F. S. Vallardi Manuale del raccoglitore e del negoziante di stampe. 8. mit 3 Taf. Milano 1843. 8 l. 70 c.

R. Boucheron (Kapellmeister) Filosofia della musica, o estetica applicata a quest' arte. 8. Milano 1842. 3 l. 30 c.

L. Picchianti Notizie sulla vita e sulle opere di Luigi Cherubini. 8. Milano 1842. 2 l. — Cherubini starb d. 15. März 1842 zu Paris. Ueber seinen musikalischen handschriftlichen Nachlaß, der zum Verkauf gestellt werden, erschien kürzlich ebendaselbst: Notice des manuscrits autographes de la musique composée par feu M. L. C. Z. S. Cherubini. 2½ Bog. 8. 1 fr.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Cortese Organi costituenti l'apparato delle sensazioni. Parte 2. Organi periferici. Padova 1842. — Tosti Storia della badia di Monte-Cassino. Tomo 2. Napoli 1842. — Tommaséo Canti popolari toscani, corsi, illirici, greci. Fasc. 20. Venezia 1842. (Hiermit in 4 Bänden vollständig.) — Raccolta dei piu celebri poemi eroi-comici italiani. Disp. 62. Firenze 1842. (Hiermit in 3 Bdn. vollständig.) — di Serradifalco (duca) Antichita della Sicilia. Vol. 5 (letzter). Fol. mit Portrait. Palermo, reale stamperia 1842. 75 l. — Vergl. Mag. 1842. Nr. 31. Der dort erwähnte Abate N. Maggiore, auch Verf. einer Geschichte von Sicilien, starb im J. 1842. — Dieser Band enthält die Antichità di Catania. — Dissertazioni della pontificia Accademia romana di archeologia. Tomo 10. Roma 1842. — Präsident ist gegenwärtig, nach Biondi's Tode, der Fürst P. Odescalchi. — Darin Abhandlungen von P. E. Visconti (Secretair), Borghesi, Grifi, Cecchi, Biondi, Canina u. Betti.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Den buchhändlerischen Debit dieser Zeitschrift hat vom 1. Juli d. J. ab die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. in Berlin übernommen.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 26. Juni 1843.

England.

Die Englische Geschichte auf der Französischen Bühne.

Das Glas Wasser. — Cromwell's Sohn.*)

Die Atmosphäre der Französischen Akademie, die stets einen unglücklichen Einfluß auf dramatisches Talent auszuüben pflegte, hat seit kurzem den Vaudevillisten Scribe in einen Professor der Englischen Geschichte verwandelt. In diesem neuen Berufe haben ihn seine gelehrten Forschungen zu der tröstlichen Ueberzeugung geführt, daß die historischen Trophäen Englands meistens nur das Resultat irgend eines kleinlichen Zufalls waren, der sie ihres eingebildeten Glanzes beraubt. Eine so wichtige Entdeckung hat, wie gewöhnlich, eine Schaar von Nachahmern ins Leben gerufen; die Sorbonne ist nach dem Théâtre français verlegt worden, wobei Scribe die Stelle Guizot's einnimmt. Das „Glas Wasser" vor sich, ohne welches die Französischen Professoren nicht reden können, trägt der dramatische Doctrinair seine Hauptlehre vor, die in dem Axiom: „Große Wirkungen kleiner Ursachen" besteht. Nachdem er dieses durch die Regierung der Königin Anna dargethan, verfolgt er seine Untersuchungen ein halbes Jahrhundert weiter zurück und stellt den General Monk dem „Sohne Cromwell's" zur Seite, um ihn dem Pariser Publikum erzählen zu lassen, wie die Liebe zu einer schönen Dame, deren Existenz wir hier zum erstenmal erfahren, den alten Rundkopf in einen Kavalier umwandelt und so die Restauration der Stuarts zu Wege bringt!

Das „Glas Wasser" ist auf der wahren oder fabelhaften Anekdote gegründet, daß die Herzogin von Marlborough, die eine unbeschränkte Herrschaft über den Geist der Königin Anna besaß, im Jähzorn ein Glas Wasser auf das Kleid ihrer Gebieterin ausgegossen habe. Dieser vorsätzlichen oder zufälligen Beleidigung schreibt unser Professor den Sturz der Favoritin zu, der den Fall der Whigs, die Entlassung des Herzogs von Marlborough und den Frieden von Utrecht nach sich zog, wodurch dem einst großen Ludwig XIV. in seinen letzten Tagen noch tiefere Demüthigungen erspart wurden. Herr Scribe bemächtigt sich dieser Anekdote, um seine Lieblings-Maxime zu unterstützen — daß nämlich die wichtigsten Ereignisse oft, wenn nicht immer, durch die verächtlichsten Neben-Umstände veranlaßt werden.**) Aber Herr Scribe irrt sich eben so sehr in dem Prinzipe selbst, als in der Anwendung desselben auf den gegenwärtigen Fall — vorausgesetzt, daß er sich wirklich zugetragen. Wenn langjährige Verbindungen durch geringfügige Umstände abgebrochen werden, so dienen diese nur zum Vorwand, um den bereits entschiedenen Bruch zu motiviren. Das zufällige Uebergießen eines Glases mit Wasser wäre leicht entschuldigt worden, wenn man es nicht als einen willkommenen Vorwand ergriffen hätte. Wenn hingegen, wie Scribe annimmt, die Marlborough wirklich durch diese Handlung ihre Gebieterin zu beleidigen suchte, so hört der Umstand auf, geringfügig zu seyn; denn nach unseren sozialen Begriffen kann eine Beleidigung die extremsten Resultate hervorbringen. Auf der Lehre von den aus kleinen Ursachen entspringenden mächtigen Wirkungen beruht aber dieses ganze philosophisch-politische Lustspiel. und welches Lustspiel! Der siegreiche Marsch Eugen's und Marlborough's aufgehalten, die Wohlfahrt Englands, die Existenz Frankreichs als Nation — Alles abhängig von dem Zittern der Hand, die ein Glas Wasser überreicht! Das sollte ein Lustspiel seyn? So fühlte Shakespeare nicht, als er in seinen begeisterten und eben deshalb wahrhaft menschlichen Worten „die Thorheiten der Menschen, mit kurzer, schwacher Gewalt bekleidet" schilderte, über welche „die Engel weinen". Vorfälle, die in das Schicksal der Menschheit eingreifen, bilden keinen Stoff zum Gelächter, und der Leichtsinn, mit welchem in diesem Lustspiele wichtige politische Ereignisse behandelt werden, ist gewiß kein günstiges Zeichen des Geistes, der unsere Zeit charakterisirt.

Der politische Held des „Verre d'Eau" ist der berühmte Henry St. John, Lord Viscount Bolingbroke, den man den Englischen Alcibiades nennen könnte, der aber unter Herrn Scribe's Händen zu einem kleinlichen Intriganten herabsinkt. Der romantische Held ist ein junger Schützling jenes Staatsmanns, Namens Masham. Die Heldin, Abigail, die in der Folge als Mrs. Masham so bekannt wurde, ist hier die Tochter eines Londoner Juweliers, des Herrn Tomwood. Bolingbroke hat, wie Archimedes, nur einen Hebel nöthig, um die politische Welt in ihrem Laufe zu stören, und einen solchen findet er, nach seiner Lieblings-Maxime: „große Wirkungen von kleinen Ursachen abzuleiten", in jenen beiden unbedeutenden Leutchen. Die Art, auf welche Miß Abigail Tomwood bei Hofe eingeführt wird, giebt einen Beweis von dem Erfindungs-Talent des Verfassers. Unserem dramatischen Historiker zufolge, liebte es die Königin Anna, sich der Herrschersorgen zu entschlagen und die Straßen von London inkognito zu durchstreifen, wo sie die Kramläden besuchte, kleine Einkäufe machte und vertraulich mit den Weibern und Töchtern ihrer Unterthanen schwatzte. Unter anderen beehrt sie eines Tages auch den Juwelier Tomwood mit ihrem Besuch und hat so eben einen Schmuck für den geringen Preis von 30 Guineen gekauft, als sie zu ihrer Beschämung findet, daß sie — ihre Börse vergessen. Abigail macht ihrer Verlegenheit dadurch ein Ende, daß sie die Unbekannte bittet, den Schmuck einstweilen mitzunehmen, indem es mit der Bezahlung Zeit habe, bis sie einmal wieder vorbeikommen würde. Von ihrer Großmuth entzückt, giebt die Königin der Juweliers-Tochter ihre Adresse, mit der dringenden Bitte, sie zu besuchen; sie hat nämlich die Absicht, ihr eine Stelle bei der Herzogin von Northumberland zu verschaffen, da sie aus dem vorhergegangenen traulichen Gespräche erfahren, daß der alte Tomwood im Begriff stehe, Bankerott zu machen. Abigail leistet der Einladung Folge, und trifft bei Hofe ihren Liebhaber, den jungen Masham, der eben mit Bolingbroke über Politik spricht. Der Staatsmann zieht Miß Tomwood sehr ungenirt in die Unterredung, erkennt in der Adresse der fremden Dame die Handschrift der Königin, und auf diese schwache Basis gründet seine fruchtbare Phantasie einen glänzenden Plan. Abigail soll Favorite der Königin werden; Masham soll Abigail regieren — er regiert Masham. Als ob die ganze Sache schon abgemacht wäre, fängt er an, der Ladenjungfer die damals zwischen Frankreich und England obwaltenden Verhältnisse auseinanderzusetzen, und theilt ihr die wichtige Rolle mit, die sie bei den Verhandlungen dieser beiden Nationen zu spielen hat. Ihre erste Aufgabe ist, der Königin heimlich ein Schreiben des Französischen Gesandten zuzustellen, und da Bolingbroke's Schülerin ihre Fähigkeit, so wichtige politische Resultate zu veranlassen, bezweifelt, so giebt dieses ihrem Lehrmeister Gelegenheit, sie mit seinem Dogma von kleinen Ursachen und großen Wirkungen bekannt zu machen.

Das Gespräch wird durch den Eintritt der Herzogin von Marlborough unterbrochen, und nach einigen scharfen Sarkasmen, die zwischen ihr und Bolingbroke ausgetauscht werden, stellt ihr dieser Abigail vor. Die Herzogin behandelt sie mit Verachtung, aber Bolingbroke, der nie um eine Ausflucht verlegen ist, entdeckt ihr, daß die vermeinte Miß Tomwood eine Churchill (Familienname der Marlborough) sey. Bei dieser Nachricht ruft die Herzogin O ciel! aus, und der Staatsmann vermehrt ihre Bestürzung noch durch folgende seltsame Drohung: „Sie verstehen wohl, gnädige Frau, daß ich, als aus der Mode gekommener Schriftsteller, Gelegenheit habe, mich durch Erzählung dieses Abenteuers wieder bei meinen Lesern in Gunst zu setzen, und der „Examiner" wird entzückt seyn, das Publikum auf Kosten der Herzogin zu unterhalten, die in der Grisette eine Cousine entdeckt."

Aber die Herzogin ist gleichfalls nicht ohne Hülfsquellen: sie hat Bolingbroke's Schulden an sich gebracht und ist jetzt sein einziger Gläubiger! „Und wenn die niedliche Anekdote, mit der er sie bedroht, im Morgenblatt erscheint, so wird das Abendblatt berichten, daß der witzige Verfasser im Gefängniß zu Newgate eine Abhandlung über die Kunst, Schulden zu machen, ausarbeitet." Das ist in der That List gegen List! Wir wollen die Gemeinheit dieser Drohungen und die Unwahrscheinlichkeiten, die sie in sich schließen — das Ankaufen der Schulden einerseits und die Idee, daß die Entdeckung armer Verwandten eine Englische Dame lächerlich machen könnte, andererseits — nicht näher beleuchten*), sondern mit unserer Erzählung fortfahren. Masham stürzt herein,

---

*) Wir theilen hier die Bemerkungen eines Englischen Historikers über diese beiden Französischen Dramen mit. Herr Scribe macht allerdings nicht den Anspruch, Geschichte zu schreiben; bei der allgemeinen Verbreitung jedoch, die namentlich sein „Glas Wasser" auch in Deutschland gefunden, kann leicht von der Bühne herab die von ihm verfälschte Geschichte historisches Ansehen gewinnen, und so möchte dieses Wort der Berichtigung auch ein Wort zu seiner Zeit seyn.

**) Wie wir glauben, wird diese Anekdote zuerst von Voltaire erzählt, der während seines Aufenthalts in England (im Jahr 1726) Gelegenheit hatte, manche Details über die politischen Ereignisse jener Periode zu erfahren. Doch ist nicht zu vergessen, daß er am genauesten mit Notabilitäten der Tory-Partei, wie mit Pope und mit Bolingbroke selbst, liirt war, die gern jeden Anlaß benutzten, die Whigs lächerlich zu machen.

*) Wir können in diesem Punkte dem Verfasser obigen Artikels nicht ganz beipflichten. Wir geben gern zu, daß die ganze Intrigue des „Verre d'Eau" auf einer historischen Absurdität beruht; aber hiervon abstrahirt, steht es wohl nicht eben in Widerspruch mit dem Charakter der hohen Aristokratie Englands, wenn es der Herzogin von Marlborough äußerst unangenehm ist, eine Cousine in der Person einer Grisette zu entdecken.

um der Abigail mitzutheilen, daß er einen Unbekannten, der ihn beleidigt, im Duell getödtet habe. Dieses Ereigniß ist, wie es sich ausweist, für Bolingbroke von der größten Wichtigkeit, indem der Ermordete sein Vetter war, dessen Güter und Titel auf ihn übergehen. Der Erbe nimmt sich natürlich diesen Todesfall nicht sehr zu Herzen, um so mehr, da er sich mit seinem Vetter überworfen hatte und es gerade dieser war, der seine Schulden aufgekauft und sie an die Herzogin abgetreten hatte; er hält es jedoch für vortheilhaft, Betrübniß zu heucheln und den Ministern diesen Mord aufzubürden, weil Lord Richard (der übrigens eine erdichtete Person ist) zur Opposition gehört und die Freiheiten des Volks vertheidigt habe! Die Herzogin hat unterdessen eine Intrigue gegen Abigail angesponnen, und um sich in der Gunst der Königin zu befestigen, erweist sie Ihrer Majestät die Gefälligkeit, von ihrem Gemahl, als Generalissimus, ein Hauptmanns-Patent für den jungen Masham auszuwirken, der sich die Zuneigung seiner Gebieterin dadurch erworben hat, daß er ihr alle Morgen das Journal des Modes vorliest. Bolingbroke ist inzwischen ermächtigt worden, den Mörder seines Vetters zu arretiren, als er von Abigail den wahren Urheber der That erfährt. — „Was werden Sie thun?" fragt Abigail bittend. — „Parbleu!" erwiederte Bolingbroke launig, „ich werde nichts thun. Etwas Lärm — einige Zeitungs-Artikel und Reden — bis er (Masham) sich aus dem Staube gemacht hat. Dann werde ich mich zeigen und ihn mit einer Wuth zu verfolgen scheinen, die eines Vetters würdig ist."

Abigail belohnt den angenehmen, kaltblütigen Heuchler mit naiven Ausdrücken der Bewunderung und des Dankes. — „Sie sind so gut!" ruft sie, „so liebenswürdig! Der Plan ist wundervoll! Da er schon gestern geflohen ist, muß er heute weit von hier seyn." — Dies ist jedoch nicht der Fall; Masham ist auf seiner Flucht von einem Offizier eingeholt worden, der aber, statt ihn zu arretiren, ihm das Patent eines Garde-Hauptmanns in einem Etui überreicht, worin sich außerdem noch die von der schönen Unbekannten in Tomwood's Laden gekauften Diamanten befinden, nebst einem von Damenhand geschriebenen Billet, welches ihn auffordert, sich sogleich nach Hofe zu begeben. Diese Nachricht erregt Abigail's Eifersucht, obgleich sie ihre Vermuthungen nicht auszusprechen wagt; sie fährt unterdessen durch Bolingbroke's Hülfe fort, in der Gunst der Königin zu steigen, während die Macht der Herzogin in eben dem Maße abnimmt. Endlich naht der Augenblick, der über den Einfluß beider Parteien entscheiden soll. Die Pässe des Französischen Gesandten liegen bereit — denn zu jener Zeit waren, dem Herrn Scribe zufolge, in England Pässe eben so nothwendig, wie sie es noch jetzt in Frankreich sind. *) Soll der Gesandte sie erhalten und somit alle Unterhandlungen abgebrochen werden? Oder soll er der Monarchin präsentirt und Friede geschlossen werden? Wer wird den Preis gewinnen? Der Krieg und die Herzogin von Marlborough, oder der Friede und Miß Abigail Tomwood? Das sind inhaltsschwere Fragen. Die Herzogin hat den Auftrag, einen Brief abzufassen und ihn der Königin zur Unterzeichnung vorzulegen. Aber Bolingbroke eilt in den Palast und macht Ihrer Majestät die dringendsten Vorstellungen. Vergebens. Aber obwohl die **Königin** gegen den Staatsmann taub ist, öffnet sich doch das Ohr der **Frau** für eine Verleumdung. Bolingbroke giebt ihr zu verstehen, daß die stolze Herzogin einen Liebeshandel mit Masham hat, und daß sie deswegen den Krieg zu verlängern wünscht, um ihrer strafbaren Leidenschaft nachhängen zu können, während ihr Gemahl im Auslande beschäftigt ist. „Ich werde es nie glauben!" ruft Anna, die selbst eine faiblesse für diesen glücklichen Jüngling hegt.

„**Bolingbroke.** Es ist aber wahr! Und dieser junge Offizier, Arthur Masham, könnte, wenn es ihm gefiele, Ew. Majestät die überzeugendsten Beweise vorlegen.

„**Anna** (bewegt). Masham! Was sagen Sie?

„**Bolingbroke.** Daß er von der Herzogin geliebt wird.

„**Anna** (zitternd). Er? Masham?

„**Bolingbroke** (gehend). Er — oder ein Anderer. Was liegt daran?

„**Anna** (wüthend). Was daran liegt, sagen Sie? (von ihrem Sitz auffahrend.) Wenn ich verrathen, wenn ich getäuscht werde! Wenn man, unter dem Vorwande von Staats-Interessen, nur Privat-Interessen zu befördern strebt! Nein, nein! Alles muß aufgeklärt werden! Bleiben Sie My Lord, bleiben Sie! Ich will — ich, die Königin, muß Alles wissen.

„**Bolingbroke** (bei Seite). Ist es möglich? Der kleine Masham! O Schicksal Englands, wovon hängst du ab!"

Die Königin Anna eifersüchtig auf die Herzogin von Marlborough wegen des kleinen Masham!! Aber fahren wir fort.

Die Herzogin tritt ein und schreitet stolz vor; als sie ihren Gegner erblickt, steht sie versteinert und ruft: Bolingbroke! — Dieser verbeugt sich. Die Königin sucht ihren Zorn zu unterdrücken und fragt kalt: Was wünschen Sie, My Lady?

„**Herzogin.** Hier sind die Pässe des Herrn v. Torcy und der Brief, der sie begleiten soll.

„**Anna.** Gut. (Sie wirft die Papiere auf den Tisch.) Ich werde sie lesen.

„**Herzogin** (bei Seite). O ciel! (laut) Ew. Majestät hatten entschieden, daß dies noch heute stattfinden sollte.

„**Anna.** Ja — aber andere Rücksichten nöthigen mich, es aufzuschieben.

„**Herzogin** (wüthend und Bolingbroke ansehend). Es ist nicht schwer zu merken, durch welchen Einfluß Ew. Majestät jetzt bestimmt werden.

„**Anna** (sucht sich zurückzuhalten). Was wollen Sie damit sagen? Welcher Einfluß? Ich weiß von keinem — ich höre nur **auf die Stimme** der Vernunft, der Gerechtigkeit und des öffentlichen Wohls.

„**Bolingbroke.** Das wissen wir Alle!

„**Anna.** Man kann mir die Wahrheit einen Augenblick **verbergen**, aber sobald ich sie kenne, sobald das Interesse meines Landes **auf dem Spiele** steht, schwanke ich nicht länger."

In diesem deklamatorischen Tone fährt die Königin **fort**, dieselben Argumente vorzubringen, denen sie noch vor wenigen Minuten *ein taubes* Ohr geliehen hatte. Inzwischen ist es Zeit geworden, in die **Kirche zu gehen**; Abigail tritt mit der Bibel und den Handschuhen der *Königin ein, bemerkt die* Aufregung ihrer Gebieterin und erfährt von dieser, *daß es ein Geheimniß* giebt, welches sie um jeden Preis aufklären will. Die *Königin muß den* Gegenstand desselben sehen, um ihn darüber zu befragen — und: *„hier ist er!"* ruft sie, als Masham eintritt, worauf Abigail die stereotype *Exclamation*: O ciel! ausstößt.

Wir werden jetzt durch dasselbe Labyrinth von kleinlichen Beweggründen und schmutzigen Intriguen, die durch keinen schönen Gedanken, keine glückliche Bemerkung, keinen Zug menschlichen Gefühls erhellt werden, zu der berühmten Glas-Wasser-Scene geführt. Masham soll die Herzogin denselben Abend im Königlichen Salon treffen, wo er auch von seiner unbekannten Gönnerin das Signal erhalten soll, durch welches sie sich ihm entdeckt und zugleich benachrichtigt, daß sie ihn für jetzt nicht empfangen könne. Dieses Signal besteht darin, daß sie nach einem Glase Wasser ruft. Bolingbroke hat sich vorgenommen, den Französischen Gesandten zu der Soiree einladen zu lassen, und da es zu den Amtspflichten der Lady Marlborough gehört, die Einladungs-Schreiben auszustellen, so verlangt er, daß sie dem Marquis von Torcy ein Billet schreiben soll. Die Herzogin ist über seine Unverschämtheit erstaunt, aber Bolingbroke läßt von neuem den Edelmann fallen, um in dem furchtbaren Charakter des Journalisten aufzutreten. Er zeigt das von ihr mit dem Hauptmanns-Patent an Masham gesandte Billet vor und droht ihr noch einmal, sie in den Spalten des „Examiner" dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Die Herzogin fühlt, daß der Schein gegen sie ist, aber sie giebt ihr Spiel noch nicht ganz auf. Wie sie ehedem Bolingbroke's Schulden aufkaufte, hat sie jetzt einige Briefe seiner Frau an Lord Evandale in die Hände bekommen. „Für erhaltenen Werth, ohne Zweifel" — ist die beißende Erwiederung, und die bestürzte Dame macht dem rohen Zwist durch Abfertigung des gewünschten Briefes ein Ende. In Gegenwart des Botschafters fällt nun die große Scene vor. Anna, die mit Sr. Excellenz Triktrak spielt, beklagt sich plötzlich über die Hitze und ruft nach einem Glase Wasser. *) Die Herzogin, die inzwischen erfahren hat, daß dieses Signal die unbekannte Geliebte Masham's offenbaren soll, kann einen Schrei der Ueberraschung *nicht zurückhalten*; in ihrer Gemüths-Bewegung läßt sie das Glas auf die Robe der Königin fallen und erhält vor dem ganzen Hofe ihren Abschied.

Es bleiben indessen noch einige historische Geheimnisse zur Belehrung der unwissenden Nachwelt übrig. Die Königin fängt an, sich zu besänftigen; die Gerüchte über das Verhältniß der Marlborough zu dem Lord Evandale sind ihr zu Ohren gekommen, und da ihr eigenes Herz auf dem Punkte steht, zu kapituliren, so fühlt sie sich durch die Sympathie ihrer Neigungen zu Jener wieder hingezogen und beschließt, sie zurückzurufen. Der erschrockene Bolingbroke fliegt zur Königin und leitet auf eine gewandte Art ihren Verdacht von Evandale wieder auf den jungen Masham. Die Herzogin, versichert er, wünscht nur deswegen nach dem Schlosse zurückzukehren, um dem jungen Masham nahe zu seyn. Es folgt ein tête-à-tête zwischen Anna und ihrem Günstling, während dessen sie durch die plötzliche Ankunft der Herzogin überrascht werden, so daß Letzterem nur noch eben Zeit bleibt, sich in das Schlafgemach der Monarchin zurückzuziehen. Die Herzogin wird ihn durch das Fenster gewahr, und die Königin ist in ihrer Macht. Aber nein! die treue Abigail tritt vor, nimmt die Schuld auf sich, ihren Liebhaber dort verborgen zu haben, und giebt so, um den Ruf der Königin zu retten, ihren eigenen preis. Anna entsagt aus Dankbarkeit ihren Absichten auf le petit Masham, und Abigail wird die berühmte Lady dieses Namens.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Baron Menneval über den Hof Napoleon's.

(Schluß.)

Der König von Rom gewann unter der wahrhaft mütterlichen Pflege der Frau von Montesquiou zusehends an Kraft und Schönheit. Jeden Morgen brachte man ihn seiner Mutter, bei welcher er bis zur Stunde der Toilette blieb. Im Laufe des Tages ging sie in den Zwischenräumen ihrer Musik- und

---

*) Wenn der Marquis von Torcy sich vor Abschluß des Friedens nach England begab, so waren allerdings Pässe nöthig.

*) Wenn man der populairen Sage trauen darf, so war Ihre Majestät eben keine Freundin dieses Getränks. Ihre lebensgroße Statue steht vor der Pauls-Kathedrale in London, der sie aber den Rücken kehrt, während sie einem gegenüber befindlichen Schnapsladen das Gesicht zuwendet. Dieser Umstand hat dem Volkswitze zu folgendem Distichon Veranlassung gegeben:

> Here stands Queen Anne upon her perch,
> Her face to the gin-shop, her back to the church.
>
> Die Königin Anna ist hier zu erblicken,
> Die Schenke im Auge, die Kirche im Rücken.

Zeichen-Stunden in sein Zimmer und beschäftigte sich, ihm zur Seite, mit Nadelarbeit. Oft ließ sie ihn sich auch von der Amme bis zum Arbeitszimmer des Vaters tragen. Sobald man sie anmeldete, stand Napoleon auf, ging ihnen entgegen und nahm der Kaiserin das Kind ab, denn in ihrer übergroßen Aengstlichkeit fühlte sie sich viel zu unsicher, um den Kleinen auch nur durch das Zimmmer zu tragen, und der Eintritt in des Kaisers Arbeitsgemach war außer ihr Jedermann verboten. So trug der Vater den Sohn unter wiederholten Küssen in dieses Allerheiligste seines gewaltigen Schöpfergeistes und wandelte dasselbe augenblicklich in das traulichste Kinderstübchen — diese Wiege der geheimsten und weisesten Gedanken in eine Wiege der zärtlichsten Aelternliebe und Freude. Wie oft habe ich den Kaiser dieses Kind lange, lange bei sich behalten sehen, als hätte er es schon nicht mehr erwarten können, den Erben seiner Macht auch zum Erben seiner Größe zu weihen! — Mochte er nun auf seinem Lieblingssitze an dem mit zwei großen Bronzebüsten von Scipio und Hannibal verzierten Kamine, mit dem Lesen wichtiger Berichte beschäftigt seyn — oder mochte er an seinem in der Mitte ausgeschweiften, an den Seiten mit Flügeln versehenen, über und über von Papier bedeckten Schreibtische *) Depeschen zu unterzeichnen haben, in welchen jedes Wort ernstlichst erwogen seyn mußte: seinen Sohn ließ er deshalb niemals vom Schoße oder aus seinem Arme. Mit einer merkwürdig umfangreichen Aufmerksamkeit konnte er zu gleicher Zeit den wichtigsten Geschäften obliegen und den Einfällen des Kindes sich hingeben. Zuweilen legte er sich, die tief ernsten Gedanken, welche seinen Geist noch so eben beschäftigten, vorläufig beseitigend, neben den so heiß geliebten Sohn auf den Fußteppich und spielte mit ihm, ungezwungen wie ein Kind, sorglich bedacht auf Alles, was den Kleinen ergötzen oder ihn etwa beruhigen konnte. Er hatte Manövrirklötzchen machen lassen: kleine Mahagoni-Stücke von ungleicher Länge, verschiedener Farbe und oben spitz ausgezackt, um sie als Bataillone, Regimenter und Divisionen aufzustellen. Wollte er nun irgend eine neue Truppen-Verbindung oder Bewegung versuchen, so probte er sie vorher mit diesen Klötzchen auf dem Fußteppiche, um ein recht großes Feld zu haben. Ueberraschte ihn dann bisweilen, wenn er in solche Anordnungen, die Vorspiele seiner welterschütternden Schlacht-Manöver, gerade vertieft war, sein Sohn und fuhr das Kind, neben ihm am Boden liegend, ergötzt durch Gestalt und Farbe der Klötzchen, welche es an sein Spielzeug erinnern mochten, jeden Augenblick mit den Händchen mitten darunter, so daß es wohl oft im entscheidenden Augenblicke die ganze Schlachtordnung verwirrte — so walteten doch die Geistesruhe des Kaisers und seine Herzlichkeit für den kleinen Schelm jederzeit viel zu stark vor, als daß nur die geringste Verdrießlichkeit über die Störung in ihm aufkommen konnte: Ganz gelassen vielmehr begann er eben die Aufstellung seiner Streitkräfte von neuem. — Beim Frühstücke blieb der Kaiser allein, nur sein Sohn wurde täglich während desselben zu ihm gebracht. Er nahm ihn auf sein Knie und belustigte sich damit, ihn essen zu lassen, oder ihm das Glas an die Lippen zu halten, wobei er denn unter herzlichem Lachen ihn ausschalt, wenn er Gesichter schnitt, sobald ihn ein Tropfen Wein auf der Zunge prickelte. Einmal hielt er ihm ein Stückchen Speise hin und zog es, als das Kind den Mund danach aufsperrte, zurück; als er aber diese Spielerei fortsetzen wollte, drehte der Kleine schon beim nächsten Versuche den Kopf weg; und obwohl nun sein Vater das Stückchen ihm wirklich geben wollte, wies er es hartnäckig zurück. Auf der Frau v. Montesquiou Bemerkung, das Kind lasse sich überhaupt nicht gern zum Besten haben: es sey stolz und feinfühlend — wiederholte er dann mit sichtbarem Wohlgefallen: „Stolz und feinfühlend" — und fuhr fort, indem er es an sich drückte: „Das ist sehr gut, so hab' ich dich gern." — In solchen kurzen Augenblicken vergaß er alle Geschäfte, und die sehr geringe Anzahl derer, welchen er während seiner Mahlzeiten den Zutritt gestattete, war eines gnädigen Empfanges gewiß.

Die Kaiserin Josephine hatte als eine Gunst vom Kaiser die Erlaubniß nachgesucht, daß man den König von Rom einmal zu ihr bringe. Er versprach es, befürchtete aber, der Anblick dieses Kindes werde sie allzu heftig aufregen. Indeß gab er ihren dringenden Bitten doch nach, und Frau von Montesquiou begleitete ihren Pflegling nach Bagatelle, dem kleinen Landsitze Josephinens im Boulogner Wäldchen. Dies geschah indeß ohne Wissen der Kaiserin Marie Louise, welche stets von eifersüchtiger Furcht wegen eines möglichen Einflusses der einst so heißgeliebten Gemahlin auf den beiderseitigen Gatten erfüllt war. Die treffliche Fürstin aber konnte bei dem Anblick des Knaben, welcher ihr so schmerzliche Erinnerungen und den Mangel eines Glückes, das der Himmel ihr versagt hatte, so lebhaft zurückrief, ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie schloß ihn entzückt in ihre Arme, bedeckte ihn mit Küssen und schien ganz in dem süßen Wahne befangen, daß sie ihr eigenes Kind liebkose. Nicht aufhören konnte sie, seinen kräftigen Wuchs, die liebliche Anmuth zu bewundern, und wollte es gar nicht von sich lassen, denn die Augenblicke, während welcher sie es auf dem Schoße gehabt, erschienen ihr gar zu kurz.

Marie Louise nahm nach des Kaisers Wunsche, daß sie reiten lernen möge, schon in den ersten Monaten nach ihrer Vermählung Unterricht darin, in der Reitbahn von St. Cloud. Dabei ging er, sie an der Hand haltend und wegen ihrer Aengstlichkeit sie bald tadelnd, bald ermuthigend, zu Fuße neben ihr her, während der Stallmeister den Zügel ihres Pferdes hielt. Sie begriff alle Lehren rasch, wurde beherzt und saß zuletzt vortrefflich zu Pferde. Nachdem sie also eine Reiterin geworden war, die ihrem Lehrer Ehre machte,

*) Neulichen Zeitungs-Nachrichten zufolge, wäre dieser nebst anderen Stücken aus demselben Kabinet vom Marquis d'Aligre für Heilung seines Hüftgelenkbruchs dem Dr. Lisfranc geschenkt worden.

wurden die Uebungen zuweilen in den Gang des vorbehaltenen Parks verlegt, welcher die Fortsetzung des sogenannten Familiensaales mit sämmtlichen Bildnissen des Kaiserhauses bildete. Sobald der Kaiser nach dem Frühstücke einige Augenblicke Muße hatte, ließ er Pferde kommen, saß selber, in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, auf und ritt zur Seite der Kaiserin, deren Pferd er nicht selten neckte und in Galopp brachte, über die Angstrufe, welche ihr aus Furcht vorm Fallen entfuhren, weidlich lachend, da jedweder Gefahr durch zahlreich längs des Weges aufgestellte Bereiter vorgebeugt war. — Als Gatte zeigte sich Napoleon eben so liebenswürdig, wie als Vater zärtlich; die harmlosen Einfälle der Kaiserin fanden in ihm keinen sauersichtigen Krittler. Folgende Anekdote liefert den Beweis, wie weit seine Gemüthlichkeit gehen konnte: Ein Auftauchen des Gefallens an der Ungezwungenheit ihres heimatlichen Jugendlebens erweckt in der Kaiserin eines Tages die Lust, sich einen Eierkuchen zu backen. Gedacht, gethan: Alles Erforderliche wird augenblicklich in ihr Zimmer gebracht. Während sie aber noch mit dieser Arbeit beschäftigt ist, tritt, unangemeldet, der Kaiser ein — sey es nun zufällig, oder durch dienstfertige Hinterbringung herbeigeführt, um sich das Vergnügen zu machen, die Kaiserliche Köchin zu überraschen. Diese, durch den unerwarteten Besuch ein wenig verstört, sucht ihm den Anblick ihrer Zubereitungen zu entziehen. Er aber fragt: „Was geht denn hier vor! Ich spüre einen ganz eigenen Geruch, wie von einem Pfannengebäck." — Indem er zugleich die Kaiserin umgeht, erblickt er das Kohlenbecken, den Tiegel mit der schon halbzerlassenen Butter, die Salatschüssel und die Eier. „Was", sagt er da, „Sie backen Eierkuchen! Davon verstehen Sie doch gewiß nichts; ich aber will Ihnen zeigen, wie man's macht." — Er befiehlt eine Küchenschürze, bindet sie vor und geht ans Werk, von der Kaiserin als Gehülfin dienstfertigst unterstützt. Bald ist der Eierkuchen fertig, bis auf das Schwierigste, nämlich ihn umzuwenden. Der große Condé scheiterte bekanntlich hieran, indem er seinen in einer dürftigen Herberge selbergebackenen Eierkuchen beim Wenden, anstatt zurück in die Pfanne, ins Feuer warf. Napoleon traf es anders: er ließ seinen Eierkuchen ... zur Erde fallen. Baron v. Menneval.

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française *), bearbeitet von Dr. Adolph Fuchs.)

Mehrere Philologen haben sich bereits bemüht, den Ursprung Französischer Sprüchwörter und sprüchwörtlich gewordener Redensarten aufzusuchen, welches aber immerhin das Verdienst seyn mag, das die über diesen Gegenstand zu Tage geförderten Werke ihren Autoren beimessen, so muß man bekennen, daß sie Vieles zu sagen übrig gelassen, und das, was sie gegeben, häufig gewagt, nicht selten — falsch ist. Wir halten es daher nicht für überflüssig, manches Fehlende — Unbekannte oder Neue — zu ergänzen, manche Irrungen nachzuweisen und zu berichtigen. In dieser Absicht gedenken wir einige diesen Gegenstand betreffende Artikel der Redaction dieser Blätter zur geneigten Aufnahme zu übergeben und der Sache selbst — um Einförmigkeit und Langweiligkeit zu vermeiden — möglichst größte Abwechselung und Interesse zu verleihen.

1) Se marier en face de l'église.
Sich im Angesicht der Kirche verbinden.

Die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren sind nicht selten die einzige Quelle, aus der wir die Erklärung gewisser Redensarten, die uns sonst jedenfalls in Verlegenheit setzen dürfte, zu schöpfen vermögen. Es hieße unseren Geist unnütz martern, wenn wir aus dem figürlichen Sinn solcher Redensarten (welche Prozedur einige Gelehrte anzuwenden pflegen) auf den Ursprung derselben zu kommen gedächten. Se marier en face de l'église erinnert einfacher Weise an die Sitte der Alten, die Ehefeierlichkeiten, die heutzutage im Innern des Tempels — en face de l'autel vollbracht werden, vor der Kirche zu begehen. Jedenfalls gehört diese Sitte einer uns sehr fern liegenden Zeit an, denn wir finden im 26. Kap. des 3. Buchs von Wilhelm v. Neubrige, einem Englischen Gelehrten, der vor mehr als sechs Jahrhunderten in Lateinischer Sprache schrieb, folgende Stelle, als er der Heirat des Plantagenet Heinrich II. mit Eleonore von Aquitanien, geschiedener Frau Königs Ludwig VII. von Frankreich, erwähnt: Solutamque a lege prioris viri in facie ecclesiae, quadam illicita licentia, ille mox suo accepit conjugio.

2) Il y a quelque anguille sous roche.
Es ist Mißtrauen darein zu setzen.

Das Wort anguille (Aal) wurde im alten Französischen häufig gebraucht, um „Schlange", besonders im figürlichen Sinne, zu bezeichnen. In manchen Theilen Frankreichs legt man noch heut den Schlangen den Namen anguille de roche bei. In diesem Sinne hat sich das Wort in obige Redensart übertragen und entspricht dem unter dem Stein schlafenden Scorpion der Griechen und der im Gras verborgenen Schlange der Lateiner.

3) Ratafia.

Die guten Alten verrichteten ihre Hauptgeschäfte mit dem Glase in der

*) Oeffentliches Organ des Institut des langues zu Paris, dessen Mitglied der Bearbeiter dieser Sprüchwörter ist, der bei seiner mehrjährigen Anwesenheit in Paris an den diesen Gegenstand betreffenden Berathungen größtentheils persönlich Antheil nahm.

Hand. Im Augenblick des Abschlusses wurde die beste Bouteille herbeigeholt und auf gegenseitige Gesundheit geleert, nachdem als unwiderruflicher Entschluß die Formel der Lateiner, deren Sprache sie kundig waren: Res rata fiat ausgerufen war. Der Liqueur, dessen sie sich am häufigsten bei dergleichen Gelegenheiten bedienten, erhielt von jenen geweihten Werken den Namen ratafiat, später ratafia, den er noch jetzt trägt.

4) Faire une brioche

bedeutet im weiteren Sinne, einen Fehler in irgend einer Sache begehen; im engeren Sinne gilt dies besonders für die Musik.

Die Musiker der großen Oper zu Paris haben, wie man erzählt, Anlaß zu dieser sprüchwörtlich gewordenen Redensart gegeben, indem sie gleich nach der Vollendung dieses Theaters denjenigen unter ihnen zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilten, der es sich bei der Ausführung irgend eines musikalischen Werkes zu Schulden kommen ließe, auf seinem Instrument einen Fehler zu begehen. Die Strafgelder waren dazu bestimmt, eine Brioche (eine Art Eier- oder Butter-Kuchen) dafür zu kaufen und diese gemeinsam zu verzehren. Solche Strafweise war aber wenig dazu geeignet, das künstlerische Talent jener Musiker zu fördern, und eine zahlreiche Menge solcher abgehaltenen Mahlzeiten gab keinen sehr hohen Begriff von ihrer Kunst. Bald aber siegte der Ehrgeiz über den Wohlschmack, und es wurde festgestellt, sich fortan für die Strafgelder nicht mehr gütlich thun zu wollen, möchten auch dergleichen einlaufen so viel als da könnten. Zum Andenken aber an die frühere Gewohnheit beschloß man derselben ein gemeinsames Monument zu errichten — und der letzte Kuchen, den sie unter sich getheilt, wurde auf ein großes Eisenblech gemalt und dies Bildniß im Café de l'Academie royale de musique sorgfältig aufbewahrt, woselbst es noch heute den Spielern vorgezeigt wird, die sich eines Fehlers zu Schulden kommen lassen in einer Partie — Domino.

5) Faire avaler à quelqu'un des poires d'angoisse.
Jemanden Angstbirnen zu verschlucken geben.

Will sagen: Einem schlechte Behandlung widerfahren lassen, derenwegen er sich nicht beklagen kann.

Eine Anspielung auf die Sage von der poire d'Angoisse, einer kleinen Bleikugel, die von Dieben denjenigen Personen, die sie zu berauben gedachten, in den Mund gespielt wurde, und welche Kugel sich plötzlich durch den Druck einer geheimen Feder dergestalt ausdehnte, daß sie dem zu Beraubenden die Möglichkeit des Sprechens oder Schreiens benahm und nach dem Raube nur von einem Schlosser oder Mechanikus aus der Mundhöhle herausgezogen werden konnte. Eine teuflische Maschine, wenn sie je existirt haben sollte, deren Erfindung dem Palioly von Toulouse, Anführer einer furchtbaren Diebesbande, zugeschrieben wird.

Die wirkliche poire d'Angoisse, eine in ihrer Reife herbe und unangenehm schmeckende Frucht, hat zur Bildung dieser Redeweise wohl nicht beigetragen; sie wurde vielmehr früher nach dem Limousinischen Dorfe Angoissement, woselbst die Bäume, die diese Art Birnen trugen, zuerst angebaut waren, poire d'Angoissement genannt, welcher Name später ihres herb zusammenziehenden Geschmacks wegen, als Anspielung auf obige Maschine, in poire d'Angoisse überging.

6) Etymologie des Worts Budjet.

Durch häufigen Gebrauch ist dies Wort fast sprüchwörtlich geworden. Sein Ursprung ist höchst sonderbarer Art. Obgleich Französischer Abkunft, mußten die Franzosen es dennoch aus zweiter Hand von den Engländern erhalten, die es ihnen aber entstellt und unkenntlich zurückgaben. Wer sollte wohl meinen, daß budjet eine Ableitung von poche sey? Man wird sagen, daß es sich auf der Reise bedeutend verändert habe; aber es ist nur nöthig, den Weg anzudeuten, den es genommen. Das Wort poche macht sein Diminutivum auf pochette. Wie bekannt geht der starke Lippenstoßlaut p sehr leicht in den sanfteren Lippenstoß b über und mäßigt sich der scharfe Französische Zischlaut ch leicht in g; so verändert sich pochette unbemerkt in bogète, bougette; welches letztere alte Wort von der Akademie aufgenommen und in seinem Namen noch in der Redensart bien remplir ses bouges in ursprünglicher Bedeutung beibehalten ist und immer einen besonderen, kleinen Ort bedeutet, an welchen, gleichwie in die Taschen des Kleides, verschiedene Gegenstände hingepackt werden können. Jetzt wird es leicht seyn, den Uebergang von bogète durch bodget, und budget in budjet einzusehen. Noch ist zu bemerken, daß die Bewohner von Languedoc in ihrem Patois stets ton budjet sprechen, um eine Art Behältniß, das ihnen als Schrank dient, zu bezeichenen.

Erst später definirte man budjet als ein Doppel-Register, als eine Rechnung, welche die Nationen sich vorlegen lassen, als ein Thermometer des öffentlichen Glücks oder Elends.

7) Faire une lessive.

Bezeichnet, (ähnlich der Deutschen Redensart: „gewaschen werden") einen bedeutenden Verlust beim Spiel — besonders in Karten.

Als Andeutung auf die chemische Lauge (lessive hermétique) brauchte man diese Worte zunächst, um von den nach dem Steine der Weisen suchenden Alchymisten zu sprechen, welche, durch diese lessive ihren Zweck zu erlangen wähnend, sich dadurch ruinirten. Später wandte man diese Redensart auf die Unglücklichen an, die der Leidenschaft des Spiels, einer anderen Art Alchymie, zum Opfer fielen, während auch sie sich Geldberge versprachen; und diese Uebertragung war um so natürlicher, als, außer der schon bezeichneten Analogie der Spieler, das Kartenspiel selbst für ein Sinnbild des großartigen Prozesses der Alchymie den Beförderern derselben galt; woher sich auch wahrscheinlich die Sitte schreibt, aus den Karten künftiges Glück zu prophezeien.

Dabei gedenke ich eines wohl wenig bekannten Lateinischen Verses, den ich vor einiger Zeit in einer alten Scharteke (ohne Titel) fand, der diese hermetische Lauge und den ganzen chemischen Prozeß der Alchymisten überhaupt betrifft, und den ich im Original und Uebertragung hier beifüge:

Calcinat in cinerem res ignis quaelibet; inde
Junctus aquae cinis est nobile lexivium;
Lexivium bene concoctum sal fiet, at hic sal,
Si dissolvatur, mox oleaum erit;
Hoc oleum arcana si consolidabitur arte,
Laudatus sophiis nascitur inde lapis.

Feuer macht Alles zu Asche: die Asche mit Wasser vermischt, giebt eine vortreffliche Lauge: diese Lauge wohl gekocht erzeugt ein Salz, welches, wenn es sich auflöst, ein Oel wird; dieses Oel, durch geheimnißvolle Kunst festgemacht, giebt den so gerühmten Stein der Weisen.

Ohne Zweifel ein treffliches Rezept!

Mannigfaltiges.

— Der Vicomte von Pontécoulant und der Sänger Tigellius. In Nr. 65 dieser Blätter befindet sich eine „Ehrenrettung" des Sängers Tigellius Hermogenes gegen die Verunglimpfungen des Dichters Horaz, welche, so ehrenhaft an sich das Bestreben des Verfassers ist, unter vielen blendenden Worten doch bei näherer Betrachtung statt der gesuchten Wahrheit nur Schein oder geradezu Unwahrheit enthält. Dem Verfasser scheint es unbekannt geblieben zu seyn, daß bei Horaz zwei Tigellius unterschieden werden müssen, wie dieses nach dem Vorgange namhafter Interpreten des Dichters C. Kirchner in seinen Quaest. Horat. entschieden herausgestellt hat: demnach also für den Sänger Tigellius Sardus nur zwei Stellen übrig bleiben, die in Betracht kommen. An dem musikalischen Talente dieses Mannes (denn um ihn, nicht um Tigellius Hermogenes, handelt es sich) hat gewiß weder Horaz noch vor ihm Licinius Calvus und Cicero gezweifelt, wenn sich auch bei Letzterem kein Wort von einer so begeisterten Bewunderung findet, wie der Verfasser angiebt; diese Nachricht ist uns ihrer Quelle nach eben so unbekannt, als die gleich darauf folgende über den Oheim oder Großvater Phamea des Tigellius, der ebenfalls ein talentvoller Musiker gewesen seyn soll. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn das Urtheil vorgenannter Männer über Charakter, Sitten und dergl. des Tigellius in die Waagschale gelegt wird. Cicero spricht darüber nicht sehr lobenswerth, und wenn er auch etwas gereizt ist durch den Sänger, mit dem er sich hauptsächlich bloß dessen Gunst bei Julius Cäsar und politischen Einflusses wegen wieder zu versöhnen trachtet, nachdem er eines Prozesses wegen sich mit ihm entzweit hatte, so würde er sich dergleichen Bemerkungen gewiß enthalten haben, wenn sie nicht gegründet gewesen wären, und zumal nachdem schon vorher Licinius Calvus, gewiß nicht ohne Grund, ebenfalls den Tigellius angegriffen hatte, wie uns, außer Cicero's Zeugniß, ein erhaltener Vers dieses Dichters zeigt. Nach Beiden, die dem Tigellius gleichzeitig waren, trat Horaz auf, welcher bei dem Tode des Sängers (714 a. C.) kaum eine Satire geschrieben hatte und als ein noch unbekannter junger Dichter einer Kritik desselben kaum unterworfen gewesen seyn konnte, so daß also die carmina (Oden, wie Herr v. P. will), über welche der Scholiast ein Kunsturtheil des Tigellius wissen will, und somit der Hauptgrund des Hasses zwischen ihm und dem Dichter, wegfallen. Ein solcher Irrthum des Scholiasten ist um so weniger auffallend, als wir auch sonst offenbare Beispiele desselben haben und in vorliegendem Falle vor Allem die Verwechselung mit dem Tigellius Hermogenes, vielleicht einem Verwandten des Erstgenannten, nahe liegt. So fällt der Grund einer scheinbaren, nie bestandenen Feindschaft zwischen Tigellius und Horaz weg, und Letzterer, dessen Charakter wir doch auch etwas Vertrauen schenken dürfen, hat von seinem Standpunkte aus den Ersteren unbefangen gewürdigt, und es bedarf demnach keiner Ehrenrettung, wo keine Ehre verletzt wurde. Zuletzt möge noch bemerkt seyn, daß auch schon vor Herrn v. P. eine Art solcher Rettung des Sängers von einem Deutschen, N. Forkel, in der Allgem. Gesch. d. Mus. vol. 1 p. 502 versucht worden ist, dem jedoch ebenfalls die Umstände noch nicht recht klar gewesen zu seyn scheinen.

Giessen, im Juni 1843. Dr. J. Becker.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfang dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Den buchhändlerischen Debit dieser Zeitsc[illegible] d. J. ab die Buchhandlung der Herren W[illegible] übernommen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 28. Juni 1843.

Türkei.

Ein Amerikaner in Konstantinopel.

Freudig folgte ich dem Rufe der Kanone auf das Verdeck der Amerikanischen Fregatte „die Vereinigten Staaten", Capitain Patterson, und Konstantinopel lag weit hin vor mir ausgebreitet. So erzählt der Amerikaner Paul Nathanael Willis, ein geschätzter Schriftsteller und Dichter, in seinen Skizzen. Die erste Schaluppe, welche das Schiff verließ, brachte mich nach Tophana, dem Landungsplatze des Quartiers der Franken zu Stambul.

Rechts eine Reihe Kaffeehäuser, niedrig gebaut, von einem Gitter eingeschlossen und von prächtigen Platanen beschattet; vor mir ein Platz, in dessen Mitte sich ein schöner Persischer Springbrunnen erhebt, groß wie eine Kirche, mit Lapis Lazuli und Vergoldungen bedeckt und mit zahlreichen Inschriften in Türkischer Sprache geziert; links eine Moschee, halb versteckt in einem Cypressenwäldchen; auf dem Platze etwa hundert bärtige, ernste Männer in weiten Beinkleidern, und etwa doppelt so viel knurrende, struppige und halbverhungerte Wolfshunde, das waren die ersten Gegenstände, welche sich meinen Augen darboten.

Ich hatte mir sagen lassen, daß in Konstantinopel die Hunde die Christen erkennen und instinktmäßig einen Nationalhaß gegen sie hegen. Nach meiner eigenen Erfahrung möchte ich's fast glauben. Einer von jenen Bestien, welche mir, so wie ich nur den Fuß ans Land setzte, nahe genug folgte, um mich in die Fersen beißen zu können, mochte es gelungen seyn, ihren Brüdern die Ankunft eines Ungläubigen zu verkündigen, denn in einem Augenblicke kamen Hunde herbeigerannt von allen Schmutzhaufen, aus allen Löchern, aus allen Winkeln, ich glaube aus der Erde heraus. Schon fing ich ernstlich an, besorgt zu werden, mitten unter diesen wüthenden Hunden mit blitzenden Augen und heraushängender Zunge, als ein alter Türke, der unter einer Halle des Springbrunnens Sorbet verkaufte, sich meiner erbarmte und durch zwei oder drei wohlgezielte Steine und durch ein besonderes Geschrei, was ich später vergebens nachzuahmen versucht habe, meine Verfolger zerstreute, welche sich heulend entfernten. Aus Dankbarkeit versuchte ich ein Glas des Getränkes, welches der gute Orientale feilbot, und setzte meinen Weg in der mir angegebenen Richtung fort. Aber der erste Empfang auf dem Ottomanischen Boden hatte meine Phantasieen bedeutend herabgestimmt, und bei jedem Schritte sah ich mich um, ob mich etwa die Legion Hunde wieder weiter begleiten wolle. Ich stieg enge Gassen auf und ab zwischen schlecht gebauten und übel angestrichenen Häusern, nach der Hauptstraße von Pera, wo die Christen und die christlichen Gesandten wohnen. Dort fand ich den Secretair der Amerikanischen Gesandtschaft, welcher mir das freundliche Anerbieten machte, mich auf meinen Wanderungen durch die alte Stadt zu begleiten.

Kiosk des Sultans.

Wir gingen also zusammen an das Ufer zurück und stiegen in einen Kaïk, d. h. in einen Kahn von der Größe einer Nußschale, um über den Arm des Bosporus zu fahren, welcher die Siebenhügelstadt durchschneidet. Man setzte uns ans Land zwischen dem grünen Kiosk des Sultans und dem Serail. Der Legations-Secretair kannte glücklicherweise das Volk, welches ich besuchen wollte, sehr wohl und sprach seine Sprache vortrefflich. Ein Kervas, bewaffnet und mit rothen Beinkleidern angethan, stand vor dem Eingange des Kiosk. Gewonnen durch einige überredende Worte meines Begleiters, nahm er langsam die Pfeife aus dem Munde und gab einem Knaben ein Zeichen, uns das Innere des luftigen Gebäudes zu zeigen. Aus diesem Kiosk betrachtete sonst der Sultan Mahmud an gewissen Tagen das herrliche Panorama seines Bosporus. Es ist ein kreisförmiges Gemach, geschmückt mit einem Throne von massivem Silber, welcher in eine doppelte Reihe von Marmorsäulen eingelassen und mit einem prächtigen Himmel bedeckt ist. Dieser Kiosk schwebt so zu sagen über dem Wasser. Wenn der Sultan dort die frische Luft genoß, so war Niemanden verboten, sich zu nähern. Der ärmste Bettler durfte im Vorübergehen das Antlitz des Bruders der Sonne eben so gut betrachten wie die Größten des Reiches. Die großen Vorhänge, welche das ganze Gebäude verhüllen, sind nicht wieder aufgezogen worden, seit die sterblichen Reste Mahmud's II. in der Moschee des Sultans Achmet ruhen.

Jahrmarkt.

Darauf gelangten wir auf den großen Platz der Sultanin Valide, der an diesem Tage gerade von einem Jahrmarkte besetzt war. Die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt haben diesen Markt umwechselnd. In der Türkei unterscheidet sich jedes Volk — denn die Türkei ist nicht sowohl eine Nation, als eine Vereinigung von Völkern — nicht nur durch seine Tracht, sondern auch durch den besonderen Industriezweig, welchen es pflegt. Rechts von dem Eingangsthore lagerte unter einer großen Platane eine Gruppe Georgier, deren dunkelrosenrother Teint sagte, daß ihre Schwestern halbe Huris seyn müßten. Auf dem Kopfe trugen sie eine hohe Mütze von schwarzem, kräuslichem Lammfell; die engen Schultern waren in ein knapp anliegendes, mit seidenen Knöpfen reichlich verziertes Jäckchen eingesperrt, und die Taille umschloß ein langer rothseidener Gürtel, dessen Frangen ihnen bis auf die Knöchel fielen, während sie mit übergeschlagenen Beinen sitzend auf Käufer warteten. Dieser Theil der Bevölkerung beschäftigt sich vorzüglich mit Kurzwaarenhandel, wozu aber auch Luxus-Artikel gehören, seidene Strumpfbänder, eleganter Kopfputz und selbst reiche Kaschmir-Shawls, welche um die Georgischen Mützen gewunden werden.

Neben den Georgiern theilte ein ernster und phlegmatischer Muselmann, unbeweglichen Angesichts, die Süßigkeiten der Türkischen Speisekammer an zahlreiche Liebhaber aus. Der gute Muselmann schnitt und bezuckerte die Backwaaren, welche wir uns ausgesucht hatten, ohne uns auch nur anzusehen. Mit einem Sorbet, den wir von einem anderen eben so ernsten Muselmann nahmen, hatten wir eine sehr komfortable Collation, welche uns fünfundzwanzig Französische Centimen (2 Sgr.) kostete.

Einige Schritte weiter fiel mir das Aeußere von zwei Männern auf, die vor der Bude eines Juden um etwas handelten; mein Begleiter bezeichnete sie mir als Indische Fakirs. Er redete sie Arabisch an, und während der Unterhaltung, die einige Minuten dauerte, konnte ich diese religiösen Fanatiker, von denen ich so viel gehört hatte, nach Bequemlichkeit betrachten. Sie waren klein, aber wohl proportionirt und hatten eben so feine als angenehme Formen. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und rein, aber zart wie die eines Kindes von zehn oder zwölf Jahren. Sie hatten feuchte und glänzende Augen, olivenbraune Gesichtsfarbe und glänzend schwarze, außerordentlich feine Haare. Der merkwürdigste Zug ihrer Physiognomie, welcher mir später der unterscheidende Charakter ihres Stammes zu seyn schien, sind die Lippen von einem matten Schwarz, welche wie todt aussehen, als wenn das Blut stehen geblieben und unter der Haut vertrocknet wäre. Ihre niedrige Kleidung hat gleichwohl etwas Malerisches. Ein künstlich um die Taille geschlungener Gürtel hält ein Beinkleid fest, welches oben breit wie das der Türken, unten schmäler wird, zuletzt am Beine anliegt und einen kleinen Fuß sehen läßt, der wie verdorrt scheint. Ein Mantel mit einer Kapuze, mit bizarren Zeichnungen bedeckt, hängt über ihre Schultern, und eine hohe, spitze, mit Lammfell besetzte Mütze verbirgt die Stirn fast ganz. Endlich tragen sie eine blecherne Almosentasche, welche durch einen ledernen Riemen an den Gürtel befestigt und groß genug ist, um selbst Lebensmittel hineinzustecken. Sie waren bettelnd von Ostindien bis nach Europa gewandert. Wir gaben ihnen einige Geldstücke, welche sie ohne Ueberraschung und ohne Freude annahmen; sie kreuzten ihre Arme über die Brust, gaben uns einen Indischen Segen und setzten ihren Handel mit dem Juden fort.

Die Räume zwischen den Buden waren von Türkischen Frauen angefüllt, welche die Mehrzahl der Käufer zu bilden schienen. Der Anblick dieser Frauen, deren schwarze Augen durch die Falten des Jashmack blitzen, macht auf den Fremden einen merkwürdigen Eindruck. Der sonderbare Ton der Stimme, welcher durch mehrere Musselinlagen dringt, die sich so eng an den Mund legen, daß man die Gestalt der Lippen unterscheidet, erinnerte mich an unsere Maskenbälle, denn gerade so sprechen die Damen, wenn eine Maske ihre Stimme dämpft. Ein Mehlsack mit einem Paar gelben Pantoffeln am unteren Ende giebt eine ungefähre Anschauung von der Gestalt einer Türkischen Dame. Ihre übermäßig dicken Hände, deren Nägel mit Henna gefärbt sind, und ihre prächtigen Augen sind Alles, was man sehen kann; und das ist wahrhaftig nicht genug. Aber man muß gestehen, dem Glanze und dem Ausdrucke der Augen Türkischer Frauen läßt sich nichts vergleichen; und es ist eine ganz eigenthümliche Empfindung, wenn sie Jemanden fest anblicken, ohne selbst ihre seidenen Wimpern zu bewegen. In ihre weiten Schleier gehüllt, scheinen die Türkischen Frauen nicht einmal zu ahnen, daß man sie bemerken könne, und wenn sie Jemanden so scheinbar herausfordernd offen ins Gesicht sehen, so sucht man unwillkürlich den Mund, als müsse er den besonderen Grund jener Aufmerksamkeit, deren Gegenstand man ist, verrathen.

Die Juden, welche man in der ganzen Welt herauskennt, zeichnen sich in Konstantinopel noch viel mehr aus. Sie müssen eine besondere Kleidung

tragen, eine kleine schwarze Mütze, umwunden mit einem schwarz gemusterten Stück Zeug, welche nach hinten geschoben ist und die charakteristische hohe und schmale Stirn heraustreten läßt. Ihr moralischer Charakter ist zu Konstantinopel wie überall anderwärts.

Wir verließen den Platz der Sultanin Mutter, um in eine schmale Straße einzubiegen, welche fast ganz von Konditoren bevölkert ist. Diese Straße ist ein wahres Schlaraffenland; Alles ist dort voll Zucker, Konserven und Konfitüren. Der Orient ist die Heimat der Bonbons. In der Straße, durch welche wir schlenderten, war Zuckerwerk aller Art und von allen Farben, nicht etwa in Gläsern geborgen oder unter schützende Glocken gestellt, sondern in den Läden, so ziemlich unter freiem Himmel, pyramidalisch aufgeschichtet. Die Poesie des Morgenlandes erstreckt sich bis auf die Namen der Bonbons. Ich kaufte für zehn Pfennige von einem Zuckergebäck, welches hieß dein Herz sey in Frieden, und erhielt so viel, daß es für zehn zuthätige Amerikanische Jungen ausgereicht hätte. Die Türkischen Frauen leben fast nur von Konditorwaaren, und die achthundert Frauen des Sultans beschäftigen fünfhundert Köche und verzehren täglich zweitausendundfünfhundert Pfund Zucker; macht für jede drei Pfund täglich.

Die Theriakis.

Auf unserem weiteren Spaziergange gelangten wir an einen engen und finsteren Durchgang, den Basar der Droguisten. Hat man seine Augen an das daselbst herrschende Dunkel gewöhnt, so erblickt man rechts und links lange Reihen von Gefäßen verschiedener Gestalt und Größe. Sie sind sämmtlich unbedeckt und bis an den Rand gefüllt und unterscheiden sich nur durch die Farbe ihrer Etiketts. An jedem Gefäß hängt ein hölzerner Löffel. Am bekanntesten unter diesen Droguen und durch eine purpurfarbene Etikette ausgezeichnet ist das Henna, ein braunes Pulver, mit welchem die Türkischen Damen ihre Nägel färben. Die Läden der Türkischen Droguisten haben viel Aehnliches mit denen unserer alten Apotheker; sie sind versehen mit den kostbarsten Harzen, allerlei Tinkturen und Medikamenten, und sonderbar ausstaffirt mit Schlangen, ungefügen Eidechsen und ausgestopften Thieren, welche neben der ehrwürdigen Gestalt des Kaufmanns grinsen. Dieser Letztere sitzt da mit übergeschlagenen Beinen, so daß sein Bart bis auf die Kniee reicht, und giebt kein anderes Lebenszeichen als einzelne Rauchwolken, die von Zeit zu Zeit aus seinem Munde aufsteigen.

Diese ehrenwerthe Klasse von Kaufleuten ist berühmt durch ihren unmäßigen Opiumgenuß. Wenn man in einem günstigen Zeitpunkte durch den Basar geht, so sieht man die Augen der Raucher matt und leblos, weit aufstehend und starr, ihre Finger bewegen sich mit konvulsivischem Zittern über die Körner eines aus wohlriechendem Holze gearbeiteten Rosenkranzes. Wenn man einen solchen Menschen anredet, so blickt er den Fragenden an mit dem Ausdruck eines Blödsinnigen in seinen Mienen, lächelt, legt seine Hand auf sein Herz und seine Stirn, antwortet erst auf die dritte Frage, und zwar so lakonisch wie möglich, und die Antwort paßt nicht auf die Frage. Endlich streicht er, von der auferlegten geistigen Anstrengung ermüdet, den Rauch aus seinem Barte, nimmt das Mundstück seiner Pfeife wieder zwischen die Lippen und überläßt sich aufs neue seiner Träumerei. Während meines Aufenthalts in Konstantinopel habe ich nicht einen einzigen Tag versäumt, diesen Basar zu besuchen, und nie so sehr bedauert, daß ich nicht Maler bin.

England.

Die Englische Geschichte auf der Französischen Bühne.

Das Glas Wasser. — Cromwell's Sohn.

(Schluß.)

Wir haben uns bei der Analyse dieses berühmten Lustspiels nicht damit aufgehalten, so grobe Entstellungen historischer Thatsachen zu berichtigen, wie die angebliche Verwandtschaft Masham's mit der Abigail und das Entsetzen der Herzogin, als sie in der Juwelierstochter eine Cousine entdeckt. Es war ein gewisser Hill, Bruder der Masham, für den die Herzogin das Offiziers-Patent auswirkte, welches ihr zu jener Zeit so viele Anfeindungen zuzog, und ihre Haupt-Beschuldigung gegen die Masham bestand gerade darin, daß Letztere, die sie selbst, als eine arme Verwandte, der Königin empfohlen hatte, ihre Wohlthaten mit Undank erwiedert habe. Nebensachen dieser Art verlieren jedoch ihre Bedeutung gegen die falsche und gehässige Färbung, die der Verfasser jener ganzen Periode verleiht. Wir wollen dem Dichter gern jede mögliche Freiheit in der Behandlung geschichtlicher Stoffe einräumen; aber Herr Scribe überschreitet die Gränze des Erlaubten, wenn er zwischen der Königin Anna und Lord Bolingbroke dasselbe Verhältniß obwalten läßt, wie zwischen Potemkin und Katharina II. Der Charakter Bolingbroke's ist auf eine lächerliche Weise travestirt. Durch den Erfolg von „Bertrand und Raton" irre geleitet, hat Herr Scribe offenbar einen zweiten Bertrand zu schaffen versucht (den er nach Talleyrand gezeichnet haben soll), und dieser kaltblütige, listige Diplomat hat ihm zum Vorbilde des feurigen, liebenswürdigen, ungeduldigen, leidenschaftlichen St. John dienen müssen. „Bertrand und Raton" war in der That ein gutes Schauspiel *); es enthielt treffliche Motive und eine gut entwickelte Handlung, welche durch eine glückliche Sprache belebt wurde. Die Art, wie Ranzau eine Emeute an der Koppel hält und, nachdem er seinen Zweck erreicht, sein armes, getäuschtes Werkzeug fallen läßt, ist ein Meisterstück der Feinheit. Nicht so das „Glas Wasser." Gemein in seiner Auffassung, unnatürlich und abgeschmackt in seinen Motiven, ist dieses Stück eine Lüge gegen die Geschichte, wie es eine Lüge gegen die Moral ist.

*) Worin jedoch mit der Geschichte noch ärger umgesprungen wird, als im „Glas Wasser". Vermuthlich ist aber der Reviewer mit der Dänischen Geschichte nicht so genau bekannt, wie mit der Englischen.

Durch das Glück dieses ersten Versuchs im Gebiete der Englischen Geschichte und Politik aufgemuntert, hat Herr Scribe uns vor kurzem mit seinem „Sohne Cromwell's" beschenkt, der jedoch nicht ganz so gut empfangen wurde. Das Süjet ist durchaus nicht für Scribe berechnet. Er macht aus dem Sohne des Protektor's eine Art von Timon amoureux und läßt ihn unter Anderem folgenden Monolog halten.

„Ja, ich begreife jetzt, daß die, welche die Menschen regieren, sie verachten müssen. Wenige Tage der Macht genügen, ihren Charakter darzuthun. Ihr Werth ist so gering, und doch verkaufen sie sich so theuer! Was Monk betrifft, so ist das eine andere Sache; er ist offener, oder feiner. Er hat mir Alles gestanden — eine blinde Liebe zur Lady Helen hat ihn angetrieben, diese Rolle zu spielen u. s. w."

Im Lustspiele des Herrn Scribe lebt Richard Cromwell, unter dem Namen Clarke, im Schlosse der Lady Regina Terringham, einer enthusiastischen Royalistin, in deren Nichte er sich verliebt hat. Lady Regina, die von diesem Verhältnisse nichts weiß und eben so wenig in ihrem Gaste den Sohn des verhaßten Protektors ahnt, hat gleichfalls eine heimliche Neigung zu ihm gefaßt. Mittlerweile stirbt Cromwell; Richard denkt jedoch nicht daran, ihn zu beerben — er ist nur mit seiner Herzens-Angelegenheit beschäftigt und benimmt sich ganz wie ein Arkadischer Schäfer. Seine Geliebte, Helene Newport, die ein vernünftiges Mädchen ist, findet diese Gleichgültigkeit ihres Anbeters gegen eine Krone etwas übel angebracht, und um ihn aus seiner Apathie zu erwecken, giebt sie vor, den General Monk zu lieben. Der getäuschte Seladon, der jetzt nichts mehr auf dem Schlosse zu thun hat, kehrt nach London zurück und übernimmt dort, um seinen Kummer zu betäuben, die vakante Protektorstelle. Monk bleibt im Schlosse zurück und macht dort Helenen die Cour, während sich Lady Regina bemüht, ihn in das Interesse der Stuarts zu ziehen. Jetzt erscheint ein zweiter Unbekannter, der niemand anders ist als der verkleidete Karl II. Er giebt sich für den Bruder der Miß Newport aus, aber die Regierung bekömmt von seinem Aufenthalte Wind, ihre Truppen umzingeln das Schloß und ergreifen den Prätendenten. Dieser wird von Richard Cromwell, der als Deus ex machina auftritt, gerettet und in dessen eigenem Wagen nach London geführt. Unterweges kehren sie in eine Schenke ein; der verkleidete König trinkt mit dem verkleideten Protektor — plötzlich erfährt Letzterer, daß Monk ihn verräth, daß die Anhänger der Stuarts nahe sind, und daß sein Reisegefährte keinesweges, wie er glaubt, der Bruder seiner Geliebten ist. Richard eilt nach der Hauptstadt, triumphirt über seine Widersacher, erkennt aber hier die Nichtigkeit aller irdischen Größe und entsagt dem Throne, um sich mit Helenen zu verbinden.

Ueber den wahren Charakter Richard Cromwell's und die Beweggründe, durch die er geleitet wurde, ist man so wenig im Klaren, daß er eine treffliche Aufgabe für einen Dramatiker darbietet, der es versteht, die Individualität seiner Helden mehr durch ihr eigenes Raisonnement und den Ausdruck ihrer Gedanken, als durch äußere Handlungen zu entwickeln. Man hat viele Theorieen aufgestellt, um das Benehmen Richard's zu motiviren, ohne jedoch dieses Problem auf eine genügende Weise zu erklären. Vielleicht liegt die Lösung in frühzeitigen religiösen Eindrücken, die auf einen von Natur liebenswürdigen Charakter wirkten; vielleicht diente die innere Angst Cromwell's — der von ihm bestandenen äußeren Gefahren zu geschweigen — dem Sohne zur heilsamen Warnung. Aber dieses gehört nicht in die Komödie, wenigstens nicht in die des Herrn Scribe; er ist nicht der Mann für psychologische Analyse. Was sollen wir nun über seine Roman-Intrigue und die Liebes-Abenteuer des alten Schlaukopfs Monk sagen? Scribe hat die Geschichte in eine traurige Posse verwandelt. Seine poetischen Licenzen macht die Kunst selbst verächtlich. Wenn es erlaubt wäre, einem historischen Gegenstande so mitzuspielen, so müßte man bald aufhören, dichterische Werke auch nur entfernt als Behikel der Wahrheit zu betrachten. Die poetische Fiction müßte die Schellenkappe anlegen und die Phantasie zum Harlekin herabsinken .... O Scribe! Warum hast Du das glückliche Reich der Vaudevilles verlassen, wo Du unumschränkt herrschtest, um Dich in die Politik zu mischen und fünfaktige Lustspiele zu produziren, wo Du vor Größeren verschwindest? Däucht es Dir besser, zu den Füßen der Bildsäule Molière's zu sitzen, als in einem Paradiese von bonmots und chansonettes zu schwelgen? Siehe nur, wie Dumas heranschleicht und sich Deiner leeren Stelle bemächtigt. Und wodurch signalisirt er seine Besitznahme Deiner reizenden kleinen Marquesas? Durch ein mörderisches Duell! Blut auf den Brettern der Variétés!! O, komme zurück, Scribe! um mit einer Fluth von Witzworten die Spuren dieses Gräuels zu vertilgen *). (F. Q. R.)

*) Nachdem unser Reviewer ein so strenges Gericht über die historischen Schnitzer des Herrn Scribe gehalten, erwähnt er noch des Lustspiels der Mad. Ancelot: „Die beiden Kaiserinnen oder der kleine Krieg" (les deux Impératrices, ou la petite guerre) — und durch einen sonderbaren Widerspruch fällt sein Urtheil über letzteres günstig aus, obgleich es sich durch noch größere Ungereimtheiten auszeichnet, als die Dramen Scribe's. Die greise Maria Theresia, die Urheberin des Keuschheits-Tribunals, wird darin als eine schmachtende Schöne dargestellt, die eine zärtliche Neigung zu einem jungen Ungarischen Grafen Wladimir (ein ächt Ungarischer Name!) hegt, mit welchem sie ein platonisches Verhältniß angeknüpft hat. Katharina II., mit der sie auf einem den Geschichtschreibern unbekannten Kongresse zusammentrifft, erfährt dieses penchant ihrer Kaiserlichen Schwester und will es zur Beförderung ihrer politischen Absichten benutzen, was die Intriguen des Stückes bildet. Die Katastrophe ist, daß die Ränke Katharinens und Orlov's durch den Fürsten

Nord-Amerika.

Amerikanische Jugendschriften.

Wenn der Schatten einer unserer Großmütter zur Erde zurückkehrte, wie würde er erstaunen über die Umwandlung, in der unser jüngstes Geschlecht ihm entgegenträte. Einst war man froh, wenn die Kinder das Buchstabiren glücklich überwanden und bei irgend einem harmlosen Buche eine Stunde still hinbrachten, jetzt besitzen wir eine besondere, sehr ausgebreitete Literatur für die Jugend, in jeder größeren Familie wird man nächstens ein Bibliotheks-Zimmer für die Kinder einrichten; unsere Kinder sind große Geographen, Naturhistoriker, Philosophen, oder wenn sie es noch nicht sind, so liegt dies doch nicht an dem guten Willen der Jugendschriftsteller, welche das geistige und leibliche Wohl ihrer „kleinen Lieblinge" so oft über ihren hohen Tendenzen vergessen und die philosophische und merkantilische Speculation meist so glücklich zu verbinden wissen. Wie wenig es die moralische und intellektuelle Ausbildung der Kinder fördert, wenn man sich stets nur an ihren Verstand wendet und auf diesen ganze Lasten von Gedanken thürmt, die ihn mehr ersticken als beleben müssen, dies werden Alle bemerkt haben, die je der Entwickelung eines jungen Gemüthes einige Zeit aufmerksam gefolgt sind; und sie werden zugleich wissen, wie wenig all' die erkünstelte Naivetät, mit der man von den gewöhnlichsten Gegenständen ausgeht, um mit den sublimsten Abstractionen zu schließen, diese Mängel des Prinzips wieder auszugleichen vermag.

Herr Gallaudet richtet die Psychologie für den Gebrauch der Kinder ein, er leitet ihnen die Existenz der Seele, die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer und alle ihre Functionen auf das gründlichste ab, und wenn Robert, sein Held, im Gespräche mit der Mutter irgend eine tiefe Wahrheit der Art entdeckt hat, so läßt er ihn selbst in Klammer über den überschwenglichen Fund jubeln, während er nur Grund zu Weinen hätte, denn wenn er in der That diese Sätze schon jetzt begriffe, so müßte er mit dreißig Jahren an der Gränze des menschlichen Wissens stehen. Wir heben eine kleine Probe aus dieser Schrift aus.

Die Mutter. Kannst du meine Seele hören, Robert?

Robert. Ich höre dich, wenn du sprichst, Mama.

Mutter. Ganz recht. Nun sieh, wenn ich spreche, so habe ich zuvor gedacht, was ich sprechen will, und habe den Entschluß gefaßt, Zunge und Lippen zu bewegen, um sprechen zu können; alsdann hörst du den Schall meiner Stimme. Doch warte; leg' dein Ohr auf diese Uhr, hörst du Etwas?

Robert. Ja, Mama; sie macht tik—tak, tik—tak.

Mutter. Und nun lege dein Ohr an meinen Kopf; ich werde denken; hörst du meine Gedanken?

Robert. Nein, Mama, ich höre gar nichts.

Mutter. Meine Seele macht also kein Geräusch, wenn sie denkt; du kannst meine Seele nicht hören, sondern du schließest nur aus dem Klange meiner Stimme, daß ich denke.

Robert. Das ist doch merkwürdig, Mama; die Seele muß also von allen Dingen, die man sehen und hören kann, ganz verschieden seyn. (Man beachte wohl, daß dieser kleine Philosoph erst fünf Jahr alt ist.)

Mutter. Ja, mein Sohn, sie ist ganz verschieden davon. Doch sag' mir, kannst du meine Seele riechen, schmecken oder fühlen?

Robert. Nein, und nicht einmal bei meiner eigenen kann ich es.

Mutter. Somit kannst du mir auch nicht sagen, ob deine Seele viereckig oder rund, lang oder kurz, weiß oder schwarz ist, ob sie überhaupt eine Gestalt oder Farbe hat und sonst Etwas mit den Dingen theilt, die man durch die Sinne wahrnehmen kann.

Robert. Wie nennt man denn das, was man durch die Sinne wahrnimmt?

Mutter. Das nennt man allgemein Materie, und jeder einzelne solche Gegenstand ist ein materieller.

Robert. Mein Körper ist also materiell?

Mutter. Ja, und deine Seele ist nicht materiell, oder, wie man es nennt, sie ist immateriell.

Robert. Hieraus schließe ich, daß deine Seele auch immateriell ist.

Mutter. Ohne Zweifel, mein Sohn, und eben so die Seelen aller Menschen. Doch nun gieb Acht. Sieh, ich mache so viele Striche auf diese Schiefertafel, als das Jahr Tage hat. Nun zähle, wie viel es sind.

Robert. Ich habe sie gezählt; es sind dreihundertfünfundsechzig.

Mutter. Richtig. Wenn ich nun daneben noch einmal so viel Striche machte, so würde ich die Tage von zwei Jahren erhalten. Wenn ich aber beide Seiten der Tafel dicht mit Strichen bedeckte, wie viel Jahre würden dies wohl vorstellen?

Robert. Ich weiß nicht, Mama; vielleicht zehn? was meinst du?

Mutter. Vielleicht; und nun nehmen wir an, daß wir zehn Schiefertafeln so dicht mit Strichen überdeckt haben, wie viel Jahre sind dies wohl?

Robert. Hundert; denn zehn mal zehn macht hundert.

Mutter. Schön. Nun denke dir, daß dieses ganze Zimmer, vom Boden bis zur Decke, dicht mit solchen Schiefertafeln angefüllt ist, wie viele Jahre erhielten wir dann?

Robert. O Mama, so viele, daß ich sie gar nicht zählen könnte.

Mutter. Und jetzt denke Dir noch Eines, daß nämlich nicht bloß dieses Zimmer, sondern alle Zimmer unseres Hauses und dann alle Zimmer der ganzen Stadt über und über von solchen Schiefertafeln voll sind, wie viel Jahre haben wir alsdann durch die Striche bezeichnet?

Robert. Ach, so viele, daß ein einzelner Mensch sie nicht alle zählen könnte, und wenn er auch sein ganzes Leben hindurch nichts Anderes thäte.

Mutter. Wohl, mein Sohn, und so viele Jahre wird deine Seele leben.

Robert. Und dann stirbt sie, Mama?

Mutter. Nein, dann lebt sie noch einmal so lange, und dann noch einmal, und dann stirbt sie noch immer nicht; denn deine Seele stirbt nie, deine Seele ist unsterblich.

Robert. Ach, Mama, das ist ja wunderschön! — Er klatscht sich in die Hände und tanzt in der Stube herum.

Mit gleicher Gründlichkeit leitet Herr Gallaudet in seiner „natürlichen Theologie, für die Jugend dargestellt" durch endlose Schlüsse und durch die abstraktesten Combinationen das Daseyn und das Wesen Gottes ab. Wo möglich noch abstruser aber sind die Jugendschriften, welche Herr Goodrich und seine zahlreichen Nachahmer unter dem Namen Peter Parley herausgegeben haben. Wir geben auch hiervon eine Probe. Jakob hat eben zugegeben, daß weder er, noch irgend ein Mensch eine Feder machen könne.

Parley. Wenn ein Mensch keine Feder machen kann, so kann er also auch keinen Flügel und noch weniger einen ganzen Vogel machen; wo kommen die Vögel denn also her?

Jakob. Die alten Vögel legen Eier, und daraus entstehen die jungen.

Parley. Dies ist richtig, mein Kind: allein scheint dir diese Erklärung hinreichend? Wer läßt die jungen Vögel aus den Eiern hervorgehen? und wer hat diese wunderbaren Eier denn überhaupt erfunden?

Jakob. Die Eier, denk' ich, machen die Vögel selbst.

Parley. Das thun sie nicht. Die Eier bilden sich in den Körpern der Vögel, doch kein Vogel besäße die Weisheit, welche zur Bildung eines einzigen solchen Eies erforderlich ist; und wie könnten sie gar noch die belebende Kraft dem Eie geben, welche aus dem Weißen und Gelben nach und nach Federn, Schnabel, Klauen, Fleisch und Knochen werden läßt? wie könnte ein Vogel diesem an sich noch immer todten Körper des anderen die Kraft, zu fliegen, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu singen und selbst wieder Eier zu legen, einhauchen? Du erkennst jetzt selbst, wie thöricht deine Meinung war, daß die Vögel selbst ihre Eier machen, oder daß gar ein Vogel durch den anderen existirt. Der, welcher klug genug ist, ein Ei zu machen, ist sicher klüger als der klügste Mensch; er muß mit wundervollen Kräften begabt seyn; ohne ihn könnten die Vögel nicht existiren, und dieses hohe Wesen, dessen Existenz uns eben durch die Existenz der Vögel verbürgt worden ist, nennen wir Gott.

Jakob. Ich zweifle nicht, lieber Herr Parley, daß das, was Sie mir sagen, vollkommen wahr ist; allein es weicht von meiner ganzen bisherigen Vorstellungsweise so sehr ab, daß ich mich so schnell nicht daran gewöhnen kann. Ich habe immer geglaubt, die Vögel machen die Eier.

Parley. Diese Art, sich auszudrücken, genügt auch für das gewöhnliche Leben, allein sie enthält in der That doch etwas Falsches. Der Vogel bringt ein Ei hervor, aber er schafft es nicht; er führt durch die Wärme seines Körpers die Entwickelung eines jungen Vogels, welcher der Möglichkeit nach, doch nicht wirklich in dem Ei enthalten ist, herbei; er befördert sie, allein er kann sie nicht hervorrufen. Dies wird dir auch alsbald deutlich werden, wenn du die Theile, aus denen ein Ei besteht, dir genauer vergegenwärtigst. — Hierauf nun giebt Herr Peter Parley eine höchst gelehrte Auseinandersetzung über die Theile des Eies und über die Umgestaltungen, welche dasselbe während des Brütens erfährt; diese physiologische Weisheit füllt einige Seiten, und sie ist zu langweilig, als daß sie unseren Lesern auch nur den Genuß der Persiflage bieten könnte; genug, am Schluß kömmt der Verfasser darauf zurück, daß die Vögel nur Instrumente sind, deren sich der Schöpfer bedient, um sein Werk zu vollenden. „Doch", fährt er fort, „selbst wenn wir einen Augenblick annehmen wollten, die Vögel könnten aus eigener Kraft ein Ei erzeugen und ausbrüten, wo wäre denn der erste Vogel hergekommen? denn das Geschlecht der Vögel muß doch einmal angefangen haben?"

Johanna, Jakob's Schwester, sieht den Bruder verlegen an, endlich entschließt sie sich, zu versichern, der erste Vogel müsse auch aus einem Ei gekrochen seyn.

Parley. Doch wer war der Schöpfer dieses Eies?

Johanna und Jakob (zugleich). Das muß Gott gewesen seyn; es muß also einen Gott geben!

Parley. Ja, meine lieben Kinder, es muß einen Gott geben, es giebt einen Gott!

Das bedarf keines Kommentars. In gleicher Weise werden alle Eigenschaften Gottes nachgewiesen; die armen Kinder, die in Wirklichkeit längst eingeschlafen wären, müssen es sich immer gefallen lassen, daß man sie auf dem Papiere antworten läßt, und ihnen einen Wissensdrang andichtet, der auch dort, wo er sich in der That so früh vorfindet, wenn auch immer nur in weit geringerem Maße, nicht ein Zeichen von geistiger Kraft, sondern mehr von krankhafter Ueberreizung ist. Eben so verfehlt ist das literarische Magazin für Kinder, obgleich sich Herr Goodrich hier mehr auf ebener Erde als in den Wolken trivialer Abstraction zu halten bemüht ist. Und diese Bücher, welche nach unserer Ueberzeugung mehr Unheil als Nutzen stiften müssen, finden einen sehr starken Absatz und werden stets von neuem aufgelegt.

Eine andere nicht weniger verfehlte Einkleidung hat sich Herr Abbott für die Künste erfunden, welche er den Kindern beibringen will. Er hat eine ganze Reihe von Schriften herausgegeben, welche alle Rollo betitelt sind, „Rollo

---

von Ligne zu Schanden gemacht werden und die Theilung Polens — nicht stattfindet. Neben so kühnen Erdichtungen sind die kleinen Freiheiten des „Verre d'Eau" verzeihlich, da ihnen doch wenigstens ein historisch erwiesenes Faktum zur Grundlage dient.

bei der Arbeit", „Rollo beim Vergnügen" u. s. w.; in diesen erzählt er jedesmal eine höchst triviale Geschichte, bei der er sich stets unterbricht, um den kleinen Lesern weise Lehren zu geben. Wir theilen nur ein kleines Beispiel mit und glauben hier Rollo zu sehen, wie er weder arbeitet noch sich vergnügt.

„Es war einmal ein Mann, der wollte auf einen Berg steigen. Dies ist der Anfang der Geschichte, die ich dir erzählen will, mein Kind; doch ehe ich fortfahre, will ich dir die Buchstaben zeigen, mit welchen meine Geschichte gedruckt ist. Sieh her, sind diese wohl eben so groß wie jene? Nein, sie sind kleiner; und sieh, diese kleinen kommen nicht eher wieder, als bis meine Geschichte wieder anfängt. Ich habe die Absicht, dich lesen zu lehren, und die Geschichte wird mir dabei helfen, darum habe ich die Geschichte mit kleineren Buchstaben oder, wie man es auch nennt, mit kleineren Charakteren drucken lassen. Du wirst oft in Büchern bemerken, daß sie mit verschiedenartigen Charakteren gedruckt sind, alsdann ist das Großgedruckte stets das Wichtigere und das Uebrige ist weniger bedeutend. Merk' dir das, und wenn du sonst im Leben eine äußere Verschiedenheit siehst, wo doch das Innere dasselbe zu seyn scheint, so denke hübsch nach, bis du den Grund davon findest, denn alle Dinge, die geschehen, haben ihren bestimmten Grund. — Also, es war einmal ein Mann, der wollte auf einen Berg steigen; da ließ er sich ein Pferd kommen und ritt durch einen Wald. Doch sieh, mein Sohn; als meine Geschichte im Buche wieder anfing, da war die vorhergehende Zeile nicht ganz ausgedruckt, und die erste Zeile der Geschichte fängt etwas weiter hinten an als die übrigen. Dies nennt man einen Abschnitt, oder einen Paragraph; ein Paragraph nämlich ist . . ." u. s. w. Wer auf diese Weise gelernt hat, was ein Paragraph ist, der vergißt es gewiß nie mehr, aus Furcht, daß er es noch einmal auf demselben Wege lernen müßte.

Schließlich setzen wir eine Geschichte her, durch welche Herr Abbott dem Kinde beweisen will, wie groß die Mutterliebe sey, und wie sehr ein Kind die Mutter darum wieder lieben müsse.

„Ich fuhr eines Tages von Frankfurt nach Philadelphia; da sah ich in einiger Entfernung ein kleines Kind von etwa zwei Jahren mitten auf dem Wege spielen. Eine Karosse mit fünf Pferden eilte rasch daher, sie war schon dicht vor dem Kinde, das Kind schien unrettbar verloren; da stürzte die Mutter athemlos aus der Hütte, sie that einen Schrei, einen Schrei, wie ich nie einen zweiten gehört habe und nie hören möchte. In demselben Augenblicke war jedoch ein Handwerksbursche, der zufällig desselben Weges kam, auf das Kind zugestürzt und hatte es mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet; er warf es der entzückten Mutter in die Arme, die es tausendmal küßte und vor Freuden fast ohnmächtig geworden wäre."

Hierauf zeigt sich der Handwerksbursche noch seiner Großmuth wegen bewundernswerth, indem ihm Herr Abbott, der unterdeß herankutschirt war, einige Goldstücke für seine edle That in die Hand drückte; doch der brave Mann, der sich in seinem Rettungseifer noch dazu ein Bein verletzt hatte, gab das Gold zurück. Man wundere sich hier nicht, weshalb der Handwerksbursche überhaupt in diesem geistreichen Schauspiel auftritt; man sage nicht, daß die Mutterliebe ja weit mehr verherrlicht würde, wenn die Mutter das Kind nicht bloß angeschrieen und geküßt, sondern in der That es selbst gerettet hätte; alsdann hätte Herr Abbott all' die tiefen Betrachtungen aufgeben müssen, die er an den edelsinnigen Handwerksburschen knüpfte, und was geht es ihn an, ob die Mutterliebe durch sein Geschichtchen etwas mehr oder weniger verklärt wird? er läßt seine Zuhörer hierauf doch über dieselbe staunen und die heißeste Gegenliebe geloben. Wenn die Jugend-Schriftsteller sich so ängstlich an die Gesetze der Logik binden, wenn sie ihren Büchern gar eine psychologische Grundlage geben wollten, so wären sie gar am Ende genöthigt, entweder nur gute Bücher zu schreiben, deren wir für die Jugend in der That nur wenige haben, oder das Schreiben ganz aufzugeben.

Mannigfaltiges.

— Verwandte Sagen und Märchen. Es findet sich häufig, daß sich Sagen und Märchen der verschiedensten Völker, namentlich derer, die dem Indo-Germanischen Stamme angehören, nicht nur in einzelnen Zügen, sondern in ihrem ganzen Inhalt einander gleichen. Wo das Letztere der Fall ist, wird man wohl Entlehnung des einen Volkes vom anderen annehmen müssen, obgleich das Wie derselben nicht immer nachgewiesen werden kann. Das Letztere ist auch der Fall bei einer Märkischen Sage, die sowohl hier in Berlin (vgl. Cosmar: „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit" I. Nr. 2: Der Stock als Verräther) als auch in Salzwedel (Pohlmann: Geschichte der Stadt Salzwedel S. 204) erzählt wird und mit einer, die uns Conon in seinen Erzählungen (er lebte zur Zeit des Cäsar und Octavian) aus Milet mittheilt, die größte Aehnlichkeit zeigt. Es dürfte daher nicht uninteressant seyn, beide, und zwar die Märkische nach der einfachen Fassung bei Pohlmann, hier neben einander zu stellen.

In der Sankt Katharinen-Kirche auf der Neustadt zu Salzwedel befindet sich ein halbverloschenes Bild, welches den Tod eines Meineidigen darstellt. Der hatte nämlich von einem anderen Manne hundert Dukaten geborgt und leugnete, als er sie wiedergeben sollte, standhaft, daß er sie empfangen habe. Darauf ging der Gläubiger aufs Rathhaus, um sich da Recht zu holen; der Schuldner wurde vorgefordert und sollte mit einem Eide bekräftigen, daß er das Geld nicht erhalten habe. Er kam auch sogleich, und wie er nun den Eid leisten sollte, bat er den Gläubiger, ihm während des Schwurs seinen Stock zu halten, denn in dem hatte er das Geld listiger Weise eingespündet. Da schwur er nun mit großer Frechheit, daß er das Geld nie empfangen, und der arme Gläubiger ging traurig von dannen. Wie nun aber der böse Schuldner auf die Straße kam, traf sich's zufällig, daß gerade ein Müllerwagen mit scheu gewordenen Pferden dahergeeilt kam und ihn umwarf, so daß die Räder ihm über den Leib gingen und er getödtet wurde. Dabei ging auch eines derselben über seinen Stock, der wurde zerbrochen, so daß die Dukaten herausrollten, und auf diese Weise kam der schändliche Meineid an den Tag. Da hat man denn zum ewigen Andenken das Gemälde dieses Vorgangs in der Kirche aufgehängt.

Die Berliner Sage ist insofern etwas genauer, als der Schuldner hier behauptet, das Geld zwar erhalten, es aber auch wiedergegeben zu haben, was er nachher beschwört; demnächst geräth er mit dem Gläubiger in einen Wortwechsel, schlägt ihn mit seinem Stock, welcher zerbricht, und das Gold rollt heraus. Darauf muß er zur Strafe Zeitlebens einen Strick um den Hals tragen. — Nun die Griechische Sage:

Ein Milesier segelte, als seine Vaterstadt vom Harpagos, dem Feldherrn des Kyros, Gefahr drohte, nach Tauromenion in Sicilien, wo er bei einem bekannten Wechsler sein Gold unterbrachte und darauf nach Hause zurückkehrte. Milet wurde darauf zwar dem Kyros unterworfen, allein es trat keine Plünderung, wie man gefürchtet hatte, ein. Der Milesier kehrte darauf nach Tauromenion zurück, um sein untergebrachtes Gold wiederzuholen. Dort leugnete nun zwar der Wechsler nicht, das Gold empfangen zu haben, aber er behauptete auch, daß er es wiedergegeben habe. Als nun aber der Milesier nach langem Streit und Wortwechsel ihn zum Eide aufrief; da that er Folgendes. Er höhlte einen Narther *) nach Art einer Flöte aus, schmolz das Gold, ließ es hineinfließen und verstopfte ihn dann. Als er nun zum Schwur ging, nahm er ihn als Stab und stützte sich auf denselben, als ob er an Schwäche in den Füßen litte. Bevor er jedoch schwur, gab er dem Milesier, der dicht bei ihm stand, den Stab, als wollte er ihn ihm gleich wieder abnehmen. So schwur er denn mit erhobenen Händen seinen Eid, daß er das Gold dem, von welchem er es empfangen, zurückgegeben habe. Da warf der Milesier zornig den Narther zur Erde, ausrufend, daß nun alle Treue bei den Menschen dahin sey. Der Narther aber zerbrach, und es war nun auch der Meineid und die List des Wechslers Aller Augen offenbar. Da nahm der Milesier sein Gold, der Wechsler aber ging, aus Scham, daß er so vor Allen zum Betrüger geworden, hin und erhing sich.

— Fort Montjui. Dieses Fort von Barcelona, welches, wie die Zeitungen berichten, in diesem Augenblicke seine Wichtigkeit so geltend macht, daß man glaubt, es knüpfe sich an dessen Besitz der Ausgang der Insurrection, hat auch zur Zeit des Spanischen Befreiungskampfes gegen Napoleon einen sehr hohen Grad von Bedeutung gehabt, wie man aus folgendem Briefe des Spanischen Ober-Generals, Marquis von Vives, an den General Lecchi ersehen kann: „General Lecchi", schreibt er, „Ihr Rang, Ihr Gehalt, ein Gut, eine Million Piaster . . . . verspreche ich Ihnen, wenn Sie das Fort Montjui räumen und es der mißhandelten Nation zurückgeben rc." Der General Lecchi schickte statt jeder Antwort eine Herausforderung an den Verführer (Victoires, conquêtes, désastres . . . . des Français Theil XVIII. S. 224). Indessen kann das Fort nur dann über das Schicksal der Stadt entscheiden, wenn vor ihren Mauern noch ein äußerer Feind steht. Ist dies nicht der Fall, so lehrt die Beschießung Antwerpens durch Chassé, wie man einem noch stärkeren und größeren Platze widerstehen kann. Wir glauben übrigens nicht, daß Espartero diesmal wieder vor Barcelona erscheinen wird, um es bombardiren zu lassen, und er wird einen großmüthigen Akt aus Napoleon's letzter Zeit spielen! Beklagen kann er sich eigentlich nicht; er hat durch rohe Gewalt selbst frühere Ministerien gestürzt und die Königin vertrieben. Er könnte nur mit Sokrates klagen, daß ihm die Spanier den Schierling gerade kurz vor seiner gesetzlichen Abdankung reichen.

— Berichtigung. Im letzten Bl. auf der letzten Spalte st. oleasus l. oleatus und st. 714 a. C. l. 714 u. c.

---

*) Bekanntlich die Pflanze, in welcher auch Prometheus das vom Himmel gestohlene Feuer verbarg.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Den Verlag dieser Zeitschrift hat vom 1. Juli ab die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. übernommen, doch wird für das nächste Quartal auch noch die löbl. Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung jede ihr zugehende Bestellung ausführen.

Auf vielfache Anfragen erwiedere ich, daß in Bezug auf diese Zeitschrift, ihren Verlag ausgenommen, keine Veränderung eintritt, und daß ich dieselbe, wie seit ihrer Begründung, auch fernerhin in der bisherigen Art redigiren werde.

Berlin, 27. Juni 1843.

J. Lehmann.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 30. Juni 1843.

England.

Der Ursprung und Fortgang der Zeitungen in England.

Nach Chambers' Cyclopaedia of English Literature.

Einen bedeutenden Zweig moderner Literatur bilden die Zeitungen, die, wenigstens in gedruckter Form, ihren Ursprung in England haben. Bei den alten Römern wurden oft Berichte ausgegeben von den Hergängen im Senate (acta diurna). Dieser Gebrauch scheint schon vor der Zeit Julius Cäsar's üblich gewesen zu seyn, der als Konsul die Fortsetzung desselben befahl, bis Augustus die Veröffentlichung verbot. Acta diurna, die mehr allgemeine Nachrichten von vorübergehenden Ereignissen enthielten, scheint es, waren sowohl unter der Republik wie unter dem Kaiserreiche gebräuchlich; von einem derselben giebt Petronius die folgende Probe:

„Den 26. Juli wurden in Trimalchi's Besitzung 30 Knaben und 40 Mädchen geboren.

„Zur selben Zeit ward ein Sklave mit dem Tode bestraft, der sich ungeziemender Worte gegen seinen Herrn bedient hatte.

„Am selbigen Tage brach ein Feuer in den Gärten des Pompejus aus, welches in der Nacht in dem Zimmer des Hauswarts entstanden war."

In der neueren Zeit ist wohl nichts Aehnliches bekannt geworden vor der Mitte des 16ten Jahrh. Die Regierung von Venedig hatte im Jahre 1563, während eines Krieges mit den Türken, die Gewohnheit, dem Publikum die neuen Kriegs- und Handels-Nachrichten auf geschriebenen Blättern mitzutheilen. Die letzteren wurden den Interessenten an einem besonderen Platze gegen Entrichtung einer Münze, die Gazetta hieß, gelesen. Das Wort Gazetta ward dann, ursprünglich in Italien und Frankreich, und später auch in England, auf die Zeitungen selbst übertragen. — Die Regierung von Venedig gab diese Nachrichten bald regelmäßig einmal im Monat, erlaubte aber aus Furcht und Eifersucht nicht den Druck derselben. Nur ein paar Kopieen wurden nach verschiedenen Plätzen gesandt und denen, die dafür zahlten, gelesen. Es existiren 30 Volumina dieser schriftlichen Zeitungen in der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz.

Ziemlich zur selben Zeit errichtete man in Frankreich, auf den Rath des Vaters des berühmten Montaigne, Institute, um die Bedürfnisse Einzelner zur allgemeinen Kunde zu bringen. Die Anzeigen, die man hier empfing, wurden zuweilen an öffentlichen Plätzen an die Wände geklebt, um allgemeiner die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und hießen daher Affiches. Dies führte mit der Zeit zu einer systematischen Veröffentlichung von Anzeigen in periodischen Blättern, die man gleichfalls Affiches nannte.

Mr. George Chalmers sagt in der Penny Cyclopaedia: „Nachdem ich in verschiedenen Ländern dem Ursprunge der Zeitungen nachgeforscht hatte, hatte ich die Freude, was ich suchte, in England zu finden. Es muß unserem Nationalstolze schmeicheln, zu erfahren, daß die Welt der Weisheit der Elisabeth und der Klugheit Burleigh's die erste Zeitung verdankt. Die Epoche der Spanischen Armada ist zugleich die Epoche einer echten Zeitung. In dem British Museum sind verschiedene Zeitungen, die im Jahre 1588 gedruckt sind, als die Spanische Flotte in dem Englischen Kanal war. Es war eine weise Politik, in dem Augenblicke allgemeiner Besorgnisse durch Bekanntmachung authentischer Nachrichten der Verbreitung falscher Berichte vorzubeugen. Die frühste Zeitung ist „Der Englische Merkur" betitelt, gedruckt, mit obrigkeitlicher Erlaubniß, London, durch Christopher Barker, ihrer Hoheit Drucker, 1588. Die Zeitungen Burleigh's waren alle außerordentliche Gazetten, von Zeit zu Zeit gedruckt, so wie dieser tiefe Staatsmann das Volk entweder zu belehren oder zu schrecken beabsichtigte. Der „Merkur" war wahrscheinlich zuerst im April des J. 1588 gedruckt, als die Armada sich der Englischen Küste näherte. Nach der Zerstreuung der Spanischen Schiffe erschienen jene außerordentlichen Gazetten nur sehr selten. Der „Merkur" Nr. 54, datirt Montag den 24. November 1588, zeigt dem Publikum an, daß an diesem Tage eine feierliche Danksagung für den günstigen Erfolg gegen die Spanische Armada vorgenommen sey. Diese Nummer enthält zugleich einen Artikel mit Neuigkeiten von Spanien, worin von dem Tode der Königin und den Tortur-Instrumenten am Borde der Spanischen Flotte die Rede ist. Es läßt sich vermuthen, daß solche Paragraphen der Politik Burleigh's angehörten, der alle Künste der Presse benutzte, die Furcht des Englischen Volkes zu erregen, seinen Haß auf Spanien hinzulenken und zur Liebe der Königin Elisabeth aufzumuntern." Es ist nur schade, daß den Engländern dieser Ruhm nicht ganz sicher ist, indem rücksichtlich der Echtheit des Merkurius einige erhebliche Zweifel obwalten. Von den drei erhaltenen Nummern sind zwei mit moderner Schrift gedruckt und keine Originale davon bekannt; die dritte aber „ist ein Manuskript des 18ten Jahrh., interpolirt und mit solchen Aenderungen in alter Sprache, wie sie nur ein Schriftsteller machen würde."

Unter der Regierung Jakob's I. wurden zuweilen Neuigkeiten in der Form kleiner Quarto-Pamphlets veröffentlicht, unter dem Titel: Neues von Italien, Ungarn u. s. w. In dem Jahre 1622, als der 30jährige Krieg und die Thaten Gustav Adolph's Theilnahme erregten, wurden diese gelegentlichen Pamphlets zu einer regelmäßigen, wöchentlichen Zeitung, unter dem Titel: Das sichere Neue der gegenwärtigen Woche, herausgegeben von Nathaniel Butler. Dies kann man für das erste derartige Journal in England gelten lassen. Andere wöchentliche Journale folgten bald, und die Begierde, mit der das Volk solche Veröffentlichungen verschlang, geht aus der Klage Burton's in seiner Anatomie der Melancholie hervor, in der er sagt: wenn Jemand heutzutage überall noch liest, so ist es ein Schauspielbuch, oder ein Pamphlet von Neuigkeiten. Lord Clarendon sagt zur Erklärung der geringen Theilnahme, die Schottische Angelegenheiten unter Karl I. in England fanden: „Während die ganze Nation begierig ist, zu erfahren, was wöchentlich in Deutschland und Polen und allen anderen Theilen Europa's sich ereignet, kümmert sich kein Mensch um die Hergänge in Schottland, noch findet das Königreich eine Stelle der Erwähnung auf einer Seite einer Gazette."

Während des Bürgerkrieges erreichten die Zeitungen zuerst die politische Bedeutung, die sie seitdem immer behalten haben. Ganze Schaaren von Diurnals und Mercuries, in klein Quarto, wurden damals durch die verschiedenen Parteien, in die der Staat zerfiel, verbreitet. Nahe an 20 sollen im Jahr 1643 erschienen seyn, als der Krieg am stärksten war. Peter Heylin erwähnt in der Vorrede zu seiner Kosmographie: „Die Geschichte jeder Stadt oder jedes Krieges sey besser in den wöchentlichen Neuigkeits-Büchern beschrieben." Und so finden wir auch einige unter dem Titel: Neues von Hull; Wahres von York; verbürgte Nachrichten von Irland u. s. w. Bei dem Fortgange des Kampfes führte die Begierde des Volkes, täglich Nachrichten zu haben, zu der schnelleren Folge im Erscheinen, und die Zeitungen fingen daher an, zwei- und dreimal ausgegeben zu werden. Wir übergehen hier die verschiedenen Namen der letzteren und bemerken nur, daß sich unter den wöchentlichen Erscheinungen auch humoristische Blätter befanden. Die Presse ward bereits ein so unentbehrliches Hülfsmittel, daß jedes der sich bekämpfenden Heere seinen Drucker mit sich führte. Die erste in Schottland gedruckte Zeitung erschien unter den Auspizien einer Partei der Cromwellschen Truppen zu Leith, die ihren sie begleitenden Drucker veranlaßten, zu ihrer Belehrung und Unterhaltung Abdrücke eines Londoner Journals zu veranstalten. Es hieß der „Politische Merkur", und die erste Nummer des Schottischen Abdrucks erschien den 26. Oktober 1653. Im November des folgenden Jahres wurde das Institut nach Edinburg verlegt, wo dies Abdruckssystem bis zum 11. April 1660 fortgesetzt ward. Etwa neun Monate nachher wurde der Kaledonische Merkur gegründet, dessen 10 erschienene Nummern merkwürdige Spuren der überschwänglichen Freude enthalten, mit denen man die Restauration aufnahm, darunter aber auch viel, was nur als das Produkt eines dürftigen Witzes gelten kann, der sich bemüht, geistreich und interessant zu seyn. Darauf folgte der Botschafter des Königreichs, der zum wenigsten sieben Jahre bestanden haben soll. Dann hatten die Schotten aber bis 1699 nur Abdrücke Englischer Journale, bis in dem genannten Jahre die Edinburgh-Gazette gegegründet ward.

Türkei.

Ein Amerikaner in Konstantinopel.

Der Bosporus.

Der Bosporus gewährt ohne Widerrede den merkwürdigsten Anblick, der auf Erden zu finden ist. Von Konstantinopel bis ans Schwarze Meer, ungefähr zwanzig Englische Meilen weit, sind die beiden Ufer Europa's und Asiens, höchstens durch eine halbe Meile des klarsten dunkelblauen Wassers geschieden, mit reizenden Dörfern besäet. Jedes dieser Dörfer hat ein oder zwei Schlösser, eine Moschee mit unzähligen Minarets, etwa hundert unter Bäumen versteckte Häuser und einen Kirchhof, dessen mit Turbanen geschmückte Grabsteine sich in dunklen Cypressenschatten verlieren. Alle diese Dörfer liegen in Thälern, die allmälig zu einer Hügelreihe aufsteigen, deren Spitzen freundliche Landhäuser tragen.

Hier hat das Meer weder Ebbe noch Fluth: die Paläste des Sultans, seiner Minister und der reichen Türken oder Armenier hängen zum Theil über das Wasser herüber. In ihre Fenster gelehnt, können die Bewohner fast mit der Hand den leichten Kahn erreichen, der am Ufer hingleitet. Jeder dieser Paläste besitzt eine schlanke Gondel, welche an der Treppe liegt, die zum Meere hinabführt; sie ist das gewöhnliche Transportmittel der Türkischen Reichen, welche also mit der größten Bequemlichkeit die weichen Kissen ihrer Wohnung nur gegen die der Barke vertauschen. Einer der schönsten Paläste dieses Zauber-Ufers ist die Winter-Residenz des Sultans, genannt die Marmorlaube oder Besiktasch. Die Wellen des Bosporus bespülen die gittertragenden Mauern seiner Gärten, welche in ewigem Frühling lachen. Von unserer Schaluppe aus konnten wir die Orangenbäume, bedeckt mit goldenen Früchten, sehen, den Duft der Blumen athmen, das Rauschen der Springbrunnen hören und den Gesang der Vögel, welche diesen paradiesischen Aufenthalt bevölkern. Die bronzenen Thore des Palastes öffnen sich nach dem Meere hin: der Palast selbst, herrlich gebaut und nach orientalischem Geschmack in heller Farbe prangend, steht mitten im Garten und kehrt dem Meere den Rücken zu.

Die Sommer-Residenz des entmuselmannten Löwen, so nennt man den Sultan, liegt auf dem Asiatischen Ufer in einem Dorfe genannt Beglerbeg. Es ist ein großes gelbes Gebäude mit weißen Simsen. Die terrassirten Gärten bedecken den Hügel, welcher sich hinter dem Palaste erhebt. Das Harem besteht aus acht Flügeln, deren jeder von einer der acht wirklichen Frauen des Sultans bewohnt wird.

Sechs oder sieben Meilen von Konstantinopel, auf der Europäischen Küste, liegt das Serai der ältesten Schwester des Sultans, im Chinesischen Styl gebaut, aber ganz zu der Landschaft passend, wie alle Gebäude an den Ufern des Bosporus. Vom Schwarzen Meere an bis zum Marmormeer steht vielleicht nicht ein einziges Gebäude, das anderwärts nicht vollkommen lächerlich wäre. Aber diese marzipanenen Balkone, diese Gitter, diese unzähligen Landhäuschen scheinen hier eben so natürliche Produkte, wie der Granatbau und die Cypresse. — Die alte Sultanin bewohnt diesen Palast mit etwa zweihundert Sklavinnen. Zwar eine kleine Kaiserin in einem Reiche, das für eine alte Frau groß genug ist, sieht sie dennoch niemals bärtige Gesichter, besitzt an männlichen Exemplaren nur ihre Verschnittenen und ihren Europäischen Arzt und genießt, wenngleich Frau und Mutter eines Sultans, weniger Freiheit, als sie ihren Sklavinnen gewährt, denen sie erlaubt, sich zu verheiraten, wenn sie Lust haben. Sie kann weder lesen noch schreiben, soll dick, träge und ziemlich gutmüthig seyn und das Spiel ungemein lieben.

Etwas weiter hin auf demselben Ufer hat Sultan Mahmud für seine Tochter Esmeh Sultane, welche an einen Georgischen Sklaven und nachherigen Pascha, Halil Pascha, verheiratet war, ein kleines phantastisches Schloß herstellen lassen. Dieser Sklave, welchen der Sultan fast noch als Knaben gekauft hatte, war auf den gewöhnlichen Wegen des orientalischen Favoritismus zu der Würde eines Generals der Artillerie gelangt. — Die Sultanin, gegenwärtig siebenundzwanzig Jahr alt, soll noch schön und sehr gebildet seyn. *)

Der Hakim oder Leibarzt des Sultans besitzt ebenfalls ein sehr niedliches Haus auf dem Europäischen Ufer des Bosporus. Da aber nur die Muselmänner ihre Häuser roth malen dürfen, hat er, als Rajah, das seinige müssen grau anstreichen lassen. Im Vorbeifahren sahen wir Orta-Kieu, das Judendorf, und Arnaut-Kieu, wo fast nur Griechen wohnen. Endlich gelangten wir nach Rumeli-Hissar, einer Erdzunge, welche durch eine bedeutende Batterie vertheidigt wird und der eine ähnliche Erdzunge an der Asiatischen Küste entgegen kommt. Bei Rumeli-Hissar ist der Bosporus nur einen halben Flintenschuß breit. Diesen Ort hatten ein verliebter Alter und ein excentrischer Neuerer, Hero und Lord Byron, gewählt, um über den Bosporus zu schwimmen. **) Ihr Wagstück verliert viel von seinem Glanze, wenn man den Schauplatz in der Nähe betrachtet.

Dies Schloß auf der Europäischen Küste sah im Juni 1826 die Hinrichtung der Janitscharen, welche dem ersten Blutbade entgangen waren. Von dort wurden die verstümmelten kopflosen Leichen der schönsten Männer des Reiches zu Hunderten ins Meer geworfen.

Oberhalb Rumeli-Hissar erweitert sich der Bosporus wieder und bildet einen Busen, den das frischgrüne Ufer mit einem reichen Laubrahmen umgiebt. Hier rasteten Gottfried von Bouillon und Raimund von Toulouse mit den Rittern, welche sie nach Palästina begleiteten. Weiterhin steigen die Hügel höher auf, und das Riesengebirge, auf welchem das Russische Heer im letzten Feldzuge sein Lager aufgeschlagen hatte, bildet schon eine beträchtliche Höhe. In einer Vertiefung des Ufers am Fuße dieser Berge liegen die diplomatischen Residenzen von Therapia und Bujukdere. Hier wehen die Englischen, Französischen, Russischen, Oesterreichischen, Belgischen und andere Flaggen auf Villa's, welche Italien beneiden würde.

Rasch hatten wir die noch übrigen zwei Meilen zurückgelegt. Unsere ermüdeten Schiffer ließen die Ruder sinken in den wunderbar blauen Wogen des Schwarzen Meeres.

Der Sklavenmarkt.

Durch ein Labyrinth von Straßen gelangte ich mit meinem Cicerone an einen ärmlichen Thorweg. Er führte in einen kreisrunden Hof, welchen ein einziges Gebäude umgab, das aber aus mehreren, mit besonderen Thüren versehenen Häusern bestand. Wir befanden uns auf einem Sklavenmarkte. Welche Enttäuschung für den, der den Sklavenmarkt nur aus der Oper kennt und reizende Huris in phantastischer orientalischer Umgebung erwartet!

Erstlich gab es hier nicht bloß Huris, sondern auch männliche Sklaven. Wir sahen etwa zwanzig der Letzteren in einen Keller gepackt, an den Füßen zusammengefesselt und so ärmlich bekleidet, daß die Hülle nicht einmal für das geringste Bedürfniß der Schamhaftigkeit reichte. Ein Araber von gemeinem Aussehen, in einen Mantel mit rother Kapuze gehüllt, lehnte an der Pforte. Mein Freund fragte ihn, welchem Volke die Sklaven angehörten. Er war zwar nicht ihr Herr, konnte uns aber doch sagen, daß eine riesige Gestalt, die er uns in einem Winkel des Kellers zeigte, ein Grieche sey: der Knabe mit rosigen Wangen und lockigen Haaren, der an den Griechen gefesselt war, ein Cirkassier: ein starker Mann, dessen Gesicht von einer tiefen Narbe gefurcht wurde, ein Aegypter: zwei andere, die man für Brüder hätte halten können, Georgier, Perser oder Bulgaren. Alle diese armen Teufel lagen frierend auf dem thonigen Boden, dem rauhen Ostwinde ausgesetzt, und hatten nur die einzige Hoffnung, von einem minder grausamen Herrn gekauft zu werden, als der Kaufmann war, der sie zu Markte gebracht hatte.

Während wir die männlichen Sklaven betrachteten, hatte sich eine Gruppe von Sklavinnen um uns versammelt, und ihre großen Augen schienen zu sagen: Kauft uns um Gotteswillen. Alle diese Mädchen waren schwarz. Ein Afrikanisches Gelächter führte uns auf die andere Seite des Basars. Ein Dutzend Nubischer Fräulein mit platten Nasen und krausen Haaren, aber anmuthig und gewandt und feingebaut wie schöne Statuen, waren im Kreise vor ihrer Wohnung gelagert. Eine andere stand mitten unter ihnen und ergötzte sie durch eine Erzählung, welche sie mit wunderlichen Grimassen begleitete. Alle diese Mädchen hatten eine schlechte, schmutzige, viel zu kurze, leinene Decke nachläßig über die Schultern geworfen, wie die Europäischen Damen ihren Shawl tragen. Die wie Ebenholz glänzend schwarzen Körper lagen nachläßig hingestreckt in Stellungen, welche durchaus nicht ohne Anmuth waren: aber keine Bewegung verrieth bei unserer Ankunft Scham oder Furchtsamkeit. Wir hatten einige Augenblicke die Erzählung angehört oder vielmehr angesehen und wollten eben weiter gehen, als ein Mann aus der Spelunke trat, welche diesen Negerinnen zum gewöhnlichen Aufenthalte diente, einer derselben ein Zeichen gab, ihm zu folgen, und sie in die Mitte des Basars führte. Die Waare war ein Mädchen aus Anzuan, groß und gerade gewachsen, kaum achtzehn Jahr alt, mit einem Meerkatzenkopfe auf dem Körper einer Juno. Mit einer Stentorstimme zählte der Kaufmann die Eigenschaften des Geschöpfes auf, das er Liebhabern anbot. Als er seine Rede beendigt hatte, nahm er seine Pfeife wieder in den Mund, entfernte die ärmliche Decke, welche seine schwarze Venus zum Theil verhüllte, und hieß diese sich zwei- oder dreimal umdrehen. Weil sich hier kein Käufer fand, ging er an einen anderen Ort des Basars und begann aufs neue, seine Negerin auszubieten, der die Schaustellung höchst gleichgültig zu seyn schien.

Wir ließen ihn seine weitere Speculation verfolgen und forschten unterdeß nach einigen der so allgemein und, meines Erachtens, so zu Unrecht berühmten Cirkassischen Schönheiten. Einige Kaufleute saßen vor ihren Thüren, rauchten ihre Pfeife und bereiteten sich ihren Kaffee auf dem Mangel. Der Mangel ist eine Art von Heerd, auf welchem einige Holzkohlen brennen. Wir fragten einen dieser Kaufleute, ob es Cirkassische Schönen auf dem Markte gebe. Er antwortete bejahend, setzte aber hinzu, daß ein Kaiserlicher Ferman bei schwerer Strafe verbiete, den Franken Cirkassische Sklavinnen zu verkaufen und selbst zu zeigen. Vergeblich suchten wir ihn durch ein angebotenes Douceur zu gewinnen: er begnügte sich, uns mit der Hand den Ort zu zeigen, der diese unvergleichlichen Schönheiten einschloß. Dieser Ort war parterre und hatte ein Fenster. Ich wagte hineinzusehen und erblickte gleich vorn ein großes, dickes, fettes Mädchen mit großen schwarzen Augen und runden rothen Backen, welche mit ziemlich unpoetischem Appetite ein gewichtiges Stück Torte verzehrte. Sie saß auf einer Ferse; das andere ausgestreckte Bein zeigte am Ende eines weiten Beinkleides einen rothen und fetten Fuß, dessen Nägel mit dem unentbehrlichen Henna bemalt waren. Das Gemach war so finster, daß ich weiterhin nur verworrene Massen erblickte. Wieder eine Phantasie meiner Jugend zerstört! Die Cirkassische Schönheit verwandelte sich für mich von nun an in eine dicke Köchin, welche Kuchen ißt.

Als wir eben den Basar verlassen wollten, zeigte uns eine halbgeöffnete Thür das traurige und nackte Innere eines Zimmers des Karavanserai. In seiner Mitte rauchten fast erloschene Kohlen eines Mangels, neben denen eine anmuthige menschliche Gestalt unbeweglich ausgestreckt lag. Bei dem Geräusch unserer Schritte bewegte sie sich, ein Shawl fiel, und wir erblickten Gesichtszüge von außerordentlicher Feinheit. Es war ein Arabisches Mädchen mit glänzender, olivenfarbiger Haut. Reizende abgelöste Locken ihres rabenschwarzen Haares fielen über die Stirn; ihr schwarzes, durchdringendes Auge schien kaum das Augenlied erheben zu können: sie war noch halb im Schlaf; vielleicht hatten wir einen jener schönen Träume unterbrochen, welche dem Sklaven das Land zeigen, wo er noch frei und glücklich war. Nach ihrem Wuchse hätte man das Mädchen für ein Kind halten können, aber ihre Züge und ihre Formen verriethen bereits weibliche Reife. Sie hatte schwarze Lippen, welche ihren Volksstamm charakterisiren, aber diese Lippen zitterten auf blendend weißen und reinen Zähnen. Einige Augenblicke betrachtete sie uns mit verwirrten Blicken; endlich schien sie zur Besinnung zu kommen; ihr

---

*) Sie ist seit der Veröffentlichung dieser Skizzen mit Tode abgegangen, nachdem ihr Kind aus der Ehe mit Halil Pascha gestorben oder, wie Einige behaupten, vor ihren Augen erdrosselt worden war.

**) Der Verf. hat sich sicher durch Kis Kulessi (Mädchenthurm), einen kleinen Thurm bei Skutari, irre führen lassen, da Leander (Hero ist unglücklicherweise noch dazu die Geliebte) bekanntlich von Abydos nach Sestos, d. h. über den Hellespont oder die gegenwärtige Meerenge der Dardanellen geschwommen ist.

schönes Antlitz überzog eine lebendige Röthe, sie sprang auf und eilte zur Thür, welche sie verschloß. Wir konnten aber noch bemerken, daß eine an ihren Knöchel befestigte Kette am anderen Ende von einem Ringe am Fußboden festgehalten wurde.

Seidenhändler.

Wir verließen den Sklaven-Markt. Mein Freund wollte sich ein Stück Seidenzeug von Brussa zum Schlafrock kaufen und führte mich nach einem anderen Basar, dessen Eingang durch eine niedrige, innen mit einem Vorhange bedeckte Thür gebildet wurde. Man gelangte durch dieselbe in eine weite mit schönen Indischen Binsenmatten austapezierte Gallerie, welche von oben bis unten mit Seidenzeugen angefüllt war, alle in dünnes, orientalisches Atlaspapier gewickelt. Ehe der alte Armenische Kaufmann ein Stück herunterlangte, wurde uns Kaffee gereicht. Da man, ohne unhöflich zu seyn, den Kaffee nicht ausschlagen kann, der im Orient bei jeder Gelegenheit angeboten wird, so ist's recht gut, daß er vortrefflich ist und die Tassen nicht größer als eine Welsche Nußschaale. Ein niedliches Kind nahm das Tabulet fort, und alsbald setzte der Kaufmann den Kalpack auf seinem geschorenen Kopfe fest und begann seine Stoffe auszubreiten. Bald verschwand der Boden unter den kostbarsten Geweben. Da gab es Gold- und Purpurstoffe einer Königin würdig, in reichen und unglaublich mannigfaltigen Mustern; leichte Zeuge wie Gaze mit Seidenblumen durchwirkt. Alle Blumen, welche die Botanik aufweisen kann, antike und moderne Verzierungen, sind in diesen Stickereien und Webereien mit idealer Vollendung wiedergegeben. Ich legte die Hand auf einen blau und silbern gemusterten Stoff, der mir der schönste schien, und mit geschlossenen Augen, wie einer, der sich in einen Brunnen stürzen will, in Gedanken meine Baarschaft berechnend, fragte ich nach dem Preise. Es war eine Kleinigkeit! Glückliches Land! Wenn man an den Propheten glaubt, kann man für fünfhundert Piaster *) eine schöne Cirkassische Sklavin und den Schlafrock eines Kaisers für funfzehn haben. Der Armenier legte die Hand auf die Brust und dankte uns, als habe er ein gutes Geschäft gemacht; der Knabe, welcher uns den Kaffee gereicht hatte, schien entzückt über einen Sous, den wir ihm gaben.

Bestrafung der Ehebrecherinnen.

Während ich mich in Konstantinopel aufhielt, wurde auch eine Frau in einen Sack genäht und in den Bosporus geworfen. Ich selbst habe es nicht gesehen, weil ich gerade am selben Tage die Kaufläden durchsuchte, aber ein Offizier der Fregatte, welcher Augenzeuge dieser traurigen Hinrichtung gewesen ist, hat mir erzählt, daß die Frau höchstens dreiundzwanzig Jahr alt und ausgezeichnet schön gewesen sey. Sie schien ruhig und in ihr Schicksal ergeben, ein schwaches nervöses Schlucken aber verrieth, daß sie viel geweint hatte. Zwei Soldaten hatten sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung ohne Schleier hintransportirt, eine Barke führte sie an den Eingang der Bucht, dort wurde sie, ohne Widerstand zu leisten, in den verhängnißvollen Sack genäht und ins Wasser geworfen. Die Menge, welche ihr bis ans Ufer gefolgt war, konnte von da aus deutlich den Körper ins Wasser fallen hören.

Man schaudert bei dem Gedanken an diese summarischen Hinrichtungen, wenn man bedenkt, daß das arme Schlachtopfer von seinem Gatten oder Herrn auf den geringsten Verdacht hin vor den Richter geschleppt und unmittelbar von diesem zu der schrecklichen Hinrichtung abgeführt wird. Der Richter verlangt keine Beweise, die Aussage des Mannes oder Herrn genügt, zumal wenn die Anklage Grund zu dem Verdachte giebt, daß die Frau ein Verständniß mit Christen angeknüpft habe. Vor einigen Jahren fanden die Bewohner von Arnaut Kieu eines Morgens die Leichen einer jungen Türkischen Frau und eines jungen Griechen an einem Fensterladen aufgehängt. Die jungen Leute waren bei Tagesanbruch ergriffen und binnen einer Stunde verurtheilt und hingerichtet worden. Man erzählt noch, daß sie großen Muth bewiesen, sich vor dem Richter umarmt und ihre Liebe öffentlich bekannt haben.

Es vergeht keine Woche, ohne daß Konstantinopel ein solches trauriges Schauspiel sähe. Die Türkischen Frauen sind aber auch noch koketter als die Europäischen, und die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen gefällt, vorausgesetzt, daß sie sich in den Schleier hüllen, der aber selbst noch ein Mittel zur Intrigue gewährt, begünstigt ungemein die Anknüpfung von Verhältnissen, die häufig ein so trauriges Ende nehmen. Dazu ist der Grieche, der gewöhnliche Mitschuldige, dem Türken an Bildung und Schönheit bei weitem überlegen, und die Europäer, welche nach dem Orient kommen, verfolgen diese verbotenen romantischen Abenteuer mit einer Kühnheit und einem Leichtsinn, welche alle jene schrecklichen Beispiele verachten.

Frankreich.

Napoleon's Kabinet.

Vom Baron von Menneval. **)

Der Haß Englands gegen Frankreich, seine Beharrlichkeit, ihm überall Feinde und Verlegenheiten zu erregen, ließen dem Kaiser keinen Augenblick Ruhe. Doch seine Thätigkeit wuchs mit den Hindernissen; was mich betrifft, so war mein Eifer größer als meine Kräfte. Wenn die Beendigung irgend einer wichtigen Angelegenheit, die schleunige Absendung eines Couriers oder die Entwerfung irgend eines neuen Plans ihn des Nachts aufzustehen zwangen, so ließ der Kaiser mich wecken. Ich fand ihn in seinem weißen Hausrock im Kabinet auf- und abgehend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, oder aus seiner Dose schnupfend, weniger aus Neigung als aus Gewohnheit. Seine Ideen entwickelten sich unter seinem Diktat mit einem Reichthum und einer Präzision, woran man erkannte, wie tief er von seinem Gegenstand erfüllt war. Nach Beendigung der Arbeit und zuweilen mitten in derselben ließ er Eis oder Sorbet kommen, fragte mich, was ich vorzöge, und ging in seiner Sorgfalt so weit, mir zu rathen, was nach seiner Ansicht meiner Gesundheit am zuträglichsten sey. Hirauf legte er sich nieder, wenn auch nur auf eine Stunde, und bald lag er wieder in tiefem Schlaf. Man brachte des Abends keine substantielle Nahrungsmittel in sein Zimmer, wie es vor der Revolution bei Hofe Sitte gewesen. Der enorme Appetit der Prinzen des alten regierenden Hauses war auf den Kaiser nicht übergegangen. Nur ein Beamter des Mundvorraths schlief neben dem Kabinet, um die Erfrischungen, die er verlangen könnte und die vorher zubereitet worden, aufzutragen.

Der Kaiser hatte auf seinem Büreau Etats der Land-Armee und der Marine, die von den betreffenden Ministern am ersten jedes Monats eingeliefert wurden. Diese Etats waren in Rubriken getheilt, und diese enthielten die Nummer der Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, den Namen der Obersten, die Stärke jedes Bataillons, jeder Eskadron und Compagnie, die Departements, in welchen sie rekrutirt wurden, und die Anzahl der Leute, welche sie durch die Conscriptionen empfingen, die Orte, in welchen das Regiment vereinigt oder detachirt war. Wenn sogenannte Marsch-Regimenter gebildet wurden (diese bestanden aus den Konskribirten, welche, wenn sie in hinreichender Anzahl beisammen waren, in temporairen Brigaden oder Divisionen mit Artillerie über die Gränze geschickt wurden, um dann, an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, in die verschiedenen Regimenter zerstreut zu werden), so war ihre Zusammensetzung, ihre Bestimmung, das Datum ihres Abmarsches und ihrer Ankunft in diesen Etats verzeichnet. Die Genie- und Artillerie-Corps und die Kanonen-Batterieen hatten ebenfalls ihren Platz in diesen Etats, welche mit um so größerer Sorgfalt gehalten wurden, als der Kaiser selbst öfter Gelegenheit hatte, ihre Genauigkeit zu verifiziren. Wenn er Leuten einzeln oder in Pelotons begegnete, so erkannte er gleich an der Nummer, nach welchem Punkte sie sich zu begeben hatten, und die Orte, wo ihre Etappen waren.

Der Kaiser empfing diese Etats immer mit ganz besonderer Genugthuung. Er las sie mit Entzücken und erklärte, daß kein Werk der Wissenschaft und Literatur ihm so viel Vergnügen mache. Seinem erstaunlichen Gedächtniß blieben alle diese Details fest eingeprägt. Nur die Orthographie und die Aussprache der Namen wurde ihm schwer; diese behielt er nie richtig. Doch wenn die Namen ihm entfielen, so war ihre bloße Erwähnung hinreichend, um ihm das Bild des Individuums oder der Lokalität lebendig vor Augen zu stellen.

Gewöhnlich brachte ich dem Kaiser die Morgen-Journale, und während er seine Toilette vollendete, las ich ihm die Artikel vor, die er mir bezeichnete oder die mir seiner Beachtung werth schienen. Sie gaben fast immer Anlaß zu einigen Bemerkungen von seiner Seite. Sein erster Leibarzt Corvisart oder sein gewöhnlicher Chirurg Yvan waren zuweilen bei seiner Toilette zugegen. Der Kaiser gab oft Corvisart Gelegenheit, seine Kunst zu vertheidigen, indem er sich in Ausfällen und Witzen über die Aerzte erging. Corvisart, indem er die Ungewißheit der Medizin zugab, vertheidigte doch ihren Nutzen mit einer Kraft der Gründe, welche oft den Spott auf den Lippen seines Gegners zum Schweigen brachte.

Die strenge Ordnung, die Napoleon in seinen Ausgaben beobachtete, zog ihm den Vorwurf des Geizes zu, wenigstens stellte er sich, als ob er dies glaube. Eines Tages sagte er zu dem Fürsten von Benevent: „Talleyrand, man behauptet, ich sey geizig." Dieser antwortete ihm mit Gemeinplätzen, er sey der große Conservateur u. s. w. Der Kaiser fuhr in bedeutsamem Tone fort: „Sie sind reich, Talleyrand; wenn ich einmal Geld brauche, so werde ich mich an Sie wenden. Wohlan, die Hand aufs Herz, wie viel haben Sie bei mir gewonnen?" Der Fürst von Benevent antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen, daß er durchaus nicht reich sey, daß er Alles, was er besäße, dem Kaiser verdanke, und daß er also nichts habe, was nicht zu seiner Verfügung stände. Diese kleine Scene schien mir durch ein Gefühl des Mißtrauens gegen Herrn von Talleyrand veranlaßt zu seyn; es war nach der Rückkehr von Erfurt. Der Exminister nahm zuweilen den Schein einer bedrängten Lage an; vielleicht war auch diese Lage damals nicht erheuchelt und eine Folge der unglücklichen Speculationen, denen er sich hingab. Er ließ damals seine Bibliothek, seine Gemälde und andere werthvolle Gegenstände verkaufen; als das Glück ihn wieder begünstigte, kaufte er sie zurück.

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fuchs. *)

8) C'est la danse des dindons.
Das ist ein Puthühner-Tanz.

Diese sprüchwörtliche Metapher, die man anwendet, um damit auszudrücken, daß etwas mit dem größten Widerwillen geschehe, obgleich

*) Ein Piaster beträgt etwa 13 Sgr. 3 Pf.
**) Vgl. Nr. 73 u. 76 des Magazins.

*) Vgl. Nr. 76 des Magazins.

es gutwillig zu geschehen scheine, hat ihren Grund in folgendem Geschichtchen, das sich aus sehr alter Zeit datirt.

Einer jener Leute, deren Handwerk ist, auf die öffentliche Neugier zu spekuliren, ließ in einer kleinen Französischen Provinzialstadt, und zwar an einem Markttage, wo also viel Volks daselbst versammelt war, mit Trompetenschall verkündigen, daß er Abends ein Puthhühner-Ballet geben würde. Die Menge beeilte sich, dem außergewöhnlichen Schauspiele zuzuströmen; der Saal wurde gedrückt voll; mit Ungeduld harrte man des Aufzuges. Der Vorhang hob sich endlich, und die gefiederten Tänzer erschienen, machten kühne, verwegene Sprünge, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein, entfalteten dabei ihre rauhe, mißtönende Stimme und versuchten, sich bei den verzweifeltsten Tänzen auf allen ihnen zu Gebote stehenden Tonstufen, während ihr Direktor sie vermittelst einer langen Stange anhielt, die Regeln des chassez und croisez gehörig zu beobachten. Diese drollige für ein Wunder gehaltene Scene machte auf die Anwesenden einen schwer zu beschreibenden Effekt. Die Einen schrieen vor Erstaunen, Andere klatschten unmäßig Beifall; diese stampften mit den Füßen, jene konnten sich eines krampfhaften Lachens nicht erwehren; kurz, die Begeisterung war so allgemein, daß es Niemanden in den Sinn kam, daß jene Hühner die drolligen Sprünge entsetzlicher Schmerzen wegen machten, um ihre Füße dem glühenden Eisenblech zu entziehen, auf das sie gesetzt worden waren. Doch nicht lange konnte das Geheimniß verborgen bleiben. Einige aus einer unter dem Eisenblech befindlichen glühenden Röhre hervorsprühende Funken verriethen es noch während der Vorstellung und brachten Schreck und Verwirrung über die ganze Versammlung, welche, die Möglichkeit einer Feuersbrunst befürchtend, im bunten Gewühl sich schleunigst zu retten suchte, an welchem Rettungsversuch Theil zu nehmen auch die gefiederten Künstler nicht unterließen.

9) Après lui il faut tirer l'échelle.

Nach ihm muß man die Leiter fortnehmen.

Es handelt sich hier um die Leiter, die von dem zum Strick verdammten Missethäter bestiegen werden mußte, um denselben am Galgen aufzuknüpfen. Waren es mehrere Mitschuldige, welche die Strafe erlitten, so wurde der Schuldigste zuletzt gehängt und dann natürlicher Weise nach ihm die Leiter fortgenommen, da Niemand mehr zu exekutiren war. Dies gab Anlaß zu obiger Redensart, die demnach freilich nur in übler Bedeutung ihre Anwendung finden sollte; aber nichtsdestoweniger gewöhnlich in gutem Sinne gebraucht wird, um anzudeuten, daß Jemand in irgend einer Wissenschaft, Kunst, u. s. w. bereits so hoch gestiegen sey, daß es unnütz wäre, ihn erreichen oder gar übertreffen zu wollen.

10) Se noyer dans la mare à Grapin.

In Grapin's Sumpf ertrinken.

Diese Art Sprüchwort, dessen man sich bedient, wenn die Ideen eines Redners sich verwirren, er den Faden seiner Rede verliert und stecken bleibt, ist ein Ausspruch des Pierre Emanuel de Coulanges. Dieser zarte Dichter (naher Verwandter und vertrauter Freund der Frau von Sévigné) hatte das Amt eines Parlaments-Raths, obwohl sein heiterer, sorgenloser Charakter ihn wenig für die ernste Verwaltungs-Behörde befähigte. Eines Tages, als er bei einer gerichtlichen Untersuchung über die Streitigkeit zweier Landleute, deren einer Grapin hieß, zu berichten hatte, und sich über die Angelegenheit (einen Sumpf nämlich) in Einzelheiten verwickelte, unterbrach er plötzlich seine Rede und sagte, sich zu den Richtern wendend: „Pardon Messieurs, je sens que je me noie dans la mare à Grapin, et je suis Votre serviteur." Am folgenden Tage verkaufte er sein Amt und machte fortan nur noch schöne Verse.

Mannigfaltiges.

— Hektor Berlioz in Deutschland. Der musikalischen Rundreise, welche der erste Symphonieen-Komponist Frankreichs von Frankfurt am Main bis Berlin und von Stuttgart bis Hamburg gemacht, um einige seiner bedeutendsten Werke vor Deutschen Hörern zur Aufführung zu bringen, wird in Französischen Blättern eine Bedeutung beigelegt, von der man diesseits des Rheins wohl kaum eine Ahnung hat, den Verfasser der Broschüre „Ritter Berlioz in Braunschweig" etwa ausgenommen, welcher freilich, dem Ausspruch Paganini's sich anschließend, in Berlioz den Einzigen erblickt, der in der Instrumentalmusik nach Beethoven genannt zu werden verdiene. Aber diese enkomiastische Flugschrift selbst müßte den Franzosen den Wahn benehmen, — wenn sie ihn wirklich hegten — daß jene Kunstreise „ein großes Ereigniß für die Tonkunst sey und tiefe Eindrücke in diesem edlen Lande, auf diesem klassischen Boden der Harmonie, zurücklassen werde." Denn die besagte Broschüre eifert eben mit geharnischten Worten gegen alle musikalische Blätter Deutschlands, weil sie nicht in jene Paganinische Hyperbel einstimmen und nicht anerkennen wollen, daß Hektor Berlioz wirklich Epoche mache in der Entwickelung der Musik, daß durch seine Compositionen diese Kunst ein neues Element von wahrhafter Schönheit und Tiefe gewonnen habe. Wäre dies die Meinung des musikalischen Deutschlands, dann würde allerdings die Gazette musicale zu den großartigen Folgerungen berechtigt seyn, welche sie aus der gastfreundlichen Aufnahme zieht, die Berlioz bei den Deutschen Musikern und Musikfreunden gefunden, welche seiner poetischen Genialität volle Anerkennung zollen mußten, wenn ihnen auch aus näherer Bekanntschaft mit seinen Werken nicht entgehen konnte, daß diesem originellen Komponisten sowohl eine ursprüngliche musikalische Natur mit primitiven Anschauungen in Ton-Figuren und Harmonieen, als auch eine frühe strenge Schule gefehlt habe. Sein musikalisches Produziren erscheint mehr wie ein Uebersetzen poetischer Gedanken und Reflexionen in Töne und besonders in Instrumental-Malereien, nicht wie ein ganz freies Erfinden von Melodie und Harmonie. Daher sind denn auch diejenigen Berliozschen Compositionen die gelungensten und anziehendsten, in welchen er etwas recht Absonderliches oder Malerisches auszudrücken hat, wie der Symphonie-Satz über die Erzählung Mercutio's von der Fee der Träume, der „Frau Mab", oder wie jenes Stück, welches einen Zug der Pilger durchs Gebirge, ihr Abendgebet und dann eine romantische Räuberscene in den Abruzzen schildern soll. Hier verschwindet die Absichtlichkeit der Wahl der musikalischen Mittel in den ihr entsprechenden phantastischen Erfordernissen der zu malenden Gegenstände; der geniale Einfall ist hier vollkommen an seiner Stelle. Wo es jedoch auf eine Durchführung musikalischer Gedanken in allgemeinerer Form und allgemeinerem Gefühls-Inhalt, wo es auf Erregung musikalischen Wohlgefallens an und für sich ankömmt, ganz abgesehen von einem speziellen Bilde, welches man sich durch die Musik soll vormalen lassen, da haben wir bei Berlioz mehr Streben, Suchen, Anstrengung, als erreichte Wirkung, mehr einzelnes Interessante und Geistreiche, als befriedigenden Zusammenhang und künstlerische Einheit gefunden. Seine ganze Richtung aber kann uns nur als ein isolirtes merkwürdiges Phänomen, nicht als ein Ring in der Kette des musikalischen Fortschritts gelten und daher auch nimmer als Muster aufgestellt werden. Alle Achtung vor der eigenthümlichen geistigen Entwickelung eines so bedeutenden Talents, aber keinen Paganini-Kultus excentrischer Tendenzen, wenn diese das allein Vorherrschende seyn wollen. Bei Beethoven, der dann gewöhnlich als Panier dienen muß, war die Excentrizität nur das Uebersprudeln eines nach Erschöpfung aller Tiefen und Erklimmung aller Höhen sich nicht mehr genügenden gewaltigen Geistes, der aber selbst auf unbändigstem Hippogryphen immer noch die Zügel mit fester Hand hielt und den wilden Renner jeden Augenblick in das schöne Maß zurückzurufen vermochte. Wenn also der Deutsche Lobredner des Ritter Berlioz ganz übersehen will, daß wir noch produktive Kräfte, wie Spohr und Mendelssohn, auf dem Gebiet der Symphonie besitzen, und dafür nur seinen Helden an den großen Heros der Instrumental-Musik anreiht, so wird ihm das musikalische Deutschland dafür wohl eben so wenig Dank wissen, als es das sentimentale Kompliment sich sehr hoch anrechnen möchte, womit die Gazette musicale ihm für den achtungsvollen Empfang des Französischen Instrumentalisten dankt, indem sie ausruft: „Empfange deinerseits den Tribut unserer Erkenntlichkeit und unserer Bewunderung, du Vaterland Goethe's, Schiller's, Beethoven's, Gluck's, Weber's und Mozart's, du altes Deutsches Land, wo die Loyalität so alt ist, wie die Eichen deiner Wälder, wo die Könige ohne Wache mitten unter ihren Unterthanen wandeln und mit ihnen den großen Künstlern applaudiren, die in ihrer Art auch Könige, auch Völkerhirten sind!" Sonderbarer Weise soll den Franzosen durch eine „Unbegreiflichkeit" begreiflich gemacht werden, wie es wohl zugegangen, daß die Compositionen ihres Landsmannes, welche für ein Französisches Ohr „kolossale Verhältnisse" hätten, den Deutschen Ohren so außerordentliches Entzücken verursacht, weil diesem nämlich die den Franzosen „unbegreifliche Geduld" inwohne, die großen geistlichen Compositionen Sebastian Bach's mit anzuhören. „Hektor Berlioz selbst", versichert die Gazette ganz naiv, „war Zeuge dieser wunderbaren Aufmerksamkeit (für die Bachsche Passionsmusik), die uns Parisern unglaublich scheint." Darauf folgt dann der obige Rückschluß auf den Deutschen Enthusiasmus für die Berliozschen Symphonieen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Den Verlag dieser Zeitschrift hat vom 1. Juli ab die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. übernommen, doch wird für das nächste Quartal auch noch die löbl. Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung jede ihr zugehende Bestellung ausführen.

Auf vielfache Anfragen erwiedere ich, daß in Bezug auf diese Zeitschrift, ihren Verlag ausgenommen, keine Veränderung eintritt, und daß ich dieselbe, wie seit ihrer Begründung, auch fernerhin in der bisherigen Art redigiren werde.

Berlin, 27. Juni 1843.

J. Lehmann.

Verlegt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Vierundzwanzigster Band.

Juli bis Dezember.

1843.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Postämter und Buchhandlungen auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Böhmen.

November: Paul Joseph Schafarik. 138.

Galizien.

September: Ausflug eines Deutschen nach Pokucien. 111.

Polen.

August: Napoleon und die Polen bei Schlächtern. 93. — Die Ufer der Wilia. 99. — Die polnische Volksdichtung und die Ukrainomanie. 101.

September: Jan Dlugosz und seine Chronik. 105.

Dezember: Towiański und sein System. 153.

Rußland.

Juli: Die Geheimlehren älterer und neuerer Zeit, besonders in der Medizin. 83. — Eine Kreuzfahrt an der abchasischen Küste. 88.

August: Cottrell's Reise nach Sibirien. 97.

September: Astrachan und seine Umgegend. I. Zur Geschichte Astrachans, nach russischen Quellen. 113. — II. Aus dem Tagebuch einer französischen Dame. 114. — Gottesdienst der Hindus. 115.

Oktober: Russische Bildhauer und Bildhauerkunst. Von Rektor Kukolnik. 127. — Esthnische Volkssagen. 128.

November: Typen der Kaiserl. Akademie in St. Petersburg. 136.

Dezember: Die russischen Stämme und ihre Wohnsitze. Von P. J. Schafarik. 146.

Ungarn.

Juli: Briefe über Franz Liszt's Aufenthalt in Ungarn. Vom Ritter von S. 90.

Moldau und Wallachei.

Juli: Die Bojaren der Wallachei. (Vom geheimen Justizrath Dr. Neigebaur.) 79. — Das Kloster Niamzo in der Moldau. 86. — Die Verwaltung der geistlichen und Schul-Angelegenheiten in der Wallachei. 92.

November: Moldauische Poesie. 135.

Dezember: Spuren römischer Alterthümer in der Wallachei, von Dr. Neigebaur. 144.

Griechenland.

September: Die griechischen Dialekte. 106.

Türkei.

Juli: Ein Amerikaner in Konstantinopel. (Sonderbarer Leichenzug. — Die entfernteren Stadttheile.) 79. — Sommerpalast zu Beglerbeg. 80.

Asien.

Juli: Alexander von Humboldt's Central-Asien (Asie Centrale). 89.

August: Tropische Thiere in hohen Breiten. 100.

Oktober: Zur Charakteristik des Buddhismus. 119.

Syrien.

September: Reise nach Jerusalem im Jahre 1842. 111.

Arabien.

September: Eine arabische Erzählung. 110.

Persien.

Oktober: Acht Jahre in Persien unter den Nestorianischen Christen. 119.

Ostindien.

Juli: Natur- und Volksbilder aus Kalkutta. I. Der Ganges. 85. — II. Die Stadt, ihr öffentliches und gesellschaftliches Leben. 89.

August: Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs. Ein indisches Drama. 95.

September: Natur- und Volksbilder aus Kalkutta. III. Wissenschaft, Religion und Unterricht. 109. — Verwandte Sagen der Griechen, Römer und Inder. 110.

November: Indische Märchen. Vom Professor H. Brockhaus. 132. — Menu's Gesetzbuch im heutigen Hindostan. 133. — Die Gründung von Patali-Putra. 142.

Dezember: Die muselmännische Literatur Indiens. 149.

China.

November: Endlicher's Atlas von China. 135.

Japan.

November: Der Polizeistaat in Japan. 138.

Dezember: Der Polizeistaat in Japan. Zweiter Artikel. 151.

Algier.

Juli: Algierische Charaktere. 81.

Nord-Amerika.

Juli: Eine amerikanische Eisenbahn. Nach Dickens' American Notes. 81. — Rede eines Tschakta-Häuptlings. 82. — Wieder ein Buch über die Abstammung der Ureinwohner Amerika's. 86.

August: Der Tod Washington Allston's. 104.

September: Die Staaten der Amerikanischen Union. 108.

Oktober: Der Zweikampf im Finstern. Ein Beitrag zur Sittenschilderung der Nord-Amerikaner. 122. — Metrische Uebersetzungen. Lied des alten Tschakta. 126. — Martin Chuzzlewit in Amerika. 128.

November: Cooper's neuester Roman. 139. — Amerikanische Naturscenen. Eine Reise in die Wildniß. 140. — Margaret M. Davidson. 143.

Dezember: Der Obristensprung. 154. — Violet's Reisen und Abenteuer. Von Cap. Marryat. 156.

Mejiko.

November: Die Berichte des Fernando Cortes an Kaiser Karl V. 140.

Dezember: Prescott's Geschichte der Eroberung von Mejiko. 147. — Sitten und Kultur der Azteken. I. Die Menschenopfer. — II. Die mejikanischen Handschriften. 150. — Cortes. Sein persönlicher Charakter und sein Testament. 153.

Guiana.

August: Robert H. Schomburgk's Entdeckungsreise im britischen Guiana. 99.

Westindien.

Juli: Die dänisch-virginischen Inseln. I. Santa-Cruz. 87. — St. Thomas. 88.

Bibliographie.

Frankreich: 84. — 96. — 121. — 142. — 143.

England: 99. — 123. — 148. — 149.

Schweden: 87. — 117.

Holland: 90. — 136.

Italien: 130. — 152.

Nord-Amerika: 93. — 133. — 134.

Mannigfaltiges.

Juli: Arndt's vergleichende Völkergeschichte 79. — Rosenkranz und George Sand. 80. — Neueste russische Literatur. 80. — England, Irland und Frankreich. 81. — Wie man in Amerika die Mäßigkeitsgesetze umgeht. 81. — Das literarische Jahrhundert im Jahre 43. 82. — Espartero und die Stadt Logruño. 83. — Addison und Boileau. 83. — Fourierismus in Amerika. 83. — Humboldt's Examen critique in England. 84. — Schöne Literatur in Alabama. 84. — Kopenhagener und Berliner Lesekabinette. 85. — Goethe und Schiller. 85. — Espartero und die spanischen Zustände. 86. — Biographie Universelle. 87. — Ein Wort über Berlin. 88. — Förderung des Bibelstudiums in Amerika. 89. — Der jüdische Professor Nordheimer. 89. — Anticopernicus. 90. — Europäische und amerikanische Kapitalisten. 90. — Die Insel Hong-Kong. 90. — Tropische Thiere in hohen nördlichen und südlichen Breiten. 91. — Alexander Dumas und der Gastwirth Courty. 91.

August: Sammlung lateinischer Inschriften. 92. — Gegenstück zu den amerikanischen Schilderungen von Boz. 92. — Der chinesische Minister

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Montag den 3. Juli 1843.

England.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von Thomas Carlyle. *)

So heißt das neueste von diesem excentrischen, aber tief blickenden Schriftsteller herausgegebene Werk. Der Zweck desselben ist, wie es scheint (denn es wird dem Leser nicht immer ganz leicht, „der langen Rede kurzen Sinn" zu fassen), den gegenwärtigen Zustand der Englischen Nation mit ihrem ehemaligen zu vergleichen, die charakteristischen Züge des Jahrhunderts — dessen Unglauben und Aberglauben, Geldgier und Selbstsucht — mit grellen Pinselstrichen zu schildern und als einziges Rettungsmittel die Rückkehr zu den männlichen, kernhaften Tugenden der Vergangenheit zu predigen. Wenn man Herrn Carlyle glauben will, so hat die heutige Gesellschaft eine radikale Umgestaltung nöthig; es muß eine durchgreifende Revolution in ihrer Denkungsweise, ihren Sitten, ihren Lebensregeln stattfinden. Mammonismus und Dilettantismus, Charlatanismus, Indifferentismus, Egoismus und alle andere -ismen müssen dem Seelenadel, der Sitteneinfalt und der Prinzipien-Festigkeit Platz machen.

Als die erste Stufe zu einer wahren und allgemeinen Reform betrachtet er die völlige und augenblickliche Abschaffung der Korngesetze. Er dringt ferner darauf, einen umfassenden Emigrationsplan anzuordnen, um die überfließende Bevölkerung zu lichten und das Gleichgewicht zwischen der Arbeit und dem Arbeitslohn wieder herzustellen. Die größte Veränderung muß aber mit den höheren Ständen — der Aristokratie der Geburt, des Reichthums und des Talents — vorgehen, oder es wartet ihrer schwere Buße und gänzlicher Ruin.

Es ist unmöglich, eine Idee von diesem Werke zu geben, ohne einige Proben seines charakteristischen Stils mitzutheilen. Carlyle schreibt, so zu sagen, einen eigenen Dialekt, der von Germanismen strotzt, und man würde in der That seine Schriften, wenn sie nicht von einem so originell-Englischen Geiste durchhaucht wären, für eine schlechte Uebersetzung aus dem Deutschen halten. Eine übertriebene Bewunderung für Jean Paul hat ihn, wie es scheint, den Genius seiner eigenen Sprache verkennen lassen und zu einer Manierirtheit verleitet, die zwar anfangs frappirt und auch wirklich manche Nachahmer gefunden hat, aber im Grunde seinem Erfolge Abbruch thut. Man vergißt die Neuheit seiner Auffassungsweise und die Eigenthümlichkeit seiner Ideen über die barocke Form, in die er sie kleidet.

Wir wollen mit seiner Schilderung der gegenwärtigen Lage Englands beginnen. — „Unsere erfolgreiche Industrie, mit ihren plethorischen Schätzen", schreibt er, „hat bis jetzt noch Niemanden reich gemacht; es sind bezauberte Schätze, die Niemand gehören. Wir möchten fragen: wen von uns haben sie bereichert? Wir können jetzt Tausende verschwenden, wo wir sonst Hunderte auszugeben pflegten; aber wir können nichts Gutes damit erkaufen. Statt des Ueberflusses und der edlen Sparsamkeit, leben Arm und Reich in eitlem Luxus, der mit Noth und Mangel abwechselt. Viele essen feinere Speisen, trinken theurere Weine — mit welchem Vortheil, mögen sie uns selbst erzählen, oder vielmehr ihre Aerzte; aber wenn wir vom dyspeptischen Magen absehen, ist da wohl die Seligkeit ihres Herzens vermehrt? Sind sie besser, schöner, stärker, muthiger? Sind sie auch nur, was sie selbst „glücklicher" nennen würden? Blicken sie mit größerer Zufriedenheit auf die Dinge und Menschen-Gesichter dieser Gottes-Erde, oder blicken diese mit größerer Zufriedenheit auf sie? O nein! Menschen-Gesichter schauen düster und mißtrauisch auf einander; Dinge, wenn es nicht bloß eiserne und baumwollene Dinge sind, werden dem Menschen ungehorsam. Der Werkmeister ist, wie seine Werkleute, bezaubert und schreit umsonst nach einer sehr einfachen Freiheit — der Freiheit, dort einzukaufen, wo es am billigsten, und dort zu verkaufen, wo es am theuersten ist. Als ihm die Guineen noch in allen Taschen klimperten, war er nicht reicher; aber jetzt, wo selbst die Guineen verschwinden, fühlt er sich wirklich arm. Armer Werkmeister! Und der Nicht-Werkmeister (Master Unworker!!) — ist er nicht in einer noch verderblicheren Lage? Mit furchtsamen Blicken — und wohl hat er dazu Ursache! — in der Mitte seiner Wild-Gehäge weilend, bedrängt er seine Pachtleute, besticht, berückt und thut mit seinem Eigenthum, was ihm gut dünkt. *) Den Mund voll lauter Trugschlüsse und Argumente, um die Vortrefflichkeit seiner Korngesetze zu beweisen, liegt ihm eine finstere Ahnung, ein verzweiflungsvolles Halb-Bewußtseyn auf dem Herzen, daß sein vortreffliches Korngesetz unhaltbar sey, und daß seine besten Argumente zu dessen Gunsten die sind, die seinen Gegnern im buchstäblichen Sinne den Mund verstopfen.

„Für wen ist also dieser Reichthum Englands wirklicher Reichthum? Wen segnet er? wen macht er auf irgend eine Weise glücklicher, klüger, schöner, besser? Wer hat sich seiner bemächtigt, als eines wahren, nicht als eines falschen, trügerischen Dieners, um ihm wahrhafte Dienste zu leisten? Bisher noch Niemand. Wir besitzen größere Reichthümer, als noch je eine Nation; wir ziehen weniger Nutzen davon, als noch je eine Nation. Unsere erfolgreiche Industrie ist bisher ohne Erfolg geblieben: ein seltsamer Erfolg, wenn wir hierbei stehen bleiben! In der Mitte plethorischen Ueberflusses verhungert das Volk: mit goldenen Mauern und vollen Scheunen ist Keiner sicher noch zufrieden. Werkmeister, Werkleute, Nicht-Wirker — Alle sind zu einer Pause gekommen; sie stehen still und können nicht weiter."

Die Abschaffung der Korngesetze ist jedoch nur le commencement de la fin — der erste Schritt zu einer allgemeinen Umwälzung und einer neuen Ordnung der Dinge. „Ja! nähmen die Korngesetze morgen ein Ende, so wäre noch nichts damit beendigt; es wäre nur Raum für einen Anfang gemacht." — Dieser tabula rasa steht aber die Aristokratie im Wege — erstens die müßige, nicht-arbeitende (die Aristokratie der Geburt), dann die arbeitende oder wirkende (die Aristokratie des Geldes) und endlich selbst die, fälschlich so genannte, Aristokratie des Geistes. — „Jedes echte Werk ist geheiligt; jedes echte Werk, wäre es auch nur der Hände Arbeit, hat etwas vom Göttlichen an sich. Die Arbeit, weit wie die Erde, hat ihren Gipfel im Himmel. Schweiß des Angesichts — und von da hinauf bis zum Schweiß des Gehirns, Schweiß des Herzens — was alle Kepler-Berechnungen, Newton-Meditationen, alle gesungene Heldengedichte, alle geschehene Heldenthaten und Märtyrthümer in sich schließt — bis zur Agonie des blutigen Schweißes, den alle Menschen göttlich nennen! O Bruder! wenn dieses nicht anbeten heißt, dann, sag' ich, desto schlimmer für die Anbetung; denn es ist das edelste Ding, das je unter Gottes Sonne entdeckt wurde. Wer bist Du, der Du über Dein mühevolles Leben Klage führst? Klage nicht! Sieh hinauf, mein müder Bruder! sieh Deine Mitarbeiter dort, in Gottes Ewigkeit fortlebend, alles Andere überlebend — heilige Schaar der Unsterblichen, himmlische Leibwache des Menschenreichs! Selbst im schwachen menschlichen Gedächtniß leben sie als Heilige, als Helden, als Götter; sie allein leben fort, sie allein bevölkern die räumlichen Einöden der Zeit. Dir ist der Himmel zwar streng, aber nicht ungütig; der Himmel ist gütig, wie eine edle Mutter; wie jene Spartanische Mutter, die ihrem Sohne den Schild mit den Worten gab: Mit ihm, mein Sohn, oder auf ihm! — Auch Du sollst mit Ehren nach Hause kehren, mit Ehren nach Deiner weit entfernten Heimat — zweifle nicht daran, wenn Du in der Schlacht Deinen Schild bewahrest. In den Ewigkeiten und tiefsten Todten-Königreichen bist Du kein Fremder; Du bist überall eingebürgert. Klage nicht; selbst die Spartaner klagten nicht.

„Und wer bist Du, der Du Dich Deines müßigen Lebens rühmest, Deine glänzenden, vergoldeten Equipagen vorzeigest, Deine prächtigen Kissen, Deine Verrichtungen zum Falten der Hände im Schlaf? Sieh Dich um, sieh hinauf, hinab, hinten, vorne — wo, außer im West-Ende, gewahrst Du einen müßigen Helden, Heiligen, Gott oder Teufel? Keine Spur von einem solchen! In dem Himmel, auf der Erde, in den Gewässern, unter der Erde ist Deinesgleichen nicht zu finden. Du bist eine Original-Figur in dieser Schöpfung — allein im West-Ende, allein in diesem außerordentlichen Jahrhundert oder Halb-Jahrhundert! Es giebt ein Monstrum in der Welt — den Müßiggänger. Was ist seine Religion? Daß die Natur ein Phantasmus sey, wo Betrügen, Betteln und Stehlen mitunter gute Nahrung finden. Daß Gott eine Lüge sey und daß der Mensch und sein Leben eine Lüge seyen.

„Die arbeitende Aristokratie — Mühlenbesitzer, Fabrikanten, Anführer von Werkleuten — auch gegen sie muß leider! Vieles in Anklage gebracht werden — Vieles! — und der freieste Getraidehandel, die gänzliche Abschaffung der Tarife, die größte Vermehrung der Manufakturen und Prosperität des Handels, wird auf die Dauer kein Jota davon gutmachen. Die arbeitende Aristokratie muß einen neuen Pfad einschlagen; sie muß begreifen lernen, daß

---

*) Past and Present, by Thomas Carlyle. London 1843.

*) May I not do what I like with my own? das bekannte Wort des Herzogs von Newcastle, als er seine Pächter, die für die Reformbill gestimmt hatten, von seinen Gütern vertrieb.

nicht im Gelde allein das Kriterium unserer weltlichen Erfolge und der Pflichten gegen unsere Nebenmenschen liegt. Sie muß sich selbst vom Kopf bis zum Fuß reformiren, wenn sie England zu reformiren wünscht. Unreformirt wird aber England nicht lange mehr bewohnbar seyn.

„Die arbeitende Aristokratie — ja! aber an der Schwelle von allem diesen fragt man wieder und immer wieder: wie denn mit der müßigen Aristokratie? Noch einmal — was sollen wir von der müßigen Aristokratie, den Eigenthümern des Englischen Bodens sagen, deren anerkannte Functionen darin bestehen, die Renten Englands auf eine anständige Weise zu konsumiren, die Rebhühner Englands zu schießen und als angenehme Erholung (wenn Kaufgeld und andere Bequemlichkeiten bei der Hand sind) im Parlamente und in den Friedensgerichten die Dilettanten zu spielen? Wir wollen es mit Betrübniß, im Angesicht des Himmels und der Erde, aussprechen, daß wir sprachlos, erstarrt dastehen und nicht wissen, was wir sagen sollen! Daß man einer Menschenklasse, die am Marke der Erde schwelgt, nicht nur erlaubt, gar nichts zu thun, sondern daß man sie, als einzige Gnade, darum anfleht und bisher vergeblich anfleht — ist ein Schauspiel, wie es unser Planet noch nicht gesehen. Eine solche Klasse ist transitorisch, exceptionell, und wenn die Gesetze der Natur nicht todt niederfallen, so kann sie nicht fortdauern. Sie hat eine geraume Zeit existirt und ist während der letzten funfzig Jahre zur Vollkommenheit gelangt. Sie muß Pflichten auffinden und ihnen obliegen, oder sie muß und wird auf diesem Planeten aufhören, der ein arbeitender und kein müßiger ist.

„Ach ja! Die arbeitende Aristokratie, belehrt durch Gewerb-Vereine (Trades Unions), Chartisten-Brandstiftungen und vor Allem durch ihren eigenen schlauen Geist, in steter Berührung mit den Fortschritten der Zeit, wird sich gewiß selbst reformiren und eine arbeitende Welt zu Stande bringen; aber das Schicksal der müßigen Aristokratie, wie man ihr Horoskop in den Korngesetzen und dergleichen liest, ist ein Abgrund, der sie mit Verzweiflung erfüllen muß. Ja, meine rothbäckigen, fuchsjagenden Brüder! ein schrecklicher hippokratischer Blick giebt sich (Gott weiß, nicht zu meiner Freude!) in Euren frischen, wohlgenährten Gesichtern kund. Zwischen Euren Korngesetz-Majoritäten, gleitenden Skalen, Schutzzöllen, bestochenen Wahlen und triumphirenden Freudenfeuern gewahrt ein denkendes Auge furchtbare Bilder des Verderbens, zu furchtbar für Worte — eine Schrift wie das Mene, Mene. Männer und Brüder! auf Eurer gleitenden Skale scheint ihr zu gleiten und gleitet — Ihr wißt nicht wohin.

„Und Du, Bobus Higgins! Wurstmacher im Großen, der Du einen solchen Rumor über die Aristokratie des Geistes erhebst — was verehrst Du denn wirklich in der Tiefe Deines großen Herzens? Den Geist — inneren, männlichen Werth von irgend einer Art, Du unglückseliger Bobus? Den männlichsten Menschen, den Du in einem zerlumpten Rock einhergehen sahest — hast Du ihn je verehrt? Hast Du auch nur gewußt, daß er ein männlicher Mensch sey, bevor sein Rock besser wurde? Geist! Ich begreife wohl, daß Du den Ruhm, die Macht, den Reichthum und alle anderen Erwerbungen des Geistes anbeten kannst; aber den Geist selbst hast Du nie mit Augen gesehen. Ja! was bewunderst Du am meisten in Dir selbst, was beschauest Du in gedankenvollen Momenten mit der meisten Genugthuung? Sprich! Ist es der bloße Bobus, seines Namens beraubt, bis aufs Hemd entkleidet und in die weite Welt getrieben, den Du bewunderst und für den Du Gott dankst — oder Bobus mit seinen Kassabüchern und überfließenden Vorrathskammern, mit seinen Respektabilitäten, seinem warmen Zubehör und seiner Equipage, die gewissen Individuen von der Schmarotzer-Race bewundernswürdig erscheinen? Ist Dein eigenes Quantum von Geist und Talent Dir von unendlichem Werth, oder nur von endlichem — zu messen nach dem couranten Betrag an Ruhm und Brod, den es Dir einbringt? Bobus, Du drehst Dich in einem falschen Kreise, runder als eine Deiner eigenen Würste, und Du wirst nie ein Talent befördern oder ihm Deine Stimme geben, wenn das wahre oder nachgemachte Talent nicht schon Stimmen gesammelt hat."

Die Englischen Armen-Gesetze sind unserem Philosophen ein Gräuel; er ist mit Recht über ein System erbittert, welches auf den Pauperismus eine Prämie setzt und den Fleiß verpönt — ein System, welches jährlich Tausende von kräftigen Händen der Arbeit entzieht und sie der schon so hart belasteten Nation aufbürdet. „Von unseren Arbeitern", schreibt er, „sitzen, wie man berechnet hat, etwa zwei Millionen in den Gefängnissen des Armen-Gesetzes — den Arbeitshäusern; dort sitzen sie schon seit vielen Monaten, und ihre Aussichten auf Erlösung sind gering. In Arbeitshäusern, zum Scherze so genannt, weil man darin nicht arbeiten darf — sitzen allein in England zwölfmalhundert tausend Arbeiter; ihre kunstreiche Rechte gelähmt und müßig in ihrem kummervollen Busen ruhend — ihre Hoffnungen, ihre Aussichten, ihr Antheil an dieser schönen Welt durch enge Mauern begränzt. Da sitzen sie eingepfercht, wie von einem bösen Zauber gefesselt — froh, gefangen und bezaubert zu seyn, damit sie nicht Hungers sterben. Der „„Malerische Reisende"", der an einem sonnigen Herbsttage durch dieses so verschwenderisch ausgestattete England zog, erblickte auf seinem Wege das Unions-Arbeitshaus. „„Als ich"", sagt der malerische Reisende *), „an dem Arbeitshause zu Saint-Ives in Huntingdonshire vorüberkam, gewahrte ich auf hölzernen Bänken sitzend, vor ihrer Bastille und innerhalb der Ringmauer, etwa ein halbes Hundert oder mehr von diesen Leuten. Es waren hohe, kräftige Gestalten, meistens jung oder von mittlem Alter, mit ehrlichen Gesichtszügen und nachdenklicher, ja verständiger Physiognomie. Da saßen sie, einer neben dem anderen, aber in einer Art von Starrsucht und namentlich in einem Stillschweigen versunken, das sehr auffallend war. Sie schwiegen, denn ach! welches Wort konnten sie sprechen? Die Erde liegt um sie her und ruft: kommt und säet, kommt und ärndtet — und doch sitzen sie hier bezaubert. In den Augen und auf der Stirn dieser Männer lag der düsterste Ausdruck — nicht des Zorns, sondern des Kummers und der Scham und mannigfacher unaussprechlicher Sorge und Ermüdung: sie erwiederten meinen Blick mit einem Blicke, der zu sagen schien: Sieh uns nicht an. Wir sitzen hier bezaubert und wissen nicht, warum. Die Sonne leuchtet, und die Erde ruft, und durch die verwaltenden Mächte und Unmachte dieses Englands ist uns verboten, dem Rufe zu folgen. Es ist unmöglich, sagt man uns. — Es war etwas in diesem ganzen Anblick, das mich an Dante's Hölle erinnerte, und ich ritt schnell weiter.""

„So viele Hunderttausende sitzen in Arbeitshäusern; und andere Hunderttausende haben nicht einmal Arbeitshäuser; und selbst im fleißigen Schottland in den Städten Glasgow und Edinburg, in ihren finsteren Gassen, verborgen vor Allen, außer dem Auge Gottes und der seltenen Wohlthätigkeit der Diener Gottes, giebt es Scenen des Elends, der Entblößung und der Verlassenheit, wie sie die Sonne nie in den wildesten, von Menschen bewohnten Ländern beschienen hat."

Zu den merkwürdigsten Stellen dieses seltsamen Buches gehört der Abschnitt mit dem Titel: die Eine Institution. Nachdem der Verfasser gezeigt, daß politische Institutionen in stetem Wechsel begriffen sind, daß sie kaum entstanden ihrem Verfall zueilen und neuen Geburten Platz machen — führt er uns eine vor, die in der Gegenwart eben so frisch und kräftig dasteht, wie sie es in der Vergangenheit war, und allein von allen Erscheinungen des sozialen Systems keine Spuren der Altersschwäche an sich trägt.

„Wer kann an Regierungen verzweifeln, der an einer Wache vorbeigeht und einem Rothrock auf der Straße begegnet? Daß man eine Anzahl Menschen zusammenbringen könnte, um andere Menschen zu tödten, wenn sie Befehl dazu erhalten — scheint das nicht a priori eine Unmöglichkeit? Und dennoch — schauet nur! — selbst von den nüchternsten aller nichtsthuenden Regierungen wird diese Unmöglichkeit vollbracht. Seht sie dort, mit rothem Rock und ledernem Gurt bekleidet, Schildwach stehend vor dem Wachhause, weiße Hosen bürstend in der Kaserne — ein unleugbares, handgreifliches Faktum. Von grauem Alterthume her, allen Finanz-Schwierigkeiten, allem Wechsel der Zeit und der Sitten zum Trotz, dort steht sie noch zu dieser Stunde.

„Oft in diesen schmerzlich hinsterbenden und schmerzlich gebärenden Zeiten, mit ihrem Jammer, ihrem keuchenden Athemschnappen und ihren Unmöglichkeiten — wenn wir einem riesigen Leibgarde-Soldaten in seinen schneeweißen Beinkleidern begegnen oder jene beiden statuengleichen Reiter betrachten, die mit grimmigen Bärenmützen und flecklosen Buckskins auf ihren kohlschwarzen, feurigglatten Thieren vor dem Generalstabs-Amt Wache halten — so erfaßt uns eine Art trübseliger Verwunderung, wie in einem allgemeinen Niedersturz und einer so hülflosen Ohnmacht fast aller alten Institutionen diese älteste Kriegs-Institution noch so jung bleiben kann! Frischfarbig, starkgliedrig, sechs Fuß hoch nach richtigem Maß, ist dieser Kriegsmann wirklich zu Stande gebracht und kampffertig. Während so Vieles noch nicht ins Daseyn getreten, so Vieles sein Daseyn verloren und zum leeren Schein oder zum Gerippe worden; während sich die kostbarsten Hermeline in bloße Chimären verwandeln und dem Auge fast so widrig und beleidigend erscheinen, wie die Lumpen einer Vogelscheuche — ist hier noch eine Wirklichkeit!

„Der Mann mit der Pferdehaar-Perücke tritt vor und verspricht, mir Gerechtigkeit zu schaffen; er führt mich in die Gerichtshöfe, die von Tumult und verworrenem Geschwätze widerhallen, und schafft mir — Täuschung, beinahe Verzweiflung und ein Rettungsmittel: mir ihn und seine Gerechtigkeit aus dem Sinne zu schlagen. Der von der Pferdehaar-Perücke ist eine Fehlgeburt; kein Wesen, sondern ein bloßes Phantom. Und der von dem Schaufelhute, der zu mir tritt mit der Versicherung, daß er meine Seele retten will — o ihr Ewigkeiten! ihn will ich hier ganz mit Stillschweigen übergehen. Aber der von dem rothen Rocke, sag' ich, ist ein Erfolg und keine Fehlgeburt! Er wird wahrlich, falls man es befiehlt, sein langes Schwert herausziehen und mich tödten. Kein Irrthum hier! Er ist ein Faktum und kein Schatten. Er lebt noch in diesem Jahre Drei und Vierzig, bereit und willig, sein Werk zu thun. In finsteren alten Jahrhunderten, mit Wilhelm Rufus, Wilhelm von Ypern oder noch weit früher, begann er und ist unbeschädigt zu uns herabgekommen. Katapulten haben den Kanonen Platz gemacht, Piken den Musketen, eisernes Panzerhemd dem rothen Rock, Salpeter-Zündruthe dem Perkussions-Schloß; Sitten und Meinungen haben sich geändert und wieder geändert; aber die menschliche Schlachtmaschine, im Inneren jenes verschiedenartigen Waffenbaus, steht noch immer da, zum Kampf bereit — sechs Fuß hoch nach richtigem Maß. Noch immer bestehen Arsenäle, Zahl-Aemter, Kasernen, Kriegs-Büreaus, General-Feldmarschälle; beredte Werbeoffiziere rekrutiren beim Trommelschlag in Marktflecken und Dörfern — und hier ist, wie gesagt, der wirkliche, einexerzirte Kriegsmann; dergleichen sind hier neunzigtausend, bereit, nach dem ersten besten Welttheil zu gehen und dort zu fechten."

Nachdem der Verfasser uns dieses seltsame Genrebild vorgezeichnet, dringt er darauf, die bewaffnete Kriegsmacht, als ein Institut, das dem Geiste der Zeit nicht mehr entspricht, gänzlich abzuschaffen und an ihrer Stelle einen gleich zahlreichen Lehrstand einzuführen, der die Rothröcke an Macht und Nützlichkeit übertreffen und deren Wirksamkeit entbehrlich machen soll. Uebrigens ist Carlyle, wie auch aus den hier von uns mitgetheilten Auszügen leicht zu ersehen, nicht immer über die Heilmittel im Klaren, die er gegen die von ihm geschilderten Uebel angewandt haben will: seine Vorschläge sind undeutlich und verworren, wo sie sich nicht auf Gemeinplätze beschränken. Er predigt

*) The Picturesque Tourist — wie es scheint, ein Nachahmer Carlyle's.

visionaire Theorieen, die sich nicht zur praktischen Ausführung eignen. Wie allen politischen Baumeistern, ist es ihm leichter, das alte Gebäude niederzureißen, als ein neues zu errichten, und mit so vieler Beredsamkeit er auch die Gebrechen des Bestehenden aufzudecken weiß, so ungenügend sind seine Versuche, einen besseren Zustand der Dinge herzustellen.

Moldau und Wallachei.

Die Bojaren der Wallachei.

Die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei liegen zwischen den drei Europäischen Kaiserreichen, und ist die Wallachei das größte derselben, da sie über zwei Millionen Seelen auf 3830 geographischen Quadrat-Meilen zählt, mithin größer ist, als manches Königreich. Sie ist durch natürliche Gränzen von den Nachbarstaaten geschieden, durch die Karpathen von Ungarn und Siebenbürgen, durch die Donau von Serbien und Bulgarien und durch den reißenden Sireth von der Moldau. In diesem höchst fruchtbaren Lande, welches eine südlich von den Karpathen abfallende äußerst fruchtbare Ebene bildet, die von vielen Flüssen bewässert wird, erscheinen zuerst in der Geschichte die Dacier, deren König Sarmis, 330 vor unserer Zeitrechnung, die Hauptstadt Sarmizegethusa erbaute. Die Dacier vertheidigten ihren dankbaren heimischen Boden gegen Darius und Alexander mit Glück und nahmen sogar den Lysimachus gefangen; sie behielten ihren kriegerischen Muth bei gegen die Römer, so daß Domitian und Nerva sich von ihren Einfällen in Thracien und Illyrien durch Geldzahlung befreien mußten. Erst Trajan unterwarf sich hundert Jahr nach unserer Zeitrechnung die Hauptstadt Sarmizegethusa und den König der Dacier, Decabalus, der aber wieder aufstand und Trajan nöthigte, durch eine über die Donau erbaute Brücke seine Eroberung zu befestigen. Noch stehen mächtige Reste dieses Werkes seines Baumeisters Appollodor von Damaskus bei Tscherreth, dem alten Severinopolis oder Severus-Thurme, und in Rom steht noch die Trajans-Säule zum Andenken an seine Thaten, welche ihm den Namen des Dacischen Siegers verschafften. Er war es auch, der die alte Hauptstadt Daciens wiederherstellte, indem er auf den Trümmern derselben Ulpia-Trajana gründete. Seitdem fanden Römische Sprache und Gesittung Eingang, bis 204 die Gothen hier eindrangen und Aurelian die Römischen Legionen über die Donau zurückzog; zwar ließ Konstantin der Große wieder eine Brücke über die Donau schlagen, und das Christenthum fand auch in Dacien Eingang; doch bald erschienen die Hunnen, die Avaren, Kumanen, Tataren, Slawonen und Bulgaren. Das Reich der Letzteren erstreckte sich auf beiden Ufern der Donau vom Jahre 680 bis zum Jahre 915. Die Bulgaren nahmen 870 das Christenthum und die Slawisch-Cyrillischen Buchstaben an. Unter dem Bulgarischen König Croum sammelten sich die alten Römischen Kolonisten bei Severinopolis unter einem Oberhaupt, genannt Ban, und seitdem entstand der Name Wallachen; weil diese Romunes, wie sie sich selbst nannten, von den Nachbaren Welsche oder Wlach genannt wurden. Ein Theil des westlichen Daciens ward durch die Eroberung der Magyaren 889 mit Ungarn verbunden; die Wallachen aber wurden unter ihrem König, Johann Alexis, so stark, daß sie sich auch auf dem rechten Ufer der Donau um das Jahr 1200 ausbreiteten. Er erbaute die Stadt Krajowa, von Kray König und Johann so genannt. Das Wallachische Reich verschwand durch den Einfall der Tataren unter Batu Chan im 13ten Jahrhundert. Die Nachkommen der Alt-Römischen Kolonisten suchten einen Zufluchts-Ort jenseits der Karpathen und bildeten hier die Kolonieen Fagaranche und Maromache; das Oberhaupt der ersten Kolonieen, Rudolph der Schwarze, zog 1390 wieder über die Karpathen zurück nach Kimpolung und errichtete später zu Argiche den Sitz seiner Regierung, nahm auch den Römischen Adler wieder als Wappen an; doch gab er demselben das christliche Kreuz in den Schnabel. Er vertheilte die meisten Ländereien unter seine Krieger oder Bojaren, und dies sind die Stammväter der jetzigen Herren des Landes. Auf gleiche Weise ging Bogdan, das Oberhaupt der Transsilvanischen Kolonieen von Maromache, über die Karpathen zurück in das Mutterland und stiftete den Staat von Bogdanien oder das Fürstenthum Moldau.

Im Jahre 1366 hatte Wlad I., Woyewode der Wallachei, sein erstes Gefecht mit den Türken, und 1393 mußte sich sein Nachfolger Mirtcha an Bajazet unterwerfen; seit der Zeit ward Tribut an die Sieger bezahlt, und das unglückliche Land war der Schauplatz der blutigen Kriege mit den Ungarn, welche oft mit den Wallachen verbunden waren. Doch wenn auch der Woyewode Basjaraba sich auszeichnete, so wurde doch nach der Schlacht von Mohatsch 1526 das Schicksal der Wallachen härter, bis Michael der Tapfere zu Ende desselben Jahrhunderts den Türken wieder hart zusetzte; doch er fiel ein Opfer der aristokratischen Unabhängigkeit seiner Bojaren, und 1683 finden wir Wallachische Hülfsvölker bei der Belagerung der Türken von Wien. Dies ward durch eine Inschrift bei Schönbrunn verewigt, und zwar von Serban Kantakuzeno, Woywoden der Wallachei. Einer seiner Nachfolger, Brankovan, trat nach der Schlacht von Pultava in Verbindung mit Peter dem Großen, ward aber nach der Katastrophe am Pruth hingerichtet. Sein Nachfolger, ein Kantakuzer, war der letzte eingeborene Hospodar; die Pforte verkaufte von jetzt an dies Fürstenthum an die am meisten zahlenden Fanarioten.

Erst der Friedens-Schluß von Kaynardik 1774 verschaffte der Wallachei einige Sicherheit, doch bei dem Aufstande von Pasvan Oglu zu Widdin wurde die Wallachei wieder verwüstet, und eben so in dem Russischen Kriege, welchem der Friede von Bukarest 1812 ein Ende machte; noch mehr aber im Jahre 1821 durch die Griechische Hetairie, in Folge deren am 19. Juni 30,000 Türken unter dem Kiaja-Bey die heilige Schaar bei Dragochany aufrieben. Erst der Vertrag von Akierman 1826 konnte diesem unglücklichen Lande wieder aufhelfen; aber schon im Mai 1828 rückten die Russen in die Wallachei ein, da in Folge des Ereignisses von Navarin ein neuer Türkenkrieg ausbrach, dem endlich der Frieden von Adrianopel am 2. September 1829 ein Ende machte, in Folge dessen die Wallachei noch bis zum Jahre 1834 von den Russen besetzt blieb, aber damals in Alexander Ghika einen Fürsten durch die Wahl der Pforte und des Russischen Hofes erhielt.

Das organische Statut, welches nunmehr zur Ausführung kam, hatte den Volks-Vertretern eine so geordnete Stellung gegeben, daß sie ihre Beschwerden gegen die Verwaltung dieses Fürsten geltend machen konnten; auch hatte Letzterer sich bei dem Versuch des Französischen Ministers Thiers, einen Europäischen Krieg anzufachen, um die Rhein-Provinzen zu erobern, dergestalt mit der Französischen Politik eingelassen, daß Rußland und Oesterreich kein Interesse mehr hatten, ihn zu halten; daher ward ein neuer Fürst in der Person des Georg Bibesko gewählt, eines reichen Bojaren, der seine Erziehung in Paris erhalten hatte. Er war Haupt der Opposition in der General-Versammlung und trug bei der Wahl den Sieg über mehrere Mitbewerber davon. Es kann nämlich jeder Bojar der ersten Klasse zum Fürsten gewählt werden.

Das Bojarenthum aber ist theils erblicher und theils Dienst-Adel. Die Söhne der Bojaren sind nämlich durch die Geburt noch nicht Bojaren, sondern sie heißen nur Bojaren-Söhne, so wie die Söhne der Fürsten nicht Prinzen heißen, sondern nur Beysades, Fürsten-Söhne. Diese Bojaren-Söhne sind aber zu den Aemtern und Titeln bestimmt, welche die verschiedenen Adels-Klassen verleihen.

Es giebt drei Klassen Bojaren, in welche nach Verhältniß des Einflusses, des Reichthums und der etwanigen anderen Verhältnisse die Bojaren-Söhne einrücken. Wer nicht viel Familien-Verbindungen hat, widmet sich der niederen Beamten-Laufbahn und wird Konzipist; wer Vermögen genug hat, um nöthigenfalls auch ohne Amt leben zu können, wird Fähnrich, Pietar, und da es viele überzählige Offiziere giebt, wird er bald Lieutenant, Sardar. Diese drei Rang-Klassen bilden die dritte, die letzte Stufe der Bojaren. Doch ist es nicht gerade nothwendig, alle Stufen der Reihe nach durchzumachen; sehr viele junge Leute sind sogenannte Pharmiks, ohne einen Militair-Rang zu bekleiden, indem der entsprechende Rang einer Civil-Anstellung diesen Titel giebt. So ist z. B. der Direktor der Akademie (einer Art von Landes-Universität) Klontschar, d. h. Major, welchen Rang auch die Militair-Aerzte haben. Pharmik und Klontschar aber bilden die zweite Klasse von Bojaren. Die Bojaren erster Klasse haben den Rang vom Obersten aufwärts, wie namentlich der Aga oder Polizei-Direktor der Hauptstadt; aber auch Andere haben diesen Titel als Bezeichnung dieses Grades; ferner der Dwornik der Stadt und der Dwornik der Gefängnisse; endlich der Groß-Postelnik oder Staats-Secretair. Ueber diesen Beamten von dem Range der Obersten steht der Spathar oder Kriegs-Minister und Chef der bewaffneten Macht, der Finanz-Minister oder Groß-Wesier und der Groß-Logothet oder Minister des öffentlichen Unterrichts; diese drei haben den Rang von General-Majoren.

Die höchsten Stufen unter den Bojaren der ersten Klasse nehmen der Groß-Logothet, der Groß-Dwornik oder Minister des Innern und der Groß-Ban ein, der zugleich Präsident des Staats-Raths ist. *)

Damit nur die angesehensten Familien sämmtlich die Aussicht haben, in die erste Klasse der Bojaren und selbst zu den höchsten Würden derselben zu gelangen, werden gewöhnlich alle Aemter nach drei Jahren anderweit besetzt. Der Spathar kann dann Groß-Ban werden, und der frühere Groß-Ban behält denselben Titel; auf diese Weise werden viele befriedigt. Da aber dennoch nicht alle Wünsche erfüllt wenden können, so fehlt es natürlich auch nicht an Unzufriedenen, und wenn ein Fürst geldgierig wäre, würden bald alle solche Stellen käuflich seyn. Doch auch damit ist der Unzufriedenheit noch kein Damm entgegengesetzt, daß sehr viele den höchsten Rang in dieser Adels-Hierarchie erlangen können; denn jeder Bojar hat Ansprüche darauf, Fürst zu werden, il est du bois dont on en fait. Auch die hohe Geistlichkeit ist gewöhnlich aus den Bojaren genommen; der Metropolit des Landes, Pater Neophyt, ist übrigens ein sehr ehrwürdiger Prälat, dem der schwarze Schleier von seinem Barret über die Schultern wallt, wie bei allen Mönchen. Von den vornehmsten Würdenträgern wollen wir noch zum Schluß einige nennen, indem man daraus zugleich die bedeutendsten Familien des Landes kennen lernt.

Barbo Stirbey, Bruder des regierenden Fürsten, ist Groß-Logothet, weil er Minister der Justiz war; Gregor Balaro ist Groß-Ban; Michael Ghika, Groß-Ban, des vorigen Fürsten; Prinz Konstantin Ghika, Groß-Ban und Spathar, Konstantin Kantakuzeno, Groß-Logothet; Prinz Konstant Sutza, desgleichen; Georg Pilipesko, Groß-Ban; Argiropulo, Präsident des Kriminal-Gerichts; Michael Bakowitza, Groß-Logothet; Johann Kokoresko, desgleichen; Demeter Chrisoskoleo, desgl; Alexander Stillara, desgl; Konstantin Cornesco, desgl.; Konst. Sutzo, desgl.; Johann Slano, desgl.; Waldemar von Blaremberg, ebenfalls.

Viele von den angesehensten Familien stammen von den früheren Fürsten und Woywoden der Wallachei ab, die oft sehr schnell auf einander gefolgt sind, da die meisten von den Türken nach kurzer Regierung abgesetzt oder gar erdrosselt wurden. Die ersten Fürsten waren seit Rudolph dem Schwarzen

*) Annuaire de la Principauté de Valachie, Bukarest 1843. Imprimerie de la Cour de Fr. Walbe; redigirt von dem Logothet von Blaremberg.

vom Jahre 1290 aus der Familie Bassaraba bis 1508, von welcher Zeit an mehrere Familien wechselten; 1660 haben Ghika's die Fürstenwürde bekleidet, 1688 Kantakuzeno und 1714 Brankovan. 1716 eröffnetete die Reihe der Fanariotischen Fürsten Maurokordato, welchem Rakowitza, Ypsilanty, Karadja, Sutzo, Maurozeni Murusi und Hangerli folgten.

Im Jahre 1828 ward Gregor Ghika, der erste Eingeborene, Hospodar, dem sein Bruder, Alexander Ghika IX., folgte, nach dessen Entfernung, wie gesagt, Georg Bibesko gewählt ward, dessen Familie zwar dem Lande früher noch keine Fürsten gegeben hatte, der aber vorher Groß-Logothet war, mithin zu der ersten Klasse der Bojaren gehörte. R.

Türkei.

Ein Amerikaner in Konstantinopel. *)

Sonderbarer Leichenzug.

In Folge einer Exkursion befand ich mich vor einigen Tagen außerhalb der dreifachen Mauer Konstantinopels. In keinem Lande der Welt kenne ich so schöne Ruinen: die zweihundertundfunfzig Thürme, welche sich über die Mauer erheben, sehen aus wie eine Bande betrunkener Leute, die sich zum Ringeltanz bei den Händen fassen. Die Mauern selbst sind mit prächtiger Vegetation bekleidet, dicke Bäume haben ihre Wurzeln in alle Spalten gezwängt, ein dichter Teppich von Epheu umkränzt die Zinnen.

Am Thore von Adrianopel begegneten uns vier ganz betrunkene Leute, welche laut lachend auf ihren Schultern einen Todten in einem Sarge trugen. Der arme Leichnam inwendig mußte solche Luftsprünge versuchen, daß man die Glieder gegen die Bretter klappen hörte. Der Todtengräber, welcher von der ganzen Gesellschaft allein noch seiner fünf Sinne mächtig zu seyn schien, hinkte mit Karst und Spaten hinter den Trägern her. Als die vier Leute am Kirchhofe angekommen waren, setzten oder vielmehr warfen sie den Sarg zur Erde und liefen lachend und gestikulirend davon, wie Schulknaben, die eben einen guten Streich ausgeführt haben. Der Todtengräber deckte den Sarg auf, um Alles darin wieder in Ordnung zu legen, und setzte sich dann nieder, um Athem zu schöpfen, ehe er die letzte unter allen menschlichen Ceremonien begann.

Später habe ich erfahren, daß der Koran allen denen eine besondere Belohnung verheißt, welche einen Todten vierzig Schritte weit nach seiner Ruhestätte tragen; deshalb werden die Armen von freiwilligen Trägern auf den Kirchhof gebracht. Aber diese Träger halten so genau auf die vorgeschriebenen vierzig Schritte, daß sie sich von dem ersten besten ablösen lassen, der ihnen nach berichtigter Rechnung unterweges aufstößt. Finden sie Niemanden, so lassen sie auch wohl den Leichnam auf dem Wege stehen und gehen weiter, zufrieden, ein frommes Werk vollbracht zu haben.

Der Todte, welcher eben in so wunderlicher Weise seine letzte Reise gemacht hatte, war ein Türke von etwa vierzig Jahren. Er hatte weder Leichentuch noch Sterbekleid, sondern lag in seinen Pantoffeln, seinem Turban und seinem Schlafrocke, als wollte er ein Mittagsschläfchen halten. Nur ein Bouquet auf der Brust verrieth, daß man ihn aus einer besonderen Veranlassung gekleidet habe. Wir hatten nicht Zeit, das Ende der Ceremonie abzuwarten, das heißt, zu sehen, wie der Todte zwei Fuß tief in die Erde gelegt wird, das Gesicht nach dem Grabe des Propheten gewendet.

Die entfernteren Stadttheile.

Wir kehrten durch das Thor von Adrianopel nach Konstantinopel zurück, aber obgleich wir uns in einer der volkreichsten Städte Europa's befanden, ist mir nie ein Spaziergang verlassener vorgekommen, als der Weg quer über diese Hauptstadt. Kaum begegneten wir in jeder Straße einem Menschen. Das absolute Stillschweigen und das todte Aeußere der Türkischen Häuser mit ihren hermetisch verschlossenen Fenstern gaben diesem Theile der Stadt das Ansehen eines eben von der Pest verheerten Bezirkes. In Konstantinopel drängt sich die Bevölkerung um die Märkte und Häfen. In denjenigen Theilen, welche der Handel nicht belebt, befinden sich die Bewohner in Gemächern, welche ihr Licht aus inneren Höfen erhalten, oder verbergen sich hinter ihre stets geschlossenen Jalousieen.

Wir kamen bei dem Eski-Serai vorüber, einem Palaste, wo die Frauen der verstorbenen Sultane eine keusche und traurige Witwenschaft in einer strengen Einsamkeit verleben, erreichten darauf den Kerzenmarkt, und eine Barke brachte uns nach dem Argentopolis der Alten, der Silberstadt Galata.

Mannigfaltiges.

— Arndt's vergleichende Völkergeschichte. Der alte Professor Ernst Moritz Arndt hat die Vorlesungen, mit denen er im Sommer des Jahres 1840, „durch die Gnade des Königs aus einem langen Schweigen wieder zum Reden berufen", seine zahlreichen Zuhörer in Bonn erfreute und die von diesen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden, jetzt in etwas veränderter Form im Druck erscheinen lassen. Sie tragen den bescheidenen Titel eines „Versuchs in vergleichender Völkergeschichte" **) und werden in dieser Form den alten Freunden des echt Deutsch gesinnten Mannes gewiß eben so willkommen seyn, als sie es dem jugendlichen Auditorium waren. „Er hatte in seinen rüstigsten, frischesten Lebensjahren, wo man am besten sieht und merkt, viele verschiedenste Völker und Länder gesehen und ihre Sitten, Weisen und Sprachen zu erkunden gesucht; er hatte später die Jahre einer langen unfreiwilligen Muße zu vieler Lesung und Zusammenlesung auf diesem Gebiete und auf verwandten Gebieten verwandt; es fehlte ihm also nicht an Stoff und Unterlage." Seine vergleichende Völkergeschichte, mit Griechen und Römern beginnend und durch die Umwälzungen der Völkerwanderung, des Mittelalters und der Reformation bis auf die neueste Zeit herabführend, gewährt zugleich eine politische Ueberschau aller Völkerfamilien der Gegenwart, unter denen die Deutschen, wie billig, als Mittelpunkt erscheinen. „Daß ich", sagt er, „als ein Deutscher Mensch aus dem Deutschen Gesichtspunkt Alles empfunden, gedacht, betrachtet habe, ist das Natürliche: ich konnte nicht anders. Daß aber Deutschland und das Deutsche Volk oder, wenn man will, das Volk germanischer Art, mir der Mittelpunkt der ganzen neuen Geschichte geworden ist, das ist ein anderer eben so natürlicher Gesichtspunkt der Nothwendigkeit, worüber diejenigen nicht mit mir streiten werden, welche die innerlichen Wirkungen und die tieferen mehr geistigen Verzweigungen und Verflechtungen der Völker und Länder zu finden und zu beurtheilen im Stande sind. Diese werden mich hier keiner eitlen Deutschthümelei, keiner lügnerischen sophistischen Willkür beschuldigen, noch weniger, daß ich irgend einer Eitelkeit oder Hoffart meiner lieben Deutschen habe schmeicheln wollen. Ich fürchte vielmehr, es wird mir hier gehen, wie es mir schon oft gegangen ist, daß die Leute das Lob als ein wohlverdientes kalt hinnehmen und über den Tadel heiß zürnen. Denn ich habe des Deutschen Michels Mängel und Gebrechen, seine uralten und fast ursprünglichen Untugenden, seine mancherlei dummen und schlimmen Micheleien ihm nicht verschweigen noch bemänteln dürfen. Dieser Deutsche Michel ist aber ein Kerl so tüchtigen Stoffes, daß er sich schon einen tüchtigen Tadel gefallen lassen kann; er ist ein Roland aus so festem Stein und Metall, daß Jahrtausende daran haben hämmern und schlagen dürfen, und daß aus dem Zerhämmerten und Verunstalteten doch heute noch ein herrliches Männerbild zu hauen ist. Ich habe ihm dabei seine edle Art, seine von Gott gegebene angeborne Art ja auch vorgehalten und was Herrliches und Schönes noch aus ihm werden kann, wenn er sich selbst verständig und würdig gebraucht, und wenn seine Fürsten lernen, ihn verständig und würdig gebrauchen."

Zur Charakterisirung des Buches fügen wir hier auch noch eine andere Stelle hinzu, in welcher Arndt über die äußerlichen wie innerlichen unterscheidenden Merkmale der Deutschen und der südlicheren Europäer spricht. Nachdem er nämlich der bekannten Wahrnehmung gedacht, daß der Nordländer ein größerer Naturbewunderer und Natursänger sey, als der Südländer, fügt er hinzu: „Durch das Unglück schwerer, knechtischer, schlotteriger und geistloser Jahrhunderte ist freilich die Deutsche und Nordische Schwerfälligkeit und Schlotterigkeit gemehrt — denn wo die freien, stolzen und heldigen Gefühle fehlen, versinkt mit dem Geiste auch der Leib und verliert seine natürliche Lustigkeit und Schwunghaftigkeit, aber doch bleibt es wahr: im Norden und zumal in unserem lieben Deutschland gelangt das Aeußerliche und Leibliche überhaupt nicht so zur vollen Reife und Ausbildung als im Süden, und dies offenbart sich am auffallendsten in den Gesichtern, wenn man viele Deutsche und Schwedische Köpfe z. B. mit Italiäyern oder Spaniern vergleichen will. Im Süden ist alles reif geworden und mit vollem Gepräge ausgedrückt, Stirn, Nase, Augen, Lippen haben ihre volle Ausbildung und vollen Ausdruck erhalten. Bei einem Italiänischen und Spanischen Gesichte ist Alles fertig, ebenmäßige Gestalt, klarer, bestimmter Ausdruck. Dies fällt dem Nordländer gewöhnlich so sehr auf, oder vielmehr es fällt so schwer und gewaltig auf ihn — was der Wälsche Imponiren nennt — daß auch der gemeine Spanier und Italiäner, auch der allergewöhnlichste Kauz, welchem Gott gar kein besonderes Pfund vertraut hat, eben durch seine Haltung und sein Gesicht uns leicht einbildet, er sey ein durch Verstand und Geist ausgezeichneter Kerl, vor dem man die Mütze abnehmen müsse. Er läßt sich solches Auffallen und Aufrücken schon gefallen und meint zuletzt wohl gar, daß es ihm von Gottes Gnaden zukomme. Auch der Franzos thut so mit, und er macht auf solche Anerkennung uns Nordländern gegenüber noch viel eitleren und selbstbewußteren Anspruch. Da stehen wir nun, unsere Frauen und Jungfrauen mit ihren Blumengesichtern, viele unserer Männer mit ihren Pudelgesichtern, wo Stirn, Nase, Kinn von der faulen nachlässigen Natur oft kaum aus dem Groben gearbeitet sind. Was sollen wir da machen? Es ist einmal so, wir müssen uns schon auslachen lassen, da die Natur selbst einen auslachenden Scherz mit uns getrieben hat. Wir haben freilich das Auge und den Sinn in den hübschen Blumenköpfen, welche aber ihre Hübschheit nicht weit über die Blumenzeit hinaustragen können, die zärtliche Liebe und Treue in den ungezeichneten Pudelköpfen, den Verstand und Geist ja den Witz und die liebenswürdigste Güte durch alle Rundheit und Klumpigkeit hindurch zu erspähen, zu verstehen und zu lieben, aber der Südländer erblickt nur das Formlose und Verhüllte und sieht dahinter nichts als Phlegma, Dummheit und, wenn er uns noch ein bischen Menschlichkeit lassen will, eine Gutmüthigkeit, die ihm mehr der Faulheit als der Herzigkeit anzugehören scheint. Ist es ein politisches Unglück, daß er unser Herz, den Reichthum des Nordens, aus der formlosen Hülle nicht herausfinden kann? Ich glaube es nicht."

*) Vgl. Nr. 77 u. 78 des Magazins.

**) Leipzig. Weidmannsche Buchhandlung, 1843.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 5. Juli 1843.

Frankreich.

Ueber die philosophischen Frauen.

Nach Lerminier.

.... Da so viele Männer schon an philosophischen Studien scheiterten, so mag die Frage wohl erlaubt seyn, ob die Frauen glücklicher darin seyn können. Wie auch unsere pflichtschuldige Antwort ausfallen mag, so glauben wir doch, daß die Eigenliebe der Frauen in keiner Art dadurch verletzt werden könnte. Die Verschiedenheit ihres Wesens von dem unsrigen schließt keinesweges die reichere Begabung desselben aus. Was einst ein Poet über die Dichter sagte, paßt noch besser auf die Frauen: sie besonders können von sich sagen: „Nur im Gefühl liegt unser Genius."

Sie haben in der That eine eigenthümliche Natur, auf die das Leben tiefer, durchdringender eingreift als auf die unsrige, deshalb besitzen sie jene reizende Feinheit, jenen Takt des Errathens, wozu die Männer unfähig sind durch ihre gröberen Kräfte. Deshalb strömen den Frauen besonders alle die Ideen so reichlich zu, die von der Leidenschaft eingegeben werden: sie denken, wenn sie lieben. Seht jene Frau, die stundenlang einsam und unbeweglich auf demselben Platz bleibt; man könnte sie für eine Statue des Nachdenkens halten oder für ein Bild der Forschung. Aber man irrt sich; diese Frau denkt nicht an die Wissenschaft, aber an den, welchen sie liebt; sie erinnert sich ihrer vergangenen Freuden, sie träumt von künftigen, sie vertieft sich mit Hingebung in die süßen und glühenden Gefühle, die Hoffnung und Erinnerung in ihr erwecken können. Wenn alsdann in dieser entflammten Einsamkeit die Seele das Bedürfniß fühlt, sich nach außen mitzutheilen, wenn diese Frau für sich und einen Anderen die Empfindungen malen will, welche sie bewegen, dann kommt es vor, daß sie ohne Studium, ohne geistigen Ehrgeiz, die bewunderswürdigsten Seelenlaute findet, die unnachahmlich sind, selbst für die Anstrengungen eines männlichen Geistes.

So ist es auch fast immer die Liebe, welche die Frauen den Begeisterungen der Religion zuführt. Die Frömmigkeit ist für sie eine nothwendige Epoche ihres leidenschaftlichen Lebens. Je größer der Kontrast ist, je mehr gefällt er ihnen, denn im Grunde ist es noch immer die Liebe, die ihre Seele erfüllt, nur steigt sie von den Menschen zu Gott auf, indem sie ihre Gluthen läutert. Die göttliche Liebe ist eine unversiegliche Quelle von neuen Kräften für die Frauen: wir reden hier nicht von der gewöhnlichen Frömmigkeit, sondern von dem Aufschwung einer begeisterten Mystik. Wenn sich eine Frau jenen hohen Regionen zugewendet hat, vertieft und vergißt sie sich mit Wonne in der Einsamkeit derselben; sie stellt sich unter Gottes Hand, sie glaubt ihn zu hören, zu sehen, seine Nähe zu fühlen. In solchen Augenblicken bringt der religiöse Enthusiasmus Wunder hervor, die Seele steigt zum Himmel empor, und ihr Körper berührt die Erde nicht mehr. Wenn eine Frau in der Erinnerung an solche Momente schreiben wollte, so würden ihr die Worte nicht fehlen, sie würde ihre Visionen mit solcher Beredsamkeit, solchem Glanz von Poesie zu schildern wissen, wie es sich für ein so hohes Glück der Gottseligkeit, das sie genossen, eignete. Aber wenn eine Frau auch noch so lange in der Einsamkeit aushalten kann, in der sie sich von irdischer oder himmlischer Liebe nährt, so halten wir sie doch für unfähig, die Einsamkeit der Wissenschaft zu ertragen, oder die Ausdauer des Forschens, die Unparteilichkeit der reinen Vernunft zu erreichen. Die Frauen sind nur dann geistesstark, wenn ihre Seele erfüllt und erwärmt ist; sie bedürfen einer mächtigen Empfindung, eines lebhaften Glaubens, den kein Zweifel erschüttern kann. Den Grundsätzen der Wissenschaft, den abstrakten Grund-Ideen aller Dinge gegenüber, erlahmt ihre Aufmerksamkeit und ihr Geist. Es gehört große Geduld zur Verfolgung der Wahrheit, und die Frauen, die so geduldig sind, wenn sie sich ihren Pflichten oder ihren Leidenschaften aufopfern, sind es sehr wenig, wenn sie sich mit den Ideen der Speculation einlassen. Ihre Phantasie reißt sie fort, sie springen mit reißender Schnelligkeit von einem Gegenstand zum anderen über; unglücklicherweise kann sich die Strenge des Forschers einem so liebenswürdigen Unbestande nicht unterordnen. Zudem folgt die Leidenschaftlichkeit den Frauen in ihren Studien, in denen allein die Vernunft herrschen sollte, auf dem Fuß: irgend eine verführerische Idee machen sie, ohne gründliche Untersuchung des ersten Urtheils, zur Quelle aller Wahrheit. Abstrahiren und Generalisiren sind zwei Operationen, deren Richtigkeit nur durch anhaltendes Studium verbürgt werden kann. Die Philosophie, die Naturwissenschaft, die gelehrten Fächer, die Politik und die Geschichte verlangen viele Nachtwachen, unermüdliche Arbeit und immer erneute Anstrengung. Und nun fragen wir ehrlich, denken wir uns gern eine Frau in einer Bibliothek oder einem Studirzimmer, das Gesicht gebleicht von nächtlichem Fleiße? Nein, dort ist nicht ihr Platz, die Natur hat sie zu Anderem berufen. Dort, wo das menschliche Leben am wirklichsten und praktischsten ist, entwickelt eine Frau ihre schönsten Anlagen: ihr eigentliches Studirzimmer ist das Innere des Hauses. Dort behandelt sie als Gattin und Mutter die Lebensfragen oft mit wahrer Ueberlegenheit und zeigt eine so tiefe angeborene Kenntniß der menschlichen Natur, daß sie einem Philosophen von Profession damit Furcht einjagen könnte. Wenn die Frauen eine Verstandesschwäche verrathen bei Auffassung der universellen Ideen, so sind sie desto scharfsinniger für die individuellen; sie haben eine seltene Geschicklichkeit im Beobachten, die für sie auch die Quelle literarischen Ruhms wird. Sie sind unübertrefflich im Briefstyl: dies ist ganz natürlich, da Niemand es weiß so gut als sie, Jedem das zu sagen, was sich für ihn eignet. Und warum sollten sie nicht Memoiren voll Reiz und Interesse schreiben können, da sie die Bühne des Lebens so schnell und so geistreich beurtheilen? Es giebt aber besonders eine Form der Kunst, eine Gattung in der Literatur, für welche die Frauen unstreitig den meisten Beruf haben: es ist der Roman, dieses Gemälde der individuellen Leidenschaft. Es ist eben so natürlich, daß die Frauen Romane schreiben, als daß die Männer Geschichtswerke arbeiten oder Systeme bauen. Und bleibt den Frauen nicht auch noch die Kunst des Plauderns? Das Gesellschaftszimmer ist die Rednerbühne für sie. Die Biegsamkeit ihres Organs, die Lebhaftigkeit ihrer reichen und wechselvollen Auffassung erlaubt ihnen, sich über Alles mit einer Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken, die uns bewegt und fesselt. In der Unterhaltung machen die Frauen oft die schärfsten und glücklichsten Bemerkungen über die verschiedenartigsten Gegenstände, an die sie vorher noch nie gedacht hatten: sie begreifen schnell, aber vergessen freilich auch eben so schnell. Wenn man sie so über die ungereimtesten Dinge mit der anmuthigsten Nachlässigkeit hinwegeilen sieht, möchte man sie mit Virgil's Camilla vergleichen, die in ihrem Fluge kaum die Blumen und die Dornen berührt. Für die Frauen ist das Wort Aufregung und Nahrung zugleich: wenn sie sprechen, denken sie am meisten. Es ist ihnen Bedürfniß, eine möglichst große Summe von Eindrücken zu empfangen und auszutauschen. Diese Empfänglichkeit begeistert sie so, daß selbst Männer vom reichsten Verstande bei ihnen viel lernen können; diese werden stets nach ihrem Beifall geizen, und sehr häufig ist eine Vereinigung glänzender Frauen ein Gerichtshof, dessen höchste Instanz selbst die ernstesten Geister nicht ableugnen.

Die Unterhaltung nimmt den größten Theil eines Frauenlebens ein; aber sie zerstreut den Geist, und nur durch Einsamkeit und Studium lassen sich die Kräfte des Denkens konzentriren. Viel sprechen hindert, viel zu denken und gut zu schreiben. Nach langen Gesprächen fühlt man sich leer und erschöpft; in solchem Zustande hat die Seele nicht jenen starken Schwung, jene Ausdauer, die dem Künstler, dem Schriftsteller so noth thut. Die Beschäftigungen und Triumphe der Gesellschafts-Salons verbieten also den Frauen, sich auf die dornigen Unternehmungen einzulassen, deren Erfolge selbst nicht durch die eiserne Anstrengung des allein auf sich konzentrirten Denkens verbürgt werden können. Hier siegt die Stärke der Thatsachen; die menschlichen Fähigkeiten haben ihre Gränze und ihre verschiedenartige Anwendung. Auch können die Frauen, die Alles bezaubern, was sie umgiebt, durch ihre natürlichen Gaben der Schönheit und des Geistes, mit ihrem Theil zufrieden seyn und brauchen nicht dahin zu streben, dem Menschengeschlechte Lehren über die schwierigsten Gegenstände zu ertheilen.

Indem wir auf diese Art die Frage entschieden haben, die wir oben stellten, benutzen wir sie, um unsere Leser von zwei gelehrten Büchern zu unterhalten, die von zwei Frauen verfaßt worden sind. Absichtlich haben wir vor dem Beginn unserer Kritik dieser beiden Werke die allgemeinen Gründe hervorgehoben, die dem Ehrgeiz der Frauen nach den Würden der Philosophie Schranken setzen sollten. Unter anderen guten Eigenschaften haben die allgemeinen Gründe auch die, Niemanden zu verletzen: sie gelten Allen und treffen Keinen. Außerdem hat dies Verfahren noch einen anderen Vortheil. Wenn die beiden Bücher, die wir hier besprechen wollen, wirklichen Werth haben, wird das Verdienst, welches den Verfasserinnen gebührt, um so größer seyn, da ihr Erfolg eine Ausnahme von der allgemeinen Ordnung der Dinge ist; und müssen wir vielleicht eingestehen, daß diese Versuche mit mehr Kühnheit als Glück unternommen sind, so ist der Stachel der Kritik schon gebrochen durch die Beweisführung, daß dies Mißlingen in der Natur der Sache gelegen. Indem wir die beiden Damen namhaft machen, die sich an die

höchsten Aufgaben der Religionsphilosophie gewagt haben, begehen wir keine Indiscretion: man hat in allen Salons von ihren Werken gesprochen, und ihr Name ist nirgends mehr ein Geheimniß. Es war eine zarte Bescheidenheit, welche diese beiden Damen verhinderte, ihn nicht selbst ihren Büchern vorzusetzen: die Kritik thut ihre Pflicht, indem sie den beiden Verfasserinnen Dank sagt für ihre ernsten Bestrebungen und dazu beiträgt, ihnen ein Bekanntwerden zu vermitteln, das jeder Schriftsteller dringend wünscht, wenn er es auch zu fürchten und zu fliehen scheint.

Der **Versuch über die Entstehung des katholischen Dogma's**, von der **Fürstin Belgiojoso**, ist das erste jener Werke; es führt uns zu der großen Frage, wie das katholische Dogma entstanden sey? Es ist dies eine Frage, die sich zwischen zwei Welten stellt, um den Untergang der einen und die Entstehung der anderen zu erklären. Die Kultur, welche dem Christenthum vorausging, besaß die Vielgötterei, um die Phantasie der Menschen, und die Philosophie, um die Vernunft derselben zu befriedigen. Es waren dies zwei ganz entgegengesetzte Sachordnungen. Die unerschöpfliche Poesie der Religion vergöttlichte die Natur, eben so die Ideen, die Leidenschaften und Tugenden des Menschengeschlechts. Alles war bildlich, zauberhaft: Alles in dem antiken Kultus forderte den Menschen auf, das Glück zu suchen, Kraft zu entwickeln. Welche schöne Fabeln, welche reizende Dichtungen! Inzwischen erhielt auch der Verstand seine Nahrung: die Schulen und die Systeme der Philosophen erklärten ihm den Grund aller Dinge. Die Wissenschaft entwickelte sich unbeschränkt und bot dem Denken ein eben so weites Feld, wie der Kultus es der Phantasie gegeben. Lange Zeit blühten Religion und Philosophie neben einander, aber sie konnten dem Schicksal alles Irdischen nicht entgehen: sie verfielen. Die Vielgötterei verwirrte sich in monstrose Gebilde; Uebersättigung, Widerwillen trat ein, und der entwürdigte Kultus ward verachtet. Die Philosophie ging von der Ausübung der gesunden Vernunft, von der geläuterten und ausgebildeten Wissenschaft zu Spitzfindigkeiten, Uebertreibungen und Träumereien über, die ihre Autorität vernichteten. Inmitten dieses doppelten Verfalls von Glauben und Wissen erschien das Christenthum. Welcher Moment in der Weltgeschichte! Die Menschheit änderte ihre ganze Art zu denken und zu fühlen! Eine neue Lehre, die von der Moral, von der Buße, von der Bruderliebe ausgeht, entsteht in einer Welt, in der Alles abgelebt ist, Götter, Philosophen und Kaiser. Die neue Lehre dringt ein und wirkt zuerst auflösend; sie will die Herzen und Geister umändern, ihnen andere Gefühle und andere Ansichten einflößen. Von der einen Seite muß sie Alles ableugnen und von der anderen Alles neu aufbauen. Und hier ist es, wo es darauf ankommt, die Aufmerksamkeit zu verdoppeln, um den menschlichen Geist auf der That gleichsam zu ertappen, wie er durch eine zwiefache Prozedur sein Geschick hervorbringt. Der Grund der Ideen und Empfindungen im Menschen ist und war immer derselbe, nur die Form, die Ordnung und Anzahl dieser Ideen und Empfindungen wechselt. Das Christenthum hat nichts Neues gebracht, es hat nur gewissen Neigungen und Gedanken eine stärkere Entwickelung gegeben. Es ist interessant, das Verfahren der ersten Christen zu beobachten: um das Gebäude der neuen Religion aufzurichten, verbannten sie alle menschliche Weisheit, die der Predigt des christlichen Wortes vorhergegangen war, und bedienten sich dennoch derselben. Es begegnete ihnen häufig, daß sie ihre Gottesgelehrtheit mit Ideen begründeten, die der Griechischen und orientalischen Philosophie abgeborgt waren; eine Verwandlung und Vermischung, wie sie nothwendig vorgeht bei der Entwickelung des Menschengeschlechts. Man kann also die Entstehung des katholischen Dogma's nicht darstellen und erklären, ohne zugleich eine vergleichende Geschichte der Ideen aller Zeiten zu schreiben. Ohne diese Erweiterung des Gesichtspunktes wird die Wahrheit schwer zu erfassen seyn, und es ist dies recht eigentlich ein philosophisches Werk, denn Menschen und Ereignisse verschwinden hier vor den Ideen, deren Gang durch die ganze Geschichte man verfolgen muß. Wie könnte man die ersten Ketzer richtig beurtheilen, ohne sie mit den neueren zu vergleichen, die nur eine Wiederholung von den ersten Kämpfen der christlichen Kirche darstellen. Um sich völlig zu entwickeln, bedürfen die Ideen Jahrhunderte. Erst wenn man Spinoza liest, versteht man, was Arius und Sabellius gewollt haben. Die Weisheit der Alten, die theologischen Streitigkeiten der ersten Griechischen Jahrhunderte und die Philosopheme und Irrlehren der Neuzeit, dies sind die drei Ausgangspunkte für einen Geschichtschreiber des katholischen Dogma's. Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir sahen, daß der hier vorliegende Versuch über die Entstehung desselben aus einer Reihe von Biographieen, einigen Auszügen aus den Schriften der Kirchenväter und der Historiker jener Zeit, und endlich aus einigen Untersuchungen über bürgerliche Gesetzgebung der Longobarden und Deutschen besteht. Also statt eines Buches über die Grundideen des christlichen Glaubens haben wir nur eine gedrängte Darstellung der äußeren Ereignisse. Die Metaphysik und Theologie mußten die Basis des Werkes bilden, statt dessen ist es die Biographie. Der Kontrast des Inhalts mit dem Titel ihres Buches hat der Verfasserin nicht entgehen können, sie sagt am Schluß selbst: „Wir fürchten sehr, daß wir den Fortschritt der katholischen Ideen nicht genügend dargethan haben und ungeschickterweise die Menschen mit der Sache verwechselten, indem wir uns erlaubten, die Aufmerksamkeit auf die ersteren zu richten, die letzterer zukam.“ Richtiger hat sich noch Niemand selbst beurtheilt, und die Kritik rechnet es sich zum Verdienst an, mit einer geistreichen Frau über den Werth ihres Werkes so gänzlich übereinzustimmen.

(Schluß folgt.)

England.

Die Englischen Zeitungs-Annoncen.

Sein Glück machen, und zwar ziemlich rasch und ohne übermäßige Anstrengung, wer hätte nicht schon einmal in seinem Leben daran gedacht? wer horchte nicht auf, wenn ihm Jemand den Weg dazu anweisen wollte? Und ist nicht die Gegenwart ganz geeignet, sanguinische Hoffnungen zu hegen, aber auch im vollsten Maße zu befriedigen? Oder, wenn man so etwa die Beilage der Times zur Hand nimmt und in dem Raum einer einzigen Nummer über fünfhundert Annoncen begehrter oder überflüssiger Dinge beisammen findet, Mittel für alle Arten von Uebeln, Kandidaten für alle Arten von Aemtern, Beförderungen für die, welche zu reisen wünschen, Anstellungen für die, welche zu Hause bleiben wollen, Ruhesitze für den, der sein Glück gemacht hat, und Anweisungen, reich zu werden, für den, dem dies Vergnügen noch bevorsteht, Elixiere, um unsere Schönheit zur Blüthe zu bringen, und Balsame, um ihr Verwelken aufzuhalten, neue Theater für die Müßigen, neue Kirchen für die Ernsthaften, neue und reizend gelegene Kirchhöfe für die Todten; Wagen, Pferde, Hunde, Bediente, Kammerjungfern, Direktoren und Gouvernanten, — wie kann man dies Alles gleichgültig oder mißtrauisch ansehen, ohne eigensinnig seine Augen vor den Fortschritten der menschlichen Gesellschaft zu schließen, oder in einem Zustande beständiger Furcht zu leben, wie Jener, der in jedem Fleischer einen Cäsar Borgia und in jeder Köchin, die ihm ein Gericht Kartoffeln vorsetzt, eine Lafarge erblickte.

Ja, es läßt sich nicht verhehlen, das große Prinzip moderner Existenz ist öffentliche Anerkennung; wir leben, weben und sind durch den Preßbengel. Kaum kann ein Stutzer auf die Entenjagd gehen, oder ein Krämer, der sein Geschäft aufgegeben hat, das Sommer-Quartier beziehen, ohne diese „fashionable Reise“ in der Morning-Post bekannt zu machen; und was Curran von Byron sagte, daß er für die Presse weinte und sich mit dem Publikum die Augen wischte, kann man nun von einem Jeden rühmen, der nach irgend einer Anerkennung strebt. Er muß nicht bloß weinen, sondern essen, trinken, gehen, sprechen, jagen, schießen, Diners geben und arbeiten in den Zeitungen. Verdienst hat der Bescheidenheit die Wohnung gekündigt und mag nicht mehr unter demselben Dache mit ihr leben. Bei einem solchen Stande der Dinge ist es unnütz, gegen den Strom zu schwimmen; ein vernünftiger junger Mann wird lieber die neueste Ausgabe von der „Kunst, sein Glück zu machen“ kaufen und die Hauptvorschrift derselben fleißig üben, nämlich keine Gelegenheit vorüber zu lassen, seinen Namen der Welt gedruckt zu präsentiren.

Man kann allerdings behaupten, wenn alle Welt aufschneidet, komme ungefähr eben so viel heraus, als wenn Niemand aufschnitte; aber klappern gehört zum Handwerk, und überdies hat die Lebens-Lotterie in ihrem gegenwärtigen Zustande zwar Nieten genug, aber auch verhältnißmäßig reiche Gewinne. Als weder Zeitungen, noch Broschüren, noch Eisenbahnen existirten und Geschicklichkeit, Geschmack oder Talent sich mühsam in einem engen Kreise geltend machten, in einer Straße, einem Dorfe oder einer Stadt, war es ziemlich leicht, seinen Unterhalt zu gewinnen, aber absolut unmöglich, ein Millionair zu werden. Heute aber kann ein glücklicher Einfall einen Schneider in den Stand setzen, jährlich dreißigtausend Pfund zur Einkommen-Steuer beizutragen, oder einem Koch zu einer Grafschaft verhelfen.

Wenn aber der Energie und der Beredsamkeit solcher Lohn zu Theil wird, so ist es nicht zu verwundern, daß man die Phantasie und die Sprache auf die Folter gespannt hat, um neue Mittel und Ausdrücke zu finden, welche die Aufmerksamkeit eines beschäftigten und rauschenden, aber achtsamen und verständigen Publikums auf sich ziehen könnten. Und es ist interessant, zu beobachten, wie verständig der Annoncen-Styl dem jedesmaligen Zeitgeschmack gefolgt ist. Als Scott, Byron, Moore, Rogers, Wordsworth, Southey und Andere auf der Höhe ihres Rufes standen, waren Verse der beste Magnet, und das Lob der Schuhwichse wurde in Stanzen gesungen, die dem Childe Harold keine Schande gemacht haben würden. Jetzt aber freilich leben wir in einer sehr prosaischen Zeit, und natürlich wurde auch der Zeitungs-Poet als unpraktisch abgesetzt. Aber man glaube nicht, daß deshalb die Phantasie in ihrem Spielraume beschränkt worden sey; im Gegentheil wetteifert sie gerade jetzt mit dem Witz, die buntesten und strahlendsten Funken ihres Brillantfeuers spielen zu lassen. Man beachte ferner den Reichthum an Stylgattungen. Der Eine führt uns sogleich in medias res oder nimmt eine imponirende Miene der Freimüthigkeit an; der Andere baut auf die Macht eines logischen Schlusses und verspart die Pointe auf das Postskript, wie der Brief eines Fräuleins: der Dritte ködert uns mit Mystizismus, wie Bischof Berkeley's „Abhandlung über das Theer-Wasser“, welche mit Betrachtungen über die Kirche schließt. Ueberhaupt, es läßt sich nicht leugnen, daß die Annoncen eine eigene Klasse von Compositionen bilden, welche mit den Künsten und Wissenschaften genau zusammenhängt und ein vortreffliches Hülfsmittel abgiebt für die Erforschung des häuslichen Lebens eines Volkes. Porson pflegte zu sagen, ein einziges Athenisches Zeitungsblatt würde alle Kommentare des Aristophanes aufwiegen. Und sicherlich dürfte auch eine kurze Zergliederung des modernen Annoncenwesens für die Nachkommen eine gewisse Bedeutung haben. Kein Stand, keine Stellung ist ganz frei davon, und es wäre eine belehrende Aufgabe für Moral-Philosophen und Metaphysiker, die Ursachen und die Grade der damit verflochtenen Aufschneiderei zu erforschen und zu bestimmen.

Das Uebel, oder die Angst vor einem Uebel, scheint die erste Ursache, Eitelkeit die zweite. Denn die Leute, welche Gebrechen heilen oder die äußer-

liche Erscheinung verbessern, nehmen in ihren Anzeigen den kühnsten Schwung. Man höre und bewundere:

„Ueberraschende Prophezeiung Dante's. — Wer hätte geahnt, daß der berühmte Vers Dante's: „Die Zeit wird dich geheilt von jedem Uebel sehn!" in England und im neunzehnten Jahrhundert wörtlich in Erfüllung gehen würde! Ja, es ist so. Die schwersten Krankheiten werden nun in unglaublich kurzer Zeit überwunden durch das unvergleichliche Mittel „Holloway's Salbe", verbunden mit ihrem mächtigen Gehülfen „Holloway's Pillen für äußere Krankheiten". Es ist unglaublich, wie unzählig viel Heilungen bewirkt wurden durch die besonderen Kräfte der Salbe und durch die tonischen Eigenschaften der Pillen. Wir können sie nicht genug empfehlen für akute und chronische Rheumatismen, Gicht, Krebs, Schlag, Skrofeln, Hämorrhoiden, Drüsengeschwulst, Wunden aller Art, kurz, für jedes äußere Uebel."

Dies ist ein gutes Beispiel von Ideen-Association; Herr Wray aber giebt dem Herrn Holloway nichts nach.

„Archimedes löste einst beim Baden ein schweres Problem, was ihn so erfreute, daß er aus dem Bade sprang, durch die Straßen von Syrakus rannte und rief: „Ich hab's, ich hab's!" In der Medizin giebt es einige sehr schwere Probleme. Herr Wray zu Holborn-Hill hat jedoch durch die ausgezeichneten Eigenschaften seiner balsamischen Pillen eines der schwierigsten gelöst. Ein Artikel von größerem Werthe und Nutzen ist in den Annalen der Medizin nicht aufzufinden."

Herrn Cockle's Pillen gegen Gallenergießungen werden durch eine lange Liste von Patronen empfohlen, worunter zehn Herzöge, fünf Marquis, siebzehn Grafen, acht Barone, sechzehn Lords, ein Erzbischof, funfzehn Bischöfe, der General-Feldmarschall, der gegenwärtige General-Fiskal, der gewesene General-Fiskal, Sir Francis Burdett, Sir Andrew Agnew, Alderman Wood und Herr Serjeant Talfourd, welche zusammen so ziemlich die Literatur und Jurisprudenz repräsentiren. Aus diesem Verzeichniß könnte man merkwürdige Schlüsse machen auf das gallichte Temperament der höheren Stände.

Eines von den Zeugnissen für Congreve's balsamisches Elixier lautet folgendermaßen: „Obgleich erst kürzlich verheiratet, war es mir unmöglich, mit meinem Manne auf demselben Kissen zu schlafen, vielmehr mußte ich mich durch untergelegte Polster in einer fast aufrechten Stellung erhalten. Dies war für eine Person in meinen damaligen Verhältnissen außerordentlich unangenehm." — Der letzte Satz ist unwiderleglich. Sie wurde, wie ihr Gemahl bezeugt, durch den Gebrauch einer Viertel-Flasche des Elixiers in den Stand gesetzt, ausgestreckt im Bette zu liegen.

Herr Rowland nimmt eine verdiente hohe Stellung unter den Lieferanten für den Toilettentisch ein. Sein Kalydor für die Erhaltung des Teints und sein Makassar-Oel für das Haar finden einen ausgebreiteten Absatz und liefern den Stoff zu einer endlos variirten Reihe von Anzeigen, welche sich durch den sicheren Ton bewußter Ueberlegenheit auszeichnen und durch die verführerischen Erwartungen, welche sie anregen. Ein Paragraph erzählt: „Neulich ist ein guter Spaß passirt. Gegen Jemanden war ein Verhaftsbefehl erlassen worden; er entschlüpfte der Polizei durch den Gebrauch von Rowland's Tyrischer Essenz. Die Kommissarien begegneten ihm, und der Eine sagte zu seinem Kollegen: „Das ist der Mann." — „Ach Narr", sagte der Andere, „der Herr hat schwarzes Haar, und Herr —, wie Sie wissen, graues." Dies ist einer von den tausend Fällen, welche die wohlthätigen haarfärbenden Wirkungen von Rowland's Tyrischer Essenz beweisen."

Man hält es allgemein für vornehm und interessant, schlank zu seyn. Lord Byron lebte ganze Tage lang von Biscuit und Mineral-Wasser, um dem Unglück der Korpulenz zu entgehen, und setzte durch diese Lebensweise oft seine Freunde in Verlegenheit. Dem ist jetzt abgeholfen. Man braucht nur jeden Morgen ein Weinglas von dem „Kaiserlichen ätherialisirenden Syrup" einzunehmen, welcher „binnen vierzehn Tagen eine Sylphengestalt zu Wege bringt, ohne die Gesundheit zu gefährden oder die Constitution zu schwächen."

Sogar für unserer Kinder Schönheit können wir sorgen, wenn wir die unsrige gesichert haben: „Damen, welche wünschen, ihren Kindern Schönheit zu sichern, können auf frankirte Briefe genügende Auskunft erhalten durch Frau Henderson, Witwe des ehemaligen Dr. William Henderson, 13. Spring-Street, Montague-Square, London."

Auctions- und Buchhändler-Anzeigen liefern auch reichliche Beiträge, die wir hier übergehen. — Für die folgende, eine Bonnen-Stelle betreffend, möchten sich auch in Deutschland Gegenstücke finden lassen.

„Für junge Damen. — Gewünscht, in einer anständigen Knaben-Pensions-Anstalt, eine junge Person, die im Stande ist, die vollständige Beaufsichtigung und Pflege von fünfundzwanzig kleinen Knaben zu übernehmen. Sie muß dieselben unterrichten können im Buchstabieren, Lesen, Schreiben und in den Elementen der Geographie und Geschichte. Es wird vorausgesetzt, daß sie den Kindern ihre ununterbrochene Aufmerksamkeit widme; und da die Sitten und das Betragen der Knaben eine Sache von Wichtigkeit ist, ist es erforderlich, daß sie sich in anständiger Gesellschaft bewegt habe. Ferner ist Bedingung, daß sie fürs erste drei Monate ohne Gehalt auf Probe in der Anstalt bleibe, doch hat sie während der Zeit freie Wäsche. Bleibt sie nach dieser Zeit, so erhält sie jährlich fünfundzwanzig Pfund, aber ohne Wäsche. Sie muß jeden Morgen den Kindern Gesicht und Hände waschen und täglich zweimal mit ihnen ausgehen, ihre Garderobe ausbessern und Abends ihre Strümpfe stopfen, nachher gehört ihr die Zeit, und sie kann am Familien-Kreise Theil nehmen. Sonnabends muß sie sie mit dem kleinen Kamme kämmen und, wenn das Mädchen ihnen die Füße gewaschen hat, ihnen die Fußnägel abschneiden. Unter keiner Bedingung aber ist es ihr erlaubt, die Kinder zu züchtigen, weil sich die Directricen dieses Privilegium selbst vorbehalten, da sie eine besondere, eigenthümliche Methode haben. In derartigen Verhältnissen ist es am besten, Alles offen abzumachen. Deshalb wird noch erwähnt, daß sie während der Weihnachts- und Hundsferien drei Wochen bei ihren Freunden zubringen kann, während der beiden halben Jahre aber unter keiner Bedingung abwesend seyn darf. Sie hat den Vortheil, jeden Sonntag zweimal mit den Kindern die Pfarrkirche zu besuchen und außerdem jeden Morgen und Abend ihre Gebete anzuhören. Verlangt werden tadelfreie Zeugnisse über Charakter, Aufführung und Benehmen. Adresse, franco, L. L. 51. Poultry."

„Wo gehen Sie hin?" fragte Georg Selwyn einen Bekannten. „Einen Freund besuchen." „Ei vortrefflich, da geh' ich mit, denn ich habe noch keinen gesehen." — Auch dafür sorgt die allgefällige Zeit. Aus der Beharrlichkeit, mit welcher die folgende Annonce Tag für Tag wiederholt wurde, läßt sich schließen, daß es dem Schreiber Ernst gewesen ist:

„Für unabhängige Herren. — Gesucht von einem anständigen, bescheidenen, jungen Manne, der sehr gute Zeugnisse vorlegen kann, ein Leben ohne Herrn — d. h. er wünscht bei einem anständigen Herrn Gesellschafter und Faktotum zu werden. Er kann reiten, schießen, singen, angeln (aber niemals besser als sein Patron, außer auf ausdrückliches Verlangen), Rechnungen führen, nachsehen, daß die Diener ihre Pflicht thun, zwanzig andere eben so nothwendige Dinge versehen und sein ganzes Bestreben darein setzen, zu gefallen. Wem an einer solchen Person gelegen ist, kann weitere Auskunft erhalten auf frankirte Briefe; Adresse, J. 41. Haymarket."

Und welche rosige Zukunft winkt gar dem schönen Geschlechte:

„Graf Sarsfield Lucan, in gerader Linie abstammend von den Königlichen Häusern von Lothringen und Capet und von anderen Souverainen Europa's, wünscht sich zu vermählen oder zu verheiraten mit einer Dame, deren Eigenschaften und Talente sie befähigen, den Rang und den Titel zu führen, welche ihr durch diese ehrenvolle Verbindung zu Theil werden. Adressen sind zu richten an Graf Sarsfield Lucan, poste restante, Paris."

Häufig genug hört man von einem reichen Bürger, oder von einem Viehhändler, der sich zur Ruhe gesetzt hat, wenn er bekomplimentirt wird über die Fertigkeit seiner Tochter auf dem Piano: „Ja, sie muß wohl gut spielen, sie hat mich ja genug gekostet." — Auch diese große Ausgabe ist nun nicht mehr nöthig:

„Musik. — Außerordentliche Gelegenheit, Musik zu lernen in der Stadt wie auf dem Lande. Der Unterzeichnete hat eine Methode erfunden, durch welche er Pianoforte, oder Violine, oder Guitarre in einer einzigen Stunde in der vollendetsten Weise spielen lehrt. Die Bedingungen sind sehr mäßig."

Trifft diese Ersparniß, bei welcher übrigens die glänzenden Aussichten für die Kunst verdientermaßen in Anschlag zu bringen sind, nur den Einzelnen so geht die folgende über das ganze Land und findet gleichgestimmte Herzen in ganz England:

„Mögen die Flügel der Extravaganz durch die Scheere der Oekonomie gestutzt werden — war der beständige Toast eines Mannes, welcher den Werth eines Groschens kannte. Romanis empfiehlt sich allen ökonomischen Leuten, obgleich er selbst nicht recht dazu gehört (er macht's fast so wie die Geistlichen, „haltet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten"). Wenn Sie vorzügliche gute Strümpfe für einen billigen Preis wünschen, so bemühen Sie sich Cheapside Nr. 33., wo sie ganz ausgezeichnete finden, und ich bin überzeugt, ein Shilling an einem Paar Strümpfe ist der Rede werth; und wer auch nur noch einen Funken von Sparsamkeit besitzt, wird mir beistimmen. Mäßigkeit ist eine schöne Sache — sie befähigt ein Volk, Steuern zu zahlen — Armeen zu unterhalten — die Franzosen zu dreschen — Frieden auf gute Bedingungen zu schließen — den Handel auszudehnen — und verleiht langes und bequemes Leben:

In Strümpfen Romanis gegen die ganze Welt."

Auch für die Ruhe der Todten, welche bekanntlich in England keinesweges so sicher ist als anderwärts, sorgt die aufmerksame Freundschaft der Mitwelt:

„Patent-Särge für die Sicherheit der Todten. — Da die Zeit herankömmt, in welcher die Leichenräuber ihre Diebstähle beginnen, erlauben sich die Unterzeichneten, das Publikum aufmerksam zu machen, daß die Patent-Särge in einer Weise gebaut sind, welche es unmöglich macht, sie zu öffnen, und daß sie allgemein approbirt worden sind von der großen Zahl von Damen und Herren, welche sie gesehen haben."

Die Empfehlung von Tanner's Stahlfedern ist leider zu lang, um hier einen Platz zu finden. Tanner ist unbedingt ein schriftstellerisches Genie, ein Original. Wäre er ein Deutscher, so könnte man vermuthen, er habe ein jahrelanges Studium verwendet auf die Abnormitäten Jean-Paulscher Redeweise und Wortbildung und gebe nun die Quintessenz seiner Forschungen bald in humoristischer praktischer Anwendung.

Die Kehrseite Amerikanischer Freiheit läßt sich abnehmen aus folgenden Anzeigen in Amerikanischen Blättern:

„Entlaufen eine Negerin mit zwei Kindern: wenige Tage zuvor, ehe sie fortlief, brannte ich sie mit einem heißen Eisen auf die linke Wange. Ich versuchte, den Buchstaben M zu machen."

„Entlaufen ein Neger Namens Arthur. — Hat eine bedeutende Narbe von einem Messerschnitt über seiner Brust und beiden Armen; redet gern von der Güte Gottes." — Dieser Arthur muß ein ausgemachter Optimist seyn.

Noch einige Beiträge zur Kenntniß des modernen Familienlebens:

„Wenn William zu seinen zärtlichen Aeltern zurückkehren will, so soll er nicht mehr von seiner Schwester angefahren werden und sich seinen Thee selbst süß machen dürfen."

„An M. N. — Wenn es dir nicht beliebt, nach Hause zurückzukehren, so schicke wenigstens den Schlüssel zur Theebüchse."

Diese Annoncen sind sicherlich theuer bezahlt worden, denn Empfindungen sind niemals billig. Dr. H. wünschte den Tod eines Verwandten in der Times bekannt zu machen. Der Kassirer forderte zehn Shillinge. Dr. H. entgegnete, er habe das letztemal nur sieben Shillinge bezahlt. „Ja", sagte der Kassirer, „das war auch ein ordinairer Todesfall, aber dies ist ein **schmerzlich betrauerter**." — „Gut, mein Freund", sagte der Doktor, indem er die zehn Shillinge hinlegte, „wer **Ihren Tod** anzeigt, wird diese Extra-Ausgabe nicht nöthig haben."

Unter den verschiedenen Eigenschaften der Annoncen dürfen wir auch die kühnen Personificationen nicht vergessen. So sahen wir neulich eine von einem Kapellmeister, welcher eine Kunstreise unternehmen wollte: „Gesucht, fünf Stimmen, für deren Kost und Unterhalt der Unternehmer sorgen wird." Zuweilen ist die Sprache darauf berechnet, Vermuthungen zu erregen über das, was man in der Anzeige nicht versteht: „**Theilnehmer gesucht.** — Jemand, der über 2000—3000 Pfund verfügen kann, kann Theil nehmen an dem Geschäft des Unterzeichneten, der sich vorzüglich mit Transportation beschäftigt." — Eben so auffallend, aber in anderer Weise, war die Aufschrift eines Ladens in Exeter, welche vor einigen Jahren an einem Sonntags-Morgen zu lesen war: „Herr M. besorgt alle Arten von Damen —". Der ganze Ort war in Aufruhr. Der Bischof versammelte das Kapitel, und eine Vorladung vor das geistliche Gericht auf den nächsten Morgen wurde ausgefertigt. Als sich aber der Gerichtsdiener zu dem Schuldigen verfügte, fand er einen Maler eben beschäftigt, die Worte hinzuzufügen: „Kleidern und Putzwaaren", für welche am Sonnabend die Zeit nicht mehr ausgereicht hatte.

Fremde machen natürlich erbauliche Schnitzer, wenn sie ihre Stärke in der Englischen Sprache versuchen. So stand in den Englischen Zeitungen **wörtlich und buchstäblich**:

„I, Jean de Merion, bein trow necessité oblige to teach la langue Française to de people, I be glad you send your child's à moi. Je demeure toder ind, Second Street. All my leisiere hour I make sausage à vend. Oh! I forget to tell how much I ave for teach de school — 4 crowns a quarter for teach de plus polite langue of Europe."

Wenige Spekulanten aber begnügen sich mit diesen, wenn auch meisterhaften Erzeugnissen der Beredsamkeit. Die meisten rufen den Pinsel zu Hülfe, um den Schwung und die Phantasieen der Federn zu unterstützen. Es ist dies ein Weg zu Ausbildung und Ruhm, der die ganze Aufmerksamkeit der zeichnenden Künstler verdient.

Ueberall zeigt sich, daß das Annoncen-System genauen Schritt hält mit den Fortschritten der Bildung. Freilich kann das Beste zu den schlechtesten Zwecken verwendet werden, und die fortwährenden Stürme der Charlatanerie auf unser ganzes Daseyn sind eben nur ein Tribut, den wir für die Segnungen der Erziehung und der freien Presse darbringen. Wohin aber soll das Alles zuletzt führen? Sollen wir in dumpfe Indifferenz zurücksinken und ein Jeder den Scheffel über sein Licht stülpen, oder sollen wir trunken durch die Straßen rennen und unsere Verdienste und Ansprüche auspofaunen? Die Lösung dieser Frage überlassen wir feineren Köpfen, welche mehr Anlage zur Speculation haben als wir. (Edinb. Rev.)

Türkei.

Ein Amerikaner in Konstantinopel.

Sommer-Palast zu Beglerbeg.

Die Kanonen der im Bosporus vor Anker liegenden Türkischen Flotte hatten vor einigen Tagen verkündet, daß der Sultan seinen Sommer-Palast verlassen habe und sich nach dem Winter-Palaste begebe. Der Amerikanische Admiral erhielt durch einen Ferman die Erlaubniß, das jetzt leerstehende Palais zu Beglerbeg zu besuchen. Wir begaben uns dahin mit einigen Engländern, welche an dieser seltenen Gunst Theil nehmen durften. Unterweges sahen wir den Theil des Eski-Seraï, wo die verlassene und korpulente Witwe des Sultans Selim seit mehr als dreißig Jahren an ihrem Schmerze und ihren Thränen zehrt.

Die Türken nennen die Witwe Selims die **Sultanin ohne Knochen**, und sie ist, wie man versichert, das Ideal weiblicher Schönheit nach orientalischem Geschmack. Die galanten Komplimente eines Englischen Dichters, der, von einer Dame redend, seine Verwunderung ausdrückte, daß Gott mit so viel Sorgfalt eine so feine und schlanke Taille gebaut und so viel Vollkommenheiten in ein so zartes und niedliches Wesen gelegt habe, wären, an eine Türkische Dame gerichtet, eine Grobheit erster Klasse. Dicht neben dieser verlassenen Hoheit wohnt ein ehrwürdiger Türke, der früher Gesandter der hohen Pforte in England war. Wie es scheint, fand ihn der Mufti bei seiner Rückkehr etwas zu aufgeklärt für einen wahren Gläubigen und bewirkte seine Entlassung. Der Exdiplomat verlebt seine Tage, auf ein Polster gekauert, in Betrachtungen vor einer an der Wand aufgehängten Landkarte.

An dem bronzenen Thore des Palastes zu Beglerbeg empfing uns Hamik Pascha, dem der Sultan aufgetragen hatte, dem Amerikanischen Gesandten den Palast zu zeigen. Hamik Pascha ist ein schöner Mann von feinem Benehmen. Er hat diplomatische Stellungen in England und Frankreich bekleidet. Eine Seitenthür führte uns unmittelbar nach der großen Galerie des Parterre-Geschosses, welche von den hinter dem Palais gelegenen Gärten nur durch vier Marmorsäulen und einen schweren Vorhang getrennt ist. Eine hölzerne, ziemlich fein gearbeitete Treppe führt nach den oberen Stockwerken. In jedem Stockwerke findet man eine lange Flucht geräumiger Gemächer in Französischem Styl. Man könnte sich fast in ein großes Pariser Hotel versetzt glauben. An Möbeln enthielten diese Gemächer nur Ottomanen und eine unendliche Menge Französischer Spieluhren, welche, zu dreien oder vieren auf jedes Zimmer vertheilt, uns zu Ehren alle zugleich spielten: das gab eine prächtige Harmonie!

Das Harem war verschlossen. Der gefällige Pascha drückte uns sein Bedauern aus, und die Pforten desselben nicht öffnen zu können. Wir wendeten uns also nach den terrassenförmigen Gärten, welche sich amphitheatralisch bis zu einem kleinen, in ziemlich schlechtem Geschmack erbauten Tempel erheben und mit einer sehr schönen Orangerie endigen. Nachdem wir noch einen reich bevölkerten Federviehhof besucht hatten, nahmen wir Abschied von unserm gefälligen Cicerone. Wenn der Marzipan-Palast, den der Sultan in Europa besitzt, nicht besser ist, als sein Asiatischer, so wohnen viele Amerikanische Spezereihändler besser als der Beherrscher des Ottomanischen Reiches. Aber ich habe das alte Serai nicht gesehen und vermuthe, daß der von dem Vater Abdul Medschid's gegen den ärmlichen Luxus des modernen Europa's vertauschte orientalische Glanz sich in dieses unzugängliche Heiligthum gerettet hat.

Mannigfaltiges.

— **Rosenkranz und George Sand.** In der von Madame George Sand herausgegebenen Revue Indépendante (vom 10. Juni d. J.) befindet sich ein sehr boshafter Artikel, der gegen den von Professor Rosenkranz in Königsberg gedichteten philosophisch-dramatischen Scherz: „Das Centrum der Speculation" gerichtet ist. Die Malice des Französischen Kritikers scheint hauptsächlich durch den Umstand erregt worden zu seyn, daß in diesem Scherze nicht bloß Madame Sand selber auftritt, sondern daß auch die Pariser Schauspielerin Dlle. Déjazet, bekanntlich ein etwas sehr lockerer Vogel, neben ihr als eine Berühmtheit der „Stadt der Emeuten und Barrikaden" erwähnt wird. Die Auszüge, die er von dem kleinen Drama giebt, drehen sich alle um Madame George Sand. „Sie tritt auf", sagt unser Kritiker, „aber leider nicht, um uns von Consuelo, Valentine oder Indiana zu erzählen, sondern um Deutsche Verse herzusagen. Deutsche Verse! Quel ridicule et quel sacrilège!" Auch wir nehmen hier etwas „Ridicüles" wahr, aber nur in der Bemerkung des Kritikers. Dieser erhält jedoch Wasser auf seine Mühle durch die der Madame George Sand von Herrn Rosenkranz in den Mund gelegten Verse in Französischer Sprache, in welchen er so glücklich ist, einige Sprach- und einige Druckfehler zu entdecken. Es ist wahr, Herr Rosenkranz schreibt das Französische weder elegant noch ganz korrekt, aber wie horrend gelehrt würden uns die Französischen Philosophen erscheinen, wenn sie das Deutsche eben so richtig zu **schreiben**? — nein, das verlangen wir gar nicht! — wenn sie es nur richtig zu **lesen** verständen. Der Kritiker selbst scheint einer von diesen Philosophen zu seyn, die von dem Deutschen, das sie gelesen, weder sich noch ihren Lesern eine richtige Idee zu geben vermögen. Herr Rosenkranz aber mag sich damit trösten, daß derselbe Franzose, der hier so viel Spott über ihn und die „Gaieté Allemande" ausgießt, auch an seinem eigenen Landsmann Rabelais keinen Geschmack findet, den er „un autre railleur de l'école du docteur Rosenkranz" nennt.

— **Neueste Russische Literatur.** Seit dem Tode Puschkin's und Marlinskij's nimmt wohl Gogol die erste Stelle in der schönen Literatur Rußlands ein: seine „todten Seelen" (mertwya duschi), die im vorigen Jahre zu Moskau erschienen, haben allgemeines Aufsehen erregt, obgleich die Meinungen der Russischen Kritiker, wie gewöhnlich, über ihren Werth getheilt sind. Die alte Schule, mit Bulgarin an der Spitze, dessen Suprematie im Reiche des Humors durch Gogol gefährdet, wenn nicht gar vernichtet worden, ist auf das neue Werk aus begreiflichen Ursachen nicht gut zu sprechen, während die „Vaterländischen Notizen" und andere Blätter es als den Anfang einer neuen Epoche begrüßen. — Als Novellist zeichnet sich der Graf **W. Sollohub** aus, der in seinen Erzählungen ein als treffend anerkanntes Bild der höheren Petersburger Gesellschaft giebt. Der unermüdliche Sagoskin hat auch im Jahre 1842 einen neuen historischen Roman zu Tage gefördert, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielt und den Titel: „Kusma Petrowitsch Miroschew" führt. Von dem pseudonymen **Fedor van Dim** sind zwei Erzählungen: die beiden Phantome (dwa prisraka) und: eine Stimme für das Vaterländische (golos sa rodnoje) geliefert worden, wovon sich letztere durch einen etwas exaltirten Patriotismus bemerkbar macht. **Polewoi** hat seine dramatischen Erzeugnisse und Uebersetzungen in zwei Bänden gesammelt, und **Baratynskij**, ein älterer Dichter, der seit mehreren Jahren geschwiegen, ist wieder mit einem Bändchen Poesieen unter dem Titel: Dämmerung (sumerki) hervorgetreten, die sich, wie seine früheren Produkte, durch Harmonie der Sprache und einen melancholischen Ton charakterisiren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Freitag den 7. Juli 1843.

Algier.

Algiersche Charaktere.

Der Berbern-Häuptling Si-Zerdud.

Die jüngste Expedition des Generals Baraguay-d'Hilliers hat die Franzosen von einem berüchtigten Feinde befreit, der seit zwei Jahren die Provinz Konstantine beunruhigte, dem Fanatiker Si-Zerdud, einem Kabylischen Marabut, der eine ähnliche Bedeutung in der Berberischen Nationalität zu gewinnen suchte, wie sie Abd-el-Kader für die Arabische erlangt hat. So chimärisch dieser Plan war, so verfolgte er ihn doch mit einer Energie und einem Hasse, welcher den Generalen der Provinz viel zu schaffen machte. Er durchstreifte fortwährend den Küstenstrich, predigte überall den heiligen Krieg und wiegelte durch seine feurige Beredsamkeit die Stämme auf, die ihn als einen von Gott inspirirten Redner verehrten und als Krieger bewunderten. Im vorigen Jahre hatte er sie, sechstausend an Zahl, zum Angriff des Lagers von El-Aruch geführt. Mit einem Wort, Zerdud war die Seele aller Verschwörungen und Aufstände in der Provinz Konstantine; er beunruhigte die Straßen und führte seine exaltirten Landsleute selbst unter die Mauern der Französischen Städte, bis sein Tod die Hoffnungen der Rebellen zerstörte und den Communicationen zwischen Bona, Philippeville, Budschia und der Hauptstadt der Provinz die Sicherheit wiedergab.

Si-Zerdud gehörte einer Fraction des Stammes der Uled-Dschebara an, über welchen die alte Familie der Fegund die Oberherrlichkeit hatte. Er wohnte vor der Französischen Occupation in Konstantine, wo er auch nachher noch einige Jahre blieb. Zerdud war Thaleb, d. h. Vorleser, in der Moschee Sidi-el-Chaïd und schien als solcher ganz allein dem Gebet und dem Studium zu leben; er erklärte sich laut für einen Anhänger des Friedens und versäumte keine Gelegenheit, dem Gouverneur, General Galbois, seine Unterwürfigkeit zu versichern. Auch mit dem General Guingret, Kommandanten von Bona, stand er auf dem besten Fuße; er vergaß nicht, ihn zu besuchen und seinen Kaffee mit ihm zu trinken, so oft derselbe in die Stadt kam. Es ist möglich, daß er es damals noch mit Frankreich gut meinte; aber wahrscheinlicher ist es, daß er nur die günstige Stunde abwartete und dabei seine geheimen Neigungen und Pläne mit jener geschickten Verstellung zu verbergen wußte, welche ein Hauptzug seiner Race ist.

Als der Augenblick zu handeln gekommen war, verließ Zerdud Konstantine und begab sich mit seiner Familie zu dem Stamm der Beni-M'hamed, dessen Scheich er war und welcher nicht weit von der Küste die unbezwinglichsten Spitzen des Edugh-Gebirges bewohnt. Der vorher überlegte und mit kaltem Blut ausgeführte Mord eines Französischen Offiziers, des Herrn Alleaume, war die That, mit welcher er die Fahne des Aufruhrs erhob und sich zugleich von vorn herein jeden Weg zur Versöhnung mit den Franzosen abschnitt.

Der damalige Kaïd des Edugh-Bezirks, Namens Kermisch, der Häuptling eines Stammes jener Gegend, war ein Mann, der den Franzosen mehrere Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Ein gefürchteter Räuber des Distrikts, Bel-Arbi, verbreitete Schrecken in der Ebene von Bona und ermordete des Nachts die Französischen Schildwachen an den Thoren der Stadt. Kermisch tödtete ihn und erhielt für diesen ausgezeichneten Dienst das Kommando des Gebirges. Diese Erhebung zog ihm eine Menge Feindschaften zu. Er wurde bei dem Kommandanten von Bona der Erpressungen angeklagt, und diese Anklage war nicht ungegründet; aber welchem eingeborenen Beamten kann man nicht dergleichen ungerechte Gelderhebungen vorwerfen? Gleichwohl wurden diese kleinen Sünden, die von seinen Feinden noch vergrößert wurden, der Grund seines Sturzes; der General Guingret, der die Sitten der Kabylen kannte, hatte sie ihm noch verziehen; sein Nachfolger aber, der General Lafontaine, ließ, als auch ihm diese Klagen vorgetragen wurden, eine Untersuchung über die Verwaltung des Kaïd anstellen. Zum Unglück wurde noch ein persönlicher Feind des Letzteren mit dieser Untersuchung beauftragt. Die, welche die letztere veranlaßt hatten, begleiteten den Kommissar auf seiner Rundreise, und sobald sie sich einem bewohnten Ort näherten, schrieen sie aus allen Kräften, daß „Jeder, der sich über den Kaïd zu beklagen habe, seine Beschwerden vortragen möge; es solle ihm Gerechtigkeit widerfahren und Ersatz geleistet werden.“ Natürlich strömten die Klagenden von allen Seiten herbei; Mancher, dem der Kaïd nie etwas genommen, schrie am lautesten, und die gesetzmäßigsten Geldstrafen, die er erhoben, wurden von denen, die sie zu tragen gehabt, als eben so viele Erpressungen dargestellt, die nur der Tod oder zum allerwenigsten die Absetzung sühnen könne. Kermisch ward ins Gefängniß geworfen, aus dem er aber bald zu entkommen wußte. Während sein Prozeß instruirt wurde, bewarb sich ein junger Mann aus Bona, ein ehemaliger Maurischer Gendarm, den weder seine Verdienste noch seine äußere Stellung zu besonderer Berücksichtigung empfahlen, um das Amt des abgesetzten Kermisch. Berkuchi (dies war sein Name) zeigte echte oder falsche Briefe von den Scheichs des Edugh-Bezirks vor, die ihn zu ihrem Kaïd verlangten, und diese Zeugnisse verschafften ihm den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern. Der General beauftragte ihn vorläufig mit der Einziehung des hakor (der Grundsteuer) in jenem Bezirk, indem er sich vorbehielt, ihn nach erfolgreicher Beendigung dieser Mission definitiv anzustellen. Zugleich gab er ihm zu seinem Schutze eine Eskorte von fünfundzwanzig Spahis mit, die von einem Unter-Lieutenant, dem unglücklichen Alleaume, kommandirt wurden. Diese kleine Karavane ging in den ersten Tagen des Juni 1841 von Bona ab. Sie fand überall die Stämme bereit, die Steuer zu zahlen, und Herr Alleaume hatte schon eine ziemlich bedeutende Summe nach Bona geschickt, als das Detaschement auf das Gebiet der Beni M'hamed kam, des Stammes, dessen Scheich Si-Zerdud war und der erst vor kurzem von selbst dem General Lafontaine seine Unterwerfung angeboten hatte. Der Kaïd und Herr Alleaume konnten mit der Aufnahme, die ihnen in diesem Stamme wurde, ganz zufrieden seyn. Si-Zerdud lud den Offizier ein, die Nacht in seinem Gurbi zuzubringen, und Herr Alleaume, sich der Redlichkeit des Berbern anvertrauend, schlief ruhig neben seinem tödtlichsten Feinde, nachdem er mit ihm das Brod gebrochen und Kuskussu gegessen.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch verließ er die Wohnung des Kabylen und stieg mit seinen Leuten zu Pferde, um seine Runde durch die Gegend zu machen. Der Scheich bot sich ihm zum Begleiter an, und um Herrn Alleaume ganz sicher zu machen, legte er im Augenblick des Ausbruchs seine lange Flinte vor den Augen Aller in die Hände eines seiner Diener, mit dem Befehl, sie in das Gurbi zurückzutragen. Mehrere von den Beni M'hameds folgten ihm eben so ohne Waffen, und das Detaschement verließ das Dorf unter der Führung des Kabylen-Chefs, der sich mit der scheinbar ruhigsten und wohlwollendsten Miene mit dem Offizier unterhielt. Man erreichte bald eine dacherah, die in einer engen Schlucht lag, welche links ein dichtes Gehölz und rechts ein jüngst erst angeschwollener Fluß begränzten. Hier stieg man ab, um die Steuer zu erheben, und Si-Zerdud fuhr fort, mit Herrn Alleaume zu plaudern; er hatte seit einigen Augenblicken seine Hand unter dem Burnus verborgen, und auf einmal zog er eine Pistole hervor, die er auf den Offizier abfeuerte, welcher sofort todt niederfiel. In demselben Moment wimmelte der Rand des Gehölzes von bewaffneten Kabylen, und eine Musketenladung streckte drei Spahis leblos nieder und verwundete einen vierten. Der Rest des Französischen Detaschements ergriff mit Einschluß des Kaïds die Flucht nach dem Strome zu und rettete sich schwimmend an das andere Ufer. Die meisten Pferde, das Gepäck und das zur Aufbewahrung des Tributs bestimmte Behältniß, das aber nur tausend Francs enthielt, blieben in den Händen der Berbern.

Als bald darauf eine starke Kolonne in das Gebirge geschickt wurde, um diese Verrätherei zu bestrafen, hatte sich der ganze Stamm, wie zu erwarten war, aus dem Staube gemacht. Seine Dörfer wurden verlassen gefunden, und die Kolonne mußte, nachdem sie die Aerndten, die Bienenstöcke und einige Lehmhütten angezündet, unverrichteter Sache nach Bona zurückkehren.

Zwei Monate darauf ließen sich die Beni M'hamed einen neuen Frevel zu Schulden kommen, der die Ueberzeugung gewährte, daß, so lange Zerdud an ihrer Spitze stehe, keine Unterwerfung von ihnen zu erwarten sey. Berkuchi, dessen Benehmen bei dem oben erzählten Ereigniß sehr zweideutig erschienen war, wurde gleichwohl im folgenden August mit der Einsammlung des Achur (des Zehnten) in dem Bezirk seines Kaïdats von dem Oberst Senilhes, dem damaligen provisorischen Kommandanten von Bona, beauftragt. Dieser beging dabei die Unvorsichtigkeit, ihm nur eine Eskorte von zehn Spahis mitzugeben, glaubte aber jeder Gefahr vorzubeugen, indem er ihm empfahl, das Gebiet keines feindlichen oder zweifelhaften Stammes zu betreten. „Du wirst“, sagte er zu ihm, „Dich nur bei den uns befreundeten Bergbewohnern zeigen, und besonders wirst Du es vermeiden, den Ued-el-Aueb zu passiren. Das Letztere besonders ist wichtig. Hast Du meine Instructionen verstanden?“ Der Kaïd nickte mit dem Kopfe. — „Wiederhole sie mir, um mich zu überzeugen, daß Du sie ganz begriffen hast.“ — „Ich werde“, wiederholte Berkuchi, „nur zu den befreundeten Kabylen gehen und den Ued-el-Aueb nicht passiren.“ — „Gut“, sagte der Oberst, ihn verab-

schiedend, Dein Kopf bürgt mir für die Ausführung meiner Befehle.“ Trotz dieser Drohung wagte es der Kaïd dennoch, den bezeichneten Fluß zu überschreiten und in der gefährlichen Nähe der Beni-M'hamed des Nachts zu bivouakiren. Diese überfielen auch wirklich, kurz vor Tagesanbruch, Zerdud an ihrer Spitze, die Spahis und sandten ihnen eine Ladung, welche zwei Mann tödtete und drei verwundete. Beim ersten Flintengeräusch hatte sich Berkuchi erhoben und machte Miene, zu entfliehen, als einer der Spahis seine Flinte auf ihn richtete und ihn zwang, das Loos der Reiter, die er fast zum Tode geführt, zu theilen. Zum Glück eilten bald zwei benachbarte und befreundete Stämme, die Treats und die Beni-Alia's, durch das Echo der Schüsse von der Gefahr der Spahis unterrichtet, denselben zu Hülfe und retteten die Ueberlebenden, so daß diese mit dem Kaïd die Nachricht hiervon nach Bona bringen konnten. Berkuchi ward natürlich sofort abgesetzt und, da man ihn des Einverständnisses mit den Beni-M'hameds verdächtigte, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die ihm beinahe den Kopf gekostet hätte; nur der Mangel an Beweisen rettete ihn.

Inzwischen war es dem Vorgänger Berkuchi's, dem Ex-Kaïd Kermisch, gelungen, aus seinem Gefängniß zu entkommen und seinen Duar zu erreichen. Hier erwarteten ihn andere Gefahren. Si-Zerdud und seine Anhänger, die ihm anfangs einen schlechten Empfang bereiteten, weil er den Räuber Bel-Arbi getödtet, wollten ihn sodann zwingen, an dem Handstreich, der Herrn Alleaume das Leben kostete, Theil zu nehmen. Die Weigerung, die er diesem Verlangen entgegensetzte, zog ihm tausend Verfolgungen und öftere Todesdrohungen von Seiten des fanatischen Zerdud zu. Er verdankte seine Rettung der Verwendung des Stammes der Zerra, zu welchem er sich geflüchtet hatte, mußte aber den Blutpreis für Bel-Arbi zahlen, und die gierigen Forderungen der Familie des Letzteren ruinirten ihn völlig. Zugleich wurde er von der Französischen Behörde verfolgt und die Stämme aufgefordert, ihn auszuliefern. Dieses Umstands bediente sich Zerdud, um überall im Namen des heiligen Asylrechts, das er selbst so sonderbar gegen den Flüchtling ausübte, den Aufstand zu predigen.

Bald brach derselbe auf allen Punkten des Gebirges aus. Eine unter dem General Randon dahin gesandte Expedition erreichte nur unvollkommen ihren doppelten Zweck, die Empörung durch die Ausrottung der Beni-M'hameds zu ersticken und zugleich eine exemplarische Rache für die Ermordung Alleaume's zu nehmen. Doch verlor der strafbare Stamm sechzehn Mann und einen Theil seiner Heerden, Pferde, Zelte und Waffen. Unter den Todten waren drei nahe Verwandte Si-Zerdud's. Der Letztere war zu den Senedja's geflohen; von hier aus durchstreifte er das ganze Sahel, die Küste und selbst das Innere der Provinz, gab sich überall für den Gesandten Gottes aus, der ihm, wie er sagte, durch einen seiner Engel den Auftrag gegeben, die Gläubigen zum Dschehad zu rufen und die Ungläubigen zu vernichten. Er ließ seine enthusiastischen Predigten und seine Propheten-Sprache hinter einander bei den Uled-el-Hadj, den Beni-Salahs, den Beni-Saaks, den Beni-Ualbans, den Beni-Tufuths, den Tabna's, den Medadja's und mehreren anderen Stämmen hören, von denen die meisten sich seiner Fahne anschlossen. An der Spitze der Schaaren, die er von seiner höheren Sendung überzeugt, scheute er sich nicht, die Belagerung von Bona selbst zu unternehmen, und um den Muth seiner Leute anzufeuern, redete er ihnen ein, daß Budschia, Philippeville und Dschidscheli schon in den Händen der Kabylen wären, während wieder einer seiner Brüder, der Dschidscheli einschloß, den Seinigen weiß machte, Zerdud sey schon in Bona und habe alle Franzosen daselbst über die Klinge springen lassen. Desselben Kunstgriffs bediente sich Zerdud später, um die Kabylen zum Angriff von Budschia und Philippeville fortzureißen. Natürlich mißlangen alle diese Angriffe, aber dies entmuthigte Zerdud nicht, und auch bei den Bergbewohnern that dies seinem Ansehen und dem heiligen Ruf, in welchem er stand, nicht den geringsten Eintrag. Ja sogar höchst unbedeutende Fehler von Seiten der Franzosen trugen noch dazu bei, ihn in den Augen der Stämme zu verherrlichen, so unter Anderem folgendes lächerliche Mißverständniß. Während Zerdud's Brüder unter den Mauern Dschidscheli's lagerten, brachte von seiner Seite ein Kabyle eine Botschaft an den Kommandanten des Platzes. Ein Französischer General, der sich in der Stadt aufhielt und erst vor kurzem in Afrika angekommen war, fragte den Boten durch Vermittelung eines Dolmetschers über den Scheich der Beni-M'hamed aus, den er Sidi-Zerdud nannte. Als der Berber das erstemal diese Bezeichnung vernahm, glaubte er falsch gehört zu haben und sagte nicht anders als Si-Zerdud, wenn er in seinen Antworten den Häuptling zu nennen hatte. Als aber der General zu wiederholten Malen das Wort Sidi mit dem Namen des Scheich's verband, da malte sich ein tiefes Erstaunen in den Blicken des Boten. Er faltete die Hände und hob die Augen andächtig zum Himmel empor, als wollte er ihm für eine Gunst danken, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Man muß nämlich wissen, daß Si und Sidi zwei sehr verschiedene Ausdrücke sind. Si ist so viel als sieur, Herr, während sidi dem Französischen Monseigneur entspricht. Der Französische General, der von diesen Nüancen nichts wußte, hatte ein Wort für das andere gebraucht und so, ohne es zu ahnen, dem Insurgenten-Häuptling eines der schmeichelhaftesten Komplimente gemacht. „Was für ein Mensch ist dieser Sidi-Zerdud!“ rief daher der Bote nach Beendigung der Audienz aus; „er muß durchaus ein großer Heiliger seyn, da der General selbst ihn als „seinen Herrn“ anerkennt!“ Und er ermangelte nicht, allen Arabern oder Berbern, denen er begegnete, diese wichtige Neuigkeit mitzutheilen und natürlich auch den erwähnten geistreichen Kommentar damit zu verbinden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber die philosophischen Frauen.

(Schluß.)

Wir nehmen keinen Anstand, zu sagen, daß das Buch der Frau Fürstin von Belgiojoso seinen Zweck gänzlich verfehlt hat. Keine einzige Frage ist richtig gestellt und erledigt. Das christliche Dogma ist weder in seiner Wesenheit noch in seiner Einwirkung auf die Zeit richtig aufgefaßt. Hätte die Verfasserin sonst wohl über den h. Augustinus ein Urtheil fällen können wie folgendes: „Er war mehr seltsam als tief, mehr kalt als ernst, mehr redend als überzeugt, mehr unermüdlich als stark.“ Haben wir richtig gelesen? Augustinus nicht tief, der glühende Afrikaner kalt? er, nicht überzeugt, dessen Bekehrung der Paulinischen an die Seite gesetzt wird? Zwischen den ersten Zeiten des Christenthums und der Neuzeit, zwischen dem orientalischen Geiste und dem Genius des Occidents steht Augustinus wie ein neuer Atlas, der die ganze christliche Welt stützt und trägt. Bis zu ihm reichen die Kirchenväter empor, und von ihm gehen die großen Männer aus, die in neuerer Zeit der Stolz des Christenthums waren, der h. Thomas, Luther, Calvin und Bossuet. Wir wissen nicht, ob die Verfasserin es sich vielleicht vorgenommen, einen der Kirchenväter ihrer Laune zum Opfer zu bringen, jedenfalls war diese Wahl unglücklich; es giebt historische Riesengestalten, gegen die sich keine Hand aufheben darf, nicht einmal eine weibliche. Dagegen erfreut sich ein Ketzerhaupt der besonderen Gunst unserer Autorin: Nestorius; sie sagt, nachdem sie alle Quellen studirt habe, die uns über die Lehre des Nestorius aufbewahrt sind, habe sie nicht einsehen können, inwiefern dieselbe wesentlich von dem katholischen Dogma abweiche! Die Verbindung des Göttlichen und Menschlichen in Christus war in den ersten christlichen Jahrhunderten der Gegenstand unaufhörlicher Erklärungen und Irrlehren. Die meisten Köpfe beschäftigten sich damit, für dieses göttliche Geheimniß eine rationelle Deutung zu suchen. Arius hatte die Vereinigung des Wortes mit der Menschennatur anerkannt, aber er leugnete die Einheit desselben mit dem Vater. Apollinarus sagte, der Sohn sey Eins mit dem Vater, aber als er auf Erden erschienen, habe er sich mit dem menschlichen Körper verbunden, ohne eine menschliche Seele zu besitzen; diese sey auch überflüssig gewesen, weil statt ihrer das Wort diente. Um Apollinarus zu bekämpfen, erfand man eine andere Version: Viele behaupteten, daß Christus allerdings eine menschliche Seele gehabt, aber sie unterschieden dieselbe vom Wort (Logos). Nach ihnen lebte das Wort im Körper, wie in einem Tempel, mit der menschlichen Seele in einer Vereinigung, die weder völliges Einsseyn noch Vermischung war. Nestorius war der berühmteste unter den Vertretern dieser Lehre, deren Folgen sehr erheblich waren, denn wenn man die persönliche Vereinigung des Wortes mit der Menschennatur leugnete, so gelangte man zu dem Schluß, daß die Jungfrau nicht die Mutter Gottes, sondern nur die Mutter von Christus sey. Nestorius scheute sich nicht, denjenigen, welche nicht wie er dachten, den Vorwurf zu machen, sie fielen in die Thorheit der Heiden zurück, die ihren Göttern Mütter gegeben. Zwischen ihm und dem h. Cyrillus entstand ein heißer Kampf, und nach vielen Verfolgungen starb Nestorius in Theben, ohne widerrufen zu haben. Wir müssen also die geehrte Verfasserin ersuchen, ihre Studien über den Nestorianismus wieder aufzunehmen oder orthodoxe Katholiken darüber zu befragen; sie werden ihr ohne Zweifel sagen, daß Nestorius den wesentlichsten Theil des Dogma's geleugnet hat, auf dessen Geschichtschreibung sie Ansprüche macht. Sie erklärt außerdem, daß sie ihre Meinungen streng innerhalb der Gränzen halte, die von der Kirche eingesetzt sind, daß sie dieselben jedoch keinesweges den Hindernissen unterordnen würde, welche die Kirche jetzt ihr noch in den Weg legen könnte. Wir glauben nun zwar nicht, daß man ein Konzilium versammeln wird, um die Lehrsätze der Verfasserin zu prüfen, aber wir zweifeln, daß eifrige Katholiken sich an ihrem Buche erbauen werden. Bei aller Unterwürfigkeit unter die Bestimmungen der Kirche zeigt sich doch darin eine seltsame Hinneigung zum Zweifel. Man merkt, daß die Verfasserin die Streitfragen der verschiedensten Meinungen hat abhandeln hören; sie hat sich nach einander mit Theologen, Philosophen und Historikern unterhalten. Auf diese Art hat sie allerdings positive Kenntnisse errungen, aber diese widerstreitenden Einflüsse haben ihrer Gedankenrichtung die Unentschlossenheit gegeben, welche immer das Denken unfruchtbar macht; in den Untersuchungen zeigt sich eine schwankende Kritik, die gleichsam mit der Orthodoxie schmollt, ohne den Muth zur Unabhängigkeit der Philosophie zu haben. Deshalb findet man in diesem Werke über die Entstehung des katholischen Dogma's weder den Eifer des Glaubens, noch Resultate des Wissens, und die Philosophen werden es eben so unbefriedigend finden als die Gläubigen.

Dennoch hat das Buch seine Verdienste; es bleibt merkwürdig, daß eine Frau sich die Mühe gegeben hat, so viele Geschichtsquellen zu lesen, zu untersuchen oder Auszüge daraus machen zu lassen. Der Styl der Biographieen und Notizen, aus denen dieser Versuch über das katholische Dogma besteht, ist korrekt, elegant und zuweilen so klar und bestimmt, daß er sich zur Höhe eines ernsten historischen Werkes erhebt. Besonders sind die Ereignisse und politischen Thatsachen mit fester Hand gezeichnet; dennoch können wir nicht umhin, auch hierin auf wunderliche Irrthümer aufmerksam zu machen, besonders da, wo die Verfasserin über das Römische Recht ein Urtheil fällt. Es ist dies nur ein neuer Beweis, wie selbst für eine unterrichtete Frau die Gelehrsamkeit noch Klippen genug darbietet, um daran zu scheitern.

Das zweite Werk, Studien über die Ideen und ihren Zusammenfluß im Schoße des Katholizismus, von der Vicomtesse de

Lüdre, bildet einen völligen Gegensatz zum obigen. Die Fürstin Belgiojoso verlor sich in Analysen, die Vicomtesse Lüdre sucht nach Synthesen. Diese Dame geht von dem Grundsatz aus, daß die Ideen, welche sich zu widersprechen scheinen, alle gleichartig oder vermittelnd sind, und erklärt, daß der Katholizismus, in dem sie sich sämmtlich konzentriren, die eigentliche Wahrheit sey. Mit anderen Worten liegt für sie *Alles in Allem*; Unterschiede existiren nicht in ihren Augen, es giebt nur Analogieen, welche die Gleichförmigkeit der Wahrheit in allen Religionen und allen Systemen ausdrücken. Frau von Lüdre nennt sich gleichfalls eine gehorsame Tochter der Kirche, für deren Ruhm zu arbeiten sie sich aufrichtig bestrebe. Aber es ist in ihrem Geist eine seltsame Verwirrung der katholischen Grundsätze mit einigen übelverstandenen Ideen der neuen Philosophie entstanden, und aus dieser Verwirrung erhebt sich eine Lobpreisung der christlichen Religion, wie sie die Ungläubigen mehr als einmal zum Lächeln zwingen wird.

Ja, die Gleichförmigkeit der Ideen durch alle Zeiten ist wahr, und sie ist die Basis der jetzigen Philosophie, sowohl in Deutschland als in Frankreich. Aber unter der Bedingung nur läßt sie sich anwenden, daß man den Menschengeist als Schöpfungsgrund der Religionen anerkennt. Für den Philosophen besteht die Verschiedenheit nur in der Entwickelung, er erkennt die Gleichförmigkeit der Gedanken und menschlichen Gefühle unter den veränderten Formen und Gestalten. Auch wird er für das Christenthum eine tiefe Verehrung hegen, weil er in ihm in größerem Maßstabe eine schon bekannte Weisheit wiederfindet. Aber so natürlich auch diese Anschauungsweise bei den Philosophen ist, so wenig geeignet ist sie, den Apologeten des Katholizismus zum Grundstein zu dienen. Die Verfasserin hat nicht bemerkt, daß sie in ihrem Eifer, alle Meinungen zu vereinigen, die Eigenthümlichkeit des Christenthums vernichtet: wenn man ihr Buch gelesen hat, glaubt man viel weniger an die Nothwendigkeit der Offenbarung. In der That, sie schildert uns die Welt schon christlich vor der Menschwerdung Jesu. Plato hat schon, wenn wir der Frau von Lüdre glauben dürfen, ganz aus katholischem Gesichtspunkte geschrieben, und Cato, sagt sie, bedurfte nur des Namens, um Christ zu seyn, er besaß evangelische Tugenden. Nun wahrlich, wenn Cato Christ war, so darf man an Niemanden mehr verzweifeln; es scheint indessen, als wenn dieser stolze Heide, der sich durch einen freiwilligen Tod der Gnade Cäsar's entzog, jene Tugend nicht besessen hat, die das Christenthum sich rühmt der Welt geschenkt zu haben: die Demuth. Die Verfasserin geht zu weit in ihrem frommen Eifer; indem sie überall das Christenthum sehen will, macht sie es zur Null. Wenn sie zu beweisen sucht, daß die heilige Schrift, der heilige Augustinus, Fenelon mit den Grundideen der Veda's, mit Lao-Tseu, mit Sokrates, mit Plato und Zoroaster übereinstimmen, so fragt man sich, wo alsdann das Ursprüngliche, die göttliche Eigenthümlichkeit des christlichen Wortes bleibt?

Frau von Lüdre hat viel gelesen; sie hat den größten Theil ihres Werkes mit Auszügen ihrer Lektüre gefüllt und dazwischen Auseinandersetzungen eingestreut, denen man überall die Weitläufigkeit und Zerflossenheit einer Unterhaltung anmerkt. Alles, was die Verfasserin gelernt, gesagt und gehört hat, von den verschiedenartigsten Gegenständen, liegt in diesen zwei Bänden bunt durch einander gehäuft: Geschichte, Religion, Philosophie, Literatur und Musik werden benutzt. So hören wir denn, daß Donizetti, dessen Genie nicht so groß als Mozart's ist (wirklich !!), vielleicht mehr die Gabe hat, zum Herzen zu sprechen. Daß Goethe ein sehr großer Mann seyn würde, wenn ihm der Faust gehörte, aber Faust sey eine Schöpfung des Volksgeistes. Daß Voltaire unfruchtbar gewesen. Daß Cicero's Styl ohne Ordnung und Glanz sey! Dergleichen in einem Salon auszusprechen, ist schon sehr unklug; — aber es zu schreiben!! — Dessenungeachtet bezeugen diese Studien viel Beweglichkeit des Geistes und besonders einen echten Schwung der Seele. Die Absichten der Verfasserin sind zudem sehr ehrenwerth: sie will die Denker in den Schoß des Katholizismus ziehen, und zu diesem Zwecke hat sie eine Art Konkordat gestiftet, das von der Kirche und von der Philosophie angenommen werden könnte. Indessen sind dies zwei Mächte, welche schwerlich die Verträge ratifiziren, die man in ihrem Namen glaubt machen zu können; und diesmal könnte sich auch gegen die Befähigung der Unterhändler ein gerechtes Mißtrauen erheben. Wir haben hier zwei geistvolle Frauen gesehen, die sich unüberlegterweise der schwierigsten Fragen bemächtigten und häufig das Gegentheil von dem erreichten, was sie wollten: ein neues Beispiel, mit welchen Gefahren die Frauen auf einer philosophischen Laufbahn zu kämpfen haben.

In der Wahl einer literarischen Beschäftigung können die Frauen nicht vorsichtig und eitel genug seyn. Die Natur hat ihnen einen schönen Theil geschenkt; die Kenntniß des menschlichen Herzens, das Studium der Leidenschaften, die Beobachtungen der Sitten, die Poesie, besonders jene, welche aus der Liebe entsteht, sind das nicht Uebungen genug, die wir ihnen überlassen müssen, da sie sich besser darauf verstehen als wir? In den Materien der Wissenschaft Originalität zu erringen, ist für die Frauen fast unmöglich; Alles, was sie thun können, besteht darin, die Ideen zu begreifen und darzustellen, die Andere erdacht haben, und selbst dies wird ihnen noch oft mißlingen. Wenn sie über Philosophie und Politik schreiben, so verfallen sie in Uebertreibungen, die ihre Schwäche verrathen. Sie irren sich in der Natur der Prinzipien, sie mißachten den Werth und verwechseln die Beziehungen derselben, und endlich glauben sie etwas Neues zu sagen, wenn sie abgedroschene Sätze mit rednerischem Style erklären.

Zudem berufen unsere Zeiten keinesweges die Frauen zu den Gefahren eines solchen Schiffbruchs. Wir leben nicht mehr in den Tagen der Barbarei; wir stehen nicht mehr in der Epoche der Wiedergeburt, in der die Frauen sich bei dem Erwachen des menschlichen Geistes betheiligten, und den Männern die Palme der Wissenschaft streitig machten. Im Mittelalter sind die Frauen Doktoren der Rechte und Professoren der Physik gewesen, viele verstanden Griechisch und Hebräisch. Damals war dies keinesweges lächerlich: der Menschengeist bedurfte aller seiner Kräfte, es konnte nicht zu viele Arbeiter geben. Aber andere Zeiten, andere Sorgen. Nachdem die geistige Kultur Europa's einen soliden Standpunkt erlangt hat, ist es Zeit, daß die Frauen sich der Wissenschaften enthalten und sich nur in Sachen des Herzens und der Phantasie thätig beweisen. Schon Molière hat dies vortrefflich aufgefaßt, als er seine „gelehrten Frauen" schrieb; er fand es lächerlich, daß die Frauen sich in der Philosophie, Physik und Geometrie auszeichnen wollten, während Descartes, Pascal und Fermat die Natur der Menschen und die Gesetze der Welt studirten. Molière war dreist in seinen Angriffen, weil sie sicher waren, und er wußte, daß, wenn er die gelehrten Damen angriff, er alle geistreiche und liebenswürdige Frauen auf seiner Seite haben würde. — Im Uebrigen sind die Umstände gerade jetzt auch keinesweges der Art, um die Mitwirkung der Frauen in philosophischen Materien wünschenswerth zu finden; denn es hat allen Anschein, als sollte der Kampf zwischen der Philosophie und der Kirche wieder beginnen. Und doch ist es schwer zu begreifen, welchen Vortheil die Kirche erwartet von den hervorzurufenden Feindseligkeiten; sie erhält Alles, was sie fordert, die Regierung ehrt sie und schmeichelt ihr; überall ist eine größere Hinneigung zu den Uebungen der Religion ersichtlich. Was bleibt der Kirche noch zu wünschen übrig? eigentlich nichts — dennoch aber eine Kleinigkeit, nämlich die Vernichtung der Philosophie. Welches Verlangen, im Vaterlande von Descartes und Voltaire, in Frankreich, die Souverainetät des Gedankens zu vertilgen! Wenn die Kirche darüber nachdenkt, wird sie einsehen, daß ihre Macht mehr durch den Frieden als durch den Krieg befestigt wird, denn die Philosophie besitzt in Frankreich ein eben so unbestreitbares Bürgerrecht als die Religion ....

Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen gethan zu haben mit diesem Auszuge, weil darin Punkte berührt werden, die auch bei uns jetzt zu den Angelpunkten des äußeren wie inneren Interesses gehören: die Berechtigungen und Ansprüche der Philosophie, der Religion einerseits — und der Frauenschriftstellerei andererseits, welche letztere hier mit scharfen, wenn auch ritterlich gehandhabten Waffen angegriffen wird. Man wird dem Verfasser das Verdienst nicht absprechen können, diese so disparaten Gegenstände mit gleicher Geschicklichkeit besprochen zu haben.

F. Fr. v. H.

Nord-Amerika.

Eine Amerikanische Eisenbahn.

Nach *Dickens'* American Notes.

Auf dem Wege von Boston nach Lowell machte ich zuerst Bekanntschaft mit einer Amerikanischen Eisenbahn. Da die Eisenbahnen durch die sämmtlichen Staaten fast ganz gleich sind, so wird es leicht, eine allgemeine Charakteristik von ihnen zu geben.

Es existiren nicht, wie bei uns, Wagen erster und zweiter Klasse, sondern Herren- und Damen-Wagen; der Hauptunterschied zwischen beiden ist, daß in den ersten Jedermann raucht, in den letzten Niemand. Da ein Schwarzer niemals mit einem Weißen zusammen reist, giebt es auch einen besonderen Wagen für die Neger, d. i. ein großer ungestalteter Kasten, wie der, in welchem Gulliver von dem Königreiche Brobdignag aus in See stach. Da giebt es immer viel Schaukeln und Lärmen, eine große Menge Wand und wenig Fenster, voran die Lokomotiv-Maschine, einen durchdringenden Schrill und eine Glocke.

Die Wagen gleichen dürftigen Omnibussen, sind aber größer und fassen 30, 40, 50 Personen. Die Sitze, statt von einem Ende zum anderen zu gehen, sind der Quere nach gestellt; jeder hält zwei Personen. Eine lange Reihe läuft an jeder Seite der Karawane, ein schmaler Durchgang in der Mitte, und eine Thür befindet sich an beiden Enden. In dem Mittelpunkte des Wagens findet sich gewöhnlich ein Ofen, der mit Kohlen geheizt wird und meist glühend heiß ist. Es wird dadurch unerträglich beklommen, und die heiße Luft fluthet stets zwischen uns und den Gegenständen, nach denen wir eben blicken, wie der Geist des Rauches.

In den Damen-Wagen sind eine große Menge Herren, die Damen bei sich haben; eben so eine große Menge Damen *ohne* alle Begleitung. Denn jede Dame darf hier allein reisen, von einem Ende der Vereinigten Staaten zu dem anderen, und überall stets der artigsten und höflichsten Begegnung gewiß seyn. Der Conducteur, oder Billet-Einnehmer, oder Wächter, oder was er sonst seyn mag, trägt keine Uniform. Er geht in dem Wagen auf und nieder und ein und aus, wie's ihm beliebt; lehnt sich, die Hand in der Tasche, gegen die Thür und stiert dich an, wenn du etwa ein Fremder bist, oder läßt sich in ein Gespräch mit den nächsten Passagieren ein. Eine große Menge Zeitungen werden herbeigebracht, aber wenige davon gelesen. Jedermann redet dich oder wen es ihm beliebt an. Bist du ein Engländer, so *vermuthet* er, daß diese Eisenbahn einer Englischen ziemlich gleich sey. Sagst du: *Nein*, so sagt er: Ja? (frageweise) und fragt, in welcher Hinsicht sie sich unterscheiden. Du zählst ihm nun die Hauptunterschiede, einen nach dem anderen, her, und er sagt: Ja? in derselben fragenden Weise zu jedem. Dann *vermuthet* er, daß man in England nicht schneller reise, und versichert man ihm das, so sagt er wieder, immer fragend: Ja? und wenn er endlich Alles weiß, so glaubt er's nicht.

merkt er, theils zu dir, theils zu dem Knopfe auf seinem Stocke, daß Yankee's für rasch fortschreitende Leute gelten: und wenn du dann dazu: Ja, sagst, so sagt er wieder: Ja! (diesmal affirmative): und wenn du aus dem Fenster siehst, so erzählt er dir, daß hinter jenem Berge und etwa drei Meilen von der nächsten Station eine bedeutende Stadt in herrlicher Lage sich befinde, wo du verweilen wirst, wie er vermuthet. Deine verneinende Antwort leitet dann natürlicher Weise zu mehr Fragen, betreffend deinen beabsichtigten Weg; und wohin du auch gehen magst, immer wirst du auf dieselbe Weise hören müssen, daß dahin nicht ohne ungeheure Schwierigkeit und Gefahr zu gelangen und daß alles Sehenswerthe anderswo zu suchen sey.

Wenn eine Dame etwa Lust bekommt zu dem Sitze irgend eines männlichen Passagiers, so deutet der sie begleitende Herr ihm solches kurz an, und er räumt ihr augenblicklich seinen Platz mit größter Artigkeit ein. Politik, Banken und Baumwolle bilden meist den Gegenstand der Unterhaltung. Besonnene und ruhige Leute vermeiden es, das Gespräch auf die Präsidentschaft zu bringen, denn in 3½ Jahren wird eine neue Wahl seyn, und — sobald die Bitterkeit der letzten Wahl vorüber ist, beginnt die Bitterkeit und Parteinahme für die nächste: das ist ein unaussprechliches Behagen für alle eifrigen Politiker und aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, das heißt für immer 99 Männer und Knaben von je 99½.

Ausgenommen, wo sich eine Seitenbahn mit der Hauptlinie vereinigt, findet man sehr selten mehr als ein Gleis, daher denn der Weg sehr schmal ist und die Aussicht, besonders bei Einschnitten, sehr beschränkt. Wo kein Einschnitt, ist der Charakter der Umgegend immer derselbe. Eine Meile nach der anderen verkrüppelte Bäume, einige niedergehauen mit der Axt, andere vom Winde niedergeworfen und andere halbgefallene gegen die Nachbarbäume gelehnt, manche bloße Stümpfe, versteckt in dem wässerigen Grunde, andere zu schwammigen Stücken hinweggefault. Der Erdboden selbst besteht aus lauter Fragmenten dieser Art; jeder kleine Fleck stehenden Wassers hat seine Kruste von verfaulter Vegetation: an jeder Seite die Zweige, Stämme und Stümpfe der Bäume, in allen möglichen Stadien des Verfalls und der Vernachlässigung. — Hier hebt man sich für wenige kurze Minuten zu einer offenen Landschaft empor, die mit hellen Flüssen und Wässern glänzt, so breit wie mancher Englische Fluß, aber hier gelten sie für so klein, daß sie kaum einen Namen haben; hier sucht man einen flüchtigen Blick zu gewinnen von einer fernen Stadt mit ihren weißen reinen Häusern, den kühlen Piazzas, der zierlichen neuen Kirche und dem Schulhause, — aber im Nu, fast noch ehe man es gesehen, wieder dieselbe dunkle Enge, die kümmerlichen Bäume, Stümpfe, stehenden Wässer, — dem Vorigen so ähnlich, daß man glauben möchte, durch Zauberei wieder zurück versetzt zu seyn.

Der Zug hält bei Stationen im Walde an; so unmöglich es ist, daß irgend Jemand einen Grund haben könnte, auszusteigen, so wenig Aussicht ist, daß irgend Jemand hier seyn könnte, einzusteigen. Da ist kein Schlagbaum, kein Polizist, kein Signal, — nichts als ein roher Holzbogen, an dem gemalt ist: „Wenn die Glocke läutet, so kommt die Lokomotive!" Hals über Kopf wirbelt es fort, fort durch das Holz, und taucht in dem Lichte hervor, rauscht hinweg über zerbrechliche Bogen, auf dem schweren Boden, schießt unter eine Holzbrücke, die für eine Sekunde, wie ein Flügel, das Licht nimmt, ruft plötzlich alle die schlummernden Echo's in der Hauptstraße einer großen Stadt wach und brauset auf gut Glück in halsbrechender Konfusion mitten durch die Straße herunter. Da — Handwerker arbeiten in ihrem Geschäfte, das Volk lehnt sich aus Thür und Fenster, die Knaben lassen Drachen fliegen und spielen mit Marmelsteinen, die Männer schmauchen, die Weiber schwatzen, die Kinder kriechen, die Schweine wühlen, und ungezähmte Pferde bäumen sich und laufen fort, ganz nahe der Eisenbahn, da — zerrt der wüthende Drachen von Maschine seinen Wagenzug mit sich fort, in allen Richtungen Schauer brennender Funken von dem Holzfeuer ausstreuend, schreiend, zischend, gellend, zitternd, bis das durstige Ungeheuer zuletzt unter einem bedeckten Wege, zu trinken, Halt macht, das Volk sich schaarenweise darum versammelt und der Passagier Zeit hat, wieder aufzuathmen.

Mannigfaltiges.

— England, Irland und Frankreich. Wir theilen hier vorläufig noch eine kurze Bemerkung aus dem in unserm vorletzten Blatte erwähnten neuesten Werke E. M. Arndt's: „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" mit. Es betrifft diese Bemerkung den neuerdings zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Hader — der jedoch einstweilen ein diplomatischer geblieben — und die von Manchen vorausgesetzte Möglichkeit, daß das katholische Irland einmal wieder — wie es bereits zur Zeit Napoleon's versucht wurde — mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen und dergestalt zum Untergange Englands beitragen würde. Arndt sagt: „Es ist möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß England und Frankreich noch einmal, wie früher, auf Tod und Leben mit einander ringen werden. Dann, so sagt man uns, wird Irland Frankreich zufallen und eine eigene Unabhängigkeit erkämpfen. Was ist nicht Alles möglich? aber wahrscheinlich ist auch dies nicht. Erstlich die Engländer sind auf dem Wege, viele Ungerechtigkeiten und Unbille der früheren Jahrhunderte, wodurch sie Irland beschädigt und erzürnt haben, gut zu machen, und Manches wird dadurch allmälig versöhnt werden, obgleich die großen Unterschiede und Abneigungen der Völker nimmer ganz verwischt werden können; zweitens — und das ist der entscheidende Hauptpunkt — der Irländer ist kein Mensch eigener Selbständigkeit, er kann aus sich nichts machen, ihm fehlt die Seemannslust und der Seemannsmuth, und ohne diese ist keine Irländische Unabhängigkeit möglich; denn wer Inseln bewohnt und nicht aufs Wasser will, wie mag der Herr seyn? Schlägt man nun auch Frankreich noch so hoch an und die Macht, welche es in dem nächsten Menschenalter möglicherweise entwickeln kann, so darf man doch nicht vergessen, was England, was Englands Stolz und Seemuth ist, und mit welcher gewaltigen Kraft der Leoparde, selbst wenn alle Indien und Australien ihm schon verloren wären, unter den Segeln und Wimpeln seines herrlichen Heimatlandes sich erheben und seine blutigen Klauen selbst in der Verzweiflung ausstrecken und in den Wälschen Feind hauen würde. Und glaubt ihr an die Möglichkeit, daß das stolze Lied Rule Britannia, rule the waves! durch diesen Wälschen Feind jemals zum Verstummen gebracht werden wird? Ich glaub' es nicht. — Daß ich es noch einmal sage: die Messung der Größe und Macht eines Staates ist etwas Beziehliches. England, auf sich allein zurückgeworfen, bleibt doch ein sehr mächtiges gewaltiges Volk, gegen welches die halbe Welt vergebens stürmen würde. Man höre: 20 bis 25 Millionen Einwohner, selbst wenn einige Fabrikantenmillionen aussterben müßten, herrliche Küsten, Häfen, Flotten, Handel, und Schifffahrt — denn die Welt schlösse sich ihnen noch nicht zu, selbst nach dem Verlust aller Kolonieen und unterworfenen Länder — vorzüglichster Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Fischfang, Eisen, Stahl, Salz, Steinkohlen, alle ersten trefflichsten Bedürfnisse des Lebens und der bürgerlichen Gewerbe, in unerschöpflicher Menge, und dazu des Volkes Tüchtigkeit, Ernst und Tapferkeit — und man spricht und weissagt vom dem Untergang eines solchen Landes! Ich sage nur wieder: Man hat politische Vorurtheile und falsche Theorieen in Legionenzahl. Wie stünde es nach solchen Ansichten und Urtheilen mit uns Deutschen, die wir kein einziges Kriegsschiff, keinen beschirmten Handel haben, keine einzige Kolonie, die wir durch unsere Fabriken und Arbeiten vom Auslande nicht mehr bekommen, als wir von seinen Fabrikaten und Erzeugnissen nehmen, wie stünde es mit uns, wenn z. B. der Osten und Westen gegen uns zusammenlaufen wollten, wenn Rußland und Frankreich uns zugleich auf den Leib marschirten? Würdet ihr den nicht für einen feigen, nichtswürdigen Deutschen halten, der, falls wir einig blieben, einen Augenblick verzweifeln könnte, einen Augenblick glauben könnte, daß 43 Millionen Seelen erobert und unterjocht werden könnten? Also: Old England for ever! Es wird aber, und es arbeitet seit einem Vierteljahrhundert daran, es wird ein neues England werden nach dem Weiser, welcher dem Zeitalter voranfliegt."

— Wie man in Amerika die Mäßigkeits-Gesetze umgeht. In einigen östlichen Staaten Nord-Amerika's unterliegt bekanntlich der Verkauf spirituöser Getränke großen Einschränkungen; der Kleinhandel darin ist gänzlich verboten, und alle Schenken haben demzufolge geschlossen werden müssen. Daß aber durstige Seelen doch noch Mittel finden, sich an der verführerischen Flüssigkeit gütlich zu thun, beweist unter Anderm nachstehende, aus dem Boston Emancipator entlehnte Anekdote, die von einem Augenzeugen erzählt wird: „Ist die Cap-Anner Diligence schon herein?" fragten zwei Gentlemen den Kellner eines Gasthofs zu Portsmouth. — „Ja, meine Herren!" war die Antwort. — „Zwei Rücksitze inwendig", sagte einer der beiden Herren, worauf sie sich in ein Nebenzimmer begaben. Einen Augenblick nachher trat ein dritter Gentleman in die Wirthsstube. „Ist die Cap-Anner Diligence herein?" fragte er, bestellte auf die bejahende Antwort einen Rücksitz inwendig und ging in das Nebenzimmer. Auf diese Art meldeten sich mehrere Personen, von denen einige Rücksitze, andere Vordersitze inwendig nahmen und ein einziger einen Außensitz verlangte. Ich bemerkte gegen den Kellner, daß die Cap-Anner Straße sehr frequentirt scheine; es wundere mich jedoch, daß man die Diligence der Eisenbahn vorziehe; auch könnte ich nicht begreifen, wie es so viele Rücksitze im Innern der Diligence geben könne. Der Kellner sah mich verstohlen an, legte den Finger an die Nase und winkte. Wenn ich schon vorher einigen Verdacht geschöpft hatte, so wurde ich durch dieses Manöver noch mehr darin bestärkt und fing deshalb an, den Kellner auszufragen. Er nahm eine schlaue Miene an und wich zuerst meinen Erkundigungen aus, sagte aber endlich: „Das Geheimniß ist Ihnen also nicht bekannt?" — „Nein!" erwiederte ich, „ich bin aber sehr neugierig, es kennen zu lernen." Ein Gentleman, der eben hereintrat und den Schluß unseres Gesprächs gehört hatte, näherte sich mir jetzt mit den Worten: „Sie sollen das Geheimniß erfahren, aber zuerst müssen Sie einen Platz in der Diligence nehmen." — „Sehr gut!" gab ich zur Antwort. Er ging an das Büffet und fragte mich, welchen Sitz ich zu haben wünsche; ich entgegnete, da mir das Innere der Diligence ganz voll zu seyn scheine, so würde ich lieber einen Außensitz nehmen. Er führte mich hierauf ins Nebenzimmer, wo wir mehrere mit Trinkern besetzte Tische fanden; man brachte mir ein Glas Limonade und meinem Gefährten ein Glas Cognac und Wasser. Jetzt war zu meinem Erstaunen das Räthsel gelöst; die Rücksitze bedeuteten eben so viele Gläser Cognac und Wasser, die Vordersitze Genever und Zucker, und die beiden Außensitze, wovon ich einen erwählt hatte, waren zwei Gläser Limonade. Als aber die Anhänger des Kalt-Wasser-Systems hinter diese Schliche kamen, wurde dem Reisen nach Cap-Ann ein Ende gemacht."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Montag den 10. Juli 1843.

England.

Das Model Prison in London.

Der Aufsatz über das Amerikanische Gefängniß zu Lausanne, den wir in Nr. 60 u. 61 des Magazins von d. J. mitgetheilt, hat mehrfache Aufmerksamkeit erregt, und wir sind ersucht worden, dieses Thema, wo sich die Gelegenheit dazu darbietet, bei dem Interesse der Gegenwart für Verbesserung der Gefängnisse, wieder aufzunehmen. Eine solche Gelegenheit bietet sich uns nun in dem Tagebuche eines Touristen dar, welches kürzlich aus der Feder eines Ministerial-Beamten erschienen, dessen Stellung in der Heimat ihn vorzugsweise befähigte, die Straf- und Besserungs-Anstalten, die er in verschiedenen Ländern besucht hat, mit sicherm Blicke zu beobachten und auf belehrende Weise zu schildern. Das Buch, welches den Titel „Die neueren Straf- und Besserungs-Systeme" führt *), beschäftigt sich jedoch nicht bloß mit diesem Gegenstande, sondern liefert uns auch in der Manier des fürstlichen Verstorbenen eine Reihefolge von lebhaft kolorirten Reisebildern aus Algier, Spanien, Portugal, England, Frankreich und Holland. Gerade diejenigen Gegenden Spaniens, in denen jetzt die Insurrection ihr Haupt-Quartier aufgeschlagen, nämlich Barcelona, Valencia, Alicante, Carthagena und Malaga, sind von unserm Deutschen Touristen besucht worden, dessen Schilderungen daher in diesem Augenblicke ein doppeltes Zeit-Interesse gewähren.

Wir haben zum Gegenstande unserer Auszüge das Model Prison in London gewählt, weil nach dem Muster dieses Gefängnisses, welches sich von den Amerikanischen wesentlich unterscheidet, mehrere große Straf- und Besserungs-Anstalten auch in Preußen zur Ausführung kommen. Namentlich wird ein Straf-Gefängniß dieser Art in Berlin und ein anderes in Köln erbaut. Ob auch Münster und Ratibor, dem geschehenen Antrage gemäß, dergleichen Gebäude erhalten sollen, liegt noch zur höheren Entscheidung vor. In Königsberg dagegen ist der Bau, wegen der jetzt dort stattfindenden Befestigungs-Arbeiten, deren Terrain mit dem des beabsichtigten Gebäudes kollidirt hätte, noch aufgeschoben worden. Wie wir vernehmen, ist in allen diesen Straf-Anstalten das Prinzip der durchgängig einsamen Haft zwar zur Grundlage genommen, doch sollen hinsichtlich derjenigen Gefangenen, die dazu geeignet erscheinen, auch Ausnahmen stattfinden können, und nur das Berliner Gefängniß wird ganz die Einrichtung des Model Prison von London erhalten. Hören wir daher in Bezug auf letzteres dasjenige, was uns Herr Dr. von M. berichtet, der zunächst über seine Ankunft in London Folgendes erzählt:

„Auf dem Londoner Bahnhofe in Surrey fand sich ein höchst eleganter Omnibus, der uns und alle Koffer auflud und nach der City dirigirt wurde, nachdem auf vorhergegangene Erkundigung der höchst mäßige Preis für die Person auf acht Pence angegeben war. Wir fuhren nun in die neue Welt hinein, erleuchtet und lebendig wie am Tage, ein Rennen und Treiben, das uns in Staunen und Bewundern erhielt. Abends elf Uhr hielten wir vor unserem Hotel, und obgleich ich aus freiem Antriebe fast das Doppelte des oben erwähnten Preises bezahlen wollte, erklärte der Kutscher doch, gar nichts nehmen zu wollen, wenn ich nicht seine Forderung, die das Dreifache von der Taxe betrug, vollständig befriedigen würde. Es versammelte sich bald eine große Menschenmasse um uns, aus der ein Mann in blauem Frack und rundem Hut, den ich an der weißen Zahl auf seinem Kragen als einen Polizei-Beamten erkannte, zwischen uns trat und sich, nachdem er die Ursache des Streits gehört, meiner als eines Fremden sehr kräftig annahm. Er forderte mich auf, den Kutscher zu befriedigen und nur die Nummer seines Wagens zu merken, und bestellte uns Beide zum folgenden Morgen in das nächste Polizei-Büreau. Gewiß nicht des geringen Verlustes an Geld, oder des unangenehmen Gefühls wegen, gleich bei meinem Eintritt in London geprellt zu seyn, sondern weil es mich interessirte, das in solchen Streitsachen beobachtete amtliche Verfahren selbst kennen zu lernen, war Veranlassung, daß ich mich am folgenden Tage pünktlich einfand und den Kutscher und meinen Freund von gestern schon anwesend fand. Ich wurde sehr kalt empfangen und aufgefordert, zu klagen; erzählte also, wie ich vor dem Einsteigen nach dem Preise der Fahrt mich erkundigt und die Bahnwärter im Beiseyn des Kutschers zweimal wiederholt hätten, daß die Taxe acht Pence betrage. Der Kutscher gab dies zu, erklärte aber, daß ich nicht ihn selbst gefragt hätte und er in diesem Falle geantwortet haben würde, daß er mit so vielen Koffern spät am Abend nicht außerhalb seines sonstigen Courses, der an der Bank schließe, für diesen Preis bis ans Ende der City fahren könne und mehr haben müsse. Damit war das Verhör geschlossen, der Kutscher wurde angewiesen, das über die Taxe Erhobene zu restituiren, ich erhielt mein Geld, wurde entlassen, und mein Polizist verweigerte jeden klingenden Dank. Die Londoner Polizei ist die ausgezeichnetste Straßen-Polizei, die mir jemals vorgekommen. Alle zwei- bis vierhundert Schritt geht in den Hauptstraßen bei Tag und Nacht ein solcher Beamte ruhigen Schritts auf und ab, kenntlich allein an dem Schnitt des Fracks, über den bei Regenwetter ein kurzer Wachstaffkragen gehängt wird, an der Nummer und dem Gürtel um den linken Arm. Ohne zu sprechen, erhält ihre Gegenwart überall Ordnung: mit unermüdlicher Artigkeit orientiren, belehren und warnen sie den Fremden, besonders Abends und Nachts, und der moralische Eindruck ihrer Erscheinung wirkt selbst auf Trunkene und Wüthende augenblicklich, wo bei uns zu Lande Faust und Säbel oft vergeblich die Autorität zu sichern vermag. Dreitausend dieser Beamten sollen in London täglich auf den Straßen seyn; alle, die ich angetroffen, zeichnete derselbe Anstand, Ernst und Höflichkeit aus.

„Eine Beschreibung Londons führt leicht ins Unendliche. Die Größe, die allgemeine Thätigkeit und der Reichthum, die uns auf jedem Schritt entgegentreten, die grellen Kontraste, die uns erschrecken, der Luxus und die Verschwendung, die Armuth und das Elend, die Tugend und das Laster, die Wahrheit und die Lüge, wir finden sie zwar in allen größeren Städten wieder, wenn auch nicht in so naher Verbindung und in so grellem Lichte — aber das Charakteristische von London liegt in einem Reichthum von häuslicher Tugend, einem erschreckenden Grad von Verderbtheit (der den von Paris hinsichtlich der öffentlichen Prostitution übertrifft), Unbeschränktheit des Unternehmungsgeistes, kräftigem Wettstreit des Talents, unbegränzter Ausdehnung der Hülfsquellen und unermüdlicher Betriebsamkeit. Man lese hierüber und über die Sitten und Gebräuche des öffentlichen Lebens von London einen Wegweiser, den ich in jeder Beziehung als vortrefflich empfehlen kann. Es ist dies ein bei Brockhaus in diesem Jahre erschienenes Büchlein unter dem Titel:

„Wie lebt man billig in London?"

mit vieler Sach- und Ortskenntniß geschrieben und durchaus geeignet, dem Fremden sehr wichtige Winke über Sitten und Gebräuche und freundlichen Rath hinsichts der Berechnung der Kosten und, was noch wichtiger, in Betreff der zweckmäßigen Eintheilung der Zeit einzuprägen.

„Ich übergehe die Merkwürdigkeiten der Stadt, den Tunnel, die National-Galerie, die Parlamentshäuser, die Bildsäulen, die Kirchen, Parks, Schlösser, die Theater, in denen ich Macready als Hamlet und Macbeth gesehen, die Italiänischen Opern, wo Rubini, Lablache und Miß Remer glänzten, denn dies Alles ist vielfach besprochen und beschrieben worden. Auch der Besuch der Gasthäuser, wo die Gäste durch Männergesang unterhalten werden, der Aufzug des Lord-Mayor, die Morgen-Konzerte, Kirchen-Musik in St. Paul, die Geschichte der Architektur, die man in Westminster studirt, die Horse guards, das Panorama, das Comfort, die Eleganz und Solidität, welche man in allen Einrichtungen bewundern muß, die Merkwürdigkeiten von Windsor, Greenwich, Eaton, Woolwich sind zu bekannt, um mich in eine detaillirte Beschreibung einlassen zu dürfen; ich erwähne auch nur des erhebenden Eindrucks, den die im ganzen Volke beobachtete ernste Feier des Sonntags auf mich gemacht, des fleißigen Besuchs der Kirchen, in denen der Gottesdienst bis neun Uhr Abends dauerte, zu welchem Zweck dieselben durch Gas beleuchtet und geheizt sind, und gehe sogleich zu den Gefängnissen über; Bridewell (Westminster), Milbank, Fleet, Colbathfield habe ich besucht und überall die größtmögliche Ordnung, Ruhe und Reinlichkeit angetroffen; die weiblichen Gefangenen sind überall durch Frauen beaufsichtigt und dürfen nie gezüchtigt werden. Die Beschäftigung der Gefangenen in Treträdern und die Unmöglichkeit, durch Ueberverdienst den Gefangenen die Möglichkeit einer Ersparniß für die zukünftige Entlassung zu sichern, habe ich als entschiedene Mängel erkannt.

„Das berühmte Model prison ist aber noch zu neu, um von Anderen, als die es haben entstehen sehen, beurtheilt werden zu können.

„Zu diesen gehört unser König, der bei seiner Anwesenheit in London von der Zweckmäßigkeit des Planes des Gebäudes und der darin zu beobachtenden Behandlung der Gefangenen so durchdrungen war, daß er gleich nach seiner Heimkehr befohlen hat, mehrere Gefängnisse in seinen Staaten nach jenem Vorbilde, unter Leitung eines Englischen Architekten, zu erbauen. Die Güte

*) Von Julius Rudolph von M— — Dr. Mit 4 radirten Zeichnungen. Berlin, Veit u. Comp. 1843.

unseres Gesandten, des Herrn Bunsen, welche mich unmittelbar an Withford Russel adressirte, verschaffte mir die höchst interessante Bekanntschaft dieses in seinen Bestrebungen gleich ehrenwerthen und ausgezeichneten, wie in seinem persönlichen Umgange höchst liebenswürdigen und gefälligen Mannes. W. Russel hatte die Freundlichkeit, mich persönlich in die Gefängnisse zu begleiten, mir als Führer im Model prison zu dienen, mich mit den kleinsten Details dieser seiner Schöpfung genau bekannt zu machen, mir alle Materialien zur Kenntnißnahme der Englichen Gefängnißpflege zur Einsicht zu schaffen, mich mit Crawford und Gepp bekannt zu machen und mich ihm für immer auf das dankbarste zu verpflichten.

„Sein Name und sein Wirken, das Vertrauen und die Achtung, die ihm die Nation und das Parlament bezeugen, räumen ihm einen ehrenvollen Platz unter den bedeutenden Personen Englands ein, wenngleich er dem Beamtenstande eigentlich jetzt nicht mehr angehört.

„In England besteht eine Kommission von Staatsbeamten, welche das Gefängnißwesen im ganzen Lande beaufsichtigt, ohne dabei auf die Beobachtung eines bestimmten gleichmäßigen Systems zu dringen. Es bleibt den einzelnen Provinzen und Städten überlassen, diejenige Einrichtung in ihren Correctionshäusern einzuführen, welche sie für die angemessenste erachten, und und so sieht man oft in Gefängnissen derselben Grafschaften die verschiedenartigsten neueren Prinzipien verfolgt. Die Stadt London hat diese, in ihren verschiedenen Gefängnissen, sämmtlich zur Anwendung gebracht.

„Trotz der Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche man diesem Zweige der Administration in England widmet, trotz der Kosten, die man auf die Gebäude und deren Einrichtung verwendet, trotz der grossen Menge von Verbrechern, welche alljährlich nach Botany-Bay exportirt werden, deren Anzahl man auf fünf Tausend jährlich berechnet, hat man bisher nicht günstige Resultate in Betreff der Verminderung der Zahl der Verbrechen und der Verbrecher erzielt, weshalb Withford Russels Denken und Streben darauf gerichtet war, in einem nach seiner Erfindung neu konstruirten Gefangenenhause eine Behandlungsweise der Gefangenen einzuführen, welche mit möglichster Wahrscheinlichkeit die vollständige Besserung des Verbrechers und nach seiner Entlassung die Gewißheit seiner Unschädlichkeit für sein Vaterland verbürgen könne.

„Seine Idee über den Bau eines Model prison legte er dem Parlamente vor, welches dafür vorläufig eine Summe von achtzig tausend Pfund Sterling zur Ausführung eines Baues als Nationalgefängniß nach seiner Angabe bewilligte und die Gefängniß-Beaufsichtigungs-Kommission anwies, die Leitung des Baues zu übernehmen und das von Russel vorgeschlagene System durchzuführen. Hiernach besteht der eigentliche Zweck der Detention in der Besserung des Verbrechers, denn die Bestrafung als Wiedervergeltung für Böses müsse man Gott überlassen, und in dem Bestreben, den wirklich Gebesserten nach seiner Freilassung in diesem Zustande zu erhalten und ihn dadurch für seine Heimath und die bürgerliche Gesellschaft überhaupt unschädlich zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, werden aus den Gefängnissen Englands im Ganzen fünfhundert Verbrecher, welche eigentlich zur Deportation auf sieben, zehn, vierzehn, zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre verurtheilt und vorläufig in Besserungshäusern detinirt waren, und zwar unter diesen nur solche, deren Charakter und Führung die Hoffnung zur aufrichtigen Besserung erwecken, auserfehen, in das neue Model prison übersiedelt zu werden. Haben die Verbrecher einen Theil der Strafzeit hier abgebüßt und Reue und Demuth bewiesen, so werden sie, statt nach Botany-Bay, in die freien Kolonieen nach Amerika und Australien gesandt, ihnen die Rückkehr in das Vaterland abgeschnitten und, für den Fall der bis zur vollständigen Abbüßung der Strafzeit dauernden guten Führung, die dortige Unterbringung und Beschäftigung gesichert.

„Die Besserung im Model prison soll herbeigeführt werden durch vollständiges Isoliren des Sträflings von anderen Verbrechern für die ganze Zeit seiner Detention, durch Arbeit als Belohnung, durch den Umgang mit Geistlichen und christlich gesinnten Mitgliedern von Besserungsvereinen, so wie durch Unterricht und Lektüre von Büchern über Moral und Religion.

„Nach dem Gesetze steht der Kommission die Machtvollkommenheit zu, die zur Deportation verurtheilten Individuen nach Umständen noch auf einige Zeit in den Gefängnissen der Heimat zu detiniren. Ein Parlamentsbeschluß wird extrahirt werden, um die Gefängniß-Verwaltungs-Kommission zu ermächtigen, in besonderen Fällen muthmaßlich gebesserte Verbrecher, statt in die Zwangs-Kolonieen, in die oben erwähnten freien Kolonieen zu senden — eine Parlaments-Akte wird herbeigeführt werden, um den zur Exportation Verurtheilten den Rücktritt in ihr Vaterland auf ewig zu verbieten. Zur Verwirklichung dieses Systems ist in Islington, etwa sechs Englische Meilen von der City, auf einer grossen fruchtbaren Hochebene, in sehr grossartigen und schönen Verhältnissen und mit vielem Geschmack und Solidität ein mächtiges Gebäude nach des Major Gepp Zeichnung aufgeführt, von hohen soliden Mauern in Form eines Sechseckes umschlossen, dessen Basis jedoch breiter als die übrigen Seiten ist, und deren Winkel durch Thürmchen geschmückt und beherrscht werden. Der von zwei Seiten in der Front befindliche rampenartige Aufgang, welcher gleichfalls durch eine Steinbrüstung geschützt ist, führt zu einem von vier Mauern umgebenen Vorhof. Die mit der Basis des Gefängnißplanes parallel laufende Frontseite hat an den Vorderecken Thürme und in der Mitte einen vorspringenden Bau, der nach der Front ohne Oeffnung ist, deren aber noch rechts und links und nach innen zu, und zwar durch Fallgitter verschliessbare vorhanden sind, damit beim Eingang und Ausgang eine Abschliessung vorhanden und ein Entspringen oder unerlaubtes Eindringen unmöglich wird.

„Von diesem Hofe aus führt dem Fronteingang gegenüber eine kleine Treppe in ein zweistöckiges, sehr solide gebautes, durch Säulen und Plinten geziertes Haus, in welchem sich die Beamtenwohnungen befinden, geräumige, helle, trockene und freundliche Zimmer. Hier ist auch das Modell zum Gebäude, nach Russel's Angaben zierlich in Holz gearbeitet, aufgestellt. Daran schließt sich die Kirche, mit geschlossenen Sitzen für zweihundertfunfzig Verbrecher eingerichtet. Die Gefangenen gehen einzeln, in geringer Entfernung hinter einander, die Kappe übers Gesicht herabgezogen, aus den Zellen dem Wärter folgend in die Kirche, und dort in die Kirchstühle, in denen je zwölf in einer Reihe sitzen. Sobald sie Platz genommen, schliessen sich durch einen am Eingang angebrachten Zug die Plätze zu engen Logen, von denen aus man weder rechts noch links, sondern nur vor sich den Geistlichen und das Chor erblicken kann, wo die Wärter aufgestellt sind, die ihrerseits die einzelnen Anwesenden bemerken können, und sich, falls irgend etwas vorfällt, nur die Nummer zu merken brauchen, die von jedem Gefangenen beim Niedersetzen über seinen Kopf aufgehängt wird.

„Von dem abgerundeten Ende des Hauptgebäudes gehen fast in der Form von Windmühlenflügeln vier Nebengebäude aus, eines rechts, eines links, in rechten Winkeln vom Hauptgebäude, und zwei darüber halbrechts und halblinks, alle in gleicher Entfernung unter einander, deren Radien sich im Mittelpunkt des Halbkreises vereinigen. Diese Seitengebäude sind in der Mitte hohl und durch Fenster in den Dächern vollständig erhellt. Jeder Flügel hat drei Stockwerke, in denen sich die Einzelnzellen der Gefangenen befinden. Die Thüren dieser Zellen führen auf eiserne offene Gallerieen, welche parallel über- und unter einander an den Wänden fortlaufen und unter sich durch leichte eiserne Treppen verbunden sind. Der Zweck dieser Einrichtung besteht darin, daß die unten oder auf den Gallerieen stehenden Wärter jeden Einzelnen der detinirten Gefangenen von dem Augenblicke ab, wo er seine Zelle verläßt, die ganze Zeit hindurch, in welcher er sich innerhalb des Gebäudes aufhält, unausgesetzt im Auge behalten können. Die Zellen sind zwölf Fuß lang und acht Fuß breit und eben so hoch. Durch ein sechs Fuß über dem Fußboden angebrachtes vergittertes, nicht praktikables Fenster, dessen Scheiben aus gepreßtem Glase sind, so daß man die Gegenstände außerhalb nicht erkennen kann, sind die Zellen erhellt. Die Thüren haben treffliche Schlösser und Sicherheitsriegel und sind mit einer beweglichen Klappe versehen, um das Essen durchzureichen. Mitten in dieser Klappe befindet sich ein kleines Fenster von zwei Zoll dickem Glase, nach außen mit Flor überspannt, so daß der Wärter hinein, der Gefangene jedoch nicht herausschauen kann. Eine Klingel gestattet dem Gefangenen, den Wärter jederzeit herbeizurufen. Auf den Zug der Klingel öffnet sich nach außen ein eiserner Blechdeckel an der Zellenthür, welcher die Nummer des Gefängnisses angiebt und dem draußen befindlichen Wärter die Zelle, worin geklingelt ward, bezeichnet.

„Das Mobiliar der Zellen besteht in einer Hängematte, welche den Tag über zusammengerollt in eine Ecke gestellt, des Nachts in die zu diesem Behufe in der Wand befestigten Oesen eingehakt wird; sodann in einem Tisch, Stuhl, dem Handwerksgeräth, einem Waschbecken und einem trichterförmigen, genau zu verschließenden Klosett, welches mittelst eines Wasserzuflusses ausgespült und rein erhalten wird: das aus dem Waschbecken ab- und überfließende Wasser findet mit den Kloaken einen Abzug durch den Fußboden in sehr tief gelegene Reservoirs. Luft und Wärme strömt durch Röhren zu: die kalte Luft durch offene über den Thüren befindliche Kanäle hinein und entweicht durch Abzüge, welche unter den Fenstern angebracht sind. Das Wasser wird aus einem dreihundertsiebzig Fuß tief gebohrten artesischen Brunnen entnommen; da der Wasserstrahl die Oberfläche nicht erreicht, so wird das Wasser durch ein mächtiges Rad, in welchem die Gefangenen abwechselnd arbeiten, gehoben. In den sehr schön gewölbten Souterrains befinden sich auf einer Seite die Räume zur Aufbewahrung des Arbeitsmaterials und die wirthschaftlichen Einrichtungen, Küche, Wasch- und Backhaus, und auf der anderen Seite die dunkeln Strafzellen. Die Speisen werden mittelst einer Winde aus den Souterrains bis zu den Gallerieen der verschiedenen Stockwerke hinauf gehoben, dort von Wärtern in Empfang genommen, auf kleine Wagen gepackt und die Gallerie entlang an die verschiedenen Zellen gefahren, wo sie durch die Klappe in der Thür durchgereicht werden. In derselben Weise werden nach beendeter Mahlzeit die leeren Eßgeschirre wieder zurückspedirt.

„Das Verhältniß der Wärter gestaltet sich hier anders als in den übrigen Gefängnissen Londons. In Colbathfields bilden die Wärter 19% der Detinirten, in Bridewell 17%, in Milbank 14%, hier in Model prison 10%. Jede Etage kommandirt ein Ober-Aufseher, diese stehen unter einem Direktor.

„Als Strafe wird Entziehung der Kost oder Arbeit, Einsperrung in dunkle einsame Gefängnisse auf zwei bis drei Tage und Züchtigung mit der Katze zuerkannt; die letztere aber nur durch die vom Magistrat hierzu allein erwählte Kommission, welche auch einverstanden seyn muß, wenn das dunkele Gefängniß längere Zeit als drei Tage hindurch zur Anwendung kommen soll. Um frische Luft schöpfen zu lassen, befinden sich von Mauern umschlossene oberhalb offene Räume, und zwar sowohl zwischen den vier oben beschriebenen Flügeln des Hauptgebäudes als unterhalb der im rechten Winkel auf das Hauptgebäude rechts und links stoßenden Flügel. In der Mitte dieser Mauer-Umfassung befinden sich ein, respektive zwei durch eine hohle Mauer verbundene Thürmchen, zum Aufenthalt für die Wärter, welche durch Mauer-Oeffnungen Alles übersehen können, ohne selbst bemerkt zu werden. Durch parallel gezogene Mauern sind kleine Höfchen in diesen Räumen abgegränzt, mit besonderen Eingängen von außen versehen und geeignet, daß die Gefangenen einen Theil des Tages dort zubringen und selbst arbeiten können. Die Sträflinge werden auf die Höfe wie in die Kirche geführt, indem sie hinter einander aus den Zellen treten und in Zwischenräumen

von zwölf Schritt, die Kappen über die Augen gezogen, schweigend, langsam fortgehen.

„Die möglichst vollständige Isolirung von Strafgefangenen ist der Hauptzweck des Systems. Niemand erfährt, wer sich mit dem Sträfling und weshalb in demselben Hause befindet, da Niemand einen Mitgefangenen sieht, spricht, hört oder mit ihm verkehrt. Die Wände und Fußböden sind so stark, daß eine Communication mittelst Zeichen durch dieselben nicht möglich ist. Durch Einsamkeit soll der Verbrecher zum Bewußtseyn des begangenen Unrechts und zur Reue gelangen. Das Lesen der Bibel, der Umgang mit christlich gesinnten Menschenfreunden, der Elementar-Unterricht und die Lehren des Geistlichen sollen gute Vorsätze in ihm erzeugen und die Gewöhnung an Arbeit ihm die Mittel geben, sein Fortkommen in der Zukunft zu sichern. Am ersten Juli hoffte man die baulichen Einrichtungen so weit beendet zu haben, um die Anstalt mit fünfhundert Gefangenen eröffnen zu können.

(Schluß folgt.)

Algier.

Algiersche Charaktere.

Der Berbern-Häuptling Si-Zerdud.

(Schluß.)

Inzwischen war Si-Zerdud nach der Erfolglosigkeit der fast gleichzeitigen Angriffe auf Bona, Budschia, Dschidschell und Philippeville genöthigt, die Waffen niederzulegen; doch diese erzwungene Unthätigkeit, die er dazu benutzte, neue Angriffspläne zu ersinnen, sollte nicht von langer Dauer seyn. Im Laufe des Mai 1842, in dem Augenblick, als der General Negrier sich in eine lange und mühselige Expedition eingelassen, erschien er unvermuthet an der Spitze von bedeutenden Streitkräften, die er zusammengebracht, indem er den Kabylen mit seiner gewohnten Keckheit eine glänzende Revanche für ihre letzten Unfälle versprach. Jetzt richtete er seine Angriffe nicht mehr auf die Städte, sondern auf die Lager und militairischen Posten in der Provinz. Den 12. Mai stürzte er sich auf das Blockhaus von Eddis, das er einen Theil des Tages, doch ohne Erfolg belagerte. Den 18ten griff er bei Toumiettes eine unserer beweglichen Kolonnen an, mußte aber ebenfalls den Rückzug nehmen. Doch diese Feindseligkeiten waren nur das Vorspiel eines viel bedeutenderen Angriffs, den er auf das Lager von El-Aruch beabsichtigte, welches dazu bestimmt ist, die Straße zwischen Philippeville und Konstantine zu beschützen.

Am Morgen des 20. Mai bedeckten sich die Berge, welche das Thal, in dem das Lager liegt, beherrschen, mit einer verworrenen Masse von Reitern und Fußsoldaten. Es war Si-Zerdud's Armee, aus zweitausend Mann bestehend, und außerdem noch eine doppelte Anzahl von unbewaffneten Leuten, welche die Hoffnung auf Beute herbeizog. Zwei Anführer standen an der Spitze dieser undisziplinirten Horde. Der Eine war der Scheich der Beni-M'hameds, der Andere ein junger fremder Marabut, der bis dahin den Berbern unbekannt gewesen, welche aber auf seinen Ruf überall, wo er erschien, sich erhoben hatten. Dieser, noch glücklicher als Zerdud, kam direkt vom Himmel: Gott hatte ihn den Kabylen geschickt, um den heiligen Krieg wieder anzufachen. Nach dem Golde zu schließen, das er austheilte, war er reich. Als Himmelsbewohner hatte dieser geheimnißvolle Jüngling keinen patronymischen Namen: man nannte ihn nur Uld-Ghejala, d. h. Sohn der Gazelle. Nachdem sie ihre Soldaten gehörig haranguirt, indem sie ihnen eine reiche Beute als den zeitlichen und unmittelbaren Lohn ihrer Anstrengungen versprachen, stiegen die beiden Häuptlinge den Berg herab und gingen auf das Lager zu. Aber als sie ihm nahe genug waren, um die gähnenden Schlünde der Kanonen, welche die Schanzen vertheidigten, zu erkennen, zeigte sich eine bedeutende Abnahme der Begeisterung in den Reihen der Kabylen. Es erfolgte ein Stillstand, der in eine rückgängige Bewegung umzuschlagen drohte, als Zerdud, der das Bedürfniß fühlte, durch einen kühnen Geniestreich dem steigenden und lästigen Einfluß seines Nebenbuhlers, des jungen Sohnes der Gazelle, ein Ende zu machen, mit prophetischer Stimme rief: „Freunde, fürchtet nichts! Die Franzosen sind verflucht .... ihre Kanonen werden nicht sprechen.“ Mit diesen Worten stürmte er zum Angriff des Lagers voran. Seine Landsleute, durch sein Beispiel angesteckt, folgten ihm. Aber bald fingen unsere Kanonen, trotz seiner Prophezeiung, zu „sprechen“ an, und zwar so, daß ganze Reihen von Kabylen niedergestreckt wurden. Doch die Stürmenden waren einmal im Zuge, und trotz der etwas lauten Stimme unserer Batterieen setzten sie ihren Angriff fort. Bald umzingelten sie das Lager von allen Seiten und suchten unter wildem Geschrei die Gräben zu passiren; aber in jedem Augenblick richtete das Feuer unserer Feldstücke große Lücken in ihren Reihen an. Si-Zerdud schlug sich wie ein Verzweifelter; indeß mußte man endlich die Ungleichheit des Kampfes erkennen, und die Kabylen fingen an zu weichen. Jetzt stürzte die Kavallerie aus den Verschanzungen auf sie hervor, und nun zerstreuten sich die Bergbewohner in panischem Schrecken nach allen Seiten, nachdem sie Hunderte von Todten auf dem Schlachtfeld zurückgelassen.

So groß auch der materielle Verlust der Kabylen bei dieser Gelegenheit war, die moralische Erschütterung, die darauf folgte, war noch größer. Si-Zerdud fühlte dies, denn er nahm jetzt eine andere Sprache an und rieth den Stämmen, was er auch nicht verhindern konnte, sich auf einige Zeit zu unterwerfen. Man müsse sich bis zur Aerndte ruhig halten; sey erst die Aerndte eingesammelt, dann werde er aufs neue unter seinen Brüdern erscheinen und sie in einzelne Banden theilen, um die Straßen zu belagern und die Convoi's aufzufangen. In der That war dies auch die Rolle, auf welche sich seitdem Si-Zerdud's Feindseligkeit beschränkte. Doch war er nicht der Mann, so leicht seinen ehrgeizigen Projekten zu entsagen, und gewiß war der Tag nicht fern, wo er aufs neue die Bergbewohner zum heiligen Kriege aufgerufen hätte, als der Feldzug vom letzten Februar und März seinen religiösen Einfluß gänzlich vernichtete und das Land von dieser Geißel befreite.

Am 12. Februar 1843 zog eine Französische Kolonne von zweitausendachthundert Mann von Konstantine aus, um die rebellischen Stämme zu unterwerfen. Zuerst wurden die Uled-Dschebarahs, die an dem Angriff auf das Lager von El-Aruch Theil genommen und seitdem auch Räubereien auf der Straße nach Philippeville begangen, gezüchtigt. Sodann mußten die Zerdezas, die seit 1837 keine Steuer bezahlt, mit tausend Ochsen und zweihundert Maulesein ihre Schuld abtragen und zugleich als Pfand für ihre künftige Unterwerfung Geiseln stellen. Zuletzt kam an den Edugh-Bezirk die Reihe. Die Bewohner desselben, in ihren Schluchten verschanzt, die sie für unzugänglich hielten, und wo allerdings die vom Regen angeschwollenen Bäche und die Menge des Schnees in solcher Jahreszeit bedenklich war, erwarteten die Truppen festen Fußes oder schmeichelten sich vielmehr, daß man es nicht wagen würde, sie auf ihre steilen Abhänge zu verfolgen. Wie groß war daher ihr Schrecken, als sie drei Kolonnen von verschiedenen Seiten her, von Süden, Osten und Westen, in das Labyrinth ihrer Berge vordringen sahen. Mehrere Tage durchstreiften die Truppen Hügel und Thäler, ohne einen einzigen Kabylen zu treffen. Mit Fackeln und Aexten bewaffnet verbrannten die Soldaten die Gurbis und hieben die Bäume um, während die Bevölkerung mit ihren Heerden sich in die vom Kap de Fer gebildete Halbinsel zusammendrängte, wo der konzentrische Marsch der drei Kolonnen am 1. März sie erreichte. Schon baten die Berbern um den Amân, und es handelte sich nur darum, die Bedingungen, unter welchen ihnen das Leben geschenkt werden sollte, festzusetzen, als aus der Mitte eines Haufens ein Fanatiker auf einen Füselier des Kaïd Ali zielte und ihn todt niederstreckte. Sofort stürzten die wüthenden Truppen auf sie los, und es begann ein furchtbares Gemetzel, das mit der vollständigen Vernichtung des kriegführenden Stammes endete. Nur die Frauen, die Greise und Kinder wurden geschont; aber zweihundert Mann ungefähr wurden niedergehauen oder von Felsen zu Felsen verfolgt bis auf die äußersten Spitzen des Vorgebirges, von wo sie entweder von selbst oder durch eine Kugel getroffen in den schäumenden Abgrund hinabstürzten.

Der Feldzug schien hiermit geendigt; sämmtliche Stämme waren unterworfen, zerstreut oder vernichtet. Ihre Dörfer waren zerstört, ihre Pflanzungen verbrannt, und die Wegnahme ihrer Heerden machte ihren Ruin vollständig. Sie waren nun für lange, wo nicht für immer, außer Stande, zu schaden. Somit war der Zweck der Expedition erreicht, und noch mehr; schon hatte der Rückzug der Truppen begonnen, als in der Nacht vom 2ten zum 3ten ein Kabyle in dem Bivouac der 2ten Kolonne erschien und den Chef zu sprechen verlangte. Man führte ihn in das Zelt des Oberst Barthélemy. „Mein Name“, sagte der Berber, „ist Si-Mohammed-Ben-Yaya. Ich bin der Chodscha (Secretair) Si-Zerdud's, des Scheichs der Beni M'hamed.“ — „Was willst Du?“ fragte der Oberst. „Du bringst mir ohne Zweifel seine Unterwerfung.“ — „Nein“, erwiederte der Kabyle. „So lange Zerdud lebt, wird sich Zerdud nicht unterwerfen.“ — „Kommst Du also, mir in seinem Namen zu trotzen? Um mir eine solche Nachricht mitzutheilen, wagst Du in solcher Stunde vor mir zu erscheinen?“ — „Bei Allah, so thöricht bin ich nicht. Ich komme, Dich um den Amân für mich zu bitten und Dir den Kopf des Scheich anzubieten.“ — „Deines Herrn?“ rief der Oberst. — „Meines Herrn“, wiederholte kalt der Berber. „Zerdud hat durch seine Hartnäckigkeit die Kabylen zum Untergang getrieben; Zerdud hat den Tod verdient.“ — „Wo ist er jetzt?“ — „Ausgestoßen von den Bergbewohnern, die ihn jetzt eben so sehr verabscheuen, als er die Franzosen haßt, hat er sich drei Meilen von hier an einen Ort geflüchtet, den ich kenne und wo Du ihn aufsuchen lassen kannst. Doch bedarf es der Eile, denn schon morgen geht er nach den Bergen von Collo ab.“

Der Oberst schickte sofort eine Abtheilung Soldaten nach dem bezeichneten Ort ab. Es war eine ganz mit Gesträuch bedeckte Halde, in dessen dichtem Gezweig nach Mohammed-Ben-Yaya's Versicherung Zerdud verborgen seyn mußte. Die Spahis und Grenadiere umstellten nun den bezeichneten Raum in einem großen Kreise, den sie dann immer enger zogen, nach dem Verfahren, das in gewissen Gegenden der heißen Zone bei der Jagd der wilden Thiere üblich ist. Lange waren die Nachforschungen vergeblich, und Mohammed-Ben-Yaya selbst fing an unruhig zu werden. Endlich erkannte man eine menschliche Gestalt, die auf dem Boden fortkroch; es war Zerdud, dem es beinahe gelungen wäre, aus dem tödtlichen Kreise zu entkommen. Bald hatten die Kugeln der Grenadiere seinem Leben ein Ende gemacht. Beim Anblick seiner Leiche konnten sich die eingebornen Reiter einer Art abergläubischen Schreckens nicht erwehren. So groß war der Zauber, den dieser Mann auf seine Religionsgenossen ausübte, daß kein Spahi, sey es Türke, Maure oder Araber, sich dazu verstehen wollte, ihm das Haupt abzuschlagen. Schon entschlossen sich die Französischen Grenadiere, selbst dies Geschäft zu verrichten, als ein junger Knabe von 12 Jahren, der noch den schaschiat, die Kopfbedeckung der ersten Kindheit, trug, mit lachendem Gesichte sich näherte und seinen jugendlichen, aber nicht ungeübten Arm zu dieser traurigen Operation anbot. Dieser unbärtige Freigeist hieß Achmed und gehörte einer Maurischen Familie aus Bona an, wo er in Diensten eines Offiziers der Afrikanischen Jäger gestanden hat. Ob er im Verkehr mit der Französischen Kavallerie sich diesen frühzeitigen Skeptizismus angeeignet, wissen wir nicht; genug, der junge Tiger führte sein Anerbieten sofort aus und enthauptete mit seltener Geschicklichkeit

heiligen Verstorbenen, dessen bloßer Anblick allen anwesenden Muselmännern das Blut erstarren machte.

In den benachbarten Gebüschen hatte man auch noch die Frau des Scheich und seine vier Kinder entdeckt. Diese ganze Familie mußte nun das Französische Detaschement begleiten. Jerdud's Witwe ritt auf einem Maulesel, ihren jüngsten Säugling am Busen haltend. Hinter ihr kamen drei Spahis, deren Jeder eines der anderen Kinder in seinen Armen hielt. Man erzählt, daß diese Frau, die noch jung war und deren Gesicht es weder an Würde noch an einer gewissen männlichen Schönheit fehlte, keinen Schrei, keinen Seufzer ausstieß, keine Thräne vergoß. Erst als sie unter den Eingebornen Mohammed-Yaya erkannte, brach sie ihr düsteres Schweigen. — „Ha, Niederträchtiger", rief sie, „zwei Jahre lang hast Du unter unserem Zelt geschlafen, unser Brod gegessen, unsere Geheimnisse gekannt. Du warst nicht der Diener, sondern der Freund Jerdud's, und hast ihn den Christen verkauft! Elender, möge sein Blut auf Dein verworfenes Haupt zurückfallen und die Hölle bald Deine fluchwürdige Treulosigkeit bestrafen." Bei diesen Worten spie sie ihm ins Gesicht. Noch lange fuhr sie fort, ihn zu schmähen, aber der Kabyle schien von ihren Flüchen nicht im mindesten gerührt und ging achselzuckend von dannen.

Jerdud's Kopf, auf einen Pfahl gesteckt, wurde nach Konstantine gebracht; nachdem man ihn hier im Hospital abgeformt, blieb er eine Woche lang auf einem der Thore ausgestellt. Doch nahm man ihn jeden Abend weg, aus Furcht, er möchte des Nachts von einem frommen Muselmann bestattet werden, und Morgens wurde er wieder neben der Nationalfahne auf der Mauer aufgestellt.

Diese Ausstellung machte einen tiefen Eindruck auf die Muselmänner jeder Race. Wenn Viele das tragische Ende Jerdud's beweinten, des einzigen Chefs von einiger Bedeutung, der noch der Französischen Herrschaft im Osten Stand zu halten gewagt, so sahen Andere darin den Finger Gottes, welcher den Mörder und trügerischen Gastfreund durch Verrath bestraft, und dieses Beispiel war für Alle eine heilsame Warnung.

Was den Sohn der Gazelle betrifft, jenen zweiten Gottbegeisterten, der mit Jerdud die Kabylen zum Angriff des Lagers von El-Arruch führte, so hat er sich seit jenem Scharmützel nicht mehr blicken lassen; sein Verschwinden ist eben so geheimnißvoll geblieben, wie sein Ursprung. Die Einen behaupten, er sey getödtet worden, die Anderen, er sey in die Ferne gezogen, um Verstärkungen gegen uns zu suchen. Die gutmüthigen Leute endlich versichern, daß er, müde dieser Erde und nicht länger im Stande, die Rumi's auf derselben triumphiren zu sehen, beschlossen habe, in den Himmel, sein Vaterland, zurückzukehren und sich daselbst niederzulassen. Wir können nur wünschen, daß er bei diesem lobenswerthen und klugen Entschluß beharren möge. (R. d. P.)

Nord-Amerika.

Rede eines Tschakta-Häuptlings.

Das zu Natchez, im Staate Mississippi, erscheinende Journal: The Free Trader theilt folgende interessante Rede mit, für deren Authentizität es sich verbürgt. Sie wurde von Webb, einem Mestizen (half-breed) und obersten Häuptling der in jenem Staate ansässigen Tschakta- (Choctaw-) Nation, an den Agenten der Vereinigten Staaten gehalten, der gekommen war, um sie zur Auswanderung nach den ihnen jenseits des Mississippi angewiesenen Ländereien zu vermögen. Der Agent, ein gewisser Mac-Rae, hatte die Indianer, etwa tausend an der Zahl, zu Hopahka zusammengerufen und sie benachrichtigt: „daß ihre Rathsfeuer dort nicht länger angezündet werden könnten." Er fügte hinzu: „daß ihre Krieger dort keine Gelegenheit hätten, Ruhm zu erwerben, daß der Geist in ihnen ersterben werde, und daß sie die dargebotene Hand ihres großen Vaters, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, ergreifen möchten, der sie nach einer neuen Heimat im Westen zu führen wünsche, wo ihrer ein günstigeres Geschick und schönere Aussichten harrten." Auf diesen Vorschlag ertheilte der Tschakta-Häuptling folgende Antwort:

„Bruder! Wir haben Deine Rede wie von den Lippen unseres Vaters, des großen weißen Häuptlings in Washington, vernommen, und mein Volk hat mich aufgefordert, mit Dir zu sprechen. Der rothe Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Gedanken an den Tag legen will, so bedient er sich dazu, wie seine Väter, des Mundes. Wenn er spricht, so weiß er, was er sagt; der große Geist hört ihn. Das Schreiben ist die Erfindung der bleichen Gesichter (pale faces); es giebt zu Irrthümern und Streitigkeiten Anlaß. Der große Geist redet; wir hören ihn im Donner, im Rauschen des Windes und in den mächtigen Gewässern — aber er schreibt nie. Bruder! als Du jung warst, waren wir stark; wir fochten an Deiner Seite — aber unsere Waffen sind jetzt zerbrochen. Ihr seyd gewachsen; mein Volk ist klein geworden. Bruder, meine Stimme ist schwach, Du kannst sie kaum hören; sie gleicht nicht dem Schlachtruf des Kriegers, sondern dem Gewimmer des Säuglings. Die Trauer über das Unglück meines Volks hat sie mir geraubt. Hier sind die Gräber unserer Voreltern, und in diesen uralten Tannen wohnen die Geister der Verstorbenen. Ihre Asche ist hier, und wir sind hier geblieben, um sie zu beschützen. Unsere Krieger sind fast alle nach dem Lande im Westen gezogen; aber hier sind unsere Todten. Sollen wir auch fortgehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen? Bruder! zweimal haben wir geschlafen, seitdem wir Dich sprechen hörten. Wir haben darüber nachgedacht. Du forderst uns auf, unser Gebiet zu verlassen; unser Vater will es, sagst Du. Wir wünschen nicht unserem Vater zu mißfallen; wir achten ihn und Dich, seinen Sohn. Aber der Tschakta denkt viel. Wir müssen Zeit zur Antwort haben. Bruder! unsere Herzen sind voll. Zwölf Winter sind verflossen, seitdem unsere Häuptlinge unser Gebiet verkauften. Alle Krieger, die Du hier siehst, waren dem Vertrage entgegen. Hätten die Todten reden können, so wäre er nie abgeschlossen worden; aber ach! obwohl sie umherstanden, konnte man sie weder sehen noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen und ihre Stimme in dem Seufzen des Windes, aber die bleichen Gesichter wußten es nicht, und unser Land wurde uns genommen. Bruder! wir klagen nicht; der Tschakta duldet, aber er weint nie. Ihr habt den starken Arm, und wir können uns nicht widersetzen. Aber das bleiche Gesicht betet den großen Geist an — der rothe Mann auch. Der große Geist liebt die Wahrheit. Als ihr unser Gebiet nahmt, verspracht Ihr, uns Ländereien zu geben. Euer Versprechen ist dort im Buche aufgezeichnet. Zwölfmal haben die Bäume ihre Blätter verloren, und noch haben wir keine Ländereien empfangen. Man hat uns unsere Häuser genommen; der Pflug des weißen Mannes wühlt unter den Gebeinen unserer Väter. Wir wagen es nicht einmal, Feuer anzuzünden — und doch sagtet Ihr uns, wir könnten bleiben, Ihr würdet uns Land geben. Bruder, ist dies Wahrheit? Aber wir glauben, daß der große Vater jetzt unsere Lage kennt; er wird uns hören. Wir sind gleich trauernden Waisen in unserem eigenen Vaterlande; unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Sobald er sein Versprechen erfüllt, werden wir seine Rede beantworten. Er meint es gut. Wir wissen es. Aber wir können jetzt nicht denken. Der Gram hat Kinder aus uns gemacht. Sobald diese Sache beendigt ist, werden wir wieder Männer seyn und mit unserem großen Vater über seinen Vorschlag reden. Bruder! Du stehst in den Moccasins eines großen Häuptlings; Du sprichst die Worte eines mächtigen Volks, und Deine Rede ist lang. Mein Volk ist klein; sein Schatten reicht kaum bis an Eure Kniee. Unsere Stämme sind zerstreut und vernichtet; wenn ich rufe, tönt meine Stimme aus der Tiefe des Waldes zurück, aber ich höre keine Antwort. Meine Worte sind daher kurz. Ich habe nichts mehr zu sagen; was ich aber gesagt habe, wiederhole Du dem großen Häuptling der bleichen Gesichter, dessen Bruder *) an Deiner Seite steht."

Mannigfaltiges.

— Das literarische Jahrhundert im Jahre 43. Die Revue des deux Mondes ermahnt die Franzosen, an dem literarischen Ruhme unseres Jahrhunderts noch nicht zu verzweifeln, da, abgesehen davon, daß die größere Hälfte desselben noch bevorstehe, auch sämmtliche drei seit der Zeit der Renaissance verflossene Jahrhunderte Frankreichs im Jahre 43 dasjenige, was sie später Großes und Eigenthümliches geschaffen, kaum hätten errathen lassen. Im sechzehnten Jahrhundert, 1543, sey allerdings die glänzende Bewegung der durch Franz I. geförderten Zeit der Wiedergeburt der von Griechen und Römern unbeerbt hinterlassenen Civilisation in voller Entwickelung gewesen, aber ihre schönste Blüthe, ihre herrlichsten Früchte sollte sie doch erst später sehen. Marot, Calvin und vor Allen der an Eigenthümlichkeit unübertroffene Rabelais hatten damals schon geschrieben, doch die Morgenröthe der Poesie war noch nicht angebrochen. Montaigne stand dem Jahrhundert noch bevor, und auch der an dichterischen Schönheiten reiche Amyot, so wie das Meiste, was in der Wissenschaft, im Parlament, in der Geschichte, so wie in der Literatur überhaupt, den Glanz der Franzosen im 16ten Jahrhundert bildete, war noch zu erwarten. Im siebzehnten Jahrhundert, 1643, kannte man bereits Corneille, und es war dies das Jahr der Schlacht bei Rocroy, aber wer hätte damals, ungeachtet solcher Vorzeichen, die großartige Entwickelung von Frankreichs Macht, auf dessen Thron ein Kind saß, den Glanz der Regierung Ludwig's XIV., ahnen mögen? Im achtzehnten Jahrhundert, 1743, wäre es zwar leicht gewesen, einen Schluß zu ziehen auf das, was bevorstand, aber jede mögliche Voraussetzung sey doch gleichwohl durch das, was wirklich eingetreten, bei weitem übertroffen worden. Im Jahre 1743 war noch keines der monumentalen Werke dieses Zeitalters vorhanden: weder Montesquieu's „Geist der Gesetze" (1748), noch Büffon's Naturgeschichte (1749), noch endlich die Encyklopädie (1751); Jean Jacques Rousseau hatte noch nichts geschrieben, und Voltaire, obwohl schon von Frankreich wie von Friedrich II. gekannt, sollte doch erst durch den Verlauf der Jahre und durch sein Exil jene Universal-Herrschaft erlangen, deren Glanz weder durch seine Ausschweifungen noch durch seine Malicen geschwächt werden konnte. Als günstige Vorzeichen für den endlichen Charakter des neunzehnten Jahrhunderts sieht der Kritiker in der Revue des deux Mondes (Herr Sainte-Beuve) zwei Erscheinungen der neuesten Zeit an: Demoiselle Rachel und Ponsard's Tragödie Lucrezia. Beide Erscheinungen knüpfen allerdings an literarische Glanz-Epochen der Vergangenheit an, aber wie kein anderes am modernen Himmel aufgegangenes Gestirn hätten gerade diese beiden allgemeine Theilnahme und innerste Bewegung erweckt, und daraus sey auf einen nicht gewöhnlichen Einfluß auf die nächste Zukunft zu schließen.

---

*) William Tyler von Virginien, Bruder des Präsidenten der Ver. Staaten, der vor kurzem zu einem der Commissaire bei der Tschakta-Nation ernannt wurde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 12. Juli 1843.

Frankreich.

Der unbekannte Gott, von George Sand.*)

Lelia und Jacques haben die Belege zu den gerechtesten Beschuldigungen gegen George Sand geliefert, ein anderes Werk mag daher beweisen, daß die Verfasserin besser als ihre Schriften und ihr Ruf ist. Der unbekannte Gott, ein Buch voll der erhabensten Tendenzen, der größten Beachtung würdig, wird die beste Rechtfertigung George Sand's abgeben. Es ist bedauernswerth, daß gerade diejenigen ihrer Schriften allgemein verbreitet und gelesen sind, die die Verfasserin und ihre Moral im schwärzesten Lichte zeigen, die den meisten Schaden und Irrthum verbreiten können, während andere, wie le Dieu inconnu und die Lettres d'un voyageur, von den wenigsten Lesern zur Hand genommen oder von ihnen nicht verstanden werden. Und doch fesseln, ergreifen und erschüttern diese Briefe Jeden, der ein Herz im Busen trägt; man fühlt, wie geheiligt das Unglück ist, man begreift jene abergläubische Verehrung, mit der die Alten eine vom Blitz getroffene Eiche betrachteten, man vergißt die verderblichen Lehren, die leeren Verneinungen, die George Sand ausgesprochen, man fühlt nur tiefes Mitleid mit diesen bitteren Seelenschmerzen!

Verzweiflung im Herzen, von der unheilbarsten Entmuthigung, dem schrecklichen Verlangen nach Selbstmord gequält, vermochte George Sand doch wieder aus Pflichtgefühl, aus Mutterliebe die Kraft zum Leben zu schöpfen. Aber ehe sie aus diesem tödtlichen Zweikampf mit der Verzweiflung als Siegerin hervorgeht, ist man noch Zeuge des Schwankens und der Rückfälle trauriger Art. Aussprüche wie folgende mögen dies bezeugen: „Ich kann die Hoffnung nicht fassen, das Leben zu ertragen; ich wünsche nur, ruhig sterben zu können, ohne in meinen letzten Augenblicken in Gotteslästerungen auszubrechen!" — Oder ein anderes Mal in einem Briefe an den edlen Freund Malgache: „O, sage mir, steht denn nicht zu Deines Lagers Häupten auch ein Dämon in Gestalt eines Engels, der Dir unaufhörlich zuruft: Liebe, Liebe, Glück, Leben, Jugend! O, mein Freund, beweinst Du nicht lange Nächte hindurch Deine Träume und sagst Dir, ich bin nie glücklich gewesen?" — Aber George Sand hörte bald auf, das Leben zu verfluchen, und begann, Trost und Kraft da zu suchen, wo allein das Herz sie findet, im Gebete: „Der Zweifel schleicht sich in ein träumend Gemüth, aber der Glaube senkt sich in eine leidende Seele. Die Liebe zum Guten sprießt unwillkürlich immer wieder in mir auf, selbst auf meinen düstersten Ruinen. O, mein Gott, wenn mir deine Vaterhand eine Ueberzeugung, einen heiligen Willen in die Seele senken könnte!" — Solche Wünsche erhalten in George Sand's Munde noch mehr Gewicht, wenn sich Geständnisse daran knüpfen, wie folgende: „O, ich habe die reinen, die bescheidenen Genüsse mißachtet, ich habe die wahren Empfindungen verkannt, ich habe die Tugend verachtet, weil sie einfach und verborgen war; ich habe die Frommen verspottet und dem falschen Ruhm Weihrauch gestreut; mein hochmüthiges, aufgeblasenes Herz konnte Anderen keine Schwäche verzeihen und war selbst aller Gebrechen voll .... Ich habe schlecht gelebt, ich habe die Güter mißbraucht, die mir zugefallen; die Werke der Barmherzigkeit versäumte ich und lebte in Weichlichkeit, in Langeweile, in eitlen Thränen, in thörichter Liebe und falschen Freuden meine Tage dahin. Die Idole waren aus Fleisch und Blut, vor denen ich kniete, deren Tyrannei mein Leben zu eitlem Vergnügen verdammte, die lange Zeit die Liebe zum Guten in mir erstickten .... Und der echte Ruhm hat niemals meine Thaten gekrönt, weil ich nicht mein Gewissen zum Schiedsrichter über meine Phantasie gesetzt hatte. Gezwungen, Geld zu erwerben, habe ich meine Einbildungskraft zur Arbeit gepreßt, ohne meine Vernunft zu befragen. Meine geknechtete Muse hat sich gerächt, sie hat mir nur bittere, traurige Worte diktirt, sie hat mit kaltem Hohnlächeln alle großmüthige Regungen meiner Seele gehemmt. Es war der Mangel, der mich krank und zweifelsüchtig gemacht hat .... Jetzt hat mein Herz seinem alten Haß abgeschworen, es hat sich resignirt, es will leben in Zeit und Raum, die Gott bestimmt und abgemessen hat. Die Liebe zur Ordnung ist mir aufgegangen. Jetzt, da ich ruhiger, beschwichtigt bin, begreife ich, daß die wahre Seelenstärke in der Ruhe und in der Duldung liegt .... Der Glaube, den die kleinen Geister Schwäche, Aberglauben und Beschränktheit nennen, der Glaube ist der Wille mit dem Vertrauen verbunden; er ist die wundervollste Fähigkeit des Menschen, ihm gegeben, um die Gränzen des thierischen Lebens zu überschreiten und die menschliche Intelligenz bis zur Ewigkeit zu erheben."

Diese Worte bezeichnen deutlich eine neue Phase in George Sand, die sich in der Novelle „le Dieu inconnu" noch mehr als ein richtiges Erkennen Gottes ausspricht und die tiefsten Blicke in das durch Schmerz geläuterte Innere der Verf. gestattet. Eine genaue Analyse könnte diesem wunderbaren, so wenig bekannten, kleinen Kunstwerke nur schaden. George Sand hat die christliche Idee darin mit einer solchen Stärke der Empfindung, mit so glücklichem Ausdruck dargestellt, daß dies unmöglich eine bloße Künstlerlaune seyn kann, wie des Autors Feinde behaupten wollten; nur aus den geheimsten Tiefen des Gewissens konnten die Worte hervorgehen, die George Sand hier ausspricht. Die heilige, rührende Einfachheit des Christenthums, seine kindliche Erhabenheit an der Schwelle seiner Wiege; der Enthusiasmus seiner Märtyrer und deren siegreiche Einwirkung auf seine Verfolger; die Täuschungen der falschen Götter; Alles, was die irdischen Freuden Nichtiges und Schmerzliches in ihrem Gefolge haben, die furchtbare Oede, der bittere Ekel, die nach erloschenen Leidenschaften zurückbleiben; der Aufschwung einer enttäuschten Seele, die nach Ruhe dürstet, und die instinktartig nach dem einzigen Glück schmachtet, das mit ihrer unsterblichen Natur sich einigen läßt; Alles, was das Christenthum an Tröstungen, wundervollen Versprechungen und erhabener Geistigkeit enthält; die ahnende Ruhe, das heilige Vertrauen, genossen in der Todesstunde von dem heidnischen Weibe, das durch Buße und Taufe wiedergeboren war, — alles das findet sich in diesen wenigen Blättern zusammengefaßt, und zwar in der reinsten Form, deren keusche Schönheit immer auf der Höhe des erhabenen Inhalts gehalten ist.

Welche Apostelseele ist dieser Priester Pamphilus! mit welcher sanften, freundlichen Barmherzigkeit hört er die Heidin an, die bei dem Gotte der Galiläer das suchen will, um was sie vergebens zu ihren Göttern aus Gold und Marmor gefleht hat: die Liebe oder die Vergessenheit. Wie geduldig bemüht er sich, ihre Augen dem Lichte zu öffnen, ihr nach und nach die Erhabenheit der christlichen Idee begreiflich zu machen. „Unser Gott", sagt er, „erhört und verzeiht uns; um deine Sprache zu reden, das Schicksal gehorcht ihm, wie ein Sklave seinem Herrn. Es ist sein Wille, der das Weltall regiert, es lebt kein Gott neben ihm. Lerne sein Wort, befolge sein Gesetz, und du wirst einsehen, daß in seiner Erbarmung mehr Schätze enthalten sind, als alle Eitelkeit der Welt dir zu geben vermag." Aber die heidnische Lea hängt noch zu sehr an letzterer, sie kann den Geist des wahren Gottes nicht auffassen; sie will zurückgehen, um ihren gewohnten Lebenslauf wieder zu beginnen, und von neuem die Altäre der Venus und der Vesta mit fruchtlosen Bitten belagern. Pamphilus hält sie auf; er zeigt ihr die ganze Nichtigkeit ihres unvernünftigen und strafbaren Beginnens, schreibt ihr einen höheren Zweck vor und lehrt sie ein eindringliches Gebet: „Es schien mir", sagt er, „daß du dich über die Verwüstungen des Alters, über die Treulosigkeit der irdischen Liebe beklagtest. Wisse denn, Christus hat uns gelehrt, daß die Schönheit der Seele die einzige ist, die dem Herrn gefällt, daß die reine Liebe die einzige ist, die vor Ihm bestehen kann .... Du leidest an einem Uebel, welches dein ganzes Volk quält, es ist die Uebersättigung und die Leere. Was du willst, das weißt du nicht, und noch weniger weißt du, was dir helfen kann. Erhebe deine Seele zu Gott dem Ewigen und klage ihm dein Leiden. Denn er ist ein Gott der Güte und der Nachsicht, ein Vater für die Betrübten und Reuigen, ein Gott der Liebe für die Inbrünstigen. Bitte Ihn voll Einfalt, Er möge in deines Herzens Grund schauen, und wenn du aufrichtig wünschest, Ihn kennen zu lernen, Ihm dienen zu können, so wird Er dir seine Gnade senden, die eine köstlichere Gabe, ein mächtigerer Trost ist als alle falsche Freuden dieser Welt." Lea kniet nieder und betet, aber sie ist noch heidnisch: die eitle Sehnsucht nach ihrer Vergangenheit, ihre thörichten Neigungen der Liebe, ihre rachsüchtigen Gefühle reden aus ihrem Gebete. Gott hat dies verhärtete Herz noch nicht gerührt, die rechte Stunde ist noch nicht gekommen. — „Deine Seele", sagt ihr Pamphilus, „deine Seele ist von den Banden des Irrthums befangen, die Stimme des Himmels hat dich noch nicht zur Bekehrung berufen. Höre, Weib, geh' hin, zwinge dich, den Mann zu vergessen, der dich gekränkt; verdamme dich zu strenger Einsamkeit; opfere deine Leiden, dein Verlangen dem Herrn und werde nicht müde im Dulden. Wenn dein Schmerz deine Kräfte zu übersteigen scheint, so rufe weder Venus noch Vesta an, vergiß diese Luftgebilde, wirf dich auf die Kniee und blicke gen Himmel, wo der lebendige Gott wohnt, dann sprich die Worte zu Ihm: Wahrer Gott! mache, daß ich dich kennen und lieben lerne, denn ich will keinen Anderen lieben als dich!"

*) Nach dem Dievnie Walsh. S. Nr. 61 d. Bl.

„Und welches Wunder wird er alsdann meinetwegen thun?“ fragte die Römerin mit Erstaunen. — „Die Wahrheit wird sich in deine Seele senken, die göttliche Liebe wird deinen Muth aufrichten, deine Sinne werden dir Ruhe lassen, und du wirst getröstet seyn.“ — „Für immer?“ — „Nein! der Mensch ist schwach und vermag nichts ohne stete Hülfe von oben; du mußt jedesmal von neuem beten, wenn du betrübt bist.“ — „Und werde ich jedesmal getröstet werden?“ — „Wenn du mit Inbrunst und Aufrichtigkeit betest: ja!“

Das Gemälde von Lea's Tod trägt den Stempel einfacher Größe: feierliche Ruhe herrscht darin und die sanfte, ernste Rührung, welche die letzten Augenblicke des Gerechten begleiten. Die sterbende Patrizierin will sich zu dem Gotte der Christen bekennen und die Taufe empfangen: sie läßt den heiligen Priester Eusebius, den Freund Pamphil's, an ihr Bett rufen und sagt ihm: „Seit zwei Jahren bete ich zu dem unbekannten Gotte und rufe weinend seinen Namen an. Mein Schmerz ist mir lieb geworden, und meine Thränen brennen nicht mehr. Ich habe so gelebt, wie Pamphilus es mir gerathen. Ich habe das laute Vergnügen, den Cirkus und die Feste verlassen: ich habe immer gebetet, wenn ein Verlangen, ein Bedauern jener verderblichen Freuden sich in mir erhob, und jedesmal ist eine wunderbare Ruhe, ein eigenthümliches Glücksgefühl über mich gekommen .... Ich fühle, daß ich sterbe, daß ich eingehen werde in die Wohnung der unverwelklichen Schönheit, welche der göttliche Plato das höchste Gut genannt hat: er hat auch den unbekannten Gott errathen und hat die Quelle aller Liebe und Vollkommenheit über den Sternen gesucht.“

Zu diesen Worten noch etwas hinzufügen, hieße nur ihre Wirkung schwächen: sie beweisen hinreichend, daß George Sand die Fähigkeit besitzt, sich zu den höchsten und reinsten Regionen aufzuschwingen, daß es nichts Hohes, Schönes und Gutes giebt, wozu nicht der Keim in dieser auserwählten reichen Natur läge. George Sand hat durch und durch jenes Doppelwesen, fluthend, beweglich, zart und eben so schnell in alle Gegensätze umschlagend, welches wir mit dem Dichternamen vorzugsweise begrüßen, und welches in George Sand uns eine zwiefache Sympathie einflößt, da um diese Stirn sich der Nimbus des Unglücks und der des Genies zieht. Es ist ein heller Geist, der sich von der Bahn des Lichts verloren und in der fremdartigen Atmosphäre angstvoll gekämpft hat. Man könnte die Worte hier anwenden, die Lamartine so schön über Byron gesagt hat:

„Ihr konnt im Auge tief den Strahl erkennen,
In dem des Himmels ew'ge Lichter brennen.“

England.

Das Model Prison in London.

(Schluß.)

„Man versprach sich in London glänzende Resultate von dem neuen Systeme: Jeder, der den Bauplan gesehen, wozu man jedoch nur ausnahmsweise die Erlaubniß erlangen konnte, war begeistert von der Idee und der Großartigkeit der Ausführung, und man konnte kaum die Zeit erwarten, um dieselbe vollendet zu sehen. Ein entschiedenes Urtheil schon jetzt fällen zu wollen, wäre voreilig, aber eine Beleuchtung des Prinzips und der Mittel zu seiner Verwirklichung dürfte schon gestattet seyn, und so habe ich dabei nachstehende Bemerkungen und Bedenken aufzustellen.

„Erstens. Die Besserung des Verbrechers sieht man als den Zweck der Strafe an; um denselben im Model prison möglichst vollständig zu erreichen, wählt man bei der Besetzung der vakanten Stellen aus den verschiedenen Gefängnissen Englands solche Gefangene aus, die ihrer Individualität nach die Hoffnung auf Besserung möglichst wahrscheinlich machen.

„Man scheint hiernach also die verstockten Verbrecher zur Aufnahme entweder nicht geeignet oder nicht für würdig zu halten. Kann nun aber ein Prinzip als angemessen anerkannt werden, welches der gleichmäßigen gerechten Behandlung der Sträflinge in so weit ermangelt, als es in Betreff der Aufnahme der Parteilichkeit Thür und Thor öffnet: und liegt eine Konsequenz darin, daß der Staat, wenn er die Verpflichtung anerkennt, sich der Besserung der Verbrecher nach einem neuen muthmaßlich besonders praktischen Systeme zu unterziehen, sich derselben nur gegen einzelne Individuen nach seiner Wahl entledigt, während er die Uebrigen davon ausschließt? oder ist es gut zu heißen, daß, wenn, je nach der Verschiedenartigkeit der Besserungssysteme, das eine oder das andere strenger oder milder auf den Gefangenen wirkt, ein Unterschied in der Bestrafung gemacht wird und zwei Individuen, welche wegen desselben Verbrechens von demselben Richter zu derselben Strafe verurtheilt wurden, dieselbe erträglicher oder härter empfinden, weil sie zur Abbüßung der Strafe in verschiedene Gefängnisse, in denen verschiedene Systeme zur Anwendung kommen, gesetzt wurden? — und daß diese Vertheilung ganz von der Willkür, also von der Begünstigung oder dem Vorurtheile der Beamten, abhängt?

„Zweitens. Das vollständige Isoliren der Verbrecher hat viele Vorzüge. Diejenigen, welche für Besserung am empfänglichsten sind, tragen häufig selbst darauf an, sich der Gemeinschaft mit anderen Verbrechern zu überheben, weil die Abgeschlossenheit die guten Vorsätze schneller zur Reife kommen läßt und das menschliche Gemüth zu empfänglich ist, um nicht von Leidensgefährten Erzählungen und Eindrücke in sich aufzunehmen, welche die Vergangenheit und den Reiz des Verbrechens immer wieder auffrischen und die Mittel nachweisen, sich dieselben Annehmlichkeiten durch größere Vorsicht und Sicherheit für die Zukunft dauernd zu verschaffen.

„Allein es liegt in der jahrelangen vollständigen Abgeschlossenheit doch ein höherer Grad von Strafe als in dem Zustande des gemeinschaftlichen schweigenden Arbeitens, da man hier, wenn auch in dem Verbote wechselseitiger Mittheilung eine große Entbehrung liegt, wenigstens Leidensgefährten in ihren Beschäftigungen und verschiedenartigen Umgebungen sieht und nicht so vollständig auf die vier Wände der Zelle, der Kirche und des kleinen Hofes angewiesen ist.

„Es müßte, um die Gleichmäßigkeit der Strafe überhaupt festzuhalten, meiner Ansicht nach, der Zustand der größeren Entbehrungen, also des größeren Leidens, den Verbrechern in Correctionsanstalten, in welchen das System von Philadelphia eingeführt ist, angerechnet und die Strafzeit für dasselbe Verbrechen, je nachdem sie nach diesem oder dem Auburnischen, oder in einem Gefängnisse, wo nicht einmal das Schweigen der gemeinschaftlich arbeitenden Sträflinge erfordert wird, abgebüßt werden soll, abgekürzt oder ausgedehnt werden.

„Drittens. Liegt es überhaupt in dem Prinzip der Gerechtigkeit, welche durch das Gesetz repräsentirt wird, Verschärfungen oder Erleichterungen der ursprünglich für bestimmte Verbrechen angedrohten Strafen nach Willkür eintreten zu lassen?

„Als das Gesetzbuch bearbeitet und publizirt und nach dem Inhalte desselben der erste Diebstahl mit einer Gefängnißstrafe von so und so viel Monaten bestraft wurde, hatte der Gesetzgeber doch gewiß nur die Detention in einem Gefängnisse nach damaliger Einrichtung im Sinne, denn alle Gefängnisse waren zu jener Zeit nach derselben Weise organisirt, und man fühlte kein Bedürfniß zu einer Aenderung derselben. Daß es aber ein Unterschied ist, die Strafe in einem Gefängnisse der damaligen Einrichtung oder in einem der neueren abzubüßen, ist eben so unzweifelhaft, als daß es eine Willkür, dem Gesetz gegenüber, erscheint, in den Systemen der Anwendung und des Eindrucks der Strafe zu schwanken und zu ändern und darin immer dasjenige zu wählen, was individuell und relativ zufällig als das angemessenste erscheint.

„Wenn es schon gewagt ist, die Hausordnung und die Disziplin in verschiedenen Gefängnissen verschieden zu handhaben, weil Mißbräuche, wie in dem Militairgefängnisse zu Algier, so auch anderwärts hieraus leicht entstehen, so scheint mir, dem Gesetz gegenüber, ein Wechsel in dem Gefängniß-System zum Nachtheil sowohl des physischen als des psychischen Leidens des Gefangenen, noch viel bedenklicher, weil es gar keine Garantie über die endliche Begränzung gewährt und zu beiden Extremen führen kann. Wenn in einer bedeutenden Straf-Anstalt die Beraubung der Freiheit schon als hinreichende Strafe betrachtet und nun dafür gesorgt wird, die Detinirten für die Entbehrung dieses Gutes auf andere Weise zu entschädigen, und man ihnen, aus Rücksichten übel verstandener Humanität — Kegelbahnen und Billards aufstellt, gesellige Feste gestattet, und die Kosten über das Bedürfniß hinaus gewährt, und hierdurch die Lage des Detinirten viel bequemer und angemessener macht, als er sie bis dahin im freien Zustande sich zu bereiten im Stande war, der Aufenthalt im Correctionshause also weniger eine Strafe als eine Belohnung, weniger unangenehm als angenehm zu seyn scheint: so kann es auf der anderen Seite eben so wenig überraschen, wenn Mißgriffe aus Ansichten unzeitiger Inhumanität geschehen und man etwa die Detinirten wie in einem Französischen Gefängnisse in den schwersten Ketten, oder in Zwangsjacken, oder mit Baumwolle in den Ohren und Binden um den Augen unausgesetzt einhergehen ließe, damit sie stets etwas zu tragen hätten, und ihr Gefühl abgestumpft, und sie durch Blindheit und Taubheit genöthigt würden, sich durch alleinige eigene innere Anschauung zur Besserung würdiger vorzubereiten, — oder wenn man den sämmtlichen Detinirten täglich einige tüchtige Prügelsuppen auftischte, entweder weil die Direction der Ansicht wäre, daß dies das beste Verdauungsmittel sey, oder daß dadurch dem Gefangenen die Erinnerung an die Vergangenheit und an das damals verübte Unrecht, oder an die unbeschränkte Disziplinargewalt über ihn, welche die Direction in Händen habe, stets in frischem Gedächtniß erhalten werden müsse.

„Viertens. Sollte wohl das vollständige Isoliren, welches neben der Besserung des arbeitsscheuen Verbrechers doch auch dessen Gewöhnung an Arbeit, die er als ein Bedürfniß und als eine Belohnung betrachten muß, bezweckt, in der letzteren Beziehung eine praktische Vorschule für den zukünftigen Rücktritt in das bürgerliche Leben seyn? Ich sollte meinen, daß ein vormals arbeitsscheuer Sträfling, welcher jahrelang darauf angewiesen war, sich abgeschlossen und ungestört mit seinem Handwerk zu beschäftigen, die dazu nöthige Ruhe vermissen wird, wenn er später sich seine Arbeit erst mühsam aufsuchen und diese nicht mehr ungestört, sondern unter vielen Mitarbeitern, unter Sprechen und Singen, ohne äußeren Zwang als freier Arbeiter verrichten soll.

„Fünftens. Kann ihm überhaupt die Arbeit einen so großen Reiz gewähren, da sie nur in einer mechanischen, für ihn unfruchtbaren Beschäftigung besteht und für ihn nur angeordnet ist, um die Stunden des Tages damit auszufüllen? In den Englischen Gefängnissen kommt von dem Werthe der von den Gefangenen gefertigten Arbeiten denselben nichts zu gut; sie verdienen nur für die Anstalt und treten demnächst, eben so arm als sie eingeliefert waren, nach abgebüßter Strafe wieder in die Welt hinaus.

„Sechstens. Liegt nicht in diesem Umstande eine Hauptklippe für den entlassenen Verbrecher, der, wenn er auch vollständig gebessert in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehrt, doch immer seinen Ruf eingebüßt hat und das gegen ihn bestehende Vorurtheil erst durch seine Führung im freien Zustande bekämpfen und überwinden muß? Hierzu ist ihm ein kleiner Fonds unumgänglich nöthig, um sich in der ersten Zeit selbständig leiblich vor Noth zu bewahren und sich in seinen Vorsätzen erhalten zu können, und nicht in die Nothwendigkeit gesetzt zu werden, sich hülflos und verachtet in die Arme derer zu

werfen, deren Verführung ihn früher ins Verderben gezogen hatte, und die auch jetzt noch bereit seyn werden, ihn wieder als einen der Ihrigen aufzunehmen.

„Siebentens. Liegt es in der Absicht des Gesetzes, und hat es sich etwa durch die Erfahrung wohl als praktisch bewährt, Mitgliedern von Vereinen christlich gesinnter Menschenfreunde, denen das Seelenheil der Verbrecher am Herzen liegt, und die sich berufen fühlen, durch aufopfernde Hingebung, durch persönliche Einwirkung den Verbrecher für Religion und Tugend empfänglich zu machen und zu erhalten, den ungehinderten Zutritt zu den Gefangenen zu gestatten, um dadurch den Geistlichen in seinem Berufsgeschäft zu unterstützen?

„Schon der Begriff des Gefängnisses deutet auf ein Ausschließen von der Gemeinschaft des äußeren Lebens, verweist den Gefangenen daher für die Zeit der Detention lediglich auf die das Beamtenpersonale bildenden Personen. Die unzweifelhaft gute und anerkennenswerthe Absicht der Vereins-Mitglieder gewährt durchaus keine Bürgschaft, ob ihre Handlungsweise den beabsichtigten Zweck wirklich erreichen wird; ob sie außer ihrem christlichen Sinn auch das Talent des Lehrers, auch Menschenkenntniß besitzen, um den Verbrecher, dessen Leben ihn in Verstellung und Heuchelei geübt hat, richtig zu beurtheilen. Es kann, wenn solche Vereins-Mitglieder trotz ihrer ehrenwerthen Bestrebungen ihrer Individualität nach nicht geeignet sind, glückliche Resultate zu erzielen, und sie sich täuschen über den Eindruck, den ihr Zuspruch bei den Sträflingen hervorbringt, und die eigentlichen Zwecke, welche die Gefangenen hinter der demüthigen und reuigen Haltung, mit der sie die Besucher empfangen und anhören, verbergen, ihr Zutritt die nachtheiligsten Folgen herbeiführen, und sind die Besucher solcher Menschenfreunde, wie die Erfahrung gelehrt hat, an vielen Orten zu Komplotten, Aufständen, zu Mord und Brandstiftungen gemißbraucht worden.

„Die verschmitztesten Verbrecher haben bald genug gemerkt, daß sie ihre Lage durch Empfänglichkeit und reuige Demuth, so wie durch wiederholt ausgesprochene gute Vorsätze nur verbessern können, und so bildet sich zu leicht ein heuchlerisches, lügenhaftes Wesen, was gegenseitige Täuschung zur Folge haben muß.

„Entschieden unstatthaft erscheint mir der Zutritt von weiblichen Vereins-Mitgliedern zu männlichen Verbrechern. So wie ich die Englische Einrichtung, wonach Frauen durch Frauen beaufsichtigt werden, sehr angemessen finde, so dürfte meiner Ansicht nach, wenn Vereins-Mitglieder in Gefängnisse zugelassen werden sollen, auch den Frauen nur eine Gemeinschaft mit Frauen erlaubt seyn, da sie nicht Menschenkenntniß genug besitzen und also weniger geeignet sind, den größeren Grad von Verstocktheit männlicher Sträflinge richtig zu beurtheilen, und auch die entschiedenste Reinheit, Festigkeit und Haltung christlich gesinnter Frauen nicht für den Eindruck bürgt, den sie selbst auf den Sträfling hervorbringen, der sich dadurch nicht immer imponiren und entwaffnen lassen wird, und eine solche Gemeinschaft überhaupt gegen die Sitte und das Urtheil der Welt streitet.

„Der Beruf des Weibes überhaupt weist ihm einen ganz bestimmten Wirkungskreis an, und dieser liegt außer dem Bereich der Theilnahme an der Verwaltung und dem öffentlichen Leben.

„Achtens. Soll durch das Gesetz bestimmt werden, daß von den zur Deportation verurtheilten Verbrechern Niemand in sein Vaterland zurückkehren darf und solche, welche sich muthmaßlich gebessert haben, nicht in die Zwangs-Kolonie nach Australien, sondern in die freien Ansiedelungen nach Amerika übergeführt werden: so läßt sich dagegen nur erinnern, daß die Gefangenen ihre Wärter durch Verstellung zu täuschen bedacht seyn werden, um sich diejenige Zukunft vorzubereiten, welche ihrem individuellen Interesse am meisten entspricht. Dagegen halte ich den Uebergang der Verbrecher zu den freien Kolonieen für eine sehr glückliche Idee, deren praktische Trefflichkeit sich gewiß entschieden bewähren wird, weil sie durch einen freieren Zustand den Verbrecher allein befähigen kann, sich in der Festigkeit seiner Vorsätze zu prüfen und Selbstvertrauen und die nöthige Sicherheit zu erwerben, welche ihm zum Rücktritt in die bürgerliche Gesellschaft nothwendig ist und ihn vor Rückfällen möglichst beschützen wird.

„Zum Schluß gedenke ich der Freude, die ich beim Besuch der Gefängnisse Londons, wie überhaupt in England, über den Enthusiasmus und die Verehrung für unseren König empfunden, dessen hochherziger Charakter ihm die Bewunderung der Englischen Nation erzwang, dessen leutselige Persönlichkeit ihm die Herzen Aller zuführte. Sein Interesse für die Englische Gefängniß-Administration hatte sich in einer Weise bethätigt, wie man sie von einem gekrönten Haupte weder erwartet, noch überhaupt bis dahin für möglich gehalten hatte, und die gerade während meiner Anwesenheit in London eingetroffene Nachricht, daß auf seinen Befehl in Preußen mehrere Gefängnisse nach dem Plan des Model prison unter Leitung eines Englischen Architekten erbaut werden sollten, wurde von Mund zu Mund getragen und durch die Zeitung mit ehrenwerther Anerkennung und großer Freude verkündet."

Rußland.

Die Geheimlehren älterer und neuerer Zeit, besonders in der Medizin.

(Nach der Russischen Bibliothek.)

Wenn man den heutigen Gelehrten glauben soll, so besaßen die Alten zwar Kenntnisse, aber keine eigentlichen Wissenschaften; sie waren wißbegierig, allein es fehlte ihnen der wissenschaftliche Geist. Die Gelehrten schätzen ihre Taktik, die sie zu Eroberungen führt, noch höher als das Eroberte selber. Sie wachen hauptsächlich darüber, daß nichts Verdächtiges in ihr Gebiet eindringe, und schmeicheln sich mit dem Wahne, die polizeiliche Verfassung des Innern sey ganz ohne Mängel.

Als eines der vornehmsten und glücklichsten Resultate dieser Reform nennt man uns die endliche Verbannung aller falschen Lehren und chimärischen Künste, die Jahrhunderte lang mit den echten Wissenschaften und den nützlichen Künsten auf gleicher Stufe gestanden. Zu jenen zählt man die Astrologie, Magie, Theurgie, Alchymie und Kabbalistik. Alle diese erlaubten oder verbotenen, wie Heiligthümer verborgenen oder allgemein bekannten Lehren führten lange Zeit den Namen „Geheime Wissenschaften" (scientiae occultae), entweder weil ihre Theorie und Praxis das Daseyn einer übernatürlichen Welt zuließ, oder weil man in der Materie, außer den allgemeinen Gesetzen der Natur-Phänomene, noch die Existenz geheimer Kräfte annahm, deren Studium eine besondere, tiefere Wissenschaft ausmachte; oder endlich, weil diese mit Mühe erworbenen Wissenschaften, das ausschließliche Eigenthum weniger privilegirter Geister, ihrem Besitzer eine geheimnißvolle furchtbare Gewalt über Natur und Menschen geben sollten. Die neuere Philosophie hat diese Trugbilder verscheucht und andere bessere Wege zur Wahrheit eröffnet.

Daß diese Läuterung ein großer Segen gewesen, wird in unserem Zeitalter kein Mensch mehr in Zweifel ziehen. In der That, was gleicht an Großartigkeit der geistigen Bewegung des 16ten Jahrhunderts? Bei dem Allen bietet uns die Zerstörung so vieler innerhalb Jahrhunderten aufgethürmten Ideen, so vieler höchst mühselig errichteter Systeme, mit denen hundert Generationen ihren Geist nährten, so vieler bewundernswürdiger Schöpfungen des Menschengeistes ein trauriges und beklemmendes Schauspiel. Wenn die Annullirung früherer Wissenschaften ein Werk der Gerechtigkeit, eine nothwendige Folge der Ordnung der Dinge war: wer bürgt dann unserer heutigen Generation für die Dauer ihrer geistigen Bauwerke? Wenn die Auserwählten der Menschheit Jahrtausende lang in einer Art von gelehrtem Wahnwitz befangen waren: wer überzeugt uns dann, daß wir nicht, nachdem wir jenes Wustes uns entledigt, in neue Albernheiten uns verstricken, die noch hartnäckiger ausdauern werden als die alten, und die irgend eine ferne Zukunft für absoluten Wahnsinn erklären wird? Die Lösung solcher Probleme muß denen überlassen bleiben, für die unsere Zeit eine Vergangenheit seyn wird. Diese werden einst vielleicht unser heutiges Wissen bespötteln, wie wir mit dem Wissen unserer Vorfahren thun.

Die Herrschaft der geheimen Wissenschaften in einem so langen Zeitraum ist besonders deswegen sehr zu bewundern, weil sie trotz ihres fantastischen Charakters immer eine rein praktische Richtung nahmen. Regierungen und Privatleute vertrauten den Adepten derselben unbedenklich ihr Kostbarstes; die wichtigsten Entscheidungen des Römischen Senates und der Feldherren Roms gründeten sich auf die Art, wie heilige Hühner ihr Futter pickten. Die Weissagungen eines Magiers, Chiromantikers oder Astrologen dienten dem Staatsmanne wie dem schlichten Bürger als Richtschnur bei ihren Handlungen. Im 15ten und 16ten Jahrhundert hatte jeder Europäische Fürst an seinem Hofe einen Astrologen, der in wichtigen Angelegenheiten die Sterne konsultiren und darüber entscheiden mußte, ob es gerathen sey, zu reisen oder daheim zu bleiben, ob man eine Schlacht liefern oder abziehen solle. Galt es, an einem Feinde Rache zu nehmen, seine Heerde zu vertilgen, seine Städte zu zerstören, das Herz eines Weibes zu erobern, so wendete man sich stracks an einen Magier; dieser verabreichte Kräuter von wunderbarer Kraft, sprach einige Beschwörungsformeln und empfahl die Vollziehung gewisser Gebräuche. Sogar die kostbarsten irdischen Güter — Gesundheit und Leben — trug man kein Bedenken, von Zauberformeln, Besprechungen, Amuleten, Talismanen und Traumgesichten abhängig zu machen. Die enge und ununterbrochene Verkettung dieser Irrlehren mit dem praktischen Leben hätte den Menschen — so scheint es — ihre Nichtigkeit bald darthun sollen. Daß die rein spekulative Wißbegier (wie man aus der alten Kosmologie und der scholastischen Dialektik ersieht) unfruchtbar bleiben und nichts als ganz willkürliche Systeme hervorbringen konnte, ist sehr begreiflich, da der Menschengeist im gränzenlosen Raume der Ideen unschädlich schaffen kann, was ihm gefällt; wie aber Lehren, deren Objekte in der Sphäre der Beobachtung eingeschlossen und beständig der praktischen Erfahrung unterworfen waren, trotz ihrer Albernheit und Abenteuerlichkeit, so mächtig auf die Ueberzeugung gebildeter Individuen wirken und sogar im materiellen Leben die Leute gängeln konnten — das ist viel schwerer begreiflich.

Vergebens beruft man sich auf die Schwäche der menschlichen Natur, auf den Einfluß der Autorität, die Macht der Gewohnheit und des Beispiels, auf den Hang zum Wunderbaren und ähnliche Ursachen: dies Alles erklärt nicht, warum der Irrwahn stets über das unmittelbare Zeugniß der Sinne, über die Erfahrung, den gesunden Menschenverstand und selbst über einen mit der kräftigsten Logik ausgerüsteten Geist obsiegt. So wollen wir denn nur die Elemente dieser Verwirrungen der Vernunft analysiren, nicht, um von ihren Gründen Rechenschaft zu geben, sondern um sie zu entschuldigen.

Es steht also thatsächlich fest, daß der menschliche Geist Jahrhunderte lang in systematischen Irrthümern befangen war. Seine Tendenz, sich selbst zu täuschen, ist ungemein groß: daher können wir auch jetzt von ihrem Einflusse nicht frei seyn: er wirkt noch immer, nur in anderen Formen. Auch zugegeben, daß in drei vergangenen Jahrhunderten die wissenschaftliche Richtung früherer Zeiten sehr viel anders geworden sey, so hat immer ein Theil des alten Sauerteigs bis zu uns seinen Weg gefunden. Ist es auch denkbar, daß in der menschlichen Entwickelung urplötzliche Wechsel vor sich gehen? Solche Sprünge, sagt Leibnitz, giebt es nicht in der Natur. Der wissenschaftliche Geist hat seine Phasen in Rücksicht auf die Zeit: er entwickelt sich ohne

Unterbrechung, aber langsam; und wenn ein solcher Blick auf die Fortbewegung der Intelligenz richtig ist, so muß auch die heutige Wissenschaft, obzwar uns selber unbemerklich, in vielen Beziehungen Spuren des logischen Charakters der alten Wissenschaft bewahren.

Warum aber von Wahrscheinlichkeiten reden? Das Vorhandenseyn des alten Irrthums in vielen Zweigen unseres heutigen Wissens kann faktisch dargethan werden. So ist die Medizin in vielem Betrachte noch eine wahre scientia occulta; damit sey nicht behauptet, unsere Aerzte glaubten an ihre Wissenschaft wie die Muhammedaner an den Koran: nein, sehr viele von ihnen fühlen und erkennen die schwache Seite der Medizin; aber leider! verstehen es nicht Alle, diese schwache Seite in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Die Dogmen, welche den Glauben des Arztes ausmachen, und die empirischen Regeln seiner Praxis ruhen, logisch gesagt, auf einer trügerischen Basis, d. h. auf Begriffen, denen die Bedingungen der Glaubwürdigkeit, welche der philosophische Kritiker unserer Zeit von Axiomen fordert, gänzlich fehlen. Sie sind Dinge des Glaubens und liegen außer der Sphäre unserer Erkenntnisse. Daraus entsteht für die Heilkunde ein Irrwahn, der in seinen Prinzipien und Ergebnissen mit den alten Geheimwissenschaften große Analogie hat.

Ein Beispiel soll das Gesagte erläutern. Unter den kurzweiligen therapeutischen, magnetischen und sympathetischen Mitteln jener Periode ist dasjenige besonders merkwürdig, dessen man im 17ten Jahrhundert zu Rom sich bediente, um den Aussatz und andere Haut-Krankheiten zu kuriren. Dieses Mittel hat Pater Kircher im siebenten Abschnitt des dritten Buches seines Werkes: De Arte magnetica sehr genau beschrieben. In den Bergen um Bracciano ist eine Höhle, die vielen Schlangen als Aufenthalt dient, und diese heilten den Aussatz auf folgende Weise: „Man giebt dem Kranken", sagt der gelehrte Jesuit, „anfänglich ein sehr wirksames, schwächendes Mittel; dann trägt man ihn nach jener Höhle, deren Temperatur um ein Bedeutendes höher ist, als die der äußeren Luft, kleidet ihn aus und legt ihn nackt an den Boden. Die Wärme erzeugt einen gelinden Schweiß, und der Kranke schläft alsbald ein. Während er schläft, kriechen die vom Geruch seiner Ausdünstung angelockten Schlangen zu Hunderten aus ihren Löchern hervor, winden sich um den Körper des Kranken und belecken ihn, ohne ihm ein Leid anzuthun. Da aber die leiseste Bewegung sie fortscheuchen könnte, so darf der Kranke kein Glied rühren. Zu diesem Zwecke giebt man ihm Opium ein. Nach einigen Stunden wird er wieder aus der Höhle abgeholt, und man setzt diese Kur fort, bis er vollkommen genesen ist, was auch in sehr kurzer Zeit geschieht."

Es wäre schwer, etwas noch Drolligeres und Lächerlicheres zu erdenken. Ein Arzt unserer Zeit lächelt, wenn er diese Beschreibung liest, und freut sich von ganzer Seele, daß er in einer Epoche zur Welt gekommen, wo die Heilkunde von so läppischen Vorurtheilen gereinigt ist. Er begreift kaum, wie selbst gelehrte Männer an solche Abgeschmacktheiten glauben konnten, und gefällt es ihm ja, sie einer Widerlegung zu würdigen, so wird er Dir mit mathematischer Ueberzeugungskraft darthun, daß keine nur irgend erträgliche Theorie eine Kur von dieser Art rechtfertigen kann. Er wird Dir an den Fingern herzählen, was von Anbeginn bis auf unsere Zeit einerseits über Elephantiasis und andererseits über Schlangen geschrieben worden, und schlagend beweisen, daß zwischen jener und dieser ganz und gar keine Beziehung vorhanden. Willst Du die abenteuerliche Heilmethode durch Berufung auf Erfahrungen in Schutz nehmen, so fragt er Dich, von wem, wann, wie und unter was für Umständen diese Erfahrungen gemacht worden sind; er fordert Zeugnisse über die Anzahl der Geheilten und etwa eine Berechnung, wie viele Schlangen zu der Kur erforderlich gewesen; er will Gewährleistung dafür, daß man gegen mögliche Irrungen jede Vorsichtsmaßregel ergriffen. Endlich fragt er Dich wohl nach dem Beweise, daß dieser Glaube eine logische Folgerung aus richtig beobachteten Thatsachen sey. Hat er den Vorrath seiner Gegengründe erschöpft, so erklärt er zuletzt die ganze Geschichte für ein Kindermärchen, eine Erfindung, an die nur unwissende und leichtgläubige Menschen glauben konnten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Espartero und die Stadt Logroño. Der bisherige Regent von Spanien hat bekanntlich vor einiger Zeit erklärt, sein höchster Ehrgeiz bestehe darin, nach Niederlegung seiner Regenten-Würde Alcalde der Stadt Logroño zu werden. Es ist nämlich seine Gemahlin in diesem Städtchen Alt-Castiliens geboren, und sie hat viele Familiengüter daselbst; das Regentenpaar hat den Einwohnern außerordentlich viele Wohlthaten erzeigt, man hat Beiden bei ihrer Anwesenheit daselbst auch einen glänzenden Empfang bereitet, und es war daher auch nicht unnatürlich, wenn der Herzog für den schmeichelhaften Empfang auch ein schmeichelhaftes Wörtlein für Logroño hatte. Diese Stadt, welche man durch solche gegenseitig ausgesprochene Zärtlichkeiten für immer an das Geschick des Herzogs gefesselt glaubte, hat sich von ihm so eben losgesagt und sich mit seinen Feinden vereinigt! Ist dieses Undankbarkeit? Ja, die größte von der Welt! Allein wenn beim Spanier Dankbarkeit, Freundschaft, Bruderliebe und persönliche Vortheile in der einen Wagschale liegen, der Nationalstolz und der Patriotismus hingegen in der anderen, so wird er sich mit aller Kraftanstrengung auf die letztere werfen, und bringt er sie nicht zum Sinken, so legt er gern noch sein Leben hinzu. Hierin übertrifft der Spanier alle andere Nationen, und er steht darin ganz allein, daß er zur Genugthuung des Nationalstolzes kein Verbrechen für unerlaubt hält. Ob Espartero's Regierung wohlthätig für das Land ist oder nicht, ob nach seiner Vertreibung der Bürgerkrieg wegen Theilung der Spolien aufs neue ausbricht, danach fragt der echte Spanier wenig: der Regent hat das Volk beleidigt, hat zweimal die Cortes auseinandergejagt, und zwar angeblich im Interesse der Engländer (die als Freunde einen unendlich größeren Haß im Lande zurückgelassen haben als die feindlichen Franzosen), und deshalb fallen alle echte Spanier von ihm ab. Freilich müssen seine erbittertsten Feinde zugeben, daß er das Gesetz der Verfassung für sein Verfahren anführen kann. Allein sie sagen, er sey bis an die Gränze seiner Rechte gekommen (die Verfassung erlaubt nur eine zweimalige Auflösung der Kammern) und blicke jetzt mit herrschsüchtiger Lüsternheit nach dem Jenseit! Ein kluger Regent wie Ludwig Philipp habe niemals den Becher seiner Vorrechte bis an die Hefe geleert, sondern sich stets reinen Wein übrig behalten, um mit den Volksgefühlen anstoßen zu können. Nicht so der Herzog vom Siege, welcher sich nichts als die bittere Hefe übrig ließ, die er, wie es scheint, ganz allein wird verzehren müssen, da die Freunde beim klaren Wein wohl tapfer Bescheid gethan, jetzt aber sich davon machen. Auf sein Recht bestehen zu wollen, ist oft dem Privatmanne, wenn auch erlaubt, doch nicht zu rathen, wie viel weniger dem Chef einer politischen Partei! Auch Shylock sprach nur von seinem Rechte! L1.

— Addison und Boileau. Miß Aikin, die Verfasserin der Memoiren Karl's I., der Königin Elisabeth und anderer Schriften, hat vor kurzem eine Biographie Addison's herausgegeben *), welche zum Theil aus handschriftlichen Quellen und den eigenhändigen Briefen dieses berühmten Schriftstellers geschöpft ist. Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts machte Addison eine Reise nach dem Kontinent, auf der er sich längere Zeit in Paris aufhielt, wo er durch seine Lateinischen Gedichte die Freundschaft Boileau's erwarb, über den er folgende Notiz mittheilt: „Unter anderen gelehrten Männern hatte ich auch die Ehre, Herrn Boileau vorgestellt zu werden, der jetzt die letzte Hand an seine Werke legt, von denen er eine neue Auflage vorbereitet. Er ist alt und etwas taub, spricht aber mit unvergleichlicher Beredsamkeit über seine Kunst. Er haßt die schlechten Poeten von ganzem Herzen und geräth in Wuth, wenn er Jemanden trifft, der den Homer und Virgil nicht hochschätzt. Ich weiß nicht, ob mehr Grämlichkeit des Alters oder Wahrheit in seiner Beurtheilung der heutigen Französischen Schriftsteller liegt, die er ungemein herabsetzt, während er seine verstorbenen Zeitgenossen, vorzüglich seine beiden Freunde Arnaud und Racine, bis zu den Wolken erhebt. Ich frug ihn, ob er nicht den Telemach für ein gutes neueres Werk halte? worauf er mit großer Achtung davon sprach und versicherte, daß es einen besseren Begriff von der Schreibart Homer's gäbe, als alle Uebersetzungen, obgleich es unendlich unter der Odyssee stände. Mentor, bemerkte er, predigt unaufhörlich, während Ulysses uns das in seinen Handlungen zeigt, was Jener durch seine Lehren und Ermahnungen anschaulich machen will. Die Strafe für böse Fürsten sey sehr wohl erfunden und käme den Schilderungen dieser Art im 6ten Buch der Aeneide gleich; der dem Piloten Telemach's gespielte Betrug, um ihn seinen Herrn irre führen zu lassen, sey kunstvoller und poetischer als der Tod Palinur's. Er sprach sehr viel über Corneille, den er als einen trefflichen Dichter anerkennt, ohne ihn für einen der vorzüglichsten Tragiker zu halten, seine Sprache arte zu oft in bloße Declamation aus, und seine schönen Beschreibungen seyen oft am unrechten Ort angebracht. Dem Aristoteles zufolge, soll das Trauerspiel nur zwei Leidenschaften erwecken: Schrecken und Mitleiden, wogegen Corneille eine dritte, die Bewunderung, hervorzubringen sucht. Als Beispiel führt Boileau den „Pompejus" an (welches Stück der verstorbene Prinz von Condé für das schönste Trauerspiel erklärte, das je geschrieben worden) — wo in der ersten Scene Ptolomäus sich in eine lange Beschreibung der Schlacht von Pharsalus einläßt, obgleich er nicht selbst dabei gegenwärtig war und eben dringende Geschäfte vorhat." — Dieser Zug ist für die damaligen literarischen Zustände charakteristisch: man kann sich den Verfasser der Art poétique denken, wie er mit seiner Berufung auf Aristoteles jede Widerrede niederschlägt, und den nachherigen Dichter des Cato, der mit stummer Bewunderung die Aussprüche des großen Kritikers aufnimmt.

— Fourierismus in Amerika. Vor kurzem hat sich in New-York eine Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe stellt, die Associations-Lehre Fourier's praktisch auszuführen. Zu diesem Zwecke hat sie 1500 Acres fruchtbares Land an den Ufern des Delaware im Staate Pennsylvanien angekauft, wohin im April d. J. bereits funfzig Mitglieder des Vereins abgegangen waren, denen im Mai noch funfzig nachfolgen sollten. Man hoffte das Land im Laufe dieses Sommers urbar zu machen und eine genügende Anzahl Gebäude zu errichten, um 2—300 Personen zu beherbergen, die gegen den Herbst erwartet wurden. Hierauf wollte man zu weiteren Operationen schreiten, Werkstätten errichten und Fabriken anlegen, bei welchen Unternehmungen die großen Pennsylvanischen Steinkohlen-Gruben, die in der Nähe liegen, mit Vortheil benutzt werden konnen. An der Spitze dieser Bewegung steht ein gewisser Horace Greeley, Herausgeber eines ziemlich unbedeutenden New-Yorker Tageblatts (The Tribune), der mit einigen Genossen im Lande umherzieht, glänzende Reden zu Gunsten des neuen Sozialsystems hält und, wie aus Obigem hervorgeht, nicht wenige Anhänger findet.

*) The Life of Joseph Addison. By Lucy Aikin.

Hierbei Titelblatt und Inhalt des vorigen Halbjahrs.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Freitag den 14. Juli 1843.

Schweiz.

Hiseli's Forschungen über die Sage von Wilhelm Tell.

Die Schicksale der meisten Völker, die sich einen Namen gemacht, sind an irgend einen großen Gedanken geknüpft, an den Keim einer Idee, deren bloße Entwickelung die Folgezeit ist. Sie entsteht wie die aus der Erde hervorbrechende Pflanze in einem Dämmerlichte zwischen dem Zeitalter der Mythen und dem der urkundlichen Thatsachen. Am häufigsten hüllt sich jener Gedanke in das Gewand der Legende; das Ideal ist die Verbindung zwischen beiden, ein Ideal, welches die Nation, der es als Leitstern dient, im Laufe der Jahrhunderte verwirklichen soll. Griechenlands Keim lag in der Ilias; das alte Persien war in Zoroaster, das Jüdische Volk in Abraham wie ein Embryo verschlossen. In einer uns viel näher gerückten Zeit erblicken wir die Wiege des Schweizerbundes in der Sage von Wilhelm Tell und den drei Männern auf dem Rütli.

Wenn es sich also z. B. von der Schweiz und von Wilhelm Tell handelt, so hat die Geschichte weniger zu forschen, ob das, was die Sage von Tell erzählt, wirklich so geschehen ist, als, ob der Geist des Helden die ersten Eidgenossen beseelt hat. Tell brauchte nie existirt zu haben; die Sagen, in denen er figurirt, könnten sämmtlich der Phantasie des Volkes ihr Daseyn verdanken: wenn er nur in den Schweizer Chroniken athmet, wenn er sie erfüllt und durchdringt, so hat er darum nicht weniger für das Volk existirt, das auf seinen Namen stolz ist, und wird nicht weniger für die Geschichte fortleben. In dieser Art verstanden, scheint uns das Drama Tell's unantastbar. Den Liebhabern geduldiger Nachforschungen sey es dann, nachdem sie seinen historischen Werth außer Zweifel gestellt, unverwehrt, auf die Einzelnheiten der Tradition überzugehen und ihren Boden zu untersuchen. Für jedes Volk kommt eine Periode, in der es aufhört, zu wachsen und sich auszubreiten; alsdann wendet es sich im Geiste seiner Vergangenheit wieder zu und forscht über seine Urgeschichte. Solche Studien setzen aber ein aufgeklärtes Jahrhundert voraus. Ein trefflicher Schriftsteller der Schweiz, Gillimann, der es zuerst wagte, die Traditionen seines Vaterlandes zum Gegenstand einer kritischen Prüfung zu machen, kam dafür in dringende Lebensgefahr. Trotz seines ungeheuchelten patriotischen Eifers wurde er verkannt und mußte den heimatlichen Boden verlassen. Als er sich eines Tages in der Schweiz wieder sehen ließ, packten ihn einige rasende Weiber und wollten ihn in einen Brunnen werfen; er entkam nur mit großer Noth dem rächenden Zorne dieser Furien. Anderthalb Jahrhunderte später schrieb der Berner Prediger Freudenberger ein Buch: „Dänische Sage vom Wilhelm Tell", welches den hohen Rath des Kantons Uri dermaßen erbitterte, daß er den Kopf des Verfassers verlangte. Der Streit mußte in der Stille fortgesetzt werden und erhielt eben dadurch einen leidenschaftlichen Charakter. Aber seitdem hat es in der Atmosphäre der Intelligenz bedeutende Veränderungen gegeben, und unseres Wissens ist bis jetzt kein Bote aus Altorf in Lausanne angelangt, der den Kopf des Professors Hiseli, Verfassers der Kritischen Untersuchungen über die Geschichte des Wilhelm Tell, verlangt hätte.*)

Im Anfang des laufenden Jahrhunderts machten zwei ausgezeichnete Männer die Schläge unwirksam, welche die Kritik dem Tell versetzt hatte. Zwar entdeckten sie keine neue Beweise für die Existenz des Helden und die Authentizität der ihm zugeschriebenen Handlungen; allein ihre Manier, die Data aufzufrischen und zu gruppiren, lieh denselben einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Kritik eine Zeit lang bestürzt wurde und verstummte. Der Eine dieser Schriftsteller war Johannes von Müller, der Andere Friedrich Schiller. Von dem Letzteren sagt Herr Hiseli: „Die edle Einfalt seiner Pinselstriche, die Frische des Kolorits, die Genauigkeit der topographischen Details, die Wahrheit der Charaktere, das bewundernswürdig Treffende in den Sittenschilderungen, die Kunst des Dichters, mit dem Volke der Alpen sich zu identifiziren — Alles giebt seiner Dichtung eine Realität und dem Ganzen seines Werkes einen Anhauch Schweizerischer Nationalität, der alle Anstrengungen der Wissenschaft, die Sage zu entzaubern, paralysirte." Schiller's Muse schien eine mit der Vergangenheit innig vertraute und ihre Geheimnisse entschleiernde Göttin zu seyn.

Indessen ist die Kritik doch bei Zeiten wieder auf dem Schauplatz erschienen und hat den Kampf erneuert. Dänen, Schweizer und Deutsche sind rüstig in die Schranken getreten. Einige, wie die Herren Peter und Mönnich, schenken der Tradition noch implizite Glauben. Andere nehmen Tell's Existenz, seine Weigerung, „dem Hute Reverenz zu beweisen", seine Fahrt auf dem See und das blutige Ende Geßler's als thatsächlich an und verwerfen nur die Geschichte von dem Apfel. Diese Meinung unterstützte J. L. Ideler in Berlin in einer recht wacker geschriebenen Monographie.

Herr Kopp in Luzern hat nachgewiesen, daß in Küßnach niemals ein Geßler Landvogt war, und daß die Schweizerischen Chronisten des 15ten und 16ten Jahrhunderts, weit entfernt, hinsichtlich der Zeit, in welcher Tell durch eine heroische Handlung sich ausgezeichnet, einer Meinung zu seyn, diese Begebenheiten unter Data bringen, die um vierzig Jahre aus einander liegen.

Herr Schiern, ein Dänischer Autor, hat alle Skandinavische Sagen, die mit der Sage von dem Schweizer Bogenschützen Analogie haben, zusammengestellt und, indem er darthat, daß alle diese Sagen aus einer gemeinsamen Quelle fließen, auf die Geschichte vom Apfel ein neues Licht geworfen.*)

Jakob Grimm stellt die Existenz eines Tell, der sich durch irgend eine kühne That in Ruf gebracht, nicht in Abrede; behauptet aber, diese That stehe mit dem Plane der Verschworenen, welche die Schweizer Freiheit begründet, in gar keiner Verbindung.

Herr Häuser ist ebenfalls der Ansicht, daß Tell an der Befreiung der Waldstädte keine Art von thätigem Antheil genommen. Seine Erörterungen sind in einer von der Heidelberger Universität gekrönten Preisschrift enthalten. Tell's Existenz scheint ihm unzweifelhaft; auch findet er es wahrscheinlich, daß dieser Mann in irgend einem Winkel seiner Heimat durch eine kühne Handlung sich hervorgethan habe, die seine Zeitgenossen jedoch keiner Erwähnung würdigten, da sie mit der Verschwörung auf dem Rütli in keiner Verbindung stand, die aber gleichwohl dem Gedächtniß des Volkes sich einprägte und so, mit neuen Details sich bereichernd, von Mund zu Munde fortgepflanzt ward.

Endlich giebt es Viele, in deren Augen die Sage vom Tell geradezu eine Fabel, und zwar aus älterer Zeit, als die Stiftung des Schweizerbundes, und ihr Held ein Phantom ist, ähnlich allen denen, welche die Kindheit der Völker umgeben.

Schon zweimal hatte Herr Hiseli die Tell-Sage zum Gegenstand seiner Studien gemacht und dem Publikum die Frucht seiner Nachforschungen mitgetheilt. Nachmals gaben zwei Abhandlungen über den Ursprung der Schweizer Freiheit, die er unter den Auspizien der historischen Gesellschaft der Romanischen Schweiz veröffentlichte, von seiner Kenntniß der Zeiten und Orte, in und an welche die Geschichte Wilhelm Tell versetzt, schöne Zeugnisse. Herr Hiseli hat Legenden, Abhandlungen, verschiedene Uebersetzungen, gedruckte und ungedruckte Stücke, Alles mit großer Sorgfalt verglichen. Auch ist dieser allgemein interessante Gegenstand niemals so vollständig behandelt oder in so helles Licht gestellt worden, wie in seinem neuen Werke.

Der erste Umstand, über den seine Untersuchungen keinen Zweifel lassen, ist, daß keine vor dem Ende des 15ten Jahrhunderts verfaßte Chronik die Tell-Sage aufgenommen hat. Wir sprechen nicht bloß von Chronisten wie Ptolemäus Luccensis, Siffrid, Rebdorf, die in der Einsamkeit eines Klosters oder fern von den Alpenthälern geschrieben; wir erwähnen Bücher wie die Chronik des Albrecht von Straßburg, das Werk eines Zeitgenossen der Gründer der Schweizer Freiheit, welches reich ist an Details, die Alpen-Kantone betreffend; Schriften wie die von Hämmerlin, Faber, Mutius, welche über die Bedrückungen der Oesterreichischen Statthalter und die Anfänge des Bundes so Vieles beibringen; oder wie die Chronik des Johann von Winterthur, der in dieser Stadt Schüler war, als die Schlacht bei Morgarten geschlagen ward, und am Abende des verhängnißvollen Tages den Herzog Leopold bleich und halbtodt vor Schrecken fliehen sah. Justinger, Staats-Secretair der Republik Bern, wurde gegen Ende des 15ten Jahrhunderts von seiner Regierung beauftragt, die Geschichte seines Vaterlandes der Nachwelt zu übergeben. Er widmet den Anfängen der Waldstädte mehrere Seiten; und man darf glauben, daß er in einem Jahrhundert, das alles Wunderbare liebte, mit Erzählung der heroischen Thaten Tell's sein Buch bereichert haben würde, wenn er dieselben gekannt hätte; allein in der ganzen Chronik ist ihrer mit keinem Worte gedacht.

Man hat sich auf ein angebliches Dekret vom Jahre 1387 berufen, kraft dessen an der Stelle, wo Wilhelm Tell gewohnt, ein Gottesdienst eingerichtet werden sollte; auf einen angeblichen Bericht von 1388, der da bezeugt, daß

---

*) Recherches critiques sur l'histoire de Guillaume Tell. Ein Band von 333 Seiten im 2ten Theile der Mémoires et documens, welche die historische Gesellschaft der Romanischen Schweiz herausgiebt.

*) Man vergl. Frederik Schiern's Abhandlung über die Echtheit der Tell-Sage in Nr. 133 des „Magazins" vom J. 1840.

hundert Personen den Helden gekannt hatten; endlich auf eine Stelle einer Chronik der Thurgauischen Ritter von Klingeberg, die dem Chronisten Tschudi bekannt war. Diese Dokumente würden über die wichtigsten Punkte der Streitfrage entscheiden, wenn sie selber unbestreitbar wären.

Das älteste Werk, in welchem Wilhelm Tell's gedacht wird, ist die Chronik des Melchior Ruß, eines Schriftstellers, der am Ende des 15ten Jahrhunderts lebte. Als Staats-Secretair von Luzern schrieb Ruß die Geschichte seines Vaterlandes nach dem Beispiele Justinger's, den er oft nur kopirt.*) Er entleiht ihm unter Anderem Alles, was die Waldkantone betrifft. Nur zweimal unterbricht er die Erzählung des Berner Schriftstellers, das erste Mal, um den Apfel-Schuß anzuführen, und das zweite Mal, um von Tell's Verhaftung, seiner Fahrt auf dem See und dem tragischen Ende Geßler's die Leser zu unterhalten.

Einige Jahre später (1507) ließ Etterlin, des Vorigen Mitbürger, in Basel eine Chronik erscheinen, in welcher wir die von Ruß eingeschalteten Erzählungen, aber mit neuen Umständen, wiederfinden. Etterlin gedenkt zuerst der Stange unter der Linde und läßt Geßler den Apfel mit eigener Hand auf den Kopf des Kindes legen. Nach Ruß fiel der Landvogt bei der sogenannten Tells-Platte; nach Etterlin aber in dem Hohlwege (der Hohlen Gasse) zwischen Küßnach und Immensee.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts fügte Tschudi**) der Erzählung Etterlin's noch mehrere Details hinzu. Er bestimmt den Tag, an welchem Geßler den Hut aufpflanzen ließ, und den der Verhaftnehmung Tell's. Nach ihm war Tell's Söhnlein sechs Jahr alt. Er will wissen, daß sein Held, nachdem er (am 28. November) über den noch von Schnee freien Berg gegangen, an eben dem Orte, wo man heutiges Tages die Kapelle der Hohlen Gasse sieht, die Brust des Landvogts durchbohrte, alsdann in Steinen einkehrte, um Stauffacher von dem Vorfall Kunde zu geben, mit der Neige des Tages in Brunnen anlangte, wo er anderen Verschworenen sein Abenteuer erzählt, und in der Nacht Altorf erreicht habe. Der Züricher Annalist Stumpf, dem ein so gewaltiger Marsch zu unwahrscheinlich vorkam, ließ zwischen dem Abenteuer auf der Barke und der Erschießung Geßler's ein paar Tage verstreichen.

Aus was für Quellen schöpften aber diese Schriftsteller ihre Erzählung? Ruß bringt uns auf die Spur, wenn er, nachdem er erzählt, wie der Pfeil des Vaters den Apfel vom Haupte seines Kindes schoß, hinzufügt: „Eben so werdet ihr's weiter unten aus einem Liede ersehen.“ Man studire die Erzählung des Berner Staats-Secretairs mit Aufmerksamkeit, und man wird sich ohne Mühe überzeugen, daß ein Heldengesang ihm den Stoff dazu geliefert; in der Prosa des Geschichtschreibers wird man Verse oder Fragmente von Versen nicht verkennen. (Schluß folgt).

Frankreich.

Edg. Quinet's Vorlesungen über die Geschichte der Jesuiten.

In unseren Tagen ist die Universität zu Paris der Schauplatz von Ereignissen geworden, wie man sie nur in den Theatern zu erwarten gewohnt ist. Zeichen des lautesten Beifalls gaben sich durch stürmisches Händeklatschen und Bravorufen kund; auf der anderen Seite dagegen fehlte es auch nicht an Zeichen des Mißfallens, die theils offen, theils versteckt und auf allerlei Umwegen oder Krummwegen an den Tag gelegt wurden. Ein Beispiel der letzteren Art ist bereits in Nr. 75 des Magazins mitgetheilt worden. Ein zahlreiches Auditorium besuchte besonders die kürzlich geschlossenen Vorlesungen der Herren Professoren Michelet und Edgar Quinet. Vorzüglich aber war es Herr Edgar Quinet, der durch seine Vorlesungen über die Geschichte der Jesuiten eine ungemeine Anziehungskraft auf das Publikum ausübte, wobei seine Ankündigung, daß er die Freiheit der philosophischen Forschung vertheidigen wolle, natürlich nicht wenig mitwirkte. Die Universität nämlich war von den Jesuiten und der Geistlichkeit im Allgemeinen so lebhaft angegriffen worden, daß man glauben konnte, Herr Edgar Quinet hätte dieses Thema absichtlich gewählt, um seinen Gegnern ihre giftigen Pfeile zurückzuschleudern. Aber Herr Edgar Quinet war auf dieses Gebiet nur in Folge seiner vorgängigen Studien geführt worden; er hat seine Aufgabe nicht in einen Schulstreit ausarten lassen; er hat sie im Gegentheil nur auf das Gebiet einer ernsten Forschung beschränkt. Er hat nicht die Universität vertheidigen und auch nicht ausschließlich den Jesuitismus angreifen wollen. Was seine Geschichte des letzteren betrifft, aus der seine Gegner ihm ein Verbrechen gemacht, so war es nicht bloß sein Recht, sondern auch seine Pflicht, sie vorzutragen. In den Werken der Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, über welche er kurz vorher gelesen hatte, erkannte er ein allgemeines Gefühl für die Bedürfnisse der Menschheit, einen erhabenen Kosmopolitismus. Und was fand er in der darauf folgenden Generation? Kleinliche Gedanken, das Sinken des literarischen Geschmacks und des öffentlichen Geistes, eine gezierte Sprache, mit einem Worte, alle jene Charaktere, die mit denen der Zeit Campanella's und Giordano Bruno's im geraden Widerspruche stehen. Diese beiden Generationen berühren sich, und doch haben sie nichts Gemeinschaftliches unter einander. Dies ist ein merkwürdiges Phänomen, und der Professor konnte seine Aufgabe nicht ausschließlich darauf beschränken, die Charaktere einer literarischen Epoche zu schildern, ohne etwas von den Ursachen, die sie herbeigeführt haben, zu sagen. Das Phänomen, das hier den zwischen diesen beiden Generationen liegenden Abgrund ausfüllt, ist der Jesuitismus, der die eine verdrängt und die andere hervorbringt.

„Ich sehe“, sagte Edgar Quinet, „wie die südlichen Völker bei der Entwickelung und Bildung dieses Instituts sich aufreiben und unter diesem Einflusse vergehen, und ich sollte nicht den Grund davon angeben dürfen?“

Hierauf zeigte er, wie der Jesuitismus diesen Geist des Italiänischen Kosmopolitismus sich angeeignet und wie dieser Charakter der Universalität, der in den Werken Campanella's so lebhaft auftritt, einem religiösen Orden die höchste Gewalt verschafft hatte. Der Jesuitismus, der in Spanien entstanden war, ahnte damals noch nicht die hohen Bestimmungen, die er nur in Italien erreichen konnte; aber hier begriff er schnell, welchen Vortheil er aus den von den Philosophen ausgesprochenen Prinzipien der Einheit ziehen konnte, und er konfiszirte sie zu seinem Nutzen. Die Philosophen und die Dichter Italiens hatten von der Einheit der Welt in der Liebe und Gleichheit geträumt; auch träumten sie von der Einheit der ganzen Welt, um sie, wie einen einzigen Menschen, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Dies war das beständige Ziel der Politik der Jesuiten, einer Politik der Thätigkeit und machiavellistischer Ränke, die sich in alle Angelegenheiten der Welt mischte, um sie im vollen Sinne des Wortes zu durchkreuzen, um ihr zwar nichts zu nehmen, aber um ihr Alles mitzutheilen und um den verderblichsten Einfluß ihrer Theorieen auf sie auszuüben. Vor den Spitzfindigkeiten der Jesuiten wußte sich der verirrte Verstand nicht mehr zu retten; jedes Gefühl der Individualität erstarb; alles Leben kränkelte; nur der Orden allein blieb mächtig und kräftig; er vernichtete alle Energie, alle menschliche Macht, indem er aus den Menschen Maschinen machte, um sie nach seinem Willen zu leiten. Italien, das klassische Land der Künste und der großen Ideen, versank gegen die Hälfte des 16ten Jahrhunderts in eine verhängnißvolle Lethargie, vergaß seine Vergangenheit und dachte nicht mehr an die Zukunft.

Als Herr Edgar Quinet das Gemälde des Jesuitismus entwarf, wurde er mit großer Aufmerksamkeit und Ruhe von einem Auditorium angehört, welches, obgleich es zeigte, daß es den Gegenstand bereits kannte, dennoch etwas Anderes zu erwarten schien und dennoch oft den Worten des Professors applaudirte. Offenbar beschäftigt der Jesuitismus an sich wenig das Publikum. Es hat keine Furcht vor dem Aufleben eines unwiderruflich abgeschafften Ordens. Es weiß nur zu gut, daß das nicht wiederkommen kann, was früher einmal gewesen ist. Sein Blick ist auf die Zukunft gerichtet; von ihr erwartet es Alles, und jedes Wort, welches die Hoffnungen belebt, wird mit Ehrfurcht aufgenommen und angehört. Seit langer Zeit schon betten sich die besten Köpfe nicht mehr auf die harten Lagerstätten der Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, und man fühlt es, daß gegen diese allgemeine Schlaffheit, welche die Herzen entnervt, das Gegenmittel nur in einer Rückkehr zur heiligen Leidenschaft der Pflicht, in einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Entwickelung des Christenthums liegt.

Herr Edgar Quinet hat mit wahrer Begeisterung gesprochen; er wurde selbst von dem Gefühle der Bedürfnisse seines Publikums hingerissen, als er bei der Identifizirung des stillstehenden, unbeugsamen Jesuitismus mit einer in ihrer Form unbeweglichen und die übrigen christlichen Gemeinden und die Philosophie hassenden, exklusiven kirchlichen Partei zeigte, daß das Leben weder in den religiösen, noch in den politischen Kasten zu suchen sey. Allgemeiner Beifall begrüßte den Professor, als er folgende Worte aussprach:

„Es wird eine von den Folgen des sozialen Dogma's seyn, daß man sich zu jener Höhe erhebt, wo die getrennten, feindlichen Kirchen sich unter einander versöhnen können. Dieser Gesichtspunkt, den Frankreich in seinen Institutionen aufgenommen hat, ist auch der der Wissenschaft. Wenn die verheißene Einheit sich einst erfüllen soll, wenn so viele einander entgegenstehende Glaubensbekenntnisse in der Zukunft sich vereinigen sollen, wenn eine und dieselbe Kirche die nach den vier Winden zerstreuten Stämme einst versammeln soll, wenn die Glieder der menschlichen Familie in eine Gemeinschaft verschmelzen, so sage ich, daß die Wissenschaft ein gutes Werk thut, wenn sie zuerst diesen Weg der Vereinigung betritt. Man wird diejenigen zu Feinden haben, welche den Haß und die Spaltung in Glaubenssachen lieben, gleichviel: man muß nur beharrlich bleiben. Nur der Mensch trennt, aber Gott bindet.

„Man müßte in der That blind seyn, wenn man nicht erkennen wollte, daß eine neue Morgenröthe in der Welt anbricht; ich bin davon so sehr überzeugt, daß meine Ideen immer nach dieser Seite gerichtet waren, und daß es mir unmöglich ist, einen Theil der menschlichen Angelegenheiten unabhängig von dem religiösen Einflusse zu denken; der Mensch ist, seit einiger Zeit, so oft von dem Menschen betrogen worden, daß man sich nicht wundern darf, wenn er sich nur auf Gott verlassen will. Aber wenn dies der Fall ist, so entsteht natürlich die Frage: wer sind die ersten Apostel dieses erneuerten Evangeliums gewesen? Ich antworte: die Denker, die Schriftsteller, die Dichter, die Philosophen.... Das große religiöse Leben zeigt sich nicht nur in dem Katholizismus, sondern auch in dem Protestantismus; nicht bloß in dem positiven Glauben, sondern auch in der Philosophie. Diese Bewegung beschränkt sich nicht auf das südliche Europa; ich sehe sie auch sich erheben im Germanischen und Slawischen Volksstamme, bei denen, welche man Ketzer nennt, wie bei den Orthodoxen.“

Dies war ungefähr der Inhalt der ersten Vorlesung des Herrn Edgar Quinet, welche von allem unnützen Beiwerk und egoistischen Zwecken frei war. Er hat dadurch bewiesen, daß er niemals vor der ungerechten Gewalt zurückweichen würde, und daß absichtliche und berechnete Störungen seine Worte nie unterdrücken könnten; er hat mehr gethan, als bloß Widerstand leisten; er hat mit einem kräftigen Willen die Wege der Zukunft betreten. Das Publikum

---

*) Herr Schneller hat kürzlich den ersten Theil der Rußschen Chronik publizirt. Man weiß nicht, was aus dem zweiten Theile geworden ist.

**) Nachkommen der alten Patrizier-Familie Tschudi versicherten mir, daß ihr ältester Ahnherr (nicht der Chronist, sondern einer seiner Vorfahren) aus einem fernen, östlichen Lande — so lautet die Tradition — in die Schweiz eingewandert sey. Der Name, welcher eine auffallend Slawische Form hat und etwa s. v. a. Wunderlich bedeuten könnte, scheint auch dafür zu sprechen. A. d. Uebers.

fühlte es wohl, daß Herz und Verstand in seiner Rede sprachen, und nachdem es ihm gewissenhaft zugehört hatte, hat es mit Enthusiasmus applaudirt.

Die zweite Vorlesung war vielleicht noch glänzender als die erste; ein noch grösseres Publikum fand sich ein; auf allen Bänken saßen Dichter, Publizisten und Philosophen. Herr Edgar Quinet begann mit folgenden Worten:

„Ich kenne den Geist dieser Versammlung, und ich glaube, daß sie mich auch kennt. Wenn ein ruhiger und unparteiischer Beobachter auf das merkt, was seit einigen Tagen in diesen Räumen vorgeht, so wird er mir gern zugestehen, daß eine neue That sich offenbart, indem von allen Geistern den religiösen Fragen große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Es ist gewiß nicht von geringer Bedeutung, wenn man sieht, daß so viele Männer, die sich sonst mit Politik beschäftigten, jetzt ihre Theilnahme solchen Gegenständen zuwenden. Man fühlt, daß es sich nicht mehr um ein einzelnes, sondern um ein allgemeines Interesse handelt; man fühlt, daß es nur eines Wortes bedarf, um den tief im Herzen schlummernden Funken zu wecken; die Fragen, die wir hier berühren werden, gehören zu den höchsten, welche man finden kann. Wir wollen uns mit ihnen erheben; was hier geschieht, wird auf diesen Raum nicht beschränkt bleiben; es giebt auch außerhalb Frankreichs Geister, die auf uns blicken."

Hierauf entwarf der Vortragende mit kräftigen Farben ein lebensvolles Gemälde von Loyola, dem Stifter des Jesuiten-Ordens. Loyola ist in der That ein wunderbarer Mensch, und seine Individualität ist eine der hervorragendsten in der neueren Zeit. Wenn die Jesuiten noch nicht existirten, so wäre man versucht, die Erzählung von dem Leben ihres Generals für die sonderbarste Legende zu halten, die je von der Phantasie eines Mönchs erfunden worden. In seinem Leben ist ritterliche Gesinnung, heilige Begeisterung und weltmännische Berechnung gleich stark vorherrschend. „In diesem Manne", sagt Herr Quinet, „sind der heilige Franz von Assisi und Machiavell vereinigt anzutreffen."

Das ganze System des Loyola findet Herr Quinet schon in dem Buche: „Die geistlichen Uebungen", welches seine Schüler das geheimnißvolle Buch nennen, angedeutet. Hier liegen die Geheimnisse des Reiches, arcana imperii; hier findet man das Mysterium, welches so viele kräftige Geister gebeugt und sie in eine einzige Form geworfen hat, die zum Triumphe des Ordens so viele Individualitäten vernichtet hat. Viele Schriftsteller haben schon von diesem Buche gesprochen; keiner aber hat mit mehr Wahrheit von seinem verderblichen Einflusse auf die Gemüther geredet. Nach diesem Buche ist Niemanden eine freie Handlung gelassen: die Gedanken, das Gebet, die Andacht, die Seufzer sind darin nach einer gewissen Ordnung vorgeschrieben, wie die Mahlzeiten und die Arbeiten; mit der tiefsten psychologischen Kenntniß hat der Gründer des Jesuitismus jedes Mittel, jede Gelegenheit, seine Unabhängigkeit zu fühlen, in die Seele zurückgezogen, und in der Betrachtung der Geheimnisse des Glaubens bringt er sie durch materielle Gegenstände, vermittelst der Sinne, dahin, daß die Idee niemals über das Objekt hinausgehen kann. Unter der Verklärung Christi auf dem Berge Thabor und unter seinen Leiden im Oelgarten stellt sich Loyola einen von der Sonne bestrahlten hohen Berg und einen mit vielen Gängen durchschnittenen Garten vor. „Dies ist", fährt der Verfasser fort, „der Weg, sich zu den Mysterien zu erheben. Hierzu werde ich bloß eine einzige Bemerkung machen: Immer von einem körperlichen Orte, von einem materiellen Eindrucke ausgehen, heißt ein Mißtrauen in den Geist setzen, wie man es in der Geschichte des Christenthums noch nicht gefunden hatte. Sehen Sie nicht im voraus, meine Herren, daß dies nicht der Weg der Apostel ist? Sehen Sie nicht in dieser Substitution des Objektes, wenn man das äußere Bild als Ausgangspunkt nimmt, daß das innere Leben verloren geht? Sehen Sie nicht, daß diese industriellen Vorsichtsmaßregeln, um das Entzücken der Seele zu ersetzen, bei seinen Schülern und ihren Nachfolgern in kleinliche Mittel, in Kunststücke, in Spitzfindigkeiten und fromme Ränke ausarten müssen? Ist dies, allmächtiger Gott, das erhabene Christenthum der Apostel? Nein! denn es ist nicht das Christenthum des Heilandes.

„Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Christenthum des Heilandes und dem Christenthum Loyola's. Nach dem Geiste des Evangeliums theilt der Diener des Wortes Gottes dieses Allen mit, ohne Rückhalt. Jeder arbeitet nach seinen Kräften, um es weiter zu verbreiten. Loyola hingegen theilt mit einer Politik, deren Grund man niemals erkennen wird, seinen Schülern nur den kleinsten Theil von sich und gewissermaßen nur die äußere Rinde des Gedankens mit; aber sobald er darauf ausgeht, eine Macht zu organisiren, so ertheilt er Niemanden mehr dieses Prinzip der Freiheit und des Lebens; je mächtiger die Entwickelung seiner Natur in ihrer Unabhängigkeit war, desto mehr Zwang legt er Anderen auf. Sein Gesetz soll unveränderlich seyn, und deshalb nimmt er ihm das Leben und theilt Anderen nur die Asche mit. Er hat sich auf den Flügeln heiliger Entzückung erhoben; Anderen bringt er das Joch seiner Methode auf. Um allein, ohne Nachfolger zu regieren, zeigt er nicht, was seine Größe bewirkt hat; und da er für seinen Gott nicht bloß eine kindliche Furcht, sondern auch einen knechtischen Gehorsam verlangt, so nimmt er dem Menschen jedes Mittel, das Haupt wieder zu erheben. Das Christenthum macht Apostel; der Jesuitismus Werkzeuge, keine Schüler.

„Wir wollen also unsere Augen nach einer anderen Seite lenken; und wenn die erschlaffte Seele Stärkung nöthig hat, wenn der religiöse Gedanke wiederum in der Welt ist, wenn der neue Stern sich erhebt; so wollen wir nicht zurückbleiben, sondern zuerst diesem Gott entgegengehen, der in unserem Herzen wieder erwacht. Mögen Andere, wenn sie wollen, am Buchstaben haften, wir wollen dem Geist entgegenziehen. Der Enthusiasmus, der allein die Gesellschaft belebt und erneuert, ist in Frankreich noch nicht todt, wenn er auch etwas schwach ist. Die neue Generation, auf der die Zukunft beruht, wird sich von ihrem hohen Ziele nicht durch kleinliche Sorgen ablenken lassen; und wir Alle zusammen wollen zeigen, daß die Religion nicht ausschließlich bei den Priestern sich befindet und die Wahrheit nicht immer auf dem heiligen Stuhle in Rom thront."

Man muß es offen bekennen, daß Herr Edgar Quinet sich als würdiger Vertheidiger der Philosophie gegen die Tendenzen eines retrograden Systems gezeigt habe. Es war die Aufgabe des Professors, mitten unter den gährenden Elementen der Gegenwart, auf das neue Licht der Zukunft hinzudeuten und ihm zuerst entgegenzugehen. Ch. C.

Rußland.

Die Geheimlehren älterer und neuerer Zeit, besonders in der Medizin.

(Schluß.)

Wir sind mit der Meinung dieses Herrn ganz einverstanden, müssen aber bemerken, daß die Aerzte seiner Zeit von der erwähnten Kur ganz anders dachten. In ihren Augen hatte sie eine echt wissenschaftliche Form und rechtfertigte sich aus ihrem Zusammenhang mit den damals gültigen physiologischen und pathologischen Grundsätzen, wie aus der Analogie mit anderen vorhergegangenen Thatsachen. Seitens der Erfahrung war sie auf Zeugnisse gegründet, welche die damalige historische Kritik nicht bestreiten konnte. Sie war ein Jedermann bekanntes, von den Aerzten und Professoren Roms beglaubigtes Faktum. Die Entdeckung sollte durch einen Aussätzigen gemacht worden seyn, der vor einem heftigen Regenguß halbnackt in jene Höhle flüchtete und daselbst einschlief. Beim Erwachen erschrak er, als er sich von Schlangen umwunden sah, und entfloh eilig, aber bald darauf bemerkte er, daß seine Krankheit geheilt war. Das Gerücht von diesem Ereigniß bestimmte andere Aussätzige, die Heilkraft der Schlangen zu erproben: sie schliefen gleichfalls in der Höhle und wurden von ihrer Krankheit befreit. Von historischem Standpunkt betrachtet, war nichts Mährchenhaftes oder Verdächtiges an der Sache; und was die heilbringende Wirkung des Leckens der Schlangen betrifft, so stand diese mit den damaligen medizinischen Begriffen in gar keinem Widerspruche. Sie war ein neues Beispiel des Kurirens per translationem oder transplantationem: die Schlangen jener Höhle saugen die krankhaften Säfte der Haut ein, wie die mit Podagristen zusammenschlafenden Hunde das Podagra derselben in sich aufnahmen. Der Mechanismus dieser Transplantation erschien den damaligen Aerzte und Naturkundigen sehr einfach; Alles erklärte sich leicht aus den Lebensgeistern oder anderen feinen ätherischen Ausflüssen, die unter dem Einflusse geheimer Gesetze der Sympathie und Antipathie dahin oder dorthin sich bewegten. An dem Vorhandenseyn dieser Lebensgeister zweifelte aber Niemand: ohne sie war es unmöglich, zu erklären, warum viele Körper aus der Ferne auf einander wirken, wie z. B. Magnete. Das Geschlecht dieser Lebensgeister ist noch nicht ausgestorben, ihre heutigen Nachkommen führen nur einen anderen Namen, ohne daß man ihre Existenz darum besser beweisen könnte.

Augenscheinlich war also jene Kur durch Schlangen sehr rationell, wie man heutzutage sich ausdrückt. Sie wurde nicht als ein Ergebniß blinder Leichtgläubigkeit, sondern logischer Induction in die Heilkunde aufgenommen. Aber — wird man uns einwenden — die Methode war falsch, die Theorie albern, die Erfahrung eine Selbsttäuschung. Alles zugegeben; allein darauf kommt es hier nicht an. Wir wollten nur darthun, daß diese Meinung Alles für sich hatte, was die gelehrte Kritik damaliger Zeit zur Begründung eines ärztlichen Dogma's verlangte.

Untersuchen wir jetzt, ob unsere neuesten Fortschritte in der medizinischen Philosophie dieselbe vor ähnlichen Verirrungen schützen können.

Es giebt Tausende von Vergleichungs-Punkten. Man öffne nur irgend ein medizinisches Wörterbuch, und auf jeder Seite wird man ein Dutzend finden. Wir wählen nur das folgende Beispiel, nicht, weil es für uns das bequemste ist, sondern weil es zu den bekanntesten gehört.

Jeder unserer Leser kennt wohl die Gastritis oder sogenannte Entzündung des Magens. Die Aerzte verstehen darunter eine Entzündung der Haut, welche die innere Oberfläche dieses Organs bekleidet. Zu bestimmen, was eigentlich Entzündung sey, ist eine äußerst schwierige Sache. Die neuere Wissenschaft bedient sich dieses Terminus, wie die alte gethan, ohne ihn zu verstehen. Ob es überhaupt in der Natur Entzündungen gebe oder nicht, weiß Keiner; man sieht nur ein seltsames, unbegreifliches Phänomen und giebt ihm einen mystischen Namen. Habt ihr je einen Rothlauf oder sogenannten Fluß gesehen? Nun so wißt ihr, daß er durch Rothwerden, Anschwellen und Brennen der Haut sich kundgiebt. Uebertraget nun diese Symptome auf die innere Bekleidung des Magens, und ihr erhaltet ein Bild der Gastritis. So steht es wenigstens in Büchern, so wird es vor Kathedern verkündigt. Wenn nun diese Krankheit sich offenbart, läßt der Arzt dem Kranken vor Allem zwanzig, dreißig oder vierzig Stück Blutegel unter der Herzgrube ansetzen und in seinem Blute sich berauschen. Das Aussaugen einer großen Quantität Blut an dieser Stelle hat, so behauptet er, die kräftigste und wohlthätigste Wirkung auf das krankhafte Organ, und von allen Methoden, die Gastritis zu kuriren, findet diese die meiste Anwendung. Dennoch steht sie auf unglaublich schwachen Füßen.

Man frage jeden heutigen Arzt, was für logische Rechenschaft er von seinem Verfahren in diesem Fall ablegen könne, und es wird ihm unmöglich seyn. Vielleicht staunt er selbst über diese Unmöglichkeit, und zwar deshalb, weil er die Rechenschaft nie von sich selber gefordert hat. Setzt man ihm stark zu; so wird er vor Allem an die Erfahrung sich halten. Dann aber kann man ihm dieselben Einwendungen machen wie seinen Kollegen des 16ten Jahrhunderts mit ihrer Schlangen-Kur: was gebt ihr uns für eine

Bürgschaft, daß die Erfahrung wirklich gemacht worden, und daß man sich darauf verlassen kann? Zitirt er Thatsachen, so beweist man ihm leicht, daß sie schlecht ermittelt, trügerisch, auf ganz andere Weise erklärbar sind, daß sie mit einander im Widerspruch stehen, mit der Frage gar nichts zu schaffen haben, kurz — absolut nichtig sind. Läßt er sich's einfallen, aus dem rein empirischen Gebiete, wo es ihm so eng und unbehaglich geworden, herauszutreten und auf theoretische Erörterungen einzugehen, so drohen ihm Gefahren anderer Art: er versinkt in einen Abgrund von Hypothesen und Unwahrscheinlichkeiten. Was für einen Begriff er auch von dem krankhaften Zustand des Magens haben möge, der Gastritis heißt: es wird ihm nie die Beweisführung gelingen, daß ein lokales Aussaugen von Blut eine Veränderung des krankhaften Prozesses im Magen herbeiführen könne. Der einzige verständliche Zweck dieser Operation ist — Befreiung jener häutigen Substanz von dem Blute, das sich in den Röhrchen und weichen Theilen angehäuft und solchergestalt die Entzündung veranlaßt haben soll. Allein womit will man die Tauglichkeit des Mittels zu seinem Zwecke darthun? Beide Bekleidungen des Magens, die kranke an der inneren und die gesunde an der äußeren Oberfläche, sind nicht bloß durch Schichten dicker Gewebe, sondern sogar durch leere Zwischenräume getrennt; ihre bluthaltigen Haarröhrchen stehen in ganz und gar keiner Verbindung mit einander. Und doch soll das Aussaugen des Blutes der einen auch die anderen von Blut befreien. Ein solches Resultat sehen wir nicht, halten es für unwahrscheinlich, und die Anatomie lehrt uns sogar, daß es unerreichbar ist. Die Praxis wird von der Theorie in keiner Weise gerechtfertigt. Wendet man uns ein, die Blutegel wirkten hier wie ein einfaches Blutlassen, so ändert sich die Frage, und es entsteht eine neue eben so problematische, ob das Blutlassen überhaupt wirksam sey? Wollte der Arzt endlich aus Bescheidenheit sein Verfahren aus der abziehenden (revulsiven) Irritation erklären, welche der Biß des Blutegels erzeugt, so müßte er vor Allem die Wahrheit der revulsiven Theorie überhaupt beweisen und dann die Wirksamkeit seines Mittels im gegebenen Falle.

Wenn es nun wahr ist, daß man mit einiger Aufmerksamkeit die heutige Wissenschaft bei mancher unbewußten Mißhandlung der Logik ertappen kann, so ist es noch begreiflicher, warum viele andere Afterlehren eine so lange Periode hindurch Autorität behielten. Wir staunen über die Verirrungen des Menschengeistes in der Astrologie, der Magie, Alchymie, Theurgie, weil die Lehrsätze derselben in ihrer ursprünglichen Form schon gänzlich der Sphäre unseres Glaubens entrückt sind und uns, vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft betrachtet, wie Ungeheuer vorkommen. Wir schenken ihnen nur oberflächliche Aufmerksamkeit, um sofort die Motive der sonderbaren Geistesverwirrung zu ergründen, welche sie zu Tage gefördert, genährt und gepflegt hat. Die Grundlagen des heutigen Wissens sind uns deshalb nicht verdächtig, weil die Frucht seiner eigenen Arbeit dem Menschen eben so wenig paradox vorkommt, als der Zuschnitt seiner Kleidung. Unternimmt es also ein Schriftsteller, irgend eine Wissenschaft vergangener Zeiten mit irgend einer Wissenschaft unserer Zeit, die rationelle Heilkunde des 19ten Jahrhunderts mit der mystischen des Mittelalters, die Schlangen-Methode mit der Blutegel-Methode zu vergleichen, so empfinden unsere Zeitgenossen ein unbehagliches Gefühl, dem ähnlich, das ein musikalischer Mißton im Ohre erzeugt. Allein diese Dissonanz kann auf so geschickte Weise gedämpft werden, daß man sie gar nicht vernimmt; und eben so wird jede, auch die paradoxeste Idee unter gewissen Bedingungen unserem Geiste befreundet und erscheint ihm naturgemäß.

Wir behaupten keinesweges, daß die heutige Wissenschaft eben so ungereimt sey, wie die alte, oder eben so grobe Verirrungen und Vorurtheile in sich schließe. Allein der Grad des Ungereimten und Lächerlichen ändert die Sache nicht.

Mannigfaltiges.

Humboldt's Examen critique in England. Das so eben hier angekommene dritte Heft der neuen Foreign and Colonial Review enthält einen ausführlichen Artikel über Alexander v. Humboldt's im Jahre 1839 erschienenen Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent. Es ist dies die erste gründliche Beurtheilung dieses Werkes, die uns aus England zugeht, wo es vielleicht schon allgemeiner gewürdigt seyn würde, wenn es ursprünglich in Deutscher Sprache geschrieben wäre. Gerade der Umstand, daß der berühmte Deutsche sich der Französischen Weltsprache bedient, macht auf die Engländer, die immer etwas eifersüchtig auf das rivalisirende Nachbarvolk sind, einen peinlichen Eindruck. Wahrscheinlich würde es unserm großen Landsmanne in Frankreich nicht anders ergehen, wenn er etwa ein wissenschaftliches Werk in Englischer Sprache schriebe. Die Beurtheilung in der gedachten Review hält sich jedoch fern von jeder solchen kleinlichen Ansicht, was unter Anderem schon daraus hervorgeht, daß der Referent das Examen critique als das erste bedeutende Werk auffaßt, in welchem die Naturwissenschaft und die Geschichte des Menschengeschlechtes als in unmittelbarster Verbindung mit einander stehend dargestellt werden. „In der That", fügt der Reviewer hinzu, „erst durch dieses Werk erfahren wir, was die Geschichte uns darzubieten vermag, wenn sie von einem großen Naturforscher gelesen wird. Wenn wir ein Gleichniß gebrauchen dürften, so würden wir sagen, daß Humboldt mit Bezug auf die isolirten naturwissenschaftlichen Thatsachen, die von alten Schriftstellern mitgetheilt werden, dasselbe gethan, was Cuvier that hinsichtlich der Knochen-Ueberreste vorweltlicher Thiere, die sich auf der Oberfläche der Erde zerstreut finden. Beides — sowohl jene Thatsachen, als diese Thierknochen — ist bereits längere oder kürzere Zeit bekannt gewesen; aber eben so wie diese erst von dem großen Anatomen wieder zusammengefügt und gewissermaßen mit Fleisch bedeckt worden, so daß sie neu belebt vor unseren Augen standen — so hat Humboldt in seinem „Examen" die Strahlen der Geschichte, die seinen Gegenstand beleuchteten, in einen gemeinsamen Brennpunkt gesammelt und dem überraschten Auge ein glänzendes neues Bild dargeboten." — Der Referent kündigt an, daß er in dem nächsten Hefte der Review auch über das neueste Werk Humboldt's, über dessen „Asie Centrale", berichten werde, und auch wir benutzen diese Gelegenheit, um zu bemerken, daß wir recht bald über dasselbe in diesen Blättern noch nicht besprochene Werk einige Mittheilungen zu machen gedenken.

— Schöne Literatur in Alabama. In Tuskaloosa, der Hauptstadt des Staates Alabama, im Südwesten der Union — einem Lande, welches sich vor einigen Jahren noch in den Händen der Tschakta's und anderer Indianischen Stämme befand — ist neulich ein Trauerspiel im Druck erschienen, das eine dortige Dame, Mrs. Caroline Lee Hentz, zur Verfasserin hat. Das Stück heißt: De Lara, oder die Maurische Braut (De Lara, or the Moorish Bride) und ist in mehreren östlichen Städten mit Beifall gegeben worden. Es erhielt den von dem Direktor des Bostoner Theaters auf die beste Original-Tragödie gesetzten Preis; da aber der Direktor nicht im Stande war, diese Summe auszuzahlen, so sah er sich genöthigt, der Verfasserin das Verlagsrecht wieder abzutreten. Was den Inhalt des Stücks betrifft, so ist er, wie es scheint, sehr melodramatisch. Osman, ein Maure, ist in die Gefangenschaft des älteren De Lara gerathen, der ihn nach seinem Schlosse gebracht hat, wo er mit vieler Milde behandelt wird. Dessenungeachtet ermordet der Maure den Schloßherrn; der Sohn des Letzteren, Fernando, wird von dieser That in Kenntniß gesetzt, aber seine Liebe zu der Tochter Osman's, die er zum Christenthum bekehrt hat, hält ihn ab, sich an dem Mörder zu rächen, und es entspinnt sich der gewöhnliche Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft. Die Katastrophe wird in dem New-Yorker Journal, welches diese Notiz mittheilt, nicht gemeldet, das Stück aber zum Schluß als ein höchst „achtungswerthes" (zu Deutsch: mittelmäßiges) bezeichnet.

Bibliographie.*)

Frankreich.

J. M. Prat Histoire de l'eclectisme alexandrin, considéré dans la lutte avec le christianisme. 2 vol. 8. Lyon. 9 fr.

Saint-René Taillandier (Prof. in Strasburg) Scot Erigène et la philosophie scholastique. 8. Strasbourg. 4 fr. 30 c.

J. Matter Histoire critique du gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. (Eine gekrönte Preisschrift.) 2. édit. Tomes 1 et 2. 8. mit 4 Kpf. Strasbourg. 15 fr.

Mouzin De l'emploi de l'aimant dans le traitement des maladies. 8. Paris. 1 fr. 30 c.

L. Moiroud Traité élémentaire de matière médicale, ou de pharmacologie vétérinaire, suivi d'un formulaire pharmaceutique raisonné. 2. (verb.) édit. 8. Toulouse. 8 fr.

E. Péclet Traité de la chaleur considérée dans ses applications. 2. édit. 3 vol. 4. mit 1 Atlas von 122 Kpf. Folio. Paris. 66 fr.

J. Willm Essai sur l'éducation du peuple, ou sur les moyens d'améliorer les écoles primaires populaires et le sort des instituteurs. 8. Strasbourg. 6 fr. — Dem Werk wurde neuerdings von der Académie française ein Preis von 3000 Franken zuerkannt.

E. Laboulaye Recherches sur la condition civile et politique des femmes, depuis les Romains jusqu'à nos jours. 8. Paris. 8 fr.

L. Faucher Recherches sur l'or et sur l'argent considérés comme étalons de la valeur. (Eine in der Académie des sciences morales et politiques gelesene Abhandlung.) 8. Paris. 3 fr.

C. J. A. Mathieu de Dombasle (Frankreichs bedeutendster Agronom u. Herausgeber der Annales agricoles de Roville) Oeuvres diverses. Economie politique, instruction publique, haras et remontes. 8. Paris. 8 fr.

Notice sur le commerce des livres en Chine et sur leur prix de revient en Europe. ½ Bog. 8. Paris, Duprat. — Veranlaßt durch Pauthier's Supplément aux Vindiciae sinicae, ou dernière réponse à M. S. Julien, und wohl von Julien selbst geschrieben. Vergl. auch Bibliographie de la France 1843. N. 21. Feuilleton, aus dem es abgedruckt zu seyn scheint.

Mignet Notices et mémoires historiques. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Sammlung verschiedener in der Académie des sciences morales et politiques gelesener Denkschriften u. Abhandlungen. Darunter die Abhandlung: Etablissement de la réforme religieuse et constitution du calvinisme à Genève.

Guizot Histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'empire romain. 4. édit. 4 vol. 8. Paris. 24 fr.

Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Tome 1. (1. partie. Chroniques d'Alsace.) 4. Strasbourg. — Auf Kosten der Stadt in der Offizin von Silbermann sehr schön gedruckt. Dieser Band enthält die Chroniken von Closener und Konigshoven. Herausgeber sind die Hrn. Schneegans und Strobel. Ersterer schrieb die Notice sur Closener et Twinger de Koenigshoven et leurs chroniques.

A. de Lagarde (comte) Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne. Tableaux des salons, scènes anecdotiques et portraits, 1814—1815. 2 vol. 8. Paris. 13 fr.

L. Quicherat Thesaurus poeticus linguae latinae, ou dictionnaire prosodique et poétique de la langue latine. 2. édit. 8. Paris. 6 fr. 50 c.

Catalogue des livres composant la bibliothèque poétique de M. Viollet Leduc, avec des notes bibliographiques et littéraires sur chacun des ouvrages catalogués; pour servir à l'histoire de la poésie en France. 20½ Bog. 8. Paris. 9 fr. — Ein anderes spezielles bibliographisches Werk der Art ist uns nicht bekannt.

Seit dem Juni d. J. erscheint zu Paris ein (wöchentliches) Journal des prisons et des institutions de bienfaisance. 4. Jahrespr.: 15 fr. — Angekündigt ist eine Revue pénitentiaire, unter Direction des Hrn. Moreau-Christophe.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Lamennais Amschaspands et Darvands. 3. édit. — Ponsard Lucrèce. 2. édit. — Annales historiques de l'agriculture et de la législation rurale du pays de Lorraine. 2. édit. — Reybaud Etudes sur les réformateurs ou socialistes modernes. Tome 2. 7 fr. 50 c. (Von dem 1. Bande sind bereits drei Ausgaben da.) — Dupetit-Thouars Voyage autour du monde. Tome 8 (Physique, par U. de Tessan. Tome 2). 9 fr. — Daunou Cours d'études historiques. Tome 5. — Sand Oeuvres (Tomes 12—13). Enthaltend: Le compagnon du tour de la France. Les sept cordes de la lyre. Gabriel. Pauline. Les Majorcains. Mélanges. — Mémoires présentés par divers savans à l'académie royale des sciences de l'Institut de France et imprimés par son ordre. Sciences mathématiques et physiques. Tome 8. 86½ Bog. 4. mit 13 Kpft. Paris, imprim. roy.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Montag den 17. Juli 1843.

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von Louise von Ploennies.

Robert Southey.

Robert Southey, geboren 1774, zeigte schon früh eine wahre Vorliebe für die Dichtkunst und gab in seinem 15ten Jahre die ersten Proben seines dichterischen Talents. Unter dem Titel: Moschus und Bion gab er 1795 in Gemeinschaft mit seinem Freund Lovell seinen ersten Band Gedichte heraus und bald darauf seine Joan of Arc, ein Gedicht, welches er in 6 Wochen ausgearbeitet haben soll. Seine Briefe über Spanien 1804 enthalten viel Interessantes über die Pyrenäische Halbinsel und ihre Literatur. Während seines Aufenthalts in Portugal entstand sein Gedicht Thalaba, der Verderber. Im September 1813 ward Southey zum gekrönten Dichter ernannt, jedoch von der Verpflichtung, des Königs Geburtstag zu besingen, dispensirt. Die Edinburgh Review sagt von Southey: „Wir bewundern sein Genie, wir verehren seine erhabenen Grundsätze, und wir lieben die Zartheit des Herzens, die in allen seinen Erzeugnissen sichtbar ist. Nicht viele Dichter, weder der Vorzeit noch der Gegenwart, haben Proben einer schöneren Phantasie gegeben oder vielfacher aus den Vorräthen einer reichen und kultivirten Einbildungskraft geschöpft; noch wenigere haben einen so feinen Takt für das Sentimentale bewiesen oder mit so zauberischen Farben die einfachen und unschuldigen Regungen der Natur gemalt; — aber wenige haben auch diese reichen Gaben durch hartnäckige Anhänglichkeit an kindische Affectation und unangenehme Eigenheiten so getrübt wie Southey und haben dadurch die Welt um das Vergnügen, sich selbst um den Ruhm gebracht, den ihre Werke nach der Absicht ihrer Verfasser hervorzubringen im Stande waren."

Dies das Urtheil der Englischen Kritiker über Southey, welcher wie Wordsworth an Landseen wohnte und deswegen auch zu der lake school gezählt wird. Doch unterscheidet er sich wesentlich von Wordsworth darin, daß, während dieser sich einer beinahe zu weit geführten Einfachheit befleißigt, Southey sich bemüht, seine erwählten Stoffe mit so viel Glanz als möglich auszustatten. Wir haben daher mehr Gelegenheit, seine Kunst im Geschmack der Drappirung und Ausschmückung seiner Gestalten, der reichen Scenerie, in welche er sie versetzt, zu bewundern, als von der Idee, welche all' dieser Pracht die belebende Seele seyn soll, ergriffen zu werden. In dieser reichen Scenerie und Vorliebe für prächtige Ausstattung hat er einige Verwandtschaft mit Freiligrath; wie dieser, läßt er sich gern von Orientalischen Bildern umschweben und gießt einen schimmernden Farbenglanz auf diese Gemälde aus; aber während Southey's Poesie reicher an Scenen reiner Zärtlichkeit und ergreifender Seelenleiden ist, weiß Freiligrath durch die Kraft seiner Darstellungen und durch das Feuer seiner Phantasie hinreißender auf das Gemüth zu wirken. In Southey finden wir mehr Beredsamkeit als Begeisterung, mehr Schimmer als Gluth; hören wir z. B. in dem Gedicht: The Curse of Kehanna", welches viele schöne Indische Schilderungen enthält, seine Beschreibung eines Indischen Abends:

Der Abend naht, und über Stromesfluthen
Heimwärts den Flug still der Flamingo lenkt,
Und wo er segelt durch die Abendgluthen,
Ein höh'rer Purpur seine Schwingen tränkt.
Horch! an dem goldenen Palast
Jetzt läutet der Bramin die Stunde,
Der eh'rne Klang tönt in der Runde,
Und weithin durch den Abend schallt
Er hin, wie ferner Donner hallt.

Oder seine Beschreibung der alten zerstörten Stadt Baly, einer jener in Felsen gehauenen Städte in Ostindien, deren Trümmer halb aus den Fluthen emporragen:

Vom Mittagsstrahl mit hellem Glanz umflogen
Die gold'nen Thürme schimmern aus der See,
Und Dome, Zinnen steigen aus den Wogen,
Ein Anblick, der erweckt ein tiefes Weh.
Denn hier kann traurig der Beschauer ahnen,
Welch reiches Wunderwerk verschlang die Nacht;
Und jene stolzen Monumente mahnen
An die versunk'ne meerumrauschte Pracht.
Dort, in die Felsen eingehauen, ragen
Die alten Tempel nah' der Meeresfluth.
Vergebens Fluth und Brandung daran schlagen,
Weil unerschütterlich ihr Grundstein ruht. —
Die Göttertempel stehn in tiefem Schweigen —
Einst waren sie durchrauscht von hellem Klang,
Als sich der Feste feierlicher Reigen
Im Dienst der Götter durch die Hallen schlang.
Jetzt rauscht die Zeit vorbei mit matten Schwingen,
Kein Ton erklingt, nur dumpf erbraust die See,
Wenn ihre Wogen wild den Strand umschlingen,
Und ihrem lauten Klaggesang vermählen
Die Winde sich in singenden Choralen
Und stimmen ein in ihr unendlich Weh.

„Kehanna", ein Gedicht in 20 Gesängen, ist in den Orient verlegt; es enthält indessen auch außer den prächtigen Malereien viele schöne Seelenschilderungen. Von der Liebe heißt es darin:

Ja, Lieb' hat ew'ge Lebenskraft;
Wird jede and're Leidenschaft
Auch von der Zeit hinweggerafft. —
Der Ehrgeiz wohnt nicht dort im Licht,
Der Geiz wohnt in der Hölle nicht,
Die ird'sche Leidenschaft vergeht
Auf dieser Welt, wo sie entsteht.
Doch Lieb' ist ewig unvergänglich,
Es steigen ihre reinen Flammen
Zum Himmel auf, woher sie stammen.
Auf Erden ein geschmähter Gast,
Getäuscht, gedrückt von Kummers Last,
Ist diese Welt ihr Prüfungsort,
Zur süßen Rast gelangt sie dort.
O, wenn der Mutter dort erscheint
Das Kind, das sie hier heiß beweint,
Wird ihr dann nicht für Angst und Sehnen,
Für manche Nacht, durchwacht in Leid,
Für allen Kummer, alle Thränen,
Ein Uebermaß von Seligkeit?

Wie schön ist die Malerei der vorhin erwähnten Felsenstadt, welche ein Wanderer betritt:

Durch jene Straßen schritt er, die so lange
Jahrhunderte betrat kein Menschenfuß,
Durch diese Straßen, fremd so lang dem Klange
Des Menschenschrittes und der Stimmen Gruß.
Im Sonnenlicht, aus grüner Wogen Schoß,
Erheben sich Paläste, hehr und groß,
Der stolzen Stadt, so wunderbar und mächtig,
Als wär's ein Riesenwerk, für Götter prächtig.
Wie still und schön die Hallen anzusehn,
Als wenn die Hand sie der Natur gegründet,
Die ew'gen Felsen selbst nicht fester stehn,
Kein Meersand hat ihr goldnes Thor verschlossen,
Glatt ist der Marmor, den die Fluth umflossen.
Und hin sein Fuß zum Königstempel wallt,
Wo einst so furchtbar Baal's Gebot erschallt,
Den weit umgab der anmuthvolle Garten,
Wo nie gewelkt der Bäume frisches Grün,
Wo man geseh'n der Blumen schönste Arten
Zu gleicher Zeit mit gold'nen Früchten glüh'n.
Noch immer war er wunderschön zu preisen,
Noch immer werth, ein Paradies zu heißen;
Denn wo der mächt'ge Ocean verheerte,
Da hatte er, durch eigner Schöpfung Schimmer,
Seltsam verschönt, was er gelegt in Trümmer.
Hier Lauben von Korallen
Und Madreporne Hallen,
Bänke von Schwamm, so zart und schwellend weich,
Als je ein Bett von Moos,
In dessen grünem Schoß
Hamadryaden ruh'n im Waldesreich.
Und kleine Bäume, bunt gesägt aus Stein,
Und manche Meerespflanz', umsponnen klar
Von zarten Fibern, seidenweich und fein,
Gleich einer Meeresjungfrau gold'nem Haar,
Und and're wieder riesenhaft sich hoben
Wie mächtige Bananen, weit umher
Verbreiten sie die Blätter, roth durchwoben
Wie Purpurwimpel, übers grüne Meer.
Noch immer springen dort die gold'nen Quellen,
Wo sie sich mischen salz'ger Meeresfluth,
Da tauchen Fische glänzend aus den Wellen,
Auf deren Flossen Scharlachschimmer ruht,
Sie eilen hin zu jenem frischen Quell
Und nippen spielend an dem Wasser hell,
Dann auf den kleinen Schwingen schnell,
Gleich rothbefiedert flücht'gen Pfeilen,
Sie jene stillen Lüfte theilen,
Ihr ungewohntes Element.

Southey's großes Gedicht: Roderich, der letzte Gothe, soll die gelungenste seiner Dichtungen seyn und die früheren an Kraft übertreffen. Der Hauptvorwurf, der ihm von den Kritikern gemacht wird, ist, daß er durch zu große Emphase der Einfachheit schade, welche die Engländer so sehr lieben und in welcher sie so erhabene Vorbilder besitzen. Welche Gelegenheit hätte z. B. Milton für prächtige Schilderungen in seinem Paradise lost, aber diese Schilderungen sind bei ihm nur das Gewand, welches in erhabener Einfachheit seine großartigen Schöpfungen umfließt. Es ist immer nur der luftige Schleier, durch welchen die Strahlen der höheren Idee leuchten. Aber bei Southey scheinen uns die Ideen oft nur des Schmuckes wegen da zu seyn, er tritt nicht anspruchslos auf; die Absicht, so viel als möglich aus dem gewählten Stoff zu machen, leuchtet durch und berührt uns unangenehm. Es fallen uns Goethe's Worte ein: Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt. Bei Wordsworth zweifeln wir nie daran, daß er aus heiliger Begeisterung für die Erhabenheit seiner Ideen singt, unbekümmert, ob der Beifall der Menge ihn belohne; bei Southey dagegen können wir uns oft des Gedankens nicht erwehren, er singe, um Effekt zu machen, wodurch der Zauber gestört ist. In den Balladen und kleineren Dichtungen tritt dies weniger hervor, sie sagen mir darum mehr zu. Originell erscheint mir die Legende Königin Orakka und die Märtyrer von Marokko. Einige Verse darin erinnern sehr an Heine's Gedicht: „Die Muttergottes zu Kevelaar trägt heut' ihr bestes Kleid." Bei Southey heißt es: „Jeder Altar in Coimbra, geschmückt dem Fest sich weiht, Und Jeder in Coimbra trägt heut' sein schönstes Kleid." Auch in einigen anderen Balladen herrscht eine bedeutende Aehnlichkeit zwischen dem Britischen und Deutschen Sänger, namentlich in denjenigen, in welchen die Geisterwelt sammt Teufel und Dämonen eine Rolle spielen. Man hat Heine oft vorgeworfen, daß er Byron nachahme, namentlich in der Ironie; diese hat mich indessen bei dem Briten nie so kränkend verwundet, als bei Heine. Bei Byron leuchtet auch durch die tiefste Ironie der Seelenschmerz; man fühlt es, es ist das blutende Herz, dessen zur Ironie verbitterte Blutstropfen ihm von der Lippe fließen. Bei Heine aber erscheint sie mehr als frivoler Scherz; es macht ihm Freude, uns mitten in unserer poetischen Erregung mit Wasser zu übergießen, er thut es um des Effektes willen. Von der Sucht nach Effekten dieser Art ist Southey dagegen ganz frei; seine Freunde behaupten von ihm, daß er nie eine Zeile geschrieben habe, welche der heiligen Sache der Tugend oder der Moral geschadet oder weh gethan. Seine sämmtlichen Gedichte sind 1820 unter dem Titel: The poetical works of Robert Southey in 14 Bänden erschienen. Southey ist außerdem als unerschütterlicher glühender Liberaler anerkannt, und daß er dessen unbeschadet zum gekrönten Dichter ernannt wurde, verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Hören wir, was er Johanna in seinem vorhin erwähnten Gedicht Joan of Arc zu dem König nach der Krönung sagen läßt.

Nachdem Karl zu Rheims gekrönt war, warf sich die Jungfrau vor ihm nieder, umschlang seine Kniee und sprach:

> König, ich fleh' Dich an,
> Bei den Millionen fleh' ich, die von Dir
> Wohl oder Weh erwarten, höre mich!
> Bedenke Deinen Stand und Deine Pflicht.
> Wenn Du, um zu vergrößern Deine Macht,
> Dein Volk bedrückst, von seinem heim'schen Heerd
> Es aus in Kampf, in Tod und Elend schickst, —
> Wenn von der Waisen und der Wittwen Fleh'n,
> Von ihrem bittern Gram und Herzeleid
> Du Dich zum süßen Ton des Schmeichlers kehrst —
> Wenn bei den Leichen Du der Tausende,
> Die hingeschlachtet, rufst: Gerecht ist es,
> Daß sie für mich, den König, opfern sich, —
> Wenn durch Dein Reich ein Weheruf erklingt,
> Des Hungers und der Trauer Jammerton
> Bang' durch die Straßen seufzet, während Du
> Im Purpur schwelgest bei dem üpp'gen Mahl
> Und lächelnd sprichst: S'ist gut! Barmherz'ger Gott!
> Verzeihst Du solchem Ungeheuer wohl? —
> Wenn der unschuldig Hingewürgten Geist
> Bei Deinem Thron schreit um Gerechtigkeit? —
> König von Frankreich!
> Schütze den Nieder'n, speis' den Hungrigen
> Und sey der Waisen Vater; dann bist Du
> Des Himmels Stellvertreter, Dankbarkeit
> Und Liebe gründen sicher dann Dein Reich.
> O, glaub' es mir, die Söldner schützen nie
> Den blutigen Tyrannen auf dem Thron,
> Der unter ihm stets zu versinken droht.

Southey's Leichtigkeit im Dichten war so groß, daß er seine Werke in beinahe unglaublicher Zeit vollendete. So wird behauptet, er habe die Jungfrau von Orleans, ein episches Gedicht in zehn Theilen, in 6 Wochen geschrieben. Dies erscheint um so bewundernswerther, da seine Sprache immer schön, seine Verse kunstvoll und melodisch sind. Er starb vor kurzem zu London. Southey war der Schwager des berühmten Dichters Coleridge, von welchem ich nächstens sprechen werde.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

I. Der Ganges.

Die Mündungen der großen Flüsse sind immer schwierige Punkte für die Schifffahrt: hier drohen unter dem Wasser befindliche Felsen, die früher mit einer nun von den Wellen fortgespülten dichten Erdmasse überzogen waren; dort Sandbänke und versandete Ufer, die alljährlich durch die Ueberschwemmungen ihre Stelle verändern, bald von den Strömungen und der Fluth fortgerissen und dann wieder neu gebildet werden; anderswo Schlamm-Anhäufungen, die eine Art von Gränzlinie zwischen den süßen Gewässern und dem Ocean bilden. Durch achtundzwanzig ansehnliche Flüsse, die in der Regenzeit und beim Schmelzen des Schnees periodisch angeschwellt werden, wächst der Ganges so an, daß er trotz seiner acht Mündungen, durch welche er sich in den Meerbusen stürzt, nachdem er sein Delta befeuchtet und überschwemmt hat, doch noch eine so mächtige Wassermasse ausströmt, daß sein Bett bei der Haupteinfahrt eben so ungleich und launisch wie das eines Gebirgswassers ist. Wenn hier in einer trüben und regnichten Juli-Nacht ein Schiff von widrigem Wind hineingetrieben wird, so ist seine Lage nicht eher beruhigend, bis es den Piloten am Bord hat, den ihm eine der beständig an dieser gefährlichen Küste kreuzenden Briggs auf einer Schaluppe zusendet, die zwölf unerschrockene Indische Matrosen führen. Zwischen der langen Kette durch manchen Schiffbruch berüchtigter Klippen, auf welche bei niedriger Fluth wüthende Wellen einherbrausen, und den Sandbänken, die so mit Schlamm untermischt sind, daß selbst der größte Dreimaster darin versinkt und gänzlich verschwindet, bleibt dem von Windstößen gepeitschten, von den Gewässern des Himmels und den schäumenden Wogen überschwemmten Seefahrer, der auf dem wegen seiner geringen Tiefe seichten und stürmischen Meer herumtreibt, nichts weiter zur Auffindung des rechten Weges, als das Senkblei, die Sonde und die aufflackernden Feuer, die man alle halbe Stunden auf den je nach der Jahreszeit dem Ufer ferner oder näher vor Anker liegenden Pontons anzündet.

Diese Bengalischen Feuer sind von phantastischer Wirkung; zuweilen erleuchten sie plötzlich die schwellenden Segel eines großen Fahrzeuges, das wie ein Gespenst wieder in den Schatten der Nacht verschwindet; aus der Ferne gesehen, ist es oft, als ob Sterne sich vom Firmamente ablösten, einen Augenblick auf den Wellen schwebten und dann in den Abgründen des Oceans auf ewig versänken. Ist man glücklich über jene gefährlichen Stellen hinweggekommen, so liegt der Fluß vor uns, nicht in der heiteren Schönheit lachender Ufer, sondern in der schauerlichen Einsamkeit seiner Sunderbands. Bevor man zu den schönen Wäldern des Mississippi und seiner Nebenflüsse gelangt, muß man jene beweglichen Prairieen durchmessen, die der enttäuschte Reisende so gelangweilt betrachtet; eben so muß man hier, ehe man die herrlichen Indischen Landschaften unserer Bücher-Illustrationen schaut, erst an der Insel Sagor und an unbewohnbaren angeschwemmten Landstrichen vorüber. Diese Sunderbands (Sundari-vana), Wälder von Sundari-Bäumen, bedecken eine weite Strecke von ungefähr fünfundzwanzig Stunden, in welche das Delta an der Meeresseite hin ausläuft. Mit Ausschluß des Theils, der unmittelbar an den großen Arm des Ganges stößt, sind die tausend Bäche und Flüsse, welche diese traurigen Einöden nach allen Enden hin labyrinthisch durchfließen, alle salzig; der Boden besteht aus Sand und schwarzer Erde, in regelmäßigen Lagen vertheilt, die aber keine Kultur annehmen, wie die vielen vergeblichen Versuche genugsam an den Tag legten, auf welche nun auch seit dreißig Jahren die Pflanzer Verzicht leisten. So bleibt also dieser Küstenstrich, an welchem jeder Europäer, der nach Bengalen kömmt, zuerst vorüber muß, eine einsame Wüste, ein Todesufer, auf dem die wilden Bestien, vorzüglich die Tiger, herrschen.

Man weiß, welchen gewaltigen Schrecken dieser König ihrer Wälder den Bengalesen einflößt; doch wagen sich drei Arten von Menschen in die Sunderbands: der Holzhauer, der sich aus Instinkt gern in das tiefste Dickicht hinein verliert und zum wilden Leben zurückkehrt; der ascetische Hindu, den diese verlassenen unbewohnten Einöden zur Beschauung einladen, und der muselmännische Fakir, der, mit Talismanen und Amuletten versehen, Herr der raubgierigen Tiger zu seyn vermeint. Diese treten hier in näheren Umgang mit der Gottheit, die sie anbeten; sie erblicken dieselbe im Traum und hören aus ihrem Munde, an welchem Orte sie Gebete oder Opfer entgegennehmen will. Als Dank für die Lebensmittel, die ihnen der Holzhauer zuträgt, entdecken sie ihm die Orte, wo er seine Axt anlegen kann, ohne den furchtbaren Gast dieser Gehölze aufzuscheuchen. Das Girren der Turteltaube, die in den Zweigen der nahen Bäume ihr Nest baut, der Schrei des Pfau's, welcher um ihre Hütten herumstreift, der phantastische Flug der Papageien, die lachend die Lüfte zu durchschneiden scheinen, der Anblick dieser ruhigen Natur vermehrt noch das Sicherheitsgefühl jener Einsiedler. In der schüchternen Gazelle, die kaum vor ihnen flieht, in den Affen, die von einem Baumgipfel zum anderen springen, erblicken die Einen Geschöpfe, die der Macht des Talismans unterthan sind, die Anderen Geister der Wälder, Wesen wie sie, die einst menschliche Formen wieder annehmen werden, und so verstreicht ihr Leben unter allerlei Illusionen, bis sie unter den Tatzen eines Tigers aus ihrem Traum erwachen. Sollte man aber auch dahin kommen, den niederen Theil des Delta von den wilden Thieren und dem scheußlichen Gewürm zu befreien, so würde doch die ungesunde Luft dieses bald von der Sonnengluth versengten, bald wieder von den Gewässern überschwemmten Küstenstrichs denselben beständig unbewohnbar machen.

Auf das dumpfe Geräusch der auf sich selbst zurückfallenden Woge folgt das wohltönendere Gemurmel der gegen das Ufer sich brechenden Wellen. Man erblickt Land von allen Seiten, man schifft auf dem Flusse. Eine längliche Barke legt am Hintertheil des Schiffes an, ein Dutzend Bengalesen springen an Bord, grüßen ringsumher und werfen sich nieder vor allen Europäern, Capitain wie Passagieren, die hinter dem großen Mast bei einander stehen. Das sind die Hülfs-Matrosen, deren die ermüdete Mannschaft gar sehr bedarf; die alten Seeleute klopfen diesen demüthigen Hindus vertraulich auf die

Schulter und vertheilen sie an ihre Posten, und diese gehorchen ihnen wie ihren Vorgesetzten. Der Schiffsjunge reißt die Augen weit auf, erinnert sich der Erzählungen, die er auf dem Kastell während der heiteren Nächte unter der Linie gehört, und begreift, daß er sich nun in jenem fabelhaften Lande befindet, wo er selbst in einem Palankin von vier Negern wird umhergetragen werden. Das Schiff spannt alle Segel auf, der Wind ist gut, die Fluth günstig; die Gefahren sind vorüber, und der Lootse hat nicht mehr jenes ernste sorgenvolle Aussehen, das noch kurz vorher auf allen Gesichtern sich wiederspiegelte. Mit feierlicher Stimme ruft er seinen Bedienten, rasirt sich und legt reine Wäsche an, denn der Lootse des Ganges hat nichts mit denjenigen gemein, die man in den Französischen oder Englischen Häfen erblickt, die im wachstuchenen Hute und betheerten Beinkleidern in ihren kleinen Barken allen Stürmen des Kanals und den Windstößen an den Küsten der Bretagne trotzen, oder mit denen in den Vereinigten Staaten, die in ihren kleinen Goeletten leicht daherschwimmen, im blauen Kleid und mit blinkenden Uhrgehängen wie die Farmers von New-Jersey; der Herr Lootse von Bengalen (arkati saheb) ist eine Person von größerer Bedeutsamkeit im Solde der ehrenwerthen Compagnie und kein Lohnbedienter; am Quai von Kalkutta erwartet ihn seine Kalesche, er ist ein Gentleman, den Beweis dafür liefert sein Ausschlagen jeder Gratification — unter 300 Franken.

Je weiter man vorwärts dringt, und je mehr man jenen breiten Theil des Ganges hinter sich läßt, wo die beiden Ufer in fast unabsehbarer Entfernung von einander liegen, um so häufiger begegnet man den flachen Schiffen, die aus den Nebenflüssen des Ganges kommen und nach Kalkutta stromaufwärts segeln und dann wieder mit Hülfe des Stromes heimwärts rudern. Dies sind wahre Archen von ungeheurer Dimension, die wie die Chinesischen Dschonken von ganzen Familien bewohnt werden und ein Dach mit einer Gallerie haben, wie die Hütten am Ufer; Alles daran erinnert noch an die ursprüngliche Industrie des Landes; die Segel sind aus den Fasern des Hibikus gemacht, der in Menge auf den feuchten Landstrichen wächst; ein im Sumpf geschnittener Bambus, unten mit einer Art Holzkelle versehen, bildet das Ruder; der Pilot, ein alter Seemann mit weißem Bart, hockt auf einer Art von Holzkäfig, von wo aus er die kleinen Barken (Dinghis) sehen kann, die er sonst in den Grund segeln würde. Gegen den Sonnenbrand durch einen Schirm von Palmblättern geschützt, lenkt der Bengalische Schiffer geduldig sein Fahrzeug und blickt von seinem Sitze aus, über die Dämme fort, auf die Reisfelder hinüber und auf den Landmann, der sein Feld bestellt mit dem Pfluge, vor den ein Büffel gespannt ist. Wird der Wind schwächer und ist die Welle ihm nicht mehr günstig, so wirft er seinen hölzernen Anker aus, der aus zwei zugespitzten Bohlen besteht, die kreuzweis über einander gelegt und mit einigen großen Steinen beschwert sind. Wie weit ist es noch von dieser friedlichen Schifffahrt bis zu jenen brausenden Dampfmaschinen, die mit ihren mächtigen Rädern die größten Fahrzeuge vorwärts treiben!

Um das Jahr 1765, als die Engländer sich zuerst als Herren des Landes in Bengalen niederließen, wurden noch alle Kanäle der Sunderbands, alle Mündungen des Ganges, alle benachbarten natürlichen Häfen, eben so wie die Flüsse China's, von Seeräubern, Dakoits, beunruhigt, die aber jetzt, wie ihre Kameraden von den Antillen, den Inseln des grünen Vorgebirges und dem Griechischen Archipel, vollständig ausgerottet sind. Diese Dakoits bildeten ordentlich einen Stamm, eine Kaste wie die Kallers oder die Diebe von Koromandel und wie die große Brüderschaft der Thugs, von denen Hindostan so lange Zeit zu leiden hatte. Räuber von Beruf, durch ihren Stand, ja durch ihre Religion selbst, dienten sie ihren Gottheiten, indem sie mit größter Gemüthsruhe die Schiffer ausplünderten und tödteten. Jetzt können die Schiffe frei und unbewaffnet überall umhersegeln, die Bewohner der Ufer des unteren Ganges haben nun seit der Ausrottung dieser Piraten eine Plage weniger, und es bleibt ihnen nur noch ein Feind zu besiegen, aber ein schrecklicher, unüberwindlicher, das Klima. Leider ist es auf unserer Erdkugel Gesetz, daß die Wohlthaten einer gesegneten Vegetation durch den unseligen Einfluß einer ungesunden Luft gebüßt werden müssen. Mit einem beklemmenden Gefühl betritt man die unter Palmen versteckten Dörfer, diese schattigen Hütten, die am Ufer der beständig übertretenden Flüsse erbaut sind, auf denen die mit Reis beladenen Barken schwimmen, diese frischen Buchten, diese prächtigen Bambusgebüsche mit dem geschmeidigen Laubwerk, diese halb unter Wasser stehenden Reisfelder, auf welchen der Reiher umherwandert und auf das Rebhuhn wartet, das sein Nest unter den reifenden Aehren baut. Und welche reiche Aerndte wird der Tod in den letzten Monaten der Dürre einsammeln unter den armen Kindern, welche jetzt lustig unter den Blumen spielen, die viele von ihnen nicht überleben sollen!

Die wichtigste Station, an der man auf dem Ganges vorüber kömmt, ist der Diamanten-Hafen, wo die zu tief unter Wasser gehenden Schiffe der Compagnie, die deshalb nicht bis Kalkutta hinauf fahren können, aus- und einladen. Hier ist noch immer wie ehemals das Eldorado der Seeleute und, die Poesie abgerechnet, etwas Aehnliches mit jener Insel der Wonne, die Camoens aus den Fluthen emporsteigen läßt zum Ruhepunkt für seine Portugiesischen Helden. Hier umschwärmen den Ankömmling unzählige Bajaderen niederer Gattung, die den anlandenden Schaluppen mit demselben Eifer entgegenkommen, wie einst die jungen Otaheiterinnen nach Cook's Schiffen hinruderten. Die Bajaderen schämen sich nicht im geringsten der schmachvollen Entwürdigung, der sie sich preisgeben; von den Priestern des Wischnu dazu autorisirt, obwohl sie keiner Kaste angehören, studiren diese Frauen, eingeweiht in die Literatur und epische Poesie ihres Landes, aus abscheulichen Büchern mit dem größten Eifer die verderbliche Kunst, der sie ihr Leben gewidmet, und der Paganismus, in seiner Nachsicht gegen alle menschlichen Schwächen, stellt jeden Mißbrauch, den er zu verhindern zu ohnmächtig ist, unter den Schutz seiner Götter. (Schluß folgt).

Schweiz.

Hiseli's Forschungen über die Sage von Wilhelm Tell.

(Schluß.)

Die Nachrichten Tschudi's und Etterlin's führen, derselben Prüfung unterworfen, dasselbe Resultat herbei. Vergleichen wir aber diese verschiedenen Erzählungen unter einander, so gelangen wir zu einem neuen Schlusse: sie sind aus gleicher Quelle geschöpft; eine und dieselbe Dichtung liegt ihnen zum Grunde. Die Prosa Tschudi's ist rhythmischer als die Etterlin's, weil er öfter als sein Vorgänger die Form des Originals beibehalten. Mehrere Verse des alten Liedes hat Schiller nur etwas gemodelt und zwar Wort für Wort in sein Drama aufgenommen. Eine Art von dramatischer Bearbeitung des Gegenstandes, welche in der Mitte des 16ten Jahrhunderts erschien *), ist reich an Versen aus Volksliedern oder, besser gesagt, sie ist nichts Anderes als die in Scene gesetzte Romanze, wie die noch heutzutage gesungenen sogenannten *Tellenlieder* dieselbe im Zeitenlauf retouchirte und vermehrte Romanze sind.

Um nun zu erfahren, wie viel historische Wahrheit der vom Volke, von Dichtern und Chronisten gleichsam wetteifernd ausgeschmückten Sage zum Grunde liegt, muß man natürlich die wesentlichen Fakta von den abweichenden und mit einander in Widerspruch stehenden zu sondern wissen. Auffallend ist zunächst die Uebereinstimmung der alten Chronisten in der Idee, welche sie uns von Tell's Charakter und seiner Stellung zur Gesellschaft geben. Als ein schlichter Landmann hatte unser Held eigentlich keinen anderen Namen als den, welchen er in der Taufe empfing. Man nannte ihn *Wilhelm*, zuweilen auch *Wilhelm von Uri*. *Tell* war nur sein Beiname, und dieser bezeichnete ihn als einen simpeln Mann, der mehr Leidenschaft als Reflexion besitzt und eher von einer Art Instinkt als von reifer Ueberlegung sich leiten läßt. „Verzeiht, Herr", sagt er zu Geßler, „ich habe aus Unbedachtsamkeit gefehlt; wär' ich ein besonnener Mann, so hieß ich nicht *Tell*." Das alte Wort *tallen* oder *talen* bedeutete s. v. a. nach dem ersten Impulse, auf eine kindische und unüberlegte Weise reden oder handeln. Wer also den Beinamen *Tell* (der *Tolle*) führte, der stand im Rufe, naiver und von Eindrücken abhängiger zu seyn, als Andere seines Gleichen. Ohne Zweifel dehnte man dieses Epithet auch auf Leute aus, welche Disposition zu schwärmerischem Hinbrüten oder eine reiche, selbst eine schaffende Phantasie besaßen. Wir haben im Kanton Appenzell einen armen Hirten kennen gelernt, der mit diesen Eigenschaften große Gewandtheit und Unerschrockenheit vereinigte. Er tanzte öfter, sich mit Kastagnetten akkompagnirend, auf dem Kamme der Felsen, gleichsam über dem Abgrunde schwebend, und sang dabei Verse, die er selber gedichtet hatte. Eine merkwürdige Erregbarkeit und Energie gesellten sich in diesem jungen Manne zu einer seltsamen Schwäche des Charakters. Von den Hirten dazu aufgefordert, improvisirte er Strophen auf den Tod seiner Geliebten, und während des Singens flossen seine Thränen reichlich. Dann verlangten seine Kameraden eine dramatische Aufführung von ihm, und er spielte den *Tod seines Vaters*. Abwechselnd legte er sich auf den Boden, um den Greis auf seinem Sterbebette darzustellen, und stand wieder auf, sich Trost einredend. Diese Monologe drückten Alles aus, was das menschliche Herz Edelstes fühlen kann, aber auch jede Regung des Eigennutzes, welche den reinsten Gefühlen beigemischt ist. Es schien, als hätte die Stimme eines Shakespeare in dieses Alpenthal sich verloren: gewiß ist die Erde reicher an genialen Menschen, als wir glauben, und mancher Keim verdorrt unerkannt, der in besserem Boden zu einem mächtigen Baume herangewachsen wäre. Für seine kalten Kameraden war unser Sänger nur ein Gegenstand der Ergötzung und Verachtung; sie nannten ihn den *Tölpel* oder den *Poeten*. Könnte nicht Wilhelm von Uri, der *Tolle* oder *Tölpel*, bei seinen Landsleuten ein gleiches Schicksal gehabt, sollten sie nicht auch *ihn* wie eines jener Wesen behandelt haben, die, in Dingen des praktischen Lebens immer unklug und unbesonnen, zu beständiger Kindheit verdammt scheinen, da sie ihm einen Namen beilegten wie die Höflinge des Tarquinius dem künftigen Retter der Stadt Rom?

Wenn demnach Tell in einem solchen Rufe stand, so ist es weniger unbegreiflich, daß die Zeitgenossen seiner nicht erwähnen. Ihre Vergessenheit wird uns aber noch weniger Wunder nehmen, wenn es uns zu beweisen gelingt, daß die Geschichte des Schützen von Uri erst im Laufe der Zeit mit Details sich bereichert hat, die ihren Zauber ausmachen.

Die Elemente dieses Beweises finden wir nun in dem gelehrten Werke des Herrn Hiseli. Sie bestehen in einer verschiedentlich modifizirten Skandinavischen *Saga*, die auf das schlichte Abenteuer eines Schützen der Alpen ihre lebhaften Farben geworfen hat. Die Erzählungen von *Punkler* in Deutschland, von *William aus Cloudesly* in England, *Endrid* und *Hemming* in Norwegen, von dem Dänen *Toko* (*Palnatoke*) und dem Isländer *Egil* sind, wie Herr H. befriedigend zeigt, im Wesentlichen einander gleich: ein geschickter Schütze wird gezwungen, aus großer Entfernung einen Apfel vom Kopfe seines Sohns zu schießen. Die Isländische Sage nennt *Egil* einen Bruder *Wieland's*, des *Schmiedes Wêlent* der Französischen Mährchen,

*) Ein hübsch und lustig Spyl vorzyten gehalten zu Ury in der löblichen Eidgenossenschaft, von dem frommen und ersten Eydgenossen Wilhelm Thellen irem Landtmann. Jetz nüwlich gebessert, gemacht und gespilt am nüwen Jarstag. MDXLV. Per I. Ruef, urbis Tigurinae chirurgum. — Die neueste Edition besorgte in diesem Jahre Dr. Mayer zu Pforzheim.

des Vulkans der Skandinavier; somit verliert sich die Legende vom Apfel in die nebelige Nacht der nordischen Mythologie. Diejenige dieser verwandten Saga's, welche den Norden mit den Alpen Helvetiens in die engste Verbindung bringt, ist die von Toko, wie man sie bei Saxo Grammaticus liest. Unter der Regierung Harald's mit dem Schwarzen Zahn, folglich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, rühmte sich Toko, der Sohn des Palna, im Rausch eines fröhlichen Gelages, daß er einen auf einen Stab gesteckten Apfel aus weiter Ferne herabschießen könne. „Wohlan", sprach der König; „der Apfel soll auf den Kopf Deines Sohnes gelegt werden." Toko schießt und trifft glücklich. Aber noch zwei andere Pfeile bemerkt man in Toko's Aermel, und der König will wissen, zu welchem Zweck er sich damit versehen. „Die waren für Dich bestimmt", entgegnet der Held, „falls ich unglücklich getroffen hätte." Nach einiger Zeit erlauert Toko den Harald hinter einem Gebüsch und durchbohrt ihn mit dem todbringenden Geschosse. Dann wird er auf der Insel Judin der Stifter einer Genossenschaft verwegener Seeleute, denen er Gesetze giebt.

Diese Sage vom Sohne Palna's war selbst schon die Ueberarbeitung einer weit älteren, welche das Symbol der größten Geschicklichkeit im Bogenschießen geworden. Es hat gar nichts Ueberraschendes, daß wir sie in den Thälern der Alpen wiederfinden bei einem Volke, das sich Skandinavischer Abkunft rühmte. Ein Schwede, der im vorigen Jahre die Schweiz bereiste und mit der Tradition, welche die Bewohner der Waldstädte und des Haslithals aus dem hohen Norden kommen läßt, völlig unbekannt war, versicherte mir, es habe ihn schon zu Meyringen in Physiognomie, Sprache und Kostüm der Bewohner, wie auch in ihrer Art zu bauen, ungemein Vieles an seinen Geburtsort, das Schwedische Dorf Hasle, lebhaft erinnert. Vielleicht hatten die Eingesessenen des ältesten Kantones, die Schwitzer (d. i. Swedser, Schweden), jene Legende aus ihrem Norden mitgebracht und auf kommende Generationen fortgepflanzt; vielleicht auch wurde die Erinnerung daran durch Saxo Grammaticus, den sie im Anfang des 16ten Jahrhunderts zuversichtlich kannten, in ihrem Gedächtniß wieder angefrischt. Das Abenteuer Tell's ist nun freilich von dem des Dänischen Schützen zu verschieden, als daß es für eine bloße Kopie desselben gelten könnte; auf der anderen Seite sind aber der Uebereinstimmungen so viele, daß die direkte Abstammung der Schweizer Sage von der Nordischen doch keinem Zweifel Raum läßt. Niemand wird bis zur Evidenz darthun können, Tell habe den barbarischen Befehl, einen Apfel von seines Kindes Haupt zu schießen, nicht erhalten; und man müßte wenig in der Geschichte bewandert seyn, wenn man irgend ein Ereigniß darum leugnen wollte, weil in einem anderen Lande oder Zeitalter etwas Analoges geschehen ist. Das Motiv jenes Befehls in der Schweizer Tradition ist nicht von gleicher Art, wie in der Saga. Der Hut ist immer und besonders im Mittelalter das Emblem der Freiheit gewesen, und die Zumuthung an ein Volk, seinen Gewalthabern in effigie zu huldigen, eine oft wiederkehrende Maßregel des Despotismus jener Zeit. *) Aber man darf wenigstens ohne die Besorgniß, von der Geschichte widerlegt zu werden, behaupten, daß die Details voll poetischer Wahrheit, welche diese Scene vervollständigen, die Reservirung eines zweiten Pfeils und die mit der Antwort des Toko genau übereinstimmende Antwort des Tell, der nordischen Legende angehören. Ich nehme nur einen Zug von zarter Naivetät aus, der wahrscheinlich aus der Seele des Dichters, des Verfassers der Schweizerischen Romanze, hervorgegangen. Geßler fragt den Tell, welchen seiner Söhne er am meisten liebe. „Nun, da Ihr es zu wissen wünscht", antwortete der Schütze, „so liebkose ich den Jüngsten mehr."

Die Schweizer Sage läßt Tell in eine Barke werfen, damit er einem unterirdischen Kerker zugefahren werde. Er ist, gleich Toko, ein eben so tüchtiger Steuermann als vollendeter Schütze. Wie jener Dänische Held, so lauert auch er dem Tyrannen auf, um ihn zu tödten. Der Skandinavische König und der Oesterreichische Statthalter büßen auf gleiche Weise die gleiche Gewaltthätigkeit, die sie gegen unerschrockene Schützen sich erlaubten.

Wir haben wider diesen Theil der Sage, so wie die Schweizer Chronisten sie uns überliefern, schon einige Zweifel erhoben. Von der Epoche, welche Tschudi diesen Ereignissen anweist, wollen wir absehen; er versetzt das Abenteuer Tell's augenscheinlich in das Jahr 1307, weil nach ihm der Ursprung des Schweizerbundes, den eine strengere Kritik mit höherer Wahrscheinlichkeit zehn Jahre früher annimmt, in dieses Jahr fällt. Eine erheblichere Schwierigkeit erzeugt die Behauptung des Herrn Kopp, daß nämlich die Landvogtei Küßnach in der Familie der gleichnamigen Ritter erblich gewesen sey und also nicht der Aufenthalt eines Oesterreichischen Satthalters habe seyn können. Herr Hiseli versucht es auf eine sinnreiche Weise, diese Schwierigkeit zu heben. Er beginnt damit, daß er die Erzählung des Chronisten Ruß, als die einfachste und älteste, mit denen Etterlin's und Tschudi's vergleicht. Bei Ruß wird das Schloß Küßnach nicht erwähnt. Der Landvogt läßt in der Erzählung seinen Gefangenen „gen Schwitz in das Schloß im Sew (See)" bringen. Nun aber befindet sich in einiger Entfernung von Schwitz, im See Lowerz, eine kleine Insel, die Schwanau heißt, und auf welcher man noch Trümmer einer Ritterburg sieht. Hämmerlin nennt sie castrum Lowerz und meldet uns, daß der Graf von Habsburg, Herr des Thales Art, einen Offizier in der Eigenschaft eines Statthalters des ganzen Thales hier habe wohnen lassen. Dies ist derselbe Offizier, von welchem Hämmerlin und Faber, beide Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts, erzählen, er habe sich an der Schwester zweier Schwitzer vergangen, während Mutius den Landammann von Uri als Urheber dieses Verbrechens nennt. Die beiden Brüder des Mädchens tödteten den Wüstling, vielleicht an demselben Ort, wo die Kapelle der Hohlen Gasse sich erhebt; die Leute von Schwitz aber standen auf und zerstörten die Burg. Könnte das Schloß von Schwanau nicht eben dasjenige gewesen seyn, dessen bei Ruß Erwähnung geschieht? Aus den Worten im Sew wäre dann bei Etterlin Immensee entstanden, der Name eines Dorfes, bei welchem das Schloß Habsburg sich erhebt; die Dänische Legende und die Begebenheit mit dem Schloßhauptmann von Schwanau wären aber in Etterlin's Bericht und in der Tell-Sage zusammengeflossen, welche sonach neue Ausschmückungen erhalten hätte. Herr Hiseli kommt nur auf die einfache Erzählung der Rußschen Chronik zurück, welche den Statthalter seinen Weg über Schwitz nehmen läßt und seinen Fall durch Tell's Geschoß nicht in der Hohlen Gasse, sondern am Waldstätter-See, unweit der Tells-Platte, stattfinden läßt.

Sonach hätte sich also die Tradition vom Tell mit fremdartigen Elementen bereichert, und während die Geschichte die Namen Stauffacher's, Fürst's und Arnold's von Melchthal als weiser, kluger und im Lande ausgezeichneter Männer aufnahm, hätte das Volk die Erinnerung an den heldenmüthigen Schützen und Steuerer bewahrt und diese Erinnerung eben so ausgeschmückt, wie es mit den Bildern seiner Madonnen thut. Durch Verwebung der Sage mit anderen wäre dann der Name Tell's den Namen der Stifter der Eidgenossenschaft angereiht, ja noch höher gestellt worden. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens ist nicht bloß verloren gegangen; er ist in der Volkssprache sogar mit Retter und Befreier synonym geworden. Man kennt die Tradition, der zufolge in dem wilden Gebirgs-Revier, das der Vierwaldstädter-See bespült, eine Höhle sich befindet, in welcher die Befreier des Landes, die sogenannten drei Telle *), mit ihrem alten Kostüm bekleidet, seit Jahrhunderten schlafen. Sie schlafen, die Zeit erwartend, wann das Vaterland in Gefahr kommen und ihres Armes von neuem bedürfen wird. Eines Tages drang ein Hirte, der seinen verlaufenen Ziegen nachgeklettert war und sich verirrt hatte, in jene mystische Grotte. Von dem Getöse seiner Schritte geweckt, erhob Tell das Haupt und fragte. „Wie viel Uhr ist's auf Erden?" Der Hirt antwortete zitternd „Die Sonne steht sehr hoch." — „„So ist unsere Stunde noch nicht gekommen"", sprach Tell und schlief wieder ein.

(B. U.)

Mannigfaltiges.

— **Kopenhagener und Berliner Lesekabinette.** Wir haben bereits bei früheren Gelegenheiten des großen Lesekabinettes „Athenaeum" in Kopenhagen gedacht. Die Zahl der Jahres-Abonnenten dieses Institutes betrug im vorigen Jahre 750; außerdem sind an eingeführte Fremde 254 Karten auf einen Monat und 499 auf eine Woche vertheilt worden. Die Anzahl der im „Athenäum" gehaltenen Zeitschriften beläuft sich auf 161. Von diesen erscheinen 42 in Kopenhagen, 13 in den Dänischen Provinzen, 8 in Norwegen und 5 in Schweden; zusammen werden also 68 Skandinavische Zeitschriften gehalten. Deutschland liefert dem Dänischen Lesekabinet 57, Frankreich 20, England 15 Journale und Nord-Amerika eines. Im vorigen Jahre ist die Bibliothek des „Athenäums" um 1178 neue Bücher vermehrt worden. — In Berlin besitzen wir eine große Anzahl von Lesekabinetten, besonders in den mit zahlreichen Journalen ausgestatteten Konditoreien; keines ist jedoch so umfassend und vollständig wie das Kopenhagener „Athenäum", und dies ist in vieler Hinsicht sehr zu bedauern. Am meisten nähert sich diesem noch das in der Behrenstraße Nr. 32 befindliche, von Herrn Nebenstein geleitete „Berliner Lesekabinet". Damit dasselbe jedoch wirklich das leiste, was das Publikum einer großen Stadt und die zahlreichen hier zusammenströmenden Fremden von ihm zu fordern berechtigt sind, und was zu leisten es auch vollkommen bereit zu seyn scheint, müßte es von der Theilnahme des Publikums viel stärker unterstützt werden. Es ist gewissermaßen ein Ehrenpunkt für jede große, auf literarische Bildung Anspruch machende Stadt, ein solches so vollständig als möglich ausgestattetes Institut, in welchem Fremde aller Nationen die Journale ihres Landes finden, in ihren Mauern zu besitzen. Wir können daher nicht lebhaft genug daran mahnen, das „Berliner Lesekabinet", welches ganz vortrefflich zu solchem Zwecke gelegen ist, durch größere Theilnahme in den Stand zu setzen, diesen Zweck auf würdige Weise zu erfüllen.

— **Goethe und Schiller.** Goethe's in zwiefacher Beziehung „klassisch" genannte Dramen, „Iphigenia" und „Tasso", sind von schöner Hand ins Englische übertragen worden, von einer jungen Dame, Namens Anna Swanwick. Sie hat diese beiden Dramen, von denen jedoch der Tasso nicht ganz vollständig übersetzt ist, zusammen mit einem Bruchstück aus Schiller's „Jungfrau von Orleans", unter dem Titel „Auswahl aus Goethe's und Schiller's Werken" mit einleitenden Bemerkungen kürzlich herausgegeben. **)

*) In gewissen Staaten des Orients muß man vor dem leeren Throne eben so ehrerbietig niederfallen wie vor dem Herrscher selbst; in anderen muß ein Unterthan, der ein verzeihliches Majestäts-Verbrechen begangen hat, vor dem Bilde des Herrschers knieend Abbitte thun u. s. w.

*) Woher diese Zerlegung des einen Tell in eine Trios? Mit Einschluß der drei Männer auf Rütli müßten ja vier in der Höhle liegen. A. d. Uebers.

**) Selections from the Dramas of Goethe and Schiller, translated with introductory remarks, by Anna Swanwick. London, Murray, 1843.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 19. Juli 1843.

Moldau und Wallachei.

Das Kloster Niamzo in der Moldau.

Nachdem die Römer Dacien den Barbaren überlassen hatten, nennt man um das Jahr 374 Herack und Denguesik, die Söhne Ottila's, als Herren der Moldau; später Kuprat, Fürst der Anten, der 616 das Land seinem Sohne Anspuk überließ. Nach der Verwüstung der Moldau durch die Petschegern 1049 wurden 1073 die Kumanen Herren des Landes, und Kumanesti scheint die Hauptstadt von Klein-Kumanien gewesen zu seyn. Im zwölften Jahrhundert fingen die Genueser an, hier Handels-Niederlassungen anzulegen, z. B. Akierman (Czetate Alba), Kilia, Gallatz, Bender (Tighina) und Hotin, welche wie die Deutschen Hanse-Städte unter sich in Verbindung gestanden haben mögen. Berlad, unfern der alten Juzidawa, war auch ein bedeutender Handels-Ort, Kaffa in der Krim war die Haupt-Faktorei der Genueser, die auch Olechia an dem Ausflusse des Dnieper eroberten und von dort die Griechischen Waaren nach Kijow versandten.

Im 3ten Kreuzzuge bauten die Maltheser-Ritter 1249 das Kloster Niamzo; da sie von der Deutschen Zunge waren, nannte man dieselben nach dem heiligen Germanus oder die Deutsche Festung. Sie war das Bollwerk gegen die benachbarten Tataren, bis dieselben von Kasimir von Polen bei Lublin geschlagen wurden. Die Einwohner hatten sich meist nach Siebenbürgen flüchten müssen, und erst nachdem (seit 1143) von Geysa II. dorthin Sächsische Kolonieen geführt worden waren, kamen die alten Römer wieder in die Ebene der Moldau zurück, und 1350 stellte der Fürst derselben, Dragoses, die zerstörten Städte wieder her, so daß sie schon 1389 Bajazet I. Widerstand leisten konnten. Nach dem Tode Roman's I. kam Alexander 1401 zur Regierung, der Gute genannt; er ward Gesetzgeber seines Volkes, er baute das Kloster zu Sutschava, der alten Hauptstadt der Moldau, wohin er den Leichnam des heiligen Johann aus Trapezunt kommen ließ; er stiftete die Bisthümer zu Roman und Radutzi, er führte Bergbau ein und war im Stande, seinem Bundesgenossen Jagello ein Darlehen von 1000 Thaler zu machen, wofür ihm die Provinz Pakutien verpfändet ward, worin die Städte Sniatin und Kolomea liegen; später ein Zank-Apfel zwischen beiden Völkern. Nachdem Alexander der Gute die Ringolla, die Schwester Jagello's, geheiratet hatte, zog ihm ein Corps Moldauer gegen die Deutschen Ritter zu Hülfe, wie Kromer im 19ten Buche seiner Polnischen Geschichte erzählt. Dagegen wurden die Moldauer als Bundes-Genossen des Kaisers Sigismund 1396 bei Nikopolis von den Türken geschlagen. Im Jahre 1425 stattete Johann Paläologus Alexander dem Guten einen Besuch in Sutschava ab, wobei er den Erzbischof der Moldau von dem zu Ochryda unabhängig erklärte und dem von Cypern gleich stellte. Johann schiffte sich in Kilia nach dem Bosporus ein. Von dort schickte der Kaiser an Alexander den Guten eine Königliche Krone mit einer goldenen Bulle; dem Metropoliten ward ein wunderthätiges Bild übersandt, den heiligen Georg darstellend, welches sich noch in dem Kloster Niamzo befindet; außerdem erhielt er die Mitra als Patriarch; das Bild der heiligen Anna, welches die Fürstin erhielt, befindet sich in dem Kloster zu Bistritz, wo auch das Grab Alexander's des Guten ist.

Diese glückliche Zeit der Moldau dauerte nicht lange, das Griechische Kaiserreich konnte sich selbst nicht mehr halten, noch weniger aber die Fürsten der Moldau bei den ihnen ertheilten Königl. Insignien schützen. Die aristokratische Verfassung der Bojaren konnte dem Lande keinen Schutz gegen die Türken und Tataren gewähren, und nur einzelne Männer leuchten noch hervor aus dem dunkeln Gemälde der Geschichte dieses Landes.

Bajazet II. versuchte die Unterjochung der Moldau und ward dabei von Vlad, dem Hospodar der Wallachei, unterstützt. Er nahm 1484 Akierman und Kilia, indem der damalige Fürst der Moldau, Stephan der Große, von den Bojaren so schlecht unterstützt ward, daß er keinen Widerstand leisten konnte, sondern sich auf ihren Rath in die Wälder zurückziehen mußte, indem die Weiber und die Schätze in feste Klöster untergebracht wurden. Dies waren die damaligen Festungen. Helena, die Mutter Stephan's, ward mit dem Erzbischof der Moldau, Teoktist, in der Feste Niamzo eingesperrt, während Bajazet den Sireth aufwärts zog und dem ihm an dem Moldau-Flusse bei Resboyeny Widerstand leistenden Stephan am 26. Juli 1483 eine Niederlage beibrachte, so daß derselbe sein Heil in der Flucht suchte und mit Tages-Anbruch vor dem Thore von Niamzo anlangte, wo er Einlaß begehrte; — den verweigerte aber seine Mutter und befahl ihm, lieber zu sterben als zu weichen.*)

Dies ermannte ihn von neuem, er ging mit Verstärkung auf Bajazet los, erreichte ihn bei dem Walde Regrechty und schlug ihn, versperrte ihm sodann den Weg in dem Defilee von Wasloni, und mit wenig Gefolge entkam Bajazet nach Adrianopel.

Das Thal von Resboyeny, wo die Moldauer ihre Niederlage erlitten, wird das weiße Thal, Vala alba, genannt, und noch steht ein Theil der alten Feste Niamzo unfern des höchsten Berges der Moldau, der Pion oder Schablony genannt.

Jassi, 5. Juni 1843. Dr. Neigebaur.

*) Siehe Description du premier tableau de l'histoire Moldave. Jassy 1843.

Nord-Amerika.

Wieder ein Buch über die Abstammung der Ureinwohner Amerika's.

Als die Europäer die neue Welt entdeckten, die von dem damals bekannten Festlande weit abgelegen und mit Einwohnern angefüllt war, deren Gestalt und Sitten von denen der übrigen Menschen bedeutend verschieden waren, erregte die Frage von ihrem Ursprunge natürlicher Weise die allgemeinste Aufmerksamkeit. Die Theorieen und Meinungen gelehrter und geistreicher Männer, welche über diese Frage geschrieben haben, bilden eine große Bibliothek. Vom Nordpol bis an den Südpol giebt es kaum eine Nation, welcher nicht irgend ein Alterthumsforscher in seinen ausschweifenden Muthmaßungen die Ehre der Bevölkerung von Amerika zugeschrieben hätte. Die Juden, die Kananiter, die Phönizier, die Karthager, die Griechen, die Scythen sollen vor Alters sich in dieser westlichen Welt niedergelassen haben. Die Chinesen, die Schweden, die Norweger, die Isländer, die Walliser, die Spanier sollen in späteren Jahrhunderten zu verschiedenen Zeiten und bei mancherlei Gelegenheiten Kolonieen dahin gesendet haben. Die gegenseitigen Ansprüche aller dieser verschiedenen Völker werden von eifrigen Sachwaltern verfochten; und ungeachtet sie auf keinem besseren Grunde, als der zufälligen Aehnlichkeit einiger Gebräuche oder der angeblichen Verwandtschaft einiger wenigen Wörter in ihren verschiedenen Sprachen beruhen, so ist doch zur Behauptung dieser widersprechenden Systeme viele Gelehrsamkeit und noch mehr Eifer sehr fruchtlos verschwendet worden. Da also hierüber kein sicheres Resultat gewonnen werden kann, so sollte man glauben, daß man diese Frage auf sich beruhen lassen würde. Dessenungeachtet aber ist vor kurzem wieder ein Engländer, Namens George Jones, aufgetreten, der in einer Schrift*) eine neue Theorie über die Abstammung der Ureinwohner Amerika's aufzustellen meint. An diesem Buche ist aber nichts neu, als die Art und Weise, mit welcher der Verf. seine vermeintlich neue Theorie dem Publikum aufzudringen sucht. Er stellt nämlich in einer schwülstigen, bombastischen Sprache, die dem Ossianischen Style nachgeahmt ist, die Behauptung auf, daß die Ureinwohner des Amerikanischen Kontinents von den Israeliten und den Tyriern abstammen. Er erzählt uns auch, daß er seine sogenannte neue Theorie Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Cambridge mitgetheilt und daß dieser ihn deshalb zu seiner Tafel eingeladen, daß eine sehr hohe Autorität ihm den Rath gegeben, sein Buch dem Erzbischof von Canterbury zu dediziren, und daß sein Verleger nach Empfang des Manuskripts einen sehr freundlichen Brief geschrieben habe. In dieser selbstgefälligen Eitelkeit übertrifft Herr George Jones den Römischen Dichter Fannius, der, aus Furcht, daß die Welt seine literarischen Verdienste vergessen möchte, seine Statue und seine Werke in der öffentlichen Bibliothek zu Rom aufstellen ließ**). Doch so wie dieser Poet's corner den Römischen George Jones nicht vor Vergessenheit geschützt hat, so wird auch die Ossianische Posaune den Ruhm des Englischen Fannius nicht bis in die Nachwelt blasen.

Des Herrn Jones Theorie von der Kolonisirung Amerika's ist ganz dieselbe, wie sie schon von älteren Gelehrten aufgestellt worden ist; denn daß er die Tyrier hinzusetzt, kann kaum eine Verbesserung genannt werden, da die Phönizier und die Israeliten sehr verwandte Zweige des großen Semitischen Stammes sind, die fast dieselbe Sprache redeten. Um zu zeigen, daß die Amerikanischen Ureinwohner von einem Semitischen Volke abstammten, wäre es doch wohl nothwendig gewesen, Aehnlichkeiten in der Physiologie, Sprache und den sozialen Gebräuchen der Völker nachzuweisen. Von der Physiologie schweigt

*) The Original history of ancient America, founded upon the ruins of Antiquity; the Identity of the Aborigines with the people of Tyrus and Israel; and the Introduction of the Christianity by the Apostle St. Thomas. London, 1843. Longman et Comp.

**) Siehe Wieland's Erläuterungen zu Horazens Satiren I. 4. v. 21.

Herr Jones ganz; er lehnt bescheiden eine Rivalität mit Cuvier und Blumenbach ab. Eben so zurückhaltend ist er auch in Bezug auf die Sprache. Jeder, der Ethnographie studirt hat, wird finden, daß, wie sehr auch die Wörter beständig wechseln, dennoch die grammatische Construction unzerstörbar bleibt; daß z. B. die Prinzipien der Declination, der Conjugation, der Präfixen und Suffixen wesentlich dieselben bleiben, obgleich die Wörter, an denen sie ihre Wirkung ausüben, verändert werden können, gerade so, wie man dieselbe Bauart an Gebäuden wahrnimmt, diese mögen nun von Holz, von Stein oder von Marmor gebaut seyn. Die Struktur der Semitischen Sprachen ist den meisten Gelehrten bekannt; und in keiner der Indianischen Sprachen Nord- und Süd-Amerika's hat man irgend eine Aehnlichkeit mit den Semitischen Sprachen gefunden. Von den sozialen Gebräuchen giebt Herr George Jones folgende Analogieen an: „Die Weiber der Semitischen und Amerikanischen Stämme halten sich nach dem Wochenbett auf einige Tage gesondert von der übrigen Familie." Wenn die willkürliche Zahl der Tage bei beiden dieselbe war, so ist dies zwar ein merkwürdiges Zusammentreffen; aber die einfache Thatsache der Absonderung ist sehr vielen Völkern gemein. Daß die Amerikanischen Völker eine Tradition von der Sintfluth haben, beweist nichts. Sie haben auch einen Kasten, den die Priester vor dem Volke versteckt halten, und Herr Jones glaubt, daß dies die Bundeslade sey. Sie haben Zauberbänder, welche sie gegen Krankheiten anwenden; diese hält Herr Jones für die jüdischen Phylakterien oder Tephillin, auf welchen die Gebete der Israeliten geschrieben sind und die auch, wie er behauptet, als Amulette betrachtet wurden. Endlich, sagt Herr Jones, haben sie die Sitte der Beschneidung, eine Thatsache, die jedoch auf unsicherer Autorität beruht und nichts beweist, da diese Sitte auch bei anderen Völkern gefunden wird, die mit den Israeliten in gar keiner Verbindung gestanden.

Was die Tyrische Abstammung der Amerikaner betrifft, so beweist Herr Jones, was aller Welt bekannt ist, daß es in Central-Amerika Trümmer von zerstörten Städten und Gebäuden giebt; doch da die Trümmer der Phönizischen Städte verschwunden sind, so unterläßt er es, Analogieen zwischen den schönen Künsten von Tyrus und Mexiko aufzusuchen; er spricht bloß von der Aehnlichkeit der Mexikanischen und Aegyptischen Baukunst, indem er ohne Weiteres annimmt, daß die letztere mit der Tyrischen identisch wäre. Um zu beweisen, daß die Tyrier und die Mexikaner Götzendiener gewesen wären, sagt er, daß der Tyrische Herkules der Apollo sey, und daß Apollo oder die Sonne der Hauptgegenstand der Mexikanischen Idololatrie wäre. Als seine Gewährsmänner für diese Behauptung nennt er die zwei dramatischen Dichter, — Kotzebue und Sheridan!!

Herr Jones macht auch Anspruch auf kritische Gelehrsamkeit; es ist jedoch Schade, daß er seinen Lesern nur ein Beispiel davon gegeben; dies ist aber auch ganz entscheidend. Er macht nämlich den Vorschlag, den Beinamen Lathyrus, den einer der Ptolomäer führte, in La Tyrus zu verwandeln, und dies soll heißen „der Tyrier!" O weiser Daniel, möchte es Dir doch gefallen, zu beweisen, in welcher alten Sprache „La" als bestimmter Artikel gebraucht wird! Jeder Schulknabe weiß, daß Lathyrus „eine Erbse" bedeutet, und daß Ptolemäus wegen eines erbsenartigen Auswuchses in seinem Gesichte diesen Namen erhielt.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

I. Der Ganges.

(Schluß.)

Je mehr man sich der großen Stadt nähert, je bewohnter und angebauter scheinen die Ufer des Flusses zu seyn, es drängt sich die ganze Bevölkerung nach demselben wie nach einer Landstraße hin, um von den Vorüberkommenden zu leben. Die meisten der rechts und links sich hinziehenden Dörfer sind wahre Basare, in welchen die Landleute ihre Früchte ausbreiten. Hier sieht man Ananas, Limonien, Pampelmuß, Bananen, kurz alle jene herrlichen Erzeugnisse eines fruchtbaren und kräftigen Bodens, auf dem nur der Mensch allein schwach und hinfällig erscheint. Andere Weiler werden wieder von Leuten bewohnt, die halb Ackerbauer, halb Schiffer sind; während der schönen Jahreszeit segeln sie auf dem Meerbusen von Balassore nach Tschittagong, von Pegu nach Madras; wenn das erste Gewölk den Passatwind und seine heftigen Brisen ankündigt, kehren sie heim, ziehen ihre abgetakelten Fahrzeuge, Briggs oder Schaluppen auf die Wiesen herauf, stellen sie symmetrisch wie Wagen neben einander auf und geben sie vier Monate lang den Raben preis, die in ihren Mastkörben nisten. Diese Gewohnheit, wie die Vögel während der schlechten Jahreszeit an denselben Ort zurückzukehren, war allen seefahrenden Völkern des Orients im Alterthum eigen, den Arabern, Persern, Birmanen, Hindus, Chinesen und Japanesen, und verhinderte alle Entdeckungsreisen, alle Fortschritte der Schifffahrt, mit deren hauptsächlichsten Elementen sie doch vertraut waren. Am Bord der Schaluppen, die den größeren Fahrzeugen folgen, leben die armen Bengalischen Ruderer eben so ordentlich, ja, man könnte fast sagen, mit eben solcher Disziplin wie die Mönche der wohlgeordnetsten Klöster. Um acht Uhr, nach den Abwaschungen, findet jeder Seemann auf seiner Bank neben dem Ruder blendend weißen Reis in einer kupfernen Schüssel angerichtet, die eben so gescheuert ist, wie die Kanonen einer Korvette. Nach der Mahlzeit folgt eine zweite Abwaschung, dann kreist die Nargileh, und in die Unterhaltung während dieser Ruhezeit mischen sich nie brutale Reden und rohe Schimpfworte, wie sie im Munde der Europäischen Matrosen so häufig sind.

Unter dieser Resignation, die immer der äußere Charakter eines in Kasten eingetheilten Volkes seyn muß, verbirgt der Hindu einen thätigen, schmiegsamen und ganz besonders beharrlichen Geist: durch seine Geburt zu einem Stande bestimmt, den er weder verlassen will, noch kann, bemüht sich Jeder, aus dem Gewerbe, das er treibt, das beste Theil zu ziehen. Das schon vor seiner Ankunft durch den Telegraphen signalisirte Schiff wird augenblicklich der Zielpunkt von allerhand Leuten, die dadurch etwas zu gewinnen hoffen und demselben entgegenfahren. Vergebens verbietet man den Barken dieser geschäftigen Leute jede Annäherung; sie entfernen sich zwar, sind aber eben so schnell wieder da, und plötzlich fällt, man weiß nicht von wo, irgend ein höchst anständig gekleideter Banyan, mit weißem Musselin-Turban, aufrechtstehend auf das Verdeck, verbeugt sich vor dem Capitain, den er mit einem Blick herausgefunden hat, und bietet ihm seine Dienste an. Oft erhält er statt aller Antwort die Weisung, wieder in seine Barke zurückzuspringen; ohne zu murren, entfernt er sich zwar langsam und mit vielen Salams, aber er bleibt auf dem Schiffe, denn seine Barke ist weit fort, er weiß, daß man ihn nicht ins Wasser werfen wird, und er versteckt sich daher hinter eine Kanone oder unter einer Gruppe von Matrosen. Eine halbe Stunde vergeht, da erscheint ein zweites Fahrzeug, und auf seiner Kajüte stehen die Namen aller Schiffe derselben Nation geschrieben, die seine Dienste in Anspruch genommen haben; ein zweiter Banyan schleicht sich auf das Deck und flüstert dem Capitain, der ihn nicht einmal bemerkt hatte, ins Ohr: „Traut dem Anderen nicht, das ist ein großer Dieb: was mich betrifft, so könnt ihr sehen, daß ich Vertrauen verdiene, denn" .... und nun sagt er alle Namen her, die auf seiner Barke verzeichnet sind, eine ewig lange Litanei, die durch das Wiedererscheinen des verleumdeten Lieferanten unterbrochen wird, der seinen Nebenbuhler belauert hat und gerade zu rechter Zeit aus seinem Versteck hervorkommt, um ihm gehörig zu antworten. Gewöhnlich treiben es die Streitenden so weit, daß sie beide leer ausgehen, denn es erscheint nun vor dem Capitain ein dritter Lieferant mit einem von dem Consignateur ausgestellten Empfehlungsbrief, mit Blumen und Früchten verziert, den er, als ein kleines Bewillkommnungsgeschenk von seiner Seite, nach orientalischer Art überreicht. Die beiden abgewiesenen Banyans haben unterdeß die Zeit benutzt, um mit den Reisenden und dem Schiffsvolk besondere Unterhandlungen anzuknüpfen. Wenn der Anker am Quai ausgeworfen ist, entfernen sie sich durch die Basars und überlassen ihren Platz den Schneidern, den Barbieren, den Muschel-, Seiden- und Fächer-Händlern, die alle irgend eine Toilette in Stand zu setzen, ein Kinn zu rasiren oder einen unvorsichtigen Müßiggänger auszubeuten finden, und, Dank den unendlichen Unterabtheilungen aller Gewerbe, Jeder gewinnt so viel, um sich seine Handvoll Reis zu verschaffen, die zur Ernährung der mäßigen Bewohner dieser Gegend hinreicht.

Bevor wir uns in das Gewühl der starkbevölkerten Hauptstadt mischen, wollen wir einen Blick auf die Umgebungen der Vorstädte werfen, die viel anziehender und heiterer als die Stadt selbst sind, vermöge der schönen Landhäuser, in welchen der reiche Europäer, umringt von Asiatischem Luxus, alle Behaglichkeiten des Lebens noch besser zu genießen versteht als der Nabob, den er vertrieben hat. Die ersten Strahlen der Sonne erleuchten elegante Pavillons, die auf Rasenplätzen einzeln liegen, weit entfernt von jenen großen prächtigen Bäumen, die durch die Frische ihres Laubwerks zu sehr die Muskitos herbeiziehen würden. Der kahlköpfige Storch verläßt die hohen Dächer der Stadt, die Gipfel der Pagoden und läßt sich nieder in den Laubgängen dieser stillen Gärten, die er mit gemessenem Schritt durchwandert, seinen Morgenimbiß im thaubefeuchteten Grase suchend. Der Mali (Gärtner) verbeugt sich nach allen vier Himmelsgegenden, steigt auf der breiten Treppe zum Ganges hinunter, um seine Abwaschungen zu verrichten, geht dann neben dem zutraulichen Storche von Bosket zu Bosket und pflückt Blumen, die er in Chinesischen Vasen auf der Tafel des Salons zur Ergötzlichkeit seines Herrn aufstellt. Die Fenster werden geöffnet, die frische Morgenluft streicht durch die geräumigen Zimmer, und die ganze nun erwachte Familie zerstreut sich eiligst im Freien, bevor die Sonne Jeden wieder zur Heimkehr zwingt. In der Kalesche fahren die immer ein wenig romantischen jungen Ladies nach gewählten Orten hin, die sie, zierlich in ihr Album eingezeichnet, eines Tages mit nach England nehmen werden; die schon sattelfesten jungen Leute sprengen im schnellsten Trabe auf den Wegen einher, und der dreijährige Knabe wackelt, von seinem Bedienten und seiner Gouvernante unterstützt, auf seinem kleinen Birmanischen Pony in den Alleen auf und ab, ein glücklicher kleiner Prinz, den man wiegt und badet wie die Schahazadas (Söhne des Königs) in den Persischen Mährchen. Wenn die Herrschaft das Weite gesucht hat, öffnet sich noch eine verborgene Thür, aus welcher der Hundewärter herauskömmt und an einem Bündel Stricke eine bunte Meute spazieren führt, vom Bulldogg an, der muthig genug ist, um sich Nachts mit den Schakals zu messen, bis auf den Spitz, der das Haus von den Bisam-Ratten befreien muß. Schnell entschwinden diese Augenblicke der Ruhe, welche die Hitze und die Geschäfte dem Europäer vergönnen. der Herr der prächtigen Villa denkt hauptsächlich an den Augenblick, wo er nach seinem Nebel-Eiland wird zurückkehren konnen, denn man ist in Indien nicht zum Vergnügen oder aus Geschmack: gegen zehn Uhr begeben sich daher alle diese glücklichen Sterblichen an ihre Arbeit, erscheinen im Comtoir, im Rathe, auf dem Richterstuhle, im Kabinet des Statthalters, um die hundert Millionen Unterthanen zu regieren, die durch die Gewalt der Waffen ihrem Schutz anheimgefallen sind.

Der Ganges ist das herrschende Element der ganzen Gegend, ja des ganzen Theils von Indien, dessen Haupt-Lebensader er bildet: der Arm, an dem Kalkutta liegt, wird von den Europäern Hugly, von den Eingeborenen Bhaghiraty genannt und ist in den Augen dieser Letzteren besonders heilig. Ihren

Ueberlieferungen nach floß er einst im Himmel. Als der Ocean, so sagt die Mythe, von dem frommen Agasti mit einem Zuge geleert war, kamen die zahlreichen Söhne des Königs Sagara (des Meeres) in den ausgedörrten Ebenen beim Suchen eines Pferdes um, das ihr Vater als unabhängiger Besitzer der ganzen Gegend frei umherlaufen ließ. Es war nämlich Gebrauch, nach der Eroberung eines Königreichs ein Pferd frei zu lassen, das überall umherschweifen konnte, ohne daß es Jemand einzufangen wagen durfte; als Sagara später zurückkehrte, ward dieses Pferd geopfert, und diese überaus feierliche Ceremonie hieß Azvameda, das Opfer des Pferdes. Ein Nachkomme Sagara's, Bhaghirata, fühlte Mitleid mit seinen armen, ohne Begräbniß in den Abgründen ruhenden Verwandten, und eine heilige Person gab ihm den Rath, auf den Berg Kailassa, eine der höchsten Spitzen der Himalayakette, zu steigen und den Gott Mahadeva anzuflehen, daß er einen großen Fluß auf die Erde hinuntersende, der den Ocean wieder füllen könne, und daß er selbst die Ganga bei ihrem Fall unterstütze, deren mächtiger Niedersturz die Erde hätte erschüttern können. Der Gott zeigte sich dem Flehen und den Bußübungen des Königs geneigt, und es stürzte vom Himmel herab die Ganga, die Tochter der Berge, in breiten und stolzen Wellen daherrollend; der Gott unterstützte den Fall des Flusses, des Gürtels der Himmel, und er fiel zur Erde hernieder wie ein Perlenreif, der sich von der Stirn des Gottes losgelöst. Auf seinem in Krümmungen sich Bahn brechenden Laufe bis zum Ocean theilte er sich in drei Arme; seine Wasser rauschten in weißen Schaumflocken dahin, gleich Schaaren von Schwänen; bald stürmten sie vorwärts mit raschem Wellenschlage; dann wieder leicht mit durchsichtigem Schaume überzogen, rauschten sie, wie trunken vor Wonne, freudig dem Ocean zu, den sie von neuem anfüllten.

Für die Europäer ist der Ganges eine eben so geheiligte Quelle der unermeßlichsten Reichthümer; die Ganga, die Tochter der Berge, trägt auf ihren schäumenden Fluthen die Erzeugnisse des inneren Landes für sie in Schiffen herbei, die von ungefähr 30,000 Seeleuten geführt und bevölkert werden; auch alle Waaren aus China, Arabien, Europa und Amerika langen auf diesem Flusse an. Nächst London und New-York bietet gewiß kein Hafen der Welt einen belebteren Anblick als der von Kalkutta, vorzüglich wenn nach den durch die Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen, wodurch die Kraft des Stromes sich verdoppelt, alle Schiffe von ihren Ankern losgerissen und durch einander auf die sandigen Ufer geworfen werden, bei Rückkehr der schönen Jahreszeit die großen Arabischen Fahrzeuge, mit Salz und Kaffee befrachtet, zu Hunderten von Mokka, Maskat und Dschedda anlangen. An diese Schiffe reihen sich andere an, die von einem feinen Nebel umgeben sind, der sich, je kräftiger die Sonne scheint, desto mehr davon ablöst; dies sind die Amerikaner aus Boston, die an einem eigens dazu bestimmtem Orte die ungeheuren Eisblöcke ausladen, welche sie auf den Seen und Flüssen von Vermont und Rhode-Island eingenommen haben.

Will man, angezogen von der heiteren Klarheit einer schönen Nacht, die köstlichen Stunden einer angenehmen Kühlung recht genießen, so verlebe man sie auf dem Ganges. Doch leider wird der Genuß auf eine sehr unangenehme Weise getrübt, denn sobald an den Fenstern der Stadt und der Vorstädte, auf allen Schiffen und Kähnen die Lichter erloschen sind, erheben sich an beiden Ufern des Stromes fremdartige Töne, die um so schrecklicher klingen, weil sie von einem konvulsivischen Lachen zur herzzerreißendsten Klage übergehen. Bald entfernen sich diese Stimmen, wie das Bellen der Meute, die dem Wilde nachstürzt, bald erklingen sie aus einem Strauch am nahgelegenen Ufer so dicht bei der Barke, daß man unwillkürlich zusammenbebt. Dann ist wieder Alles still, bis ein einzelnes Gebelfer dieses Schweigen unterbricht, dem nun ein allgemeines Heulen aus allen vier Weltgegenden antwortet, welches allmälig wie zu einem einzigen Schrei in einander schmilzt. Dies sind die Schakals, die sich auf Raubzüge begeben, die sich zusammenrotten und einander rufen, um in kleinen Rudeln auf Jagd auszugehen. Schaarenweise ziehen sie dann über Straßen und Plätze, angelockt von dem Fleisch, welches die Hindu-Dienstboten, ihrem Religionsgesetz getreu, nach der Mahlzeit ihrer Herrschaft auf die Misthaufen werfen, ohne davon zu kosten. Zur Zeit des hohen Wasserstandes besonders, wenn die Dickichte überschwemmt sind, machen die Schakals einen solchen Lärm, daß die Nächte durch ihr Geheul unerträglich werden. Sobald das Gitter des großen Platzes, der mit so herrlichen Bäumen bepflanzt ist und durch einen mit steinernen Terrassen eingefaßten Teich erfrischt wird, hinter dem letzten Spaziergänger sich geschlossen hat; sobald es auf den Straßen ein wenig still geworden, kann man sicher darauf rechnen, den Schakal zu vernehmen, der jetzt erwacht und die Orte, an denen sich eben noch die Volksmenge drängte, mit seinem Geheul erfüllt. Andere Schakals folgen dem Lauf des Stroms und warten beharrlich, bis die Welle einige Leichname, denen der Ganges zum Grab dient, auf den Uferschlamm wirft. Es ist zwar Gebrauch, die Leichen zu verbrennen, aber die Armen, die nicht so viel erschwingen können, als ein Scheiterhaufen kostet, übergeben ihre Todten dem heiligen Gewässer des Flusses, nachdem sie, als Symbol des vorgeschriebenen Brauchs, einen Strohwisch an dieselben befestigt haben. So wie ein Kranker seinem Ende nahe ist, tragen ihn seine Verwandten oder Freunde, in ein Leichentuch gewickelt, auf ihren Schultern an die Ufer des Ganges, waschen ihm den Mund mit dem Wasser, welches den Schmutz der Seele hinwegnimmt, und behüten ihn so lange gegen die Angriffe der Schakals, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht; dann werfen sie den zur Ewigkeit Hinübergehenden dem Meere entgegen, doch ehe der Leichnam in den Golf gelangen kann, ist er schon von jenen heißhungrigen Vierfüßlern verzehrt oder von den ungeheuren Krokodilen verschlungen, welche an der Mündung der Strom-Arme in den Sunderbands lauern. So hat jede große Stadt ihre düstere Seite.

Th. Pavie.

Frankreich.

Das Pariser Leih-Amt.

In Paris kennt Jeder das mächtige Gebäude in der Rue des Blancs-Manteaux, welches sich finster wie ein Gefängniß von den übrigen Häusern absondert. In dieses Gefängniß legt der Arme seine Kleider, seine Wäsche und was ihm sonst von seinen Besitzthümern in der Noth entbehrlich ist. Ueber der Thür weht ein dreifarbiger Lappen als trauriges Symbol; auf diesem stehen die Worte: „Hier versetzt man alte Kleidungsstücke.“ Das Innere des Gebäudes entspricht dieser abstoßenden Außenseite. Hohe Fenster mit kleinen Scheiben, die fast immer geschlossen sind wie die Augen des Blinden, blicken düster aus den Wänden hervor. Gram und Kummer herrschen auf allen Gesichtern, denen man begegnet. Finstere Gänge verschlingen Männer und Frauen, die man langsam fortwandern hört, bis sie an einem der drei großen Tische still stehen, von denen der eine zum Versetzen, der andere zur Zurückzahlung des Geldes, der dritte zum Wiederempfange der Pfänder bestimmt ist. Doch so wenig anlockend das Gebäude aussieht, so findet man doch stets sehr viele Besucher dort. Wie im Theater, muß man oft gewaltsam dem Zudrange der Ungestümen wehren, welche gern so bald als möglich die Schränke und Kasten des Hauses voll sehen möchten. Ueber dem Haupt-Portal liest man: Mont-de-Piété. Dieser milde Name deutet auf den religiösen Ursprung der Leih-Aemter. Die christliche Liebe und die Bereitwilligkeit, das Unglück abzuwenden, ließ dieselben entstehen. Mont steht allgemein in der Bedeutung von Haufen und bezieht sich auf die Haufen Getraide und anderer Lebensmittel, welche man in diesen Häusern für die Bedürftigen aufschüttete. Nach dem Gebote des Evangeliums richtete man Leih-Aemter und Herbergen, die gewöhnlich Gotteshäuser hießen, für die Armen ein, denn wer einen Armen kleidet und speist, der hat es an Gott gethan. Vor Gründung dieser wohlthätigen Anstalten war die Menge in ganz Europa den Wucherern, den Lombarden und Juden preisgegeben. Diese pflegten im Mittelalter sich für Silber eben so viel Gold zurückwägen zu lassen. Die Lombarden haben einem Theile von Paris, den sie durch ihre Raublust einst beinahe verwüsteten, den Namen gegeben; und gegen die Juden wurden bisweilen furchtbare Kriege, in denen Hunderte niedergemetzelt wurden, unternommen. Freilich mußten sie selbst das Recht des Wuchers, welches allein der ihnen überlassene Nahrungszweig war, theuer genug erkaufen. Einige der Päpste schlossen einen Bund mit ihnen, und gegen eine bedeutende Summe überließen sie ihnen das Privilegium des Wuchers. Dante, der große Richter seiner Zeit, setzt Nikolaus III. für ein Verbrechen der Art in die Hölle. Dieses Unwesen hatte seinen Gipfel erreicht, als ein Franziskaner, Namens Barnabas, durch seine Predigten eine unerwartete Hülfe herbeiführte. Er trat zu Perugia im funfzehnten Jahrhundert auf und sprach mit glühender Begeisterung gegen die überhand nehmenden Wucherer, welche das letzte Mark des Volkes aussaugten. Er schlug vor, eine Sammlung zu veranstalten und den Ertrag derselben zur Errichtung einer Bank, aus der die Armen leihen könnten, zu verwenden. Alles stimmte diesem edeln Vorschlage bei, und man häufte Geld, Getraide und Waaren aller Art zu den Füßen des menschenfreundlichen Sprechers auf; dies war der erste Mons pietatis. Mit diesen Summen und Vorräthen richtete man ein Büreau ein, in dem man den Armen kleine Summen ohne Interessen borgte, doch zur Sicherheit der neugegründeten Anstalt ein entsprechendes Pfand zurückbehielt. Dies war das erste Leih-Amt.

Bald verbreiteten sich diese Einrichtungen, die dem Geist des Christenthums, aus dem sie hervorgegangen, so angemessen waren, über ganz Italien. Frankreichs revolutionaire Schriftsteller und selbst Marat erkannten die bewundernswerthe Menschenfreundlichkeit der Italiänischen Leih-Aemter an: man fordert vom Armen daselbst keine Zinsen. Auch die Niederländer folgten Italien bald auf diesem Wege, doch Frankreich that es erst unter Ludwig XIV. Die Idee hatte sich schon unter Ludwig XIII. wahrscheinlich in Richelieu's Kopfe entwickelt; doch es blieb dem Minister Necker vorbehalten, zwölf Jahre vor dem Ausbruch der Revolution ein Leihhaus in Paris zu errichten. Daß es gerade das Jahr 1777 war, ist nicht ohne Bedeutung, denn damals war es, als Jean Jacques Rousseau's Gleichheits-Ideen die Geister beschäftigten. Die Regierung hatte den Zweck, den ärmeren Volksklassen die Last der Zinsen abzunehmen, welche die Wucherer ganz nach Willkür ihnen auferlegten. Das Leih-Amt von 1777 war in einer Zeit der Unruhe und während einer finanziellen Krise entstanden. Die Kasse war bald erschöpft, und vergeblich bat die Direction, sie neu zu füllen; das Geld war damals sehr selten geworden. Mit geringen Resten des ursprünglichen Kapitals und mit dem, was nach und nach wieder zurückgezahlt wurde, stiftete das Pariser Leih-Amt jedoch im Kleinen immer noch manchen Vortheil. Während der Revolution konnte es sich nicht halten; und mehrere Jahre war nun, wie Herr Blaize in seiner interessanten Geschichte der Leih-Aemter schreibt, sein ganzes Verwaltungs-Personal in dem Portier vereinigt.

Bald trieben die Wucherer wieder ihr altes Unwesen, ja sie überboten die Künste ihrer Vorfahren so sehr, daß man die Zeiten derselben zurücksehnte. Da schlug Saint-Jean-d'Angely dem gesetzgebenden Körper in der Sitzung vom 27. Januar 1804 vor, das Leih-Amt wieder einzurichten. Er gab als Grund seines Antrags die Noth des Volkes und den Uebermuth der Pfandleiher an. Der Antrag wurde angenommen; man entwarf Statuten für das Leih-Amt, und der Kaiser schrieb die strengsten Maßregeln gegen die Wucherer vor, welche, aus Paris vertrieben, auf dem Lande die letzte Habe des Armen an sich zu reißen suchten.

Um die Benutzung des Leih-Amtes allen Bewohnern der Stadt gleich bequem zu machen, setzte man Commissionaire, welche mit dem Haupt-Amte in Verbindung standen, in die einzelnen Viertel derselben. Sie waren die Kanäle und Brunnenröhren, vermittelst deren das Geldwasser aus der Rue des Blancs-Manteaux die ganze Stadt befruchtete. Eine längliche Laterne vor dem Hause war fast das einzige Zeichen dieser halb geheimen Büreaus. Daß man dieselben möglichst verbarg, lag sowohl im Interesse des Staates als des Volkes. Die Armuth hat ihre Scham; sie sucht den Schatten und das Schweigen. Je mehr man diese Anstalten dem Auge der Menge entzog, desto stärker wurden sie benutzt. Zwar nahmen die Commissionaire selbst wieder eine nicht unbedeutende Vergütigung in Anspruch, allein arme Witwen und Waisen zahlen lieber etwas mehr von dem Wenigen, was sie haben, als daß sie öffentlich vor dem spöttischen oder auch mitleidigen Lächeln fremder Gesichter erröthen.

Unter denen, welche zum Leih-Amte ihre Zuflucht nehmen, sind zwei Klassen zu unterscheiden: die Einen zwingt der Leichtsinn dazu, die Anderen die Armuth. Die Lumpen des Unglücks und die Diamanten der Thorheit liegen hier friedlich neben einander. Eine Frau aus der vornehmen Welt verpfändete regelmäßig im Monat ein bis zwei Mal einen Schmuck von hohem Werthe, um ihre Spielschulden zu decken. Damit ihr Mann dies nicht bemerke, hatte sie sich einen vollkommen ähnlichen Schmuck von falschen Steinen machen lassen, den sie während dessen trug. Vorzüglich aber die Frauen, über deren Ruf die feine Sitte schweigt, spielen in dem Leih-Amte eine Hauptrolle. Sie bekennen selbst ihr genaues Verhältniß zu demselben, indem sie es mit dem traulichen Namen der „Tante" bezeichnen. Nächst ihnen fühlen die Grisetten, die ihrem Rufe nach eine nicht unbedeutende Stufe höher stehen, sich besonders häufig zu den Commissionairen des Leih-Amtes hingezogen. Eine von ihnen pflegte ihr Schicksal so lange in Gottes Hand zu legen, bis ihre sämmtlichen Besitzthümer sich auf dem Leih-Amte befanden, dann suchte sie einen neuen irdischen Freund, der ihren Schmuck und ihre Kleider wieder flott machen mußte.

(Schluß folgt.)

England.

Religiöse Verwahrlosung der arbeitenden Volksklassen.

Carlyle, der originelle Schriftsteller, aus dessen neuestem Werke wir in Nr. 79 des Magazins eine Probe mitgetheilt, sagt über die Bevölkerung der Armuth in seinem Vaterlande: „Die stimmfähigen Klassen reden und streiten jede für sich, aber die große Klasse der Armen ist stumm und unterirdisch wie ein Titan, der, wenn er sich beklagt über seine Leiden, ein Erdbeben verursacht. Es war ein Schmerzensschrei, eine Zuckung dieses kranken Riesen, wodurch früher England in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Die Revolutionen, welche die großen Fabrikstädte verheerten, sind unterdrückt, aber die Grundursachen dazu bestehen noch fortwährend; die Aufregung hat sich gelegt, aber das Fieber arbeitet innerlich und heimlich fort in dem Riesen-Körper. Der Krater des Vulkans ist nicht mehr offen, aber das unterirdische Feuer murrt noch und verräth sich von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche von Flammen und Rauch." Die prophetische Lehre des letzten Jahres ist noch nicht vergessen; alle Politiker Englands begreifen jetzt, daß die große Thatsache, welche die Tagesgeschichte beherrscht, in dieser Erscheinung oder vielmehr in dieser Gährung der unteren Volksklasse liegt, einer fast neuen Generation, die täglich wächst durch die übermäßige Entwickelung der Industrie, die keine hergebrachte Sitte, keine Erinnerungen, keinen väterlichen Heerd, keinen Glauben und keine Gesetze kennt. Deshalb richtet die Gesetzgebung sich jetzt auch beharrlich und eifrig auf diesen Punkt. Im Parlament hat der Bericht über das Elend der arbeitenden Klassen einen anhaltenden Widerhall gefunden, und nachdem die materiellen Bedürfnisse untersucht sind, hat man auch die moralischen Wundmale der Nation aufgedeckt. England hat mit Schrecken gesehen, daß von den Millionen von Kindern, die am Heerde der Industrie aufwachsen, die Mehrzahl von Gott nichts weiter hat, als das Brod. Schon vor vier Jahren bewies ein Minister dem Parlament, daß es allein in vier Städten mehr als 80,000 Kinder gebe, die weder Unterricht noch Erziehung genössen. Man hat diese furchtbare Generation sorglos aufwachsen lassen: jetzt sind die Städte damit angefüllt, und es bedurfte zum Beweise ihres gefährlichen Daseyns einer Explosion, deren Echo noch widerhallt, um das Gesetz ernstlich mit Beseitigung dieser drohenden Gefahr zu beschäftigen. Die Listen der Verbrecher in Manchester, Birmingham, Leeds geben die entsetzlichsten Resultate. In Manchester wurden im Jahre 1841 eingekerkert: 13,345 Individuen, von denen 745 Frauen und 3069 Individuen unter zwanzig Jahren waren. Kinder von sieben und acht Jahren und eine Unzahl von vierzehn Jahren befinden sich auf den Verbrecher-Listen.

Die gränzenlose Unwissenheit der Jugend ist natürlich die Hauptursache dieser Verderbtheit. Man hörte bei den vorgenommenen Prüfungen antworten, daß Pontius Pilatus und Goliath Apostel seyen. Andere hatten niemals den Namen Jesu Christi gehört, eben so wenig von der Königin Victoria, von Bonaparte, von Wellington: sie kannten nur die Namen der in Romanen vorkommenden berühmten Banditen, wie Dick Turpin und Jack Sheppard. Wieder andere antworteten, Jesus Christus sey ein Schäfer und Gott habe Adam und Eva auf die Erde geschickt, um uns zu erlösen, auch daß sie niemals von Gott reden gehört hätten, außer God damn . . . . . . und daß sie weder von Frankreich, noch Schottland oder Irland etwas wüßten.

Den Methodisten gebührt das Verdienst, durch ihre mit so vielem Eifer errichteten Sonntagsschulen zuerst wesentlich zur Besserung und Erziehung der verwahrlosten Jugend beigetragen zu haben; es giebt in England jetzt beinahe 1700 Sonntagsschulen. Männer, Frauen und junge Leute widmen sich unentgeltlich dem Religions-Unterricht der Armen. Die Anglikanische Kirche, obwohl eifersüchtig auf diese Erfolge, erkennt sie doch an und bestrebt sich jetzt, ähnliche zu bewirken.

Mannigfaltiges.

— **Espartero und die Spanischen Zustände.** Der Krieg, der gegenwärtig in Spanien geführt wird, ist manchem Deutschen Zeitungsleser ein Räthsel. Was hat Espartero verbrochen und was wollen eigentlich seine Gegner? Beide Parteien schwören auf die Constitution von 1837 und tragen das Bildniß der Königin Isabella auf ihren Bannern, und dennoch bekämpfen sich beide auf Leben und Tod, und zwar im Namen des Vaterlandes. Ja, im Namen des Vaterlandes! Das ist es eben, was wir mit manchem Deutschen Zeitungsleser bezweifeln, wenn wir auf die Männer blicken, die dort einander im Felde gegenüberstehen. Uns ist dabei immer, als beobachteten wir eine Schachpartie, die, wie es heutzutage häufig geschieht, durch Korrespondenz gespielt wird — durch Korrespondenz aus England und aus Frankreich. Die Weißen und die Schwarzen — Christinos und Esparteristen — stehen einander gegenüber. Frankreich hat das Spiel begonnen; der Königin sind einstweilen ihre besten Offiziere, Narvaez, Concha, Pezuela, vorangezogen über die Pyrenäen, aber auch in Großbritanien, von wo aus die Schwarzen dirigirt werden, läßt man es, trotz der schwierigen Partie, die man zuhause bereits mit dem spielkundigen O'Connell zu ziehen hat, an Aufmerksamkeit und Eifer nicht fehlen. Ist doch auf dem Spanischen Schachbrett, je mehr Steine auf beiden Seiten fallen, um so mehr Terrain zu gewinnen und mit der Befestigung des eigenen Einflusses der des Gegners zu paralysiren! Also Espartero, Seoane — Serrano, Narvaez, wie sehr sie auch sich und nur sich selbst im Sinne haben, sind doch bloß die Figuren, die Schachsteine der auswärtigen Korrespondenz-Spieler. So wenigstens erscheint es uns Deutschen, die wir ein persönliches Interesse in Spanien nicht haben und die wir daher dem Rechte und der Vernunft — gleichviel auf welcher Seite sie seyn mögen — den vollständigsten Sieg wünschen. Freilich mag es dem Recht und der Vernunft schwer genug werden, sich da einen Sieg zu verschaffen, wo die Meutereien eines an Treue und unbedingten Gehorsam nicht gewöhnten Heeres bald hier und bald dort das Unrecht und die Unvernunft triumphiren machen. Wehe dem Lande, in dessen politischen Erörterungen das Heer selbständig eine Stimme abgeben darf! Es wird dadurch in einem beständigen Kreislauf innerer Bürgerkriege gehalten. Die Republiken Süd-Amerika's gewähren seit zwanzig Jahren ein solches beklagenswerthes Schauspiel, und auch Spanien scheint dem Beispiele seiner Töchter-Staaten folgen zu wollen. Allerdings ist die Schuld daran größtentheils dem Regenten beizumessen, der, zur Gewalt gelangt, nicht den Entschluß zu fassen vermochte, diejenigen, die ihm dazu verholfen: den weniger durch ihren Muth als durch ihren Hochmuth ausgezeichneten Ayacuchos und den vielen unnützen Regimentern, die sie kommandiren, die Entlassung zu ertheilen. Espartero ward im Feldlager erzogen; aus der Kaserne unmittelbar in einen Königlichen Palast versetzt, um die höchste Würde des Landes zu bekleiden, hat er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, zu begreifen, daß nicht sowohl in den Waffen, als in den Gesetzen und Institutionen eines Landes heutzutage die Macht desselben liege. Darum ist ihm niemals darum zu thun gewesen, für das, was Spanien am meisten noth thut, für gute Finanz- und Administrations-Maßregeln, zu sorgen, sondern sein Hauptaugenmerk war, sich der Treue der Armee dadurch zu versichern, daß er mit vollen Händen Beförderungen, Titel und Pensionen vertheilte. Daher rühren denn auch die so vielfach vernommenen und häufig nur zu gerechten Klagen über den unglückseligen Einfluß, den die Ayacuchos auf die Regierung des Landes üben. Dieser Spottname, den sie aus Amerika mitgebracht, wo der Kern der auf ihre Tapferkeit und ihren alten Ruhm pochenden Spanischen Offiziere durch den General Sucre in der Schlacht bei Ayacucho (1825) so total geschlagen wurde, daß sie sich eiligst nach dem Mutterlande einschifften, hat sich auch hier seitdem stets bewährt. Das unterscheidende Merkmal der gedachten Offiziere, in Spanien wie in Amerika, bei den Royalisten wie bei den Insurgenten, besteht nämlich darin, daß sie nicht sowohl durch Thaten als durch Intriguen ihr Avancement zu fördern suchen. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. Irgend ein Oberst, der sein Glück machen will, geht im Regiment herum und verspricht allen Unteroffizieren Lieutenants-Patente, allen Lieutenants, Hauptleuten, Majoren 2c. die Beförderung um einen Grad, wenn sie sich für den oder jenen Zweck pronunciiren und er dadurch zum General gemacht werde. So entstanden in Süd-Amerika Hunderte von Militair-Revolutiönchen, und so entstehen auch heutzutage noch die „Pronunciamientos" in Spanien. Keine Regierung aber ist so verderbenbringend für das Land, als eine auf so unsittlichen Grundlagen beruhende, und darum wird auch das unglückliche Spanien nicht eher Ruhe erlangen, als bis jene ehrgeizigen Intriganten vom Schauplatze verdrängt sind und die wahre Bürgertugend wieder zu dem ihr gebührenden Einflusse gelangt ist. J. L.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 87. Berlin, Freitag den 21. Juli 1843.

Frankreich.

Die Emancipation der Frauen im Mittelalter.

Man hat in neuerer Zeit das schöne Geschlecht in jeder Beziehung, worin es sich nur thun ließ, dem starken gleichgestellt; man hat den Frauen dieselben persönlichen Rechte wie den Männern gegeben; sie stehen nicht mehr unter beständiger Tutel oder Vormundschaft des Mannes und der Agnaten, wie bei den Römern und den alten Deutschen; sie sind durch kein Gesetz mehr verhindert, einen Theil eines Salischen Grundstücks (terra Salica) zu erben. Politisch hat man sie freilich nicht emanzipirt: man hat sie noch nicht zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und den Staats- und Verwaltungs-Geschäften zugelassen, aber eben weil es sich hier nicht thun ließ, weil die Männer vorläufig dieser Arbeit vollkommen allein gewachsen sind, und dann auch vielleicht — weil ein sehr großer Theil der Männer selbst noch nicht hinreichend emanzipirt zu seyn glaubt und also mit sich selbst zu viel zu thun hat, um schon an die Frauen denken zu können. Aber selbst in dieser Beziehung hat man sie bis zu einem gewissen Punkt mit den Männern auf gleichen Fuß gestellt: neben den vielen anderen Emancipationen, die von der öffentlichen Meinung täglich debattirt werden, hat man auch eine Emancipation der Frauen zur Sprache gebracht. Nur in einer wichtigen Beziehung hatten sich die Frauen über Vernachlässigung zu beklagen: während alle Stände, alle Klassen und sozialen Unterschiede ihre Geschichte gefunden haben, hatten die Frauen noch keine; während die ganze Rechtsgeschichte der Vergangenheit nach allen Seiten hin sich einer so reichen und tiefen Bearbeitung, vorzüglich durch Deutschen Fleiß, zu erfreuen hatte, fehlte es noch an einer speziellen Rechtsgeschichte der Frauen, an einer ausführlichen Darstellung der Gesetzbestimmungen und Rechtsverhältnisse, welchen die Frauen in den verschiedenen Epochen der Geschichte und bei den verschiedenen Völkern, welche die Träger derselben sind, unterworfen waren. Diese Lücke sucht ein Werk, das kürzlich in Frankreich die Presse verlassen hat, zum Theil wenigstens auszufüllen, wobei es merkwürdig ist, daß, nachdem in Frankreich die Emancipation der Frauen zuerst philosophisch in Anregung gebracht worden, es wieder ein Franzose ist, der denselben Gegenstand zuerst historisch-wissenschaftlich behandelt hat. Die Veranlassung dazu gab eine Preis-Aufgabe der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris: es sollte das Erbrecht der Frauen in allen Sphären des Lebens bei den verschiedenen Völkern Europa's während des Mittelalters dargestellt werden. Der Verfasser, Herr Laboulaye, dessen Schrift mit denen der Herren Rathery und Königswarter im Mai 1842 von der Akademie gekrönt worden, hat seinen Gegenstand in etwas erweitertem Umfange genommen und daher seinem Werk den Titel gegeben: „Untersuchungen über die bürgerliche und politische Lage der Frauen von den Römern bis auf unsere Tage.“ Doch bildet außer den Römern das Romano-Germanische Europa den einzigen Gegenstand seiner Forschungen; zu einer vollständigen Rechtsgeschichte der Frauen würden also noch die Slawische Völker-Familie, das Griechische Alterthum und endlich der ganze Orient gehören; doch hat uns der Verfasser immer den wichtigsten und interessantesten Theil derselben gegeben, denjenigen, der uns am nächsten berührt und mit unseren Zuständen am nächsten zusammenhängt, und — was nicht zu vergessen — denjenigen, in welchem die soziale Stellung der Frauen eine wirkliche Geschichte hat, d. h. im Fortschreiten begriffen ist, nicht auf demselben Punkte stehen bleibt, wie der im Orient und bei den Griechen. Uebrigens hat es der Verfasser vorzugsweise mit der Geschichte des Erb- und Eigenthumsrechts der Frauen zu thun, weil ihre Stellung in der Gesellschaft von derjenigen abhängt, die sie in der Familie einnehmen, diese letztere aber in den Bestimmungen des Erb- und Eigenthumsrechts ihren eigentlichen Ausdruck findet.

In dem Zeitraum von 2000 Jahren, den der Verfasser behandelt, bieten sich von selbst als Haupt-Abtheilungen drei Perioden dar, in welchen die rechtliche Stellung des Weibes eine eigenthümliche ist, die Römische während der Republik und unter den Kaisern bis auf Justinian, die Alt-Germanische bis auf die Karolinger und die Ausbildung des Lehnwesens, und das eigentliche Mittelalter bis auf die neueste Zeit. In jeder Epoche betrachtet er die Rechte der Frau erstens in der Familie ihres Vaters, und zwar einmal als Tochter und dann als Schwester oder Verwandte, zweitens in der ihres Mannes, wo sie wieder eine dreifache Stellung einnimmt, als Gattin, Witwe und Mutter. Endlich ist die Frau noch außerhalb der Familie als einfaches Mitglied des Staats zu betrachten, und auch hier werden ihre Rechte in jeder Epoche besonders untersucht, eine Seite, die freilich für die ältere Zeit wenig Ausbeute liefert und erst im Mittelalter wichtiger wird, da erst hier die Frauen vermöge des Lehnbesitzes und des Thronfolgerechts eine politische Rolle zu spielen anfangen. Im Mittelalter kommt noch der Unterschied der drei Stände hinzu, wonach der Verfasser die Rechte der Frauen im Herrn- und Ritterstande, im Stande der Städter oder roturiers und in dem der Hörigen und Leibeigenen (vilains et cerfs), und zwar in jedem dieser Stände erst in der Familie des Vaters und dann in der Familie des Gatten betrachtet. In der Abtheilung über die bürgerliche und politische Kapazität der Frauen im Mittelalter giebt er eine ausführliche Geschichte des Thronfolgerechts der Frauen im Mittelalter und in der neueren Zeit, namentlich für Deutschland, Frankreich und Spanien, und daran knüpft er eine Betrachtung über die Angemessenheit der Frauen-Regierung unter der Ueberschrift: Que doit-on penser du gouvernement des femmes. Doch enthält diese Betrachtung fast nichts als einen langen Auszug aus der Schrift de la république von Bodin, einem Französischen Rechtsgelehrten des 16ten Jahrhunderts, der als der Vorläufer Montesquieu's zu betrachten ist, und der sich entschieden gegen die weibliche Thronfolge ausspricht. Montesquieu selbst nimmt die Frauen-Regierung in Schutz: im 7ten Buch des Geistes der Gesetze im 17ten Kapitel sagt er hierüber: „Es ist gegen die Vernunft und gegen die Natur, daß die Frauen im Hause herrschen, wie dies bei den Aegyptern Sitte war, aber es ist nicht dagegen, daß sie ein Reich regieren. Im ersten Fall gestattet ihnen ihre Schwäche nicht den Vorrang; im zweiten dagegen giebt ihnen gerade ihre Schwäche mehr Sanftmuth und Mäßigung, Eigenschaften, aus denen viel eher eine gute Regierung hervorgeht, als aus denen der Härte und Wildheit. In Indien befindet man sich sehr wohl bei der Regierung der Frauen, und es ist Gesetz, daß, wenn die männlichen Kinder keine Mutter von Königlichem Blute haben, die Töchter einer solchen succediren. Man setzt ihnen eine Anzahl Personen zur Seite, um ihnen die Last der Regierung tragen zu helfen. Nach Herrn Smith befindet man sich in Afrika bei der Regierung der Frauen sehr wohl. Nimmt man dazu das Beispiel Rußlands und Englands, so sieht man, daß die Frauen sowohl in der gemäßigten als in der despotischen Regierungsform gute Regentinnen abgeben.“ Herr Laboulaye behauptet, die Schmeichelei und der Wunsch, der Kaiserin von Rußland zu gefallen, habe hier Montesquieu's Urtheil eine falsche Richtung gegeben.

Um eine Probe von der Darstellungs- und Behandlungsweise des Verfassers zu geben, theilen wir einen Auszug aus dem letzten Theil über die bürgerliche und politische Kapazität der Frauen im Mittelalter mit.

„Es ist schwer“, heißt es hier, „sich eine richtige Vorstellung zu machen von der Kapazität, die den Frauen durch die Gesetze des Mittelalters zuerkannt wird, denn diese Kapazität hat nach den Ländern und Zeiten gewechselt; doch kann man immer einige allgemeine Prinzipien aufstellen, die ein ziemlich genügendes Resultat liefern.

„Die Frauen sind durch die Gesetze des Mittelalters als den Männern untergeordnet angesehen worden. Dies ist eine unbestreitbare Thatsache, die noch heute in unseren Civil-Gesetzen vorhanden ist. Aus dieser von den kanonischen Lehren angenommenen Idee der Unterordnung sind alle jene sogenannten schützenden Bestimmungen hervorgegangen, welche die Frau in beständiger Unmündigkeit gehalten haben. Daher jene Tutel, von der ich oben gesprochen, und die, nachdem sie in den südlichen Ländern früh verschwunden war, sich in den Germanischen Ländern lange erhalten hat; daher jenes Wehrgeld, das nur die Hälfte des Wehrgelds der Männer beträgt, daher die Beschränkung in dem Recht, zu testiren, vor Gericht aufzutreten, Zeugniß abzulegen und Verbindlichkeiten einzugehen. Zuweilen aber wird diese Unmündigkeit für die Frauen ein kostbarer Schutz: so ist es in den Aragonesischen Gesetzen verboten, eine Frau wegen gewöhnlicher Schulden ins Gefängniß zu setzen, eine Bestimmung, die sich auch in den alten Französischen Coutûmes findet, und die von gewissen modernen Gesetzgebungen selbst auf den Fall, wo es sich um kommerzielle Schulden handelt, ausgedehnt worden ist. In einem Punkte aber stimmen alle Gesetzgebungen des Mittelalters mit einander überein: indem sie der handeltreibenden Frau vollständige Dispositionsfähigkeit ertheilen, und zwar selbst dann, wenn sie vermählt ist. Diese Lehre ist allgemein, und sie ist von den Anwendungen des heiligen Ludwig bis zum code civil dieselbe geblieben.

„Zu den Beschränkungen, welche für die Frau aus der Schwäche ihres Geschlechts hervorgingen, muß man noch ihre Ausschließung vom Besitz der Lehen hinzufügen, die in den ersten Zeiten des Lehnwesens allgemein war und die in der Feudal-Gesetzgebung einen Geist zurückgelassen hat, der den Frauen immer ungünstig war. Der Hauptgrund dieser Beschränkung ist darin zu

suchen, daß die wesentliche Bedingung, an welche der Besitz des Lehns geknüpft war, die Leistung des Heerbanns ist, welche die Frau nicht erfüllen konnte. Unsere älteren nicht sehr galanten Rechtsgelehrten fügten zu diesem ersten Grund einen zweiten viel impertinentern hinzu, nämlich „die Unfähigkeit, ein Geheimniß zu bewahren.“ „Die Frauen“, sagt Tiraqunau, „sind wegen Geschwätzigkeit ausgeschlossen, weil das Weib keine Geheimnisse zu behalten im Stande ist, was sich durchaus nicht mit der Natur des Lehns verträgt, da der Vasall auch unter Anderem schwören muß, das Geheimniß, das ihm der Herr anvertraut, Keinem zu verrathen.“ „Von den Frauen“, sagt Jasius, „erwartet man nicht, daß sie die Geheimnisse des Herrn bewahren können, nach jenem Worte: „Weiber und Knaben verbergen das, was sie nicht wissen.“

„Als aber die Frauen zum Besitz der Lehen zugelassen wurden, da ward ihre Stellung eine ganze andere, und indem der Stand des Besitzes den der Person in den Hintergrund drängte, so hat die Frau als Lehnbesitzerin alle Privilegien des adligen Vasallen oder, besser, alle Rechte der Souverainetät, das Recht, Truppen auszuheben, Münze zu schlagen, in Civil- und Kriminal-Sachen zu richten, und zwar war dieses Recht eben so unumschränkt als das der Männer. Für Italien hat uns Muratori eine Menge Diplome vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert aufbewahrt, in welchen man Frauen als souveraine Herrinnen bedeutender Besitzungen handeln sieht, wie die Kaiserin Angilberga, die Gemahlin des Kaisers Ludwig's II., die Herzogin Beatrice oder die Gräfin Mathilde. Für Frankreich haben wir das Beispiel der Mahaut, Gräfin von Flandern, die unter Ludwig dem Zänker in dem Prozeß gegen Robert d'Artois mit zu Gericht saß, und noch früher in dem Ausspruch über die Grafschaft Clermont in Beauvoisis, welche durch den Pairshof dem heiligen Ludwig zugesprochen wurde, wird die Gräfin von Flandern unter den anwesenden Pairs genannt *).

„Diese neue Rolle erregte den Unwillen mehr als eines Vasallen; die Geistlichen besonders, die von den Römischen Ideen erfüllt waren und die den Frauen die Sünde ihrer ersten Mutter nicht verzeihen konnten, ereiferten sich über diesen Umsturz der alten Gewohnheiten, und eine Synode von Nantes, die in die ersten Anfänge des Feudalwesens fällt, donnerte gegen solche Mißbräuche: Can. 19. „Es scheint wunderbar, daß einige Frauenzimmer (quaedam muliereulae) wider göttliches und menschliches Gesetz mit schamloser Stirn öffentliche Versammlungen und Landtage unaufhörlich besuchen und die Geschäfte des Reichs und das Wohl der Republik mehr verwirren als ordnen, sintemal es unziemlich und auch unter barbarischen Völkern verpönt ist, daß Frauen der Männer Sachen verhandeln und sie, die über ihre Spinnereien, Webereien, und andere weibliche Arbeiten, in ihren Frauengemächern (gynaecea) sitzend, schwatzen sollten, in einer öffentlichen Versammlung, wie in der Kurie sitzend, sich eine Senatorische Würde anmaßen.“

„Ungeachtet der Drohungen und Bannsprüche des Konzils, faßte dieses Recht der Frauen so feste Wurzel, daß im dreizehnten Jahrhundert Innocenz III. selbst, trotz seiner Anhänglichkeit an die Römischen Doktrinen, genöthigt war, anzuerkennen, daß nach Französischer Gewohnheit die Lehnsherrinnen vollkommen befähigt wären, Recht zu sprechen, und daß die Hospitaliter sich der Gerichtsbarkeit der Königin Abiénor, nachdem sie dieselbe zur Schiedsrichterin angenommen, nicht entziehen könnten.

„Die Beispiele von Urtheilen, die von Frauen in ihrer Eigenschaft als Lehnsherrinnen gefällt wurden, sind nicht selten. Ives de Chartres schreibt in einem seiner Briefe, er habe Leute, die einen Rechtshandel hatten, an die Gräfin von Champagne gewiesen, die ihre Streitigkeiten entscheiden soll. Chantereau-Lefebvre in seiner Schrift über die Lehen hat uns mehrere von diesen Entscheidungen aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert aufbewahrt; was aber noch merkwürdiger ist als die Diplome, das ist ein Brief Ludwig's des Kindes an die Vicomtesse von Narbonne, worin der König von Frankreich der Vicomtesse erklärt, daß die Satzungen seines Königreichs, die den Frauen günstiger seyen als die Gesetze des Deutschen Reichs, sie nicht bloß zum Besitz der Lehne, sondern auch zur Verwaltung der Gerechtigkeit, die davon abhängt, zulassen. Er gebietet ihr daher, sich eher nach den Gewohnheiten Frankreichs, als nach denen des Reichs, dessen Nachbarin sie ist, zu richten.

„Die Flandrischen Gewohnheiten, die den Gesetzen des Reichs treu geblieben sind, erlauben der Edeldame zwar nicht, selbst Recht zu sprechen, ermächtigen sie aber, es durch ihren Bailli thun zu lassen; überhaupt geht die Tendenz dieser Gewohnheiten bei aller Anerkennung des Rechtes der Frauen dahin, die Ausübung desselben in ihren Händen zu paralysiren, indem sie sie nöthigen, sich in allen Feudaldiensten vertreten zu lassen; das Spanische Gesetz, milder und nicht weniger weise, ermächtigt die Edeldame, Recht zu sprechen, aber unter dem Beistande eines Rathes von Rechtskundigen, die ihre Unerfahrenheit leiten sollen.

„Mit einem Wort, die Kapazität der Frauen während des Mittelalters war (ausgenommen die Privilegien des Lehns) ungefähr das, was sie heute ist; d. h. außer dem Lande, wo die Frau der Tutel der Agnaten unterworfen war, war die Civil-Kapazität der Frauen eben so ausgedehnt als die der Männer; dagegen hat man ihnen im Allgemeinen jene andere Kapazität abgesprochen, die sich der politischen annähert, und die darin besteht, gewisse, das Gemeinwohl betreffende Functionen, wie die der Obrigkeit, des Richters, des Gerichtsbeamten, des Zeugen, auszuüben.

„Das Gesetz“, sagt Bodin, „hat der Frau alle Geschäfte und Verrichtungen, die den Männern eigenthümlich sind, als Recht zu sprechen, Prozesse zu führen und ähnliche Dinge, verboten, nicht bloß weil es ihnen an Klugheit gebricht, wie Martian sagte, daß unter allen Göttinnen nur Pallas keine Mutter habe (um zu zeigen, daß die Weisheit nicht von den Frauen herkommen kann), sondern um so viel mehr, weil die männlichen Handlungen dem anderen Geschlecht, der weiblichen Scham und Keuschheit zuwider sind. Es gab nichts, was den Senat gegen den Kaiser Heliogabalus mehr reizte, als zu sehen, wie seine Frau im Senat Platz nahm, bloß um zuzusehen, nicht mitzuwirken: noch wunderlicher muß es uns erscheinen, wenn wir hören, daß Mahaut, Schwiegermutter Philipp's des Langen, dem Gericht über Robert, Grafen von Artois, und Margarethe von Flandern dem Gericht über den Grafen von Clermont beiwohnte.“

„In diesen letzten Betrachtungen spricht Bodin als Romanist; er vergißt, daß, da im Feudal-System das Eigenthum mehr galt als die Person, es eine nothwendige Konsequenz dieser Einrichtung war, daß der Eigenthümer des Lehns, selbst wenn es eine Frau war, Recht sprach und ihre Vasallen aufbot, wie ein Mann es gethan hätte; erst als diese eigenthümliche Organisation aufgehoben war, da verstand es sich von selbst, daß die Frau wieder die Rolle übernahm, die ihr die Natur angewiesen hat. Das eheliche Haus, das ist das friedliche Gebiet, wo die Frau unumschränkt herrschen soll; hier blüht das Glück für sie, ihre Kinder, ihren Gatten, nicht in jenen Stürmen des öffentlichen Lebens, wo der Mann selbst die Heiterkeit des Geistes verliert und bald nicht mehr Herr seiner selbst ist.“

*) In England sind die Frauen ebenfalls zur Pairie zugelassen, obgleich sie die Function nicht ausüben, und in der alten Französischen Monarchie hatten die Frauen Sitz und Stimme in den Provinzialständen, wie Frau von Sevigné in den Ständen von Bretagne.

Das Pariser Leih-Amt.

(Schluß.)

Die Annäherung der Fastnacht, des Neujahrs und anderer besonderen Freudentage versammelt die Klienten und Klientinnen der Commissionaire besonders zahlreich hinter den Vorhängen ihrer stets geschlossenen Fenster. Hemden und Strümpfe der Schönen werden dann mit bewundenswerther Schöpferkraft binnen wenigen Stunden zu Kuchen und Wein umgeschaffen. Die Liebhaber müssen für den Putz der Mädchen sorgen, und die Mädchen sorgen, daß der Gaumen in seinen Rechten nicht gekränkt werde. Man sieht, wie menschenfreundlich auch in dieser Hinsicht die Einrichtung des Leih-Amtes ist. Doch neben der Thorheit, dem Leichtsinn und der Verschwendung wird die wirkliche Armuth der mittleren und untersten Stände oft die Veranlassung, daß die Kasten des Leih-Amtes überfüllt sind. Die kleinen Kaufleute, die Fabrikanten und Handwerker suchen in bedrängter Lage sich durch dieses Auskunftsmittel zu retten. Auch die mehr Begüterten unter der gewerbtreibenden Klasse sind durch weitergreifende Speculationen oder durch den Kredit, den sie geben müssen, bisweilen genöthigt, zum Leih-Amte ihre Zuflucht zu nehmen. Ein alter Deutscher Mechanikus kam kurz vor jedem Monatsschlusse zum Commissionair seines Viertels und versetzte eine Uhr von sehr kunstvoller Arbeit, über der er schon sein halbes Leben hingebracht hatte und die noch nicht vollendet war. So oft er sie wieder einlöste, hatte er eine spöttische Bemerkung des Commissionairs zu ertragen, dem die Uhr eine zu seltsame Gestalt zu haben schien, als daß sie wirklich richtig gehen könnte. Dann blickte der verkannte Künstler nur wehmüthig zum Himmel und seufzte: „O, wenn sie fertig wäre, so hätte ich nicht nöthig, sie hierher zu bringen!“ So oft er wiederkehrte, machte er den Commissionair aufmerksam, daß das Werk seit dem letzten Male wieder vorgerückt sey, und bat darum, ihm wenigstens fünf Franken diesmal mehr zu geben. Einst blieb die Uhr länger im Pfandhause als sonst; Monat auf Monat verstrich, und als sie nach einem Jahre noch nicht eingelöst war, verkaufte man sie. Der Uhrmacher, der sie erstand, wußte das Werk nicht zu vollenden: der Gedanke des Erfinders war verloren; doch man mußte die Ausdauer des Mannes und die Höhe seiner Einbildungskraft bewundern. Die Uhrmacher kamen überein, daß der „Narr“ ein Genie gewesen sey. Die Bewegung der Gestirne, der Jahres-, Monats- und Tageswechsel, das Erscheinen der Sonnen- und Mondsfinsternisse der Kometen und andere Wunder wurden durch dieses seltene Werk angezeigt. Der Verfertiger desselben aber war gestorben.

Bisweilen wird das Leih-Amt auch ein Schutz gegen den moralischen Untergang. Mädchen, die von weiblichen Arbeiten leben, sind, wenn ihre Einnahmen unregelmäßig werden, genöthigt, sich an das Leih-Amt zu wenden, wenn sie das Geld, welches sie bedürfen, nicht auf Kosten ihrer Tugend verdienen wollen. Frauen sind überhaupt leichter zu Schritten dieser Art geneigt, als Männer, die das verpfändete Stück schon als halb verloren anzusehen pflegen.

Die Listen der Commissionaire liefern interessante Beiträge zur Statistik von Paris, indem man aus den eingehenden Pfändern beurtheilen kann, welche Klassen der Bevölkerung vorzüglich das Leih-Amt benutzen und bis zu welchem Grade sie es in den verschiedenen Stadttheilen thun. Zu den beliebtesten Commissionairen gehört der, in dessen Bezirk sich die Sorbonne und die Arzneischule befinden; hier gehen im Jahre durchschnittlich 104,900 Pfänder ein, meist Mäntel, goldene Ketten, Uhren und Frauenkleider, welche von den Studenten und ihren Freundinnen versetzt werden. Doch so groß die Verlockung ist, welche das Leih-Amt ohne Zweifel für den Leichtsinn hat, und so viel Unheil es in dieser Hinsicht anrichten kann, so sind die segensreichen Wirkungen desselben doch wohl überwiegend. Wie oft würde der Handwerker durch Krankheit, Mangel an Arbeit oder sonst durch unvorhergesehene Unglücksfälle genöthigt seyn, Dinge zu verkaufen, die er binnen wenigen Wochen zum doppelten Preise sich wieder schaffen müßte; doch einige Einschränkung macht es ihm leicht möglich, die aus dem Leih-Amte entnommene Summe zurückzu-

zahlen, und so ist in einiger Zeit der Schlag verschmerzt, der ohnedies vielleicht unheilbare Wunden zurückgelassen hätte.

Der traurigste Anblick, welcher in der Praxis des Leih-Amtes vorkommt, ist die Versteigerung der verfallenen Sachen. Was nach Ablauf eines Jahres nicht eingelöst oder verlängert ist, wird von der Direction verkauft; und dann ist es besonders im Winter traurig, zu sehen, wie die Decken und warmen Kleider feilgeboten und zu niedrigen Preisen weggegeben werden, während die Armen, ihre früheren Besitzer, unfähig, sie wieder an sich zu bringen, der Kälte preisgegeben sind. Ludwig XVI. ließ am 9. Oktober 1789, um die Aufregung des Volkes zu beschwichtigen und vorzüglich den Haß gegen die Königin zu mildern, alle Pfänder, die in Kleidungsstücken und Wäsche bestanden und auf die weniger als 24 Livres geliehen war, aus seinem Privatschatze einlösen und sie in seinem und der Königin Namen an die Eigenthümer zurückgeben. Diese freuten sich über die Wohlthat, doch großentheils nur, weil sie nun um so ungebundner gegen den Wohlthäter auftreten konnten.

Falls der Verkaufspreis des Pfandes mehr beträgt als die darauf geliehene Summe, wird der Ueberschuß an den früheren Eigenthümer zurückgegeben, und dies ist bisweilen ein kleiner Trost für den Verlust des Pfandes. Zwischen dem Leih-Amte und den Verpfändern aber bewegt sich noch eine besondere Gattung von Kleinhändlern, welche sich durch die Anschläge: „Hier werden Pfandscheine gekauft" stets im Gedächtniß des Publikums erhalten. Dies sind die Schmarotzerpflanzen des Unglücks: sie umranken dasselbe, als wollten sie es stützen, und saugen es nur aus. Ueberhaupt ist es nicht unmerkwürdig, zu sehen, wie in großen Städten weit mehr Menschen von der Armuth als vom Reichthum Anderer leben. Ein Sechser ist leichter zu zernagen als ein Friedrichsd'or. Die Käufer der Pfandscheine treiben ihr Geschäft theils im Geheimen, theils öffentlich, die Ersteren sind bei weitem gefährlicher. Sie ziehen in der Gestalt von Trödlern und Trödlerinnen umher und lauern auf die günstigen Stunden, in denen Armuth oder Leichtsinn durch neue Verlegenheiten verleitet werden, die Pfandscheine meist zum halben Preise loszuschlagen. Viele alte Weiber leben in Paris von diesem Gewerbe und leben sehr gut. Mit diesen Spinnen des Wuchers stehen besonders die Grisetten in genauer Verbindung, weil sie gewohnt sind, wenn sie kein baares Geld mehr von den Studenten bekommen können, ihnen wenigstens die Pfandscheine abzuschwatzen. Und wie viele andere Heimlichkeiten mögen von diesen Liebhabern der Pfandscheine nicht noch vermittelt werden, da sie stete Gelegenheit dazu haben. In dem häufigen Verkaufen der Pfandscheine hat es wohl vorzüglich seinen Grund, daß im Ganzen so wenige Pfänder verfallen. Sehr selten aber ist es, daß ein Stück einmal in der Rue des Blancs-Manteaux gewesen ist und nicht von Zeit zu Zeit seinen Besuch wiederholen sollte.

Bei aller Sorgfalt, die man auf die Verwaltung des Leih-Amtes wendet, bleiben einige Verbesserungen in derselben wünschenswerth. Herr Delaroche, der gegenwärtige Direktor, gesteht dies ein und hat bereits die Reform in einzelnen Punkten begonnen. Vorzüglich anzuerkennen ist die Erleichterung, welche den Armen in Betreff des Einlösens der Pfänder jetzt gewährt wird, indem sie ihre Schuld nach und nach, zu so großen oder so kleinen Raten sie wollen, abtragen können. Der wichtigste Schritt jedoch, den Herr Delaroche zunächst für nöthig hält, ist, daß kleine Büreaus an die Stelle der Commissionaire gesetzt werden. Da die Commissionaire im Interesse des Publikums selbst so geheim als möglich ihre Geschäfte treiben, so haben sie zugleich Gelegenheit zu vielfachem Betruge, und es geschieht nicht selten, daß ein Commissionair augenblicklich entlassen werden muß. Auch andere Männer haben sich in neuester Zeit sehr ernst mit dem Leih-Amte beschäftigt; vorzüglich hat Herr A. Blaize in seiner Geschichte desselben sehr gründliche statistische Untersuchungen angestellt, welcher Klasse der Gesellschaft es den meisten Vortheil bringe: und hiernach scheint es allerdings, daß der Leichtsinn und die Ausschweifung am meisten durch das Leih-Amt in ihren Vergnügungen unterstützt werden. Doch dieser Nachtheil ist neben dem Vortheil nicht zu vermeiden, und er läßt sich um so leichter ertragen, als das Gute, welches das Leih-Amt seinem ursprünglichen wohlthätigen Zwecke gemäß wirkt, ohne dasselbe nicht zu erreichen wäre und das Böse nicht eigentlich durch dasselbe hervorgerufen, sondern nur in seinem Fortschreiten begünstigt wird. Bei einer weiteren Reform des Leih-Amtes gelingt es vielleicht noch, auch das Bedürfniß der Pfandgeber genauer zu erforschen und danach sie zu berücksichtigen oder abzuweisen, so wie die Wiedereinlösung den Armen noch mehr zu erleichtern. Doch selbst wenn er sein Pfand nach einem oder einigen Jahren verliert, so hat die Hoffnung, es wieder zu gewinnen, die er so lange genährt hat, ihn doch indeß getröstet und ihn langsam mit dem Gedanken des Verlustes vertraut gemacht, während er beim Verkauf es alsbald aufgeben müßte. Es ist dies dieselbe Spannung des Geistes, welche einen Verlust in der Lotterie leichter als andere verschmerzen läßt; und selbst die Hölle ist nach Dante ja nur die Hölle, weil man beim Eintritt in sie alle Hoffnung zurückläßt. **Alphons Esquiros.**

Westindien.

Die Dänisch-Virginischen Inseln.

(Aus Gurney's „Winter in Westindien". *)

1. Santa-Cruz.

Die Nordseite von Santa-Cruz gewährt einen freundlichen und malerischen Anblick. Ja, uns, denen die Westindische Natur neu und seit vierzehn Tagen nichts vor Augen als Himmel und Wasser, erschien sie ganz in Schönheit prangend. Eine Reihe abgerundeter Bergkegel, bis zum Gipfel bebaut, theils den rothen Boden zeigend, wo schon geärndtet war, theils ein helles Grün, wo das Zuckerrohr noch stand, dazwischen hin und wieder nette Pflanzer-Gehöfte, gewöhnlich ein Wohnhaus, ein Siedehaus, eine Anzahl von Negerhütten und auf einem Hügel eine Windmühle: zwischen den Hügelreihen grünen waldige Schluchten und überall umher die Kokospalmen mit ihren schlanken Stämmen und wunderlichen, aber zierlichen herabgestreckten Zweigen. Wir landeten bei Frederiksted (oder West-End), und alle Passagiere fanden gutes Unterkommen. Gar lieblich ist der Eindruck, den eine tropische Landschaft auf die Seele dessen macht, der ihn zum erstenmal empfängt. Die Gassen und Zuckerfelder durchstreifend, konnten wir uns das Entzücken des Columbus und seiner Begleiter vorstellen, als sie sich von der Fruchtbarkeit und Schönheit der Westindischen Inseln zuerst überrascht fanden. Und zu den Wundern der Pflanzenwelt, welche Jene entzückten, sind seitdem viele neue und schöne Gewächse durch Uebersiedelung hinzugekommen. Fast jedes Gewächs, das wir sahen, vom größten Baume bis zum kleinsten Kraut, war uns fremd und forderte uns zu sorgfältiger Betrachtung auf. Eine neue Welt lag vor uns wie vor ihren ersten Entdeckern. Viele Tage vergingen, ehe wir uns an das ganze Schauspiel, das uns umgab, einigermaßen gewöhnen konnten. Glänzende exotische Gewächse, die in den Treibhäusern Europa's und Nord-Amerika's zu den Seltenheiten gehören, werden in den Gärtchen von Santa-Cruz frei gezogen, und nicht minder anziehend sind die überall wild wachsenden Blumen. Wir sahen darunter prächtige Winden, weiß und blaßroth, gelbe Glockenblumen, purpurroth blühende Schlingpflanzen, hellblaue Wicken von der größten Pracht, und die Krone von Allem, den „Stolz von Barbadoes" (pride of Barbadoes), bald roth, bald gelb, mit seinen Schmetterlingsblumen und lang herabhängenden Staubfäden, die Blätter akazienartig, eine reiche Zierde der Hecken. Die Bäume sind meistens fruchttragend, und viele haben eine prächtige Laubkrone. Platanen und Bananen, die einander fast ähnlich sehen, mit ihren ungeheuren niederhängenden Blättern und Büscheln fingerartiger Früchte: wilde Orangenbäume, die mit Blüthen und Früchten zugleich bedeckt sind; Limonen, Hecken bildend in üppiger Pracht und von Früchten, einer kleinen Citronenart, strotzend; Guaven, die auch in den Hecken häufig sind, mit blaßrother Blüthe und birnartiger Frucht: Mangobäume mit ihrer Last von Blättern und, wenn die Zeit ist, von Früchten. Mammeis **), sehr hochstämmig und reich mit glänzendem, dunkelgrünem Laube bedeckt: Tamarinden, die Zweige weit ausstreckend, mit ihren federartigen Blättern und langen Schoten. — Die Apfelsinen und jene größeren Arten, die „verbotene Frucht" (Adamsapfel) und die Pumpelmuse, werden nur durch Kultur gewonnen, gedeihen aber trefflich. Ich besuchte eines Morgens die Gärten des Landguts Prosperity, wo ich die Pomeranzenbäume zwar in wilder Vernachlässigung fand, weil der Bau des Zuckerrohrs alle Kräfte in Anspruch genommen, aber doch so reich an Blüthen und Früchten, daß man dort die schönste Gelegenheit hat, drei Sinne zugleich zu laben: Gesicht, Geruch und Geschmack; den ersten der drei jedoch am meisten, denn kaum mag es etwas Herrlicheres geben als den Anblick dieser Reihen von Apfelsinen- und Pumpelmusenbäumen mit dem Grün und Gold ihrer zahllosen Früchte. — Die Kokospalmen breiten ihre Blätter aus wie die Stäbe eines Regenschirms, und in der Mitte um den Stamm in unabreichbarer Höhe gruppiren sich die Büschel der Kokosnüsse, die in halbreifem Zustande uns oft mit ihrer süßen Milch erquickten, einem wahren Labsal im heißen Klima. So schön aber ist dieser Baum nicht als die Kohlpalme, welche man die größte Zierde von Santa-Cruz nennen muß. Der schnurgerade und zweiglos 30—50 Fuß hoch aufsteigende Stamm, um die Mitte ein wenig geschwellt, mit zarter grauer Rinde bedeckt und nach den Perioden seines Wachsthums geringelt, trägt auf seiner Spitze einen zweiten, ebenfalls gerade aufgerichteten, hellgrünen Schaft, welcher den als Delikatesse geschätzten Kohl enthält: das Blätterzelt breitet sich über dem grünen Schaft wie das der Kokospalme, jedoch prächtiger, aus und ist zuoberst mit einer schlanken spindelförmigen Ruthe bekrönt. Die Landstraße zwischen Frederiksted und Christiansted (oder Bassin), dem Sitze der Regierung, welche etwa 15 Engl. Meilen lang ist, läuft zwischen zwei sorgsam gepflanzten Reihen von Kokos- und Kohlpalmen hin: die letzteren sind an einer Stelle des Weges so hoch und schön und dabei so gleichförmig und, man möchte sagen, künstlerisch geformt, daß man sich einbilden könnte, unter Säulengängen zu reisen, dergleichen man zu Pesto (?) oder zu Tadmor in der Wüste sieht. Das Gute unter vielem Uebel hat die despotische Regierung dieser Insel, daß da die Bäume gar sorglich gepflegt werden. Niemand darf einen fällen, nicht einmal auf seinem eigenen Lande: denn man schätzt sie nicht allein der Schönheit und des Schattens wegen, sondern hält dafür, daß sie auch den Regen locken: Santa-Cruz ist aber mit seinem Wasserbedarf ganz auf den Himmel gewiesen. Noch eine glückliche Folge hat das unumschränkte Regiment herbeigeführt, die Unterhaltung makadamisirter Straßen auf Kosten der Einwohner. Man reist daher auf Santa-Cruz bequem und schnell, und Abendfahrten durch die malerischen Thäler in der Nachbarschaft von Westend sind ein prächtiges Vergnügen, das auch Kranke sich gönnen dürfen.

Oben auf der Spindel der Kohlpalme habe ich oft einen hübschen grauen Vogel sitzen sehen, der etwas kleiner als eine Drossel ist und Chincherry ge-

---

*) Da neulich in den Zeitungen darauf hingedeutet wurde, ob nicht die Dänischen Besitzungen in Westindien, welche wohl käuflich seyn möchten, sich dazu eigneten, eine eigenthümlich Deutsche Kolonie zu gründen, damit den Deutschen Auswanderern ein sicheres Ziel gesteckt wurde, so theilen wir dieses Bruchstück mit, aus A winter in the West Indies, described in familiar letters to Henry Clay of Kentucky. By Jos. John Gurney. 2. edit. London, John Murray, 1841.

**) Mammy (Achras mammosa, der gemeine Breiapfel) wird in Westindien viel gezogen, und seine Frucht ist unter den Amerikanischen am meisten geschätzt.

(Anm. des Ueber[s].)

nannt wird. Dieser, sagt man, ist, wie der Nord-Amerikanische Königsvogel, selbst dem Falken gewachsen und herrscht unter allem Gevögel der Luft. Kolibris und kleine schimmernde Barbets wetteifern um den Blüthenhonig der gelben Ceder; ein düsterer schwarzer Vogel, an Gestalt einer Dohle gleich, den sie die schwarze Hexe nennen, zeigt sich viel auf den Hecken; Wachteln und kleine Tauben sind überall zahlreich, und über die Niederungen sieht man häufig eine kleine Art Rohrdommel streichen. An den Küsten aber wiegt sich der braune Pelikan über dem Wasserspiegel und taucht von Zeit zu Zeit nach seiner Beute.

Vielleicht ist die Bemerkung willkommen, daß der südliche Theil von Santa-Cruz eine weite Ebene ausmacht, ich glaube von Muschelkalkbildung. Den Nordrand deckt Gehügel von besonders schöner Wellung, welches aus hartem, merklich geschichtetem Thon besteht und durch irgend einen mächtigen Einfluß von unten nach verschiedenen Richtungen aufgeworfen scheint. Der höchste Gipfel daselbst ist der Adlerberg (mount Eagle), der sich 1200 Fuß über der Meeresfläche erhebt. Ein Stündchen von Westend liegt der Berg Prospect oder Bodkin, von dessen Gipfel man die umliegenden schönen Ebenen und Hügel überschaut, die alle mit Zuckerrohr bepflanzt sind. Jedoch das größte Vergnügen gewährt dem Fremden der Besuch der Küste. Mit großen rothen Muscheln und Schalen aller Art ist der Strand übersäet, und dazwischen mit Korallen, Madregoren, Tangen und unzähligen, wunderlich geformten Schwämmen, nicht der „Soldatenkrabben" *) zu gedenken, die purpur- und scharlachroth uniformirt in allen leeren Schneckenhäusern wohnen. Aber alle diese Herrlichkeiten sind noch nichts im Vergleich mit den Fischen. Unter einigen Kokospalmen an der Küste ist zu Westend kurz vor Mittagszeit an jedem Tage Fischmarkt. Da ist es eine Lust, die Ankunft der Fischerböte abzuwarten und die Fische lebend zu sehen, ehe sie aus den Fahrzeugen genommen sind oder wenn sie schon auf dem Gras an schattiger Stelle liegen. Die Mannigfaltigkeit der Arten ist eben so erstaunlich als die Pracht ihrer Farben. Ich weiß nur ihre gemeinen Namen, die gemein in der That sind, die ich aber doch, um die Farben der Fische zu schildern, hier aufführen will: Der Grunz (grunt), gelb und roth gestreift; die Ziege (goat), blaßroth und silbern; der Doktor, kupferglänzend; der Welsche (welshman), blaßroth, gelbgestreift: die Hirschkuh (hind), weiß mit rothen und braunen Flecken: der Felshirsch (rockhind), grün und blaugefleckt; der Papagei, dunkelbraun, blau und gelb; der Seidenfisch, glänzend hellroth; das Flackerauge (blare-eye), blaßroth mit einem wundersamen weißen Auge; das Spanische Schwein (span-hog), hellgelb und braun; der Engel, schön purpurn und golden. Diese Liste könnte noch sehr bereichert werden. Gewöhnlich sind die Fische 1 bis 2 Pfund schwer und sammt anderen größeren, die nicht so prächtig aussehen, gut für den Tisch und für die armen Bewohner von Santa-Cruz ein Hauptsubsistenzmittel. Unser Freund Dr. Griffith, ein geschickter Naturalist aus den Vereinigten Staaten, hat eine Menge von dieser bunten Gesellschaft zusammengebracht und mit vielem Glück, so daß die Farben nicht verloren gehen, konservirt; die Sammlung hat er, wie ich höre, einem der wissenschaftlichen Institute zu Philadelphia übergeben.

Christiansted oder Bassin ist viel größer als Westend, wohlgebaut und ein angenehmer Ort, mit einem guten Hafen für Schiffe. Das Gouvernements-Haus ist schön und bequem; bei der Stadt liegen hohe und malerische Berge, die mit ihrem schönen Ueberblick des Hafens, der Küste und fruchtbarer Ländereien nach Osten und Westen hin das Ersteigen belohnen. Eben so des Gouverneurs Landsitz Bulow-Minde, ungefähr zwei Engl. Meilen von Bassin, auf einer bedeutenden Höhe, wo man schöner Fernsichten und reiner, kühler Luft in Ueberfluß genießt. Für Erkrankte jedoch ist Westend mit seinen vielen trefflichen Kosthäusern und der leicht zugänglichen, reizenden Umgebung der empfehlenswertheste Ort. Das Thermometer hielt sich während unseres Aufenthaltes zwischen 75 und 85, mit geringer Abweichung bei Nacht. Am Tage muß man die glühende Sonne vermeiden; in den Morgen- und Abendstunden aber ist die Temperatur gemeinlich angenehm. Bessere und gesundere Kost braucht Niemand zu wünschen als Santa-Cruz in seinem Fisch, seinem zarten Schwein- und Hammelfleisch, seinem Gemüse und seinem Obste darbietet. Die Yams geben, wenn sie vollkommen sind, einen guten Ersatz für eine mehlige Kartoffel; die reifen Plantanen und Bananen, letztere vorzüglich, sind wohlschmeckend und liefern gebacken eines der angenehmsten Zugemüse. Köstlich sind die Apfelsinen, denen die Pampelmusen und Paradiesäpfel, wenn sie nur ganz reif sind, nichts nachgeben. Dazu dann noch die Sauermuß- und Beunsäpfel, Zapotillen, Zucker-, Schön- und Sternäpfel und das beste von Allem die Mangofrüchte. **)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Soldier crabs, Diogeneskrebse, Einsiedler (Pagurus Diogenes und Eremita) im Mittelländischen Meere häusig; eine ähnliche Art in Ostindien; wieder eine in Westindien, wo sie „Soldaten" heißen. (Rumph's Raritätenkammer 1767. S. 23.)

**) Sapotille, Zapotille (Sapodilla, Mispelapfel, mispelartiger Breiapfel) ist die apfelförmige Frucht der größeren Art von Achras Sapota, eine Frucht, die in brauner rauher Schale ein süßes Muß und viel säuerlich herbe Milch verschließt, daher am Baume bleiben muß, bis sie, überreif und teigig geworden, wie eine Mispel zum Genusse dient. — Der Sternapfel, Chrysophyllum, vermuthlich Caimito, ein Baum, der in Westindien häufig kultivirt wird und große Aepfel von weißem gallertartigen Fleische, die dort zu Lande für sehr wohlschmeckend gelten, zum Dessert liefert. — Die Mangofrucht, Manga, Manga brava (im Unterschiede von der wilden, giftigen Manga dos Matos) ist die duftige, säuerlich süße und wie Ananas wohlschmeckende Frucht der Mangifera indica, nächst der Mangostane, die man die herrlichste Frucht der Welt nennt, die geschätzteste; wenigstens allen Europäischen edlen Südfrüchten weit vorgezogen.

Mannigfaltiges.

— Biographie Universelle. In Frankreich giebt es zwei encyklopädische Werke, die unter dem Titel Biographie Universelle erschienen sind und die insofern unsere Conversations- und Universal-Lexika weit hinter sich lassen, als sie ausschließlich der Biographie gewidmet sind und diesen einen Zweig des encyklopädischen Wissens mit einer Vollständigkeit ausbeuten, wie es natürlich unsere alle Zweige zugleich umfassenden Sammelwerke nicht vermögen. Besonders in Frankreich dürfte es wohl kaum irgend einen bekannt gewordenen Namen geben, den man in der Biographie Universelle vergebens suchen wird. Es sind indessen diese beiden Werke, von denen das eine Herrn L. G. Michaud zum Herausgeber hat, während das andere von dem Bibliothekar Herrn Weiß in Besançon redigirt worden, sehr wohl von einander zu unterscheiden. Das erstere, von welchem kürzlich der 73ste Band erschienen, und zwar die Supplements von MAR bis MET enthaltend, ist die fleißige Arbeit einer großen Anzahl von Gelehrten, deren Namen auch unter den verschiedenen Artikeln genannt sind; das letztere dagegen, das auch den Titel Dictionnaire Historique hat und das im Ganzen aus sechs starken Bänden besteht, wird als eine bloße Compilation der anderen Arbeit angesehen, als ein kurzer Auszug mit wenigen Zusätzen, die jedoch obendrein sehr mangelhaft und fehlervoll sind. Der Verleger des einen Werkes hat den des anderen wegen Nachdrucks verklagt, ist jedoch vom Gerichte, wegen der Veränderungen und Zusätze, die sich in der Weißschen Biographie Universelle leicht nachweisen lassen, abgewiesen worden. Einige sehr spaßhafte Fehler, die in dem letztgedachten Werke vorkommen, sind unter Anderem folgende: Der Florentiner Becari läßt, Herrn Weiß zufolge, im Jahre 1754 eine Pastorale aufführen, stirbt jedoch 1730; der Maler Bordone wird 1500 geboren und stirbt 1750; ein Mathematiker, Namens Beaune, schreibt eine Abhandlung über die Reitkunst (équitation); gemeint ist jedoch eine über die Gleichungen (équations); Bedé de la Gormandière soll bereits 1466 ein Buch über die „Freiheiten der Gallikanischen Kirche" geschrieben haben, während bekanntlich der Begriff dieser Freiheiten erst im Jahre 1682 durch die Erklärung Bossuet's sich bildete; in der Lebensbeschreibung eines Bernischen Patriziers, Namens Lubanberg, erfährt man, daß dieser im J. 1740 als Gesandter zu Karl dem Kühnen sich begab und 1746 (soll heißen: 1476) die Schweizer befehligte, welche gegen die Burgundischen Truppen in der Schlacht von Murten gekämpft, u. dgl. m.

Bibliographie. *)

Schweden.

U. Trolli Europeiska staternes mått- och wigtordningar jemte tabeller för förvandlingen af främmande länders mått till Svenska och för jemförelsen mellan olika länders. 8. Stockholm. 3 rd. 32 sk.

P. G. Cederschjöld Handbok för barnmorskor. 2. (verb.) upplag. 8. mit 3 Kpf. Stockh. 2 rd.

Handbok för mineraloger under resor i Sverige. 8. Stockh. 1 rd. 16 sk. — Verfasser dieses Handbuches ist der Mineralog W. Hisinger.

J. Berzelius Om fosforens föreningar med svafvel. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissensch. für d. J. 1842.) 55 Seit. 8. Stockh.

Annales regum Mauritaniae a condito Idrisidarum imperio ad a. fugae 726 ab Abu-l Hasan Ali Ben Abd Allah Ibn Abi Zer' Fesano vel, ut alii malunt, Abu Mohammed Salih Ibn Abd el Halim Granatensi conscriptos, ad librorum manuscriptorum fidem edidit, scripturae varietatem notavit, latine vertit observationibusque illustravit C. J. Tornberg. Tomus I (Textum arabicum continens) Fasc. 1. 4. Upsaliae. 4 rd. — Hr. Tornberg gab im J. 1839 desselben Arabischen Schriftstellers Primordia dominationis Morabitorum heraus.

Handlingar rörande Sveriges historia, ur utrikes arkiver samlade och utgifna af A. Fryxell. Del 4. 8. Stockh. Subscrpr. 2 rd. Ladenpr. 2 rd. 16 sk. — Erscheint seit d. J. 1836 und enthält für die Geschichte Schwedens interessante vom Herausgeber auf seinen Reisen im Auslande (derselbe war vor einigen Jahren auch in Berlin) gesammelte Urkunden.

Apparatus ad historiam sveo-gothicam Celsiani sectio secunda; quam — edi curaverunt H. Reuterdahl et G. E. Warholm. Pars 38 (Schluß). 4. Lundae.

H. Reuterdahl Svenska kyrkans historia. Band 2. Häft 1. 8. mit 3 Steindruckt. Lund. 2 rd. 8 sk. — Hieraus, in nur 30 Ex., besonders abgedruckt: De äldsta Svenska sigillerna. Bidrag till Sveriges konst- och culturhistoria. 26 Seit. 8.

E. G. Geijer Konung Gustaf IIIs efterlemnade och femtio år efter hans död öppnade papper. Öfversikt, utdrag och jemförelse. Del 1. 8. Upsala. 1 rd. 16 sk. — Den 29. März des J. 1842 fand bekanntlich auf der Universitäts-Bibliothek zu Upsala die Oeffnung der daselbst deponirten und, einer ausdrücklichen Bestimmung zufolge, 50 Jahr lang verschlossen erhaltenen Akten Königs Gustav III. statt. Ueber den Befund gab bald darauf Prof. Geijer in der Zeitschrift Frey einen kurzen Bericht. Vergl. auch Mag. 1842. Nr. 47. Art. Schweden. — Obiges Werk des berühmten Historikers nun enthält den ausführlichen Bericht über die nachgelassenen Papiere jenes Königs.

Kellgren Dumboma lefverne. Poem. (Mit G. Lindegren's Lateinischer Uebersetzung.) 11 Seit. 12. Stockh. 4 sk. — Johan Henrik Kellgren (geb. 1751, gest. 1795) gehört zu den namhaftesten Schwedischen Dichtern. Eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften ist: J. H. Kellgren Samlade Skrifter. (2. Aufl.) 3 del. Stockh. 1811. 8.

E. Tegnér Nattvards-barnen. 22 Seit. 12. Stockh. 12 sk. — Unter dem Titel „die Nachtmahlskinder" von Berg, Mayerhoff und Mohnike ins Deutsche übersetzt.

Grund-regler för Kongl. Vetenskaps-Academien af Kongl. Maj. i nåder gillade och fastställde den 3 Nov. 1842. 23 Seit. 8. Stockh. — Die Statuten der Königl. Akademie der Wissensch. scheinen demnach im J. 1842 neu bearbeitet worden zu seyn.

In der Schwedischen Journalistik hat sich, nachdem wir in Nr. 44 des vorig. Jahres darüber berichtet, nichts verändert.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 9. Häft 1. — Sveriges store män. Häft 22.

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Montag den 24. Juli 1843.

Italien.

Savanarola.

Jahrhunderte lang währte der Kampf des erwachten religiösen Bewußtseyns gegen die Herrschaft der Römischen Kurie, bis es durch Luther zum endlichen Siege gelangte. Aber der Sieg war theuer erkauft, und mehr als ein wackerer Glaubensheld hatte für die Wahrheit den Scheiterhaufen bestiegen. Unter diese Märtyrer gehört auch Savanarola.

Man muß es zugeben, Savanarola war ein Schwärmer, dessen Leben und Charakter das Urtheil des unphilosophischen Historikers wohl irre leiten können. Aber der tiefere Forscher findet in seinen Fehlern nur Produkte der Zeit, in welcher er lebte, nicht mehr individuelle unterscheidende Eigenthümlichkeiten. Denn obgleich er seiner Zeit so weit vorausgeeilt war, daß erst spätere Jahrhunderte seinen Werth rein erkannten, blieb er dennoch in den herrschenden Meinungen und Vorurtheilen so sehr befangen, daß wir gar Vieles ausscheiden müssen, ehe wir verstehen können, was er an sich war und was er unter günstigeren Verhältnissen hätte seyn können.

Savanarola verdankte seine frühe Entwickelung besonders seinem Großvater, einem Arzte, Namens Michael, welcher einen bedeutenden Ruf besaß und außerdem sich der besonderen Gunst des berühmten Nikolaus von Este, Herzogs von Ferrara, erfreute, auf dessen Ansuchen er sich auch von Bologna nach Ferrara übersiedelte, begleitet von Nicolo und Helena, den Aeltern Savanarola's. Die Familie war von guter Herkunft und stammte ursprünglich aus Padua. Hieronymus war geboren am 21. September 1452. Seine Freunde haben ihn beschrieben als einen Mann von mittlerer Größe, schön, blühenden Aussehens, mit hoher, kühner, tiefgefurchter Stirn und leuchtenden Augen von solchem Blau, was die Alten glaucus nannten, welche von langen röthlichen Wimpern beschattet wurden. Eine Adlernase erhöhte die Schönheit seines mehr fleischigen als zarten Gesichts, dessen Ausdruck durch eine volle Unterlippe gemildert wurde. Seine ganze äußere Erscheinung war gefällig und einnehmend; seine Hände so wenig fleischig, daß sie durchsichtig schienen, wenn er sie gegen das Licht hielt; die langen Finger gingen in spitze Nägel aus. Sein Gang war aufrecht, sein Benehmen gesetzt, gleichmäßig, entschlossen und zugleich höflich und gewandt in jeder Lage.

Der Großvater starb, als Savanarola zehn Jahr alt war, und Nicolo scheint von da ab eine Zeit lang die Studien seines Sohnes geleitet und ihm vortreffliche Lehrer gegeben zu haben, durch welche er mit der Griechischen und Römischen Literatur bekannt wurde. Er machte so rasche Fortschritte, daß man ihn fast für ein Wunderkind hielt, und Nicolo freute sich schon im voraus, daß der Sohn den Ruf des Großvaters als Arzt noch übertreffen werde; aber es war anders beschlossen.

Im Jahre 1475 verließ er heimlich Ferrara und begab sich in das Dominikaner-Kloster zu Bologna, wo ihm alsbald der metaphysische und naturphilosophische Unterricht übertragen wurde. Aber das genügte seinem strebenden Geiste nicht, und nachdem er dieses Amt einige Jahre ehrenvoll verwaltet hatte, zog er sich gänzlich zurück, um sich allein dem Studium geistlicher Bücher und namentlich der Bibel zu widmen. Doch wünschte er durchaus, dienender Laienbruder zu bleiben, und nur das Zureden und der Wille seiner Oberen vermochten ihn endlich, in den Priesterstand zu treten. Eifrig setzte er unterdeß seine Studien fort; aber je tiefer er in die Erkenntniß des göttlichen Wortes eindrang, je klarer ihm das Wahre der Religion und Moral wurde, desto schärfer mußte auf ihn die vergleichende Betrachtung des umgebenden kirchlichen und bürgerlichen Lebens wirken.

Das große Schisma hatte das Ansehen des Papstes in seinen Grundvesten erschüttert. Nach der Aufhebung desselben durch das Konzil zu Konstanz wirkten die Päpste wieder mit Nachdruck, aber zunächst für ihr weltliches Interesse. Auf den eitlen und herrschsüchtigen Paul II. folgte Sixtus IV., einer der schlechtesten Päpste, obgleich noch nicht der allerschlechteste, denn er wurde wirklich noch übertroffen von seinem Nachfolger, Innocenz VIII., welcher seine Wahl erkaufte und dann aller geschworenen Verträge und Eide spottete.

Savanarola war nun ordinirt, aber er fuhr fort, zu lehren, und erlangte täglich größere Popularität. Unterdeß war ein Krieg zwischen Ferrara und Venedig ausgebrochen, im Jahre 1482, und die Dominikaner hielten es für sicherer, aus Ferrara fortzuziehen. So kam Savanarola nach Florenz und sollte in der Fastenzeit predigen, allein sein Versuch mißglückte gänzlich. Er kehrte ins Kloster zurück, zwar gekränkt, aber entschlossen, sich für die Sendung vorzubereiten, wozu er sich, im Bewußtseyn unentwickelter Kraft, bestimmt glaubte. Zwei Jahre später begann diese Kraft sich in ausgezeichneter Weise zu äußern.

In Brescia war es, im Jahre 1485, wo Savanarola den ersten glücklichen Versuch in geistlicher Beredsamkeit machte. Er predigte über die Apokalypse, und zwar mit solchem Nachdruck, daß das Volk den Erklärer eines Propheten selbst für einen Propheten hielt. Zwei Jahre darauf bewunderte ihn Fürst Pico della Mirandola auf einer Synode der Dominikaner und bewirkte durch einen Brief an Lorenzo von Medici seine Berufung zum Prior von St. Marco in Florenz.

Was sich auch für die Herrschaft der Medicäer sagen läßt, man muß doch zugeben, daß der Geist der Freiheit litt, bei der beständigen Unterwerfung unter jene Familie, welche eine unbestimmte Stellung im Staate einnahm, in der That aber mitten in einer Republik monarchische Gewalt ausübte. Zu gleicher Zeit waren Venedig und Genua auf Florenz eifersüchtig, und es entsprangen daraus fortwährende Reibungen. Innocenz VIII. hatte sich mit Lorenzo verbündet, indem er seinen Sohn, welchen er öffentlich anerkannte, mit Lorenzo's Tochter verheiratete und deren vierzehnjährigem Bruder Johann von Medici, dem nachmaligen Leo X., einen Kardinalshut bestimmte. Derselbe Papst schloß ein Bündniß mit dem Sultan Bajazet, um Italien gegen einen Einfall der Türken zu sichern, that Ferdinand, den König von Neapel, in den Bann, weil er dem heiligen Stuhle einen gewohnten Tribut verweigerte, und begünstigte die Unternehmungen Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel. Doch kamen alle diese drohenden Kämpfe erst zum völligen Ausbruch nach Innocenz' Tode, unter seinem verworfenen Nachfolger Alexander VI.

Nun hatte Rom den Gipfel der Immoralität und Schamlosigkeit erreicht, als Borgia die Schlüssel Petri verwaltete, und auch Florenz hatte seinen reichlichen Antheil an der allgemeinen Auflösung der Sitten, obgleich die Uebelstände und die später drohende Gefahr politischen Unterganges, so lange Lorenzo mit kräftiger Hand die Zügel des Staates führte, nur jenen Wenigen deutlich wurde, die mehr auf Prinzipien achteten, als auf Personen.

Savanarola sah in allen bedeutenderen Staaten Italiens diese tiefe politische und kirchliche Verderbniß; er wagte, die Reform beider zu versuchen, und zwar mit der ungeduldigen Energie eines Italiäners und mit dem strengen Republikanismus eines alten Römers. Er begann damit, in seinem Kloster die strenge Regel des Dominikus wieder herzustellen, wirkte rastlos durch Lehre und Beispiel, schlief nur vier Stunden, war bei jeder gottesdienstlichen Handlung in seiner Kirche zugegen und gab allen denen Gehör, die seinen geistlichen Beistand suchten. Aber nicht zufrieden mit mönchischer Reform, griff er das Ansehen der Medicäer öffentlich an, beschuldigte sie, daß sie nach Souverainetät strebten, und weissagte ihren Untergang. Lorenzo starb; Pietro, sein Sohn und Nachfolger, vermochte nicht die Zügel mit gleich starker Hand zu fassen, und bald zerrissen Parteiungen die Stadt. Savanarola ergriff jetzt eine entschiedenere Stellung in den Staats-Angelegenheiten. Nicht bloß in der Kirche, auch auf den öffentlichen Plätzen redete er zu Tausenden und schalt die Verderbniß des Päpstlichen Hofes, die allgemeine Sittenlosigkeit und den herrschsüchtigen Sinn der Medici. Er empfahl die Bibel als einziges Sittenbuch und verdammte das Studium des Plato und Aristoteles. Bald stand er an der Spitze der stärksten Partei, deren Mitglieder Frateschi (Brüder) oder Piagnoni (Klagende) genannt wurden, weil sie beständig klagten über die Verderbniß der Sitten und den abnehmenden Wohlstand der Stadt; es waren eifrige Freiheitsmänner, welche eine demokratische Verfassung, große politische Freiheit und dabei die strengste sittliche Disziplin wünschten. Die Anhänger der zweiten Partei wurden von den Piagnoni Arabbiati (Wüthende) oder Compagnacci genannt, weil sie von Verbindungen junger Edelleute unterstützt wurden, welche unter dem Deckmantel politischer Zwecke sich ihren ungezügelten Begierden hingaben. Sie strebten nach einer Oligarchie und fürchteten die strenge Tugend und den Republikanismus des Savanarola noch mehr als die monarchische Herrschaft der Medicäer. Die dritte Partei endlich, die Bigi (Grauen), waren Freunde der Medici, aber nicht stark genug, den anderen öffentlich gegenüber zu treten; sie wirkten durch heimliche Intriguen, und gegen die Piagnoni gemeinschaftlich mit den Compagnacci.

(Schluß folgt.)

Westindien.

Die Dänisch-Virginischen Inseln.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Mangen von geringerer Güte schmecken etwas nach Terpentin, jedoch die besseren Arten ungefähr wie Pfirsich und sehr süß. Unser Freund, Dr. Stedman, der 30 Jahre auf der Insel als Arzt praktizirt hat, schickte uns eine Brodfrucht zum Geschenk: sie ist rund wie eine Kokosnuß und mit einer grünen Schale bedeckt; innen gefächert wie Honigwaben. Wir mußten sie einen Tag oder zwei liegen lassen, dann backen, und verspeisten sie in Scheiben geschnitten zum Frühstück: der Geschmack war süß, angenehm, wie von Gebäck aus Mehl; es ist wohl das beste Surrogat für Brod, das noch bekannt worden. Die Zucker-Aerndte fing auf einigen Gütern eben an, und wir besuchten unseren Freund Adam Stevenson zu North-End, um die Zuckerbereitung kennen zu lernen. Wenn Wind genug ist, daß die Mühle geht, so wird das Rohr, das man auf Eseln oder Mäulern herangeschafft, zwischen zwei eiserne Cylinder gesteckt, die fast einander berühren und sich beständig umdrehen.*) Der Saft, der auf diese Weise ausgepreßt wird, läuft durch eine lange hölzerne Rinne hinab in das Siedehaus am Fuße der Anhöhe. Ein großer Kessel, Klärer (Reiniger, Clarifiar) genannt, nimmt ihn daselbst auf, und er geht dann durch eine Reihe von Kochgefäßen unter verschiedenem Hitzegrade, um zuerst in Syrup, sodann in die dickere Flüssigkeit, welche Sling**) heißt, verwandelt zu werden. Der Sling wird durch Tröge in die Granulirgefäße geleitet, wo er sich zu Krystallen mit Molasse noch untermischt gestaltet; den granulirten Zucker bringt man auf Fässer, aus denen die Molasse allmälig in untergesetzte Wannen abläuft, so daß der harte Zucker rein und trocken zurückbleibt, wie er zur Ausfuhr seyn muß.

Der Zucker von Santa-Cruz hat gewöhnlich ein feines Korn und eine helle, zarte Färbung, in höherem Grade als derjenige, welcher auf üppigerem Boden erzeugt wird. Jeder Theil der schätzbaren Pflanze hat seinen Nutzen; die Blätter liefern ein gutes Futter für Schweine und Rindvieh; das ausgepreßte Rohr, das sie Trash nennen, wird zur Feuerung verwendet. Leider ist die Destillation ein unablöslicher Anhang jedes Siedehauses; man gewinnt nie zwei Logshead Zucker, ohne mindestens ein Puncheon Rum zu gewinnen. Der junge Rum Westindiens ist ein verführerisches und höchst ungesundes Getränk, das ohne Zweifel Vielen einen frühen Tod giebt. Unser Freund Stevenson trinkt nur Wasser und enthält sich standhaft der Rumfabrication. Die „Skummings“ des Zuckersaftes, woraus gewöhnlich mit einer Beimischung von Molasse der Rum gemacht wird, läßt er auf seinem Gute in den Klärer zurückschöpfen und zu einem Zucker verarbeiten, der an Güte allem übrigen nichts nachgiebt. Er ist der Ueberzeugung, daß er bei diesem Verfahren auch in ökonomischer Hinsicht Nutzen habe. Wie gut wäre es, wenn man überall in Westindien seinem Beispiele folgte! — Die Zuckerausfuhr von Santa-Cruz belief sich im Jahre 1839 auf 19,428 Hogsheads zu 1300 Ctr.; in früheren Jahren hat der Ertrag wohl 30,000 überstiegen. Dieser Insel kommt einerseits der sorgsame Fleiß und die Tüchtigkeit der ehrenwerthen Pflanzer, welche dort Besitzungen haben, zu Gute; doch ist andererseits kein Zweifel, daß die „todte Last der Sklaven“ schwer gefühlt wird, daß viele Ländereien aus den Händen ihrer ursprünglichen Besitzer in die der Wirthschaftsführer übergegangen sind, daß viele andere sehr verschuldet sind, und daß der Boden seit einer Reihe von Jahren bedeutend erschöpft worden. Die Befreiung des Grundbesitzes von seinen Lasten und die Wiederherstellung des Bodens wird, wie ich glaube, aufgespart seyn, um in den Annalen der Freiheit zu glänzen.

Ich höre, daß die Sklaven ungefähr 4 Fünftel der Bevölkerung ausmachen und etwa 19,000 Köpfe stark sind. Es gab eine Zeit, wo ihre Behandlung hart und streng war: damals verminderte sich ihre Anzahl beständig. Neuerlich jedoch hat die Dänische Gesetzgebung ihre Lage verbessert. Sie dürfen, wie ich höre, nicht länger zur Arbeit angehalten werden, als von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, mit Pausen, die jedoch zu kurz sind für Frühstück und Mittagessen. Unterhalt und Kleidung anbelangend, sind gesetzliche Bestimmungen gemacht. Den Treibern auf dem Felde ist der Gebrauch keines furchtbareren Werkzeuges erlaubt, als einer schwachen Tamarindengerte, und weder der Wirthschafts-Inspektor noch der Herr selbst darf härtere Strafe verhängen als 12 Hiebe mit dem Tau oder Einsperrung auf kurze Zeit (ich glaube, meistens in einen hellen Raum). Das Tau ist übrigens ein fürchterliches Marterwerkzeug; und die Beschränkung des höchsten Strafmaßes von 30 Hieben auf 12 ist, wie ich vernehme, eine Folge nicht gesetzlicher Verfügung, sondern bloß menschenfreundlicher Anordnung des General-Gouverneurs von Scholten. Jeder Sklave hat das Recht, sich frei zu kaufen, und das Lösegeld wird im Nothfalle von einem öffentlichen Taxator festgesetzt. Die milden Bestimmungen haben bewirkt, daß die Sklaven jetzt besser gehalten sind und durch Verminderung ihrer Anzahl keine erhebliche Zufuhr nöthig machen.***) Indessen muß man erwägen, daß gesetzliche Vorkehr für bessere Haltung der Sklaven in der Regel nur wenig fruchtet. Auf den Britischen Kolonieen wurden die Maßregeln dieser Art, welche das Englische Parlament beschloß, regelmäßig durch Lokal-Verhältnisse wirkungslos gemacht; willkürliche Gewalt wird in der Stunde der Versuchung, allem Gesetz und der gesunden Vernunft entzogen, der Mensch nur zu leicht mißbrauchen. So ist auch wahrscheinlich, daß sogar in Santa-Cruz, wo die mildernden Gesetze von einer Lokal-Regierung ausgehen, die so despotisch als wachsam ist, dennoch Gewaltthaten und Grausamkeiten von Zeit zu Zeit vorfallen, welche niemals zur Kenntniß der Regierung, noch viel weniger eines fremden Reisenden gelangen. Die Dänischen Inseln stehen wegen der Sklaverei jedenfalls und unverkennbar auf einer niedrigeren Stufe als die Britischen, deren Neger emanzipirt sind; der Zustand ihrer Schwarzen ist in physischer wie in moralischer und intellektueller Hinsicht schlechter. Wir erfuhren zu unserer Freude von unserem Freunde, Capt. von Scholten, dem Bruder des (damals nach Dänemark gereisten) General-Gouverneurs, daß zu Kopenhagen eine Kommission niedergesetzt wäre, um die Lage der Kolonieen in Bezug auf die Zulässigkeit der Emancipation zu untersuchen. Sieben große Gebäude sind inzwischen an verschiedenen Punkten der Insel aufgeführt worden, welche als Kapellen und Schulen für die Negerbevölkerung dienen sollen. Gebraucht werden sie noch nicht: doch haben einige Pflanzer die lobenswerthe Veranstaltung getroffen, ihre Sklaven im Lesen und in der heil. Schrift unterrichten zu lassen. Ein Farbiger, Namens Macfarlane, der zum Lehrer sich in jeder Hinsicht eignet, hält die zu diesem Ende von Gut zu Gut wandernde Schule. Auf den Gütern, welche an dieser Einrichtung theilnehmen, sind die Neger bereits sehr gefördert und leisten, über ihre sittlichen und religiösen Pflichten belehrt, den Herren bessere Dienste als zuvor, in der Zeit ihrer Unwissenheit.

Ferner bestehen unter Aufsicht der bischöflichen Kirche Sonntags-Schulen zu Bassin und Westend, welche von einigen hundert schwarzen, Mulatten- und weißen Kindern besucht werden. Einige Pflanzer und ihre Frauen, nebst Farbigen und anderen Personen, geben den Unterricht in diesen Schulen, und das gesegnete Werk wird Seitens der Lehrer wie der Schüler ohne Kastengeist und Vorurtheil für Farben-Unterschied getrieben.

Eine sehr heilsame Einrichtung auf den Dänischen Inseln ist das Schieds-Gericht, dem alle Beschwerden und Händel in Civilsachen vorgelegt werden müssen, ehe sie zu prozessualischer Entscheidung zugelassen werden. Dadurch werden die meisten Sachen auf gütlichem Wege erledigt, und das Richteramt ist auf Santa-Cruz eine Sinekure oder existirt beinahe gar nicht. Auf den Westindischen Besitzungen Englands würde ein solches Institut unschätzbar seyn, da die Rechtshändel dort eine unversiegliche Quelle von Plagen und Aufregungen sind.

Noch muß ich des höchst angenehmen geselligen Lebens von Santa-Cruz Erwähnung thun. Mit der zuvorkommendsten Güte und Gastfreundlichkeit wurde uns von vielen der einheimischen Pflanzer begegnet. Außer der Dänisch-lutherischen Kirche genießen dort gesetzlicher Freiheit nur noch die Böhmischen Brüder, die Römischen Katholiken und die Angehörigen der Englischen Episkopalkirche; uns aber wurde vom Gouvernement die spezielle Erlaubniß ertheilt, in beiden Städten Gottesdienst zu halten.

2. St. Thomas.

Kommt man gen St. Thomas von Süden her und nähert sich dem Hafen der Stadt, welche denselben Namen wie die ganze Insel führt, so hat man einen Anblick, der zu den überraschendsten Westindiens gehört. Den Hafen bildet eine wohlumschlossene Bucht, die durch schmale Einfahrt mit dem Meere zusammenhängt, gar ein sicherer Standort für Schiffe. Es ist ein Freihafen und als ein kleines Handelsemporium wichtig genug, daher wir viele Fahrzeuge von verschiedenen Größen und Flaggen darin liegen sahen. Links vom Eingange ist ein hoher, runder Berg, auf dem das Fort steht; zu rechter Hand auf zwei Anhöhen zeigen sich Reste von Befestigungen der Bukaniers. Die Stadt liegt freundlich gebaut auf drei Hügelrücken, welche am nördlichen oder landeinwärts äußersten Ende der Bucht neben einander herlaufen; hinter diesen erheben sich malerisch geformte Kegelberge, von Urfels, wie ich glaube, bedeckt mit Strauchwerk. Es hat den Anschein, als gewährte dieser Hafen den Schiffen vollkommene Sicherheit. Aber dem ist nicht so in allen Fällen. Während des fürchterlichen Sturmes, welcher im August 1837 die Insel heimsuchte, gingen viele Schiffe daselbst unter, andere wurden auf den Strand geworfen. Der Verlust an Leben und Gut, den dieses traurige Ereigniß verursachte, war sehr beträchtlich.

Wir fanden in St. Thomas ein gut eingerichtetes Kosthaus, welches von den Kaufleuten der Stadt viel besucht wird, und nahmen dort Wohnung; aber wir zogen bald wieder aus, weil sie in dem Hause Vorbereitungen zu einem großen Ball machten. Ruhe war übrigens in der Stadt dazumal nicht zu erlangen. Es war die Zeit der Neger-Saturnalien, die von Weihnacht

---

*) Daß hier nur zwei Cylinder erwähnt werden, ist wohl ein Irrthum. Bekanntlich haben die Zuckermühlen, weil das Rohr zweimal durch die Walzen gehen muß, drei Cylinder, von denen ehemals der mittlere der stärkste zu seyn pflegte, während er bei den neueren Englischen Mühlen den geringeren Durchmesser hat.

**) Die eingedickte Flüssigkeit heißt in den Französischen Zucker-Kolonieen Muscovade und ist wohl unter dem Namen Rohzucker, Farin, bekannter.

***) Ein Königl. Reskript an den Gouverneur v. Scholten vom 1. Mai 1840 enthielt den Befehl, den Pflanzern anzukündigen, wie der König „wünsche“, daß 1) den Plantage-Negern jede Woche außer der Aerndtezeit ein Tag zu eigener Verfügung frei gegeben werde, jedoch mit dem Vorbehalte, daß auch an diesem Tage die Neger gegen Vergütigung von 1 alten Real oder zehn Schill. Westind. Courant alle unentbehrliche Arbeit, als Krankenpflege, Viehhütung u. dgl., zu verrichten gehalten seyen; daß 2) jedem Neger von acht Jahren und darüber, der die ganze Woche auf den Plantagen arbeitet, ebenfalls 1 alter Real vergütigt werde.

Die schwarze Bevölkerung der Dänischen Inseln hatte indessen erwartet, daß der Gouverneur bei seiner Anwesenheit in Dänemark den Befehl zur völligen Emancipation der Sklaven erlangt haben würde. Deshalb ward dem Herrn v. Scholten bei seiner Ankunft auf St. Thomas ein sehr freudiger Empfang zu Theil. Als nun die Lage der Sache kund ward und sich überdies ergab, daß die Pflanzer dem Wunsche des Königs nicht einmal nachkommen wollten, empörten sich die Neger, wodurch der Gouverneur sich gezwungen sah, Gewalt anzuwenden und den Rädelsführer mit 6 Peitschenhieben und Gefängniß zu bestrafen.

bis Neujahr dauern und während welcher den Sklaven alle Freiheit gelassen wird, nach Herzenslust zu trommeln, zu fiedeln, zu tanzen und zu singen. Der böse Geist der Sklaverei schien sich für einen Augenblick in einen Possenreißer verstellt zu haben, und wir dachten, daß die Zerstreuung unvermeidlich den Negern so nachtheilig seyn würde, als uns ihr Lärmen lästig. Wer wollte aber richten — war es doch ihr einziger Feiertag!

Die Insel hat landschaftliche Schönheiten, aber unfruchtbaren Boden. Es giebt nur wenige Zuckerwirthschaften von geringem Belang, und die Bevölkerung, die sich auf etwa 11,000 Seelen belaufen soll, drängt sich in der Stadt zusammen. Eine einzige protestantische Kirche, die nicht sehr geräumig ist, dient in dieser volkreichen Stadt Sonntags den Dänischen Lutheranern und den Holländischen Reformirten nach einander. In derselben hielten wir, mit gütiger Bewilligung des reformirten Pfarrers und Erlaubniß des Gouverneurs, Major Orholm, unseren Gottesdienst. Im Allgemeinen herrscht wohl wenig religiöser Sinn unter den aus vielen Nationen zusammengewehten Kaufleuten und dem Sprachenwirrwar dieses kleinen Tyrus. Handel am Tage und Abends Ergötzlichkeiten schienen die vornehmsten Angelegenheiten der Bewohner. Ueber den moralischen Zustand der Schwarzen und Farbigen vernehmen wir nichts Erfreuliches. Ehen sind unter ihnen selten; lüderliche und gemeine Sitten scheinen allgemein zu seyn. Niemand wird sagen können, daß die Sklaverei auf St. Thomas irgend einen Vortheil stifte, sey es in ökonomischer und politischer, sey es in moralischer und intellektueller Hinsicht.

Die Herrnhuter-Niederlassung liegt ungefähr 2 Engl. Meilen westlich von der Stadt. Ein religiöser Einfluß derselben auf die Bevölkerung von St. Thomas, obwohl ein solcher in gewissem Maße sich wohlthätig erweist, kann doch deshalb nicht in ausgedehnterer Weise geübt werden, weil erstlich die Brüder nur in dem Negerholländisch, einem jetzt nur wenig noch verbreiteten Jargon, predigen und lehren, und zweitens, weil sie selbst Sklaven auf den Besitzungen der Mission halten. Man muß bedauern, daß die Dänische Lokal-Regierung jetzt auf beiden Inseln gegen die Methodisten sehr eingenommen ist. Es genügt, wie es scheint, daß Einer Methodist sey, um von den Dänischen Inseln ausgeschlossen zu werden. Am meisten beladt St. Thomas sich mit Schuld durch seine Theilnahme an dem Sklaven-Handel. Spanische und Portugiesische Sklavenschiffe suchen häufig diesen Hafen, um sich für ihr abscheuliches Gewerbe in den Stand zu setzen; frei laufen sie ein und aus, ohne von den Dänischen Kriegsschiffen, welche daselbst stationirt sind, im mindesten behelligt zu werden; ja einigemale haben sie ihren Bedarf an Schießpulver aus dem Fort selbst erhalten.

Auf unseren Morgenritten über die Höhen der Nachbarschaft genossen wir häufig die entzückendsten Blicke auf Hafen, Stadt und wilde Berglandschaft. Von den Höhen im Norden der Stadt gewahrt man nach beiden Seiten hin das Meer mit seinen zahllosen Buchten und Felsendämmen; wenige Meilen ostwärts von ihr hat man die Aussicht auf St. Johann, Tortola, José Vandyk und andere malerische Inseln, deren waldige Massen der Ocean scheidet. Vielleicht die größte Merkwürdigkeit der Insel ist ein erstaunliches Exemplar des Seiden-Baumwollbaums (Bombax Seva), welches zwei Meilen westlich der Stadt wächst. Dieser Baum, welcher ein helles Laub und Kapseln voll seidiger Baumwolle (gut, wie man sagt, zu Hüten) trägt, verliert seine Blätter einmal im Jahre. Als wir ihn sahen, war er ganz kahl — ein Stamm von etwa 50 Fuß im Umfang, gewundenen Körpers und mit hohen, schlanken Zinnen oder Ausschüssen versehen, die ungeheuren Aeste unter rechten Winkeln weit ausstreckend, welche mit Nebenzweigen, die wieder fast rechtwinkelig stehen, besetzt sind; zum Theil bedeckt mit ungeheuren Knorren. Dieser Baum ist ein Sprößling Afrika's. Das geschilderte Exemplar ist ein wahres Ungethüm der Pflanzenwelt.*) Wir ergötzten uns, eine Ameisenart, dort die Holzlaus genannt, auf dem Baume arbeiten zu sehen. Die Thierchen hatten ihre Hauptstadt auf einer Gabel angelegt, die von zwei Zweigen gebildet ward, und von diesem Punkt aus über den Baum hin nach allen Richtungen Straßen oder Gänge, die von emsigem Volke wimmelten.

Rußland.

Eine Kreuzfahrt an der Abchasischen Küste.

Kennt Ihr Abchasien? Es ist ein wildes Land, das den westlichen Abhang des Kaukasus und die niedrigen Ufer des Schwarzen Meeres, zwischen den Flüssen Ingur und Gagrysch, einnimmt. Die Berge sind hier von undurchdringlichen Wäldern beschattet, deren ewige Eichen und Platanen mit Weinreben umschlungen sind. Sümpfe und Moräste füllen die Niederungen zwischen den Bergen aus, und schäumende Bäche, die sich von den Höhen des Kaukasus in das Meer ergießen, unterbrechen nicht selten alle Verbindung zwischen den bewohnten Punkten des Landes. Das Klima ist in dem niedrig gelegenen Theile Abchasiens fast eben so schädlich, wie in dem Thale des Rion: in den Bergen ist die Luft dagegen stets rein und gesund.

Die Einwohner sind wild, grausam und in Lumpen gehüllt — die Frauen sieht man nie. Ihre ärmlichen Hütten liegen im Schoße dichter Waldungen, und ihre Haupt-Nahrung besteht aus Mais und Hirse. Etwas Vieh- und Bienenzucht ist ihre einzige Industrie, mit Ausnahme des Kleinhandels, des Raubes und des Verkaufs ihrer Gefangenen. Salz und Eisen, deren sie am meisten bedürfen, wurde ihnen sonst durch die Türken und Armenier aus Trapezunt und Batum zugeführt, die sie auch mit seidenen und baumwollenen Stoffen, Waffen, Leder, Ackerbau-Utensilien, Schwefel und Pulver versahen und dagegen Buchen- und Palmenholz, Wachs, Honig und Sklaven eintauschten. Jetzt haben indessen unsere Kreuzer diesem Handel ein Ende gemacht.

Die Waffen der Abchasen bestehen aus einer Flinte, der Schaschka und dem Kindschal (Dolch); Einige tragen noch außerdem ein Pistol im Gürtel. Sie sind treffliche Schützen, fechten meistens zu Fuß und vermeiden offene, ebene Gegenden. Zu ihren Raubfahrten gebrauchen sie lange, scharfgebaute Galeeren ohne Verdeck, mit einem oder zwei Masten und zwölf bis vierundzwanzig Rudern, die sich durch die Schnelligkeit ihres Ganges auszeichnen.

Was ihre Religion betrifft, so sind die Abchasen äußerst schlechte Christen. Der Gottesdienst wird bei ihnen in Imeretischer Sprache verrichtet, wovon sie kein Wort verstehen. Sie treten in die Kirche ein, ohne die Mütze abzunehmen, und lassen sich durch das Messelesen in ihrem Gespräche nicht stören.

Ich befand mich öfter am Bord der Fahrzeuge, die im Schwarzen Meere kreuzen, wozu ich besonders die Dampfschiffe passend fand. Wie ein Pfeil verfolgen und erreichen sie den Feind und sind daher zu diesem Dienste den Linienschiffen und Fregatten weit vorzuziehen, obgleich der Anblick der letzteren ungleich majestätischer ist. Ein solches Kriegs-Dampfboot fährt längs der Abchasischen Küste, um einen Türkischen Schmuggler aufzufangen, der sich mit einer Ladung Sklaven durchzuschlagen sucht. Plötzlich kömmt ihm ein fast unmerklicher Punkt im Meere zu Gesicht — das ist der Türke. Es verstärkt den Dampf, durchschneidet mit Blitzesschnelle die Wogen, eine lange, schäumende Furche hinter sich zurücklassend — und schon ist es seinem Ziele nahe. Jetzt zieht es seine Flagge auf, feuert einige blinde Schüsse ab und giebt dem Verfolgten das Signal, seine Segel einzuziehen — aber umsonst; der Schmuggler bemüht sich, seinem Gegner durch schlangengleiche Windungen zu entkommen. Aber bald nähert sich das Dampfboot auf Schußweite, und das Zischen einer Kanonenkugel spricht mit größerer Beredsamkeit als alle Signale und blinde Schüsse. Die Freibeuter fügen sich in ihr Schicksal und legen bei. Auf dem Kreuzer erschallt das Kommando des wachthabenden Offiziers: „In die Böte!" — der Bootsmann pfeift, und die Ruderfahrzeuge liegen schon auf dem Wasser; bewaffnete Matrosen werfen sich hinein, erreichen die Türkische Tschekterme und bemächtigen sich ihrer fast ohne Widerstand. Sie wird von dem Dampfer ins Schlepptau genommen und folgt dann gehorsam im Kielwasser des Siegers.

Es war ein heller, schöner Tag, als der Kreuzer sich der rauschenden Mündung des Flüßchens Taubsa näherte, dessen aufgeregte Fluthen mit der Meeres-Brandung kämpften und an dessen Ufer wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Das Schauspiel war entzückend: auf den Gipfeln der Berge erblickte man unsere Vorposten mit ihrer Artillerie, und das Meer war mit unseren Kriegsschiffen und Transport-Fahrzeugen bedeckt. Ich befand mich in einer fröhlichen Gesellschaft von See- und Land-Offizieren, als die erlösten Sklaven und Sklavinnen vom Dampfboot ans Land gebracht wurden. Wir eilten, die Berg-Schönen in der Nähe zu betrachten, und bewunderten ihre Frische, die Schlankheit ihres Körperbaus, vor Allem aber ihren wild-reizenden, ausdrucksvollen Blick. Jeder fühlte, daß ihm das Herz unwillkürlich bewegt wurde. Aber junges Blut ist heftig und unbezähmbar; der Midshipman Besani, der sie ans Ufer eskortirt hatte, war von heißer Leidenschaft zu einer der Gefangenen entflammt. Er war ein Jüngling von achtzehn Jahren — schön, lebhaft und flüchtig wie eine Schwalbe; in seinen Gesichtszügen spiegelten sich Edelmuth, Kühnheit und Begeisterung. Er konnte sich nicht von der Geliebten trennen, schmeichelte ihr, liebkoste sie; aber sein Herz schien von einem melancholischen Gefühle beklemmt. Er verlor sich in Gedanken, und die stumme Tochter der Berge schaute ihn furchtsam und zweifelhaft an. So vergingen einige Stunden; wir hatten Besani längst verlassen und uns in verschiedenen Richtungen zerstreut.

Plötzlich eilt ein Matrose zu dem Midshipman in das Zelt und ruft: „Ew. Gnaden! Schnell ins Boot! Das Dampfschiff hat schon mehrere Male signalisirt; gleich wird man einen Schuß abfeuern. Die Brandung wird immer stärker."

Ein Schuß nach wiederholtem Signal bedeutet in der Seesprache einen Verweis. Besani küßte seine Gefangene und eilte mit schnellen Schritten nach dem Ufer. — „Sonderbar!" sagte er zu mir, als ich ihn nach dem Dampfboot begleitete, „nie hat ein Frauenzimmer einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese Tscherkessin. Beim ersten Blick fühlte ich eine heiße Leidenschaft in mir auflodern, und doch ist meine Seele von düsterem, hoffnungslosem Kummer umflort. Werden Sie es mir glauben? Als Alle mich verlassen hatten, wurde mir so traurig zu Muthe, daß ich fast anfing, wie ein Kind zu weinen. Jetzt ist Alles vorbei — selbst die Gluth der Leidenschaft; nur das Herz schlägt mir noch unruhig."

Ich bemühte mich, den armen Jüngling zu beruhigen, dessen Antlitz deutliche Spuren inneren Kampfes trug. Es war inzwischen dunkel geworden, und

*) Vergleichshalber wiederholen wir die Notizen, die Oken über den Bombax Ceiba zusammengestellt hat: „Ein ungeheurer Baum, mit einem Stamm 60' hoch, der so dick wird, daß ihn kaum 15 Mann umklaftern können und man große Kähne daraus macht. Columbus sah auf seiner ersten Reise einen solchen, der 130 Mann faßte. Unten steht der Stamm auf mehreren Schwibbögen, die so breit werden, daß man Tische daraus machen kann; die Aeste stehen oben rund herum und machen so viel Schatten, daß 1000 Mann darunter stehen können. Die Blätter fallen im Jänner ab, und dann kommen an den Enden der Zweige Blumenbüschel mit ½" langen, purpurrothen, atlasartigen Blumenblättern, welche in solcher Menge abfallen, daß man erstaunt. Darauf folgt eine häutige Kapsel, fast faustdick, mit einigen erbsengroßen Samen in seidenartiger, grauer Wolle, die man in die Betten braucht. In den Höhlen der Schwibbögen sammelt sich Wasser, woran sich die Reisenden laben. Ein Steckling wächst in 3—4 Jahren so groß als eine Eiche. In Guyana schlagen die Wilden im Winter, während der Ueberschwemmung, ihre Wohnungen auf diesen Bäumen auf, so daß ganze Dörfer gleichsam in der Luft stehen."

die schwarzen Wellen vermischten sich mit dem weißen Schaume der Brandung. Das Meer wogte furchtbar. Dieser Anblick schien Besani zu erheitern; er sprang ins Boot, half mir einsteigen, und das Steuerruder ergreifend, gab er das Kommandowort: „Stoßt ab!" Die leichte Jolle flog über das Wasser; die nervigen Arme der Matrosen arbeiteten unablässig, und des kalten Windes ungeachtet floß der Schweiß in Strömen von ihrem Gesicht, während die zarte und fieberhaft zuckende Hand Besani's, dessen ausgelassene Laune zurückgekehrt war, das Boot nach dem Dampfschiff lenkte. Hier war Alles in Bewegung; die Segelstangen waren eingenommen, die Dampfkessel geheizt worden, und wir konnten nur vermittelst der Sturmtreppe an Bord gelangen, wo der Midshipman mit einem Verweise empfangen wurde.

Unterdessen nahm der Sturm immer mehr zu. Schwarze Gewitterwolken bedeckten den Horizont, und nächtliches Dunkel umgab uns von allen Seiten. Die Wellen ergossen sich über das Dampfschiff; das Heulen der Winde, das Krachen der Masten, die furchtbare Schwankung machte einen betäubenden Eindruck. Unser Ankerplatz wurde gefährlich, weil er sandigen Grund hatte — erfahrene Seemänner erblaßten. Nur Besani scherzte über Alles, lachte aus vollem Halse, stellte sich gegen den Wind und schrie: „Brause nur! Stärker!" als ob er das wüthende Element zum Kampf herausforderte. Die drohenden Anzeichen erregten endlich die Besorgnisse des Capitains; wie es in solchen Fällen üblich ist, hatte man den Dampf schon aufgetrieben; „mit ganzer Kraft! vorwärts!" kommandirte er — die Räder bewegten sich — „Midshipman Besani!" fügte der Capitain hinzu, „laßt die Ankerkette aus! Rasch!"

Gesagt, gethan. Die Offiziere staunten über den kühnen Entschluß des Capitains, aber dieser wußte aus Erfahrung, daß es am sichersten ist, in See zu gehen, wenn der Anker nicht länger halten will. Der Ingenieur, ein sachkundiger Engländer, behauptete, es hätte solches schon längst geschehen sollen. Jetzt wandte sich die Aufmerksamkeit der ganzen Mannschaft auf die Frage: Geht das Dampfschiff oder nicht? Es bewegte sich, aber äußerst langsam. Hier galt es Leben oder Tod. „In die Brandung gesteuert!" schrie der Capitain, indem er selbst nach den Rädern sah. Es war furchtbar, den Kampf der Maschine von 180 Pferdekraft mit dem tobenden Elemente zu beobachten — wie sie, ringsum von Schaum bedeckt, die Wellen durchschnitt. Das Dampfbot erhob sich und sank in einen Abgrund von fünf, sechs und mehr Faden, ungeheure Wogen brachen sich an ihm und überschwemmten das Verdeck mit ihrer brausenden Fluth. Der Hut wurde mir vom Kopfe gerissen, und meine langen grauen Haare flatterten im Winde. Ich stand am Hauptmast, und unwillkürliche Gedanken bemächtigten sich meiner; ich begriff die Gewalt der Natur im Vergleich mit der Schwäche des Menschen und bewunderte dennoch die Geisteskraft dieses ohnmächtigen Wesens im Kampf mit seinem riesigen Gegner. Die Zeit verging; wir entfernten uns nach und nach vom Ufer, das wir in der Sturmesnacht und in dem Wasserwirbel, von dem wir umgeben waren, aus den Augen verloren. In solchen Momenten wird uns das Wort „Chaos" erklärlich; wir befanden uns in der That im Chaos der Elemente.

Indessen ging Alles gut, bis der Steuerman einen Fehler machte, der uns verderblich ward. Eine ungeheure Welle, die gerade auf uns zu kam, wurde von ihm nicht schnell genug bemerkt; es gelang ihm daher nicht, das Schiff zur rechten Zeit zu wenden, und sie brach sich mit voller Gewalt längs unserer Seite, wobei sie die Röhre unseres Dampfkessels fortriß. Die Maschine stockte. Allen sank das Herz, mit Ausnahme des Capitains; ohne Zeit zu verlieren, ließ er Segel beisetzen, um das Schiff bei dem Winde zu legen. In demselben Augenblick trug eine neue Wassermauer einige Matrosen in den Abgrund fort; Besani hielt sich kaum an der Schiffswand fest, während er noch einmal in unsinniger Freude aufjauchzte. Unser Fahrzeug, von den Segeln getragen und von den Wellen gepeitscht, flog nach dem Ufer zu, und wir erblickten das Lager wieder. Einige Schiffe lagen noch vor Anker, andere waren schon ans Land geworfen, und noch andere gingen unter Segel. Wir warfen einen Anker aus — umsonst! er faßte nicht, und wir wurden gerade auf das Ufer getrieben, bis sich der Kiel des Dampfboots im Meeressand fest grub. Die Küste war nahe, aber die mächtigen Wellen verhinderten uns, sie zu erreichen oder Hülfe zu bekommen. Es war schrecklich, ein Corps von 10,000 furchtlosen Kriegern zu sehen, die sich vergeblich bemühten, ihren Landsleuten Beistand zu leisten. Wir hatten den unvermeidlichen Untergang vor Augen; die Wellen hatten unser Schiff auf die Seite geworfen, während es mit dem Kiel noch am Grunde festsaß und von einer Seite zur anderen schwankte. Die Brandung überschwemmte das Verdeck; es war nicht möglich, sich darauf festzuhalten. „Die ganze Mannschaft auf die Banten!" kommandirte der Capitain, und Alle kletterten die Mastseile hinauf. Besani war neben mir. Seine seltsame Heiterkeit war verschwunden, und er sagte mit Festigkeit: „Nun, Väterchen, wir müssen sterben!"

„Du bist noch so voll Leben — lebe!" antwortete ich dem schönen Jüngling. Er schwieg und entgegnete nach einigen Minuten: „Ja, der Tod ist schrecklich! Gestehen Sie, daß wir Seeleute ein angenehmes Leben führen. Aber mich quält eine unerklärbare Ahnung."

Das gescheiterte Dampfboot hielt sich ziemlich lange in dieser Lage. Ein Strahl der Hoffnung erglänzte in unseren Herzen, bis wir plötzlich bemerkten, daß eine vor Anker liegende Kriegsbrigg, die eben unter Segel gehen wollte, losgerissen und in gerader Richtung auf uns zu getrieben wurde. Der Untergang drohte uns von neuem, aber der entschlossene Capitain verlor auch hier den Muth nicht; von zwei Todesarten wählte er diejenige, welche noch einige Aussicht auf Rettung ließ. „Rette sich ans Land wer kann!" rief er, und Alles stürzte sich in die Fluthen. Viele ertranken, Andere wurden besinnungslos an das Ufer geworfen, wo man sie nach dem Lager brachte. Besani wollte wie die Anderen über Bord springen, aber sein Fuß verwickelte sich im Tauwerk, und er konnte sich nicht losmachen. Der Englische Ingenieur, der ihm zunächst war, nahm mit großer Kaltblütigkeit sein Messer aus der Tasche, schnitt den Strick durch und warf sich ins Meer. Vergebliche Hülfe! Das Schicksal wollte sein Opfer nicht fahren lassen. Der unglückliche Midshipman verwickelte sich von neuem und blieb mit dem Kopfe nach unten hängen. Außer ihm war keine Seele am Bord zurückgeblieben. Vom Ufer sah man, wie bei jeder Schwankung des Fahrzeugs der Kopf Besani's gegen den Mast schlug. Der Sturm trug die Seufzer und Gebete des Unglücklichen zu uns. Die ergriffenen Zuschauer standen wie eingewurzelt am Ufer; aber ihre Gefühle waren verschieden. Dort herrscht laute Theilnahme an dem Opfer; hier verehrt das Herz, von schweigendem Kummer zerrissen, den Ausspruch des Schicksals.

Das Aechzen des Jünglings wurde lange gehört; endlich schwieg es. Nur das Rauschen der Wellen und das Geheul des Sturmes dauerte fort . . .

(Б. Д. Ч.)

Mannigfaltiges.

— **Ein Wort über Berlin.** Gustav Kühne's „Karneval in Berlin" giebt der Foreign and Colonial Review Anlaß zu einem Artikel, in welchem die Fehler und die Vorzüge der norddeutschen Hauptstadt sine ira et studio besprochen werden. Das Letztere läßt sich nicht immer von den Deutschen Beurtheilern Berlins sagen. Sie sind fast Alle, ja man möchte beinahe sagen, ganz Deutschland ist nicht sonderlich gut zu sprechen auf den „Mittelpunkt der Deutschen Intelligenz". Sie verdammen das, was sie Berlins Charakter nennen, ohne sich zu gestehen, oder auch nur Rechenschaft darüber zu geben, daß seine Fehler, wie seine Vorzüge, gerade aus dem Deutschen Gesammtleben hervorgegangen und nur ein Spiegelbild des Deutschen National-Charakters überhaupt sind. Es wäre auch seltsam, wenn Berlin, das von allen Deutschen Hauptstädten die am wenigsten sich abschließende ist, dessen Bürgerrecht jeder Unbescholtene erlangen kann und dessen heutige Einwohner zum größten Theile nicht in Berlin geboren sind, etwas Anderes wäre, als das Land, aus welchem es sich bevölkert. Es hat allerdings von der Mark Brandenburg, in deren Mitte es liegt, mehr an sich als von den äußersten Endpunkten der Monarchie: von Ostpreußen oder vom Rheinland; aber daß auch Ostpreußisches wie Rheinländisches Naturell unter Berlins Einwohnern vertreten sey, wird derjenige, der diese näher kennt, gewiß keinen Augenblick bezweifeln. Wir können darum auch weder Herrn Dr. Kühne, noch dem Beurtheiler seines Buches in der Foreign and Colonial Review beistimmen, wenn sie sich Mühe geben, das Regirende als das bezeichnendste Moment in Berlins Charakter nachzuweisen. Weil die Kritik überhaupt ein Kennzeichen unserer Zeit ist, darum ist sie auch in Berlin vorwaltend, wo allerdings mehr als in Provinzialstädten und auf dem Lande Gegenstände der Wissenschaft und der Kunst vorhanden sind, an denen die Kritik sich zu üben vermag. Wären die Deutschen unserer Zeit überhaupt positiver und produzirten sie mehr als sie kritisiren, so würde auch Berlin sicherlich nicht zurückbleiben. Der gedachte Reviewer nimmt sich sogar, was die dichterische Produktivität betrifft, Berlins gegen den Verfasser des Karnevals an. „Herr Kühne", sagt er, „weist uns aus Franz Horn's Schriften nach, daß bis zu dem Ende des 18ten Jahrhunderts Berlin bloß Einen Dichter, Ludwig Tieck, und in früherer Zeit einen beliebten Poeten, Canitz, hervorgebracht. Dies ist in der That ein merkwürdiges Faktum, aber man darf auch nicht vergessen, daß Berlin erst in unserem Jahrhundert eine Stadt von großer Bedeutung geworden, und daß in dieser Zeit jeder angeborne Hang zur Romantik und Poesie, der vielleicht in der Brust der Berliner Jugend lebte, schon im Entstehen durch den Einfluß jener sardonischen und negativen Philosophie erdrückt worden, von der uns Goethe in seinem Mephisto einen so trefflichen Typus gegeben. Berlin hat übrigens, wenn auch keine literarische, doch musikalische Dichter hervorgebracht. Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy gehören dieser Stadt an. Andererseits ist es eine bemerkenswerthe Thatsache, daß zwei Dichter, die in den literarischen Kreisen Berlins lange eine Hauptrolle gespielt und deren vornehmste Zierde gewesen, von Französischer Abkunft waren: Fouqué nämlich und Chamisso. Achim von Arnim jedoch, geboren zu Berlin im Jahre 1781, war ein Dichter und ein echter Deutscher." — Es ist interessant genug, daß sich ein Ausländer unserer Hauptstadt gegen einen Deutschen annimmt. „Berlin", so schließt er seine Bemerkungen, „ist bei allen seinen Negationen und seinem Hegelianismus doch immer eine interessante Stadt, eine Stadt, von der noch weit mehr zu erwarten ist, als sie bisher schon geleistet, eine Stadt, welche gleichzeitig die Zukunft Deutschlands in sich birgt, wie sie ein Punkt der aufmerksamsten Beobachtung für das gesammte civilisirte Europa ist."

Berichtigung. Im vorigen Blatte S. 345 Sp. 2 Z. 6 statt cerse l. verse.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 26. Juli 1843.

Asien.

Alex. von Humboldt's Central-Asien. *)

In diesem großen Werke, von welchem bald auch eine Deutsche Uebersetzung erscheinen wird, hat der geniale Reisende, der allseitigste Natur-Erforscher unseres Jahrhunderts, seine Resultate über Gebirgsketten und Klimatologie der mächtigsten Plateau-Länder unserer Erde niedergelegt. Die seit einer Reihe von Jahren unternommene Arbeit hatte den vornehmsten Zweck, auf jene unzerstörbaren Züge hinzuweisen, durch welche die Natur in Boden, Klima und Erzeugnisse so große Mannigfaltigkeit gebracht hat. „Es giebt", sagt der Verfasser, „in den Massenerhebungen der Erdrinde, in Ausdehnung und Richtung der Gebirgs-Systeme, in ihrer relativen Lage gewisse vorherrschende Züge, welche seit dem höchsten Alterthum auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft Einfluß geübt, die Tendenz ihrer Wanderungen bestimmt, die Fortschritte der geistigen Kultur begünstigt oder aufgehalten haben." — Die beiden ersten Bände des Werkes enthalten Betrachtungen über die Richtung der Bergketten und die großen geologischen Charaktere, welche sie unterscheiden; der dritte Band ist Untersuchungen über die Asiatische Klimatologie und den Erd-Magnetismus gewidmet.

In der Orographie, wie im Uebrigen, erinnert Herr v. Humboldt oft an die merkwürdigen Analogieen oder Kontraste, welche die Cordilleren der Neuen Welt und der alpine Theil Europa's, das nur als eine peninsulare Fortsetzung Asiens zu betrachten, mit Asien bilden. An die Klimatologie des letzteren hat er auch allgemeine Untersuchungen über die Form der isothermen Linien, die Ursache ihrer Abweichungen und die Höhe des ewigen Schnees auf beiden Hemisphären angeknüpft, die Gränze desselben im Kaukasus, an beiden Abhängen des Himalaja, in Mexiko u. s. w. vergleichend.

Des Verfassers Vorstudien über Gebirg- und Plateau-Systeme, wie über die Klimatologie des Asiatischen Kontinentes, erhielten eine größere Ausdehnung, als er 1829 mit den berühmten Naturforschern Ehrenberg und Gustav Rose eine Expedition nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere unternahm. Seine ersten Ansichten von der Richtung der Bergsysteme zwischen dem Himalaja und Sibirien wurden bald nach seiner Rückkehr in den Fragmens Asiatiques niedergelegt. In den zwölf Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Werkes verflossen, hatten Herrn v. Humboldt's Ansichten von der Asiatischen Geographie sich noch ungemein erweitert, und so wurde es nothwendig, ein ganz neues Werk zu schreiben.

Die erstaunlichen Schätze der Chinesischen Literatur im Gebiete der Geographie und Geschichte eines ungeheuren Theiles von Central-Asien bestimmten den Herrn Verfasser, sich von Professor Stanislas Julien aus mehreren Hauptwerken, von denen bis jetzt leider nur in Paris und in Petersburg Exemplare vorhanden sind, eine lange Reihe neuer und sehr schätzbarer Notizen mittheilen zu lassen. Diese Notizen hat Herr v. Humboldt seinem Werke einverleibt. Er bemerkt hinsichtlich derselben: „Die ernsten Studien, welche die Ehre unseres Jahrhunderts ausmachen, sind nicht mehr auf die dreifache Autorität der Griechen, Römer und Araber eingeschränkt: sie haben Alles, was die Zend-Bücher und die erhabenen Epopöen Indiens an Namen von Orten und Völkern verschiedener Race mittheilen, sich angeeignet. Aber eine reichere und nützlichere, den Fortschritten der heutigen Geographie angemessenere Aerndte verheißen uns die Literaturen China's und die der Völker von Tatarischem Ursprung....... De Guignes der Aeltere, Remusat und Klaproth haben bereits gezeigt, welche Vortheile man aus dieser Tendenz einer großen Nation, alle Thatsachen zu verzeichnen, die Natur in ihren Kräften und in ihren Erzeugnissen zu beobachten, die Ungleichheiten des Bodens, die Erdbeben und den Fall der Aerolithen zu beschreiben, ziehen könne: denn alles dies ist von Seiten der Chinesen mit derselben Gewissenhaftigkeit geschehen, mit der sie das Erscheinen und die Bewegung eines Kometen durch den Himmelsraum beobachtet haben."

Auf den ungemein reichen, auch von der umfassendsten Benutzung und gründlichsten Würdigung alter und neuer Europäischer Quellen zeugenden Inhalt dieser Bände einzugehen, kann natürlich nicht unser Zweck seyn. **) So viel glauben wir behaupten zu können, daß selbst Leser von der oberflächlichsten positiven Sachkenntniß, wenn ihnen nur eine gewisse Lebendigkeit geistiger Anschauung nicht fehlt, die meisten Abschnitte des großen Werkes mit Interesse lesen und vielfache Belehrung daraus schöpfen werden. Hier vereinigen sich Deutsche Tiefe und Allseitigkeit mit Französischer Klarheit, die durch des Verfassers längst anerkannte Meisterschaft im stylistischen Ausdruck der Nachbarsprache noch größeres Relief erhält. Wir begnügen uns, aus dem einleitenden Abschnitt einige allgemeine Betrachtungen mitzutheilen:

„Die Annahme eines einzigen unermeßlichen Plateaus, welches ganz Central-Asien ausfüllen sollte, datirt aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie ist das Resultat geistvoller Combinationen gewesen, zu welchen aufmerksameres Studium des bewundernswürdigen Reisewerkes Marco Polo's und die naiven Berichte jener diplomatischen Mönche Veranlassung gegeben, welche im 13ten und 14ten Jahrhundert, Dank der Einheit und Ausdehnung des Mongolen-Reiches, beinahe das ganze Innere des Kontinentes, von den Häfen Syriens und des Kaspischen Meeres bis zu China's Ostküsten, die der große Ocean bespült, durchwanderten. Wäre unsere Kenntniß der Sprache und Literatur Indiens älter als ein halbes Jahrhundert, so hätte die Hypothese von diesem, den ungeheuren Raum zwischen Himalaja und Süd-Sibirien einnehmenden Central-Plateau ohne Zweifel in alter und ehrwürdiger Autorität eine Stütze gefunden. Die Epopöe Mahab'arata scheint in einer geographischen Episode, dem B'ischmak'anda, den Götterberg Meru weniger als ein Gebirg zu bezeichnen, denn als eine unermeßliche Anschwellung des Bodens, die eben sowohl dem Ganges, als dem zweigabeligen Oxus und dem Irtysch Sibiriens (B'adrasoma) seine Gewässer zuströmen läßt."

„In diese Ideen von physischer Geographie mischten sich gar bald Ideen von anderer Art, historische Träume über den Ursprung der Menschheit. Die hohen Regionen, welche zuerst von der Fluth verlassen wurden, sollten auch die ersten Keime der Civilisation erhalten haben. Gewisse auf alte Mythen und örtliche Sagen gegründete Systeme einer diluvialen Geologie begünstigten diese Vorstellungen. Die innige, zwischen Zeit und Raum, zwischen dem Anfang der gesellschaftlichen Ordnung und der Beschaffenheit der Oberfläche des Globus gefundene Wechselbeziehung gab dieser großen Massenerhebung, die man schlechthin das Plateau der Tatarei nannte, ein moralisches Interesse und eine besondere Wichtigkeit. Positive Kenntnisse, die Früchte von Reisen, direkten Vermessungen und einem tieferen Studium der Sprachen und der Literaturen Asiens haben das Ungenaue und Uebertriebene dieser Hypothesen nach und nach berichtigt. Ein Plateau von bedeutender Höhe erstreckt sich sehr wahrscheinlich ohne Unterbrechung in der Richtung von Süd-Süd-West gegen Nord-Nord-Ost von der sogenannten Kleinen Bucharei (dem Chinesischen Turkistan) bis zu den östlichen Chalkas-Mongolen und der Kette des Changkai. Gestützt auf die astronomische Lage von Chotan und von Peking, findet man, daß das ununterbrochene Hochland zwischen dem 79sten und 116ten Längengrad (östlich von Paris) sich hinzieht, der südlichste und nördlichste Rand desselben aber vom 36sten und 48sten Breitengrade begränzt werden. Sonach ergiebt sich, wegen der Krümmungen der Wüste (die jedoch keinesweges ganz ohne Viehweiden und Pflanzenwuchs ist), für das Hochland der Gobi oder Schamo ein Flächenraum von 42—43,000 □ Seemeilen (20 auf einen Grad). Fügen wir zu dieser Ausdehnung der Gobi das Hochplateau Tibets, welches durch die große Kette des Kuenlün oder Kulkun von ihr getrennt wird, so erhalten wir, nach meinen Berechnungen, von dem nördlichen Abhang des Himalaja bis zum Changkai-Gebirg in der Chinesischen Mongolei eine Querlänge von 520 Meilen oder eine angeschwellte Oberfläche von 60—62,000 Geviertmeilen. Dies ist ungefähr das Vierfache der Oberfläche Frankreichs, ein Areal, kaum bedeutender als dasjenige, welches die Massenerhebung der Süd-Amerikanischen Cordilleras in Form einer langen Leiste einnimmt. Ich vergleiche hier zwei

*) Asie Centrale. Recherches sur les Chaînes de Montagnes et la Climatologie comparée. Paris. 3 Bände.

**) Der Verfasser der kürzlich von uns erwähnten umfassenden Kritik von Humboldt's „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent" in der Foreign and Colonial Quarterly Review (Magazin Nr. 86) macht über den Reichthum von Noten und Citaten in diesem Werke folgende Bemerkung: „Es scheint in der That oft unbegreiflich, daß ein einziger Mensch im Stande sey, alles das zu leisten. Denn hier ist nicht etwa die einfache Niederschrift zahlloser Notizen und Citate gegeben, sondern sie sind mit einander verglichen, verbunden zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gedanken und eben so durch und durch verarbeitet, als in ganz neuen Formen wiedergegeben; ja, jede neue Idee, die sich uns darstellt, ist das Resultat eines ganzen Gewebes von Thatsachen und Begriffen, gezogen aus Schriftstellern, deren Anzahl unendlich scheint. Es ist, wir wiederholen es, beim ersten Blick unmöglich zu begreifen, wie eine solche Aufgabe zu lösen. Wenn wir jedoch erwägen, daß Gelehrte, wie Herr v. Humboldt, von dreißigjährigen Arbeiten sprechen, während welcher Zeit sie im Durchschnitt täglich zehn Stunden ihren Beschäftigungen gewidmet, bei denen sie von allen möglichen literarischen Hülfsmitteln unterstützt waren, ungestört von Sorgen — und, wie von unserem Verfasser gesagt wird, sogar von Leidenschaften — dann fangen wir an zu begreifen, daß solchen Männern ein ungeheurer Reichthum von Kenntnissen zu Gebot stehen müsse, ja, daß er bei ihnen gewissermaßen etwas Instinktmäßiges und Natürliches sey."

Arten von Erhebungen, die an Form und relativem Alter sehr verschieden sind. In Asien ist die Axe des großen Plateaus von Südwest nach Nordost gerichtet und seine Existenz gewiß älter als die großen Gebirgsketten, deren Bild wir in diesem Werke entwerfen wollen und welche selber in der Richtung der Parallel-Grade des Aequator ziehen."

„Indem ich den Namen eines Plateaus Asiens auf die Länderstrecke einschränke, die ich eben nach dem Gesammtergebniß unserer heutigen Erfahrungen umschrieben habe, beeile ich mich, hinzuzufügen, daß diese Strecke, weit entfernt, den ungeheuren Raum Inner-Asiens auszufüllen, doch vergleichungsweise die größte Kontinuität einer Erhebung des Bodens zu Tafelländern, die man auf den verschiedenen Kontinenten beobachtet, darbietet. Was ihre absolute Höhe über dem Spiegel des Weltmeers betrifft, so ist diese noch jetzt so ungewiß, wie vormals ihre horizontale Ausdehnung war! Wir kennen diese Höhe nur gegen ihre Extremitäten im Norden und Süden hin. Aus klimatischen Beobachtungen, die Arten des Anbaues oder die wildwachsenden Vegetabilien betreffend, und aus einer kleinen Zahl genauer Messungen, die vermittelst des Barometers und der minder genauen Bestimmung der Temperatur des kochenden Wassers ausgeführt werden, läßt sich abnehmen, daß die Erhebung des Central-Plateaus über den Meeresspiegel sehr ungleich und im Ganzen viel weniger bedeutend ist, als man bisher vorausgesetzt ...."

„Eine andere Ideen-Ordnung, die wir weiter oben als mit der Hypothese eines kontinuirlichen Hochlandes innig verknüpft bezeichnet, hat ebenfalls große Modificationen erfahren müssen. Diese Hochebenen werden nicht mehr als die Wiege der menschlichen Civilisation, als Ursitze der Wissenschaften und Künste betrachtet. Es ist verschwunden, jenes antike Volk, das, wie d'Alembert launig bemerkt, „uns Alles gelehrt hat, nur nicht seinen Namen und seine Existenz." Die kühnen Schöpfungen des systematischen Geistes haben den Ergebnissen gediegener Forschungen Platz gemacht. Durch letztere sind die späte Einführung der Wissenschaften und aller literarischen Kultur in den Regionen zwischen dem Bolor und China, zwischen dem Altai und der Kette des Himalaja, nachgewiesen worden. Wichtige Fragen, von denen man geglaubt hatte, daß sie religiöse Meinungen berührten, erwarten keine geologische Lösung mehr, und die Geologie selbst hat gewonnen, indem sie aller heterogenen Interessen sich entledigte. Will man mitten im Schweigen der positiven Geschichte, von dem fruchtbaren Studium der Sprachen geleitet, außerhalb China bis auf die Keime einer antiken Asiatischen Civilisation zurückgehen, so kommt man nicht auf jene unwirthbaren Hochländer des Nordens; man kommt zum gemeinsamen Ursprung der beiden großen Zweige der Indo-Persischen Völker-Familie, zu den Verhältnissen zwischen den Brahmanischen und den Baktrischen Ariern."

Herr von Humboldt gedenkt nun wieder der Verdienste der Chinesen um die Kenntniß Central-Asiens. Besonders in zwei merkwürdigen Epochen, unter der Dynastie Han (im Zeitalter der Römischen Republik und der ersten Cäsarn), wie unter der Dynastie T'ang (in der Epoche Karl's des Großen und Harun-al-Raschid's), hatten die auswärtigen Besitzungen der Chinesen eine erstaunliche Ausdehnung, von Schensi und der großen Krümmung des Gelben Flusses bis nach Sogdiana und bis zum Kaspischen Meere. Unter der aus Sibirien entstammten Dynastie Wei (398—534 n. Z.) trat China in sehr lebhafte Beziehungen zu den Stämmen am Baikal und Obi, ja noch weiter gegen das Eismeer hin. Ein Mongolisch-Chinesisches Weltreich von den riesenhaftesten Dimensionen entstand, als die Groß-Chane ihren Sitz nach Peking verlegten. In diesen Glanz-Perioden der Chinesischen Macht wurden allerwärts großartige Handelsverbindungen angeknüpft; die politische Organisation und die Verwaltung der kolossalen Eroberungen machten genaue topographische Kenntnisse nothwendig. Im 13ten Jahrh. n. Z. beschäftigte sich ein Chinesischer Astronom mit Bestimmung der Lage einer großen Zahl von Orten, welche den Karten des Reichs als Basis dienen sollte; und schon viele Jahrhunderte früher hatte man das Bedürfniß beschreibender Werke gefühlt, jener detaillirten statistischen Tabellen, zu deren Anfertigung selbst die geist- und kenntnißreichsten Völker des alten Europa's so wenig Neigung gezeigt. Eine in den geringsten Einzelnheiten ihrer Verwaltung pedantisch geregelte Regierung, welche so viele Völker von verschiedener Race zusammenhielt, bedurfte natürlich auch zahlreicher Dolmetscher-Büreaus; und seit dem Jahre 1407 waren in den großen Gränzstädten Kollegien gegründet, in denen man 8 bis 10 Sprachen gleichzeitig lehrte.

In einer allgemeinen Uebersicht des neu erworbenen oder, was für die orographische Kenntniß Asiens von gleicher Wichtigkeit, des neu kombinirten Materials muß man einen Unterschied machen zwischen den Wegen, die dem gewohnten Handel der Völker in West-Asien offen stehen, und den verschiedenen Versuchen, die man von Indien und Sibirien aus gemacht hat, um in den centralen Theil vorzudringen, der im Westen von den Meridianen, welche die Quellen des Oxus und des Jaxartes schneiden, begränzt wird.

„Der Asiatische Kontinent", sagt der Verf., „zeigt uns an seinen südlichen und nördlichen Extremitäten zwei ungeheure Reiche, die unter Europäischer Herrschaft stehen. Es sind dies gleichsam zwei Welten, zwischen denen das Chinesische Reich, in Westen bis zur großen Bucharei und den Savannen der mittleren Kirgisen-Horde vorrückend, eine mittlere Stellung eingenommen hat: sie sind die Englisch-Indische und die Russisch-Sibirische Welt, eben so verschieden in Klima und Produkten wie im Zustand der Kultur, in Reichthum und Dichtheit ihrer Bevölkerung. Diese zwei großen Massen oder politischen Abtheilungen stehen seit Jahrhunderten nur durch die Niederlande Baktriana's, man könnte sagen, durch die Vertiefung des Bodens, welche den Aral und das Ostgestade des Kaspischen Meeres umgiebt, in Verbindung. Es ist dies eine zum Theil sehr fruchtbare Länderstrecke, durch die der Oxus seinen Lauf gezeichnet hat, immer in kleine feindliche Staaten zerstückelt, die sich längs des westlichen Abhangs der Bolor-Kette von Süd nach Nord, von dem Indischen Kaukasus bis zu den Ebenen und Viehweiden des Sarysu und des Turgai hinziehen — der Weg von Delhi, von Lahore und Kabul nach Chiwa und Orenburg, die Heerstraße, über welche die Mongolen einst in Indien eingedrungen."

Zwei große Straßen von ungleicher Richtung und Länge führen aus dem Britischen Indien und dem Pendschab nach dem Norden des Europäischen Asiens: die eine durch die Thäler des Oxus und Jaxartes, die andere auf einem langen Umwege über Herat, Teheran, die Hochebene des Ararat, Georgien und den Kaukasus. Auf der zweiten Straße umgeht man das Kaspische Meer am südlichen Ende; aber die Länge des Weges wird durch den Vortheil jener einfacheren politischen Verhältnisse, welche ein großes Zwischenreich, Persien, bietet, aufgewogen. Beide Wege sind seit dreißig Jahren mit immer steigendem Eifer erforscht worden, wobei denn die astronomische Geographie und die physikalische Kenntniß des Erdkörpers überhaupt sehr gewonnen haben. Ohne Zweifel bleiben noch große Lücken auszufüllen; aber dessen ungeachtet kennt man den ganz muselmännischen Westen Asiens ohne allen Vergleich besser, als jenes Central-Asien, über welchem, von dem Nordabhang des Himalaja bis zum Altai, die exklusive und argwöhnische Politik China's waltet.

Wir lassen Herrn v. Humboldt noch einmal das Wort nehmen:

„In unserer Zeit hat man von zwei einander ganz entgegengesetzten Seiten Versuche gemacht, um in jenes Innere zu gelangen, das für jeden Reisenden, der keine Asiatische Physiognomie hat, fast unzugänglich ist. Von Süden her haben diese Versuche nur auf das Plateau Tibet's und Ladak's geführt. Man kennt die bewundernswürdige Ausdauer und den Muth, welche Turner, die drei Brüder Gérard und Moorcroft bei Uebersteigung des Himalaja entwickelten. Kaschmir gehört noch zum südlichen Theil der Kette. Elphinstone und Alexander Burnes haben, ihre Nachforschungen dem Westen des Indus und der bis dahin unbekanntesten Region des Indischen Kaukasus zuwendend, auf die Nachbarländer großes Licht geworfen .... Moorcroft bemühte sich vergebens über das Kuenlün-Gebirg zu gelangen; er konnte von Ladak aus, wo er zwei Jahre lang verweilte, nur in nordöstlicher Richtung ein wenig vordringen, in eine Provinz, die er Skai-dschung nennt, und wo Ueberfluß an wilden Pferden von einer besonderen Gattung (Equus Kiarg) ist. Nur sein Reisegefährte Mir-Isset-Ullah, ein Muhammedaner aus Delhi, war so glücklich, die Kette des Kuenlün zu übersteigen. Er begab sich von Kaschmir nach Ladak, nach Jarkand und Kaschgar, dann von Kaschgar nach Kokand oder Fergana."

„Kehren wir nun der anderen Extremität Asiens unsere Blicke zu, so sehen wir von Astrachan und Orenburg aus, das südliche Sibirien entlang, über den oberen Irtysch und Salinginsk bis zum Amur eine mit Inner-Asien sich berührende Gränzlinie von tausend Meilen. Im Norden Indiens sind die kolossale Kette des Himalaja und die Plateaus des Landes Ladak und des Chinesischen Tibet eben so viele Bollwerke gegen das Vordringen der Forscher. An der Gränze des Asiatischen Rußlands dagegen ist das Land westlich bis zu den Meridianen von Gobdo und Ulassutai-Choto, südlich bis zum Nordhange des T'ien-Schan (Himmelsgebirges) offen. Die unter Chinesischer Herrschaft stehender niederen Regionen werden von den T'ien-Schan und der Altai-Kette begränzt; sie schließen die Statthalterschaft Ili und die Dsungarei in sich und haben im Westen keine Bergkette zur Gränze. Die Ebenen der Chinesischen Dsungarei, von denen ich einen Theil gesehen und welche zum Bassin des Alaktugul und des Sees Balchasch gehören, knüpfen sich gegen Abend ohne Unterbrechung an die große Steppe der mittleren Kirgisen-Horde. Dieser physische Umstand hat die von der Russischen Gränze aus zwischen dem Tobol, dem Ischim und dem oberen Irtysch bis zu den südlichen Regionen des Innern unternommenen Reisen außerordentlich begünstigt. Das zahlreiche Volk der nomadischen Kirgisen, dessen eine Horde auf Chinesischem Gebiete sich umtreibt, dient in den seit 15—20 Jahren so wichtig gewordenen kaufmännischen Verbindungen als Mittelglied. Die Märkte Rußlands und Sibiriens haben in Central-Asien allmälig große Celebrität erhalten. Das Verlangen nach Produkten der Europäischen (!) Industrie steigt auf eine unerwartete Weise: überall bemühen sich die Asiaten, in unmittelbaren Verkehr zu treten. Die Karawanen der Bucharei kommen nicht mehr bloß nach Astrachan, Orenburg und Troizk; sondern auch, und zwar sehr zahlreich, nach den kleinen Städten Petropavlovsk, Omsk, Samipalatinsk und Ust-Kamenogorsk, die ich Gelegenheit hatte, zu besuchen. Die Handelshäuser dieser Städtchen stehen mit Bochara, Kokand und Taschkand in Verkehr; auch versuchen sie es mit Erfolg, und zwar durch schwarzbraune Asiatische Unterhändler, ihren Waaren in Central-Asien und in Kaschmir Absatz zu verschaffen."

Italien.

Savanarola.

(Schluß.)

Karl VIII. von Frankreich, durch Ludovico Sforza zu einem Angriff auf Neapel gereizt, läßt durch Philipp von Comines den Zustand der Dinge in Italien erforschen, um seiner Unternehmung sicher zu werden. Savanarola versicherte ihn eines zwar nicht ganz leichten, aber doch glücklichen Erfolges; er hoffte selbst großen Vortheil für Florenz von dem Einfalle Karl's in Italien. Pietro von Medici wich kleinmüthig zurück, und Karl behandelte Florenz wie

eine eroberte Stadt. Da wurde Savanarola von der Signoria an ihn abgesendet, und seine Beredsamkeit siegte wiederum; Karl nahm seine Forderungen zurück und zog weiter nach Neapel.

Darauf brach Pest und Hungersnoth ein, und die Regierung von Florenz gerieth in die äußerste Verwirrung. Die einzelnen Parteien waren so zahlreich und thätig, daß ihre Häupter genug zu thun hatten, sie nur in Ordnung zu halten, und nicht Zeit behielten, sich um die anderen zu kümmern. In dieser Noth wurde eine Volks-Versammlung berufen, welche eine Kommission mit richterlicher Gewalt einsetzte. Aber diese Auskunft zeigte sich bald als ungenügend, und auf Savanarola's Rath bildete man einen gesetzgebenden Körper von 800 Bürgern, die entweder schon selbst oder deren Väter und Großväter früher an der Gesetzgebung Theil genommen hatten. Dazu bewirkte er eine allgemeine Amnestie.

Aber die Feinde Savanarola's waren unterdeß auch nicht träge, und er selbst, obgleich sich bewußt, daß seine größte Ketzerei in seinen Predigten gegen die Laster Roms bestand, fand für gut, seine Orthodoxie zu vertheidigen durch Zeugnisse seiner Freunde über den Inhalt und die Erfolge seiner Lehre. Diese günstigen Berichte wurden aber in Rom nicht geglaubt, vielmehr wurde Alexander aufs höchste entrüstet, als er die Abschriften zweier Briefe Savanarola's an den Kaiser und den König von Spanien erhielt, in welchen er sie aufforderte, ein allgemeines Konzil zu berufen, um der Kirche wieder aufzuhelfen, die jetzt ohne Haupt sey, weil der Papst, durch Bestechung zum Stuhle Petri gelangt, nicht nur jener hohen Würde, sondern selbst des Namens eines Christen unwürdig sey. Aber es war etwas schwer, in Savanarola's Charakter und Lehre verwundbare Stellen zu finden. Die Unterredung mit einem gelehrten Bischof, welchen der Papst an ihn sendete, brachte ihn eben so wenig von seiner Bahn zurück, als der angebotene Kardinalshut. Weil diese gelinderen Mittel nicht halfen, that ihn der Papst in den Bann, aber der Senat von Florenz beschützte ihn. Savanarola fuhr fort, mit dem größten Beifall und unerhörtem Erfolge zu predigen. Die Florentiner hörten ihn so fleißig, daß die Läden bis nach der Frühpredigt geschlossen blieben und reichere Bürger oft zwanzig bis dreißig Menschen zugleich bewirtheten, welche weit hergekommen waren, um auch von ihm erbaut zu werden. Außerordentlich war sein Einfluß auf die Sitten. Namentlich bewirkte er, daß die Ehe heiliger gehalten wurde. Während des Karnevals von 1497 und 1498, in der Zeit, wo sonst Spiele und Lustbarkeiten überall herrschten, zogen Prozessionen von Kindern durch die Stadt und forderten im Namen Christi die Auslieferung aller Luxus-Artikel, und ihre Sammlungen hatten solchen Erfolg, daß sie auf dem Markusplatze mehr als Einen Berg zusammenbrachten von Karten, Würfeln, Spiegeln, unzüchtigen Gemälden, profanen Büchern, Parfümerieen, falschen Haaren, Weiberputz, kurz von Allem, was einem sinnlichen Lebenswandel dient, die Werke Boccaccio's und Margante Maggiore's auch eingeschlossen, welches Alles dann feierlich verbrannt wurde. Die Almosensammlungen brachten in diesen Jahren mehr als je seit Menschengedenken.

Aber diese Erfolge wurden nicht ohne heftigen Widerstand erreicht, um so mehr, als bei den fortdauernden schweren Zeiten und den beständigen Kriegen und politischen Zerwürfnissen auch die Regierung von Florenz zu keiner festen Einheit gelangen konnte. Oft wurde mitten unter Savanarola's Predigt die Trommel gerührt und jeder mögliche Lärm erhoben, um seine Stimme zu übertäuben. Einmal hatten seine Feinde einen todten Esel an die Kanzel gehängt, um durch den furchtbaren Gestank die Zuhörer aus der Kirche zu vertreiben. Der Erzbisthums-Verweser von Florenz verbot, Savanarola's Predigten zu hören, aber der damalige Gonfaloniere unterdrückte das Edikt und verbannte den Verweser.

Doch hatte Savanarola bereits den Gipfel seines Erdenglückes erreicht. Er hatte die Freiheit seines Vaterlandes vertheidigt, die Beschlüsse seiner Regenten überwacht und selbst den geistlichen Herrn der Welt in Schrecken und Wuth versetzt; er hatte noch mehr gethan: das Bewußtseyn von Tausenden erweckt über Gegenstände, die ihre höchsten Interessen betrafen; aber sein wahrer Ruhm war bereits verdunkelt. Fern von der Welt hatte er anfangs allein auf Gottes Wort gehört und war zu reineren Ansichten durchgedrungen, als die Lehren der Kirche damals boten; aber er wurde in den Strudel weltlicher Angelegenheiten gerissen, ehe er mit den geistlichen noch ganz ins Klare gekommen war; nun blieb ihm keine Zeit, seinen errungenen kleinen Schatz zu vermehren, vielmehr stand er täglich in Gefahr, daran zu verlieren. Die Vorurtheile, der Aberglaube seiner nächsten Umgebung trübten seinen reinen Blick, die Ungerechtigkeit und Widersetzlichkeit, der er begegnete, störten sein ruhiges Urtheil.

Von Anstrengungen, Enthaltsamkeit und fortwährender Aufregung erschöpft, wurde Savanarola krank und mußte sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen und die Durchführung seiner Grundsätze dem Domenico da Pescia überlassen, dessen Eifer leider selten Maß zu halten wußte. Bald gerieth dieser in einen heftigen Streit mit einem Franziskaner und nahm die vorgeschlagene Entscheidung durch eine Feuerprobe an. Die Oberen der Parteien genehmigten diese Art von Urtheil, bis auf einige Mitglieder, welche meinten, man könne eben so gut die beiden Mönche in eine Tonne mit Wasser stecken (zu größerer Bequemlichkeit mit warmem Wasser), und wer trocken herauskomme, solle Sieger seyn. Der Gegenstand des Streites war: ob Savanarola mit Recht oder Unrecht behaupte, „die Kirche Gottes bedürfe einer Reformation; sie werde gezüchtigt, darauf gebessert und endlich glücklich werden. Eben so werde es der Stadt Florenz ergehen, und zwar noch zu Lebzeiten der gegenwärtigen Bewohner. Des Papstes Bannbulle gegen Savanarola habe keine Geltung." Es läßt sich übrigens nicht darthun, daß Savanarola selbst dies Verfahren gebilligt habe, vielmehr sagt er ausdrücklich: „Wunder sind nicht nöthig, wo die Vernunft ausreicht, und solche Experimente machen, heißt Gott versuchen."

Der Holzstoß war angezündet, die beiden Mönche bereit, darüber hinweg zu gehen, als sich ein gewaltiger Streit erhob. Savanarola nämlich überreichte dem Domenico die Monstranz, und dieser erklärte, ohne seinen Gott gehe er nicht in's Feuer, während die Gegner darin eine furchtbare Gotteslästerung erblickten. Plötzlich kam ein gewaltiger Platzregen mit Donner und Blitz und löschte das Feuer so gründlich aus, daß man es nicht wieder anzünden konnte. Das Volk erblickte in diesem Vorfalle den Finger Gottes, und die Gährung nahm so überhand, daß sie das Kloster stürmten. Hieronymus Savanarola, Domenico da Pescia und Silvestro Maruffi wurden vor die Signoria geladen und einzeln eingekerkert. Während jener Zeit schrieb Savanarola die Betrachtungen über den 51sten Psalm, welche zu seinen besten Werken gehören. Er hatte früher in seiner Erläuterung der übrigen Psalmen diesen übergangen und ausdrücklich gesagt, daß er ihn für die Tage der Trübsal aufspare. Man verwandelte nun jenen Ausspruch in eine Prophezeiung seiner eigenen Zukunft.

Vieri von Medici war damals Gonfaloniere. Er und die Signoria bestimmten sechzehn Bürger, die Gefangenen zu verhören. Zwei Abgeordnete kamen von Rom, um sie zu verurtheilen, unterstützt von mehreren Franziskanern, dem Erzbisthums-Verweser und anderen Geistlichen. Savanarola blieb ruhig und unerschrocken und erläuterte die Grundsätze, welche er gepredigt hatte, so klar und beredt, daß selbst seine Richter zitterten; aber sie beschwichtigten ihr Gewissen und griffen zur Tortur, um günstigere Antworten zu erpressen. Man brauchte nur die gewöhnlichen Mittel, z. B. man hing ihn bei den gebundenen Armen auf und ließ ihn plötzlich mit einem Rucke fallen, so daß die Arme sich ausrenkten, setzte die Füße auf heißes Eisen oder geißelte ihn bis aufs Blut. Savanarola's geschwächter Körper und seine gereizten Nerven überwältigten die Stärke seines Geistes. Siebenmal wurde er auf die Folter gelegt, und er gab jedesmal ein Verbrechen zu, dessen man ihn beschuldigte; aber wenn seine Besinnung zurückkehrte und die Schmerzen der Marter nachließen, weigerte er sich, die geschriebene Aussage zu unterzeichnen. Schon begann das Volk, zu seiner früheren Meinung von der Heiligkeit des armen Schlachtopfers zurückzukehren, als die Römischen Bevollmächtigten die durch die letzte Anwendung der Folter ausgepreßten Geständnisse, ohne die gesetzlich geforderte Namensunterschrift des Beklagten, als gültig annahmen und einen Bericht über sein Verhör bekannt machten, in welchem Alles, was er zu seiner Vertheidigung gesagt hatte, ausgelassen und mancherlei Falsches eingeschoben war. Domenico ward mit verurtheilt ohne weitere Untersuchung, mit dem einfachen Bedeuten: „ein Mönch mehr oder weniger habe nichts auf sich." Alle drei Gefangene sollten erdrosselt und darauf verbrannt werden. Die Piagnoni hatten damals keine Stimme im Rathe. Savanarola stärkte und ermunterte seine Leidensgenossen. Am Tage vor Himmelfahrt wurde das Urtel vollzogen, auf demselben Platze, wo wenige Wochen zuvor die Feuerprobe abgehalten werden sollte. Die Asche wurde sorgfältig gesammelt und in den Arno geworfen. Am folgenden Tage fand man den Platz mit Myrthenzweigen und Blüthen, den Symbolen des Märtyrerthums, bestreut, und dieser Gebrauch hat sich lange Jahre erhalten. Wenige Menschen sind nach ihrem Tode so geehrt worden. Hunderte seiner Landsleute trugen Jahre lang Medaillen, welche auf einer Seite den Heiland, auf der anderen Savanarola darstellten.

(F. and C. R.)

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

II. Die Stadt, ihr öffentliches und gesellschaftliches Leben.

Auf einem Raum von zwei Stunden Länge zieht Kalkutta am Ganges sich hin und enthält mit Einschluß seiner Vorstädte eine Bevölkerung, die ohne Uebertreibung auf mehr als eine Million geschätzt werden kann, wenn man innerhalb der Mauern sechsmalhunderttausend Seelen annimmt. Die umliegenden Dörfer mit eingezählt, leben hier auf einer Fläche von ungefähr zwanzig Stunden Ausdehnung zwei Millionen Menschen neben einander. Im Jahre 1717 befand sich an der Stelle dieser ungeheuren Stadt noch ein wilder, einsamer Wald, der durch Wasserlachen und Seen, zwischen denen zwei Weiler hervorragten, gegen die Ufer des Ganges etwas lichter wurde; die Hütten, die nach der Ungleichheit des sumpfigen Bodens wie Zelte ohne alle Ordnung hin und wieder standen, wurden von Pflanzern und Schiffern bewohnt. In jenen Zeiten zog Delhi alle Reichthümer und Erzeugnisse des unterjochten Indiens nach dem Innern hin; als aber London die Hauptstadt dieses großen Reiches wurde, mußte die thätige und gewerbfleißige Bevölkerung ihren neuen Herren entgegen nach den Küsten hinabsteigen. Schon um das Jahr 1517 waren Portugiesische Schiffe im Ganges erschienen, denn während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts hatte Portugal die Mission übernommen, für Europa die Wege zu bahnen, es vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Diu, von Aden bis nach Malakka bekannt, geehrt und gefürchtet zu machen. Als Mahmud-Schach das Joch abschütteln wollte, rief er die Portugiesen zu Hülfe, die 1536 ein zweites Mal mit neun Schiffen den Ganges hinauffuhren; aber sie kamen zu spät; Bengalen war schon wieder unter die Botmäßigkeit von Delhi zurückgefallen.

Ein Ferman des Kaisers Schach-Dschehan gestattete den Engländern im J. 1634 zwar nicht auf dem Ganges, aber in Pipply, einer Stadt des zur Präsidentschaft von Bengalen gehörenden Orissa, Handel zu treiben, und sie errichteten ihre Faktorei an diesem jetzt halb vom Wasser fortgeschwemmten Ort. Zweiundzwanzig Jahre früher hatten sie den Portugiesen zum Trotz in Surate

ein Comtoir errichtet, das mit dem von Lissabon rivalisirte, und in Bander-Assi eine Faktorei, die beunruhigend für die Kaufleute von Goa war; 1642 siedelten sie sich auch in Hugly an und begründeten mitten unter den Portugiesen, Holländern, Franzosen und Dänen, die seit einem halben Jahrhundert hier Comtoire besaßen, gleichfalls Niederlassungen. Ein sterbender Nabob sagte zu seinem Sohne: „Betrachte diese Comtoirs der Europäer wie eben so viel Bienenstöcke, von denen du Honig sammeln kannst; störst du aber ihre Arbeit, so fürchte ihre Stiche!“ Nur zu bald verwandelten sich diese Bienen in Hornissen und fielen plündernd über die benachbarten Bienenstöcke her; 1632 waren die ersten Zwistigkeiten zwischen den Europäern und den Moguls ausgebrochen, die jene freundlich aufgenommen hatten; die Portugiesen machten Friedens-Vorschläge, die der Feind verwarf; die Stadt wurde genommen, und die Belagerten ertranken größtentheils im Ganges, als sie sich schwimmend auf die Schiffe retten wollten. Auf das größte Fahrzeug der Flotte hatten sich gegen zweitausend Personen gerettet; die Mogolen kamen in Masse herbei, um es anzugreifen, und der Capitain, der einsah, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde, sprengte sein Schiff mit allen darauf befindlichen Personen in die Luft. Noch war unter den Portugiesen jener ritterliche Muth nicht erstorben, von welchem Albuquerque und Joao de Castro dem erstaunten Asien so herrliche Beispiele abgelegt hatten.

Ein Streit, der im Basar von Hugly 1686 zwischen den Englischen Soldaten und den Pronen des Nabob ausbrach, wurde das Signal eines zweiten Krieges, doch die Engländer waren glücklicher als ihre Vorgänger und besiegten die Mogolen. Bald aber räumten sie diese offene Stadt, die gar nicht vertheidigt werden konnte, gingen den Ganges 26 Stunden bis nach Tschuttamuttich (Kalkutta) hinunter und setzten sich hier fest. Während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts behaupteten sich die Holländer in Tschinsurah und die Franzosen in Tschandernager; bei der Empörung des Vice-Königs Suba-Sing wurde aber die Stellung der Europäer in Bengalen so kritisch, daß sie um die Erlaubniß, sich zu befestigen, einkamen und dieselbe auch erhielten; denn der Groß-Mogul war so mit der Unterjochung seiner zu mächtigen Subabs beschäftigt, daß er der Wälle gar nicht achtete, die um die bedrohten Comtoire herum entstanden.

Ein Englischer Schriftsteller macht es seinen Landsleuten zum Vorwurf, daß sie den Ort für ihre Indischen Niederlassungen viel weniger gut gewählt hätten, als alle andere Europäer; der wahre Grund dieser ungünstigen Wahl liegt aber darin, daß die Engländer von allen Nationen zuletzt kamen und deshalb auch genöthigt waren, durch größere Anstrengungen ihre unvortheilhaftere Stellung auszugleichen. Wie gesagt, im Jahre 1717 war Kalkutta nur noch eine elende Stadt, von Sümpfen und Wäldern umgeben und durch eine kleine Festung nur schwach vertheidigt, denn 1742 mußte ein Graben gezogen werden, um den Angriff der Mahratten abzuwehren. Dieses kriegerische Volk, das durch die doppelte Usurpation des ersten Ministers Baladschih Badscherau und des Schatzmeisters Bagodschih Bunska, die dem Fürsten Ram Radscha den Gehorsam aufgekündigt und sich zu Punah und Magpur festgesetzt hatten, in zwei Nationen zerfallen war, gehorchte einer Menge kleiner Oberhäupter, die von einander zwar unabhängig, aber immer bereit waren, sich gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden. Der mächtige Bund der Mahratten, der bis 1812 bestand und erst durch den Traktat von Bassein, am 31. Dezember desselben Jahres, aufgelöst wurde, hatte den Portugiesen Salsette und die Festung Bassein fortgenommen und sich das ganze Land zwischen dem Indus und dem Ganges unterworfen, als wollten sie den Engländern dadurch schon im voraus die Weisung geben, daß, um Herr von ganz Indien zu werden, man sich an die beiden großen Flüsse halten müsse, welche die natürlichen Gränzen desselben bilden.

Bald nahte die schreckliche Katastrophe, die über das Schicksal der Provinz entschied und sie in demselben Augenblick unter die Herrschaft der Engländer brachte, als die Kolonie dem sicheren Untergange verfallen schien. Kalkutta wurde durch den Subab Tschiragi-el-Dulab genommen, das Fort überwältigt, die Faktoreien der Plünderung preisgegeben, die Garnison getödtet oder gefangen genommen, und die unglücklichen Kolonisten, ohne Lebensmittel und Obdach, retteten sich auf die Schiffe. Da segelten der Oberst Clive und der Admiral Watson nach den Gewässern des Ganges ab, und sechs Monate später, im Jannar 1757, war Kalkutta wieder erobert, und Hugly ergab sich dem künftigen Lord Plassey, der die erlittene Unbill an den Mogolen rächte. Lord Clive wurde nun der neue Gründer Kalkutta's, baute das Fort William und unterwarf der Compagnie Bengalen, Bahar und Orissa. Die fabelhafte Vergrößerung Kalkutta's erklärt sich nur durch diese auf einander folgenden Eroberungen, die alle andere am Ganges und an seinen Nebenflüssen belegene Hauptstädte zu Grunde richteten. Auch wird Kalkutta ganz besonders begünstigt durch seine Kanal-Anlagen, die innerhalb der Stadt die Schifffahrt möglich machen, was einen unabsehbaren Vortheil für den Handel darbietet, den Madras ganz entbehrt und der für Bombay nur ausgeglichen wird durch die glückliche Lage der Stadt am Eingang des Meerbusens, inmitten eines unermeßlichen Küstenstriches, dessen Metropole es so lange bleibt, bis an den Mündungen des Indus ein rivalisirender Hafen wird errichtet werden. Der große Kanal (Oriental Canal), der bei der Brücke von Tschitpur in den Ganges führt, ist gleichsam die künstliche Mündung aller Wasserlinien, die den östlichen Theil von Kalkutta durchfließen, und auf denen unzählige Barken von Dschessor, jenem von den Indigo-Pflanzern besonders vorgezogenen Distrikte, hin und her gehen. Zur Zeit der Ueberschwemmungen steht diese sehr niedrige Gegend ganz unter Wasser; die durch den schnellen Strom fortgerissenen Schiffe zerschellen an den Baumstämmen, und der reisende Brahmane, der seinen Reis nicht am Feuer der Seeleute kochen darf, weil sie einer niedrigeren Kaste angehören, sucht manchmal einen ganzen Tag hindurch vergebens einen trockenen Ort, wo er seine Mahlzeit bereiten kann. Dieser Menge von Flüssen und Bächen und den Ueberschwemmungen verdankt Kalkutta die Fruchtbarkeit seiner Umgebungen, aber leider entspringt auch daraus sein ungesundes Klima, und die übertriebene Anhäufung von Menschen auf einem so kleinen Raum stört wieder zum Theil den heilsamen Einfluß der bewerkstelligten Austrocknungen, welche die Stadt gesunder machen sollen. Durch die Regenströme, die während der Zeit der Passatwinde vom 15. Juni bis zum 15. Oktober unaufhörlich herabstürzen, wechselt die brennende und trockene Temperatur zu schnell mit einer erstickenden Feuchtigkeit ab, und die Ausdünstung der Gewässer erzeugt noch vor der eintretenden Frische des Winters schreckliche Fieber, die eben so gefürchtet werden, wie die Cholera in den Monaten April und Mai. Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß man selbst in Kalkutta 140 Fuß tief graben muß, bevor man auf Quellen stößt, so bedeutend ist die Anhäufung des angeschwemmten Erdreichs. Als man einen Teich graben wollte, entdeckte man sechzig Fuß unter der Erde starke Baumstämme, die ganz aufrecht mit ihren Zweigen dastanden; an anderen Orten stieß man in einer Tiefe von 30 Fuß auf feine Kohlen- und bläuliche Thonlagen. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Förderung des Bibelstudiums in Amerika.** Professor E. Robinson, der Verfasser der vielgepriesenen (von Berlin und Halle aus jedoch zuviel gepriesenen) Biblical Researches in Palestine, hat in seiner rühmlichen Thätigkeit für biblische und theologische Wissenschaft in Amerika ein neues Journal gegründet, das den Namen: „Bibliotheca Sacra or tracts and essays on topics connected with biblical literature and theology“ führt.*) Der Herausgeber, ein Zögling der Halleschen Universität, hat von dort nicht nur eine liebenswürdige und hochgebildete Frau**) mit nach seinem Vaterlande genommen, sondern verdankt auch die Existenz seines ganzen gelehrten Strebens und zum Theil die Verbreitung seines Rufes Halle und Berlin. Diese Deutsche Bildung zeigt sich bei allen Arbeiten des Herausgebers, sowohl in seinem früheren Journal: Biblical Repository, als in der jetzigen Bibl. Sacra, in welcher die Aufsätze größtentheils von ihm selbst sind. Das erste Heft enthält wichtige Zusätze und Verbesserungen für das Werk über Palästina, und auch im zweiten Hefte (Mai) benutzt Herr Robinson seine Lokalkenntnisse des Libanon zu einem interessanten Artikel: The Druzes of Mount Lebanon, der aber nach unserer Ansicht nicht in dieses Journal gehört, da er mehr historisch-politisch als theologisch ist; das geistliche Bäffchen aber, welches ihm durch die schwachen Hinblicke auf die Erfolge der Amerikanischen Mission angehängt wird, macht ihn noch nicht zum Theologen. Englands Verfahren wird darin als treulos und unklug dargestellt.

— **Der jüdische Professor Nordheimer.** In dem neuesten Heft der genannten Bibliotheca Sacra ist ein Aufsatz von Robinson, überschrieben: Biographical notices of Gesenius and Nordheimer. Der Verfasser, von Ersterem der Schüler, vom Zweiten der Kollege, Beiden aber innig befreundet, sagt in der Einleitung: „Das Jahr 1842 ward von der Vorsehung Gottes durch die Hinwegnahme zweier hervorragenden Zierden der Hebräischen Literatur ausgezeichnet. Gesenius, obgleich noch nicht hochbejahrt, war doch der Nestor und Leiter in Allem, was das Alte Testament und die alte Welt betrifft. Nordheimer stand an der Spitze der Gelehrten der Hebräischen Sprache in der Neuen Welt. Der Schreiber dieser Zeilen stand mit diesen beiden geschätzten Männern in vertrauten Verhältnissen, und er bringt hier einen Tribut von Achtung und Dankbarkeit, um ihn auf ihr Grab zu legen.“ Es folgt hierauf eine von treuer Freundschaft geführte Zeichnung der Persönlichkeit und eine von gesundem Urtheil eingegebene Würdigung der Verdienste der großen Deutschen Gelehrten. Tief ergreifend aber ist die biographische Notiz über Nordheimer, bei der Herr Robinson seine Feder nur in eine Thräne der Wehmuth getaucht zu haben scheint. Hat der orthodox christliche Robinson schon bei dem rationalistisch christlichen Gesenius seine Unparteilichkeit in schönem Lichte gezeigt, so zeigt er sie in rührender Reinheit und Glanz bei dem, dem Judenthum angehörenden Nordheimer. Dieser in seinem 33sten Lebensjahre verstorbene geniale Orientalist war zu Memmelsdorf in Oberfranken geboren. Als Jude konnte er in Bayern nach zurückgelegten Studien keinen Wirkungskreis erhalten; er wanderte daher nach Amerika aus, wo er an einer im Geiste der strengsten Orthodoxie geleiteten Universität eine Anstellung als Professor im theologischen Seminar erhielt, und wo er, aus dem heimatlichen Boden und von der Seite seiner Aeltern und Lieben gerissen, im Schmerze der Sehnsucht frühzeitig dahinwelkte. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat in dem Tode des Dahingeschiedenen die Auflösung zarter Verhältnisse zu beklagen, aber er unterdrückt das Gefühl des unbeschreiblichen Kummers dem Publikum gegenüber und führt nur noch die letzten zwei Zeilen aus Robinson's Notiz an: „Nordheimer kam vor wenigen Jahren als ein Fremdling unserer Sprache und unseren Sitten in unsere Mitte; und jetzt wird er von sehr vielen Herzen betrauert als Gelehrter, Lehrer, Kollege und als aufrichtiger und geliebter Freund!“ Lt.

*) New York, Wiley and Putnam.

**) Als Schriftstellerin unter dem Namen Talvj bekannt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Freitag den 28. Juli 1843.

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von Louise von Ploennies.

Coleridge.

Coleridge zeichnet sich besonders durch die sehr düstere Färbung seiner Phantasie aus. Zwei seiner größeren Gedichte, Christabel und der ancient Mariner, bewegen sich in dem schauerlichen, geheimnißvollen Geisterreich. Christabel ist eine etwas verworrene Geschichte, Mitternacht, Geister-Erscheinungen, heulende Hunde, krächzende Eulen, Krämpfe u. s. w. Doch ist die Behandlung geeignet, einen schauerlichen Effekt zu machen. „Der alte Seefahrer" ist ebenfalls eine sehr mystische Begebenheit, doch das Gedicht ist reich an schönen, wahrhaft poetischen Schilderungen, nur scheint mir das Motiv, welches alle diese außerordentlichen Erscheinungen und Ereignisse veranlaßt, in keinem Verhältniß zu denselben zu stehen. Es ist eben ein Mährchen in poetischer Form.

Die Kritik soll Coleridge sehr verfolgt haben, so daß er gesagt hat, er sehe ihre Gestalt, wo er nur gehe. Lord Byron scheint den Dichter sehr bewundert zu haben, zu seinem Fare thee well hat er eine schöne Stelle aus Coleridge's Gedichten gewählt. Das schönste lyrische Gedicht von Coleridge, welches auch in England sehr bewundert wird, ist die Ballade, in welcher er seine Brautwerbung besingt:

Liebe.

1.

Gedanken, Leidenschaften, Wonnen,
Die unsre Menschenbrust durchzieh'n,
Sie dienen all' der Liebe, nähren
Der heil'gen Flamme hehres Glüh'n.

2.

In wachen Träumen denk' ich oftmals
Zurück an jene sel'ge Stund',
Wo ich bei dem zerstörten Thurme
Gelegen auf dem Bergesgrund.

3.

Das Mondlicht, das die Scen' umstrahlte,
Verschmolz mit sanftem Abendschein,
Und sie, mein Hoffen, meine Wonne,
War bei mir, Genovefa mein!

4.

An den Gewappneten gelehnet,
An jenes Ritters steinern Bild,
Stand sie und lauschte meinem Liede,
Umflossen von den Strahlen mild.

5.

Noch wenig eig'nes Leid kennt meiner
Geliebten Genovefa Herz!
Drum liebt sie mich am meisten, sing' ich
Ein Lied, das sie versenkt in Schmerz.

6.

Ich spielt' in leisen Trauerklängen,
Ein altes rauhes Lied ich sang,
Ein alt, rauh Lied, das wohl recht passend
Zu der Ruine Wildniß klang.

7.

Bescheiden, anmuthvoll erröthend,
Lauscht sie, gesenkt das Augenlicht;
Sie wußt' es wohl: mein Auge, weilen
Mußt' es auf ihrem Angesicht.

Der Dichter trägt nun seiner Geliebten die unglückliche Liebe eines Ritters vor, welchen die Verachtung seiner Dame in Elend, Verzweiflung und Wahnsinn stürzt, und der endlich, nachdem es ihm gelungen ist, die Heißgeliebte zu retten und zu erweichen, im Tod Heilung und Ruhe findet. Die Schilderung dieser Liebe ist schön und einfach, aber sie leidet, wie alle Englische Balladen, an zu großer Breite. Dies ist ein Vorwurf, der überhaupt die Englische Lyrik trifft. Die Engländer behaupten, Coleridge's Vorliebe für Deutsche Poesie habe einen bedeutenden und nicht vortheilhaften Einfluß auf seine poetische Tendenz gehabt. Ueberhaupt ist es Gebrauch in England, über alle abenteuerliche Erscheinungen im Reich der Poesie, über mystische Novellen, schauerliche Balladen u. s. w. zu setzen: from the german.

Ungarn.

Briefe über Franz Liszt's Aufenthalt in Ungarn.

Vom Ritter von S.

Unter obigem Titel ist so eben eine kleine, überaus elegant gedruckte Schrift erschienen *), die nicht blos den Freunden des Virtuosen, sondern auch Allen, die sich für Ungarn und die eigenthümlichen Aeußerungen seines Nationallebens interessiren, eine willkommene Erscheinung seyn wird. Die begeisterte, man möchte sagen phantastische Aufnahme, die Franz Liszt vor einigen Jahren bei der Rückkehr nach seinem Vaterlande Ungarn fand, wohin er zunächst gegangen war, um zum Besten der zahlreichen Ueberschwemmten von Pesth einige Konzerte zu veranstalten, hat im Auslande zu manchen ironischen Bemerkungen Anlaß gegeben, und besonders um den Heldensäbel, mit dem die edeln Magyaren den alle Welt in Bewegung setzenden, aber übrigens sehr friedlich gesinnten Klavierspieler umgürteten, ist schon mehr Dinte geflossen, als er jemals Blut vergießen wird. Es möchte daher auch unseren Lesern nicht uninteressant seyn, einen Blick in die Verhältnisse zu thun, die damals den berühmten Virtuosen in seinem Vaterlande umgaben, zu welchem Zwecke wir zunächst hier einige Auszüge aus jener Schrift folgen lassen, die die heutigen Zustände Ungarns überhaupt betreffen:

„Dieses Land ist gewiß eines der gesegnetsten und reichsten Europa's und von so beträchtlicher Ausdehnung, daß es, wenn seine außerordentlichen Kräfte von einer verhältnißmäßig großen, einigen Bevölkerung mit der Zweckmäßigkeit und Bildung bevorzugter Nationen gebraucht würden, einen bedeutenden Standpunkt in unserem Welttheile einnehmen müßte. Wie es durch die mannigfaltigsten historischen und politischen Combinationen und Mißgeschicke Jahrhunderte in seiner Bildung zurück blieb, wie es durch die verschiedenen, in seinem Innern sich durchkreuzenden Einwohnerschaften, Religionen und Sprachen in so viele sich reibende und befehdende Elemente zerspalten und seine Kräfte durch Hemmungen aller Art zersplittert worden, ist hinlänglich bekannt. Minder bekannt dürfte Ihnen der edle Aufschwung, der rege Eifer seyn, der jetzt fast durch ganz Ungarn herrscht und mit der größten Anstrengung und der heroischsten Selbstverleugnung ringt, das Versäumte einzuholen und sich in das Niveau der Europäischen Bildung und politischen Gestaltung zu bringen. Da die Mittheilungsmittel, besonders nach Außen, wie bei jedem abhängigen Volke, sehr beschränkt, wie bei jedem erst in der Bildung begriffenen, sehr mangelhaft und, da die wenig bekannte Ungarische Sprache noch hemmend eintritt, größtentheils unzugänglich sind, so gelangt wenig Kunde davon ins Ausland, und die Nachbarländer nehmen aus manchen Gründen wenig Notiz davon. Gewiß ist es aber, daß, wenn die tüchtigen Bestrebungen, die vielen edlen Aufopferungen, die großartigen Charaktere, die Masse geistiger Befähigungen, die sich bei dieser Reaction hervorthaten, nach Gebühr bekannt und gewürdigt wären, sich die Augen vieler Geschichts- und Menschenfreunde mit großem Interesse und inniger Theilnahme diesen Vorgängen, diesen Persönlichkeiten zuwenden würden, die von den schönsten Motiven in Bewegung gesetzt werden.

„Der Kampf ist höchst schwierig, da nicht weniger als Alles in Rückstand ist. Politische und soziale Formen sollen gefunden, Gesetze und Einrichtungen festgestellt werden, die dem Zeitgeiste, der Idee des vorgerückten Jahrhunderts entsprächen, während sie den zurückgebliebenen Verhältnissen, für die sie zu geben sind, zu widerstreiten scheinen; eine Bildung soll hervorgerufen werden, die im Grunde doch nur erst aus Einrichtungen hervorgehen könnte, die noch fehlen; die Rechte der bevorzugten Klasse sollten beschränkt, die des gedrückten Volkes gehoben werden, während alle Stimmehabenden der bevorzugten Klasse angehören, von der ein Theil noch in selbstsüchtiger Rohheit befangen, ein anderer schon blasirt ist, das Volk aber fast durchgehends nicht begreift, was ihm fehlt, und für die Vortheile, die man ihm zuzuwenden gedenkt, wenig oder gar keinen Sinn hat. Eins scheint das Andere auszuschließen, und doch ist es der ausdauernden Kraft, dem humanen Willen möglich, selbst das unmöglich Scheinende zu bewerkstelligen und den ehernen Gang der Geschichte zu beschleunigen. Den Ungarn fehlt es nicht an solchen Kräften, an solchem Willen, und sie scheinen mit Glück ihres eigenen Schicksals Schmiede zu seyn. Wie sich der Augenblick günstig zeigt, so arbeiten sie thätig bald für die Ausbildung und Erweiterung ihrer intellektuellen und industriellen Mittel, bald für ihre gesetzliche und administrative Gestaltung.

*) Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung.

„Wenn man den Zeitraum, in welchem, und die Umstände, unter welchen sie geschahen, bedenkt, so muß man einräumen, daß es keine unbedeutenden Kraftäußerungen waren, denen die Ungarische Akademie, die Donaudampfschiffe, die Kinderbewahranstalten, das Ungarische Theater, der Musik- und Kunstverein, das in seiner Art einzige Casino, das, allen Ständen geöffnet, eine Vereinigung aller Gebildeten möglich macht, die ökonomische Gesellschaft, der Thierzüchterverein und noch viele andere Privatinstitute ihr Daseyn verdanken. Bloß auf Anregung Einzelner entstanden, bloß den Mitteln des Volks ihr Leben verdankend, geben sie, der nicht hierhergehörigen großen politischen Reformen nicht zu gedenken, einen Beweis, daß es den Ungarn Ernst ist um ihre nationale Bildung, um Fortschritte in Industrie, Wissenschaft und Kunst.

„Der Landtag unterbrach diese Kulturbestrebungen oder drängte sie vielmehr in den Hintergrund zurück, da sich nun alle Kräfte den ernsteren Aufgaben der Legislation und Landeseinrichtung zuwandten. Aber gerade hier, wo sich alle Verhandlungen und Zwecke als bestimmt national aussprachen, hier wurde man es erst recht inne, daß man Alles, was man für Civilisation und Humanität im Allgemeinen, im höheren Grade noch für das Vaterland gethan habe, daß jedes gute nützliche Unternehmen zugleich ein patriotisches gewesen. Alles nahm den Charakter des Volksthümlichen an. Ein Enthusiasmus der Vaterlandsliebe, ein Wetteifer, für den Fortschritt zu wirken, theilte sich der Gesammtheit mit, und es traten Gesinnungen und Handlungen ans Licht, die jedes Kranzes würdig sind.

„Wohl mag sich auch hier, wie dies bei jeder großen Aufregung natürlich, ja unvermeidlich ist, Manches fanatisch gesteigert haben; besonders drängt sich das Magyarische Element hervor, welches den Magyarischen Volksstamm, dem ein großer Theil der Bewohner angehört und der sich auf eine frühere Einwanderung und Besitznahme des Landes unter Attila stützt, im ganzen Lande herrschend, seine Sprache, Tracht und Weise zur allgemeinen machen möchte. Diesem Bestreben sind natürlich die Einwohner Deutschen Ursprungs nicht geneigt, welche ihr Verdienst, Kultur und Bildung, so weit sie nun bestehen, ins Land gebracht zu haben, geltend machen, und deren Sprache auch noch die der gebildeten Gesellschaft durch ganz Ungarn ist; und auch die Slawen und die anderen Volksstämme, aus denen die Population Ungarns musivisch zusammengesetzt ist, sehen mit Eifersucht auf diese Magyarische, nach ihrer Ansicht angemaßte Suprematie. Alle aber können diesen Magyaren eine gewisse Charakterstärke und Festigkeit nicht ableugnen. Diese brechen sich, verbunden mit einem Racenstolze, dem nur der Spanische verglichen werden dürfte, despotisch und oft für ihre eigenen Vortheile rücksichtslos ihre Bahn, und schon ist ihre Sprache auf dem Landtage, bei allen Gerichten und allen offiziellen Angelegenheiten, die allein geltende, ihre prächtige Tracht bei Repräsentationen, Functionen und öffentlichen Gelegenheiten die geforderte.

„So ist privates und öffentliches Leben, Verkehr und Geschäft oft auf eine hemmende Art getrennt, tausend unangenehme Reibungen treten ein, die aber wieder zur Erhaltung von Spannung und Aufregung dienen und den patriotischen Enthusiasmus anfachen, der sein Gewicht um so lieber in die Schale der Magyaren legt, als die Deutsche Sprache auch die Sprache jener Nation ist, von welcher Ungarn dadurch gewissermaßen abhängig ist, daß ihr König derselben angehört, deren Mißwollen sie jede Durchkreuzung ihrer gutgemeinten Plane von Oben zuschreibt, und die es haßt, wie jedes stolze, sich fühlende Volk seine Abhängigkeit mit Unmuth und Bitterkeit empfindet. Daher kommt es, daß in Ungarn alle Magyarische Abzeichen so gesucht und hervorgehoben und Leistungen jeder Art, die diesen Stempel tragen, begeistert ergriffen, oft überschätzt und denen vorgezogen werden, welche, obgleich auch in Ungarn oder durch Ungarn entstanden und folglich dem Lande eben so angehörig, doch ein Deutsches Gepräge haben. So lassen sie den großen Lyriker Lenau, den genialen Beck, den Epiker Pyrker — die doch sämmtlich Ungarn sind — weil sie Deutsch geschrieben haben, den Deutschen zu preisen übrig, während sie Kisfaludi, Vörösmarty, Kölczei u. s. w. als Ungarns Dichter erheben; so haben sie die in Ungarischer Sprache singende Mad. Schobel mit größeren Ehrenbezeigungen überschüttet, als selbst die Schröder-Devrient, so lassen sie den Bildhauer Ferenczi sein Wesen treiben und ihre National-Monumente verderben, bloß um keinen Deutschen zu beschäftigen."

...... Diesen Bemerkungen lassen wir nun denjenigen Brief unseres Verfassers folgen, in welchem über den vielbesprochenen Säbel, so wie über die Art, mit der Liszt ihn aufnahm, das Nähere berichtet wird:

„Am 4. Januar gab Liszt ein Konzert zum Vortheile des Ungarischen Theaters in diesem Schauspielhause selbst. Dieser Tag war der glänzendste seines Aufenthalts in Ungarn. An diesem Tage empfing er jenen Säbel, der so viel Aufsehen und Aergerniß erregt, den man so oft verlästert und lächerlich zu machen versucht hat. Dem Vorurtheile, welches nur das Herkömmliche, Gewohnte, wenn es auch noch so sinn- und zwecklos, noch so unangemessen wäre, in Schutz nimmt, also wohl Schnupftabacksdosen für Sänger, die gar nicht schnupfen, wenigstens gar nicht schnupfen sollten, für ein passendes Geschenk erachtet, diesem Vorurtheile wird freilich ein Säbel, einem Klavierspieler gegeben, sehr anstößig erscheinen. Aber Sie, theurer Freund, werden bedenken, daß wir in Ungarn sind, wo der Säbel kein ausschließliches Abzeichen des Soldatenstandes ist, daß er zur Magyarischen Nationaltracht, in welcher auch Liszt erschien, gehört und ursprünglich von jedem Edelmanne, jetzt von jedem Honoratioren getragen werden kann; daß, weil dieses gerade eine Eigenthümlichkeit Ungarns ist, eben ein Säbel, als eine Auszeichnung für ein friedliches Verdienst gegeben, ein besonders nationales Gepräge trug; daß man also wohl eine adelige Bevorrechtung, aber keinen kriegerischen Sinn auf diesem Platze mit demselben verbinden konnte. Und das beabsichtigte eben der Adel, der dieses Geschenk wählte. Es war seine Absicht, mit dieser Gabe den Adel des Geistes und der Kunst anzuerkennen und Liszt auszudrücken, wie er fühle, daß sich der Künstler durch seine Trefflichkeit den Höchsten gleichstelle und jedes Vorrecht verdiene, welches Zugeständniß sich allein durch den Säbel symbolisiren ließ. Wie geistreich und bescheiden Liszt selbst den Sinn dieser Gabe gedeutet, werden sie ohnehin gleich sehen. Daß sich aber in diesem Hause, im Ungarischen Theater, der Magyarismus besonders geltend machte und man hier besonders suchte in Allem ein nationales Gepräge herauszukehren, war ganz natürlich, da gerade dieses Institut, — verschieden von manchen anderen, welche Zwecke fördern, die alle Bewohner des Landes interessiren, — den Deutschen und Slawischen Elementen entgegenwirkend, sich die Entwickelung der Magyarischen Sprache, Poesie und Kunst zur Aufgabe gestellt hat und deswegen auch mit dem Statut errichtet wurde, daß auf seinen Brettern nicht Deutsch zum Publikum gesprochen werden dürfe. Hierin liegt aber auch wieder der Grund, daß Liszt, der nicht Ungarisch konnte, nicht in Deutscher Sprache für den Säbel dankte. Ich erwähne Ihnen dieses, weil ich in öffentlichen Blättern gelesen, er habe es unterlassen, weil er, um sich den Ungarn geneigter zu machen, den Magyarischen Fanatikern sich angeschlossen und eine Verachtung der Deutschen und Slawen affektirt habe, was ihm wahrhaftig nie in den Sinn kam. Sprach er doch in seinem Abschiedskonzerte, welches freilich im Redoutensaale stattfand, Deutsch zum Publikum, so wie alle in seinen übrigen Konzerten ihn ablösenden Gesang-Piècen Deutsch waren, obgleich er sich in der Deutschen Sprache natürlich weniger bequem als in der Französischen fühlt, die ihm zweite Muttersprache, und in welcher er nicht ohne Glück und Anerkennung selbst Schriftsteller geworden.

„Doch lassen Sie uns nach diesen Vorbemerkungen und Abschweifungen zum Faktum selbst kommen. Das Haus war glänzend erleuchtet, das die Schaaren der Herbeiströmenden aufnahm, so lange es konnte. Es war übervoll, selbst die Räume zwischen den Coulissen waren vom Publikum eingenommen, auf der Bühne selbst waren Reihen von Stühlen um das Fortepiano, von den Damen der höchsten Stände besetzt. Es hatte aufgehört, Theater zu seyn. Sein Spiel war wie gewöhnlich, ja, mehr als gewöhnlich, Nummer für Nummer mit der gespanntesten, lautlosesten Aufmerksamkeit verfolgt, von dem donnerndsten Beifall begleitet — die letzte Nummer war gespielt — da traten 6 Magnaten und adelige Magistratspersonen in vollem, prächtigem National-Kostüm hervor, und Graf Leo Festetics überreichte ihm einen Säbel, nicht Bathory's noch eines anderen bekannten Helden, dessen Scheide aber silbern und vergoldet, von alter getriebener Arbeit, reich mit Edelsteinen besetzt war. In einer kurzen Ungarischen Rede drückte er ihm aus, wie er dem allgemeinen Wunsche genüge, indem er ihm dieses vaterländische Andenken einhändige. Der tobendste Sturm des Beifalls und Entzückens folgte seinen Worten und machte erst dann einer Grabesstille Platz, als Liszt, von innerer Bewegung blaß bis an die Lippen, mit beiden Händen den Säbel an die Brust drückend, ans Orchester trat und seinen Gefühlen in folgenden Worten Luft machte:

„Mes chers Compatriotes! (car ici il ne m'est guère possible de voir seulement un public) Le sabre qui m'est offert par les représentants d'une nation, dont la bravoure et la chevalerie sont si universellement admirées, je le garderai toute ma vie, comme la chose la plus précieuse, la plus chère à mon coeur.

„Vous exprimer par des paroles en ce moment, où la plus forte émotion oppresse ma poitrine, combien je suis profondement touché et reconnaissant de ce témoignage de votre sympathique estime, de votre chaleureuse affection, je ne le puis, en vérité. Pardonnez moi donc mon silence sur ce point, et croyez bien, que je ferais tous mes efforts pour vous prouver, et bientôt j'espère, toute ma gratitude par des oeuvres et des actes, ainsi qu'il convient à un homme, qui se glorifie d'être né parmi vous! —

„Qu'il me soit pourtant permis de dire quelques mots dès aujourd'hui.

„Ce sabre, qui a été si vigoureusement brandi autrefois pour la défense de notre patrie, est remis à cette heure entre des mains faibles et pacifiques. N'est ce pas là un symbole? N'est-ce pas dire, Messieurs, que la Hongrie, après s'être couverte de gloire sur tant de champs de batailles, demande à cette heure aux arts, aux lettres, aux sciences, amis de la paix, de nouvelles illustrations? N'est-ce pas dire, Messieurs, que les hommes d'intelligence et de labeur ont aujourd'hui aussi une noble tâche, une haute mission à remplir au milieu de vous?

„La Hongrie, Messieurs, ne doit rester étrangère à aucune gloire — elle est destinée à marcher à la tête des nations, par son héroïsme, comme par son génie pacifique.

„Et pour nous artistes, ce sabre nous est aussi une noble image, un éclatant symbole.

„Des pierreries, des rubis, des diamants ornent le fourreau, mais ce ne sont là, que des accessoires, de brillantes futilités.

„La lame est au fond. Qu'ainsi il y ait toujours dans nos oeuvres sous les mille formes capricieuses dont se revêt notre pensée — comme la lame dans ce fourreau l'amour de l'humanité et de la patrie, qui est notre vie même.

„Oui, Messieurs, poursuivons par tous les moyens légitimes et pacifiques l'oeuvre, à laquelle nous devons tous concourrir chacun selon ses forces et ses moyens.

„Et si jamais l'on osait injustement, violemment, nous troubler dans l'accomplissement de cette oeuvre, eh bien! Messieurs, s'il le faut, que nos sabres sortent encore du fourreau (ils ne sont point rouillés, et leurs

coups seront terribles encore comme autrefois) et que notre sang soit versé — jusqu'à la dernière goutte pour notre droit, le roi et la patrie!"

„Dieses waren die Worte, die, anfangs von der heftigen Aufregung gedämpft, wie aus tiefster Brust herausquollen, dann aber, von Begeisterung gehoben, in glühender Beredsamkeit hinströmten. Ein Donner des Beifalls und Entzückens beantwortete sie; doch ruhte ein großer Theil des Publikums, der den Redner nicht verstanden, nicht mit Ausrufen des Fragens und Verlangens, bis der Obernotar von Augusz, der der Rede stenographisch gefolgt war, sie in Ungarischer Sprache, selbst ergriffen, mit Feuer und Ausdruck wiederholte, und neuer einstimmiger Jubel durchdröhnte das Haus.

„Als Liszt den Schauplatz verließ und ins Freie trat, war der Platz mit Tausenden bedeckt, und eine Menge Fackeln umgaben seinen Wagen, die sich fortwährend ins Unzählige vermehrten. Eben so vergrößerte sich die Menschenmenge, und man hätte denken sollen, daß sich die ganze Population Pesth's und Ofen's hier vereinigt habe, so ungeheuer war das Gedränge, das auf dem großen Platze wogte und die angränzenden Straßen erfüllte. Einige junge Leute wollten die Pferde ausspannen und den Wagen ziehen, aber sie wurden überstimmt. Man wolle, hieß es, dieses Fest von einer Galanterie unterscheiden, die man Sängerinnen und Tänzerinnen erwiesen. Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Er war von solcher Ausdehnung, das Jauchzen: éljen und Vivatrufen so ungestüm und ununterbrochen, daß zwei vollständige Militair-Musikchöre, die an der Spitze und am Ende desselben marschirten und zugleich mit voller Türkischer Musik spielten, sich durchaus nicht beirrten, ja sich nicht einmal hörten."

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

II. Die Stadt, ihr öffentliches und gesellschaftliches Leben.

(Fortsetzung.)

Eine in jeder Hinsicht ganz moderne Stadt, die sich längs eines großen Flusses hinzieht, kann eigentlich keinen recht malerischen Anblick darbieten. Indeß vom rechten Ufer und vorzüglich von der Spitze aus gesehen, hinter welcher sich der botanische Garten verbirgt, entrollt sich Kalkutta doch mit einer gewissen Majestät vor dem Auge des Beschauers, besonders wenn bei Sonnenuntergang der Schatten der Bäume in den tiefen Fluthen des breiten Ganges im Vordergrund sich abspiegelt und die Quais, die Esplanade, auf welcher die Menschenmasse einherwogt, die Umrisse der Schiffe, die gemächlich auf den Ketten ihrer Anker ruhen, und die schönen silberhellen Gewässer, die sich an unbestimmtem Horizont verlieren, von zierlichen leichten Barken durchfurcht oder langsam durchzogen von schwerfälligen Fahrzeugen, deren Ruder wie die Füße der Krabben niederfallen, wenn dies Alles in eine etwas ferne, aber doch klare Perspektive gerückt wird. Doch in den Einzelheiten des Privatlebens muß man diese gemischte Gesellschaft studiren, in der Jeder die ihm eigene Färbung bewahrt, denn in Indien ist Alles so zugeschnitten, daß der Malabare und der Bengalese sich nur dann umgestalten werden, wenn der Godaveri und der Ganges nicht mehr strömen. Betrachtet am Morgen das Erwachen dieser Bevölkerung, die ihren Tag gern mit einer religiösen Handlung beginnt. An der ganzen Länge des Ufers hin tauchen sich die Hindu's, Männer und Weiber, in die heiligen Fluthen ihres Stromes: nichts stört die Badenden, weder das Leben auf den schon von Arbeitern heimgesuchten Quais, nach die Barken und Kanots, die sich kaum einen Weg durch die Menge bahnen können. Das junge Mädchen löst ihr Haar auf und taucht es mit demselben Ernst in die Fluthen, wie der alte Ascet seinen weißen Bart wäscht und seine runzelige Haut abreibt. Für Alle ist dies Bad ein Gebet, eine Körper- und Seelen-Abwaschung, nach welcher sich die erleichterten Glieder mit mehr Anstand in einer gereinigten Thätigkeit bewegen können. Denjenigen, die nicht in die Fluthen des Ganges hinuntersteigen können, bringen fromme Personen das Gangai tirtham, das heilige Wasser des Ganges, in Krügen zugetragen, die an den beiden äußersten Enden eines Bambusrohres hängen; sie durcheilen mit größter Geschwindigkeit die Straßen und begeben sich nach allen Punkten der Stadt und der Vorstädte hin. Auf ihrem Kopfe in der länglichten Amphora trägt die Brahmanin sich so viel von diesem Wasser nach Hause, als sie zu ihren wirthschaftlichen Beschäftigungen bedarf; mit feierlichem Schritt bewegt sie sich langsam vorwärts, eingehüllt in lange, feuchte und durchsichtige Gewänder, in welchen sich die schönen und edlen Formen abzeichnen, die von den Dichtern der Hindus in noch duftigeren Hüllen besungen werden; die Frauen dieser Gegenden und vorzüglich die aus den höheren Ständen verstehen es auch, durch ihre Haltung und ihre sittigen Bewegungen die zu große Einfachheit ihrer Tracht auszugleichen. Sobald der Hindu aus dem Wasser kömmt, setzt er sich unter ein kleines Zelt, über welchem an einer Stange eine Fahne flattert, und überläßt nun seine Stirn dem Künstler, der ihm mit einem in blaue und rothe Farbe getauchten Pinsel das Zeichen seiner Sekte anmalt; seine Toilette ist dadurch beendigt, und er kann nun bis zum Abend den Beschäftigungen seiner Kaste nachgehen.

Unterdessen kommen Landleute, Männer und Frauen, nach dem Markt, mit Körben voll Früchte und Gemüse, die sie auf dem Kopf tragen; aus Besorgniß, daß die Sonne sie unterweges ereilen und ihre Gartenprodukte welken könnten, legen sie oft mehrere Meilen im schnellsten Lauf zurück. Die Läden werden geöffnet, und der hinter seinem Comtoir hockende Kaufmann sieht mit Freude auf die immer anwachsende Menge. Schnell füllen sich die Basars; tausend Stimmen rufen den reichen Asiaten und den Europäer in seiner Landessprache an, wenn er in einem Palankin vorübergetragen wird: die Tragsessel werden sogleich von Krämern belagert, die von allen Seiten herbeieilen und Bücher, Chinesische mit Kupfer eingelegte Schachteln, Cigarrenhalter und Mandarin-Mützen anbieten. Die Träger schreien, die Palankins stoßen an den Straßenecken an einander, und die Wagen, in denen die Kaufleute und die Beamten der Compagnie sich an ihre Geschäfte begeben, rühren einen erstickenden Staub auf. Hunderte von unförmlichen Fiakers, von zwei Tatuh's (Pferden des Landes) gezogen, befördern die unzähligen Schreiber, welche in beiden Sprachen die Rechnungsbücher führen und die unumgänglich nothwendigen Vermittler zwischen den Europäern und den Eingebornen sind, aus den Vorstädten nach dem Handelsquartiere. Die langsam einherschleichenden mit Ochsen bespannten Karren hemmen bald hier, bald dort die raschen Bewegungen der Menge, unter die sich die hungrigen Störche mischen, die auf den Dächern und Balkonen immer im Hinterhalt liegen, von wo sie sich mit ausgestreckten Beinen mitten in die belebtesten Straßen niederlassen; die Krähen rauben dreist und mit großem Geschrei Alles, was aus den Körben oder den Wagen fällt, und die eben so gefräßigen, aber wilderen Geier umflattern oft stundenlang die Fische, die ihren Appetit auf der Bank des Händlers reizen. Welch' Geschrei, welch' betäubender Lärm! So ruhig der Muselmann ist, so beweglich und laut verrichtet der Hindu seine Arbeit, wie das bei allen knechtischen Völkern der Fall ist, sie mögen weiß oder schwarz, Freie oder Sklaven seyn. Der Hindu liebt Wortgezänk, fürchtet aber Schläge; seine Gesetze verbieten ihm Spiele, Wetten, Stier- und Hahnenkämpfe, kurz Alles, was den Geist in eine heftige Aufregung versetzen könnte; die Trunkenheit ist ihm eine Schande, ja fast eine Todsünde. Doch wollen wir deshalb nicht behaupten, daß Indien, wo man das Opium fabrizirt, den Bandscha raucht, den Palmensaft und den Dattelbranntwein trinkt, gänzlich frei von diesem schmachvollen Laster sey, das Muhammed und Manu so streng tadeln; aber die Trunkenheit hat weiter keine Wirkungen, als daß der Sänftenträger schneller läuft, der Pilger und der Rhapsode lauter singt, und wenn der muselmännische Fakir in den Basars mit halb geschlossenen Augen aus vollem Halse seine klägliche Bitte: Allah ke nam ko paissa de' baba! (Gebt mir einen Pfennig in Allah's Namen!) herausschreit, so löst der Perser aus Schiras und der Mullah aus Bombay darum nicht weniger die Schnur seiner Börse und legt dem Armen ein Almosen in die ausgestreckte Hand, bei dem der stiere und ungewisse Blick und der schwankende Gang nur eine Folge seiner eifrigen Beschauung der göttlichen Vollkommenheiten sind.

Ein großer Theil der Stadt besteht aus Basars, weil beinahe alle Viertel mit Läden so benannt werden. Man kann sie in drei Klassen eintheilen: zur ersten gehören die eigentlichen Märkte, die bedeckten oder freien Orte, Hallen oder öffentlichen Plätze, wo die kleinen Bedürfnisse für die Asiatischen Haushaltungen, die Früchte, die trockenen Fische, die Gewürze, der Trödelkram und die Geräthschaften zum Verkauf ausgestellt sind, lauter Dinge, an denen der Europäer nichts zu sehen findet, wenn es ihm nicht etwa Vergnügen macht, das innere Leben dieser Bevölkerung zu belauschen, das von dem unserer Europäischen Städte so verschieden ist. Mehrere Basars werden des Nachts bei Lampenlicht gehalten; da giebt es Sänger, welche Hymnen absingen, Krüppel, die sich auf den Händen fortschleppen und betäubendes Geschrei ausstoßen, Kuchen-Verkäufer, deren rauchende Buden die Leckermäuler jedes Alters durch ihren starken Geruch nach geschmolzener Butter anziehen; da verkauft man gestohlene Sachen und stiehlt die Gegenstände, die man den nächsten Tag wieder verhandeln will; die Kaste der Jongleurs arbeitet bei Nacht auf Kosten derjenigen, denen sie bei Tage Vergnügen bereitet. Hier blickt man durch eine geöffnete Thür in eine mit Matten ausgelegte Stube; auf der mit Kissen belegten Erhöhung am Eingang sitzt die Bajadere, die Kniee am Kinn, gekleidet in flittergestickten Musselin, der im Schein der Fackeln blitzt und funkelt. Unbeweglich, die Wange auf die ringgeschmückte Hand gestützt, den nackten Fuß so weit aus dem Gewand hervorgestreckt, daß die Reifen um den Knöchel sichtbar werden, raucht die Tänzerin nachläßig ihren Hukka und wirft dem Vorübergehenden nur einen träumerischen, oft traurigen Blick zu; in einem anderen Winkel des Basars ertönt die schrillende Stimme eines alten Philosophen, der beim flackernden Schein einer Lampe in seiner räucherigen Hütte religiöse Verse aus einem alten öligen und nicht zu entziffernden Manuskript herausbuchstabirt, das einen Europäischen Gelehrten zugleich beseligen und in Verzweiflung bringen würde.

In die zweite Kategorie gehören die bevölkerten Straßen, in denen Handel getrieben wird mit den Erzeugnissen der ganzen Erde, und in welche alle Handelsartikel des ganzen Weltalls zusammenströmen. Da erkennt man den Juden von Aleppo an seinem flachen Turban, den Araber von Mekka an seiner Aba (Mantel), die er wie einen Dolman fliegen läßt: da wandelt der Grieche in der Fustanella, der Armenier von den Ufern des Euphrats, Europäer durch seine weiße Hautfarbe, Asiat durch sein reiches Kostüm; der Chinese mit der langen Jacke, den kurzen und weiten Beinkleidern, ein ganz besonderer Typus, der mit keinem dieser verschiedenartigen Gesichter verglichen werden kann, höchstens ganz entfernt mit dem Malayen, der aber weniger weiß, besonders weniger Tatarisch aussieht, oder noch entfernter mit den sonderbaren Zügen des Birmanen, der sich durch seine hervorstehenden Backenknochen, lebhaften Blick und starke, wohlgeformte Beine auszeichnet. Alle Völker des Asiatischen Hochlandes, Bucharen, Kaschmirer, Tibetaner, Nepalesen, sind gleichfalls unter dieser beständig wechselnden Menge vertreten, in der man alle Nüancen der Asiatischen Racen, von den Syrischen Küstenstrichen bis zum Gelben Meere, wahrnehmen kann. Alle sind hierher gekommen über den Ocean und durch die Wüste, über Ströme und Gebirge, in wohlbewaffneten Karawanen auf Kameelen und munteren Rossen, oder zu Fuß am Pilgerstabe, von Pagode zu

Pagode, oder ruhend auf dem Verdeck einer gastfreundlichen Barke; die Einen bringen auf diese immerwährende Messe die reichen Produkte ihres Vaterlandes, um Geld dafür zu lösen, die Anderen, um sich eine Handvoll Reis und das kärgliche Almosen aus der Börse des Banyans zu erbetteln.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Antikopernicus. Als Kopernikus sein neues Weltsystem, das die alte Astronomie von ihrem Throne stürzte, bekannt machte, erregte es eines Theils das Erstaunen und die Bewunderung der verständigsten Männer seiner Zeit, anderen Theils den Haß und die Verfolgung der Geistlichkeit. Galilei, der größte Vertheidiger dieser erhabenen Entdeckung, mußte deshalb Jahre lang in den Kerkern der Inquisition schmachten und, knieend und die Hand auf das Evangelium gelegt, dieses System abschwören. Aber dennoch hat es sich seit der Herausgabe der Kopernikanischen Schrift: De orbium coelestium revolutionibus, Nürnberg 1543, schon drei Jahrhunderte erhalten und als wahr erwiesen. Die größten Heroen der Wissenschaft staunen noch heute den erhabenen Geist des Erfinders an, und die dankbare Nachwelt baut ihm Denkmäler. Sein Ruhm steht also eben so unerschütterlich fest, wie sein System. Nichtsdestoweniger hat es in unseren Tagen einen Gegner gefunden, und zwar von derselben Seite her, von der man es schon vor dreihundert Jahren angegriffen und verfolgt hatte. Doch die Wissenschaft steht so sicher, daß sie diesen Gegner nicht einmal achtet: sie bedauert es vielmehr lebhaft, daß es noch Leute giebt, die nichts lernen und nichts vergessen. Der neue Feind des Kopernikanischen Systems ist ein Französischer Abbé, Matalène, der vor kurzem unter dem Titel: „l'Anti-Copernic" eine Schrift herausgegeben hat, in welcher er das bisherige Weltsystem umzustürzen bemüht ist. Prof. Michelet in Paris sagte in seinen Vorlesungen, daß dieses Buch die Meinung der Geistlichkeit ausdrücke und einen neuen Angriffsplan gegen die Universität enthalte. Die Geistlichkeit aber hat diese Beschuldigung von sich abgewälzt, indem sie bekannt machte, daß die Gelehrsamkeit des Abbé Matalène bei ihr selbst nicht in großem Ansehen stehe. Man erzählt sogar, daß seine Oberen, als er seine wissenschaftlichen Träumereien bekannt gemacht hatte, ihm sogleich die Ausübung des geistlichen Amtes verboten hätten, weil sie Grund zu der Besorgniß zu haben glaubten, daß es mit den Urtheilen des Verfassers nicht richtig zu stehen scheine. Der Herr Abbé hat also ganz allein die Verantwortlichkeit seines Systems zu übernehmen.

— Europäische und Amerikanische Kapitalisten. Bei Gelegenheit eines Nekrologs des verstorbenen Richard Arkwright enthält der Londoner Morning Herald folgende Notizen über den verhältnißmäßigen Reichthum einiger der ersten Kapitalisten beider Welttheile. „Herr Arkwright hinterließ, wie man versichert, nicht weniger als sieben Millionen Pfund Sterling an persönlichem Eigenthum, die liegenden Güter nicht eingeschlossen. Es giebt heutzutage in Europa nicht ein einziges Individuum, dessen vereinigte Kapitalien auch nur die Hälfte dieser Summe erreichen — vielleicht mit alleiniger Ausnahme des eben so vortrefflichen als reichen Herrn Salomon Heine in Hamburg, der, dem allgemeinen Gerüchte zufolge, in seiner Person eine Masse von Werthen zum Belauf von vier Mill. Pfd. Sterl. konzentriren soll.*) Man muß jedoch nicht vergessen, daß dieser Betrag das ganze Vermögen des Herrn Heine darstellt, wogegen der verstorbene Arkwright noch außer seinem persönlichen Eigenthum einen Landbesitz von 1—2 Millionen hinterließ. So unermeßliche Reichthümer nun auch die Barings, Rothschilds, Hopes u. A. m. besitzen mögen, dürfte auch nicht Einer von ihnen den Vergleich mit Jenem aushalten können; selbst das großartige Vermögen, das man aus dem fürstlichen Hause der Baring gezogen hat, nebst den weitläuftigen Kapitalien, die noch in demselben stecken, würde schwerlich, Alles in Allem genommen, jene Ziffer erreichen, und die mächtigen Geldmittel, die den verschiedenen Zweigen der Rothschildschen Familie zu Gebote stehen, würden kaum mehr als die beispiellosen Schätze ausmachen, die der verstorbene Arkwright gesammelt hatte. Außerhalb Europa wäre der einzige Kapitalist, den man im Vergleich mit ihm nennen könnte, der reiche Herr Astor in New-York, dessen Name allen Reisenden durch das massive und prachtvolle Gebäude bekannt ist, welches, als das Hotel „Astor House", in der ganzen kultivirten Welt seines gleichen sucht.**) Die Gerüchte, die über diesen außerordentlichen Mann in Umlauf sind, geben die Total-Summen des von ihm produzirten und gesammelten Eigenthums auf 17 Millionen Dollars, oder gegen 3½ Mill. Pfd. Sterling (24 Millionen Thaler) an; doch kann sich dieses, während seines Lebens, natürlich nur auf Muthmaßung gründen, obgleich es wohl nicht sehr von der Wahrheit entfernt ist. Zur Bekräftigung dessen wird in den Vereinigten Staaten eine charakteristische Anekdote erzählt. Bei Lebzeiten des verstorbenen Stephan Girard, der, durch den Neger-Aufstand aus St. Domingo vertrieben, der größte Banquier und Kapitalist in Philadelphia geworden war, herrschte eine Art von Eifersucht zwischen den Einwohnern von Philadelphia und New-York in Bezug auf den Umstand, welche von den beiden Städten den größten Kapitalisten besäße — d. h. wer der reichste Mann sey, Girard oder Astor. Diese Frage war gewiß auch für die beiden am meisten dabei betheiligten Individuen nicht ohne Interesse; doch konnte nur der Tod des Einen oder des Anderen, oder Beider, dieselbe entscheiden, und im ersteren Falle auch nur für den Ueberlebenden. Nach dem Tode Girard's, der sich vor einigen Jahren zutrug, wurde der wirkliche Belauf seines Vermögens durch die Veröffentlichung seines Testaments bekannt, indem er den größten Theil desselben zur Gründung und Unterstützung mehrerer literarischen und mildthätigen Institute bestimmte. Als Herr Astor erfuhr, daß die von seinem Nebenbuhler hinterlassenen Kapitalien die Summe von 11—12 Millionen Dollars nicht überstiegen, legte er, wie man sagt, sichtbare Merkmale der Zufriedenheit an den Tag, wobei er, in einem leisen Ton und wie mit sich selbst redend, die Worte: „Das reicht nicht (that won't do)!" fallen ließ. Er wollte ohne Zweifel damit andeuten, daß jene Geldmasse, so beträchtlich sie auch war, seinen eigenen unermeßlichen Besitzthümern noch immer nicht gleichkäme."

*) In Hamburg selbst werden einige andere bekannte Kaufleute dort und in Altona für noch viel reicher als der genannte gehalten.

**) Herr Astor (Aster) ist ein Württemberger von Geburt und kam als armer Handwerksbursche nach New-York. Die von ihm an der Nordwest-Küste von Amerika gegründete Kolonie Astoria ist von Washington Irving in einem anziehenden Werke beschrieben worden.

— Die Insel Hong-Kong. Von dem gegenwärtigen Zustande der Insel Hong-Kong, die, wie man sich erinnern wird, durch den vorjährigen Friedensschluß von den Chinesen an England abgetreten wurde, giebt der Capitain Loch*) eine glänzende Schilderung. Wenn dieser Ort fortfährt, auf eine so reißende Weise an Bevölkerung und Wohlstand zuzunehmen, so kann er nicht verfehlen, sich binnen kurzer Zeit zu einer der wichtigsten Britischen Kolonieen zu erheben. „Wir ankerten", schreibt der Capitain, „in der Mitte von Kriegs- und Transportschiffen — in einer Gegend, wo man vor wenigen Monaten kaum ein Fahrzeug gesehen hatte. Längs dem Ufer und über eine Bergkette zerstreut, deren Höhe bis 1300 Fuß beträgt, liegen Werften und ausgedehnte Waarenlager, Forts und Magazine, Straßen von Hütten und geräumigen Häusern, ein Basar und Marktplatz, außer einigen bequemen Bungalows und artigen Landhäusern, die den öffentlichen Beamten gehören und auf Anhöhen errichtet sind, um frische Luft und eine schöne Aussicht zu gewähren. Vor zehn Monaten, als Sir Henry Pottinger zuerst hier landete, wohnte er unter einem Zelte! Damals enthielten drei Dörfer die ganze Bevölkerung von Hong-Kong, die sich auf 4000 Köpfe beschränkte; jetzt zählt unsere neue Stadt allein 12,000 Seelen, und die größte Schwierigkeit besteht darin, den schnellen Zuwachs mit der stufenmäßigen Ausbildung der Kolonie ins Gleichgewicht zu bringen. Gegen 6000 Pfd. St. sind im vorigen Jahr für den Verkauf und die Verpachtung von Ländereien eingegangen, und Hunderte von wohlgelegenen Grundstücken sind schon ausgemessen, die leicht zu hohen Preisen veräußert werden könnten, sobald man die Gewißheit erlangt, daß die Regierung ihren mächtigen Schutz garantiren werde."

*) Closing events of the campaign in China, by Capt. Loch.

Bibliographie.*)

Holland.

C. Gobée Pathologische studien. Deel 1. 8. Utrecht. 2 fl. 20 c.

R. Lobatto Recherches sur la distinction des racines réelles et imaginaires dans les équations numériques, précédées d'une nouvelle démonstration du théorème de M. Sturm. 4. Amsterdam et la Haye. 1 fl. 25 c.

P. J. Baudet Aperçu du système planétaire, avec un tableau synoptique des principales particularités de ce système. 8. Deventer. 10 fl. 20 c. — Das Werk ist der Société de physique zu Utrecht gewidmet.

L. Jauss, Bz. Berekening en constructie van zonnewijzers voor den middelbaren tijd, benevens de handelwijze, om dezelve binnen te vertrekken te beschrijven. 8. mit Kpf. 's Gravenhage en Amsterdam. 2 fl. 25 c. — Ein Italiänisches Werk über denselben Gegenstand (die Einrichtung von Sonnenuhren), von Zollaber, ist in Nr. 138 d. J. 1842 angezeigt worden.

A. G. van Cappelle Commentatio de regibus et antiquitatibus pergaminis. gr. 8. Amstelodami. 2 fl. 20 c. — Besonderer Abdruck aus Vol. 7 der Commentationes latinae tertiae classis Instituti Regii Belgici.

J. de Wal Bijdragen tot de geschiedenis en oudheden van Drenthe. 8. Groningen. 1 fl. 60 c.

J. ab Utrecht Dresselhuis Geschied- en oudheidkundige wandelingen door het eiland Walcheren. 8. mit Kpf. Middelburg. 1 fl. 90 c.

Archief voor kerkelijke en wereldsche geschiedenissen, inzonderheid van Utrecht. Uitgegeven — door J. J. Dodt. Met eene voorrede van H. J. Royaards. Deel 3. 4. Utrecht.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: van Hall's in Nr. 24 d. J. 1842 angezeigtes Leven en karakter van den admiraal J. H. van Kinsbergen (Amsterdam 1841. 8.), ist in einer 2. verm. Aufl. erschienen. Die darin sich findenden Zusätze sind auch einzeln abgedruckt, unter dem Titel: Bijvoegselen tot den eersten druk van het leven en karakter van den admiraal J. H. van Kingsbergen. Uit den tweeden druk verzameld. Met de afbeelding van het gedenkteeken des admiraals, in de Nieuwe Kerk te Amsterdam, en gesprek over denzelben. 8. Amsterdam. 60 c. — Scheikundige onderzoekingen, gedaan in het laboratorium der Utrechtsche hoogeschool. Stuk 3. — van der Aa Aardrijkskundig woordenboek der Nederlanden. Deel 4. 2. aflevering. — Nijhoff Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde. Deel 4. 1. stukje. — Blaupot ten Kate Geschiedenis der doopsgezinden in Groningen, Overijssel en Oost-Vriesland. Deel 2 u. letzter. — Immerzeel Levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders, beeldhouwers, graveurs en bouwmeesters. Deel 2.

Das Königl. Niederländ. Institut der Wissensch., Litteratur u. schönen Künste, zu Amsterdam, giebt seit kurzem, nach dem Vorgange anderer Akademieen, neben seinen Abhandlungen auch ein Monatsblatt unter dem Titel: Het Instituut, of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen van het Koninklijk Nederlandsche Instituut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten (Amsterdam. 8.), heraus.

Wie zahlreich in der Holländischen Literatur die Uebersetzungen aus anderen Sprachen (namentlich der Deutschen Sprache) seyen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß in Amsterdam monatlich ein eigenes Anzeigeblatt derselben erscheint: Naamlijst van boeken, die ter vertaling zijn aangekondigd. 8.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Montag den 31. Juli 1843.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.*)

Die Verfasserin nachstehender Denkwürdigkeiten hofft, daß deren Veröffentlichung dem Publikum nicht anmaßend erscheinen werde. In früher Kindheit in die Gesellschaft Napoleon's gekommen, hält sie es fast für eine heilige Pflicht, selbst die geringfügigsten Thatsachen und Umstände mitzutheilen, die durch ihre Verbindung mit ihm ein Interesse erregen oder dazu dienen können, seinen Charakter zu beleuchten. Hätte sie diese Erinnerungen ohne ihren Namen herausgeben können, so wären sie schon längst erschienen; da sie aber wohl fühlt, daß deren einziges Verdienst in ihrer Wahrheit bestehe, die eben durch ein anonymes Erscheinen alle Garantie verlieren würde — und da sie ungern an die Oeffentlichkeit trat und sich für unfähig hielt, als Schriftstellerin aufzutreten, so zögerte sie mit der Herausgabe und würde diese wohl noch länger aufgeschoben haben, wenn nicht das Zusammentreffen unglücklicher Ereignisse sie genöthigt hätte, ihrem Zaudern ein Ende zu machen und ihren Bericht „mit allen seinen Unvollkommenheiten auf dem Haupte" in die Welt zu schicken.

Meine Absicht ist, mich so weit als möglich auf das zu beschränken, was sich auf Napoleon selbst bezieht. Ich hege zwar noch viele Erinnerungen aus diesen glücklichen Tagen meiner Kindheit; da sie aber das Publikum nicht interessiren würden, so habe ich Alles sorgfältig ausgeschlossen, woran der Kaiser keinen persönlichen Antheil nahm. Eine gedrängte Schilderung der mit seinem Aufenthalte verknüpften Lokalitäten wird man indessen für keine Abweichung von meinem Plane halten, und einige Worte über den Eindruck, den die Insel St. Helena auf diejenigen hervorbringt, die sich ihrem Ufer zum erstenmale nahen, werden vielleicht als die beste Einleitung zu diesen kurzen Notizen dienen.

Der Anblick von St. Helena, von dem Meere aus betrachtet, weicht von dem aller Länder ab, die ich je gesehen habe, und wird gewiß Niemanden eine plötzliche Vorliebe einflößen. Der Fels, schroff aus dem Ocean emporsteigend, von länglicher Gestalt und mit senkrechten Abhängen, gleicht eher einer ungeheuren, dunkelfarbigen Arche, die auf dem Busen des Atlantischen Meeres vor Anker liegt, als einem zum Wohnort und zur Ernährung menschlicher Wesen bestimmten Lande. Auch bei genauerer Bekanntschaft nimmt die Insel keinen liebenswürdigeren Charakter an. Wenn man sich ihr zu Schiffe während der Nacht genähert hat und am Morgen aufs Verdeck geht, so bringt sie eine eigene und fast schauerliche Wirkung hervor. Wegen der großen Tiefe des Wassers sind die Fahrzeuge im Stande, sich dicht an das Land zu halten, und das Auge, das so lange an die gränzenlose Ausdehnung des Oceans und der Atmosphäre gewöhnt war, staunt, sich plötzlich fast in Berührung mit dem dunklen, drohenden Felsen zu sehen, der sich mehrere hundert Fuß, weit über die Mastbäume der höchsten Schiffe, in die Luft erhebt. Zur Zeit meines ersten Besuchs war ich noch ganz jung, und meine Furcht wurde durch die Versicherung sehr vermehrt, daß eine riesenhafte Klippe, die einige Aehnlichkeit mit einem Negerkopfe hat, zuerst mich und dann die übrigen Passagiere und Seeleute auffressen würde, sobald die Frühstücks-Glocke schlüge. Ich stürzte augenblicklich in die Kajüte hinunter, verbarg das Gesicht in den Schooß meiner Mutter und verkündete ihr zitternd unser Loos und wurde nur mit Mühe durch ihre Versprechungen des Schutzes und der Sicherheit beschwichtigt. Ich wagte mich nicht eher aus ihren Armen, als bis die gefürchtete Glocke ertönt war und das Erscheinen des Frühstücks uns bessere Dinge gewärtigen ließ.**)

Nachdem man an Munden's Batterie vorbeigekommen ist, wird James-Town sichtbar — ein eigenthümliches und merkwürdiges Städtchen, das mit dem originellen Charakter der übrigen Gegend harmonirt. Die Häuser sind alle im Grunde einer weiten Schlucht erbaut, die aus einer Natur-Umwälzung entstanden zu seyn scheint — oder als ob der Fels, aus Ermüdung über sein einsames Leben und seine vereinzelte Lage in der Mitte des Atlantischen Oceans, aufgegähnt habe und nachher die Kinnladen nicht wieder zumachen konnte. Die Gebäude sind nur auf die Grundfläche dieser Kluft oder Spalte beschränkt, da die Seiten derselben zu steil sind, als daß man Häuser darauf errichten könnte.

Im Sommer ist die Stadt, ihrer Lage zufolge, erstickend heiß. Der kühle Seewind, der in den meisten tropischen Gegenden so erfrischend ist, wird durch die umliegenden Felsen von dem Thale (wie die Einwohner von James-Town ihre Stadt nennen) ausgeschlossen, und während neun Monate im Jahr ist die Hitze unerträglich. Wir hatten das Glück, außerhalb der Stadt zu wohnen, da mein Vater ein reizendes kleines Landhaus, etwa 1½ (Engl.) Meile von dem Thal entfernt, besaß, welches the Briars (die Dornbüsche) hieß. Dieser Ort verdient eine kurze Schilderung, sowohl seiner eigenen Schönheit halber, als weil er Napoleon in den ersten drei Monaten seines Exils auf St. Helena zum Wohnsitz diente.

Der Weg nach den Briars schlängelt sich von der Stadt aus über eine in den Berg ausgehauene Straße. Ich kann nicht sagen, daß ich auf meiner ersten Reise nach unserem Landgute viel von diesem Pfade und seinen Umgebungen gesehen hätte. Ich wurde in einen Korb gesetzt und dieser von einem Neger auf den Kopf genommen, der, ein munteres Liedchen singend, ganz lustig mit mir einher trabte. Um sich auszuruhen, setzte er mich von Zeit zu Zeit nieder und fragte mich, von einem Ohr bis zum anderen grinzend, wie mir mein kleines Nest gefalle. Mir war ein wenig bange zu Muth, da ich jetzt zum erstenmal einen Schwarzen sah, aber ich gewöhnte mich bald an ihn, und wir wurden sehr gute Freunde. Er sagte mir, daß er in der Regel Gemüse nach dem Markte trage, und schien sich nicht wenig damit zu brüsten, daß eine lebendige Bürde seiner Obhut anvertraut wurde. Ich wurde bald in Sicherheit an der Thür des Hauses niedergesetzt und sagte meinem schwarzen Träger Lebewohl, der ganz entzückt über ein kleines Geschenk fortging, das er von meinem Vater zur Belohnung seiner gegen mich bewiesenen Liebenswürdigkeit erhalten hatte.

Unser Häuschen war ganz nach Art der Indischen Bungalows erbaut; es war sehr niedrig, indem alle Zimmer par terre waren, und ohne seine Lage hätte man es kaum hübsch gefunden. Aber seine Lage machte es zu einem kleinen Paradiese; von nackten Bergen umgeben, glich es einem blühenden Eden in der Mitte einer Wüste. Eine schöne Allee von Banianbäumen führte zu dem Eingang, an welche sich von beiden Seiten die ewiggrünen, riesenhaften Laco's anschlossen, vermischt mit Granatäpfeln und Myrthen und einer Anzahl von großen, weißen Rosen, unseren Eglantinen (sweetbriar) ähnlich, von denen in der That dieser Ort den Namen hatte. Ein Gang von 30 — 40 Fuß hohen Pomeranzenbäumen führte in den Garten, dessen Beschreibung man mir aus demselben Grunde erlauben wird, wie die des Hauses — er war nicht nur reizend an sich, sondern auch der Lieblings-Aufenthalt Napoleon's. Es würde die Feder eines Scott oder den Pinsel eines Claude erfordern, um der Schönheit desselben Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Tropische Früchte aller Gattungen standen hier in üppiger Blüthe. Verschiedene Arten von Weintrauben, Citronen, Apfelsinen, Schadocks, Feigen, Mangos, Guavas waren in endlosem Ueberfluß vorhanden. Wie eifersüchtig auf die Schönheit dieses reizenden Punktes, hatte die Natur ihn von jeder Seite mit undurchdringlichen Barrièren umgeben. Gegen Osten war er, um mich geographisch auszudrücken, von einer so steilen Felsenwand begränzt, daß jede Annäherung unmöglich war. Der schwarze, drohende Berg, der unter dem Namen Peak Hill bekannt ist, schnitt den Zugang von Süden ab. Gegen Westen wurde er durch einen jähen Abhang beschützt, und gerade gegenüber befand sich ein Wasserfall, der schon an sich einen malerischen und ergreifenden Gegenstand bildete. Ich kann mich nicht genau seiner Höhe entsinnen, aber sein Brausen imponirte außerordentlich und die Quantität des herabstürzenden Wassers mußte sehr bedeutend seyn. Seine Nachbarschaft war in einem so warmen Klima äußerst angenehm. An dem schwülsten Tage konnte man kaum die Hitze unerträglich finden, wenn man seine funkelnden und kühlenden Fluthen betrachtete. Nach dem Hause zu diente endlich eine Hecke von Aloen und Stechbirnen dem Garten zur Schutzmauer, die für jedes lebende Wesen undurchdringlich war.***)

---

*) Mrs. Abell ist die Tochter des Herrn Balcomb, eines wohlhabenden Kaufmanns zu St. Helena. Er war Eigenthümer des Landhauses The Briars, wo sich der Kaiser einige Zeit aufhielt, bis die für ihn bestimmte Wohnung zu Longwood in Stand gesetzt wurde. Ihr interessanter Bericht über diese Epoche ist dem New Monthly Magazine entlehnt und bildet einen nicht unwichtigen Beitrag zur Napoleons-Literatur.

**) Es scheint mir, daß selbst das Herz Napoleon's in ihm erstorben seyn muß, als er seinen künftigen Wohnort zum erstenmal betrachtete; und als er nach dem Ankerplatz hinauffuhr, wo die Batterieen auf beiden Seiten von Kanonen starrten und drohend auf ihn hinabschauten, mochte es ihm bedünken, daß die verzweiflungsvolle Inschrift, der er sich aus der schönen Sprache seiner Kindheit erinnern mußte, auch auf dem düsteren Felsen von St. Helena eingegraben sey:

Lasciate ogni speranza, voi ch' intrate.
Gebt jede Hoffnung auf, die Ihr eintretet.

(Anmerkung der Verfasserin.)

***) Dieser Garten ist jetzt, wie die glänzenden Träume und Hoffnungen meiner Jugend, verwelkt und zerstört. Er wurde an die Ostindische Compagnie verkauft, die ihn aufgraben und mit Maulbeerbäumen bepflanzen ließ. Er ist „Speise für Würmer" geworden.

(Anmerk. der Verf.)

Wir hatten jahrelang in diesem romantischen und einsamen Thale gelebt, als unser kleines Eiland plötzlich durch die Nachricht „aus seinem Anstande emporgescheucht wurde", daß Napoleon Bonaparte als Staatsgefangener hierher verbannt worden sey. Es war im Oktober 1815, als diese Neuigkeit zuerst über uns einbrach. Wir hörten eines Morgens einen Schuß von dem Leiterberge (Ladder Hill), als Signal, daß ein Fahrzeug im Angesicht der Insel sey. Denselben Abend trafen zwei See-Offiziere bei uns ein, wovon der eine sich als Capitain D***, Befehlshaber des Kriegsschiffs „Ikarus", vorstellte und meinen Vater zu sprechen wünschte, dem er wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Als er zu diesem geführt wurde, setzte er ihn in Kenntniß, daß Napoleon Bonaparte am Bord des „Northumberland", unter dem Kommando des Sir G. Cockburn, sey, den man in einigen Tagen hier erwarte. Die Berichte über seine Flucht aus Elba und den nachherigen verhängnißvollen Feldzug waren uns noch nicht zu Ohren gekommen, und ich erinnere mich ganz wohl, mit welchem Erstaunen und Unglauben man diese Meldung aufnahm. Capitain D*** war mehr als einmal genöthigt, die Richtigkeit seiner Angaben zu verbürgen.

Meine eigenen Gefühle bei dieser Nachricht waren gränzenlose Angst und eine unbestimmte Ahnung, daß uns etwas Furchtbares bevorstehe, obgleich ich nicht wußte, was es seyn würde. Ich blickte furchtsam nach meinem Vater, und da ich ihn ruhig sah, so faßte ich mich einigermaßen wieder, horchte aber dennoch auf jedes Wort des Capitains D***, als ob mein Schicksal von seiner Erzählung abhinge. Das erste Bild, das ich mir ursprünglich von Napoleon gemacht hatte, war das eines ungeheuren Riesen oder Wehrwolfs, mit einem großen, flammendrothen Auge in der Mitte der Stirn und langen, aus dem Munde hervorstehenden Zähnen, mit welchen er kleine unartige Mädchen in Stücke riß und verschlang, besonders wenn sie ihre Aufgabe nicht wußten. Diesen früheren Eindrücken von der Person Napoleon's war ich nun entwachsen, aber wenngleich weniger kindisch, hatte sich doch meine Furcht vor ihm kaum vermindert. Der Name Bonaparte erinnerte mich noch immer an Alles, was böse und grausam ist. Man beschuldigte ihn der ärgsten Verbrechen, und wenn ich gelernt hatte, ihn für ein menschliches Wesen zu halten, so betrachtete ich ihn doch als das bösartigste, das je existirt hatte. Auch war ich nicht die Einzige, die solche Gefühle hegte; sie wurden von sehr vielen älteren und klügeren Leuten, als ich, getheilt — ich darf wohl sagen, von der Mehrheit der Englischen Nation. Die meisten Tageblätter jener Zeit schilderten ihn als einen Dämon, und alle Landsleute von ihm, die in England lebten, waren natürlicherweise seine erbitterten Feinde; aus diesen beiden Quellen hatten wir aber unsere Begriffe über ihn geschöpft. Es war daher nicht ohne Unruhe, daß ich meinen Vater einige Tage später sich entfernen sah, um an Bord der Schiffe zu gehen, die eben in der Bai Anker geworfen hatten.

Das Geschwader bestand aus dem „Northumberland", unter dem Kommando des Admirals Cockburn, dem man Napoleon anvertraut hatte, der „Havannah", Capitain Hamilton, und mehreren anderen Kriegsschiffen, nebst einigen Transport-Fahrzeugen, auf welchen sich das 53ste Regiment befand. Wir verharrten einige Stunden in großer Sorge. Endlich kehrte mein Vater wohlbehalten von seinem Besuche zurück, und wir stürzten hinaus, um ihn über das Ergebniß desselben zu befragen.

„Nun, Papa, haben Sie ihn gesehen?" denn wir dachten an Niemanden, außer Napoleon. Er hatte den Kaiser nicht gesehen; doch hatte er dem Admiral seine Aufwartung gemacht und war der Madame Bertrand, Madame Montholon und anderen Personen aus dem Gefolge Napoleon's vorgestellt worden. Er fügte hinzu, daß der General Bonaparte gegen Abend landen würde, und daß man das Haus eines gewissen Herrn Porteus zu seinem Wohnort bestimmt habe, bis Longwood, das man bereits für ihn in Stand setzte, zu seiner Aufnahme fertig sey.

Wir waren so begierig, den berühmten Gefangenen zu sehen, daß wir uns Abends nach dem Thale begaben, um bei seiner Ausschiffung gegenwärtig zu seyn. Es dunkelte schon, als wir beim Landungsplatz ankamen; bald darauf näherte sich ein Boot von dem „Northumberland", und wir sahen eine Figur ans Ufer treten, die man uns als den Kaiser bezeichnete — es war jedoch zu finster, um seine Gesichtszüge unterscheiden zu können. Er schritt zwischen dem Admiral und dem General Bertrand die Linien hinauf, und da er in einen Ueberrock gehüllt war, so vermochte ich fast nichts von ihm zu sehen, als das Funkeln eines brillantenen Sternes, den er auf der Brust trug. Die ganze Bevölkerung von St. Helena war herbeigeströmt, und man hätte kaum glauben sollen, daß es so viele Einwohner enthielte. Das Gedränge war so groß, daß man ihm nur mit Mühe Platz machen konnte, und die Schildwachen erhielten endlich Befehl, sich mit aufgepflanztem Bajonnett an den Eingang der Linien nach der Stadt zu stellen, um den Andrang der Zuschauer zurückzuhalten. Napoleon äußerte den heftigsten Unwillen über die Zudringlichkeit der Menge, besonders da man ihn zwar achtungsvoll, aber mit Stillschweigen empfing. Ich hörte ihn später bemerken, wie sehr es ihn verdrossen habe, verfolgt und angegafft zu werden comme un bête féroce.

(Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

II. Die Stadt, ihr öffentliches und gesellschaftliches Leben.

(Schluß.)

Zur dritten Klasse der Basars kann man die Stadtviertel und die Straßen rechnen, die einem einzigen Gewerbzweig gewidmet sind; in der einen verkauft man nur Vorhänge und Matten, in der anderen nur Pagris (Turbane), in einer dritten ist Laden bei Laden von Chinesischen Schuhmachern bewohnt. Hier sitzt auf einem erhöhten Sessel der Meister, nackt bis zum Gürtel, den Zopf rings um die Stirn geschlungen, mitten unter den Bengalischen Lehrlingen und Arbeitern. Auf dem Schilde liest man: King-Kuang boot- and shoemaker for ladies and gentlemen, und im Hintergrund des Ladens sieht man die Abbildungen von Kongfutseu, von Laotseu und Fo, umgeben von einer Umschrift in Chinesischen Buchstaben. Trägt dieser Künstler von Kanton oder Nanking gleich selbst jene seltsamen, fast dreieckigen Schuhe, die nach den Ueberlieferungen des himmlischen Reiches angefertigt sind, so versteht er doch, auf merkwürdige Weise die Europäische Arbeit nachzuahmen und sich den Geschmack der Völker des Abendlandes anzueignen. Jetzt legt er seine Tunika an, nimmt den Bambus-Sonnenschirm unter den Arm, setzt den spitzen Hut auf und trägt die mit Ungeduld erwarteten Schuhe zu irgend einer Portugiesischen Dame von zweifelhafter Farbe, deren Vorfahren wohl eher aus Goa und Makao als aus Lissabon stammen mögen.

Bekanntlich sind die Chinesen verständige und ruhige Arbeiter, die von Vater auf Sohn immer dasselbe Handwerk treiben und sich vorzüglich als Tischler und Schiffszimmerleute auszeichnen. Trotz ihres höheren Arbeitslohnes braucht man sie doch beständig am Bord aller inländischen Fahrzeuge und selbst auf den Englischen Schiffen, die in Asien segeln, weil die Chinesen vermöge ihrer besseren Werkzeuge, ihrer größeren Beharrlichkeit bei einer nicht durch die tausend Zerstreuungen einer angeerbten Trägheit verzögerten Arbeit den Tag über wohl dreimal so viel arbeiten, als die Bengalesen, die gewohnt sind, die geringsten Kleinigkeiten noch zu vertheilen und nur in Massen das unbedeutendste Werk anzugreifen, nicht wie gescheidte Arbeiter, sondern wie lärmende Kinder. Diese Kinder des himmlischen Reichs, die in ihr Vaterland nicht zurückkehren dürfen, weil sie sich Ausreißerei zu Schulden kommen ließen, trösten sich darüber mit ihrem viel freieren Leben, verdienen viel Geld und rauchen, geschützt vor dem Kaiserlichen Zorn, Opium von Patna aus kleinen metallenen Pfeifchen. Abends sieht man oft einen alten, kahlköpfigen, runzligen Chinesen an einem dünnen, fast unsichtbaren Bindfaden einen papiernen Drachen, in Gestalt eines Vogels, in die Lüfte steigen lassen, der so vollkommen nachgeahmt ist, daß die Geier selbst davon angeführt werden. Noch in dieser kindischen Belustigungsart bekundet sich die große Verschiedenheit zwischen Chinesen und Hindus; Erstere sind kunstfertige, positive Handwerker und ergötzen sich daran, die Natur nachzubilden und nichts weiter; Letztere aber werden in Allem von der Phantasie beherrscht; sie lassen auch Patangs (Papier-Drachen) fliegen, doch es sind Schlangen aus Zeug mit furchtbarem Rachen, phantastische, der Mythologie entlehnte Fische, vor denen sie sich selbst noch mit wahrer Lust fürchten, wenn im abendlichen Zwielicht der dünne Faden in der Luft verschwindet und nur noch das große Gewürm sichtbar bleibt, ein luftiges Ungeheuer, das sich zusammenballt, fortschießt und zittert, und zwar mit einem Geräusch, daß der Klang desselben von hundert Fuß über den Baumgipfeln herab dringt.

Trotz dieser unzähligen Basars ist es doch für den Europäer fast unmöglich, irgend etwas sich selbst zu kaufen; er braucht dazu einen Dobascht, Dolmetscher, und einen Geschäftsmann, Babu, die zwischen ihren Landsleuten und den Fremden vermitteln, die Forderungen der Einen herabstimmen und sich die Unerfahrenheit der Anderen zu Nutze machen. Es ist auch in der That unmöglich, den ganzen Tag in jenen unsauberen Gassen umherzulaufen, in denen die Waaren zur Verladung aufgespeichert liegen, und im Menschengedränge, auf dieser Börse im Freien den Hindu-Makler aufzufinden, welcher vielleicht in seinem Palankin ausgestreckt ruht, der an den Trägern zu erkennen ist, wie ein Wagen an den davor gespannten Pferden. Der Babu ist folglich die wichtigste Person in einem Handelshause, sey es nun, daß er als Kommis alle Geschäfte nach außen leitet, die Märkte nach seinem besonderen Interesse besucht, oder daß er als Zahlmeister nach seinem Belieben und nach den Wechselfällen des Erfolgs das Geld auszahlt oder verweigert, welches der von ihm in Nahrung gesetzte Kaufmann verlangt. Es kostete eine geraume Zeit, bis die Hindu sich gewöhnen konnten, thätigen Antheil am Europäischen Handel zu nehmen, doch scheinen sie sich jetzt gut darein gefunden zu haben, und wohlhabende Babu's, in prächtig eingerichteten geräumigen Hotels, beweisen durch den Reichthum ihrer Equipagen, wie ungeheurer Gewinn aus Speculationen gezogen werden könne, die man früher für gewagt und tollkühn hielt.

Obgleich Kalkutta protestantische Kapellen, katholische, Griechische, Armenische Kirchen, eine Synagoge, einen Tempel, Pagoden und Moscheen besitzt, so sieht man hier doch weder Glockenthürme, noch Minarets, noch beachtenswerthe Kuppeln. Die weiten Peristyle der Münze, die Jonischen und Dorischen Säulen am Palast des Gouverneurs sind nur kalte Nachahmungen sogenannter Griechischer Gebäude. Die schönen Häuser in dem vornehmen Stadttheil von Tschoringhih, der auf der Stelle des Waldes gebaut wurde, welcher Kalkutta zu Anfang des vorigen Jahrhunderts begränzte, sind ungeschickt mit von Stuck überkleideten Säulen geziert und mit so weiten Portalen versehen, daß die Sonne in ihrer ganzen Pracht hineinscheint, trotz der beständig angefeuchteten Matten, die man vor allen Oeffnungen aufhängt. Diesen mehr oder weniger prätensiösen und wenig malerischen Palästen ist bei weitem die kaum fertige Moschee vorzuziehen, die von den Neffen Tippu-Sahib's erbaut wurde, welche in Kalkutta als Gefangene leben, und dieses zierliche Bauwerk, in einem Winkel des großen Marktes der feindlichen Stadt errichtet, wird, nebst einem pompösen Grabmal, das einzige Monument der alten muselmännischen Dynastie von Mysore seyn.

Die Esplanade, die von den Palästen von Tschoringhih und dem Ganges

begränzt wird, ist geräumiger, aber nicht so schattig als die zu Madras, und erstreckt sich vom Gouvernementshause bis zum Fort William, einer kolossalen Festung, die bestimmt ist, den einzigen Weg zu vertheidigen, auf dem man in das Herz von Indien gelangt. Die Erbauung des Forts kostete 2 Millionen Pfund Sterling; es ist achteckig, regelmäßig nach der Landseite zu, von wo man keinen Angriff fürchtet, die drei Seiten aber, die auf den Ganges hinaus gehen, bilden drei vorspringende Winkel, welche den ganzen Lauf des Flusses beherrschen. Zwischen diesen Winkeln sind starke Batterieen aufgestellt, deren Feuer sogleich das der vorgerückteren Theile ersetzen würde, wenn der Feind diese vermiede und gerades Weges auf die Citadelle lossteuerte; außerdem bilden noch Bastionen auf dieser Seite eine tüchtige Schutzwehr. Das Innere ist luftig durch Bäume und Rasenplätze erfrischt und enthält nur die nothwendigen Wohnungen für die Offiziere und die Garnison. Gewöhnlich kaserniren hier zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Artillerie und einige Compagnieen Arbeiter für das Arsenal; zu diesen weißen Truppen fügt man noch zwölfhundert Sipoyen aus dem Lager von Barackpur, die den Dienst der Festung einen Monat lang abwechselnd versehen. Die Citadelle, die stärkste von ganz Indien, nach neuen Prinzipien, aber so niedrig angelegt, daß man daran vorüber kommen könnte, ohne sie zu sehen, erinnert an die von Callao, in welcher Rodil's Heer den Peruanischen Independenten widerstand; wie fühlt sich aber der Reisende bei ihrem Anblick enttäuscht, wenn an seiner Erinnerung bei dem Namen Festung das luftige Schloß von Quebek, die amphitheatralischen Bastionen von Malta, oder die thurmgekrönten Mauern der Berge des Mahratten-Landes vorüberziehen! Trotz seiner bewundernswürdigen Bauart leidet das Fort William, seiner weiten Ausdehnung wegen, an einem sehr gefährlichen Uebelstande, es braucht zu seiner vollständigen Vertheidigung eine Besatzung von zehntausend Mann; und während einer Belagerung würde eine solche Armee schwer zu ernähren seyn.

Das Fort William, oberhalb der Stadt erbaut, ist mehr ein Vertheidigungsmittel gegen einen See-Angriff, das heißt gegen eine Europäische Armee, als eine Bastille zur Unterjochung des unterwürfigsten und harmlosesten Volkes. Einige Polizei-Soldaten, mit Säbeln und hölzernen Kolben bewaffnet, womit sie zum Spaß die betrunkenen Matrosen schlagen, wenn sie dieselben ins Gefängniß bringen, reichen völlig hin, um während der Nacht eine Einwohnerschaft zu überwachen, die wegen ihrer Anzahl fast ein Volk zu nennen ist. Der Artillerie-Park zu Dumdum, dem Lieblings-Aufenthalte des Lord Clive, zwei Meilen nordöstlich von der Festung, und das immerwährende Lager zu Barrackpur, funfzehn Meilen entfernt auf dem Ganges, vervollständigen die Angriffs- und Vertheidigungsmittel, worüber Kalkutta zu verfügen hat. Das Dorf Barrackpur, ein barbarisches Wort, halb Englisch, halb Hindostanisch, ist eine der reizendsten Indischen Stationen. Hat man die letzten Häuser der Stadt verlassen, die Hütten, die von wilden Palmbäumen düster beschattet werden, deren Blätter die schwarzen Geier zerbrechen, weil sie sich den ganzen Tag daran anklammern, hat man die abscheulichen Ausdünstungen des Raumes hinter sich, in dem man die Todten verbrennt und der beständig von Störchen, Weihen und Raben bedeckt ist, so tritt man in einen prächtigen Baumgang, der sich durch Reisfelder und schilfbewachsenes Erdreich hinzieht. Die Barracken sind wohleingerichtete, an einander gereihte Hütten, die gut gehalten und dem Geschmacke der Sipoyen angepaßt werden, für die das Lager bestimmt ist; die Offiziere wohnen allein in niedlichen Landhäusern mit Gärten und Umzäunungen, so daß dies Alles mehr wie eine ländliche Stadt als wie eine Militair-Station aussieht. Meistentheils haben die muhammedanischen und hindostanischen Sipoyen ihre Frauen bei sich im Lager, und das militairische Leben entzieht sie nicht ganz ihrem Familienkreise. Auch bei den Europäischen Offizieren ist dies hauptsächlich der Fall, wie man bei der Unglücks-Affaire von Kabul gesehen, wo die pflichttreuen Frauen so Entsetzliches in den Wechselfällen dieses Feldzuges erduldeten.

Um dem Dorfe Barrackpur noch einen heiteren Anblick zu geben, und damit die Soldaten sich dem Herrn, dem sie gehorchen, nicht entfremden, haben die Statthalter dort ihr Landhaus erbauen lassen, ihr Versailles oder besser ihr Trianon, denn der von Bächen durchzogene, mit Büschen und Baumgruppen bepflanzte Park ist diesem Muster-Garten sehr gleich. Der Gärtner öffnet sehr gern das Thor den Besuchern, denen es gestattet wird, mit Muße das wenig bedeutende Vogelhaus und die ziemlich schlecht eingerichtete Menagerie zu beschauen, in welcher zwei schwarze Bären aus Kutsch, ein junges, zahmes Rhinoceros und vor Allem ein prächtiger Bengalischer Tiger von herrlichem Wuchs, der über acht Fuß mißt, sich auszeichnen. Dem Gittern fast gegenüber sind hohe Baracken für die Elephanten erbaut, die zum Dienste in der Armee und für die Offiziere verwendet werden. Die nicht ganz zahmen sind mit einem Fuße durch sehr starke Stricke an den Stamm mächtiger Bäume befestigt; wenn die Sonne ihnen lästig wird, bedecken sie sich den Rücken mit einer Menge Heu und verhalten sich ganz ruhig wie schlaftrunken, doch sichtbar erfreut, daß sie sich gegen den brennenden Stich der großen Insekten geschützt haben, die in die Sprünge ihrer Haut hineinkriechen. Zur Abendmahlzeit reicht man ihnen zartes Gras, das aus eben überschwemmten Erdstrichen ausgerissen wird, und es ist ordentlich hübsch mitanzusehen, wie eigen jeder Elephant auf seinem Knie die Wurzeln von der Erde reinigt, bevor er ein appetitliches Büschel in den Mund steckt. In der Gefangenschaft vermehrt sich, wie bekannt, der Elephant nie, alle hier vorhandenen kommen aus den Wäldern von Dakka. Madras versorgt sich damit aus den Einöden, die an den Golf von Manahar gränzen, und man muß erstaunen, daß die Race derselben dort noch nicht ausgestorben ist, wenn man bedenkt, daß auf einer einzigen Jagd im Jahre 1840 allein auf der Spitze der Halbinsel siebzig Elephanten eingefangen wurden.

Der Park des Statthalters erstreckt sich bis an das Ufer des Ganges; den Fenstern des Palastes gegenüber liegt auf dem rechten Ufer Serampur, eine niedliche Dänische Stadt, die ehemals blühte, zur Zeit, als Tschandernagor noch mehr als ein verfallenes Comtoir war; jetzt ist wohl seit vielen Jahren kein Schiff mehr von Kopenhagen nach Serampur gekommen. Es bleibt der Stadt nun zu ihrer Bereicherung weiter nichts als der leichte Handel nach innen übrig, auch ist die kleine Faktorei durch ihre Neutralität der Mittelpunkt aller Bekehrungs-Missionen geworden und die große Offizin der Bibel-Uebersetzungen, die in allen Asiatischen Sprachen vorhanden sind.

In den Abendstunden während der Zwischenzeit nach dem Schlusse der Büreaus bis zum Diner macht die vornehme Welt von Kalkutta einen Spaziergang auf der Esplanade, besonders in der weniger brennend heißen Jahreszeit, die man Winter nennt. Da glaubt man sich nach Europa in die Champs Elysées oder nach Hyde-Park versetzt, wenn man die reichen Equipagen, die kostbaren Toiletten bewundert, und es scheint, als ob die Compagnie durch eine verschwenderische Belohnung ihrer Beamten aus ihnen eben so viel Nabobs schaffen wollte, die durch Pracht die Ehrfurcht der Eingebornen sich gewinnen und sichern sollten, denn durch den Luxus übt man auf eine demüthige, an Gehorsam gewöhnte Bevölkerung einen merkwürdigen Einfluß aus, und der aristokratische Charakter der Engländer findet sich auch ganz vortrefflich in alle Erfordernisse dieser Rolle. Mit großer Vorsicht vermeidet der Civilist, ja selbst der Militair, jede Vermischung mit den Eingebornen und mit Allen, die durch eine nur irgend zweifelhafte Farbe von allen hohen Aemtern und höheren Graden ausgeschlossen sind; dadurch bleibt die Administration, die Leitung der Geschäfte, immer in den Händen einer unveränderten Klasse, die sich wieder aus Europa vervollständigt, und der untergeordnete Standpunkt, in welchem alle Söhne des Landes beständig verharren, erstickt in ihnen jeden Trieb nach Unabhängigkeit, ja selbst jeden Wetteifer. Th. Pavie.

Frankreich.

Lady Chatterton's Reise im südlichen Frankreich und in den Pyrenäen. *)

Dieses Werk, dessen Verfasserin durch ihre „Wanderungen im südlichen Irland“ einen rühmlichen Namen in der Englischen Touristen-Literatur erworben hat, giebt eine anziehende und in pittoreskem Styl gehaltene Schilderung der majestätischen Bergkette, die, dem Ausspruche Ludwig's XIV. zum Trotz, Frankreich noch immer, sowohl dem Geiste als der That nach, von der Iberischen Halbinsel scheidet. Lady Chatterton begab sich von England aus über Boulogne und Paris nach Orleans, Tours, Poitiers und Bordeaux; in Bayonne angekommen, machte sie einen Ausflug nach Spanien, wo sie bis San-Sebastian gelangte, und durchstreifte dann auf ihrer Rückkehr die Pyrenäen in allen Richtungen. Obwohl sie nun keinen Ort besuchte, der nicht schon oft von früheren Reisenden beschrieben wurde, so hat sie dennoch ihrem Werke eine gewisse Neuheit und Mannigfaltigkeit zu verleihen gewußt, die man, nach dem Titel desselben zu schließen, kaum erwartet hätte.

Wir fangen unsere Auszüge mit ihrer Beschreibung des Schlosses Chambord an — bekanntlich das Eigenthum des vertriebenen Herzogs von Bordeaux. — „Dieses Gebäude“, bemerkt sie, „schien mir das schönste Muster eines Französischen Château. Der Effekt desselben ist würdevoll, aber melancholisch, wenn man bedenkt, daß trotz der ungeheuren Summen, die man auf seinen Bau verwendet hat, es nie wieder benutzt werden kann; denn selbst wenn es ausgebessert würde, so dürfte es schwerlich modernen Bedürfnissen und dem heutigen Zustande der Dinge entsprechen. Da steht es — das einsame Denkmal verschwundenen Glanzes; die traurige Besitzung dessen, der vielleicht auf ewig von dem Lande seiner Geburt und dem Thron seiner Ahnen verbannt ist. Ich möchte fast behaupten, daß der obere Theil des Schlosses im Vergleich mit der strengen Einfalt des unteren Stocks etwas überladen erscheint. Es ist zwar, wie man bei dem Coliseum und hundert anderen Bauwerken sieht, gebräuchlich, sich von dem Gediegenen und Massiven zu dem Leichten und Geschmückten zu erheben; allein das Auge darf nicht durch den kleinsten Mangel an Homogeneität der Theile verwundet werden. So schön auch das Aeußere des Hauptpalastes mit seinen köstlich gearbeiteten Details ist, so thun doch die niedrigen, während der Regierung Ludwig's XIV. zugefügten Gebäude seiner Wirkung Abbruch. Das Innere bietet im Allgemeinen nur eine zahllose Menge Gemächer dar, die meistens von keinem großen Umfang sind und durch nichts an das Datum ihrer Erbauung erinnern; die äußeren Treppen sind aber an beiden Enden höchst elegant und reich verziert, und die kreuzförmigen Salles des Gardes sind noch immer sehr schön, obgleich man ihre Höhe durch ein dazwischen eingelegtes Stockwerk vermindert hat. Sie umgeben die berühmte Lilientreppe (escalier du Lys), und dieses Stockwerk, welches eine der großartigsten Bau-Anlagen, die ich je gesehen, beinahe verdirbt, ist, wie man sagt, durch Ludwig XIV. errichtet worden. Daß ein Fürst, dessen Geschmack und Kunstsinn man zu preisen pflegt, eine so barbarische Handlung begehen konnte, scheint wunderbar. An einer Stelle sind auch die herrlichen Ballustraden geopfert worden, um der Königlichen Loge Platz zu machen, wenn man in einem der vier Zimmer dramatische Vorstellungen gab. Molière's Lustspiel: Le Bourgeois Gentilhomme, wurde hier zum erstenmal

*) The Pyrenees, with Excursions into Spain. By Lady Chatterton. London 1843. 2 Bände.

aufgeführt. Ich bewunderte sehr die von Franz I. herrührenden Verzierungen der gewölbten Plafonds; der Anfangs-Buchstabe seines Namens (F) und seine Devise (der Salamander) kommen wechselsweise in den verschiedenen Abtheilungen derselben vor. Sie erinnerten einen meiner Freunde, der vor kurzem aus Aegypten zurückgekehrt war, an die schön gewölbten Gemächer zu Abydos (Arabat-el-Matfun), die gleichermaßen mit dem Namenszuge und dem Präfix des Osirei I., Vaters Ramses des Großen, verziert sind. Auch das kleine Kabinet, wo dieselben Ornamente im verringerten Maßstab wiederholt sind, gefiel mir außerordentlich. Hier war es, wo Franz I., in einem durch die Unbeständigkeit der schönen Diana von Poitiers verursachten Anfall von Eifersucht oder Enttäuschung, mit der Spitze eines Diamants jene wohlbekannten Worte auf eine Fensterscheibe ritzte:

Souvent femme varie,
Mal habile qui s'y fie.

Saussaye erzählt, daß Ludwig XIV. „in einer ganz anderen Stimmung, da er jung und glücklich war, diese Zeilen seines Vorfahren der Madame de la Valière aufopferte und die Scheibe zerbrach, um seinen hohen Begriff von weiblicher Treue an den Tag zu legen." In diesem Zimmer soll auch Mademoiselle de Montpensier auf das Fenster gehaucht und den Namen Lauzun mit dem Finger darein geschrieben haben — das erste Geständniß ihrer Liebe für den ritterlichen Herzog."

Von allen Französischen Herrschern thaten Ludwig XIV. und Napoleon das Meiste für die innere Ausstattung ihrer Paläste; sie liebten Beide die Pracht und den Glanz, obgleich sie in ihrem Geschmack und ihrem Styl von einander abwichen. Unsere Verfasserin kontrastirt sie auf folgende Weise: „Ich kann nicht sagen, daß mich Napoleon's Geschmack in dem Ameublement und den Verzierungen seiner Schlösser anspräche. Sie haben den buntscheckigen Anstrich eines Emporkömmlings, tragen eine affektirte Nachahmung der Römer zur Schau und besitzen nichts von der echten Grazie und natürlichen oder erblichen, wahrhaft Königlichen Pracht, die den Styl Ludwig's XIV. auszeichnet. Der des Kaisers ist zu sehr mit den Emblemen des Sieges angefüllt; man sieht ihm die Neuheit seiner Macht an, und er wird von der Last der massiven und geschmacklosen Vergoldung erdrückt, die aus der Fülle unerwarteten Reichthums zu fließen scheint. Diese Manier mag vielleicht einen imposanteren Pomp darbieten, aber sie erregt bei weitem nicht so angenehme Gefühle, wie die üppige Schönheit des alten Bourbonischen Styls. Es giebt in der That nichts, worin sich der Geschmack eines Zeitalters, oder des Individuums, das dieses beherrscht, stärker äußert, als in seinen Wirkungen auf die Künste. Die gemalten Platfonds der Napoleonischen Epoche stellen hauptsächlich Schlachtscenen vor; in allen Verzierungen sind Helme, kriegerische Instrumente oder Siegeszeichen angebracht, und selbst die seidene Draperie der Wände wird von Bajonnetten unterstützt. Die Figuren sind hart und steif, wie die jugendlich kräftigen Geister, die kaum aus der Barbarei hervorgetreten waren, welche Frankreich zur Zeit der Revolution überschattete; wogegen die Zierrathe der alten Bourbons mit lieblichen Bildern der Ruhe überfüllt sind. Die anmuthigen Schäferinnen und zart geformten Kupido's und Venusse sind das Ergebniß vieler Jahrhunderte der Civilisation und des inneren Friedens; ihre Weichlichkeit und ihr Luxus zeugen vielleicht von einem Zustande der Ueber-Kultur und daraus entspringenden Verfalls."

Die weitere Reise ins südliche Frankreich giebt der Verfasserin Anlaß, Kontraste und Vergleichungen anderer Art hervorzuheben. „Wir haben hier südliche Sonnen und südliche Früchte", schreibt sie nach ihrer Ankunft in Montpellier, „aber wo — ach! wo sind die so hoch gepriesenen Reize des Südens? Ich kann sie weder sehen noch empfinden; keine Blumen, keine Bequemlichkeiten — welcher Kontrast gegen das nördliche Deutschland, wo jedes Haus, fast jede Hütte, einen Balkon voll auserlesener Blumen besitzt. Dieses Reizes ermangeln hier sogar herrschaftliche Wohnungen. Seit einigen Tagen war das Wetter so erstickend heiß, daß wir fast keine Bekleidung ertragen konnten; vergangene Nacht änderte es sich plötzlich, so daß wir genöthigt wurden, viermal so viele Bettdecken aufzulegen — und selbst dann erwachte ich vor Kälte zitternd. Ist dies wirklich das weltberühmte Montpellier, dessen Name sich in unserer nordischen Phantasie an Alles, was schön, anmuthig und heiter ist, anknüpft? Wie viel weniger anziehend ist das Original, als alle jene lieblichen Winkel und sonnigen Abhänge, die in unserem geliebten England den Namen Montpellier führen! Der blendende Glanz der weißen Mauern und Dächer erinnert an Brighton, aber die Luft ist weder so angenehm noch so stärkend, wie die unseres beliebten Badeplatzes." *)

Mannigfaltiges.

— **Tropische Thiere in hohen nördlichen und südlichen Breiten.** „Das Studium der fossilen Knochen" — sagt A. v. Humboldt in seinem großen Werke über Central-Asien — „führt uns dahin, die Vertheilung verschiedener Typen von Formen mit den Veränderungen zu vergleichen, welche die Klimate seit den letzten Umwälzungen des Erdballs erfahren haben können. Der Königs-Tiger, dieselbe Gattung, welche die tropischen Regionen Indiens und der Insel Ceylon bewohnt, haust in den zum Altai gehörenden Bergen Kurtschum und Narym. Er zeigt sich heutzutage nicht bloß auf den Ebenen der Dsungarei: er rückt sogar nordwärts, zwischen dem Schlangenberg und der Stadt Barnaul, bis zu den Breiten von Berlin und Hamburg vor. Dies ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten Phänomene, wenn man es nur aus dem Gesichtspunkt der Geographie der Thiere betrachtet, ein Phänomen, demjenigen analog, welches in Süd-Amerika der Jaguar (Amerikanische Tiger) bis zum 42sten, der Puma-Löwe und der Vogel Colibri bis zum 53sten Grade südlicher Breite, d. h. bis zu den an die Magellan-Straße gränzenden Ländern zeigen. *) Im nördlichen Asien aber wird der Süden des Altai-Gebirges während des Sommers gleichzeitig von dem Elenthier und dem Königs-Tiger, vom Rennthier und der Panther-Gattung Irbis bewohnt. Dieses nahe Zusammenseyn großer thierischer Bewohner der heutigen Welt, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie den entgegengesetztesten Klimaten angehören, ist eine der am besten beglaubigten Thatsachen. Das Rennthier (Cervus tarandus) findet sich im wilden Zustand an den Ufern des oberen Tschulischman, welcher in den See Telezk mündet, wahrscheinlich auch zwischen dem Jaffaten und der Alascha, zwei Zuflüssen des Argut. Nun aber ist in Ostsüdost-Westüdwestlicher Richtung nur eine Strecke von 40—50 Meilen von diesen Wohnsitzen der Rennthiere und Elenthiere bis zum Narym und dem nördlichen Hange des Kurtschum, wo der Königs-Tiger von Zeit zu Zeit erscheint, um noch viel nördlichere Exkursionen zu machen. Skelette dieser so verschiedenen Typen angehörenden Thiere könnten also unter dem Einflusse der klimatischen Umstände der heutigen Welt auf der Oberfläche des Bodens sehr nahe an einander liegen. Ohne das hier mitgetheilte Faktum der zoologischen Geographie würden fossile Gebeine von Rennthieren neben fossilen Gebeinen des Königs-Tigers leicht dahin führen, daß man in der Vertheilung der Temperaturen und ihrer raschen Aufeinanderfolge eine jener großen Umwandlungen annähme, mit welchen vormals das Phänomen der im eisigen Boden Sibiriens verscharrten Gebeine von Pachydermen erklärt worden ist."

— **Alex. Dumas und der Gastwirth Courty.** **) Dumas ist ohne alle Frage der Magnus Apollo des Hotels „zur Stummen von Portici" (in Marseille); die Laube, worin er zu Mittag speiste, die Gerichte, denen er den Vorzug giebt, der See-Fischzug, an welchem er mit Courty theilnahm, werden von Letzterem mit eben so viel Stolz als Freude beschrieben, und die Worte und Thaten des homme des lettres behagen dem Geschmack des treuherzigen Provençalen nicht weniger, als seine eigenen gastronomischen Erfindungen dem Gaumen des Verfassers von Heinrich III., Antony und Caligula. „Als Herr Dumas zum letztenmal hier speiste", erzählte Courty, „ließ er den Tisch wie gewöhnlich in einer der Lauben decken. Das Wetter drohte mit einem Sturm, und ich wagte es, ihm den Rath zu ertheilen, das Diner im Hause einzunehmen. „„Wie, mein Lieber!"" rief er aus, „„glaubt Ihr, daß wir Leute sind, die sich vor einem Gewitter fürchten? Laßt nur auftragen — es mag regnen, donnern oder hageln, das ist uns sehr gleichgültig — wir speisen hier quand même!"" Ich mußte ihm gehorchen. Ehe jedoch die Suppe und der Fisch verzehrt waren, verkündigten die Blitzstrahlen den Anbruch des Sturmes; die Zwischengerichte und entrées wurden unter Begleitung des Donners aufgetragen, und gegen Ende des ersten Gangs fiel der Regen in starken Tropfen, drang durch die dichten Blätter der Laube und zerstörte die Oekonomie der Tafel gänzlich, ohne daß Herr Dumas durch meine Bitten vermocht werden konnte, sich unter Obdach zu begeben. Seine Frau saß in ihrem dünnen Musselin-Kleide, vor Kälte zitternd, da und fuhr bei jedem Blitzstrahl fast vom Stuhl auf; sogar sein Freund, der Dichter Méry, äußerte seine Zweifel über die Annehmlichkeit, in einem Sturzbade zu speisen, ohne die geringste Wirkung auf ihn hervorzubringen. Da ich nun fand, daß er nicht zu überreden war, so änderte ich meine Taktik, ließ den zweiten Gang im Hause auftragen und ging nach der Laube, um ihm dieses zu melden. „„Herr Dumas"", sagte ich zu ihm, „„mein Ruf als Koch verbietet mir, Ihrer Laune nachzugeben; im Interesse meiner Kunst seh' ich mich verbunden, meine Schüsseln nicht länger der ungestümen Atmosphäre preiszugeben. Der zweite Gang wartet Ihrer im Hause, und ich bin entschlossen, ihn nicht herauszubringen."" Die Wahrheit zu gestehen, war es nicht so sehr um meiner Schüsseln willen, als aus Achtung für das schöne Geschlecht, daß ich einen so entschiedenen Ton annahm — und glücklicherweise erreichte ich meinen Zweck. Herr Dumas fügte sich in meine Vorstellungen, und das Mittagsmahl wurde vergnügt und im Trockenen beendigt. „Ja!" rief Courty aus, „ich kann mir damit schmeicheln, die Zufriedenheit dieses großen Schriftstellers erworben zu haben; er beehrt mich nicht nur mit seinem Wohlwollen, sondern hat mir auch eine ganze Seite in seinen „Impressions" de Voyage gewidmet!" — Der ehrliche Courty nahm sich, wie man sieht, dieselbe Freiheit mit dem einfachen Worte: Impressions, wie mit den Lebensmitteln, die durch seine Hände gehen, und dachte vielleicht, daß er das Buch seines Gönners schmackhafter und pikanter machen würde, wenn er es à la Provençale zustutzte, als wenn er es uns au naturel übergäbe.

---

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

*) Siehe die geistvollen Betrachtungen Charles Darwin's über die Vertheilung der organischen Typen (Voyages of the Adventure and Beagle, vol. III). Die südsüdwestlich von Neuseeland liegende Insel Marquarrie besitzt sogar eine Art Papagei unter 55° südlicher Breite. A. d. Verf.

**) Aus Mrs. Romer's Rhone, Douro and Guadalquivir.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 2. August 1843.

Moldau und Wallachei.

Die Verwaltung der geistlichen und Schul-Angelegenheiten in der Wallachei.

An der Spitze der Geistlichkeit steht zwar der Erzbischof, Metropolit der Wallachei, zu Bucharest, der von der General-Versammlung der Stände erwählt, von dem Fürsten bestätigt und kanonisch von dem Patriarchen zu Konstantinopel anerkannt wird; dennoch aber stehen alle geistliche Angelegenheiten unter einem besonderen Minister, wogegen der Metropolit als Präsident der Stände-Versammlung an der weltlichen Regierung Theil hat. Seine geistliche Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht bloß über die ganze Wallachei, sondern auch über die in Ungarn befindlichen orthodoxen Griechischen Kirchen. Er ist zugleich Bischof über 7 Kreise und unterhält in Bucharest ein Seminar mit 40 Freistellen. In der Kathedrale ist der Leichnam des heiligen Demeter, des Schutzpatrons von Bucharest. Unter ihm steht der Bischof von Rimnik (über 5 Kreise umfassend), der den Titel von Severinum führt, weil sein Sitz zuerst zu Turnonium Severine war; in dem dortigen Seminar sind 30 Freistellen; der Bischof von Buseo (über 4 Distrikte) hat 20 Freistellen, und der Bischof zu Argiche (über 2 Distrikte) eben so viel Freistellen. Jeder Bischof ist Mitglied der Volks-Versammlung und hat einen geistlichen Rath, ein Priester-Kollegium unter einem Archimandriten zur Seite, welcher die geistliche Gerichtsbarkeit ausübt; der Protopope der Diözese hat die Aufsicht über die Geistlichkeit, die Archimandriten über die Klöster. Der Metropolit sowohl als die Bischöfe haben über ihre Einkünfte durch Vermittelung des geistlichen Ministers Rechnung zu legen.

In diesem Ministerium hat die erste Abtheilung die Verwaltung der Kloster-Güter und die Verwendung ihrer Einkünfte zu bearbeiten; die zweite die Angelegenheiten der Seminarien und der gewöhnlichen Ceremonien; die dritte die Angelegenheiten aller wohlthätigen Anstalten und Schulen. Im Allgemeinen hat das Ministerium die Pflicht, darauf zu sehen, daß die Geistlichkeit einen vorwurfsfreien Wandel führe und sich nicht von den alten Gebräuchen entferne. Keine Ordination eines Geistlichen darf erfolgen ohne Bericht des Ministers an den Fürsten und ohne vorgängige Verständigung darüber mit dem Metropoliten.

Zu den Obliegenheiten des Kultus-Ministers gehört auch die Aufsicht über die Geburts- und Sterbe-Register, welche von den Präsidenten der Gerichte erster Instanz geprüft und dann in den Archiven der Bischöfe aufbewahrt werden müssen.

Die Kloster-Güter werden auf 3 Jahr in Gegenwart des Metropoliten und des Ministers verpachtet; aus den Einkünften derselben muß ein gewisser Theil in die Central-Kasse abgeliefert werden, woraus schlecht dotirte Kirchen unterhalten werden, besonders aber die Schulen und die Wohlthätigkeits-Anstalten. Aus diesem Grunde findet sich in dem Budget des Fürstenthums kein Fond für die Schulen.

Das Schulwesen steht unter einer Ephorie oder Kuratel von 6 Mitgliedern. Unter derselben steht in jedem Kreise ein Aufsichts-Comité, aus einem Präsidenten (dem Kreishauptmann oder Präfekten) bestehend und zwei aus den Einwohnern der Stadt gewählten Mitgliedern, welche die Schulen des Bezirks zu überwachen haben. Ein besonderes Schul-Reglement bestimmt, daß Primair- und Volks-Schulen, Mittel-Schulen oder Gymnasien und Spezial-Schulen eingerichtet werden sollen.

Die Volks-Schulen haben drei Klassen, und aus der höchsten geht der Zögling auf das Gymnasium mit 6 Klassen über. Wer aber den wissenschaftlichen Unterricht nicht verfolgen will, für den ist durch eine vierte Klasse der Volks-Schulen gesorgt, in der für Gewerbe aller Art nützliche Kenntnisse gelehrt werden; so daß damit der Zweck unserer höheren Bürgerschulen erreicht wird.

In den Gymnasien wird Französisch, Lateinisch und Griechisch gelehrt; die letzte Sprache ist aus der Zeit der Fanarioten-Fürsten hier so gewöhnlich, daß alle Damen, welche einigen Unterricht gehabt haben, den Homer und andere Klassiker lesen mußten, indem nie Unterricht im Neu-Griechischen — als einer lebendigen Sprache, sondern lediglich im Alt-Griechischen gegeben ward; aus diesem Grunde können auch viele derselben nicht Wallachisch lesen, wenn sie auch noch so gut Französisch lesen und Deutsch sprechen. Auch Geographie und Geschichte gehören in den Lehr-Plan dieser Gymnasien, so wie Linear-Zeichnung.

Der höhere Unterricht, der sogenannten Supplementair-Klasse, umfaßt die Literatur der genannten Sprachen, die Philosophie, Physik, Chemie und Mathematik; eine Art von philosophischer Fakultät vorstellend. Eine zweite Klasse ist für das Rechts-Studium des Landes bestimmt, und eine dritte für die auf das Genie-Wesen angewandte Mathematik, worunter hier das allgemeine Baufach verstanden wird.

Diese höhere Lehr-Anstalt, für welche auf Deutschen Universitäten Lehrer, namentlich jetzt drei Zöglinge in Berlin, ausgebildet werden, befindet sich in dem Kollegium zu S. Sava zu Bucharest, welches 1778 von dem Fürsten Ypsilanti erbaut ward, um die Griechische Sprache an 100 junge Leute zu lehren, bis 1816 Doktor Lazar zuerst anfing, hier eine Lehr-Anstalt in Wallachischer Sprache zu begründen. In demselben Kollegium befindet sich auch das Gymnasium; in beiden Anstalten werden 657 Zöglinge von 18 Lehrern unterrichtet. Eine Bibliothek von 13,000 Bänden ist öffentlich, und ein Naturalien-Kabinet enthält zugleich Alterthümer des Landes, worüber ich besonders berichtet habe.

Ein zweites Gymnasium befindet sich in der Hauptstadt der kleinen Wallachei, Krajowa, mit 317 Schülern. Für den Unterricht der Volks-Schullehrer sind Normal-Schulen, für jeden Kreis eine, eingerichtet, in welcher 1732 Zöglinge Unterricht erhalten. Die Anzahl der die Volks-Schulen besuchenden Kinder beläuft sich auf 41,639. Jedes Dorf über 50 Familien soll eine eigene Schule haben; jetzt schon sind 2107 eingerichtet, wo in 2 Klassen Lesen, Schreiben und Rechnen nebst dem Katechismus gelehrt wird. In den Normal-Schulen ist eine dritte Klasse für Geographie, Grammatik und Religion; nur im Winter besteht die Pflicht der Aeltern, die Kinder in die Schule zu schicken.

In dem Kollegium von S. Sava befindet sich ein Pensionat von 48 Zöglingen, unter denen 12 auf Kosten des Staats zu Lehrern für die verschiedenen Schulen herangebildet werden.

Die Central-Kasse der Klöster hat für den öffentlichen Unterricht jährlich 350,000 Piaster (zu 3 Sgr.) ausgeworfen.

Auch mehrere Privat-Erziehungs-Anstalten, meist von Franzosen eingerichtet, werden vom Staate unterstützt. Die Zahl aller die Schulen besuchenden Zöglinge beträgt 47,577.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten sind bedeutender, als man in diesem Fürstenthume erwarten sollte. Das Hospital von Coltza, von dem Spatar Kantakuzeno 1715 gestiftet, enthält 60 Kranke aller Nationen und Religionen, das von dem Fürsten Ghika 1732 gestiftete Hospital S. Pantelemon 36 Betten, und das 1815 gestiftete Hospital der Philanthropie 30. Jeder Arme wird hier umsonst sehr gut verpflegt, und die fremden Konsuln haben sich nur für erkrankte Fremde zu verwenden, so erfolgt sofort die Aufnahme. In dem Hospital Pantelemon ist zugleich eine Entbindungs-Anstalt mit einer Hebammen-Schule verbunden; mit dem von Coltza eine Chirurgen-Lehr-Anstalt. Das Militair-Hospital hat 130 Betten, ein gleiches zu Krajowa 30. Das Hospital Brankovan hat seine eigene stiftungsmäßige Aufsicht und kann 60 Kranke aufnehmen. Die anderen Civil-Hospitäler stehen unter einer Ephorie der Wohlthätigkeits-Häuser angeordnet, welche

1) ein Findelhaus für 476 Kinder unterhält;
2) ein Bettlerhaus, wo 48 Arme unterhalten und 44 Familien mit Geld unterstützt werden, auch jährlich zu Ostern einen neuen Anzug erhalten;
3) die Armen-Unterstützungs-Kasse giebt 700 Unglücklichen zu Bucharest eine mehr oder weniger bedeutende Beisteuer.

Endlich gehört hierher noch das Waisen-Amt, bestehend aus dem Metropoliten, dem Kultus-Minister und einem dritten von der Regierung ernannten Mitgliede; diese Behörde hat nicht nur für die Vermögens-Verwaltung, sondern auch für die Erziehung der Waisen-Kinder zu sorgen. Neigebaur.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten dieselbe Nacht noch nach den Briars zurück, um von Napoleon zu sprechen und zu träumen. Am folgenden Morgen nahmen wir eine große Kavalkade wahr, die sich längs dem Pfade um den Berg zog, an dessen Fuß sich unsere liebe kleine Hütte in ihrem laubigen Neste verbarg. Der Effekt dieses Zuges war sehr malerisch. Er bestand aus fünf Reitern, die, den Windungen der Bergstraße folgend, einen Augenblick in den Strahlen der Sonne hervorglänzten und durch den düsteren Hintergrund in ein helles Licht

geworfen wurden — dann plötzlich verschwanden, bis sie nach einer neuen Biegung des Pfades wieder auftauchten. Mitunter sahen wir nur einen einzigen Federbusch, oder den Schimmer von Waffen in der Sonne. Meiner aufgeregten Phantasie stellte sich das Bild einer ungeheuren Schlange mit glänzenden Schuppen dar, die langsam auf unsere glückliche Wohnung zukroch.

Wir waren noch in Zweifel, ob Napoleon bei der Gesellschaft sey. Wir hatten schon gelernt, uns nach seinem grauen Ueberrock und kleinen dreieckigen Hut umzuschauen, aber wir konnten keine solche Kleidung unterscheiden, obgleich unser Fernrohr in beständigem Gebrauch war. Jeder dachte, daß es ihm eher gelingen würde, den Gegenstand unserer Neugier zu entdecken. Endlich rief einer von uns: „Ich sehe eine Figur mit einem kleinen dreieckigen Hut, aber ohne Ueberrock" — und wir schlossen sogleich, daß dies der Kaiser sey. Wir vermutheten, daß er sich auf dem Wege nach Longwood befinde, um seinen künftigen Aufenthaltsort zu besehen.

Um zwei Uhr desselben Tages besuchten uns Herr O'Meara und der Doktor Warden und wurden mit Fragen über Bonaparte bestürmt. Sie schilderten ihn als höchst liebenswürdig und anziehend im Umgang und versicherten uns, daß wir von ihm bezaubert seyn würden. Ihre Betheurungen waren aber alle für mich weggeworfen: ich konnte nur mit Furcht und Zittern an ihn denken. Als sie uns verließen, wiederholten sie noch, daß sich unsere Meinung von Napoleon ganz ändern würde, sobald wir ihn gesehen und gesprochen hätten.

Um vier Uhr Abends erschienen dieselben Reiter wieder, die wir am Vormittag auf ihrem Wege nach Longwood bemerkt hatten. Sobald sie den Eingang des engen Passes erreichten, der nach den Briars führt, hielten sie an, und nach kurzer Ueberlegung stiegen sie zu meinem Schrecken den Berg hinunter und näherten sich unserem Landhause. Soviel ich mich erinnere, empfand ich eine so gränzenlose Furcht, daß ich wegeilen wollte, um mich bis zu ihrer Entfernung zu verstecken; aber meine Mutter befahl mir zu bleiben und so gut Französisch zu sprechen, wie ich konnte. Ich hatte diese Sprache während eines Besuches gelernt, den wir einige Jahre zuvor in England machten, und da wir einen Französischen Domestiken hielten, so hatte ich das Erlernte nicht wieder vergessen.

Der Zug kam bei dem Gartenthore an, und da es keine Auffahrt nach dem Hause gab, so stiegen sie Alle vom Pferde, mit Ausnahme des Kaisers, der jetzt vollkommen sichtbar war. Er blieb im Sattel und ritt die Allee hinauf, wobei die Hufe seines Pferdes den Rasen unserer Grasflur zerstampften. Neben ihm ging von der einen Seite Sir George Cockburn, von der anderen der General Bertrand. Ich kann mir noch lebhaft das Gefühl von Schrecken, mit Bewunderung vermischt, zurückrufen, das mir der erste Anblick desjenigen einflößte, den ich so fürchten gelernt hatte. Sein Anstand zu Pferde war edel und Ehrfurcht gebietend. Er ritt ein prächtiges, kohlschwarzes Roß, und als das Thier stolz die Allee hinaufschritt, mit gekrümmtem Halse und an seinem Gebisse kauend, schien es mir würdig, Den zu tragen, der einst fast ganz Europa beherrscht hatte. Da Napoleon's Gestalt sich zu Pferde größer ausnahm, so fehlte ihm nichts, um ihn in meinen Augen majestätischer erscheinen zu lassen, als irgend Jemand, den ich je gesehen. Er trug einen grünen, mit Orden bedeckten Rock; der Sattel und die Schabracke waren von rothem Sammet, reich mit Gold gestickt. Er stieg bei unserem Hause ab, und wir begaben uns Alle nach dem Eingang, um ihn zu empfangen. Sir George Cockburn stellte uns ihm vor. Beim näheren Anblick verlor Napoleon, dessen kleinerer Wuchs gegen die edle Gestalt und die aristokratische Miene Cockburn's abstach, etwas von der Würde, die mich zuerst so ergriffen hatte. Er war todtenbleich, und obgleich kalt, unbeweglich und etwas streng, schienen seine Züge mir doch äußerst schön. Er setzte sich auf einen unserer Rohrstühle, und nachdem er seinen Adlerblick über das kleine Zimmer geworfen hatte, machte er meiner Mutter über die schöne Lage der Briars ein Kompliment. So wie er zu sprechen anfing, entfernten sein reizendes Lächeln und gütiges Wesen jede Spur der Furcht, mit der ich ihn betrachtet hatte. Während er sich mit der Mutter unterhielt, hatte ich Gelegenheit, seine Züge genau zu prüfen, und gewiß habe ich nie eine so merkwürdige und frappante Physiognomie erblickt. Die Portraits, die wir von ihm besitzen, geben wohl einen allgemeinen Begriff von seinen Zügen, aber sein Lächeln und den Ausdruck seines Auges konnte man nicht auf der Leinwand festhalten, und dieses bildete gerade den eigenthümlichen Zauber Napoleon's. Sein Haar war dunkelbraun und so weich und glatt wie das eines Kindes — etwas zu sehr für einen Mann, da es hierdurch ein dünnes Ansehen erhielt. Seine Zähne waren eben, aber ein wenig dunkel, was, wie ich später fand, von seiner Gewohnheit herrührte, Lakritzen zu essen, wovon er stets einen Vorrath in der Westentasche bei sich trug.

Die Briars schienen den Kaiser sehr anzusprechen, und er äußerte seinen Wunsch, hier zu bleiben. Mein Vater hatte dem Admiral Zimmer in seiner Wohnung angeboten, und dieser gab sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sie an den General Bonaparte abzutreten, da ihm die Lage so außerordentlich gefiel. Es wurde also zu Napoleon's Zufriedenheit festgesetzt, daß er unser Gast bleiben sollte, bis seine Residenz zu Longwood im Stande wäre, ihn aufzunehmen.

Unsere Familie bestand zu dieser Zeit aus meinem Vater, meiner Mutter, einer älteren Schwester, mir selbst und meinen beiden Brüdern, die noch völlig Kinder waren. Napoleon war entschlossen, sich nicht wieder nach der Stadt zu begeben, und wünschte, daß man die Zimmer sogleich für ihn einrichten möchte. Einige Stühle wurden sodann auf sein Ansuchen nach dem Rasenplatz hinausgebracht, und nachdem er sich auf einen derselben niedergelassen, winkte er mir, einen anderen zu nehmen, was ich mit klopfendem Herzen that. Dann sagte er: „Sie sprechen Französisch? — Ich antwortete bejahend, worauf er mich fragte, von wem ich es gelernt habe? Nachdem ich ihm darüber Auskunft ertheilt hatte, fuhr er fort, mich über meine Studien, besonders über die Geographie, auszufragen. Ich mußte ihm die Hauptstädte der verschiedenen Europäischen Länder nennen. „Wie heißt die Hauptstadt von Frankreich?" — Paris. — „Von Italien?" — Rom. — „Von Rußland?" — Petersburg jetzt, erwiederte ich, früher aber Moskau. Bei diesen Worten wandte er sich plötzlich um, heftete seine durchbohrenden Augen auf mein Gesicht und fragte mit strenger Stimme: Qui l'a brulé?

Der Ausdruck seines Auges und sein veränderter Ton riefen mir alle meine früheren Schrecknisse zurück, und ich konnte nicht eine Silbe hervorbringen. Ich hatte oft von dem Brande von Moskau gehört und war bei Diskussionen zugegen, ob ihn die Franzosen oder Russen angestiftet hätten, weshalb ich ihn durch die Erwähnung desselben zu beleidigen fürchtete. Er wiederholte seine Frage, und ich stotterte: Ich weiß es nicht. — „Ja, ja", entgegnete er, ein Gelächter aufschlagend, „Sie wissen es recht gut — ich habe es verbrannt." — Da ich ihn lachen sah, faßte ich wieder Muth und sagte: „Ich glaube, Sire, die Russen haben es verbrannt, um die Franzosen los zu werden." Er lachte wieder und schien sich zu freuen, daß ich etwas von der Sache wußte.

Die Vorbereitungen, die wir zu seiner Aufnahme machten, mußten natürlich in der größten Eile stattfinden, und während wir uns bemühten, Alles herbeizuschaffen, was wir zu seiner Bequemlichkeit nöthig hielten, vertrieb er sich die Zeit mit einem Spaziergang durch die Plantage und den Garten. Gegen Abend kehrte er nach dem Hause zurück, und da es meinem Vater und meiner Mutter schwer wurde, sich Französisch auszudrücken, welche Sprache damals in England viel weniger getrieben wurde, als jetzt, so wandte er sich wieder zu mir und frug mich, ob ich die Musik liebte? mit dem Zusatz: „Sie sind zu jung, um selbst zu spielen." — Etwas empfindlich über diese Bemerkung, sagte ich ihm, daß ich sowohl singen als spielen könnte. Er bat mich hierauf, ihm etwas vorzusingen, und ich sang, so gut es gehen wollte, das Schottische Lied: Ye banks and braes of bonny Doon. Als ich zu Ende war, äußerte er, es sey dies die schönste Englische Melodie, die er je gehört habe. Ich erwiederte, daß es eine Schottische Ballade und keine Englische sey; worauf er bemerkte, sie wäre für eine Englische zu hübsch. „Ihre Musik ist elend"; fügte er hinzu, „die schlechteste in der Welt." Er erkundigte sich dann, ob ich einige Französische Lieder wüßte — unter anderen: Vive Henri Quatre. Ich verneinte dieses; er fing an, die Melodie des Liedes zu trällern, stand auf und marschirte nach dem Takte desselben um das Zimmer. Als er fertig war, fragte er, was ich davon halte? — „Es gefällt mir gar nicht", war meine Antwort, „ich kann die Melodie nicht unterscheiden." — Napoleon's Stimme war in der That sehr unmusikalisch, und er schien mir auch kein Ohr für die Musik zu besitzen; denn weder bei dieser Gelegenheit noch bei seinen späteren Versuchen im Singen konnte ich je entdecken, welche Melodie er eigentlich vortragen wollte. Dessenungeachtet war er ein trefflicher Musikkenner (wenn es einer Engländerin verstattet ist, hierüber ein Urtheil zu äußern, nachdem er uns allen Sinn für diese Kunst abgesprochen) — wahrscheinlich deshalb, weil er immer die ausgezeichnetsten Virtuosen gehört hatte. Er äußerte einen großen Widerwillen gegen die Französische Musik, die er für beinahe eben so schlecht erklärte, wie die Englische; die Italiäner seyen das einzige Volk, das eine Oper hervorbringen könne.

Eine Freundin von uns, die uns oft auf unserem Landgut besuchte, hatte eine große Vorliebe für den Italiänischen Gesang, den sie in der That „nicht weislich, doch nur zu wohl liebte", denn ihre eigenen Versuche in Bravour-Arien waren die lächerlichste Burleske, die man sich denken kann. Napoleon forderte sie jedoch immer zum Singen auf und hörte ihr sogar mit vieler Artigkeit zu; wenn sie aber nicht zugegen war, so ließ er mich oft ihr Singen nachahmen, was ihn sehr zu belustigen schien. Er schloß dann die Augen und stellte sich, als ob er mich für Mrs. ***, unsere abwesende Freundin, halte, und machte mir dieselben Komplimente, die er an sie zu richten pflegte.

Der Kaiser zog sich bald nach meinem kleinen Versuch, ihn zu unterhalten, in sein Schlafzimmer zurück, und so endete sein erster Tag in the Briars. Es steht leider nicht in meiner Macht, einen detaillirten Bericht über die Vorfälle jedes einzelnen Tages abzustatten, den der Kaiser bei uns zubrachte. Ich werde es immer bereuen, daß ich kein Journal über Alles hielt, was sich damals ereignete; aber ich war zu jung und zu sorglos, um den Nutzen eines solchen Verfahrens einzusehen. Ich verließ mich außerdem auf ein von Natur höchst treues Gedächtniß, das, wie ich glaubte, mich in den Stand setzen würde, zu jeder Zeit auch den kleinsten mit Napoleon verknüpften Umstand zurückzurufen. Hierin habe ich mich jedoch getäuscht. Ein wechselvolles Leben hat die Erinnerung an Scenen ausgelöscht, die ich nie zu vergessen meinte, und wovon mir nur das Bewußtseyn ihrer Existenz und die Unmöglichkeit, sie wiederzugeben, übrig bleibt. Viele von den Umständen, die ich hier mittheile, wurden indeß bald nachher von mir niedergeschrieben, und die anderen sind durch öfteres Wiedererzählen in mein Gedächtniß eingeprägt worden; so daß die Leser sich auf völlige Wahrheit und Treue meines Berichts verlassen können — eine Betrachtung, der ich jede andere aufgeopfert habe. Ich beabsichtige also nicht, ein Tagebuch von Allem zu liefern, was Napoleon während seines Aufenthalts in den Briars sagte und that; so weit es möglich ist, werde ich jedoch die Ereignisse in chronologischer Ordnung anführen.

Während Napoleon bei uns blieb, waren seine Gewohnheiten sehr einfach und regelmäßig; er pflegte um acht Uhr aufzustehen und, außer einer Tasse Kaffee, bis eins nichts zu genießen — dann frühstückte er, dinirte um acht und zog sich gegen eilf in seine Zimmer zurück. Sein Benehmen war so ungezwungen gütig und liebenswürdig, daß ich mich nach einigen Tagen ganz an den Umgang mit ihm gewöhnte und ihn mehr wie einen Spielkame-

raden von meinem eigenen Alter behandelte, als wie den mächtigen Krieger, vor dessen Namen die Welt erbleichte. Seine Stimmung war sehr heiter, und er zeigte sich mitunter fast knabenhaft in seiner ausgelassenen Laune, die nicht ohne eine kleine Beimischung von Schadenfreude war.

Bald nach seiner Ankunft stattete uns ein kleines Mädchen, Miß Legg, die Tochter eines Freundes, einen Besuch ab. Die arme Kleine hatte so fürchterliche Geschichten über Bonaparte gehört, daß sie sich in einem Paroxysmus von Schrecken an mich festklammerte, als ich ihr sagte, daß er die Allee heraufkäme. Die Angst vergessend, die ich früher selbst empfunden hatte, war ich grausam genug, zu Napoleon hinzulaufen und ihm den Schrecken des Kindes mitzutheilen, mit der Bitte, nach dem Hause zu kommen. Er ging auf sie zu, strich sich das Haar über die Stirn, schüttelte den Kopf, schnitt ein furchtbares Gesicht und stieß ein wildes Geheul aus. Die Kleine schrie so heftig, daß meine Mutter fürchtete, sie würde Krämpfe bekommen; sie beeilte sich also, sie aus dem Zimmer zu bringen. Napoleon lachte über den Einfall, einen solchen Popanz aus ihm zu machen, und wollte kaum glauben, daß ich eben solche Angst vor ihm empfunden habe. Nach diesem Geständnisse suchte er mich auf eine ähnliche Weise einzuschüchtern, wie die arme kleine Miß Legg, indem er das Haar aufstrich und das Gesicht verzerrte; aber sein Anblick war mehr grotesk als schrecklich, und ich lachte nur darüber. Als letztes Mittel versuchte er das Geheul, aber mit eben so wenig Erfolg — was ihn etwas aufzubringen schien. Er sagte mir, das Geheul sey Kosakisch, und es war in der That barbarisch genug.

Er machte sich in dieser Zeit sehr viele Bewegung und stellte gern Spaziergänge an, um das Thal und den angränzenden Berg zu erforschen. Eines Abends wanderte er, von dem General Gourgaud, meiner Schwester und mir begleitet, nach einer Wiese, auf der einige Kühe weideten. Eine von diesen bückte, sobald sie unsere Gesellschaft wahrnahm, den Kopf, erhob den Schweif und rannte à pas de charge gegen den Kaiser. Er machte einen schnellen und geschickten Rückzug, indem er mit vieler Behendigkeit über die Mauer sprang und diese Scheidewand zwischen sich und den Feind stellte. Der General Gourgaud hielt jedoch tapfer Stand und warf sich, den Degen ziehend, zwischen die Kuh und seinen Monarchen, mit dem Ausruf: „Dies ist das zweite Mal, daß ich dem Kaiser das Leben rette!" — Napoleon lachte herzlich, als ihm diese Prahlerei des Generals hinterbracht wurde, und sagte: „Er hätte eine Position nehmen sollen, um einen Kavallerie-Angriff abzuschlagen." Ich bemerkte, daß die Kuh ruhig stehen blieb, sobald er sich entfernt hatte; dies vermehrte seine Heiterkeit, und er entgegnete: „Sie wollte der Englischen Regierung die Mühe und Kosten meines Unterhalts ersparen."

Der Kaiser bewohnte in unserem Hause ein Zimmer, das mein Vater bei seiner Erbauung zum Ballsaal bestimmt hatte. Vor demselben befand sich ein kleiner umgitterter Rasenplatz, auf welchem ein Zelt aufgeschlagen und durch einen bedeckten Gang mit dem Hause verbunden war. Dieses Zelt war in zwei Gemächer abgetheilt, wovon das innere Napoleon's Schlafkammer bildete, und in einer Ecke des äußeren stand ein kleines Feldbett mit grünseidenen Vorhängen, in welchem der General Gourgaud schlief. Dieses Bett war von dem Kaiser auf allen seinen Feldzügen gebraucht worden. Zwischen den beiden Abtheilungen des Zeltes hatten seine treuen Anhänger eine Krone in dem Rasen ausgeschnitten, die sich in einer solchen Lage befand, daß der Kaiser nicht durchpassiren konnte, ohne den Fuß auf dieses Zeichen Königlicher Würde zu setzen.

Napoleon zeigte keine Vorliebe für die Freuden der Tafel. Er lebte sehr einfach und kümmerte sich wenig oder gar nicht um das, was er aß. Er speiste gegen neun Uhr, um welche Zeit Cipriani, sein Haushofmeister, vor ihn hintrat und mit einer tiefen Verbeugung in feierlichem Tone sagte: „Le diner de Votre Majesté est servi"; hierauf zog er sich, rückwärts gehend, zurück, gefolgt von Napoleon und denjenigen Personen aus seiner Suite, die mit ihm zu Mittag speisten. Sobald er fertig war, pflegte er seinen Stuhl von dem Tische wegzustoßen und den Speisesaal zu verlassen — als ob er froh wäre, daß es vorüber sey. Einige Tage nach meiner Ankunft lud er meine Schwester und mich ein, mit ihm zu speisen, und fing an, die Engländer wegen ihrer Vorliebe für „rosbif" und Plumpudding aufzuziehen. Ich behauptete dagegen, daß die Franzosen von Fröschen lebten, und zeigte ihm die Karikatur eines langen, mageren Franzmanns, mit offenem Munde und ausgestreckter Zunge, an deren Spitze ein Frosch bereit stand, ihm die Gurgel hinunter zu hüpfen — mit der Unterschrift: A Frenchman's dinner (das Mittagbrod eines Franzosen). Er lachte über meine Impertinenz und zupfte mich beim Ohr, wie er zu thun pflegte, wenn ihn mein kindischer Muthwille unterhielt oder ihm auch wohl etwas lästig wurde. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Lady Chatterton's Reise im südlichen Frankreich und in den Pyrenäen.

Zweiter Artikel.

In den Pyrenäen angekommen, ließ sich Lady Chatterton durch ihre Kränklichkeit nicht abhalten, einige der höchsten Gipfel dieser schroffen Bergkette zu erklimmen. Wir wollen sie zuerst bei ihrer Besteigung des Port de Venasque begleiten. — „Wir stiegen an dem Rande eines Gießbachs hinauf, der sich einen Weg durch das Schneelager bahnt. Die Leute trugen mich in meinem Sessel über die Schneebrücke, da es leichter ist, auf diese Art fortzukommen, als durch den Strom zu waten; doch wurde meine Angst hierdurch sehr vermehrt, indem ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, wie wenig dazu gehöre, um die gebrechliche Brücke in das zu unseren Füßen liegende Thal hinabzustürzen. Wir wußten ja, daß ein Theil der Schneebrücke über den Wasserfall des Lilien-Thals (Vallée du Lys) noch in der vorigen Nacht hinweggeschwemmt worden sey. Wir schlängelten so den Weg entlang, voller Erwartung, durch welches Wunder wir zu unserem Ziel gelangen würden; denn nie habe ich einen Durchgang gesehen, der so vollständig von allen Seiten versperrt schien — bis zur letzten Viertelstunde schien die senkrechte Felsenwand sich jedem weiteren Vordringen zu widersetzen. Wir fuhren fort hinaufzusteigen, bis wir zu einer Stelle gelangten, die, wie ich zu meinem Erstaunen vernahm, nur halben Weges war; ich konnte nicht begreifen, wie noch eine Stunde zur Erreichung des Gipfels nöthig seyn konnte, der mir doch ganz nahe schien. Der Pik Sobragarde, die höchste Spitze zur Rechten des Ports, lag jetzt gerade vor uns. Der Zugang zu ihm, sagte der Führer, ist nicht sehr schwierig, und man hat von dort eine herrliche Aussicht; der Gipfel ist, wenn der Schnee schmilzt, mit Rasen bedeckt. Die Montagnette liegt dem Passe gegenüber, und unter dem Schnee, von dem wir umringt waren, befinden sich vier bis fünf kleine Seen, die jetzt alle, mit Ausnahme eines einzigen, nicht überfroren waren. Das Wasser über dem Schnee an ihren Rändern ist von einer schönen blauen Farbe. Wir hatten jetzt eine Probe von der Geschicklichkeit unserer Führer, indem sie uns längs eines kurzen, aber schmalen, mit Schnee bedeckten Pfades an einem Vorsprung im Felsen vorbei leiteten. Nachdem wir mit einiger Schwierigkeit einen Bergstrom durchwatet hatten, kamen wir zu einer so engen und steilen Passage durch den Schnee, daß wir es für besser hielten, abzusteigen; selbst zu Fuße war es ein gefährliches Unternehmen — ein falscher Schritt hätte uns in eine große Tiefe, vielleicht bis zum gefrornen See, hinabgestürzt. Nichts konnte die Wildheit dieses Anblicks übertreffen; jede Spur der Vegetation war verschwunden — um uns her lagen Felsentrümmer, unter uns die öden kleinen Seen, zum Theil gefroren und mit Schnee bedeckt. — Wir erreichten den Felsen, der l'Homme genannt wird und im Winter dazu dient, um die Richtung des Hospizes zu bezeichnen. Dieses schien in einer unermeßlichen Tiefe unter uns zu liegen, aber im Winter gleiten die Führer über den Schnee, mit großer Schnelligkeit und in einer unglaublich kurzen Zeit, von diesem Felsen hinab; sie stützen und balanziren sich mit einer Stange, deren Handhabung jedoch eine besondere Geschicklichkeit erfordert — denn wenn man einmal unterweges ist, kann man nicht mehr inne halten, und der kleinste Fehlgriff würde verderblich seyn. — Wir setzten unseren mühevollen Weg fort, während dessen uns die Sesselträger und Pferde durch ihre Kraft und Ausdauer in Erstaunen setzten; endlich, als weiteres Vordringen unmöglich schien, bogen wir um einen Vorsprung und erblickten zwischen seinen majestätischen Pforten den „Port" vor uns. Der Anblick ist hier zu furchtbar, um pittoresk zu seyn, aber er ist wahrhaft erhaben; wir sahen auf den Pfad zurück, den wir verfolgt hatten, und konnten kaum begreifen, wie es möglich war, diese Reise zu vollbringen. Um Dreiviertel auf eilf erreichten wir den Port de Venasque, wo wir nach allen unseren Anstrengungen nicht einmal eine kleine Plattforme antrafen, indem der Bergpaß durch den schmalen Port nur eine Oberfläche von einigen Fußen darbietet. Von dort aus sahen wir nun hinab — hinab ging es auf beiden Seiten — auf beiden Seiten gleich gefährlich. Nichts hätte mich dazu vermögen können, auf demselben Weg zurückzukehren, den wir gekommen waren, und doch schien es auf der Spanischen Seite eben so schlimm. Ich sah nicht ein, wie wir es vermeiden konnten, geradesweges in die tiefe Schlucht hinabzugleiten, die den Port de Venasque von dem wildschaurigsten aller Berge — der schneebedeckten, verfluchten, unbesteigbaren, fast unanschaubaren Maledetta trennt. Letztere Kuppe ist die höchste der Pyrenäen — die höchste Bergspitze in Spanien oder Frankreich, und doch ist, wie ich glaube, ihr Riesenhaupt in keiner der entfernten Ansichten zu gewahren, die man von den Pyrenäen erhält. Aber da lag sie. Wir betraten den Port, und obgleich in weiter Entfernung, schien die Maledetta plötzlich vor uns zu liegen.*) Port ist der Ausdruck, mit welchem die zahlreichen Bergpässe zwischen Frankreich und Spanien bezeichnet werden; viele von ihnen sind, so zu sagen, Einschnitte in der gigantischen Felsenmauer, die beide Länder von einander scheidet, und bilden, wie der Port de Venasque, eine so enge Oeffnung, daß ein Thor von mäßiger Größe als Schlagbaum dienen könnte."

Ein Gegenstück zu dieser Schilderung ist der Bericht über einen Ausflug nach dem reizenden Lac de Gaube. „Wir machten uns", heißt es, „um halb zehn Uhr auf den Weg; ich in einer Sänfte mit vier Trägern, W*** und der Führer zu Fuß. Die Kaskaden, bei denen wir vorüberkamen, sind die schönsten, die ich in den Pyrenäen gesehen habe, und die Gegend ist zum Theil äußerst malerisch. Die aromatischen Ausdünstungen der Fichten, die man hier neben anderen schönen Bäumen antrifft, mischen sich in die mannigfachen, stets so köstlichen Wohlgerüche der Waldungen, deren Kolorit durch ihre dunkle Farbe belebt wird. Der Weg schlängelt sich längs des Bergstromes bis zum Pont d'Espagne, und Kaskade folgt auf Kaskade, wie es scheint, um durch ihren Niedersturz eine Reihefolge prächtiger Gemälde zu bilden. Die ganze Scene glich heute einem Feste. Der Schaum brachte überall zahlreiche Regenbogen hervor, die zwischen den Bäumen durchblickten, hinter welchen sich ein Wasserfall von ungewöhnlicher Größe verbarg; zuweilen liefen diese anmuthigen Bogen quer über unseren Pfad, und es gewährte mir eine kindische Freude, wenn ich von ihren lieblichen Farben umgeben wurde. Der Pont d'Espagne ist über eine tiefe und enge Felsenkluft geworfen, durch welche die vereinigten Gaves — der Mercadauer und der aus dem Lac de Gaube — fließen. Eine Hütte, wo Erfrischungen zu haben sind, ist auf dem Felsen über diesem Paß erbaut. Jenseits desselben gingen wir durch den Pont de Joseph

*) In der Augsburger Allg. Zeitung vom v. J. befindet sich ein interessanter Bericht über die Ersteigung der Maledetta durch den Russischen Reisenden Platon v. Tschichatschew.

über den Gave de Mercadan und bekamen sodann den prächtigsten von diesen Wasserfällen zu Gesicht. es war in der That eines der erhabensten und seltensten Schauspiele, die ich je erblickt habe. Drei rauschende Gießbäche vereinigen sich auf dieser Stelle: der Gave du Lac de Gaube stürzt sich gerade vor uns von einer großen Höhe nieder: ein zweiter fällt etwas rechts von einer eben so bedeutenden Höhe, läuft aber spielend um Bäume und Klippen und bildet einen graziösen Bogen, ehe er dem Gave du Gaube begegnet — dann werfen sie sich beide den senkrechten Abhang hinunter, dicht an dem Felsen, auf welchem wir standen, und verlieren sich in den schmalen und tiefen Abgrund. Uns etwas links wendend, ohne jedoch den Felsen zu verlassen, blickten wir nach einer Stelle, von wo aus ein donnerartiges Getöse erschallte, und gewahrten dort die Begegnung dieser vereinigten Ströme mit dem wüthenden Mercadan. Sie findet unten in einer schauerlichen Tiefe statt, und die drei Gießbäche prallen mit solcher Gewalt an einander, daß der Schaum hoch in die Luft aufsprizt und die ganze Umgegend von dem Stoß erbebt. Ihr steiniges Bett wird dann so schmal, daß man sich nicht zu erklären weiß, wie drei so gewaltige Ströme sich in eine so enge Spalte hineinzwängen können, und das Auge verfolgt mit Neugier ihren Ausgang und weiteren Lauf in dem entfernten Thal. Diese Scene ist wild und doch anmuthig; die Bäume wachsen in phantastischen Gestalten aus den Seiten der abschüssigen Felsen hervor, die den Paß bilden, über dessen Ende der Pont d'Espagne führt. Das Thal von Geret, zu welchem wir von Cauterets aus hinaufsteigen, theilt sich hier in zwei Aeste; das zur Rechten ist das Thal von Mercadan, über welches der Weg nach Spanien durch die Bäder von Penticosa geht. Der Port ist etwa fünf Stunden von diesem Orte entfernt und wird auf der Französischen Seite als eine ziemlich gute Straße geschildert; auf der Spanischen aber befindet sich ein sehr steiler Abhang."

Unsere Verfasserin weiß die Sitten und Gebräuche der von ihr bereisten Länder mit eben so graphischem Pinsel zu zeichnen, wie die Naturscenen. Hier eine Skizze des Baskischen Landvolks, wie es auf seinen öffentlichen Zusammenkünften und Promenaden erscheint, wo die Männer weit mehr Sorgfalt auf ihren Putz verwenden, als die Frauen. „Viele trugen gestickte Westen und kurze Jacken von blauem Tuch, die auf den Aermeln und dem Rücken mit Mustern verschiedenfarbigen Leders verziert waren; der hohe, konisch geformte Hut, der den Baskischen Landleuten eine eben so pittoreske als aristokratische Miene giebt, war mit Federn geschmückt, und der Mantel wurde, über die Schulter geworfen, mit echt Spanischer Grazie getragen. Einige Weiber der niedrigeren Klasse hatten zwar Unterröcke von hochrothem oder gelbem Tuch; die schwarze Mantilla bedeckte jedoch stets Hals und Schultern, und die gewöhnlichste Farbe unter den älteren Frauen war schwarz. An mehreren Punkten des Spazierweges war man mit Tanzen beschäftigt; zuweilen war der Fandango, mit seiner lebhaften Begleitung von Castagnetten, in vollem Gang — am beliebtesten schien aber ein alter Baskischer Tanz, einer Gavotte ähnlich, deren ich mich als Kind zu erinnern weiß, worin der zierliche pas de Basque beständig vorkommt. Diesen führten sie mit vieler Leichtigkeit und Grazie aus.

„Die feierliche, wohlanständige Entfernung, in der sich die Damen und Herren (aus den höheren Ständen nämlich) von einander halten, fand ich sehr belustigend. Sobald wir von Passages zurückkehrten und uns der Promenade näherten, kamen mir die hübschen Schwestern des Herrn Y. entgegen, nahmen mich zwischen sich und paradirten mit mir auf und ab, während ihr Bruder mit W*** und einigen anderen Freunden in ehrerbietiger Distanz nachfolgten. Dieses dauerte den ganzen Abend, ohne daß ein Wort zwischen beiden Geschlechtern gewechselt wurde, obgleich, nach der ausdrucksvollen Sprache der dunklen Augen zu schließen, die aus den zierlichen Falten der schwarz-spitzenen Mantillas hervorglänzten, und dem freudigen Lächeln, das die edlen Gesichtszüge einiger Jünglinge erleuchtete, als die Schönen bei ihnen vorüberzogen, sie einander nicht unbekannt waren. „Wann sprechen Sie denn mit diesen Herren, die so entzückt scheinen, Sie zu sehen?" fragte ich ein hübsches, erröthendes, junges Mädchen, das sich unserer Gesellschaft angeschlossen hatte. — „Nur, wenn wir tanzen", erwiederte sie. „Jener Caballero war mein Tänzer vorigen Sonntag auf dem Ball: er ist auch mein Vetter, aber er hat nie mit mir gesprochen, bis wir jenen Abend zusammentrafen, wo ich meinen ersten Ball besuchte.""

Zum Schlusse noch ein Kontrast zwischen dem Französischen und Englischen Leben, oder vielmehr der Art, wie beide Völker das Leben zu genießen wissen. „Die Gesellschaft", bemerkt Lady Chatterton, „ist hier (zu Eaux Bonnes) sehr angenehm; wir haben mehrere Französische Familien getroffen, die ungemein artig und gesellig scheinen. Unserer gerühmten common sense (gesunden Vernunft) und Gesetztheit ungeachtet, zeigen wir Engländer weniger Takt, uns in die Umstände zu schicken, als die Franzosen, die, so leichtsinnig sie auch seyn mögen, viel savoir-vivre besitzen — was am Ende doch die echte Weisheit ist. Sie verlangen nicht immer, da zu seyn, wo sie nicht sind, und das zu seyn, was sie nicht sind, sondern begnügen sich mit ihrem Alter und ihrer Stellung, oder scheinen sich wenigstens damit zu begnügen. Demzufolge herrscht kein solches Bestreben vor, einer besonderen Clique in der Gesellschaft anzugehören; ältliche Damen lassen es sich gefallen, ihr eigenes graues Haar zu tragen und die wahren Freuden des Alters zu genießen, während junge Mädchen es sich gefallen lassen, junge Mädchen zu seyn, und in keiner Eile scheinen, ihre einfache, fast kindische Kleidung und ihre kleinen häuslichen Vergnügungen mit den ungewissen Freuden und größeren Vorrechten des Ehestandes zu vertauschen. Bei allen Klassen ist dasselbe zu bemerken; der Bauer begnügt sich damit, Bauer zu seyn und sich als solcher zu kleiden — der Dienstbote eben so: wogegen sich in England Jedermann bemüht, von einem Stande zu erscheinen, dem er nicht angehört.

„Wir haben im Englischen kein Wort für savoir-vivre; wie viel drückt es aber nicht aus — ein ganzes Leben voll Glück und Geselligkeit! Die Engländer sollten hierüber nachdenken, denn sie haben von Natur kein savoir-vivre. Sie verstehen es nicht, instinktmäßig die Lebensweise zu ergreifen und zu verfolgen, die am meisten berechnet ist, sie selbst und Alles um sie her glücklich zu machen. Die Franzosen besitzen ohne Zweifel weit mehr von der nützlichen Kunst, das Leben zu genießen, und man trifft bei ihnen weit seltener mit lästigen, langweiligen Menschen zusammen, als in England. Kurz, man findet unter ihnen viel weniger von jener Nüchternheit und jenem anspruchsvollen Wesen, durch welche sich in unserem theuren Vaterlande die nächsten Nachbarn oft so lästig fallen."

Mannigfaltiges.

— Sammlung Lateinischer Inschriften. In der Revue des deux Mondes liest man: „Der Preußische Staat und die Akademie zu Berlin unterstützen seit zwanzig Jahren die Erforschung und Sammlung der Griechischen Inschriften. In Frankreich hat es nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein nationales Interesse, daß eine möglichst vollständige Sammlung der Lateinischen Inschriften veranstaltet werde. Die Franzosen sind die größte der Romanischen Nationen, und sie haben am meisten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Daher werden es die Französischen Gelehrten, so wie die Nation überhaupt, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Villemain, danken, daß er eine Gesammt-Ausgabe aller bekannten Römischen Inschriften auf Kosten des Staates zu veranstalten beschlossen hat. Es sollen in dieselbe alle frühere Sammlungen, alle Spezial-Untersuchungen und zerstreute Dokumente, so wie die vielen noch ungedruckten Inschriften, welche man in neuerer Zeit in Algier entdeckt hat und noch täglich entdeckt, aufgenommen werden. Mit der Redaction sind die Herren Leclerc, Letronne und Patin beauftragt."

— Gegenstück zu den Amerikanischen Schilderungen von Boz. Dickens' „Amerikanische Noten" haben eine angebliche Entgegnung aus Amerika hervorgerufen unter dem Titel: Change for the American Notes, in Briefen von London nach New-York, von einer Amerikanischen Dame. Es werden darin die Englischen Zustände derselben Kritik unterworfen, wie sie die Amerikanischen von Dickens erfahren haben. Doch will man in England bezweifeln, daß das Buch von einer Dame, ja daß es überhaupt Amerikanischen Ursprungs sey; gegen das Erstere sprechen die vielen Schilderungen der niedrigsten Schauplätze und Vorgänge im Londoner Leben, besonders die eines Ginpalastes, gegen das Zweite die vertraute Bekanntschaft mit dem Englischen Leben überhaupt und besonders mit der Sprache des gemeinen Volks, die das Buch verräth. Es ist daher sehr möglich, daß ein Engländer selbst diese Maske benutzt habe, um seinen Landsleuten recht derb die Wahrheit zu sagen und ihnen zu zeigen, daß sie keinesweges Ursache haben, die Amerikaner, wie sie von Dickens geschildert worden, über die Achsel anzusehen.

— Der Chinesische Minister Elipuh. Elipuh, dessen Name als einer der vornehmsten Chinesischen Diplomaten, die den Friedens-Traktat mit England unterhandelten, in letzter Zeit oft genannt wurde, ist bekanntlich vor kurzem mit Tode abgegangen. In dem neuesten der vielen über den nun beendigten Anglo-Chinesischen Krieg erschienenen Werke (Closing Events of the Campaign in China, by Capt Loch) findet sich unter Anderem auch eine Schilderung dieses Ministers, die wir unseren Lesern mittheilen wollen. „Elipuh mag zwischen sechzig und siebzig Jahre zählen; er ist ein wohlbeleibter, stämmiger, alter Herr von gutmüthigem Aeußeren, mit einem festen Gang und gerader Haltung. Von seinen Geistesgaben hatten wir anfangs eine ungünstige Meinung; als jedoch die Unterhandlungen begannen, verlor sich sein scheinbarer Stumpfsinn, und er zeigte große Lebhaftigkeit, nebst einem bedeutenden Grade von Schlauheit und Beobachtungstalent. Er trug ein dunkelfarbiges, seidenes Gewand ohne Stickerei, mit einer gelben Schärpe, zur Bezeichnung seiner hohen Abkunft, und eine Sommermütze mit einer Pfauenfeder und undurchsichtigen rothen Kugel. Der Rang, den er bekleidete, war der eines bevollmächtigten Kaiserlichen Commissairs — Kin-tschai-pin i ping sze-ta-tschin, wörtlich: „Kaiserlich ernannter, geeigneter, zur Geschäftsführung befähigter, großer Minister". Wenn Ki-ying den ewigen Dank seiner Landsleute verdient, so hat der arme Elipuh ein eben so großes Recht auf den unsrigen, da er dem Major Anstruther und anderen Engländern mit Gefährdung seiner eigenen Popularität das Leben rettete und allen Kriegsgefangenen, die ihm in die Hände fielen, unveränderte Güte und Sorgfalt erwies. Diese Menschlichkeit erregte am Ende den Argwohn seines Herrn, der ihn in Folge dessen von seiner Stelle als Gouverneur der Provinz Tsin-ko absetzte. Elipuh ist ein Tatar des Kaiserlichen Geschlechts Hong-tai-tse (wörtlich: des rothen Gürtels), und seine Titel sind wie folgt: Mandarin vom ersten Rang und Knopfe (Taou-yih-ping-tang-tai); berechtigt, die Pfauenfeder zu tragen (Nwa-ling); General-Statthalter von Tschapu; ehemaliger Vice-König von Tsin-ko (Tsin-ko-tju-fu-tang) und Mitglied des Geheimen Raths (Njui-ko-tschung-tang)."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Freitag den 4. August 1843.

England.

Die Anfänge des Englischen Theaters, um und vor Shakspeare.

(Nach Chambers's Cyclopaedia of English Literature.)

Gegen das Ende der Regierung Elisabeth's, gleichzeitig mit der Liebe zu Pracht und Glanz, den ritterlichen Gefühlen und romantischen Abenteuern, welche ihren Hof belebten, erhob sich plötzlich und in wunderbarer Entfaltung die dramatische Form der Composition und Darstellung, welche bald, man darf sagen, den gesammten poetischen Genius Englands in Anspruch nahm.

Es scheint, daß bei dem Anbruche der modernen Civilisation die meisten Länder des christlichen Europa's im Besitze einer rohen Art theatralischer Unterhaltungen waren, die nicht, wie in den Schauspielen des alten Roms und Griechenlands, in Darstellungen natürlicher Charaktere und Ereignisse, sondern in Darstellungen der hauptsächlichsten übernatürlichen Begebenheiten des Alten und Neuen Testamentes oder der Geschichte der Heiligen bestanden, woher sie denn auch den Namen von Wundern oder Wunderstücken (Miracles, Miracle Plays) zu erhalten pflegten. Ursprünglich, scheint es, wurden dieselben von der Geistlichkeit oder doch unter deren unmittelbarer Leitung aufgeführt. Die Geistlichkeit mag solche Darstellungen für heilsam und der Verbreitung religiöser Gefühle für fördersam gehalten haben, und doch waren sie, wenn man von den erhaltenen Spuren und Ueberbleibseln einen Schluß machen darf, profan und im höchsten Grade ungeziemend.

Ein Wunderstück, aus der Geschichte der heiligen Katharina und in Französischer Sprache, war im J. 1119 zu Dunstable (in Bedfordshire, 33 Engl. Meilen von London) aufgeführt, und es ist nicht bekannt, wie lange vorher schon in England solche Aufführungen existirt haben. Von 1268 bis 1577 fanden sie indessen fast jährlich in Chester statt, und es gab wenige große Städte, die sich derselben nicht erfreut hätten; selbst in Schottland waren sie nicht unbekannt. Die heiligsten Personen, die Gottheit nicht ausgenommen, wurden darin vorgeführt.

Zur Zeit der Regierung Heinrich's VI. wurden Personen, die Gefühle und abstrakte Vorstellungen, wie Erbarmen, Gerechtigkeit, Wahrheit u. s. w., repräsentirten, in die Wunderstücke aufgenommen. Dies führte denn zu einer Art von Drama, welches gänzlich oder besonders aus solchen Charakteren bestand und Moralisches Schauspiel genannt wurde. Dies war ohne Zweifel nach den Wunderstücken ein großer Fortschritt, denn diese Stücke suchten nicht bloß gesunde Lehren der Moral zu verbreiten, sondern wurden auch, indem sie die Charaktere weiter ausmalten und jedem einzelnen angemessene Reden in den Mund legten, Veranlassung zu einer gewissen freieren poetischen und namentlich dramatischen Behandlung. Der einzige Charakter aus der Schrift, der in dieser Art Drama beibehalten war, war der Teufel, der immer in groteskem Aufzuge auftrat und beständig von einem ihn begleitenden Charakter, Vice genannt, geschlagen ward, so daß er dazu diente, die Unterhaltung, die im besten Fall eine ernste blieb, so gut sie auch gemeint war, ein wenig zu beleben. Titel wie die folgenden: Cradle of Security, Hit the Nail on the Head, Impatient Poverty, und Marriage of Wisdom and Wit waren gebräuchlich, und die eben genannten sind die Namen derjenigen Moralischen Schauspiele, die zur Zeit Heinrich's VIII. sich vorzugsweiser Popularität erfreuten. Um eben diese Zeit ward Darstellen oder Schauspielen zuerst eine besondere Profession, denn bis dahin waren sowohl die Wunderstücke als die Moralischen Schauspiele von Geistlichen und Schulknaben oder den Mitgliedern der Gewerb- und Handels-Corporationen, und ohnehin nur gelegentlich und als Theil irgend einer öffentlichen oder privaten Festlichkeit, zur Aufführung gebracht worden.

Wie die Einführung allegorischer Personen ein Fortschritt derjenigen Stücke war, welche bloß aus Personen der Schrift bestanden, so war das Aufführen historischer und wirklicher Charaktere wieder eine Erweiterung und Verbesserung derjenigen, die bloß eine Reihe personifizirter Ideen enthielten. Man sah bald, ein wirkliches, menschliches Wesen, mit menschlichem Namen, müsse weit besser dazu geeignet seyn, in den Zuhörern gleiche Gefühle zu erregen, so wie die Aufmerksamkeit rege zu halten, und doch dieselben nicht weniger mit moralischen Wahrheiten erfüllen, als ein Wesen, das nur eine geistige Idee repräsentirte. Die Ersetzung der symbolischen durch geschichtliche Charaktere ging sonach allmälig zu Anfange des 16ten Jahrhunderts vor sich, und so, mit Hülfe Seitens der Griechischen dramatischen Literatur, die man nunmehr zu studiren anfing, und der weiter fortgeschrittenen Italiänischen und Spanischen Bühne, nahm das echte Englische Theater seinen Ursprung.

Als Proben der Art, die zwischen dem moralisirenden und modernen Drama gleichsam in der Mitte steht, können die sogenannten Interludes von John Heywood erwähnt werden. John Heywood lebte an dem Hofe Heinrich's VIII. theils als Musikus, theils als professionirter Witzkopf und theils als Schauspielschreiber. Seine dramatischen Compositionen, deren einer Theil vor 1521 entstanden war, betrafen meist irgend ein spaßhaftes Familien-Ereigniß, in einem Stile der gröbsten und derbsten Farce und doch nicht ohne Talent und Geschicklichkeit. Eines derselben, die 4 Ps, dreht sich um einen Streit zwischen einem Palmer (Pilger), Poticary (Apotheker), Pedlar (Hausirer) und Pardoner (der Pardon, Ablaß giebt), die die Frage aufgeworfen hatten, wer von ihnen die gröbste Unwahrheit sagen könne: eine gelegentliche Bemerkung des Pilgers, daß er niemals in seinem Leben ein böses, ungestümes Weib sah, wird von Allen für die gröbste Lüge erklärt und die Entscheidung der Frage ist somit unter allerlei Schwänken herbeigeführt. Eine seiner Hauptbestrebungen scheint es gewesen zu seyn, die Sitten der Geistlichkeit aufzuziehen und der Sache der Reformatoren zu nützen. Es gab aber noch andere, wenngleich weniger ausgezeichnete Verfasser solcher „Interludes" oder Farcen, und David Lyndsay's Satire of the Three Estates, 1539 in Schottland aufgeführt, war ein Stück dieser Art.

Das Drama von seinem Entstehen an war in Komödie und Tragödie getheilt, deren beide Elemente sich in den oben beschriebenen rohen Unterhaltungen sehr deutlich vorfinden, des Vorganges der Römer und Griechen nicht zu erwähnen. „Von der Komödie, die gleichsam die Fortsetzung der „Interludes" oder Farcen war und sich noch weiter zurück in dem scherzhaften Theile der moralischen Schauspiele nachweisen läßt, trägt die älteste auffindbare Probe den wunderlichen Titel: Ralph Royster Doyster, ein Werk von Nicolas Udall, Meister von Westminster-Schul. Wie man vermuthet, ist es in der Zeit Heinrich's VIII. geschrieben, aber sicher nicht nach 1551. Die Scene ist in London und die Charaktere, dreizehn an der Zahl, stellen Leute aus den Mittelklassen des Volkes damaliger Zeit dar. Es zerfällt in fünf Akte; die Handlung ist belustigend und wohl angelegt und verwickelt. — Mr. J. Payne Collier, der Jahre anhaltender Studien auf die Geschichte und Erforschung der dramatischen Literatur verwendet, hat vier Akte einer Komödie entdeckt, die er in das Jahr 1560 versetzt. Dieses Stück führt den Titel Mesogonus, von Thomas Rychardes. Die Scene ist nach Italien verlegt, aber Sitten und Handlung sind Englisch, und die Rolle des Hausnarren, die in der alten Komödie so bedeutsam, ist sehr bestimmt ausgeführt. Das nächste rücksichtlich der Zeit ist Gammer Gurton's Needle, welches um 1565 oder noch früher von John Still geschrieben seyn soll, der Magister Artium und später Bischof von Bath und Wells war. Dies ist ein Stück von niedrigem, plumpem Humor, denn das Ganze dreht sich um Verlust und Wiederfinden der Nadel, mit welcher Frau Gammer Gurton ein Stück von dem Anzuge ihres Mannes Hodge flickte. Doch ist es im Einzelnen und in der Zeichnung einiger Charaktere nicht ohne Verdienst.

Dieses und das obengenannte Stück Ralph R. D. ist in gereimten, langen, unregelmäßig gemessenen Versen geschrieben. Als Probe der Sprache geben wir einige Zeilen aus einer Rede des letztgenannten, in welcher „Dame Custance" auf die Schwierigkeit hindeutet, sich einen guten Ruf zu bewahren:

— — — — How necessary it is now a-days,
That each body live uprightly in all manner ways;
For let never so little a gap be open,
And be sure of this, the worst will be spoken!

Die Tragödie, späteren Ursprungs als die Komödie, entsprang in gerader Linie von den erhabeneren und ernsteren Stellen der moralischen Schauspiele und den reineren Vorbildern der Griechen und Römer. Die Tragödie von „Ferrex und Porrex" ist das älteste bekannte Spezimen dieser Art Dichtung; sie ist von Thomas Sackville, später Earl of Dorset, und Thomas Norton verfaßt, und wurde im Januar 1561 in Whitehall vor der Königin Elisabeth von den Mitgliedern des Inner Temple aufgeführt. Sie gründet sich auf eine fabelhafte Begebenheit in der früheren Britischen Geschichte und ist voll von Mord und Aufruhr; ein fünfaktiges Stück, in regelmäßigen ungereimten (blank) Versen, indem einige der mehr praktischen Regeln des klassischen Drama's des Alterthums beobachtet sind, dem es sich namentlich durch die Einführung eines Chors anschließt, — d. h. einer Gruppe von Personen, die dazu da sind, das Stück mit moralischen Sentenzen und Lehren in lyrischen Stanzen zu durchweben. Es muß Verwunderung erregen, in der ersten Englischen Tragödie Stellen gleich der folgenden zu begegnen:

Acastus. Your Grace should now, in these grave years of yours
Have found ere this the prize of mortal joys:
How short they be, how fading here in earth,
How full of change, how little our estate,
Of nothing sure save only of the death,
To whom both man and all the world doth owe
Their end at last: neither should nature's power
In other sort against your heart prevail
Than as the naked hand whose stroke assays
The armed breast where force doth light in vain.

Gorboduc. Many can yield right sage and wild advice
Of patient sprite to others wrapp'd in woe,
And can in speech both rule and conquer kind,
Who, if by proof they might feel nature's force,
Would show themselves men as they are indeed,
Which now will needs be gods.

Bald nach der Erscheinung von „Ferrer und Porrer" fingen Tragödien sowohl als Komödien an, üblicher zu werden. „Damon und Pythias", die erste Englische Tragödie mit einem klassischen Sujet, war im J. 1566 in Oxford vor der Königin aufgeführt; es war das Werk von Richard Edwards, einem gelehrten Mitgliede der Universität, stand aber hinter „Ferrer und Porrer" zurück, sofern es eine Beimischung ordinairer Komik enthielt und in gereimten Versen geschrieben war. Noch in demselben Jahre wurden zwei Stücke, The Suppones und Jocasta genannt, das eine eine Komödie nach Ariosto, das andere eine Tragödie nach Euripides, in Gray's Inn Hall aufgeführt. Ein anderes Stück, „Tancred und Gismunda", welches 1568 vor der Königin zur Aufführung kam, war die erste Englische Tragödie, die von einer Italiänischen Novelle entlehnt war. Verschiedene Stücke folgten und in den Jahren 1568 bis 1580 waren bei Hofe nicht weniger als 52 Dramen unter der Oberaufsicht des Master of Revels (eines Intendanten der Schauspiele, Festlichkeiten u. s. w.) dargestellt. Unter dem Jahre 1578 finden wir das Stück „Promos und Cassandra", von George Whetsone, worauf Shakspeare sein Measure for Measure gründete. Daneben existirten denn auch historische Dramen, und the Troublesome Reign of King John, the Famous Victories of Henry V., und the Chronicle History of Leir, King of England bildeten die Grundlage, auf der Shakspeare seine Dramen desselben Gegenstandes errichtete.

Das erste privilegirte Theater Londons war im J. 1576 in Blackfriars eröffnet, und in zehn Jahren, hat man gesagt, seyen in und um London zweihundert Schauspieler gewesen. Aber dieses war wohl eine Uebertreibung; obgleich es sicher ausgemacht ist, daß zur Zeit, als Shakspeare seine Laufbahn betrat, fünf öffentliche Theater und einige Privat-Etablissements dieser Art bestanden.

Es scheint nicht unangemessen, etwas Näheres über die Bauart und Einrichtung der Gebäude zu sagen, in denen seine unsterblichen Dramen zuerst das Licht erblickten, und er selbst als Schauspieler sich dem Blicke zeigte.

Die Theater waren von Holz in runder, thurmartiger Form erbaut, nach oben offen und ungeschützt gegen das Wetter, ausgenommen über der Bühne die mit einem Strohdache bedeckt war. Außerhalb an dem Dache war eine Flagge aufgezogen während der Zeit der Vorstellung, die um drei Uhr, bei dem dritten Schmettern der Trompeten, begann. Die Kavaliere und schönen Damen vom Hofe der Elisabeth saßen in Logen unter der Gallerie, oder waren auf der Bühne selbst mit Stühlen bedient, wo manche junge Stutzer der Länge nach auf den mit Binsen bestreuten Dielen ausgestreckt lagen und sich von ihren Pagen Pfeifen und Taback reichen ließen — damals noch ein zum guten Ton gehöriger und äußerst theurer Luxusartikel. Die Mittelklassen drängten sich in dem Pit oder Hofe zusammen, der keine Sitze hatte. Bewegliche Scenerie war zuerst, nach der Restauration, von Davenant eingeführt, aber rohe Nachahmungen von Thürmen, Wäldern, Thieren oder Möbeln dienten, die Scene zu erklären.

Den Ort der Handlung anzudeuten, ward eine Tafel, auf welcher der Name in großen Lettern geschrieben oder gemalt stand, während der Vorstellung aufgehängt. In alten Zeiten war eine allegorische Darstellung, Dumb Show, i. e. Das stumme Schauspiel geheißen, vor jedem Akte aufgeführt, um einen kurzen Abriß von dem zu geben, was folgen sollte. Shakspeare hat diese Eigenthümlichkeit in dem Stücke bewahrt, welches in Hamlet vor dem Könige und der Königin gespielt wird; er macht aber niemals in seinen eigenen Dramen Gebrauch davon. — Solche Maschinerie würde in der That schlecht passen zu der gesteigerten Handlung und Geschäftigkeit der Bühne, seit die Wunderschauspiele dem Glanz und Reichthum an Handlung des historischen Drama's oder der Lebendigkeit der Komödie gewichen waren. Der Chorus war länger beibehalten und erscheint in Marlow's Faustus, und in Heinrich VI. Schauspielerinnen waren auf der Bühne nicht eher gesehen, als bis nach der Restauration; die weiblichen Rollen wurden von Knaben oder jungen mädchenhaft aussehenden Männern gespielt. Dies kann vielleicht die Rohheit und Unanständigkeit mancher Reden entschuldigen, die in den älteren Stücken Weibern in den Mund gelegt sind: aber es dient auch dazu, die Tiefe jenes angebornen Sinnes für Schönheit klarer ins Licht zu setzen, welcher in Shakspeare's weiblichen Charakteren die ausgesuchtesten Gemälde der Anmuth und Vollendung hervorrief.

Nach dem Ende einer jeden Vorstellung rezitirte oder sang der Clown oder Buffoon (d. h. der Gaukler oder Possenreißer) der Gesellschaft ein gereimtes Gemisch, welches ein Jig (ein leichter, einfacher Tanz oder eine solche Melodie) hieß, worin er oft satirische Anspielungen auf öffentliche Personen oder Begebenheiten anzubringen suchte. Ehe die Zuschauer entlassen wurden, knieeten die Schauspieler vorne auf der Bühne nieder und sprachen ein Gebet für die Königin.

Wenn man diese rohen Einrichtungen der alten Theater übersieht, so zeigt sich doch zwischen dem fast gänzlichen Mangel an Scenerie in jenen Tagen und der glänzenden Pracht der Darstellungen in unseren modernen Schauspielhäusern ein Kontrast, der überraschend ist. Und doch kann gerade der Verfall des Drama's eben diesem Fortschritte in bedeutendem Maße zugeschrieben werden. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer ist nun viel mehr auf die Leistungen des Malers gerichtet, als auf die der Schauspieler, die inmitten der wunderbarsten Wirkung von Licht und Schatten auf unseren ungeheuren Bühnen sich gleichsam verlieren.

Die einzigen Nachrichten, welche wir über die Bezahlung der dramatischen Schriftsteller jener Zeit besitzen, finden sich in dem Merkbuche des Philip Henslowe, eines Theater-Direktors. Bis zum Jahre 1600 überstieg der Preis, den er selbst für ein neues Schauspiel bezahlte, niemals die Summe von 8 Pfd. Sterl.; nach dieser Zeit, vielleicht in Folge eingetretener Konkurrenz rivalisirender Gesellschaften, wurden größere Summen bezahlt und wir finden Preise von 20 und 25 Pfd. Sterl. erwähnt. Die Einnahme der zweiten Vorstellung war später zu den Einkünften des Verfassers hinzugefügt. Eine besondere Erwerbsquelle war die Anfertigung von Prologen für neue Stücke, wofür von 5—25 Shillinge gezahlt wurden. Aber die sprüchwörtliche Armuth der Dichter, scheint es, ist durch die alten Dramatiker nur bestätigt worden, selbst wenn sie zugleich Verfasser und Spieler waren. Die Vorstellungen gaben aber den Theilnehmern eines Theaters beträchtlichen Ertrag und wurden noch besonders bezahlt, wenn sie gelegentlich in den Häusern der Reichen vor sich gingen. Im Jahre 1602 war „Burbidge's Spielern" die Summe von 10 Pfd. Sterl. gegeben, weil sie vor der Königin Elisabeth in Harefield, dem Sitz des Sir Thomas Egerton, den Othello aufgeführt hatten. Fast alle die dramatischen Schriftsteller vor Shakspeare und gleichzeitig waren Männer, die eine gelehrte Erziehung in Oxford oder Cambridge erhalten hatten. Eine Verschwendung von klassischen Ideen findet sich in ihren Stücken, aber sie folgten nicht dem strengen und korrekten Geschmacke der alten Muster. Sie schrieben, um dem Volke Neues und Anziehendes zu gewähren, breite Farce oder überschwängliche Tragödie, um komische Ereignisse oder die krasse Gemeinheit des niederen Lebens vorzuführen, einen Mord zu dramatisiren oder die gemeine Vorstellung orientalischen Blutvergießens und splendider Extravaganz zu verkörpern. Wenn man ein poetisches Bild, ein schönes Gefühl, einen Zug der Natur oder Ausbruch der Leidenschaft sucht, so findet man solches gewiß in den Werken der ältesten dramatischen Dichter. Aber man darf keinen von den Vorgängern Shakspeare's gleich mit ihm stellen, der, ein Prometheus, vor uns den Gestalten der Menschen alle Leidenschaften des Lebens und Beseelung einzuhauchen weiß.

Unter den unmittelbaren Vorgängern des großen Dichters sind einige nicht unbedeutend und verdienen eine besondere Erwähnung. Es gab eine erstaunliche Fülle von Schauspiel-Dichtern und fast alle haben einen Anflug jener glücklichen poetischen Sprache, die frei, doch ausgesucht und gewählt, diesen älteren Meistern Englischer Poesie einen bleibenden Werth verleiht.

Namentlich zu nennen sind vorläufig John Lyly: George Peele: Thomas Kyd; Thomas Nash: Robert Greene: Thomas Lodge; vor Allen Christopher Marlow: Anthony Munday und Henry Chettle, auf die wir, nach derselben Quelle, in einem folgenden Artikel zurückkommen werden, um über Leben und Werke der Genannten einiges Nähere mitzutheilen.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.

(Fortsetzung.)

Unter den Personen, die an jenem Tage an unserem Diner theilnahmen, befand sich auch le petit Las Cases, wie Napoleon den Sohn des Grafen Las Cases zu nennen pflegte. Er war damals ein Knabe von vierzehn Jahren, und es machte dem Kaiser Spaß, mich mit ihm zu necken und mir zu sagen, daß ich dessen Frau werden solle. Nichts brachte mich so sehr auf, wie dies; ich konnte es nicht leiden, daß man mich für ein solches Kind hielt, und in diesem Augenblick war es mir doppelt unangenehm. Es wurden nämlich damals Vorbereitungen zu einem Balle gemacht, den ich zu besuchen hoffte, indem mein Vater nur die Einwendung zu machen hatte, daß ich zu jung sey. Napoleon, der meinen Unwillen bemerkte, forderte den jungen Las Cases auf, mich zu küssen, und hielt mir unterdessen die Hände, während ich mich umsonst bemühte, zu entkommen. Sobald meine Hände wieder frei waren, schlug ich den petit Las Cases tüchtig um die Ohren, beschloß aber zugleich, mich auch an Napoleon zu rächen, und als er nach dem Hause hinunterging, um eine Partie Whist zu spielen, bot sich mir eine Gelegenheit dar, die ich nicht entschlüpfen ließ.

Die von dem Kaiser bewohnten Zimmer waren von dem übrigen Theile des Hauses abgesondert, und der Pfad, der nach letzterem führte, war äußerst eng und steil, so daß man ihn nur einzeln passiren konnte. Napoleon ging voran, Las Cases folgte, dann dessen Sohn und endlich meine Schwester Jane. Ich ließ sie Alle sehr ruhig fortgehen, bis ich etwa 10 Yards zurück war, und lief dann mit voller Gewalt gegen meine Schwester. Sie fiel mit ausgebreiteten Händen auf den kleinen Pagen, dieser auf seinen Vater und der Ober-Kammerherr wurde zu seiner Bestürzung gegen den Kaiser geworfen — und obgleich sich die Gewalt des Stoßes bis dahin etwas geschwächt hatte, so konnte sich dieser doch nur mit Mühe auf den Füßen halten. Ich war über die von mir angerichtete Verwirrung entzückt und frohlockte über

die Rache, die ich wegen des Kusses genommen — aber mein Triumph wurde bald gestört. Las Cases war über die seinem Kaiser zugefügte Beleidigung wie vom Donner gerührt, und wurde durch mein ausgelassenes Gelächter in die gränzenloseste Wuth versetzt. Er ergriff mich bei den Schultern und stieß mich heftig gegen die Felsenwand. Jetzt war die Reihe an mir, in Wuth zu gerathen. Ich brach in Thränen des Zorns aus und rief, mich gegen den Kaiser wendend: „O Sire, er hat mir weh gethan." — „Es thut nichts", erwiederte der Kaiser, „weine nicht; ich will ihn halten, während Du ihn züchtigst." — Seine Züchtigung erfolgte auch auf der Stelle: ich ohrfeigte den kleinen Mann so lange, bis er um Gnade bat — aber ich zeigte ihm keine, bis ihn Napoleon endlich frei ließ und ihm befahl, so schnell als möglich davon zu laufen; wenn er von mir eingeholt werde, so verdiene er, von neuem Schläge zu bekommen. Er eilte sogleich in voller Carrière davon und ich ihm nach, während Napoleon in die Hände klatschte und unser Wettrennen mit herzlichem Gelächter betrachtete. Las Cases konnte mich nach diesem Abenteuer nie mehr leiden und pflegte mich einen ungezogenen Tollkopf zu nennen.

Ich habe nie Jemanden gekannt, der solche Streiche mit so vieler Gutmüthigkeit ertragen hätte, wie Napoleon. Er schien mit dem Frohsinn eines Kindes in unsere Scherze und Possen einzugehen, und obgleich ich seine Geduld oft auf harte Proben stellte, wurde er doch nie verdrießlich, noch versuchte er je, sich durch seinen Rang oder sein Alter vor den Folgen der Vertraulichkeit zu schützen, wozu er mich ermuthigt hatte. Ich betrachtete ihn, wie gesagt, allen Warnungen zum Trotz, fast wie einen Bruder oder Spielkameraden, und so oft ich es mir vornahm, ihn mit größerer Ehrerbietung und Förmlichkeit zu behandeln, konnte ich doch nie dem Einfluß seines schelmischen Lächelns und seines Muthwillens widerstehen.

Wenn ich ernsthafter als gewöhnlich, mit langsamerem Schritt und gesetzterem Tone zu ihm trat, so begann er vielleicht mit: „Nun, was fehlt Dir, Mademoiselle Betsy? Ist der kleine Las Cases ungetreu worden? Wenn dies der Fall ist, so bring' ihn nur zu mir"; — oder mit einer anderen Scherzrede, die mir entweder schmeichelte oder mich neckte und worüber ich meinen früheren Entschluß, mich artig zu betragen, aus den Augen verlor.

Meine Brüder waren damals noch ganz jung, und Napoleon pflegte sie auf das Knie zu nehmen, sie mit seinen Orden spielen zu lassen u. s. w. Mehr als einmal bat er mich, letztere abzuschneiden, um den Kindern zu gefallen. Eines Tages nahm der kleine Alexander eine Spiel-Karte in die Hand, auf der sich wie gewöhnlich die Figur des Groß-Moguls befand, und hielt diese dem Kaiser mit den Worten vor: „Sieh, Bony, das bist Du." Er begriff nicht, was mein Bruder mit: Bony sagen wollte; ich erklärte ihm, daß es eine Abkürzung des Namens Bonaparte sey, aber Las Cases übersetzte es wörtlich und sagte, daß es einen knöcherigen (bony) Menschen bedeute. „Je ne suis pas osseux", bemerkte Napoleon lachend, und gewiß ist er das auch nie, selbst in seinen magersten Tagen, gewesen. Er hatte die schönste, fetteste Hand von der Welt; in den Gelenken waren kleine Grübchen, wie in denen eines Säuglings, die Finger waren schlank und zierlich geformt und die Nägel makellos. Ich habe oft die Symmetrie dieser Hand bewundert, und äußerte einst, sie scheine weder groß noch stark genug, ein Schwert zu tragen. Hierdurch kamen wir auf Schwerter zu sprechen, und einer aus dem Gefolge des Kaisers zog den Säbel aus der Scheide, wies auf einige Flecken an der Klinge und sagte, daß es Englisches Blut sey. Napoleon befahl ihm, den Säbel wieder einzustecken, mit dem Zusatz, das Prahlen sey unschicklich, vorzüglich vor Damen. Er nahm dann aus einem reichverzierten Futterale den prächtigsten Degen, den ich je gesehen habe; die Scheide bestand aus einem einzigen Stück herrlich gezeichneten Schildpatts, mit goldenen Bienen besetzt — der Griff, an Gestalt einer Lilie nicht unähnlich, war aus kunstvoll gearbeitetem Golde gebildet. Ich bat Napoleon um Erlaubniß, den Degen etwas näher zu untersuchen, und jetzt erinnerte ich mich plötzlich eines an demselben Morgen vorgefallenen Umstandes, wo mich sein Betragen sehr gereizt hatte. Die Versuchung war unwiderstehlich, und ich beschloß, ihn dafür zu bestrafen. Ich zog die Klinge rasch aus der Scheide, schwenkte sie ihm über den Kopf und stach nach ihm, bis ich ihn in eine Ecke hineingetrieben hatte. Ich rief ihm unterdessen zu, er möchte ein Stoßgebet hersagen, da ich im Begriff sey, ihn todtzustechen. Mein frohlockendes Jauchzen brachte endlich meine Schwester dem Kaiser zu Hülfe; sie schalt mich aufs heftigste und drohte, meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen, wenn ich nicht gleich nachlassen würde. Aber ich lachte sie nur aus und blieb auf meinem Posten, wo ich den Kaiser so lange festhielt, bis mir der Arm aus Erschöpfung niedersank.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Ober-Kammerherrn, seiner gedrungenen Figur und seines pergamentenen Gesichts, das mit Sorge für das Leben seines Gebieters und Unwillen über die ihm zugefügte Beschimpfung glühte. Er schien, als hätte er mich auf der Stelle vernichten wollen, aber er hatte schon das Gewicht meiner Hand an seinen Ohren empfunden, und die Klugheit gebot ihm, mich zufrieden zu lassen. Als ich den Degen zurückgab, faßte mich Napoleon beim Ohr, welches man den Tag zuvor durchstochen hatte, und zupfte mich daran, was mir vielen Schmerz verursachte. Ich schrie auf, und er nahm mich dann bei der Nase, die er, obwohl nur im Scherz, tüchtig drückte. Seine gute Laune hatte ihn während dieser ganzen Scene nicht verlassen.

Mein Zorn war durch folgenden Umstand erregt worden. Der Vater hatte es uns eingeschärft, alle Tage eine Französische Uebersetzung zu liefern, und Napoleon ließ sich oft herab, sie durchzusehen und die Fehler zu verbessern. An diesem Morgen hatte ich weniger Neigung als gewöhnlich verspürt, meine Aufgabe auszuarbeiten, und als Napoleon nach dem Hause kam und anfragte, ob die Uebersetzung für ihn bereit sey, hatte ich sie nicht einmal begonnen. Als er dieses sah, nahm er das Papier und ging damit zu meinem Vater, der im Begriff war, zu Pferde zu steigen. „Balcomb!" rief er ihm zu, „voilà le thème de Mademoiselle Betsi. Qu'elle a bien travaillé!" wobei er das leere Blatt emporhielt. Mein Vater verstand nicht ganz, was er sagte, da er aber den Bogen Papier sah und den lachenden Kaiser meinen Namen aussprechen hörte, so begriff er, daß dieser mir einen Verweis zuzuziehen wünschte. Er ging daher auf den Anschlag ein und stellte sich sehr erzürnt und drohte, mich streng zu bestrafen, wenn ich die Uebersetzung bis zu seiner Rückkunft nicht beendigt haben würde. Er ritt hierauf nach der Stadt und Napoleon verließ mich, über meine verdrießliche und niedergeschlagene Miene lachend. Es war die Erinnerung an diese Begebenheit, die mich veranlaßte, ihn mit dem Degen zu necken.

Im Laufe des Abends ließ der Kaiser, um uns zu unterhalten, eine Menge Bijouterien hervorbringen, und zeigte uns unter anderem die Miniatur-Portraits des Königs von Rom. Es schien ihm Freude zu machen, als wir unsere Bewunderung für diese ausdrückten. Er besaß eine große Anzahl Bildnisse des jungen Napoleon's. Auf einem derselben war er schlafend in einer Wiege dargestellt, die die Form eines Helms hatte; das Banner von Frankreich wehte über seinem Haupte und in seiner zarten Rechten ruhte eine kleine Weltkugel. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieser Embleme; Napoleon erklärte mir, er sey zu einem großen Krieger bestimmt, und der Globus sey das Symbol der Weltherrschaft. Ein anderes Miniatur-Bild auf einer Tabacksdose stellte den Knaben vor einem Kruzifixe knieend dar, die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet. Darunter standen die Worte: „Ich bitte den lieben Gott für meinen Vater, meine Mutter und mein Vaterland." Es war in der That ein Prachtstück. Auf einem dritten war er mit zwei Lämmern abgebildet, wovon er das eine ritt und das andere mit Bändern schmückte. Der Kaiser sagte uns, diese Lämmer seyen ein Geschenk der Einwohner von Paris an seinen Sohn gewesen — ein unkriegerisches Emblem, das vielleicht als ein feiner Wink gelten sollte, es möchte der Sohn zu einem friedlicheren Bürger erzogen werden, als sein Papa. Das Osterlamm befindet sich jedoch auch, wie ich glaube, auf den Fahnen eines ausgezeichneten Englischen Regiments, und soll vielleicht den Soldaten daran erinnern, daß Güte und Menschlichkeit mit den rauheren Eigenschaften seines Standes nicht unvereinbar sind. (Schluß folgt).

Polen.

Napoleon und die Polen bei Schlüchtern.*)

Auf dem Marsche vor dem Städtchen Schlüchtern, diesseits Hanau, rief der Kaiser den Fürsten Sulkowski zu sich, grüßte ihn höflich und fragte: „Ist es wahr, daß die Polen mich verlassen wollen?"

„Ja, Ew. Majestät, denn sie wissen, daß sie wegen ihrer geringen Anzahl doch nicht mehr von Nutzen seyn können. Sie bitten also Ew. Majestät um die Erlaubniß, ins Vaterland zurückkehren zu dürfen. Sobald der Sieg Ew. Majestät wieder nach Polen führt, werden Sie dieselben als den Punkt finden, von dem aus sich ein Heer bilden wird. Daher wollen sie gehorsamst um ein betreffendes Autorisations-Dekret bitten."

Darauf erwiederte der Kaiser: „Wie, Fürst! Sie wollen, ich soll Soldaten fortschicken, die genöthigt seyn würden, gegen mich zu dienen? Wenigstens wünschte ich die Offiziere zurückzubehalten, die bleiben wollen. — Was die einzelnen Personen betrifft, so bin ich denen, die so dringende Geschäfte haben, ganz und gar nicht im Wege, sie können gehen." Und sich umwendend, fügte er hinzu: „Und Sie, Herr Fürst, werden Sie mich auch verlassen?"

„Majestät! da ich immer nur das Organ des Ganzen bin, so kann ich zu Klagen gegen mich keine Veranlassung geben. Ich kann hier nicht auf mein eigenes Interesse Rücksicht nehmen. Uebrigens habe ich mich schon auf mein Ehrenwort verpflichtet, den Rhein nicht zu überschreiten."

Der Kaiser unterbrach: „Ist dieser Entschluß unabänderlich? Was denken Sie, Fürst? Und wenn ich mich vernehmen lasse — werde ich ihr Vorhaben nicht wankend machen?"

„Ich glaube, nein; aber geruhen Ew. Majestät, das zu thun", sagte Sulkowski, erfreut darüber, daß der Kaiser hierauf verfallen war: denn aus dem, was er wußte, schloß er, daß die Rede des Kaisers erfolglos seyn werde, und dann hatte er sich in dessen Augen ganz gerechtfertigt.

Nachdem Napoleon allen Franzosen, mit Ausnahme der Fürsten von Neuchatel und Vicenza, befohlen hatte, sich zu entfernen, bildeten die Polnischen Offiziere einen Kreis, und Napoleon redete sie so an:

„Ihr Anführer hat mir erklärt, daß Sie ins Vaterland zurückkehren werden. Es ist wahr, Sie haben alle Ihre Verbindlichkeiten gegen mich erfüllt. Sie haben sich immer trefflich geschlagen, Ihre Führung war stets glänzend. — Sie wollen mich erst verlassen, nachdem Sie mich in mein Kaiserreich zurückgeführt haben, und nur deshalb, weil Sie wegen Ihrer geringen Anzahl mir doch nicht mehr von Nutzen seyn können. Ich kann nicht mehr verlangen. Sie sind ehrenwerthe Leute. Gegen mich haben Sie Alles erfüllt; aber Sie haben auch noch Verbindlichkeiten gegen Ihr Vaterland." —

„Sie verlangen ein Dekret, das Sie zur Rückkehr in Masse autorisirt. Das kann ich Ihnen nicht geben, das hätte zu große Folgen. Die Polen, die sich in Danzig, Modlin und Zamosc befinden, könnten die Oberhand ge-

---

*) Aus den Memoiren eines Polnischen Generals im Tyg. lit. mitgetheilt.

winnen, und die Festungen müßten sich ergeben. Ich wiederhole Ihnen, daß in Rücksicht auf mich Sie weiter keine Verpflichtung haben; aber als Mann von Europa muß ich Ihnen rathen, bei mir zu bleiben. — Einzeln erlaube ich Jedem, in sein Land zurückzukehren, aber eine Rückkehr in Masse kann ich nicht dekretiren."

„Schurken (polissons) haben Furcht unter Sie ausgestreut. Ich gebe viel auf das Herzogthum Warschau, das ist eine Frucht meines Blutes. — Sie sind zaghaft, weil Sie keine Befehle von Ihrem Könige haben. Er ist in Leipzig geblieben, denn ich habe es gewollt. Er war willens, mit mir zu gehen; aber hätte ich ihn mitgenommen, so würden die Sachsen den Augenblick benutzt und den Herzog von Weimar zum Könige gemacht haben. Uebrigens ist der König von Sachsen, Ihr Großherzog, nur durch die Verhältnisse das geworden. Ich weiß sehr wohl, er entspricht Ihnen gar nicht. Da bin ich eigentlich Ihr Großherzog. Der König von Sachsen ist ein guter Mann, mein Freund, aber ein Mann ohne Soldatenschultern. Nicht ein solcher Mann that Ihnen noth. Ich wollte, Sie sollten ein Königreich haben. Lesen Sie nur den Moniteur nach; Sie werden in den damaligen Verhandlungen zwischen Oesterreich und mir finden, daß Polen schon von beiden Seiten entworfen war."

„Wäre ich zwischen Witepsk und Smolensk geblieben, so würden Sie bis jetzt existiren. Ich ging zu weit; ich habe Fehler begangen. Fortuna hat mir seit zwei Jahren den Rücken zugewandt; aber sie ist ein Weib, vielleicht wendet sie sich. Wer weiß, vielleicht hat auch Ihr böser Stern den meinigen hervorgerufen. — Haben Sie denn schon das Vertrauen zu mir verloren? Am 16ten habe ich gesiegt, am 18ten habe ich ebenfalls nicht verloren, und am 19ten habe ich mich zurückgezogen. — Ein Korporal hat die Brücke zu früh in die Luft gesprengt, und das hat mir nur zwölftausend Menschen gekostet. — Und hätte ich eine Schlacht verloren. Was ist es Großes, eine Schlacht zu verlieren! Ich wollte, die Verbündeten steckten die ersten besten drei oder vier Städte Frankreichs in Brand, das würde mir eine Million Soldaten zuführen. Ich werde wieder eine Schlacht liefern und siegen und, die Trommel rührend, die Weichsel überschreiten. — Sie sind betrübt, daß der Fürst Poniatowski nicht bei Ihnen ist. Beruhigen Sie sich; er ist nicht todt, er lebt in Gefangenschaft. Wahrscheinlich ist er verkleidet; er kann Russisch, und bald wird er sich finden. — Stanislaw *) wird auch erscheinen. Die Minister werden ebenfalls ankommen, und ich werde für Alles sorgen. Wäre Ihre Regierungsform ein wenig strenger, so wären Sie jetzt nicht hier. Der Schatz-Minister hat Thorheiten begangen. Die Czartoryiski waren mir entgegen und mit Ihrem allgemeinen Aufstande ging es schlecht. **) Ich habe Ihnen einen Geistlichen gesandt ***), einen kopflosen Menschen, der meine Absichten ganz und gar nicht erfüllt hat."

„In militairischer Rücksicht gelten mir Ihre zweitausend Mann nicht viel, obgleich Sie tapfer sind; doch rathe ich Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, bei mir zu bleiben. Ich werde Sie in das Innere von Frankreich senden. Sie sollen Alle Pferde bekommen. Sie werden dort einige Monate in Ruhe zubringen. Was hat es Schlimmes auf sich, sechs Monate in einem guten Klima und einem guten Lande zu bleiben! Sie sollen fortwährend durch den Minister des Aeußeren besoldet werden. — Ich werde den Krieg beginnen, sobald ihn mein Volk wünschen wird. Ich müßte sehr bald sterben, wenn ich meine Angelegenheiten nicht bessern sollte. Und da glaube ich, wird Ihnen nicht der Friede noth thun. Ich rechne auf die Existenz des Herzogthums Warschau. Wenn ich genöthigt seyn sollte, auf dessen Daseyn nicht zu bestehen, so will ich mich doch mit einem Jeden von Ihnen persönlich befassen. Dann werden Sie mit Ehren zurückkehren, oder bei mir bleiben, wie es Ihnen gefallen wird. — Kehren Sie jetzt zurück, so setzen Sie sich Allem aus. Man wird Sie als Geiseln betrachten und — im Friedens-Traktat wird ein Artikel über Sie zu finden seyn. Sie werden frei zurückkehren. — Nun, was meinen Sie?"

Der Kaiser sah sich nach allen Seiten um, um den Erfolg, den diese Rede hervorbrachte, zu beobachten, und fügte dann, indem er sich an einige Personen wandte, hinzu:

„Was antworten Sie mir darauf? Ich rathe Ihnen, mir zu folgen; aber ich wiederhole, einzeln erlaube ich Allen, die da wollen, in ihr Land zurückzukehren. Nun, meine Herren, ist das nicht billig?" Er fügte noch einige ähnliche Phrasen hinzu.

Da ließ sich zuerst der General Tolinski vernehmen: „Allergnädigster Herr, wir wollen Dir überall hin folgen!" Diesen Ausruf wiederholten mehrere Andere, bis er allgemein wurde, und endlich erscholl das gewöhnliche „Es lebe der Kaiser!"

Napoleon grüßte und ritt davon.

Mannigfaltiges.

— **Justiz Mehmed Ali's.** Mrs. Postans erzählt in ihren Bildern aus Kahira, im Juli-Heft des Asiatic Journal, Folgendes von der derben Gerechtigkeitspflege des Pascha's: „Während meines Aufenthalts in Kahira wurde einem Reisenden eine Kleinigkeit von seiner Toilette entwendet. Der Schuldige wurde entdeckt und vor Mehmed Ali gebracht. Dieser ließ ihm die Füße nur noch einige Augenblicke, um ihm die Bastonnade geben zu lassen, sodann aber ließ er ihm Hände und Füße abhauen!! (!) Nach dieser gräßlichen Verstümmelung ließ der Pascha den Unglücklichen vor sich bringen und sagte ihm: „„So ist's Recht, mein Freund! jetzt wirst du mit den Händen nicht mehr stehlen und mit den Füßen nicht davon laufen. Du kannst von nun an ein ehrlicher Mann seyn!"" — Indessen wollen wir zur Ehre des Pascha's glauben, daß Mrs. P. hier nur einem in Kahira verbreiteten, verstümmelten Gerüchte ohne Hand und Fuß gefolgt sey. Die muhammedanische Justiz verurtheilt den Dieb freilich zum Verlust der Hände, wenn er das Verbrechen des Diebstahls mehrmals begangen; aber das hier erzählte Faktum bedarf wohl noch sehr der Bestätigung, und jedenfalls war der Bestrafte ein schon früher bestrafter Dieb.

*) Stanislaw Potocki, der spätere Minister der öffentlichen Aufklärung.

**) Fürst Adam Czartoryiski, General von Podolien, war Marschall der Conföderation des Großherzogthums Warschau, die gegen Rußland ausgeschrieben wurde. Gewiß hatte Napoleon auch dessen Sohn, Adam Czartoryiski, im Sinne, der sich damals an den Kaiser Alexander anschloß.

***) de Pradt.

Bibliographie. *)

Nord-Amerika.

J. Murdock Sketches of modern philosophy, especially among the Germans. 12. Hartford.

J. Story Commentaries on the law of bills of exchange, foreign and inland, as administered in England and America; with occasional illustrations from the commercial law of the nations of continental Europe. 8. Boston. Preis in London: 1 l. 8 s. — Vergl. über Story Nr. 60 des J. 1842.

Sketches of Buchanan's discoveries in neurology. 120 Seit. 8. Louisville.

R. Dunglisson New remedies pharmaceutically and therapeutically considered. 4. (sehr verm.) edit. 8. Philadelphia. 18 s.

Reports of the first, second, and third meetings of the Association of American geologists and naturalists at Philadelphia in 1840 and 1841, and at Boston in 1842, embracing its proceedings and transactions. gr. 8. mit 21 Kpft. Boston. 1 l. 4 s.

S. Olin Travels in Egypt, Arabia Petraea, and the Holy Land. 2 vol. 8. mit 12 Stahlst. New York. 16 s.

J. Perkins Residence of eight years in Persia, among the Nestorian Christians; with notices of the Muhammedans. 8. mit 1 Karte u. Kpf. Andover. 18 s.

J. J. Jarves (Mitglied der American oriental Society) History of the Hawaiian or Sandwich islands; embracing their antiquities, mythology, legends, discovery in the 16th century, re-discovery by Cook, with their civil, religious, and political history, from the earliest traditionary period to the present time. 8. mit 1 Karte u. Kupfert. Boston. 16 s. — Eine Londoner Ausgabe dieses Werks kostet nur 6 s.

T. J. Farnham Travels in the great western prairies, the Anahuac and Rocky mountains, and in the Oregon territory. 112 Seit. 8. New York. 1 s. 6 d. — Eine Londoner Ausgabe dieses Werks (2 vol. 8. von 646 Seit.) kostet dagegen 1 l. 1 s.

A. Gallatin A memoir on the north eastern boundary, in connection with Mr. Jay's map. Together with a speech on the same subject, by D. Webster, delivered at a special meeting of the New York historical Society, April 15, 1843. 74 Seit. 8. mit der Jay'schen Karte. New York. 2 s. 6 d. — Wichtige Schrift in dem bekannten Gränzstreite der Amerikaner u. Engländer.

History of the expedition, under the command of captains Lewis and Clarke, to the sources of the Missouri, thence across the Rocky mountains, and down the river Columbia to the Pacific Ocean, performed during the years 1804—5—6, by order of the government of the United States. Prepared for the press, by P. Allen. Revised and abridged by the omission of unimportant details, with an introduction and notes, by A. M'Vickar. 2 vol. 18. mit Kart. New York. 8 s. — Das seit lange angekündigte Prachtwerk über die wissenschaftliche Expedition unter Lieutenant Wilkes in d. J. 1838—41 schuldet die Regierung der Vereinigten Staaten leider noch immer der gelehrten Welt. Das Einzige, was bis jetzt über dieselbe publizirt worden, ist der nachfolgende kurze Bericht jenes talentvollen Offiziers: Synopsis of the cruise of the United States exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, and 1841, delivered before the National Institute, by its commander, Charles Wilkes, on the twentieth of June, 1842. — Daraus ersieht man, eine wie glänzende Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht die Expedition geliefert, und muß man deshalb die baldige Bekanntmachung des vollständigen Werks im Interesse der Wissenschaft und der Ehre der Vereinigten Staaten gleich dringend wünschen.

Collections of the Massachusetts historical Society. 3. series. Vol. 8. 8. Boston.

B. B. Thatcher Indian biography; or, an historical account of those individuals who have been distinguished among the North American natives, as orators, warriors, statesmen, and other remarkable characters. 2 vol. 18. mit Portraits. New York. 8 s.

J. D. Hammond The history of political parties in the State of New York, from the ratification of the federal constitution to December 1840. 2 vol. 8. Albany.

Z. Thompson History of Vermont, natural, civil, and statistical, in 3 parts. 8. mit 1 Karte u. 200 Kpf. Burlington.

J. Callender An historical discourse on the civil and religious affairs of the colony of Rhode Island. With a memoir of the author — by R. Elton. 2. edit. 8. Boston. 6 s. 6 d.

G. R. Young On colonial literature, science, and education; written with a view of improving the literary, educational, and public institutions of British North America. Vol. 1. 12. Halifax. — Interessante Nachrichten über den Stand der Literatur in dem Brittischen Nord-Amerika enthaltend.

D. Webster Speeches and forensic arguments. Vol. 3. 8. Boston. 14 s. — Die früheren zwei Bände erschienen ebendas. im J. 1835. — Vergl. über diesen ausgezeichneten Nord-Amerikanischen Staatsmann u. Redner: S. L. Knapp A memoir of the life of Daniel Webster. Boston 1831. 8. mit Portrait.

B. Sears, B. B. Edwards, C. C. Felton Essays on ancient literature and art; with the biography and correspondence of eminent philologist. 12. Boston. 10 s.

Neue Auflagen und Fortsetzungen früher angezeigter Werke: The poets and poetry of America. With an historical introduction. By R. W. Griswold. 2. (verb.) edit. gr. 8. Philadelphia 1842. — Das uns vorliegende Werk ist Hrn. W. Allston, „dem ältesten der lebenden Dichter Amerika's und dem vorzüglichsten seiner Maler", gewidmet. Außer der allgemeinen historischen Einleitung giebt der Herausg. auch noch kurze biographische Notizen über die einzelnen Dichter, von denen Gedichte mitgetheilt werden, und deren Zahl sehr bedeutend. — Von der Natural history of New York erschienen ferner, sämmtlich mit der Jahresz. 1842, folgende Bände: Zoology. Part 3. Reptiles and amphibia. Part 4. Fishes. 1 Bd. Text u. 1 Bd. Kupfer. — Mineralogy. By L. C. Beck. 1 Bd. — Geology. Part 2. By E. Emmons. 1 Bd. Part 3. By L. Vanuxem. 1 Bd. — Torrey and Gray Flora of North America. Vol. 2. Part 3. 5 s. — (Lester) Condition and fate of England. 2. edit. 2 vol. 12. — Addresses and messages of the presidents of the United States, from Washington to Tyler. 4. edit. 794 Seit. 8. New York. 16 s.

Hr. Calderon de la Barca, Spanischer Gesandter in Mexiko u. Gemahl der Verfasserin von Life in Mexico (vergl. Nr. 22), der bereits Wieland's „Oberon" ins Spanische übersetzt, hat den ersten Band einer auf 4 Bände berechneten Spanischen Uebersetzung von Joh. v. Müller's „Allgem. Geschichte" in Boston dem Druck übergeben: J. von Müller Historia universal, escrita en aleman, y traducida por A. Calderon de la Barca. Tomo 1. 8. Boston.

Hr. Prof. Robinson, in Newyork, giebt seit dem Februar d. J. in vierteljährigen Heften eine neue Zeitschrift heraus, unter dem Titel: Bibliotheca sacra; or, tracts and essays on topics connected with biblical literature and theology. 8. New York. à 6 s. — Vergl. auch Mag. Nr. 89. Art. Mannigfaltiges.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Montag den 7. August 1843.

Frankreich.

Aus dem Leben Herschel's, von Arago.

Das Leben eines Mannes wie Herschel betrachten, heißt die interessantesten Seiten und Beziehungen seiner Wissenschaft, der Astronomie, zusammenstellen oder, mit anderen Worten, auch dem Laien Interesse für eine Wissenschaft einflößen, die ihn sonst nicht weniger durch ihre Trockenheit als durch ihre Schwierigkeit zurückzuschrecken pflegt. Wir haben hier nicht mehr das A-b-c, die noch schmucklosen, ermüdenden Vorhallen der Wissenschaft durchzumachen, wie beim regelmäßigen Studium derselben, sondern werden an der Hand jenes Heros, dessen ganzes Leben eine Reihe der großartigsten Thaten und Entdeckungen in jenem Kreise ist, gleich in das innerste Heiligthum und dessen Schätze eingeführt. Man kann daher sagen, daß die Lebensgeschichte eines solchen Mannes in doppelter Beziehung lohnend ist: wir lernen erstens eine große Persönlichkeit kennen, und zweitens einen Theil des Gebiets, in welchem er neue Bahnen eröffnet. — Herschel's Leben und Arbeiten haben an Arago einen würdigen Darsteller gefunden; wir versuchen es, das Anziehendste aus der betreffenden Schrift *) unseren Lesern mitzutheilen.

William Herschel wurde den 15. November 1738 in Hannover geboren. Von seiner Familie ist nur wenig bekannt. Sein Urgroßvater Abraham Herschel mußte, wie es heißt, wegen seiner Anhänglichkeit an die protestantische Lehre Mähren verlassen. Sein Sohn Isaak war ein Pächter in der Nähe von Leipzig, von wo sein ältester Sohn, Jakob Herschel, später nach Hannover ging, indem er den Ackerbau mit der Musik vertauschte. Jakob war ein guter Musikus, aber bei seinen schwachen Mitteln nicht im Stande, einer Familie von zehn Kindern, sechs Knaben und vier Mädchen, eine genügende Erziehung zu geben; doch erwarben sie alle von ihm einige Geschicklichkeit in seiner Kunst. Wilhelm, der dritte Sohn, zeigte schon in der Jugend große Fähigkeiten; er lernte Französisch und studirte die damalige (Wolff'sche) Philosophie, wodurch er einen Geschmack für Metaphysik gewann, der ihn später nie verließ.

Im Jahre 1759 kam Wilhelm Herschel, damals einundzwanzig Jahr alt, nach England, den Spuren seines ältesten Bruders Jakob folgend. Zwei Jahre lang hatte er hier mit widrigen Umständen zu kämpfen, bis endlich Lord Darlington ihn als Musiklehrer bei einem im Norden stationirten Regiment anstellte. Die Fähigkeiten des jungen Mannes machten sich jetzt geltend, und im Laufe des Jahres 1765 wurde er zum Organisten in Halifax erwählt. Die Muße und die verhältnißmäßig reichlichen Mittel, die ihm diese Ernennung verschaffte, benutzte er zu weiteren Studien. Er lehrte sich selbst Italiänisch, Lateinisch und sogar ein wenig Griechisch; noch bewundernswürdiger aber ist es, daß er Smith's Harmonik oder Philosophie der Musik, ein tiefes und schweres Werk, das bei dem Lernenden bedeutende Kenntnisse in Geometrie und Algebra voraussetzt, gründlich studirte.

Im folgenden Jahre, 1766, bekam Herschel das Amt eines Organisten in der Oktagon-Kapelle in Bath, einen noch lukrativeren Posten als den, welchen er bisher eingenommen. Eine so schnelle Beförderung zeigt, daß seine ausgezeichneten Talente schon Anerkennung fanden. Er bewegte sich jetzt mitten unter fashionabler Gesellschaft und war beständig mit der Anordnung von Konzerten und Oratorien oder mit den zahlreichen Schülern, die ihm seine Beschützer aufdrängten, beschäftigt. Man kann kaum begreifen, wie Herschel mitten unter so mannigfachen Berufsgeschäften im Stande war, die Studien fortzusetzen, die schon in Halifax eine ungewöhnliche Willenskraft und Beharrlichkeit bei ihm voraussetzten. Er wandte sich jetzt von der Mathematik zur Optik, der ersten und vornehmsten Quelle seines Ruhms, und zwar kann man annehmen, daß dabei der Gang seiner Studien folgender war: Die Musik hatte ihn zur Mathematik oder, mit anderen Worten, zum Studium der Harmonik von Smith geführt. Dieser Robert Smith war auch Verfasser eines „vollständigen Systems der Optik", welches damals wohl das beste in seiner Art war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Herschel beim Studium der Harmonik eine solche Achtung und Vorliebe für den damals noch lebenden Verfasser gewann, daß er von der Philosophie der Musik zur Optik überging, dem Werk, auf welchem Smith's Ruf vorzüglich beruhte, und sich so unwillkürlich zu der Laufbahn vorbereitete, auf der er bald so viel Lorbeern ärndten sollte.

Ein zwei Fuß langes reflektirendes Teleskop war Herschel in Bath in die Hände gefallen. Damit sah er zahllose Sterne am Himmel, deren Existenz er früher kaum geahnt hatte. Eine neue Schöpfung schien sich ihm aufzuthun. Er war ganz Entzücken und Begeisterung, und schrieb sofort nach London nach einem Instrument von ähnlicher Construction, aber größerem Umfang. Doch der Preis desselben ging weit über seine Mittel hinaus. Durch diese Schwierigkeit eher entflammt als abgeschreckt, faßte er den Entschluß, da er ein großes Teleskop nicht kaufen könne, sich selbst eins zu machen. Von diesem Tage an widmete der Organist der Oktagon-Kapelle seine ganze Muße und Energie der Anfertigung von Metallspiegeln. Er machte Experimente, um die beste Composition des Metalls, die beste Form des Spiegels und die beste Polirmethode zu finden. Er arbeitete mit einem Enthusiasmus, der sich nicht an Schwierigkeiten kehrte. Er machte nicht weniger als zweihundert Metallspiegel von sieben Fuß Brennweite, hundertundfunfzig von zehn Fuß, und gegen achtzig von zwanzig Fuß Brennweite. Beim Poliren der Spiegel arbeitete er mit solchem Eifer, daß er nicht einmal Nahrung zu sich nahm, bis das Ganze vollendet war, obgleich dies eine Arbeit von zehn, zwölf, ja vierzehn Stunden erfordert. Im Jahre 1774 hatte er das Glück, den Himmel mit einem Teleskop von fünf Fuß Brennweite, das ganz von ihm selbst gemacht war, zu beobachten; dann aber ging er fort zu Instrumenten von zehn und selbst zwanzig Fuß Brennweite. Die spottlustige Welt fing schon an, diese gigantischen Vorbereitungen des sternguckenden Musikers zu belächeln; aber ein glücklicher Treffer erhob ihn auf einmal in der allgemeinen Achtung zum Rang eines Astronomen. Am 13. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten an den äußersten Gränzen des Sonnensystems. Georg III., dem zu Ehren der neue Stern Georgium sidus genannt wurde, und welcher, wie Herr Arago sagt, eine besondere Vorliebe für alles Hannoversche hatte, schüttete auf den neugeschaffenen Astronomen die namhaftesten Gunstbezeugungen herab. Er wies ihm eine Pension von dreihundert Pfund jährlich an und eine Wohnung bei Windsor, zuerst in Clat-Hall, dann in Slough. „Die Erwartungen Georg's III.", sagt Herr Arago, „sind vollständig in Erfüllung gegangen. Man kann von dem Garten und der kleinen Wohnung in Slough behaupten, daß er derjenige Ort in der Welt ist, an welchem die größte Anzahl von Entdeckungen gemacht worden. Der Name dieses Dorfs wird nie untergehen; die Wissenschaft wird ihn gewissenhaft der spätesten Nachwelt überliefern."

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Gedichte von Alfred de Vigny.

Seitdem die Poesie Hand in Hand mit der Politik unserer Tage gegangen ist, wird es nicht in Erstaunen setzen, daß sie auch mit der Philosophie gemeinschaftliche Sache macht. Ob sie in dieser unpassenden Gesellschaft nicht an ihrem Wesen Schaden leidet, wollen wir dahingestellt seyn lassen, da die hier mitzutheilenden Proben ihrer neuen Gattung das Urtheil erst bestimmen müssen, nur wollen wir diesem insoweit vorgreifen, daß wir unseren Lesern in Erinnerung bringen, wie der leider zu früh verstorbene Dichter Friedrich von Sallet als poetischer Philosoph ungleich höher stand als sein Französischer Nachfolger, und daß auch Leopold Schefer ein Mehreres und Besseres in derselben Gattung geleistet hat. Alfred de Vigny ist übrigens durch seine Romane und durch sein Drama „Chatterton" den ersten Schriftstellern des jetzigen Frankreichs beigezählt; jedoch bezweifeln wir es einigermaßen, ob er seinen Ruhm erhöhen wird durch seine Poëmes philosophiques. Das hier folgende ist von den bisher erschienenen unstreitig das beste:

Am Oelberge.

I.

Und es war Nacht — der Heiland wandelte allein,
Ein weiß Gewand hüllt' wie ein Sterbekleid ihn ein.
Am Hügel lag die Jüngerschaar in tiefen Träumen,
Und schaurig seufzt der Wind in den Olivenbäumen.
Mit weiten Schritten wandelt Jesus unter ihnen
Und bebt wie sie; die Augen trüb und finster schienen,
Die Stirn gesenkt, gekreuzt die Arme auf der Brust,
Betrübt zum Tod; als hätt' er bergen sich gemußt
In Nacht, eilt über wohlbekannte Felsenpfade
Er gen Gethsemane, dem heil'gen Ort der Gnade;
Er beugt sich, kniet, zur Erd' die Stirne senkt er,
Dann, Vater! rufend, himmelwärts die Blicke lenkt er —

---

*) Analyse historique et critique de la vie et des travaux de Sir William Herschel. Par M. Arago.

Gott schweigt, und dunkel bleibt der Himmel; tief erschüttert
Steht Jesus auf, lehnt an den Oelbaum sich, der zittert.
Ein blut'ger Todesschweiß kalt von der Stirne thaut,
Er bebt zurück, er eilt hinweg, er ruft, ihm graut:
„So könnt Ihr denn mit mir nicht wachen und nicht beten?"
Dem Todesschlaf der Jünger unnahbar, verwehten
Des Meisters Klagen, taub war selbst des Petrus Ohr.
Da wieder steigt des Menschen Sohn gebeugt empor,
Gleich einem Hirten aus Aegypten will's ihm dünken,
Er sähe einen Engel in den Sternen winken.
Doch hüllt nur dunkler Nebel weit die Räume ein
Wie'n trüber Wittwenschleier — da denkt er der Pein,
Die er erlitt als Heiland nun seit dreißig Jahren —
Er wird ein Mensch, sein sterblich Herz scheut die Gefahren.
Die Furcht beschleicht ihn eiseskalt — zu dreien Malen
Ruft Vater! er vergeblich. — Sturm nur, der die fahlen,
Gefallnen Blätter regt, giebt Antwort ihm.
Er sinkt zu Boden, und er fühlt es, was geziem'
Dem Sterblichen in Todesangst. — Es zittert bang
Die Welt, als Christus zu des Schöpfers Füßen sank.

II.

Und Jesus sprach: O, Vater, laß mich hier noch leben!
Schließ nicht mein Buch, das letzte Wort muß ich noch geben;
O fühlst Du nicht, daß auch die ganze Welt
Und alle Menschen leiden, wenn mich Schmerz befällt?
Die Erde fürchtet sich verwittwet und allein,
Getrennt von dem, der ihr geschenkt ein neues Sein
Mit einem einz'gen Wort, das Du in ihren öden Schooß
Von Deinem Himmel durch meinen Mund gesendet bloß.
Es ist dies Wort so rein und süß, daß, hochberauscht
Wie von der Gottheit Lebensquell, die Menschheit lauscht,
Wenn ich, die Arme öffnend: Bruderliebe! nenne.

— O, Vater! wenn die Schmerzenssendung ich erfüllte,
Wenn ich der Gottheit Antlitz weise mir verhüllte,
Wenn von dem Menschenopfer ich den Preis verwandelt,
Und statt des Leibs, des Geistes Hingebung erhandelt,
Und überall statt ird'scher Dinge gab Symbole:
Das Wort statt Kampf's und statt des Schapes die Obole,
Und statt der Ströme rothen Blutes Purpurwein,
Und statt des Fleisch's das weiße Brod von Hefe rein;
Wenn ich die Zeit getheilt, und frei gemacht die eine,
Die andere gefangen nahm, dann gieb auch, daß ich reine
Die Zukunft; ihr sey die Hälfte meines Bluts geschenkt,
So wie Vergangnes ward gereinigt und getränkt
Von diesem Blut, so voll von Liebe und so rein von Schuld,
O, so vergieß die Hälfte, Gott voll Huld,
Für Jene, welche sagen werden: „tödtet ihn!" —
Ich weiß, dereinst wird aller Völker Geist verwirrt,
Von Unterdrückern und von falschen Weisen wird
Ein falscher Sinn gebracht in meine Heileslehren,
Kaum ausgesprochen, muß sich schon in Gift verkehren
Mein Wort, mein Gleichniß — diesen Kelch nimm weg von mir,
Der bitterer ist als Wermuth und der Myrrhen Zier;
Nicht Geißel und nicht Dornenkron' mich also schrecken,
Nicht Nägel und nicht Speer, die tief in Wunden stecken!

Die Gottheit, die auf Welten sich herniederläßt,
Soll ihres Schrittes Spur ausprägen tief und fest.
Als auf die Erdenkugel ich den Fuß gelenkt,
Weil ruhelos ihr Klagen mich bedrängt,
Wollt' ich zwei Engel ihr statt meiner hinterlassen,
Die Menschheit sollte küssend ihre Hand erfassen:
Vertrau'nde Hoffnung, selige Gewißheit,
Die jetzt im Paradiese lächelnd noch verweilen.
Und dieser armen Erde soll ich nun enteilen,
Den Schleier ihres Elends hab' ich kaum erhoben,
Der düster wie ein Leichentuch gewoben,
Der Endsaum seiner weiten Falten
Wird von dem Zweifel und der Sünde festgehalten.

Der Zweifel und die Sünde! o, ein Wort von mir
Vernichtet sie; vorausgeseh'n sind sie von Dir,
Doch, laß mich's sagen: nicht sind sie von Dir geschickt.
Ein Vorwurf ist dies, der die Welt bedrückt!
Sag' Lazarus, er soll sein leeres Grab besteigen,
Das große Todesräthsel soll er nicht verschweigen.
Gieb ihm Erinnerung von dem, was ihn durchschauert,
Auf daß er rede! — Was enden soll, was dauert
Und was Du der Natur ins Herz geschrieben,
Wie unerschöpflich und wie keusch ihr Lieben,
Weshalb Zerstörung und Erneu'rung in ihr walten,
Sich Manches offenbart und Vieles wird geheim gehalten,
Und ob das Sternenheer gerückt auch werde,
Ob es verschmachtet und erlisch't ist gleich der Erde;
Und ob die Menschen sind geboren für die Welt
Oder ob sie wird ihnen freigestellt;
O, zeige doch, was in der Sage ist das Wahre,
Und im verschleierten Geheimniß zeig' das Klare;
Den Irrthum des Verstands, der Einfalt Wissen;
Warum in Kerkers Finsternissen
Die Seele ist gefangen, und warum der Tod
Gleich wie ein dunkles Schwert die Welt bedroht;
Das Gute und das Böse, ist es des Zufalls Spiel,
Oder ob es des Weltalls Pol und Ziel;
Weshalb die bösen Geister siegen und das Kind
In unverdientem Elend stirbt geschwind;
Und ob die Völker sind wie fromme Frauen,
Die auf der Sterne göttliche Gedanken schauen,
Oder wie thörichte Kinder, ohne Licht in der Nacht,
Die weinend fallen, über die kein Auge wacht; —
Und wenn der Zeituhr letztes Sandeskorn verrann,
Ein Blick Deiner Augen, ein Hauch Deines Mundes dann,
Ein Zeichen meines Kreuzes, ein Ruf meiner Seele
Verhüten wird, daß Schmerz noch länger quäle —
Dem Menschen Alles offenbar dann wird, wenn er erfahrt:
Woher er kam, wohin zurück er kehrt!

III.

So sprach der Gottessohn zu seinem Vater;
Er beugt sich — lange hofft' er, kniet' er, bat er —
Da läßt er nach und sagt nachgiebig stille:
„Der meine nicht, in Ewigkeit geschehe nur Dein Wille!"
Er sieht umher, er sucht und kann nichts schauen.
Es überfällt ihn Todesangst und Grauen,
Wie schwarzer Marmor bleibt der Himmel unbewegt,
Des Sterbens Kampf sich in der Seele langsam regt;
Die Erd' ist dunkel — ohne Stern und Morgenroth; —
Doch fern im Wald schon des Verräthers Fackel loht!

Fr. F. v. H.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.

(Schluß.)

Wir sahen hierauf ein anderes Gemälde, auf welchem sich die Kaiserin Marie Louise mit ihrem Sohn in einer Glorie von Rosen und Wolken befand — was ich jedoch nicht ganz so sehr bewunderte, wie einige andere. Napoleon sagte nun, daß er uns das Portrait der schönsten Frau in der Welt zeigen wolle, und brachte dann ein köstliches Miniatur-Bild seiner Schwester Pauline hervor. In der That habe ich nie etwas so Liebliches erblickt; ich konnte die Augen nicht davon abwenden und gab mein Entzücken laut gegen ihn zu erkennen. Meine Lobes-Erhebungen schienen ihm zu gefallen und er meinte, daß sie von meinem Geschmack zeugten, da Pauline vielleicht zu den schönsten Frauen gehöre, die je existirt haben.

Der Kaiser spielte in der Regel alle Abende Karten, und als wir müde wurden, die Portraits und dergleichen durchzusehen, sagte er: „Wir wollen jetzt nach dem Hause gehen und Whist spielen." — Wir begaben uns Alle dahin und unser kleiner Whisttisch wurde schnell in Bereitschaft gesetzt, aber die Karten waren nicht genug geglättet und Las Cases erhielt den Befehl, sich an einen Seitentisch zu setzen und sie so lange zu geben, bis sie leicht von der Hand gingen. Während der Ober-Kammerherr so beschäftigt war, fragte mich Napoleon, was ich für ein Ballkleid anziehen werde? — Ich muß hier einschalten, daß, als mein Vater es mir abschlug, den von Sir George Cockburn gegebenen Ball besuchen zu dürfen, ich den Kaiser um seine Fürsprache gebeten hatte. Er war auch so gütig, sich deshalb bei meinem Vater zu verwenden, und natürlich wurde mir die Erlaubniß augenblicklich zugestanden.

Ich lief sogleich hinauf, um ihm das Ballkleid zu holen; es war das erste, das ich je besessen hatte, und ich war nicht wenig stolz darauf. Er fand es sehr hübsch, und da die Karten jetzt bereit waren, so legte ich es auf das Sopha und setzte mich an den Spieltisch. Napoleon war der Partner meiner Schwester und Las Cases wurde mir zu Theil. Wir hatten bisher immer um Bonbons gespielt, aber diesen Abend sagte der Kaiser: „Mademoiselle Betsy, ich will mit Ihnen einen Napoleon auf diese Partie wetten." — Mein ganzer Schatz bestand damals aus einer Pagode *), die ich zum Geschenk erhalten hatte, und ich erbot mich, sie gegen seinen Napoleon zu setzen. Der Kaiser willigte ein, und das Spiel begann. Wie es schien, hatte er sich vorgenommen, diesen Tag des Muthwillens in gleicher Weise zu beschließen. Seine Karten durchsehend, wie sie ihm gegeben wurden, bemühte er sich, meine Aufmerksamkeit abzulenken, sobald er eine wichtige erhielt, und zeigte diese hierauf verstohlen meiner Schwester. Ich bemerkte sein Manöver und rief ihn deshalb zur Ordnung; ich sagte ihm, daß er zu betrügen suche, und wenn er so fortfahre, würde ich nicht länger mit ihm spielen. Endlich bediente er vorsätzlich nicht mit der Farbe und bemühte sich am Schlusse der Partie, die Karten so zusammen zu mischen, daß dieses nicht entdeckt würde; aber ich sprang auf, faßte ihn bei den Händen und zeigte ihm und den Anderen, was er gethan hatte.

Er lachte, bis ihm die Thränen aus den Augen flossen, und behauptete, daß er ehrlich gespielt habe — ich aber hätte betrogen und müsse ihm die Pagode zahlen. Als ich darauf bestand, daß er nicht die richtige Farbe gespielt, nannte er mich méchante und eine Betrügerin, und mein Ballkleid von dem Sopha weghaschend, lief er damit aus dem Zimmer und nach dem Pavillon — zu meinem nicht geringen Schrecken, da ich fürchtete, daß er meine schönen Rosen zerdrücken und verderben würde. Ich stürzte ihm sogleich nach, aber er war mir zu schnell, und, durch das Zelt eilend, erreichte er die innere Kammer, wo er sich einschloß. Jetzt fing ich an, sowohl in Französischer als Englischer Sprache mit den pathetischsten Bitten und Beschwörungen in ihn zu dringen, mir mein Kleid zurückzugeben; aber umsonst — er war unerbittlich, und ich hatte den Kummer, ihn über meine rührendsten Vorstellungen lachen zu hören. Ich mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er ließ mir nachher sagen, daß er mein Kleid behalten werde, und daß ich mich entschließen möge, nicht auf den Ball zu gehen. Ich wachte die halbe Nacht durch, bis ich endlich über dem Weinen einschlief, mit der Hoffnung, daß er sich am Morgen erweichen lassen würde; aber der Morgen kam, und ich sah nichts von meiner hübschen Robe. Ich schickte im Laufe des Tages mehrere Male zu ihm, um meine

*) Eine Pagode ist eine Indianische Goldmünze, etwa 3 Dukaten an Werth.

Bitten zu erneuern, erhielt aber stets zur Antwort, daß der Kaiser schliefe und nicht gestört werden könne. Er hatte hierzu Befehl gegeben, um mich zu necken. Endlich schlug die Stunde unserer Abfahrt nach dem Thale; die Pferde wurden vorgespannt, und die kleinen Negerknaben holten die zinnernen Kistchen ab, worin sich mein schönes Kleid leider! nicht befand. Ich war in Verzweiflung und überlegte es bei mir selbst, ob es nicht besser wäre, in meinem Hausrock zu gehen, als zu Hause zu bleiben — da gewahrte ich plötzlich zu meiner größten Freude den Kaiser mit dem Kleide über den Rasenplatz nach der Gartenthür eilen. „Hier, Miß Betsy", rief er, „ich habe Ihnen Ihre Robe gebracht; ich hoffe, daß Sie jetzt artig sind und daß Ihnen der Ball gefallen wird — vergessen Sie aber nicht, mit Gourgaud zu tanzen." — Der General Gourgaud war kein sehr schöner Mann, und ich hatte eine kindische Abneigung gegen ihn.

Ich war ganz entzückt, mein Kleid zurück zu bekommen, und noch mehr erfreut, die Rosen unbeschädigt zu finden. Wie mir Napoleon sagte, hatte er sie arrangiren und aufputzen lassen, weil er glaubte, daß sie die Nacht zuvor zerdrückt worden. Er ging neben unseren Pferden her, bis er an das Ende der Straße kam, die nach den Briars führt. Er blieb dann stehen und machte einige Bemerkungen über die Schönheit eines Hauses, das in dem Thale unter uns lag; er fragte uns, wem es gehöre, und äußerte seine Absicht, es in Augenschein zu nehmen. Las Cases begleitete den Kaiser den Berg hinunter, und wir fuhren auf den Ball. Er erzählte am folgenden Tage, wie sehr ihn jener Punkt angesprochen habe, und daß er auf einem, dem Eigenthümer desselben gehörigen, schönen flinken kleinen Pony nach Hause geritten sey.

Die einzige Ausnahme, die der Kaiser während seines Aufenthalts bei uns in seinen regelmäßigen Gewohnheiten machte, war in der Stunde des Aufstehens. In der Mitte unseres Gartens lag ein großer Teich von spiegelklarem Wasser, mit Gold- und Silberfischen angefüllt; in der Nähe desselben befand sich der Weingarten, mit einer aus Reben aller Gattungen gebildeten Treillage. Am Ende des Weingartens war eine Laube, um die sich gleichfalls der Wein in üppigster Fülle rankte. Für diesen Ort, der so geschützt war, daß man auch bei der schwülsten Witterung eine angenehme Kühle empfand, hatte Napoleon eine besondere Vorliebe. Er pflegte mitunter seine Papiere schon um 4 Uhr Morgens hintragen zu lassen und sich bis zum Frühstück mit Schreiben und Diktiren zu beschäftigen. Es wurde Keinem erlaubt, ihn zu einer solchen Zeit zu stören, und er bezeigte sich stets sehr dankbar für diese kleine Aufmerksamkeit. Von diesem Verbote war ich auf besonderes Verlangen des Kaisers allein ausgenommen. Ich wurde als eine privilegirte Person betrachtet; selbst wenn er im Begriff war, eine Phrase an Las Cases zu diktiren, kam er, sobald er meine Stimme hörte, an die Gartenthür, schloß sie auf und hieß mich mit lächelnder Miene willkommen. Ich machte auch von seiner Güte keinen Mißbrauch und belästigte ihn nur selten in seiner Einsamkeit.

Ich erinnere mich jedoch, daß eines Tages eine sehr hübsche junge Dame aus der Stadt kam, um den Morgen bei uns zu verbringen. Sie schmachtete danach, Napoleon zu sehen; aber die Hitze war äußerst drückend, und er hatte sich deshalb nach der Laube zurückgezogen. Ich schwankte einige Zeit zwischen der Furcht, ihn zu stören, und der, meiner Freundin zu mißfallen; aber endlich schien es Miß C. so nahe zu gehen, den Kaiser nicht gesehen zu haben, daß ich nach dem Garten hinunter lief und an die Thür klopfte. Ich erhielt eine geraume Zeit keine Antwort, aber ich pochte und rief so lange, bis ich den Kaiser aufweckte. Er war in der Laube bei seinen Papieren eingeschlafen.

Er kam an die Thür und fragte mich, was ich verlange? — „Lassen Sie mich ein", sagte ich, „und Sie sollen es erfahren." — „Nein!" erwiederte er, „sage mir erst, was es giebt, und dann sollst Du hereinkommen." — Ich mußte ihn also benachrichtigen, daß ich ihm eine junge Dame vorzustellen wünsche. Er wollte sie nicht sehen und befahl mir, ihr zu sagen, daß er sich nicht wohl befände. Ich entgegnete, daß sie ganz untröstlich seyn würde, und daß sie so sehr hübsch sey.

„Nicht wie die Dame, der ich gestern so viele Artigkeiten vorsagen mußte?" fragte er.

Ich versicherte ihm, es sey eine ganz andere Art Person, die sehr jung und schön wäre. Zuletzt ließ er sich bewegen, die Thür zu öffnen; sobald er aufgeschlossen hatte, eilte ich zu dem Schreibtisch und bemächtigte mich schnell seiner Papiere. „Nun", rief ich, „zur Bestrafung Ihrer Unart, mich so lange an der Thür warten zu lassen, werde ich diese behalten und dadurch alle Ihre Geheimnisse kennen lernen." — Er zeigte einige Unruhe, als er die Papiere in meiner Hand erblickte, und befahl mir, sie gleich niederzulegen; aber ich verweigerte dieses, entsprang ihm und jagte, meine Trophäen schwingend, im Garten umher. Endlich sagte er, wenn ich sie nicht auf der Stelle wieder ablieferte, würde er nicht mehr mein Freund seyn; worauf ich sie ihm zurückgab. Ich nahm ihn dann bei der Hand, damit er mir nicht wieder entrinnen möchte, und führte ihn nach dem Hause, wo er Miß C. fand. Ich stellte sie dem Kaiser vor, der sie durch seine Komplimente über ihre Schönheit u. s. w. in das höchste Entzücken versetzte. Als sie uns verließ, begleitete er sie den Rasenplatz hinunter und half ihr in den Sattel. Er sagte mir nachher, daß sie ein sehr schönes Mädchen sey, aber die Miene einer Putzmacherin habe.

Die goldene Frucht in diesem neuen Garten der Hesperiden hatte als Drachen einen alten Malayischen Sklaven, Namens Toby, der viele Jahre vor unserer Ankunft nach der Insel gebracht worden war; der alte Mann hatte vierzig Jahre in diesem Garten gelebt, ohne dessen Gränze zu überschreiten. Er war ein Original und nicht uninteressant in seiner Art. In seinem Gebiet (dem Umfang des Gartens) herrschte er despotisch und duldete gegen seine Autorität keinen Widerspruch, und die Familie hatte vor ihm beinahe so viel Respekt, als vor dem Herrn der Briars selbst. Napoleon faßte eine besondere Neigung zu dem alten Toby und sagte meinem Vater, daß er ihn zu kaufen und ihm die Freiheit zu geben wünsche; dieses wurde jedoch, politischer Rücksichten halber, nicht gestattet. Die Güte des Kaisers machte jedoch auf den alten Mann den tiefsten Eindruck, und nichts erfreute ihn so sehr, als die ausgesuchtesten Früchte zu pflücken und die schönsten Bouquets zu binden, um solche nach Longwood zu schicken — „an den guten Mann Bony", wie er den Kaiser nannte. Napoleon machte es sich auch zur Regel, wenn er mich sah, sich nach der Gesundheit des alten Toby zu erkundigen, und als er Abschied von ihm nahm, schenkte er ihm zwanzig Napoleons.

Während seines Aufenthalts in den Briars war der Kaiser sehr zugänglich, und da er wußte, wie sehr uns dieses erfreute, schien er alle kleine Aufmerksamkeiten, die wir im Stande waren, ihm zu erweisen, durch Artigkeit und Güte gegen unsere Freunde vergelten zu wollen. Mein Vater lud eines Tages große Gesellschaft bei uns ein, und auch der Kaiser versprach, sich gegen Abend einzufinden. Er hielt sein Wort, und entzückte Alles durch seine Urbanität und Herablassung.

So oft einer der Gäste ihm vorgestellt wurde, pflegte Napoleon sich nach seinem Stande zu erkundigen, und lenkte dann das Gespräch auf einen darauf bezüglichen Gegenstand. Man hat oft sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß der Kaiser so ausgebreitete Kenntnisse von Dingen besaß, mit denen er sich, allem Anschein nach, nur wenig beschäftigt haben konnte. Bei dieser Gelegenheit äußerte ein sehr geschickter Arzt gegen meinen Vater seine Verwunderung über die medizinischen Kenntnisse, die Napoleon in einer Unterredung mit ihm entwickelt hatte, und über die Klarheit und Schärfe seines Raisonnements, obgleich seine Theorieen zuweilen etwas heterodox seyen. Napoleon sagte ihm, er habe zu Arzneien auch nicht das geringste Zutrauen; seine einzigen Mittel wären Hunger und warmes Baden. — Nichtsdestoweniger versicherte er, eine günstigere Meinung von der Medizin, oder vielmehr von der Wundarzneikunst, zu hegen, als von irgend einer anderen Profession. Die Rechtsgelehrsamkeit stelle die menschliche Natur auf eine zu harte Probe, und derjenige, der sich daran gewöhne, die Wahrheit zu verdrehen und am Gelingen einer Ungerechtigkeit Freude zu fühlen, würde bald nicht mehr Recht von Unrecht unterscheiden können. Dasselbe gelte von den Politikern, die ein conventionelles Gewissen haben müßten. Ueber die Kirche (les ecclésiastiques) fällte er gleichfalls ein hartes Urtheil. Es würde zu viel von den Gliedern derselben erwartet, wodurch man sie zwinge, Scheinheilige zu werden. Soldaten nannte er Gurgelabschneider und Räuber, um so viel mehr, da sie demjenigen, der ihnen dieses zu erkennen giebt, sogleich eine Kugel durch den Kopf zu jagen bereit sind. Aber Wundärzte, meinte er, sind weder zu gut noch zu böse; ihre Aufgabe ist, dem menschlichen Geschlechte wohl zu thun, nicht aber, es zu verderben, zu täuschen oder aufzuhetzen. Sie haben Gelegenheit, die menschliche Natur sowohl als die Wissenschaft zu studiren. — Der Kaiser sprach in höchst schmeichelhaften Ausdrücken von Larrey; dieser, sagte er, ist ein Mann von Genie und unbestreitbarer Rechtschaffenheit. *)

In der ersten Zeit nach der Ankunft des Kaisers auf St. Helena liebte er es, einsame Spaziergänge im Thale zu machen, das am Fuße unserer Wohnung lag. Auf diesen kurzen Ausflügen wurde er nicht von dem wachthabenden Offizier begleitet und er hatte das Vergnügen, sich unbeobachtet zu fühlen. Der Offizier, dem man diese Aufsicht zuerst übertrug, war ein gewisser Capitain Grately von der Artillerie, und obgleich sehr mild und zuvorkommend in seinem Betragen, wurde er doch von Napoleon mit unbesiegbarem Widerwillen betrachtet. Es war seine Pflicht, ihn auf seinen Spazierritten zu begleiten, und man hatte ihm vorgeschrieben, Napoleon nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Letzterer ritt eines Tages, von dem gedachten Ordonnanz-Offiziere gefolgt, einen engen Bergpaß entlang; als plötzlich der Kaiser rechts abbog und, dem Pferde heftig die Sporen gebend, einen jähen Abhang hinauf jagte, so daß die Steine den Berg hinabflogen. Der Offizier blickte ihm sprachlos vor Erstaunen nach, indem er zugleich wegen seiner Sicherheit besorgt und über seine Absichten in Zweifel war. Er war entweder nicht so gut beritten oder es fehlte ihm zur Verfolgung Napoleon's an Keckheit; genug, er eilte stehenden Fußes zu Sir George Cockburn, der zur Zeit gerade auf den Briars bei meinem Vater zu Mittag speiste. Er kam athemlos in unserem Hause an und verlangte mit Sir George zu sprechen, dem er Nachrichten von höchster Wichtigkeit mitzutheilen habe. Er wurde daher sogleich in den Speisesaal eingeführt.

Der Admiral war gerade mit der Suppe beschäftigt und hörte, ohne eine Miene zu verändern, die Details an, die ihm der bestürzte Offizier von dem Vorgefallenen gab. Er ertheilte ihm dann sehr ruhig den Rath, nach Longwood zurückzukehren, wo er den General Bonaparte höchst wahrscheinlich finden werde. Dieses war auch wirklich der Fall, und Napoleon lachte nachher oft über die Bestürzung, die er verursacht hatte.

Ich habe es bereits erwähnt, daß der schöne Anstand Napoleon's zu Pferde mir schon bei der ersten Zusammenkunft besonders imponirte. Er fragte mich eines Tages, was ich von seinem Reiten halte? und ich erwiederte, der Wahrheit getreu, daß er sich besser zu Pferde ausnähme als irgend Einer, den ich je gesehen. Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen; er ließ

*) Die Verfasserin bemerkt, daß obige Notizen von ihrem Vater zur Zeit niedergeschrieben wurden.

sein Pferd vorführen und galoppirte mehrere Male um den Rasenplatz, indem er das Thier einen immer kleineren Zirkel beschreiben ließ und seine vollkommene Gewalt über dasselbe zeigte.

Es traf sich einst, daß sein Stallmeister Achambaud einen prachtvollen jungen Araber zuritt, den man für den Kaiser als Reitpferd gekauft hatte. Das Füllen sprang und bäumte sich auf das furchtbarste und wollte nicht bei einem weißen Tuche vorüber, welches man auf den Rasen ausgebreitet hatte, um ihm das Scheuen abzugewöhnen. Ich bemerkte gegen Napoleon, es würde ihm nie möglich seyn, dieses Pferd zu reiten, indem es gar zu wild sey. Er lächelte, winkte dem Stallmeister, abzusteigen, und sprang zu meinem größten Schrecken selbst in den Sattel. Es gelang ihm bald, das Thier nicht nur bei dem Tuche vorbeizuführen, sondern es sogar dahin zu bringen, dasselbe zu betreten; später ritt er mit ihm mehrere Male über das Tuch. Achambaud schien nicht recht zu wissen, ob er lachen oder weinen solle. Er war über die Kunstfertigkeit seines Gebieters entzückt, während es ihn zu gleicher Zeit demüthigen mußte, ein Pferd, welches er vergebens zu zähmen versucht hatte, mit solcher Leichtigkeit regieren zu sehen.

Napoleon erzählte mir, daß er einst, ohne das Pferd zu wechseln, an einem einzigen Tage 120 (Engl.) Meilen zurückgelegt habe. Es geschah, um seine Mutter zu besuchen, die gefährlich krank war und zu der er nur auf diese Weise gelangen konnte. Das arme Thier fiel auch während der folgenden Nacht. Er fügte hinzu, daß es ihm möglich sey, unerhörte Strapazen zu ertragen, und daß er fast sein Leben im Sattel zubringen könne. Ich wage es kaum, seine Aussage zu wiederholen, wie viele Stunden er einmal zu Pferde blieb; aber ich erinnere mich noch des Erstaunens, die seine Ausdauer in mir hervorbrachte. Seine starke Natur war ihm vielleicht mehr zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten behülflich, als man es beim ersten Blicke glauben möchte. Der Geist ist so sehr von dem Zustande des Körpers abhängig, daß die zu kriegerischen Erfolgen oder politischen Bewegungen nöthige Seelenkraft ohne eine entsprechende Festigkeit des Körpers oder der Constitution kaum existiren kann. In wie vielen kritischen Perioden seines Lebens würde nicht die Krankheit einer Woche seine Herrscherpläne vernichtet haben! Wie sehr hätte auch die geringfügigste Unpäßlichkeit den riesenhaften Ehrgeiz und die Festigkeit des Entschlusses erschüttern können, durch die er im Revolutionskampfe seine verwegensten Nebenbuhler überwältigte! Ein wenige Tage anhaltendes Fieber hätte selbst den Geist eines Napoleon niedergedrückt und seinen mächtigen Willen in Fesseln geschlagen. Vor Allem muß das siegreiche Haupt einer Revolution „der Uebel ledig seyn, die dem Fleische ankleben.“ Die kürzeste Abwesenheit von dem Kampfplatze genügt, ihn ins Verderben zu stürzen. Man verbreitet nachtheilige Gerüchte, das blendende Vorurtheil verschwindet, und er wird bald durch einen kräftigeren und glücklicheren Nebenbuhler von seinem Throne hinabgestürzt.

Mannigfaltiges.

— Mickiewicz über die Czechen und ihr literarisches Verhältniß zu den übrigen Slawen. In seinen bereits mehrfach von uns erwähnten, zu Paris im Druck erschienenen Vorlesungen über die Slawische Literatur spricht sich Mickiewicz über die für uns Deutsche besonders interessanten Slawen des mitten in unserem großen Vaterlande liegenden Böhmens folgendermaßen aus:*) „Es ist dieses (Böhmen) ein Thal oder vielmehr ein Kessel zwischen konvergirenden Bergen, die rechts und links ihre Gewässer nach der am tiefsten gelegenen Mitte hinsenden, wo sie von der Elbe aufgenommen und weiter spedirt werden, etwa ein Tausend Quadratmeilen groß, und mit etwas über vier Millionen Einwohnern. Der schwierige Zutritt zu diesem Lande schirmte es sogar schon während der Völkerwanderungen; die Barbaren, welche sich tief nach Europa hinein versenkten, umkreisten es in die Runde. In einer so glücklichen Lage gelegen, vermochten die Czechen schon zeitig, eine gewisse Ordnung in ihre Politik und Literatur zu bringen. Im elften Jahrhunderte gründeten sie schon die Erblichkeit des Thrones und sicherten gesetzlich die Untheilbarkeit des Königreichs: zwei ungeheure Schritte im politischen Leben. Dieses Reich war auch das erste im Slawenthum, welches die christliche Religion für die Grundlage der neuen Gesellschaft annahm. Desgleichen war ihre Sprache schon längst angebaut und besitzt Denkmäler aus dem 10ten Jahrhundert, im 11ten, 12ten und 13ten aber zählte sie schon viele geschriebene Werke. Nach dem Erlöschen der volksthümlichen Dynastie unterstützte das regierende Haus Luxemburg die Wissenschaften und Künste, später bemühte sich das Oesterreichische, nach Möglichkeit den Samen der örtlichen Kultur zu entwickeln. Ungeachtet aller dieser Vortheile jedoch blieb ihre Literatur einigermaßen wie kalt und todt. Es scheint, als hätte die todtdrohende Krankheit im Schoße der politischen Gesellschaft geruht, welche zur Erkenntniß ihrer selbst nicht kommen und seine Bestimmung zwischen den christlichen Völkern nicht errathen konnte. Vielleicht war die glückliche Lage, die ungetrübte Ruhe selbst die Ursache des Unglücks der Czechen? Während die Russischen Länder unter dem starken Drucke der Mongolischen Atmosphäre alle Urstoffe ihrer Kräfte entwickelten, während Polen durch die von der Türkei heraneilenden Stürme in einem fort erschüttert wurde, waren die Czechen, gedeckt durch Polen und Ungarn, in fortwährender Berührung, vermöge Oesterreichs, mit dem kultivirten Theile Europa's. Diese Civilisation wollten sie bei sich häuslich machen, entnahmen dieselbe von Außen, hatten aber im Innern nichts, sie zu nähren. — Alle Slawischen Völker zusammengenommen haben nicht so viel geschrieben als sie; dessenungeachtet hat ihre Literatur keine selbständige Kraft, schuf kein eigenes Erzeugniß, war immer nachahmend. Daher fing man allmälig an, die Muster der Nachahmung vorzuziehen, und die Deutsche Sprache nahm den Vorrang vor derjenigen der Väter. Nach einiger Zeit erhoben sie sich zwar zur Vertheidigung ihrer Volksthümlichkeit, aber auch dieser Kampf fiel unglücklich aus, weil sie die Volksthümlichkeit bloß von ihrer am meisten materiellen, oberflächlichen Seite begriffen, und bloß auf den Stamm und die eigene Sprache dieselbe stützten. Die Junge war ihnen nicht eigentlich Sprache, sie betrachteten sie bloß als Werkzeug, als Mittel zur Mittheilung des Gedankens, nicht aber für den Schoß, der denselben schafft. Sie begriffen es nicht, daß die Sprache nur durch ihre innere Macht fortleben kann, daß ihre Anziehungskraft in geradem Verhältniß stehe zum Gesammten der Wahrheit, die sie enthüllt, ihre Wirkungskraft nach Außen im Verhältniß der Masse des Lichtes und der Wärme, die sie ausgiebt. Anstatt aber die siegende Kraft ihrer Sprache in der Wahrheit zu suchen, wollten sie den Triumph derselben in der materiellen Kraft finden. Ohne sich zu bemühen, gründlicher und erhabener als die Deutschen zu schreiben, vermeinten sie, mit geschriebenen Urkunden das Deutschthum von der Universität Prag zu vertreiben; ihre Volksthümlichkeit und Sprache trachteten sie mit Gesetzartikeln und dem Schwerte zu schirmen. — Ein so beengter nationaler Geist hatte nicht wenig Einfluß auf ihre Religionsansichten; diesen Geist, als der Vergegenwärtiger der volksthümlichen Kirche, unterstützte über Alles die Kirche selbst, welche die Czechische Sprache adoptirte und rein Czechische Dogmen hatte. — Nachdem sie sich kopfüber mit dem Feuer eines jugendlichen, fast barbarischen Volkes in den Religionskampf geworfen hatten, gebrauchten sie die theologischen Artikel, wie die Wilden die Waffen oder den Branntwein, ihnen von der neueren sogenannten Civilisation dargereicht, gebrauchen, — nämlich zur eigenen Vernichtung, zur eigenen Vertilgung. Oesterreich, damals der Vertreter des alten Europa, vermochte allmälig dieses Feuer zu dämpfen, die Kraftanstrengung für seine Zwecke zu lenken, die Ermüdeten zu unterjochen, und einmal Herr des erschöpften Volkes, rottete es mit Erbitterung seine Literatur, als durchdrungen von gefährlichen Dogmen, als das Zeughaus der Rebellion, aus. Zwei Jahrhunderte hindurch wurden mit der größten Emsigkeit alle Denkmäler Böhmens zerstört, bis endlich, als die Feindschaft schon besänftigt, fast in Vergessenheit gerathen war, als die Böhmen schon vielemal Beweise der Anhänglichkeit an das Oesterreichische Haus gegeben hatten, diese Regierung in unseren Tagen anfing, sie zu unterstützen und sogar ihre nationalen literarischen Unternehmungen zu ermuntern. Merkwürdig und auffallend ist jedoch die Erscheinung, daß jener Czechische Geist, welcher so lange umsonst nach seiner Bahn zur Zukunft gestrebt hatte, gerade jetzt beim Aufwachen nach einem langen Schlafe auf einmal die ihm gehörige Stellung findet. Fast scheint es, die Czechen hätten erkannt, was ihr Beruf sey, wenigstens haben sie die ihnen von Niemanden streitig gemachte Stellung inmitten der Slawischen Völker eingenommen. Zurückgeführt zur Tiefe ihres Wesens, haben sie sich auf die Vergangenheit gestützt, treten aus ihr heraus, und aus derselben wollen sie das gemeinschaftliche Band für alle Slawen hervorholen. Die Czechischen Gelehrten ähneln nicht im mindesten den Alterthumssammlern anderer Länder; von einem heiligen Feuer werden sie geleitet zur rastlosen Arbeit, wie etwa die Mönche des Mittelalters, welche den Glauben, während jene Volksthum, predigen und mit geduldigem, zugleich poetischem Geiste nachforschende Unternehmungen ausführen, wobei sie häufig Armuth und Elend ertragen müssen. — Sie schreiben in allen Sprachen, benutzen alle mögliche Mittel zur Erreichung ihres Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vortheil ziehend, bemühen sie sich, das Slawenthum vor dem ganzen civilisirten Europa zu enthüllen; wiederum die Slawen gegen einander stellend, wollen sie dieselben unter einander bekannt machen und Friede stiften: im Zwiste der feindlichen Literatur stehen sie da als unparteiische Richter, zuvorkommende Vermittler. Die Russischen Literaten haben immer die Polnischen, diese wiederum die Russischen im Verdacht; mit gleichem Vertrauen jedoch nähert sich der Russe wie der Pole dem fleißigen, gewissenhaften Czechen; was besonders diese Gelehrten auszeichnet, das ist ihre hohe Unparteilichkeit. — Sie haben diesen dauernden Grundsatz, die Wissenschaft über zeitliche Fragen zu erheben, die Geschichte unter der Oberfläche der politischen Umstände zu erforschen. Die verbrüderten Stämme an die ursprüngliche Gemeinschaft des Stammes und der Sprache, der Apostel und der Kirche erinnernd, rufen sie dieselben fortwährend zur Einheit auf, ja sie möchten in einem Glanze des Ruhmes die Rückerinnerungen ihrer gegenseitigen Kämpfe ersticken. Und wenn es ihnen nicht gelingt, das erwünschte Ziel zu erreichen, so rührt dieses vielleicht daher, daß sie noch nicht gänzlich von den ererbten Vorurtheilen der Väter sich frei gemacht, daß sie gar zu viel auf eine oberflächliche, stammliche Volksthümlichkeit gaben, den Geist aber, welcher die Civilisation der verschiedenen Völker belebt und entwickelt, zu wenig schätzen; dies sey jedoch, wie es wolle, immer werden die Czechen als die Patriarchen der Slawischen Wissenschaften gelten. Sie liefern nicht nur volksthümliche Dichter und Rechtsgelehrte, sondern man kann sagen, es ist dies ein ganzes Volk von Forschern und Philologen.“

*) Wir theilen diese Stelle nach einer Uebersetzung in den „Slawischen Jahrbüchern“ mit.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Mittwoch den 9. August 1843.

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs.

Ein Indisches Drama.*)

Aus dem Gebiete der bis jetzt nur durch die Uebersetzungen von wenigen Dramen vertretenen dramatischen Poesie der Inder tritt uns hier ein Schauspiel entgegen, das, wenn es auch nicht den ästhetischen Werth hat wie Çakuntalâ und Urvaci, doch schon deshalb für uns von großem Interesse ist, weil es wie ein bekanntes Lustspiel neuerer Zeit sich die Aufgabe stellt, bald scherzend, bald ernst die religiösen und philosophischen Sekten der Inder in ihrer Nichtigkeit darzustellen, und uns, indem es dieselben durch ihre Jünger vertreten unserem Auge vorüberführt, in die ganze Tiefe des Indischen Geistes hinableitet, aber uns auch die Abwege zeigt, auf die er bei seinem lebendigen Streben, Offenbarung und Vernunft zu vermitteln, gerathen ist. Ehe wir daher zu einer Betrachtung des Inhalts jenes Drama's übergehen, müssen wir mit ein paar Worten die religiöse Entwickelung des Indischen Volkes besprechen.

Die gesammte Entwickelung des Indischen Lebens ist vorzugsweise eine religiöse, und sie hat diesen Charakter bereits zu einer Zeit angenommen, die wahrscheinlich aller geschriebenen Geschichte weit vorangeht, indem sich bereits in den ältesten Denkmälern der Indischen Literatur diese Richtung des Geistes auf die Gottheit in einem umfassenden Maße kundgiebt. Diese ältesten der Denkmäler der Literatur sind bekanntlich die Vedas, von denen einzelne Theile auf Grund in ihnen enthaltener astronomischer Angaben in die Jahre 1000—1400 v. Chr. zurückgerückt werden, und wenn es sich auch wohl mit Wahrscheinlichkeit behaupten läßt, daß nicht Alles einer so frühen Zeit angehöre, so kann dies doch der oben aufgestellten Behauptung nur geringen Eintrag thun. Diese Vedas sind nun vorzugsweise die sogenannten heiligen Schriften der Inder, die, obwohl heutzutage nur noch von Wenigen verstanden und von den Meisten wie Zauberformeln gedankenlos bald rück-, bald vorwärts hergebetet, dennoch ihren Einfluß bis jetzt behauptet haben, und hauptsächlich wohl deshalb, weil von den Verfassern der in ihnen enthaltenen Hymnen und theologischen Schriften behauptet wird, daß die Gottheit ihr Wesen durch den Mund derselben offenbart habe. Ueber den Inhalt dieser Schriften haben wir bis jetzt noch kein umfassendes Urtheil, da erst, abgesehen von einigen Auszügen und kleineren Bruchstücken, zwei größere Theile derselben bekannt geworden sind, nämlich das erste Buch des Rigveda (er hat deren acht), welches der den Indischen Studien leider zu früh entrissene Rosen mit einer Lateinischen Uebersetzung herausgegeben, und dann eine vollständige Englische Uebersetzung der Hymnen des Sâmaveda von dem Dr. Stevenson. Aus beiden lernen wir indeß das Indische Volk auf einer Stufe der Entwickelung kennen, die weit von der der epischen Gedichte entfernt liegt; denn abgesehen von einzelnen Hymnen, die sicherlich späteren Ursprungs sind und eine höhere Entwickelung des Lebens verrathen, finden wir die Inder hier im Allgemeinen als ein hauptsächlich durch Viehzucht sich ernährendes Volk, das jedoch nicht frei von Kämpfen mit anderen Völkerschaften seyn mußte, da es so oft seinen kriegerischen Gott Indra um Hülfe gegen seine Feinde anruft. Ferner zeigt sich überall Verehrung der Naturmächte und besonders der Sonne, des Mondes, des Feuers, des Windes; aber es ist nicht allein das leblose Element, welches verehrt wird, sondern die Götterwelt ist bereits das Abbild der irdischen. Die Götter zeigen menschliche Tugenden und Schwächen, und sie liegen mit den Asuren, einem dämonischen Geschlecht, in ewigen Kämpfen, in welchen sie, wie die Völker der damaligen Zeit, einander die Heerden raubten. Anders freilich gestaltet sich der Inhalt der Vedas in einzelnen bisher nur in Uebersetzungen mitgetheilten Bruchstücken; da tritt uns die Verehrung eines einzigen Gottes entgegen, der die Dreiwelt und Alles, was auf ihr ist, Festes und Bewegliches, geschaffen; allein es ist auch, wie wir oben bereits sagten, wahrscheinlich, daß diese Ansichten einer späteren Zeit angehören, wo die Reflection sich bereits des in den älteren Hymnen niedergelegten Inhalts bemächtigte, und das Indische Leben bereits jenen Naturzustand verlassen hatte, in welchem man die Götter fast nur um Reichthum an Heerden und anderen irdischen Gütern bat und sie zur Theilnahme an den Opfermahlen, bei denen ihnen Polster von heiligem Kusagrase bereitet waren, einlud. Jene Bruchstücke gehören daher offenbar der höheren geistigen Entwickelung und der Zeit der mit ihr verbundenen erhabeneren Begriffe von der Gottheit an, die wir in den eben als heilig angesehenen theologischen Erklärungen von Gebräuchen und Mythen, den sogenannten Brâhmanas und Upanischâds, finden, in denen sich das Wissen von der Gottheit bereits zur Theologie gestaltet. Hier lernen wir die Verehrung eines einzigen Gottes, eines geistigen Wesen, dem alle übrige ihr Entstehen verdanken, kennen, und dieses ist das Brahma, welches die auf die Offenbarungen der heiligen Schriften gegründete Vèdânta-Philosophie darstellt als „das einzige und einige Wesen, in dessen Erkenntniß die wahre Glückseligkeit des Menschen besteht." Er heißt das Brahma, weil seine Bestimmtheit keine sinnliche, wahrnehmbare ist, weil sie sich nicht in einem Genus besondert, ein Umstand, welcher die Wahrnehmbarkeit ihres Inhalts voraussetzen würde. Dieses Brahma ist Schöpfer der Welt, und zwar substantielle und materielle Ursache derselben, es ist die Wahrheit in ihr, die wieder in ihm nur Wahrheit, getrennt von ihm Unwahrheit, Täuschung ist. So ist es auch die Seele des Menschen, welche ihr Wesen nur in ihm zu erkennen vermag, welche ein Funke ist, aus seinem Feuer hervorgehend, begreiflich nur, wenn man ihre Herkunft kennt, den Ort, von dem sie entsteht und in den sie wieder zurückkehrt. Das Subjekt ist demnach unselbständig, es muß daher streben, sein Nichtseyn aufzuheben, sich mit Brahma identisch zu setzen, in Brahma zu verschwinden. — Dies Brahma kann aber nur dann als die einzige Wahrheit begriffen werden, wenn man es von der Unwahrheit zu unterscheiden weiß, wenn man erkannt hat, was unwahr oder nur relative Wahrheit sey, wenn man begriffen, daß die Welt, welche Brahma erschaffen, sein Nichtseyn, der Schein, die Mâjâ sey. Man muß also zuerst die Welt erkennen, um das wahre Wesen Brahma's zu erfassen.

Diese Lehren sind es, welche, verbunden mit einer reinen Moral, vorzugsweise dem Brahmaismus eigen sind; neben jenem Urgeist läßt dieser aber die Götter der älteren Vedalehre als Ausflüsse desselben bestehen, die ihm demnach untergeordnet sind, aber über dem Menschen stehen; sie haben sich aus jenen vedischen Naturmächten hervorgebildet, und wir dürfen vermuthen, daß sich in ihnen besonders die religiösen Vorstellungen der Masse des Volkes darstellen, die man in Indien von jeher nicht als leer und falsch der höheren Einsicht gegenüber darzustellen, sondern sie mit ihr zu vermitteln bemüht gewesen. Als die obersten dieser Götter treten uns der männliche Brahmâ, als schaffendes, Vischnu als erhaltendes und Çiva als zerstörendes Prinzip entgegen, und die beiden Letzteren sind es, denen sich, als der alte Glaube bereits erschüttert ist, die Verehrung der späteren Zeit zuwendet. Vischnu namentlich tritt nachher fast ganz an die Stelle des geschlechtlosen Brahma, und die oben angegebene Lehre der Vèdânta-Philosophie wird mit einigen Abweichungen die seiner Anhänger. Bereits in dem großen Heldengedichte Mahâbârata tritt diese Auffassung hervor, denn es heißt im Eingange desselben, wo das ganze Gedicht einem Baume verglichen wird, daß Krischna (oder Vischnu), Brahma (der geschlechtslose) und die Brahmanas die Wurzel desselben seyen, und daher wird das ganze Gedicht auch der Veda oder die heilige Schrift des Krischna genannt. Weiterhin wird dann gesagt, daß er das wahre und rechte, das reinigende und reine sey; das ewige Brahma, das höchste, unwandelbare, ewige Licht, dessen himmlische Werke die Weisen erzählen. Er ist Seyn und Nichtseyn, und aus diesem Nichtseyn ging Alles hervor, Ursprung und Entwickelung, Geburt, Tod und Wiedergeburt; er ist die höchste Seele, in ihm sind die Eigenschaften der fünf Elemente, ist Anfang und Ende unenthüllt, und sein Bild erblickt der Fromme in der eigenen Seele wie in einem Spiegel. Diese Lehren hat gegen Ende des zwölften Jahrhunderts Râmânuga zu den seinigen gemacht und eine Sekte begründet, welche sich die der Râmânugas (oder Çrîsampradâjis oder Çrivaischnavas) nennt. Sie scheiden sich von der Lehre des Vèdânta nur durch einige Abweichungen, wohin namentlich gehört, daß sie behaupten, Vischnu, d. h. Brahma, sey mit Qualitäten, und zwar allen guten, begabt, während Gott nach dem Vèdânta eigenschaftslos ist in dem Sinne, daß Eigenschaft eine Individualität voraussetzt; ferner, er existire in doppelter Form, als Weltgeist und Materie, als ersterer in den organischen Wesen, deren Seelen aber von der Allseele verschieden seyen. — Diesen Lehren der Vischnu-Verehrer gegenüber hat sich, aber ebenfalls schon frühzeitig, die Verehrung des Çiva oder vielmehr seiner Çakti, seines Prinzips, welches das zerstörende ist, entwickelt, und zwar verehrt man es unter der Gestalt der Bhavani oder Durgâ, der Gattin Çiva's. Diese Çivaiten glauben, daß Gott die Welt geschaffen hat, halten ihn aber nicht für die substantielle, sondern nur für die materielle

*) Zum erstenmal aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt (von Dr. G—r). Mit einem Vorwort eingeführt von Karl Rosenkranz. Königsberg, bei Theod. Theile, 1842.

Ursache derselben. In demselben Maße, wie der Kultus der Vischnuiten ein milder und freundlicher, ist der ihrige ein wilder und unmenschlicher und führt Menschenopfer und andere Verirrungen in seinem Gefolge.

Alle im Vorhergehenden kurz entwickelten Religionen erkennen die Scheidung des Indischen Volks in Kasten und die Autorität der Vedens als heiliger Schriften an, aber diese hat eine unmittelbar aus dem Graßmaismus hervorgegangene neue Religionsform vollständig aufgegeben, nämlich der Buddhaismus, der sich im heutigen Indien in der Provinz Behar (von den Buddha-Tempeln oder vihâra» so genannt) unter seinem Stifter Buddha im 6ten Jahrhundert v. Chr. entwickelt und im Verlauf der Zeit die größere Masse der Hinter-Asiatischen Völker zu seinen Anhängern gemacht hat. Was diese Religion ursprünglich über das Wesen der Gottheit gelehrt habe, läßt sich bis jetzt, wo die reinen und ersten Quellen desselben noch nicht genugsam zugänglich sind, mehr vermuthen als mit Gewißheit behaupten; so viel ist aber klar, daß sie ihre ungeheure Verehrung (es giebt nahe an 300 Millionen Buddhisten) hauptsächlich der reinen Moral verdankt, die das Prinzip der Liebe zu allen lebenden Wesen an die Spitze stellt. Mit dieser Religion war ursprunglich wahrscheinlich auch die der Gaina-Sekte identisch, die sich jedoch später mehr von den Buddhisten trennte und namentlich die Kasten-Eintheilung wieder annahm. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Aus dem Leben Herschel's, von Arago.

(Fortsetzung.)

Herschel war jetzt von Amtsgeschäften befreit und im Stande, sich ganz der Astronomie zu widmen. Man muß nicht glauben, daß er sein Glück nur der Entdeckung eines neuen Planeten zu verdanken habe. Diese Entdeckung, die an sich schon hinreichend ist, einen gewöhnlichen Astronomen hochzustellen, diente bei ihm hauptsächlich dazu, auf die außerordentliche Kühnheit des Genius, die er bei der Construction seiner Teleskope gezeigt, die Aufmerksamkeit zu lenken. Denn selbst des Columbus kühner Entschluß, in gerader Richtung westwärts über den unbefahrenen Ocean nach Indien zu segeln, ist kein bewunderungswürdigeres Beispiel von Begeisterung, als das Unternehmen des Organisten von Bath, Alles, was bisher Optiker oder Astronomen in den Mitteln zur Erforschung des unendlichen Raums versucht und geleistet, zu überbieten, und seine Beharrlichkeit, bis er seinen Zweck vollständig erreichte. Als Galilei die Trabanten des Jupiter und die Phasen der Venus entdeckte, hatte er Instrumente, die gewöhnlich nur siebenmal vergrößerten und nie mehr als zweiunddreißigmal. Das Teleskop, womit Huygens den ersten Trabanten des Saturn entdeckte, hatte eine 92mal vergrößernde Kraft. Ein Monstrum-Teleskop, von Auzout in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts konstruirt, welches 300 Fuß lang und daher unbrauchbar war, vergrößerte nur 600mal. Bis man die Mittel entdeckte, durch Refraction entstandene Bilder zu achromatisiren, durfte man nie hoffen, eine starke vergrößernde Kraft in dem Augenglase eines Teleskops hervorzubringen. Nach der Erfindung von achromatischen Linsen freilich war es leicht, die vergrößernde Kraft der Teleskope zu steigern, ohne ihre Länge zu vermehren. Dessenungeachtet war die wissenschaftliche Welt nicht wenig erstaunt, als sie 1782 erfuhr, daß Herschel mit einem 7 Fuß langen reflektirenden Teleskop eine 2000, ja 6000mal vergrößernde Kraft in Anwendung gebracht. „Niemand wird sich wundern", bemerkt Herr Arago, „daß die Leute nur mit Mühe an eine vergrößernde Kraft glaubten, die uns die Berge des Mondes so zeigen muß, wie man den Mont-Blanc von Mâcon, Lyon oder selbst von Genf aus sieht."

Bald nachdem sich Herschel in Slough niedergelassen, faßte er den Plan, ein Teleskop zu errichten, das alle seine früheren Leistungen verdunkeln und ihn der Königlichen Munifizenz, die ihn in Stand gesetzt, seine ganze Zeit seinen Lieblingsstudien zu widmen, nicht unwürdig zeigen sollte. Er fing also an, an seinem großen Teleskop zu arbeiten, das im Jahre 1789 vollendet war. Der eiserne Cylinder dieses Instruments war 39 Fuß 4 Zoll lang und 4 Fuß 10 Zoll weit. Manche, und selbst ausgezeichnete Astronomen, haben geglaubt, daß dieses kolossale Teleskop sich als unbrauchbar erwiesen hat, während Andere meinen, daß er sich nie eines anderen bediente. Beide Ansichten sind gleich falsch. Herschel bediente sich des großen Instruments bei Beobachtungen, die viel Licht erforderten. Aber er fand, daß für gewöhnliche Zwecke die am leichtesten zu handhabenden Instrumente die besten seyen. Ueberdies vergrößern Teleskope nicht bloß wirkliche Gegenstände, sondern auch alle Unregelmäßigkeiten der Atmosphäre, so daß das Zittern des Bildes mit der Stärke des Instruments zunimmt. Herschel fand, daß es in England nicht über hundert Stunden im Laufe des Jahres giebt, während welcher sich mit einem 39 Fuß langen Teleskop und einer tausendmal vergrößernden Kraft Beobachtungen mit einigem Nutzen anstellen lassen. Daraus schloß er, daß er, um mit seinem großen Teleskop den ganzen sichtbaren Himmel so zu beobachten, daß jeder Punkt des Raumes einen Augenblick lang die Musterung passirte, eine Zeit von 800 Jahren brauchen würde.

Das Resultat seiner zwanzigjährigen Erfahrung im Gebrauch von Teleskopen verschiedener Art war eine Abhandlung „über die Kraft, durch Teleskope in den Raum vorzudringen." Hier nimmt er an, daß die Sterne alle von gleicher Größe sind, und daß sie gleichförmig durch den Raum verbreitet sind. Diese Annahmen sind zwar, wie man leicht sieht, nicht streng richtig, aber sie sind es im Großen, wenn von vielen tausend Sternen die Rede ist. So nimmt er an, daß Sterne der zweiten Größe von Sternen der ersten Größe so weit entfernt sind, als die letzteren von der Sonne. Sirius z. B., der glänzendste Stern am Himmel, würde ein Stern zweiter Klasse werden, wenn er doppelt so weit, als jetzt, von uns entfernt wäre. Dreimal so weit würde er ein Stern dritter, und hundertmal so weit ein Stern hundertster Größe werden. Nun fand er, daß er, mit seinem 20 Fuß langen Teleskop 75 mal weiter in den Raum dringen könne, als mit dem bloßen Auge, 96 mal weiter mit einem 25 Fuß langen, und mit seinem großen Teleskop 192 mal weiter als mit dem unbewaffneten Auge. Da nun das unbewaffnete Auge noch Sterne der 7ten Größe unterscheiden kann, so folgt daraus, daß durch das 39 Fuß lange Teleskop Sterne der 1344sten Größe sichtbar würden. Diese Schlußfolge in ihrer ganzen Bedeutung aufgefaßt, giebt überraschende Resultate. Das Licht kann, trotz seiner Geschwindigkeit von 42,000 Meilen in einer Sekunde, den Raum von einem solchen Nebel oder Sternhaufen der 1344sten Größe bis zur Erde in nicht weniger als einer halben Million Jahre zurücklegen. „Folglich," bemerkt Arago, „müssen die Veränderungen, die in Sternen oder Nebeln dieser Klasse stattfinden, schon eine halbe Million Jahre vorüber seyn, ehe wir sie bemerken. Wenn solch ein Nebel z. B. heute unterginge, so würde er von der Erde aus noch eine halbe Million Jahre lang gesehen werden. In diesem Sinne können wir sagen, daß Teleskope uns in den Stand setzen, eben sowohl in die Unendlichkeit der Zeit als in die des Raums hinabzutauchen."

Vor Herschel hatten die Astronomen auf die physische Beschaffenheit der Sterne nur wenig ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Der Charakter seiner Instrumente und die Richtung seines Geistes führten ihn auf ein Feld, das eben so groß und unbegränzt, als unerforscht war. „Der Katalog von Messier, welcher der Akademie im Jahre 1771 mitgetheilt wurde, enthielt 68 Nebel, welche mit 28 anderen, die Lacaille hinzufügte, eine Summe von 96 ausmachten. Dieser Zweig der Wissenschaft nahm einen raschen Schwung, sobald Herschel seine mächtigen Instrumente, seinen seltenen Scharfblick und seine unermüdliche Beharrlichkeit hinzubrachte. Im Jahre 1768 veröffentlichte er in den Philosophical transactions einen Katalog von tausend Nebeln oder Sternhaufen. Drei Jahre später erschien zum Erstaunen der praktischen Astronomen ein zweiter Katalog von ihm, der eben so umfassend war als der erste, und auf diesen folgte im Jahre 1802 ein dritter von 500 Nebeln. Zweitausend fünfhundert Nebel! Das war das Kontingent, das Herschel zu einem Zweige der Wissenschaft lieferte, der vor ihm kaum berührt worden war."

Auch auf die Veränderung der Gestirne richtete er seine Aufmerksamkeit. Der siebente Stern der Plejade ist ein nicht ganz sicheres Beispiel eines untergegangenen Sterns. Die Journale des Astronomen von Slough bieten noch mehrere andere Beispiele, doch das folgende wird genügen. Der Stern, der als der 55ste im Herkules gezählt wird, im Halse des Bildes, ist in Flamsteed's Katalog als ein Stern fünfter Größe aufgenommen. Am 10. Oktober 1781 sah ihn Herschel deutlich und bemerkte, daß er roth war, am 11. April 1782 bemerkte er ihn wieder und bezeichnete ihn in seinem Journal als einen gewöhnlichen Stern. Neun Jahre später war er nicht zu finden, obgleich er wiederholentlich gesucht wurde. So ist der 55ste Stern des Herkules verschwunden. — Wenn alte Sterne untergehen, so ist es eben so gewiß, daß neue Sterne dann und wann hervortreten. Herschel beobachtete auch genau die periodischen Sterne, welche, in regelmäßigen Zeitintervallen ihren Glanz verändern, und er gab Listen der farbigen Sterne. Das allgemeine Resultat seiner Beobachtungen dieser Art war, daß von allen Sternen, die einzeln sichtbar sind, immer einer unter dreißig bemerkbare Veränderungen erfährt.

Die mächtigen Instrumente in Slough dienten dazu, die Meinung vollkommen zu bestätigen, daß die Sterne im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht vergrößert werden; im Gegentheil, je stärker das Teleskop ist, desto kleiner wird der scheinbare Durchmesser des Sterns, indem die Zunahme der wirklichen Scheibe des Sterns mehr als aufgewogen wird durch das, was das Teleskop ihm von der Strahlenkrone nimmt, der er seine scheinbare Größe verdankt. Die Sterne am Himmel gleichen so vielen unserer Sterne auf Erden, bei denen, wenn wir den Flimmer und Schimmer, der sie umgiebt, von ihnen hinwegnehmen, es schwer ist, ihre wahren Verdienste durch irgend eine vergrößernde Kraft bis zu einer schätzbaren Quantität zu steigern. Doch um uns genauer auszudrücken: Herschel fand, daß der scheinbare Durchmesser der Sterne durch Teleskope wirklich vergrößert wird, aber nicht in demselben Verhältniß, wie die vergrößernde Kraft; eine doppelt vergrößernde Kraft zeigt uns den Stern mit einem scheinbaren Durchmesser, der nicht ganz doppelt so groß ist, als der, welchen er vorher hatte. Aber die Vollkommenheit seiner Instrumente und seine Genauigkeit reduzirten diese scheinbaren Durchmesser auf ein viel niedrigeres Maß, als das, welches man ihnen früher beigelegt hatte. Kepler glaubte, der Durchmesser des Sirius betrage vier Minuten; Tycho de Brahe nahm an, daß Sterne der ersten Größe im Allgemeinen einen Durchmesser von zwei Minuten haben. Mit fortschreitender Verbesserung der Instrumente wurden diese Messungen oder Angaben immer kleiner, bis endlich Cassini dem Sirius einen Durchmesser von fünf Sekunden beilegte. Herschel jedoch, der die höchste vergrößernde Kraft anwendete, fand, daß der scheinbare Durchmesser des Hauptsterns in der Lyra ungefähr das Drittel einer Sekunde, und der des Arkturus $\frac{2}{10}$ einer Sekunde betrage, was er für das Doppelte des wirklichen Durchmessers hielt. Wie wichtig diese Beobachtungen sind, geht aus folgenden Bemerkungen des Herrn Arago hervor: „Es kommt viel darauf an, festzustellen, wie viel die Gesichtstäuschungen zu der Größe des Durchmessers beitragen, unter dem wir die Sterne, sey es mit bloßem Auge oder mit Teleskopen, sehen. Man nehme an, die mit bloßem Auge gesehenen Scheiben seyen wirkliche Scheiben, so würden einige

Sterne über 6000 Millionen Meilen im Durchmesser haben. In der That hat man durch Beobachtungen der Parallare gefunden, daß in der Entfernung der nächsten Sterne ein Durchmesser von einer Sekunde einer Länge von wenigstens 27 Millionen Meilen entsprechen würde; hiernach würde der Sirius nach Kepler's Messung dieses Sterns einen Durchmesser von wenigstens 6480 Millionen Meilen haben. Bei Gassendi's und Cassini's Angaben würden manche Sterne immer noch Durchmesser von 270 Millionen Meilen behalten. Herschel's Beobachtungen geben uns für den Durchmesser des Arktur zwei Millionen Meilen, was immer noch das Eilffache des Sonnendurchmessers ist.

Herschel's Bemühungen, die Entfernung der Firsterne zu finden, waren vergeblich, aber doch nicht verschwendet; obgleich er nicht fand, was er suchte, so machte er doch beiläufig nicht weniger merkwürdige und unerwartete Entdeckungen. Bewegungen der Firsterne waren schon früher bemerkt worden, und Fontenelle bemerkt, daß auch unsere Sonne sich bewege. Herr Arago bemerkt: „Bisher blieben die Astronomen innerhalb des Gebiets der Konjektur und der bloßen Wahrscheinlichkeit stehen. Herschel ging darüber hinaus; er bewies, daß die Sonne sich wirklich bewege, daß auch in dieser Beziehung der ungeheure blendende Centralkörper unseres Systems als Stern anzusehen sey, daß die scheinbar nicht zu entwirrenden Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der Gestirne zum Theil aus der Ortsveränderung des Sonnensystems herzuleiten sind, und endlich, daß der Punkt des Raumes, nach welchem unser Sonnensystem sich beständig hinbewege, im Sternbilde des Herkules liege. Dies sind glänzende Resultate. Die Entdeckung der eigenthümlichen Bewegung unseres Systems wird immer eines der Hauptverdienste Herschel's ausmachen."

Aber er ging noch weiter: er zeigte nicht bloß, daß die Sonne ein Stern ist, und in den Bewegungen der Gestirne eine Rolle spielt, sondern auch, daß viele von den Sternen selbst Sonnen und die Mittelpunkte von Systemen sind, und daß es Gruppen von Sternen giebt, die nicht zufällig noch durch Perspektive gebildet sind, sondern die in der That zusammengehören und wirkliche Systeme bilden. Er wies darauf hin, daß es Sterne gebe, die sich um andere Sterne drehen, in kürzerer Zeit, als der Uranus zu seinem Umlauf um die Sonne brauche. Und diese Entdeckungen kamen nicht von einem erhitzten Theoretiker, der genug praktisches Geschick besaß, um seine Ansichten glaubwürdig zu machen, sondern von einem, dessen Leistungen immer von der solidesten Art waren, von einem vollendeten Beobachter, dessen Enthusiasmus seinen Scharfsinn anregte, aber nicht in Fesseln hielt.

Es giebt keinen Zweig der Astronomie, den Herschel mit mehr Recht den seinigen nennen konnte, als den, der von Sternhaufen und Lichtnebeln handelt. Außer dem weiten Spielraum, den ihm dieses entfernte Feld der Forschung für die Uebung seines unternehmenden Scharfsinns darbot, gewährte ihm der Besitz der stärksten Instrumente die außerordentlichsten Vortheile für die Beobachtung der kleineren Sterne. Wie bedeutend diese waren, geht aus der Thatsache hervor, daß er in einem kleinen Lichtflecken, in welchem vor ihm kein Auge einen einzelnen Stern unterscheiden konnte, 14,000 Sterne zu zählen im Stande war. Wir haben gesehen, daß er die Zahl der Nebelsterne von 96 auf 2500 vermehrte. Das allgemeine Resultat seiner Forschungen hierüber wird von seinem Biographen folgendermaßen zusammengefaßt: Nach den Gründen der Wahrscheinlichkeit wird kein vernünftiger Mensch Herschel's Ansicht bestreiten können, daß es wirklich Sterne giebt, die von selbstleuchtenden Atmosphären umgeben sind, und die Annahme, daß diese Atmosphären, indem sie sich verdichten, sich mit den Centralsternen vereinigen oder von ihnen absorbirt werden, so daß sie ihren Glanz erhöhen, wird dann sehr plausibel erscheinen. Die Erinnerung an das Zodiakallicht, diesen ungeheuren leuchtenden Gürtel, der den Aequator unserer Sonne umgiebt und sich fast bis zur Bahn der Venus erstreckt — wird uns dann als eine neue Aehnlichkeit zwischen unserer Sonne und gewissen Sternen entgegentreten, und die Nebel, welche in ihrer Mitte mehr oder minder starke Verdichtungen des Lichts haben, werden sich dann der Phantasie als die ersten Umrisse von Sternen darbieten oder als ein Zustand von Lichtmaterie, der zwischen den gleichförmig verbreiteten Nebeln und den eigentlich sogenannten Nebelsternen in der Mitte steht. Diese Speculationen Herschel's führen zu nichts Geringerem als der Annahme, daß die Bildung neuer Sterne fortwährend vor sich geht, und daß wir der allmäligen Schöpfung neuer Sonnen mit beiwohnen.

Herschel war lange der Meinung, daß alle Nebel aus Sternen bestehen. Später kam er davon zurück und gab zu, daß es Nebel giebt, die nicht Sterne sind. Diese Annahme einer Lichtmaterie, die in einem rohen oder elementarischen Zustand im Universum eristirt, war von großer Wichtigkeit für die Bildung einer Theorie. Die kleinen kreis- oder vielmehr kugelförmigen Nebel können als Lichtmassen, die sich in einem vorgerückteren Zustand der Ausbildung befinden, angesehen werden, und in einigen von diesen, die so groß sind wie ein Zehntel der Oberfläche des Mondes, sind nach Herschel's Berechnung wenigstens 20,000 Sterne. Ihm gehört auch die wichtige Bemerkung an, daß die Nebel meist in Schichten liegen, und daß der Himmel in ihrer unmittelbaren Nähe gewöhnlich ganz sternenleer ist.

(Schluß folgt.)

Italien.

Gegenwärtiger Zustand der Oper in Italien.

Der Fremde, der zum ersten Mal nach Italien kömmt, ist höchlich erstaunt, während der ganzen Saison daselbst nur zwei oder drei Opern zu hören; er kann nicht begreifen, wie ein so bewegliches, so leidenschaftliches Volk es ertragen könne, jeden Tag der Woche, mit Ausnahme des Freitags, dieselbe Partitur beständig sich wiederholen zu lassen. Das ist seltsam, in der That, doch weniger auffallend, als es im ersten Augenblicke scheint, wenn man bedenkt, daß jede Hauptstadt und alle Städte ersten Ranges neben den großen Theatern noch Bühnen zweiter Klasse besitzen, die gegen erstere thätig und oft mit besonderem Glück in die Schranken treten. Neapel ist nicht bloß auf San Carlo, Mailand auf die Scala, Florenz auf die Pergola, noch Rom auf die Tordinona beschränkt. In Florenz besteht noch das Theater Cocomero, das Theater Alfieri, auf welchen Judith Grisi, die Gabussi gesungen haben; in Rom das Theater Valle und das Theater Argentina, für komische Opern und Komödien, das Theater Aliberti für Opern und Schauspiele, das Theater Metastasio für das Drama, ohne die Bühnen dritter Ordnung in Anschlag zu bringen. Man sieht, daß den Theaterfreunden auf diese Weise in allen Italiänischen Hauptstädten vielseitige Genüsse dargeboten werden. Ueberhaupt müssen wir bemerken, daß die Bühnen-Einrichtungen hier durchaus anders sind, denn es giebt weder Repertoir, noch stehende Truppen; für jede Saison wird eine neue Gesellschaft zusammengebracht; man nennt dies die Scrittura, eine durchaus kaufmännische Unternehmung, wobei eine Menge Leute ihr Brod finden. Nur die Chöre, die sehr schlecht und ohne musikalische Bildung sind, bleiben dieselben; es ist ein wahres Wunder, wenn unter der ganzen Masse von Choristen nur Einer Noten lesen kann, den Uebrigen wird Alles wie den Papageien vorgepfiffen. Die Mehrzahl jener Herren, die Abends als Griechen, Römer, Babylonier und Schottische Landleute auftreten, arbeiten den Tag über als Maurer und Seifensieder und benutzen ihre Mußestunden, um in den Theatern einiges Wenige zu verdienen; derselbe Fall tritt auch bei den meisten Orchester-Mitgliedern ein. Als mir in Rom ein Schneider nicht zum bestimmten Tage ein bestelltes Kleidungsstück abliefern konnte, entschuldigte er sich damit, daß sein erster Geselle ihm aus der Werkstatt entwischt sey, um in der Valle Violine zu spielen. Man kann leicht denken, daß ein solcher Mischmasch von Geschäften nur auf Kosten der Ohren des Publikums getrieben werden kann.

Doch gehen wir zu den Komponisten über; wir erwähnten weiter oben, daß es in Italien kein Repertoir gebe; man will immer etwas Neues: der Fremde, der in der Hoffnung nach Italien käme, die Werke der alten Meister dort zu hören, würde sich sehr getäuscht finden, denn es fällt jetzt keinem Impresario mehr ein, Opern wieder in Scene zu setzen, die aus Gluck's oder Mozart's Zeiten herstammen: höchstens wird zuweilen nach langen Zwischenräumen einmal „die heimliche Ehe" wieder aufgeführt. Die Compositionen, die über zwanzig Jahre zählen, sind der jetzigen Generation völlig unbekannt und liegen mit Staub bedeckt in den Archiven vergraben. Nur durch Zufall ist einmal wieder die Rede von Paësiello, Paer, Cherubini und Zingarelli, Spontini's nicht zu gedenken, der niemals in Italien populair war. Von Zeit zu Zeit versucht man es, besonders in Florenz, fremde Productionen zur Aufführung zu bringen, selten aber wird ein solcher Versuch mit Erfolg gekrönt. „Don Juan" hat die Kenner entzückt, die Menge aber gleichgültig gelassen. Der „Crociato" von Meyerbeer hat noch von allen ausländischen Compositionen den meisten Beifall erhalten. „Robert der Teufel", der „Templario" von Nicolai und „Zampa" haben bei weitem nicht so viel Glück gemacht, und nach solchen seltenen Abschweifungen kehrt man immer wieder zur vaterländischen Musik zurück.

Donizetti und Mercadante sind jetzt die beliebtesten Komponisten: von Bellini's Arbeiten haben sich nur „Norma", „Beatrice di Tenda" und die „Puritaner" auf den Theatern erhalten; die anderen gehen selten in Scene und werden bloß für den Fall aufgespart, daß eine neue Oper nicht gefallen sollte. „Moses" und „Semiramis" ausgenommen, werden Rossini's Opern nur noch auf kleinen Theatern gegeben, und der einst so berühmte „Tancred" ist ganz in Vergessenheit gerathen. In Italien altert nichts so schnell als eine Oper; die Schuld davon liegt freilich an den Komponisten, die mit einer beklagenswerthen Leichtfertigkeit sich Werke aus den Aermeln schütteln; Bellini allein macht eine rühmliche Ausnahme, denn er hat nur sechs Opern geschrieben. Sobald ein Maestro dem Publikum zu gefallen anfängt, stürmt er mit verhängtem Zügel auf seiner Laufbahn einher, und wenn er das Jahr über nur vier Opern fabrizirt, so hat er sich gewaltig gemäßigt. Ein Gedicht aufzutreiben, ist die schwierigste Aufgabe; man hat die Mythologie, die alte Geschichte, das Mittelalter, Goldoni, Giraud, Beaumarchais, Scribe, Walter Scott und Victor Hugo ausgebeutet, es herrscht eine wahre Hungersnoth im Reiche der Libretti, und oft bearbeiten zwei Komponisten denselben Text. Der fruchtbarste und schnellste Maestro ist ohne Zweifel Donizetti, und es bedurfte wahrlich nicht mehr des goldenen Sporns, den ihm der Papst verlieh, um seinen Schöpfungstrieb noch mehr zu stacheln.

D o n i z e t t i steht noch in der Blüthe [illegible]er Jahre, und ohne Uebertreibung kann man annehmen, daß er wohl hundert Opern geschrieben hat: sechzehn für San Carlo, worunter die vorzüglichsten: „l'Assedio di Calais", „Lucia di Lammermoor", „Roberto d'Evereux" sind; fünf für Rom: „Zoraide di Granata", „l'Ajo nell' imbarazzo", „Olivio Pasquale", „Torquato Tasso" und „Adelia"; acht für Mailand: „Giovanni da Parigi", „Anna Bolena", „Lucrezia Borgia", „l'Elisire d'amore", „Gemma di Vergy", „Maria Padilla" und andere; zwei für Florenz: „Parisina" und „Rosmonda"; sechs für Venedig, worunter „Belisario" und „Maria di Rudenz": für Wien „Linda di Chamouni"; überall ist man begierig auf seine Musik und singt sie auf allen Theatern von Lissabon bis Berlin. Der glückliche Sterbliche wird gefeiert, mit Ehrenbezeugungen überschüttet, aus allen Theaterkassen sammelt er seine Aerndten und zieht im Triumph durch Italien, Frankreich und Deutsch-

land, überall Partituren aus seinem Füllhorn streuend, deren Textbücher immer viel zu langsam für seine ungeduldige Thätigkeit eingehen. Donizetti ist, wie man zugeben wird, ein bedeutendes Talent, vorzüglich besitzt er alle Eigenschaften, um seine Landsleute zu entzücken, einen unerschöpflichen Ueberfluß an lieblichen Melodieen und dramatisches Feuer, wodurch sich vor allen „Anna Bolena", „Lucia" und „Lucrezia Borgia" auszeichnen. Die Ungher und Herr Moriani mit ihren bezaubernden Stimmen, so wie Coselli mit seinem mächtigen Baß, haben besonders zu dem großen Erfolge der Opern dieses Meisters viel beigetragen.

Mercadante hat viel weniger als sein Nebenbuhler geschrieben und erfreut sich keines so hohen Rufes. Seine Compositionen entzücken und reißen für den Augenblick nicht so fort, sie sind aber gelehrter, mehr durchgearbeitet und machen im Salon dieselbe Wirkung wie auf der Bühne. Die beste seiner Arbeiten ist bis jetzt „der Schwur"; seine letzte Oper „der Regent" ist vor kurzem mit großem Beifall in Turin aufgeführt worden; das Süjet ist der Schottischen Geschichte entlehnt, aus der Zeit, wo Graf Murray, der Halbbruder der Königin Maria Stuart, Regent war.

Nach diesen beiden Meistern, die jetzt auf den Italiänischen Bühnen herrschen, folgt **Paccini**. Seine ersten Arbeiten wurden beifällig aufgenommen, auf die Länge aber merkte man, daß es nur Füllwerk sey, mit einigen glücklichen Ideen untermischt. Mehrere Jahre hindurch hatte man gar nichts von ihm gehört; jetzt ist er wieder, doch ganz als derselbe, in die Schranken getreten; seine Musik ist sanft und lieblich, aber ohne dramatische Begeisterung. Die beste Paccinische Oper ist „Sappho", denn hier werden die Fehler durch große Schönheiten aufgewogen, und die Hauptrolle ist mit echter Meisterhand gezeichnet. **Ricci** hat einige komische und halb ernste Opern geschrieben, die dem Publikum gefielen, „la Prigione d'Edinburgo", „Corrado d'Altamura", „Aventure di Scarmuccia", es fehlt denselben nicht an Bewegung und Melodie, doch wimmeln sie von Reminiszenzen. In diesem Punkte sind überhaupt die jetzigen Italiänischen Komponisten nicht sehr schwierig, und es würde eine Riesenarbeit seyn, alle Plagiate aufzuzeichnen, die in ihren Arbeiten vorkommen. Die unzählige Menge der Tonsetzer niedrigeren Ranges übergehen wir ganz mit Stillschweigen und heben noch **Verdi** in Mailand hervor, der mit der Oper „Oberto" auftrat und später noch „Nebucadnezar" komponirte: seine letzte Arbeit ist „Lombardi alla prima crocciata". Verdi weicht von der gewöhnlichen Straße ab; nicht durch Bravour-Arien, sondern durch Ensemblestücke und Chöre sucht er Effekt zu erzielen; wenn das Publikum sich ferner noch so günstig für ihn ausspricht, wie bis jetzt, so wird sein Beispiel wohl Nachahmer finden, und es könnte vielleicht dadurch eine Verbesserung in den Sänger-Personalen bewirkt werden. „Nebucadnezar" ist in edlem und erhabenem Styl geschrieben; die Chöre sind darin das Hervortretendste und sehr ausdrucksvoll gearbeitet, die Solo's aber stehen nicht auf gleicher Höhe; das Dramatische ist darin überwiegend gegen den Gesang, und man vermißt in der ganzen Musik jene einschmeichelnden und leichten Melodieen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums fesseln und sich sogleich dem Ohre einprägen. Der junge Komponist verräth jedoch eine fruchtbare Phantasie, einen gewählten Geschmack, und mit diesen Eigenschaften vereinigen sich ernste Studien und eine vollkommene Kenntniß aller Hülfsquellen seiner Kunst.

So steht es jetzt mit der Oper in Italien. Was die Dichter, die Verfasser der Textbücher betrifft, so nimmt man von ihnen gar keine Notiz, und man muß wirklich erstaunen, wenn aus der Menge derselben noch ein Mann von Talent auftaucht. In den Textbüchern, die **Felice Romani** für Bellini gedichtet hat, ist manches Schöne enthalten, jetzt scheint derselbe aber den schönen Wissenschaften entsagt zu haben, um sich ganz der Politik zu weihen, denn er ist Haupt-Redacteur der „Gazetta di Torino". In seinen lyrischen Dramen ist die Exposition gewöhnlich etwas verwirrt, wie unter Anderem in der „Straniera"; freilich trägt der schlechte Roman des Herrn von Arlincourt, dem der Stoff entlehnt ist, auch einen Theil der Schuld. Wenigstens versteht es Romani, musikalische Situationen herbeizuführen, und seine Verse sind immer melodisch, so daß er der beste der Libretto-Dichter Italiens genannt werden kann. Wir möchten noch **Salvatore Cammerano** anführen, der sehr fleißig ist und die Bühne kennt, aber er kann nicht schreiben, und seine Arbeiten strotzen von Gemeinplätzen. Das Textbuch zu der Verdischen Oper „die Lombarden" ist von **Temistocle Solera** und einem Heldengedicht von Tomasio Grossi entlehnt.

Jetzt hätten wir noch von den Sängern und Sängerinnen zu sprechen; wir können uns aber kurz über dies Kapital fassen, das nicht die glänzende Seite der Italiänischen Bühnen bespricht, weil die großen Berühmtheiten nach Paris und London auswandern. Das Ausland, welches seine Virtuosen aus Italien entlehnt, liefert ihm deren auch wiederum, wie **Sophie Löwe**, die **Schoberlechner**, die **Marty**, die **Novello** und Andere. Die berühmtesten Italiänischen Sängerinnen sind die **Frezzolini**, **Tadolini**, **Brambilla**, **Strepponi**, **Gabusi**; die vorzüglichsten Tenore: **Ronconi**, **Moriani**, **Poggi**, **Corelli**. Leider altern in Italien die Stimmen eben so schnell wie die Opern, in fünf bis sechs Jahren sind sie abgenutzt. Fast alle Abende in der Woche sehr lange und sehr angreifende Partieen zu singen, und zwar während des ganzen Karnevals, das hält selbst die kräftigste Organisation nicht lange aus, und dabei sind noch nicht einmal die beschwerlichen Reisen von einer Stadt zur anderen in Anschlag gebracht.

(Gaz. musicale.)

Mannigfaltiges.

— **Glosse zur Russischen Geschichte.** Bei Gelegenheit des Dolgorucky'schen Buchs über den Russischen Adel haben sich mehrere Blätter über die Vorrechte der alten Moskowitischen Aristokratie verbreitet und unter Anderem erwähnt, daß der Zar, weit entfernt, wie in neueren Zeiten unumschränkte Macht zu besitzen, dem Herkommen zufolge nur mit Gutheißen der Bojaren Gesetze erlassen konnte. Dieses werde durch die Formel bestätigt, die allen legislativen Verfügungen jener Periode voranzugehen pflegte: Zar prikasal i Bojare uložili (der Zar hat befohlen und die Bojaren haben festgesetzt) — welche sich aber, wie man zugefügt, in keinem Russischen Werke neuerer Zeit findet. Diese Behauptung ist jedoch ungenau, da man jene Formel mit denselben oder ähnlichen Worten bei den meisten Russischen Schriftstellern antrifft, die sich mit der Geschichte und den Alterthümern ihres Landes beschäftigen. Der bekannteste unter ihnen, **Karamsin**, bemerkt in seiner Istoria Gosudarstwa Rossijskago (Bd. VII., S. 181) bei der Regierung des Großfürsten Wassilji Johannowitsch (1505—1533), daß die Vornehmen mit diesem Herrscher unzufrieden waren, da er keinen Widerspruch duldete, obgleich er alle Verordnungen „im Namen der Bojaren" erließ. „Sein Vater Johann", äußerten sie, „habe diese Formel nicht gebraucht, hörte aber dennoch gern auf den Rath seiner Untergebenen." Auch Johann Wassiljewitsch der Zweite schrieb in seinen Ukasen: My uložili s bratjami i Bojarami — Wir haben mit unseren Brüdern und Bojaren verordnet" — (S. dasselbe Werk Bd. VIII., S. 107), welcher Ausdruck sich auch in dem von diesem Fürsten herausgegebenen und auch in neuerer Zeit öfters wieder aufgelegten Sudebnik findet. Uebrigens war dies, wie es scheint, eine bloße Redeweise, die auf die Handlungen der Zaren keinen Einfluß hatte, deren unbeschränkte Macht aus der Geschichte jener Periode nur zu sehr hervorgeht.

— **Wanderungen in Spanien, von Mrs. Romer.** *) Die in der Englischen Literatur nicht unbekannte Verfasserin dieses Werks machte, wie sie uns erzählt, im Sommer 1842 einen Ausflug von Paris nach dem südlichen Frankreich und schiffte sich zu Marseille nach Barcelona ein, von wo aus sie ihre Reise nach Valencia, Malaga, Granada, Cadix und Sevilla fortsetzte. Ihre Skizzen dortiger Zustände erhalten durch die Ereignisse, die sich daselbst in diesem Augenblicke zutragen, ein besonderes Interesse; sie schildern die Physiognomie des Landes und den Charakter der Nation mit flüchtigen, aber lebhaften Pinselstrichen. Der Eindruck, den **Barcelona** auf die Touristin hervorbrachte, wird von ihr folgendermaßen beschrieben: „Wir fuhren durch mehrere Esplanaden, schweigende Straßen und offene Plätze, und wunderten uns eben, so wenige Menschen in einer, allem Anschein nach so bedeutenden Stadt zu erblicken, als eine plötzliche Biegung uns zu einem schönen öffentlichen Spaziergang führte, der an beiden Seiten mit ansehnlichen Gebäuden besetzt und von herrlichen Bäumen überschattet war, unter deren üppigem Laube gedrängte Reihen von Müßiggängern auf und ab paradirten. Die gemächlichen Bewegungen dieser zahlreichen Versammlung gaben sogleich zu erkennen, daß ihr einziges Geschäft darin bestehe, zu sehen und gesehen zu werden. Hier bemerkten wir Gruppen von Offizieren, die eine große Mannigfaltigkeit von Uniformen und kriegerischen Decorationen zur Schau trugen; dort einen Haufen von Priestern in schwarzen Chorröcken und schaufelförmigen Hüten — dem Kostüm des Basil im „Barbier von Sevilla"; dann Stutzer, den flaneurs der Pariser Boulevards ähnlich, mit mittelalterlichen Bärten, wallenden Locken à la renaissance, Schnurrbärten und Royales — diesen lächerlichen Anhängseln der geschmacklosen männlichen Tracht unseres Zeitalters — und zerlumpte Buben, die kleine irdene Becken mit glühenden Kohlen umherreichten, an welchen Erstere ihre Zigarren ansteckten. Die bemerkenswertheste Erscheinung in dieser Scene — diejenige, welche ihr den Stempel der Nationalität aufdrückte und sie von allen anderen unterschied — waren die mit den Gruppen vermischten weiblichen Gestalten. In der zierlichen Spanischen Tracht gekleidet, die zugleich die würdevollste und reizendste, die einfachste und eleganteste ist, die je erfunden wurde, schwebten die Señoras einher, indem sie mit der einen Hand die Falten ihrer Mantillas kokett unter dem Kinn zusammennahmen und mit der anderen einen großen, ausgebreiteten, glänzenden Fächer über ihre blitzenden Augen hielten, um sie vor den Strahlen der Sonne zu schützen, die so eben mit ungewohnter Gluth hervorgetreten war. Wie es schien, wollte sie unseren ersten Blick auf dieses echt Spanische Schauspiel mit ihrem prächtigsten Kolorit färben, welches durch den Gegensatz noch ergreifender wurde, den es zu den schweigenden Straßen bildete, durch die wir zuerst gekommen waren."

*) Man sehe Nr. 91 des Magazins, Art. „Mannigfaltiges".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Freitag den 11. August 1843.

England.

Die Kirche in Irland.*)

Die Bewegungen in Irland haben zum Theil ohne Zweifel ihre zufälligen Veranlassungen. Die Macht der Torys und die eigenthümliche Stellung O'Connell's haben einen großen Einfluß auf sie geübt; doch zu glauben, daß ein Wechsel des Ministeriums oder die Entfernung O'Connell's in Irland den Frieden zurückbringen würde, hieße sich arg täuschen. Nicht O'Connell hat die Bewegungen geschaffen, sondern die Bewegungen O'Connell. England hat es sich bald zum Gesetz gemacht, sich mit den Irländern nur zu beschäftigen, wenn diese durch ernste Unruhen die Blicke gewaltsam auf sich lenken. Sobald der Friede äußerlich wieder hergestellt ist, fällt England in seinen stolzen Indifferentismus zurück. So oft es jedoch auch noch gelingt, diese Unruhen zu beschwichtigen, sie werden stets wiederkehren, so lange ihre tieferen allgemeinen Ursachen nicht weggeräumt sind. Es hat Aufstände in Irland vor O'Connell gegeben, und sie werden mit ihm nicht aussterben. O'Connell rühmt sich mit Recht, daß durch ihn an die Stelle der blutigen Empörungen, welche Irland einst verwüsteten, so zu sagen geregelte Unruhen getreten sind, in denen das Volk einem bestimmten Ziel bewußt entgegenarbeitet. England kann leicht den Stab über ihn brechen und vor der Welt alle Verantwortlichkeit ihm aufbürden; im Geheimen fühlt die Englische Regierung wohl, daß sie ihm eine größere Macht zuschreibt, als er ihrer eigenen Ueberzeugung nach besitzt. Individuen können den Gährungsstoff, der sich im Volke entwickelt hat, zum Ausbruch treiben, doch sie können ihn nicht erzeugen. Wenn in Irland die Elemente zu einer Revolution nicht vorhanden wären, so würde O'Connell nicht so mächtig seyn. Indem er den Neigungen des Volkes schmeichelte, könnte er eine vorübergehende Revolte hervorrufen, doch ungeachtet all' seiner hohen Naturgaben könnte er nicht eine ganze Nation von einem einzigen Gefühl, von einer einzigen Idee erfüllen, wenn dieses Gefühl, diese Idee nicht längst in den Herzen gelebt hätte. Nicht Sir Robert Peel, nicht Lord John Russell, nicht O'Connell haben bewirkt, daß England und Irland sich so feindlich gegenüberstehen; die Wurzel alles Unheils ist die kirchliche Verfassung Irlands, die protestantische Irländische Kirche.

Die protestantische Kirche ist in Irland die fremde Kirche, die verhaßte Kirche, die im Gefolge der Eroberer eingedrungen ist und als der lebendige Zeuge einer vierhundertjährigen Tyrannei dasteht. So lange diese exotische Pflanze das Mark des Volkes einsaugt, so lange sieben Millionen Menschen in Irland ihre National-Religion unterdrückt sehen, so lange wird Irland den Frieden nicht kennen, und so lange wird ihn auch England nur scheinbar genießen. Lord John Russell sagte erst vor kurzem noch im Unterhause: „Der politische Zustand Irlands ist nicht wieder geordnet worden seit dem Gesetz, welches auf der Fiction beruhte, es gebe keine Katholiken in Irland, welches überall nur Protestanten sah, weil es sie sehen wollte. Viele der gegenwärtigen Einrichtungen gründen sich noch auf diese Fiction. Man hat die Katholiken zum Genuß der politischen und bürgerlichen Rechte zugelassen; man gestalte Irland denn nach den Bedürfnissen um, die man durch die Emancipations-Akte als vorhanden eingesteht."

Und Lord John Russel fügte mit der ganzen Bedeutsamkeit, die sein Name, sein Charakter und sein Talent seinen Worten verleihen, hinzu, daß es unmöglich sey, die Irländische Kirche in der Verfassung zu lassen, die sie gegenwärtig noch hat. Zwar geht er über dieses Geständniß nicht hinaus; obwohl Haupt der liberalen Partei, vergißt er nicht, daß er Protestant und Engländer ist; doch wer nicht blind für die Oberhoheit der Englischen Kirche schwärmt, zieht sich den Schluß selbst.

Weshalb soll Irland immerfort für England und Schottland zahlen? Weshalb wird die kirchliche Frage in Irland nicht als eine Frage, die Irland betrifft, behandelt? Alle, denen die Glaubensfreiheit am Herzen liegt, erschreckt an der protestantischen Kirche in Irland die doppelte Schattenseite, daß sie die vom Staate gebotene ist und zugleich die, zu welcher nur die entschiedene Minorität der Bevölkerung sich bekennt. In allen anderen Ländern, in denen eine Staats-Religion existirt, hat dieselbe wenigstens die Entschuldigung, daß sie die Religion der Majorität ist; doch in Irland sehen wir die traurige, widernatürliche Erscheinung, daß der Staat eine Kirche aufrecht hält, die dem Volke gleichgültig ist oder von ihm verabscheut wird. Man wird mir vielleicht einwenden, daß ich Irland als unabhängig, nicht als einen Theil des vereinigten Großbritaniens betrachte; doch hat Schottland nicht eine Staats-Religion, welche die Religion der Majorität, und eine Kirche, welche von der Englischen getrennt ist? Wenn es England als Prinzip aufstellt, daß der Staat nur eine einzige Religion anerkennen dürfe, weshalb wendet es dieses Prinzip nicht auf Schottland an? Weshalb ist der presbyterianische Kultus durch Privilegien geschützt, die dem katholischen versagt werden? England hat seine National-Kirche, Schottland hat sie; doch Irland hat eine fremde Kirche. Die Englische und die Schottische Kirche haben die Mehrzahl der Bewohner für sich und das Faktum der Existenz, welches zuletzt stets zum Recht wird; die Irländische Kirche hat nichts für sich als das Gebot des Staates, doch dieses Gebot an sich reicht noch nicht hin, um den politischen Angelegenheiten selbst, wie viel weniger, um den kirchlichen Geltung zu verschaffen. Als der despotische Heinrich VIII. sich in England zum Haupte der Reformation erhob, machte er durch die Einziehung und Wiedervertheilung der Kirchengüter Proselyten. Unter Elisabeth wurde diese Umwandlung fortgesetzt; doch was vor Allem dazu beitrug, daß der Protestantismus in England tiefere Wurzeln schlug, das war der wesentlich nationale Charakter, welchen er hier annahm. Die Nation sah im Katholizismus eine Tyrannei des Papstthums, und um dieses fremde Joch abzuschütteln, wurde sie protestantisch; denn der Protestantismus war ihr eigenes Werk. Der König und die Edlen standen an der Spitze dieser Auflehnung gegen den Römischen Stuhl, daher wurde ihnen die höchste Gewalt übertragen, und daher ist die Anglikanische Kirche eine politische Kirche. In Schottland ging die Bewegung vom Volke aus und stieg zu den Großen empor, doch obgleich sie sonach die entgegengesetzte Richtung wie in England nahm, trug sie doch denselben nationalen Charakter an sich. Die Englischen Herrscher versuchten wiederholt, die Episkopal-Kirche in Schottland einzuführen, doch dies knüpfte die Schottländer nur noch fester an ihren ursprünglichen Kultus; England wurde genöthigt, zu kapituliren und in Schottland eine unabhängige Kirche anzuerkennen.

Dieses Faktum, daß die presbyterianische Kirche in Schottland von Staats wegen sanctionirt ist, hat für die Entscheidung der kirchlichen Frage in Irland die höchste Wichtigkeit; denn es beweist, daß es nicht gegen das Prinzip der Englischen Regierung ist, den Irländern in ihren heiligsten Wünschen zu willfahren, sondern daß dies bloß in die übrigen Pläne der Englischen Regierung nicht paßt. Schottland hat man wie ein selbständiges Land behandeln müssen; Irland möchte man gern nur als eroberte Provinz ansehen, und deshalb wird die nationale Religion Irlands vom Staate verworfen.

Der Protestantismus ist mit den Eroberern nach Irland gekommen; er fand daher von Anfang einen mächtigen Widerstand, der nicht bloß in der Religion, sondern in der gesammten Nationalität des Irischen Volkes seinen Grund hatte. Heinrich VIII. und Elisabeth thaten in Irland, was sie in England gethan hatten, sie konfiszirten alle Kirchengüter; doch das Volk hing fester als je an seinen vertriebenen Priestern. Es besteht in Irland ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Priestern und Volk, wie man es vielleicht in keinem Lande wiederfindet. Dieses Vertrauen schreibt sich noch aus der Zeit der Normännischen Eroberungen her; damals theilte der Irländische Klerus muthig das Loos des gesammten Volkes, und er zeichnete sich damals durch seine Bildung aus; er bestand größtentheils aus Irländern, welche die Spanischen Universitäten besucht hatten, oder aus eingewanderten Spaniern.

Dieses wechselseitige Vertrauen war vorzüglich der Grund, weshalb die Klostergüter nach der Eroberung Heinrich's II. im Allgemeinen unverletzt blieben. Die Klöster wurden das Asyl des Volkes, und die Eroberer hatten beinahe vier Jahrhunderte zu kämpfen, ehe sie ihr Werk mit Hülfe der Reformation durchsetzten. Damals zog sich das Band, welches Volk und Kirche bereits umschlang, noch enger zusammen, da jetzt die Priester verfolgt wurden. Der Haß gegen die Engländer wurde erst jetzt auch ein entschieden religiöser; man sah in ihnen von nun an nicht bloß Sachsen, sondern auch Ketzer.

Die ersten sechzig Jahre nach Einführung der Reformation in Irland sind die blutigsten der Irländischen Geschichte. Die reichen Kirchengüter wurden zum Theil der protestantischen Geistlichkeit, zum Theil dem Englischen Adel überwiesen. Die protestantischen Geistlichen, welche fast alle aus Engländern bestanden, hielten sich in England auf, nicht in Irland. Sie verzehrten in ihrem Vaterlande die Einkünfte, die sie aus dem eroberten Reiche bezogen. Ihre Pfründen überließen sie Pächtern, welche eine bestimmte Summe zahlten und dafür zugleich das Recht erhielten, die Grundbesitzer nach Lust oder Be-

*) Nach der Revue des deux Mondes.

dürfniß zu drücken. Dieser Mißbrauch der Geistlichkeit ist eine Haupt-Veranlassung zum Unglück des Volkes geworden. Die katholische Geistlichkeit behielt jedoch ihren Einfluß auf Irland; ungeachtet der strengsten Verbote, dauerten die Verbindungen zwischen Irland und Spanien fort.

Hellere Tage schienen für Irland aufzusteigen, als die Revolution von 1640 Karl I. zwang, zu den Katholiken in Irland seine Zuflucht zu nehmen; doch Cromwell's Arm traf das unglückliche Land bald nur um so härter. Wo Cromwell hingetreten war, lag das Land verwüstet, und die Irländer zittern noch jetzt, wenn sie den Namen des Protektors hören. Die Herrschaft Cromwell's war die gefährlichste Probe, welche der Katholizismus in Irland zu bestehen hatte, denn Cromwell's Scharfsinn erkannte, daß man die Nation nicht bloß zur Verleugnung des Katholizismus zwingen, sondern daß man sie zum Protestantismus bekehren müsse. Kinder wurden ihren Aeltern entrissen und protestantischen Erziehern übergeben; die protestantischen Geistlichen so wie die protestantischen Grundeigenthümer wurden gezwungen, in Irland zu wohnen, und die Gesetze, welche man zur Ausrottung des Katholizismus gab, waren so grausam, daß in weniger als zwei Jahren beinahe die gesammte katholische Bevölkerung sich nach Connaught geflüchtet hatte. Diese Provinz war das einzige Asyl, welches ihnen noch offen blieb, und daher kommt das Irländische Sprüchwort: Geh zum Teufel oder nach Connaught.

Nach Cromwell erhob sich der Katholizismus wieder kühn wie ein Baum, den der Sturm gebeugt hat. Die Restauration und die Regierung Karl's II. und Jakob's II. gewährten ihm einige Ruhe. Doch die Erholungsfrist war kurz; die Revolution von 1688 führte wiederum die ausschließliche Herrschaft des Protestantismus ein. Von jetzt an folgten Gesetze auf Gesetze, welche zur Unterdrückung des Katholizismus gegeben wurden und sich an Härte und Grausamkeit gegenseitig überboten. Nicht der Irländer, sondern der Katholik wurde verfolgt, und so ist noch jetzt der Kampf zwischen England und Irland kein Kampf der Nationalitäten, sondern der Religionen. Die hohen Prinzipien der religiösen und politischen Freiheit, der philosophische Liberalismus, welcher auf das kräftigste durch die Amerikanische und Französische Revolution ausgesprochen wurde, konnte auch auf die Irischen Zustände nicht ohne Einfluß bleiben. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhielten die Katholiken das Recht, bei den Wahlen mitzustimmen. Das Recht, gewählt zu werden, mußte auf das Recht des Wählers folgen: und bekanntlich haben die Torys 1829, durch die öffentliche Meinung dazu gedrängt, die Emancipation der Katholiken selbst beantragt.

Lord Alvanley macht in seiner scharfsinnigen Broschüre über den gegenwärtigen Zustand Irlands bei Besprechung der Emancipations-Akte die sehr richtige Bemerkung, daß sie keinem der materiellen Leiden des Volkes abhalf, weil sie ihm nur politische, nicht religiöse Rechte einräumte. Die Irländer mußten den hohen Zehnten fortzahlen und sie standen nach wie vor unter der drückenden Gerichtsbarkeit der Geistlichen. Die Emancipations-Akte erregte daher in England sowohl als in Irland nur Unzufriedenheit; in England, weil sie ein Vorrecht der Protestanten aufgab, in Irland, weil sie die Last, unter der das Volk seufzte, nicht verminderte, indem dieses noch immer zwei Kirchen unterhalten mußte.

Doch sobald Katholiken in das Parlament aufgenommen wurden, begann Irland, einen größeren Einfluß auf die Englische Politik überhaupt zu üben; zwölf Jahre lang hat es sie beherrscht, seit zwei Jahren verwirrt und gegenwärtig paralysirt es sie. Die Emancipation der Katholiken und die Juli-Revolution machten es den Whigs möglich, wieder zur Herrschaft zu gelangen, und nur mit Hülfe der Irländer setzten sie die Parlaments-Reform durch. Die liberale Partei in England ist die natürliche Bundesgenossin der katholischen in Irland. O'Connell und seine Freunde beschleunigten die politischen Reformen eben so sehr wie Lord John Russell und sein Anhang die religiösen. „Der Schutz aber, welchen die Whigs den Irländern zu Theil werden ließen, wurde ein Hauptgrund zu ihrem Sturze. Es scheint hiernach unmoglich, daß die Englische Staats-Religion je zur National-Religion werde. Das Blut, welches Jahrhunderte lang bei der Verfolgung des Katholizismus geflossen ist, hat denselben nur zu neuem Wachsthum befruchtet und seine Wurzeln gekräftigt. Die katholische Geistlichkeit hat noch immer einen großen politischen Einfluß auf das Volk, einen groẞeren als die Englische Regierung selbst. Die Geistlichen waren bis zur Französischen Revolution größtentheils Zöglinge der Spanischen, Italiänischen und Französischen Seminare. Sie waren wegen ihres streng tugendhaften Lebens und wegen der Milde, mit der sie das Volk behandelten, allgemein beliebt. Die Revolution und die Napoleonischen Kriege unterbrachen die religiöse Verbindung Irlands mit dem übrigen Europa: der Irische Klerus konnte sich bald nicht mehr seiner früheren wissenschaftlichen Bildung rühmen, doch er blieb eben so populair. Ja, da die jungeren Priester oft den untersten Ständen angehörten und mit Fanatismus die bisweilen unüberlegten, doch stets patriotischen Pläne des Volkes theilten, knüpften sie die Masse nur noch fester an ihre Herrschaft. Heute herrschen die Priester in Irland unumschränkt, und das Volk ist nur ein Werkzeug in ihren Händen. Die Englische Regierung sollte sich daher durch die Erfahrung belehren lassen, daß keine politische Gewalt die Irische National-Religion je ausrotten, kein Strafgesetz der Herrschaft des Irischen Klerus je ein Ende machen wird. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Aus dem Leben Herschel's, von Arago.

(Schluß.)

Der Lieblingsgegenstand von Herschel's Betrachtung war die Milchstraße. Auch diese hielt er für eine Schicht von Sternen, in deren Mitte fast unsere Sonne ist. Aber dies war nicht die Speculation eines bloßen Theoretikers. Obgleich sein kühner Genius die Gränzen der Astronomie weiter hinausgerückt hat, so verdankt doch diese Wissenschaft mehr seinem praktischen Geschick als seinen glücklichen Konjekturen. Er war der Erste, der, nach seinem eigenen Ausdruck, den Himmel wirklich ausmaß. Die Anzahl der Sterne, die man in einer hellen Nacht am Himmel sehen kann, ist 3000. Nun fand Herschel, indem er die Sterne in gegebenen Räumen berechnete, wo das Sternenlicht gleichmäßig verbreitet ist, daß in dem Raum von 5 Graden in der Milchstraße wenigstens 331,000 Sterne sind. Auch bewies er aus Tausenden von Beobachtungen, daß die Weiße der Milchstraße nicht diesen Massen von erkennbaren Sternen zuzuschreiben ist, sondern der Anhäufung von Sternen, die zu klein sind, um unterschieden werden zu könnnen. Die rohe Lichtmaterie spielt hier unter Haufen von Sternen eine untergeordnete Rolle.

Auch die Sonne theilte die besondere Aufmerksamkeit des Astronomen von Slough. Das Licht derselben kommt nach ihm nicht von dem Kern dieses Korpers, sondern von einer wolkenähnlichen Substanz, die sich in ihrer Atmosphäre bewegt. Diese Lehre ist jetzt allgemein angenommen: sie empfiehlt sich schon durch ihre Vortheile für Erklärung der Sonnenflecken und der Erscheinungen, welche die Umdrehung der Sonne um ihre Achse begleiten. Herschel glaubte, daß die Sonne bewohnt ist, indem wir uns die Atmosphäre der Sonne so beschaffen denken können, daß der Sonnenkern von der Nähe dieser umgebenden Licht- und Wärmemassen, welche das ganze Sonnen-System beleben, keinen Nachtheil erleidet. Wie Herr Arago bemerkt, lassen sich zu Gunsten dieser Meinung noch andere und bessere Gründe anführen.

Wir können nicht umhin, einen Augenblick von der ernsten Betrachtung dieser Speculationen und Entdeckungen hinweg auf das Schicksal eines unfreiwilligen Mitarbeiters Herschel's unsere Blicke zu werfen. Hätte Letzterer nicht eine königliche Pension gehabt, er hätte es nie wagen können, so viele neue und kühne Meinungen aufzustellen. Bei all seinem Glück und der königlichen Gunst, der er sich erfreute, hat man sich wegen seiner angeblichen Sucht nach dem Wunderbaren über ihn lustig gemacht; aber so viel ist gewiß, daß Vieles, was die Welt als neue Wahrheit von ihm annahm, bei einem weniger vom Glück begünstigten Menschen für Wahnsinn gegolten hätte.

Im Jahre 1787 wurde auf Miß Boydell, die Nichte des Alderman Boydell, auf der Straße von einem Manne, der auf der Stelle verhaftet wurde, geschossen. Ihre Kleider entzündeten sich, aber sie trug keinen ernstlichen Schaden davon, und man konnte auch nie beweisen, daß das Pistol mit etwas Zerstörendem geladen war. Der Gefangene war ein praktischer Arzt, Namens Elliot. Bei seinem Verhör suchte man ihn durch die Angabe des Wahnsinns zu retten, und unter anderen Zeugen hierfür trat auch ein Arzt, Doktor Simmons, auf. Derselbe legte, um die Geisteszerrüttung des unglücklichen Mannes darzuthun, dem Gerichtshof einen Aufsatz vor, den ihm Elliot eingesandt, um ihn der Königlichen Sozietät zu überreichen, der aber dem Doktor für diese gelehrte Körperschaft zu phantastisch schien. Er machte den Gerichtshof besonders auf eine Stelle aufmerksam, in welcher der Verfasser behauptete, daß die Sonne kein feuriger Körper ist, wie man bisher angenommen, sondern daß ihr Licht von einer dichten, sie rings umgebenden Aurora herkommt, welche den Bewohnern jenes Körpers reichliches Licht darbietet und doch so weit von ihnen entfernt seyn kann, daß sie nicht davon inkommodirt werden. „Es läßt sich", fährt er fort, „gegen die Bewohnbarkeit dieses Lichtkörpers kein erheblicher Einwand geltend machen, und die Vegetation kann daselbst eben so gut als bei uns fortkommen. Es kann dort Wasser und trockenes Land, Hügel und Thäler, Regen und schönes Wetter geben, und wie das Licht, so muß der Frühling ein ewiger seyn: demnach müssen wir uns den Sonnenkörper als den wonnevollsten Wohnplatz des ganzen Systems denken." Hier finden wir also dieselbe Lehre, die Herschel acht Jahre später mit vielem Beifall veröffentlichte, als einen Beweis für den Wahnsinn Elliot's angeführt. *)

Man hatte früher den Bergen auf unserem Trabanten eine unermeßliche Höhe zugeschrieben. Galiläi schätzte dieselbe auf 30,000 Fuß, Hevelius reduzirte sie auf 17,000. Herschel jedoch schlug die höchsten Mondberge auf 9000 Fuß an, und den meisten von ihnen räumte er nur eine sehr bescheidene Höhe ein. In dieser Beziehung weicht er von späteren Beobachtern ab. Nach Beer und Mädler giebt es auf dem Mond sechs Berge, die den Cotopari an Höhe übertreffen, und zweiundzwanzig, die höher sind als der Mont-Blanc. Bei Gelegenheit dieses Widerspruchs zwischen den Beobachtungen neuerer Selenographen und denen Herschel's sagt Herr Arago: „Man sieht, wie wenig sich diese bescheidene Angabe Herschel's mit jener Sucht nach dem Außerordentlichen und Gigantischen verträgt, welche von Einigen für den hervorstechendsten Charakterzug des berühmten Astronomen gehalten wird."

Die aktiven Vulkane, die Herschel im Monde zu entdecken glaubte, waren ohne Zweifel optische Täuschungen oder Flecken auf der Oberfläche des

*) Elliot wurde zwar von der Anklage auf Mord freigesprochen, aber natürlich länger gefangen gehalten; aus Verdruß hierüber schlug er alle Nahrung aus und starb am zwölften Tage nach seiner Freisprechung. Er war ohne Zweifel wahnsinnig.

Mondes, die von der Erde beleuchtet waren. Wir haben schon von seiner Entdeckung des neuen Planeten gesprochen, der jetzt nach allgemeiner Uebereinkunft Uranus genannt wird. Es vergingen sieben Jahre, ehe er einen Trabanten desselben entdecken konnte; seine Beharrlichkeit jedoch und die Vollkommenheit seiner Instrumente wurden endlich mit der Entdeckung von sechsen belohnt. Einige von diesen Trabanten sind so klein und wegen ihrer Dunkelheit so schwer zu entdecken, daß man sogar ihre Existenz bezweifelt hat, bis Herr Lamont in München 1837 einen von den lange vermißten wieder auffand. Im Ganzen ist die Entdeckung des Uranus und seiner Trabanten als eine der merkwürdigsten Bereicherungen der Astronomie in neuerer Zeit anzusehen.

Der Raum verbietet uns, auf Herschel's physikalische Arbeiten einzugehen; nur so viel bemerken wir noch, daß, als er zeigte, daß in dem durch ein Prisma gebildeten Sonnenspektrum die rothen Strahlen wärmer sind als alle übrige, er die Bahn zu Untersuchungen eröffnete, die seitdem die bedeutendsten Resultate geliefert haben.

Der Doktorgrad wurde ihm 1786 von der Universität Oxford verliehen, und dreißig Jahre später die Decoration des Guelphen-Ordens. Er starb in seinem 83sten Jahre am 23. August 1822.

Herschel war nicht bloß ein großer Mann, er war auch ein sehr glücklicher Mann. Sein erstes Glück bestand darin, daß Georg III. sein Beschützer war. Ferner war er glücklich, indem er Herrn Arago zu seinem Biographen hatte, welcher eben so sehr Herr seines Gegenstandes, als über allen Neid erhaben und fähig ist, die wahre Größe zu würdigen. — Dreimal glücklich war er, indem er seinen Namen und Ruhm einem Sohne hinterließ, der so ganz würdig ist, in seine Spuren zu treten. Sir John Herschel hat gegen 2500 Nebel und vielleicht 2000 Doppelsterne in der südlichen Hemisphäre beobachtet. Wenn wir bedenken, daß die Herschels, Vater und Sohn, das ganze Sonnen-Firmament mit zwanzig Fuß langen Teleskopen untersucht haben — Instrumente, die in ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit als die Erfindung des älteren anzusehen sind — und daß sie uns mit Tausenden der interessantesten Erscheinungen am Himmel bekannt gemacht haben, so ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die ganze neuere Astronomie, jenseits unseres eigenen Sonnen-Systems, hauptsächlich auf ihren Arbeiten beruht.

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs.

Ein Indisches Drama.

(Fortsetzung.)

Neben diesen verschiedenen Religionen, die wieder unter sich in mannigfache Sekten zerfielen, entwickelten sich nun auch frühzeitig philosophische Systeme, von denen wir bereits das des Vèdànta genannt haben; die bekannteren der übrigen sind das der Mimànsà, Sànkhya, Nyàya, Vaiçeschika und Yoga, über deren wesentlichen Inhalt der Uebersetzer unseres Drama's in der Einleitung kurze Nachricht giebt und die gesammte Indische Philosophie zugleich gegen die von Hegel ihr gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen sucht. Er weist nämlich hauptsächlich darauf hin, wie die Anwendung der Philosophie von ihr selbst zu unterscheiden sey, und daß keine derselben so bornirt gewesen sey, das „die Augen auf die Nasenspitze richten" der Yogi's für Philosophiren zu halten; dann zeigt er, daß Hegel hätte die Systeme des Indischen Philosophirens von einander trennen und als verschiedene Stufen des Denkens aufzeigen müssen; endlich, daß er keinesweges Recht gehabt, wenn er behauptet, Religion und Philosophie seyen in Indien identisch. Die Philosophie ist allerdings auf der ältesten Stufe des Vèdànta und der Mimànsà mit der Religion noch in Einheit, indem sie die Offenbarung zu erklären bemüht ist, allein allmälig löst sich das Denken immer mehr vom Glauben, bis es auf dem Gebiete der buddhistischen Philosophieen zur vollständigen Emancipation von demselben kommt. Der Geist fühlte sich indeß hierbei nicht beruhigt, sondern kehrte zur alten Lehre zurück, aber nun nicht mehr mit der Fülle des alten Glaubens, weshalb das Denken in den verschiedenen Sekten-Philosophieen sich beliebig dieses oder jenes Wesen der alten Lehre heraussucht, weil es in ihm seine Kategorieen anzutreffen glaubt. Sie befeinden sich gegenseitig, indem jede ihrem Gotte die höchste Vorzüglichkeit zu vindiziren bemüht ist, und aus diesem Kampfe geht endlich die letzte Entwickelung der Indischen Philosophie hervor, nämlich die der neueren und neuesten Vèdàntalehre, in welcher das Denken die Versöhnung mit dem Glauben zu Stande bringt und die Lehren desselben in seinen Kategorieen wiederfindet. Diese Stufe der Philosophie ist es, die wir in unserem, wahrscheinlich dem zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörigen Drama wiederfinden, und es muß daher ein um so größeres Interesse für uns haben, als wir in unserer Zeit eben diesem Bestreben, die Offenbarung mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, begegnen. Freilich läßt uns die allegorische Einkleidung, nach welcher die größere Zahl der auftretenden Personen Begriffe wie Verstand, Irrthum u. s. w. sind, oft kalt, allein hierbei ist zu berücksichtigen, daß einzelne derselben, wie Kàma (die Liebe, das Begehren), bereits alte Götter waren, und daß die Uebervölkerung des Indischen Himmels es leicht machen mußte, Götter auch einmal in diesen Gestalten auftreten zu lassen; dann aber ist auch das Stück für die Darstellung geschrieben, und das Aeußere der Darstellung wird gewiß nicht verfehlt haben, dem Inhalt eine größere Lebendigkeit und Kraft zu verleihen.

Im ersten Akte tritt zunächst Kàma, der Liebesgott, mit der Wollust auf und erklärt ihr, daß der König Verstand und König Irrthum im Kampfe seyen, und woher dieser seinen Ursprung habe. Aus der Vereinigung des Höchsten nämlich mit der Màjà oder Täuschung ging das Vorstellungsvermögen hervor; dieses erschuf die Dreiwelt und erzeugte darauf mit der Thätigkeit den Irrthum, mit der Ruhe den Verstand, daher stammen die beiden Geschlechter. Das des Verstandes ist nun aber bemüht, den Vater und den Irrthum sammt seinem Geschlecht zu vertilgen, und sie sind um so eifriger in ihrem Streben, als die Sage geht, daß in ihrer Familie eine Dämonin, die Wissenschaft, werde geboren werden, die Vater, Brüder, Mutter und das Geschlecht verschlingen wird. Sie soll gleichzeitig mit ihrem Bruder Begriff von dem Verstande und der Offenbarung geboren werden. Bald darauf erscheinen der König Verstand mit seiner Gattin, der Meinung, welcher er erzählt, wie der Herr der Welt vom Stolz und den anderen Frevlern, die dem Egoismus folgen, gefesselt worden sey, was dadurch möglich wurde, daß ihn ein Weib, die Màjà, berückt habe, welche ihn jetzt Dinge sehen lasse, die gar nicht existiren. Dies that sie zwar ihrer ganzen Natur nach, allein sie hatte dabei noch den besonderen Grund, daß sie, in Betracht, daß ihre Jugend dahin sey und der Alte kein Vergnügen mehr am Weltlichen fände, ihrem Sohne (dem Vorstellungsvermögen) das Amt des Höchsten übergeben wollte. Er ging auch in das Vorhaben seiner Mutter ein und schuf die Körper. Darauf wurde der Höchste von seinem Enkel, dem ältesten Sohne des Denkens, umfaßt: er fiel in den von der Màjà bereiteten Schlummer, erblickte vielgestaltige Träume, und so löste sich sein Begriff in dem langen Schlafe auf; aus diesem kann er nur dadurch befreit werden, daß sich der Verstand mit der Offenbarung verbindet und den Begriff erzeugt. Zu diesem erhabenen Werke giebt die Meinung, die Gattin des Verstandes, gern ihre Zustimmung.

Im zweiten Akte sehen wir zunächst die Scheinheiligkeit als Brahmanin gekleidet auftreten, welche erzählt, daß sie vom Irrthum den Auftrag erhalten habe, die Andacht frommer Leute zu hindern. Als sie darauf den Egoismus herbeikommen sieht, wendet sie sich von ihm, und dieser tritt mit einem Monologe auf, in welchem er die Anhänger der verschiedenen Sekten als Thoren und Heuchler darstellt. Als er die Einsiedelei der Scheinheiligkeit erblickt, will er näher treten, wird aber von einem Schüler derselben zurückgehalten, da man einen solchen Ort nur nach gehöriger Reinigung betreten dürfe. Jetzt geräth er mit der Scheinheiligkeit in Streit, in welchem beide ihre vorzügliche Reinheit rühmen und in welchem die letztere sagt: „Als ich einst in den Palast des Brahma trat, so standen gleich die Heiligen von ihren Sitzen auf und Brahma hob mich mit Betheurungen seiner Liebe auf seinen Schoß, den er zuvor mit Kuhwasser gereinigt hatte." Ihr antwortet der Egoismus: „Was prahlst du doch? Weißt du, wer Indra ist, wer Brahma? Sprich! Kennst du die Herkunft der weisen Heiligen? Die Kraft meiner Buße erfahre aber: vor ihr stürzen wohl hundert Indras, hundert Brahmas, hundert Heilige!" An solchen Worten erkennt ihn sogleich die Scheinheiligkeit und begrüßt ihn als ihren Großvater. Zugleich erzählt sie ihm, daß der Irrthum von Indra's Himmel komme, um den Verstand von Benares, wo der Höchste wohne, abzuwehren. In der folgenden Scene tritt darauf der Irrthum (der Atheismus, der nur glaubt, was die Sinne wahrnehmen, also der Gegner des Vèdànta und der sich auf die Offenbarung beziehenden Lehren) auf und enthüllt sogleich sein Wesen in dem Ausruf: „O, die Dummköpfe sind ganz zügellos! Denn sie sagen, die Seele sey verschieden vom Körper und genieße Lohn in der anderen Welt. Dies ungelehrte Volk betrügt die Welt, indem es Dinge aufstellt, die nur in seinem Gehirn vorhanden sind. Denn sie lehren die Existenz von Dingen, die nicht sind, und zahlreich und geschwätzig machen sie durch thörichtes Gerede als Theisten die Atheisten lächerlich, welche die Wahrheit lehren. Ei, seht doch! Wenn das Wahrheit ist, wer sah denn je vom Körper getrennt die Seele, die nur eine von seinen Veränderungen geformte Masse ist? — Nur die Lehre des Chàrvakà (Materialisten) hat Werth: „Was man sehen kann, ist Mittel der Erkenntniß. Wahrheit hat nur Erde, Wasser, Feuer, Luft. Dem Menschen wesentlich sind der Zweckbegriff und die Liebe. Die Elemente sind auch denkende Wesen. Ein Jenseits giebt es nicht. Der Tod ist das Ende." Nachdem er so gesprochen hatte, tritt auch gleich Chàrvàka mit seinem Schüler auf, dem er auseinandersetzt, wie die Veden nur dummes Geschwätz enthalten, die Freuden dieser Welt aber, schöne Weiber, Essen und Trinken das Höchste seyen. Der Irrthum tritt herzu und freut sich über diese Lehren, von denen der Chàrvàka sagt, daß sie die jetzt herrschenden seyen; allein es ist noch möglich, daß Wissenschaft und Begriff in diesen Ländern entstehen können, da noch die durch ihre Frömmigkeit sehr mächtige Vischnuverehrung lebt. Der Irrthum läßt daher seinen Dienern Liebe, Zorn, Geiz, Stolz auftragen, sie zu vernichten. Darauf naht sich ein Bote mit einem Briefe, in welchem Stolz und Hochmuth, die sich bei dem Tempel Puruschottama des Vischnu aufhalten, dem Irrthum melden, daß Ruhe und ihre Mutter Religion Gesandte des Verstandes geworden seyen und in die Offenbarung dringen, sich mit diesem zu vermählen. Auch das Recht scheine sich den Einflüsterungen der Leidenschaftlosigkeit hinzugeben, denn es trenne sich zuweilen vom Kàma. Der Irrthum ruft aus: „O, die Narren! Warum fürchten sie sich denn vor der Ruhe? Woher sollte sie denn kommen? Brahma wurde schon von Freude erregt, als er die Welt erschuf. Çiva, der das Opfer des Daxa störte, war, ob er ein Gott auch ist, entzückt bei der Umarmung der Gauri. Vischnu, der Daitjafeind, zeigt auf seiner Brust die Spuren der Küsse der Laxmi und liegt auf dem Meere. Wie sollte da bei anderen Wesen noch von Ruhe die Rede seyn?" Er trägt indeß dem Boten auf, dem Kàma zu sagen, er solle das Recht fest gebunden im Gewahrsam halten. — Darauf treten Geiz, Zorn, Habsucht und Zerstörungssucht auf und sprechen sich ein-

stimmig für Vernichtung der Ruhe aus, und der König befiehlt ihnen, sie in seine Gewalt zu bringen. Gleich darnach sinnt er aber folgenden neuen Plan aus. Die Ruhe ist die Tochter der Religion, diese aber nicht selbständig, sondern mit der Offenbarung verbunden; von der will er sie daher trennen, dann wird sie sich ruhig verhalten und aus Gram sterben. Zu diesem Unternehmen scheint ihm besonders die Ketzerei passend, die er deshalb durch die Verführung rufen läßt. Sie erscheint und berichtet, daß ihr die ganze Welt geneigt sey. Der König Irrthum begrüßt sie als seine Geliebte und erzählt ihr zugleich, wie das elende Weib, die Religion, eine Kupplerin geworden, um die Offenbarung mit dem Verstande zu verbinden: sie herbeizubringen trägt er ihr auf, und die Ketzerei antwortet: „Wenn es sich nur darum handelt, so kannst du unbesorgt seyn, König! Religion wird deinen Befehlen aufs Wort gehorchen. Wenn ich ihr sagen werde, daß Gerechtigkeit, Glückseligkeit, Veden, Bußübungen, Lehren der heiligen Bücher, die Wissenschaft von den Belohnungen im Jenseits nur Thorheiten sind, so wird sie sich gewiß von der Autorität der Veden und um so mehr von der Offenbarung lossagen: und einsehend, daß es ein Irrthum ist, die Seligkeit in dem Entbehren sinnlicher Freuden zu finden, wird sie durch meine Vermittelung sehr bald gegen die Offenbarung gleichgültig werden." (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Ist die Maltesische Sprache ein verdorbenes Italiänisch?** In dem nach Bertot und Miège bearbeiteten Artikel des Prof. A. Herrmann, betitelt: „Die Malteser von 1565 und von 1798" (abgedruckt in Mundt's Freihafen, Mai, 1843) lesen wir zu unserer nicht geringen Verwunderung: „die Sprache des gemeinen Volkes auf Malta sey ein verdorbenes Italiänisch, ein Patois, das auch die Gebildeten in vertraulichen Zirkeln sprechen, während sie sich sonst des reinen Italiänisch bedienen." Allein das Maltesische ist eben so wenig ein verdorbenes als ein reines Italiänisch, und hat überhaupt mit letzterer Sprache, wenn man eine Anzahl erborgter Wörter abrechnet, durchaus nichts gemein: es ist ein Dialekt der Arabischen Sprache, der in seinem Verhältniß zur klassischen Büchersprache der alten Araber oft noch weniger Verderbung und Entstellung zeigt, als die Dialekte manches Arabischen Stammes auf dem Festlande von Nord-Afrika. Einen reichen Schatz von Sprüchwörtern der Malteser hat ihr gelehrter Landsmann Vassalli, der Verfasser eines vortrefflichen Wörterbuches seiner Muttersprache, im Jahre 1828 in Text und Uebersetzung herausgegeben.*) Im Jahre 1832 erschien ein Maltesisch-Englisches Erbauungsbuch unter dem Titel: Ktyb-yl-Kari fuq bosta hinejjig machtura myn kotba kattolici, d. i. Buch der Lesung (Lesebuch) über verschiedene Gegenstände, aus katholischen Schriftstellern gezogen, von welchem wir, wie auch von Vassalli's gesammelten Sprüchwörtern, der Güte des Herrn Geheimenraths Neigebaur (jetzt Königl. Preußischen General-Konsuls für die Moldau und Wallachei) ein Exemplar verdanken; ja selbst eine Journalistik in der Sprache des Inselvölkchens ist angebahnt worden durch die Gründung der kleinen Zeitschrift: Il-kaula ta Maltia (die Stimme aus Malta), wenn anders das winzige Blättchen, von dem uns ebenfalls eine Nummer zugekommen, nicht wieder eingegangen ist. Noch im vorigen Jahrhundert hatten selbst gelehrte Deutsche Orientalisten hinsichtlich des Maltesischen ihre Skrupel, und das war auch kaum zu verwundern, da ihnen kein zusammenhangender Text vorlag; doch erklärten sie es wenigstens für eine Semitische Sprache, etwa Punisch, ausgeartetes Hebräisch, oder was Aehnliches; allein die Sprache steht dem Phönizischen und Hebräischen nicht näher als jeder andere Vulgair-Dialekt des Arabischen, von dessen auszeichnenden Eigenthümlichkeiten im Gebiete der Grammatik ihr keine fremd ist. Man darf also die heutigen Malteser, deren Physiognomie ebenfalls ihre orientalische Abkunft verkündet, für Nachkommen der mittelalterlichen Arabischen Besitzer des Eilandes erklären, wenn auch noch andere Völker-Elemente (Griechisches, Italisches) hinzugekommen sind. Bei ihrer Schrift liegt das Lateinische Alphabet zum Grunde: allein die eigenthümlichen Kehllaute und Sibilanten des Arabischen Lautsystems haben sie genöthigt, mehrere neue Buchstaben zu erfinden und die Form Anderer durch Umstellung oder Anfügung von Häkchen zu variiren; daher ein Maltesischer Text für den Nichtkenner ein noch Böhmischeres Ansehen hat, als das Böhmische selbst. Σχ.

— **Wellington's Geburtsort.****) Zwischen Trim und der hübschen kleinen Stadt Summerhill in Irland liegen die Ruinen von Dangan Castle, berühmt als der Geburtsort des größten Englischen Feldherrn, der am 1. Mai 1769 „in diese athmende Welt kam", ohne daß Zeichen oder Wunder seine glorreiche Bestimmung verkündet hätten. Die Ueberreste der alten Burg bestehen aus den äußeren Wällen des Verließes, denen sich ein modernes Gebäude im Italiänischen Styl anschließt, welches durch einen der neueren Besitzer errichtet wurde. Dieses Schloß mußte in seiner ehemaligen Gestalt einen höchst imposanten Eindruck machen, als es noch mit seinen Thürmen und Zinnen aus dem Schoße dichter Waldungen hervorblickte; unglücklicherweise ist es jedoch mit seiner Domaine aus den Händen der ursprünglichen Eigenthümer in fremde übergegangen, indem es durch den Marquis von Wellesley an den Obersten Burrows verkauft und von diesem an einen Herrn O'Connor vermiethet wurde. Während es sich im Besitze dieses Letzteren befand, wurde es durch eine Feuersbrunst zerstört, und von dem ganzen einst so mächtigen Bau hat sich nur das nackte Gerippe erhalten. Auch die herrlichen Waldungen, die den Schmuck der Domaine bildeten, haben ein ähnliches Schicksal erfahren, und die Riesen des Forstes sind der schonungslosen Axt erlegen. In der Nähe von Trim war vor einigen Jahren noch ein Landhäuschen zu sehen, in welchem der Herzog von Wellington (damals Oberst Wellesley) zwei bis drei Jahre in großer Zurückgezogenheit lebte, während sein Bruder mit dem Gedanken umging, Dangan Castle zu veräußern. Ob diese Wohnung noch existirt, können wir nicht angeben; sie war höchst einfach, mit einem kleinen Rasenplatz und hübschen Anlagen, ganz für eine kleine, häusliche Familie passend. Die Zimmer waren geräumig und bequem eingerichtet, aber im bescheidensten Maßstabe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der Herzog in dieser einsamen Behausung zu eben der Zeit aufhielt, als sein großer Nebenbuhler Bonaparte seine glänzende Laufbahn in Italien verfolgte.

*) Vgl. den Artikel: „Maltesische Sprüchwörter" im Augusthefte 1839 dieses Magazins (Nr. 96.)

**) Aus: The Scenery and Antiquities of Ireland illustrated, von N. P. Willis. London 1843.

Bibliographie.*)

Frankreich.

H. Ternaux-Compans Notice sur les imprimeries qui existent ou ont existé en Europe. 8. Paris. 2 fr. 50 c. — Seitenstück zu der in Nr. 66 des J. 1842 angezeigten Notice, und, wie jene, aus den Nouvelles Annales des voyages abgedruckt. — Die Zahl der Monographieen über Frankreichs Buchdruckergeschichte insbesondere ist neuerdings um zwei vermehrt worden: Recherches sur les commencemens et les progrès de l'imprimerie dans le duché de Lorraine et dans les villes épiscopales de Toul et de Verdun. 3 Bog. 12. Nanci. — Verf. ist ein Hr. Beaupré in Nanci. Wird von Hrn. Beuchot in Nr. 36 der Bibliographie de la France (unter Notice) ein noch ungedrucktes Werk genannt. Hr. B. hat indeß vergessen, daß er dasselbe bereits in Nr. 9 (unter Recherches u. ohne Angabe des Verf.) als erschienen angezeigt. — E. Frère (Verf. der Recherches sur les premiers tems de l'imprimerie en Normandie) De l'imprimerie et de la librairie à Rouen, dans les 15. et 16. siècles, et de Martin Morin, célèbre imprimeur rouennais. 4½ Bog. 8. Rouen. 3 fr. (In nur 150 Ex. gedruckt.)

J. S. Smith Collectanea Gersoniana, ou recueil d'études, de recherches et de correspondances littéraires ayant trait au problème bibliographique de l'origine de l'Imitation de Jésus-Christ. 8. Caen. 5 fr. (Vergl. Nr. 133 des J. 1842. de Gregory.)

H. Klimrath Travaux sur l'histoire du droit français, recueillis, mis en ordre et précédés d'une préface, par L. A. Warnkoenig. 2 vol. 8. Strasbourg. 15 fr.

Mémoires de l'Académie royale de médecine. Tome 10. 4. Paris. 20 fr. — Tome 1—10 (Par. 1828—43). 120 fr.

P. Flourens Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses. 4. mit 6 Kpft. Paris. 20 fr.

Saint-Clair Duport De la production des métaux précieux au Mexique, considérée dans ses rapports avec la géologie, la métallurgie et l'économie politique. 8. mit 1 Atlas von 5 Kpft. Fol. Paris. 13 fr. 50 c.

T. Olivier Développements de géométrie descriptive. 4. mit 1 Atlas von 27 Kpft. Paris. 16 fr. (Vergl. Nr. 66 des J. 1842.)

de Clarac (comte) Sur une inscription gravée sur une lame de plomb trouvée dans une statue en bronze du musée du Louvre, et sur les signatures inscrites par les artistes grecs sur leurs ouvrages. 1 Bog. 8. Paris. (Vergl. Nr. 42. Dubois.)

Mémoires de la Société des antiquaires de Picardie. Tome 5. 28 Bog. 8. mit 9 Lithogr. Amiens.

Barnave Oeuvres, mises en ordre et précédées d'une notice historique sur Barnave, par Bérenger (de la Drôme). 4 vol. 8. mit Portr. u. 4 Facsim. Paris. 20 fr. — Zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution. Eigentliche Herausgeberin ist Mad. Saint-Germain, die Schwester Barnave's.

Correspondance inédite de l'empereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grande armée pendant les campagnes de 1809 en Autriche, 1810—1811 en Espagne, et 1812 en Russie; avec — des notes historiques et topographiques, par A. Pascal. 6½ Bog. 8. Paris.

C. F. Walther Histoire de la réformation et de l'école littéraire à Sélestadt, accompagnée de quelques notices historiques sur cette ville. Thèse. 11½ Bog. 4. Strasbourg.

Premier rapport de la Société des intérêts généraux du protestantisme français. 4½ Bog. 8. Paris. (Vergl. Nr. 60. de Gasparin.)

de Tegoborski (Kaiserl. Russ. Geh. Rath) Des finances et du crédit public de l'Autriche, de sa dette, de ses ressources financières, de son système d'impositions, avec quelques rapprochemens entre ce pays, la Prusse et la France. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Bei dieser Gelegenheit erfährt man, daß Hr. v. Tegoborski auch der Verfasser des anonym erschienenen Werkes: De l'instruction publique en Autriche, par un diplomate étranger qui a long-temps résidé dans ce pays (Par. 1841. 8.), sey.

N. Landais Dictionnaire général et grammatical des dictionnaires français. 7. édit. 2 vol. 4. Paris. 20 fr.

A. Dumas Jeanne d'Arc; suivi d'un appendice contenant une analyse raisonnée des documens anciens et de nouveaux documens inédits sur la pucelle d'Orléans, par J. A. Buchon; avec une introduction, par C. Nodier. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

Louise Colet Deux mois d'émotion. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Verschiedenes in Prosa. Madame L. Colet ist eine, vorzüglich durch ihre wiederholt glücklichen Bewerbungen um den poetischen Preis der Academie française (auch in diesem Jahre ist ihr derselbe wieder zugefallen), in Paris sehr bekannte junge und schöne Dichterin. — Ein Verehrer derselben (zu ihnen gehört namentlich Hr. Cousin) ließ im J. 1842 eine Pracht-Ausgabe ihrer Dichtungen (Mme. Louise Colet Ses poésies. Paris 1842. 4.) in nur 25 Ex. drucken, und überließ, nachdem er ein Ex. für sich zurück behalten, die übrigen 24 Ex. der Verfasserin, sie zu verschenken. — Se. Maj. der König von Preußen machte der Dichterin für ein Ihm übersandtes Exemplar ein werthvolles Gegengeschenk.

V. Cousin Fragmens littéraires. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Von Ponsard's Lucrèce wird die dritte Ausgabe (3 Bog. 18. 2 fr.) angezeigt. — Von der 4. Ausgabe des Brunet (Manuel du libraire et de l'amateur de livres) erschien so eben die 6. Lieferung (Mor—Q), womit der 3. Band beendigt.

Man fährt in Paris fort, die bedeutenderen Deutschen Klassiker nachzudrucken. So kündigt die Buchhandlung Locquin die zweite Ausgabe von Schiller's Sämmtlich. Werken (2 Bde. gr. 8. 20 fr.) und gleichzeitig die Buchhandl. Baudry eine in ihrem Verlage erscheinende Ausgabe von Jean Paul's Sämmtlich. Werken (4 Bde., von denen drei bereits erschienen, 45 fr.) an.

Zu Nanci, im Verlage des Taubstummen-Instituts daselbst und redigirt von dem Direktor desselben, Hrn. Piroux, erscheint nun schon im fünften Jahre (jährlich 5 Numm. von 2 Bog. 8.) ein dem Unterricht der Taubstummen gewidmetes Journal: L'Ami des sourds-muets. Journal de leurs parens et de leurs instituteurs. Jährliches Abonnement: für Frankreich 3 fr., für das Ausland 3 fr. 50 c. (Paris, Chamerot.) Jahrg. 1—4. 15 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Montag den 14. August 1843.

Rußland.

Cottrell's Reise nach Sibirien.

Unter dem Titel: „Recollections of Siberia in the years 1840 and 1841" erschienen vor kurzem die Bemerkungen eines jungen Engländers, Herrn Cottrell, auf einem Ausflug nach Orenburg und Sibirien, welche viele Aufmerksamkeit erregt haben. Unter dem Namen Sibirien stellt man sich gewöhnlich ein Land vor, dessen öde Einförmigkeit durch nichts belebt wird und wo die Natur, in eisigen Banden gefesselt, einem todtenähnlichen Schlaf unterliegt. So wie jedoch früher schon Lesseps und Dobell, vorzüglich aber Erman, in ihren Reisewerken an den Tag legten, daß es dem Auge scharfsinniger Beobachter nicht unmöglich sey, selbst in der Monotonie jener unermeßlichen Schneewüsten bemerkenswerthe Punkte zu entdecken und ihnen ein allgemeines Interesse zu verleihen, ist auch Cottrell durch die großartigen Natur-Schönheiten dieser verrufenen Regionen und die ihm dort zu Theil gewordene Gastfreundschaft mit einem Enthusiasmus für dieselben erfüllt worden, der seinen Landsleuten eben so neu als unerwartet zu seyn scheint.

Die Schilderung, die er von seiner Reise entwirft, ist indessen nicht sehr einladend, da sie im Herbst und mithin zu einer Zeit stattfand, wo der Schnee noch nicht festgefroren war. „Dieses", schreibt er, „war unsere erste Reise mit Schlitten, und selbst auf diese Art war das Fahren schwierig genug; auf Rädern wäre es unmöglich gewesen. Der Weg war äußerst gebirgig und führte oft eine Strecke von 8 — 10 Werste lang durch Wälder, wo sich der Schnee bis zur Höhe von mehreren Fuß aufgethürmt hatte. Durch diesen waren wir genöthigt, uns einen Weg zu bahnen, da er noch nicht hart genug war, um den Pferdehufen Widerstand zu leisten. Im schnellen Hinabfahren wurden wir unaufhörlich umgeworfen, und drei Pferde hatten die größte Mühe, den leichten Schlitten die steilen Schneehügel hinaufzuschleppen, wo der Boden beständig unter ihren Füßen wich...... Am folgenden Tage hielten wir Kriegsrath und beschlossen, nach der 280 Werste (40 Deutsche Meilen) entfernten Stadt Barnaul auf Rädern zu fahren, da man uns die Straße als gut schilderte und versicherte, daß wir nicht viel Schnee finden würden, indem die ganze Strecke eine vollkommene Fläche bilde. Wir ließen also unseren Wagen mit starken eschenen Schäften versehen, die an beiden Seiten angebracht wurden, um im Nothfall den Schnee aus dem Wege räumen zu können, und machten uns dann nach Barnaul auf. So beschwerlich unsere Reise bis dahin gewesen war, hatten wir noch immer nicht das Maximum erreicht, und es war augenscheinlich, daß die Wege sich von Tag zu Tage verschlimmern müßten, bis der Schnee in eine feste Masse verwandelt würde, was in Gegenden, wo so wenig Verkehr stattfindet, einige Zeit erfordert. Wir hatten während der ganzen Reise meistens 10 — 12 Pferde vorgespannt, ohne im Durchsnitt über fünf Werst die Stunde zurückzulegen.

„Nach der ersten Station traten wir aus den Gebirgen in die Steppe, wo wir von einem Schneegestöber mit heftigem Wind begrüßt wurden; dieser ging fast in einen sogenannten Buran (Wirbelwind, von burja, der Sturm) über, der, von starkem Schnee begleitet, den Reisenden oft verderblich ist.... Wird man im Walde von einem Buran überfallen, so ist er weniger zu fürchten, weil man sich dort nicht verirren kann und nur Gefahr läuft, unter dem Schnee begraben zu werden; in den offenen Steppen aber mischt sich der fallende mit dem von der Erde aufgewirbelten Schnee, wodurch die Luft so verfinstert wird, daß man bei hellem Tage nicht vor sich sehen kann und nicht weiß, ob man zur rechten oder zur linken Hand abweicht. Auf diese Art ereignen sich öftere Unglücksfälle; Equipagen werden in Abgründe hinuntergestürzt, und Menschen und Thiere erfrieren im dichten Schnee, der sich natürlicherweise um die einzigen Gegenstände sammelt, an denen er im Umkreise vieler Meilen einen Anhaltspunkt findet."

Einige Abwechselung gewährt eine Fahrt über den gefrorenen Baikal, von der wir folgende Schilderung lesen: „Auf dem Eise fährt es sich rasch und angenehm; an der Stelle, wo wir den See passirten, ist er nicht über 60 Werste (9 Meilen) breit, welche Entfernung man zuweilen in zwei und einer halben Stunde zurücklegt (?), und die Berge, die ihn umgeben, bieten einen imposanten und erhabenen Anblick dar. In dem Eise befinden sich mitunter kleine Oeffnungen, die vorzüglich im Frühjahr, wenn sich der Zeitpunkt seiner Auflösung nähert, den unerfahrenen Reisenden gefährlich seyn müssen; da aber Fuhrleute und Pferde daran gewöhnt sind, so ist in der That keine Gefahr vorhanden. Ist die Spalte nur schmal, so springen die Pferde darüber hinweg, ohne sich aufzuhalten: ist sie breit, so wird in aller Schnelligkeit eine Brücke aus Brettern darüber gelegt, die man eigens zu diesem Zweck mit sich führt. Wenn die Oeffnung so weit ist, daß auch dieses nicht hinreicht, so werden große Eisblöcke von den Rändern abgehauen; der Fuhrmann springt mit Hülfe einer Stange über die Kluft und fügt die Blöcke auf der anderen Seite mit ähnlichen zusammen, woraus eine Brücke entsteht, über welche man zuerst die Pferde treibt und dann den Wagen an Stricken nachzieht. Es fällt nicht selten vor, daß ein Pferd in vollem Lauf plötzlich an einer Stelle einsinkt, wo das Eis, statt sich zu zerspalten, weich und porös geworden ist; in einem solchen Falle springt der Fuhrmann dem Thiere mit der größten Behendigkeit auf den Rücken, bindet es im Nu von dem Schlitten los und zieht es mit aller Kraft empor, ehe es Zeit hat, sich durch sein Sträuben noch tiefer in den Eissumpf hinein zu arbeiten. Um ihm den Athem zu benehmen und somit am Ausschlagen zu verhindern, wirft er ihm eine Schlinge um den Hals und zieht diese so straff an, daß es ihm kaum noch möglich ist, nach Luft zu schnappen. Nachdem der Fuhrmann sein Pferd auf diese Weise herausgezogen, spannt er es mit Blitzesschnelle wieder in den Schlitten, und die ganze Operation nimmt nicht mehr Zeit ein, als ich nöthig habe, sie zu erzählen."

Die Gastfreiheit der Sibirier ist bekannt und läßt sich zum Theil aus dem billigen Preise der meisten Lebensmittel erklären. In Orenburg ist Hammelfleisch so wohlfeil, daß die höheren Klassen es unter ihrer Würde halten, davon zu genießen. Ein ganzes Schaf wird für etwa 10 Silbergroschen verkauft. Von einem früheren Reisenden wird eines Fuhrmanns gedacht, der gegen die Vergütung von 1¼ Silbergroschen per Tag für sich und sein Pferd, die ihm anvertrauten Waaren nach einer Entfernung von 200 D. Meilen transportirte. Die Sibirische Gastfreiheit beschränkt sich nicht darauf, die zur Befriedigung des Hungers nöthigen Lebensmittel fast umsonst herzustellen; sie trifft auch besondere Maßregeln, den etwa fehlenden Appetit hervorzubringen. „Um die Verdauung unseres Frühstücks zu befördern", — erzählt Cottrell, — „mußten wir uns einer Ceremonie unterwerfen, die uns kein geringes Erstaunen eingeflößt haben würde, wenn wir nicht schon früher bei einem in der Gegend von Oranienbaum wohnenden Bekannten, in der Gesellschaft unseres unvergeßlichen Freundes, des Fürsten Butera, einen Vorgeschmack davon erhalten hätten. Zwölf Mann Soldaten stellten sich einander gegenüber in zwei Reihen auf, nahmen den Gast in die Arme und warfen ihn in die Höhe, worauf sie ihn mit den Händen auffingen und so schnell wie möglich wieder empor warfen. Diese Operation wird mit vieler Geschicklichkeit vollzogen; wenn der Patient seine Sache versteht, so schließt er die Arme dicht an den Leib und hält die Beine steif ausgestreckt, in welchem Fall er keine weitere Unbequemlichkeit empfindet. Es ist gerade so, als wenn man von einer Decke in die Luft geschnellt würde (tossed in a blanket). Die Leute singen unterdessen einige von ihren lieblichen, obwohl monotonen National-Liedern, denen die Weichheit der Sprache eine Harmonie verleiht, die sie an sich nicht besitzen."

Die Handelsverbindungen mit China und Mittel-Asien sind für Sibirien zu wichtig, um in einem Reisebericht über dieses Land unberührt zu bleiben. Die erste unmittelbare Kunde von dem „Reich der Mitte" erhielten die Russen in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts (1567—70) durch zwei Kosaken, Petrov und Jalytschew, die bis nach Peking vordrangen und bei ihrer Rückkunft dem Zaren Iwan Wassiljewitsch eine genaue Beschreibung aller Länder von dem Baikal bis zum Meer von Korea, und sogar von Tibet, Turkestan, der Bucharei und Kaschgar vorlegten. *) Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts eroberte eine Handvoll Kosaken und Promyschleniks, unter der Anführung des kühnen Hauptmanns Chabarov, das Land an dem Amur oder Jamur, erbaute die Festung Albasin und belegte die Einwohner mit einem Tribut (jasak) an Pelzwerk. Nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang es jedoch dem Chinesischen Kaiser Kang-hi, die Eindringlinge (1685) zu überwältigen. „Ein mächtiges Heer von 10,000 Mann wurde, mit Kanonen und Belagerungs-Material versehen, den Amur hinunter geschickt, um das kleine, nur von 500 Mann vertheidigte Fort regelmäßig zu belagern. Nach einem Widerstande von mehreren Monaten nöthigte Hunger und Krankheit die heldenmüthige Besatzung zur Capitulation. Die Gefangenen wurden größtentheils nach Peking gebracht, wo ihre Nachkommen noch heutzutage ein eigenes Quartier bewohnen und ihre Religion beibehalten haben, was der Russischen Regierung zum Vorwand diente, ein geistliches Kollegium in der Chinesischen Hauptstadt

*) Siehe Karamsin's Russ. Geschichte, IX, 374 (im Original).

zu gründen, dessen Mitglieder alle zehn Jahre gewechselt werden *). Wie man sagt, befanden sich unter den Vertheidigern von Albasin mehrere Schotten, die sich damals, wie jetzt die Schweizer, als Miethlinge in fremde Dienste und unter anderen nach Rußland zu begeben pflegten, wo die Zaren viele Jahre hindurch eine Schottische Leibwache unterhielten."

Nach einiger Zeit schlossen beide Mächte (im J. 1728) eine Uebereinkunft, durch welche die beiderseitigen Gränzen bestimmt und die Schifffahrt auf dem Amur den Chinesen überlassen wurde: früher oder später werden sich indessen die Russen dieser Gegenden ohne Zweifel wieder bemächtigen. „Der Tag", schreibt Herr Cottrell, „ist vielleicht nicht mehr fern, wo sie sich dort von neuem festsetzen werden. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gemäßigt und das Land durch eine Kette hoher Berge gegen die Nordwinde geschützt. Die Felder der ehemaligen Besitzer von Albasin bringen noch immer Getraide hervor, das, wie uns ein Augenzeuge mittheilte, aus den Saaten entsteht, die alljährlich von den Aehren abfallen .... Die relative Lage Rußlands und China's hat sich seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts merklich verändert, wo ersteres von letzterem bei jeder Gelegenheit als eine untergeordnete Macht behandelt wurde. Die Lehren, die wir den Chinesen zu Tschusan und Canton gegeben haben, werden für die Russen nicht weggeworfen seyn. Den Russischen Beamten, mit denen ich mich über unsere dortige Expedition unterhielt, schien es sehr zu behagen, daß wir den „Bruder der Sonne und des Mondes" zur Vernunft bringen wollten, und ich glaubte hierin eine arrière-pensée zu bemerken. Manche Leute sind der Meinung, daß England und Rußland einst die Welt beherrschen werden. Wer weiß? Aber wir kommen von unserem Thema ab und müssen nach Sibirien zurückkehren."

Von der Chinesischen Faktorei an der Russischen Gränze haben wir folgende Beschreibung: „Maimatschin ist ein kleines, quadratförmiges Dorf, dessen beide Hauptstraßen sich in rechten Winkeln durchschneiden und vier Thore, eines an jedem Ende, haben, die nach den vier Himmelsgegenden blicken. Ein Palissaden-Wall, der es umgiebt, bildet die einzige Befestigung. Die Straßen sind äußerst eng und schlecht gepflastert, so daß, wie in Kahira, zwei Kameele sich kaum neben einander durchdrängen können; die Häuser sind aber weit niedriger als dort. Sie sind alle sehr klein, nur ein Stock hoch und von Holz erbaut, woraus auch meistens das Dach besteht, indem nur geringere Leute statt dessen ihre Häuser mit Rasen bedecken; sie haben kein Fenster gegen die Straße zu und bestehen aus zwei kleinen Stuben, wovon die eine als Waarenlager, die andere als Wohnzimmer dient. Auf der anderen Seite befinden sich Fenster von geöltem Papier, mit verschiedenen Devisen bemalt; bisweilen sind sie auch aus Marienglas verfertigt. Im Allgemeinen herrscht große Reinlichkeit, und das Hausgeräthe ist nicht selten von trefflicher Qualität. Die Zimmer werden, wie in Rußland, mit Oefen geheizt, was bei der zuweilen hier eintretenden Kälte nothwendig ist, aber dessenungeachtet werden sie nie recht durchgewärmt. Die mannigfaltigen zum Verkauf ausgebotenen Artikel werden in den Läden mit vielem Gepränge aufgestellt, und die Kaufleute höheren Ranges packen ihr Bettzeug und Hausgeräth mit der größten Sorgfalt in dem zum Gesellschaftszimmer, Speisesaal und Schlafgemach dienenden Lokale weg. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1500, alle männlichen Geschlechts, da keine Chinesinnen hierher kommen dürfen; von Weibern sieht man nur einige wenige, zu den unteren Ständen gehörige Mongolinnen."

Während seines Aufenthalts in Orenburg erfuhr unser Verfasser einige interessante Details über die Expedition des Generals Perowskij nach Chiwa, die zu ihrer Zeit so viel Aufsehen erregte und als ein Seitenstück zu dem Zuge der Engländer nach Afghanistan betrachtet wurde. „Die Entfernung von Orenburg nach Chiwa beträgt ungefähr sechshundert (Engl.) Meilen, und der Weg geht durch Steppen, deren Bewohner, die Turkmanen, mit Rußland in Feindschaft leben. Die Schwierigkeit, hinlängliches Trinkwasser aufzufinden, ist so groß, daß man den Winter als die zur Ausführung einer solchen Expedition am wenigsten ungünstige Jahreszeit erwählte. Man vernachlässigte keine Vorsichtsmaßregel und scheute keine Kosten, um alles Nöthige herbeizuschaffen, und obgleich die Entfernung unbedeutend ist, war der Kaiser doch von den zu überwindenden Schwierigkeiten so sehr überzeugt, daß er den Herzog von Wellington nach beendigtem Feldzug um seine Meinung befragen ließ, ob man diesen auch gehörig geleitet habe? Ungeachtet der Herzog nie in einem Lande gewesen war, das genau zu der ihm gemachten Beschreibung paßte, hatte doch dessen Erfahrung im Ostindischen Kriege ihn die schwer zu überwältigenden Hindernisse kennen gelehrt, die sich einer solchen Unternehmung entgegenstellen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, ein so genaues Urtheil über dieselbe zu fällen, daß er in seiner Antwort an den Kaiser versicherte: die Expedition sey nur aus solchen Ursachen mißlungen, die sich nicht voraussehen ließen und denen vorzubeugen nicht in seiner Macht stand.

„Die Zahl der zu dieser Unternehmung verwendeten Truppen ist von dem Commerce und anderen Französischen Blättern sehr übertrieben worden; sie waren indessen mehr als hinreichend, jeden ihnen entgegengestellten Widerstand zu besiegen. Zwölftausend Kameele waren zur Fortschaffung der Bagage und des Materials bestimmt, und als der Schnee immer tiefer wurde, kamen diese unglücklichen, geduldigen Thiere aus Mangel an Futter um, indem sie mit den Füßen nicht so weit hinunter scharren konnten, um das zu ihrer Nahrung unentbehrliche Gras aus dem gefrorenen Erdreich hervorzugraben. Der Zug brach jeden Morgen um sieben auf, und da die Tage sehr kurz waren, machte er gewöhnlich um zwei Uhr Halt, obgleich er in dieser Zeit oft nicht mehr als zwei Werst zurückgelegt hatte. Man brachte so lange damit zu, den Boden vom Schnee zu reinigen und Zelte aufzuschlagen, daß der General, der selbst nicht eher sein Mittagsmahl einnahm, bis er Alles selbst geordnet hatte, dieses zuweilen erst um Mitternacht genießen konnte. Es herrschte unterdessen eine grimmige Kälte, die bis zu dem Grade stieg, daß eine Flasche Whiskey, die am Bette des Generals hing, oft gefror. Als sich dies zum ersten Mal zutrug, beschuldigte er seinen Diener, den Whiskey ausgetrunken zu haben, da er die Flasche leer glaubte. Das Stöhnen der Kameele wird als höchst kläglich geschildert, sie kamen eines nach dem anderen um, so daß kaum hundert nach Orenburg zurückkehrten.

„Die Expedition war fünf bis sechs Monate abwesend, ohne viel weiter als jenseits des Flusses Emba vorzudringen, welcher nominell die Russische Gränze bildet, so daß man im Ganzen nicht über ein Drittel des Weges nach Chiwa zurücklegte. Während der ganzen Zeit erblickte man nur einmal den Feind; einige Salven genügten, um ihn in die Flucht zu jagen, wobei nicht mehr als zwei Mann getödtet wurden. Obschon die Russen alle Kameele einbüßten, verloren sie kein halbes Dutzend Menschen oder Pferde, und wir hörten einen Kosaken-General die Behauptung aussprechen: wenn man Kosaken-Pferde statt Kameele genommen hätte, würde die Armee möglicherweise Chiwa erreicht haben.

„Der Chef der Expedition war der General Perowskij, Gouverneur von Orenburg, einer Provinz, die an Umfang ganz Frankreich übertrifft und deren Verwaltung einen äußerst thätigen Mann und hellen Kopf erfordert. Wir machten seine Bekanntschaft im Sommer 1840, bei den Revüen in Krasnoje Seló; er ist ein Mann von etwa 45 Jahren, der viele Feldzüge mitgemacht hat und von dem im Allgemeinen nur Gutes gesprochen wird. Als das Mißlingen des Feldzuges in Petersburg bekannt wurde und der General dort anlangte, um seinen Bericht darüber abzustatten, glaubte man allgemein, daß er in Ungnade fallen würde. Dies war jedoch so wenig der Fall, daß uns der interimistische Gouverneur von Orenburg, General Rokassowskij, erzählte, er habe den Brief des Herzogs von Wellington an den Kaiser gesehen, den Letzterer dem General Perowskij bei seiner Rückkehr mit der Bemerkung zugesandt hatte, daß der Inhalt ihm zur größten Ehre gereiche, indem das Unternehmen nur durch Hindernisse mißglückt sey, welche nach der Meinung des Herzogs unübersteiglich waren. „„Der General"", fügte dieser hinzu, „„habe Alles gethan, was ein braver Mann und geschickter Feldherr unter solchen Umständen bewirken konnte — er habe seine Armee gerettet."" Wir wissen, daß eine solche Meinung von einer solchen Autorität das größte Gewicht in Petersburg hatte und von der Person, die am meisten dabei betheiligt war, mit gehörigem Dank aufgenommen wurde. Der General Molostwow, ein Offizier, der den größten Theil seines Lebens außerhalb Rußlands als Adjutant des Herzogs von Würtemberg verlebt hatte, war um diese Zeit aus Deutschland zurückgekehrt, um sich der Expedition als Volontair anzuschließen. Während unseres Aufenthalts in Orenburg speisten wir mit ihm tête-à-tête und gingen mehrere Male zusammen auf die Jagd, und von ihm haben wir die oben mitgetheilten Details erfahren."

England.

Die Kirche in Irland.

(Schluß.)

Nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern des Landes eignes Interesse räth der Englischen Regierung, sich mit Irland zu versöhnen. Wenn sich die Geistlichkeit in Irland gegen den Staat auflehnte, so hat dies seinen Grund nur in der Stellung, welche der Staat selbst ihr angewiesen hat, nicht in ihrem Prinzip. Die katholische Religion ist ihrem Wesen nach konservativ; ihre Vertreter in Irland fordern nichts, als eine der Gerechtigkeit und Menschlichkeit angemessene Lage, und sie werden bereit seyn, das Wohl des Staates mit allen ihren Kräften zu befördern. Hierbei drängt sich die wichtige Frage auf, ob die katholische Geistlichkeit vom Staate soll besoldet werden. Man hat dies bereits mehrfach beantragt, doch man ist stets auf Hindernisse gestoßen, welche unübersteiglich schienen. Die anglikanische Kirche, so behaupten die Ultra-Tories, ist in ihrer Würde als Staatskirche verletzt, sobald ein anderer Kultus neben ihr als rechtmäßig anerkannt oder nur geduldet wird; der König kann als Haupt der Kirche und des Staates nicht die Unterthanen, welche politisch einander gleich stehen, religiös in ganz verschiedene Klassen sich theilen lassen. Doch diese Behauptungen der Tories besagen nur, daß sie eine Gleichstellung der Katholiken nicht wollen, nicht, daß diese an sich dem Prinzipe des Staates entgegen, somit unausführbar sey. Nicht bloß die presbyterianische Kirche besteht, wie schon oben bemerkt ist, als Staatsreligion im vereinigten Großbritanien neben der anglikanischen: sondern der Katholizismus selbst wird seit vielen Jahren vom Staate unterstützt. Das Seminar von Maynooth nämlich wurde 1795 von der protestantischen Regierung zur Ausbildung katholischer Geistlichen gegründet und besteht noch jetzt durch einen Zuschuß, welchen das Unterhaus alljährlich für dasselbe votirt. Schon Pitt hatte den Plan entworfen, die katholische Kirche von Seiten des Staates anzuerkennen und ihre Priester zu besolden. Die Bischöfe hatten eingewilligt und der Papst hatte seine Zustimmung gegeben, doch König Georg III. wies den Plan entschieden von sich, und dies veranlaßte Pitt, sich zurückzuziehen. Jetzt ist es vielleicht überhaupt zu spät, diesen Plan auszuführen. Jetzt weigert sich die katholische Geistlichkeit selbst, eine Besoldung vom Staate anzunehmen. Sie hat sich seit einem Vierteljahrhun-

*) Vorsteher dieser Mission war eine Zeit lang (von [illegible] — [illegible]) der bekannte ausgezeichnete Sinolog, Pater Jakinf Bitschurin.

dert eine politische Stellung geschaffen, die sie nicht wieder aufgeben will. Daß sie alle Bedrückungen, alle Leiden des Volkes theilte, darauf beruht ihr Ansehen und ihre Macht. Der Tag, an dem die Last des Gesetzes ihr, doch nicht dem Volke zugleich, abgenommen würde, der Tag würde sie von ihrer Höhe stürzen. Ein Priester, der von Sassen bezahlt wird, ist kein Priester der Irischen Nation. Als im Jahre 1837 die Besoldung der Priester in Frage gestellt wurde, erklärten die katholischen Bischöfe einstimmig, sie seyen entschlossen, nur vom Volke abzuhängen. Diese Erklärung wurde mehrere Male wiederholt; doch hier würde ein Durchgreifen des Staates wohl mehr wirken, und man fände es gerechter. Die Abhängigkeit der katholischen Priesterschaft vom Staate würde die Stellung der anglikanischen natürlich in keiner Weise verändern; der katholische Irländer bliebe immer genöthigt, zwei Kirchen zu unterhalten; doch sobald sich der Zehnte, den er jetzt seinen Priestern giebt, in eine Steuer verwandelte, sähen die Irländer in ihren Priestern nicht mehr ihre halbgöttlichen Beschützer, und würden dadurch enger an den Staat geknüpft.

So lange die Kirche der Minorität in Irland die privilegirte ist, lassen sich die Zustände des Landes nicht regeln. Alle andere Wehen, die auf dem Volke lasten, werden nur von Zeit zu Zeit fühlbar, doch das der Kirchen ist ein ewig glühender Schmerz, der durch tausend Erinnerungen stets wach erhalten wird; so oft der Irländer die Glocke seines Dorfes hört, so oft er auf dem Acker eine Scholle seines Bodens umwendet, so oft wird er an all die Leiden gemahnt, die er erdulden muß, die seine Väter erduldet haben, und die seine Enkel erdulden werden.

Um das Widernatürliche in der Stellung der katholischen Kirche noch mehr heraustreten zu lassen, fügen wir noch folgende Angaben hinzu. Es bestehen in Irland vier Kulte: der katholische, der anglikanische, der presbyterianische und der methodistische oder der von Wesley begründete. Der anglikanische wird etwa durch 700,000, der presbyterianische mit dem methodistischen zusammen etwa durch eben so viele, der katholische durch sieben Millionen Irländer vertreten. Der presbyterianische Kult erhält eine Unterstützung vom Staate, die ihm durch das „donum regium" bestimmt ist; der katholische und methodistische werden vom Volke selbst unterhalten. Folgendes aber ist die gegenwärtige Beschaffenheit der anglikanischen Kirche: Irland ist in vier Kirchen-Provinzen, in die von Armagh, Dublin, Cashel und Tuam, und in 32 Diözesen getheilt. Die Priesterschaft besteht aus vier Erzbischöfen, 18 Bischöfen, 326 Dechanten, Canonicis u. s. w., 1333 Pfarrern und 758 Vikaren. Die Einkünfte dieser Kirche betragen über 5 Millionen Thaler, und diese werden allein zur Besoldung der Priester verwendet, denn für alle Kirchenbauten werden besondere Sammlungen veranstaltet. Der Gehalt eines Bischofs beträgt daher z. B. durchschnittlich 50,000 Thaler, doch giebt es Bischöfe, welche 80,000 und selbst 100,000 beziehen. Diese 5 Millionen Thaler also muß das Volk zusammenbringen, um die Kirche von 700,000 aus seiner Mitte zu erhalten; und von diesen 700,000 befinden sich 400,000 allein in der Provinz Armagh, in welcher der Protestantismus sich bisher noch am meisten verbreitet hat. Es giebt Kirchspiele, welche 1500 Katholiken und keinen einzigen Protestanten, andere, welche 3450 Katholiken und 15 Protestanten, andere, welche 5393 Katholiken und 12 Protestanten zählen. Diese Angaben sind aus Reden genommen, die im Unterhause gehalten worden sind. Die protestantischen Geistlichen aber sehen es in der Regel als einen Vortheil an, daß sie eine so kleine Gemeinde haben, weil sie nun ihre reichen Einkünfte in um so schönerer Muße verzehren können; und diese Muße wächst mit jedem Jahre, indem die Zahl der Protestanten in Irland dauernd abnimmt; vor zweihundert Jahren verhielten sie sich zu den Katholiken wie 1 zu 3, gegenwärtig verhalten sich zu ihnen nur noch wie 1 zu 10.

Die anglikanische Kirche in Irland ist somit nur als ein Zweig der in England zu betrachten, welcher nur dem unterworfenen Volke die Oberhoheit der Sieger im Gedächtniß zu erhalten bestimmt ist; vielleicht auch fürchtet man, daß das Fortbestehen der anglikanischen Kirche in England selbst gefährdet sey, wenn man sie in Irland aufgäbe. Doch wird die Würde der anglikanischen Kirche nicht dadurch verletzt, daß man sie mit aller Macht, die dem Staate zu Gebote steht, einem anderen Volke aufdringen will? muß ihre innere Kraft nicht dadurch sehr zweifelhaft erscheinen, daß dieses Volk, das unterworfene, von vielfachem Unglück gebeugte Volk, sie sich nicht aufdringen läßt?

Dies gestehen die eifrigsten Protestanten in England ein, und sie dringen darum selbst auf eine durchgreifende Reform der Irischen Kirche. Schon vor einigen Jahren trug Lord John Russel darauf an, die Gehalte der protestantischen Geistlichen in Irland zu beschränken, und die hierdurch ersparte, sehr bedeutende Summe auf Verbesserung der Volksschulen zu verwenden; hätte das Parlament diesen Vorschlag angenommen, so würde dieser gerechte und versöhnende Schritt zur Erhaltung des Friedens mit Irland sicher viel beigetragen haben. Was die Whigs nicht vermocht haben, werden die Tories durchsetzen können; und ungeachtet des Einspruchs der Minister scheint diese Lösung des Knotens gegenwärtig die einzig mögliche.

Ein Haupthinderniß bei der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Irland will man ferner darin sehen, daß die Güter und Rechte der anglikanischen Kirche unveräußerlich seyen, daß sie der Staat so wenig wie Privat-Güter und Rechte willkürlich dem einen Besitzer entziehen und dem anderen übertragen könne. Doch das Eigenthum der Kirche ist nicht wie das der Unterthanen ein ursprüngliches, oder durch eigenes Verdienst der Besitzer erworbenes oder gegen andere Besitzthümer eingetauschtes, sondern es ist durch das Gesetz der Kirche zugesprochen worden, es kann ihr somit durch das Gesetz entzogen werden. Was die Legate angeht, so sucht man zwar den Willen des Legirenden, so weit es möglich ist, aufrecht zu erhalten, wenn sich jedoch die Zeitverhältnisse vollkommen ändern, so hat der Staat das Recht, auch über dergleichen Stiftungen den Zeitbedürfnissen gemäß zu verfügen, weil anzunehmen ist, daß der Stifter selbst, wenn er lebte, jetzt anders über sie verfügen würde. Der Englische Staat hat in diesem Falle um so mehr dies Recht, weil die protestantischen Kirchengüter ursprünglich katholische waren und nur durch dasselbe Verfahren, zu dem sich der Staat jetzt nicht berechtigt glaubt, der anglikanischen Kirche überwiesen worden sind.

Schließlich muß man eingestehen, daß es nur eine vorübergehende Beschwichtigung der Gemüther seyn würde, wenn das Englische Parlament darein willigte, daß ein Theil des Einkommens der protestantischen Kirche zur Unterrichtung des Volkes ohne Rücksicht auf Religion verwendet würde. Der Katholizismus, wir müssen es stets wiederholen, muß vom Staate als gleichberechtigt mit dem Protestantismus anerkannt werden; und wenn der Staat ihm diese Anerkennung versagt, so wird das Irländische Volk sie früher oder später erzwingen. Die Kirchengüter werden vom Staate eingezogen und dafür die Gehalte der Priester aus dem Staatsschatze gezahlt werden. Diese Veränderung wird zuerst in Irland eintreten und später wohl auch in England; obgleich in England die protestantische Kirche mit Recht die Staatskirche ist, da sich zu ihr die entschiedene Majorität der Bevölkerung bekennt. Alle Bewegungen in Irland führen auf ein doppeltes Unheil zurück, auf das Verhältniß der großen Grundbesitzer zu ihren Untergebenen und auf die Oberhoheit der protestantischen Kirche. Dem ersteren Mißstande kann die Gesetzgebung kaum abhelfen, ohne die Eigenthumsrechte Einzelner zu verletzen; diese Frage ist daher mehr eine moralische als politische; doch dem Katholizismus vermag der Staat seine ursprünglichen Rechte wiederzugeben, und so lange er dies nicht thut, kann er Irland überwinden, es ersticken und zertreten, doch ihm keinen Frieden geben. (R. d. d. M.)

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs. Ein Indisches Drama.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte erscheint nun die Ruhe mit der Mildeidigkeit; erstere weint und klagt, daß sie ihre Mutter, die Religion, verloren und vergeblich an heiligen Stätten gesucht habe. Sie beschließen darauf, beide in die Häuser der Ketzer zu gehen, um sie dort aufzusuchen. Wie sie noch im Gespräch begriffen sind, erscheint ein Digambara, welchen die Mildeidigkeit anfänglich für einen Riesen hält.*) Er tritt sogleich mit dem ersten Grundsatze seiner Religion auf, daß nämlich die Seele wie eine Lampe in dem Hause des Körpers zu betrachten sey. Das Wesen derselben wird aber nur durch Verehrung der Heiligen erkannt (deren diese Sekte vierundzwanzig hat), und dies prägt er deshalb besonders den Laien oder Crâvanas ein und ruft zu seinem Beistande die Religion herbei, die in einem dem seinigen gleichen Aufzuge erscheint. Die Ruhe fällt bei dem Anblick derselben in Ohnmacht, erhebt sich aber wieder, als ihr Mildeidigkeit sagt, daß es auch bei den Ketzern eine Religion gebe, diese aber die Tochter der Sünde und nicht, wie ihre Mutter, die der Wahrheit sey. Sie gehen daher zu den Buddhisten, um die wahre Religion dort zu suchen. Hier erblicken sie einen Buddhistenbettler mit einem Buche in der Hand, der die Lehre des Buddha preist und seine Religion anruft, daß sie erscheinen möge und die Gläubigen und Bettler umfassen. Auch diese wird, als sie sich zeigt, von der Ruhe als eine Tochter der Sünde erkannt. Nun tritt ein Kapanaka auf (zur Sekte der Gaina's und zwar der Digambaras gehörig). Ihm ist die Zeit die höchste Gottheit; er ist sehr kampflustig und läßt sich mit dem Buddhisten in einen Streit ein:

Kapanaka. Du Buddhist da, komm zu mir! Ich will dich etwas fragen.

Buddhist. Du koboldgestaltiger Schurke! Wie wagst du es, so zu sprechen?

Kap. Thor, werde nur nicht böse, meine Frage bezieht sich auf die heiligen Bücher.

Buddh. Dummkopf von Kapanaka! Die heiligen Bücher kennst du auch? Doch ich will hören. Was fragst du?

Kap. Sprich! Um weß willen hast du ein Gelübde auf dich genommen, da du doch nur kurze Zeit zu leben hast?

Buddh. Wisse, Thor! Einer von unserem Stamme, der Zeichen der Gelehrsamkeit an sich trägt und seine Kleider zerrissen hat, wird befreit von der Wiedergeburt.

Kap. Du Narr! Wenn jemals einer selig werden sollte, wie würde er dir helfen können, da du jetzt schon verloren bist? Ich will dich weiter fragen. Wer hat diese Gebote gegeben?

Buddh. Der allwissende, heilige Buddha.

Kap. Woher weißt du, daß Buddha allwissend ist?

Buddh. Gottloser! In seinen Schriften steht es.

---

*) Die Digambara's gehören zur Gainasekte, die in die beiden Haupt-Abtheilungen der Digambara's und Çvêtâmbara's zerfällt; jene gingen ursprünglich nackt, was auch der Name besagt, etwa: der in Luft gekleidete, später nahmen sie farbige Kleider an, die sie nur während der Mahlzeit ablegten; diese tragen weiße (çveta) Kleider. Beide zerfallen in geistliche und Laienorden oder in Jatis und Crâvanas. Zu jenen gehört der hier auftretende, der sich zugleich mit Beschwören und dergleichen Dingen abgiebt und als ein Betrüger erscheint.

Kap. Du Kluger! Wenn er allwissend ist, weil er es selbst gesagt hat, dann bin ich es auch, denn ich weiß, daß du sammt deinem Vater und deinem Großvater bis zur siebenten Generation herauf ein Sklave bist.

Buddh. Du Schuft, der du den Koth der Teufel trägst! Ich ein Sklave?

Kap. Du sittenloser Mensch läufst ja den Dienerinnen des Klosters nach. U. s. w.

Nachher sucht der Kapanaka noch den Buddhisten zu bekehren, was ihm aber nicht gelingt, und es tritt nun ein Anhänger der Durgà, Gemahlin des Çiva, und zwar von der Sekte der Kâpâlika's, auf, mit dem er sich ebenfalls einläßt:

Kâpâlika. Mein Schmuck ist aus Menschenknochen gemacht, meine Wohnung ist der Kirchhof, aus Menschenschädeln esse ich und sehe mit Augen, welche die Salbe der Andacht gereinigt hat. Die Welt ist in sich verschieden, aber ununterschieden von dem höchsten Gotte.

Kapanaka. Der Mensch dort gehört zu den Kâpâlikas; ich will an ihn eine Frage richten. (geht zu ihm) He, du Kâpâlika, du Menschenknochenträger! Wie heißen deine Pflichten? Was ist dir Seligkeit?

Kâp. Du nichtswürdiger Kapanaka, höre unsere Pflichten! — Nach den Fasten trinken wir aus Brahmanenschädeln geistige Getränke, während wir Fleisch in Menge mit Hirn und Mark im Feuer opfern. Wir verehren den erhabenen Schreckensgott, indem wir ihm Menschenopfer darbringen und im Blute schwelgen, welches aus frischzerschnittenen, wohlgenährten Kehlen fließt.

Buddhist (hält sich die Ohren zu). Buddha, Buddha! Welch' schreckliche und gottlose Gebräuche!

Kap. Gina, Gina! Er ist bemitleidenswerth, denn ein furchtbarer Bösewicht hat ihn verführt.

Kâp. Du Schurke und Ketzer! Du Kahlkopf! Chândâlageartete*) Haarausraufer! Çiva, der Gemahl der Bhavanî, durch welchen die Welt entstanden ist, besteht und vergeht, dessen Macht in den heiligen Büchern gelehrt wird, er ist ein Betrüger? Ich werde darum die Wirksamkeit dieser Gebote zeigen. — Çiva, Vischnu und die Aeltesten und Besten der Götter bringe ich in meine Gewalt. Ich hemme den Lauf der Planeten auf ihrer luftigen Bahn. Wenn ich die Erde sammt Bergen und Städten mit Wasser gefüllt, so trinke ich es im Nu mit der Scherbe eines Topfes aus.

Kap. Dummkopf! Ich sage dir, man hat dir etwas vorgespiegelt und dich betrogen.

Kâp. Du Gottloser nennst wiederum den Höchsten einen Blendwerkmacher. Solche Bosheit darf nicht geduldet werden.

Jetzt will er dem Kapanaka ans Leben, allein der sucht Zuflucht bei dem Buddhisten, welcher den Kâpâlika besänftigt; dieser ruft nun auch seine Religion zum Beistand herbei, und sogleich zeigt sich die wahre Natur sowohl des Buddhisten als des Kapanaka. Auf des Kâpâlika Bitte umfaßt seine Religion nämlich den Buddhisten, und der ruft, von Seligkeit trunken:

„O, wie reizend ist dieses Weib! Viele Wittwen mit üppigem Busen habe ich aus Liebesgluth in meine Arme gedrückt, doch hundertmal fluche ich jetzt den Buddhas, da ich einmal in den Umarmungen dieser Frau wirkliche Seligkeit empfinde! Ja, solch ein Lebenswandel ist heilig. Du, Anhänger des Çiva, verdienst alle Hochachtung, denn deine Gebote sind verehrungswürdig. Ja, du Herrlicher! Für immer entsage ich den Lehren des Buddha, um in die Befehle des höchsten Gottes Çiva einzugehen. Ich bin dein Schüler. Weihe mich in den Dienst des Çiva ein." —

Eben so geht es darauf dem Kapanaka, der gleichfalls zum Çivaismus übertritt; auch er fordert die Weihe.

Kâp. Setzt euch! (Sie thun es. Er nimmt ein Gefäß und stellt sich, als ob er nachdenkt.)

Religion. Herr! Die Schale ist mit Wein gefüllt.

Kâp. (trinkt und giebt das Uebrige den Beiden). Trinkt diesen reinen Nektartrank, denn er ist die Arznei des Lebens! Çiva gab ihn, daß er löse die Bande des Irdischen. (Sie nehmen Anstand, zu trinken.)

Kap. Nach den Lehren des Gina darf man nicht Wein trinken.

Buddh. Wie darf ich Wein trinken, den der Kâpâlika übrig gelassen hat?

Kâp. Was zauderst du, Religion? Nicht mit einem Male vernichtet man die Dummheit dieser Beiden. Sie denken, der Wein sey unrein, weil mein Mund ihn berührte. Gieb du ihn daher, nachdem du ihn durch den Honig deines Mundes gereinigt hast. Denn auch die Wallfahrer sagen, der Mund des Weibes sey immer rein.

Rel. Wie du befiehlst. (Sie thut so.)

Buddh. Ich Glücklicher! (Er trinkt.) O, wie köstlich ist der Wein! Oft trank ich ihn mit Dirnen, wenn sie ihn übrig gelassen hatten und er lieblich wie die aufgeblühte Bakulablume roch; doch solchen Wein, wie er duftet nach dem Munde dieser Frau, erinnere ich mich niemals genossen zu haben. Ist doch selbst der Götter Schaar lüstern nach diesem Göttertrank.

Kap. Buddhist, trinke nicht Alles aus! laß mich auch von dem Weine schmecken, der mit dem Mundsafte der Holden vermischt ist! (Der Buddhist giebt ihm die Schale.) O, wie lieblich ist der Wein! Wie herrlich ist sein Geschmack, sein Geruch, sein Duft! Zu lange, wahrlich, habe ich den Geboten des Gina Folge geleistet; doch jetzt bin ich durch diesen Trank enttäuscht. He, Brüderchen! Mein Körper dreht sich in die Runde; ich werde mich schlafen legen.

*) Chândâlas, Name der niedrigsten, unreinen Kaste der Inder.

Buddh. Das wollen wir thun. (Sie thun es.)

Kâp. Nun, Theuerste! Diese beiden Knechte haben wir um einen Spottpreis erkauft. Laß mich auch mit dir tanzen. (Sie tanzen.)

Auch der Buddhist und der Kapanaka beginnen jetzt zu tanzen, und der Letztere bringt endlich heraus, daß sie jetzt alle Drei Diener der Irrthums seyen; daher beschließen sie, die Religion, Tochter des Rechtes (die wahre), gefangen zu nehmen. Der Kapanaka berichtet, daß sie mit der Vischnuverehrung gepaart in der Brust der Tugendhaften wohne, und Ruhe und Mitleid eilen nun davon, den Entschluß dieser Frevler der Vischnuverehrung mitzutheilen.

Im vierten Akte tritt die wahre Religion mit der Freundschaft auf und schildert das Entsetzen, das sie noch vor der Schreckensgöttin Durgà empfinde, der sie eben entronnen ist. Die Freundschaft tröstet sie aber, indem sie sagt, daß die Macht jener Göttin bereits durch Vischnuverehrung gebrochen sey. Religion erzählt nun auch, wie die Schreckensgöttin ihr noch, als sie sie entließ, gesagt habe, daß sie den gottlosen Irrthum (den Atheismus), weil er sie verachtet, ganz und gar vernichten und zum Entstehen des Begriffs hülfreiche Hand reichen wolle. Sie geht darauf ab zum König Verstand, um ihm diese Nachricht zu bringen. Jetzt tritt dieser auf und klagt über das Unheil, welches der Irrthum angerichtet hat, der aus Unverstand und unrichtiger Erkenntniß entsteht; um diese zu bannen, ist es zunächst nöthig, den ersten Helden des Irrthums, den Kâma (Liebe, Begierde), zu besiegen, und zum Kampfe mit diesem ersieht der Verstand das gründliche Urtheil, welches er von der Schriftgelehrsamkeit oder der Vedakunde herbeirufen läßt. Es erscheint und eifert gegen den Kâma, der die Welt ins Verderben führe. Vom Verstand gefragt, wie es seinen Gegner vernichten wolle, antwortet es, „daß es den Eingang fest vor dem Herumschleichen der Sehnsucht und dem Anblicke der Frauen verschließen und stets an Alterschwäche und Häßlichkeit erinnern wolle." — Darauf läßt der Verstand die Geduld rufen, daß sie den Zorn besiege; auf seine Frage, wie sie es thun wolle, antwortet sie:

„Dem Zornigen begegne ich mit lächelndem Gesichte, dem Besessenen mit milder Rede, dem Scheltenden mit Worten der Versöhnung, dem Schlagenden suche ich die bösen Gedanken zu zerstreuen. Wehe den Menschen, die sich nicht zügeln können; ein großes unabwendbares Unheil ist ihnen von Gott gesandt. So spreche ich; und sollte dann noch Zorn entstehen, wenn die Seele sich zum Mitgefühle neigt?"

Darauf wird auch die Genügsamkeit gerufen, um den Geiz zu besiegen, und es tritt endlich ein Bote auf, welcher dem König meldet, daß die Auspizien günstig seyen und die vom Astrologen bezeichnete Stunde des Aufbruchs da sey. Es geht zum Kampf, und der Wagenlenker des Königs zeigt ihm von ferne die heilige Stadt Benares, deren Herrlichkeit er preist. Kâma, Zorn, Geiz und ihre Verbündeten fliehen, sobald sie nur den Verstand erblicken, und dieser tritt in den Tempel des Vischnu, zu dem er betet, daß er den Begriff zur Vertilgung des Irrthums möge entstehen lassen.

Die Vischnuverehrung hat aber indessen, um nicht Zeuge des Kampfes zu seyn, Benares verlassen und ist nach dem dem Vischnu geheiligten Çâlagrâma gegangen; sie hat jedoch der Religion den Auftrag gegeben, ihr über den Ausgang der Schlacht Bericht zu erstatten, und diese erscheint jetzt im fünften Akte bei ihr, um sich des Auftrages zu entledigen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Bibliographisches.** Von Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine Englische Uebersetzung von David Davison angekündigt. Letzterer hat, wie er versichert, unter den Augen Schlosser's seine Arbeit vollendet und der Deutsche Historiker hat für die Engländer eine besondere Einleitung geschrieben. Es bildet die literarische Abtheilung dieser Geschichte zwei Bände der „Foreign Library", die jetzt bei Chapman u. Hall in London erscheint.

— **Wissenschaftlicher Kongreß in Cork.** Trotz der in Irland herrschenden Repeal-Aufregung wird doch der diesjährige wissenschaftliche Kongreß der Britischen Naturforscher in Cork stattfinden. Man zweifelt nicht, daß O'Connell die Arbeiten der Wissenschaft respektiren und auch seine gelehrten Freunde in dieses vereinigte Großbritanisch-Irländische Parlament schicken werde, obwohl er selbst es verschmäht hat, seinen Platz in diesem Jahre wie gewöhnlich im Unterhause zu London einzunehmen, wo sein Einfluß im Vergleiche zu der ihm gegenüberstehenden ministeriellen Majorität zu gering ist, als daß er auf irgend einen Erfolg hoffen könnte, während in Irland die ihm und seinen Bestrebungen zu gut kommende Repeal-Rente mit jeder Woche wächst.

— **Allen ausgezeichneten Schriftstellern zu wünschen.** Washington Irving soll ein sehr bedeutendes Vermögen geerbt haben, und zwar von einem Amerikanischen Quäker, der ihn persönlich gar nicht gekannt und der ihm seine Schätze aus Achtung vor dem Charakter und dem literarischen Rufe seines Landsmannes vermacht hat. Es wird hinzugefügt, daß Herr Irving seine Stelle als Amerikanischer Gesandter in Madrid aufgeben wolle — ob, weil er ein reicher Mann geworden, wird nicht gesagt, doch wünschen wir, es sey ungegründet, daß, wie versichert wird, seine Gesundheit in der Spanischen Hauptstadt sehr gelitten habe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 16. August 1843.

Frankreich.

Friedrich der Große und seine Freunde, nach George Sand.

Eine Episode aus dem Roman: „Die Gräfin von Rudolstadt“.

Die Verfasserin von Consuelo, dem letzten Romane George Sand's, hat jetzt angefangen, die Fortsetzung zu diesem Werke unter dem Titel: „Die Gräfin von Rudolstadt“ zu veröffentlichen. Diese Fortsetzung hat für uns um so mehr Interesse, als sie vorzüglich in Deutschland, und zwar in den ersten Theilen in Berlin, zu Anfang der Regierung Friedrich's des Großen spielt. Friedrich der Große selbst, seine Freunde und sein ganzer Hof werden darin mit zwar mitunter etwas kühnen, aber doch genialen und überraschenden Pinselstrichen gezeichnet. Die Veranlassung, wodurch der große König in die Erzählung mit hineingezogen wird, bietet die Heldin des Romans selbst, die Porporina — so nennt sich Consuelo nach ihrem Lehrer Porpora — die als eine der ausgezeichnetsten Künstlerinnen ihrer Zeit bei der Italiänischen Oper in Berlin engagirt ist. Das Portrait und den Charakter der „Zingarella“ Consuelo-Porporina, einer in Spanien geborenen, in Frankreich und Italien aber gebildeten Sängerin, soll die Verfasserin nach dem Modell einer Freundin, nämlich nach der jetzt in Deutschland befindlichen Madame Viardot-Garcia, Schwester der Madame de Beriot-Malibran, gezeichnet haben. Die Erzählung beginnt mit einer Vorstellung der Oper Titus von Metastasio und Hasse; der König selbst ist mit seinen Freunden zugegen und verfolgt aufmerksam die Leistungen der Sängerin Porporina, als diese auf einmal mitten in einer glänzenden Roulade stecken bleibt, die Augen stier nach einem Winkel des Saals richtet und unter dem Ausruf: „O, mein Gott!“ zu Boden sinkt. Die Vorstellung hat hiermit für diesen Abend ein Ende; der König selbst eilt auf das Theater und erkundigt sich theilnehmend nach dem Befinden der Sängerin, die sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hat. Hierauf begiebt sich der König nach Hause, um mit Voltaire, La Mettrie, d'Argens, Algarotti und Quintus Icilius zu speisen. Wir lassen jetzt die Verfasserin weiter erzählen. *)

„Mitten im Essen, mitten in einer Unterhaltung voll Spott und Grazie, mitten unter diesen Freunden, die er nicht liebte, und unter diesen Schöngeistern, die er durchaus nicht bewunderte, wurde Friedrich auf einmal nachdenkend, und nach wenigen Minuten stand er auf, indem er zu seinen Gästen sagte: „Plaudert nur, ich höre euch.“ Er geht in das anstoßende Zimmer, nimmt Hut und Degen, winkt einem Pagen, ihm zu folgen, und verliert sich in die tiefen Gänge und geheimnißvollen Treppen seines alten Schlosses, während seine Gäste, ihn in der Nähe glaubend, ihre Worte abwägen und sich nichts zu sagen wagen, was er nicht hören kann. Nur La Mettrie, ein wenig beschäftigter Arzt und Vorleser des Königs, kannte keine Furcht. Er hatte das Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß ihm Niemand schaden konnte, und dies bestand darin, sich so viele Impertinenzen und Thorheiten in Gegenwart des Königs zu erlauben, daß man unmöglich mehr von ihm erzählen konnte, und daß kein Feind oder Angeber im Stande war, ihm etwas zur Last zu legen, was er nicht selbst offen vor den Augen des Königs gethan hätte. Er schien die Philosophie der Gleichheit, die der König gern zur Schau trug bei seinem Umgang mit den sieben oder acht Personen, die er mit seiner Vertraulichkeit beehrte, buchstäblich zu nehmen. Er legte Kravatte, Perrücke, ja selbst die Schuhe in den Zimmern des Königs ab, machte sich's auf den Sophas bequem, widersprach dem König offen, äußerte sich ohne Zwang über den geringen Werth, den man den Göttern dieser Welt, dem Königthum wie der Religion und allen anderen von der Vernunft des Tages aus dem Felde geschlagenen Vorurtheilen beizulegen habe; mit einem Wort, er betrug sich als wahrer Cyniker und gab so viele Motive zu einer Ungnade und Entlassung, daß man ihn mit Verwunderung seinen Platz behaupten sah, während so viele Andere um kleiner Sünden willen gestürzt worden waren. Aber gerade dieses verstellungslose Benehmen gefiel dem König. Er hielt seinen

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, machen wir noch einmal darauf aufmerksam, daß wir hier keine ernste Geschichte, sondern einen Roman vor uns haben; die auftretenden Personen sind zwar historisch, aber was die Verfasserin sie reden und thun läßt, gehört ihr, obwohl sie dazu mannigfache Quellen und namentlich auch das Werk unseres wackeren Preuß benutzt hat, allein an und macht nur den Anspruch auf poetische, nicht auf historische Glaubwürdigkeit. Daß es namentlich an Anachronismen nicht fehlt, wird der nur einigermaßen mit der Geschichte Friedrich's vertraute Leser in dieser Episode, die, wie gesagt, zu Anfang der Regierung des Königs spielt, sehr bald wahrnehmen, doch nur hin und wieder haben wir es für nöthig gehalten, eine kleine berichtigende Note hinzuzufügen. D. R.

La Mettrie für wahnsinnig, und oft blieb er, wie versteinert vor Erstaunen, vor ihm stehen und sagte: „Diese Bestie ist von einer skandalösen Unverschämtheit.“ Dann fügte er für sich hinzu: „Aber er ist ein ehrlicher Kerl, der nicht zweierlei Reden über mich im Munde führt, der mich hinterm Rücken nicht mehr mißhandeln kann, als in meiner Gegenwart, während alle Anderen, die mir zu Füßen liegen, wer weiß was sagen und denken, wenn ich den Rücken kehre. Also ist La Mettrie der rechtschaffenste Mensch, den ich besitze, und ich muß ihn um so mehr ertragen, je unerträglicher er ist.“ So hatte La Mettrie eine sehr angenehme Stellung, und während Voltaire sich von Anfang an in ein System von Schmeicheleien eingelassen hatte, dessen er mit der Zeit überdrüssig zu werden anfing, blieb La Mettrie seiner Gewohnheit treu, fühlte sich dabei ganz behaglich und sah sich nicht gezwungen, wie später Voltaire, ein Idol zu schmähen und umzustürzen, dem er nichts geopfert und nichts versprochen hatte.

Der Marquis d'Argens, Kammerherr mit 6000 Livres Gehalt, war jener leichtsinnige Philosoph, jener oberflächliche Schriftsteller, der den wahren Franzosen seiner Zeit repräsentirt, gutmüthig, unbesonnen, sentimental, zugleich tapfer und verweichlicht, ein Mann zwischen zwei Altern, romantisch wie ein Jüngling und skeptisch wie ein Greis. Nachdem er seine Jugend mit Schauspielerinnen verbracht, bald Betrüger und bald betrogen und immer in die letzte sterbend verliebt, hatte er zuletzt im Geheimen die Mademoiselle Cochois geheiratet, die erste Schauspielerin am Französischen Theater in Berlin, eine sehr häßliche, aber sehr geistreiche Person, die er unterrichtet hatte. Friedrich wußte noch nichts von dieser geheimnißvollen Verbindung, und d'Argens hütete sich, es denen mitzutheilen, die ihn verrathen konnten. Nur Voltaire war sein Vertrauter. D'Argens liebte den König aufrichtig, wurde aber nicht mehr von ihm geliebt als die Anderen. Friedrich glaubte an Niemandes Liebe, und der arme d'Argens war bald der Mitschuldige, bald die Zielscheibe seiner Scherze. *)

Es ist bekannt, daß der von Friedrich mit dem hochklingenden Namen Quintus Icilius ausgestattete Oberst ein Franzose der Abstammung nach war, Namens Guichard, ein energischer Militair und gelehrter Taktiker, übrigens ein großer Plünderer, wie alle Leute seines Schlages, und Höfling im vollen Sinne des Wortes.

Wir sprechen nicht von Algarotti, um nicht den Leser mit einer Galerie historischer Personen zu ermüden. Es war nur unsere Absicht, die Stimmung der Gäste Friedrich's während seiner Abwesenheit anzudeuten, und wir haben schon gesagt, daß dieselben, statt sich von dem geheimen Zwang, der sie drückte, erleichtert zu fühlen, vielmehr noch unbehaglicher befanden und sich kein Wort sagen konnten, ohne auf jene halb offene Thür hinzusehen, durch welche der König verschwunden war und hinter welcher er sich vielleicht den Spaß machte, sie zu beobachten. Nur La Mettrie machte eine Ausnahme, und als er bemerkte, daß der Tafeldienst in Abwesenheit des Königs sehr vernachlässigt ward, rief er: „Parbleu! ich finde es von dem Hausherrn sehr ungesittet, daß er uns so ohne Diener und Champagner läßt, und ich will einmal sehen, ob er da drin ist, um bei ihm Klage zu führen.“ Er stand auf und ging, ohne Furcht, indiskret zu seyn, bis in das Zimmer des Königs. „Keiner da!“ rief er, zurückkehrend; „das ist lustig. Er ist im Stande, zu Pferde zu steigen und ein Manöver beim Fackelschein zu halten, um seine Verdauung zu befördern. Der wunderliche Kauz!“ — „Ein wunderlicher Kauz seyd ihr“, meinte Quintus Icilius, der sich an La Mettrie's seltsames Benehmen nicht gewöhnen konnte. — „So ist also der König weggegangen?“ fragte Voltaire und begann etwas freier zu athmen. — „Ja, der König ist fort“, sagte der Baron Pölnitz, eintretend. „Ich habe ihn eben in einem Hofe mit einem Pagen als einzigen Begleiter getroffen; auch hatte er sein großes Inkognito angelegt, so daß ich ihn kaum erkannte.“

Pölnitz, dessen Alter eben so problematisch war als sein Gehalt und seine Functionen, war jener Preußische Baron, jener Roué der Regentschaft, der in seiner Jugend am Hofe der Mutter des Herzogs von Orleans glänzte, jener ausgelassene Spieler, dessen Schulden der König von Preußen nicht mehr bezahlen wollte, ein Abenteurer und Spion, ein wenig spitzbübisch, ein schamloser Höfling, genährt, verachtet, gehudelt und sehr schlecht bezahlt von seinem Herrn, der ihn jedoch nicht entbehren konnte. Pölnitz war überdies damals der Theater-Direktor Seiner Majestät, eine Art Ober-Intendant

*) Das Verhältniß zwischen Friedrich und d'Argens ist hier nicht richtig dargestellt. Letzterer erfreute sich vielmehr zu jener Zeit des vollen königlichen Vertrauens und erst nach dem siebenjährigen Kriege trat einige Kälte zwischen den beiden Freunden ein. D. R.

seiner kleinen Zerstreuungen. Man nannte ihn schon den alten Pölnitz, und so nannte man ihn noch dreißig Jahre später. Es war der ewige Höfling. Er war Page des letzten Königs gewesen und verband mit den raffinirten Lastern der Regentschaft die derbe Rohheit des Tabacks-Kollegium und den Uebermuth der schöngeistigen und militairischen Regierung Friedrich's des Großen. Da seine Gunst bei diesem Letzteren ein chronischer Zustand der Ungnade war, so lag ihm wenig daran, sie zu verlieren, und da er überdies immer die Rolle des Angebers spielte, so fürchtete er in der That Niemanden, der ihm schlechte Dienste bei seinem Herrn leisten konnte.

„Aber, lieber Baron", rief La Mettrie, „Sie hätten dem König folgen müssen, um uns dann sein Abenteuer mitzutheilen. Wir hätten ihn zur Verzweiflung gebracht bei seiner Rückkehr, wenn wir ihm sagten, wie wir, ohne von Tisch aufzustehen, seine Handlungen und Mienen gesehen hätten." – „Noch besser", sagte Pölnitz lachend. „Wir hätten ihm dies erst morgen gesagt, und würden dieses Hellsehen auf Rechnung des Zauberers geschrieben haben." – „Was ist das für ein Zauberer?" frug Voltaire. – „Der berüchtigte Graf von Saint-Germain, der seit heute Morgen hier ist." *) „Wirklich? Ich bin sehr begierig zu wissen, ob das ein Charlatan oder ein Narr ist." – „Das ist eben das Schwere", sagte La Mettrie. „Er verbirgt sein Spiel so gut, daß Niemand hierüber entscheiden kann." – „Ei, das ist gerade nicht närrisch", sagte Algarotti. – „Erzählen Sie mir von Friedrich", sagte La Mettrie, „ich will seine Neugier durch eine gute Geschichte stacheln, damit er uns nächster Tage beim Souper mit Saint-Germain und seinen vorsündfluthlichen Abenteuern bewirthe. Das wird mich amüsiren. Laßt sehen! wo kann unser theurer Monarch jetzt seyn? Baron, ihr wißt es! ihr seyd zu neugierig, um ihm nicht gefolgt zu seyn, oder zu boshaft, um es nicht errathen zu haben." – „Soll ich's Ihnen sagen?" sagte Pölnitz. – „Ich hoffe, mein Herr", sagte Quintus, indem er ganz blau wurde vor Zorn, „daß Sie auf die seltsamen Fragen des Herrn La Mettrie nicht antworten werden. Wenn Seine Majestät ...." – „O, mein Theurer", sagte La Mettrie, „von zehn Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens giebt es hier keine Majestät. Friedrich hat dies ein- für allemal als Norm aufgestellt, und ich kenne nur das Gesetz: „„Beim Souper giebt es keinen König."" Seht ihr denn nicht, daß dieser arme König sich langweilt, und ihr wollt ihm nicht helfen, daß er während der süßen Stunden der Nacht die Last seiner Größe vergißt, schlechter Diener und Freund, der ihr seyd? Allons, Pölnitz, lieber Baron, reden Sie: wo ist der König in diesem Augenblick?" – „Ich will es nicht wissen", sagte Quintus, aufstehend und den Tisch verlassend. – „Nach eurem Belieben", sagte Pölnitz: „wer mich nicht hören will, mag sich die Ohren verstopfen." – „Ich öffne die meinigen", sagte La Mettrie. – „Wahrhaftig, auch ich", sagte lachend Algarotti. – „Meine Herren", sagte Pölnitz, „Seine Majestät ist bei der Signora Porporina." – „Ihr wollt uns was weiß machen", rief La Mettrie, und fügte eine Lateinische Phrase hinzu, die ich nicht übersetzen kann, weil ich kein Latein verstehe, Quintus Icilius wurde blaß und ging hinaus. Algarotti rezitirte ein Italiänisches Sonnet, das ich nicht viel besser verstehe, und Voltaire improvisirte vier Verse, um Friedrich mit Julius Cäsar zu vergleichen, worauf die drei Gelehrten sich lächelnd ansahen und Pölnitz mit ernster Miene wieder begann: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der König bei der Porporina ist." – „Könnten Sie nicht etwas Anderes geben", sagte d'Argens, dem dies Alles in der That mißfiel, weil er nicht der Mann war, der Andere verrieth, um seinen eigenen Kredit zu heben. Pölnitz antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen: „Hölle und Teufel, Herr Marquis, wenn der König uns sagt, daß Sie bei Dlle. Cochois sind, so finden wir daran nicht den mindesten Anstoß: warum finden Sie Anstoß daran, daß er bei Signora Porporina ist?" – „Das müßte euch vielmehr erbauen", sagte Algarotti, „und wenn es wahr ist, so werde ich es in Rom erzählen." – „Und Seine Heiligkeit, die ein wenig spottlustig sind", fügte Voltaire hinzu, „würden sehr hübsche Sachen darüber sagen."

„Worüber wird Seine Heiligkeit spotten?" frug der König, indem er plötzlich auf der Schwelle des Speisesaals erschien. – „Ueber die Liebschaft Friedrich's des Großen mit der Porporina von Venedig", antwortete La Mettrie ohne Furcht. Der König erblaßte und schleuderte einen schrecklichen Blick auf seine Gäste, welche Alle mehr oder weniger erblaßten, außer La Mettrie: „Was wollen Sie?" sagte dieser ruhig: „Herr von Saint-Germain hatte heute Abend in der Oper gesagt, daß in der Stunde, wo Saturn zwischen Regulus und Jungfrau hindurchpassiren würde, Seine Majestät begleitet von einem Pagen ..." – „Halt da, was ist's mit diesem Grafen von Saint-Germain?" sagte der König, sich mit der größten Ruhe niedersetzend und La Mettrie sein Glas hinhaltend, damit dieser es mit Champagner fülle.

Man sprach vom Grafen von Saint-Germain, und so ging der Sturm ohne Explosion vorüber. Beim ersten Stoß hatte die Impertinenz des Baron, der ihn verrathen hatte, und die Kühnheit La Mettrie's, der es ihm zu sagen wagte, den König wüthend gemacht: aber während La Mettrie weiter sprach, hatte sich Friedrich erinnert, daß er Pölnitz befohlen hatte, über gewisse Gegenstände bei der ersten Gelegenheit zu schwatzen und die Anderen schwatzen zu lassen. So war er mit jener Leichtigkeit und Geistesfreiheit, die er im höchsten Grade besaß, wieder seiner Herr geworden, und von seiner nächtlichen Promenade war so wenig die Rede, als ob sie von Niemand bemerkt worden wäre. La Mettrie hätte es wohl gewagt, den Angriff zu erneuern, wenn er daran gedacht hätte; aber sein flüchtiger Geist folgte der neuen Richtung, die ihm Friedrich gab, und so wurde oft selbst La Mettrie von Friedrich beherrscht. Er behandelte ihn wie ein Kind, das im Begriff ist, einen Spiegel zu zerbrechen oder aus dem Fenster zu springen, und dem man ein Spielwerk zeigt, um es auf andere Gedanken zu bringen. Jeder machte seinen Kommentar über den berüchtigten Grafen von Saint-Germain; Jeder erzählte seine Anekdote. Pölnitz wollte ihn vor zwanzig Jahren in Frankreich gesehen haben. „Und als ich ihn diesen Morgen wiedersah", fügte er hinzu, „war er so wenig gealtert, als hätte ich ihn gestern verlassen. Ich erinnere mich, wie er eines Abends in Frankreich, als von der Leidensgeschichte Jesu Christi die Rede war, auf die ergötzlichste Art und mit einem unglaublichen Ernst ausrief: „Ja, ich hatte es ihm gesagt, daß er sich noch ein schlechtes Spiel bei diesen bösen Juden bereiten würde. Ich habe ihm sogar fast Alles, was ihm begegnet ist, vorhergesagt, aber er hörte mich nicht: sein Eifer ließ ihn jede Gefahr verachten. Auch hat mich sein tragisches Ende so erschüttert, daß ich es nie vergessen werde, und ich kann nicht daran denken, ohne Thränen zu vergießen." Und bei diesen Worten weinte der Teufelsgraf recht ordentlich, und wenig hätte gefehlt, und er hätte uns auch zum Weinen gebracht."

„Ihr seyd ein so guter Christ", sagte der König, „daß mich das nicht von euch wundert." Pölnitz hatte drei- oder viermal vom Morgen bis Abend die Religion gewechselt, um Geld oder einträgliche Stellen zu gewinnen. „Ihre Anekdote zieht überall", sagte d'Argens zum Baron, „aber das ist nur ein Spaß. Ich habe bessere gehört, und was in meinen Augen diesen Grafen von Saint-Germain zu einer anziehenden und merkwürdigen Person macht, das sind die vielen ganz neuen und geistreichen Ansichten, womit er Ereignisse erklärt, die bisher in der Geschichte dunkel geblieben sind. Man mag ihn fragen, über welchen Zeitraum oder Gegenstand man will, er weiß oder erfindet überall eine Menge wahrscheinlicher, interessanter Umstände, welche geeignet sind, auf die geheimnißvollsten Geschichten ein neues Licht zu werfen." – „Wenn er wahrscheinliche Dinge sagt", bemerkte Algarotti, „so muß es ein tief gelehrter und mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabter Mensch seyn." – „Noch mehr als dies!" sagte der König. „Die Gelehrsamkeit reicht nicht aus, um die Geschichte zu erklären. Dieser Mensch muß einen mächtigen Geist und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens besitzen. Es ist nun noch die Frage, ob die Sucht, eine bizarre Rolle zu spielen, den Mann darauf gebracht hat, sich eine ewige Existenz und die Erinnerung an Ereignisse, die seinem Leben vorhergingen, zuzuschreiben, oder ob in Folge tiefer Studien und Meditationen das Gehirn sich derangirt hat und in eine Monomanie gefallen ist." – „Ich kann wenigstens", sagte Pölnitz, „die Aufrichtigkeit und Bescheidenheit unseres Mannes Eurer Majestät verbürgen. Er ist nicht leicht dahin zu bringen, über die wunderbaren Ereignisse, deren Zeuge er gewesen seyn will, zu sprechen. Er weiß, daß man ihn als Träumer und Charlatan behandelt, und scheint davon sehr verletzt: denn er weigert sich jetzt, sich über seine übernatürliche Macht auszusprechen." – „Wohlan, Sire, sterben Sie nicht vor Ungeduld, ihn zu sehen und zu hören?" sagte La Mettrie. „Ich kann es nicht erwarten." – „Wie können Sie danach begierig seyn?" erwiederte der König. „Der Anblick der Narrheit ist nichts weniger als belustigend." – „Wenn es Narrheit ist, dann haben Sie Recht; aber wenn es keine ist?" – „Hören Sie, meine Herren!" nahm Friedrich das Wort; „da haben wir den Ungläubigen, den Atheisten par excellence, der sich an das Wunderbare hängt und schon an die ewige Existenz des Herrn von Saint-Germain glaubt! Uebrigens ist das kein Wunder, wenn man weiß, daß La Mettrie Furcht hat vor dem Tode, dem Donner und den Gespenstern." – „Die Furcht vor Gespenstern ist, ich gestehe es, eine Schwäche", sagte La Mettrie; „aber vor dem Donner und vor Allem, was den Tod geben kann, muß man sich mit Recht fürchten. Ich frage Sie, was zum Teufel soll man denn fürchten, wenn es nicht das ist, was die Sicherheit unseres Daseyns aufhebt?" – „Es lebe Panurge", sagte Voltaire. – „Ich komme auf meinen Saint-Germain zurück", nahm La Mettrie das Wort; „Messire Pantagruel müßte ihn auf Morgen zum Souper mit uns einladen." – „Ich werde mich wohl hüten", sagte der König; „Ihr seyd einmal so närrisch, mein armer Freund, und er brauchte nur den Fuß in mein Haus gesetzt zu haben, so würden die abergläubischen Phantasieen, von denen es in unserer Nähe wimmelt, sofort hundert lächerliche Geschichten erfinden, welche bald die Runde durch ganz Europa gemacht hätten. Ach, die Vernunft, mein lieber Voltaire, möge ihr Reich bald kommen! Das ist das Gebet, das man jeden Abend und jeden Morgen verrichten muß." (Fortsetzung folgt.)

*) St. Germain war allerdings in Berlin, aber erst um das Jahr 1763. Friedrich bezeichnet ihn als un homme, qu'on n'a jamais pu déchiffrer.

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs.

Ein Indisches Drama.

(Schluß.)

Der König Verstand sandte zuerst einen Boten mit dem Lehrbuch der Nyâyaphilosophie (die wie die Sânkhyalehre für orthodox gilt) zum Irrthum, um ihn aufzuforden, daß er die Altäre des Vischnu, die Ufer der Flüsse, der heiligen Wälder und den Geist der Frommen verlasse und mit seinem Gefolge zu den Barbaren ziehe. Der Irrthum beordert darauf die Lehrbücher der Ketzer mit ihren Logiken zum Kampfe, aber da offenbart sich den Kriegern des Verstandes die Sarasvati (Göttin der Beredsamkeit) mit dem wohlthätigen Einflusse der heiligen Schriften. Es näherten sich ihr die Anhänger des Vischnu, Çiva und Sura (Sonnengottes), und die Mîmânsâ nebst den übrigen philosophischen Werken erleuchten die Welt durch die Menge ihrer schlagenden Beweise. Es war aber möglich, daß sich die letzteren zur Vernichtung des Irrthums vereinigten, obgleich die einen Schriften der Offenbarung, die anderen

der Vernunft sind, da beide ihre Quelle in dem gemeinsamen Urlicht haben. Im weiteren Verlaufe des Kampfes wurden nun die Lokâyatas und Chârvâkas (Materialisten) vernichtet, und darauf zerstreuten sich denn die anderen Schriften der Ketzer in dem Meere der wahrhaft heiligen Bücher, da sie keine feste Wurzel mehr haben. Die der Buddhisten zogen in die besonders von Barbaren bewohnten Länder Sindh, Kandahar, Behar, Telingana, ins Hunnenland, ins östliche Bengalen, nach der Küste Koromandel und weiter, und die Digambaras, Kâpâlikas und die übrigen leben im Verborgenen unter den Dummköpfen, die in Pânchâla, Malva und an der Westküste wohnen. Endlich wurden auch die Diener des Irrthums, Kâma nebst dem Zorne und den übrigen, getödtet und nur der Irrthum selber lebt noch, man kennt aber seinen Aufenthalt nicht. Die Vischnuverehrung erkennt, daß dann noch ein wichtiger Rest des Bösen sey, entschließt sich aber, zunächst in dem Vorstellungsvermögen durch die Beredsamkeit des Vyâsa (Sammler der Vedas und des Mahâbhârata) Leidenschaftlosigkeit entstehen zu lassen. —

Das Vorstellungsvermögen tritt nun auf und vermißt schmerzlich seine geliebten Stolz, Hochmuth, Haß; auch erfährt es vom Willen, daß seine Gattin Thätigkeit am gebrochenen Herzen über den Tod ihrer Familie gestorben sey, und ist im Begriff, sich ebenfalls das Leben zu nehmen, als die Beredsamkeit des Vyâsa erscheint. Diese erinnert es daran, daß das Leben vergänglich sey, und daher seine Kinder untergehen mußten. Der Schmerz über ihren Tod entstehe nur aus der Eigenliebe, daher stamme seine leidenschaftliche Trauer. Dies leidenschaftliche Denken kann aber nur dadurch aufgehoben werden, daß man seinen Sinn auf den ruhigen Gegenstand richtet, und dieser ist Vischnu oder das Brahma; wenn das Vorstellungsvermögen immer an dies denke, sagt die Beredsamkeit, so werde sie zur wahrhaften Seligkeit eingehen. Nur durch die Trennung von dem, was man liebt, gelangt man zur Leidenschaftslosigkeit, und diese bringt das Glück der Ruhe. Das Vorstellungsvermögen erklärt sich durch die Beredsamkeit überzeugt und fällt der Heiligen dankbar für seine Rettung zu Füßen. Nun erscheint die Leidenschaftslosigkeit, und das Vorstellungsvermögen erkennt sie freudig als sein Kind, das bereits bei der Geburt von ihm ging. Die Beredsamkeit sagt darauf dem Vorstellungsvermögen (das als Mann auftritt), daß es jetzt der Pflicht seines Standes als Hausvater genügen und sich mit der Ruhe vermählen müsse. Der Gleichmuth und die übrigen Söhne desselben, so wie der Sinnenzwang und die anderen Räthe, müssen es umgeben; endlich soll der Verstand, mit der Offenbarung vereint, Thronerbe werden, dann werde auch die Seele, die ursprünglich einige, die sich auf der Bahn des Denkens, da sie sich dem Vorstellungsvermögen ergab, vervielfältigte, wieder eine werden und in ihrer natürlichen Seligkeit erglänzen.

Im sechsten und letzten Akte tritt nun die Ruhe auf und erzählt, daß sie vom Verstande den Auftrag habe, die Offenbarung zu ihm zu führen; gleich darauf erscheint ihre Mutter, die Religion, welche erfreut ist, endlich einmal die Familie des Königs Verstand ohne Leiden zu sehen. Sie berichtet, daß fortan die Geliebte des Urgeistes nur die Untersuchung dessen, was ewig und was vergänglich ist, daß sein Vertrauter der Mangel an Leidenschaft, seine Freunde Sinnenzwang und seine Genossen u. s. w. seyn werden. Er fürchtet sich jetzt gleich sehr vor der Strafe für das Böse wie vor dem Lohne für das Gute; er denkt nicht an fromme Werke, da er frei von Wünschen ist. Die Religion geht nun, den Verstand zu rufen, da ihn der Urgeist etwas fragen will; eben so holt die Ruhe die Offenbarung, um sie zum Verstande zu führen. Nun tritt der Urgeist auf, und zugleich nahen Verstand, Offenbarung, Ruhe, Religion. Die Offenbarung erzählt nun, wie sie während der Zeit, wo sie dem Urgeist fern war, nirgend richtig erkannt worden sey, wie namentlich die Wissenschaft des Opferns sie nach ihren frommen Werken gefragt habe und, als sie antwortete: „Ich preise ihn, den erstgeborenen Geist, durch den das All entstand, an dem es sich erfreut, in welchen es auch einstens wieder aufgeht, durch dessen Glanz die Welt bestrahlt wird, dessen Licht voll himmlischer Seligkeit erglänzt, den Ruhigen, Ewigen, Thatenlosen, ihn, den Herrn der Kreaturen, in den die Frommen eingehen, um nicht wiedergeboren zu werden, wenn sie vom Dunkel des Dualismus gereinigt sind" — sie sie von sich gewiesen habe. Eben so schlimm sey es ihr bei der Mimânsâ und den anderen Philosophieen ergangen, welche riefen: „Ergreift sie, denn sie setzt die Seligkeit in die Auflösung der Welt und ist also auf dem Wege der Atheisten!" Sie seyen darauf über sie hergefallen, hätten sie ihres Schmuckes beraubt, und sie sey so zur Stätte der Bhagavadgitâ (ein bekanntes philosophisches Gedicht des Mahâbhârata) gekommen, welche sie getröstet und gesagt habe: „Mutter, betrübe dich nicht; Alle, die dich nicht anerkennen, wird der Herr belehren." Als der Urgeist fragt, wer dieser Höchste sey, eröffnet sie ihm: „Der ewige Geist ist kein anderer als du, und du bist kein anderer als der Gott Vischnu. Die Täuschung, die so lange als die Ewigkeit besteht, stellt euch als verschiedene dar, aber ihr seyd es, wie die Sonne und ihr Wiederschein im Wasser."

Der Urgeist (zum Verstande). Ich verstehe nicht ganz die Worte der Göttlichen. Ich, der ich gefesselt und getheilt bin, den Gesetzen des Alters und des Todes unterliege, sagt sie, sey der wahrhaft seyende, selige, denkende Geist?

Verstand. Erst denke: „ich bin", dann: „ich bin nicht", und hast du mit deinem Denken also das **Dies** und das **Du** zerlegt und den denkenden Geist und den Sinn des Du erkannt, so wird, wenn es hört: „Du bist Dies-Du", frei vom Dunkel des Seyns, geisterglänzend emporleuchten das ruhige, ewige, in sich selige Licht.*)

Nun werden Verstand und Offenbarung verbunden und der Begriff geboren.

Begriff. Jetzt, da ich, der Begriff, in die Existenz getreten bin, untersucht nicht mehr die Welt, deren eigene Klarheit vernichtet ist, was erlangt und was verloren, was gewonnen und was gegeben sey, was sich erhebe und was vergehe, was dieses oder was jenes sey. (Er geht umher.) Das ist der Urgeist. Ich will zu ihm gehen (tritt heran). Heiliger! Es grüßt dich der neugeborene Begriff.

Urgeist (freudig). Komm, Theurer, und umarme mich! (er thut es.) Ja! Der Schleier der Finsterniß ist gelüftet und der Morgen bricht an. Denn, als ich das Dunkel des Irrthums von mir warf und den Schlaf des Zweifels verscheuchte, ging der Mond des Begriffs auf. Ich aber bin Vischnu, durch den die Welt von Religion, Verstand, Meinung, Ruhe, Sinnenzwang und deren Freunden erfüllt ist. Durch die Gnade der Vischnuverehrung bin ich befriedigt. Jetzt will ich Niemanden mehr sehen, nichts mehr fragen, nicht nach dem zweifelhaften Lohne hier- oder dorthin gehen, sondern ruhig und entfernt von dem sorg- und furchterfüllten Irrthum als frommer Büßer nur mir selber leben.

Vischnuverehrung (kommt freudig herbei). Nach langer Zeit sind nun endlich alle meine Wünsche erfüllt, denn ich erblicke dich ohne Feinde, Herr!

Urgeist. Was ist unmöglich, Göttin, wenn du gnädig bist? (fällt ihr zu Füßen.)

Vischnuv. (hebt ihn auf). Steh' auf, Lieber! Welchen Dienst kann ich dir noch erweisen?

Urgeist. Was könnte ich wohl noch wünschen? Befriedigt ist ja der Verstand, da seine Feinde überwältigt sind; und ich, du Holde, habe wahrhafte Glückseligkeit erlangt. Dies indeß erflehe ich noch: Mag der Himmel zur erwünschten Zeit der Erde reichlichen Regen spenden; mögen die Könige ohne Unglück die Länder beherrschen; und sey du den Edelgesinnten gewogen, daß sie, durch die Erkenntniß der Wahrheit sündenfrei, durch das Meer des Lebens, welches die Pein weltlicher Selbstsucht trübt, zu schiffen im Stande sind. (Alle ab.)

England.

Der Jesuit Girard und Mademoiselle Cadières.

Unter dem Titel: **Magie und Mesmerismus***) ist neulich ein Englischer Roman erschienen, dem eine Begebenheit zum Thema dient, die gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeutendes Aufsehen erregte und nicht wenig dazu beitrug, die damals noch so mächtigen Jesuiten in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Es wurden dadurch Thatsachen ans Licht gebracht, die einen äußerst ungünstigen Begriff von der Moralität dieses Ordens gaben und einen Schrei des Unwillens veranlaßten, der nach wenigen Jahren zur Aufhebung desselben führte. Die Intrigue des Romans, die in den Hauptzügen mit einer historischen Begebenheit übereinstimmt**), ist folgende: Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit hat sich der Priester Girard einen verderblichen Einfluß auf das Gemüth seines Beichtkindes, einer jungen und schönen Dame von guter Familie, zu erwerben gewußt, die seit ihrer Kindheit mit Anfällen von Somnambulismus behaftet war. Er überredet sie, sich nach einem Kloster zu begeben, wo er durch mystisches Gaukelwerk und magnetische Künste einen Zustand der Verzückung bei ihr hervorbringt, die er zur Erreichung seiner schändlichen Absichten benutzt. Endlich findet man Mittel, sie aus dem Kloster zu befreien und ihrer Familie zurückzugeben: es wird ein Prozeß gegen den Jesuiten eingeleitet, und die Aussagen seines Schlachtopfers scheinen ihn ohne Rettung verdammen zu müssen. Am letzten Tage der gerichtlichen Verhandlungen nimmt aber die Sache plötzlich eine andere Wendung, indem es dem Priester gelingt, seine dämonische Gewalt über das unglückliche Mädchen zu erneuern. Er läßt sie nämlich ein Glas Wasser trinken, welches er durch seinen Hauch magnetisirt hat. Dieses erfährt man aus nachstehender Scene, deren Erzählung dem Sohne ihres Anwalts in den Mund gelegt wird:

„Der Prozeß hatte schon mehrere Tage gedauert, und der Gerichtshof war stets mit Neugierigen überfüllt; am letzten Tage war aber das Gedränge so furchtbar, daß man nur mit äußerster Schwierigkeit sich Eingang verschaffen konnte. Gespannte Erwartung lag auf jedem Antlitz, die in vielen dieser leidenschaftlichen südlichen Physiognomieen bis zur Wildheit stieg. Die Jesuiten hatten sich schon seit dem Beginn des Prozesses kaum unter das Volk gewagt, welches sie, statt, wie vor kurzem, mit sklavischer Ehrfurcht, mit Verwünschungen empfing. Die Aufregung hatte, sowohl innerhalb des Gerichtshofes als vor demselben, ihren Gipfel erreicht. Die Zuschauer trugen Sträußer von weißen Blumen an der Brust, als Emblem jener Unschuld, deren Triumph sie zu verherrlichen dachten. Katharine sah noch schöner aus, wie an den vorhergehenden Tagen, obgleich ihre Miene bewegter war; ein leichtes Erröthen überflog von Minute zu Minute ihre Wange, und ihre Blicke suchten oft die ihrer zitternden Mutter, die kaum weniger Theilnahme erregte, als sie selbst.

„Die Richter schienen unruhiger und düsterer wie je und warfen keine freundlichen Blicke auf die Klägerin und ihren Anwalt. Ihre Vorliebe für

---

*) Hier bezeichnet das **Dies** (Sanskr. tat) den unsichtbaren Gott, **Du** (tvam) den sichtbaren, in der Welt geoffenbarten. „Du bist Dies-Du" heißt also nur: du bist das in seiner Geoffenbartheit unweltliche oder das in seiner Unweltlichkeit geoffenbarte Brahma; es wird frei vom Dunkel des Seyns, da die Schöpfung, seine Vielheit, nur für die unrichtige Erkenntniß, also eine Täuschung ist.

*) Magic and Mesmerism, an episode of the 18th century. London 1843.

**) Auch Friedrich von Raumer's „historisches Taschenbuch" hat in einem seiner letzten Jahrgänge einen Aufsatz über Pater Girard und seine Intriguen enthalten.

die Jesuiten fiel zu sehr in die Augen, um es zweifelhaft zu machen, wie ihr Urtheil lauten würde, wenn sie es gewagt hätten, in dieser kritischen Lage ihren Neigungen zu folgen; aber ihr Stirnerunzeln schüchterte meinen Vater nicht ein. Obgleich das achtzehnte Jahrhundert noch die Spuren des mittelalterlichen Feudalsystems trug, wo die Gerechtigkeit mit der Barbarei, die Macht mit dem Mißbrauch derselben Hand in Hand gingen, so war doch bei der jetzigen Stimmung der Gemüther ein so himmelschreiender und gewaltsamer Akt, wie die Verurtheilung Katharinens, nicht vorauszusetzen. Die Verhandlungen dieses Tages hielt er, der Warnungen älterer Rechtsgelehrten ungeachtet, für eine bloße Komödie, die nur deshalb gespielt werde, um die nicht abzuwendende Sentenz so lange als möglich zu verschieben. Nur einmal ruhte sein Auge zufällig auf dem Gesicht des Jesuiten, dessen Bewegungen er früher stets sorgfältig bewacht hatte; er war finster und in sich gekehrt, hatte sich aber, wie es schien, größtentheils von der Bestürzung und der Verzagtheit erholt, die ihn während der ersten Tage dieses schmachvollen Prozesses niederdrückten. Mein Vater bemerkte, daß er sich im Laufe des Morgens mehrere Mal aus der ihm nahe stehenden Wasserflasche eingeschenkt hatte, um, wie man glauben mußte, seine innere Angst zu beschwichtigen, und eben jetzt war er im Begriff, ein Glasvoll des klaren Elements an die Lippen zu setzen. Es lag in dieser einfachen Bewegung nichts, was die Aufmerksamkeit erregen konnte, und mein Vater richtete bald seine Gedanken auf andere Gegenstände. Kurz nachher klagte Katharine über Erschöpfung, worauf sich ihr einer der unteren Beamten des Tribunals mit einem Glase frischen Wassers näherte, welches sie mit Dank annahm und auf einen Zug leerte. Als sie ihm das Glas zurückgab, äußerte sie — und Viele, außer meinem Vater, hörten diese Bemerkung, ohne sie in jenem Augenblick zu beachten — das Wasser habe einen salzigen, unangenehmen Geschmack, der ihren Durst eher vermehre als lindere.

„Das Verhör der anderen Zeugen ging vor sich, und endlich wurde Katharine dem Pater Girard gegenübergestellt. Ihr Benehmen bei den öffentlichen Verhandlungen war bis dahin in so völliger Uebereinstimmung mit den Gefühlen gewesen, die sie im Kreise ihrer Freunde zu erkennen gab, daß mein Vater aufgehört hatte, sie mit der wachsamen und schmerzvollen Sorgfalt zu beobachten, die aus seinen anfänglichen Zweifeln an ihrer Standhaftigkeit entsprang. Jetzt aber lag etwas so Seltsames und Unstätes in dem Ton ihrer Stimme, daß er stutzig wurde und einen Blick auf sie warf, der ihn eine auffallende Veränderung in ihrem ganzen Wesen gewahren ließ.

„Hätte der Stab eines Zauberers sie berührt und wäre dieser Stab mit allen den geheimnißvollen Eigenschaften begabt, die ihm je von der ausschweifendsten Phantasie verliehen wurden, so hätte keine plötzlichere und ihren Freunden und Gönnern schrecklichere Verwandlung entstehen können. Ihre Augen wanderten träumerisch von einem Gegenstande zum anderen, oder hefteten sich auf die Erde — nicht aus natürlicher Schüchternheit, sondern wie von einer schweren Last niedergedrückt; Lippen und Stirn zogen sich in Furchen, als ob sie bemüht sey, ihre Gedanken zu sammeln; ihre Antworten waren abgebrochen, dunkel, unbestimmt und ohne Zusammenhang, und das innere Licht, welches ihr Antlitz erhellt und seinen Glanz über ihre Züge verbreitet hatte, schien von ihrer gefurchten Stirn zu weichen, die aufs neue von den Wolken beschattet wurde, die im Kloster Sta. Clara so schwer auf ihr lagerten.

„In demselben Maße, wie Katharinen am Wendepunkt ihres Schicksals die Geistesgegenwart verließ, gewann der Jesuit seinen Muth wieder und nahm eine Miene an, die gegen seine frühere herabwürdigende und unmännliche Zaghaftigkeit gewaltig abstach. Mein Vater starrte Beide mit sprachlosem Erstaunen an, während die lächelnden Blicke, die die Richter mit einander wechselten, zur Genüge bewiesen, wie sehr sie durch diese, im entscheidenden Moment stattgefundene Veränderung erfreut waren.

„Was hierauf folgte, ging mit der Schnelligkeit und, wie mein Vater mir oft versicherte, mit der Undeutlichkeit eines Traums an ihm vorüber. Er versuchte mehr als einmal, sich mit Gewalt aus seiner Erstarrung emporzureißen, während er Katharinen in einem verwirrten, übereilten Ton Alles, was sie bisher ausgesagt hatte, Wort für Wort widerrufen hörte — während sie jede durch unbestreitbare Evidenz erwiesene Thatsache leugnete, sich selbst als eine elende Betrügerin, das Werkzeug der niederträchtigsten Bosheit darstellte, den Pater Girard dagegen als einen gelästerten Heiligen und ihre Freunde und Beschützer als die gewissenlosesten Sünder erscheinen ließ, die je das Angesicht der Erde befleckten.

„Die schielenden, in der Stunde des Sieges mit der schwärzesten Rachsucht erfüllten Blicke Pater Girard's, die Ausrufungen unbezähmbaren Erstaunens, die den Zuschauern entfuhren, das Schluchzen der bekümmerten Mutter, das zornige Rauschen des Schleiers bei den Klosterfrauen von Sta. Klara — wie sie ihn dichter um sich zogen, in sprachlosem Unwillen über die freche, unverschämte Prävarication der Klägerin, die sie bisher mit Gefühlen des reinsten Mitleidens betrachtet hatten — die donnernde Beredsamkeit des Advokaten der Gegenpartei, die wie eine zerstörende Lawine auf ihn herabfuhr, seine eigene schwache und verwirrte Widerlegung, mit heiserer, unsicherer Stimme gesprochen — das Gutachten der Richter — das entscheidende Urtheil selbst — Alles, was um ihn vorging, schien meinem Vater nur ein furchtbar neckender Traum. Vor einer Stunde noch stand er als Sieger gedemüthigten Feinden gegenüber, deren unlautere Anschläge er so tapfer bekämpft hatte — jetzt sah er sich plötzlich überrascht, besiegt, und ohne Widerstand aus dem Felde geschlagen. Nie war ein Ritter so tief gefallen, nie hatte sich eine Dame so falsch erwiesen. Er wußte kaum, wie er den Gerichtshof verließ und nach Hause gelangte, und es waren mehrere Stunden der Einsamkeit und der Ruhe dazu nöthig, die gewohnte Elastizität und Kraft seines Geistes wieder herzustellen."

Mannigfaltiges.

— **Espartero und ein Berliner Philolog.** Der Mann, welcher sich so gern mit Napoleon verglich, und in dieser Vergleichung von vielen Spaniern, ja sogar von vielen Deutschen unterstützt wurde, hat, dies müssen seine Verächter beschwören, die letzten Augenblicke seiner Herrschaft denen Napoleon's gleichgestellt, indem er sich ganz so wie der gefallene Kaiser auf ein Englisches Linienschiff flüchtete. In seinen sonstigen Augenblicken seit dem Ausbruche der Pronunciamiento's hat er sich aber stillschweigend als einen Infusions-Napoleon, als eine Travestie Bonaparte's pronunzirt. In der kostbaren Zeit, wo Aufwand von Thätigkeit nothwendig und ein für ihn günstiger Ausgang nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich war, lag er plan- und thatlos zu Albacete, den Blick nach seiner Heimat La Mancha gerichtet, als wollte er eine Pilgerreise zum Grabe seines Landsmannes Don Quijote unternehmen. Er lag dort, fast verschollen, während seine Getreuen wie seine Ungetreuen und Feinde überall handelten und verhandelten. Plötzlich rafft er sich auf, nachdem er versäumte, vor Valencia und in Madrid die Rolle des Agamemnon zu spielen, um vor Sevilla die Rolle eines Thersites zu übernehmen! Für die nächste Zukunft Spaniens ist die Unehre, welche (wenigstens den bis jetzt uns vorliegenden Berichten zufolge) den Sturz Espartero's begleitet, ein Glück, da er jetzt nicht bloß gestürzt, sondern auch unschädlich ist. Für ihn, den Unritterlichen, wird sich schwerlich je wieder eine Partei in dem ritterlichen Spanien waffnen, sollte er einen Versuch zur Wiedererlangung der Gewalt machen. Doch da er gerade jetzt, inmitten des von allen Seiten auf ihn eindringenden Tadels, ein Wort des verdienten Lobes am dringendsten nöthig hat, wollen wir gern seine Freunde durch folgenden schönen Zug trösten: Ein junger Gelehrter in Berlin braucht zur Ausarbeitung eines philologischen Werkes eine Handschrift, die sich im Eskorial befinden soll. Ohne sich lange zu besinnen, ohne diplomatische Vermittelung zu suchen, wendet er sich direkt mit einem Schreiben an den Regenten von Spanien, mit der Bitte, die Handschrift aufsuchen zu lassen und im geeigneten Falle die Benutzung möglich zu machen. Der stolze Herrscher, welcher Frankreichs Gesandten zurücksandte, weil dieser nur der Königin von Spanien und nicht ihm sein Beglaubigungsschreiben überreichen wollte, antwortete persönlich dem Berliner Gelehrten und versprach, sich der Sache anzunehmen. Wir wissen nicht, ob er Wort hielt, und ob die neuesten Ereignisse ihn nicht Wort zu halten verhinderten; aber es bleibt nichtsdestoweniger ein schöner Zug seines Charakters, daß er so den freimüthigen Wünschen eines Privatmannes wie ein Privatmann entsprach, ohne an dem Ueberspringen der Etikette Anstoß zu nehmen.

— **Fort Montjuy.** Der Name dieses während der letzten Ereignisse von Barcelona vielgenannten Forts hat zu mancherlei gelehrten Konjekturen Anlaß gegeben. Er ist jedoch nichts weiter, als eine Verstümmelung des alten Römischen Namens Mons Jovis (Berg des Jupiter), eine Bezeichnung, die das gedachte Fort mit vielen Bergen in den Pyrenäen gemein hat. Aehnliche Namen sind die des Mont (oder Mount) Bax von Mons Bacchi, des Mount-Ider von Mons Idum rc., welche sämmtlich noch Ruinen von festen Schlössern des Pompejus und seiner Legionen tragen.

— **Das Theater in Barcelona.** „Nach den Proben eingebornen Talents zu schließen", bemerkt Mrs. Romer, „die sich uns im Liceo darboten, möchte ich behaupten (wenn es erlaubt ist, nach einem so vereinzelten Fall ein entschiedenes Urtheil auszusprechen), daß die dramatische Kunst hier zu Lande schlecht begriffen wird und sich in der That auf ihrer niedrigsten Stufe befindet. Es ist etwas Seltenes, einer Schauspieler-Truppe zu begegnen, in der auch nicht eine einzige Spur von Talent anzutreffen wäre — dieses fand hier aber wirklich statt. Dieselbe fehlerhafte Methode herrschte in dem ganzen Personale vor — dieselbe emphatische Monotonie im Dialog, ohne Rücksicht auf dessen familiäre oder erhabene Schreibart; derselbe papageienartige Redeton; dieselben zahmen, leidenschaftslosen Geberden; dieselben hölzernen Physiognomieen — wodurch eine Verbindung entstand, die es unmöglich machte, auch nur die geringste Ahnung der von den Schauspielern darzustellenden Empfindungen durch ihre Mimik zu erhalten. Ich schloß daher, daß die hier geltenden Kunst-Ideen auf einer mangelhaften Auffassung beruhen müssen, oder daß der Geschmack und das Talent der Nation sich der Bühne nicht zugewendet haben. Der anziehendste Theil der Vorstellung war der Baile Nacional, der auf das Lustspiel folgte, wo der bolero mit dem hinreißenden Feuer getanzt wurde, das ihm nur die Spanier zu verleihen wissen und durch welches ihre Ausführung dieses reizvollsten aller Charaktertänze sich bis zur Begeisterung der Leidenschaft erhebt. Welch' ein Kontrast zwischen diesem lebenvollen Schauspiel und dem schläfrigen, wider Sinn und Verstand hervorgeplärrten Drama, das ihm voranging! Die Zuschauer, die von letzterem in einen fast somnambulen Zustand versetzt zu seyn schienen, wurden plötzlich durch den Klang der Castagnetten zum Enthusiasmus erweckt, und am Schlusse des Tanzes forderte ein lautes Beifallklatschen zur Wiederholung desselben auf."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeration wird von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Freitag den 18. August 1843.

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.*)

Die Expedition verließ unter meiner Leitung am Nachmittag des 19. April Georgetown in einem Schooner, der uns nach dem Waini oder Guiania bringen sollte. Nach einer höchst stürmischen Fahrt, welcher weder das Fahrzeug, noch seine Bemannung gewachsen war, erreichten wir doch ohne weiteres Unglück die Mündung des Waini, wo ich mich entschloß, zu landen, und unser temporaires Lager auf einer Bank aufschlagen ließ, die die Wellen aus Sand und Muscheln zusammengespült hatten.

Mein Plan ging vorläufig dahin, hier so lange zu verweilen, bis es mir gelungen, die geographische Lage dieses Punktes so genau als möglich zu bestimmen, und zugleich zu untersuchen, in wie weit der Fluß schiffbar seyn möchte, weshalb ich sogleich unter dem Beistand des Herrn Glascott die Küsten aufzunehmen und andere Untersuchungen begann. Obschon in Folge der Menge Untiefen und Sandbänke der Fluß für größere Schiffe nicht fahrbar seyn möchte, so können doch diese Hindernisse keinen Einfluß auf kleinere Fahrzeuge ausüben, da während der hohen Fluth an der Mündung stets eine Wasserstraße von 12—18 Fuß Tiefe entsteht, die stromaufwärts immer mehr und mehr zunimmt. Wie bei allen Flüssen längs einer Küste, die mehr oder weniger der Einwirkung der Fluth unterworfen sind, so tritt auch bei ihm der Uebelstand ein, daß das süße Wasser aus einer ziemlichen Entfernung geholt werden muß; weswegen auch wir während unseres Aufenthalts auf der Sand- und Muschelbank genöthigt waren, unseren Wasserbedarf vom Aruka, einem Nebenfluß des Barima, holen zu lassen. Das Beschwerliche, was dieser Mangel an süßem Wasser in seinem Gefolge hatte, bewog mich, einen Theil meiner Leute, die bei der Küstenaufnahme unbeschäftigt waren, nach Cumaka, einer Niederlassung der Warrau-Indianer, an den Ufern des Aruka, vorauszuschicken, dem sich Herr King, der Inspektor über die Flüsse, anschloß. Am 1. Mai folgten auch wir Zurückgebliebenen ihnen nach.

Den 28. April wurde mir die Ehre zu Theil, einen Besuch von dem Häuptling der Warrau's am Canpaballi, einem Nebenfluß des Waini, zu erhalten, der von unserer Ankunft gehört und uns zu sehen wünschte. Dieser Häuptling ist bei den Kolonisten dieser Gegend allgemein unter dem Namen Sam Peter bekannt, und schien mir überhaupt ein ganz verständiger alter Mann zu seyn. Leider hatte sich während unserer Küsten- und Flußaufnahme das Wetter wesentlich geändert, und es war nur zu gewiß, daß die kurze Regenzeit eingetreten. Wir stiegen jetzt den Waini bis zu jenem merkwürdigen Kanal aufwärts, der ihn mit dem Barima verbindet, und der, obschon nicht gerade für Segelschiffe fahrbar, doch eine höchst bequeme Verbindungslinie zwischen beiden Flüssen für kleinere Fahrzeuge und Kanoes darbietet. Dieser natürliche Kanal hat in vieler Hinsicht mehrfache Aehnlichkeit mit dem Cassiquiare, jener Gabeltheilung, die den oberen Orinoko mit dem Rio Negro verbindet, und ist in der Kolonie unter dem Namen Mora Creek bekannt, während ihn die Warrau's, die diese Flüsse bewohnen, Morawan nennen. Bei seiner Abzweigung vom Waini fand ich ihn 116 Fuß breit und 16 Fuß tief. Mit dem Eintreten der Fluth wird das Wasser des Waini mit solcher Gewalt nach dem Barima gedrängt, daß der Steuermann die größte Aufmerksamkeit anwenden mußte, um nicht gegen die Bäume getrieben zu werden, die an einzelnen Stellen im Fluß lagen; Gefahren, die durch den gewundenen Lauf des Kanals nur noch vergrößert wurden. Die zurückweichende Fluth zeigt dieselbe Einwirkung, nur im umgekehrten Verhältnisse; indem dann die Wasserfluth eben so schnell wieder zurücktritt. Als wir auf dem Mora den Barima glücklich erreicht, war ich nicht wenig erstaunt, an ihm einen viel ansehnlicheren Fluß zu finden, als ich erwartet, da ich seine Breite wenigstens auf 700 Fuß schätzen mußte. Sein Wasser, das auch hier noch den Einwirkungen der Fluth ausgesetzt ist, hat eine dunkle Färbung und eine Tiefe von 18—24 Fuß. Etwa fünf Meilen oberhalb der Verbindung des Mora vereinigt sich der Aruka mit ihm, dessen Wasser eine trübe, gelbe Färbung zeigte. Nicht weit von ihrer Vereinigung stießen wir auf einige Warrau-Hütten, die mit noch einigen an dem unteren Aruka unter dem Häuptling William stehen, der seine Residenz an dem kleinen Bache Koyani hatte.

Am Abend landeten wir glücklich in dem Warrau-Dorf Cumaka, wohin uns Herr King vorausgeeilt war, und uns mit dem Häuptling William und einer ziemlichen Anzahl seiner Untergebenen erwartete, die aber durchaus nichts Freundliches darboten, da die größere Zahl an Augenentzündungen litt. Meine früheren Reisen hatten mich bereits mit den verschiedensten Indianer-Stämmen von Britisch Guiana bekannt gemacht, aber, obschon dieses Uebel nicht selten unter ihnen war, muß ich doch gestehen, diese Krankheit bisher noch nie in einem solchen Grade gesehen zu haben, wie hier, wo gewiß 50 unter 100 daran litten und in Folge derselben ihr Gesicht so ziemlich verloren hatten. Wahrscheinlich ist der sumpfige und marschige Boden, wie zugleich die Sorglosigkeit seiner Bewohner, Ursache dieser Erscheinung.

Cumaka liegt etwas höher als das Niveau des Flusses, wie überhaupt die Hügel in seiner Nähe die erste Erhebung des Landes von der Küste landeinwärts sind. Der Höhenzug, der sich gegen W. erstreckt, besteht hauptsächlich aus einem verhärteten Thon, vielfach mit Ocher versetzt, der aber, wenn man aus der üppigen Vegetation der Ackerfelder und Umgebungen des Dorfes einen Schluß ziehen darf, ungemein fruchtbar seyn mußte. Bisher bestand die Vegetation der Flußufer durchgehends aus Curida, Mangrovenbüschen und zahllosen Manicolpalmen, bis uns hier die ersten edleren Waldbäume, wie Carapa, der Heuschreckenbaum, Curaliara, Siruaballi, Sorirari und andere aufstießen. Aus der Curaliara verfertigen die Warrau's ihre berühmten Kanoes oder Korials, deren Größe ein trefflicher Maßstab für die bedeutende Höhe und Stärke des Baumes ist, da sie bloß aus einem Stück gearbeitet werden.

Leider wurden mir hier mehrere meiner Bootsleute krank, unter denen sich auch mein erster Steuermann befand, wodurch ich mich genöthigt sah, länger in Cumaka zu verweilen; ein Aufenthalt, der glücklicherweise durch die Geschicklichkeit und den Eifer des Herrn Echlin, der zugleich Maler und Arzt war, noch bedeutend abgekürzt wurde. Ich wandte daher diese Zeit hauptsächlich zur Bestimmung der geographischen Lage von Cumaka, da es mir bei meinen ferneren Bestimmungen von Gewicht seyn mußte, einen bestimmten Punkt im Innern des Landes zu besitzen, wie zugleich zur Aufnahme des Flusses Waini, an. Ein Warrau, der etwas Englisch radebrechte, diente mir dabei als Dolmetscher. Als meine Kranken wenigstens wieder so weit hergestellt waren, daß wir die Reise mit ihnen fortsetzen konnten, miethete ich mir sechs Warrau-Indianer, unter der Anführung des Sohnes des Häuptlings, und brach mit ihnen am 10. Mai nach der Mündung des Barima auf, um diesen Theil des Flusses genauer zu untersuchen. (Fortsetzung folgt).

*) Entnommen dem Journal of the Geograph. Society. Vol. XII. London 1842. Wir zweifeln nicht, daß diese Nachrichten, aus der Feder unseres wackern Landsmannes herrührend, auch unseren Deutschen Lesern von vielfachem Interesse seyn werden. Wir theilen bei dieser Gelegenheit folgende biographische Notizen über ihn mit: Robert Hermann Schomburgk ist am 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut geboren, wo sein Vater, ein würdiger evangelischer Geistlicher, damals ein Predigeramt bekleidete, das er seitdem mit der Pfarre in Voigtstedt vertauschte. Robert, von drei Söhnen der älteste, widmete sich der Handlung, brachte seine Lehrjahre, so wie die Zeit bis zum J. 1828 in Leipzig zu, von wo er nach New-York und St. Thomas in Geschäften eines Deutschen Handlungshauses ging. Sein Trieb nach Kenntnissen hatte ihn in die mannigfaltigsten wissenschaftlichen Verbindungen gebracht, und so machte er im J. 1830 seine erste Erforschungs-Reise nach den Jungfern-Inseln, die er zum Theil geographisch, physikalisch und astronomisch beschrieb. Seine Seekarte von Anagada erweckte die Aufmerksamkeit der Britischen Admiralität, die sie stechen ließ, worauf er dann in den Jahren 1835—37 für Rechnung der Londoner geographischen Gesellschaft Reisen nach dem am Essequibo, Berbice und Corentin gelegenen Britischen Guiana unternahm. Auf dieser Reise bereicherte er die Erdkunde mit vielen interessanten Beobachtungen; mehrere neue Pflanzen wurden von ihm entdeckt: unter Anderen die Victoria regia und die von Englischen Botanikern ihm zu Ehren genannte Schomburgkia Orchida. In den Jahren 1839 und 1840 war er in England, wo er sowohl von der Regierung als von der geographischen Gesellschaft mit Auszeichnungen überhäuft wurde. Es erfolgte damals auch seine Ernennung zum Großbritannischen Gränz-Commissair in Guiana, zur Schlichtung der Streitigkeiten mit Brasilien. Im Herbst 1840 besuchte er seinen Vater in Voigtstedt und bald darauf kam er nach Berlin, wo Se. Maj. der König ihm mehrere Audienzen ertheilte und ihm den rothen Adlerorden dritter Klasse verlieh. Auf den Vorschlag des Frhrn. Alexander von Humboldt wurde ihm von Seiten der Preußischen und mit Bewilligung der Englischen Regierung sein Bruder Moritz Richard Schomburgk als Naturforscher auf der Expedition beigesellt, die er jetzt von neuem in das Innere von Guiana unternahm. Am 21. Januar 1841 waren beide Brüder zu Georgetown angelangt, und hier knüpft nun die Erzählung an, die wir oben aus der Feder unseres Landsmannes erhalten.

Frankreich.

Friedrich der Große und seine Freunde, nach George Sand.

Eine Episode aus dem Roman: „Die Gräfin von Rudolstadt".

(Fortsetzung und Schluß.)

„Die Vernunft, die Vernunft!" sagte La Mettrie, „ich finde sie dann reizend und wünschenswerth, wenn sie mir dazu dient, meine Leidenschaften,

meine Laster, meine Begierden — nennen Sie es, wie Sie wollen — zu rechtfertigen; aber wenn sie mich ennuyirt, so will ich die Freiheit haben, sie fortzujagen. Zum Teufel, ich will keine Vernunft, die mich zwingt, den Tapferen zu spielen, wenn ich Furcht habe, den Stoïker, wenn ich leide, den Resignirten, wenn ich wüthend bin .... Weg mit dieser Vernunft! das ist nicht die meinige, das ist ein Ungeheuer, eine Chimäre von der Erfindung jener albernen Schwätzer des Alterthums, die ihr Alle, ich weiß nicht warum, bewundert. Ihr Reich soll nicht kommen! ich hasse die absoluten Gewalten jeder Art, und wenn man mich zwingen wollte, nicht an Gott zu glauben, was ich jetzt freiwillig und von ganzem Herzen thue, so würde ich vielleicht aus Widerspruchsgeist zur Beichte gehen." — „O, ihr seyd zu Allem fähig, man weiß es", sagte d'Argens, „selbst an den Stein der Weisen des Grafen von Saint-Germain zu glauben." — „Und warum nicht? Das wäre so angenehm, und käme mir sehr zu Statten." — „Ah, was das betrifft", rief Pölnitz, seine leeren, stummen Taschen schüttelnd und dabei den König mit bedeutsamer Miene ansehend, „dieses Reich mag je eher je lieber kommen: das ist das Gebet, das ich alle Morgen und Abend ......" — „Ei, ei", unterbrach Friedrich, der für diese Art von Winken immer ein taubes Ohr hatte; „dieser Herr Saint-Germain giebt sich auch mit dem Geheimniß ab, Gold zu machen? Das habt Ihr mir nicht gesagt!" — „Da dem so ist, so erlauben Sie mir, ihn in Ihrem Namen auf morgen Abend zum Souper einzuladen, denn mir scheint, daß ein wenig von seinem Geheimniß auch Ihnen, Sire, nicht unangenehm seyn würde! Sie haben große Bedürfnisse und einen gigantischen Magen, als König und als Reformator." — „Schweig, Panurge", antwortete Friedrich. „Dein Saint-Germain ist jetzt gerichtet. Er ist ein Betrüger und ein Unverschämter, den ich stark werde beaufsichtigen lassen, denn wir wissen, daß man mit diesem schönen Geheimniß mehr Geld aus einem Lande mitnimmt als daläßt. He, meine Herren, erinnern Sie sich nicht mehr des großen Todtenbeschwörers Cagliostro, den ich vor sechs Monaten mit gutem Vorbedacht aus Berlin jagen ließ?" *) — „Und der mir hundert Thaler mitgenommen hat", sagte La Mettrie; „der Teufel mag sie ihm wieder abnehmen!" — „Und der sie Pölnitzen genommen hätte, wenn dieser sie gehabt hätte." — „Sie haben ihn fortjagen lassen", sagte La Mettrie zu Friedrich, „und auch er hat Ihnen einen Streich gespielt!" — „Welchen?" — „Ah, Sie wissen es nicht? Wohlan, ich werde Sie mit einer Geschichte bewirthen." — „Das erste Verdienst einer Geschichte ist, kurz zu seyn", bemerkte der König. — „Die meinige hat nur zwei Worte. An dem Tage, wo Eure Majestät dem erhabenen Cagliostro gebot, seine Destillirkolben, seine Gespenster und Dämonen wieder einzupacken, fuhr derselbe in eigener Person in seinem Wagen Schlag zwölf Uhr zu allen Thoren Berlins auf einmal hinaus. Das wird von mehr als zwanzigtausend Personen bestätigt. Die Wächter aller Thore haben ihn mit demselben Hut, derselben Perrücke, demselben Wagen, demselben Gepäck und Gespann gesehen, und nie werden Sie ihnen ausreden, daß an diesem Tage fünf oder sechs Cagliostro's auf den Beinen waren."

Jedermann fand die Geschichte ergötzlich, Friedrich allein lachte nicht darüber. Er nahm es mit den Fortschritten der menschlichen Vernunft ganz ernst, und der Aberglaube, der Voltaire so viel Geist und Witz eingab, erregte ihm nur Galle und Zorn. „Da habt ihr das Volk!" rief er, die Achseln zuckend; „ach Voltaire, da haben Sie das Volk, und das in dem Jahrhundert, wo Sie leben und das helle Licht Ihrer Fackel über die Welt halten! Man hat Sie verbannt, verfolgt, bekämpft auf jede Art, und Cagliostro braucht sich nur zu zeigen, um ganze Bevölkerungen zu bezaubern! Es fehlt wenig, daß man ihn im Triumphe trägt!" — „Wissen Sie auch", sagte La Mettrie, „daß die vornehmsten Damen an Cagliostro eben so gut glauben, als die Straßenweiber? Genug, ich habe diese Geschichte von einer der schönsten Ihres Hofes erfahren." — „Ich wette, es ist die Frau von Kleist!" sagte der König. — „Du bist es, der sie genannt hat", antwortete La Mettrie deklamirend. — „Nun duzt er gar den König!" brummte Quintus Icilius, der seit einigen Augenblicken wieder eingetreten war. — „Diese Kleist ist eine Närrin", sagte Friedrich; „sie ist die unerschrockenste Geisterseherin und denkt an nichts als an Nativitätsstellungen und Zaubereien .... Sie bedarf einer Lection, sie mag sich in Acht nehmen! Sie verdreht allen unseren Damen den Kopf, und man sagt sogar, daß sie ihren Mann verrückt gemacht hat, welcher dem Satan schwarze Böcke opferte, um die in unserem Brandenburgischen Lande vergrabenen Schätze zu entdecken." — „Aber das gehört Alles bei Euch zum besten Ton, Vater Pantagruel", sagte La Mettrie. „Ich weiß nicht, warum Ihr wollt, daß Eure Frauen sich Eurer mürrischen Göttin Vernunft anvertrauen. Die Frauen sind auf der Welt, um sich und uns zu amüsiren. Frau von Kleist mit allen ihren Zaubergeschichten ist höchst scharmant; sie bewirthet damit soror Amalia ...." — „Was meint er mit seiner soror Amalia?" sagte der König erstaunt. — „Ei, Eure edle und liebenswürdige Schwester, die Aebtissin von Quedlinburg, die der Magie mit ganzem Herzen zugethan ist, wie Jeder weiß ...." — „Schweig, Panurge!" wiederholte der König mit einer Donnerstimme, indem er mit der Dose auf den Tisch schlug.

Es trat eine Pause des Schweigens ein, während welcher langsam die Mitternachtsstunde schlug. Sonst verstand Voltaire die Kunst, die Wolken, die über die Stirn seines theuren Trajan zogen, zu verscheuchen und das stockende Gespräch wieder anzuknüpfen. Aber diesen Abend war Voltaire traurig und leidend; er fühlte das geheime Nagen jenes preußischen Spleen, der sich schnell aller glücklichen Sterblichen bemächtigte, die berufen waren, Friedrich in seinem Glanze zu betrachten. Gerade an demselben Morgen hatte ihm La Mettrie jenes unglückliche Wort Friedrich's wiederholt, welches an die Stelle einer scheinbaren Freundschaft eine sehr reelle Abneigung zwischen diesen beiden großen Männern treten ließ. *) Genug, er sprach kein Wort. „Wohlan", dachte er, „mag er die Schale La Mettries wegwerfen, wenn es ihm gut dünkt; mag er sich ärgern, mag er leiden, und das Souper ein Ende nehmen. Ich habe Kolik, und das fühle ich trotz aller seiner Komplimente."

Friedrich war also genöthigt, sich selbst zu helfen und sich seine philosophische Heiterkeit allein wiederzugeben. „Da wir gerade von Cagliostro reden", sagte er, „und die Stunde der Gespenstergeschichten so eben geschlagen hat, so werde ich euch die meinige erzählen, und ihr werdet sehen, was man von der Wissenschaft der Zauberer zu halten hat. Meine Geschichte ist vollkommen wahr, und ich habe sie von derselben Person, der sie letzten Sommer begegnet ist. Der heutige Vorfall im Theater ruft sie mir wieder ins Gedächtniß, und vielleicht hängt dieser Vorfall mit dem, was ihr hören werdet, zusammen." — „Wird die Geschichte etwas schauerlich seyn?" fragte La Mettrie. — „Vielleicht", antwortete der König. — „Dann will ich die Thür, die hinter mir ist, zumachen. Ich kann keine offene Thür ertragen, wenn man von Gespenstern und Wundern spricht."

La Mettrie schloß die Thür, und der König begann: „Ihr wißt, daß Cagliostro die Kunst besaß, den leichtgläubigen Leuten Bilder oder vielmehr magische Spiegel zu zeigen, auf welchen er abwesende Personen erscheinen ließ. Er rühmte sich, sie in der Beschäftigung oder dem Zustand zu zeigen, worin sie sich gerade in diesem Augenblick befänden. Die eifersüchtigen Frauen ließen sich bei ihm die Untreue ihrer Männer oder Liebhaber enthüllen, und mancher Mann oder Liebhaber machte bei ihm seltsame Entdeckungen über das Betragen gewisser Damen. Wie dem auch seyn mag, die Sänger der Italiänischen Oper vereinigten sich eines Abends und boten ihm ein hübsches Souper mit guter Musik an, wenn er ihnen einige seiner Künste zeigen wollte. Er ging darauf ein und bestimmte dem Porporino, Conciolini, den Damen Astrua und Porporina einen Tag, um ihnen bei sich Hölle oder Paradies nach Belieben zu zeigen. Auch die Familie Barberini war von der Partie. Fräulein Johanna Barberini verlangte den verstorbenen Dogen von Venedig zu sehen, und da Herr Cagliostro die Todten sehr gut wieder aufzuwecken versteht, so sah sie ihn, fürchtete sich sehr vor ihm und kam ganz betäubt aus dem schwarzen Kabinet heraus, wo der Zauberer sie mit dem Gespenst unter vier Augen gebracht hatte. Ich habe die Barberini, die ein wenig spottlustig ist, stark in Verdacht, daß sie die Erschrockene gespielt, um sich über unsere Italiänischen Sänger lustig zu machen, die von Standes wegen nicht tapfer sind und sich entschieden weigerten, sich derselben Probe zu unterwerfen. Signora Porporina mit jener ruhigen Miene, die Sie an ihr kennen, sagte zu Cagliostro, sie würde an seine Wissenschaft glauben, wenn er ihr eine Person zeige, an welche sie in diesem Augenblick denke und die sie ihm nicht zu nennen brauche, weil er als Zauberer in ihrer Seele wie in einem Buche lese. „„Was Sie von mir verlangen, ist schwer"", antwortete Cagliostro, „„und doch glaube ich Sie befriedigen zu können, wenn Sie mir bei dem Heiligsten und Schrecklichsten, was es giebt, schwören, nicht bloß die Person, die ich Ihnen zeigen werde, nicht anzureden, sondern auch nicht die geringste Bewegung, die geringste Geberde, das geringste Geräusch während der Erscheinung zu machen."" Die Porporina schwor einen Eid und trat mit großer Entschlossenheit in das schwarze Kabinet. Es ist nicht überflüssig, Sie daran zu erinnern, meine Herren, daß diese junge Person einer der stärksten und geradesten Geister ist, die man finden kann; sie ist unterrichtet, urtheilt vernünftig über Alles, und ich habe Gründe zu glauben, daß sie keiner falschen oder engherzigen Idee zugänglich ist. Sie blieb also in der Kammer lange genug, um ihre Kameraden zu beunruhigen. Doch Alles ging im tiefsten Schweigen vor sich. Als sie herauskam, war sie sehr blaß und Thränen flossen aus ihren Augen. Aber sie sagte sogleich zu ihren Gefährten: „„Meine Freunde, wenn Herr Cagliostro ein Zauberer ist, so ist er ein falscher Zauberer; glaubet nicht an das, was er euch zeigen wird."" Sie wollte sich nicht weiter erklären. Aber da mir Conciolini einige Tage nachher bei einem meiner Konzerte von dieser wunderbaren Soiree erzählte, so nahm ich mir vor, die Porporina das nächste Mal, wo sie in Sans-Souci singen würde, zu befragen. Ich hatte Mühe, sie zum Sprechen zu bringen. Endlich erzählte sie Folgendes: „„Ohne Zweifel besitzt Herr Cagliostro außerordentliche Mittel, um Erscheinungen hervorzubringen, die die Wirklichkeit so täuschend nachahmen, daß selbst die ruhigsten Geister davon erschüttert seyn müssen. Gleichwohl ist er nicht Zauberer, und seine Behauptung, in meinen Gedanken lesen zu können, gründete sich nur auf die Kenntniß, die er gewiß von einigen Einzelnheiten meines Lebens hatte; aber es ist eine unvollständige Kenntniß, und ich möchte Ihnen nicht rathen, Sire („es ist immer die Porporina, welche spricht", bemerkte der König), ihn zu Ihrem Polizei-Minister zu nehmen, denn er würde grobe Schnitzer machen. Als ich ihn aufforderte, mir die abwesende Person zu zeigen, die ich zu sehen wünschte, dachte ich an den Maestro Porpora, meinen Musiklehrer, der jetzt in Wien ist, und statt seiner sah ich einen theuren Freund in der magischen Kammer erscheinen, den ich in diesem Jahre verloren habe.""

---

*) Cagliostro ward um die Zeit, in welcher diese Episode spielen soll (1748), erst geboren und die Anekdote, die hier von ihm erzählt wird, gehört dem Taschenspieler Philadelphia, so wie einer viel späteren Zeit an.

*) Dieses Wort lautete bekanntlich: „Ich behalte ihn noch, weil ich ihn brauche. In einem Jahre werde ich nichts mehr mit ihm anzufangen wissen und mich seiner entledigen. Ich presse die Orange aus und dann werde ich die Schale wegwerfen." (Anmerk. der Verfasserin.) Voltaire selbst erzählt diese — unwahrscheinliche — Anekdote, aber erst aus dem Jahre 1751. (D. R.)

— „Zum Henker", sagte d'Argens, das ist ja noch viel wunderbarer, als einen Lebendigen sehen zu lassen!" — „Warten Sie, meine Herren. Der schlecht berichtete Cagliostro hatte keine Ahnung davon, daß die Person, die er zeigte, todt sey; denn als das Phantom verschwunden war, fragte er die Porporina, ob sie mit dem, was sie erfahren, zufrieden sey. „„Fürs Erste, mein Herr"", erwiederte sie, „„möchte ich es verstehen. Erklären Sie mir es gefälligst."" — „„Das übersteigt meine Macht"", antwortete er; „„es genüge Ihnen zu wissen, daß Ihr Freund ruhig ist und sich nützlich beschäftigt."" Worauf die Signora entgegnete: „„Ach, mein Herr, Sie haben mir sehr wehe gethan, ohne es zu wissen; Sie haben mir eine Person gezeigt, die ich nie wiederzusehen dachte, und jetzt sprechen Sie von ihr als von einer lebenden, während ich ihr vor sechs Monaten die Augen zugedrückt habe."" Da sehen Sie, meine Herren", fuhr Friedrich fort, „wie diese Hexenmeister sich täuschen, indem sie Andere täuschen wollen, und wie ihre Intriguen durch einen Umstand vereitelt werden, der ihrer Geheimpolizei entgeht. Sie dringen bis zu einem gewissen Punkt in die Geheimnisse der Familien und der Herzen ein. Da alle Geschichten dieser Welt sich mehr oder weniger ähnlich sind, und Leute, die sich zum Wunderglauben hinneigen, nicht so streng untersuchen, so treffen sie bei zwanzig unter dreißig Fällen das Rechte; aber in zehn Fällen unter dreißig schießen sie fehl, ohne daß es sehr bemerkt wird, während man von den gelungenen Proben viel Aufsehen macht. Es ist ganz ebenso, wie bei den Nativitätsstellungen, wo man euch eine hergebrachte Reihe von Ereignissen vorhersagt, die jedem Menschen begegnen müssen, als Reisen, Krankheiten, Verlust eines Freundes oder Verwandten, eine Erbschaft, ein Zusammentreffen, einen interessanten Brief und andere Gemeinplätze des menschlichen Lebens. Man sehe aber, in welche Katastrophen und häusliche Verdrießlichkeiten schwache und leidenschaftliche Geister durch diese falschen Enthüllungen eines Cagliostro gerathen. Ein Mann mag sich hieran hängen und er wird seine unschuldige Gattin tödten, eine Mutter kann wahnsinnig werden vor Schmerz, indem sie ihren abwesenden Sohn sterben zu sehen glaubt, und es giebt tausend Unglücksfälle, die aus dieser angeblichen Zukunftswissenschaft der Zauberer entstanden sind. Darum gestehen Sie, daß ich Recht hatte, aus meinen Staaten diesen Herrn Cagliostro zu entfernen, der so treffend wahrsagt und so gute Nachricht von todten und begrabenen Leuten giebt."

„Alles dies ist schön und gut", sagte La Mettrie, „erklärt mir aber nicht, wie die Porporina Eurer Majestät diesen todten Menschen aufrecht sehen konnte. Denn gerade, wenn sie Festigkeit und Verstand in ausgezeichnetem Maße besitzt, wie Eure Majestät versichern, so spricht dies gegen das Argument Eurer Majestät. Der Zauberer hat sich allerdings getäuscht, indem er aus seinem Magazin einen Todten hervorzog, während man einen Lebenden verlangte, aber es ist nur um so gewisser, daß er Macht hat über Leben und Tod, und darin kann er mehr als Eure Majestät, welche — Eure Majestät möge dies nicht übel deuten — zwar schon viele Menschen im Kriege hat tödten lassen, aber noch keinen einzigen wieder aufwecken konnte." — „Also werden wir an den Teufel glauben, mein lieber Unterthan", sagte der König, über die komischen Blicke lächelnd, die La Mettrie dem Quintus Icilius zuwarf, so oft er das Wort Majestät mit Emphase aussprach. — „Warum sollten wir nicht an diesen alten Gevatter Satan glauben, der so verleumdet ist und so viel Geist hat?" bemerkte La Mettrie. — „Ins Feuer mit dem Manichäer", sagte Voltaire, indem er eine Kerze an die Perrücke des jungen Arztes hielt. — „Nun, erhabener Fritz", nahm dieser das Wort, „ich habe Euch ein schwer zu widerlegendes Argument aufgestellt: entweder ist die reizende Porporina närrisch und leichtgläubig, und hat ihren Todten gesehen, oder sie ist eine Philosophin und hat nichts gesehen. Aber sie hat Furcht gehabt, das gesteht sie ja selbst." — „Sie hat keine Furcht gehabt", sagte der König, „sie war nur schmerzlich ergriffen, wie es Jeder seyn würde, der das treue Portrait einer geliebten Person zu Gesicht bekommt, von der er nur zu gut weiß, daß er sie nicht mehr wiedersehen würde. Aber wenn ich Euch Alles sagen soll, so glaube ich fast, daß sie hinterdrein Furcht bekommen hat, und daß ihre geistige Kraft aus dieser Prüfung nicht so stark hervorgegangen ist, als sie hineinkam. Seit dieser Zeit war sie Anfällen trüber Melancholie unterworfen, die immer ein Zeichen von Schwäche oder Verwirrung in unserem Verstande sind. Ich bin überzeugt, daß ihr Geist dabei gelitten hat, obwohl sie es leugnet. Man spielt nicht ungestraft mit der Lüge. Der Anfall, den sie diesen Abend hatte, ist, wie ich glaube, eine Folge von allem diesem, und ich möchte wetten, daß in ihrem zerrütteten Gehirn einige Furcht vor der magischen Macht steckt, die Herrn von Saint-Germain zugeschrieben wird. Man hat mir gesagt, daß sie seit ihrer Rückkehr in ihre Wohnung nicht aufgehört hat, zu weinen." — „O, daran, theure Majestät, werden Sie mir zu zweifeln erlauben", sagte La Mettrie. „Sie haben sie besucht, folglich weint sie nicht mehr." — „Du bist sehr begierig, Panurge, den Zweck meines Besuchs zu kennen? Und auch Sie, d'Argens, obwohl Sie nichts sagen und thun, als wenn Sie nicht daran dächten? Und auch Sie vielleicht, theurer Voltaire, der Sie kein Wort sagen und doch gewiß nicht weniger daran denken!" — „Wie sollte man nicht gern Alles wissen wollen, was ein König wie Friedrich zu thun für gut hält?" antwortete Voltaire, der sich zu gefallen bemühte, als er den König bereit sah, zu reden; „vielleicht haben gewisse Menschen nicht das Recht, etwas zu verbergen: da jedes Wort von ihnen eine Regel und jede ihrer Handlungen ein Beispiel ist." — „Mein theurer Freund, Sie wollen mich stolz machen! Wer möchte es nicht seyn, wenn er von Voltaire gelobt wird? Das hindert nicht, daß Sie während der Viertelstunde, wo ich abwesend war, sich über mich lustig machten. Nun, während dieser Viertelstunde, werden Sie doch nicht glauben, daß ich Zeit hatte, bis in die Nähe des Opernhauses zu gehen, wo die Porporina wohnt, ihr ein langes Madrigal zu rezitiren und wieder zu Fuß zurückzukommen, denn ich war zu Fuß." — „Pah! Sire, das Opernhaus ist gar nicht weit von hier, und Sie brauchen hierzu nicht mehr Zeit, als um eine Schlacht zu gewinnen." — „Sie täuschen sich, es gehört viel mehr Zeit dazu", erwiederte der König ziemlich kalt; „fragen Sie Quintus Icilius. Was den Marquis betrifft, der die Tugend der Theaterdamen so gut kennt, so wird er Ihnen sagen, daß mehr als eine Viertelstunde dazu gehört, sie zu erobern." — „Nun, Sire, es kommt darauf an." — „Ja, es kommt darauf an: aber ich hoffe zu ihrer Ehre, daß Dlle. Cochois Ihnen mehr Mühe gemacht hat. Genug, meine Herren, ich habe Signora Porporina nicht gesehen, ich habe nur mit ihrer Dienerin gesprochen und mich nach ihrem Befinden erkundigt." — „Sie, Sire?" rief La Mettrie. — „Ich habe ihr selbst ein Flacon bringen wollen, von dem ich mich plötzlich erinnerte, sehr gute Wirkungen erfahren zu haben, als ich an Magenkrämpfen litt, bei welchen ich zuweilen die Besinnung verlor. Nun, ihr sprecht kein Wort? Ihr seyd Alle verdutzt? Ihr möchtet gern meiner väterlichen und königlichen Güte Lobsprüche ertheilen, und wagt es doch nicht, weil ihr mich im Grunde des Herzens äußerst lächerlich findet?" — „Meiner Treu, Sire, wenn Sie verliebt sind wie ein gewöhnlicher Sterblicher, so sehe ich darin weder einen Anlaß zu Lob noch zu Spott." — „Wohlan, mein guter Panurge, ich bin durchaus nicht verliebt, weil ich doch offen reden muß. Ich bin ein gewöhnlicher Sterblicher, das ist wahr; aber ich habe nicht die Ehre, König von Frankreich zu seyn, und die galanten Sitten, die einem großen Monarchen wie Ludwig XV. geziemen, würden einem kleinen Markgrafen von Brandenburg schlecht anstehen. Ich habe eine ganz andere Heerde zu weiden und keine Muße, in den Hainen der Cythere einzuschlafen." — „Dann begreife ich Ihre Besorgniß für diese kleine Opernsängerin nicht", sagte La Mettrie, „und wenn es nicht in Folge einer musikalischen Schwärmerei ist, so stimme ich für die Liebhaberei Ludwig's XV." — „Da dem so ist, so wisset, meine Freunde, daß ich weder Geliebter noch Liebhaber der Porporina, aber daß ich ihr sehr zugethan bin, weil sie mir bei einer Geschichte, die zu lang ist, als daß ich sie Euch jetzt mittheilen könnte, das Leben gerettet hat, ohne mich zu kennen. Das Abenteuer ist bizarr, und ich will es euch ein ander Mal erzählen. Heute Abend ist es zu spät, und Herr von Voltaire schläft ein. Es genüge Euch, zu wissen, daß, wenn ich hier und nicht in der Hölle bin, wohin die Gläubigen mich längst schicken wollten, ich es diesem Mädchen verdanke. Ihr werdet es nun nicht mehr für so unbegreiflich halten, wenn ich, da ich sie in einem bedenklichen Zustand weiß, selbst nachsehe, ob sie nicht todt ist, und ihr ein Flacon von Stahl bringe *), ohne darum in euren Augen für einen Richelieu oder Lauzun gelten zu wollen. Allons, Messieurs, ich wünsche Euch gute Nacht. Es sind achtzehn Stunden, daß ich nicht aus meinen Stiefeln gekommen bin, und in sechs Stunden muß ich sie wieder anziehen. Ich bitte Gott, daß er Euch in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme, wie man die Briefe zu schließen pflegt."

Polen.

Die Ufer der Wilia. **)

Schön ist unser weites Lithauen. Nicht stellte es der Schöpfer gegen andere Länder in den Hintergrund. Auch hier ist die Natur reich an Zierden, fähig, das Auge zu ergötzen, die Phantasie zu beschäftigen, die Seele zu erheben und mit Freuden zu erfüllen.

Wie viele reizende Gegenden giebt es in den weiten Räumen unserer dichten Waldungen, an den Ufern der klaren Flüsse und Bäche, an den unübersehbaren glänzenden Scheiben unserer zahlreichen Seen, auf den einsamen Hügeln oder in den schmucken Thälern, die noch keines Reisenden Fuß betreten hat, die ungekannt, höchstens zufällig aufgefunden worden, die noch den Pinsel des Malers, das Lied des Dichters, die glänzende Feder des geistvollen Schriftstellers erwarten, damit die Landesgenossen von ihrem Daseyn und ihren Reizen Kenntniß erhalten und an ihnen, wie an einer Gallerie vaterländischer Gemälde, sich erfreuen.

Wir wollen einen kleinen Theil des Landes durchwandern, die Ufer unserer vaterländischen Wilia. Sie ist unsere Freundin von altersher, in ihrem Gestade tränkte der wilde Lithauer sein Roß, bei ihr warf Giedymin, des Landes Herrscher, den Uren, den Gewaltigen des Waldes, nieder und röthete mit dessen Blute die klaren Gewässer; sie birgt in ihrem Schoße bis heute die durch das heilige Kreuz umgeworfenen und hinabgestoßenen alten lithauischen Gottheiten, sie war Zeuge so vieler politischer Umgestaltungen und häuslicher Freuden.

Die Wilia beginnt ihren Lauf in dem Minsker Gouvernement an der Gränze des Kreises Borysow und fließt mehrere Meilen in einem flachen und schmalen Bette nach Süden hin. Bald eilen kleine Flüßchen ihr zu, die sie in sich aufnimmt und dem Niemen zuführt, mit dem sie sich bei Kowno vereinigt. Einer von den ansehnlicheren Gefährten der Wilia, an dem ein großer Theil unserer Dorfschaften hingebaut ist, ist der Narocz. Er entspringt aus einem See desselben Namens, dem größten dieser Gegenden, und trifft, indem er sich

*) Stahl und Hoffmann waren die beiden berühmtesten Aerzte der Zeit Friedrich Wilhelm's I. Das Flacon von Stahl beruht unstreitig auf einer Verwechslung mit Hoffmann's noch heutzutage berühmten Tropfen, wogegen die Pillen des Ersteren einen solchen Europäischen Ruf hatten, daß sie Voltaire oft von Friedrich dem Großen erbeten hat.

D. R.

**) Aus dem Werke: Bilder aus Lithauen von Ign. Chodzko. Theil I. Wilna 1840.

ebenfalls nach Süden wendet, nach einem zehn Meilen langen Laufe die Willa an. Wie viele Werder werden von seinem klaren Wasser, das bald auf sandigem, bald auf schlüpfrigem Boden hinrieselt, während des kurzen, doch rasch gewundenen Laufes umkreist, wie viele Wiesen befeuchtet, wie viele düstere Heiden, in deren Dickicht er sich verliert, belebt und erheitert.

Wenn im Frühlinge die Eisdecke springt, so ergießt sich der Narocz weithin ins Land. Dann kommen gewaltige Hechte aus dem See hinein, spielen in den schäumenden Wogen und verirren sich weithin von ihrer Heimat. Kommt ihnen die Lust an, dorthin zurückzukehren, so harret ihrer schon der Landmann, dieses Augenblicks gewärtig, und kaum ist er im Stande, den gewaltigen Fang auf seinen Achseln fortzubringen.

Eine lange schmale Halbinsel zieht sich zwischen der Willa und dem Narocz hin; umfangen von beiden Armen, trennt sie dieselben gewaltsam, bis nach ihrer Vereinigung sich ein dritter Arm in einem breiteren und glänzenderen Bette fortwälzt. Eine Anhöhe auf der Halbinsel, mit ungeheuren Eichen bewachsen, beherrscht die ganze Gegend. Oft erblickt man, durch den Fluß von der Anhöhe getrennt, in finsterer doch warmer Sommernacht schon von fern bei dieser Anhöhe hin und her schwebende Flammen, plötzlich vergrößern und verbreiten sie sich, sie treten heller hervor oder verschwinden hinter den riesenhaften Eichen. Dazwischen bewegen sich sonderbare Menschengestalten, von Rauchwolken umzogen, von dem Brande geröthet, phantastische Gebilde, in unerklärlicher Geschäftigkeit. Endlich trennt sich die ganze Erscheinung. Die Flammen theilen sich in drei Theile und bewegen sich auf drei Flußarmen hinweg, die Lichter weichen mehr und mehr, der Schein wird immer schwächer, und bald ist Alles wieder in Finsterniß gehüllt. — Vor dieser Erscheinung würde der abergläubische Landmann erschrecken, wenn er nicht genau die Ursache kennte, denn es ist nichts als ein einfacher Zug gegen die Hechte, welche, durch den Feuerschein gelockt, sich den Kähnen nähern und leicht erblickt von den Aexten der Fischer getroffen werden.

Aber wenn der Mond mit voller Scheibe seinen klaren Strahl zur Erde sendet und die Flüsse ihn zitternd zurückwerfen, da gewinnt die Gegend eine unbeschreibliche Anmuth, und die örtlichen Denkmäler, die dem Auge hervortreten, bieten der Phantasie reiche Beschäftigung dar.

Wenn man der Ueberlieferung, die durch den Namen des Ortes und die historische Wahrscheinlichkeit bestätigt wird, Glauben beimessen soll, so sind hier an dem jähen Ufer der Willa Ueberreste eines Lagers und einer Schwedenschanze zu finden. Noch heißt ein Dörfchen, dessen wenige Hütten von dem Walle geschützt sind, Schwedendorf. Dabei war der Wohnsitz eines der mächtigen Fürsten des Landes. Der Palast ist halb verfallen, dicht dabei ein ländliches Kirchlein mit zwei hölzernen Thürmen, deren eiserne Kreuze kaum hervortreten. Wie oft hat die jugendliche Einbildungskraft mich hier in die ferne Vergangenheit zurückversetzt, wie oft schienen mir diese Ruinen von dem freudigen Rufe der Gäste wiederzuhallen, die Musik der Fröhlichen tönte mir entgegen oder der Wiederhall der Trompeten, die in den Tagen des wirren Treibens im Lande die Einwohner in Schrecken setzten. Und in den langen und dunklen Linden-Alleen des Gartens, der den Palast umgiebt, durch die langen Scheiben hinabblickend, schienen mir die ernsten Gestalten unserer Ahnen zu wandeln ....

Mannigfaltiges.

— **Der Buchhändler Murray.** Der Korpphäus des Londoner Buchhandels, John Murray, der am 27. Juni d. J. im 65sten Jahre seines Alters mit Tode abging, hat sich besonders durch seine Verbindung mit Lord Byron einen rühmlichen Namen in der Englischen Literatur-Geschichte erworben. Sein Vater, der gleichfalls John Murray hieß, war schon seit 1765 als Buchhändler in Fleet-Street (London) etablirt, wo der Sohn am 22. November 1778 das Licht der Welt erblickte. Früh verwaist, setzte er das Geschäft eine Zeitlang in Verbindung mit einem gewissen Highley fort, bis er sich im Jahre 1803 von diesem trennte und eine neue Laufbahn betrat, die ihn bald an die Spitze der Londoner Verlags-Buchhändler stellte. Des älteren D'Israeli's: Curiosities of Literature, und Strutt's historischer Roman: Queen-Hoo Hall gehörten zu den ersten der von ihm herausgegebenen Werke. Seit dem Jahr 1809 erschien in seinem Verlage die jetzt so einflußreiche toryistische Zeitschrift: The Quarterly Review, und 1811 der erste Theil des Childe Harold. Zu der Quarterly hatte Murray selbst die Idee gegeben, um sie dem in Edinburg erscheinenden Organe der Whigs entgegenzustellen, und er war einer der ersten, die das aufkeimende Genie Lord Byron's zu erkennen wußten. Letzterer blieb mit ihm stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen und richtete mehrere poetische Sendschreiben an „seinen lieben Murray", den er als „den ἄναξ (Fürsten) der Verleger und den Enak (Riesen) der Buchhändler" bezeichnet. Die von Murray gezahlten Honorare sind wahrhaft fürstlich zu nennen; wenn ihm ein Werk gefiel, so handelte er nie um den Preis und gab oft mehr, als man von ihm verlangte. Das an Campbell für seine „Specimens of the Poets" versprochene Honorar von 500 Pfd. Sterling verdoppelte er, und zahlte an Allan Cunningham für die „Leben der Britischen Künstler" 50 Pfd. pro Band über den festgesetzten Preis. Fast mit allen literarischen Notabilitäten seiner Zeit war er befreundet; Männer wie Moore, Campbell, Southey, Hallam, Washington Irving kamen an seiner gastfreien Tafel zusammen, und er war es, der Scott und Byron zuerst mit einander bekannt machte. Es traf sich freilich, daß er einen Mißgriff beging; er lehnte den Verlag der „Bridgewater Traktate" ab, und nachdem er die ihm für 10 Pfd. angebotenen „Rejected Addresses" von Horace und James Smith auch seinerseits verworfen hatte, kaufte er später einen Antheil daran für 150 Pfd.; aber die beiden letzten bei ihm erschienenen Werke: der Bericht des Lieut. Eyre und das Tagebuch der Lady Sale, gehören zu seinen glücklichsten Speculationen. Er hat einen einzigen Sohn, den durch seine „Continental Handbooks" bekannten John Murray den jüngeren, hinterlassen, der als der dritte dieses Namens das schon seit 78 Jahren existirende Geschäft fortsetzt.

Bibliographie.*)

England.

The New Testament of our Lord and Saviour Jesus Christ, in Taylor's system of short-hand, as improved by G. Odell. 290 Seit. 12. London. 15 s. — Eine stenographisch gedruckte Ausgabe des Neuen Testaments. — Bisher hat man die Stenographie nur in der Schrift angewandt, an eine ausgedehntere Anwendung derselben im Druck hat bisher Niemand gedacht. (Wenn in den Zeitungen kürzlich aus Wien berichtet wurde, Prof. Heger daselbst habe Schiller's sämmtliche Gedichte stenographirt und der Kaiser das Werk in seine Privat-Bibliothek aufgenommen, so ist doch wohl nur von einer Handschrift die Rede.) Vielleicht ist indeß die Zeit nicht sehr fern, wo der stenographische Druck etwas Gewöhnliches und die Kenntniß der Stenographie, welche überdies auch in Deutschland durch die immer mehr sich verbreitende Oeffentlichkeit und Mündlichkeit an Bedeutung gewonnen, für Jedermann unentbehrlich seyn wird. Jedenfalls dürfte die Ersparniß an Zeit, Raum und Geld sehr erheblich seyn. — Das System einer Stenographie muß möglichst kompendiös und gleichzeitig nicht zu komplizirt seyn. Das für die Deutsche Sprache passendste System aber würde leichter ermittelt und angenommen werden, wenn eine Deutsche Regierung oder Gesellschaft es zum Gegenstande einer Preis-Aufgabe machen wollte. — Erst durch eine ausgedehntere Anwendung der Stenographie im Druck würde deren Anwendung auch in der Schrift eine ausgedehntere werden.

J. Bingham Origines ecclesiasticae; or, the antiquities of the Christian church, and other works. New edition (in 9 Bden. mit einer Biographie). Vol. 1. 8. London. Subscr. 10 s. 6 d.

Biographical sketches of Joshua Marshman, of Serampore (Missionair u. gründlicher Kenner des Chinesischen). 40 Seit. 8. Newcastle-on-Tyne. 1 s. 6 d.

W. Prout On the nature and treatment of stomach and renal diseases. 4. edit. 8. London. 1 l.

G. R. Rowe Nervous diseases arising from the liver and stomach complaints, low spirits, indigestion, gout, and disorders produced by tropical climates. With cases. 6. edit. 8. London. 5 s. 6 d.

J. Scott (Chirurg am Königl. Hospital für Augenkranke in London) Cataract and its treatment. 8. London. 2 s. 6 d.

W. J. Hooker Notes on the botany of the antarctic voyage conducted by captain J. C. Ross —: with observations on the Tussac grass of the Falkland islands. 8. London. 4 s.

J. Morris A catalogue of British fossils. Comprising all the genera and species hitherto described; with references to their geological distribution and to the localities in which they have been found. 8. London. 10 s.

Proceedings of the London Electrical Society, during the sessions 1841—2 and 1842—3. Edited by C. V. Walker. gr. 8. London. 1 l. 1 s. — Hr. Walker redigirt auch das seit der Mitte d. J. vierteljährlich erscheinende Electrical Magazine. (No. 1. 2 s. 6 d.)

P. P. Dobree Adversaria et lexicon rhetoricum Cantabrigiense, and miscellaneous notes on inscriptions. Edente J. Scholefield. 2 vol. 8. Cambridge. 15 s.

J. Abbott Narrative of a journey from Herant to Khiva, Moscow, and St. Petersburgh, during the late Russian invasion of Khiva and the kingdom of Khauriem. 2 vol. 8. mit 1 Karte. London. 1 l. 4 s.

J. Campbell Excursions, adventures, and field sports in Ceylon: its commercial and military importance, and numerous advantages to the British emigrant. 2 vol. 8. mit Karten u. Kupfern. London. 1 l. 16 s.

Views of the Nile, from Cairo to the second cataract. Drawn on stone, by G. Moore, from sketches taken in 1832 and 1833, by O. Jones and the late J. Goury, with historical notices of the monuments, by S. Birch. Folio. 30 Kupfert. u. Text. London. 4 l. 4 s.

J. O. M'William Medical history of the expedition to the Niger during the years 1841—2, comprising an account of the fever which led to its abrupt termination. 8. mit Kpft. London. 10 s.

T. Postans Personal observations on Sindh, the manners and customs of its inhabitants, and its productive capabilities. 8. mit 1 Karte. London. 18 s.

History of the war in Affghanistan from its commencement to its close. From the journal and letters of an officer high in rank. Edited by C. Nash. 8. mit 1 Karte u. d. Portr. des R. Sale. London. 12 s.

G. G. Loch The closing events of the campaign in China: the operations in the Yang-tze-Kiang, and the treaty of Nanking. 8. London. 8 s. 6 d.

Memoirs of the Marquis of Pombal; with extracts from his writings and from despatches in the State Paper Office never before published. By J. Smith (Privat-Secretair des Marschalls Marquis v. Saldanha). 2 vol. 8. mit Portrait. London. 1 l. 1 s.

Mary (Queen of Scots) Letters, now first published from the originals collected from various sources, private as well as public, with an historical introduction and notes by Agnes Strickland. 2. (wohlfeilere) edit. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — Von den Lives of the queens of England der Verf. erschien gleichzeitig Vol. 6.

G. Chaucer Poetical Works: with an essay on his language and versification, and an introductory discourse; together with notes and a glossary. By T. Tyrwhitt. gr. 8. mit Portrait. London. 1 l.

Beaumont and Fletcher Works. The text from a new collation of the early editions; with notes, and a biographical memoir, by A. Dyce. Vol. 1—3. 8. (Auf 11 Bde. berechnet.) London. 1 l. 16 s.

W. Shakspere, a biography. By C. Knight. gr. 8. mit 207 Abbild. London. 1 l. 5 s.

A. Tennyson Poems. 2. edit. 2 vol. 8. London. 12 s. — Diese Gedichte des Lords Tennyson erlebten in kurzer Zeit eine zweite Auflage. Auch erinnern wir uns, einige derselben, von Freiligrath übersetzt, in Deutschen Zeitschriften gelesen zu haben.

Countess of Blessington Meredith, a novel. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d. — Schilderung des Lebens in den höheren Ständen.

Die in Nr. 87 des J. 1842 erwähnte Society for the publication of oriental texts hat seitdem ferner herausgegeben: Eusebius On the theophania or divine manifestation of our Lord and Saviour Jesus Christ. A Syriac version, edited from an ancient manuscript recently discovered. By S. Lee. London 1842. 8. — Sanhitá of the Sáma Veda. From mss. prepared for the press by J. Stevenson, and printed under the supervision of H. H. Wilson. London 1843. 8.

Neue Auflagen und Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Borrow Bible in Spain. 4. edit. — James Morley Ernstein. 2. (verm. u. verb.) edition. — Smith Zoology of South Africa. No. 18. — Hooker Icones plantarum. New series. Vol 2 (Vol. 6 des ganzen Werkes). — Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. 14. — Der Band enthält allein die wissenschaftlich höchst bedeutenden Untersuchungen des Vice-Präsidenten der Gesellschaft, Hrn. F. Baily, über die mittlere Dichtigkeit der Erde: Experiments with the torsion rod for determining the mean density of the earth. (Auch besonders abgedruckt.) Bd. 13 erscheint später. — Correspondence of John, fourth Duke of Bedford. With an introduction by Lord J. Russell. Vol. 2.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Montag den 21. August 1843.

Frankreich.

Eine Scene im Berliner Opernhause, nach George Sand.

1743.

Als wir in den letzten Blättern des „Magazins" die interessanten Auszüge aus George Sand's neuestem Werke: „Gräfin von Rudolstadt" gaben, da ahnten wir nicht, daß, bevor noch das Publikum diese Blätter ganz gelesen, das herrliche Opernhaus, in welchem die Französische Schriftstellerin die ersten Scenen ihres neuen Romans spielen läßt und um welches sich ihre ganze Erzählung gruppirt, ein Raub der Flammen seyn würde, so daß nur noch die kahlen vier Mauern mit der einfachen, aber schönen Inschrift: „Fridericus Rex Apollini et Musis. MDCCXLIII." den untergegangenen Glanz bezeugen. Gerade hundert Jahre hat diese Inschrift gestanden, hat das Gebäude den Zwecken gedient, denen es gewidmet war. Hasse und Graun, Gluck und Mozart, Weber und Meyerbeer sind hier ihrem Jahrhundert vorübergeführt worden. Ein neues Jahrhundert, dem Apoll und den Musen geweiht, haben die Flammen in der Nacht vom 18. zum 19. August herbeigeführt; möge die Kunst, die göttliche und wahre, dieser Asche als ein neuer Phönix entsteigen! Unwillkürlich aber drängt sich bei diesem Gedanken die Frage auf: ist hier nicht bei der Lage des Opernhauses zwischen Bibliothek und Universität die Wissenschaft durch die Kunst gefährdet? Viel fehlte nicht in der letzten furchtbaren Nacht, so würden die Flammen des Kunsttempels, die von dem glücklicherweise nicht sehr starken Winde fortwährend nach der Seite der Königl. Bibliothek getrieben wurden, die Schätze der letzteren ergriffen haben, und wäre dies geschehen, so würde ein Verlust herbeigeführt worden seyn, der nicht, gleich dem des Opernhauses, wieder zu ersetzen wäre. Also der Wunsch liegt sehr nahe, daß entweder die Bibliothek oder das Opernhaus nach einem anderen Theile der Stadt verlegt werde, wo die eine gesicherter oder das andere weniger gefahrdrohend für das seyn würde, was gerade das Unersetzlichste und was selbst ein gewaltiger Herd zur Weiterverbreitung einer Feuersbrunst ist.

Unsere Blätter sind nicht eigentlich das Forum zur Besprechung solcher Gegenstände, die an anderen Orten gewiß nicht ausbleiben wird. Dagegen nehmen wir diese Gelegenheit wahr, um an unsere letzten Auszüge aus der „Gräfin von Rudolstadt" die Mittheilung der Eröffnungsscene dieses Romans zu knüpfen, die wir in unserer Einleitung nur kurz erwähnt hatten. Es ist dies ein kleiner Beitrag zur Geschichte und zum Gedächtnisse des Berliner Opernhauses — ein Beitrag, der eben so wie die Episode „Friedrich der Große und seine Freunde" ein neuer Beweis von der charakteristischen Auffassungsweise und großen Darstellungsgabe der Französischen Verfasserin ist, welche sich in der letzten Zeit von ihren frühern socialen Irrthümern immer mehr ab- und den Anforderungen des menschlichen Herzens zugewandt hat. Darüber, daß sie zuweilen etwas stark aufträgt, besonders wo sie die strengeren Seiten des großen Königs schildert, wird sich wohl niemand wundern, der überhaupt ihre Darstellungsweise aus früheren Werken kennt. Folgendes also ist das erste Kapitel der „Gräfin von Rudolstadt":

„Das Opernhaus in Berlin, während der ersten Regierungsjahre Friedrich's des Großen erbaut, war damals eines der schönsten Theater in Europa. Eintrittsgeld erlegte man nicht, da das Schauspiel vom Könige allein unterhalten wurde. Gleichwohl konnte man ohne Billet nicht hineinkommen, denn sämmtliche Plätze hatten ihre feste Bestimmung für die Königl. Prinzen und Prinzessinnen, für das diplomatische Corps, für vornehme Fremde, für die Akademie, für die Generale; kurz, überall sah man die Familie des Königs, das Haus des Königs, die Beamten des Königs, die Schützlinge des Königs, und zwar ohne daß man Grund hatte sich zu beschweren, denn das Theater und die Schauspieler gehörten ja dem König ausschließlich. Den guten Einwohnern der guten Stadt Berlin war zwar ein Theil des Parterres überlassen, aber nur ein sehr kleiner, da der größere Theil desselben von Soldaten eingenommen ward, deren jedes Regiment das Recht hatte, eine gewisse Anzahl per Compagnie ins Opernhaus zu schicken. Statt des fröhlichen, leicht angeregten Volkes von Paris hatten die Künstler hier also vor sich „Helden von sechs Fuß", wie sie Voltaire nannte, mit hohen Kopfbedeckungen und zum Theil von ihren Frauen begleitet, die sie in die Höhe hoben, so daß das Ganze ein ziemlich massives Parterre bildete, das stark nach Taback und Branntwein roch, nichts von Allem verstand, immer die Augen weit öffnete, sich nicht unterfing, zu applaudiren oder zu zischen, und zwar aus lauter Respekt vor den aufgestellten Schildwachen, und dabei doch durch seine fortwährende Bewegung sehr viel Geräusch machte.

Hinter diesen Herren waren ganz unfehlbar zwei Logenreihen gefüllt, in denen die Zuschauer weder recht sehen noch hören konnten, aber der Anstand forderte, daß man regelmäßig in dem von Sr. Majestät bezahlten Theater erscheine. Auch der König fehlte bei keiner Vorstellung. Er hatte die Sitte, die Seinigen und seine Umgebungen im Schauspiele militairisch um sich versammelt zu sehen, noch von seinem Vater überkommen, der in einer Bretterbude den Vorstellungen einer schlechten deutschen Truppe auf diese Weise beizuwohnen pflegte. Unter Friedrich hatte man sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen: das Lokal war prächtig, die Oper mit Luxus ausgestattet und die Sänger leisteten Außerordentliches. Der König, der fast immer hinter dem Orchester an der Brüstung mit der Lorgnette auf die Bühne gerichtet stand, gab das Beispiel eines sehr aufmerksamen und unermüdlichen Zuhörers.

Man kennt die Lobsprüche, die Voltaire in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts dem Glanze des Hofes des nordischen Salomo spendete. Verschmäht von Ludwig XV., vernachlässigt von seiner Beschützerin, Frau von Pompadour, verfolgt von den Jesuiten, ausgezischt im Theatre Français, hatte er eines Tages voll Verdruß sich um eine Anstellung, einen Gehalt, einen Kammerherrn-Titel, ein Großkreuz und um die Freundschaft eines philosophischen Königs beworben, welche letztere seiner Eitelkeit mehr schmeichelte, als alles Uebrige. Wie ein großes Kind schmollte er mit Frankreich und glaubte er, seinen undankbaren Landsleuten vor Verdruß das Herz abzustoßen. Er war daher von seinem neuen Ruhm ein wenig berauscht, als er seinen Freunden schrieb, daß Versailles von Berlin aufgewogen werde, daß die Oper „Phaeton" das schönste Schauspiel sey, das man sehen könne, und daß die Primadonna die herrlichste Stimme von Europa besitze.

Um die Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war jedoch der Winter in Berlin mit seiner ganzen Strenge aufgetreten *), und Friedrich hatte nicht mehr die alte Vorliebe für Voltaire, so daß dieser von Preußen ein wenig enttäuscht zu werden anfing. Er saß in seiner Loge zwischen d'Argens und La Mettrie und schien ziemlich kalt auf die Musik hinzuhören, die er in der That immer weit hinter die Poesie gestellt hatte. Er fühlte sich unwohl und erinnerte sich wehmüthig des undankbaren Publikums der glänzenden Festmahle von Paris.

An diesem Abend war das Schauspiel jedoch vortrefflich. Man befand sich mitten im Karneval. Die ganze Königl. Familie mit Einschluß der im innern Deutschland residirenden Markgrafen war in Berlin vereinigt. Man gab den „Titus" von Metastasio und Hasse und die beiden ersten Künstler der Italiänischen Oper, Porporino und die Porporina, spielten die Hauptrollen. Unsere Leserinnen werden sich erinnern **), daß diese beiden Theater-Mitglieder nicht Mann und Frau waren, wie der Name, den sie auf dem Zettel führten, anzudeuten scheint, daß der Erste vielmehr der Signor Uberti, ein herrlicher Baryton und Letztere die Zingarella Consuelo war, eine wundervolle Sängerin, Beide Schüler des Professors Porpora, der ihnen, nach dem damaligen Gebrauch in Italien, gestattet hatte, sich nach ihrem berühmten Meister zu nennen.

Man muß gestehen, daß die Signora Porporina in Berlin, dessen Theatergebräuche ihr nicht zusagten, nicht so ausgezeichnet sang, als früher, in glücklicheren Tagen: die glockenreine Stimme ihres Gefährten klang jedoch ohne Fehl in den Räumen des Opernhauses, hier, wo er unbestrittenen Beifall und eine gesicherte Existenz fand durch 15,000 Livres Rente, wofür er zwei Monate jährlich zu singen hatte.

Heute ging es von allen Seiten sehr gut, und die Oper nahte sich, ohne daß Grund zum Tadel gegeben war, ihrem Ende; der König war zufrieden und wandte sich von Zeit zu Zeit zum Kapellmeister hin, um ihm durch ein Kopfnicken seinen Beifall zu erkennen zu geben; er war sogar im Begriff, der Porporina beim Ende ihrer Kavatine Beifall zu klatschen, wie er die Güte hatte, dies zuweilen und stets mit richtigem Urtheil zu thun, als in Folge einer unerklärlichen Caprice die Sängerin mitten in einer glänzenden Roulade, die sie sonst niemals verfehlt hatte, kurz abbrach, die Augen starr auf eine Ecke des Saales richtete, mit dem Ausruf: „O, mein Gott" die Hände zusammenschlug und ohnmächtig zu Boden stürzte. Porporino beeilte sich, sie aufzuheben, aber man mußte sie hinter die Coulissen bringen, und ein Gewirre

---

*) Die Verfasserin scheint in der That zu glauben, daß Berlin, im „hohen Norden" liegend, in der Regel einen Sibirischen Winter im Vergleiche mit Paris habe!

**) aus dem Romane „Consuelo", dessen Fortsetzung die „Gräfin von Rudolstadt" ist.

von Fragen, Bemerkungen und Erklärungen erfüllte das Opernhaus. Während dieser Aufregung redete der König den Tenor, der auf der Bühne zurückgeblieben war, unter dem Schutze des Geräusches an, das seine Stimme bedeckte: „Was ist das?“ rief er mit seinem kurzen und gebieterischen Tone, „was soll das bedeuten? Geh er, Conciolini, geh er rasch, um zu sehen, woran es liegt.“ — Conciolini kam nach einigen Sekunden zurück, und indem er sich ehrfurchtsvoll gegen die Brüstung neigte, an welcher der König noch stand, sagte er: „Sire, die Signora Porporina ist wie todt. Man fürchtet, sie werde ihre Rolle nicht zu Ende singen können.“ — Der König zuckte die Achseln und erwiederte, man möchte ihr nur ein Glas Wasser, oder etwas zu riechen geben, damit das bald vorübergehe. Der Sänger, der den König nicht ungeduldig machen wollte, eilte sogleich wieder hinter die Coulissen, und der König fing an, sich mit dem Kapellmeister und den Musikern laut zu unterhalten, so daß ein Theil des Publikums, dem an den Worten des Königs mehr als an dem Befinden der Sängerin lag, aufhorchte, jedoch vergebens, denn das Geräusch blieb zu groß.

Der Theater-Intendant, Baron von Pölnitz, erschien, um Sr. Majestät über die Lage der Dinge zu berichten. „Nun, Baron“, rief der König so laut, daß ein Theil des Orchesters es hörte, „wird es bald? Hat er denn keinen Arzt auf die Bühne kommen lassen? Ich sage ihm, es muß immer ein Arzt im Theater seyn!“ — „Sire, der Arzt ist da. Er wagt es nicht, der Sängerin zur Ader zu lassen, aus Besorgniß, sie möchte dadurch zu schwach und verhindert werden, weiter zu spielen.“ — „Also es ist ernst? Keine bloße Komödie?“ — „Sire, die Sache scheint mir sehr ernst.“ — „Nun, dann laß er den Vorhang fallen und wir gehen nachhause. Oder weiß er was, laß er den Porporino etwas singen, um uns schadlos zu halten und damit der Abend nicht mit einer Katastrophe endige.“

Porporino gehorchte und sang zwei Pièçen ganz vortrefflich. Der König schlug in die Hände; das Publikum that desgleichen, und die Vorstellung war zu Ende. Eine Minute darauf, während der Hof und die Uebrigen das Haus verließen, begab sich der König auf die Bühne und ließ sich von Pölnitz zu der Sängerin führen, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen.*)

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir fast die ganze Nacht hindurch gerudert, landeten wir den folgenden Tag glücklich an der Mündung des Barima und schlugen unsere Zelte nicht weit von Barima Point, am rechten Ufer des Flusses, auf und begannen die Aufnahme desselben schon am 12. Mai, wobei ich mich der Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles als Maß bediente, da mir eine Menge Umstände ein anderes Mittel unmöglich machten, doch wurde Herr King, der mir dabei behülflich war, leider durch das Platzen eines Gewehres bedeutend verwundet. Für die Schiffahrt unterliegt wie der Waine auch der Barima an seiner Mündung denselben Hindernissen, während er, sobald diese überwunden sind, ununterbrochen bis zu seiner Verbindung mit dem Aruka, für Schiffe von 200—300 Tonnen Last das sicherste Fahrwasser darbietet. Die Ufer sind aber bis zu dieser Vereinigungsstelle so marschig und sumpfig, und dabei den Einwirkungen der Fluth so ausgesetzt, daß wir auch nicht einmal das kleinste sichere Fleckchen für unser Nachtlager ausfindig machen konnten. Diesen Theil des Flusses kulturfähig zu machen, würde dieselben ungeheuren Ausgaben erfordern, wie die tieferen Küstenstriche an Demerara. Wollte man dagegen durch gemauerte Cisternen und dgl. dem Mangel an süßem Wasser abhelfen, so müßten der Barina und Waini ganz vortreffliche Fischstationen abgeben, die durch die leichte Communication mit dem Ozean und dem Kanal des Mora, bald an Bedeutung gewinnen würden. Unter der zahllosen Menge von Fischen, die diese Mündungen beherbergten, zeichnete sich besonders der geschätzte Querrnai, wie er in der Kolonie genannt wird, aus. Von gleichem, wenn nicht noch größerem Werthe ist der Morocotto, der hauptsächlich die Zuflüsse des Orinoco bewohnt und oft ein Gewicht von 10—12 Pfd. erreicht. Meiner Ansicht nach dürften diese Fischereien, wenn sie rationell betrieben würden, für den innern Handel von bedeutender Wichtigkeit werden.

Der so ungünstige Zustand des Wetters hinderte mich fast an jeglicher astronomischer Bestimmung, wie zugleich die vielfach ausgebrochenen Krankheiten unter meinen Begleitern meinen Plan, die Aufnahme des Marima bis zur Boca de Navios des Orinoco auszudehnen, unmöglich machten, was mir um so mehr leid that, als ich überzeugt bin, daß die Ausführung dieses Plans der Schiffahrt auf dem Orinoco von wesentlichem Nutzen gewesen seyn würde. Doch die eiserne Nothwendigkeit zwang mich, nach Cumaka zurückzukehren, das ich zu unserem Depot erwählt hatte.

Die durch die fortwährend heftigen tropischen Regengüsse hervorgerufenen Krankheiten hielten mich auch für jetzt wieder in Cumaca bis zum 27. Mai zurück, wo ich mit Herrn Echlin nach dem Amakura aufbrach und die Kranken, unter diesen Herrn Glascott, zurückließ.

Dreizehn Meilen von Cumaka verbindet sich, von S. her, der Aruau mit dem Aruka, wodurch es zugleich möglich wird, die Portage zu erreichen, die das Verbindungsglied zwischen dem Aruka und Amakura bildet. Da der Wunsch in mir lebendig wurde, auch den oberen Theil des Aruka kennen zu lernen, entschloß ich mich, diesen noch über die Mündung des Aruau hinaus zu verfolgen, und dabei zugleich ein zweites Warrau-Dorf zu besuchen, das weiter aufwärts liegen sollte. Die Größe des Flusses nahm jetzt bedeutend ab, denn er war kaum noch 30 Yards breit, die Ufer fortwährend morastig und mit Manicol und Truli-Palmen besetzt, an deren schlanken Schaften sich die Vanille in großer Menge emporschlang und so natürliche Festons bildete, während die zahllose Masse ihrer weißen Blüthen den köstlichsten Geruch verbreiteten. Das Wasser des Flusses war dunkelschwarz, dabei aber so klar, daß es schwer wurde, zu unterscheiden, wo das reflektirende Bild der Bäume und Gesträuche, die den Fluß umsäumten, aufhörte und der wirkliche Gegenstand begann. Es war schon spät am Abend, bevor wir das Warrau-Dorf erreichten, das von etwa 18 Indianern bewohnt wurde. Ein zweites, mit 15 Einwohnern, lag etwas weiter oberhalb. Nach allen Aeußerungen der Indianer zu schließen, ist das letztere zugleich die letzte bewohnte Stelle am oberen Aruka; seine Quellen liegen etwa 15 Meilen weiter südlich.

Die kleine Anzahl meiner Begleiter nöthigte mich, hier einige Indianer zu miethen, die uns bei dem Transport unserer Corials über die Portage und durch die kleineren Bäche beistehen sollten, wozu sich auch drei augenblicklich bereit zeigten.

Am nächsten Morgen kehrten wir daher nach der Verbindungsstelle des Aruau mit dem Aruka zurück und verfolgten nun das Bett des ersteren aufwärts, wo wir am Abend die Portage erreichten und nun unsere Corials bis zu einem kleinen Nebenflusse des Amacura tragen mußten. Der Boden erhebt sich hier etwa 40—50′, wobei sich diese Hügelfirste von NW. nach SO. erstreckt und zugleich die Wasserscheide zwischen den kleinen Zuströmen des Amacura und Barima bildet. Die Richtung der Portage selbst geht gegen SW., und ihre Länge beträgt etwa eine Meile. Die ansehnliche Größe unseres Bootes, verbunden mit dem schmalen Pfad, machten unsere Arbeit so schwierig, daß wir zwei Tage brauchten, bevor wir dasselbe auf dem Yarikita, einem Nebenfluß des Amacura, schwimmen sahen. Der Boden bestand durchgehends aus einem reichen Lehm, der mit einer Menge des schönsten Schiffbauholzes, als der Carapa, der Sirnaballia, Sorirari, Mora u. a. bewachsen war.

Sollte eine dichtere Bevölkerung und eine erhöhte Industrie hier heimisch werden, dann ist nichts leichter, als den Barima durch einen Kanal mit dem Amacura zu verbinden, indem nur die kurze Strecke der Portage durchstochen zu werden braucht. Der Boden besteht, wie ich schon bemerkte, aus einem ocherhaltigen Lehm; und mit Ausnahme einiger Granitblöcke, die ohne Zweifel durch das Wasser hierher gewälzt sind, habe ich nirgends Gestein zu Tage treten sehen, das einem solchen Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legen könnte. Der Lauf des Yarikita ist nord-nordwestlich, und nachdem sich auf seinem linken Ufer die kleinen Flüsse Waina und Wapama mit ihm verbunden, nimmt er ungemein schnell an Größe zu. Für den Botaniker bot sich hier ein reiches Feld zur Ausbeute dar. Orchideen, die Peristeria (oder Blume des heiligen Geistes), verschiedene Epidendron's mit scharlachrothen Blüthen und eine Menge anderer von gleichem Interesse umrankten und schmückten die Bäume. Eine Cruciatee mit weißen Blüthen und dem köstlichsten Wohlgeruch umsäumte die Ufer. Bignoniaceen schlangen sich an den Bäumen empor, und die Brownia racemosa, die man mit unserer Rose verglichen hat, erhöhte mit ihren hellrothen Blüthen den Farbenwechsel in diesem reichen Blüthenteppich nur noch mehr. Die Einwirkungen der Fluth waren auch hier noch deutlich sichtbar. Nicht weit von seiner Verbindung mit dem Amacura erheben sich auf seinem rechten Ufer mehrere Berge bis zu einer Höhe von 500′, die die Indianer Manibari nannten, und die zugleich die höchsten Erhebungen waren, welche ich seit Demerara gesehen. Nachdem wir in den Amacura eingefahren und seinem Laufe abwärts gefolgt waren, erreichten wir um 6 Uhr Abends die Mündung des Otucamabo, der sich auf dem rechten oder östlichen Ufer mit jenem verbindet.

Da ich gern das Dorf Assecura, das von Arawaak's und Warrau's unter dem Arawaak-Häuptling Jan bewohnt wird, besuchen wollte, fuhren wir in dieser Absicht den Otucamabo aufwärts und wurden von den Bewohnern auf das freundlichste empfangen. Ich fand in Jan einen ganz verständigen Mann, der zugleich fertig Kreol-Holländisch sprach. Die größere Zahl der Bewohner gehörte zu den Arawaak's, die sich sowohl durch die Sauberkeit in ihrem Aeußern, als durch ihre Körperbildung auffallend vortheilhaft vor den Warrau's auszeichneten. So bemerkte ich unter Anderem an Keinem von ihnen (sowohl Kindern als Erwachsenen) jene abscheulichen Beulen, die durch das Eingraben der Chigoes unter Nägel und Haut hervorgerufen werden und, sobald man verabsäumt, diese herauszugraben, die bösesten Geschwüre verursachen, wodurch eine Menge der Kinder der Warrau's für ihr ganzes Leben lahm werden. Da sich diese Insekten nicht allein in die Füße, sondern auch in andere Theile des Körpers eingraben, so trägt der größte Theil der Kinder der Warrau's die sprechendsten Merkmale der Nachlässigkeit und Saumseligkeit ihrer Aeltern an sich. Nie aber habe ich ein solches Zeichen bei einem Kinde der Arawaak's bemerkt, unter denen vielmehr die Nachlässigkeit und der Schmutz der Warrau's zum Sprüchwort geworden ist; eben so wenig sah ich bei ihnen jene Augenkrankheit, die bei den Warrau's, die die Flösse bewohnen, so gewöhnlich ist.

In der Begleitung des Häuptlings Jan und einiger seiner Unterthanen verließen wir am 2. Juni das Dorf und stiegen den Amacura aufwärts. Nachdem wir an dem Yarikita vorübergefahren, fanden wir, daß jener schnell seine bisherige Größe verlor und schon im Laufe dieses Tages zu einem ge-

*) Die dieser Theatervorstellung sich anschließende Unterhaltung Friedrich's mit seinen Französischen Freunden ist es, die wir in den beiden letzten Nummern unseres Blattes mitgetheilt.

wöhnlichen Flusse herabsank. Am Abend fuhren wir in den Curripabo ein, der dem Amacura von W. zuströmt, um unser Nachtquartier in einem Warrau-Dorfe aufzuschlagen, da der Regen, der bereits den ganzen Tag gefallen, bedeutend an Heftigkeit zugenommen hatte.

Die Indianer haben sich durchgehends vom Amacura zurückgezogen und sich die kleinen Zuflüsse zu ihren Niederlassungen ausgewählt. Diese Zuflüsse sind nun aber alle so mit Vegetation überwachsen, daß nur der auf den Gedanken fallen kann, daß diese Ufer bewohnt seyn könnten und diese Niederlassungen zu erreichen, der genau mit ihrem Fahrwasser bekannt ist. Diese lokalen Verhältnisse machten auch, daß wir mit unserem großen Boote nur höchst langsam vorrücken konnten. Die Niederlassung zählte nur 12 Einwohner. Diese Niederlassungen sind aber viel zahlreicher und dichter an einander, als sonst gewöhnlich. Einige von ihnen wurden von Karaiben bewohnt. Mit Einschluß dieser mag sich die ganze Bevölkerung etwa auf 90 Indianer belaufen.

Da auch am nächsten Tage der Regen in Strömen herabfiel, so waren wir gezwungen, hier zu bleiben. Als aber auch der nächstfolgende Tag keine besseren Auspizien brachte, setzten wir unsere Reise den Amacura aufwärts fort, um seinen Katarakt oder die Stromschnellen desselben zu erreichen, die durch einen Granitwall hervorgerufen werden, der den Fluß quer durchsetzt und somit aller ferneren Schifffahrt ein Ende macht. Obschon der Fluß schon früher viel von seiner Bedeutung verloren, so war dieser Wassermangel doch in hohem Grade durch die fürchterlichen Regengüsse ersetzt worden. Der Curripabo wird in der Nähe seiner Mündung nur durch eine schmale Landzunge vom Amacura geschieden, der sich mit seinen flachen Ufern einer Schlange gleich durch das Thal windet. Je weiter wir aber auf ihm vorrückten, um so mehr nahmen auch nach und nach seine Ufer an Höhe und dichterer Bewaldung zu, worunter sich besonders die Brownia racemosa und Gustavia angustifolia mit ihren prächtigen Blüthen vortheilhaft auszeichneten und den eigenthümlichen Reiz der freundlichen Waldscenerie nur noch mehr hervorhoben.

Einige Meilen oberhalb der Mündung des Curripabo verbindet sich auf dem rechten Ufer der Tusa mit dem Amacura, der mit diesem so ziemlich von gleicher Größe ist. Die Verzeichnung des Bettes des Amacura, wie sie in unseren Karten niedergelegt ist, ergab sich mir als völlig falsch, da er viel weiter gegen W. aufsteigt, als es diese angeben. Die senkrechte Höhe des Katarakts vor Cupurara betrug ungefähr 12′, wobei sich etwas weiter, oberhalb dieses, noch zwei andere Katarakten befinden, über die nun das Wasser in einer perpendikulären Höhe von 30′ herabstürzen mag. Da der Fluß hier schon bedeutend an Größe abgenommen hatte, so hatten auch seine Katarakten durchaus nichts Imposantes, wie überhaupt der Amacura oberhalb seiner Vereinigung mit dem Yarakita nur noch mit den kleinen Booten der Indianer zu befahren seyn möchte; weswegen auch wir mit unserem schon ansehnlicheren Boote nicht weiter vordringen konnten, und ich es auch auf der anderen Seite bei den unaufhörlichen Regenströmen nicht wagen durfte, die schon an und für sich durch die Reise vielfach beeinträchtigte Gesundheit meiner Begleiter vergrößerten Gefahren in kleineren, unbedeckten Booten auszusetzen. Bei diesem Wetter war natürlich an keine astronomische Beobachtung zu denken, denn seit unserer Abreise von Cumaka hatten wir weder die Sonne, noch einen der Sterne zu Gesicht bekommen. Nach der Aussage der Indianer lag die Quelle des Amacura zwei Tagereisen oberhalb der Mündung des Cupurara.

Als ich von Cumaka abreiste, hatte ich nur einen Chronometer, einen Sextanten, einen künstlichen Horizont und einen prismatischen Kompaß mit mir genommen; aber leider konnte ich vor dem ersten Tage unserer Rückreise keinen Gebrauch davon machen, so daß ich auch auf keine Weise über den Gang meines Chronometers sicher war. Da Herr Glascott wegen seiner Krankheit in Cumaka zurückbleiben mußte, so hatte ich diesen gebeten, am 6. Juni, Abends 6 Uhr, drei Flinten abschießen zu lassen, deren Schall wir auch deutlich in Assecura vernahmen, was mich in Stand setzt, die Differenz der Länge zwischen Cumaka und Assecura zu bestimmen. Glücklicherweise gelang es mir, in Assecura und am oberen Amacura eine ziemliche Menge Proviant gegen Jagd- und andere Messer, Colico, Salempores, Perlen und dergl. einzutauschen, denn die Vorräthe, die wir von Georgetown mitgebracht, waren schon bei meiner Abreise von Cumaka so ziemlich erschöpft, weswegen ich auch augenblicklich zwei kleine Kanoes mit diesem beladen, dorthin abschickte.

Am 7. Juni verließen wir Assecura, um unsere Untersuchungen bis zur Mündung des Amacura fortzusetzen, wohin uns ebenfalls der Häuptling Jan begleitete, was mir um so angenehmer war, als seine Kenntniß der einzelnen Lokalitäten und der Namen der Zuströme des Amacura mir schon von bedeutendem Nutzen gewesen war. Ein ganz eigenthümliches Aeußere erhält der untere Flußspiegel durch die Decke, welche an einzelnen Stellen Gras, die blaue Wasserlilie (Ponthederia azurea) und eine Menge anderer Wasserpflanzen über ihn ausbreiten. Diese werden während der Regenzeit durch den verstärkten Strom von den Ufern fortgerissen, mit diesem so weit herabgeführt, als die Einwirkungen der Fluth noch nicht fühlbar sind, wo sie dann von dem Strom und dem Gegendruck der Fluth auf und nieder getrieben werden. Tausend von solchen beweglichen Inseln begegneten uns daher im Verlauf unserer Reise. Der Coguni, an dem wir im Laufe des Tages ankamen, bildet gleich dem Mora von Waini nach dem Barima, eine ununterbrochene Verbindungsstraße zwischen dem Amacura und Araturi, indem er den erstern mit dem Waicascaru oder Bassama verbindet, der in den Araturi fällt, während sich dieser wieder, der Insel Smataca gegenüber, mit dem Orinoco vereinigt.

Spät am Abend erreichten wir endlich die Mündung des Amacura und trafen am 10. Juni in Cumaka ein, wo ich zu meiner großen Freude meine Invaliden so ziemlich hergestellt fand, wie auch Herr King seine Augen wieder gebrauchen konnte. Obschon bis jetzt noch keineswegs eine Aenderung in dem Wetter eingetreten, und unsere Vorräthe fast bis auf den Grund aufgezehrt waren, blieb ich doch in meinem Entschluß fest, von hier aus nach dem Cuguni vorzudringen. Ich ließ daher die beiden großen Corials die Küste entlang nach der Mündung des Essequibo zurückkehren, den sie dann bis Bartika Grove aufwärts fahren, und wo sie bis zu meinem Eintreffen warten sollten.

Am 18. Juni verließ ich mit meiner Partie Cumaka, und nachdem wir an der Vereinigung des Aruka mit dem Barima angekommen, stiegen wir diesen aufwärts, wo wir am folgenden Tage an der Mündung des Kaituma eintrafen, die über 200′ breit war. Der Kaituma wird von Warrau- und Waika-Indianern bewohnt und steht durch mehrere Bäche mit dem oberen Barima in Verbindung. Die Ufer des Barima waren fortwährend mit Mangronen- und Cunida-Gebüsch umsäumt, über welches die Manicol- oder Truli-Palme kühn ihr luftiges Haupt erhob. Am Abend landeten wir an einem Warrau-Dorfe, dessen Häuptling sich Marauari nannte. Der Schall der Indianischen Trommel und Indianischer Gesang verkündeten uns schon aus der Ferne, daß hier ein Fest gefeiert würde, und bei unserem Landen zeigte sich, daß Marauari in hohem Grade betrunken sey. Dasselbe Schicksal hatte eine seiner Frauen. Es waren dies die ersten Zeichen der Trunkenheit, die ich seit meinem Abschied von Georgetown unter den Indianern wahrgenommen. Das Dorf bestand aus 5 Hütten, die von reichen Feldern eingeschlossen wurden. Einige Limonen- und Orangenbäume waren mir eine überraschende Erscheinung; die Aecker waren hauptsächlich mit dem Anacardium occidentale bebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Asien.

Tropische Thiere in hohen Breiten.*)

Die erdbeschreibenden und naturgeschichtlichen Werke der Chinesen geben auch zur Geographie der Thiere schätzenswerthe Beiträge. So weisen sie dem Königs-Tiger, der in allen bergigen und waldigen Regionen China's hauset, auch das Stammland des Mandschuischen Kaiserhauses, Sching-king oder Liao-tung, wo noch jetzt häufige Tiger-Jagden angestellt werden, und das übrige Chinesische Tungusien, bis zu den Gegenden, die der Amur durchströmt, also wenigstens bis zum 50sten Breitengrade, als Aufenthalt an. Hier, wie in den minder belebten Gegenden südlich von der Chinesischen Mauer, läßt der fürchterliche, langgestreifte Hu oder Lao-hu, auch Schan-kiun oder König der Berge genannt, sein donnerndes Gebrüll ertönen und ihm antwortet aus weiter Ferne die kleinere, nur den Hu fürchtende Riesenkatze mit den zierlichen Ringflecken, der Pao (Parder), welcher ebenfalls bis in den hohen Norden Tungusiens schweifet. Die vollkommen selbständigen Namen, womit der Tunguse beide Tiger-Gattungen belegt, und ein gewisser Luxus, den die Sprache dabei entfaltet, zeugen schon dafür, daß er diese Bestien eben so gut wie Wölfe und Bären als seine Landsleute betrachtet: Der große gestreifte Tiger heißt Mandschuisch Taß'cha; der kleine gefleckte aber Jarcha; eine andere noch unbestimmte Tiger-Art, Targan. Ein dreijähriger Tiger wird Schurgan betitelt u. s. w.

Daß auch die Gegenden um den Baikal-See von Tigern heimgesucht werden, bestätigt Herr Adolf Erman in seiner Reise um die Erde. Nachdem der gelehrte Verfasser (Histor. Bericht, Th. 2, S. 93) bemerkt, daß die Irkuzker Flora dadurch ausgezeichnet sey, daß Pflanzen aus arktischen Landstrichen mit denen warmer Klimate in ihr zusammentreffen, fährt er fort: „Eben so ist es mit der Thierwelt der Transbaikalischen Gegend; denn der Tunguse, der auf Rennthieren reitet, begegnet dort dem Buräten mit seinen Kameelen, und oft fliehen Tiger aus China in die Irkuzker Wälder, in denen Bären ihren Winterschlaf halten." Hier möchten wir nur in Zweifel stellen, ob diese Tiger gerade als Einwanderer aus dem sehr entfernten China zu betrachten sind.

Wie dem nun sey, so viel ergiebt sich, daß Tiger und Parder zu den heimischen Thieren aller Nordländer des Chinesischen Reiches gehören, dem Süden Sibiriens in seiner größten Ausdehnung nicht fremd sind und, von dem zwar kurzen, aber ungemein heißen Sommer der nördlichen Breiten angelockt, bis tief in die Gouvernements Tomsk und Irkuzk eindringen oder sich verirren. Selbst bei Jakuzk sollen schon einzelne Königstiger geschossen worden seyn. Dagegen bleibt der Löwe in östlicher und nördlicher Richtung weit hinter seinem Mitbewerber zurück. Er ist dem eigentlichen China, dem Lande Tungusien und der Mongolei (sonach aus viel stärkerem Grunde dem Russischen Ost-Asien) gleichmäßig fremd: die Mongolen und Tungusen bezeichnen ihn mit dem erborgten Türkischen Namen Arslan oder Arsalang; die Chinesen mit Suan-ni, in welchem Worte ich ebenfalls das Türkische Arslan, nach einer dialektischen Veränderung in Aslan oder Aswan zu erkennen glaube. Seine Mittel-Asiatische Heimat sind, nach Chinesischen Angaben, die Länder im Süden des T'iän-Schan oder Himmelsgebirges, von Hami oder Chamul an westlich; also das ganze östliche oder Chinesische Turkistan bis zu seinen äußersten Westmarken; doch wissen sie auch, daß es jenseits der Bolor-Kette, in Baktriana, Sogdiana und Turkmenien bis zum Kaspischen Meere Löwen giebt. Die Ostgränze der Löwenheimat in Central-Asien scheint kaum über den 114ten Grad (östlich von Ferro) hinauszugehen und ihre Nordgränze den 44sten Breitengrad nicht zu erreichen, während der Tiger wenig-

*) Vgl. die in Nr. 91 aus von Humboldt's Central-Asien mitgetheilte Notiz.

stens 8 Breitengrade weiter nach Norden und, wenn man ihm die Gebirgs-Wildniß der Aino's in der östlichen Mandschurei als Gränze stecken will, in der ungeheuren Ausdehnung von ungefähr 40 Längengraden weiter ostwärts sich verbreitet oder vordringt. Nordwärts schweift also der Löwe in Mittel-Asien ziemlich eben so weit, wie einst in Europa; denn Epirus und Albanien zählten, wenn man dem Zeugnisse der Alten glauben darf, diesen König der Thiere unter ihre vierfüßigen Bewohner.

Wenden wir uns jetzt dem tropischen oder doch in Tropenländern vorzugsweise heimischen Geflügel zu, so finden wir in sehr geschätzten Chinesischen Quellen die unzweideutige Angabe, daß der Vogel Ing-wu oder Ing-ko, welcher nach Abbildung, Beschreibung und einstimmigem Zeugniß aller Wörterbücher nichts Anderes als der Papagei seyn kann, nicht bloß im südlichen, sondern auch in dem nordwestlichen China, der heutigen Provinz Schen-si, eine Heimat habe. Die älteste uns bekannte Autorität zitirt das im Jahre 1716 unter K'ang-hi's Auspizien erschienene vortreffliche Wörterbuch; hier heißt es in dem Artikel Ing-wu: „Die Annalen des älteren Kaiserhauses Han melden, daß die Barbaren von Süd-China unter Kaiser Wu-ti Vögel, welche sprechen konnten, an den Hof sandten. Der Kommentar bemerkt zu dieser Stelle: Diese Vögel waren Ing-wu's (Papageien): sie finden sich eben sowohl in Lung-si als am Südmeere."

Die offiziellen Annalen des älteren Kaiserhauses Han (206 vor bis 24 nach Ch.) wurden im zweiten Jahrhundert u. Z. von Pan-ku abgefaßt; der erwähnte Kaiser Wu-ti regierte 140 — 85 vor u. Z. Süd-China war damals noch von Völkern aus anderem Stamme, als die Chinesen, bewohnt. Lung-si hieß eine alte Provinz, welche den westlichen Theil der heutigen Provinz Schen-si ausmachte.

Das große geographische Werk Hoan-yü-ki, welches in der Periode T'ai-p'ing (976 — 984 u. Z.) ans Licht trat, erwähnt Papageien unter den Produkten von Lung-tscheu, welchen Namen noch jetzt ein Distrikt zweiten Ranges im westlichen Schen-si, nordwestlich von der großen Stadt Fung-tsʼiang-fu, führt: ferner in Wei-tscheu, dem heutigen Tsing-ning-tscheu, das zu P'ing-liang-fu, gleichfalls im westlichen Schen-si, gehört. Der Hauptort des ersteren Distriktes liegt unter 34° 48'; der des anderen (Tsing-ning-tscheu) unter 35° 35'.

Die im Jahre 1578 vollendete Naturgeschichte des Chinesischen Plinius Li-schi-tschin sagt (Buch 49): der grüne Papagei (lö ing-wù) finde sich in Lung und Schu, noch häufiger aber in den Südländern. Das Land Schu ist der westliche Theil des heutigen See-tschuen, derjenigen großen Provinz, die gerade im Süden von Schen-si liegt. Bei Lung kann es zweifelhaft erscheinen, ob der vorerwähnte Distrikt Lung-tscheu, oder das alte Lung-si überhaupt gemeint ist — vermuthlich Letzteres, da der Verfasser auch in See-tschuen an keinen bestimmten Distrikt sich bindet.

Das geographische Kompendium Kuang-yü-ki, von welchem im vorigen Jahrhundert eine neue und verbesserte Auflage besorgt ward, gedenkt der Papageien in dem großen Distrikte Fung-tsʼiang-fu, welcher den kleineren Distrikt Lung-tscheu (s. oben) mit einschließt, und dessen Hauptstadt unter 34° 25' liegt. Bei dieser Gelegenheit bringt der Verfasser eine kurzweilige Anekdote bei. Ein Abgeordneter des Kaisers Hoei-tsong von der Dynastie Sung II. (1101 — 25) sah bei Lung-tscheu zwei Papageien auf einem Baume sitzen, die ihm zu seiner großen Ueberraschung die Frage zuriefen, ob Seine Majestät noch bei guter Gesundheit sey? Die beiden Vögel waren von der Stadt Lung-tscheu dem Kaiser verehrt worden, und dieser hatte ihnen aus besonderer Gnade wieder ihre Freiheit geschenkt.

Die angeführten Chinesischen Quellen weisen also dem Papagei von Schen-si den Westen dieser Provinz oder gewisse westliche Distrikte derselben als eigentliche Heimat an: einiges Abweichende in ihren Angaben spricht um so mehr dafür, daß sie nicht Alle von einer gemeinschaftlichen Autorität abgehangen. Sonach wohnte der Chinesische Papagei etwa bis zu den Breiten von Cypern, Candia, Malta und Tanger; es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß die Provinz Schen-si im Ganzen ein rauhes Gebirgsland ist und von ähnlicher Configuration wie die Alpen- und Plateaux-Länder des nördlichen Tibet, mit denen sie sich begränzt. Merkwürdig bleibt also das Faktum immer, obwohl kaum in gleichem Grade wie die Existenz einer Art Papagei auf der Insel Marquarry, unter 55° Südbreite, wonach es in unserem Europa noch um Königsberg in Preußen wilde Papageien geben könnte.

Die südlich von Schen-si, zwischen 26° und 33° N. Br. sich ausdehnende Provinz See-tschuen hat, wie wir oben gesehen, dem Pen-tsʼao-kang-mu zufolge, nur den gewöhnlichen grünen Papagei, und zwar ebenfalls in ihren westlichen Regionen. Dagegen zitirt die Geographie Kuang-yü-ki schon in See-tschuen, im Distrikte Siu-tscheu-fu (28° 38' N. Br.) den merkwürdigen Vogel Tsʼin-ki-liao, von welchem obige Naturgeschichte, deren Verfasser ihn für eine Art Papagei erklärt, folgende Beschreibung giebt: „Er ist so groß, wie der gewöhnliche Papagei, aber von rothbrauner Farbe und hat zu beiden Seiten des Kopfes einen gelben Kamm, der einem menschlichen Ohre ähnelt. Der Schnabel ist hochroth; die Füße sind gelb. Seine Zunge gleicht der des Menschen. Unter dem Auge hat er dunkelgelbe Streifen, die bis zum Halse reichen. Er lernt sprechen; seine Stimme ist sehr stark und voll. Es giebt auch Tsʼin-ki-liao's von weißer Farbe." Das Pen-tsʼao nennt übrigens nur die Provinzen südlich des Mei-ling, Kuang-si und Kuang-tung (Canton), woselbst auch, wie in der südwestlichsten Provinz Yün-nan, die meisten Papageien sich finden, als Heimatländer dieses Vogels.

Σχ.

Mannigfaltiges.

— Böhmen, ein Deutsches Land. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" enthält mit Bezug auf die Bestrebungen der Czechen, das zu einem großen Theil von Deutschen bewohnte und angebaute Böhmen als ein gänzlich Slawisches Land darzustellen, folgende Bemerkungen: „Das Buch Joseph Rank's: Aus dem Böhmerwalde, ist wahrlich zur rechten Zeit erschienen, und es verdankt die ehrenvolle Beachtung, die ihm wird, gewiß weniger seiner schriftstellerisch künstlerischen Eigenschaft, als vielmehr dem Verdienste, einen bisher fast ganz ignorirten Theil Deutschlands, eine echt Deutsche Kernbevölkerung in Böhmen, näher bekannt gemacht zu haben. Dies ist eben jetzt von um so größerem Interesse, als durch die Bemühungen der Czechen manchem rein Deutschen in Böhmen so sehr der Kopf verwirrt wird, daß er in aller Eile Czechisch lernen zu müssen glaubt, um seiner ihm andisputirten Slawischen Natur Genüge zu leisten. Rank's Buch beweist recht auffallend, wie lächerlich es ist, einen Böhmen ohne Weiteres für einen Slawen zu halten. Es wäre sehr zu wünschen, daß ähnliche Bücher wie über den Böhmerwald, auch über das Böhmische Fichtel-, Erz-, Mittel- und Riesengebirge erschienen und zeigten, wie das durchaus Deutsche Landstriche sind und zwar gerade diejenigen, die durch Gewerbfleiß aller Art allen Ruhm des heutigen Böhmens begründen. Dieser Deutsche Landstrich reicht nördlich bis nahe an Prag und südlich über Budweis hinaus. Dieses Alles und die völlig Deutsche Bildung im ganzen Böhmen möge man im In- und Auslande beachten, damit nicht Aeußerungen zu Tage kommen, die eine völlige Verwirrung der Begriffe beurkunden. So führt Prof. Springer zu Wien in seiner Statistik Oesterreichs die Böhmischen Länder immer außerhalb der Deutschen an und rechnet sie durchweg zu den Slawischen. So scheidet die „Deutsche Vierteljahrsschrift" Böhmen beharrlich von Deutschland aus. Mit Schmerz und Schrecken fanden die Deutschen Böhmen im letzten Hefte dieser Schrift Böhmen hinter Polen und Serbien angeführt, und zwar nicht etwa bei Anführung eines Czechischen Werkes, sondern bei Besprechung der deutsch geschriebenen Geschichte Böhmens von Palacky!"

— Rubens'sche Bilder. Rubens gehörte nicht allein zu den genialsten, sondern auch zu den fruchtbarsten Malern, die je existirt haben. Er brachte, wie man versichert, in drei Tagen mehr zu Stande, als andere in eben so viel Wochen; wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß er oft nur den Plan oder eine Skizze lieferte, die er von seinen Schülern dann vollenden ließ, deren stets sechs bis acht um ihn waren. In Smith's „Catalogue raisonné of the works of Dutch, Flemish and French paintres" werden nicht weniger als 1371 große und kleine Gemälde von seiner Arbeit aufgeführt, die noch heutzutage entweder im Original oder in Kupferstichen vorhanden sind. Sie befinden sich meistens im Louvre, im Escurial, in München, Wien, Berlin und Antwerpen, in der Eremitage zu St. Petersburg und in den Privat-Sammlungen Englischer Großen, wie des Marquis von Westminster, des Herzogs von Sutherland u. a. m. Es giebt in der That fast keine bedeutende Gemäldesammlung in ganz Europa, die nicht eines oder mehrere der Rubens'schen Werke enthielte. Ihrer großen Anzahl ungeachtet, sind sie mitunter für enorme Preise erstanden worden. Die „Hochzeit der heil. Katharina", die sich in der Gallerie zu Belvoir-Castle, dem Landsitz des Herzogs von Rutland, befindet, wurde von dem Ritter Verhulst für 12,705 Gulden verkauft. Für die „Uebergabe der Schlüssel an Petrus" zahlte der Prinz von Oranien (jetziger König der Niederlande) 2500 Guineen; ihrem vorigen Besitzer, Herrn Champion, soll sie aber 5000 Pfd. Sterl. (32,300 Thaler) gekostet haben. Eine allegorische Darstellung des Friedens, den Minerva vor den Angriffen des Krieges beschützt, wurde im Jahr 1802 von dem Marquis von Stafford für 3000 Guineen (21,000 Thaler) angekauft und der Londoner National Gallery geschenkt. Der Katalog des Louvre nennt mehrere Gemälde von Rubens, deren Werth auf 100,000 — 150,000, ja auf 160,000 Francs angegeben wird, und der „heil. Franz Xaver, der die Kranken heilt und die Todten ins Leben ruft", einer von den Schätzen der Kaiserlichen Gallerie zu Wien, wird gar zu 8000 Guineen (56,000 Thaler) angeschlagen. Von allen Meisterstücken des großen Künstlers hat sich indessen der „Chapeau de paille" den ausgebreitetsten Ruf erworben. Es ist dieses das Portrait einer jungen Dame (wie man sagt, eines Fräuleins Lundens) in einem schwarzen Spanischen Hut mit weißen und schwarzen Federn, der den oberen Theil des Gesichts beschattet. Ihre Kleidung besteht, nach der damaligen Mode, aus einem schwarzsammetnen Leibchen und Rock mit scharlachenen Aermeln und weißen Achselbändern, und einer dunkelfarbigen, nachlässig über die Schultern geworfenen Schärpe. Der Tradition zufolge, legte Rubens auf dieses reizende Bild einen so hohen Werth, daß er es nie veräußern wollte. Nach seinem Tode kam es an die Familie Lundens, die es fast zwei Jahrhunderte lang als ein Erbstück betrachtete und bedeutende Summen dafür ausschlug. Endlich wurde es im Jahr 1817 an den Baron Stiers d'Aertselaer für fünfzigtausend Francs abgetreten, und am 29. Juli 1822 in öffentlicher Auction zu Antwerpen von dem oben erwähnten Herrn Smith für 32,700 Gulden erstanden. Jetzt gehört dieses Kleinod bekanntlich zu der ausgesuchten Gemälde-Sammlung des Britischen Premier-Ministers Sir Robert Peel.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 23. August 1843.

Polen.

Die Polnische Volksdichtung und die Ukrainomanie.

Die Polnische Volkspoesie datirt vom ersten Auftreten Brodzinski's, des Vorläufers und Genossen von Mickiewicz, der durch Erhebung seiner Waffe gegen die alte Klassizität der Kochanowscy und die klassisch seyn sollenden Panegyriken des 18ten Jahrhunderts der romantischen Schule und demnächst der nationalen Richtung den Sieg erringen half. Die aus dem frischen Leben der Geschichte aufsteigenden Bilder, die im Herzen des Volks sich regenden Wünsche und Klagen wurden nun das gesuchte und überschwängliche Material des Lyrikers, der sich nicht mehr über die Gränzen Polens hinauswagte. Es galt, das eigene Volksleben, wie es seit Jahrhunderten gewesen, zu durchdringen, zu erkennen und zu besingen. Jedes geistige Symptom des Volkslebens wurde der Beobachtung werth gehalten, jeder Zug von Eigenthümlichkeit festgehalten und in die Schrift als ein historisches Denkmal verzeichnet; jede Thräne, jeder Seufzer des Volks schuf dem Sänger Begeisterung, jedes Sprüchwort, jede Fabel wurde der Vergessenheit sorgfältig entzogen; es wurde das Volk in Spiel und Tanz beobachtet und seine Natur und seine Lebensformen gezeichnet. Denn man hatte nun endlich erkannt, daß, wie schon Karpinski sagte, die Literatur nicht in der Nation, sondern neben der Nation herlaufe, wie ein verlassenes Kind, das die gebildete Welt über die Achsel ansah und die ungebildete Masse als etwas Gefahrbringendes fürchtete. Man erkannte, daß der Keim der Nationalität in seiner ungetrübten Reinheit sich nur im Herzen des sogenannten gemeinen Volkes rege, daß derselbe, in der intelligenteren Welt vermengt und gefärbt, dort sich nur mehr in seiner wahren Stärke offenbaren könne. So wurde das Volk durch einen plötzlichen Anstoß in die Literatur hineingezogen und wurde der nothwendige Heerd derselben. In seinem Schoße erwuchsen frische kräftige Produkte, die von Nachahmung und Verzerrung frei waren.

Gleichzeitig mit dem Erwachen der Volksliteratur entstand der Einfluß der Ukrainer Poesie, durch den die erste nationale Dichtung, Malczewski's „Maria" hervorgerufen wurde. Sie wirkte mit einer elektrischen Macht auf den Geist des Volks und die Richtung der Literatur, wiewohl sie lange genug übersehen worden war. Nach ihrer Bekanntwerdung wurde sie das Muster der Form und des Inhalts und erlangte bis heute eine ungemeine Verbreitung. Sie wurde wiederholt in Polen, dann in Frankreich und England gedruckt, und es giebt keinen auch nur mittelmäßig gebildeten Landsmann Malczewski's, der aus dieser „Maria" nicht ganze Episoden auswendig hersagen könnte. Der Stoff der Dichtung besteht aus echt nationalen Momenten: „In der Wojewodschaft Brailaw wohnt ein mächtiger Graf, dessen einziger Sohn „Waclaw" die Tochter „Maria" eines „Czesnik" (Truchseß), welcher ein schlichter Edelmann der alten Welt und Besitzer von einem Dörfchen war, heiraten will. Der Graf verweigert lange seine Einwilligung zu dieser Ehe, läßt sich jedoch endlich durch die Bitten des Sohnes scheinbar zur Nachgiebigkeit bewegen. Er giebt indeß dem Sohne auf, sich erst im Kampfe gegen die Tataren zu versuchen, damit er sich einer wackeren Braut würdig zeige. Dieses geschieht; Waclaw schließt sich mit seiner Mannschaft dem künftigen Schwiegervater an, und Beide ziehen in den Kampf gegen die ewigen Ruhestörer. Der Kampf endet glücklich; Waclaw eilt dem Schwiegervater voraus in die Arme der Liebe und findet seine Braut — im Sarge. Die alte Dienerschaft eröffnet ihm, die Braut sey durch eine Kulig-Gesellschaft ertränkt worden. Kulig ist nämlich eine Polnische Karnevals-Belustigung, welche die ganze Umgegend irgend eines Orts in Masken-Anzügen veranstaltet, auf einen beliebigen Hof mit rauschender Musik hinfährt und dort Wochen hindurch ihre Orgien feiert. Heute ist nur noch ein Schatten dieser Sitte übrig. Waclaw kehrt, schmerzgebeugt durch die Gewißheit, daß sein eigener Vater ihm so grausam die Braut getödtet, zum Tode an den Dniepr unter die Saporower, dem Asyl der Unglücklichen, zurück und stirbt unter den giftigen Pfeilen der Tataren, während Maria's Vater auf deren Grabe endet." — Eine tragische und wahre Geschichte. Malczewski schrieb sie in der Epoche seines tiefsten Schmerzes, einer unglücklichen Liebe. Sein trüber Lebenslauf führte nur dunkle Bilder vor seine Phantasie, und die ganze Ukraine hatte ihm eine finstere Färbung; daher sein Motto:

„Weite, trop'ge, leere Ukraine,
Traun, du trägst des Unglücks finstre Sterne."

Malczewski hatte durch Welt- und Menschenkenntniß, die er in seiner militairischen Stellung, im Kriege und auf Reisen gesammelt hatte, seine Phantasie bereichert und trug daneben in sich den reinen Kern eines tiefen Volksbewußtseyns. Er starb zu Warschau in Armuth und Kummer, berühmt durch eine Dichtung von einigen hundert Versen.

Fast das Gegenstück Malczewski's bildete Zaleski, der durch seine heitere, sinnige Anschauung der Ukraine, woher er ebenfalls die Bilder für seine Dichtungen nahm, bald die allgemeinste Bewunderung erregte und sich den Namen des Steppensängers erwarb. Man sieht jedem seiner Bilder und Worte an, daß sie erlebt und wirklich sind, daß sie aus der Tiefe seiner Brust aufsteigen und eine Art von Leidenschaft athmen, welche nothwendig ist, um Begeisterung hervorzurufen. Die Ukraine kann man nicht treu schildern, wenn man ihr nicht mit Geist und Blut angehört hat. Daher ist der Puschkinsche Mazeppa, weil das Land, auf dessen Boden sich der Dichter versetzt hatte, seiner Wirklichkeit zu fern lag, nur ein schwaches Bild historischer Ereignisse, vermischt mit Schilderungen von Land und Volk, welche keine eigene Anschauung verrathen. Puschkin stellt den Greis Mazeppa an den Schluß seiner Geschichte und behandelt ihn als einen schwachen Haltpunkt historischer Ereignisse, als einen Mann, der sich überlebt hat und sich von dem Andenken seines früheren Heldenruhms nährt; wogegen der echt Ukrainische Mazeppa ein kräftiger, sprühender Jüngling ist, der mit Lebensgefahr vom Hofe Johann Casimir's entflieht, um in Kämpfen und Drangsalen sich eine Geschichte zu schaffen. Die Ukraine mit ihren Charakteren ist ein durch und durch poetisches Land; seine Bewohner wurden noch unter Katharina von den civilisirten Bewohnern Petersburgs als ausländische Thiere bewundert. Das Volk ist freiheitsliebend, natürlich und moralisch, und diese Trinität giebt ihrer Poesie einen so unendlichen Reiz, daß selbst ein so kräftiger Dichter wie Goszczynski nicht umhin konnte, die Ukraine zu feiern und aus ihr seinen Dichterstoff zu holen. — Schade nur, daß Goszczynski und Zaleski, welche Beide in Paris unter den Polnischen Emigranten leben, die schädliche pietistische Richtung derselben theilen, und darum der Literatur früh absterben. Sieminski und die anderen Ukrainromanen werden die Abgestorbenen schwerlich ersetzen, wenn sie auch den besten Willen behalten.

Der Romanschreiber Czaykowski gehörte bisher seinem ganzen Wesen nach der Ukraine an, und gab die Bilder Goszczynski's aus dessen zamek Kaniowski — „Schloß von Kaniow", worin der Dichter die Elemente des Ukrainischen Romans niederlegt, in anderen Formen wieder. Czaykowski würde bei etwas mehr Erudition und Allseitigkeit ein Polnisch nationaler Schriftsteller seyn, während er nur für einen Ukrainischen Volksdichter zu halten ist. Die Ukraine ist sein eigenstes fruchtbares Terrain, über dessen Gränzen er nur mit Gefahr der Verletzung seines Rufes geschritten ist. Czaykowski ist ein Krieger alter Art, der mit der Karabele in der Hand seine Figuren zeichnet; er ist dabei ein Pole mit allen Idiomen und Grimacen seiner Heimat. Der höhere Ton der Gesellschaft ist ihm fremd, er hat nur eine individuelle Anschauung seines speziellen Terrains. Daher rührt die kalte Aufnahme Czaykowski's in der Deutschen Uebersetzung, wo die Färbung des Originals durch die Sprache verloren geht und die ihm kräftigen Bilder und Worte dem Deutschen an Mattheit und Trockenheit, das Ganze aber an Gedankenleerheit zu laboriren scheint. Czaykowski redet nicht die einfache Sprache unserer Romanschreiber; er spricht in den freilich zu oft wiederkehrenden Phrasen der Begeisterung: z. B. „Es krächzen die Raben, sie wittern den neuen Schmaus und wetzen die Schnäbel — das stolze Roß wirft kühn mit dem Genicke, der klirrende Säbel schlägt an seine Seiten — die Büschel der Helme strahlen, die Lanzen blitzen und es erschallt der Ruf der Saporoger Schaar bis nach dem Kiefernwalde, wo das Echo an jeden Baum sich klammert und hurtig abspringt, um, nachdem es verkündet den Racheburst der Saporoger dem Walde, zurückzukehren zu der streitbaren Schaar und zu verhallen in den Tönen der kriegerischen Donda *)." — Diese langen Worte heißen kurz: „Der Zug der Saporoger setzt sich in Bewegung." Das erstemal gefallen diese Bilder, aber sie langweilen bei öfterer Wiederholung. Obgleich nun Czaykowski seine großen Mängel hat und, wie zu sehen, seit seinem Aufenthalt in Paris nur Bücher und zwar zahlreiche Bücher schreibt, um sein Leben zu fristen, so ist ihm doch ein ungemeiner Einfluß auf die Entwickelung einer nationalen Literatur nicht abzusprechen. Er hat ein neues Element in dieselbe hineingezogen, das in seinen Nachfolgern unbedingt fähigere Bearbeiter finden wird, nachdem es einmal durch eine Zahl von vielgelesenen und Mode gewordenen Schriften manifestirt worden ist. Auch Czaykowski hat leider heute zur Fahne des sehr um sich greifenden Mystizismus geschworen, und gerade von dieser Seite her droht

*) Finstere, Kosakische Kriegslieder. —

der nationalen Literatur die größte Gefahr. Vielleicht, daß mit dem Verschwinden der Emigranten auch der Mysticismus für Polen verschwinden und bessere Elemente wiederum zum ungestörten Durchbruch gelangen würden. Im Lande selbst sind die Gefahren des Pietismus noch minder groß und äußern, wenn auch nicht aufs Familienleben, doch auf die Literatur, nur einen sehr geringen Einfluß. Die demokratischen Tendenzen der letzteren, welche heute überall durchschimmern, möchten vor jenem Rückschritt zu behüten im Stande seyn und dem Pietismus einen Damm entgegensetzen. Es herrscht in ganz Polen der Stolz, demokratische Gesinnungen auszusprechen, wenn sie auch bei diesem und jenem noch keine Wahrheit geworden sind; aber es wird allmälig wenigstens üblich, mit ihnen zu halten, und so dürften sie schwer wieder zu verdrängen seyn. Unter dem hohen Adel wird noch hin und wieder der Aristokratie das Wort geredet; wie aber solche Monstrositäten aufgenommen werden, zeigt uns ein Beispiel am Grafen Rzewuski, der unter dem Namen Jarosch Bejla schreibt und in seiner Populationistik den Edelmann als von Geburt vor dem Bauern bevorzugt hinstellt. Seine Schrift wurde in Wolhynien und der Ukraine beispiellos vergriffen, der Verfasser derselben soll jedoch die physischen Kräfte der von ihm als gemein dargestellten Bauernkaste in einem Kampfe, der, wer weiß, aus welcher Veranlassung, hierüber entstand, so nachdrücklich erfahren haben, daß er aufhören wird, jene Grundsätze zu verbreiten.

Das Volksthum muß in Polen der Hebel des Nationalgefühls werden, und es ist deshalb unerläßliche Bedingung, daß man das Gefühl der Masse kenne, und daß sich eben dieses in gewissem Sinne geltend mache. Daher spielt das Volkslied eine so wichtige Rolle in der modernen Literatur, und gelehrte Männer bestimmen ihr ganzes Leben dazu, die einzeln zerstreuten Perlen, welche Produkte des Volksgeistes sind, als Lieder und Fabeln ꝛc., zu sammeln und auf die seidene Schnur zu ziehen, welche sichtbar und farbig durch die ganze Geschichte läuft. In Galizien, wo die Literatur gehemmt, und den Literaten gewissermaßen die Hände, mehr als in anderen Theilen des Polenthums, gebunden sind, ist Anhäufen der Materialien der Geschichte, Kompiliren und Sammeln, namentlich von Liedern aus allen Zeiten, fast die einzige literarische Thätigkeit. Es entstanden auf diese Weise reiche Bände von Volksliedern, deren freundliche Aufnahme den Beweis der neuen Richtung giebt.

Seinen moralischen Tendenzen nach ist Polen mit der Ukraine eng verwandt; sie sind auch äußerlich zusammenhängende Theile, da die Ukraine von Polen aus bevölkert wurde. Wenn daher das Ukrainische Element in der Polnischen Volksdichtung vorscheint, ist dies etwas ganz Natürliches, ein dem nationalen Wesen nothwendiges Zeichen, das nur nicht als Sucht, Absicht oder Nachahmung erscheinen muß. Bei dem in Polen natürlich zu erklärenden allgemeinen Drange zur Dichtung wird unvermeidlich vieles Schlechte zu Tage gefördert, Vieles, was mit dem nationalen Bewußtseyn in keiner Beziehung steht; aber durch die öffentlichen Organe, als Zeitschriften und dgl., ist die Kritik stark genug und der Geschmack rein genug geworden, das Schlechte auszuscheiden und nur demjenigen die öffentliche Anerkennung zuzuwenden, was bleibend schön und treffend klingt und ein Echo der Brust jedes Einzelnen ist.

A. Mauritius.[*])

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage fuhren wir an dem Maruiwa oder Wohmana vorüber, der durch einige andere kleine Flüsse für Boote eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen dem Barima und Waini darbietet, eine Reise, die die Indianer gewöhnlich in zwei Tagen zurücklegen. Etwas oberhalb der Vereinigungsstelle erheben sich auf beiden Ufern einige Hügel, die ersten, die ich seit dem Barima wiedersah. Der Warrau-Häuptling Clementi hat sich einen derselben zu seiner Residenz auserwählt und auf einem derselben eine ganz ansehnliche Hütte erbaut, die sich sowohl durch ihre Bauart als durch das freundliche Aeußere vortheilhaft vor den gewöhnlichen Indianerhütten auszeichnete. Als Nachahmung eines zweiten Stockwerks trug sie eine Gallerie.

Glücklicherweise gelang es mir hier, den Himmel kurze Zeit unbewölkt zu finden, was, seit wir Cumaka verlassen, noch nicht der Fall gewesen, wonach Warina unter 7° 50′ 50″ Norderbreite, und 59° 43′ 30″ Westerlänge liegt. Die Hügelkette selbst erstreckt sich von N. gegen S., und zwar N. 12° O. und S. 12° W. — Da die oberen Schichten der Hügel von Warina aus einem ocherhaltigen Thon bestehen, der vielfach mit Dammerde, Kieseln und Sand untermischt ist, so müßte sich dieser Strich ganz vorzüglich zum Kaffebau eignen; besonders, da die Menge verhärteter, eisenhaltiger Lehmblöcke die nöthige Feuchtigkeit für eine gedeihliche Kultur sichern.

Der Curige bietet eine zweite Verbindungsstraße zwischen dem Maruiwa und Waini dar, die aber nur von kleinen Booten benutzt werden kann. Ein anderer Zufluß des Barima, der Amissi, ist dagegen an seiner Mündung bedeutender als der Barima selbst, obschon seine Stromlänge nach der Angabe der Indianer nur kurz seyn soll. Die Ufer sind meist sumpfig, wie auch seine Strömung nur schwach ist.

Während der Regenzeiten erstrecken sich die Wirkungen der Fluth bis an diese Stelle; die Ufer scheinen mir jedoch durchaus ungeeignet zur Kultur, ja selbst die Warrau's, von denen frühere Reisende gefabelt, daß sie unmittelbar über dem Niveau des Wassers eine Art Platform erbauen und ihre miserablen Wohnungen auf Stümpfe der Itapalmen errichteten, haben jetzt diese Stellen verlassen und sich höher gelegene Wohnplätze ausgewählt. Durch natürliche Kanäle steht auch der Amissi mit dem Kaituma in Verbindung.

Seitdem wir Warina verlassen, hatte sich der Lauf des Barima mehr gegen SW. gewendet; die Ufer der Flüsse gewannen immer mehr an Höhe, wobei die dichten Mangrovengebüsche und Palmen immer lichter und lichter wurden und einer mehr abwechselnden Vegetation wichen, wie mir auch meine Führer mittheilten, daß, wenn wir dem kleinen Fluß Jarumuku einen halben Tag aufwärts folgen wollten, wir hohe Berge und ausgebreitete Savannen treffen würden. Im Verlauf des Tages kamen wir an zwei andere Zuflüsse des Barima, dem Aruta und Pegua vorüber, von denen der letztere von Warrau's bewohnt wurde. Oberhalb dieser Zuflüsse verschmälerte sich der Barima bis auf 40 Yards, wobei seine Strömung im Verhältniß zugenommen, so daß wir nur langsam vorwärts rücken konnten. Da wir uns gerade mitten in der Regenzeit befanden, so waren seine Ufer bis zum Ueberfließen angefüllt und überragten das Niveau des Wasserspiegels kaum um einen Fuß. Statt der Palmen wurden sie jetzt von der prächtigen Mora umsäumt. Nach so verschiedenen Richtungen ich auch Guiana durchreist bin, so habe ich doch diesen Baum noch nie in solcher Riesengröße gesehen, wie hier in den nächsten Umgebungen des Barima. Mehrmals wurden wir im Laufe des Tages irre geführt, wenn wir irgend eine scharfe Biegung des Flusses umfahren hatten, und nun eine längere Strecke des Flußbettes gerade vor uns liegen sahen, wo wir dann im Hintergrund bewaldete Hügel sich erheben glaubten, die wir immer bei unserer Annäherung als einzelne Morabäume von 130—150′ Höhe erkannten. Die Wichtigkeit der Mora für den Schiffsbau hat sich in neuerer Zeit vollkommen herausgestellt, und an dem oberen Barima wächst sie in solcher Anzahl und von solcher Größe, daß die Britische Flotte allein aus der Bewaldung seiner Ufer neu erbaut werden könnte.

Es scheint, daß im Anfang dieses Jahrhunderts ein Weißer, wahrscheinlich ein Holländischer Ansiedler, bis zum Fluß Huena vorgedrungen ist, denn die Indianer zeigten uns den Ort, wo er Zucker gebaut hatte, und erzählten mir zugleich, daß jener auch einen Schooner und mehrere Boote besessen, mit denen er Holzhandel getrieben. Sie selbst nannten diese frühere Ansiedelung: „die letzte Wohnung des weißen Mannes.“

Am 19. Juli fuhren wir in den Caruwava oder Caruawa, einen Nebenfluß des Barima, ein und landeten darauf bei einem Warrau-Dorfe. Während meines Aufenthaltes unter den Warrau's hatte ich viel von einem Spiel gehört, womit man sich gewöhnlich bei festlichen Gelegenheiten vergnügte; bis heute aber war ich noch nicht Augenzeuge desselben gewesen. Die Theilnehmer an demselben theilen sich in vier Partieen, zwei gegen zwei, wobei jeder Kämpfer, bemalt und mit dem buntesten Schmuck seines Stammes behängt, seine Stärke und Gewandtheit dadurch zu zeigen sucht, daß er seinen Gegner von einer bestimmten Stelle mit Hülfe der Haha, die man einem Schilde vergleichen kann, zu vertreiben sucht. Im Ganzen war es ein ziemlich unschuldiges Spiel, das aber jedenfalls ihren Gliedern eine gewisse Gewandtheit verlieh und mir zugleich die Muskelkraft und feinen Proportionen des Gliederbaues dieses Stammes auf das Vortheilhafteste zeigte. Die Ufer des Caruwava mögen von etwa 200 Warrau's bewohnt werden.

Der Manari, ein Zufluß des Caruwava, mit bedeutender Strömung, vereinigt sich etwa eine Meile oberhalb des Zusammenflusses des ersteren mit dem Barima. Auch dieser ist meistentheils von Warrau's bewohnt; nur etwa fünf Meilen weiter stromaufwärts befindet sich eine Niederlassung der Waika's, wo wir einige Tage zu halten beschlossen, da von hier unsere Landreise beginnen sollte. Von dem Dorfe sollte nämlich ein Pfad nach dem Barama und von diesem nach dem Cuguni führen. Da unser großes Corial uns jetzt von keinem Nutzen mehr seyn konnte, so entschloß ich mich, dieses und ein zweites mit denen von meinen Begleitern nach Georgetown zurückzuschicken, die allem Anschein nach die Beschwerden einer solchen Landreise nicht ertragen haben würden. Das Dorf bestand aus fünf Indianerhütten, von denen man uns die größte zur Wohnung einräumte.

Die Unsauberkeit der Warrau's, sowohl an ihrer Person, als in ihren Hütten, habe ich schon früher erwähnt. Zeichnen sich nun auch schon die Arawaaks durch ihre Reinlichkeit und Sauberkeit höchst vortheilhaft vor den Warrau's aus, so werden erstere noch bei weitem von den Waikas übertroffen, und die Reinlichkeit ihrer Person, die Sauberkeit in allen ihren häuslichen Einrichtungen that mir wahrhaft wohl, nachdem ich nun schon Monate unter den Warrau's gelebt hatte. Die Waika's sind ohne Zweifel unter den Indianern der Küstengegenden der schönste Menschenschlag, da sie alle übrigen nicht allein an Stärke und Körperbau, sondern auch an Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung weit übertreffen. Bei den Warrau's ist durchgehends Bigamie, oft sogar Polygamie einheimisch; nie aber habe ich weder diese noch jene unter den Waika's gefunden.

Die Umgebungen des Manari bekundeten die höchste Fruchtbarkeit; so fanden wir hier Zuckerrohr, welches das der Küste bei weitem übertraf, Indianisches Korn oder Mais, mit dem der der Küste gar nicht zu vergleichen war, und Bananenbüschel von 80—100 Pfd. Schwere. Die oberen Bodenschichten bestehen aus einem reichen Lehm, der mit Dammerde und Sand vermischt ist; und da dieser wieder auf Thon auflagert, so wird selbst in der trockenen Jahreszeit der Vegetation fortwährend hinlängliche Feuchtigkeit erhalten.

Da unsere Vorräthe an Proviant schon ziemlich aufgezehrt waren, und

---

[*]) Dessen in Posen nächstens erscheinende Schrift: „Polens Literatur und Kultur-Epoche seit dem neuesten Revolutionsjahre“ wird etwas Ausführlicheres über das obige Thema enthalten.

wir wegen der Jahreszeit auch kaum hoffen konnten, diese unter den Indianern zu erneuern, so verabredete ich mit den Leuten, die jetzt nach Georgetown zurückfuhren, daß sie den Essequibo aufwärts fahren und von Bartika Grove in einem Corial mit Proviant den Lauf des Cupuni aufwärts verfolgen sollten, um mit mir auf diesem zusammenzutreffen und uns so das zuzuführen, was wir wahrscheinlich nöthig haben würden.

Da mir viel daran lag, den Barima auch oberhalb seiner Katarakte kennen zu lernen, brach ich am 29. Juni von Manari in einem kleinen Kanoe auf, fuhr den Fluß Manari eine kleine Strecke abwärts und erreichte durch zwei jener natürlichen Verbindungs-Kanäle, den Waima und Kaima, bald darauf den Barima. In Folge der unaufhörlichen Regengüsse war dieser über seine Ufer getreten, wobei seine Strömung in gleichem Maße zugenommen, und wir daher nur langsam vorrücken konnten. Nicht weit von dem Zusammenfluß des Manari mit dem Barima setzte uns ein üppig wucherndes Bambusfeld, von mehreren 100 Yards Umfang, in nicht geringes Erstaunen, in dessen Nähe wir ein Warrau-Dorf antrafen. Zwei seiner Bewohner hatten eben die letzte Hand an ein Kanoe aus einem Cedernbaum (Icica altissima) gelegt. Dieser Baum eignet sich ganz besonders zu solchem Zwecke und hat in Rücksicht seiner Dauerhaftigkeit, seines Geruchs und seiner rothen Färbung viel Aehnlichkeit mit der berühmten Bermuda-Ceder. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Mythologie der Presse.

Die Revue des deux Mondes enthielt vor kurzem einen Aufsatz von Philarète Chasles über die Anfänge der Presse. Dieser behandelt in drei Abschnitten zuerst die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg und ihre erste Ausübung durch Faust und Schöffer, stellt darauf verschiedene Sagen über ihre ersten Schicksale, vorzüglich über ihre Einführung in anderen Ländern oder gar über eine selbständige, von Guttenberg's Verdienst unabhängige Erfindung derselben bei anderen Völkern zusammen, und schildert endlich die rasche Verbreitung der neuen Kunst über ganz Europa und die Pflege und Vervollkommnung, welche ihr früh in Italien, vorzüglich durch Aldus Manutius, zu Theil ward. Der größere Theil der leicht und unterhaltend geschriebenen Abhandlung ist zu bekannt, als daß wir ihn hier wiederholen könnten; nur aus dem zweiten Abschnitte heben wir Folgendes hervor:

„Mainz steht in Flammen. Ein Erzbischof belagert es und ein Erzbischof vertheidigt es. Die Soldaten Adolph's von Nassau übergeben es der Plünderung, und wie man an dem Platze, an dem einst das unterirdische Atelier des alten Faust gestanden hatte, die Trümmer durchwühlt, findet er all' die Geräthe, mit welchen man die Bücher gezaubert hatte, die sich auf ihren Titeln selbst als Erzeugnisse magischer Künste ankündigten; mitten unter ihnen lag Schöffer selbst erdrosselt. Nun zogen die Männer, die mit Faust im geheimen Bunde gestanden hatten, nach allen Richtungen aus; da ihre Kunst einmal offenkundig geworden war, so glaubten sie sich durch keinen Eid mehr gebunden. Alle Apostel der Buchdruckerkunst, welche dieses neue Evangelium verkündigten, waren aus Faust's Werkstatt hervorgegangen. Mentelin ließ sich 1466 zu Straßburg nieder, Ulrich Zell 1467 zu Köln, Zainer 1468 zu Augsburg, Sensenschmid 1470 zu Nürnberg, Richel 1474 zu Basel, Brändis 1475 zu Lübeck. Die ersten dreißig Buchdrucker, welche man kennt, waren sämmtlich Deutsche.

Die Geister waren vorbereitet, der Funke zündete, und binnen zwanzig Jahren, von 1466—1486, wuchsen sechsundachtzig Druckereien aus der Erde, welche den Lesedurst, der plötzlich überall erwacht war, doch noch nicht befriedigen konnten. Wer nur im Allgemeinen von den Vorrichtungen dieser neuen Kunst gehört hatte, der versuchte selbst den Weg nachzugehen, auf dem Guttenberg zum Ziele gelangt war. So glückte es im Jahre 1472 dem Florentinischen Goldschmied Bernardo Cennini, mit Hülfe seiner Söhne Peter und Dominikus, eben so sauberen Druck zu liefern, wie er aus den Deutschen Offizinen hervorging, ohne daß der Italiäner in der Kunst war unterrichtet worden. Am Schluß seiner Ausgabe des Lebens der heiligen Katharina von Siena sagt er uns selbst: Unterstützt von meinem Sohne Dominikus, einem jungen Mann von sehr guten Sitten, habe ich Buchstaben in Kupfer geschnitten und in diese Höhlungen bleierne gegossen, die mir zur Herstellung dieses Drucks gedient haben; mein Sohn Peter hat sie mit aller Sorgfalt, die in seinen Kräften stand, ausgefeilt und verbessert. Du siehst, lieber Leser, daß der alte Spruch noch wahr ist: Florentinis ingeniis nil arduum.

Die Buchdruckerkunst ist vom Himmel gestiegen, sagte der Engländer Burges, Alles aber, was vom Himmel steigt, wird von Legenden umkleidet; die Buchdruckerkunst hat daher ihre Mythologie. England, Holland, Belgien und Italien haben ihre Phantasie angestrengt, um für die eigene Stirn einen Zweig von Guttenberg's Kranze zu rauben.

Unter Heinrich VI. von England war es, als die Buchdruckerkunst ihre erste Reise übers Meer machte. Der Erzbischof von Canterbury hatte dem Könige die neue Kunst gerühmt, die bisher nur in zwei Städten, in Mainz und Harlem, geübt wurde. Alsbald sandte der König einen Agenten aus, der den beiden Städten das Geheimniß entreißen sollte. Mainz und Harlem waren auf ihrer Hut; sie blickten auf jeden Fremden mit Argwohn, er möge ihren Schatz ihnen zu entwenden kommen, und sie hatten schon eine große Anzahl Verdächtiger eingekerkert. Der verkleidete Diplomat wagte daher nicht, in die Stadt zu gehen; doch durch die Vermittelung einer guten Kräuterfrau gelang es, einen von Coster's Arbeitern zu bestechen. Man überschüttete ihn mit Golde, und er schlich sich heimlich aus der Stadt, ungeachtet der strengen Aufsicht der Wachen. Sobald man ihn in Händen hatte, nahm man ihn gefangen und führte ihn nach Oxford; hier mußte er unter verschlossenen Thüren arbeiten und wurde nicht freigelassen, bis er das ganze Geheimniß enthüllt hatte. So wurde die Presse in England heimisch. Dieser von England ewig zu ehrende Mann hieß Corsellis. Leider haben jedoch Middleton, Cotton und der Literarhistoriker d'Israeli die Quelle dieser Legende aufgedeckt. Sie ist ein Erzeugniß des politischen Servilismus. Unter Karl II., während jener Englischen Restauration, die sich so viel Unedles zu Schulden kommen ließ und Frankreich unter Ludwig XIV. so thöricht nachahmte, faßte ein Advokat des Königs, welcher die Englische Krone von den Unbequemlichkeiten befreien wollte, die ihr die Presse bereitete, einen der genialsten Entschlüsse, zu denen je ein Parteigänger seine Zuflucht genommen hat. Er wollte dem Könige ein Monopol für den Druck verschaffen; dann hätte die Macht sanft geschlummert, sie hätte Nichts drucken lassen, als was ihr geschmeichelt hätte. Doch worauf sollte man das neue Privilegium der Krone stützen? auf eine Anekdote. Atkins schuf den Agenten des Königs im funfzehnten Jahrhundert; sonach hatte der König die Druckerei in England eingeführt; sie war sein Eigenthum, er konnte sie aufheben oder beschränken, ganz wie es ihm beliebte, und jeder Buchdrucker durfte gehängt werden, nur weil er ein alleiniges Recht des Königs sich anmaßte.

Der große Mann von Harlem, noch heute der Stolz der Stadt, hieß Coster. Es ist nicht bestimmt, ob dieser große Mann je gelebt hat; gewaltige Autoritäten wie van Praet, Brunet, Renouard leugnen ihn entschieden, doch bei den Bürgern von Harlem ist der Glaube an ihn zum Fanatismus geworden, und man greift ihnen in die innerste Seele, wenn man Coster's Existenz bezweifelt. — Coster ging träumerisch in einem Birkenwalde spazieren. Die Wipfel seufzten über seinem Haupte, als ob sie ihm Etwas verkünden wollten und es nicht vermöchten. Er blickte um sich und sah, wie sich die Rinde von selbst von den Zweigen löste und sich zu Buchstaben rundete. So hat Gott der Herr durch einen seiner Auserwählten den Holländern selbst dies Geheimniß offenbart, das nachher von so unendlichen Folgen für die ganze Menschheit geworden ist. Hierauf kehrte Coster, oder Costar, der Bürger von Harlem, in die Stadt zurück, schnitt Buchstaben aus Buchenrinde, woher dieselben noch jetzt im Deutschen den Namen haben. Renouard zwar sagt, es sey unmöglich, Buchenrinde zu so feinen Charakteren zu zerschneiden, wie sie in den Büchern erscheinen, die man Coster zuschreibt, vorzüglich aber behauptet er, die Rinde zerbreche beim leisesten Druck; doch ich will kein Experiment mit derselben machen, denn wenn es mißlänge, so würde ich den unversöhnlichen Haß der Holländer auf mich laden. Genug, Coster druckte mit buchenen Stäben, und seine Bücher fanden allgemeinen Beifall. Doch unter seinen Arbeitern befand sich ein tückischer Deutscher, der Bruder Guttenberg's. Dieser gönnte den Holländern den Ruhm der Erfindung nicht; er machte sich daher einst in der Nacht mit Typen, Pressen und allem Handwerkszeug auf und eilte zu seinem Bruder nach Mainz. Hier setzten sie Coster's Kunst fort, und nun glaubte die Welt, Guttenberg habe sie erfunden. Diese Historie findet sich zuerst in einem Buche des Arztes Andreas Junius, das zur Ehre Hollands geschrieben ist; das Buch erschien hundertundfunfzig Jahr nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und des Verfassers Gewährsmann ist sein Großvater, der sich wiederum auf seinen Großvater berufen habe. Auf die Glaubwürdigkeit dieser beiden Großväter hin hat Harlem seinem unsterblichen Bürger eine Statue errichtet, hat ihn selbst zum Unsterblichen gemacht, und wenn die Welt aus Neid der Stadt ihren Ruhm streitig machen will, so tröstet sie sich mit dem Bewußtseyn ihres Verdienstes. Ich sehe hier durchaus nichts Böses.

Auch Bamberg hat seine Legende von einer selbständigen Auffindung der Guttenbergschen Kunst. Eben so sucht Antwerpen das Drucken von Spielkarten, das man schon früh daselbst verstand, mit der Buchdruckerei zu vermischen und sich so den Ruhm der Erfindung anzueignen.

Wie Coster zu Harlem, so besitzt Guttenberg zu Mainz seine Statue; daß er als Handwerksmann gekleidet ist, beruht auf einem Versehen des großen Thorwaldsen, Guttenberg war ein Edelmann. Schöffer, der vielmehr ein glücklicher Abenteurer als ein großer Mann scheint, hat sein Standbild zu Gernsheim. Schöffer's Hauptverdienst besteht darin, daß er sich die Liebe der Christina Fustin erwarb, daß er Faust's Schwiegersohn wurde, und daß er eine schöne Hand schrieb und Guttenberg daher die Modelle zu den ersten Buchstaben vorzeichnen konnte. Man zeigt noch jetzt zu Straßburg Manuskripte von ihm, die sich durch Schönheit der Charaktere auszeichnen. Fügt man nun das Standbild von Jansen zu Antwerpen, von Mentelin zu Straßburg, von Corsellis zu Oxford und von Cennini zu Florenz hinzu, so erhält man sieben Statuen, die Nichts beweisen, als daß die Völker, denen man den Mißbrauch der Presse so oft vorgeworfen hat, die hohe Bedeutung derselben doch von Anfang wohl erkannt haben und sich darum gern einen Theil des Ruhmes zugeeignet hätten.

Doch Niemand in Europa stritt sich über den Erfinder der neuen Kunst; man ließ den einzelnen Städten ihren Patriotismus und dachte nur daran, die Früchte der Kunst zu genießen. So flog dieselbe mit Blitzesschnelle von Lande zu Lande und erfuhr besonders zu Venedig, im Atelier des Aldus Manutius, die freundlichste Aufnahme. Der Kardinal Bembo übte großen Einfluß auf Lukrezia Borgia, die berühmte und furchtbare Frau, die an Geist eben so reich gewesen seyn soll, wie sie es an Lastern war; auf des Kardinals Veranlassung kam sie eines Tages zu Manutius in die Werkstatt und sagte: Fahrt muthig mit eurem Unternehmen fort, ich decke alle Kosten desselben; wenn ich auch sterben muß, so will ich doch nach meinem Tode noch nützlich seyn. Man findet es daher natürlich, wenn der Ruf der Familie

Borgia bald durch die junge Presse in alle Welt verbreitet wurde, und wenn besonders Lukrezia, die schöne, die geistvolle, die hochherzige, die weise, die zarte und vor Allem die keusche, vergöttert wurde. Dies war die erste Sünde, welche die Presse auf sich lud: und es ist vielleicht nur ein Zeichen des bleibenden Dankgefühls für Lukrezia Borgia, wenn sie sich noch heute so oft auf derselben Fährte treffen läßt, die sie aus Verehrung für diese ihre große Gönnerin zuerst betrat."

Mannigfaltiges.

— Die Königl. Bibliothek neben dem feurigen Nachbar. Die Rettung der Berliner Königl. Bibliothek von dem sie so nahe berührenden Untergange muß als eine besondere Gnade Gottes betrachtet werden, der hier seine Heiligthümer auf wunderbare Weise schützte, indem er die Wächter derselben zu rechter Zeit versammelte und ihren hingebenden Eifer mit Erfolg belohnte. Die große Gefahr für die unersetzlichen Schätze der Bibliothek war noch durch den besonderen Umstand erhöht, daß gerade die dem feindlichen Elemente zugekehrte Hauptseite des Gebäudes von zündlichen Gerüstwerken und Bretterwänden umgittert war, die, bei ihrer Dürre und dem Opernhause um viele Ellen näher gerückt, das Feuer gewissermaßen herausforderten. Der Wind wehte nach dieser Seite hin und überschüttete die Bibliothek mit ganzen Ladungen von glühenden Kohlen und brennenden Splittern, und hätte nur ein einziges dieser Geschosse seinen Weg in die Büchersäle gefunden, es wäre die Rettung vielleicht undenkbar gewesen, da Bücher und trockene Repositorien die geeignetsten Stoffe sind, Feuer zu fangen und fortzupflanzen. Und hier ist, selbst wenn man des verheerenden Elementes durch Löschmittel Meister geworden ist, nur ein sehr beschränkter Trost, da das rettende Wasser die Bücher nur unter der Bedingung, sie selber theilweise zu zerstören, dem Gegner entreißt. Aber im Bewußtseyn der großen Gefahr war auch Alles aufgeboten worden, ihr zu begegnen. Kaum sprühten die ersten Funken, als schon die Beamten und Diener der Bibliothek versammelt waren. Keiner fehlte! Alle eilten (manche von den entferntesten Stadttheilen, einer sogar vom Lande) herbei, als gelte es, das väterliche Haus zu vertheidigen, und selbst der alte, von ehrenvollen Wunden aus dem Befreiungskampfe fast gelähmte L. stand auf seinem Ehrenposten. Aber hatten auch die Beamten das Vorrecht des Eifers und der Sorgfalt, so blieben sie doch nicht allein in der Theilnahme und der Besorglichkeit für das großartige Institut. Hunderte von Gelehrten stürzten herbei, mit Zeichen des Schreckens und der Furcht im Gesichte, als wäre ihr unersetzbares Eigenthum bedroht, und suchten Eingang, um ihre Hülfeleistung im Gebrauchsfall anzubieten; ja selbst ein großer Theil der bürgerlichen Menge schien mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit auf den zusammenstürzenden Kunsttempel zu blicken, dagegen mit Angst und Bekümmerniß auf den Ort zu sehen, wo die Denkmäler des Wissens vom grauen Alterthum bis auf unsere Zeit gesammelt sind. Ja, Viele sprachen es aus, daß es sich auf der einen Seite nur um den Verlust von Thalern, auf der anderen um den von unwiederbringlichen Schätzen handle! Es ist ein Triumph der Wissenschaft, ja ein Triumph der in Berlin so allgemein gewordenen Bildung, daß der schlichteste Bürger die Größe des reinen Werthes zu messen weiß, der mit einem solchen Institute verknüpft ist. Aber die Berliner Bibliothek ist auch solcher allgemeinen Theilnahme vor allen anderen würdig; denn keine Bibliothek in der Welt, selbst die viel reicheren Französischen und Englischen nicht, unterstützt so wahrhaft liberal den ernsten Gelehrten, und keine in der Welt stiftet, in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Sinn ihrer Benutzer, so viel Gutes!

Gott hat diesmal die in ihrer Art einzigen Schätze geschirmt und die Freunde der Wissenschaft nicht in Trauer versetzt. Jedoch die Gefahr kann sich einst einen Ort oder eine Zeit wählen, wo man ihr nicht so kräftig begegnet, und es mag daher nicht für zudringlich und unberufen gelten, wenn wir eine allgemeine Betrachtung anstellen, die mittelbar auf einen Weg zur Verminderung kommender Gefahr leiten könnte.

In der schauerlichen Nacht, als eben die äußerste Gefahr beseitigt war, glaubten wir, es müsse sich eben jetzt die Nothwendigkeit recht fühlbar gemacht haben, die Gegenstände der Sorgfalt und Bewachung zu beschränken, mit einem Worte, bei Anschaffung der Bücher nach einem Grundsatze zu verfahren, der den schnellen und ungemäßigten Zuwachs verhindert. Dies klingt paradox; aber ich rufe meinem Leser, wie Themistokles seinem Lacedämonischen Schläger zu: „Lache, aber höre!" Man hört so oft, bald mit Recht, bald mit Unrecht, Klagen über die Lücken der öffentlichen Bibliotheken; die Klage über den Ueberfluß wäre in vieler Rücksicht gegründeter. Schon vor einigen Jahren hat Dr. Sybel in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung den Vorschlag gemacht, die Königl. Bibliothek möge dem Werthlosen ihre Räume stets verschließen. Wir gehen viel weiter und sagen, sie möge auch dem Werthvollen keine Aufnahme gönnen, wenn es nicht für die Wissenschaft nothwendig und wenn es sonst leicht zugänglich ist. Wir haben weder das Recht, noch ist hier der geeignete Ort, diese Thesis ausführlich zu behandeln, und wir wollen daher lieber gleich mit einigen Beispielen wirken: Ist, fragen wir, eine Anstalt, die das Hervorrufen, Befördern und Unterstützen gelehrter Untersuchung zur Aufgabe hat, verpflichtet, dem angehenden oder vorgerückten Philologen eine Schul-Grammatik von Buttmann, Zumpt oder Gesenius zu liefern? Darf der Geschichtsfreund Becker, Pölitz und Rotteck von ihr verlangen? Ist sie schuldig, für den Leseschmarotzer die Walter Scott, Byron und Bulwer zu halten? Diese Art von Büchern, so vortrefflich sie auch an sich sind, bieten sich überall dar, sind im Buchladen oder in der Leihbibliothek zu haben, und sind mehr das Befriedigungsmittel der Erholungssucht und das Hülfsmittel des Schülers, als die Quelle des Gelehrten.*) Und dennoch überladen sich die Bibliotheken, welche ihrer Bestimmung nach für Letztere sorgen sollen, mit Schulbüchern und Romanen und verschwenden drei Viertel des jährlichen Etats an dieselben durch den nothwendigen Dienst, Lokalitäten, Einband, Kataloge rc., während für werthvolle alte Bücher und wissenschaftliche neue, die weniger zugänglich sind, keine hinreichende Mittel bleiben.

So stellt sich das bisherige Verfahren heraus, wenn Alles in seiner glücklichen Regelmäßigkeit fortschreitet, wenn kein außerordentliches Ereigniß zu außerordentlichen Maßnahmen zwingt. Aber wie empfindlich kann sich die Anhäufung selbst guter, nicht ganz für den Bibliothekszweck nothwendiger Bücher rächen, wenn ein Fall, wie der vom 18. August eintritt! Gesetzt, die Flammen, welche die Säle schon durchleuchteten und durchwärmten, hätten sich Eingang erzwungen, wären diese guten überflüssigen Bücher nicht ein Feuerstoff und ein Hinderniß der Rettung für die kostbarsten sowohl handschriftlichen als gedruckten Schätze geworden! Wie könnte man in solcher Stunde das Gute vom Schlechten und das Bessere vom Guten ausscheiden! Hätten nicht die Bibel, deren sich Luther bediente, und die schönsten Inkunabeln es büßen müssen, daß sie zur Nachbarschaft neuerer exegetischen Handbücher verdammt sind, die zum kleinen Theil vortrefflich, zum größeren Theil Ausgeburten der Geldschneidekunst genannt werden müssen? Von einer halben Million Bücher würden 400,000 gute und schlechte die Ursache gewesen seyn, daß 100,000 unentbehrliche und unersetzliche vernichtet worden wären. Lt.

— Lamartine über Napoleon. Herr von Lamartine spricht in einem in der Revue Indépendante abgedruckten Sendschreiben an Herrn Chapuys-Montlaville, welches die beste Art der Ausarbeitung historischer Volksbücher zum Gegenstande hat, eine bemerkenswerthe Ansicht über Napoleon aus, die, wenn sie auch heutzutage in Frankreich noch auf viele Gegner stößt, doch gewiß einmal die Grundlage der allgemeinen Beurtheilung jenes nur allzusehr vergötterten glücklichen Soldaten bilden wird. Nachdem Hr. v. Lamartine nämlich den Zustand Frankreichs geschildert, das unter dem Direktorium von den Ausschweifungen des revolutionairen Terrorismus aufgeathmet und im Begriffe gewesen sey, die in so vielen schweren Kämpfen gesuchte politische Freiheit für sich zu realisiren, fährt er fort: „Da tritt ein Mann auf, dem die Regierung des Landes ein Heer anvertraut hat, um sie gegen die Faction zu vertheidigen, und der aus diesem Heere selbst eine der Regierung feindliche militairische Faction macht. Dieser Mann hemmt die revolutionaire Bewegung gerade in dem Augenblicke, wo sie aufhört, eine krampfhafte zu seyn, um schöpferisch zu werden. Er macht sich zur Reaction gegen die Freiheit, welche schon angefangen hatte, in sich selbst Halt und Maß zu finden. Er sucht Waffen in jeder Reue, jedem Hasse, jeder Abtrünnigkeit, welche alle Revolutionen hinter sich zurücklassen; er zerschmettert die aufkeimende Freiheit mit den Trümmern der Dinge, die sie umgestürzt hatte, um sich Luft zu machen; er stellt das alte Regiment mit Namen und Dingen von gestern wieder her; er drängt die Presse bis zur Censur zurück und macht, daß die Rednerbühne verstummt; er verletzt den Grundsatz der Gleichheit durch die Errichtung eines plebejischen Adels; er setzt die Staatsgefängnisse an die Stelle der Freiheit und er zerstört die philosophische und kirchliche Unabhängigkeit, indem er ein Konkordat abschließt und eine Staatsreligion als Regierungswerkzeug einführt, ja indem er sich, wie die alten Könige, krönen und salben läßt, dabei aber den Papst verfolgt und gefangen hält. Er zerstört in ganz Europa das friedliche Leuchten der Französischen Ideen und die Vorliebe für dieselben, auf daß die verhaßten Waffen der Gewalt und der Eroberung in vollem Glanz erscheinen. Und was ist der endliche Erfolg dieses Drama's, das nur von einem einzigen Schauspieler aufgeführt wird und das an die Stelle des großen nationalen und europäischen Drama's getreten, welches die geregelte Revolution, wenn man sie sich selbst überlassen hätte, entfaltet haben würde? Wir haben einen Namen mehr in der Geschichte, aber dafür ist Europa zweimal in Paris gewesen; die Gränzen Frankreichs sind durch den Argwohn des uns entfremdeten Occidents verengert; England verwirklicht, ohne auf einen Nebenbuhler zu stoßen, die Herrschaft der Meere, und in Frankreich selbst sind die Aufklärung und die Freiheit durch diese Periode des Ruhmes auf lange Zeit verzögert, so daß sie vielleicht eines Jahrhunderts bedürfen, um den an Einem Tage verlorenen Boden wieder zu gewinnen.... Wenn man mit Ruhe und Besonnenheit nach dem verborgenen Sinne der Ereignisse forscht, so wird man überall und allezeit zu dem Ergebnisse gelangen, daß der Ruhm und sogar der Patriotismus, wenn sie nicht mit der allgemeinen Sittlichkeit Hand in Hand gehen, unfruchtbar bleiben für die Nation und für das Fortschreiten des Menschengeschlechts, und daß es mit Einem Worte keinen Ruhm im Widerspruche mit dem Rechte, keinen Patriotismus im Widerspruche mit dem Interesse der Menschheit und keinen Erfolg im Widerspruche mit der Pflicht giebt."

---

*) Erst nach [illegible] Jahren, wenn sie Gegenstand der Antiquität geworden sind, mag es Pflicht der Bibliothek seyn, sie anzuschaffen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Freitag den 25. August 1843.

England.

Eine alte Englische Ballade, aufgefunden von einem Deutschen.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Schottland und namentlich bei einem Ausfluge von einigen Wochen nach Perthshire hatte ich das Glück, die hier folgende Ballade im Munde des Volkes zum Reel singen zu hören. Die eigenthümliche Melodie und einige Worte, die ich verstand, fielen mir auf; ich ließ sie mir vorsagen, und zwar auf gutes Glück hin schrieb ich sie auf, denn ich erinnerte mich nicht, sie je in Sammlungen altenglischer Balladen gefunden zu haben. Seitdem habe ich nicht nur in Percy's Remains und Scott's Border Minstrelsy nach ihr vergebens gesucht, sondern auch mehreren Alterthumsfreunden in Edinburg und Glasgow mein Manuskript gezeigt, denen allen jedoch das Lied fremd war.

Ich gestehe, daß ich ein wenig stolz darauf bin, als Deutscher ein Lied aufgefunden zu haben, welches den englischen Sammlern entgangen ist, und ich eile, jetzt gleich nach meiner Zurückkunft es Ihnen nebst einer Deutschen Bearbeitung mitzutheilen, mit dem Anheimstellen, es in Ihren Blättern zu publiziren.

Es thut mir leid, daß ich weder bei Dr. Archibald Gräves, dem Pfarrer des Ortes, wo ich es zuerst hörte, noch bei sonst irgend Jemand eine Handschrift des Liedes erhalten konnte. Die Sache ist, sie hatten jene Abendsänge der Bauernschaften gar nicht beachtet, vielleicht, weil sie ihnen zu alltäglich waren.

Man nannte in Schottland das Lied: Elsinor-reel; den Grund, warum, konnte ich nicht ausfindig machen. Vielleicht nur, damit das Kind einen Namen habe. Die Sprache trägt wenig von dem Stempel der Schottischen Gegend, in der ich es gehört, und hat vielmehr das Gepräge eines hohen Alters. Ich gefalle mir in der Hypothese, sie sey vielleicht von Matrosen oder dergleichen Leuten dort hingebracht worden.

Elberfeld. Otto von Wenckstern.

Ballad of Elsinore.

T'was in that merry, merry time
When all the birdies sing o
And all the starries dimly shine
At night when the flowers dew drink o.

And all in that merry, merry time
Their hearts were full of woe o!
For he was to gang from their trysting place
For twenty long years and moe o!

And must it be and must thou go
Over the land and over the sea?
So far that thy home thou rememberest not
And to come back unto me?

Ladie I have no father's house
Ladie no home have I!
My father's hall is all ascent;
A wanderer am I.

Have ye no home, nor father's house?
The birdies have their nest
Then lo! my heart shall be thy home
Where ye may gang to rest.

Then lo! my heart shall be thy home
Thy hearth shall be my heart
Then rest thee — rest thee here my love
Never again to part!

O ladie ladie say not so
Though my heart belong to thee
Yet never — never never lady
Mayest thou my frere be.

Oh ladie ladie say not so
Thou causest me to stay
Till all my hope and all my bliss
With thee are past away!

Oh couldst thou ken how sorrowful
My heart is and how sore o
And how it trembles and how it fears
To see thee never more o.

Oh couldst thou ken how long how long
How long for thee I must weep o
When nightingale sings wofully
And the leaves in the greenwood sleep o.

Were nothing hid from thee hard man
Thou never wouldst forget me
An if thy love were as great as mine
Thou never couldst forget me!

An if thou sawest thee as I see thee
An if thou couldst but behold o
Thine een so sweet and heavenly
Such wordies thou hadst not told o.

An if I had a mirror love
A mirror from purest gold o
I'd hold it full before thy face
That thine een thou mightst behold o.

An if I had a mirror love
A mirror from crystal pure
I'd hold it full before thy face
To glass thy curly hair.

To glass thy cheeks so wondrous pale
Thine een so wondrous clear
And thy sweet lips so wondrous red
And thy wondrous jet-black hair.

To glass thy beautie all in all
But then thou couldst not see
Like to a love-sick nightingale
Thy voice's melody.

But I never shall forget thy lips my love
And I ever shall be thy slave o
Through all my life and after it
When I lie in the grave o.

When I lie in the grave my love
And thou dost gang lone and dreary
I' the woods my love, that time do think
Of the man that loved thee very.

When I lie in the grave my love
And thou on an other man's heart o
That time my love remember me
For I shall feel the smart o.

Das Lied von Helsingör, übersetzt von Otto von Wenckstern.

Es war zur lustigsten Jahreszeit,
Wo singen die Nachtigallen,
Wo jeder Stern am trübsten scheint,
Von den Bäumen die Blüthen fallen.

Da hatten sie sich gesucht im Wald,
Gesucht und auch gefunden,
Gesucht und gefunden zum letzten Mal
Auf Jahre und Tage und Stunden.

„So mußt du denn fliehn, so mußt du denn ziehn
Uebers Land und auch übers Meer,
So weit, daß die Heimat du gar vergißt,
Dann kehrst du wohl nimmer mehr.“

„„O, Dame, ich habe kein Heimatland,
Kein Heimatland habe ich;
Kein Stein liegt von meiner Väter Haus,
Ein Wanderer bin ich.““

„Und hast du keine Heimat mehr
Und keines Vaters Haus,
So soll meine Brust deine Heimat seyn,
Darin du ruhest aus.“

„So soll meine Brust deine Heimat seyn,
Darin mein Herz der Herd;
Dann ist dein Wandern und Schweifen aus,
Thu' von dir Roß und Schwert.“

„„O, Dame, Dame, sag' nicht so;
Ist ganz mein Herz auch dein,
So kann doch nun und nimmer nicht
Dein Herz mein eigen seyn.““

„„O, Dame, Dame, sag' es nicht,
Sonst hält dein Wort mich fest,
Bis endlich Alles, Alles mich,
Bis du mich auch verläßt.““

„O, konntest du wissen, wie weh mir ist,
Wie so angst und auch so wehe!
O, wüßtest du, wie mir blutet das Herz
Und wie ich vor Bangen vergehe!“

„O, könntest du wissen, wie lang, wie lang,
Wie lang ich um dich werde weinen,

Wenn im Walde die Nachtigall leise schlagt
Und vom Himmel die Sterne scheinen."

„O, wüßtest du Alles und jedes zugleich,
Du würdest mein nimmer vergessen;
Und wär' deine Liebe wie meine so groß,
Du würdest mein nimmer vergessen!"

„„Dame, sähst du dich, wie ich dich seh,
Und könntest du dich nur schauen,
Ja, schauen in die Augen klar,
Du würdest mir besser vertrauen.""

„„O, hätt' ich einen Spiegel lieb,
Einen Spiegel von Golde rein,
Ich hielt ihn dir vor's Angesicht,
Daß du sähst deiner Augen Schein!""

„„Und hätt' ich einen Spiegel lieb,
Einen Spiegel von Krystall,
Ich hielt ihn dir vor's Angesicht,
Daß du sähst deine Locken all.""

„„Daß du sähst deine Wange wunderbleich,
Deine Augen wunderklar,
Und deine Lippen wunderroth
Und dein wunderschwarzes Haar.""

„„Daß du sähst deine Schönheit all und all,
Doch sähest du dann nicht zumal
Deine Stimme, lieb und wundersüß
Wie das Lied der Nachtigall.""

„„Und deine Lippen und deinen Mund
Und all deine lieben Züge,
Die vergess' ich nie und nimmer nicht,
Wenn ich längst im Grabe liege.""

„„Wenn ich längst im Grabe lieg', mein Lieb,
Dann wandelst du wohl alleine
Im Wald; mein Lieb, dann denk' an mich
Des Nachts beim Sternenscheine.""

„„Wenn ich längst im Grabe lieg', mein Lieb,
Und du an eines Andern Herzen —
O, Gott! mein Lieb, dann denk' an mich,
Denn noch im Grabe wird's mich schmerzen.""

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.

(Fortsetzung.)

Die Warrau's stehen wegen ihrer Geschicklichkeit, Kanoe's aus einem einzigen Stamme zu verfertigen, unter den übrigen Indianer-Stämmen in einem gewissen Ruf. Früher verfertigten sie sowohl für die Kolonisten, als die Stämme der Küste alle Kanoe's und Corials, die jedes aus Europa eingeführte Fahrzeug an Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit übertrafen. Die berühmten Spanischen Launches, die während des Revolutions-Krieges von Venezuela benutzt wurden, waren ebenfalls von den Warrau's verfertigt worden. Mehrere von diesen konnten eine Bemannung von 50 — 70 Personen aufnehmen.

Nachdem wir an den kleinen Zuflüssen, dem Ararisi, Jabritin, Burroparu, Mariawaballi vorübergefahren, landeten wir am Abend des 25. Juni an dem Warrau-Dorfe Simuita, wo der Barima noch eine Breite von 31 Yards hatte.

Als wir am folgenden Morgen von neuem aufbrachen, begleitete uns eine Anzahl Indianer von Simuita, um an den Katarakten den wohlschmeckenden Maracotto oder Osibu zu schießen, der zur Regenzeit nach den Fällen kommt, um zu laichen. So bildeten wir förmlich eine kleine Flottille, in welcher unser Kanoe das Leitschiff war. Um die Fische nach dem Ufer zu ködern, binden die Jäger den Samen der Carapa in ein Bündel, umflechten sie mit Weidenruthen und werfen sie in das Wasser, von denen die Fische bald in großer Anzahl dahin gezogen werden, wobei die Indianer auf dem Schnabel des Kanoe's mit dem Speer bewaffnet ihrer warten. Ich habe den Jäger nie fehlwerfen sehen. Der Maracotto erreicht gewöhnlich eine Länge von 30 und einen Umfang von 26 Zoll und ist ohne Zweifel einer der wohlschmeckendsten Fische Guiana's.

Am Nachmittag des 27. Juni stießen wir auf den Katarakt von Mekorrussu, der den größeren Schiffen das erste Hinderniß in den Weg legt; da seine Tiefe bis hierher wenigstens 3 Faden beträgt, so eignet er sich ganz besonders für Dampfschiffe, was wegen seines gewundenen Laufes bei Segelschiffen nicht so der Fall seyn dürfte.

Nach der Aussage der hier lebenden Indianer waren wir die ersten Weißen, die bis hierher vorgedrungen; und da außerdem der Lauf des Barima so ganz von dem, wie er in unseren Karten verzeichnet ist, abwich, so entschloß ich mich, ihn noch so weit zu verfolgen, als es uns der Fluß selbst erlauben würde.

Die erste Reihe der Fälle hatten wir glücklich überstiegen und übernachteten in einigen Hütten, die die Waika's von Manari errichtet hatten, um dort eine neue Niederlassung zu gründen. Obschon aber Monate vergangen seyn mochten, seitdem kein menschliches Wesen diese Hütten betreten, so fanden wir sie doch so voller Flöhe und Chigoes, daß wir unser Nachtlager lieber im Regen unter freiem Himmel aufschlugen.

Am folgenden Morgen hatten wir eine ganze Reihe von Fällen zu übersteigen, von denen die Indianer den größten Uropocari nannten. Der Fluß behielt unverändert seine frühere Breite bei, war aber förmlich mit Felsenblöcken angefüllt. Bald darauf stießen wir auf geschichteten Quarz, wo zugleich zwei ungeheure Granitblöcke, die die Indianer Arauta nannten, wegen ihrer glatten, glänzenden Oberfläche und ihrer symmetrischen Form meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nachdem wir im Laufe der folgenden Tage noch an mehreren ansehnlichen Zuflüssen des Barima vorübergekommen, unter denen ich nur den Wanama und Mehokawaina nenne, wurde unserer ferneren Fahrt durch die Menge umgestürzter Bäume, die den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzten, ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg gelegt. Wir schlugen daher hier ein Lager auf, in welchem ich Herrn Glascott zurückließ, bewaffnete die Stärksten meiner Begleiter mit Aexten und Jagdmessern, und setzte meine Untersuchung des Flußbettes zu Fuß fort, wobei wir freilich jeden Schritt vorwärts durch das dichte Gebüsch und die zahlreichen Sümpfe mit der Axt bahnen mußten. Oft wird von jetzt an das Bett des Barima von Granitdämmen durchsetzt, über die sich der Strom bei seiner ungeheuren Strömung mit betäubendem Geräusche hinwegwälzt.

Unter den zahlreichen Riesenbäumen der Umsäumung zog besonders die Tunkara meine Aufmerksamkeit auf sich, da ich fast keinen Stamm fand, der nicht 28 — 30′ im Umfang gemessen hätte, wobei er sich vollkommen gerade und rund bis zu einer Höhe von 70 — 80′ erhebt, bevor sich die ersten Aeste abzweigen. Das Holz ist weich und vollkommen weiß.

Der unaufhörliche Regen, der dichte Wald und die zahllosen Sümpfe machten unsere Reise gerade nicht zu der angenehmsten, bis wir am 1. Juli auf einen Zufluß des Barima stießen, den selbst die Indianer nicht kannten, da bisher noch keiner derselben so weit vorgedrungen war; ich nannte ihn daher Rocky-River, einen Namen, den er wegen der unzähligen Felsenblöcke, die sein Bett bedeckten, vollkommen verdiente.

Unser Proviant war jetzt völlig aufgezehrt, neuer nicht zu finden und wir daher genöthigt, umzukehren, weswegen wir auch unter dem heftigsten Gewitterregen nach unserem gestrigen Nachtlager zurückgingen. Der Fluß hatte immer noch eine Breite von 30′, kam von WNW. und wurde häufig von Granitwällen durchsetzt, wobei der Boden sich durchgehends höchst fruchtbar zeigte. Leider machte der fortdauernde Regen jede astronomische Beobachtung unmöglich.

Unsere Abreise von Manari wurde auch hier wieder durch ein bedenkliches Unwohlseyn des ersten Steuermannes länger aufgehalten, als es mir wünschenswerth seyn konnte. Ich entschloß mich daher, vorzüglich, da nach aller Aussage unsere Reise eine Menge Schwierigkeiten in ihrem Geleite haben würde, Herrn Glascott mit dem Steuermann und meinen Chronometern, die bisher nur wenig abgewichen zu seyn schienen, nach Georgetown zu Wasser zurückzuschicken, um diese dort mit anderen zu vergleichen, und nur die kräftigsten unter meinen Begleitern zurückzubehalten, um mit diesen nach dem Cuyuni vorzudringen. Nach den Beobachtungen, die ich zu machen im Stande war, liegt das Dorf Manari 7° 35′ 34″ Norderbreite und 60° 0′ 36″ Westerlänge, oder 109 Meilen W. von Georgetown.

Die meteorologischen Beobachtungen ergaben folgendes Resultat. Barometer: höchster Stand 30,176″, niedrigster 30,018″, Mittel von 37 Beobachtungen 30,092″. Freies Thermometer: höchster Stand: 88° 8′, niedrigster 71° 5′, Mittel von 37 Beobachtungen 78° 5′ Fahrenh.

Um unsere Sachen zu tragen, begleiteten uns mehrere Warau's und Waika's von Manari aus bis zum Barama, den wir 4 Tagereisen aufwärts zu fahren hatten, um den Pfad zu erreichen, der nach dem Cuyuni führt.

Da den Indianer die Erfahrung gelehrt, daß er kaum mit seiner Bürde durch das dichte Gebüsch kommen würde, wenn er diese, wie die Neger, auf dem Kopfe tragen wollte, so trägt er sie in einer Art Korb auf dem Rücken, jedoch nie mehr als 24 Pfund. Nachdem uns Herr Glascott mit den Kranken verlassen, brachen wir am 8. Juli auf und setzten unseren Weg durch den dichten Wald fort, in dem wir jedoch nur wenig Unterholz fanden. Der Siruaballi, oft 70′ hoch, bevor sich Aeste abzweigten, und Cedern waren die hauptsächlichsten Bäume desselben. Unter anderen Bäumen fand ich hier auch den Hya-hya ziemlich zahlreich, der, sobald ein Einschnitt in die Rinde gemacht wird, eine milchige Flüssigkeit ausschwitzt, die so ziemlich die Stelle der Kuhmilch vertreten kann. Der Indianer, dem es ganz unbegreiflich erscheint, wie man Milch trinken kann, nachdem man der Mutterbrust entwöhnt ist, benutzt daher auch diesen Saft nicht; nur die jüngeren lassen ihn verdunsten und bereiten sich Caoutchoucbälle daraus.

Der Pfad führte uns anfänglich über Hügel von 50 - 60′ Höhe, deren dazwischenliegende Thäler durchgehends Sümpfe bildeten, in denen wir gewöhnlich bis an den Gürtel versanken, bis wir eine kleine Niederlassung der Waika's erreichten. Leider fand ich hier, daß mein Höhenbarometer bedeutend durch die Reise gelitten hatte und nicht mehr zu gebrauchen war. Am anderen Tage trafen wir abermals auf eine Niederlassung der Waika's, wo mich die Größe des Pisangs und des Indianischen Korns wahrhaft in Erstaunen setzte. Viele der Kolben des letzteren maßen 12 — 13″, während ich sie an der Küste nie über 5″ gesehen. Der Boden besteht aus einer reichen, schwarzen Dammerde von der höchsten Ertragsfähigkeit, mit weißem Sand vermischt. Um die Wichtigkeit eines vermehrten Maisbaues deutlich herauszustellen, brauche ich nur anzuführen, daß sich die Einfuhr von Cerealien in Körnern nach den Westindischen Kolonieen im Jahre 1836 auf 126,680 Scheffel, die des Mehles auf 36,168 Tonnen belief, wofür eine Summe von 61,341 Pfd. Sterling bezahlt wurde.

Die Nettigkeit und freundliche Anordnung der ganzen Felder um das Dorf zeigten deutlich, daß hier ein Mann vorstand, der sich vortheilhaft vor allen seinen Stammverwandten auszeichnete. Wege führten zwischen den einzelnen Stücken hin; die Yams waren an Pfähle gebunden, Limonen und

Orangen, die man außerdem nur so selten unter den Indianern findet, erhöhten meine schon an und für sich günstige Meinung von den Bewohnern nur noch mehr; leider aber fanden wir nur einen einzigen Mann und mehrere Weiber zuhause, die übrigen waren mit ihrem Häuptling nach dem Pomeroon gegangen, um dort einige Zeit als Holzfäller zu arbeiten und sich für den gewonnenen Verdienst solche Gegenstände einzukaufen, die ihnen wünschenswerth schienen, wozu besonders Ackergeräthe, Pulver und Blei gehörten.

Nachdem wir Paripu verlassen, erreichten wir am Nachmittag eine andere große Niederlassung, wenigstens an Zahl von Hütten. Doch auch hier fanden wir nur Weiber, da die Männer ebenfalls nach dem Pomeroon gegangen waren. Als ich durch das Dorf ging, zog am Ende desselben ein Haus, das unbewohnt schien, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. In der Mitte desselben erhoben sich zwei Hügel, wovon der eine mit einem großen irdenen Gefäß bedeckt war. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß hier ein Vater mit seinem Sohne begraben liege, — die Opfer der Rache eines Piäimannes oder Zauberers. Wann wird auch für diese Armen die Zeit kommen, daß solche Scenen durch das Christenthum verscheucht werden?

Nachdem wir das Dorf verlassen, mußten wir weiter als eine Meile durch Wasser baden, das uns bis an den Nacken reichte, da der Parapimai übergetreten war, wie zugleich der Regen in wahren Strömen herabstürzte; wir freuten uns daher alle, als wir gegen Abend an der Cariben-Niederlassung Cariaku ankamen, die an dem Ufer des Barama liegt, der hier ungefähr 60 Yards breit war. Etwa 40 Meilen abwärts verbindet er sich mit dem Waimi; seine Ufer werden von Waika's, Cariben, Warrau's und einigen Arawaak's bewohnt, die zusammen eine Bevölkerung von 300 Indianern ausmachen mögen. Auch hier waren die Männer nach dem Pomeroon gegangen.

Da mir mehrere meiner bisherigen Begleiter nicht weiter folgen wollten, so mußte ich die dadurch entstandene Lücke durch Cariben und Waika's aus der Nachbarschaft ergänzen. Leider fanden wir hier keine Kanoes, und wir waren genöthigt, uns mit Borkkähnen oder Concha's zu begnügen, die aus der bloßen Rinde bestimmter Bäume gemacht werden, gewöhnlich 25—30′ lang sind, nie aber mehr als 3″ Bord haben, sobald sie beladen sind. Da sie bei ihrer einfachen Construction zugleich ungemein leicht sind, so können sie bei jeder Gelegenheit, wo der Fluß das Fahren verbietet, auf dem Kopf über Land getragen werden; so sind sie auch die einzigen Fahrzeuge, mit denen der Indianer die oberen Theile der Flüsse befährt. So leicht aber ihr Transport ist, eben so gefährlich ist die Fahrt in denselben, da sie jede falsche Bewegung mit dem Ruder umkehrt und sinken läßt. Doch wir konnten kein anderes Kanoe finden und mußten freilich sowohl unsere Person als unser Gepäck diesen gebrechlichen Schalen anvertrauen.

Am 11. Juli brachen wir von Cariaku auf. Der Barama hat in jeder Hinsicht viel Aehnlichkeit mit dem oberen Barima. Die ersten Felsen im Bette des Flusses trafen wir oberhalb der Mündung des kleinen Zuflusses Abocolté. Während der Regenzeit, wo das Bett des Flusses voll ist, entstehen eine Menge Nebenkanäle, die sich nach einiger Zeit wieder mit dem Hauptstrom vereinigen, auf denen man die Fahrt bedeutend abkürzen kann. Am Nachmittag des 13ten Juli fuhren wir an einigen Hügeln vorüber, stießen bald darauf auf die ersten Stromschnellen, die durch einige Granitwälle hervorgerufen wurden, und erreichten das Waika-Dorf Cadui, das die letzte Niederlassung unterhalb des großen Falles seyn sollte. Die Fruchtbarkeit der Vegetation war hier wahrhaft Staunen erregend. Nach allen Seiten wurde das Dorf von Cassadafeldern umgeben, denen sich andere mit Yams, süßen Pataten, Pisang und Bananen anreihten; eben so wurde hier auch die Paripipalme und der sogenannte Melonenbaum, dessen Früchte ganz einer Melone gleichen und oft einen Umfang von 28″ hatten, gezogen. Zuckerrohr, Mahagoni und Baumwollensträucher waren unmittelbar um die Hütten gepflanzt. Eben so reich wie die Vegetation zeigte sich auch die Fauna, denn ganze Heerden wilden Geflügels, Papageien mit jeglichem Gefieder, Sonnenvögel und andere, gezähmt, umkreischten als Hausthiere die Hütten und lebten friedlich mit und unter einander.

Nach meinen Beobachtungen liegt das Dorf unter 7° 19′ Norderbreite. Während der Nacht, wo Alles um uns her ruhig war, konnten wir deutlich das Getöse und Gebrause des großen Falles Dowocaima, der etwa zwei Meilen vom Dorfe entfernt ist, hören. Nachdem ich hier noch drei Indianer gemiethet, um uns nach dem Cuyuni zu begleiten, brachen wir am nächsten Morgen früh auf, und näherten uns nach einigen unbedeutenden Stromschnellen dem großen Fall, wo wir in der Nähe der Insel Wayaruima unsere Boote ausladen und mehr als zwei Meilen über Land tragen mußten. Diese Kataraklen übertreffen die großen Fälle des Demerara, mit dem sie ihrer Struktur nach sonst ziemlich übereinstimmen, um Vieles an imposanter Großartigkeit. Der ganze Fall des Barama beträgt etwa 120 Fuß auf einer Strecke von zwei Meilen. Die großartigste Scene bieten aber ohne Zweifel die drei obersten Fälle dar, an denen der Fluß bis auf 80 Fuß eingezwängt wird, und nun mit betäubendem Getöse in drei Absätzen eine perpendikuläre Höhe von 35—40′ herabstürzt. Dieser Theil führt auch den Namen Dowocaima; da der Fluß in Folge der Regenzeit zugleich zum Ueberfließen angefüllt war, so muß ich gestehen, fast nie etwas Imposanteres gesehen zu haben. Die Ufer waren mit Urwaldungen umsäumt, deren wechselnde Belaubung die verschiedensten Farbenabstufungen darbot, unter denen besonders das helle Roth der jungen Mora scharf hervorstach. Lianen hingen wie feenhafte Festons, oft 60′ von den hohen Zweigen bis zum Wasserwirbel herab, während tausend andere Schlingpflanzen so dicht die tropischen Riesen und ihre Zweige umschlangen, daß man in ihnen alte, riesige Säulen von Epheu umrankt, vor sich zu sehen glaubte, wobei sich zugleich weiße Guirlanden mit abwechselnd purpurrothen und gelben Blüthenbüscheln von Baum zu Baum schlangen, und das reizende und großartige Bild dieser Landschaft, dem das Getöse des entfesselten Elements ein eigenthümliches Leben verlieh, nur noch mehr erhöhten.

Die Wälle, welche die Fälle hervorrufen, bestehen aus Gneis, dessen Schichtung von S. 33° W. verläuft. Alle Schifffahrt hat natürlich hier ein Ende, und sollte später eine dichtere Bevölkerung diese Gegend beleben, so könnte ein solches Hinderniß der gegenseitigen Communication nur durch Kanäle oder Eisenbahnen aufgehoben werden; da wir aber weder die einen noch die anderen vorfanden, so nahmen meine Indianer ihre leichten Borkkähne auf den Kopf und trugen sie bis dahin, wo der Fluß wieder ein ruhiges Aeußere gewonnen hatte.

Am nächsten Tage passirten wir die Stromschnelle von Massiwinidui und einige andere von geringerer Bedeutung, und schlugen unser Lager am Abend am Fuße des Falles von Aunama auf, von dem sich der Pfad nach dem Cuyuni abzweigt. Der Fluß Aunama verbindet sich unmittelbar unterhalb des Falles mit dem Barama. Von hier aus findet man nur noch eine einzige Niederlassung der Cariben; weiter aufwärts ist er nicht mehr bewohnt. Seine Quelle soll er unter denselben Breiten parallel mit dem Barima und Amacura haben, und zwar in den ausgebreiteten Savannen nördlich von dem Ikrupéku-Gebirge.

Am 16. Juli traten wir von neuem unsere Landreise an, überschritten mehrerer Hügel von 100—150′ Höhe und folgten dann einem Thale, durch welches der Aunama dem Barama zuströmt, bis wir um Mittag ein Indianer-Dorf antrafen. Obschon wir die Aecker in der besten Ordnung fanden, sahen wir uns doch vergeblich nach den Bewohnern um. Wir setzten daher nach kurzer Rast unseren Weg längs dem Aunama fort, und erreichten nach einem sechsstündigen Marsch eine andere Niederlassung der Cariben, mit Namen Annuma, die nach einer astronomischen Beobachtung, während der Nacht, unter 7° 9′ Norderbreite lag. Auf den Hügelrücken, die wir während des Tages überschritten, und die sich fast durchgehends von N. bei W. gegen S. bei O. erstreckten, bemerkte ich mehrere Reihen Granitblöcke, deren Richtung durchgehends NW. bei W. verlief. Die Mora war, je mehr wir uns von dem Barama entfernt, auch um so seltener geworden, und wurde durch andere Bäume ersetzt.

Auch am 17. Juli setzten wir unsere Reise gegen WSW. fort, durchkreuzten am Vormittag den Aunama, und nachdem wir einen kleinen Hügelzug überschritten, der S. bei W. verlief, trafen wir bald darauf auf den westlichen Arm des Acarasibi. Damit hatten wir den höchsten Punkt zwischen dem Cuyuni und Barama erreicht, und betraten nun ein neues Stromsystem, dessen Wellen nicht mehr nach W., dem Waini und Barama, sondern nach S. dem Cuyuni und Essequibo zuströmten.

Von diesem Hügelzug fällt der Boden sanft zu den Ufern des Cuyuni ab; nach meinen Messungen erhebt sich diese Firste, die die Wasserscheide beider Stromsysteme bildet, zu einer Höhe von 520′ über dem Meere. Höhen, die aber kaum den Namen von Bergen verdienen, beginnen erst wieder 20 Meilen weiter westlich. Der Aunama und Acarabisi werden nur durch einige Hügel von 60—100′ Höhe von einander geschieden. Da die Portage zwischen beiden Flüssen kaum mehr als zwei Meilen beträgt, so können sie eine der bequemsten Verbindungsstraßen zwischen der Pomeroon- und Morocco-Küste mit dem obern Cuyuni bilden.

Am Abend erreichten wir eine Cariben-Niederlassung von 6 Hütten mit 70 Bewohnern. Das Dorf lag 510′ über dem Meere. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fuchs.*)

Un chien regarde bien un évêque.

(Deutsch: Sieht doch die Katze den Kaiser an.)

Dieser sprüchwörtliche Trost, den man einem Prunkenden giebt, wenn er sich ärgert, daß die Augen Anderer zu lange auf ihn gerichtet sind, will etwa sagen: Was ereiferst Du Dich, wenn man Dich ansieht, da es kein Mittel und keinen Grund giebt, es verhindern zu können? Ein Bischof, eine verehrungswürdigere Person als Du, muß es sich gefallen lassen, von einem Hunde angesehen zu werden, obgleich dieser ihm eine gräuliche Bestie ist. Dies ist der wahre Sinn der Redensart, die nicht mehr auffallend erscheinen wird, wenn man bedenkt, daß es den Bischöfen untersagt war, sich Hunde zu halten. Dieses Verbot wurde auf der zweiten zu Macon abgehaltenen Kirchen-Versammlung den 23. Oktober des Jahres 585 gegeben, und hatte den Zweck, die Gläubigen, welche die Gastfreundschaft der Bischöfe in Anspruch nahmen, gegen Hundebisse zu schützen.

S'amuser à la moutarde

heißt: seine Zeit mit Kleinigkeiten verbringen, während wichtigere Sachen aufgeschoben werden.

Diese Redensart ist nichts als ein schlechtes Wortspiel, in welchem moult tarde (lange zögert) in moutarde zusammengezogen ist.

Man erzählt, daß ein Prediger, der eine Wette gemacht, zu Anfang seiner Rede drei Mal moutarde (Mostrich, Senf) rufen zu wollen, nach den beiden ersten Malen eine Pause eintreten ließ und beim dritten Mal mit starker, drohender Stimme gerufen habe: moult tarde le pécheur à faire pénitence! (Lange säumt der Sünder, Buße zu thun!)

---

*) S. Nr. 78 u. Nr. 78 des Magazins.

Pendants d'oreilles.
(Ohrgehänge.)

Henri Etienne lehrt uns in seinem Werk, betitelt: Deux dialogues du language français italianisé et autrement déguisé, daß man mit pendants d'oreilles früher jene traurigen Geister bezeichnet habe, die beständig an den Ohren der Großen und Hochstehenden hingen. Dieser Spott-Titel, dessen Anwendung für alle Zeiten und Orte sich eignet, verdient, beibehalten zu werden. Es möchte schwerlich ein Wort geben, das die Sache besser bezeichnet.

Avoir de la corde de pendu.
Vom Seil eines Gehängten etwas besitzen.

Will sagen: beständiges, unveränderliches Glück (besonders im Spiel) haben.

Schon im Alterthum schrieb man den Gehängten übernatürliche Kräfte zu. Der Naturforscher Plinius berichtet (lib. 28 Cap. 4), daß das Volk zu Rom fest glaubte, das Haar der Gehängten sey ein ausgezeichnetes Mittel gegen das Wechselfieber, und das um ihren Hals geschlungene Seil erweise sich höchst wirksam gegen Kopfweh, da es die Schmerzen augenblicklich stille, sobald man die Schläfen damit reibe. Die alten Bewohner Frankreichs bildeten sich ein, es genüge, einen kleinen Theil solchen Seils in der Tasche zu tragen, um beständig von Zahnweh befreit zu bleiben, nebenher auch wohl, die Würfe des Schicksals beim Spiel zu ihren Gunsten zu lenken, welches Letztere besonders zu obiger Redensart Anlaß gab und derselben Verbreitung verschaffte. Und noch heute ist der gemeine Mann Frankreichs nicht weit über jenes Vorurtheil hinweg. Trägt der Spieler nicht mehr vom Seil eines Gehängten seinen Theil in der Tasche, so geschieht es bloß deshalb nicht, weil das Hängen jetzt nicht mehr üblich ist; aber man nimmt zu anderen Amuletten seine Zuflucht. Der Bauer, der den Jahrmarkt, oder irgend ein anderes Landfest besucht, trägt wohl vorher Sorge, sich die Feder eines Zaunkönigs einzustecken, und ist fest überzeugt, daß diese Feder ein unverbrüchliches Pfand des Glücks ist. Denn der Zaunkönig ist bei ihm ein Gott geweihter Vogel; er wohnte der Geburt des Jesuskindes bei, machte sein Nest an dem Rande der Krippe, und erscheint deshalb alle Neujahr auf den Bescheertischen der Kinder, um jene interessante Sage in Erinnerung zu halten.

Donner une perruque à quelqu'un
Jemanden eine Perrücke geben

heißt, ihm einen Verweis geben, eine Strafe auferlegen.

Diese burleske, familiaire Redensart verdankt ihr Entstehen einem Benediktiner- oder irgend einem anderen Mönchskloster, dessen Gesetz die Insassen desselben verpflichtete, sich, als Leibeigene Gottes, der Tonsur zu unterwerfen. Schickten jene heiligen Männer einen, als zur Ablegung des Gelübdes unwürdig befundenen Novizen zurück, so händigten sie demselben zur Bedeckung der Tonsurstelle eine Perrücke ein, damit er ohne Aufsehen wieder in der Welt zu erscheinen vermöchte, wobei man gewöhnlich Gelegenheit nahm, den übrigen Novizen das Beispiel als ein warnendes vorzuhalten, indem man sie darauf aufmerksam machte, sich in Acht zu nehmen, de se faire donner une perruque; woher die Anwendung des Worts in figürlichem Sinne als Strafe.

Mettre les clefs sur la fosse.
Auf die Erbschaft verzichten.

Diese Redensart bezeichnete die Sache früher im eigentlichen Sinne. Man legte als äußeres Zeichen der Verzichtleistung auf eine Erbschaft die Schlüssel, als Symbol des Eigenthums, auf das Grab des Erblassers. Die Französische Geschichte berichtet, daß nach dem Tode Philipp's I., Herzogs von Burgund, seine Witwe sich großmüthig diesem Gebrauch unterzogen habe.

Mannigfaltiges.

— **Ein Französischer Kritiker über Ranke.** Das neueste Heft der Revue indépendante enthält einen Aufsatz von Pascal Duprat über Professor Ranke, und beginnt hiermit eine Reihe von Abhandlungen über die Deutschen Historiker überhaupt. Nur in Deutschland, Frankreich und England, heißt es in der Einleitung, hat sich die Geschichtschreibung wissenschaftlich ausgebildet, und man muß den Deutschen zugestehen, daß sie bei ihnen bisher die höchste Stufe erreicht hat. Doch die Deutschen Geschichtswerke sind in Frankreich weniger bekannt als die Deutsche Philosophie, obwohl diese dem Französischen Geiste weit ferner liegt. Mit Ranke nun, fährt der Verfasser fort, beginnen wir eine Charakteristik der Deutschen Historiker deshalb am besten, weil die Einfachheit und Klarheit seiner Darstellung, der gesunde Takt seiner Beobachtungen und überhaupt die Kraft und Entschiedenheit seines Geistes ihn den Franzosen näher rückt, als ihnen die Deutschen sonst in der Regel stehen. Auch ist Ranke's Geschichte der Päpste längst (von Haiber) ins Französische übersetzt, und obgleich die Uebersetzung sehr viel zu wünschen läßt, genießt das ausgezeichnete Werk doch auch in dieser Verkleidung in Frankreich allgemeine Anerkennung. Hierauf werden die Schriften Ranke's ausführlich besprochen und hoch gepriesen; doch giebt der Verfasser mehr eine Exposition ihres Inhalts als eine Kritik, nur bei der Geschichte der Päpste bemerkt er, daß Ranke, in Bezug auf Spanien und die Türkei, nicht gründlich genug sey; am Schluß aber, wie er von Ranke's philosophischem, religiösem und politischem Glaubensbekenntniß handelt, gelangt er zu dem überraschenden Resultate, daß Ranke hierin das Centrum des Deutschen geistigen Lebens, Berlin, seinen Wohnort, repräsentire. In Berlin, heißt es, herrsche noch immer die Hegelsche Philosophie; zwar habe Schelling den Versuch gemacht, dieselbe zu unterdrücken, doch man sehe diesen Versuch gegenwärtig in Deutschland allgemein als mißlungen an. In Betreff der Religion sey Berlin ausschließlich protestantisch; Preußen vergesse nie, daß es mit der Reformation eigentlich erst zu existiren angefangen; zwar habe es in neueren Zeiten daran gedacht, den Protestantismus und Katholizismus zu vereinigen, allein dies thue es nur seines politischen Prinzips wegen. Dieses nämlich habe den Zweck, daß sich wieder ein einiges Deutschland bilde, und daß Preußen an die Spitze desselben trete. In folgender Art nun soll dieser dreifache Charakter des Preußischen Staates durch Ranke vertreten werden: Ein Hegelianer sey Ranke zwar nicht, doch auch kein Schellingianer; seine Verwandtschaft mit dem Hegelschen Geiste aber beweise er dadurch, daß er stets, auf die drei Stufen, welche jede Idee nach Hegel's Logik durchläuft, hindeutend, hervorhebe, wie jedes Prinzip ein entgegengesetztes Prinzip erzeuge und sich dann zur Vermittelung mit demselben hinneige oder sich mit ihm vollständig identifizire; in religiöser Hinsicht aber sey Ranke ein entschiedener Bewunderer des protestantischen Prinzips, und in Betreff der Politik lasse er in seiner Deutschen Geschichte und anderwärts seinen Traum von einem einigen Deutschland oft durchblicken; auch schreibe er in die „allgemeine Preußische Zeitung". Wir fürchten, daß durch Besprechungen dieser Art die Deutsche Geschichtschreibung in Frankreich noch nicht allzu heimisch werden wird.

— **Galilei über die Trabanten des Jupiter.** Vor einigen Jahren beschloß der Großherzog von Toskana, eine Gesammtausgabe der Schriften Galilei's zu veranstalten. Es wurde eine Kommission von Gelehrten ernannt, welche den Nachlaß des berühmten Opfers kirchlicher Verfolgung nochmals durchforschen sollte, und hierbei hat Herr Eugenio Alberi, der an der Spitze der Kommission steht, die wichtige Entdeckung gemacht, daß einer der bedeutendsten Theile von Galilei's Arbeiten, den man beinahe zweihundert Jahre lang verloren glaubte, sich noch erhalten hat. Derselbe betrifft die Trabanten des Jupiter, und Alberi erzählt die Geschichte dieses Manuskripts in einem Briefe vom 12. Mai d. J. an den Pater Inghirami, Professor der höheren Mathematik und der Astronomie zu Florenz, folgendermaßen: Im Jahre 1609 erfand Galilei das Teleskop und am 7. Januar 1610 entdeckte er in seinem Observatorium zu Padua die Trabanten des Jupiter, welche er die Sterne der Medicäer nannte. Er setzte die Beobachtungen derselben mit größtem Eifer fort, bis er 1637 gänzlich erblindete. Jetzt übertrug er seinem alten Schüler, dem Genueser Mönche Vincenz Renieri, sein begonnenes Werk. Dieser führte es zunächst unter Leitung des Meisters, und als dieser am 7. Januar 1642 starb, allein weiter; er hatte sämmtliche Papiere Galilei's geerbt und die Ergebnisse, zu denen die vieljährigen Beobachtungen der Jupiter-Trabanten geführt hatten, in Tabellen und den dazu gehörigen Erläuterungen niedergelegt. Dieses Werk war so gut wie druckfertig, als Rinieri schon 1648 seinem Meister folgte; man suchte in seinem Nachlasse vergeblich nach Galilei's Arbeiten über die Sterne der Medicäer; so mußte man dieselben für verloren halten, und man hatte Verdacht, daß sie auf Befehl der Inquisition entwendet und vernichtet seyen. Zwar theilte Nelli in seinem Leben Galilei's einen Brief von dem Sohne des Neffen Galilei's mit, in welchem angedeutet wird, daß Joseph Augustin, Ritter von Pisa, der bei Rinieri's Tode zugegen war, einen Theil von dessen nachgelassenen Schriften in Händen habe; allein diese Andeutung ließ man unbeachtet, und so blieb es unseren Tagen aufbehalten, diese interessante Reliquie wiederzufinden; und zwar ist dies ohne Zweifel dasselbe Manuskript, welches Joseph Augustin besessen hat; denn die Bücher desselben wurden von Pisa in die palatinische Bibliothek gebracht, und dort hat man das Manuskript entdeckt.

— **George Selwyn.** Der aus Horace Walpole's Briefen bekannte Witzling George Selwyn, dessen Memoiren vor kurzem in London erschienen sind*), besaß einen in mancher Hinsicht höchst originellen Charakter. Mit dem lebhaftesten Hange zu geselligen Vergnügungen, der vollkommensten Weltkenntniß und einer unerschütterlichen Gutmüthigkeit verband er eine krankhafte Gemüths-Stimmung, die ihn in dem Anblick menschlicher Leiden einen Genuß finden ließ. Vorzüglichen Antheil nahm er an Hinrichtungen; er pflegte keine Scene dieser Art zu versäumen, und alle Details des Verbrechens, die Privatgeschichte des Verurtheilten, sein Benehmen auf dem Schaffot und seine Gefühle im Augenblick des Todes erregten in Selwyn das tiefste und unerklärbarste Interesse. Die schrecklichsten, auf Selbstmord und Todtschlag bezüglichen Einzelheiten, die Untersuchung einer verstümmelten Leiche, der Anblick sogar eines im Sarge liegenden Bekannten schien ihm ein unheimliches Vergnügen zu gewähren. Als Lord Holland im Sterben lag, meldete man ihm, daß Selwyn, mit dem er lange Jahre hindurch in vertrauter Freundschaft gelebt, sich nach seinem Befinden erkundigt habe. „Wenn Herr Selwyn wieder vorspricht", erwiederte er, „so lassen Sie ihn heraufkommen; wenn ich noch lebe, werde ich erfreut seyn, ihn zu sehen — wenn ich todt bin, wird es ihm Freude machen, mich zu sehen."

*) George Selwyn and his Contemporaries. By J. H. Jesse. London 1843. 2 vols

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Montag den 28. August 1843.

Frankreich.

Geschichte einer Opernsängerin, von George Sand.

Da unsere Leser und noch mehr unsere Leserinnen an den Schicksalen der Heldin des neuesten Romans von George Sand nach den Episoden, die wir neulich daraus mitgetheilt, schon wegen der Zeit und Scenerie, in der sie auftritt, ein großes Interesse genommen, so vervollständigen wir jene Mittheilungen durch einen neuen Auszug, worin die früheren Schicksale der Gräfin von Rudolstadt — denn das ist der Name, den Consuelo zu führen berechtigt ist — oder, was dasselbe ist, der Inhalt der ersten Abtheilung des ganzen Romans in Kürze zusammengefaßt wird. So bekommen die Leser einerseits einen Ueberblick des ganzen Werkes, so wie der Haupt-Ideen, die demselben zu Grunde liegen; andererseits wird die Neugier hinsichtlich mancher Punkte, die in den vorigen Auszügen dunkel geblieben sind, befriedigt. Die Verfasserin giebt uns hierzu Gelegenheit, indem sie die Heldin selbst der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrich's des Großen, ihre Geschichte erzählen läßt und so den Inhalt der früheren Bände für Leser von schwächerem Gedächtniß, wie sie sagt, oder für Solche, die das Frühere nicht gelesen haben, rekapitulirt.

„Ich bin geboren" — so beginnt die Porporina — „in einem Winkel Spaniens, ich weiß nicht genau, in welchem Jahre; doch muß ich jetzt drei- bis vierundzwanzig Jahr alt seyn. Den Namen meines Vaters kenne ich nicht, und was den meiner Mutter betrifft, so wußte sie von ihren Aeltern eben so wenig, als ich von den meinigen. Man nannte sie in Venedig die Zingara und mich die Zingarella. Meine Mutter hatte mir zur Schutzpatronin die Maria del Consuelo gegeben, was dem Französischen Notre-Dame de Consolation entspricht. Die ersten Jahre meines Lebens vergingen im Elend und auf Wanderungen. Wir zogen zu Fuß durch die Welt, meine Mutter und ich, und lebten von unseren Liedern. Ich erinnere mich dunkel, daß wir im Böhmer Walde in einem Schlosse freundlich aufgenommen wurden, wo ein schöner Jüngling, der Sohn des Herrn, Namens Albert, mich mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte und meiner Mutter eine Guitarre schenkte. Dieses Schloß war das Riesenschloß, dessen Herrin zu werden ich mich einst weigern sollte; jener junge Mann war der Graf Albert von Rudolstadt, dessen Gattin ich einst werden sollte.

„Im Alter von zehn Jahren fing ich an, in den Straßen zu singen. Eines Tages, da ich auf dem St. Markus-Platz in Venedig vor einem Kaffeehause mein kleines Lied sang, befand sich gerade daselbst Meister Porpora; überrascht von der Richtigkeit meiner Stimme und der natürlichen Methode, die mir meine Mutter beigebracht, richtete er einige Fragen an mich, folgte mir zu meiner Mutter und versprach ihr, mich in der scuola dei mendicanti unterzubringen, einer jener unentgeltlichen Musikschulen, deren es in Italien so viele giebt und aus welchen alle ausgezeichnete Künstler beider Geschlechter hervorgehen; denn sie werden von den besten Lehrern geleitet. Ich machte daselbst rasche Fortschritte, und Meister Porpora faßte eine Zuneigung für mich, die mich bald zum Gegenstand der Eifersucht und der Mißhandlungen meiner Gefährtinnen machte. Ihr ungerechter Haß und die Verachtung, die sie gegen meine Lumpen an den Tag legten, gewöhnten mich früh an Geduld, Zurückhaltung und Resignation.

„Ich weiß nicht mehr, an welchem Tage ich ihn zuerst sah, aber schon im Alter von sieben oder acht Jahren liebte ich einen jungen Menschen oder vielmehr ein Kind, eine verlassene Waise, die wie ich Musik studirte und auf der Straße lebte. Wir brachten die Stunden, die nicht dem Studium gewidmet waren, mit einander zu. Meine Mutter, welche erst unsere Neigung vergebens bekämpfte, sanctionirte sie dann durch das Versprechen, das sie uns auf dem Todbett abnahm, uns zu heirathen, sobald wir im Stande seyn würden, eine Familie zu ernähren.

„Im Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren war ich im Gesang ziemlich ausgebildet. Der Graf Justiniani, ein edler Venetianer und Eigenthümer des Theaters San Samuel, hörte mich in der Kirche singen und engagirte mich als erste Sängerin an die Stelle der Corilla, einer schönen, robusten Virtuosin, die er liebte und die ihm untreu war. Dieser Justiniani war auch der Beschützer meines Verlobten Anzoleto. Anzoleto wurde mit mir engagirt, um die ersten Männerrollen zu singen. Wir debütirten unter den glänzendsten Auspizien. Er hatte eine prächtige Stimme, eine außerordentliche natürliche Leichtigkeit, ein verführerisches Aeußere: alle schöne Damen protegirten ihn. Aber er war träge; er hatte keinen so geschickten und eifrigen Lehrer, als ich, gehabt. Sein Erfolg war daher weniger glänzend; darüber ward er erst verdrießlich, dann eifersüchtig, und so verlor ich seine Liebe." — „Wirklich?" sagte die Prinzessin Amalia, „um einer solchen Ursache willen! Er muß also von gemeiner Gesinnung gewesen seyn!" — „Ach nein, hohe Frau; aber er war eitel und Künstler. Er ließ sich von der Corilla protegiren, der in Ungnade gefallenen und wüthenden Sängerin, die mir sein Herz nahm und ihn bald dahin brachte, das meinige zu zerreißen. Meister Porpora, der gegen unsere Liebe immer gewesen, weil er behauptet, daß ein Weib, um eine große Künstlerin zu werden, jeder Leidenschaft und jeder Herzensneigung fremd bleiben muß, zeigte mir die Verrätherei Anzoleto's. Am folgenden Abend machte mir der Graf Justiniani eine Liebeserklärung, die ich durchaus nicht erwartet hatte und die mich tief verletzte. Anzoleto stellte sich eifersüchtig und that, als ob er mich für schlecht hielte .... Er wollte mit mir brechen. Ich entfloh des Nachts aus meiner Wohnung; ich suchte meinen Lehrer auf, der ein Mensch von raschem Entschluß ist und mich an dieselbe Raschheit gewöhnt hatte. Er gab mir Briefe, eine kleine Summe, ein Reisebuch mit; er brachte mich in eine Gondel, begleitete mich ans Festland, und ich reiste mit Tagesanbruch allein weiter nach Böhmen." — „Nach Böhmen!" sagte Frau von Kleist, die über den Muth und die Tugend der Porporina große Augen machte. — „Ja wohl. In unserer Abenteurer-Sprache heißt „nach Böhmen laufen" oft so viel, als sich in die Gefahren eines armen, mühseligen und oft strafbaren Lebens, in das Leben der Zingari, die man auch „Böhmen" (bohémiens) nennt, stürzen. Ich jedoch reiste nicht nach diesem symbolischen Böhmen, sondern nach dem unglücklichen und ritterlichen Lande der Czechen, nach dem Vaterlande Hussens und Ziska's, kurz, nach dem Riesenschloß, wo ich von der Familie der Rudolstadt großmüthig aufgenommen wurde." — „Und wie kamst du zu dieser Familie?" fragte die Prinzessin, die sehr aufmerksam zuhörte; „erinnerte man sich, dich dort als Kind gesehen zu haben?" — „Keinesweges. Ich selbst wußte nichts davon, und es war erst lange nachher und durch Zufall, daß der Graf Albert sich und mich an dies kleine Abenteuer erinnerte; aber mein Lehrer Porpora war in Deutschland mit dem ehrwürdigen Christian von Rudolstadt sehr befreundet gewesen. Die junge Baronin Amalie, die Nichte dieses Letzteren, verlangte eine Gouvernante, d. h. eine Gesellschafterin, die ihr anscheinend Musik lehren und sie durch ihren Umgang zerstreuen sollte. Seine edeln und guten Verwandten nahmen mich wie eine Freundin, fast wie eine Verwandte auf. Meine grillenhafte Schülerin lernte, trotz meines guten Willens, nichts von mir, und ...." — „Und der Graf Albert verliebte sich in dich?" — „Ach, hohe Frau, ich kann von etwas so Ernstem und Schmerzlichem nicht leichtfertig reden. Der Graf Albert, der für wahnsinnig galt und mit einer erhabenen Seele, einem enthusiastischen Geist sonderbare Eigenheiten, eine ganz unerklärliche Krankheit der Phantasie verband ...." — „Ja, ich habe davon gehört. Man schrieb ihm übernatürliche Fähigkeiten, die Prophezeiungsgabe, das zweite Gesicht, die Macht, sich unsichtbar zu machen, zu .... Seine Familie erzählte darüber unerhörte Dinge .... Aber das ist Alles unmöglich, und ich hoffe, daß du nicht daran glaubst!" — „Ersparen Sie mir, gnädige Frau, den Schmerz und die Verlegenheit, über Thatsachen zu entscheiden, die meine Fassungskraft übersteigen. Ich sah unbegreifliche Dinge, und zu gewissen Zeiten erschien mir der Graf Albert als ein höheres Wesen. Ein anderes Mal sah ich nur ein unglückliches Wesen in ihm, welches, gerade durch das Uebermaß seiner Tugend, des Lichtes der Vernunft beraubt worden; aber zu keiner Zeit glich er den gewöhnlichen Menschen. Im Wahnsinn und in der Ruhe, im Enthusiasmus und in der Niedergeschlagenheit war er immer der beste, der gerechteste, der erleuchtetste oder der poetischste aller Menschen.

„Er liebte mich zuerst, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Er redete mich nie an; er schien mich nicht einmal zu sehen. Ich glaube, er bemerkte meine Gegenwart im Schlosse erst dann, als er mich singen hörte. Er ist nämlich ein großer Liebhaber der Musik und spielt die Violine wie Keiner. Aber ich glaube die Einzige zu seyn, die ihn je in Riesenburg hörte, denn seine Familie hat nie erfahren, daß er dieses unvergleichliche Talent besitze. Seine Liebe entsprang also aus musikalischer Sympathie. Seine Cousine, die Baronin Amalie, die seit zwei Jahren mit ihm verlobt war, und die er nicht liebte, wurde mir deshalb gram, obgleich sie ihn auch nicht liebte. Sie wurde endlich seiner Kälte überdrüssig und verließ uns eines Morgens mit ihrem Vater." — „Du erzählst mir nichts von der Unsichtbarkeit des Grafen, wie er auf zwei, drei Wochen verschwand und, wenn er dann auf einmal wieder erschien, glaubte oder sich stellte, als glaube er, daß er das Haus nicht verlassen habe."

„Neben dem Schlosse Riesenburg befindet sich ein Berg, genannt Schreckenstein, der eine Grotte und mehrere geheimnißvolle Kammern in sich schließt, welche aus der Zeit der Hussiten stammen. Albert, obwohl er eine Reihe von sehr kühnen, philosophischen Ansichten und religiösen Mystizismen durchgemacht, war doch im Herzen Hussit oder richtiger Taborit geblieben. Durch seine Mutter vom König Georg Podiebrad abstammend, hatte er die Gefühle patriotischer Unabhängigkeit und evangelischer Gleichheit, welche Hussens Lehren und Ziska's Siege den Böhmen eingepfropft, in sich bewahrt und ausgebildet. Daher besuchte er seit längerer Zeit oft jene Grotte der Hussiten im Schreckenstein, um daselbst seinen Träumen nachzuhängen, und er gefiel sich darin um so mehr, als nur er und ein armer blödsinniger Bauer, der ihm auf seinen Promenaden folgte, von diesen unterirdischen Gewölben Kenntniß hatten. Er pflegte dahin zu fliehen, so oft ein häuslicher Verdruß oder eine heftige Aufregung ihn der Selbstbeherrschung beraubten. Er fühlte seine Anfälle im Voraus, und um seinen Verwandten den Anblick seines Wahnsinns zu ersparen, suchte er den Schreckenstein auf durch einen unterirdischen Gang, den er entdeckt hatte und dessen Eingang eine neben seinem Gemach im Garten gelegene Cisterne bildete. Sobald er erst unten in seiner Höhle war, vergaß er die Stunden, die Tage und Wochen. Gepflegt von Zdenko, jenem überspannten Bauern, dessen Krankheit mit der seinigen einige Aehnlichkeit hatte, dachte er nicht eher an die Rückkehr zum Tageslicht und zu seinen Verwandten, als bis der Anfall vorüber war, und leider wurden diese Anfälle immer heftiger und anhaltender. Einmal endlich blieb er so lange abwesend, daß man ihn todt glaubte und ich mich entschloß, ihn aufzusuchen. Ich stieg in jene Cisterne hinab, aus welcher ich eines Nachts Zdenko heimlich hatte herauskommen sehen. Da ich den Weg in diesen Abgründen nicht kannte, so wäre ich beinahe darin umgekommen. Endlich fand ich Albert; es gelang mir, die Erstarrung, in der er sich befand, zu zerstreuen; ich führte ihn zu den Seinigen zurück und ließ ihn schwören, daß er nie ohne mich in die unselige Grotte zurückkehren würde. Er gab nach, aber er sagte mir vorher, daß dies sein Todesurtheil wäre, und seine Prophezeiung hat sich nur zu sehr bestätigt!" — „Wie so? Er wurde ja dadurch vielmehr dem Leben wiedergeschenkt." — „Das gab er nur für den Fall zu, daß ich ihn lieben könnte und niemals eine Ursache des Schmerzes für ihn wäre." — „Wie! du liebtest ihn nicht und stiegst in den Brunnen hinab, und wagtest dein Leben auf dieser unterirdischen Reise!" — „Wo der wahnsinnige Zdenko, der meine Absicht nicht begriff und wie ein treuer Hund auf die Sicherheit seines Herrn eifersüchtig war, mich beinahe umgebracht, wo ein Strom mich beinahe verschlungen hätte, wo Albert, der mich anfangs nicht erkannte, mich fast zum Genossen seines Wahnsinns gemacht hätte, denn Schrecken und Aufregung macht solche Zustände ansteckend .... Endlich von einem neuen Anfall ergriffen, führte er mich in die Grotte zurück und hätte mich beinahe dort eingesperrt .... Und diesem Allem setzte ich mich aus, ohne Albert zu lieben .... In Folge dieses schrecklichen Unternehmens bekam ich eine Gehirnentzündung und war am Rande des Grabes. Albert, der die Heilkunst eben so gut als die Musik versteht, rettete mich. Meine langsame Genesung und seine Bemühungen um mich stellten ein Verhältniß brüderlicher Vertraulichkeit zwischen uns her. Sein Vater segnete mich und behandelte mich wie eine geliebte Tochter. Selbst eine alte bucklige Tante, das Stiftsfräulein Wenceslawa, ein Engel von Zärtlichkeit und voll patrizischer Vorurtheile, hätte sich ebenfalls in diese Verbindung gefunden. Albert bat mich um Liebe. Der Graf Christian machte sich sogar zum Freiwerber seines Sohnes, um mich um meine Hand zu bitten. Ich war gerührt, ich war erschreckt; ich liebte Albert, wie man die Tugend, die Wahrheit, das Ideal liebt, aber ich hatte noch Furcht vor ihm; ich sträubte mich, Gräfin zu werden, eine Ehe einzugehen, die ihn und seine Familie mit dem Adel des Landes verfeinden und mir den Vorwurf niedriger Absichten zuziehen würde. Und dann, soll ich es gestehen? es ist dies vielleicht mein einziges Verbrechen!... Ich sehnte mich nach meinem Beruf, meiner Freiheit, meinem alten Lehrer, meinem Künstlerleben und jener aufregenden Arena des Theaters, wo ich einen Augenblick erschienen war, um zu glänzen und wie ein Meteor zu verschwinden, nach jenen glühenden Brettern, wo meine Liebe aufgehört, mein Unglück sich vollendet hatte, die ich für immer verwünschen und verachten zu können glaubte, und wo ich doch alle Nächte applaudirt oder ausgezischt zu werden träumte .... Dies muß Ihnen seltsam und erbärmlich scheinen: aber wenn man fürs Theater erzogen worden, wenn man sein ganzes Leben hindurch für diese Kämpfe und Siege gearbeitet, wenn man die ersten Schlachten gewonnen hat, so ist der Gedanke, nie wieder dahin zurückzukehren, einem eben so schrecklich, als es Ihnen, theure Prinzessin, die Aussicht seyn würde, nur noch auf den Brettern Prinzessin zu seyn, wie ich es jetzt zweimal wöchentlich bin ....

„Eines Morgens, als ich Albert auf dem Berge erwartete, um mit ihm spazieren zu gehen, höre ich eine Stimme in der Schlucht; ich erkenne einen Gesang wieder, den ich ehemals mit Anzoleto studirt habe, ich erkenne vor Allem jene durchdringende Stimme wieder, die ich so sehr geliebt, und jenen Venetianischen Ton, der meiner Erinnerung so süß klang; ich neige mich herunter, ich sehe einen Reiter vorüberziehen; er war es, hohe Frau, es war Anzoleto." — „Ei, was hatte der in Böhmen zu thun?" — „Ich habe seitdem erfahren, daß er sein Engagement gebrochen habe, daß er Venedig und den Zorn des Grafen Zustiniani fliehe. Nachdem er schnell der streitsüchtigen und despotischen Liebe der Corilla müde geworden, hatte er die Gunst einer gewissen Clorinde, der zweiten Sängerin, meiner ehemaligen Schulgefährtin, erlangt, die Zustiniani zu seiner Maitresse gemacht. Als Weltmann, d. h. als frivoler Wüstling, hatte sich der Graf gerächt, indem er sich wieder mit Corilla verband, ohne die andere zu verabschieden. Anzoleto, von seinem Nebenbuhler verhöhnt, wurde wüthend, und in einer schönen Sommernacht stieß er die Gondel, in welcher Zustiniani mit der Corilla Luft schöpfte, mit dem Fuß um. Sie kamen mit einem lauen Bade davon: die Gewässer Venedigs sind nicht überall tief. Aber Anzoleto, welcher wohl wußte, daß dieser Spaß ihn unter die Bleidächer führen würde, ergriff [illegible] Flucht, und indem er den Weg nach Prag nahm, kam er vor der Riesenburg vorbei. Er zog weiter, und ich suchte Albert auf, um mit ihm eine Wanderung nach der Grotte des Schreckensteins zu machen, die er mit mir wiederzusehen wünschte. Ich war verstimmt. Diese Grotte machte den peinlichsten Eindruck auf mich. Die Hussitengebeine, aus denen Albert am Rande der geheimnißvollen Quelle einen Altar gemacht, der wunderbare, zerreißende Ton seiner Violine, die Finsterniß, die abergläubischen Ideen, die sich ihm an diesem Orte aufdrängten und vor denen ich mich nicht im Stande fühlte, ihn zu bewahren." — „Sag es nur heraus, er hielt sich für Johann Ziska. Er behauptete, eine ewige Existenz und die Erinnerung an frühere Jahrhunderte zu haben; kurz, er hatte die Narrheit des Grafen von Saint-Germain!" — „Nun ja, ich will es nur gestehen, da Sie es schon wissen, und diese seine Einbildung hat auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich, anstatt ihn davon zu heilen, beinahe selbst davon angesteckt wurde ....

(Schluß folgt.)

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fucht.)

Il n'a pas inventé la poudre,

bezeichnet wie im Deutschen: es ist kein außerordentlicher Geist, er verdient nicht den glorreichen Namen des Doktor Roger Bacon, jenes Franziskaner-Mönchs, der, nach alter Britischer Chronik, das Pulver erfand, in der Absicht, die Hölle damit zu vernichten.

Will der Franzose, ohne die gesellschaftliche Artigkeit zu verletzen, einem das Kompliment machen, daß er nicht das Pulver erfunden habe, so sagt er, daß man bei der Geburt desselben Kanonen abgefeuert oder ein Feuerwerk abgebrannt habe (on a tiré le canon ou un beau feu d'artifice à sa naissance).

Obige Redensart auf zwei Ehegatten, die sich beide keines besonderen Geistes zu erfreuen haben, wird verändert in: Ils n'ont inventé ni la poudre ni la pomade.

Crever l'oeil du diable.
Das Teufels-Auge auskratzen.

„Trotz des Neides zu etwas gelangen." Der Teufel ist hier als der Beneidende bezeichnet, dessen Blick nach einem noch jetzt geltenden Aberglauben, der sich schon aus dem Alterthum datirt, schädlich zu wirken vermag. Schon Virgil erwähnt dessen in seinem dritten Schäfergedicht.

Die Redensart regarder quelqu'un de mauvais oeil (Jemanden mit bösem Blick ansehen) hat ebenfalls ihren Ursprung in jenem Aberglauben.

Il n'est pas blanc.

„Er ist in großer Verlegenheit, in einer unangenehmen, gefährlichen Lage."

Die Lateiner sagten nach den Griechen von einem gegen die Launen des Schicksals Kämpfenden, quem fortuna nigrum pinxerit, hunc non universum aevum candidum reddere poterit (den das Schicksal schwarz gefärbt, kann nichts auf der Welt wieder weiß machen). Dies Sprüchwort hat höchst wahrscheinlich zu obiger Redensart Anlaß gegeben, welche einige Parömiographen auf die früher gebräuchlichen Unschuldsproben und Gottes-Urtheile zurückführen wollten.

Il ne manquait plus que cela pour l'achever de peindre.
Nur das fehlte, um sein Bildniß zu vollenden.

Diese Redensart, die im Allgemeinen in demselben Sinne gebraucht wird, wie die vorhergehende, findet ihre Anwendung auch wohl in der Bedeutung unseres Deutschen: „das ist zum malen", und soll auf folgender Anekdote beruhen, deren Wahrheit ich aber nicht verbürgen mag: Ein Geizhals ließ sich von einem geschickten Maler malen, verweigerte aber später das dafür vorher bedungene Honorar, unter dem Vorwande, daß er nicht getroffen sey, und leistete natürlich auch auf den Besitz des Bildnisses Verzicht. Der sehr gekränkte Maler schwur Rache dem Geizigen, und zog auf dem Bildniß desselben noch einige Gitterstangen. So vervollständigt stellte er es dem Publikum mit der Inschrift En prison pour dettes zur Schau. Als man ihn nun um den Beweggrund zu dieser Bosheit befragte, antwortete er: L'original ne trouvait pas la copie assez fidèle, et ce que j'ai fait n'a été que pour l'achever de peindre.

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.

(Schluß.)

Am nächsten Tage folgten wir dem Thale des Acarabisi, ein Weg, der jedoch durchaus nicht zu den angenehmen zu zählen war, da wir in Folge der Regenzeit fast fortwährend bis an den Gürtel durch Morast und Schlamm waten mußten, wobei wir nicht einmal von Oben trocken blieben, da der Regen unausgesetzt in Strömen herabfiel, so daß wir auch am Morgen des

19. Juli mit Herzensjubel das Cariben-Dorf Haiawa willkommen hießen, das nur noch zwei Meilen vom Ufer des Cuyuni entfernt lag. Das Land zwischen dem Barama und Cuyuni ist eine Reihe von Thälern, die sich zwischen unbedeutenden Hügeln hinziehen. Die Hauptthäler darunter sind die, welche von dem Aunama und Acarabisi bewässert werden; an diese schließen sich alle übrige in stumpfen Winkeln an. In einzelnen Fällen kann man sie kaum anders als Defilés nennen, die sich oft nicht weiter als eine Viertelmeile erstrecken.

Gleich fruchtbar, wie die Ufer des Barama, sind auch die des Cuyuni, für welche Behauptung die Stärke des Zuckerrohrs, die üppigen Baumwollenstauden und Pisangs, die ich hier fand, die sprechendsten Beweise darbieten. So sah ich Zuckerrohr, das 15′ lang war und 7½″ im Umfang hatte; gleich ausgezeichnet war die Baumwolle und der Taback.

Haiawa bestand aus vier Hütten, die 35 Bewohner beherbergten. Die Cariben zeichnen sich, wie die Waika's, vortheilhaft vor den übrigen Stämmen aus. Ihre ganze äussere Gestalt ist viel wohlgefälliger, als die der Warrau's und Arawaaks, was ebenfalls bei den Weibern der Fall ist, deren Gesichtszüge viel regelmäßiger als bei anderen Indianerinnen waren, wobei die ungeheure Fülle von Haaren, deren Spitzen ziemlich den Boden berührten, ihre schönen Formen nur noch mehr hervorhoben. Beide Geschlechter sind eingefleischte Raucher; ja selbst die Kinder beginnen damit schon in ziemlich früher Zeit. Vergebens hofften wir hier unser Corial von Bartika Grove eintreffen zu sehen, und dies um so mehr, als schon seit einigen Tagen unser ganzer Vorrath aufgezehrt war, und wir uns mit dem begnügen mußten, was zufällig auf der Jagd in unsere Hände fiel. Da wir uns völlig vergebens nach einem Corial oder Kanoe hier umsahen, so mußte einer meiner Leute den Cuyuni zwei Tagereisen aufwärts gehen, wo er ein hinlänglich großes Corial finden sollte. Am 22. Juli kehrte er auch mit einem solchen und einigen Indianern zu uns zurück, wo wir augenblicklich unsere Sachen einluden und nach einigen Stunden den Cuyuni abwärts fuhren. Die Gebirge westlich von Aracabisi erhoben sich zu einer ansehnlichen Höhe, und die Gipfel des Ekreku erreichen wenigstens eine Höhe von 2000′ über dem Wasserspiegel des Cuyuni. Der Cuyuni bot uns an unserer Einsteigestelle einen herrlichen Wasserspiegel von wenigstens 4—500 Yards Breite dar. Die Strömung war reißend, und sein Bett zum Ueberfließen angefüllt. Etwa in einer Entfernung von einer Meile erheben sich die Macapa-Berge. Mit reißender Schnelle fuhren wir den Strom abwärts, und glücklich hatten wir schon am Nachmittag den gefährlichen Fall von Kunaima passirt, wo wir in einer verlassenen Niederlassung am rechten Ufer rasteten und von den Bewohnern benachbarter Dörfer besucht wurden. Vergebens suchte ich hier nach der Mora, deren Stelle von einem anderen, gleich majestätischen Baume, den die Indianer Tá-au nennen, eingenommen wurde. Die Inseln, die den Flußspiegel in großer Anzahl unterbrechen, waren mit dem Gebüsche der Quassia amara oder Bitteresche bedeckt, so daß von jetzt an der Strom auch mehr einer Vereinigung zahlreicher Kanäle zu vergleichen war. Merkwürdig war es, daß jeden Morgen bei Sonnenaufgang ein starker Wind der Strömung entgegen wehte, der sich nach und nach gegen OSO. oder O. bei S. umwendete. Wir legten regelmäßig in der Stunde 5 Meilen zurück, wobei wir aber zahllose Stromschnellen zu überfahren hatten. War der Fluß frei von Inseln, so zeigte er fast durchgehends eine Breite von 600 Yards. Als wir an den Otomong-Bergen vorüber waren, näherten wir uns einer Menge höchst gefährlicher Katarakten, die wir aber glücklicherweise auf einigen Nebenkanälen zwischen den Inseln umfahren konnten, bis wir an dem Poinkamarka unser Corial ausladen und über eine Strecke von 300 Yards tragen mußten.

Der senkrechte Fall dieses Katarakts beträgt 30 Fuß. Am Abend hielten wir an einer vereinsamten Hütte, die von einem Waika mit seiner Frau, seinem Kinde und einem Hunde bewohnt wurde. Bereitwillig theilte er seine Wohnung mit uns, obschon wir für eine einzelne Hütte wohl mehr als zu viele waren. Nicht weit von unserem Nachtlager vereinigte sich der Arakuna mit dem Cuyuni, dessen Ufer ebenfalls von vereinzelten Waika's bewohnt wurden; von ihm führt ein Pfad nach dem Puruni, der sich in den Mazaruni mündet. Die Hütte lag unter 6° 46′ Norderbreite.

Die Stromschnellen und Fälle verminderten sich immer mehr und mehr und der Fluß gewann nach und nach wieder einen ruhigen Wasserspiegel. Die Granit- und Gneislager, die diese Fälle hervorrufen, ziehen ununterbrochen von den Arakuna-Bergen bis zu den Macapan-Hügeln, was ungefähr eine Entfernung von 50—60 Meilen betragen mag, und bilden damit zugleich die zweite Kataraktenreihe des Cuyuni. Im Verlauf der folgenden Tage kamen wir an einer Menge Nebenflüsse des Cuyuni vorüber, unter denen der Rupa und Appa die bedeutendsten waren.

Alle unsere Wünsche und all unser Ausspähen nach der Partie, die wir von Bartika-Grove aus so sehnsüchtig erwarteten, waren bisher vergeblich gewesen, bis wir im Laufe des heutigen Tages in einer Indianer-Niederlassung die erste Kunde von ihr erhielten, obschon gerade diese Kunde alle unsere Hoffnungen mit einem Male vernichtete. Als sie den Tag vorher den gefährlichen Katarakt von Wakupang hatten übersteigen wollen, war das Corial umgeschlagen und der ganze Inhalt desselben in den Wogen und dem Strudel begraben worden; nur mit Mühe hatten die Bootsleute ihr Leben retten können. Leider befanden sich unter dem Gepäck auch mehrere für mich sehr werthvolle Instrumente. So waren denn unsere Hoffnungen auf ein kräftiges Mahl nach langem Fasten abermals vereitelt, und wir mußten uns abermals dieser, uns keineswegs zusagenden Uebung unterwerfen. Ich entließ daher die Indianer, die mich von Haiawa aus begleitet hatten, und setzte meine Reise mit den Neuangekommenen fort. Glücklicher als unsere Vorgänger, passirten wir den ominösen Fall von Wakupang, mit dem die zweite Reihe der Stromschnellen und Fälle des Cuyuni beginnt. Wie früher war auch hier das Flußbett mit Inseln bedeckt, bis wir an den Bergen von Cutuau und der Mündung des Flusses gleiches Namens ankamen, wo der Flußspiegel wieder frei und ruhig wurde; seine Breite beträgt hier 600—700 Yards.

Am Morgen des 26. Juli begannen wir die dritte Reihe der Fälle zu überfahren, die durch einen unbedeutenden Gebirgszug hervorgerufen wurden, durch welchen sich der Fluß seinen Weg gebahnt hat. Da der Regen in Strömen herabfiel, und der Steuermann kaum einige Yards vor sich sehen konnte, so wurde das Ueberfahren dieser zahllosen Stromschnellen nur noch um so gefährlicher, bis wir an dem Katarakt von Aruaka-Ematuba das Corial ausladen und über das Land schaffen mußten.

Bald darauf kamen wir an dem Woka oder Powis-Gebirge vorüber, das sich auf dem rechten Ufer des Flusses bis zu 200′ erhebt, sich gegen NNW. und OSO. erstreckt, und von der Verbindung des Mazaruni mit dem Cuyuni aus gesehen werden kann. Mehrere kleine Inseln aus aufgehäuften Felsen theilen hier den Fluß in eine Menge Kanäle. Der Katarakt von Camaria lag vor uns, jede Portage wurde durch die Lokalverhältnisse unmöglich, und wir mußten den Uebergang mit unseren Corials wagen, wobei uns aber nur die Geistesgegenwart einiger meiner Begleiter vom sicheren Untergang rettete, da sich bereits das Corial vollkommen mit Wasser gefüllt hatte.

Am Abend erreichten wir erschöpft den Katarakt von Ematuba, oder „großer Fall", wo wir abermals, trotz aller Erschöpfung und Mattigkeit, unsere Boote ausladen und über das Land ziehen mußten. Die fortwährenden Regengüsse machten auch hier jede Beobachtung unmöglich, wie wir auch am Morgen des 27. Juli unter derselben ungünstigen Witterung unsere Reise fortsetzten. Nach einer Fahrt von einer und einer halben Stunde standen wir vor dem letzten der Katarakten, dem Akapu, den wir glücklich passirten, und vor uns lag die Vereinigung der drei Ströme, des Essequibo, Mazaruni und Cuyuni.

Wir wurden mit lautem Jubel und Frohlocken von dem übrigen Theil der Expedition willkommen geheißen, der uns auf der protestantischen Missions-Station Bartika-Grove erwartete. Am 27. Juli verließen wir unseren freundlichen Wirth, den Missionar Beman, in zwei Corials und trafen einige Tage später, nach einer Abwesenheit von 3½ Monat, glücklich wieder in Georgetown ein, während welcher Zeit wir über 700 Meilen zurückgelegt hatten. Ungeachtet der fortwährend höchst ungünstigen Witterung hatte ich doch 21 Positionen astronomisch bestimmen können und eine genaue Kenntniß von dem Laufe des Waini, Barima, Amacura, Barama und Cuyuni mit einer Menge ihrer Zuflüsse genommen, alles Flußgebiete, deren Lauf früher nur ein hypothetischer gewesen ist, weswegen es uns auch nicht wundern darf, wenn ihr wirklicher Lauf fast durchgehends vollkommen von den Karten abweicht.

Die ganze Indianische Bevölkerung dieser Gegenden mag sich höchstens auf 2500 Individuen belaufen, die theils zu dem Stamme der Warrau's, namentlich längs der Küste vom Pomeroon bis zum Amacura; der Arawaak's, die mit den vorigen untermischt, hauptsächlich aber an den Ufern des Waini, Barima und Amacura leben; der Waika's und Chayma's, Schwesterstämme der Wakawais, an dem oberen Laufe der genannten Flüsse, und den Gegenden zwischen dem Barama und Cuyuni, gehören. Viele von ihnen arbeiten in den Holz-Etablissements, wie auch in den Plantagen, und wenn das seit einigen Jahren angenommene System, nach welchem der Indianer so gut, wie jeder Weiße, als vernünftiges Wesen behandelt wird, und er für seine geleistete Arbeit den verdienten Lohn erhält, beibehalten wird, dann bin ich fest überzeugt, daß die Kolonie ihre thätigsten und kräftigsten Arbeiter in ihnen besitzt, wie dann auch gewiß in ihnen ein Häufchen jener zahlreichen Indianerbevölkerung erhalten werden wird, die einst über diesen Theil Amerika's verbreitet gewesen seyn muß.

S.

England.

Atmosphärische Eisenbahn, erfunden durch die Herren Clegg und Samudas.

Herr Edmund Teisserenc, vom Französischen Minister der öffentlichen Bauten neulich beauftragt mit einer Sendung zum Zwecke, den Stand der Eisenbahnen im Auslande zu untersuchen, veröffentlicht im Journal la Presse merkwürdige Auseinandersetzungen über die baldige Eröffnung einer atmosphärischen Eisenbahn in Irland. Wir wollen hier einige Stellen aus seinem Berichte mittheilen:

„Durch die Anstrengungen zweier Männer, welche der Sache der Eisenbahnen schon sehr bedeutende Dienste geleistet, nämlich der Herren Pim und Bergin, gelang es, die Eigenthümer der Eisenbahn von Dublin nach Kingstown zu dem Entschluß zu vermögen, einen Versuch mit der atmosphärischen Methode zwischen Kingstown und Dalkey anzustellen. Eine sehr merkwürdige Schrift des Herrn Pim hatte die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen und die Ernennung von zwei Kommissarien zur Untersuchung des Probe-Versuchs veranlaßt.

Auf die ihm zugegangenen günstigen Berichte beschloß das Parlament, ein Darlehn von 25,000 Pfund Sterl. dem neuen Unternehmer als Ermuthigung zu bewilligen.

Dieser erste Versuch nun mit atmosphärischer Triebkraft soll dem Publikum in den ersten Tagen des nächsten Monats veranschaulicht werden. Hier mögen darüber einige vorläufige Notizen folgen:

Erstens, was versteht man unter dem etwas unbestimmten Ausdruck: Atmosphärische Eisenbahn? Der wesentliche Charakter der Eisenbahnen ist die große Schnelligkeit und die große Ersparniß, herbeigeführt durch mechanische an der Stelle lebendiger Bewegkraft. Das Wort Eisenbahn setzt immer eine Dampf-Vorrichtung voraus, die die Wagen in Bewegung setzt, sey es unmittelbar, sey es vermöge eines Taues. Die Bewegkraft der neuen Bahn dagegen ist hergeleitet von dem Drucke, den die Atmosphäre auf alle Körper ausübt, daher der Name atmosphärische Eisenbahn.

Das Daseyn dieses Druckes ist für Niemand ein Geheimniß, obgleich er sich durch keine augenfällige Erscheinung kundgiebt, weil er beim gewöhnlichen Zustande der Körper gleichmäßig auf sie alle nach allen Richtungen wirkt, so daß sich diese Wirkungen unter einander aufheben. Die Stärke des Druckes erkennt man unter Anderem durch das Gewicht der Quecksilbersäule, die im Barometer dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält. Dieses Gewicht beträgt ein Kilogramm auf jeden Quadrat-Centimeter der Fläche, auf welche er wirkt.

Wenn man also zwischen den Schienen einer gewöhnlichen Eisenbahn einen hermetisch verschlossenen Cylinder anbringt, der einen Pumpenschwengel enthält, welcher beweglich ist, und wenn man durch irgend ein Mittel dem atmosphärischen Luftdrucke einen der beiden im Cylinder sich bildenden Räume entzieht, so wird die Fläche des Schwengels, die mit der Luft in Verbindung geblieben ist, durch eine an Kilogrammen der Zahl der umfaßten Quadrat-Centimeter gleichen Kraft gedrückt werden. Der Schwengel wird durch diese Kraft fortbewegt, so lange sie besteht, und seine Fortbewegung wird der Schnelligkeit gleich seyn, mit der man die Leere vor ihm bewirkt, und in dieser Bewegung wird er im Stande seyn, jede Last mit sortzubewegen, die in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung mit ihm ist und nicht so stark ist, als der Druck, dem er gehorcht.

Dies ist die Bewegungsbedingung. Aber hiervon zur Anwendung ist noch ein großer Abstand. Wie soll man den Schwengel mit der Last verbinden, die er bewegen soll? Wie es Wallance vorschlug, Guß-Cylinder zu gießen, die groß genug wären, um in sich die Wagen sammt der Eisenbahn zu fassen, ist schon an und für sich lächerlich.

Soll man ein Ventil anbringen, wie es Herr Medhurst vorschlägt, das allerdings die Wagen außerhalb der Pumpe hielte, aber eine ganz ebene Bahn nöthig machte, so wäre auch dies unausführbar.

Man hat also einen Begriff von den Schwierigkeiten, die die Beförderer dieses Systems zu überwinden hatten, um einen Verband zu erhalten, der dauerhaft und sicher den im Innern enthaltenen Schwengel der Rohre mit den sich außerhalb derselben befindenden Wagen verbindet, ohne den dabei entstehenden leeren Raum zu zerstören. Nehmen wir aber an, daß das Verfahren des oben angeführten Probe-Versuchs sich erfolgreich erweist, so ist ein Ungeheures gewonnen gegen die Unsicherheiten der Eisenbahnen. Es sind keine Brände, keine Achsenbrüche der Lokomotiven, kein Ausdenschieneugehen mehr möglich, indem die Wagen an dem Geleise auf eine sichere Weise befestigt sind. In demselben Maße, wie die Gefährlichkeiten der gewöhnlichen Eisenbahnen verschwinden, wird auch die Schnelligkeit gränzenlos vermehrt. Die Schnelligkeit des Zuges des Schwengels hinge nur von der Schnelligkeit ab, mit der man die Luft vor ihm fortschaffte; sie bliebe sich auch gleich bei Anhöhen, so daß man das jetzige Verfahren bei Bahn-Hindernissen gar nicht mehr nöthig hätte und die bisher gültigen Bauregeln ganz vereinfacht würden. So würden wir im Stande seyn, Eisenbahnen zur Seite unserer Chausseen zu errichten, ohne neue Umwälzungen des Bodens und der Besitzungen nöthig zu haben, und ohne die heutigen Fahrstraßen aufzugeben.

Alles dieses hängt von dem jetzt in Irland zu machenden Versuche ab."

Mannigfaltiges.

— Die Russischen Magnaten-Geschlechter. Den höchsten Rang unter dem hohen Adel Rußlands behaupten diejenigen Familien, die ihren Ursprung von den appanagirten Fürsten (udeluye knjasya) aus dem Hause Rurik's oder Gedimin's ableiten. Die Rurikiden theilen sich wieder in zwei Aeste: die Olgowitschen und Monomachiden, Abkömmlinge der Fürsten Swätoslaw († 1076) und Wsewolod († 1093), jüngeren Söhne des Großfürsten Jaroslaw I. und Enkel des heiligen Wladimir (980—1015), deren gegenseitiger Haß zu blutigen Kriegen führte, die erst mit dem Einfall der Tataren ein Ende nahmen. Die bekanntesten Verzweigungen der Olgowitschen sind: die Obolenskij-Dolgorukov, die Wolkonskij (von denen seit 1801 eine Nebenlinie den Namen der ausgestorbenen Repnin führt), die Gortschakov und die Odojewskij; zu den Monomachiden gehören: die Restowskij-Lobanov, die Borjatinskij, Schachowskoi, Saffekin, Prosorowskij u. a. Von allen diesen ist die Dolgorukijsche Familie wohl die ausgezeichnetste; seit Johann dem Schrecklichen (1533—1584) bis auf den heutigen Tag hat sie eine ununterbrochene Reihe namhafter Feldherren und Staatsmänner aufzuweisen. Ein Grigorij D. vertheidigte (1608—1610) das Troizkische Kloster mit Erfolg gegen die Polen und verhinderte sie dadurch, sich im östlichen Rußland festzusetzen; Jurij D. unterdrückte den gefährlichen Aufruhr Jdenko Rasin's; Jakov D., der Russische Cato genannt, wagte es, als einer der ersten Räthe Peter's des Großen, dem strengen Selbstherrscher die Wahrheit zu sagen. Unter der Regierung Peter's II. stieg die Macht der Dolgorukij aufs höchste; sie gingen sogar, wie man behauptet, mit dem Gedanken um, eine Prinzessin ihres Hauses, die Verlobte des jungen Kaisers, nach dem frühzeitigen Tode desselben (1730) auf den Thron zu erheben, wofür sie unter der Herrschaft Anna Iwanowna's und Biron's schwer büßen mußten. Die Kaiserin Elisabeth setzte sie wieder in ihre verlorenen Würden ein, und Katharina II. ertheilte dem Fürsten Wassilij D. für die Eroberung der Krym den ehrenvollen Beinamen des Krymischen. In neuerer Zeit haben sich die Fürsten Iwan Michailowitsch D. († 1823) und Peter Wladémirowisch D. als Schriftsteller ausgezeichnet. — Eben so angesehen als die Fürstengeschlechter aus dem Hause Rurik sind die Nachkommen Gedimin's, Großfürsten von Lithauen, von welchem auch die ausgestorbene Dynastie der Jagellonen abstammte. Zu diesen gehören die Galizyn, Trubetzkoi, Chawanskij, Kurakin, so wie die Polnischen Familien der Czartoryiski, Ljubomirski u. a. Die Galizyn rivalisiren an Berühmtheit mit den Dolgorukij, denen sie sogar in der alten Moskowitischen Adels-Hierarchie an Rang überlegen waren. Zweimal — 1606 und 1613 — waren sie nahe daran, den Zaren-Thron zu besteigen, mußten aber zuerst gegen Wassilij Schuiskoi und dann gegen Michael Romanov, den Ahnherrn des regierenden Kaisers, zurückstehen. Wassilij Galizyn beherrschte von 1682—1689 unter dem Namen der Zarewna Sophia das Reich, bis er von Peter dem Großen gestürzt und in die Verbannung geschickt wurde, und noch heutzutage bilden sie ein so zahlreiches Geschlecht, daß man, wie d'Arlincourt bemerkt, nirgends hinkommen kann, ohne auf einen Galizyn zu stoßen. — Neben diesen Fürstenhäusern findet man auch uralte Bojaren-Familien, die zwar unbetitelt sind, aber für eben so vornehm geachtet werden, wie jene; als die bekanntesten nennen wir nur die Scheremetjew, Saltykov, Buturlin, Puschkin, Woronzov, Kutusov u. a. Endlich zeichnen sich die Apraxin, Lopuchin und Naryschkin durch ihre Verwandtschaft mit der regierenden Dynastie, und die Stroganov und Demidov durch die ungeheuren Reichthümer aus, die sie theils dem Handel, theils ihren Uralischen Bergwerken zu verdanken haben.

— Zur Charakteristik orientalischer Kriegführung. Acht Tage, nachdem die Französische Armee die Belagerung von Saint-Jean d'Acre begonnen, erschien vor Bonaparte ein Sergeant, welcher ihm mittheilte, daß der Posten, zu dem er gehöre und welcher der am weitesten vorgerückte sey, schon zwanzig seiner besten Leute durch folgende List verloren habe. Es zeige sich täglich in der Nähe einer verlornen Schildwache dieses Postens ein Aegyptischer Reiter, ein Mameluck, der sich durch ein eigenthümliches Manöver den Kopf der Schildwache anzueignen wisse. Er errege nämlich ihre Aufmerksamkeit durch die Sprünge und Kapriolen, die er mit seinem Pferde mache, und durch die Pistolenschüsse, die er aufs Gerathewohl abfeuere, halte sich aber dabei immer sorgfältig außerhalb Flintenschußweite. Dies treibe er so lange, bis die gereizte Schildwache auch ihrerseits ihren Schuß thut, der ihn aber natürlich nicht trifft; nun sprenge er auf seinen Feind heran, ehe dieser Zeit habe, zu fliehen oder aufs neue zu laden, und er feure sein Pistol so nahe auf ihn ab, daß er ihn treffen muß; nachdem er ihm sodann den Kopf abgeschnitten und an seinen Sattelknopf befestigt, jage er mit seiner Beute davon. Bonaparte dachte einige Augenblicke nach und schrieb dann einen Zettel an den Lieutenant Monot *), den Chef des Postens, worin er demjenigen, der diesen Gurgelabschneider aus dem Wege schaffe, um einen Grad zu befördern versprach. — Noch an demselben Abend traf die Reihe einen noch sehr unerfahrenen Soldaten aus der Champagne, jenen Posten zu besetzen; seine Kameraden, die seine geringe Entschlossenheit kannten, empfahlen ihm, sein Testament zu machen und sich ein Geldstück in den Mund zu legen, damit ihn Charon über den Styx setze; doch bemerkten sie, daß, wenn der Mameluck seinen Kopf mitnähme, Charon sich weigern würde, ihn überzufahren. Dem guten Champagneser war das Weinen näher als das Lachen, indeß machte er sich reisefertig, als der Lieutenant zu ihm trat und ihn von seiner Angst befreite. „Weine nicht, Einfaltspinsel", sagte er, „ich werde an deine Stelle gehen. Zu diesem Zwecke gieb mir deine Uniform und nimm dafür die meinige." Alle waren über dieses sonderbare Anerbieten erstaunt und suchten den Lieutenant zurückzuhalten; aber er beharrte dabei und ließ sich noch von den Soldaten das Versprechen geben, daß sie das, was er thue, Niemanden, wer es auch sey, verrathen würden. Darauf nahm er zwei Gewehre, in jede Hand eins, und ging auf seinen Posten, wo er die eine Flinte auf den Boden legte, die andere im Arme haltend auf und abging. Eine halbe Stunde war so vergangen, als sich der Mameluck in der Ferne blicken ließ und seine gewöhnlichen Manöver begann. Aber unser Lieutenant war besser vorbereitet, als die früheren Schildwachen: auch er schoß auf ihn, ohne ihn zu treffen, aber während nun der Mameluck heransprengte und im Begriff war, ein zweites Pistol abzuschießen, hatte der Lieutenant hurtig sein anderes Gewehr vom Boden aufgenommen und streckte damit seinen Gegner todt in den Sand. Bald darauf kam der Sergeant mit einigen Leuten herbei. Der Lieutenant ward nun abgelöst und mit Jubel ins Lager zurückgeführt, nachdem man dem Mamelucken die reiche Rüstung abgenommen. Seinem Vorsatz, das strengste Geheimniß über seine That zu beobachten, blieb der brave Lieutenant treu, theils aus einem Gefühl großmüthiger Selbstverleugnung, theils aus übertriebener Achtung vor der militairischen Disziplin, die dem Chef eines Postens nicht erlaubt, auf Schildwache zu ziehen. Bonaparte ward von dem Tode des Mamelucken unterrichtet; aber der Lieutenant, statt selbst auf die versprochene Gradbeförderung Anspruch zu machen, ließ dafür den Champagneser mit dem er die Rolle gewechselt hatte, zum Korporal ernennen.

*) Dieser Offizier lebt noch in Saint-Amand im Departement du Cher.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 30. August 1843.

England.

Die Britische Seemacht seit funfzig Jahren.

(Nach der British and Foreign Review.)

Weder im Alterthum noch in den neueren Zeiten giebt es einen Staat, dessen Seemacht mit der des heutigen Englands einen Vergleich aushielte, und doch sind Ursprung und Fortgang der letzteren noch in dichtes Dunkel gehüllt. Die Nothwendigkeit, Kriegsschiffe zu haben, mußte den ersten Bewohnern Großbritaniens, als sie anfingen, aus der Barbarei zu treten, einleuchtend seyn; aber damals wurden die Schiffe, sobald die Ereignisse, welche ihre Ausrüstung erheischt hatten, vorüber waren, wieder abgetakelt und die Mannschaften entlassen. Richard III. hatte, wie man sagt, einige eigene Fahrzeuge; ist diese Angabe richtig, so muß man hier den dunkeln Ursprung der Königlichen Marine Englands suchen, wie Heinrich VIII. die Ehre gebührt, der Erste gewesen zu seyn, der die Marine zu einem Werkzeuge der politischen Macht Englands erhob. Dieser Fürst organisirte zuerst auf seine Kosten eine Admiralität und eine Marine-Verwaltung; er regelte zuerst den Sold der Capitaine, der Offiziere und Matrosen, und unter seiner Regierung begann der Seedienst volksthümlich zu werden. Indessen sind die Geschichte der Disziplin und innern Verwaltung des See-Heers, die Verordnungen hinsichtlich der Lebensmittel, die Kleidung, die Stellung der Offiziere und der Mannschaft eben so viele dunkle oder unbekannte Gegenstände. Wir wissen nicht, ob die Capitaine dem Prinzipe nach nur die nothwendige Machtvollkommenheit hatten und erst mit der Zeit jene unumschränkte Gewalt erhielten, die sie öfter und zwar in solchem Grade mißbrauchten, daß das trockene und nasse Kielholen, die Bopleine, die Peitsche, der Stock und hundert andere Arten von Strafen in ihren Händen die grausamsten Marterwerkzeuge wurden. So viel ist mit Sicherheit ermittelt, daß die Lebensmittel oft von schlechtester Beschaffenheit waren und häufige Meutereien veranlaßten; daß die Offiziere von dem Seewesen sehr wenig verstanden, und daß man bis auf den letzten Krieg Englands nur sehr Wenige gefunden hätte, die im Stande gewesen wären, die Richtung eines Schiffes auf andere Weise als durch routinemäßige Beobachtung der Sonne in ihrer Mittagshöhe zu bestimmen. Die Wissenschaft der Hydrographie war nur im Besitze Einzelner; noch im Jahre 1802 konnte Capt. Ryves, Befehlshaber des „Agincourt" von 74 Kanonen, in seinem ganzen Stabe keinen Offizier finden, welcher fähig gewesen wäre, ihm bei Aufnahme der Magdalenen-Inseln an der Sardinischen Küste behülflich zu seyn.

Von der nautischen Architektur war damals kaum die Rede, und konnte es auch anders seyn, da diese Wissenschaft selbst heutzutage so wenig vorgerückt ist, daß man Schiffe, die von Männern ohne alle theoretische Kenntniß gezimmert sind, solchen, die sehr gelehrte Ingenieurs mit großer Sorgfalt erbaut haben, in keiner Hinsicht nachstehen sieht? Eben so ist die Artillerie fast bis heute sehr vernachlässigt worden, und zwar besonders wegen der übelberechneten Sparsamkeit der Admiralität, die zur Unterweisung der Mannschaften kein Pulver vergeuden wollte. Die unglücklichen Ergebnisse des letzten Krieges mit den Vereinigten Staaten haben die Admiralität, vielleicht zu spät für die Ehre der Britischen Flagge, gezwungen, endlich an die Gründung einer nautischen Artillerie-Schule zu denken. Der Nutzen dieser Schöpfung zeigte sich bei Algiers Bombardement durch den Lord Exmouth, in der Schlacht bei Navarin und 1840 bei der Einnahme von Akko. Jetzt ist das Schießen mit Kanonen dermaßen vervollkommnet, daß ein Kampf von wenigen Minuten hinreichen würde, um eine Flotte zu zerstören; es steht aber darum nicht weniger fest, daß bis zu Anfang des 19ten Jahrhunderts die Artillerie, wie alles Uebrige, der Routine überlassen war.

Es giebt also nach Obigem, bei allem sonstigen Ueberfluß an Material, in der Geschichte der Britischen Marine ansehnliche Lücken, deren Ausfüllung schier unmöglich. Auch beginnt Herr James seine vorzügliche „Nautische Geschichte Großbritaniens" erst mit der Epoche der Französischen Revolution. Er scheint die Unmöglichkeit, das Chaos früherer Epochen zu entwirren, eingesehen zu haben. Die Einleitung, worin von Bauart und Bewaffnung der Kriegsschiffe seit 1488 gehandelt wird, ist eben so unvollständig als wenig befriedigend. Die Zerstörung der Spanischen Armada durch Franz Drake, in ihren Folgen eine der größten Seethaten, die jemals ausgeführt wurden, Englands Kämpfe mit den Flotten Tromp's und de Ruyter's, die Unternehmungen eines Blake, Shovel, Russell, Benbow u. s. w. sind in Herrn James' Werke gar nicht erwähnt

Die nautische Ueberlegenheit der Engländer über alle Nationen und in allen Fällen, wenn die Kräfte der kämpfenden Theile in jeder Beziehung ungefähr gleich sind, ist eine allgemein zugestandene Thatsache. Der Britische Nationalstolz hat sogar, noch weiter gehend, erklärt, die Leoparden-Flagge werde immer siegen, selbst dann, wenn sie wider einen sehr überlegenen Feind kämpfe; allein unsere See-Offiziere haben diesen anmaßlichen Glauben nie getheilt. Ohne Zweifel giebt es Beispiele von Siegen, die unter außerordentlichen Umständen erfochten worden; aber nicht England allein hat Siege dieser Art aufzuweisen.

Eine beständige, ausnahmslose Ueberlegenheit im Kriege giebt es überhaupt nicht, höchstens eine gewohnte, und diese kann allerdings nicht bloße, oft wiederkehrende Laune des Zufalls seyn. Den Samen des glücklichen Erfolges haben Menschenhände ausgestreut; die Elemente des Gelingens hat der freie Geist ins Leben gerufen. Diese Elemente sind für die Marine:

1) Gesetz- und regelmäßige Organisation eines See-Heers in allen ihren Verzweigungen.
2) Systematisches Zusammenwirken aller Glieder des Ganzen, dem Impulse folgend, welchen die Befehlshaber geben.
3) Einsichtsvolle Aneignung aller Vervollkommnungen, die mit der Zeit in jedem Detail oder im Ganzen realisirt werden.
4) Beständige, über jeden Theil des Ganzen ausgeübte Kontrole.
5) Genaue und unparteiische Rechenschaft, die jeder Befehlshaber von seinem Wirken in dem Kreise, der ihm angewiesen, ablegen muß.
6) Väterliche Beschützung der Matrosen gegen tyrannische Willkür ihrer Vorgesetzten; strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller Verbindlichkeiten, die wegen Besoldung, Länge der Dienstzeit, Antheil an den Prisen u. s. w. mit der Mannschaft eingegangen sind.
7) Das Recht der Klage und der Petition, welches den Untergebenen volles Vertrauen zu ihren Befehlshabern giebt.

Diese Elemente sind nothwendig, um der physischen Gewalt, ohne welche sie selber nichts seyn würden, Leben einzuhauchen. Die praktischen Ergebnisse einer auf solchen Grundlagen errichteten Organisation erzeugen Talent und Erfahrung, Zucht, Pflichtgefühl und Wetteifer.

Was den materiellen Theil einer Seemacht betrifft, so ist ihre Trefflichkeit hauptsächlich von folgender Bedingung abhängig.

Die Bauart der Schiffe muß Alles vereinigen, was dem Seemann die Ausübung seines gefährlichen Gewerbes erleichtert. Daher müssen die Schiffe nach Formen gezimmert seyn, welche, dem feindlichen Element so wenig Oberfläche als möglich blosstellend, doch mit Dauerhaftigkeit, Sicherheit und mit dem Wohlseyn der Mannschaften am verträglichsten sind; welche dem Manöver der Kanonen Raum gestatten, hohe Batterieen haben und dem Andrange der Wogen oder einer einschlagenden Kugel tüchtig widerstehen. Das Geschütz muß von möglichst starkem Kaliber, das Schiesspulver von bester Qualität und die Mannschaft zahlreich genug seyn, um die Geschütze zu bedienen und die Segel zu handhaben.

Diese Prinzipien sind sehr einfach, und hat man gleichwohl danach gehandelt? Die Frage kann nur verneinend beantwortet werden. Die gesetzliche Verfassung des Marine-Departements war und ist noch jetzt notorisch mangelhaft. Unsere Ersten Lords der Admiralität, von Lord Saint-Vincent an gerechnet, waren immer dem Seedienst völlig fremde Leute. Ein Theil des Büreaus, welches die Marine-Angelegenheiten verwaltet, besteht aus Herren, die vom Dienste gar nichts verstehen. Eine solche Organisation konnte nicht die energische Ausführung zur Folge haben, welche nothwendig ist, wenn jeder einzelne Theil mit dem Ganzen harmonisch zusammenwirken soll.

Außerdem haben die beständigen Veränderungen im Personal des Büreaus nicht weniger als die Fehler im Prinzipe seiner Organisation dazu beigetragen, daß seine Autorität über die Befehlshaber der bewaffneten Fahrzeuge sehr unsicher geworden ist. Diese haben ihren Vortheil daraus gezogen, und so hat man nur allzu oft Männer, die sich von ihren Pflichten als Befehlshaber gar keinen Begriff machten, eine fast unumschränkte Gewalt über ihre Mannschaft ausüben und Exzessen sich hingeben sehen, die von der größeren Zahl ihrer Kollegen vergebens beseufzt wurden.

Vom Anfang unseres Jahrhunderts datiren die Verbesserungen, die sich langsam verwirklicht haben und erst seit dem letzten Kriege mit den Vereinigten Staaten systematisch fortgesetzt worden sind. Von den Amerikanern haben wir größere und mit Geschütz von stärkerem Kaliber besetzte Fregatten bauen lernen; und nach dem Vorgange Amerika's hat Großbritanien eine neue Art

Fahrzeuge, Linienschiffe mit zwei Batterieen, zusammen von 90 Kanonen, in seiner Marine eingeführt. Die immer wachsende Stärke der Kaliber verlangt eine größere Solidität, besonders am Vorder- und Hintertheil, welche die zum Angriff der Dampfböte vorherbestimmten Punkte sind. Heutzutage sollte man nur noch Fahrzeuge bauen, deren Kiel in isolirte, für das Wasser undurchdringliche Verschläge abgetheilt ist, damit das Sinken verhütet werde, falls eine der ungeheuren Sprengkugeln, die man jetzt wirft, in den unter Wasser gehenden Raum einschlüge, oder um die Gefahr zu vermindern, wenn das Schiff an verborgenen Klippen scheitert. Bei Schiffen von sehr ansehnlicher Breite wäre es eben so wichtig, sie ihrer Rüsten (Balken zum Mastseile) zu entledigen oder die letzteren wenigstens so zu modifiziren, daß man der Kanonen auf den Kastellen mit Nutzen sich bedienen könne.

Ohne die Tapferkeit unserer Matrosen nur irgend geringer, als sie es verdient, anschlagen zu wollen, müssen wir doch, auf ganz unbestreitbare Thatsachen gestützt, anerkennen, daß ihre Feinde in dieser Beziehung ihrer stets würdig gewesen sind, ja, daß die Britische Flagge, wenn sie es mit wahrhaft überlegenen Streitkräften zu thun hatte, nur höchst selten den Sieg errungen hat. Und wenngleich Erfolge dieser Art auf Seite der Briten zahlreicher sind, als auf der Seite ihrer Feinde: so haben doch auch die Annalen anderer Völker eine bedeutende Zahl unter ähnlichen Umständen davon getragener Siege aufzuweisen. Ueberhaupt darf man annehmen, daß der physische Muth der Bewohner Europa's und Nord-Amerika's dem der Engländer ungefähr gleichkommt, und daß, wo die Seeleute anderer Länder vielleicht weniger offensiven Muth gezeigt haben, ihr passiver Widerstand eben so energisch gewesen ist, wie der unserer eigenen Mannschaften, welcher Umstand in einem Treffen die Glücksfälle auf eine Berechnung der Differenz zwischen der materiellen Macht der Kämpfenden zurückführt, wobei jedoch die aus einem Mangel an Disziplin sich ergebende Schwäche und diejenige Stärke, welche das Blendwerk des Sieges verleiht, in Anschlag kommen müssen. Diese Meinung erhält besonders dann Bestätigung, wenn man diejenigen Fälle als Beispiel wählt, in welchen Englische Fahrzeuge mit Mannschaften zu kämpfen hatten, die durch lange Kreuzerfahrten in entfernten Meeren schon diszipliniert und unterrichtet waren. In der glänzendsten Epoche der Britischen Ueberlegenheit zur See hat man selten erlebt, daß eine Englische Fregatte eine Französische, die Kanonen von stärkerem Kaliber als die ihrigen trug, zur Prise machte, und dieselbe Bemerkung läßt sich mit einigen Ausnahmen auf Kämpfe von Schiffen jeder Art anwenden, was uns zu dem Schlusse berechtigt, daß die Tapferkeit unserer Feinde ceteris paribus nicht viel geringer hat seyn können, als die unsrige.

Wenn wir alle die Seekämpfe in Berechnung ziehen, von welchen Herr James Kunde giebt, mag es sich nun von isolirten Fahrzeugen oder ganzen Geschwadern handeln: so finden wir überhaupt 129 Treffen zwischen Fahrzeugen von gleicher oder beinahe gleicher Stärke. Die mathematischen Ergebnisse derselben führen uns zu folgenden allgemeinen Schlüssen:

Waren die kämpfenden Theile einander an Stärke gleich, so wurde das feindliche Schiff in vier Seetreffen von fünfen gekapert; war das feindliche Schiff seinem Britischen Gegner nur um einen Grad überlegen, so blieb das Treffen in neun Fällen von zehnen unentschieden: betrug aber die Ueberlegenheit in Kaliber und Mannschaft auf Seiten des Feindes mehr als einen Grad, so mußten unsere Schiffe, einige glänzende Ausnahmen abgerechnet, die Flagge einziehen, oder sie entkamen doch nur mit Noth. War dagegen die Ueberlegenheit auf unserer Seite, so ist der Widerstand des Feindes dem unsrigen gleich gewesen, wie aus der Zahl der Getödteten oder Verwundeten und dem Zustande der genommenen Schiffe hervorgeht. Endlich ist das Resultat der Seetreffen, die wir gegen die Franzosen bestanden, fast immer von den physischen Kräften der kämpfenden Theile in Mannschaft, Kaliber, Zahl und Dimension der Schiffe abhängig gewesen.

Das erste Treffen, dem wir einige Aufmerksamkeit schenken wollen, sey das der „Tourterelle", einer Korvette von 28 Kanonen, die Capitain Montalan befehligte, gegen die Fregatte „Lively" von 32 Kanonen unter Capt. George Burlton. Dies ist einer der Fälle, wo die Franzosen die meiste Entschlossenheit zeigten, indem sie einen Feind angriffen, dessen Stärke ihnen fast gar keine Hoffnung auf Erfolg ließ. Mit einem Roste zum Werfen glühender Kugeln versehen, ging die „Tourterelle" gerade auf das Englische Schiff los, das sie in Brand zu stecken oder auffliegen zu lassen gedachte. Allein die Anwendung eines so schwer zu handhabenden Apparates in einem Seetreffen ist mit vieler Gefahr verknüpft und das Unternehmen mißlang. Capitain Montalan vertheidigte seine Flagge sehr tapfer; 16 Mann, theils Offiziere, theils Gemeine, wurden an Bord getödtet und 25 verwundet. Als das Schiff sich ergab, war es ganz rhedelos.

Das folgende Faktum gehört zu den außerordentlichsten Beispielen eines Sieges über einen weit stärkeren Feind. Der von Lieutenant William Walker befehligte Kutter „Rose" griff mit acht Vierpfündern, 13 Mann und einem Schiffjungen, drei Französische Korsaren an, die 146 Mann, mehrere lange Kanonen und dazu noch Musketonner und Steinstücke führten. Das eine Korsarenschiff wurde genommen, nachdem es 13 Mann verloren hatte; das andere ging mit seiner ganzen Besatzung von 36 Mann unter, und das dritte rettete sich mit großer Mühe!

Das berühmte Treffen, welches der „Généreux" mit 74 Kanonen und 936 (?) Mann dem „Leander" mit 50 Kanonen und 282 Mann lieferte, ist eine der Thatsachen, welche beweisen, daß, wenn große Ueberlegenheit auf feindlicher Seite war, unsere Schiffe in der Regel zu Prisen gemacht wurden oder mit genauer Noth entkamen. Der „Leander" war mit Nelson's Bericht über die Schlacht bei Abukir auf der Rückkehr nach England, als er dem „Généreux" begegnete. In dem fast sechsstündigen Kampfe, der sich zwischen beiden entspann, wurden auf dem „Leander" 35 Mann getödtet und 57 verwundet; er ergab sich ganz rhedelos seinem Gegner, der übrigens 100 Todte und 188 Verwundete zählte.

Jetzt einige Beispiele zum Belege unserer vierten Behauptung, daß nämlich der Widerstand des Feindes in den Gefechten, die wir ihm mit sehr überlegenen Kräften von unserer Seite geliefert, in den meisten Fällen so lebhaft und energisch gewesen ist, als man ihn nur erdenken konnte.

So ergab sich die „Sibylle" mit 40 Kanonen dem „Romney", welcher 50 führte, nicht eher, bis sie 46 Mann Todte und 112 Verwundete eingebüßt hatte. Der „Hoche" zog seine Flagge vor dem „Robust" und dem Geschwader, das ihm folgte, dann erst ein, als er durchaus nicht mehr im Stande war, See zu halten: sein ganzes Takelwerk war zerstört; sein unterster Raum von Kugeln zerlöchert: der größte Theil seiner Mannschaft getödtet oder verwundet; im Kiele stand das Wasser fünf Fuß hoch; 25 Stück Geschütz waren abgeprotzt. — Der „Decius" von 26 Kanonen mit sechs- bis achtpfündigen Kugeln verlor 80 Mann an Todten und 40 an Verwundeten, ehe er dem „Lawping", der 28 Neunpfünder führte, zur Beute ward; die „Africaine" ergab sich der „Phöbe" nicht eher, bis sie von ihren 715 (?) Mann 200 an Todten und 143 an Verwundeten verloren hatte.

Auch die Behauptung wollen wir durch Thatsachen belegen, daß der Feind, wenn er Gelegenheit gehabt hatte, seine Mannschaften auf langen Kreuzerfahrten, besonders in den Meeren Indiens, zu üben und zu disziplinieren, uns immer viel nachdrücklicheren Widerstand geleistet hat, als wenn die Wachsamkeit unserer Kreuzer ihn nöthigte, schon beim ersten Austritt aus den Rheden zu kämpfen. Wir erinnern nur an das Treffen von Grand-Port, welches vier unserer Fregatten der Abtheilung des Admirals Duperré lieferten. — Eben so hatten der „Centurio" von 50 Kanonen und der „Diomedes", von 44, zwei Linienschiffe, gegen die Fregatten „Cybèle", von 40, „Prudente", von 36; die Korvette „Jean-Bart", von 20, und die Brigg „le Courier", von 14 Kanonen einen Kampf zu bestehen, in welchem sie nicht obsiegten. Beide Schiffe zogen ab, der „Centurio" hart mitgenommen und außer Stande, den Kampf fortzusetzen; der „Diomed" aber ohne irgend eine Beschädigung.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Geschichte einer Opernsängerin, von George Sand.

(Schluß.)

„Als ich mit Albert ins Schloß zurückkehrte, fand ich daselbst, rathen Sie wen, hohe Frau!" — „Anzoleto!" — „Er hatte sich für meinen Bruder ausgegeben und wartete auf mich. Er hatte auf seiner Weiterreise erfahren, daß ich hier wohnte und Albert zu heirathen im Begriff stände; denn so erzählte man in der Gegend, ehe etwas darüber fest bestimmt war. War es aus Eifersucht, einem Rest von Liebe oder aus Schadenfreude, er war wieder umgekehrt, mit dem Vorsatz, diese Heirat zu hindern und mich dem Grafen zu rauben. Er bot Alles auf, um dies zu bewirken, Bitten, Thränen, Drohungen. Ich war dem Anschein nach unerschütterlich, aber im Herzen war ich verwirrt und fühlte mich nicht mehr Herrin meiner selbst. Unter dem Schutz der Lüge, vermittelst welcher er sich eingedrängt und der ich nicht zu widersprechen wagte, obgleich ich zu Albert nie von einem solchen Bruder gesprochen hatte, blieb er den ganzen Tag im Schloß. Des Abends ließ uns der alte Graf Venetianische Lieder singen. Diese Gesänge meines Vaterlandes erweckten in mir alle Erinnerungen meiner Kindheit, meiner reinen Liebe, meines verschwundenen Glücks. Ich fühlte, daß ich noch liebte .... aber nicht den, den ich lieben sollte und wollte. Anzoleto beschwor mich leise, ihn des Nachts in mein Zimmer aufzunehmen, und drohte mir, wider meinen Willen auf seine und meine Gefahr einzudringen. Ich war immer seine Schwester gewesen, daher gab er auch die besten Absichten vor. Er wollte gern, wie ich verlangte, mit Anbruch des Tages abreisen, aber nur noch Abschied von mir nehmen. Ich fürchtete, er würde Lärm im Schlosse machen, es könnte zu einer schrecklichen Scene mit Albert kommen und ich durch diesen Skandal beschimpft werden. Ich faßte einen verzweifelten Entschluß und führte ihn aus. Ich machte um Mitternacht ein kleines Paket aus den nothwendigsten Kleidern, schrieb an Albert ein Billet, dann ging ich aus meinem Zimmer, sprang auf das Miethpferd, welches Anzoleto hergebracht, indem ich seinen Führer bezahlte, um meine Flucht zu unterstützen, und erreichte die nächste Stadt. Ich war das erstemal in meinem Leben zu Pferde gestiegen und machte drei Meilen im Galopp. Dann entließ ich den Führer, indem ich vorgab, ich erwartete seinen Herrn auf der Straße nach Prag, wodurch derselbe von meiner richtigen Spur abgelenkt wurde. Ich nahm den Weg nach Wien und sah mich mit Anbruch des Tages allein, zu Fuß, ohne Hülfsquellen, in einem unbekannten Lande. In Wien nämlich war mein Lehrer Porpora eben angekommen, von unserem Gesandten dorthin berufen, der ihm dazu behülflich seyn wollte, sein erschöpftes Vermögen und seinen alten Ruhm, der von den Erfolgen glücklicherer Neuerer verdunkelt worden, wiederherzustellen. Ich machte unterweges die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Knaben, der eine große Zukunft erwarten ließ; er hatte im Böhmerwalde von mir sprechen hören und wollte mich aufsuchen, um mich um eine Empfehlung bei Porpora zu bitten. Wir gingen zusammen nach Wien; zu Fuß, oft sehr ermüdet, immer fröhlich, immer die besten Freunde. Ich schloß mich ihm um so mehr an, als er nicht daran dachte, mir den Hof zu machen. Ich ging als Knabe gekleidet und spielte meine Rolle so gut, daß ich zu den artigsten Mißverständnissen Anlaß gab; doch eines wäre

uns bald sehr nachtheilig geworden. Als wir an der Bayerischen Gränze die Moldau hinabgingen, wurden wir von Werbe-Offizieren im Dienst des Königs, Ihres Bruders, aufgefangen und, Haydn und ich, mit der lachenden Aussicht geschmeichelt, Pfeifer und Tambour in den glorreichen Armeen Seiner Majestät zu werden." — „Du Tambour!" rief die Prinzessin unter schallendem Gelächter. „Wenn die Kleist dich so gesehen hätte, ich wette, du würdest ihr den Kopf verdreht haben. Mein Bruder hätte dich zu seinem Pagen genommen, und Gott weiß, welche Verheerungen du in den Herzen unserer schönen Damen angerichtet hättest. Aber was sprichst du von Haydn? Diesen Namen kenne ich; ich habe neulich Musik von diesem Haydn bekommen, ich erinnere mich seiner, und es ist gute Musik. Das ist doch nicht der Knabe, von dem du sprichst?" — „Verzeihen Sie, es ist ein Knabe von zwanzig Jahren, welcher aussieht, als wenn er erst funfzehn alt wäre. Das war mein Reisegefährte. Am Saume eines kleinen Gehölzes, wo unsere Räuber Halt machten, um zu frühstücken, ergriffen wir die Flucht: man verfolgte uns, wir liefen wie die Hasen, bis wir eine Reisekutsche erreichten, in welcher sich der edle Friedrich von Trenck und ein ehemaliger Eroberer, der Graf Hodiß von Roswald, befanden."

Consuelo erzählte nun, wie Trenck zu ihrer Vertheidigung herbeigeflogen sey, wie er beinahe von einer Kugel getroffen worden wäre, wie er endlich die Räuber zerstreut und einen unglücklichen Deserteur, den sie an Händen und Füßen gebunden mit sich führten, befreit habe. Doch als der Graf Hodiß in Passau ihr Geschlecht errieth und sich für den Schutz, den er ihr bewilligt, etwas zu viel herausnehmen wollte, entfloh sie aufs neue mit Haydn, um ihre bescheidene und abenteuerliche Reise auf einem Kahn, der die Donau hinabfuhr, wieder fortzusetzen. So war sie, indem sie die Rohrpfeife spielte, während Haydn mit seiner Violine die Bauern tanzen ließ, eines Abends zu einer hübschen Priorei gekommen, immer verkleidet und sich für einen Signor Bertoni ausgebend, der ein ambulanter Musikus und Zingaro sey. „Der Wirth dieser Priorei", fuhr sie fort, „war ein leidenschaftlicher Melomane, überdies ein Mann von trefflichem Herzen. Er gewann uns sehr lieb, namentlich mich, und versprach mir sogar ein hübsches Benefiz, wenn ich nur die niederen Weihen nehmen wollte. Ich fing an, des männlichen Geschlechts müde zu werden. Ich fühlte nicht mehr Neigung zur Tonsur als zur Trommel, aber ein seltsamer Vorfall ließ mich meinen Aufenthalt bei diesem liebenswürdigen Wirth ein wenig verlängern. Eine Dame, welche mit der Post reiste, wurde an der Thür der Priorei von Geburtswehen ergriffen und kam daselbst mit einem Mädchen nieder, welches sie den andern Morgen zurückließ und welches ich den guten Kanonikus überredete an meiner Stelle zu adoptiren. Sie wurde Angela genannt nach ihrem Vater Anzoleto, und Madame Corilla, ihre Mutter, ging nach Wien, um sich dort um ein Engagement am Hoftheater zu bewerben. Sie erhielt es, und ich ward zurückgewiesen. Der Fürst Kauniß stellte sie der Kaiserin als eine achtbare Witwe vor, und ich wurde verworfen, weil man mich eines vertrauteren Umgangs mit Joseph Haydn beschuldigte, welcher bei Porpora Unterricht nahm und mit uns in demselben Hause wohnte."

Als dann Consuelo erzählte, wie sie Wien verlassen und wie sie dann im wunderbaren Schloß Roswald den König von Preußen unter dem Namen eines Baron von Kreuß getroffen, waren die Damen sehr begierig, den wichtigen Dienst zu erfahren, den sie dem Monarchen geleistet, ohne ihn zu kennen. „Was ich gethan, ist sehr einfach", sagte Frau von Rudolstadt. „Ich habe den Einfluß, den ich auf einen unglücklichen Fanatiker hatte, benutzt, um ihn von der Ermordung des Königs abzuhalten. Karl, jener arme Böhmische Riese, den der Baron von Trenck mit mir zusammen aus den Händen der Werbe-Offiziere befreit hatte, war in die Dienste des Grafen Hodiß getreten. Er hatte den König erkannt und wollte an ihm den Tod seiner Frau und seines Kindes, welche das Elend und der Kummer in Folge seiner zweiten Entführung getödtet hatte, rächen. Zum Glück hatte dieser Mensch nicht vergessen, daß auch ich zu seiner Rettung beigetragen und die Noth seiner Frau erleichtert hatte. Er ließ sich umstimmen und die Flinte aus der Hand nehmen. Der König, der in einem benachbarten Pavillon versteckt war, hörte Alles, wie er mir nachher gesagt, und da er fürchtete, die Mordlust könnte seinem Feinde wiederkehren, so nahm er bei seiner Abreise einen anderen Weg, als den, auf welchem Karl ihn hatte erwarten wollen. Der König reiste allein zu Pferde mit Herrn von Ruddenbrock, es ist also sehr wahrscheinlich, daß ein geschickter Schütze, wie Karl, sein Ziel nicht verfehlt hätte." — „Gott weiß", sagte die Prinzessin mit träumerischer Miene, „welche Veränderungen dieses Unglück in der Europäischen Politik und in dem Schicksal der Individuen bewirkt hätte. Jetzt, liebe Rudolstadt, glaube ich den Rest deiner Geschichte bis zum Tode des Grafen Albert zu kennen. In Prag hast du seinen Oheim, den Baron, getroffen, der dich nach Riesenburg mitgenommen, um ihn daselbst sterben zu sehen, nachdem du ihm im letzten Augenblick angetraut worden. Du hattest dich also nicht entschließen können, ihn zu lieben?" — „Ach, Prinzessin, ich habe ihn nur zu spät geliebt, und ich bin für mein Zögern und meine Liebe zum Theater bitter bestraft worden. Gezwungen durch meinen Lehrer Porpora, in Wien zu debütiren, und von ihm getäuscht über Albert's Gesinnung, dessen letzte Briefe er unterdrückt hatte und den ich von seiner unseligen Liebe geheilt glaubte, hatte ich mich endlich bewegen lassen, bis zu meinem Engagement in Berlin, in Wien aufzutreten. Aber Albert war heimlich nach Wien gekommen, hatte mich spielen sehen, hatte gehört, wie ich dem Joseph Haydn in der Coulisse erklärte, daß ich meiner Kunst nicht ohne tiefen Schmerz würde entsagen können. Gleichwohl liebte ich Albert! ich schwöre vor Gott, daß ich erkannt hatte, daß es mir noch weniger möglich sey, ihm als meinem Beruf zu entsagen, und daß ich ihm geschrieben hatte, um ihm dies zu sagen; aber Porpora, der diese Liebe als eine Thorheit behandelte, hatte meinen Brief verbrannt. Ich fand Albert wieder von einer Schwindsucht verzehrt, ich gab ihm meine Hand, aber ich konnte ihm nicht das Leben wiedergeben. Ich sah ihn auf seinem Paradebett, gekleidet wie einen Herrn aus der alten Zeit, schön in den Armen des Todes und mit einer Miene, so friedlich wie die des Engels der Verzeihung, aber ich konnte ihn nicht zu seiner letzten Wohnung begleiten. Ich ließ ihn auf dem Trauergerüst zurück unter der Obhut Zdenko's, jenes armen blödsinnigen Propheten, der mir lächelnd und sich freuend über den ruhigen Schlaf seines Freundes die Hand reichte. Er hat ihn wenigstens, frommer und treuer als ich, in die Gruft seiner Väter niedergelegt, ohne zu ahnen, daß er sich nicht mehr von diesem Ruhebett erheben würde! Und ich reiste ab, fortgezogen von Porpora, dem treuen, aber rauhen Freunde von väterlichem, aber unbeugsamen Sinn, der mir bis an den Sarg meines Gatten in die Ohren rief: „Du trittst nächsten Sonnabend in den Virtuosi ridicole auf!"

„In der That, ein seltsamer Wechsel eines Künstlerlebens!" sagte die Prinzessin, eine Thräne trocknend; „aber du erzählst mir nicht den schönsten Zug deines Lebens, liebe Consuelo, den mir der Arzt des Grafen, Doktor Supperville, mit Bewunderung mitgetheilt hat. Um nicht die alte Kanonissin zu betrüben und dich nicht deiner romantischen Uneigennützigkeit zu entäußern, hast du deinem Titel, deinem Witthum, deinem Namen entsagt: du hast Supperville und Porpora, den einzigen Zeugen dieser übereilten Vermählung, um Schweigen ersucht, und bist hierher gekommen, arm, wie früher Zingarella, wie immer . . ." — „Und Künstlerin für immer!" antwortete Consuelo, „das heißt unabhängig, als Jungfrau, und jedem Gefühl der Liebe abgestorben, kurz, so wie Porpora das Ideal einer Musenpriesterin immer gewollt hat; er hat es durchgesetzt, mein furchtbarer Meister, ich habe den Punkt erreicht, wo er mich hin wollte. Ich glaube nicht, daß ich darum glücklicher oder daß ich mehr werth bin. Seitdem ich nicht mehr liebe und mich nicht mehr fähig fühle, zu lieben, ist auch die Begeisterung und das Interesse für das Theater in mir erloschen. Dieses eisige Klima und diese Atmosphäre des Hofes machen mich sehr niedergeschlagen. Dazu kommt die Entfernung von allen meinen früheren Freunden, und daß der König mich fortwährend wider meinen Willen hier zurückhält . . . . nicht wahr, Ihnen darf ich dies wohl gestehen?" — „Ich hätte es wohl errathen können. Armes Kind, man glaubt, du seyst stolz auf die Art von Bevorzugung, womit der König dich beehrt; aber du bist seine Gefangene und seine Sklavin, wie ich, wie seine ganze Familie, wie seine Günstlinge, wie seine Soldaten, seine Pagen, seine kleinen Hunde. Doch erzähle weiter, was seit dem Tode des Grafen Albert vorgefallen ist."

„Ich habe schon der Frau von Kleist erzählt, daß ich, als ich aus Böhmen kam, an der Preußischen Gränze von Porpora getrennt wurde. Ich weiß noch heute nicht, ob der Paß meines Lehrers nicht in Ordnung war, oder ob der König schon im Voraus einen Befehl eingesandt, dem Porpora den Eintritt in seine Staaten zu verwehren. Dieser vielleicht strafbare Gedanke war mir zuerst eingefallen; denn ich erinnere mich der derben Sprache, womit Porpora die Ehre Trenck's vertheidigt und die Härte des Königs getadelt hatte, als bei einem Souper im Schlosse des Grafen Hodiß in Mähren der König, sich für den Baron Kreuß ausgebend, uns selbst Trenck's angeblichen Verrath und seine Einsperrung in Glaß angekündigt hatte. Als ich sah, daß man meinen Lehrer zwang, wieder in den Wagen zu steigen und umzukehren, wollte ich ihn begleiten und auf mein Engagement in Berlin verzichten. Aber kaum hatte ich diese Absicht kundgegeben, als ich von dem Polizei-Beamten aufgefordert ward, in eine andere schon bereitstehende Post-Chaise zu steigen, und da ich mich von Soldaten umringt sah, welche entschlossen schienen, mich dazu zu zwingen, so umarmte ich meinen Lehrer und ließ mich geduldig nach Berlin führen, wo ich, von Ermüdung und Schmerz vernichtet, um Mitternacht anlangte. Man setzte mich in der Nähe des Schlosses, nicht weit vom Opernhause, in einem hübschen Häuschen ab, das dem König gehörte und nur zu meiner Aufnahme bestimmt war. Ich fand daselbst Bediente und ein fertiges Souper. Pölniß hatte den Auftrag bekommen, Alles für meine Ankunft anzuordnen. Ich war kaum daselbst untergebracht, als man mich von Seiten des Baron von Kreuß fragen ließ, ob ich sichtbar sey? Ich beeilte mich, ihn zu empfangen, um mich bei ihm über die Behandlung Porpora's zu beklagen und ihn zu bitten, daß er mir Genugthuung verschaffe. Ich stellte mich also, als wüßte ich nicht, daß der Baron Kreuß Friedrich II. sey. Ich brauchte es nicht zu wissen. Der Deserteur Karl, als er mir seinen Plan mittheilte, ihn zu tödten, hielt ihn nur für einen höheren Preußischen Offizier, und ich selbst hatte erst nach der Abreise des Königs vom Grafen Hodiß seinen wahren Charakter erfahren. Er trat mit lachender, freundlicher Miene ein, wie ich sie in seinem Inkognito nicht an ihm bemerkt. Unter seinem falschen Namen und im fremden Lande war er ein wenig genirt. In Berlin schien er die ganze Majestät seiner Rolle wiedergefunden zu haben, d. h. die schützende Güte und die edle Milde, womit er bei Gelegenheit seine Allmacht so schön zu schmücken versteht. Er reichte mir die Hand und fragte mich, ob ich mich erinnerte, ihn irgendwo gesehen zu haben. — „Ja, Herr Baron", antwortete ich, „und ich erinnere mich auch, daß Sie mir Ihre guten Dienste in Berlin versprochen haben, wenn ich deren bedürfen sollte." Dann erzählte ich ihm mit Lebhaftigkeit, wie es mir an der Gränze ergangen sey, und fragte ihn, ob er nicht an den König das Gesuch um Genugthuung für die Beschimpfung eines berühmten Maestro und den gegen mich ausgeübten Zwang gelangen lassen könne. — „Eine Genugthuung!" antwortete der König, boshaft lächelnd, „nichts weiter? Herr Porpora möchte vielleicht den König von Preußen zum Zweikampf herausfordern, und Mademoiselle Porporina verlangt vielleicht, daß er vor ihr ein Knie zur Erde beuge?" Dieser Hohn

machte mich noch verdrießlicher: „Eure Majestät", antwortete ich, „kann noch die Ironie zu dem, was ich schon gelitten habe, hinzufügen, aber mir wäre es lieber, Sie segnen als fürchten zu müssen." Der König schüttelte mir den Arm etwas derb. „O, Sie spielen also auch ein feines Spiel", sagte er, seine durchdringenden Augen auf die meinigen heftend: „ich hielt Sie für einfach und redlich, und nun findet sich, daß Sie mich in Roswald ganz gut gekannt haben." — „Nein, Sire", antwortete ich, „ich kannte Sie nicht, und wollte Gott, ich hätte Sie nie gekannt." — „Das kann ich nicht sagen", erwiederte er sanft: „denn ohne Sie läge ich vielleicht jetzt in einem Graben des Parks von Roswald. Der Erfolg der Schlachten ist kein Schirm gegen die Kugel eines Meuchelmörders, und ich werde nie vergessen, daß, wenn das Geschick Preußens noch in meinen Händen ist, ich dies einer guten kleinen Seele verdanke, die eine abgesagte Feindin hinterlistiger Komplotte ist. Also, meine liebe Porporina, Ihre üble Laune wird mich nicht undankbar machen. Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie, und erzählen Sie mir, worüber Sie sich zu beklagen haben, denn bis jetzt verstehe ich noch nicht viel davon."

Mochte diese Unwissenheit des Königs eine verstellte seyn oder mochten in der That die Leute seiner Polizei einen Formfehler in den Papieren meines Lehrers entdeckt haben, genug, er hörte meine Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an, und sagte dann mit der ruhigen Miene eines Richters, der nicht obenhin urtheilen will: „Ich werde dies genau untersuchen und Ihnen davon Bericht abstatten; es sollte mich sehr wundern, wenn meine Leute ohne Grund einem Reisenden, bei dem Alles in Ordnung ist, Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Hier muß ein Mißverständniß obwalten. Ich werde es erfahren, seyen sie unbesorgt, und wenn einer seine Vollmacht überschritten hat, so soll er bestraft werden." — „Sire, das ist es nicht, warum ich bitte. Ich bitte um die Rückberufung Porpora's." — „Und ich verspreche sie Ihnen", antwortete er. „Jetzt nehmen Sie eine freundlichere Miene an und erzählen Sie mir, wie Sie das Geheimniß meines Inkognito entdeckt haben."

Ich plauderte nun unbefangen mit dem König, und ich fand ihn so gut, so liebenswürdig, so bezaubernd in seinen Reden, daß ich alle Eingenommenheit gegen ihn vergaß, um nur seinen eben so verständigen als glänzenden Geist, seine Grazie im Wohlwollen, wie ich sie an Maria Theresia nicht gefunden hatte, endlich die Feinheit und Zartheit seiner Ansichten über alle Gegenstände, die er in der Unterhaltung berührte, zu bewundern. „Hören Sie", sagte er beim Weggehen. „Ich habe Ihnen gleich bei Ihrer Ankunft einen Freundesrath zu geben: erzählen Sie Niemanden, wer es auch sey, von dem Dienst, den Sie mir geleistet, und von meinem Besuch bei Ihnen diesen Abend. Obwohl in meinem Eifer, Ihnen zu danken, nichts liegt, was nicht für uns Beide sehr ehrenvoll ist, so konnte dies doch zu einer sehr falschen Vorstellung über das geistige Freundschaftsverhältniß, das ich mit Ihnen zu unterhalten wünsche, Anlaß geben. Man würde Ihnen ein Streben nach dem, was man in der Sprache der Höfe die Gunst des Herrn nennt, vorwerfen. Sie würden ein Gegenstand des Mißtrauens für die Einen, und der Eifersucht für die Anderen werden. Der geringste Nachtheil wäre der, daß Sie sich einen Schwarm von Bittstellern auf den Hals zögen, die Sie zum Kanal ihrer albernen Gesuche machen möchten, und da Sie ohne Zweifel den Verstand haben würden, diese Rolle nicht spielen zu wollen, so würden Sie ihrem Drängen oder ihrer Feindschaft preisgegeben seyn." — „Ich verspreche Eurer Majestät", antwortete ich, „mich nach diesem Befehl zu richten." — „Ich befehle Ihnen nichts, Consuelo", erwiederte er, „ich rechne nur auf Ihre Klugheit und Rechtschaffenheit. Ich habe in Ihnen beim ersten Blick eine schöne Seele und einen verständigen Geist erkannt, ich wollte Sie zur Perle in meinem Departement der schönen Künste machen, und darum ließ ich von Schlesien aus den Befehl ergehen, Ihnen an der Gränze auf meine Kosten einen Wagen zu liefern, um Sie herzubringen. Es ist nicht meine Schuld, wenn man Ihnen denselben in eine Art bewegliches Gefängniß umgewandelt und Sie von Ihrem Beschützer getrennt hat. Bis man Ihnen diesen wiedergiebt, will ich ihn ersetzen, wenn Sie mich eines gleichen Vertrauens und einer gleichen Anhänglichkeit würdig finden."

Ich gestehe, daß ich von dieser väterlichen Sprache, von dieser zarten Freundschaft sehr gerührt war. Es mischte sich vielleicht ein wenig Stolz dazu und die Thränen traten mir in die Augen, als mir der König die Hand reichte, indem er mich verließ. Ich hätte sie ihm beinahe geküßt, wie es auch wohl meine Pflicht war; aber weil ich einmal im Beichten bin, so muß ich sagen, daß ich in diesem Augenblicke mich von Schrecken und Mißtrauen wie gelähmt fühlte. Es kam mir vor, als ob der König meine Eigenliebe kitzeln wolle, um mein Schweigen über jene Scene in Roswald zu erlangen, welche bei manchen Geistern seine Politik in schlechten Ruf bringen konnte. Auch kam es mir vor, als fürchtete er, darüber ausgelacht zu werden, daß er gut und erkenntlich gegen mich gewesen sey. Und dann rief ich mir auf einmal das furchtbare Soldatenregiment Preußens zurück, wovon mich der Baron Trenck genau unterrichtet hatte, die Grausamkeit der Werber, die Leiden Karl's, die Gefangenschaft dieses edlen Trenck, die ich der Befreiung des armen Deserteurs zuschrieb, das Geschrei eines Soldaten, den ich des Morgens in einem Dorfe hatte prügeln sehen, kurz das ganze despotische System, das die Kraft und den Ruhm des großen Friedrich ausmacht. Ich konnte ihn nicht mehr persönlich hassen; aber schon sah ich in ihm jenen absoluten Herrn, jenen geborenen Feind der einfachen Gemüther wieder, welche die Nothwendigkeit der unmenschlichen Gesetze nicht erkennen und die Geheimnisse der Reiche nicht zu ergründen vermögen."

Nord-Amerika.

Der Tod Washington Allston's.

Der plötzliche Tod dieses ausgezeichneten Mannes — schreiben Amerikanische Blätter — hat ein allgemeines Gefühl der Trauer hervorgerufen. Wenige Männer haben sich der Anhänglichkeit und der Bewunderung ihrer Landsleute in solchem Maße erfreut, als Allston, und noch wenigere hatten gleiche Ansprüche auf die Achtung ihrer Mitbürger. — Allston war längst als einer der ersten, wenn nicht als der erste, unter den Amerikanischen Malern anerkannt. Er wurde im Staate Süd-Karolina im Jahre 1779 geboren, und gab in der frühesten Jugend bereits die auffallendsten Beweise des Talents, welches sich später so schön in ihm ausbildete. Er studirte bis 1800 auf der Harvard-Universität, und nachdem er den dortigen Lehr-Kursus beendigt, begab er sich im folgenden Jahre nach England, um sich ganz den Kunst-Studien zu widmen. Er wurde als Schüler der Königlichen Akademie (Royal Academy) aufgenommen, wo er den Unterricht und die Freundschaft eines West, Füßli und Sir Joshua Reynolds genoß. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in England ging er nach Frankreich, verweilte in den berühmtesten Galerieen der Hauptstadt und machte die Bekanntschaft ihrer ausgezeichnetsten Künstler; hierauf reiste er durch die Schweiz und über die Alpen nach Italien, wo er viele Jahre zubrachte und die Werke der großen Meister mit Eifer und Aufopferung studirte. Im Jahre 1813 gab er in London einen kleinen Duodez-Band Gedichte heraus, die ihm, auch ohne seine seltenen Erfolge in anderen Kunst-Gebieten, einen hohen Platz in den Reihen des Genies gesichert hätten. Der Verlust einer geliebten Gattin (der Schwester des vor kurzem verstorbenen Dr. Channing) war die Ursache, daß seine Arbeiten eine Zeit lang unterbrochen wurden, und im Jahre 1818 kehrte er nach Amerika zurück. Er wohnte seitdem in Cambridge (Staat Massachusetts), umgeben von werthen und geistesverwandten Freunden und ein Gegenstand der Liebe und Verehrung für Tausende von jungen Künstlern, die zu ihm als dem Patriarchen der Amerikanischen Malerschule aufblickten.

Unter den vorzüglichsten Gemälden Allston's nennen wir: „die Wiederbelebung eines Todten durch den Propheten Elischa"; „Petrus, den ein Engel aus dem Gefängniß befreit", vor kurzem in New-York ausgestellt; „Jakob's Traum", jetzt im Besitz des Grafen von Egremont; „Elias in der Wüste", vom Parlaments-Mitgliede Herrn Labouchère angekauft; „der Engel Uriel in der Sonne", dem Herzog von Southerland gehörig; „Saul und die Hexe von Endor", „Spalatro's Vision der blutigen Hand", „Gabriel, die Wachen der himmlischen Heerschaaren vertheilend", „Anne Page und Slender" (aus den lustigen Weibern von Windsor), „Beatrice" und andere ausgezeichnete Arbeiten, die sich in Privat-Sammlungen zu Boston befinden. Im letzten Jahre seines Lebens war er mit einem Meisterstücke beschäftigt, welches er hoffentlich noch vor seinem Tode vollendet hat; das Süjet ist Belsazzar's Gastmahl.

Allston hatte ein wahrhaft poetisches Gemüth; seine Liebe zur Natur ging bis zum feurigsten Enthusiasmus; er besaß ein unvergleichliches Beobachtungs-Talent, und seine Gedichte, so wie die Erzeugnisse jener göttlichen Kunst, der er sich mit so entschiedenem Erfolg gewidmet hatte, liefern unvergängliche Beweise der Größe seines Genies und seiner richtigen Begriffe vom Schönen und Erhabenen. Seine Briefe an die Freunde in der Heimat während seines Aufenthalts in den klassischen und pittoresken Gegenden der alten Welt werden als höchst graphisch und poetisch gerühmt. — Allston starb in Cambridge, an Verknöcherung einer der großen Arterien des Herzens, im vierundsechzigsten Jahre seines Alters, und hat einen Namen hinterlassen, der stets in der Kunst und Literatur seines Vaterlandes fortleben wird.

Mannigfaltiges.

— Der Baumeister und die Ratte. Die Brücke über den Shannon bei der Stadt Athlone in Irland, deren massive Pfeiler und enge Bogen ihr ein seltsames, alterthümliches Ansehen verleihen, wurde zu Anfang der Regierung Elisabeth's durch einen Architekten, Namens Peter Levis, erbaut, der zugleich ein Würdenträger des Christchurch-Kollegiums in Dublin war. Man erfährt dies aus seinem Monument, auf welchem sich die Figur eines Geistlichen befindet, der in der rechten Hand ein Pistol oder etwas hält, was für ein Pistol ausgegeben wird, während ein Thier, das einer Ratte ähnlich sieht, im Begriff steht, ihm in den Daumen zu beißen. Die Tradition, die mit diesem Bildwerk verknüpft ist, lautet wie folgt: Peter Levis war ein Englischer Mönch, der zum reformirten Glauben überging und in der Irländischen protestantischen Kirche zu hohen Aemtern befördert wurde. Aber der abtrünnige Mönch konnte seines Glücks nicht froh werden, da er sich Tag und Nacht von einer Ratte gequält sah, die ihm, über seine Apostasie ergrimmt, weder bei Tisch noch im Bette Ruhe ließ. Eine geraume Zeit ertrug er diese Plage mit Geduld, bis er eines Tages, als er von der Kanzel herabstieg, das häßliche Geschöpf in seinem Rockärmel verborgen erblickte. Vor Wuth außer sich, zog er ein Pistol, um seinen Plagegeist niederzuschießen; ehe er jedoch seine Absicht ausführen konnte, sprang ihm der Unhold auf die Hand und biß ihm in den Daumen. Die Wunde ging in den kalten Brand über, der den Tod des unglücklichen Peter Levis zur Folge hatte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 105. Berlin, Freitag den 1. September 1843.

Polen.

Jan Dlugosz und seine Chronik. *)

Die Veränderungen, welche während des funfzehnten Jahrhunderts in dem inneren Zustande Polens, in dem Umfange der Landesgränzen und in dem Verhältnisse des Regenten zu dem Volke eintraten, übten zugleich mit den Fortschritten der Bildung in dem westlichen Europa einen nicht geringen Einfluß auf die Polnische Geschichtschreibung aus.

Die Gränzen von Alt-Polen, welche bis zur Elbe und Saale vorgeschoben waren, zogen sich bis zur Oder und weiter zurück: dafür dehnten sie sich in Folge der Vereinigung von Polen und Lithauen im Osten und Norden aus. Die oberste Gewalt, die während der Herrschaft der Piasten wenig beschränkt gewesen war, schied sich unmerklich in die ausübende und gesetzgebende, und es entstanden die Reichstage. Die Wissenschaften, deren Träger bis dahin vornehmlich die Geistlichen gewesen waren, drangen, nachdem die Krakauer Akademie durch Wladyslaw Jagiello in neuem Glanze erstanden war, auch in die weltlichen Kreise; in den Zeitansichten erfolgte ein neuer Umschwung und damit auch in der geschichtlichen Darstellung, ein immer lebhafteres Interesse für die vaterländische Geschichte ward rege. Dazu kamen der neuerwachte Sinn für die klassische Literatur und die glücklichen Nachahmungen Römischer Geschichtschreiber in Italien, die von dorther nach Polen verpflanzt wurden. Kallimach schrieb die Geschichte Polens in Römischem Latein. Es schwand der trockene fragmentarische Chronikenstyl, er ward zu immer vollerer Geschichtschreibung; nicht mehr über Wunder allein und die Gründung von Klöstern und Bisthümern, oder über die Verheiratungen der Fürsten, sondern auch über die wichtigen inneren Angelegenheiten des Landes, über dessen Verhältnisse zu den nachbarlichen Staaten tauchten Berichte in den Chroniken auf.

Diese Epoche einer neuen Polnischen Geschichtschreibung, die aus dem Geiste und den Fortschritten der Zeit im funfzehnten Jahrhunderte mit Nothwendigkeit hervorging, beginnt mit Dlugosz. Er hat schon eine höhere Auffassung der Geschichte und stellt sie der Philosophie zur Seite

„Die Historie", sagt er, „die Kenntniß der vaterländischen und fremden Begebnisse, ist nach der Ansicht der Weisen nicht weniger als die Philosophie die Mutter der Tugenden und die Führerin des Lebens: sie führt dem menschlichen Geschlechte nicht geringere Vortheile zu, als die Philosophie selbst. Denn obgleich die Philosophie den Menschen zur Tugend antreibt, so ist doch in der Geschichte ein mächtigerer Anstoß zu großen Entschlüssen und Thaten zu finden; während die Philosophie nur erwärmt und zuredet, stellt die Geschichte wie in einem Spiegel dar, auf welche Weise die Geisteskraft, die Bescheidenheit, die Klugheit und die Gottesfurcht in Thaten sich äußern. Daher ergötzt die Geschichte die Gelehrten eben so wie die Ungelehrten: sie schreibt keine Regeln vor, sie predigt keine Lehren, sie disputirt, sie streitet nicht, einfach erzählt sie die Thaten ausgezeichneter Menschen, lehrt die Tugend kennen, den Werth hoher Ehren schätzen und erfüllt die edlen Seelen mit der Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme."

Jan Dlugosz Wieniawita ist einer von den Männern, denen es zu eng wird in einer Biographie. Er ward im Jahre 1415 in Brzeznica geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in dem Städtchen Korczyn, das zur Starostei seines Vaters gehörte, und lernte mit solchem Eifer, daß er oft noch vor Tages-Anbruch, wenn Bitten nichts halfen, unter Thränen und auf den Knieen von der Stadtwache Einlaß in das Städtchen begehrte, in dem die Schule sich befand. Später schickte man ihn nach Krakau, wo er eine Zeit lang von einem sehr strengen Magister unterrichtet wurde, dann in das Collegium divinum eintrat und drei Jahre lang der Dialektik und Philosophie oblag. Da er von seinem Vater nicht hinlänglich unterstützt wurde, trat er in das Haus des Bischofs von Krakau, Zbigniew Olesnicki, ein, wo er einen anständigen Unterhalt und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung zu finden hoffte. Sehr bald erwarb er sich des Bischofs Gunst: anfangs nur zu den Amtsgeschäften, dann auch zu den häuslichen und allen übrigen zugezogen, besaß er 22 Jahre lang dessen größtes Vertrauen und war einer der Vollstrecker seines letzten Willens. Zwar erregte dies die Mißgunst der Hofleute und selbst des Bruders des Bischofs, des Wojewoden von Sandomir, Jedrzej Olesnicki, doch durch Sanftmuth und Geduld, wie durch sein rechtliches Verhalten, wußte Dlugosz die Neider zu entwaffnen.

Nachdem er sich mehrere Jahre zum geistlichen Stande vorbereitet hatte, wurde er in seinem 25sten Jahre zum Priester geweiht. Der Bischof Zbigniew nahm ihn unter die Zahl der Domherren von Krakau auf und trug auf ihn die besten Pfründen und Probsteien über. Man klagte Dlugosz deshalb der Habsucht an, doch die edle Anwendung, die er von seinen großen Einkünften machte, rechtfertigt ihn hinlänglich: Alles verwandte er zum Besten des Landes und der Kirche, er gründete und schmückte Gotteshäuser und baute die verfallenen aus.

Der Bischof Zbigniew erkannte in Dlugosz alsbald eine besondere Geschicklichkeit bei verwickelten diplomatischen Geschäften, und daher sandte er ihn mit Bewilligung der bei Korczyn versammelten Magnaten und der Königin Sophia nach Ungarn, wo nach dem Tode des Königs Wladyslaw III. von Polen und Ungarn zwischen Johann Huniad, dem Ungarn, und dem Böhmischen Herrscher Iskra blutige Streitigkeiten entstanden waren. In Kremnitz, wo sich die beiden Feldherren mit ihren Heeren befanden, versöhnte Dlugosz nach sechstägigen Verhandlungen die Streitenden und unterdrückte glücklich den Krieg, der das Ungarische Reich verheerte. Das war seine erste That auf diplomatischem Felde.

Nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken sandte ihn der König Kasimierz von Polen zu dem Papste Nikolaus V. und dem Kaiser Friedrich; dann im Jahre 1400 nach Bytomia, wohin Georg Podiebrad zu den Friedens-Unterhandlungen mit Kazimierz seine Bevollmächtigten geschickt hatte.

Seiner Verdienste ungeachtet verfiel Dlugosz darauf in Ungnade bei Hofe. Als nach dem Tode des Bischofs von Krakau, Thomas von Strzempina, der König Kasimierz den Bischof und Kanzler Jan Gruszczynski, einen Mann von nicht eben musterhaften Sitten, auf den erledigten Bischofsstuhl setzen wollte, erklärte sich Dlugosz mit seinem jüngeren Bruder, der ebenfalls Kanonikus von Krakau war, und einem großen Theile der Domherren und akademischen Lehrer offen für Jakob aus Sienna, einen Neffen des inzwischen zum Kardinal erhobenen Zbigniew. Auch der Papst empfahl denselben, und so erwählte ihn das Kapitel zum Bischof. Der König, darüber aufgebracht und durch die Wojewoden Mielecki, Lukas Gorka und Stanislaw Ostrorog gereizt, befahl, den größten Theil der Domherren, darunter auch die beiden Dlugosz, aus Krakau zu vertreiben und ihr Vermögen zu konfisziren. Fast unter den Augen des Königs wurde des Dlugosz Haus überfallen und Alles aus demselben hinweggenommen, und als deshalb eine Klage an den König kam, antwortete er, Dlugosz verdiene eine noch größere Beschimpfung. Da derselbe sogar sein Leben in Gefahr sah, so begab er sich mit Jakob aus Sienna auf die Veste Melsztyn. Drei Jahre verlebte er im Exil, und wahrscheinlich während dieser Zeit machte er in Begleitung des Malteserritters Johann von Hohenberg eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Indessen legte sich des Königs Zorn, und er war bemüht, den Mann, der ihm wegen seiner seltenen und bewährten Fähigkeiten zu politischen Verhandlungen gerühmt worden war, zu versöhnen: er schenkte ihm wieder sein Vertrauen, ließ ihn an den Berathungen Theil nehmen, und seitdem ward keine wichtige Angelegenheit ohne Dlugosz' Einfluß erledigt.

Im Jahre 1463 wurde er zu den Unterhandlungen mit den Kreuzrittern zugezogen, welche mehrere Jahre dauerten. Er war einem Kriege mit ihnen entgegen, weil er in dem Könige Kasimierz keine kriegerischen Eigenschaften ersah. Unterstützt durch den Rath des päpstlichen Legaten, entwarf er im Verein mit den Rechtsgelehrten und Theologen der Krakauer Akademie die Friedensbedingungen.

Später, im Jahre 1467, begab er sich als Gesandter des Polnischen Königs zu Georg Podiebrad, welcher durch den Papst Paul II. der Böhmischen Krone für verlustig erklärt worden war, und brachte diesem den Rath, sich mit der Kirche zu versöhnen. Noch hatte er den Zweck seiner Sendung nicht erreicht, als ihm der König, während er 1468 mit seiner Gemahlin Elisabeth eine Reise nach Lithauen unternahm, die Aufsicht über seine Söhne übertrug. Dlugosz blieb in diesem Amte eines Erziehers mehrere Jahre und wußte in seinen Zöglingen Neigung zu den Wissenschaften zu erregen. Nach dem Tode Georg Podiebrad's geleitete er einen derselben, den 17jährigen Wladyslaw, den die Böhmen zu ihrem Könige erwählt hatten, mit vielen geistlichen und weltlichen Herren nach Prag. Nur ungern ließ er sich zu dieser Reise bereit finden: er hatte einen Widerwillen gegen die Böhmen, weil sie von der Kirche abgefallen waren. „Mein Sohn hat zwei Väter", sagte ihm der König, „einen leiblichen, der ihm das Leben gegeben, und einen geistigen, der ihn erzogen hat: soll er denn beider auf einmal beraubt seyn?" — Dlugosz blieb in Prag, bis Wladyslaw zum Könige gesalbt war.

---

*) Aus dem 4ten Bande von Wiszniewski's Polnischer Literaturgeschichte. (Krakau 1842.)

Nach seiner Rückkehr erkrankte er am Stein, genas aber wider Erwarten und begab sich als Polnischer Abgesandter nach Neiße und Troppau, wo er die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Mathias Corvinus und dem mit den Polen verbundenen König Wladyslaw von Böhmen betrieb. Im Jahre 1475 war er auf dem Ungarischen Landtage in Sramowice und Neudorf; er nahm zugleich mit den Professoren der Akademie, Jakob Szadek, Jan aus Latoszyn und Albert aus Mirzenic, an den Unterhandlungen über die Russischen und Wallachischen Lande Theil und schloß im J. 1478 zu Wischograd einen Frieden mit Mathias, der sein Schwert auf Polen schon gezückt hatte. Auch kam er dem Kriege mit Preußen zuvor. Hier entwickelte er zum letzten Male seine politische Thätigkeit; er selbst thut noch in der Geschichte seiner Zeit davon Erwähnung.

Das Prager Erzbisthum, welches ihm die Stände anboten, während er als Gesandter des Königs von Polen sich bei ihnen aufhielt, nahm er nicht an. Kurz vor seinem Tode aber wurde er zum Erzbischof von Lemberg erhoben. Da er nach der Ruhe eines einsamen Lebens sich sehnte, so wies er auch das ihm angebotene Amt eines Unter-Schatzmeisters und das eines Unter-Kanzlers zurück. Er starb zu Krakau im Mai 1480, 65 Jahr alt, und wurde zu Krakau in der St. Stanislaw-Kirche, bei der er ein Paulinen-Kloster gegründet hatte, beigesetzt. Seine Ruhestätte schmückt kein Denkmal, sie ist nur durch ein Täfelchen bezeichnet. Miechowita, der seinem Leichenbegängniß beigewohnt hat, erzählt, daß seinem Sarge der König, die Söhne des Königs, die ganze Universität, viele Prälaten und eine große Volksmenge gefolgt seyen.

Seine Geschichte von Polen begann Dlugosz im Jahre 1455 auf dringendes Begehren des Bischofs Zbigniew und führte sie bis zu seinem Todesjahre fort. Es schmerzte ihn, daß die großen Ereignisse und berühmten Thaten alter und neuer Zeit in Vergessenheit gerathen waren. Nicht um sich einen Namen zu machen, sondern aus Liebe zu seinem Vaterlande, um dessen Ruhm zu verbreiten, um der Nachahmung würdige Muster hinzustellen, unternahm er das mühevolle Werk.

Welche Absicht er bei seiner Geschichte hatte, lernt man am besten aus seinen eigenen Werken kennen. „Ich wollte die Geschichte neu verzeichnen", schreibt er an den Kardinal Olesnicki, „wenn auch in einem trockenen und unschmackhaften Style, damit die Könige, Fürsten und Alle, die den Staat regieren, nach den Beispielen der berühmten Männer ihre Seele bildeten und in ihren Absichten und Thätigkeiten dem Muster der Männer folgten, die durch ihre Tugend und Tüchtigkeit geglänzt haben. Alles, was mit der Polnischen Geschichte in irgend einer Verbindung steht, was die Polnische Geschichte in irgend einer Weise aufhellen kann, habe ich gesammelt und geordnet und in diesem Werke aufzuzeichnen für nöthig erachtet. Ich habe die Ohren vor dem Gesange der Sirenen geschlossen und wollte die Lauterkeit der Geschichte weder durch Haß noch Zuneigung oder Schmähsucht und Schmeichelei trüben, besonders bei Ereignissen, die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Was in früheren Jahrhunderten geschehen, habe ich auf fremde Erzählung gestützt, was in unseren Zeiten sich zugetragen, habe ich selbst geschildert. Ereignisse, die wegen ihres Alters zweifelhaft oder durch die Schrift, diese treue Bewahrerin alles Vergangenen, noch nicht fixirt waren, habe ich sorgfältig nach den kreisenden Sagen beschrieben. Was in Kirchen, Bibliotheken und an anderen Orten zerstreut war, habe ich fleißig zusammengebracht und am gehörigen Orte eingefügt. Viele weniger sichere und wahrhafte Sachen habe ich ausgelassen, damit sie weder den Thaten noch der Erzählung Schande brächten."

Das historische Werk von Dlugosz muß man in drei Theile theilen, in die Geschichte der vorchristlichen Zeit, die im ersten Buche enthalten ist, in die Geschichte von Mieczyslaw bis 1386, welche die folgenden neun Bücher umfaßt, und in die Geschichte vom J. 1386 bis zu Dlogosz' Tode in den drei letzten Büchern. Diese sind die geschätztesten; keiner der späteren Historiker, vielleicht Kochowski ausgenommen, hat die Ereignisse seiner Zeit so umständlich beschrieben.

Ueber die Herkunft der Polen und die Slawischen Patriarchen hat Dlugosz die Erzählungen des Dzierzwa, der zwischen 1289 und 1296 schrieb und eine sehr trübe Quelle ist, und die der Kommentatoren verbreitet. Er hat ihre Widersprüche zu vereinigen gesucht, hat an einander gefügt, aber aus diesem Gewirre sich nicht herausgefunden. Ist er auch zur Wahrheit nicht gelangt, so hat er doch etwas Fortlaufendes, der Geschichte Aehnliches zusammengebracht. Dieses mühselige zusammengestoppelte Bild der vorchristlichen Zeit hat alle folgenden Geschichtschreiber, selbst Cromer nicht ausgenommen, in die Irre geführt und bei den leichtgläubigen Nachkommen die abenteuerlichsten Vorstellungen über das vorchristliche Polen verbreitet.

Zu Zeiten des Dlugosz kreisten noch unter dem Volke heidnische Gesänge und Sagen, gewiß hatten sich auch noch viele heidnische Gebräuche erhalten, daraus hätte Dlugosz etwas Gewisseres über die Vorzeit schöpfen können als aus Büchern. Aber solche heidnische Volksgesänge, Umzüge, Feste, Zaubereien erfüllten den frommen Chronisten mit Abscheu. Kann man sich wundern, daß er über die lebenden Ueberreste aller Zeiten hinwegsah und nur auf das geschriebene Wort sein Augenmerk richtete, wenn noch Naruszewicz denselben Weg einschlug und man erst in unseren Tagen zu der Ueberzeugung gelangte, daß auch die alten sprachlichen Denkmäler und die Grabhügel Chroniken seyen, die nur nicht jeder zu lesen versteht? — Der ganze erste Theil der Chronik des Dlugosz hat demnach kein historisches Fundament.

Im zweiten Theile seiner Geschichte fußte Dlugosz auf die Chroniken des Gallus, Mateusz Cholewa, Kadlubek und Baszko, er schöpfte aber auch aus der Chronik principum Poloniae, aus Nestor, Janko, dem Archidiakonus von Gnesen, und gewiß noch aus vielen anderen, die er unerwähnt gelassen hat. Er benutzte auch örtliche Ueberlieferungen, fragte bei Greisen nach, die in Schlachten mitgefochten hatten, und ergänzte aus diesen Erzählungen die dürren Berichte seiner Vorgänger. Im Allgemeinen hat Dlugosz im zweiten Theile seines Werkes die Geschichten von Polen aus den von ihm gesammelten Chroniken abgeschrieben und seinem Werke einverleibt. Bei ihm sind verschiedene Chroniken und historische Fragmente zu finden, die er mit einander verschmolzen und in eine chronologische Ordnung gebracht und fast bei jeder Jahreszahl aus den Kirchenbüchern, Legenden und Archiven vervollständigt hat. Das Alles ist noch mit Auszügen aus den Böhmischen, Ungarischen, Russischen und anderen Annalisten vermischt. Da in den neu abgeschriebenen Chroniken, die Dlugosz zur Hand hatte, die Chronologie meist vernachlässigt oder übergangen war, so verwirrte er die Angaben noch mehr. Alles überarbeitete er nach seinem Zuschnitte. Den Ditmar und die übrigen Sächsischen Chroniken kannte er nicht, daher wußte er von vielen Ereignissen gar nichts und konnte z. B. über die Kriege Boleslaw's mit den Deutschen keine genaue Auskunft geben. Noch im Alter lernte er Russisch, gewiß nicht des Nestor wegen, sondern um die Lithauischen Chronographen zu verstehen, aus denen er z. B. über den Tod des Gedymin besser als andere Chronisten berichtet hat.

Ueberhaupt mangelte es ihm an Kritik, er konnte die Irrthümer, welche in Unkenntniß oder Vorurtheil ihren Grund hatten, nicht herausfinden. Da er überdies in einer Zeit schrieb, als das System der Polnischen Regierungsform schon zur Reife gelangte, so trug er die Vorstellungen seiner Zeit auf die früheren Jahrhunderte über, nach dem Tode eines jeden Königs läßt er das Volk zum Wahltage zusammenrufen, und indem er das Recht der Krone Polen's auf Podolien verfocht, um welche die Lithauer damals einen lebhaften Streit führten, stellte er des Letzteren früheres Schicksal nicht redlich genug dar. Das 13te und 14te Jahrhundert hat er vollständiger beschrieben, wahrscheinlich hatte er Chroniken und historische Fragmente vor sich, die nicht auf uns gekommen sind. Unter Anderem hat ein Thorner Mönch im Jahre 1462 die Chronik des Jeroscyn und des Wigand für ihn übersetzt.

Vom Jahre 1386, der Regierung des Wladislaw Jagiello an, bei welcher der Archidiakonus Janko stehen geblieben war, schöpfte Dlugosz nicht allein aus gleichzeitigen Chroniken, wie aus den Memoiren des Zbigniew Olesnicki, der Geschichte der Kriege mit den Kreuzrittern von Paul Wladimir und der Chronik über die Zeit Jagiello's von dem Bischof von Kulm, sondern er fügte aus den mündlichen Erzählungen des Zbigniew, den Diplomen, Briefen und dem, was er selbst gesehen, und woran er selbst thätigen Antheil genommen, eine Geschichte seiner Zeit zusammen. Die letzten Bücher, die von 1386—1480 reichen, sind eine ursprüngliche, reiche, unschätzbare und bis jetzt noch nicht erschöpfte Quelle der Polnischen Geschichte, sie stellen den Verfasser in die Reihe der besten Historiker des 15ten Jahrhunderts, und man kann dreist sagen, daß ihm nur Philipp Commines aus seiner Zeit gleichkommt. Von sehr Vielem mußte er als Prälat, Hausfreund des Zbigniew und Lehrer der Königlichen Kinder aufs genaueste unterrichtet seyn, umständlich beschreibt er daher auch den Einfluß des Jagiello auf dem Kostnitzer Konzil, das den Piasten geneigter war, als den Jagiellonen, er setzt die Ursache mehrerer Ereignisse oft nur zu breit aus einander, er weiß die Charaktere zu zeichnen und die Sitten und das häusliche Leben wie Plutarch zu schildern, auch schmückt er seine Erzählung mit Reden aus; doch wagte er es noch nicht, die Aufeinanderfolge der Jahre zu verlassen und die so unbequeme chronologische Methode abzustreifen.

In den letzten Büchern ist er weitläuftiger und ermüdet durch die dem höheren Alter eigenthümliche Geschwätzigkeit. Die Geschichte der Krakauer Akademie hat er nur nachlässig erzählt. Er wußte weder von der Preußischen Verbindung etwas, noch von dem Eidechsen-Orden, der schon zu seiner Zeit Einfluß auf die Preußischen Angelegenheiten ausübte. Da er gerade zu der Zeit schrieb, wo die Union der Römischen und Griechischen Kirche zu Florenz nicht zu Stande kam, so konnte er seinen Widerwillen gegen die letzte nicht verbergen und stellt sie dem Heidenthum gleich.

Trotz dieser Mängel wurde Dlugosz im 16ten und in den folgenden Jahrhunderten unverdientermaßen dem Cromer nachgesetzt. Dem Sarnicki hätte es am wenigsten geziemt, des Dlugosz Werke eine rudis et ingesta moles zu nennen. Cromer's Geschichte liest sich leichter, aber in Dlugosz finden wir mehr Wahrheit, Offenheit und Treue. Er steht in Rücksicht auf Wahrheitsliebe unter allen Polnischen Chroniken-Schreibern obenan. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst schrieben diese überhaupt nur für die Nachwelt und nahmen daher nicht so ängstliche Rücksicht auf lebende Personen. Diese Offenheit, die muthig und geradezu die Schwächen der Weltlichen und Geistlichen rügt, hatte zur Folge, daß das Werk des Dlugosz erst im Anfange des 18ten Jahrhunderts und dazu außerhalb der Gränzen Polens gedruckt wurde. Dieselbe Offenheit gewährt aber auch den Vortheil, daß man nun den ausgesprochenen Lobsprüchen um so mehr Glauben schenken darf.

Daß er schlecht Lateinisch geschrieben, wollen wir ihm mit Jan Herburt nicht zu sehr zum Vorwurfe anrechnen, wir bedauern es vielmehr, daß er sich nicht, da er doch für seine Landesgenossen schrieb, der Polnischen Sprache bedient hat. Mit welcher Verehrung gegen ihn, mit welcher Freude würden wir heut diese Chronik lesen. Dadurch wäre er Polens Herodot geworden, und er hätte nicht allein in der Polnischen Historiographie Epoche gemacht.

Mit welcher Liebe Dlugosz an seinem nationalen Denkmale hing, dem er 25 Jahre lang seine Kräfte widmete, geht aus den dringenden Worten hervor, mit welchen er es den Nachkommen empfohlen hat.

„Ich bitte und beschwöre", sagt er am Ende des 12ten Buches, „die Geistlichen und Mönche, so wie die Weltlichen, die Doktoren, Professoren, Magister, Studirende und Schreiber an jeder Fakultät unserer Mutter, der

Krakauer Akademie, daß sie nach meinem Tode, so viel sie vermögen, diese Jahrbücher fortführen und vor dem Untergange bewahren möchten. Auch bitte ich flehentlich und beschwöre die Doktoren, Magister, Professoren und Kollegiaten, daß sie eine von den besten Kollegiaturen auswählen und sie einem in der Literatur und in den Wissenschaften erfahrenen Manne übertragen möchten, der, von allen anderen Geschäften und Pflichten frei, sich allein mit der Geschichte befasse, an ihr allein seine Lust habe, sie liebe, mit Anderen sich von ihr unterhalte, an sie Tag und Nacht denke und sie zum Nutzen und zur Ehre des Vaterlandes, noch mehr zur Ehre Gottes bearbeite."

So dringend empfahl dieser Diplomat, der selbst an den wichtigsten Angelegenheiten seines Landes Theil nahm, die vaterländische Geschichte. Doch stimmte sein Ruf nicht mit der Ueberzeugung der Nachwelt überein. Im 16ten Jahrhundert rissen persönliche Rücksichten den Historikern die Feder aus den Händen; im 17ten bemächtigte sich die Schmeichelei derselben und die Chronik des Dlugosz mußte eines Kaiserlich Russischen Rathes harren, damit sie der Oeffentlichkeit übergeben werde.

Manuskripte von Dlugosz' Chronik waren schon in alter Zeit selten in Polen. Das eigenhändige Manuskript seiner Chronik legte Dlugosz in der Bibliothek der Akademie in Krakau nieder, wo dasselbe noch im 17ten Jahrhunderte sorgfältiger als Gold aufbewahrt wurde. Es enthielt aber nur eilf Bücher und unterschied sich an vielen Stellen von der Dobromiler, Leipziger und Mizlerschen Ausgabe. Der berühmte Tadeusz Czacki kaufte es in Krakau für hundert Dukaten, aber nicht aus der Universitäts-Bibliothek, denn in dieser war es, wie der Katalog besagt, schon 1777 nicht mehr vorhanden. Er brachte es in seine Bibliothek nach Porzyk, von da ging es in die Pulawer Bibliothek über. Bekanntlich wanderten die Schätze der letzteren nach Petersburg, wo auch mehrere Manuskripte der Chronik aus der Zaluskischen Bibliothek befindlich seyn dürften.

Nach einer Abschrift, die der Senator und Fähnrich von Lemberg, Felix Herburt, von seinem Vater geerbt hatte, gab derselbe in Dobromil im Jahre 1615 zuerst die sechs ersten Bücher, welche bis zum Jahre 1240 reichen, mit einer Lebensbeschreibung des Dlugosz heraus. An der Herausgabe des Uebrigen verhinderte ihn der Tod, und Niemand fand sich, das begonnene Werk fortzusetzen, denn, wie Daniel Papebroch in den Actis Sanctorum sagt: „Ne reliqui libri imprimantur prohibent Poloni arbitrati in hisce plurima regni sui secreta prodi."

Jan Zamoyski fand im Kron-Archive ein schönes Manuskript des Dlugosz. Es befindet sich jetzt in der Vallicellanischen Bibliothek zu Rom, wohin es Malespina, der von 1593—1597 Legat in Polen war, gebracht hat.

Mehrere Manuskripte der Chronik haben die Schweden während der Kriege mit Polen mit sich genommen. In der Bibliothek des Grafen Brahe in Stockkloster, drei Meilen von Upsala, befindet sich ein sehr schön geschriebenes Manuskript des Dlugosz in fünf großen Folianten, denen noch acht Jahre von einem anderen Verf., vielleicht nach dem Miechowita, beigefügt sind. — Andere Abschriften befinden sich in Dresden und in der Ossolinskischen Bibliothek zu Lemberg.

Bis jetzt besitzen die Polen nur einen vollständigen Abdruck der Chronik nach einer verdorbenen und ungenauen Handschrift. Der Herausgeber war Heinrich von Huyssen, Geheimer Rath Peter's des Großen und Lehrer des Sohnes desselben, Alexius Pietrowitsch. Er war ein gelehrter und geachteter Mann, der auch in der Polnischen Literatur bewandert war und mit vielen Polnischen Großen in freundschaftlichem Verkehr lebte. Er fand in der Bibliothek des Fähnrichs Wojciech Dembinski die sechs letzten noch ungedruckten Bücher des Dlugosz und ließ sie zugleich mit den sechs ersten in Leipzig bei Weidmann in den Jahren 1711 und 1712 abdrucken. Das dreizehnte Buch erhielt Huyssen aus der Krakauer Bibliothek der Akademie.

In der großen von Mizler 1761 veranstalteten Sammlung der Polnischen Chroniken ist die Chronik des Dlugosz nach der Leipziger Ausgabe, doch nur zum Theil, nämlich bis zum Jahre 1444, abgedruckt.

England.

Die Britische Seemacht seit funfzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Fregatte „la Canonnière" von 40 Kanonen (ein ehemaliges im Jahre 1803 bei Cherbourg genommenes Englisches Schiff) hatte sich während eines starken Nebels an die Küste unter Englische Batterieen werfen lassen, wo der „Tremendous" von 74 Kanonen unter Capt. John Osborne ihr zu Leibe rückte. Hier gelang es dem Französischen Capitain, eine Stellung einzunehmen, aus der er gegen seinen furchtbaren Feind ein so lebhaftes Feuern unterhielt, daß der „Tremendous" abziehen mußte. Der Muth und das Talent, welche Capitain Bourayne bei dieser Gelegenheit entwickelte, beweisen, daß „ein Schiff durch verständige und entschlossene Vertheidigung immer dem Verderben entgehen kann, selbst unter den Kanonen eines Gegners, der es mit einer einzigen wohl gerichteten Ladung zum Sinken bringen könnte." Wir bedauern, daß es uns hier nicht vergönnt ist, das lange und blutige Treffen, welches die „Amelia" von 38 Kanonen (Capt. Paul Irby) und die „Arethusa" von 40 Kanonen (Capt. Bouvet) einander lieferten, ausführlich zu beschreiben.*) Ein Umstand in diesem Kampfe scheint aber dem Herrn James verborgen geblieben seyn. Der Pulver-Vorrath der „Amelia" hatte von den Wirkungen des heißen und feuchten Klima's jener Gegenden in solchem Grade gelitten, daß Capt. Irby während seines Aufenthalts auf Sierra Leone selbiges ans Land bringen ließ, um es zu trocknen. Dennoch war es so viel schwächer geworden, daß eine bedeutende Zahl von Kugeln der „Amelia" nicht durch die Planken der „Arethusa" fuhren: dies erklärt die Verschiedenheit in der Zahl der Verwundeten auf jedem von beiden Fahrzeugen. Auch auf den Gesundheitszustand der Britischen Mannschaft nimmt Herr James zu wenig Rücksicht; die Leute waren durch Krankheiten dermaßen geschwächt, daß sie kaum die Geschütze bedienen konnten und viele vor Erschöpfung auf dem Verdeck umfielen; dennoch sprach keiner von Uebergabe und keinem entfuhr ein Ausruf der Entmuthigung. Von den 300 Mann der „Amelia" wurden 51 getödtet und 90 verwundet, den Capitain, der eine schwere Verletzung erhielt, mit einbegriffen. Die Offiziere beider Fahrzeuge waren alle entweder todt oder verwundet.

Der „Alexander" und der „Canada", zwei Schiffe von 74 Kanonen, welche das Convoi von Lissabon und dem Mittelländischen Meere eskortirt hatten, wurden von dem Geschwader des Contre-Admirals Nully, das fünf Schiffe von 74 Kanonen, drei Fregatten und eine Brigg zählte, verfolgt. Zwei Linienschiffe und zwei Fregatten machten Jagd auf den „Canada", der ihnen durch seine Schnelligkeit entkam. Die drei übrigen Linienschiffe und eine Fregatte griffen den Alexander an. Der Kampf entspann sich zwischen den Kanonen am Vordertheil der Französischen Schiffe und denen am Hintertheil des Englischen; als aber ein feindliches Schiff dem „Alexander" in die Flanke fallen wollte, empfing es so gut gezielte und so wohl unterhaltene Ladungen, daß es nach Verlauf einer kleinen halben Stunde in ganz hülflosem Zustand weichen mußte. Der „Tigre", an den jetzt die Reihe kam, hielt sich anfangs, durch das Schicksal seines Vorgängers belehrt, in größerer Entfernung; dennoch mußte auch er sehr übel zugerichtet die Segel streichen. Das dritte Linienschiff ersetzte ihn und der „Alexander" bestand nun den Strauß mit seinem dritten Gegner. Dies war zu viel; im dritthalbstündigen Kampfe gegen drei Schiffe, deren Stärke der seinigen gleich war, hatte der „Alexander" seine große Raa und die drei Bramstangen verloren: der Raum unter Wasser war zerlöchert und brannte an verschiedenen Stellen; den Kiel füllte das Wasser beinahe ganz, und da vollends die beiden Linienschiffe und die Fregatten, welche den „Canada" vergebens gejagt hatten, zurückkehrten, so dachte der Capt. Bligh mit Recht, daß er durch fortgesetzten Widerstand seine brave Mannschaft unnützer Weise opfern würde; er befahl daher, die Flagge seines Schiffes einzuziehen. Eine so glänzende Vertheidigung muß einen höheren Begriff von der Britischen Marine geben, als das Kapern eines Schiffes von gleicher Stärke. Dieses Treffen hatte den Franzosen nach ihrem eigenen Berichte 450 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Der Verlust des „Alexander" ist unbekannt.

Kein unter sehr ungünstigen Umständen bestandener Kampf läßt sich aber mit dem vergleichen, in welchem die Brigg „Speedy" die Spanische Fregatte „El Gamo" zur Prise machte. Von Lord Cochrane (jetzt Grafen von Dundonald) befehligt, führte die Brigg 14 Vierpfünder und mit Einschluß der Schiffsjungen, 54 Leute. Die Spanische Fregatte war auf ihrer Batterie mit 22 langen Zwölfpfündern, und auf den Kastellen mit 8 langen Kanonen und zwei Karonaden montirt, von denen erstere 8pfündige, letztere 24pfündige Kugeln schossen. Ihre Equipage unter Don Franzisco de Torres zählte 319 Mann.

„Am 6. Mai 1801 bei Tagesanbruch" — so erzählt Herr James — „signalisirte der „Speedy" im Angesichte von Barcelona ein Segel, das auf ihn los kam: es war eine alte Bekanntschaft, die Fregatte „El Gamo". Die Brigg manövrirte sofort, um ihr den halben Weg zu ersparen, allein es wehte ein so schwacher Wind, daß die beiden Schiffe erst um 9 Uhr bis auf Schußweite einander nahe gekommen waren. Die Engländer eröffneten das Feuern, das die Fregatte ihnen zurückgab, indem sie zu entern suchte. Der „Speedy" weigerte sich zweimal; endlich nach einer Kanonade von 45 Minuten, in deren Verlaufe die Engländer, trotz der Raschheit ihrer Manöver, den furchtbaren Ladungen des Feindes nicht alle Mal entgehen konnten, beschloß Lord Cochrane, von seiner Seite die Enterhaken zu gebrauchen. Der „Speedy" war bald mit der Fregatte Bord an Bord, und die Mannschaft stürzte, von ihrem heldenmüthigen Chef angeführt auf das Verdeck des Spaniers. Zehn Minuten lang dauerte der wüthende Kampf; aber endlich senkte sich die Spanische Flagge und der „El Gamo" wurde die Prise des „Speedy".

So glänzend aber die Kämpfe zwischen einzelnen Schiffen auch seyn mögen, so haben sie auf das Endergebniß eines Seekriegs doch nur geringen Einfluß; die wahre Stärke einer Marine besteht in ihren Linienschiffen. Zu Anfang des Krieges von 1793 war die Französische Flotte 246 Segel stark, darunter befanden sich 86 Linienschiffe und 78 Fregatten. Außerdem lagen noch 71 Schiffe (worunter 25 Linienschiffe) auf den Werften. Im Ganzen waren die Französischen Fahrzeuge stärker und schöner als die unsrigen. Den ersten ernsthaften Verlust erlitt die Französische Marine im Jahre 1793, als Lord Hood ihr in Toulon 20 Linienschiffe, 4 Fregatten von 40 Kanonen, 8 von 32, 2 von 26, eine Korvette von 24, 5 von 20, eine von 18 und eine Brigg von 14 Kanonen zerstörte.

Am 1. Juni 1794 wurde die erste große Seeschlacht in diesem langen Kriege geliefert. Die politischen Folgen des ersten entscheidenden Sieges zur See schienen den Franzosen, wie uns selber, in dem sich entspinnenden Kampfe von größerer Wichtigkeit seyn zu müssen, und beide Theile hatten Alles aufgeboten, damit ihre Flotte so mächtig würde, als möglich war. Beide Nationen mußten große Schwierigkeiten überwinden; aber für Frank-

*) Das Datum war der 7. Februar 1813.

reich waren sie noch bedeutender als für uns. Die meisten Offiziere der Französischen Marine hatten ihr Leben verloren oder auswandern müssen und waren durch Leute ersetzt worden, die von den Manövers oder der Anführung eines Geschwaders nichts verstanden. Allein die Art, wie sie ihre Schiffe ausrüsteten, und der Muth, den sie im Feuer bewährten, gereichten ihnen zu großem Ruhme. Was unsere See-Offiziere betrifft, so hatten diese mit wenigen Ausnahmen zehn Jahre in Unthätigkeit verlebt, und die Mannschaften waren lange nicht genugsam eingeübt und diszipliniert. Kurze Uebung belebte zwar die schlummernde Erfahrung wieder; allein die Kanonierkunst war zu sehr vernachlässigt, sonst würde die Schlacht ein viel entscheidenderes Resultat gehabt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fuchs.)

Qui naquit chat, court après les souris.
Die Katze läßt das Mausen nicht.

Dies will, gleich dem ähnlichen Deutschen Sprüchwort, sagen, daß angeborene böse Neigungen, trotz der besten Erziehung, nie ganz zu ersticken sind, sondern immer wieder durchblicken werden, und der Mensch ihrem Einflusse nie ganz entgehen kann.

Das Sprüchwort ist aus dem Italiänischen chi gatta nasce, sorice piglia entliehen und soll seinen Ursprung einem kleinen Streiche verdanken, den Cecco einst dem Dante spielte. Diese beiden Männer hatten nämlich die Gewohnheit, sich gegenseitig philosophische Fragen vorzulegen und über dieselben zu diskutiren. Eines Tages war das Thema ihres Streits: Vermag die Kunst über die Natur zu siegen? Dante sprach sich für die Affirmative aus und führte als Beispiel für seine Behauptung seine Katze an, die er so abgerichtet hatte, daß sie während seines Abendessens und seiner Abendlektüre ihm leuchtete, indem sie ein brennendes Licht in ihren Vorderpfoten hielt. Cecco vertheidigte die Negative und bemerkte, daß er weit evidentere für seine Meinung sprechende Beispiele anzuführen wisse. Beide Gegner schieden für diesmal ohne einig geworden zu seyn. Am folgenden Tage aber begann der Streit von neuem und heftiger als je. Dante glaubte ihn zu seinem Vortheil beenden zu können, wenn er von seiner Katze selbst den Beweis führen lasse. Sobald das wohlabgerichtete Thier seine Functionen begonnen, zog Cecco eine Schachtel aus der Tasche, öffnete sie und ließ zwei in derselben eingesperrte Mäuse entwischen. Kaum hatte die Katze diese bemerkt, als sie das Licht fallen ließ, auf eine der Mäuse zustürzte und auf diese Weise die Sache zum Vortheil Cecco's entschied.

Rouge au soir, blanc au matin,
C'est la journée du pèlerin.

Ist der Horizont von der untergehenden Sonne geröthet, so darf man bekanntlich annehmen, daß die leichten in der Luft befindlichen Wasserdünste sich sehr bald zerstreuen, während nicht von den Sonnenstrahlen zu durchdringende Wolken sich gewöhnlich noch mehr verdichten und zu Tropfen zusammenziehen. Daher obiger dem Evangel. Mathäi (Cap. 16 v. 2) facto vespere, dicitis: serenum erit, rubicundum est coelum nachgebildeter Ausspruch, den Herr v. Lamartine höchst poetisch in folgendem Verse der fünften Harmonie paraphrasirt hat:

On regarde descendre avec un oeil d'amour,
Sous les monts, dans les mers l'astre poudreux du jour,
Et, selon que son disque, en se noyant dans l'ombre
Creuse une ornière d'or, ou laisse un sillon sombre,
On sait si dans le ciel l'aurore de demain
Doit ramener un jour nébuleux ou serein.

Entre chien et loup.

Diese Redeweise ist eine sehr alte und häufig gebrauchte. Schon Marculfe, ein Autor des siebenten Jahrhunderts, schrieb in seinen Formeln infra horam vespertinam inter canem et lupum. Sie wird angewandt, um damit die Zeit der Abenddämmerung (das deutsche: Zwielichten) zu bezeichnen, die Zeit lorsque n'étant plus jour il n'est pas encore nuit. Nicht soll diese Redensart aber etwa auf die Schwierigkeit hindeuten, in jener unbestimmten Beleuchtung ähnliche Gegenstände, wie z. B. Hund und Wolf, zu unterscheiden, wie dies einige Parömiographen vorgeben, indem sie sich auf folgenden Vers von Baïf beziehen:

Lorsqu'il n'est jour ni nuit, quand le vaillant berger,
Si c'est un chien ou loup ne peut au vrai juger —

sondern der Ausdruck entre chien et loup bezeichnet im eigentlichen Sinne das Intervall zwischen dem Augenblick, wo der Schäfer den Hund seiner Heerde zur Wache stellt, und dem Moment, wo der Wolf, die beginnende Finsterniß benutzend, in der Nähe der Hürden umherstreift. Denn es ist ein nie außer Acht gelassener Gebrauch der Hirten, gleich bei eintretender Dämmerung ihren Hund loszulassen oder auf Posten zu stellen, da sie wissen, daß der Wolf nicht säumen wird, aus dem Gehölz hervorzukommen. Deshalb ist auch nicht erlaubt, zu sagen: entre loup et chien, sondern nur: entre chien et loup.

Frau v. Sévigné hat den Ausdruck entre chien et loup substantivisch angewandt, um damit unklare, trübe Begriffe zu bezeichnen. In ihrem 802ten an ihre Tochter, Frau v. Grignan, gerichteten Briefe liest man: Il me semble que vous êtes une substance qui pense beaucoup: que ce soit du moins d'une couleur à ne vous pas noircir l'imagination. Pour moi j'essaie d'éclaircir mes entre Chiens et Loups, autant qu'il m'est possible.

Mannigfaltiges.

— Atmosphärische Eisenbahn. Der Versuch, den wir in Nr. 1[illegible] des „Magazins" als bevorstehend ankündigten, ist vollkommen gelungen. Den neuesten Englischen Blättern zufolge, hat derselbe am 21. August, Morgens um 6 Uhr, nicht weit von Kingstown stattgefunden, und zwar berichtet darüber der Sun Nachstehendes: „Nachdem unter der Leitung der Herren Clegg und Samuda einige Wagen auf der Linie aufgestellt und alle nöthigen Anordnungen getroffen waren, ging der Zug von Glanthule, ein wenig unterhalb Kingstown, ab und zwar kam er sogleich in sehr rasche Bewegung, indem er 1¾ (Engl.) Meile in 3½ Minuten zurücklegte. Die Ankunft dieses Zuges, des ersten, der jemals auf einer Eisenbahn durch atmosphärischen Druck gefördert ward, wurde in Dalkey mit lautem Hurrah begrüßt. Die Eisenbahn-Linie von Kingstown nach Dalkey ist eine fast ununterbrochene Aufeinanderfolge von starken Kurven, indem die Eisenbahn-Gesellschaft durch ihren Kontrakt gebunden war, die alte Linie, welche direkt nach dem Hafen von Kingstown führt, einzuhalten, und der Boden ist an einigen Stellen, besonders gegen das Ziel hin, so ansteigend, daß bei der gewöhnlichen Beförderung durch Dampf eine außerordentliche Consumtion von Feuerung erforderlich seyn würde. Unter diesen Umständen kann der Erfolg des atmosphärischen Systems als vollkommen gesichert angesehen werden. Herr James Pim und Herr Bergin, Rendant und Secretair der Dublin-Kingstowner Eisenbahn, welchen das Publikum die erfolgreiche Ausführung dieses großen Experimentes besonders zu verdanken hat, wohnten dem ersten Versuche bei; eben so haben mehrere ausgezeichnete Ingenieurs und wissenschaftliche Männer Gelegenheit gehabt, das ganze Verfahren genau zu beobachten."

Diesem Berichte fügt die Times vom 24. August noch Folgendes hinzu: „Am Nachmittag fand ein zweiter Versuch in Gegenwart des Lord-Lieutenants, und zwar mit einem noch glänzenderen Erfolg als am Vormittage, statt. Zwei Wagen fuhren aufwärts in drei Minuten — *was auf die Stunde* 25 (Engl.) Meilen beträgt — und kehrten die geneigte Ebene herab durch *ihre* eigene Bewegungskraft in fünf Minuten zurück. Funfzig (Engl. 11 Deutsche) Meilen können mit vollkommener Sicherheit, ja bei völliger Unmöglichkeit von Gefahr, in einer Stunde zurückgelegt werden. Jung wie das Eisenbahn-System überhaupt noch ist, wird dieses außerordentliche Experiment den Erfolg haben, eine vollständige Umwälzung in der Fortbewegungs-Theorie hervorzubringen."

— Ein Aktenstück aus dem 13ten Jahrhundert, die Moldau und Wallachei betreffend. Ueber die alte Geschichte der Wallachei und Moldau hat vor kurzem der in Deutschland erzogene Major Kogalnitschan wichtige Aufschlüsse gegeben, indem er mehrere bisher unbekannte Urkunden aufgefunden und durch den Druck mitgetheilt hat. (Archiva Romaneaca oder Romanisches Archiv 1. Band, gedruckt zu Jassy 1841.) Wir erwähnen besonders einer goldenen Bulle des Königs Bela von Ungarn vom Jahre 1247. Er nennt sich darin außerdem König von Serbien, Dalmatien, Croatien, Gallizien, Lodomirien, der Romäer und der Kumanen und sagt: daß, da die Regenten auf die Vermehrung des Volkes Bedacht nehmen müssen, so müßten sie auch die Guten mit Gnade und die Schlechten mit Strenge behandeln. Er habe mit dem Großmeister des Ordens vom Hospital zu Jerusalem, Rembold, verabredet, so wie mit den Fürsten und Bojaren seiner Staaten, auf welche Art das Volk zu vermehren, welches durch den Einfall der Tataren viel gelitten; dazu habe er sich mit dem Orden verbunden, welcher die Christen zu beschützen Hülfe leisten solle; dafür würde ihm das Gebiet von Severinum geschenkt, mit den anstoßenden Gebirgen und den Fürstenthümern des Ivan und des Vorkach bis zum Flusse Olta, ausgenommen die Fürstenthümer des Wojewoden Limacu, welche er den Romäern überlassen, wie sie solche auch bisher gehabt haben. Der Orden sollte die Hälfte des Einkommens von jenen Gründen haben, die andere Hälfte behielt er sich selbst vor. Eben so sollte es mit der Fischerei in der Donau seyn, welche er mit seinen Brüdern, den Kumanen, gemeinschaftlich gehabt habe. Die Romäer, welche in Citwa, im Distrikt Harsehak wohnen, sollten dem Könige bleiben: diese sollten die Gränze gegen die Tataren bewahren, so wie auch die Ungarn jenen Hülfe leisten sollten. Der Großmeister sollte übrigens auch Siebenbürgen und ganz Kumanien mit der Bedingung erhalten, beständiger Bundesgenosse zu bleiben, mit Ausnahme des Landes des Wojewoden Senalaw, welches den Romäern überlassen bleibt. Das Dokument ist ausgefertigt durch die Hand des Erzbischofs Benedict zu Colocz, Kanzlers des Reichs, am 3. Juni, im 12ten Jahre des Königreiches.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Montag den 4. September 1843.

Frankreich.

Die Ehe und die Frauen-Emancipation.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

„Und er soll dein Herr seyn!" lautete bekanntlich die erste Lection, welche Eva in ihrem neuen Ehestande vom lieben Gott selbst erhielt. Diese Lection hat denn auch für einige Jahrtausende vorgehalten und sich stets nur um so segensreicher erwiesen, je vernünftiger sie erfüllt wurde; denn jedes Naturgesetz, und das ist ja eben jedes Gesetz Gottes, ist an und für sich nur gut. Und derjenige Geist, welcher vermöge seiner inwohnenden Gotteskraft die moralischen Verhältnisse der Menschen am tiefsten erfaßt und am schärfsten und bündigsten ausgesprochen hat, Christus, nahm das Gebot auch aus dem alten Bunde unverändert in den neuen herüber, zum Zeichen, daß er eben nichts daran zu bessern wußte. Nachgerade aber ist die Menschheit auf eine Höhe der Kultur gelangt, zu einer Vollendung der Philosophie, Wissenschaft und Politik, mit der sich nichts vergleichen läßt — die Gegenwart hat ja eben nur die Gegenwart gesehen — so daß das neunzehnte Jahrhundert sich anfing zu schämen, in jenem Punkte wirklich noch auf dem alten Fleck zu stehen. Da fiel denn auch dem und jenem ein, daß ihn dies oder das beenge oder drücke, und weil doch Jeder gern von sich selbst das Beste denken mag, so ist's wohl verzeihlich, wenn er die Schuld nicht eben in sich, sondern in den Verhältnissen suchte, in welche er sich begeben hatte. Und als er gar entdeckte, daß ein vernünftiges und selbstbewußtes Wesen zur Freiheit berufen ist, siehe, da war plötzlich der Knoten gelöst. Abhängig seyn von Weib und Kind, für das ganze Leben sich binden, unter der Botmäßigkeit eines Mannes stehen, dem öffentlichen Leben in Staat und Wissenschaft fern bleiben: das war natürlich eine Herabwürdigung der menschlichen Natur. Hinweg mit den alten verjährten Vorurtheilen, der Mann soll fürder nicht gehemmt seyn von der Last der Familie, die Frau soll sich endlich aus jener entehrenden Sklaverei befreien, sich emanzipiren. Wahrhaftig, ein guter Stoff zu einem Aristophanischen Lustspiele, wäre die Sache nicht auf der anderen Seite gar zu ernsthaft.

Wir wollen nun freilich nicht die Mücke zum Elephanten machen, und wegen des Feuers einiger Strudelköpfe mit dem gesammten christlichen Lösch-Apparat wohlgemeinter Reformations- und Regenerations-Pläne und einem Strome restriktiver, inhibitiver, prohibitiver, korrektiver und was es sonst noch für Maßregeln geben mag, anrücken, gleich als brenne das ganze Familien-Gebäude lichterloh und laufe Gefahr, über Nacht bis auf den Grund vertilgt zu seyn. Im Gegentheil sind wir von vorn herein viel zu sehr von der guten Grundlage der menschlichen Natur überhaupt und des Germanischen Stammes insonderheit überzeugt, haben auch durch eigene Anschauung und Erfahrung gelernt, daß die glücklichen Ehen nicht gerade so selten sind wie der Phönix, als daß wir einen solchen Lärm nöthig erachteten. Dennoch aber, weil es mit glücklichen und wohlgeordneten Familien zu gehen pflegt wie mit gut regierten Staaten, daß sich nämlich in der Tagesgeschichte wenig von ihnen erzählen läßt, und mithin ein einziger Unzufriedener mehr Worte macht als hundert Zufriedene, weil ferner jeder Lehrer am Ende auch seinen Hörer findet, welcher, zu träge oder zu schwach, um einen eigenen Gedanken hervorzubringen, geduldig glaubt, wer am lautesten spricht, möge wohl auch das meiste Recht haben: deshalb halten wir es nicht für überflüssig, wenn auch einmal ein vernünftiger und besonnener Beobachter von der anderen Seite das Wort ergreift. Darum haben wir mit Vergnügen die Bemerkungen gelesen, zu denen die Revue des deux Mondes durch ein Werk der Frau von Gasparin: „Die Ehe vom christlichen Gesichtspunkte aus betrachtet" *), veranlaßt wurde, und hoffen auf die Zustimmung unserer Leser, wenn wir Einiges aus denselben hier ausheben; doch wollen wir auch keinesweges zürnen, im Gegentheil uns über den Glücklichen freuen, wenn Jemand die folgenden Spalten ganz überschlägt, weil er sich in seiner Familie so wohl fühlt, daß er nicht einmal daran erinnert werden mag, daß es auch nur anders seyn könne.

Die älteste Geschichte der Welt, beginnt unser Kritiker, die jüdische, erzählt von einer Rahel, welche ihre Kinder beweinte und sich nicht wollte trösten lassen, weil sie dahin waren. Etwa zweitausend Jahre nach ihr, und eben so lange vor uns, sprach eine Römische Mutter, die Mutter der Gracchen, indem sie auf ihre Kinder wies: Das sind meine Juwelen. In unseren Tagen endlich antwortete der größte Mann der neueren Zeit auf die Frage einer vornehmen Dame, wer in seinen Augen die erste Frau sey, freilich mit einer Rohheit und in einer Absicht, zu verletzen, die leider seinen Gedanken verunstaltet: diejenige, welche die meisten Kinder geboren hat. Abgesehen von der Bitterkeit und der absprechenden Beschränkung, welche die Leidenschaft des Augenblicks in jene Antwort gelegt hat, findet man, daß sie die Frauen eben nur auf die Juwelen Cornelia's und auf die Mutterliebe Rahel's zurückweist; daß sie dieselben in den wahren Brennpunkt ihrer Macht, ihres Glückes und ihres Ruhmes stellt: in die Familie. Hier ergiebt sich also ein Grundstein, den weder der Lauf der Zeit, noch die Umwandlung aller Dinge durch die vollständige Veränderung des Glaubens, der Gesetze, der Sitten, der Volksstämme aus den Fugen heben konnte; ein Gesichtspunkt, den das menschliche Geschlecht unter allen Bedingungen festgehalten hat.

Selbst als die Windsbraut der Revolution, welche nichts stehen lassen wollte, als was sie selbst aufgestellt hatte, und vor der bestanden zu haben ein hinreichender Grund war, um nicht fürder zu bestehen, über alle geheiligte Einrichtungen und Gewalten einherbrauste, und sogar Gott selbst in das Höchste Wesen umkorrigirt wurde: gab es einen geachteten und selbst durch nationale Feste *) in der Republik förmlich anerkannten Kult, den der Familie. Und nicht zufrieden mit der offiziellen Affectation im Staatskalender, schlich sich auch in die Redeweise jener wilden, hartherzigen Männer ein salbungsreicher Jargon und eine süßliche Empfindelei, welche mit Familiengefühlen sich breit that und bis in die Mordscenen der Vendée und die Proclamationen Napoleon's ihren Weg fand. Die Freiheit in der Jakobiner-Mütze hatte vergessen, daß die Ehe eine Fessel ist: erst in unseren Tagen hat die Freiheit in der Schlafmütze sich daran erinnert.

Vor uns, und fast seit dem Ursprunge des Christenthums, hatte die Familie von mancherlei Sekten Angriffe auszuhalten. Sie ging allerdings in jenen theologischen Schlaraffenländern zu Grunde, aber nur als zufällige Nebensache, in den Sturz der Hauptsache verwickelt. Aber wenn es sich darum handelte, Einrichtungen von bedeutender äußerer Ausdehnung zu zerstören, wie etwa die Religion oder die Monarchie, dann blieb sie unangetastet: Niemand wagte diese Landplage auszurotten, welche im untersten Grunde der menschlichen Gesellschaft wurzelte. Aber gegenwärtig, wo die Mauern umgestürzt und der Grund bloßgelegt, wo Alles nivellirt worden ist, was über den Boden hervorragte, da blieb freilich nichts mehr übrig, als in dem Grunde, in dem Boden selbst zu wühlen und die menschliche Gesellschaft in den Wurzeln anzugreifen, wenn man irgend etwas angreifen wollte.

Wenigstens hatten die St. Simonisten, auch eine theologische Sekte, die Abschaffung der Familie in ein großes System bürgerlicher und religiöser Umwandlung aufgenommen. Ihre Theokratie, ein ungefüger Kopf, den sie dem Körper der bürgerlichen Gesellschaft aufsetzten, deren Lebenskraft er gänzlich verschlang, ließ derselben nichts mehr zum Eigenthum und nothwendigen Besitz übrig; der Staat, oder wenn man will der Priester, gab jedem Theile das für ihn nöthig erachtete Leben. Man nannte dies eine Hierarchie. Der Staat, welcher alle Würden und Reichthümer austheilte, die er allein besaß, war mithin auch der gemeinschaftliche Vater aller Kinder, jenes unbequemen Reichthums der heutigen Armen. Eine schwangere Frau war eine in Berufsthätigkeit begriffene Beamte des Staates, und das Ergebniß ihrer Arbeit gehörte der Gesellschaft, welche hier wie immer durch die Geschäftsführer repräsentirt wurde. Das war in der That eine sehr einfache und wohl konzentrirte Organisation, innerhalb welcher die Familie nicht bloß ein Ueberfluß, sondern sogar ein Widerspruch gewesen wäre. Natürlich war die Ehe in der St. Simonistischen Theorie faktisch abgeschafft. Die ganze Einrichtung hatte übrigens die religiöse Weihe und war unmittelbar von Gott selbst offenbart. Es fehlte mithin dieser höchst logischen, prächtig konstruirten Maschine durchaus nichts, wenigstens auf dem Papiere.

Als der St. Simonismus an seiner Logik gestorben war, von der er leider das letzte Wort zu sehr hatte vernehmen lassen, da fanden sich Leute, denen das letzte Wort nicht mißfiel, und die es auf eigene Rechnung in den Handel nahmen, die Einen ganz, die Anderen halb, die Dritten noch weniger davon, und den Rest des Systems höchst billig beiläufig losschlugen. Dies letzte Wort, was dem Anscheine nach weit anständiger aussah, als sein eigentlicher Gehalt beim näheren Zusehen sich auswies, war die Emancipation der

*) Du mariage au point de vue chrétien. Par Mme. A. de Gasparin. 3 vol. in-8. Paris, chez Delay.

*) Jede Dekade hatte ihr Fest. Die Dekadis der 20sten, 24sten, 25sten und 26sten Dekade waren in folgender Ordnung geweiht: der ehelichen Treue, der Aelternliebe, der mütterlichen Zärtlichkeit, der Kindesliebe; die 27ste der Kindheit und die 34ste unseren Vorfahren.

Frauen. Um die Logik kümmerte man sich nicht mehr. Die Emancipation sollte in die Welt treten, wie sie nun eben besteht, wo man unglücklicher Weise noch nicht daran gedacht hat, die Ehe zu verbannen, die doch überall, in Prosa wie in Versen, eine Kette, ein Band, ein Joch für zwei Menschen ist. Dieses schöne Amalgam gab zum Resultat die komplizirte Idee von zu gleicher Zeit gebundenen und emanzipirten, geknechteten und freien Frauen. Als Combination wäre das recht gelehrt, wäre es nur nicht vor allem Anderen unsinnig und abgeschmackt.

Wenn die Frau, unter der Herrschaft derjenigen religiösen und bürgerlichen Grundsätze, die den gegenwärtigen Zustand der Familie regieren, alle ihr von der Natur verliehenen Kräfte gebrauchen kann und wirklich gebraucht, so ergiebt sich nicht nur, daß sie dem Manne keineswegs gleichsteht, sondern auch, daß sie ihre vollkommene Freiheit genießt, wenn man nicht glauben will, sie müsse, um frei zu seyn, Kräfte in Thätigkeit setzen, die sie nicht besitzt. Einige jener Kräfte und Anlagen hat sie gemeinschaftlich mit dem Manne, sie sind das charakteristische Kennzeichen der Gattung. In ihnen wird sie offenbar vom Manne übertroffen. Wäre dies nicht der Fall, so wäre die Frau in gewissen Hinsichten Frau, in anderen Mann, ein Pleonasmus, ein Wesen ohne innere Einheit, eine Absurdität. Sie besitzt also von den Kräften und Anlagen des Mannes nur so viel, als sie bedarf, um seine würdige Genossin, um, wie er, ein vernünftiges, selbstbewußtes und verantwortliches Wesen zu seyn. Sie hat dieselben in weit geringerem Grade erhalten, weil der Mann in physischer wie in moralischer Hinsicht das vorzugsweis freie, thätige und befruchtende Wesen seyn sollte. Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß alle Eroberungen im Gebiete des Geistes, alle Ergebnisse der körperlichen Kraft, welche den Zustand der Gattung auf Erden und die Oberfläche der Erde selbst wesentlich verändert haben, dem Manne zugehören. Bei diesem gewaltigen Werke erscheint die Frau zuweilen in der liebenswürdigen Gestalt einer Egeria oder Aspasia, aber damit hört auch ihre Theilnahme auf. Man sage nicht, daß der Mann ihre Kraft im Keime erstickt, daß die Gesetze ihre Gewalt gebrochen und die ewigen Bestimmungen der göttlichen Weisheit vernichtet haben. Der Mann kann nicht einen Strohhalm von seiner Stelle rücken als eben durch und nach jenen Bestimmungen. Hat die Frau gleiche Gaben und gleiche Kraft, warum befiehlt, handelt, erfindet sie nicht? Warum wohnt sie zu allen Zeiten und unter allen Völkern in dem Hause, das der Mann gebaut? Trieb Jeanne d'Arc den Krieg, Madame Dacier Griechisch und Sophie Germain Mathematik, warum behaupteten die Frauen nicht das von diesen eroberte Gebiet und dehnten es weiter aus? Oder warum war Jeanne d'Arc kein Karl der Große, Dacier kein Aeschylus, Sophie Germain kein Newton? Weil die menschliche Kraft nicht über die Gränze des Natur-Gesetzes kann, und eine ewige Gewalt dem Weibe vorgezeichnet hat: bis hierher und nicht weiter! Hier ist die äußerste Gränze, hier hält die Frau an und hört auf, denn hier beginnt entschieden der Mann.

Doch was bedürfen wir so viel Zeugnisse, um das uranfängliche und nothwendige Uebergewicht des einen Geschlechts über das andere zu erhärten. Nackt und bloß seiner Mutter und Stiefmutter Natur übergeben, hat der Mensch zwei Grundbedürfnisse, zuerst das Bedürfniß zu leben, dann glücklich zu seyn. Um diese Bedürfnisse zu befriedigen und den Widerstand der umgebenden Welt zu brechen (denn das ist sein irdisches und bürgerliches Ziel), wurde er mit zwei Werkzeugen versehen, mit seiner physischen Kraft und mit der Vernunft. Es giebt keine andere. Nun betrachten die Frauen sich selbst, und der erste Blick wird sie lehren, ob sie das, dessen der Mensch auf Erden bedarf, in gleichem Grade besitzen als der Mann. Sie werden finden in ihrem kleineren Kopfe, in ihren schwächeren Gliedern, in ihrer leicht verwundbaren Brust, in der ganzen Einrichtung ihrer Intelligenz und ihrer Gesundheit, ob ihr Werk nicht einfacher, abgerundeter und zugleich untergeordneter ist.

Und hier kommen wir auf die Eigenthümlichkeit des weiblichen Wesens, auf die ihnen ausschließlich gehörenden Kräfte und Anlagen. Ist die Frau in Allem, was sie mit dem Manne gemein hat, ein minder vollkommenes Wesen, so ist sie eigenthümlich und vollendet in Allem, was sie als Frau charakterisirt. In jenen vollkommenen Seiten also, in ihrer typischen Vollendung, müssen wir ihre Bestimmung suchen und ihre Aufgabe, die Summe der Bestimmung der Gattung zu vollenden. Hier vereinigt sich Alles in dem einen Worte Mutter. Nicht um sie zu erniedrigen und sie einfach dem Manne unterzuordnen, hat die Natur ihre Kräfte begränzt und ihre Thätigkeit beschränkt, sondern um sie zu verherrlichen in jener wesentlichen Bestimmung, welche von keiner anderen gestört und überwuchert werden, vielmehr selbst Alles beherrschen sollte. Was also die Frau unvollkommen macht im Vergleich mit dem Manne, macht sie vollkommen als Mutter. Und damit nichts fehle, hat die Natur jenem leichten, beweglichen, eigensinnigen, launenhaften Wesen eine feste, beharrliche, gleichmäßige, ruhige und zugleich blinde und exaltirte Liebe gegeben, die keiner Erschlaffung, keiner Uebersättigung, keiner Wandelbarkeit fähig ist, die Mutterliebe. Um nun zu erfahren, ob die Familie, wie sie bei christlich civilisirten Völkern besteht, der Natur wirklich angemessen sey, bleibt nur noch zu untersuchen, ob es für die Frau besser ist, einem einzigen Wesen durch gegenseitige Bande verknüpft zu seyn, oder Allen zu gehören; ob sie freier ist in der Abhängigkeit jener Pflichten, die sie an einen einzigen knüpfen, oder in der Hingebung an die Willkür Aller; ob sie als schwaches Wesen von dem Manne, der ihr seinen Namen giebt, sich besser beschützt fühlt oder von ihrer eigenen Kraft; ob sie als stolzes Wesen etwas Würdigeres darin findet, von einem Tyrannen unterdrückt zu werden, den sein eigenes Unglück wegen seiner Tyrannei straft, oder ein Spielball aller Leidenschaften zu werden, die ihr auf ihrem Wege begegnen und dann unbekümmert weiter ziehen; ob sie endlich als Mutter sich nicht glücklicher fühlt, wenn für und um das Wesen, das sie unter ihrem Herzen getragen, zwei Menschen lieben, fürchten, hoffen, leben und, wenn es seyn muß, sterben, als wenn sie einsam mit ihm bleiben muß; ob sie es nicht für rühmlicher hält, dies Wesen täglich als Denkmal der Vergangenheit und Bürgschaft der Zukunft dem Manne hinzureichen, den es bis zum letzten Augenblicke seinen Vater nennt, als es zum Zeugniß gegenseitigen Ueberdrusses in die Hände jenes herzlosen, unbekannten, unsichtbaren, unpersönlichen Vaters fallen zu lassen, der sich Staat nennt.

Naturlich. Diese Frage ist gelöst, ehe sie gestellt wird. Man will die Familie nicht nur, sondern man versucht im Gegentheil, ihr auch durch Regeneration aufzuhelfen. Aber die Logik jener Regeneratoren ist nicht eben sehr genau. Sie erlauben oder wollen die Familie freilich, aber sie wagen nicht, sie zu definiren, oder können sich über die Definition nicht verständigen. Einige erklären sich für vollkommene Gleichstellung der Gatten, so daß die Frau des Gehorsams, der Mann des Protektorates entbunden wird; Andere für die Berechtigung zur Trennung; Andere für die unabhängige Verwaltung des Vermögens beider Theile. Unter allen diesen Scholiasten des Ehegesetzes sind die ersteren, welche Familie und Freiheit zusammenleimen, ohne sich über beide Begriffe Rechenschaft zu geben, am wenigsten inkonsequent, aus dem einfachen Grunde, weil sie baaren Unsinn schwatzen: die beiden anderen lassen sich mit zwei Worten von ihrer Inkonsequenz überführen. Es ist freilich ziemlich ungalant, aber man muß es bekennen, daß vornehmlich Frauen sich zu Kämpen für jene Inkonsequenzen aufgeworfen haben, welche sich seit zehn Jahren aus einem Roman in den anderen, aus einer Zeitung in die andere hinüberschleppen.

Wir haben gesehen, wie es mit der Gleichheit von Mann und Frau steht; existirte sie in der Natur, so gäbe es eben keine Familie. Die Thesis von der Trennung ist um nichts verständiger; die Familie ist, weil sie ist, unauflöslich; der Vater kann nicht machen, daß er nicht mehr Vater wäre, eben so Mutter und Kind, eben so Gatte und Gattin. Alle Rechte und Pflichten der Familie sind absolut, ihre Charaktere unzerstörbar. Wäre dem nicht so, hinge es von dem Willen des Gatten ab, die geheiligte Mauer zu durchbrechen und die unschuldigen Trümmer der ersteren Familie unter das Dach einer neuen zu tragen, so wiese er seinem Gatten die Absurdität zu, deren er selbst nicht fähig ist, indem er bewirkte, daß der Vater aufhörte, Vater, die Mutter, Mutter zu seyn, dadurch, daß er den gemeinschaftlichen Kindern einen neuen Vater, eine neue Mutter gäbe. Die Logik des einfachsten gesunden Menschenverstandes schreit gegen das Nebeneinanderbestehen von Waisen solcher Väter, die keine Kinder mehr haben. Und abgesehen von der Logik, von der Natur und Moral, ist es ein verabscheuungswürdiges Verbrechen.

Was aber die Verfechter der Gütertrennung und deren unabhängiger Verwaltung betrifft, wenn sie die Familie befestigen wollen, so schlagen sie gerade das Gegentheil dessen vor, was sie hätten vorschlagen sollen. Wir wünschen, daß die Ehe nicht bloß die Personen, sondern auch die Sachen berührte; wir wünschen Vermögen und Rechte so vereinigt, daß, außer in dem Falle eines kinderlosen Todes, jede Spur des Ursprunges vor dem Gesetz verwischt wäre; ja wir wünschen sogar, daß kein Ehegatte ohne Beistimmung seines Gatten eine rechtliche Handlung in Beziehung auf die Verwaltung seines Vermögens ausüben könnte. Diese Verengerung des Familienlebens würde unseres Erachtens die Freiheit der Frau wesentlicher befördern als die Erfüllung aller jener Tiraden. Freiheit? Ihr habt sie vor der Ehe, warum behaltet ihr sie nicht? Ihr habt sie in der Ehe, denn die Familie erlaubt euch, Alles zu thun, was ihr eigenes Bestehen nicht angreift, sie fördert euch in der Entwickelung aller Kräfte, welche die Natur euch verliehen hat. Und ist sie für eure Kräfte zu eng, seyd ihr eine Ausnahme, so bleibt ledig. Denn nicht die Ehe an sich ist unpassend, die Ausnahme ist für die Ehe unpassend. Was man auch sagen möge, es giebt keine Würde, keine Macht, kein Glück, keine Sicherheit für die Frau außerhalb der Familie; aber in dieser untergeordneten Stellung der Frau liegt auch ihre Macht, und wer die Familie angreift, greift die Frau an. Das zeigt sich auch in der Mehrzahl der oben angedeuteten Werke. Kaum zwei sind darunter, deren Verfasserinnen zu den eben erwähnten traurigen Ausnahmen gehören. Damit wollen wir keineswegs gesagt haben, daß die Familie nicht auch, wie alle Verhältnisse, in denen der Mensch dem Menschen begegnet, ihre eigenen Schmerzen habe und ihre Schlachtopfer fordere. Aber die am lautesten schreien, wurden nicht gerade am härtesten geprüft. Sie denken mehr an die Schönheit ihrer Stimme, als an die Leiden, deretwegen sie schreien, und hätten sie wirklich geduldet, dadurch machen sie sich bezahlt. Wir haben jene wahren, tiefen, unheilbaren Leiden kennen gelernt und die Majestät und Schönheit der Frau in ihrem Schmerze bewundert. Sie haben unsere volle Theilnahme. Aber so lange der Mensch ein endliches Wesen ist, bleibt es unvermeidlich, daß auch die beste Maschine zuweilen den Maschinisten zermalmt. Muß man deshalb die mechanischen Gesetze des Weltalls reformiren wollen? Die Familie ist die schönste menschliche Einrichtung, gerade weil sie die schönste Tugend des Menschen, die liebende Thätigkeit für Andere, fortwährend lebendig erhält und allen Egoismus zurückweist. Das sollten die unbegriffenen Frauen begreifen lernen.

Das Werk der Frau von Gasparin ist eines der ehrenwerthesten Erzeugnisse, die aus jener Verbindung von Eigenschaften hervorgegangen sind, wo die Verdienste des Mannes sich im richtigen Maß mit den Verdiensten der Frau vereinigt finden; gerader Sinn und warme, lebendige Phantasie, Festigkeit des Geistes und Anmuth der Form, Schärfe des Verstandes und Fülle des Herzens. — Die Verfasserin spricht zuerst über die Bestimmung des Weibes, darauf untersucht sie den gegenwärtigen Zustand der Ehe, und im dritten Kapitel fragt sie nach einer regenerirenden Kraft für die Ehe, welche sie in der Bibel zu finden glaubt. Die Revue de deux Mondes beurtheilt dieses Kapitel

vom katholischen und Französischen Standpunkt aus, und es begreift sich von selbst, daß ihre Auffassung von der eines Deutschen Protestanten einigermaßen abweichen muß. Es wäre überflüssig, hierorts eines breiteren auf das Raisonnement des Französischen Kritikers einzugehen oder seine Vorstellung vom Wesen des Deutschen Protestantismus zu berichtigen. Das aber halten wir nicht für überflüssig, zu bekennen, daß wir ihm vollkommen beistimmen, wenn er sagt: die Regeneration eines natürlichen Instituts kann nur auf natürlichem Wege vor sich gehen, und durch Kräfte, welche von Natur aus in der Seele liegen. Die Regeneration des Menschen selbst geschieht durch ein Ideal, das er sich bildet und das er zu erreichen strebt. Wie es heiße, woher es komme, thut eben nicht viel zur Sache. Genug, daß es die höchste Erhebung der geistigen Kraft bewirkt. Doch bleibt dies Alles innerhalb der Schranken menschlicher Fähigkeit, und auch nur so weit kann von Regeneration die Rede seyn. Was darüber hinausliegt, ist mystisch, willkürlich, ohne bestimmbare Realität. Deshalb schließt der natürliche Mensch den regenerirten Menschen ein, deshalb bedarf der Mensch, um ein wahres Familienglück zu erreichen, keine andere Regeneration als diejenige, welche aus seinem Geiste selbst sich erzeugt, und nur ein, wenngleich sehr ehrenwerthes, Vorurtheil kann dazu führen, der Vereinigung des Mannes und des Weibes Elemente unterzulegen, die weder in seiner noch in ihrer Natur liegen.

Und wie bald hat nicht die Verfasserin selbst ihres regenerirten Menschen vergessen! Solche bedürfen ja auch ihres Buches nicht. Wie freundlich reicht sie dem natürlichen Menschen wieder die Hand, wie klopft sie an die Pforten seines Herzens! Zwar stellt sie das Ideal der Ehe etwas hoch, aber dafür strahlt es auch um so herrlicher, verbreitet um so belebendere Wärme. Um es zu erreichen, muß man sich freilich selbst etwas idealisiren. Die Idee, auf welcher Alles beruht, ist die der Entsagung, und sie ist auch in der That die wahre Idee des Familienlebens. Man sage nicht, daß sie dem Geiste Abbruch thue. Die Familie erstickt keine Kraft, sie verlangt nur Entsagung in den Dingen, die ihr schaden, das ist in denen, auf die der Egoismus sich stützt. Die Brust des Mannes ist das Schild des Weibes, sie soll die Pfeile der Prüfungen und Trübsal aufhalten, das ist seine Entsagung. Die Entsagung des Weibes aber besteht darin, daß sie ihr Glück vollkommen aufgehen läßt in dem Glücke dessen, den sie zu ihrem Beschützer gewählt hat.

England.

Die Britische Seemacht seit funfzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Leute auf den Britischen Schiffen hatten in den drei vorhergehenden Nächten wach bleiben müssen, ohne daß man irgend einen Grund dieser grausamen Beraubung des Schlafes absehen könnte, besonders in der letzten Nacht; denn schon am Morgen des vorhergehenden Tages hatte der Admiral erst morgen früh loszuschlagen beschlossen. Der Angriffsplan war folgender: da das eine Geschwader so viele Schiffe zählte wie das andere, so sollte jedes Britische Schiff die feindliche Linie schneiden, dem Französischen Fahrzeuge, das ihm als Gegner bestimmt war, rasch unter den Wind fahren und alsdann, Schiff gegen Schiff, mit ihm kämpfen. Da die Englische Flotte den Wind hatte und der Feind auf einer langen Linie den Angriff erwartete, so schien dieser Plan leicht auszuführen; wenn irgend eines der Französischen Fahrzeuge die Reihe dicht geschlossen hätte, so würde das Englische Schiff, das nicht passiren konnte, nur nöthig gehabt haben, zu loffen, um den Wind wieder zu erhalten und in Stellung zu seyn, während seinem Hintermann eben ob der Bewegung des Feindes die Durchfahrt erleichtert worden wäre.

Lord Howe ließ das Zeichen zum Angriffe geben und schloß sein Signalbuch; aber wie unangenehm mußte seine Ueberraschung seyn, als er sah, wie der „Gibraltar" und der „Culloden" ihre Marssegel mit dem Geytaue einzogen, wie der „Russell" und sein Vorder-Matrose, der „Cäsar", alsbald ein Gleiches thaten, außer der Schußweite stehen blieben und den ganzen Angriffsplan zu verwirren drohten? Das Ergebniß dieser falschen Manövers war, daß die rechten Winkel, welche man beim Vorrücken aus unserer Schlachtlinie im Verhältniß zu dieser hätte beschreiben müssen, in schräge Linien sich verwandelten und sonach die Englische Flotte dem Feuer eines Französischen Schiffes nach dem anderen ausgesetzt ward, so lange wenigstens, bis die vier ersten Schiffe des Lord Howe in den Flanken des Feindes eine Stellung genommen hatten. Hätte Villaret de Joyeuse einiges Vertrauen in die Geschicklichkeit und den Gehorsam seiner Capitaine gehabt, so würde er wohl aus unseren Fehlern Vortheil gezogen und unsere Schiffe eines um das andere zusammengeschossen haben: allein er wagte es nicht, seine Schlachtlinie zu verändern, als der Kampf einmal angefangen war. Lord Howe gab hochherziger Weise das Beispiel: er hatte kaum das Feuer des „Vengeur" empfangen, als er seine Bramstangen und sein Focksegel beiholte, um die Linie des Feindes der Erste zu durchbrechen. Das von Herrn Bowen geleitete Manöver der „Queen Charlotte" verdiente die Bewunderung der Flotte. Sie passirte unter dem Hintersteven der „Montagne" und schickte ihr aus solcher Nähe eine Ladung, daß die Flagge des Französischen Schiffs ihr Bogspriet berührte. Da steuerte der „Jacobin" eilig unter den Wind der „Montagne", um hier diejenige Stellung einzunehmen, welche die „Queen Charlotte" einnehmen sollte. Mitten im Pulverdampfe errieth Bowen die Bewegung des „Jacobin" und warf sein Schiff zwischen die beiden Französischen Schiffe. Jetzt sah man eine der außerordentlichsten Erscheinungen, die jemals in einer Seeschlacht sich gezeigt, und aus welcher deutlich hervorging, wie geringen Unterricht die Flotte der Republik empfangen: die Stückpforten unter dem Winde der „Montagne" waren geschlossen, und sie antwortete mit keiner einzigen Kugel auf das Feuer der „Charlotte", welches ihr Hintertheil zerlöchert, 100 Mann getödtet und 200 verwundet hatte. Das Französische Schiff blieb, obgleich es Villaret de Joyeuse und den Volks-Repräsentanten Saint-André an Bord hatte, schleunig zum Rückzuge. Der „Républicain", ein Schiff mit drei Verdecken, war in solcher Unordnung, daß es unter dem Hintertheil der „Charlotte" durchging, ohne einen einzigen Schuß auf sie zu thun. Dagegen waren sechs Britische Schiffe gar nicht bis zur Schußweite vorgedrungen und feuerten gewaltig, ohne dem Feinde nur ein Haar zu krümmen.

Alle diese falschen Manöver, welche von der Unerfahrenheit beider Flotten zeugten, ließen die Schlacht unentschieden, und man trennte sich, ohne einander auf beiden Seiten großes Leid angethan zu haben. Der Verlust der Engländer war weder in diesem Treffen, noch in denen vom 28. und 29. Mai so bedeutend, als man aus Zahl und Größe der am Kampfe Theil nehmenden Schiffe hätte schließen können: 200 Mann wurden getödtet und 858 verwundet. Auf einigen der Französischen Schiffe befanden sich Roste, um Kugeln glühend zu machen; die auf dem „Scipion" wurden umgeworfen und hätten beinahe das Verdeck in Brand gesteckt. In dem Kampfe zwischen dem „Brunswick" und dem „Vengeur" schlug sich das Französische Schiff bis zum letzten Augenblicke mit fast beispielloser Erbitterung. Capitain Harvey vom „Brunswick" wollte, obschon er drei Wunden empfangen, seinen Posten nicht verlassen, und der „Vengeur" wurde durch seinen Befehlshaber Renaudin sehr tapfer vertheidigt: seine Offiziere und Matrosen verdienten alles Lob, das man ihnen gespendet hat.

Die Verbesserungen in unserem Schiffbau datiren sich seit 1795. Von dieser Epoche an erhöhte man die unteren Batterieen der Linienschiffe, ein Punkt von großer Wichtigkeit. Man armirte eine gewisse Klasse von Kreuzern mit Coronaden, die 18pfündige Kugeln schossen statt der langen Drei- und Vierpfünder, die sie bis dahin geführt. Auch fing man an, die Kurven zu studieren, welche der Flüssigkeit den wenigsten Widerstand entgegensetzen und den größten Raum zu Schichtung der Stückgüter bieten. Mehrere dieser Verbesserungen waren an Bord der Französischen und Spanischen Fahrzeuge schon angewendet worden; allein wir hatten uns ihr Beispiel nicht zu Nutze gemacht.

Obschon die damalige Französische Flotte noch 46 Linienschiffe zählte, so war sie doch wenig furchtbar; ihren Arsenalen fehlte es an Material, ihren Werften an Holz und ihren Magazinen an Vorräthen. Der Schatz war in keinem besseren Zustande: der öffentliche Kredit war vernichtet; Frankreich entbehrte wirklich aller Mittel, um Krieg zu führen; und ungeachtet einiger Demonstrationen Villaret's im Ocean und des Vice-Admirals Martin im Mittelländischen Meere führte die Französische Marine vor der Expedition nach Aegypten nichts Großes aus.

In der am 14. Februar 1797 vor dem Kap Vincent gelieferten Seeschlacht hatte Sir John Jervis (seitdem Graf von St. Vincent) 15 Linienschiffe, 4 Fregatten, 2 Korvetten und einen Kutter unter seinen Befehlen. Die Spanische Flotte zählte 26 Linienschiffe und 12 Fregatten; aber kein Spanisches Schiff beherbergte mehr als 60 bis 80 Matrosen; die übrigen waren Soldaten, die man in der Eile ausgehoben hatte. Daß solche Mannschaften sich wacker schlugen und unsere Flotte arg zurichteten, machte ihnen große Ehre. Der Angriff des Sir John war kühn und mit größter Energie geleitet; auch ist es schwer begreiflich, daß man den Spaniern so wenige Schiffe nahm: vielleicht war die Unordnung ihrer Flotte Schuld daran. Auch können wir keine Rechenschaft davon geben, warum man den Kampf am nächsten Morgen nicht erneuerte: mit Tages-Anbruch war der Feind bereit, die Schlacht anzunehmen, welche das Britische Geschwader anzubieten schien; dennoch trennte man sich, ohne etwas gethan zu haben. Gleichwohl gaben die politischen und nautischen Folgen dieses Kampfes ihm höhere Wichtigkeit, als ein bloßes Scharmützel mit tapferen Leuten haben kann; denn solche waren unstreitig die undisziplinirten Offiziere und Mannschaften der „Santissima Trinidad" und der übrigen Spanischen Schiffe.

Der Sieg, welchen Duncan vor Camperdown davon trug, wurde ihm von den Holländern mit Erbitterung streitig gemacht. Der brave de Winter und diejenigen seiner Capitaine, welche ihrem Admiral folgten, waren würdige Nachfolger der Tromp, de Ruyter, de Witt und vieler Anderen. Weit entfernt, der Englischen Flotte ausweichen zu wollen, erwarteten sie dieselbe kühn unter ihren eingezogenen Marssegeln. Da das Land sehr dicht unter dem Winde war, mußte der Angriff mit größtmöglicher Raschheit geschehen; aber der schlechte Gang mehrerer Schiffe ließ sie sehr spät ins Feuer kommen und der Befehlshaber des „Agincourt" wurde sogar nachmals wegen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht gestellt. Noch schlimmer war es auf Holländischer Seite: sechs Schiffe ließen ihren Admiral feiger oder verrätherischer Weise im Stich. Dafür aber schlugen sich die übrigen mit größter Tapferkeit: die „Vryheid", de Winter's Flaggenschiff, zwang den von Admiral Duncan befehligten „Venerable", sich aus dem Feuer zu ziehen, und bestand noch den Angriff drei anderer Fahrzeuge, bevor sie ihre Flagge senkte. Von beiden Seiten wurde mit kaltblütigstem Heldenmuth gekämpft, und mitten im furchtbarsten Feuer schickte man einander manchen Scherz zu.

Herr James irrt sich in seiner Berechnung der Stärke beider Flotten. Das Faktische ist, daß wir sieben Schiffe von 74 Kanonen, die Holländer aber nur vier von gleichem Rang hatten. Wenn ihr Geschwader überhaupt zwei Schiffe von 50 Kanonen mehr zählte als das unsrige, so war dieser Vortheil auf unserer Seite mehr als aufgewogen. Der Feind hatte noch zwei

Fregatten und einige Briggs mehr als wir: allein diese Fahrzeuge konnten keinen Theil am Kampfe nehmen: die wirkliche Ueberlegenheit war auf Britischer Seite, und diese Ueberlegenheit wurde durch den Abzug von sechs Holländischen Schiffen eine vernichtende. Unser Verlust war bedeutend: 228 Getödtete und 812 Verwundete: der Feind hatte 540 Todte und 620 Verwundete. Die Engländer nahmen zwei Schiffe von 74, fünf von 64, zwei von 50 Kanonen und zwei Fregatten: alle diese Schiffe waren aber in solchem Grade beschädigt, daß man sie an Ort und Stelle zerstören mußte.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Die Griechischen Dialekte.

Herr Egger hat vor kurzem in der Revue de l'Instruction publique einen interessanten Aufsatz über die Dialekte und Patois der gegenwärtigen Französischen Sprache erscheinen lassen und sich dabei gelegentlich auch über den Ursprung der Griechischen Dialekte verbreitet. Ueber diese so merkwürdige und in der Geschichte der Sprachen einzige Erscheinung äußert er sich in folgender Weise:

„Der Ursprung der Griechischen Dialekte ist dunkel. Sobald sie sich aber einmal von der ursprünglichen Sprache gesondert haben, lassen sie sich in Denkmälern historisch verfolgen. Der Aeolische Dialekt, der älteste in der geschichtlichen Folge, wird in der Literatur nur durch die Dichter repräsentirt, prosaische Ueberbleibsel erscheinen nur hier und da in Inschriften: der Jonische ist die Sprache der ersten Historiker und hat in der Poesie einen minder scharf hervortretenden Charakter: der Dorische, beiden Redeweisen gleich zugehörig, hat namentlich in der lyrischen Poesie vorgeherrscht und bis in die späteste Zeit herunter sich mit dem Attischen in die Griechische Bühne getheilt: der Attische endlich, zur höchsten Vollendung gediehen, überlebte die übrigen drei und ging allmälig in die sogenannte gemein-Griechische Sprache über, welche nach dem Untergange der Griechischen Freiheit allein gesprochen wurde und sich über die ganze alte Welt verbreitete.

„Neben diesen vier Dialekten gab es sekundäre, wie den Lakonischen und den Alexandrinischen, die ihre ganze Berühmtheit der politischen Rolle des Volkes verdankten, welches sie sprach, niemals aber eine literarische Bedeutung erreichten. Daher ist es leicht erklärlich, daß die alten Grammatiker zwar jene Hauptdialekte einzeln behandelten, den Böotischen, den Kretischen, den Argivischen u. a. aber keiner Monographie würdigten: denn diese letzteren waren Patois, nicht eigentliche Dialekte, man erwähnte sie höchstens, um diese oder jene Dorische oder Attische Form zu erläutern.

„Amadäus Peyron in Turin versucht die Schriftdialekte als eine Frucht der Arbeiten einzelner talentvoller Männer zu erklären. Nach dieser Theorie hätte also Pindar den poetischen Dorischen Dialekt geschaffen durch eine geschickte Mischung von Elementen, die er aus den verschiedenen mehr oder weniger ungebildeten Mundarten des Dorischen Stammes entnahm: und in der harmonischen Sprache Herodot's hätten sich wenigstens vier Schwester-Mundarten vereinigt, deren Daseyn auf der Jonischen Küste er selbst bezeugt. Herr Peyron empfiehlt besonders das Studium der Inschriften, aus denen wir allein die von den Grammatikern vergessenen oder vernachlässigten Dialekte kennen lernen können. Nach denselben Grundsätzen sammelt Ahrens, beginnend mit dem ältesten Griechischen Dialekte, dem Aeolischen, alle Trümmer, die uns in Inschriften oder Büchern erhalten sind: er sichtet und ordnet diese Materialien mit strenger Kritik. Auf eine Untersuchung der Quellen folgt die Aufzählung der Einzelheiten in Beziehung auf Laute, Declination, Conjugation, undeklinirbare Wörter und Wortbildung. Daraus ergeben sich ihm zwei sehr bestimmte Familien des Aeolischen Dialektes: die Asiatische, vornehmlich von den Lesbiern repräsentirt, zu welcher fast die gesammte Aeolische Literatur gehört: die Europäische, von den Böotiern repräsentirt, welche zwar keine eigentliche Literatur besitzen, sich aber durch ihren bedeutenden Einfluß auf die politische Geschichte Griechenlands vor der Vergessenheit gerettet haben. An diese letzteren schließt sich der Thessalische Dialekt, der in einzelnen Formen selbst bis zum Ursprunge der Hellenischen Sprache aufsteigt: die Arkadischen, Eleischen und noch einige andere dunklere Dialekte; und so zeigt uns ein Studium, dessen Präzision an die Erscheinungen des Naturlebens erinnert, die merkwürdige Thätigkeit der so zu sagen geistigen Vegetation, durch welche aus mehreren barbarischen Patois allmälig eine reiche und kräftige Sprache hervorgeht, die aus den Grundstoffen jener ihre Lebenskraft zieht, sie alle aber wiederum beherrscht und beschützt, wie die Eiche durch ihre Wurzeln von der Erde lebt, durch Stamm und Krone aber den Boden beherrscht, auf dem sie entsprießt.

„Der Gegensatz übrigens, welcher zwischen der politischen Anarchie des Griechischen Lebens und der harmonischen Einheit seiner Sprache und Literatur besteht, ist eine Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit des Philosophen in hohem Grade verdient. Dort ewiger Zwiespalt: hier die natürliche, rasche und fruchtbare Entwickelung aller Formen des Schönen: keine Zerrissenheit, keine Kämpfe, nicht der geringste Einspruch gegen diese weise Hierarchie der Dialekte. Nie hat ein Arkadier oder Böotier sich gegen die Herrschaft Pindar's aufgelehnt, oder ein Bewohner von Keos seine Lieder gegen die Hymnen des Simonides geltend gemacht. Die Griechen waren sich glücklicherweise ihrer Literatur bewußt, und der ewige Zwiespalt der materiellen Interessen konnte das höchste Interesse der Kunst, welches sie unsterblich gemacht hat, nie bei ihnen überwuchern.

„So erscheint in der einfachsten Form das Problem der Griechischen Dialekte vom gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft."

Mannigfaltiges.

— Tropische Thiere in nordischen Breiten. Solche Mittheilungen, wie sie in Nr. 91 und in Nr. 100 unter dieser Ueberschrift enthalten sind, gewähren schätzbare Aufschlüsse für Geographie und Zoologie und werden zu jeder Zeit willkommen seyn. Aber auch die Kunde des Griechischen und Römischen Alterthums gewinnt dadurch und manche von den Neuern getadelte Dichterstelle erscheint jetzt nicht mehr als poetische Uebertreibung. So verhält es sich unter Anderem mit den Hyrkanischen Tigern bei Virgilius (Aen. IV. 364) und mit den Kaukasischen oder Kaspischen Tigern bei Silius Italicus und bei Statius (Punica V. 135 und Theb. X. 821), für die schon in Gottfr. Fischer's Programm der Moskauer naturforschenden Gesellschaft zum 22sten Dezember 1828 sich ein Zeugniß fand, indem der Russische General Jermoloff am Kaukasus Tiger angetroffen hat. Dieselbe Wahrnehmung erhielt durch Alex. v. Humboldt's Nachrichten im ersten Theile seines Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent eine weitere Bestätigung. Und eben so wenig darf die Erwähnung der Lybischen Bärin in Virgil's Aeneide (V. 37) als bloße poetische Fiction angesehen werden. Mit Recht meinte Heyne, der geschmackvolle Erklärer des großen Mantuaners, man dürfe solche Dinge bei Dichtern nicht zu ängstlich nehmen, aber es hätte ihn gewiß gefreut, wenn ihm aus Ehrenberg's Berichten bekannt geworden wäre, daß im alten Mauritanien und Numidien noch jetzt die Spuren von Bären wahrgenommen würden, wie Ludw. Ideler auch aus anderen Mittheilungen in den Jahrbüchern der Societät für wiss. Kritik 1834 Nr. 55 angeführt hat. J.

— Verbreitung der heiligen Schrift. Das größte Bücherverbreitungs-Institut der Welt, die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft", hat kürzlich wieder einen Bericht über ihre Wirksamkeit drucken lassen. Es geht daraus hervor, daß dieselbe in den 39 Jahren ihres Bestehens (seit dem Jahre 1804) 2,952,028 Pfund 12 Shill. (ungefähr 20 Millionen Thaler) ausgegeben und dafür etwas über 15 Millionen Exemplare der heiligen Schrift (von denen jedoch 9 Millionen bloß aus dem N. T. bestanden) in der ganzen Welt verbreitet hat. Eine Uebersicht der Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel übersetzt und in denen sie zum Theil durch direkte, zum Theil durch indirekte Mitwirkung der gedachten Gesellschaft gedruckt und verbreitet ist, ergiebt zusammen 137 verschiedene Versionen. Auf die Britischen Inseln kommen davon fünf: Englisch, Wallisisch, Gälisch, Irisch und der Dialekt der Insel Man; auf Frankreich drei: Französisch, Bretonnisch und Französisch-Baskisch; auf die Pyrenäische Halbinsel fünf: Spanisch, Catalonisch, Spanisch-Baskisch (Escuara), Jüdisch-Spanisch (für die zahlreichen in Nord-Afrika und im Orient lebenden Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Juden) und Portugiesisch: auf Skandinavien sechs: Isländisch, Schwedisch, Lappländisch, Finnisch, Dänisch und Faröisch: auf Deutschland und Mittel-Europa zehn: Holländisch, Vlämisch, Hochdeutsch, Litthauisch, Samogitisch, Polnisch, Ober-Wendisch, Nieder-Wendisch, Böhmisch und Ungarisch. Auf Europa kommen im Ganzen 50 Sprachen und Dialekte, auf Asien 63, auf Afrika 9, auf Amerika (Indianer-Sprachen) 7 und auf Australien 8. Vorbereitet, aber noch nicht druckfertig, sind außerdem 19 Uebersetzungen (worunter Quänisch — für das Norwegische Lappland — Kurdisch, Peruanisch, Wotiakisch, Makassarisch rc.). Ihre früheren Verbindungen mit ausländischen Bibelgesellschaften hat die Englische zum größten Theil abgebrochen, weil diese sich nicht entschließen können, aus ihren Uebersetzungen die Apokryphen wegzulassen. Dagegen hat sie in vielen Ländern besondere Agenturen errichtet, welche die von der Britischen Bibelgesellschaft sanctionirten Ausgaben verbreiten. An Wirksamkeit zunächst stehen der letzteren folgende im übrigen Europa bestehende Bibelgesellschaften: die Preußische (gestiftet 1805) mit der bisherigen Vertheilung von 1,132,129 Exemplaren der heiligen Schrift, die Schwedische mit 529,956, die Schweizer mit 518,078, die Württembergische mit 401,632, die Pariser mit 389,732, die Niederländische mit 249,512, die Sächsische mit 186,568 und die Dänische mit 161,470 Exemplaren. Außerhalb Europa's bestehen große Bibelgesellschaften in Kalkutta, Madras und Bombay (zusammen mit einer Vertheilung von 1,200,000 Exemplaren); ferner hat die „Amerikanische National-Bibelgesellschaft" bisher über 3 Millionen und die Philadelphische über 233,000 Exemplare der heiligen Schrift vertheilt.

— Französisches Theater-Repertoir. Die nach Berlin zurückkehrenden Französischen Schauspieler werden diesen Winter ein anderes Haus sich suchen müssen, da ihr bisheriger Schauplatz, das Schauspielhaus auf dem Gendarmen-Markt, vom Deutschen Drama und von der Oper, denen ihr größeres und schöneres Theater abgebrannt ist, nicht mehr entbehrt werden kann. Einstweilen setzt die Schlesingersche Buchhandlung die Herausgabe ihres Répertoire du Théâtre Français à Berlin fort, bei dessen letzter Lieferung sich auch das neue Lustspiel von Alex. Dumas Les Demoiselles de Saint-Cyr befindet, das dem Verfasser, der sich von der Bühne schon ganz abgewandt zu haben schien, auch auf den Brettern wieder einen Ruf verschafft hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 6. September 1843.

England.

Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleon's auf St. Helena.

Von Mrs. Elisa Abell.*)

Der Kaiser besaß ein prächtiges Porzellan-Service aus den Fabriken von Sèvres: es war ein Geschenk der Stadt Paris, welche dafür eine enorme Summe bezahlt hatte. Während man es auspackte, ließ Napoleon uns rufen. Die Bilder waren von den ersten Pariser Künstlern, und jede Assiette kostete fünfundzwanzig Napoleons. Die Gegenstände bezogen sich alle auf die Feldzüge des Kaisers oder auf einen Vorfall aus seiner Jugend. Meist waren es Schlachten, wo die merkwürdigsten Momente des Kampfes mit großer Treue wiedergegeben waren, oder es waren Bilder von den Gegenden und Orten, an welche sich die Siege und Triumphe Bonaparte's anknüpften. Ein Gemälde machte einen tiefen Eindruck auf mich: es war Napoleon auf der Brücke von Arcole, als schwacher junger Mann dargestellt, allein unter Todten und Sterbenden und seine Gefährten auffordernd, ihm zu folgen. Der Kaiser schien sich über mein Staunen zu freuen, und die Hand auf die Hüfte legend, sagte er lachend: „Ich war damals etwas dünner als jetzt." Unter Anderem bemerkte ich auch die Schlacht bei Leipzig. Man muß sich über die Wahl des Gegenstandes zu einem solchen Geschenk wundern, da diese Schlacht für eine der unglücklichsten Niederlagen angesehen wird. Wahrscheinlich waren die guten Bürger von Paris zur Zeit, als dieses Geschenk dem Kaiser angeboten wurde, hiervon nicht so gut unterrichtet, als jetzt.

Der Aegyptische Feldzug bildete ebenfalls einen Stoff dieser Gemälde, und auf einigen derselben bemerkte ich auch Störche. Da ich gehört, daß dieser Vogel von den Aegyptern angebetet würde, so fragte ich den Kaiser, ob dem so sey? Er lächelte über meine Frage und erzählte viel von seinen Abenteuern in Aegypten, indem er mir rieth, nie dahin zu gehen, wenn ich nicht eine Augenkrankheit bekommen und das Gesicht verlieren wollte. Ich hatte auch gehört, daß er in Aegypten sich zum Islam bekannt habe, und ich wagte es, ihn darüber zur Rede zu stellen. „Warum sind Sie Türke geworden?" fragte ich. — „Was kümmert das Sie?" antwortete er lachend. „Kämpfen ist die Religion des Soldaten, die ich nie verleugnet habe; die andere ist für die Frauen und Priester. Uebrigens nehme ich immer die Religion des Landes an, in welchem ich mich befinde." In der Folge kamen Italiänische Geistliche nach St. Helena, welche in den Dienst des Kaisers traten.

Unter den Bedienten, die der Kaiser in Briars hatte, war eine sehr drollige Person, eine Art Leporello, welcher die Functionen eines Lampen-Anzünders ausübte und eine Menge Spielsachen anzufertigen verstand. Napoleon ließ ihn oft holen, um meinen Bruder durch seine Possen zu belustigen. Zuweilen machte er Ballons und ließ sie unter dem Jubelruf der ganzen Gesellschaft aufsteigen. Einmal spannte er vier Mäuse an einen kleinen Wagen, war aber nicht im Stande, sie von der Stelle zu bringen. Meine Brüder baten nun den Kaiser, ihm zu helfen. Napoleon befahl ihm, daß er den Schwanz der beiden ersten kneife; ihre Bewegung würde dann die beiden anderen mitziehen. Der Rath wurde befolgt, und sogleich gingen die Thierchen zu unserer großen Freude im Galopp von dannen. Der Kaiser nahm an dem Spaß eben so viel Antheil als ein Anderer, und besonders ergötzte ihn die außerordentliche Freude meiner Brüder.

Napoleon hatte den geschicktesten Confiturier von der Welt in seinem Dienst. Täglich schmückte Herr Piron die Kaiserliche Tafel mit kuriosen Pastetengebäuden von höchst komplizirter und zuweilen sehr eleganter Arbeit. Es waren immer neue Triumphbogen, Paläste von gesponnenem Zucker, Schlösser, die für die Königin der Feen gebaut schienen nach den Zeichnungen ihrer luftigen Majestät. Napoleon schickte uns oft die reizendsten von diesen Architektur-Näschereien, und zuweilen verband er noch damit freundliche Worte, um sie noch süßer zu machen. — Am Neujahrstage wurden der Sohn des General Bertrand und der der Frau von Montholon zu uns gesandt, um uns eine Auswahl von Bonbons anzubieten, und Napoleon sagte uns bei dieser Gelegenheit, er habe seine Liebesgötter abgeschickt, um die Grazien zu begrüßen. Die Bonbons lagen in Krystallkörben, die mit Atlas-Servietten bedeckt waren und auf Assietten von Sèvres-Porzellan standen. Ich habe noch andere kleine Geschenke vom Kaiser bekommen, aber das einzige Andenken, das mir von ihm geblieben, ist eine Schnur von seinen Haaren, die man für Kinderhaare halten könnte: so fein und seidenartig sind sie.

Napoleon liebte es sehr, den Damen kleine Geschenke zu machen, und er zeigte sich im Allgemeinen sehr leutselig und aufmerksam gegen sie. Er schien mir immer sich in Gesellschaft von Damen zu gefallen, und seine Unterhaltung war das Ideal des Plauderns und höchst interessant. Vielleicht war er etwas zu sehr geneigt, direkte Komplimente zu machen, aber dieser kleine Fehler war bei einem Manne von seinem Range wohl verzeihlich.

Er sagte uns eines Tages, er hätte von der Schönheit und Anmuth der Tochter des Gouverneurs viel gehört, und fragte mich, welches nach meiner Meinung die schönste Person von St. Helena sey? Ich antwortete, daß mir Madame Bertrand alle Frauen, die ich je gesehen, zu überstrahlen schiene. Mein Vater war von ihrem majestätischen Anblick am Bord des „Northumberland" überrascht worden, und mir schienen, so wie sie sich zeigte, alle andere Gestalten neben der ihrigen unbedeutend zu werden. Doch waren ihre Züge nicht regelmäßig, und man konnte nicht sagen, daß sie absolut schön sey, aber ihre Physiognomie war äußerst intelligent und ihre Haltung die einer Königin.

Die Frauen von Montholon und Bertrand, so wie die anderen Personen aus dem Gefolge des Kaisers, besuchten ihn oft in Briars und brachten den Tag bei ihm zu. Es war rührend, die Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu sehen, die ihm alle diese Besucher erwiesen. Für sie hatte er nicht aufgehört, der große Kaiser zu seyn. Jeder merkte auf seine geringsten Blicke und beeiferte sich, seinen Wünschen zuvorzukommen, als säße er noch auf dem Thron Karl's des Großen. Einmal zeigte ihm Madame Bertrand ein Miniatur-Portrait der Kaiserin Josephine. Napoleon betrachtete es lange schweigend mit der tiefsten Rührung. Endlich rief er, er habe nie ein treueres Bild von Josephinens Zügen gesehen, und er fügte hinzu, er wünsche das Portrait zu behalten, das ihn auch bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Oft hielt er lange seine Blicke auf meine Mutter gerichtet und entschuldigte sich, indem er sagte, sie rufe ihm ganz das Bild Josephinens zurück. Er schien das Andenken dieser armen Fürstin anzubeten und ward nie müde, sich über die Sanftmuth ihres Charakters und die Anmuth ihrer Bewegungen zu verbreiten. Er sagte, sie sey das weiblichste Weib gewesen, das er je gesehen. Dann sprach er mit viel Liebe von der Kaiserin Marie Louise, die er uns als ein liebenswürdiges Wesen und eine treue Gattin schilderte. „Wenn man es ihr erlaubt hätte", sagte er, „so würde sie mir hierher gefolgt seyn."

Diesen Abend zog sich der Kaiser früh zurück. Er hatte Nachmittags einen Besuch empfangen, und seitdem schien er traurig und niedergeschlagen. Der Anblick der Bilder Josephinens und Marie Louisens hatte seine düstere Stimmung vermehrt. Die Person, die er empfangen, war ein Polnischer Offizier, ein Graf Poniatowski, ehemaliger Offizier in der großen Armee, der an demselben Morgen gelandet war, nachdem er mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten, seinem Herrn ins Exil zu folgen und seinen Felsen und seinen Geier mit ihm zu theilen. Gewiß hatte diese Zusammenkunft schmerzliche Erinnerungen in dem Kaiser geweckt.

Napoleon sprach zuweilen einige Worte Englisch, aber es war das seltsamste Englisch, das man hören konnte. Er hatte sich eine übertriebene Vorstellung von der Weinliebe der Engländer gemacht, und so oft wir Fremde bei Tische gehabt hatten, fragte er mich, wie viel Flaschen mein Vater geleert habe. Dann zählte er lachend an den Fingern, oft bis fünf. Eines Tages sagte er mir, um mich zu ärgern, daß die Englischen Damen viel Branntwein und Genèvre tränken; dann fügte er Englisch hinzu: „You laike veree mosh dreenk, Mees. Sometaimes brandee, jeen." (Sie trinken gern sehr viel, Miß, zuweilen Branntwein, Genèvre.) Obwohl ich große Mühe hatte, nicht über seine Aussprache zu lachen, so war ich doch über seine Beschuldigung sehr empört und versicherte ihm, daß die Englischen Damen den größten Abscheu gegen spirituöse Getränke hätten, und daß sie sogar diese Delikatesse bis zur Ziererei trieben. Mein Eifer schien ihn zu amüsiren, und er sprach von einer gewissen Mistreß B., die ihn einmal im Zustand der Trunkenheit besucht habe. Es war sonderbar genug, daß unter der kleinen Anzahl Englischer Damen, die ihm je vorgestellt worden, sich eine gefunden haben sollte, welche dieser schlechten Gewohnheit ergeben war. Doch gestand er zuletzt lachend, daß er diese Beschuldigung nur erhoben, um mich böse zu machen; aber als ich mich zurückzog, sagte er gleichwohl aufs neue: „You laike dreenk, Miss Betsee, dreenk, dreenk."

(Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 91 des Magazins.

Die Britische Seemacht seit funfzig Jahren.

(Schluß.)

Von Napoleon's Unternehmungen haben wenige einen solchen Wiederhall gefunden, wie die Expedition nach Aegypten. Das Geschwader, welches ihn und seine Truppen dahin brachte, bestand aus 13 Linienschiffen und 8 Fregatten, 2 Venetianischen Schiffen von 64 Kanonen und 6 Fregatten, 2 Briggs und anderen leichten Fahrzeugen: im Ganzen 70 Kriegs- und 400 Transport-Schiffe, die 36,000 Soldaten trugen. Napoleon nahm im Vorbeifahren die Insel Malta und landete am 2. Juli zu Alexandrien. Nelson hatte mit 12 Linienschiffen, dem „Leander" von 50 Kanonen und einer Brigg am 8. Juni die Expedition vor Toulon gesucht; und am 22sten desselben Monats kreuzte er, ohne sie zu bemerken, in derjenigen Gegend, wo das Mittelländische Meer am breitesten ist, zwischen Kap Mesurata in Tripoli und der Oeffnung des Adriatischen Golfes.

Die Seeschlacht bei Abukir war ein nächtlicher Kampf: sie begann mit Sonnen-Untergang und endete, als der Tag graute. Dieser Sieg ist Nelson's Meisterwerk; er sah auf den ersten Blick den Fehler, den die Französische Flotte begangen hatte, indem sie vor Anker geblieben war. Machte sie sich segelfertig, als Nelson's Geschwader am Horizont erschien, so konnte ihre Nachhut am Treffen theilnehmen: der Sieg würde alsdann den Engländern viel theurer zu stehen gekommen, auch viel weniger entscheidend gewesen seyn; ja, hätte die Französische Nachhut noch um 7 Uhr Abends ihre Ankertaue gekappt, so hätte die Britische Nachhut vollauf zu thun bekommen und der auf den Strand gesetzte „Culloden" wäre vermuthlich unterlegen. Allein die Französischen Schiffe ließen sich eines ums andere schlagen und wurden der Reihe nach durch überlegene Kräfte zerschmettert. Nie hat man wackerer gekämpft, als die Franzosen bei dieser Gelegenheit, wenn es nicht etwa ihre Besieger gewesen sind. Das Admiralschiff „L'Orient" mit 120 Kanonen unter Brueyr zwang den „Bellerophon" zum Weichen und brachte jedem anderen Angreifer empfindliche Verluste bei, bis es Feuer fing und aufflog. Der Vice-Admiral war schon getödtet worden; sein Nachfolger, Casa Bianka, war schwer verwundet; die meisten Offiziere und der größte Theil der Mannschaft hatten ihr Leben verloren. Der „Franklin" und der „Tonnant", von dem braven Dupetit-Thouars befehligt, wehrten sich sehr tapfer, eben so der „Guerrier", und überhaupt alle Fahrzeuge der Vorhut und des Centrums, welche am Kampfe theilnahmen. Der „Mercure" und der „Heureux" warfen sich auf die Küste und verbrannten; der „Timoleon", von seiner eigenen Mannschaft angezündet, flog in die Luft; die „Artemisia", welche ihre Fahnen gesenkt hatte, traf ein gleiches Schicksal. Ehe unsere Sieger die Bai von Abukir verließen, verbrannten sie den „Guerrier", der zu übel zugerichtet war, als daß man ihn hätte mitnehmen können. Nur zwei Linienschiffe, der „Généreux" und der „Guillaume Tell", und zwei Fregatten, die „Diane" und die „Justice", entgingen dem allgemeinen Verderben. Von dreizehn Linienschiffen waren elf zur Beute gemacht oder vernichtet; zwei Admirale und zwei Capitaine kamen um; der Vice-Admiral Blanquet und sechs Capitaine wurden verwundet. Alle Fahrzeuge, die an dem Kampfe theilgenommen, waren wie mit Blut übergossen, und keines, das noch widerstehen konnte, ergab sich. Im Anfang der Schlacht erhielt Nelson oberhalb des Auges, das er schon verloren hatte, durch einen Holzsplitter eine leichte Verletzung. Der Capitain der „Majesty", G. B. Westcott, verlor das Leben; die Capitaine Darby und Ball wurden verwundet. Im Ganzen hatten wir 218 Todte und 678 Verwundete.

Mit Recht sagte Nelson, daß diese Schlacht hinsichtlich ihrer Ergebnisse noch mehr eine Eroberung als ein Sieg war. Die Schlacht bei Abukir ist nach dem Urtheile gültiger Richter die kühnste und zugleich die besonnenste, die von unserer Seite jemals geschlagen worden. Während sie aber Englands nautische Ueberlegenheit sicherte, war sie für die Französische Marine eine weniger demüthigende als ehrenvolle Niederlage. Von dieser Epoche an knüpften sich unsere nautischen Unternehmungen enger an die militairischen und politischen Bewegungen des Festlandes; der Chef unserer Flotte im Mittelländischen Meer wurde in der That unser diplomatischer Chef in diesen Gewässern, und noch jetzt muß der Offizier, der diesen Posten bekleidet, große nautische Erfahrung und ungewöhnliche Talente mit der politischen Einsicht des Staatsmanns verbinden.

Nach der Schlacht bei Abukir lieferten uns die Franzosen nur noch eine große Schlacht, die bei Trafalgar*). Der Admiral Villeneuve hatte nachdem er Coruña, Vigo und Ferrol berührt, unser Beobachtungs-Geschwader südwärts gegen die Straße von Gibraltar gedrängt und war in Cadix eingelaufen. Dieser Hafen konnte eine so bedeutende Flotte, wie die seinige, nicht verproviantiren, besonders nach den Maßregeln, die Collingwood ergriffen hatte, um die Zufuhr von Lebensmitteln durch neutrale Fahrzeuge zu verhindern. Villeneuve mußte am 19. Oktober 1807 mit seiner Vorhut von Cadix aufbrechen, und am anderen Morgen stieß der Rest seiner Flotte zu ihm. Sie bestand aus 33 Linienschiffen, 5 Fregatten und 2 Briggs. Dieses Geschwader wurde am 21sten von Lord Nelson mit 27 Linienschiffen, worunter drei von 64 Kanonen, angegriffen; da wir aber sieben Schiffe mit drei Verdecken hatten, während der Feind ihrer nur vier, sämmtlich Spanier, hatte, so waren die Flotten, wo nicht an Zahl, doch an Stärke einander gleich. Diese große Schlacht wurde im Angesichte des Kaps Trafalgar geliefert, so daß die Untiefen und der Hafen von Cadix unterm Winde blieben. Als eine Veränderung in der Luft den Engländern günstigen Wind gab, griffen sie mit vollen Segeln und auf zwei Linien an. Der Feind erwartete uns vor Anker, in sichelförmiger Schlachtreihe, so daß die Extremitäten mehr im Winde waren, als das Centrum. Diese Schlacht-Ordnung, die man bisweilen dem Zufall beimaß, war die zweckmäßigste, um beide Linien der Britischen Flotte zu empfangen: sie gestattete, und zwar gleich im Anfang der Schlacht, einer größeren Zahl von Schiffen das Beschießen der vorgerücktesten Englischen Schiffe. Auf der anderen Seite waren zwei Kolonnen, die so wenig Fronte als möglich boten, auch für Nelson die günstigste Angriffsstellung. Eine wohlgeformte und von geübten Kanonieren vertheidigte Halbmond-Fronte würde den Vortheil in Admiral Villeneuve's Hände gelegt haben, wenn er nach hitzigem Empfang unserer ersten Fahrzeuge seine ganze Fronte dem Wind so nahe als möglich segelfertig gemacht und entfaltet hätte. Allein die zur Ausführung eines solchen Manövers nothwendige Kaltblütigkeit und Genauigkeit darf man nur von erfahrenen und einsichtsvollen Offizieren erwarten.

Einige Augenblicke vor dem Beginnen des Feuerns erkannte Nelson an dem schweren Anschlagen der Wellen, daß ein Windstoß sich ankündigte. Sofort gab er mit der Vorsicht eines großen Seemanns seinem Geschwader das Signal, sich zum Ankern vorzubereiten, da er wohl einsah, daß eine Flotte nach einem Kampf, wie der zu bestehende, sehr wenig im Stande seyn würde, in offener See zu laviren. Hätte man diesem Befehl, den er noch sterbend dem Capitain Hardy wiederholte, Folge geleistet, so wären alle Prisen gerettet worden und viele kostbare Menschenleben dazu.

Eine Beschreibung der Schlacht von Trafalgar ist beinahe unmöglich, und auch Herr James bringt bei aller angewandten Mühe nur Verwirrung ins Chaos. Vierzehn Brittische Schiffe nahmen allein ernsthaften Theil am Treffen; die übrigen rafften nur die Prisen zusammen oder beschleunigten höchstens den Augenblick der Gefangennehmung. Einiger Details wollen wir gleichwohl Erwähnung thun. Der „Redoutable", ein Französisches Schiff von 74 Kanonen, war zwischen die „Victory" und den „Daring", zwei unserer Dreidecker, eingeengt. Es begann damit, die Stückpforten seiner unteren Batterie zu schließen, und gab nur aus seiner zweiten Batterie, von Kastellen und Marsen Feuer; dennoch dachte keiner der beiden Dreidecker ans Entern. Fern von dieser Stelle tödtete das Feuer der Marsen des „Redoutable" den Lord Nelson und lichtete die Reihen auf dem Hinterkastell der „Victory" so gut, daß die Franzosen dieses Schiff zu entern versuchten. Ihre Zurücktreibung kostete ein Drittheil von der Gesammtzahl der an Bord Gefallenen. Wie es zuging, daß ein zwischen zwei Dreidecker eingeklemmtes Schiff von 74 Kanonen nicht in weniger als 10 Minuten auf den Grund sank, ist unerklärbar. Merkwürdig sind auch die Widersprüche in der Vertheidigung des „Redoutable": er schloß anfänglich, wie von panischem Schrecken ergriffen, die Stückpforten seiner unteren Batterie; dann vertheidigte er seine zweite Batterie und die Kastelle mit erstaunlichem Heldenmuth; er beschäftigte für sich allein zwei Schiffe von je drei Verdecken und zwar so wirksam, daß sie, nachdem sie ihn bekämpft, nichts mehr zum Siege thun konnten.

Die „Victory" hatte, nach offiziellem Bericht, 57 Todte und 200 Verwundete; 20 Mann waren schon getödtet und 30 verwundet, ehe Nelson's Schiff auf der feindlichen Linie ankam; 19 andere fielen und 22 wurden verwundet, als sie dem „Redoutable" seinen Versuch zu entern wehrten. Sonach hatte die „Victory" während des eigentlichen Kampfes nur 18 Todte und 50 Verwundete gehabt, eine geringe Zahl, wenn man die Menge Kanonen erwägt, deren Feuer Lord Nelson aushalten mußte. Eben so ist es sehr schwierig, die Differenz in der Zahl der Getödteten und Verwundeten auf den Schiffen, die in ganz gleicher Lage und ganz demselben Artillerie-Feuer ausgesetzt waren, zu erklären. So hatte die von Nelson angeführte, mit dem Winde gehende Linie 571 Getödtete und Verwundete, während die Linie unter dem Wind, von Collingwood befehligt, 1119 Mann, also fast das Doppelte der anderen, verlor. Einige Schiffe, die mehrere Minuten lang Bord an Bord kämpften, erlitten nur unbedeutende Verluste. Die Schlacht bei Trafalgar war ein großer und ruhmvoller Sieg; alle Kämpfer thaten Wunder der Tapferkeit, und ihr Verlust kann die Ehre der Ueberwundenen nicht schmälern. Die ganze Reihe dieser großen und kleinen Seetreffen beurkundete aber unstreitig die Ueberlegenheit unserer Marine; und es ist eine nicht genug hervorzuhebende Thatsache, daß im Verlauf des ganzen Krieges, in allen Unternehmungen, bei denen große Flotten betheiligt waren, kein Britisches Linienschiff jemals seine Flagge eingezogen hat, während im Gegentheil jedes von ihnen der Britischen Marine zahlreiche Trophäen einbrachte.

Nach der Schlacht bei Trafalgar hatten unsere großen See-Operationen kein bestimmtes Ziel mehr, da der Feind uns die Meere preisgab. Die Idee, eine ungeheure Expedition in die Schelde zu schicken, unter dem Kommando eines Offiziers von notorischer Unfähigkeit, mit einer Flotte, die bedeutend genug war, um es mit der ganzen Marine Frankreichs aufzunehmen, und alles dies ohne hinlängliche Kenntniß von der Stärke der Befestigungen Antwerpens und seiner Zugänge, war eine Tollkühnheit, um derenwillen man das Ministerium in Anklage-Stand hätte bringen sollen. Die auf den Schiffen befindlichen Nordsee-Lootsen erklärten, als man zur Mündung des Flusses kam, daß sie nicht weiter gehen könnten. Der „San-Domingo", das Vorderschiff, hatte kaum sein Feuern eröffnet, als die Lootsen des „Blake" vom Hinterkastell verschwanden und dieses Schiff auf einer Sandbank scheitern ließen. Hätte der Feind besseres Pulver gehabt und besser gezielt, so wäre der „Blake" verloren gewesen. Der Zweck dieser großen Expedition war, Antwerpen zu nehmen, sein Arsenal zu zerstören und die 11 Linienschiffe, 4 Fregatten und 40 kleinen Fahrzeuge in seinen Gewässern zu erbeuten oder in Brand zu stecken. Hätte man die Truppen gleich bei Blankenburg oder Cadsand ausge-

---

*) Nelson's Unsterblichkeit knüpft sich an zwei Arabische Namen; denn auch Trafalgar, genauer Tarf-al-Ghar, d. h. Höhlen-Seite, ist Arabisch.

schifft, so wäre das Projekt nicht gar schwer zu realisiren gewesen; aber die Unentschlossenheit des Befehlshabers und seine schlechten Maßregeln brachten unserer Mannschaft nur Krankheiten, Schande und Niederlage. England würde sieben Achttheile des Aufwandes, den diese unselige Expedition erforderte, gespart haben, hätte es ein Blokade-Geschwader vor der Schelde unterhalten, und zwar so lange, bis der Feind sich entschlossen hätte, den Kampf anzunehmen, oder selbst bis zum Frieden.

Oberst Napier sagt in seiner „Geschichte des Krieges auf der Halbinsel", es wäre gerathen gewesen, jene Expedition, statt nach den Sümpfen von Walcheren, nach Nord-Spanien zu schicken; und trügt uns nicht unser Gedächtniß, so existirt ein Brief des Herzogs von Wellington, in welchem er dieselbe Bestimmung für jenes große Geschwader in Anspruch nimmt und zugleich bemerkt, es sey wünschenswerth, in den Transport-Schiffen Lebensmittel auf vier Monate mitzunehmen, indem weder Portugal noch Spanien die Bedürfnisse einer großen Armee liefern könnten. Der Herzog hatte das unglückliche Ergebniß des Unternehmens vorhergesehen, aber die Minister schenkten seinen weisen Rathschlägen kein Gehör.

Unter dem Oberbefehl eines so ausgezeichneten Offiziers, wie des verstorbenen Lord Exmouth, der sich schon in seiner Jugend, unter dem Namen Pellew, hervorgethan hatte, mußte Alles gelingen. Sein Angriff gegen Algier hatte vollkommenen Erfolg, und doch würde das Geschwader, als es seine Stellung einnahm und als es sie verließ, empfindliche Verluste erlitten haben, hätte ein kundigerer Feind die Batterieen der Stadt armirt. Lord Exmouth verabsäumte nichts, was ihn des Sieges versichern konnte. Seine Mannschaften machten zweimal wöchentlich das Exerzir mit Feuer und mit Kugeln; jeder Kapitain war mit einem Plan der Festungswerke versehen, die man angriff; Jeder kannte im Voraus den Posten, den er einnehmen sollte; außerordentliche Vorräthe an Pulver und Munition befanden sich auf jedem Schiffe. Man will wissen, daß, als die Britische Flotte nahte, ein Parlamentair-Boot, von dem übrigens kein Mensch etwas bemerkte, auf dem Wege war, um dem Admiral anzuzeigen, alle seine Bedingungen seyen angenommen; diesem Umstande soll man es verdanken, daß keine Kugel gegen die Flotte abgeschossen ward, ehe sie unter den Batterien angelangt war. Auch als Lord Exmouth wieder in hohe See ging, hätten die wenigen auf den Wällen gebliebenen Kanonen ihn lebhaft beunruhigen können, und es ist räthselhaft, warum die Algierer diesen Vortheil nicht benutzten. Das kleine, mit uns alliirte, Holländische Geschwader benahm sich auf die glänzendste Weise.

Herrn James' Beschreibung der Schlacht von Navarin ist ohne Zweifel unter den vorhandenen die beste. Bei Anführung der Befehle Sir Edward Codrington's, welche dahin lauteten, daß man in allen Stücken nach den Instructionen der Gesandten sich richten solle, und besonders des Briefes Sir Stratford Canning's, welcher dem Admirale förmlich befiehlt, in Ermangelung anderer Mittel „Gewalt und Kanonen" anzuwenden, um von Ibrahim-Pascha einen Waffenstillstand mit den Griechen zu erzwingen, verdeckt Herr James die ganze Verantwortlichkeit des Admirals. Wirklich hatte dieser keine Maßregel der Klugheit und der Vernunft verabsäumt, um Feindseligkeiten auszuweichen; auch zeigte er eben so viel Energie als Verstand und Entschlossenheit, indem er der Türkisch-Aegyptischen Flotte wehrte, aus der Rhede von Navarin nach Patras abzugehen. Alles was Herr James von der Stellung der verbündeten Flotte, unter dem Winde der Türkischen Brander, erzählt, ist vortrefflich geschrieben. Die beiden Flotten waren kampfgerüstet; es bedurfte nur eines Funkens, um die Brunst auflodern zu lassen. Die Lebhaftigkeit, womit Capitain Fellowes seine Schaluppe abschickte, um den Brander zurückzudrängen, entlockte diesen Funken. Vielleicht wär' es regelrechter gewesen, den See-Telegraphen agiren zu lassen, um die Ordre des Admirals zu verlangen; allein schon hatten die Türken ihre Partie ergriffen, und es blieb nur noch die feurige Begrüßung übrig. Der Winter fing an, und eine Blokade wäre unmöglich gewesen; außerdem würde sie auch die Horden Ibrahim's in ihrem Zerstörungswerke nicht aufgehalten haben. Gewalt war das einzig übrige Mittel, um dem Barbaren seine Beute zu entreißen. Der Boden Griechenlands war vom Blute seiner Söhne geröthet, und seine schönsten Töchter schmachteten in den Harems. Die Schlacht bei Navarin beschleunigte nur die Lösung, und darum war sie kein „untoward event", als welches die Tories sie durch Wilhelm's IV. Mund zu bezeichnen wagten. Sie war durch ihre Ergebnisse eben so nützlich, für England und seine Verbündeten eben so ehrenvoll, als es die Beschießung Algiers hatte seyn können.

Mit der Schlacht von Navarin schließt das Buch des Herrn James, aber noch lange nicht die Geschichte der Englischen Marine. Nicht bloß der Kriegszug des Jahres 1840 an den Küsten Syriens, sondern, und zwar vor Allem, die unermeßlichen, in allen Zweigen des Marine-Departements bewerkstelligten Vervollkommnungen, die wunderbaren Fortschritte der Dampfschifffahrt, die glücklichen Resultate der an Bord des „Excellent" gestifteten Artillerie-Schule, die Verbesserungen aller Art in Disziplin, Unterweisung und Wohlfahrt der Mannschaften, könnten für sich allein Gegenstand mehrerer starken Bände werden. Es ist dies ein gewaltiger, sehr interessanter Stoff, dessen Interesse aber noch um ein Bedeutendes erhöht würde, wenn wir die Fortschritte der Britischen Marine mit denen, welche andere Mächte gethan, und die gewiß nicht weniger merkwürdig sind, zusammenstellten.

Italien.

Italien als Bundesstaat.

Es ist in der letzten Zeit viel davon die Rede gewesen, daß die Italiänischen Staaten, nach dem Muster der Deutschen, einen Zollverein und demnächst auch, dem Auslande gegenüber, einen geschlossenen politischen Körper gleich dem Deutschen Bund bilden sollten. Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, so disparate Elemente zu vereinigen, wie sie in Italien zerstreut sind, leuchtet jedoch nur allzusehr ein. Hören wir, was darüber, so wie über den Charakter der Italiäner überhaupt, die in der neuesten Zeit und den letzten, in den politischen Blättern enthaltenen Nachrichten zufolge, sich hier und da wieder durch krampfhafte Zuckungen im Staats-Organismus bemerklich zu machen anfangen, Professor E. M. Arndt in Bonn sagt. Es sind die nachfolgenden Bemerkungen den bereits von uns erwähnten Vorlesungen Arndt's über vergleichende Völkergeschichte entlehnt:

. . . „Also ich kann und will die großen Schäden der Art und des Charakters und des ganzen Lebens der Italiäner nicht ableugnen. Sie sind sehr groß, und ein jedes Volk, welches durch ähnliche Verhältnisse gegangen und in ähnlichen Verhältnissen stände, würde vielleicht noch schlimmere Schatten werfen. Diese Schäden haben so tief in den Kern und das Mark des edlen Volkes hineingefressen, daß sie nur durch die ungeheuersten Mittel, die ich gegenwärtig noch nicht als gefunden erblicken kann, die aber Gott zu seiner Zeit in die Welt bringen wird, geheilt werden können; denn keiner bilde sich ein, daß die sogenannten allmälig und gelind wirkenden Arzneien hier helfen. Dies sind solche Schäden, die da ausgebeizt und ausgebrannt werden müssen. Ist die Zeit eines Mittels und eines solchen Eintretens Gottes nah? Viele unglückliche Italiäner glauben es — das Unglück giebt entweder zu viel oder zu wenig Hoffnung — ich glaube es nicht. Es müssen vielleicht noch Jahrhunderte Wasser von den Bergen laufen, ehe solches kommen wird. Denn bildet euch nur nicht ein, daß die Italiänischen Laster und Gebrechen durch den sanften, milden Fortschritt von Bildung, von Milde und Gerechtigkeit ausgetilgt werden können; wenn manche Hindernisse, welche ihnen jetzt wie unersteigliche Berge im Wege liegen, durch die umwälzende und umschaffende Zeit weggewälzt seyn werden, dann muß Gott einen gewaltigen eisernen Mann senden, der die eine Hälfte von einem Weisen, die andere von einem Tyrannen hat, einen Mann, wie Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, war, der selbst aus Kalabriern und Sicilierrn Helden zu machen verstand — einen solchen eisernen Mann muß er ihnen senden, einen Krieger, Gesetzgeber, Gestalter, mit dem schärfsten Schwert und dem strengsten Scepter, der sie zusammentreibe, zusammenstampfe und durch große Leiden und große Freuden, durch Freuden des Siegs und der Kraft, wodurch Italiänisches Selbstgefühl und Stolz geweckt wird, sie aus der Versunkenheit, worin sie liegen, wieder auf die lichten Höhen der Sittlichkeit und Gesetzlichkeit führe. Erzwingen der Einheit, so lautet das harte Wort und die schwerste Aufgabe; denn nicht in zerschnittenen Gebieten, nicht in Scheidungen durch Berge und Thäler liegen die Hindernisse, sondern in den durchschnittenen und geschiedenen Herzen; — die südlichen würden am schwersten zur Einheit des Italiänischen Lebens zu bringen seyn; gleiche Sprache ist ein Gewaltiges, ein Größeres aber gleiches Gemeingefühl. Solch einen schöpferischen Helden ein halbes Jahrhundert, solche oder ähnliche Herrscher ein volles Jahrhundert als Nachfolger — dann träumt von einem Italiänischen Volk, von Italiänischer Einheit! Doch dann braucht ihr nicht zu träumen, dann habt ihr sie.

„Und wohin wenden die Meuterischen, die Unzufriedenen — denn mit welchen der gegenwärtigen Regierungen sind sie zufrieden? — ihre Blicke? Sie schauen über die Berge nach Frankreich. Von den Franzosen, von Französischen Getümmeln und Erschütterungen, von Französischen Freiheits-Aufrufen und Vaterlands-Verkündigungen, wie oft und wie viel sie auch von ihnen getäuscht sind, erwarten sie ihr Heil, ihre Volks-Verjüngung, und starren dabei mit blinzelnden und halbverschlossenen Augen gleich leichtsinnig und unverständig, ohne irgend Mittel der Ausführung, Entwürfe der Klugheit zu wägen oder zu haben, ins dunkle Blau der Zukunft hinaus.

„Aber, hat man gesagt, kann nicht Italien einen Bundesstaat bilden, wie die Deutschen? wäre das nicht das leichteste, unblutigste Mittel? könnte dadurch nicht die Stärke gefunden, die Macht gegründet werden, daß Italien mit gesammten Händen jedem Fremden begegnen könnte, der über die Alpen oder von der See her seine Ruhe zu stören käme? Höre einmal! Oesterreich hält 50,000, Sardinien 40,000, der Papst 30,000, Neapel und Sicilien 100,000, die kleinen Staaten zusammen 30,000 Mann; auch schüfen Neapel, Sardinien, Oesterreich leicht eine Flotte von 60 großen und 200 kleinen Kriegsschiffen — wäre das keine Macht? Freilich eine hübsche Macht, sogar eine große Macht, wenn man Italiens geographische Vortheile, die es zur Selbst-Vertheidigung hat, mit in Anschlag bringt. Man hüte sich nur, Dinge so leicht mit einander zu vergleichen, die äußerlich wohl ähnlich scheinen, aber innerlich die ungleichsten sind. Die Deutschen waren wohl herunter gekommen durch die eigenthümliche Verklitterung und Zersplitterung, ich möchte sagen Verschlingung und Verstrickung ihrer außerordentlichen Kräfte, aber sie waren nicht um das Glück des Gefühls und Begriffs von Gerechtigkeit und Gehorsam gekommen; sie hatten ihre eingeborenen, ihre eigenen Kaiser, Könige und Fürsten immer zu Herrschern gehabt; sie waren von Fremden viel angerannt, zuweilen umgerannt, waren aber flugs wieder aufgestanden und hatten ihre heiligen Lande von den fremden Drängern wieder gereinigt; sie waren ein kriegerisches, streitbares, treues Volk geblieben. Aber in Italien, woher soll man plötzlich Bande nehmen, welche Sandhaufen binden können? woher die Neigung, den Willen, den Gehorsam, die so Loses, als ein von Vielen geschlossener Bund ist, zusammenhalte und ihm in Noth und Gefahr Kraft und Gewicht gebe?

„Wenn man auch davon absehen will, welche Augen die fremden Mächte, besonders das mit laurischen Blicken über die Alpen schauende Frankreich machen würden, wenn eine der drei großen Italiänischen Mächte, Oesterreich, Papst, Neapel, vorzüglich die ersten beiden, welche eigentlich die Hauptmächt-

der Halbinsel sind, den Gedanken eines Italiänischen Bundesstaats verwirklichen wollten, ja wenn man annehmen könnte, daß die fremden Mächte, daß sogar die Franzosen keine Augen machten und mit keinen Einreden kämen — wäre das denn durch den papiernen Buchstaben, durch die von den Herrschern unterschriebene Urkunde schon ein Bund? wäre es ein Bund, der bände und zusammenschlösse? Nein nimmer, auch wenn er recht fest zusammengeschnürt werden könnte. Der Italiäner in seiner innersten Beschaffenheit ist noch eben so, wie er 1790 und 1815 und 1822 sich gezeigt hat. Napoleon mit 70,000 bis 80,000 Mann, welche eben so vielen Oesterreichern gegenüberstanden, eroberte das mit seinen Fürsten und Herrschern feindselig gestimmte und feindselig gesinnte Land; von 100,000 Italiänern, die als Soldaten wirklich auf den Beinen standen, die zum Theil gegen die Franzosen auszogen, was hatten die Franzosen von ihnen zu fürchten? Ihrer 10,000 jagten immer 30,000 und 40,000 Italiäner. Es gehören vorher noch andere, und zwar viele der schwersten Dinge dazu, um ein kräftiges streitbares Volk zu machen. Und was frommte denn der Bundesname? Es wäre denn, daß man es mit Italien machte, wie man in anderen Nothzuständen es mit künstlichen Nothbehelfen gemacht hat, wie man vor zehn Jahren mit dem jungen Königreich Belgien gethan hat, daß man Italien für ein unstreitiges, unantastbares, heiliges Land erklärte? Aber ich frage: was sollte euch das frommen? was sollte es vollends den Italiänern frommen? Man könnte gerade ihnen kein schlimmeres Geschenk machen, vielleicht unserem ganzen Geschlecht kein schlimmeres Geschenk machen, als die Verbürgung eines ewigen Friedens. Auch der Krieg ist eine der Ordnungen Gottes, ist, wie Wind und Sturmwind von Gott geschaffen ist, die faule stockende Pestluft zu verjagen und frischen und hellen Lebensathem in die Natur zu blasen, eine geheime göttliche Nothwendigkeit, die schlummernden Geister in dem Menschen aufzustürmen und die Laster der Faulheit, der Wollust und Weichlichkeit, worin sie sonst versinken würden, mit der blutigen Geißel zu streichen und auszupeitschen. Die Italiäner aber müssen nicht gestreichelt, nicht langsam und nicht sanftiglich, gleichsam wie durch eine zarte prinzliche und priesterliche Erziehung, zur Tugend und Kraft, wozu gottlob durch Hätschelei und Schmeichelei nicht gelangt wird, herangehätschelt und herangeschmeichelt werden, sondern Noth, Gewalt, Krieg, großer und ungeheurer Freuden und Leiden bedarf es, um ein politisch so tief gesunkenes und verkommenes Volk wieder zu erfrischen und zu erheben.

„Selbst also ein hart zusammengezogener Bund, selbst ein strenger und härter zusammengezogener Bund, als unser Deutscher bis jetzt noch ist, könnte Italiens Zustand nicht bessern, sondern ihm höchstens einen etwas hübscheren trügerischen Schein von Macht und Selbständigkeit geben; aber auch ein solcher Bund ist eine Unmöglichkeit. Denn erstlich könnte und dürfte der Papst nicht erlauben, daß z. B. Oesterreich oder Neapel, oder welche Macht sonst einen vorwiegenden oder überwiegenden Einfluß gewönne. Er müßte in dem Bunde, wenn nicht der erste, doch immer der zweite Mann seyn, würde durch seinen nothwendig hemmenden hindernden Einfluß da wirklich der erste Mann seyn: denn der erste Mann ist nicht, wer mit den meisten Soldaten, sondern wer mit den meisten geistigen Kräften und Hülfsmitteln ausmarschieren kann. Gäbe es nun auch einmal Päpste gleich den Gregoren, Innocenzen, Alexandern, Julius, die allenfalls selbst im Harnisch an Heeresspitze sich nicht übel ausnehmen würden, so ist doch der Papst kraft der Macht, die er in der Christenheit trägt, immer mehr auf die Umgürtung des geistlichen Schwerts angewiesen. Er ist ein Priester Gottes, ein Melchisedeck, der den Frieden predigen und vermitteln muß, wenn auch alle Welt Krieg will und Krieg wollen muß, er muß die Rolle des Friedfertigen und Versöhnlichen spielen, er muß die Gewalt des Schwerthiebes hemmen und schwächen. Gesetzt nun, Italien als Macht hätte Krieg, blutigen bösen Krieg, Krieg auf Leben und Tod mit einem seiner Nachbarn, jede kühnste Kraft oder Begeisterung, jeder frischeste Muth wäre zur Abwehrung und Rettung nöthig, würde der Papst, der Vater der christlichen Welt, würde er der freie frische Kriegsherold seyn, würde er Christen gegenüber Krieg auf Leben und Tod predigen und führen heißen? Wohl für einzelne Stöße und Gelegenheiten, aber schwerlich auf die Länge. Sein Amt, seine priesterliche und politische Stellung, seine priesterliche Ansicht, die Ansichten und Rollen der hohenpriesterlichen Genossen, der Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, würden die einen kräftigen, kriegerischen, auf Krieg gerüsteten Bund werden lassen? Ein Staat aber und noch weniger ein Bund, welche nicht die Fülle der Streitbarkeit und des Vertheidigungsmuthes in sich haben, sind weder Staat noch Bund.

„So stehen denn deine Zustände, so liegen deine Verhängnisse und Hoffnungen, du schönes Italien. Ein Land, herrlich und schön, wie kaum ein anderes, mit allen Reizen und Hülfsmitteln der Bildung und Macht, ein Land, von 22—25 Millionen Menschen bewohnt, welches, wohl geordnet und regiert, eine halbe Million Krieger und eine Flotte von einigen hundert Kriegsschiffen stellen könnte, liegt da in Ohnmacht und immer noch von fremdem Einfluß überherrscht, ein Volk, mit allen Keimen und Anlagen des Großen und Schönen, dessen Ehre und Glanz vor dreihundert Jahren noch über Europa leuchtete; es liegt da, zu viel verzweifelnd und zu viel hoffend, von den Eigenen schlecht regiert und von den Fremden verachtet, und man gewahrt auch in weiter Ferne noch keine Wahrscheinlichkeit der Wiederbelebung und Wiedererhebung. Mir sind von den vielen Italiänern, die wegen der jüngsten Verschwörungen und Aufstände oder nur wegen der vielen Verdachte und Anklagen von Zettelungen und Verschwörungen ausgewichen sind, von den vielen Italiänischen Fuorusciti genug zu Gesicht und Gespräch gekommen. Man erschrickt und man trauert zugleich, wenn man die Leerheit der Erwartungen und Hoffnungen von einem mächtigen, großen, einigen Italien vernimmt, womit sie im Elend sich wiegen und trösten. Zwar macht der Gedanke die Welt, und in letzter Instanz macht er auch die Völker und Reiche, und was so Viele fühlen, denken und wünschen, sollte es denn nicht bald Wirklichkeit werden? So Viele? Ja, wenn es bei diesen Vielen aus den Quellen des Volksherzens entspränge und in das große glühende Volksherz belebend und begeisternd zurückfließen könnte, wie in Frankreich und Deutschland — ja dann; aber in Italien? Selbst die meisten dieser Fuorusciti und Banditi entsetzen sich bei der Möglichkeit, daß der santissimo padre seine Gewalt, seinen geistlichen Stuhl in Rom jemals mit weniger Glanz und Pracht als jetzt besitzen könnte; sie begreifen nicht, daß wo der Priester in alle Nerven und Adern des Volks sich so gewaltig versetzt hat und immer noch darin vorherrscht, daß da ein kühnes, selbständiges, herrliches, weltliches Regiment über das Ganze eine Unmöglichkeit ist. Ja, das Italiänische Volk, wie es auch sey, priestert, und priestert zu viel; der Schatten des alten, der heilige Zauber des neuen Roms schwebt um das Land und wirft tausend und abertausend Hüllen und Decken über und um alle Neigungen, Triebe und Strebungen desselben; die That aber will volle Klarheit und Kühnheit gleich dem gezückten Schwert. Also —

„Ich beschreibe denn das unglückliche Italien zum Schluß noch mit ein paar Worten: Die Edlen, Gebildeten reißen in die Zügel, die sie nicht zerreißen können. Sie sehnen sich nach Macht und Ruhm und begreifen ihre Unmöglichkeit schwer; das Volk, unruhig, ungehorsam, meuterisch, neuerungssüchtig, ohne daß es weiß, was es will, und ohne daß es seine Priesterei, sein unordentliches, halb priesterliches, halb heidnisches Leben missen will: es will genießen, träumen, beten, priestern; eine mittlere Klasse, hoffärtig auf eine schönere Vergangenheit, hält Italien und seine Zustände mit seinen Priestern und Mönchen, Prozessionen und Pompen, Liederlichkeiten und Zügellosigkeiten immer noch für das Paradies der Christenheit, und lächelt über den dummen Deutschen, den plumpen Engländer, selbst über den leichten, listigen Franzosen; Straßenräuber, Banditen, Giftmischer springen so zuweilen mit durch, aber nicht so viel, als die Nordischen sich oft einbilden. Was kann aus Solchem werden?"

Mannigfaltiges.

— Newton und Fourier. Ein Herr Ch. Pellarin hat ein Buch über Charles Fourier, sein Leben und sein System (Charles Fourier, sa vie et son système) herausgegeben, worin er erzählt, Fourier *sey auf den Gedanken* der ungleichen Vertheilung des Eigenthums *in ähnlicher Weise wie* Newton auf die Theorie der Anziehungskraft der Erde, nämlich durch einen Apfel gekommen. Fourier sey nämlich aus einer Provinz gekommen, wo man acht Aepfel für einen Sous (5 Cent.) verkaufte, und habe zu seinem Erstaunen wahrgenommen, daß dieselben Aepfel in Paris mit 10 Centimen pro Stück bezahlt würden. Hieraus habe er den Schluß gezogen, daß ein radikaler Fehler bei der Vertheilung der irdischen Güter obwalte. Herr Pellarin erzählt diese Anekdote ganz naiv und übersieht dabei, daß er seinen Meister, der bekanntlich Kaufmann war und also rechnen konnte, dadurch einen sehr albernen Rechnungsfehler machen läßt. Denn nicht die ungleiche Vertheilung des Eigenthums, sondern der Unterschied des Raumes und der Zeit macht, daß die Aepfel in Paris um so viel theurer sind als in der Provinz. Hätte Fourier die Vollendung unserer heutigen Eisenbahnen erlebt, so würde er wahrscheinlich auch erlebt haben, daß die Aepfel in Paris statt 16 nur etwa 2mal so theuer als in der Provinz seyn würden. Ganz freilich wird sich der Unterschied nie aufheben lassen. Aber das ist eben der Grundirrthum der Fourieristen und der Kommunisten überhaupt, daß sie (wie wir dies auch bereits an einem anderen Orte entwickelt) solche Einrichtungen, die aus der Natur der Dinge und des Menschen hervorgegangen, mit denen verwechseln, die das Werk menschlicher Gesetzgebung sind. Zu jenen naturwüchsigen Einrichtungen gehört insbesondere auch das Eigenthum, welches die Französischen und die kürzlich in der Schweiz zum Vorschein gekommenen Deutschen Kommunisten unter alle Menschen auf gleiche Weise vertheilen möchten, obwohl sie selbst an die Spitze ihrer Grundsätze den Wahlspruch gestellt: „Jedem nach seiner Fähigkeit." Sie vergessen, daß es gerade dieser Grundsatz ist, auf dem unsere eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen, wie die aller gebildeten und ungebildeten Völker, seit Anbeginn der Welt beruhen. Eben weil jeder für sich und die Seinen nach seiner Fähigkeit Eigenthum erwirbt, darum ist es auf so ungleiche Weise vertheilt; darum vertheilt es sich aber auch mit jeder neuen Generation von Neuem, je nachdem die Fähigkeiten des Erwerbens und Zusammenhaltens sich verändern. Nun ist die Gesetzgebung zwar berechtigt, Alles, was diesen Veränderungen einen unnatürlichen Damm entgegensetzt, wie z. B. das „Eigenthum in todter Hand", nicht zu gestatten; den Lebenden aber Norm und Schranke für das Maß ihres Besitzes vorschreiben, heißt dem natürlichen Verlauf der Dinge sich entgegenstellen, und darum ist auch mit mathematischer Gewißheit zu behaupten, daß der Apfel des Herrn Fourier ihn zu einem Trugschluß verführt hat, der fast eben so großartig war, als der richtige Schluß, zu welchem Newto'ns Apfel den Anlaß gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Freitag den 8. September 1843.

Nord-Amerika.

Die Staaten der Amerikanischen Union.

Wir legen hiermit unseren Lesern eine Uebersicht des heutigen Zustandes der Vereinigten Staaten vor, wobei nur zu bemerken ist, daß ihre Bevölkerung und materielle Entwicklung in so rascher Progression zunehmen, daß statistische Uebersichten und Tabellen fast im Augenblick ihres Erscheinens veralten und neueren Angaben Platz machen. Die Amerikanische Union besteht aus 26 souverainen Staaten, von welchen 13 die Conföderation von 1776 bildeten, die durch den Frieden von Versailles (1783) als unabhängige Republik anerkannt wurde; die übrigen 13 wurden erst später in den Staaten-Verband aufgenommen. Vor etwas über 200 Jahren nur von einigen Horden nackter Wilden bewohnt, haben sie sich in unglaublich kurzer Zeit zu einem der mächtigsten Reiche emporgeschwungen, das, allem Anschein nach, berufen ist, eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

Wir führen die ersten dreizehn Staaten in der Ordnung an, wie sie zuerst durch Europäische Ansiedler bevölkert wurden. Virginien wurde im Jahre 1607 durch die Engländer kolonisirt, nachdem eine frühere Expedition unter Sir Walter Raleigh fehlgeschlagen. Es enthält ein Gebiet von 64,000 Engl. Quadratmeilen, mit 1,275,000 weißen Einwohnern und 450,000 Farbigen. Die Legislatur, die wie in allen anderen Staaten aus dem Senat und der Repräsentanten-Kammer besteht, versammelt sich alljährlich im Dezember-Monat in der Hauptstadt Richmond; jeder Bürger *), der Grund-Eigenthum zum Werthe von 25 Dollars (34 Thaler Preuß.) besitzt, hat das Stimmrecht. Das im auswärtigen Handel angelegte Kapital beläuft sich auf 4,299,500 Dollars, das in den Manufakturen auf 12,732,251 Dollars. Die Aerndte des Jahres 1842 wurde auf 85 Millionen Bushel Getraide, 4 Mill. Pfund Baumwolle und 87 Mill. Pfd. Taback geschätzt. Staatsschuld: 7,409,166 D. Virginien pflegte ehemals in den Vereinigten Staaten den Ton anzugeben; von zehn Präsidenten der Republik waren fünf (Washington, Jefferson, Madison, Munroe und Tyler) Virginier. Jetzt ist es indessen von anderen Staaten überflügelt worden und wird allgemein als im Rückschritt begriffen angesehen.

New-York wurde im Jahre 1614 durch die Holländer unter dem Namen Nieuw-Amsterdam kolonisirt. Es enthält auf einem Territorium von 46,200 Quadratmeilen 2,550,000 Einwohner. Die Legislatur trifft alljährlich in der Hauptstadt Albany zusammen; jeder Bürger, der das Alter von 21 Jahren erreicht und sich ein Jahr im Staate aufgehalten hat, ist stimmfähig. Kapitalien: im auswärtigen Handel 49,580,000 D., in den Manufakturen 63,371,125 D. Die Aerndte an Cerealien belief sich 1842 auf 57 Mill. Bushel, und die Staatsschuld auf 26,078,369 Dollars. In Hinsicht des Reichthums, der Bevölkerung und des Einflusses steht New-York heutzutage an der Spitze der Vereinigten Staaten.

Massachusetts. Dieser Staat wurde im Jahre 1620 durch Englische Puritaner gegründet, die in der neuen Welt eine Zuflucht vor den Verfolgungen der herrschenden Kirche suchten. Territorium: 7800 Quadratmeilen; Volkszahl: 738,000. Die Legislatur versammelt sich im Monat Januar in der Hauptstadt Boston; das Stimmrecht hat jeder Bürger, der das 21ste Jahr erreicht und sich ein Jahr im Staate aufgehalten. Kapitalien: im auswärtigen Handel 14 Mill. Dollars, in den Manufakturen 64 Mill. D. Im Jahre 1842 wurde die Aerndte auf 8 Mill. Bushel geschätzt; die Staatsschuld betrug 5,424,137 D. — Massachusetts gilt für den gebildetsten Staat in der ganzen Union; Boston ist der Hauptsitz der Literatur und wird mit dem Namen des Amerikanischen Athens beehrt.

New-Hampshire wurde 1623 durch die Engländer kolonisirt und zählt auf 9280 Quadratmeilen 287,000 Einwohner. Die Legislatur versammelt sich alljährlich im Juni: Stimmrecht hat jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt. Hauptstadt: Concord. Die im auswärtigen Handel und in den Manufakturen steckenden Kapitalien belaufen sich: erstere auf 1½ Mill., letztere auf 16 Mill. Dollars. Die Aerndte an Cerealien betrug 1842 etwa 3½ Mill. Bushel. Staatsschuld: keine. New-Hampshire, auch der „Granit-Staat" genannt, wird von einem äußerst abgehärteten, unternehmenden Menschenschlage bewohnt, die sich durch ihre einfachen, fast rohen Sitten und ultra-demokratischen Grundsätze auszeichnen.

New-Jersey. In diesem Staate wurden die ersten Niederlassungen 1624 durch die Dänen angelegt; er enthält jetzt auf 6900 Quadratmeilen 375,000 Einwohner. Die Legislatur versammelt sich in Trenton; stimmfähig ist jeder Bürger, der das 21ste Jahr erreicht und sich ein Jahr im Staate aufgehalten hat. Die in den Manufakturen steckenden Kapitalien belaufen sich auf 12½ Mill. Dollars, die im auswärtigen Handel nur auf 93,000 D. Die Aerndte an Cerealien betrug im J. 1842 gegen 13 Millionen Bushel — Staatsschuld: keine.

Delaware wurde 1627 durch Schweden und Finnländer kolonisirt, die jedoch bald von den Holländern, so wie diese wieder von den Briten verdrängt wurden. Territorium: 2068 Quadratmeilen, mit 78,000 weißen und 2600 farbigen Einwohnern. Die Legislatur versammelt sich im Januar in der Hauptstadt Dover; Stimmrecht wie oben. Das in Manufakturen angelegte Kapital beträgt 1,750,000 Dollars, die Aerndte 5½ Mill. Bushel Getraide. Keine Staatsschuld.

Connecticut enthält auf 4670 Quadratmeilen 312,000 Einwohner. Die ersten Niederlassungen wurden hier 1633 von den Engländern gegründet. Die Legislatur trifft alljährlich im Monat Mai abwechselnd in Newhaven und in Hartford zusammen; das Stimmrecht kann jeder Bürger ausüben, der 21 Jahr alt ist, liegendes Eigenthum zum jährlichen Werth von 7 Dollars besitzt, in der Miliz gedient und die Staatsabgaben entrichtet hat. Die in den Manufakturen angelegten Kapitalien belaufen sich auf 19,152,000 D., die im auswärtigen Handel auf 365,000 Dollars. Die Aerndte an Cerealien wurde 1842 auf 6,275,000 Bushel angeschlagen; Staatsschuld ist nicht vorhanden. Connecticut war von jeher durch den streng puritanischen Geist seiner Bewohner ausgezeichnet; hier waren einst die berüchtigten „blauen Gesetze" (the blue laws of Connecticut) in Kraft, wodurch es verboten war, an Sonntagen zu kochen, auszugehen (außer nach der Kirche), sich zu rasiren u. s. w. u. s. w. und hier fanden auch die letzten Hexenprozesse statt. Jetzt hat sich dieser religiöse Enthusiasmus sehr gemildert; es herrscht hier viele Bildung, und die Volksschulen werden für die besten in den Vereinigten Staaten gehalten.

Maryland. Dieser Staat wurde im Jahr 1634 durch Englische Katholiken gegründet und war längere Zeit das Eigenthum des Lords Baltimore; auf einem Territorium von 10,829 Quadratmeilen wohnen 480,000 Weiße und 87,937 Farbige. Die Legislatur versammelt sich alljährlich zu Annapolis; das Stimmrecht übt jeder Bürger aus, der das Alter von 21 Jahren zurückgelegt und sich ein Jahr lang in der County aufgehalten hat, wo er sein Votum abgiebt. Die vornehmste Handelsstadt ist Baltimore; der auswärtige Handel wird mit einem Kapitale von 4½ Mill. Dollars betrieben — auf die Manufakturen werden 8 Mill. Dollars verwendet. Im Jahr 1842 betrug die Aerndte: an Cerealien 18 Mill. Bushel, an Taback 28 Mill. Pfd. Die Staatsschuld beläuft sich auf 14,989,940 Dollars, deren Zinsen großentheils unbezahlt geblieben sind.

Rhode Island hat seine Entstehung der Unduldsamkeit des in Massachusetts herrschenden Puritanismus zu verdanken, die den Geistlichen Roger Williams und seinen Anhang wegen angeblicher Ketzerei zur Auswanderung nöthigte. Es enthält 1363 Quadratmeilen mit 180,000 Einwohnern und der Hauptstadt Providence, wo die Legislatur zusammentritt. Das Stimmrecht ist auf solche Bürger beschränkt, welche liegendes Eigenthum zum Werth von 134 Dollars besitzen. Kapitalien: im auswärtigen Handel 2,444,000 D., in den Manufakturen 18,650,000 D. Die Aerndte wurde im Jahr 1842 auf 900,000 Bushel Getraide angeschlagen. Staatsschuld ist nicht vorhanden.

Nord-Carolina wurde 1650 durch die Engländer kolonisirt und begreift ein Gebiet von 48,060 Quadratmeilen in sich, auf welchem sich eine Bevölkerung von 750,000 weißen und 247,000 farbigen Einwohnern befindet. Die Legislatur versammelt sich alljährlich im November-Monat zu Raleigh. Jeder Bürger, der das 21ste Lebensjahr zurückgelegt und sich ein Jahr lang im Staate aufgehalten hat, kann für die Mitglieder der Repräsentanten-Kammer votiren, muß aber, um an den Wahlen zum Senat theilzunehmen, einen Landbesitz von 50 Acres nachweisen können. Die in Manufakturen angelegten Kapitalien belaufen sich auf 4,842,000 D., die im auswärtigen Handel auf nicht mehr als 150,000 D., obgleich der Staat eine lange Küstenlinie besitzt. Die Aerndte betrug im Jahr 1842: an Cerealien 35 Mill. Bushel, Baumwolle 55 Mill. Pfd., Taback 17 Mill. Pfd.; Staatsschuld existirt nicht. Seiner großen Ausdehnung und seiner von der Natur begünstigten Lage ungeachtet, hat Nord-Carolina seit der Revolution, außer an Volkszahl, die wenigsten Fortschritte von allen Staaten der Union gemacht; es herrscht in dem-

*) Unter dem Namen von Bürgern werden alle weiße Eingeborene und solche Fremde verstanden, die naturalisirt worden sind, wozu ein fünfjähriger Aufenthalt im Lande nöthig ist.

selben eine gewisse Unthätigkeit und Verdrossenheit, die ihm, in Bezug auf den Siebenschläfer in der bekannten Erzählung Washington Irving's, den Namen des „Rip Van Winkles-Staates" zugezogen haben. Neuerdings schreiben indessen einige Blätter, daß „der alte Rip aufgewacht sey und sich zu rühren anfange." (Schluß folgt.)

England.

Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleon's auf St. Helena.

(Schluß.)

Als die Zeit herannahte, wo der Kaiser nach Longwood ziehen sollte, wurden seine Besuche in unserer Wohnung häufiger und länger. Er sagte oft, er hätte es vorgezogen, für immer in Briars zu bleiben; bei uns werde ihm das Leben weniger drückend, als er es auf einem Felsen, wie St. Helena, für möglich gehalten hätte.

Ein oder zwei Tage vor seinem Abschiede kam General Bertrand nach Briars und meldete ihm, daß das Haus in Longwood so sehr nach der Malerei rieche, daß es für ihn nicht bewohnbar sey. Ich werde nie den Zorn des Kaisers vergessen. Er ging über den Grasplatz hin und her, indem er auf die sonderbarste Weise gestikulirte. Er konnte vor Wuth kaum Athem holen. Er erklärte, ein solcher Geruch sey ihm so zuwider und so schädlich, daß er sich nie dazu verstehen würde, ein Haus, das diesen gehässigen Uebelstand an sich habe, zu bewohnen; er fügte hinzu, daß, wenn der Bericht des Großmarschalls sich bestätige, er dem Admiral würde sagen lassen, daß er sich weigere, nach Longwood zu ziehen. Er befahl Las Cases, den anderen Morgen mit dem Frühesten nach Longwood zu gehen, um sich zu überzeugen, ob General Bertrand die Wahrheit gemeldet. In diesem Moment suchte ich ihn auf und erkundigte mich nach der Ursache seines Zorns. Kaum hatte ich ihn angeredet, als er eine andere Miene annahm und mir mit ruhiger Stimme erklärte, was er erfahren habe. Ich war erstaunt über die Herrschaft, die er über sich ausübte. Er hatte seine Leidenschaft in einem Augenblick bezähmt und war sogar von dem Paroxismus der Wuth ohne Pause zur freundlichsten Stimmung übergegangen.

Las Cases machte sich am anderen Morgen auf den Weg und war Mittags wieder in Briars. Er berichtete, der Farbengeruch sey so unbedeutend, daß man ihn kaum bemerke, und daß er nach einigen Stunden gänzlich verschwunden seyn würde. Der Großmarschall bekam einen strengen Verweis, wie ich später erfuhr, weil er sich erlaubt, eine so übertriebene Schilderung zu machen. Man kam überein, daß Napoleon übermorgen nach seinem neuen Wohnort abgehen sollte. Am Morgen dieses Tages, der für mich ein trauriger war, begab sich Sir G. Cockburn, begleitet von dem Gefolge des Kaisers, nach Briars, um ihn nach Longwood zu eskortiren. Da ich in Thränen zerfloß, so näherte sich mir Napoleon und sagte: „Weine nicht, Mademoiselle Betsy, du mußt mich in Longwood sehr oft besuchen. Wann wirst du mir deinen ersten Besuch machen?" Ich antwortete, daß dies von meinem Vater abhinge. „Balcombe", sagte er nun zu Diesem, „Sie werden die Misses Jane und Betsy die nächste Woche zu mir bringen, und überhaupt oft." Mein Vater versprach es und hielt Wort. Napoleon fragte nun, wo meine Mutter sey; ich antwortete, sie lasse dem Kaiser ihre Empfehlung machen und bedaure es, ihn nicht vor seiner Abreise begrüßen zu können, da sie krank sey und das Lager hüte. „Ich werde zu ihr hinaufgehen", rief er. Und er eilte die Treppe hinauf, ehe wir unsere Mutter benachrichtigen konnten. Er setzte sich auf ihr Bett und drückte ihr sein Bedauern aus, sie unpäßlich zu sehen; er dankte ihr mit Wärme für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, indem er wiederholte, er hätte es vorgezogen, in Briars zu bleiben, wenn man es ihm erlaubt hätte. Endlich reichte er ihr eine goldene Dose mit der Bitte, sie meinem Vater als ein Zeichen seiner Freundschaft zu übergeben. Mir gab er eine reizende Bonbonnière, die ich oft bewundert hatte, und sagte dabei lächelnd: „Du kannst sie als ein Liebespfand dem kleinen Las Cases geben." Ich zerfloß in Thränen und entfloh aus dem Zimmer. Ich wollte an ein Fenster gehen, von wo aus man ihn konnte abreisen sehen, aber ich hatte das Herz zu voll, um diesen Anblick zu ertragen; ich warf mich aufs Bett und schluchzte lange. Als mein Vater zurück war, fragten wir ihn, wie Napoleon die neue Wohnung gefunden habe? Mein Vater sagte uns, er scheine niedergeschlagen und hätte sich für den Rest des Tages in sein Kabinet eingeschlossen.

Da mein Vater der Lieferant des Kaisers war, so durften wir ihn in Longwood so oft, als wir wollten, besuchen, und wir ließen selten eine Woche vorübergehen, ohne dies zu thun. Bei solchen Gelegenheiten kamen wir gewöhnlich früh genug, um mit ihm um 1 Uhr zu frühstücken, und wir reisten erst des Abends ab. Er war trüber gestimmt als in Briars. Gleichwohl blitzte seine alte Heiterkeit noch hervor. Wir fanden ihn eines Tages ein Pistol abfeuernd. Er legte eine mit Pulver geladene Waffe in meine Hand, und ich entschloß mich zitternd, Feuer zu geben. Seitdem nannte er mich oft seine kleine Tirailleuse, und er sagte mir, er wünschte ein Tirailleur-Corps zu bilden, dessen Capitain ich werden sollte.

Die Gesundheit und Thätigkeit Napoleon's fing an abzunehmen bald nach seiner Ankunft in Longwood. In Folge seiner unglücklichen Zwistigkeiten mit dem Gouverneur Sir Hudson Lowe, weigerte er sich, die Bewegung sich zu machen, deren seine Constitution bedurfte, und er erfuhr bald die traurigen Folgen davon. In diesem kränklichen Zustand verlor er jene Lebhaftigkeit und Elastizität des Geistes, die ohne Zweifel die Hauptquelle seiner Herablassung gegen mich gewesen und uns freien Zugang zu ihm verschafft hatte; aber er hörte nie auf, mich mit der größten Güte zu behandeln. Einige Monate nach seiner Entfernung wurde ich gefährlich krank. Ich werde nie das Interesse vergessen, womit er sich nach mir erkundigte, so wie alle seine anderen Aufmerksamkeiten für mich. Sobald ich zu genesen anfing, befahl er seinem Beichtiger, mir alle Näschereien zu schicken, die meinen Appetit erregen oder dazu beitragen konnten, mir meine Kräfte wiederzugeben.

Indem ich diesen kurzen Bericht schließe, werde ich mir nicht erlauben, mich über die Ansicht, die ich von dem Charakter des Kaisers gefaßt habe, auszulassen. Ich habe einen großen Theil der kleinen Vorfälle, die sich zwischen uns zutrugen, mitgetheilt und so dem Leser dieselben Elemente, ihn zu beurtheilen, gegeben, die ich hatte. Aber bei einem täglichen Verkehr kommen tausend Umstände vor, die zu unbedeutend sind, um erzählt zu werden, und bei welchen sich doch der Charakter um so mehr offenbart, als er sich hier unvorbereitet unter der Herrschaft des Augenblicks erfassen läßt. Ein Blick, eine Betonung der Stimme, eine Geberde in einem Augenblick der Hingebung lassen einen Menschen tiefer erkennen, als ein Jahre lang fortgesetztes ceremonielles Verhältniß; besonders wenn eine Person von reiferem Alter sich zu Kindern herabläßt, wird deren Unbefangenheit und Zudringlichkeit fast immer die Wirkung haben, daß jene die Maske der Zurückhaltung ablegt, um wie diese Kind zu werden. So wenigstens ging es dem Kaiser in seinem Verhältniß zu uns, und dieser Umstand ermuthigt mich, einige Worte über den Eindruck, den er auf mich gemacht, zu sagen.

Was besonders ein Gegenstand des Streits zwischen den Freunden und Feinden Napoleon's war, und was offenbar für eine Frau der wichtigste Punkt seyn wird, ist die Frage, ob er mit einem erhabenen Geist eine für zarte Empfindungen empfängliche Seele verband, oder ob er für eine Art Rechenmaschine zu halten ist, die mit einer bewunderswürdigen Vernunft versehen, aber ganz ohne Herz ist.

Bourienne, der, obwohl im Allgemeinen ziemlich treu und gewissenhaft, keine Parteilichkeit für den Kaiser zeigt, stellt ihn als nicht sehr liebefähig dar und führt folgende Worte von ihm an: „Ich habe keine Freunde außer Duroc, der eben so kalt und trocken ist als ich und dessen Charakter dem meinigen zusagt." Es ist möglich, daß er so, wie er hier selbst sagt, gegen die Welt und die Menschen gewesen ist, die er sich gewöhnt hatte, als bloße Maschinen, als Werkzeuge des Ruhmes und Ehrgeizes zu betrachten, und die er nur nach dem Metallgepräge schätzte, aus dem sie gemacht waren. Selbst seine Brüder scheint er dem allgemeinen Maßstab unterworfen zu haben, und da sie sich nicht immer gelehrig in seine Pläne fügten, da sie ihm zuweilen sogar hemmend in den Weg traten, so mußte die brüderliche Liebe, die selten dem Stoß der weltlichen Interessen widersteht, mitten unter diesen Kämpfen in ihm erkalten. Ich bin überzeugt, daß er, außerhalb des Bereichs seines Ehrgeizes, dem er Alles opferte, ein tiefes Gefühl hatte und zärtlicher Anhänglichkeit fähig war. Die Herzogin Abrantes, die in vertrauterem Umgang mit ihm lebte, als er noch jung war, und mehr als irgend Jemand im Stande war, ihn nach seinem wahren Werth zu beurtheilen, räumt ihm viel mehr Gefühlswärme zu, als die Welt ihm gewöhnlich lassen will. Seine Zärtlichkeit für Kinder und das Vergnügen, das er in ihrer Gesellschaft empfand zu einer Zeit, wo eine kalte und trockene Natur sich ganz dem Egoismus und der üblen Laune hingegeben hätte, scheinen mir für die Güte seines Herzens beredter zu zeugen, als ganze Bände es thun können. Nach langen Stunden anhaltenden Arbeitens ließ er uns oft zu sich kommen, und was jeden Anderen ermüdet und belästigt hätte, schien ihn vielmehr anzuregen und seinem Geist die Frische und Lebhaftigkeit wiederzugeben. Er wurde Kind mit den Kindern, und seine Spielereien waren höchst belustigend. Gleichwohl fühle ich, wie schwer es ist, meinen Lesern den Eindruck, den der Charakter des Kaisers auf mich machte, mitzutheilen. Die vielen Beweise von Liebenswürdigkeit und Güte, die er an alle seine Umgebungen bei uns verschwendete, erhielten ihren Hauptreiz durch die Art, mit der er sie zu geben wußte, und gerade diese entzieht sich der Beschreibung. Die Freundlichkeit des Lächelns und der Manieren, die sie begleiteten, mit Stillschweigen übergehen, hieße sie entstellen; aber die Kinder haben gewöhnlich in Sachen des Charakters ein sehr gutes Urtheil. Ihr Wahrnehmungsvermögen ist immer wach, und die Passivität ihres Geistes trägt dazu bei, ihre Empfindungen lebhafter und vollständiger zu machen. Nachdem ich Napoleon in den verschiedensten Verhältnissen gesehen, nachdem ich ihn in Momenten beobachtet, wo er sich ganz gehen ließ, bin ich überzeugt geblieben, daß er nie den Gedanken gehabt hat, eine studirte Rolle zu spielen, daß er vor Allem ein Mensch war, welcher der Eingebung des Augenblicks folgte, und daß er ein vollkommen gutes und liebendes Gemüth hatte. Daß diese Ueberzeugung von Allen, die sich ihm näherten, getheilt worden, das beweist die Ehrfurcht und Treue, die ihm sein Gefolge in St. Helena bewies; denn damals hatte man nichts von ihm zu erwarten, und sein Loos theilen war so viel, als sich dem Unglück widmen.

Bald nach seiner Abreise nach Longwood war ich Zeuge eines Vorfalls, der mir bewies, wie sehr er von Allen, die ihn umgaben, angebetet wurde. Eine vornehme Dame, deren Mann diplomatische Functionen in St. Helena versah, kam eines Morgens nach Briars. Da sie mich allein vor dem Hause fand, so bat sie mich, ihr die Zimmer zu zeigen, die der Kaiser bewohnt hatte. Ich führte sie nach dem Pavillon, den sie mit großer Theilnahme besichtigte. Als ich ihr die Krone zeigte, welche Napoleon's Gefährten auf dem Boden eingegraben hatten, verlor sie jede Selbstbeherrschung und warf sich weinend und krampfhaft schluchzend auf die Kniee. Endlich fiel sie mit dem Gesicht zur Erde, und ich wurde so besorgt, daß ich mich anschickte, Hülfe zu holen. Aber plötzlich erhob sie sich wieder und bat mich mit zitternder Stimme, Niemanden zu rufen, auch Niemanden das Vorgefallene zu erzählen, indem

sie hinzufügte, daß alle Franzosen wie sie das Andenken Napoleon's in ihrem Herzen bewahrten, und daß es nicht Einen gebe, der nicht für ihn zu sterben bereit sey. Sie war selbst Französin und sehr schön. — „Wie glücklich mußten Sie seyn", wiederholte sie mehrere Male, „in der Gesellschaft des Kaisers zu leben!"

Bei seiner Ankunft schien Napoleon geneigt, sich der wenigen Gesellschaft, die St. Helena darbot, anzuschließen, und gewiß hätte er sich nicht ohne seine traurigen Zwistigkeiten mit Sir Hudson Lowe zur Absonderung verurtheilt. Diese Streitigkeiten nahmen zuletzt eine solche Bitterkeit an, daß der Kaiser es sich zum Ehrenpunkt zu machen schien, sich einzusperren und sich so unglücklich als möglich zu machen, um den allgemeinen Unwillen gegen den Gouverneur zu erregen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, ein Urtheil über diese Zwistigkeiten zu fällen; aber trotz meiner Partheilichkeit für Napoleon wollte es mich doch oft bedünken, als hätte kein menschliches Wesen den Platz Sir Hudson Lowe's ausfüllen können, ohne mit seinem unglücklichen Gefangenen in Konflikt zu gerathen. Der einfache Generals-Titel, den der Gouverneur ihm geben mußte, und die Zurückhaltung, die er gegen ihn zu beobachten gezwungen war, mußten immer neben der Verehrung und Liebe seines Gefolges als Beleidigung erscheinen. Ueberdies war der Kaiser hart und rauh im Ausdruck seines Widerwillens gegen Jeden, der ihm nicht gefiel. Auf jeden Fall hätten die Schranken, die der Gouverneur seiner persönlichen Freiheit gesetzt hätte, eine Quelle des Zwistes werden müssen. Selbst wenn Napoleon geneigt gewesen wäre, sich geduldig seinem Loose zu unterwerfen, so würden es ihm sicherlich die Personen seines Gefolges nicht erlaubt haben. Gewöhnt an den Glanz und die Heiterkeit der Französischen Hauptstadt, mußten sie Alle ihren Aufenthalt auf unserem einsamen Felsen als ein schreckliches Gefängniß betrachten, und da diese Personen gewöhnlich die Vermittler zwischen Napoleon und den Behörden abgaben, so würde die Bitterkeit ihrer Gefühle immer auch die seinigen verbittert haben. Bei ihrer Anhänglichkeit an den Kaiser hätten sie nie geglaubt, zu hartnäckig und anspruchsvoll seyn zu können in Bezug auf das, was diesem gebührte, und so wären Befehle und Anordnungen, die den Behörden einzig von der Klugheit diktirt wurden, immer in ihren Augen als Verbrechen erschienen und wären dem Kaiser als unnöthige Beschimpfungen und Mißhandlungen dargestellt worden. Ueberdies verschmähte es Napoleon nicht bei dem Mangel an jedem anderen Gegenstand, der es mehr verdiente, seinen mächtigen Geist zu beschäftigen, sich die unbedeutendsten Kleinigkeiten zu Herzen zu nehmen. Mein Vater schilderte ihn uns oft, wie er von den Bagatellen eines jämmerlichen Streits mit dem Gouverneur eben so erfüllt war, als hätte es sich um das Schicksal von Staaten gehandelt. Mehr als einmal brachte er uns zum Lachen, indem er uns die komische Art erzählte, wie Napoleon von Sir Hudson Lowe sprach. Aber die Gegenstände ihrer Mißhelligkeiten waren meist so trivialer Art, daß ich es mir zur Pflicht mache, über diese letzten Schwächen einer so großen Seele einen Schleier zu ziehen. Nur ein kleines Faktum, das hierher gehört, kann ich mittheilen. Da er das Englische genauer zu studiren wünschte, so hatte sich Napoleon Englische Bücher bringen lassen, und unter diesen befand sich eine illustrirte Uebersetzung der Aesopischen Fabeln. Unter diesen Fabeln war eine, wo der kranke Löwe, nachdem er standhaft die Beleidigungen der Thiere ertragen, welche herbeigeeilt waren, um seine gefallene Größe zu beschimpfen, endlich vom Esel einen Fußtritt ins Gesicht bekommt. „Ich hatte Kraft, Alles zu ertragen", sagte der König der Thiere, „nur dieses nicht." Napoleon zeigte mir das Kupfer, welches diese Scene darstellte, und sagte: „Das bin ich und der Gouverneur."

So viel ich darüber nach meinen Erinnerungen urtheilen kann, konnte Napoleon nicht für einen Freund der Literatur gelten. Es war sehr selten, daß er davon sprach, und ich bin versucht zu glauben, daß sich seine Lektüre auf wissenschaftliche Schriften beschränkte. Ich habe ihn von den Dichtern, die er „Träumer" nannte, mit Geringschätzung sprechen hören, und doch war es gerade der träumerischste von allen, den er mit besonderer Vorliebe las. Aber seine unbeschränkten ehrgeizigen Bestrebungen schienen in den nebelhaften Erhabenheiten Ossian's einen verwandtschaftlichen Zug gefunden zu haben.

Die neuesten Versuche in der Kunst zu fliegen.

Nie war man so sehr als in unserer erfindungsreichen Zeit berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob das Fliegen dem Menschen für immer versagt sey, oder ob auch dies zu den Wundern gehöre, die der menschliche Verstand ebenfalls noch zu realisiren bestimmt ist, und die wir nur vorläufig eben so für unmöglich erklären, als man vor hundert, ja vor funfzig Jahren die Behauptung, daß man einst ohne animalische Zugkraft die größten Entfernungen mit einer wenigstens viermal größeren Geschwindigkeit, als früher, zurücklegen würde, für Wahnsinn erklärt hätte. Aber auch in früheren Zeiten hat man sich mit dieser Aufgabe beschäftigt, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, sie zu lösen. Der erste Luftschiffer, von dem uns die Geschichte erzählt, ist Dädalus, der große Erfinder und Mechaniker der Urzeit. Er gehört allerdings noch dem mythologischen Gebiet an; indeß hat gerade seine Luftfahrt durchaus kein mythologisches Gepräge; es wirkt dabei kein Gott mit, noch irgend ein Pegasus oder ein anderes Wunderthier, auf dem er durch die Luft reitet. Der Mythus erzählt uns freilich nur, daß er Flügel aus Federn gemacht und mit Wachs befestigt habe, und wenn das Ganze nicht eine bloße Dichtung ist, so muß der Apparat des Dädalus gewiß etwas komplizirter gewesen seyn; doch schon in diesem Wenigen sehen wir ein reines Produkt verständiger Mechanik vor uns, und insofern kann man Dädalus als den Vorläufer unserer Greens und Hensons ansehen. Außer Dädalus hat Niemand im Alterthum einen Versuch, zu fliegen, angestellt; im Mittelalter beschäftigte man sich schon mehr mit der Frage, aber erst im 16ten Jahrhundert, als alle Arten von Experimenten gemacht wurden, um den Menschen und die Werke seiner Hände zu den Wolken zu erheben, fanden Flug-Speculationen viel Unterstützung. Karl V. wünschte sehnlichst, triumphirend durch die Luft reiten zu können. Er nahm nicht bloß Künstler, die fliegende Maschinen zu errichten strebten, in Schutz, sondern war persönlich bei solchen Versuchen zugegen. Man erzählt uns, daß bei des Kaisers Einzug in Nürnberg ein zu diesem Zweck konstruirter künstlicher Adler aus der Stadt flog, um ihn zu bewillkommnen, und als er sich von den Regierungsgeschäften zurückgezogen, bediente er sich eines geschickten Mechanikers, Namens Turriano, der eine künstliche Fliege machte, welche in der Richtung, die man ihr gab, hinflog und von selbst wieder in die Hand ihres Herrn zurückkehrte. In derselben Zeit lebte der Bischof Wilkins und der Jesuit Lana, welche, obwohl sie selbst nicht fliegen konnten, doch Anderen viele weise Anleitungen zum Fliegen gaben. Bischof Wilkins nimmt vier Arten an, auf welche sich der Mensch durch die Luft bewegen könne: erstens durch Geister oder Engel, zweitens durch Vögel, drittens durch Flügel, die am Körper befestigt sind, und viertens durch einen fliegenden Wagen. Versuche, die erstgenannte Art in Anwendung zu bringen, werden von dem guten Bischof nicht gebilligt, obgleich er meint, daß die Hexen in seiner Zeit auf diese Weise durch die Luft ritten. Dem Plan, eine Heerde Vögel so abzurichten, daß sie einen Menschen durch die Luft tragen kann, schenkt er mehr Aufmunterung, und da wir in unseren Tagen einen Bauer gesehen, der sich in einem Wagen von einem Schwarm Gänse auf dem Boden fortziehen ließ, so können vielleicht auch klügere und stärkere Vögel von einem Naturforscher abgerichtet werden, ihn durch die Luft zu transportiren. Die dritte Methode mit Flügeln, die am Körper befestigt sind, ist seit Dädalus Zeit bis auf die unsrige am meisten versucht worden; die vierte von ihm vorgeschlagene Methode dagegen ist im Luftballon realisirt, und obgleich die Möglichkeit, ihn zu lenken, noch fehlt, so ist doch die Aufgabe, das Gewicht des menschlichen Körpers in der Luft zu erhalten, welche früher für den größten Stein des Anstoßes galt, mit Glück gelöst worden. Der Ballon ist eine wichtige Thatsache. Bischof Wilkins, wenn er lebte, könnte auf ihn als die vollkommene Verwirklichung seines vierten Vorschlags hinweisen, und zu der Zeit, als er schrieb, wäre das Aufsteigen eines Mannes in einem Ballon für ein größeres Mirakel gehalten worden, als bei uns sein Flug durch die Luft mit bloßen Flügeln. Da steht Herr Green, der ohne die Hülfe anderer Geister als seines eigenen unerschrockenen, an tausend Meilen durch die Luft gefahren ist und jetzt im Begriff steht, über das Atlantische Meer zu fliegen, und doch hören wir nicht auf, über Bischof Wilkins zu lachen, welcher vorhersagte, daß dies einst geschehen würde. Noch erwähnen wir eines sehr glücklichen Versuchs, zu fliegen, der im 17ten Jahrhundert von einem Schlosser Namens Bernier, aus Sable im südlichen Frankreich, gemacht wurde. Er konstruirte einen geflügelten Apparat, in welchem die Muskeln der Beine und Arme in Thätigkeit gesetzt wurden, und so konnte er von einer Höhe aus über Häuser und Flüsse hinwegfliegen; aber er konnte nicht in die Höhe steigen, sondern mußte von einem erhabenen Punkte aus seine Fahrt beginnen und kam in schräger Richtung allmälig hinunter.

Nachdem man im Ballon das Mittel gefunden, sich in die Luft zu erheben, gab man anfangs die Versuche, auf mechanischem Wege allein die Luft zu durchschneiden, ganz auf, und die Lenkung des Ballons wurde das einzige Ziel, das die Aëronauten zu erreichen strebten. Man versuchte mit Hülfe von Segeln und großen Rudern dem Ballon eine von der des Windes verschiedene Richtung zu geben, aber der Mangel eines Stützpunktes machte diese Versuche scheitern. Herr Green hat in den letzten Jahren einen solchen Stützpunkt zu gewinnen gesucht, indem er eine Verbindung zwischen dem Ballon und der Erde vermittelst eines Leitseils herstellte, und das mit einigem Erfolg. Er versuchte es auch, durch rotirende Dachfahnen einen Ballon zu lenken. Dieser Plan gelang in einem Modell, als kein Lüftchen sich rührte; aber die Kraft war zu schwach, dem leichtesten Windstoß zu widerstehen.

Da die Versuche, den Ballon zu lenken, mißlangen, so nahm man die ursprüngliche Idee, durch mechanische Mittel allein zu fliegen, wieder auf. In England hat sich besonders Sir George Cayley viel hiermit beschäftigt, und es soll ihm wenigstens gelungen seyn, eine Maschine zu konstruiren, womit er von einem Baume zum anderen fliegen konnte, von der Spitze des einen zum Fuße des anderen. Projekte, die in der Theorie sinnreich genug waren, sind außerdem von Zeit zu Zeit in England, Amerika und auf dem Kontinent angekündigt worden, haben aber noch keine praktische Ausführung erhalten. Oft hörten wir, daß Herr N. N. es endlich gefunden habe, und daß er nächstens sich emporschwingen werde. Zuweilen hat man sogar den Tag angekündigt; aber immer trat ein kleiner Unfall oder irgend ein widriger Umstand dazwischen, der den Erfinder aufzusteigen verhinderte.

Endlich haben wir noch von der neuesten Erfindung in England zu sprechen, welche schon insofern eine besondere Beachtung verdient, als sie durch ein Patent des Lordkanzlers die Bestätigung der höchsten Behörden erhalten hat, und man sogar beim Parlament um eine Sanction derselben eingekommen ist. Eine Maßregel, die so patronisirt und ausposaunt wurde und die, neben anderen Vortheilen, auch den versprach, uns Indien bis auf eine Tagereise nahe zu bringen, konnte nicht umhin, das höchste Interesse beim Publikum zu erregen. Doch ist dieses Interesse für die Flugmaschine Henson's — so heißt der Erfinder — durch die ohne Zweifel unvermeidliche Verzögerung des ersten Versuchs etwas abgekühlt worden, und inzwischen hat sich ein Schwarm von Gegnern mit der Feder in der Hand erhoben, um die Maschine und ihren Ur-

heber zu Boden zu reißen. Die Hauptstücke derselben sind: eine geneigte Ebene, durch deren horizontalen Druck gegen die Luft eine aufsteigende Kraft gewonnen wird, rotirende Windmühlenflügel, welche den Apparat vorwärts treiben, und eine Dampfmaschine als bewegende Kraft. Die gewichtigsten Schwierigkeiten, die dagegen erhoben worden sind, betreffen die schwerfällige Masse der Maschine, und fast Alle sind darüber einig, daß, wenn auch das Prinzip richtig ist, der Plan wenigstens in der Form und den Proportionen, die Herr Henson vorschlägt, nicht gelingen kann. Die geneigte Oberfläche, vermittelst welcher er in die Höhe steigen will, soll 4500 Quadratfuß einnehmen; die Dampfmaschine soll 600 Pfund wiegen, und das Gewicht des ganzen Apparats mit allem Zubehör wird auf 3000 Pfund geschätzt. Das Meiste trägt zu dieser Last die geneigte Oberfläche bei, die aus Segeltuch besteht, welches über Bambusrohr ausgebreitet und mit Eisen befestigt ist; doch mit solchen Materialien und einer solchen Ausdehnung wäre es unmöglich, bei gemäßigter Geschwindigkeit der Wirkung der Luft zu widerstehen: und mit einer großen Geschwindigkeit würde eine viel kleinere gegen den Horizont geneigte Oberfläche hinreichend seyn.

Auch der Französischen Akademie der Wissenschaften ist von einem Herrn Chabrier ein Projekt zum Fliegen mitgetheilt worden, das auf viele Berechnungen hinsichtlich der Muskelkräfte von Vögeln und Menschen gegründet ist. Das Resultat dieser Berechnungen ist nämlich, daß der Mensch nicht das ganze Gewicht seines Körpers durch bloße Muskelkräfte in der Luft zu tragen vermag. Um nun die Anziehung der Schwere zu überwinden, schlägt er vor, daß man zwei große Flügel konstruire, die eine Quantität Wasserstoffgas enthalten, welche hinreichend ist, den größeren Theil des Körpergewichts in der Luft schwebend zu erhalten. Die Muskeln der Arme und Beine sollen dazu angewandt werden, die Flügel nach Art von Vogelflügeln zu bewegen. Der Grund, warum nur ein Theil des Körpergewichts getragen werden soll, liegt in der Absicht, eine Widerstandskraft zu gewinnen, vermittelst deren der Luftschiffer horizontal gegen den Wind fortrudern kann. Der Bericht des Herrn Navier, der mit zwei anderen Akademikern diesen Plan untersuchte, war nicht günstig; es wird darin aus Chabrier's eigenen Berechnungen bewiesen, daß man gezwungen seyn würde, fast das ganze Gewicht des Körpers durch die Gas-Flügel schwebend zu erhalten, und daß also der Luftschiffer keine Kraft übrig behalten würde, um gegen den Wind fortzukommen.

Nachdem wir so eine Geschichte der bisherigen Aeronautik gegeben, betrachten wir noch die Möglichkeit zu fliegen an sich und einige von den Mitteln, die zur Erreichung jenes Zieles führen können. Zuerst entsteht die Frage, ob die Muskelkraft eines Menschen allein hinreichend ist, ihn in die Höhe zu heben und schwebend zu erhalten. Herr Chabrier beweist mit zahlreichen, tiefen Berechnungen, daß sie dies nicht vermöge; die Erinnerung an einige der einfachsten Thatsachen wird das Gegentheil darthun. Die Herren Chabrier und Navier stellen folgende Berechnung an. Die Kraft eines gewöhnlichen Mannes ist im Stande, 131 Pfund 3½ Fuß hoch in der Sekunde acht Stunden lang täglich zu heben. Dies ist so viel, als könne er 47,700 Pfund den ganzen Tag 26 Fuß hoch heben. Die Schwalbe erhebt sich mit einer Geschwindigkeit von 26 Fuß in der Sekunde in die Luft, und wenn wir das Gewicht eines Mannes auf 150 Pfd. schätzen, so bekommen wir, wenn wir 47,700 durch 150 dividiren, nur 318 Sekunden oder 5 Minuten als den kurzen Zeitraum, in welchem ein Mann sich in die Luft erheben könnte, wenn man so die Arbeit eines ganzen Tages in fünf Minuten konzentriren könnte, was Herr Chabrier für durchaus unmöglich hält. Gegen diesen Beweis, daß der Mensch nicht im Stande sey, sich durch seine Muskelkräfte in die Luft zu erheben, führen wir die Thatsache an, daß er diese angebliche Unmöglichkeit bei jedem Schritt, den er thut, ausführt. Beim Gehen wird das ganze Gewicht des Körpers bei jedem Schritt durch die Muskeln eines einzigen Beins vom Boden emporgehoben, und beim Ersteigen einer Treppe oder eines Hügels vermag er sich durch fortgesetzte Anstrengungen allmälig in die Luft zu erheben. Allerdings hat er hier eine feste Unterlage; aber wir wollen auch nur zeigen, daß, wenn eine feste Unterlage vorhanden ist, unsere Muskelkraft hinreicht, das Gewicht unserer Körper in die Luft zu erheben; die Frage, wie eine solche Unterlage gewonnen wird, ist von der Möglichkeit, sich ihrer, wenn sie da ist, zu bedienen, durchaus zu trennen. — Auch Herr Navier giebt zu, daß die gewöhnliche Muskelkraft, die ein Arbeiter acht Stunden täglich anwenden kann, wenn sie in fünf Minuten konzentrirt werden könnte, seinen Körper an 8000 Fuß hoch mit einer Geschwindigkeit von 26 Fuß in der Sekunde zu tragen vermag. Nun hat man durch Versuche bewiesen, daß man mit einer angemessen konstruirten ausgedehnten Oberfläche, um der Luft beim Herabfliegen zu widerstehen, eine horizontale Bewegung gewinnen kann, bei welcher man mit jedem Fuße, den man herunter kommt, acht Fuß vorwärts in horizontaler Richtung zurücklegen könnte. So könnte man also, wenn man 8000 Fuß in die Höhe gestiegen ist, einen solchen Flug hinunter nehmen, daß man 64,000 Fuß oder 12 Englische Meilen weit von dem Punkte, von welchem man aufstieg, den Boden berührte.

Herr Chabrier meint, der Mensch könne sich nicht mit seiner Muskelkraft allein in die Atmosphäre erheben, weil es kein Mittel gebe, die Anstrengung eines Tages in wenige Minuten zu konzentriren. Wenn auch die Arbeit eines Tages nicht so konzentrirt werden kann, so läßt sie sich doch über einen großen Zeitraum ausdehnen, wovon die mechanischen Kräfte und häufige Beispiele geben. So können z. B. nur sehr wenige Menschen sich an einem befestigten Strick bloß durch die Kraft ihrer Arme in die Höhe heben; wenn aber der Strick über eine Winde ginge und das eine Ende desselben an den Körper eines Menschen befestigt wäre, während er das andere in seiner Hand hielte, so könnte er sich ohne Schwierigkeit erheben. Mit zwei oder mehr Winden würde die Anstrengung noch kleiner; doch würde mit der Leichtigkeit auch das Maß von Zeit wachsen, das er brauchte, um eine gegebene Höhe zu erreichen: mit einer Winde hätte er, um einen Fuß in die Höhe zu kommen, zwei Fuß des Seils einzuziehen, und mit zwei Winden vier Fuß. Da die Schwierigkeit, das Gewicht des Körpers durch die bloße Kraft der Arme senkrecht in die Höhe zu erheben, so vermittelst einer der mechanischen Kräfte leicht überwunden werden kann, so ist es sehr gut denkbar, daß dasselbe Ziel auch mit Hülfe einer anderen der mechanischen Kräfte — der geneigten Ebene — erreicht werden könne, und wenn man der Bewegung statt der senkrechten eine schiefe Richtung gäbe, so würde sie noch viel schneller vor sich gehen.

Man sucht jetzt dadurch eine aufsteigende Kraft zu gewinnen, daß man eine geneigte Ebene horizontal gegen die Luft forttreibt, und obgleich wir gezeigt, daß es nicht unmöglich ist, diese Kraft durch Muskelanstrengung allein zu erreichen, so wäre es doch praktisch besser, wenn noch eine andere bewegende Kraft zu Hülfe genommen würde. Leichtigkeit mit Kraft vereinigt ist für diesen Zweck wesentlich. Es ist sehr wahrscheinlich, daß über Kurz oder Lang eine bewegende Kraft entdeckt werden wird, welche diese Erfordernisse in noch höherem Grade besitzt, als irgend eine Vorrichtung, die wir gegenwärtig für die Anwendung des Dampfes haben, obwohl auch der Dampf in seiner gegenwärtigen Anwendung schon viel thun kann. Die Hauptschwierigkeit jedoch liegt darin, eine Unterlage zu gewinnen, die sich beständig in der elastischen Luft bewegt, und eben so feste und leichte Materialien zu finden, aus denen der Apparat und seine tragende Fläche bestehen kann. Der Plan, sich hierbei einer Art von Windmühlenflügel zu bedienen, scheint noch die meiste Beachtung zu verdienen. Die große aufsteigende Kraft solcher Flügel ist durch Versuche in kleinerem Maßstab, die sich leicht wiederholen lassen, erprobt worden. Wenn man vier Stück Krempelholz an Kork befestigt, in der Form von Windmühlenflügeln, und demselben vermittelst eines Strickes, der um eine an das Kork befestigte Spule gewickelt ist, eine rasch rotirende Bewegung mittheilt, so wird der kleine Flug-Apparat sich eine beträchtliche Höhe erheben. Wenn die Windmühlenflügel größer und von dünnem Eisenblech gemacht sind, so wird er 50—60 Fuß hoch steigen. Windmühlenflügel dieser Art von verhältnißmäßiger Größe und sehr schnell rotirend würden einen leichten Wagen mit großer Geschwindigkeit auf einer Eisenbahn fortbewegen können. Wenn mit dem Wagen eine zweckmäßig konstruirte Fläche verbunden wäre, welche sich schräg gegen die Luft fortbewegte, so könnte das auf den Schienen ruhende Gewicht vermindert und somit die Geschwindigkeit gesteigert werden, bis der Wagen sich in die Atmosphäre erhübe und so vorwärts getrieben würde, von einer Luftbahn statt einer Eisenbahn getragen.

Mannigfaltiges.

— Philosophie und Theologie in Frankreich. Die Schrift über die Jesuiten, welche die Herren Michelet und Quinet in Paris nach Beendigung ihrer Vorlesungen herausgegeben, ist nun bereits in vierter Auflage erschienen. Der Erzbischof von Paris hat es für nöthig gehalten, eine Erwiederungsschrift zu publiziren, die zunächst von der Freiheit des Unterrichts handelt, aber hauptsächlich gegen Herrn Quinet gerichtet ist, welcher Letztere sich nun wieder veranlaßt gesehen, eine „Antwort an den Herrn Erzbischof von Paris" drucken zu lassen. Diese ganze Polemik ist als eine Fortsetzung des Streites zu betrachten, den in diesem Jahre der Französische Klerus gegen die philosophischen Lehrsätze der Pariser Universität begonnen. Dadurch, daß die letztere durch einen Angriff auf die Jesuiten geantwortet, ist es ihr gelungen, nicht bloß den Krieg auf ein ganz anderes Feld zu leiten, sondern sich auch einen größeren Erfolg in der öffentlichen Meinung und mithin den Sieg zu sichern. Inzwischen hat sie auch andererseits gegen die Anschuldigung des Pantheismus, die namentlich gegen die eklektische Schule des Herrn Cousin erhoben worden war, mit vielem Glücke sich vertheidigt, und wir werden, um unsere Leser mit dem Terrain mehr bekannt zu machen, in einem der nächsten Blätter eine größere Mittheilung über diese Materie geben.

— Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur in Nord-Amerika. Ein in New-York verstorbener Deutscher Kaufmann, Herr Friedrich Gebhard, hat dem dortigen Columbia-College die Summe von 20,000 Dollars vermacht, um einen Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur zu begründen. Die Kuratoren des genannten College sind dieser Anweisung bereits nachgekommen, indem sie unter zahlreichen Bewerbern einen jungen Hannoveraner, Herrn Dr. J. L. Tellkampf, zum Professor für den gedachten Lehrstuhl ernannten. Herr Tellkampf, ein Schüler Hugo's, der Gebrüder Grimm und Dahlmann's, war vor fünf Jahren aus Göttingen, wo er den juristischen Doktorgrad erlangt hatte, nach Nord-Amerika gekommen und hatte dort seine Aufmerksamkeit zunächst dem Gefängnißwesen zugewandt, dann aber im Union-College Vorlesungen über allgemeinere Gegenstände gehalten. Die Eröffnung der neuen Lehrstelle ist auf den 1. Januar 1844 festgesetzt, bis wohin Herr Tellkampf eine Reise nach seinem Vaterlande zu unternehmen gedachte, um auch für eine Deutsche Bibliothek des Columbia-College Verbindungen anzuknüpfen.

Berichtigung. Im letzten Blatte S. 247. Sp. 1. Z. 19 v. u. statt „Wilhelm's IV." l. Georg's IV.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Montag den 11. September 1843.

Frankreich.

Die heutige Französische Philosophie und der Pantheismus.

Von Jules Simon.*)

Die Geistlichen in Frankreich oder vielmehr diejenigen, welche sich berufen fühlen, an ihrer Statt zu sprechen, haben seit mehr als einem Jahr einen Kreuzzug gegen die Philosophie der Pariser Universität begonnen. Sie wollen die Jugend den Händen jener offiziellen Vergifter, der legitimen Sittenverderber entreißen, die im Namen des Staates den Atheismus lehren und alle Religion und Moralität systematisch untergraben. Die philosophische Schule, welche man mit so vieler Bitterkeit angreift, ist gegenwärtig übrigens die einzige in Frankreich. Sie ist vor fünfundzwanzig Jahren gegründet worden und erlangte 1830 die Stellung, derentwegen sie jetzt so sehr angefeindet wird. Welch' eine tiefe Erniedrigung für unser aufgeklärtes Jahrhundert, wenn nur eine einzige solche Philippika eben so wahr wie hitzig ist. Hier handelt es sich nicht um eine philosophische Coterie, der Staat selbst wird an einer seiner Wurzeln angegriffen. Zum Glück nimmt die Universität den Schülern, welche sie entläßt, keinen Eid ab, die empfangene Lehre geheim zu halten, und weist dadurch wenigstens den Vorwurf, sie bereite heimlich eine vollkommene Demoralisation des Volkes vor, von sich ab. Doch nicht die Eklektiker sind es, welche man bekämpft, obwohl alle Pfeile nur gegen sie gerichtet sind; der große Feind ist die gesammte Philosophie.

Seit Goschler's und Maret's Schriften über die Französische Philosophie ist es ein Gemeinplatz geworden, die eklektische Schule des Pantheismus anzuklagen, und die Freiheit des Unterrichts zu fordern. Es ist wahr, die Universität wird von der eklektischen Schule beherrscht; wenn ihr einige Professoren bleiben, welche nicht denselben Prinzipien angehören, so ist dies die entschiedene Minorität, und auch diese Partei wird täglich kleiner. Es lehren sogar einige Priester an der Universität die eklektische Philosophie und glauben hiermit nicht ihre anderweitigen Pflichten zu verletzen. Die Anklage, daß die ganze Universität seit zwanzig Jahren unter der Autorität des Staates den Pantheismus lehre, ist somit jedenfalls eine sehr harte. Daß sie nicht durch das schwere Geschütz der Herren Goschler und Maret erwiesen werde, sieht man wohl ein; dies sind nur Paradestücke, mit denen man die Rekruten schreckt, sie eigentlich in Reihe und Glied zu stellen wagt man nicht. Eine gefährlichere Rechtfertigung der Anklage sucht man sich daraus zu bilden, daß man zwei oder drei Phrasen aus Cousin's Schriften nimmt, sie aus dem Zusammenhange reißt, in welchem sie allein richtig zu verstehen sind, und dadurch beweist, daß Cousin Pantheist, womit man zugleich dargethan zu haben glaubt, daß die ganze Universität pantheistisch sey.

Betrachten wir zunächst die letztere Folgerung, so fragt sich, was man sich unter einer philosophischen Schule denkt; bezeichnet man damit einen Verein von Männern, die alle der Autorität eines Einzelnen sich unterordnen und von ihm sich vorschreiben lassen, was sie denken sollen, so liegt hierin bereits ausgesprochen, daß weder Meister noch Schüler Philosophen sind. Das Wesen der Philosophie ist die Freiheit des Gedankens, und eine Schule bildet sich nur dadurch, daß bei Mehreren sich eine Verwandtschaft der Ideen und Prinzipien vorfindet. Wenn von einer Schule wie dieser die Rede ist, die seit zwanzig Jahren besteht, und zu der sich so viele Männer bekennen, deren Talent und Kenntniß auch von den Gegnern nicht in Zweifel gezogen wird, so scheint es böswillig, wenn man ohne Untersuchung annimmt, ein Irrthum des Meisters sey auch allen Schülern gemein. Doch ist es wahr, daß Cousin Pantheist ist? Dann ist er wenigstens gegen die eigene Lehre sehr ungerecht, da er den Pantheismus auf das lebhafteste verdammt und verfolgt. Allein es wäre möglich, daß sich gerade hinter dieser Verfolgung ein schlechtes Gewissen verberge; noch hat sich Niemand offen zum Pantheismus bekannt, Spinoza selbst wies diesen Namen von sich; die Frage ist also, ob die Lehre Cousin's pantheistische Elemente enthalte. Der Pantheismus besteht in dem Identifiziren Gottes und der Welt. Dies ist kein verhüllter Atheismus, sondern ein entschiedener, offenkundiger. Daß Gott nicht existire oder daß nur die Welt Gott sey, ist unter verschiedener Form nur derselbe Gedanke. Und was ist dieser vermeinte Gott der Pantheisten, zu dem wir selbst als integrirende Theile gehören? Cousin selbst erklärt den Pantheismus in der Vorrede zum Pascal für Atheismus; er giebt von Gott folgende Definition: Gott ist ein ewiges, untheilbares, vollkommenes, der Welt gegenüber selbständiges und von ihr getrenntes Wesen, der Urgrund alles partikulären Seyns, eine intelligente und freie Macht, welche ihre Geschöpfe kennt, ihr Schicksal bestimmt und sie durch die Prüfungen dieses Lebens in ein höheres führt. Dieser Pantheismus herrscht an der Universität, ihn hat Cousin in seinen einzelnen Sätzen ausgeführt und erwiesen. Doch es ist gelungen, in den funfzehn oder zwanzig Bänden, die Cousin veröffentlicht hat, eine Wendung aufzuspüren, der man einen pantheistischen Sinn unterschieben konnte, und so ist es außer Zweifel, daß Cousin, seine Schule und die ganze Universität sich zum Pantheismus bekennen. Zwar protestirt Cousin selbst gegen den Sinn, welchen man in jene Stelle legt; wenn Cousin todt wäre, so könnte man aus seinen übrigen Schriften beweisen, daß die Stelle nur falsch gedeutet sey, doch er lebt, er erklärt, was er gemeint habe, er ist bereit, wenn seine Worte zu Mißverständnissen Anlaß geben, sie anders zu fassen; allein wie könnte man auf ihn hören? Dann fiele ja aller Grund der Anklage weg. Wo Cousin die Attribute Gottes aufführt, sagt er unter Anderem: „Gott ist Zeit". Doch die Zeit ist begränzt, Gott ist also begränzt und dies ist Pantheismus. Wer mit Cousin's Schriften näher bekannt ist, sieht auf den ersten Blick, daß dies nur eine absichtliche Verdrehung sey. Cousin unterscheidet ausdrücklich zwischen der Dauer als einer Succession, also eines begränzten Seyns, und der Zeit als ewiger. Cousin hat diese Unterscheidung in einem besonderen Bande seiner Schriften durchgeführt, und um jedem Irrthum vorzubeugen, oder um der Böswilligkeit den Spielraum zu benehmen, kommt er in seiner Vorrede zu dem kürzlich erschienenen Pascal auf diese Beschuldigung des Pantheismus zurück und weist sie mit den entschiedensten Ausdrücken von sich: er erklärt nochmals, was jene Stelle nach seiner Absicht sagen solle und dem Zusammenhange seines ganzen Systems nach sagen müsse: ja er geht weiter und legt zwar kein Glaubensbekenntniß ab, dies hat er nur vor seinem eigenen Gewissen zu thun, doch er erklärt ausdrücklich, daß die eklektische Schule stets gemeint habe, das Wesen Gottes und die Bestimmung des Menschen vermittelst der Vernunft zu erforschen, sey eine Wissenschaft, und die Erklärung der geoffenbarten Wahrheiten des Christenthums eine andere Wissenschaft, jede von beiden aber werde durch die andere nicht beeinträchtigt. Hiermit wäre der Grund des gegen Cousin gefällten Verdammungs-Urtheils weggefallen, was also begann die Geistlichkeit? Kaum war ein Auszug der Vorrede im Journal des Débats erschienen, als ein Bischof gegen Cousin und die ganze Universität, wie er sich selbst ausdrückt, „einen heftigen Angriff" richtete. Der Inhalt dieses heftigen Angriffs ist in Kurzem folgender: Herr Cousin erklärt, er sey nicht Pantheist, er achte die Religion, er habe sie nie angegriffen, weder er noch seine philosophischen Freunde würden sie je angreifen; er widerlegt eine Beschuldigung nach der anderen, die wir gegen ihn aufgestellt haben, durch bloße Interpretation der von uns angezogenen Stellen; doch was geht uns das an? Herr Cousin hat nichtsdestoweniger in einem seiner Werke eine Zeile geschrieben, die einen anderen Sinn zuläßt als die jetzt von ihm ausgesprochenen Gedanken: an diese Zeile halten wir uns; mag Cousin sie anders erklären, mag er sie widerrufen, die Zeile existirt, und wir lassen sie uns nicht nehmen.

Während diese Erfindungen dem Parteihaß dienen müssen, giebt Herr Cousin außer seiner schönen Schrift über Pascal den ersten Theil seiner Vorlesungen über die Kantische Philosophie heraus. Die Kenntniß der Deutschen Philosophie verdankt Frankreich Cousin. Dies und die vielen anderen Verdienste, welche Cousin um die Geschichte der Philosophie hat, übergehen seine Gegner ganz, weil sich hier nichts leugnen oder verdrehen läßt. Vor Cousin waren Locke und Condillac als gewaltigste Heroen der Philosophie angestaunt; er ging bis auf Plato zurück, er machte Descartes und Leibnitz wieder in Frankreich bekannt und führte Kant, Fichte, Schelling und Hegel bei uns ein. Und welch' ein reges Leben zeigt sich in der eklektischen Schule seit ihrer Gründung bis heute! Durch Originalwerke wie durch Uebersetzungen bereichert sie täglich die Französische und die allgemeine philosophische Literatur.

Doch wenn die spiritualistische Reaction, die von Cousin vorzüglich ausgegangen ist, in den philosophischen Wissenschaften überall sich siegreich behauptet hat, so zeigt sich in der Jurisprudenz und Medizin noch immer der alte Sensualismus. Cabanis, Gall und Broussais beherrschen die physiologischen Lehrstühle, und man ist noch schamlos genug, zu behaupten, der Gedanke entstehe durch die Bewegungen des Gehirns. Die Juristen halten sich an das positive Recht; das Naturrecht existirt für sie nicht oder darf neben dem überlieferten doch nicht auf Beachtung Anspruch machen. Anstatt daher

*) Der Verfasser ist ein Schüler Victor Cousin's und hat sich unter Anderem als Herausgeber der kürzlich erschienenen neuen Ausgabe der Schriften von Descartes bekannt gemacht.

die Philosophen der Universität anzugreifen, sollte man sie vielmehr im Kampfe gegen den Sensualismus unterstützen, damit die segensreiche Umwälzung, die sie bereits begonnen haben, stets weiter vordringe; doch hier wie immer sieht man neben den Partei-Interessen die Interessen der Wahrheit nicht, und sucht den Laien falsche Begriffe über den Stand der Dinge beizubringen, um sie für die Partei zu werben.

Die philosophischen Professoren an der Universität behandeln außer der Logik und Geschichte der Philosophie die Lehre von der Freiheit, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Weltordnung, die durch einen unmittelbaren Einfluß der Gottheit besteht, und die Ethik, die sie auf das Prinzip der Pflicht bauen; doch sie lehren allerdings nicht ausdrücklich die Göttlichkeit des Christenthums. Sie behaupten im Gegentheil und beweisen, daß die menschliche Vernunft eine rechtmäßige und unerschütterliche Autorität ist, der man sich nicht entziehen darf, wenn man nicht in unumschränkten Skeptizismus verfallen will: doch sie behaupten nicht, daß die menschliche Vernunft alle Probleme lösen könne, und daß Gott nicht, wenn er wolle, unter den Menschen selbst erscheinen und ihnen noch eine andere Offenbarung geben könne, als er ihnen in der Vernunft bereits gegeben hat. Sie haben Unrecht, wenn Philosophie und Religion identisch sind, doch sie haben Recht, wenn Philosophie und Religion, Wissenschaft und Offenbarung selbständig einander gegenüber bestehen.

Die, welche alle Philosophie zum Besten der Religion zerstören wollen, verkennen ein wesentliches Bedürfniß der menschlichen Seele, welches die Religion nicht befriedigt. Die Religion giebt Thatsachen, doch der Mensch will sie begreifen. Den Glauben kann sich Niemand schaffen, der ihn nicht hat. Doch durch den Vernunftbeweis gelangt Jeder zur Ueberzeugung. Die hingegen, welche die Religion zum Besten der Philosophie zerstören wollen, tragen eben so wenig den Dank der letzteren davon. Die wahre Philosophie will nicht allein herrschen; sie scheut den Einfluß der Religion nicht, sondern sie fordert ihn und wird durch ihn bedingt. Was wollt ihr an die Stelle der Religion setzen, wenn sie aufgehoben ist? wollt ihr die Handwerker, die nicht lesen können, zu Philosophen machen? wollt ihr die Kinder in der Metaphysik unterrichten und die ganze Komödie wiederholen, die 1830 ausgepfiffen worden ist?

Die Universität ist der lehrende Staat. Wir haben keine Staatsreligion in Frankreich, man mag es bedauern, doch es ist ein Faktum; wir haben keine Lehrfreiheit mehr, man mag es beklagen, doch es ist. Wenn demnach der Staat allein lehrt und es keine Staatsreligion giebt, so ist es ein eben so unbilliges Verlangen, daß die Universität im Namen des Staates eine gewisse Religion lehren soll, als es widersinnig ist, ihr anzudichten, sie verfolge eine Religion im Namen des Staates. Es ist eben so thöricht, wenn die Katholiken sich beklagen, daß der Katholizismus nicht durch die Universität vertreten werde, als wenn die Protestanten fordern, die Universität solle in ihren philosophischen Vorlesungen den Protestantismus lehren. Doch ihr, die ihr für das Fortbestehen der Religion so zittert, die ihr sie vor dem zerstörenden Einfluß der eklektischen Schule bewahren wollt, ihr scheint von der Göttlichkeit und der inneren Wahrheit eurer Religion selbst sehr wenig überzeugt zu seyn. Bedürfte es ihre Flamme in der That, daß ihr sie vor jedem Windhauche so ängstlich schütztet, so würde die Welt Nichts verlieren, wenn sie verlöschte. Allein auch die, welche die Philosophie vor feindlichen Angriffen zu beschützen so eifrig besorgt sind, kennen sie nicht. Sie besteht seit zweitausend Jahren und hat von ihren Gegnern Nichts zu befürchten. Die Philosophie gehört nicht einer Partei an, sie ist kein geistiger Luxusartikel, der nur im Uebermuth der fortschreitenden Bildung sich geltend gemacht hätte, und dessen man sich entledigen könnte, sobald er unbequem wird. Die Philosophie wird durch das Wesen des menschlichen Geistes gefordert, den es drängt, zu den letzten Ursachen der Dinge hinabzusteigen. Alle Freiheiten kann ein Volk einbüßen, doch die Freiheit zu denken raubt ihm keine Gewalt. Wenn es Prinzipien giebt, welche fremde Mächte zu unterdrücken vermögen, so giebt es doch auch solche, die über jede Partei- und Staatsgewalt triumphiren, weil sie in der Vernunft selbst begründet sind, das heißt, weil die Welt ihnen gehört.

Nord-Amerika.

Die Staaten der Amerikanischen Union.

(Schluß.)

Pennsylvanien — die Schöpfung William Penn's, der sich hier im Jahre 1682 niederließ — enthält auf 43,960 Quadratmeilen gegen 1,800,000 Einwohner. Die vornehmste Stadt ist Philadelphia; die Legislatur versammelt sich aber in Harrisburg. Jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt, hat Stimmrecht. Das in den Manufakturen steckende Kapital beläuft sich auf 36½ Mill. Dollars, im auswärtigen Handel sind 3,662,811 Dollars angelegt. Aerndte im Jahre 1842: 80 Mill. Bushel Getraide. Die Staatsschuld beträgt 39,476,000 Dollars, aber obgleich sich Pennsylvanien durch seinen natürlichen Reichthum, so wie durch den Fleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner auszeichnet, hat es doch verabsäumt, für die Zahlung der Interessen zu sorgen. Dieses, nebst dem Fallissement der einst so berühmten „United-States Bank" in Philadelphia hat den Staat in großen Mißkredit gebracht.

Süd-Carolina wurde gleichfalls durch die Engländer, zum Theil von Nord-Carolina aus, seit dem Jahre 1669 kolonisirt, und enthält auf 24,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 600,000 Weißen und 330,000 Negern. Die Legislatur versammelt sich im November-Monat zu Columbia; doch ist Charleston die bedeutendste Handelsstadt. Das Stimmrecht steht jedem Bürger zu, der das 21ste Lebensjahr erreicht und sich zwei Jahre im Staate aufgehalten hat. Kapitalien im auswärtigen Handel 3,668,300 Dollars, in den Manufakturen 3,837,000 D. Die Aerndte an Cerealien betrug 1842 etwa 25 Mill. Bushel, an Baumwolle 70 Mill. Pfd. Staatsschuld: 5,424,137 Dollars. Die Einwohner dieses Staats haben ganz den heftigen, leidenschaftlichen Charakter der Südländer; die Neger-Sklaverei ist hier noch im vollen Schwung, und der Haß gegen die Abolitionisten geht bis zum Fanatismus. — Viele der geachtetsten Familien Süd-Carolina's sind Nachkommen Französischer Refugiés, die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes ihr Vaterland verließen; zu ihnen gehörte der vor kurzem verstorbene General-Anwalt Legaré, ein ausgezeichneter Diplomat und Jurist.

Georgia. Die erste Niederlassung in diesem Staate wurde 1733 durch den General Oglethorpe, den Freund Pope's, gegründet, der das Land nach dem damals regierenden König Georg II. nannte. Jetzt leben hier 700,000 Weiße und 285,000 Farbige, auf einem Gebiete von 60,000 Quadratmeilen. Die Legislatur versammelt sich alljährlich in Milledgeville; die vornehmste Handelsstadt ist Savannah. Das Stimmrecht genießt jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt, sich 6 Monat in der County aufgehalten, wo er sein Votum abgiebt, und die Staats-Auflagen entrichtet hat. Die in Manufakturen steckenden Kapitalien betragen 3,476,085 D., im auswärtigen Handel 1,343,300 D. — Die Aerndte an Cerealien 29 Mill. Bushel, an Baumwolle 165 Mill. Pfd. Staatsschuld: 1 Mill. Dollars.

Folgende 13 Staaten konstituirten sich erst nach der Annahme der Föderal-Verfassung durch die älteren dreizehn.

Vermont, das seinen Namen von dem 4000 Fuß hohen Green Mountain (grünen Berg) führt, ist seit 1749 kolonisirt und wurde am 4. März 1791 in die Union aufgenommen. Es enthält auf 10,205 Quadratmeilen 292,000 Einwohner. Die Legislatur tritt alljährlich im Oktober zu Montpellier zusammen, und jeder majorenne Bürger hat das Stimmrecht. Die in den Manufakturen angelegten Kapitalien werden auf 6 Mill. D. angeschlagen. Staatsschuld existirt nicht. Die Aerndte betrug 1842 gegen 34 Mill. Bushel Getraide.

Kentucky wurde im Jahre 1775 durch Virginische Auswanderer kolonisirt und trat am 1. Juni 1791 als selbständiger Staat in die Union. Der Flächenraum beträgt 42,800 Quadratmeilen, mit 800,000 weißen und 183,000 farbigen Einwohnern. Die volkreichste Stadt ist Louisville, an den Fällen des Ohio; die Legislatur versammelt sich jedoch in Frankfort. Alle Bürger, die das 21ste Jahr zurückgelegt und sich 2 Jahr im Staate aufgehalten haben, sind stimmfähig. In den Manufakturen sind Kapitalien zum Belauf von 6,400,000 Dollars, im auswärtigen Handel 620,000 D. angelegt. Die Aerndte an Cerealien wurde 1842 auf 70 Mill. Bushel, an Taback auf 70 Mill Pfd. geschätzt. Staatsschuld: 3,085,500 D. Kentucky wird zu den schönsten und fruchtbarsten Staaten in der ganzen Republik gerechnet; aber obwohl tapfer und unternehmend, haben seine Bewohner zu wenig Betriebsamkeit und beharrlichen Fleiß, um den natürlichen Reichthum des Bodens gehörig auszubeuten.

Tennessee wurde 1765 von Virginien und Carolina aus kolonisirt und 1796 in die Union aufgenommen. Es enthält auf 40,000 Quadratmeilen 860,000 weiße und 185,000 farbige Einwohner. Die Legislatur versammelt sich im Oktober in der Hauptstadt Nashville; das Stimmrecht hat jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt. Die auf den auswärtigen Handel und die Manufakturen verwendeten Kapitalien betragen: erstere 1,405,000 D., letztere 4,170,000 D. Aerndte im Jahre 1842: an Getraide 65 Mill. Bushel, an Baumwolle 35 Mill. Pfd., an Taback 37 Mill. Pfd. Staatsschuld: 3,398,000 D.

Ohio wurde 1788 und in den folgenden Jahren, meistens von Neu-England und Pennsylvanien aus, kolonisirt, und zählt auf 38,850 Quadratmeilen bereits 1,738,000 Einwohner. Die Legislatur kommt alljährlich in der Hauptstadt Columbus zusammen, Stimmrecht wie bei Tennessee. Die in den Manufakturen und dem auswärtigen Handel angelegten Kapitalien belaufen sich resp. auf 19 Mill. und 6 Mill. D.; Staatsschuld: 17 Mill. Dollars. Die Aerndte wurde 1842 auf 100 Mill. Bushel Getraide und 7 Mill. Pfd. Taback geschätzt. Kein Land in der Welt hat sich wohl mit solcher Schnelligkeit entwickelt, als Ohio; obwohl erst vor 40 Jahren als selbständiger Staat in die Union aufgenommen, wird es jetzt an Volksmenge, Reichthum und Wichtigkeit nur von New-York und Pennsylvanien übertroffen, und auch diese werden vielleicht binnen kurzem hinter ihm zurückstehen. Die Stadt Cincinnati, wo im Jahre 1790 die erste Baumstamm-Hütte errichtet wurde, enthält jetzt gegen 72,000 Einwohner.

Louisiana. In diesem Staate wurden 1699 die ersten Niederlassungen von den Franzosen angelegt und erhielten durch Law's Mississippi-Schwindel eine traurige Berühmtheit. 1804 wurde Louisiana von Napoleon an die Vereinigten Staaten abgetreten und in die Union aufgenommen, und es zählt jetzt auf 48,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 372,411 Weißen und 178,000 Farbigen. Die Legislatur trifft alljährlich im Oktober-Monat in der Hauptstadt New-Orleans zusammen; das Stimmrecht steht jedem Bürger zu, der das 21ste Jahr erreicht, sich 6 Monat in seinem Kirchspiel aufgehalten und die Staats-Abgaben entrichtet hat. Kapitalien im auswärtigen Handel: 17 Mill. D., in den Manufakturen 6,450,000 D. Aerndte an Cerealien 8 Mill. Bushel, an Baumwolle 200 Mill. Pfd., an Zucker 134,400,000 Pfd., an Syrup 4 Mill. Gallonen. Staatsschuld: 23,985,000 D. — Louisiana weicht in seinem Volkscharakter von allen übrigen Staaten ab; es zeigt noch vieles von der Physiognomie, die ihm durch seine ersten Ansiedler aufgedrückt

wurde. Die Französische Sprache behauptet sich neben der Englischen, die Sitten sind freier, und man widmet sich mehr den Annehmlichkeiten des Lebens als den ascetischen Religions-Uebungen, die in den ursprünglich von Puritanern bevölkerten Provinzen an der Tagesordnung sind. Durch die beständige Einwanderung vom Osten wird jedoch dieser Unterschied allmälig verwischt; die Nachkommen der ersten Kolonisten werden genöthigt, sich dem herrschenden Volksstamm zu assimiliren, und ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten treten immer mehr in den Hintergrund.

Indiana. Die ersten Niederlassungen wurden hier im Jahr 1730 durch die Franzosen von Canada aus gegründet: diese sind aber stets sehr unbedeutend geblieben, und erst durch die starke Einwanderung aus den nördlichen und östlichen Staaten der Republik hat Indiana seine jetzige Bevölkerung und Wichtigkeit erhalten. Es wurde 1816 in die Union aufgenommen und zählt auf 36,000 Quadratmeilen 850,000 Einwohner. Die Hauptstadt ist Indianopolis, wo die Legislatur sich im Dezember-Monat versammelt. Jeder Bürger, der sich ein Jahr lang im Staate aufgehalten und das 21ste Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig. Die im auswärtigen Handel steckenden Kapitalien belaufen sich auf 1,250,000 D., in den Manufakturen auf 4,437,000 D. Aerndte an Cerealien: 65 Mill. Bushel. Staatsschuld: 12,751,000 Dollars, deren Zinsen nicht bezahlt werden.

Illinois. Auch in diesem Staate wurden 1749 von Canada aus einige Niederlassungen angelegt; seine eigentliche Kolonisirung datirt jedoch erst aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts. Er wurde 1818 in die Union aufgenommen und enthält eine Bevölkerung von 550,000 Köpfen auf 52,000 Quadratmeilen. Die Hauptstadt ist Springfield — die Qualification zum Stimmen wie bei Indiana, mit der Ausnahme, daß man nur sechs Monat im Staate zugebracht haben muß. Auf die Manufakturen ist ein Kapital von 3,162,717 D. verwendet; auf den auswärtigen Handel 334,000 Dollars. Im J. 1842 wurde die Aerndte zu 45 Millionen Bushel Getraide angeschlagen. Staatsschuld: 10½ Mill. Dollars. — Illinois zeichnet sich durch die außerordentliche Ergiebigkeit seines Bodens aus; in den letzten zehn Jahren hat seine Bevölkerung sich beinahe vervierfacht, und es würde noch reißendere materielle Fortschritte gemacht haben, wenn nicht die Unkunde seiner Machthaber die Finanzen des Staats zerrüttet und ihm eine Schuldenlast aufgebürdet hätte, die für eine so junge Gemeinde äußerst drückend ist und deren Interessen zu entrichten man bis jetzt keine Maßregeln getroffen hat.

Mississippi wurde zuerst 1716 durch die Franzosen kolonisirt, d. h. es wurden einige Forts zu Natchez und an anderen Punkten erbaut. 1818 in die Union aufgenommen, zählt es auf 45,375 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 380,650 Weißen und 196,000 Farbigen. Die Legislatur versammelt sich in Jackson; um stimmfähig zu seyn, muß man das 21ste Jahr zurückgelegt, 12 Monat im Staate zugebracht, in der Miliz gedient und die Abgaben entrichtet haben. Kapitalien im auswärtigen Handel 673,000 D., in den Manufakturen 1,803,723 D. Im Jahr 1842 betrug die Aerndte 20 Mill. Bushel Getraide und 255 Mill. Pfd. Baumwolle. Die Staatsschuld beläuft sich auf 7 Mill. Dollars, wovon man jedoch 5 Mill. desavouirt (repudiated) hat.

Alabama trat 1819 als selbständiger Staat in die Union; von seiner Ansiedlung gilt dasselbe, was wir über Mississippi berichtet haben. Der Flächenraum beträgt 50,875 Quadratmeilen — Volkszahl: 605,000 Weiße und 250,000 Farbige. Die Legislatur trifft in der Hauptstadt Tuscaloosa zusammen; die vornehmste Handelsstadt ist Mobile. Das Stimmrecht hat jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt und sich ein Jahr im Staate aufgehalten. Im auswärtigen Handel stecken Kapitalien zum Belauf von 3,255,000 D., in den Manufakturen 2,165,179 D. Aerndte an Cerealien etwa 30 Mill. Bushel, an Baumwolle 150 Mill. Pfd. Staatsschuld: 15,400,000 Dollars.

Maine wurde 1630 durch die Engländer kolonisirt und war lange Zeit eine Provinz von Massachusetts; 1820 trat es in die Union ein. Es enthält auf 31,960 Quadratmeilen 502,000 Einwohner, mit der Hauptstadt Augusta. Stimmfähig ist jeder Bürger, der das 21ste Jahr zurückgelegt und sich drei Monat im Staate aufgehalten hat. Die auf den auswärtigen Handel und die Manufakturen verwendeten Kapitalien betragen resp. 1,647,000 und 8,800,000 D. Die Aerndte an Cerealien wurde 1842 zu 6 Mill. Bushel angenommen. Staatsschuld: 1,600,000 D.

Missuri wurde 1763 durch Französische Ansiedler aus Canada kolonisirt und 1821 in die Union aufgenommen. Enthält auf 60,000 Quadratmeilen 430,000 weiße und 58,300 farbige Einwohner. Die wichtigste Handelsstadt ist St. Louis, aber die Legislatur versammelt sich in Jefferson-City. Stimmrecht wie bei Alabama. In den Manufakturen sind 2,709,505 D., im auswärtigen Handel 746,500 D. angelegt; die Aerndte wurde 1842 auf 34 Mill. Bushel Cerealien, 26 Mill. Pfd. Taback geschätzt. Staatsschuld: 842,000 Dollars. — Missuri ist der Mittelpunkt des Pelzhandels; von St. Louis und Independence aus gehen Karavanen zweimal jährlich nach Neu-Mexiko, dem Oregon-Gebirge und bis nach dem Columbia-Fluß.

Arkansas wurde von Louisiana aus kolonisirt und 1836 in die Union aufgenommen. Es schließt einen Flächenraum von 124,000 Quadratmeilen (nach anderen Angaben nur 60,000) in sich, der von 116,000 Weißen und 20,000 Farbigen bewohnt ist. Die Legislatur versammelt sich alljährlich im Dezember zu Little-Rock; Stimmrecht wie bei Missuri. Die in den Manufakturen und im auswärtigen Handel angelegten Kapitalien betragen resp. 439,037 und 91,000 D. Aerndte an Cerealien 10 Mill. Bushel, an Baumwolle 12 Mill. Pfd. Staatsschuld: 3,203,000 Dollars. — Arkansas ist der am wenigsten kultivirte Theil der Republik; wegen der Rohheit der dortigen Sitten und der häufig vorfallenden Mordthaten hat es den Beinamen des „Bowie-knife"-Staates erhalten — von einem langen, zweischneidigen Messer, dessen man sich dort vorzugsweise bedient.

Michigan. Hier wurden die ersten Niederlassungen 1670 durch die Franzosen gegründet; doch betrug die Volkszahl im Jahr 1800 erst 551 Köpfe. Seit 1836 in die Union aufgenommen enthält es jetzt auf 65,000 Quadratmeilen 250,000 Einwohner, mit der Hauptstadt Detroit. Die in den Manufakturen steckenden Kapitalien werden zu 3,136,360 D., die im auswärtigen Handel zu 178,000 Dollars angegeben. Die Aerndte an Cerealien betrug 1842 um 20 Mill. Bushel und die Staatsschuld 5,611,000 D.

Die Territorien: **Florida**, **Wisconsin** und **Jowa** sind noch nicht in den Staatenverband aufgenommen worden, da sie die hierzu nach den Gesetzen erforderliche Volkszahl bisher nicht erreicht haben.

Die Föderal-Regierung dieser Staaten, die sich zu Washington versammelt, besteht aus dem Präsidenten, dem Senat und der Repräsentanten-Kammer (House of Representatives). Zum Senat sendet jeder Staat zwei Mitglieder; die Zahl der Repräsentanten wird dagegen nach der Bevölkerung bestimmt, und zwar im Verhältniß von 1 Mitgl. auf 70,000 Einw. Nach dem Census von 1840 werden daher die verschiedenen Staaten folgendermaßen vertreten: New-York sendet 34 Mitglieder, Pennsylvanien 24, Ohio 21, Virginien 15, Tennessee 11, Indiana 10, Kentucky 10, Massachusetts 10, Nord-Carolina 9, Georgia 8, Süd-Carolina 7, Alabama 7, Illinois 7, Maine 7, Maryland 6, New-Jersey 5, Missuri 5, New-Hampshire 4, Connecticut 4, Vermont 4, Louisiana 4, Mississippi 4, Michigan 3, Rhode-Island 1, Arkansas 1 und Delaware 1, welches zusammen 222 Mitglieder sind.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

III. Wissenschaft, Religion und Unterricht.*)

Die Ostindische Compagnie hat in Indien und besonders in Kalkutta eine Menge nützlicher Anstalten ins Leben gerufen und ist vorzüglich darauf bedacht, einen gewissen Anstand und die besseren Europäischen Gebräuche aufrecht zu erhalten, die durch die Asiatische Trägheit gefährdet werden. Ohne der Waisenhäuser und anderer weniger uneigennützigen Stiftungen zu gedenken, weil sie dazu bestimmt sind, die Kinder derjenigen zu unterstützen, die im Dienste der Compagnie gestorben sind, wollen wir nur hier die Kollegien anführen, die den Eingebornen geöffnet sind und in welchen diese sich Kenntnisse aneignen, von denen sie einst einen Gebrauch machen können, der nicht zum Vortheil ihrer Herren ausschlüge. Diese Schulen (natives schools) zwecken vorzüglich dahin ab, Diener des Gesetzes, Licentiaten der Rechtsgelehrsamkeit zu bilden, die später Friedensrichter, Civil-Richter und bis auf einen gewissen Punkt auch Kriminal-Richter werden sollen. Kalkutta ist der Sitz eines obersten Gerichtshofes, der aus einem Ober-Richter und zwei Unter-Richtern besteht, die von dem Könige ernannt werden. In den Prozessen zwischen Eingebornen sollen die Richter, einer Parlaments-Akte zufolge, die Gebräuche des Landes ehren. Handelt es sich um Erbschaften oder Kontrakte, so wird nach dem Gesetz verfahren, das die beiden Parteien anerkennen; ist der eine ein Muselmann und der andere ein Hindu, so wird dasjenige Gesetz befolgt, zu dem der Beklagte sich bekennt. Kriminalsachen werden von einer Jury gerichtet, die ausschließlich aus Britischen Unterthanen besteht. Im Jahre 1830 wurden allein für Bengalen 30,000 Pfund Sterling für das Erziehungswesen der Eingebornen ausgegeben, und die ansehnliche Zahl der Journale in den Sprachen des Landes (1830 erschienen schon 14 derselben in Kalkutta) ist ein Beweis, wie der Unterricht immer mehr und mehr Wurzel unter den Hindus faßt. Lord Minto ließ es sich während seiner Statthalterschaft von 1810 bis 1815 besonders angelegen seyn, unter den Eingebornen die Elemente einer bis dahin zu sehr vernachlässigten Belehrung zu verbreiten.

Die beiden vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten in Kalkutta sind die Asiatische Gesellschaft (asiatic society), 1785 von Sir William Jones gestiftet, und der botanische Garten. Es ist bekannt, welche große Dienste die Gesellschaft den orientalischen Studien geleistet hat; sie sammelte Manuskripte von Werken, deren Name kaum bekannt war, Denkmäler einer todten Sprache, welche die Quelle fast aller modernen Idiome ist; durch sie wurde jene herrliche Hindostanische und Muhammedanische Bibliothek gestiftet, welche die dabei angestellten Brahminen und Mullahs vor den Zerstörungen der Zeit und hauptsächlich vor den ungleich schnelleren der weißen Ameisen zu bewahren suchen. In den letzten Jahren leitete der junge Gelehrte Prinsep, der Indien, geschwächt von Anstrengungen und Arbeiten, verließ, wahnsinnig in England landete und nach einigen Monaten in London starb, die Herausgabe des Mahabharata, des vorzüglichsten Heldengedichts, das je einem menschlichen Haupte entsprungen ist. Dieser Gesellschaft übersenden die Residenten bei den verschiedenen Indischen Höfen die Ergebnisse ihrer Nachforschungen und den Schatz von Büchern, welche sie in Gegenden sammeln lassen, die für Reisende unzugänglich sind, und Dank ihrer Liberalität haben die gelehrten Corporationen Europa's auch Theil an den geistigen Eroberungen, die an den äußersten Punkten Asiens gemacht werden. Hätte die Wissenschaft weiter keinen Nutzen, als den, die Völker, deren Interessen unvereinbar sind, durch ein geistiges Band an einander zu knüpfen, so wäre dadurch schon viel Gutes bewirkt. Mit dieser Bibliothek ist als Anhang eine merkwürdige Sammlung Birmanischer, Japanischer und Malayischer Waffen und Geräthschaften vereinigt,

*) Vgl. I. und II. in Nr. 88 und Nr. 100 des Magazins.

die von seltenster Art und des Studiums würdig sind. Die Angriffs- und Vertheidigungswaffen eines Volkes verrathen seinen Charakter und seine Neigungen: bei Erblickung eines kurzen und breiten Messers mit einem Handgriff haben wir die Vorstellung von festem, unerschütterlichem Muth, jenes Karga aber mit blitzender Klinge kann nur ein wilder und blutdürstiger Krieger schwinzen. Im untersten Stockwerk der Bibliothek sind in einer anatomischen Gallerie und in einem naturgeschichtlichen Kabinet zwischen mineralogischen und geologischen Proben, unter denen ein schönes Stück biegsamen Sandsteins eine große Seltenheit ist, merkwürdige Fragmente Hindostonischer Bildhauerkunst aufgestellt, Baktrische Statuen, Buddhistische Basreliefs und kostbare Trümmer Asiatischer Kunst aus den verschiedensten Perioden. Leider müssen aus Mangel an Raum viele andere Ueberreste naiver und vervollkommneter Arbeiten der Sonne und den Regengüssen preisgegeben bleiben, und doch würde man gewiß die vier Phasen der christlichen Skulptur daran ebenfalls wieder auffinden, von der Byzantinischen Steifheit und der Römischen Andacht bis zur Blüthe der Gothischen Kunst und der fast heidnischen Verfeinerung des darauf folgenden Zeitraums.

Der botanische Garten ist die anmuthigste Einsamkeit, die man nur aufsuchen kann, denn unendlich süßer ist es, unter Bäumen und Blumen zu weilen, als unter den oft traurigen Erinnerungen der Vergangenheit. Um die Reize eines solchen Spazierganges in vollen Zügen einzuathmen, muß man von einem staubigen Quai an Bord eines jener netten Fahrzeuge mit zwei dreieckigen Segeln hinanspringen, auf welchen eine geräumige Kajüte mit Diwans sich befindet. Nachdem man sich, nicht ohne Gefahr, wenn der Strom reißend ist, durch die Schiffe, Taue und Ankerboyen durchgewunden hat, fährt man nicht zu entfernt vor der Esplanade vorbei, so daß man sie noch recht gut sehen kann: dann gleitet man am Kulih-Bazar vorüber, wo das Lustschiff des Statthalters, eine schöne vergoldete Barke, ein kleiner schwimmender Palast, von einer Dampf-Maschine getrieben, und die bequemen Schaluppen vor Anker liegen, in welchen die Pflanzer den Ganges hinaufsteuern. Je weiter man sich von der Stadt entfernt, je stiller wird es, und ein solches Schweigen hat immer, wenn man aus einem großen Tumult kömmt, etwas Beruhigendes und Feierliches; wenn man einmal die Spitze doublirt hat, verschwinden die Häuser, und man sieht Bäume, die bei hoher Fluth tief im Wasser stehen. Vor einem eisernen Gitter angelangt, steigt man ans Land: zwei Peonen mit rothen Turbanen stehen auf und grüßen den Fremden. Dieser Garten sieht fast aus wie eine Vogelhecke, so viel Vögel fliegen hier zwitschernd umher; bald tritt man in ein gothisches Gewölbe, so regelmäßig wie Bäume es mit ihren zackigen Bogen bilden können, in eine merkwürdige schöne Allee von Sagobäumen, deren Früchte wie die der Afrikanischen Datteln geformt sind, nur daß sie in noch vollern Trauben malerisch in den Blätter-Dom hinein hangen; hier strebt auch die Areka-Palme, die schlankeste und kühnste aller Palmen, in die Lüfte empor. Am äußersten Ende dieses zwei Miles langen Gartens, nicht weit von dem reizenden Hause des Direktors, Doktor Wallich, zeigt ein besonderer Aufseher den Besuchenden einen wuchernden Feigenbaum, dessen zur Erde herabgebogene Zweige wieder Wurzel gefaßt haben und einen Umkreis von achtzig Fuß einnehmen; es ist ein ganzer von einem einzigen Stamme ausgegangener Wald. Hier wird auch der Versuch gemacht, den Teak zu naturalisiren, diesen für den Schiffbau durch die unverwüstliche Dauer seines Holzes so kostbaren Baum, der in Ueberfluß auf den Hügeln von Malabar wächst; doch will die Akklimatisirung auf einem so feuchten Boden und in einer so übermäßigen Temperatur nicht recht gelingen. Die Pariser Treibhäuser enthalten, im Verhältniß eines Wassertropfens zu einem See, Vegetations-Fragmente von der Insel Bourbon und aus Neu-Holland: der Garten von Kalkutta, der durch die Sonne immer auf dem Wärmepunkt dieser Glashäuser steht, bietet dem Beschauer im Verhältniß eines Sees zum Weltmeere eine vollständige Uebersicht aller Reichthümer des Pflanzenreichs von Afrika und Asien dar; ja, zu Zeiten kann man selbst die gefürchteten Gäste unserer Menagerieen, Reptilien sowohl als vierfüßige Thiere, im wilden Zustand darin antreffen, denn in Indien und besonders in Bengalen entzieht sich die Natur der Herrschaft des Menschen.

Wir haben nun auch Einiges über das religiöse Leben in Kalkutta zu sagen; dabei ist es nicht unsere Absicht, die achtzehn großen Feste des Hindostanischen Kalenders alle zu beschreiben, nur auf die wollen wir uns beschränken, denen die Natur der Oertlichkeit und der Reichthum dieser Hauptstadt einen besonderen Glanz verleihen. Die verschiedenen Religions-Bekenntnisse, die alle gleich geduldet werden, begehen nach einander ihre Ceremonien, und daher hat beständig ein Theil der Einwohner Festtage. Bald hört man eine Woche hindurch jede Nacht die Gesänge der Juden, die ihre Terrassen illuminiren und mit Kränzen und Baumzweigen schmücken; bald glänzt vierzehn Abende lang ein Licht über der Thür der Muselmänner, das in einer Laterne steht, die an einen langen Bambusstab befestigt ist. Die beiden vorzüglichsten Feste der Hindu's werden zu Ehren der Göttin Parvati, der Frau des Siva, gefeiert, die unter zwei Gestalten, als die schwarze Kalih und als die schreckliche Durga, angebetet wird, denn das Heidenthum ist ganz besonders andächtig gegen alle Götter, die ihm furchtbar sind. Das erste dieser Feste fällt in den Monat April, und aus allen benachbarten Städten strömt eine beträchtliche Menschenmenge herbei, um an dem erbaulichen Schauspiel der empörenden Grausamkeiten theilzunehmen, welche die Frommen an ihren eigenen Körpern ausüben. Die Englische Regierung hat zwar die Eingebornen genöthigt, die Scene dieser barbarischen Ceremonie außerhalb der Stadt zu verlegen, aber es drängen sich doch viele Europäer, angelockt durch den Lärm der Instrumente, durch die Menge der festlich Geschmückten und leider auch durch die schmachvolle Lust am Leiden Anderer, um die Schaukelbretter herum, an die ein von Arrak und Opium trunkener Büßer sich mit einem eisernen Haken an den Hüften aufhängt und den vor Freude jauchzenden Zuschauern die Blumen seiner Martererkrone zuwirft. Zur Ehre des menschlichen Geistes sey es gesagt, daß solche abscheuliche Büßungen, wie sie hauptsächlich im südlichen Indien, fern von der Wiege des Brahma-Glaubens, ausgeübt werden, nicht im Gesetz des Götzen Manu vorgeschrieben sind.

Bei dem Durga Pudschah, dem zweiten Fest im Oktober, kommen dergleichen betrübende Auftritte nicht vor, und es gleicht mehr einem Karneval als einem religiösen Feste; doch wird es so heilig gehalten, daß acht Tage lang das Zollamt und alle öffentliche Anstalten geschlossen sind. Durch mancherlei Festlichkeiten suchen die Gläubigen diese Zeit zu verherrlichen; so kauften im Jahre 1840 einige reiche Hindu's einen schönen Tiger, um ihn der Göttin zu opfern; die Polizei widersetzte sich aber jenem Vorhaben, weil man mit Recht befürchtete, die Rollen möchten dabei vertauscht werden und das Opfer, seine Bande sprengend, die Stelle des Opferers einnehmen. Zuletzt wird aus Reismehl ein Bild der Göttin mit ihren vier Armen, ihrer Tiara und ihrem Halsbande aus Todtenköpfen verfertigt, dem man als Begleiter noch einige andere Figuren beigiebt, wie ihre beiden Söhne, den Vogel Kartikeja, den Gott der himmlischen Heerschaaren, und Ganesa mit dem Elephantenkopfe, den Gott der Weisheit, der zu Anfang jeder Schrift angerufen wird. Am Vorabend des letzten Tages ist in allen Familien großes Freudenfest; die Paläste der reichen Hindu's, aufs prächtigste erleuchtet, stehen den Fremden offen; Hindu's, Muselmänner, Christen, alle werden zugelassen und mit Bonbons und Leckerbissen bewirthet. Wenn man die Lampenreihen, die Schildwache an den Thüren, die Reiter und Wagen sieht, das Geschrei des Volkshaufens hört, so glaubt man nach Europa zur Jahresfeier irgend eines großen Tages versetzt zu seyn. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Königin Victoria in Frankreich. In England und Frankreich sind jetzt nicht bloß die politischen, sondern auch die literarischen Blätter voll von Betrachtungen über den unerwarteten Besuch, den die jugendliche Königin Victoria dem greisen König Ludwig Philipp abgestattet. Es ist die erste Auszeichnung dieser Art, die der Juli-Dynastie von einer der großen Europäischen Mächte zu Theil wird. Und noch dazu ist es England — England, mit welchem Frankreich jetzt so viele kleine und große Differenzen zu haben scheint — dessen Souverainin auf ihrer Reise über's Meer an einer Küste landet, die seit den Tagen Franz des Ersten und Heinrich's VIII. von keinem jenseits des Kanals gekrönten Haupte — mit Ausnahme des an Ludwig's XIV. Hof in Verbannung lebenden Jakob's II. — betreten worden ist. Es läßt sich demnach leicht denken, welche Hoffnungen einerseits und welche Besorgnisse andererseits an diesen Besuch geknüpft werden. Es kann derselbe allerdings als ein Beweis gelten, daß auch das Tory-Ministerium Englands mit Frankreich, aller kleinen und großen Rivalitäten ungeachtet, die sich in Syrien wie in Spanien, in der Südsee wie in Afrika gezeigt, in Frieden und Freundschaft bleiben will, aber man täuscht sich sicherlich in Frankreich, wenn dort geglaubt wird, die Englische Regierung werde darum auch nur um eines Haares Breite von der bisher beobachteten Politik abweichen, oder werde nicht wie bisher überall, wo es auf diplomatischen Einfluß und noch mehr, wo es auf Beherrschung des Weltmarktes ankömmt, mit Argusaugen seinen Nebenbuhler bewachen. Es hatte im vorigen Jahrzehend freilich den Anschein, als ob die Uebereinstimmung politischer Institutionen und die Sympathie für den geistigen Fortschritt, die sich in England wie in Frankreich gleich stark zu erkennen gab, den Jahrhunderte alten Nationalhaß der beiden Völker gänzlich beschwichtigen und daß diese fortan nur gemeinsam an der Fortbewegnug des großen Rades der Civilisation und der Humanität arbeiten würden. Aber noch ist das goldene Zeitalter nicht gekommen, in welchem die Menschen nicht nach materiellen, sondern nur nach höheren geistigen Rücksichten ihre Verhältnisse unter einander ordnen. So lange England und Frankreich in ihren Handels- und Verkehrs-Interessen nicht mit einander kollidirten, so lange die Noten der Londoner Konferenz nur solche Angelegenheiten betrafen, die in dieser Beziehung neutral zu nennen waren — so lange handelten auch Talleyrand und Wellington, Guizot und Palmerston in völliger Uebereinstimmung. Als aber dieselbe Konferenz an Fragen kam wie die, ob Syrien dem Sultan oder Mehmed-Ali gehören, d. h. ob die Asiatische Küste des Mittelländischen Meeres dem Englischen oder dem Französischen Handel zunächst sich öffnen soll, da trennten sich unversehens die zehn Jahr lang Verbundenen, und der Juli-Vertrag von 1840 wurde ohne Frankreichs Mitwirkung abgeschlossen. Seitdem ist die Trennung zwischen beiden Kabinetten immer entschiedener geworden, und die Tories, die jetzt statt des damaligen Whig-Kabinets am Ruder sind, haben eben nichts dazu beigetragen, sie minder entschieden zu machen. Hegt auch Ludwig Philipp und insbesondere Herr Guizot eine hohe Achtung vor der historischen Macht Englands, ist auch die Königin von Großbritanien durch den Koburgischen Gemahl nahe verwandt mit der Dynastie Orleans, so wird doch weder das Englische noch das Französische Volk in der gegenwärtigen Zusammenkunft ihrer beiden Herrscher etwas Anderes als einen Austausch von Höflichkeiten und höchstens auch den guten Willen erblicken, die gegenseitigen Relationen in freundlicher Weise aufrecht erhalten zu sehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 13. September 1843.

Frankreich.

Akademische Beredsamkeit.

Von Lerminier.

Es giebt gewisse Dinge, sagt La Bruyère, deren Mittelmäßigkeit unerträglich ist, die Poesie, die Musik, die Malerei und die öffentliche Rede. Mögen Alle hieran denken, die in Versen oder in Prosa, mit Farben oder mit Tönen schaffen wollen. Wir beschäftigen uns heute nicht mit den mehr oder minder glücklichen Nebenbuhlern Raphael's, Mozart's und Racine's, sondern mit den Helden der öffentlichen Rede. Das 17te Jahrhundert hat Akademieen entstehen lassen, und durch eine natürliche Folge bildete sich eine akademische Beredsamkeit, das heißt, eine Beredsamkeit, welche weder durch eine äußere Nothwendigkeit gefordert wird, noch in einer Leidenschaftlichkeit des Redners ihren Grund hat, sondern zu den Luxus-Artikeln gehört.

In den Kämpfen des antiken Forums und der Agora liegt ein tiefer, furchtbarer Ernst. In allen Demokratieen muß viel gesprochen werden, weil es die Menge, welche regiert, zu überreden gilt. Das Wort lenkt in der Republik den Staat, und des Redners Kopf bürgt für sein Wort. Die Gracchen wurden ermordet, Cicero fiel durch Antonius, Demosthenes vergiftete sich im Tempel des Neptun, und Phocion trank den Schierlingsbecher wie Sokrates. Welch' erhabene Tragödien! der Redner stirbt wie ein Held auf seinem Schlachtfelde, und seine Wahrhaftigkeit und sein Ruhm erheben sich im Tode über alle Zweifel und Verleumdungen. Aristophanes tritt gegen die Redner so leidenschaftlich auf wie gegen Euripides und Sokrates. „Wie könnte ich fähig werden, das Volk zu lenken?" fragt ein Koch in seinen Rittern. — „Wenn du nicht mehr willst", antwortet man ihm, „so sey unbesorgt. Du brauchst nichts zu thun als dein Handwerk auszuüben. Verwirre die Geschäfte; menge Alles unter einander wie gehacktes Fleisch; kitzle den Gaumen des Volkes durch wohl angebrachte Schmeicheleien und Lobeserhebungen; du hast ausgezeichnete demokratische Anlagen, eine furchtbare Stimme, einen verschrobenen Geist und die Charlatanerie eines Menschen, der gewohnt ist, Speisen feilzubieten; was fehlt dir zum Regieren?" Neben ihren Rednern und Demagogen hatten die Athener ihre Rhetoren und Sophisten. Isokrates kämpft nicht gegen den König von Macedonien, sondern er lobt die schönste Frau und die schönste Stadt, Helena und Athen. Des Redners Zweck ist dann nur, dem Ohr und der Phantasie des Hörers zu schmeicheln, und hier ist die eigentliche Quelle der Beredsamkeit unserer Akademieen zu suchen. Thomas hat im vorigen Jahrhundert in seinem Essai sur les Éloges die Reihe der panegyrischen Schriften dieser Art vom Menerenes des Plato bis zu Voltaire's Rede, in der er mit so rührender Naivetät Vauvenarges beklagt, zusammengestellt.

Zu der weltlichen Panegyrik hat das Christenthum eine geistliche gefügt, indem es an den Gräbern die Tugenden der Verstorbenen rühmte; doch dabei unterließ es nie, auf die Nichtigkeit alles irdischen Seyns hinzuweisen. Es liegt im Wesen des Christenthums, den Menschen stets nur zu erheben, um ihn desto tiefer vor dem Kreuz erniedrigen zu können; und so breitet sich über das lebhafteste Lob eine ernste erschütternde Ironie. Wer erinnert sich hierbei nicht an Bossuet's ausgezeichnete Reden und an manches Andere, was Villemain in seinem trefflichen „Versuch über die Leichenrede" aufgeführt hat?

Bossuet hielt die letzte seiner Reden 1687 am Grabe des großen Condé, und vierzehn Jahre später fing Fontenelle seine Éloges zu schreiben an. Nach der Religion erhob die Wissenschaft ihre Stimme. Die Mathematik und Physik waren im siebzehnten Jahrhundert so weit vorgeschritten, daß sie sich den Künsten und der schönen Literatur an die Seite stellen konnten. Ludwig XIV. und Colbert erkannten dies an und gründeten 1666 die Akademie der Wissenschaften. Der nächste Zweck derselben war, daß sich die Gelehrten gegenseitig ihr Wissen mittheilen sollten und so den Fortschritt der Wissenschaft beschleunigen. Doch bald sollte die Akademie noch schönere Früchte tragen, indem sie ihre Geschichte zu schreiben beschloß.

Fontenelle ward erwählt, die Feder zu führen. Der Neffe Corneille's zählte damals über vierzig Jahr; er war nicht mehr der Dichter der Eklogen, der Briefe des Ritters von Her...., der Oper Thatis und Peleus; von diesen Scherzen hatte er längst Abschied genommen. Fontenelle, der mit siebzehn Jahren zu schreiben angefangen hatte, besaß die ruhige Klarheit, die überlegene Kraft eines Geistes, der über sich selbst und das Leben Herr geworden ist. Er schrieb die Geschichte der Akademie und ihrer Mitglieder mit einem Reize, mit einer Lebendigkeit, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Die Personen athmeten mit ihren Vorzügen und Fehlern in seiner Prosa, und das historische Detail wurde von den feinsten und tiefsten Gedanken durchblitzt und erwärmt. Alle hohe Probleme der Wissenschaft unterwarf er einer Erörterung, und in den Aufsätzen über Leibnitz und über Malebranche legte er die Vorzüge der eklektischen und der streng spekulativen Philosophie so geschickt dar und wog sie so richtig gegen einander ab, daß wir noch heute seinen Urtheilen nichts beizufügen vermöchten.

So war der Wissenschaft ein neuer Weg gebahnt, in populärem Gewande in das Volk einzudringen, indem man bei den Reden über die Verdienste der einzelnen Vertreter der Wissenschaft gewöhnlich den Anlaß benutzte, die Wissenschaft selbst in ihren Grundzügen und ihrer bisherigen Entwickelung zu charakterisiren.

Nach Fontenelle übernahm es d'Alembert, die Eloges zu schreiben, und er bestrebte sich, so wenig als möglich seinen bewunderten Vorgänger nachzuahmen. Seine Reden sind eine wahre Literaturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. D'Alembert sucht nicht die sentenziöse Kürze Fontenelle's, er schreibt behaglicher; doch dabei verliert er die Einzelheiten so wenig aus dem Auge, daß er zur Ergänzung des Stoffes seinen Reden ausführliche Noten beigegeben hat. Die vorsichtige, fast zaghafte Zurückhaltung, mit welcher d'Alembert seine Gedanken auszusprechen gewohnt war, schien ihm, wenn er im Namen der Akademie schrieb, noch mehr als sonst nöthig. „Ich will die Geschichte der Französischen Akademie fortzusetzen versuchen", schrieb er 1772 an Friedrich: „doch wie viel Mühe wird es kosten, nicht auszusprechen, was ich denke, und doch meine Gedanken, indem ich sie verberge, durchschimmern zu lassen." — „Die Zeit", schrieb er in gleichem Sinne an Voltaire, „wird das, was wir gedacht, von dem, was wir gesagt haben, unterscheiden lassen." D'Alembert beging nie einen Verrath an der Philosophie; doch er sprach die Ergebnisse derselben oft sehr gemildert aus. Sie schien ihm ein göttliches Licht, dessen Strahlen man stets nur so weit enthüllen dürfe, als es die mehr oder minder schwachen Augen des Zuschauers vertrügen.

Gerade ein Jahrhundert nach der Epoche, mit der Fontenelle seine Geschichte der Akademie der Wissenschaften begann, im Jahre 1800, übernahm Georg Cuvier die Fortsetzung derselben, und besorgte dieselbe zweiunddreißig Jahre. Während dessen hatte jedoch die Geistesphilosophie den Naturwissenschaften gegenüber eine so hohe Ausbildung erlangt, daß sie Anspruch darauf machen durfte, besonders repräsentirt zu werden. Sie hatte eine Revolution hervorgebracht, sie konnte somit wohl eine Akademie fordern. So wurde 1795 das Institut gegründet, welches der erste Konsul auflöste und welches erst die Regierung von 1830 wieder herstellte. Herr Mignet, der immerwährende Secretair dieser Akademie, hat gegenwärtig ihre Geschichte begonnen, indem er seine bei dem Tode der Mitglieder gehaltenen Reden unter dem Titel „Notices et mémoires historiques" herausgegeben hat.

Während der Restauration war die Geschichte der Französischen Revolution fast nur denen bekannt, welche selbst eine Rolle in ihr gespielt hatten; doch diese wurden immer seltener. Es war daher nöthig, daß die Kämpfe unserer Väter für die Nachwelt aufgezeichnet würden, doch dies konnte nur von Männern geschehen, welche mit unbefangenem Blicke der ganzen Reihe jener großartigen Umwandlungen gefolgt waren, und sie weder vergötterten noch aus Abscheu entstellten. Diese Pflicht gegen die Nation erfüllten Thiers und Mignet. Daß eine Akademie nun, welche der Französischen Revolution ihre Entstehung verdankte, einen der Geschichtschreiber der Revolution zu ihrem dauernden Secretair erwählte, war ein glücklicher Griff. Das Talent und die Kenntnisse des Schriftstellers waren dem Geschäft angemessen, zu dem ihn diese Wahl berief. Die ältesten und berühmtesten Mitglieder der neuen Akademie gehörten den verschiedenen Epochen der Revolution an: ihr Leben und ihre Gesinnung schien hieß daher noch einmal die Geschichte der politischen Regeneration Frankreichs schreiben; und zum Glück fühlte sich Herr Mignet berufen, die Schöpfung, der er seinen Ruhm verdankt, in veränderter Gestalt zu wiederholen. So schrieb er die Lobreden auf Sieyes, Röderer und Merlin und entwickelt dabei den Gang wie die Ideen und Gesetze der Revolution. Am wenigsten glücklich war vielleicht der Gedanke, daß er den Fürsten von Talleyrand schon einige Monate nach seinem Tode in einer Rede schilderte. Nicht als ob diese Rede Mignet's hohes Talent verleugnete: doch ist es überhaupt möglich, einen Mann genügend zu beurtheilen, zu dessen Geschichte noch so viele Zeugnisse erwartet werden? Der Fürst von Talleyrand ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die seit 1789 das Schicksal Eur[illegible] gestalten helfen; er ist auf die Stufe, die er in der Geschicht[illegible]

seine hohe Geburt, durch seinen Geist und durch günstiges Zusammentreffen verschiedener Ereignisse der Revolution gehoben worden. Allein worin war dieser Geist am stärksten? was machte sein Wesen aus? worin bestanden seine Schwächen? Diese Fragen hat der Panegyriker oder Biograph des Fürsten zu lösen; doch wie viele Probleme muß er hierzu prüfen, durch welch' ein Meer von Material sich durchwinden! Herr von Talleyrand hat mit den großen und kleinen Mächten Europa's Verträge geschlossen im Namen der Republik, des ersten Konsuls, des Kaisers, Ludwig's XVIII. und Ludwig Philipp's. Wer kann bis jetzt bestimmen, was während dieses Wechsels seiner Oberen in seinem Inneren vorgegangen ist? Die Geschichte eines großen Diplomaten verändert sich oft gänzlich, wenn ein einziges Geheimniß aus dem Staube der Akten ans Licht kommt. Wie war es Talleyrand in unserer Zeit möglich, eine so hohe Stufe zu ersteigen, ohne das Talent zu sprechen und zu schreiben? Er glänzte weder in den Kämpfen der Tribune noch in den Arbeiten des Kabinets; stets war er von Männern umgeben, welche statt seiner produzirten. Ein Memoire abzufassen, einen Brief zu schreiben, war für seine Bequemlichkeit oder seine Ungeübtheit ein ungeheures Werk. Auf dem Kongreß zu Wien hatte er den Herrn de la Besnadiere bei sich, der seine Korrespondenz besorgte, und Herr von Talleyrand gab sich die Mühe, die Briefe an Ludwig XVIII. eigenhändig zu kopiren. Durch einzelne Pointen und pikante Wendungen suchte Talleyrand seine geistige Ueberlegenheit zu zeigen. Er liebte es, eine großartige Frage, eine weitverzweigte Situation in wenige Worte zusammenzufassen, welche den Hörer überraschten und ihn für den Augenblick entwaffneten: 1806 unterhandelte Napoleon zum letzten Male mit Großbritanien, und Lord Yarmouth hatte mehrere geheime Zusammenkünfte mit Talleyrand, der dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorstand; nach einer längeren Besprechung faßte der Fürst die Propositionen seines Kabinets in folgende Worte zusammen: „Frankreich bietet der Englischen Krone das Konigreich Hannover, der Englischen Marine die Insel Malta, dem Englischen Handel das Kap der guten Hoffnung." In London eröffnete er 1830 die Sitzungen mit den Worten: „Ich sehe hier kein Frankreich, kein England, kein Oesterreich, sondern ich sehe ein Europa, viele Millionen, die man abhalten muß, sich zu erdrosseln." Während der Restauration sprach er in der Pairskammer für die Beibehaltung der Jury bei Vergehungen der Presse und schloß seine Rede: „Ich stimme mit Malesherbes für die Verwerfung des Gesetzes." — Das Bild, welches Herr Mignet von Talleyrand entwirft, scheint uns daher unvollständig, und um so mehr, als er durch den Titel seines Buches „Historische Abhandlungen" andeutet, daß er den Ruhm des Historikers dem des Panegyrikers vorzieht. Wir glauben nicht, daß sich über den Fürsten gegenwärtig überhaupt schon etwas Genügenderes geben läßt; doch es scheint uns, als ob sich dieser Stoff gegen die Pflichten eines Panegyrikers mit Gewalt auflehnte, und als ob er für den Historiker noch nicht reif wäre.

Mehrere allgemeine philosophische Fragen hat Herr Mignet mit vieler Feinheit und Klarheit in der Lobrede auf Destutt de Tracy und Broussais besprochen. Er ist nur gerecht gewesen, wenn er Destutt einen großen Philosophen nennt; doch sein Urtheil ist um so höher anzuschlagen und macht ihm selbst um so mehr Ehre, als er nicht zu Destutt's Schule gehört. Auch Broussais' Verdienste setzt er in keiner Weise herab, so wenig die Ansichten desselben mit den seinen übereinstimmen.

Weniger gelungen ist wiederum die Rede auf Daunou zu nennen. Sie hebt die eigenthümliche Richtung des berühmten Todten nicht genug hervor. Während Sieyes die Philosophie in die Politik trug, und Destutt de Tracy die Metaphysik Locke's und Condillac's erweiterte und fortführte, schritt Daunou auf der von Voltaire und Freret gebrochenen Bahn vor und bildete die historische und literarische Kritik des achtzehnten Jahrhunderts mehr aus. Er besaß das Talent der Classification; er orientirte sich mit Ruhe und Sicherheit mitten unter den zahlreichsten und verworrensten Einzelheiten, und es ist zu bedauern, daß Mignet als Historiker die Frage über den Werth der verschiedenen historischen Methoden unberührt gelassen hat; Daunou's Leistungen drängten ihm dieselbe fast unwillkürlich auf.

Mignet steht erst am Beginn dieser seiner akademischen Thätigkeit. Fontenelle hat 71, d'Alembert 82, Cuvier 39 Lobreden hinterlassen; doch Mignet's Buch enthält deren erst acht. Auf die Einzelheiten derselben mehr einzugehen, wäre uninteressant für den Leser, der mit den Reden selbst nicht bekannt ist.

Eben so scheint es nicht der Mühe werth, die Schriften, welche durch die Preisfragen der Französischen Akademie veranlaßt werden, zu besprechen. Schon Voltaire sagt in seiner Korrespondenz: „Die akademischen Abhandlungen haben auf die Nation eben so großen Einfluß wie die Themata, die man auf dem Gymnasium behandelt"; und bis jetzt ist dieser Satz erst ein einziges Mal, durch Jean Jacques Rousseau, widerlegt worden.

Der akademische Stil im Allgemeinen kann dem historischen entgegengesetzt werden. In der Geschichte soll Alles wahr und einfach seyn, bei akademischen Reden und Abhandlungen glaubt man einen gewissen künstlerischen Schmuck nicht entbehren zu können. Der Geschichtschreiber sucht keine Effekte, er nimmt sie nur auf, wenn der Stoff selbst sie ihm entgegenbringt; der akademische Redner sucht oft vor Allem blendenden Prunk und vergißt die Worte Pascal's: Die wahre Beredsamkeit wird durch die sogenannte Beredsamkeit persiflirt. Daß dieser Prunk dem akademischen Stil nicht wesentlich ist, versteht sich von selbst; doch es fragt sich, ob dieser Auswuchs der Wirksamkeit der Akademieen mehr förderlich oder hinderlich ist. Die Kritik nimmt bei den akademischen Reden den zweiten, wenn nicht den dritten Platz ein; doch die Kritik scheint das erste Erforderniß einer Epoche, in welcher der Ehrgeiz so oft größer ist als das Talent. Weshalb wagen die Akademieen nicht, in der Philosophie, der Geschichte und schönen Literatur eine strenge Kritik zu vertreten? Wo sie hinblicken, finden sie Fragen zu entscheiden, Zweifel und Widersprüche zu lösen. Die Akademieen könnten bei dem hohen Ansehen, das sie genießen, den größten Einfluß auf die Nation üben, wenn sie auf den Kampf der Ideen, von denen die Nation bewegt wird, mehr eingingen. Dies scheint die Aufgabe, welche ihnen von der Gegenwart gestellt wird, und dann wird der falsche Schmuck ihrer Schriften, der noch immer an den Pedantismus der Schulen erinnert, von selbst wegfallen.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

III. Wissenschaft, Religion und Unterricht.

(Schluß.)

Doch treten wir in den Säulengang: ein Diener, mit dem Säbel in der Faust, dem Schilde an der Seite, zeigt dem Hausherrn den Besuch der Firangbis (Franken) an. „Huska poschak decho", „Wie ist ihre Kleidung, ihr Aussehen"? fragt der Radscha: „saheb log", „es sind Herren", entgegnet der Pförtner mit einer Verbeugung, und man tritt in einen geräumigen, mit zwei Gallerieen versehenen Saal ein. In einer vom Publikum abgesonderten Nische steht ganz im Hintergrunde das Götzenbild mit anderen Figuren zu seiner Seite; links daneben sitzt mit gekreuzten Beinen der Purohita, Priester der Familie, bloß mit einem Schurz bekleidet und mit Sandel eingerieben, stolz wie der erste Minister neben seinem Könige, wirft der Versammlung einen hochmüthigen Blick zu und giebt seine Unbeweglichkeit nur auf, um die Statue mit Oel und flüssigen Wohlgerüchen zu besprengen. Der Radscha, in eine lange, weiße, durch einen reichen Gürtel gehaltene Tunika gekleidet, einen Reiherbusch am Kopfe, macht bei den Fremden die Honneurs seines Palastes. Vor dem Idol tanzen Bajaderen von Kaschmir und Bengalen, bald allein, bald zu zweien. Hinter den Tänzerinnen werden kostbare Fächer im Takte bewegt; das Orchester folgt allen Bewegungen der Bajadere, und die Crescendo's und Agitato's der Trommel und Geige erhalten sie in lebhafter Aufregung, wenn sie mit Gesängen und Pantomimen an den Divans entlang gleitet, auf denen schöne junge Männer nachlässig ausgestreckt liegen und aus goldenen oder silbernen Nargile's rauchen. Auf die Tänze folgen als Abwechselung allerhand Kraftstücke von Knaben in Weiberkleidern ausgeführt. Eine ihrer Lieblings-Productionen besteht darin, sich wie ein Kreisel um sich selbst zu drehen und im schnellsten Schwunge zwei Säbel aus der Scheide zu ziehen, die Spitzen derselben auf die geschlossenen Augenlieder zu stellen, mit noch größerer Geschwindigkeit sich zu drehen und dann, ohne anzuhalten, die Klingen wieder zurück in die Scheide zu stecken; beim geringsten Stoße, beim leisesten Schwindel würde der Jongleur sich sogleich beide Augen ausstechen.

Am folgenden Tage Nachmittags machen sich unzählige Prozessionen mit Musik nach dem Ganges auf. Dem Range und Reichthum des Familienhauptes gemäß gehen hinter dem Götzenbild eine größere oder geringere Anzahl von Dienern her, die den Thronhimmel oder kleine Fahnen tragen. Es handelt sich darum, die Dame Durga erst auf dem Wasser umher zu fahren und alsdann in den Fluthen zu begraben: die Statue ruht auf einer Tragbahre, die zwischen zwei Barken befestigt wird, wovon die eine das Orchester und die Brahminen, die andere den Herrn und sein Gefolge trägt. Eine unabsehbare Menschenmasse drängt nach den Ufern des Ganges hin, die verwunderten Störche erheben sich von den Dächern und flattern über der Menge her, die Raben kreisen in den Lüften mit betäubendem Gekrächze, die Trommeln und Tamtams ertönen, die Glocken läuten, und sobald eine Durga vom Ufer abstößt, begrüßt sie ein Hurrah. Bald ist der Ganges mit Barken und Götzenbildern bedeckt, und von tausend Rudern geschlagen, schäumt er ob dieses gräulichen Lärms hoch auf. Die Schiffe sind mit Zuschauern übersäet: buntfarbige Turbane, Schärpen und Tuniken wogen am Ufer auf und nieder, so weit nur das Auge reicht. Der Purohita, von heiliger Begeisterung ergriffen, führt vor seiner Gottheit mit den furchtbarsten Verdrehungen obscöne Tänze auf. In den Barken schwimmt die gemischte Bevölkerung einher, hauptsächlich bemerkt man Frauen darunter, die vor der Unordnung des Festes auf das Wasser flüchten, denn die niederen Klassen, ja selbst die Christen, die schon seit mehreren Generationen von Europa fern leben, nehmen den thätigsten Antheil an diesen plumpen Festlichkeiten, den einzigen, bei welchen sie auf dem Platze sind. Die Fahrzeuge, zwischen denen das Götzenbild befestigt ist, stoßen auf den Ruf der Beauftragten von einander ab, und Durga sinkt in die Fluthen, begleitet von den Verwünschungen und Schmähungen ihrer Anbeter, die auf diese Weise die Ohnmacht ihrer selbstgeschaffenen Gottheit kundthun. So endigt das Fest, von den letzten Strahlen der Oktobersonne beschienen, die schwer zu ertragen ist und schönes Wetter und Trockenheit bis zu den nächsten Passatwinden wiederbringt.

Wenn man dieses Volk so ganz von dem Glanze seiner mythologischen Ceremonien bewältigt sieht, wird man fast widerwillentlich an jene Feste des alten Griechenlands, vor dem Perikleischen Zeitalter, oder an diejenigen erinnert, die Aegypten auf dem Nil feierte, nur daß hier mehr Tumult und Unordnung in dem Ausdruck der Gefühle herrscht, welche die Massen bewegen. Wer die Hindu's der Barbarei beschuldigen wollte, dem kann man einerseits die vollkommene Ausbildung der Priester-Sprache und andererseits die erstaunliche Menge der von den Brahminen geleiteten Schulen entgegensetzen, die von den früher erwähnten Kollegien ganz unabhängig sind. Fast Jeder

kann lesen, und nicht selten sieht man einen gewöhnlichen Bedienten, einen Palankinträger, der seine Mußestunden dazu anwendet, die Hymnen und die Fragmente irgend einer heiligen Legende zu studiren, die er mit eigener Hand abgeschrieben hat. Indien hat immer seine philosophischen Schulen, ja, man könnte fast sagen, seine Akademie in Benares besessen; später gab die Vereinigung einiger muselmännischen Dichter in Delhi dem Lande einen literarischen Aufschwung, der sich aller Orten verbreitete, wo man das durch die Eroberung hervorgerufene Idiom sprach. Die neuerdings von den Engländern unterjochten Provinzen haben noch ihre Improvisatoren und ihre Rhapsoden; die großen Dichtungen, die zur Zeit, wo Indien noch frei war, in allen religiösen Versammlungen vorgetragen wurden, hört man noch jetzt stückweis auf den Straßen singen. Man muß zugeben, daß durch die Englische Occupation eine gewisse Störung in den alten Studien stattgefunden hat: sie sind, so zu sagen, nach ihren Quellen hin zurückgedrängt worden, wie ein Strom, der einem anderen, weniger schnellen begegnet. Zuerst verbargen die Brahminen, die Hüter der alten Urtexte, den ihrer Sorgfalt anvertrauten Schatz, später aber, als sie von dem Gouvernement, das ihren Einfluß fürchtete, aufgemuntert wurden, haben sie ein wenig von ihrem hartnäckigen Schweigen nachgelassen, sie haben eingewilligt, nicht die Europäischen Ideen anzunehmen, aber doch einigen Gelehrten zum Verständniß ihrer Bücher zu verhelfen, ihnen beim Lesen der Inschriften, die eine auf Denkmälern eingegrabene Geschichte sind, und bei der Zusammenstellung der Dictionaire zu helfen; zuletzt haben sie sich auch noch entschlossen, ihre Kinder in die von denselben eröffneten Schulen zu schicken. Diese jungen Leute, die sehr eifrig unsere Bücher und Wissenschaften studiren, scheinen jedoch die geistige Arbeit mehr als eine Stillung ihrer Wißbegierde denn als eine Belehrung zu betrachten; über viele Punkte wollen sie gar nicht nachdenken, aus Furcht, dadurch die Basis ihrer eigenen Dogmen rücksichtslos zu untergraben. So sieht der Brahmine, indem er einen Funken aus der elektrischen Maschine zieht, voll Angst nach oben, ob er nicht den Gott Indra in den Wolken die Thore unsichtbarer Städte mit dem Donnerstrahl zerschmettern sehen wird; er studirt Astronomie, bleibt aber dabei noch Astrolog und erzählt die Legende von dem Dämon, der den Mond benagt, wenn wir denselben im Abnehmen glauben. Gemeinhin werden Hindu's aus guter Familie in den Kollegien so weit ausgebildet, daß man sich ihrer in den Büreaus, bei der Administration, in den gelehrten Gesellschaften bedienen kann, wo man sich mit den Sprachen und Alterthümern ihres Landes beschäftigt. Ihre Vorurtheile treten ihnen überall hemmend in den Weg, stets befürchten sie, durch geistige Wagnisse den Fluch ihrer Kaste auf sich zu laden; deshalb ist es noch immer unmöglich, eine klare Einsicht in die Fortschritte zu erhalten, welche die Europäische Aufklärung unter den höheren Klassen der Gesellschaft gemacht hat; man kann nur voraussetzen, daß Beispiel und Erfahrung nach und nach hervorbringen werden, was dem Unterricht noch nicht gelungen ist.

Was die von Eingebornen herausgegebenen Journale betrifft, so sind sie eigentlich nicht von solcher Wichtigkeit, als man ihnen beilegen möchte; dürfen sie und würden sie es wagen, eine Meinung auszusprechen, welche der ihrer Herren entgegen wäre? Wenn ein Nabob selbst feindliche Gesinnungen gegen die Compagnie hegte, so würde er sich wohl hüten, sie öffentlich zu äußern, denn er ist gewarnt durch das Schicksal der kleinen Hindostanischen Fürsten, die kühn und unvorsichtig genug waren, ihre Ungeduld über das drückende Joch an den Tag zu legen. Wenn sich eine Opposition in den Indischen Journalen kundgiebt, so greift sie nur die Englischen Sitten und Gewohnheiten in den Individuen an; ihre Lieblingsthema's sind religiöse und philosophische Fragen; sie wiederholen in ihrer Polemik nur die Streitschriften, welche die Hindu's und hauptsächlich die Muselmänner in den verschiedenen Provinzen als Entgegnung auf die kleinen Bücher und Bibeln herausgeben, die so reichlich von den reformirten Missionairen vertheilt werden. Von der auswärtigen Politik verstehen die Hindu's nicht das Geringste; die Englischen in Indien erscheinenden Journale behandeln Alles, was sich außerhalb des Britischen Reiches zuträgt, mit der größten Gleichgültigkeit, und aus ihren Spalten schöpfen die Bengalisch und Persisch geschriebenen Blätter. In Indien mehr als sonst irgendwo bezeigen die Engländer den regsten Nationalgeist, denn er ist hier auch nothwendiger; ihre Zeitungen in Bombay, Madras, Agra und Kalkutta enthalten zuweilen die lebhaftesten Angriffe gegen die Statthalter, doch nie gegen die Regierung; Großbritaniens Unterthanen zeigen gern, daß sie frei sind, doch fürchten sie vor Allem, sich in den Augen eines zahlreichen Volkes herabzuwürdigen, das sie nur durch den Nimbus der höchsten persönlichen Würde beherrschen. Dadurch ist es ihnen gelungen, sich eine unermeßliche Armee aus Eingebornen zu bilden, die dem Willen der Compagnie, den Befehlen ihrer Vorgesetzten blind unterworfen ist. Bis jetzt haben also die Hindu's durch ihre Aufklärung keine andere Ueberzeugung, als die von der Ueberlegenheit ihrer Herren gewinnen können, und das wird so lange immer der Fall bleiben, als sie mit Europa nur durch Vermittelung der Nation in Verbindung stehen, welcher sie unterworfen sind.

Theodor Pavie.

Verwandte Sagen der Griechen, Römer und Inder.

Wenn wir im ersten Beitrage zu einer Zusammenstellung verwandter Sagen (Nr. 77 des Mag.) sahen, wie sich bei Griechen und Deutschen dieselbe Sage fast bis in die einzelnsten Züge übereinstimmend fand, hier jedoch wenigstens an eine Möglichkeit mittelbarer Entlehnung zu denken war, so wird der Gedanke an eine solche wohl völlig zurückgewiesen werden müssen in Bezug auf die folgenden Sagen, die in dem frühsten Alterthum der Griechen, Römer und Inder wurzeln, weshalb wohl Niemand möchte behaupten wollen, die ersteren beiden hätten etwa von den letzteren geborgt oder umgekehrt, da sich namentlich die Indische Sage bereits in den Vedas findet, deren so manche wichtige Aufschlüsse gewährender Inhalt und in der jetzigen Zeit immer zugänglicher zu werden beginnt. Es läßt sich deshalb nur annehmen, daß wir hier die verschiedenen Auffassungen einer Sage haben, welche die genannten Völker aus der bis jetzt nur zu ahnenden Heimat mitbrachten.

Wir fangen mit der Römischen Sage, da sie die bekannteste ist, an. Nachdem Herkules den Geryones getödtet, trieb er die Rinder desselben, die von seltener Schönheit waren, fort und setzte mit denselben über den Tiber, wo er dieselben an einem grasreichen Platze sich erquicken ließ, sich selbst aber, von der Reise ermüdet, zum Schlaf niederstreckte. Wie er da liegt, kommt Cacus, ein Bewohner der Gegend, den die Schönheit der Thiere angezogen, und nimmt die schönsten Stücke der Heerde mit sich, indem er sie an den Schweifen in seine Höhle zieht. Als Herkules am anderen Morgen erwacht und den Verlust bemerkt, durchsucht er die Gegend, findet auch die Spuren, wird aber durch die List des Räubers geirrt und treibt nun nach fruchtlosem Umhersuchen mit seiner Heerde weiter. Da erheben aber einige Thiere derselben, wie es zu geschehen pflegt, aus Verlangen nach den geraubten ihr Gebrüll und dies erwiedern die in der Höhle eingeschlossenen. Nun eilt Herkules dahin und erschlägt den Cacus, da er sich mit Gewalt widersetzen will, mit seiner Keule. — So lautet die Sage bei den meisten Römischen Schriftstellern, nur daß die Namen hier und da wechseln, und statt des Cacus von den Einen Latinus, statt des Herkules von Anderen Garanus oder Recaranus genannt wird, woraus sich ergiebt, daß auf die Namen kein allzu großes Gewicht zu legen sey; daß aber die Sage echt Römisch ist, zeigen viele Umstände, namentlich auch, daß noch in späterer Zeit am Palatinischen Berge ein Steig, die Cacus-Leiter genannt, vorhanden war und auch sein ehemaliger Wohnort dort gezeigt wurde.

Die Indische Sage, die Rosen in den Anmerkungen zu seinem Rigveda mittheilt, wo er auch auf die Aehnlichkeit derselben mit der Römischen aufmerksam macht, lautet so: Die Stiere der Angirasas (nach Anderen die des Brihadpati's, Priesters des Indra oder nach noch Anderen der Götter) waren einmal von den Panis, einem Asurengeschlecht, an dessen Spitze Balas stand, geraubt und in einer Höhle verborgen worden. Da wandten sich die Angirasas im Gebet an den Indras um die Wiedererlangung, und dieser schickte die Götterhündin aus, um die Thiere aufzuspüren. Als diese nun zur Stadt des Balas kam, vernahm sie das Gebrüll der Thiere und kehrte zum Indras zurück, um es diesem anzusagen, der darauf die Heerde holte und sie den Angirasas wieder zustellte.

Zum Verständniß muß hier bemerkt werden, daß die Asuren den Griechischen Giganten gleichstehen und wie diese vom Zeus und Heracles, so jene vom Indras, der dem Zeus als Himmelsgott identisch ist, besiegt werden, wobei wir nicht umhin können, zu erwähnen, daß von Hartung in seiner Römischen Mythologie, unabhängig von einer Vergleichung der hier besprochenen Sagen, Garanus oder Recaranus als ein Beiname des Jupiter erklärt worden ist. Darum schließlich die Griechische Sage: Im Kampfe der Giganten mit den olympischen Göttern zeichneten sich besonders Porphyrion und Alkyoneus aus, und dieser trieb sogar die Stiere des Helios von der Insel Erytheia fort. Nun war aber den Göttern prophezeit worden, daß sie die Giganten nicht würden vernichten können, wenn nicht ein Sterblicher ihr Bundesgenosse würde. Darum rief Zeus den Heracles herbei, und dieser erlegte nun zuerst den Alkyoneus, und darauf wurden auch die übrigen getödtet.

Ich denke, wir dürfen nicht anstehen, hier einen gemeinsamen Mythos zu erkennen, denn die Hauptzüge sind dieselben. Findet sich bei Deutschen und Slawen vielleicht etwas Aehnliches? A. K.

Arabien.

Die pestkranken Thiere.

Eine Arabische Erzählung.

Um das Jahr 400 der Hedschra oder zu Anfang des zehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung hatte Allah das Schicksal von Kabulistan in die zarten Hände des jungen Sultans Hyder-Ali-El-Muktar gelegt. Den charakteristischen Beinamen Muktar oder, wie Einige schreiben, Mutar kann ich leider nicht übersetzen; er schließt die Begriffe von Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Lust am Neuen und Trägheit in sich, und höchstens das Französische flaneur kommt diesem Zusatze nah. Unter den ausgezeichneten Herrschern Kabulistans wird Muktar durch die großen Eigenschaften, welche ihm diesen Namen erworben haben, ewig hervorragen. Er fand am Herrschen keinen Geschmack, die Staatsgeschäfte empörten seine sanfte Natur; sobald er den fürstlichen Turban aufsetzte, bekam er die Migräne. Er war an seinem zweiten Geburtstage auf den Thron gestiegen oder genauer auf den Thron gesetzt worden. Er wurde auf dem Thron mit dem tiefen Elend des menschlichen Geschlechts bekannt; unter heißen Thränen lernte er im Koran lesen, lernte seinen Namen schreiben und seine ruhmvollen Vorfahren der Reihe nach herzählen. Was Wunder, wenn er hierdurch ein heimliches Grauen vor seinem künftigen Berufe bekam? Die Fragen des göttlichen und menschlichen Rechtes schienen ihm zum Sterben langweilig, und als er in das Alter kam, in dem man ihm zumuthete, er solle sein geliebtes Volk nun selbst regieren, da drohte er seinem geliebten Volke und seinen Ministern, er werde abdanken, wenn man seinen häuslichen Frieden durch Besprechung der großen Staats-Interessen untergraben wolle. Die Sentenz, welche er den Berichten

seiner Räthe beifügte, war: „Laßt mich zufrieden!" und als er auch diesen Machtspruch zu oft wiederholen mußte, schrieb er eines Tages entschlossen: „Geht zu allen Teufeln!" Dieser energische Herrscherakt regelte mit einem Male die gesammten Staatsgeschäfte; der Divan trug von jetzt an die Last des Herrschens allein, und der Sultan übernahm die Mühe des Genießens. Er ging aus dem Garten in das Serai und aus dem Serai in den Garten; er schlürfte behaglich die von Blumendüften durchwürzte Frühlingsluft, er stand lange Stunden vor seinen Vogelhäusern und lachte über die Springertalente seiner Vögel und bewunderte darauf wieder lange Stunden vor seinen Teichen die Schwimmerkünste seiner Goldfischlein. Dann zog er in unscheinbarer Kleidung durch die Straßen, stellte sich unter die Buben und Tagediebe und freute sich über die Gaukler und Seiltänzer, oder setzte sich in die Buden der Barbiere, in denen die Märchenerzähler, die Novellisten des Orients, ihr Publikum beglücken. Der gute Fürst nahm mit Freuden wahr, wie wenig sein Volk sich um ihn kümmere. Diese negative Popularität that ihm sehr wohl, und es gab Stunden, in denen sie ihn mit dem schweren Geschick, als Herrscher geboren zu seyn, aussöhnte.

Sultan Muktar that seinem Lande kein Leids an, er war selig, wenn das Land ihn in Frieden genießen ließ: doch seine Minister, welche die Mühsale der Regierung trugen, wußten sich für diese aufopfernde Liebe durch das Land zu entschädigen. Sie plünderten das Volk, da keine Kriege ausbrachen, in denen sie Feinde hätten plündern können. Das Volk lag während der Regierung Muktar's in tiefen Frieden versunken, und es wurde während dessen körperlich und geistig entnervt. Die Habgier der Reichen entriß den Armen ihr letztes Besitzthum, und nun blieb diesen keine Rettung übrig, als nach dem Beispiele der Reichen sich ebenfalls von dem Gute ihrer Nachbarn zu nähren. Alle bürgerlichen Verhältnisse wurden aufgelöst, und die Gerechtigkeit träumte tief. Während der Hunger die Armen ins Grab stürzte, gingen die Reichen in Schwelgereien zu Grunde. Der Selbstmord, der den Muhammedanern sonst kaum bekannt ist, wurde häufig. Das Opium, das sonst zu den Genüssen gehörte, wurde jetzt ein Betäubungsmittel, zu dem die Verzweiflung griff, um ihr Unglück zu vergessen und um ein jammervolles Leben langsam zu zerstören. Die Dörfer wurden leer, weil das Land ausgesaugt war: aller Reichthum lag in den Städten aufgehäuft, hier drängte sich daher die gesammte Bevölkerung zusammen. Wie eine furchtbare Pest lag die Noth über dem Volke und raffte Bedrückte und Bedrücker zu Tausenden dahin. Die Unsittlichkeit stieg, wie auch dies zur Zeit der Pesten der Fall ist; alle Zügel waren zerrissen, alle Bande gebrochen; es schien, daß man den jüngsten Tag erwartete, und Jeder die Augenblicke, die er noch zu leben hatte, zum höchsten Preise verkaufen wollte.

Sultan Muktar wußte nichts von den Leiden seines Landes. Wenn er sich unter sein Volk mischte, so that er es, um seinen Rang zu vergessen, nicht um die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen; ihm lag es weit mehr am Herzen, sich die Zeit zu vertreiben, als seine Zeit zu studiren; er hatte Anlage zu einem ausgezeichneten Touristen. Die eiserne Regelmäßigkeit seiner bestimmten Zerstreuungen und Vergnügungen ließ ihn die Welt stets mit lachenden Augen ansehen; seine Neugier war zur unschuldigen Gewohnheit geworden, und seine Vorliebe für stille Behaglichkeit hielt ihn instinktartig von allen Orten entfernt, an denen er durch starke Eindrücke hätte aufgeregt werden können. Ich würde von einem so hohen Haupte nicht zu behaupten wagen, daß es sich um Nichts kümmerte, doch ich muß eingestehen, daß es zwar Alles betrachtete, aber Nichts kennen lernte. Es giebt Magen und Geister, die stets hungern und nie verdauen.

Dazu waren die Minister des Sultans mit schuldigem Diensteifer beflissen, zwischen ihm und der Wahrheit all' die tausend Wände, Zäune und Hecken aufzuführen, welche die Wahrheit auf dem Wege zu den Thronen zu finden gewohnt ist. Um den Sultan von seinen Wanderungen durch die Stadt abzuhalten, drängte man alle Freuden, die er sonst auf ihnen fand, in seine nächsten Umgebungen zusammen; man kam all' seinen liebenswürdigen Leidenschaften zuvor; wohin er trat, da blühte ihm ein Vergnügen; er wurde von Freuden und Genüssen ganz blokirt gehalten. Und wenn seine Stirn einmal den Schimmer eines Wölkchens zeigte, so wußte man gleich von Dingen zu sprechen, die ihn wieder auf Wochen erheiterten. „Gelobt sey Allah!" sprach der Großwesir einst, „dein Reich blüht wie noch nie zuvor! Deine Rosenstöcke bedecken sich mit Knospen, deine Vögel singen, deine Goldfischlein und deine Frauen scherzen im Uebermuth. Und ein Indischer Gaukler ist in Kabul angekommen, der alle Meister seiner Kunst übertrifft. Er verschluckt siedendes Blei und spuckt es als gediegenes Gold wieder aus; er zeigt ein Kind mit drei Köpfen ...."

„Und die vertragen sich mit einander?" unterbrach ihn gähnend der Sultan; „das wäre doch merkwürdig. Meine Räthe sollen — ich weiß nicht, hat es mir neulich geträumt! oder hat man es mir erzählt? — ja immer uneinig seyn."

„Dein Reich hat nur ein Oberhaupt", erwiederte der Wesir, „wie die Welt nur einen Gott."

„Und wer ist es denn?" fragte der Sultan zerstreut. „Laß ihn kommen, den Gaukler mein' ich. Er ist ein großer Arzt, wenn er die Langeweile zu tödten versteht. Ziehe dich zurück; Gott gebe, daß er weniger langweilig ist als du. Man lasse meine Stummen kommen und man entferne meine Frauen! Wenn ich Geschäfte habe, liebe ich das Geräusch nicht."

Der Schwarzkünstler tritt ein, und der Leser klage nicht, daß die folgende Episode zu viel Raum einnimmt, ja daß sich unsere ganze Erzählung in dieselbe auflöst; dies wird durch den tiefen, wohlüberlegten Plan unserer Erzählung gefordert, und es ist kein Fehler, doch vom Großwesir war es ein großer Fehler, daß er einen Zauberer zum Sultan ließ, der nicht zum Hofe gehörte. Der Zauberer hatte etwas Ehrfurchtgebietendes in seinen Mienen, und der Sultan fand es sehr ergötzlich, daß ein Gaukler sich solch ein Ansehen zu geben wisse. Das Kind mit den drei Köpfen war nicht weniger erheiternd. Es stellte mit seinen drei Köpfen die drei Racen dar, welche Europa, Asien und Afrika bewohnen. Jede war in ihrer Weise charakterisirt, und die drei Köpfe schienen im besten Einverständniß zu leben. Sie richteten ein geistvolles Gespräch an Muktar, jeder in einer anderen Sprache, doch diese Trilogie brachte den Sultan nicht aus der Fassung. Er kannte seine eigene Sprache kaum und hatte sich längst gewöhnt, durch das, was er nicht verstand, sich nicht beunruhigen zu lassen; er sprach doch darüber, denn hätte er nur von Dingen, die er verstand, sprechen sollen, so hätte er sich am Ende das Sprechen selbst auch noch abgewöhnen müssen. Ein so hochgestellter Geist, wie ein Sultan, genießt den großen Vortheil, daß Niemand ein Recht hat, anderer Meinung zu seyn als er. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Politische Parteien in England, Frankreich und Deutschland. Ein in England reisender Deutscher macht über den Unterschied des politischen Charakters in den drei genannten Ländern die nachstehenden Bemerkungen: „In Deutschland ist Alles Ansicht und Ueberzeugung, in Frankreich Alles Doktrin und Theorie, in England — auch da haben freilich die Parteien ihre Grundsätze, aber sie pflanzen diese Grundsätze auf, wie man eine Standarte aufpflanzt, und folgen dieser Linie von Grundsätzen (line of principles) blindlings, wie die Soldaten der Fahne, zu der sie schwören. Was sie einmal durch sich selbst oder durch die Umstände geworden sind, das bleiben auch die Engländer; und unter keiner Nation wird ein Wechsel der politischen Färbung für verrätherischer gehalten, als bei ihnen. Wir Deutschen Ueberzeugungs- und Enthusiasmus-Menschen bilden in dieser Beziehung einen großen Gegensatz zu den Englischen Gewohnheits- und Impressions-Männern. Wir können unsere Ansichten ändern, wir können zu besseren Ueberzeugungen gelangen, unsere Ueberlegung kann reifen, wir können einer Sache eine andere Seite abgewinnen, und es kann uns ja etwas einfallen, woran wir zuvor noch gar nicht gedacht haben. Wir mögen daher unbeschadet unseres guten Rufes auf verschiedenen Stationen unseres Lebens auch verschiedenen Parteien angehören. Als junge Leute, als Studenten geben wir uns mit Begeisterung den Ideen einer Republik hin, als reifere Männer lenken wir zu gemäßigteren Meinungen ein, und als erfahrene und ermattete Alte huldigen wir wohl gar den strengsten Ansichten von absoluter Ordnung, blindem Gehorsam. Ein junges England nach der Weise des jungen Frankreichs und des jungen Deutschlands gab es nie; und ein altes England, wie es ein altes Deutschland von ermatteten Greisen giebt, existirt auch nicht. Schon als Knaben und Jünglinge sind sie Tories oder Whigs, und steigen auch als solche, die Gefühle ihres ganzen Lebens in sich frisch erhaltend, in das Grab. Es würde eine Verleugnung des eigenen Blutes, eine Verrätherei an seinen treuen Kampfesfreunden, eine völlige Austauschung seines Charakters seyn, wenn man zu den Feinden übergehen wollte. Der Englische Parteienkampf ist zum Theil wie ein Wettspiel im Großen, und die Englischen Parteiungen sind wie die kleinen Knaben, welche bei ihren völlig poetischen und interesselosen Spielen ein großes Point d'honneur daran setzen, die Partei, welche sie einmal ergriffen haben, auf alle Weise mit Eifer zu unterstützen, und den Feigen und Unthätigen bei einem so unwesentlichen Gegenstand mit wesentlichem Schimpf und Spott überladen."

— Englische Lobeserhebungen des Auslandes. Derselbe Reisende bemerkt, nachdem er von dem Stolze gesprochen, mit welchem die Engländer auf manche Zustände des Auslandes herabblicken: „Sonst liest man aber in den Journalen auch wohl ganz andere Schilderungen unserer, namentlich der Deutschen Staaten, in denen von diesen oft das reizendste Bild entworfen wird: wie ordentlich alles darin eingerichtet sey; wie jeder sein Auskommen habe und sein gutes Brod esse, wie alle aufgeklärt und gut geschult sind, wie es keine so hochstehenden Aristokraten bei uns gebe, mit einem Worte Bilder, die sehr viel Wahres, aber auch sehr viel Uebertreibung enthalten. Eben solche schöne Gemälde sieht man dann auch vom Zustand des Volks und der Regierung in den Amerikanischen Freistaaten, wie es dort keine Standesunterschiede, keine Monopolien, keine Brod- und Korntaxen gebe, wie alles unbesteuert und frei lebe. Diese lockenden Schilderungen von anderen Ländern gehören eben so wie das gegenseitige Herunterreißen der Partei-Anführer zu den gewöhnlichen Mitteln, zu denen die Englischen Parteien wie zu Waffen gegen ihre Gegenpartei und also auch gegen die Regierung, die immer mehr oder weniger Partei ist, greifen. Wenn wir dann nun in Amerika oder in Deutschland dergleichen lesen, so werden wir oft ganz gerührt über die Englische Artigkeit und lassen solche Schilderungen wohl gar in unsere Journale setzen, ohne daß es uns einfällt, daß sie oft weiter nichts sind als regular bugbears (Popanze), welche die Engländer angekleidet haben, um ihre Gegner damit zu schrecken."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅘ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Freitag den 15. September 1843.

Galizien.

Ausflug eines Deutschen nach Pokucien.

Reisefuhrwerke in Galizien. — Winiki und die Jesuiten. — Schwäbische Kolonie. — Ruthenische Landschaften. — Leben und Sitten in den Karpaten. — Deutsche Beamte in Galizien.

Arbeiten, durch welche ich mich mit meinem neuen Berufe bekannt machte, zum Theil körperliche Verstimmung, hatten mich beinahe den ganzen Winter hindurch im Zimmer festgehalten, und obwohl seit acht Monaten in Lemberg lebend, hatte ich so von Galizien eigentlich noch nicht das Mindeste kennen gelernt. Freilich hatte ich bei meiner Reise nach Lemberg ungefähr sechzig Meilen des Landes durchmessen, das geschah aber im Eilwagen und auf der Poststraße. Der erstere ließ mir nicht Zeit, um das näher zu betrachten, was mir im Vorüberfluge als sehenswerth auffiel, wie z. B. die weitläufigen Anlagen des Grafen Potocki bei Łańcut, das alte Schloß von Przemysl. Und wo zum Speisen angehalten wurde, da war die Einrichtung der Häuser, das Wesen ihrer Bewohner eben nicht dem Lande angehörig, sondern vom Westen hereingebracht. Ueberhaupt sind die besseren Gasthöfe in Galizien meist von Böhmen oder Mährern, die man hier eben so wie die Deutschen insgesammt szwoby nennt, bestellt, und was ein Durchreisender, wie z. B. Herr Kohl, zu erzählen weiß, sind Dinge, die früher schon durch manche fremde Hände gelaufen.

Das Fuhrwerk, dessen wir uns bedienten, war eine sogenannte budka, ein langes Fahrzeug ohne Federn, zur Hälfte mit über Reifen gespanntem Leder überdacht. Es ist dies in Galizien die gewöhnlichste Reise-Gelegenheit, meist von Juden gehalten und ursprünglich wohl nur von ihnen benutzt, wie man denn zu Zeiten der Märkte eine unglaubliche Menge dieser Glaubens-Genossen auf Einer solchen budka sich fortbewegen sieht. In solchen Fällen, wo die budka zu Gesellschafts-Fahrten benutzt wird, giebt es eine dreifache Rang-Abstufung der Plätze darauf. Die vornehmsten und theuersten Plätze sind die unterm Dache; billiger sind natürlich die unbedeckten, — dann aber sind die Aufsteigebretter so groß, daß auf jedem derselben ein Mensch Platz zum Stehen findet, und dies ist denn der dritte Platz des Fahrzeuges. Auf diesem Stehplatze kostet die Reise von Lemberg bis Wien, also 100 Postmeilen, nicht mehr als 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. C. M.). Auch sonst ist diese Art von Fuhrwerk nicht sehr kostspielig, und wie sehr der erste Anblick abschrecken möge, es ist nicht so schlimm, als man sich's vorstellt; und wär' es noch schlimmer, so muß man sich's gefallen lassen, weil man keine Wahl eines anderen Mieth-Fuhrwerkes hat. — Wer eigene Equipage hat, wählt zu größeren Reisen eine Neutitscheinka, deren man gedeckte und ungedeckte, zum Theil welche von den elegantesten Formen hat. Auch die Neutitscheinka ist ein langes Fahrzeug, und der Grund, warum man sich solcher langen Wagen bedient, ist, weil man in den gewöhnlichen Wirthshäusern kein Bettzeug vorfindet, sondern dasselbe mit sich führen muß, also eines geräumigen Wagens bedarf.

Der erste und für lange Zeit letzte bedeutendere Punkt unserer Reise war Winiki, eine Meile von Lemberg, ungemein hübsch zum Theil längs der Straße auf der Anhöhe, zum Theil in einem anfangs engen, dann weit sich ausbreitenden Thale gelegen. Damals kannte ich die Reize Winiki's meist nur vom Hörensagen, später aber, wo es das häufige Ziel meiner Spaziergänge wurde, sah ich ein, warum dies Dorf der Sommer-Aufenthalt der Lemberger höheren Beamten-Klasse sey. Mitten in den weiten Ebenen und den öden Sandhügeln der Lemberger Gegend liegt das Thal von Winiki wie eine Oase in der Wüste, wie ein Traum, der dem aus dem Westen Eingewanderten in seine Verbannung gefolgt ist und ihm die Gegenden seiner Kindheit zurückruft. Denn Heimweh haben sie Alle, die um einer schnelleren Anstellung willen ihr Vaterland gegen Galizien vertauschten, und es ist rührend, wie manchmal in der trockensten Aktenseele der lebendige Strom der Erinnerung hervorbricht und unermüdet sich über das Detail des westlichen Lebens verbreitet.

Winiki ist eine Kameral-Herrschaft und hat eine der größten Aerarial-Tabackfabriken der Monarchie. Eigentlich aber wird Winiki bloß von der K. K. Kammer verwaltet, und die Einkünfte der Herrschaft gehören dem Lemberger Konvikte, in welchem Jesuiten die Erziehung adeliger Knaben und Jünglinge besorgen. Die Anzahl der Jesuiten in Galizien ist dem Publikum unbekannt; ihre Haupt-Anstalt ist in Tarnopol, sonst haben sie das Konvikt in Lemberg, das Gymnasium in Neu-Sandec, ein Kollegium in Przemysl und mehrere Missionen. Sie werden von der Regierung und von dem Lateinischen Erzbischofe auf alle mögliche Weise unterstützt und gewinnen dadurch täglich mehr Einfluß im öffentlichen Leben, aber auch nur dadurch; denn unter der Beamten-Klasse oder den sogenannten Deutschen sind es nur verdorbene Subjekte, welche sich mit ihnen einlassen, um durch sie eine Carrière zu machen. Und unter den Polen haben sie nur bei den Frauen, und zwar bei jenen den meisten Anklang, welche einen milden Beichtvater häufig brauchen. Die Männer sind größtentheils aufgeklärt nach Voltairischer Weise, und daß bei der Jugend, vorzüglich der studirenden, keine bessere Lehre Raum gewinnt, davon ist eben das Daseyn der Jesuiten die Ursache. Denn nie läßt sich der einmal erwachte Geist der Forschung zurückdrängen, und die Reaction wird immer nur so viel bewirken, daß sie gerade das aufrecht erhält, was sie verschwinden machen will. Und so wäre auch in Galizien längst die seichte Aufklärerei, die materialistische Weltanschauung, verschwunden, sie wäre in einem höheren, reineren Prinzipe aufgegangen, sähe sie nicht das wirksam neben sich, was sie ursprünglich ins Leben rief und durch sein Bestehen im Leben erhält.

Die Begünstigungen, welche den Jesuiten neben Geld-Zuflüssen von der Regierung zu Theil werden, sind sehr bedeutend. So dürfen sie auf ihren Lehr-Anstalten sich der eigenen Lehrbücher bedienen, ohne wie alle andere Professoren an die von der Regierung vorgeschriebenen gebunden zu seyn. Zu Professoren werden sie nicht wie alle Andere nach einem vorhergegangenen Konkurse, sondern unmittelbar durch ihre Ordens-Vorsteher ernannt. Auf ihren Lehr-Anstalten werden auch jene Studirenden aufgenommen, die in einem Semester wegen schlechten Fortganges von den Kaiserlichen ausgeschlossen wurden, und weil sie nach Belieben ganz- oder halbjährige Prüfungen halten können, geschieht es sehr häufig, daß ein solches mauvais sujet von den nachsichtigen Patres im zweiten Semester für den ganzen Jahrgang und Fortgang die besten Klassen erhält, nachdem früher die K. K. Universität entschieden hatte, daß ihm alle nöthigen Vorkenntnisse zum Studiren mangeln. Die Gehässigkeiten und Aufregungen, die daraus hervorgehen, die Herabsetzung der Universität, wären wohl um so weniger zu übersehen, als in Galizien Alles, wodurch das Ansehen der Beamten verringert wird, sogleich in eine Geringschätzung der Regierung umschlägt. Auch in anderen Gebieten wäre wohl die Wirksamkeit der Jesuiten mehr zu beachten; nämlich ihre Eingriffe in den Wirkungskreis der Griechisch-unirten Kirche, wo sie unentgeltlich trauen, taufen, begraben, dadurch den Popen in seinen Einkünften schmälern und ihn, der ohnehin mit Familie ein überaus schmales Einkommen hat, sehnsüchtig auf das im nahen Rußland Vorgehende hinblicken machen. Wie wenig überhaupt die Jesuiten ihren Zweck, die Polen mit der Oesterreichischen Regierung und ihren Ansichten zu einigen, erfüllen, davon lieferte das Tarnopoler Konvikt im Jahre 1831 den besten Beweis, dessen Zöglinge größtentheils in den Reihen des Polnischen Revolutions-Heeres dienten.

Doch wie weit bin ich von dem freundlichen Winiki abgekommen, — nun, oft ist ein Name hinlänglich, um ganze Vorstellungsreihen hervorzurufen. Wir fuhren durch die Schwäbische Kolonie, deren nette Häuser und Gärten und sauberen Bewohner uns in der angenehmen Stimmung festhielten, in die uns das Panorama der Winiker Gegend versetzt hatte. Diese Schwäbischen Dörfer (ungefähr hundert in ganz Galizien) sollten nach dem Willen ihres Gründers Joseph's II. Kultur-Mittelpunkte werden. Dazu sind aber die Schwaben ein viel zu spröder, schwer sich amalgamirender Stamm, und mitten unter Polnischen oder Ruthenischen Bewohnern haben sie sich ihre Eigenthümlichkeit bewahrt, ohne auch nur das Mindeste an ihre Slawischen Nachbarn mitzutheilen. So bemerkt man auch in dem anderen Theile Winiki's, dem sogenannten Polnischen, besser Ruthenischen Dorfe, durchaus keinen Einfluß der Deutschen Nachbarschaft. Die Hütten, aus Weidenzweigen zwischen Pfählen zaunartig geflochten, mit Erdaufwürfen rings herum, sind so, daß sie vor dreitausend Jahren nicht schlechter seyn konnten, und auch die Wagen mögen ein Ueberkommniß der zu Herodot's Zeiten hier hausenden Budiner seyn.

Mittags hielten wir in einem einsamen Wirthshause, an dem Punkte, wo die nach Brzezany führende Hauptstraße sich von unserem gegen Halicz führenden Komerzialwege scheidet. Was mir sogleich auffiel, war der herabgelassene Mauthbaum, was ich dann weiter immer wieder fand und was mehr als viel Anderes von dem herrschenden gegenseitigen Mißtrauen sprach. Unser Einkehrhaus war nun das erste auf Polnische Art eingerichtete Gasthaus, das ich näher betrachten konnte. Das Einfahrtsthor führt in einen weiten Schoppen, zu dessen beiden Seiten die Krippen für die Pferde sind, in dessen Mitte die Wagen stehen bleiben. Aus diesem Schoppen geht man neben der stets räuchrigen Küche vorbei in die Hauptstube, die fürs niedere

Publikum bestimmt ist, und aus dieser, zuweilen auch aus dem Hauptgange, in die Passagierstube. Diese nun ist der eigentliche Aufenthalt der besseren Klassen, hat auf der einen Seite einen ungeheuren gemauerten Ofen, auf einer anderen einen Tisch mit Bänken, an den beiden anderen Wänden stehen Betten, in welchen sich nichts Anderes als mit Leder überzogene Stroh- oder auch Roßhaar-Polster befinden. Die Betten bringt, wie gesagt, der Reisende mit. Hat der Reisende sich kaum in dem kahlen, oft angerauchten Zimmer umgesehen, so tritt auch schon der Jude in seinem schwarzen Talare mit tausend Verbeugungen ein, alles Mögliche anbietend, was im Himmel und auf Erden zu finden sey. Nach langen Debatten ist es dann im besten Falle möglich, daß man gesottene Eier und ein Glas sehr mittelmäßigen Weines bekomme; Branntwein ist freilich immer zu haben. Der Jude im Talare als Wirthshaus-Besitzer oder Pächter ist übrigens ein überall herumwandelnder Spott des Gesetzes, welches ausdrücklich dem Juden in ganz Galizien verbietet, Wirthshäuser zu besitzen oder öffentliche Pachtungen zu übernehmen, wenn er sich nicht der Deutschen Tracht bedient.

Von da an beginnt der Weg, der bisher mit unbedeutenden Senkungen und Erhöhungen eben fortlief, sich zu heben, und wir gelangten, ohne jedoch einen eigentlichen Berg zu passiren, auf die Wasserscheide des Schwarzen Meeres und der Ostsee. Denn von nun an strömten alle Gewässer dem Dniester und weiter dem Schwarzen Meere zu. Das Land selbst bekam ein freundlicheres Aussehen, Felder wechselten mit Wiesen und Gehölzen ab und, was ungemein wohlthuend war, wir sahen wieder einmal eigentliche Dörfer. Denn die Polen lieben es nicht, in geschlossenen Ortschaften bei einander zu wohnen, sondern jeder baut sich abgesondert vom Anderen sein Gehöfte, und was man ein Dorf nennt, ist eigentlich eine Menge über eine weite Fläche zerstreuter einzeln stehender Gehöfte. Hier nun verschwanden die letzten Spuren des Polnischen Lebens und wir waren im rein Ruthenischen Gebiete. Zwar ist eigentlich der größte Theil Galiziens von Ruthenen bewohnt, und nur der Wadowicer, so wie der Bochniaer Kreis sind rein Polnisch, doch hat das Polnische Element nach und nach durch Kolonieen so wie durch Uebertritte zum Lateinischen Ritus eine solche Uebermacht erhalten, daß man wieder nur sehr wenige Gegenden des Landes als rein Ruthenisch betrachten kann. Es gehört Galizien mit zu jenen Landstrichen, wo die Kämpfe des Lateinischen und Griechischen Ritus den Umsturz Polens vorbereiteten, — Kämpfe, deren Elemente sich noch in der letzten Revolution auf höchst bedeutsame Weise geltend machten und jetzt eben in stillen, aber nicht minder heftigen Actionen gegen einander begriffen sind.

Das ganze Dniestergebiet nun gehört zu den rein Ruthenischen Landschaften, und dies zeigt sich dem Reisenden sogleich beim Eintritt in dasselbe. So fanden wir in den geschlossenen Ortschaften eine andere Bauweise, nämlich Blockhäuser, und überall erschienen die eigenthümlichen Griechischen oder, wie man sie allgemein nennt, die Russischen Kirchen als malerisches Landschafts-Element. Eine solche Kirche ist immer in Form eines Griechischen Kreuzes, also mit Quer- und Längenschiff von Holz gebaut, das bald eine dunkelgraue Farbe annimmt. Der zuweilen gedeckte Zugang führt immer durch einen Vorhof, und in diesem, seitwärts des Einganges, steht der Kolokolnik, das Glockenhaus (offenbar aus dem Deutschen: Glocke gebildet). Die Glocken selbst hängen niedrig, sind klein, und dies, so wie das eigenthümliche Läuten, wo ohne Unterlaß ein Schlag dem anderen wie ein fieberhaftes Pulsiren folgt, raubt dem Griechischen Ritus eines jener poetischen Elemente, durch welche die Lateinische Kirche es versteht, die Innigkeit der Gläubigen zur unendlichen Sehnsucht nach dem unvergänglichen Jenseits umzuwandeln.

Nach und nach wurde es dunkel, und wir setzten nach einer kurzen Rast in Rohatyn unsere Reise in der Nacht fort, meist schlafend, bis wir mit Tagesanbruch an den Ufern des Dniester erwachten. Im Osten, wohin der Fluß strömte, verkündigte ein kupfriges Roth uns einen schlechten Reisetag, und wirklich begannen einzelne Schneeflocken herabzufallen, die einen unangenehmen Kontrast zu dem Singen der Lerchen und dem vielfachen Geschrei der wiedergekehrten Wasservögel bildeten. Der Fluß ist hier sehr breit, etwa wie die Moldau bei Prag, hat ein sehr geringes Gefälle und es muß auf einer Fähre übergesetzt werden. Die Ufer sind durchaus flach, und erst in bedeutender Entfernung zieht sich zu beiden Seiten ein niedriger Wall hin. Ich gab mir vergeblich Mühe, die Sprache der Fahrleute vollkommen zu verstehen, so roh war das Patois, und konnte nur einzelne Worte derselben erhaschen. Ueberhaupt glaube ich, wird sich der Eine Ruthenische Stamm vor einer kräftigen tiefergehenden Forschung in mehrere große von einander abweichende Zweige auseinanderlegen. Denn jetzt nennt man in Galizien und Nord-Ungarn alle jene Leute Ruthenen und Russinen oder auch Kleinrussen, welche dem Griechischen Ritus angehören, wie denn das Volk auch nicht einen Lateinischen und Griechischen Ritus, sondern nur eine Polnische und Russische Religion unterscheidet (religia polska und relig. ruska). Und doch weichen die Dialekte dieser Ruthenen so bedeutend von einander ab, daß der West-Slawe den Einen eben so wie das Slowakische vollkommen versteht, während er bei dem Anderen mit angestrengtester Aufmerksamkeit nur einzelne Stammworte zu errathen vermag.

Der häufiger fallende Schnee und der schlechter werdende Weg machten es uns unmöglich, den geraden Weg über Halicz nach Stanislawow und weiter nach Bohorodczany zu fahren, sondern wir mußten die Seitenstraße über Kalusz wählen und uns noch dazu mehr ins Innere unserer budka zurückziehen. Doch hatte sich's ziemlich wieder aufgehellt, als wir gegen Abend in Bohorodczany eintrafen und im Schlosse, der Wohnung des Direktors der Herrschaft, abstiegen. Das Ganze dieses Schlosses kann als Muster der meisten Polnischen Edelhäuser gelten, wenigstens der vom älteren Schlage. Vor dem Hause ist ein Hofraum mit Linden umpflanzt, in dessen Mitte ein bowling-green, meist rund. Das Haus selbst hat jedesmal nur ein Stockwerk, zu ebener Erde, so jedoch, daß man einige Stufen zur Thür aufsteigen muß, welche meist mit einem auf gemauerten oder auch hölzernen Säulen ruhenden Vordache versehen ist; und wenn ein solches Vordach da ist, heißt das Haus ein Palast (palac), sonst aber nur ein Hof (dwór). Dann kömmt man ins Vorhaus, welches nur von der Hauptthür aus erleuchtet wird und gerade nur dazu da ist, um in andere Räume überzuführen, daher auch regelmäßig eine Thür links in die Küche, rechts ins Frauengemach und in der Mitte in den Hauptsaal hinein hat. Der Hauptsaal ist nun der eigentliche häusliche Raum, in dem sich an Winter-Abenden die Familie versammelt, wo die Gastgebote gegeben werden und im Nothfall die Gäste auf Stroh und den mitgebrachten Betten übernachten. Aus dem Hauptsaale führen wieder rechts und links Thüren in kleine Stuben, und dem Haupteingange gegenüber eine größere Thür in den Garten hinaus, so daß man nach Oeffnung der gegenüberstehenden Thüren sich beinahe ganz im Freien befindet. Es ist dies charakteristisch für die Erbauer, die sich so wenig als möglich von der Ungebundenheit des Naturlebens trennen mögen.

Wir waren am Charfreitage angekommen und benutzten den Charsamstag zur Besichtigung der näheren Theile der Herrschaft. Ehemals war sie kameralisch und, wie vor der Regulirung des Kameralwesens die meisten Herrschaften, in so schlechter Verwaltung, daß der Kameral-Oberamtmann bei der Uebergabe an die jetzige Direction einen Meierhof, der etwa drei Meilen von der Amtswohnung entfernt ist, nur eine kleine halbe Stunde entfernt glaubte. Unter der jetzigen Direction ist schon ungemein viel für die Kultur geschehen, Meierhöfe wurden regulirt und gebaut, Mühlen angelegt und etwa 300 Individuen aus Böhmen, Mähren und Schlesien herbeigezogen für die Ausführung der niederen Verwaltungszweige. Zu den überraschenden neuen Anlagen gehörte eine sehr gut eingerichtete Schule (eine Seltenheit in Galizien) und sogar eine Kleinkinder-Bewahranstalt, deren Lehrer früher Gehülfe in Swoboda's trefflich geleitetem Institute in Prag war. — Bei einem der Gebirgs-Meierhöfe machte uns der Direktor mitten im uralten Walde auf deutliche Spuren ehemaliger Ackerfurchen aufmerksam. Ich hatte Aehnliches schon auf meinen Wanderungen durch die Mährischen Beskiden (Gebirgs-Kämmen) gefunden und aus den Daten noch vor der Kenntniß von Schafarik's Arbeiten mir ungefähr dieselben Schlüsse gebildet, denen gemäß er die Karpaten als uralten Kulturboden der Slawen geltend macht. (Schluß folgt.)

Arabien.

Eine Arabische Erzählung. *)

(Schluß.)

Während der alte Zauberer seine übrigen Wunderwerke sehen ließ, betrachtete der Sultan mit einer gewissen Anstrengung immer wieder das dreiköpfige Ungeheuer, und wie sein Historiograph berichtet, machte er zum ersten Male in seinem Leben den Versuch, nachzudenken. Alle übrige Meisterstücke des Gauklers waren für den Sultan gar nicht vorhanden; er schloß die Augenlieder halb und ließ sein Haupt auf die Brust sinken; er nahm das träumerische Wesen eines tiefen Denkers an: wenn die Seele arbeitet, schlummert der Leib. Der Gaukler oder der, welcher ein Gaukler schien, sah mit Freuden diesen Zustand des Sultans und flehte zu Allah, daß er den Geist des Sultans für den Eindruck seiner Worte vorbereiten möge.

Endlich ermunterte sich der Sultan halb aus seiner Träumerei und sprach: „Zu den Dingen, welche mir unbegreiflich scheinen, rechne ich das Prinzip der Erbfolge. Beim Propheten, ich wollte meine gelehrten Doktoren über die Frage disputiren hören: Wenn dieses Kind mein Erbe wäre, welchem von seinen drei Köpfen würde meine Krone zukommen?"

„Dem würdigsten!" antwortete der vermeintliche Gaukler mit feierlicher Stimme. — „Ein schöner Ausspruch!" sagte der Sultan, einigermaßen überrascht; „doch was verstehst du unter dem Würdigsten? Sag' es schnell und kurz. Ich liebe die runden, raschen und verständlichen Erklärungen." — „Der Würdigste", erwiederte der Andere, „wäre der, welcher dich am wenigsten nachahmte."

Bei diesen Worten, die mit entschiedenem Tone ausgesprochen wurden, legten die Stummen die Hand an den Dolch und die Gewölbe des Palastes schauerten vor Entsetzen. Doch Muktar blickte den verwegenen Sprecher mit Verwundrung an. „Wer sollte es glauben", sprach er, „daß ein Mensch deines Standes so genau meine eigenen Gedanken wiedergeben kann? Welcher verschlagene Höfling würde dies so herrlich vermocht haben? Hundert Mal habe ich es gesagt, ich bin zum Herrscher nicht geboren, doch immer hat man mir erwiedert, ich sey der größte Herrscher des Weltalls. Es ist eine strafbare Verwegenheit der Höflinge, daß sie es oft wagen, anderer Ansicht zu seyn als ihr Oberhaupt. Wer bist du Mann, der du mit der Kunst der Zauberei den Sinn für Wahrheit verbindest? der du deinen Gedanken keine Zügel aufdringst, und der du vor keinen Schwertern zitterst, weil dein Wort ein Schwert ist, das sicher ist und scharf trifft?"

„Sultan", erwiederte der Alte, „ich habe oft gewünscht, in meiner wahren Gestalt zu dir zu gelangen, in der eines Kalenders, doch ich habe alle Zugänge zu dir verschlossen gefunden. Ich habe dir oft über die heiligsten Fragen, die dein Volk betreffen, geschrieben, doch meine Briefe sind nicht zu dir gelangt, oder wenn sie es sind, hast du sie nicht gelesen. Da ich deine Vorliebe für possenhafte und unwürdige Zerstreuungen kannte, so habe ich diese Ver-

---

*) Aus Versehen hat diese Erzählung in der vorigen Nummer noch eine andere Ueberschrift erhalten.

kleidung gewählt, um in ihr endlich zu dir zu bringen. Du hast es selbst ausgesprochen, ich lüge nicht, und ich verschweige meine Gedanken nicht."

Der Sultan begann zu lachen: „Eine ergötzliche Mummerei für einen so heiligen Mann! Doch erkennt man dich an der Kühnheit deiner Sprache. Mein Vater, ruhmvollen Andenkens, würde dich mit dem Tode bestraft haben, er war der Krone würdig! Ich, sein armer Sohn, ich sage dir Dank, daß du deine Rolle so vortrefflich gespielt hast und so schön aus ihr herausgetreten bist, und wenn du so viel Köpfe hättest, wie dieses Kind, so sollte kein Haar deines Bartes in Gefahr seyn. Sprich frei, doch sey nicht undankbar, sprich wenig!"

„Sultan", antwortete der Kalender, „Allah hat dir ein mildes Herz gegeben; die Milch, die dich genährt hat, ist nicht zu Galle geworden; doch was hilft dies, wenn du kein mildes Herz für dein Volk hast? wenn du es der Habgier und Niederträchtigkeit deiner Großen überläßt? Ein furchtbares Uebel rafft dein Volk dahin, und du ahnst nichts davon. Der Uebermuth, die Genußsucht der Großen läßt das Volk in Hunger und Verzweiflung untergehen, die tiefste Entsittlichung herrscht von deinem Hofe bis zur letzten Hütte deines Reiches; der Mord, die Empörung und das Elend haben sich in dein rechtmäßiges Erbe getheilt, und du bringst deine Zeit in knabenhaften Vergnügungen hin. Du kennst die Leiden deines Volkes nicht, oder wenn du sie kennst, was thust du, sie zu enden?"

„Nie", antwortete der Sultan achselzuckend, „habe ich ein Wort von den schönen Erzählungen meiner Minister geglaubt, wenn sie mir die Glückseligkeit meiner Unterthanen schilderten. Doch man muß ein Träumer seyn, wie du, Alter, wenn man glauben soll, daß ein Mensch die Menschen glücklich machen kann. Allah selbst hat dies nicht vermocht, und ihr fordert es von eurem Herrscher? Ueber die lustigen Narren, welche ihre Wohlfahrt Einem von ihres Gleichen in die Hand geben und sich auf ihn verlassen, daß er eine Aufgabe lösen werde, die ihnen Allen gestellt ist, und zu deren Lösung sie sich Alle unfähig fühlen. Geht hin, ihr wackeren Leute, schmiedet euch selbst euer Glück; schafft euch selbst Recht und Gerechtigkeit, und wenn ihr es Alle mit einander nicht vermögt, so fordert es hinfort nicht mehr von einem Einzelnen. Wenn meine Vergnügungen unwürdig und knabenhaft sind, wie du sagst, so sind sie doch unschuldig und kosten meinem Volke Nichts. Ich bin weder ein Herodes, noch ein Henker. Ich baue keine Moscheen, und dies kann einem Kalender mißfallen; doch wozu bedarf Allah Moscheen, da die Welt sein Tempel ist und man ihn nirgends so würdig anbeten kann, als unter freiem Himmel?"

„Und doch komme ich", entgegnete der Greis, „um im Namen Allah's dir anzukündigen, daß dein Maß voll ist, daß eine schreckliche Gefahr dich bedroht, daß du, um ihr zu entgehen, um den Zorn Gottes von deinem Lande abzuwenden, jetzt mit dem heiligen Ernste, der dem Herrscher ziemt, auftreten mußt und eine furchtbare Sühnung selbst herbeiführen. Die Raublust, mit welcher deine Diener die Familien und den Staat zu Grunde richten, hat sich selbst vor Allah's Heiligthum nicht gescheut."

„Wer kann von der Habsucht Mäßigung erwarten?" unterbrach ihn Muktar. „Ich erinnere mich stets der schönen Worte in meines Vaters Testament: „„Wenn deine Diener nur mit einem Auge schlafen und nur mit einer Hand nehmen, so danke Gott!""

„Doch erinnerst du dich auch der Worte, welche dieses Testament anfangen? „„Das Wohl des Reiches und unserer Familie knüpft sich an einen heiligen Talisman, an das Kästchen, in welches der Prophet die mit seiner eigenen heiligen Hand geschriebenen Blätter des Korans gethan hat. Dieses Kästchen wird in der großen Moschee von Kabul verwahrt; es ist einfach von Holz, doch es enthält reiche Spenden, die unsere Vorfahren der Kirche dargebracht haben, die werthvollsten Perlen des Orients, die kostbarsten Diamanten von Golkonda. Wenn dieses Kästchen dir entrissen wird, so ist es um dich und um dein Volk geschehen."" So sprach dein Vater, und dieses Kästchen ist verschwunden. Ich klage die des Raubes an, welche ihn hätten verhüten sollen und welche sich jetzt stellen, als ob sie dem Thäter nachforschten. Du ahnst nicht, bis zu welcher Höhe des Verbrechens die gestiegen sind, welche dich zunächst umgeben; Jedem, der dich hierüber aufklären will, ist der Tod gewiß. Doch du wirst bald gewahren, ob die Drohung deines Vaters grundlos ist, ob du dem Fluche entgehen kannst, von dem dein Volk bereits heimgesucht wird."

Des Sultans Biograph erzählt uns, daß dieser Tag den Herrscher viele neue Empfindungen kennen lehrte. Ein gewaltiger Zorn bemächtigte sich seines sanften Naturells; die Furcht rieselte eisig durch alle seine Glieder; er riß in einem Wuthanfall den Turban vom Haupte, ohne zu bedenken, daß sein geweihtes Haupt ganz kahl war, und daß zum Zorne des Löwen auch die Löwenmähne nöthig ist.

„Der heilige Talisman geraubt!" schrie er; „man rufe den Großwesir." — Der Großwesir kommt. — „Man rufe den Henker! Du, Greis, fürchte nichts, wenn sich deine Rede als wahr erweist; doch wenn du mich ohne Grund aus meiner Ruhe geschreckt hast, so soll es dein Kopf zu deinen Füßen bereuen."

Der Großwesir bemerkte sogleich, daß der Sultan in einer ungewöhnlichen Aufregung war; er warf sich vor ihm nieder, hob den Turban auf, küßte den Staub von den Falten desselben und sammelte während dessen seine Geister. Hatte man die Goldfische im Bassin vergiftet? hatte man den Fasanen im Vogelhause die Federn ausgerauft? er schwankte zwischen den entgegengesetztesten Vermuthungen; er konnte den Sultan in seinem Zorne kaum anblicken, ohne zu lachen, und er wußte doch, daß dieser Augenblick über Leben und Tod bei ihm entscheidend war. Er beschränkte sich darauf, bis das Räthsel sich löste, den Sultan fest und unerschrocken anzusehen, wodurch dieser beinah außer Fassung gebracht wurde.

„Tritt her, du Schuft!" schrie der Fürst mit donnernder Stimme. „So also wachst du über der Wohlfahrt meines Reiches? so verbirgst du mir seine Gefahren, seine Leiden? Denke nach, was ich dir sagen will! Lies in deinem Gewissen, nicht in meinen Augen, und wenn du schuldig bist, sollst du erkennen, daß ich der Sohn meines Vaters bin, und du weißt, daß der nicht zu scherzen liebte."

„Herrscher der Welt", antwortete der Wesir, „welcher Sterbliche vermöchte in die Tiefen deiner Gedanken zu dringen? Welcher treue Diener wollte stets die selige Ruhe deines Geistes stören und bei jeder kleinlichen Veranlassung dich mit den Beschwerden der Regierung unterhalten? Wenn diese die Kräfte deiner Räthe übersteigen, so wenden wir uns an deine Weisheit; bis dahin glauben wir, deinem eigenen Willen gemäß zu handeln, wenn wir sie von dir entfernt halten."

„Mein Wille ist", rief der Sultan, „daß heute noch vor Abend die Verbrecher entdeckt sind, welche das heilige Kästchen entwendet haben; daß sie furchtbar bestraft werden, und daß die große Moschee meiner guten Stadt Kabul den schützenden Talisman wieder empfange. Was weißt du von diesem Raube, Wesir? und wie kommt es, daß man dich und meine Räthe beschuldigt, dabei betheiligt zu seyn?"

Der Wesir hätte besser als irgend Jemand hierüber die genügendste Auskunft geben können. Eine Bajadere, die er sehr begünstigte, trug seit einiger Zeit ungeheure orientalische Perlen um den Hals, und in dem Goldreife, der ihr zierliches Bein umwand, blitzten die kostbarsten Diamanten von Golkonda. Doch wozu sollte er seinen Herrscher mit so kleinlichen Dingen behelligen? Er athmete tief auf und sagte dann mit Selbstbewußtseyn: „Beherrscher der Gläubigen, dein Wille ist bereits erfüllt. Der Himmel ist versöhnt. So eben hat der Schuldige sein Verbrechen gebüßt, und das heilige Kästchen befindet sich schon wieder in dem Heiligthume."

Sichtlich erleichtert, wandte sich der Sultan jetzt zum Priester und fragte: „Bist du nun zufrieden? Und beharrst du auf deiner Anklage?"

Nach kurzem Bedenken erwiederte dieser: „Ich frage, was aus den Schätzen geworden ist, die in dem Kästchen aufbewahrt wurden?"

„Was liegt an den irdischen Gütern?" wandte der Wesir ein; „die Großmuth unseres Herrschers wird sie bald wieder ersetzt haben. An dem Kästchen von Cederholz haftet das Wohl unseres Fürstenhauses und unseres Staates, nicht an dem gleißenden Tand, den es einschloß. Der Schuldige hat sein Verbrechen gestanden, doch er behauptete, daß er das Kästchen leer gefunden habe. Wer weiß, wer die Juwelen längst entwendet hatte und nun bemüht ist, deine treuesten Diener, die zu hoch stehen, um von niederem Hasse und Neide erreicht zu werden, des Verbrechens zu verdächtigen."

Hier schließt die Arabische Erzählung, die wir frei übertragen haben. Von diesem Ereigniß schreibt sich das Sprüchwort her: „Die kleinen Diebe hängt man u. s. w." Der Priester aber wird das frevelhafte Beginnen, den Beherrscher der Gläubigen aus seiner heiligen Ruhe aufzuschrecken, wohl mit dem Leben gebüßt haben. (R. I.)

Syrien.

Reise nach Jerusalem im Jahre 1842. *)

Wir haben hier das Journal eines Englischen Geistlichen, des Herrn Stent, der von Malta aus Athen, Alexandrien und Kahira besuchte, durch die Wüste nach Gaza zog und weiter nach Jerusalem, dem Jordan und dem Todten Meere pilgerte. Hierauf begab er sich über Beyrut nach Konstantinopel, wo er seinen Reisebericht schließt. Am längsten verweilt er bei der Schilderung des heiligen Landes und vorzüglich Jerusalems, dessen ehrwürdige Ruinen und fromme Erinnerungen ihn mit einem tiefen, religiösen Enthusiasmus erfüllen. Er theilt uns indessen über den heutigen Zustand jener Gegenden nur wenig Neues mit; das Wichtigste, was wir von ihm erfahren, bezieht sich auf die Lage der neuerrichteten protestantischen Kirche und ihres Bischofs, deren Aussichten, wie man aus folgender Stelle entnehmen kann, nicht sehr günstig scheinen.

„Ein kleines Zimmer im oberen Stockwerk, innerhalb der Stadt, am unteren Abhange des Berges Zion, ist bis jetzt der einzige für unseren Gottesdienst eingerichtete Ort. Selbst dieses Plätzchen war für die kleine Gemeinde zu geräumig, die sich dort zu versammeln pflegte und die außer uns nur aus dem Baumeister, der Familie des Bischofs und einem Theile seiner Bedienung, nebst zwei Missionairen, bestand. Neben diesem temporairen Bethause ist die Grundlage zu der neuen protestantischen Kirche gelegt, zu welchem Zweck der von angehäuftem Schutt bedeckte Boden funfzig Fuß tief ausgegraben wurde. Das Gebäude soll 300 Zuhörer fassen können; wie man so viele zusammenbringen will, steht noch zu erwarten. Wenn es Gottes Wille ist, so wird er das Werk gedeihen lassen. In diesem Augenblicke sind die Missionaire, nebst dem Konsul und einer äußerst geringen Anzahl Hebräischer Neophyten, die einzigen Protestanten in der heiligen Stadt. Der Gottesdienst nach unserer (der Anglikanischen) Liturgie wird täglich um sieben Uhr Morgens in Hebräischer und Abends in Englischer Sprache gehalten; des Sonntags Nachmittags und bei einigen anderen Gelegenheiten außerdem noch in Deutscher Sprache. — Ich nahm gern die Einladung an, dem Abend-Gottesdienste in dem zwar kleinen und in einer engen Gasse liegenden, aber komfortablen und wohl eingerichteten Hause des Bischofs beizuwohnen, und hatte nachher das Vergnügen, mich längere Zeit mit ihm zu unterhalten. Seine Familie besteht aus seiner

*) Egypt and the Holy Land in 1842. By W. D. Stent. London 1843. 2 vols.

Gattin, seinen Töchtern, einer Gouvernante, dem Kaplan, nebst zwei oder drei Englischen Domestiken und einem Arzt — ein sehr nothwendiger Hausgenosse, indem das Klima zu gewissen Perioden entschieden ungesund ist. Besonders grassiren hier Wechselfieber, durch das im Frühjahr stattfindende Regenwetter verursacht; der Baumeister erlitt einen so heftigen Anfall dieser Krankheit, daß er, als wir in seiner Wohnung zu Mittag speisten, das Bett nicht verlassen konnte.

„Die Griechische Kirche, welche dem Protestantismus nicht so schroff entgegensteht als ihre Römische Schwester, begünstigt bis zu einem gewissen Grade die neue Mission, die, obgleich von den Türken ohne Zweifel verabscheut und durch keine sichere Garantie vom Sultan bestätigt, doch mit den äußeren Zeichen der Achtung empfangen wurde; der Gouverneur von Jerusalem, von einer Ehrenwache begleitet, ging derselben bei ihrer Ankunft aus Jaffa entgegen und führte sie in den ihr angewiesenen Wirkungskreis ein. Man muß gestehen, daß ihre Aussichten für den Augenblick nichts weniger als ermuthigend sind, indem, nach den letzten Berichten, die dortigen Machthaber dem Bischof die Fortsetzung des Kirchenbaus verboten haben."

Ueber die Lage der übrigen Bewohner Jerusalems, vorzüglich der Israeliten, liest man Folgendes:

„Die Handels-Thätigkeit ist in der heiligen Stadt so unbedeutend, daß, mit Ausnahme der Osterzeit, wo es von Pilgern wimmelt, eine eigene Stille darin vorherrscht. Sie enthält eine Bevölkerung von nahe an dreißigtausend Seelen, aus Muhammedanern, Juden und Christen bestehend. Allen diesen sind besondere Stadttheile angewiesen; die Ersteren wohnen in der Nähe ihrer großen Moschee — die Letzteren, von denen die Armenier die wohlhabendsten und die Griechen die zahlreichsten sind, halten sich in den westlichen Vierteln der Stadt, in der Nachbarschaft ihrer Klöster, auf. Die Juden aber sind — als Fremdlinge in ihrem eigenen Lande — auf die niedrigsten Distrikte, am Fuße des Berges Zion, beschränkt. Sie sind arm und werden aufs grausamste unterdrückt; dessenungeachtet hat sich ihre Zahl seit kurzem beträchtlich vermehrt und mag sich nunmehr auf fünf- bis sechstausend belaufen — auch kommen viele bejahrte Hebräer aus entfernten Gegenden hierher, um ihre Gebeine neben die ihrer Vorältern zu legen. Eine alte, verfallene Mauer, die den Berg Moriah von Acra scheidet, soll, der Tradition zufolge, ein Ueberbleibsel des Tempels seyn; hier treffen oft diese Unglücklichen zusammen, um ihr trauriges Geschick zu beweinen. Es ist ein wahrhaft interessantes, obgleich bedauernswürdiges Schauspiel, die Töchter Judah's, in jungfräuliches Weiß gekleidet, am Vorabend ihres Sabbaths stillschweigend und trauernd am südlichen Abhange Zion's zu erblicken."

Obgleich Herr Stent in manchen Fällen eine etwas zu große Leichtgläubigkeit an den Tag legt, so bestätigt er doch eben so wenig wie andere Reisende die einst gangbaren Sagen von den verderblichen Eigenschaften des sogenannten Todten Meers. Die Behauptung, daß keine Fische in den Gewässern desselben leben können, wird von Personen, denen die dortigen Gegenden auf das genaueste bekannt sind, mit Bestimmtheit widersprochen, und er selbst bemerkte wilde Enten, die auf der Oberfläche des Sees schwammen, dessen giftiger Hauch, der Fabel zufolge, jedes lebende Geschöpf vertreiben soll.

Die Reise mit dem Dampfschiffe von Beyrut nach Konstantinopel giebt zu Scenen des Gewühls und der Geschäftigkeit Anlaß, die gegen die melancholischen Eindrücke des Aufenthalts in Jerusalem lebhaft genug abstechen. „Das Dampfboot", schreibt der Verfasser, „sollte uns in acht Tagen nach der Türkischen Hauptstadt bringen; das Passagegeld war für die Person auf zehn Pfund Sterling (67 Thaler Pr.), nebst fünf Shilling (1 Thlr. 20 Sgr.) pro Tag Beköstigung, festgestellt. Capitain und Schiffsmannschaft waren ungemein höflich, die Kojen (Schlafkabinette) und der Salon geräumig, und man gab uns täglich Madeira oder Champagner zum Besten. Das Wetter begünstigte uns während der ganzen Fahrt, mit Ausnahme eines einzigen Tages; die Gesellschaft, unter der sich Engländer, Irländer und Amerikaner befanden, war sehr angenehm, und da wir auf dem Schiffe auch eine ziemlich gute Büchersammlung antrafen, so war die Reise wahrhaft entzückend, besonders da so großartige, imposante Naturscenen sich fortwährend unseren Blicken darboten. Die Schattenseite in diesem Gemälde war der überfüllte Zustand des Verdecks, welcher von Passagieren wimmelte. Unter diesen befanden sich viele schmutzige Türken mit ihren Frauen und Kindern, die ohne Unterlaß rauchten oder schrieen, beteten oder Knoblauch verschlangen, wodurch sie nicht nur unsere Organe des Gehörs und des Geruchs aufs Aeußerste belästigten, sondern uns auch noch die Promenade auf dem Verdeck versperrten. Diese armen Leute schienen ganz entblößt; kaum hatten sie ein Stück grober Sackleinwand, um sich vor der Nachtluft zu schützen, und die spärlichste und gröbste Kost, um den nagenden Hunger zu befriedigen. Auf dem Verdeck der Passagiere zweiter Klasse waren noch außerdem viele Hunde und Schafe vom Libanon, mit ungeheuren Fettschwänzen, so wie Pferde aus Syrien, zum Geschenk an den Sultan bestimmt.

„Eine fortwährende Quelle der Unterhaltung war der Harem Selim-Pascha's; dieser enthielt acht Damen, worunter indessen mehrere schwarze Schönheiten aus Nubien waren. Es wurde ihnen erlaubt, täglich zwei Stunden auf dem Verdecke zuzubringen; sie waren jedoch immer dicht verschleiert, und ganz in eine weite Robe von weißer Leinwand oder Baumwolle gehüllt saßen sie in einer Ecke, wo man noch überdies ein großes Betttuch vor ihnen aufhing, um sie allen Blicken zu entziehen. Ihr Aufseher war ein Neger, der strenge Wache über sie hielt. Ihre Kajüte konnte man von einem der oberen Fenster gut übersehen; als sie einmal geöffnet wurde, um frische Luft hereinzulassen, und ich es wagte, mich dem Eingang zu nähern, wurde ich von dem Hauptwächter mit den heftigsten Geberden zurückgestoßen, indem er mich wüthend anblickte, als ob er den Dolch und Strang schon bereit hätte, um den ungläubigen Hund für seine Verwegenheit zu bestrafen. Uebrigens schienen die Bewohnerinnen des Harems heiter und gutes Muthes zu seyn; wir konnten es deutlich durch eine Oeffnung in der Bretterwand sehen, wie sie arbeiteten, scherzten oder sich mit dem aufwartenden Nubischen Sklaven unterhielten."

Mannigfaltiges.

— Litthauische Volkslieder und Sagen. Eine kleine Sammlung solcher Volkslieder hat so eben der in neuerer Zeit auch durch eigene Poesieen bekannt gewordene ostpreußische Dichter **Wilhelm Jordan** in Deutscher Bearbeitung (Berlin, Verlag von Julius Springer) herausgegeben. Freunde der Naturpoesie werden in diesem Strauße manche lieblich duftende Blüthe finden und dabei gern und leicht einige werthlose Kuh- und Gänseblümchen übersehen, die sich unvermeidlich mit eingeschlichen haben. Wir theilen als Probe nachstehendes sinnig-zarte, in ähnlicher Weise wie Uhland's Gedicht von dem heimkehrenden Sohne die Mutterliebe feiernde Lied mit:

Dreifache Trauer.

Als über jene Brücke
Der schöne Heinrich ritt,
Hat sich das Roß gebäumet,
Daß er hinunter glitt.

Ein allzukühles Bettlein
Des Stromes Tiefe war;
Er ist sogleich darinnen
Entschlafen für immerdar.

Vom Teich des Königs flogen
Drei Schwäne durch die Luft
Und ließen sich hernieder
Auf des schönen Heinrich's Gruft.

Der eine Schwan zu Füßen,
Zu Häupten der andre liegt
Und an des Hügels Seite
Sich still der dritte schmiegt.

Es ruht die Braut zu Füßen,
Zu Häupten die Schwester liegt
Und an des Hügels Seite
Sich still die Mutter schmiegt.

Da sind aus ihren Augen
Viel Thränen vergethaut;
Es hat die Braut drei Monde
Geschrie'n, gejammert laut.

Die Schwester hat gesprochen
Von ihrem Herzeleid,
Bis daß die Erde anzog
Das dritte Frühlingskleid.

Die alte graue Mutter
Hat still um ihn geweint,
Bis daß sie mit dem Sohne
Im Grabe lag vereint.

— Ein Lustspiel auf Eisenbahnen. Die Herren Bayard und Varin haben für das Theater des Palais-Royal in Paris ein Lustspiel unter dem Titel „Paris, Orleans und Rouen" geschrieben. Als dieses Stück zum erstenmale gegeben wurde, waren sämmtliche Direktoren der Eisenbahnen von Paris nach Orleans und von Paris nach Rouen, ungeachtet ihrer von Geschäften sehr in Anspruch genommenen Zeit, im Theater. Sie erwarteten oder fürchteten vielmehr eine strenge Kritik der vielen Unbequemlichkeiten und Fahrlässigkeiten, die, wie es scheint, von Französischen Eisenbahnen unzertrennlich sind, fanden jedoch Stück und Publikum ziemlich artig gegen ihr Werk. Ein Musiker aus Senlis, Theodor Passavant, kömmt nach Paris, um sich nach Rouen „einzuwaggoniren" *); ein boshafter Mentor, der Handlungsreisende Gamba, dessen Leitung er sich anvertraut, führt ihn jedoch nach Orleans, so daß er nach dem Orte des Triumphes der Jungfrau kommt, während er sich in dem Orte ihres Märtyrerthums zu befinden glaubt. Hieraus entstehen nun tausend Quiproquo's und unzählige Verwirrungen. Galopin, der Konditor von Rouen, Cabassol, der Konditor von Orleans, Theodor Passavant, der Verlobte von Mlle. Galopin, und Theophil Passavant, der Bräutigam von Mlle. Cabassol, Gamba, der Commis-Voyageur, und Aspasia, die Ehestifterin, Alles kömmt sich in die Quere wegen des fatalen Umstandes, daß die Eisenbahn eben so rasch nach Orleans als nach Rouen hinführt. Das „Imbroglio" wird am Ende so groß, daß Niemand daraus recht klug wird, aber das Publikum lacht, als würde das Lachen eben so wie der Stoff des Stückes durch Dampf gefördert, und die Verfasser des kleinen Lustspiels haben ihren Zweck erreicht.

*) s'envagonner, ein neues Wort, das man nach s'embarquer (sich einschiffen) ꝛc. gebildet hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Montag den 18. September 1843.

England.

Die politischen Theorieen des 17ten Jahrhunderts.

Thomas Hobbes und Jakob Harrington.*)

Bewegte Zeiten sind fruchtbar an Systemen. Die Unordnung der äußeren Dinge geht auf die Geister über, und die schlecht geleitete Einbildungskraft erhält ihre Richtung von der Außenwelt. Fast das ganze 17te Jahrhundert tritt uns, in England, von diesem Gesichtspunkte aus und mit diesem Charakter entgegen. Es beginnt mit der Pulver-Verschwörung bei dem Regierungs-Antritt Jakob's I.; hierauf geht es von der Monarchie zur Republik, von der puritanischen Herrschaft zur katholischen Reaction über, und nachdem es sich in der Mitte seines Laufes mit einem Königsmord befleckt, findet es erst seine Ruhe in einem Dynastieenwechsel und durch die Thronbesteigung Wilhelm's III. Keine andere Aera, sieht man von der Französischen Revolutionszeit des vorigen Jahrhunderts ab, hat grandiosere Katastrophen und plötzlichere Umwälzungen aufzuweisen. Der religiöse Fanatismus mischt sich hier mit der politischen Wuth; die militairische Diktatur übt bald mit einem Protektor unter dem Namen einer zügellosen Gottesfurcht ihre Herrschaft aus, und bald macht sie sich unter Monk im Interesse von Privat-Intriguen geltend. Noch nie trennte ein schneidenderer Kontrast eine Nation in zwei Parteien, die sich schärfer gegenüber standen als hier. Nur die wahrhafte Liebe zum Vaterland ist das einzige Band, welches alle diese herzzerreißenden Verwirrungen und alle diese mörderischen Kämpfe überlebte.

Hobbes und Harrington sind in Bezug auf das philosophische Leben jener Zeit der bewußte Ausdruck des damaligen politischen und geistigen Zustandes. Sie haben auch ein gemeinschaftliches Terrain, nämlich das, daß sie Beide neue Systeme hervorriefen. Aber der Eine macht seine Untersuchungen im Sinne des äußersten Absolutismus, der Andere im Sinne einer äußersten Freiheit, und alle Beide führen ihre Prinzipien bis auf die höchste Spitze. Sie leben in demselben politischen und religiösen Strudel, sind Beide von denselben Ereignissen begeistert genug, um hierüber verschiedene Erklärungen anzustellen; sie sterben fast gleichzeitig, nachdem der Eine die unumschränkte Gewalt und der Andere die Anarchie verherrlicht hatte. Darum bietet das Studium dieser beiden Denker, läßt man gleich den Einen derselben jetzt fast ganz unbeachtet, so vielen interessanten Stoff dar. Es ist ganz eigenthümlich, zu sehen, wie sich die damaligen Begebenheiten in ihrem Geiste auf eine ganz verschiedene Weise abspiegeln, und wie sie aus denselben so ganz entgegengesetzte Resultate ziehen. Hobbes mit der Kraft seines Raisonnements, Harrington mit der Treuherzigkeit seiner politischen Illusionen, führen uns das Bild jener zwei großen Parteiungen, in denen England damals getheilt war, wieder vor die Seele.

Beginnen wir mit Hobbes. In seinem zwanzigsten Jahre bereiste er mit seinem Zögling, dem Grafen von Devonshire, den Kontinent, wo er seine Kenntnisse durch viele Anschauungen und Erfahrungen vermehrte. Italien war damals der Herd großer Geister; er hielt sich hier lange auf und wurde zu Florenz ein eifriger Anhänger Galilei's. Das Studium der exakten Wissenschaften gab von dieser Zeit an seinem Geiste eine dogmatische und positive Richtung, und vor Locke ward er der Vertreter der sensualistischen Philosophie. Jedoch neigte er sich auch etwas dem Skeptizismus hin: denn er behauptet, daß es, außer dem Begränzten und Endlichen, für den Menschen weder eine Erkenntniß noch eine Gewißheit gebe. Zeit und Raum sind ihm demnach der Grund und Boden alles Erkennens; und wenn Gott auch durch die Sinne erkannt wird, so verliert ihn wieder die Vernunft. Hobbes geht noch weiter, er verneint die moralische Gewißheit. Das Wahre und das Falsche sind nach ihm bloß conventionelle Ausdrücke, deren Realität auf keine Weise nachgewiesen werden kann. Die Vernunft entsteht in uns auf eine künstliche Weise. Jedes Wesen liebt dasjenige, wonach es Verlangen hat, und sein Wille ist nur der letzte Gegenstand seines Verlangens. Das Erwünschte besitzen, heißt glücklich seyn, und mit der Befriedigung seines Wunsches erlischt das Glück. Es giebt wohl eine Tugend; diese besteht aber darin, daß man seinen Willen auf die nützlichste und vernünftigste Weise beherrsche.

Dies ist eine Philosophie, die sich, so religiös die Zeit auch war, ganz der Erde zugewendet. Heutzutage würde man kaum wagen, eine Lehre auszusprechen, wo die Seelenthätigkeiten eine solche sekundäre Rolle spielen. Hobbes war aber minder furchtsam; er sagte entschieden und offenherzig, was er dachte. Er machte in seiner Philosophie von der geometrischen Methode Gebrauch. Dies ist die Klippe, an der alle Geister, welche das Verfahren der exakten Wissenschaften auf das Uebersinnliche anwenden, scheitern. Da sie dasjenige, was nicht demonstrirt werden kann, zurückweisen, so müssen sie nothwendig in eine allgemeine Negation verfallen. Die Hauptgrundsätze seiner Lehre hat Hobbes in seinem ersten Werke de cive (über den Bürger), das er in seinem Zufluchtsorte Paris schrieb, niedergelegt; aber die wahrhafte Entwickelung derselben findet sich erst in seinem Leviathan und besonders in dem Schlußstein seines Systems, dem philosophischen Decameron.

Hobbes' Ideengang steht mit den Beziehungen im Zusammenhang, in die er den Menschen zu Gott, zu seinem Mitmenschen und zu seinem Fürsten stellt. Somit hatte er die religiöse, soziale und politische Sphäre zu behandeln. Was erstere betrifft, so hat er dieselbe schnell und meistens, als unserer sinnlichen Anschauung entzogen, formell abzumachen gesucht. Im Uebrigen faßt Hobbes den Menschen nicht so besonders schmeichelhaft auf. Er ist ein Humorist; er sieht das Menschengeschlecht von seiner schlechten Seite, und die ganze menschliche Gesellschaft ist in seinen Augen eine Gattung von Wölfen, die immer bereit wäre, sich gegenseitig zu verschlingen. Man erkennt in ihm ein Opfer politischer Stürme, einen Geächteten, den der Krieg von seinem Herde verbannt hat, und einen solchen, der sein Vaterland mit zerrissenem, mitleidigen und schmerzerfüllten Herzen verlassen hat. Der Mensch, sagt unser politischer Philosoph, ist, wenn man ihn nach seinem Wesen und in seiner wahrhaften Natur auffaßt, nicht sozial. Sein Leben in der Gesellschaft ist mehr Zufall; nicht das Wohlwollen ist es, das ihn in diesem Zustande erhält, sondern die Furcht. So ist jede Civilisation nur eine erkünstelte Erscheinung, ohne innere Dauer, ohne inneres Motiv. Der Zufall hat die erste Annäherung bewirkt, und nur die Gewalt hat ihre Fortdauer erzwungen, indem sie ein zufälliges und unwillkürliches Faktum zu einem anhaltenden und dauerhaften umwandelte.

Aehnliche Prämissen mußten natürlich ganz seltsame Konsequenzen zur Folge haben. Und Hobbes scheute keine. Alle Menschen stehen sich bewaffnet gegenüber. Der Wille, sich gegenseitig zu beleidigen und zu befehden, beseelt sie alle. Während der Eine strebt, dem Anderen zu schaden, sieht sich dieser genöthigt, ihm zu widerstehen. So zwingt die Natur alle Wesen zu einem Kampf, die Guten wie die Bösen; die Bösen, um anzugreifen, die Guten, um sich zu vertheidigen. Zugleich aber sind die Menschen in diesem Zustande sich alle einander gleich, da sie wechselseitig eine Macht haben, nicht nur sich zu befehden, sondern auch sich umzubringen. Daher folgende drei Prinzipien: erstens, daß Alle, vermöge der natürlichen Gleichheit, auf Alles ein Recht haben; zweitens, daß Alle sich gedrungen fühlen, dieses nothwendige Recht für ihre Selbsterhaltung geltend zu machen; und endlich drittens, daß ein Jeder über die anzuwendenden Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, Richter ist.

Diese drei Prinzipien setzen einen unversöhnlichen Krieg voraus. Die Gleichheit des einen Individuums mit dem anderen zeigt sich wieder in der der Völker, und die Gleichheit der Kämpfenden muß die Gleichheit des Kampfes zur Folge haben, d. h. seine Ewigkeit. Nach Hobbes' Ansicht mußte der Mensch aus diesem Naturzustande heraustreten; und nach ihm mußte der Stärkere die Eroberung aufgeben, nachdem er den Schwächeren unter seine Botmäßigkeit gebracht. Auf diese Weise mußte der Krieg Aller gegen Alle aufhören, sey es, daß der Friede durch den so eben erwähnten Zwang, oder auf dem Wege des Vertrags zu Stande gebracht wurde. Im Naturstande mußte sich daher eine Macht erheben, welche keinen Widerstand leidet, und die nicht begränzt und bestimmt ist, und welche auf unmittelbare und wesentliche Weise das Recht besitzt, alles das, was ihr wohl dünkt, zu thun. Mit anderen Worten, die Anarchie hat nur Ein Gegengewicht, nämlich die absolute Gewalt. Je stärker diese Gewalt ist, desto gesicherter ist der menschliche Zustand, und mit diesem das Glück der Menschen. Dies sind Hobbes' Resultate, insofern sie das soziale Leben betreffen: er will einen Hirten und eine Heerde.

Geschichtlich führt Hobbes die Menschen auf folgende Weise in den gesellschaftlichen Zustand. Er nimmt ein mobile an, das er den graden Menschenverstand nennt, und der nichts Anderes ist, als die menschliche Berechnung, wodurch man das sucht, was dienlich ist, und meidet, was schaden könnte. Der Naturstand hat gewisse Unbequemlichkeiten, welche die Menschen auffordern, sich zu vereinigen, und unter gewissen Bedingungen und Reglements ihre Sicherheit gegenseitig zu verbürgen. Diese Einigung und diese gegenseitige Verbürgung aber kann nur dadurch zu Stande kommen, daß der Mensch einen Theil der Rechte, die er in dem Naturstand genoß, aufgiebt. Wenn Jeder das

*) Nach den Miscellanies of Literature von d'Israeli dem Aelteren.

Recht, das er von Natur auf Alles hat, geltend machen wollte, so ist es klar, daß dasselbe Recht, welches so von Allen auf Alles geltend gemacht wird, einen unaufhörlichen Streit hervorrufen würde. Um daher einen Waffenstillstand zu erhalten, ist es nöthig, daß man auf dem Wege der gegenseitigen Zugeständnisse dazu gelange. Auf diese Weise wurde das individuelle Eigenthum gegründet, wodurch die ganze Gemeinschaft sich rechtlich ihrer Güter zu Gunsten verschiedener Besitzer entäußert sah, welche unter Anderm auch das Recht hatten, dieselben einem Anderen wieder zu übertragen. Dieser Kontrakt hat die einzelnen Menschen zu einer menschlichen Gesellschaft umgewandelt. Die Macht, die ein Jeder besitzt, sich desjenigen, was ihm angehört, zu entäußern, ist erst das wahrhafte Band der Gesellschaft, und Hobbes giebt dieser Macht einen solchen Charakter der Unverletzbarkeit, daß er behauptet, daß selbst ein erzwungener Kontrakt unverletzlich und verbindend sey. Er setzt sich folgenden Fall: „Wenn ich einem Diebe, um mein Leben zu retten, versprochen habe, am folgenden Tage 1000 Thaler auszuzahlen, ohne ihn beim Gerichte anzuzeigen, bin ich alsdann verpflichtet, mein Wort zu halten?“ Und er steht keinen Augenblick an, diese Frage zu bejahen, und zwar aus folgendem Grund: „Warum sollte ich“, fährt er fort, „mein Wort brechen? Etwa, weil die Furcht mir das Versprechen erpreßte? Es giebt aber in unserem gesellschaftlichen Zustande nichts, was nicht auf diesem Hebel beruhe. Würde etwa der Arme aus einem anderen Grunde als aus Furcht vor Strafe das Vermögen Anderer unberührt lassen und ruhig mitansehen, wie andere genießen, während er einem darbenden Leben anheim gefallen ist?“ Aehnlich sey es hier, sagt Hobbes, er sieht aber nicht, daß er hiermit in eine petitio principii verfallen ist. Ein erzwungenes Versprechen ist gerade eine der Gewaltthätigkeiten, gegen welche die gesellschaftliche Macht die Waffen ergriffen hat; es ist ein Raub des Eigenthums, und wenn er sich hier, anstatt auf die Sache selbst, auf den Willen bezieht, so verändert er darum noch nicht seinen Charakter. Der unmittelbare Räuber würde dem Reisenden sein Geld geradezu aus der Tasche nehmen; der mittelbare Dieb aber erzwingt das Versprechen, das Geld am folgenden Tage zu zahlen. Nur der Hergang ist ein anderer; im Grunde aber ist die Handlung selbst dieselbe.

Hobbes hält demnach das Prinzip der Furcht für die bürgerliche Gesellschaft für nöthig. Er will den Gehorsam keinen Augenblick in Zweifel gezogen, er will die Unterwerfung nicht als ein erzwungenes Versprechen angesehen haben. In seinen Augen ist eine Macht, die man, und sey es in einem noch so geringen Grade, in Erwägung zieht, keine Macht mehr; diejenige erst ist eine wahrhafte Autorität, die unverletzlich ist. Das politische Recht erfaßt und verschlingt nach ihm das natürliche und bürgerliche Recht. Noch nie ging man in der Ausdehnung der höchsten Gewalt weiter, als Hobbes. Er hat zuerst die Fahne der Autokratie aufgepflanzt. Die Uebereinkunft der guten Bürger unter einander schien ihm keine hinreichende Bürgschaft für die Sicherheit; er sieht unter ihnen Zwistigkeiten voraus, und fürchtet, da eine Disharmonie zu erblicken, wo Einigkeit und Harmonie unbedingt nothwendig sind. Darum verwirft er die gemischte Verfassung, und fügt hinzu: „Da die Verbindung vieler, nach einem Ziele gerichteter Willen, nicht hinreichend ist, den Frieden zu erhalten, so muß sich ein Willen erheben, der dieses Resultat zu erlangen vermag. Dieses nun aber ist nicht möglich, wenn jeder Einzelne seinen Willen dem eines anderen oder einer Gesellschaft nicht unterwirft, dessen Aeußerung absolut befolgt und für einen solchen gehalten werden muß, der das Ganze vertritt.“ Man sieht hieraus, daß Hobbes in den Besitz der absoluten Macht nicht gerade einen Fürsten, einen König zu bringen sucht, sondern nach ihm kann sie auch mit demselben Erfolg auf eine vereinte Gesellschaft übertragen werden.

Dieser so organisirten Macht übergiebt nun unser Philosoph sogleich zwei Schwerter, nämlich, wie er sie selbst nennt: das Schwert des Rechts und das Schwert des Kriegs. Das Schwert des Rechts ist das der absoluten Gewalt übertragene Recht, zu bestrafen; das Schwert des Kriegs ist das Recht, eine Armee zu unterhalten und ohne Kontrolle über sie zu verfügen, und sie nur in dem Interesse anzuwenden, um innere und äußere Bewegung zu unterdrücken. Inmitten dieser unumschränkten Macht des Souverains bleibt dem beherrschten Volke eine Garantie übrig, nämlich die Mäßigkeit und Gerechtigkeit desjenigen oder derjenigen, welche herrschen. Jede Staatseigenschaft gehört ihnen an; sie machen die Gesetze und wachen über ihre Ausführung; sie vertheilen alle bürgerlichen und Militair-Chargen nach ihrem Wohlgefallen. Hobbes geht noch weiter: er giebt ihnen eine unumschränkte Aufsicht über den Gedanken. Der Wortwechsel erschüttert nach ihm den gehorsamen Sinn und außerhalb des Gehorsams giebt es keine Sicherheit mehr. Wozu sollte man also den Geist der Völker mit Zweifeln umdüstern und sie gegen die Regierung, unter der sie leben, mißtrauisch machen?

Allerdings waren es die Unruhen jener Zeit, die in diesem mächtigen Geist eine Reaction hervorgerufen, der inmitten der Zügel- und Gesetzlosigkeit seines Zeitalters seine Zeitgenossen in ein entgegengesetztes Extrem zu versetzen sich bestrebte. Beim Anblick solcher zügellosen Leidenschaften mußte er sich natürlich fragen, ob die Erde nicht wirklich von wilden Thieren, die man durch ganz willkürliche Institutionen zügeln müsse, bevölkert wäre? Indem er die Gesellschaft auf diese Weise ansah und das Zufällige von dem Wesentlichen nicht genug unterschied, mußte er ein befangener Richter und ein vorurtheilsvoller Kritiker werden. Von dem äußersten Grade der gesellschaftlichen Auflösung ausgehend, mußte er natürlich zu solchen Resultaten hingerissen werden. Er verherrlichte die Autokratie und zeigte sie der Welt als ihr einziges Heil; er ließ der Menschheit für jetzt wie für die Zukunft keine andere Alternative, als entweder eine ewige gegenseitige Zerfleischung oder eine ewige Unterwerfung. Er gab nicht zu, daß die Eintracht eben so gut durch die Kultur wie durch die Unterdrückung der Völker bezweckt werden kann, eben so gut durch ein Entgegenkommen der Neigungen, wie durch deren Niederhaltung. Er glaubte weder an eine Perfektibilität des Menschengeschlechts noch an seine Verbesserung.

(Fortsetzung folgt.)

Galizien.

Ausflug eines Deutschen nach Pokucien.

(Schluß.)

Der schönste Tag dieses Ausfluges war der Oster-Sonntag. Der Direktor ließ eine leichte Kalesche anspannen und machte mich während der Fahrt durch Beschreibungen, die mir übertrieben klangen, neugierig auf die Dinge, die da kommen sollten. Der Weg zog sich, immer langsam aufsteigend, längs reicher Triften und gut bestandener Eichenwaldungen; etwa zwei Stunden von Bohorodczany entfernt, fielen wir von der Kaiserstraße ab und gelangten bald nach einer etwas rascheren Steigerung auf den Gipfel der Staruńa (wörtlich: die Großmutter). Dieser war vom Walde frei, und ein Huzule hatte sich oben sein eigenes Gehöft an einer der poetischsten Stellen eingerichtet, die ich auf meinen vielen Wanderungen kennen gelernt hatte. Nach der einen Seite, von welcher wir hergekommen waren, schweift der Blick über unermeßliche Ebenen, aus denen zunächst die Städtchen Bohorodczany, Lisiec, Tismienica und das bedeutendere Stanislawow wie Inseln hervortauchen und stundenlange Dörfer längs der Bäche sich hinstrecken, sich eines so an das andere schließend, daß man nur durch die verschiedenen Griechischen Kirchen erfährt, man habe mehrere Dörfer vor sich. In der Ferne stellten sich die niedrigen Dniesterhügel dem Auge wie Dämme entgegen und bezeichneten zugleich die Gränzen der ehemaligen Starostei Stanislawow nach der einen Seite. Kehrten wir nach dem Süden um, war auch die Aussicht eine in jeder Hinsicht entgegengesetzte. Da kamen von Westen her die Karpaten, in ungeheuren Massen sich über einander emporthürmend, dort den langen scharfen Rücken plötzlich ins Schwindelnde absenkend, da wieder als kühne Nadeln und Hörner leicht sich emporschwingend. Das ist die Gränze Ungarns. Plötzlich weicht die Eine mächtige Kette aus einander, der eine Zweig wendet sich nach Süden, Siebenbürgen umschließend und durchziehend, der andere umschlingt im weiten Bogen das Hochland der Bukowina. Der vor einigen Tagen gefallene Schnee war in den Bergen überall liegen geblieben und bildete, von der warmen Aprilsonne erleuchtet, mit seinen Farbenspielen einen märchenhaften Kontrast zu dem frischen Grün der Ebenen. Zu unseren Füßen lagen die Thäler von Nadworna, durch welche die Kaiserstraße nach Czernowitz als brauner Streifen fortlief und im fernen Osten sich verlor. Weiter vertiefte sich der Blick in die Thäler der beiden Bistrica der Lomnica und des Prut, die hier ihre Quellen haben. Zur linken Seite der Bukowiner Kette endlich breitete sich der Kolomnäer Kreis wie eine Karte vor uns aus, zuletzt in die Flächen des Stanislawower sich verlierend.

Das, was wir von der Staruńa aus, von den Bergen umschlossen zum Theile in den Bergen drinnen, nach allen Seiten uns wendend erblickten, ist Pokucien, einst die Starostei Stanislawow, ein erbliches Amt und Besitzthum der Grafen Potocki. Nach der Theilung Polens kam diese Landschaft zum Theil durch Kauf in den Besitz der Kamerale, als des Erben der Polnischen Krone, und jene Theile, welche nicht Salzquellen haben, wurden wieder an Private verkauft. Von den Polnischen Edlen, den Eroberern dieser Landschaft, und ihrem Treiben, von den Gewaltstreichen derselben gehen nur noch Sagen im Volke umher, denn, wenn auch später wieder einzelne Parzellen in den Besitz von Polnischen Herren kamen, so waren die Verhältnisse unterdeß andere geworden. Das Polnische Wesen gehört in diesem Ruthenischen Land zu den vergangenen Dingen.

Unverändert aber lebt der Volksgeist in diesen Bergen, ungetrübt durch die eingedrungene fremde Sitte herrschen hier die Gebräuche, so wie sie vor Jahrtausenden geherrscht hatten. Denn, was ich selbst sah und was ich zur Erläuterung von dem hier wohnenden Huzulen erfragte, versetzte mich, wie mit einem Schlage sechzig Meilen weiter gegen Westen, in die Karpaten meiner Heimat.

In diesen Gebirgen, nämlich der östlichsten von Slawen bewohnten Karpatengegend, ist dieselbe Lebensweise herrschend, wie in den Mährischen Beskiden (Bergkämmen) und an der Czorna hora im Kolomnäer Kreise, wie um Radhoſt im Prerauer findet man wenig verändert dieselben Kultur-Zustände. Die Bewohner dieses ganzen Küstenstriches sind ein Hirtenvolk, daher sind ihre Wohnungen nicht dorfartig an einander geschlossen, sondern auf den günstigsten Punkten der Berge zerstreut. Ein solches Besitzthum heißt eine pasěka und besteht aus einer mitten im Walde gelegenen Wiese, in deren Mitte oder seltener im Waldrande sich die Hütte (chata) mit einigen Obstbäumen und Kartoffel- oder Hafer-Feldern befindet. Jedesmal wird zur Anlage einer pasěka der Ort gewählt, wo eine Quelle sich befindet. Die Paseken sind die immerwährenden im niederen Gebirge liegenden Wohnplätze; dorthin wird auch gegen den Winter das Vieh, meist schwarze Schafe, in seine Stallungen getrieben. Wenn jedoch der Frühling kömmt, d. h., wenn in den wärmsten Thälern die Buchen zu grünen beginnen, zieht die Jugend mit den Heerden in die höheren Berge, und da entwickelt sich erst das eigenthümliche Leben dieser Landschaften.

Ehe dieser Auszug ins höhere Gebirge angetreten wird, versammeln sich an einem bestimmten Tage alle Heerden-Besitzer an einem herkömmlichen Orte; für Pokuzien ist es das Städtchen Kutty, wo diese Zusammenkünfte gehalten werden. Dort wird zuerst durch das Uebereinkommen der Aeltesten der Durchschnitts-Preis der einzelnen Verkaufs-Gegenstände bestimmt, dem sich dann

ein jeder unabweislich fügt, so daß Beispiele vom Gegentheile zu den unerhörten, jahrelang besprochenen Dingen gehören. Nach diesem großen Markte, zu dem sich in Kuty Moldauer, Siebenbürger, Magyaren, Slowaken und Russen, natürlich und hauptsächlich auch Juden einfinden, werden die Heerden gezählt, und mehrere Besitzer übergeben sie immer einem durch Alter und Erfahrung bewährten Aufseher, der den Ehrennamen bacia (altslawonisch: Vater) führt und für seine Bemühung Prozente, sowohl von den Heerden als von den Erzeugnissen bekommt.

Die Söhne und Töchter der Heerden-Besitzer nimmt der bacia als untergeordnetes Personal mit, und so geht denn der Zug weiter hinauf zu den Salaschen und Kolyben. Salaschen heißen nämlich die höheren Bergwiesen, das, was man in den Steyrischen Alpen die Almen nennt, und Kolyben sind die Sommer-Wohnungen der Hirten. Eine solche Kolyba hat zwei Kammern, eine größere, wo vom Dache herab ein Kessel zur Käsebereitung herabhängt und ums Feuer herum bei schlechtem Wetter die Hirten sich lagern, und eine kleinere zur Aufbewahrung des erzeugten Käses. Dieser, brynza genannt, bildet einen bis Wien, Prag, Warschau und Ofen verführten Handels-Artikel der Karpaten. — Die Heerden bleiben Tag und Nacht im Freien, und auch ziehen ihre Hirten dies Lager der Kolyba vor, welche gerade nur den nothdürftigsten Schutz gegen's Unwetter gewährt, indem das Gebälke, aus dem sie aufgebaut ist, nur roh ohne Verstopfung der Fugen aufeinandergelegt wird. Nur der bacia ist der immerwährende Bewohner der Kolyba, empfängt hier die Rapporte seiner Untergebenen, theilt Befehle aus und nimmt mit patriarchalischer Gastfreundschaft die seltenen Fremden auf, die zu jener Kolyba gelangen. Eine Gabe für Nachtlager, Milch, Käse und Haferbrod zu nehmen, wäre eine unvertilgbare Schmach für einen bacia, selbst das Anbot einer solchen kann ihn bis ins Tiefste kränken.

Wandert man nun durch diese Gebirge, so ist es, als träte man in das Reich unsichtbarer und nur hörbarer Kobolde. Von Berg zu Berg hallen die Hirtengesänge wieder, klingt das Läuten ihrer Heerden. Bald sind es Scherze, die sich die Bursche und Mädchen im kadenzirten Gesange zurufen, wie zum Beispiel neckende Einladungen zum wechselseitigen Besuche; bald wieder ist es nur ein plötzlicher Jubelruf, wie der Schrei eines Geiers, der im hundertfachen Echo von Berg zu Berg fortgeleitet wird und wie ein Seufzer der Sehnsucht in der Ferne verklingt. Hier hört man ein Liedchen, dort eine Tanzweise ertönen! Ach, diese Lieder und diese Tanzweisen, sie haben so was Magisches, unmerkbar sich Einschmeichelndes und Unvergängliches in sich, daß man vom tiefsten Heimweh ergriffen wird, wenn sie einem in der Ferne einfallen. Wie der Volksgesang meistens, vorzüglich der Slawische, bewegen sich diese Lieder (dumki) und diese Tanzweisen (kolomyki) in Moll-Tonarten, und kommen selten aus dem Zweivierteltakte heraus. Der Inhalt ist oft höchst geringfügig, wie mir denn sogleich ein Gebet einfällt, wo ein Bursche nur um ein frisches Mädchen (eine diwczyna choroszа) fleht, aber dies mit einer solchen tiefen Wehmuth, mit einer solchen ergreifenden Innigkeit thut, daß man es hört, wie ihm um ein Höchstes, nicht um Frivoles zu thun sey. Ja, in diesen Gesängen drückt sich's aus, wie das Substantielle des Slawischen Volkes ein Ueberschwängliches und eine reiche Zukunft Verheißendes sey, möge sie immerhin noch eine sehr ferne seyn.

Auch Anderes, was ich in den westlichen Karpaten kennen gelernt hatte, findet sich bis ins Detail hin bei diesen Bewohnern der östlichen Berge, als sicherer Beweis, daß diese Sitten und Gebräuche die uralten, ursprünglichen sind, weil sie sich bei allen diesen Gebirgsstämmen auf gleiche Weise wiederfinden. Dasselbe Hirtenleben mit seinen Gebräuchen und Formeln sogar findet sich bei den Wallachen der Mährischen Beskiden, den Polnischen Goralen und Ungarischen Slowaken in der Tatrahauptkette und diesen Huzulen in Pokucien. Mehr als auf 80 Meilen Länge sind die Berghäupter von den Johannisfeuern in Einer Nacht erhellt, der Nacht der Sonnenwende, durch welche Feuer die heidnischen Slawen ihre turjce oder letnice (das Sonnenfest) feierten, und bei denen auch jetzt noch die Königskerze (verbascum thapsus) nicht fehlen darf, das uralte Symbol der Lebensmutter dziewana, deren Namen sie heute noch überall führt.

So zu Erinnerungen und Zukunftsträumen durch die vor mir liegende reiche Gegenwart erregt, konnte ich mich nur schwer und auf wiederholte Mahnungen von dem Gipfel der Starunia trennen. Der Weg führt an den Gränzen der Kameral-Herrschaft Nadwonna und der Privat-Herrschaft Bohorodczany herab, denn wir sollten von einer anderen Seite her nach Hause kommen. Wir fuhren auf einem strittigen Territorium, d. h. auf solchen Gründen, welche bei dem Verkaufe von Bohorodczany nicht bestimmt der Einen Herrschaft oder der Anderen zugewiesen wurden. Diese Unentschiedenheit der Grundherrschaft hatten sich nun unternehmende Söhne der Umwohner zu Nutzen gemacht, sich dort Häuser gebaut, Felder angelegt, kurz ganze Dörfer gegründet, welche sich sehr vortheilhaft vor der Nachbarschaft auszeichnen und eigentlich keinen Grundherrn anerkennen, nicht konskribirt sind und keinerlei Steuern zahlen. Wenn auch die Verhältnisse wieder mit denen des ganzen Landes ausgeglichen sind, so bilden doch diese Unternehmer einen unvertilgbaren Kern für eine freiere Entwickelung.

Den Vormittag des Montags benutzten wir, um die Polnische Sitte der Swiencony kennen zu lernen. Freilich sehen wir sie nur bei Landbeamten, also in untergeordneten Sphären, die Grundzüge sind aber in allen Kreisen stereotyp, und nur die Quantität des Bereiteten macht einen Unterschied. Beim Eintritte ins Zimmer kömmt die Frau vom Hause den Gästen mit hart gesottenem geweihtem Ei entgegen, Jeder muß mit ihr und dann mit jeder Dame des Hauses ein Stückchen verzehren und irgend eine angemessene Gratulation vorbringen. Dann tritt der Hausherr mit einer Flasche Kornbranntwein (wódka) herbei, und jeder Gast muß ein Gläschen (einen kyliszek) mit ihm auf seine Gesundheit leeren. Dann geht es zu den Tischen, wo Braten und Backwerk, Weine und Liqueure in reicher Auswahl aufgestellt sind, wo aber niemals der traditionelle Schinkenbraten und die Baba (ein hoher Kuchen) fehlen darf. Auch diese Baba ist ein Ueberkommniß des Slawischen Heidenthums, denn die Lebens-Mutter dziewana heißt mit anderem Namen baba, und solche Kuchen, welche noch heute ihren Namen führen, mußten ihr zum Opfer gebracht werden. — Beim Swiencony darf Niemand fehlen, der in irgend einer Beziehung zum Hause steht, und wer in irgend ein Verhältniß mit demselben kommen will, kommt ungeladen zum Swiencony und wird, wenn er gefällt, eingeladen wiederzukommen. Daher sind die Swiencony von großer Wichtigkeit für alle jüngeren Damen aus einem Hause. Gewöhnlich ziehen große Gesellschaften aus einem Hause in das andere; auf dem Lande fährt man truppweise von einem Edelhofe zum anderen und bleibt meist so lange, bis alles Geweihte (das heißt Swiencony) aufgezehrt ist. Früher war das freilich ein anderes Ding, und die Swiencony-Fahrten zogen sich gar oft bis zu den Pfingsten hin, welche hier grüne Feiertage heißen (świenta zielona), weil erst um diese Zeit Alles grün ist, auch alle Häuser mit grünen Birken-Reisern geschmückt werden.

Nachmittags machten wir eine Swiencony-Visite in dem zwei Meilen entfernten Stanislawow und zwar bei einem höher gestellten Beamten, also in einem Deutschen Hause. Da sah ich denn zum ersten Male jene Elemente, welche mir später in dieser Composition öfter vorkamen und so den größten Theil der Galizischen Gesellschaft bilden. Einige ältere Damen bei Whisttischen, so sehr Patriotinnen, daß sie nur Polnisch oder Französisch sprachen, dessenungeachtet nach einem Deutschen Beamten als Gemahl ihrer Töchter angelten; eine Unzahl junger Damen, Töchter der vorigen, deren Talente bis zum schlechten Französisch-Sprechen, dem Klimpern von Schubardt's Ständchen und sehr graziösem Mazur-Tanzen entwickelt waren. Weiter, einige ältere Beamten, welche Wist spielten, und wieder eine Masse jüngerer Beamten, welche geladen waren, um den jüngeren Damen die Zeit zu vertreiben. Das thaten sie dann auch con animo, sie bemühten sich, Mazur zu hopsen, denn tanzen können ihn doch nur Polen, und in den Pausen brachten sie so viel Späße zum Vorschein, daß ich mich meiner Landsleute schämen mußte. Der größte Theil des Galizischen Beamtenstandes besteht nämlich aus Individuen, welche in der Heimat entweder gar keine oder doch eine sehr späte Anstellung hoffen konnten, und dahin gingen, wo Mangel an Bewerbern ihnen die Erlangung einer Stelle erleichtern mußte. Und da ists denn kein Wunder, wenn in der Gesellschaft Dinge zum Vorschein kommen, die ans Unglaubliche gränzen.

Nachdem wir Dienstag noch mehrere Oekonomie-Anstalten der Herrschaft Bohorodczany besichtigt hatten, schieden wir Mittwoch dankbar von einem Orte, der für mich wenigstens des Belehrenden viel enthielt. Zur Rückfahrt wählten wir die Poststraße über Dolina, Stey und Mikolajow. In Dolina ist eine sehr beträchtliche Salz-Siederei. Bei Stey, und zwar zwischen Stey und Mikolajow, in dem sogenannten Steyer Schlag, erhielt ich die erste Vorstellung einer Steppen-Landschaft: eine vollkommene Fläche, so daß die Flüsse beinah gar keine Gefälle haben und der hier durchfließende Dniester sumpfig, in tausend Schlangenwindungen hinschleicht. Der Boden mit hohem Unkraut und niederem Gestrüpp bedeckt, das hier und weiter in der Fortsetzung davon, der Ukraine, burzany (burjäny, kleinrussisch) heißt und eine wichtige Rolle in den Gesängen der Polnischen Dichter, hauptsächlich der Ukrainomanen, z. B. Bohdan Zaleski's oder Malczewski's, spielt. Dazwischen könnte man Millionen von Maulwurfshügeln zählen. Mitunter, aber selten ist auch wohl ein Wäldchen oder ein einsames Wirtshaus mit einigen Feldern zu sehen. Sonst aber erblickt man auf dieser fünf Meilen langen Strecke, durch welche die Straße schnurgerade läuft, vor sich nur Mikolajow, hinter sich Stey, scheinbar ohne sich dem einen zu nähern oder von dem anderen sich zu entfernen. Bei Mikolajow endlich wird es besser, die Gegend wird hügelig, waldicht, und nach einer vierstündigen Fahrt erblickten wir den Sw. Jury, die Griechische Metropolitan-Kirche, die, auf einem der höheren Punkte Lembergs erbaut, dem Reisenden von allen Seiten her zuerst in die Augen fällt.

Frankreich.

Grabmal des Vicomte von Chateaubriand.

Saint-Malo, der Geburtsort des berühmten Schriftstellers, liegt im Departement Ille und Vilaine am Meere. Von dort schreibt ein Reisender unterm 25. August d. J.:

„Auch wir sind, wie so viele andere Fremde, zum Grabmale des Verfassers des génie du christianisme gewandert; wir haben den Stein gesehen, welcher bestimmt ist, seine sterblichen Reste aufzunehmen. Ehe wir ihn aber unseren Lesern beschreiben, wollen wir mittheilen, was wir unter den Dokumenten der Stadt-Kanzlei von St. Malo über diesen großen Schriftsteller gefunden haben. Zuerst den Auszug aus dem Kirchenbuche:

„„Franz René de Chateaubriand, Sohn des Grafen René von Comburg und desselben Gemahlin, Frau Appolina Johanna Susanna von Bédée, geboren zu St. Malo den 4. September 1768. Pathen: Johannes Baptista von Chateaubriand, Bruder des Kindes; Franziska Maria Gertrude von Contade, Herrin und Gräfin von Ploner.““

„Ueber den Platz, wo Chateaubriand geboren ist, hat man Verschiedenes erzählt. Nach der örtlichen Ueberlieferung und anderweitigen sicheren Nachrichten ist er geboren im dritten Hause rechts, wenn man vom Thomas-Platze

in die Judenstraße geht. Dies Haus trägt gegenwärtig die Nummer 15 und ist seit längerer Zeit zum Gasthofe eingerichtet, unter dem Namen Hôtel de France. Chateaubriand kam in der Küche des zweiten Stockwerks zur Welt; daraus hat man jetzt ein freundliches geräumiges Zimmer mit der Aussicht aufs Meer gemacht. Es ist mit Nr. 5 bezeichnet und wird besonders hoch gehalten. Man sieht aus seinem Fenster die Insel, auf der sich das Grab befindet.

„Chateaubriand verheiratete sich zu St. Malo den 19. März 1792 mit Fräulein Celeste Buisson. Es finden sich in der Bretagne nur noch einzelne Trümmer der Familie. — Man erzählt, daß die Mutter Chateaubriand's sich gerade bei einer Wasserpartie befand, als die Wehen eintraten, und daß man bei der Insel du Grand-Bey anhielt, um ihr einige Erholung zu verschaffen. Darauf wurde sie nach ihrer Wohnung gebracht und gebar Chateaubriand in der Küche, ehe man sie hatte bis nach dem Zimmer führen können. So erklärt man die Errichtung des Grabes an demselben Orte, der des großen Schriftstellers erste Wiege war. Am 3. September 1828 wurde zum erstenmal davon gesprochen. Chateaubriand schrieb nämlich in einem Briefe an den damaligen Maire von St. Malo, Herrn de Bizien, welcher ihm ein eigenes Werkchen zugeschickt hatte:

„„Zweifeln Sie nicht an dem lebendigen Interesse, welches ich an meiner Vaterstadt nehme. Ich fürchte nur, sie nicht wiederzusehen, ehe ich sterbe. Schon längst hatte ich die Absicht, meine Vaterstadt zu bitten, mir auf der Westseite des Grand-Bey, an derjenigen Stelle, die am weitesten nach dem offenen Meere vorspringt, ein Plätzchen einzuräumen, gerade groß genug für meinen Sarg. Ich will es weihen und mit einem Eisengitter umgeben lassen. Dort hoffe ich, so Gott will, unter dem Schutze meiner Mitbürger zu ruhen. Meine unverzügliche Abreise nach Rom hindert mich unglücklicher Weise, mich noch dies Jahr mit der Ausführung zu beschäftigen.""

„Der Maire antwortete auf diesen Brief am 10ten desselben Monats, daß er sich bereit haben würde, die Wünsche des Herrn von Chateaubriand zu erfüllen, wenn die Stadt sich noch im Besitz der Insel befände, welche ihr nur zeitweilig zum Lazareth gedient habe, gegenwärtig aber von Seiten des Kriegs-Ministeriums in Beschlag genommen worden sey; doch wolle er die Abtretung des Grundes beim Kriegs-Minister nachsuchen, wenn Herr von Chateaubriand ihn dazu näher veranlasse. So ruhte die Sache, bis 1831, auf den Vorschlag des Herrn H. Mordonnais, der Munizipalrath den Maire autorisirte, die weiteren Schritte zu thun. Das Gesuch wurde vom Ministerium abgeschlagen, weil Chateaubriand an den Parteikämpfen Theil genommen hatte. Im Jahre 1835 wurde es jedoch erneuert und am 21. Januar 1836 vom Marschall Maison genehmigt, mit der Bedingung, daß das Kriegs-Ministerium wieder in seine Eigenthumsrechte treten könne. Nun wurde eine Subscription für die Errichtung des Grabes eröffnet, und in einigen Tagen unterzeichneten hundert Bürger von St. Malo gegen 4000 Franken.

„Das Grab ist in einen gewaltigen Felsen auf der Nord-West-Seite der kleinen Insel Grand-Bey gehauen. Statt eines eisernen Kreuzes, was sich an der Meeresküste bald oxydiren würde, hat man ein Granitkreuz auf einen sechs Fuß langen und drei Fuß breiten Grabstein gestellt. Das eiserne Gitter wird erst hinzugefügt werden, wenn die sterblichen Ueberreste des großen Schriftstellers dort ruhen werden. Nur während der Ebbe kann man hinangehen. Das einsame Kreuz erblickt man weit aus dem offenen Meere."

Mannigfaltiges.

— Leopoldine Hugo. Victor Hugo's älteste Tochter, Leopoldine, ein von ihrem Vater angebetetes liebenswürdiges Kind, ist in voriger Woche, wenige Monate nach ihrer Verheiratung mit Herrn Charles Vacquerie, einem reichen, schönen, jungen Manne in Havre, ein Opfer der Wellen geworden, die sie, ihren Gatten, dessen Oheim und den Sohn des Letzteren verschlangen, als sie bei völliger Windstille und beim schönsten Wetter auf einer Wasserfahrt von Caudebec nach ihrem Landsitze in Villequier sich zurückbegaben. Auf der Höhe des dos d'Aue ward die leichte Barke von einem heftigen Windstoß ergriffen, durch den sie umgeworfen wurde. Charles Vacquerie, ein tüchtiger Schwimmer, hätte ganz unbezweifelt sich selbst leicht retten können, aber er wollte vor Allem sein junges Weib dem Tod entreißen, und da ihm dies nicht gelang, ist er mit ihr untergegangen. Ganz Havre trauerte über diesen Unfall und ganz Frankreich ist voll Theilnahme für seinen Dichter, der in der neunzehnjährigen Tochter seine liebste Hoffnung verloren hat. Victor Hugo's lyrische Gedichte sind das Beste, was er geschrieben, und einige der besten dieser Gedichte sind seinem Kinde gewidmet. Mit Rührung liest man jetzt wieder, wie der Vater seine Tochter in den verschiedenen Epochen ihres kurzen Lebens besungen. Es existirt ein liebliches Bild von dem vierjährigen Kinde, gemalt von Louis Boulanger. Unter dieses Bild setzte Hugo die folgenden in seine Odes et Ballades aufgenommenen Verse:

On devine à ses yeux pleins d'une pure flamme,
Qu'au paradis, d'où vient son ame,
Elle a dit un récent adieu.
Son regard, rayonnant d'une joie éphémère,
Semble en suivre encor la chimère,
Et revoir dans sa douce mère
L'humble mère de l'enfant-Dieu!

On dirait qu'elle écoute un choeur de voix célestes,
Que, de loin, des vierges modestes
Elle entend l'appel gracieux.
A son joyeux regard, à son naïf sourire,
On serait tenté de lui dire:
„Jeune ange, quel fut ton martyre,
Et quel est ton nom dans les cieux?"

Sie war sieben Jahr alt, als seine „Herbstblätter" erschienen, und darin befinden sich folgende schöne Verse an Leopoldine:

„Enfant, vous êtes l'aube, et mon ame est la plaine
Qui des plus douces fleurs embaume son haleine,
Quand vous la respirez;
Mon ame est la forêt dont les sombres ramures
S'emplissent pour vous seul de suaves murmures
Et de rayons dorés!

Car vos beaux yeux sont pleins de douceur infinies,
Car vos petites mains, joyeuses et bénies,
N'ont point mal fait encor;
Jamais vos jeunes pas n'ont touché notre fange;
Tête sacrée! Enfant aux cheveux blonds! Bel ange
A l'auréole d'or!

. . . .

Seigneur! préservez-moi! préservez ceux que j'aime,
Frères, amis, parens, et mes ennemis même
Dans le mal triomphans,
De jamais voir, Seigneur! l'été sans fleurs vermeilles,
La cage sans oiseaux, la ruche sans abeilles,
La maison sans enfans!"

Seine Kinder waren des Dichters Stolz, seine Schadloshaltung für die Täuschungen des Lebens, ja seine höchste Poesie. Von diesen Kindern sagt er in einem Gedicht an seine Freunde:

O vous dont l'ame est épuisée,
O mes amis! l'enfance aux riantes couleurs
Donne la poésie à nos vers, comme aux fleurs
L'aurore donne la rosée!

Der heranwachsenden Jungfrau waren nachstehende Verse der Prière pour tous gewidmet:

Quand elle prie, un ange est debout auprès d'elle,
Caressant ses cheveux des plumes de son aile,
En essuyant les pleurs dont son oeil est terni,
Venu pour l'écouter sans que l'enfant l'apelle,
Esprit qui tient le livre où l'innocent épèle,
Et qui pour remonter attend qu'elle ait fini.

. . . .

Enfant! quand tu t'endors; tu ris! L'essaim des songes
Tourbillonne, joyeux, dans l'ombre où tu te plonges,
S'effarouche à ton souffle, et puis revient encor,
Et tu rouvres enfin tes yeux divins que j'aime
En même temps que l'aube, elle céleste elle-même,
Entr'ouvre à l'horizon sa paupière aux cils d'or!

. . . .

Oh! dis-moi quand tu vas, jeune et déjà pensive,
Errer au bord d'un flot qui se plaint sur sa rive,
Sous des arbres dont l'ombre emplit l'ame d'effroi,
Parfois, dans les soupirs de l'onde et de la brise,
N'entends-tu pas de souffle et de voix qui te dise:
— Enfant, quand vous priez, priez-vous pas pour moi!

Und als endlich die liebliche Leopoldine vom Aeltern-Hause sich losriß, um dem Gatten zu folgen, da richtete der väterliche Dichter folgende Verse an sie:

„Aime celui qui t'aime et sois heureuse en lui.
Adieu! Sois son trésor, ô toi qui fus le nôtre!
Va, mon enfant chéri, d'une famille à l'autre;
Emporte le bonheur et laisse-nous l'ennui.

Ici l'on te retient, là-bas on te désire.
Fille, épouse, ange, enfant, fais ton double devoir:
Donne-nous un regret, donne-leur un espoir,
Sors avec une larme, entre avec un sourire."

Gegenwärtig ist Victor Hugo auf einer größeren Reise begriffen; noch weiß er vielleicht nicht, welches nicht wieder gutzumachende Unglück ihn betroffen, aber die Poesie, die ihm durch seine Kinder verschönt wurde, wird ihm auch ein Engel des Trostes in seinem jetzigen Leide seyn.

— Die Fluß-Schifffahrt in Rußland. Den Mittelpunkt des großartigen Russischen Fluß-Schifffahrts-Systems bildet das Gouvernement Nowgorod. Letzteres erhält hierdurch eine Bedeutung, die an seine ehemalige Wichtigkeit und an die Tage seines Glanzes erinnert, wo der ganze Handel Rußlands mit dem westlichen Europa durch Groß-Nowgorod ging, welches damals die Stelle des heutigen Petersburg einnahm. Im gegenwärtigen Augenblick sind über 10,000 Fahrzeuge und 8000 Flösse auf den Kanälen und Flüssen jenes Gouvernements beschäftigt, deren Werth sich im Ganzen auf nicht weniger als 150 Millionen Rubel erstreckt. Mehr als 200,000 Menschen erwerben sich in diesem einzigen Gouvernement auf solche Weise ihren Unterhalt; jeder Arbeiter erhält einen Lohn von 25 bis 160 Rubel, nach Verhältniß seiner Tüchtigkeit und der Entfernung von seinem Wohnort bis zum Einschiffungs-Punkt. Die wichtigste Route, sowohl in Rücksicht auf die Anzahl der Fahrzeuge als auf den Werth der Güter, geht durch den Tichwinschen Kanal an dem Sosninschen Landungsplatz (pristan) vorbei. Getraide, Pottasche und Eisen sind die hauptsächlichsten Artikel, die hier verschifft werden; die Navigation ist vom 15. April bis zum 15. November (alten Styls) offen und mithin während fünf Monat im Jahre geschlossen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 20. September 1843.

Rußland.

Astrachan und seine Umgegend.

1. Zur Geschichte Astrachans, nach Russischen Quellen.

Es giebt in Rußland wenige Städte, die ein so wechselvolles Schicksal erfahren hätten, wie Astrachan. Wie viele Völker sind an ihm vorübergegangen! Wie viele Herrscher hat es in seinen Mauern empfangen! Es trägt in seinem Sande noch die Spuren der Fußstapfen Attila's und Tamerlan's. Sich einer sechshundertjährigen Existenz rühmend, erscheint es als ein wahrer Aristokrat unter den Russischen Städten. Seiner Lage nach ist es das Tatarische Alexandrien. Und doch stellt seine Geschichte nichts als eine Kette von Unglücksfällen dar. Beim Einfall der Mongolen gehörte Astrachan zu den ersten Opfern ihrer Wildheit und blieb in den Händen der Chane bis zur Regierung des Zaren Johann Wasiljewitsch, der es im Jahre 1557 eroberte und mit Rußland vereinigte. Unter Russischer Herrschaft wurde Astrachan regelmäßig befestigt; man erbaute einen Kreml und errichtete eine Eparchie, deren Erzhirten sich mehrentheils durch ihre Tugenden auszeichneten. Unglücklicherweise gaben ihnen die stürmischen Zeiten dazu Anlaß, die mit dem Erscheinen des falschen Demetrius über Astrachan wie über ganz Rußland einbrachen. Innere Unruhen und die Anschläge des Kosaken-Hetman's Saruzkij drohten der Stadt mit großer Gefahr, die nur durch die Festigkeit des Gouverneurs Golowin und des Klerus abgewendet wurde. Der Bürgerkrieg hörte auf, aber Astrachan genoß noch immer keiner Ruhe. Ein plötzlicher Ueberfall der Tataren hätte es beinahe der Moskowitischen Herrschaft entrissen: es gelang dem Fürsten Prosorowskij, sich, nach großem Verlust, darin zu behaupten, aber bald unterlag er nebst seinem Bruder, seinen Kindern und anderen Beamten im Kampfe mit dem Aufrührer Stenka Rasin, der die Stadt gänzlich ausplünderte. Der Erzbischof Joseph erlitt dabei den Märtyrertod: die Gefährten Stenka's, die in Astrachan zurückgeblieben waren, konnten die Vorwürfe des heiligen Mannes nicht ertragen und beraubten ihn des Lebens. Noch hatten sich die Räuber nicht entfernt, als ein neues Unglück heranzog; das Erdbeben, welches im Jahre 1660 mehr als hundert Persische und Türkische Städte verheerte, erschütterte auch Astrachan bis zu seinen Grundfesten. Nach einer langwierigen Belagerung glückte es endlich dem Bojaren Miloslawskij, die Rebellen zu vertreiben und eine kurze Ruhe herzustellen, die indessen bald durch die Pest unterbrochen wurde. Sie kostete 15,000 Menschen das Leben. Wenige Jahre später (1705) brach der Aufruhr der Strjelzen aus, die sich Astrachans bemächtigten und zu einer so drohenden Macht anwuchsen, daß man ein zahlreiches Truppen-Corps unter dem Feldmarschall Scheremetjew gegen sie aussenden mußte. Scheremetjew unterwarf sie, nicht aber ohne starken Verlust zu erleiden. Kaum fing die Stadt an, sich wieder zu erholen, als eine furchtbare Feuersbrunst im Jahre 1709 gegen 600 Häuser zerstörte und selbst den Kreml beschädigte. Endlich erschien Peter der Große in Astrachan und setzte, wie es schien, durch seine bloße Gegenwart diesen unaufhörlichen Unglücksfällen ein Ziel. Von nun an erhielt es eine wichtige politische Bedeutung und eine bürgerliche Verwaltung; es wurde der Sammelplatz der Truppen und der Mittelpunkt, von wo aus die Kriegs-Operationen im Persischen Feldzug betrieben wurden. So nahm Astrachan allmälig an Reichthum und Größe zu, während sich mehrere neue Industrie-Zweige entwickelten. Die Eroberung von Derbend, Baku, Rescht und anderer Seehäfen durch Peter den Großen, die Errichtung eines eigenen Kosaken-Corps und andere Anordnungen verschafften der Stadt einen ausgebreiteten Handel und sicherten sie vor feindlichen Einfällen. Mit dem Tode des Kaisers geriethen aber seine Pläne in Vergessenheit, die von ihm ergriffenen und schon in voller Wirksamkeit befindlichen Maßregeln hatten keinen Fortgang, und die eroberten Länder wurden wieder an Persien abgetreten. Astrachan gerieth in Verfall. Die Annäherung Pugatschev's setzte die Einwohner von neuem in Schrecken und drohete ihnen mit einer Wiederholung ihrer früheren Drangsale — nur die Geistesgegenwart des Erzbischofs Methodius rettete die Stadt. Unter der Regierung Katharina's erhielt Astrachan eine neue Stadt-Ordnung und wurde ganz umgebaut, aber im Jahre 1806 wurde es noch einmal von der Pest heimgesucht, und in der neuesten Zeit richtete die Cholera bedeutende Verheerungen dort an. Uebrigens trugen das veränderliche Klima, der größtentheils aus Salzmorästen bestehende Boden und die heftigen Winde zur Verbreitung epidemischer Krankheiten bei. Hitze und Kälte erreichen oft 30 Grad Réaumur, und das Barometer ist starken und plötzlichen Schwankungen unterworfen.

Jetzt ist Astrachan kaum wieder zu erkennen — so sehr hat es sich verbessert und verschönert. Es stellt das verschiedenartigste Gemisch von Völkern dar und kann sich mit Recht den Europäischen Basar nennen. Man trifft dort Tataren, Nogajer, Kalmyken, Bucharen, Perser, Indier und Europäer. Im Jahre 1838 erstreckte sich die in Astrachan ansäßige Bevölkerung auf 40,000 Köpfe; man zählte bereits 10 öffentliche Lehranstalten und sechs wohlthätige Institute, so wie 46 Fabriken, und die Stadt-Revenüen beliefen sich auf 400,000 Rubel. Seehunde, Fische und Obst sind die drei vorzüglichsten Produkte und die unversiegbaren Quellen des Astrachanischen Handels. Das Revier der Emba, welches nur einen Theil des dortigen Fischfang-Systems bildet und Jedem zur Benutzung freisteht, lieferte in den letzten 10 Jahren über fünf Millionen Fische*) verschiedener Art und gegen 300,000 Pud Kaviar, und in fünf Jahren wenigstens 300,000 Seehunde. Außerdem werden noch große Strecken von Privatpersonen gepachtet; unter anderen bezahlt der Kaufmann Golikow der Krone jährlich 601,500 Rubel, und sein reiner Verdienst wird auf 1,300,000 Rubel angeschlagen. Der Handel mit dem Orient ist weniger bedeutend, als man nach der vortheilhaften Lage vermuthen sollte, und auch der Gartenbau befindet sich in einem nicht sehr blühenden Zustande. Letzterer hat seinen Anfang einem gefangenen Oesterreichischen Mönche zu verdanken, der sich unter der Regierung des Zaren Michael Feodorowitsch (1613—45) in Astrachan niederließ. Aus Langeweile beschäftigte er sich mit dem Gartenbau, verschrieb Weinreben aus Persien und zog den ersten Astrachaner Wein. Die Regierung unterstützte seine Versuche. Peter der Große widmete diesem Industriezweige besondere Aufmerksamkeit, stellte zuerst einen Franzosen, dann den Ungar Parobitsch an die Spitze desselben, und der Gartenbau blühte eine Zeitlang an den Ufern der Wolga, gerieth aber bald ins Stocken. Unter der Verwaltung Parobitsch's zählte man einundzwanzig Weinberge. Als die Krongärten später in Privathände übergingen, hob sich der Betrieb wieder; im J. 1803 bestanden schon 124 Wein- und Obstgärten, die sich jetzt indessen bis auf 80 wieder vermindert haben. Ihr Verfall ist durch die vielen ansteckenden Krankheiten, vorzüglich aber durch die Cholera veranlaßt worden. Mit dem Aufhören dieser Geißel ist endlich für Astrachan eine neue Epoche eingetreten, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, sowohl auf den Gartenbau als auf den Persischen Handel den günstigsten Einfluß haben wird.

England.

Die politischen Theorieen des 17ten Jahrhunderts.

Thomas Hobbes und Jakob Harrington.

(Fortsetzung.)

Wollte man Hobbes nach seinen Schriften beurtheilen, so ist man fast geneigt, ihn für einen Misanthropen zu halten, der sich von dem Umgange der Welt darum fern hielt, um ihre guten Eigenschaften nicht kennen zu lernen und sie nur von ihrer schlechten Seite darzustellen. Und doch war Hobbes nichts weniger als dieses. Aubrey, sein Zeitgenosse und Biograph, malt ihn als einen liebenswürdigen, geistreichen und der Sarkastik sich etwas hinneigenden Mann. Das Band der Freundschaft war ihm heilig. Der Graf von Devonshire, sein Schüler, trug ihm eine innige und lebenslängliche Freundschaft nach. In den Stürmen seines Lebens fand Hobbes bei ihm immer ein Asyl gegen Verfolgung und Anfeindung; auch beschloß er 1679 auf seines Freundes Gut sein Leben, in dem hohen Alter von neunzig Jahren. Er starb einen ruhigen und friedlichen Tod, obgleich seine Biographen ihn des Atheismus beschuldigten und behaupteten, daß er seine Rolle bis zum Ende seines Lebens nicht mit gleicher Festigkeit gespielt habe. Hobbes' Leben ist gleichsam getheilt zwischen Frankreich und England. In Paris verfaßte er das beste seiner Werke, nämlich de cive (über den Bürger), worin er gegen den Katholizismus kämpft; im „Leviathan" zeigt er sich noch bitterer gegen denselben. Hierdurch brachte er natürlich die Französische Geistlichkeit gegen sich auf, die er auf ihrem eigentlichen Grund und Boden angriff. Sie gab sich daher alle Mühe, Hobbes aus Frankreich zu vertreiben, so daß er bald einen doppelten Ostrazismus, nämlich von Seiten Englands und Frankreichs, hätte erleiden müssen, wenn ihm nicht die Güter seines Zöglings mehrere Jahre lang einen Schlupfwinkel dargeboten hätten. Dieses herumirrende, verfolgte Leben erklärt seine Gesinnung, mit der er die

*) Rothe Fische, krasnaja ryba, worunter die Russen den Stör und den Hausen nebst deren Abarten verstehen.

bürgerliche Gesellschaft beurtheilte. Die Thronbesteigung Karl's II. verschaffte ihm auf eine Zeit lang ein ruhiges Leben. Dieser Fürst hatte ihn in Paris kennen gelernt, wo er bei ihm mathematischen Unterricht genoß. Hobbes wurde von seinem König gut aufgenommen und erhielt eine Pension aus dessen Privatschatulle. Er liebte zwar die Höflinge nicht, wußte sie aber doch zu benutzen. „Es ist erlaubt, sich der schlechten Mittel zu bedienen", pflegte er zu sagen, „um sich das Gute zu verschaffen." Als sich Jemand über diese Toleranz aufhielt und sie mit seiner finsteren Welt-Anschauung unvereinbar fand, erwiederte Hobbes: „Wenn mich Jemand in einen Brunnen wirft, und der Teufel mir seinen gespaltenen Fuß darbietet, um mich damit herauszuholen, so würde ich ihn sogleich ergreifen."

Neben Hobbes und in demselben Kreise der Begebenheiten erblicken wir einen Denker, den wir als seine Antithesis ansehen müssen. Er heißt **Jakob Harrington** und stammt von einer sehr alten Familie ab. Sein Geist hat ein ganz anderes Gepräge, als das des Verfassers vom „Leviathan"; er hat nicht die Tiefe des Geistes und das begriffsmäßige, dialektische Verfahren von Hobbes; aber gewisse eigenthümliche Anlagen und gewisse Geistesfunken, in denen das Genie nicht zu verkennen ist, stellen ihn über seinen berühmten Zeitgenossen.

Harrington ist allerdings ein Theorieenmacher; aber ein unschuldiger Theoretiker, ohne ein Partrigänger zu seyn, ganz aufgegangen in ein Ideal, das ihn über alle zeitliche Intriguen erhaben zeigt. Hiermit soll nicht gesagt seyn, als hätte er sich um das Zeitliche gar nicht bekümmert, nein, im Gegentheil, in gewisser Hinsicht besaß er die Eigenschaften eines vollendeten Hofmanns: nur machte er von diesem seinem Talent selten Gebrauch; höchstens nur da, wo er mußte. Sonst lebt er ganz in seiner Theorie, die ihm die allein richtige ist. Die Monarchie, die Republik gehen an ihm vorüber, ohne das Staatsgebäude seines Kopfes im Mindesten zu erschüttern. Wie der Abbé Sieyes in der Französischen Revolution, so trägt er in der Englischen Staats-Umwälzung seine Constitution fertig in der Tasche.

Harrington war in seiner Jugend, wie seine Landsleute und Zeitgenossen Sydney, Milton und Gray, sehr fleißig und dem Nachdenken hingegeben. Seine Lehrer mußten seinem Eifer mehr Einhalt thun, als ihn anfeuern. Schon als Kind war es sein heißer Wunsch, den ganzen Kontinent zu bereisen, und er legte sich daher schon jetzt auf das Studium fast aller Europäischen Sprachen. Der während seiner Minderjährigkeit erfolgte Tod seines Vaters setzte ihn in den Stand, sein Projekt zu realisiren. Harrington ergab sich jetzt der eigentlichen Wissenschaft noch nicht, die später sein ganzes Wesen in Anspruch nahm. Als er England verließ, hatte er die Politik noch nicht in die Sphäre seiner Studien gezogen, wie er dieses irgendwo in seinen Werken in den Worten: „Monarchie, Anarchie, Aristokratie, Demokratie und Oligarchie waren für mich barbarische Wörter, deren Bedeutung ich nur im Worterbuch finden konnte", deutlich genug ausdrückt.

Seine Reisen waren lang und glücklich. Holland zog ihn lange an; dieses war damals ein merkwürdiges Land, ein Land, welches seine Nationalität den Waffen zu verdanken hatte, und welches, nach seiner Befreiung von dem Spanischen Joche, seinen durch Schwert und Feuer gestählten jugendlichen Muth nach der außereuropäischen Welt trug, um da glänzende Eroberungen zu machen. Von diesem Phänomen war der Englische Reisende ganz ergriffen. In Holland traf er die Königin von Böhmen, die damals auf der Flucht und ein Opfer des dreißigjährigen Krieges war. Sein Oheim, Lord Harrington, war der Lehrer dieser geistreichen Fürstin, als sie noch im Hause ihres Vaters, Jakob's I., war; durch diesen Umstand fand er bei ihr die beste Aufnahme.

Harrington begleitete den Kurfürsten von der Pfalz, nachdem er von seinem Throne entsetzt und aus seinem Lande vertrieben worden war, nach Dänemark; aber ungeachtet der glänzenden Versprechungen, die ihm der Kurfürst machte, um ihn an sich zu fesseln, opferte er seine glänzenden Aussichten und seine edle Freundschaft dem noch stärkeren Verlangen, sein Projekt zu verfolgen. Von Kopenhagen ging er nach Frankreich, wo er sich indessen nicht lange aufhielt, kam nach Deutschland, wo ihn seine Beobachtungen und Studien lange zurückhielten, worauf er in Italien anlangte, dem damaligen Sitz der Wissenschaften und dem Land überlegener Geister. Hier legte er den Grund zu seinen künftigen Untersuchungen. Die mannigfachen Staats-Verfassungen, unter welchen die Völker hier lebten; das Gemisch der weltlichen und geistlichen Macht; die hierarchischen Vorschriften, welche alle diese mannigfaltigen Staats-Organisationen gestalteten; der Einfluß der Literatur und Kunst auf das Leben der Italiänischen Völker; endlich dieses Zusammentreffen von alter Größe und moderner Civilisation — alles dieses überraschte den jungen Reisenden, der sich daraus eine Theorie zusammensetzte, welche ihm das Ideal aller dieser verschiedenartigen Institutionen werden sollte.

Unter den verschiedenen Regierungsformen daselbst staunte Harrington die Venetianische Republik am meisten an. Diese geheimnißvolle Macht zeigte, ungeachtet ihrer düsteren Strenge, eine solche überwältigende Kraft, daß der Fremde ganz davon hingerissen war. Er machte sie zwar nicht zum Vorbild seines später entworfenen Ideals; doch bildeten die besonnene Ruhe des Venetianischen Staates, seine strenge Disziplin, die Würde seiner Gesetze, die Autorität seiner Aristokratie einen solchen Kontrast gegen das durch den dreißigjährigen Krieg zerfleischte Deutschland und gegen das durch so viele Staats-Umwälzungen beunruhigte England, daß es fast unmöglich war, daß jener Staat einen politischen Geist nicht hätte für sich gewinnen sollen. In Florenz fand Harrington das noch frische Andenken an den Fürsten der Politiker, Machiavel. Hier sammelte er dessen Traditionen und verschaffte sich dessen Schriften. Zu Rom fand unser Reisender erst den eigentlichen Schauplatz, um seine vielseitigen Forschungen zu bereichern. Man erzählt sich hier eine Anekdote von ihm, die erwähnungswerth ist. Harrington hatte eine Audienz beim heiligen Vater. Als der Papst, nach dem Gebrauche, ihm seinen Pantoffel zum Küssen reichte, schlug der Engländer diese seltene Ehre aus. Als ihm später der König Karl, bei dem er in großem Ansehen stand und von dem er vor seiner Abreise nach dem Kontinent zum Handkuß zugelassen worden war, eine solche Verletzung der Etikette des Vatikans vorhielt, sagte er: „Sire, nachdem ein Mensch die Hand Ew. Majestät geküßt hat, braucht er nicht mehr die Zehe des Papstes zu küssen."

Nachdem Harrington einen großen Theil Europa's, namentlich Holland, Frankreich, Deutschland und Italien, bereist und dadurch seine Kenntnisse vermehrt hatte, ging er nach England zurück, wo er sich um einen Sitz im Parlament bewarb. Obgleich sein Streben nach einer populären Regierung bekannt war, so konnte er es doch nicht dahin bringen, in's Parlament gewählt zu werden: wahrscheinlich fanden die Puritaner ihn damals nicht hitzig genug.

Eine wichtige Begebenheit machte indessen unseren Staatsphilosophen doch bald bekannt. Als 1646 König Karl I. von Newcastle, von wo die Schotten ihn auslieferten, nach London gebracht werden sollte, wurde H., als keiner Partei zugethan und vom Könige selbst gern gesehen, zu diesem ehrenvollen Geschäfte gewählt. Damals war er 30 Jahr alt. Der König befand sich behaglich in seiner Gesellschaft, indem er sein biederes Herz und seine feinen Sitten kannte; er fand in ihm einen Freund und in gewisser Beziehung einen Vertrauten. Der König und Harrington unterhielten sich oft über Bücher und Gemälde; am häufigsten aber sprachen sie von Politik, und obgleich ihre Ansichten hierüber sehr verschieden waren, so hatte dieses doch auf ihr freundschaftliches Verhältniß keinen Einfluß. Der Eine vertheidigte ohne Rückhalt und mit großem Eifer den republikanischen Staat, der Andere den monarchischen. Bekehrt konnte freilich Keiner werden; Jeder glaubte seine Ansicht rechtlich begründet zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der falsche Graf von St. Hélène.

Am 18. Oktober 1800 verurtheilte der Kriminal-Gerichtshof des Seine-Departements einen gewissen Peter Coignard, einen Mann von nicht gewöhnlichem Verstande und außerordentlicher Kühnheit, wegen mehrerer Einbrüche und bedeutender nächtlicher Diebstähle zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit. Trotz der sorgfältigsten Bewachung fand dieser Mann fünf Jahre später Gelegenheit, aus dem Bagno zu Toulon, wohin er gebracht worden war, zu entfliehen. In der folgenden Nacht begab er sich auf ein Spanisches Boot, welches eben absegeln wollte, und landete bald darauf in Catalonien. Sein Weg führte ihn zufällig nach einer kleinen nicht weit von der Küste gelegenen Stadt, wo er eine gewisse Maria Rosa kennen lernte, die im Dienste eines kürzlich verstorbenen Französischen Emigranten, des Grafen von Pontis de Sainte-Hélène, gewesen war. Der Graf stammte aus einer alten Familie in der Gegend von Soissons und hatte Frankreich vor geraumer Zeit verlassen, um in Spanische Kriegsdienste zu treten, durch welche er nach Süd-Amerika gekommen war und bald Gelegenheit gefunden hatte, sich rühmlich auszuzeichnen. Wegen seiner geschwächten Gesundheit nach Spanien zurückgekehrt, wollte er eben die Versetzung zu einem garnisonirenden Regimente nachsuchen, als ihn der Tod ereilte, fern von Vaterland und Familie. Die geringe Habe, welche er aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet hatte, überließ er jener Marie für ihre freundliche Pflege während seiner letzten Krankheit.

Maria hatte den kleinen Nachlaß verkauft, aber der Ertrag desselben reichte selbst für ihre sehr mäßigen Bedürfnisse nicht lange hin. Es war noch ein kleines Kästchen übrig, was einige alte Pergamente enthielt, die der Graf als das werthvollste Stück seines Besitzes öfters bezeichnet hatte. In dieser Lage befand sich das noch unbescholtene Mädchen, als Coignard sie kennen lernte und sich ihre Zuneigung zu erwerben wußte. Nothgedrungen bekannten Beide einander ihre hülflose Lage und kamen überein, das kostbare Kästchen einem Juden zu verkaufen. Doch wollte Coignard zuvor den Inhalt desselben untersuchen. Er fand, daß die Pergamente die authentischen Familien-Papiere und Patente des Grafen waren. Plötzlich fiel ihm ein, welcher Vortheil sich in einem Lande wie Spanien, wo der Adels-Titel zu allen Zeiten einen so unzerstörbaren Zauber geübt hat, aus diesen Papieren ziehen ließe. Am folgenden Tage machte er sich mit Maria auf den Weg nach Estremadura unter dem Namen Graf und Gräfin von Pontis de Sainte-Hélène.

Sein erstes Auftreten war glücklich. Mina nahm ihn in eines seiner Regimenter als Offizier auf, und weil er sich in mehreren Gefechten auszeichnete, erhielt er zur Belohnung seines Muthes die Decorationen des Alcantara- und eines anderen Spanischen Ordens.

Als das Französiche Heer in Spanien einrückte, stellte sich Coignard, der einige Monate zuvor den Spanischen Dienst verlassen hatte, dem Marschall Soult vor, zeigte ihm die Papiere des Grafen von Sainte-Hélène über dessen Dienste in Amerika und Spanien, und äußerte den Wunsch, in das Französische Heer einzutreten. Der Marschall, von dem Auftreten und den Papieren des Mannes getäuscht, und mit gutem Grunde voraussetzend, daß ihm die Dienste eines Offiziers, der das feindliche Land und Heer aus langjähriger Erfahrung kannte, sehr nützlich werden könnten, nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und machte ihn zum Bataillons-Chef. Coignard rechtfertigte das Vertrauen des Marschalls und wußte die Aufmerksamkeit und Ehre, welche man dem

Grafen und der Gräfin von Sainte-Hélène bewies, auf die geschickteste, ungezwungenste Weise hinzunehmen.

Es kamen die Ereignisse von 1814 und die erste Restauration. Coignard benutzte sie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der Hoffnung, daß die vielen vorauszusehenden Veränderungen seinem Talente neuen Stoff zu weiteren Erwerbungen geben würden. Wir werden bald sehen, daß er sich nicht täuschte. Kaum in Paris angekommen, ersuchte er vor allem Anderen um eine Privat-Audienz bei Ludwig XVIII. Sie wurde ihm gewährt. Er sprach mit Wärme von seiner Familie, seinen Vorfahren, schilderte seine Verluste und Leiden, bot seinen Arm und sein Blut den Bourbonen an und verlangte provisorisch eine Unterstützung an Gelde. Der König hörte ihn gnädig an, sagte ihm, daß er sich freue, den letzten Sprößling der Grafen von Pontis de Sainte-Hélène zu sehen, gewährte ihm Alles, was er verlangte, und versicherte ihn seines beständigen Wohlwollens. Ludwig XVIII., als geistreicher Mann, scheute sich später nicht, diese Mystification zu erzählen, und bekannte, daß die lebendige Darstellung Coignard's einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie ja der ganze Hof von demselben Manne begeistert gewesen sey.

Das Glück Coignard's hielt Schritt mit den Ereignissen. Napoleon kehrte von Elba zurück: der König flüchtete noch einmal. Nur wenige seiner treusten Diener, Coignard unter ihnen, folgten ihm nach Gent. Das Unglück macht zutraulich; Coignard wußte sich bald beim Könige in die höchste Gunst zu setzen, und da ihm das Schicksal am schlimmsten mitgespielt hatte, gewährte man ihm und der Gräfin, die in Paris zurückgeblieben war, alle Augenblicke Unterstützungen und Vergütigungen, und versprach, mehr zu thun, wenn man nach Frankreich zurückgekehrt seyn würde.

Die hundert Tage verflossen. Napoleon verließ Frankreich für immer. Die Bourbonen kehrten zurück, begleitet von allen ihren Dienern, der Graf von Sainte-Hélène stets unter ihnen. Kaum in den Tuilerieen angekommen, war der König von Hofleuten und Bittenden aller Art umgeben; die Würdigsten, diejenigen, welche wirkliche Opfer gebracht hatten, kamen natürlich wie immer zuletzt. Coignard ließ nicht auf sich warten. Er erschien unter den Ersten und erinnerte an die ihm gewordenen Versprechungen. Das Glück lächelte ihm auch diesmal. Nach dem besonderen Verlangen des Königs ernannte ihn der Kriegs-Minister zum Oberst-Lieutenant in der 72sten zu Paris garnisonirenden Legion. Er ließ sich seine neue Stellung wohl gefallen, richtete sich ein prächtiges Haus ein, kaufte Equipagen und fand mit Maria Rosa, der Gräfin von Sainte-Hélène, in den besten Gesellschaften Zutritt. Seine Gunst stieg mit seiner Kühnheit. Er wurde Mitglied der Ehrenlegion, Ludwigsritter, und wohlunterrichtete Personen versicherten, daß er bereits auf dem Punkte stand, zum General-Adjutanten des Herzogs von Angoulême ernannt zu werden.

Wer weiß, wie hoch das Glück dieses kühnen Mannes noch gestiegen wäre, wenn ihn nicht ein zufälliges Ereigniß mitten in seinen Erfolgen und Schurkerien aufgehalten hätte. Denn seit er nach Paris gekommen war, hatte er, um seinen Luxus und seine thörichte Verschwendung durchzuführen, mitten in seinen goldstrotzenden Salons eine Räuberhöhle gegründet. An einem schönen Mai-Morgen im Jahre 1818 befand er sich gerade unter einem zahlreichen und glänzenden Generalstabe bei einer Musterung auf dem Vendôme-Platze, als ihn ein entlassener Galeeren-Sklave, Namens Darius, erkannte, der mit ihm auf derselben Ruderbank gesessen hatte und vor kurzem, nach überstandener zwanzigjähriger Strafzeit (wegen überwiesener Fälschung), aus Toulon zurückgekehrt war. Im ersten Augenblicke konnte Darius seinen Augen kaum trauen. Er betrachtete ihn während der ganzen Musterung und wurde endlich seiner Sache gewiß durch ein nervöses Zucken, das Coignard seit jener Zeit behalten hatte. Darauf verlor er ihn nicht eine Minute aus den Augen und folgte ihm nach seiner Wohnung, wo er einige Augenblicke nach ihm eintrat und sich anmelden ließ. Ein Bedienter führte ihn in die prächtigen Zimmer, und als sie Beide einander allein gegenüberstanden, sprach er:

„Erkennst Du mich? ich bin Darius, Dein alter Leidensgefährte. Ich will Dir nicht übel, ich bin unfähig, Dich zu verrathen; aber Du bist reich, ich bin unglücklich; hilf mir, und Du darfst auf meine Verschwiegenheit und meine Erkenntlichkeit rechnen.“

Auf diese so vernünftige und natürliche Anrede gab es nur eine Antwort, nämlich eine so freie Eröffnung anzuerkennen und den alten Genossen im Unglück zu unterstützen. Aber die Vorsehung, welche stets die großen Verbrecher zur Stunde der Vergeltung führt, zeigte auch dem Coignard seinen Weg. Er leugnete unverschämt die Wahrheit, behandelte den Unglücklichen, der seine Hülfe anflehte, mit Härte und ließ ihn ohne Weiteres aus dem Hause befördern. Von diesem Augenblick an war er verloren. Darius, die Rache im Herzen, begab sich sogleich nach dem Ministerium und verlangte den Herzog Decazes, den damaligen Minister des Innern, zu sprechen. Auf seine Erklärung, daß es sich um eine äußerst wichtige Sache handle, wurde er sogleich vorgelassen und er eröffnete die ganze Wahrheit. Er erzählte die Geschichte Coignard's und gab hinreichende Beweisgründe an, um die Wahrheit seiner Aussage zu unterstützen. Decazes erschrak über diese Entdeckung, denn er sah sogleich den Skandal voraus, den sie erregen würde. Um sich ganz außer dem Bereich dieser unangenehmen Angelegenheit zu halten, schickte er den Darius zum General Despinoy, welcher die betreffende Heeres-Abtheilung kommandirte, und trug ihm auf, demselben die ganze Angelegenheit ausführlich zu erzählen. Darius, mit dem Beginn seiner Rache zufrieden, begab sich alsbald zu dem General und wiederholte diesem Punkt für Punkt, was er so eben dem Minister mitgetheilt, und was dieser geantwortet hatte. Als der General, ein alter braver Soldat, ein Muster von Ehre und Rechtschaffenheit, diesen Bericht hörte, rief er heftig aus: „Welchen Beweis könnt Ihr mir von dieser schrecklichen Wahrheit liefern?“

„Mein General“, antwortete Darius, „lassen Sie mich hier bleiben und Coignard augenblicklich rufen, und konfrontiren Sie mich mit ihm. Aber vor Allem haben Sie die Güte, mir etwas Essen geben zu lassen, denn ich habe heute noch nichts genossen.“

Der General ging auf seine Bitte ein, ließ ihm Essen reichen und sendete einen Ordonnanz-Offizier zu dem Oberst-Lieutenant der 72sten Legion, mit dem Befehl, sich augenblicklich und ohne Widerrede nach dem Haupt-Quartier der ersten Division zu verfügen. Coignard verfehlte nicht, in Staatsuniform und mit all seinen Orden bedeckt zu erscheinen. Als ihn der General eintreten sah, sprach er zu ihm mit halb ironischem, halb aufgebrachtem Tone: „Mein Herr Graf von Pontis de Saint-Hélène, Sie werden nicht länger mit dem Gouvernement und mit mir Ihr Spiel treiben. Ich weiß, daß Sie Coignard und von der Galeere entsprungen sind.“

Bei dieser heftigen Anrede schien der Unverschämte gar nicht aus der Fassung zu kommen.

„Ich danke Ihnen, General“, rief er, „für den schönen Titel, welchen Sie mir beilegen; ich will Ihnen sogleich Aktenstücke holen, die Ihnen beweisen werden, wer ich bin.“

„Halt“, rief der General, „Sie werden nicht allein gehen; ich werde Sie von einem Offizier und zwei Gendarmen begleiten lassen. Aber zuvor sollen Sie doch noch eine kleine Probe bestehen.“

Mit diesen Worten ließ er den Darius eintreten, bei dessen Anblick sich Coignard doch einer gewissen Bewegung nicht enthalten konnte, welche der General bemerkte. Darius wiederholte seine Angaben einzeln der Reihe nach; Coignard beantwortete sie mit den heftigsten Schmähungen. Um der Sache ein Ende zu machen, rief der General endlich einen Offizier aus seinem Generalstabe und befahl ihm, mit zwei Gendarmen den Obersten nach seiner Wohnung zu begleiten und nicht einen Augenblick zu verlassen, indem er ihn zugleich für die Ausführung des Befehls verantwortlich machte. Sie gingen fort. Aus Achtung für die militairische Stellung Coignard's befahl der Offizier den Gendarmen, sich etwas in der Entfernung zu halten. Unterweges plauderte Coignard mit dem Offizier, beklagte sich bitter über das ungebührliche Verfahren, das man gegen ihn beobachte, und erklärte, daß er durch die Darlegung seiner Papiere Verleumdung und Verleumder zugleich vernichten werde. Der Offizier versicherte, daß er davon überzeugt sey. Bei Coignard's Wohnung in der Straße Basse-Saint-Denis angekommen, blieben die Gendarmen im Hofe, Coignard ging mit dem Offizier hinein und befahl dem Bedienten, eine Flasche Alicante zu bringen. Als Maria Rosa diese drei Personen ins Haus treten sah, wurde sie bestürzt; Coignard erzählte ihr zur Beruhigung, was vorgefallen war, und der Offizier setzte verbindlich hinzu: „Der Herr Graf wird sich leicht rechtfertigen und die Verleumdung zurückweisen.“ — „Ich stehe dafür“, antwortete Coignard.

Darauf goß er dem Offizier ein Glas Wein ein, den dieser vortrefflich fand, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, in das nächste Zimmer gehen zu dürfen, um seine Papiere zu holen, mit denen er im Augenblick zurückkehren wolle, unterdessen würde ihm die Gräfin Gesellschaft leisten. Der Offizier war es zufrieden. Darauf winkte er seinem Bruder, welcher sich als Bedienter bei ihm befand und eine vollständige Livree trug. Sie gingen zusammen hinaus. Sogleich zog er Rock und Beinkleider seines Bruders an, setzte sich dessen Hut auf, und nachdem er ihm in wenig Worten mitgetheilt hatte, um was es sich handelte, eilte er eine geheime Treppe hinab, ging quer über den Hof, zwischen den Gendarmen, die ihn nicht erkannten, hindurch und flüchtete nach der Straße Saint-Maur zu einem gewissen Lercellent, der sein Genosse auf der Galeere gewesen war und ihn mit offenen Armen empfing.

Unterdeß hatte der Offizier die Unterhaltung mit der Gräfin fortgesetzt und den Alicante weiter gekostet. Da er in Spanien gedient hatte, kam die Rede bald auf jenes herrliche Land, seine poetischen Denkmäler, seine reizende Natur, seine liebenswürdigen Frauen: und bei diesen Erinnerungen entzündete sich seine Phantasie immer mehr und mehr. Endlich, nach einer Unterhaltung von einer guten Stunde, dachte er wieder an Paris zurück, wo er seinen Gefangenen gelassen hatte. Er machte der Gräfin bemerklich, daß ihr Gemahl sehr lange bleibe, und da sie erschrocken schien, stand er auf, klopfte an die Thür, öffnete endlich, und durchsuchte das Zimmer und zuletzt das Haus in allen Winkeln; aber er begegnete nur Bedienten, die sich stellten, als ob sie ihn nicht bemerkten. Endlich fand er einen, der ihm Stand hielt. Er fragte ihn nach seinem Herrn. „Der ist schon über eine Stunde fort“, antwortete der Bediente.

Diese Antwort versteinerte ihn. Ohne von der Gräfin Abschied zu nehmen, kehrte er eilends mit seinen beiden Gendarmen zum General zurück und erzählte ihm sehr naiv und niedergeschlagen, wie es ihm ergangen war. Der General schalt ihn heftig und schickte ihn mit den beiden Gendarmen auf acht Tage in Arrest.

Coignard hatte sein Glück nicht zu gebrauchen gewußt, um seine Vergangenheit vergessen zu machen und zu einem besseren Lebenswandel und edleren Gesinnungen zu gelangen: er wußte seine Freiheit eben so wenig zu gebrauchen und stürzte sich kopfüber in die Hände der Gerechtigkeit. Zwei Tage nach seiner Flucht reiste er mit Lercellent und zwei Italiänern, Namens Saffieri und Larreti, nach Toulouse, von wo sie binnen vierzehn Tagen nach Paris zurückkehrten. Drei Tage darauf fuhren sie in einer Miethkutsche zu einem Wechsler. Coignard stieg ab und ging allein in den Laden. Er verlangte einen Wechsel auf Toulouse, und während er zweitausend Franken in Gold aufzählte, bemächtigte er sich des Wechsel-Portefeuilles. [illegible]

Banquier, von der verwegenen Miene des Mannes erschreckt, fragte, in wessen Angelegenheiten er komme. Coignard antwortete, er komme in Niemandes Auftrage, und wenn man ihm keinen Wechsel ausstellen möge, wolle er sich wieder entfernen. Damit raffte er sein Geld zusammen und eilte die Treppe hinab. Der Wechsler rief Hülfe! Diebe! Man hielt den Wagen an, aber Saffieri und Larreti waren mit Pistolen bewaffnet und entkamen. Lexcellent allein wurde ergriffen. Die Polizei begab sich nach seiner Wohnung. Coignard war dort und entsprang durch ein Fenster, das nach der Ferdinands-Straße ging. Man fand in Lexcellent's Hause Dolche, Pistolen, kupferne Masken, falsche Schnurrbärte, Backenbärte, kurz die vollständige Garderobe einer Mörder- und Räuberbande. Vidocq erhielt sogleich die gemessensten Befehle, Alles anzuwenden, um Coignard's und seiner Genossen habhaft zu werden. Polizei-Beamte wurden in die Ferdinands-Gasse vertheilt. Gegen elf Uhr Abends bemerkte ihn einer derselben, Namens Fouché, ergriff ihn beim Kragen und arretirte ihn im Namen des Königs. Coignard antwortete mit einem Pistolenschuß, der Fouché's Hand und Schulter traf. Letzterer, obgleich verwundet, schoß wieder, fehlte jedoch. Aber die anderen Polizei-Beamten eilten herbei und ergriffen Coignard und Saffieri, der sich ebenfalls in der Nähe befand. Auch Larreti wurde drei Tage später arretirt. Nun begann die gerichtliche Untersuchung.

Nach diesen letzten Ereignissen konnte Coignard natürlich keine Theilnahme mehr erwecken. Er war nicht mehr der Galeerensträfling, der durch Muth und Talent eine neue Stellung in der Gesellschaft zu erreichen versucht hatte, es war ein gemeiner Verbrecher, der den Umgang mit seinen Spießgesellen nie aufgegeben, die entehrenden Künste der Gefängnisse nie verlernt hatte. Er erschien zuerst vor dem Assisenhofe des Seine-Departements, der ohne Geschworene die Identität der Person untersuchte. Der General-Advokat Agier führte das Wort, der jüngere Dupin, welcher vor kurzem seine juristische Laufbahn begonnen hatte, war mit der Vertheidigung des Angeklagten beauftragt. Coignard leugnete hartnäckig und behauptete, mehrere Alibis beweisen zu können. Der Vertheidiger suchte darzuthun, daß der Angeklagte 1774 zu Soissons geboren, laut gültigen gerichtlichen Zeugnisses zu St. Germain getauft, im Jahre 1778 mit seinen Aeltern nach Amerika gegangen und später nach Frankreich zurückgekehrt sey, um sich nach Spanien und von da nach Buenos-Ayres zu begeben, wo er sich ausgezeichnet habe; daß derselbe ferner sich später dem Herzog von Dalmatien vorgestellt und von diesem zum Bataillons-Chef ernannt worden, kurz, daß er mit dem Grafen von Pontis de Saint-Hélène eine und dieselbe Person sey. Nach mehreren Sitzungen wurde der Angeklagte auf Grund unwiderleglicher Zeugnisse und Beweise endlich verurtheilt. Am 20. Juli 1818 wurde die Identität gerichtlich festgestellt, und Coignard dem General-Prokurator übergeben, um die Instruction über die neuen ihm zur Last gelegten Verbrechen zu beginnen. Er trug auf Cassation dieses Urtheils an und wurde abgewiesen.

Die neuen Verbrechen bestanden in nächtlichen Diebstählen durch Einbruch, in Fälschungen und einem Mordversuche. Der Unglückliche hatte seine hohe Stelle und die dadurch erlangten Verbindungen zu den schamlosesten Verbrechen benutzt, durch welche er seinen Aufwand und seine Verschwendungen möglich machte. Es ist eine merkwürdige Thatsache, welche aufs neue die Gewalt böser Gesellschaft beweist, daß sein Betragen seit seiner Flucht von den Galeeren 1805, bis zu seiner Ankunft in Paris 1815 durchaus tadellos gewesen ist. Nachdem durch die Instruction die Verbrechen konstatirt waren, wurde er endlich vor den Assisenhof gestellt. Eines jener Verbrechen verdient angeführt zu werden, weil es den Charakter des Mannes bezeichnet und die Art, wie er den moralischen Einfluß benutzte, den er erlangt hatte. Bei seiner Ankunft in Paris hatte er sich dem Intendanten Prévost vorgestellt, welcher eine hohe Stelle im Kriegs-Ministerium bekleidete. Madame Prévost war eine geborene Pontis, und Coignard gab sich für einen weitläufigen Verwandten derselben aus. Er wurde sammt seiner angeblichen Frau in dieser Familie wohl aufgenommen und durch dieselbe mit Herrn Sergent de Champigny, einem höchst achtungswerthen Manne, bekannt, welcher eine Abtheilung des Kriegs-Ministeriums dirigirte. Eines Tages begab er sich zu Letzterem mit einem seiner angeblichen Freunde, der ihm eine Bitte vortragen wollte. Herr Sergent nahm Beide höchst zuvorkommend auf, und während er beschäftigt war, einen Brief zu schreiben, öffnete Coignard höchst unbefangen mehrere Schubladen des Secretairs, und als er Bijouterieen und Silberzeug in reicher Anzahl entdeckte, zeigte er die Gegenstände seinem Begleiter, mit den Worten: „Sehen Sie nur, ist er nicht eingerichtet wie ein Minister?“ Darauf ersuchte er Herrn Sergent, dem dies Kompliment schmeichelte, um die Erlaubniß, auch die übrigen Zimmer anzusehen. Sergent gewährte es mit Vergnügen. Darauf gingen sie denn in alle Gemächer und drückten die Schlüssel in Wachs ab. Nachdem sie in dieser Weise Alles vorbereitet hatten, wurde die Ausführung des Diebstahls auf den 11. Dezember 1816 festgesetzt, an welchem Tage Herr Sergent de Champigny im Kriegs-Ministerium öffentliche Audienz hielt. Um vor Ueberraschung sicher zu seyn, begab sich Coignard zur Audienz und blieb bis zu Ende dort. Sergent näherte sich ihm einigemal, um ihn zu fragen, ob er ihm vielleicht in irgend einer Sache dienen könne. Coignard erschöpfte sich in Danksagungen, und da er oft aufs Kriegs-Ministerium kam, erregte seine Gegenwart keinen Verdacht. Während er also Herrn Sergent bewachte, räumte seine Bande das Haus desselben aus und stahl ihm sein Silber, seine Juwelen, eine Menge werthvoller Gegenstände und all sein baares Geld; bei seiner Heimkehr am Abend war Sergent ganz erstarrt über einen so kühnen Diebstahl. Am folgenden Morgen besucht ihn Coignard, um ihm die aufrichtigste Theilnahme an seinem Unfall zu bezeigen und seine thätige Hülfe für die Entdeckung der Räuber anzubieten. Der ehrliche Sergent dankt ihm herzlich für so viel Güte. Coignard begleitet ihn zum Polizei-Präsidenten, zum Prokurator des Königs und erklärt zugleich, daß er einige Aeußerungen gehört habe, welche wohl auf die Spur der Thäter führen könnten. Natürlich leiteten seine Angaben die Nachforschungen der Polizei auf Abwege, und erst später, als man in seiner und Lexcellent's Wohnung einige der gestohlenen Gegenstände fand, entdeckte man die Wahrheit. Die übrigen von ihm und seiner Bande verübten Diebstähle waren eben so kühn als geschickt ausgeführt. Wegen derselben wurde er mit seinen Genossen und Rosa, die nach den Ergebnissen der Anklage Rosa Marcen und nicht Rosa Maria heißen sollte, vor die Assisen gestellt.

Nach fünftägigen lebhaften Verhandlungen erließ der Gerichtshof auf die Erklärung der Jury am 10. Juni 1819 ein Urtel, welches den Peter Coignard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Prangerstellung, Saffieri zu zehn, Larreti, Lexcellent und Alexander Coignard zu fünf Jahren verurtheilte und Rosa freisprach. Alexander Coignard wurde in Betracht seines früheren Lebenswandels und seiner Geständnisse begnadigt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Peter Coignard ertrug seine Strafe gefaßt. Seine alten Kameraden empfingen ihn in Toulon mit Jubel. Er befand sich noch daselbst an doppelter Kette im Jahre 1829. Rosa begab sich ebenfalls nach Toulon, um ihm näher zu seyn und ihm sein Schicksal zu erleichtern. Sie verharrte bei ihm bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Tode.

Mannigfaltiges.

— **Die klassische und die romantische Tragödie in Frankreich.** Ein Franzose, der für das Stuttgarter „Morgenblatt“ eine Kritik über Ponsard's „Lucrezia“ geschrieben, spricht sich mit großer Schärfe gegen den Enthusiasmus aus, der dieses Stück als den Anfang einer neuen Aera der Französischen Tragödie bezeichnete. Wir in Deutschland haben es niemals für etwas mehr als einen Nachklang von dem, was Frankreich längst besitzt, angesehen und konnten uns jenen Enthusiasmus nur durch die Reaction erklären, die sich gegen die sogenannte romantische Schule der Herren Delavigne, Dumas und Victor Hugo geltend machte, welcher Letztere erst kürzlich in seinen Burgraves den Gipfelpunkt der dramatischen Geschmacklosigkeit erreicht hatte. Jener Französische Kritiker (Herr Wacquez aus Lille, der sich seit einigen Jahren in München aufhält) spricht dasselbe in nachstehenden Worten aus: „Ich möchte fast behaupten, wir haben keine einzige reine Tragödie, geschweige einen reinen tragischen Dichter. Dies fühlen alle Franzosen vielleicht so gut wie ich; sie hüten sich aber wohl, es laut und bestimmt auszusprechen; dieser bestimmte Ausspruch verletzt zu sehr unsere Eitelkeit. Wir sollten aber endlich einsehen, wie sehr diese Eitelkeit unserer Poesie geschadet hat; einsehen, wie wir, indem wir uns einbilden, das zu besitzen, was wir wünschen, über diese Einbildung den wahren Zweck aus den Augen verlieren. Wir sollten einsehen, daß der Beifall, den wir in diesem Augenblicke der Lucrezia zollen, ein Beweis ist, daß wir das gewünschte in den Romantikern nicht gefunden, so wie der Beifall, den die Romantiker geärndtet, gleicherweise ein Beweis war, daß wir es in den Klassikern nicht, also auch in der Lucrezia nicht gefunden haben. Ja, der Applaus spricht hier lauter als die lauteste Kritik. Wir haben keine Tragödie, und dies fühlen wir. Alle diese sich gegenseitig zwei Jahrhunderte lang widersprechenden Siege bestätigen nur eine traurige Wahrheit, nämlich daß, wenn wir auch hinlänglich wissen, was wir nicht wollen, wir doch deshalb nicht wissen, was wir wollen und wollen müssen, oder daß wir, wenn wir wissen, was wir wollen, doch nicht wissen, wie wir es erlangen können und müssen. Der Beifall, mit dem die Lucrezia aufgenommen wird, beweist aber eine noch traurigere Wahrheit. Denn worin liegt wohl die Ursache dieses Beifalls? Eröffnet Lucrezia eine bis hierher ungekannte Richtung? keinesweges. Ist sie die so sehr gesuchte Verbindung des Klassischen und Romantischen? kein Gedanke. Hat sie künstlerische Vorzüge, die wir noch nirgends gesehen? keine Spur. Was das Stück in diesen Hinsichten Vorzügliches enthält, haben wir schon oft in den Klassikern so wie in den Romantikern eben so gut, sehr oft besser, gehabt. Woher also dieser ungeheure Beifall? Lucrezia ist das Werk eines warmen, liebenden Gemüths, eines klaren, gesunden Geistes. Schöne Gedanken, achtungswürdige Gesinnungen, Achtung vor sich selbst und den Menschen, Würde, Festigkeit im Betragen, Kraft ohne Steifheit, Anmuth ohne Ziererei in der Ausführung, Leichtigkeit, Klarheit, Natürlichkeit in der Sprache — das sind Ponsard's Vorzüge, und nur darin erblicke ich die Ursache seines Erfolges. Und sollten wir uns nicht schämen, daß wir das so hoch preisen, was jeder echte Mensch und der Dichter vor allen besitzen muß?“

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Auch für das bevorstehende Quartal wird die Expedition der Allg. Preuß. Zeitung die Güte haben, Bestellungen und Zahlungen der Abonnenten in Berlin, eben so wie die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp., entgegen zu nehmen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Freitag den 22. September 1843.

England.

Lord Brougham's Philosophie der Politik.

Der als Schriftsteller wie als Staatsmann und Redner unermüdliche Lord Brougham, der vor einiger Zeit seine Betrachtungen über die monarchische Regierungsform unter dem Titel einer „Political Philosophy" in die Welt schickte, ist jetzt mit dem zweiten Theil dieses Werks hervorgetreten. Letzterer ist der Königin Victoria gewidmet und handelt von dem Ursprung, dem Nutzen und den charakteristischen Kennzeichen einer Aristokratie, mit einer historischen Uebersicht der aristokratischen Staaten älterer und neuerer Zeit *) — das Ganze, nach der Weise des gelehrten Lords, von gelegentlichen Abschweifungen und hors d'oeuvres unterbrochen. Die Digressionen sind in der That noch zahlreicher und stärker, als bei ihm gewöhnlich; sie zeugen indeß von einer seltenen Belesenheit und von einem bei aller Einseitigkeit und Excentrizität bewundernswürdigen Ideenreichthum.

Die anziehendsten Stellen des Werks sind die eigentlich historischen, in welchen die aristokratischen Regierungen von Athen, Sparta und Rom, die der Italiänischen Staaten des Mittelalters und endlich die der neueren Zeit gemustert werden. Die Entstehung und das Wesen aristokratischer Körperschaften, die Tugenden und Laster derselben, ihr Nutzen als Bestandtheile eines Staats, in Hinsicht auf das monarchische sowohl als das demokratische Prinzip, und ihre Tendenz, in Oligarchieen überzugehen — alle diese Punkte werden mit der Geschicklichkeit, aber auch oft mit der Spitzfindigkeit eines Advokaten und nicht ohne Beimischung des Parteimanns untersucht. Es ist nicht so leicht, den Charakter der Digressionen zu bestimmen, ohne in eine nähere Analyse derselben einzugehen; wir begnügen uns daher mit einigen episodischen Beispielen, um einen Begriff von dem allgemeinen Tone der Schrift zu geben. Folgendes bezieht sich auf die öffentliche Meinung und die Klassifizirung derselben:

„Es ist die beständige und nicht zu ändernde Gewohnheit des Menschen, in der von ihm ergriffenen Handlungsweise eher auf das Urtheil seines eigenen Standes Rücksicht zu nehmen, als auf das der Welt im Allgemeinen. Justiz-Beamte und Rechtsgelehrte blicken auf die Barre; „das Urtheil Westminster-Hall's" ist ein Ausdruck, der von unseren Gesetzeskundigen wohl verstanden wird — sie halten es beinahe für gleichbedeutend mit dem öffentlichen Urtheil. Wenn unsere Staatsmänner ihre Blicke nicht auf die Kammern des Parlaments beschränken, so rührt es nur daher, weil sie der unmittelbaren Einwirkung des Volks unterworfen sind. Bestände kein Haus der Gemeinen und läge die ganze Macht im Oberhause, so würde jeder Patrizier nur diese Körperschaft ins Auge fassen und sein Benehmen nach den Ansichten derselben einrichten. Der vorausgesetzte Fall wäre eine reine Aristokratie, und dieses ist das erste und wesentliche Gebrechen einer solchen Regierungsform. Die höchste Macht befindet sich in den Händen von Männern, zahlreich genug, um eine Welt für sich zu bilden — und sie blicken nie über diese Welt hinaus; sie werden ganz dem Einflusse der öffentlichen Meinung entrückt, die sogar den Tyrannen in seinem Laufe zurückhält. In neueren Zeiten kann freilich diese Irresponsibilität nie völlig stattfinden, weil die Aristokratie der Natur sich ihr entgegenstellt; die Achtung, die man dem Talent, der Gelehrsamkeit, dem Reichthum, selbst der Tugend zollt, verleiht denjenigen Individuen, die nicht zu den privilegirten Ständen gehören, ein gewisses soziales Gewicht, und ihr Urtheil kann von der herrschenden Kaste nicht unberücksichtigt bleiben. Aber eine Kontrole dieser Art muß immer sehr schwach und ungewiß bleiben, im Vergleich mit ihren Wirkungen auf die wenigen Personen, oder auf das einzelne Individuum, welches in einer Monarchie die oberste Staatsgewalt bekleidet."

Eine der lesenswerthesten Digressionen befindet sich in dem Kapitel über politische Parteiungen, die von dem Verfasser mit dem schärfsten Anathema belegt werden. Seine Ansicht über eine der gefährlichsten Formen, die sie anzunehmen pflegen, wird in nachstehenden Worten auseinandergesetzt, welche man, wenn nicht das gegenwärtige Betragen des Ex-Kanzlers damit im Widerspruch stände, fast für eine Satire auf das jetzige Tory-Ministerium halten möchte.

„Es ist eine andere und höchst schädliche Art von Partei, die man mit dem Namen einer Faction bezeichnet und die aus dem Bestreben nach Macht und nicht aus dem Wunsche, Grundsätze zu befördern, hervorgeht. Eine Anzahl von Männern verbündet sich und erlangt die Unterstützung ihrer Anhänger unter den herrschenden Ständen und ihrer Untergebenen unter den Plebejern, um sich die höchste Gewalt im Staate zuzueignen. Die Macht mit deren Zubehör: Patronat, Ehren, Aemter, Reichthümer, Straflosigkeit bei Vergehen, alle Vortheile, die aus unbeschränkter Gewalt für diejenigen entspringen, die damit bekleidet sind — dies ist das Ziel einer solchen Verbindung, und ihm werden alle andere Betrachtungen, alles Pflichtgefühl und alle Rücksicht auf das Gemeinwohl, ohne Schwanken, ohne Gewissensbisse und ohne Reue aufgeopfert. Gewöhnlich wird ein Prinzip als Vorwand genommen, um die Nacktheit des Partei-Anschlags zu verhüllen; aber Niemand wird dadurch getäuscht — um so mehr, als dasselbe Prinzip der Reihe nach von jeder Faction aufgestellt und bei Seite gelegt worden, je nachdem es ihren Zwecken und den Forderungen des Tages entspricht, so daß dieselbe Partei, die, ehe sie zur Macht gelangte, am heftigsten auf die Ergreifung gewisser Maßregeln bestand, in der Folge oft die erste ist, diese fallen zu lassen und sich ihnen sogar zu widersetzen — und dieselben Männer, die ein gewisses politisches System am schonungslosesten verdammten, vereinigen sich mit den Urhebern desselben, es zu befördern und aufrecht zu erhalten, sobald es nicht mehr in ihrem Interesse liegt, in das wider jenes System erhobene Geschrei einzustimmen.

„Dieses ist das erste und das ärgste der aus dem Parteigeist hervorgehenden Uebel, man hört auf, Grundsätze heilig zu schätzen; man legt ihnen eine untergeordnete Bedeutung bei und sieht in ihnen nicht länger die Richtschnur seiner Handlungen, sondern bloß erdichtete Vorwände, um seine wahren Beweggründe und Zwecke zu verhüllen — sie werden in Marken verwandelt, um sie in dem schändlichen Spiele der Factionen zu gebrauchen. Die erhabensten öffentlichen Pflichten werden nicht nur verletzt, sondern offen und schamlos der Verachtung preisgegeben. Ein Mangel an politischer Moralität wird unter den herrschenden Klassen allgemein; feste Grundsätze werden verhöhnt, strenge Tugend dient zum Gespött, und diejenigen, die den unteren Ständen als Muster vorleuchten sollten, geben ihnen das erste Beispiel einer schmachvollen Unsittlichkeit. Rechnen wir noch hierzu die ekelhafte Heuchelei, mit der man Meinungen predigt, gegen die man in der That gleichgültig ist; die feierliche Verkündigung von Lehrsätzen, denen man selbst keinen Glauben schenkt; das emphatische Zurschautragen von Gefühlen, die nur auf der Zunge liegen; den Pathos, mit dem man sich zu Grundsätzen bekennt, denen man, seiner Natur und seinen Gewohnheiten nach, völlig fremd ist — so bildet dieses Alles ein Gemälde, welches das Volk verderben muß, vor dessen Blicken es entschleiert wird."

Die politischen Theorieen des 17ten Jahrhunderts.
Thomas Hobbes und Jakob Harrington.
(Fortsetzung.)

Harrington fand in Karl I. einen ganz anderen Charakter, als die politischen Leidenschaften ihn darstellten. Ungeachtet der harten Schläge des Schicksals, verlor der König weder den Muth noch die Heiterkeit. Dies konnte sein Freund nur bewundern, und er schloß sich ihm fester an; bei einer wichtigen Gelegenheit schlug er sich ganz auf die Seite des Königs, indem er ihm den Vorschlag machte, den Puritanern keine weitere Konzessionen mehr zu machen. Natürlich zog er sich dadurch die Ungunst Cromwell's und des Parlaments zu, welche, über diese kühne Anhänglichkeit an den König beunruhigt, diesen der Gesellschaft eines Mannes beraubten, der das Leiden seiner Gefangenschaft zu mildern verstand. Harrington sah Karl erst an jenem traurigen Tage wieder, wo der Monarch das Schaffot bestieg. Vor seiner Hinrichtung sprach der unglückliche König noch zum letztenmal mit seinem Freunde. Aubrey, ein damaliger Schriftsteller, erzählt Folgendes von diesem Auftritt: „In demselben Augenblick, wo der König hingerichtet wurde, befand sich Harrington auf dem Schaffot. Letzterer erzählte mir oft von seiner großen Anhänglichkeit an Karl I. Der Schmerz über den Tod des Königs überwältigte ihn so, daß er in Folge dessen lange an einer gefährlichen Krankheit daniederlag." In der That zog sich Harrington von jetzt an ganz in die Einsamkeit zurück und verfiel in eine tiefe Melancholie, so daß man anfangs seine geistige Gesundheit zerrüttet glaubte, und man überzeugte sich erst dann von seinem vollkommenen Verstand, als man ihn mit einem größeren Eifer als je zuvor seine Studien wieder aufnehmen sah.

Harrington's Grundansicht war, daß ein Staat nicht eine so willkürliche, so zufällige Institution sey, wie man damals glaubte; in der Reihe der sozialen Erscheinungen wie in der der natürlichen Phänomene müssen, nach seiner Behauptung, gewisse Ursachen nothwendig gewisse Wirkungen hervorbringen, welche

---

*) Political Philosophy. By Henry, Lord Brougham. Part the Second. On

leicht vorhergesehen und daher leicht gehandhabt werden können. Indem er nun diesen Satz auf die damals England verwüstenden Unordnungen anwandte, behauptete er, daß dieselben weder allein den Fehlern des Fürsten, noch den Verirrungen des Volkes zuzuschreiben, sondern den Umständen und Verhältnissen, welche das nationale Leben verändert und die Beziehungen zwischen dem Souverainen und den Unterthanen umgestaltet haben. Daher jener unvermeidliche Konflikt, jener nothwendige Kampf, dessen Ursache man nicht in den Zuständen suchen muß. Wie ist nun diesen blutigen Katastrophen, diesen kläglichen Zerfleischungen vorzubeugen? Harrington fand das Heilmittel in seinem Ideal einer Republik, dem Musterbild eines fehlerlosen Staates, den er Oceana nannte.

Unter Oceana versteht er England, welches er auf folgende Weise regeneriren will. Oceana ist ein freies Land, unter dem Gesetz einer garantirten, politischen Gleichheit. Wenige Grundsätze reichen hin, den Staat vollkommen zu konstruiren. Er stellt das Prinzip auf, daß ein Staat im Verhältniß des Grundeigenthums, je nachdem es in den Händen eines Einzigen, oder Einzelner, oder der Meisten ist, seine Form erhalte, und daß sein Werth oder Unwerth von diesem Verhältnisse abhängig ist. Toland, der Biograph Harrington's und der Herausgeber seiner Werke, behauptet, daß dies eine eben so großartige und eben so folgenreiche Idee sey, wie die der Circulation des Blutes, der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers rc. Hätte er wenige Jahre später gelebt, so würde er gewiß auch die Newtonsche Attraction hinzugefügt haben. Wie es sich hiermit auch verhalten möge, Harrington gründete seine politische Gleichheit auf das Gleichgewicht der Macht und des Grundeigenthums. In seinem System soll eine nach dem Range eines jeden Individuums vorzunehmende Vertheilung, die weder vergrößert noch verkleinert werden kann, die Einzelnen und die Kasten verhindern, die Masse vermittelst eines territorialen Monopols zu unterdrücken. Nach ihm sind alle nach den Feudal-Institutionen regierte und von Gothischen Staats-Prinzipien durchdrungene Staaten Europa's, wegen des Mangels an Gleichgewicht, unaufhörlichen Verwirrungen und Unordnungen ausgesetzt. Führe bei einem Mangel an Gleichgewicht nur ein Mensch das Staatsruder, so entstehe Tyrannei; die Oligarchie oder die Anarchie entstehe, je nachdem die Regierung, unter einer Abwesenheit des Gleichgewichts, sich entweder in den Händen von einigen Wenigen oder der ganzen Menge befinde. Jeder Mangel oder jede Umänderung an diesem nothwendigen Gleichgewicht ziehe ein unaufhörliches Schwanken und eine vorauszusehende Unruhe und Unordnung nach sich.

Mit diesem Gleichgewichte des Grundbesitzes, als Grundlage des Staates, läßt Harrington die obersten Gerichtshöfe aus einer auf eine ganz eigenthümliche Weise organisirten Magistratur hervorgehen. Diese läßt er aus einer auf dem Wege der Kugelung zu Stande gebrachten Wahl entstehen. Ein nach Stimmenmehrheit ernannter Senat ist mit Macht bekleidet, und zu bestimmten Zeiten zieht sich ein Drittheil seiner Mitglieder zurück, um anderen Platz zu machen. Durch dieses gesetzmäßige Aus- und Eintreten stößt die Gesellschaft ihre alten Elemente aus, um sich mit einem neuen Geiste zu beleben; und diese souveraine Macht, zugleich veränderlich und fest, verjüngt so ihre Physiognomie und behält doch ihre Integrität bei. So ist Harrington's Ideal beschaffen. Unter dieser auf eine systematische Gleichheit gegründeten Regierung kann es keiner Partei in den Sinn kommen, die Macht oder den Reichthum an sich zu reißen. Das Eine wird durch die Wahl und das Andere durch das Gesetz bestimmt. Woher sonst die Empörungen, woher sonst die Kämpfe, wenn nicht aus Vernachlässigung dieses Staatgrundprinzips? Kein Volk vergreift sich an seinem ruhigen Zustand ohne Grund und verdammt sich zu einem freiwilligen Selbstmord. Wenn das öffentliche Interesse vorherrscht, so herrschen die Gesetze; gewinnt aber das Privat-Interesse die Ueberhand, so regieren die Menschen. Harrington wies, wie Aristoteles, die Herrschaft der Menschen zurück und will nur die Macht der Gesetze gelten lassen.

Man würde sich sehr irren, wenn man den Glauben hegte, daß die politische Gleichheit des Harrington die gewöhnliche Gleichheit sey, mit der es die demokratischen Gleichmacher unserer Zeit ernst meinen. Der Verfasser der Oceana ist vielmehr bestrebt, in der bürgerlichen Gesellschaft Rang und Unterschied aufrecht zu erhalten. Er geht noch weiter, er versichert, daß seit Moses noch jede Republik einen Edelmann als ihren Stifter gehabt hätte, denn, sagt Harrington, das Genie für Poesie, für Gesetzgebung, für Kunst und Wissenschaft kann in Jedem vorhanden seyn: aber das politische Genie ist ein privilegirter Vorzug des Edelmannes. Und etwas weiter fügt er hinzu: „Es ist eben so unmöglich, sich eine dieses Namens würdige Republik zu denken, die nur aus dem Volke ohne Adel oder aus dem Adel ohne Volk bestände, wie man sich eine Armee vorstellen könnte, welche aus Soldaten ohne Offiziere oder Offizieren ohne Soldaten zusammengesetzt wäre." Ein seltsamer Widerspruch: ein Geist, der in der Sphäre der Politik nichts schonte, der nichts von dem, was besteht, weder Institutionen noch Gewohnheiten, Sitten oder sonst etwas achtet, erinnert sich doch, inmitten der Umgestaltungen und Umwälzungen, die er ins Leben ruft, daß er einer alten Familie entsprossen, daß er ein Edelmann ist, weshalb er behauptet, daß ohne Edelleute keine Republik möglich wäre.

Kaum war die Oceana erschienen, als sie auch mit großer Gier gekauft und von Jedermann besprochen wurde. Harrington hatte sich lange gesträubt, seine Schöpfung durch den Druck in die Welt zu schicken, weil er wußte, daß er hierdurch beide Parteien gegen sich aufbringen würde. Indessen wurde sie schon vor ihrer Veröffentlichung durch die Presse bekannt, da sie seine Freunde, denen er sie vorgelesen hatte, zur Kenntniß des Publikums brachten. Natürlich verhielt sich Cromwell mit seiner Partei bei ihrer Erscheinung nicht ganz passiv. Seine Häscher ergriffen sie und brachten sie noch [illegible]cht nach White-Hall.

Harrington's Bemühungen, sein Werk zu retten, blieben anfangs fruchtlos. In der Verzweiflung an der Erlangung seines Rechts, nahm er zu einem seltsamen Mittel seine Zuflucht. Lady Claypole, die Tochter des Protektors, strebte äußerst liebreich zu erscheinen und nähme gern die Miene einer fürstlichen Person an. Harrington benutzte diesen Umstand; obgleich ohne alle Verbindung mit ihr, bat er sie um eine Audienz, die ihm gewährt wurde. Im Vorzimmer wartend, sah er die Tochter der Lady Claypole auf sich zukommen. In demselben Augenblicke fiel ihm ein guter Gedanke ein: er nahm das kleine Kind auf seine Arme und ging in das Zimmer, wo sich die Mutter aufhielt, und erklärte, daß er sich rächen wolle. „Was hat Euch das Kind gethan?" rief die Mutter hastig. — „Nichts, Madame", erwiederte Harrington; „aber Euer Vater hat mir mein Kind gestohlen, und Ihr habt es mir nun wieder zu schaffen." Die Lady verstand ihn und zeigte sich ihm freundlich. Der Verfasser der Oceana war ein feiner Staatsmann, der sich an dem alten Hofe viel bewegt hatte. Die Lady näherte sich ihm mit der Frage: „Enthält Euer Buch sicher nichts Feindliches gegen meines Vaters Regierung?" — „Es ist nur ein politischer Roman", erwiederte Harrington; „ich wollte ihn dem Protektor selbst widmen und Euch das erste Exemplar überreichen: woraus Ihr urtheilen könnt."

Lady Claypole sah ein, daß ein Roman keinen Hochverrath enthalten könne, und bewog ihren Vater, ihn zu lesen, um selbst darüber zu urtheilen. Der Protektor sah bald ein, daß er es mit einem unschädlichen Theoretiker zu thun habe. Zuvorkommend schickte er die Schrift mit folgenden zuversichtlichen Worten ihrem Verfasser zurück: „seinen Degen habe er von Gott empfangen, und ein Stück Papier könne ihn nicht entwaffnen. Er billige eben so wenig die Herrschaft eines einzelnen Menschen, wie der Verfasser; aber die Umstände hätten ihn dazu gezwungen, sich der obersten Herrschaft zu bemächtigen, um die verschiedenen Parteien zur Ruhe zu bringen."

So leicht auch Cromwell zur Regierung gelangte, so hatte sich doch schon jetzt ein Gefühl der Reaction der Gemüther bemächtigt; das Volk war schon jetzt seines Beschützers müde geworden. So mußte ihm das Kugelungs-System als eine heilsame Reform erscheinen; es wollte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinen Herrn zu wechseln. Auf diese Weise konnte die rota des Harrington so populär werden, daß man unter diesem Namen einen Klub gründete und ihn dem Publikum zugänglich machte. Politische Klubs waren damals die Anstalt, aus der die größten Geister hervorgingen. Der Rota-Klub wurde berühmt. Seine Mitglieder saßen um eine große runde Tafel, wo so geistreiche und witzige Reden über Landes- und National-Interessen gehalten wurden, wie sie kaum im Parlament vorkamen. Alle Angelegenheiten der Harringtonschen Republik wurden durch Loosung und Kugelung so entschieden, wie es in dem System vorgeschrieben stand.

Dieses Wählungs- und Kugelungs-System war besonders den damaligen Machthabern, den Parlamentairs, verhaßt. Und doch wagte es einst Heinrich Neville, der Verfasser des „Plato redivivus" und eifriger Anhänger dieses Systems, dem Unterhause den Vorschlag zu machen, das Losungs- und Kugelungs-System einzuführen, indem er hinzufügte, daß, wenn man diese Regierungsart nicht annehme, es nicht lange mehr dauern könne, daß ganz England eine Ruine bilden werde. Die Mitglieder des Parlaments drückten dem Redner, wie leicht zu denken, für seinen Rath ihren Dank aus und blieben fest im Parlamente sitzen.

Genau genommen, hatte Harrington's politisches System lange nicht den Werth, den seine enthusiastischen Anhänger ihm zuschrieben. Gleich bei seinem Erscheinen setzte man das an ihm aus, daß es das Unausführbare eines perpetuum mobile in die Politik einzuführen suchte. Harrington vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf mit großer Heftigkeit. Er wüßte recht gut, sagte er, daß die Macht der Materie wegen ihrer Passivität immerdar dieselbe sey, und daß das perpetuum mobile sich mit Gegenständen, die einer Veränderung fähig, nicht vereinigen lasse. „Aber", fügte er hinzu, „ganz anders verhält es sich mit einer Republik, die auf das Gleichgewicht und die Intelligenz eines Volks gegründet ist. Das Volk ist keine schlechte Materie, es ist unvergänglich. Das Prinzip, durch welches es sich bewegt, hat seinen Ursprung in Gott und ist folglich eben so ewig, wie er selbst." Ungeachtet seiner offenbaren Unhaltbarkeit, hat Harrington's politischer Roman nicht nur unter seinen Zeitgenossen Anhänger gefunden, sondern mächtige Geister späterer Jahrhunderte haben sich ebenfalls für ihn erklärt. So nennt Hume sein Buch die Zierde der Englischen Literatur und seinen Vorschlag das einzige Bild einer der Aufmerksamkeit würdigen Republik. Es muß noch bemerkt werden, daß man in dem 1688 zu Oxford stattgehabten großen Auto-da-fé die gegen die Oceana gerichtete heilige Republik von Baxter verbrannte, erstere aber verschont blieb. (Schluß folgt.)

Rußland.

Astrachan und seine Umgegend.

II. Aus dem Reise-Tagebuch einer Französischen Dame.

Um acht Uhr Abends verließen wir Sarepta, eine Deutsche Kolonie Mährischer Brüder, die mitten unter den umherziehenden Horden der Wolga das Phänomen einer vorgeschrittenen Civilisation darbietet und deren glücklicher Einfluß sich bis unter die Kalmukische Kibitka fühlbar macht. Nicht ohne Verwunderung entdeckt der Reisende mitten in den dürren Strichen des Gouvernements von Astrachan diese frische Oase, fast versteckt in einer Krümmung der Wolga; man findet hier ohne Uebergang Alles, was die gebildetsten Länder auszeichnet; es ist der erste Gränzpfahl, den Europa bei diesen Hirten-Völkern abgesteckt hat, die so eifersüchtig sind auf ihre Unabhängigkeit; die

Veränderungen, welche die Mährischen Brüder sowohl auf dem unkultivirten Boden, den sie fruchtbar gemacht, als in dem noch unkultivirteren Charakter der Kalmuken bewirkt haben, zeigen, wie groß die schaffende Kraft der Civilisation selbst in den Ländern ist, welche die Natur zu ewigen Wüsten bestimmt zu haben schien.

Die Poststraße, die längs der Wolga bis nach Astrachan führt, ist mühselig und oft gefährlich. Unsere Pferde mußten beständig im Wasser gehen, um nicht in einem Boden zu versinken, der wie das Meer beim geringsten Windeshauch hin und her wogt. In gewissen Entfernungen fanden wir Kosaken-Dörfer fast unter Sandwogen begraben und viele Hütten ganz verlassen. Diese Sand-Ueberschwemmung, die alle Jahre zunimmt, wird dieses ohnehin schon traurige Ufer in eine wahre Wüste verwandeln. Bei der Unfruchtbarkeit und Oede dieser Orte kann man die Apathie der Kosaken nicht begreifen, welche mitten unter einem Uebel fortvegetiren, dessen Umsichgreifen sie von einem Jahr zum anderen aus ihren Hütten treibt und sie zwingt, neue an ihrer Stelle zu erbauen. Auf einer Strecke von mehr als sechzig Werst sieht man sich so zwischen dem Wolgabett und beweglichen Sandhügeln eingeschlossen.

Diese Kosaken wurden ursprünglich von der Regierung abgesandt, um die Wolga-Gränzen zu besetzen und sie gegen die Einfälle der Nomaden zu vertheidigen. Sie ließen sich mit ihren Familien daselbst nieder, legten mehrere Dörfer an und bevölkerten später Samara, Saratoff und andere Städte. Es ist jetzt nur ein Theil von ihnen militairisch organisirt; ihr Dienst beschränkt sich darauf, die Bewegungen der Kirgisen von fern zu beobachten und die Reisenden zu beschützen. Der Boden eignet sich nicht zum Ackerbau, aber der Fischfang genügt ihren Bedürfnissen.

Ueberraschend war es für uns, als wir Sarepta verließen, auf dieser so wenig besuchten Straße bessere Pferde zu finden, als auf den großen Post-Routen; auch erschienen uns die Stationen größer, bequemer und in eleganterem Styl. Alles läßt hier eine besondere Sorgfalt von Seiten der Regierung erkennen. Sobald man sich Astrachan nähert, fangen die Sandhügel allmälig an, sich zu senken, und gewähren dem Blick einen größeren Spielraum. Dieser ganze Theil der Steppe ist ohne Wald und zeigt nur einen salzigen und sandigen Boden, der hier und da von Wasserlachen und Wermuthbüscheln durchschnitten ist. Nichts verstimmt mehr, als der Anblick dieser zahllosen Dünen, die der geringste Windeshauch bewegt und davonträgt. Kein Geräusch stört die Ruhe daselbst, außer dem durchdringenden Geschrei der wilden Gänse, welche den Rand der Pfützen bevölkern. Die vierfüßigen Thiere fehlen in der Umgegend von Astrachan ganz, außer den Kameelen, welche am Wermuth ihre Nahrung finden. Wir trafen zahlreiche Heerden derselben, die in den klaren Wassern der Wolga ihren Durst löschten oder unter den Kalmukischen Kibitkas umherirrten.

Nach einer Reise von zwei Tagen und zwei Nächten kamen wir endlich in Astrachan an. Wir hatten große Mühe, ein Unterkommen zu finden: Trotz des Beistandes eines Polizei-Beamten, liefen wir mehr als zwei Stunden von einem Quartier zum anderen und bekamen überall abschlägliche Antworten. Schon waren wir im Begriff, in ein Persisches Karavanserai zu flüchten, als endlich eine Polnische Dame, der wir begegneten, mit der Zuvorkommenheit, deren sich die Franzosen überall in Rußland von Seiten der Polen zu erfreuen haben, uns ihr ganzes Haus zur Disposition stellte.

Mit Ausnahme einiger Krongebäude, die für die Russischen Beamten bestimmt sind, erinnert hier nichts an eine fremde Herrschaft. Astrachan hat seine Asiatische Physiognomie, die es seinem Himmel und seiner gemischten Bevölkerung verdankt, vollständig erhalten. Es liegt auf einer Insel mitten in der Wolga, und zwar auf einem Hügel, der es vor den Ueberschwemmungen des Frühlings schützt. Gleichwohl liegen mehrere Quartiere in einer niedrigen, von Sümpfen durchschnittenen Ebene, was sie den Anschwellungen des Flusses aussetzt und sie während des Sommers sehr ungesund macht. Ein von Quais eingefaßter Kanal durchschneidet sie in ihrer ganzen Länge. Ich konnte nicht müde werden, diese Stadt mit ihrem prächtigen Fluß zu betrachten, der sie mit einem dreifachen Saum von Inseln und Kanälen umgürtet. Ihre Umgegend ist nicht, wie die anderer großen Städte, mit Dörfern und angebauten Feldern bedeckt; sie steht allein da, umgeben von Sand und Wasser, stolz auf ihre Souverainetät über die Wolga und auf den schönen Namen „Stern der Wüste", womit die poetische Phantasie der Orientalen sie geschmückt hat.

Nach der Erzählung mehrerer Geschichtschreiber war diese Stadt zuerst, unter verschiedenen Benennungen, von Wladimir dem Großen bis zum Einfall Batu's, den Russen unterworfen. In dieser Periode, welche ungefähr zwei Jahrhunderte umfaßt, erscheint Astrachan als eine schon blühende Stadt, die über ihre Nachbarn ein Supremat ausübt, das sie ihrem großen Handel mit Asien und ihrer Lage zwischen der Wolga und dem Kaspischen Meere verdankte. Timur zerstörte sie 1395, aber sie erstand bald aufs neue aus ihren Trümmern und wurde dann die Hauptstadt des Königreichs Astrachan, das sich von der Goldenen Horde unabhängig machte. Man sieht noch in seinen zerstörten Forts die Spuren der blutigen Kämpfe, deren Gegenstand es wurde. Im Jahre 1554 eroberte es Iwan der Schreckliche eben sowohl durch Verrath als mit Gewalt der Waffen und nahm zuerst den Titel eines Königs von Kasan und Astrachan an. Seit jener Zeit hat Astrachan immer zu Rußland gehört. Aber allmälig verlor diese Stadt den alten Wohlstand, der sie unter den Tataren der Goldenen Horde so berühmt gemacht hatte. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erfuhr sie noch eine kleine Revolution, indem sich der Rebell Pugatschef ihrer bemeisterte und einen Augenblick lang bei der Regierung ernste Besorgnisse erregte.

alten mit Zinnen versehenen Thürme und seine Mauerreste, welche noch einen bedeutenden Umfang von Terrain einnehmen, deuten auf seine alten kriegerischen Erinnerungen hin. Seine Bevölkerung ist ein Gemisch aller Asiatischen Racen und kann sich auf 30,000 Seelen belaufen. Der Grundstock ist Russisch, Kalmukisch und Tatarisch. Die Armenier sind hier wie überall Krämer; trotz ihrer Religion, welche sie den occidentalischen Völkern annähern sollte, haben sie in ihren Sitten durchaus das Orientalische beibehalten. Der Armenier bringt überall jenen Handelsgeist mit, der ihm mit dem Juden gemein ist: er ist stets auf der Jagd nach einem Geschäft, er diskontirt, rechnet, zählt stets mit unermüdlicher Geduld. Man mag ihn in den fruchtbaren Thälern Armeniens, in den Ländern des Nordens oder unter einer südlichen Sonne treffen, überall zeigt er jenen tiefen Egoismus, der bei ihm den sonst so mächtigen Patriotismus ersetzt hat. Diese wie die Juden in der ganzen Welt zerstreute Nation zeigt in ihrem Aeußeren jenen ursprünglichen Typus, wie er sich nur bei den orientalischen Völkern so wohl erhalten findet. Der braune Mantel, in den sich ihre Frauen in Konstantinopel einhüllen, wird hier durch lange Schleier ersetzt, die sie ganz bedecken. Diese Kleidung, welche die Formen des Körpers so gut hervorhebt und in reizenden Draperieen bis auf die Fußspitze fällt, erinnert, wenn sie sorgfältig getragen wird, an die eleganten Linien gewisser Griechischer Statuen. Diese Aehnlichkeit ist um so auffallender, als die Armenischen Damen sich durch den Adel der Haltung und die strenge Schönheit ihrer Züge auszeichnen.

Die Tataren, 300 an der Zahl, beschäftigen sich mit Handel und hauptsächlich mit Viehzucht. Ihre zahlreichen Moscheen und die Kuppeln ihrer Badehäuser tragen dazu bei, Astrachan ein ganz orientalisches Ansehen zu geben. Früher gab es auch viele Hindu's in dieser Stadt, aber seit längerer Zeit haben sie allen Handel aufgegeben und werden nur durch einige Priester noch vertreten, welche von endlosen Prozessen hier zurückgehalten werden. Aus ihren früheren Verbindungen mit den Kalmuken-Frauen ist eine der seltsamsten Racen hervorgegangen, welche gegenwärtig mehrere hundert Individuen zählt, denen man unpassend den Namen Tataren gegeben hat. Die Vermischung dieser beiden wesentlich Asiatischen Racen bringt einen Typus hervor, der sich dem der Europäischen Völker sehr nähert. Er hat weder die schiefen Augen der Kalmuken, noch die bronzefarbige Haut der Hindu's; dieselbe Abweichung zeigt sich in Charakter und Gewohnheiten. Mitten unter den apathischen und trägen Völkern, unter welchen sie leben, bringen diese Individuen in Alles, was sie thun, die Thätigkeit und Entschlossenheit der Völker des Nordens. Sie sind Lastträger, Fuhrleute und Matrosen und schrecken vor keiner Arbeit zurück, sie mag noch so mühselig seyn. Ein weißer Filzhut mit großen Rändern und gespitztem Kegel, ein hoher Wuchs und eine kühne und muntere Physiognomie geben ihnen viel Aehnlichkeit mit den Spanischen Mauleseltreibern.

Die kostbarsten Produkte des Orients finden sich in den Persischen Boutiken. Nur hier kann man die kernigen Kaschemire, die Gold- und Silberbrokate, die seidenen Termalama's, die gestickten Pantoffeln, die reichen Pelzwerke, die Wohlgerüche bewundern, die aus dem Innersten Asiens kommen und womit von Astrachan aus die Europäischen Magazine versorgt werden. Aber der Handel, der ehemals diese Stadt so blühend machte, ist unter dem Einfluß des von Rußland angenommenen Zollsystems allmälig in Verfall gerathen. Man sieht da nicht mehr jene zahlreichen Karavanen und jene Handelsfahrzeuge, die aus Persien und allen Häfen Asiens herbeiströmten; nach und nach verlassen die Perser dieses Land, das ihnen nur noch einen Detailhandel bietet, um anders wohin ihre kostbaren Waaren zu tragen, die so lange eine Quelle des Wohlstandes für die Stadt waren.

Die Vernichtung des Tauschhandels hat Astrachan einen tödlichen Schlag versetzt, und doch könnte Rußland, wenn es seine Interessen verstehen wollte, es zu einem der ersten Plätze der Welt erheben. Nichts fehlt ihm hierzu: Die Schifffahrt des Kaspischen Meeres, die der Wolga und der anderen Zuflüsse, die Nähe der reichen Gegenden Asiens, seine Handel treibende Bevölkerung, Alles würde dieser Stadt ungeheure Hülfsquellen zuführen, wenn sie nicht durch das Prohibitivsystem Rußlands niedergehalten würde. Sie besitzt seit einigen Jahren ein Lazareth an den Mündungen der Wolga, 75 Werst entfernt. Die Geschichte desselben ist nicht ohne Interesse. Ehe es an seiner gegenwärtigen Stelle erbaut wurde, hatte man sich genöthigt gesehen, zweimal bedeutende Anstalten dazu wieder aufzugeben wegen der schlechten Wahl des Ortes. Erst nach einem bedeutenden Verlust an Zeit und Geld wählte ein Ingenieur eine kleine Insel dazu aus, welche die günstigste Lage hatte und wo das Lazareth auch wirklich hergestellt wurde. Einige Jahre nachher fand man in den Archiven der Stadt eine handschriftliche Note von Peter dem Großen, in welcher er eben diese Insel zur Gründung eines Lazareths empfahl. Es hatte bei diesem Fürsten nur eines Blickes bedurft, um die Wichtigkeit einer Lokalität zu erkennen, welche mehrere Kommissionen von Ingenieurs erst nach tausend Untersuchungen herausfanden.

Das Pflaster ist ein Luxus, den man in Astrachan nicht kennt; seine Straßen sind so sandig wie der Boden der Umgegend; während sie den Tag über wegen der Hitze, die sich darin konzentrirt, fast verödet sind, ist es selten, ein belebteres und malerischeres Schauspiel zu sehen, als das, welches sie des Abends darbieten, wenn die ganze Stadt erwacht und die Schlafsucht, in welche sie dreißig Grad Hitze gestürzt haben, abschüttelt. Dann beeilt sich Alles, die frische Luft zu genießen, welche der Untergang der Sonne mitbringt; die Thüren werden von Neugierigen besetzt; die Geschäfte beginnen aufs neue; die Magazine beleben sich; eine zahlreiche Bevölkerung, die alle Racen repräsentirt, alle Idiome spricht, verbreitet sich rasch auf den Brücken und den mit Bäumen besetzten Quais; der Kanal bedeckt sich mit Barken, die mit

wetteifern in Eleganz und Geschwindigkeit; die ganze Stadt mit einem Wort nimmt eine festliche Miene an.

Der Fremde findet hier alles Malerische, was er auf seinen Reisen gesehen, alle Eindrücke, die er anderswo nur getrennt aufgenommen, vereinigt wieder. Neben einem Türkischen Palais erhebt sich ein von der Zeit geschwärztes Gebäude, welches durch seine Bogen und halberloschenen Skulpturen an das Mittelalter erinnert. Ein Europäisches Magazin breitet seine Moden neben einem Karavanserai aus; die prächtige Metropolitankirche birgt unter ihrem Schatten eine reizende Moschee mit ihrer Fontaine; ein Maurischer Balkon zeigt eine Gruppe von jungen Europäischen Frauen, deren feine Toilette an Paris erinnert. Alle Kontraste sind hier vereinigt, und während man daher, wenn man von einem Quartier ins andere übergeht, nur eine Promenade gemacht zu haben glaubt, hat man in der That einen Schatz von Beobachtungen und Erinnerungen aus allen Zeiten und Orten gesammelt. Die Russen müßten stolz seyn auf eine Stadt, die nicht, wie die anderen, von gestern her ist und die etwas Anderes darbietet, als die kalte Monotonie und systematische Regelmäßigkeit, die einen überall in Rußland verfolgen.

Das Klima von Astrachan ist trocken und sehr heiß. Mehr als drei Monate hindurch fällt das Thermometer den Tag über selten unter dreißig Grad Réaumur. Diese Hitze, welche der sandige Boden noch intensiver macht, entnervt Körper und Geist und erklärt hinreichend die tiefe Trägheit, die alle Bewohner beherrscht. Aber in Folge dieser Trockenheit erlangt die Atmosphäre eine Klarheit und Transparenz, die des Italiänischen Himmels würdig wäre. Ein sehr ernster Uebelstand für die Bewohner und besonders für den Fremden ist die Menge von Muskito's, die zu gewissen Zeiten des Jahres die Luft überschwemmen. Alle Vorsichtsmaßregeln, die man gegen dieselben anwendet, indem man sich des Nachts in Gaze hüllt und bei Tag mit der tiefsten Dunkelheit umgiebt, sind vergebens.

In Astrachan zeigen die Kirchen nicht jenen unveränderlichen Griechischen Styl, nach welchem alle religiösen Bauten des Russischen Reiches geformt sind. Man sieht hier Skulpturen, Spitzen, Balustraden, überhaupt Einzelnheiten, die den Blick fesseln. Die Hauptkirche, die gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erbaut wurde, ist ein großes viereckiges Gebäude mit fünf vergoldeten Kuppeln, die mit einem Sternenhimmel ausgeschmückt sind. Das Ganze zeigt einen halb Tatarischen, halb Gothischen Styl, der an Europa und Asien erinnert. Das Innere ist mit Gemälden besetzt, die in Bezug auf Kunst ohne Werth sind, aber durch die Pracht ihrer Rahmen, die meist von gediegenem Silber und seltsam ausgemeißelt sind, den Blick auf sich ziehen. Das interessanteste Bauwerk ist eine kleine Kirche, die in dem Fort Peters des Großen versteckt ist. Man schreibt sie Iwan IV. zu. Ihre ganz Maurische Architektur bietet dem Künstler sehr kostbare Details. Leider ist sie seit längerer Zeit verlassen und dient jetzt zum Waarendepot.

Etwas, was dem Reisenden auffallen muß, ist die Herrschaft der Französischen Bildung in vielen fremden Ländern. Ueberall, wo man einen Anstrich von Civilisation antrifft, ist man sicher, jene Bildung entweder in den Sitten, oder in der Kleidung, oder in den politischen Meinungen, und das selbst bei Völkern, die von Frankreich sehr weit entfernt sind, wiederzufinden. Die meisten unserer Romanschriftsteller ahnen wohl nicht, daß ihre Werke mit Begier bis an die Ufer des Kaspischen Meeres gelesen werden, und daß man sie daselbst mit eben so viel Geist und Kühnheit kritisirt, als in vielen Europäischen Salons. Alles, was in Astrachan Rußland repräsentirt, spricht Französisch und erhält monatlich von Brüssel die neuesten Erscheinungen. In vielen Bibliotheken habe ich Lamartine, Balzac, Alexander Dumas, Eugène Sue, George Sand, die de Musset und viele andere Namen gefunden, die vielleicht in Paris weniger bekannt sind als in Astrachan. Die Russischen Damen lesen viel; sie haben im Allgemeinen natürlichen Geist und führen die Conversation mit eben so viel Feinheit als Takt. Was man ihnen allein zum Vorwurf machen könnte, ist, daß sie die Lektüre auf Romane beschränken, die fast immer ihr Urtheil verderben und ihnen eine durchaus irrige Ansicht von unseren Sitten und unserer Literatur geben. Paul de Kock und Pigault-Lebrun sind in Rußland besonders beliebt, und das Bild, das sie von den Sitten der niederen Stände zeichnen, wird mit mehr Eifer gelesen als die eleganten und strengen Seiten unserer guten Schriftsteller. Ich muß jedoch hinzufügen, daß viele Russische Damen im Stande sind, die ernstesten Werke zu verstehen; ich habe in Astrachan auf mehr als einem Tische die Geschichte der Herzoge von Burgund, die des Byzantinischen Reiches, die der Eroberung der Normannen gesehen, und sogar Werke über Geologie. Es versteht sich von selbst, daß unsere Moden und die Produkte unserer Industrie daselbst mit gleicher Gier, wie unsere Literatur, gesucht werden. Ich hatte Mühe, zu glauben, daß ich zwei Schritte vom Kaspischen Meer entfernt sey, als ich von schönen Künsten und Industrie wie in Paris plaudern hörte. Auch die Musik ist in Astrachan nicht fremd, und mehr als eine Partitur von Donizetti wird daselbst von glänzenden und ausgebildeten Stimmen gesungen. Nach dem Bericht einiger Reisenden, die in Astrachan gewesen sind oder gewesen seyn sollen, erwarteten wir; daselbst eine große Anzahl Engländer, Italiäner und selbst Franzosen zu finden; aber es giebt keinen Repräsentanten dieser Nationen hier: die Gesellschaft besteht nur aus Russen und Deutschen, die als Beamte dahin geschickt werden.

Mannigfaltiges.

— Neueste Russische Literatur. Der durch seine Memoiren und seine Geschichte der Feldzüge von 1812, 13 und 14 bekannte General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky hat auf Befehl des Kaisers eine Beschreibung des Türkischen Kriegs von 1806—12 verfaßt, welche in zwei Bänden mit Karten und Plänen in St. Petersburg erschienen ist und wahrscheinlich auch einen Deutschen Uebersetzer finden wird. — Der Buchhändler Glasunov hat eine neue Auflage von Derjawin's Werken drucken lassen, mit einer Biographie desselben von Saweljev, wodurch man näher mit jenem merkwürdigen Manne bekannt wird, der sich vom Gemeinen bis zum Staats-Minister und Senator emporschwang und bei einer höchst vernachlässigten Erziehung seine politischen und literarischen Erfolge ganz sich selbst zu verdanken hatte. — Alexei Lewschin's „Spaziergänge eines Russen durch Pompeji", von denen einige Kapitel in den „Moskwitjanin" vom Jahr 1842 eingerückt wurden, sind jetzt mit vielen Kupfern und Illustrationen herausgekommen und bilden eine eben so interessante als belehrende Lektüre. — Auf Kosten der Regierung erscheint ein Prachtwerk: „Historische Uebersicht der Bewaffnung und Bekleidung des Russischen Heers", mit Text von Wiskowatov — bis jetzt 2 Foliobände. — Der pseudonyme Wladimir Lugansky (Dr. Dahl) schrieb: Soldatskie dosugi (Mußestunden eines Soldaten), der unermüdliche Polygraph Bulgarin: Otscherki Russkich urawow (Skizzen Russischer Sitten), Kulesch einen Kleinrussischen Roman: „Michael Tscharnyschenko", u. s. w. — Wichtiger sind Wostokov's Verzeichniß der Handschriften im Rumanzov'schen Museum, Tschertkov's Untersuchungen über die Alt-Bulgarischen Chroniken und Markewitsch's Geschichte von Kleinrußland, in vier Bänden. — Die Polemik über Gogol's „todte Seelen" (s. Nr. 80 des Magazins) ist noch immer nicht verhallt; eine beißende Rezension Senkowsky's in der „Lesebibliothek" zog ihm von den Gogolistischen „Otetsch. Sapiski" eine geharnischte Antwort zu: doch ist Gogol's neuestes Lustspiel: Jenitba (die Heirat) im Petersburger Theater durchgefallen. — Ein Herr Alexander Ulybyschev hat in Französischer Sprache eine Biographie Mozart's herausgegeben, welche sehr gelobt wird; weniger Beifall haben sich die Flugschriften des Staatsraths Demidov: „Des Slaves et des Russes" und „über die Theorie des Besitzes" (Russisch) erworben. Von neuen Uebersetzungen bemerken wir: Dante's göttliche Komödie, von van-Diem (deren wir bereits früher gedacht), Pascal's Pensées, von Butowsky, Paul de Kock's Physiologie de l'homme marié, Jomini's militairische und politische Geschichte Napoleon's, in sechs Bänden, von Lindfors, „Napoléon peint par lui-même", mehrere Romane von Marryatt, Dickens, Bulwer, Th. Hook u. s. w. Herr Timkowsky hat es unternommen, seine Landsleute mit den vorzüglichsten Stücken der Spanischen Schaubühne bekannt zu machen; seine Uebertragung erscheint in monatlichen Heften, und die erste Lieferung enthält Calderon's: Leben ein Traum. Die Russische Akademie, die im Jahr 1841 mit der Akademie der Wissenschaft vereinigt wurde, will eine neue, revidirte Ausgabe ihres Wörterbuchs veranstalten; das Bedürfniß nach einer solchen ist bei den reißenden Fortschritten, welche die Sprache in der letzten Zeit gemacht hat, längst fühlbar geworden.

— Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. (Vom Fürsten Felix Lichnowsky.*) Ein mit Geschick und großer Sachkenntniß geschriebenes Buch liegt vor uns, das neben angenehmer Unterhaltung gar mancherlei Belehrung gewährt. Der Verfasser nennt sich zwar auf dem Titelblatte nicht, doch ist er aus dem Inhalte des Buches sehr leicht zu errathen. Er hatte durch seine Stellung Zutritt und freundliche Aufnahme in den höchsten Kreisen, wodurch es ihm leicht wurde, allerlei wichtige Dinge genauer und bequemer zu erfahren und zu besehen, als es ohne solche Hülfe möglich ist. Historische und militairische Kenntnisse leiten sein Urtheil und machen seine Berichte zugleich umfassend und glaubwürdig. Veranlassung, dieselben zu zeigen, bot sich in einem an interessanten Erinnerungen so überreichen Lande im Ueberfluß, namentlich in Beziehung auf die neuesten Ereignisse, welche uns großentheils ziemlich entstellt berichtet worden sind. So giebt der Verfasser sehr schöne Nachrichten und Bemerkungen über die Operationen Dom Pedro's, über die bedeutendsten Männer, welche die gegenwärtige Gestaltung der Dinge in Portugal herbeiführen halfen und zum Theil noch leiten, wie z. B. der Herzog von Terceira (früher bekannt als Graf von Villa Flor), der Herzog von Palmella, Costa Cabral, der gegenwärtige Minister des Innern u. a. m. Er schildert ferner den Zustand des Hofes, des Heeres, der Geistlichkeit, der politischen Parteien, berichtigt die Ansichten über den Englischen Einfluß, über die Stellung einzelner verschieden beurtheilter Personen, wie unseren Landsmann, den Kabinets-Secretair Dietz, den er vollkommen rechtfertigt. Ferner wird die Thätigkeit und Umsicht der Regierung lobend herausgestellt und die Hoffnung zu begründen versucht, daß das Land sich rasch von seinem Verfall erheben werde. Daß auch eine geistreiche und belehrende Beschreibung der vom Verf. besuchten Gegenden, d. h. der Umgebung Lissabons bis Setubal, Beira's und Estremadura's, nicht fehlt, läßt sich nach dem Gesagten bereits voraussetzen. Zum Schlusse giebt der Verfasser eine berichtigende Erzählung von seinem in den Zeitungen viel besprochenen Abenteuer in Barcelona. Da der letztgenannte Ort neuerdings eine so traurige Berühmtheit erlangt hat und jede Kunde über denselben zum näheren Verständnisse der dort sich häufenden Begebenheiten gereicht, so wollen wir jene durch die Persönlichkeit des Verfassers um so interessantere Erzählung als ein Probe-Kapitel seines Buches in der nächsten Nummer unseres Blattes mittheilen.

*) Mainz. Victor von Zabern. 1842.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Montag den 25. September 1843.

Spanien.

Fürst Lichnowsky in Barcelona.

(Aus dem in der vor. Nummer erwähnten Buche des Fürsten: „Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842.“)

Seit der Errichtung einer regelmäßigen Dampf-Communication denken wenig Leute daran, zu Lande Portugal zu besuchen oder zu verlassen. Am allerwenigsten konnte es mir einfallen, Spanien von einem Ende zum anderen durchziehen zu wollen. Um jedoch nicht den ziemlich langweiligen Weg noch einmal zu machen, wollte ich die Halbinsel umschiffen, und erhielt durch Vermittelung Lord Howard's das Visa des Spanischen Gesandten nach den von mir bezeichneten Punkten. Mittlerweile signalisirte der Telegraph die Ankunft des Englischen Dampfschiffes „Lady Mary Wood“ an der Barre von Oporto, und ich benutzte die letzten vierundzwanzig Stunden, mich von Ihren Majestäten in Cintra zu verabschieden, einige Besuche zu machen und beim Herzog von Terceira mit den Personen, in deren Gesellschaft ich mich am meisten bewegt, ein Valet-Diner in Pedrouços einzunehmen. Am nächsten Morgen, 5. August, fuhr die „Lady Mary Wood“ in den Tajo, und gegen Mittag verließ ich Lissabon.

So lange noch ein Hügel am Horizonte sichtbar war, blickte ich von der Dunette nach der schönen Hauptstadt dieses schönen Landes und vermischte meine Wünsche für sein Wohl mit wehmüthigen Bildern und der Erinnerung an liebliche Erscheinungen.

Bei gutem Wind und Wetter flog unser Schiff, eines der besten und eleganteſten der Gesellschaft, wie ein Pfeil über die Wellen. Wir blieben fast immer im Angesicht des Landes, doublirten Nachts das Kap San Vicente und hielten nach 22stündiger Fahrt um zwei Uhr Nachmittags vor Cadix, das, blendend weiß und phantastisch, einer tropischen Hauptstadt gleich, sich in scharfen Konturen am dunkelblauen Himmel zeichnete. Montes, der berühmte Toreador, war eben anwesend und setzte Stadt und Umgegend in Bewegung, so daß wir nur mit Mühe Unterkunft fanden. Alles schwärmte Tag und Nacht für Montes; jede noch so ernste politische Frage trat in den Hintergrund; sonst hieß es: „pan y toros“, hier genügten die circensischen Spiele allein, kein Mangel ward gefühlt, und eine von den Gaditaner Zeitungen veröffentlichte Erklärung des Offizier-Corps, „daß, seit anderthalb Jahren nicht bezahlt, sie kein Schuhwerk kaufen und deshalb nicht ausgehen könnten“, ging unbemerkt vorüber und störte Niemand in seinem Jubel.

Wir brachten einige Tage mit Besuch der wenigen Merkwürdigkeiten zu; die Abende vergingen noch angenehmer im Cirkus, in der Italiänischen Oper und auf der Alameda, dem Sammelplatz der allerschönsten Frauen der Welt. Dann fuhren wir mit Dampf auf dem Guadalquivir nach Sevilla. Die Kathedrale und die Giralda, die Meisterwerke von Murillo, Cano, Velasquez, Herrera, Zurbaran u. s. w., dann der Alcazar und das Haus des Pilatus, die Lonja, Caridad, Universität, das Museum und hundert andere wunderbare Dinge wurden zu allen Zeiten lang und breit gerühmt und beschrieben, daher ich mich darauf beschränke, zu sagen, daß auch ich Alles besah, und hoffe, meine Leser werden mir Dank wissen, daß ich den vielen Descriptionen nicht noch eine neue, unvollkommene nachfolgen lasse.

Nach zu kurzem Aufenthalte verließen wir Sevilla und waren zwei Tage darauf in Gibraltar. Die Oesterreichische Fregatte „Bellona“ lag eben auf der Rhede, und ich hatte die Ehre, bei dem damaligen Gouverneur, General-Lieutenant Sir Alexander Woodford, einem ausgezeichneten und liebenswürdigen Manne, mit dem Erzherzoge Friedrich zu speisen. Der junge Prinz, der kürzlich in der Syrischen Campagne brillant debütirt hat, war der Gegenstand der allgemeinen und gespanntesten Aufmerksamkeit; sein anspruchsloses, männliches Wesen gefiel den alten Britischen Seeleuten, deren mehrere, auch von bedeutendem Range, am Tische Sir Alexander's versammelt waren. Leider mußte ich das wirklich vortreffliche Diner und meine hübsche Tisch-Nachbarin sehr früh verlassen, da der Schornstein des Schiffes, das mich nach Marseille führen sollte, zu dampfen begann. Der „Phénicien“, ein unsauberes, schlecht gehaltenes und noch schlechter geführtes Französisches Dampfschiff, führte uns krachend und schaukelnd auf spiegelglattem Meere in sehr gemischter Gesellschaft und bei ungenießbarer Kost nach Malaga, wo wir einen Tag verweilten, dann nach Carthagena, Alicante und Valencia. Ueberall blieben wir zu kurze Zeit, um die Hauptpunkte und Merkwürdigkeiten mit Muße besehen zu können, und doch zu lange, um nicht die Tour ohne viel Annehmlichkeit auf langweilige Weise in die Länge zu dehnen.

Am 20. August Morgens, sieben Tage nach unserer Abfahrt aus Gibraltar, tauchten die Zinnen des Schlosses Montjouy aus dem Meere, und einige Stunden später hielten wir am Hafen-Quai von Barcelona. Sobald die Verbindung mit dem Lande eröffnet ward, verließ ich unser Schiff mit dem Grafen Teleky und zwei Engländern, dem Cap. Drew und Rev. Daniel Moore. Wir bestiegen einen Wagen, in der Absicht, uns nach der Stadt zu begeben. Als wir an das Thor „Puerta del Mar“ kamen, hielten uns einige Carabiniers an und forderten uns auf, ihnen zu folgen. Nach kurzem Aufenthalte vor dem Mauthgebäude wollten sie uns zum Civil-Gouverneur (Xefe politico) führen, willigten aber auf Begehren der beiden Briten ein, beim Englischen Konsulat anzuhalten. Dort wurden wir nach einigem Hin- und Herreden frei gelassen, und ich erfuhr vom Chef der Carabiniers, daß die Arrestation nur mir gegolten habe und auf Anzeige eines Negerschiff-Capitains erfolgt sey, den vor einigen Monaten Englische Kreuzer in der Bai von Mozambique gefangen und der sich ebenfalls als Passagier an Bord des „Phénicien“ befand. Da mir dieser Mensch schon einmal im Leben, weit früher, unter ganz anderen Verhältnissen begegnet war, schien mir diese Angabe ganz glaublich.

Der Freiheit wiedergegeben, vergaßen wir bei einem fröhlichen Diner im Hotel de las Cuatro Naciones diese bisher nur lächerliche Episode, und ich gebrauchte nur die Vorsicht, dem Preußischen General-Konsul d'Ogny, der mich aufsuchte, diesen Zwischenfall zu erzählen, damit er geeigneten Orts die nöthigen Schritte vornehme, mich vor ferneren Unannehmlichkeiten zu schützen. Ich ermächtigte den Konsul, den Behörden zu erklären: ich habe wirklich im Karlistischen Heere gedient, sey nicht amnestirt und gehöre in eine Kategorie, die Amnestie weder erhalten noch annehmen könne; diese meine Eigenschaften wären dem Spanischen Gesandten in Lissabon vollkommen bekannt gewesen, als er meinen Paß nach Binnenstädten, die außer dem Wege der Dampfschiffe liegen, visirt habe; mein Aufenthalt in Barcelona sey durch die Verzögerung Seitens der Spanischen Behörden, die den „Phénicien“ vor dem 22sten nicht weglassen wollen, so wie durch verspätete Ankunft dieses Schiffes bedingt und erzwungen; dennoch würde ich, wenn die Barceloner Behörden die mindeste Inkonvenienz darin fänden, daß ich ans Land komme, augenblicklich wieder an Bord zurückkehren und nicht mehr aussteigen.

Nach einstündiger Abwesenheit kam der Konsul zurück und brachte mir die Entschuldigungen des General-Capitains von Catalonien, Antonio van Halen, und des politischen Chefs von Barcelona, Juan Gutierrez, die mich bitten ließen, ihnen die Personen, die sich gegen mich vergangen, namhaft zu machen, damit sie bestraft würden; sie fügten bei, es thue ihnen leid, daß die Unterbrechung der Verbindungen Preußens mit Spanien ihnen nicht erlaube, mir persönlich diese Aeußerungen zu überbringen, und gaben dem Konsul die Versicherung, daß es mir unbedingt freistehe, mich überall hin zu begeben, wo es mir gut dünke. Mit dieser Lösung zufrieden, wollte ich nicht als Angeber auftreten, besonders Behörden gegenüber, die von meiner Regierung nicht anerkannt sind; ich begnügte mich daher mit der protokollarischen Aufnahme dieser Erklärung und kehrte nach einigen in der Stadt verbrachten Stunden zurück, um an Bord des „Phénicien“ zu schlafen.

Da ich keine Gründe zum Mißtrauen hatte und überdies das von Seiten des General-Capitains und des politischen Chefs meinem Konsul gegebene Ehrenwort mir bürgte, stieg ich am folgenden Tage, einem Sonntage, zu Wagen, um mich in die Kathedrale zu begeben. Graf Teleky und die beiden Engländer begleiteten mich wieder. Einige unheimliche Gesichter, mit dem unverkennbaren Polizei-Ausdruck gestempelt, hatten sich zwar denselben Morgen auf dem Verdeck herumgeschlichen und heimlich mit dem Capitain des „Phénicien“ gezischelt, doch glaubte ich dies nicht beachten zu dürfen. Als wir nun an dasselbe Thor „Puerta del Mar“ kamen, standen die oben erwähnten Mouchards neben Carabiniers und ließen meinen Wagen anhalten. Sie bedeuteten den beiden Briten, es stehe ihnen frei, sich zu entfernen, da nur ich und mein blondbärtiger Begleiter (auf den Grafen Teleky deutend) ihnen zu folgen hätten. Auf die Weigerung des Capitain Drew und des Herrn Moore, uns zu verlassen, wurden wir durch die mit Menschen angefüllten Hauptstraßen zu Wagen nach der Rambla abgeführt, wo wir vor dem Hause des politischen Chefs anhielten. Unterweges hatte ich meine Barceloner Lohndiener zum Preußischen Konsul geschickt, der bald in seiner Konsular-Uniform im Büreau erschien. Nach einstündigem Harren kam der politische Chef, mit seiner blau und goldenen Amtsschärpe angethan, fragte nach mir und erklärte nun, meinen Paß in der Hand, in Gegenwart des Preußischen Konsuls und meiner drei Begleiter, ich sey sein Gefangener bis zu weiterer

Entscheidung der Madrider Regierung, an die er berichten werde. Da er diese Worte an mich richtete, wandte ich mich von ihm ab und dem Preußischen Konsul zu, dem ich in Spanischer Sprache laut deklarirte: das gestern gegebene Ehrenwort sey gebrochen worden; ich halte meine Arrestation für ungesetzlich, erkenne die Autorität des politischen Chefs nicht an, und es gebe für mich in der Stadt Barcelona nur Eine gültige Autorität, die des von dem König, meinem Souverain, ernannten Konsuls; der Herr Gutierrez möchte sich daher nicht weiter an mich wenden, denn ich habe mit ihm nichts zu sprechen und würde ihm keine Antwort geben. Hierauf setzte ich mich nieder und sah ruhig der weiteren Debatte zu. Der Preußische Konsul, der sich in dieser schwierigen Lage, da er ohne Exequatur fungirte, mit möglichster Energie benahm, ergriff hierauf das Wort und protestirte in kräftigen Ausdrücken gegen diese Verletzung des Völkerrechts, Mißachtung eines gegebenen Wortes, so wie des regelmäßig ausgestellten und visirten Passes, und gegen die ganze Ungesetzlichkeit einer solchen, eben so willkürlichen als gewaltsamen Verhaftung. Schließlich erbot der Konsul seine Caution und persönliche Bürgschaft. Hierauf erwiederte der politische Chef, das Visa der Spanischen Gesandtschaften wäre für ihn nicht verbindlich, übrigens sey das in Frage stehende nur von dem Legations-Secretair (G. de Teran) und nicht von dem Missions-Chef selbst unterzeichnet; dann wären einige Theile von Catalonien in Folge fortwährender Unruhen und bewaffneter Karlistischer Banden, die sie durchzögen, in Belagerungszustand erklärt, und ich habe in Catalonien die Waffen geführt; was endlich sein gestriges Versprechen anbelange, so habe er meine Verbindungen mit Don Carlos nicht gekannt und Tages vorher den Paß nicht genau angesehen.

Am Ende waren diese letzten Gründe, besonders was den aufgeregten Zustand von Catalonien anbetraf, noch das Plausibelste, was er anführen konnte, und ich sah wohl ein, daß er sich an diesen Schein von Recht halten würde. Daher rieth ich dem Konsul, sich nicht weiter in unnütze Debatten einzulassen, sondern die Sache, die schon anfing, bedeutend langweilig zu werden, zu Ende zu führen. Dennoch glaubte mein alter Konsul noch einmal seine Caution und Bürgschaft anbieten und die mehrerer seiner Kollegen versprechen zu müssen. Doch war Alles vergebens, und als nun der gute Mann weichherzig werden und sich zu Bitten herablassen wollte, brach ich schnell ab und verlangte, weggeführt zu werden. Ehe wir das Büreau verließen, trat der Konsul zum Fenster und machte den politischen Chef aufmerksam, daß sich einige tausend Menschen auf der Rambla versammelt hätten und an das Thor des Gouvernementshauses drängten; doch erwiederte Gutierrez, dies habe nichts zu bedeuten, er stehe für das Leben und die Sicherheit seines Gefangenen, worauf er zu wiederholten Malen hinzusetzte, die Regierung sey stark genug, um jede Bewegung, welcher Art sie auch sey, zu unterdrücken und ihre Gefangenen, selbst mitten auf der Straße und umringt von Pöbel, zu beschützen. Als ich an der Seite des Polizei-Direktors über die Gänge und den inneren Hofraum des Gouvernementshauses ging, fand ich alle Zugänge mit doppelten Wachen besetzt und am Thore eine Compagnie aufgestellt. Hieraus wurde mir die Aufregung und Neugierde des Pöbels erklärlich, da bei einer so leicht beweglichen Volksmasse es kaum so viel Eklat und Aufsehen bedarf, die Straßen und Plätze mit turbulenten Haufen zu füllen. Indessen verhielten sie sich ruhig, und wir erreichten unangefochten das Hotel de las Cuatro Naciones, das, dem Gouvernementshause schief gegenüber auf der Rambla gelegen, mir als Gefängniß angewiesen worden, nachdem der politische Chef erst nach allerlei Debatten mit dem Konsul seine erste Absicht aufgab, mich sofort in das Staatsgefängniß führen zu lassen. Ein Gendarm wurde vor meine Thür gestellt; er gehörte zu dem, unter anderen Verhältnissen, mir bekannt gewordenen Corps der Miñones (mozos de escuadra) und hatte unter dem Grafen de España gedient.

Eben hatte ich meine neue Wohnung für die Bedürfnisse eines längeren Aufenthalts etwas eingerichtet und begann beim Gabelfrühstück dem Grafen Teleky meine Protestation zu diktiren, die ich an den Englischen Gesandten, als den Repräsentanten einer mit Preußen befreundeten Macht, nach Madrid abschicken wollte, als der Polizei-Direktor hereinstürzte und mich ersuchte, mich am Balkon meines Zimmers zu zeigen. Einige vielleicht bezahlte Aufwiegler hatten nämlich dem versammelten Haufen eingeredet, die Gefangenen wären Cabrera und sein Schwager Polo; meine Gegenwart vor ihren Augen sollte sie von ihrem Irrthum zurückführen. Als ich auf den Balkon trat, war die ganze Rambla angefüllt, neue Massen drängten sich von vielen Seiten herbei, und alle Köpfe blickten herauf. Auch ohne viel Scharfsinn war leicht zu entnehmen, daß die allgemeine Stimmung mir nicht geneigt war, doch konnte ich aus dem verworrenen Geschrei nicht recht klug werden, was die Leute eigentlich wollten. Als sie mich gesehen, schrieen Einige, es wäre ja nicht Cabrera, worauf Andere erwiederten: „nun, so ist es ein anderer Factiose.“ Einige wenig beruhigende Worte wurden eben hier und da laut, als ein abgerissener Kerl sich auf einen Baum schwang und die Menge haranguirte. Aus einzelnen Lauten, die bis zu mir kamen, konnte ich kombiniren, er sey in der Feste Caral oder Berga im Jahre 1838 gefangen gewesen und habe mich an der Seite des Tigers (so qualifizirte er den Grafen España) gesehen. Man hörte ihm ziemlich aufmerksam zu, und als er seine Rede beendet, ward das Gebrüll so toll, daß ich vorzog, mich nicht länger der Menge zum Spektakel zu geben. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand sich, daß der Polizei-Direktor den luftigen Posten neben mir, vielleicht in Erwartung einiger Stein- oder Messerwürfe, schon längst verlassen und sich aus dem Staube gemacht hatte; mein Konsul hatte sich mittlerweile durch eine Hinterthür ins Hotel geschlichen und kam, mir zu erzählen, der General-Capitain, den er eben gesprochen, wolle ein Regiment Dragoner aufsitzen und die Rambla rein fegen lassen. Da mir die Schnelligkeit der Spanischen Behörden aus mehrjähriger Erfahrung bekannt ist, konnte ich mich der angenehmen Hoffnung hingeben, daß die Dragoner eintreffen würden, wenn mein Kopf schon längst ein Spielball des Pöbels geworden. Das Geschrei mehrerer Leute an der Treppe, die zu mir dringen wollten und die der Wirth nur mühsam abweisen konnte, zeigte mir, wie nahe dieser Moment sey. Eben sollte eine Leiter an den Balkon gelegt werden, als der Sohn des Wirthes, der Sardinischer Vice-Konsul in Barcelona ist, mir vorschlug, mich in ein Hinterzimmer des Hauses zu führen, wo ich momentan mehr gesichert seyn würde. Mein guter Gendarm, dem diese Aufregung sehr mißfiel, willigte in die Veränderung, und kaum hatte ich mit dem Grafen Teleky (der dieser ganzen Zucht ruhig zusah, obwohl sie ihm eben so wie mir den Kopf kosten konnte) meine kleine Uebersiedelung vorgenommen, als mein Zimmer von einer mit dem bekannten Cuchillo bewaffneten Rotte erstürmt wurde, die nach vergeblicher Durchsuchung sich vom Wirthe weiß machen ließ, ich sey in eines der öffentlichen Gefängnisse abgeführt worden.

Endlich kam der Polizei-Direktor zurück, mir das Bedauern des politischen Chefs über einen Aufstand auszudrücken, den er nicht mehr zu meistern vermöge, und forderte mich auf, schleunigst mit ihm die Flucht zu ergreifen. Der Sohn des Wirthes führte uns über Küchen und finstere Gänge bis zu einer kleinen geheimen Thür, die in ein Nebengäßchen führt. Fortwährend hörte man das Schreien und Toben des aufgeregten Pöbels, der an meine Abwesenheit nicht glauben wollte und drohte, das Haus zu demoliren, wenn man mich nicht zum Fenster herauswerfe. Als wir an das Thürchen kamen und ich meinen Gendarm dicht hinter mir erblickte, machte ich dem Polizei-Direktor bemerklich, daß, wenn wir in solcher Gesellschaft durch die Straßen gingen, Jeder in mir den Gefangenen erkennen würde. Doch sah er mich so mißtrauisch an, daß es mir klar ward, er befürchte, Graf Teleky und ich würden ihn alten Mann überwältigen und die Flucht ergreifen. Da gab ich ihm mein Wort, ihm zu folgen; wir gingen ganz allein durch mehrere Straßen und erreichten bald ein entlegenes Stadtviertel, wo wir dem Preußischen Konsul begegneten, der mittlerweile seine Uniform aus weiser Vorsicht abgelegt und eben den General-Capitain nochmals urgirt hatte. Letzterer schien, allem Anschein nach, noch verlegener als der Konsul und wir. Der gute d'Ogny war sehr verwundert, uns frank und frei herumsteigen zu sehen, doch benahmen wir ihm bald diese Illusion, und er begleitete uns in das Gefängniß des Stadthauses (la Alcaldia), wo der Polizei-Direktor vom Kerkermeister die beste Kammer verlangte. „Die Beste“, erwiederte dieser mit einem pfiffigen Lächeln, „das heißt, die Sicherste“ (La mejor, esto es la mas segura), und führte uns in den obersten Gang, wo er zwei eiserne Thüren aufschloß und ein kleines Behältniß von einigen Fuß im Gevierte uns schweigend anwies. Darauf knarrten die Riegel, die Schlösser schnappten zu, und wir waren allein.

Nun hatten wir Zeit, uns in diesem allerliebsten Boudoir umzusehen; es war mit Ziegeln gepflastert und enthielt weder Tisch noch Bank noch Pritsche, so daß wir uns am Boden niedersetzen mußten; ein schiefes Luftloch mit engen Gittern und einer Gattung hölzernen Schnabel versehen, war das einzige Fenster, und durch eine kleine Oeffnung in der Mauer stand unser Kerker mit dem nächsten in Verbindung, der von einem Banditen bewohnt war. Er kam bald heran, redete uns als Kameraden an und begehrte von uns Cigarren. Wir gaben sie ihm, um Ruhe zu haben, und nun begann ich auf meinen Knieen mit dem Bleistift meines Taschenbuchs die unvollendet gebliebene Protestation, die Graf Teleky zu sich gesteckt hatte, zu beendigen. Nach einigen Stunden hörten wir Lärm auf der Straße. Graf Teleky stemmte sich an die Mauer, und ich stieg auf seine Schultern, so daß ich unser Luftloch erreichen und, wenn auch nicht sehen, so doch etwas hören konnte. Bald vernahm ich eine lebhafte Unterredung, aus der ich entnahm, daß der Anführer eines vor der Alcaldia versammelten Volkshaufens mit dem Nationalgarde-Posten des Gefängnisses wegen Oeffnung des Gitterthors unterhandelte und auf die Weigerung der Bürgermiliz erwiederte, sie, als freie Barceloneser, würden sich doch nicht dazu hergeben, einen Karlisten zu beschützen. Endlich schlug er ihnen vor, wenn bei Einbruch der Nacht, wie nicht zu zweifeln wäre, wir in ein Militair-Gefängniß, Montjouy, oder Atarazanas, translocirt würden, sich unterweges nur einige Schritte abseit zu halten, ein guter Messerstich würde dann das Uebrige thun. Da diese Conversation für die Schultern des Grafen Teleky und meine Geduld zu lang währte, sprang ich von meinem Observatorio herab, und wir warteten mit Ruhe der Dinge, die da kommen würden. Bald ward es dunkel, und da wir kein Licht bekamen, saßen wir noch eine uns sehr lange dünkende Weile im Finstern auf den harten und unbequemen Steinen. Endlich kam der Polizei-Direktor und mit ihm mein unermüdlicher Konsul, der mich keuchend versicherte, seit den 25 Jahren, daß er gratis und undekorirt die Ehre habe, meines Königs General-Konsul für Catalonien und die Balearischen Inseln zu seyn, wäre ihm so ein angestrengter Tag nicht vorgekommen. Unter diesen Versicherungen erreichten wir an einer Hinterthür einen großen bedeckten Wagen, in den wir alle vier einstiegen und pfeilschnell nach dem Staatsgefängniß abfuhren.

Dieses große in seiner Art gut eingerichtete Gebäude war ehemals ein Kloster vom Orden des h. Paulus und liegt unter dem Schlosse Montjouy am mittäglichen Ende der Stadt. Von einer doppelten Mauerreihe umringt, mit Schießscharten versehen und solid befestigt, gleicht es einem Kastell, wird von einer Abtheilung Linientruppen vertheidigt und erlaubt einen kräftigen Widerstand gegen die Angriffe des Pöbels. Hier langten wir am 21. August um 11 Uhr Abends an und wurden von dem ersten Kerkermeister, gleichsam Gouverneur des Etablissements (Alcaide de la Carcel), mit viel Ceremonien und Komplimenten empfangen. Er nahm sich förmlich wie ein Haushofmeister aus, der die Honneurs eines großen Palastes zu machen hat, und führte uns

unter zierlichen Verbeugungen in seine Kanzlei, wo wir seinem Secretair unsere Namen und Qualitäten wie in einem Paß-Büreau diktiren mußten. Nachdem er von meiner Identität überzeugt war, wandte er sich mit verbindlichen Worten an den Grafen Teleky und dann an meinen Kammerdiener und stellte Beiden frei, entweder gleich fortzugehen, aber dann nicht mehr hereinzukommen, oder mit gefangen zu bleiben, aber dann nicht mehr hinauszudürfen. Beide nahmen Letzteres an. Hierauf wies er uns sein schönstes Gefängniß-Lokal an, eine große weite Halle, die eher einem Fechtboden als einem Kerker glich. Das einzige scheibenlose, aber stark mit dicken Eisenstangen vergitterte Fenster ging nach einem großen Hof, wo 140 Banditen, Meuchelmörder und Diebe von Morgens bis Abends sangen, schrieen und spielten und ihre Waschungen an einem Ziehbrunnen vornahmen. Eine gewichtige Thür aus eichenen Balken mit einem Schieber versehen und innerhalb derselben eine korbförmig in das Zimmer hereingehende eiserne Gitterthür für die Nacht-Inspectionen schlossen unser Gemach. (Schluß folgt.)

England.

Die politischen Theorieen des 17ten Jahrhunderts. Thomas Hobbes und Jakob Harrington.

(Schluß.)

Wenn wir nun auch die Oceana für unpraktisch erklären müssen, so ist doch nicht zu leugnen, daß manches Reale in ihr enthalten ist. Ihre Resultate sind die Frucht langer philosophischer und politischer Studien, Studien, die von Aristoteles bis auf Machiavell, von Machiavell bis auf Hobbes reichen.

Man kann Harrington einen durchdringenden und gewissermaßen prophetischen Geist nicht absprechen. So hat er die Französische Revolution vorhergesehen, wie folgende Stelle aus seinem Buche beweist: „Wenn ein Volk auf seinem Krankenbette liegt", sagt er, „so muß es entweder sterben oder sich wieder erholen. Die in dem Koth der gothischen Staatsformen sich befindenden Völker der Welt quälen sich ab, wie Kranke, die weder sterben noch leben können. Frankreich, Italien und Spanien werden den gesunden Staaten nicht widerstehen können, und diese werden jene heilen müssen, um sich selbst vor der Ansteckung zu beschützen. Frankreich wird sich, nach meiner Ansicht, am allerersten von diesem Uebel befreien, und hat es seine Gesundheit wieder erlangt, so wird es die Welt beherrschen." So bewährt diese Ansicht auch war, so sehr hat er sich doch in Bezug auf die Venetianische Republik geirrt. Diese hält er für einen Staat, „der", wie er sich ausdrückt, „in seinem Innern keinen Keim der Auflösung trägt." Ob dieses wirklich so der Fall war, darüber hat die Zeit entschieden. Würde der Verfasser der Oceana noch leben, er müßte viele Blätter in seinem Werke vertilgen. Es ist indessen kaum zu begreifen, wie derselbe Mann, welcher die liberale Regierung so sehr in Schutz nimmt, und der die Souverainetät des Volkes als das Grundprinzip seiner Oceana aufstellt, von der Aristokratie Venedigs, von dieser planvollsten Tyrannisirung des Volkes, so eingenommen seyn kann!

Ferner hat Lord Harrington in seiner Oceana behauptet, daß keine monarchische Institution auf der Britischen Insel in Zukunft werde bestehen können, aber er mußte es noch selbst erleben, daß, nachdem seine Oceana kaum vier Jahre das Tageslicht erblickt hatte, die Englische Republik der Monarchie, und zwar der alten im strengsten Sinne des Wortes, den Platz räumen mußte. Die Publizisten übersehen in den künstlichen Berechnungen ihrer idealen Combinationen nur zu oft, daß der individuelle Ehrgeiz der Anführer und der unbeständige Willen des Volkes in Staats-Reformen ein viel mächtigeres mobile ist, als selbst das Interesse. Völker sind Kranken zu vergleichen, welche oft ihren Platz wechseln, in der Meinung, ihrem Schmerz Linderung zu verschaffen.

Wenn nun noch der Verfasser glaubt, daß er in dem agrarischen Gleichgewicht ein unfehlbares Pfand der Ruhe und der Ordnung gefunden habe, so kann dies nur durch die staatsökonomischen Ansichten des siebzehnten Jahrhunderts gerechtfertigt werden. Der Grundbesitz, der besonders von den Französischen Ministern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für den National-Reichthum ausgegeben wurde, ist keinesfalls zu übersehen, aber es giebt noch viele andere Besitzthümer, welche im ersteren nicht enthalten sind. Daß sich neben der Gleichheit des Grundbesitzes eine große Ungleichheit in den industriellen, kommerziellen und daher finanziellen Verhältnissen herausstellen kann, wer weiß dies nicht? Daß diese Güter, welche nur von der Kraft und dem Fleiße der einzelnen Individuen abhängig sind, ebenfalls getheilt werden sollen, wäre einerseits Unsinn, zu behaupten, andererseits hat der Verfasser die Mittel hierzu, worauf es am meisten ankömmt, nicht angegeben; vielleicht hat er gar nicht daran gedacht. Wollte man auch hierin eine Gleichheit, die der Verfasser vielleicht stillschweigend voraussetzt, einführen, so müßte man mit jedem Jahre eine solche mühselige Schätzung vornehmen, welche wegen ihrer Schwierigkeiten unausführbar ist; denn die Hälfte der Reichthümer würde auf einmal verschwunden seyn. Von dem Umstande, daß hierdurch der Fleiß und die Thätigkeit unter den Menschen ganz und gar verschwinden würde, will ich gar nicht reden. Auf diese Weise ist jede dem Privateigenthum aufgelegte Beschränkung dem Nationalreichthum nachtheilig, und die Wohlfahrt des Ganzen aufzulösen, um das Glück der Einzelnen zu begründen, ist Unsinn — ein Unsinn, dessen sich auch unsere heutigen Kommunisten schuldig machen.

Die vermittelst des Looses zu wählende Verwaltung ist eine Erfindung, die nicht von Geist, wohl aber von wenig praktischem Sinn zeigt. Das Loosen muß sich entweder über das ganze Volk erstrecken, oder es muß innerhalb einer privilegirten Klasse beschränkt bleiben. Im ersten Falle würde Jedermann berufen seyn, das Staatsruder zu führen, wodurch das öffentliche Wohl der größten Gefahr ausgesetzt werden würde. Wo die Leidenschaftlichkeit und Unfähigkeit des großen Haufens herrscht, da herrscht Anarchie; wo Alles herrscht, da herrscht Keiner. Bleibt aber das Loos auf einen bestimmten Kreis beschränkt, so entsteht sogleich ein Kampf zwischen denen, welche dieses Privilegium genießen, und denen, die davon ausgeschlossen sind, wie dies die Geschichte zeigt. Wie übrigens eine Gleichheit aller Staatsmitglieder neben dem Stande des Adels bestehen kann, ist nicht einzusehen.

Harrington hatte ein unerschütterliches Zutrauen zu seinem System. Die Restauration von 1660 erschütterte seinen Glauben an dasselbe nicht im mindesten. Um seine Oceana populairer zu machen, drängte er sie auf einige wenige Behauptungen zusammen und brachte sie dadurch der Fassungskraft des gewöhnlichen Bewußtseyns näher. In dieser Arbeit mußte er natürlich auf die neue Regierung Rücksicht nehmen und ihr seinen Rath ertheilen. Die Höflinge und feilen Anhänger des neuen Regiments, mit seinen Rathschlägen nicht zufrieden, ließen den Philosophen als des Hochverraths verdächtig verhaften und sein Werk konfisziren. Die Polizei warf die neue oceanische Schöpfung bunt durch einander und schaffte sie nach White-hall, was ihr Stifter für ein größeres Unglück hielt, als seine Einsperrung im Tower. Bei seinem Verhöre vor dem Lord Lauderable hielt er mit der größten Unerschrockenheit eine sehr kühne und offenherzige Rede, aus welcher ich folgende Stelle anführe: „Ihr klagt mich an, Mylord", sagte er, „daß ich mich als Privatmann in die öffentlichen Angelegenheiten einmische und in Regierungssachen mitspreche; Mylord, es giebt keinen Staats-Beamten, der noch je in Staatssachen eine Zeile geschrieben, die etwas getaugt hätte. Alle diejenigen, welche sich in dieser Hinsicht ausgezeichnet, waren noch immer Privatleute, wie ich einer bin. Erinnern Sie sich an Plato, Aristoteles, Livius und Machiavell. Ich kann Ihnen, Mylord, mit einem Worte die ganze Politik des Aristoteles geben; er nennt diejenige Monarchie barbarisch, wo das Volk an der Gesetzgebung keinen Theil hat; diejenige aber nennt er edel und gut, wo das Volk bei der Gesetzgebung thätig ist. Das ist eine Demokratie, und außer dieser giebt es keine wahrhafte Freiheit. So sprach Aristoteles", fuhr er fort, „ich habe mich nicht so kühn ausgedrückt, wie er. Und unter welchem Fürsten lebte er? nicht wahr, unter Alexander, dem größten Monarchen der Welt. Zog Alexander den Aristoteles vor Gericht?" Hierauf ging er zu Livius über, der unter Cäsar schrieb, und dem Republikaner Machiavell, der unter den Medicis seinen principe in die Welt schickte, und alsdann wies er nach, daß man weder ihre Werke noch ihre Person verfolgt habe. Hierauf fügte er noch folgende Worte, die wegen ihrer Beziehung auf Cromwell historisch merkwürdig sind, hinzu: „Ich schrieb, Mylord, unter einem Usurpator, unter Cromwell. Als er den Thron bestieg, murrten seine Offiziere gegen diesen Schritt und sprachen von einer Republik. Er sagte ihnen, er wisse nicht, was dieses Wort bedeute, er wünsche aber, mit dem Werth und der Anwendung desselben bekannt gemacht zu seyn, und sobald er sich von seiner Wirksamkeit überzeugt habe, so wolle er zeigen, daß er niemals an sich, sondern, was Gott weiß, immer an die gute Sache gedacht habe. Man dachte sogleich daran, daß ich der sey, welcher am besten im Stande wäre, zu zeigen, was es mit einer Republik zu bedeuten habe. Man drängte in mich, ich schrieb. Nachdem ich geschrieben hatte, wagte es Cromwell nicht mehr, seine Antwort den Offizieren zu wiederholen. Ich habe indessen nichts gegen die Regierung publizirt; hätte ich mich gegen das Gesetz aufgelehnt, so würde mich Cromwell bestraft haben; mein Werk ist sonach schuldlos. Nach Cromwell arbeitete ich für die Rückkehr des Königs, und dies ist nun mein Lohn."

So antwortete Harrington, und er konnte nicht widerlegt werden. Aber von jetzt ab beginnt das unglücksvolle Leben unseres Staatsphilosophen. Vergebens bat seine Schwester, daß man den Gefangenen vor ein Tribunal bringe, um da seine Unschuld darzuthun; Keiner wagte, ihre Bitte dem Parlamente vorzulegen. Harrington wurde nach der Insel St. Nicholls, unweit Plymouth, gebracht, wo seine physische wie geistige Gesundheit abnahm; später verwandelte sich seine geistige Schwäche in eine ruhige Geisteskrankheit, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Er hatte seltsame Ansichten über die Wirkung der vitalen Kräfte, über die guten sowohl wie über die schlechten, mit deren Beschreibung er seine Freunde sehr oft quälte. Nach einigen Jahren eines hinschwindenden Lebens starb er zu Westminster den 17. Sept. 1677.

So hätten wir gesehen, wie zwei Männer, Hobbes und Harrington, zwei der hervorragendsten Geister ihrer Zeit, das soziale Problem im ganz entgegengesetzten Sinne und auf ganz verschiedene Weise zu lösen versuchten. Der Eine fand die Lösung in der Knechtschaft, der Andere in der durch ein Gleichgewicht des Besitzthums herbeizuführenden Freiheit; Beide stehen außerhalb der Wahrheit. Hobbes besitzt mehr Geistesstärke, Harrington mehr Quellenstudium. Der Verfasser des Leviathan ist tiefer; der Verfasser der Oceana ist geistreicher. Hobbes hat nur eine Idee, aber sie enthält die größte Kraft, die Einheit. Er hält in der einen Hand die Zügel seiner Theorie, behauptet sich als ihren Herrn, führt sie hin, wo er will und wie er will. Harrington muß mehr seine Kräfte zerstreuen, denn er hat es mit mannigfachen Werkzeugen, mit widerspenstigern, minder erprobten zu thun. Er glaubt an die Kraft einer Macht, deren Elemente sich erneuern und welche, gerade durch ihre Beweglichkeit, demjenigen, dem sie dienen kann, entfällt, und demjenigen, der sie mißbraucht, zufällt. Hobbes will den Despotismus organisiren, Harrington ihn entwaffnen. Was sein Leben betrifft, so hat Hobbes länger gelebt, als noch irgend ein anderer Denker; er starb in seinem 92sten Jahre, an Geist gesund und im Genusse seiner vollen Kräfte. Dies erklärt sich leicht; hatte er einmal sein Prinzip entlassen, so konnte er sich ruhig in ihm ausruhen. Sein

Prinzip schließt den innern Geisteskampf aus. Harrington befand sich nicht in einem so glücklichen Falle. Seine Abwägungs- und Gleichgewichts-Pläne erhielten seinen Geist immer in einem schwankenden Zustande; er hatte sie gegen die Einwürfe Anderer und gegen die seinigen selbst in Schutz zu nehmen. Er hatte den Werth seines Mechanismus, welcher unendliche Einzelheiten nach sich zog, täglich zu bewahrheiten und die Schwierigkeiten zu beschwören, die sich der Ausführung entgegenstellten. Er schüttete, wie jene mythologische Figur, Wasser in ein Faß ohne Boden.

Im Ganzen war Harrington ein edlerer Charakter als Hobbes. Es muß noch bemerkt werden, daß die in seinen Werken befindliche Abhandlung „über Grund und Ursache der Monarchie", eine gegen Karl I. gerichtete Flugschrift, nicht von Harrington, sondern von Johann Hall herrührt, die aber Toland, der Herausgeber seiner Werke, diesen fälschlich einverleibt hat. Harrington, der, wie wir sahen, dem unglücklichen König so zugethan war, konnte unmöglich dieselbe geschrieben haben. Harrington hatte überdies in seinem Wesen etwas Ritterliches, was Hobbes ganz und gar abging; aber Letzterer kannte mehr das Geheimniß des praktischen Lebens, und selbst in seinen Uebertreibungen vergaß er niemals die Gränze, die unbestraft nicht zu überschreiten ist.

Rußland.

Gottesdienst der Hindus.

Die Französische Dame, aus deren Reisetagebuch wir in der vorigen Nummer einige Mittheilungen über Astrachan gegeben, besuchte auch die daselbst wohnenden Tatarischen Hindus und giebt von deren Gottesdienst folgende Beschreibung:

„Wenige Tage nach unserer Ankunft führte man uns in ein Haus Indischer Brahminen, um uns ihrer Abendandacht beiwohnen zu lassen. Wir wurden von dem Vorsteher auf die höflichste und zuvorkommendste Weise empfangen. Das Zimmer, in das man uns führte, war nach Westen gelegen und hatte statt aller Möbel nur große Türkische Divans; außerdem bemerkte man eine kleine in der Mauer angebrachte Kapelle, die schon von zwei Priestern für die Ceremonie geschmückt wurde. Der Eine von ihnen hatte die Augen beständig nach Westen gerichtet, indem er sorgfältig die unter den Horizont sinkende Sonnenscheibe verfolgte. Diese Brahminen waren in lange braune Gewänder gekleidet, die vorn von einer weißen Schärpe zusammengehalten wurden, deren beide Enden zur Erde fielen. Ein Turban von weißem Musselin mit großen Falten faßte ihr bronzefarbiges Gesicht von antikem Profil ein. Der Vorsteher, der viel weniger gesammelt war als die Anderen, lächelte uns beständig zu und bewegte vor uns einen riesenhaften Persischen Fächer hin und her, wodurch ein wahrer Luftstrom um uns entstand. Inzwischen sank die Sonne immer tiefer, endlich wurde ihr gänzliches Verschwinden vom Horizont durch den scharfen Ton einer Seemuschel angekündigt. Sogleich zündete einer von den Priestern mehrere Kerzen an und setzte sie vor ein Bild der Kapelle. Ein anderer wusch Gefäße von seltsamer Form, füllte sie mit geweihtem Wasser und warf sich mit vieler Inbrunst vor ihnen nieder. Ein großer grauer Stein, der in die Mauer eingesetzt war, schien der Hauptgegenstand ihrer Anbetung zu seyn. Nach dem, was uns der Oberpriester erklärte, befand sich die Seele eines großen Heiligen, der der Welt und der Menschen müde geworden, unter dieser mystischen Hülle. Daher ist dieser Stein in ihren Augen ein heiliger Gegenstand, dessen bloßer Anblick Wunder erregen kann. Nachdem er ihn einige Augenblicke stillschweigend angebetet, fing der Vorsteher an, Weihrauch zu verbrennen. Der Rauch erfüllte bald das ganze Zimmer mit einer Art Wolke, durch welche hindurch alle Gegenstände eine unbestimmte, mysteriöse Form annahmen. Der durchdringende Geruch dieser Düfte, verbunden mit der Hitze und dem seltsamen Anblick, den wir vor uns hatten, wirkte so stark auf unsere Sinne, daß wir bald das Wirkliche vom Phantastischen nicht mehr zu unterscheiden wußten. Der religiöse Enthusiasmus der Brahminen offenbarte sich bald auf andere Weise als durch Niederwerfungen. Bis dahin war Alles in tiefem Schweigen vor sich gegangen; auf ein gegebenes Zeichen knieen zwei Brahminen vor dem heiligen Stein nieder und fangen an, in einem aus der Kehle kommenden Ton ein Gebet herzusagen. Ein Anderer, die Arme auf der Brust gekreuzt, steht einige Schritte von der Kapelle und bringt von Zeit zu Zeit eine Pfeife an seinen Mund, mit der er durchdringende Töne ausstößt; der letzte, mit einer Seemuschel bewaffnet, steigt auf einen der Divans und verbindet seine Stimme mit jenem dumpfen Gemurmel, das allmälig lauter und deutlicher wird. Die Augen gerathen in Feuer, die Glieder werden starr, die Muschel läßt sich hören, eine Glocke wird von dem Vorsteher rasch bewegt, und nun beginnt ein so seltsames, so höllisches Charivari, ein so burleskes, wildes Schauspiel, daß man wirklich diese Priester vom bösen Geist besessen glauben konnte. Die Stellungen und Geberden, die bis zur Raserei gingen, machten diese Scene mehr einer Beschwörung als einem Gebet ähnlich. Es wäre uns fast unmöglich, zu sagen, was wir in diesem Augenblick empfanden. Es war ein Gemisch von Erstaunen, Schrecken, Neugier und Ekel; wir hätten ein solches Schauspiel nicht länger aushalten können, wenn die Ermüdung die Priester nicht gezwungen hätte, nach Verlauf einer Viertelstunde einzuhalten. Möchte man nicht sagen, daß die Menschen es sich zur Aufgabe machen, Gott auf die irreligiöseste Weise anzubeten? Als dieses abscheuliche Konzert zu Ende war, nahm der Vorsteher eine Hand voll gelber Blumen, die den Ringelblumen glichen, tauchte sie in das Gangeswasser und bot Jedem von uns eine an; dann knetete er mit seinen Fingern ein Stück Teig, dem er eine symbolische Form gab, setzte sieben kleine angezündete Kerzen hinein und bewegte sie nach allen Richtungen hin vor der Kapelle und dann eben so nach unserer Seite. Endlich nahm er eine kleine, weiße Muschelschale, die bis dahin auf dem heiligen Stein gelegen, füllte sie mit dem heiligen Wasser des Ganges und besprengte uns damit sehr andächtig. Während dessen setzten seine Gefährten auf einen Tisch schöne Früchte und Backwerk, die sie uns mit der feinsten Höflichkeit anboten. So endete eine Scene, die eben so schwer zu beschreiben als zu vergessen ist."

Mannigfaltiges.

— Nachdrucker-Unwesen in Belgien. Der Belgische Nachdruck wird, wie wir es lange vorher gesehen und ausgesprochen, bald in die Grube selbst hineingefallen seyn, die er Anderen gegraben hat. So weit ist es mit der sich über- oder vielmehr unterbietenden Konkurrenz gekommen, daß selbst die beliebtesten und am meisten gekauften Werke der Französischen Romanen-Literatur, wie z. B. Eugen Sue's Mystères de Paris, unter dem Preise der bloßen Papierkosten losgeschlagen werden. Sogar in Deutschland sind die dreizehn Bände des Belgischen Nachdrucks der Mystères de Paris zu einem Preise zu haben, der nach Abzug des Buchhändler-Rabbats nicht mehr als 1 Thlr. 28 Sgr. beträgt, wofür wohl, so lange Bücher gedruckt werden, noch niemals dreizehn Bände neu zu haben waren.*) In der That sind aber auch die Brüsseler Nachdrucks-Unternehmungen so heruntergekommen, daß die meisten, wo nicht schon faktisch, doch in der öffentlichen Meinung als bankerott zu betrachten sind, denn die Actien derselben sind kaum noch zu 40 oder 50 Procent an den Mann zu bringen. Den Pariser Original-Verlegern, von deren Blut diese Vampyre bisher gelebt, steht also ein Triumph bevor, der ihnen wohl zu gönnen ist. Noch mehr aber muß man sich freuen, daß dadurch der Belgischen Original-Literatur bessere Aussichten sich eröffnen, denn unter den bestehenden Verhältnissen konnte dieselbe eben so wenig als die Literatur in den Vereinigten Staaten auf einen grünen Zweig kommen. Kein Buchhändler bot bisher in Belgien für ein Manuskript, gleichviel, ob in Französischer oder in Flämischer Sprache, irgend ein Honorar. Drucksachen wurden als herrenloses Gut angesehen, und wenn irgendwo in Brüssel oder in Gent, Antwerpen, Lüttich ꝛc. ein der Administration oder der Wissenschaft und namentlich der Landesgeschichte nützliches Manuskript gedruckt werden sollte, so mußte sich gewöhnlich die Regierung in's Mittel legen und durch Zuschüsse die Druckkosten decken. Gleichwohl fand ein solches Werk hernach keine Käufer; auch wenn es noch so wohlfeil angeboten wurde, kostete es doch immer etwas, während das Publikum die Nachdrucke der Französischen Romane, und besonders der gerngelesenen schlüpfrigen Bücher dieser Art, umsonst erhielt; ja umsonst, denn seit einiger Zeit liefern die mit einander konkurrirenden Belgischen Zeitungen dergleichen Nachdrucke, die sie von den Buchdruckern, welche meistens auf das Ausland spekuliren, zum Papierpreis bekamen, als wöchentliche Gratiszugaben. Gegen dieses Unwesen nun haben der Kardinal-Erzbischof von Mecheln und die Bischöfe von Lüttich, Brügge, Tournay, Namur und Gent unter'm 5ten August einen Hirtenbrief gerichtet, der das Verbot der Kirche erneuert, „bei Strafe der Todsünde Bücher, Journale, Zeitschriften, die dem Glauben oder den Sitten zuwiderlaufen, zu drucken, zu verkaufen, auszutragen, zu vertheilen oder zu verleihen." Wir glauben jedoch, daß mehr noch als dieser Hirtenbrief der Zustand, in welchem sich jetzt der Belgische Nachdruck befindet, dem Unwesen steuern werde. Die Belgischen Kammern werden endlich wohl einsehen lernen, daß es im Interesse nicht bloß der guten Sitten, sondern auch der Literatur und des Landes überhaupt sey, Verträge mit den Nachbarländern gegen den Nachdruck abzuschließen, und daß es weder der Intelligenz noch des Charakters der Belgier würdig sey, die Presse in die Kategorie der Fabriken zu stellen, denen man das rohe Material so wohlfeil als möglich zuführen müsse, um mit dem Auslande desto leichter konkurriren zu können.

---

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit bemerklich, daß von gedachtem Werke, das im weiteren Verlaufe seiner Publication immer mehr als einer unmoralischen Tendenz keineswegs huldigend erkannt werden, in welchem Viele sogar einen entgegengesetzten Zweck, nämlich eine Hinweisung auf das, was den niederen Klassen in Frankreich noth thut, erkennen wollen, und von dem in Französischer Sprache, die verschiedenen Nachdrucke mit eingerechnet, vielleicht schon 200,000 Exemplare zirkuliren mögen, jetzt eine mit sehr charakteristischen Federzeichnungen des trefflichen Genremalers Hosemann ausgestattete Deutsche Uebersetzung von A. Diezmann im Verlage von Meyer und Hofmann in Berlin erscheint. Es wird dieselbe in circa 25 Lieferungen ausgegeben, von denen jede mit einer Zeichnung geschmückt ist und 5 Sgr. kostet.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Auch für das bevorstehende Quartal wird die Expedition der Allg. Preuß. Zeitung die Güte haben, Bestellungen und Zahlungen der Abonnenten in Berlin, eben so wie die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp., entgegen zu nehmen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 27. September 1843.

Frankreich.

Zur Geschichte der Französischen Diplomatie unter Ludwig Philipp.

Von Louis Blanc.*)

Marschall Maison in St. Petersburg. — Wahre Geschichte und Bedeutung des Quadrupel-Traktats zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal. — Talleyrand's Diplomatie, und was davon zu halten ist.

Das Kabinet der Tuilerieen wurde im Jahre 1834 zu St. Petersburg vom Marschall Maison repräsentirt, welcher im Anfange des Jahres 1833 dem Marschall Mortier in dieser Stellung gefolgt war. Die Gesandtschaft des Marschalls Mortier in St. Petersburg war eigentlich nur eine Reihenfolge empfindlicher Mystificationen gewesen. Während man den General mit Artigkeiten überhäufte, erniedrigte man den Diplomaten; während man ihn bei jeder Gelegenheit von Napoleon, seinen Plänen, seinen Schlachten unterhielt, sprach man von Ludwig Philipp gerade eben so viel, als hätte sich's um einen der Europäischen Politik und der Familie der Souveraine gänzlich fremden Fürsten gehandelt. Dem Marschall Maison beliebte diese Rolle nicht. Ehe er den Botschafterposten in Rußland annahm, fragte er an, ob man seinem Titel die gebührende Achtung eben so wohl beweisen wolle als seiner Person, und reiste erst dann nach St. Petersburg ab, als er von Pozzo di Borgo die bündigsten Versicherungen darüber erhalten hatte. Aus der Zeit seines Aufenthalts in Berlin während der Durchreise wollen wir einen charakteristischen Zug anführen. Wenn von einem eingetretenen Ereigniß die Rede war, rühmte er sich gern, es vorausgesehen zu haben. Eines Tages, als er in Gegenwart vieler vornehmen Personen auch dieser Gewohnheit nachgegeben hatte, fragte ihn ein junger Mann scherzend: „Ei, Herr Marschall, wenn Sie die Zukunft so gut wissen, was wird sich denn in fünf Jahren zutragen?" — „Nun, ich denke", antwortete der Marschall, rasch überlegend und mit der Miene eines alten Soldaten, der zu einem jungen Menschen spricht, „in fünf Jahren werden wir erleben, was wir schon erlebt haben: viel übelwollende Aeußerungen und nicht Eine Handlung." In Wien hatte er sich fest, fast hochmüthig bewiesen und durch eine geschickte Mischung von Feinheit und Stolz mehr als einmal die Fürstin Metternich aus der Fassung gebracht, welche ihn nicht liebte und sich darin gefiel, ihm einen Wortkrieg zu erklären. Rauh und heftig wie ein Soldat, aber verschlagen wie ein Bauer, war er kaum in Petersburg angelangt, als er durch vollkommen unabhängiges Auftreten und eine gerade Sprache sich seine Stellung schuf. Seine erste Unterredung mit dem Kaiser war von günstigen Auspizien begleitet. Eine Anzahl Russischer Großen und Offiziere wartete mit den beiden Adjutanten des Marschalls, Delarue und Chasseloup-Laubat, im Nebenzimmer. Obgleich der Erste bereits eine Reise in Rußland gemacht hatte und mit mehreren Personen am Hofe befreundet war, näherte sich ihm doch Niemand, denn Niemand hätte gewagt, ihn wiederzuerkennen, ohne die Miene des Kaisers befragt zu haben. Der Herrscher erschien, machte den beiden Adjutanten ein freundliches Gesicht, näherte sich dem Herrn Delarue, den er als Adjutanten des Herzogs von Ragusa gekannt hatte, zog ihn in eine Fensterbrüstung und sprach zu ihm außerordentlich wohlwollend. Einige Augenblicke darauf war Delarue der Gegenstand der intimsten Freundschaftsbezeugungen; Jeder sprach ihn an, überhäufte ihn mit Fragen; man erinnerte sich, ihn gesehen und seine Freundschaft gewonnen zu haben. Diese Scenen, die selbst in ihrem kindischen Wesen reichen Stoff zu Bemerkungen bieten, gaben zu erkennen, daß die Französische Gesandtschaft in St. Petersburg eine bessere Stellung einnehmen werde; und wirklich stieg von diesem Tage ab das Ansehen des Marschalls fortwährend. Gewisse einzelne Vorfälle, welche dem Anschein nach einen entgegengesetzten Erfolg hätten erwarten lassen, trugen ebenfalls dazu bei. Als eines Tages bei einem großen von dem Französischen Gesandten veranstalteten Diner die Unterhaltung auf die ersten Kriege unserer Revolution fiel, äußerte der Marschall gelegentlich und ohne alle weitere Absicht, daß er der Sohn eines Bauers aus Epinay sey. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dies mit der größten Ungezwungenheit und dem stolzen Selbstbewußtseyn eines Plebejers ausgesprochene Geständniß auf eine in Vorurtheilen aufgewachsene Aristokratie machen mußte. Der Kaiser erfuhr den Vorfall bald, und seine Achtung für den Marschall wuchs um so mehr. Selbst die Fehler unseres Botschafters nützten ihm. Er hatte aus dem Kriegsleben eine gewisse Ungebundenheit der Sitten bewahrt, die er keinesweges zu verhüllen strebte, und das Alter hatte sein Jugendfeuer noch nicht ganz ausgelöscht. Als ihn in Petersburg eine Theaterleidenschaft fesselte, hielt er es für unnöthig, ein Geheimniß daraus zu machen. Die Unvorsichtigkeit war groß; denn der Kaiser zeigte eine Ehrfurcht gebietende Strenge der Sitten. Doch mißfiel ihm das Benehmen des Marschalls nicht, und seine militairische Unbefangenheit behagte ihm. Bald entspann sich zwischen dem Kaiser und dem Marschall Maison eine freie Unterhaltung, wie sie niemals einem noch so bevorzugten Russischen Hofmanne gestattet worden war. Eine Strafe des Stolzes, die unmittelbar im Stolze selbst inbegriffen liegt, ist die Langeweile; und die erhabensten Regenten sind in dieser Hinsicht Sklaven ihrer eigenen Majestät, daß sie, um sich ein wenig frei zu fühlen, zuweilen etwas herabsteigen müssen. Mag es nun ausnahmsweise geübte Nachsicht oder Ueberdruß am höchsten Range gewesen seyn, kurz der Kaiser lieh den Scherzen des Marschalls Maison ein geneigtes Ohr, und dieser wußte als Gesandter von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, die er sich als Soldat erworben hatte.

Unter den einflußreichsten Personen des Russischen Hofes gab es damals nicht gerade zwei entgegengesetzte Parteien, aber doch zwei verschiedene Einflüsse. Die Einen, zu denen der Marschall Paskewitsch, der Fürst Wolkonski und der Kriegs-Minister Tschernitschew gehörten, zeigten in ihren nationalen Vorurtheilen eine sehr entschiedene und heftige Gesinnung: das waren die echten Russen; die Anderen, wie Nesselrode, Orlov und Benkendorf, zogen es vor, daß man bei allen Unternehmungen den Zustand Europa's berücksichtigte und so viel als möglich gemeinschaftliche Sache mit ihm machte: das waren die durch diplomatische Berührung mit den verschiedenen Höfen gemilderten und verfeinerten Russen. Nikolaus neigte sich auf Seite der Ersteren; die Zweiten fanden eine Stütze in dem Französischen Botschafter; und da sein Einfluß ihre Absichten beförderte, suchten sie, weit entfernt, ihn zu hemmen, denselben vielmehr durch Eingehen auf die Ansichten des Marschalls zu heben.

Die Stellung der Französischen Gesandtschaft in Madrid war weit leichter. Zea Bermudez verwaltete die Angelegenheiten Spaniens nicht mehr; er war den öffentlichen Angriffen der Generale Llander und Quesada gewichen. Zur selben Zeit lebte Martinez de la Rosa in geringer Entfernung von Madrid den Musen, beobachtete jedoch aus seiner Zurückgezogenheit mit unruhigem Auge das Schicksal seines Vaterlandes. Auch in die Politik brachte er jene geistige Bildung, jenen Haß der rohen Gewalt, welche die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst verleiht. Aeußerst rechtschaffen, aber besorglich; Freund der Freiheit, aber vorausgesetzt, daß er sie mit einigem Mißtrauen ansehen durfte; beharrlich bis zum Muthe, aber nicht bis zur Kühnheit; endlich jener raschen Entschlossenheit entbehrend, die in stürmischen Zeiten so gut als Sehergabe ist: ersetzte das Feuer einer südlichen Phantasie bei ihm den Mangel leidenschaftlich mächtiger Thatkraft nicht, und die Lebhaftigkeit seiner Gefühle ließ die Begränztheit seiner Ideen um so mehr heraustreten. Er gehörte zu den Männern, die gerade hinlängliche Kraft haben, Revolutionen zu beginnen, welche von anderen, oft minder bedeutenden Geistern geleitet, beschleunigt oder aufgehalten werden.

Martinez de la Rosa wurde der Königin Christine als Zea's natürlicher Nachfolger vorgeschlagen. Aber man kannte seine Wohnung nicht. Nach zweitägigem Suchen konnte man ihn erst aus seiner freiwilligen Verborgenheit ziehen, um ihn auf eine der bewegtesten Scenen Europa's zu stellen. Die Spanier hofften auf die Einweihung der constitutionellen Regierung. Der neue Minister täuschte ihre Hoffnung nicht. Unter dem Titel Estatuto real veröffentlichte er eine mühselige und gezwungene Art von Nachdruck jener Französischen Charte, die selbst nur eine ungeschickte Kopie der Englischen Verfassung war. Merkwürdig! Frankreich, dessen Boden mit den Trümmern der Aristokratie bedeckt ist, entlehnt die Grundlage seiner Verfassung von England, dem Lande, welches von der Aristokratie beherrscht und durchdrungen ist; und wiederum von Frankreich, wo der gewerkthätige Mittelstand Alles ist, entlehnt Spanien, wo der gewerkthätige Mittelstand Null ist! Dieser doppelte Vorwurf reicht hin, um über das Werk Martinez de la Rosa's den Stab zu brechen. So wurde denn auch das Estatuto real erst nach den heftigsten Erörterungen angenommen. Eine nicht minder lebhafte Opposition erklärte sich gegen die Bestimmung über die Einrichtung des Heerwesens. Man warf dem Spanischen Minister vor, daß er das Recht, eine Miliz zu besitzen, auf die Kommunen von siebenhundert Feuerstellen eingeschränkt habe; man warf ihm vor, daß er den ärmeren Volksklassen den Weg zu den höheren Stellen im Heere verschlossen habe, und diese für das Volk beleidigende Ausschließung schien die Revolution ohne Rettung in die Hände des Karlismus zu geben, der eben seine Kraft verdoppelte und seine Thätigkeit erhöhte. Der Vorwurf

*) Aus dem so eben erschienenen vierten Bande seiner Geschichte der zehn Jahre von 1830—1840.

war gerecht, wenngleich übertrieben. Das Regiment im Sturme gebührt nicht denen, die vor ihm zittern. Revolutionen retten sich nur durch Anwendung aller ihrer Hülfsmittel; zu viel Vorsicht stellt sie bloß: das Mißtrauen richtet sie zu Grunde. Wenn man Martinez de la Rosa einen Vorwurf daraus machte, daß er versucht habe, die Zügellosigkeit der Journale einzuschränken, so handelte man ungerade oder unverständig. Denn die Freiheit der Presse ist in Friedenszeiten allerdings die bewegende Kraft, der Pulsschlag der menschlichen Gesellschaft; in Zeiten des Bürgerkrieges aber, auf dem Punkte, wo bewaffnete Parteien zusammenstoßen, ist die absolute Freiheit der Presse der Anfang der Ohnmacht, da sie der Nahrungsstoff der Anarchie ist.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Fürst Lichnowsky in Barcelona.

(Schluß.)

Herr Jover, unser zierlicher Kerkermeister, stellte uns frei, Möbeln und Kost aus unserem Gasthof zu beziehen, eröffnete mir, daß die Thüren zwar eigentlich stets geschlossen seyn sollten, er jedoch mich bloß Abends einsperren wolle, und endlich, daß ich zu jeder Stunde auf dem Gange und der Terrasse spazieren gehen könne; ja er dehnte seine Gefälligkeit so weit aus, mir zu sagen, daß, wenn die Gesellschaft der übrigen „distinguirten" Gefangenen, die auch das Recht hatten, auf der Terrasse zu promeniren, mir unangenehm wäre, er Abends, nachdem sie eingeschlossen, durch ein paar Stunden die Terrasse uns allein öffnen wolle. Von allen diesen Erlaubnissen habe ich auch vielfältigen Gebrauch gemacht, Betten mit Fliegennetzen gegen die Mosquitos, Tische und Stühle kommen lassen, und alle Morgen erschien mein Barzeloner Lohndiener mit einem komfortablen Gabelfrühstück und den Zeitungen. Am zweiten Morgen las ich in letzteren lange Relationen der dortigen Blätter. welche die fabelhaften Geschichten über meine Gefangennehmung und deren Ursachen enthielten; natürlich waren alle gegen mich, bis auf den einzigen republikanischen „Papagayo", der in langen und vehementen Angriffen gegen die Regierung meine Partei nahm. Die mir feindlichen Artikel, namentlich die des Constitucional, habe ich seither mit vielem Vergnügen in einigen Deutschen Blättern wieder gelesen und ersehen, daß die gewissenhaften Uebersetzer keine einzige noch so abgeschmackte Supposition weggelassen haben, ja vielmehr im selben Ton noch allerlei illustrirende Bemerkungen beigefügt. Meine erste Promenade war zur allgemeinen Stunde; auch wurde ich von den „distinguirten" Gefangenen, die auf demselben langen Gange mit mir wohnten, vielfach angeredet; der eine war ein Civilbeamter, der die Unterschrift des Gouverneurs auf Bons verfälscht hatte; dann kam der Gußmeister der Münze von Barcelona, der unedle Metalle in das Gold gemischt haben soll, ein Anderer war der ehemalige Alcalde, der bei der Lotterie die gewinnenden Kugeln verlesen sollte und ertappt wurde, als er das siebentemal sie gegen Andere eskamotirte, die von ihm besetzte Nummern enthielten; der unschuldigste von Allen schien mir ein harmloser Jüngling, der, auf seine Schöne eifersüchtig, ihr beim Theater aufgepaßt hatte und seinen unglücklichen Rivalen, der ihr den Arm gab, erschießen wollte; unglücklicherweise ging aber die Kugel am Seladon vorbei und schlug einen stockfremden Menschen zu Boden, der zufällig daneben ging. Einige Andere, deren Delikte ich vergessen, gehörten auch zu dieser sauberen Gesellschaft, und da ich nicht wie mein menschenfreundlicher Leidensgefährte Alle aus dem Grunde für unschuldig hielt, weil wir schuldlos gefangen waren, so ging ich seither nur in den mir eingeräumten Abendstunden spazieren. Gewöhnlich dinirten wir um 7 Uhr Abends, schlechter Champagner aus dem Gasthofe und vortreffliche Süd-Spanische Weine, ein Geschenk meines geistreichen Freundes, des Französischen Konsuls von Lesseps, halfen uns die Honneurs dieser Diners zu machen, die meist durch die Gegenwart mehrerer Konsuln erheitert wurden, namentlich kam der Französische Konsul, der seither zu Europäischer Berühmtheit gelangt ist, mich oft besuchen, wie auch seine Kollegen von Oesterreich und Sardinien. Diese genannten Herren, so wie auch der arme, alte d'Ogny, der seither leider gestorben ist, thaten Alles, um meine Gefangenschaft zu erleichtern, wandten ihren ganzen Einfluß auf, sie abzukürzen und diese Angelegenheit in das rechte Licht zu stellen; ich bin ihnen viel Dank schuldig und ergreife mit Freuden diesen Anlaß, es öffentlich auszudrücken.

Eine der wenig angenehmen Seiten meiner Reklusion war der Höllenlärm, den von Morgens bis Abends die 140 unter meinem Fenster sich herumtreibenden Gefangenen machten; um 5 Uhr Morgens, wenn sie aus ihren Schlafsälen entlassen wurden, weckten sie mich polternd und ihre Pritschen ordnend; dann ging im Hofraum die erwähnte Morgen-Toilette vor sich, und von diesem Moment an — bis Abends neun Uhr war es kaum möglich, sein eigenes Wort zu hören, so toll und laut jubilirten, sangen und schrieen sie. Allerlei lärmende Spiele waren meist im Schwunge, und jeder neue Ankömmling wurde mit lange anhaltendem Gebrülle und einem Regen von Püffen empfangen. Einmal flog ein schlecht lancirter Ball in mein Zimmer; ich erhob mich von meinem Schreibtisch und schleuderte ihn zurück; dies setzte mich in guten Kredit bei der Menge, die sonst die „distinguirten Gefangenen" nicht mag. Nach ein paar Stunden sah ich zu meiner Verwunderung — ich wohnte eine Treppe hoch — einen Kopf am Gitter des Fensters und hörte eine bescheidene Bitte um einige Zigarren; sie hatten die sogenannte Diebsleiter (Escala de los ladrones) gemacht; nämlich drei Mann sich an die Wand gestemmt, auf deren Schultern zwei Andere standen, die wieder Einen trugen. Ich gab die verlangten Zigarren, mit dem Versprechen, meine Gabe zu wiederholen, wenn man alle Tage eine Stunde ruhig seyn wolle. Da ich eine für mich wichtige Korrespondenz zu führen hatte, lag mir an dieser Stunde, und ich muß zur Ehre meiner Kontrahenten sagen, daß ihre Anführer so viel Gewalt auf sie hatten, daß ich für ein Dutzend Cigarros puros (ohne Papier, sogenannte Havana) alle Tage einige Stunden Ruhe hatte. Sonntag um 6 Uhr früh wurde Messe gelesen; eine kleine Kapelle, mitten auf der Terrasse, mit Gläsern nach allen Seiten umgeben, war so eingerichtet, daß vom Hofe und von allen Gefängnissen aus der Priester gesehen werden konnte; die gewöhnlichen Verbrecher knieten im Hofe in zwei langen Reihen, die Distinguirten und Gefährlichen, so wie auch die Frauen, die einen besonderen Flügel bewohnten, hörten die Messe von ihren Fenstern aus; ein helles Glöckchen gab das Zeichen; es ist ein wehmüthiger und ergreifender Moment, wenn der Priester, bei lautloser Stille, von seinem erhobten Standorte diese Gemeinde von Gefangenen segnet, von denen Mancher zum letzten Male die Messe hört.

Eines Abends, als wir eben ziemlich fröhlich um ein paar Flaschen auf der Terrassa saßen und bei sternenhellem Himmel nach den schönen Ebenen von Barcelona und dem hohen Montjouy blickten, kam der Alcaide und wisperte mir halb verlegen ins Ohr, ich möchte am nächsten Morgen nicht erschrecken, wenn ungewöhnliche Bewegung auf den Gängen stattfände und eine Art von Prozession an meiner Thür vorüberginge: es sey ein Verbrecher, den man vorüberführen würde, um ihn zu erdrosseln. Da der Alcaide den unangenehmen Eindruck sah, dessen ich mich im ersten Augenblicke bei dieser Nachricht nicht erwehren konnte, beeilte er sich, beizufügen: das ist aber ein ganz gemeiner Verbrecher, dem das garote vil (gemeines Halseisen) administrirt wird und der zu Fuß im gelben Büßerkleide (einem Ueberreste der San Benito's des Auto-da-fé) weggeführt wird; wenn aber ein Kavalier zum Tode geführt wird, fungirt das garote noble, er wird mit schwarzem Talar angethan und reitet ein mit Trauerstoffen behängtes Maulthier, die ganze Ceremonie geht dann mit viel Anstand und Pomp vor sich. — Diese vielleicht anspielungsreiche Tröstung noch vollkommener zu machen, wurde mir denselben Abend aus sicherer Quelle hinterbracht, die Mehrzahl der National-Garden habe sich unter Anführung ihrer Offiziere versammelt und mit Vorwissen des Ayuntamiento dem General eine schriftliche Eingabe überreicht, worin sie begehrten, man solle mich ungesäumt aburtheilen und bestrafen, oder aber ihnen abliefern, worauf sie das Richteramt schon selbst übernehmen würden. Obgleich ich von dem militairischen Ehr- und Pflichtgefühl des General-Capitains trotz seiner Lethargie wohl erwarten durfte, daß er sich diesem Ansinnen, auch wenn es an die Civil-Behörden gerichtet werden sollte, widersetzen würde, so war meine Lage doch noch keinesweges unbedenklich, denn Zurbano befand sich in Gerona, wurde erwartet und konnte täglich eintreffen. Er hatte das Recht, überall Standrecht zu halten und würde höchst wahrscheinlich den Paragraph in Anwendung gebracht haben, dem zufolge Karlistische Generale dem Standrecht anheimfallen, wenn sie ohne vorhergegangenen in die Hände eines Esparteristischen Gesandten geleisteten Homagial-Eid auf Spanischem Boden betreten werden. So ging ein Tag nach dem anderen vorüber, in der steten Perspektive, die nähere Bekanntschaft des General gewordenen Schleichhändlers zu machen. An allerlei beunruhigende Gerüchte, anonyme Drohbriefe, Straßen-Proclamationen, angreifende Artikel u. s. w. war ich bereits gewohnt und setzte mich leicht darüber hinweg; ja mehrere der letzteren machten mir sogar (damals wie seither) viel Spaß; so gab sich eines Tages der Constitucional die Mühe, einen mehrere Seiten langen Roman zu kopiren, den der V. d'A. in seinem albernen Buche „le Pélérin" abgedruckt und worin ich als der Held einer höchst einfältigen Geschichte dargestellt werde; der Constitucional reproduzirte dies Alles, um einen Beweis meines äußerst despotischen Geistes (genio despótico hasta el estremo) zu geben.

Am zehnten Tage kam der Französische Konsul Lesseps zu mir, führte mich auf die höchste Zinne unseres Gefängnisses und zeigte mir am Eingang des Hafens die Französische Kriegsfregatte „Venus", die, mit ihrem Geschütz nach allen Seiten salutirend, leicht und doch majestätisch mit vollen Segeln einlief; die dreifarbige Flagge flatterte stolz über den höchsten Masten und dominirte das ganze kecke Gebäude, das grazios über den Wellen zu gleiten schien. „Sie können", sagte mir Herr von Lesseps, „der Wuth des Pöbels und der Fahrlässigkeit der Behörden nicht preisgegeben bleiben; dies Schiff wird auf Sie warten, und sobald die Nachricht von Ihrer Freilassung aus Madrid eintrifft, Sie trotz aller Machinationen und Revolten aufnehmen und schützen; seine fünfhundert Mann und zweiundfunfzig Kanonen werden hierzu wohl ausreichen." Nur wer sich in ähnlicher Lage befand, vermag das sehnsüchtige Gefühl zu erfassen, das mich beim Anblick der schwarzen Liebesgöttin beschlich.

Tages darauf kam glücklich der nach Madrid gesandte Courier zurück, der meine Freilassung und die offizielle Mißbilligung Espartero's und des Grafen von Almodovar (damals Ministers des Aeußern) mitbrachte. Ich nahm von meinem guten Alcaide Abschied, der bis zuletzt voll freundlicher Aufmerksamkeit und Nachsicht für mich gewesen, und bestieg den Wagen des Herrn von Lesseps.

Er hatte mir gerathen, die vom General-Capitain mir bis zum Einschiffungsplatze angebotene Eskorte abzulehnen, und mir offerirt, mich selbst hinzuführen. „Die Französische Kokarde wird man nicht insultiren", sagte er mit der in jenen Gegenden ihm mit Recht zustehenden stolzen Sicherheit. Lesseps und sein Oesterreichischer Kollege, Herr Gibert, begleiteten mich noch bis an Bord der schönen Fregatte, deren würdiger Kommandant, Herr Troude, mir mit ritterlicher Gastfreiheit Schutz und Uebersahrt an seinem Bord anbot; er und seine Offiziere waren voll der zartesten Aufmerksamkeiten für mich, und

ich fand in dem eleganten Capitains-Appartement einen sehr ausgesuchten Tisch und alle zuletzt entbehrten Bequemlichkeiten. Noch denselben Abend lichteten wir die Anker, und von sanften Winden getrieben, schlief ich, süßen Freiheitsträumen hingegeben, an Bord der gastlichen „Venus" ein.

Da nie ein Mißgeschick allein kommt, so ward auch ich gegen Mitternacht durch einen wüthenden Sturm geweckt, der uns an der Höhe des Kap Creux packte und nach sechzehnstündiger Dauer, bis im Angesichte der Küste der Insel Sardinien, an den Golf von Oristano vor sich her peitschte. Gegen 4 Uhr früh hatte er so zugenommen, daß er mehrere Segel zerriß, Segelstangen brach und zwei Schaluppen mit sich fort nahm. Der Capitain wollte sich zuerst gegen Palma wenden und, als dies unmöglich ward, die Südküste der Insel Sardinien erreichen. Am nächsten Morgen nahm der Sturm etwas ab; wir befanden uns auf zehn Seemeilen von der Sardinischen Küste, deren zackige Felsen und hohe Bergkette bei hellem Wetter ganz nahe schienen. Unstäte Winde wechselten mit plötzlicher Stille, so daß das Meer fortwährend bewegt war. Wir kreuzten beständig zwischen Mahon und der Sardinischen Küste, so daß wir Abends nur noch zwei Seemeilen von letzterer entfernt waren. Ein kleiner vom Sturm verschlagener Vogel fiel auf unsre Verdeck; ich dachte an Victor Hugo's berühmten Vers, fing ihn und ließ durch einen Schiffszimmermann einen Käfig verfertigen; doch überlebte er die Nacht nicht. Abends ward die Raffale stärker, und die Wellen fuhren wieder über das Verdeck. Ein großer Affe aus Angola, den die Königin von Portugal mir geschenkt und dessen Kasten an den großen Mast befestigt war, schrie und pfiff gewaltig, wenn das kalte Seewasser zu ihm hereindrang. Aergerlich und gelangweilt, immer wie Uhland's Junker Unstern vom Ziele abgewendet zu werden, legte ich mich in der eleganten Gallerie zur Ruhe, die der freundliche Capitain mir zur Wohnung angewiesen und die mit allem Comfort ausgestattet war. Am nächsten Tage war halbe Windstille, und wir kreuzten wie am Vorabend; so ging es noch durch vier lange Tage, während welcher wir zwischen Minorka, Sardinien und Korsika hin und her fuhren, so daß Morgens die eine und Abends eine andere dieser Inseln wie verwünschte Eilande vor uns lagen; manchmal trat auch so vollkommene Windstille ein, daß alle Segel an den Masten hingen, das Wasser nur leise plätschernd an die Wände des Schiffes schlug und wir in einer Stunde kaum ein Drittel Seemeile zurücklegten. Endlich am achten Tage nach unserer Abfahrt erblickten wir Toulon, und sieben Tage später war ich in Nizza, wo Sorgen, Aerger und Elend ein Ende hatten.

England.

Aus dem Leben eines reisenden Arztes.

1. Der Doktor von Edinburg. — Ein Polnischer Fürst in Paris. — Gall und Spurzheim.

„Das Leben eines reisenden Arztes, oder zwanzigjährige Wanderungen durch den größten Theil Europa's" — dieses ist der Titel eines vor kurzem in London erschienenen und in mancher Hinsicht merkwürdigen Buches *), als dessen Verfasser man Sir George Lefevre (wenn wir nicht irren, einen Bruder des Sprechers) angiebt. Es enthält die Memoiren eines Weltmanns, der viel gesehen und viel erfahren hat, obgleich es schwer hält, zu bestimmen, was darin dem Gebiete der Wahrheit und was der Dichtung angehört — wie er denn auch diese Ueberschrift der Goetheschen Denkwürdigkeiten seinem Buche als Motto vorangesetzt hat. Nichts ist sorgloser als die Art, auf die er seine flüchtigen Bemerkungen über Menschen und Dinge zusammenwirft, und nichts ist abgedroschener als zwei Drittel des Stoffs, mit dem er die vorgeschriebene Bändezahl anfüllt; das letzte Drittel besteht dagegen aus charakteristischen Anekdoten und Schilderungen, die eine vertraute Bekanntschaft mit dem inneren Leben der höheren Stände auf dem Kontinente verrathen. Etwas gründlichere Sprachkenntnisse wären ihm wohl nicht überflüssig gewesen; sein Deutsch ist schülerhaft, seine Sünden gegen die Französische Orthographie (in der er sich für sehr stark zu halten scheint) sind unverzeihlich, und obgleich er sich sechzehn Jahre in Polen und Rußland aufhielt, legt er doch völlige Unwissenheit in den Sprachen jener Länder an den Tag. Die Namen der Personen und Oerter verstümmelt er auf eine Weise, wie es sich nur die allernachlässigsten der modernen Touristen schuldig machen, und doch giebt er uns einen Begriff von Verhältnissen und Zuständen, über die uns Schriftsteller von viel größeren Ansprüchen im Dunkeln lassen.

Der „reisende Arzt" stellt sich seinen Lesern zuerst in der Eigenschaft eines Studenten der Medizin vor, der eben Kenntnisse genug in seiner Wissenschaft erworben, um sich für das Opfer aller Uebel zu halten, „deren Erbe das Fleisch ist". Mit dieser Ueberzeugung beginnt er, nachdem er in Edinburg den Doktorgrad erlangt, seine Wanderungen. „Jeder Schmerz, jeder Stich und jedes unangenehme Gefühl, welches ich empfand", schreibt er, „schien mir darzuthun, daß ich mich in dem letzten Stadium der Schwindsucht befinde. Ich fühlte mir beständig an den Puls und schöpfte tief Athem, um zu entdecken, ob mir die Brust schmerze, während jedes unbedeutende Symptom die Meinung verstärkte, die ich von meiner Krankheit gefaßt." Es lag ihm also jetzt vor Allem daran, nicht sowohl die Gesundheit Anderer herzustellen, als seine eigene wiederzugewinnen. In dieser ängstlichen und entmuthigenden Lage glückte es ihm im September 1819, den Posten eines Hausarztes bei einem schwindsüchtigen Lord zu erhalten, der im Begriff stand, sich nach einem freundlicheren Klima zu begeben. Zuerst wurde Spanien ausersehen — dann Montpellier — dann Toulouse — und endlich entschloß man sich, nach Pau zu gehen, wo die südlichen Winde durch die glänzenden Eismauern der nahen Pyrenäen abgekühlt werden. „Wer Teufel hat Euch gerathen, hierher zu kommen?" fragten die Basken, indem sie auf ihre Berge zeigten. Mit den ersten Frühlingslüften ging der arme Lord zur Ruhe ein, und sein Arzt benutzte die ihm gewordene Freiheit zu einem einsamen Ausfluge durch die Pyrenäen, wo er einen ländlichen Aeskulap antraf, der ihm sein eingebildetes Unwohlseyn wegspottete. Von seiner Schwindsucht hören wir wenigstens kein Wort mehr.

Die nächste Anstellung unseres Verfassers war bei dem Polnischen Fürsten *** in Paris, in dessen Hause er fünf Jahre zubrachte. „Der Fürst war ein Mann, der für den heutigen Tag lebte und an den folgenden nur insofern dachte, als er ein neues Vergnügen von ihm zu erwarten hatte. Er las selten, und wenn er es that, so war es eine Flugschrift oder ein neuer Roman aus dem Verlage Ladvocat's. Mit der Politik beschäftigte er sich nie; vielleicht hatte sie ihm einst zu viel zu schaffen gemacht. Was die Literatur im Allgemeinen betrifft, war er ganz au fait; er kannte die Vorzüge der meisten Schriftsteller und verstand es eben so gut, ihre Mängel auseinanderzusetzen. Mit den Grundzügen der Chemie war er ganz vertraut; für die Physik schien er natürliches Talent zu besitzen, und er war ein ganz leidlicher Mathematiker. Er konnte für einen ausgezeichneten Linguisten gelten, da er ein halb Dutzend neuerer Sprachen mit Geläufigkeit redete; von den Klassikern wußte er aber nichts. Seine Unterhaltung war reich an Anekdoten; da er ein vortreffliches Gedächtniß besaß, so wußte er Alles zu benutzen, was er hörte — er machte es in der That zu seinem Eigenthum. Obgleich seine Erziehung vernachlässigt war, schien er doch viel studirt zu haben; aber seine Kenntnisse waren meistens aus dem Umgange und nur selten aus Büchern entlehnt. In der Gesellschaft glänzte er, und da er nicht pedantisch, sondern im höchsten Grade chevaleresk und liebenswürdig war, so wurde er von den Damen angebetet. Der Charakter, den Segur von dem berühmten Potemkin entwirft, würde in manchem Betracht auf meinen Fürsten passen.

„Seine Beschäftigungen waren sehr trivial. Er pflegte um fünf Uhr Morgens aufzustehen, den Schlafrock umzuwerfen und sich in seinem Studirzimmer an den Tisch zu setzen, wo er bis 10 oder 11 Uhr blieb. Diese ganze Zeit brachte er damit zu, etwas auf Papier zu skizziren, sein Taschentuch zu kauen und Taback zu schnupfen, und er war so sehr in diesen Beschäftigungen vertieft, daß er den Kopf kaum vom Tische hob, bis das Frühstück aufgetragen wurde. Dann lebte er wieder auf und unterhielt sich während des ganzen Mahls mit seinem Haushofmeister oder seinem Koche, wenn keine andere Gesellschaft zugegen war. Doch wurde er selten genöthigt, dieses äußerste Mittel zu ergreifen; da er einen vortrefflichen Tisch hielt, so fehlte es selten an Gästen in der Person von Neffen, Vettern und vertrauten Freunden. Das Frühstück dauerte gewöhnlich eine Stunde und wurde von dem Fürsten im Schlafrock eingenommen; hierauf zog er sich in sein Kabinet zurück, bis es Zeit war, sich anzukleiden und auf die täglichen Pflichten vorzubereiten, die von einem reichen Manne ohne amtliche Stellung in der vergnügungssüchtigsten Stadt Europa's erfüllt werden. Vielleicht hatte er eine Spazierfahrt mit der Herzogin von — oder der Gräfin — verabredet; vielleicht machte er dem Könige seine Aufwartung; vielleicht — und dieses ist das Wahrscheinlichste — beschäftigte er sich bis zur Mittagszeit damit, gar nichts zu thun. Wenn er die Stunden bis zu dieser wichtigsten Periode des Tages — denn für ihn la vie c'était le diner — nicht anders auszufüllen wußte, so legte er sich ruhig zu Bett und schlief so fest, als ob es Mitternacht wäre, bis ihn sein Kammerdiener benachrichtigte, daß es Zeit sey, sich zum Diner anzukleiden. Dann belebte sich seine Phantasie von neuem, und er ergötzte sich in Gedanken an der Trefflichkeit des Mahls, bis er sich an der Seite der schönen Herzogin befand und ihr das artigste Kompliment von der Welt machte oder das köstlichste morceau irgend eines ausgewählten Gerichts verzehrte. Dieses war sein Element; hier strahlte er als ein glänzender Stern am gastronomischen Horizont — sein eigener Koch bemerkte: es sey eine Freude, einem solchen Herrn zu dienen; car Monsieur le Prince est essentiellement cuisinier."

Der eben erwähnte Artiste war Koch bei zwei Kaiserinnen gewesen, und zwar war er ein Mann von Verdienst, aber ein unverbesserlicher Dieb. „Er hatte einen chemischen Lehrkursus durchgemacht und besaß vielen Untersuchungsgeist. Er bemerkte einst mit vielem Nachdruck gegen mich: man könne von Köchen und Aerzten mit Recht sagen, daß ihre Erziehung nie beendet sey. Obgleich der Mensch ein Gaskogner war, bot doch sein Charakter einige gute Züge dar. Er war ehrlich genug, seine Spitzbübereien einzugestehen.

„Bald nach dem Ende des Russischen Feldzuges fuhr einst der Fürst mit ihm in Gedanken versunken auf dem Wege nach Smolensk, welches vor kurzem in Flammen aufgegangen war, und wahrscheinlich in der Absicht, seinen Ideen eine andere Richtung zu geben, brach er plötzlich wie der Blitz über den nichts ahnenden Künstler mit den emphatischen Worten ein: „Warum bestiehlst du mich so?" — Der arme, erstaunte Koch, der vielleicht in demselben Augenblicke ein neues Schelmenstückchen aussann, um sich für die auf einer langen und für ihn unvortheilhaften Reise verlorene Zeit zu entschädigen, antwortete in verwirrtem Tone: „„Gnädiger Herr, ich bestehle Sie nicht; ich — ich benutze nur die gewöhnlichen Vortheile meines —"" — „Halt!" rief der Fürst, „ich bin nicht böse auf dich, ich weiß, daß du mich bestiehlst, aber ich will mit dir eine Uebereinkunft treffen. Warum thust du das? Ich gebe dir ein hübsches Gehalt, du hast außerdem noch viele Accidenzien — was verlangst du denn mehr? Sprich frei heraus; du weißt, daß ich dich nicht entbehren kann."

„Mit nichts läßt sich bei einem Menschen so viel ausrichten, als wenn man sein Gefühl in Anspruch nimmt. Der Koch empfand die Schlußworte

*) The Life of a travelling Physician, including 20 years' wanderings through the greater part of Europe. London 1843. 3 vols.

seines Herrn: „Ich kann dich nicht entbehren" — in ihrer vollen Gewalt. „„Gnädiger Herr!"" erwiederte er, „„ich gestehe, „„daß ich bei Ihnen einen trefflichen Dienst habe; aber Sie wissen, daß er meinen Bedürfnissen nicht entspricht. Ich liebe die Gesellschaft — ich bewirthe gern meine Freunde; außerdem bin ich dem Spiel ergeben — enfin j'ai une petite maitresse — und Sie können sich leicht denken, gnädiger Herr, daß mein Lohn nicht für alle diese Unkosten ausreicht.""

„„Gut!" sagte der Fürst, „zu diesem Punkte wollte ich dich gerade bringen. Sage mir, wie viel alles dieses noch außer deinem Lohn kostet, und ich will den Unterschied zulegen; nur bestiehl mich nicht."

„Der Koch legte seine Hand einen Augenblick auf das Herz, warf einen gerührten und dankbaren Blick auf seinen Herrn und erwiederte mit einem unterdrückten Seufzer: „„Nein, gnädiger Herr! ich ziehe es vor, Sie zu bestehlen."" Nachdem er dieses gesagt, brach er in Thränen aus und verhüllte das Gesicht mit seinem baumwollenen Taschentuch. „Nun gut!" rief der Fürst, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „gut, mein Lieber, mach' es, wie du willst.""

In dem Haushalte des Fürsten befanden sich noch zwei andere Originale, seine beiden Kammerdiener, der Franzose Baptiste und der Russe Nikolas. Sie waren beide, wie der Koch, Erzdiebe; der Eine aber war ein Dieb von Ehre und der Andere ein frommer Dieb. „Der Erste", sagte der Fürst selbst, „ist in seiner Art ein guter, treuer Diener; wenn ich ihm jedoch zumuthete, etwas für mich zu thun, was seiner Würde und dem Ruhme des Französischen Namens nicht entspräche, so würde er mir ins Gesicht spucken. Stände er im Felde unter meinem Kommando, so würde er sich gern auf meinen Wink in die Mündung der feindlichen Kanonen stürzen — nicht aber aus Gehorsam gegen meinen persönlichen Befehl, sondern mit der Idee, seinem Vaterlande durch mich zu dienen und seine Pflicht als Soldat zu thun. Der Bär hingegen, wie Sie seinen Kameraden nennen, thut Alles, was ich ihm befehle, weil ich es ihm befehle, ohne je darüber nachzudenken, ob ich hierzu ein Recht habe. Er wird mich freilich mit der einen Hand bestehlen, aber die andere würde er für mich verbrennen. Das ist der Unterschied zwischen dem ungebildeten und dem civilisirten Menschen."

Mit dieser kuriosen Familie scheint der Verfasser seine Zeit ganz angenehm verlebt zu haben, indem er den Winter in Paris, den Sommer in Dieppe zubrachte. Von seinen Pariser Erinnerungen theilt er uns nur Weniges mit; wir geben indessen folgende Skizze der Doktoren Gall und Spurzheim, die damals in der Blüthe ihres Ruhms standen. Die wunderwirkenden Nebenbuhler waren Männer von sehr verschiedenem Charakter:

„Die Physiognomie Spurzheim's trug den Stempel der Güte und des Wohlwollens, und was er schien, war er auch. Ein besserer Mensch hat nie existirt, obwohl er vielleicht zu großes Vertrauen in seine eigene Meinung setzte. Was die Gesichtszüge Gall's betrifft, so schienen sie darzuthun, daß alles Gefühl in Eigennutz untergegangen sey; man las in ihnen, daß er an Allem, selbst an seinem eigenen System zweifelte, und wenn die Welt richtig urtheilt, so ist dies auch wirklich der Fall gewesen. Mehrere Französische Professoren, mit denen ich mich über ihn unterhielt, waren vollkommen dieser Meinung. „„Spurzheim"", bemerkten sie, „„glaubt wenigstens wie ein ehrlicher Mann an Alles, was er sagt: Gall glaubt kein Wort davon."" Dieses war in Paris das allgemeine Urtheil. Ich begegnete dem Doktor Gall zuerst an dem Frühstückstisch eines Patienten; er war eifrig damit beschäftigt, geräucherten Lachs zu essen, der seinen Geschmacks-Organen ungemein zuzusagen schien. Seine erste Aeußerung setzte mich in nicht geringes Erstaunen, um so mehr, als wir uns in einem Hotel des Faubourg St. Germain befanden. „Tout ce qui est ultra, est bète", sprach der Doktor, indem er das Betragen eines seiner Kranken tadelte, der seinen Vorschriften nicht gefolgt war und zur Bestrafung seines Ungehorsams das Bett hüten mußte. — „„Erlauben Sie mir, Ihnen den Arzt meines Bruders vorzustellen"", sagte die Dame vom Hause, ihn unterbrechend; „„es ist ein Engländer."" Der Doktor stand auf und verbeugte sich aus Achtung für meine Nation; die gewöhnlichen Höflichkeiten wurden zwischen uns gewechselt, aber es ereignete sich nichts, was die Geistesgaben des Phrenologen zu Tage fördern konnte. Dessenungeachtet schien mir seine Stirn den eisernen Stempel seiner Seele zu tragen; auf seiner strengen bewegungslosen Physiognomie spielte nur selten ein Lächeln, obgleich sie einen bedeutenden Grad von Intelligenz ausdrückte. — „„Wie befindet sich heute der arme N—?"" fragte die Wirthin. — „Oh, voilà encore un animal", erwiederte der Doktor. „Er hat etwas übel genommen, was ich ihm gestern sagte, und wird gewiß nicht wieder nach mir schicken. Ich glaube freilich kaum, daß er die Nacht durch leben werde." — „„Guter Gott, steht es mit dem armen Kammerherrn so schlecht?"" — „Er hat lange genug gelebt", antwortete Gall, „um klüger zu seyn als er ist. Er nahm etwas übel, das ich ihm sagte; allein ich hatte Recht, und wenn ich den Vogel nicht in warme Tücher gehüllt hätte, so wäre er gestorben." — „„Bitte, erklären Sie sich!"" rief die Dame. „„Sagen Sie mir, was vorgefallen ist. Sie wissen, daß wir verwandt sind, und ich nehme großes Interesse an Allem, was den Alten betrifft"" — „Nun denn", fuhr der Doktor fort, „wenn Ihnen damit gedient ist, dieses Stadtgeträtsch zu erfahren — ich saß gestern bei seinem Bette und war länger bei ihm gewesen, als ich es in der Regel zu seyn pflege, als er von einem jener krampfhaften Asthma-Anfälle ergriffen wurde, die seinem Leben über kurz oder lang ein Ende machen werden. Ich stand auf, um nach Hause zu gehen, wo mein armer Patient nach mir verlangte; aber der Asthmatiker machte mir ein Zeichen, bei ihm zu bleiben, bis der Paroxysmus vorüber ging. Ich sagte den Dienern, daß ich Eile hätte, da ein Kranker zu Hause auf mich wartete. Sie drangen darauf, daß ich bleiben möchte, allein ich verweigerte es: denn wenn ich meinen Pfau, der sich erkältet hatte, nicht in warme Tücher einwickelte, so würde er sterben." — „„Mein Himmel!"" rief die Wirthin, „„war das der Patient, für den Sie sich so sehr interessirten? und konnten Sie einen Menschen in seiner Noth verlassen, um nach einem Pfau zu sehen?"" — „Der Pfau wurde mir von Ihrem Verwandten, dem Marschall, aus Polen hergeschickt", gab der Doktor zur Antwort; „ich würde ihn um keinen Preis verlieren, und da ich in dem einen Fall nützlich seyn konnte, und in dem anderen nicht, so sehe ich nicht ein, was darin so Außerordentliches ist."

„Der Vater der Phrenologie war bei seinen Mitbrüdern in Paris keinesweges beliebt, da man ihn vieler Abweichungen von der orthodoxen Praxis beschuldigte. Unter anderen hatte er die Gewohnheit, die Medikamente in seinen Rezepten durch Nummern zu bezeichnen, deren Schlüssel er nur einigen seiner Vertrauten mittheilte, so daß es seinen Patienten sowohl als der Fakultät unmöglich war, seine Heilmittel zu kritisiren. Er ließ sich einst überreden, einen Platz in der Akademie der Wissenschaften nachzusuchen, aber mit Ausnahme des Herrn Geoffroi de St. Hilaire, der ihn vorschlug, erhielt er von allen Mitgliedern schwarze Kugeln."

Wir werden nächstens einen zweiten Artikel über dieses Werk, und zwar über des Doktors Aufenthalt in Polen und Rußland, mittheilen.

Mannigfaltiges.

— Die letzte Herzogin von Kurland. In dem neuesten Hefte der Revue de Paris (vom 17. September) befindet sich ein recht gut geschriebener Artikel über das Leben der letzten Herzogin von Kurland, Anna Dorothea von Medem, die als Mutter der Herzogin von Dino (Talleyrand-Perigord), der Nichte Talleyrand's, auch für die Franzosen ein gewisses Interesse schon hatte und ihnen gewiß nun, nachdem sie von ihrem Leben und ihrem Charakter nähere Kenntniß bekommen, als eine eben so interessante Persönlichkeit erscheinen wird, wie sie es uns Deutschen längst ist. Der Verfasser dieser Skizze, der sich Arthur Dudley unterzeichnet (die Französischen Schriftsteller lieben es jetzt, sich zuweilen hinter Englischen Namen zu verstecken) hat jedoch vergessen oder, wie es scheint, absichtlich unterlassen, anzugeben, daß er dieselbe nach dem im Jahre 1823 erschienenen Buche von Tiedge bearbeitet, welches das Leben der letzten Herzogin von Kurland zum Gegenstande hat. Der ehrwürdige Sänger der „Urania", der sich, eben so wie Jean Paul, Eberhard, Schink und andere Männer, die in unserer Literatur einen Namen haben, viel und gern in der Umgebung der Herzogin auf ihrem reizenden Sommersitz in Löbichau bei Altenburg befand, sah diese eben so häufig verkannte als gefeierte Frau, so wie ihre ältere Schwester, die edle Elisa v. d. Recke, als die Leitsterne seines Lebens an, und Beiden hat er seinen Dank in Schriften und Liedern, die ihrem Wirken gewidmet sind, abgetragen. „Hier", so sang er noch in seinen letzten Stunden, mit Hindeutung auf den ländlichen Aufenthalt in Löbichau:

„Hier, wo Alles, was ich litt,
Wie ein rauher Ton verklingt,
Naht die Freundschaft sich und bringt
Ihren stillen Himmel mit.
Wie ein Licht in dunkeln Fernen,
Gingst, Elisa, Du mir auf,
Unter Deinen heil'gen Sternen
Wandelt meine Nacht herauf."

Auch Jean Paul hat (im „Taschenbuch für Damen", 1821) der Herzogin Dorothea von Kurland ein Denkmal gesetzt. Nach ihrem Tode tröstete er ihre edle Schwester, Frau von der Recke, mit den Worten: „Ihr Leben war ein langer Frühling voll ausgetheilter und empfangener Maitage, ein sanfter Gang durch einen immer blühenden Garten, und das Grab nur das Haha eines Parks, das die unbegränzten Gefilde mit den begränzten verknüpft."

— Italiänische Literatur im Jahre 1842. Die in Mailand erscheinenden Annali di Statistica geben die Zahl der im J. 1842 erschienenen Italiänischen Werke auf 3024 in 5807 Bänden an, so daß gegen das J. 1841, in welchem 2999 Werke erschienen waren, eine kleine Vermehrung um 25 Werke eingetreten ist. Von jenen 3024 Werken erschienen in der Lombardei 668, in den Venetianischen Provinzen 1101 (also beinahe drei Fünftel aller Italiänischen Bücher werden im Oesterreichischen Italien gedruckt, das in dieser Beziehung den übrigen Italiänischen Staaten in demselben Verhältnisse vorangeht, in welchem die Deutschen Provinzen Oesterreichs gegen die des übrigen Deutschlands zurückstehen), in Sardinien (Piemont ꝛc.) 508, in Toskana 235, im Kirchenstaat 216, im Königreich beider Sicilien 174, im Herzogthum Parma 73, im Herzogthum Modena 19, im Herzogthum Lucca 11 und im Auslande (Lugano und Paris) 19. Wie gewöhnlich (heißt es in den Annali) besteht die Mehrzahl der erschienenen Werke in Uebersetzungen aus fremden Sprachen. „Wir wollen aber hoffen", fügt die gedachte Zeitschrift hinzu, „daß wir, da jetzt das literarische Eigenthum gesetzlich gesichert ist, künftig mehr Originalwerke erhalten werden und daß auch die Regierung beider Sicilien die Billigkeit nicht außer Acht lassen und dem Verbande der übrigen Italiänischen Staaten mit Oesterreich zur Sicherung des literarischen Eigenthumsrechts beitreten werde."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Freitag den 29. September 1843.

England.

Aus dem Leben eines reisenden Arztes.

II. Des Doktors Aufenthalt in Polen und Rußland.*)

Am Ende der stipulirten fünf Jahre erhielt unser Arzt von dem Fürsten die Einladung, den Winter mit ihm in Polen zu verbringen und von dort über Odessa nach St. Petersburg zu gehen — und hiermit beginnt der anziehendste Theil seiner Reisen. In der Gesellschaft einer Person von hohem Range konnte er wenigstens die Außenseite des Polnischen vornehmen Lebens beobachten, wie es sich einige Jahre vor der Revolution darstellte, die nicht nur über das Königreich Polen, sondern überall, wo die Polnische Sprache geredet wird, so bitteres Elend verbreitete. Von diesem Leben entwirft er ein gar trübes Bild. Das alte Fatum lastet noch auf der Nation, und Menschenalter voller Leiden haben es noch nicht gesühnt — Patriotismus ohne Einigkeit, Muth ohne Energie und Talent ohne Ausdauer charakterisiren noch immer die Söhne dieses schwergeprüften Landes. „Der Edelmann des heutigen Tages ist ein Sprachkenner, weil es der Zufall so wollte; er spricht von Feldzügen und Schlachten, weil sie ihm schon von der Wiege an bekannt sind: er macht bei den Damen Glück, weil er sie auf eine liebenswürdige Manier zu unterhalten weiß — aber die todten Sprachen erfordern Studium und Fleiß, und hierzu hat er keine Neigung. Er hat wahrlich ein großes Buch studirt und sich den größten Theil seines Inhalts zugeeignet — aber dieses Buch hat mit der Buchdruckerkunst nichts zu schaffen. In einer Bibliothek ist er außer seinem Element, obgleich man ihn, seinen Reden zufolge, ganz darin zu Hause glauben möchte, und ohne ein einziges Werk gelesen zu haben, zeigt er eine größere Kenntniß der darin enthaltenen Fakta als der Bücherwurm, der Jahrelang alle Bibliotheken durchstöbert hat, aber mit aller seiner Mühe und seiner Gelehrsamkeit sich keine Stunde in der Gesellschaft beliebt zu machen weiß. Dem Polen entschlüpft nichts, was er hört; er erwirbt seine Kenntnisse, wie seine Gulden, durch die Arbeit Anderer, und wenn sie beide seinen Zwecken entsprechen, ist er mit ihnen zufrieden. Beide sind ihm gleich nothwendig; er kann weder ohne Geld noch ohne Gesellschaft leben — das Eine erlangt er auf eine wohlfeile Art, durch Erbschaft, was ihm die Mittel gewährt, die andere zu erkaufen — und weder von dem einen noch von der andern genügt ihm ein geringes Maß. Wenn er in der Gesellschaft lebt, muß er sie genießen — er muß darin glänzen. Wenige Leute besitzen einen thätigeren und scharfsinnigeren Geist, ein besseres Gedächtniß oder eine glücklichere Fähigkeit, Kenntnisse aller Art in gangbare Münze zu verwandeln.

„Mag es die Wirkung mangelhafter Erziehung oder einer angeborenen unruhigen Natur und eines praktischen Epikuräismus seyn, der ihn das Leben als der ernsten Untersuchung unwerth betrachten läßt, aber der Pole studirt nichts, und seine Kenntnisse sind auf das beschränkt, was in der Gesellschaft angebracht werden kann. Sein Daseyn vergeht in einer conventionellen Monotonie, bei der ihm nur die Aufregung des Spiels übrig bleibt — von jeher das Laster und der Ruin seines Geschlechts. Der Russe ist in mancher Hinsicht ein ähnliches Wesen; aber der Russe von Rang, welches auch seine Eigenschaften als Individuum seyn mögen, füllt eine Stelle als integrirender Theil einer mächtigen politischen Maschine aus, die seinem Leben eine ganz andere Bedeutung giebt, als dem des Polnischen Adels."

Zu den Wirkungen des Egoismus, den ein krankhafter sozialer Zustand erzeugen muß, gehört eine gränzenlose Furcht vor dem Tode, die den reichen Müßiggänger beschleicht und sich in tausend abenteuerlichen Gestalten kundgiebt: „Ich möchte behaupten", schreibt der Verfasser, „daß es den Polen besser gelingt, die Zeit zu tödten, als den Engländern — wogegen sie größere Furcht haben, daß die Zeit sie tödten werde. Ich wurde von mehreren konsultirt — nicht irgend einer speziellen Krankheit wegen, sondern um meine Meinung über die Wahrscheinlichkeit einer längeren oder kürzeren Lebensdauer zu erhalten. Ich saß eines Abends auf einer Bank in der Gallerie eines Polnischen Landhauses, als ein alter Herr von etwa sechzig Jahren, die Pfeife im Munde, zu mir trat, mich höflich grüßte und sich an meiner Seite niederließ. Die Sonne war im Untergehen und verbreitete jenes herbstlich-gelbe Licht, welches in nördlichen Breiten ihre Strahlen zu dieser Jahreszeit charakterisirt. Wir schwiegen Beide, bis ihn der Ton einer Klosterglocke in seinen Gedanken störte. „Ach, mein Herr!" sagte er mit einem Seufzer zu mir, „Sie sind jung — Sie können über die Glocken lachen; aber für mich ist es eine andere Sache." — Ich versuchte, mit ihm über diesen Gegenstand zu scherzen; er fuhr aber fort: „Zu denken, daß ich, der das Leben so lieb hat, wie ein Thier unter die Erde gescharrt werden muß!" — Ich lächelte und sagte ihm, daß er noch stark und kräftig sey und mich vielleicht noch überleben werde. „Glauben Sie!" erwiederte er, stand plötzlich auf, indem er mich einen Augenblick zu warten bat, und ging nach seinem Zimmer. Er kehrte bald zurück, brachte ein von dem Doktor *** in Wien verschriebenes Rezept mit und fragte mich, was ich davon halte? — Ich versicherte ihm, daß es trefflich in seiner Art sey. Seine Miene erheiterte sich, und er fügte hinzu: „Mein Arzt sagt mir, daß ich hiermit so lange leben kann, als es mir beliebt." —

„Während unseres Aufenthalts in Brody wohnten wir in einem alten, verfallenen Schlosse, der ehemaligen Residenz des Grafen ****, dessen Eigenthum in der That die ganze Stadt gewesen war. Er hatte vor kurzem der Natur ihren Tribut bezahlt und war in seinem Bette gestorben, welches er mehrere Jahre lang nicht verlassen hatte. Obwohl von einem exzentrischen Charakter, besaß er doch Geist und Kenntnisse, war aber mit der fixen Idee behaftet, sein Leben verlängern zu können, wenn er stets im Bette bliebe. Er brachte wirklich viele Jahre seiner Existenz auf diese Weise zu, und sein hauptsächlichster Genuß bestand darin, Zeitungs-Nachrichten von Personen zu lesen, die durch einen Sturz mit dem Pferde, durch das Umwerfen eines Wagens, durch Baden im Flusse oder in Folge zu großer Anstrengungen im Gehen, Laufen, Springen u. s. w. das Leben einbüßten. Er ergötzte sich an dem Lesen solcher Unfälle und wünschte sich Glück, daß sie ihm nicht mehr zustoßen konnten. Er empfing seine Gäste eben so regelmäßig wie zu irgend einer anderen Periode seines Lebens, da ihn kein körperliches Gebrechen zu einem solchen Entschluß bewogen hatte: er las, schrieb, trank und lebte gemächlicher in seinem Bett als Diogenes im Faß. Er war weder Cyniker noch Religionsschwärmer, noch Philosoph; man kannte ihn nur unter dem Namen des Grafen, der immer im Bette lag. So traf es sich auch, daß er im Bette starb — gerade zu der Zeit, wo er sich ganz von der Richtigkeit seines Grundsatzes überzeugt hatte."

In Podolien besuchte unser Autor das Landgut der Gräfin Branizka, gebornen Engelhardt, der Lieblings-Nichte Potemkin's, in deren Armen der allmächtige Günstling seinen Geist aushauchte. Sie ist die Heldin mancher seltsamen Anekdote, und die romanhaften Memoiren Segur's und des Fürsten v. Ligne ruft uns ihr Name in's Gedächtniß zurück. „Nichts setzte mich mehr in Erstaunen", schreibt der reisende Arzt, „als meine Vorstellung bei der alten Gräfin. Ich hatte erwartet, etwas Edles und Majestätisches in ihrem Anstande zu finden, und sah meiner Audienz nicht ohne Bangigkeit entgegen. Man denke sich meine Verwunderung, als der aufwartende Kosak mich in ein kleines schlecht möblirtes Zimmer einführte. Die Wände waren mit Kalk überstrichen, im Kamin flackerten einige Holzscheite, auf dem Simse stand eine Gypsbüste der verstorbenen Kaiserin, und der eichene Tisch war mit Papieren und Pergamentrollen bedeckt. Als ich eintrat, war die alte Dame mit ihrem Haushofmeister beschäftigt; nachdem sie jedoch einige Dokumente unterzeichnet hatte, reichte sie ihm die Hand zum Kuß und entließ ihn. Ich bewunderte die Zartheit, Weichheit und runzellose Glätte ihrer Hand, die einem achtzehnjährigen Mädchen zur Zierde gereicht haben würde; ein ungeheurer Türkis, den sie am Mittelfinger trug, hob die natürliche Weiße der Haut noch mehr hervor. — „„Ich freue mich, mein Herr"", sagte die Gräfin, „„Ihre Bekanntschaft zu machen. Als Engländer haben Sie ohne Zweifel viele schöne Gärten gesehen, aber ich glaube nicht, daß Sie in Polen etwas Schöneres als Alexandrino finden werden. Hier ist der Garten Potemkin's, der Freundschaft gewidmet, und in der Nähe werden Sie einige Bäume bemerken, die der Kaiser Alexander selbst gepflanzt hat. Sie finden dort seine Büste, von einem eisernen Gitter umgeben: auf dieser Stelle trank er einst Thee. Die Pagoden und Statuen haben mir viel Geld gekostet, aber ich bezahle baar und bekomme ein gutes Diskonto. Mein Garten ist mir vier Millionen Rubel zu stehen gekommen, aber, wie mir der Baumeister sagte: „Sie wissen, Gräfin, das Geld ist im Lande ausgelegt." Sie werden mehrere Pavillons auf Ihren Spaziergängen bemerken; die Fenster sind sämmtlich von Spiegelglas. Ich habe sie Bonaparte zu verdanken. Ich that ein Gelübde, daß ich 10,000 Rubel daran wenden wollte, die Vertreibung der Franzosen zu verewigen, und diese Fenster bilden einen der Posten. In dem großen Pavillon steht eine marmorne Büste des Kaisers, mit den auf einer messingenen Platte eingegrabenen Worten — aber Sie verstehen wohl nicht Russisch? — es sind die eigenen Worte Alexander's: „Ich werde mein Schwert nicht in die Scheide stecken, so lange ein Feind in meinem Lande zurückbleibt!""" — So plauderte sie eine Weile fort, ohne daß ich ein Wort da-

*) S. Nr. 116 des Magazins.

zwischen werfen konnte, bis ein plötzliches Zucken über ihr Gesicht fuhr; ihre zwar etwas gebieterische, aber milde und harmonische Stimme veränderte sich, und sie wandte sich mit der Frage zu mir: „„Haben Sie ein Mittel gegen den tic douloureux entdeckt? Ich leide daran schon seit zehn Jahren."" — Ich hatte jetzt Gelegenheit, sie näher ins Auge zu fassen, und bewunderte noch einmal die Schönheit ihrer Hand, als sie in ihren Lehnstuhl zurücksank und die Finger schnell über die Gesichtsmuskeln strich. Sie war von mittler Größe und stark; ihre Züge trugen noch die Spuren früherer Schönheit, ihr Gesicht war ruhig und ausdrucksvoll — die Augen hatten natürlicherweise viel von ihrem Glanze verloren, zeigten aber noch immer etwas von der Lebhaftigkeit und scherzhaften Satire, die auf dem in ihrer Jugend gemalten Portrait zu bemerken sind. Sie trug eine weiße Musselin-Haube und einen Türkischen Schlafrock und nahm Tabak in solchen Quantitäten, daß ihre Kleidung damit bedeckt war."

Nach einem in Odessa zugebrachten Winter (zur Zeit des letzten Türkischen Krieges) trennte sich unser Verfasser von der Familie, bei der er sich befand, um sich nach St. Petersburg zu begeben, wo er vierzehn Jahre verweilte und eine ausgebreitete Praxis antrat. Die Winke, die er über seine ärztliche Laufbahn mittheilt, sind unbestimmt und mit sichtbarer Vorsicht abgefaßt, so daß es schwer hält, aus seiner Erzählung zu entnehmen, ob er sein Glück gemacht oder nur seine Unkosten gedeckt habe. Wir fragen umsonst, was ihn in St. Petersburg zurückhielt oder wodurch er verursacht wurde, es zu verlassen? auf Beides bleibt uns der Doktor die Antwort schuldig. Vierzehn Jahre in der Russischen Hauptstadt konnten indessen nicht ohne „heur et malheur" verfließen; das Eine wie das Andere wurde unserem Verfasser zu Theil. Im Ganzen scheint er aber als ein Mann von Verstand mit seinem Loose zufrieden. Bei allen seinen Bestrebungen, sich für die genossene Gastfreiheit dankbar zu bezeigen, und bei aller Anerkennung, die er mit anderen vorurtheilsfreien Beobachtern der Gutherzigkeit und guten Laune zollt, die den Grundstoff des Russischen National-Charakters bilden, ist es dennoch klar, daß er Petersburg überdrüssig wurde und froh war, dem neuen Palmyra den Rücken zu kehren. Dieses ist in jener Hauptstadt nicht allein mit Fremden der Fall. Die stolze Herrin des Nordens ist eine der kältesten und unliebenswürdigsten Schönen; ihre Pracht erstarrt den Zuschauer, ihre einförmige Größe ermüdet die Phantasie. „Je déteste Pétersbourg!" ist der allgemeine Ausruf von Eingeborenen sowohl als Fremden, nach einem längeren oder kürzeren Aufenthalt; dies bezeugt die geistreiche und hochgebildete Miß Rigby und der gleichzeitige Deutsche Beobachter, Herr Kohl. Kaum macht der berauschende Einfluß der Kaiserlichen Gunst es dem Höfling erträglich; die Eroberungen eines glänzenden Winters genügen kaum, die herrschende Schönheit daran zu fesseln — und selbst der Mujik, der in den Straßen seinem Gewerbe nachgeht, sehnt sich nach der Stunde, wo er in seine weit entfernte Provinz zurückkehren und im Kreise seiner staunenden Verwandten die Wunder von Piter beschreiben kann. Petersburg ist wechselsweise ein ungeheurer Paradeplatz — ein Hoflager — ein Jahrmarkt — ein Basar — nur keine civilisirte, gesellig verfeinerte Stadt, wo Familien seit Menschenaltern ihre Wohnungen aufgeschlagen haben und Lokal-Sitten und Lokal-Anhänglichkeiten eben so unvertilgbar geworden sind, als das Klima und der Boden selbst. Der äußere Anblick Petersburgs ist eben so ermüdend, wie der seines socialen Lebens. Das Auge sehnt sich vergebens nach Abwechselung in dieser endlosen Perspektive meilenlanger Straßen, mit einförmigen hölzernen Hütten oder nicht minder einförmigen Palästen besetzt; „ungeheure öffentliche Gebäude, Monumente, Kirchen mit vergoldeten Kuppeln — alle rein angezogen, als ob man sie erst gestern erschaffen hätte." Der Himmel giebt an Monotonie der Erde wenig nach; finstere Nacht würde eine Erquickung seyn, doch selbst diese ist nicht zu haben — denn der schlaflose, ewighelle Sommer führt nur zu dem glimmernden Schneelicht des arktischen Winters.

„Man kann nicht sagen", bemerkt der Verfasser, „daß es hier zu Lande je dunkel werde; Düsterheit wäre eine richtigere Benennung. Die Lichter werden zwar um halb drei Uhr Nachmittags angesteckt, und im Monat November ist es gegen 10 Uhr Morgens noch nicht hell genug, um sich rasiren zu können — und doch versteht kein Petersburger solche Ausdrücke als: „„Es ist stockfinster — ich kann meine Hand nicht sehen"" und andere nicht übertriebene Schilderungen einer Dunkelheit, wie sie bei uns gewöhnlich ist. Zu keiner Jahreszeit, selbst nicht am kürzesten Tage, herrscht hier eine solche Finsterniß; die von einem Schneelager bedeckte Erde giebt ein flackerndes Licht von sich — die Wolken sind hoch in der Luft und von geringer Größe, und die Sterne leuchten hell am Firmament. Dieses Halbdunkel hat freilich auf die Oekonomie des künstlichen Lichts keinen Einfluß; aber es ist eben so gewiß, daß man hier eine gänzliche Finsterniß nicht kennt.

„Der Mond, der Mond! — das Licht Sylviens, wie strömt es zehn Stunden lang ununterbrochen auf uns nieder und erinnert uns in den Winter-Monaten an unsere erfrierende Nase, — denn Kälte und Mondlicht sind um diese Zeit unzertrennlich. Wer Petersburg nicht bei Mondlicht sah, dem bleibt noch etwas zu sehen übrig. Ja! wenn man den Mond über seine Dome und Kuppeln aufsteigen sieht, so erhält man den lebhaften Begriff einer verlassenen Stadt. Es ist diese Trennung des Unbelebten von dem Belebten, was der ganzen Scene ein eigenthümliches Interesse verleiht. So glänzend sie auch in den Strahlen der Mittagssonne erscheint, wird doch ihre Größe dann durch die Idee ihrer Bevölkerung bedingt: da nun aber diese in keiner Weise dem Umfange der Gebäude entspricht, so wird die Bewunderung für die Majestät der einen durch die Winzigkeit der anderen im Zaume gehalten. Aber in nächtlicher Stille, wo wir Alle schlafend denken können — wo man sich einbilden kann, das mittägliche Gewühl sey der leblosen Steinmassen würdig, die jetzt in dem sanften Licht der wässerigen Strahlen glänzen — wo man sich einsamen Betrachtungen hingiebt und von äußeren Eindrücken frei ist, die ihre feenhafte ideale Gestalt zerstören würden — in einem solchen Augenblick bietet die Stadt der Zaren ein Schauspiel dar, dem sich Weniges oder Nichts vergleichen läßt. Sie hat dann etwas Antikes an sich, indem man nur die Umrisse ihrer kolossalen Gebäude wahrnimmt, ohne ihre Details untersuchen zu können; sie mögen von Stein oder Marmor seyn und das Alter der ewigen Stadt erreicht haben. Von einer Anhöhe gesehen, einen weiten Raum im Horizont ausfüllend und durch massive Bauwerke von klosterartiger Gestalt begränzt, erhebt sich Petersburg mit seinen vergoldeten Thürmen und bunten Kuppeln aus einer flachen Ebene. Das schwache Mondlicht läßt uns nicht entdecken, daß die Zwischenräume dieser prächtigen Gebäude nicht ausgefüllt sind. Die breiten schnurgeraden Straßen gestatten dem Auge nicht, ihren Endpunkt auszuspähen; eine Brücke oder ein anderer Gegenstand schließt den Prospekt. Die Oberfläche des Bodens bildet eine weiße glänzende Decke. Der Strom fließt nicht; die Stimme des Fährmanns ist nicht hörbar, und sein Kahn liegt müßig. Eine einsame Glocke bezeichnet die Stunde, und der Mond, in seinem Laufe niedersteigend, läßt einen Thurm im Schatten hinter sich. Alles trägt dazu bei, das Gefühl der Bewunderung zu vermehren, welches diese Scene einflößt. Aber der Tag bricht an und zerstört die Illusion, indem er das Kalk und Mörtel offenbart, was unseren mitternächtlichen Betrachtungen als Stein und Marmor erschien. Das Phantom des klassischen Alterthums verschwindet — das Ganze ist eine Schöpfung von gestern, deren Zukunft durch nichts verbürgt wird. Die Phantasie, die eine Vergangenheit hervorzauberte, wird jetzt enttäuscht. Das Tageslicht zeigt offene Plätze und Wüsten in der Mitte der bewohnten Stadt; die Einwohner, über die weite Fläche zerstreut und sich darin verlierend, vermögen es nicht, die Straßen zu beleben. Und was sagen wir zu jene Gebäude, die ihren Stolz bilden? Kein Wort von großen mit ihrem Daseyn verknüpften Erinnerungen — „ein Stein ohne Namen" — die Geschichte eines Jahrhunderts — eine Stadt, wie wir sie auf der Bühne sehen, durch den Stab eines Zauberers hervorgerufen, der sie wieder verschwinden lassen kann — und doch eine große Stadt, der Triumph der Kunst über die Natur und noch in ihren Windeln."

Die Blumen-Rache von Freiligrath.

Von Archer Gurney, der uns vor kurzem mit einer im Ganzen äußerst gelungenen Uebersetzung des zweiten Theils von Goethe's Faust beschenkte, liegen uns einige freie Bearbeitungen Freiligrath'scher Gedichte in der Handschrift vor. Wir theilen eine derselben, die uns den Sinn des Originals besonders getroffen zu haben scheint (mit Ausnahme einer einzigen von uns mit (!) bezeichneten Stelle), nachstehend als Probe mit:

The Vengeance of the Flowers.

On the silken couch reposing,
Lies the maiden, lost in sleep,
And her snowwhite eyelids closing
Watch o'er eyes beneath them keep.

Gleaming on yon couch of rushes
Stands the chalice, thronged with blossoms,
And a stream of odour gushes
From the beauteous flowery bosoms.

As round vines the red grapes clamber, (!)
Mid the air heat's vapours cower;
Closed the casements of the chamber —
Coolness flies from summer's bower.

All is silence, silence deep! —
Hark! what chanting faint and low!
Leaves and flowers awake from sleep,
Murmurs from the blossoms flow.

From their gentle beds are soaring
Periforms with graceful features;
Crowns and shields they bear, forth pouring
In thin robes, strange lightsome creatures.

From the Rose's purple bosom
Bursts a lady fair to light:
Lo! her tresses sweep the blossom,
Mid them pearls like dewdrops bright.

From the Dragonslips of gold,
Round which darkgreen leaves lie dreaming,
Steps a warrior brave and bold —
Lo! his sword on high is gleaming.

And his golden helm is laden
With a plume snowwhite and pale.
From the Lily glides a maiden,
Thin, as gossamer, her veil.

From the Tulip's gorgeous bower
Comes a negro quick advancing;
Like the moon at midnight's hour
Beams his turban brightly glancing.

From the Emperor's-Crown a form
Proudly steps, the sceptre bearing;
From the azure Iris storm
All his huntsmen, sabres wearing.

From the bright Narcissus' leaves
Soars a boy, whose looks breathe sadness;
Kisses wild he showers, yet grieves,
On the maid's ripe lips of gladness.

But, her couch like spectres haunting,
Round their course the others wing;
Round and round, whilst lowly chanting
Thus the song of fate they sing:

„Maiden, maiden, from the earth
Thou in cruel pride hast torn us,
Nipped our blossoms at their birth,
Here to fade and die hast born us.

Oh, how joyously we slumbered
On the green earth's mother's breast,
Where bright sunbeams all unnumbered
Kissed our panting buds to rest;

Where Spring's winds in sweet vagaries
Bent our light and trembling blossoms;
Where at night we played like fairies,
Soaring from our flowrets' bosoms.

Dewdrops mild our buds did cherish,
Now heat's chains our beings bind:
Lo! we fade — but ere we perish,
Maid, our vengeance thee shall find."

Hark! the chant is hushed! — they bend them
O'er the young and beauteous sleeper;
Round again they slowly wend them,
Silence deeper grows and deeper.

What a train their circle's wreathing!
How the maiden's brow is glowing! —
On her lips the sprites are breathing,
O'er her vapoury mists are flowing. —

Lo! the chamber sunbeams greet!
Now the host of spirits flies, —
And a maiden, flowret sweet
On yon couch a cold corse lies.

By sad death her beauties shaded,
On her brow no trace of pain,
She mid faded flowers has faded —
Blossom's breath the maid has slain.

Frankreich.

Zur Geschichte der Französischen Diplomatie unter Ludwig Philipp.

(Schluß.)

Wie dem auch seyn mag, die Bestrebungen, welche aus den Maßregeln des Spanischen Ministers hervorleuchteten, mußten nothwendig zwischen ihm und dem Kabinet der Tuilerieen eine mehr oder minder enge Verbindung zu Wege bringen. Doch konnte andererseits Martinez de la Rosa, ungeachtet seiner Freundschaft für Frankreich, dasselbe nicht gern in gar zu großer Nähe sehen, weil er fürchten mußte, neben demselben in Schatten zu treten und von seiner Uebermacht abhängig zu werden. Das fernerliegende England mußte ihn mehr anziehen, schon deshalb, weil es nicht so unmittelbar auf die Spanische Unabhängigkeit einwirken konnte. So spannen sich Beziehungen an, die endlich im Vertrage der Quadrupel-Allianz ihren Ausgangspunkt erreichten.

Ob in der Streitfrage, welche Portugal beunruhigte, das Recht auf Seiten Donna Maria's oder Dom Miguel's sey, das kümmerte Martinez de la Rosa wenig. Er haßte und bekämpfte in dem jüngeren Sohne der modernen Agrippina eben nur den Beschützer des Don Carlos. Aber das genügte, ihn zu den kräftigsten Maßregeln zu veranlassen. So hatte sich denn die Politik Spaniens in Hinsicht auf Portugal plötzlich umgestaltet. Von Zea begünstigt, sollte Dom Miguel von dem neuen Spanischen Minister nunmehr unabläßig verfolgt werden. Das Merkwürdigste bei dieser plötzlichen Umwandlung war, daß dieselben Werkzeuge zur Ausführung ganz entgegengesetzter Absichten dienten. Zea Bermudez hatte ein Spanisches Heer zusammengezogen, um es gegen Dom Pedro vorrücken zu lassen: Martinez de la Rosa beschloß, es gegen Dom Miguel zu brauchen; und da ihn der Englische Gesandte eifrig dazu antrieb, verlangte er auch seinerseits die Mitwirkung eines Englischen Heeres. Der Gesandte erwiederte, daß das Kabinet von St. James sich in der Unmöglichkeit befinde, einen so wichtigen Entschluß auszuführen; daß sein Einfluß auf das Parlament zu bedingt, seine Stellung zu unsicher sey, um so etwas zu versuchen. „Nun wohl", sagte Martinez de la Rosa, „so gebe uns England wenigstens Hülfsgelder, denn unsere Kassen sind erschöpft." — „Auch das", antwortete der Englische Gesandte, „ist meine Regierung für jetzt nicht im Stande." Darauf erklärte Martinez de la Rosa empfindlich, daß Spanien allein, wann und wie es wolle, interveniren werde. Die Lage war entscheidend: Rodil erhielt den Befehl, über die Gränze zu gehen, und der Marquis von Miraflores wurde beauftragt, das Kabinet von St. James davon in Kenntniß zu setzen.

Die Engländer waren zu eifersüchtig auf ihr althergebrachtes Patronat über Portugal, als daß sie hätten dulden können, daß Jemand sich ohne sie in die Angelegenheiten jenes Landes mische. Und Spanien wußte seinerseits recht wohl, welche moralische Kraft seine Unternehmung durch einen feierlichen auf einen Vertrag gestützten Beitritt Englands gewinnen würde. Dieses doppelte Interesse beschleunigte den Beginn einer diplomatischen Verhandlung zwischen den beiden Mächten, zu welcher natürlich auch der außerordentliche Gesandte Dom Pedro's zugelassen wurde, und aus welcher ein Vertrag, der Tripel-Vertrag, hervorging. Es war darin festgesetzt:

1) Daß Dom Pedro alle ihm zu Gebote stehende Mittel anwenden wolle, um den Infanten Don Carlos zu zwingen, sich aus dem Portugiesischen Staate zurückzuziehen; 2) daß Christine, zu ernsten und gerechten Beschwerden gegen den Infanten Dom Miguel durch die Unterstützung veranlaßt, welche er dem Spanischen Kron-Prätendenten gewährt habe, ein Spanisches Heer von später festzusetzender Stärke auf das Portugiesische Gebiet wolle vorrücken lassen, welches Heer ganz auf Spanische Kosten unterhalten werden und zurückkehren solle, sobald Dom Miguel und Don Carlos vertrieben seyn würden; 3) endlich, daß England die Operation durch eine Flotte unterstützen wolle.

Der Charakter dieses Vertrages war offenbar: England bewahrte Portugal gegenüber eine beschützende Stellung, die gewissermaßen natürlich aus einer Art unangefochtener Souverainetät hervorging; und Spanien bekämpfte darin in Dom Miguel nicht den Usurpator der Portugiesischen Krone, sondern den Verbündeten des Don Carlos. Man hatte also die Fragen über Legitimität und Constitution so geschickt als möglich umgangen. Die Unterhändler hatten die Vorsicht sogar so weit getrieben, daß sie zu Gunsten der beiden Infanten, sobald sie die Staaten, welche sie beunruhigten, verlassen haben würden, „eine ihrer Geburt und ihrem Range angemessene Revenüe" verlangten. In diesem Vertrage liegt offenbar nichts, was einer absichtlichen Verbindung der constitutionellen Monarchieen gegen die absoluten entspräche. Die Grundidee des Vertrages der Tripel-Allianz ist eben nur die Verständigung über das Einrücken der Spanier in Portugal; und nichts weiter als dies!

Es ist wahr, daß man, um leicht vorauszusehenden Verwickelungen vorzubeugen, nicht für nöthig gehalten hatte, Oesterreich, Rußland und Preußen von dem Vertrage zu unterrichten; aber man muß nicht unbeachtet lassen, daß man auch Frankreich nicht unterrichtet hatte. Talleyrand war weder zugezogen, noch befragt, noch ausgeforscht, noch in Kenntniß gesetzt worden! Es war reiner Zufall, daß er von der Unterhandlung Nachricht erhielt, als sie fast eben öffentlich bekannt werden sollte. In Folge dessen that er Schritte, um auch beizutreten. Denn einerseits fürchtete er, wenn seine Unterschrift in einem Vertrage fehlte, worin drei constitutionelle Mächte auftraten, daß Europa dann das Geheimniß der untergeordneten Rolle, die er in London spielte, errathen werde; andererseits freute es ihn außerordentlich, daß sich eine Gelegenheit darbot, mit Großbritanien gemeinschaftliche Sache zu machen. Lord Palmerston, der Marquis von Miraflores und Herr von Moraes Sarmento hatten geglaubt, Herrn Talleyrand entbehren zu können; da er sich aber zudrängte, hatten sie auch keinen ernstlichen Grund, ihn zurückzuweisen, um so weniger, als durch den Beitritt Frankreichs die Sache Isabella's und Donna Maria's gestützt wurde. So gewährten sie dem Fürsten Talleyrand die Gunst, um die er sich bewarb. Seine Unterschrift, die er anbot, wurde angenommen; der Vertrag der Tripel-Allianz erhielt den Namen Quadrupel-Vertrag (22. April 1834), und ein neuer Artikel folgenden Inhalts wurde hinzugefügt:

„Im Falle die Mitwirkung Frankreichs von den hohen kontrahirenden Parteien nöthig erachtet werden sollte, um den Zweck des Vertrages vollständig zu erreichen, so verpflichtet sich Seine Majestät der König der Franzosen, dasjenige zu thun, was für diesen Fall in gemeinschaftlicher Uebereinkunft zwischen ihm und seinen drei hohen Verbündeten beschlossen werden wird." So wurde also die Mitwirkung Frankreichs nur als eine entfernte, untergeordnete, von veränderlichen Umständen und gemeinschaftlich zu fassenden endlichen Bestimmungen abhängige Möglichkeit betrachtet. Eine solche Verbindung hatte den Fehler, sehr unbestimmt und, wie die Folge lehren wird, sehr kompromittirend zu seyn; dafür genoß aber der Name des Herrn Talleyrand die Ehre, neben dem des Lord Palmerston unter einem Vertrage, der mit einem vornehmen Titel ausgeputzt war, zu figuriren.

Unterdeß war Rodil gegen die Mitte des Aprils (1834) in Portugal eingedrungen. Am 16. Mai siegte er bei Asseicerra, worauf bald die Capitulation von Evora folgte, nach welcher Dom Miguel und Don Carlos sich einschifften. Letzterer wäre ohne den Schutz der Engländer, welche ihn retteten, den Spaniern in die Hände gefallen. In London fand er bei der aristokratischen Partei Theilnahme und Unterstützung. Von dort reiste er heimlich ab, kam inkognito mitten durch Frankreich, überstieg die Pyrenäen und gab seinen bestürzten Freunden durch sein plötzliches Wiederauftreten neuen Muth und neue Hoffnung. Mehr bedroht als je, mußte die Spanische Regierung darauf denken, die Wirkungen des Quadrupel-Traktates auch auf Spanien auszudehnen. Diesmal aber zeigte sich England außerordentlich kalt und zurückhaltend, denn es handelte sich nicht mehr darum, ein seinem unmittelbaren Einflusse unterworfenes Königreich zu beschützen. Und das Kabinet der Tuilerieen trug große Bedenken, sich in eine gar zu unsichere Politik einzulassen. Martinez de la Rosa konnte also nur mit Mühe von diesen beiden Mächten nachträgliche Artikel erhalten, welche besagten: daß die erste die Spanische Regierung mit Waffen und Munition unterstützen wolle; und daß die zweite darüber wachen wolle, daß die Spanischen Insurgenten vom Französischen Gebiet aus keine ähnliche Unterstützung erhielten.

Das ist die wahre Geschichte des berühmten Quadrupel-Vertrages. Leute, die nicht einmal seine Stipulationen kannten, haben sich damit befaßt, seine Wichtigkeit bis ins Lächerliche zu erheben. Nach ihnen war er nichts weniger als eine umfassende und dauernde Verbindung der constitutionellen Monarchieen zu einem wahrhaft Europäischen Zwecke. Jetzt war ein Gegengewicht gegen die heilige Allianz, die alte Politik des Kontinents gefunden: die Aera der neuen Diplomatie that sich auf. Solche gewaltige Verhältnisse erhielt durch die Kommentare einiger übel unterrichteter Zeitungsschreiber und die Fabeleien einiger Geheimnißvollen aus dem diplomatischen Gefolge ein durch die nächsten Umstände hervorgerufener Vertrag, der eben nur vorübergehende Interessen ordnete und augenscheinlich weder entfernter liegende Zwecke

noch eine Zukunft hatte. Das Schönste aber dabei war, daß Talleyrand plötzlich die äußerste Gränze seines Ruhmes erreichte. In einem Werke, das so weit davon entfernt war, das seinige zu seyn, verfehlte man nicht, das Ergebniß seines tiefen Nachdenkens, die Krone seiner diplomatischen Bestrebungen zu erblicken. Und er hatte bei der Verhandlung eine so untergeordnete, seiner Mittelmäßigkeit so angemessene Rolle gespielt, daß Ludwig Philipp fast dem Herrn von Miraflores seine Unzufriedenheit darüber zu verstehen gegeben hätte, als es sich darum handelte, den Herren, welche den Vertrag unterzeichneten, die gewöhnlichen Ehrenzeichen zu verleihen. Uebrigens nahm sich Talleyrand diese Englische Allianz auch nicht so sehr zu Herzen, daß er Bedenken getragen hätte, sie den ersten Aufwallungen seines gekränkten Stolzes zu opfern. Man erlebte später, daß er diese vermeintlichen Dokumente seiner Unsterblichkeit selbst über den Haufen warf, aus dem einfachen Grunde, um sich an Lord Palmerston zu rächen, der ihn eine Stunde in seinem Vorzimmer hatte warten lassen.

Mannigfaltiges.

— **Das Aussehen der heutigen Spanischen Soldaten.** Von den Helden der sich stets wiederholenden und gegen sich selber sich pronunzirenden Pronunciamientos entwirft Fürst Lichnowsky in seinem Werke über Portugal, in welchem er nur gelegentlich auch der neueren Spanischen Zustände gedenkt, ein Bild, das nicht eben sehr schmeichelhaft für sie ist. Auf der Fahrt von England nach Portugal legte das Dampfschiff, auf welchem sich der Reisende befand, bei Vigo in Galicien an: „Vom Castell von Vigo", erzählt er, „wehte die Spanische Flagge, blutroth und goldgelb; die Gebirgswinde vom Monte Faro rissen an dem langen Lappen und bewegten ihn so gewaltsam, als sollte noch immer keine Ruhe werden. Mit beklommenem Herzen begrüßte ich diese edlen königlichen Farben, die für mich so erinnerungsreich sind. — Die Anker wurden geworfen, und wir stiegen ans Land. So war ich denn wieder auf Spanischem Boden, das erstemal nach einem herben, mir ewig unvergeßlichen Tage; doch diesmal als friedlicher Tourist und nicht mehr mit gezücktem Schwerte, fern vom ritterlichen Baskenlande, vom romantisch-wilden Catalonien und vom reizenden Valencia. Galicia und Gallego, in beiden Reichen der Halbinsel nur mit vornehmer Geringschätzung ausgesprochene Worte, mahnen an Wasserträger, Karrenschieber und Hausirer, an ein rohes, schmutziges Gebirgsvolk, ohne Aufschwung im Kriege, ohne Künste im Frieden. Der erste Anblick von Vigo war eben nicht geeignet, diese vorgefaßte Meinung zu zerstören, und wer gar mit poetischen Ideen vom blendend weißen Cadix und der romantischen Alhambra zuerst den Spanischen Boden hier betritt, wird sich bald eher in einem Wendischen Dorfe als in einer Iberischen Hafenstadt glauben. Und vollends das Spanische Militair, das ich dort sehen mußte! meine kriegerische Eitelkeit wurde auf eine grausame Probe gesetzt, als die hochmüthigen Briten, mit ihren strengen Disziplin-Begriffen, in so erbärmlichem, halbuniformirtem Volke unsere „Sieger" erblickten. Es war das Provinzial-Regiment von Orense, eine Galicische Truppe, die sich früher in allen Provinzen herumgeschlagen. Nun mochte der Krieg sie einigemal dezimirt haben, denn mit Ausnahme der Unteroffiziere waren die alten Soldaten aus den Reihen verschwunden und hatten unbärtigen Knaben Platz gemacht, die, in elende Jacken gehüllt, unter ihren großen Czakos krankhaft und verdrießlich hervorblickten und aussahen, als wollten sie bei erster Gelegenheit ihre Gewehre lieber wegwerfen als sich derselben bedienen. Auch die Offiziere schienen eben nicht zur Blüthe der Spanischen Armee zu gehören. Ihre Epauletten hingen schlotternd über der mit Bändern aller Farben bedeckten Brust, und die Träger dieser vielen Siegeszeichen konnten ein verlegenes Mißbehagen nicht bergen, den inspizirenden Blicken Fremder ausgesetzt zu seyn: auch mochten sie wohl eben keine Bewunderung in unseren Blicken lesen. Nur die Sergeanten waren bei weitem besser, diese in Spanien so gefährliche und wichtige Klasse. Ihre Uniformen schlossen knapper, sie handhabten ihre Waffen mit Leichtigkeit, und man sah es den kriegerischen Gestalten mit den dunklen, bärtigen Gesichtern an, daß sie gewohnter sind, in Bivouacs als auf Paradeplätzen sich herumzutreiben, und ihre Schule im ernsten Feuer durchgemacht haben. In ihnen erkannte ich jene alten Garden wieder, die so fest anstürmten und so ruhig aushielten, Espartero's Prätorianer, die ihn von Stufe zu Stufe zur Macht gehoben und die er so undankbar und unklug seither licenzirte. Wir hatten lange diesem Bataillon auf dem Glacis der Citadelle zugesehen, da kam ein alter Oberst auf einem abgemagerten Schimmel angeritten. Der arme Gaul mochte auch oft nur halbe Rationen genossen haben, und es fiel mir bei seinem Anblicke manch früheres Elend ein, als die Tambours wirbelten, die Hörner tönten und der Altspanische Marsch begann: „Los Españoles y los Wallones son los primeros soldados del mundo." Das war zu viel für mein armes Herz, und ich wandte mich schnell weg."

Jene „Prätorianer Espartero's", von denen hier der fürstliche Reisende spricht, waren es allerdings, die hauptsächlich zu dem Falle des Regenten beigetragen. Gekränkt und entlassen von Espartero und zum Theil als Unteroffiziere bei der National-Miliz oder in anderen kleinen Munizipal-Aemtern angestellt, sind sie es gewesen, die bei den sogenannten Pronunciamientos den meisten Lärm gemacht und die in seiner Vertreibung eine Befriedigung ihres persönlichen Rachegefühls fanden.

— **Die Silber-Gallionen in der Bucht von Vigo.** Bei Gelegenheit seiner oben erwähnten Landung in Vigo erzählt der Verfasser der Reise-Skizzen aus Portugal: „In der Mitte der Bucht liegt Vigo, an einen Abhang gebaut, und am Ende derselben, zwei Meilen weiter, sieht man Redondela, wo seit dem Successionskriege Amerikanische Silber-Gallionen versenkt liegen. Die Englische Flotte, damals Oesterreichs Verbündete, hatte auf offener See die Gallionen angegriffen, in die Flucht geschlagen und verfolgt. Der Spanische Admiral zog sich in den Hafen von Vigo zurück und sperrte bei Cangas die Wasserenge mittelst einer schweren, eisernen Kette, ungefähr wie die Türken vor Wien über die Donau gezogen. Die Englische Flotte konnte nicht durchdringen und mußte sich begnügen, den Eingang zu blokiren, welches den Admiral in so echt Spanische Sorglosigkeit versetzte, daß er gar nicht daran dachte, seine reichen Ladungen ans Land in Sicherheit zu bringen. Nach mehreren Wochen kam jedoch plötzlich eine Maschine aus England, welche, an das Vordertheil eines Schiffes befestigt, mit der größten Leichtigkeit die Kette durchschnitt und die Passage forcirte. Als der Spanische Admiral dies gewahr wurde, versenkte er seine Silberflotille in den Grund des Meeres, wo sie bis heute liegt und bei klarem Wetter die Umrisse der Gallionen, zwar halb mit Sand und Schlamm bedeckt, in großer Tiefe noch sichtbar sind. Da durch Elend und Entbehrungen die Spanier nach und nach anfangen, industriös zu werden, so ist auch endlich vor kurzem eine Compagnie zusammengetreten, die alten Piaster herauszufischen, und hat von der jetzigen Regierung gegen Erlegung von 5 Procent der Beute ein Privilegium hierzu erhalten. Es wurde täglich aus England eine große Taucherglocke erwartet, worauf sogleich die Operation beginnen sollte. So müssen, durch sonderbares Zusammentreffen, aus demselben Lande die beiden Maschinen kommen, die eine, welche die Millionen versenkte, und die andere, durch die sie wieder zum Vorschein kommen sollen. Wäre dies vielleicht ein Wahrzeichen, daß England, das so viel an Spaniens Untergang gearbeitet, auch einmal zu seinem Aufschwunge thätig seyn werde?"

Bibliographie.*)

Schweden.

F. G. Afzelius Hegelska philosophien. Historisk framställning. Del 1 (nur Hft. 1). 8. Upsala. 32 sk. — Derselbe Hr. V. hat auch Marheineke's Kritik der Schellingschen Offenbarungsphilosophie ins Schwedische übersetzt.

C. F. af Wingård Öfversigt af Christna kyrkans senare händelser och nuvarande tillstånd. 8. Upsala. 1 rd. — Diese Schrift des Schwedischen Erzbischofs hat, gleichwie die kürzlich erschienene eines Deutschen Erzbischofs, keineswegs den Erwartungen entsprochen, zu denen die hohe Stellung ihrer Verfasser berechtigte. — Sehr hoch gestellte Personen sollten deshalb Bedenken tragen, als Schriftsteller öffentlich aufzutreten.

J. C. Lindblad Om prescription enligt Sveriges lag. 2. (gänzlich umgearb.) upplag. 8. Upsala. 1 rd.

Handlingar rörande landtbruket och dess binäringar, utgifne af Kongl. Svenska Landtbruks-Akademien. Del 1. År 1841. 8. mit 5 Kpft. Stockholm. 1 rd. 16 sk.

P. G. Cederschjöld Handbok för barnmorskor in den instrumentala förlossningskonsten. 8. Stockh. 1 rd. (Vergl. Nr. 87.)

C. U. Sondén Anteckningar öfver den epidemiska religiösa extas, som herrskade i Sverige åren 1841—1842. En sjukdom i medeltiden känd under namnet: Chorea St. Viti. 8. Stockh. 32 sk. — Das Gründlichste, was über jene merkwürdige religiöse Epidemie in Schweden erschienen.

C. H. Boheman Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—1842. Del 2. 8. Stockh. 1 rd. — Ein im Namen der Akademie der Wissenschaften geschriebener Bericht. Vergl. Nr. 120 d. J. 1842.

E. Fries Botaniska utflygter. En samling af strödda tillfällighetsskrifter. Band 1. 8. Upsala. 2 rd.

Enumeratio lichenum et byssacearum Scandinaviae hucusque cognitarum. Ad normam celeberrimi E. Fries curavit G. Tornell. 39 Seit. 12. Upsaliae.

J. Berzelius Om atomvigten af calium. 10 Seit. 8. Stockh. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissensch. für d. J. 1842.)

John Ross (der durch die Nordpol-Expedition berühmte Englische Capitain) Considerations on the present state of navigation by steam. 20 Seit. 8. Stockh.

S. Nilsson Skandinaviska nordens ur-invånare, ett försök i comparativa ethnographien. Häft 4. mit 3 Kpft. Lund. 3 rd. 24 sk. — Hiermit ist Th. 1 dieses Werkes vollständig. Heft 1—3 erschienen in d. J. 1838 u. 39.

A. Retzius Om formen af nordboernes cranier. 45 Seit. 8. Stockh. — Gelesen bei der Versammlung der Naturforscher zu Stockholm im J. 1842 und aus den Verhandlungen derselben besonders abgedruckt.

E. von Vegesack Några erinringar vid G. Montgomerys historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland åren 1808 och 1809. 8. Örebro. 20 sk. (Vergl. Nr. 120 d. J. 1842.)

Koran öfversatt från arabiska originalet, jemte en historisk inledning af F. Crusenstolpe. 8. Stockh. Subscrpr. 3 rd., Ladenpr. 3 rd. 40 sk. — Der Uebersetzer, ein Bruder des bekannten Publizisten, ist als Secretair bei dem Schwed. Konsulate in Marokko angestellt.

P. Thomasson Svenskt blomster-språk på vers. 2. (verb. u. verm.) upplag. Norrköping. 8 sk. (Vergl. Nr. 73 d. J. 1842.)

C. A. Almquist Skaldeförsök. 8. Upsala. 26 sk.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 9. Häft 2. — Dybeck Runa. Häft 3. — (Almquist) Tre fruar i Småland. Roman. Del 3 u. letzt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Auch für das bevorstehende Quartal wird die Expedition der Allg. Preuß. Zeitung die Güte haben, Bestellungen und Zahlungen der Abonnenten in Berlin, eben so wie die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp., entgegen zu nehmen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Montag den 2. Oktober 1843.

Frankreich.

Graf Pozzo di Borgo.

Von Capefigue.*)

Wohl nirgends in Europa hat sich eine Nationalität so scharf ausgeprägt und einen so alterthümlichen Charakter bewahrt, als auf der Insel Korsika. Man denke sich eine Landschaft von Salvator Rosa mit dem eigenthümlichen Ausdruck, den nur er wiederzugeben gewußt hat und bei dem ihm Erinnerungen aus Kalabrien und den Abruzzen vorschwebten; diese Landschaft dehne sich aus und gewinne Leben, und in ihr wandle ein Volk umher von sehr festem, starrem Charakter, welches sich seinem Ehrgeiz und seiner Eifersucht, all' seinen Neigungen und Leidenschaften ungetheilt hinzugeben gewohnt ist und sie von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt; auf der einen Seite sieht man heitere Städte, welche wie die von Toskana den Wanderer anlachen, auf der anderen weite Gebirge, die bald unbebaut, bald von fruchtreichen Feldern und freundlichen Dörfern bedeckt sind; so ungefähr hat man ein Bild von dem malerischen Korsika und seinen Bewohnern.

Die Bevölkerung theilt sich in zwei Klassen; die eine bilden die alten eingeborenen Geschlechter, die andere die Kolonisten, welche größtentheils aus Verbannten bestehen, die von den Revolutionen in Piemont, Genua und Toskana wie die Lava aus einem feuerspeienden Berge nach und nach auf die Insel geschleudert sind. Der ersten dieser Klassen gehörte die Familie Paoli und Pozzo di Borgo, der zweiten die Familie Buonaparte an. Wie in der patriarchalischen Zeit, bildet jede Familie noch eine geschlossene Gruppe, jedes Dorf eine Körperschaft; und der Sohn erbt des Vaters Haß und Liebe und muß sie wie ein Familien-Heiligthum wach erhalten.

Die Familie der Pozzo di Borgo ist alt. Im sechzehnten Jahrhundert finden wir einen Pascal Pozzo di Borgo als Prokurator von Ajaccio, dem ein Notar Hieronymus Buonaparte beigegeben ist; früher soll die Familie das kleine Fort von Montechi bewohnt haben. Als man Korsika mit Frankreich vereinte, wurden die Pozzo durch einen Beschluß des obersten Rathes der Insel als Edelleute anerkannt. Karl Andreas Pozzo di Borgo ward am 8. März 1768, in einem Jahre mit Napoleon, geboren. Als die Französische Revolution ausbrach, trennte sich die Bevölkerung von Korsika in eine nationale und eine Französische Partei. Die Paoli und Pozzo standen an der Spitze der nationalen; sie träumten die Wiedergewinnung ihrer nationalen Freiheit; die Buonaparte dagegen vereinten sich mit den Arena und Salicetti, die sich den Franzosen anschlossen und zu den Grundsätzen der Jakobiner bekannten. Der junge Pozzo schwärmte für das künftige Glück seines Vaterlandes und wurde mit zweiundzwanzig Jahren als außerordentlicher Deputirter an die National-Versammlung geschickt.

Bald wurde er ordentlicher Deputirter, erhielt einen Platz in der gesetzgebenden Versammlung und war Mitglied des diplomatischen Comité's, welches unter Brissot's furchtbarer Leitung die Kraftstellen aus der Tragödie Brutus als Noten an die Europäischen Mächte erließ; um solch' eine Sprache fortführen zu können, mußte man durch Siege unterstützt seyn, doch der gesetzgebenden Versammlung fehlte die centrale Kraft, deren sich der National-Konvent durch die Energie seines Wohlfahrts-Ausschusses bemächtigte. In Feindschaft mit den Ministern des Königs, zwar erfüllt von den republikanischen Ideen, doch ohne Muth, sie durchzusetzen, ließ die gesetzgebende Versammlung den 10. August und den 2. September vorübergehen; sie hatte weder den Glanz der konstituirenden Versammlung noch die furchtbare Macht des Konvents, sie war eine Uebergangs-Epoche, die stets nur Mittelmäßiges leistet, weil man in ihr Nichts vermag und Nichts wagt.

Pozzo betrat sehr selten die Rednerbühne, und wenn er auf ihr erschien, um die Ideen des Comité's auszusprechen, so bewegte er sich in der Phraseologie seiner Zeit, welche weniger den einzelnen Rednern als der gesammten Richtung der Geister zur Last zu legen ist; das Volk wollte in dieser Art gelenkt seyn. Am 16. Juli 1792 hielt Pozzo eine Rede, um die Kriegserklärung gegen Deutschland durchzusetzen. Zwei Parteien bekanntlich drängten das Volk, mit Europa offen zu brechen; der Hof glaubte in einem großartigen Kriege die Gelegenheit zu finden, Ludwig XVI. zum militairischen Diktator zu erheben und ihm so den Weg zur Unterdrückung der Revolution zu bahnen; die rein republikanische Partei aber, an deren Spitze die Gironde stand, hoffte bei allgemeiner Verwirrung der demokratischen Idee leichter den Sieg verschaffen zu können. Pozzo vertrat auf der Rednerbühne entschieden die Gironde. „Das verbündete nördliche Deutschland", sprach er, „besteht nur durch Frankreich; denn Frankreich hält den Ehrgeiz Oesterreichs im Zügel. Das verbündete nördliche Deutschland will ganz Europa verknechten, nach allen Seiten wirft es seine drohenden und habgierigen Blicke; und jeder Mißbrauch, jede Frechheit wird ihm durch seine Söldlinge möglich. Die Franzosen müssen die Welt vor diesem namenlosen Elend schützen; sie müssen handeln, wenn alle Völker rings um sie in frevelhaftem Leichtsinn der Zerstörung aller Freiheit gleichgültig entgegensehen. Die Franzosen allein müssen die gemeinsamen Feinde des Menschengeschlechtes bekämpfen; ihnen ist der Ruhm aufbehalten, das politische Gleichgewicht Europa's wiederherzustellen und eine allgemeine Knechtschaft von den Völkern abzuwenden. Wir Alle haben eine ungeheure Schuld der Welt abzutragen; wir haben die allgemeinen Menschenrechte wieder auf Erden geltend zu machen. Wir sind frei; die Freiheit erzeugt Tugenden und Talente; sie giebt uns in Fülle die Mittel, diese Schuld zu zahlen. Unsere Feinde hoffen, daß die Stürme, von denen wir jetzt bewegt werden, eine Auflösung unseres Staates zur Folge haben werden; doch wir spotten ihrer thörichten Hoffnungen; wir wissen, daß wir den einzig richtigen Weg zur wahren Herrschaft des Gesetzes, zur Freiheit gehen; wir zerstören nicht, wir schaffen durch Umgestaltungen; wir nehmen der Frechheit und Tücke die Mittel, Böses zu thun, und erheben uns durch einen gewaltsamen Aufschwung mit einem Male zu dem ruhmvollen Ziele, zu dem die Europäischen Monarchieen vermittelst all' ihrer Fortschritte, die sie zu preisen gewohnt sind, nie gelangen werden."

Als sich die gesetzgebende Versammlung aufgelöst hatte, kehrte Pozzo nach Korsika zurück und leitete hier in Gemeinschaft mit dem General Paoli die Verwaltung des Landes. Der Patriotismus der Korsen regte sich lebhafter als je; Paoli, alt an Jahren, doch jung an Kraft, wollte die Insel als besondere Republik konstituiren; die eingebornen Korsen nahmen seinen Plan mit Begeisterung auf; doch die Familien Arena, Buonaparte und Salicetti entdeckten dieses Vorhaben dem National-Konvent, und da die Insel als integrirender Theil der Französischen Republik anerkannt war, so wurden Paoli und Pozzo vor Gericht gefordert, um sich zu vertheidigen. Der Befehl des Konvents traf sie in Corte, der Hauptstadt des Gebirges; sie schwankten einige Zeit, ob sie ihm gehorchen sollten oder nicht. Ihm gehorchen, schien ein Verbrechen am Vaterlande, doch sich ihm zu widersetzen, konnte die gefährlichsten Folgen haben, da die Französische Republik unüberwindliche Heere und auf Korsika selbst einen mächtigen Anhang besaß. Man versicherte sich zunächst Ajaccio's, ein Bataillon behauptete das Fort von Corte und einige Küstenpunkte, und durch das Gelingen dieser Schritte ermuthigt, forderte die nationale Partei in einer Volks-Versammlung zu Corte den großen Paoli und Pozzo di Borgo einstimmig auf, ihre Verwaltung fortzuführen. Zugleich wurde im Namen der Korsischen Nation erklärt, daß man die beiden Familien Arena und Buonaparte von der Nation ausschließe und sie ihren Gewissensbissen und der Schande überlasse. Pozzo di Borgo pflegte in späterer Zeit dieses merkwürdige Dekret gegen Napoleon, der bald der Stolz und Ruhm Korsika's werden sollte, seinen Freunden zu zeigen; es war im Jahre 1793

*) Aus dessen in diesem Jahre erschienenen Werke Les Diplomates Européens. Es umfaßt dasselbe die Lebensbeschreibungen und Charakter-Darstellungen nachstehender Diplomaten und Staatsmänner: 1) des Fürsten von Metternich; 2) des Fürsten Talleyrand; 3) des Grafen Pozzo di Borgo; 4) des Baron Pasquier; 5) des Herzogs von Wellington; 6) des Herzogs von Richelieu; 7) des Fürsten von Hardenberg; 8) des Grafen von Nesselrode und 9) des Lord Castlereagh. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Nicht aufs Gerathewohl sind die historischen Namen dieser Staatsmänner hier so zusammengestellt; Alle vertreten vielmehr eine Idee, ein System, eine Politik. Fürst Metternich ist der Schöpfer jener Theorie des Gleichgewichts und der bewaffneten Neutralität, durch welche sich Oesterreich in der ersten Reihe der Mächte befindet; in dem Fürsten Talleyrand erblicken wir die Diplomatie des Kaiserreichs, so wie die der ersten Zeit der Restauration und der Revolution von 1830; Graf Pozzo di Borgo personifizirt die ausdauernde Geschicklichkeit der Europäischen Politik und das Russische System seit 1814; der Kanzler Pasquier ist der Verwaltungsmann der letzten Jahre des Kaisers, der gemäßigte Minister der Restauration; der Herzog von Wellington ist das bewaffnete und unter den Tories so thätige England; der Herzog von Richelieu erscheint als ein Symbol der Redlichkeit in den Geschäften und der großen viel verkannten Dienstleistungen: er ist es, der Frankreich von der Besetzung des Auslands befreite und den die heutige Generation vielleicht weniger kennt, als den ersten besten Agitator oder Hustings-Redner; der Fürst von Hardenberg repräsentirt das anfangs neutrale und dann mit seinen Universitäten vorwärts strebende Preußen; der Graf Nesselrode, das ist die Russische Staatskanzlei seit dreißig Jahren; endlich habe ich auch auf seine wahre Höhe wieder den so verkannten Charakter des Lord Castlereagh gestellt, der der treue Ausdruck der Tory-Partei, der würdige Nachfolger Pitt's war und der England aufgerüstet und groß gemacht hat." — Pozzo di Borgo gehört zu den bereits vor einiger Zeit von Capefigue geschilderten Charakteren, und er soll hierbei einen Theil der Memoiren benutzt haben, die sich noch in den Händen der Familie befinden und deren Veröffentlichung täglich erwartet wird.

gedruckt und beruhte auf der einstimmigen Entscheidung von zwölfhundert Abgeordneten.

Noch sann man, was man beginnen sollte, um diese plötzliche Freiheit zu behaupten, um den Dekreten der National-Versammlung von Corte Kraft zu geben, als eine schreckliche Neuigkeit die Gemüther erschütterte; Toulon, welches die Engländer besetzt gehalten hatten, war in die Hände der Französischen Republik gefallen, deren Befehle Korsika verachtete. Ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, einer aus der Familie Buonaparte, die man der Schmach anheim gegeben, hatte sich bei dieser Eroberung besonders ausgezeichnet, und die Französische Republik war ihm zu Danke verpflichtet. Wenn Toulon aber einmal in den Händen der Feinde war, so konnte ein Theil der Französischen Flotte in sechsunddreißig Stunden vor Korsika liegen.

Während dieser Gefahr zeigte sich die Englische Flotte vor Ajaccio, und der Admiral Elliot bot der Korsischen Nation seinen Schutz an und versprach, sie unter der Oberhoheit des Königs von Großbritanien als unabhängig anzuerkennen. Paoli begab sich zu ihm an Bord, um persönlich für sein souveraines Land zu unterhandeln, und am 10. Juni 1794 wurde eine General-Versammlung berufen, welche die Grundzüge der Korsischen Constitution entwerfen sollte. Man ernannte ein Parlament, einen Staatsrath und einen Viceкönig mit verantwortlichen Ministern. Paoli schlug Pozzo di Borgo zum Präsidenten des Staatsrathes vor. Als der Admiral Elliot den jungen Korsen mit dem dunkelbraunen Teint, den lebendigen Augen und der hageren Gestalt sah, fragte er, ob dies der Chef sey, den man dem Staatsrath bestimmt habe? „Ich bürge für ihn“, erwiederte Paoli: „der junge Mann ist eben so geeignet, ein Volk im Frieden zu regieren als es in der Schlacht zu lenken; vertrauen Sie ihm.“ Und der Admiral Elliot bestätigte Pozzo's Wahl.

Da der Staatsrath der aktive Theil der Korsischen Regierung war, so hatte Pozzo di Borgo die Gesetze und Einrichtungen seines von nun an freien Landes zu ordnen. Er veranstaltete eine Sammlung der Volksrechte, welche viele sehr merkwürdige, in den Korsischen Sitten gegründete, Bestimmungen enthält, doch wenig bekannt geworden ist. Allein die neue Verfassung Korsika's währte nur zwei Jahr. Einige Englische Regimenter, welche von Gibraltar ankamen, reichten nicht hin, auf die Länge der Zeit die Französische Partei unterdrückt zu halten. Sie erhob sich mehr und mehr, und als Pozzo di Borgo fühlte, daß sein Widerstand erfolglos sey, als er das Volk bereit sah, die Fahne der Französischen Republik in Ajaccio aufzupflanzen, schiffte er sich auf der Englischen Fregatte „Minerva“ ein und gelangte nach London. Hier verweilte er achtzehn Monate und wurde von den höchsten Staatsbeamten mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt, weil sie ihn wegen der Kraft und Gewandtheit, die er im Korsischen Rathe gezeigt hatte, achteten. Er kam mit einigen Französischen Edelleuten in Verbindung, und begann durch geheime Unterhandlungen im Kleinen die diplomatische Carrière, die er auf dem großen Theater der Welt später fortsetzen sollte. Während der Siege Suwarov's befand er sich in Wien und beobachtete das Schwanken der Verbündeten, welche, durch das neue Glück ermuthigt, tausend Pläne schmiedeten und keinen zur Ausführung brachten. Das revolutionaire Prinzip in Frankreich selbst war damals großen Prüfungen unterworfen; der erste Rausch fing an zu verfliegen: die ruhiger Gesinnten gestanden sich, daß der Zweck der Revolution, eine Umwandlung des Staates, eine Heilung seiner Gebrechen, bisher verfehlt sey, daß man, anstatt die frühere Regierungsform zu verbessern, sie zerstört habe und noch keine Kraft besitze, sich eine neue zu schaffen. So machte eine gelinde Restauration sich geltend; royalistische Farben wurden hier und da aufgesteckt. Buonaparte befand sich mit dem Kerne der Legionen in Aegypten; der größte Theil der Französischen Eroberungen war wieder verloren; Suwarov, der Große, der Heilige der Russischen Armee, der Stolz und die Hoffnung der Verbündeten, brachte den Sieg mit, wohin er trat. Da wurden die Russen bei Zürich geschlagen, und noch mehr als diese Niederlage setzte die Antipathie der Russen und Oesterreicher dem Vordringen der Feinde Frankreichs ein Ziel. Buonaparte kehrte zurück; man athmete wieder frei; der Sohn der geächteten Korsischen Familie wurde erster Konsul, und Pozzo di Borgo lebte einsam in Wien als ausgewanderter Französischer Edelmann, der eine Pension erhielt. Die alten Freunde der Buonaparte, die Arena von Ajaccio, wurden geächtet; der Grund hiervon ist nie bekannt geworden; und auch Pozzo di Borgo, Napoleon's persönlicher Feind, soll zu wiederholten Malen vom ersten Konsul im Geheimen verfolgt worden seyn; doch offen gegen ihn aufzutreten, war der Französische Diktator damals noch zu stolz.

Als man die Waffen von neuem erhob, trat Pozzo di Borgo in Russische Dienste und bestimmte sich jetzt entschieden für die diplomatische Laufbahn. Die Festigkeit seines Charakters, seine seltene Menschenkenntniß und die Sicherheit, mit der er die verworrensten Verhältnisse beherrschte, bürgten ihm für den glücklichsten Erfolg. Er empfing den Titel eines Raths im Petersburger Kabinet und wurde vom Kaiser Alexander zunächst mit einem geheimen Auftrage an den Wiener Hof gesandt. Da England bei der Thronerhebung Alexander's mitgewirkt hatte, so konnte sich dieser von der neuen Coalition gegen Buonaparte, der sich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt, nicht ausschließen, und Pozzo di Borgo war seitdem einer der diplomatischen Agenten, die, mit geheimen Sendungen beauftragt, sich an den Höfen der Verbündeten aufhielten.

Nur einige Monate blieb er in Wien. Der Zar wollte kräftiger auftreten und sandte ihn als Russischen Kommissarius zu der Englisch-Russischen und Neapolitanischen Armee, deren Operationen im südlichen Italien beginnen sollten unter dem Einfluß der edlen Königin Karoline, welche durch Napoleon's Pamphlete so sehr geschmäht worden ist. Kaum hatte sich das Heer zu Neapel vereinigt, so donnerten die Kanonen von Austerlitz, und der Frieden von Presburg wurde unterzeichnet. Da sich Oesterreich durch diesen von den Verbündeten lossagte, so löste sich das Heer bei Neapel auf, und Pozzo di Borgo eilte über Wien nach Petersburg, wo man von neuen großen Plänen erfüllt war.

Während des Feldzuges, der durch den Sieg bei Austerlitz gekrönt wurde, hatte sich Preußen noch nicht für die Verbündeten entschieden; es hatte den Erfolg erst abwarten wollen, um danach zu beurtheilen, welcher Schritt am mindesten gefährlich sey. Dieses Schwanken, welches Napoleon nie vergessen hat, wich mit der Schlacht von Austerlitz; ein Jahr darauf erschien Preußen, vereinigt mit Rußland, auf dem Kampfplatz. Pozzo di Borgo sollte den Kaiser Alexander auf diesem neuen Feldzuge begleiten, und darum, nach Russischer Sitte, einen Rang im Heere annehmen. Er wurde Oberst im Gefolge des Kaisers und von diesem durch das ehrenvollste Vertrauen vielfach ausgezeichnet. Nach der Schlacht bei Jena ging er zum vierten Male nach Wien, um Oesterreich aus dem Starrkrampfe zu wecken, in dem es seit dem Frieden von Presburg lag; doch das Wiener Kabinet wollte damals um jeden Preis den Frieden erhalten. Der Oberst Pozzo wurde hierauf nach den Dardanellen gesandt, um, vereinigt mit dem Englischen Gesandten, über den Frieden mit der Pforte zu unterhandeln; er begab sich auf die Russische Flotte, welche unter dem General Siniawin vor den Dardanellen lag, und wohnte hier auf dem Admiralschiff dem Kampfe am Berge Athos bei, der ihm den ersten militairischen Orden eintrug.

Napoleon stand auf dem Gipfel seines Ruhmes. Das Russische und das Französische Heer hatten ihre Kräfte wiederholt an einander gemessen, und, obgleich erliegend, ging Rußland mit Ehren aus dem Kampfe hervor; die Gestalt des Französischen Kaisers aber war in den Augen des Zaren so groß geworden, daß er Napoleon beim Frieden von Tilsit als Bruder begrüßte, und den Groll der Alt-Russischen Aristokratie, die hierin einen Verrath am Vaterland sah, nicht scheute. Bei diesem Umschwung der Dinge mußte Oberst Pozzo fürchten, daß seine Dienste dem Zaren jetzt unbequem seyen. Als Alexander nach Petersburg zurückgekehrt war, hatte Pozzo eine geheime Unterredung mit ihm; der Kaiser erklärte, daß sein Freundschaftsbund mit Napoleon durchaus nicht das Opfer fordere, Pozzo aus dem Russischen Dienste zu entlassen: doch der Oberst erwiderte, daß er dem Kaiser hinfort nicht zu nützen wisse, daß er ihm nur im Wege seyn und ihn in neue Verwirrungen stürzen werde; denn Bonaparte habe ihre alte Feindschaft noch nicht vergessen, und früher oder später werde er Pozzo's Auslieferung fordern; in diese zu willigen werde der Kaiser zu großmüthig seyn, diese Weigerung aber müsse nur neues Unglück über Rußland bringen. „Mich tröstet“, schloß Pozzo, „daß die Verbindung Eurer Majestät mit Napoleon nicht von langer Dauer seyn wird; ich kenne den unersättlichen Ehrgeiz Bonaparte's zu gut, um in seiner gegenwärtigen Freundlichkeit mehr als heuchlerische List zu sehen. In diesem Augenblick ist Eurer Majestät der linke Arm durch Persien und der rechte durch die Pforte gebunden, darum fühlen Sie das Gewicht nicht, mit dem Napoleon's Liebe auf Ihrer Brust liegt; machen Sie die Arme sich frei, und Sie werden den Drang empfinden, auch die Brust sich zu erleichtern; dann, hoffe ich, sehen wir uns wieder.“

Der Oberst Pozzo bat um die Erlaubniß, zu reisen, und wir finden ihn in Wien, als sich Oesterreich zum neuen Kampfe rüstet und im April 1809 Napoleon den Krieg erklärt. Der Kampf Oesterreichs gegen die Revolution und den Französischen Kaiser gehört zu den hartnäckigsten und ehrenvollsten Kämpfen in der Geschichte; Oesterreich erliegt, es muß mit den größten Opfern den Frieden erkaufen, doch bald erscheint es wieder auf dem Schlachtfelde; überwunden schließt es noch Verträge, gestaltet seine Regimenter um und zieht von neuem ins Feld. Pozzo blieb während des ganzen Feldzugs von 1809 in Wien, und als Napoleon wiederum siegte, vergaß er Pozzo nicht. Der Oberst hatte bei den Unterhandlungen Rußlands und Oesterreichs eine wichtige Rolle gespielt; Napoleon forderte daher nach dem Frieden zu Wien seine Auslieferung. Alexander hatte die Schwäche, einzuwilligen, und Pozzo di Borgo eilte, um seinem alten Feinde von Ajaccio zu entgehen, nach Konstantinopel, dem einzigen Zufluchtsort, der ihm auf dem Festlande blieb, und von dem er England zu erreichen hoffte. Zuvor jedoch schrieb er einen inhaltschweren Brief an den Kaiser Alexander, in welchem er ihm den Friedensbruch Rußlands voraussagte und schloß: „Sire, die Zeit ist nicht fern, in der Ew. Majestät mich zurückberufen werden.“

Als politischer Flüchtling durcheilte Pozzo hierauf Syrien, besuchte Smyrna und reiste endlich über Malta nach London, wo er im Oktober 1810 anlangte. Sein Ruf war seit seiner früheren Anwesenheit in England beträchtlich gestiegen, und die geringe Verbindung, welche England mit dem Kontinent noch bewahrt hatte, machte dem Ministerium die Ankunft eines Staatsmannes, der mit den Plänen der verbündeten Mächte vertraut war, sehr wichtig. Pozzo di Borgo hatte mehrere Unterredungen mit Lord Castlereagh, in denen er diesem die Hoffnungen auseinandersetzte, welche man auf dem Festlande von einem allgemeinen Kampfe gegen das gigantische Kaiserthum der Franzosen noch hegte. Bei aller Größe hatte Napoleon verwundbare Stellen, und Niemand kannte dieselben so gut wie Pozzo, der sie, von persönlichem Hasse getrieben, seit früher Jugend studirt hatte; er konnte daher bei politischen Combinationen Napoleon's Charakter, seinen Ehrgeiz, seine Rachsucht, seine Schwächen stets mit in Anschlag bringen und daher so oft weiter blicken, als es dem bloßen Staatsmanne möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Persien.

Acht Jahre in Persien unter den Nestorianischen Christen.*)

Der Verfasser dieses Werkes ist ein Amerikanischer Geistlicher, Namens Perkins, der vor etwa zehn Jahren von der Bostoner Missions-Gesellschaft ausersehen wurde, einer zu Urumiah unter den Nestorianern errichteten Mission vorzustehen. Er schiffte sich im September 1833 mit seiner Gattin und einem anderen, nach Syrien bestimmten Missionair in Boston ein und reiste über Konstantinopel und Trapezunt nach Tauris, wo er im August 1834 anlangte. Im Oktober desselben Jahres begab er sich nach Urumiah, um sich vorläufig mit seinem Bestimmungsort bekannt zu machen und wo möglich einen Sprachlehrer aufzutreiben, da ihm das Idiom fremd war, in welchem er seine religiösen Vorträge halten sollte. Er fand in Gavalan, der Residenz des Nestorianischen Bischofs Mar-Johannan, einen sehr freundlichen Empfang; die erste Frage desselben aber war: „Wie könnt Ihr in unserem Lande predigen und Bücher machen, wenn Ihr unsere Sprache nicht versteht?" Daß dieser Einwurf gegründet war, lag ziemlich klar am Tage; da nun der Bischof seinerseits den Wunsch ausdrückte, die Englische Sprache zu erlernen, so wurde festgesetzt, daß er unseren Verfasser nach Tauris zurückbegleiten und im Syrischen unterrichten sollte, wogegen ihm Letzterer das Englische beizubringen versprach. Zuerst statteten sie jedoch dem Patriarchen der Nestorianer, der sich damals gerade auf einer Rundreise in der Gegend befand, einen Besuch ab; mit ihm hatte Herr Perkins eine dreistündige Unterredung, wozu nicht weniger als drei Dolmetscher nöthig waren: der Patriarch selbst sprach Syrisch, welches durch Mar-Johannan ins Türkische übersetzt wurde; dieses gab ein dabei gegenwärtiger Armenier in seiner Sprache wieder, worauf es ein Deutscher Missionair, Herr Haas, ins Englische übertrug. Nachdem sich hier der Bischof einen jungen Priester, Namens Abraham, als Gehülfen und Famulus zugesellt hatte, setzte die Gesellschaft ihre Reise über die Kurdischen Gebirge und die Provinz Sulduz nach Tauris fort.

Im Juni 1835 kehrte der Bischof nebst seinem Gefährten, dem Priester Abraham, nach Hause zurück, worauf der Letztere sogleich anfing, in seinem Geburtsort mit gutem Erfolg Englisch zu lehren! Im November-Monat zog Herr Perkins mit seiner ganzen Familie nach der Stadt Urumiah, welche zum Sitz der Mission bestimmt war und wo auch seine Mitarbeiter im Bekehrungswerk, die Herren Grant und Merrick, eintrafen. In diesem Orte hielt sich der Verfasser bis zum J. 1841 auf, wo die schwankende Gesundheit seiner Gattin ihn veranlaßte, eine Reise nach ihrem entfernten Vaterlande zu unternehmen, wohin sein frühester und standhaftester Freund, der Bischof Mar-Johannan, ihn begleitete. Im März d. J. haben sie sich indessen in Boston wieder nach Urumiah eingeschifft.

Das vorliegende Werk besteht zum großen Theil aus Notizen und Anekdoten über den Fortgang und die Aussichten der Mission, der es seine Entstehung verdankt; es enthält jedoch auch manche interessante Fakta und Bemerkungen über das Land im Allgemeinen und über die Nestorianer insbesondere, wobei wir übrigens Alle, die sich mit diesem Gegenstande näher bekannt zu machen wünschen, auf die klassische Arbeit Ritter's verweisen. Wir erinnern hier nur, daß Perkins fast ausschließlich mit den Nestorianern der Ebene von Urumiah, die der Persischen Herrschaft unterworfen sind, zu thun hatte, während sein Kollege, Dr. Grant **), sich vorzugsweise mit den unabhängigen Bergstämmen beschäftigte.

Der Urumiah-See, in dessen Nähe sich die Stadt dieses Namens befindet, liegt in einer von hohen Bergen umringten Ebene und ist etwa 16 Meilen lang und 6 Meilen breit. Seine Tiefe beträgt an keiner Stelle über vier Faden und verringert sich allmälig nach der Küste zu, wo man nicht mehr als sechs bis acht Fuß Wasser antrifft. Der See liegt, nach den Messungen des Englischen Reisenden Ainsworth, 4300 Fuß über dem Meeres-Niveau und hat keinen Abfluß; mehrere felsige Eilande erheben sich in einiger Entfernung vom Ufer aus seinem Schoße und erscheinen in malerischem Relief — unter ihnen bemerkt man eines von bedeutendem Umfang, welches mehrere Dörfer enthält. Das Wasser ist äußerst salzig und scheint von ähnlicher Natur zu seyn, wie das des Todten Meeres, dem es auch an spezifischer Schwere zunächst kommt. Wie auf dem Todten Meere, ruht auf der trüben und schläfrigen Oberfläche dieses Sees eine fast ununterbrochene Windstille; kein Fisch lebt in seinen Gewässern, aber sie werden in Schaaren von Wasservögeln, vorzüglich von Enten und Flamingos, besucht, denen der in Fäulniß übergegangene und in den See hinabgespülte Pflanzenstoff zur Speise dient. Besonders sind hier die Flamingos so zahlreich, daß sie das Ufer oft meilenweit mit ihren weißen Zügen bedecken. Man fängt sie mit Schlingen, die von Haar verfertigt und an den flachen Theilen des Sees längs der Küste aufgestellt werden.

Der See steigt jedes Frühjahr um drei bis fünf und sechs Fuß, indem während der Regenzeit der Schnee auf den Bergen schmilzt; sobald dieses aufhört und die Sommerhitze eintritt, fällt er allmälig in sein früheres Bett zurück, nachdem er die flachen Ufer weit umher überschwemmt hat. Man findet an mehreren Stellen Salzmoräste; so wie das Wasser zurücktritt, ist das Erdreich überall mit einer dünnen Salzschichte belegt. Die Einwohner ziehen von diesem Umstande Nutzen, um sich mit großen Quantitäten Salz zu versorgen. Im Herbst werden kleine Dämme acht bis zehn Zoll hoch aufgeworfen, von denen ein jeder einige Morgen umschließt und worin sich bis zum Frühling ein hinreichender Vorrath Wasser sammelt, um eine zwei bis drei Zoll dicke Lage feines, weißes Salz zurückzulassen, welches durch Ausdünstung unter den Strahlen der Sommersonne krystallisirt wird. Diese Salzfelder haben mitunter einen Umfang von mehreren Engl. Meilen. Die Kruste wird in Stücke geschlagen, in Haufen zusammengescharrt und entweder auf Esel geladen, die sie nach dem Markte bringen, oder sie wird in großen Massen gesammelt und mit Erde bedeckt, um sie vor der Witterung zu schützen. Der Preis des Salzes ist, wie es sich bei diesem Ueberflusse von selbst versteht, so gering, daß er kaum die Transportirungskosten bezahlt. Das niedere Land in der unmittelbaren Nachbarschaft des Sees ist so mit Salztheilen geschwängert, daß es keine Vegetation hervorbringt, mit Ausnahme eines Krauts, woraus die Eingebornen ein Alkali bereiten, welches sie zum Glasmachen gebrauchen. Wenn man in dem See badet, so belegt sich der Körper mit einer krystallenen Salzrinde, und wie in den schweren Fluthen des Todten Meeres ist es fast unmöglich, darin unterzusinken.

Die drei großen angeschwemmten Ebenen im Westen des Sees dehnen sich wie Meerbusen zwischen den Sprossen der Kurdischen Gebirge, die sie von einander scheiden, aus und geben zu der Frage Anlaß, ob sie nicht einst unter Wasser gestanden haben? Die Ebene von Urumiah, welche die Mitte des Sees begränzt, hat eine Länge von acht und, wo sie am weitesten ist, eine Breite von vier Meilen. Die Berge, die an ihren Rändern nach dem See zulaufen, sind von imposanter Höhe und bilden ein weites Amphitheater. Diese große Ebene soll mit den angränzenden Bergabhängen nicht weniger als 330 Dörfer enthalten, und wird, außer vielen kleineren Bächen, durch drei große Flüsse bewässert, die von 100 bis 150 Fuß breit sind. Das Erdreich ist äußerst fruchtbar, und wenn man die schwerfälligen Werkzeuge und sorglosen Gewohnheiten der Eingebornen in Betracht zieht, so kann man es wohlangebaut nennen. Die Hauptprodukte sind Weizen, Reis, Baumwolle, Taback und Weintrauben, nebst einer Menge anderer Früchte. Von Trauben giebt es zehn bis zwölf Gattungen; um sie den Winter durch frisch zu erhalten, werden sie an den Stengeln zusammengeflochten und in den Zimmern an der Decke aufgehängt — wie man sie auch in den Französischen Alpenthälern sieht. Große Massen davon werden in Syrup, den Dibs des heutigen Palästina's, verwandelt, und noch mehrere, vorzüglich die geringeren Arten und der Ausschuß, zu Wein und Arrak destillirt. Die Kirschen sind trefflich und im Ueberfluß vorhanden; sie reifen gewöhnlich um die Mitte Juni's. Der Verfasser erhielt einst mehrere schöne Birnen zum Geschenk; die größte unter ihnen maß 12 Zoll im Umfang. Zu den Lieblingsspeisen der Einwohner gehören Melonen, vorzüglich die Art, die man in Amerika musk-melons (Moschus-Melonen) nennt; eben so Gurken. Außerdem findet man noch Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel, Quitten, Pflaumen, Nüsse und anderes Obst von dem köstlichsten Geschmack in unglaublichem Ueberfluß.

Der Anbau dieser Ebene geschieht nothwendigerweise durch Bewässerung, da in den Sommer-Monaten nur selten Regen fällt. Man leitet das Wasser durch Kanäle aus den Flüssen und vertheilt es über die Felder; die größeren Kanäle dienen auch dazu, einige rohe Mahlmühlen zu treiben. Aber dieses ausgedehnte Bewässerungs-System, die vielen Reisfelder und stehenden Wasserpfützen tragen nebst dem schnellen Wachsthum und der eben so schnellen Fäulniß des vegetabilischen Stoffs dazu bei, eine Menge schädlicher Miasmen zu erzeugen und das von Natur zuträgliche Klima in ein ungesundes zu verwandeln.

Die Stadt Urumiah liegt gegen drei Meilen von dem See und eine halbe Meile von den Bergen entfernt, in der Mitte jener schönen, von der Natur so verschwenderisch mit ihren Gaben ausgestatteten Ebene. Sie enthält etwa 25,000 Einwohner, meistens Muhammedaner. Der Anblick von den Höhen im Rücken Urumiah's wird als äußerst malerisch und imposant geschildert; zunächst ruht das Auge des Beschauers auf Gärten und auf der halb in Laub begrabenen Stadt — dann wandert es über eine weite Ebene, mit Tausenden von grünen Obstgärten, Hecken und Baumgruppen besäet und mit endlosen Feldern voll goldener Aehren wehend; noch entfernter erscheint der helle Spiegel des glatten Sees, unter dem Glanze einer Persischen Sonne hervorstrahlend, und jenseits desselben begränzt eine blaue Bergkette den Horizont. Der Distrikt von Urumiah gleicht, wie sich Ainsworth ausdrückt, dem schönsten Theile der Lombardei zwischen Mailand und dem Lago Maggiore.

Von den Nestorianern, welche diese Gegend bewohnen, halten sich nur etwa 600 in der Stadt auf; sie leben hauptsächlich in den Dörfern. In einigen Fällen wird das Dorf ganz von ihnen eingenommen; in anderen theilen sie es mit den Muhammedanern. Das von ihnen bebaute Land ist meistens das Eigenthum ihrer Muselmännischen Gebieter, deren Leibeigene sie sind und von denen sie oft höchst willkürlich behandelt werden. Die Nestorianer sind, wie ihre Muhammedanischen Nachbarn, ein schöner Menschenschlag, von gutem Wuchs und heller Gesichtsfarbe, mit regelmäßigen, geistvollen und nicht selten schönen Zügen. Sie sind großmüthig, wohlwollend, gastfrei, arglos, so viel es sich von Asiaten erwarten läßt; tapfer und unabhängigen Geistes, ertragen sie mit Ungeduld den auf ihnen lastenden Druck. Auch die Nestorianer der Gebirge legen bei aller Wildheit und Rauhigkeit ihres Charakters dieselbe Herzensgüte und Gastfreiheit an den Tag, die ihre Brüder in der Ebene auszeichnet; wenn sie auch selbst Hunger leiden, so theilen sie doch gern ihr letztes Stück Brod mit einem Fremden oder einem Feinde. Es ist ein lobenswerther Charakterzug an den Nestorianern der Ebene, die einen Ueberfluß an Lebensmitteln haben, daß sie einen Theil ihrer Vorräthe für die ärmeren Bergbewohner zurücklegen, die im Winter oft genöthigt sind, schaarenweise die

*) A Residence of Eight Years in Persia among the Nestorian Christians, with Notices of the Muhammedans. By the Rev. J. Perkins. Andover (Mass.), 1843.

**) Man sehe dessen Werk: The Nestorians. New-York 1843, so wie den schon im 9ten Th. von Ritter's Erdkunde erwähnten Brief desselben an die Londoner geographische Societät, vom April 1840.

Mildthätigkeit ihrer Landsleute anzusprechen. In ihrem Aeußeren und ihren Sitten weichen diese beiden Klassen ganz von einander ab; die Bergstämme werden von den Thalbewohnern nur Wilde genannt.

Es ist äußerst schwierig, die Zahl der Nestorianer zu bestimmen, von denen die in der Ebene ansäßigen den kleinsten Theil bilden. Nach der ungefähren Schätzung des Herrn Perkins, die der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte, wohnen in dem Distrikte Tiarih, dem größten und volkreichsten der in dem Gebirge gelegenen, 50,000 Seelen, in den anderen Bergdistrikten 60,000, in der Provinz Urumiah zwischen 30 und 40,000 — im Ganzen also über 140,000. Die Nestorianische Bevölkerung der Ebene soll in starkem Zunehmen begriffen seyn, indem eine beständige Einwanderung aus den Bergprovinzen stattfindet, deren Bewohner, stets mehr und mehr von ihren Kurdischen Herren unterdrückt und eingeengt, bei ihren Brüdern in Urumiah Zuflucht suchen.

In dieser Lage befinden sich die schwachen Ueberreste eines Hauptzweiges der alten Syrischen Kirche, welcher sich in der Reinheit seiner Lehren am meisten dem Charakter des Protestantismus näherte. Noch heutzutage bedienen sich die Nestorianer zu ihrem Ritus des Alt-Syrischen, in welchem Dialekt sie auch die heilige Schrift (in der alten Peschito-Version), die anderen Kirchenbücher und einige seltenere Exemplare der Kirchenväter, der Märtyrer-Geschichte, einige Kommentare, Lexika u. s. w. besitzen. Die Zahl der Leser ist nicht viel größer als die der Bücher. Der Versicherung unseres Autors zufolge, kann unter zwei Hunderten nicht mehr als Einer lesen; diese Kunst beschränkt sich meistens auf die Geistlichkeit, und selbst von den Priestern weiß die Mehrzahl nur die Gebete in Alt-Syrischer Sprache herzusagen, ohne deren Bedeutung zu verstehen. Im Gebirge sollen sich sogar einige der Bischöfe in diesem Falle befinden. Dessenungeachtet ist das Alt-Syrische nicht nur die Sprache ihrer Literatur, sondern auch ihrer Korrespondenz, da ihre eigene Mundart nie geschrieben worden ist; der erste Versuch, letztere zu einer Schriftsprache zu erheben, geschah vor kurzem auf Antrieb der Amerikanischen Missionaire. Mit ihren Nachbarn, den Muhammedanern, sprechen sie nicht Persisch, sondern Türkisch, welches allen diese Regionen bewohnenden Völkerschaften, als den Persern, Kurden, Armeniern, Nestorianern, Juden, zur gemeinschaftlichen Verständigung zu dienen scheint, während jede von ihnen ihren eigenen Dialekt besitzt, der sie von den anderen unterscheidet.

England.

Ein Thierstück.

(Aus einer neuen Uebersetzung von Shakspeare's „Venus und Adonis".)

Jetzt aber sieh': — vom Dickicht her erschaut
Der Hengst des Knaben eine flücht'ge Stute;
Sie jagt heran, sie schnaubt, sie wiehert laut,
Jung, ungebändigt, voll von Kraft und Muthe.
Da reißt der Renner wild sich los vom Baum,
Sie zu begrüßen mit zerriss'nem Zaum.

Er nimmt sich auf, er wiehert ihr entgegen,
Und jetzo sprengt er seine festen Gurten;
Die Erde dröhnt von seines Hufes Schlägen,
Als ob Gewitter ihr im Schoße murrten.
Sein hart Gebiß zerknirscht er im Entflieh'n,
Bewält'gend so, was einst bewältigt ihn.

Er spitzt die Ohren; seiner Mähne Sträu'n
Wallt auf im Takt, wie seine Füße stampfen.
Mit seinen Nüstern zieht die Luft er ein,
Sie wie ein Ofen wieder auszudampfen.
Sein zorn'ges Auge, voll von wilder Gluth,
Zeigt sein Verlangen, seinen heißen Muth.

Zuweilen trabt er mit bescheidnem Stolz,
Als wollt' er zählen alle seine Schritte;
Dann wieder bäumt er, courbettirt durch's Holz,
Jagt und holt aus, als wär's zum tollsten Ritte;
Als wollt' er sagen: „So thut meine Stärke,
Daß dort die Schöne lüstern auf mich merke!"

Was kümmert jetzt ihn seines Reiters Zorn,
Sein schmeichelnd: Holla, und sein Willst du stehn?
Was gilt ihm Trense, was der scharfe Sporn,
Was reicher Zäume, lust'ger Decken Wehn?
Er sieht sein Lieb, und Nichts sonst auf der Welt,
Weil seinen Augen gar Nichts sonst gefällt.

Sieh', wollt' ein Maler mehr seyn als das Leben,
Verließ' er kühn des Alltags breite Spur,
Wollt' er das Bild uns eines Rosses geben,
Das mehr durch Kunst, als andre durch Natur:
Traun, solch ein Roß wohl gliche diesem Pferde,
So Wuchs und Farbe, Muth, Gang und Geberde!

Leicht auf den Füßen, von gedrungnem Bau,
Kopf klein und zierlich, große Augen drein,
Weit auf die Nüstern, Hufhaar lang und rauh,
Schweif dicht und wallend, Mähne zart und dünn:
So trabt er stolz, und Nichts fehlt seiner Schöne,
Als daß sein Kreuz ein stolzer Reiter kröne.

Oft schnaubt er fort, fährt dann auf eine Stelle,
Fährt wieder auf jetzt, wenn ein Blatt nur fällt,
Enteilt im Flug, beschämt des Windes Schnelle,
Und läßt sie rathen, wo er endlich hält.

Durch seine Mähne pfeift des Windes Singen,
Und Schweif und Mähne wehn ihm nach als Schwingen.

Vor seinem Lieb dann bleibt er wiehernd stehn;
Sie wiehert auch, als freute sie sein Spiel;
Doch bald, wie Weiber: stolz, ihn heiß zu sehn,
Macht sie die Spröde, thut sie fremd und kühl,
Weist ab sein Werben, stampft in sein Verlangen,
Schlägt mit den Fersen sein verliebt Umfangen.

Dann, wie betrübt und voll von Mißbehagen,
Senkt er den Schweif wie eine fallende Feder,
Läßt ihn der Schenkel weiße Schaumfluth schlagen,
Schnappt nach den Fliegen auf des Riemwerks Leder;
Sein Lieb, gewahrend, wie so wild er thut,
Wird gütiger, und nach läßt seine Wuth.

Sein zorn'ger Reiter naht, daß er ihn fange;
Doch sieh', die Stute läßt ein plötzlich Scheu'n;
Sie eilt von dannen, aufgeschreckt und bange,
Der Hengst ihr nach — Adonis steht allein.
Fort nach dem Walde jagen sie, die Tollen,
Schneller, als Kräh'n, die Wette fliegen wollen.

Mannigfaltiges.

— **Der Amerikanische Dichter Longfellow.** Welche enormen Honorare einige Nord-Amerikanische Schriftsteller von Ruf beziehen, mag aus folgendem Faktum erhellen. Für ein kleines (nur aus zehn vierzeiligen Strophen bestehendes) Gedicht Longfellow's: „The Belfry of Bruges" wurden dem Verfasser kürzlich von der zu Philadelphia erscheinenden Zeitschrift „Graham's Magazine" 75 Dollars gezahlt. Es hat dies einen um so höheren Werth, als in Amerika bei der Verbreitung des Nachdrucks die Zahlung von Honoraren überhaupt etwas Seltenes ist.

— **Heilkraft des Naphtha.** In einer so eben erschienenen kleinen Englischen Schrift (Pulmonary consumption, successfully treated with naphtha) versichert Dr. John Hastings, daß Naphtha jedesmal mit bestem Erfolg als Heilmittel in den ersten Stadien der Schwindsucht angewandt zu haben. Mit weniger gewissem, aber noch immer mit wahrscheinlichem Erfolge soll dieses Heilmittel, das hier als ein spezifisches bezeichnet wird, auch in den späteren Stadien der Krankheit wirken. Dr. Hastings führt 37 Fälle namentlich an, in welchen ihm die Herstellung der Kranken vollkommen gelungen sey. Deutschen Aerzten glauben wir dieses Schriftchen und die Anwendung des Mittels zur Prüfung empfehlen zu müssen.

— **Die Mutter Napoleon's.** Lady E. S. Wortley erzählt in ihren kürzlich erschienenen Memoiren: ....„Ich folgte sogleich der Mademoiselle Rose ins Zimmer und ward hier der Mutter Napoleon's vorgestellt. Madame Lätitia war damals dreiundachtzig Jahr alt, und niemals habe ich wieder eine Person dieses Alters mit einer Stirn und einem Gesichte gesehen, die so ausdrucksvoll wie diese waren und von so ungeschwächter Intelligenz strahlten; besonders merkwürdig war die Heiterkeit und der Glanz ihres großen funkelnden Auges. Sie lag in einer Ecke des Zimmers auf einem schneeweißen Bette, auf welches sie, wie sie mir erzählte, schon seit drei Jahren beschränkt war. Das Zimmer war an seinen Wänden rings mit Gemälden bedeckt, und zwar mit lauter lebensgroßen Bildnissen ihrer Familienglieder. Alle diejenigen ihrer Söhne, welche einen Thron bestiegen hatten, waren in königlichen Hermelinmänteln dargestellt, Napoleon sogar, wie ich glaube, in seinem glänzenden Krönungs-Ornat. Als Lätitia sah, daß wir das prachtvolle Bild Napoleon's, welches an der Seite ihres Bettes hing, mit Aufmerksamkeit betrachteten, fragte sie uns, ob es uns nicht gefiele? Sie selbst sah es dabei mit einem gewissen Stolz und zugleich mit Rührung an, indem sie sagte: „Cela ressemble beaucoup à l'Empereur, oui, cela lui ressemble beaucoup!" — Sie trug mir alsdann tausend zärtliche Dinge für Lady D. Stuart auf mit der Bitte, ihr zu sagen, daß sie dieselbe im bevorstehenden Winter mit Sehnsucht erwarte, wobei sie mit einer Wehmuth, die mir unvergeßlich bleiben wird, hinzufügte: „Je vous en prie, dites à ma chère Christine que je suis seule ici."

— **Die Herzogin von Dino.** Herr Arthur Dudley erzählt in einer Anmerkung zu seiner kürzlich von uns erwähnten Lebens-Skizze der letzten Herzogin von Kurland: Als im Jahre 1830 der Fürst von Talleyrand als Französischer Botschafter nach London ging, begleitete ihn seine Nichte, die Herzogin von Dino. Der Marquis von Wellesley, Bruder des Herzogs von Wellington, pflegte von der Letzteren immer zu sagen: „Es ist dies der liebenswürdigste Staatsmann von Europa (C'est le plus aimable homme d'état de l'Europe)."

— **Der Roland von Berlin.** Von dem Romane dieses Namens, von Wilibald Alexis, ist so eben eine Englische Uebersetzung unter dem Titel The Burgomaster of Berlin in drei Bänden erschienen. So viele Englische Romane wir auch zu übersetzen und zu verschlingen pflegen, wird doch eine ähnliche Auszeichnung selten einmal einem Deutschen Romane in England zu Theil.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 4. Oktober 1843.

Asien.

Zur Charakteristik des Buddhismus.

Der Buddhismus zählt mehr Anhänger als irgend eine andere Religion auf Erden. Schon lange war sein äußerer Kultus, waren seine Formen bekannt, nicht aber die Idee, die diesen Formen zu Grunde liegt. Die Fortschritte der orientalischen Studien werden es bald möglich machen, die in den Klöstern der Mongolei, Tibet's, Nepaul's zu Tausenden aufgehäuften Bücher umfassender zu benutzen. Mit der Mongolei und Tibet hat schon Jakob Schmidt begonnen. Abel Rémusat hat in chinesischen Werken merkwürdige Details gefunden, aber sowohl über den Buddhismus als über die Sekte Lao-Tseu's viel Falsches zu Tage gefördert und später, wenigstens in Betreff des Buddhismus, seine Uebereilung bereut. Turnour hat ein heiliges Gedicht der Insel Ceylon in Text und Uebersetzung herausgegeben, und Burnouf, der sich viel mit dem Zend beschäftigt und auch eine von den indischen Purâna's interpretirt hat, erklärt jetzt eines der wichtigsten Bücher des Buddhismus. Seine Arbeit wird über einzelne Dunkelheiten dieser Religion ein helleres Licht verbreiten.

Der Buddhismus ist aus dem Brahmanenthum hervorgegangen. Als sein Stifter wird Sákya-Muni angegeben, der sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte. Er entsagte der Welt, begab sich in die Wüste, und nach einer langen Zurückgezogenheit predigte er die neue Religion.

Nach Sákya-Muni ist das Nichts das höchste Prinzip. Aus ihm kommt Alles, in das Nichts kehrt Alles zurück, alles Seyende ist nur eine flüchtige und trügerische Form des Nichts. Das Leere ist allein wirklich und ewig. Vor der Entstehung der Welt bewegten sich darin Myriaden von Atomen; ein großer Wind blies von oben herab, mischte und rührte sie durch einander, und aus ihrer Combination entstanden die Wesen des Universums; aber diese Welt verwandelt sich unaufhörlich, es ist nichts Bleibendes und Wirkliches in ihr. Buddha läßt in einer seiner Incarnationen mitten in einem Park ein Zauberschloß erscheinen, eine Vereinigung aller Herrlichkeiten, welche die Phantasie träumen kann. Aber dieses Zauberschloß existirt nicht wirklich: es scheint zu seyn, es ist nur Täuschung. Wer nicht von dem Zauber umstrickt ist, wird durch den königlichen Garten schreiten, ohne den wunderbaren Bau zu sehen. Dies ist das Bild des Weltalls. Auch die Welt ist nur ein solches Zauberschloß in den Räumen des Leeren.

Der Mensch ist die letzte und vollkommenste Combination der Atome; er ist der wahre Gott des Buddhismus. Buddha ist eigentlich nur ein anderer Name für die Menschheit. Daher ist er auch beständig inkarnirt. Er offenbart sich fortwährend in den heiligen Personen, und jeder Mensch ohne Unterschied kann Buddha werden, d. h. die Stufe erreichen, auf der er fähig ist, die höchste Seligkeit zu erlangen oder vom Nichts absorbirt zu werden. Denn das ganze Daseyn ist nur Arbeit und Qual, und alles Existirende ist einer beständigen Umwandlung, Zerstörung und Erneuerung unterworfen. Zwar werden die Bösen in der Seelenwanderung bestraft und die Guten belohnt, indem jene in scheußliche Ungeheuer verwandelt, diese zu immer höheren Stufen des Daseyns erhoben werden. Aber das Daseyn an sich ist immer mit Qual verbunden, und vollkommene Seligkeit giebt es nur im Nichtseyn. Zum Nichtseyn kommt man durch Nichthandeln, und so ist der Quietismus die letzte Konsequenz der Buddhalehre.

Nach Milliarden von Jahren löst sich die Welt endlich auf. Die Wollust zerstört sie durch das Feuer, der Zorn durch das Wasser, die Unwissenheit durch den Wind. Wenn dann die zerstreuten Atome wieder im Leeren schwimmen, so bläst der Urwind aufs neue unter sie, es entsteht eine neue Welt, und der qualvolle Traum beginnt wieder in der ewigen Nacht, und so geht es fort ins Unendliche. Diese Lehre erinnert in mehr als einer Beziehung an die Epikuräische. In beiden giebt es kein höchstes Wesen, nur Atome, die im Leeren umherirren, den Wind oder den Zufall, der sie verbindet, und zur Moral den Quietismus oder die Ataraxie. Aber Sákya-Muni hat seinen Atheismus unter tausend Vergötterungen versteckt und ihm einen gewissen Mystizismus und die großartigen Umrisse einer Religion zu geben gewußt.

Für den Buddhisten hat die Welt jeden Reiz verloren, da Alles nur ein Traum ist; die Folge dieser Ansicht ist aber keinesweges Murren, Klagen oder Verzweiflung. Er ruft mit ruhigem Lächeln das ewige Nichts herbei; er hofft und verlangt keine andere Ruhe. Man fühlt in dieser Weisheit den eisigen Hauch des Grabes. Hier haben wir nicht die glühende Leidenschaft der Götter Indiens. Buddha, wenn er sich inkarnirt, stürzt sich nicht in die Lust wie Wischnu, oder in eine grausame Wuth wie Schiwa. Er vermischt sich nicht mit der Welt wie der Gott des Pantheismus. Er sucht keine Gattin unter den Töchtern der Erde oder den Apsara's, den Töchtern des Himmels. Er vermählt sich mit der ewigen Weisheit, jener Königin der Welt, die den gewöhnlichen Menschen wie eine alte runzlige Bettlerin erscheint, während sie den erleuchteten Augen in herrlicher Schönheit strahlt.

Der Buddhismus hat die indische Mythologie beibehalten, indem er Buddha, den zum Nichts gewordenen Menschen, über alle Götter erhebt. Er hat die Moral der Veda's, die sich schon durch eine besondere Sanftmuth auszeichnet, noch milder und liebreicher gemacht. Der Buddhismus ist von Mitleiden für alles Lebendige durchdrungen: denn alles Lebendige wird im Laufe der Seelenwanderung zum Menschen, und wer also irgend einem lebendigen Geschöpfe wehe thut oder gar es tödtet, hat sich an einem gewesenen oder künftigen Mitmenschen vergangen. Er befiehlt, Alles zu schonen, was leiden kann, und damit das Blut nicht die Altäre röthe, hat er die Opfer der Veda's aufgehoben. Diese Sorgfalt leidet jedoch an einer kindischen Uebertreibung, die ein falsches Prinzip verräth. So heißt es einmal: „In der Flamme der Lampe oder der Kerze befinden sich kleine Thierchen, die vom Lichte leben. Wenn du das Licht mit dem Munde ausbläsest, so folgen sie deinem Hauche und sterben auf der Stelle. Lösche also nicht die Lampe oder Kerze mit dem Hauch des Mundes aus." In einer sehr schönen Geschichte, die zuweilen eine evangelische Reinheit athmet, macht der Hausgott einem chinesischen Gelehrten, der sich für einen Gerechten hält, Vorwürfe: „Es ist wahr, daß du keine schimpfliche Handlung begehst; aber wenn du eine schöne Frau bemerkst, so ergreift dich eine plötzliche Verwirrung, und du hast einen Ehebruch in deinem Herzen begangen. Ich sehe nur Gedanken der Habsucht, des Neides, des Egoismus, des Stolzes in dir. Die Güte hat nie dein Herz bewegt. Du lässest Krebse auf deinem Tische auftragen: sind sie nicht auch mit dem Prinzip des Lebens begabt?"

Die Hauptlehre des Buddhismus ist die Menschenliebe. Nur die Beschaulichkeit, die sich ins Nichts versenkt, ist eine höhere Tugend. Er hat mehr Humanität als jede andere Religion, außer dem Christenthum. Der Brahmanismus hatte die Kasten geschaffen. Das indische Gesetzbuch, sonst so nachsichtig, zeigt hier eine unerbittliche Strenge. Man erschrickt über den niedrigen Zustand der zahlreichen Paria-Klassen; er ist schlimmer als die härteste Sklaverei. Nie war der Mensch so grausam gegen den Menschen. Ganze Massen leben in den schönsten Gegenden Indiens wie die Thiere des Feldes, ohne einen anderen Zufluchtsort als den Wald, ohne Priester, ohne Ehe, ohne alles Recht, ausgeschlossen von dem Verkehr mit Göttern und Menschen, in äußerster Verachtung und Dürftigkeit. Der Buddhismus protestirte gegen diese Barbarei. Er hob die Kasten auf, er erklärte alle Menschen für Gleiche und Brüder, er erkannte keinen der Unterschiede an, welche sie in feindliche Stämme trennen. Er wandte sich an die Armen, an die Unterdrückten, und sie hörten auf die befreiende Stimme. Der Buddhismus wollte eine große gesellschaftliche Ungerechtigkeit gut machen. Aber die Brahmanen und die Krieger, die sich in ihren Vorrechten bedroht sahen, setzten einen starken Widerstand entgegen. Der Kampf war heftig und lang: der Buddhismus, der zuerst Sieger war, unterlag zuletzt, und nun zählte er Tausende von Märtyrern. Er wurde in Indien so radikal ausgerottet, daß er nicht einmal in der Erinnerung des Volkes Spuren seines Daseyns zurückgelassen. Aber er hatte inzwischen das Centrum und den Osten Asiens erobert, und er herrschte über ein weiteres Gebiet als sein Nebenbuhler.

Der Buddhismus verbreitete sich rasch nach dem östlichen Persien, nach Kandahar, Kaschmir, Ceylon, dann in Siam und bei den Birmanen in China, Korea, Japan, Tibet, endlich in der Mongolei und bis nach Sibirien. Er eroberte die eine Hälfte der Welt, während das Christenthum der anderen sich bemächtigte. Es war im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als er nach China vordrang. Doch widersprach er zu sehr dem Nationalgeist dieses Reichs, um daselbst leicht Eingang zu finden. Die Chinesen waren an eine Lehre gewöhnt, welche nur für die Pflichten des praktischen Lebens berechnet war, und die Buddhisten brachten ihnen den Quietismus und die Verachtung der Welt. Der Buddhismus empfiehlt Cölibat und religiöse Abschließung, und das ganze chinesische Leben ist vom Familiengeist durchzogen. Die Buddhistischen Klöster bildeten in China einen seltsamen Kontrast gegen jene Schulen, wo man von Konfuzius die Regierungskunst und die kindliche Liebe lernte. Das entartete Volk mußte schon viel von seinen Tendenzen eingebüßt haben, um eine Religion anzunehmen, die sie zerstörte. Die Sekte Lao-Tseu hatte übrigens schon China für diesen fremden Kultus vorbereitet; denn seine Lehre hat mit der Buddhistischen auffallende Aehnlichkeiten. Uebrigens war

der Buddhismus nicht durchaus den National-Traditionen entgegengesetzt; er erkennt mit Konfuzius die gleiche Berechtigung aller Menschen an. Keine andere Religion des alten Orients hätte in China Eingang finden können, ohne die soziale Ordnung umzustürzen; denn sie forderten Alle Kasten. Der Buddhismus war der chinesischen Gesellschaft tödtlich, denn er tödtete ihren Geist, aber er ließ ihre Form bestehen und machte keine neue Institutionen nothwendig. Der Staat fuhr also fort, die Lehren des Konfuzius zu beobachten. Die kindliche Pietät blieb immer die große öffentliche und Privat-Tugend, und zugleich nahm das Volk eine mönchische und beschauliche Religion an.

Der Buddhismus übte einen wunderbaren Einfluß auf die Völker der Hochebene. Er allein vermochte jene nomadischen und barbarischen Stämme zu bezähmen, welche ihm die Civilisation verdanken. Er hat den wilden Horden der Mongolen seine Sanftmuth eingeflößt. Statt roher Krieger sieht man jetzt ein friedliches und frommes Volk. Man stößt in den kalten Steppen, mitten unter Heerden, auf Druckereien, Bibliotheken, Kloster, und die Söhne Dschingis-Chan's sind in die müßigen Spitzfindigkeiten der raffinirtesten und hohlsten aller Metaphysiken versenkt. Die Welt hat dabei Sicherheit gewonnen; die plötzlichen Invasionen dieser furchtbaren Nomaden sind nicht mehr zu fürchten. Aber sie haben auch ihren männlichen Muth verloren, und der Quietismus hat sie entnervt.

Der Buddhismus selbst hat sich auch in diesen Ländern modifizirt. Die Völker der Hochebene beten statt Sákya-Muni den Apostel Tibet's, Bodhisatwa oder Arja-Palo, an. In einer seiner früheren Existenzen war er ein Schüler Sákya-Muni's gewesen, und seitdem inkarnirt er sich fortwährend als König oder Priester, und seit drei Jahrhunderten in der heiligen Person des Dalaï-Lama, des Hohepriesters und Königs von Tibet. Der Lamaismus hat die merkwürdigsten Analogieen mit dem Katholizismus. Auch er hat ein geistliches Oberhaupt, ein Kollegium von höheren Priestern, zahlreiche Mönchs- und Nonnen-Klöster, Prozessionen, Pilgerschaften, Reliquien, Rosenkränze: es fehlt nichts, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Die ersten christlichen Missionaire, die in Tibet eindrangen, waren nicht wenig hierüber erstaunt. Sie hielten den Lamaismus für einen entarteten Katholizismus. Deguignes und andere Gelehrte haben diese Meinung getheilt. Die Philosophen des 18ten Jahrhunderts dagegen haben alles Ernstes behauptet, daß die Theokratie von Tibet dem Christenthum zum Vorbild gedient. Im 13ten Jahrhundert, als Dschingis-Chan den Osten erschütterte und seine Armeen Japan und Aegypten, Schlesien und Indien zugleich bedrohten, war es natürlich, daß der Buddhistische Patriarch, der an seinem Hofe residirte, einen Vorrang vor den übrigen erhielt, und da dieser Patriarch ein Tibetaner war, so bekam er seine Domainen in Tibet. Der Enkel Dschingis-Chan's gab ihm den Titel Groß-Lama. Der Titel Dalaï-Lama bedeutet: „Lama wie der Ocean", und geht nicht über die Zeit des 16. Jahrhunderts hinauf. Unter den Groß-Moguln war die Tatarei voll von Nestorianischen Gemeinden. Jene Kaiser zeigten sich sehr tolerant; um sie herum lebten Christen, Muselmänner und Heiden; es ist sehr möglich, daß die Buddhistischen Priester, durch den Pomp des katholischen Kultus verführt, demselben einige Einzelnheiten entliehen, um damit den ihrigen zu schmücken.

Diese ungeheure Verbreitung des Buddhismus ist eine merkwürdige Thatsache. Unter den alten Religionen ist es die einzige, die ihr Vaterland verlassen und sich in die Ferne verbreitet hat. Die Götter Indiens bewohnen nur ihr zauberhaftes Land; Ormusd herrscht auf den Höhen Persiens, Osiris verläßt den Nil nicht, Jupiter beschränkt sich auf Griechenland und Rom. Diese Götter reisen nicht in die Ferne, sie bleiben an die Orte gebunden, wo sie ins Daseyn getreten sind. Den Buddhismus finden wir bei den verschiedensten Völkern und unter allen Klimaten. Auch die Araber haben dem Islam große Länderstrecken unterworfen, aber sie verbreiteten ihre Religion mit Feuer und Schwert. Der Buddhismus ist, außer dem Christenthum, die einzige Religion, die ohne Gewalt und trotz der Verfolgung überall hingedrungen ist. Er verdankte gewiß diesen außerordentlichen Erfolg der Wahrheit, die in ihm liegt, jener Idee der menschlichen Gleichheit, die er kühn den indischen Kasten entgegenstellte. Es giebt für ihn weder Kasten, noch Racen, noch Nationen, sondern nur Menschen. Er bevorzugt Niemanden, er stößt Niemanden zurück; er wendet sich an die ganze Menschheit. Das macht offenbar die wunderbaren Erfolge seiner Missionaire erklärlich. Aber er hat auch den Charakter aller Völker, die ihn angenommen, verdorben. Er hat der glühenden Phantasie der Bewohner Ceylon's ihr Feuer genommen, er hat die kindliche Pietät der Chinesen geschwächt, er hat die Mongolen verweichlicht.

China leidet seit Lao-Tseu, besonders aber seit Einführung des Buddhismus, an einer großen religiösen Spaltung. Widersprechende Prinzipien machen sich die Gesellschaft streitig. Es sind nicht Sekten, die jede ihre besondere Anhänger haben und das Volk in feindliche Parteien theilen; die Spaltung ist tiefer. China ist ein altes Gebäude, das nicht bloß vom Grunde bis zum Giebel gespalten und durch einen großen Riß in zwei Ruinen getheilt ist; die Erschütterung hat jeden einzelnen Stein in zwei Theile gespalten. Derselbe Mensch beobachtet in seinem öffentlichen und Privatleben die Moral des Konfuzius, und zugleich betet er Buddha an. Diese seltsame Thatsache findet sich sonst nirgends. Diese innere Zwietracht der Seelen, welche eine unerträgliche Marter zu seyn scheint, läßt doch die Chinesen sehr ruhig. Sie hat dem Anschein nach keine traurigen Folgen gehabt, und das Gebäude, dessen sämmtliche Steine aufgebrochen sind, bleibt so seit Jahrhunderten gekittet stehen. Eine solche Akkommodirung wäre bei tiefen Ueberzeugungen unmöglich; sie zeugt von einem großen Indifferentismus. Die Gelehrten und die Reichen haben kleine Kapellen, wo sie zugleich dem Konfuzius, Lao-Tseu und Fo (so heißt Buddha Chinesisch) ihre Huldigungen darbringen. Auch die Mantschu-Kaiser haben diesen Eklektizismus angenommen.

Ein sehr merkwürdiges Buch, das „Buch der Belohnungen und Strafen", läßt diesen Zustand der Geister deutlich erkennen. Es ist dies eine Sammlung von Sentenzen, die durch Geschichten erläutert werden. Abel Rémusat hatte die Maximen desselben ziemlich ungenau übersetzt. Stanislas Julien hat seine Fehler verbessert und uns die kleinen Erzählungen gegeben, welche immer die Lehren begleiten. Da dieses Werk eine Compilation von Geschichten ist, die in den drei Religionen (des Konfuzius, Lao-Tseu und Fo) zerstreut sind, so giebt dies ein mannigfaltiges Gemälde von Sitten, Meinungen und Gewohnheiten China's. Es hat Millionen von Lesern, und die Tao-ssé rechnen seine Verbreitung unter die Zahl der verdienstlichsten Werke. Seine Moral ist zuweilen streng, fast nie erhaben, meistens von sehr irdischen Motiven geleitet und ohne Schwung. Es ist der Kodex des Rationalismus, die Weisheit des hausbackenen, gesetzten Menschen. Von Gott ist nicht darin die Rede. Das höchste Glück besteht in einem hohen Alter, Reichthum und dem Besitz von Söhnen, die Doktoren oder Mandarinen werden. Das Laster wird bestraft, die Tugend belohnt: das ist der einzige Grund, warum man jenes fliehen, diese üben soll. Dieser Egoismus wird gar nicht verhehlt, und wenn es heißt, man solle Anderen nützen, so wird gleich hinzugefügt, daß man damit nur sich selber nütze. Der Schluß ist des Ganzen würdig: „Wer die Grundsätze, die wir hier aufgestellt, genau befolgt, dem wird es nicht schwer werden, dem Bösen zu entsagen und das Gute zu üben, und dann wird er glücklich seyn."

Einen Gedanken aber findet man in diesem Buche, von welchem man sich wundert, ihm im Orient zu begegnen. Der ganze Orient ist fatalistisch. Hier aber wird die Freiheit des Menschen laut verkündet. Es wird fortwährend wiederholt, daß unser Loos nicht durch das Schicksal bestimmt ist. Glück und Unglück hängen von unserem Wandel ab. Das einzige gute Omen besteht in gutem Handeln. Dieser Gedanke ist in einer abergläubischen Zeit merkwürdig: er scheint in einer solchen gar nicht natürlich. Es wäre interessant, seinen Ursprung zu entdecken. Die Seite der Nothwendigkeit und des Verhängnisses in der Geschichte ist sogar in dem „Buch der Belohnungen" ganz vergessen. Der Mensch wird darin als der alleinige Herr seines Geschicks dargestellt: der göttliche Wille scheint keinen Einfluß darauf zu haben. Der allgemeine Atheismus in China macht es vielleicht erklärlich, wie diese ausschließliche Theorie eines freien Willens ohne Gegengewicht in Gott sich in diesem Lande entwickelt und verbreitet hat.

Das Wort Atheismus ist hier nicht zu stark. Wir haben gesagt, daß den Chinesen der religiöse Instinkt ganz abgehe. Konfuzius selbst schweigt fast ganz über Gott. Seine Weisheit beschäftigt sich zu sehr mit dem Menschen und der Erde. Für die Seelen, die weniger großherzig sind als die des chinesischen Reformators, mußte dieser Irrthum nachtheilig werden, und der Atheismus ist sehr häufig bei seinen Schülern. Die Anhänger Lao-Tseu's sind durchweg Atheisten. Der Tao-ssé will ohne Schmerz und Verdruß leben. Lao-Tseu räth zu diesem Zweck, daß man alle Wünsche, alle Gedanken, welche die Ruhe der Seele stören können, verbanne. Dieser Mystizismus ist bald ausgeartet. Die Ruhe, nach welcher die Tao-ssé streben, wird besonders durch die Todesfurcht gestört. Sie kamen daher auf den Gedanken, einen Unsterblichkeitstrank zu suchen, und dadurch gewannen sie ihrer Sekte eine Menge Anhänger. Die Großen, die Reichen, die Frauen besonders, die Alles leicht glauben, nahmen diese Lehre an. Die Magie, die Anrufung der Geister, die Kunst, die Zukunft vorherzusagen, machten reißende Fortschritte in allen Provinzen. Die Kaiser selbst unterstützten diese Sekte. China hat einen Anflug von Mystizismus gehabt; aber es ist sogleich wieder in die Sinnlichkeit zurückgefallen und hat sich mit neuem Eifer zu dieser Erde zurückgewandt, der es einen Augenblick lang sich abzuwenden schien. Auch bei uns haben viele Einzelne den Stein der Weisen und das Lebenselixir gesucht, aber nur in China hat diese Narrheit ein ganzes Volk ergriffen; nur dort hat der Mensch eine Religion daraus gemacht.

Frankreich.

Graf Pozzo di Borgo.

Von Capefigue.

(Fortsetzung.)

Endlich brach der furchtbare Krieg von 1812 aus. Die französischen Armeen gingen über den Niemen; Rußland war überschwemmt; die Schlachten an der Moskwa und bei Mozaick drängten Alexander's Heer gegen Moskau zurück; das alte heilige Haupt des russischen Reiches selbst wurde in Asche gelegt. Während dieses ganzen Feldzugs blieb Pozzo in London; er wandte all' seinen Einfluß an, um die Verbindung Alexander's mit England zu Stande zu bringen; allein in das Heer des Zaren wollte er nicht zurückkehren, weil jetzt andere Prinzipien im Kabinet zu Petersburg herrschten. Als der Kaiser seine schönen Provinzen der Verheerung, dem Raube und Morde preisgegeben sah, rief er den russischen Nationalgeist, die alten vaterländischen Ueberlieferungen zu Hülfe. Das Banner des heiligen Nikolaus wurde aufgesteckt; die Kirchen hallten wieder von dem Aufruf zum Kampfe gegen den Unterdrücker, und der Kaiser stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Doch seit Peter dem Großen hatten Italiäner, Deutsche und Franzosen fast alle höchsten Staatsämter verwaltet; der alte russische Adel sah diesen Einfluß der gebildeten Fremdlinge schon längst mit Groll und Neid; wenn die Moskowitischen Magnaten daher mit den Schaaren ihrer Unter-

thanen zum Kremlin kommen sollten, so mußte der Zar den Einfluß der Ausländer wenigstens scheinbar entfernt halten, und Pozzo wurde erst am Schlusse des Feldzuges, als die Bewegung nicht mehr eine rein nationale war, sondern sich nach Polen und Preußen hinwandte, zurückberufen. Er eilte durch Schweden nach Petersburg im Augenblick, als Bernadotte sich England näherte und, ohne sich schon entschieden auszusprechen, doch ein offenes Ohr für die Anträge des Londoner Hofes zeigte. Pozzo di Borgo wurde beauftragt, Bernadotte wo möglich für die Verbündeten zu gewinnen. Er kam mit Kaiser Alexander zuerst in Kalisch zusammen, und wie viel hatte sich während der fünf Jahre, die er von ihm entfernt gewesen war, verändert! Damals kam Alexander vom Frieden zu Tilsit und war begeistert für Napoleon, jetzt sah er sein Reich durch seinen früheren Freund verheert, seine Städte verbrannt, doch der alte Schutzgeist der Russen war, wie der Kaiser in seinen mystischen Gedanken glaubte, jetzt mit ihm im Bunde, er hatte die schwarzen Ungewitter heraufgeführt, er hatte die Franzosen im Eise der Beresina begraben. Mit Rührung erinnert der Kaiser Pozzo di Borgo an seine Prophezeiungen, und Pozzo war nur bemüht, ihn aus dem traumhaften Zustande, in den der rasche Wechsel seines Unglücks und Glücks ihn versenkt hatte, wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen; Pozzo sah die Unzufriedenheit, welche auch in Frankreich schon hier und dort sich zu regen begann; er war daher gegen alle Verträge und drang darauf, man müsse Frankreich selbst von Napoleon loszureißen suchen. Während Alexander selbst nun, noch immer geblendet von Napoleon's Größe, die Gefahren und den zweifelhaften Erfolg eines langwierigen Krieges fürchtete, drang Pozzo di Borgo in ihn, er solle wenigstens den König von Preußen bestimmen, die geheimen Gesellschaften, welche mit der Loosung Teutonia oder Germania sich in Deutschland bildeten, mit ins Interesse der Fürsten zu ziehen und alle Feinde und Nebenbuhler Napoleon's unter einem Banner zu sammeln.

Mit den eigentlichen Nebenbuhlern des Französischen Kaisers hatte man eine dreifache Unterhandlung angeknüpft; einmal wollte man Moreau an die Spitze der republikanischen Partei in Frankreich stellen; dann wollte man Eugen und Murat sich verbinden und ihnen zum Dank Italien überlassen; endlich sollte Bernadotte, während die Russen in Sachsen vordrangen, die beiden Abtheilungen des französischen Heeres von einander trennen. Der Zar gab Pozzo di Borgo unumschränkte Vollmacht, mit dem Letzteren zu unterhandeln. Ohne sich über die Absichten der Verbündeten in Betreff Frankreichs bestimmt auszusprechen, sollte Pozzo doch alle fernen Möglichkeiten, welche dem Ehrgeiz der alten Kriegsgefährten Napoleon's schmeicheln konnten, in seine Unterredungen mit Bernadotte hinein spielen lassen und sich im Namen Alexander's verbindlich machen, ihn als König von Schweden anzuerkennen, so wie man Moreau versprach, ihn zum Präsidenten der Französischen Republik zu machen, wenn dieselbe durch eine antinapoleonische Bewegung von Seiten der Franzosen selbst sich wieder gestaltete.

Bernadotte zauderte lange, sich zu entscheiden. Als die schwedische Armee sich in Karlskrona einschiffte und nach Stralsund kam, hallten die Kanonen von Lützen und Bauzen gerade durch Deutschland wieder: diese wunderbaren Siege erschreckten Bernadotte, er dachte an den alten Glücksstern seines Kaisers und wagte nicht, sich auszusprechen; er blieb in Stralsund und wollte die nächsten Folgen der beiden Schlachten erst abwarten. Doch Bernadotte's Beitritt zur Allianz war von großer Wichtigkeit; Bernadotte führte nicht bloß 20,000 tapfere Schweden, sondern sein Name, wie der Moreau's, mußte, sobald die Verbündeten nach Frankreich selbst drangen, einen Theil des Volkes und des Heeres von Napoleon abwenden. Pozzo begab sich daher eiligst zu Bernadotte nach Stralsund, um ihn zu weiterem Vordringen zu vermögen, und in der That wußte er ihn zu bewegen, zum Kongreß von Trachenberg zu kommen, auf dem die Verbündeten den Plan zum Kriege gegen Napoleon entwarfen. Dieser Schritt Bernadotte's war entscheidend. Er traf mit Moreau zusammen, und Pozzo wohnte einer geheimen Unterredung der beiden persönlichen Feinde Napoleon's bei, in der sie Alles an ihre großen Hoffnungen, an ihren Racheburst zu setzen schwuren; Moreau gelobte, den Konsul, Bernadotte, den Kaiser, und Pozzo di Borgo, den Gegner der großen Paoli zu vernichten. Auf dem Militair-Kongreß zu Trachenberg drang Pozzo darauf, man müsse direkt gegen Paris marschiren, weil dies der Hauptsitz der Napoleonischen Macht sey, und weil alle Schwächen des Kaisers, alle Antipathieen, welche in Frankreich selbst sich gegen ihn regten, nirgend so gut als in Frankreich könnten ausgebeutet werden.

Während dessen hielt man den Kongreß von Prag; beide Parteien bedurften Ruhe, daher unterhandelte man scheinbar, um nicht den Waffenstillstand endigen zu müssen. Die deutsche Jugend sammelte sich mit ihren glühenden Träumen von deutscher Einheit um Blücher, und im Französischen Heere selbst regte sich die Opposition gegen Napoleon immer lauter; ganze Schaaren derer, welche noch bei Lützen und Bauzen „Hoch lebe der Kaiser!“ gerufen hatten, desertirten jetzt; die französischen Rekruten hieben sich die Daumen ab oder verstümmelten sich sonst, daß man sie, als zum Kriege untauglich, wieder entlassen mußte, und die hohen Offiziere dachten an ihre Hotels in der Chaussée-d'Antin und in der Rue de Bourbon, an ihre Landhäuser zu Grosbois und Malmaison; sie sahen täglich mehr ihrer Kriegsgenossen fallen oder den Mühsalen der Märsche unterliegen, und sie knirschten, wenn Napoleon sich abwandte: „Dieser Mensch richtet uns Alle noch zu Grunde!“ Den Verbündeten entging diese Stimmung im französischen Lager durchaus nicht, und die Friedensvorschläge, die man Napoleon in Prag that, waren daher weder von Seiten Rußlands noch Preußens ernstlich gemeint; man sah nur die Nothwendigkeit, Napoleon zu täuschen, bis man stark genug sey, ihn zu vernichten.

Die Hauptfrage war, für wen sich Oesterreich entscheiden werde. Napoleon hatte in dem Benehmen gegen Oesterreich mehrere Fehler begangen; Oesterreich führte 300,000 Mann in die Schlacht und war nur noch zweifelhaft, auf welche von beiden Seiten es sie stellen solle; das Wiener Kabinet konnte daher fordern, denn von ihm hing gewissermaßen der Erfolg des Krieges ab; es wünschte Nichts als die Stellung, welche es durch den Kampf mit Napoleon verloren hatte, wieder einzunehmen, und Napoleon beging die ungeheure Thorheit, Oesterreichs Forderungen abzuweisen und den Fürsten Metternich selbst zu verletzen.

Mit stechender Ungeduld erwarteten die Verbündeten Oesterreichs Entscheidung. Es war elf Uhr Abends, die Minister Hardenberg, Nesselrode, Pozzo di Borgo, der Kaiser von Rußland selbst und der König von Preußen hatten sich vor dem Regen und Sturm, der schon seit Stunden tobte, in eine Scheuer geflüchtet, da langte ein Courier mit einem Briefe an Nesselrode an. Nesselrode erbricht den Brief und findet die wenigen Worte: „Oesterreich hat sich erklärt; vier Armeen stehen zur Disposition der Verbündeten.“ Hiermit war alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs gegen Napoleon; die Verbündeten jubelten, und Pozzo di Borgo, der kurz zuvor zum General-Major ernannt war, flog im Auftrage des Kaisers zum Kronprinzen von Schweden, der mit 40,000 Preußen, 30,000 Russen und 20,000 Schweden Berlin deckte.

Napoleon vertheidigte Dresden ruhmvoll; diese Vertheidigung gehört zu den schönsten Zügen seiner Geschichte. Einer seiner Todfeinde, Moreau, fiel vor Dresdens Mauern; doch bald beging Napoleon neue große Versehen. Er zerstückelte sein Heer und vertraute die eine Abtheilung Vandamme, die andere Marschällen an, denen der Stern des Kaisers nicht leuchtete. Bernadotte siegte bei Groß-Beeren, und gleichzeitig wurde Vandamme bei Kulm geschlagen; Napoleon wurde über die Elbe gedrängt, die Schlacht bei Leipzig folgte, und der Hunger und die kalten Oktoberregen verbanden sich mit Blücher, um die Reste der Französischen Armee zu vernichten.

Die Verbündeten drangen siegreich bis an den Rhein. Die Armee des Kronprinzen von Schweden hatte sich von dem Hauptheere getrennt, um über Holstein nach Dänemark zu ziehen. Pozzo di Borgo verließ Bernadotte und begab sich nach Frankfurt, um im Auftrage des Kaisers die kriegerischen Operationen, welche zunächst vorzunehmen seyen, zu besprechen. Hier konnte man die Gesinnung Frankreichs selbst, vor welcher die Alliirten, ehe sie den Rhein überschritten, noch eine geheime Scheu empfanden, sicherer beurtheilen. Man war erstaunt, wie weit die antinapoleonische Partei sich schon ausgebreitet hatte; überall sah man Erschlaffung, Mißbehagen, geheime Auflehnung gegen die kaiserliche Macht: Pamphlete, Lieder und Schauspiele suchten die Ideen der Revolution wieder im Volke anzufachen; der gesetzgebende Körper hatte sich unter dem Einfluß Lainé's und Raynouard's von Napoleon losgesagt; der Regentschaftsrath der Kaiserin bestand aus muthlosen, unentschlossenen Leuten, von denen einige, wie Herr von Talleyrand, stets bereit waren, ihr Prinzip zu ändern, sobald es Gefahr bringen konnte; die Parteilosesten im Volke wünschten ein Ziel der langen Bewegungen zu sehen, und auf der Stirn des Kaisers sammelten sich finstere Wolken.

Doch noch waren die Verbündeten über die Zwecke, welche bei der Fortsetzung des Krieges zu verfolgen seyen, nicht einig. Oesterreich hatte sich gegen die Uebermacht Napoleon's vertheidigen müssen, allein jetzt war er über den Rhein zurückgedrängt, sollte es daher weiter gehen? sollte es den Schwiegersohn Franz' II. vom Throne stürzen und vielleicht nur zum Vortheil Rußlands und Preußens? England wünschte Napoleon's Untergang, doch erhob sich in der wachsenden Macht der Russen nicht ein neuer, gleich gefährlicher Feind? Diese Schwierigkeiten bei der Abwägung der verschiedenen Interessen der Verbündeten ließen die Verhandlungen in Frankfurt zu keinem Ziele gelangen; während dessen aber drang in England das Parlament wiederholt in die Minister, sie sollten den eigentlichen Zweck und Gegenstand des Krieges angeben. Pozzo di Borgo wurde daher von den drei Souverainen nach England gesandt, um Lord Castlereagh, den Chef des englischen Kabinets, zu vermögen, daß er sich zu festerer Begründung der Coalition und zu vorläufiger Bestimmung der nach dem Sturze Napoleon's zu befolgenden Maßregeln selbst ins Hauptquartier begäbe. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Accent der französischen Sprache.

Es liegt uns die zweite Ausgabe einer kleinen Schrift von Herrn Paul Ackermann über den französischen Accent vor, betitelt: Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification. *) Der Verfasser erklärt darin erstens das Wesen des französischen Accents und stellt gewisse Regeln auf, nach welchen jedem Worte seine bestimmte Betonung zu geben ist; sodann handelt er von der Bedeutung des Accents im französischen Versbau und giebt hierbei zugleich eine Art französischer Metrik. Was über den Accent gesagt wird, ist um so lehrreicher, als es, sonderbar genug, fast in keiner Grammatik zu finden ist. Während in den antiken Sprachen Accent und Quantität von einander getrennt sind und dadurch jene Plastizität entsteht, welche eine so reiche Fülle von metrischen Bildungen hervorgebracht hat, während im Deutschen zwar Accent und Quantität schon zusammengefallen sind, aber doch immer eine wirkliche Quantität existirt, welche uns die Nachahmung vieler, wo nicht aller antiken Maße möglich macht, giebt es im Französischen gar keine Quantität und nur Accent. Dies ist aus der Entstehung der Sprache zu erklären, deren Material so ganz aus fremder Wurzel entsprossen ist, daß sie über die Bedeutung desselben gar kein Bewußtseyn

*) Berlin, A. Asher u. Comp., und Paris, Aimé André, 1843.

mehr hat. Die Stämme und Wurzeln ihrer Wörter gehören ihr nicht selbst an, sondern sind ihr künstlich überliefert: sie sind gewissermaßen nur angelernte fremde Schälle ohne innere Bedeutung, daher auch die Theile derselben, d. h. die Silben, in keinem Verhältniß zu einander stehen, indem eine so viel oder so wenig bedeutet als die andere. Während daher im Deutschen der Accent hauptsächlich auf dem Theil des Wortes steht, der den Stamm oder die Wurzel desselben enthält, ist dies keinesweges im Französischen der Fall, wo der Accent sich vorzüglich dem Ende der Wörter zuneigt, und zwar theils, weil gerade diese Silbe die einzig Französische ist, diejenige, welche der eigenen sprachbildenden Thätigkeit des Volks angehört und das Französische von der Stammsprache und den Schwestersprachen unterscheidet. In fraternité z. B. sind die drei ersten Silben rein Lateinisch und gehören allen romanischen Sprachen auf gleiche Weise an; nur té ist Französisch, dem Französischen eigenthümlich, von und für dasselbe gebildet, der Stempel, womit es das Wort zu dem seinigen gemacht hat. Andererseits ist auch diese letzte Silbe die, welche im Lateinischen ursprünglich den Accent hatte, indem sie erst nach Abwerfung der Lateinischen Endungen des Wortes im Französischen zur letzten geworden ist: man vergleiche latin und latinus, romain und romanus.

Was nun die Anwendung des Accents auf den Versbau betrifft, so sieht man schon aus dem Gesagten, daß der Accent das einzige rhythmische Element der Franzosen ist, da ihnen die Quantität ganz fehlt. Von einem bestimmten vorgeschriebenen Rhythmus, von der Wiederkehr regelmäßiger Füße ist im Französischen nicht die Rede; es giebt in der französischen Poesie keine Jamben und Trochäen, wie im Deutschen. Im Alexandriner hat der Dichter weiter nichts zu beobachten, als daß der Vers zwölf Silben und vier oder fünf Accente enthalten muß; höchstens ist noch für zwei dieser zwölf Silben ein fixer Accent vorgeschrieben, nämlich für die sechste und zwölfte, und auch dieses Gesetz ist selbst von den größten Dichtern nicht sehr streng beobachtet worden. Der Verfasser geht nun die verschiedenen Versmaße durch, die es im Französischen giebt und die sich nur durch die Silbenzahl unterscheiden, indem er vom zweisilbigen bis zum zwölfsilbigen fortgeht, bei jedem die Anzahl der Accente bestimmt und einige nähere Gesetze für die Stellung derselben angiebt.

Dieses Schriftchen ist also ein nicht unbedeutender Beitrag zur wissenschaftlichen Behandlung der französischen Grammatik; es ist sowohl für die, welche französische Verse richtig machen, als für die, welche das Französische überhaupt in Bezug auf den Accent richtig lesen und sprechen wollen. Außerdem enthält es auch manche Beobachtung über Accent und Rhythmus im Französischen, die selbst für unsere Metriker von Fach nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Mannigfaltiges.

— **Zum Verständniß der neuesten Begebenheiten in Griechenland.** Die gegenwärtig in Griechenland eingetretenen Ereignisse stellen sich einestheils so unerwartet und anderentheils in einer bereits so vollendeten Gestalt dar, daß es Mühe kostet, den Gang derselben zu erklären. Sie erscheinen jecoch bei einiger Kenntniß der historischen Sachlage weniger unbegreiflich, wenn auch die näheren Aufschlüsse aus Griechenland selbst noch erst erwartet werden müssen. Schon vor zwei bis drei Jahren, nämlich 1840 und 1841, ward der Keim zu dem Ausbruche des Aufstandes vom 15. September d. J. gelegt. Damals hatten die Agenten Mehmed Ali's in Griechenland eben so wie in Albanien und in allen Gebieten des levantischen Küstenlandes eine so starke Aufregung gegen die Pforte verbreitet, daß man in Hellas überall von der Erweiterung der Landesgränzen und von der Befreiung auch der übrigen griechischen Mitbrüder auf den Inseln, wie in Thessalien, Epirus und Macedonien, von dem Joche des türkischen Halbmonds träumte. Besonders für die **Kandioten** herrschte in Griechenland die lebhafteste Sympathie; ihnen wurden nicht bloß Waffen und Munition geliefert, sondern zahlreiche Männer eilten ihnen auch persönlich zu Hülfe. Die griechische Regierung, die in den ersten Tagen des J. 1840, auf eine Anzeige der Pforte, die sogenannte „philorthodoxe Gesellschaft" unterdrückt hatte, welcher ganz ähnliche politische Zwecke, unter dem Vorwande, die bedrohte griechische Kirche zu schützen, zum Grunde gelegen, störte anfänglich diese Bewegungen nicht, von denen sie sich selber vielleicht eine Vergrößerung Griechenlands versprach; als aber bald darauf durch den Londoner Juli-Vertrag der Wille Europa's sich kundgab, die Integrität des türkischen Reiches zu bewahren, beeilte sie sich, die Griechen vor der ferneren Theilnahme an jenen Feindseligkeiten zu warnen und dieselben, wo sie konnte, zu unterdrücken. Dies war jedoch theilweise zu spät; viele Griechen verloren Leben oder Eigenthum, und was das Schlimmste war, im Volke setzte sich die Meinung fest, daß eine minder vom Auslande abhängige, mehr durch seine eigenen Vertreter geleitete Regierung den patriotischen Neigungen des Volkes eine größere Befriedigung würde verschaffen können, und zwar trotz aller Londoner Beschlüsse, denen man es überhaupt nicht vergeben kann, daß sie die beiden volkreichen und durchweg hellenisirten Inseln Kandien und Samos, die einen so lebhaften Antheil an dem Freiheitskriege genommen, dem neuen griechischen Staate nicht gegönnt. Es hatte diese Unzufriedenheit eine so tiefe Basis im Nationalgefühl, und der Ausdruck derselben war im Jahre 1841 so allgemein, daß König Otto sich veranlaßt fand, die unpopulairen Männer, die damals sein Kabinet bildeten und unter denen sich auch der übrigens sehr ehrenwerthe General Schmalz als Kriegs-Minister befand, zu entlassen und an ihre Stelle Andere zu berufen, die sich des öffentlichen Vertrauens mehr erfreuten. Unter diesen hervorstechend waren **Metaxas** als neuer Kriegs-Minister und **Melas** als Justiz-Minister — Beides Männer, welche wir jetzt wieder in dem aus den Ereignissen vom 15. Sept. hervorgegangenen Kabinet erblicken, an dessen Spitze der Erstere als Conseils-Präsident steht. Zu jener Zeit (im Juli 1841) hatte **Maurokordato**, der mehrere Jahre als Gesandter an europäischen Höfen fungirte, den Vorsitz im Ministerrath übernommen, jedoch stellte er eben so wie Metaxas und Melas die Bedingung, daß 1) die Wirksamkeit des Staatsrathes erweitert, 2) die in den einzelnen Landestheilen geltenden Munizipal-Verfassungen verbessert, 3) die bayerischen Beamten, besonders die des geheimen Kabinets, entlassen würden, und daß endlich 4) dem Lande durch den König eine Constitution zugesagt würde. König Otto war auf diese Bedingungen eingegangen, und es schied damals wirklich ein großer Theil der noch im griechischen Staatsdienste befindlichen Bayern aus. Als es jedoch zur Ausführung der übrigen statuirten Punkte kommen sollte, zeigten sich von innen wie von außen der Schwierigkeiten so viele, daß noch im Laufe desselben Jahres Maurokordato sowohl als die Minister Metaxas, Melas und Valetta aus dem Kabinette wieder schieden und nur die Herren Rhallis (anfangs Justiz- und nachmals Finanz-Minister), Kriezis (Marine-Minister) und Christides (Minister des Innern) verblieben, zu denen noch einige andere minder bekannte Männer kamen. Gegen diese hat sich nun die durch die vorgedachten Ereignisse gereizte öffentliche Meinung um so mehr gewandt, als der Zustand der Finanzen täglich mißlicher wurde und zuletzt diejenige Gestalt erhielt, in Folge deren die bekannten Beschlüsse Englands, Frankreichs und Rußlands zwar zur einstweiligen Deckung der Zinsen der von ihnen garantirten Schuld, aber auch zur unbedingten Einschränkung von Griechenlands Staats-Ausgaben gefaßt wurden. Nun aber sind in Griechenland von der Zeit ab, da Capo d'Istrias als Präsident an die Spitze der Verwaltung trat, bis zum heutigen Tage, alle Aufstände — und es gab deren von 1821 bis 1835 einige in jedem Jahre — durch Finanz-Verlegenheiten hervorgerufen worden. Gegenwärtig haben sie dazu dienen müssen, um den Forderungen Maurokordato's vom Jahre 1841 zur Erfüllung zu verhelfen, denn bereits hat sich der Staatsrath wieder zu einer Art Senat erweitert, und zur Entwerfung einer Constitution ist eine National-Versammlung nach Art derjenigen einberufen, die es bis zur Ankunft des Königs gegeben und deren letzte am 1. Sept. 1832 aufgelöst worden. Aber es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß, falls Europa nicht noch einige Jahrzehnde die Kuratel der griechischen Finanzen übernimmt und deren Ausfälle deckt, mit der neuen Verfassung nur die alte Anarchie in Griechenland wieder herrschen werde.

— **Huber, Newman und Heywood über die englischen Universitäten.** Von Professor V. A. Huber's Werk über die englischen Universitäten, dessen erster Band im Jahre 1839 erschien, ist kürzlich eine englische Uebersetzung in drei Bänden von F. W. Newman herausgegeben worden.*) Letzterer ist ein Mitglied der Universität Oxford (fellow of a college) und ein Bruder des bekannten Puseyisten dieses Namens. Aber ein so großer Freund des historisch gegebenen Zustandes und der unveränderten Erhaltung der alten englischen Hochschulen der deutsche Verfasser auch ist, ein eben so eifriger Vertheidiger aller durch die Zeit bedingten Reformen dieser Institute ist Herr Newman, der englische Uebersetzer des Werkes. Letzterer spricht dies sowohl in der Vorrede, als in zahlreichen Anmerkungen und Zusätzen aus, durch welche er das deutsche Buch überhaupt dem Geschmacke des englischen Lesers mehr anbequemt, zu welchem Behufe er auch hier und da Kürzungen und Weglassungen vorgenommen hat. Als Beförderer dieser Uebersetzung und als derjenige, der, wie es scheint, die Kosten derselben hergegeben, ist übrigens, wie die Literary Gazette bemerkt, Herr James Heywood zu betrachten, ein eifriger Kämpfer für die Verbesserung des Unterrichtswesens in England. „Die englischen Universitäten", fügt die genannte Literaturzeitung hinzu, „bieten in ihrem gegenwärtigen Zustande eine verwirrte und unübersehliche Masse heterogener Gesetze und Privilegien dar, von denen jedoch nur ein kleiner Theil noch anwendbar ist, obwohl sie alle dem Buchstaben nach in Kraft sind; die meisten dieser Gesetze und Gerechtsame gingen aus Umständen hervor, die nur zu ihrer Zeit Geltung hatten, weshalb sie denn nicht bloß veraltet erscheinen, sondern oft auch mit einander in Widerspruch sind. Die konservativen Freunde dieses Stammes unserer Universitäten wollen nicht zugeben, daß die Auswüchse desselben beschnitten werden, aus Furcht, daß das Messer auch eines der Organe verletzen möchte, die seinen Lebenssäften nothwendig sind.' Herr Heywood jedoch besteht auf eine gründliche Revision unseres ganzen Universitätswesens, und zwar durch direktes Einschreiten der Verwaltung oder der Krone, und um das Publikum mit dem Stande der Frage genauer bekannt zu machen, giebt er nicht bloß die eben erschienene Uebersetzung von Huber's Geschichte der englischen Universitäten heraus, die er mit einem Anhange statistischer und anderer werthvoller Nachrichten über ihre gegenwärtige Ausstattung, Frequenz rc. versehen, sondern ist er auch im Begriffe, eine Sammlung der wichtigsten englischen Universitäts-Gesetze und Privilegien zu veranstalten und dem Drucke zu übergeben."

*) The English Universities. From the German of V. A. Huber, Professor of western literature at Marburg. An abridged translation, edited by Francis W. Newman. 3 vols. London, 1843.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Freitag den 6. Oktober 1843.

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.

Mitgetheilt von Heinrich Smidt.

I. Seemanns-Aberglauben.

Es war ein wilder, stürmischer Herbstabend; die Backsmaaten saßen um den Tisch und sahen sich wechselsweise an, ohne zu sprechen. Der wilde Aufruhr der Elemente, der draußen herrschte, schien sich auch der Gemüther der Freunde bemächtigt zu haben und ließ es zu keinem geordneten Gespräche kommen. Schnee und Regen schlugen gegen die Kajütenfenster, die aufgeregten Wellen des Stromes klatschten am Spiegel des Schiffes, und von Zeit zu Zeit zerriß ein Wetterleuchten die vor dem Nordwest dahin jagenden Wolken. Die Lampe brannte düster, das Feuer im Kamin war verglommen, und Keiner hatte daran gedacht, für den gewöhnlichen Abendtrunk zu sorgen.

Meister Emanuel erhob sich von seinem Sitze, zunächst dem Kamine, und indem er einige größere Kohlenstücke in das verglimmende Feuer warf, rief er seinen Steward, Jan Helwig, daß er nach der Lampe sehe und einige Tropfen vom Besten in die große Kanne zapfe. Gehorsam befolgte der stille Bursche den ihm ertheilten Befehl, und als das Licht hell brannte, ging er mit der Kanne nach dem entfernten Ende des Zwischendecks, wo das Porterfaß aufgeschrotet lag. Unterdessen suchten die Anderen gewaltsam ihre Verstimmung zu bemeistern und erinnerten sich der Pflicht, an der gemeinsamen Tafelrunde die Zeit durch Erzählen zu kürzen, als sie plötzlich den armen Teufel laut aufschreien hörten, der nach einer Pause bleich, mit emporgesträubtem Haar, in die Kajüte flog und mit herzzerschneidendem Tone ausrief: „Klabautermann!"

Erschrocken starrten die Seeleute den Gefährten an; der Name dieses schrecklichen, unbekannten Wesens, das allen Matrosen für das Wahrzeichen des nahen Unterganges gilt, hatte ihre Kraft gelähmt; sie umstanden den Zitternden, ohne ein Wort hervorbringen zu können. In diesem Augenblicke tobte das Unwetter mehr denn je, die Fluth rauschte mächtig auf, der Regen schoß in Strömen herab, und ein Fallwind warf sich mit solcher Heftigkeit auf das Schiff, daß es bis in den untersten Kielraum erbebte.

Meister Emanuel war der Erste, der zum vollen Bewußtseyn gelangte: „Seyd Ihr Männer oder alte Weiber, daß Ihr Euch von einem solchen Jungen durch das Soldatenloch jagen laßt? Was hat dieses Wrack, das längst aus dem Verkehr mit der Welt und den Weltmenschen getreten ist, mit dem Klabautermann zu thun? Kommt Alle, damit wir uns sogleich überzeugen, daß dies nur ein toller Spuk in dem Gehirn des armen Jungen ist."

Man zündete Laternen an und ging durch das ganze Schiff; Alles war in gewohnter Ordnung; nirgends eine Spur von einem Wesen, wie es der Knabe gesehen haben wollte. Nur wenn die Schatten, welche die Laternendeckel von sich warfen, an den Seitenborden hinhuschten, wie leichte Wolken vor dem Monde vorüberfliegen, durchzuckte es manchen der seefahrenden Männer, aber keiner von ihnen wagte es, seine Furcht laut zu äußern. Man kehrte in die Kajüte zurück, wo Jan Helwig zitternd des Ausgangs harrte.

Der Jammerton des unglücklichen Burschen hatte in der Brust des blinden Hermann zunächst Anklang gefunden; er rief ihn zu sich, und indem er ihn auf seinen Schoß zog, flüsterte er: „So hast du ihn gesehen? Glaub's dir, mein Bursche! Ich sah ihn auch in einer Sturmesnacht, wie die heutige, als ich noch meine gesegneten Augen hatte. Es war im St. Georgs-Kanal und am Bord unseres Schiffes ein Capitain, der sein Gewissen mit vieler Missethat beschwert hatte. An jenem Abend stand er auf dem Quarterdeck; die Leute waren mit dem Bergen des letzten Sturmsegels beschäftigt, und nur ich, der ich am Steuer stand, konnte den Mann mit dem bösen Gewissen genau sehen. Er murmelte allerlei Flüche vor sich hin und bewegte heftig die Arme. Da sah ich plötzlich etwas Schwarzes über den Gigbaum hinlaufen; es sprang dem Capitain auf die Schulter und hing sich um dessen Hals. Der Sturm heulte in diesem Augenblicke heftiger als vorher, aber ich hörte doch deutlich, wie der Capitain vor Schmerz wimmerte: „Laß mich los! Laß mich los!" und das schwarze, unheimliche Wesen mit schrillender Stimme antwortete: „Mußt mit! Mußt mit!" Da zerriß plötzlich ein Blitz das dunkle Gewölk, so daß ich genau die vor Schmerz und Angst verzerrten Gesichtszüge des Capitains und das gespenstische Wesen sehen konnte, das sich um seine Kehle geschlungen hatte. Gleich darauf stürzte er zu Boden. Ich schrie laut auf; der Schrecken lähmte meine Hand, ich ließ die Steuertalje fahren, und knarrend und stöhnend schnaubte das Schiff in den Wind. Der Sturm faßte den Steuerbord mit voller Gewalt und warf es seitwärts; die Masten schwankten und fielen nach dem Lee. Aber die Takelage war von denselben nicht gerissen, und furchtbar schleuderten die hin- und herwogenden See'en die Mastenstumpfe gegen den Rumpf. Wir waren in wenig Minuten zu einem Wrack geworden. Von allen Seiten stürzten die Leute herbei und standen um die Leiche des Capitains; ich erzählte, was ich gesehen, und meine Mittheilung trieb den Angstschweiß auf die Stirn der ausgewetterten Matrosen. Allein der Schiffsdoktor, der sich gleich bei dem Leichnam hingeworfen hatte, rief aus: „Dummheit! der Mann ist vom Schlage getroffen!" So wurden die Gemüther der Schiffsleute wieder beruhigt; ich aber weiß wohl, was ich gesehen habe, und Keiner soll mir ausreden, daß es der Klabautermann war, der den Bösewicht würgte, damit wir nicht Alle um dieses Einen willen verdürben, der dem Satan schon verfallen war. Auch wurde am anderen Tage das herrlichste Wetter, und Lootsen, die in dem Kanal umherkreuzten, retteten uns sammt unseren Habseligkeiten; das Schiff aber, das der Bösewicht geführt hatte, mußte sinken, und sein Leichnam war spurlos vom Verdecke verschwunden."

„Den hat eine Sturzsee weggespült!" entgegnete Meister Emanuel, dessen klares Gemüth keiner Gespensterei Glauben zu schenken vermochte.

„Nein! Nein!" rief der Blinde mit Heftigkeit, „das hat der Klabautermann gethan! Er hat sein Opfer gefunden und mit sich hinweggeführt, sonst hätten wir Alle mit müssen; denn ein Schiff, das Verbrecher an seinem Bord hat, wird von dem Klabautermann verlassen, und dann geht es unter. Ist aber unter den Vielen nur ein Sünder, so tödtet ihn der gute Geist des Schiffes, damit nicht Alle verderben um dieses Einen willen."

Das Gespräch, einmal diesem Schauerlichen zugewendet, ward in dieser Weise weiter geführt, und die Maaten schlossen sich eng an einander.

„Wißt Ihr's vom Blutstrom?" fragte Robert, und als die Anderen mit dem Kopfe schüttelten, sprach er weiter: „Es war ein Schiff, das fuhr im Atlantischen Ocean und brachte eine kostbare Ladung aus Indien. Vorzüglich waren es aber mehrere Kisten mit Gold und ein Behältniß mit reichen Edelsteinen, die der Capitain in seiner Kajüte aufbewahrte, welche die Habgier der Leute anregten. Wenn sie jene Reichthümer unter sich theilten, wurde Jeder von ihnen ein gemachter Mann, und sie konnten fortan herrlich und in Freuden leben. Das Wetter war der Fahrt günstig, der Weg kürzte immer mehr ab, die Habsucht der Leute wuchs, und was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Da brach es eines Abends aus, als eben der Capitain sich mit seinen Offizieren zu einem fröhlichen Abendtrunk auf das Quarterdeck begeben hatte. Wie wilde Ungeheuer stürzten sie von allen Seiten auf die harmlosen Männer und rissen sie zu Boden. Die Offiziere, anfänglich überrascht, erhielten sich ihre Besonnenheit und setzten sich tapfer zur Wehre; es wurde tüchtig gestritten, und Blut floß auf beiden Seiten. Nicht lange aber dauerte der ungleiche Kampf; die Wenigen mußten der Uebermacht weichen und lagen todt auf dem Verdecke ausgestreckt. Unthätig standen die blutbefleckten Rebellen umher; in mancher Brust mochte wohl die Reue erwachen; es herrschte eine tiefe, unheimliche Stille. Da ermannte sich Einer und rief: „Werft sie über Bord!" Schnell sprangen Alle herbei, um einen so schrecklichen Anblick los zu werden, aber ehe sie ihr Werk noch vollführen konnten, erhob sich der Capitain, aus einer Ohnmacht erwachend, und streckte die Hand zum Himmel. Alle wichen bestürzt zurück, und Jener, auf seinen zerbrochenen Degen gestützt, rief mit gellender Stimme: „Er wird gerächt werden, dieser schändliche Mord! Und wenn Ihr Alle einig seyd und kein Verräther unter Euch ist, so wird das Blut, das Ihr in dieser Nacht vergossen habt, von dem Topp des Schiffes herabströmen und schon aus der Ferne Euch als Mörder anklagen." Dann aber stürzte er zusammen und war todt. Der Mond trat in diesem Augenblicke hinter einer Wolke hervor und strahlte auf die weißen Segel, die wie weiße Möwen leuchteten am dunklen Nachthimmel. Darüber schimmerte es blutroth bis zur Saling und weiter zur Mars. Man hat mir zwar einreden wollen, es sey der lange rothe Wimpel gewesen, der in der Windstille vom Topp regungslos auf die Segel herabfiel, aber ich weiß es besser: es war das Blut der Erschlagenen, das um Rache schrie. Welches Schiff führt auch zur Nachtzeit seinen Wimpel? Die Matrosen des Indienfahrers brauchten lange Zeit, ehe sie die Leichen über Bord warfen und das Schiff von allen verdächtigen Zeichen klar machten; als es aber endlich geschehen war, steuerten sie, von einem günstigen Winde getrieben, der Heimat zu, und Jeder hatte das Gold und die Edelsteine, die ihm bei der Theilung zugefallen waren, in seiner Kiste. Es war aber die Küste von Holland, wo sie landen wollten. Sie hatten mit

einander verabredet, das Schiff in dunkler Nacht auf den Strand zu setzen und dann mit den Böten zu flüchten. Aber Gott hatte es anders beschlossen, denn als sie dem Strande nahe kamen, wurde es windstill, und der Strom trieb das Schiff nach einer Gegend des Ufers, die sehr bewohnt war und wo sich bald eine große Anzahl Neugieriger an dem Strande versammelte. Es war unterdessen völlig Tag geworden, und die Windstille dauerte fort; zum Stranden war das Schiff nicht zu bringen, und fliehen wollten die Mörder auch nicht, um nicht den Verdacht der Küstenleute zu erregen. Dieser Verdacht aber wuchs dort gerade aus dieser Ursache von Minute zu Minute. Deutlich sah man vom Ufer aus den langen, rothen Wimpel, der vom Topp über die weißen Segel weg hing: ein alter Seemann aber, der am Strande saß, schrie laut auf: „Ein Blutstrom! Auf dem Schiffe dort ist ein entsetzensvoller Mord geschehen, und die Mörder überliefern sich selbst dem Arm der Gerechtigkeit!“ Alle sahen erschreckt nach dem Schiffe, und wie sie den Wimpel erblickten, der über die weißen Segel hinzüngelte, obgleich die Luft todtstill war, sah es aus, wie ein Blutstrahl, der auf das Verdeck herabfloß. Zu gleicher Zeit verließ eines der Böte das Schiff und steuerte nach dem Lande. Die Leute, die darin waren, hatten ihre Kleider und andere Habseligkeiten nicht bergen können, aber ihr Gold trugen sie in einem großen Beutel unter dem Arm. Dies erweckte Verdacht, und sie wurden, um des rothen Wimpels willen, festgehalten, auf daß das Wort des sterbenden Capitains erfüllt werde.“

„Wie kommt's“, fragte Jan Helwig mit furchtsamer Stimme, als die Backsgenossen eine Weile geschwiegen hatten, „daß man an einem Freitage nicht segeln soll?“

„Ein Tag ist wie der andere“, entgegnete Emanuel unwillig, „und man soll jungem Seevolk keine Albernheiten in den Kopf setzen.“

„Dem ist mit Eurer Genehmhaltung nicht so!“ fiel Niklas dem Meister Emanuel ziemlich lebhaft in die Rede. „Am Freitage soll Niemand zuerst in See gehen, denn solches mag nicht ohne Ungemach vollführt werden.“

„Wie so? Wie so?“ fragten die Anderen, und Niklas sagte: „An einem Freitage wurde unser Herr und Heiland gekreuzigt, und dieser Tag der Trauer soll heilig und still begangen werden; Ihr sollt an demselben weder spielen, trinken, noch Euch balgen, sondern nur thun, was schuldlos ist. Weil aber ein Schiff nicht unter Segel gebracht werden kann, ohne daß unterschiedliche Flüche oder Donnerwetter fallen, so ist es ein sündhaft Werk für diesen Tag, und das Unheil fällt auf das Schiff. Wißt Ihr's vom Renegaten, und wie es ihm ging? Hatte einst ein Algierischer Seeräuber ein Christenschiff genommen, die Ladung verkauft und die Leute an die Kette gelegt. War Einer unter den Christen-Sklaven, der machte sich bei den Türken beliebt und schwur, er wolle ein Heide werden, wie sie; darüber wurden sie froh und ließen seine Kette los, worauf er den Turban aufsetzte, mit den neuen Genossen auf Seeraub auszog und es ihnen an Bosheit und Grausamkeit zuvorthat, so daß er sich einen Namen erwarb und ein Schrecken ward für Christ und Muselmann. Einstmal nun lag das Schiff, das er befehligte, zum Auslaufen bereit; es war die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag und gerade die Zeit, da man in christlichen Landen die Feier des heiligen Osterfestes vorbereitete. Nun traf sich's, daß unser Regenat allein auf dem Verdecke hausete, denn seine Genossen hatten sich in Opium berauscht und lagen wie Todte im Schiffsraum umher. Nichts Lebendes befand sich am Bord, denn selbst der große Kettenhund war in seine Hütte gekrochen und steckte den Kopf zwischen die Beine. Der Renegat ging mit großen Schritten auf und ab und überlegte, wohin er morgen zuerst seinen Cours setzen wolle, denn es befanden sich viele Handelsschiffe in offener See, und er hoffte auf einen reichen Fang. Da fiel es ihm ein mit dem Freitage und wie ihm oft gesagt sey, es bringe kein Glück, an diesem Tage in See zu gehen, weil an einem solchen der Heiland gekreuzigt sey. „Pah!“ rief er er aus, „was geht's mich an? Bin ich doch ein Türk!“ Und kaum hatte er diese lästerlichen Worte gesprochen, als es in dem Kasten lebendig wurde, worin man das Federvieh aufbewahrte, und der Hahn laut krähete. Als der Renegat das vernahm, lachte er laut auf und sagte: „Krähe, zum Teufel, so viel wie du willst, ich bin, bei der Pestilenz, ein Türk!“ Unter der Zeit hatte das Unwetter überhand genommen, und Einige aus seiner Umgebung kamen zitternd herbei und fragten, ob er es wagen wolle, unter diesen Umständen in die offene See hinauszugehen? zugleich baten sie ihn, er möge sein Vorhaben wohl überlegen. Er aber vermaß sich hoch und theuer, er werde es thun; und Jedem, der sich etwa vermessen werde, ihm das Mitgehen zu weigern, dem werde er mit seinem Damascener das Haupt vom Rumpfe trennen, so wahr er ein Türk sey. Und als er diese Betheuerung in der Nacht zum dritten Male ausstieß, brach der Kasten, der das Federvieh einschloß, mit lautem Gekrach zusammen, und der Hahn flog mit lautem Krähen über Bord, auf daß die Worte der Schrift erfüllet würden: „Ehe der Hahn zum anderen Mal krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.“ Als nun dies Schreckliche geschehen war, flogen die Türken mit lautem Geschrei unter Deck, der Renegat aber vermochte es nicht und war Zeuge des Schreckens, so sich nun ereignete. Die Ankertaue rissen sich los, eine schäumende Welle tauchte unter dem Kiel des Piratenschiffes auf, hob es auf ihren Rücken und warf es mit lautem Gebrüll einer zweiten zu, diese einer dritten und so immer fort, bis es in der Wüste des Oceans vergraben war. Von den Leuten, die sich in den Raum geflüchtet hatten, kam Keiner zum Vorschein, und der Renegat stand allein, heulend und zähneklappernd, auf dem Verdeck. Wollte er sich in den Raum hinabschwingen, auf die Gefahr hin, unter den Säbeln seiner empörten Gesellen zu fallen, so vermochte er es nicht; wollte er über Bord, in den Rachen der Alles verschlingenden Wellen springen, so vermochte er es auch nicht. Denn also strafte ihn Gott, daß er mit aller Angst seines erwachenden Gewissens allein seyn sollte in der Stunde der Noth und Gefahr, keinen tröstenden Freund zur Seite und selbst der Hoffnung beraubt, diesen jammervollen Martern durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen. Als aber der Tag anbrach, war von dem Piratenschiff weit und breit nicht das Geringste zu sehen. Gut ist's, daß es nicht Allen so schlimm geht, die an einem Freitage segeln, aber Jedermann, der sich solches unterfängt, muß dem erzürnten Meer seinen Tribut bringen, wäre es auch nur des Kochs rothe Mütze.“

„Was ist das mit des Kochs rother Mütze?“ fielen die Anderen rasch ein, denn sie waren von den grausigen Bildern des Abends wacker zusammengeschüttelt und sehnten sich nach etwas Erfrischendem. An Niklas' Zwinkern mit den Augenwimpern aber merkten sie, daß ein solches im Anzuge sey, und waren begierig, zu erfahren, was es mit dem Verlust des Kochs auf sich habe.

„Hört, Backsmaaten!“ begann Niklas, nachdem er sich mit einem herzhaften Trunk aus der Kanne erfrischt hatte: „es ist nichts als ein gewöhnlicher Matrosenspaß, den unser Meister Emanuel nicht in sein Loggbuch tragen darf, damit die Landratten nicht seiner Zeit über uns lachen. War einstmals ein Schiff, angestrichen mit bunten Farben, geschmückt mit glänzenden Flaggen und blendenden Segeln, das stach zu einer Lustfahrt in See, und der Tag, an welchem es geschah, war ein Freitag. Als das die Herren und Damen erfuhren, die sich am Bord befanden, und welche Bewandniß es mit der Abfahrt am Freitage habe, wurden sie angst und bange und verlangten vom Capitain, daß er wieder umkehre.

„Das hülfe wenig!“ entgegnete dieser, „da es nun doch einmal geschehen und der böse Neptunus uns finden kann, so lange wir noch einen Fuß Wasser unter dem Kiel haben. Nun aber habe ich in einem alten Geschichtbuche gelesen, daß meine Kollegen zur Heidenzeit, das heißt, vor vielen tausend Jahren, wenn sie in See gingen, dem Beherrscher des Meeres freiwillig ein Opfer gebracht, und daß es ihnen großentheils gelungen sey, ihn auf diese Weise zu versöhnen; also dächte ich, wir könnten es jetzt eben so machen.“ Mit diesen Worten nahm der Capitain einen Pfennig und warf ihn in die See, die diese Gabe schweigend in ihrem Schoße begrub.

Die Herren und Damen waren mit diesem Vorschlage des Capitains wohlzufrieden, und Jeder suchte nach irgend etwas, das er entbehren und dem Neptunus zum Opfer bringen könne. Anfangs ging diese Ceremonie mit vieler Ernsthaftigkeit vor sich, nachgerade aber mischte sich der Spaß darein, und endlich geschah's mit lautem Gelächter. Als die Passagiere nach der Reihe ihre Gaben dargebracht hatten, kam die Reihe an die Offiziere, Matrosen und Schiffsjungen, die Alle etwas zum über Bord werfen hatten: die Offiziere die Briefe ihrer ungetreuen Geliebten, die Matrosen die Nasen, die sie von ihren Vorgesetzten empfangen, und die Schiffsjungen die Tafel, worauf verzeichnet stand, wie oft sie von den Matrosen gehänselt worden waren; denn zur See wird Jedermann gehänselt, wie Ihr Alle wißt: der Junge von den Matrosen, der Matrose vom Steuermann, der Steuermann vom Capitain, der Capitain vom Rheder, der Rheder von dem Mann mit dem Stern, und dieser von dem Manne, dem alle Sterne gehören, und Mond und Sonne dazu. Nun war die Reihe an dem Schiffskoch, der aber weigerte sich, indem er behauptete, er besitze nichts, was irgend werth wäre, geopfert zu werden, und er wolle sein Bischen Armuth lieber behalten. „Ist's wahr, Meister Koch, daß du so arm bist?“ fragte lachend der Capitain. — „Gewiß und wahrhaftig“, entgegnete der Schalk; aber er log, denn er war geizig und hatte die Ersparnisse mancher Reise auf dem Boden seiner Kiste liegen. Da rief Einer von den Leuten: „Nun, wenn weiter nichts vorhanden ist, so mag er seine neue rothe Mütze abnehmen und sie über Bord werfen!“ Das gefiel den Schiffsleuten, und Alle schrieen lachend nach der rothen Mütze des Kochs, die seitwärts auf dessen Kopf saß, als werde sie von einer straffen Backstagskühlte überholt. Da ward dem armen Teufel bange, daß er die Mütze missen sollte, die er erst zu dieser Reise neu angeschafft, und er suchte sie irgendwo zu verbergen, wo sie Niemand holen konnte; denn er war leicht und zierlich gebaut, wog wenig mehr als die Luft und kletterte toller als eine Katze. Schnell stürzte er über des Zimmermanns Kiste her, nahm einen Hammer und einen Nagel, steckte Beides zu sich und flog dann die Wanten des Fockmastes hinauf. Anfangs waren die munteren Toppgasten mit lautem Geschrei hinter ihm her, als es aber immer höher ging und die Ober-Bramstenge sich merklich bog, ohne daß irgend ein Anderer dieselbe umklammerte als der Koch, hielten sie mit dem Verfolgen inne, und Alle sahen, getheilt zwischen Furcht, Grausen und unterdrücktem Lachen, was der Wagehals begann. Jetzt saß der Bursche, während sich das Schiff in voller Fahrt befand, auf der Raa des Ober-Bramsegels, das straff gehißt war, riß den rothen Wimpel, der dorthin gesetzt war, die Richtung des Windes anzugeben, von dem Topp und nagelte statt dessen seine rothe Mütze auf demselben fest; dann aber stieg er gelassen herunter und sagte: „Wer sie nun haben will, mag sie holen!“ Es that's aber Keiner, weil es zu halsbrechend war.

Dagegen erhob sich zur Nacht eine scharfe Kühlte, und obgleich alle Segel zur Stelle geborgen wurden, ging es doch ohne eine kleine Havarie nicht ab, denn die Ober-Bramstenge des Fockmastes ging über Bord und mit ihr zugleich die rothe Mütze des Kochs. Und das mit Recht; denn was der See einmal angelobt ist, das muß ihr werden.“

Frankreich.

Graf Pozzo di Borgo.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des Januars 1814 langte der General Pozzo in London an; er brachte einen eigenhändig unterzeichneten Brief der drei Monarchen, in welchem dieselben alle Forderungen Englands zu berücksichtigen versprachen, welche die Erhaltung des Europäischen Gleichgewichts zum Zwecke haben würden.

So betrat Pozzo di Borgo als Bevollmächtigter der siegreichen Allianz wieder den Boden, auf den er sich vor sechs Jahren als verbannter Flüchtling gerettet hatte. Mit welcher Herzlichkeit drückte Lord Wellesley ihm die Hand! „Nicht wahr, mein lieber Pozzo", sprach er, „wenn zwei Männer den Sturz Napoleon's wünschen, so wünschen wir ihn." Lord Castlereagh theilte Pozzo schon einige Ideen über die Wiedereinsetzung der Bourbonischen Dynastie mit, doch Pozzo entgegnete: „Sie wissen, Mylord, daß man Souverainen stets nur ein einfaches, bestimmtes Ziel vorhalten muß, nicht verwickelte Combinationen, deren Ausgang zweifelhaft scheinen kann. Lassen Sie uns zunächst Napoleon des Thrones entsetzen; daß dies nöthig ist, fühlen Alexander und Friedrich Wilhelm. Ist der Thron leer, dann werfen wir die zweite Frage auf." — „Wohl denn", antwortete Lord Castlereagh, „doch wen soll England zu den Verbündeten schicken?" — „Wenn Pitt lebte, würde ich ihn bitten, sich reisefertig zu halten", sprach Pozzo; „nun kann ich Ihnen die Beschwerden der Reise nicht ersparen; Sie selbst müssen mir an den Rhein folgen, um die getheilten Interessen der Alliirten zu vereinigen."

Höchst vorsichtig benahm sich Pozzo gegen die französischen Großen, vorzüglich gegen den Grafen von Artois. Seine Königliche Hoheit wollte den General Pozzo ins Hauptquartier begleiten, um bei den Kriegsplänen der Verbündeten die Französische Restauration bald zur Sprache zu bringen, doch Pozzo widersetzte sich diesem Vorhaben auf das entschiedenste. „Meinen Eifer, Ihnen zu dienen", sprach er „werden Sie nicht in Zweifel ziehen; doch ich bitte, vermischen Sie uns jetzt die Karten nicht. Noch haben wir ein ungeheures Werk vor uns: den Sturz Napoleon's; wenn dies gelungen ist, werden sich Ihr Name und Ihre Ansprüche den Monarchen von selbst aufdrängen."

Nach drei Wochen gelangten Lord Castlereagh und Pozzo di Borgo nach Baden zu den Souverainen. Die Ankunft des englischen Premier-Ministers hatte den gehofften Erfolg. Die Allianz schloß sich fester, und man konnte gemeinsame Beschlüsse über das Endziel des Krieges fassen. England hatte Napoleon nie als Kaiser der Franzosen anerkannt; in den Parlaments-Verhandlungen wurde er nur als „der allgemeine Feind" oder „das Oberhaupt der französischen Regierung" aufgeführt; neben Lord Castlereagh konnte Pozzo daher sicherer den Hauptzweck seines Strebens, die gänzliche Vernichtung Napoleon's, erreichen; zugleich jedoch kam der englische Bevollmächtigte darauf zurück, daß Frankreich im Europäischen Staaten-System nothwendig sey, daß die Verbündeten daher nicht weiter gehen dürften, als ihm die durch Napoleon erworbenen Gebiete zu entreißen. Wenn man Frankreich demnach nur auf seine früheren Gränzen und Rechte zurückzuführen beschloß, so lag hierin gewissermaßen schon, daß man auch die alte Dynastie wieder auf den Thron heben wolle; doch lehnte man diese Frage vorläufig noch ab, als etwas Unwesentliches, das zu seiner Zeit einer genaueren Prüfung bedürfe.

Der Hauptpunkt, in dem die Alliirten übereinkamen, war somit, daß man Napoleon und Frankreich trennen müsse; hierzu hatten Bernadotte, Pozzo di Borgo und die dem Kaiser abgeneigte patriotische Partei in Frankreich selbst gerathen; diese Absicht der Verbündeten wurde in den Verhandlungen zu Frankfurt festgestellt und in den Proclamationen der alliirten Corps, welche den Rhein überschritten, ausgesprochen; den gemeinsamen Feind wollte man unterdrücken und den Franzosen die Möglichkeit schaffen, in ihren alten Gränzen eine von ihrem Kaiser unabhängige Regierung sich zu gründen. Hierdurch rief man alle Mißvergnügten auf, sich den Verbündeten anzuschließen, und die Ueberschreitung des Rheines verlor den Schein einer feindlichen Invasion.

Der General Pozzo di Borgo blieb während des ganzen Feldzuges von 1814 Alexander's Begleiter. Bei den Unterhandlungen zu Chatillon drang er darauf, man müsse Napoleon's Friedens-Vorschläge zurückweisen, man dürfe keinen Waffenstillstand schließen, sondern müsse gerade auf Paris zu marschiren. „Wenn Sie mit dem Kaiser Frieden schließen", sprach er zu Alexander, „so geben Sie ihm nur die Mittel, seine Armee wieder zu ergänzen; ehe ein Jahr vergeht, werden Sie ihn in Ihre Länder zurückkehren sehen; mit dem Leichtsinn eines Spielers wird er seinen letzten Thaler stets noch auf die letzte Karte setzen."

Um die Allianz noch fester zu begründen, unterzeichneten die vier verbündeten Mächte am 1. März 1814 den Vertrag von Chaumont, eine Vereinigung des ganzen Europa's gegen den gemeinsamen Feind, und sie gelobten, sich nicht eher zu trennen, als bis sie den Frieden Europa's wiederhergestellt und allen europäischen Nationen ihre Freiheit und ihre alten Rechte wiedergegeben hätten. Im Gefolge Alexander's zog Pozzo di Borgo hierauf zu Paris ein und übernahm nun die Rolle eines Vermittlers zwischen Frankreich und den Verbündeten.

Die Abspannung war in Frankreich aufs Höchste gestiegen; das Volk wollte keinen Krieg mehr, und die Republikaner und Royalisten waren gleich bemüht, den Haß gegen Napoleon zu nähren. Die Proclamationen Schwarzenberg's versprachen dem Volke Ruhe und Freiheit, und die Patrioten kamen sehr zahlreich bei Talleyrand zusammen, um durch Besprechungen ihre Pläne gegen Napoleon zur Reife zu bringen. Hier entstand auch die berühmte Proclamation Schwarzenberg's, in welcher er zuerst von den Bourbonen spricht; sie war ein Werk des Grafen Pozzo; ich habe den [illegible] stift geschriebenen, vom Kaiser Alexander eigenhändig korrigirten Entwurf selbst gesehen. Der Fürst von Schwarzenberg stand an, die Erklärung zu unterzeichnen, doch Alexander sagte, als er im Hauptquartier mit ihm zusammentraf, scherzend: „Mein lieber Fürst, Sie haben da eine so schöne Erklärung aufgesetzt, unterzeichnen Sie dieselbe, sie wird Ihnen Ehre machen"; und halb aus Eitelkeit, halb aus Ehrerbietung gegen den Kaiser unterzeichnete sie der Fürst.

Pozzo hatte mit den Männern von 1789 dauernde Verbindungen unterhalten; er strebte, Frankreich eine edle Unabhängigkeit, eine besonnene Freiheit zu sichern. Napoleon konnte in Frankreich selbst nur durch die Freiheits-Ideen gestürzt werden, die ihm vorangegangen waren, und durch deren Entartung es ihm möglich geworden, sich so hoch zu erheben. Alexander stimmte diesen Ansichten Pozzo's bei und ernannte ihn zu seinem Kommissarius bei der neuen provisorischen Regierung. Diese Ernennung hatte die glücklichsten Folgen. Einige Marschälle wollten zu Gunsten der Regentschaft mit Alexander unterhandeln, und in der Erinnerung an seine frühere Freundschaft mit Napoleon zeigte sich Alexander schon geneigt, einige Konzessionen zu machen, als der alte Freund Paoli's im Namen der provisorischen Regierung herbeieilte und den Kaiser hiervon abhielt. „Die Regentschaft", sprach er, „ist immer Napoleon; doch Frankreich will Napoleon nicht mehr. Mit der Regentschaft Frieden schließen, heißt gegen Frankreich sich aufs neue waffnen. Wenn Europa Frieden mit der Regentschaft haben wollte, so müßte es Napoleon wieder auf dem Kaiserthron anerkennen." Diese Unterredung des Generals Pozzo mit Alexander währte zwei Stunden, und er erreichte durch sie die berühmte Erklärung der verbündeten Mächte: man wolle hinfort weder mit dem Kaiser noch mit seiner Familie unterhandeln. Mit dieser Erklärung eilte Pozzo zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung zurück und jubelte Talleyrand seinen Triumph entgegen. „Ich allein", sprach er, „konnte Buonaparte nicht stürzen, doch ich habe ihm das letzte Brett unter den Füßen weggezogen."

So hatten Pozzo und Napoleon die Rollen vertauscht. Einst durch Napoleon geächtet, beschleunigte Pozzo jetzt seinen Untergang. In Einem Lande, nur wenige Monate aus einander geboren, wurden sie zuerst nur durch den gegenseitigen Haß ihrer Familien persönliche Feinde; der Eine wurde vom schlichten Sous-Lieutenant zu Ajaccio zum Herrn von Europa, der Andere eilte geächtet und verfolgt von Land zu Land, um die Flammen des Krieges und der Rache gegen seinen großen Landsmann anzuschüren; er machte unerhörte Anstrengungen, um seinen Plan durchzusetzen, der wie eine fixe Idee ihn nimmer rasten ließ, und endlich gelang es ihm, den Todfeind auf Elba zu verbannen. Der Graf Pozzo di Borgo ist nie gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon aufgetreten; er war ein eben so guter Patriot wie Moreau, Lannes, Bernadotte, Massena, Dessoles und Gouvion-Saint-Cyr.

Als der Senat die alte Dynastie wieder in ihre Rechte eingesetzt hatte und den Grund zu Frankreichs neuer Verfassung gelegt, wurde Pozzo di Borgo von den verbündeten Mächten beauftragt, Ludwig XVIII. in London zu empfangen. Man wollte ihn nicht bloß durch diese Sendung ehren, sondern er sollte Ludwig XVIII. von der Stimmung der Gemüther in Frankreich unterrichten und ihm die Nothwendigkeit zeigen, dem Volke eine constitutionelle Verfassung zu geben. Die provisorische Regierung sah voraus, daß die royalistische Partei Ludwig mit Enthusiasmus umringen werde; sie sandte ihm darum Pozzo entgegen, damit ihn dieser warnen möge, sich nicht in der ersten Freude schon zu Fehlgriffen verleiten zu lassen. Auf der Reise hatte Pozzo, wie er später oft erzählte, Gelegenheit, zu lernen, wie unbeständig menschliche Ansichten sind. Als er in Calais abfahren wollte, trat Jemand zu ihm und bat ihn um die Erlaubniß, den Kanal passiren zu dürfen, er reise zu Ludwig XVIII. „Wer sind Sie?" fragte Pozzo. — „Ich bin der Herzog von Rochefoucauld-Liancourt und eile zum Könige, um meine alten Functionen wieder anzutreten." Man kann sich Pozzo's Verwunderung denken. Der Herzog hatte nicht bloß in der konstituirenden National-Versammlung den Herzog von Provence verletzt, sondern er hatte ihm aus den Vereinigten Staaten seine Ordensbänder zurückgeschickt, um ihm die tiefe Verachtung zu zeigen, die er gegen Alles hegte, was er den Plunder des ancien régime nannte. Natürlich ließ Pozzo des Herzogs Fahrzeug passiren. Sobald sich dieser der Jacht Ludwig's XVIII. näherte, steckte er sich die Ordensbänder wieder an, welche er im Lande der Freien und Gleichen so tief verachtet hatte, doch war er der Verzweiflung nahe, als Ludwig seine Huldigungen nicht annahm und dagegen Pozzo di Borgo mit der größten Freundlichkeit empfing. Mit Thränen im Auge hörte er denselben an und bat ihn, auf der Reise nach Frankreich sein Begleiter zu bleiben. Pozzo verließ den König keinen Augenblick und entwarf mit ihm auf dem Wege die Erklärung von Saint-Ouen, nach welcher eine repräsentative Verfassung, welche die liberale Partei in Frankreich forderte, dem Volke unbestritten bleiben sollte.

Der General Pozzo blieb als Bevollmächtigter Rußlands am Hofe Ludwig's XVIII., bis der Kongreß zu Wien eröffnet wurde, zu dem man alle diplomatische Notabilitäten berief. Hätte man hier seinen Vorschlägen Gehör geschenkt, so wäre Europa des Schreckens der hundert Tage überhoben gewesen; er kannte den unermüdlichen Geist seines Landsmannes sehr wohl und drang darauf, ihn an einen sichereren Ort zu verbannen, etwa auf eine Insel im Afrikanischen Meere; doch man glaubte, er gehe, von persönlichem Haß erfüllt, in seinen Befürchtungen zu weit.

Auf dem Kongresse zu Wien wurde das vertraute Verhältniß zwischen Alexander und Pozzo zum zweiten Male unterbrochen; der Grund hiervon war Polen. Der Kaiser trug sich mit dem Gedanken, ein großes Polenreich

...tuiren, welches alle alte polnische Provinzen einschließen und von Rußland durch eine eigene Verfassung getrennt seyn sollte. Pozzo di Borgo erklärte sich entschieden gegen diesen Plan; in einem tiefgedachten und mit seltener Sorgfalt ausgeführten Memoire suchte er zu beweisen, daß der Empörungsgeist der Polen durch die Gründung eines solchen Reiches nur ermuthigt werden würde; daß man Polen so nur in tieferes Unglück stürze, indem die Aufstände des Adels Rußland zwingen würden, das Land gewaltsam zu unterdrücken. Dieses Memoire hat sich in Warschau wiedergefunden, und der Kaiser Nikolaus schrieb 1830 an Pozzo: „Wie richtig, wie wohlbegründet waren Ihre Befürchtungen! Sie hätten uns, wenn man Ihren Rathschlägen hinlänglich gefolgt wäre, große Verwirrungen ersparen können." Doch Kaiser Alexander entzog Pozzo in Folge dieses Memoire's auf einige Zeit sein Vertrauen und wandte es dem Grafen Capo d'Istrias zu, dessen etwas träumerische, mystische Natur besser zu des Kaisers Plänen in Betreff der Befreiung Polens und Griechenlands unter russischer Oberhoheit paßte.

Da erscholl wie ein Donnerschlag die Nachricht von Napoleon's Flucht aus Elba. Pozzo hatte sie vorherverkündigt, und während man noch unentschlossen abwarten wollte, was er beginnen werde, sagte Pozzo entschieden: „Ich kenne Bonaparte; da er Elba verlassen hat, so geht er nach Paris; darum kein Friede, kein Vertrag, Europa muß gegen den gemeinsamen Feind marschiren." Der Kaiser Alexander ließ Pozzo rufen; er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen wieder und sandte ihn mit einer militairischen Mission zur englisch-preußischen Armee in den Niederlanden. In der Schlacht bei Waterloo wurde Pozzo schwer verwundet, doch dies hinderte ihn nicht, den Preußen und Engländern nach Paris zu folgen. Da die russische Armee in dem letzten Feldzuge unthätig gewesen war, so befürchtete er, die Interessen des Kaisers könnten von den Siegern beeinträchtigt werden; und schon hatte der Herzog von Wellington das Ministerium Fouché-Talleyrand fast allein eingesetzt und beherrschte es vollkommen, als Alexander, dem Pozzo schon vom Schlachtfelde aus durch einen eilenden Boten den Sieg gemeldet hatte, mit 230,000 Bajonnetten in Paris anlangte und das gefährdete Gleichgewicht wieder herstellte.

Der Kaiser Alexander empfand eine tiefe Abneigung gegen den Fürsten von Talleyrand und nahm die Vorschläge des französischen Premier-Ministers stets mit Mißtrauen auf. Talleyrand dagegen war eifrig bemüht, die Gunst des Kaisers zu erwerben, und bot zu diesem Zwecke dem Grafen Pozzo, der seine Stellung als russischer Gesandter am Hofe Ludwig's XVIII. wieder eingenommen hatte, das Ministerium des Innern vereint mit dem der Polizei, welches durch Fouché's Entlassung vakant war, an. Pozzo lehnte diesen Antrag ab, indem er erklärte, er glaube Frankreich nur als Vermittler zwischen ihm und Rußland nützen zu können; als Franzose seiner Gesinnung und als Russe seiner Stellung nach sey er gleichsam das Symbol des Bundes beider Kabinette und beider Nationen. Doch Alexander drang darauf, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten solle einem Manne anvertraut werden, mit dem er vertrauensvoll unterhandeln könne; er bezeichnete den Herzog von Richelieu als solchen, und nach einiger Zeit gab Talleyrand sein Portefeuille Ludwig XVIII. zurück, und der Herzog von Richelieu trat an seine Stelle. (Schluß folgt.)

England.

Metrische Uebersetzungen.

Stanzen, nach der Gräfin von Blessington.

Kampf ohne Ruh'
Leben bist du!
Voll Kummer, voll Sorge und Schmerz!
Freude! ach kaum
Ein flüchtiger Traum
Beglückst du das leidende Herz.

Was bist du, Tod? —
Dessen Gebot
Der König, der Bettler sich neigt! —
Du bist der Freund,
Der still uns vereint
Im Grab, das der Schmerz nicht erreicht!

Wenn Alles schwand,
Führt deine Hand
Zum friedlichen Schlummer der Nacht,
Ruh' deckt das Herz
Und den Blick, der voll Schmerz
So lange geweint und gewacht.

Louise v. Ploennies.

Stanzen, nach T. Wood.

Es denkt mein Sinn, es denkt mein Sinn
An's Haus, wo ich geboren bin!
Ich seh' das kleine Fensterlein,
Wo schien die Sonne hell herein.
Nie war sie mir zu früh erwacht,
Nie lang der Tag, den sie gebracht;
Jetzt wünsch' ich oft: ach, schwände auch
Mit diesem Tag mein Lebenshauch!

Es zieht mein Sinn, es zieht mein Sinn
Zu meiner lieben Schaukel hin,
Wo mir's gedäucht, daß schwalbengleich
Ich schwebe in der Lüfte Reich.
Da flog mein Geist beschwingt empor,
Der alle Schwungkraft jetzt verlor;
Da kühlte kaum des Teiches Fluth
Der jungen Stirne Fiebergluth.

Es zieht mein Sinn, es zieht mein Sinn
Zu hohen dunklen Tannen hin,
Von denen oft das Kind geglaubt,
Daß in den Himmel rag' ihr Haupt.
Unwissend, kindisch war der Wahn,
Doch wenig Freude hat' ich dran,
Zu wissen, daß der Himmel heut
Mir ferner als zur Knabenzeit.

Louise v. Ploennies.

Mannigfaltiges.

— Victoria und Ludwig Philipp. Ein englischer Zeitungs-Reporter, der sich nach Eu begeben hatte, um für eines der größeren Londoner Blätter Notizen über den Aufenthalt der Königin Victoria in Frankreich zu sammeln, giebt über die Erfolge seiner Mission folgenden Bericht an die Herausgeber der Revue Brittanique: „Nicht weniger als unser zwölf waren wir, die wir im Auftrage der Londoner Zeitungen nach Eu gekommen waren, und schon am Tage nach unserer Ankunft setzten wir Herrn Guizot in keine geringe Verlegenheit, als wir ihm erklärten, daß wir um jeden Preis Nachrichten und Beschreibungen für die Times, die Morning-Chronicle, die Post, den Standard, den Sun u. s. w. haben müßten. Der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagte uns zwar und wiederholte stets von neuem, daß hier Alles einfach und en famille hergehen würde, aber wir blieben darum nicht weniger heißhungerig nach seinen Mittheilungen und erklärten dem Minister-Geschichtschreiber im Namen der Geschichte, in deren Dienst wir unsere Federn schneiden, daß er uns jeden Morgen bei seinem Lever und jeden Abend nach dem Souper sehen würde. Hr. Guizot wußte sich als Diplomat gleich zu rangiren, indem er uns erwiederte, daß er uns „Alles, was er wisse", sagen würde. Zu diesem Behufe ließ er auch aus Paris einen besonderen Secretair kommen, der uns in seinem Namen bescheiden sollte. Jeden Morgen und jeden Abend fanden wir den Secretair an der Thürschwelle, und mit einer Freundlichkeit, die zum verzweifeln war, sagte er jedesmal: „Meine Herren, der Minister weiß nichts!" Aber, erwiederte einer der Korrespondenten der Times (die deren drei für sich allein geschickt hatte), wir haben unseren Lesern mindestens zwanzig Kolumnen versprochen. „Meine Herren, der Minister weiß nichts!" Aber, sagte die Chronicle, unser Blatt wollte ein Supplement liefern. „Meine Herren, der Minister weiß nichts!" Dieselbe Antwort wurde der Post, dem Standard, dem Sun gegeben, und am Ende glaubten wir selbst, daß der Minister uns wirklich Alles sage, was er weiß; da unsere Federn jedoch einmal geschnitten waren, so setzten wir uns hin, unseren respektiven Blättern das zu schreiben, was wir sonst aufzulesen vermochten oder mit unseren eigenen Augen sahen; ja, noch mehr, wir haben sogar ohne irgend einen Groll den Minister sehr häufig von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt. Geschieht dies doch oft genug in London, wo die Zeitungen den Ministern viel mehr Neuigkeiten liefern, als sie je von ihnen erhalten können.

„Hier nun einige von mir persönlich gesammelte Notizen: Als Ludwig Philipp auf der königl. Jacht die Königin Victoria herzlich küßte, schien es, als würde Ihre Majestät über diese ganz französische Begrüßungsweise etwas verlegen seyn, aber sie gab dem Könige seinen Gruß mit gleicher Herzlichkeit zurück. Ludwig Philipp begnügte sich, dem Prinzen Albrecht die Hand zu schütteln; hätte er ihn ebenfalls geküßt, so würde er ihn dadurch allzusehr als jungen Mann dem ältern gegenüber behandelt haben. Aber so lange seine erlauchten Gäste in Eu waren, hörte der König nicht auf, den Gemahl der Königin durch eine besondere Deferenz auszuzeichnen. Man erkannte darin die zarte Aufmerksamkeit des Monarchen, und Prinz Albrecht schien auch sehr erfreut darüber. Die Königin ihrerseits empfand nicht einen Augenblick Langeweile und wiederholte oft: „Es gefällt mir hier ungemein; ich befinde mich hier viel freier als in London, in Windsor oder auf irgend einem anderen meiner Schlösser, wo die Etikette mich oft hindert, freie Luft zu schöpfen." Auch Ludwig Philipp erschien ganz verjüngt; er war überall und für Alle da. Niemand merkte ihm sein Alter an oder wurde dadurch an den Herzog von Nemours, als künftigen Regenten, erinnert. Die Königin Victoria schien dem Könige eine neue Verschreibung von zwölf Regierungsjahren überbracht zu haben.

„Wir Engländer waren von der Höflichkeit des Volkes fast eben so überrascht, als von der des Königs. Sicherlich ist unsere Königin keine Schönheit; es bedarf unserer romantischen Loyalität, um die Eigenschaftswörter, die wir ihrem Namen stets voransetzen oder folgen lassen, nicht übertrieben zu finden. Nun, die Franzosen haben sie gleichwohl als eine schöne Königin begrüßt; jedesmal, wenn die Menge ihr nahe kommen konnte, hörte sie mit dem Ruf: „Es lebe die Königin!" auch den unwillkürlichen Ausruf: „Ei, wie hübsch! Eine schöne Frau!" Worte, die ausschließlich an Ihre Maj. sich wandten, nicht aber auch an Lady Cowley oder an Miß Georgiana Wellesley. Eben so riefen die Frauen, wenn Prinz Albrecht ihnen nahe kam: „Le bel homme! Quel beau garçon!" Dieser doppelte Erfolg war um so schmeichelhafter, als er den Gefeierten mitten unter der schönen Familie Ludwig Philipp's zu Theil wurde."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Montag den 9. Oktober 1843.

England.

Rebekka und ihre Töchter.*)

Während O'Connell ganz Irland zu einem weit umfassenden Verein organisirt, um diesem Lande ein von England unabhängiges Parlament zu geben, zeigt sich auch ein anderer Theil des Britischen Reichs als in offenem Aufruhr begriffen. Schon seit mehreren Monaten sehen wir das gewöhnlich so ruhige Fürstenthum Wäles fast schutzlos der Willkür eines neuen Bauernkriegs preisgegeben; wir sehen große Städte ungestraft am hellen Tage überrumpeln, die vergeltende Gerechtigkeit des Volks auf freiem Felde von improvisirten Richtern ausüben, die Gesetze öffentlich verhöhnt und übertreten — und alles dieses von einer Bevölkerung, die sich bis jetzt stets durch Ordnungsliebe und Gehorsam auszeichnete. Die englische Regierung konnte die Parlaments-Session nicht schließen, ohne die Aufmerksamkeit des Landes auf einen so anomalen Zustand hinzuleiten, und die Unruhen des Fürstenthums Wäles haben in der Rede der Königin mit denen in Irland gleichen Platz eingenommen. Indessen kann die respektive Lage der beiden Provinzen nicht auf dieselbe Linie gestellt werden, und eine einzige Betrachtung wird hinreichen, um den Unterschied einleuchtend zu machen.

In Irland hat noch keine offene Gewaltthat, keine direkte Verletzung der Gesetze stattgefunden, wogegen man in Wäles zu thätlichen Angriffen geschritten ist. Dessenungeachtet ist Rebekka weit entfernt, das englische Gouvernement so sehr zu beunruhigen, als O'Connell. Die Unruhen jenes Fürstenthums rühren nämlich von rein-lokalen Ursachen her, die selbst auf die angränzenden Grafschaften keine Rückwirkung zeigen, und scheinen gerade dann nachzulassen und die allgemeine Sympathie zu verlieren, wenn man versucht, ihnen einen politischen Charakter und eine umfassendere Richtung zu geben. Wenn jedoch diese seltsamen Bewegungen keinen Platz in der eigentlichen Politik einnehmen, so knüpfen sie sich so eng an die sozialen und industriellen Zustände Großbritaniens, daß sie in dieser Hinsicht ein unserer ganzen Aufmerksamkeit würdiges Schauspiel darbieten, wie sie, von der anderen Seite betrachtet, uns Sittengemälde voller Interesse und Originalität vorführen.

Man muß sich der Romane von Walter Scott erinnern, um irgend etwas zu finden, das den Thaten der Rebekka und ihrer Töchter ähnlich wäre. Mit welchem romantischen Reiz werden im Ivanhoe die Heldenthaten Robin Hood's erzählt — wie dieser berühmte Vogelfreie (outlaw) die natürliche Justiz unter der großen Eiche im Walde von Sherwood ausübt und beim Schall seines Horns ein Mann aus jedem Baume hervortritt. Ich fühle zwar keine romanhafte Bewunderung für das Treiben der Miß Rebekka und ihrer liebenswürdigen Töchter, zweifle aber nicht, daß man darin nach einigen Jahrhunderten den Stoff zu einem recht interessanten Roman finden werde, wenn ihre Geschichte bis dahin nicht vergessen ist. Dann wird man Rebekka auch ohne Zweifel nur als eine Person betrachten — gleichviel, von welchem Geschlecht; heutzutage kann sie aber sprechen: Ego sum legio. Sie ist eine Mythe, augenscheinlich aus mehreren Individuen zusammengesetzt; jedes Haupt einer Bande bedient sich dieses Namens. Die Zeitungen verkündigten neulich, daß man die echte Rebekka gefangen habe; aber an der Stelle der einen, die man erwischt zu haben glaubt, werden gewiß zwanzig andere erscheinen. Wie man weiß, hat Rebekka nichts von einem Frauenzimmer als das Kleid; dieser Name wurde dem ersten Anführer der Bande gegeben, der, um bei seinen Zügen unerkannt zu bleiben, sich in Frauenkleider steckte. Seine Kameraden thaten dasselbe, weshalb man sie die Töchter der Rebekka nannte.

Wenn ich die Thaten der Bekka mit denen des Robin Hood vergleiche, so ist es nicht, wie gesagt, um ihnen einen poetischen Anstrich zu geben oder um sie in den Augen der Liebhaber des Pittoresken zu rechtfertigen, sondern nur, weil diese Banditen, als Feinde des Unrechts und der Mißbräuche, im Lande Wäles eine gewisse Popularität erlangt haben und in den Augen der ungebildeten Klassen für die Werkzeuge und Vollstrecker des Naturrechts und der unparteiischen Justiz gelten. Der biblische Charakter, den sie ihren Executionen mittheilen, bringt auf religiöse Gemüther eine mächtige Wirkung hervor, und Schaaren fanatischer Enthusiasten schließen sich ihren Reihen an. Das Motto der Bekka und ihrer Töchter ist der 60ste Vers des 24sten Kapitels der Genesis: „Und sie segneten Rebekka und sprachen zu ihr: Du bist unsere Schwester; wachse in viel tausendmal Tausend, und dein Same besitze die Thore seiner Feinde." — In ihren Poclamationen sagt Rebekka unter Anderem: „Das Volk ist mit mir. Wenn ich auf meinem Wege die Kalkbrenner mit Schweiß und Staub bedeckt antreffe; wenn ich die Kohlengräber ganz in Lumpen gehüllt durch die Stadt wandern sehe; so weiß ich, daß sie mir gehören, daß es die Kinder der Rebekka sind. Wenn ich die Pächterfrauen betrachte, wie sie schwere Körbe zu Markte tragen und sich unter deren Last beugen, so weiß ich, daß sie meine Töchter sind. Wenn ich mich nach einer Farm wende und die ganze Familie sich von Gerstenbrod und dünner Milch nähren sehe, so sage ich bei mir selbst: das sind Glieder meiner Familie, das sind die unterdrückten Söhne und Töchter Rebekka's!"

Rebekka hat auch Protokolle ihrer nächtlichen Sitzungen, datirt: „Im ersten Jahre der Thaten Rebekka's, Anno Domini 1843." In diesen Meetings verpflichtet man sich, der Rebekka alle Mißbräuche anzuzeigen und alle Beschwerden vor das Tribunal der Dame (the lady) zu bringen. Diejenigen, die von diesem heimlichen Gericht verurtheilt werden, erhalten oft eine Notiz in folgenden Worten: „Ihr werdet hiermit aufgefordert, Eure Wohnung zu verlassen, indem Rebekka und ihre Töchter beabsichtigen, das ganze Haus mit Allem, was ihnen unter die Hände kömmt, zu zerstören." Die Expeditionen werden gewöhnlich in tiefstem Geheimniß und mit einer ans Wunderbare gränzenden Schnelligkeit ausgeführt. Man schlägt einen falschen Allarm, und während die Dragoner mit verhängtem Zügel nach dem bezeichneten Orte sprengen, geht das Werk der Zerstörung einige Meilen davon ohne Hinderniß vor sich. Die Wächter an einem Schlagbaum hören plötzlich das Horn ertönen, und im Nu springt eine Schaar von Menschen mit geschwärztem Gesicht über die Hecken oder scheint aus der Erde hervorzukommen, um, nachdem alle Hindernisse weggeräumt sind und die Landstraße frei ist, mit derselben Schnelligkeit zu verschwinden. Zu anderen Zeiten ziehen die Dragoner ruhig ihres Weges; Alles ist dem Anschein nach still und friedlich; aber kaum sind sie vorüber, als eine Rakete in die Luft steigt, die Feuer auf den Bergen angezündet werden und Rebekka mit ihren Töchtern ihre phantastischen Gestalten zeigen.

Der Ursprung dieses populären Kreuzzugs gegen die Wegegeld-Barrièren bedarf einer näheren Auseinandersetzung. Bekanntlich existirt in England nur wenig von dem, was man Centralisation nennt; der Provinzialgeist herrscht dort noch in seiner ganzen Kraft, und die alte Eintheilung in Kirchspiele hat sich bis auf den heutigen Tag unangefochten erhalten. Daher hat auch Alles, was zur Verwaltung gehört, einen wesentlich lokalen Charakter beibehalten; die Polizei und öffentlichen Arbeiten z. B. stehen fast gänzlich unter der Jurisdiction der Grafschafts- und Kirchspiels-Behörden. Was die Landstraßen und Wegebauten anbetrifft, haben die Lokal-Autoritäten nur der Form nach die Einwilligung des Parlaments nachzusuchen (die vermittelst einer sogenannten Privat-Bill stattfindet), um weiterhin eigenmächtig darüber verfügen zu können. Die Kunststraßen, wie die anderen öffentlichen Werke, giebt man in der Regel den Mindestfordernden in Entreprise, die zur Ausführung der Arbeit eine Compagnie bilden. Zur Deckung der Bau- und Unterhaltungs-Kosten erheben die Unternehmer ein Wegegeld, wozu an gewissen Punkten der Chaussee Schlagbäume oder Barrièren (turnpikes*) errichtet sind. Es ist begreiflich, daß diese Abgabe, welche dem reicheren Theil der Einwohner in der Nachbarschaft großer Städte leicht wird, für eine ärmere, größtentheils aus kleinen Pächtern bestehende Bevölkerung äußerst drückend ist. Der Landbau wird in den Grafschaften von Wäles meistentheils mit Hülfe des Kalks betrieben; in diesem Lande der kleinen Bewirthschaftungen hat jeder Pächter die Gewohnheit, sich seine Steine und Kohlen selbst abzuholen und sie nach den Kalköfen zu bringen, die auf dem Lande angelegt sind. Um das Wegegeld zu ersparen, wurden die Oefen in einiger Entfernung von den Hauptstraßen errichtet, und man gelangte dahin auf Nebenwegen; die privilegirten Inhaber der Turn-

*) Wir entlehnen der Revue des deux Mondes diesen Bericht ihres Korrespondenten über die Unruhen im Fürstenthum Wäles, deren origineller und, so zu sagen, phantastischer Charakter in neuester Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hat. Einige Bemerkungen und Folgerungen sind freilich cum grano zu nehmen; im Ganzen zeichnet sich jedoch der Aufsatz durch eine Gründlichkeit und Sachkenntniß aus, die uns nicht immer in den Urtheilen französischer Publizisten über auswärtige Verhältnisse entgegentreten.

*) Dieses Wort wird in deutschen Zeitungen gewöhnlich mit Zollstätten wiedergegeben, was insofern unrichtig ist, daß kein Waarenzoll, sondern nur ein Sperr- oder Chausseegeld für jedes durchpassirende Fuhrwerk, jeden Reiter u. s. w. erhoben wird. Man nennt sie übrigens auch toll-bars und toll-gates (besonders in den nördlichen Grafschaften), wodurch jener Irrthum möglicherweise veranlaßt worden ist. D. U.

pikes führten aber darüber Klage und erhielten die Ermächtigung, auch auf den Nebenwegen Barrièren anlegen zu dürfen. Diese Erhöhung der Abgabe vom rohen Material vermehrte die Unkosten des Ackerbaus bedeutend und richtete den kleinen Pächter vollends zu Grunde. Die Nebenstraßen bedeckten sich gleich den Hauptrouten mit Schlagbäumen, so daß die Pächter mit ihren elenden Karren nicht einmal die Entfernung von zwei (engl.) Meilen fahren konnten, ohne sie auf ihrem Wege zu berühren, und wenn sie versuchen wollten, ihnen durch Umwege zu entgehen, so verfielen sie in schwere Strafen. Wenn auf einem Dorfe Markt gehalten wurde, so setzte man alle Ein- und Ausgehende unter Contribution, indem man das Dorf mit einem Kreise von Barrièren umschloß und Jeden anhielt, der die Hauptstraße vermeiden wollte. Der Pächter, der mit seinem Vieh, seinem Pferde oder seinem Karren ankam, stieß unvermeidlich auf eine vorgespannte Kette dieser Schlagbäume! ja, der Mißbrauch ging so weit, daß der Magistrat eines von Rebekka und ihren Töchtern heimgesuchten Kirchspiels den Beschluß faßte, dreizehn Barrièren von funfzehn aufzuheben.

Man darf sich folglich nicht wundern, daß die Wuth und Rache der kleinen Pächter sich zuerst gegen die Barrièren wandte. Es war dies eine Beschwerde, die sich jeden Tag, jeden Augenblick erneuerte — eine aufs Aeußerste getriebene Erpressung, die von allen Seiten den kleinen Landbauer drückte und sich ihm fast auf jedem Schritte entgegenstellte. Wie schon bemerkt, läßt sich die Turnpike-Steuer in den wohlhabenderen Theilen des Königreichs leicht ertragen. Ohne Abgaben kann man sich einmal nicht behelfen, und es ist eben keine paradoxe Behauptung, daß hohe Abgaben ein Zeichen öffentlichen Wohlstandes seyen. Wenn man in England das Wegegeld an den Barrièren bezahlen muß, so hat man andererseits kein Octroi (Stadt-Accise); die Form verändert dabei an der Sache nichts. Trifft daher das System der Turnpikes in Wales auf einen Widerstand, den es in anderen Grafschaften nicht zu bekämpfen hat, so rührt dieser Umstand erstens daher, daß es dort viel drückender ist als anderswo, und ferner, weil die Pächter in jenem Lande sich in einer viel schlechteren Lage befinden, als die im eigentlichen England, und eher den irländischen gleichzustellen sind.

Die Vervielfältigung der Pachtgüter und die übertriebene Konkurrenz um den Besitz der Ländereien — dieses sind die Hauptursachen des Elends der Pächter in Irland und im Lande Wales. In Irland lastet die Verantwortlichkeit dieser Zustände großentheils auf dem Landlord (Grund-Eigenthümer). Fast stets von seinen Gütern entfernt und in England lebend, steht er in keiner persönlichen und unmittelbaren Beziehung zu seinen Pächtern; um aus seinem Lande Nutzen zu ziehen, vermiethet er es an einen Zwischenhändler. Auf diese Art hat sich in Irland eine besondere Klasse gebildet, die zwischen dem Eigenthümer und dem Pächter steht und unter dem Namen der Middlemen bekannt ist. Für eine jährliche Miethe überläßt der Gutsbesitzer einem Fremden, einem Spekulanten, die Bearbeitung seines Landes; es kümmert ihn wenig, was aus den Unglücklichen wird, die es bebauen, wenn er nur am Ende des Jahres sein Pachtgeld einstreicht, welches in Irland erhoben und von ihm in England oder auf dem Kontinente verzehrt wird. Der Middleman seinerseits sucht nur das von ihm übernommene Grundstück aufs vortheilhafteste für sich selbst auszubeuten und den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen. Da er kein permanentes Interesse an dem Lande hat und es nicht zu erschöpfen fürchtet, so bemüht er sich nur, es für den Augenblick produktiv zu machen — und da auch seine Verbindungen mit den Pächtern nur vorübergehender Natur sind und er für diese stets ein Fremder bleibt, so werden sie schonungslos von ihm gedrückt — bis endlich seine Miethzeit abläuft und er das letzte Korn aus der Erde gezogen und den Menschen ihren letzten Pfennig abgepreßt hat; hierauf zieht er sich zurück und übergiebt dem Landlord ein ausgesogenes Grundstück und verhungerte Miethsleute. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Graf Pozzo di Borgo.

(Schluß.)

In den geheimen Zusammenkünften der Gesandten wies Pozzo darauf hin, daß man dem französischen Volke und der neuen Dynastie nicht zu harte Bedingungen stellen dürfe, weil man hierdurch eine neue Reaction hervorrufen würde. Der Vertrag von Paris enthielt noch immer ungeheure Forderungen, doch waren sie gering gegen die, welche England und Preußen hatten stellen wollen, und welche man vorzüglich durch Rußlands Einfluß aufgegeben hatte. Frankreich wurde nicht zertheilt; wenn es auch einige Gränzorte verlor, wenn es eine Besatzung unterhalten und 700 Millionen Franken zahlen mußte, so sah es wenigstens ein Ende seiner Leiden, so behielt es Lothringen und Elsaß und war immer noch eine große Nation.

Bald nachdem die verbündeten Monarchen Paris verlassen hatten, machte sich eine royalistische Reaction auf das entschiedenste geltend. Pozzo di Borgo wandte allen Einfluß, den er auf Richelieu besaß, an, um diese Reaction in den Gränzen zu halten, welche es dem Könige allein möglich machten, seinen Verpflichtungen gegen die Alliirten nachzukommen, und dies veranlaßte die Verordnung vom 5. September, durch welche die Ideen und Prinzipien der Restauration geändert wurden, und welche die verbündeten Mächte mit Beifall aufnahmen. Doch noch war Frankreich der Zeit der Prüfungen nicht entronnen; auf den Krieg folgte Hungersnoth, der Hunger rief neue Parteiungen hervor und drohte die kaum beschwichtigten Stürme wieder zu wecken. Pozzo di Borgo suchte dem Kaiser zu zeigen, daß man die Last der militairischen Contributionen vermindern müsse, wenn man das Volk nicht zur Verzweiflung treiben wolle. Diese Vorstellungen gaben den französischen Unterhandlungen mehr Gewicht und veranlaßten zum Theil die auf dem Kongreß zu Aachen versammelten Fürsten, ihre Besatzungen aus Frankreich abziehen zu lassen. Während eines kurzen Aufenthalts in Paris nach dem Kongreß hatte sich Alexander mit Ludwig XVIII. aufs neue über die bei der Verwaltung Frankreichs zu befolgenden Grundsätze geeinigt; er war daher nicht wenig überrascht, als er bei seiner Ankunft in Warschau erfuhr, das Ministerium Richelieu sey aufgelöst, und mit dem General Dessolle und dem Marschall Gouvion Saint-Cyr seyen liberalere Prinzipien eingetreten; bald folgte die Wahl Gregoire's und die Ermordung des Herzogs von Berry; die Gesandten vermochten nichts gegen diese neuen Bewegungen; seit dem Abzuge des Herzogs von Wellington war ihr Einfluß gebrochen. Spanien, Neapel und Piemont erzwangen mit gewaffneter Hand von ihren Monarchen eine Constitution; die Verbindungen auf den Universitäten, die Ermordung Kotzebue's, der Aufstand in Manchester, die neuen Unruhen zu Paris im Juni 1820, Alles zeigte ein Auflehnen der Völker gegen die Throne; die Throne mußten sich daher vertheidigen. Pozzo di Borgo erhielt den Befehl, das royalistische System des Ministeriums Richelieu zu unterstützen, und er that dies mit um so größerem Eifer, als diese Grundsätze seiner innersten Ueberzeugung nach die richtigen waren; gleichwohl drangen mit den Herren von Montmorency und von Villèle ultra-monarchische Prinzipien durch, und Pozzo sah mit Bedauern Männer triumphiren, die er nach der Verordnung vom 5. September hatte bekämpfen müssen.

Unterdeß siegte die royalistische Partei in Spanien. Ferdinand VII. wurde wieder eingesetzt, und Pater Sanz, sein Beichtvater, lenkte sein Scepter. Rußland, welches, um Großbritanien das Gleichgewicht zu halten, stets einen großen Einfluß auf den Süden Europa's zu üben suchte, beauftragte den Grafen Pozzo, sich nach Madrid zu begeben und Casa Hiruso, einen Mann von gemäßigten Grundsätzen, die den russischen Interessen günstig schienen, zum Minister zu machen. Pozzo führte diesen Plan seines Monarchen glücklich aus und setzte nach seiner Rückkehr in Paris seine Opposition gegen die Thorheiten der ultra-royalistischen Partei fort, welche durch stete Unbesonnenheiten sich täglich weiter von der Nation entfernte. Doch war dem Gesandten fast aller Einfluß auf die Regierung benommen; er konnte seine Unzufriedenheit daher meist nur in den diplomatischen Salons aussprechen; dies that er ohne Rückhalt. „Der König von Frankreich", sagte er, „will der reichste Monarch in Europa werden; doch ich fürchte, daß er nur eine neue Katastrophe heraufbeschwört; man spielt nicht ungestraft mit den Kochtöpfen der Bürger." Seine Worte wurden zur Prophezeiung, doch sie drangen nicht zum Throne, oder sie schienen keiner Beachtung werth.

In jener Zeit verlor der russische Gesandte seinen Beschützer und, man darf sagen, seinen Freund, den Kaiser Alexander. Hatte Nikolaus gleiches Vertrauen zum General Pozzo? er war nicht durch gemeinsame Erlebnisse im Kabinet und im Lager wie Alexander gewissermaßen mit ihm verbrüdert worden; doch Nesselrode bewirkte, daß die Vollmacht des Gesandten erneuert wurde, und Pozzo übergab dieselbe Karl X., als die Opposition in Frankreich sich immer kühner erhob. Zwei Jahre darauf fiel das Ministerium Villèle, Herr von Martignac und der Graf von la Ferronays traten an die Spitze der Verwaltung; der Letztere war Gesandter in St. Petersburg, dem Kaiser Nikolaus mußte diese Wahl daher gefallen, und Pozzo unterstützte sie mit allen Kräften, denn Rußland hatte Frankreichs Beistand damals nöthig.

Als Rußland am 6. Juli 1827 den Vertrag unterzeichnete, welcher die Unabhängigkeit Griechenlands feststellte, hatte es die Pforte tief verletzt. Schon hatte der russische Gesandte Konstantinopel verlassen, und der nahe Krieg mit der Pforte konnte für Rußland höchst gefährlich werden, wenn England auf die Seite des Sultans trat. Der Kaiser Nikolaus hatte beschlossen, über den Balkan zu ziehen und durch diese kriegerische Thätigkeit den Patriotismus der alten Russen zu wecken. Da schrieb Nesselrode an Pozzo di Borgo, er möge das Pariser Kabinet nicht zu thätlicher Unterstützung, doch zur Neutralität während dieses Krieges bestimmen. Pozzo trug in Paris darauf an, man solle ein Heer von 100—150,000 Mann unter Waffen halten, um Oesterreichs und Englands Eingriffe in den Krieg zu verhindern; und er stellte dagegen, wenn Rußland siegte, nicht geringe Vortheile für Frankreich in Aussicht.

Zuerst schwankte das Glück der russischen Waffen; der General Lamarque veröffentlichte eine Reihe von Artikeln in Paris, in denen er beweisen wollte, daß das russische Heer bereits als verloren anzusehen sey. Pozzo hatte Noth, die Gemüther für den Augenblick nur zu beruhigen; „warten wir ab, warten wir ab", wiederholte er stets in den Salons, „und dann urtheilen wir." Im folgenden Jahre näherten sich die russischen Armeen Konstantinopel, und Pozzo's Stellung wurde von dieser Seite weniger schwierig, doch am 8ten August wurde Polignac Minister, und Pozzo schilderte dem Kaiser jetzt mit Entschiedenheit eine Katastrophe in Frankreich als unvermeidlich.

Die Ordonnanzen vom 25. Juli erfuhr Pozzo erst am Abend; er war weder auf offiziellem Wege, noch im Geheimen auf sie vorbereitet worden. „Alles ist still", sagte man ihm am anderen Morgen, als die verhängnißvollen Ordonnanzen im Moniteur erschienen. „Alles ist still!" wiederholte er unmuthig; „morgen werden Flintenschüsse fallen, und übermorgen werde ich meine Pässe fordern müssen." Das diplomatische Corps befand sich durch die gränzenlose Unbesonnenheit des Fürsten Polignac während der Juli-Ereignisse in großer Verlegenheit. Der König hatte sich nach Saint-Cloud begeben, doch den Gesandten war dies nicht offiziell angezeigt worden. Sie waren für die Regierung Karl's X. bevollmächtigt, sie hätten ihm daher folgen müssen, so-

bald sie auf offiziellem Wege vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten wären benachrichtigt worden, daß der König seinen Sitz zunächst in Saint-Cloud genommen habe. Ihre Anwesenheit in Saint-Cloud wäre eine Protestation gegen die Ereignisse in Paris gewesen, und sie hätten einen Vergleich zwischen dem Könige und der Stadt vielleicht möglich gemacht. So konnten sie Nichts als den Ausgang des Kampfes abwarten und so lange neutral bleiben, bis die siegreiche Partei für ihr Oberhaupt Anerkennung von Seiten der europäischen Monarchen fordern werde. Diesen Beschluß faßte man beim Nuntius; außerordentliche Couriere gingen fast stündlich an die verschiedenen Kabinette ab, um die Fürsten mit dem Verlaufe der Revolution vertraut zu erhalten und für die Gesandten um die Instruction für den äußersten Fall zu bitten. Die Fürsten hatten in den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 so wie auf dem Kongresse zu Aachen die Bourbonische Dynastie und die Charte gleich stark in Schutz genommen, weil ihnen beide für unzertrennlich galten; sie konnten Karl X. demnach, da er die Charte verletzt hatte, gegen sein beleidigtes Volk nicht vertheidigen, und ihre Vollmachten für die Gesandten am Hofe Ludwig Philipp's trafen rasch hinter einander ein.

Noch hallten die Stürme der Juli-Revolution in Paris nach, als sich Pozzo di Borgo in eine noch schwierigere Lage versetzt sah. Die Sympathieen für Polen waren glühend angefacht. „Hoch lebe Polen! Nieder mit den Russen!" tönte es durch die Straßen von Paris und vor dem Hause des russischen Gesandten; man warf Pozzo die Fenster ein, und das gesammte Gesandtschafts-Personal drang in ihn, die Pässe zu fordern und so einen offenen Bruch anzukündigen. Allein Pozzo willigte nicht ein. „Unser Kaiser", sprach er, „ist für den Augenblick in einer peinlichen Stellung; man darf gegen Frankreich nicht hochmüthig auftreten; die Canaille ist nicht die Regierung; meine Vollmacht lautet an Ludwig Philipp, nicht an den Straßenpöbel." Am folgenden Morgen stattete der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Pozzo einen offiziellen Besuch ab, bot ihm Satisfaction von Seiten der Regierung an und stellte zugleich, um ihn gegen die Attentate des Volkes zu schützen, eine militairische Bedeckung zu seiner Disposition.

Pozzo war in politischen Krisen alt geworden, ihn beunruhigten die Gährungen in Paris daher wenig, weil er von der Besonnenheit der Regierung überzeugt war. Einige geheime Unterredungen hatten ihm die Gewißheit verschafft, daß Rußland, Oesterreich und Preußen in der Wahrung ihrer Rechte gegen Polen nicht würden von Frankreich gehindert werden. Und bald erhielt Pozzo von den einzelnen Monarchen die ehrendsten Zeichen des Wohlwollens und des Dankes, denn er hatte einen europäischen Krieg dadurch vermieden, daß er während der Unruhen in Paris geblieben war, und Rußland war es zum Theil seinem Gesandten schuldig, daß es Herr des Schicksals der Polen wurde.

So blieb Pozzo in den verschiedenartigsten Lagen seinem Prinzip getreu. Er war weder ultra-royalistisch, noch billigte er die Uebertreibungen der Revolution; mit besonnener Mäßigung, doch entschieden trat er den Wünschen Alexander's und Nikolaus' entgegen, sobald dieselben mit den Bedingungen, unter denen sich nach seiner Ueberzeugung das Gleichgewicht Europa's allein bewahren ließ, nicht vollkommen übereinstimmten. „Sie haben andere Männer als mich", pflegte er zu sagen, „um solche Pläne auszuführen." Als der Krieg im Orient beendet war, erhielt Pozzo den Auftrag, nach London zu gehen und die Stellung der Whigs und Tories genauer zu untersuchen; nachdem er Frankreich abgehalten hatte, gegen Rußland Partei zu ergreifen, sollte er prüfen, welche Absichten die Tories hätten, wenn ihnen die öffentliche Meinung und das Parlament das Ruder wieder in die Hände gäbe. Russischer Botschafter zu London war der Fürst von Lieven oder, wie man zu sagen pflegte, die Fürstin von Lieven, eine Frau von seltener Gewandtheit und Thatkraft, in deren glänzenden Salons sich die höchsten Notabilitäten der Tory-Partei versammelten. Die Minister der Whigs sah Pozzo wenig; seine Verbindungen beschränkten sich auf den Herzog von Wellington und den Grafen von Aberdeen, der damals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten im Interesse des Torysmus führte; denn obgleich diese Partei nicht im Kabinet war, hatte sie doch ihre offiziellen Minister. Die Unterhaltung Pozzo's und Wellington's war ein Austausch von Erinnerungen und Hoffnungen. Man sprach von den Aussichten der Tories, wieder zum Ministerium zu gelangen, obgleich sich die Volksmeinung bei Wellington's erstem Versuch hierzu entschieden gegen ihn ausgesprochen hatte. In politischen Verhältnissen ist es stets das erste Gesetz, den günstigen Zeitpunkt abzuwarten.

Gleichwohl sollte Pozzo in eine Art von Ungnade fallen. Bis dahin hatte er bei allen Aufträgen, die man ihm außer seinen offiziellen Functionen in Paris ertheilt hatte, den Titel eines Botschafters am französischen Hofe behalten; an Frankreich fesselten ihn seine Erinnerungen und seine Neigungen, Frankreich pflegte er als sein Vaterland zu betrachten, und als er 1823 nach Madrid und später nach London gesandt wurde, ließ ihm der Kaiser seine Bevollmächtigung für Frankreich, wie kam es daher, daß er jetzt den Titel eines außerordentlichen Gesandten bei Seiner Majestät dem Könige von Großbritanien empfing? Man würde vergeblich leugnen, daß dies eine Ungnade war. Der etwas stolze Charakter des Botschafters wollte sich nicht vor kleinlichen Anforderungen beugen, die ihm nicht in den Verhältnissen begründet zu seyn schienen, und welche er im vertrauten Gespräch Capricen zu nennen pflegte, die bei zwei Regierungen und zwei Völkern, welche sich gegenseitig achten, unnöthig seyen. So hörte ich ihn einst klagen, er werde von vielen Spezial-Gesandten heimlich überwacht; er mag sich hierin nun getäuscht haben oder nicht; der Stolz des Grafen war jedenfalls Grund dieser Ungnade; man bedeckte sie mit einem Purpurkleide, indem man ihm die Gesandtschaft am Londoner Hofe übertrug.

Graf von Nesselrode erklärte dem Grafen Pozzo die Zwecke, die er nach den Wünschen seines Monarchen zu verfolgen habe: er sollte mit allen Kräften den Torysmus unterstützen; man kannte sein intimes Verhältniß mit dem Herzoge von Wellington; ein provisorischer Titel hätte nicht hingereicht, dem Repräsentanten Rußlands die nöthige Bedeutung zu verleihen, daher mußte man ihm den Titel eines offiziellen und definitiven Gesandten geben. Wenn seine Mission in England erfüllt sey, schrieb Nesselrode, wolle man ihm gestatten, in Paris wiederum seiner Neigung und Gewohnheit gemäß in Frankreich zu wirken. Dies tröstete Pozzo in dem wahren Schmerze, den er empfand, seine langjährigen Verbindungen in Paris abgebrochen zu sehen, von all seinen vertrauten Kreisen fern leben zu müssen, aus seinem Palaste, aus seinen herrlichen Gärten, seiner reichen Bibliothek gleichsam vertrieben zu seyn.

Wenn man sich mit Pozzo unterhielt, so schien er anfänglich zurückhaltend; er wurde erst nach und nach im Verlaufe des Gesprächs lebhafter, brauchte häufige Bilder und zeigte ein bewundernswerthes Gedächtniß. Sein Gesicht war schön, doch sehr gebräunt: es wurde von buschigen ins Graue spielenden Haaren überschattet, die er sorgfältig zu ordnen pflegte: in der Sprache konnte er einen leisen korsischen Accent nie los werden. Wenn man seinen reichen Geist im vollen Glanze bewundern wollte, mußte man ihm von Korsika sprechen, vom großen Paoli, von der korsischen Republik und von den Tagen, in denen er selbst mit Begeisterung für sein Vaterland zu wirken bemüht war; dann belebten sich Geberde und Stimme; seine durchdringenden Augen wollten die Bewegungen in die Seele des Hörers strahlen, von denen die seine erfüllt war. Pozzo liebte in der Unterhaltung das Pikante, Anekdotenartige weniger als Herr von Talleyrand; doch seine reichen Erfahrungen und der Ernst, die Wahrheitsliebe, mit welcher er auch die geringsten seiner Erlebnisse erzählte, ließen in seinen Salons den blendenden Witz Talleyrand's nicht vermissen. Ich sprach ihn noch kurz vor seiner Abreise nach London; er war traurig und schien von dem bangen Vorgefühl beunruhigt zu seyn, daß er Paris nur durch ein Unglück gebeugt wiedersehen werde. In London versah er die Geschäfte seines Kabinets mit gleicher Thätigkeit, mit gleicher Aufopferung wie in Paris; sein einziger Trost war seine vertraute Freundschaft mit Wellington, mit dem er in mehr als einer Schlacht dem gemeinsamen Feinde gegenübergestanden hatte. Nach einem langen, wirkungsreichen Leben erhielt Pozzo endlich die ersehnte Ruhe, als ihm ein Brief des Kaisers Nikolaus anzeigte, daß der Thronfolger auf der Reise nach London begriffen sey. Sein Souverain bat ihn, den jungen Fürsten während seines Aufenthalts in England, wo es nöthig scheine, zu unterstützen. Dieses war eine der schwierigsten Verpflichtungen, die Pozzo während seines langen Wirkens übernahm. Wie sollte das englische Volk, das so schwer von alten Neigungen, von altem Hasse läßt, den Thronerben Rußlands aufnehmen? Der Versuch lief glücklich ab, doch man kann sagen, daß die letzten Kräfte des Gesandten den Anstrengungen, welche diese Stellung von ihm forderte, erlagen. Nach seiner Rückkehr von England fand ich ihn sehr verändert; seine Kraft war gebrochen, seine Heiterkeit dahin. Er lebte zurückgezogen in Paris, vereinsamt mit seinen großen Erinnerungen, und fühlte sich nur glücklich an der Seite seiner anmuthigen Nichte, eines Fräuleins Crillon, und seines Neffen, des Obersten Pozzo di Borgo.

Capefigue. *)

Metrische Uebersetzungen.

Das Grab der Mutter.

Nach Alphonse de Lamartine.

Gleich wie der Schiffer durch die Meereswellen
Nach seinem Ziele läßt die Blicke gleiten,
So irrt mein Blick und senkt auf's Grab sich jetzt;
Auf's Grab, das meine bittern Schmerzen wecket,
Und wo das Grab, das meine Mutter decket,
Von tausend Thränen wird benetzt.

Ach! als der Engel, der in ihrer Hülle lebte,
Zum Lichtquell seines Seyns, zu Gott, nun aufwärts schwebte,
Wie man die Lampe löscht, weil hell der Tag erstand,
Da grub ihr meine Hand, nah bei dem Gotteshause,
Wo sie so gern geweilt, die letzte enge Klause,
Den Eingang zu dem bessern Land.

In Hoffnung schläft sie dort, sie, die noch im Erblassen,
Im letzten Augenblick gestrebt, mein Bild zu fassen.
Mein Lebensquell ruht dort im Grab.
Die Brust, woran sie liebend mich geschmieget,
Der treue Arm, der zärtlich mich gewieget,
Die Lippe, die mir Alles gab.

Dort ruhen sechzig Jahr, vom einzigen Gedanken
Der Tugend warm belebt, der Treue ohne Wanken,
Voll Unschuld, Hoffnung, Reinheit, Lieb'.
Dort ruht ein unermüdet edles Streben,
Ein Glaube bis zum Tod', der ihr für's ew'ge Leben
Ein Pfand, ein heil'ger Zeuge blieb.

So viele Nächte, wo das Leiden sie bewachte,
So manches Opfer, das sie still der Armuth brachte,
So manche Thräne, die für And'rer Kummer floß,
So manche Seufzer nach dem schönern Vaterlande,
So viel Geduld für eines Lebens Bande,
Deß Siegerkrone hier nicht sproß.

*) Von dem Werke Les Diplomates Européens, welchem diese Auszüge entlehnt, sind Exemplare in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin zu finden.

Und alles dies — warum? — daß in der Grabesstille,
Auf ew'ge Zeit versenkt, das reiche Seyn nun schliefe,
Als der verhaßten Würmer Raub? —
Damit die Gräser hier zu meinen Füßen
An diesem Hügel dicht und höher sprießen,
Versank wohl darum sie zu Staub? —

Nein, nein, nicht daß die Gräser höher schwellen,
Schuf unser Gott den Geist, den starken, hellen,
Mit hoher Kraft, mit tiefem Blick.
Vergebens streift mein Blick den kalten Hügel,
Hoch über'n Grab hebt mich der Tugend Flügel,
Sie überwindet das Geschick.

Und von dem großen Zeugniß überwunden,
Hat sich mein Blick der Nebelnacht entwunden,
Mein Herz fand wieder sein erlosch'nes Licht.
Wem eine heil'ge Mutter ward gegeben,
Er ist beglückt, wird vor dem Tod nicht beben,
Am Grab der Mutter zweifl' ich nicht!

Louise von Ploennies.

Mannigfaltiges.

— O'Connell und das irländische Volk. Als Seitenstück zu der in unserem heutigen Blatte enthaltenen Schilderung Rebekka's und ihrer Töchter möchte wohl ein Blick auf die nicht minder charakteristischen Vorgänge in Irland und auf die Huldigungen, die jetzt dort dem gewandten, unter dem Scheine der Loyalität das ganze Land aufregenden Volkstribun zu Theil werden, unseren Lesern nicht uninteressant seyn. O'Connell reist bekanntlich von einer Grafschaft in die andere, wo er überall „Meetings" zu Gunsten der „Repeal" hält. Eine der zahlreichsten dieser Meetings ward in den letzten Tagen des Monats September zu Lismore in der Grafschaft Waterford gehalten. Auf dem Wege dahin wurde ihm von der „Künstler- und Handwerker-Innung" zu Jonghal die nachstehende Adresse vorgetragen:

„Erlauchter Befreier! Wir geben Niemanden an Hingebung für unsere huldreiche Monarchin etwas nach; aber wenn die Feinde unserer vielgeliebten Königin und der Nationalität Irlands es wagen sollten, unsere Freiheiten mit Füßen zu treten, so werden wir — und dies schwören wir hier zu Gott — lieber den Degen für die Gerechtigkeit und Freiheit ziehen, als uns noch länger durch die Peitsche der Tyrannen erniedrigen lassen. Ziehe denn hin, verfolge Dein glorreiches, friedfertiges Unternehmen. Die Welt hat ihre Blicke auf Dich gerichtet, die Volks-Sympathieen begleiten Dich, Wittwen und Waisen beten zu Gott für Dich, die Menge segnet Dich und Tausende von tapferen und entschlossenen Irländern sind bereit, auf Deinen Ruf die Feinde Irlands zu Boden zu werfen."

O'Connell hörte diese Anrede stehenden Fußes und mit unbedecktem Haupte an; bei mehreren Stellen applaudirte er, und unmittelbar nach Beendigung derselben nahm er das Wort und sagte:

„Meine Freunde, diese Sprache erfüllt mich mit Freude. Gleich der Harfe Carolan's hat diese Sprache den ganzen Wohlklang einer Irischen Melodie (Beifall). Man hat unseren Kampf oft einen friedfertigen genannt, und es ist auch gar nicht möglich, daß es anders sey. Wir greifen Niemand an; wir appelliren weder an die Kraft noch an die Gewalt, und wir sind zu zahlreich und zu stark, um durch irgend eine Macht auf der Oberfläche der Erde angegriffen zu werden. Wollt Ihr den edeln Zweck aller meiner Mühen kennen? Ich will Irland zur Schwester Englands machen, sie durch Gemeinsamkeit ihrer gegenseitigen Interessen mit einander verbinden. Aber der Tag wird kommen, wo Irland nicht mehr der Sklave des Sachsen seyn wird (Ungeheurer Beifall). Alle meine Bestrebungen haben diesen Zweck, und Ihr könnt auf meine Hingebung zählen." (Beifall ohne Ende.)

Bei der Versammlung in Lismore selbst sprach O'Connell am Schlusse seiner stundenlangen Reden folgende, den Volkstribun besonders charakterisirende Worte: „Es giebt vielleicht keinen mit einem Königs- oder andern Monarchen-Titel bekleideten Menschen, der so vieler Popularität sich erfreute, als ich; ein- oder zweimal bin ich sogar von Königen angegriffen worden, ich habe ihnen jedoch nicht geantwortet. Welcher Mensch besaß jemals größere Macht und Gewalt? Meine Willensmeinungen sind Befehle; man gehorcht meinem Worte. (Eine Stimme ruft: Warum nicht?) Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich mein eigenes Heil nicht anders befördern kann, als indem ich für das Glück meiner Brüder arbeite. Das ist meine Berufung in den Augen Gottes; mein Herz gehört Irland allein, dem ich Alles zum Opfer gebracht. Vergebens wurden mir Stellen und Pensionen angeboten, um mich von ihm zu entfernen; ja, hätte man mir auch die höchste Stelle nach der Krone dargeboten, ich würde die Achseln gezuckt und sie ausgeschlagen haben. Mir ward die Liebe und das Vertrauen des Volkes, und ich glaube, euch nichts schuldig geblieben zu seyn. Nein, nichts ist verloren unter uns." (Stürmischer Beifall. Die Versammlung trennt sich mit dem Rufe: Es lebe die Königin! Es lebe O'Connell! Es lebe die Repeal! Es lebe Alt-Irland!)

— Anerkennung literarischen Verdienstes. Der Staatsrath Dr. Kruse in Dorpat hat für seine neueste Schrift: „Nekrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Kurlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den kaiserlich russischen Ostsee-Gouvernements" von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg einen Preis von 2500 Rubel Bank-Assignaten (730 Thaler), vom Großherzog von Oldenburg einen sehr reich mit Brillanten besetzten Ring mit dem Namenszug des Großherzogs, vom Kaiser von Rußland den Stanislaus-Orden 2ter Klasse und vom Kronprinzen von Dänemark ein zum weiteren Forschen aufmunterndes Handschreiben erhalten.

Bibliographie. *)

Frankreich.

Histoire littéraire de la France. Ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut. Tome 20 (13. Jahrh.). 4. Paris. 21 fr. — Die Verfasser der in diesem Bande enthaltenen Artikel sind Daunou, David, Lajard, Paris, Leclerc u. Fauriel.

A. A. Renouard Annales de l'imprimerie des Estienne, ou histoire de la famille des Estienne et de ses éditions. 2. édit. 8. Paris. 13 fr. — Ein bibliographisches Meisterwerk, wie desselben Verf. Annales de l'imprimerie des Alde, ou histoire des trois Manuce et de leurs éditions. 3. édit. Paris 1834. 8.

M. *** (directeur au séminaire de Saint-Sulpice) Histoire littéraire de Fénélon, ou revue historique et analytique de ses oeuvres, pour servir de complément à son histoire et aux différentes éditions de ses oeuvres. 30¼ Bog. 8. Lyon.

J. Balmes (abbé) Le protestantisme comparé au catholicisme dans ses rapports avec la civilisation européenne. 2 vol. 8. Paris. 12 fr. — Vom Verf., einem Spanier, ursprünglich Spanisch geschrieben und in Barcelona herausgegeben. Vergl. Mag. 1842. Nr. 96.

Henrion de Pansey (président, † 1829, einer der gründlichsten neueren Franz. Juristen) Oeuvres judiciaires, annotées par une société de jurisconsultes et de magistrats, avec une notice biographique, par M. Rozet. 8. Paris. 15 fr.

Institutes de Gaius, traduites et annotées, avec le texte en regard, par L. Domenget. 8. Paris. 3 fr.

Assises de Jérusalem, ou recueil des ouvrages de jurisprudence composés pendant le 13. siècle dans les royaumes de Jérusalem et de Chypre. Tome 2. Assises de la cour des bourgeois, publiées par M. le comte Beugnot. Fol. Paris, imprim roy. (Dumont). 36 fr. — Band 1 (Assises de la haute cour) dieser Prachtausgabe erschien im J. 1841; auch mit dem Titel: Recueil des historiens des croisades. Lois. Tome 1.

Statuti civili e criminali di Corsica, pubblicati con addizioni inedite e con una introduzione, da G. C. Gregorj. Tomo 1. 22¼ Bog. gr. 18. Lione, Dumoulin. — Hiermit erwirbt sich Hr. Gregori, in Lyon, ein neues Verdienst um die Geschichte seines Vaterlandes Korsika. Von ihm nämlich ist die nach der einzigen bekannten Handschrift der Pariser Bibliothek und auf Kosten des Grafen Pozzo di Borgo, eines gebornen Korsen u. damaligen russischen Gesandten zu Paris, im J. 1834 gedruckte Ausgabe des korsischen Geschichtschreibers Petrus Cyrnaeus, der im 15. Jahrh. lebte und eigentlich P. Filice hieß: Pietro Cirneo (sacerdote d'Aleria) Istoria di Corsica, divisa in 4 libri; recata per la prima volta in lingua italiana ed illustrata da G. C. Gregorj (mit d. Latein. Text). Parigi 1834. 8. Die Ausgabe ist nur in wenigen Ex. gedruckt und nicht in den Buchhandel gekommen. Der Latein. Text (De rebus corsicis libri IV.) war bisher nur bei Muratori gedruckt.

O. Leclerc Thouin L'agriculture de l'ouest de la France, étudiée plus spécialement dans le département de Maine-et-Loire. 8. Paris. 12 fr.

Connoissance des tems ou des mouvements célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1846; publiée par le bureau des longitudes. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Givry Pilote français. Instructions nautiques. (Partie des côtes septentrionales de France, comprise entre la pointe de Harfleur et Dunkerque.) 63 Bog. 4. mit 13 Taf. Paris, imprim. roy.

Musée de la faculté de médecine de Strasbourg. Observations d'anatomie pathologique, accompagnées de l'histoire des maladies qui s'y rattachent. Fasc. 1. 5¼ Bog. 4. mit 6 Kpft. Strasbourg.

Andral et Gavarret Recherches sur la quantité d'acide carbonique exhalé par le poumon dans l'espèce humaine. 2 Bog. 8. mit 1 Kpft. Paris.

Désirabode et ses fils Nouveaux élémens complets de la science et de l'art du dentiste. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

Seit August d. J. giebt Hr. A. Cazenave zu Paris in monatlichen Heften eine neue medizin. Zeitschrift unter dem Titel: Annales des maladies de la peau et de la syphilis, heraus. Jahrcour. 10 fr.

Buchon Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée et ses hautes baronnies, fondées à la suite de la quatrième croisade. Vol. 2. 1. part. 8. Paris. 12 fr. — Fortsetzung der im J. 1840 erschienenen Recherches et matériaux und Resultat an Ort und Stelle gemachter Untersuchungen.

A. E. Cherbuliez De la démocratie en Suisse. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

J. U. Niemcewicz (geb. 1757 zu Skoki in Litthauen, gest. 1841 zu Paris) Notes sur ma captivité à Saint-Pétersbourg, en 1794, 1795 et 1796. Ouvrage inédit. Publié d'après le manuscrit autographe de l'auteur, par l'ordre du comité historique polonais à Paris. 16¼ Bog. 8. Paris.

L. Dubois Recherches archéologiques, historiques, biographiques et littéraires sur la Normandie. 8. Paris. 6 fr. — Darin ein Abdruck von Labarpe's in Rouen gekröntem Gedicht: Délivrance de Salerne. So selten sind die Exemplare dieses Gedichts, daß Saint-Surin für seine Ausgabe der Oeuvres de Labarpe (16 vol. 8. Par. 1820—21) dasselbe sich nicht verschaffen konnte.

J. Dumesnil De l'organisation et des attributions des conseils-généraux de département et des conseils d'arrondissement. 2. édit. 2 vol. 8. Paris. 14 fr.

A. E. Troude Dictionnaire français et celto-breton. 40¼ Bog. 8. Brest.

B. Mosblech (abbé, ein Deutscher von Geburt) Vocabulaire océanien-français et français-océanien des dialectes parlés aux îles Marquises, Sandwich, Gambier etc. 12. Paris. 6 fr. — Wir erinnern hierbei an das kürzlich in Berlin erschienene Werk: J. C. E. Buschmann (Kustos der Königl. Bibliothek) Aperçu de la langue des îles Marquises et de la langue taïtienne etc. Accompagné d'un vocabulaire inédit de la langue taïtienne par le baron G. de Humboldt. Dazu: Textes marquésans et taïtiens, publiés et analysés. Berlin 1843. 8.

Elisa Mercoeur Oeuvres complètes, précédées de mémoires et notices sur la vie de l'auteur, écrits par sa mère. 3 vol. 8. mit Portrait. Paris. 25 fr. — Wenn es gilt, die Namen solcher Dichter zu nennen, die im Elend gestorben, wird häufig auch die jugendliche Dichterin Elisa Mercoeur genannt. Geboren zu Nantes 1809, starb S. M. zu Paris 1835, nachdem sie durch die Juli-Revolution eine ihr von Karl X. ausgesetzte Pension verloren, im Elend. Ihre Poésies erschienen zuerst in Nantes 1827.

J. Casanova de Seingalt Mémoires, écrits par lui-même. Tomes 1. 2. 12. Paris, Paulin. à 3 fr. 50 c. — Die Ausgabe wird in 4 Bänden vollständig seyn.

Von neuen Romanen sind Sand Consuelo, Sue Mystères de Paris und de Kock L'amoureux transi noch fortwährend diejenigen, welche vorzugsweise gesucht werden.

Die reiche Sammlung von Materialien zur Geschichte der Franz. Revolution des Advokaten F. J. Deschiens († in Versailles 1843) wird mittelst eines darüber ausgegebenen summarischen Verzeichnisses (A vendre. Collection de matériaux etc. 1¼ Bog. 4. Versailles.) zum Kauf angeboten. — Aus derselben schrieb D. seine Bibliographie des journaux (der Revolution. Par. 1829. 8.) zusammen.

Von der bereits in Nr. 78 d. J. 1843 erwähnten Statistique de la France, publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce ist ein neuer Band (Administration publique. Tome 1) herausgekommen. Derselbe enthält die Statistik der Établissements de bienfaisance, in 5 Sectionen: Enfans trouvés. Hôpitaux et hospices. Aliénés. Bureaux de bienfaisance. Monts-de-piété.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 11. Oktober 1843.

Nord-Amerika.

Der Zweikampf im Finstern.

Ein Beitrag zur Sittenschilderung der Nordamerikaner.

In einem jener Wirthshäuser, die man an den Gränzen Florida's in den Vereinigten Staaten antrifft, habe ich die Einzelheiten meiner Geschichte gesammelt, und zwar auf dem Schauplatz der Begebenheit selbst und aus dem Munde eines Mannes, der bei den Hauptumständen gegenwärtig gewesen, der mit den handelnden Personen gelebt und der mich selbst einer von diesen vorstellte, als ich das neugierige Verlangen, sie kennen zu lernen, zeigte. — Ich saß da, sagte mir mein Erzähler, an demselben Tische, an dem Sie jetzt sitzen, und an einem langen und düsteren Abend, gerade wie dieser ist, indem ich friedlich meine Flasche leerte und alle Viertelstunde an die Thür ging, um möglicherweise einen blauen Punkt am Himmel zu entdecken; denn es war spät und ich ein ordentlicher Mann, der immer vor Mitternacht zu Bette ging. Das Unwetter führte uns von Zeit zu Zeit einen neuen Reisenden oder auch einen Stammgast des Wirthshauses zu, der die Unterhaltung dieses öffentlichen Saales dem Geschrei seiner kleinen Kinder oder dem eintönigen Gesange, mit dem die Amme sie einzuschläfern versuchte, vorzog. Bald waren alle Tische besetzt, einen ausgenommen, den, an dem ich mich heute Abend niedergelassen, weil er dem Ofen zunächst ist, und weil ich da ohne Störung oder Gefahr diesen Jamaika-Rum kosten zu können glaubte, der in der That vortrefflich ist .... Darf ich Ihnen ein Glas anbieten? — „Ich danke Ihnen, mein Herr", antwortete ich; „ich bin Schotte, und aus Nationalsinn halte ich mich überall, wo ich welchen finden kann, zum Whisky; in diesem Wirthshause ist er gut, und wenn ich so hier, tausend Meilen von Inverneß entfernt, aus diesem Glase den „„destillirten Thau"" unserer Gebirge einhauche, scheint es mir, als habe ich die Hochlande gar nicht verlassen. Aber ich bitte, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort; sie fängt an, mich zu interessiren."

Sie wird Sie noch weit mehr interessiren, fuhr der Amerikaner fort, wenn ich Ihnen sage, daß eine von den beiden Personen, die Sie kennen lernen sollen, Dr. Macpherson heißt: ein schottischer Name wie einer, will ich meinen, und wirklich ist der Doktor aus Schottland gebürtig: unser junger Doktor, denn er war damals noch jung und kam von der Universität Edinburg, wo er sich in seinen Studien hatte vervollkommnen wollen, ehe er sich in unserer Provinz niederließ .... unser junger Doktor, sage ich, hatte mehr Muße als gegenwärtig, und durch das schlechte Wetter überdies hinreichend gerechtfertigt, konnte er, ohne sich ins Gerede zu bringen, wohl mit uns, den alten Freunden seines Vaters, denen er übrigens das Beispiel hippokratischer Mäßigkeit gab, einmal einen Abend verleben. Als er eintrat, sagte ich Ihnen, waren alle Tische, außer einem, besetzt; Doktor Macpherson machte sich kein Gewissen daraus, an diesen einen Stuhl zu rücken und sich's bequem zu machen, indem er dem Feuer bald den Rücken, bald die Füße zuwandte, da er auf dem Marsche von seiner Wohnung nach dem Wirthshaus einige Tropfen von dem Platzregen abbekommen hatte. So wie ich ihn bemerkte, richtete ich einen Gruß an ihn, den er mir zurückgab, denn er war die Höflichkeit selbst und hatte von dem Universitätsleben Nichts von jener lächerlichen Gravität und jenem Wichtigthun mitgebracht, das einige junge Doktoren so gern mit der Würde eines Gelehrten verwechseln. „Doktor", sagte ich zu ihm, „wenn Sie Ihre Kleider und Stiefeln getrocknet haben, werden wir Ihnen hier einen kleinen Platz einräumen"; und drei Freunde, mit denen ich im Gespräch begriffen war, rückten wie ich ihre Stühle.

„Nein, nein, meine Herren", antwortete der Doktor, „stören Sie sich nicht; ich bleibe, wo ich bin .... — Herr Gaveston (so hieß der Wirth), bringen Sie mir doch gefälligst Thee."

Wir, meine Freunde und ich, betrachteten uns mit einem bedeutsamen Blick. „Er weiß vielleicht nicht" .... sagte der Eine, „man muß ihn benachrichtigen", der Andere, und laut genug, um vom Doktor verstanden zu werden, der über die Art Unruhe, die wir durch diese abgebrochenen Sätze an den Tag legten, verwundert schien. „Was giebt's denn?" fragte er. — „„Sie sind"", erwiederte ich, „„am Tische des „Obersten"; er kann jeden Augenblick kommen."" — „Tisch des Obersten! Welches Obersten?" — „„Des Oberst Landsturm"", sagte ich mit leiser Stimme, „„das ist der Tisch, von dem er Besitz genommen, und den man ihm nach einstimmiger Uebereinkunft gelassen hat, um jede Weiterung zu vermeiden, wenn er vielleicht in der Laune seyn sollte, eine zu suchen."" — „Herr Gaveston", sagte der Doktor, indem er sich an den Wirth wandte, der Theebrett und Theetopf auf den Tisch zu setzen anstand; „ist dieser Tisch das Eigenthum des Obersten Landsturm? Nein, nicht? nun, da mache ich mir's hier bequem und biete ihm an, ihn mit mir zu theilen, wenn er diesen Abend kömmt und kein anderer Platz frei ist."

Ich sah wohl, daß der Doktor sich stellte, als wisse er nicht, vielleicht auch wußte er wirklich nicht, wer der Oberst Landsturm war. Ich hatte keine Lust, besonders, da ich schon Familienvater war, allzu frei von diesem Manne zu reden, und ich stand auf, um meinem jungen Freund einen Wink über die Gefahr zu geben, der er sich aussetzte. „Doktor", sagte ich zu ihm, so daß nur er mich hören konnte, „der Oberst Landsturm würde mit dem Teufel selbst Streit suchen; jeder Vorwand ist ihm gut genug, einen Degenstich auszutheilen." — „Wirklich", sagte der Doktor, indem er seine Stimme, aber ohne Affectation, erhob, „ich bin entzückt, zu erfahren, daß es hier Einen giebt, der für mich arbeitet; wir brauchen gerade Wunden und Beulen zu unserem Handwerk. Ich achte den Obersten sehr. Er komme und sey höflich, ich werde nicht mit ihm anbinden. Sie nennen ihn Oberst Landsturm. Ich will den Namen in meine Schreibtafel eintragen." Man konnte sich darin nicht täuschen: diese leise Ironie zeigte deutlich, daß der Doktor Macpherson den Oberst, wenigstens dem Rufe nach, kannte und sich vorgenommen hatte, gegen den Schrecken, den er im ganzen Distrikte ausübte, zu protestiren. Ich zog mich zu meinen Freunden zurück, indem ich sehnlichst wünschte, daß der Oberst Landsturm diesen Abend zu kommen unterlassen möchte.

Dieser Oberstentitel, fuhr mein gefälliger Erzähler, dessen Abschweifungen ich Ihnen nicht alle wiederholen werde, fort, beweist nicht etwa, daß der, der ihn annahm, seiner Zeit ein durch seine Dienste sehr achtungswerther Soldat gewesen wäre. Er war ganz einfach ein Oberst der Miliz; aber gleich ausgeübt auf Degen und Pistole, hatte er in der That mehr blutige Todte auf seinem Gewissen, als der General Jackson oder jeder andere Kämpe der glorreichen amerikanischen Unabhängigkeit. Zweikämpfer von Profession und einer der furchtbarsten, machte es dem Oberst dasselbe Vergnügen, einen Menschen zu tödten, wie einem Jäger einen Hasen oder Hirsch. Unterwürfigkeit besänftigte nicht immer seine Anmaßung. Nahm man eine zu demüthige Miene gegen ihn an, so stellte er sich auch wohl gern, als nähme er die Sanftmuth als Ironie auf, und endete wohl gar damit, uns wegen unserer Höflichkeit selbst zur Rechenschaft zu ziehen. Es giebt Duellanten, die sich damit begnügen, Jemanden herauszufordern, indem sie ihm sagen, daß sein Wesen ihnen mißfällt. Der Oberst drehte oft sehr freimüthig die Phrase um, indem er uns bewies, daß er uns verhaßt wäre, und uns mit hinterlistiger Großmuth die Gelegenheit anbot, sich seiner in einer Begegnung auf Leben und Tod zu entledigen. Seine Barbarei hatte sogar mehrere Stufen und verstärkte Paroxysmen. Er war wie jene Wehrwölfe in den Feen-Mährchen, die von Zeit zu Zeit eine unbezwingbare Begierde nach frischem Menschenfleisch empfinden.

Wir fingen an, ganz leise über die Unvorsichtigkeit des Doktor Macpherson zu sprechen, und so oft die Thür sich öffnete, wandten wir Alle mit Unruhe den Kopf nach dieser Seite, wie vor Alters die Zuschauer eines Cirkuskampfes nach der Schranke, die dem Löwen oder Tiger die Bahn öffnen sollte. Endlich trat der Oberst mit einem seiner gewöhnlichen Trabanten ein, der mit demselben Rechte den Majorstitel angenommen hatte, wie jener den des Obersten. Diese beiden Tapferen hatten ihren Theil vom Regen abbekommen, und natürlicher Weise eilten sie vor allen Dingen zum Ofen, in den der Wirth mit in die Augen fallender Beflissenheit zu ihrer Ehre zwei große Holzbündel werfen ließ. Jeder sah sie schweigend an. Nach einigen Ausrufungen, die an Niemand gerichtet waren und nur mit der Unwirthlichkeit des Himmels Streit suchten, sagte der Oberst, indem er mit dem Fuße stampfte, zu seinem Kameraden, der sich bückte, um mit der Zange die Reste des Holzes zu zerstreuen: „Zum Henker, Major, das Feuer mag wohl gut seyn, aber ich glaube, mit zwei guten, kalten Stahlklingen, die sich kreuzten, würde man noch weit eher warm werden." — „„Ach, nur ganz ruhig, Oberst"", erwiederte der Major, „„Ihr vergeßt, daß wir in dieser Gegend zu rosten anfangen. Bald ist es länger als einen Monat her, daß unsere Klingen keine Luft geschöpft haben, und gestern als Ihr mein Licht mit einer Kugel ausputzen wolltet, habt Ihr den Leuchter entzwei geschossen."" — „Es ist wahr, Major, und deswegen will ich heute Abend mit Einem anbinden. Laß doch sehen, was kann mich denn wohl in Zorn versetzen?" Und der Oberst ließ ein wildes Lächeln im Saale umherwandern, aber Niemand schien ihm geneigt, sich des Vortheils, den ein solcher Gegner darbot, zu bedienen. Der junge Doktor selbst goß sich ruhig seine dritte Tasse Thee ein. Erst zuletzt haftete der herausfordernde Blick des Obersten, der durch die ganze Versammlung von der Linken zur Rechten gewandert war, auf ihm; aber der Doktor vermied, diesem schrecklichen Auge zu begegnen, in-

dem er die seinigen auf die Tasse heftete, an der er nur mit dem Rande seiner Lippen nippte. Sicher konnte der Oberst in ihm nur den friedlichsten und gleichgültigsten von Allen wahrnehmen, die ihn hörten.

„Ho, ho!“ sagte er, indem er jetzt bemerkte, daß man sich ohne Weiteres seines gewöhnlichen Sitzes bemächtigt hatte, „da ist ein junger, sehr kühner Mensch, Major. Während wir uns stehend wärmen, hat er meinen guten Lehnstuhl mit seiner trägen Person besetzt und schlürft wie ein echter Epikuräer.“ Der Doktor erwiderte kein Wort, obgleich es augenscheinlich war, daß dies Alles an ihn gerichtet sey. „Ich habe diesen jungen Gelbschnabel noch nie gesehen“, sagte der Major. „Heda, Herr Gaveston!“ Herr Gaveston eilte hinzu. „Sagen Sie mir doch“, nahm der Oberst das Wort, „wer ist der Gentleman, der sich da so ohne Umstände gütlich thut?“ — „„Es ist der Doktor Macpherson““, erwiderte der Wirth. — „Ah, der neue Aeskulap. Ist er etwa taub?“ — „„Es könnte vielleicht seyn, daß der Herr etwas harthörig wäre““, sagte Herr Gaveston, indem er sich beeilte, diese Entschuldigung im Namen des noch immer theilnahmlosen Doktors anzunehmen. „Ist er vielleicht auch kurzsichtig?“ — „„Ich möchte es fast glauben““, war Gaveston's Antwort, der immer noch froh war, den armen Doktor retten zu können. „In dem Falle“, rief der Oberst aus, „ist es der Arzt, den die Damen dieses Landes brauchen können; er wird nur sehen und hören, was sie wollen, daß er sehe und höre. Major, kommt, Eure Frau muß ihn in die Mode bringen, sie, die so zarte Nerven hat.“ — „„Ich werde ihn ihr empfehlen““, sagte der Major. „Und mittlerweile“, fuhr der Oberst fort, „will ich mich selbst in seine Hände geben ... Herr Doktor, möchten Sie wohl die Güte haben, mir den Puls zu fühlen?“

Endlich drehte sich der Doktor um. Als er die Handbewegung des Obersten sah, nahm er die Sache ernsthaft, stand, ohne ein Wort zu sagen, auf, und indem er die dargebotene Hand ergriff, suchte er die Arterie, deren Schläge er, seine Uhr anblickend, zählte. „Nun, was denken Sie von Ihrem Kranken?“ — „„Ich denke, Sie bedürfen eines Aderlasses.““ — „Wohl möglich. Wollen Sie mir zur Ader lassen?“ — „„Sehr gern““, und zu gleicher Zeit steckte der Doktor die Hände in die Tasche und zog ein Lanzetten-Etui heraus. Er öffnete eine davon und sagte mit unglaublicher Kaltblütigkeit zum Oberst: „„Sie müßten aber Ihren Rock ausziehen und Ihren Arm entblößen.““ — „Was, Doktor, Sie würden es wagen“, fragte der Oberst, der, als er sah, daß sein Scherz so ernsthaft aufgenommen wurde, anfing ungeduldig zu werden. — „„Warum sollte ich es denn nicht wagen?““ — „Aber wo sind denn Ihre Binden, um das Blut aufzuhalten, wenn Sie mir genug abgelassen haben?“ — „„Ihnen könnte ich nie genug ablassen““, sagte der Doktor mit derselben Theilnahmlosigkeit. — „Unverschämter“, schrie der Oberst, der endlich begriff, was für ein Sinn sich hinter dieser anscheinenden Gleichgültigkeit verbarg. „Unverschämter, weißt Du, mit wem Du es zu thun hast. Ja wohl, Du sollst mir zur Ader lassen, wenn Du es wagst; aber nicht mit der Lanzette.“ — „„Mit jedem Instrument, das Ihnen beliebt““, antwortete der Doktor, indem er verächtlich die Schultern zuckte; „„und lieber mit dem Degen als mit der Lanzette, versteht Ihr, infamer Mörder? denn mit der Lanzette hätte ich mir vielleicht ein Gewissen daraus gemacht, Euch mehr Blut abzuzapfen, als die Medizin verlangt; aber mit dem Degen fühle ich Muth genug, Euch nicht einen Tropfen in den Adern zu lassen.““

Der Oberst, vor Wuth schäumend, hob die Hand auf, um den Doktor zu schlagen: aber dieser hatte schon dem Major, der von dieser unvorhergesehenen Scene eben so bestürzt wie die anderen Zuschauer waren, die Zange entrissen und versetzte damit seinem Gegner einen Schlag, der dem seinigen zuvorkam und ihn an den Ofen warf. Als der Oberst sich mit seinen russigen Kleidern wieder aufrichtete, ganz mit Asche, Schweiß und Rauch bedeckt, hätte man ihn für einen Dämon halten können, der so eben aus einem Höllenofen entwischt ist. Wir standen Alle da, aufrecht, aber wie versteinert, und wagten keinen Schritt zu thun, geschweige denn ein Wort zu sprechen, und bezwangen selbst den Ausdruck unserer Gesichter, aus Furcht, von dem Oberst besonders vorgenommen zu werden, der bei dem gewaltigen Ausbruch seiner Wuth mit einem Opfer nicht genug zu haben schien .... aber dieses Opfer, immer noch Herr über sich, statt etwa zu fliehen, trotzte noch immer seinem furchtbaren Feind. Es ist wahr, daß, während der Major dem Oberst aufstehen half, der Doktor sich hinter dem Tisch aufgestellt hatte; aber das war eine Stellung, die er sich als geschickter Taktiker, ohne irgend einen Gedanken an Flucht, ausersehen hatte, und von da, die Zange in der Hand, drohte er noch. — Der Oberst hätte sich auf ihn gestürzt, wäre er nicht von seinem Gefährten, der den möglichen Ausgang dieses Kampfes besser überlegte, zurückgehalten worden: „Lieber Oberst“, rief ihm dieser zu, mäßigen Sie sich: sehen Sie nicht, daß dieser Unverschämte gern einem ehrenvollen Kampfe ausweichen möchte? Morgen werden Sie gerächt seyn.“ — „„Morgen““, schrie der Oberst, „„morgen sagt Ihr? Ich will es noch diesen Abend seyn.““ — „Ein wenig Geduld“, erwiederte der Major, „es ist bald Mitternacht: wenn ich morgen sage, so sage ich in wenigen Stunden, mit Tagesanbruch.“ — „„Nein, nein““, wiederholte der Oberst, „„ich fordere, daß das Duell vor Tagesanbruch statthabe.““ — „Gern“, sagte der Doktor, der, da er sah, daß sein Gegner es aufgab, sich auf ihn, wie ein wildes Thier, zu stürzen, selbst die Zange niederlegte und sich an einer Ecke des Tisches niedersetzte. — „„Major““, sagte der Oberst, „„holen Sie Pistolen und Degen. Unterdeß mag der Herr einen Zeugen wählen und seine letzten Anordnungen treffen, denn ich bin der Meinung, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sey. Unter dieser einzigen Bedingung lasse ich ihm die Wahl zwischen Stahl und Blei.““ — „Ich verstehe sehr wohl“, sagte der Doktor, „mich des einen wie des anderen zu bedienen; wenn ich Sie mit der Pistole verfehle, so nehme ich den Degen zur Hand.“ — „„Und ich““, sagte der Oberst, der etwas mehr Ruhe wiederzugewinnen anfing und selbst schon wieder sein wildes Lächeln annahm, „„und ich, wenn ich Sie beim ersten Schuß verfehle, junger Unverschämter, willige ein, Ihnen zwei Stunden lang zum Zielpunkt zu dienen, ohne meine Waffe wieder zu laden.““ — „Das wird mir zu gute kommen“, erwiederte der Doktor, „denn ich habe geschworen, dieses Land von Ihrer unerträglichen Tyrannei zu befreien.“

„Halt, meine Herren“, sagte endlich einer von uns, der dazwischen zu treten wagte, indem er sich das Ansehen eines unparteiischen Kampfrichters gab; „Sie werden sich schlagen, meine Herren, aber nach den Regeln, das heißt, indem Sie zum voraus die Bedingungen des Duells und alle Möglichkeiten, die ein Gegner dem Anderen bewilligen wird, festsetzen.“ „Treten Sie als Zeuge des Herrn auf?“ unterbrach der Oberst. „Allerdings“, antwortete ich, denn ich war es, und ich gewann nach und nach Muth, indem ich die bewundernswürdige Kaltblütigkeit des jungen Doktor sah. „Ich werde sein Zeuge seyn, wenn er mich annimmt, und Alles mit dem Major festsetzen.“ Der Major trat in diesem Augenblick wieder ein. „Da ist ja gerade der Major“, sagte der Oberst: ordnen Sie Alles aufs schnellste an. Ich will zu Bette gehen, wenn ich das Geschäft mit dem Herrn abgemacht habe.“ Diese Rückkehr einer grausamen Ironie bewies mir, daß im Augenblick, wo er sich, den Degen oder die Pistole in der Faust, auf dem Kampfplatze sah, der furchtbare Oberst seine ganze Ueberlegenheit fühlte und schon im voraus das Vergnügen der Rache kostete. Ich zitterte für den Doktor, der sich begnügt hatte, bei dieser neuen Prahlerei die Achseln zu zucken, und indem ich ihn bei Seite zog, fragte ich ihn, ob er sich besser auf Hieb oder Schuß verstände? „Ich besitze in der einen wie in der anderen Waffe nur eine sehr mittelmäßige Geschicklichkeit“, antwortete er. „„Unglücklicher““, sagte ich zu ihm, „„so haben Sie denn Ihren gewissen Tod gewollt! Folgen Sie mir, willigen Sie nur ein, sich auf blanke Waffen zu schlagen.““ — „„Nein““, erwiederte er, „„ich habe die Pistole eben so gern.““ — „Nun gut, so hören Sie: da der Oberst Sie nicht verfehlen wird, wenn Sie ihn verfehlen, und Sie den ersten Schuß haben, so will ich darauf bestehen, daß das Duell mit einer Entfernung von 15 Schritt Einer vom Anderen statthabe.“ — „„Wie Sie wollen““, sagte der Doktor. In diesem Augenblick schämten sich endlich einige von unseren Freunden der klugen Neutralität, die sie bis jetzt beobachtet hatten, und näherten sich uns, um an unserer Berathung Theil zu nehmen. Der Oberst blickte uns grinsend an und sagte zu seinem Gefährten: „Geht Major und fragt die Herren doch, ob sie bald abstimmen werden?“ Der Major kam mit seiner höhnischen Miene, die er dem wilden Lächeln seines Vorgesetzten nachgebildet hatte, auf uns zu. „„Bin ich in Ihrem Kongresse zu viel?““ fragte er. — „Keinesweges“, antwortete der Doktor, „wie groß auch die Gewogenheit dieser Herren für mich ist, bin ich doch eben so ungeduldig, der Sache ein Ende zu machen, als der Oberst. Also lassen Sie uns gehen.“ — „„Aber wohin?““ fuhr der Major fort. — „An den Saum des Waldes“, sagte Einer von uns. — „„Sehr gut, meine Herren, aber es ist dunkle Nacht. Ich bin daher dafür, daß jeder der beiden Gegner in der einen Hand eine Laterne, in der anderen seine Waffe habe.““ — „Es scheint mir“, sagte ich, „daß es genug wäre, hinter jedem von ihnen ein Feuer von Tannenzweigen anzuzünden.“

(Schluß folgt.)

England.

Rebekka und ihre Töchter.

(Schluß.)

Ich weiß nicht, ob das System der Middlemen bis jetzt im Fürstenthum Wales eingeführt ist — was aber diese Provinz mit Irland gemein hat, ist die übertriebene Zersplitterung der Grundstücke. Im eigentlichen England, in Suffolk, Norfolk, Lancashire, Yorkshire und in den südlichen Grafschaften, haben die Farmers im Durchschnitt zwei- bis dreitausend Morgen Landes in Pacht, und man trifft nur ausnahmsweise auf solche, die weniger als zweihundert haben; in Wales aber wie in Irland giebt es nur kleine Pächter. Arm und an den Boden gewurzelt, setzen diese beiden Völkerschaften ihren Haupt-Ehrgeiz darin, ein Stück Land zu besitzen; jeder Bauer will Pächter seyn, jeder Pächtersohn will dasselbe werden, was sein Vater gewesen ist — man sieht daher Pachtungen von fünfundzwanzig Morgen wieder in vier oder fünf Parzellen eintheilen und das allgemeine Elend in progressivem Verhältnisse zunehmen. Aus diesen Ursachen werden nun die Ländereien der Gegenstand einer gränzenlosen Konkurrenz, deren Wirkungen den Pachtzins immer mehr in die Höhe treiben. Sobald ein Grundstück vakant ist, finden sich auf der Stelle eine Schaar von Submittenten, bereit, sich allen Bedingungen zu unterwerfen, die man ihnen auferlegt. Es wäre ungerecht, dieses der Habsucht des Grund-Eigenthümers zur Last legen zu wollen; meistens sind es die Pächter selbst, die sich um die Wette überbieten und dadurch eine Steigerung der Miethspreise veranlassen. Da es ihr einziges Mittel ist, sich eine Existenz zu verschaffen, so wenden sie Alles an, dieses Ziel zu erreichen. Sie wollen um jeden Preis Pächter und keine Tagelöhner seyn — in der That sind sie aber nichts als Tagelöhner im Dienste des Grund-Eigenthümers, und wenn sie am Ende des Jahres, aller Anstrengungen ungeachtet, ihren Pachtzins nicht erschwingen können, so müssen sie (da die Kontrakte nur jahrweise geschlossen werden) das Fleckchen Land verlassen, in dessen Anbau sie vergebens ihre Kräfte verschwendet haben. Rechnet man hierzu noch die Verschiedenheit der Sprachen, wodurch die Bewohner des Fürstenthums, die des englischen nicht mächtig sind, außer Stand gesetzt werden, sich anderswo

ihren Unterhalt zu suchen, so wird man einen Begriff von den Ursachen haben, die dem Elende dieser fast ganz isolirten Bevölkerung zu Grunde liegen.

Es erhellt hieraus, daß die Eintreibung der Wegegelder dem Pächter des Landes Wäles viel drückender werden muß, als dem der englischen Grafschaften. Inzwischen hat sich der Geist des Aufruhrs nicht allein auf die ackerbauenden Klassen beschränkt — er hat sich auf die industrielle Bevölkerung, so wie auf die Arbeiter in den Bergwerken und Eisenhütten, verbreitet, die in Wäles sehr zahlreich sind. In den Massen der Werkleute, die der Verfall des Eisenhandels außer Nahrung gesetzt hat, finden die Pächter bereitwillige Gehülfen. England empfindet hier von neuem die Nachtheile jener wahnsinnigen Konkurrenz, die es in allen Zweigen der Industrie ausübt. Es fehlt dem Eisen z. B. nicht an Märkten, um es abzusetzen, indem das Ausland die Ueberlegenheit der englischen Fabrikate anerkennen muß und gezwungen ist, sich damit bis zu einem gewissen Grade zu versorgen; aber für einen neuen Kunden entstehen im Augenblick funfzig neue Verkäufer und für einen einzigen Markt zwanzig neue Fabriken. Mit Recht hat man diese Wettkämpfe habgieriger Spekulanten mit denen verglichen, die auf den Straßen stattfinden, wenn man einige Geldstücke unter den Volkshaufen wirft. So hat während der letzten funfzehn Jahre die Eisen-Production in England von Jahr zu Jahr zugenommen, und der Ruin der Hüttenbesitzer ist fast in derselben Progression gefolgt. Im J. 1827 erzeugte England 690,000 Tonnen Roheisen; 1832 war die Production auf 750,000 Tonnen gestiegen, und man betrachtete diese Vermehrung schon als übermäßig. Um diese Zeit begann sich das Eisenbahn-System zu entwickeln, welches den Englischen Fabrikaten den Markt aufschloß, der sich über den ganzen Erdball erstreckte. Aus Amerika, aus Europa, selbst aus Asien gingen zahlreiche Bestellungen ein. Zuerst stiegen die Preise — dann verdoppelte sich die Production: aber dabei blieb es nicht — die Vermehrung dauerte im Gegentheil auch dann noch fort, als die Aufträge immer seltener wurden und der Mangel an neuen Absatzplätzen den Begehr ins Stocken brachte. Im Jahr 1839 betrug die Ausbeute 1,249,000 Tonnen — 1840 belief sie sich auf 1,400,000, und selbst im Jahre 1842, als der Handel schon von allen Seiten einen Nothschrei vernehmen ließ und 190 Hämmer und Oefen die Arbeit einstellten, produzirte man noch 1,220,000 Tonnen. In dem Zeitraum von 1827 bis 1833 betrug also die jährliche Zunahme nicht mehr als 12,000 Tonnen, was man schon für übermäßig hielt; in den acht folgenden Jahren (bis 1841) stieg sie im Durchschnitt um 81,200 Tonnen und führte zum Ruin eines großen Theils der Fabrikanten. Die Hälfte des disponiblen Kapitals von ganz England wurde in diesen acht Jahren zur Anlegung neuer Eisenwerke verwendet. Gruben wurden in jedem Berge geöffnet; Actien-Gesellschaften bildeten sich von allen Seiten, und die Spekulanten handelten, als ob die so plötzlich eingetretene Nachfrage ewig dauern müsse; aber sobald die Märkte einmal überschwemmt und die Eisenbahnen zu Stande gebracht waren (?), nahm der Begehr ein Ende. Die Fabriken setzten ihre Production unter beständigen Verlusten fort; die solidesten hielten sich, die schwächeren fielen und fallen noch täglich und stürzen Arbeiter ohne Arbeit zu Tausenden ins Elend.

Unter dieser müßigen und hülflosen Bevölkerung fand Rebekka zahlreiche Anhänger, und mit der Erweiterung ihres Wirkungskreises dehnte sich zugleich der Kreis ihrer Beschwerden und ihrer Reformpläne aus. Die Aufhebung der Barrièren war die erste Forderung; später verlangte man auch die Abschaffung der Kirchen-Taxen (Church rates) und des Firums, welches an die Stelle der Zehnten getreten ist — endlich verwandelte sich Miß Rebekka ganz unmerklich in Miß Walker, und die Bibel mußte der Charte weichen.*) Von diesem Augenblick an haben, wie schon erwähnt, die Rebekkaiten Terrain verloren; so lange sie nichts als ein Accise-System abschaffen wollten, erschienen sie unschuldig genug, und man war sogar geneigt, sie für Unterdrückte zu halten — als sie jedoch anfingen, sich in Kirchen- und Staats-Reformen zu mischen, hörte man auf, sich für ihre Sache zu interessiren.

Was uns auf dem Kontinent am meisten in Erstaunen setzen muß, ist die Straflosigkeit, deren die Insurgenten so lange genossen haben. Die Rebekkaiten haben ganz ruhig die Denkmäler ihrer Thaten in offenem Felde errichten können; sie bestehen aus drei Säulen von mehr als fünfundzwanzig Fuß Höhe, wovon eine den Namen Rebekka's, die zweite der Tochter Rebekka's und die dritte der Miß Cromwell führt. Es sind regelmäßige Berichte über ihre Meetings in der Times zu lesen, deren reporter oder Korrespondent durch die Kühnheit, Thätigkeit und Intelligenz, mit der er seinen Auftrag erfüllt, einen nicht geringen Namen erworben hat. Eines Tages wagte er sich mitten in die geheime Versammlung der Rebekkaiten, kündigte sich ihnen als Mitarbeiter eines Londoner Journals an und erbot sich, als Organ ihrer Beschwerden zu dienen. Man debattirte eine Zeitlang in der Landessprache über diesen Vorschlag; endlich wurde er durch Stimmen-Mehrheit angenommen. Die Versammlung wurde in einer Scheune gehalten, in der nur ein einziges Licht brannte, so daß fast alle Gesichter im Schatten blieben. Die Pächter, deren Zahl sich auf mehrere Hundert belief, saßen zum Theil auf Bänken oder lagen auf dem mit Stroh bedeckten Fußboden. Der Präsident erhob sich und verlas die Associatiations-Akte, die einen Beweis liefert, mit wie vieler Besonnenheit und mit welchem entschlossenen Sinn diese Menschen zu Werke gehen. Die Gesellschaft legte sich den Namen des „Pächter-Vereins" bei und war nach Art aller berathenden Versammlungen organisirt. Die Haupt-Verfügungen der Akte waren folgende: daß man einen Präsidenten, einen Vice-Präsidenten und einen Secretair durch Stimmen-Mehrheit zu ernennen habe, die ihre Functionen unentgeltlich erfüllen und alle sechs Monat erneut werden müssen; daß jedes Mitglied, welches in trunkenem Zustande erscheinen sollte, aus dem Verein gestoßen werde; daß es bei Strafe verboten sey, zu fluchen oder sich einer rohen Sprache zu bedienen; daß eine regelmäßige Korrespondenz zwischen den Vereinen eingeleitet werde, die sich nach demselben Plane bilden, und daß Keiner unter achtzehn Jahren in den Verein aufgenommen werde.

Nachdem man diese Akte verlesen hatte, ließ der Präsident über verschiedene Beschlüsse abstimmen, die mit Maximen ungefähr auf folgende Art durchspickt waren: „Ein Heer von Prinzipien dringt dort ein, wohin ein Heer von Soldaten nicht vordringen kann; eine usurpirte Macht ist stets schwach" — u. s. w. Hierauf verlangten die Pächter das Aufhören der Kirchen-Taxen, eine Abänderung der Armen-Gesetze, die Feststellung der Verhältnisse zwischen den Eigenthümern und den Pächtern — ein weiter Schritt von der Aufhebung einiger elenden Schlagbäume auf den ländlichen Kreuzwegen! — Die Sprache dieser Meetings hat gewöhnlich einen Charakter von Einfalt, der ziemlich pittoresk erscheint. „Ein Vorzug, der dem Menschen vor den Thieren gegeben wurde", bemerkt ein Pächter, „ist der, daß er sprechen kann, anstatt sich zu schlagen. Deshalb müssen wir sprechen, um unsere Leiden bekannt zu machen." Andere drücken sich in Parabeln aus, von denen Folgendes ein Beispiel ist: „Ein Edelmann besaß einst ein schönes Pferd, welches er seit vielen Jahren geritten hatte. Eines Abends traf es sich zu seiner Ueberraschung, daß ihn sein Pferd abwerfen und ihm das Genick brechen wollte. Nach Hause zurückgekehrt, befahl er seinen Knechten, es zu tödten; eine alte Frau aber, die zum Hause gehörte, sagte ihm: Tödtet das Pferd nicht, ehe Ihr genau nachgesehen, ob es nicht irgendwo eine Wunde habe; denn warum sollte es sich ohne Ursache so verändert haben, nachdem es euch jahrelang treu gedient? Man untersuchte das Pferd und fand an seinem Leibe zwei blutende Wunden; als man weiter nachforschte, fanden sich unter dem Sattel zwei große Nägel, die dem Thiere ins Fleisch drangen und es zerrissen. Statt also das Pferd zu tödten, befahl der Herr, es mit Sorgfalt zu behandeln und zu kuriren, und bestieg es nachher mit derselben Sicherheit als früher. Auf eben diese Weise hat Rebekka gelitten, bis ihr Fleisch von tiefen Wunden zerrissen wurde, und endlich hat sie ihren Herrn abgeworfen; aber es wäre viel besser, ihre Wunden zu heilen und ihren Beschwerden abzuhelfen, was Allen zum Vortheil gereichen würde."

Wird man die Moral dieser Fabel befolgen? Ich weiß es nicht. Wenn es sich jetzt nur darum handelte, einige Turnpikes auf den Landstraßen aufzuheben, so würde das Heilmittel leicht seyn; wie man aber sieht, hat diese Aufregung eine Menge Fragen ins Leben gerufen, die der Insurrection des Walliser Volks eine umfassende Bedeutung geben. Ich glaube nicht, daß die Unruhen noch von langer Dauer seyn werden; auch dürften sie schwerlich zu anderen Resultaten führen als diejenigen, deren Schauplatz im vorigen Jahre die Manufaktur-Distrikte waren — und dann sind diese Bewegungen, die von Zeit zu Zeit auf dem Boden Großbritaniens ausbrechen, obwohl vorübergehend und, dem Anschein nach, von geringer Bedeutung, nichtsdestoweniger als Symptome eines tiefen und innerlichen Mißmuths zu betrachten. Man kann politischen Beschwerden durch Reformen abhelfen, aber es sind soziale Krankheiten, welche Revolutionen hervorbringen.

*) Dieses ist, unserer Ansicht nach, ein wesentliches Mißverständniß. Die rein-lokale Aufregung des Wallisischen Landvolks, das sich durch seine patriarchalischen Sitten gänzlich von den eigentlichen Engländern unterscheidet, hat mit den nach modern-liberalem Zuschnitt gebildeten Lehrsätzen der Chartisten durchaus nichts gemein — noch viel weniger aber mit der abenteuerlichen Miß Walker, der Repräsentantin des aus dem Französischen übersetzten „emancipirten Weibes." D. U.

Frankreich.

Delatre's Lieder im Exil.*)

Wer ist der Dichter, wie und wo lebt er? Was und für wen singt er? Sind seine Leser empfänglich für seine Lieder? Alles Fragen, die eine Antwort heischen, denn der echte Poet schafft nur aus sich selber, und seine eigenen Eindrücke gelingen immer am besten. Das ihm Fernliegende ist ein kalter, todter Stoff, dem er keine lebendige Seele einhauchen kann. L. Delatre hat uns seine schönsten und erhabensten Inspirationen aus der Schweiz mitgebracht; die Berge waren seine vertrautesten Jugendgenossen, er spricht und spielt mit ihnen wie mit seines Gleichen. Bald entlockt das stille Leben seiner Leier die reinsten und sanftesten Akkorde, bald schlägt er wild in die Saiten, als wollte er mit den empörten Elementen um die Wette brausen. Am liebsten schwingt sich sein Geist auf die Gipfel der Alpen und schleudert von dort seine Blitze herab, oder er stürmt ermunternd in die Mitte der im Staube kriechenden Menschheit, um sie zu sich emporzuziehen aus dem niederen Jammer in die freien Bergeslüfte.

Oft führt er die Mächte der Natur selbst redend ein; das Meer, die Lawine, der Donner, das Erdbeben u. s. w. lassen sich mit ihrer gewaltigen Stimme vernehmen.

Das Erdbeben spricht also:

Manche Stadt mit Thurm und Wällen
Pack' ich, um sie zu zerschellen,
Wie am Fels die Meereswellen;
Durch die Meere, die hoch brausen,
Laß ich grüne Inseln sausen,
Wie ein Koppel Jägerhunde;
In der Felder ebnen Runde
Laß ich, wie sich Tänzer schwingen,
Berge durch einander springen.

*) Chants de l'Exil par L. Delâtre. Paris, chez Brockhaus et Avenarius.

Unser Dichter erhebt sich oft bis zu Byron's Kraft und Schwung. Seine Verse an das Meer in dem größeren Gedichte: Aux bords de l'Océan hätte der große Brite selbst nicht schöner geschaffen; ich versuche, sie treu zu übersetzen:

Brülle, alter Ocean, du Leu, von Wuth ergrimmt,
Der Mensch auf deiner Wüste, so wie ein Strohhalm, schwimmt.
Du schürest der Vulkane heiße Schwefelglut,
In deinen Tiefen hauset gewalt'ger Riesen Brut.
Dein leiser Odemzug das größte Schiff zerschellt,
Die kleinste deiner Fluthen verschlinget eine Welt.
Hier, wo durch deine Fläche der Wind zerreißend saus't,
Gedenke ich des Meeres, das meine Brust durchbraus't,
Bald stürmt's darin vor Schreck, bald lacht's in heiterer Ruh,
Ist tief und unergründlich, und erhaben so wie du.
O, der bedrängten Seele gewährst du Hochgenuß.
Bist du, o Ocean, nicht unsrer Thränen Fluß,
Ist dein Wogen-Brausen, ist dein murmelnd Klagen
Nicht das laute Echo aller Menschen-Plagen?
Des Weltalls Pfeiler beben, so wie ein schwankes Rohr,
Wenn du aus tiefem Grunde mit Ingrimm fährst empor.
Die Wolken sind dein Mantel, die Blitze sind dein Troß,
Vor deinem Wagen verschnaubt der Sturm, das wilde Roß,
Du sitzest über'm Abgrund allmächtig, wie zu Throne.
Dein Scepter ist der Wolkenbruch, die Wetter deine Krone.
Der Tod mit seiner Fackel erleuchtet deine Bahn,
Das Chaos folgt dir nach, der Schreck eilt dir voran,
Du warst des Weltalls Wiege, du wirst des Weltalls Grab,
Der Schlund, der Alles ausspie, wo Alles sinkt hinab!

Dieser Art sind des Poeten Erzeugnisse beim Anblick großer Naturscenen. Er kommt indeß nach Paris, trifft im Gewühle der Hauptstadt nichts als Menschen, die über den Dichter mitleidig die Achseln zucken, ihn verlachen, daß er sich den Kopf über so unpraktische Dinge zerbreche, daß er Sinn und Verstand verliere, nicht zu spekuliren wisse, um zu seinen jährlichen Renten, dem Endziel alles Strebens, zu gelangen. Und in der That, das Geld ist hier allmächtig. Mit Geld kommt man zu Ehren und Würden, wird Ritter, Offizier der Nationalgarde, wird Wähler und Deputirter, kann zu Hofe gehen und das Gouvernement beschützen. Solche Ehrenmänner, die aus dem Alltagskothe ihre Perlen geschickt herauszufischen wußten, sind natürlich auch zufrieden mit der Lage der Dinge und sehen verächtlich herab auf die armen Geister, die sich entrüstet aus diesem Pfuhle emporschwingen, um mit kühnen Flügelschlägen eine Rotte Krämer zu geißeln. — Andere, die auf die Kunst und Literatur freundlicher herabsehen, rathen auch wohl dem jungen Genius, es den bekannten Journalisten gleich zu thun, die ihre Artikel nach der Elle messen und liefern, wie eine bestellte Waare, ohne weiter darauf zu achten, für wen und zu welchem Zwecke sie bestellt sind. Durch das Journal kommt ein Schriftsteller zu Macht und Ansehen, durch das Journal bildet er seine Coterie, im Journal sitzt er zu Gerichte über Leben und Tod, und ihm zur Seite steht ein reicher Buchhändler, der die materiellen Interessen des Journales unterstützt, der alle seine Publicationen in den Himmel erheben, so wie alle aus fremdem Verlag hervorgehende verdammen läßt. — Wie mancher Dichter mag da aus Mißmuth seine Laute zerschellen, wie Viele mögen nicht schon im seichten Journalschwall verloren gegangen seyn! Die Begeisterung wird gelähmt, der Klang des Geldes übertönt jeden anderen; der Succeß im Theater wird durch Kabale und Claque erzwungen, die Stimme in den Kammern durch Bestechung erkauft, und die lautere Rede eines Lamartine, der sich nicht als feile Gabe preisgeben mag, wird als Träumerei verschrieen und verhöhnt. Daß solch ein Handelsgeist nach allen Seiten hin auf eine ganze Nation den kläglichsten Einfluß üben muß, bedarf weiter nicht erwähnt zu werden. Kein Wunder also, wenn jetzt die besten und edelsten Geister Frankreichs über die Erniedrigung ihres Volkes empört sind und mit aller Macht dagegen aufstehen. Auch dieser hochbegabte junge Dichter läßt seinen tiefen Groll aus seinen schönen Versen hervortauchen, von denen ich einige hier wiedergebe:

Hat denn ein Volk nach Ruhm und nach Ehr,
Wenn im Koth es sich wälzt, noch fürder Begehr?

Verkauft wird das Gewissen, geschachert wird um Ruhm,
So wie die Kleider, ändert den Glauben man um.

O Schande, Spott und Hohn!
Zum großen Kadaver ward die große Nation.

Das Gesetz hat dich in eine Heerde verwandelt,
Dein Fleisch wird erst verschlungen und dann dein Fell verhandelt.

Neben diesen kräftigen Ausbrüchen besitzt der Autor auch das Talent, die zartesten Empfindungen in neuem Reiz und neuem Gewande wiederzugeben. Seine wohlgetroffenen Bilder halten nie den Fortgang und die Entwickelung des Gedichtes auf, sondern führen uns durch ihre kunstvolle Steigerung bis ans Ende desselben. Kunst und Poesie sind in jedem seiner Gedichte vereint, und wir sind überzeugt, daß eine Anzahl derselben sich in der französischen Literatur zu allen Zeiten erhalten wird. **W. Nolte.**

Mannigfaltiges.

— **Die geistige Bewegung in Deutschland, von einem Franzosen beurtheilt.** Die Revue des deux Mondes vom 1. Oktober bringt aus der Feder des Herrn St. René Taillandier einen Artikel über den „intellektuellen Zustand Deutschlands", welcher auch die Ueberschrift „Wien, München und Berlin" trägt. An diese drei Namen knüpft der Verfasser nicht eine Beschreibung der Städte, wie wir sie schon hundertmal von französischen Touristen gelesen, sondern Betrachtungen über den Standpunkt der Intelligenz in den drei Gebieten Deutschlands, deren Mittelpunkte die genannten Städte sind. Nicht in Wien und nicht in München vermag er dasjenige zu erkennen, was eigentlich den Stolz der Deutschen ausmacht und ihnen die Achtung des Auslandes verschafft: den Geist der Forschung und das bewußte Streben nach Nationaleinheit, welche beide der Verfasser als die sichersten Merkmale der politischen Reife eines Volkes bezeichnet. Wohl aber erscheint ihm Norddeutschland, dessen Repräsentant ihm Berlin ist, als das Centrum des deutschen Lebens. „Dort", sagt er — und wir geben hier seine Worte ohne Kommentar wieder — „dort, und namentlich in Preußen, ist der Sitz aller geistigen Bewegung, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Man greift freilich Berlin, man greift Preußen an; man richtet die bittersten Vorwürfe gegen dasselbe, aber selbst diese Unzufriedenheit ist ein Beweis mehr von seinem hohen Berufe. Warum giebt es unter so vielen deutschen Schriftstellern keinen, der sich in allgemeinen Fragen an Oesterreich oder Bayern wendet? Weil sie Alle wissen, daß es Preußen allein sey, das in Zukunft die Bestimmungen Deutschlands leitet. Während sich Oesterreich mehr und mehr von der germanischen Gemeinsamkeit zurückzieht, während es, dem Süden zugewandt, nicht verhindern kann, daß seine slawischen und magyarischen Provinzen ihre eigenen Traditionen hervorsuchen und eine nationalere Stellung als seine deutschen Erblande einnehmen, während München sich täglich mehr daran gewöhnt, ein bloßer Ruheort, ein friedlicher Sammelplatz von lebensmüden Greisen zu seyn, wird dagegen Preußen stets das Schlachtfeld der deutschen Ideen bleiben. Und um endlich das Letzte zu sagen: die kleineren deutschen Staaten besitzen allerdings Verfassungen, — aber sind sie nicht selbst von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diese erst dann zur Wahrheit werden, wenn auch in Preußen ähnliche politische Einrichtungen sind? Erst dann werden diese, wird die Freiheit der Presse, werden Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und andere in Deutschland viel besprochene und gewünschte Dinge einen wahren Werth erhalten, wenn Preußen sie auch bei sich sanctionirt haben wird." — Dies ist ungefähr der leitende Gedanke des Verfassers, der in seinem Artikel eine Menge von Gegenständen bespricht, namentlich unter Wien: die alte Universität und das Verhältniß Deutschlands zu den Westslawen und den Ungarn; unter München: Kunstleben, Görres und die sogenannte ultramontane Richtung, und unter Berlin: die deutsche Philosophie, so wie insbesondere die Hegelsche Schule, zu deren Verehrern er sich selbst zählt, obwohl er keinen Anstand nimmt, die Ausschreitungen Ruge's und Bruno Bauer's als bloße, mit dem Firniß unserer Zeit überstrichene Wiederholungen der Freigeistereien La Mettrie's und des Baron d'Holbach zu bezeichnen.

— **Neue Beschlüsse gegen und von Rebekka.** Seitdem der vorstehende Artikel über Rebekka und ihre Töchter geschrieben ward, haben sich die Excesse in Wales noch bedeutend vermehrt, und die Königin Victoria hat sich dadurch veranlaßt gesehen, eine Proclamation zu erlassen, worin alle getreue Unterthanen in den drei Grafschaften Pembroke, Cardigan und Carmarthen, sämmtlich in Süd-Wales, aufgefordert werden, den Friedensgerichten, Sheriffs und Untersheriffs, so wie überhaupt allen Civilbeamten des Reiches, in ihren Bemühungen zur Wiederherstellung der Ruhe Beistand zu leisten, und eine Belohnung von 500 Pfd. demjenigen zugesichert wird, der zur Entdeckung und gerichtlichen Ueberführung eines Brandstifters oder eines, Personen und Eigenthum bedrohenden Ruhestörers beiträgt. Die Beschlüsse, welche die Rebekkaiten in ihrer letzten General-Versammlung gefaßt, bezeugen in der That, daß der Sturm gegen die Turnpikes sich mit allerlei politischen und sozialen Grundsätzen zu verbinden anfängt. Es lauten diese Beschlüsse, sechs an der Zahl, folgendermaßen: „1) Die Schlagbäume sind zu zahlreich, und der Wegegeld-Tarif ist zu hoch; 2) die Kirche und der Staat müssen getrennt seyn; das Gesetz soll die Religion beschützen, wie in Madagaskar und Tahiti; 3) die Getraide-Gesetze sind aufzuheben; 4) jedes Kirchspiel muß seinen Geistlichen ernennen können, wie in Deutschland; 5) die Erzbischöfe und die Bischöfe haben andere Dinge zu thun, als im Parlament zu sitzen; 6) Sir Robert Peel muß die Hundesteuer abschaffen." — Daß Miß Rebekka und ihre Töchter auf Deutschland als Muster hinweisen, könnte uns mit Stolz erfüllen, wenn nicht Madagaskar und Tahiti, deren Gesetzgebung das Ideal der wallisischen Reformatoren zu seyn scheint, noch vor Deutschland genannt würden. Es scheint, als habe der bei Fassung der Beschlüsse anwesende Reporter der Times den sonst auf ihre Unwissenheit sehr stolzen Leuten von Wales mit seinen geographischen und juridischen Kenntnissen ausgeholfen. In Liverpool ist übrigens kürzlich ein Spektakel-Stück unter dem Titel „Rebekka und ihre Töchter" auf die Bühne gebracht worden. Folgendes ist das Programm dieses Stückes, wie es die dortigen Blätter resumiren: „Große Bewegung unter den Civil- und Militair-Behörden; — 100 Pfd. Sterl. Belohnung für die Ergreifung der Rebekka und 40 Pfd. für die einer jeden ihrer Töchter; — falscher Lärm; — unüberwindlicher Muth der Yeomanry; — Ankunft der verkleideten Londoner Polizei; — Paddy Whack (der Polizei-Chef) unternimmt die Einfangung der Insurgenten; — Anrede an die Konstabler; mysteriöse und mitternächtliche Erscheinung Rebekka's und ihrer Töchter im Landilo-Thal; — Prozeß vor dem Friedensrichter; — glückliche Auflösung."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Freitag den 13. Oktober 1843.

Frankreich.

Ein Pariser auf dem Anstande in den Karpathen.

Herr Louis Viardot, der Gemahl der Madame Viardot-Garcia, der sich mit seiner Gattin während der letzten Saison in Wien befunden, erzählt uns in der Revue Indépendante folgende Geschichte eines Ausfluges nach den Karpathen:

„Wien ist in ganz Europa als Vergnügungsort berühmt. Alle materiellen Genüsse, alle Unterhaltungen, bei denen die Intelligenz minder betheiligt ist, finden sich dort reichlich genug, um diejenigen Genüsse, die nur den Bürgern freier Staaten erlaubt sind, leichter entbehrlich zu machen. Paris allein vereinigt Alles, Paris allein kann Körper und Geist befriedigen, und darum kann man es nirgend wiederfinden, darum vermißt man es überall. Doch giebt es unter den sogenannten Vergnügungen eine, in welcher Wien überlegen ist: die Jagd. Auf hundert Meilen in der Runde von Paris, mit einem Worte in ganz Frankreich, giebt es nicht einen einzigen Fleck, der an Zahl und Arten von Wildpret so gesegnet wäre, wie die magersten Striche von Oesterreich, Mähren oder Böhmen. Hier hat der unbedeutendste Gutsbesitzer in der Umgebung seines kleinen Schlosses wahrhaft königliche Jagden, wie sie nur immer Karl X. in Versailles, Saint-Germain, Compiègne und Rambouillet besaß. Freilich muß man wissen, daß der Bauer auf seiner Feldmark nicht jagen darf, sonst würden auch, eben wie in Frankreich, die Schützen im selben Verhältniß zunehmen, wie das Wild abnähme, bis es endlich mehr Gewehre gäbe als Hasen. Seit der Verordnung Joseph's II. jedoch, nach welcher der Wildschaden auf Rechnung des Gutsbesitzers fällt, vereinigen die Grundherren die Honoratioren unter ihren Vasallen, den Schulzen, den Gerichtsschreiber, den Chirurgen, auch wohl den Pfarrer, von Zeit zu Zeit zu einer allgemeinen Jagd. So werden denn auch hier die Reihen gelichtet, und man beklagt sich wirklich selbst in Oesterreich über die merkliche Abnahme des Wildpreis, so daß man z. B. sonst an einem Tage mit Bequemlichkeit an 1500 Hasen schoß, wo man jetzt kaum auf sieben- bis achthundert kommt. 's ist wirklich ein Jammer, so eine arme Jagd! Wenn uns der Himmel (in Frankreich) doch auch bald so weit brächte!

Wien im Frühjahr zu bewohnen, wenn die Jagd weder möglich noch erlaubt ist, ist eine wahre Strafe des Tantalus. Man sieht die steierischen Alpen, wo der Auerhahn neben der Gemse wohnt; man sieht im kaiserlichen Park Eber und Hirsche und Damhirsche; man sieht auf jedem Felde Schaaren von Rebhühnern, und Fasane in den Hecken, und das Alles ist nur zum Ansehen, das Alles erregt nur das bittere Gefühl der Entbehrung, wie dem Dürftigen zu Muthe ist im Angesicht des Ueberflusses, ohne Erinnerung vergangener, ohne Hoffnung künftiger Freuden. Nein, im Frühjahr verdient ein Jagdfreund in Wien die Märtyrerkrone! — So stand ich auch bereits drei Monate sehnsüchtig vor den Pforten des Paradieses, als ich endlich für meine langen Qualen belohnt werden sollte. Ich hatte das Glück, im Salon des französischen Gesandten einen höchst liebenswürdigen, gebildeten und wohlwollenden vornehmen Oesterreicher kennen zu lernen, den Fürsten F. S., dessen Vater bei Gelegenheit einer Gesandtschaft unter Napoleon und bei der traurigen Invasion von 1814 unvergängliche Erinnerungen seiner Loyalität und Mäßigung in Frankreich zurückgelassen hat. Er selbst hat eine hohe militairische Stellung verlassen, um freiwillig in dem Heere, welches Algier erobert hat, zu dienen; er ist verwundet und als einer unserer bravsten Krieger durch einen Orden ausgezeichnet worden. Später nach seiner Rückkehr hat er über die Expedition nach Algerien und dessen Eroberung ein Buch geschrieben, das in ganz Deutschland hoch geschätzt wird und wohl verdient, ins Französische übersetzt zu werden, denn es ist ein unparteiisches und authentisches Zeugniß eines Mannes, welcher sagen kann: quorum pars magna fui.

Der Fürst, als guter Jäger, hatte Mitleid mit mir und bot mir an, einen Hirsch auf seinen Besitzungen in Ungarn zu erlegen. Diese Jagd beginnt Ende Juni, wenn die Böcke wieder Geweihe aufgesetzt haben, so daß man sie nicht mehr mit den Riken verwechseln kann. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich das Anerbieten mit der Freude eines Gefangenen, dem seine Erlösung verkündigt wird, annahm.

Aber in Wien heißt es: der Mensch denkt und die Polizei lenkt. Nach Ungarn, wie vor Zeiten nach Korinth, kommt nicht gerade Jeder, der eben Lust hat. Man braucht einen besonderen Paß, und wenn die Stände in Preßburg versammelt sind, wenn sie jene merkwürdigen und unruhigen Sitzungen halten, in denen so viele freisinnige Veränderungen und kühne Neuerungen verlangt werden, dann wünscht man weder In- noch Ausländer zu Zeugen solcher Verhandlungen. Nur durch die gefällige Vermittelung unserer Gesandtschaft erhielt ich den nöthigen Paß und versprach außerdem, durch Preßburg nur durchzureisen, ohne mich weiter umzusehen, wie Lot, als er vor dem Untergange des brennenden Sodom's floh. Da ich mein Versprechen treulich halte, versteht es sich von selbst, daß wir nicht ein Wort von Politik sprechen; nur von der Jagd, nichts weiter.

Wir fuhren also zuerst durch den Prater, eine allerdings recht schöne Promenade, worauf sich aber die Einwohner doch etwas zu viel einbilden. Ein alter Römer hätte hier gute Vorbedeutungen gefunden. Von frisch gemähtem Heu angelockt, waren Rudel von Hirschen bis an die ersten Häuser der Leopoldstadt gekommen. Einige lagen wiederkäuend unter den Bäumen am Wege, andere auf der Straße selbst, und zwar so unverschämt, daß sie unser Kutscher mit der Peitsche von seinen Rädern treiben mußte. Bald erreichten wir das Ufer der Donau, wo die Dampfschiffe lagen, welche bis ins Schwarze Meer hinabfahren.

Im Gegensatz zu ihrem oberen Laufe strömt die Donau von Wien abwärts mit breiten Ufern, zwischen lachenden grünen Ebenen. Hier und da erhebt sich ein einzelner Hügel mit den Ruinen einer alten gegen die Türken oder Wallachen erbauten Burg. Bald wird diese große Pulsader der Civilisation und des Handels durch Eisenbahnen mit dem Rhein verbunden seyn und eine große Straße mitten durch Europa vom Ocean bis an den Bosporus bilden. Also verknüpft mit dem übrigen Deutschland, mit Holland, England, ja mit Frankreich, und auf der anderen Seite mit dem Orient, wie wird dann Oesterreich sich noch länger in seine bisherige Mauer einschließen können? So wie es die Schifffahrt auf der Donau erlaubte, hat es sich selbst die Fortschritte geboten. Es kann sich dem Gesetz der Dinge nicht entziehen. — Unser Capitain, ein Italiäner, wie die gesammten österreichischen Schiffsmannschaften, auch die, welche auf dem Süßwasser fahren, erklärte uns mit der Lebhaftigkeit seines Volkes die einzelnen bedeutenden Punkte der vorüberfliegenden Bühne: Lobau, Wagram, endlich das Schloß von Preßburg. Wir landeten gerade unter der kleinen Terrasse, auf der sich der Kaiser von Oesterreich, wenn er zum Könige von Ungarn gekrönt wird, zu Pferde zeigt und mit seinem Säbel nach den vier Himmelsgegenden haut.

Mein Versprechen, mich nicht in Preßburg aufzuhalten, hinderte mich doch, glaubte ich, nicht, daselbst zu frühstücken. Während der Wagen besorgt wurde, ging ich in den Gasthof zum rothen Ochsen, und als die Kellner in mir einen Fremden erkannten, brachten sie mir mit dem Beefsteak eine lateinische Zeitung. Dieses in Pesth erscheinende Sonntagsblatt ist betitelt: Utraque respublica. Ich glaubte anfangs, daß es so hieße, weil es eben sowohl die neuesten Nachrichten aus Pesth wie aus Wien bringe, wenn mir auch freilich der Archaismus etwas stark vorkam, nach welchem Oesterreich eine respublica benannt wurde, aber ich täuschte mich. Die beiden Republiken sind die Kirche und der Staat, und die Redacteure haben die ehrliche Absicht, den alten Krieg der Welfen und Gibellinen zum endlichen Friedenschluß zu bringen. Ein Jahr früher wäre ich nicht erstaunt, in einer ungarischen Stadt ein lateinisches Journal zu finden, denn Latein war vor kurzem noch eine fast allgemein verstandene und die alleinige Schriftsprache im Lande. Aber dies Jahr hat es etwas Auffallendes, da die Stände-Versammlung, wie bekannt, den offiziellen Gebrauch der lateinischen Sprache abgeschafft und das Ungarische zur Staatssprache erhoben hat. Aber selbst diese weise und natürliche Verbesserung hat Widerspruch gefunden. Die kroatischen Stände nämlich widersetzen sich der Stimmenmehrheit und wollen sich durchaus nur kroatisch hören lassen und auf dem Reichstage fortfahren, in kroatischem Latein zu kroatisiren.

Als wir den rothen Ochsen und die Utraque respublica verließen, fuhren wir durch Preßburg seiner ganzen Länge nach. Die Stadt ist zwar noch klein, entwickelt sich aber, wie Pesth, immer mehr zu der hohen Bedeutung, welche sie als Hauptstadt des größten der unter österreichischem Scepter vereinigten Länder und Völker verdient. Es war gerade Markttag; das Volk wogte auf den öffentlichen Plätzen und zeigte das heutzutage so selten gewordene Schauspiel einer originalen Physiognomie und nationaler Tracht. Die Männer tragen Pelzmützen oder große schwarze Filzhüte, unter denen ihre langen, gegen das Ungeziefer mit Speck eingeriebenen Haare hervorsehen; einige tragen Husarenpelze, die eigentliche ungarische Kleidung, andere den großen, weißen slawonischen Mantel. Uebrigens erkennt man die beiden Volksstämme, die das Land bewohnen, sehr leicht an einem bestimmten Zeichen: alle Magyaren tragen einen schwarzen, blonden, grauen oder weißen Schnurrbart, wie ihn der liebe Gott gerade hat wachsen lassen; die Slawen tragen keinen. Die

Frauen binden um den Kopf lange Tücher aus rother, blauer oder grüner Wolle oder aus buntem Kattun. Fast alle gehen barfuß oder tragen wie die Männer schwere Stiefeln. Hier, wie im übrigen Deutschland (?), sind sie zu den härtesten Arbeiten auf dem Lande und in den Städten verurtheilt. Sie dienen z. B. den Maurern als Handlanger, rühren Kalk, tragen Ziegeln und Mörtel auf die Gerüste. Die während der Stände-Versammlung zahlreich vorhandenen Soldaten erkennt man an den blaßrothen Kragen und Aufschlägen ihrer weißen Montirung als Italiäner, während die ungarischen Truppen in Italien dienen.

Unterweges sahen wir die wenigen öffentlichen Gebäude Preßburgs, die Domkirche, den Palast des Palatinus, — was ungefähr so viel heißt, als Vice-König, eine Würde, die der Erzherzog Joseph, einer der fünf noch lebenden Brüder des verstorbenen Kaisers Franz, seit vierzig Jahren bekleidet, — endlich das sehr bescheidene Landhaus, in welchem sich die Stände versammeln. Ich spreche vom Aeußeren, denn meinem Versprechen getreu, habe ich den Saal nicht gesehen, in welchem sich, wie man mir erzählte, die Vertreter der Komitate versammeln, bis an die Sitze begleitet von einer Anzahl Rechtsgelehrten, jurati genannt. In einer Querstraße stand eine Gruppe seltsam gekleideter Leute. Sie trugen eine Pelzmütze, lange Schnurrbärte, russische Stiefeln, einen polnischen festzugeknöpften Schnürrock und einen weißen Gurt, an dem ein langer Säbel hing. Ich fragte, ob es Offiziere der Todtenkopf-Husaren seyen; man antwortete mir, es wären Abgeordnete der Ständetafel. Sie unterhielten sich sehr eifrig, und aus einigen lauter ausgesprochenen Worten vernahm der Fürst im Vorbeigehen, daß es sich um eine sehr wichtige Frage handelte, die eben zur Berathung vorlag, über die gemischten Ehen und die Religion der daraus erzeugten Kinder. Diese Ehen müßten eigentlich häufig vorkommen in einem Lande, dessen Einwohner fast in gleichen Hälften nach dem Papste und nach Luther zerfallen, aber sie sind bis jetzt nur selten, weil sie die katholischen Pfarrer weder einsegnen noch überhaupt erlauben wollen. Jedenfalls verlangen sie, daß die Kinder katholisch werden. Die ungarischen Reformirten wollen die gemischten Ehen erleichtern und den Aeltern die Wahl der Religion für ihre Kinder überlassen, ja sogar, wenn es nöthig wäre, den Pfarrern die Führung der Kirchenbücher abnehmen. Uebrigens ist diese Frage nur ein Theil einer weit umfassenderen, welche gegenwärtig das ganze Land beschäftigt, der Reform der Geistlichkeit nämlich. Man kann den gegenwärtigen Fortschritt der öffentlichen Meinung in Ungarn beurtheilen, wenn man bedenkt, daß es seit den Reformationsstreitigkeiten einer fast bigotten Religiosität streng ergeben war, der erste Erzbischof und die übrigen Würdenträger der Kirche unermeßliche Besitzungen haben, daß man noch heutiges Tages auf den neu geprägten Münzen das Bild der Jungfrau Maria eben so gut sieht, wie das des Kaisers und Königs, und daß man in demselben Lande ganz offen und laut verlangt, die Geistlichkeit solle die Güter herausgeben und dafür vom Staate besoldet werden. Wie weit sind nicht die Ideen und das Beispiel Frankreichs gedrungen!

Aber ich verirre mich ganz in die Politik. Es ist Zeit, wieder auf die Jagd zurückzukommen. Unsere Reise auf der grosen Landstraße war nicht minder anziehend als quer durch die Stadt. Bald begegneten wir gewaltigen Baumstämmen, die von grosen grauen Ochsen auf zwei Paar Rädern vom Gebirge nach dem Flusse gebracht wurden; bald kleinen Flechtwagen, in welche ganze Familien eingepackt waren, wie man sich etwa die Wagen der Cimbern oder Hunnen vorstellt; bald auf schmalem Einspänner einem peitschenschwingenden Landjunker von der Gattung, die la Fontaine „demi-bourgeois, demi-manant" heißt; die Ungarn nennen ein solches Amphibium dominus respectabilis. So gelangten wir unvermerkt durch eine fruchtbare, von Weinbergen unterbrochene Ebene an den Fuß der Karpathen, die bis dorthin die letzten Abhänge ihrer äußersten Zweige ausbreiten.

In einem reizenden Thale, Marienthal genannt, erhebt sich die Wohnung des Fürsten, ein ehemaliges Kloster, für dessen Aufhebung allein Joseph II. bereits die vor dem Palast ihm errichtete Bronzestatue verdient hätte, mit ihrer schönen Inschrift: Felicitati publicae non diu, sed totus. Von dem alten Kloster sind noch eine ziemlich hübsche Kirche und sieben stationenweise unter die grosen Bäume des Thales verstreute Kapellen übrig, zu denen man noch an den Marientagen wallfahrtet. Ueber ihren spitzen Thürmen erhebt sich bis zu den stolzen Ruinen des alten Schlosses Passy ein reiches und prächtiges Amphitheater von dichtbelaubten Bergen, von deren Gipfel man die prächtigste Aussicht genießt. Rechts, wo die Karpathen sich abdachen, überschaut man das ganze Oesterreich bis zu den steierischen Gebirgen: links das ganze Ungarn, bis an die Berge von Ofen.

Das Innere des zum Schlosse umgeschaffenen Klosters ist nicht minder merkwürdig als seine Umgebung. Man hat die ursprüngliche Gestalt und selbst die bauliche innere Einrichtung beibehalten. Es sind noch die langen, gewölbten Gallerieen, mit den spitzbogigen Thüren der Zellen: nur sieht man überall, daß die Bewohner aufgehört haben, fromme Müßiggänger zu seyn. In der Vorhalle hängen Fahnen, Trophäen, Rüstungen; die Hauptgallerie ist durchweg verziert mit ausgestopften Adlern und Geiern, zerschossenen Scheiben, Geweihen von Hirschen, Damhirschen, Rehen und Gemsen. Ein Zimmer ist ganz voll alter und neuer Waffen gehängt, von der schweren Arquebuse bis zum Terzerol; ein anderes, das Kaffeezimmer, enthält eine reiche Auswahl von Pfeifen — ich habe deren über achzig gezählt. Hier findet man eine schöne Sammlung pariser Kupferstiche, die mehr nach dem Boudoir als nach der Sakristei aussehen; dort eine zahlreiche englische, französische und deutsche Bibliothek. Das Meublement zeigt denselben Geschmack; aus dem Bette steigt man auf Bären- und Leopardenfelle. Alles bis auf das Wappen, das über der Façade ausgehauen ist und im Inneren wiederkehrt, Alles athmet Thätigkeit und Krieg. Das Wappen ist merkwürdig; es stellt einen Türkenkopf vor, dem ein Rabe die Augen aushackt. Ein Vorfahr des Fürsten eroberte Raab von den Türken im Jahre 1614 und erhielt dafür vom Kaiser Mathias, was man in der Heraldik ein redendes Wappen nennt.

Die Hirschjagd, welche mich nach Ungarn geführt hatte, geschieht hier auf verschiedene Weise. Zu Pferde würde sie sehr schwierig seyn, bei den oft steilen Abhängen und tiefen Thälern. Eben so wenig kennt man die harmonische Musik des Waldhorns und das Gebell der Meute. Man sucht deshalb das Terrain mit kleinen Hunden ab, die nicht größer sind, als die englischen beagles, und das Wildpret nicht weiter führen, als ihre kleine Stimme reicht. Ferner macht man Treibjagden wie überall anderwärts. Die gewöhnlichste und sicherste Jagd aber ist auch zugleich die einfachste, die man sich denken kann. Ohne Begleiter, selbst ohne Hund, geht man allein den Hirsch aufsuchen. Oft findet man ihn im Lager, ein andermal verfolgt man seine Fährte im Schnee oder auf dem feuchten Boden; gewöhnlich aber erblickt man ihn von weitem und braucht sich nur auf Schußweite zu nähern. Diese Jagd ist, wie man sieht, leicht, doch bedarf es Kenntniß der Gegend und der Eigenthümlichkeit des Wildes; sie erfordert scharfe Augen, beständige Wachsamkeit, Geduld, Kaltblütigkeit, kurz, wie das Sprüchwort sagt, Augen offen, Mund zu.

Der Fürst hatte mir aus seiner Dienerschaft einen vortrefflichen Führer gegeben, einen Mann von herkulischer Gestalt und ehrlichem Gesichte. Er war früher Wildschütz gewesen, und der Fürst hatte ihn in seinen Dienst genommen, weil er auf andere Weise sein Wild nicht gegen ihn zu schützen wußte.

Nun war er der Schrecken seiner alten Genossen und auf seinem Platze ein vortrefflicher Jäger. Ungeachtet seines schweren Ganges und seiner stets brennenden Pfeife, diente er mir als der herrlichste Lehrer.

Es war noch hoch am Tage, als wir in Marienthal ankamen, und ich versuchte alsbald meinen ersten Feldzug. Ich schoß selbst auf einen Hirsch, den mein Führer an seinem röthlichen Schein durch die dichten braunen Stämme bemerkte. Ein böser Dämon aber lenkte meine Kugel gerade in einen Baum, der das Thier unmittelbar bedeckte. Der Fürst, der nach einem anderen Schlage gegangen war, war eben nicht glücklicher gewesen als ich. Beim Abendessen, wo wir wieder zusammentrafen, sagte er zu mir: „Ich würde Ihnen freilich rathen, lieber des Morgens zu gehen, aber da ziehen Sie wohl vor, zu schlafen!" Als echten Pariser hielt er mich nämlich für einen Sonntagsjäger. Das verdroß mich beinahe. „Gut", sagte ich, „morgen früh auf den Anstand"; und sogleich gab er die nöthigen Befehle.

Nach einer interessanten Lektüre lag ich eben im ersten Schlafe, als Piotr, mein Führer, eintrat und mich weckte. Es war ein Uhr. Schlaftrunken folgte ich ihm. Als wir aus dem Park traten und unsere Laterne verlosch, befanden wir uns in ägyptischer Finsterniß; man sah keine Hand vor den Augen. Bei einer Schiefergrube vorüber, in der die armen Leute bereits arbeiteten, gelangten wir in eine enge Schlucht, in welcher ein Waldbach uns leitete. Andere seitwärts zuströmende Bächlein durchwatete ich, über den grosen trug mich mein Führer. Ich hätte zwar sonst wegen des Wassers wenig Umstände gemacht, aber diesmal schmerzte mich mein Schienbein zu sehr, an das ich mich Tages vorher heftig gestoßen hatte, als ich im Eifer nach dem verfehlten Hirsche rannte.

(Schluß folgt.)

Ueber das Accentuiren in der französischen Sprache.

Mit Vergnügen haben wir eine kleine, in Nr. 119 dieses Magazins lobend erwähnte Schrift von P. Ackermann: Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification — gelesen, weil sie ein Beitrag mehr ist für die Wahrnehmung des neuerlich bemerklichen Strebens einzelner französischer Literaten, den Mangel gründlichen Wissens in Frankreich, selbst in den Elementen der Sprache, nicht nur offen darzulegen, sondern ihm auch möglichst abzuhelfen. Erstaunen müssen allerdings dabei alle diejenigen, welche noch keine Ahnung haben von der gänzlichen Unbekanntschaft, sogar der gepriesensten neuesten französischen Literaten, mit den linguistischen und metrischen Grundlagen und von der edlen Sorglosigkeit, mit der sie grossentheils ihr Idiom handhaben.

Indem der Verf. von dem Ursprunge, Wesen und Zweck des Accents überhaupt (nicht der Accente) handelt, berührt er leichthin eine der tiefsten Wunden des französischen geselligen Zustandes, nämlich den Mangel des Accentuirens, und zeigt, wie aus den einzelnen Bestandtheilen des Volkes, und namentlich aus denen der Hauptstadt, die organischen Modificationen der Sprache hervorgehen. Paris übt hierin gewiß eine größere Einwirkung auf das ganze Land, als irgend eine Hauptstadt in der Welt. Der Verf. erwähnt in dieser Beziehung d'Olivet's Ausspruch: daß die Maxime „que pour bien parler français il ne faut point avoir d'accent" — ohne Zweifel nichts Anderes habe sagen wollen (wie es auch die Académie verstehe) als: daß man keinen Provinzial-Accent haben müsse; und indem der Verf. sich dieser Auslegung anschließt, begnügt er sich mit dem gewiß an sich sehr richtigen Urtheil: daß, „sous peine de très mal parler ou même de pas parler du tout", man accentuiren müsse!

Allein wir würden uns einer angenehmen Täuschung hingeben (wie es auch wohl der Abbé d'Olivet gethan), wenn wir annehmen wollten: daß jene Maxime in der That nichts weiter gewollt, als die Provinzial-Accente verdammen. Keinesweges! Es war in der That Maxime bei den Ton-

angebern der französischen Gesellschaft, in der glänzendsten Periode ihrer älteren Literatur, nicht zu accentuiren. Darum ereiferte sich Grétry (in seinen Mémoires ou essais sur la musique) so sehr: „que de nos jours la langue de courtisans n'est presque point accentuée" — eine Sitte, die allerdings die Bequemlichkeit darbietet, den schwierigsten Theil der Grammatik, d. h. die Quantität der Worte und Sylben, zu beseitigen. Darum kämpfte Port-Royal (in seiner Grammaire commentée par Duclos) so lebhaft für den Accent; mit ihm der scharfsinnige Chevalier Jaucourt; und Rousseau widmet in seinem Dictionaire de musique diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit. Am glücklichsten vielleicht erörterte Marmontel denselben (in seiner Poetik).

Aber leider ist es allen diesen Sprachforschern nicht gelungen, das Uebel mit dem Keime auszurotten! Noch heute wuchert er in der sogenannten bonne compagnie und haute volée, im faubourg St. Germain, ja in den Salons des höheren Bürgerstandes. Allerdings hört man in der Deputirten-Kammer, in den Plaidoyers, in den akademischen Reden und im Théâtre français mehrentheils eine wahrhafte Accentuation, aber vergebens sucht man eine schöne und seelenvolle Sprache in den höchsten Gesellschaften, wo es noch immer zum guten Ton gehört, keinen Accent hören zu lassen und so unverständlich zu sprechen, daß man nur eine Art von wässerigem „gogueliage" vernimmt.

Daher ist es denn auch noch heute nützlich, mit Cicero und Grétry zu wiederholen: „est in dicendo etiam quidam cantus" und: „la parole est un bruit où le chant est renfermé." Und wie wahr und schön sagt Rousseau: „il faut allumer en son propre coeur le feu qu'on veut porter dans celui des autres!" und Grétry: „l'accent du langage suit les moeurs: il doit être faux, factice, grimacier, par les hommes corrompus — mais que la nature se soit reservé le coeur d'un seul homme — celui-là trouvera les vrais accents!" —

Wir wünschten, daß der Verf., welcher dem Gegenstande vollkommen gewachsen zu seyn scheint, in der (von ihm verheißenen) Fortsetzung seines Werks, oder bei einer anderen Veranlassung, es sich zur Aufgabe machen möge, dem noch so tief wuchernden Unkraut an die Wurzel zu greifen. Gutta cavat lapidem etc.

v. Grunenthal.

Nord-Amerika.

Der Zweikampf im Finstern.

(Schluß.)

Einer unserer Freunde, der hinausgegangen war, um den Zustand des Himmels zu beobachten, trat in diesem Augenblick wieder ein und erklärte: „Meine Herren, das Duell ist in freier Luft unmöglich, es gießt in Strömen." Der Oberst ballte bei diesen Worten die Faust, als wenn er den Himmel bedrohte. Der Doktor, der in diesem Moment noch immer Ruhe genug hatte, um sich seines Griechisch zu erinnern, sagte uns nachher, daß er ihn an den wüthenden Ajax bei Homer erinnert hätte, der den Jupiter anredet: „Kämpfe für die Troer, aber gieb uns das Tageslicht wieder."

Dem Major schien nicht weniger ein Strich durch die Rechnung gemacht, als dem Oberst. „Diese Hartnäckigkeit des Himmels erinnert mich daran", sagte er, „daß wir uns einmal im Foyer eines Theaters geschlagen. Und weiß Gott, es war in Neu-Orleans. Warum sollte das Duell nicht hier eben so gut statthaben?" — „„In diesem Saale niemals““, sagte Herr Gaveston. — „Aber Sie haben da oben unter dem Dach einen großen Heuboden", sagte der Major. — „„Er steht Ihnen zu Diensten.““ — „Also hinauf", sagte der Oberst. Ich nahm Herrn Gaveston bei Seite: „Wollen Sie denn zugeben", sagte ich ihm, „daß Ihr Haus der Schauplatz eines Mordes wird? Sie sehen wohl, diese Banditen sind ihrer Sache sicher, und der Doktor hat mir so eben gestanden, daß er sich weder auf den Degen noch auf die Pistole besonders versteht." — „„Nun gut““, entgegnete Herr Gaveston, „„man muß die gegenseitigen Möglichkeiten gleich machen. Warten Sie, ich will sie wohl noch in Verlegenheit bringen. Meine Herren““, fügte er lauter hinzu, „„einen Augenblick! Weil denn diese Herren durchaus der Sache ein Ende machen wollen, so willige ich nur unter der Bedingung ein, meinen Boden herzugeben, wenn Sie selbst damit einverstanden sind, sich dort ohne Zeugen und ohne Licht, nackt, wie Adam, ehe er vom Apfel gegessen, zu begegnen; jede Hand mit einer Pistole bewaffnet und überdies noch ein Messer zwischen den Zähnen; man wird Sie auf den Kampfplatz führen, hinter Ihnen die Thür abschließen und drei Minuten nachher das Zeichen geben.““

„Die Idee ist originell", bemerkte der Doktor, dem jeder Vorschlag zu gefallen schien. — „„Sie ist nicht von mir, ich habe einmal einen Reisenden ein ähnliches Duell erzählen hören.““ — „Was meint der Oberst dazu?" fragte der Doktor. — „„Ich meine““, erwiederte der, „„daß dieses Blindekuhspiel mir fast wie ein Späßchen aussieht: Ihre Freunde suchen Zeit zu gewinnen, und nach dem anscheinenden Einverständniß dieser Herren zu urtheilen, sehe ich, daß hier eine Verschwörung gegen mich stattgefunden hat. Desto besser! Wenn ich mir mit diesem jungen Menschen die Hand wieder erst ein Bischen eingeübt habe, so hoffe ich noch bis zu einem halben Dutzend zu kommen.““ Es war Keiner unter uns, der bei diesen Worten sich nicht schon im voraus mit dem schrecklichen Duellanten auf dem Kampfplatz gesehen hätte; aber nach einem ersten Zittern des Schreckens waren es gerade die Furchtsamsten, die zuerst laut wurden. Da der Vorschlag Gaveston's, so seltsam er war, uns als der einzige erschien, der dem Doktor irgend eine Aussicht auf Erfolg verschaffen konnte, hörte man nur Einen Ruf, er müsse angenommen werden. „Der Oberst zögert", murmelte eine Stimme, die aus dem dunkelsten Winkel des Saales kam. Das war ein entscheidendes Wort, denn der Oberst zögerte nicht mehr. „Major", sagte er, „Alles .... eher als bis morgen warten." Unser Gastwirth stieg zuerst auf den Boden hinauf und kam wieder herunter, nachdem er den Raum in Ordnung gebracht, das heißt, die wenigen Möbel, die sich etwa da noch vorfinden mochten, fortgebracht und die Fenster geschlossen hatte. „Meine Herren", sagte er, „Alles ist bereit." Wir begleiteten den Oberst und den Doktor bis an die Thür, dort entkleideten sie sich, traten zu gleicher Zeit bewaffnet, wie es der Herr Gaveston vorgeschlagen hatte, ein, und hinter ihnen wurde die Thür geschlossen. Während der drei Minuten, die bis zum Signal verflossen, zeigte sich der amerikanische Charakter, denn der Major, der bei diesem Drama nicht ganz theilnahmlos bleiben wollte, schlug eine Wette von 500 Dollars vor, und es fanden sich fünf Personen, die gemeinschaftlich die Gegenpart halten wollten. Gaveston hatte unabläßig auf seine Uhr geblickt, und als die drei Minuten vorbei waren, löschte er alle Lichter auf der Treppe aus, damit nicht etwa ein Strahl in den Boden dränge, und schlug dreimal an die Thür, das verabredete Zeichen. Ein feierliches Schweigen trat ein. Jeder erwartete begierig die erste Explosion, die den Anfang des Kampfes ankündigen sollte. Aber vergebens horchten wir fünf Minuten lang, zehn Minuten, zwanzig Minuten, nicht das geringste Geräusch ließ sich hören. Unsere Beängstigung war auf den höchsten Grad gestiegen, als endlich nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde ein Pistol abgefeuert wurde. Obgleich unser Ohr auf diese Explosion vorbereitet war, ließ sie uns doch erbeben, als wenn die Kugel uns Alle hätte erreichen können. Der ersten Explosion folgte der Wiederhall eines beeilten Schrittes, ein zweiter Schuß .... dann das Geräusch zweier sich kreuzenden Messerklingen, endlich ein, aber kurzes, Ringen Körper an Körper, das mit einer Rückkehr des Schweigens endete.

„Es ist aus", sagte der Major halblaut, „ich verdoppele die Wette." Ehe die anderen Wetter sich berathen hatten, um ihm zu antworten, hörte man einen dritten Knall, dem gleich darauf ein vierter folgte: noch einmal kreuzten sich die Messer, der Konflikt zog sich diesmal mehr in die Länge. Aber endlich ward das Aneinanderstoßen der Klingen weniger häufig, das Geklirr schwächer: ein Körper stürzte mit einem schweren Falle auf den Boden ..... Noch einen Augenblick, und wir unterschieden einen zweiten Fall. „Man muß die Thür öffnen", sagte der Major. Dieser Vorschlag wurde von den anderen Wettern zurückgewiesen, welche sagten, daß, wenn der Kampf noch nicht zu Ende wäre, der geschickteste der beiden Gegner das eindringende Licht benutzen könnte, um dem Anderen das Garaus zu machen. Wenn ich mich recht erinnere, brachten wir noch etwa zwanzig Minuten zu, um mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu horchen; aber wir hörten Nichts mehr. Nachdem Herr Gaveston die Lampe auf der Treppe angezündet und Einem von uns eine Fackel in die Hand gegeben, öffnete er die Thür. Wir stürzten Alle auf einmal in den Bodenraum hinein. In einem der Winkel, fast gegen die Mauer gedrückt, sahen wir einen Haufen von etwas Rothem .... Es waren die beiden Körper, wund gestoßen, verstümmelt, blutig, einer auf dem anderen. Man hob sie auf, und ein unwillkürliches Beifalls-Gemurmel entstand, als wir entdeckten, daß der Oberst unten lag.

Aber war er todt? Er war es! So wie dies eine ausgemachte Sache war, begnügte sich die allgemeine Zufriedenheit nicht mehr mit einem leisen Gemurmel .... sie brach in ziemlich deutliche Worte aus und ward vollkommen, als wir hoffen konnten, daß der Sieger noch lebte. Man brachte ihn sogleich in das Zimmer des Herrn Gaveston, wo er durch Riechen an Salz wieder zur Besinnung kam. Man brachte ihn mit Vorsicht zwischen den feinsten Linnen des Wirthshauses zur Ruhe, wusch ihn mit warmem Wasser, und sein alter Kollege, der gerufen wurde, verband ihn nach den Regeln der Kunst .... O, er litt lange, aber seine Wunden vernarbten alle, und gänzlich wiederhergestellt, hörte er sich den Befreier der Gegend nennen. Was den Major betrifft, der dem Oberst wie ein Schatten nachfolgte, so wartete er nicht einmal, bis der Leichnam seines Unzertrennlichen beerdigt wurde, um zu verschwinden, indem er seine letzte Wette zu bezahlen vergaß.

„Und der Doktor Macpherson", fragte ich, „wohnt noch immer in Florida?" — „„Ja wohl, und seine Wohnung ist nicht weit von hier; ich bin sicher, daß er mit Vergnügen einen Schotten aufnehmen würde, wenn Sie ihn vielleicht zu besuchen wünschten.““ Den folgenden Tag ließ ich mich, ermuthigt durch die Hoffnung auf einen guten Empfang, zum Doktor führen. Kaum war ich angemeldet, als mein Titel eines Schotten mir wirklich einen recht herzlichen Händedruck erwarb. „Gewiß", sagte mir Herr Macpherson, „ich liebe Schottland als das Vaterland meines Großvaters, und noch andere Bande haben gerade hier in Florida mich an dasselbe gefesselt, ohne der Erinnerungen zu gedenken, die ich aus meinem Studentenleben mitgebracht." — „„Ich verbarg ihm nicht, daß die Geschichte eines außerordentlichen Zweikampfes mich zuerst begierig gemacht hätte, ihn zu sehen.““ — „Ah!" sagte er lächelnd, „man hat Ihnen diese Geschichte erzählt? Nicht wahr, es war recht unbesonnen von mir, mein Leben aufs Spiel zu setzen, um einen Menschen zu tödten, der so recht dazu gemacht schien, mir Kunden zuzubringen. Aber ich war ein junger Narr, eifersüchtig auf die Romanhelden und von dem Ruhme träumend, die Riesen und Wehrwölfe zusammenzuhauen. Glücklicherweise wandten sich die Dinge zum Guten; der Tod dieses Meuchelmörders machte mir einen Namen, den die beste chirurgische Operation mir nicht verschafft hätte." — „„Wollten Sie mir erlauben, Doktor““, sagte ich zu ihm, „„Sie um die Einzelnheiten dieses Kampfes zu bitten, von dem man mir nur den Ausgang erzählt hat?““ — „Sehr gern; ich hatte während der

drei Monate, die ich das Bett hüten mußte, Zeit genug, sie meinem Gedächtniß einzuprägen, da ich keine Muskel rühren konnte, ohne die heftigsten Schmerzen zu empfinden, so viel Messerstiche hatte ich empfangen, so sehr war ich von den konvulsivischen Umklammerungen meines Gegners gequetscht und gestoßen worden. Sehen Sie, da sind noch einige Zeugen dieses teuflischen Kampfes", und indem er mir seine Brust zeigte, fing der Doktor eine Erzählung an, die ich hier so gut als möglich wiederzugeben versuchen will.

„Als die Thür geschlossen wurde, fanden wir uns in die dichteste Finsterniß eingehüllt. Ich weiß nicht, wie es dem Oberst ging. Aber mir wenigstens schien diese Finsterniß einige Augenblicke lang alle Sinne zu benehmen und wie auf meinen Augen zu liegen. Und doch hatte ich nur drei Minuten, mich zu sammeln, zu orientiren und eine Stellung einzunehmen. Mein erster Gedanke war, mich in eine richtige Entfernung von meinem Gegner zu bringen, und ohne daß er mir folgen oder die Richtung, die ich genommen, errathen könnte, wollte ich einen Winkel zu erreichen suchen, von dem aus, gegen die Mauer gestützt, ich selbst seine Bewegungen erspähen, ihn vermeiden und meinen Angriff leiten könnte. Von innen und von außen gleiches Schweigen. Ich hielt meinen Athem zurück und schlich auf den Zehenspitzen so leise, daß ich selbst meine Schritte nicht hörte. Mochte nun der Oberst einen gleichen Gedanken gehabt oder mochte er den meinigen vermuthen, ich hatte nicht so bald den Widerstand der Mauer gefühlt, als, einen Augenblick stillstehend, um zu horchen, ich das Geräusch seines Athmens erkannte ... er mußte mir auf den Fersen seyn. Mit verdoppelter Vorsicht und demselben Schweigen wandte ich mich nach einer anderen Seite, indem ich jeden Augenblick erwartete, daß wir uns zur Rechten oder Linken begegnen würden, bald zusammenduckend, um dem bevorstehenden Kampfe zu entgehen, bald mich darauf vorbereitend, den Angriff zu beginnen. Die ersten funfzehn Minuten verflossen vielleicht mit diesen Manövern, bis endlich, gegen die Mauer lehnend, ich beschloß, keinen Schritt mehr zu thun, ehe ich nicht über die Annäherung oder Stellung meines Feindes im Klaren wäre. Ich sagte mir, daß Unbeweglichkeit meine beste Taktik wäre, weil der Oberst, aufgeregter als ich, nothgedrungen sich zuerst verrathen müßte; aber ich hatte gut horchen, ich hörte Nichts. Der Oberst hatte also dieselbe Berechnung gemacht.

„Nach und nach bemerkte ich, daß meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Ich ließ sie rasch nach allen Seiten umhergehen, als ich plötzlich Etwas, wie zwei Hyänenaugen, die auf eine Beute lauerten, leuchten sah. Es waren die Augen des Obersten, die die Wuth vielleicht erglühen machte. Sogleich gab ich Feuer, und der Schein desselben zeigte mir alsbald den Oberst, den Arm gegen mich ausgestreckt und seinerseits Feuer gebend; wir verfehlten uns, aber stürzten zu gleicher Zeit Einer auf den Anderen los, und die losgefeuerte Pistole durch das Messer ersetzend, stießen wir gegen einander. Ich begriff, daß er mich in seine Arme zu bekommen suchte; aber es gelang mir, ihm zu entgehen, und so fanden wir uns von neuem getrennt, von neuem unbeweglich, von neuem ganz Aufmerksamkeit, um uns zu entdecken. Wahrscheinlich hörte er mich athmen oder eine Bewegung machen, denn er feuerte seine zweite Pistole ab, deren Kugel mir die Schulter streifte, und fast zu gleicher Zeit mit seiner Kugel war er auch schon auf mir, so nahe war er schon, ehe er feuerte, oder so rasch war sein Sprung. Ich hütete mich wohl, meinen zweiten Schuß preiszugeben; ich nahm mit dem Messer eine lauernde Stellung an, da mein Zweck war, nicht Körper an Körper zu ringen, sondern seine Stöße zu pariren, bis ich so gewiß war, als man es irgend in der tiefen Finsterniß seyn konnte, meinen zweiten Schuß in Treffweite abzufeuern. Ich zog mich also zurück, während wir noch immer unsere Klingen kreuzten, sobald wir uns, bald mitten auf dem Schlachtfeld, bald gegen die Mauer hin, begegneten, an die wir uns denn zuletzt gegenseitig mit Heftigkeit warfen. Jetzt gelang es dem Oberst, mich in einen seiner Arme zu fassen; da ich nicht anders konnte und das ganze Gewicht seiner Umklammerung fühlte, feuerte ich endlich meine zweite Pistole ab, deren Kugel ihm in den Unterleib drang ... Er fuhr noch immer fort, mit dem Messer zu plänkeln; aber nach und nach schien es mir, daß er seine letzten Stöße mit weniger Stärke beibrachte, und plötzlich fiel er hin, mich mit sich ziehend .... Ich hatte diesen Fall erwartet, und mein ganzer Widerstand war darauf berechnet, in diesem gemeinsamen Falle nicht zuunterst zu liegen zu kommen; es gelang mir, und ich konnte ihm einen Stoß ins Herz versetzen, ehe er mich gänzlich erdrosselt hatte, denn seine beiden Hände hatten mir die Gurgel fast gänzlich zugeschnürt. Es war Zeit! eben so sehr durch meine Anstrengungen, als durch das Blut, das ich verlor, erschöpft, glaubte ich, zugleich mit meinem Gegner meinen letzten Seufzer auszuhauchen .... der Himmel wollte, daß ich nur ohnmächtig war; und da sitze ich denn, zwanzig Jahre später, und erzähle einem Landsmann dieses schreckliche Abenteuer." (Frazer's Magazine.)

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Dramen und Schauspieler.** Unter dieser Ueberschrift bringt die Foreign Quarterly Review einen Artikel, der von dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Bühne eine ziemlich vollständige Uebersicht giebt, jedoch augenscheinlich aus einer deutschen Feder (vielleicht aus der des Prof. O. L. B. Wolff in Jena) geflossen ist. Es wird natürlich Klage geführt über den Verfall des deutschen Drama's und der deutschen Schauspielkunst, der dem Mangel einer Centralhauptstadt, von welcher Norm und Geschmack für die Bühne ausgehen und festgestellt werden, demnächst aber auch der strengen Censur, den geringen Bühnen-Honoraren und dem Umstande beigemessen wird, daß die Leitung der Hofbühnen nicht mehr Männern von Fach, sondern Hofleuten anvertraut sey. Plausibel scheinen die Gründe allerdings, aber stichhaltig sind sie nicht; denn als Lessing, Goethe und Schiller unsere Bühne gründeten und bereicherten, gab es eben so wenig wie jetzt eine Centralhauptstadt in Deutschland, war man, was die Censur betrifft, eben auch nicht allzuliberal und zahlte man noch geringere Bühnen-Honorare, als zu unserer Zeit, in der doch die deutschen Regierungen das Eigenthumsrecht der Bühnendichter und Komponisten anerkannt haben. Und was endlich die Hofleute an der Spitze der Hofbühnen betrifft, so wird das Burgtheater in Wien von dem ehemaligen hannoverschen Theaterdirektor Franz von Holbein und das Hoftheater in Berlin von Herrn von Küstner geleitet, der bekanntlich ebenfalls ein Mann vom Fach ist. Also diese Gründe können es nicht seyn, denen der Verfall des deutschen Theaters zuzuschreiben ist; ja wenn eine Centralhauptstadt so viel zur Normirung und Beförderung des Bühnengeschmackes beitrüge, so müßte es wenigstens in England, für welches jener Artikel geschrieben ist, daran nicht fehlen, und doch giebt es weder in London eine ausgezeichnete Bühne, noch in England einen lebenden Theaterdichter, dessen Leistungen über diejenigen unserer Raupach, Halm, Gutzkow, Holtei ꝛc. zu stellen wären. Kömmt nun dazu, daß wir auch auf der französischen Bühne, aller Anstrengungen einiger neueren Dichter und Mimen ungeachtet, nur im Lustspiel Ausgezeichnetes produziren sehen, so müssen wir wohl annehmen, daß die Zeit dem höheren Drama überhaupt nicht günstig sey, und daß wir erst von einer Epoche, die sich weniger als die unsrige mit ihrer politischen Regeneration beschäftigt, die Rückkehr des poetischen Genius erwarten dürfen, der sich mit Liebe dem Theater hingiebt und dem dann auch die ausgezeichneten Bühnenkünstler auf dem Fuß zu folgen pflegen.

Bibliographie.*)

England.

J. S. Mill A system of logic, ratiocinative and inductive, being a connected view of the principles of evidence, and the methods of scientific investigation. 2 vol. 8. London. 1 l. 10 s.

Eusebii Pamphili evangelicae praeparationis libri XV. Ad codices manuscriptos recensuit T. Gaisford. Accedunt F. Vigeri versio Latina et notae, et L. C. Valckenaerii diatribe de Aristobulo. 4 vol. 8. Oxonii. 2 l. 2 s.

R. Weaver Complete view of Puseyism; exhibiting, from its own writings, its twenty-two tenets, with a careful refutation of each tenet. 8. London. 5 s. — Nachdem Pusey immer kritischer, besonders in der kürzlich dem Druck übergebenen Predigt: The holy eucharist a comfort to the penitent, mit seinen An- und Absichten hervorgetreten, hat man ihn seiner Professur entsetzt; worauf derselbe Oxford verlassen. — Ueber die in Oxford erscheinende Library of Anglo-Catholic theology gelegentlich.

J. T. Pratt Collection of all the statutes in force respecting the relief and regulation of the poor; with notes and references. 2. edit. 8. London. 15 s.

Memoir of the life, writings, and mechanical inventions of E. Cartwright (geb. 1743, gest. 1824; Erfinder der Webemaschine, nebenbei auch Dichter). 12. London. 10 s. 6 d.

J. A. Ransome The implements of agriculture. gr. 8. London. 9 s.

W. L. Tizard The theory and practice of brewing illustrated. 8. London. 1 l. 5 s.

J. Hastings Pulmonary consumption successfully treated with naphtha. 8. London. 3 s.

H. Kennedy Some account of the epidemic of scarlatina which prevailed in Dublin from 1834 to 1842 inclusive; with observations. 8. Dublin. 4 s. 6 d.

W. J. Little On ankylosis, or stiff joint: a practical treatise on contractions and deformities resulting from diseases of the joints. 8. mit Holzschn. London. 8 s. 6 d.

W. Jardine and P. J. Selby Illustrations of ornithology. Vol. 4. 4. mit 33 kolor. Kpft. London. 2 l. 10 s.

R. T. Lowe History of the fishes of Madeira. With original figures from nature of all the species, by C. E. C. Norton and M. Young. No. 1. gr. 8. mit 5 Kpft. London. Schwarz 2 s. 6 d.; kolor. 5 s. Quartausgabe 5 s. u. 7 s. 6 d.

T. Simpson Narrative of the discoveries on the north coast of America effected by the officers of the Hudson's Bay Company during the years 1836—9. 8. mit 1 Karte. London. 14 s. — Dies Werk tritt den Werken von Parry, Fisher, Beechey, Ross, Franklin, Richardson, Back u. anderen arktischen Reisenden würdig an die Seite.

J. W. Bennett Ceylon and its capabilities: an account of its natural resources, indigenous productions, and commercial facilities. gr. 4. mit Kpf. London. 3 l. 3 s.

Isenberg and Krapf Journals; detailing their proceedings in the kingdom of Shoa, and journey in other parts of Abyssinia, in the years 1839—42: to which is prefixed, a geographical memoir of Abyssinia and south-eastern Africa, by J. M'Queen. 8. mit 2 Kart. London. 12 s. — Vergl. Mag. 1842. Nr. 63.

J. M. Phillippo Jamaica; its past and present state. 8. London. 8 s. 6 d. — Der Verf. lebte 20 Jahre als Missionair auf jener Insel.

F. Arundale and J. Bonomi Gallery of antiquities selected from the British Museum. With descriptions by S. Birch. Part 2 (Schluß des 1. Bandes). 4. London. 1 l.

J. Forbes A double grammar of English and Gaelic. 12. Edinburgh. 4 s.

A collection of pieces in the dialect of Zummerset. Edited by J. O. Halliwell. 8. London. 2 s. — Die von Wright u. Halliwell gemeinschaftlich herausgegebenen Reliquiae antiquae sind mit dem kürzlich fertig gewordenen 2. Bande geschlossen. In diesen Reliquiae antiquae. Scraps from ancient manuscripts, illustrating chiefly early English literature and the English language. Edited by T. Wright and J. O. Halliwell (2 vol. Lond. 1841—43. 8.) findet man auch Mehreres in angelsächsischer Sprache.

Unter den neueren englischen Grammatikern hat insbesondere R. G. Latham (Prof. am University College in London) Anerkennung gefunden. Neben seiner größeren Grammatik (The English language. Lond. 1841. 8.) hat derselbe jetzt An elementary English grammar. 12. Lond. 4 s 6 d., herausgegeben.

D. R. Hay Proportion; or, the geometric principle of beauty analysed. gr. 4. mit 17 Kpft. Edinburgh. 1 l. 5 s.

Transactions of the Royal Society of Literature of the united kingdom. 2. series. Vol. 1. 8. London. 12 s. — Diese Gesellschaft besteht seit dem J. 1821. Vol. 1—3 ihrer Transactions erschienen London 1827—39. 4. Der Band ist sehr reich an griechischen Inschriften.

Von dem neuen Portfolio (The Portfolio. 8. Lond.), mit derselben Tendenz, wie das in d. J. 1836 u. f. erschienene, der Mittheilung nämlich wichtiger (auch geheimer) diplomatischer Aktenstücke, sind bis jetzt 3 Nummern heraus, à 1 u. 2 s.

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Montag den 16. Oktober 1843.

Frankreich.

Hector Berlioz in Berlin.

Unter der Ueberschrift: „Musikalische Reise in Deutschland" hat Herr H. Berlioz im Feuilleton des Journal des Débats eine Reihe von Briefen über seine vorjährige Kunstreise mitgetheilt, auf der er bekanntlich seine Compositionen, von denen er sich in Deutschland einen größeren Erfolg noch als in Frankreich versprach, hat aufführen lassen. Nachdem er in sechs Briefen seinen Aufenthalt in Frankfurt a. M., Mannheim, Stuttgart, Weimar, Leipzig, Dresden, Braunschweig und Hamburg geschildert, kömmt er in seinem neuesten (siebenten) Briefe auf Berlin. Jedes dieser Schreiben hatte einen anderen Adressaten — das über Hamburg z. B. war an H. Heine gerichtet —; das über Berlin wendet sich an Dlle. Louise Bertin, die Tochter des kürzlich verstorbenen Begründers des Journal des Débats, welche selber Komponistin ist und unter Anderem eine Oper „Esmeralda" (nach Victor Hugo's Notre-Dame de Paris, von H. Blaze) in Musik gesetzt hat. An diese mit der Kunst sowohl als mit der Literatur — namentlich auch der deutschen — vertraute Dame schreibt nun Herr Berlioz:

„Zuvörderst, mein Fräulein, muß ich für das Schreiben, das ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu richten, Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen; ich bin nämlich gerade jetzt in einer Gemüthsstimmung, die nicht eben die liebenswürdigste ist. Ein Anfall von schwarzer Philosophie hat mich seit einigen Tagen ergriffen, und Gott weiß, zu welchen düsteren Ideen, zu welchen abgeschmackten Urtheilen, zu welchen seltsamen Berichten ich dadurch verleitet werde — falls er anhält. Sie wissen vielleicht noch nicht recht, was unter schwarzer Philosophie zu verstehen sey? Sie ist das Gegentheil der weißen Magie *), nicht mehr und nicht weniger.

Durch die weiße Magie gelangt man dahin, wahrzusagen, daß Victor Hugo ein großer Dichter ist; daß Beethoven ein großer Musiker war; daß Sie zugleich und im höchsten Grade Musikerin und Dichterin sind; daß Janin ein Mann von Geist ist; daß, wenn eine gut ausgeführte treffliche Oper durchfällt, das Publikum nichts davon verstanden **); daß, wenn sie Glück macht, das Publikum auch nicht mehr davon versteht; daß das Schöne selten ist, das Seltene aber nicht immer schön; daß die Gründe des Stärkeren die besten sind; daß Abd-el-Kader Unrecht hat und O'Connell auch; daß die Araber entschieden Franzosen sind; daß die friedliche Agitation eine Bettise ist, und zur Entscheidung anderer eben so verwickelter Fragen.

Durch die schwarze Philosophie dagegen wird man veranlaßt, Alles zu bezweifeln und über Alles sich zu verwundern; die anmuthigen Bilder verkehrt und die widerwärtigen im wahren Lichte zu sehen; man murrt unaufhörlich, man verlästert das Leben, man verwünscht den Tod; man ärgert sich wie Hamlet darüber, daß die Asche Cäsar's dazu dienen könne, „eine Wand zu verkleben"; man würde sich noch mehr ärgern, wenn die Asche der Lumpe allein gut zu diesem Zwecke wäre; man beklagt den „armen Yorick", nicht einmal mehr lachen zu können über das Grinsen des eigenen Schädels, und man wirft diesen voll Abscheu und Ekel fort; oder man trägt ihn auch heim, zersägt ihn, macht einen Humpen daraus, und der arme Yorick, der nicht mehr trinken kann, dient dazu, den Durst der Rheinwein-Liebhaber zu löschen, die sich über ihn lustig machen. ***)

Demnach würde ich in Ihrer Zurückgezogenheit zu Roches, wo Sie Ihren tiefen Gedanken still nachhängen, in dieser Zeit der schwarzen Philosophie nur eine Unzufriedenheit und Langeweile zum Sterben empfinden. Hießen Sie mich einen schönen Sonnen-Untergang bewundern, so würde ich im Stande seyn, ihm die Gasbeleuchtung der Elysäischen Felder vorzuziehen; zeigten Sie mir auf dem See Ihre Schwäne und deren elegante Formen, so würde ich Ihnen sagen: der Schwan ist ein närrisches Thier, er denkt an nichts als Untertauchen und Essen, sein Gesang ist ein bloßes heiseres Schrillen; wenn Sie, an das Pianoforte sich setzend, mir einige schöne Stellen Ihrer Lieblings-Komponisten Mozart und Cimarosa vorspielen wollten, so würde ich Sie vielleicht mit der verdrießlichen Bemerkung unterbrechen, daß es endlich Zeit sey, die Bewunderung für Mozart aufzugeben, dessen Opern sich alle gleichen und dessen schönes Gleichmaß ermüdend sey und die Geduld erschöpfe. Was Cimarosa betrifft, so würde ich sein ewiges und einziges Matrimonio segreto, das beinahe eben so langweilig ist, wie die Hochzeit des Figaro, ohne auch eben so musikalisch zu seyn, zum Kukuk wünschen; ich würde Ihnen beweisen, daß das Komische dieses Werkes einzig und allein auf den Späßen der Mitspielenden beruhe, daß seine melodische Erfindung ziemlich beschränkt sey, daß die darin aller Augenblicke wiederkehrende vollkommene Kadenz für sich allein schon zwei Drittel der Partitur einnehme, endlich daß es eine Oper sey, allenfalls gut für den Karneval und die Zeit des Jahrmarkts. Und wenn Sie, um ein Beispiel des entgegengesetzten Styles zu geben, zu irgend einem Werke von Sebastian Bach Ihre Zuflucht nähmen, so wäre ich im Stande, vor seinen Fugen die Flucht zu ergreifen und Sie mit seiner Passion allein zu lassen. *)

Das sind die Folgen dieser schrecklichen Krankheit! Wer von ihr ergriffen wird, hat weder Höflichkeit, noch Lebensart, oder Klugheit, Politik und gesunden Menschenverstand mehr; man ergeht sich dann in jeder Art Uebertreibung, und, was das Schlimmste ist, man sagt das, was man denkt: man kompromittirt sich, man verliert den Kopf.

. . . .

. . . .

Diese punktirten Linien drücken alle Arten abscheulicher Sophismen aus, die ich glücklicherweise unterlassen habe, niederzuschreiben, und, was ein noch größeres Glück ist, das Ende meines Anfalles. Fort mit der schwarzen Philosophie! Ich bin jetzt ganz bei Verstande, um mit Ihnen von den Lebenden zu sprechen. Hier also, mein Fräulein, zunächst, was ich in Berlin gesehen und gehört; später werde ich Ihnen mittheilen, was ich dort zu hören gegeben.

Ich beginne mit dem großen Operntheater; jedem Herrn seine Ehren!

Das vor ungefähr einem Monat durch eine Feuersbrunst vernichtete Opernhaus war ziemlich düster und unsauber, aber sehr akustisch und für den musikalischen Effekt ganz vortrefflich. Das Orchester nahm dort nicht einen so weit nach der Seite der Zuhörer ausgedehnten Raum, wie in Paris, ein; vielmehr erweiterte es sich mehr nach beiden Seiten, und die starken Instrumente, wie Posaunen, Trompeten, Pauken und große Trommel, ein wenig durch die erste Logenreihe bedeckt, verloren dadurch etwas von ihrem übertriebenen Schall. Das Orchester-Personal, eines der besten, das ich je gehört, ist bei großen Vorstellungen zusammengesetzt aus: 14 ersten, 14 zweiten Violinen, 8 Bratschen, 10 Violoncellen, 8 Contrebässen, 4 Flöten, 4 Oboen, 4 Klarinetten, 4 Fagots, 4 Hörnern, 4 Trompeten, 4 Posaunen, 1 großen Trommel, 1 Pauke, ein paar Becken und 2 Harfen.

Die Streich-Instrumente sind fast alle vortrefflich; an ihrer Spitze sind mit Auszeichnung zu nennen die Gebrüder Ganz (erste Violine und erstes Violoncell von großer Vorzüglichkeit) und der geschickte Violinist Ries. Auch die hölzernen Blase-Instrumente sind sehr gut und, wie Sie sehen, doppelt so stark besetzt als in unserer Pariser Oper. Dieses Verhältniß ist äußerst vortheilhaft; es gewährt die Möglichkeit, im Fortissimo zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Klarinetten und zwei Fagotte als Ripienstimmen zu verwenden, wodurch dann die Schärfe der Blech-Instrumente, die sonst gewöhnlich das übrige Orchester zu sehr übertönen, bedeutend gemildert wird. Die Hörner haben schöne Stärke und sind alle mit Klappen versehen, zum großen Leidwesen Meyerbeer's, der bei der Meinung verharrt, die auch ich noch vor kurzem in Bezug auf diesen neuen Mechanismus hegte. Mehrere Komponisten nämlich sind gegen das Klappenhorn eingenommen, weil sie glauben, es habe nicht mehr den Klang wie das einfache Horn. Ich habe aber mehrmals Versuche damit angestellt, indem ich abwechselnd die offenen Töne eines gewöhnlichen Horns und die eines chromatischen oder Klappenhorns anhörte, und ich gestehe, daß es mir schlechterdings unmöglich war, zwischen beiden auch nur den geringsten Unterschied an Kraft oder Wohlklang des Tons zu entdecken. Man hat gegen das neue Horn noch einen anderen scheinbar begründeten Einwand erhoben, der aber auch leicht zu beseitigen ist. Seit der Einführung dieses, meiner Ansicht nach vervollkommneten Instruments in den Orchestern finden gewisse Hornisten es bequemer, sich der Klappen auch zum Vortrag der für das gewöhnliche Horn berechneten Partieen zu bedienen und Töne, welche

---

*) Magie blanche, weiße Kunst, eigentlich die Fertigkeit und Geschwindigkeit der Taschenspieler, im Gegensatze zur schwarzen Kunst (magie noire).

**) Anspielung auf die „Esmeralda", die freilich sehr unverständlich gewesen seyn soll.

***) Hier folgt Herr Berlioz augenscheinlich der abgeschmackten Entdeckung Quinet's, daß die Bewohner der Rheinlande ihren Wein aus Römerschädeln trinken, welche kurzweg „Römer" heißen.

*) Wenn hinter diesen scheinbaren Scherzen über Mozart, Cimarosa und Bach auch nur ein Tüttelchen Ernst zu suchen wäre, so müßten wir den Geschmack des Herrn Berlioz wahrhaft bedauern.

der Komponist absichtlich gestopft genommen haben will, vermittelst jenes Mechanismus als offene zu blasen. Das ist denn freilich ein arger Mißbrauch, aber er fällt den Ausführenden zur Last, nicht dem Instrument. Im Gegentheil können auf dem Klappenhorn, wenn es in den Händen eines geschickten Bläsers ist, nicht nur alle gestopfte Töne des gewöhnlichen Horns, sondern auch die ganze Tonleiter ohne Anwendung eines einzigen offenen Tons hervorgebracht werden. Aus diesem Allen folgt nun, daß die Hornisten es verstehen müssen, die Hand im Schalltrichter so zu gebrauchen, als ob der Klappen-Mechanismus gar nicht vorhanden wäre, und daß die Komponisten hinfort in ihren Partituren durch irgend ein Zeichen diejenigen Noten in den Hornpartieen werden hervorheben müssen, welche gestopft geblasen werden sollen, so daß dann der Ausführende nur diejenigen offen zu nehmen hätte, die nicht besonders bezeichnet wären.

Dasselbe Vorurtheil widersetzte sich eine Zeit lang dem Gebrauch der in Deutschland jetzt allgemein eingeführten Klappen-Trompeten, jedoch nicht so heftig wie den neuen Hörnern. Von den gestopften Tönen konnte hier natürlich keine Rede seyn, da kein Komponist dergleichen auf der Trompete verlangt. Man wendete daher nur ein, daß der Klang der Trompete durch den Klappen-Mechanismus viel von seiner Pracht verliere, was ich mit meinem Ohre jedoch nicht finden kann. Wenn nun auch mein Gehör nicht fein genug wäre, um einen Unterschied zwischen den beiden Instrumenten wahrzunehmen, so wird man doch hoffentlich zugeben, daß der aus diesem Unterschied entspringende Mangel der Klappen-Trompete in keinem Verhältniß zu dem Vortheil steht, welchen dieser Mechanismus ihr verleiht, indem man nämlich vermöge desselben eine ganze chromatische Tonleiter von drittehalb Oktaven Umfang ohne Schwierigkeit und ohne die mindeste Ungleichheit im Ton darauf auszuführen im Stande ist. Ich kann deshalb der fast gänzlichen Beiseitlegung, welche den einfachen Trompeten in Deutschland jetzt widerfahren ist, nur meinen Beifall zollen. In Frankreich haben wir beinahe noch gar keine chromatische oder Klappen-Trompeten; die unbegreifliche Beliebtheit des kleinen Ventil-Horns hat ihnen bisher siegreich den Rang streitig gemacht, aber mit Unrecht, wie mir scheint, denn das kleine Horn hat bei weitem nicht den edlen und glänzenden Klang wie die Trompete; an den Instrumenten würde es uns in keinem Falle mangeln; unser Adolph Sax verfertigt jetzt große und kleine Klappen-Trompeten in allen möglichen Tönen, gebräuchlichen und ungebräuchlichen, und zwar von unanfechtbarer Trefflichkeit in Wohlklang und Mechanismus. Sollte man es glauben, daß dieser junge talentvolle Künstler unsägliche Mühe hat, in Paris emporzukommen und sich zu behaupten? Verfolgungen, die des Mittelalters würdig sind und die völlig an die Thaten und Umtriebe der Feinde Benvenuto's, des florentinischen Ciseleurs, erinnern, werden gegen ihn erneuert. Man nimmt ihm seine Arbeiter, man entwendet ihm seine Entwürfe, man klagt ihn der Tollheit an, man droht ihm mit Prozessen: besäße man ein wenig mehr Muth, man würde ihn umbringen. So groß ist der Haß, welchen Erfinder stets unter denjenigen ihrer Nebenbuhler erwecken, die nichts erfinden. Zum Glück haben der Schutz und die Freundschaft, womit der General Rumigny den geschickten Fabrikanten ohne Unterlaß beehrte, ihm bis jetzt diesen erbärmlichen Kampf aushalten helfen; wird er aber damit immer durchkommen? . . . Dem Kriegs-Minister geziemte es, einen so nützlichen und mit so seltenem Talent begabten Mann in eine Lage zu versetzen, die er durch seine Geschicklichkeit, Ausdauer und Energie verdiente. Unsere Militair-Musik-Corps haben noch keine Klappen-Trompeten und noch keine Baß-Tuba (das schönste unter den tiefen Instrumenten). Die Anfertigung einer beträchtlichen Anzahl solcher Instrumente wird aber unvermeidlich werden, wenn man die französischen Militair-Orchester mit denen Preußens und Oesterreichs auf gleiche Stufe bringen will; und eine Bestellung von dreihundert Trompeten und hundert Baß-Tuba's, von Seiten des Ministeriums bei Adolph Sax gemacht, würde diesen retten.

Berlin ist die einzige deutsche Stadt (unter denen, welche ich besucht habe), wo man die große Baß-Posaune (in es) findet. In Paris haben wir dieselbe nicht, weil die Musiker sich mit einem Instrument nicht befassen mögen, welches ihnen die Brust abmattet. Die Preußischen Lungen sind also wahrscheinlich stärker als die unsrigen. Das Orchester der Berliner Oper besitzt zwei dieser Instrumente, die eine solche Stärke des Tons haben, daß der Klang der übrigen Posaunen, Alt und Tenor, welche die oberen Partieen ausführen, dadurch völlig unterdrückt und vernichtet wird. Der vorherrschende gewaltige Schall einer Baß-Posaune reicht hin, das Gleichgewicht und die Harmonie der drei Posaunen-Partieen, welche die Komponisten jetzt überall schreiben, aufzuheben und zu zerstören. Nun giebt es in der Berliner Oper kein Serpent, und statt dasselbe in den aus Frankreich kommenden Opern, die fast alle eine Serpent-Partie enthalten, durch eine Baß-Tuba zu ersetzen, ist man auf den Einfall gekommen, diese Partie von einer zweiten Baß-Posaune blasen zu lassen. Da aber die Serpent-Stimme häufig in der unteren Oktave der dritten Posaune gesetzt ist, so bringt dann, wenn sie so ausgeführt wird, das Zusammentreffen dieser beiden furchtbaren Instrumente eine unglückselige Wirkung hervor. Man hört nichts als den tiefen und schweren Schall der Blech-Instrumente, kaum daß die Stimme der Trompeten unter diesen noch hervorzutauchen vermag. In meinem Konzerte, wo ich doch (für die Symphonieen) nur eine einzige Baß-Posaune angewendet hatte, mußte ich, da ich bemerkte, daß man diese allein höre, den Musiker, der sie blies, ersuchen, auf seinem Platz sitzen zu bleiben und sich so zu setzen, daß der Schalltrichter des Instruments gegen das Pult gekehrt wäre, welches demselben dann einigermaßen als Dämpfer diente; wogegen die Tenor- und die Alt-Posaune stehend geblasen wurden, ihr Schalltrichter also über das Pultbrett hinausragte. Nur so konnte man die drei Stimmen heraushören. Diese wiederholentlich in Berlin von mir gemachten Bemerkungen haben mich glauben lassen, daß am Ende die in der Pariser Oper gebräuchliche Art der mit den Posaunen getroffenen Anordnung, welche darin besteht, ein Ensemble von drei Tenor-Posaunen anzuwenden, für die Theater die bessere ist. Der Klang der kleinen (Alt-) Posaune ist grell, und ihre oberen Töne bieten wenig Vortheil dar. Ich würde also dafür stimmen, dieselbe aus den Theatern ganz zu entfernen; die Baß-Posaune aber möchte ich nur dann empfehlen, wenn die Partitur vierstimmig ist und man drei Tenor-Posaunen daneben stellen kann, um ihr Widerstand zu leisten.

Spreche ich nicht von Gold, so spreche ich doch wenigstens von Blech; indeß ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß diese Einzelheiten über die Instrumentation Ihnen weit anziehender sind, als mein menschenfeindliches Geschwätz und meine Todtenkopf-Geschichten. Sie sind Melodistin, Harmonistin und in der schwarzen Philosophie, so viel ich wenigstens weiß, sehr wenig bewandert. Daher fahre ich fort in meiner Analyse der musikalischen Kräfte der Berliner Oper.

Der Paukenschläger ist ein guter Musiker, hat aber nicht Beweglichkeit genug in den Handgelenken; sein Wirbel müßte dichter seyn. Auch sind seine Pauken zu klein, sie haben wenig Ton, und er kennt nur eine einzige Art Schlägel, die von mittelmäßiger Wirkung sind und zwischen unseren Leder- und Schwamm-Schlägeln die Mitte halten. In dieser Hinsicht ist man in ganz Deutschland sehr hinter Frankreich zurück. Selbst was das Mechanische des Paukenschlagens betrifft, habe ich, mit Ausnahme des Militair-Musik-Direktors Wieprecht in Berlin, der die Pauken wie ein Donnerwetter schlägt, keinen einzigen Musiker gefunden, der sich in Präzision, Schnelligkeit des Wirbels und Feinheit der Schattirung mit Poussard, dem trefflichen Paukenschläger unserer Oper, vergleichen könnte. Soll ich von den Becken sprechen? Ich will es, aber blos, um Ihnen zu sagen, daß ein Paar unversehrte Becken, das heißt solche, die weder zersprungen, noch abgenutzt sind, genug ein Paar ganze Becken, etwas höchst Seltenes ist, was ich weder in Weimar, noch Leipzig, noch Dresden, noch Hamburg, noch Berlin gefunden habe. Es war dies für mich stets ein großer Aerger, und es kam einmal, daß ich das Orchester eine halbe Stunde warten ließ und die Probe nicht eher beginnen wollte, bis man mir zwei ganz neue, ordentlich schallende, völlig türkische Becken herbeigeschafft, wie ich sie verlangte, um dem Kapellmeister zu zeigen, ob ich Unrecht hätte, wenn ich die zerbrochenen Schüsselstücke, die man mir unter diesem Namen vorwies, lächerlich und abscheulich fand. Ueberhaupt kann man nicht umhin, sich über die auffallende Vernachlässigung zu verwundern, in welcher sich gewisse Partieen des Orchesters in Deutschland noch befinden. Man scheint dort keine Ahnung von den Effekten zu haben, welche damit zu erreichen sind, und die anderwärts wirklich damit erreicht werden. Die Instrumente taugen nichts, und die Ausführenden sind bei weitem nicht mit allen Mitteln bekannt. Hierzu gehören die Pauken, die Becken, selbst die große Trommel; hierzu gehören auch das englische Horn, das Serpent und die Harfe. Doch dieser Mangel hängt offenbar mit der Schreibweise der Komponisten zusammen, die, da sie diesen Instrumenten niemals etwas Bedeutendes zugemuthet haben, Ursach sind, daß ihre Nachfolger, welche anders schreiben, fast nichts von denselben erlangen können.

Aber um wie viel sind dagegen die Deutschen in den Blech-Instrumenten im Allgemeinen und insbesondere in den Trompeten vor uns voraus! Davon haben wir keinen Begriff. Auch ihre Klarinetten sind vorzüglicher als die unsrigen; nicht ganz so steht es mit den Oboen; in Bezug auf diese möchte wohl zwischen den beiden Schulen kein Unterschied im Werthe seyn; in den Flöten hingegen ist der Vorzug auf unserer Seite; nirgends wird die Flöte so schön geblasen wie in Paris. Ihre Contrebässe sind stärker als die französischen; ihre Violoncelles, ihre Bratschen und ihre Violinen sind sehr ausgezeichnet; indeß dürfte man sie ohne Ungerechtigkeit nicht unserer jungen Streich-Instrumenten-Schule gleichstellen. Die Violinen, die Bratschen und die Violoncelles in dem Orchester des Pariser Konservatoriums haben nicht ihresgleichen. Wie selten gute Harfen in Deutschland sind, das habe ich, wie mir scheint, früher schon zur Genüge dargethan; die in Berlin machen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und es thäten dieser Hauptstadt einige Zöglinge von Parish-Alvars sehr noth. Dieses herrliche Orchester, welches sich durch Präzision, Zusammenspiel, Energie und Zartheit so sehr auszeichnet, steht unter der Leitung von:

Meyerbeer (General-Musik-Direktor des Königs von Preußen). Es ist . . . Meyerbeer. Ich denke, Sie kennen ihn.

Henning (erstem Kapellmeister), einem gewandten Manne, dessen Talent von den Musikern sehr geschätzt wird, und

Taubert (zweitem Kapellmeister), einem glänzenden Pianofortespieler und Komponisten. Ich hörte von ihm und den Gebrüdern Ganz ein Klavier-Trio von seiner Composition ausführen, eine vortreffliche Arbeit, in neuem Styl und voll Feuer. Taubert hat mit großem Glück die Chöre der griechischen Tragödie „Medea", welche kürzlich zu Berlin in Scene gegangen ist, komponirt und ausgeführt.

Die Herren Ganz und Ries theilen sich in den Konzertmeister-Titel und dessen Amtsgeschäfte.

Wir kommen nun zur Bühne. Der Chor besteht bei gewöhnlichen Vorstellungen nur aus sechzig Stimmen; wenn aber große Opern vor dem Könige aufgeführt werden, verdoppelt man die Stärke des Chors, und es werden noch sechzig andere Choristen, die nicht zur Bühne gehören, zu dem Theater-Chor hinzugezogen. Alle diese Stimmen sind ausgezeichnet, frisch und starktönend. Der größte Theil der Choristen, Männer, Frauen und Kinder, besteht aus Musikern, die im Notenlesen zwar nicht so tüchtig sind wie der Chor der Pariser Oper, aber weit geübter als dieser in der Gesangkunst, weit

aufmerksamer, gewissenhafter und besser besoldet. Es ist der schönste Theater-Chor, den ich bis jetzt gehört habe. Zum Dirigenten hat er Herrn Elsler, den Bruder der berühmten Tänzerin. Dieser kenntnißreiche und beharrliche Künstler könnte sich viel Mühe sparen und das Einstudiren der Chöre sehr beschleunigen, wenn er, statt die 120 Stimmen alle zusammen in demselben Saale einzuüben, dieselben vorher in drei Abtheilungen schiede (die Soprane und Alte, die Tenore, und die Bässe) und diese abgesondert zu gleicher Zeit in drei verschiedenen Sälen unter der Leitung dreier von ihm zu beaufsichtigenden Unter-Dirigenten üben ließe. Diese analytische Methode, welche man aus kläglichen Rücksichten der Sparsamkeit und der bestehenden Gewohnheit bei den Theatern durchaus nicht einführen will, ist dennoch die einzige, welche ein gründliches Studium jeder Partie eines Chores und eine sorgfältige, wohlnüancirte Ausführung desselben möglich macht; ich habe mich schon sonst hierüber ausgesprochen und werde nicht müde werden, dasselbe immer von neuem zu wiederholen.

Die Solosänger des Berliner Theaters nehmen in der Hierarchie der Virtuosen keinen so hohen Platz ein wie der Chor und das Orchester, ein jedes für sich, unter den musikalischen Massen Europa's. Es befinden sich indeß einige tüchtige Talente unter den Mitgliedern der Oper, von denen folgende zu erwähnen sind:

Dlle. Marx, ausdrucksvoller und sehr inniger Sopran, dessen Töne nur in der äußersten Höhe und Tiefe leider etwas zu verlieren anfangen;

Dlle. Tuczek, biegsamer, beweglicher Sopran von sehr reinem Klange;

Dlle. Hähnel, wohl ausgeprägter Alt;

Herr Bötticher, trefflicher Baß von großem Umfang und schönem Klange; gewandter Sänger, guter Darsteller und vollendeter Musiker und Notenleser;

Herr Zschiesche, basso cantante von wahrem Talent, dessen Stimme und Methode im Konzert noch mehr zu glänzen scheinen als auf der Bühne;

Herr Mantius, erster Tenor; seiner Stimme fehlt es etwas an Geschmeidigkeit, auch ist sie nicht sehr umfangreich.

Erst seit einigen Monaten ist Mad. Schröder-Devrient engagirt;*) ein in der Höhe abgenutzter, wenig biegsamer, doch effektuirender und dramatischer Sopran. Mad. Devrient singt jetzt stets zu tief, wenn sie den Ton nicht mit Gewalt herausstoßen kann. Ihre Verzierungen sind von sehr schlechtem Geschmack, und sie mischt in ihren Gesang gesprochene Phrasen und Interjectionen, wie unsere Vaudeville-Sänger in ihren Couplets es thun, was eine abscheuliche Wirkung macht. Diese Gesang-Schule ist die antimusikalischste und trivialste, vor der man alle Anfänger nur zu warnen hat.

Pischek, der treffliche Frankfurter Barytonist, ist vor kurzem auch durch Meyerbeer engagirt worden. Die Direction des Berliner Theaters kann sich zu dieser ausgezeichneten Acquisition nur Glück wünschen.

Dies, mein Fräulein, ist Alles, was ich Ihnen von den Mitteln zu sagen habe, welche die dramatische Musik in der Hauptstadt Preußens besitzt. Einer Vorstellung der italiänischen Oper habe ich dort nicht beigewohnt, kann also davon nicht sprechen. In einem folgenden Briefe, und ehe ich zu einem Bericht über meine Konzerte übergehe, will ich meine Erinnerungen von der Aufführung der „Hugenotten" und der „Armide" zusammenfassen, welche beide Opern ich in Berlin hörte; so wie über die Singakademie und über die Militair-Musik, Institute von ganz entgegengesetztem Charakter, von unermeßlichem Werth und von einem Glanz, der, mit dem verglichen, was wir in dieser Art besitzen, unsere nationale Eigenliebe gewaltig demüthigen muß.

H. Berlioz.

Ein Pariser auf dem Anstande in den Karpathen.

(Schluß.)

So kamen wir nach mancherlei Fährlichkeiten doch noch eine Stunde vor Tagesanbruch auf unseren Posten, die Spitze eines kleinen Hügels, von der man bei Tage das ganze Thal übersehen konnte. Die Luft wurde kälter, ein schneidender Wind wehte mir ins Gesicht, und langsam ziehende Wolken schütteten einen feinen, durchdringenden und eiskalten Regen aus. Auf dem Wege war mir warm geworden; jetzt, unbeweglich und stillstehend, klapperte ich in einer Viertelstunde mit den Zähnen. Aber ich wollte nicht vierhundert Meilen gereist seyn, um zu schlafen und mich als Pariser auslachen zu lassen. Deshalb hielt ich Stand und gedachte des Sprüchworts:

Guerra, caza y amores
Por un placer mil dolores.

Als der Tag graute, hörte der Regen auf. Piotr schlich davon und kam in einigen Minuten mit langen Schritten zurück. Ich spürte, daß er mir gute Nachrichten brachte, und wirklich zeigte er mir, als wir etwa funfzig Schritte gegangen waren, am gegenüberliegenden Hügel einen Hirsch, der wie ein Gebieter mit stolz erhobenem Haupte unter einer kleinen Heerde von Ricken und Schmalthieren stand.

Das war nun recht schön; aber das Schlimmste blieb noch zu thun, ihm nahe zu kommen. Wir zogen uns also auf einem langen Umwege in ein hochstämmiges Gehege, unter dessen Schutze wir unbemerkt in seine Nähe zu gelangen glaubten. Aber selbst vom äußersten Punkte aus war er mindestens noch drei Schußweiten entfernt, und zwischen ihm und uns befand sich ein einjähriger Wuchs, nur hier und da von einem wiederausschlagenden Stocke oder einem einzelnen Stamme unterbrochen. Glücklicherweise fiel mir ein, wie Levaillant und seine Hottentotten sich den Giraffen und Rhinocerossen näherten. Ich folgte ihrem Beispiel, legte mich auf die linke Seite, nahm das Gewehr in die rechte Hand, und mit Fersen und Ellenbogen schob ich mich wie eine Schlange auf dem Boden fort in süßer Angst der Furcht und Hoffnung. Zwei Kuckucke übertönten glücklicherweise das Rascheln des Grases mit ihrem Morgenkonzert. Endlich war mir der ruhig standhaltende Hirsch prächtig schußgerecht. Ich verbarg mich halb hinter einem Stamme, an den ich den Lauf lehnte und schoß. Der Hirsch that einen gewaltigen Sprung, stürzte, stieß einen dumpfen Schrei aus und verendete. Piotr kam ganz freudig und stolz herzugelaufen. Wir banden dem Hirsch die Beine zusammen, steckten eine lange Stange zwischen durch und trugen ihn auf unseren Schultern heim, wie den Esel in der Fabel. Matt, hungrig, zerfetzt, durchnäßt, verwundet, verschnupft kam ich an; aber ich hatte doch in den Karpathen einen Zehnender geschossen:

Por mil dolores un placer.

Louis Viardot.

---

*) Herr Berlioz hat ein vorübergehendes Engagement zu einigen Gastrollen, wie es scheint, mit einem dauernden verwechselt. Die ausgezeichnete dramatische Sängerin, über welche der französische Kritiker ein so hartes und auch ungerechtes Urtheil fällt, wobei er einigermaßen dadurch zu entschuldigen ist, daß er Mad. Schröder-Devrient vermuthlich in ihrer Blüthezeit nicht gehört, betrat im Lauf dieses Jahres nur dreimal die Berliner Bühne. Zwar ist diese Künstlerin im Bravour- und floriirten Gesange niemals Muster gewesen, desto mehr aber im dramatischen Vortrag und Ausdruck des Gesanges, worin sie wohl die höchste Stufe der Kunst erreicht hat.

England.

Irländische Miscellen. — Cork und der wissenschaftliche Kongreß.

Ehe ich die Gelehrten-Versammlung bespreche, deren dreizehnter Zusammenkunft ich so eben beiwohnte (erzählt unser Berichterstatter), wird es vielleicht nicht überflüssig seyn, einige Bemerkungen über den Ort selbst vorauszuschicken, in und um welchen die gelehrten Mittheilungen und Besprechungen stattfanden.

Das Dampfschiff brachte mich in 24 Stunden von Bristol nach Cork; von Holyhead nach Dublin dauert die Ueberfahrt gar nur sechs Stunden. Früher brauchte man drei Tage, um aus einem Königreiche in das andere zu gelangen; ja, Mrs. Hall erzählt sogar eine Anekdote von einem irländischen Offizier, der auf zwei Monate Urlaub erhalten hatte, um seine Verwandten zu besuchen, und zufällig so widrige Winde traf, daß er gerade an dem Tage, an welchem der Urlaub ablief, bei den Seinigen anlangte. So bedeutend ist durch die Anwendung des Dampfes die Entfernung der beiden Länder abgekürzt und in gleichem Verhältnisse ihre Verbindung fester geknüpft worden, daß O'Connell, um die Reiche wieder zu trennen, eigentlich mit der Abschaffung der Dampfschifffahrt beginnen müßte. Um sich von der weitgreifenden Bedeutung dieses Verkehrs einen ungefähren Begriff zu machen, erwäge man z. B. nur, daß allein die Dampfschifffahrts-Gesellschaft St. Georg von Juni 1839 bis Mai 1840 aus Cork ausführte:

Kühe	5,468		an Werth	54,700 Pfd. Sterl.
Pferde	900		„ „	18,000 „ „
Schweine	35,875		„ „	71,750 „ „
Hammel	15,210		„ „	15,500 „ „
Geflügel	200	(große Körbe)	„ „	1,000 „ „
Eier	7,883	(Körbe)	„ „	24,000 „ „
Butter	121,830	Tonnen	„ „	243,718 „ „
				428,668 Pfd. Sterl.
				(2,857,787 Thlr.)

Cork gewährt von weitem keinen freundlichen Anblick; es sieht fast wie eine düstere Citadelle aus; sobald man aber an den beiden weit heraustretenden Vorgebirgen vorüber ist, gelangt man in eine prächtige Bucht ohne Wellenschlag, deren hügelige Ufer mit üppigem Baum- und Graswuchs bedeckt sind. Leider, wenn man kaum einen Fuß auf den Boden des ewig frohen Irlands setzt, ist man auch schon mitten unter seinen zerlumpten, lärmenden Bettlerschaaren. Ich kaufte mich von dieser hungrigen Bande los, indem ich ihr zwei Shillinge gab, mit der Bedingung, daß sie zweihundert Schritt von mir vertheilt werden sollten, auf den Kopf einen Penny.

Cork nimmt durch seine Größe, seinen Handel und seine hunderttausend Seelen übersteigende Einwohnerzahl den zweiten Rang unter den Städten Irlands ein. Sein alter celtischer Name Coreagh bezeichnet seine niedrige, sumpfige Lage. Anfangs muß es ein zweites, auf lauter Inseln erbautes Venedig gewesen seyn, denn mehrere Straßen sind eigentlich Brücken, unter denen der Lee hinfließt. Allmälig sind auf den Höhen im Süden und Norden zwei Vorstädte hinzugekommen, wodurch sich das Aussehen der Stadt verändert hat. So konnte sie Camden im Jahre 1660 mit einem Ei vergleichen, während sie gegenwärtig wie ein österreichischer Adler aussieht. Nach dem Beispiel aller irischen Städte will auch Cork von einem Heiligen herstammen. Die Alterthumsforscher sagen freilich, daß sie dänischen Seeräubern des neunten Jahrhunderts ihren Ursprung verdankt, aber das Volk erkennt als Gründer nur den heiligen Finn Bar (Weißkopf). Einige Jahrhunderte lang erzählen die Chroniken von Cork nichts als Fehden zwischen den alten irischen Clans und den englischen Kolonisten. Die alten englischen Chronisten nennen

die Stadt wegen ihrer fortwährenden Aufstände ein Rebellennest. Unter Heinrich VII. beeilte sich ihr Bürgermeister, den Perkin Warbeck anzuerkennen, und wurde als Verräther gehängt. Unter den Stuarts vertheidigte sie sich gegen Cromwell, und 1688 mußte sie Wilhelm III. von Marlborough belagern lassen.

Die Gebäude in Cork sind weder zahlreich noch bedeutend, deshalb zeigt man dem Fremden auch diejenigen der Dampfschifffahrts-Gesellschaft St. Georg wie ein Wunderwerk; und sie erscheinen in der That als wahre Denkmäler der Baukunst, wenn man sie mit den gegenüberliegenden Gebäuden des Zoll-Amtes vergleicht. Brücken sind viel vorhanden; beachtenswerth aber ist nur die im Jahre 1830 erbaute Anglesey-Brücke, die aus zwei elliptischen Bogen von vierundzwanzig Fuß Spannung und einer Zugbrücke besteht, durch welche die Schiffe bis in den südlichen Arm des Lee-Stromes gelangen.

Die Alterthümer von Cork sind nicht zahlreicher als seine neuen Gebäude. An der dem heiligen Finn Bar geweihten Domkirche ist nur der Thurm wirklich alt, welcher bei der im Jahre 1735 erfolgten Herstellung der Kirche stehen geblieben ist. Die unregelmäßigen, vielfach gekrümmten Straßen aber machen einen wohlthuenden Eindruck, wenn man der ewigen geraden Linien in den englischen Städten müde geworden ist.

In Ermangelung anderer öffentlichen Gebäude findet man zwei Gefängnisse, das der Stadt und das der Grafschaft, die beide viel anständiger und reinlicher als leider viele Häuser sind. In dem einen fand ich die beiden Straßenräuber Casey und Harthett, welche durch die Ermordung eines Polizei-Beamten vor zwei Jahren eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten. Der Mord war zwar nicht vorsätzlich, doch wurden sie zum Tode verurtheilt. Schon war ihr Grab an der Gefängnißmauer gegraben und der Galgen aufgerichtet, als man bemerkte, daß der Richter bei der Abfassung des Urtels die wichtigsten Worte vergessen hatte: „um im Bereich des Gefängnisses begraben zu werden." Wegen dieses Umstandes wurde die Vollstreckung aufgeschoben und das Appellationsmittel angewendet. Unterdeß hielt es Casey, der entschiedenere unter den beiden Räubern, für das Sicherste, sich davon zu machen. Er besaß an Geräthschaften nur eine Feile, die ihm seine Frau in einem Gerstenbrode zugesteckt hatte. Mit dieser durchfeilte er die Gitter seiner Zelle, und einmal draußen, war sein erster Gedanke an seinen Freund, der nebenan gefangen lag. Da dieser aber nicht Kraft oder Muth genug hatte, ihm zu folgen, versuchte er das Wagstück allein. Schon war er über zwei Höfe und zwei Mauern gekommen, schon am äußersten Ende des dritten angelangt, als er zufällig gerade in sein eigenes Grab fiel. In diesem Augenblicke schlug die Gefängnißglocke fünf, und in der sicheren Voraussetzung, daß seine Abwesenheit binnen einigen Minuten entdeckt werden müsse, mußte sich der Flüchtling in seinem Grabe still halten, ja sogar mit Erde zudecken. Man fand ihn in diesem unfreiwilligen Versteck und führte ihn in das Gefängniß zurück. Schon einmal dem Tode und dem Kerker halb entkommen, wurde er am selben Tage ganz freigesprochen. Aber das öffentliche Ministerium widersetzte sich seiner Freilassung, unter dem Vorwande, daß er und sein Mitschuldiger außerdem noch des Raubes angeklagt seyen. Sie wurden diesmal nur zur Deportation verurtheilt.

Cork hat mehrere wohlthätige Anstalten. Die bemerkenswertheste ist das Irrenhaus, Lunatic Asylum, worin sich gegenwärtig vierhundertfunfzig Geisteskranke, zweihundert Männer und zweihundertfünfundzwanzig Frauen, befinden. Man zeigte mir unter anderen den bekannten Capitain Steward, den man ohne einen gewissen Schauder nicht ansehen kann. Dieser Mann kommandirte den Westindienfahrer „Maria Russel". Er kehrte mit sechs Matrosen, drei Schiffsjungen und drei Passagieren von Jamaika zurück. Sein Wahnsinn brach in einen plötzlichen Wuthanfall aus, indem er behauptete, man habe eine Verschwörung gegen ihn gemacht. Die Matrosen und die Passagiere glaubten ihn am besten zu beruhigen, wenn sie auf seine Idee eingingen, und ließen sich deshalb geduldig binden. Aber damit war es nicht genug. Der Capitain ergriff einen eisernen Hebebaum und erschlug die drei Passagiere und zwei Matrosen; die beiden anderen und die Schiffsjungen entkamen mit einigen Verwundungen. Bei der Rückkehr nach Irland wurde er angeklagt, aber von dem Verbrechen freigesprochen und ins Irrenhaus gebracht. Es ist ein Fünfziger, bleich und mager, aber seine Züge verrathen weder Geistesschwäche noch Wahnwitz. Er spricht von dem begangenen Morde durchaus nur in der Weise, als habe er und mit vollem Rechte eine Verschwörung gegen sein eigenes Leben bestraft.

Unter ihren gegenwärtig berühmten Landsleuten nennen die Einwohner von Cork den General O'Learry, einen der südamerikanischen Patrioten, M. Hastie, den Lehrer des Königs Radamah, dem man die gegenwärtige Civilisation von Madagaskar zuschreiben kann; endlich Miß Thomson, die Favorit-Sultanin Muley Mahomed's, des letzten Kaisers von Marokko. Aus Cork ist auch der Maler Barry, dessen Werke eben so originell sind als sein Charakter.

Die Kinder haben in Cork zu Weihnachten ein besonderes Fest. Am 25. Dezember nämlich halten sie unter lautem Geschrei mit Steinen und Stecken eine allgemeine Zaunkönigjagd, und am 26sten, d. h. am Stephanstage, ziehen sie mit einem großen Aste, an welchem sämmtliche erlegte Vögel aufgehängt sind, singend von Haus zu Haus. Die empfangenen Gaben werden zu einer Abendfreude verwendet.

Den Ursprung dieser Gewohnheit führt die Sage bis ins 9te Jahrhundert zurück. Sie erzählt nämlich, daß die Einwohner von Cork eben das Lager der Dänen überrumpeln wollten, die ihre Stadt eingeschlossen hatten, als sich ein Zaunkönig auf den Tambour eines Wachtpostens setzte und dieser dadurch gerade noch zu rechter Zeit aufweckte. Seitdem ist der Zaunkönig als Verräther dem Tode verfallen.

In der nächsten Umgebung von Cork giebt es wenig Spaziergänge. Der älteste ist der sogenannte Mardyke, eine ziemlich traurige, an einem morastigen Kanal hinlaufende doppelte Reihe schlechtgewachsener Bäume. Aus dem früheren botanischen Garten hat man einen Kirchhof gemacht.

Die Stadt verdankt ihren Wohlstand fast nur ihrer Ausfuhr. Zu den oben bereits genannten Gegenständen kommen noch Pökelfleisch, Roggen, Whiskey und Leder. Besonders bedeutend ist die Ausfuhr an Butter. In manchen Jahren steigt sie über 270,000 Tonnen, mehr als eine halbe Million Thaler an Werth.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Friedensvertrag mit China. Die Ratification des zwischen Großbritanien und China zu Nanking abgeschlossenen Friedensvertrags ist endlich in Europa angekommen. Es ist damit ein neuer chinesischer Zolltarif verbunden, durch welchen die vornehmsten Artikel des englischen Handels mit einer verhältnißmäßig so geringen Steuer belegt werden, daß sich der letztere die günstigsten Erfolge davon versprechen darf. Gleichzeitig ist jedoch eine Proclamation des chinesischen Kommissars Ki-jing erschienen, welche verkündet, daß die Sätze dieses Tarifs eben so auf den Handel China's mit allen anderen Nationen, wie auf den mit England, angewandt werden sollen. Hierdurch eröffnet sich dem deutschen Gewerbfleiß eine um so erfreulichere Aussicht, als dieser den chinesischen Kaufleuten aus früherer Zeit, bevor ihm die Landverbindung mit dem nördlichen China abgeschnitten war, durch seine soliden Erzeugnisse noch in gutem Andenken geblieben. Zu wünschen wäre allerdings, Deutschland träte bereits in diesem Augenblicke in den chinesischen Meeren durch eine gemeinsame, seinen Schiffen um so größere Achtung verschaffende Flagge auf, aber auch in Abwesenheit einer solchen darf man sich für preußische sowohl als für hanseatische Fahrzeuge eine wohlwollende Aufnahme versprechen, da die einen wie die anderen niemals dem schmachvollen Opiumschmuggel als Werkzeug gedient und auch bereits von den Regierungen der gedachten deutschen Staaten Einleitungen getroffen worden, um dem Handel ihrer Unterthanen konsularischen Schutz zu verschaffen. In der Proclamation des chinesischen Gouverneurs heißt es unter Anderem: „Weder geringfügig noch klein an Zahl werden die Vortheile seyn, welche die Handeltreibenden sowohl des Reiches der Mitte als des Auslandes ärndten werden. Vom heutigen Tage ab soll Jedermann seine Vorurtheile gegen die Fremden und seinen Verdacht gegen dieselben ablegen. Jeder gehe vielmehr seinem Berufe fleißig nach und vermeide es sorgfältig, einen Groll ferner zu hegen über die vorgefallenen Feindseligkeiten, denn solche Empfindungen, solche Erinnerungen können keine andere Wirkung haben, als dem Fortschreiten des guten Vernehmens zwischen den beiden Völkern Eintrag zu thun!" — Nun behaupte Einer noch das Daseyn einer chinesischen Mauer! Sie ist selbst in China niedergerissen, um wie viel weniger darf also erwartet werden, daß sie in Europa irgendwo dem Einflusse unserer Zeit zu widerstehen vermag. Seit dem ersten Tage des siebenten Monats des gegenwärtigen chin. Jahres, d. i. seit dem 27. Juli 1843, ist das neue chinesische Handelssystem in Kraft getreten und hat das Monopol der sogenannten Hong-Kaufleute aufgehört. Der Hafen von Kanton selbst ist seit jenem Tage dem direkten Verkehr sowohl mit der den Engländern abgetretenen Insel Hong-Kong als mit den Schiffen aller Nationen eröffnet. Die außerdem für den auswärtigen Handel geöffneten vier Häfen sind Emoy (auch Amoy geschrieben), Fu-tscho, Ning-po und Schanghai. In Bezug auf letztere wird jedoch noch erst ein besonderes kaiserliches Edikt erwartet, das in den ersten Tagen des September in Kanton eintreffen sollte. — So außerordentlich bedeutend der Binnenhandel von China auch ist, dessen Flüsse und Kanäle von Schiffen aller Art wimmeln, so unbedeutend war doch bisher in Folge der ihm auferlegt gewesenen Beschränkungen sein auswärtiger Handel. Dieser stand bis jetzt mit der Größe des Reiches durchaus nicht im Verhältniß, obwohl selbst unter den bisherigen Restrictionen jährlich etwa 400,000 Centner Thee, 130,000 Centner Zucker, 20,000 Centner Baumwollen-Waaren (Nanking), 8000 Centner rohe Seide, 30,000 Centner weißes Kupfer, ferner manche Seidenzeuge, einiges Porzellan, Quecksilber, Rhabarber rc. ausgeführt wurden. Eingeführt wurden bisher von Rußland, so wie von England und selbst von Nord-Amerika, hauptsächlich: Pelzwerk, wollene Tuche, Glaswaaren, Baumwolle und Opium. Da jedoch der Handel mit Rußland ein bloßer Tauschhandel ist und der mit den seefahrenden Nationen nur durch Vermittelung der Hong-Kaufleute geführt werden konnte, so erreichte natürlich die Einfuhr, die ohnedies durch enorme Eingangszölle erschwert war, einen noch viel geringeren Umfang als die Ausfuhr. Beide werden sich jetzt gewiß in außerordentlicher Weise vermehren, wie denn auch die Engländer schon seit sechs bis acht Monaten die ungeheuersten Vorbereitungen dazu getroffen und dadurch sowohl sich selbst als Anderen in der ersten Zeit den chinesischen Markt nicht bloß erschweren, sondern verderben dürften; weshalb denn auch andere Nationen sich vorläufig auf solche Artikel beschränken müssen, in welchen die Engländer nicht mit ihnen konkurriren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Mittwoch den 18. Oktober 1843.

England.

Oxforder Briefe an Dr. S . . . l.

Von F. Lebrecht.

I. Die Bodleiana.

Wenn Sie, wie so viele andere Leute, gern die frohen Ergüsse des befriedigten Wunsches eines Glücklichen lesen, so darf ich nicht fürchten, daß Ihnen mein Schreiben unwillkommen sey. Schwerlich giebt es auf dem Erdballe ein glücklicheres Land als England, der Stolz Englands aber ist die Alma mater Oxford; die Zierde dieser erhabenen Stätte der Wissenschaft ist die Bodleiana, und ich — — habe seit gestern mein Tageslager hier aufgeschlagen! Heute vor acht Tagen stand ich noch neben Ihnen in der Königl. Bibliothek zu Berlin, und heute stehe ich neben den Kustoden der Oxforder Bibliothek. Meinen schönen Zweck vor Augen habend und stets nur in Gedanken mit den Mitteln beschäftigt, durch welche ich ihn am sichersten und schnellsten erreichen kann, eilte ich durch London, das ich zum ersten Male im Leben betrat, gleichgültig wie ein Barbar gegen alle Sehenswürdigkeiten, Theater, Kunst und Politik, auf der Eisenbahn hierher, stellte mich eine Stunde nach meiner Ankunft dem gutmüthig-freundlichen Ober-Bibliothekar Bandinel vor und zog nach der mit ihm genommenen, für meine Absicht sehr günstigen Rücksprache in eine Privatwohnung, funfzig Schritte von der Bodleiana entfernt.

Ich werde, lieber Freund! in diesem Briefe nur von der Bibliothek sprechen und selbst bei dieser nur von einem Zweige der Literatur ausführlich seyn; dagegen denke ich von der herrlichen Stadt der Paläste mit ihren Colleges und Halls, von ihren Gownsmen und Townsmen *) später zu sprechen. Nur darf ich den Eindruk nicht verschweigen, welchen der Anblick der Stadt von fern und noch mehr beim Eintritt auf mich gemacht hat.

Wer noch im Besitze jener Fähigkeit ist, die uns die Wissenschaft wegen ihres erhabenen Selbst und wegen ihrer heilsamen Vergöttlichung des Menschengeschlechts lieben lehrt, den ergreift beim Anblick einer fern vom Residenzen-Geräusche so in stiller wissenschaftlicher Wirksamkeit daliegenden Musenstadt immer eine von Sehnsucht nach dem Höheren getragene Rührung. Als ich im vorigen Jahre die Thürme der Stadt Halle erblickte, die ich seit meinem akademischen Leben daselbst nicht geschaut, da befiel mich eine unaussprechliche Wehmuth, ein Gefühl, wie es der verlorene Sohn bei der Heimkehr an der Schwelle des Vaterhauses haben mußte. „Warum", sprach ein innerer Vorwurf, „mußtest du die beseligende Zurückgezogenheit dieser Stadt gegen den übermüthigen Lärm der Hauptstadt vertauschen!" Ein fast gleiches Gefühl überwältigte mich, als ich hier in die so lieblich einsame, zwischen fruchtbaren Hügeln und plätschernden Gewässern so feierlich ausgegossene Stadt einzog und dabei auch an Halle und Berlin dachte. Die Vergleichungen, die ich in ruhigeren, von erhitzter Phantasie unabhängigen Augenblicken anstellte, brachten mich immer zu dem Schlusse, daß das wahre Wissen und der wahre Fleiß mehr in Universitäten der Provinz zu suchen sind. Hier schreitet die Muse wie eine hehre Jungfrau in antiker sancta simplicitas einher, geführt vom Genius der geweihten Wissenschaft, in dessen schönem Bunde sie Gaben schafft und vertheilt. Bescheiden und edel, denkt sie zuerst an die ihr gewordene Bestimmung, und erst wenn diese erfüllt ist, steigt sie zur Menschwerdung in die Kreise des bürgerlichen Lebens, um dessen frohe Genüsse zu theilen und zu würzen. In Residenzen dagegen erscheinen uns die meisten Musen gewöhnlich in der Gestalt verschmitzter Zofen oder geputzter Schauspieldirnen, in deren Gemüth Reinheit der Natur ein Fremdling und in deren Auge Einfalt der Sitte Lächerlichkeit ist. Ja, um trockener zu sprechen, der Gelehrte der ländlichen Stadt hält die wissenschaftliche Thätigkeit für seinen Lebenszweck, und die unschuldigen Freuden der Gesellschaft, die heiteren Wohlthaten der Freundschaft und die häuslichen Genüsse sind seine Erholung; in der Residenz findet mancher Gelehrte ein Erholungsstündchen nur in seinem Studirzimmer, indem er die sich drängenden Genüsse, die er den Tag über auszustehen hat, unterbricht und hinter verschlossene Thüren flieht, um, übersättigt und verstimmt, irgend eine für morgen nothwendige Amtsrolle einzustudiren. **)

Was von den respektiven Gelehrten der in Vergleich gestellten Städte gesagt ist, das findet auch bei der studirenden Jugend seine Anwendung; daher der aus dieser Lebensart nothwendig entspringende Unterschied, daß an dem einen Orte alle jene Wissenschaften erleuchtete und glückliche Pfleger finden, welche ein ernstes, mühevolles Studium voraussetzen, an dem anderen Orte dagegen nur viel und prunkvoll, unter stark geschnürten Phrasen und mit Weisheit auf Kredit raisonnirt wird. Geist, Forschung, Tiefe und fortschreitende Entwickelung liegen in dem Fleiße des Provinzial-Gelehrten; Geist, fortschreitende Entwickelung, Weltanschauung u. s. w. sind geläufige Worte zwischen den Lippen des Residenzlers.

Verzeihen Sie, lieber Doktor, diesen Abstecher, ich kehre gleich wieder in die Bodleiana zurück.

Bei der Beschreibung von öffentlichen Bibliotheken hat man bisher immer nur die Nebendinge angegeben, die Hauptsache aber verschwiegen. Die Beschreibung des Gebäudes und die Zahl der Bücher war Alles, was man in Handbüchern und Reisebeschreibungen berücksichtigt fand, obgleich das erstere ganz gleichgültig, die zweite ganz unzuverlässig ist. ***) Das Wichtigste für den Leser aber, der sich überhaupt für Bibliotheken interessirt, ist der Reichthum der Fächer und die Zugänglichkeit. Ich werde daher nicht erzählen, daß das Gebäude der Bodleiana einen Theil der sogenannten Schools ausmacht, und daß seine Form wie die eines liegenden römischen H aussieht, sondern, im Sinne künftiger Benutzer, von den Tagen und der Art der Benutzung sprechen. Wie wünschenswerth es für den auswärtigen Gelehrten ist, die rechte Zeit zu kennen, wann ihm an der zu besuchenden fremden Bibliothek zu arbeiten vergönnt ist, das mag folgender tragi-komischer Fall beweisen, der sich hier in Oxford selbst zugetragen. Einer meiner Freunde aus Oesterreich (wo die Regierung keine Unterstützung für solche wissenschaftliche Forschungen bietet), ein Märtyrer seiner Untersuchungen, hielt sich vor einigen Jahren in Hamburg auf, wo er, obgleich ganz unbemittelt, auf eigene Kosten die reiche Handschriften-Sammlung der Stadt-Bibliothek untersucht und excerpirt. Zur Vervollständigung eines Resultates wäre ihm noch die Vergleichung einer Handschrift in Oxford nöthig. Er hatte vor seiner nothwendigen Rückreise zur Oesterreichischen Militair-Gränze nur noch wenige Wochen und noch weniger Thaler übrig. Doch sein Eifer flößt ihm Muth ein! Er rafft seine letzten Zehrpfennige zusammen, eilt durch die Nordsee, fragt bei seiner Landung in London nur: „Wo ist der Weg nach Oxford?" kömmt dort glücklich an und fragt bei seiner Ankunft: „wo ist die Bodleiana?" Er eilt durch die schöne High street, ohne auf Menschen oder Häuser zu sehen; sein Herz pocht unter der süßen Last der Erwartung, sein Gesicht sprüht Flammen der Freude, so glücklich am Ziele zu seyn. Er steht am Eingange seines Elysiums, und schon legt er die Hand an den Klingelzug, da — — — — Gott, wer malt die Versteinerung! da stürzt ein dienstfertiger Diener hervor und ruft: „Stop a little Sir! We have vacances!" — „Stop a little!" „vacances!" konnte diesem noblen Sonderling ein größeres Unglück zustoßen? Es wäre ihm aber nicht zugestoßen, hätte er genauer gewußt, an welchen Tagen die Bodleiana sich verschließt.

Diese ist aber von den wenigen Bibliotheken, welche sich nur sehr kurze Ferien gestatten. Außer Sonn- und Festtagen ****) ist sie noch eine Woche zu Anfang September, eben so lange vor der Revision geschlossen. Sie bietet also, wenn man sie mit der Vaticana vergleicht, die auffallende Erscheinung, daß diese Römerin (die im Reichthum der orientalischen Handschriften mit Oxford rivalisirt) kaum so viele Tage zählt, an denen sie Besuche annimmt, als die Bodleiana Tage des Verschlusses. Selbst die Königl. Bibl. zu Paris, sonst die liberalste in der Welt, könnte sich, in Betreff der Ferien, Oxford zum Muster nehmen, vollends, da die Festtage im katholischen Paris ohnehin die Bibliothek weniger besuchbar machen.

Den ganzen Sommer hindurch (von Mariä Verkündigung bis Michaeli)

---

*) Auf unseren Universitäten giebt's akademische Bürger oder Studenten und Spießbürger oder Philister; in Oxford, wo sich das ganze Personal der Universität, Professoren, Studenten ꝛc., durch besondere Kleidung, gowns, von den Bürgern unterscheidet, hat sich die Assonanz wie von selbst gebildet.

**) Männer wie N......r sind daher in der Residenz Sonderlinge; in der Provinz dagegen sind diejenigen Sonderlinge, welche nicht so handeln wie dieser Theologe.

***) Die Verschiedenheit der Angaben hierin geht oft weit über das Lächerliche hinaus. Man vergleiche z. B. nur die Angaben der Bücherzahl des Vatikans! Es ist auch fast unmöglich, hier übereinstimmend zu zählen, da der Eine 25 zusammengebundene Dissertationen für ein Werk zählt, der Andere für 25 Werke.

****) worunter die Zeit von Weihnachten bis zum 1. Januar. An vielen Feiertagen ist sie jedoch nach der Predigt offen.

wird das Publikum 7 Stunden täglich, und zwar von Morgens 9 bis Nachmittags 4 Uhr, zugelassen; in den Wintermonaten dagegen öffnet man eine Stunde später und schließt eine Stunde früher. Ausgeliehen werden hier, wie im British Museum, gar keine Bücher. Dieser Umstand könnte zu der Vermuthung führen, daß der Andrang in den Lesesälen groß seyn müßte: allein dem ist nicht so. Ich sah keine drei Leser, und der mir sehr freundliche P. versichert, daß die Durchschnittszahl der Leser nicht sechs übersteige! Zu einem Orte, wo an 60 Professoren, so viele fellow's, magister's, tutor's etc. und 3000 Studenten leben, würden wenigstens 50 Leser auf der Bibliothek seyn müssen, da keine Bücher nach Hause gegeben werden, wäre der gelehrte Fleiß in Oxford von mehr Bedeutung. Für den Auswärtigen hat das sein Gutes, daß er selten mit den Einheimischen in Kollision wegen Bücher und Handschriften kömmt, wie das öfter in Berlin der Fall zu seyn pflegt. Uebrigens konnte ich bei dieser Gelegenheit eine irrthümliche Meinung berichtigen, die in Oxford über die Leserzahl der Berliner Bibliothek und über die Dauer, welche zwischen der Forderung eines Buches und dessen Verabfolgung stattfindet, verbreitet war. Der Professor ..... sagte mir nämlich, er wäre im September 183. mehrere Nachmittage auf der Berliner Bibliothek gewesen und hätte nie über 20 Leser gefunden, und unter diesen hätte mancher ein recht ungeduldiges Gesicht gemacht, weil er so lange auf das geforderte Buch habe warten müssen. Ich erklärte ihm, daß im September gerade die Ferien der Universität wären und also Professoren, Studirende, Lehrer u. A. verreist sind; daß seit der Oberleitung der Bibliothek durch Pertz eine andere Ordnung herrscht, wodurch man die zum Lesen geforderten Bücher schon Nachmittags vorfindet; und daß endlich in Berlin überhaupt das Bedürfniß und der Vortheil, in der Bibliothek selbst zu lesen, nicht so groß seyn kann, als z. B. im British Museum, wo durchschnittlich 130 Leser täglich gezählt werden, da hier mit großer Liberalität Jeder die Bücher nach Hause bekömmt.

Die Bodleianische Bibliothek steht einzig unter den öffentlichen Bibliotheken da, wenn man sie von Seiten ihrer Entstehung, ihres Wachsthums und ihrer gegenwärtigen Ergänzung betrachtet. Nicht Fürsten, Regierungen und Parlamente haben sie gegründet und erhalten, sondern Privatleute. Eine uralte Bibliothek war freilich mit der Universität verbunden, aber sie wurde unter der Herrschaft Eduard's IV. gänzlich zerstört. Da hatte Sir Thomas Bodley, ein Großer am Hofe der Königin Elisabeth, den schönen Einfall, des Hofes und der Intriguen überdrüssig zu werden und mit seinen Reichthümern den Grund zu der Sammlung zu legen, welche man ihm zu Ehren Bodleiana nannte. Nicht nur er selbst gab Bücher und Handschriften zu einem Werthe von ungefähr 30,000 Pfund Sterling und setzte Summen für die Beamten aus, sondern er gewann durch seine Aufmunterung die Nachahmung vieler anderen Großen. Auch der Zufall that im ersten Jahre der Gründung einen mächtigen Schritt zu Gunsten der Bibliothek. Bei der Eroberung der Stadt Cadix durch den tragisch berühmten Essex fiel diesem aus der ungeheuren Beute die große Bibliothek des portugiesischen Bischofs Offorius zu, und Essex schenkte sie der Bodleiana. Seitdem haben ihr mehrere der berühmtesten Gelehrten Englands, wie Pococke und Huntingdon, ihre Bibliotheken ganz oder zum Theil geschenkt, und auch sehr bedeutende Baarsummen (wie erst im vorigen Jahre 40,000 Pfd. Sterling) flossen ihr zu. Letzteres löst das Räthsel, daß sie so kostspielige Einkäufe machen kann, während ihr jährliches Einkommen keine tausend Pfd. beträgt. Die Einkäufe, welche hier gemacht werden, übersteigen unsere deutschen Begriffe von Bibliotheks-Oekonomie. Ich werde von den Acquisitionen eines Zweiges, und zwar von dem, der mich hierher geführt, sogleich sprechen.

So reich auch die Bibliotheken zu Paris und Rom an rabbinischer Literatur und besonders an arabisch-jüdischer sind, so werden sie doch seit lange an Auserlesenheit in diesem Fache von der Bodleiana übertroffen. Aber mit dem bloßen Uebergewicht an Qualität begnügte sich diese nicht; man hat in neuester Zeit beschlossen, nicht zu fragen, was von dieser Literatur nöthig sey, sondern überall zu fragen, wo Bücher aufzutreiben sind, die in der Bodleiana fehlen. Eine Berliner Handlung hat den Auftrag, alles Fehlende zu liefern. Und dennoch hatte sie vor funfzehn Jahren schon eine Sammlung aus Deutschland entführt, welche die reichste und kostbarste ihrer Art war! Ich meine die berühmte Sammlung der Oppenheimerschen Bibliothek, welche die Quelle für J. C. Wolf's großartige Bibliotheca Hebraea war. Ich muß einen Augenblick bei dieser Sammlung, die hier auf fremdem Boden vor mir liegt, verweilen und dabei einen, deutschen Gelehrten und öffentlichen Anstalten nicht schmeichelnden Klageruf ausstoßen! In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte der Ober-Rabbiner David Oppenheimer zu Prag rc. eine Bibliothek hebräischer Werke gesammelt, wie sie bisher in den Händen eines Privatmannes unerhört, ja unmöglich war. Denn um diese Reichthümer aus den Händen ihrer jüdischen Besitzer der entferntesten Länder zu sammeln, bedurfte es, da die Juden durch keine Gesandtschaften und Konsulate in irgend einer Verbindung standen, des durch das ganze Judenthum verbreiteten Einflusses des Ober-Rabiners, es bedurfte auch schwerer Geldopfer und der Anwendung von Bitten, ja, wie der freilich nicht ganz gegen Oppenheimer vorurtheilsfrei scheinende Wolf behauptet, selbst der Anwendung geistlicher Waffen, d. h. Bannstrahlen gegen Besitzer, die sich weigerten, ihr Besitzthum herauszugeben.*) Sowohl die gedruckten Bücher als die ungedruckten dieser Sammlung erhoben sie zur kostbarsten Merkwürdigkeit. Waren unter den Handschriften die ältesten Bibeln und wissenschaftlichen Werke, so enthielt der Schatz der Druckwerke nicht nur meist die Editio princeps, sondern meist sämmtliche vorhandene Ausgaben. Um nur ein Beispiel anzuführen, wer staunt nicht, in einer Privat-Bibliothek 16 Ausgaben des Babylonischen Talmud zu finden und darunter eine auf dem feinsten Pergamente in 24 mit Goldschnitt und Malereien versehenen Prachtbänden?!*)

*) Wolf Bibliotheca Hebraea I, 390. Die Angabe Wolf's streitet aber so sehr gegen alle jüdische Sitte und besonders gegen die eines frommen Rabbiners, daß hier ein Mißverständniß im Spiele seyn muß. Einer Verleumdung ist Wolf nicht fähig.

Doch genug! Das Herz meines bücherwurmigen Ich's steigt mir in die Augen und will zerfließend und vorwerfend nach Deutschland hinüber sehen! Als die Republik Genua, von Ludwigs XIV. Waffen gedemüthigt, bittende Gesandten und darunter den Dogen selbst nach Versailles schicken mußte und der stolze König diesen im Garten Lustwandelnden fragte, was er für die größte Merkwürdigkeit hier hielte? da antwortete dieser: „Mich hier zu sehen!" Als ich so die unschätzbaren Schriften musterte, schien mir aus der Inschrift David Oppenheimer's sein zürnender Geist zuzurufen: Fürwahr, Deutscher, mich hier zu sehen, mußt du für die größte Merkwürdigkeit der Bodleiana halten! Gab es denn unter meinen reichen Glaubensgenossen keinen, der mein großes hinterlassenes Gut vor den Händen der Fremdlinge rettete? Gab es in dem Rath deutscher Fürsten keinen, der es für das Vaterland erhalten wollte? Ist die Gelehrsamkeit der deutschen Christen so sehr gesunken, daß sie meine Schätze nicht zu würdigen verstehen?"

Aber, lieber S., der Brief über die Bodleiana ist unter meinen Händen so angeschwollen, daß ich mitten in der Geschichte der Oppenheimerschen Bibliothek abbrechen muß. Ich werde in einem zweiten Briefe den Faden wieder aufnehmen und zugleich über den eben erschienenen, drei dicke Foliobände starken Katalog der Bodleiana sprechen. Noch eins, theurer Freund! Sie würden sehr wohl daran thun, wenn Sie mich nicht zu den zehn Reisenden zählen, welche die von ihnen beschriebenen Orte wirklich mit Augen gesehen haben, sondern zu den Tausenden, die von ihrer Camera obscura aus Alles sehen, was in der Welt vorgeht. Wenn es einer Gräfin erlaubt ist, „Reiseversuche" zu schreiben, so wird mir keiner einen Briefversuch übel nehmen. Meine heißen Wünsche für Sie!

Irländische Miscellen. — Cork und der wissenschaftliche Kongreß.

(Schluß.)

Besonders stolz sind die Einwohner darauf, eine der außerordentlichsten sittlichen Umwandlungen unseres Jahrhunderts, wenn nicht gegründet, doch bedeutend gefördert zu haben; ich meine die Mäßigkeits-Vereine, an deren Spitze der ehrwürdige Superior der Kapuziner, Theobald Mathew, steht.

Seit Jahrhunderten war die Trunkenheit die Schande und Geißel Irlands; sie durchdrang alle Stände, und wenn die Sonne nach einem Festtage aufging, beschien sie oft den Lord neben dem Bettler in derselben Straße friedlich ausgestreckt. Bei den Gelagen der feinen Welt sogar wurde alle List angewendet, um die Gäste zu benebeln, und diese gingen von Herzen darauf ein. Der Schwur, sich eine Woche lang des Whiskeys oder Weines zu enthalten, war sonst für die Irländer eine gewaltige Sache; daneben diente er noch zuweilen prächtig, um den Scharfsinn des irischen Witzes zu zeigen. So erzählt der Eine ganz naiv: ich habe allerdings ein volle Woche keinen Wein getrunken, aber ich habe während dieser Zeit mein Brod stets in Wein getaucht; der Andere: ich habe freilich geschworen, auf Erden nicht mehr zu trinken, aber da steige ich auf einen Baum und trinke mein Glas ohne Gewissensskrupel aus.

Am 20. August 1829 trat, veranlaßt von Georg Carr, einem Pfarrer der anglikanischen Kirche, der erste irische Mäßigkeits-Verein in New-Roß zusammen. Der Verein von Cork folgte so rasch darauf, daß er dem von Roß den Ruhm der Anciennität streitig machte. Der Corker Verein wurde gegründet von den Quäkern Nikolaus Dunscumbe und William Martin, und zwei Handwerkern, dem Schieferdecker Olden und dem Schneider Connel. Sie hatten den glücklichen Einfall, die Direction dem Pater Mathew zu übertragen, welcher in der ganzen Stadt die größte Popularität besaß und sich überhaupt in jeder Hinsicht am meisten eignete, an die Spitze des Unternehmens zu treten.

Man erzählt vom Pater Mathew eine große Menge von Bekehrungs- und Wundergeschichten, und die Erfolge desselben scheinen in der That wunderbar genug; denn das Verzeichniß der Teetotallers oder derjenigen, die eine vollständige (totale) Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken gelobt haben, beläuft sich in Irland allein auf drei Millionen. Ferner ergiebt sich aus den statistischen Listen, daß mehrere Schenkhäuser vollständig geschlossen oder in Theehäuser verwandelt worden sind; mehrere Brennereien feiern jährlich sechs Monate; die Brauereien decken kaum die Kosten; die Accise in den südlichen Grafschaften trägt kaum den Gehalt der Beamten ein. Während der großen Viehmärkte in Ballinasloe wurden sonst jährlich gegen achthundert Gallonen Whiskey verzehrt, gegenwärtig kaum acht. In der Sparkasse zu Cork haben sich die kleinen Einzahlungen fast um ein Drittel vermehrt, welches Drittel sonst in die Branntweinläden ging.

Der Pater Mathew predigt gegenwärtig das Wasser in England, deshalb konnte ich ihn nicht sehen und mußte mich begnügen, mir seine in einer kleinen

*) Ich weiß nicht, ob es überhaupt noch ein Exemplar des Talmud auf Pergament in der ganzen Welt giebt, gewiß aber keines von dieser Feinheit und Pracht. Englische Bibliophilen würden für dieses Unicum allein gern 1000 Pfd. St. gegeben haben.

Hintergasse gelegene Wohnung zeigen zu lassen. — Der Schwur der Enthaltsamkeit wird knieend ausgesprochen. Die feierliche Handlung selbst heißt das Pfand, the pledge, weil der Pater Mathew dem Aufgenommenen eine Medaille überreicht, auf welcher die Worte stehen: Ich verspreche, mich aller berauschenden Getränke zu enthalten, mit Ausnahme dessen, was der Arzt vorschreibt, und die Ursachen der Unmäßigkeit so wie den Hang zu derselben zu bekämpfen. Dabei bezeichnet der Pater die Stirn des Knieenden mit dem Zeichen des Kreuzes, und wenn dieser die Worte des Eides ausgesprochen hat, antwortet er: „Gott gebe dir Kraft, deinen Entschluß zu halten." Die Medaille wird mit einem Schilling bezahlt, wonach man schließen müßte, daß der Pater drei Millionen Schillinge erhalten hat. Aber Niemand hat jemals daran gedacht, ihn zu beschuldigen, daß er auf die Abgabe, von der jedoch die Armen frei sind, spekulire. Mrs. Hall schildert den Pater Mathew als einen kräftigen, gesunden Mann in den Funfzigen, von mehr als mittlerem Wuchse, angenehmer Gestalt und ausdrucksvollen Augen.

Die Umgegend von Cork ist reizend; der See strömt durch eine malerische Landschaft; hier und da, in der Ebene wie auf den Hügeln, erheben sich Landhäuser. Eine vorzügliche Aussicht hat man von dem Hügel Sundayswell, welcher nach einer jener in Irland so häufigen heiligen Quellen benannt ist; denn fast an jeden aufsteigenden Felsen, an jeden lebendigen Brunnen knüpft die Sage irgend ein Wunder. Die belohnendste Wasserfahrt ist die nach Cove. Diese reizende, sich terrassenförmig erhebende Stadt ist etwa fünf Meilen von Cork, deren Hafen gegenüber, gelegen. Sie hat ein angenehmes, fast südliches Klima. Im Jahre 1780 war sie noch ein Fischerdorf; in einem Vierteljahrhunderte kann sie vielleicht bereits Cork überflügelt haben, so gewaltig steigt die Einwohnerzahl. Auf ihrer Rhede starb John Tobin, der Verfasser der Flitterwochen, welcher dem Theater Meisterstücke versprach, aber wegen seiner geschwächten Gesundheit einen milderen Himmel suchen mußte, der ihn leider nur eben empfangen sollte, um ihn für immer zu verlieren. In Cove starb auch Karl Wolf, der Verfasser jener Stanzen auf John Moore, die Byron allen Oden der neueren englischen Poesie vorzog.

Doch es ist Zeit, in die Stadt und zur Gelehrten-Versammlung zurückzukehren.

* * *

Zum Präsidenten sämmtlicher Sectionen war der Graf Northampton gewählt, welcher die Versammlung mit einer schönen Rede über die Arbeiten der Gesellschaft und ihren heilsamen Einfluß auf alle Stände eröffnete. Dann wurde das Budget von 1842 vorgelegt und zum Versammlungs-Orte für 1844 York gewählt.

Aus den zahlreichen Verhandlungen will ich nur einige Bruchstücke mittheilen. In der statistischen Section wurde ein vom Capitain Larcom angefertigter Auszug aus den letzten Stammrollen Irlands mit wahrhaftem Enthusiasmus aufgenommen. Zufolge desselben beläuft sich die Bevölkerung Irlands auf . . . . . 8,175,124 Seelen;

davon 4,019,576	männlichen Geschlechts	
4,155,548	weiblichen Geschlechts	
2,765,212	männl.	unverheiratet
2,662,023	weibl.	
1,142,628	männl.	verheiratet
1,181,085	weibl.	
111,736	männl.	verwitwet.
312,420	weibl.	

Der Schulbesuch ist am besten in der Grafschaft Antrim, wo 21 pCt. männl. und 23 pCt. weibl. Geschlechts weder lesen noch schreiben können; am schlechtesten in der Grafschaft Mayo, wo 73 pCt. männl. und 87 pCt. weibl. Geschlechts sich in demselben traurigen Falle befinden.

Die Häuserzahl, mit der Einwohnerzahl verglichen, scheint anfangs genügend. Wenn man sie aber nach dem Range und der Zahl der darin wohnenden Familien betrachtet, so ergiebt sich, daß auf dem Lande fast die Hälfte und in der Stadt über ein Drittel der Familien in einer Hütte oder einer einzigen Kammer wohnen. Die nächstfolgende Klasse gewährt dasselbe Verhältniß, und die besser bedachten Klassen betragen in den Städten nur 16 pCt. und auf dem Lande 30 pCt.

Die Listen über das Alter der Einwohner von Irland können nicht genau geführt werden, wegen der seit zwanzig Jahren so zahlreichen Auswanderungen; doch findet man gegenwärtig mehr Individuen über funfzehn Jahr, als im Jahre 1821.

Auch die Zahl der Auswanderer ist sehr unsicher, da sich sehr viele Irländer nach den englischen Häfen begeben, wo man kein besonderes Verzeichniß aufnimmt. Nach den besten Nachrichten jedoch beträgt die Auswanderung von 1821—1841 338,285 Köpfe, und in derselben Zeit lieferte Irland allein 39,160 Rekruten zur Armee. So ist es begreiflich, daß in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung nur um 5 pCt. gestiegen ist, während sie in den zehn vorhergehenden Jahren um 14 oder doch um 12 pCt. zugenommen hatte.

Man rechnet, daß 419,256 in Irland geborene Individuen in England wohnen, d. i. 1 auf 54, während sich 30,137 in England geborene Individuen in Irland aufhalten, d. i. 1 auf 271 der gesammten Bevölkerung.

Ferner zählte man im Jahre 1841 in den Schulen 502,950 Kinder beiderlei Geschlechts.

Das Verhältniß der Geburten ist 1 auf 33, der Todesfälle 1 auf 39, der Ehen 1 auf 181. Nach der Religion der Familien darf nicht gefragt werden.

* * *

Doktor W. C. Taylor las über die Seiden-Fabriken in Irland. Diese Fabrication wurde durch Franzosen dahin verpflanzt, welche durch die Aufhebung des Edikts von Nantes gezwungen worden waren, ihr Vaterland zu verlassen. Unglücklicherweise schlossen sie sich gänzlich ab und nahmen keinen irländischen Lehrling an, um das Geheimniß der Fabrication für sich zu behalten. Deshalb machten sie sehr langsame Fortschritte. Am bedeutendsten war die Familie Latouche. Man behauptet zwar, daß im Jahre 1775 in Dublin 3400 Seidenarbeiter beschäftigt waren; doch ist das jedenfalls eine Uebertreibung, denn im Jahre 1784 zählte man nur 1784, und selbst diese befanden sich nicht alle in Thätigkeit. Später sank die Seiden-Fabrication in Irland noch mehr; im Jahre 1800 fand man nothwendig, sie durch einen Einfuhrzoll von 10 pCt. zu beschützen. Allmälig wanderten mehrere Fabrikanten mit ihren Arbeitern nach den Grafschaften Lancaster und Chester aus, und noch gegenwärtig arbeiten in Macclesfield mehr irische als englische Seidenweber. Im Jahre 1826 erlosch der Schutzzoll, und da die Fabrikanten ihre veralteten Gewohnheiten dennoch nicht änderten, ist dieser Industriezweig in Dublin gegenwärtig fast auf Null gesunken.

Die Popeline-Manufakturen beschäftigen jetzt 280 Arbeiter, 70 Frauen und 130 Kinder. Die bedeutendsten Fortschritte in der Seiden-Fabrication verdankt Irland der Einführung der Jacquardschen Stühle und einer neuen Maschine, welche auf vorzüglichere Weise als die früher gebrauchten in den Modestoffen die Farben mischt. Die französische Popeline, in welche man häufig auch Baumwolle einwebt, ist zwar billiger, aber auch schlechter, minder reich und schön als die irische. (Revue Brit.)

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.

Mitgetheilt von Heinrich Smidt.

II. Seemanns-Schwänke.*)

Und wieder eines anderen Abends saßen die Maaten beisammen in ihrer Kajüte; aber dieses Mal war es eine heitere, lustige Gesellschaft, und Scherz und Laune würzten den Trunk. Jeder wußte irgend einen Spaß zu erzählen, und wenn die Uebrigen sich satt gelacht hatten, fing ein Anderer einen neuen Schwank an.

„Ist ein verteufelt gutes Ding um eine Pfeife voll Taback", sagte Robert, „und der Seemann ist nirgends zuhause, wo der nicht zu finden ist. Darum ging's uns hart an, als wir in Amsterdam lagen und hörten, es ginge mit uns nach Lissabon. In Amsterdam, Jungens, habt Ihr alle Sorten vollauf, und wer nicht „rothen G" rauchen will, raucht „drei Mohren" oder „Petum optimum". In Lissabon aber giebt's nur muffiges Zeug, und Ihr müßt es obendrein mit Crusaden aufwiegen. Da schien es uns denn passend zu seyn, so viel als möglich dorthin zu schleppen; aber der Capitain kam, sprach über den Taback viel gelehrten Krimskram, sagte, derselbe sey ein portugiesisches Kronregal, oder was weiß ich sonst; der Teufel solle den holen, der auch nur ein Loth einzuschmuggeln suche und dadurch das Schiff in Gefahr brächte. Da mußten wir gehorchen, alles Brummen half nichts, und wer ja ein Paket unter der Monkey-Jacke trug, dem nahmen sie es weg. Aber wir hatten es bald ausgekundschaftet, daß der Capitain selbst zu thun beabsichtige, was er uns verbot, denn es kamen eines Abends drei bis vier große Pakete an Bord, und eines derselben, welches nicht besonders gut zugemacht war, ließ deutlich unterschiedliche Tabackssiegel sehen.

Dieses Ereigniß ging wie der rothe Faden im englischen Orlogs-Tauwerk durch das ganze Schiff und setzte böses Blut bei allen rauchfähigen Matrosen. Man brummte, steckte die Köpfe zusammen, und wenn einer der Schiffs-Offiziere vorbeiging, mußte er manches anzügliche Wort hören. Aber sie kehrten sich nicht daran, sondern wiesen die Vorlauten übermüthig zurecht. Kein Tau ist aber so lang, Ihr findet das Ende, und wir fanden auch das Ende unserer Reise von Amsterdam nach Lissabon. In der letzten Zeit war der Taback in Vergessenheit gerathen, aber als wir nun über die Barre des Tajo wegsteuerten, fiel uns ein, was geschehen würde, wenn wir bei dem Fort von Belem ankerten und die Visitatoren an Bord kämen. Die Fahrt ging aber sehr langsam; wir hatten bloß das Vormarssegel gehißt und krochen Fuß um Fuß den Strom herauf, als ob wir schwere Havarie gehabt hätten, obgleich Alles wohl im Stande war und wir bei dem schönen Wetter die Masten bis zum Bramtopp hätten in Leinwand hüllen können. Dabei war es spaßhaft gewesen, zu sehen, wie oft die Offiziere sich heute die Wanten hinaufbemüht, auf den Raaen gesessen und nach Nord und Süd ausgelugt hatten. Wir dachten absonderliche Dinge dabei, und wie es einen tüchtigen Spaß geben könne, wenn die Zollkerle eine gesunde Nase hätten. Jetzt kam die Schaluppe zu uns herangerudert, und in demselben Augenblick strichen wir unser Vormarssegel, und der Anker ging in den Grund. Sogleich waren sie an Bord und vertheilten sich nach allen Seiten, oben und unten; sie schonten nichts, guckten dem Zimmermann in die Kiste, dem Koch in die Töpfe und rochen sogar in

---

*) Vgl. Nr. 1[illegible]0 des Magazins.

die Behausung unserer Ferkel. Aber Alles umsonst; es ward nirgends etwas gefunden, und wir zerbrachen uns den Kopf, wo der Taback geblieben seyn könne, den wir doch selbst hatten an Bord bringen sehen. Da kam einer der Zollwächter aus der Kajüte; er war der Vornehmste und hatte einen mächtigen Sarras an der Seite. Mit gravitätischen Schritten ging er auf dem Verdecke hin und her, ließ den Blick über die Takelage fliegen, und ein spitzbübisches Lachen verzog das ganze Gesicht. Der Capitain fragte, ob die Untersuchung nun beendet sey, oder ob er noch etwas zu befehlen habe? und der Portugiese rief laut: „Ja, Senhor! Ich habe noch etwas zu befehlen! Im Namen des Königs gebiete ich Euch, daß Ihr Eure Matrosen nach oben schickt und alle Segel von den Raaen fallen lasset." Der Capitain protestirte aus allen Kräften und schrie, das Schiff werde über seinen Anker gehen und diesen unklar machen, wenn die eben auffrischende Briese sich in die Leinwand setze. Aber der Portugiese kehrte sich nicht daran, und als wir ohne des Capitains Ordre seiner Weisung nicht folgen wollten, rief er seinen Leuten einige Worte zu, die alsobald rechts und links in die Wanten sprangen. Der Capitain war außer sich vor Zorn und Bosheit; er stampfte mit den Füßen, rief nach seinen Pistolen und schwur, er werde die Portugiesen von den Raaen schießen, wie Sperlinge aus dem Kirschbaum. Aber die Portugiesen kehrten sich nicht daran, sie lösten die Beschlag-Seisinge, die Segel fielen alle zugleich von den Raaen, und in demselben Augenblicke purzelten die schönen Tabackspakete mit den drei Mohren-Wappen und dem rothen G. auf unsere Köpfe hageldicht herab. Da hättet Ihr sehen sollen, wie die Portugiesen zugriffen und den Taback in ihre Barke stauten; der Capitain aber flog kreideweis in seine Kajüte, denn er wußte wohl, daß nun ein Donnerwetter über ihn losbrechen werde; ich aber hatte zum ersten Male eine Tabacks-Sturzsee über den Kopf bekommen."

„Da ist's allemal besser", sagte Meister Emanuel, „wenn bei solchen Gelegenheiten die Kajüte und das Kabelgat einerlei Cours steuern, damit man diesen Zollkerlen eine Nase drehe, denn nichts scheint mir verdienstlicher, als wenn man diese Burschen, die einem armen Matrosen das letzte Kabel aus der Kiste schnappen, kahl ablaufen läßt und es so macht, wie wir mit den Zollwächtern in Portland. Es standen nämlich ihrer zwei auf unserem Verdeck Wache, und am anderen Morgen sollte die Untersuchungs-Kommission anlangen, denn am Abend unserer Ankunft war es dazu zu spät. Daran war uns gar nichts gelegen, denn unter dem doppelten Boden unserer Kajüte hatten wir eine stattliche Reihe von Zigarrenkisten, die wir gern ans Land gebracht hätten, wo schon Abnehmer bereit standen. Da machte sich ein schlauer Bursche an die beiden Wächter und hatte bald herausgebracht, daß die beiden Kerle einander spinnefeind waren und sich das Weiße im Auge nicht gönnten. Der Eine war lang und mager und hieß Mister Staff, der Andere war kurz und dick und hieß Mister Struffel. Einer von uns machte sich nun an den Mister Staff und erzählte ihm, daß sein Kollege, Mister Struffel, von den Matrosen eine Pfundnote erhalten werde, damit er nicht hinsehen solle, wenn sie einige Galonen französischen Branntwein aus dem Kabelgat und durch das Galion in ein Langboot schmuggelten. „Es ist gut", sagte Mister Staff, „ich werde schon Acht geben; dieser Blutigel soll um die Pfundnote geprellt werden, und der Branntwein gehört obenein mir." — Während dieser Unterhaltung hatte sich ein Anderer an Mister Struffel gemacht und erzählte ihm dieselbe Geschichte von Mister Staff. Dieser war außer sich vor Freuden und meinte, es dürfe Niemand sich unterstehen, ihn betrügen zu wollen, denn Jeder, der dies unternehme, werde mit Schanden bestehen; den Kollegen Staff aber solle noch obendrein der Teufel holen.

Der Abend brach herein, und die Officers standen unweit von dem Bratspill, sich gegenseitig mit lauernden Blicken betrachtend.

„Es ist sehr kalt heute Abend!" sagte Mister Staff.

„In der That, sehr kalt!" antwortete Mister Struffel.

„Wenn Mister Struffel vielleicht von der guten Gelegenheit profitiren und es sich für einige Zeit in der erwärmten Kajüte bequem machen will, so wird Mister Staff sehr gern die Deckwache allein übernehmen."

„Ich würde es für eine Sünde halten, Mister Staff", entgegnete mit süßsaurer Miene Mister Struffel, „eine solche Gunst von Mister Staff anzunehmen, da ich weiß, daß derselbe eine starke Familie hat und sich, zum Nachtheil derselben, allzusehr im Dienste anstrengen möchte. Ich dagegen bin ein ledig loser Kerl, und wenn Mister Staff mir die Deckwache überlassen will ...."

„Keinesweges!" entgegnete dieser schnell: „ich kenne meine Pflicht."

„Und ich die meinige!" antwortete der Kollege.

„Mit der Schmuggelei ist es richtig, und der Spitzbube weiß darum!" sagte Mister Staff leise vor sich hin.

„Der Kerl hat die Pfundnote bereits in der Tasche, aber er soll sie wieder herausgeben!" brummte Mister Struffel in den Bart.

Das Wetter hatte sich merklich verändert; es ward empfindlich kalt, der Wind trieb die Wolken zusammen, und ein eiskalter Regen rieselte herab. Mister Staff zähnklappte am Steuerbord, und Mister Struffel zähnklappte am Backbord: endlich sagte der Erstere: „Wenn Mister Struffel sich hinunter bemühen wollte und unsere Mäntel suchen, so würde ich unterdessen ...."

„Nein! Nein!" rief der pflichttreue Officer, „ich kann hier in der That keinen Augenblick entbehrt werden; aber wenn Mister Struffel vielleicht für die so nothwendige Bedeckung unseres Leibes Sorge tragen wollte, so ertheile ich die Versicherung, daß während seiner Abwesenheit nicht das Geringste ...."

„Um Alles in der Welt nicht!" entgegnete Jener und begann, mit seinem Kollegen um die Wette, das Verdeck auf und ab zu rennen.

„Satan!" schalt Mister Staff — „Unthier!" schalt Mister Struffel. — „Tiger!" brüllte Mister Staff — „Krokodill!" brüllte Mister Struffel.

„Wie wollt Ihr, daß ich das Gesagte nehme? He? Mister Struffel!"

„Ihr nehmt es, wie es Euch zu Handen ist, und werdet dabei denken, daß eine gute Hand zur guten Faust werden kann, und daß eine gute Faust einen guten Boxer macht. He! Mister Staff!"

„Ich frage den Teufel danach, ob Ihr von mir todt geboxt werdet, oder nicht; aber ich will das Leben nicht haben, wenn Ihr einen Tropfen von dem Cognac bekommen sollt, den Eure Nase unter diesem Tauwerk wittert!" Und mit diesen Worten warf sich Mister Staff zähneklappernd auf die Luken des Kabelgats.

„Ihr sollt Euch eben so wenig Eure Zunge daran verbrennen, und ich will verdammt seyn, wenn Ihr Euren Willen bekommt!" sagte Mister Struffel und warf sich neben ihn.

So lagen nun Beide bei einander und bewahrten das Kabelgat, worin auch nicht so viel Branntwein war, daß man eine Fliege darin ertränken konnte; sie warfen sich gegenseitig vernichtende Blicke zu und schüttelten sich im Fieberfrost, bis sie, von Zorn und Wuth übermannt, sich bei der Brust packten und mit einander auf dem Verdeck umherkollerten, zum großen Verdruß des Schiffshundes, der über die zornglühenden Wächter herfiel und sie in die Beine biß.

Unterdessen hatten wir in aller Stille mit der Schaluppe am Spiegel angelegt und empfingen durch die Kajütsfenster eine Cigarrenkiste nach der anderen, die wir unter leisem Kichern nach dem Lande ruderten und in einem uns wohlbekannten Porterhause absetzten." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Des Euripides Medea. Am 15. Oktober, am Geburtstage Sr. Maj. des Königs, ist diese Tragödie, nachdem sie vor zwei Monaten nach Ludwig Tieck's geistvollen Einrichtungen auf dem Theater des Neuen Palais gegeben worden war, zum erstenmale in Berlin aufgeführt worden, wo sie, obgleich minder erhebend und begeisternd für das klassische Alterthum, als des Sophokles „Antigone", doch auch nicht verfehlte, auf empfängliche Gemüther einen großartigen Eindruck zu machen. Herr Musik-Direktor Taubert, der die Composition der Chöre geliefert, hatte die doppelt schwierige Aufgabe zu lösen: nach einem Vorgänger wie Felix Mendelssohn die klassischen Worte der Griechen mit moderner Musik auszustatten und dies an einem Werke zu versuchen, dessen Chöre, nur von Frauen vorgetragen, bei weitem nicht so lyrisch und zum Gesang anregend sind, als die Männer-Chöre des Sophokleischen Meisterwerkes, für dessen musikalische Behandlung die in diesem Herbste zu Kassel versammelt gewesenen deutschen Philologen dem Komponisten mit Recht ihren Dank votirt haben. Werden diese Schwierigkeiten berücksichtigt, so hat Herr Taubert gewiß etwas höchst Anerkennenswerthes geleistet, obwohl Einzelnes, wie seine Behandlung des Chors:

„In die Tiefen der Weisheit hab' ich mich oft
Schon sinnend versenkt ...."

der zum größten Theil von der einen Chorführerin gesprochen, während hier und da ein Vers von der anderen gesungen wird und erst der Schluß zum Chorgesang sich gestaltet, weder die Forderungen der Antike noch die des modernen Geschmacks befriedigen dürfte. Medea, die furchtbare Zauberin aus Kolchis, die den Hellenen Haß und Verachtung durch Gift und Feuer vergalt, ist auch von neueren Dichtern häufig auf die Bühne gebracht worden. Zuletzt war es Grillparzer, der uns die Kindermörderin im dritten Theile seines „goldenen Vließ" dargestellt und dem in der Charakteristik der neben der Medea auftretenden Personen manche Vorzüge vor dem Euripides nicht abzusprechen, dessen Jason im Grunde nichts weiter als ein Sophist, ein widerwärtiger Schönredner ist. Gleichwohl ist der Eindruck des antiken Kunstwerkes, das mit der ihm zum Grunde liegenden Fabel mehr verwachsen, auch viel gerundeter und totaler, als der irgend einer modernen Behandlung des grauenvollen Stoffes. In der alten Welt haben außer dem Euripides auch noch Aeschylus, Sophokles, Ovid und Seneca die früheren und späteren Geschicke der Kolchierin zum Gegenstande der Tragödie gemacht, doch sind diese Werke, mit Ausnahme des des Seneca, alle verloren gegangen. Die Gottersche Medea mit der melodramatischen Musik von Georg Benda erinnern wir uns noch auf der Berliner Bühne gesehen zu haben, doch erscheint sie uns jetzt wie eine französische Antike im Reifrock, wenn wir sie mit der Medea der Madame Crelinger vergleichen, die mit Recht die Palme des Abends davontrug, denn wie kein Anderer war sie durch Declamation, wie durch Mimik und Spiel, in den Geist des griechischen Kunstwerks eingedrungen. Jedenfalls ist auch wohl dieser neue Versuch, die antike Tragödie auf unsere Bühne zu bringen, und das hierdurch, wie noch mehr durch die „Antigone", im deutschen Publikum dafür geweckte Interesse als ein edles Samenkorn zu betrachten, das — wir wünschen es aufrichtig — in unserer an künstlerischen Dramen so unfruchtbaren und dagegen an dramatischen Mißgeburten so reichen Zeit Früchte des guten Geschmackes und der wahrhaften Kunst tragen möge. Quod felix faustumque sit!

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Freitag den 20. Oktober 1843.

England.

Shakspeare's Sommernachtstraum auf der deutschen Bühne.

Das glückliche Zusammentreffen Ludwig Tieck's und Felix Mendelssohn-Bartholdy's, dem wir bereits die Wiedererweckung der antiken Tragödie zu verdanken haben, gab auch Gelegenheit, eine andere Idee zu verwirklichen, mit der sich Beide schon seit vielen Jahren trugen. Denn Tieck's Studien des alten englischen Theaters, namentlich der Vorgänger und Zeitgenossen Shakspeare's, hatten ihn auch mit der Einrichtung der Bühne jener Zeit so vertraut gemacht, daß er die Vortheile derselben für die Darstellung Shakspearescher Stücke vollständig erkannte und oft das Bedauern aussprach, nicht auch heutiges Tages eine Bühne zu besitzen, die den Dramen des britischen Dichters diese Vortheile zu gewähren vermochte. Mendelssohn andererseits, den bereits in seinen Jünglingsjahren der phantastisch-romantische „Sommernachtstraum" zu einer der lieblichsten Musiken begeistert hatte, welche wir als Ouvertüre zu diesem aus Blüthenstaub, Spinneweb und Sackleinwand, Elfen, Athenern und Rüpeln zusammengesetzten Stück kennen, mußte wohl auch immer schon das Verlangen haben, seine Composition mit dem Stücke selbst aufgeführt und die musikalischen Theile des letzteren auf entsprechende Weise ergänzt zu sehen. Den Gedanken beider Männer hat die Aufmunterung eines kunstliebenden Fürsten zur That gemacht, und so darf sich die deutsche Bühne rühmen, sich abermals ein Shakspearesches Werk, und zwar ein solches, das in Deutschland bisher für unaufführbar gehalten wurde, angeeignet zu haben.

Der „Sommernachtstraum" ist durch seine deutsche Benennung zu kurz gekommen; die englische sagt viel mehr und ist auch dem Inhalte des Stücks entsprechender. Midsummer-Night ist keine gewöhnliche Sommernacht, sondern die „Johannisnacht", eine von den herrlichsten Blumen duftende und von tausend Glühwürmchen erleuchtete Nacht, mit der sich von selbst die lieblichsten und romantischsten Ideen verbinden, so daß ein „Johannisnachts-Traum" eben nur das Bunteste, Ausgelassenste und doch zugleich auch Anmuthigste und Feenhafteste voraussetzen läßt. Shakspeare liebte es, die Benennungen seiner Stücke mit solchen Festabenden in Verbindung zu bringen. Eines seiner nicht minder beliebten und durch und durch von dem frischesten Humor belebten Stücke, das auch unter dem Namen „Was Ihr wollt" bekannt ist, heißt eigentlich Twelfth Night — der Dreikönigs-Abend — und bildet also gewissermaßen den Winter-Gegensatz zu jenem Traum in der Zeit des Sommer-Solsticiums. Vielleicht waren diese Stücke auch für verschiedene Bühnen geschrieben, denn London hatte zur Zeit Shakspeare's ein Winter- und ein Sommer-Theater. Jedenfalls aber mußten diese Bühnen anders eingerichtet seyn, als die unsrigen, um Stücke wie den Dreikönigs-Abend und die Johannisnacht mit Erfolg aufführen zu können. Dies war es auch, was unseren Tieck bewog, über diese Einrichtung nachzudenken und ihr, weil sie den darstellenden Künstler nothwendig und in jeder Beziehung in den Vordergrund stellt, trotz aller raffinirten Hülfsmittel, welche Kunst und Mechanik für unsere heutige Bühne ersonnen, vor dieser den Vorzug zu geben.

Das Theater zur Zeit Shakspeare's, das aus den alten Mysterien-Theatern unmittelbar hervorgegangen war, hatte auch noch von den Einrichtungen derselben Manches beibehalten, namentlich die Eintheilung der Bühne in drei Abstufungen, auf welcher sich die himmlischen Heerschaaren, die Heiligen und die bösen Geister bewegten. Auf der obersten Abtheilung, „Paradies" genannt, von der auch noch unsere heutige Galerie den Beinamen hat, thronte die Majestät Gottes; neben dieser zur Rechten erblickte man den „Frieden" und die „Barmherzigkeit", zur Linken die „Gerechtigkeit" und die „Wahrheit." Die unterste Abtheilung hieß „Hölle" und hatte einen großen offenen Rachen, der sich auf den Befehl Gottes schloß und wieder öffnete. Von einer Abtheilung zur anderen führten Stufen und abwechselnd ging die Handlung auf diesen selbst oder in jenen Abtheilungen vor. In Deutschland, das die ältesten Mysterien in lateinischer Sprache aus der Feder der Nonne Roswitha von Gandersheim aus dem 10. Jahrhundert besitzt, hatten sich diese Darstellungen auch am längsten erhalten, indem die Reformation sie dazu benutzte, geläuterte religiöse Ideen im Volke zu verbreiten. Wolfgang Menzel erzählt uns von der Aufführung eines solchen Mysteriums zu Stuttgard im Jahre 1571, also zur Zeit Shakspeare's. Es wurde dort das „jüngste Gericht" gegeben, und es traf sich, daß das Feuer der „Hölle" die ihm gestellten Gränzen überschritt und die Stufen entlang zum „Paradies" hinaufstrebte. Die Teufel liefen davon, und der Schauspieler, welcher oben saß und Gott den Vater darstellte, schrie fürchterlich, weil er in Gefahr war, von den Flammen der Hölle ergriffen zu werden. Auch von einem anderen Mysterium, einer Tragico-Comedia Apostolica, die noch im J. 1593 zu Lauingen an der Donau aufgeführt wurde und wobei nicht weniger als 246 Personen mitwirkten, berichtet uns Menzel. Gleichwohl scheinen mit dem 16. Jahrhundert diese Darstellungen in Deutschland aufgehört zu haben, obgleich die Landleute zu Ammergau in Bayern auch heutiges Tages noch das Vorrecht haben, die Leidensgeschichte Christi theatralisch aufführen zu dürfen. Andreas Gryphius, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte, schrieb bereits Trauerspiele im Geschmacke der damaligen englischen Bühne; ja er schon hat Shakspeare's „Sommernachtstraum", wenigstens zum Theil, auf das deutsche Theater gebracht, indem sein „Peter Squenz" eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels „Pyramus und Thisbe" ist und durch ihn auch jener Name, der bei Shakspeare Quince heißt, und der der gesammten Rüpel-Compagnie in Deutschland eingebürgert worden.

Zur Zeit des Gryphius mochten die deutschen Bühnen wohl auch noch so beschaffen seyn, wie die Mysterien-Darsteller sie eingerichtet hatten, und erst die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts um sich greifende Macht des französischen Einflusses hat ihnen ihre heutige Gestalt gegeben, so daß sie für die Abtheilungen und Stufen, welche sie verloren, an Tiefe und Ausdehnung um so mehr gewannen. Sollten wir jedoch eine so verwickelte und phantastische Scenerie wie die des „Sommernachtstraums" vollkommen begreifen und namentlich die Schläfer-Scenen nicht widerwärtig finden, so mußte uns Tieck, wie er gethan hat, die Shakspearesche Bühne wieder schaffen, die mit den einfachsten Mitteln, durch die bloße Verwandlung des Hintergrundes, das Kombinirteste zu erreichen weiß, und auf der allein gleichzeitig die verschiedensten Scenen dargestellt werden können, ohne daß diese ins Unwahre oder Lächerliche verfallen.

Es wird vielleicht die Intentionen Tieck's bei der Einrichtung des Shakspeare-Theaters am deutlichsten machen, wenn wir ihn selbst reden lassen. Zu diesem Behufe wollen wir hier eine Episode aus der im Jahr 1836 erschienenen, aber von Tieck, wie er in der Vorrede sagt, schon im Jahre 1795 begonnenen und 1811 fortgesetzten Novelle „Der junge Tischlermeister" mittheilen. Es handelt sich im vierten Abschnitt dieser Novelle um eine gesellschaftliche Aufführung von Twelfth-Night (Was Ihr wollt), und hierzu läßt Professor Emmrich im Saale des Schlosses durch den jungen Architekten und Tischlermeister Leonhard eine Bühne aufschlagen, wie sie zu Shakspeare's Zeit wohl, bevor das französische Drama die europäischen Theater überschwemmt hatte, und wie namentlich das im Jahre 1613 abgebrannte Globe-Theater, in welchem auch die Shakspeareschen Dramen aufgeführt worden waren, ausgesehen haben mochte:

. . .

„Leonhard begab sich nach dem Rittersaal, wo der stets rüstige Emmrich schon seiner wartete. Er war sehr verwundert, daß Emmrich ihm sogleich mit dem Vorschlag entgegen trat, das Theater umzustellen und es in die volle Länge des Saales zu legen, statt daß es jetzt die Hälfte des oblongen Raumes einnahm. Wir gewinnen damit, sagte der Professor, daß die Zuschauer alle uns viel näher sitzen, und daß wir ein viel breiteres Proscenium bekommen. Die Tiefe der Bühne geht freilich dadurch verloren, aber die Tiefe ist es auch, die mich bei jedem anderen Theater ärgert und die dem guten Schauspieler das Spiel unendlich erschwert. Göthe sagt einmal im Meister, es wäre zu wünschen, die Spielenden bewegten sich auf dem schmalen Streifen einer Leine. Gewiß kommen sie dem Ziele bedeutend näher, wenn wir die unnütze Tiefe unserer Bühnen abschaffen. Freilich kann nicht mehr von einem unglücklichen Krönungszug die Rede seyn, der um das ganze tiefe Viereck der Bühne marschirt, um dann im Hintergrunde in das zu niedrige Portal einer mächtigen Kathedrale hineinzukriechen. Dergleichen Züge, wenn sie denn einmal seyn sollen, müssen dann vorn aus der ersten oder zweiten Coulisse im Profil nach der gegenüberliegenden Oeffnung sich begeben, und nur auf diese Weise kann es mit Verstand und kunstmäßig geschehen, wie wir ja auch, wenn wir die Wahl haben, jene Fenster miethen, denen ein wirklicher Aufzug oder eine Prozession auf diese Weise vorübergeht.

„Mit Hülfe der Arbeiter wurde die Erhöhung der Bühne sogleich nach ihren Theilen so an einander geschoben, daß sie den Raum einnahm, welchen Emmrich bestimmt hatte.

„Wir haben hierbei außerdem den Vortheil, sagte der Professor, daß wir die Thür in der Mitte, die aus dem Saal in die Kabinette dort führt, benutzen und hinter der Bühne die Ankleidezimmer einrichten können; rechts und links sind ebenfalls Ausgänge, so daß das ganze Theater bequem zum

Spiele kann gebraucht werden. Hierauf gab er dem aufmerksamen Leonhard eine Zeichnung, nach welcher in der Mitte der Bühne, nur wenige Fuß von der letzten Linie des Prosceniums, zwei Säulen aufgerichtet werden sollten, die oben, bei 10 Fuß Höhe, einen ziemlich breiten Altan tragen sollten. Die Säulen standen auf drei breiten Stufen, die die Tiefe des Prosceniums noch mehr verengten. Sie sehen, sagte Emmrich, wie mein Streben dahin geht, die Spielenden ganz in den Vordergrund, in die Nähe der Zuschauer zu drängen. Diese drei Stufen führen zu einer inneren kleinen Bühne hinauf, die zuweilen mit einem Vorhang verdeckt, zuweilen offen ist. sie stellt nach Gelegenheit Feld, Höhle oder Zimmer vor: in unserem Stück ist sie erst die Stube, wo die Trunkenbolde lärmen, und nachher die Gartenlaube, in welcher die Neckenden den tollen Monolog des Malvolio behorchen. Den oberen Altan brauchen wir in unserem Lustspiel nicht, wenn er gleich dem Shakspeare und seinen Zeitgenossen unentbehrlich war. zu ihm führen rechts und links ziemlich breite Stufen hinauf. Auf diesen saßen die Rathsversammlungen und Parlamente, und mit wenigen Figuren erschien die Bühne doch angefüllt, weil der Raum rechts und links beschränkt war und man sich so die Bänke erweitert denken konnte. Auf den Stufen vorn und an den Seiten fielen die Sterbenden hin und lagen natürlich viel malerischer, als auf unseren Theatern: an die freien Säulen lehnten sich die Melancholischen oder Nachdenkenden: die Stufen rechts oder links schritt Macbeth hinauf, so wie Fallstaff in den lustigen Weibern: auf dem oberen Balkon standen die Bürger und parlamentirten mit dem Könige Johann und Philipp August: hier unten, von den Stufen erhöht, saßen König und Königin im Hamlet: hier war Macbeth's Tafel, wo Banquo erschien. Ohne weitläufige Belehrung ergiebt sich der Vortheil dieser Bühnen-Einrichtung. Rechts und links auf dem Proscenium konnten zwei sich deutlich absondernde Gruppen stehen: stand die eine etwas zurück, so war die Fiction sehr natürlich, daß jene gegenüber sie nicht mehr bemerkte: mit zwei einzelnen Personen war die Sache noch natürlicher. Eine dritte Gruppe stand oder saß hier höher, auf der inneren kleineren Bühne, die aber doch durch diese Einrichtung den Zuschauern ganz nahe stand. Keine Person deckte die andere, alle waren frei und gleichsam in Rahmen eingefaßt, wodurch das Bildliche und Malerische noch deutlicher hervortrat. War es nun nöthig, wie etwa in historischen Stücken, so zeigten sich oben auf dem Altan handelnde und sprechende Figuren; in Heinrich dem Achten waren die Treppen rechts und links vom Parlament besetzt, auf der Stufe in der Mitte saß Wolsey, und über ihm auf der inneren Bühne der König Heinrich. So war in allen Umständen, mochte das Bild aus vielen oder wenigen Figuren bestehen, die Gruppirung immer ungefähr so, wie Rafael und die guten Maler ihre Gemälde ordnen. Auf diese Weise war die Bühne für die wesentlichen Forderungen ungefähr in ähnlicher Art wie die des Sophokles beschaffen: doch behaupte ich, man kann in Shakspeare und seinen Zeitgenossen nicht Alles verstehen, Manches bleibt unklar, wenn man nicht so viel Kenntniß von der Sache hat, um jene echte europäische oder wenigstens englische Bühne sich zu vergegenwärtigen. Frankreich, Deutschland sogar, eben so Spanien hatten anfangs auch eine ähnliche Einrichtung. als die Franzosen scheinbar aufgeklärt ihre Dramen nach dem Muster der Alten, wie sie sich einbildeten, formten, errichteten sie die neuere Bühne, welche den Tragödien und Lustspielen, in welchen nur wenige Personen sprechen, in welchen sich niemals Gruppen zu stellen brauchen, wo keine Volks-Aufläufe, Belagerungen und dergleichen sich gestalten, auch vollkommen angemessen ist. Wir Deutschen haben jetzt dieses conventionelle, eng begränzte Schauspiel wieder aufgegeben: nun paßt uns die aufgenommene Bühne nicht, diese alte englische oder europäische Form ist vergessen, und wir quälen uns daher höchst unkünstlerisch mit Decorationen, bauen in den Zwischenakten Hügel und Festungen auf, Gallerieen und Terrassen, und fühlen, wie Text und Theater sich gegenseitig hindern, mit einander streiten, Alles schwierig, zeitraubend, ungeschickt herauskommt und der Regisseur sich erleichtert fühlt, wenn er einmal wieder ein Drama einrichtet, in welchem ohne Holzböcke und aufgelegte Bretter, ohne Balkons und Festungswälle gespielt werden kann. Dieses ältere Theater aber, welches wir hier im Kleinen nachahmen, spielt in jeder Scene selber mit, es darf sogar zu den Hauptpersonen gerechnet werden, es erleichtert auch jedem Auftretenden sein Spiel, es hilft ihm, es unterstützt ihn, er steht nicht verlassen in einem wüsten leeren Viereck, sondern kann sich geistig und körperlich allenthalben anlehnen und wie ein Gemälde in seinen Rahmen treten. Wollen wir den Shakspeare nun wirklich aufführen, ohne ihn zu entstellen, so müssen wir damit anfangen, uns ein Theater einzurichten, das dem seinigen ähnlich ist.

„So sind uns jene Decorationen, die kürzlich gemalt sind, auch ganz überflüssig, sagte Leonhard.

„Emmrich antwortete: Wenn wir die Räume anständig bekleiden und verzieren, wenn die Vorhänge, die die innere Bühne verdecken, mit Schicklichkeit sich schließen und öffnen, wenn in diesem kleineren Theater die Hinterwand wieder aus Seide oder Tuch besteht, so sind sie uns freilich überflüssig. Indessen können wir einzelne Stücke von Wald, Feld und Garten drinnen aufstellen, um manche Scenen noch bestimmter anzudeuten.

„Ein sehr viel breiterer Vorhang, als jener, wird aber nothwendig seyn, sagte Leonhard.

„Wir brauchen gar keinen, der vorn die ganze Bühne schlösse, antwortete Emmrich, wie Shakspeare auch keinen solchen auf seinem Theater hatte. Sorgen wir nur, daß durch Verzierung die Bühne sich geschmackvoll und nicht allzu störend mit dem übrigen Saal verbindet. Bei den Engländern war das ganze Gebäude eine Rotunde oder ein Viereck, und die Logenreihen standen in Verhältniß mit dem Balkon hier; dieser war fast nur eine Fortsetzung derselben, so daß die Bühne in sich selbst ein schön geordnetes Ganzes und die Zuschauenden dadurch gleichsam zu den Mitspielenden gehörten, ganz ähnlich dem griechischen Theater. Bei uns ist der grelle Abschnitt der Bühne vom Schauspielhause völlig unkünstlerisch und barbarisch: schon vorher, besonders aber, wenn der Vorhang aufgezogen ist, sieht das Haus nicht anders aus, als wenn die eine Hälfte weggebrochen wäre. Wir setzen gerade darin den Vorzug, daß Bühne und Zuschauer in gar keiner Verbindung seyn sollen.

„Leonhard entfernte sich mit der Zeichnung, um danach eine genauere auszuarbeiten, damit gleich am folgenden Tage der Anfang gemacht werden könne, die Bühne nach dieser neuen Ansicht einzurichten. Indem er fleißig arbeitete und rechnete, fielen ihm die Scenen in Romeo und Othello ein, in Heinrich dem Sechsten und der Sommernacht, die sich anständig, ja selbst möglich nur in dieser Bühneneinrichtung gestalteten. Als er mit seiner Zeichnung schon ziemlich weit gediehen war, kam Emmrich hinzu, und Beide arbeiteten nun gemeinschaftlich. Der Professor sagte: Es gefällt mir an Ihnen, werther Herr Leonhard, daß Sie so leicht die fast angeborenen Vorurtheile anderer Architekten haben ablegen können: denn diesen schweben in der Regel, wenn von einem Theater die Rede ist, gleich alle die Kindereien und hergebrachten Thorheiten vor, die ich für unnütz oder schädlich halte.

„Wenn wir etwas Neues lernen, sagte Leonhard, müssen wir uns diesem gleich ganz hingeben können, damit nicht eine widernatürliche Vermischung zweier entgegengesetzten Dinge entstehe, die schlimmer als Alles ist.

„Sehr wahr, sagte Emmrich, und doch glauben oft kluge Menschen, durch eine solche Vermittelung, wie sie es nennen, allen Forderungen zu genügen.

„Weil so wenige Menschen bedenken, sagte Leonhard, daß das Rechte und Tüchtige in sich vollständig seyn und aus Einem Stücke bestehen muß. Mäkeln denn nicht so viele, auch geistreiche an Meisterwerken! Ist es denn nicht in der Regel das Einzelne, Unzusammenhängende, was die Menschen entzückt! Die Meisten sind viel zu kraftlos, um den Glauben und die Demuth zu finden, die unerläßlich sind, um ein echtes Kunstwerk zu verstehen.

„Das gefällt mir, erwiederte Emmrich, daß Sie behaupten, aus Kraft gehe die echte Demuth hervor. Nichts ist so unbändig als die Schwäche und Geistes-Ohnmacht. Sie widerstrebt allem Großen und Vollendeten, besonders in der Kunst, sie will keine Autoritäten anerkennen, um sich sklavisch vor dem ersten besten Charlatan zu erniedrigen, der die geringe Kunst des Taschenspielers besitzt, diesen hochfahrenden Mittelmäßigen zu imponiren.

„Auch jene trockene Altklugheit, fuhr Leonhard fort, ist Schwäche. Diese echten Philister meinen, in ihrem Innern das höchste Ideal zu besitzen, und nun geben sie sich gar nicht einmal mehr die Mühe, in ein Kunstwerk einzudringen, sondern sie bleiben recht mit Vorsatz außerhalb vor demselben stehen und schauen nun mit blödem Auge an der Poesie und dem Gemälde umher, um nur schnell die Mängel zu finden, die nach ihrer Aussage zum Ideal noch fehlen.

„Wie Sie schon früher bemerkten, sagte Emmrich, so ist eben jedes echte Werk, das der wahren Kunst angehört, in sich selbst begränzt und vollendet. Aber von jenem ganz verwerflichen Eklektizismus eines Mengs, der die Vorzüge eines Rafael, Titian und Correggio vereinigen wollte, können sich selbst in unseren Tagen manche hochbegabte Geister nicht losmachen, die für Stimmführer der besseren Zeit und Einsicht gelten wollen." —

* * *

Des Anathems ungeachtet, das Prof. Emmrich gegen den Eklektizismus ausgesprochen, war indessen die scenische Einrichtung für den „Sommernachtstraum" nicht ganz so, wie er sie für Twelfth-Night angeordnet, was aber seinen guten Grund darin findet, daß hier nicht ein Gesellschaftssaal in einen Schauplatz zu verwandeln war, sondern die einmal gegebenen Raumverhältnisse unserer Bühne, so gut es anging, benützt werden mußten. Einleuchtend war jedoch Jedem der Nutzen eines scheinbaren Mangels und eines scheinbaren Ueberflusses: des Mangels nämlich an Tiefe der Bühne und des Ueberflusses an Abstufungen in die Höhe. Wie natürlich ging Alles auf diesem Boden zu, ungeachtet der sonst unlöslichen Konflikte, wobei wir nur an den Elfenspuk in der Duellscene zwischen Lysander und Demetrius erinnern. Auf das Malerischste waren dabei auch, wo es darauf ankam, die Waldgeister wie die Hofleute gruppirt. Wir und viele Andere mit uns wünschten nun auch die übrigen Shakspeareschen Dramen auf diesem Boden aufgeführt. Schreitet doch ohnehin jetzt der Geist des großen Briten so selten über unsere Bretter! Ja, seit mehreren Jahren ist „Hamlet" nicht gegeben worden, Hamlet, der, seitdem er durch Schröder auf die deutsche Bühne verpflanzt wurde, immer ein Lieblingsstück unseres Publikums war.

Wenn wir sagen, daß die Compositionen des Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy des „Sommernachtstraums" vollkommen würdig befunden wurden, so haben wir damit den hohen Rang bezeichnet, den das Publikum dieser Musik einräumt. Wir denken jedoch auch noch das Wort eines Sachverständigen darüber mitzutheilen, wie wir denn wohl noch manchmal auf diesen der deutschen Bühne gewordenen neuen Gewinn zurückkommen werden.

J. L.

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.

Mitgetheilt von Heinrich Smidt.

II. Seemanns-Schwänke.

(Schluß.)

Noch einige andere Geschichten ähnlicher Art wurden erzählt und jedesmal mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen, denn der Matrose freut sich nicht mehr, als wenn er eine Landratte, absonderlich aber einen Zollwächter, prellen

kann. Da rief Niklas lustig dazwischen: „Habt Ihr seiner Zeit den tollen Lars Anders gekannt?"

„Den Bornholmer, der nie mehr als eine Reise mit einem Schiffe machte und immer so viele Trocknis in der Kehle hatte, wie die Elbe Sand hat zur Ebbezeit?" fragte sein Nachbar.

„Derselbe; und ich will Euch nun erzählen, wie es kam, daß er einmal ganz allein einen Elephanten von Hamburg nach den westindischen Inseln transportirte und ihn daselbst für ein Paar Galonen Rum verkaufte. War ein Haus auf dem Hamburger Berge auf der Südwestseite, worin Wein und Grog vollauf, das trug über der Thür ein großes blaues Schild, und auf diesem Schilde war ein Elephant abgebildet, der noch obendrein über und über vergoldet war. In dies Haus, wohin über die Maßen viel Seeleute gingen, kam auch Lars Anders und hatte manchen schönen Speziesthaler dort verzehrt. Eines Morgens nun, als es bereits wieder mit ihm auf die Neige ging, kam er zum Elephantenwirth und sagte: „Höre du, ich bin auf dem Trockenen, also gieb mir ein tüchtig Frühstück, eine doppelte Ration Grog und eine Handvoll Drittel zum fröhlichen Juchhei!"

„Daß ich ein Narr wäre!" lachte der Elephantenwirth. „Strecke dich nach deiner Decke. Willst du frühstücken, so magst du dir ein Stück von diesem Roggenbrod abschneiden, was aber den Trunk betrifft, so ist die Pumpe vor dem Hause nicht angeschlossen."

„Gut das, du schäbiger Kerl", sagte Lars Anders, „habe ich seit Jahren mein Geld bei dir verzehrt, um so von dir behandelt zu werden? Ich komme nicht wieder her, außer um dir zu sagen, wann deinen Elephanten der Teufel holen soll und dich dazu." Mit diesen Worten reichte Lars Anders dem verdutzten Wirthe ein Paar tüchtige Maulschellen und lief auf die Straße, voll Zorn, Gift und Galle, wobei es ein Glück war, daß er nicht ein Dutzend seines Gleichen zur Hand hatte, denn dann wäre von der stattlichen Elephanten-Schenke wohl kaum ein Stein auf dem anderen geblieben.

Besserer Rath kommt über Nacht, pflegt man zu sagen, und so war es auch mit Lars Anders, der am nächsten Morgen ganz ruhig bei einem Westindienfahrer an Bord ging, mit dem er sich verdungen hatte. Aber vergessen hatte er es dem Wirthe nicht, und wenn er ihm auch nicht mehr das Haus über dem Kopfe anstecken wollte, so gedachte er ihm doch einen empfindlichen Streich zu spielen, woran er eine Zeitlang denken sollte; hierzu aber war der Abend vor seiner Abreise bestimmt, und alle Matrosen, denen er sein Vorhaben mittheilte, sagten ihm lachend Hülfe zu.

Der Elephantenwirth, der an nichts Arges dachte und die Drohung des tollen Lars Anders längst vergessen hatte, rieb sich vergnügt die Hände und freute sich der tüchtigen Einnahme, denn der Saal war gedrängt voll, und die Matrosen, die Alles baar bezahlten, schonten kein Getränk nicht. Da trat Lars Anders ins Haus, ging mit drohender Miene an dem Schenktisch vorüber und ward alsobald von seinen Kameraden umringt. Dem Wirthe fiel es schwer aufs Herz, als er den strammen Burschen sah und daran dachte, wie schnöde er ihn behandelt. Auch hatte er alle Ursache, sich zu fürchten, denn Lars Anders hatte kaum die Freunde begrüßt und ein Glas auf ihr Wohl geleert, als er auf einen Tisch sprang und den ihn umdrängenden Maaten die Behandlung erzählte, die er von dem Wirthe erduldet hatte. Ein Schrei des Unwillens flog durch den Saal, und der Wirth wünschte sich zehntausend Meilen weit von dieser unglücklichen Stelle weg, denn er konnte auf das Aergste gefaßt seyn. Auch war Flucht sein einziger Gedanke, aber umsonst; die schlauen Kerle hatten den Ausgang versperrt, und er blieb hinter dem Schenktisch mit schlotternden Knieen stehen.

„Komm' hierher, du Hund!" rief Lars Anders und winkte dem Wirthe gebieterisch, dem nichts Anderes übrig blieb, als zu gehorchen. „Komm' hierher, Kerl! und Ihr da, meine Brüder, sagt ihm, was er für seine Niederträchtigkeit verdient hat."

„Den Tod! Den Tod!" brüllte die halbbetrunkene Schaar. — Der Wirth ächzte. — „Welchen Tod soll er sterben, meine Brüder?" fragte Lars Anders, und da die Matrosen hunderterlei durch einander schrieen, ohne daß man deutlich verstehen konnte, was sie eigentlich wollten, rief Lars Anders: „Ich will's Euch sagen: wir nehmen das Schild über der Hausthür weg und hängen ihn an dessen Stelle; der Kerl ist plump und dick wie ein Elephant und hängt dort besser, als der gemalte." — Ein lautes Gelächter des Beifalls erscholl. „Gnade, Gnade!" wimmerte der Wirth. — Als Lars Anders sich einige Zeit an der Todesangst seines Feindes geweidet hatte, sagte er: „Du bittest um Gnade; was kannst du thun, um sie zu verdienen?" — „Ich will Alles thun, was Ihr befehlt." — „So falle auf deine Kniee und bitte mir den Schimpf ab, den du mir zugefügt hast; gelobe auch zu gleicher Zeit, nie mehr einem Seemanne solche Dinge zu bieten, bei Strafe des Hängens." — Der knieende Wirth bat ab und gelobte. — „Ferner soll heute hier kein Mensch mehr einen rothen Heller bezahlen, es möge verzehrt werden, was da wolle, und du sollst es selbst mit freundlichen Mienen umherreichen." — Der Zitternde versprach Alles. Er wollte ein Bettler werden, aus Liebe zum Leben. — „Und zuletzt, wenn Alles verjubelt ist, hat's mit dem goldenen Elephanten ein Ende. Zum Zeichen dieses Beschlusses soll er selbst sein Wirthshausschild abnehmen, und was dann folgen wird, werden wir weiter bestimmen."

Ein lautes Hurrah verschlang die letzte Rede Lars Anders', und zugleich begannen hundert Kehlen nach Wein, Punsch und anderen Getränken zu schreien. Der Wirth, der sich bisher nicht von seinem Schenktische entfernt hatte, mußte jetzt nach allen Theilen des Hauses eilen, um den Gästen das Befohlene zu bringen; zwei lustige Toppmänner hatten sich sogar auf den obersten Boden begeben, und der Wirth keuchte mit der gefüllten Bowle die gefährliche Hühnerstiege hinan, begleitet von dem schallenden Gelächter der tollen Matrosen.

Aber endlich waren die reichen Vorräthe des Elephantenwirthes erschöpft, und der Tag begann zu dämmern. „Es ist genug!" rief Lars Anders; „laßt uns nun mit dem Elephanten ein Ende machen!" Sie umringten den Wirth, der mehr todt als lebendig war, und trieben ihn mit Püffen und Stößen zur Hausthür hinaus. Hier hatte man eine große Leiter an die Mauer gelegt und gebot ihm, hinauf zu steigen und das Schild abzunehmen. Er begann sein Werk, aber er würde es nicht vollbracht haben, wenn nicht einige mitleidige Burschen ihn unterstützt hätten, was man ruhig geschehen ließ. Jetzt lag das Schild unten; der Wirth stand daneben, sah sein goldenes Ebenbild mit Thränen in den Augen an und fragte mit zitternder Stimme, ob er sich nun entfernen dürfe, oder ob man noch weiter etwas beschlossen habe?

„Weiter ist beschlossen", rief Lars Anders, „daß du dies Schild auf den Rücken nimmst und, von uns geleitet, dich bis nach der Elbe begiebst, wo wir dann euch beide Elephanten ersäufen werden."

„Das ist gegen die Abrede!" schrie der Wirth, der für einen Augenblick seine Energie wieder gewann, da es sich ums Leben handelte.

„Still, Kerl!" brüllte Lars Anders und warf dem Wirth das Schild auf den Nacken; dann aber trieb er ihn mit Fußtritten der Elbe zu, und die Anderen folgten mit Lachen und Jubeln.

Am Strande lag das Boot des Schiffes, zu welchem Lars Anders gehörte und bereits der Leute wartete. Man warf das goldene Schild sogleich in die Elbe, doch nur um den Staub davon abzuwaschen; dann ward es ins Boot gelegt. Darauf warf man auch den Elephantenwirth in die Elbe, aber nur, um ihm einen Schreck mehr zu vielen einzujagen, denn sie zogen ihn sogleich wieder heraus, und Lars Anders sagte lachend: „Jetzt bist du rein gewaschen von allen deinen Sünden, und ich habe dir vergeben. Hüte dich aber, daß du nicht einer zweiten Abwaschung bedürftig werdest, denn die möchte schlimmer ausfallen, als die erste. Was aber deinen goldenen Elephanten betrifft, den siehst du nicht wieder."

Damit stieß das Boot vom Strande ab, und nach einer Stunde war der Westindienfahrer unter Segel. Der Wirth kroch fluchend und scheltend nach Hause und kriegte ein Fieber. Sonst aber blieb der Spaß ohne Folgen; der Wirth ließ sich nach vier Wochen einen neuen Elephanten malen, und Lars Anders versetzte den seinigen in St. Thomas für zwei Gallonen Rum in einer Negerschenke.

Doch ich weiß einen anderen Spaß von ihm, der war lustiger, denn es ging nicht lebensgefährlich dabei zu. Lars Anders hatte zu Kopenhagen gute Kameradschaft mit den Holms-Matrosen gemacht, und weil mit diesen Kerlen nicht zu spaßen ist, Lars Anders auch ein tüchtiger Hitzkopf war, so dauerte es nicht lange, daß die guten Kameraden sich erzürnten und einander zu Leibe gingen, als sie gerade die dritte Bowle mit einander geleert hatten. Es waren aber sechs Holms-Matrosen, und Lars Anders war allein, er zog also den kürzeren, ward jämmerlich durchgebläut und trug ein Loch im Kopfe davon. Durch vieles Zureden brachten die Wirthsleute ihn dahin, daß er sich entschloß, zu einem Wundarzte zu gehen, um sich verbinden zu lassen. Nun aber hatten ihn die Leute zu einem vornehmen Doktor gebracht, einem Hofmedikus, der die Leute im Schlosse kurirte und nur in den reichen und vornehmen Häusern gesehen ward. Lars Anders setzte sich geduldig auf die Schwelle und harrte darauf, zu dem Doktor geführt zu werden, denn er hatte viele Schmerzen und wurde mehrere Male ohnmächtig. Aber der Doktor kam nicht, denn er hatte vornehmen Besuch, mit dem er beim Frühstück saß. Dies dauerte so lange, bis ein betreßter Bedienter kam und ihn zu einer vornehmen Gräfin rief. Alsobald nahm der Doktor Hut und Stock, doch war er etwas ungehalten, weil man ihn bei seinem leckeren Frühstück gestört hatte. Als er nun über die Schwelle schreiten wollte, stieß er auf Lars Anders, der eben aus einer Ohnmacht erwacht war. „Was willst du hier, Kerl?" rief der Doktor.

„Ach Herr, ich bin arg zugerichtet und bitte Euch sehr, daß Ihr meine Wunden verbinden wollt. Ihr sollt es auch nicht umsonst thun."

Als der Doktor sich den Matrosen näher ansah, der vor ihm lag mit zerzaustem Haar und zerrissenen Kleidern, mit allen Spuren einer durchwachten Nacht im Gesichte, wurde er zornig, und indem er mit dem Fuße nach ihm stieß, schrie er: „Werft den gemeinen Kerl von meiner Treppe! Eher wollte ich ein ganzes Rudel kranker Hunde verbinden, bevor ich Hand legte an einen solchen Gesellen! Fort mit ihm, und dann wascht mir die Stelle sorgfältig rein, wo er gelegen hat, damit mein Haus nicht verunreinigt werde!"

Mit diesen Worten sprang der Doktor in den Wagen und fuhr zu der vornehmen Dame. Lars Anders aber ballte die Faust und sprach zähneknirschend: „Kerl, das gedenke ich dir!" Weiter aber konnte er vor Schmerz und Mattigkeit nichts hervorbringen und war froh, daß einige Vorübergehende ihn gegen die groben Diener des groben Doktors in Schutz nahmen und zu einem gewöhnlichen Feldscheer führten, der sogleich nach besten Kräften darauf loskurirte.

Nun ging eine lange Zeit vorüber, in der man wohl mehr als eine westindische Reise hätte machen können, ohne daß man etwas von Lars Anders hörte. Der Doktor aber hatte das große Glück gehabt, einigen reichen Hansen den verdorbenen Magen zu kuriren, und sein Ansehen war um so mehr gestiegen. Mehr als vorher verachtete er aber auch die armen Leute und wurde gegen die Reichen von Tag zu Tag demüthiger. So stand er nun eines Mittags festlich angethan, um zu einem seiner Kunden zu fahren, der von einer langen Krankheit genesen war und heute, seinem Doktor zu Ehren, einen glänzenden Schmaus gab. Er trippelte hin und her und harrte des Wagens, der ihm geschickt werden sollte, als eine stattliche Kutsche daher rollte. Auf dem Bocke saß ein bärtiger Kutscher mit einem betreßten Rock, und zwei eben solche Bursche standen hinten auf. „Aha!" dachte der Doktor bei sich, „das ist gewiß der Wagen, den mir mein Wirth schickt, und wenn ich nicht irre,

bewegen sich die Gardinen, die zugezogen sind. Gewiß sitzt er selbst darin, um mich in sein Haus einzuführen! Da geziemt es mir doch, ihm zuvorzukommen, schon um des Schmauses und des Ehrengeschenkes willen, das er gewiß mit einer Rede überreichen wird."

So dachte der Doktor, als er die Treppe hinabeilte, und kaum hielt der Wagen, als er nach der Thür griff, um sie zu öffnen. Der Schlag flog auf, und vier oder fünf schmutzige Hunde sprangen laut bellend und kläffend auf den Doktor ein, der vor Angst laut aufschrie, denn er glaubte, er würde zerrissen.

Da sprang plötzlich Lars Anders von der Kutsche herab, zog den bunten Rock aus, den er auf dem Leibe hatte, und rief lachend: „Oho, Doktor! Sagtet Ihr nicht, Ihr wolltet lieber eine ganze Rudel kranker Hunde kuriren, bevor Ihr an einen Gesellen, wie mich, Hand leget! Nun, Euer Wunsch ist erfüllt! Da habt Ihr die Hunde, und jedes der Beester hat die Räude und alle Pestilenz am Halse."

Damit sprang Lars Anders fort, und der Doktor mußte sich von seinen Leuten ins Haus bringen lassen. Gleich nachher kam der rechte Wagen, der ihn zum Feste abholen sollte, aber der reiche Anzug war verdorben und der Doktor so zum Tode erschreckt worden, daß er zu Hause bleiben mußte und die ihm zugedachte Ehre nicht annehmen konnte."

„Das sind lauter Tollheiten und Dummheiten!" brummte Meister Emanuel, „und es lohnt sich nicht der Mühe, darum ein so langes Gespinnst abzuwickeln. Der Bursche war ein Taugenichts während seines ganzen Matrosenstandes, der voll Kniffe steckte, und wenn er nicht ein so tüchtiger Seemann gewesen und nachher ein so respektabler Kerl geworden wäre, hätte ich ihm kaum das Glück gönnen mögen, das er in der Welt gemacht hat."

„Ich habe davon gehört!" antwortete Niklas.

„War einmal ein reicher Kaufmann in Rotterdam, der liebte auch einen guten Spaß, und seine schöne Tochter nicht minder. Eines Tages, als mehrere Capitaine bei ihm zur Tafel waren, kam die Rede auf Muth und Unerschrockenheit, so wie auf Gegenwart des Geistes, die der Seemann besitzen müsse, wolle er anders sein Gewerbe mit Ehren betreiben. Das wurde von den Männern mit großer Ernsthaftigkeit behandelt, als auf einmal das junge Mädchen frischweg fragte: Ob ein Matrose, der sich zur See gleich zu helfen wisse, dies am Lande auch könne? Das möchte sie gern einmal sehen.

Das gab ein großes Gerede hin und her, bis plötzlich einer der Capitaine sagte: „Von meinem Lars Anders könnte ich fast behaupten, daß er durch nichts in Verlegenheit gesetzt würde."

Der Kaufmann, der dies mit angehört hatte, sagte nach einer Pause zu seinen Gästen: „Das wollen wir versuchen. Am Sonntage essen wir Alle wieder zusammen; dann, Capitain, heißt Euren Lars Anders die Sonntags-Jacke anziehen und bringt ihn mit hierher. Ihr müßt ihm aber nicht sagen, worauf es hier ankommt und was er hier soll."

Dazu verpflichtete sich der Capitain.

Als der Sonntag kam und alle Gäste beisammen waren, traf jener Capitain mit seinem stattlich herausgeputzten Bootsmann, Lars Anders, ein, der auch nicht die geringste Verlegenheit zeigte. Man achtete nicht auf ihn, und selbst der Wirth, nachdem er ihm zugenickt hatte, bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Jetzt wurde das Essen aufgetragen; Jeder erhielt seinen Platz angewiesen, und Lars Anders erhielt seinen Platz geradeüber dem Kaufmann und seiner Tochter. Als die Suppe herumgegeben war und Jeder zulangte, wollte sich Lars Anders auch über seinen Teller hermachen, aber ihm fehlte ein Löffel. Ohne ein Wort zu sagen, langte er nach dem Brödchen, das vor ihm lag, schnitt es durch, höhlte es aus und schöpfte überaus ernsthaft die Suppe vom Teller, zur großen Ergötzlichkeit des Kaufmannes. Dieser gewann dadurch eine so große Meinung von Lars Anders, daß er ihn in seinen besonderen Schutz nahm; er ließ ihn in der Navigation unterrichten, und es dauerte nicht lange, da kommandirte Lars Anders eines der schönsten Schiffe von Rotterdam. Später hat er sogar die Tochter seines Patrons geheiratet."

Alle lachten über das große Glück, was dieser unermüdliche Anstifter von tollen Streichen gehabt hatte, und gingen darauf in der fröhlichsten Stimmung aus einander, Jeder, um seine Hängematte zu suchen.

Holland.

Metrische Uebersetzungen.

Alte Legende.

(Aus der in Gent 1843 erschienenen Wodana.)

War eine Maid, die liebte mehr
Als Alles, sehr
Ihren Herrn und Heiland hehr.
Sie ließ nicht ab mit heißem Flehn:
Ach Herr, laß mich
Ach, laß mich dich nur einmal sehn.
Darauf hat Christus sie gefragt:
Du reine Magd,
Die zu mir solche Liebe tragt,
Hast du mich lieber als dein Leben,
Will ich dir gleich Erhörung geben.
Da sprach die Maid voll Freudigkeit:
Ach Herr, dazu bin ich bereit.
Vor Liebe brach das Herze sein.
Zur Stunde starb das Mägdelein.

Louise v. Ploennies.

Nord-Amerika.

Metrische Uebersetzungen.

Lied der alten Tschakta's.*)

Ich erschlug den Häuptling der Muskoki,
Ich verbrannte sein Weib am Waldbaum glüh;
Bei den Beinen hing ich auf seinen Hund;
Ist ihm das Wedeln vergangen zur Stund'.
Huh! huh! huh! der Muskoki!
Wah! wah! wah! der Waldbaum glüh!

Bis auf's Bein seinen Schädel skalpirt' ich dann,
Und hier ist sein Skalp mit den Haaren dran!
Seine Knochen sind in des Panthers Gebiß,
Sein zuckendes Fleisch der Wolf zerriß!
Huh! huh! huh! der Muskoki!
Wah! wah! wah! der Waldbaum glüh!

Ein Feuerbrand vom Waldbaum glüh
Steckt' in Brand die Hütte des Muskoki!
Seine Sehnen sind meine Bogenschnur,
Die schnell't nun frisch auf der Feinde Spur!
Huh! huh! huh! der Muskoki!
Wah! wah! wah! der Waldbaum glüh!

F.

Mannigfaltiges.

— Die Menschenfresser-Gesellschaft. Der als amerikanischer Gesandter in Paris bekannte General Caß machte im Laufe des vergangenen Sommers eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten, um sich dem Volke als Kandidaten für die Präsidenten-Würde vorzustellen und seine in früherer Zeit erworbenen Verdienste wieder in Erinnerung zu bringen. Nach dortigem Gebrauch hielt er überall weitläuftige Reden, worin sich manche interessante Angaben über den Zustand des nordwestlichen Theils der Republik befinden, als er sich im Anfang dieses Jahrhunderts zuerst dort niederließ. Neu war uns besonders folgende Nachricht über einen Kannibalen-Verein, der damals bei einem der mächtigsten Indianerstämme existirte. „Es sind jetzt drei und vierzig Jahr", erzählte der General in einer am 4. Juli zu Fort-Wayne (Indiana) gehaltenen Rede, „daß ich am nördlichen Ufer Ohio's landete, um hier mein Glück zu versuchen. Zu jener Zeit bildeten die heutigen Staaten Indiana, Illinois und Michigan, so wie das Gebiet Ouisconsin, eine einzige Provinz unter dem Namen des nordwestlichen Territoriums. Ich werde mich nicht über die Abenteuer eines Kolonisten-Lebens, noch über die Beschwerden, Leiden und Entbehrungen verbreiten, die wir bei der Bezwingung des jungfräulichen Bodens und bei der Ausrottung des undurchdringlichen Urwaldes erdulden mußten — genug, daß solche Drangsale diesen Gränzregionen im vollen Maße zu Theil wurden. Die Gegend des jetzigen Biami-Kanals war der Schauplatz grausamer Kriege, und diese friedliche Stadt war der Sitz eines Moloch's, an dessen Altar blutige Opfer gebracht wurden. Bei den Miami-Indianern, unseren Vorgängern in dem Besitze dieses Landes, herrschte eine furchtbare Sitte, deren Ursprung und Zweck sich in dem Dunkel der Geschichte verlieren, die aber bis zu einer späteren Periode in Kraft blieb und deren Orgien auf derselben Stelle gefeiert wurden, wo wir uns jetzt befinden. Es bestand nämlich unter ihnen die sogenannte Menschenfresser-Gesellschaft (man-eating society), deren Mitglieder bei ihren festlichen Gelagen das Fleisch der hierzu ausersehenen Gefangenen zur Speise gebrauchten. Sie gehörten einer besonderen Familie an, und die schreckliche Erbschaft wurde sowohl dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte zu Theil; keiner von ihnen durfte sich von diesem Gebrauch ausschließen, da er durch ihre religiösen Ueberlieferungen geheiligt war. Das Fest ging mit großer Feierlichkeit von statten, bei welcher sich der ganze Stamm als Theilnehmer oder Zuschauer versammelte. Das unglückliche Schlachtopfer wurde an einen Pfahl gebunden und von einem langsamen Feuer gebraten, während die Indianer ihren Erfindungsgeist in ausgesuchten Qualen erschöpften. Es gab für diesen Ritus ein eigenes, durch Tradition vorgeschriebenes Ceremoniell, welches auf das genaueste befolgt wurde. Nach und nach hat sich jedoch das Ansehen dieses Instituts verloren, und es steht zu vermuthen, daß es jetzt ganz aufgehört habe. Indessen habe ich selbst das Haupt jener Familie und jenes Vereins gesehen und gesprochen, und ich kenne einen Kanadier, in dessen Gegenwart sich eines der letzten Opfer ereignete, die einer so schauderhaften Sitte gebracht wurden. Der unglückliche Hingemordete war ein junger Amerikaner aus Kentucky, der während des Revolutionskrieges in ihre Hände fiel. Hier, wo wir jetzt in Frieden und Sicherheit zusammentreten und den Triumph des Kunstfleißes und der Gesittung feiern, wurden noch zu meiner Zeit unsere Landsleute von Kannibalen gemartert und verzehrt. Danken wir dem Himmel, daß ihre Rathfeuer ausgelöscht und ihre unmenschlichen Feste beendet sind!"

*) Nach einer englischen Version des indianischen Urtextes, welche dem deutschen Uebersetzer unlängst aus Boston mitgetheilt wurde. Als literarische Kuriosität jedenfalls von Interesse.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 127. Berlin, Montag den 23. Oktober 1843.

Frankreich.

Geschichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

Wenn irgend ein Thier es verdient, eine eigene Geschichte zu haben und überhaupt der Gegenstand besonderer Studien und Schriften zu werden, so ist es gewiß der Hund, dieser treue Gefährte des Menschen, der sich ihm oft inniger anschließt, als Seinesgleichen. Nun fehlt es zwar nicht an solchen Schriften, wohl aber an einem Buche, worin einestheils sein verschiedenartiges Verhältniß zum Menschen oder die verschiedenen Zwecke, zu denen er sich brauchen ließ, historisch zusammengestellt, anderntheils die verschiedenen Richtungen seines Instinkts und alle Geschichten, die es darüber giebt, erschöpfend behandelt würden. Dies ist nun geschehen in einer in diesem Jahr erschienenen Histoire du chien chez tous les peuples du Monde von Elezar Blaze. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß dieses Buch die Frucht zwanzigjähriger Studien und Beobachtungen sey; nachstehende Auszüge daraus werden zeigen, daß diese Arbeiten keinen unfruchtbaren Boden gefunden haben.

Wenn wir unsere Vorstellung vom Hunde aus den Worten, die von seinem Namen abgeleitet sind, oder aus den Sprüchwörtern und Vergleichungen, in denen er vorkommt, bilden sollten, so müßten wir glauben, daß er zu den niedrigsten der unvernünftigen Geschöpfe gehört. Von dem griechischen κύων (Hund) kommt κυνικος oder Cyniker, und verschiedene Vergleichungen, wie κυνοειδής, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, zeigen hinreichend, daß die Hunde-Familie, gleich mancher von höherem Rang, an Achtbarkeit nichts gewinnt, indem sie ihre Genealogie in ferne Zeiten hinaufführt. Die Römer waren nicht höflicher als die Griechen, und um gleich auf unsere Zeit zu kommen, so haben wir das französische canaille und cagnard, beides vom lateinischen canis abgeleitet und beides zur Bezeichnung nicht sehr ehrenwerther Persönlichkeiten angewendet. Vergleichungen, sagt man, sind gehässig, und die ganze Hunde-Race, ohne Unterschied der Racen, muß diesem Ausspruch beitreten. Sie sind immer das stehende Gleichniß für alles Gemeine, Schlechte und Widrige gewesen, der Typus der Streitsucht, der Unverschämtheit, der Habsucht und Sinnlichkeit — der Furien, Dämonen, Schmarotzer, Diebe, Advokaten, und zuletzt, mit einem traurigen Mangel an Galanterie gegen den einen Theil und mit Ungerechtigkeit gegen beide, auch der Frauen. Der verheiratete Mann, sagt ein klassischer Weiser, braucht keinen Hund zur Bewachung seiner Thür. Non opus est, uxor latrat in aede tua u. s. w. Herr Blaze hat eine Menge von diesen Redeformen gesammelt und im Allgemeinen seinen Klienten mit Eifer und Erfolg gegen die darin liegenden Anklagen vertheidigt. Der Hund ist schmutzig? — „Das ist er viel weniger", erwiedert er, „als gewisse Leute von Eurer Bekanntschaft und Miene." Man verschreit ihn als gefräßig. „Ich möchte Euch sehen", entgegnet sein Advokat, „wenn Ihr nur eine Schüssel zu essen hättet und es einer versuchte, Euch diese wegzunehmen." St. Chrysostomus sagt vom Hunde, daß er Dir schmeichelt, wenn Du ihn ansiehst, und Dich hinterlistig beißt, wenn Du ihm den Rücken gekehrt hast. „Ich bitte St. Chrysostomus um Verzeihung", sagt Herr Blaze, „aber er hat den Hund verleumdet. Ich kannte und kenne noch viele Menschen von dieser Beschaffenheit, aber keinen Hund." Dann ist er wenigstens ein Dieb. „Nein", antwortet Herr Blaze, denn er hat keine Idee von Mein und Dein, und wenn Du ihn nur belehrst, so kannst Du ihn im stärksten Hunger bei einem gebratenen Huhn schlafen lassen. Ueberdies werden ihm oft Diebstähle zur Last gelegt, die er nie begangen hat: die Diener machen ihn zu ihrem Sündenbock, und er hat keine Zunge, sich zu vertheidigen."

Alles Lob, was dem Hunde in Sprüchwörtern gespendet worden, ist Ausnahme und nicht Regel; warum aber, können wir fragen, da das Individuum immer mit Liebe genannt wird, ist die Race zum Symbol des Gehässigen und Anstößigen gemacht worden? Der Grund ist wohl dieser: da ihr vertrautes Verhältniß zu uns sie und ihr ganzes Treiben beständig vor unsere Augen führt, so fallen sie uns natürlich zuerst ein, wenn wir in unseres Gleichen die Eigenschaften von Thieren sehen, deren guter Instinkt bei uns ein Laster wird.

Bei den Juden galt der Hund natürlich für unrein und war also auch sicher, nicht geopfert zu werden. Bei den Heiden dagegen trug er sein Theil zu den Fleischbergen bei, die auf dem Altare zuckten. Die Römer, die ihn ohne Scheu den Göttern opferten, peitschten ihn jährlich als Verbrecher und spießten ihn dann, weil seine Vorfahren in der Nacht, wo die Gallier das Kapitol stürmten, geschlafen hatten. Die Thorheit und Grausamkeit dieser römischen Erinnerungsfeier wurde jedoch durch einen Gebrauch übertroffen, der bis zur Regierung Ludwig's XIV. in der französischen Hauptstadt bestand, wo die bürgerlichen Behörden jährlich eine Anzahl Katzen — wir erfahren nicht, aus welchem Grunde — auf dem Grève-Platz zu verbrennen pflegten.

Wo man den Hund den Göttern opferte, konnte es nicht fehlen, daß er auch gegessen wurde. Hippokrates sagt, die Griechen hätten ihn gegessen, und die Römer hielten ihn für eine so große Delikatesse, daß bei ihren verschwenderischsten Mahlen auch ein junger Hund nicht fehlen durfte. In China wird er mit Vegetabilien gefüttert und öffentlich in den Fleischerbuden verkauft. Viele Wilde ziehen sein Fleisch jedem anderen vor und heben es für ihre Häuptlinge auf. In Paris wird der Verkauf von Hundefleisch heimlich betrieben, trotz dem Verbot der Regierung, welche dagegen den Handel mit Pferdefleisch förmlich sanctionirt hat. Herr Blaze, der beides gegessen, zieht Hundefleisch vor, während es Buffon für äußerst unschmackhaft hielt. Doch da die Nationen, wo es vorzüglich gegessen wird, ihre Hunde nur mit Vegetabilien und Fischen füttern und nie einen europäischen Hund, der mit Fleisch genährt worden, anrühren, so haben weder Buffon noch Blaze das Hundefleisch in seiner Vollkommenheit gekostet.

In Lappland wird der Hund seiner Haut wegen getödtet, in anderen Ländern dagegen nur, um seiner Vermehrung ein Ziel zu setzen. So hat die Hundesteuer in England dazu beigetragen, überflüssiges Leben in seiner Geburt zu ersticken, indem Wenige eine so schwerer Taxe unterworfene Nachkommenschaft aufziehen. Anderswo, wo man alle Hundesprößlinge aufwachsen und halbverhungert auf den Straßen herumlaufen läßt, wird ihre Existenz eine Beschwerde für das Publikum und eine Last für sie selbst. In Frankreich sind die Lumpensammler ermächtigt, die herumschwärmenden durch einen Schlag auf den Kopf zu tödten. Vor wenigen Jahren war die Regierung von Bombay genöthigt, eine Ladung Hunde zur See fortzuschicken und umbringen zu lassen, um die Stadt von ihrer ungezählten Menge, ohne Verletzung der Parsi's, die sie mit Ehrfurcht betrachten, zu befreien. In anderen großen Städten des Ostens werden weniger Umstände mit ihnen gemacht: ein mit einer schweren Keule bewaffneter Mann zieht einen todten Hund durch die Straße, womit er alle Köter der Nachbarschaft herbeilockt und sie dann rechts und links mit seinem Knüttel niedermäht.

Schon im alten Rom wurden englische Bullenbeißer, welche von eigend dazu in England angestellten Beamten nach Italien verschickt wurden, im Amphitheater den tödtlichen Kämpfen mit den Thieren des Waldes preisgegeben. In England selbst war es, wo die Sitte vielleicht ihre eifrigsten Nachahmer fand, und wo die Kämpfe von Hunden, die einander zerrissen, bis sie auf dem Platze blieben, ein fashionables Vergnügen wurden.

Aber die größten unter allen Grausamkeiten, deren Opfer der Hund wurde, sind ohne Zweifel die, welche im Namen der Wissenschaft begangen wurden. Die Experimente, die man mit ihnen bei lebendigem Leibe macht, sind wahrhaft schauerlich, und Herr Blaze versichert uns, daß es in jeder großen Stadt in Frankreich Leute giebt, deren einzige Beschäftigung es ist, die hierzu erforderlichen Subjekte zu sammeln. Die Aerzte früherer Zeit brauchten den Hund auf eben so entsetzliche Weise zur Heilung von Krankheiten. Er wurde lebendig geöffnet und als ein seltenes Spezifikum zur Linderung von Schmerzen angewendet. Man hatte zuweilen die Barmherzigkeit, ihm die Kehle zu durchschneiden und das Erlöschen des Lebens abzuwarten, ehe die krankhaften Glieder in seine Eingeweide getaucht wurden. Der Hund spielte auch eine bedeutende Rolle in der Pharmacie: seine Knochen wurden zu Pulvern zerstoßen, sein Fett zu Salben geschmolzen, sein Gerippe zu einem Saft von außerordentlicher Kraft destillirt.

Schwarz war immer eine ominöse Farbe für Menschen und Thiere, und schwarze Hunde galten im Volksglauben für die Werkzeuge von Zauberern und für die irdische Form des Bösen selbst. Cornelius Agrippa war immer von einem solchen Thier begleitet, das man allgemein für einen Dämon hielt. Noch im Jahre 1702 waren die französischen Soldaten, welche Landau gegen die Kaiserlichen vertheidigten, fest überzeugt, daß der Hund ihres Generals ein Geist sey, von dem alle militairische Bewegungen ausgingen und dessen übernatürliche Kräfte ihnen den Sieg sicherten. Die Leichtgläubigkeit des Volks wurde zuweilen von schlauen Mönchen in entgegengesetzter Richtung ausgebeutet. Baronius versichert, die Hunde hätten das Brod verschmäht, das ihnen die Mörder des Thomas a Becket zugeworfen, und nach Herrn Blaze haben sie auf dieselbe Weise ihren Abscheu gegen einen jungen Mann ausgedrückt, der seine Cousine ohne Dispensation geehelicht hatte, indem sie sich hartnäckig weigerten, die Leckereien seines Hochzeitsmahls anzurühren.

Der Hund ist auch vielfach vom Menschen als Werkzeug des Kampfes und der Verfolgung gegen seine Mitmenschen benutzt worden. Im Kriege selbst hat er wahrscheinlich zuerst als Schildwache gute Dienste geleistet. Wegen ihrer merkwürdigen Gabe, Ueberfälle zu wittern, sind sie besonders von den Türken zur Bewachung der Außenposten gebraucht worden. Auch jetzt werden die französischen Vedetten in Algier immer von ein Paar Hunden angeführt. In vielen Fällen nehmen sie auch am Kampfe selbst Theil. Nachdem Marius die Cimbern geschlagen, hatten seine Legionen einen tödtlicheren Kampf mit den Frauen und Hunden zu bestehen. Die Celten legten ihren Hunden einen so großen Werth für den Krieg bei, daß sie sie mit Halsbändern von spitzigem Eisen und einer Brustplatte als Schild bewaffneten. Einige so ausgerüstete Hunde, die den Angriff von Soldaten auf eine Citadelle abwehren, sind auf einer in Herkulanum gefundenen Bronze-Platte dargestellt. Gewisse Gallier brauchten den Hund nicht bloß als Soldaten in ihren Kriegen: eine Schwadron von zweihundert bildete sagar die Leibwache ihres Königs. In neuerer Zeit hat man sich ihrer gegen die Wilden in Amerika bedient. Columbus gab das Beispiel dazu in einer Schlacht mit den Eingebornen von St. Domingo, wo er mit zweihundert Mann zu Fuß, zwanzig Reitern und zwanzig Hunden eine große Indianer-Armee zerstreute.

Als Pietro de la Valle im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Persien besuchte, bestand die Sitte, gewisse Klassen von Verbrechern Hunden, die zu diesem Zweck gehalten wurden, vorzuwerfen. Er sah einige der Magie angeklagte Juden, die man vor diese furchtbaren Henker führte, mit dem Versprechen der Begnadigung, wenn sie Muhamedaner würden. Beim Anblick der Hunde zogen sämmtliche Juden bis auf einen den Abfall von ihrem Glauben diesem schrecklichen Tode vor. Oviedo erzählt in seiner „Geschichte Indiens", als einmal ein Verbrecher, den man einem Hunde vorwarf, welcher die Verurtheilten zu zerreißen pflegte, auf die Kniee fiel und um sein Leben bat, so sey das Thier stehen geblieben und habe sich geweigert, seine Pflicht zu thun. Die Spanier, die es für ein Wunder nahmen, begnadigten den Unglücklichen; aber Herr Blaze glaubt, der Blick des Mannes habe diese Wirkung hervorgebracht, wie ja auch das Volk dem menschlichen Blick eine einschüchternde oder bezaubernde Wirkung auf Thiere zuschreibt. Sismondi erzählt einen anderen noch besser beglaubigten Fall dieser Art. Einige Jagdhunde des Tyrannen von Mailand, welche von Menschenfleisch gefüttert wurden, das sie sich selbst erjagen mußten, und die schon durch Dutzende von Opfern blutdürstig geworden, weigerten sich nicht bloß, einen zwölfjährigen Knaben, der ihnen vorgeworfen wurde, zu tödten, sondern, als der Wärter in Folge ihrer Hartnäckigkeit dem Kinde die Kehle durchschnitt, zeigten sie denselben Widerwillen, den Körper zu berühren. Sollten nicht hier die zarten Jahre des Opfers ihre schlafenden Gefühle geweckt haben? Die Hunde haben bekanntlich eine besondere Liebe zu Kindern und lassen sich daher auch viel von ihnen gefallen.

Aber wir kommen jetzt zu der liebenswürdigen Seite des Hundes. Er allein in der ganzen Thierwelt schließt sich uns als Freund an, versteht unsere Wünsche, unterwirft sich unseren Gewohnheiten, lauscht auf unsere Befehle. Dem Menschen zu dienen, ist ein Bedürfniß seines Daseyns. Die sibirischen Hunde, die im Sommer freigelassen werden, um für sich selbst zu sorgen, kehren, obwohl mit Arbeit überladen, brutal behandelt und halb verhungert, doch bei der Annäherung des Winters zu ihren Herren zurück, um sich an den Schlitten anspannen zu lassen. Der Pariahhund Indiens, wenn er heimatlos und ohne Eigenthümer ist, hängt sich an einen Fremden und erschöpft alle Künste, um von ihm adoptirt zu werden. Es ist keine Frage, daß diese Neigung des Hundes ihm von der Vorsehung zum Besten unseres Geschlechts gegeben worden. Seine Einbürgerung bei uns ist nach Cuvier die vollkommenste, die nützlichste, die eigenthümlichste Eroberung, die wir gemacht, und vielleicht, fügt er hinzu, für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft nothwendig. In unserer gegenwärtigen, civilisirten Gesellschaft können wir von den Diensten, die er in älteren Zeiten leistete, kaum mehr Gebrauch machen. Um seinen ganzen Werth zu ermessen, müssen wir sehen, wie hoch er von den Wilden geschätzt wird. Man hat australische Weiber gesehen, welche die Jungen von Hunden an ihrer Brust säugten. Capitain Fitzroy erzählt, daß in Hungerszeiten die Einwohner des Feuerlandes eher die ältesten ihrer Weiber essen, als einen einzigen Hund tödten. „Hunde", sagen sie, „können Anderes fangen; alte Weiber sind zu nichts mehr gut." Die Jagd ist in der That das erste Bedürfniß des Menschen und der erste Instinkt des Hundes. Hunde im wilden Zustande vereinigen sich in Koppeln, jagen Eber und Büffel und selbst bei Gelegenheit auch den Löwen und Tieger. Besonders die Jungen sind der Gegenstand ihrer unermüdlichen Verfolgung, und so groß ist der Schrecken, den sie in Folge dessen dem Tieger eingeflößt, daß in Indien das Erscheinen eines gewöhnlichen Hühnerhundes sie in Unruhe versetzt.

Es werden auch von der Kraft und dem Muthe gewisser Hunderacen die erstaunlichsten Geschichten erzählt. Was von einem albanischen Hunde Alexanders des Großen erzählt wird, welcher hinter einander einen Löwen und einen Elephanten überwand, ist nur eine Fabel. Eben so wenig Glauben verdient die That eines Bullenbeißers unter Elisabeth, welcher hinter einander einen Bären, einen Leoparden und einen Löwen angegriffen und gebissen haben sollte. Sicherer dagegen ist es, daß einer von dieser Gattung unter Heinrich VII. wirklich es mit dem König der Thiere aufnahm, für welche Anmaßung Heinrich ihn hängen ließ, und es hat sich herausgestellt, daß drei oder vier den Sieg davontragen können. Der Dachshund kämpft mit Thieren, die zwanzigmal größer sind, und stirbt grausam verstümmelt, ohne einen Seufzer. Auch die List und Klugheit der Hunde entwickelt sich glänzend in der [illegible]. Die Hunde am Nil trinken im Laufen, um den Krokodilen zu entgehen. Wenn die Hunde von Neu-Orleans über den Mississipi schwimmen wollen, so fangen sie an zu bellen, um die Alligatoren aus ihren zerstreuten Löchern herbeizuziehen und sie auf einen Punkt zu konzentriren; kaum ist dies geschehen, so laufen sie den Fluß hinauf und springen an einer entfernten Stelle ins Wasser. Ein Eskimo-Hund, der nach England kam, war in Künsten geübt, die man bei europäischen Hunden selten sieht, deren Unterhalt nicht von ihrer eigenen Thätigkeit abhängt; er streute sein Futter um sich herum und stellte sich schlafend, um Hühner und Ratten anzulocken, die er dann seinem Vorrathe hinzufügte. Aber selbst bei uns entwickeln die Hunde, die auf ihre eigene Rechnung jagen, einen sonst seltenen Witz. Der schlaue Spürhund, der mehr als jeder andere der Wilddieberei ergeben ist, wenn er ein Kaninchen auf dem Strich hat, begiebt sich in die Höhle desselben und wartet auf seine Ankunft. Herr Blaze hatte zwei Hunde, die heimlich jagten; der eine jagte den Hasen auf, und der andere, hinter einem Zaun versteckt, packte ihn, wenn er auf seinem gewohnten Wege vorüberlief. Man erzählt eine Geschichte von einem Wachtelhund und einem Windspiel, die sich zusammen verbanden, indem die Spürkraft des Wachtelhundes dazu diente, das Wild zu finden, die Geschwindigkeit des Windspiels, es zu fangen. Da der Wachtelhund verdächtig ward, so versah man ihn mit einer Kette, um seine Bewegungen zu hindern; da er aber seine Streifereien fortsetzte, so bemerkte man, daß das Windspiel, damit der Wachtelhund nach wie vor jagen könnte, die Kette in seinem Munde trug, bis das Geschäft der Jagd an ihn kam. Die Gewandtheit des gewöhnlichen Jagdhundes, obgleich weniger auffallend, ist doch den Anforderungen des Dienstes angemessen und zuweilen mehr als ein bloßer Instinkt; denn oft entdeckt nur ein Veteran die Kreuzsprünge des Fuchses oder Hirsches, die Versuche des Thieres, die Spur abzubrechen oder sie durch Aufscheuchung eines anderen Thieres abzulenken. Praxis ist es, die ihn gelehrt hat, die Verwickelungen der Jagd zu entwirren, zwischen widersprechenden Spuren zu unterscheiden und die List eines erfinderischen Flüchtlings zu errathen. In einem Punkte sind sich jedoch alte und junge, zahme und wilde Hunde einander gleich, und das ist das Interesse für die Jagd. Die Symptome der Vorbereitung erregen jedesmal ihr lebhaftes Entzücken. Der Hund, dessen Herr zufällig verhindert ist, an der Jagd Theil zu nehmen, wird sich einen benachbarten Jäger aufsuchen und für den Tag in seine Dienste treten, obwohl es vergebene Mühe wäre, ihn zu einem anderen Zwecke und länger, als die Jagd dauert, fesseln zu wollen. Ja selbst in der Gesellschaft seines Herrn wird er, ohne daß seine Treue darunter leidet, sich für den Augenblick an einen Fremden anschließen, der vielleicht ein besserer Schütze als sein Herr ist.

Bei anderen Völkern vertritt der Hund auch die Stelle des Pferdes. Plinius erzählt, daß die Kolophonier in ihren Kriegen Hunde hatten, welche die Bagage zogen. Eine von Heliogabalus' Thorheiten bestand darin, daß er in einem von acht Hunden gezogenen Wagen fuhr. Nur bei den Eskimo's jedoch werden die Hunde fast mit Ausschluß anderer als Last- oder Zugthiere gebraucht. Die Anwendung des Hundes zu einem Geschäft, für welches er kaum von Natur bestimmt scheint, ist nicht ohne ihre Unbequemlichkeit. Entweder von der unwiderstehlichen Gewalt einer instinktmäßigen Neigung getrieben oder auch aus Hunger (denn sie werden so schlecht gefüttert, daß sie zuweilen ihr ledernes Geschirr und, wenn sie von den Riemen frei sind, einander selbst aufgegessen haben) verfolgt zuweilen das Gespann, das gewöhnlich aus zwölf besteht, die Spur irgend eines Wildes, ohne Rücksicht auf den Führer, den es mit Gefahr seines Lebens über Hals und Kopf davonträgt. Abgesehen von den unwillkürlichen Ausbrüchen der Hundenatur, hat die schlimme Behandlung einige von ihnen mit solchem Haß gegen ihre Herren erfüllt, daß sie sehr oft den Schlitten umzustürzen versuchen. Sonst dagegen führen sie mit nie fehl gehender Sicherheit auf jedem Wege, den sie einmal gegangen sind, den Reisenden durch Nebel, Finsterniß und Stürme und erkennen, was kein Auge vermöchte, die im Schnee begrabene Hütte. In St. Johns in Neufoundland transportiren zweitausend von den schönen Hunden, die ihren Namen von dem Lande haben, schwere Lasten von Holz und Vorräthen, und zum Dank dafür müssen sie die Hälfte des Jahres, wo man sie nicht braucht, ganz für sich sorgen, während sie in der anderen Hälfte so vernachlässigt werden, daß große Mengen von ihnen an einer Art Aussatz sterben. Als Lastthier leistet der Hund auch den Schmugglern auf dem Kontinent wichtige Dienste und entwickelt dabei eine wunderbare Gewandtheit. Mit Gütern beladen macht er sich des Nachts auf den Weg, wittert den Zollbeamten, greift ihn an, wenn er es mit Vortheil thun kann, und verbirgt sich hinter einem Busch oder Baum, wenn er nicht fliehen kann. Es ist klar, daß eine ganze Armee von Zollbeamten wenig gegen Schmuggler vermag, die sich immer aufs neue ersetzen, die in der Stille und Finsterniß die Gränze überschreiten, deren Straße der pfadlose Wald oder Anger ist, die die Gefahr im Winde wittern und sich ihr entweder durch ihre Geschwindigkeit entziehen oder in jeder Hecke einen Versteck finden.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Prichard über die Menschen-Racen.

Griechenland und Aegypten lagen auf der Wegscheide der drei großen Racen, welche sich durch die schärfsten Merkmale von einander scheiden. Griechenland war den unbezähmbaren Parthern, den Voreltern unserer Tataren, benachbart, und mit den Aegyptern standen die Aethiopier mit der stumpfbreiten Nase, den aufgeworfenen Lippen und dem wolligen Haare seit frühester Zeit in Verbindung. Ein Faktum war daher die Verschiedenheit der Racen auch den Alten schon; als solches behandeln sie Herodot, Aristoteles und

Plinius; doch mehr als Faktum konnte sie den Alten nicht werden. Wo Kasten-Eintheilung und Sklaverei besteht, und vorzüglich, wo sie durch den Polytheismus entschuldigt und geheiligt wird, da sieht man in verschiedenen Menschen-Arten auch verschiedene von Anfang an getrennte und von den Göttern ungleich berechtigte Wesen, und Niemand wagt, eine Lehre zu bestreiten, welche die Verknechtung ganzer Stämme rechtfertigt. Doch das Christenthum hob die Kasten und die Sklaverei auf, und nun lag es auch den Mindergebildeten nahe, wenn nicht aus anderen Gründen, doch schon in Folge des biblischen Dogma's, zu zweifeln, ob die Verschiedenheit der Racen ursprünglich und wesentlich sey, und ob sie der Verschiedenheit der einzelnen Thiergattungen gleichstehe. Diese Frage ist in neueren Zeiten von Philosophen und Naturforschern wiederholt behandelt worden; und **Prichard**, der berühmte Englische Naturhistoriker, widmet ihr in seinen Untersuchungen über die Naturgeschichte des Menschengeschlechts*) ein besonderes Kapitel, welches wohl das beste ist, was die Anthropologie bisher darüber besitzt.

Zuerst ist zu bestimmen, welche Bedeutung man präcis den Worten **Gattung** und **Art** in der Naturgeschichte beizulegen habe; man sagt gewöhnlich, eine Gattung sey in sich abgeschlossen, sie umfasse mehrere Arten, doch die denselben gemeinsamen Merkmale unterscheiden die Gattung von allen übrigen Wesenmassen; allein es haben auch Wesen, welche verschiedenen Gattungen angehören, einzelne Merkmale mit einander gemein; natürlich sind dies stets nur zufällige, doch worin besteht das Kriterium, welches in streitigen Fällen die zufälligen Merkmale von den wesentlichen unterscheiden lehrt? Prichard sieht als Grundlage des Begriffs der Gattung die gemeinschaftliche Abstammung an. „Gattungen", sagt er, „sind Complexe von Pflanzen oder Thieren, welche erweislich oder nach hinreichend verbürgten Schlüssen der Analogie auf ein einziges Individuum oder auf Familien zurückführen, die nicht von einander zu unterscheiden sind." Diese gleiche Abstammung schließt die größte Mannigfaltigkeit der Arten, Unterarten und Individuen nicht aus; es können zwei Individuen, welche derselben Gattung zugehören, oft mehr verschieden seyn, als zwei, welche aus verschiedenen Gattungen stammen; allein es können keine Verwechselungen eintreten, weil Uebergänge aus einer Gattung in die andere und durch solche Uebergänge hervorgebrachte neue Gattungen nicht vorkommen.

In der Thier- und Pflanzenwelt wird es heutzutage Niemand mehr bezweifeln, daß die Gattungen ohne wechselseitige Vermischung sich fortpflanzen. Schon a priori muß man dieses Gesetz aufstellen, weil ohne dasselbe das geordnete Fortbestehen der organischen Welt undenkbar wäre. Individuen gehen aus der Vermischung zweier Gattungen hervor, doch keine neue Gattungen. Schon hierdurch zeigt sich diese Vermischung als etwas Naturwidriges. Wenn dergleichen neue Gattungen sich bilden könnten, so würde in wenigen Jahrhunderten die gesammte Erdoberfläche umgestaltet seyn, und es ließe sich, wenn nicht die Naturgesetze von Anfang diese ungeheure Anomalie ausgeschlossen hätten, gegenwärtig gewiß keine reine, unvermischte Gattung mehr finden. Alle hybriden Pflanzen, wie nach der Bezeichnung der Naturhistoriker die aus zwei verschiedenen Gattungen hervorgegangenen heißen, haben organische Fehler, durch welche sie zur Fortpflanzung untauglich sind. Der Professor Wagner aber hat durch vieljährige Untersuchungen über Individuen aller Art, die aus zwei verschiedenen Gattungen stammen, gefunden, daß dieselben, sobald sie die Mitte zwischen beiden Gattungen halten, vollkommen unfruchtbar sind, daß sie jedoch, sobald die Eigenthümlichkeit der einen Gattung in ihnen vorherrscht, zwar sich fortpflanzen können, doch mit der dritten oder vierten Generation zu der Gattung zurückkehren müssen, deren Wesenheit in ihnen vorherrschend war. Ueberhaupt aber kommen bei Thiergattungen, welche im naturgemäßen Zustande leben, Vermischungen höchst selten vor.

Indem Prichard diese Resultate auf die Menschen-Racen überträgt, folgert er, daß dieselben, sobald sie besondere Gattungen sind, keine Mischgattung hervorzubringen im Stande seyn werden, oder daß sie, sobald eine bleibende Vermischung sich nachweisen läßt, nur Arten derselben Gattung sind. Existiren also nicht Individuen, deren Aeltern verschiedenen Racen angehören, sondern neue Racen, welche durch die Verbindung der alten entstanden sind? Hierfür führt Prichard folgende Beispiele an. Zunächst sind die Griqua's in Süd-Afrika durch eine Vermischung der Holländischen Kolonisten und der eingeborenen Hottentotten entstanden. Sie wohnen an den Kolonieen entlang, vermehren sich sehr stark und leben meist von den Räubereien, durch welche sie die angränzenden Besitzungen der Kolonisten und der eingeborenen Stämme verwüsten. Wenige treiben selbst Ackerbau, und noch Wenigere sind von den Missionairen dem Christenthum und der Bildung gewonnen und zu größeren Gemeinden verbunden, wie deren eine zu Griqua-Town besteht. Man schätzt die Zahl der Griqua's jetzt über fünftausend. Ferner ist in Süd-Amerika durch die Verbindung der eingeborenen Stämme und der Neger, die man von Afrika hinübergebracht hat, eine Race entstanden, welche die Portugiesen Cafusos nennen, und welche Spix und Martins zuerst beschrieben haben. Sie sind hager, doch muskulös; ihre Hautfarbe spielt aus dem Kupferfarbenen ins Braune; ihre Gesichtsbildung erinnert mehr an die der Afrikanischen Race als an die der Amerikanischen. Was ihrem Aeußeren aber etwas Grauenhaftes giebt, ist das ungemein dichte und krause Haar, das sich senkrecht von der Stirn einen oder anderthalb Fuß erhebt; beim ersten Anblick scheint dies künstlich gekräuselt zu seyn, doch man sieht bei näherer Betrachtung bald, daß die Natur auch hier nur konsequent ist, daß dieses Haar vollkommen mitten inne steht zwischen der Wolle der Neger und dem langen, struppigen Haar der Süd-Amerikaner.

Außerdem führt Prichard als eine gemischte Race die Papua's oder Papou auf der Nordküste von Neu-Guinea und den benachbarten Inseln an. Die eingeborene Bevölkerung von Polynesien gehört drei verschiedenen Racen an, der Malayischen, den Negern und den Alfuru's, Harafora's oder Alfar's, einem noch wenig bekannten Volksstamme auf Neu-Guinea, der sich durch lange Haare vor den übrigen auszeichnet. Die Papua's nun sind schwarz und haben dichtes, gelocktes Haar; sie stehen zwischen den Malayen und Negern, und die Reisenden, welche zu ihnen gekommen sind, vorzüglich Quoy, Gaimard und Lesson, nehmen an, daß sie durch eine Verbindung beider Racen entstanden sind, doch seit vielen Generationen sich getrennt von beiden fortpflanzen.

Diese Beispiele reichen hin, zu beweisen, daß durch die Vermischung der Menschenracen nicht bloß, wie bei der Vermischung der Pflanzen- und Thiergattungen, neue Geschlechter und Stämme entstehen, welche die Eigenthümlichkeiten der beiden alten, aus denen sie sich entwickelt haben, vereinigen, daß die Racen also hiernach den Thiergattungen durchaus nicht gleichstehen.

*) Researches into the physical history of mankind. 3 vol. London, 1837—1841. Kürzlich ist dieses Werk von Dr. F. Roulin ins Französische übersetzt worden und bei Baillière in Paris mit 40 Kupfertafeln und 90 Holzschnitten erschienen. Pr. 20 Fr.

Rußland.

Russische Bildhauer und Bildhauerkunst.

Von **Nestor Kukolnik.** *)

Die Skulptur hat in Rußland in der letzten Zeit weniger Fortschritte gemacht, als die ihr verwandten Künste der Malerei und Architektur. Es mangelt uns an jenem kostbaren Material, welches zur Ausführung von Bildhauerwerken unentbehrlich ist. Unserem Klima dient der Marmor zur Speise, wie dem Saturn seine Kinder; wir sind gezwungen, uns in öffentlichen Denkmälern auf Erz zu beschränken. Nichtsdestoweniger hat sich auch diese Kunst wie alle übrige bei uns eingebürgert und einige bemerkenswerthe Talente hervorgebracht. Peter der Große liebte die Skulptur; er ließ mehrere Statuen nach Rußland kommen, wovon die **taurische Venus** die berühmteste ist. Der Baumeister **Rastrelli** beschäftigte sich auch mit der Bildhauerei; die neue Akademie und das Beispiel **Falkonet's** und **Rachette's** brachten eine vortheilhafte Wirkung hervor — in kurzem besaß Rußland einige ausgezeichnete Bildhauer: Gordejev, Schubin, Tschedrin, Koslowskji, Prokofjev, Pimenov und endlich den fruchtbaren und talentvollen **Martos**. Das Zeitalter Katharinens, mit seiner Pracht und seinem Luxus, seinen Siegen und dem Reichthum seiner Aristokraten, trug viel zu diesen Erfolgen bei; doch war bei allem dem die Produktivität nur gering. Bis zu unseren Tagen zählte man im ganzen weiten russischen Zarthum kaum ein Dutzend Monumente, wovon drei (zwei in Petersburg und eins in Poltawa) Peter dem Großen, eins (in Ekaterinoslaw) Katharinen der Zweiten, eins (in Pawlowsk) Paul dem Ersten und die übrigen den Feldherren Rumanzov, Suworov und Orlov gewidmet waren. Allein in den letzten zwanzig Jahren sind doppelt so viele an den entgegengesetzten Enden Rußlands errichtet worden, von denen wir nur noch folgende namhaft machen: die Denkmäler Alexander des Ersten in Petersburg, Taganrog und Grusinó, Peters des Großen in Kronstadt, Woronesch, Ladeïnoje-Pole und Lipezk, des Bauern Ssvanin in Kostroma, der Kaiserin Elisabeth Alexiewna, Potemkin's, Kutusov's, Barclay de Tolly's, Jermak's, des Eroberers von Sibirien, Pojarskij's und Minin's, der Dichter Lomonosov, Derjawin, Bogdanowitsch und des Historiographen Karamsin, die Monumente auf den Schlachtfeldern von Kulikowo, Kasan, Borodino, Tarutino, Krasna u. s. w. Diese Arbeiten wurden nur wenigen Künstlern zu Theil: S. J. Halberg, B. J. Orlovskij, W. J. Demuth-Malinowskij und P. J. Vitali waren, außer dem alternden Martos, im Anfang dieser Periode unsere einzigen Bildhauer.

Die Persönlichkeit des verstorbenen **Halberg** war ganz dazu geeignet, den Kunstfreund hinzureißen. Sanftmuth, Verstand, Seelenadel, Einfachheit — dies war sein Charakter, der sich in seinen Werken abspiegelte; sie unterscheiden sich durch Erhabenheit im Styl und Ausdruck, durch ihre Zartheit und Natürlichkeit und durch die Vollendung ihres mechanischen Theils. Das Modelliren Halberg's setzte die Kenner eben so sehr in Erstaunen, als die Kühnheit und Treue seines Meißels. Der Schöpfungen dieses verdienstvollen Künstlers sind aber nur wenige; die bekanntesten darunter sind: die Erfindung der Musik, das Denkmal Kaiser Alexander's in Grusinó, die Monumente Silvester Tschedrin's und Karamsin's (letzteres durch Halberg's Schüler vollendet), die kolossale sitzende Statue der Kaiserin Katharina II., ein Isiskopf und einige Büsten und Basreliefs.

Der Zufall machte **Orlowskij** zum Bildhauer; er wußte jedoch die Mängel seiner Erziehung durch Arbeitsamkeit und natürlichen Verstand zu ersetzen. Mit edler Einfachheit des Styls vereinigte er eine seltene Kenntniß des Mechanismus seiner Kunst. Zu seinen Werken gehören eine kolossale Büste Alexander's, die Statue des Engels auf der Alexander-Säule und die Denkmäler der Feldmarschälle Kutusov und Barclay de Tolly. — Von den Arbeiten **Demuth-Malinowskij's** ist das Standbild des Apostels Andreas in der Kirche der Kasanschen Mutter-Gottes mit besonderem Lobe zu erwähnen. — **Vitali** brachte den früheren Theil seines Lebens in Moskau zu und wurde zur Ausführung der Frontons an der Isaakskirche nach Petersburg berufen. Das erste Fronton, welches die „Anbetung der

*) Resumé eines längeren Artikels in der Bibl. dla tschtenia.

Magier“ darstellt, brachte durch die Einfalt und Natürlichkeit des Gedankens und die Klarheit der Anordnung einen allgemeinen Eindruck hervor. Dieses Fronton gehört zu den schönsten Erzeugnissen der Skulptur. Eine Schule hat Vitali noch nicht gebildet; unsere jungen Bildhauer haben ihre Ausbildung und Kunstrichtung meistens dem verstorbenen Halberg und Orlowskij zu verdanken. Pimenov, Loganowskij, Stawasser, Terebenjew, Iwanov, Ramasanov, Klimtschenko und andere sind schon nicht mehr Schüler, sondern gereifte Künstler, obgleich es vorzeitig wäre, eine Charakteristik ihres Talents entwerfen zu wollen. Doch können wir nicht umhin, die drei spielenden Knaben Pimenov's, Loganowskij's und Iwanov's*), so wie den „Faun mit dem Zicklein“ von Ramasanov und den „Fischer“ von Stawasser, hervorzuheben. Die vermehrte Anzahl der Talente beweist, daß die Bildhauerkunst uns einigermaßen zum Bedürfniß geworden ist, daß sich ein Publikum für sie gebildet hat, und daß es an der Zeit ist, der russischen Schule endlich eine Form und eine bestimmte Richtung zu geben. **)

Mannigfaltiges.

— Oberon's Vision im Sommernachtstraum. Wie sorgfältig die Engländer Alles sammeln und beachten, was auf ihren großen Dichter sich bezieht und die Dramen desselben irgendwie zu erläutern vermag, das bezeugen uns namentlich die in der letzten Zeit erschienenen Werke von J. P. Collier und Charles Knight, welcher Letztere über das Leben Shakspeare's, dessen Ereignisse allenfalls auf einem Oktavblatt Raum fänden, ein Buch von 550 S. in gr. 8. herausgegeben. Eine eigene Gesellschaft, die Shakspeare-Society, hat sich gebildet, die Alles drucken läßt, was über das Theater zur Zeit Shakspeare's, so wie über des Dichters unmittelbare Vorgänger und Nachfolger, neuen Aufschluß giebt. Zu diesen Schriften der Shakspeare-Society gehört auch eine so eben von einem Geistlichen, Namens N. J. Halpin, herausgegebene Abhandlung über Oberon's Vision im Sommernachtstraum. ***) Die Vision ist von jeher ein Gegenstand vielfacher Konjekturen gewesen. Die Kommentatoren wie andere vertraute Kenner Shakspeare's stimmen alle darin überein, daß hinter den Worten dieser Vision eine Allegorie, irgend eine Anspielung auf Personen und Zustände am Hofe der Königin Elisabeth zu suchen sey. Wir geben hier die Worte nach Schlegel's Uebersetzung:

Oberon. Mein guter Puck, komm her! Weißt du noch wohl,
Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge,
Und 'ne Sirene, die ein Delphin trug,
So süße Harmonieen hauchen hörte,
Daß die empörte See gehorsam ward,
Daß Sterne wild aus ihren Kreisen fuhren,
Der Nymphe Lied zu hören?

Puck. Ja, ich weiß.

Oberon. Zur selben Zeit sah ich (du konntest nicht)
Cupido zwischen Mond †) und Erde fliegen
In voller Wehr: er zielt' auf eine holde
Vestal, im Westen thronend, scharfen Blicks,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten.
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Monds verlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung, liebefrei.
Doch merkt' ich auf den Pfeil, wohin er fiele:
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amors Wunde,
Und Mädchen nennen's Lieb' in Müßiggang.
Hol' mir die Blume'

Warburton, einer der Kommentatoren Shakspeare's, und mit ihm ein großer Theil aller anderen bekannten Kritiker, erkennt in der „Sirene, die ein Delphin trug“, die mit dem Dauphin, Sohn Königs Heinrich II. von Frankreich, vermählt gewesene Maria Stuart, in der „empörten See“ Schottland, das sich in Waffen erhob, als seine Königin in Frankreich sich befand, aber nach ihrer Rückkehr wieder „gehorsam ward“, und endlich in den „Sternen, die wild aus ihren Kreisen fuhren“, die Grafen von Northumberland und Westmoreland, welche in den Kämpfen der Schotten-Königin ihr Leben verloren. Um jene Zeit also, um die Zeit Maria Stuarts, habe Cupido auf eine „holde Vestalin“ gezielt, die nach damaligem Sprachgebrauch nur Elisabeth seyn kann, doch blieb die „königliche Priesterin“ (Imperial Votaress) „in sittsamer Betrachtung (in maiden meditation) liebefrei“, während der Pfeil „gen Westen auf ein zartes Blümchen“ (a little western flower) fiel, das die Mädchen „Lieb' in Müßiggang“ (Love in Idleness) nennen.

Herr Halpin macht nun darauf aufmerksam, daß, während sich die bisherigen Kommentatoren damit begnügt hätten, den ersten Theil der Allegorie zu erklären, der andere Theil, unstreitig der wichtigere, von ihnen wörtlich genommen worden, so daß in ihren Augen das „zarte Blümchen“ eben nichts weiter als eine Art Stiefmütterchen, Rose oder Vergißmeinnicht sey, wodurch die ganze Allegorie eine jener von Horaz bezeichneten poetischen Mißgeburten werde: Desinet in piscem mulier formosa superne. Herr Halpin sagt, Gegenstand dieses zweiten Theiles der Allegorie oder vielmehr Hauptgegenstand des Ganzen sey „ein Liebender, der eifrig, aber vergebens nach der Hand Elisabeth's gestrebt, der inzwischen die Liebe einer Frau von bescheidenerem Range zu gewinnen und ihre Tugend zu besiegen gewußt.“ Nachdem Herr Halpin dies festgestellt, giebt er sich Mühe, zu ergründen, wer eigentlich der Liebende, wer das zarte Blümchen und welches die Zeit und der Ort gewesen, die zu dieser Allegorie Anlaß gegeben? Es gelingt ihm auch, und zwar durch Vergleichung mit einem mythologischen Drama aus der Zeit Shakspeare's, dem „Endymion“ von John Lylie, herauszubringen, daß nicht bloß unter der „holden Vestalin“, sondern auch unter dem in der Vision vorkommenden „Mond“, so wie unter der zweiten Blume Oberon's, die die „Arzenei der Augen“ ist, „Cynthia's Knospe, siegend über Cupido's Blume“*) Niemand anders als Elisabeth zu verstehen; daß ferner „Cupido“ der berüchtigte Graf von Leicester, das „zarte Blümchen“ die Gräfin Essex und endlich die „Erde“ Gräfin von Sheffield sey. Leicester-Cupido, der zwischen „Mond“ und „Erde“ flog, machte gleichzeitig der Elisabeth, der Gräfin v. Sheffield und der Gräfin Essex den Hof; um Elisabeth's Hand warb er, die Gräfin von Sheffield hatte er schon früher betrogen und die Gräfin Essex, deren Gemahl in Irland war und dem Leicester's Intriguen nachmals den Kopf kosteten, betrog er nicht minder. Letztere also ist das „zarte Blümchen“, die „sonst milchweiß und nun purpurn durch Amor's Wunde“, wie sie denn auch in Lylie's „Endymion“ unter dem Namen „Floscula“ auftritt, während Elisabeth in diesem Stücke „Cynthia“, die Gräfin Sheffield „Tellus“ heißt und „Endymion“ selber der Graf Leicester ist. Die Intrigue desselben mit der Gräfin Lettice (Lätitia) Essex fällt in die Zeit des Aufenthalts der Königin auf Schloß Kenilworth, wo Walter Scott zwar den Grafen von Leicester eine ähnliche Intrigue mit Amy Robsart spielen läßt, doch weist Herr Halpin nach, daß Amy bereits funfzehn Jahre vor der Zeit der Feste auf Kenilworth gestorben sey. Dagegen soll ein Oheim von Shakspeare, seiner Mutter Bruder, Edward Arden, welchen Leicester nachmals ebenfalls seiner Ehrsucht zum Opfer brachte, in Kenilworth gewesen seyn und die Intriguen des Grafen gekannt haben. — Dies sind ungefähr die Ergebnisse der von Herrn Halpin angewandten Kritik, die, so weit hergeholt und müßig sie uns auch erscheinen mag, doch ein Beweis ist, welches Interesse in England jedem Worte Shakspeare's und insbesondere auch seinem „Sommernachtstraum“ geschenkt wird.

— Die Grafen von Leicester. Dieser Titel, der kürzlich zu einem ärgerlichen Prozeß vor dem britischen Oberhause Anlaß gab, wurde schon im 12ten Jahrhundert von der Familie Ferrars, einem der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommenen Normannen-Geschlechter, geführt. Als die Ferrars im Mannsstamm erloschen, wurde Simon von Montfort — der Cromwell des Mittelalters — zum Grafen von Leicester ernannt; nachdem er jedoch im Kampfe mit den königlichen Truppen geblieben und seine Ehrenstellen und Güter der Krone anheim gefallen waren, fügte Edmund Plantagenet, jüngerer Sohn Heinrich's III., der Würde eines Grafen von Lancaster und Lincoln auch die eines Grafen von Leicester bei. Wenn wir nicht irren, so war der erste Privatmann, der wieder mit diesem Titel bekleidet wurde, der berühmte oder vielmehr berüchtigte Günstling der Königin Elisabeth, Robert Dudley († 1588), der ihn auf seine Neffen, die Sydneys, vererbte. Das Geschlecht der Sydney nimmt in der Geschichte des englischen Adels eine der schönsten Stellen ein; wer kennt nicht Sir Philip Sydney, den chevaleresken Sänger der „Arkadia“, und den Freiheitshelden Algernon! Ihre Nachfolger waren die Coke's, deren Mannsstamm gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausstarb. Der Neffe des letzten Coke, Grafen von Leicester, nahm durch Parlaments-Akte ihren Familien-Namen an und hoffte auch ihren Titel zu erben; Georg III. hielt jedoch für gut, ihn dem jungen Lord Ferrars von Chartley, einem Sohne des Marquis von Townshend und Nachkommen in weiblicher Linie des alten Geschlechts der Ferrars, zu ertheilen. Herr Coke sah hierin eine persönliche Beleidigung und nahm sich diese so zu Herzen, daß er zur Opposition überging und als einflußreiches Mitglied des Unterhauses die Regierung funfzig Jahre lang aufs heftigste anfeindete. Er bekannte sich zu den extremsten radikalen Meinungen und war auf den Namen des ersten Commoner (Nichtadligen) in England stolz — bis ihm endlich das Whig-Ministerium im J. 1838 die einst verweigerte Würde eines Grafen von Leicester anbot, obgleich diese bereits einer anderen Familie gehörte und es also nach englischen Begriffen höchst unschicklich war, sie einer zweiten zu ertheilen. Coke vermochte nicht, der Lockung zu widerstehen, und wurde, indem er den Titel annahm, den Grundsätzen seines ganzen Lebens untreu.

---

*) Von diesen Knaben spielt der erste babki (ein Kinderspiel mit Knöchelchen), der zweite swaika (eine Art Ringwerfen) und der dritte gorodki (Kegel).

**) Warum ist hier nicht auch Baron Clot von Jürgenburg, der bekannteste aller russischen Bildhauer, erwähnt?

***) Oberon's Vision in the Midsummer Nights Dream, illustrated by a comparison with Lylies Endymion. By the Rev. N. J. Halpin. Printed for the Shakspeare-Society. — London, 1843.

†) the cold moon.

*) Dian's bud o'er Cupid's flower
Hath such force and blessed power.
(Oberon's Entzauberung Titania's.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 25. Oktober 1843.

Nord-Amerika.

Martin Chuzzlewit in Amerika.

Wenn Dickens durch die „American Notes" seine transatlantischen Freunde in Aufruhr brachte, so wird das neueste Kapitel seines „Martin Chuzzlewit" schwerlich dazu beitragen, ihre Erbitterung zu vermindern. Er führt darin seinen Helden nach New-York, was ihm Gelegenheit giebt, in seiner bekannten launigen Manier ein zwar grelles und ein wenig karikirtes, aber im Ganzen treues Gemälde des dortigen sozialen Lebens zu entwerfen. Der junge Martin begiebt sich (wie schon im früheren Hefte berichtet wurde) nach Amerika, um dort sein Glück zu versuchen; zu arm, um als Kajüte-Passagier zu reisen, muß er mit einem Platze im Zwischendeck *) vorlieb nehmen, wo er sich jedoch aus Stolz so verborgen als möglich hält. Bei seiner Ankunft in New-York wird er zuerst mit dem Herausgeber des Schmierbruder-Journals (Rowdy Journal) bekannt und trifft später auf einen würdigeren Repräsentanten des amerikanischen National-Charakters, einen ehrlichen, verständigen Oekonomen, Namens Bevan, der viel in Europa gereist ist. Durch diesen wird Martin in einer der feinsten New-Yorker Familien eingeführt — bei reichen Emporkömmlingen, die sich durch Nachäffung der conventionellen Formen Europa's auszuzeichnen meinen. Was sich hier ereignet, ist in des Verfassers bester Weise dargestellt.

„Martin wurde mit großer Höflichkeit empfangen, und in weniger als fünf Minuten saß er schon gemüthlich am Feuer, während er eine vertrauliche Bekanntschaft mit der Familie anknüpfte. Es waren da zwei junge Damen von achtzehn und zwanzig Jahren, beide sehr schmächtig, aber sehr hübsch; ihre Mutter, die, wie es dem Gaste schien, viel älter und verwelkter aussah, als man nach ihren Jahren erwartet hätte, und ihre Großmutter, eine kleine, scharfsichtige, rasche alte Frau, die über jenes Stadium gekommen zu seyn schien und bei der Alles wieder in Ordnung war. Außerdem waren noch der Vater und der Bruder der jungen Damen zugegen, wovon Ersterer dem Handel oblag und Letzterer studirte. Die beiden Töchter nahmen die Aufmerksamkeit Martin's am meisten in Anspruch — nicht nur weil sie, wie gesagt, sehr hübsch waren, sondern weil sie unendlich kleine Schuhe und unglaublich dünne seidene Strümpfe trugen, die ihre Wiegestühle **) dem Auge des Zuschauers in blendenden Umrissen wahrnehmen ließen.

„Es ist ohne Frage ein höchst comfortabler Zustand, in einem bequemen, wohl möblirten Zimmer zu sitzen, welches durch einen heiteren Kamin erwärmt und mit einer Menge niedlicher Zierrathe geschmückt ist, wozu ich vier kleine Schuhe, dieselbe Anzahl seidener Strümpfe und — warum nicht? — die darin eingeschlossenen Füße und Beine rechne. Es ist auch keine Frage, daß Martin, nach Allem, was er am Bord der „Schraube" und in Mrs. Pawkin's Logierhause ausgestanden, nicht ungeneigt war, seine jetzige Lage in diesem Licht zu betrachten. Das Resultat war, daß er sehr zu gefallen strebte, und als der Thee und Kaffee mit eingemachten Früchten und kunstreich geformtem Backwerk aufgetragen wurde, hatte er seinen Zweck vollkommen erreicht und sich die Achtung der ganzen Familie Norris erworben.

Bei der ersten Tasse Thee kam noch ein anderer erwünschter Umstand ans Licht — die ganze Familie war in England gewesen. Welche angenehme Entdeckung! Als aber Martin erfuhr, daß die Norris mit allen Herzogen, Grafen, Lords, Marquis, Herzoginnen, Rittern und Baronets ganz intim bekannt waren und sich für Alles, was diese betraf, mit außerordentlicher Wärme interessirten, so fing er an, die Sache für weniger angenehm zu halten. Als man ihn jedoch fragte: ob sich dieser oder jener Lord wohl befinde? antwortete er: „O ja, vollkommen!" und als man sich erkundigte: ob die Mutter Sr. Herrlichkeit, die Herzogin, sich sehr verändert habe? erwiederte er: „Ganz und gar nicht; Sie würden sie recht gut kennen, wenn Sie ihr morgen begegneten", und half sich so noch ganz leidlich durch. Von solchen Erinnerungen kam die Familie auf die Pracht jenes glänzenden Festes zu sprechen, an welchem die ganze englische Pairschaft und der königliche Hof theilnahmen und wozu sie eine besondere Einladung erhalten hatte — in der That fand es eigentlich ihr zu Ehren statt; man gedachte dessen, was Herr Norris der Vater dem Marquis sagte, und was Mrs. Norris die Mutter der Marquise sagte, und was der Marquis und die Marquise ihnen wieder sagten; wie der Marquis und die Marquise auf ihr Wort versichert hätten, daß sie weiter nichts wünschten, als daß Herr Norris der Vater und Mrs. Norris die Mutter und die Fräulein Töchter und der junge Herr Norris sich doch nur entschließen möchten, ihren festen Wohnsitz in England aufzuschlagen und ihnen das Vergnügen ihrer ewigen Freundschaft zu gewähren. Martin fand es ein wenig sonderbar und nicht ganz konsequent, daß, während sie sich mit Leib und Seele dem Genusse dieser Erinnerungen hingaben, Herr Norris Vater und Herr Norris Sohn (der mit vier Mitgliedern des britischen Oberhauses in posttäglichem Briefwechsel stand) nichtsdestoweniger sich über den unschätzbaren Vortheil ausließen, daß in ihrem erleuchteten Vaterlande keine willkürlichen Auszeichnungen dieser Art existirten; daß es keinen Adel gäbe außer dem Seelenadel, und daß die sozialen Verhältnisse auf den breiten Grundlagen der brüderlichen Liebe und natürlichen Gleichheit befestigt seyen. Herr Norris Vater ging allmälig in eine weitschweifige Erörterung dieses fruchtbaren Thema's über, die etwas langweilig zu werden drohte, als Bevan seinen Gedanken eine andere Richtung gab, indem er ihn fragte, wer das anstoßende Haus bewohne? worauf Herr Norris entgegnete: daß bemerktes Individuum religiöse Meinungen hege, die er nicht billigen könne, und daß er folglich nicht die Ehre habe, den Herrn zu kennen. Mrs. Norris die Mutter gab noch einen Grund an, dessen Wortlaut zwar von dem ersten abwich, aber zu demselben Resultat führte: daß es nämlich ganz gute Leute seyn möchten, aber sie wären nicht fein.

„Es kam noch ein anderer kleiner Zug an den Tag, der einen starken Eindruck auf unseren Helden machte. Herr Bevan erzählte ihnen den Vorfall mit Mark und dem Neger, und es zeigte sich, daß die Norris alle zu der Abolitionisten-Partei gehörten. Es war für Martin eine große Erleichterung, dieses zu vernehmen, und er fühlte sich dadurch so ermuthigt, daß er seine Sympathie mit den unterdrückten und mißhandelten Schwarzen zu erkennen gab. Eine der jungen Damen — die hübscheste und zarteste — schien sich an seinem Eifer ungemein zu ergötzen, und als er sie nach der Ursache ihrer Heiterkeit fragte, konnte sie ihm eine Zeitlang vor Lachen keine Antwort geben. Endlich erklärte sie ihm, daß die Neger ein so komisches Volk seyen, so linkische Manieren und ein so lächerliches Aeußere hätten, daß es für diejenigen, die sie genauer kennten, unmöglich wäre, eine ernsthafte Idee mit so abgeschmackten Geschöpfen zu verbinden. Herr Norris der Vater und Mrs. Norris die Mutter und Miß Norris die Schwester und Herr Norris der Bruder und selbst Mrs. Norris die ältere, die Großmutter, waren alle derselben Meinung, die sie als eine unbestreitbare Thatsache aufstellten — als ob die Sklaverei mit ihren Leiden nicht Düsteres genug in sich trüge, um jedem menschlichen Wesen eine feierliche Miene zu verleihen, wäre es auch in physischer Hinsicht so lächerlich wie der possierlichste Affe und in moralischer wie der sanfteste Nimrod unter den republikanischen Aristokratenjägern!

„„Kurzum", bemerkte Herr Norris Vater, die Frage auf eine bequeme Weise erledigend, „es besteht zwischen den beiden Racen eine natürliche Antipathie." — Herr Norris Sohn sagte kein Wort, machte aber ein saures Gesicht und wischte sich die Finger, wie es Hamlet hätte thun können, nachdem er Yorick's Schädel in die Hand genommen, oder als ob er so eben einen Neger berührt und sich die Finger beschwärzt hätte.

„Um ihr Gespräch in das frühere angenehme Geleise zu bringen, ließ Martin dieses Thema fallen, da er einzusehen anfing, daß es besser unberührt bliebe, und wandte sich wieder zu den jungen Damen, die äußerst prächtig gekleidet waren und deren Anzug aus eben so kostbaren Materialien bestand, als ihre kleinen Schuhe und dünnseidenen Strümpfe. Er schloß hieraus, daß sie in den Französischen Moden bewandert seyen, wie es sich auch wirklich auswies, obgleich ihnen nicht eben die neuesten zugekommen waren. Die ältere Schwester, die sich durch ihre Kenntniß der Metaphysik, der Gesetze des hydraulischen Drucks und der Menschenrechte auszeichnete, hatte eine neue Methode, diese Studien zu verbinden und auf alle mögliche Gegenstände, von dem Reiche der Pariser Moden bis zum tausendjährigen Reiche der Heiligen inclusive, anzuwenden — was so belehrend und zugleich so erstaunenswürdig war, daß es Fremde binnen fünf Minuten in einen Zustand temporairen Wahnsinns zu

---

*) In den zur Ueberfahrt der Auswanderer bestimmten Paket- und anderen Schiffen befindet sich außer der Kajüte, die mit möglichster Eleganz und Comfort eingerichtet ist, noch ein zweiter Raum zwischen dem Ober- und Unterdeck, in welchem die ärmeren Passagiere untergebracht werden. Wenn man bedenkt, daß hier nicht selten zwei- bis dreihundert menschliche Wesen — Männer und Frauen, Kinder und Greise — im buchstäblichen Sinn zusammengepackt sind, so wird man einen Begriff von den Scenen haben, die eine solche steerage darbietet.

**) Die in Amerika gebräuchlichen Rocking-chairs sind Lehnstühle, die auf eine Art von Walzen gelegt sind und worin sich die Damen stundenlang hin und her schaukeln oder wiegen. Man findet sie von einem Ende der Union bis zum anderen in allen möglichen Varietäten — vom prachtvollsten Mahagoni mit weichgepolsterten Eiderdaunkissen bis zum Bambusrohr und Hickory- oder Nußholz.

versehen pflegte. Martin fühlte, daß ihn sein Verstand verließ, und um sich zu retten, bat er die andere Schwester, da er ein Fortepiano im Zimmer bemerkte, zu singen. Dieses Gesuch wurde bereitwillig erfüllt, und es begann ein von den beiden Miß Norris ausgeführtes Bravour-Konzert. Sie sangen in allen Sprachen, mit Ausnahme ihrer eigenen — Deutsch, Französisch, Italiänisch, Spanisch, Portugiesisch, Schweizerisch, nur nichts Einheimisches — das war zu gemein. Denn in dieser Hinsicht gleichen die Sprachen anderen Reisenden, die zu Hause gemein und alltäglich genug, aber im Auslande überaus fein sind.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Fräulein Norris es in kurzem bis zum Hebräischen gebracht haben würden, wenn nicht der irländische Lakai die Thür aufgerissen und mit lauter Stimme: Jiniral Fladdock! angemeldet hätte.

„„Ach!'' riefen die Schwestern, indem sie plötzlich einhielten, „der General zurückgekommen!''

„In demselben Augenblick stürzte der General in voller Uniform mit solcher Eilfertigkeit herein, daß er sich mit dem Stiefel in die Decke verwickelte, und da ihm der Degen zwischen die Beine kam, so fiel er der Länge nach zur Erde und präsentirte seine Glatze vor den Augen der erstaunten Gesellschaft. Und dieses war nicht das Schlimmste, denn da der General ein wenig korpulent und sehr eng geschnürt war, so konnte er nicht wieder aufstehen und blieb auf dem Boden liegen, mit den Füßen ausschlagend und Thaten mit seinen Stiefeln verrichtend, wovon die Kriegsgeschichte kein Beispiel aufstellt. Natürlich eilte ihm sogleich Alles zu Hülfe, und der General wurde schnell vom Boden erhoben. Aber seine Uniform war auf eine so wunderbare und geheimnißvolle Art verfertigt, daß er steif und ungelenk wie ein todter Harlekin aufgerichtet wurde und sich nicht zu rühren vermochte, bis man ihn ganz flach auf die Fußsohlen gestellt hatte; jetzt belebte er sich wie durch einen Zauberschlag, und sich seitwärts bewegend, um einen engeren Raum einzunehmen und weniger Gefahr zu laufen, die Goldtressen von seinen Epaulettes abzuscheuern, näherte er sich mit lächelndem Antlitz der Dame vom Hause.

„Es war nicht möglich, eine reinere Freude und Zufriedenheit auszudrücken, als die Familie Norris bei der unverhofften Erscheinung des Generals Fladdock an den Tag legte. Der General wurde mit solcher Wärme empfangen, als ob New-York sich in Belagerungs-Zustand befände und er der einzige General sey, der um Geld und gute Worte zu haben wäre. Dreimal schüttelte er sämmtlichen Norris der Reihe nach die Hand und beschaute sie dann von einer kleinen Entfernung, wie ein tapferer Feldherr seine Armee, indem er seinen weiten Mantel über die rechte Schulter zog und auf der linken Seite zurückwarf, um seine männliche Brust zu enthüllen. „Erblick' ich denn wirklich'', rief er, „die auserwählten Geister meines Vaterlandes noch einmal wieder!''

„„Ja'', sagte Herr Norris Vater, „wir sind Alle hier, General.''

„Jetzt drängte sich die ganze Familie um den General und bestürmte ihn mit Fragen, wo und wie er sich seit dem Datum seines letzten Briefes befunden und wie es ihm im Auslande gefallen habe — vorzüglich aber und vor Allem, inwiefern er die Bekanntschaft der hohen Herzoge, Barone, Markgrafen, Vicomtes, Herzoginnen, Ritter und Edlen gemacht habe, deren sich jene noch im Finstern liegende Nationen erfreuen.

„„Nun, nun, fragt mich nicht'', entgegnete der General, die Hände vorhaltend; „ich war die ganze Zeit mit ihnen zusammen und habe in meinem Koffer Zeitungen mitgebracht, worin'' — hier ließ er die Stimme sinken und nahm einen feierlichen Ausdruck an — „worin mein Name unter den „fashionablen Nachrichten'' steht! Aber ach! über das Formenwesen jenes staunenswerthen Europa's!''

„„Ach!'' rief Herr Norris Vater, indem er traurig den Kopf schüttelte und Martin einen Blick zuwarf, als ob er sagen wollte: „Ich kann es nicht leugnen, so gern ich es thäte.''

„„Die mangelhafte Entwickelung des moralischen Gefühls!'' rief der General. „Die Abwesenheit der moralischen Würde im Menschen!''

„„Ach!'' seufzten die Norris, ganz entmuthigt und niedergeschlagen.

„„Ohne dort locirt zu seyn, hätte ich es nicht realisiren *) können'', fuhr der General fort. „Norris! Sie haben eine kräftige Phantasie, aber hätten Sie es realisiren können, ohne dort locirt zu seyn?''

„„Nie!'' bekräftigte Herr Norris.

„„Die Rangsucht, der Stolz, die Etikette, das Ceremoniell!'' deklamirte der General, indem er bei jeder Wiederholung einen stärkeren Nachdruck auf den Artikel legte; „die künstlichen Schranken, die den Menschen vom Menschen trennen; die Absonderung des menschlichen Geschlechts in bunte und einfache Karten — Pique, Treff und Carreau, nur keine Herzen!''

„„Ach!'' rief die ganze Familie, „nur zu wahr!''

„„Einen Augenblick!'' fiel Herr Norris Vater ein, indem er den General bei der Hand nahm: „Sie haben wohl die Ueberfahrt auf der „Schraube'' gemacht?''

„„Ganz recht!'' war die Antwort.

„„Möglich!'' schrieen die jungen Damen. „Denkt nur!''

„Dem General schien es nicht einzuleuchten, wie seine Ueberfahrt auf der „Schraube'' eine so große Sensation hervorbringen konnte; es schien ihm auch dann nicht begreiflicher zu werden, als Herr Norris ihm Martin mit den Worten vorstellte: „Ein Reisegefährte von Ihnen, nicht wahr?''

„„Von mir?'' entgegnete der General; „keinesweges!''

„Er hatte Martin nie gesehen, wohl aber Martin ihn; wie sie einander gegenüberstanden, erkannte ihn Letzterer sogleich als den Passagier, der gegen das Ende der Reise die Hände in die Taschen steckte und mit ausgedehnten Nüstern das Verdeck auf und nieder schritt. Aller Augen waren auf Martin gerichtet. Es half nichts — er mußte mit der Wahrheit heraus.

„„Wir haben die Reise in demselben Schiffe gemacht'', sagte Martin, „aber nicht in derselben Kajüte. Da ich die strengste Sparsamkeit beobachten mußte, so nahm ich einen Platz im Zwischendeck.''

„Hätte man den General mit Gewalt zu einer geladenen Kanone geschleppt und ihm zugemuthet, sie ohne Weiteres abzufeuern, so wäre er in keine größere Bestürzung gerathen, als bei diesen Worten. Er, Fladdock — Fladdock in voller Miliz-Uniform, Fladdock der General, Fladdock der Günstling des europäischen Adels — er sollte einen Menschen kennen, der für vier Pfund zehn Shilling im Zwischendeck eines Paketschiffes die Ueberfahrt gemacht hatte! Und diesen Menschen mußte er im Heiligthum der New-Yorker fashionablen Welt, im Schoße der New-Yorker Aristokratie antreffen! Beinahe hätte er die Hand an den Degen gelegt.

„Eine Todtenstille fiel auf die Norris. Wenn die Geschichte ruchtbar wurde, so waren sie auf ewig beschimpft. Sie waren die glänzenden Sterne einer erhabenen Sphäre am Firmament der New-Yorker Mode; es gab andere fashionable Sphären über ihnen und andere fashionable Sphären unter ihnen, und von den Sternen jeder einzelnen Sphäre standen keine mit den Sternen einer anderen Sphäre in Verbindung; aber in allen Sphären würde die Kunde erschallen, daß die Norris, durch ein angenehmes Aeußere und gentlemännische Sitten getäuscht, von ihrem hohen Standpunkt fallend, einen unbekannten, thalerlosen Menschen „empfangen'' hätten. O, schützender Adler der Republik, hatten sie dieses erleben müssen!

„„Sie werden erlauben'', sprach Martin nach einer schrecklichen Pause, „daß ich mich empfehle. Ich fühle, daß ich die Ursache einer wenigstens eben so großen Verlegenheit bin, als ich mir selbst zugezogen habe. Ehe ich Sie jedoch verlasse, muß ich diesen Herrn von aller Schuld freisprechen, der, als er mich in solche Gesellschaft einführte, meine Unwürdigkeit nicht kannte. Das kann ich Ihnen versichern.''

„Hiermit verbeugte er sich gegen die Familie Norris und entfernte sich, gleich einem Schneemann — auswendig kalt, aber im Inneren ziemlich warm.

„„Nun, nun'', sagte Herr Norris der Vater, mit bleichem Antlitz umherblickend, als Martin die Thür schloß, „der junge Mann ist heute Abend Zeuge einer sozialen Verfeinerung und eines edlen Luxus gewesen, denen er in seinem eigenen Lande fremd war. Wir wollen hoffen, daß es ein moralisches Gefühl in ihm erwecken möge.''''

Frankreich.

Geschichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortsetzung.)

Der Schäferhund ist in seinem Gebiet ebenfalls ein Wunder von Treue und Verstand. Er versteht die Stimme, den Blick seines Herrn. Er sammelt die zerstreuten Schafe auf das kleinste Signal, sondert jedes, das ihm bezeichnet wird, von der übrigen Heerde aus, treibt sie überall hin, wohin man es haben will, und hält sie unter beständiger Kontrole weniger durch aktives Einschreiten als durch die Modulationen seiner Stimme, welche jeden Ton von sanfter Belehrung bis zu zorniger Drohung ausdrücken. Dies sind seine gewöhnlichen Leistungen, die man täglich auf tausend Weiden sehen kann. Aber er vermag größere Wunder. Eines Abends machten sich siebenhundert Lämmer, die der Hut des Ettrik-Schäfers anvertraut waren, von seiner Aufsicht frei und liefen in drei Haufen über Berg und Thal davon. „Sirrah'', sagte Hogg traurig zu seinem Hunde, „sie sind weg.'' Still und ohne Wissen seines Herrn — denn es war zu finster, um es zu sehen — schlich der Hund von ihm weg, während der Schäfer bis zum Morgen vergebens nach den ihm anvertrauten Schützlingen suchte. Schon war er im Begriff, voll Verzweiflung zu seinem Brodherrn zu gehen, als er plötzlich in einer tiefen Schlucht seinen Sirrah gewahrte, wie er nicht eine Abtheilung, sondern die ganze verloren gegangene Heerde bewachte. „Es war'', sagte James Hogg, „der außerordentlichste Fall, der mir in meinem Hirtenleben vorgekommen war. Wie er die verschiedenen Haufen im Finstern hatte sammeln können, ist mir unbegreiflich. Das Geschäft war ihm ganz allein von Mitternacht bis Sonnenaufgang überlassen, und wenn alle Schäfer der Gegend da gewesen wären, ihm zu helfen, so wäre es nicht besser zu Stande gekommen.'' Ein Heerdendieb, der zuletzt entdeckt und gehängt wurde, pflegte, während er eine Heerde, unter dem Vorwande, sie kaufen zu wollen, besichtigte, seinem Hunde gewisse Stücke anzudeuten, welche dann der Hund, später allein des Weges zurückkehrend, bei Nacht seinem Herrn zuführte. Sowohl Scott als Hogg erzählen diese pittoreske Geschichte sehr ausführlich nach den Annalen des Justiciary Court in Schottland. Sir Thomas Wilde kannte einen Fall, wo drei Ochsen aus einem großen Haufen sich in eine andere Heerde verloren hatten. „Geh, hole sie'', war Alles, was der Treiber seinem Hunde zurief, und er brachte sofort dieselben drei ihrem Eigenthümer zurück. Ein Vieh-

---

*) Locate und realize — beides neugebackene Wörter, die unter den Amerikanern gäng und gäbe sind. Letzteres wird zwar auch in England gebraucht, aber in einem anderen Sinn.

händler, der sein Vieh neun (englische) Meilen nach Alston in Cumberland zu treiben pflegte, schickte sie einmal einer Wette halber mit seinem Hund allein. Das Thier verstand seinen Auftrag ganz vollkommen. Er hielt sich genau auf der Straße, lief, wenn er an eine fremde Heerde kam, an die Spitze der seinigen, um sie zum Stehen zu bringen, brachte die Thiere, die den Weg versperrten, auf eine Seite, war dann wieder im Nachtrab, um den Zug anzutreiben, und brachte sie so wohlbehalten zu dem bestimmten Hofe, wo er ihre Ankunft durch Bellen an der Thür anzeigte. Ja noch mehr, der Hund wird in gewissen Fällen sogar Dienste leisten, die man gar nicht von ihm erwartet. Einer hat einmal auf eigenen Antrieb einem flüchtigen Pferd nachgesetzt, seine Zügel ergriffen und es festgehalten, bis man sich seiner bemächtigt hatte. Als kürzlich in Frankreich ein Stall, der voll Vieh war, in Brand gerieth und die Thiere, wie gewöhnlich, von Schrecken wie betäubt, nicht von der Stelle zu bringen waren, stürzte der Hund des Pächters hinein und trieb durch Bellen und Beißen den größeren Theil der Heerde hinaus; zweimal wiederholte er seinen Anlauf, als er das dritte Mal wiederkam, waren einige wenige noch zurückgebliebene Lämmer schon von den Flammen getödtet.

Es giebt Fälle, wo der Hund das Laster angenommen hat, die Schafe zu tödten; die Gewandtheit, mit der er dann seine Schuld zu verbergen sucht, wird von menschlichen Verbrechern nicht übertroffen und kaum erreicht. Sir Thomas Wilde hatte einen Fall zu untersuchen, wo der Hund es verstand, sein Halsband abzunehmen und es wieder anzulegen, wenn er von seinen nächtlichen Plünderungen zurückkehrte. In einem anderen Fall hatte das Thier noch die Vorsicht, seine blutige Schnauze in einem Strom abzuwaschen, wobei es freilich noch die Frage ist, ob ihn nicht auch der bloße Durst dazu getrieben. Bewick in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere erzählt von einem Hunde, der drei Monate lang dieses Gewerbe trieb und sich allen Nachstellungen zu entziehen wußte. Er pflegte auf einem Hügel zu sitzen, von wo er die umliegende Gegend überschauen und bei Annäherung von Gefahr entfliehen konnte. Auf dieser Warte wurde er endlich erschossen.

Bei den Türken, wo der Hund für unrein gilt, wird er in kein Haus aufgenommen: er nimmt daher entweder zerstörte Gebäude oder Löcher im Boden ein. Eben so muß er selbst für seine Nahrung sorgen; er ißt daher Eingeweide, Aas, todte und selbst lebende Menschen, wenn sie unter Umständen gefunden werden, die den Verdacht erregen, daß sie unerlaubte Absichten im Schilde führen. Dies ist die Lage des Hundes im Orient seit alten Zeiten. „In Aegypten", sagt ein neuerer Reisender, „ist die große Anzahl der Hunde eine wahre Landplage. Sie haben hier sehr seltsame Gewohnheiten: sie bilden nämlich eine Anzahl Republiken, deren jede einen eigenen Distrikt hat, mit einer Gränzlinie, die von ihr und ihren Nachbarn gleich sehr respektirt wird; und wehe dem Hunde, der sie des Nachts um zu plündern oder aus Neugier oder um eines Liebesabenteuers willen zu überschreiten wagt. Er wird mit der größten Wuth verfolgt; ist er aber so glücklich, über seine Gränze zu entkommen, so dreht er sich sofort mit der Zuversicht des Rechts um und trotzt jeder weiteren Feindseligkeit mit Hülfe seiner versammelten Freunde. Aegypten ist also nicht das Land für einen europäischen Hund, der an dieses Zusammenleben von Hunden nicht gewöhnt ist, und ich erinnere mich auch von einem eingeborenen Diener gehört zu haben, der von seinem fränkischen Herrn mit einem Wachtelhund ausgeschickt worden war und mit dem Hinterfuß des verstümmelten Thiers in Thränen zurückkehrte, da dies der einzige Theil war, den er den heftigen Angriffen seiner Stammesgenossen zu entziehen vermochte." Des Nachts durchstreifen diese Hunde ihre verschiedenen Distrikte, und wenn sie einen Mann ohne Laterne treffen, so wird er als ein Dieb angesehen und läuft Gefahr, zerrissen oder gar aufgefressen zu werden. „Diese Fälle", sagt Herr Blaze, „kommen sehr häufig in Konstantinopel vor. Im vorigen Jahre rettete sich ein englischer Seemann nur, indem er auf ein Dach kletterte, wo er den größten Theil der Nacht zubrachte, umgeben von tausend Hunden, die zum Glück nicht im Stande waren, seinen Zufluchtsort zu stürmen."

Der wahre Haushund ist liebenswürdiger und eben so tüchtig. Man hat behauptet, sein Werth steige mit seiner Furchtsamkeit, weil er desto mehr schreit, je mehr er um sich selbst besorgt ist. Aber ein solcher Hund ist eben so wenig brauchbar, um Gefahr anzuzeigen, als eine Alarmglocke, die unaufhörlich geläutet wird. Er bellt Alles an, den Wind und den Mond so gut wie den Dieb, und entweder erschreckt er einen fortwährend, oder er bringt es dahin, daß man seine Warnungen ganz vernachlässigt. Auch giebt es genug Hunde, die vielen Lärm machen und doch Muster der Tapferkeit sind. Im Allgemeinen jedoch ist der ruhige Hund wie der ruhige Soldat am entschlossensten. Wem ist nicht eine von den vielen Anekdoten bekannt über die Ausdauer und das gute Gedächtniß des Hundes, wenn es gilt, an den Mördern seines Herrn Rache zu nehmen? Wir führen nur einige der bedeutendsten hier an. So erzählt Plutarch, wie König Pyrrhus seine Armee vor einem Hunde vorüberziehen ließ, der seit drei Tagen seinen gemordeten Herrn, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, bewachte und den Schuldigen, als er vorüberging, angriff. Sehr bekannt ist die Geschichte von dem Hunde des Montargis, welcher seines Herrn Freund zu dem Orte hinzog, wo er begraben lag, den Mörder überall, wo er ihm begegnete, anfiel und ihn endlich in einem Zweikampf überwand, der auf Befehl Ludwig's XIII. stattfand.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Ehstnische Volkssagen.

Der Teufel spielt in den Volkssagen der Ehsten eine große Rolle. Merkwürdig ist es indessen, daß er, obgleich immer als der alte Erbfeind des menschlichen Geschlechts auftretend und in gewohnter List, Tücke und Schadenfreude sich gefallend, gewöhnlich als dummer Teufel erscheint, der etwas versieht oder versäumt und dadurch den berechneten Erfolg seiner Pläne hindert, auch wohl sich selbst empfindlichen Schaden zufügt. In dem Kirchspiele Odenpä hat der Böse mehr als einmal in solcher Art sich blamirt.

Unweit des Gutes Samhoff (ehstnisch Paidle mois) befindet sich mitten in einem Moraste eine noch ziemlich zugängliche Stelle, an welcher eine auffallende Menge Steine bei einander liegen. In der Nähe ist ein See, an dessen jenseitigem Ufer ein Bauergesinde belegen ist. Vormals lebte dort ein Bauer, der ein gar schmuckes Töchterlein besaß, rund, voll und rothwangig, wie ein Apfel, stark und kräftig an Gliedern, wie eine echte ehstnische Schönheit es seyn muß. Die entzündete denn ob ihrer großen Reize sogar des Teufels Herz. Er machte sich schmuck, so gut er konnte, und ging zu ihr auf die Freie — in welcher Gestalt, ist nicht gesagt, aber man wies ihn nicht zurück. Die Nacht kam heran, in welcher nach des Bräutigams ausdrücklichem Willen die Hochzeitsfeier vor sich gehen sollte; da hatte er aber mit anderweitigen dringenden Geschäften so viel zu thun, daß er sich um mehrere Stunden verspätete. Verdrießlich darüber, brauste er endlich durch die Lüfte daher und wollte den kürzesten Weg über den Morast und den See nehmen. Als er indessen mitten über dem Moraste schwebte, krähte der Hahn, und damit hatte er sein Recht auf die Braut verloren. Im Zorne über diesen Verlust warf er nun, da er seine Wuth nicht anders auszulassen wußte, jene Steine in den Sumpf. Andere sagen, er hätte eine prächtige Brücke über den See bauen wollen, um über diese zu seiner Schönen zu gelangen, und dabei habe ihn der alle Teufelsmacht vernichtende Hahnenschrei gestört, worauf die Trümmer des unvollendeten Werkes in den Morast geschleudert worden wären. Was die Braut betrifft, so sagen Einige, sie warte noch. Die Steine haben Böses an sich behalten: wer zur Nachtzeit hier vorbei will, der wird ganz verwirrt und läuft hin und her, ohne weiter zu kommen, bis es Tag wird und der Zauber bei erneutem Hahnenschrei sich löst.

An der Gränze desselben Gutes liegen zwei Seen, die beide den Namen Nõni järw führen. Nicht weit von dem größeren dieser Seen sieht man einen anderen grundlosen Morast, der ebenfalls ein schlechtes Zeugniß von der Klugheit des Bösen giebt. Es liegt nämlich an einer Stelle dieses Morastes ein ziemlich großer Stein, der wie ein Boot gestaltet ist, dessen Kiel nach oben steht. Man erzählt nun, daß der Teufel, um einen recht schlagenden Beweis zweckmäßiger Anordnungen zu geben, sich dieses dauerhafte Boot zurechtgemacht habe, um bei seinen Geschäftsfahrten schneller über den See zu kommen; denn dort war sein gewöhnlicher Communications-Weg in das nächste Gebiet. Allein gerade auf einer Fahrt, bei der große Gefahr im Verzuge war, rückte das gewichtige Boot wie eine Schnecke vorwärts, obgleich der Sitzende durch gewaltige Stöße nachzuhelfen suchte, und abermalige Verspätung war die Folge, durch welche ihm ein sicher geglaubter Fang entging. Da warf er im Aerger das Fahrzeug um, daß das Unterste zu Oben kam, und machte sich davon. Nun liegt es da. So oft man auch versucht hat, es umzukehren und mobil zu machen, so ist dies doch Keinem gelungen; und wer das Boot ansieht, lacht jedesmal den Teufel aus.

Man sollte denken, daß solche Umstände ihm den Aufenthalt in jener Gegend verleiden müßten. Allein seine Anhänglichkeit hat ihren guten Grund; denn, was Viele nicht wissen und Mehrere nicht werden glauben wollen — die Hölle ist ehedem in Odenpä gewesen. Nicht weit vom Gute Samhoff sieht man eine bedeutende Anhöhe, der gegenüber einige kleinere sich hinziehen; sie sind ziemlich steil und schließen zwei Thäler ein, ein größeres und ein kleineres, die durch eine schmale Verbindung zusammenhängen und nur von einer Seite zugänglich sind. Dort nun war für einige Zeit die Hölle, und zwar im größeren Thale die große Hölle (suur porg), im kleineren die kleine Hölle (weike porg). Später zog der Teufel fort und verlegte aus unbekannten Ursachen, vielleicht wegen schon erfahrener Kränkungen, seine ganze Anstalt. Die kahlen Vertiefungen sind zurückgeblieben. Der größere Berg heißt indeß noch immer der Höllen-Berg (porgo-mäggi). Nach der Thalseite ist er steil und kahl; da hat wegen des starken Feuers nichts wachsen können. Auf der anderen Seite hingegen ist er, durch die mildere Einwirkung der Wärme, mit schönen, jetzt uralten Birken bewachsen, von denen manche so dick sind, daß drei Männer sie kaum umklaftern können. Sie geben das allersüßeste Birkenwasser in der ganzen Gegend weit und breit; und so ist denn von der ehemaligen Anwesenheit der Hölle in Odenpä noch ein wesentlicher ökonomischer Nutzen geblieben.

Uebrigens hat der Teufel in jenen Gegenden es durchaus nicht daran fehlen lassen, durch vielfache List die Menschen ins Verderben zu locken. Ein Hauptmittel dazu gewährte ihm jederzeit das alte Schloß Odenpä, dessen Ueberreste auf dem sogenannten Schloßberge, der Kirche gegenüber, liegen. Er wußte durch mancherlei Künste unter den Leuten den Glauben zu verbreiten, daß daselbst in einem alten Keller ein großer Schatz vergraben sey, den man unter gewissen Bedingungen heben könne; wer aber wirklich Versuche zu Erlangung des Schatzes machte, der kam gewöhnlich sehr übel an. Einigen Geldsüchtigen hatten kluge Leute gesagt, daß sie unfehlbar ihr Ziel erreichen würden, wenn sieben Personen männlichen Geschlechts sich nackt auszögen und alsdann, von sieben schwarzen Ziegenböcken begleitet, eine gewisse Stelle des Schloßberges in der Nähe des vermeintlichen Schatzes aufpflügten. Dies[e]

Anleitung folgten sieben Hirten gewissenhaft: sie zogen mit ihren schwarzen Böcken splitternackt auf den Berg und pflügten im Schweiße ihres Angesichts. Aber mitten in der Arbeit brach plötzlich aus dem verrufenen Keller ein gräßlicher Kerl mit einem großen dreieckigen Hute und scheußlich verzerrtem Angesicht hervor, der brüllend auf sie eindrang und mit einer langen sausenden Peitsche sie den Schloßberg hinunter jagte. Wie vom Sturmwind getrieben, stoben die Hirten und die Böcke aus einander, rannten mit verzweiflungsvollem Geschrei den Berg hinab und waren froh, nur das Leben zu retten.

Etwa eine Werst von dem Gute Samhoff liegt das Agarikka-Gesinde nahe an einem Teiche. In diesen hatte der Teufel einst einen großen Kessel mit Geld versenkt, und ein altes habgieriges Weib aus dem erwähnten Gesinde hatte davon erfahren. Ohne sich träumen zu lassen, daß dieser Schatz als Köder für geldhungrige Seelen schon in bester Benutzung war, trat sie in einer hellen Nacht an den Teich und rief muthig den Teufel, der denn auch keinesweges auf sich warten ließ. Er bestätigte auf Erkundigung ganz freundlich das im Teiche gemachte Depositum. In Folge des von der Alten geäußerten Wunsches, in Besitz jenes Geldes zu gelangen, wurden nähere Unterhandlungen angeknüpft. Man weiß, daß der Teufel ein Liebhaber schöner Töchter ist. Nun besaß die Alte eine solche. Daher that der Schwarze ganz unbefangen der Mutter den Vorschlag, jenen Kessel mit Geld für die Tochter einzutauschen. Die Alte ging darauf ein, und es wurde ein Abend festgesetzt, an welchem die Auswechselung geschehen sollte. Allein je näher die Stunde herankam, desto unheimlicher wurde der Alten zu Muth; endlich fiel es ihr ein, den Versuch zu machen, ob sie nicht den Schatz in ihre Hände bekommen und für die Erfüllung der gemachten Bedingung eine Fristverlängerung gewinnen könne. Alsdann wollte sie schon zusehen, ob sie den Erzfeind nicht ganz und gar zu prellen vermöchte. Allein der Teufel war dieses Mal doch klüger, als sie gedacht hatte. Er merkte sogleich Unrath, als er die Alte ohne ihr Kind ankommen sah, und rächte sich nun auf die empfindlichste Weise. Glänzend und schimmernd ließ er den Geldtopf aus der Tiefe des Wassers emporsteigen, so daß er gleichsam alle seine Herrlichkeit vor den funkelnden Augen des gierigen Weibes entfaltete, als aber die Alte sehnsüchtig beide Arme danach ausstreckte, da sank der Topf wieder langsam ins Wasser zurück, und der Teufel fuhr mit Pechgestank und Hohngelächter von dannen, ohne auf weitere Bitten und Versprechungen der bestürzten Betrügerin zu hören.

Wo durch des bösen Feindes Bemühungen einmal Geiz und Habsucht in des Menschen Brust erwacht waren, da ließ sich bald genug darauf weiter bauen, um ihn ganz zu verderben. Dem Begehrlichen aber konnte zur Befriedigung seines steten Verlangens nichts willkommener seyn, als der stete Beistand eines geschäftigen Hausfreundes, der jede Zeit das Benöthigte zusammenschleppte und selbst dann, wenn das Haus verschlossen war, seinen feurigen Diensteifer durch den etwa vorhandenen Schornstein bethätigte. Daher hatten von jeher Viele nach dem **Drachen** (pisso-hand, oder euphemistisch **kandja**) gestrebt, und wer gottlos genug war, sich dem Teufel zu verschreiben, bekam ihn gleich zur Stelle, so daß er sofort seine Praxis beginnen konnte. Bisweilen aber waren auch größere Anstalten erforderlich, um in den Besitz eines solchen Drachen zu gelangen. Man mußte sich entschließen, ihn selbst anzufertigen und zu beleben. Dazu ist nun, nach Aussage alter erfahrener Leute in Odenpä, die sonst sehr geheim gehaltene Prozedur immer folgende gewesen: Man nimmt einen alten wohlgebrauchten Besen zur Grundlage der ganzen Arbeit und zum Leibe der zu verfertigenden Figur, die einem Menschen möglichst gleichen muß. Zum Behuf der Füße bringt man kleine spindelartig geschnitzte Stäbe oder wirkliche Spindeln an und verbessert die Beine dadurch, daß man die Hüften aus krummen Topfscherben bildet, Alles befestigt man gehörig durch haltbare Fäden. In den hohlen Bauch des Besens legt man zusammengewickelte schmale Streifen von Weidenrinde, welche die Gedärme vorstellen. Den Kopf bildet der Kopf des Besens, und die Arme werden auf ähnliche Art, wie die Beine, aus Stäben und Bindschnüren zusammengesetzt. Ist nun dies künstliche Werk so weit in Ordnung, dann folgt dessen teuflische Weihe oder **Taufe***) an drei Donnerstag-Abenden hinter einander. Sie wird auf einem Kreuzwege vorgenommen, indem man einen Finger der linken Hand ritzt und von dem hervorquellenden Blute dem Ungethüm drei Tropfen in den Leib fallen läßt, um ihm Seele zu geben. Dabei spricht man: Teufel, gieb **Deine** Seele **mir**, so will ich **meine** Seele wiederum **Dir** geben! — Wenn dies zum dritten Mal am dritten Abend gethan und ausgesprochen ist, so fährt ein teuflischer Geist in den Popanz und beseelt ihn zum Leben. Gewöhnlich fragt er gleich: was willst Du von mir? Nun kann der Eigenthümer nach Herzlust befehlen: alles Begehrte wird ihm pünktlich gebracht. Fleisch, Butter und Geld holt der Drache am öftersten. Listige Köpfe wissen ein Mittel, ihn zu fangen, wenn sie Lust haben, ihn einmal in der Nähe zu beschauen. Sie verstecken sich an dem Orte, wo er hinkommt, und stellen daselbst im eigentlichsten Verstande ein Licht unter den Scheffel, nämlich unter ein sogenanntes Lofnaast, damit Alles dunkel bleibe, wie zuvor. Wenn nun der Drache zischend hereingefahren ist, wo man ihn erwartet, so wird das Gefäß plötzlich aufgehoben, welches das Licht verbirgt, und nun muß Meister Urian sich betrachten lassen und kann nicht fort, so lange das Licht unbedeckt bleibt. Das Experiment soll aber den Vorwitzigen auf mancherlei Weise übel bekommen; auch kehrt der Drache nie wieder an den Ort zurück, wo man ihm so übel mitgespielt hat.

*) Der Ehste braucht hier wirklich das Wort **ristima** (χρισμα?).

Wenn der böse Feind auf neue Verführungskünste sinnt, so steht er **oft** unsichtbar in der Nähe derjenigen, auf welche er es abgesehen hat, um den rechten Moment zu erlauern. Nur ein Hund mit vier Augen (**nelli-silm**), d. h. ein solcher, der über dem rechten Auge noch augenähnliche weiße, gelbe, rothe oder schwarze Flecken hat, vermag den Teufel deutlich zu erkennen. Wenn daher ein solcher Hund mit besonderer Aufmerksamkeit immer auf **einen** Fleck sieht, auch wohl die Ohren dabei spitzt, so ist es nicht richtig, und man hat sich in Acht zu nehmen. Mancher Odenpäer ist schon durch einen Hund dieser Art großer Gefahr entgangen.*)

Mannigfaltiges.

— **Briefe aus Paris.** Zwei Bücher über Paris, von denen das eine das gegenwärtige Paris, seine wissenschaftlichen und artistischen Merkwürdigkeiten, seine Zerstreuungen und seine Tagespolitik zum Gegenstande hat, das andere jedoch in die jüngste Vergangenheit dieser Hauptstadt einen historischen Rückblick gewährt und von einer der kundigsten Federn jener Zeit herrührt, sind uns zugleich zugekommen. Beide Werke sind in Briefform abgefaßt, doch sind diejenigen Briefe, Berichte und Schilderungen, welche das Paris der Gegenwart behandeln**), an Niemand sonst, als an das Publikum gerichtet worden, da der Verf. diese Form als die bequemste gewählt hat, um täglich seine Beobachtungen niederzuschreiben, während jene anderen Briefe, welche uns die literarischen und politischen Gährungen zu Paris in den Jahren 1815 bis 1827 darstellen, wirkliche Berichte, und zwar an einen der ausgezeichnetsten Staatsmänner der Gegenwart, waren.***) Dieser Unterschied ist auch eines der unterscheidendsten, fast auf jeder Seite sich kundgebenden Merkmale der beiden Bücher. Während das eine auf das lesende Publikum berechnet ist und darum meistens nur die für den Augenblick interessanten Gegenstände bespricht, obwohl es dabei mit Sorgfalt die Fehler zu vermeiden sucht, durch die sich kürzlich ein anderer Verfasser von „Briefen aus Paris" den Vorwurf der Indiscretion und der schlechten Vergeltung genossenen Gastrechts zuzog, trägt das andere den Stempel der Unabsichtlichkeit, der Herzensergießung, die nur den Freund und nicht das Publikum oder die Kritik im Auge hat, und endlich der jahrelangen Beobachtung eines durch das ereignißreichste Leben geschärften Blickes. **Oelsner's** Charakter ist uns durch die Schilderungen seiner Freunde Varnhagen von Ense und Heinrich Zschokke, zweier Schriftsteller, bekannt und lieb geworden, deren Wort eine Bürgschaft für den Werth des Mannes seyn mußte, welchen näher kennen zu lernen uns nun seine Briefe Gelegenheit darbieten. Es sind die hier von ihm mitgetheilten hauptsächlich in der Zeit geschrieben, in welcher Herr v. Stägemann sich mit der Leitung der von ihm im Jahre 1819 gegründeten Preußischen Staats-Zeitung beschäftigte und ihm daher eine genaue Kenntniß von dem, was auf dem Herde der europäischen Politik vorging, eben so angenehm als nöthig war, obwohl er die Mittheilungen selbst nur als Leitfaden und nicht in extenso für sein Blatt benutzen konnte. Sie sind aber auch nichts weniger als bloße Zeitungsberichte. Als solche hätten sie, und wären sie auch so pikant und malitiös, wie die des bekannen Venus-Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung, doch nur einen ephemeren Werth gehabt und würden die Mühe des Sammelns nicht verlohnt haben. Zschokke sagt über den Verf. dieser Briefe: „Die Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, lag in **Oelsner's** Plan, und vielleicht hätte diese Staatsumwälzung Niemand gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als gerade er. Nicht nur war er seit dem Beginn des großen Schauspiels Augenzeuge desselben in Paris gewesen und an der Seite des Grafen **Schlabrendorf** unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landsmannes zu Gebote, sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorf's Empfehlung, in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs, mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Weltton und deutschen Biedersinn zu paaren wußte. Sein Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, das vom National-Institut im Jahre 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen — da Ebel sein Buch übersetzte — wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltgeschichte." — So viel über Oelsner und seine Briefe aus Paris. Die Rellstabschen Briefe, von denen noch ein zweiter Band zu erwarten ist, waren zum Theil, jedoch nur dem kleineren Theile nach, schon in der Vossischen und in der Allgemeinen Zeitung zu lesen und werden dem deutschen Publikum, obwohl sie meistens Dinge besprechen, die schon tausendmal besprochen worden sind, eine angenehme Lektüre seyn, welche, wo es sich um musikalische Gegenstände handelt, über die sein Urtheil als eine Autorität anzusehen, auch eine belehrende seyn dürfte.

*) Aus den „Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat." (Ersten Bandes zweites Heft. 1843.)

) Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen von L. **Rellstab. Erster Band. Leipzig, 1844.

***) Briefe des Königl. Preuß. Legationsraths **Karl Ernst Oelsner** an den wirklichen Geheimenrath **Friedr. Aug. v. Stägemann**, aus den Jahren 1815 bis 1827. Herausgegeben von Dr. **Dorow**. Leipzig, Teubner, 1843.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn**.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Freitag den 27. Oktober 1843.

Frankreich.

Aus K. E. Oelsner's Briefen an F. A. von Stägemann.

Wir theilen hier aus der in der vorigen Nummer unseres Blattes erwähnten Briefsammlung einige Fragmente mit, welche einzelne nicht unwichtige Züge zur Geschichte der Restaurations-Periode liefern. Zunächst aus dem J. 1818 einige Anekdoten, welche beweisen, daß schon damals die Familie Orleans in der öffentlichen Meinung ein Uebergewicht über den älteren Zweig der Bourbonen hatte:

„Paris, 22. Dezember 1819.

.... „Seit einigen Tagen unterhält man sich viel von dem ältesten Sohne des Herzogs v. Orleans. Dieser Prinz ist zwischen 8 bis 9 Jahr. Er verspricht Geist. Neulich führte ihn die Herzogin zum Könige. Der König fand Vergnügen, ihn aus der französischen Geschichte zu examiniren. Der Prinz wußte alle Könige nach der Schnur herzusagen, bis auf einen — da stockte es, da wurde ihm das Gedächtniß ungetreu. Kein Zureden half, er konnte sich durchaus nicht besinnen. Zu Hause frug ihn die Mutter, wie das zugehe, da er sonst die Reihe der Könige von Frankreich so gut und genau wisse. „Ich hätte ihn wohl nennen können, ich wußte ihn recht wohl, allein ich fürchtete, der König möchte es übel nehmen, „c'est Louis le gros." Bei einer Soirée der Herzogin v. Orleans erschien ein fremder Offizier mit einer brochette (Bratspießchen) im Knopfloch, an der eine Menge Ordenskreuze hingen. Der junge Herzog v. Chartres kam zu dem Herrn Albert (Adjutant des Herzogs v. Orleans), um den sehr viele französische Militairs standen, und sagte „ich habe sie gezählt die Kreuze, il en a dix sept mais il n'a pas la bonne." Und welches ist denn die? „la légion d'honneur." Anderer Beschaffenheit ist folgende Anekdote, welche aber, ich muß es bemerken, von den Ultraroyalisten ausgesprengt wird. Der Maire eines Orts hatte seine Gemeinde versammelt, um den Herzog v. Angouleme mit Jubel zu bewillkommnen. Alt und Jung weigerte sich, zu schreien; man schützte Heiserkeit vor. Wie weder Bitten noch Drohungen helfen, ruft der Maire: „Eh bien, mes amis, je vous promets que c'est pour la dernière fois." — „Vivent les Bourbons!" ertönt es sogleich von einem Ende des Orts zum anderen."

Im Jahre 1819 hatte der Graf, nachmalige Herzog, de Cazes und mit ihm die gemäßigte Fortschritts-Partei in der Gesinnung Ludwig's XVIII. entschieden gesiegt. Nachstehende Brieffragmente sind aus dieser Zeit:

„14. Mai 1819.

.... „Mögen parteiische Schreiber ins Ausland berichten, was sie wollen, meines Erachtens sind die Actien der Ultraisten im Sinken. Hr. v. Talleyrand hat sich bei de Cazes zu den demüthigsten Kriechereien herabgelassen, aber es ist ihm nicht gelungen, den gescheidten Mann zu übertölpeln, das heißt für Ernennung eines Ministeriums zu gewinnen, in welchem Hr. v. Talleyrand ein Plätzchen bekommen hätte. Von den Talenten dieses alten Staatsmanns wird beinah mit eben der Geringschätzung gesprochen als wie von seiner Rechtlichkeit. Unbestritten bleiben ihm einige witzige Gedanken, deren unvorsichtige Aeußerung aber seinen Absichten oft mehr schadet als nützt. Hr. de Cazes kann ihm unmöglich folgendes Wort vergessen: „Je dis que Mr. de Cazes est un polisson, et il n'est pas content." Zu den schlechten Rechnern, die sich aus Eitelkeit und in der Absicht, irgend ein Ministerium zu erschnappen, in die Partei der Ultraisten geworfen, wird Hr. Benoist gezählt. Er ist achtzehn Jahre lang erster Chef des Ministeriums des Innern gewesen. Während dieser Zeit hing die Ernennung der Präfekten, Unter-Präfekten u. s. w., so wie ihre Sicherheit, von seinem Einflusse ab. Da Mde. Benoist einen trefflichen Pinsel führt, so war es Etikette geworden, daß jeder Präfekt sein Bildniß malen ließ bei Frau Benoist, oder es bestellte, und dafür hundert Louisd'or bezahlte. Die sich noch besser setzen wollten, verlangten auch das Portrait von Buonaparte. So wurde die Stelle des Mannes für die Gemahlin ergiebig. Vermuthlich hat sie ihm noch andere Sporteln abgeworfen. Als die Bourbons zurückkamen, suchte Hr. Benoist, er ist Sohn eines Advokaten von Agen oder aus der Gegend, aller Welt einzureden, daß er ein alter Edelmann sey, der Revolution nie gedient, er, der achtzehn Jahr Chef au ministère de l'intérieur, und sich ihren ersten Ausbrüchen widersetzt habe. Er erzählte von einem Bauernaufstande, der durch seine Mitwirkung zerstreut wurde, und sagte: nous n'étions que soixante gentilshommes. Seine Lächerlichkeit hat ihre völlige Abrundung erhalten durch das Wort einer Dame von Stande: pour un homme de rien, Mr. Benoist pense très bien.

„Mit dem grotesken Jagdanzuge des Comte d'Artois werden allerlei Späße getrieben. Der Herzog von Orleans ist beliebter. Dieser Prinz benimmt sich mit Klugheit. Er hat die ihm angebotene Wache von königlichen Leibgarden ausgeschlagen und erklärt, daß ihm die der Nationalgarde vollkommen genüge. Der die Wache kommandirende Offizier, wer er sey, Kaufmann oder Professionist, wird jedesmal zu Tafel gezogen und kommt neben der Herzogin Königl. Hoheit zu sitzen. Dem Corps de garde bringt der Abend eine reichliche Schale Punsch.

.... „Wie ich sehe, so habe ich hier noch Platz, Ihnen eine Anekdote zu erzählen, die aber authentischer ist als alle diejenigen, welche Sie in den Souvenirs von Lombard lesen. Sie gehört einer, glücklicherweise, verblichenen Epoche an. Ich schöpfte sie vor kurzem aus einer guten Quelle, und sie war mir neu. Der Traité du Nord, den Buonaparte mit Dänemark abgeschlossen hatte, wurde den Engländern verkauft, und dieser Handel gab den Anlaß zu der berüchtigten Kopenhagner Expedition. Niemand als Laborie, Herrn v. Talleyrand's Figaro, konnte der Verräther seyn. Aber man wünschte Gewißheit und die näheren Umstände. In Paris lebte ein Irländer, den man für den Unterhändler hielt. Dem verschlossenen Manne war nichts, weder durch Furcht noch Hoffnung, abzulocken. Nur wurde herausgebracht, daß er äußerst bigot sey. Plötzlich ward er krank, und zwar so, daß er der letzten Oelung bedurfte. Der Priester erscheint, ein strenger, gottesfürchtiger Mann, der durchwühlt ihm das Gewissen. Mein Irländer beichtet treulich und haarklein Alles, was die Polizei zu wissen wünscht. Wer war der Beichtvater? Demarest, Chef der eigentlich Buonaparte'schen Leibpolizei, hatte sich in einen Priesterrock geworfen und die geistliche Farce gespielt. Die letzte Oelung gereichte dem Kranken, wie das bisweilen geschieht, zur Genesung. Demarest lebt jetzt, wie der Erzspion Schulmeister, der große Landgüter besitzt und noch neulich erst die von Boulay de la Meurthe gekauft hat, der schönen Natur. Der Uebergang aus einer Polizei-Anstalt in die schöne Natur muß, anfangs wenigstens, für den abgedankten Inquisitor etwas recht Unheimliches haben. In Demarest hatte Buonaparte ein ganz für den scheußlichen Beruf geschaffenes Talent gefunden. Man erzählt Wunderdinge von seiner Spürkraft. Er war im Stande, einen Monat lang über einer Brief-Aufschrift zu brüten, um die Hand, der sie angehörte, ausfindig zu machen. Sein Kabinet besaß eine Sammlung von vier Millionen verschiedener Handschriften, nach Ländern, Departementen, Distrikten, Städten u. s. w. sorgfältig geordnet und in Cartons vertheilt. Diesen Schatz hat, auf Befehl des Königs, das Mißgeschick der Alexandrinischen Bibliothek betroffen. Welch ein Verlust! Man muß gestehen, daß Buonaparte ungeheure Anstalten und Bemühungen aufgeboten hat, um Frankreich in seine alten Gränzen zurück und sich selbst auf den Fels von Helena zu bringen. Die Titulaturen haben im vorigen Jahre 400,000 Fr. (Taschengelder für den Kanzler) eingetragen, ein Beweis, daß dergleichen noch ziemlich stark gesucht wird; indeß scheint es gar nicht guter Ton, sich derselben viel im Umgange zu bedienen."

Das Jahr 1820 brachte die Unthat Louvel's und in Folge derselben die Entlassung de Cazes' und die Rückkehr zu den konservativen Grundsätzen des Herzogs v. Richelieu. Wir lassen aus diesem Zeitraume zwei Briefe folgen:

„18. Februar 1820.

„Kennen Sie, mein Theurer, ein bejammernswertheres Geschlecht als das der Bourbonen? Wie dieses, hat noch keins geblutet! Seit dreißig Jahren umschleicht ein höllischer Würgengel das königl. Haus. Er scheint des Mordens nicht müde zu werden. Welches menschliche Gemüth, in dem noch einige Empfindung, bebt nicht vor Wehmuth und Entsetzen bei dem Anblick eines so schauderhaften, unversöhnlichen Schicksals, das, je grausamer es sich zeigt, desto mehr die Lage derer verschlimmert, welche es zur Rache aufzufordern scheint. Abgesehen von dem beweinten Opfer der unseligen Nacht und der dem Vater, der Gemahlin, dem Stamme geschlagenen Wunde, ist die gräßliche That auch in ihren möglichen politischen Folgen ein furchtbares Ereigniß. Sie erinnern sich, daß ich den Angriff auf das Wahlgesetz gleich anfangs für ein äußerst mißliches Wagstück hielt. Durch das Zaudern des Ministeriums mußte die Gefahr nur höher steigen. Meines Theils begreife ich nicht, wie es sich vor dem Tribunale des gesunden Menschenverstandes rechtfertigt. Harrte man einer Gelegenheit, die Begriffe zu verwirren? Hätte man den verhaßten Abänderungsplan jetzt nicht wenigstens noch ferner verschieben sollen,

da ein neuer Gährungsstoff in die Masse gekommen? Das Ministerium wird beschuldigt, aus der Bestürzung Vortheil und nur für sich allein schöpfen zu wollen. Was die Royalisten beabsichtigen, haben Claussel de Causfergues, das Drapeau blanc und einige Straßenredner ausgesprochen. Zuerst möchten sie dem Könige die Entfernung des Grafen de Cazes abnöthigen. Diesen Plan unterstützt aus allen Kräften der Busenfreund des Ministers, Hr. Pasquier. Andererseits steht zu vermuthen, daß die Antibourbonisten gegen die Gefahr zusammentreten, von der sie sich bedroht sehen. Zuverlässig sind Truppen nach Paris beordert. In wie weit der Hof sich auf sie verlassen könne, ist schwer zu bestimmen. Vorgestern war von drei Lagern die Rede, einem bei Lyon; gestern lauteten die Gerüchte anders. Die Mittel zu einem royalistischen Coup d'état sind nicht leicht zu sammeln. Unterdeß ist bereits eine Art von terreur im Werden. Das Palais Royal ist Zeuge gewesen von Auftritten, die eine weit schlimmere Zukunft verkünden. Proscriptionen, Bürgerkrieg und sicilianische Vespern, wenn sich die auswärtigen Mächte in den Handel mischen, da haben Sie die gräulichen Aussichten, welche sich darbieten. Man spricht von einer Mittelpartei, die, mit Englands Einverständniß, Absicht hege, den Herzog von Orleans bongré, malgré, auf den Thron zu schleudern. Das Journal der Polizei, Journal de Paris, verbreitete am frühen Morgen der begangenen That, und mittelst rüstiger Zungen durchlief das Gerücht die Stadt: Der Mörder habe aus Privatrache gehandelt. Es sollte mich nicht wundern, wenn dies die erste Nachricht wäre, welche Estafetten ins Ausland getragen. Vielleicht wünschte die Polizei dem Eindrucke vorzubeugen, den die Aeußerungen des Mörders in einem gewissen Sinne aufs Volk machen konnten, das übrigens wenig oder keine Trauer zeigte. Seitdem der Leichnam ausgestellt ist, fängt es an, Beileid zu empfinden. Was Louvel in dem ersten Verhöre aussagt, wiederholen die folgenden: ihn habe kein anderer Antrieb geleitet, als die Absicht, den Stamm der Bourbons auszurotten, den er als Unglück Frankreichs betrachte, und wenn er geflohen, so sey es, um sich für den König und die übrigen Glieder des Hauses zu sparen. In der Passage Colbert sollen sieben bis acht Kerle zu seiner Rettung gelauert haben, deren Hülfe nur durch die zufällige Zwischenkunft eines tüchtigen jungen Burschen von 19 Jahren, Kaffeedieners in dem Hause Hardy, vereitelt worden. Zusammenhang mit Verschworenen wird schwer auszumitteln seyn, wenn, wie es scheint, der Bösewicht ein entschiedener Fanatiker ist. Er zeigt unerschütterliche Ruhe, Kälte, Besonnenheit, und nur in den Augen bemerkt man ein verdächtiges Blinzeln, wie man häufig bei Tollhäuslern und ich bei Buonaparte wahrgenommen. Der Gastwirth, den er gewöhnlich besuchte, erzählt, daß Louvel, ungefähr 38 bis 40 Jahre alt, sich einsam hielt und von allem Gespräche entfernt, nur Wasser trank und, wiewohl er täglich vier bis fünf Francs verdiente, Morgens nie mehr als zehn Sols und Mittags zwölf verzehrte. Als der Minister des Innern ihn frug: „wem er sich anvertraut", erwiderte er: „Das ist keine Frage eines Mannes von Geist. Jeder meiner Kameraden hätte mich um eine Flasche Wein verrathen." Mde. de Cazes und Fr. v. St. Aulaire, die sich in einem Zimmer befanden, durch das er geführt wurde, nahmen, von seiner Gelassenheit getäuscht, einen der Officiers de paix, die ihn begleiteten, für den Verbrecher. Der Herzog von Berry ist auf eben der Matratze gestorben, die zu Cherbourg, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, ihm zum ersten Nachtlager diente, indem der Eigenthümer, der damals Directeur des douanes, jetzt Secrétaire de l'opéra. Man rühmt die Selbstbeherrschung, womit sich der König benahm. Se. Majestät erschien sehr spät, weil man ein Komplott gefürchtet hatte und in einem solchen Falle die Fürsten einer nach dem anderen in die Schlinge gerathen wären. Der Herzogin hatte die Oper, die ihr zu Ehren gegeben wurde, außerordentliche Freude gemacht. Sie war rosenfarben gekleidet, als ihren unglücklichen Gemahl der tödtliche Streich traf, der sie selbst mit Blut bedeckte. Dem Anschein nach schwächlich, bewies sie sich während der letzten Augenblicke ihres sterbenden Gemahls einen Engel der Stärke. Man bezweifelt ihre Schwangerschaft, da sie noch Freitag oder Sonnabend auf dem Balle des Grafen Greffühn getanzt hat. Auf diesem Balle erschien der Herzog von Fitzjames als Père Sournois des petites Danaïdes, und theilte Dolche aus von Zucker. Die Herzogin, die einen dieser Dolche annehmen mußte, that es mit sichtbarem Grauen. Sie will in ihre Heimat. Das räth ihr ein wohlwollender Genius. Wir kennen die Natur des Fanatismus zur Genüge, um uns seine Ausbrüche zu erklären. Die Handlung des Mörders kann ein isolirtes Faktum seyn, das mit weiter nichts als einer Summe von Meinung zusammenhängt, seine Wuth kann aber auch, ihm selber unbewußt, von Anderen absichtlich angefacht worden seyn. Wie wäre sonst zu erklären, daß oft dunkle Gerüchte, dumpfe Sagen von etwas bevorstehendem Unbekannten, Erscheinungen vorausgehen, die vernünftigerweise keine menschliche Seele ahnen kann! Mich hat das Ereigniß, ich gestehe es, auf das heftigste und um so mehr erschüttert, als es mir der Anfang einer neuen, langen Reihe von Jammer und Drangsalen scheint. Ich bin mit einem zu weichen Herzen und einer zu unbestechlichen Vernunft in ein Zeitalter von Parteiwuth und Zerstörungen gerathen, und nach Allem, was ich erfahren und beobachtet habe, vergütigt kein gewaltiger Umwurf zum Bessern dem Zeitalter, das ihn unternimmt, die Gräuel und Frevel, welche solch ein Umwurf unvermeidlich nach sich zieht. Doch ich will Sie mit meiner düsteren Philosophie verschonen."

„23. Februar 1820.

. . . . „Die Verabschiedung des Grafen, jetzt Herzogs, wird mit folgenden Umständen erzählt. Der Herzog von Berry lebte noch und die Herzogin kniete vor dem Lager des Sterbenden, als Hr. de Cazes ins Zimmer trat. Von jeher gegen ihn eingenommen, sprang sie heftig auf mit den Worten, die er hören konnte: „Ah! le scélérat!" Sehr mißfällig war dem Könige dieses Benehmen, als man ihn davon benachrichtigte. Zu St. Cloud warf sich die Herzogin Sr. Majestät zu Füßen, doch vergebens, die Entfernung des Ministers fordernd. Andere Stürme, der insbesondere einiger Pairs, wurden kräftig abgeschlagen. Endlich drohte Monsieur, mit dem Ueberrest seiner Familie Frankreich zu verlassen. Diese Wendung machte starken Eindruck. „Ich habe nur zwei Freunde", erwiederte der königliche Bruder dem Grafen Artois, „de Cazes und Richelieu; sehen Sie, ob Sie den Herzog bewegen können, mir ein Opfer zu bringen." Monsieur ließ sich das nicht zweimal sagen; er eilte zum Herzoge; die Hauptsache war, des Günstlings los zu werden. Graf Artois, höchst liebender Vater, hat dieses ganz vorzüglich in der Todesnacht des Herzogs von Berry bewiesen. Er begab sich in Person zu Dupuytren, und als dieser Arzt, überrascht, betroffen, seine Kleidungsstücke nicht geschwind genug zusammenfand, reichte ihm Graf Artois seinen eigenen Ueberrock vom Leibe. Dem Herzoge von Berry, der den Besuch des Herzogs von Orleans ungern anzunehmen schien, sagte der Graf: „Mon fils, il a le droit de venir et la religion vous commande de le voir." Im ersten Wirrwarr wurde der verwundete Prinz in das Vorzimmer seiner Loge getragen, wo er die Musik des Ballets hörte, das man aus Polizeirücksichten nicht zu unterbrechen wagte. Durch eine Besonderheit der Wunde geschah es, daß das Blut nur ruckweise spritzen konnte, sonst hätte, nach dem Urtheil der Aerzte, der Herzog die Verletzung keine 2 Stunden überlebt. Der Dolch, womit die That geschehen, ist eine nadelspitz zulaufende Feile, am Griffe ungefähr zwei Finger breit. Sie wurde bis an den Griff in die Brust gestoßen. Mit einer Art von Selbstgefälligkeit soll der Bösewicht erzählen, daß er seinen Mordstahl zu La Rochelle von einem Manne ganz entgegengesetzter Denkungsart verfertigen ließ, dem er glauben machte, es sey eine Verfeinerung der Sattlerkünste.

Nach dem Zeugnisse des Hrn. Dupuytren und so vieler anderen Personen, die bei dem Tode des Herzogs von Berry zugegen waren, hat dieser unglückliche Fürst, während seiner langen Agonie auch nicht einen Augenblick von Schwäche gezeigt, sondern ist mit wahrem Heldenmuthe gestorben. Es ist gewiß, daß er den Mörder vor sich kommen ließ, um zu vernehmen, ob ihn irgend eine persönliche Kränkung zum Verbrechen getrieben. Die verneinende Antwort gewährte ihm Beruhigung, und er sehnte sich laut, den König kommen zu sehen, um die Begnadigung des Sünders zu erflehen. Der Herzog war sehr jähzornig, aber ein über alle Maßen gutmüthiges Herz. Die Weiber hat er sehr geliebt; er hinterläßt mehrere Kinder, von Virginie einen Sohn, und von seiner ersten Gemahlin, einer Engländerin, bereits mit Tode abgegangen, zwei Töchter, die er holen ließ, der Herzogin von Berry empfahl und die wie eigene Kinder zu erziehen Ihre Königl. Hoheit gelobte. Auf die erste Nachricht von dem Mordstreiche warf sich die Herzogin von Angoulême in das erste beste Kabriolet, um zum Opernhause zu eilen. Graf Greffühn ist aus Gram über den Tod des Herzogs von Berry gestorben. Einige Tage vor seinem Balle soll ihm Nachricht geworden seyn, daß dem Herzoge Gefahr drohe. Er ließ daher zur Sicherheit eine besondere Auffahrt einrichten und wich, als der Herzog das Fest besuchte, ihm keinen Augenblick von der Seite. Man versichert, Louvel habe in der That an dem Hauptthore gelauert. Dem Herzoge von Fitzjames werden jetzt öffentliche Vorwürfe gemacht über seinen wirklich sehr unschicklichen, auf dem Greffühn'schen Balle getriebenen Dolchspaß. Zeitungen und Gerüchte sprechen von mehreren Verhaftungen, ob veranlaßt durch Offenbarungen oder durch Argwohn, weiß ich nicht. Der berüchtigte Graf von St. Simon soll ebenfalls eingezogen seyn. Dieser gehört meines Erachtens schon seit lange ins Tollhaus. Daß er konspirirt habe, glaube ich nicht. Das Leichenbegängniß des Herzogs von Berry sah ich aus dem Ladenfenster eines Bäckers. Ganz nahe unter mir stand ein Dienstmädchen. Bei dem Anblick des Leichenwagens, über dem eine fertige Gruppe silberner Engel eine Krone tragend schwebte, und der ziemlich allgemeine Rührung hervorbrachte, rief diese Person: „Warum zeigt man uns nicht die entblößte Wunde, warum führt man den Mörder nicht gekettet hinter dem Wagen her, der Eindruck würde noch ganz anders seyn." Ein Staatsmann hätte so was veranstaltet, ein bloßer Ceremonienmeister befolgt den gewöhnlichen Schlendrian, und so vermißt man unter dem Gepränge, das dem Volke Schauspiel, meistentheils die Betrübniß."

Geschichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortsetzung.)

Endlich führen wir zwei Fälle an, wo die Wachsamkeit des Hundes sich bis zur Prophezeiungsgabe steigert. Ein Hund Heinrich's III. von Frankreich zeigte die größte Wuth gegen den Königsmörder Clement, als er zu der Audienz kam, in der er seinen König tödtete, und konnte nur mit Mühe in einem anstoßenden Zimmer zurückgehalten werden. Doch hier mag nur das ungewöhnliche Aussehen des Mönchs die Galle des Hundes erregt haben. Aber es giebt einen gleich berühmten Fall, wo ein englischer Bullenbeißer, der nie die Blicke seines Herrn auf sich gezogen, ihm eines Nachts in sein Zelt folgte und, obgleich mehrere Male zurückgewiesen, sich nicht eher zur Ruhe gab, als bis er bleiben durfte. In derselben Nacht trat ein italiänischer Bedienter in seines Herrn Zimmer mit der Absicht, ihn zu morden, und wurde daran nur durch die treue Schildwache verhindert, die ihn zu Boden riß. Die Lösung dieses Phänomens ist entweder in dem scharfen Blick des Hundes zu suchen, vermöge dessen er Umstände bemerkt, die unserem Auge entgehen, oder in einer

Konjektur des Herrn Blaze, daß von dem Körper eines Menschen, der ein Verbrechen im Schilde führt, ein eigenthümlicher Geruch ausströmt.

Daß der Hund der beste Wächter des Eigenthums ist, weiß Jeder; aber er bewacht es nicht bloß, er versteht es auch, es wiederzuschaffen, wenn es verloren gegangen ist. Eine Dame in Bath fand ihren Weg durch einen fremden Bullenbeißer versperrt, der sie zwang, umzukehren, und sie an den Ort führte, wo sie einen Shawl hatte fallen lassen, den er kaum in ihren Händen sah, als er davonlief. Herr Bell in seiner Geschichte der britischen vierfüßigen Thiere erzählt, daß ein Freund von ihm eines Morgens, als er im Begriff war, auszugehen, einen Louisd'or fallen ließ. Als er des Abends nach Hause kam, hörte er von seinem Diener, daß der Hund krank geworden und nichts essen wolle; „was aber besonders auffiel", sagt Herr Bell, „ist, daß er sich das Futter durchaus nicht wollte nehmen lassen, sondern mit der Nase dicht an dem Gefäß lag, ohne es zu berühren. Als mein Freund ins Zimmer trat, sprang er sogleich auf, legte ihm das Geld zu Füßen und fing an, mit großer Gier seine Nahrung zu verschlingen."

Bei den älteren Schriftstellern scheint kein Mitglied der Hundefamilie mehr Erstaunen erregt zu haben, als die Hunde der blinden Bettler. Montaigne sagt von diesen: „Ich habe bemerkt, wie sie an gewissen Thüren stehen bleiben, wo sie gewohnt sind, Almosen zu empfangen, wie sie die Begegnung von Kutschen und Wagen vermieden, selbst in Fällen, wo sie genug Raum hatten, um vorüberzukommen, und ich sah sie an dem Graben einer befestigten Stadt einen ebenen und gebahnten Weg verlassen und einen schlechteren betreten, um nur ihren Herrn fern vom Graben zu halten. Wie hätte ein Mensch diesem Hunde beibringen können, daß es seine Pflicht sey, nur auf seines Herrn Sicherheit zu sehen und darüber seine eigene Bequemlichkeit aus den Augen zu setzen? Und wie kam er, außer auf dem Wege des Schließens, zu der Erkenntniß, daß der Weg für ihn breit genug war, aber nicht für den Blinden?" Merkwürdig ist es auch, daß, wenn der Hund ein Leichenbegängniß oder eine andere Versammlung in einer benachbarten Straße bemerkt, bei der sein Herr gute Geschäfte machen kann, er sofort den gewohnten Weg verläßt, um die Menge aufzusuchen. Herr Blaze sah den Hund eines verstorbenen Bettlers, der das Gewerbe zu seinem eigenen Unterhalt fortsetzte. Er legte einen Sou in sein Blech, und sofort lief der Hund nach einem Bäckerladen und kaufte sich eine Semmel.

Edwin Landseer nannte den Neufoundländer „ein ausgezeichnetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft". Das Element desselben ist Wasser, und sein Geschäft, diejenigen zu retten, die darin nicht so zu Hause sind als er. Er treibt sogar diese Neigung zuweilen bis zum Lächerlichen. In Paris war ein Neufoundländer, der keinen Menschen baden ließ. Er spazierte längs der Seine-Ufer, stürzte den Schwimmern nach und belästigte sie mit seiner Hülfe. So lange man ihn frei herumgehen ließ, konnte Niemand ein Bad genießen, ohne mit Gewalt ans Land zurückgeschleppt zu werden. Daher bedarf sein Eifer keines Sporns, wenn eine wirkliche Gefahr da ist. Auch ist dieser Trieb kein bloß mechanischer. Er hat in manchen Fällen Hülfe herbeigerufen, wenn seine eigenen Bemühungen nicht ausreichten, oder wenn Niemand da war, den Gegenstand seiner Sorge ins Leben zu rufen. Er rechnet bei seinen Anstrengungen sein Leben für nichts. Er macht den Versuch, von einem sinkenden Schiff einen Strick ans Land zu bringen, obwohl die See in einem solchen Grade tobt, daß er kaum der Fluth widerstehen kann.

Wenige Umstände der Odyssee sind mehr bewundert worden, als die Wiedererkennung des Ulysses durch seinen treuen Argus nach einer zwanzigjährigen Trennung. Homer beschreibt dieselbe als augenblicklich. Walter Scott, indem er die Aufnahme Morton's durch seinen Hühnerhund berichtet, stellt sie, wie es scheint, mit größerer Natürlichkeit, als allmälig dar. Zuerst bellt ihn das Thier wie einen Fremden an, und erst nach vielem Schnuppern und Untersuchen beginnt er seine Kapriolen und Sprünge. Wie der Hund seinem Herrn im Leben ergeben ist, so betrauert er ihn im Tode. Es giebt wenige Schlachtfelder, wo man ihn nicht an der Seite eines gefallenen Herrn wachen und winseln sieht. Wordsworth hat ein Gedicht der Treue eines Thiers gewidmet, das man über dem Skelett eines Reisenden wimmernd fand, welcher drei Monate vorher in den Gebirgen von Cumberland umgekommen war. Noch rührender ist das Schicksal eines Hundes aus den Annalen der Schreckenszeit. Er gehörte einem Beamten, der ins Gefängniß geworfen wurde. Da man ihn nicht in den Kerker einließ, so wartete er am Gefängnißthor, bis er sich die Liebe des Schließers erworben. Nachdem er jede Nacht hinausgebracht worden, kehrte er jeden Morgen zurück. Er begleitete seinen Herrn durch die traurigen Scenen des Verhörs und Todes bis zum Begräbnißplatz. Nach Verlauf von drei Monaten weigerte er sich, zu essen, und fing an, die Erde, die ihn von dem geliebten Wesen trennte, aufzugraben. Je näher er dem Körper kam, desto mehr nahmen seine Kräfte ab; er schrie während seiner Bemühungen, das Geschäft zu vollenden, und verschied endlich mitten in seinen krampfhaften Anstrengungen.

Man hat vielfach zu beweisen versucht, daß der Hund selbst das gewöhnliche Gespräch zwischen einem Menschen und dem anderen zu verstehen fähig ist. Gall erklärt, er habe oft absichtlich von Dingen gesprochen, die seinen Hund interessiren mochten, ohne dabei seinen Namen zu nennen oder irgend eine Betonung oder Geberde anzubringen, die seine Aufmerksamkeit erregen mochte, und daß er gleichwohl durch sein Verhalten zeigte, daß er ihn verstanden. Lord Brougham sagt, daß eine sehr zuverlässige Person ihm erzählte, wie seine Jagdhunde aus dem, was sie hörten, erriethen, daß er am folgenden Tage nach Nottinghamshire zu gehen gedenke. Lord Brougham meint, daß der mikroskopische Blick des Hundes für Alles, was um ihn vorgeht, diese Fälle von vermeintlichem Verständniß menschlicher Sprache zu erklären vermöge, obwohl auch dies zeige, wie viel die Thiere aus Erfahrungen lernen und wie sie aus Beobachtungen richtige Schlüsse zu ziehen im Stande sind. Wo die Worte unmittelbar an ihn gerichtet sind, da kann er aus der Wiederkehr einiger gewohnten Phrasen oder aus dem Ton und der Action, die sie begleitet, auf ihren Sinn schließen. Doch scheint es, daß er eine Vorstellung von dem Verlauf der Zeit hat. Wenn er den Sonntag von anderen Tagen unterscheidet, dies will wenig sagen, da Alles an diesem Tage eine andere Gestalt annimmt. Aber er vermag auch jeden anderen Tag der Woche zu unterscheiden. Ein Hund, der dem Bruder des Sir Thomas Wilde gehört, läuft am Sonnabend Abend fort und bleibt bis Montag früh weg, um nicht während des Sonntags angekettet zu werden. Southey sagt in seinem Omniana, er habe einen Hund gekannt, der mit einem Katholiken aufgewachsen sey und, nachdem er an einen Protestanten verkauft worden, Freitags nichts essen wollte. Sein Großvater hatte einen, der jeden Sonnabend (den Schlachttag der Woche) ein paar Meilen weit lief, um sich den Abhub an der Fleischerbude zu holen. Eine von Blaze erwähnte Bulldogge, welche auf gleichem Wege zu gehen gewohnt war, hielt eben so wohl die bestimmte Stunde als den Tag ein. Dieser Hund war immer bei Familiengebeten zugegen, und wenn das letzte Vaterunser angefangen wurde, so sprang er auf und stellte sich an die Thür, um, sobald sie geöffnet würde, herauszugehen. Wir vermuthen, daß er hier an einer kleinen Bewegung im Kreise oder an einer Veränderung im Vortrage den Moment erkannte, und nicht, wie Herr Blaze meint, an der Zahl der Paternoster. Der Hund erkennt auch Farben. Gefangene haben, nach Herrn Blaze, Briefe auf gelbem, rothem oder blauem Papier geschrieben und sie durch ihre Hunde abgeschickt, welche an der Farbe erkannten, an wen sie gerichtet waren. Es ist sicher, daß der Hund mit ein wenig Abrichtung einen vortrefflichen Boten abgiebt. Herr Kirby erwähnt in seiner Bridgewater-Abhandlung, daß einer, welcher Pakete in ein Haus zu tragen gewohnt war, sobald er seine Last abgegeben, in die Küche ging, um sich füttern zu lassen, und, wenn er fertig war, bellend am Sprachfenster erschien, um anzuzeigen, daß er zur Rückkehr bereit sey. Einige sind so weit gegangen, an der Thür zu klopfen oder die Glocke zu ziehen. Ein von Lord Brougham angeführter spanischer Schriftsteller erzählt, daß ein Freund von ihm, wenn er einen Besuch machte, seinen Hund an der Thür des Hauses zurückzulassen pflegte, und daß dann das Thier, seinem Herrn nachahmend, die Glocke zog, um eingelassen zu werden. Der Hund eines Ladeninhabers, welcher während der Woche zur Hausthür heraus- und hereinlief, bediente sich am Sonntag, wenn sie geschlossen war, immer des Klopfers.

Der Hund besitzt den uns unbegreiflichen Instinkt, den er jedoch mit anderen Thieren gemein hat, sich auf einem Wege, den er nie gemacht hat, zurecht zu finden. Herr Blain erzählt von einem Hunde, der zur See von London nach Schottland geschickt wurde und dann zu Lande in die Hauptstadt zurücklief. Boisrot de Lacour, ein französischer Jagdschriftsteller, nahm einen Dachshund von Rochefort nach Paris mit, und obwohl der Hund die Reise in einem Wagen machte und auf dem ganzen Weg schlief, so kehrte er doch, als er frei war, zu seinem früheren Herrn zurück. Herr Blaze nennt diesen Instinkt einen sechsten Sinn, von dem wir uns keine Vorstellung machen können. „Die Erfahrung jedoch", sagt er, „beweist, daß er vorhanden ist. Das Kameel führt seinen Herrn dreihundert Meilen durch den Wüstensand, wo keine Spur da ist, die es leitet. Die Taube trägt Briefe durch die pfadlose Luft. Die in Europa gebornen Zugvögel wandern nach Indien aus, und, was merkwürdig ist, sie reisen gewöhnlich ohne ihre Aeltern, welche die Reise früher gemacht. Das Pferd findet seinen Weg durch den Schnee, und wahrscheinlich haben alle Thiere denselben Instinkt." Merkwürdig ist noch folgender Fall, der von Dupont de Nemours erzählt wird in einem vor dem französischen Institut gelesenen Aufsatz. Der in Rede stehende Hund gehörte einem Stiefelputzer in Paris, dem er in seinem Gewerbe half, indem er seine Pfoten in den Schmutz tauchte und damit die Schuhe der ersten vorübergehenden Person besudelte. Wenn der Fußgänger seinen Weg fortsetzte, so beschmutzte er den folgenden; wenn er stehen blieb, um den Schaden wieder gut machen zu lassen, so verhielt der Hund sich ruhig, bis sein Herr Muße für einen frischen Kunden hatte, und dann begann das Geschäft aufs neue. Als ihn ein Engländer gekauft und nach London mitgenommen, so wußte er auf folgende Weise seinen Weg nach Paris zurückzufinden. Er ging in den Gasthof, wo die Kutsche, die ihn gebracht, angehalten hatte, folgte ihr nach Dover, und nachdem er in einem Paketboot nach Calais übergefahren war, folgte er wieder der Spur eines Wagens nach Paris. Die Gewohnheit der Hunde, eine Stadt eine oder zwei Stunden vor einem Erdbeben zu verlassen, die oft einem ganz besonderen, unbegreiflichen Instinkt zugeschrieben wird, ist auf ganz gewöhnlichem Wege bloß aus der schärferen Sinnesthätigkeit des Hundes zu erklären. Der dumpfe Ton erreicht ihr feines Ohr, ehe ein Anderer ihn vernimmt, und scheucht sie weg. Bei unserer Beobachtung des Hundes nehmen wir zu wenig Rücksicht auf die Feinheit seiner Sinne. Diese sind so scharf, daß ein schlafender Hund weiß, ob ihn sein Herr oder ein Fremder berührt, indem er in letzterem Falle knurrt, im ersteren dagegen ruhig bleibt.

(Schluß folgt.)

England.

Metrische Uebersetzungen.

Das Sklavenschiff, von Jole.

Die See liegt glatt im Sonnenschein,
Der Himmel lächelt klar und rein,

Da spannt das Schiff die Segel aus
Und fliegt ins weite Meer hinaus.

Vor ihm die blaue Meeresfluth
Und hinter ihm die Erde ruht,
Den würz'gen Hauch von süßem Duft
Trägt zu dem Schiff die laue Luft.

Doch hob sich fluchend manche Hand,
Als dieses Schiff verließ den Strand,
Als jeder Blick in Thränenfluth
Noch scheidend auf der Heimat ruht.

Und Keiner, der das Schiff gesehn
Das Meer durchziehn, so still und schön,
Hätt' an Tyrannen wohl gedacht,
Noch daß es Sklaven träg' als Fracht.

Die Peitsche hörte man bei Tag',
Bei Nacht den Seufzer und die Klag';
Der Armen Blut die Kett' umfloß
Die ihre Glieder fest umschloß.

Im dunklen Schiffe einer stand,
Noch jüngst ein Fürst im eig'nen Land,
Den beugen Fluch und Fessel nicht,
Verachtung spricht sein Angesicht.

Und seinen Stamm ruft er herbei
Und spricht: „Noch könnt Ihr werden frei!"
Dann, kalt und ruhig, deutet er
Mit ernster Miene auf das Meer.

Ein dumpf Geräusch die nächste Nacht
Im stillen Wellenschoß erwacht.
Als der Tyrann den Sklaven ruft,
Erblickt sein Aug' nur ihre Gruft.

Louise v. Ploennies.

Licht und Schatten.

Nach L. E. Landon.

Ich sah auf blühender Sommerau
Des schönsten Rosens Pracht,
Für Elfen-Füßchen, veilchenblau,
Schien er allein gemacht.

Und mitten einen Rosenstrauch,
An Blüth' und Knospen reich,
Der Abendwolken Purpurhauch,
War er an Schimmer gleich.

Und vor der Rose stand ich da,
Sie war so Juni-hell,
Als plötzlich ihren Schatten sah
Ich dunkel auf der Stell'.

Da dacht' ich traurig: hängt denn Nacht
Auch an der Schönheit Licht?
Ist denn der Erde höchste Pracht,
Ach, ohne Schatten nicht! —

Louise v. Ploennies.

Uebersetzungen aus dem Deutschen.

I. Good night, by Joseph v. Eichendorff.

In the gold of sunset glow
The hill and eke the grove,
And the bird asks in the bough:
Shall I greet thy love?

Sweetest bird, my dearest love
In this valley doth not dwell,
But fly to the heav'n above,
And bring her my last farewell.

II. From Uhland.

My mother, thou hast watch'd mine eye,
When first it greeted life and light,
And I in turn have watched thine eye,
When it was closed in death and night.

III. From Leonce and Lena, by George Buchner.

Oh my tired feet ye must dance
In the festive show,
And you should like to rest
Deep, deep below.

Oh my burning cheeks ye must glow,
In wild delight,
And you should like to blow
As roses white.

Oh my poor eyes ye must shine
In the festive light,
And you should like to rest
In eternal night.

Louise v. Ploennies.

Mannigfaltiges.

— Hektor Berlioz in Berlin. Der zweite Brief des Herrn Berlioz über seine musikalischen Erlebnisse in Berlin *) ist an Herrn Habeneck, Musik-Direktor der großen Oper von Paris, gerichtet. Er hatte zunächst über die Sing-Akademie unter Rungenhagen's und über die Militair-Musikcorps unter Wieprecht's Leitung berichten wollen, allein seine unstäte Anschauungs- und Darstellungsweise läßt ihn nicht dazu kommen; er spricht zuerst von den in Paris wie in Berlin zuweilen vorkommenden lauen Opern-Aufführungen an Tagen, wo die Kapellmeister zu großen Diners eingeladen sind, einen Ball geben, oder auf die Jagd gehen: das Orchester ist dann schläfrig, die Sänger sind bei übler Laune, und die Choristinnen beschäftigen sich mit tausend Dingen, nur nicht mit der Musik. Solche Tage der Lauheit scheinen es gewesen zu seyn, an welchen Herr Berlioz in Berlin den „Figaro" und den „Freischütz" aufführen sah. Dagegen hat er es so glücklich getroffen, zwei andere Opern: „Armide" und die „Hugenotten", unter der Leitung Meyerbeer's zu hören, und dies giebt ihm Anlaß, die Aufführung dieser Werke in Berlin mit der unter Habeneck's Leitung in Paris zu vergleichen, wobei er nun, ohne dem Meister, an welchen er schreibt, zu nahe zu treten, das Charakteristische der deutschen Auffassungsweise sehr wohl hervorzuheben weiß. „Das große Orchester", sagt er, „mit seinen 28 Violinen und seinen verdoppelten Blas-Instrumenten, der große Chor mit seinen 120 Stimmen waren auf ihrem Platz und Meyerbeer an ihrer Spitze. Ich hatte lebhaft gewünscht, ihn einmal dirigiren zu sehen, und besonders, ihn sein Werk dirigiren zu sehen. Er entledigt sich dieser Aufgabe, als beschäftigte er sich schon seit zwanzig Jahren damit; das Orchester ist förmlich in seiner Hand, und er macht damit, was er will." Nicht minderes Lob wird der ganzen Inscenesetzung, so wie dem wahrhaft historisch gehaltenen Saint-Bris des Herrn Bötticher, gespendet. Zu bedauern ist nur, daß sich Herr Berlioz in seinem Unmuthe gegen Madame Schröder-Devrient, dem unstreitig irgend ein persönliches Motiv zum Grunde liegt, wieder so weit hinreißen läßt, daß er in ihrer Darstellung der Valentine, die unstreitig zu ihren Glanzrollen gehört, nichts weiter als das Bestreben der Sängerin erblickt, sich selber, zum Nachtheil aller Mitspielenden und des Werkes selbst, der Aufmerksamkeit des Publikums aufzudringen. Wir würden eine Ungerechtigkeit gegen die geschätzte Künstlerin begehen, wenn wir dieses Urtheil über sie, das mehr als den dritten Theil des Feuilletons im Journal des Débats einnimmt, in deutsche Worte übertragen wollten. — Die Aufführung der Armide erschien Herrn Berlioz, eben so wie die Theilnahme, mit der sie vom Publikum begleitet wurde, des Werkes würdig. Von Mlle. Marx, welche die Hauptrolle gab, sagt er: „Sie schien mir edel und leidenschaftlich, aber ein wenig niedergedrückt von der Last des epischen Charakters. Es genügt in der That nicht, wahres Talent zu besitzen, um die Frauen Gluck's treu wiederzugeben; wie für die Frauen Shakspeare's, bedarf es für sie so hoher Eigenschaften der Seele, des Herzens, der Stimme, der Physiognomie, der Stellungen, daß es wohl keine Uebertreibung ist, zu sagen, diese Rollen verlangen außer der Schönheit auch Genie."

— Pascal über die Liebe. Wir haben bereits in diesen Blättern erwähnt, daß sich Herr Victor Cousin mit einer neuen Ausgabe der Pensées von Pascal beschäftigt. Interessant ist ein Fund, den bei dieser Gelegenheit der gelehrte Minister und Professor gemacht, nämlich einer von Pascal herrührenden Abhandlung über die Leidenschaft der Liebe (Discours sur les passions de l'amour), welche der ernste religiöse Mann um das Jahr 1653 abgefaßt hat. In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes theilt Cousin diese sowohl durch edle Gedanken als durch würdige Sprache sich auszeichnende Abhandlung mit, wobei er bemerkt: „Von allen Entdeckungen, die ich in neuester Zeit über Pascal machen konnte, war diese die unerwartetste. Denn was ist ihr Gegenstand? Die Liebe. Ja, die Liebe, und zwar nicht die göttliche Liebe, sondern die menschliche Liebe mit ihrem Gefolge von Größe und Schmerz, Erhabenem und Sinnlichem, wie sie zumal zu Körper und Seele spricht. Sie hat ihm eine Abhandlung eingegeben von sehr mäßigem Platonismus, geschrieben mit der anständigen Freiheit eines Philosophen und eines Weltmannes, und mit jener Kenntniß des menschlichen Herzens, die sich nicht aus Büchern schöpfen läßt. Noch mehr; dieses seltsame Werk enthält selbst Liebesregeln, allerdings sehr verschieden von denjenigen Ovid's, doch immerhin solche, die selbst in ihrer Zartheit keine mittelmäßige Erfahrung zu erkennen geben. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber in mehr als einer Stelle dünkt mich, ich fühle noch die Schläge eines bewegten Herzens, und in der keuschen und innigen Empfindung, mit welcher der Verfasser den geheimnißvollen Zauber dessen malt, was er eine hohe Freundschaft nennt, glaube ich das unwillkürliche Echo und die mysteriöse Offenbarung einer Neigung zu vernehmen, welche Pascal für eine Person der großen Welt gefühlt zu haben scheint. So spricht man von einem besonderen Gefühl nicht, wenn man es nicht im Herzen trägt. Daß ein Mann wie Pascal zum bloßen Zeitvertreib, oder um den Schöngeist zu spielen, eine Abhandlung über die Liebe geschrieben haben sollte, ist nicht denkbar. Pascal schrieb nie anders als unter der Herrschaft eines unwiderstehlichen Gefühls, von der er sich erleichterte, indem er ihr Form und Ausdruck gab."

*) Vgl. Nr. 124 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Montag den 30. Oktober 1843.

England.

Die neue Biographie Shakspeare's von Charles Knight.*)

Dieses mehrfach von uns erwähnte Werk, das von dem Verfasser heftweise ausgegeben wurde, ist jetzt vollendet, und es läßt sich daher nun ein genaueres Urtheil über die Tendenz desselben fällen, als es bei dem fragmentarischen Ueberblick der einzelnen Nummern möglich war. Es erhellte jedoch schon aus dem ersten Theil, daß Herr Knight die auf Tradition und Hypothese gegründeten Ansichten zu widerlegen suchte, die den Vater Shakspeare's als einen unbemittelten Spießbürger und den Dichter selbst als einen Menschen ohne gelehrte Bildung darstellt, der durch jugendliche Verirrungen oder bedrängte Vermögens-Umstände gezwungen wurde, nach London zu flüchten und dort sein Leben durch niederen Knechtsdienst zu fristen. Es war deutlich zu erkennen, daß der Verfasser das Phantastische mit dem Wirklichen verbinden wollte — er schilderte uns das Leben und die Erziehung des großen Dichters, nicht wie sie wirklich (weil hierzu die Quellen fehlen), sondern wie sie wahrscheinlich waren. Bei der Lektüre des ganzen Werks ergiebt sich indessen, daß er sich eine noch viel größere Aufgabe gestellt, deren Ausführung ihm auch vollständig gelungen. Er beabsichtigte ein Gemälde, nicht nur des Lebens, sondern auch der Zeit Shakspeare's zu entwerfen und ihren Einfluß auf seinen Genius hervorzuheben; er charakterisirt die damalige Gesellschaft als in einem Uebergangs-Zustande begriffen, in welchem die alten katholischen Gebräuche mit den Lehren der Reformation im Kampfe lagen; er beschreibt die populairen Spiele und Vergnügungen, die Lustbarkeiten der Großen und die Anfänge des neueren Drama's, welches die alten „Mysterien" ersetzte und mit Shakspeare selbst aufwuchs. In diese Epoche fallen die Jugendjahre des Dichters; mit der Ankunft desselben in London eröffnet sich seinem Biograhen ein noch weiteres Feld. Er beleuchtet den Zustand und die Einrichtung des damaligen Theaters, dessen volksthümliche Bedeutung, den moralischen und poetischen Charakter der Zeitgenossen und Nebenbuhler Shakspeare's und die chronologische Reihefolge seiner Schauspiele, und weist den Einfluß nach, den die politischen Ereignisse jener Periode auf einzelne Stellen ausgeübt haben mögen — wie z. B. die spanische Armada, die zu den antipäpstlichen und patriotischen Tiraden im „König Johann" Veranlassung geben konnte. Aus derselben Quelle werden Schlüsse über den Aufenthaltsort des Dichters zu bestimmten Epochen gezogen — so ist nicht anzunehmen, daß er während der Pest in London geblieben, wo die Stadt von den Einwohnern verlassen und die Theater auf höheren Befehl geschlossen waren. Gerichtliche Aktenstücke und Notizen aus den Kirchenbüchern, die zum Theil schon bekannt waren, zum Theil aber hier zum erstenmal ans Licht treten, setzen uns in den Stand, die allmälige Verbesserung seiner Glücksumstände genau zu verfolgen, während sie ihn zugleich in dem Charakter eines Geschäftsmanns zeigen. Diese Materialien werden uns zuweilen, wo es die Quellen zulassen, in einer fortlaufenden Erzählung vorgelegt; zuweilen erhalten sie die Form einer kritischen Untersuchung, um zweifelhafte Punkte zu widerlegen oder zu bestätigen; noch öfter aber bilden sie den Grundstoff zu einem Phantasiegemälde, bei welchem es dem Verfasser nicht immer gelingt, sich vor Uebertreibungen und willkürlichen Folgerungen zu hüten. Im Ganzen kennen wir jedoch kein anderes Werk, das uns so vollständige Auskunft über Alles gäbe, was sich auf das Leben und die Zeiten des großen Dichters bezieht.

Nächst den Knabenjahren und der Erziehung Shakspeare's, die ein leeres Blatt in seiner Geschichte bilden, welches Jeder nach Belieben ausfüllen kann, beschäftigen sich die Untersuchungen des Herrn Knight vorzugsweise mit den drei folgenden Punkten. 1) Der Trauschein (marriage licence**) Shakspeare's ist vom 18. November 1582 datirt; seine Tochter wurde am 26sten Mai 1583 getauft. Ueber diese Thatsachen haben neuere Schriftsteller Bemerkungen angestellt, die eine mangelhafte Kenntniß der Provinzial-Gebräuche und des damaligen ungeordneten Zustandes der Ehegesetze verrathen, und woraus sie Folgerungen gezogen haben, die jeder faktischen Grundlage entbehren. Letztere werden nicht allein von Hrn. Knight bestritten, sondern er schaltet auch, um seinen Helden zu reinigen, eine Verlobungs-Scene ein, die, wie er sagt, etwa ein Jahr vor Shakspeare's Hochzeit stattfinden mochte, für welche er indessen weder direkte noch indirekte Beweise anführt. 2) Auf gleiche Weise leugnet Herr Knight die Wilddiebs-Geschichte und verwirft die Sage, daß Shakspeare seinen Unterhalt in London durch knechtischen Dienst — durch Halten der Pferde am Theater — erworben habe. Es ist höchst wahrscheinlich, daß man Thatsachen dieser Art im Laufe der Zeit entstellt und übertrieben hat; doch ist es schwer, die Ansichten des Verfassers über Shakspeare's Familie mit dem von ihm gewählten Beruf zu vereinigen, wenn man nicht einen Jugendstreich voraussetzt. Ein wohlhabender Pächter damaliger Zeit, der den Rang eines Land-Edelmanns zu erreichen strebte und ihn wirklich erreichte, hätte gewiß nicht eingewilligt, seinen einzigen Sohn als Komödianten und Komödienschreiber auftreten zu lassen. 3) Die Vermuthung, daß Shakspeare in Schottland gewesen sey, wurde schon im Jahr 1767 aufgestellt, aber bis vor kurzem als unhaltbar verworfen. Aus der Zusammenstellung alles dessen, was über diesen Punkt geschrieben worden, mit einigen neulich zu Tage geförderten Dokumenten und dem Register des Stadtraths zu Aberdeen zieht Herr Knight nicht nur den Schluß, daß Shakspeare mit seiner Truppe im Jahr 1601 Schottland besucht habe, sondern auch, daß es in Folge einer königlichen Einladung geschehen sey, und zeigt, daß Lorenz Fletcher, der Vorsteher oder Regisseur, die Ehre hatte, zum Bürger der Stadt Aberdeen (burgess of guild of the borough of Aberdeen) ernannt zu werden. Die Vergleichung der damaligen Geschichte Schottlands mit einigen Stellen im „Macbeth" giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß der Prozeß der Aberdeener Hexen und die Verschwörung Gowrie's nicht ohne Einfluß auf manche Details jener wunderbaren Schöpfung geblieben sind. Obgleich auch hier die Hypothesen des Herrn Knight nicht selten als zu gewagt erscheinen, halten wir ihn dennoch zu dem Schlusse berechtigt, daß Shakspeare im Jahr 1601 nach Schottland reiste, daß er dort den Schutz Jakob's VI. erwarb und, was das Wichtigste ist, daß er während seines dortigen Aufenthalts das Material zu seiner großen schottischen Tragödie sammelte.

Streng genommen, ist der Stoff zu Knight's Biographie Shakspeare's von dreierlei Art; zu der ersten gehören die aus Aktenstücken und anderen Dokumenten gezogenen Nachrichten über den Dichter, die zum Theil neu, größtentheils aber schon aus den Untersuchungen früherer Kritiker bekannt sind; die zweite ist aus archäologischen und literarischen Notizen zusammengesetzt, deren Quellen auch dem größeren Publikum offen stehen, wenn es sie nur zu benutzen verstände; die dritte und frischeste Art ist endlich das Ergebniß der persönlichen Beobachtungen, die der Verfasser auf seinen vielen, eigends zu diesem Zweck unternommenen Wallfahrten angestellt hat. Der Hauptwerth des Buches entspringt in der That aus dem Enthusiasmus, den er auf den Gegenstand desselben verwendet, und aus dem unermüdlichen Fleiß, mit dem er jeden darauf bezüglichen Punkt untersucht und jeden Umstand ergründet hat, der ihm einiges Licht darüber verschaffen und ihn in den Stand setzen konnte, ein genügendes Ganze zu liefern. Es ist nicht leicht, das Charakteristische dieses Werks zu schildern oder auch nur durch Auszüge anschaulich zu machen; doch wollen wir versuchen, die darin stattfindende Verbindung des Faktischen mit dem Phantastischen durch einige Citate zu belegen.

Die religiös-populairen Festlichkeiten der katholischen Zeit als der Keim des Shakspeareschen Drama's betrachtet.

„Der 23. April, der Geburtstag William Shakspeare's, ist ein allgemeiner Feiertag — es ist der Tag des heil. Georg. In Westminster, in Windsor, werden festliche Gelage veranstaltet. Die Schloßhöfe werden mit grünen Binsen bestreut; eine Prozession bewegt sich aus dem Gemache der Königin nach ihrer Kapelle, während der Chor den Litaneigesang anstimmt. Die Herolde schreiten stolz in ihren Waffenröcken einher; die Ritter des Hosenband-Ordens und die Monarchen selbst erscheinen in kostbarsten Sammet gekleidet, und die Leibwache (yeomen of the guard) schließt mit ihren glänzenden Livreen den Zug. Auch in Stratford wird der Tag, obwohl mit anspruchsloserem Gepränge, begangen. An den Wänden der Kapelle zum heil. Kreuz befand sich ein wundervolles Gemälde, welches einen fürchterlichen Drachen darstellte, dessen Nacken von einem Speere durchbohrt ist, er hat mit seinen mächtigen Klauen den Speer zerknickt, während ein tapferer Paladin in voller Rüstung das Schwert erhebt und sein kühnes Roß sich mit scharfem Gebiß auf das Ungethüm stürzt; im Hintergrunde steht ein gekröntes Weib mit einem Lamm, und von fernen Thürmen betrachten ein König und eine Königin den Kampf.

---

*) William Shakspere (so muß nach der Meinung des Verf. der Name geschrieben werden) A Biography, by Charles Knight. London 1843. — Es bildet diese Biographie neun Lieferungen der großen Pictorial Edition of Shakspere, die bei Charles Knight u. Co. seit dem Jahre 1839 erscheint und die als ein würdiges typographisch-literarisches Denkmal angesehen werden kann, das England seinem großen Dichter gesetzt. Von der mit unzähligen Illustrationen ausgestatteten Pictorial Edition sind im Ganzen 38 Lieferungen à 2½ Shill. erschienen; das Werk kostet also bis jetzt 46 Thaler.

**) Eine Marriage licence ist die Erlaubniß, ohne vorhergegangenem kirchlichem Aufgebot getraut zu werden.

Diese Legende vom heil. Georg und von der Befreiung der Prinzessin von Silene aus der Gewalt des Drachen wurde alljährlich am 23. April in Stratford dramatisirt. Man nahm von dem Altar St. Georg's eine alte Rüstung herab, welche gereinigt und ausgebessert wurde, und versorgte sich aus irgend einer Rumpelkammer mit der Figur eines Drachen, die gleichfalls einer jährlichen Restauration bedurfte: ein stämmiger Bauer legte die Rüstung an, und ein anderer rüstiger Bursche mußte in den Leib des Drachen kriechen, um dessen Rolle zu spielen. Hierauf versammelten sich die Honoratioren des Städtchens, und St. Georg und der Drache zogen einher unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem patriotischen Rufe: St. Georg für England! — Wir sehen hier eine dramatische Vorstellung der einfachsten Art, eine Reihe von Jahren hindurch vor dem aufmerksamen Auge eines Knaben aufführen und in seinem Gemüthe das Talent entwickeln, sich ganz in ein Ereigniß, einen Charakter, eine Leidenschaft hineinzudenken und sie mit unvergleichlicher dramatischer Kraft zu schildern. Jene rohe Versinnlichung einer bekannten Legende erweckte vielleicht in ihm zum ersten Male die Idee, dem Auge ein bewegliches Bild der Ereignisse vorzuführen und es durch einen passenden Dialog zu beleben. In der That hatte der wesentlich dramatische Geist der alten Kirche tiefe Spuren in dem Gemüthe des Volks zurückgelassen, und lange nachdem die Reformation fast alle kirchliche Ceremonien hinweggeräumt hatte, die man als Zubehör des papistischen Aberglaubens betrachtete, gab sich noch in den volksthümlichen Lustbarkeiten der Hang zur Personifizirung kund. Oft wurden Knaben und Männer, Jungfrauen und Matronen aufgefordert, an Spielen theilzunehmen, bei welchen geistige und körperliche Gewandtheit nöthig waren — wo Grazie und selbst Würde gezeigt werden konnten, wo ein freier, aber gutmüthiger Witz mit dem Beifall nachsichtiger Zuhörer belohnt wurde und wo ein fröhlicher Chor die angestimmten National-Lieder begleitete." (Schluß folgt.)

Londoner Skizzen.

Ein Besuch im Reform-Klub.

Der Associationsgeist ist nicht immer der Geist der Geselligkeit: man findet daher auch viele Leute, die der Meinung sind, daß es nichts Ungeselligeres giebt, als einen Klub. Besprechen Sie diesen Gegenstand mit einem jener zweideutigen Charaktere, die bis jetzt, so oft sie sich vorschlagen ließen, nur immer eine Majorität schwarzer Kugeln haben erlangen können, und Sie werden sehen, welche Menge von Einwürfen ihnen ihr heimlicher Groll eingiebt. Hören Sie Herrn Buckingham, der die Einrichtung eines kosmopolitischen Instituts, zu dem er auch die Damen zugelassen zu sehen hofft, vorschlägt; er wird Ihnen sagen, daß die bestehenden Klubs nur aus einem Geiste der Ausschließung hervorgehen, indem sie die Menschen nur nach Klassen, Berufsarten, Meinungen sondern, oder nur den sinnlichen Bedürfnissen zu schmeicheln suchen.

Meine Absicht ist keinesweges, die Gegner der Klubs zu widerlegen: ich will Sie zuerst in den Reform-Klub führen, und da werden Sie sehen, ob die Londoner Reformer zu leben wissen. Wir sind in Pall-Mall vor einem Palast von italiänischer Bauart, mit Säulen jonischer Ordnung, deren Palladio Herr Barry ist, der Erbauer des neuen Gebäudes, in dem die beiden Häuser des Parlaments ihre Sitzungen halten werden. Aber lassen Sie uns keine Zeit mit Beschauung der Außenseite verlieren; wir wollen hineingehen und lieber einen Augenblick in der Säulenhalle warten, damit dieser schöne Lakai in Livree den Herrn C. L., der uns eingeladen, seinen Klub zu besuchen, von unserer Ankunft in Kenntniß setzen kann. Da gleich, ist das nicht ein ganz merkwürdiges Treppengeländer? die Stufen sind von Marmor; sollen wir es mit dem des Louvre, oder gar mit dem des Palastes Caserto bei Neapel vergleichen? wenn es weniger breit ist, so ist es dafür vielleicht günstiger erhellt. Nein, wir sind nicht mehr in London, wir sind in Italien; ich nehme diese Mosaikplatten zu Zeugen, diese Säulen von Marmor, von Siena oder von einem Stukk, der ihn bis zum Täuschen nachahmt ..... Wir vertieften uns ganz in unsere architektonischen Träumereien und hätten wohl noch lange diese prächtige Eintrittshalle betrachtet, hätte sich der ehrenwerthe C. L. uns nicht genähert und uns mit britischer Höflichkeit die Hand geschüttelt. „Fangen wir mit dem Anfang an", sagte er zu uns, „und lassen Sie uns den Bratenwender des Hauses besehen."

Ich muß gestehen, ich konnte nicht begreifen, und ich sah an den Blicken meines Freundes, daß er eben so wenig begriff. Herr C. L. ließ uns eine Treppe hinabsteigen, an deren Ende wir eine gewölbte Halle durchschritten und zu einer Art Keller geführt wurden, wo wir eine Dampfmaschine entdeckten von fünf Pferdekraft, die ihr Amt ruhig, d. h. mit der unerschütterlichen Einförmigkeit ihrer gewöhnlichen Musik, verrichtete. Das war der Bratenwender. In einem anderen Raum war der Brühkessel, der der Maschine den Dampf lieferte. Buchstäblich geht, bewegt sich Alles in der Küche des Reform-Klubs durch den Dampf. Einmal ist es der Dampf, der den Bratenwender bewegt, aber eben derselbe pumpt auch das Wasser in einen Schöpfbrunnen, bringt die Kohlen in die Höhe, hält die Schüsseln warm, erfrischt die Luft u. s. w. — und wird noch einmal bei Tische aufwarten. Statt uns staunen zu machen, statt uns an Zauberei glauben zu lassen, hatte der zuverläßige Herr C. L. uns vor allen Dingen diesen geheimnißvollen und gewandten Diener zeigen wollen. Im Allgemeinen ist es das Wasser der Themse, das in die Häuser Londons geleitet wird; aber der Reform-Klub hat unter seinen Bau-Einrichtungen einen Schöpfbrunnen, der seinen ganzen Bedarf versieht. Aus diesem Brunnen pumpt die Maschine selbst alles ihrem Brühkessel nothwendige Wasser. Das Innere des Brunnens ist mit einer Eisenröhre bekleidet, da das Eindringen jeder Nebenquelle, die etwa ihr unreines Gewässer hinein ergießen möchte, verhindert. Der ziemlich verwickelte Apparat derselben schöpft in einer Tiefe von 270 Fuß: das Wasser ist in demselben in großer Fülle, selbst unerschöpflich, denn man hat berechnet, daß es für den Verbrauch einer ganzen Stadt von 20,000 Seelen hinreichen würde. Dieser unterirdische Theil des Klubs enthält noch einen anderen Apparat, bestimmt, was nicht weniger wesentlich als Wasser und Dampf ist, in das ganze Gebäude zu vertheilen: nämlich einen Luftgang, der die Luft in einer langen Hauptröhre erneuert, in die andere abwärts gewandte Rohren auslaufen, und in welche selbst wiederum Luftklappen, ähnlich den Wärmeklappen, münden; auch die Bewegungen dieses unaufhörlichen Luftzuges hat die Dampfmaschine zu verrichten.

„Jetzt", sagte Herr C. L. zu uns, „gelangen wir in den Tempel .... ich meine die Küche, und ich werde Sie dem Hohepriester vorstellen .... ich meine unseren Haushofmeister. Haben Sie die Güte, ihn mit aller Ehrfurcht, die seiner geheiligten Würde zukommt, anzuhören: Herr Soyer, das ist sein Name, ist ein Künstler von der ersten Gattung." Herr Soyer war auf seinem Posten, die Mütze auf dem Ohr, eine zugleich höfliche und gefallsüchtige Miene; ein wahrer Franzose, obgleich sehr geläufig Englisch redend. Herr C. L. hätte uns nicht zur Ehrfurcht einzuladen brauchen, indem wir sie wohl von selbst für eine Person, die würdig befunden worden, einen so wesentlichen Geschäftsbezirk zu leiten, empfunden haben würden. Sicherlich sieht man leicht, daß er nicht mit sich unzufrieden ist: aber ist es nicht liebenswürdig von ihm, sich dadurch, daß man ihn nach Würden schätzt, geschmeichelt zu fühlen? „Sie kommen gerade zur rechten Zeit", sagte er zu uns; „ich kann Sie eine Sauce kosten lassen, die den Beifall des Lord Hill erhalten hat. Dieser hohe Herr, der größte Weinkenner des Klubs, hat mich ermächtigt, ihr seinen Namen zu geben." Wir kosteten die mit dem Namen eines Lords beehrte Sauce, und, gerade heraus, unsere Achtung und hohe Meinung von dem Künstler ward noch größer. Wir erklärten ihm, daß wir an sein Genie glaubten. Auf unsere Komplimente antwortete er, daß er in der That zuweilen begeistert wäre. „Aber", fuhr Herr Soyer fort, „in der Küche ist es mit der Begeisterung nicht genug; das ist eine Kunst, die ihre Regeln, ihre strengen Regeln hat: es ist eine praktische Kunst, die, was man auch darüber gesagt hat, mehr den strengen Wissenschaften, als der Poesie verdankt. Ich meinerseits gehe von einem großen Grundgedanken aus: der wahre Koch muß mit Zeit, Mühe und Kostenaufwand zugleich sparsam umgehen ...." — „Mein Herr", fragte ihn mein Gefährte, der ein Franzose war, „wie groß ist Ihr Einkommen?" — „Ah! der Herr ist ein Landsmann", erwiederte Soyer mit einer leichten Verbeugung: „mein Einkommen? mein Herr, ich arbeite nicht für Geld; aber ich nehme jährlich 2000 Pfd. Sterl. an; einige Präfekten in Frankreich bekommen mehr." Herr C. L. fügte ganz leise hinzu, daß Herr Soyer überdies eine Vergütigung annehme, so oft er eine neue Schüssel erfinde. „Es scheint mir", sagte ich zu ihm, „daß Ihre Köche die Kohle anwenden; entstehen dadurch nicht zuweilen verderbliche Dünste?" — „Nein", antwortete Herr Soyer, „dafür haben Mechanik und Chemie gesorgt. Wir haben, wie Sie sehen, rauchabsorbirende Leiter einrichten lassen, durch die die Kohlensäure, kaum ausgehaucht, enteilt, ohne den geringsten unangenehmen Geruch zurückzulassen. Wenn ein Künstler arbeitet, darf er durchaus keinen peinlichen Eindruck empfangen, alle seine Sinne müssen frei seyn: daher sehe ich nicht nur darauf, den Geruch, sondern auch das Gesicht meiner Gehülfen zu beschützen: bemerken Sie diese beweglichen Ofenschirme, die ich vor jeden Ofen habe aufstellen lassen; diese Schirme vertheidigen uns zuerst gegen die Hitze des Feuers, gegen jeden Funken oder jedes brennende Pünktchen, das uns in die Augen springen könnte, und überdies haben sie noch den Vortheil, als Widerscheine zu dienen und alles Licht auf den Gegenstand der Küchen-Operation zu lenken."

Außer ihren Oefen hat die Küche des Reform-Klubs zwei große Feuer zum Braten, vor denen ohne Ende Bratenwender, besetzt mit Fleisch von allen Sorten, sich drehen. Wir hatten anfangs diese großen Heerde nicht gesehen; sie sind ebenfalls durch große, bewegliche Schirme oder vielmehr wahre Schränke mit Thüren versteckt. Hr. Soyer versetzte uns durch die Einrichtung seiner Feuer in Erstaunen. Statt des großen, offenen Gitters eines gewöhnlichen englischen Schornsteins sind die Stangen dieses vertikal und drehen sich um Winden, so daß sie leicht gereinigt oder ausgebessert werden können; der Heerd ist ein Behälter, der das Wasser immer kochend erhält. Endlich die Bratenwender, die durch Dampf bewegt werden, sind mit einer bewundernswürdigen Ordnung aufgestellt, indem sie ohne die geringste Verwirrung einen mathematisch berechneten Abstand zwischen dem stattlichen Nierenbraten, dem Roast-Beef, der Hammels- oder Schöpsenkeule, dem Kapaun, dem Huhn u. s. w. lassen, die sich ruhig, jedes in seiner Sphäre, bewegen, als Bild einer vollkommen geregelten Staatseinrichtung, ohne die es eben keine Gesellschaft giebt. Herr Soyer, der im Punkte der Küche ein Reformator und kein Revolutionair ist, thut sich viel auf seine Feuer so wie auf ihre sparsame Einrichtung zu gute; noch stolzer aber ist er auf seinen Küchentisch. Aber auch was für ein Tisch! Er befindet sich im Mittelpunkt der Küche, und auf seiner geglätteten Oberfläche wird an die Bereitung eines jeden Gerichts die letzte Hand gelegt. Seine Gestalt ist ganz eigenthümlich; er ist weder rund noch viereckig: vielleicht hat die Geometrie nicht einmal einen Namen für diesen länglichrunden Tisch, der an den vier Enden bogenförmig ausgeschweift ist, so daß der Künstler in jeden Ausschnitt hineintreten und sich dort außerhalb jeder Berührung befinden kann, wenn ein Gehülfe mit einer Schüssel um ihn herumgeht. Uebrigens ist dieser Tisch von wechselnder Ausdehnung, denn im Nothfall kann er

von allen Seiten Verlängerungen auswerfen, und damit die Oberfläche immer glänzend sey, ist an jeder Ecke ein zinnerner Wasser-Kessel aufgehängt und ein Schwamm. Endlich lenkte Herr Soyer unsere Aufmerksamkeit auf zwei Pfeiler, deren Gipfel fast die Decke erreicht, und um welche herum ein Fächerapparat angebracht ist, der Salz, Pfeffer und alle Würzen, die ein Koch für seine Arbeiten bei der Hand haben muß, enthält; mitten auf dem Tisch befindet sich noch ein breiter Eisenschrank, der mit Dampf geheizt wird, um die Schüsseln warm zu halten. An die Küche stoßend sind zwei wesentliche Nebenräume: der erste ist ein Waschraum, wo ein großer Brühkessel Wasser nicht nur für die Küche, sondern auch zum Gebrauch eines Badesaals, der darüber gelegen, warm hält; der zweite ist die Werkstätte, wo unter Anderem auch das Backwerk bereitet wird. Auf Tischen, mit schöner, weißer Wäsche bedeckt, erwarten Vorräthe aller Art die Zubereitung des Künstlers: Coteletts, Keulen, Nieren- und Lendenstücke sind dort ganz frisch niedergelegt, denn unter jeder Servielle, die ihnen als Bette dient, befindet sich eine Eisplatte: auf gleiche Weise bewahrt der Fisch den ganzen Glanz seiner Schuppen; Wildprett und Geflügel sind an Haken aufgehängt .... Hier erst kann man begreifen, wie eine Malerschule sich die Darstellung von Eßwaaren zur Aufgabe machen konnte. Uebrigens hat Herr Soyer diesen Ort einer künstlerischen Ausschmückung erachtet: die Mauern der Werkstätte sind mit Gemälden geziert. Wenn Sie sie betrachten, und in der That sind es einige gar sehr werth, so nimmt Herr Soyer, der darauf nur wartete, seine Mütze ab und bittet Sie, da Sie doch ein Liebhaber der Malerei sind, in seinen Privat-Salon einzutreten, der an die Werkstätte stößt. Da sind noch schönere Gemälde und in schöneren Rahmen. Sie wünschen Herrn Soyer zu seinem Geschmacke Glück und finden, daß einige dieser Bilder an die Jugendjahre Murillo's erinnern .... Ein gewisser Stolz ergreift jetzt den Herrn Soyer, aber es ist ein anderer Stolz, als der so eben seine Mienen in der Küche belebte, es ist ein Stolz, der einen Anstrich von Schwermuth hat. Es ist eine Familien-Galerie, ein häusliches Louvre, das er Ihnen zeigt. Er bemerkt Ihnen, daß Sie die Gemälde der Mad. Soyer bewundern .... Ach, wir sind Alle sterblich. Mad. Soyer ist todt .... Herr Soyer selbst muß einmal sterben. Diese Gedanken bekümmern Sie für die Kunst und die Feinschmecker der Reform-Klubs.

Indem wir durch die Küche zurückkamen, wollte Herr Soyer, ganz wieder seinem Geschäfte als gastronomischer Künstler zurückgegeben, uns nicht weggehen lassen, ohne uns zuvor noch eine der Dienstvervollkommnungen, die von ihm eingeführt war, zu zeigen. „Unsere Verbindungen mit dem Eßsaal", sagte er, „finden ohne das ewige Gehen und Kommen der Bedienten statt. Bemerken Sie gefälligst diesen Mann vor dem Büreau; ein Papier kommt ihm mittelst eines telegraphischen Tubus zu; dieses Papier wird dem Chef überliefert, es ist der Speisezettel eines Klub-Mitgliedes. Bemerken Sie diese Schüsseln, die mittelst eines unsichtbaren Zuges in die Höhe steigen; es ist ein Diner, das im Speisesaale angerichtet werden wird. So spare ich Leute, wie Zeit, Mühe und Kosten." — Wir empfahlen uns Herrn Soyer und wurden in das sogenannte Still-room (Destillir-Saal) geführt. Hier wird aller Thee und Kaffee des Klubs bereitet; natürlich steht eine Frau an der Spitze dieses Geschäftsbezirkes. Die Tassen und Theemaschinen gehen auf und ab nach einem dem der Küche ähnlichen Mechanismus.

Herr C. L. führte uns in das obere Stockwerk, wo der eigentliche Klub sich befindet. Der Gesellschafts-Saal ist prächtig: der Palast der Königin hat keinen so schönen. Die Mauern haben eine Bekleidung von gelber Seide; ich weiß nicht, wie viele Spiegel die Draperieen der Fensterbrüstungen wiedergeben und alle Verzierungen, Gesimse, Säulen u. s. w. zu verdoppeln scheinen; ein türkischer Fußteppich breitet sich unter unseren Füßen aus.

Ich will meine Beschreibung abkürzen und nenne bloß folgende Zimmer: das Garderobenzimmer, den Lesesaal, wo man lesen und selbst schlafen kann, wenn man auf ein einschläferndes Buch gerathen seyn sollte, denn man sitzt dort auf Stühlen und Sophas von orientalischer Weichheit. Auch erwähne ich nebenher noch den Kaffee- oder Restaurations-Saal, ein längliches Gemach von 115 Fuß Länge auf 28 Fuß Breite, ganz mit kleinen Tischen besetzt, damit man nach seiner Wahl allein oder mit einigen Freunden essen kann; den Journalsaal, den kleinen Salon, den Spielsaal, Billardsaal, Rauchsaal u. s. w.; ich füge noch hinzu, daß zwanzig Mitglieder des Klubs für einen sehr anständigen Miethpreis dort wohnen können. So ist der König der Klubs beschaffen. Ich habe den Erbauer, Herrn Barry, genannt. Das Gebäude hat 80,000 Pfd. Sterl., außer einem jährlichen Zins von 1000 Pfd. für den Grundboden, gekostet. Der Reform-Klub bezahlt 340 Pfd. Sterl. Abgaben und 116 einer Feuer-Versicherungs-Gesellschaft. Trotz des Grundsatzes des Herrn Soyer braucht man überdies noch:

800 Pfd. Sterl. für Brennmaterialien (Holz, Kohlen und Coaks),
1600 " " für Beleuchtung (Gas, Oel und Kerzen),
400 " " für Journale und periodische Revüen,
240 " " für Papier und Federn,
80 " " für Glassachen,
2000 " " für Weine und Liqueure.

Die Gesammt-Ausgabe ist ungefähr jährlich 20,000 Pfd. Sterl.

Die Haupt-Einnahme fließt aus den Unterzeichnungen von 1500 Mitgliedern, Eintritts-Prämien und jährlichen Unterzeichnungen: erstere von 25 Guineen, letztere von 6 Guineen. Mehr als 100 Mitglieder werden jedes Jahr neu aufgenommen. *)

(Edinburgh Magazine.)

*) Herr Soyer hat eine Ansicht seiner Küche stechen lassen: es ist die Ansicht eines Bauwerks, wie irgend eines. Er bietet den Besuchern Exemplare an für einen Schilling.

Frankreich.

Geschichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Schluß.)

Ein anderer merkwürdiger Zug des Hundes ist die außerordentliche Kraft seiner angeerbten Neigungen. Wir rechnen nicht hierher die Erzählung, daß die Sprößlinge der von Cortez und Pizarro zur Bekämpfung der Indianer abgerichteten Hunde die Wilden mit derselben Wuth wie ihre Aeltern angriffen, weil dieser Fall nicht gehörig beglaubigt ist; auch legen wir kein großes Gewicht darauf, daß die Jungen von chinesischen Hunden, welche der Muttermilch entwöhnt wurden, einen Widerwillen gegen animalische Nahrung zeigten, weil die vegetabilische Diät der Mutter ihre Milch affiziren und also auch den Geschmack ihrer Sprößlinge bestimmen konnte. Wir beschränken uns nur auf notorische und unbestrittene Thatsachen, wie die, daß die Einzelnheiten des Wachtelhundes, die durchaus künstlich sind, sich in einer Reihe von Generationen fast angeboren zeigten, oder daß das von einem Schäferhund in aktivem Dienst erzeugte Junge instinktmäßig die Heerden bewacht, während es, wenn sein Vater oder Großvater ihrer gewohnten Beschäftigung entzogen würden, die Kunst vergessen hat und sie schwer lernen wird. „Ich habe gefunden", sagt Herr Knight, der eine Reihe von Jahren hindurch Beobachtungen hierüber angestellt, „daß ein Dachshund, dessen Aeltern mit Iltissen zu kämpfen pflegten, sofort wüthend wird, wenn er zum ersten Mal dieses Thier wittert, obwohl es selbst nicht von ihm gesehen wird. Ein junger Hühnerhund, der mit dem Dachshund auferzogen worden, zeigte keine Unruhe bei dem Geruch eines Iltis, dagegen verfolgte er eine Schnepfe, wenn er sie zum ersten Mal sah, mit Geschrei, und ein junger Wachtelhund, der nie ein Rebhuhn gesehen, stand zitternd vor Angst mit stieren Augen und starren Muskeln, als man ihn unter einen Haufen von diesen Vögeln führte. Und doch ist jeder von diesen Hunden nur eine Varietät derselben Art, und diese Art besitzt keine dieser Gewohnheiten von Natur."

Schnepfen nehmen im Frost zu Strömen und Bächen, die ungefroren bleiben, ihre Zuflucht, und die alten Hunde, welche genau den Kältegrad kennen, bei dem sie ihren Aufenthalt verlassen, suchen bei solchen Gelegenheiten das Wasser auf. Herr Knight fand nicht bloß, daß ihre Jungen es eben so machten, sondern daß ihre Geschicklichkeit der größeren oder geringeren Erfahrung ihrer Aeltern zur Zeit ihrer Geburt entsprach. Die merikanischen Jagdhunde greifen immer von hinten, nie von vorn das große Wild des Landes an, welches sie sonst niederwerfen und ihnen den Rücken zerbrechen würde. Ihre Sprößlinge erben die Taktik ihrer Väter, während alle andere Hunde den Fehler begehen, das Wild von vorn anzufallen, und daher getödtet werden. Ein Junges von der St. Bernhards-Zucht, das in London geboren war, pflegte, wenn der Winter kam und der Boden mit Schnee bedeckt war, Fußspuren zu verfolgen nach Art seiner alpinischen Vorfahren, was er in den übrigen Jahreszeiten nie gethan. Der Hund, der ein Loch im Sande der Seeküste grub, um sich vor den Strahlen einer brennenden Sonne zu schützen, während sein Gefährte, statt seinem Beispiel zu folgen, heulend vor Schmerz da lag, war wahrscheinlich der Abkömmling einer jener Hunde-Kolonieen, die im Boden wühlen.

Wunderbarer als Alles in den Augen des Haufens sind die Künste, die den Hunden von Taschenspielern gelehrt werden. Plutarch sah einen Hund, der den Vergifteten spielen konnte. Er trank die Arznei und machte dann die Stadien des Sterbens, des Todes und des allmäligen Wiederauflebens durch. Herr Blaze sah tanzende Hunde, welche eine Citadelle mit Sturm nahmen: ein Theil spielte die Sieger, ein Theil die Getödteten, andere stellten sich verwundet und liefen hinkend umher. Man hat sie dahin gebracht, zwei- oder dreihundert Worte zu buchstabiren, die drei ersten Regeln der Arithmetik auszuführen, Karten, Dame und Domino zu spielen, und wenn einer darunter einen Fehler machte, so wurde er von den anderen zurecht gewiesen. Doch so sehr sie berechnet sind, das Staunen der Menge zu erregen, können uns doch diese angelernten Thaten, die mechanische Uebungen sind, die man dem Hunde mit unendlich viel Arbeit und Grausamkeit beibringt und von deren wahrem Sinn er nichts weiß, keine Freude machen. So hörte Leibnitz einen Hund nach seinem Herrn über dreißig Worte widerstrebend undeutlich aussprechen. Kurz darauf bemühte sich ein Mann in Berlin, diese Zahl doppelt hervorzubringen, indem er den Hund knarren machte und dann seinen Mund bearbeitete. Es kostete ihm sechs Jahre, dieses eitle Resultat zu erreichen.

Noch haben wir einige Worte über das Verhältniß der Hunde zu einander zu sagen, welches keinesweges von so freundschaftlicher Art ist, als das zum Menschen. Wenn fremde Hunde sich einmal entzweit haben, so können sie nie zusammenkommen, ohne die Feindseligkeiten zu erneuern. Herr Blaze versichert, er habe einen Hund gekannt, dessen Feindschaft sich auf den Herrn seines Gegners erstreckte. Sie behalten lange das Andenken an eine Mißhandlung, die sie von einem anderen Hunde erfahren haben. Tallemand des Reaur erzählt, daß zu seiner Zeit der Bischof von Vence einen kleinen Hund hatte, welcher, so oft Jemand den Namen einer Bullenbeißers aussprach, der ihn gebissen, bellte und ihn am Kleid zog, als ob er Rache verlange, und er fuhr fort, dies zu thun, zwei Jahre nach dem Ereigniß. Wenn größere Kraft mit Gutmüthigkeit verbunden ist, so wird der Hund zuweilen nur eine scherzhafte Rache nehmen. Oberst Hamilton Smith war Zeuge einer Scene zwischen einem Köter und einem Schäferhund, in welcher der Erstere ein Schaf gebissen und der Letztere ihn, um ihn zu bestrafen, am Ohr zu einer Pfütze zog, wo er ihn in den Schlamm tauchte. Einmal war der Oberst zugegen, wie ein Wasserhund ungeheißen in den Strom einer rauschenden Schleuse

stürzte, um einen kleinen boshaft hineingeworfenen Hund zu retten. Wenn Hunde einmal Gefährten geworden sind, so ist ihre Anhänglichkeit wunderbar. Wenn der eine angegriffen wird, so stürzt der andere herbei ihm zu Hülfe. Obwohl sie auf ihre Nahrung sonst sehr eifersüchtig sind, so giebt es doch Fälle, wo selbst der Hunger der Liebe Platz gemacht hat. Einen Neufoundländer, der frei herumstreifte, sah man oft große Knochen, die man ihm gegeben, zu einem Jagdhund bringen, der im Stalle angebunden lag. Bei Gefahren zeigen sie die tiefste Theilnahme. Als einer in einem Loche stecken blieb, brachten seine Genossen zwei Tage darüber zu, ihn mit ihren Füßen auszugraben. Und Wordsworth erzählt von einem anderen treuen Freund, welcher winselnd mit ausgestreckten Pfoten dastand, als er einen Kameraden, mit dem er jagte, unter dem Eise verloren sah, auf welches er sich bei Verfolgung eines Hasen gewagt hatte.

Was man auch von der Klugheit des Hundes in besonderen Fällen halten mag, so kann man nicht leugnen, daß er neben dem, was wir gewöhnlich Instinkt nennen, noch andere Fähigkeiten besitzt. Wir haben nicht die Absicht, uns hier in Erörterungen über den Umfang seiner geistigen Kräfte einzulassen; aber gewiß kann Niemand dem Hunde durch die verschiedenen Phasen seiner Geschichte folgen, ohne in die Worte des Gaston Phöbus, welche Herr Blaze zu seinem Motto genommen, einzustimmen: „Daß er das edelste, vernünftigste und einsichtsvollste Thier ist, das Gott je gemacht hat." Und da alle seine seltenen Gaben dem Menschen gewidmet sind, so ist kein Thier in der Schöpfung, das stärkeren Anspruch auf unsere Dankbarkeit und Liebe hat. Herr Blaze, dessen warmen Eifer für das Wohl des Hundes den Hauptreiz seines Buches ausmacht, möchte seine Sorgfalt über ihr Leben hinauserstrecken und ihrem Andenken Monumente errichten. Ein englischer Dichter sagt hierüber in einem Nachruf an einen Hund, dessen Tod er beklagte: „Liege hier, ohne ein Denkmal Deines Werths unter der Decke der gemeinschaftlichen Mutter Erde! Nicht weil wir Dein Verdienst nicht anerkennen, oder aus Mangel an Liebe, errichten wir hier keinen Stein; mehr verdienst Du; aber dies giebt der Mensch dem Menschen, der Bruder dem Bruder — Dies ist Alles, was wir können." Aber, wenn wir keinen Stein errichten, so ist doch das Epitaph des Hundes in vielen glänzenden Lobreden geschrieben. Auch Herr Blaze hat die seinige hinzugefügt, die wir der Wiedergebung nicht für unwürdig halten. „Der Hund", sagt er, „besitzt unstreitig alle Eigenschaften eines gefühlvollen Menschen, und leider besitzt der Mensch im Allgemeinen nicht die edlen Eigenschaften des Hundes. Wir machen eine Tugend aus der Dankbarkeit, die nichts als eine Pflicht ist; diese Pflicht ist dem Hunde angeboren. Der Hund kennt nicht das Wort Tugend: das, was wir mit diesem Titel ehren und als ein seltenes Ding bewundern, macht bei ihm den Normalzustand aus. Wo findet man einen Menschen, der nie undankbar, immer liebreich ist, der die Selbstverleugnung bis zu den äußersten Gränzen der Möglichkeit treibt, der ohne Gewinn bis zum Tode ergeben ist, ohne Ehrgeiz jeden Dienst leistet — kurz, der Beleidigungen vergißt und nur empfangener Wohlthaten sich erinnert? Suche ihn nicht — es wäre vergebens; aber nimm den ersten Hund, den Du triffst, und von dem Augenblick an, wo er Dich zu seinem Herrn adoptirt, wirst Du in ihm alle diese Eigenschaften finden. Er wird Dich ohne Eigennutz lieben; sein größtes Glück wird es seyn, Dich zu umgeben, und solltest Du Dein Brodt betteln müssen, so wird er Dich in diesem Geschäft nicht bloß unterstützen, sondern Dich nicht einmal verlassen, um einem König in seinen Palast zu folgen. Deine Freunde werden Dich im Unglück verlassen — selbst Dein Weib wird ihr Gelübde vergessen; Dein Hund wird immer bei Dir bleiben — er wird zu Deinen Füßen sterben oder, wenn Du vor ihm die große Reise antrittst, Dich in Dein letztes Haus begleiten."

Mannigfaltiges.

— **Shakspeare in Deutschland.** Eines der letzten Hefte (das 51ste) von Charles Knight's Pictorial Edition of Shakspere, deren Schlußwerk — die Biographie des Dichters — wir in unserm heutigen Blatte ausführlicher besprechen, ist zum Theil unserm Vaterlande gewidmet, und es gereicht diesem nicht wenig zur Ehre, daß in der reichsten und vollständigsten Ausgabe, die die Engländer bis jetzt von den Werken und Lebens-Darstellungen ihres großen Dichters veranstalteten, nächst den Verdiensten seiner eigenen Landsleute um die Kenntniß desselben, nur die der unsrigen noch besonders hervorgehoben werden. Ein ausführlicher Abschnitt der Pictorial Edition heißt nämlich: „Shakspere in Germany" und umfaßt Alles, was seit dem preußischen Staats-Minister Kaspar Wilhelm v. Bork, der im Jahre 1741 eine Uebersetzung von Shakspeare's „Julius Cäsar" in deutschen Alexandrinern lieferte, bis auf die im J. 1842 von Dr. Schmidt in Danzig herausgegebenen „Sacherklärenden Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen" — zur Kenntniß und zur Verherrlichung des britischen Dichters in Deutschland geschehen ist. Hat doch Shakspeare fast alle unsere großen Schriftsteller in seinen Zauberkreis zu ziehen gewußt, aus welchem jeder mit einem Gastgeschenke für die Deutschen entlassen wurde. Lessing in seiner „Dramaturgie", Herder in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst", Goethe im „Wilhelm Meister", Schiller durch die ganze Richtung seines dramatischen Genius, so wie durch seine Uebersetzung des „Macbeth", haben Zeugniß von jener Anziehungskraft des großen Briten abgelegt. Wieland war sein erster ziemlich vollständiger Uebersetzer, und selbst Bürger hat sich mehrfach an Shakspeare versucht: so zuerst auf Schröder's Veranlassung in einer Bearbeitung des „Macbeth" und dann in Gemeinschaft mit dem „jungen Aar" A. W. Schlegel in einer Uebersetzung des „Sommernachtstraums", die aber nachmals von Schlegel gänzlich überarbeitet und in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt wurde, wobei er jedoch — was für die Geschichte dieses Drama's nicht uninteressant ist — die Rüpel-Komödie „Pyramus und Thisbe" aus Wieland's älterer Bearbeitung herübernahm. A. W. v. Schlegel's und Ludwig Tieck's Verdienste um Shakspeare werden natürlich von Charles Knight — oder vielmehr von A. L., wie sich der sehr unterrichtete englische Verfasser dieser Abhandlung unterzeichnet — besonders gewürdigt und nach Gebühr anerkannt. Nur das wundert uns, daß der Verfasser nicht zu wissen scheint, welches Plagiat der sonst sehr geachtete englische Kritiker Coleridge an A. W. v. Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" begangen. Er vindizirt nämlich dem Ersteren die Priorität, während doch feststeht, daß Coleridge erst 1814 in der Royal Institution zu London das vorgetragen, was Schlegel bereits 1808 über Shakspeare gesagt. Ja, Coleridge hat an vielen Stellen seinen Vorgänger, ohne ihn zu nennen, fast wörtlich übersetzt. Zwar berief er nachmals sich darauf, daß er bereits 1804 ähnliche Vorlesungen gehalten, aber diese haben sich nur mit Hamlet beschäftigt, worin er allerdings mit Schlegel nicht zusammentraf, während in seine Vorlesungen von 1814 ein völlig neues Element gekommen und diese auch dadurch erst in England ein allgemeines Interesse sich erwarben. Franz Horn's Buch „Shakspeare's Schauspiele erläutert" wird von dem englischen Kritiker als ein Meisterwerk bezeichnet, und zahlreiche Citate aus diesem Buche, wie aus den Werken Schlegel's und Tieck's, dienen sowohl in der gedachten Abhandlung als in den Anmerkungen zu den einzelnen Stücken in der Knight'schen Ausgabe als Beweise, wie tief und belehrend die Forschungen dieser Männer über den großen britischen Dichter waren. Da es keinem Hefte der Pictorial Edition an Illustrationen fehlen darf, so ist auch die Abhandlung „Shakspere in Germany" mit den Bildnissen Goethe's und Ludwig Tieck's ausgestattet, von denen besonders das des letzteren recht gelungen zu nennen ist.

Bibliographie.*)

Italien.

Spicilegium Romanum. Tomus 1—8. Romae 1839—42. gr. 8. 16 scudi. — Darin eine lange Reihe bisher ungedruckter Werke, aus griech., latein. und italiänischen Handschriften vorzugsweise römischer Bibliotheken herausgegeben. Herausgeber ist, wie bekannt, der gelehrte Kardinal Angelo Mai in Rom. — Einen ausführlichen Bericht darüber giebt das Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur vom 6. Oktober d. J. Sich anschließend an die beiden früher erschienenen Sammlungen desselben Gelehrten: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita. 10 (nicht 6, wie der Refer. im Repertorium) tomi. Romae 1825—38. 4. und Classici auctores e Vaticanis codicibus editi. 10 (nicht 8, wie bei Brunet) tomi. ebend. 1828—38. gr. 8., wird auch diese Sammlung zehn Bände haben.

A. Coppi Discorso sulle servitù e sulla libera proprietà dei fondi in Italia. 2. ediz. con appendice. 22 Seit. 8. Roma 1842.

Sententiae M. Terentii Varronis majori ex parte ineditae, ex codice ms. bibliothecae seminarii patavini edidit et commentario illustravit V. Devit. Accedunt alia Varronis ejusdem fragmenta et duo M. Tullii Ciceronis, nondum inter ea, quae vulgo eduntur, descripta, et specimen quoddam operis moralis philosophiae venerabilis Hildeberti, quod in eodem codice habetur. 100 Seit. 8. Patavii 1834. 87 c.

Girolamo Fracastoro La Sifilide, poema, recato in altrettanti versi italiani con note. 8. Venezia 1842. 2 l. 61 c. — Zugleich mit dem lateinischen Text u. Anmerkungen von dem Herausgeber, F. Scolari. Dabei eine Einleitung über das Leben u. die Schriften des Verf., Arztes in Verona, geb. 1483, gest. 1553. — Die erste Ausgabe dieses berühmten Lehrgedichts erschien zu Verona 1530. In Deutschland hat Hr. Choulant, zu Dresden, einer der wenigen Fachgelehrten, welche mit einer besonderen Neigung zu bibliographischen Forschungen auch ein besonderes Geschick dazu verbinden, dasselbe neuerdings herausgegeben (Hieronymi Fracastorii Syphilis sive morbus Gallicus. Carmen ad optimarum editionum fidem edidit, notis et prolegomenis ad historiam morbi Gallici facientibus instruxit L. Choulant. Lipsiae 1830. kl. 8.).

Rubbriche della Commedia di Dante Alighieri, scritte in prosa da Giovanni Boccacci, e breve raccoglimento in terzine di quanto si contiene nella stessa Commedia, scritta dal medesimo Boccaccio. (Mit einer Vorrede von E. Cicogna.) 79 Seit. 8. Venezia 1842.

Vita di madonna Onorata, scritta da Bernardo Ilicino, pubblicata per la prima volta sopra un codice del secolo XV da G. Vallardi figlio. gr. 8. Milano 1842. 5 l. — In nur 66 Ex. (davon 2 auf Pergament, 4 auf Seide u. s. w.) bei Gelegenheit einer Hochzeit gedruckt. B. Ilicino, aus Siena (im 15. Jahrh. lebend u. auch Verf. eines gerühmten Kommentars zu den Trionfi des Petrarca), feiert darin die Onorata Orsini Saracini.

Tre novelette tratte dal „Novelliere italiano" di L. Coraiani degli Algarotti. 24 Seit. 8. Venezia 1842. — Drei andere Novellen desselben Verf., ebenfalls auf Veranlassung einer Hochzeit herausgegeben, verzeichnet Gamba in seiner Bibliografia delle novelle italiane in prosa (2. ediz. Fir. 1835. 8.), Seite 223.

N. Tommaséo Studii critici. 8. Venezia 1843. 3 l. 48 c.

Ein neuer historischer Roman von A. Bulgarini erschien unter dem Titel: La Donna del medio evo, storia d'Italia intorno al mille. 8. Firenze 1843.

D. G. Holguin Gramatica y arte nueva de la lengua general de todo el Peru, llamada Qquichua ó lengua del Inca. Nueva edicion revista y corregida. 320 Seit. 8. (Genova) 1842. — Außer dieser Gramatica de la lengua Qquichua (Ciudad de los Reyes i. e. Lima 1607. 4.) schrieb der Jesuit Holguin auch ein Vocabulario de la lengua Qquichua (ebend. 1608. 4.). Beide Werke, von der höchsten Seltenheit, sind aus der Sammlung W. v. Humboldt's im Besitze der hiesigen Königl. Bibliothek.

A. Bolognini Amorini Memoria della vita e delle opere di F. Rosaspina, incisor bolognese. 30 Seit. 8. mit Portr. Bologna 1842. — Rosaspina, geb. 1762, gest. 1841, gehört zu Italiens ausgezeichnetsten Kupferstechern.

B. Montanello Intorno allo scrivere la musica; lettera a M. Bennaschi. 28 Seit. 8. mit 1 Musikbeilage. Milano 1842. 1 l. (Ueber ein neues Notensystem.)

Memorie dell' I. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. 1. 4. mit 2 Kpft. Milano 1843. 13 l. 3 c. — Erster Band der neuen Reihe nach der Organisation des Instituts im J. 1838, mit Abhandlungen von Ferrario, de Kramer, Labus, Panizza u. A.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Galilei Opere. Tomo 2. Fir. 1843. 7 l. 50 c. (Vergl. Mag. 1843. Nr. 12.) — Von der bei Gelegenheit dieser Ausgabe geschehenen Auffindung der Untersuchungen Galilei's über die Trabanten des Jupiter handelt Albèri in einem besonderen italiän. u. lateinisch gedruckten Sendschreiben an Inghirami.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 1. November 1843.

Frankreich.

Bilder aus der niederen Normandie.

Von einem deutschen Reisenden.

Erster Artikel.

Wenn wir, die lachenden Seine-Ufer zur Rechten lassend, auf der Eisenbahn von Paris nach Rouen dahinrollen, weicht die etwas magere Vegetation von Isle de France bald einem üppigeren Pflanzenwuchs und kräftigeren Baumschlag; die Gesichter der Eingebornen werden frischer; von Zeit zu Zeit krönen verwitterte Kastelle die Hügel, oder gothische Thürme ragen aus dem schönen Grün hervor — wir befinden uns in der Normandie. Der Convoi berührt auf seinem raschen Fluge Mantes, Vernon, Rosny, Elbeuf und ist nach wenigen Stunden der alten Hauptstadt Neustriens gegenüber angelangt. Eine bewundernswürdige Hängebrücke an Stricken aus Eisendraht oder, wenn man es vorzieht, eine prachtvolle steinerne Brücke mit dem Standbilde Pierre Corneille's führt uns über den Fluß in ein Labyrinth volkreicher gerader und krummer Straßen mit hohen schmalen Giebelhäusern, deren Obertheil am Abend ein dräuendes Ansehen hat, wogegen die mit wohlbeleuchteten, man kann sagen, illuminirten Läden versehenen Erdgeschosse und hin und wieder ein mit Glas gedeckter Basar viel angenehme Zerstreuung gewähren.

Von Rouen fährt jeden Abend eine Malle-Post über Honfleur nach Caen. In der Nähe des ersteren Ortes weht den vielleicht etwas eingeschlummerten Reisenden zum ersten Male die erfrischende Seeluft an: er blickt auf und unterscheidet im Helldunkel einen endlos ausgedehnten Wasserspiegel mit schwimmenden Lichtern; bald aber nimmt der Wagen eine plötzliche Wendung durch stockfinstere abschüssige Gassen, und das Meer ist wieder verschwunden wie ein Traumgesicht. Nun graut der Tag und enthüllt mehr und mehr eine zwar nicht großartige, aber äußerst liebliche Landschaft. Dick belaubte und schön gerundete Hügel wechseln mit grasreichen Thälern, unabsehbare, vom Segen gebogene Obstwälder mit fetten Küchengärten. Man sieht gewaltige Pferde, obwohl viel stärker als schön, und gar zierliche rothbraune Esel, deren Rücken gewöhnlich eine sauber gekleidete, seltsam behaubte Bäuerin, bisweilen sogar eine modische Dame, mit ihrer Magd en croupe, einnimmt. Das Landvolk wohnt zum Theil in zerstreuten Gehöften, wie in gewissen Gegenden Niederdeutschlands, und öfter blickt eine niedliche Villa, die Sommerwohnung irgend eines reichen Gutsbesitzers, hinter Kohlgärten oder Blumengärten hervor. Die Kopftracht der Bäuerinnen ist sehr verschieden: in der Regel tragen sie, besonders an Werktagen, eine gezipfelte weiße Nachtmütze, wie sie der männliche Bauer in Deutschland über die Ohren zieht; den eigentlichen Putz des Kopfes aber bilden reich bebänderte Hauben mit langen Seitenflügeln, andere, die ungefähr wie umgekehrte Füllhörner sich ausnehmen, und wieder andere von ungeheurer Höhe, deren Form nur annäherungsweise beschrieben werden kann: der Leser denke sich eine Art Klappe mit hinten emporragendem und etwas nach vorn überhangendem Aufsatze, der von der Klappe aufwärts immer breiter wird und, einem Papierdrachen ähnlich, oben sich abrundet. An jeder Seite des Ueberbaus ist ein Spitzenschleier befestigt, der bis auf die Schulter fällt. Wenn dieses stattliche Monument über dem Kopfe, wie gewöhnlich, von blendend weißer Farbe und mit kostbaren Kanten besetzt ist, so giebt es einem schönen, aber auch einem häßlichen Gesichte viel Relief.

Die niedere Normandie im Südwesten der Hafenstadt Honfleur wird von Europäern des Kontinentes nur selten besucht: der Tourist bewundert die entzückende Seelandschaft an der Seine-Mündung, folgt den Krümmungen des Flusses bis zur Isle de France und sagt dann den normännischen Gauen Lebewohl. Höchstens besteigt er vor dem Aufbruche von Honfleur die Höhe la Roque, um den Kreidefelsen von Calvados*) und das am fernen Horizont mit seinen Thürmen winkende Caen, die Hauptstadt dieses Departements, einiger Blicke zu würdigen.

An Größe und Bevölkerung ungefähr Frankfurt am Main gleich, erstreckt sich das sehr gewerbsame Caen malerisch in einem Thale, dessen umgebende Hügel von Jura-Formation herrliche Steinbrüche enthalten. Den Reichthum an gutem Baumaterial verkünden schon die größtentheils massiven und aus Quadern erbauten Häuser, deren Fußböden ebenfalls mit Steinen ausgelegt, niemals gedielt sind. Der Fluß Orne, welcher hier den Oudon aufnimmt, ergießt sich drei Lieues unterhalb der Stadt ins Meer; aus dem kleinen Hafen gelangen aber zur Fluthzeit Schiffe von 150 Tonnen bis an die wohlgebauten Kaje, die übrigens nur ein Miniatur-Bildlein der majestätischen Kaje von Havre sind. Zwischen die steinernen Gebäude der Stadt gleichsam eingeklemmt, zeigen sich an einzelnen Stellen vom Alter geschwärzte und seltsam verschobene ganz hölzerne Häuschen mit allerliebstem Schnitzwerk, die eine Feuersbrunst wie Pappe verzehren würde. Diese sind — so sagt man — Denkmäler der Tyrannei der Engländer, welche in den Zeiten ihrer Usurpation der Normandie dem Volke keine steinernen Häuser gönnten, damit es jeden Gedanken an Empörung und Widerstand aufgäbe.

Man zeigt dem Fremden das Haus, wo der Dichter Malesherbes geboren ward, und dasjenige, aus welchem Charlotte Corday schied, um des Himmels Strafgericht an dem Wütherich Marat zu vollziehen. Die ehemaligen kleinen Fenster an der Wohnung der edlen Heldin sind sehr mit Unrecht durch moderne bis auf den Fußboden reichende ersetzt, und die kleinen runden in Blech gefaßten Scheiben mit großen viereckigen vertauscht worden.

Eine große, schöne, zu Pferderennen und militairischen Uebungen benutzte Wiese, die sich am rechten Ufer des Flusses ausdehnt, ist von einer Allee, dem beliebtesten Spaziergange der Einwohner, umzogen. Hier spielt an Sommerabenden das Musik-Corps der Garnison, während die Offiziere, die Bürger und anwesenden Fremden, worunter viele Engländer mit ihren Familien, desgleichen spanische Emigrados, hin und her schlendern oder auf Stühlen und Bänken sich niederlassen. Auffallend war es mir, unter den Musikstücken kein einziges aus einer in Deutschland bekannteren Oper, ja keinen einzigen Walzer des auch in Frankreich so beliebten Wiener Doppelgestirns zu hören. Man sieht hier schon manchen Militair, den die Sonne Afrika's beinahe zum Beduinen gebrannt hat: zu diesen tiefbraunen Gesichtern passen denn auch die rothen Pantalons nicht übel. Wer sich der furchtbaren Antipathie erinnert, womit ein Franzose noch vor wenigen Jahrzehnden dem Tabaksdampf auswich, dem kommt es jetzt gar sonderbar vor, wenn er französische Offiziere auf Spaziergängen, ja selbst in den Zwischenpausen der Manöver ihre kurzen Thonpfeifen hervorlangen und die blauen Wölkchen mit sichtbarem Genusse vor sich hinblasen sieht.

Außer dem Cours de la Reine, wie die oben erwähnte Promenade heißt, giebt es keinen öffentlichen Belustigungs-Ort im Freien: um einen höheren ländlichen Genuß zu haben, zieht man nach den Flecken und Dörfern der reizenden Umgegend und nach der wenig entfernten Küste. In allen Gassen dieser Dörfer siehst Du bei gutem Wetter ämsige Spitzen-Klöpplerinnen, zum Theil noch ganz junge Kinder, mit ihren Zipfelmützen und ihrem Klöppel-Apparate vor den Häuschen sitzen; an Feiertagen begegnet Dir wohl eine glänzende Prozession, welche durch das eintönige Geklingel oder vielmehr Geklirre zweier Handglocken, mit denen der voranschreitende Küster beständig auf und nieder fährt, schon aus der Ferne angekündigt wird. Ueber Douvre mit der Kapelle Notre Dame de la Delivrance, einem beliebten Wallfahrtsorte, gelangt man nach dem großen Flecken Langrune sur Mer, dessen schöne gothische Kirche den Neid mancher deutschen Hauptstadt erregen könnte. Gleichzeitig mit dem ehrwürdigen silbergrauen Thurm dieser Kirche und seiner durchbrochenen Spitze scheint ein tiefblaues, undulirendes Hochland am Horizonte aufzusteigen — es ist der Ocean in seiner ganzen Majestät, und bald unterscheidet man schimmernde weiße Punkte, die Segel der Fischerböte.

Westwärts von Langrune, dem nahen Dorfe St. Aubin zu, wird die Küste niedrig und öde; ein reges Leben aber entfaltet sich zwischen ersterem Orte und dem ein halbes Stündchen weiter nach Ost liegenden Luc sur Mer, wo freundliche Anhöhen in geringer Entfernung vom Wasser ununterbrochen hinziehen. Das Auge schweift hier bei heiterem Himmel über die Mündung der Orne und an weißlichen Felsengestaden entlang bis zu dem vorspringenden, von einer Kapelle gekrönten Hügel, an dessen Abhang die Stadt Honfleur wie eine Gruppe über einander gethürmter Häuschen sich lehnt; zur Nachtzeit aber schimmern die Leuchtthürme Havre's, dieser Königin der französischen Nordküste, vom fernsten nordöstlichen Horizonte herüber. Auf dem Rasen der Anhöhen und in dem von der Fluth befeuchteten, mit kleinen Muscheln und Seegras überdeckten Ufersande, wo hellgrüne Krabben und Meerspinnen, als hätten sie sich verspätet, den zurückweichenden Fluthen ängstlich nacheilen, wandeln Spaziergänger von diesseit und jenseit des „Kanals“; denn

*) In Calvados ist das s mit auszusprechen. Ein spanischer Emigrirter betonte dieses Wort auf der vorletzten Silbe und verwandelte es also in ein spanisches mit der Bedeutung, Betrogene, Düpirte. Als ich einem neben mir stehenden Franzosen darüber Aufklärung gab, sagte er mit halb verbissenem Aerger: c'est juste, nous sommes tous des calvados.

ganze Familien, zum Theil vornehmer Engländer, verleben in Langrune oder Luc ihren Sommer. Manche junge oder alte Lady liest, bald sitzend, bald einherschreitend, in einem Buche, oder sie ist beschäftigt, die Landschaft in ihr Album zu zeichnen; Einige spielen mit ganzen Festons wunderlich ausgezackter Meergewächse, Andere versenken Blick und Gedanken in die immer prismatische Farbenpracht des Oceans, die bei ruhigem Wetter in allen Abschattungen des herrlichsten Blau, Grün und Purpur prangenden Wasserschichten, deren Reiz ewig neu bleibt. Zur Zeit der Fluth wird die Scene noch interessanter: alsdann hüpfen und wiegen sich kleine Gruppen Badender in dunkelfarbigen Blousen und Kutten, die Damen mit wachstaftener Mütze, in dem tosenden Wasserschwall. Hier wird unter fröhlichem Jauchzen eine Art Reigentanz ausgeführt; dort haben zwei Männer einen dritten, der an allen Gliedern gelähmt ist, unter den Armen gefaßt und lassen unzählige Wogen über ihn hinwegrollen. Weibliche Zöglinge des orthopädischen Instituts kommen auf Krücken bis an den Rand des Wassers, wo man sie an lange Stricke bindet und dann nach Herzenslust in dem wohlthätigen Elemente plätschern läßt. Auch Geistliche erscheinen dann und wann in etwas ausgezeichnetem, ihrem Priesterrock analogen Badehabit, stapfen, von den Laien sich fern haltend, ins Wasser und machen ihre Evolutionen mit komischer Würde.

Ein Abendspaziergang hat wieder seine neuen und ganz eigenthümlichen Reize. Zu dem dumpfen Donner der Wogen, die gleichsam terrassenartig über einander andringen, und ihrer silbernen Verbrämung gesellt sich dann oft jenes geisterhafte phosphorische Leuchten, das einen so unbeschreiblichen Eindruck macht. An einem sehr warmen Sommerabend schienen Meer und Himmel die Scene wetteifernd ausschmücken zu wollen: eine finstere Gewitterwolke, in welcher häufige Blitze zuckten, war am Horizonte gelagert; über dieser Wolke schien der Mond in seiner milden Klarheit, unter ihr aber und im Vordergrunde tanzten Myriaden phosphorischer Lichter auf den Wogen hin und her, als feierten Elementargeister ein nächtliches Fest. Dazu denke man sich noch den Silberschaum der Brandung und eine Todtenstille, die nur von den Pulsschlägen des Oceans unterbrochen ward. Hin und wieder sah man einen Priester in seiner langen Robe oder einen Strandhüter mit seiner Büchse auf der Schulter wie stygische Schatten am Wasser hinwandeln. Ein liebliches Wehen vom Meere her kühlte das von der Glut des Tages versengte Angesicht.

In seiner herrlichen Luft und bei gesunder Nahrung und Lebensweise wächst der Menschenschlag, eine Mischung aus gallisch-fränkisch-skandinavischem Blute, stark und tüchtig heran. Die jetzt in Frankreich so laut gewordene Klage über das rapetissement de l'espèce dürfte wohl hier wenig gerechtfertigt erscheinen: denn der Normand ist weit öfter über als unter Mittelgröße und fast durchgängig von derbem Gliederbau. Unter den Fischern, Matrosen und Pächtern am Meere sieht man wahre Riesengestalten. Individuen mit hell- oder dunkelblondem Haar, blauem Auge und sehr weißer, doch gesunder Gesichtsfarbe sind hier, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, viel häufiger als anderwärts in Frankreich: und so plump der nach unten dicker werdende Fuß des normännischen Pferdes, so zierlich und sylphenartig — man verzeihe mir die ebenfalls plumpe Zusammenstellung — ist gar nicht selten das Füßchen der Normande, obschon selbst Frauen aus den angesehensten und wohlhabendsten Familien ihre Füße durchaus nicht schonen und in und außer dem Hause zum Besten ihrer Wirthschaft sehr rührig sind.

Zur Sommerzeit sieht man in den Küstendörfern viel mehr Weiber als erwachsene Männer, weil ihr Beruf die Letzteren größtentheils auf das hohe Meer führt. Unterdeß sorgt der weibliche Theil der Familie für Haus und Feld, und manche Frau oder Tochter bringt fromme Gelübde oder Weihgeschenke für die glückliche Wiederkehr ihres Mannes, Bruders oder Bräutigams. Ich glaube bei diesen Dorfbewohnern wenig Sinn für rauschende Genüsse bemerkt zu haben; auch sind sie keineswegs plauderhaft. Ihr Dialekt ist minder gut zu Calembourg's geeignet, als die immer mehr sich ausglättende und beinahe verflüchtigende Umgangssprache, denn sie lassen noch jedem Vokale sein Recht, wie ihre ältesten Vorfahren gethan: so z. B. lautet die Combination oi immer o-i, und das Wort für **Wasser** ist im Munde des normännischen Bauern noch die wahre Verwässerung von aqua; denn er spricht eau wie e-a-u! Interessant ist auch die Bewahrung des echt lateinischen c (k) an der Stelle von ch (sch), z. B. kien für chien; cat für chat u. s. w. Mischt sich aber eine Person aus der Stadt oder ein Fremder in die Unterhaltung, so beweist ihm der Bauer die zarte Rücksicht, sofort der klassischen Aussprache sich zu bedienen. In unserem Vaterlande würde das ein Phänomen seyn.

Σχ.

Einige Einzelheiten zur Geschichte Cartouche's.

Es giebt in Paris, in der Vorstadt des Temple, einen den Trinkern sehr wohl bekannten Ort, an dem die Arbeiter-Bevölkerung sich gewöhnlich des Sonntags und an Festtagen den rauschenden Vergnügungen des Tanzes und der Flasche überläßt. Dieser Hauptvergnügungsort, der jetzt nur sehr gewöhnliche Beziehungen zu der Polizei hat, war im vorigen Jahrhundert der Sammelplatz der Gauner, Diebe und Liederlichen aller Art, mit einem Wort des ganzen Auswurfs der Hauptstadt; auch war die damalige Polizei dort in fortwährender Beschäftigung. An diesem Orte, den man la Courtille nennt, ward Louis Dominique Cartouche gegen Ende des Jahres 1693 geboren. Sein Vater, ein ehrbarer Weinhändler des Orts, hatte als Frucht einer unausgesetzten Thätigkeit und Sparsamkeit ein beträchtliches Vermögen erworben. Er hatte sich für seinen Sohn eine glänzende Zukunft erträumt u ihn, in der Absicht, ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lasse frühzeitig in das Collège Louis-le-Grand gebracht, wo der junge Arou von Voltaire damals die glänzendsten Triumphe feierte. Sich dem Studie zu ergeben, war Cartouche unmöglich; dafür entwickelte er seit seinem 11te Jahre eine unglaubliche Geschicklichkeit, eine Geistesthätigkeit, die zu de verderblichsten gehörte, und einen unwiderstehlichen Hang zum Diebstahl. Schon hatte er gegen seine Gefährten, ohne entdeckt zu werden, zahlreiche Entwendungen begangen, als ein ähnlicher Fall ihn endlich nöthigte, das College zu verlassen. Er entwandte nämlich einem Zögling aus einer bedeutenden Familie hundert Thaler, die dieser so eben geschickt bekommen hatte. Aus Furcht, entdeckt zu werden, verließ er das College und begab sich zu seinem Vater; dieser aber, der bald hinter die Sache gekommen war, beschloß, ihn in St. Lazare einschließen zu lassen. Auf dem Wege zum Gefängniß gelang es ihm jedoch, zu entkommen, und nun irrte er mehrere Tage lang in Paris ohne Obdach herum, bis eines Abends ein Zigeuner-Trupp, eine Art wandernder Diebe, die von Dorf zu Dorf zogen, um ihre Streiche und ihre gefährliche Industrie auszuüben, da sie in ihm ein Kind von lebhaftem und gewandtem Aeußern sahen, ihn umgaben und sich seiner bemächtigten.

In kurzer Zeit ward Cartouche ihr bester Schüler. Er machte mit ihnen die Reise durch Frankreich, zeichnete sich überall durch seine Geschicklichkeit und Verwegenheit aus und kehrte nach Paris als ausgelernter Dieb zurück. Jeden Tag liefen zahlreiche Klagen über die verwegenen Diebstähle, die in der Hauptstadt stattfanden, bei der Obrigkeit ein: die Nachtwache verdoppelte ihre Wachsamkeit, und Cartouche, der entdeckt zu werden fürchtete, verlangte beim Herrn von Argenson, damaligen Polizei-Lieutenant, eine Privat-Audienz, in der er ihm vorschlug, ihn auf die Fährte aller Diebe, die die Hauptstadt beunruhigten, zu verhelfen. Der Vorschlag ward angenommen, und Cartouche trat mit einem Gehalt von einem Thaler täglich in die Polizei ein. Da diese bescheidene Vergütung indeß seinem Hang zu Verschwendungen und Ausschweifungen nicht genügte, nahm er zu gleicher Zeit die Functionen eines Werbers an. Diese Leute waren vor 1789 in Frankreich, wie überall, sehr zahlreich, auf allen Straßen und in allen Wirthshäusern zu sehen, ließen arme Teufel trinken und während der Trunkenheit eine Verpflichtung unterzeichnen, der sie, bei Strafe, erschossen zu werden, genügen mußten. Die Werbe-Offiziere bekamen für jeden Geworbenen ein Bestimmtes und hatten, um schneller zum Ziele zu kommen, Unterwerber angenommen, mit denen sie den Gewinn theilten. Dieses ehrbare Handwerk fügte nun Cartouche zu dem eines Angestellten bei der Polizei hinzu. Sein Erfolg in dieser Beschäftigung vermehrte sich jeden Tag, so daß er die Eifersucht des Sergeanten, von dem er beauftragt war, erregte und dieser den Entschluß faßte, ihn in die Ferne zu schicken. Er zog ihn in die Schenke, in der er gewöhnlich seine Heldenthaten verrichtete, und ließ ihn, einen Augenblick der Trunkenheit benutzend, seinerseits eine Verpflichtung unterzeichnen. Als der Weinnebel sich verzogen hatte, war Cartouche ganz erstaunt, als Soldat des Königs wieder aufzuwachen; aber da er die damaligen Militair-Gesetze aus Erfahrung kannte und wußte, daß er, bei Strafe, erschossen zu werden, gehorchen müßte, verließ er Paris, um sich zu seinem Regiment zu begeben. Er diente mehrere Jahre und mit Auszeichnung, entfaltete großen Muth, erlangte das Zutrauen und die Achtung seiner Offiziere und wurde zum Sergeanten erhoben. Hätte der Krieg länger gedauert, so wäre sein Schicksal vielleicht ein ganz anderes geworden, und statt ein Verbrecher zu seyn, hätte er seinen Namen in die Kriegsgeschichte des Landes eingeschrieben; aber der Friede sagte seinem thätigen Geiste nicht zu, und sobald er unterzeichnet war, verlangte und erhielt er seinen Abschied. Unglücklicherweise für ihn, ging er wieder nach Paris. Einmal in der Hauptstadt, fiel er in seine alten Gewohnheiten des Diebstahls und der Räuberei mit größerer Gewalt als je zurück.

Man war damals mitten in der Regentschaft. In Folge der Finanz-Operationen Law's hatte sich eine unmäßige Geld- und Spielsucht aller Klassen der Gesellschaft bemächtigt; die Sitten hatten sich verschlechtert, und eine vollständige Entartung war die Folge dieser verderblichen Leidenschaften. Dies ist ein hervorstechender Zug dieses Theiles des 18ten Jahrhunderts. Paris war damals mit einer großen Anzahl von Leuten überfüllt, die, durch thörichte Speculationen zu Grunde gerichtet, ohne Hülfsquellen, ohne Mittel zum Fortkommen, ohne Geschäft waren und die, nachdem sie eine Zeit lang gegen Elend und Verbrechen gekämpft, von der Leidenschaft, die sie in den Abgrund gestoßen, entsittlicht, bereit waren, sich dem ersten Besten in die Hände zu geben. Unter dieser Art Leuten fand Cartouche Helfershelfer und Anhänger. Durch ihre Stellung konnten sie ihm bei seinen zahlreichen Diebstählen behülflich seyn und theilten nachher den Ertrag mit ihm. Seine erste Sorge war, in Paris selbst eine zahlreiche und treue, militairisch eingerichtete Schaar zu organisiren. Soldaten, die er im Regimente gekannt und die sich ohne Hülfsquellen befanden, bildeten den ersten Kern derselben. Unabhängig von diesen Gefährten, verschaffte er sich Vertraute im Corps der Polizei-Offizianten, bei der französischen Garde, unter dem Kammer-Personal niederen Ranges, so wie unter der Dienerschaft des Bürgerstandes und des Hofes. Dann richtete er Verzweigungen in der Provinz ein. Er machte unerbittliche Einrichtungen und behielt sich für alle Glieder der Verbindung das Recht über Leben und Tod vor. Man begreift leicht alles Unheil, das eine solche, so zusammengehaltene Verbindung anrichten mußte; bald war in Paris und der Umgegend nur von Diebstählen und Ermordungen die Rede; man hielt die öffentlichen Wagen an, man plünderte die Schlösser, man bestahl die Hotels und Paläste; die Polizei war bis zum Tode erschöpft. Die Gerichte, die

nicht mehr wußten, wie sie es anfangen sollten, um Cartouche's habhaft zu werden, versprachen demjenigen, der ihn in die Hände der Justiz liefern würde, eine sehr bedeutende Belohnung. Aber er entging den Polizei-Offizianten und Soldaten mehrmals, bald durch geschickte Verkleidungen, bald durch offene Gewalt, bald endlich durch seine außerordentliche Gewandtheit. Indeß hatte die Hoffnung auf eine bedeutende Belohnung mehrere Individuen aus seiner Bande gereizt. Er erfuhr, daß man ihn verrathen wollte, und beschloß, ein schreckliches Beispiel zu geben. Um Mitternacht versammelte er seine Leute im Walde du Bourget, ließ sie einen Kreis bilden und richtete eine strenge Anrede an sie; dann befahl er einem jungen Soldaten von der französischen Garde, den er wegen des Verraths in Verdacht hatte, aus der Reihe zu treten; er richtete noch einmal die schrecklichsten Vorwürfe wegen seiner Verrätherei an ihn und befahl einem anderen seiner Gefährten, gleichfalls vorzutreten und ihn zu erdolchen. Als diese schreckliche Execution vollbracht war, zeigte Cartouche das blutige Eisen seiner beim ungewissen Lichte der Fackeln, die diese Scene erhellten, versammelten Schaar mit den Worten: „So kommt Jeder um, der seinen Schwur bricht!“ Durch so kräftige Maßregeln erhielt er seine Schaar in einem unbedingten, schweigenden Gehorsam.

Cartouche war klein, aber kräftig; seine Gestalt athmete eine anziehende Sanftmuth und Heiterkeit; er entfaltete bei jeder Gelegenheit eine außerordentliche Kühnheit und Kaltblütigkeit. Selbst wenn er verfolgt wurde, zeigte er sich im Schauspiel und an öffentlichen Orten und manchmal selbst in den anständigsten Gesellschaften. Mehr als einmal gelang es ihm, durch seine lebhafte und interessante Unterhaltung die Aufmerksamkeit der Personen, die gegenwärtig waren, zu fesseln; besonders zog er die Blicke der Frauen auf sich, denen er ganz ausnehmend gefiel. Von diesem letzteren Punkt weiß die Tages-Chronik viel zu erzählen und scheint vollkommen glaubwürdig. Es begegnete ihm oft, von Soldaten der Schaarwache oder der Maréchaussee erkannt zu werden, ohne daß diese den Muth hatten, Hand an ihn zu legen; oft wußte er sie auch zum Ablassen zu bewegen, indem er zwei Pistolen zeigte, die er immer bei sich trug. Einmal jedoch packte ihn der Sergeant Pepin und der Gefreite Huron, aber sie trugen auch alsbald den Lohn für ihre muthige Handlung davon: Cartouche streckte sie in einem Augenblick todt nieder, und Jedermann um sie herum ergriff die Flucht. Indeß vermehrte sich der Ruf Cartouche's und der Schrecken, den er einflößte, von Tag zu Tag. In der Stadt und auf dem Lande war er der Gegenstand aller Unterhaltungen; seine Diebstähle waren so zahlreich und verwegen, daß das Parlament selbst sich diese Sache zu Herzen nahm und die Regierung um die wirksamsten Maßregeln, sich endlich seiner Person zu bemächtigen, anging. Der Kriegs-Minister kam mit der Polizei überein, und seine Personen-Beschreibung wurde allen Maréchausseen Frankreichs übersandt; zugleich gab sich das Polizei-Personal von Paris das Wort und verdoppelte seine Thätigkeit und Wachsamkeit. In diesem kritischen Augenblick versammelte Cartouche seine kleine Schaar, um ihr die Lage der Dinge darzulegen und ihre Meinung zu hören. Man beschloß nach reiflicher Ueberlegung, daß er Paris für einige Zeit verlassen solle, um die Polizei von der Spur abzubringen. Er reiste nach Burgund, und als er durch Bar-sur-Seine kam, stellte er sich unter dem Namen Charles Bourguignon einer alten Dame vor, der er einredete, daß er ihr seit kurzem aus Indien zurückgekehrter Sohn wäre. Die arme Frau glaubte wirklich, in ihm ihr geliebtes Kind zu erkennen, und empfing ihn mit offenen Armen; dann stellte sie ihn einer reichen und geachteten Familie vor, die ihn mit der größten Auszeichnung aufnahm. In dieser Lage hätte er sich bessern und durch Beginnung eines ganz neuen Lebenswandels die Vergangenheit vergessen machen können, aber die Macht der alten Neigungen und Gewohnheiten behielt die Oberhand, und so verließ er Burgund wieder, um nach Paris zurückzukehren. Seine erste Sorge war, sich von den Hauptleuten seiner Bande von dem, was in seiner Abwesenheit geschehen, Rechenschaft ablegen zu lassen und nach Verdienst zu lohnen und zu strafen. Diese Gewöhnung an unbeschränkten Gehorsam veranlaßte ihn, zu sagen, daß er ein wahrhafter König sey, daß er Maitressen, Schmeichler, Reichthümer und Unterthanen habe. Er hätte hinzufügen können: und auch Verräther. Denn kurze Zeit darauf ward er von einem seiner genauesten Vertrauten, mit Namen Duchâtel, einem Soldaten in der Garde, der ihm bei seinen Grausamkeiten und seinen gewagtesten Streichen behülflich gewesen war, verrathen. Er hatte sich in ein Wirthshaus der Courtille, genannt „die Pistole“, begeben, als Soldaten von der Maréchaussee des Nachts eindrangen und ihn im Bett überfielen; es war ihm unmöglich, sich zu vertheidigen.

Seine Gefangennehmung war ein Ereigniß in Paris; es schien, daß man von nun an keine Diebstähle und Mordthaten mehr erleben würde. Man führte ihn in das Gefängniß du Châtelet und schloß ihn in einen Kerker mit Fallthüren ein. Vergebens versuchte er, aus diesem dunklen Orte zu entkommen. So wie das Parlament diese Nachricht vernommen, versammelte es sich und beschäftigte sich lebhaft mit der Frage: Wem die Untersuchung der Verbrechen Cartouche's zukäme? Das Stadt-Kriminalgericht nahm das Recht der ausschließenden Untersuchung in Anspruch; nach langen und wichtigen Debatten wurde die Instruction des Prozesses dem Gerichte la Tournelle überwiesen. Währenddeß zeigte Cartouche, einmal in den Händen der Justiz, eine unveränderliche Kaltblütigkeit, Ruhe und Heiterkeit. Er wollte Keinen seiner Mitschuldigen nennen, und als man ihm mehrere derselben, die gleichfalls im Gefängniß waren, gegenüberstellte, erklärte er, sie nicht zu kennen. Zuerst gab er auch vor, daß er nicht Dominique Cartouche sey, sondern vielmehr Charles Bourguignon, Sohn Thomas Bourguignon's, gebürtig aus Bar-sur-Seine, und als man in dieser Beziehung in ihn drang, verlangte er eine Flasche Burgunder, und sagte, sein Glas füllend, ironisch: „Meine Liebe zu diesem Weine beweist, daß ich aus demselben Lande wie er bin, und ein guter Patriot.“ In dieser Art antwortete er gewöhnlich der inquirirenden Magistratsperson. Mehrmals verwies es ihm der Kriminalrichter, aber er antwortete durch noch stärkere und unpassendere Späße. Indeß war er nicht immer in dieser Stimmung, sondern hatte zuweilen recht ernsthafte und interessante Unterhaltungen. Die öffentliche Neugier vermehrte sich jeden Tag, man sprach nur von Cartouche; man erzählte von ihm so außerordentliche und fabelhafte Dinge, daß Jeder ihn sehen und hören wollte; die Frauen besonders trieben die Neugierde noch viel weiter als die Männer und wendeten, trotz der Strenge der Obrigkeit, die verschlagensten Mittel an, um bis zu ihm zu gelangen. Mehrere Hofdamen verkleideten sich eines Tages als französische Garden und ließen sich auf diese Weise durch zwei Sergeanten vom Marschalls-Gericht in seinen Kerker führen. Cartouche, der diesen Tag leidend war, ward von diesem Besuche sehr ergriffen. Er sprach in der liebenswürdigsten Art zu ihnen und setzte sie durch sein Gespräch in Erstaunen. Da eine dieser Damen zu ihm sagte, daß sie ihn lebhaft beklagte, auf Stroh liegen zu müssen, antwortete er ihr, indem er sein Bein entblößte, um ihr die es umgebenden Fesseln zu zeigen: „Das ist noch nicht Alles, sehen Sie einmal diese Strumpfbänder!“ Sie verließen ihn tief gerührt. Beim Hinausgehen begegneten sie einem Hauptmann von der französischen Garde, der, indem er sich stellte, als nähme er sie für Soldaten und sich an ihrer Lage ergötzen wollte, sie fragte, woher sie kämen und warum sie die Ordre der Schildwache übertreten hätten? Auf ihre verlegene Antwort ließ er sie zum Polizei-Lieutenant führen. Herr von Argenson, der von außerordentlicher Strenge war, war einen Augenblick unschlüssig darüber, was er zu thun habe; aber da er unter den Delinquentinnen Frau von Phalaris erkannt hatte, schickte er die Damen sogleich zurück. Dieses Abenteuer machte dem Hofe viel Vergnügen, und besonders der Regent ergötzte sich sehr daran. Als ein ander Mal die Marschallin von Boufflers durch vieles Bitten die Erlaubniß erhalten, C. zu sehen, begab sie sich nach der Conciergerie und fand ihn singend. Bei ihrem Eintritt wollte er sich erheben, aber da das Gewicht seiner Ketten ihn wieder zurückfallen machte, ergriff sie ein Gefühl der Unruhe und des Schmerzes, und sie stieß einen Schrei aus. Cartouche suchte sie zu beruhigen und mit Sanftmuth zu ihr zu reden, und sie verließ ihn tief gerührt, nachdem sie ihm zwei Louis gegeben, um sich einige Annehmlichkeiten im Gefängniß zu verschaffen. Alle diese Besuche hatten zu seinen Gunsten ein Interesse erregt, das seine vorhergehenden Thaten weit entfernt waren, zu verdienen. Man schickte ihm Geld, man überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und Rücksichten, man bot ihm selbst an, seine Verzeihung nachzusuchen. Glücklicherweise dauerten diese Demonstrationen, wie Alles, was widernatürlich ist, nicht lange, und das Interesse für ihn verschwand eben so leicht, wie es gekommen war.

(Schluß folgt.)

England.

Die neue Biographie Shakspeare's von Charles Knight.

(Schluß.)

Die klassische Bildung Shakspeare's.

Diese Frage wird nicht durch das Dictum dieser oder jener Autorität, sondern durch die unbestreitbare Thatsache entschieden, daß Shakspeare's früheste Werke schon vom Geist des klassischen Alterthums erfüllt sind. Seine gelehrten Kenntnisse bezeugt gerade der Umstand am besten, daß sie mehr angedeutet als zur Schau getragen werden, was aber diejenigen irre geleitet hat, die in der Pedanterei seiner Zeitgenossen einen Beweis ihrer Gelehrsamkeit erblicken. „Wenn er“, schreibt Hales von Eton, „die Klassiker nicht gelesen hat, so hat er sie auch nicht bestohlen.“ Die Schauspiele Marlowe's, Greene's, Peele's und aller anderen Dramatiker jener Periode sind mit gelehrten Citaten und mythologischen Anspielungen überladen. Sie haben die Alten bestohlen — also, folgert Hales, hatten sie sie gelesen. Weil Jener seine Kenntnisse geschickt anwendete, mußte er keine besitzen! — Es ist nicht unsere Absicht (fährt Herr Knight fort), die verschiedenen Meinungen zu untersuchen, die man über die klassische Bildung Shakspeare's aufgestellt und in Folge deren man ihm diese abgesprochen hat. Wir wollen uns auf einige Bemerkungen beschränken, aus welchen hervorgeht, daß die in seinen frühesten Arbeiten sichtbare Gelehrsamkeit die Behauptungen Rowe's widerlegt, er sey in dem Studium der lateinischen Sprache durch eine zu frühe Entfernung von der Stratforder Freischule unterbrochen worden. Sein Jugendgedicht „Venus und Adonis“, das Erstlings-Produkt seiner Muse, hat ein klassisches Thema zum Vorwurf. „The Rape of Lucrece“ gründet sich auf eine der historischen Legenden des alten Rom's. Würde er sich an diese Themata gewagt haben, wenn ihm die klassischen Schriftsteller unbekannt waren, deren Studium ihn allein in den Stand setzen konnte, sie auf eine passende Weise zu behandeln? Er lebte in einem Zeitalter reifer Gelehrsamkeit; der Mäcen, dem er beide Gedichte widmete (Lord Southampton), war selbst Gelehrter und ein eifriger Beschützer der Gelehrten. Wird ihm von irgend einem seiner Zeitgenossen vorgeworfen, klassische Gegenstände bearbeitet zu haben, während ihm die Klassiker fremd waren? Geht eine solche Unwissenheit aus der genauesten Zergliederung jener Gedichte hervor? Finden wir nicht darin die vollkommenste Harmonie und eine eigenthümliche Manier, Stoffe dieser Art zu behandeln, welche bei vollem Bewußtseyn dessen, was nachzuahmen wäre, die treue Zeich-

nung der Natur jeder Nachahmung vorzieht. „Verlorene Liebesmühe" — zweifelsohne eines seiner frühesten Stücke — beweist, nach dem von Coleridge angenommenen Grundsatz: „die erste Arbeit eines jungen Schriftstellers verrathe fast immer seine vorhergehenden Beschäftigungen", daß die Gewohnheiten und die Bildung Shakspeare's die eines Studirenden und eines Gelehrten waren. Das „Lustspiel der Irrungen" ist voller Nachahmungen der Alten, selbst in solchen Einzelnheiten, welche von den Kritikern nur zu oft als die Hauptbeweise einer gelehrten Bildung betrachtet zu werden pflegen. Diese Nachahmungen haben die Kommentatoren in Verlegenheit gesetzt, und um die Geschicklichkeit zu erklären, mit der er die „Menächmen" in einzelnen Theilen benutzt, oder verbessert, oder verwirft, blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als seine Kenntniß des Plautus von einer elenden Uebersetzung herzuleiten, die höchst wahrscheinlich acht bis zehn Jahre nach dem Shakspeareschen Lustspiel erschien. Von den historischen Dramen wurden die drei Theile Heinrich's VI. zuerst geschrieben. Diejenigen, welche die Echtheit des ersten Theils bezweifeln, gründen ihre Meinung auf den Umstand, daß er öftere Anspielungen auf die klassische Mythologie und Literatur enthält, als es bei Shakspeare gewöhnlich ist: aber mit einer seltsamen Inkonsequenz schreiben sie ihm Stellen im zweiten und dritten Theile zu, in denen sich eben so viele Anspielungen dieser Art befinden als in dem Theile, welchen sie nicht für den seinigen anerkennen. Diese Stellen beweisen, daß er als angehender Schriftsteller eine genügende Kenntniß der Alten besaß und sie nicht ungern zur Schau trug — „aber jene gesunde Urtheilskraft, die eben so bewundernswürdig ist als die gränzenlose Mannigfaltigkeit seiner schöpferischen Gaben, lehrte ihn bald die Pedanterei vermeiden, an welche sich geringere Geister in ihrem scholastischen Hochmuthe festklammerten. Wo uns auch bei Shakspeare eine klassische Metapher oder Anspielung entgegentritt — wie im Hamlet:

> A station like the herald Mercury,
> New-lighted on a heaven-kissing hill —

ist die Idee immer auf eine elegante und anmuthige Weise ausgedrückt und kann mit den gelungensten Nachahmungen der Alten durch seine Zeitgenossen oder durch seinen eigenen Nachahmer Milton verglichen werden. In seinen römischen Dramen scheint er sich ganz mit den Helden derselben zu identifiziren und die dunkelsten Blätter der römischen Geschichte mit einem klareren Auge als das eines Philosophen oder Historikers gelesen zu haben. Wenn er sich einer lateinischen Construction bedient oder neue Wörter bildet, so thut er es mit seltener Leichtigkeit und unfehlbarer Korrektheit. Und doch will man uns versichern, daß er dies Alles nur durch das Studium schlechter Uebersetzungen und durch Excerpte aus Sprachlehren und Wörterbüchern zu Stande brachte — als ob es dem Talent und dem Fleiße eines Steevens oder Farmer vorbehalten wäre, den Ovid und Virgil im Original zu lesen, während der unwissende Shakspeare sich als Schulknabe und Mann mit den erbärmlichen Uebersetzungen eines Arthur Golding und Thomas Phaer begnügen mußte!"*)

Die Londoner Theater zur Zeit der Elisabeth und Shakspeare's.

„In Stowe's Fortsetzung der Chronik des Edmund Howes, der im Jahre 1631 schrieb, befindet sich eine äußerst merkwürdige Stelle, die eine Uebersicht des Londoner Theaters während der vorhergehenden sechzig Jahre enthält. Der Annalist beschreibt die Zerstörung des Globe durch eine Feuersbrunst im Jahre 1613, den Brand des Fortune Playhouse vier Jahre später, den Wiederaufbau beider Theater und die Errichtung eines schönen neuen Schauspielhauses in der Gegend von Whitefriars. „Und dieses", fügt er hinzu, „ist die siebzehnte öffentliche Schaubühne, die im Laufe von sechzig Jahren innerhalb Londons und der Vorstädte neu angelegt worden; hierunter sind fünf Wirthshäuser oder Schenken mitgerechnet, die man in Schauspielhäuser verwandelt hat — ferner der Cockpit (Platz, wo die Hahnenkämpfe stattfanden), die Singeschule zu St. Paul, das Theater zu Blackfriars und das zu Whitefriars, welches erst im Jahre 1629 errichtet wurde. Alle übrige, hier nicht namhaft gemachte, wurden nur zu gewöhnlichen Schauspielhäusern bestimmt, mit Ausnahme des neuangelegten Bärengartens, der sowohl für dramatische Vorstellungen als für Fechterkämpfe und Stierhetzen eingerichtet wurde; ein ähnliches bestand früher in Newington-Butts. So viel ich aber erfahren, gelesen oder gehört habe, gab es vor jenem oben erwähnten Zeitraum von sechzig Jahren keine solche Theater, stehende Bühnen oder Schauspielhäuser, wie man sie seit Menschengedenken für diesen Zweck errichtet hat." — So viel sich nach den auf uns gekommenen, sehr unvollständigen Materialien urtheilen läßt, war das Theater zu Blackfriars, als Shakspeare zuerst mit demselben in Verbindung trat, die einzige Privatbühne in London. In der Folge war der Cockpit oder Phoenix in Drury-Lane ein Privattheater, so wie das Theater in Salisbury-Court — das von Howes erwähnte „schöne neue Schauspielhaus in der Nähe von Whitefriars". Worin bestand aber der Unterschied zwischen dem Privattheater zu Blackfriars, an welchem Shakspeare im Jahre 1589 einen Antheil hatte, und den stehenden oder temporairen öffentlichen Theatern, die mit jenem in Konkurrenz traten? Man kann es als wahrscheinlich annehmen, daß die Eigenthümer des ersteren, als Diener der Königin (nicht bloß dem Namen nach, sondern als vereidete Mitglieder ihres Hofstaats), an der Spitze der dramatischen Kunst standen; daß sie sich in den Schranken der Staatsgesetze hielten, eher einen ausgewählten Zuschauerkreis als den rohen Pöbel anzuziehen suchten und ihre Eintrittspreise höher stellten als die gewöhnlichen Theater. Die Vorstellungen zu Blackfriars fanden meistens im Winter statt, und ob sie bei Nacht oder bei Tage vor sich gingen, es ward immer eine künstliche Beleuchtung angewendet. Die Zuschauer saßen im Parterre auf Bänken und standen nicht, wie in den gewöhnlichen Theatern, in einem offenen Hofe. Einige kleine Zimmerchen entsprachen den heutigen Privatlogen. Ein Theil des Publikums — vorzüglich Solche, die sich für Kenner hielten — nahm auf der Bühne Platz. „Obgleich Ihr ein Richter des Witzes seyd und täglich auf der Bühne zu Blackfriars Schauspiele beurtheilt" — heißt es in der Vorrede zur ersten Folio-Ausgabe Shakspeare's. Eine Stelle im Lombarde giebt uns einen Begriff von den Eintrittspreisen in den Theatern der frühesten Periode. Derjenige, der noch einen penny (zehn Silberpfennige) für einen Platz auf dem „Gerüste" bezahlte, hatte natürlicherweise den Vorzug vor dem, der nur einen penny an der Thür entrichtete, und wenn er nach Besteigung des Gerüstes noch einen penny „für ruhiges Stehen" ausgab, so erhielt er zweifelsohne den Zutritt zu einem abgesperrten Raum, der unserem heutigen Parquet gleichen mochte. Die Masse der Zuschauer bestand aber gewiß aus Solchen, die nur einen penny entrichteten. Es scheint jedoch aus einigen Angaben hervorzugehen, daß schon damals die Preise sich nach der größeren oder geringeren Anziehungskraft der dargestellten Stücke richtete, und man kann voraussetzen, daß eine Truppe wie die Shakspearesche ein höheres Entrée forderte als die größeren Theater, die mehr von der niederen Volksklasse abhingen. Zu einer viel späteren Zeit war, nach Ben Jonson und Fletcher, der Eintrittspreis bis auf eine halbe Krone (25 Silbergroschen) gestiegen, und der niedrigste Preis, dessen Jonson Erwähnung thut, ist sechs Pence. Noch später spricht Jonson von den „six-penny mechanics" in Blackfriars. Diejenigen, die auf der Bühne Platz nahmen, bezahlten, wie es scheint, außer dem Eintrittsgelde noch sechs Pence für einen Stuhl oder Schemel.

*) So plausibel diese Argumente lauten mögen, finden wir doch nicht, daß sie die einstimmige Aussage der Zeitgenossen Shakspeare's aufwiegen, die seine Erziehung als mangelhaft bezeichnet. Wir halten Jonson's „he had small Latin, and less Greek" in dieser Hinsicht für entscheidend, denn obgleich rare old Ben für keinen ganz unparteiischen Zeugen gelten kann, da er ohne Zweifel auf die größere Popularität seines Nebenbuhlers eifersüchtig war, so hätte er doch schwerlich mit solcher Bestimmtheit von einem Faktum reden können, welches noch im Andenken vieler lebenden Personen seyn mußte, wenn es sich damit nicht wirklich so verhalten hätte. Es dünkt uns übrigens die ganze Frage eine ziemlich müßige, denn ob Shakspeare die Klassiker in der Ursprache las oder ob er sie bloß aus englischen Uebersetzungen kannte — in jedem Falle haben sie (wie auch der Verfasser dieser „neuen Biographie" zugiebt) einen nur geringen Einfluß auf seinen poetischen Charakter ausgeübt, und er bleibt nicht minder der selbständigste und originellste Geist aller Zeitalter und Völker.

Mannigfaltiges.

— Berichtigung. In Bezug auf das kürzlich von mir herausgegebene Buch: „Oelsner's Briefe an F. A. v. Stägemann" ist zu bemerken, daß von mir, nach dem Vorgange v. Stägemann's selbst, Varnhagen von Ense's und des Conversations-Lexikons, die Vornamen Oelsner's unrichtig angegeben sind, indem derselbe nicht, wie bei meinen Vorgängern und auf dem Titelblatt meines Buches zu lesen, Karl Ernst, sondern Konrad Engelbert geheißen hat.

Berlin, den 31. Oktober 1843. Dorow.

— Damen-Lektüre. Sehr oft schon sind wir in dem Falle gewesen, daß Mütter und Erzieherinnen uns um Empfehlung passender französischer Lektüre für ihre Töchter und Pflegebefohlenen gebeten haben. Die meisten, und zwar auch die beliebtesten Erscheinungen der modernen französischen Litteratur eignen sich freilich nicht zu einer solchen Lektüre. Daß in Frankreich selbst kein Ueberfluß an neuen Büchern ist, die jungen unbefangenen Gemüthern in die Hand gegeben werden können, beweist unter Anderem der Umstand, daß solche Schriften, die, wie z. B. die „Valerie" der Frau v. Krüdener, sich einmal einen Ruf dieser Art erworben haben, stets in neuen Auflagen erscheinen, wie denn auch erst kürzlich wieder eine solche, mit einer Vorrede von Sainte-Beuve, herausgekommen, die viel gekauft und gelesen wird. Einen minder ernsten, aber nicht weniger empfehlenswerthen Charakter hat eine so eben hier und in Paris erschienene Sammlung von „Briefen über Deutschland und Italien", deren Verfasserin sich Frau von Montbar nennt.*) Diese Briefe schildern in leichter, verständlicher Sprache, so wie in einem eleganten Stil, die Eindrücke einer Reise von Dresden durch die sächsische Schweiz nach Böhmen, ferner eines Aufenthalts in Bayern, Tyrol, Mailand, Genua, Rom und Neapel, wo die Verfasserin Alles, was Natur und Kunst Schönes darbieten, gesehen hat. Die treuen Darstellungen sind oft mit Bemerkungen über die Geschichte dieser Gegenden verwebt, und wenn darin auch Nichts enthalten ist, was älteren Personen, die bereits viel gesehen und gelesen haben, neu und interessant wäre, so wird doch derjenige Leserkreis, für den diese Briefe zunächst bestimmt sind, darin gewiß eben so wohl Belehrung als Unterhaltung finden.

*) Lettres sur l'Allemagne et l'Italie, dédiées aux jeunes Demoiselles. Par Madame de Montbar. Paris, Brockhaus et Avenarius; Berlin, Asher et Comp. 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Freitag den 3. November 1843.

England.

Englische Dichterinnen.

Von Louise v. Ploennies.

Die verschiedene Richtung der weiblichen Dioskuren von England, der Felicia Hemans und der L. E. Landon, welche ich früher schon in diesen Blättern darzuthun suchte, bestätigt sich mir immer mehr, je vertrauter ich mit ihren Werken werde. Schon die frühesten Umgebungen und Verhältnisse der Felicia Hemans scheinen dazu beigetragen zu haben, ihrem poetischen Geist jene ernste Erhebung zu geben, welche ihn auszeichnet. In einer großartigen einsamen Gegend, nicht fern vom Meeresufer, verlebte sie ihre Kindheit und gab früh der ergreifenden Schönheit der Natur ihre träumerische Seele hin. Als eilfjähriges Mädchen studirte sie den Shakspeare, und die von ihr in diesem Jahr geschriebene kleine Dichtung „Shakspeare" bezeugt ihre warme Begeisterung für den großen Sänger.

In der Geschichte Buch lieb' ich zu lesen
Von Helden, Weisen, welche einst gewesen;
Wenn ferner Tage Bilder mich umschweben,
Lieb' ich's, erhab'ne Thaten zu beleben.
Doch ist's für mich ein höheres Vergnügen,
Auf eines Dichters Rhythmus mich zu wiegen.
Wenn Shakspeare's Wort, des Hohen, mir erklinget,
Begeistrungsgluth den Busen mir durchdringet.
Voll Mitleid fließet meine Thrän' hinab
Als heilig Opfer auf Opheliens Grab;
Dann wieder schwärm' ich durch das grüne Thal,
Mit leichten Elfen hin im Mondenstrahl,
Mich trägt der Himmelsflug der Phantasie,
Ich hör' Ariel's süße Melodie.
O, wunderhold erklingt der Waldeston
Durch ihn, der hohen Muse Lieblingssohn,
Durch ihn, der zauberisch mein Herz bewegt,
Das wechselnd es in Lust und Trauer schlägt.

Die tiefe Sympathie mit der Natur, welche sich so innig in allen Dichtungen Felicia's ausspricht, wurde schon damals in dem Kinde wach, das früh in allen herrlichen Erscheinungen der Natur den Geist des Weltalls ahnen und lieben lernte. Was sie so anmuthig in dem reizenden Gedicht: „Das Kind und die Blumen" besingt, die geheimnißvolle Verwandtschaft einer reinen Seele mit dem Geiste der Natur, war in ihr selbst lebendig. Ich theile hier das liebliche Gedicht mit.

Des Kindes Rückkehr vom Walde.

Warst mit Bienchen, hold Kind, du im schattigen Hain,
Warst mit Schäfchen zur Weide am grünen Rain?
Bist mit Häschen gesprungen durch Busch und durch Feld,
Hast dem Schmetterling schwärmend dich zugesellt? —
Ja, deiner Füßchen leicht schwebender Lauf
Schreckt im Nest nicht den ruhenden Zaunkönig auf.
Doch hast du die Zweige des Waldes entlaubt
Und Schätze an Blumen und Knospen geraubt.
Du kennst nicht den Zauber, den längst Poesie
Den blühenden Kindern der Fluren verlieh,
Der Veilchen und Glöckchen und Rosen umstrahlt,
Die Lilie verklärt, die im Springquell sich malt,
Der Waldesschatten seit uralter Zeit
Romantischen Sagen der Liebe geweiht,
Jed' blühendes Plätzchen von Strahlen umschwebt,
Harmonisch mit Klängen der Muse belebt.
Du kennst nicht das Licht, das mit magischer Gluth
Auf duftigem Moos und Vergißmeinnicht ruht;
Du freust dich am funkelnden perlenden Thau,
Der glänzt gleich Juwelen im Kelche so blau,
Entzückst dich an purpurnen Fleckchen, die hell
Dir schimmern in Geißblatts still duftender Zell',
Und am Hauch, der den blühenden Rosen entsteigt,
Und der Schönheit, die's Haupt von dem Waldglöckchen neigt.
O, glückliches Kind! auf der schwärmenden Bahn,
Was ficht Ueberlegung, Erinn'rung dich an?
Kränze dein Haar mit dem Schmuck der Natur,
Streu' deinen Weg dir mit blühender Spur,
Reich ist Natur ja an Blumen, und nie
Ach nimmermehr schätzest wie heute du sie.
Denn der Tag wird kommen und kommt zu geschwind,
Der dämpft deine Freude, du glückliches Kind!
Der mit Schatten trübt dir die Stirne klar,
Unter dem wallenden lockigen Haar;
Wo den fröhlichen Glanz von dem lachenden Blick
Wandelt in herbstliche Ruh' das Geschick,
Und dir zeigt, wie der Gram, wie der herrische Schmerz
Uns ergreift und sich bannt ins verschwiegene Herz.
Kind, lieblich Kind! dennoch traure mir nicht.
Das Leben hat Sterne voll heiligem Licht.
Dein sey ihr Schimmer, und dein sey das Glück,
Die Natur zu durchschauen mit ahnendem Blick;
Im Rauschen der Wasser, im Blüh'n und Vergeh'n
Das Walten der himmlischen Liebe zu sehn;
Zu erkennen die Deutung, des Göttlichen Spur
Voll Ahnung zu schau'n in der hohen Natur!

Als die Dichterin später aus den wolkenlosen Tagen der Kindheit getreten war, lernte ihr edles Herz selbst jene tiefen Schmerzen kennen, welche sie hier dem spielenden Kinde prophetisch vorführt. In den tiefsten Beziehungen des weiblichen Herzens unbefriedigt und unglücklich, mischte sich jener Klang der Schwermuth in ihre Poesie, welcher sie so anziehend macht. Es ist nicht jene Spielerei oder Koketterie mit dem Schmerz, welche so oft durch falsche Sentimentalität oder die Mode hervorgerufen wird, sondern jene heilige Schwermuth, welche sich in tief poetischen Gemüthern als eine unbefriedigte Sehnsucht nach einem Zustande höherer geistiger Vollkommenheit und Glückseligkeit kundgiebt. Hier wirkt sie um so ergreifender, da Felicia einen seltenen Wohllaut der Sprache besitzt, welcher ihre Verse in hohem Grade melodisch macht.

„Es ist ein Ton, der der Musik verliehen,
Es ist ein Ruf, so süß und bang,
Ein brechend Herz, das flieht in Melodieen,
Ein Glaube, der den Sieg errang."

Immer mehr verklärte sich die reine Gluth ihrer Liebe zu einer hohen religiösen Liebe für die ganze Menschheit. In diesem Gefühl schrieb sie das schöne Gedicht: „Die Stunde des Gebets", dessen letzter Vers alle Menschen auffordert, sich ihrer Gemeinschaft in diesem religiösen Band der Liebe recht bewußt zu werden. Der berühmte Orgel-Komponist Christian Rinck hat meine Uebersetzung des Liedes, sehr entsprechend dem frommen Inhalt, komponirt; dies der letzte Vers:

Krieger, der nach heißer Schlacht,
Athmet auf, wenn naht die Nacht;
Weib, das auf dem Leichenfeld
Einsam weinend Wache hält;
Ihr, die jauchzet, Ihr, die weint,
Dieses Band Euch All' vereint!
Wenn der erste Stern sich droben zeigt,
Erhebe die Herzen und die Kniee beugt!

Felicia Hemans hat einen Band religiöser Dichtungen herausgegeben, unter welchen sich ausgezeichnet schöne finden. Eine derselben, „die Wasserlilie", theile ich hier in meiner Uebersetzung mit.

Die Wasserlilie.

O, schön bist du,
Du marmorgleiche Königin vom See!
Die Welt verklärend mit dem reinen Schnee,
Als wie das Herz die Ruh!

O, Wasserlilie rein!
Die furchtlos sich mit jeder Woge hebt,
Ein sanfter, doch holdsel'ger Geist belebt
Den Busen dein!

Du hebst stets gleich
Dein Haupt empor in weiblich sanfter Schöne,
Ob azurblau die Fluth, ob Sturm umtöne
Das Wogenreich!

Sprich, was dir gleicht,
Dir, Blume, stark und sanft, die also klar
Den Alabasterkelch dem Himmel dar,
Den Stürmen reicht?

Dir gleicht die Lieb';
Die Lieb' der Frau, der Sturm schreckt sie vergebens,
Sie wurzelt in der dunklen Fluth des Lebens
Mit starkem Trieb.

Der Glaube auch!
Der Glaube, der wie du zum Licht entspringet,
Sich stark und fest dem Wogenschwall entringet,
Dem Sturmeshauch.

Also vereint
Mit hohem Sinn, laß ruh'n dein Bild in mir!
Wie Fried' und Reinheit, Widerschein von dir,
In mir erscheint.

Ein Widerschein,
So göttlich klar wie jener, den du malst
Jungfräulich auf die Fluth, auf der du strahlst
Holdselig, rein!

Die religiösen Lieder der Felicia Hemans sind in England sehr verbreitet, überhaupt sind ihre Werke tiefer ins Volk eingedrungen, als diejenigen der Miß Landon, was sich natürlich daraus erklären läßt, daß die Poesie der Felicia aus den verschiedensten Elementen des britischen Charakters zusammengesetzt ist, während Miß Landon eben so gut eine französische als eine englische Dichterin seyn konnte. Glühende Vaterlandsliebe, eine hohe Reinheit und Religiosität sind die Grundtöne der Felicia, in welche sich wie bezaubernde Moll-Akkorde die melodischen Klänge ihrer Schwermuth mischen. Phantasie, Liebe, Grazie und Bilderreichthum charakterisiren dagegen die poetischen Produkte der Miß Landon, und so war es begreiflich, daß die Erste das Eigenthum der Nation, die Zweite aber mehr der Liebling der Gesellschaft wurde. In der Vision der Gräber, sagt Charles Swain von Felicia Hemans:

Es schwillt das Mutterherz bei deinen Tönen,
Die Kinder segnen dich auf ihrem Knie,
Dir ward die Gabe von dem ewig Schönen
Im Lied, das dir Unsterblichkeit verlieh.
Du liebtest Kirch', Altar und Grab zu krönen,
Und wo gewandelt die Melancholie,
Wo Hoffnung nicht mehr durft' den Gram versöhnen,
Da sandtest du die Klänge himmelwärts
Und gossest Trost und Ruh dem Trauernden ins Herz.

L. E. Landon dagegen war die gefeierte Dichterin der Mode. Die elegantesten Taschenbücher wurden von ihr herausgegeben, und jedes Drawing-room oder boudoir war mit ihren kleinen graziösen Dichtungen geschmückt. Eines der beliebtesten dieser Taschenbücher, das forget me not, erschien jährlich mit einem Vergißmeinnicht der lieblichen Sängerin. Eines derselben theile ich hier mit:

Vergißmeinnicht.

Dein weißes Segel seh' ich schwellen
Auf blauem Meere fern,
Des Windes Flügel streift die Wellen,
Bald glänzt es wie ein Stern!
Schon sinkt die goldne Sonne nieder,
Umleuchtet Schiff und Meer;
Sie seh' ich morgen Abend wieder,
Dein Segel, ach, nicht mehr!
Doch morgen Abend wiederkommen
Werd' ich im Sternenlicht
Zu diesem Platz, wo heut' beklommen
Ich rief: Vergißmeinnicht!
O, Mutter! laß mein Aug' doch hangen
An seinem Segel fern!
Was thut's, ob bleich sind meine Wangen,
Ob trüb' mein Augenstern!
Sag' nicht, vergebens sey die Klage
Um den geliebten Mann,
Weil Thrän' und Seufzer nicht die Tage
Der Trennung kürzen kann.
Ich weiß es wohl, mein heißes Sehnen
Bringt heim den Schiffer nicht,
Doch wer sprach je noch ohne Thränen:
Leb' wohl! Vergißmeinnicht!

Die Liebe, welche ihr in England den Namen der britischen Sappho erworben hat, zieht sich als rosenfarbener Faden durch alle ihre Dichtungen. Vaterlandsliebe dagegen tritt nie entschieden hervor. Auch in ihrem sehnsüchtigen Gedicht „die Nacht auf der See" ist es die Trennung von ihren Freunden, nicht die Trennung vom Vaterland, welche ihr die wehmüthigen Klänge eingiebt. Ihr liebebedürftiges Herz hatte nicht die Kraft, sich zu jener Quelle des Trostes zu erheben, welche der Felicia in ihrem tiefstem Leide Erquickung strömte. Es konnte auf Erden nicht **allein** stehen, und darum singt sie lieblich wie die sehnsüchtige Taube in ihrer Fabel:

Der Phönix und die Taube.

Meine Schwingen sind schön wie der Regenbogen,
Mein Leben erwachet in Duft,
Meinen Tod umströmen melodische Wogen,
Und die Sonne entflammt meine Gruft.
Zum Himmel empor aus dem Erdenstaube,
Ueber's Grab erhebe ich mich,
Dort herrsch' ich allein! — Allein? rief die Taube, —
O, so beklage ich dich!

In dem Phönix und der Taube hat sie unwillkürlich und bewußtlos ihre Eigenthümlichkeit neben die höhere der Felicia Hemans gestellt, wenigstens drängt sich mir die Vergleichung auf. Ein andermal sagt L. E. Landon, in Beziehung auf den Mond:

Möcht' lieber jede Blume seyn,
Die, Mutter Erde, bei dir blüht,
Weil dann Verwandtes neben mir
Erblüht, wächst, mit mir verglüht.

Wohl hast du Erde Gram und Tod,
Doch all' dies nenn' ich lieber mein,
Als in der Strahlensphäre dort
Zu herrschen einsam und allein.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Einige Einzelheiten zur Geschichte Cartouche's.

(Schluß.)

Vom Beginn der Untersuchungen an hatte er seine Identität geleugnet; er hatte sich für einen Jean Petit, Sohn eines Kaufmanns aus der Umgegend von Bar, ausgeben wollen; seine Mutter und sein jüngerer Bruder, die gerufen wurden, erkannten ihn. Er erklärte, sie seyen Betrüger, besoldet, um ihn verurtheilen zu lassen; aber noch andere Zeugen erkannten ihn, und er wurde sieben vollbrachter Mordthaten für schuldig überwiesen, ohne die, die er, Umstände wegen, unabhängig von seiner Absicht, verfehlt hatte. Da er sich in Folge dieser Aussagen ohne Rettung verloren und kein Mittel sah, sich aus dem Gefängniß zu retten, suchte er sich den Tod zu geben, indem er sich den Kopf an seinen Ketten zerbrach; aber die Hellebardiere, die ihn bewachten, verhinderten ihn daran und befestigten ihm, um jedem Rückfall zuvorzukommen, den Kopf von hinten an einen großen Block, der ihm nicht gestattete, sich vorwärts zu neigen. Personen, die dabei interessirt waren, daß er keine Aufschlüsse gebe, besuchten ihn im Gefängniß und brachten ihm in einer Flasche Malvasier Gift bei. In der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1721 hatte er zahlreiche Erbrechungen; der Arzt, der noch zur rechten Zeit gerufen wurde, verschrieb ihm ein Gegengift und wußte ihn so zu retten; aber von diesem Augenblick an war der Eintritt in sein Gefängniß Jedermann untersagt. Diese verschiedenen Umstände veranlaßten die Richter, die Instruction seines Prozesses zu beschleunigen, und obgleich er kein Geständniß gemacht, wurde er durch Beschluß des Parlaments verurtheilt, den 27. November 1721 auf dem Greveplatz lebendig gerädert zu werden.

Den 17ten des Morgens wurde er auf die Tortur gebracht, aber er gestand Nichts und wollte seine Mitschuldigen nicht angeben. Man gab ihm als Beichtiger einen Doktor der Sorbonne, der alle Ueberredungskünste aufbot, um Geständnisse von ihm zu erhalten. C. antwortete ihm mit Festigkeit und nannte einen seiner Gefährten einen Feigen und Meineidigen, der, als er auf die Wasserprobe gesetzt worden war, endlich bei der achten Kanne seinen Mitschuldigen genannt hatte. Indeß, obgleich er den Worten seines Beichtigers kein Gehör geben wollte, hatte er doch seine Ermahnungen angehört und den ersten Beistand der Religion empfangen. Von diesem Augenblick an hatte er ein gutes Benehmen beobachtet. Der Tag der Hinrichtung kam; um fünf Uhr Abends holte man ihn ab und führte ihn auf den Greveplatz. Die Straßen waren mit Leuten überfüllt, die Fenster mit Zuschauern besetzt, die seit einem Monat jeden Tag den Augenblick dieses schrecklichen Schauspiels erwarteten. C. bemerkte bei seiner Ankunft auf einem Schaffot zwei Galgen und vier Räder, umgeben mit Hellebardieren zu Fuß und zu Pferde; er bemerkte den Henker und seine Gehülfen, die mit Kaltblütigkeit die Instrumente zur Hinrichtung in Stand setzten. Dieser Anblick machte einen Eindruck auf ihn, und er rief ziemlich laut aus: „Das ist ein abscheulicher Anblick!" Sein Beichtiger benutzte dieses sehr natürliche Gefühl der Schwäche zu neuen Bemühungen, ihm das Geständniß seiner Mitschuldigen zu entreißen; aber sogleich war er auch seines Gefühls Herr geworden und bestieg mit sicherer Haltung die Stufen des Schaffots. Oben angekommen, warf er nach allen Seiten einen unruhigen Blick, aber seine Gefährten, die ihm durch die stärksten Eidschwüre versprochen, ihn zu retten, waren nirgends zu sehen. Da verließ ihn noch einmal seine Kraft; er rief seinen Beichtiger und sagte ihm, daß, ehe er sterbe, er die vollständigsten Aufschlüsse geben wolle. Man fügte sich seinen Wünschen und führte ihn nach dem Stadthause. Dort fing er eine ausführliche Erzählung seiner Verbrechen an, nannte seine Mitschuldigen, zeigte ihre Wohnung und die Mittel, sie festzunehmen, an. Mehr als vierzig Personen, zum Gefolge der Prinzessin Elisabeth von Montpensier, einer der Töchter des Regenten, gehörig, die gerade zur Vermählung mit dem Prinzen von Asturien nach Spanien abreisen wollte, befanden sich unter ihnen. Was die Schuldigkeit dieser Personen bewies, war, daß sie, statt ihre Unschuld geltend zu machen, sich den Nachsuchungen der Justiz durch eine eilige Flucht entzogen. Während Cartouche aber auf dem Stadthaus war, verbreiteten sich die Hellebardiere in Paris und ergriffen alle die seiner Mitschuldigen, deren sie habhaft werden konnten, und führten sie dann vor ihn. Als sie so vor ihm standen, machte er ihnen mit Mäßigung Vorwürfe über ihre Feigheit und sagte ihnen, daß, weil sie ihren Schwur nicht gehalten, er sich auch nicht für verpflichtet hielte, den seinigen zu halten; dann fing er an, sie Alle beim Namen aufzurufen, eine ausführliche Aufzählung ihrer Verbrechen zu machen und Beweise zur Unterstützung zu geben. Diese Elenden standen wie zu Boden gedonnert; man führte sie in das Gefängniß der Conciergerie, bis mittlerweile auch für sie der Tag der Strafe gekommen seyn würde. Diese verschiedenen Confrontationen hatten die ganze Nacht und den Morgen des folgenden Tages gewährt. Sie waren von dem referirenden Rath, unterstützt von einem anderen Rath und einem Schreiber, angestellt worden. Als Alles beendet war und die Justiz sich hinreichend im Klaren sah, ließ man Cartouche mit seinem Beichtiger bis zwei Uhr Nachmittags allein. Nachdem er den Beistand und den Trost der Religion empfangen, wurde er wieder auf den Greveplatz geführt. Er bestieg mit Festigkeit die Stufen des Schaffots und überlieferte sich den Henkern. Man brach ihm die Glieder an elf verschiedenen Stellen und flocht ihn dann aufs Rad, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Der rohe Haufe eilte nachher zum ersten Knecht des Henkers, um den Leichnam zu sehen, der den Chirurgen von St. Cosmus verkauft wurde.

Die Hinrichtung Cartouche's machte den Verbrechen, die damals die Hauptstadt beängstigten, ein Ende; seine Mitschuldigen folgten ihm bald nach. Sie

wurden nach einander verurtheilt und hingerichtet; aber Keiner von ihnen zeigte dieselbe Festigkeit und Ergebung wie er.

Man hat Tausende von Bänden über Cartouche geschrieben, aber das Nähere, was wir so eben über sein Leben und seinen Tod gegeben haben, ist wenig bekannt und aus den authentischsten Quellen geschöpft. Legrand ließ den 20. Oktober 1721 im Théâtre-Français ein Stück, benannt: „Cartouche, oder die Diebe" darstellen. Er hatte Cartouche selbst im Gefängniß besucht, um ihm seinen Plan darzulegen und mit ihm den Ertrag des Stücks zu theilen. Aber bei der dritten Aufführung ward es verboten, und zwar auf Klagen Cartouche's selbst, der erklärt hatte, daß er nicht länger ganz Frankreich auf seine Kosten zum Lachen bringen wollte.

Ostindien.

Indische Märchen.

(Die Märchensammlung des Sômadêva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Von Dr. H. Brockhaus, Prof. in Leipzig. 1843.)

Unter dem vorstehenden Titel erscheint so eben, als sieben- und achtundzwanzigstes Bändchen der „Ausgew. Bibliothek der Klassiker des Auslands", ein neuer Abdruck der Uebersetzung des berühmten indischen Märchenwerkes, welche Herr Brockhaus, damals noch Professor in Jena, bereits im J. 1839 zugleich mit dem Originale (Buch I — V) herausgab. Die Uebersetzung war von dem Texte nicht getrennt und außerdem so eng gedruckt, daß sie nur mit Mühe zu lesen war. Die Sammlung wird daher in dieser neuen Ausgabe zuerst dem größeren Publikum zugänglich, und der Uebersetzer hat eine lehrreiche Vorrede und Anmerkungen hinzugefügt, der wir nur die Notiz entnehmen wollen, daß der Verfasser oder richtiger der Sammler und Ordner dieser Märchen zur Erheiterung der Großmutter des Harsha Deva, Königs von Kaschmir, schrieb, dessen Regierungszeit in die Jahre 1113 — 1125 gesetzt wird.

Wir begnügen uns, dem Leser einige der kürzeren Märchen vorzuführen, die ihn besser als alles Andere die Art und Weise dieses Werkes erkennen lassen werden.

1. Gründung der Stadt Pataliputra.

Bei Ganga-dvara*) ist ein heiliger Teich, Kanakhala genannt, wo Siva die Gahnavi**) in goldenem Falle von den Gipfeln des Berges Usinara***) herabsandte. Dort lebte ein Brahmane aus dem Süden, frommer Buße ergeben, mit seiner Gemahlin, die ihm drei Söhne geboren hatte. Als er und seine Frau gestorben waren, reisten seine Söhne, beseelt von dem Wunsche, die Wissenschaften zu erlangen, nach Râgagriha****). Dort erlernten sie alles Wissen und gingen dann, betrübt über ihre einsame Stellung, nach dem Süden, um den Kumâra zu verehren. So gelangten sie zu der Stadt Chinchini, am Ufer des Meeres gelegen, und wohnten in dem Hause des Brahmanen Bhogika, der ihnen seine drei Töchter zur Ehe gab, sein ganzes Vermögen übermachte und dann nach der Ganga ging, da er keinen Sohn hatte, um dort der Buße zu leben. Während die drei nun in dem Hause ihres Schwiegervaters lebten, verschwendeten sie Alles, so daß bittere Armuth entstand. Sie verließen deswegen ihre Frauen und gingen in die weite Welt.

Da die eine der Frauen schwanger war, so nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Hause des Jagnadatta, eines Freundes ihres Vaters, und lebten dort, ihrer Männer gedenkend, in ärmlichen Verhältnissen. Als dann ihre Zeit kam, gebar sie einen Sohn, und die Liebe Aller wendete sich dem Knaben zu.

Als Siva einst auf dem Wolkenpfade einherging, sagte Parvati †), die voll Mitleid jenes sah, also zu ihm: „Sieh, Herr, diese drei Frauen, wie sie, ihre Liebe in dem einen Knaben vereinigend, auf ihn die Hoffnung setzen, er werde sie einst im Leben unterstützen. Mache es daher so, daß dieser schon als Kind sie unterhalten könne."

Da sagte der gabenbewilligende Gott zu seiner Gemahlin: „Ich bin ihm gewogen, denn schon in einer früheren Geburt haben er und seine Gemahlin mich durch Buße erfreut; darum ist er zum Genuß des Glücks auf die Welt gekommen, und seine frühere Gemahlin, die als Tochter des Königs Mahêndra-Varma unter dem Namen Patali wiedergeboren ist, soll auch jetzt seine Gemahlin werden."

So sprach Siva und sagte dann den drei Frauen im Traum: „Nennt euren Sohn Putraka, und jeden Tag, wenn er aus dem Schlafe erwacht, werdet ihr viel Goldes unter seinem Haupte finden, und euer Sohn wird dereinst auch König werden." Und als nun der Knabe erwachte und sie das Gold fanden, da freuten sich die drei trefflichen Frauen, deren tugendhafter Wandel solchergestalt Belohnung fand. Durch das Gold aber wuchs endlich ein großer Schatz heran, und bald wurde Putraka König.

Einst sagte Jagnadatta heimlich zu Putraka: „König, dein Vater und seine Brüder sind aus Armuth in die weite Welt gegangen: darum gieb stets den Brahmanen freigebig, dann werden sie sicher, wenn sie davon hören, zurückkehren. Folgende Erzählung mag dir zum Beweise dienen:

„In Vârânasi ††) lebte einst ein König Namens Brahmadatta. Dieser sah in der Nacht ein Paar Hansa's am Himmel ziehen, glänzend von strahlendem Golde, von Hunderten von Königshansa's umgeben, vergleichbar einem Blitzstrahl in dunkelgrauem Gewölke. Der König bekam ein solches Verlangen, diese Vögel wieder zu sehen, daß er an nichts mehr Vergnügen fand. Er berathschlagte deshalb mit seinen Ministern, ließ einen schönen Teich graben, und schonte das Leben aller Thiere, um ihnen jede Furcht zu nehmen. Nach kurzer Zeit fing er auf diese Weise die beiden Hansa's, und nachdem er sie beruhigt, fragte er nach der Ursache ihres Goldgefieders. In menschlicher Sprache sagten sie darauf dem Könige: „In einem früheren Leben waren wir Krähen; wir kämpften einst in einem heiligen Tempel des Siva um die Opferreste und kamen beide dabei um. Dann sind wir beide als goldgefiederte Hansa's wiedergeboren worden." Als der König dies gehört hatte, betrachtete er sie erfreut nach Herzenslust.

„So wirst auch du deinen Vater wiedersehen, wenn du mehr Gaben vertheilst als Andere."

Putraka befolgte diesen Rath, und so wie die drei Brahmanen von seiner Freigebigkeit hörten, kehrten sie zurück. Sie wurden gleich erkannt, erlangten ihre Frauen wieder und zugleich große Glücksgüter.

Mit der Zeit aber wurden sie selbst nach der königlichen Herrschaft begierig und faßten den Entschluß, den Putraka zu tödten, indem sie ihn unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt zur Göttin Vindhjavasini führten. Sie stellten Mörder in das innerste Heiligthum des Tempels und sagten dann zu ihrem Sohne: „Sieh du zuerst die Göttin; geh hinein." So wie Putraka den Tempel betrat, sah er die Mörder herbeieilen. Er fragte sie: „Weswegen wollt ihr mich morden?" Sie antworteten: „Dein Vater und deine Oheime haben uns dazu angestellt, indem sie uns Geld gaben." Da erwiederte Putraka den von der Göttin Bethörten: „Ich gebe euch dies unschätzbare Geschmeide, laßt mich frei; ich werde euch nicht verrathen, denn ich gehe weit weg." — „So sey es", sagten die Mörder, nahmen die Edelsteine und gingen, indem sie seinem Vater fälschlich berichteten, daß Putraka von ihnen ermordet worden. Die drei Brahmanen kehrten nun zurück, wurden aber von den Ministern des Putraka hingerichtet. Der edle König Putraka flüchtete sich in das Vindhja-Gebirge, um von seinen lieblosen Verwandten getrennt zu leben.

Während er nun dort umherirrte, traf er auf zwei Männer, die ringend mit einander kämpften; er fragte sie: „Wer seyd ihr?"

„Wir sind die Söhne des Majâsura, und das hier ist unser Vermögen, diese Schale, dieser Stab und diese Schuhe. Um diese kämpfen wir; wer der Stärkere ist, der soll sie besitzen."

Als Putraka ihre Rede gehört hatte, sprach er lachend: „Wozu nützt solcher Besitz einem Manne?"

Darauf antworteten sie: „Wer diese Schuhe anhat, besitzt die Kraft, zu fliegen; und was irgend mit diesem Stabe gezeichnet wird, das entsteht sogleich; und was für eine Speise auch man in dieser Schale wünschen mag, die ist da."

Als Putraka dies gehört hatte, sprach er: „Wozu des Kampfs? Dies soll der Kaufpreis seyn: wer den Anderen im Wettlauf besiegt, der soll das Alles besitzen."

„So sey es!" sagten die beiden Thoren und fingen an zu laufen. Putraka aber zog sogleich die Schuhe an und flog mit dem Stabe und der Schale zu den Wolken empor. Im Augenblick war er weit fortgeführt, und als er die schöne Stadt Akarshika sah, ließ er sich aus den Wolken herab. „Dirnen sind zum Betruge geneigt, die Brahmanen sind wie meine Verwandten, und Kaufleute gierig nach Gewinn! — in wessen Hause kann ich wohnen?" Während er so dachte, traf er ein einsames zerfallenes Haus und sah darin eine alte Frau. Nachdem Putraka die Alte zuvor mit einem Geschenke erfreut hatte, wurde er freundlich von ihr aufgenommen und lebte unbemerkt in ihrer Hütte.

Einst sagte die Alte zu dem Putraka, den sie liebgewonnen hatte: „Ich glaube, mein Sohn, daß es nirgends eine Frau giebt, die besser für dich paßt, als die Tochter unseres Königs, Patali; aber sie wird wie eine Perle da oben in ihren Zimmern bewacht."

Als Putraka mit aufmerksamem Ohre die Worte der Alten hörte, schlich sich Kâma, der Liebesgott, auf diesem Wege eine Oeffnung findend, in sein Herz. „Noch heute muß ich die Geliebte sehen", sagte er und flog, sich rasch entschließend, als es Nacht geworden war, in die Lüfte. Er stieg durch ein Fenster des Palastes, der sich wie ein Berg erhob, und sah die Patali einsam in einem Zimmer schlafen; und wie sich das Licht des Mondes über ihre Glieder ergoß, war sie die körperlich gestaltete Macht des Kâma, die, nachdem sie die Welt besiegt, ruht. Während er überlegte: „Wie doch soll ich die Geliebte wecken?" hörte er plötzlich draußen einen Wächter singen: „Der Jüngling fürwahr hat die Frucht seines Lebens gekostet, der unter Küssen weckt die schlafende Geliebte, die süß lallt und deren Auge langsam sich erschließt."

Und wie er diese Lehre vernommen hatte, umarmte er bebend die Geliebte; sie aber wachte auf, und als sie den Fürsten vor sich sah, kämpften Scham und Verlangen in ihrem Auge, das scheu bald ihn ansah, bald wieder hinwegblickte. Sie kosten dann mit einander und vermählten sich nach den Gesetzen der Gandharver-Ehe. So wuchs die Liebe beider Gatten, nicht aber die Nacht. Bei der ersten Morgenröthe nahm Putraka Abschied von der geliebten Gattin und kehrte, seine Seele nur ihr zugewendet, in die Wohnung der Alten zurück.

Als er so jede Nacht zu ihr kam, ahnten die Dienerinnen bald die heimliche Vermählung der Patali; sie theilten dies sogleich ihrem Vater mit, und dieser befahl einer der Frauen, sich im Schlafzimmer seiner Tochter während

*) d. h. die Pforte des Ganges, wo er aus den Gebirgen in die Ebene von Hindustan tritt, heute Hurdear.

**) ein Name der Ganga (d. i. Ganges).

***) Name eines Berges am südlichen Abhange des Himâlaja.

****) Stadt im heutigen Behar; eben so später Chinchini, i. e. Tamarindenstadt.

†) Frau des Gottes Siva.

††) der alte Name des heutigen Benares.

der Nacht zu verbergen und sie zu beobachten. Als nun Putraka kam, nähete die Dienerin, damit man ihn wiedererkennen konnte, ein rothes Läppchen auf sein Kleid. Sie benachrichtigte darauf den König, daß sie den Mann entdeckt habe, und dieser sandte Kundschafter aus, die auch den Putraka an diesem Zeichen im Hause der Alten fanden. Er wurde zum Könige geführt, und da er denselben sehr erzürnt sah, so flog er mit seinen Zauberschuhen zum Himmel empor und stieg in das Zimmer der Patali. „Wir sind entdeckt; steh auf, laß uns fliehen!" rief er, nahm die Geliebte in den Arm und flog durch die Lüfte davon.

Am Ufer der Ganga stieg er aus dem Himmel herab, und da er die Geliebte ermattet sah, so erquickte er sie durch Speisen, die durch die Kraft der Schale entstanden. Von Patali, die mit Staunen die Zaubergewalt des Putraka bemerkte, gebeten, zeichnete er mit dem Stabe eine Stadt hin und schuf sich ein mächtiges Heer. Er wurde dort dann König, und nachdem er große Macht erlangt hatte, versöhnte er sich mit seinem Schwiegervater und beherrschte die ganze Erde bis zum Meere hin.

So wurden diese herrliche Stadt und ihre Bewohner durch Zauber geschaffen, und daher heißt sie Pataliputra, der Wohnsitz des Reichthums und der Bildung.

• • •

2. Der Sinn der Menschen ist schwer zu ergründen; selbst ein Kind, dessen Wunsch nicht befriedigt wird, kann einem ein Leid zufügen: dies beweist die folgende

Geschichte des klugen Kindes.

Es lebte einst ein Brahmane, Namens Rudrasarma, der, als er Grihastha*) geworden, zwei Frauen nahm. Nachdem die eine Gattin einen Sohn geboren, starb sie; der Vater übergab ihren Sohn daher der Stiefmutter zur Pflege. So wie der Knabe ein wenig älter geworden, gab sie ihm so trockenes und schlechtes Essen, daß er ganz bleich von Ansehen wurde und einen dicken Leib bekam.

Der Vater sah dies mit Betrübniß und sagte zu der Frau: „Warum behandelst du diesen meinen Sohn, der seine Mutter verloren, so schlecht?"

Sie aber antwortete: „Ich pflege den Knaben mit aller Liebe, aber trotz dem ist er so geworden; was kann ich dafür?"

Der Brahmane aber dachte: „Das Kind ist nun einmal von Natur so, und weil der Knabe mißgestaltet (i. e. vinashta) war, so wuchs er unter dem Namen Balavinashtaka in dem väterlichen Hause auf.

Als nun der Knabe das fünfte Jahr zurückgelegt hatte und weit über sein Alter klug geworden war, dachte er bei sich: meine Stiefmutter behandelt mich immer so schlecht, ich will dafür eine Rache an ihr nehmen.

Eines Tages kehrte der Vater aus dem königlichen Palaste zurück; der Knabe lief auf ihn zu und sagte heimlich mit leiser Stimme zu ihm: „Vater, ich habe zwei Väter."

Täglich wiederholte der Knabe diese Worte, so daß der Vater glaubte, seine Frau lebe mit einem Nebenbuhler und jede Berührung mit ihr vermied.

Die Frau dachte: weswegen ist doch mein Gemahl ohne alle Schuld von meiner Seite so erzürnt gegen mich? Sollte etwa der häßliche Junge dies bewirkt haben?

Sie wusch daher den Knaben recht reinlich und sorgfältig, gab ihm Süßigkeiten zu essen, setzte ihn auf ihren Schoß und fragte dann: „Sag', mein Söhnchen, warum hast du den Vater so gegen mich aufgebracht?"

Auf diese Frage antwortete der Knabe seiner Stiefmutter: „Ich werde noch mehr gegen dich thun, wenn du mich nicht von heute an gütig behandelst. Du pflegest deine eigenen Kinder so liebevoll, warum thust du daher mir immer etwas zu Leide?"

Die Mutter beugte sich vor dem Knaben demüthig und sprach, um den Fluch zu vermeiden: „Ich will nie wieder unfreundlich gegen dich seyn; versöhne mir dagegen auch meinen Gemahl wieder."

Der Knabe sagte: „Wenn heute der Vater nach Hause zurückkehrt, so sorge dafür, daß eine der Dienerinnen ihm einen Spiegel zeigt; das Fernere weiß ich schon."

Die Frau befahl darauf einer Dienerin, einen Spiegel zu nehmen, und als nun Rudrasarma zurückkehrte, zeigte sie ihm denselben. So wie der Knabe das Bild seines Vaters im Spiegel sah, rief er aus: „Sieh, Vater, da ist mein zweiter Vater!"

Durch diese Worte schwand dem Rudrasarma alles Mißtrauen gegen seine Gattin, und da er einsah, daß er sie ohne Grund beleidigt, wurde er ihr von Stund' an wieder zugethan.

• • •

3. Die Geschichte von der Ahalja.

Es lebte einst ein frommer Weiser (muni), Namens Gautama, der Alles wußte, was da war, ist und seyn wird. Seine Gemahlin, die an Schönheit die Nymphen (Apsarasas) besiegte, hieß Ahalja.

Eines Tages fand Indra sie allein, und nach ihrer Schönheit lüstern, bat er um ihre Gunst. Denn der Geist der Herrscher, durch ihre Macht verblendet, schweift oft in fremde Gebiete. Bethört willigte sie in das Verlangen des Gottes ein; Gautama aber, durch seine Geistesmacht Alles erfahrend, kam herbei. Indra verwandelte sich sogleich aus Furcht in einen Kater (mârgâra); darauf fragte Gautama die Ahalja: „Wer ist da?"

Sie antwortete ihm in Prâkrit, wodurch sie die Wahrheit nicht ganz verhehlte: „Es ist nur ein Kater (maģģào*)."

Lachend sagte darauf der Heilige: „Ja, es ist wahr, es ist dein Liebhaber (traģģâro)", und sprach dann einen Fluch über sie aus, dem er aber die Zeit, wann er enden würde, hinzufügte, weil sie die Wahrheit nicht verschwiegen hatte: „Elende, für lange Zeit werde zu einem Stein, bis Rama, im Walde umherstreifend, dich erblickt!"

Den Indra aber verfluchte er zugleich mit den Worten: „Was du so lüstern begehrtest, das zeige sich in tausendfacher Gestalt auf deinem Körper; aber wenn du einst die himmlische Tilottama erblickst, die Viswakarma bilden wird, so sollen dir tausend Augen daraus werden!" Als er diesen Fluch gesprochen, lebte Gautama weiter seiner frommen Buße, Ahalja aber wurde in einen harten Fels verwandelt, und Indra kehrte beschämt in seine himmlische Wohnung zurück.

„So trägt eine schlechte That", fügte der Erzähler hinzu, „stets einem Jeden die bösen Früchte für sich selbst; denn welcher Art Samen Jemand säet, dem entsprechende Früchte wird er auch ärndten. Doch edle Menschen verlangen nie nach dem, was verboten ist."

*) d. h. als Familienvater, in den zweiten Abschnitt des Lebens getreten war.

*) Durch die Wahl der Prâkritform umgeht Ahalja die Wahrheit nicht direkt, denn maģģào (was freilich keine echt prâkritische Form wäre und wohl maģģârô heißen sollte?) kann theils ein Kater, theils mein Geliebter heißen. In dem letzteren Sinne nimmt es auch Gautama, indem er traģģârô, i. e. dein Geliebter, antwortet.

Mannigfaltiges.

— **Die Kunst, in Frankreich über Deutschland zu schreiben.** In einem Artikel der Revue Indépendante über die französische Uebersetzung des „Wilhelm Meister" von Frau von Carlowitz klassifizirt Herr Eugen Faure die Uebersetzer aus dem Deutschen folgendermaßen: 1) in solche, die beide Sprachen vollkommen verstehen, von welcher Art es aber höchstens drei oder vier in Frankreich geben soll; 2) in solche, die nur eine der beiden Sprachen vollkommen inne haben, und 3) endlich in solche, die in beiden Sprachen fast auf gleiche Weise unwissend sind, welche letzte Kategorie die bei weitem zahlreichste sey und mindestens drei Viertel der großen Uebersetzer-Familie in ihren Reihen zähle. So paradox dies auch klingt, ist es doch sicherlich wahr; denn beinahe ist es ganz eben so in Deutschland, wo man doch in der That viele fremde Sprachen treibt; um wie viel zutreffender muß es also bei den Franzosen seyn, die das Deutsche so schwer erlernen. „Wozu sollte man sich auch", fügt Herr Faure hinzu, „auf mühselige Studien legen, seine Zeit und Mühe auf wissenschaftliche Arbeiten verwenden, da man auf viel leichterem Wege zu demselben Ziel gelangen kann? In Sprachwissenschaften wie in allen anderen Dingen giebt es jetzt mehr als ein Mittel, den Ruf eines geschickten Menschen mit sehr geringen Kosten zu erlangen. Eines der sichersten und promptesten ist das Reisen, die sogenannte wissenschaftliche Mission. Hätten Sie z. B. Lust, sich der Ausbeutung der deutschen Literatur mit Erfolg zu widmen? Nichts ist leichter und verlangt so wenig Zeit oder Studium. Ob Sie schon etwas deutsch wissen oder nicht, danach frägt Niemand; genug, Sie haben den ernstlichen Willen, zwei oder drei Monate jenseits des Rheins zuzubringen. Also vor Allem suchen Sie wo möglich in irgend einer wissenschaftlichen oder literarischen Mission zu reisen — in einer Mission, das klingt obendrein diplomatisch und ist mit dem nicht zu verachtenden Vortheil verbunden, daß man auf Kosten des Staates reist. Einige Wochen, ehe Sie Paris verlassen, vertrauen Sie Ihren Freunden und Bekannten die Nachricht von der Ihnen bevorstehenden Mission an, und diese werden wohl die Güte haben, dafür zu sorgen, daß man es bald darauf in allen Zeitungen liest. Steht es erst in den Pariser Blättern, dann können Sie dreist Postpferde nehmen und brauchen sich um das Uebrige nicht weiter zu bekümmern. Sind Sie einmal über den Rhein, so lassen Sie Ihre wissenschaftliche Mission darin bestehen, alle große Städte, alle Theater zu besuchen, keinem Kaffeehause und keiner table d'hôte vorüberzugehen und die Aufwärterinnen, besonders wenn sie hübsch sind, recht genau zu betrachten. Nachdem Sie dergestalt zwei bis drei Monate zum Besten der Kunst und der Wissenschaft verbracht, kehren sie nach Paris zurück, wie Sie es verlassen haben. Was die deutsche Sprache betrifft, so haben Sie davon gerade so viel gelernt, als nöthig ist, um Essen zu fordern, wenn Sie in ein Wirthshaus eintreten. Dagegen sprechen Sie — nota bene französisch — mit großer Emphase von Ihrer literarischen Odyssee, gehen mit der größten Liebenswürdigkeit auf die kleinsten Details ein und citiren ab und zu alle die berühmten deutschen Schriftsteller, die Sie besucht und mit denen Sie sich auf das vertraulichste unterhalten haben. Hört man Sie sprechen, so kennen Sie die deutsche Literatur durch und durch, und wissen Sie es nur einigermaßen geschickt anzufangen, so glaubt man Ihnen aufs Wort und wagt gar nicht, Ihre Gründlichkeit zu bezweifeln. Und wenn dann eines Tages Ihnen der Gedanke kömmt, über Deutschland zu schreiben, oder aus dem Deutschen zu übersetzen, so finden Sie zahlreiche Verleger, und die Journale machen sich ein Vergnügen daraus, Ihre Verdienste zu rühmen und die Ihrer Vorgänger herabzusetzen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Montag den 6. November 1843.

Frankreich.

Bilder aus der niederen Normandie.

Von einem deutschen Reisenden.

Zweiter Artikel.

Die Anhänglichkeit an den heimischen Boden und die Gleichgültigkeit gegen das Ausland und seine Zustände dürften kaum in einem Theile Frankreichs größer seyn, als hier. Der Normand deutet mit freudigem Stolze auf die erhabenen Denkmäler aus seiner Vergangenheit, auf sein Meer, seine gesegneten Fluren, und fragt Dich kaum einmal beiläufig, ob Deine Heimat was Aehnliches aufzuweisen habe. Dieses Gefühl ist rührend ausgesprochen in dem Liede La Normandie, dessen einfach-innige Weise ihm eine fast unglaubliche Popularität durch ganz Frankreich erworben hat.*) Ist ein Anwohner der Orne oder der unteren Seine im Auslande zu einigem Erwerb gekommen, so kehrt er damit am liebsten in seine speziellere Heimat zurück, wo seine Vorfahren, so weit die Familien-Tradition reicht, oft schon Bewohner derselben Stadt gewesen sind, wie ihre späten Nachkommen.

Bei Solchen, welche kaum jemals den Fuß über die Gränzen ihrer Provinz gesetzt, findet man abenteuerlichere Begriffe von Deutschland, seiner Kultur, seinem Klima u. s. w., als unsere Landsleute sie vom nördlichsten Sibirien haben. Die ausgesuchten Martern, womit der halbwilde preußische Bauer einen Theil der unglücklichen, aus Rußland entkommenen Franzosen zum Tode befördert haben soll, pflanzen sich unter dem gemeinen Volke, wer weiß, wie lange noch, fort, und man hat seine große Noth, sie ihnen auszureden. Ein aus den Jahren 1814 und 1815 stammendes Rachegefühl spricht sich selbst bei gebildeten Normand's naiver, unverhohlener aus, als bei anderen Franzosen; doch machen sie einen Unterschied zwischen Nation und Individuen, und der Ausländer findet, wo er Vertrauen einflößt, die freundlichste, gastfreieste Aufnahme. Ist ein Hausvater nicht gerade Bewohner eines großen Hafenortes, so bewirthet er Dich fast nur mit französischen Erzeugnissen, und insonderheit mit denen seines Bodens und Meeres, die schon mannigfach und vortrefflich genug sind. Besseres Fleisch und Brod, schmackhaftere Fische und Schalenthiere kann man vielleicht nirgends genießen; und kein geringeres Lob verdient das Obst, namentlich die Pfirsiche und die reiche Mannigfaltigkeit der Birnen und Aepfel. Die poires tapées der Normandie sind ungleich edler als unser Backobst, und alle eingemachte Früchte das non plus ultra der Delikatesse. An gutem und wohlfeilem Rothwein aus Süd-Frankreich fehlt es nicht; der haushälterische Normand zieht aber seinen aus gewissen Aepfelsorten destillirten Cider vor, der für den Gaumen wenig Reiz hat und den man durch Beimischung von Wasser noch fader macht.

Bei aller Vorliebe für seine besondere Heimat vergißt der Normand auch nicht, daß er Franzose im weiteren Sinne ist, und man findet hier, wie allerwärts, die politischen Haupt-Parteien mit ihren Abschattungen. Wortführer der heftigsten Opposition ist der Redacteur des Haro oder National Normand, ein ehemaliger Offizier, dessen derbe Freimüthigkeit ihm bereits eine Haft von zehn Monaten zugezogen. Ich machte die Bekanntschaft dieses Herrn auf dem Paß-Büreau zu Caen, wo ein deutscher Landsmann sich beiläufig darüber beschwerte, daß er, trotz der schon theuer bezahlten Unterschrift des französischen Gesandten zu ......, in einer Gränzfestung noch zwei Franken für seinen Paß bezahlen müssen. Einige zuckten die Achseln; ein schöner Mann aber, dessen martialischer Blick, stattlicher Schnurrbart und etwas republikanisch aussehende Mütze zu dem Habitus der übrigen Herren hinter der Schranke seltsam kontrastirte, brachte sofort einige Noten zu Papier. Zwei Tage darauf las man im Haro das ganze Faktum, und zwar mit folgender Einleitung:

> Nous ne sommes pas très-forts sur les réglemens consulaires; aussi, pour nous éclairer, adresserons-nous à qui de droit la question suivante, que Mr. le ministre devrait bien faire resoudre par quelqu'un de ses journaux:
>
> Combien de fois faut il payer le droit consulaire d'un passe-port? etc.

Man kann Herrn Pont auf jedem öffentlichen Büreau finden, wo er zum Verdrusse einiger Beamten und zur Satisfaction Anderer pikante Anekdoten für sein Blatt sammelt. Niemand darf ihm dies wehren, da er nur von seinem Rechte als Zeitungsschreiber Gebrauch macht.

*) Trotz seiner absoluten Harmlosigkeit hat der Magistrat von Valenciennes das öffentliche Singen dieses Liedes verpönt, weil viele ehrsame Bürger in Verzweiflung darüber geriethen, es vom frühen Morgen bis zum späten Abend ableiern zu hören.

Die Legitimisten sind größtentheils vom alten, zum Theil verarmten Adel. Als Typus derselben will ich einen jungen Marquis aufstellen, dessen nunmehr seliger Vater ein kolossales Vermögen verschleudert hat. Der Sohn, ein gutmüthiger Enthusiast von einnehmendem Aeußeren und unermüdlicher Gefälligkeit, muß sich mit einem sehr hoch belegenen Zimmer in einem der drei stattlichen Gebäude behelfen, die von den Gläubigern seines Vaters in Besitz genommen sind. Da er Niemanden zumuthen will, seine Mansarde zu ersteigen, so ladet er Dich zum Besuch in ein benachbartes Kaffehaus, wo er seine Gäste auf Borg mit Kaffee, Cigarren, edlem Cognac und Kirschwasser regalirt. Von Zeit zu Zeit wandert er nach Paris, um sich einen neuen Anzug machen zu lassen, und da dies ebenfalls auf Borg à perpétuité geschieht, so wählt er jedesmal einen anderen Schneider. Seine Toilette ist halb europäisch, halb orientalisch: ein sehr dichter, langer und wohlgepflegter Bart an Backen, Kinn und Oberlippe, ein Strohhut mit gewaltigen Krämpen, zollange Fingernägel à la Chinoise, weite faltige Pantalons und darüber ein sehr kurzer Rock mit Perlmutter- oder angelaufenen Stahlknöpfen. Ein Theil dieser Attribute und seine unzähligen Sacré Dieu's über das jetzige Régime könnten argwöhnen lassen, daß man es mit einem wüthenden Radikalen zu thun habe, wenn ihn nicht ein starker Bisamduft schon aus der Ferne als etwas Nobleres ankündigte.

Einige Dörfer in der Umgegend von Caen haben Protestanten zu Bewohnern, und auch in der Stadt selbst ist eine kleine evangelische Gemeinde, deren sehr schlichtes Gotteshaus zu den imposanten Kirchen der Katholiken traurig kontrastirt. Von Juden giebt es gleichsam nur eine Probe: es sind zwei, übrigens wohlhabende Familien, die man dem Fremden als eine Seltenheit zeigt. Der Einfluß des katholischen Klerus scheint bei den niederen Ständen und dem weiblichen Geschlechte wieder im Steigen zu seyn. Unter den Männern der gebildeten Klasse herrscht große Indifferenz in religiösen Dingen; sie thun der Geistlichkeit vielleicht Vorschub, indem sie von ihrem schleichenden Wirken zu geringe Notiz nehmen.

An guten wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen fehlt es gar nicht; dennoch ist kein allzu großer wissenschaftlicher Sinn unter den heutigen Bewohnern derselben Stadt, die weiland ein Wunder der Gelehrsamkeit, den als Verfasser des „Hierozoikon" und des „Phaleg und Canaan" so berühmten Samuel Bochart (freilich einen protestantischen Theologen) zu ihren Mitbürgern zählte.*) Dem Studium der mittelalterlichen Denkmäler hat der seit vielen Jahren in Caen eingebürgerte gelehrte Brite, Sir Spencer Smith, der glückliche Erklärer einer kufischen Inschrift auf der merkwürdigen Cassette von Bayeux, neuen Impuls gegeben. Mit ihm wirkt ein jüngerer Gelehrter, der Orientalist Professor Trebutien, aus dessen interessanter Abhandlung über den Mont St. Michel wir nächstens etwas mitzutheilen gedenken, für die Alterthümer seiner Heimat unermüdlich thätig. Und in der That ist viel vorhanden, was zu solchen Untersuchungen begeistern kann oder reichen Stoff liefert: die öffentliche Bibliothek hat manchen gedruckten und handschriftlichen Schatz aufzuweisen; die uralte Kirche und Abtei Trinité bewahrt im unterirdischen Todtengewölbe die Gebeine ihrer Stifterin Mathilde, der Gemahlin Wilhelm's des Eroberers; und ein Fragment der irdischen Hülle des Letzteren ruht in der von ihm gegründeten Kirche St. Etienne, die aber an reichem und sinnig vertheiltem architektonischen Schmuck von „St. Pierre" weit übertroffen wird. Die Kirche Trinité und das Hauptschiff von St. Etienne sind aus dem elften Jahrhundert. Solche Wunder der gothischen Baukunst wie der Justiz-Palast zu Rouen, oder wie die Kathedrale und die Kirche St. Ouen derselben Stadt, darf man jedoch in Caen nicht suchen.

Caen hat eine Akademie, d. h. eine Universität, deren beständiger Rektor ein Geistlicher ist. Sie wird von ungefähr 300 Studenten besucht: es giebt aber nur Lehrstühle für Jurisprudenz, mathematisch-physikalische Wissenschaften, Geschichte und Literatur. Viel merkwürdiger in seiner Art ist das College Royal, ein Gymnasium nebst Pensions-Anstalt für 400 Zöglinge. Das alte, massive und in einfach edlem Stil errichtete Gebäude, dessen Dimensionen gewiß nicht geringer sind als die des Universitäts-Palais zu Berlin, war vordem ein Benediktiner-Kloster. Der äußerst gefällige Proviseur sagte uns, er ergreife gern jede Gelegenheit, um die idées confuses, die man in Deutschlend von französischen Provinzial-Instituten haben möge, so viel an ihm sey, zu entwirren; dann führte er seine Gäste mit einem großen Schlüssel-

*) Unter seinem Bilde ließ man folgende Verse:

> Neustria se tanti matrem miratur alumni,
> Quem stupet ut rarum numinis orbis opus;
> Quidquid Arabs, Phoenix, Grajus tulitque Latinus,
> Inclusum vasto pectore solus habet.

bund in dem Bau herum und zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten, unter denen das ungemein grosse Refektorium, dessen Wände ganz mit Holz überkleidet und mit bewundernswürdigen Schnitzarbeiten von den Händen der Mönche geschmückt sind, die Kapelle, das physikalische und das naturhistorische Kabinet und das chemische Laboratorium besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die sehr freundlichen Hörsäle sind alle mit grossen, zum Theil sehr zierlich auf die nackte Wand gemalten Karten geziert, als wollte man die Jugend in allen Ecken daran erinnern, daß sie den Vorwurf geographischer Unwissenheit von der Nation abwälze. In den Gemächern der Zöglinge, den Zellen für die Erkrankten, den Speise- und Wäsche-Kammern u. s. w. herrscht musterhafte Ordnung und Reinlichkeit.

Zwei vorzügliche Wohlthätigkeits-Anstalten sind: das grosse zur Abtei Trinité gehörende Hospital **Hotel-Dieu** und der **Bon-Sauveur**, in welchem letzteren eine sehr bedeutende Anzahl von Irren (aliénés) und Taubstummen verschiedener Nationen Aufnahme findet. Die Pflege der Hülfsbedürftigen in beiden Etablissements liegt barmherzigen Schwestern ob, unter denen viele aus vornehmen Familien, einige sogar aus fürstlichem Geblüte seyn sollen. Alle tragen dasselbe geistliche Gewand und sind der Superiorin, die ihnen mit Anfang jedes Jahres ihre Beschäftigungen zutheilt, gleichen Gehorsam schuldig. Sämmtliche Schwestern werden „Madame“ angeredet, nur der Superiorin kommt seltsamer Weise der Titel „Mademoiselle“ zu. Die Novizen und jüngeren Schwestern in Bon-Sauveur blickten entweder gen Himmel oder an die Erde, so oft sie an uns vorüberkamen; mehrere hatten eine sehr edle regelmäßige Physiognomie und nicht wenige, troß ihrer harten Berufspflichten, ein gesundes Ansehen. Doch war auch manches interessante Gesicht mit einer fast schreckbaren Blässe bedeckt, und man versicherte uns, daß die häufigen Nachtwachen, noch mehr aber die Mißhandlungen, denen sie von Seiten der Wahnsinnigen oft ausgesetzt sind, den frühen Tod mancher zart organisirten Schwester zur Folge haben. Eine bejahrte „Madame“ von imponirender Gestalt und sehr einnehmender Feinheit des Benehmens führte uns in allen Theilen des ansehnlichen schönen Gebäudes herum, deren Zutritt gestattet ist. Auf dem kolossalen glühenden Heerd einer äusserst eleganten Küche, in dessen Eingeweiden eine Hölle loderte, standen grosse Kessel mit dampfendem Milchreis und anderen Speisen. Zu dem Hospitale selbst gelangten wir durch einen hübschen Garten, der sich mit seinem sehr hohen Crucifix und zwei geschmackvollen Denkmälern aus Marmor, die einem Superior und einer Superiorin von ausgezeichnetem Verdienste errichtet sind, aus der Ferne wie ein Gottesacker ausnimmt. Drei höchst elegante, kokett ausgeschmückte Kapellen sind für die Nonnen, die Taubstummen und die genesenden aliénés bestimmt. Von einer inneren Gallerie der Kapelle der Letztgenannten ließ man uns in einen anderen ganz ummauerten Garten blicken, in welchem ein Theil der Irren sich sonnte. Einige lagen auf dem Rasen ausgestreckt, andere schlichen wie Phantome an der Mauer vorwärts und rückwärts. Ein wahnsinniger Priester in seiner schwarzen Robe saß im Vordergrund auf einer Bank und studirte emsig in etwas Gedrucktem, während ein hochgebauter rothhaariger Engländer mit stolzer Miene auf ihn zuschritt, beide Hände in den Seitentaschen seines hellfarbigen Oberrocks bergend. Als der Priester den Sohn Albion's vor sich stehen sah, steckte er ihm das Blatt oder die Broschüre hastig zu: dabei schnitt er unerhörte Grimassen, in denen man lesen konnte, daß er auf den Inhalt einen erstaunlichen Werth legte. Der Engländer nahm das Geschenk gleichgültig in Empfang und stapfte weiter. Wir konnten uns von dem traurig-interessanten Schauspiel mit Mühe trennen; aber unsere Führerin bedeutete uns bald, daß es hohe Zeit sey, weiter zu gehen, indem einige der Irren uns schon bemerkt hätten und ein dumpfes Gefühl ihres Zustandes es ihnen unerträglich mache, beobachtet zu werden. Wir verließen die Kapelle und gingen an einer Abtheilung des Gebäudes, aus deren mit Eisenstäben verwahrten Fenstern man uns mit Verwünschungen und thierischem Gebrüll begrüßte, vorüber in einen allerliebsten Blumengarten, in dessen Mitte ein kleines isolirtes Haus mit wenigen, aber komfortabel eingerichteten Wohnungen sich erhob. Dieses ist das unfreiwillige Asyl der r e i c h e n Wahnsinnigen. Damals war nur ein junger Engländer hier in Pflege; man hatte ihm aber kurz vor unserem Besuche wegen eines Anfalls von Raserei die Zwangsjacke angelegt und ihn in einem der obersten Gemächer abgesperrt. In der Nachbarschaft des erwähnten Gartens befindet sich ein neu angelegtes Vorrathshaus, an dessen Vollendung noch gearbeitet ward. Von einem inneren Gerüste, das wir bestiegen hatten, zeigte uns ein sehr gedrungener und blühender junger Maurer voll Freude den mit Quadern ausgemauerten unterirdischen Raum oder Keller, in welchen ein ungeheuerer Cider-Vorrath wie in eine kolossale Zisterne gegossen wird, und fügte allerlei unerbetene Erläuterungen hinzu. Beim Hinabsteigen sagte man uns, zum Entsetzen unserer Damen, daß jener frische Bursche, der, beiläufig bemerkt, als er uns scheiden sah, in kindisch-weinerlichem Ton um ein Almosen anhielt, ein Rekonvaleszent und erst kürzlich von der Zwangsjacke emanzipirt sey. Solche genesende Irren waren überhaupt sämmtliche Arbeiter, die uns in der Anstalt begegneten, von denen aber die Meisten der Gesellschaft schen aus dem Wege gingen.

Unser letzter Besuch war den Taubstummen gewidmet, die zum grossen Theil in einer offenen Halle versammelt saßen. Als wir den Wunsch äußerten, einige Proben ihres Talentes zu sehen, rief eine bejahrte Lehrerin drei erwachsene Mädchen auf, die sogleich an drei grosse Schreibtafeln eilten und verschiedene Fragen eben so rasch als befriedigend beantworteten. Nur bei der geographischen Frage entstand eine Consultation, indem eine der Taubstummen, die ein auffallend geistreiches Auge hatte, eine deutsche Stadt, vermöge kühneren Fluges der Phantasie, nach Italien versetzen wollte. Das wirklich edle Geberdenspiel, womit diese anfänglich ihre Meinung in Schutz nahm, die anderen aber sie über ihren Irrthum belehrten, machte einen um so angenehmeren Eindruck, als die Lippen dabei immer geschlossen blieben und kein Laut ausgestoßen ward, der im Munde eines Taubstummen fast immer widerlich klingt.

Wir verließen erst spät diese Anstalt, in der so manches Grausige, Rührende und zum Theil auch Erfreuliche an uns vorübergegangen war. Ganz Frankreich soll kein besser eingerichtetes Institut dieser Art aufweisen, und wirklich scheint hier nichts, was zum Zwecke führt, vernachlässigt zu seyn.

Σχ.

England.

Englische Dichterinnen.

Von Louise v. Ploennies.

(Fortsetzung.)

Auch Miß Landon liebte es, den Orient zu besingen, und es stand ihr eine Fülle von Pracht und Bilderschmuck zu Gebot, welche ihre Schilderungen oft sehr glänzend macht. Doch bleibt sie hier an Gluth und Kraft der Imagination weit hinter Thomas Moore zurück, dessen orientalische Schilderungen von einem unerreichbaren Schimmer übergossen sind. Am anziehendsten erscheint sie mir, wenn sie sich in ihrem eigensten Element, der Liebe, bewegt. Das folgende Liebesgedichtchen erinnert an Heine:

Der Schwan.

Des Abends Schleier weben
Sich um die dunkle Fluth,
Auf der ein finst'rer Schatten
Von schwarzen Wolken ruht.

Die Luft ist schwer und drückend,
Der Nebel geisterbleich;
Ein düst'rer Trauermantel
Schmiegt sich um das Gesträuch.

Doch mitten auf der nächtlich
Umhüllten Wasserbahn,
Mit schneeweißem Gefieder
Segelt ein weißer Schwan.

Das einz'ge Rosenwölkchen,
Das an dem Himmel glüht,
Umglänzet sein Gefieder,
Die Welle, wo er zieht.

Da, o Geliebte! dachte
Die stille Seele dein;
So strahlt durch Erdendunkel
Mir deine Schönheit rein.

Mein Schwan! holdselig einsam,
Der meine Nacht erhellt,
Mein einzig Lieben, Hoffen,
Bist du auf dieser Welt!

Eine Dichterin, welche in dem Ausdruck der Liebe ebenfalls sehr glücklich ist, ist Mrs. Norton, die schöne und geistreiche Enkelin Sheridan's. Ihre ersten Liebesgedichte, welche ohne ihren Namen unter dem Titel „Rosalien's Kummer“ erschienen, machten viel Aufsehen. Später gab sie unter ihrem eigenen Namen mehrere größere Dichtungen, unter anderen den „ewigen Juden“, heraus. Doch scheint sie diesem großartigen Stoff nicht ganz gewachsen zu seyn. Der zarte Ausdruck der Liebe gelingt ihr am besten. Dies zum Beweis:

Aus Rosaliens Kummer.

Ich lieb' dich nicht! ach nein, ich lieb' dich nicht,
Doch warum macht so traurig mich dein Scheiden?
Den Himmel neid' ich und die Sterne licht,
Die auf dich still herniedersehn voll Freuden.

Ich lieb' dich nicht — allein ein Zauber tagt
Um dich, sein Schimmer will von dir nicht weichen,
Und in der Einsamkeit mein Herz beklagt,
Daß, die ich w i r k l i c h liebe, d i r nicht gleichen.

Ich lieb' dich nicht — und doch, bist du entfloh'n —
Haß ich den Klang (ob auch aus theurem Munde),
Der mir zerstört das Echo von dem Ton,
Das deine Stimme weckt im Herzensgrunde.

Ich lieb' dich nicht — doch deines Auges Macht,
Mit seinem blauen seelenvollen Schimmer,
Tritt zwischen mich und das Gewölk der Nacht,
So oft wie and'rer Augen Strahlen nimmer.

Ich lieb' dich nicht — doch ist's ein Mißgeschick,
Daß meine Augen immer dich ersehnen,
Mit Lächeln folgt mir still der Mutter Blick,
Ich lieb' ihn nicht — und doch warum die Thränen? —

Aus dem „ewigen Juden“ theile ich hier einige Stellen mit, in welchen der Ausdruck eines tiefen Gefühls sehr gelungen ist:

Isabel an Miriam's Grab.

Mit all' deiner Lieblichkeit entfloh'n
Bist du in die stille Gruft,
Wohin der Freude Sagenton
Nicht dringt und die Frühlingsluft.
Tief, tief unter all' die Blumen hold,
Tief unter des Himmels Pracht,
Der nimmer sendet sein Strahlengold
Hinab in der Todten Nacht.
Diese Welt, ach sie war ja für dich noch schön,
Warum, du Holdselige, mußtest du geh'n?

Laresa's Lied.

Wir seh'n uns nicht mehr, wo im sonnigen Glanz
Auf dem Hügel die Blumen entblüh'n,
Wir seh'n uns nicht mehr, wo im taumelnden Tanz
Die tiefblauen Fluthen entflieh'n.
Noch blühen die Blumen im sonnigen Schein
In einsamem Reiz wie vorher,
Doch werden mein Auge sie nimmer erfreu'n,
Wir seh'n uns nicht wieder, wir seh'n uns nicht mehr!

Wir seh'n uns nicht mehr in erleuchteter Hall!
Wo strahlet die Jugend in Glück,
Vergebens ach! auf deiner Fußtritte Schall
Dann horch' ich, umsonst späht mein Blick.
Dort sind frohe Stimmen, doch dein junger Ton,
Dein Gruß, ach! dringt nicht zu mir her.
Denn du bist den schwebenden Reihen entfloh'n,
Wir seh'n uns nicht wieder, wir seh'n uns nicht mehr!

Eines der schönsten Gedichte der Mrs. Norton, „die Nacht", habe ich in der „Britannia" mitgetheilt. Eine Dichterin, welche darin Erwähnung verdient hätte, ist Mary Howit, die Frau des bekannten Schriftstellers, William Howit, deren Blumenlieder Freiligrath in Uebersetzung mittheilt. Mary Howit hat mehrere Gedichte Freiligrath's ins Englische übertragen. Sie giebt einige jener jährlichen literarischen Erscheinungen heraus, welche sich nach englischer Weise durch geschmackvolle, höchst elegante Ausstattung auszeichnen. Diese keepsakes, sketch books und forget me nots gehören in London zu den Modebedürfnissen der eleganten Welt, darum müssen sie so schön kostümirt erscheinen als möglich. Der literarische Inhalt ist wenigstens sehr unbedeutend. Die beiden Gedichte der Mary Howit, welche ich hier in meiner Uebersetzung mittheile, gehören meiner Ansicht nach zu ihren gelungensten, sie sind aber nicht bedeutend genug, um in einer Fassung zu erscheinen, welcher sich die köstlichsten Edelsteine unserer ersten Klassiker gewiß nie zu rühmen haben werden.

Die Ströme, von Mary Howit.

Viel tausend tausend Dinge
Auf Erden sind wunderschön,
Die sonnigen Lenzesblüte,
Die Cedern auf stolzen Höh'n.

Der Sonne herrlich Sinken,
Des Regenbogens Pracht,
Im Schacht die Edelgesteine,
Die hellen Sterne bei Nacht.

Doch was bei weitem schöner,
Als all der reiche Schein,
Entzücket, was da lebet,
Sind die Ströme, groß und klein.

Die lieblichen Gewässer,
Die fröhlich tanzend fliehn,
Bald schnell an grünen Ufern,
Bald still im Grunde hin.

Sie ziehn aus der Bergeswiege,
Die Schilf und Moos umstand,
Und hüpfen fröhlich nieder
Vom zackigen Bergesrand.

Dann wallen sie im Thale
Mit frohem Murmeln fort,
Drehn die geschäft'gen Räder
Der heitern Mühle dort.

Der Knabe kommt, zu angeln
In ihrer tiefsten Fluth,
Mit seinem Buch der Dichter
Bei ihnen träumend ruht.

Die stürmischen Gewässer,
Wie jagt dahin ihr Lauf!
Die starre Felsenklippe
Hält nicht die Strömung auf.

Wer gleichet ihrer Kühnheit,
Wer ihrer Kraft und Macht?
Sie ziehn wie starke Herrscher,
Umwallt von Königspracht.

Sie wallen an Palästen,
An stolzen Städten hin,
Berge und Wolken zahlen
Tribut, eh' sie entfliehn.

Zu fernen Palmen-Inseln
Zu See'n im Sonnenschein
Hin wallen von den Bergen
Die Ströme groß und klein.

Sie wallen durch die Lande,
Groß durch der Sage Macht,
Doch sie, die frischen Ströme,
Schmückt die lebend'ge Pracht.

Der mächt'ge Forst, der Felsen
Dem Tod nicht trotzen mag;
Dem Strom ist ein Jahrtausend
Gleich wie ein einz'ger Tag!

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Menu's Gesetzbuch im heutigen Hindostan.

Pondichery, Karikal, Chandernagor, Janaon und Mahé, die fünf französischen Kolonieen in Hindostan, umfassen 170,000 Seelen. Wie sich die Bevölkerung in drei Klassen theilt, in die Europäer, die Hindu und die Topas, welche durch die Vermischung der Kolonisten und der Eingebornen entstanden sind, so schwankt die Regierung bisher noch zwischen einem dreifachen gerichtlichen Verfahren; bald läßt sie die alten Ueberlieferungen des Landes noch gelten, bald setzt sie französische Gesetze mit aller Strenge durch, bald sucht sie beide zu verschmelzen und so einen Ausweg zu gewinnen. Herr L. M. C. Pasquier hat sich während seines mehrjährigen Aufenthalts in Pondichery viel mit den nationalen Ueberlieferungen der Inder beschäftigt und handelt in seiner gedrängten Geschichte von Hindostan *) in einem besonderen Abschnitt von den Schwierigkeiten, die sich einer einigermaßen konsequenten Durchführung des französischen Rechtes entgegenstellen müssen. Hierbei giebt er einen kurzen Abriß der Religion und Gesetzgebung der Inder, dem wir folgende Züge entnehmen.

Das Gesetzbuch Menu's genießt bei den Indern das Ansehen einer Offenbarung. Im Prolog sehen wir Menu, wie er in tiefes Sinnen verloren dasitzt, und wie die Maharschi's, heilige Wesen höherer Ordnung, zu ihm treten und ihn bitten er möge ihnen die Gesetze erläutern, nach denen die Menschen zuerst in Klassen eingetheilt seyen. Menu geht auf den Ursprung aller Dinge zurück und erzählt, wie das All zuerst in einer unbeschreiblichen und für den Menschen unerfaßbaren Weise noch im göttlichen Gedanken beschlossen lag; wie zunächst Brahma sich erzeugte, und wie hierauf die übrigen Götter und die zahllose Schaar der Genien entstanden; wie endlich der Mensch erschaffen ward, wie jedoch die Menschheit von Anfang in vier Klassen zerfiel, weil sie einen vierfachen Ursprung hat. Der Brahmine nämlich ist aus dem Haupte, der Kschatria aus dem Arme, der Vaissaya aus dem Schenkel und der Sudra aus dem Fuße des höchsten Wesens entsprungen. Die Gesetze dieser ursprünglichen Eintheilung bleiben bei der Seelenwanderung unverletzt. So oft eine Seele wieder in die Welt tritt, hat sie Pflichten zu erfüllen, die ihr bei Erschaffung der Welt auferlegt waren, doch sie muß dieselben jedesmal von neuem erlernen. Die Brahminen sind die Herren alles Erschaffenen, und nur ihrer Huld verdanken es die übrigen Menschen, daß auch sie die Güter der Welt genießen dürfen. Sie haben die Vedas zu erforschen und den jüngeren Brahminen sie zu erklären und die Opfer zu leiten. Die Pflicht des Kschatria ist die Beschützung des Volkes, die des Vaissaya der Ackerbau, die Viehzucht und der Handel; der Sudra aber darf nur den oberen Klassen dienen und bei der Ausübung ihrer Pflichten ihnen behülflich seyn. Hierauf geht Menu die Gesetze selbst durch, welche das öffentliche und Privatleben betreffen; in ihnen kann Pasquier jedoch keine Einheit finden, sondern er erklärt sie für eine rohe Zusammenstellung vereinzelter Vorschriften, Gebräuche, Ansichten und Aussprüche, die verschiedenen Epochen angehören und sich häufig widersprechen. Sieben Könige aus der Dynastie Menu's, die alle auch seinen Namen führen, folgten sich auf dem Throne, und mehrere von ihnen wagten es, die Untrüglichkeit des Gesetzbuches in Zweifel zu ziehen; Narada führte die Distichen desselben auf 6000 und Sumati auf 2685 zurück. Später stellte Smriti-Chandrica die Behauptung auf, daß der größere Theil des Gesetzbuches nur auf die ersten drei Weltalter berechnet gewesen sey, doch jetzt keine Geltung mehr haben könne. Dieser Ansicht sind die gebildeten Indier gegenwärtig fast allgemein, und so sehr die gegenüberstehende fanatische Partei sich gegen diese Ketzerei auflehnt, so muß sie doch eingestehen, daß viele Verhältnisse, für welche das Gesetzbuch Bestimmungen enthält, heut nicht mehr vorkommen können, und daß auf der anderen Seite jetzt Handlungen und Ereignisse häufig sind, welche das Gesetzbuch mit keinem Worte berührt. Die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des indischen Rechtes wird daher von den Eingebornen selbst erkannt, doch die französische Regierung ist im Zweifel, wie dieselbe zu bewerkstelligen sey. Pasquier entscheidet sich dafür, daß man nicht die französische Gesetzgebung unverändert einführen dürfe, sondern daß man sie an das alte Nationalrecht der Inder anlehnen, durch einzelne im Geiste des Volks vorgenommene Abänderungen sie dem Volke nähern müsse, damit dieses Vertrauen zu den neuen Einrichtungen bekomme und nicht vor der Größe des Schrittes, den man von ihm verlangt, selbst zurückschrecke.

Um jedoch zu zeigen, wie unzureichend die indischen Gesetze gegenwärtig oft sind, führt Pasquier folgende Beispiele an. Ein Gläubiger kann nach Menu's Gesetzbuche seinen Schuldner durch gerichtliches Verfahren, durch List, durch Drohungen und durch Gewaltthätigkeit zum Bezahlen zwingen. Ein Hindu lockte daher, während sich Pasquier in Pondichery befand, seinen Schuldner listiger Weise in sein Haus, hielt ihn in einem Zimmer gefangen und wollte ihn so lange bei der dürftigsten Kost halb verhungern lassen, bis der Unglückliche ein Mittel gefunden hätte, die Schuld zu tilgen. Das französische Gericht bestrafte den Gläubiger, doch da das alte Gesetzbuch noch nicht aufgehoben ist, so muß er überzeugt seyn, daß man ihm Unrecht gethan habe. — Ueber das Recht, durch ein Testament Erben einzusetzen, schweigen Menu's Verordnungen; gleichwohl ist es seit undenklicher Zeit allgemeine Sitte, daß man über sein Vermögen testamentarisch verfügt, sobald nicht ein bestimmter Erbe bereits gesetzliche Ansprüche darauf hat. Neuerdings jedoch stellte man die Frage auf, ob eine Frau ein Testament machen dürfe. Nach Menu's Gesetz darf eine Frau, in welchem Alter sie auch stehe, niemals, selbst in ihrem Hause nicht, nach eigenem Willen verfahren; „ein Weib", heißt es, „steht unter der Aufsicht des Vaters in der Kindheit, unter der des Mannes in den Jahren ihrer Kraft, und unter der Aufsicht der Kinder im Alter; ein Weib hat nie das Recht, zu thun, was ihm einfällt." Die Ausleger des Gesetzes haben daher die Frauen für unfähig erklärt, ohne die Zustimmung eines Mannes, der nach dem Gesetze ihr Beschützer ist, ein Testament zu machen. — Selbst er-

*) Précis de l'histoire de l'Hindostan, par L. M. C. Pasquier, ancien magistrat à Pondichery. — Paris 1840.

ben können die Frauen nach strengem indischen Rechte nie; gleichwohl hat man sich seit Jahrhunderten geeinigt, dieses Gesetz zu umgehen, sobald keine männlichen Nachkommen vorhanden sind. Nach dem Glauben der Hindu ist ein Todter so lange von dem himmlischen Glücke ausgeschlossen, bis ein Sohn desselben die Leiche feierlich bestattet und die Schulden bezahlt hat; es ist daher der Hauptwunsch aller Verehelichten, einen Sohn zu bekommen; wem die Gottheit jedoch keinen schenkt, dem hat sie zwölf verschiedene Mittel gewährt, wie die Gesetzausleger sagen, sich einen Nachkommen zu verschaffen, der an der Stelle des eigenen Sohnes die Leichenfeierlichkeit vollziehen kann. Das gewöhnlichste Mittel ist die Adoption, und zwar gebietet der Vater meist seinen Töchtern, ihm einen Enkel zu erziehen, auf den er die Rechte eines eigenen Sohnes übertragen könne. Daneben ist es jedoch auch gestattet, eine Tochter in die Sohnsrechte einzusetzen. Ein Fall der letzteren Art veranlaßte im Jahre 1829 zu Karikal einen weitläufigen Prozeß. Ein Hindu hatte mehrere Frauen ohne Kinder hinterlassen, doch außer ihnen noch eine Tochter, deren Mutter bereits gestorben war. Die Tochter machte Anspruch darauf, des Vaters Leiche verbrennen und die Feierlichkeiten der Bestattung anordnen zu dürfen; doch die Frauen des Verstorbenen wollten dies nicht zugeben. Die französischen Richter hatten daher zu entscheiden, ob das Gesetz noch in Kraft, und ob das Mädchen auf gesetzmäßige Weise zur Erbin des Vaters bestimmt sey. Erst im Jahre 1834 fällte der Gerichtshof zu Karikal den Spruch, die Tochter habe des Vaters Willen, daß sie als sein einziges Kind in die Rechte eines Sohnes eintrete, hinreichend bewiesen; sie sey daher als alleinige Erbin anzusehen und könne nur gezwungen werden, des Vaters Witwen einen Jahrgehalt auszusetzen, der ihre nächsten Bedürfnisse decke. Diese Entscheidung hat um so größeres Aufsehen erregt, als die indischen Rechtsgelehrten erklärten, diese Art, einen Erben einzusetzen, habe man längst aufgegeben. Der Buchstabe des alten Gesetzbuches siegte bei den französischen Richtern somit diesmal über die Sitte der neueren Zeit: der Grund hiervon war offenbar nur, daß das indische Gesetz in seiner Strenge unserem Erbrecht näher steht, als der Gebrauch, der es im Laufe der Jahrhunderte verdrängt hatte. Ein ander Mal wurden drei vornehme muhamedanische Frauen beim Gerichte zu Pondichery verklagt, weil sie vom öffentlichen Ministerium als Zeugen vorgefordert und nicht erschienen waren. Das Gericht erklärte sie jedoch für schuldlos, weil ein muhamedanisches Gesetz den Frauen höherer Stände verbiete, öffentlich zu erscheinen, und weil die Verklagten nur dieses Gesetz befolgt haben. Hierbei giebt Herr Pasquier noch eine interessante Schilderung des Verfahrens, welches man sonst in ähnlichen Fällen einschlägt. Die Richter, sagt er, fügen sich dem Eigensinn der Sitte, nach der eine vornehme Frau keinen anderen Mann als ihren eigenen sehen darf; sie lassen sich daher, wenn sie mit einer solchen Frau zu verhandeln haben, mit einem Schreiber und einem Dolmetscher in einen Sack oder wenigstens in ein Tuch gehüllt, in das Zimmer der Frau tragen und besprechen sich so mit ihr. Die größte Schwierigkeit ist hierbei stets, wie die gerichtliche Recognition zu bewerkstelligen sey, wie die Richter zu der Ueberzeugung kommen sollen, daß sie wirklich mit der Frau sprechen, an die ihr Auftrag lautet.

Wie unzulänglich jedoch die indischen Gesetze auch sind, so können wir uns doch nie eines gewissen Mitleides erwehren, wenn wir ein überwundenes Volk sehen, dem die Sieger vorschreiben, was es von seinen alten ererbten Sitten, die ihm durch tausend Erinnerungen theuer sind, aufgeben soll und was es behalten darf. Das Christenthum allein hat das Recht, Alles, was ihm entgegen ist, einer Nation zu entreißen, weil es das Innere der Nation regenerirt, während Eroberer und Kolonisten stets nur ihr Aeußeres verändern. Es wäre daher in der That zu wünschen, daß man, wie Pasquier will, das französische Recht mit den alten nationalen Gesetzen der Hindu so viel wie möglich zu verschmelzen suchte.

Mannigfaltiges.

— **Fortschritte der Idee des freien Handels.** Der Verein gegen die Korngesetze in England (Anti-corn-law-league), der es sich zur Aufgabe gemacht, dem hungernden Theile der Bevölkerung wohlfeileres Getraide zu verschaffen, als die — gleich vielen Zeuchfabrikanten — auf ihr Monopol eifersüchtigen und darum für die Aufrechthaltung hoher Einfuhrzölle besorgten Gutsbesitzer es liefern, hat einen bedeutenden Sieg davongetragen, indem die Londoner City nicht wieder den Chef des mächtigen Handlungshauses Baring, sondern Herrn Pattison, den Kandidaten des Vereins gegen die Korngesetze, zu ihrem Parlaments-Mitglied erwählt hat. Es hat sich's dieser Verein aber auch nicht wenig Mühe und Geld kosten lassen, um gesundere Ideen über freien Handel und namentlich über den Verkehr mit den zum Lebensunterhalt nöthigsten Produkten im Volke zu verbreiten. In der kurzen Zeit von noch nicht einem vollen Jahre hat der Verein seine Verzweigungen über das ganze Land ausgedehnt, und in diesem Augenblicke zählt er bereits seine Mitglieder nach Hunderttausenden und seine Shillings-Einnahmen nach Millionen. Zu den einflußreichsten Leitern desselben gehören Herr Cobden, ein reicher Fabrikant in Lancashire und Mitglied des Unterhauses, wo er die Idee des freien Handels vertritt, ferner Herr Villiers, Bruder des Grafen von Clarendon, der Quäker Herr Bright und der Alderman Brooks aus Manchester, welche ebenfalls sämmtlich Parlaments-Mitglieder sind. Mittelpunkt des Vereins war zuerst Manchester, wo er sich in den letzten Monaten des vorigen Jahres förmlich konstituirte und wo seine Mitglieder zunächst die Summe von 50,000 Pfd. Sterl. (340,000 Thaler) zusammenschossen, um Broschüren drucken und vertheilen zu lassen, in denen die Prinzipien des Vereins entwickelt wurden, und um Männer von Kenntnissen und Fähigkeiten auszusenden, die in den kleineren Städten Vorlesungen über den Nutzen des freien Handels hielten. Täglich wurden viele Tausende von Briefen expedirt, so daß, des Penny-Porto's ungeachtet, doch an manchem Tage über 200 Thaler für das Frankiren von Briefen ausgegeben wurden. Im Januar d. J. fand zu Manchester eine General-Versammlung des Vereins statt, und da in England so gut wie bei uns zu Lande nichts Gemeinnütziges ohne ein großes Essen zu Stande kommt, so ward bei dieser Gelegenheit eines der kolossalsten Diners dieses Jahrhunderts gegeben. Sämmtliche Gäste auf einmal zu speisen, war eine Sache der Unmöglichkeit; deshalb dinirte man drei Tage lang, und zwar täglich ungefähr zu 4000 Couverts. Es war zu diesem Behuf ein ungeheurer Saal, der von Eisenguß-Säulen getragen wurde, errichtet, und drei anstoßende Straßen waren in bedeckte Galerieen verwandelt, um die Circulation zu erleichtern. Die Fabriken in der Nachbarschaft hatten zu dem Diner 13,000 Schüsseln und Teller, 12,000 Paar Messer und Gabeln, 800 Aufsätze zu Pfeffer, Salz und Mostrich, 12,000 Bier- und Wein-Gläser rc. geliefert. Der Speisezettel des ersten Tages bestand aus 200 Schüsseln Zungen, 200 Schüsseln Schinken, 200 Kalbspasteten, 200 Schüsseln „Sandwiches" (kaltes Fleisch zwischen Butterschnitten), 200 Schüsseln Wurst, 4000 kleinen Weißbrodten, 4000 Stück Schiffszwieback, 200 Kuchen, 4000 Pastetchen, 200 Schüsseln Mandeln und Rosinen, 400 Pfund Malaga-Trauben, 2400 Apfelsinen, 2400 Aepfeln, 200 Schüsseln Nüsse. Die Auswahl war allerdings nicht besonders, aber bei der ungeheuren Quantität konnte man unmöglich feinere Speisen bereiten. Gleichwohl war das Couvert nicht wohlfeil, denn jeder Herr zahlte sieben und jede Dame fünf Shilling ($2\frac{1}{3}$ und $1\frac{2}{3}$ Thaler) für den ersten Tag und für jeden der folgenden Tage das Doppelte. Hierdurch wurden nicht bloß die Kosten gedeckt, sondern es blieb auch noch ein Erkleckliches zu den Zwecken des Vereins übrig. Dieser nahm nunmehr an Umfang so zu, daß man es für nöthig hielt, seinen Sitz von Manchester nach London zu verlegen, wo zuerst das Drurylane- und dann das Covent-Garden-Theater zu seinen Versammlungen gemiethet wurde. Nach dem Berichte, der in einem der letzten „Meetings" abgestattet ward, hat der Verein bereits mehr als fünf Millionen seiner Broschüren über Gegenstände der National-Oekonomie an die Wähler in England und Schottland, sechs Millionen unter die arbeitenden Klassen vertheilt und 426,000 in die „Reviews" und „Magazines" einheften oder aufnehmen lassen. Vierzehn Professoren haben in den ansehnlichsten Ortschaften 650 Vorlesungen über dieselben Gegenstände gehalten, und mehr als 300,000 Thaler sind bereits für die Zwecke des Vereins verausgabt. Hauptsächlich ist es, wie man sieht, auf die Wähler abgesehen, die von Allem, was den freien Handel und zwar zunächst den freien Getraidehandel betrifft, auf das genaueste in Kenntniß gesetzt werden, und so ist auch wohl zu erwarten, daß es dem Verein gelingen werde, wenn auch noch nicht im gegenwärtigen, doch im nächsten neugewählten Parlament, eine Mehrheit für sich zu erlangen. Die Verdrängung des Herrn Baring und die Erwählung des Herrn Pattison ist der erste glückliche Versuch, den der Verein im Großen gemacht und dessen Erfolg um so merkwürdiger ist, als hier keine **Lokal-Interessen**, wie sie gewöhnlich bei den englischen Wahlen geltend gemacht werden, sondern ganz **allgemeine Interessen und Grundsätze** den Sieg davontrugen. Diese allgemeinen Interessen sind im Wesentlichen auch diejenigen, welche dem Gedanken des großen deutschen Zollvereins zum Grunde liegen, und so kann der Triumph der Anti-corn-law-league auch unserer Theilnahme gewiß seyn.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

Facts and arguments on the transmission of intellectual and moral qualities from parents to offspring. 12. New York. Preis in London: 5 s.

L. D. Johnson Martha Washingtonianism; or a history of the ladies' temperance benevolent societies. [illegible] Seit. 12. Boston.

S. Forry (Verf. des im Mag. 1842. Nr. 60 angezeigten Werkes The climate of the United States) Meteorology: comprising a description of the atmosphere and its phenomena; the laws of climate in general, and especially the climatic features peculiar to the region of the United States; with some remarks upon the climates of the ancient world as based on fossil geology. 48 Seit. ff. Fol. mit 13 Kpf. New York. 1 s. 6 d.

J. L. Stephens Incidents of travel in Yucatan. 2 vol. 8. mit 120 Kpf. New York. — Die englische Ausgabe dieser Reise ist bereits früher von uns angezeigt worden.

F. Mason (Missionair) The Karen apostle; or, memoir of Ko Thah-Byu, the first Karen convert, with notices concerning his nation. Revised by **H. J. Ripley**. 138 Seit. 16. Boston.

John Tyler; his history, character, and position. 40 Seit. 8. mit Portrait. New York. — Life of John C. Calhoun. Presenting a condensed history of political events from 1841 to 1843. 76 Seit. 8. New York. — Hr. Tyler ist bekanntlich der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Hr. Calhoun einer der Kandidaten des im Oktober k. J. neu zu besetzenden Präsidentenstuhls. — Indeß ist es mehr als wahrscheinlich, daß Hr. D. Webster (vergl. Bibliographie in Nr. 90) gewählt werden dürfte.

F. B. Tower Illustrations of the Croton aqueduct. U. S. gr. 4. mit 21 Kpf. New York. 1 l. 5 s. — Die Croton-Wasserleitung, welche, 40 engl. Meilen lang, die Stadt Neuyork mit Wasser versieht, ist wohl das großartigste Werk der Art, das noch in älterer und neuerer Zeit gebaut worden. Die Kosten waren gegen 2 Millionen Pfund Sterling. — Gleichzeitig erschien: **J. B. Jervis** Description of the Croton aqueduct. 31 Seit. 8. New York.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 8. November 1843.

Frankreich.

Lerminier über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Frankreich.

Wenn die katholische Kirche bedenkt, von welchem tiefen Falle sie sich seit vierzig Jahren in Frankreich wieder erhoben hat, so kann sie sich wohl Glück wünschen zu einer so freundlichen Wendung der Dinge. Die Altäre sind hergestellt, die Religion ist wieder nothwendig erachtet für die menschliche Gesellschaft: ein glänzendes Zeugniß von der Macht, welche die Kirche bewahrt hat. Und dennoch scheint sie gegenwärtig nicht zufrieden. In ihren Beziehungen zum Staate verräth sie eine gewisse Unruhe und keinesweges die heitere Sorglosigkeit einer großen Macht, die sich ungestört ihres gebührenden Einflusses und Ansehens erfreut. Sie ist ängstlich geschäftig, sie klagt, und mehr als einer erhebt in ihrem Namen mit gereiztem Tone seine Stimme gegen den Geist unseres Jahrhunderts.

Woher das? Daher, daß die Kirche, trotz der ehrenvollen Stellung, welche ihr die verschiedenen Regierungen seit Napoleon's Konkordat mit Pius VII. gewährt haben, dennoch nicht vergessen kann, was sie verloren hat. Die Revolution von 1789 fand die Geistlichkeit im Besitz von beträchtlichen Gütern und Einkünften, und von Privilegien, durch welche sie zur ersten Körperschaft des Staates erhoben wurde. Sie hatte ihre Hand überall, im bürgerlichen Leben, in der Rechtsverwaltung, in der Erziehung der Jugend, im Kabinet des Königs. Heute ist kein Kardinal mehr Minister, kein Erzbischof geistlicher Pair mit unmittelbar auf die Prinzen von Geblüt folgender Rangstufe; die geistlichen Gerichte haben aufgehört, und die Gerechtigkeit ist für alle Franzosen dieselbe; das bürgerliche Leben ist der Herrschaft der Kirche entzogen, und der Mensch kann in die Welt kommen, sich verheiraten und aus der Welt gehen unter dem Schutze des rein menschlichen Gesetzes; statt der alten unermeßlichen Besitzthümer erhält die Geistlichkeit einen jährlich im Ausgaben-Budget verrechneten Gehalt; endlich kann sie nur noch ihre eigenen Leviten erziehen, und die Erziehung der Jugend gehört einer Körperschaft von Laien, der Universität.

Wie natürlich ist es, daß der Klerus den Verlust der alten Herrlichkeit bedauert, wie natürlich, daß er sie nach Kräften wiederzugewinnen strebt. Kaum war die Kirche durch Napoleon's schöpferischen Geist aus ihren Trümmern wieder erhoben worden, als sie die Zugeständnisse und Wohlthaten, die sie ihm verdankte, dazu anwendete, um ihre Macht auszubreiten, und mehr als einmal sprach sich der Kaiser mit Bitterkeit über den Undank und die Ehrsucht des Klerus aus. Mit Freuden sah die Kirche den Fall des Mannes, der sie erhoben hatte, hoffnungsvoll erwartete sie die aus der Verbannung heimkehrenden Fürsten. Funfzehn Jahre lang schien sie mit den Bourbons gemeine Sache zu machen, und als auch diese fielen, war sie zwar einen Augenblick bestürzt, doch unterbrach sie ihren Lauf nicht. Es gehört zum Wesen der Kirche, daß sie nur an sich denkt; der Egoismus ist ihre Kraft. Sie tröstet sich leicht über die traurigsten Umwandlungen, denn sie glaubt ja allein die unerforschlichen Wege zu kennen. Wenn der oder jener Fürst gestürzt ist, so stand sein Sturz im Buche des Lebens geschrieben; jedes Reich, welches zusammenbricht, predigt die Größe Gottes und der Kirche. Wahrlich, so hoch hat es heidnische Anmaßung nicht gebracht.

Die Regierung von 1830 beschützte in ihren ersten stürmischen Jahren die Kirche und handelte darin edel und gerecht. Heute beweist sie sich gegen die Geistlichkeit auf die schmeichelhafteste Weise freundlich und nachgiebig. Dies Wohlwollen ist politisch, wenn es in gehörigen Gränzen bleibt, aber die Regierung würde sich gewaltig täuschen, wenn sie auf die Erkenntlichkeit derjenigen rechnete, welche sie so gut behandelt; denn die Kirche denkt nur an sich, und was man ihr giebt, ist gar nichts im Verhältniß zu dem, was man ihr schuldig ist.

Die Kirche sah bald ein, daß es nicht wohl möglich sey, auf offenem Wege die verlorene Macht wiederzuerobern. Aber könnte man nicht auf Umwegen, durch langsame, aber sichere Mittel zum selben Ziele kommen? Wenn die Kirche der Regierung gegenüber eine, wenn nicht gerade wohlwollende, doch scheinbar ruhige Neutralität beobachtet, wenn sie die Gesellschaft zu überzeugen sucht, daß außerhalb des Dogma's und des katholischen Glaubens weder Ordnung noch Moral bestehen kann, wenn sie als Verwalterin aller Wahrheit die Erziehung der Jugend beansprucht und behauptet, daß die Universität solches Amtes nicht würdig sey, wenn sich bei den Angriffen gegen die erziehende Körperschaft der Laien die Rollen theilen, den Einen die Heftigkeit bleibt, den Anderen eine scheinbare Mäßigung, die unter feinen und gefälligen Formen die höchste Anmaßung verbirgt: dann kann man vielleicht glauben, daß sich Zeichen ehrsüchtigen und erobernden Strebens zeigen, vor denen man zwar nicht zu erschrecken braucht, doch aber wohlthut, sie mit Ernst zu untersuchen.

Zu allen Zeiten kamen die Staatsmänner darin überein, daß die Regierungen vornehmlich durch die Erziehung der Jugend nach gewissen Grundsätzen den Grund zu einer dauernden Macht legen. Die Kirche weiß das auch und verlangt deshalb die jungen Generationen, um später die erwachsenen in Händen zu haben. Man täusche sich nicht. Es handelt sich nicht um einen Streit gekränkter Eigenliebe zwischen einigen Professoren und einigen Geistlichen, um eine mehr oder minder lächerliche Polemik gereizter Eitelkeiten. Der Kern der bürgerlichen Gesellschaft selbst kommt ins Spiel. Die politischen Revolutionen scheinen bei uns ihr Ende erreicht zu haben. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß ewige Neuerungen in der Constitution und der Regierung weder vernünftig noch nützlich sind; deshalb wenden wir unsere Thätigkeit und unsere Erwerbung nach einer anderen Seite. Wir verlangen von unseren Einrichtungen, vom Gewerbfleiß, von der Wissenschaft, uns alles das zu gewähren, was sie leisten können. Bei dieser neuen Richtung müssen der Glaube und die Ideen eine wichtige Rolle spielen. Da kommt denn die Kirche und predigt uns, daß sie allein im Stande sey, dem Menschen Sicherheit und Richtschnur und dem Staate gedeihliches Bestehen zu gewähren. Der Herr Erzbischof von Paris hat uns ganz neuerdings mit einem weitläufigen Kommentar über das Prinzip beschenkt, daß außer der Kirche kein Heil zu finden sey. Er erklärt, daß der Staat unfähig ist, den öffentlichen Unterricht zu leiten, und daß der Gesellschaft neue Umwälzungen drohen, wenn ihr nicht durchaus religiöse Grundsätze eingeflößt werden. Was folgt anders aus dieser doppelten Behauptung, als daß der Staat und die bürgerliche Gesellschaft keine andere Zuflucht, keine andere Zukunft haben, als sich in den Schoß der Kirche zu begeben?

Diese Art, die Frage rund auszusprechen, mißfällt uns gar nicht. Die Kirche will der Sache auf den Grund gehen; wir müssen ihr folgen. Große kirchliche Autoritäten, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris, glauben, daß der Augenblick gekommen sey, eine kühne Hand an die gefährlichsten Aufgaben zu legen; es ist gewiß nicht unbesonnen, einen Kampf anzunehmen, den sie begonnen haben.

In dem Augenblicke, wo die Kirche über die vermeinte pädagogische Ohnmacht des Staates und der Menschenweisheit zu triumphiren glaubt, ist es wohl erlaubt, einen Blick auf die Kirche selbst, auf ihre intellektuelle und moralische Stellung zu werfen. Als die Revolution im Jahre 1789 den Klerus überraschte, fand sie ihn großentheils ungläubig, frivol, verdorben. Gewiß waren Tugend und Glaube im Schoß der Kirche nicht erloschen, aber sie überwogen nicht. Es herrschte ein eleganter Epikuräismus. Die Hofprälaten, die Abbé's der Salons führten das Wort. In den Tagen des Unglücks erschienen die Tugenden wieder, und es gereicht der französischen Geistlichkeit zum Ruhme, daß sie sich fühlte, daß sie sich fest und rein zeigte — der schrecklichen Verfolgung, die über sie hereinbrach. Aber es sind funfzig Jahre her, daß das Ungewitter grollte; wie steht es heute mit ihr!

Massillon beklagte im verflossenen Jahrhundert die Unwissenheit der Geistlichkeit, ja er fürchtete sich nicht, die katholischen Priester in dieser Hinsicht unter die heidnischen zu setzen. Er zeigt ferner, daß sie unfähig sind, den Völkern den Geist des Christenthums zu lehren, da sie ihn selbst nicht kennen. Aber die Wissenschaft ist ihnen unerläßlich, denn, sagt er — wir brauchen seine eigenen Worte —: ein unwissender Priester oder Pfarrer hat nicht mehr das Recht, den hehren Titel eines Dieners des göttlichen Wortes zu tragen; er ist ein Schimpf, ein Auswurf (rebut) der Kirche und selbst der Welt. Es steht uns nicht zu, zu entscheiden, wie weit die harten Vorwürfe Massillon's auf die Geistlichkeit unserer Tage Anwendung finden könnten; wir sind selbst geneigt, zu glauben, daß die Kirche die vierzigjährige Ruhe, welche ihr durch die Weisheit der Regierung zu Theil geworden ist, angewendet habe, um ihre Diener gebührend zu erziehen, würdige Priester zu bilden und nur solchen Leuten die Weihen zu ertheilen, deren Bildung mit der Aufklärung des Jahrhunderts nicht in befremdendem und unangenehm berührendem Widerspruche steht. Doch könnte etwas unser Mißtrauen erwecken. Der Klerus, nicht zufrieden, seine Diener ohne Beaufsichtigung des Staates zu erziehen, macht der Universität die Erziehung der Jugend streitig und weigert sich doch, selbst die Examina zu bestehen, welche von Staats wegen für alle Lehrer und Erzieher angeordnet sind. Woher kommt das? Fürchtet er, die Examina möchten zeigen, was er weiß und was er nicht weiß? Oder schreibt er dem Priester vielleicht Universal-

fähigkeiten zu, bloß deshalb, weil er den Priesterrock trägt? Hat sich die Zeit seit Massillon so geändert, daß die Priester heutzutage von vorn herein Gelehrte sind?

Die Studien sollen nach dem Bericht glaubwürdiger Männer in den Seminarien schwach betrieben werden. Man sagt, die Geschichte werde bedeutend travestirt, die griechische und lateinische Sprache armselig gelernt. Natürlich entgegnete der Klerus: das sind Verleumdungen; nun wohl! wie könnte er sie besser widerlegen, als wenn er sich dem pädagogischen Examen unterzöge? Aber vielleicht steht die Kirche zwar in den profanen Wissenschaften gegen die Universität zurück, ist aber dagegen in den philosophischen und theologischen weit überlegen durch den Umfang ihres Gesichtskreises und die feste Begründung ihrer Ueberzeugungen? Ach, sie hat sich von dem Schreck noch nicht erholt, den ihr Lamennais' Abfall verursacht hat. Zweimal, 1817 und 1830, hatte sie ihn als neuen Bossuet, als zweiten Athanasius gepriesen; aber allmälich verschwand in Herrn de Lamennais der neue Bossuet, dann auch der zweite Athanasius und endlich auch der Christ. Da rief die Kirche im Schmerz mit de Lamennais' eigenen Worten: „Was thut dann Gott? Er zieht sich zurück, er wendet sich von dem Thoren ab, der auf seine eigene Kraft bauete; er überläßt ihn seinem Hochmuthe. Dann folgt der schreckliche Sturz unerwartet, vernichtend, ein Beispiel des göttlichen Gerichtes." Ja, sie ging noch weiter und verurtheilte selbst die Idee. Da seht man, wo sie enden, sprachen die Weisen, seht, wohin die Philosophie de Lamennais' geführt hat, betrachtet den Abgrund, in den er gestürzt ist, als er die Speculation in die Religion einführen wollte. Ja, noch jetzt ist jede philosophische Tendenz der Kirche verdächtig; sie mißtraut selbst der allerchristlichsten Philosophie, denn sie erinnert sich, daß mehr als ein Erzketzer mit metaphysischen Untersuchungen christlicher Grundsätze begonnen hat.

Also nicht durch tiefe theologische und philosophische Studien sucht die Kirche gegenwärtig ihren Einfluß zu sichern, denn alle diese Fragen machen ihr Furcht; sie ergreift andere Mittel, und diese mit richtigem Takt. Seit mehreren Jahren nämlich wetteifert sie mit den Philanthropen in der Ausübung christlicher Barmherzigkeit. Sie hat Antheil genommen an den bereits bestehenden milden Stiftungen und Anstalten und neue dazu gegründet. Zwar läßt sich auch hier in der Art und Weise, wie diese Mildthätigkeit geübt wird, die Absicht erkennen, die Hand überall im Spiele zu haben, doch führt dieser Ehrgeiz diesmal zum Guten und stimmt mit dem Geiste des Evangeliums, verdient also ein aufrichtiges Lob. Außerdem vernachläßigt die katholische Religion nicht, auf die Sinne und die Einbildungskraft zu wirken, indem sie die Pracht ihrer Ceremonien erhöht. Selbst die Beredsamkeit zieht sie in ihren Dienst. Prediger mit wohltönender Stimme und theatralischem Vortrage besteigen die Kanzel; ihr Auftreten wird in den Journalen angekündigt und eben daselbst von ihren bedeutendsten Predigten Bericht abgestattet. Es finden sich auch zahlreiche Zuhörer ein; man bespricht und zergliedert den Werth der beliebtesten Prediger, man geht nach Haus wie von einem Deklamatorium oder Schauspiel. — Wir wollen die Freude derer nicht stören, die hier einen Triumph der Religion finden.

Jedoch vergaß die Kirche mitten unter diesen Sorgen und Geschäften ihren Hauptzweck nicht, den Jugend-Unterricht. Hier aber war die Verlegenheit nicht gering, denn der Wille war größer als die Kraft. Es ist viel leichter, Liebeswerke stiften, Kirchen ausputzen, Prediger herbeischaffen, als den Forderungen genügen, die in Frankreich für den öffentlichen Unterricht gestellt sind. Außerdem stand dem Klerus eine zahlreiche, überall hochgeachtete, die Wissenschaft des Jahrhunderts vertretende Körperschaft von Laien gegenüber. Unter diesen Umständen boten sich der Kirche die Jesuiten dar.

Tiefgreifende und kräftige Organisationen ergänzen die Unzulänglichkeit der Menschen. Wir wüßten nicht, daß die Gesellschaft Jesu gegenwärtig besondere Talente unter ihren Mitgliedern zählte, aber ihre Hierarchie, ihre Disziplin, ihre Beharrlichkeit, die Festigkeit und die Ausdehnung ihres ehrgeizigen Strebens, drei Jahrhundert alte Traditionen, wenn nicht glänzend, doch beharrlich gehandhabte pädagogische Methoden, alles das schuf sie zu einer Macht in der katholischen Welt, auf welche die Geistlichkeit Frankreichs unter den vorhandenen Umständen nothwendig ihre Augen richten mußte.

Die gallikanische Kirche hat nicht mehr das Selbstvertrauen, durch welches sie im siebzehnten Jahrhundert mächtig war, als Bossuet ihre Geistlichkeit den gelehrtesten Klerus der Welt nannte. Damals hatte sie einen eigenen Geist, eigene Grundsätze. Durch Bande alter Tradition zwar an Rom sich schließend, war sie durch diesen Geist, durch diese Grundsätze, durch ihre Kirchenzucht dennoch eine große National-Kirche, ohne daß sie deshalb aufhörte, ein Theil der allgemeinen Kirche zu seyn. Heute sucht sie ihre Weisheit und den Anker ihres Heils über den Bergen. Der Grund dieser Veränderung ist leicht einzusehen. In der alten Monarchie stützte sich die Kirche mit Vertrauen auf die weltliche Regierung, ja sie nahm selbst in einzelnen Punkten thätigen Antheil an der Verwaltung, und diese feste Grundlage erlaubte ihr nicht, die Könige zu verlassen, wenn sie mit dem Papste nicht übereinstimmten. Seit funfzig Jahren aber ist die weltliche Regierung der Kirche verdächtig, sie glaubte in jeder neuen Form einen Feind zu sehen und schloß sich deshalb immer enger an Rom, so daß es eigentlich keine gallikanische Kirche mehr giebt. Der Ruhm der Congregation von Saint-Sulpice, aus deren Schoß einst Fenelon hervorgegangen war, ist auch verblichen; die Theologie hat keinen großen Lehrer mehr. Daher kam es, daß die französische Geistlichkeit die Hülfe der Jesuiten theils eifrig herbeirief, theils als nothwendig duldete.

Die Jesuiten erscheinen nun zwar nicht als Gesellschaft, denn sie sind gar zu wenig populair, aber einzelne Mitglieder des Ordens versehen die Seminare, verwalten die Sprengel, beherrschen die Kirche. Im Jahre 1828 befanden sich acht kleine Seminare notorisch vollständig in den Händen der Jesuiten, und man entschuldigte dies Verfahren dadurch, daß die Anstalten nicht der Gesellschaft, sondern einzelnen Geistlichen übertragen worden seyen, die sich im Uebrigen gar nicht von gallikanischen Geistlichen unterschieden, wenn sie gleich für ihre eigene Person den Vorschriften ihrer Ordensregel folgten. Wie viele Jesuiten würden sich heute bei näherer Untersuchung angeben?

Es ist ein Prinzip unseres Staatsrechtes, des alten wie des neuen, daß keine geistliche Gesellschaft geduldet wird, welche vom Staate nicht gesetzlich anerkannt ist, und diese Anerkennung werden die Jesuiten niemals erlangen. Doch werden sie heute von mehreren unserer Bischofe beschützt. Wir haben gegen das achtzehnte Jahrhundert Rückschritte gemacht und müssen einen Kampf wieder aufnehmen, der bereits beendigt schien. Die Philosophen des verflossenen Jahrhunderts behandelten alle theologische Streitfragen mit gleicher Verachtung. Die Jansenisten wurden von d'Alembert noch übler mitgenommen als die Jesuiten. Die Unterdrückung der Letzteren betrachtete er zwar als eine der menschlichen Vernunft schuldige Genugthuung, aber dem Orden ließ er Gerechtigkeit widerfahren wegen der großen wissenschaftlichen und politischen Talente, die er in steter Verbindung gezeigt hatte. Selbst Voltaire, der, lange und vielfach von der Gesellschaft Jesu angegriffen, endlich alle Pfeile seines Witzes über sie ausgeschüttet hatte, sprach zu ihren Gunsten, als sie aufgelöst werden sollte. Heute sind wir minder froh gestimmt, vielleicht auch minder großmüthig. Michelet und Quinet haben die Jesuiten mit Schärfe und Bitterkeit angegriffen. Es ist zu bedauern, daß die Polemik vorherrscht, wo die Wissenschaft allein regieren sollte.

Hier kommen wir auf einen keinesweges erfreulichen Gegenstand. Man hat zu jeder Zeit aus der christlichen Polemik die jedesmalige Stufe der wissenschaftlichen Bildung abnehmen können, auf welcher sich die Kirche befand. Im Kampfe glänzen die großen Talente, die wahren Tugenden. Wenn Glieder der Kirche fähig waren, Dogmen zu entwickeln und auszubilden, so wußten sie dieselben auch zu vertheidigen, und die katholische Kirche hat sich großentheils durch Polemik fest gegründet. Glänzende Kämpfe verherrlichten im Mittelalter die Kirche und die Philosophie, ausgezeichnete Köpfe vertheidigten den Katholizismus ruhmvoll gegen die Angriffe der Reformation. Damals war der Streit großartig, denn Lehre und Gelehrsamkeit waren mächtig. Wer sind jetzt die Vorkämpfer der Kirche? Einige Journalisten, Geistliche und Laien, die aus dem Cynismus der Injurien Gewerbe machen und in den Augen ehrenwerther Leute eben dadurch schon die Sache verlieren, die sie zu stützen wähnen.

(Schluß folgt.)

Die Poesie im heutigen Frankreich.*)

Die romantische Poesie hat noch immer nicht in Frankreich den Sieg über den Klassizismus davongetragen; ja es scheint, als ob die Geistesrichtung, aus der die sogenannte klassische Literatur hervorging, eine ursprüngliche sey, von der sich die Franzosen nicht lossagen können. Die Masse des gebildeten französischen Publikums ist nämlich noch klassisch gesinnt geblieben und unempfänglich für die neue Poesie. Dieses Urtheil stützt sich nicht auf die momentane Reaction, die in neuester Zeit auf der Bühne eingetreten ist, obgleich man sie immer als Symptom betrachten darf. Auch der literarische Geschmack ist der Mode des Tages unterworfen. Man versichert, daß seit dem Erscheinen der Lukrezia von Ponsard der Verkauf der Schriften Victor Hugo's, der vorher 1100 Bände monatlich betrug, unter sechshundert gefallen ist. Wenn die Mode nicht eine so bedeutende Rolle in den poetischen Sympathieen des Publikums spielte, wie könnte das Erscheinen einer schönen Tragödie dem Werth der Gesammtwerke Victor Hugo's irgendwie Abbruch thun? Wenn man die wahre Poesie suchte, und nicht vielmehr die Genugthuung, als Mann von Geschmack zu erscheinen, so würde die Poesie nicht so schnell von einem Tage zum anderen wechseln können.

Wie wenig überhaupt man in Frankreich für Poesie selbst Interesse hat, geht schon daraus hervor, daß nirgends so wie dort die literarischen Sympathieen den politischen Meinungen untergeordnet sind. Manche literarische Namen, die in den letzten 25 Jahren begründet wurden, würden vergessen werden, wenn man ihnen die politischen Stützen, von denen sie getragen werden, wegnähme. Täglich wird das schlechteste Zeug in Prosa oder Versen wegen der Partei, der das Buch oder der Verfasser sich anschließt, zu den Wolken erhoben und aus gleichem Grunde die besten Produkte in den Staub gerissen. Werke, die weiter nichts als Philosophie oder Poesie seyn wollen, übersieht man ganz. Die politische Stellung eines Mannes ändert sofort in den Augen der Masse den Werth seines literarischen Werks, nicht bloß für die Gegenwart, sondern selbst für die Vergangenheit. Wir kennen sehr würdige Männer, Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften, in deren Augen seit der Rede Lamartine's an seine Wähler in Mâcon die Méditations alle Poesie verloren; seit derselben Zeit nennen ihn viele Leute, die ihn sonst unter Panard oder Désaugiers stellten, nicht anders als den großen, den berühmten Poeten. Dies bedeutet, daß die Wirkung, welche Lamartine's Poesie in dieser Welt hervorbrachte, vor und nach der berühmten Rede dieselbe ist, d. h. so viel wie Null. Das ist in Frankreich die Geschichte der wahren Poesie und der Meisten von Denen, die ein Interesse daran affektiren.

Die neue Schule trat zuerst unter den Auspizien der religiösen und historischen Reaction zu Gunsten des Mittelalters auf. Die monarchische Partei

*) Nach einem größeren Aufsatze Sur la Question littéraire in der Revue indépendante.

und die Frauen wurden gewonnen. Aber man darf nicht glauben, daß die größere Zahl der Proselyten durch den wahrhaft religiösen Geist oder die historische Treue der Schule gewonnen wurde. Die gothischen Klöster, die Kapellen, die Legenden interessirten die Geister mehr als die in der Poesie wiederhergestellte Idee Gottes. Eben so haben auf dem Theater die Degen von Toledo, die mailändischen Rüstungen und die mittelalterlichen Schwüre, die man heute wieder für den gladius, das peplum und den großen Jupiter im Stich läßt, mehr zur Popularität des modernen Drama's beigetragen, als die schönen lyrischen Partieen desselben und andere glückliche Neuerungen.

Der Voltairesche Liberalismus erkannte besser das Wesen der literarischen Revolution und das Christliche, was in ihrem Ursprung lag; daher bekämpfte er sie auch von vorn herein. Troß des Strebens, die Opposition zu versöhnen, von Seiten des Hauptes der neuen Schule, der den Romantizismus in einer seiner Vorreden als Liberalismus in der Kunst bezeichnete, fanden doch die modernen Dichter fortwährend die feindlichste Kritik in der liberalen Presse. Nach 1830 fand ein großer Umschwung der Meinungen statt: fast die ganze neuere Schule war in der siegenden Partei; sie hatte die Mehrheit in der Presse, sie war von der Jugend adoptirt und zuweilen bis zur Uebertreibung; kurz, die neuen Prinzipien schienen gesiegt zu haben. Troß dieses Scheins von Popularität begriffen die Anhänger des politischen Fortschritts recht gut, daß dieses neue literarische System viel weniger als das alte geeignet war, die demokratischen Tendenzen zu befördern, die revolutionairen Traditionen fortzusetzen. Sie fürchteten, der für das verständige Denken und das politische Handeln geschaffene französische Geist könne durch die träumerische Lyrik, die religiöse Speculation und die Liebe zum Pittoresken, welche die neue Schule einführte, von seiner Bahn abgelenkt werden. Daher waren auch seit der Restauration bis auf den heutigen Tag, von Hugo's Oden und Balladen bis zu den „Burggrafen" die Repräsentanten des politischen Fortschritts unerschütterlich in ihrem Hasse gegen den Romantizismus.

Doch betrachten wir das eigentliche Verhältniß der neuen Schule zum französischen Nationalgeist. Was zuerst die lyrischen Elemente betrifft, die sie einführte, so ist zu bemerken, daß der Erfolg jeder wahren lyrischen Poesie bei denen, an die sie gerichtet ist, wo nicht eine bestimmte Religion, doch wenigstens religiösen Geist voraussetzt, und man kann es sich nicht verhehlen: die Masse der Geister unserer Zeit, die in der materialistischen Schule des 18ten Jahrhunderts erzogen ist, widerstrebt nicht diesem oder jenem Symbol, sondern dem religiösen Geist überhaupt. Troß der Eroberungen, die das religiöse Gefühl in verschiedener Beziehung gemacht hat, steckt noch die Mehrzahl der Bourgeoisie und der industriellen Bevölkerung im Voltaireschen Skeptizismus, und nichts verträgt sich weniger mit der lyrischen Stimmung als dieser. Allerdings sind auch die neueren Dichter nicht frei vom Zweifel; aber zwischen dem Zweifel, wie er bei diesen erscheint, und dem des lesenden Publikums, zwischen dem Zweifel des 18ten Jahrhunderts und dem der höheren Geister unserer Tage, liegt die ganze Kluft, die den Enthusiasmus von der Ironie, die Liebe vom Haß trennt.

Der Zweifel des achtzehnten Jahrhunderts negirte nicht bloß bestimmte religiöse Satzungen, sondern die religiöse Idee selbst. Es genügt ihm nicht, zu erklären, daß wir die Wahrheit nicht erkennen können, er leugnet, daß es überhaupt eine Wahrheit giebt. In der neuen Poesie nimmt der Zweifel nicht diese ironische Form an: in ihr liegt die Sehnsucht nach dem Glauben, das ist schon der Glaube selbst. Man vergleiche in dieser Beziehung die Romane Voltaire's und George Sand's: auch Lelia ist von Zweifel erfüllt, aber dieser Zweifel ist die enthusiastische Liebe zu einer unbekannten Wahrheit, eine Richtung, die in der Poesie eben so fruchtbar ist, als die andere unfruchtbar. Der Zweifel der Massen ist noch der ironische Zweifel, der ironische Geist ist noch die hervorspringendste Seite der französischen Nationalität, und die Ironie ist die eigentliche Negation aller Lyrik.

Aber es ist nicht bloß der Mangel des religiösen Gefühls, was der Lyrik in Frankreich eine schlechte Zukunft prophezeit. Die Lyrik giebt dem Menschen eine schwärmerische Richtung und zieht ihn vom Handeln ab, und der französische Geist ist vor Allem ein praktischer; die klassische Literatur, die nur die menschliche Sphäre und das Handeln im Auge hatte, vertrug sich mit den nationalen Tendenzen viel besser. Hiergegen scheint der unbestrittene Erfolg des Dichters zu sprechen, in welchem der höchste Schwung der modernen Lyrik seinen Ausdruck findet; aber man nehme von seinem Publikum Alles ab, was die „Meditationen" und „Harmonieen" nur der Mode halber bewundert, und man wird sehen, wie wenig tief diese herrliche Poesie in die Geister eingedrungen ist. In einigen Jahren wird sich zeigen, wie klein die ohnehin schon beschränkte Zahl der Jünger der lyrischen Schule seyn wird. Die Fluth der elegischen Gedichtsammlungen nimmt allmälig ab: nicht umsonst hat die Kritik so viel Ironie gegen sie verschwendet. Aber es ist nicht bloß das Uebermaß, wogegen die Kritik ihre Stimme erhoben hat; was sich hinter den Sarkasmen versteckt, das ist die Negation aller wahren Poesie; daher hat auch bei diesen Angriffen immer eine enge Allianz und Sympathie zwischen den Kritikern und der Masse des Publikums stattgefunden.

England.

Englische Dichterinnen.

Von Louise v. Ploennies.

(Schluß.)

Die Gedichte der Mary Howit zeichnen sich durch Frische und Leichtigkeit aus, doch leiden sie, wie es mir scheint, etwas an Ueberhäufung der Bilder. Es ist sehr viel Malerei und weniger Gedankenfülle darin enthalten. In der kleinen Dichtung der „Kolibri" z. B., welche ich noch von ihr mittheilen will, ist um diese kleinste Erscheinung der gefiederten Welt eine Scenerie aufgestellt, welche meiner Ansicht nach durchaus durch ein wichtigeres Motiv, eine Handlung oder ein Naturereigniß beseelt werden müßte. Der Urwald, die Ströme, reißende Thiere, ja selbst Eden's Garten, die Sündfluth und der Regenbogen werden heraufbeschworen, um dem kleinen Kolibri zur Staffage zu dienen. Man urtheile selbst.

Die Kolibri.

Die Kolibri, die Kolibri,
So schön und feengleich,
In sonnigen Blüthen wohnen sie,
An List und Anmuth reich.

In glanzumstrahlten Inseln fern,
Im würz'gen Orientsduft
Glüh'n sie, viel tausend bunte Stern',
Hell schimmernd in der Luft.

Wie flücht'ge Funken schweben sie,
Wie Bienchen klein um Halme,
In schattigen Blättern leben sie
Der dunklen Fächerpalme.

Und wo im grünen Urwaldreich
Sich hebt des Morasˇ Kron',
Dort, wo sich schlingt von Zweig zu Zweig
Die Blume der Passion.

Und wo mit mächt'gem Wogenguß
Strömt der La Plata kühn,
Sich sonnt beim Amazonenfluß
Der Kaiman, lang und grün.

Dort baut sein Nestchen, zart und klein,
Der Kolibri im Baum,
Sein Nestchen, seidenweich und fein,
Mit duft'gem Baumwollflaum.

An einem Zweige hängt es frei,
Wo's hin und wieder schwebt,
Wenn vor des Campanero Schrei
Der mächt'ge Baum erbebt.

Am Hals glüht ihm ein Purpurring,
Und schillernd grün und blau
Erglänzt die kleine Vogelschwing',
Gleich wie die Brust vom Pfau.

O, du glücksel'ger Kolibri,
Dem ew'ger Frühling lacht!
Laublose Bäume sahst du nie,
Nur immer frische Pracht.

Ein Reich voll Lenzesherrlichkeit
Auf lebenslang ist dein,
Dein Mahl des Honigs Süßigkeit
Und Thau vom Himmel rein.

O, wie war Eva wohl entzückt
In Edens Zauberreich,
Als sie den Kolibri erblickt'
Im würzigen Gesträuch.

Wo er mit Schmetterlingen flog,
Bunt wie der Regenbogen,
Eh' sich die farb'ge Brücke bog
Ueber der Sündfluth Wogen.

Gott hat dich, Vöglein, wunderbar
Bei jener Fluth bewahrt,
Dich, wie den mächt'gen Felsenaar,
Den prächt'gen Leopard.

Er, der sie Alle, Groß und Klein,
Geschirmt mit Vaterhand,
Gab dir zur Heimat, Vöglein,
Der Cedern herrlich Land.

Mary Howit und ihr Eheherr haben mehrere Jahre in Deutschland zugebracht und ein Werk über deutsche Sitten und Zustände herausgegeben, welches indessen an manchen Unrichtigkeiten leiden soll. Ein sehr schönes Gedicht dieser Dichterin, „die Erscheinung einer verstorbenen Mutter bei ihren Kindern", behalte ich mir vor, nächstens mitzutheilen. Zu den bekannteren Dichterinnen der Gegenwart gehört noch Elisa Cook, deren Gedichte ebenfalls in prachtvoller Ausstattung vor zwei Jahren erschienen sind. Viel Originalität ist nicht darin zu finden; das Gedicht „die Themse" spricht die Engländer besonders an. Gemüthlich ist der „alte Lehnstuhl", eine Dichtung, welche ich für die „Britannia" übersetzte. Die Gräfin Blessington ist mehr durch ihre Novellen, kleinen Erzählungen und als Herausgeberin eleganter Taschenbücher, als durch ihre Dichtungen bekannt, welche sehr unbedeutend sind.

Die Gedichte der Mary Anna Browne athmen alle eine tiefe Wehmuth. Die Literary Gazette bringt oft zarte Blüthen dieser Dichterin. Eine derselben ist

Das erste und letzte Gebet, von Mary Anna Browne.

Bitt' für mich, Mutter! bitte, daß nicht
Mein freudig Hoffen der Gram umflicht;
Daß lang und glücklich mein Leben sey,
Vom giftigen Hauche der Sorge frei.
Bitt', daß der Lorbeer, den ich erstreb',
Bald grün um meine Stirne sich web'.
O, bitte, es möge die Herzliebste mein
Treu liebend wie Taube und Nachtigall seyn.

Am eignen Heerde die Mutter kniet,
Ihr Auge in Thränen gen Himmel sieht.
Die Hand auf dem Haupt von dem einzigen Sohn,
Sein Glück erfleht sie mit frommem Ton.
Sie nimmt eine Locke mit goldnem Schein
Von seiner Stirne, so klar und rein,
Und er küßt ihre Wange, sein Schritt ist fest,
Und stolz ist sein Lächeln, wie er sie verläßt.

O, Mutter! bitt', daß es währ' nicht lang,
Eh' frei mein Geist wird wie Vogelsang,
Wenn Schwingen des Windes ihn himmelan heben,
Mit ihnen in himmlischer Ruh' zu verschweben.
Bitt' für mich, Mutter! o, weine nicht, du
Hast immer gesegnet des Kindes Ruh:
So segne dein liebender Hauch mich nun,
Bald werd' ich im Schlummer des Todes ruh'n.

Da kniet die Mutter beim Sohn aufs neu,
Umsonst war ihr erstes Gebet voll Treu.
Denn falsch war sie, die er heiß geliebt,
Sein Leben vom Hauch der Verleumdung getrübt.
Sie blickt aufs veränderte Angesicht hin,
Und fühlt, daß nur Sterben für ihn jetzt Gewinn;
Da erfleht seinen Tod sie in liebendem Schmerz,
Und es bricht bei dem letzten Gebete sein Herz.

Ich schließe diesen kleinen Kranz englischer Dichterinnen mit einer Morgen-Glockenblume der Miß Jane Roscoe:

Guten Morgen.

Guten Morgen! sieh, wie die Strahlen umfließen
Dort Berge und Thal, dein Erwachen zu grüßen.
Es ziehen die schwarzgrauen Wolken davon,
Die Sonne durchdringet die Dämmerung schon.
Ein rosiger Schein ist am Himmel erwacht,
Doch dir im Aug' ruht der Schlummer der Nacht.
Im Blumenkelch schimmert noch frisch der Thau
Und Morgenkühle umweht die Au.
Der Vögel süßestes Lied durchschallt
Den grünen, in Perlen blitzenden Wald,
Und erfüllt von Entzücken, von sel'ger Lust,
Ist Alles des Lebens sich neu bewußt.
Erwache! erwach', eh' die Zeit entflieht,
Die flüchtig eilend vorüberzieht,
Eh' der Glanz jener purpurnen Wolken bleicht,
Eh' der Silberschleier des Nebels weicht.
Noch ist kein Ton deiner Harfe erklungen,
Deine Morgenhymne noch ungesungen.
Wie! schlummerst du fort? ach, laß sie flieh'n
Die Bilder der Träume, die Phantasie'n!
O, komm'! laß uns schau'n die lebendige Pracht,
Bis einst uns umflicht jene tiefere Nacht;
Dann weckt dich ein Engel zum himmlischen Licht,
Um das weder Abend noch Tod sich flicht!

Mannigfaltiges.

— Die magyarische Sprache in Ungarn. Wir haben in diesen Blättern bereits bei Erwähnung der „Ungarischen Vierteljahrsschrift", die inzwischen den Erwartungen, welche sie anfangs erregte, keinesweges entsprochen hat, des Kampfes für und gegen die allgemeine Einführung der magyarischen Sprache gedacht, der von dem diesjährigen Reichstag entschieden werden sollte. Letzterer ist nun zwar seit beinahe sechs Monaten schon versammelt, doch erst in den letzten Wochen sind die Magnaten (das Oberhaus, dessen Präsident der Palatin, Erzherzog Joseph, ist) und die Ständetafel (die Kommunen, oder vielmehr die Komitate) zu einer Art von Einigung gelangt, so daß nunmehr der Gesetzentwurf dem Könige von Ungarn zur Bestätigung vorgelegt werden kann. Dieser Gesetzentwurf enthält sieben Paragraphen, deren Inhalt im Wesentlichen ist: 1) Die ungarischen Thronerben sind bereits einem früheren Gesetz zufolge verpflichtet, die magyarische Sprache sich anzueignen; außerdem wird jedoch das königliche Versprechen, diesen Sprachunterricht auch auf die übrigen Erzherzoge und Erzherzoginnen auszudehnen, in das Gesetzbuch eingetragen. 2) In Ungarn und den dazu gehörenden Gebieten soll das Magyarische die alleinige und ausschließliche Regierungs- und Amts-Sprache seyn. Aktenstücke, in anderen Sprachen verfaßt, haben nicht die gesetzliche Gültigkeit. 3) Das Magyarische ist auch die Sprache des öffentlichen Unterrichts: für die Elementarschulen soll jedoch in dieser Beziehung ein besonderes Reglement entworfen werden. 4) Alle ungarische Münzen und Amtssiegel sollen Umschriften in magyarischer Sprache und die ungarischen Landeszeichen tragen. Eben so sollen bei allen öffentlichen Instituten, in den ungarischen Häfen so wie auf ungarischen Schiffen, nur die Farben und Wappen des Landes gebraucht werden. 5) In Croatien sollen alle Behörden, Gerichte und Beamten, wenn sie mit anderen ungarischen Behörden, Gerichten oder Beamten zu thun haben, ebenfalls nur in magyarischer Sprache korrespondiren dürfen. 6) Auch in Croatiens öffentlichen Schulen soll die magyarische Sprache gelehrt werden. 7) Nach zehn Jahren von der Publication dieses Gesetzes ab soll in Croatien Niemand ein von königlicher Ernennung abhängendes oder kirchliches Amt erhalten können, der nicht der magyarischen Sprache kundig ist.

Von der Ständetafel wurde dieses Gesetz einstimmig, also auch von den slawischen Komitaten, so wie von den (allerdings sehr mangelhaft vertretenen) deutschen Städten, genehmigt, und nur in Bezug auf die Bestimmungen hinsichtlich Croatiens war eine Minderheit abweichender Meinung. Wiederholt sprachen sich die Stände darüber aus, daß es nicht ihre Absicht sey, den Sprachen im Privatverkehr irgend einen Zwang aufzuerlegen, oder gar den verschiedenen (deutschen, slawischen und wlachischen) Nationalitäten hindernd in den Weg zu treten. Nur dem Lateinischen, das bisher in Ungarn die Amtssprache gewesen, substituire man das Magyarische, und Jeder, der ein Amt zu haben oder an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen wünsche, werde, eben so wie er früher das Lateinische lernen mußte, jetzt das Magyarische, falls es nicht schon seine Muttersprache sey, lernen müssen. Dadurch werde keine der lebenden Sprachen des Landes aus den Rechten, die sie bisher besessen, verdrängt, und die verschiedenen Nationalitäten würden sich eben so, wie sie sich bisher neben dem Lateinischen als Amtssprache erhalten haben, auch neben dem Magyarischen unverletzt zu erhalten wissen, vorausgesetzt, daß sie nur, wie die deutsche und zum Theil auch die slawische Nationalität, lebenskräftig und lebensfähig sind. — Die Magnatentafel machte zu jenem Gesetzentwurf noch einige Modificationen, und zwar hauptsächlich, um ihre Achtung vor den den Kroaten zugesicherten, aus ihren Munizipal-Statuten hervorgehenden Rechten zu bezeigen. Demgemäß wurde auch von den Ständen genehmigt, daß bei allen im Innern von Croatien verhandelten öffentlichen und Privat-Angelegenheiten der Gebrauch der lateinischen Sprache auch fernerhin gesetzlich sey, daß bei den Korrespondenzen kroatischer Behörden nur die Begleitungsschreiben, nicht aber auch die Beilagen in magyarischer Sprache verfaßt seyn müssen, und endlich, daß die Verordnung, durch welche das Magyarische zur Unterrichtssprache erhoben wird, nicht auf Croatien auszudehnen sey.

— Die edeln Metalle. Der berühmte italiänische Statistiker Adrian Balbi giebt in seiner Abhandlung über den Handel Asiens die jährliche Ausbeute an Gold auf der ganzen Erde zu etwa 75,000 Mark (½ Pfunden) an, wovon Asien bis auf 1/20, welche daran fehlen, die Hälfte liefere. Diese Angaben beruhen auf älteren Nachrichten. Nach den neuesten Angaben beträgt die jährliche Ausbeute fast dreimal so viel, und Asien (die Inseln von Borneo bis Manila dazu gerechnet) liefert über die Hälfte, nämlich

Europa . . .	5,650 Mark Goldes,	wovon Oesterreich allein . .	5,020 Mark
Asien	123,000 „ „	„ Rußland allein . . .	68,000 „
Afrika . . .	40,000 „ „ (?)		
Amerika . .	42,000 „ „	„ Nord-Amerika allein	31,000 „
	210,650 Mark Goldes oder etwas über 46 Mill. Thaler.		

Die jährliche Ausbeute des Silbers, welche Balbi nicht angiebt, beträgt über 15mal mehr, so daß, da Gold 15mal theurer als Silber ist, der Werth der Ausbeute ziemlich gleich ist.

Europa . .	340,000 Mark Silbers,	
Asien . . .	110,000 „ „	
Afrika . .	30 „ „ (?)	
Amerika .	3,080,000 „ „	wovon Nord-Amerika allein 2 Mill.
	3,530,030 Mark Silbers oder über 46 Mill. Thaler.	

3—e.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

Selections from the writings of Mrs. Margaret M. Davidson, the mother of Lucretia Maria and Margaret M Davidson: with a preface. By Miss C. M. Sedgwick. 12. Philadelphia. Preis in London: 6 s.

W. E. Channing († 1842) Poems. 206 Seit. 12. Boston.

Noah Webster A collection of papers on political, literary, and moral subjects. 373 Seit. 8. New York. — N. Webster's zwei vorzüglichste Werke sind: A brief history of epidemic and pestilential diseases. 2 vol. 8. Hartford 1799. Nachgedr. London 1800. 2 vol. 8. und das Dictionary of the English language, dessen neueste amerikanische Ausgabe zu New Haven 1841 (2 vol. gr. 8.) erschien.

J. F. Cooper Le Mouchoir; an autobiographical romance. 23 Seit. 4. New-York.

Transactions of the American philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. New series. Vol. 3. 4. Philadelphia. — Mit Abhandlungen von Henry, Herner, Loomis, Nicollet, Nuttall u. A. — Die Gesellschaft, deren gegenwärtiger Präsident der sprachgelehrte Du Ponceau, ist von Franklin selbst im J. 1769 gestiftet. Die Neue Reihe ihrer Transactions beginnt mit d. J. 1811.

J. J. Audubon, der berühmte Herausgeber des Prachtwerkes The birds of America (4 vol. Fol.), in dem selbst größere Vögel in Lebensgröße und alle mit ihren natürlichen Farben abgebildet, und der dazu gehörigen Ornithological biography (5 vol. gr. 8.), giebt jetzt zu Neuyork in Lieferungen und demselben riesenhaften Format, wie jenes, ein neues Werk heraus, mit dem Titel: The quadrupeds of North America. Das Ganze ist auf 30 Lieferungen (Kupfer u. Text) berechnet.

Auch die Juden in Amerika haben seit kurzem ein eigenes, ihren Interessen ausschließlich gewidmetes Journal. Dasselbe erscheint in Philadelphia und hat den Titel: The Occident, and American Jewish Advocate; a monthly periodical, devoted to Jewish literature and religion. Edited by I. Leeser.

Der in Washington erscheinende National Intelligencer soll neuerdings einen längeren histor.-geographischen Aufsatz des hiesigen nordamerikanischen Gesandten, Hrn. Wheaton, über die Verbindung des Atlantischen und Stillen Oceans enthalten. — Bei dem hohen Interesse des Gegenstandes und der bekannten gründlichen Behandlungsweise des Verf., welcher kürzlich zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt worden, wäre es gewiß höchst wünschenswerth, denselben auch besonders gedruckt zu besitzen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Freitag den 10. November 1843.

England.

Oxforder Briefe an Dr. S...l.

Von F. Lebrecht.

II. Oppenheimersche Bibliothek.

Laut Verabredung hätte ich nicht so lange schweigen sollen, allein ich habe mehrere Gründe für mein Stillschweigen, deren jeder einzelne mich so vollständig rechtfertigt, daß die Aufzählung der anderen überflüssig wird. Einer Entschuldigung mit Mangel an Zeit bediene ich mich niemals, wenn ich nicht an die Freunde schreibe, da solche Entschuldigungen nur eine Selbstanklage, ein eigenhändig gegebenes Zeugniß der Nachlässigkeit und Trägheit sind. Die zweckmäßige Vertheilung der Zeit ist zwar ein Geheimniß, in dessen Besitz nicht ein Jeder ist; doch zu einem freundschaftlichen, unbefangenen Briefe, wo die reine Wahrheit und das Vertrauen, ohne Nachdenken über nothwendige Zusammenstellung und Rückhalte, natürlich aus der Feder fließen, hat der gute Wille immer ein Stündchen übrig. Bei mir ist aber ein besonderer Fall eingetreten, der mich am Schreiben hinderte. B. nämlich schrieb mir, daß Sie den Janvier aus der Bellerm. Auction Anderen überlassen haben, statt ihn für die Königl. Bibliothek zu bezeichnen; und dies schmerzte mich so sehr, daß ich beschloß, mit meinem Briefe so lange zu warten, bis ich über einen erklecklichen Zorn gegen Sie verfügen könnte, um Ihnen recht nachdrücklich meine Vorwürfe angedeihen zu lassen. Indessen, ich sehe, ich könnte lange auf eine solche Stimmung warten, und ich muß Sie schon ohne Zorn ins Gebet nehmen und Ihnen zurufen: Auch Du, mein bibliographischer Brutus! Sie, der Sie die Bibliothek nicht nur im Kopfe, sondern auch am Herzen haben, sollten u. s. w. u. s. w.!

Der Assistant-Librarian ..... der Bodleiana *), der die rabbinische Literatur unter sich hat, lernte Sie auf seinem „progress through Germany" kennen und schätzen, aber er sagte doch, als ich Sie bei ihm verklagte, den Janvier auf einer so großen Bibliothek nicht zu haben und ihn im vorkommenden Falle nicht zu berücksichtigen, sey ein crimen laesae Bibliographiae, das man nur Ihnen, in Betracht mildernder Umstände, verzeihen dürfe.

Wie Sie sich erinnern werden, blieb ich im vorigen Briefe mitten in den Betrachtungen über die Oppenheimersche Bibliothek stecken, so wie ich seit meinem Hierseyn auch stets in dieser Sammlung selbst stecke, wo jede meiner Hände mit 50 Fingern bald nach diesem, bald nach jenem Werke greift. Hier auf fremdem Boden, wo man die Kostbarkeiten nur à la hâte durchlaufen kann, brennt der Schmerz noch heißer, daß eine so unvergleichliche, auf deutschem Boden gesammelte Bibliothek dahin ist. Ach! sie wäre nicht aus dem Vaterlande geschleppt worden, hätte sie nicht Werke zu ihrem Inhalt gehabt, die man ungestrafter geringschätzen zu dürfen glaubte, weil sie von Juden herrühren. Einst war ein Fuchs (der Fabeldichter Aesop hat ihn noch persönlich gekannt), der schwor von Trauben, die er nicht erreichen konnte, hoch und theuer, sie seyen sauer. Oppenheimer's Weinberg war voll der edelsten Trauben, aber je tiefer die rabbinische Gelehrsamkeit seit Buxtorf, Hottinger und Danz gesunken war **), desto höher hingen für sie Trauben solcher Literatur; es war demnach ein Schritt der Nothwehr, eine Geringschätzung für dieselbe zu heucheln; und da die Unkunde allgemeiner war, als die Scham darüber, so konnte sich diese Geringschätzung auch bis auf die neueste Zeit in Deutschland erhalten. Ich werde später zeigen, wie man in England ganz anders den Werth der rabbinischen Schriften im Allgemeinen und ihr Verhältniß zur Kirche im Besonderen aufzufassen wußte; für jetzt muß ich die Erzählung von der Oppenheimerschen Bücherwanderung wieder aufnehmen. ***) Doch werde ich Sie nicht durch Weitläuftigkeiten ermüden, denn ich weiß sehr wohl, daß man Ihnen in der Bibliographie so leicht nichts Neues sagen kann, und zu Altem habe ich keine verfügbare Zeit, selbst wenn Sie es freundlich anhören wollten. Ich bin auf Kosten der Regierung hier und halte jeden Augenblick für mißbraucht, den ich auf andere Beschäftigung als die mit meinen codices verwende.

David Oppenheimer, der Oberrabbiner in Prag war, durfte, man staune! seine auserlesene Bibliothek nicht in seinem Wohnorte aufstellen. Die Censur zu Prag war so ängstlich, daß sie die Anwesenheit der todten Handschriften fürchtete, und der gelehrte Rabbine mußte seine Bücher im Auslande, in Hannover, aufstellen. *) Obgleich er so des Genusses der Schätze nicht froh werden konnte, bereicherte er doch die ferne Sammlung fortwährend, und besonders mit Ankäufen aus Italien und der Türkei. **) Wolf, der mehrere Male von Hamburg nach Hannover reiste, um im Interesse seiner Bibliotheca Hebraea die Sammlung zu durchforschen, erklärt, daß er bei jedem neuen Besuche auch neue Reichthümer fand. Wie sehr dem Oberrabiner die Vervollständigung seiner Bibliothek ernst war, mag man aus dem Umstand ermessen, daß er im Jahre 1711 einen Katalog drucken ließ, der sich von anderen Katalogen auffallend unterscheidet. Es war nämlich ein Verzeichniß von Büchern und Ausgaben, die O. nicht besaß, und das wahrscheinlich allen Buchhändlern und Freunden übergeben wurde, um die verzeichneten Werke aufzusuchen. Dieses Verzeichniß giebt auch Wolf im Anhange zum 1sten Bande der Bibl. Hebr., und es ist wahrscheinlich dasselbe, welches der unglückliche Fortsetzer Wolf's, Köcher, in seiner Nova Bibl. Hebr. für einen Katalog der Oppenheimerschen Bibliothek hält.

Nach dem Tode Oppenheimer's, 1737, beginnt ein fast volles Jahrhundert der Wanderung, Einkerkerung, der Prozesse, Verpfändung ꝛc. und endlicher Verschleuderung nach dem Auslande für diese Bibliothek. Mehrere Jahre blieb sie in Hannover, wo, wie mir Dr. Zunz vor meiner Abreise mündlich mittheilte, 1764 ein Katalog über einen Theil derselben im Drucke erschien. ***) Ihr weiteres Schicksal blieb unbekannt, bis 1782 ein vollständiger Katalog in 4. in hebräischer Sprache erschien. Hieraus erfuhren wir, daß sie in diesem Jahre sich zu Hamburg im Besitze des Herrn Izick Kohn oder, wie er sich vollständiger nannte, Isaak Seligman Berend Salomon war, der sie zum Verkauf ausbot. †) Mehr erfuhr man durch J. D. Michaelis bei Gelegenheit seiner Anzeige dieses Katalogs in seiner orientalischen Bibliothek. ††) Nachdem M. sie als die einzige Bibliothek ihrer Art erklärt, theilt er in seiner breiten Weise unter Anderem Folgendes mit:

„Diese Bibliothek kam nun mit Hirschel Isaak Oppenheimer, ich weiß nicht in welchem Jahr, nach Hildesheim: von dessen Witwe ich im Jahre 1775 den sehr schön geschriebenen Katalogus auf wenige Tage durch einen Expressen geschickt bekam, um wegen des Verkaufs ein im Gerichte vorzuzeigendes Bedenken zu geben, weil auf einen sehr geschwinden Verkauf derselben, und zwar durch den Weg einer noch dazu übereilten Auction, gedrungen ward. Die äußerste Schädlichkeit und Unbilligkeit hiervon zeigte ich und setzte noch unter Anderem (welches wieder statt Rezension dienen kann) hinzu: ich weiß nicht, vor welchem Gerichte diese Sache anhängig ist, allein ich darf mir doch die Freiheit nehmen, auch an das mir unbekannte Gericht eine sehr anständige Bitte der orientalischen Gelehrsamkeit selbst zu bringen. Der Verlust für diese würde unersetzlich seyn, wenn die unvergleichliche Bibliothek, die so viel noch nicht gebrauchte Schätze enthält, auf eine übereilte Art zerstreut würde. Das kostbarste Werk, das noch nicht gebrauchte Manuskript, könnte dadurch in

---

*) Die Bibliothek hat fünf Beamten: 1 Librarian, 2 Under-Librarians und 2 Assistant-Librarians. Nothwendig und zufällig haben diese Herren viel weniger zu thun, als die Kustoden auf den meisten deutschen Bibliotheken; nothwendig, weil keine Bücher ausgeliehen werden, und zufällig, weil in der Bibliothek selbst, wie ich im ersten Briefe gesagt, wenig gelesen wird. Sie haben weniger zu thun als die Berliner Kustoden, dennoch haben sie mehr Gehalt. Und glaube man etwa, daß hier der Lebensbedarf viel theurer ist? Nein! Seit der Kanalverbindung und der Eisenbahn, die in kurzer Entfernung von Oxford läuft, sind alle Beschreibungen von hiesiger Theurung und besonders von der viel verschrieenen theuren Feuerung antiquirt. Ja, die Heizung ist hier jetzt billiger als in Berlin.

**) Im 17ten Jahrhundert war das Studium der Rabbinen unter den Christen so verbreitet, daß man aus ihnen so Stellen zu Motto's und Anspielungen wählte, wie man es jetzt mit Stellen aus alten und neuen Klassikern thut.

***) Die Autorschaft dieser Erzählung gehört zum Theil dem ehemaligen assistant librarian der Bodleiana, Mr. H....l. Er hat eine kurze Geschichte der Oppenh. Bibl. entworfen, als man beabsichtigte, sie zu kaufen.

*) Voigt, Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten, vorletzte Seite. In dieses Werk sind bloß zwei Juden aufgenommen, die als ihr besonderes Judenquartier die letzten Blätter bewohnen. Sonderbar, daß diese zwei gerade heftige Gegner waren, denn neben Oppenheimer steht der große Jonathan Eibeschütz.

**) Letztere waren es, welche der österreichischen Regierung wahrscheinlich den Vorwand, ja auch Rechtsgrund gaben, die Aufstellung der Bibliothek in Prag zu verhindern, da die in der Türkei gedruckten Bücher viele antichristliche Stellen enthielten. Vielleicht waren auch nur Bücher dieser Art aus Prag entfernt worden.

***) Wolf in seinen Briefen an La Croze (Thesauri epistol. La croziani Tom II., 77, 147, 148). Damals, 1740, war der Sohn Oppenheimers Besitzer, und er schätzte den Werth der Bibl. auf 60,000 Thlr. Wolf drückt dort aufs neue seine Bewunderung über den Reichthum derselben aus.

†) Hamburg, gedruckt von Johann Michel Brauer. Er ist in zwei Abtheilungen, wovon die erstere, 24 Blatt stark, die Handschriften, die zweite, 66 Bl. stark, die Druckwerke enthält. Er ist alphabetisch nach den Namen der Werke geordnet und hat manchen Vorzug vor dem gelehrt seyn sollenden Katalog von 1826. 8. Viele Exemplare dieses Katalogs, wie z. B. das der Königl. Bibl., haben kein Titelblatt, andere dagegen haben zwei Titelblätter, wovon das eine den sehr langen hebräischen, das andere den noch längeren deutschen Titel trägt.

††) XXI., Nr. 304, S. 10 ff.

ganz unbekannte Hände kommen, in denen es Makulatur würde oder doch ungebraucht verwesete; da hingegen es der Welt nützlich bliebe, wenn sie wüßte, wo es wäre. Möchte doch das Gericht hier der Vormund der Gelehrsamkeit werden u. s. f." Was nun weiter geschehen ist, weiß ich nicht, ausgenommen, daß das Gericht wohl muß Vormund der Gelehrsamkeit geworden seyn: denn so viel zeigt sich aus diesem Kataloge, daß die Bibliothek noch beisammen, aber nunmehr in Hamburg ist.

Einige Seiten später sagt er:

„Meine Leser werden zwar wohl selbst nicht Käufer werden, denn es gehört wirklich sehr viel Geld dazu, und damit pflegen die Liebhaber der Exegesis und orientalischer Sprachen nicht stark gesegnet zu seyn . . . Zweierlei Gattungen von Käufern stelle ich mir als möglich vor.

„Die ersten und natürlichsten (sonst der Rangordnung unbeschadet), wären reiche Söhne Abraham's, dergleichen es in Deutschland, sonderlich in Einer Hauptstadt giebt, die man nicht nach Tonnen Goldes, sondern nach Millionen zu berechnen pflegt. Einigen unter ihnen würde es eine Kleinigkeit und doch ein sehr patriotisches Werk seyn, wenn sie einer solchen Bibliothek in einer Hauptstadt, wo viel Juden beisammen sind, auch wohl jüngere Juden sich auf Gelehrsamkeit legen und Unterricht genießen, (und wem fällt nicht eine solche Hauptstadt ein, ohne daß ich sie nenne?) einen beständigen Platz gäben. Sie müßte freilich nicht das Ein und Alles der studirenden Jugend seyn, dies zu wollen, sind jetzt selbst viele Juden zu aufgeklärt, sonderlich in der Hauptstadt, an die ich denke: es müßten auch andere Studien, auch wahre eigentliche morgenländische Philologie, wie sie unter Christen ist, auch Philosophie, dabei getrieben werden, aber wo das geschähe, wäre es doch etwas Vortreffliches, eine solche jüdische Bibliothek, die immer den Juden näher als den Christen angehet, dabei zu haben. Wirklich, ich würde mich wundern, wenn unter so reichen Juden so wenig Patriotismus für ihr Volk wäre, daß die Oppenheimerische Bibliothek keinen jüdischen Käufer erhielte, der sie in eine öffentliche verwandelte."

„Die anderen sind Könige und Fürsten: freilich nicht aus eben dem, aber doch aus einem anderen Patriotismus für die Wissenschaften. Wirklich, von denen hoffe ich am meisten und setze nur noch hinzu, daß, wenn die Sache recht angefangen würde, sie in gewissen Ländern auch wohl kameralistisch nützlich und der Kauf aufs künftige sehr erträglich seyn könnte."

Welche Hauptstadt von Michaelis gemeint ist, läßt sich nicht schwer bestimmen, es ist das uns Beiden theure Berlin, dessen Juden damals wie jetzt die gebildetsten auf Gottes Erdboden waren. Wie aber diese, wie aber die Fürsten und Könige die auf sie gesetzten Hoffnungen verwirklicht, das werden wir gleich sehen. Bjornståhl in seinen Briefen (Bd. V. S. 299)*) erzählt: David Oppenheimer, ein Rabbiner zu Prag, hatte die allerälteste Handschrift der Bibel für seine Bibliothek an sich gekauft. Nach seinem Tode verpfändete der Sohn die ganze Bibliothek für 50,000 Thaler (? soll vielleicht Mark heißen) an einen Bürgermeister in Hamburg, und in dieser Stadt soll sie, in Kisten eingepackt, sich noch befinden. Man behauptet, daß gegen 2000 Manuskripte darin sind. Ein Jude zu Berlin, Namens Daniel, königlicher Faktor, hat sie käuflich an sich bringen wollen.**)

Wir wollen nun die Urtheile über die Sammlung und die Abschätzung ihres Kaufwerthes aus verschiedenen Zeiten hier vorführen, da man ja daraus den Fortschritt oder den Verfall der Literatur schließen darf.

Um 1780 gab Moses Mendelssohn die schriftliche Erklärung an den Besitzer auf dessen Befragen, daß die Sammlung 50—60,000 Thlr. werth sey. Eigentlich, drückte er sich aus, könne er den äußeren Werth gar nicht schätzen, aber es müßten sich Männer finden, die obige Summe dafür zahlten. Der edle Mendelssohn schloß freilich hierbei nur von sich selbst; er würde gewiß diese Summe und noch mehr gezahlt haben, hätten seine Verhältnisse ihm erlaubt, sie zu kaufen. Aber diese Schätzung war vielleicht doch schuld, daß die Bibliothek nicht in Deutschland geblieben ist.

Hören wir jetzt einen glänzenden Versuch, der gemacht wurde, um die oben ausgesprochene Hoffnung Michaelis' in Hinsicht auf die Fürsten zu realisiren; der berühmte Schnurrer erzählt in einem Briefe an Tychsen vom April 1786 Folgendes:***)

„Vielleicht wissen Sie auch schon, daß der Herzog (von Württemberg) große Lust gehabt, die Oppenheimerische Bibliothek zu erhandeln? Die Sache verhält sich eigentlich so: der Herzog hat, ich weiß eigentlich nicht von wem, von dieser jüdischen Bücher-Sammlung gehört, und ich bin sehr geneigt, zu glauben, dieser Umstand sey es, der ihn bestimmt habe, die Reise, welche er immer über den 11. Februar, seinen Geburtstag, anzustellen pflegt, diesmal nach Hamburg zu richten. Gegen mich ließ er von dieser Absicht nichts vermerken, als nachdem wir am 17. Februar in Hamburg angekommen waren.

„Da mußte ich nun gleich Anstalten machen, daß er den folgenden Tag, des Sabbaths ungeachtet, die Bibliothek sehen konnte. Der Anblick machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, er ließ sich eine Menge einzelner Stücke vorlegen und verweilte gegen zwei Stunden bei den Büchern. Er ging auch bereits so weit, daß er 15,000 Gulden oder 3000 Dukaten dafür bot. Die Juden hatten freilich noch den Anschlag im Kopfe, den Moses Mendelsohn gemacht hatte, der sich nicht scheute, schriftlich zu bezeugen, die ganze Sammlung sey 50—60,000 Thlr. werth.*)

„Allein das größte Hinderniß war dieses, daß der Eigenthümer in Prozeß verwickelt, und daß vom Magistrat in Hamburg schon im November vorigen Jahres ein Dekret ergangen ist, der Besitzer sollte die Bibliothek nicht veräußern können, bis zu Austrag der Sache. Dieser Umstand kam dem Herzog sehr ungelegen, dessen hauptsächliche Unterhaltung immer gewesen ist, die große Bibliothek in Stuttgart immer noch mehr zu vergrößern. Er meinte, ob man nicht von Magistrats Seite die Bibliothek mit dem Herzoglichen Siegel versiegeln möchte, damit ja nichts davon veräußert würde; man trug aber billig Bedenken, den Eigenthümer auf diese Weise zu beschränken.

„Der Herzog kam von Schwerin aus zum zweiten Mal nach Hamburg, welches er anfangs gewiß nicht im Sinne hatte, und fing die Traktaten aufs neue an, erbot sich zu 18,000 Gulden und wünschte abermalen nichts mehr, als daß nur das Zimmer versiegelt würde; welches aber nicht geschehen konnte.

„Auch auf dem Rückwege bezeugte er zu verschiedenen Malen, daß es ihm leid sey, die Sammlung nicht gleich auf der Stelle sein eigen gemacht zu haben.

„So viel ich ihn kenne, wird er schwerlich von dem Vorhaben ablassen, es wäre denn, daß es durch ein anderes ähnliches verdrungen würde, wozu es aber keine Wahrscheinlichkeit hat."

War es hier der Fürst, welcher es im Eifer für die Erwerbung der Bibliothek seinem Gelehrten zuvorgethan, so war es einige Jahre früher umgekehrt, wo der gelehrte Tychsen seinen Herzog von Mecklenburg für den Ankauf gewinnen wollte. In einem Schreiben vom 8. Juli 1782 an den Mundschenk Cornelius sagt er:

„Es sind über tausend alte hebräische Handschriften in dieser Bibliothek, die keine der größten christlichen Bibliotheken besitzt. Wenn doch Serenissimus eine Vollmacht gäben, diese Sammlung zu erhandeln, welches ihren höchsten Namen unter den Gelehrten aller Zeiten und den Ort, wo dieser Schatz aufbewahrt würde, unglaublich berühmt machen würde."

Am 7. September desselben Jahres fuhr Tychsen fort:

„Die Oppenheimersche Bibliothek habe ich (in Hamburg, wo sich dieselbe noch befindet) auch schon zweimal lange besucht. Diese Sammlung ist in ihrer Art die einzige und unter Brüdern (im Briefe fehlen hier zwei Zahlen) — 000 Thlr. werth. Die Handschriften haben an Anzahl, Güte und Schönheit in der Welt nicht ihres gleichen. Ihrer sind an zweitausend, eine schöner wie die andere, auf Pergament, Baumwollen und ander Papier. Die gedruckten Werke und Bücher sind an der Zahl 5000, sehr schön erhalten und zum Theil auf Pergament gedruckt. Nirgends trifft man eine so ausgesuchte rabbinische Büchersammlung beisammen. Glücklich ist die Universität, der diese Sammlung zu Theil wird. Denn sie kann dadurch alle Bibliotheken in der Welt verdunkeln und ihren Namen unsterblich machen."

So viel von dem Schicksale der Bibliothek bis 1786. Der Herzog von Württemberg**) vergaß sie bei dem sich zusammenziehenden Gewölk und den nachfolgenden Stürmen der Revolution, und andere Leute dachten auch nicht an dieselbe beim fortwährenden Getümmel der Kriege und der so schnell sich ersetzenden Umwälzungen. Man hörte nur dann und wann, daß in Hamburg viele Kisten voll schätzbarer hebräischer Bücher verpfändet liegen. Während der französischen Occupation Hamburgs war es ein Glück, daß sie nicht aufgestellt waren: die Franzosen hätten sie nach Paris geschleppt. Vielleicht auch umgekehrt wäre es ein Glück gewesen, wenn Napoleon sie in dem liberaleren Paris aufgestellt hätte und die Alliirten sie nachher zurückgebracht hätten oder sich 60,000 Thlr. vom besiegten Feinde hätten zahlen lassen. Sollte sie einmal außerhalb des Vaterlandes kommen, so würde sich der Wunsch der Gelehrten gewiß eher für die zugängliche Bibliothèque du Roi als für die schwerer zugängliche Bodleiana entschieden haben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Lerminier über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Frankreich.

(Schluß.)

Dies Schauspiel ist eben so betrübend für den Glaubens- wie für den Vernunft-Menschen. Vor Zeiten schützte und übte die Kirche Frankreichs nicht nur das orthodoxe Dogma des Katholizismus, sondern auch vernünftige wissenschaftliche Bestrebungen in anständiger Form. Heute genügt die Ankündigung, man führe das Wort im Namen der Kirche, um sich zu allen Ausbrüchen der Heftigkeit berechtigt zu glauben. Wir wissen, daß ehrenwerthe Mitglieder der Geistlichkeit dies Verfahren mit Bedauern sehen, aber sie wagen es nicht, es laut und offen zurückzuweisen.

Das Auftreten des Erzbischofs von Paris in den Kämpfen zwischen den

---

*) Uebers. von Groskurd, Leipzig und Rostock, 1782.

**) Dies ist wahrscheinlich Daniel Chalson, dessen Nachkommen in Berlin noch leben; er besaß selbst eine der reichsten hebräischen Bibliotheken, die aber leider nach seinem Tode durch Diebstahl, Verschleuderung, Ratte- und Unachtsamkeit zerstreut wurde. Wir werden später sehen, daß der Wunsch, die Oppenh. Bibl. für Berlin zu gewinnen, in seiner Familie sich fortpflanzte.

***) Ich folge hierbei dem Aufsatze Hartmann's: Ueber die berühmte, in ihrer Art einzige Sammlung von .... D. Oppenheimer, im 6ten Band der Zeitschrift Jedidja Berlin, 1820—21.

*) Die Bibliothek des kürzlich verstorbenen Herzogs von Sussex wird eben jetzt für 100,000 Thlr. ausgeboten, und steht an Reichthum sehr tief unter der Oppenheimerschen. Mendelssohn hat, wie wir oben gesagt, nicht zu hoch berechnet, und wäre die Bibliothek jetzt noch verkäuflich, sie würde für diesen Preis weggehen. Gerade seit 1820 hat eine große Umwälzung zu Gunsten dieser Literatur stattgefunden.

**) Herzog Karl Eugen war katholisch, hatte auch sehr viel Geld für seine Soldatenspiele nöthig gehabt, und es ist um so mehr seine Neigung für diese Bibliothek zu bewundern.

Mitgliedern der Universität und der Geistlichkeit ist eine sehr beachtenswerthe Thatsache. Vom ersten Bischofssitze Frankreichs ist eine Stimme ausgegangen, welche uns die Ansichten, die Bestrebungen, die Pläne der Kirche offenbart. Anfangs wurde dies Manifest, was selten geschieht, überall günstig aufgenommen. Die Kirche erkannte sogleich, daß alle ihre Ideen darin ausgesprochen und keine ihrer Forderungen übergangen sey. Andererseits sah sich die Universität angenehm überrascht, daß sich die Geistlichkeit durch den Mund eines ihrer Prälaten endlich mit Mäßigung und geziemender Weise vernehmen ließ. Diese Befriedigung hinderte viele Leute, die „Bemerkungen" des Erzbischofs nach ihrem ganzen Gewicht zu würdigen. Mithin billigte die Kirche den Inhalt, die Welt lobte die Form.

Der Herr Erzbischof von Paris hat zu viel Erfahrung, Menschenkenntniß und Geschmack, um auch nur in die geringste Beziehung zu jenen groben Schreiern zu treten, deren Verfahren der Bischof von Chartres billigt. In seinen „Bemerkungen" hat er jedes Wort wohl erwogen und berechnet und mit der Mäßigung und der Geschicklichkeit eines Mannes geschrieben, der sich vorgesetzt hat, eine große Angelegenheit wohl ans Ziel zu führen. Wenn man die ersten Seiten der Broschüre liest, so glaubt man wirklich, endlich einen unparteiischen Vermittler gefunden zu haben, dem der Friede auf den Fersen folgt. Leider dauert diese Täuschung nicht lange. Denn wenn man den logischen Deductionen des Prälaten aufmerksam folgt, so findet man plötzlich statt eines Vermittlers einen Gegner vor sich, und zwar einen Gegner, mit dem sich über die Hauptpunkte des Streites gar keine Unterhandlung anknüpfen läßt.

Aus der Art und Weise, wie die Kirche dem Geiste des Jahrhunderts den Prozeß macht, läßt sich schliessen, welches Vertrauen sie gegenwärtig in ihre Kräfte setzt. Auf folgendem Wege gelangt der Herr Erzbischof zu dem Schlusse, daß jede weltliche Regierung unfähig sey, den wesentlichen Grund des öffentlichen Unterrichts zu legen: Die Moral ist mit dem katholischen Dogma unauflöslich verbunden. Nur diejenigen, welche beauftragt sind, das Dogma zu lehren, können auch die Moral lehren. Mithin gehört der moralische und religiöse Unterricht und Erziehung nothwendig dem Priesterstande. Ferner muß der Priesterstand einschreiten bei dem Unterricht in Wissenschaften und Philosophie, um die Moral vor allen Mißgriffen zu bewahren, die jenen Unterricht unnütz oder gar verderblich machen können. Da nun die Moral nur vom Priesterstande gelehrt werden kann, muß ebenderselbe folglich auch den Unterricht in den Wissenschaften und der Philosophie übernehmen. — Die Antwort auf diese Schlußfolge ist sehr einfach: Die Moral ist unabhängig vom Dogma, begründet in Vernunft und Gewissen, folglich nicht mit der offenbarten Religion zu verwechseln. Mithin ist die Regierung nicht unfähig, die Grundlage der Erziehung zu gewähren, sie ist nicht blosse Polizei-Patrouille in der menschlichen Gesellschaft, sondern hat ebenfalls ihre moralische Aufgabe, ihr intellektuelles Priesterthum.

Die vom Herrn Erzbischof aufgestellten Grundsätze führen zuletzt zu einer theokratischen Regierung. Freilich sieht er recht wohl ein, daß diese äussersten Konsequenzen unausführbar sind, und begnügt sich deshalb, zu sagen, daß die Laien des moralischen und religiösen Unterrichts durch einen Priester bedürfen, die Priester aber nicht des wissenschaftlichen und philosophischen durch einen Laien, und setzt hinzu: „Wir verlangen kein ausschließliches Recht, denn ein solches würde Pflichten nach sich ziehen, denen wir nicht genügen könnten", d. h. die Kirche überläßt dem Staate nur das, was sie selbst nicht ausführen kann. Das ist ihr Ultimatum.

Die Universität, sagt der Erzbischof, kann für die Aufgabe der Erziehung nur in sehr unwesentlichen Dingen sorgen; den Kern muß die Kirche besorgen und verwalten.

Die Philosophie endlich kommt noch übler davon. „Ihr habt nichts gefunden", sagt der Herr Erzbischof zu den Philosophen, „was nicht schon vor Christo bekannt gewesen wäre. Ihr werdet auch nimmer vorwärts schreiten, wenn ihr euch mit den alten und unreinen Lappen behängt, von denen er die Menschheit befreit hat. Endlose Erörterungen über Systeme, die seit viertausend Jahren nicht eine neue Idee hervorgebracht haben, werden euch auch nicht einen Schritt weiter führen." Hier hat den Herrn Erzbischof seine Geschicklichkeit verlassen, die ihn sonst bei mancher gefährlichen Klippe vorbeiführte. Wiederum ist von der Religion durch einen ihrer obersten Priester der Handschuh hingeworfen; wiederum sollen die verschollenen traurigen Kämpfe beginnen, während wir in eine gesegnete Zeit des Friedens für erfolgreiche Studien auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Religion gelangt zu seyn glaubten. Aber die Kirche will es, sie spricht die Ausforderung. Sie könnte sich den Spruch zur Devise nehmen: Arma amens capio. Diese Unbesonnenheit dürfte ärgerliche Folgen haben.

Die Kirche handelt übrigens nach einem wohlüberlegten Plane. Das Papstthum ist zur Politik des 16ten Jahrhunderts zurückgekehrt und möchte diese so leicht nicht wieder aufgeben. Es hat die Jesuiten von neuem als eine heilige Miliz aufgenommen, und die französische Kirche ist ganz in seine Absichten eingegangen. Gewisse Leute sind gutmüthig genug, zu meinen, man solle der Kirche vorstellen, daß ein enges Bündniß mit den Jesuiten ihr weder ehrenvoll noch nützlich sey. Sie weiß, daß sie mit den Jesuiten keineswegs zu Grunde geht, sondern sich rettet.

Wir stellen uns hier über alle Polemik und betrachten nur die Thatsachen. Die Freiheit ist das Medium, in welchem sich bei uns Alles bewegt und vermittelt. Sie ist nicht nur geschrieben in der Charte, sondern sie lebt in jedem Einzelnen. Sie bezeichnet die Richtung, die jeder neu ins Leben tretende Gedanke ergreifen muß. Wenn also die Geistlichkeit die Erziehung der Jugend in Anspruch nimmt, so gebührt ihr diese, aber nicht als Geistlichen, sondern als Bürgern; denn Privilegien und Privatgesetze vertragen sich nicht mit dem Wesen des freien Staates.

Dies der Rechtspunkt. Nun die Prinzipienfrage über die weltliche und die geistliche Macht. Die politische Souverainetät ist seit der Revolution durchaus rationell. Unser gesammtes Staatsrecht besteht aus philosophischen Theorieen, die zu Gesetzen geworden sind. Mithin ist der Ideenkreis des Staates nach Inhalt und Ausdehnung von der Vernunft gegeben, und der Staat hat das innerhalb dieses Kreises liegende Recht der öffentlichen Erziehung.

Die geistliche Macht erleidet dadurch keine Einschränkung, denn sie bewegt sich, ebenfalls mit Freiheit, in einer ganz anderen Sphäre. Die Religion hat sich eine moralische Welt geschaffen, in welcher Alles, was in den Bereich der Philosophie fällt, vom Standpunkte des offenbarten Dogma's betrachtet wird. Wenn die geistliche Macht in die Abhängigkeit der weltlichen geräth, in so weit es das Dogma betrifft, so wird sie herabgewürdigt und unfruchtbar. Wir haben zu Zeiten dies traurige Schauspiel in protestantischen Ländern gesehen: in katholischen geschieht es nur selten, daß die christliche Freiheit der Kirche nicht geachtet wird.

Wenn die Kirche durch den Kultus ins äußere Leben heraustritt, so hat der Staat allerdings das Recht, sich einzumischen, und auf diese Unterscheidung ist auch bereits das Konkordat vom 26sten Messidor des Jahres IX gegründet. Wie viel mehr muß der Staat eingreifen, wenn ihm die Kirche das Recht der Erziehung der Jugend streitig macht?

So sind die Gebiete beider Mächte genau bestimmt und begränzt. Aus den Vorwürfen der Geistlichkeit, daß die Regierung von 1830 sich ausschließlich mit den materiellen Interessen beschäftige, läßt sich übrigens die gute Lehre ziehen, daß die Regierung allerdings auf die moralischen und intellektuellen Interessen mehr eingehen müsse, als es in den letzten Jahren der Fall war. Denn als im Jahre 1833 das Gesetz über den Elementar-Unterricht verhandelt wurde, hütete sich die Geistlichkeit wohl, den gegenwärtigen Ton anzustimmen; ihre Sprache war im Gegentheil gemessen, ihre Haltung bescheiden. Darum konnte auch im verflossenen Jahrhundert, als die Jesuiten auf der ganzen Erde verfolgt, als sie aus Frankreich, Spanien, Neapel, dem spanischen Amerika, selbst aus Paraguay vertrieben wurden, Friedrich der Große sie in Schlesien lassen und sagen: „Ich thue den Jesuiten nichts, weil ich's zu hindern weiß, daß sie etwas thun; ich unterdrücke sie nicht, weil ich sie zügeln kann."

Die Universität steht wie eine zweite Kirche der Laien da. Sie hat sich bisher in den wiederholten Angriffen, die sie von Seiten der Kirche erfahren, glänzend bewährt. Sie besitzt, unseres Erachtens, hinlängliche Mittel, um als Sieger hervorzugehen, wenn sie begreift, daß sie mehr und mehr sich mit dem Geiste des Jahrhunderts identifiziren und, bei aller Achtung für die Religion, doch die Fahne menschlicher Wissenschaft stets höher erheben muß.

Der Kampf des Katholizismus und der Philosophie ist wieder eröffnet. Ohne Uebertreibungen, ohne Hitze, aber mit aller Gewalt der Vernunft auf ihrem Wege fortzuschreiten, aber auch vor keiner Konsequenz zu erschrecken und zurückzuweichen, ist die Aufgabe der Philosophie; denn die schlimmste aller Heucheleien ist die Heuchelei der Philosophen.

Die menschliche Gesellschaft ist nachgerade stark genug geworden, um vom Kampfe der Religion und der Philosophie nicht mehr in ihren Grundfesten erschüttert zu werden. Man sollte vielleicht meinen, die Theologen und die Philosophen könnten sich ja lieber verständigen als sich bekämpfen. Freilich, wenn die Menschheit, was Gott verhüte, einst so industriell würde, daß sie sich mit nichts mehr beschäftigen möchte, als was sinnlich wahrnehmbar ist, da würde sie wohl die Philosophen zusammt den Theologen außer Cours setzen. Aber bis dahin sind wir vorläufig noch nicht gelangt, und auch für den gedachten Kampf gilt die Wahrheit, daß der Krieg um so heftiger entbrennt, je näher man sich in der Hauptsache gerückt ist. Nehmen wir die Gegenwart, wie sie ist. Leute von unzureichender Bildung, zartem Gemüth, lebendiger Einbildungskraft erhalten von der Religion die moralischen Wahrheiten in einer Form, welche über die Erörterung hinaus liegt. Dieser Dogmatismus ist heilsam und ehrwürdig für jeden Menschen, der über die menschliche Natur und die menschliche Gesellschaft nachgedacht hat. Andere verlangen eine andere Nahrung. Ihnen herrscht die Vernunft mit ihren Forderungen und ihren Gesetzen: Sie beobachtet, zergliedert und baut die Welt, die sie zerlegt hatte, wieder neu auf. Und welche Gesellschaft, welcher Staat könnte sich ernstlich vornehmen, die Philosophie zu verbannen? Alexander fand seinen Stolz und sein Genie nicht bloß darin, daß er das Perserreich zerstört, daß er eine Weltstadt gegründet, daß er durch die Libysche Wüste gezogen war, um Jupiters Sohn genannt zu werden, sondern er rühmte sich auch, Aristoteles zu lesen und zu begreifen. *)

*) Die Differenzen der französischen Bischöfe haben, seitdem Obiges geschrieben wurde, einen noch ernsteren Charakter erhalten. Der Erzbischof von Lyon, Herr von Bonald, hat nämlich erklärt, daß den königlichen Collèges (Gymnasien) die aumôniers (Prediger und Religionslehrer) ganz entzogen werden würden, wenn der Unterricht nicht überhaupt diejenigen moralischen und religiösen Bürgschaften erhalte, welche die Kirche verlange. Damit wäre gleichsam die Ausschließung der Philosophie von den Collèges zur Bedingung gemacht. Die Regierung scheint jedoch fest entschlossen, den Bischöfen keine Zugeständnisse zu machen; ein Schreiben des Bischofs von Chalons, worin die Regierung des Rationalismus und Pantheismus beschuldigt wird, ist dem Staatsrath übergeben worden, um dasselbe als „Mißbrauch" zu erklären (en appel comme d'abus); ja das Journal des Débats, das Organ des Ministeriums, hat sogar damit gedroht, daß, wenn die Bischöfe auf Zurückziehung der aumôniers beständen, die Regierung und die Kammern die Frage prüfen würden, ob es überhaupt nöthig sey, daß der Staat aumôniers in den Gymnasien besolde, und ob der Religions-Unterricht nicht auch durch Laien ertheilt werden könne.

Moldau und Wallachei.

Moldauische Poesie.

Ein geborener Moldauer hat die Literatur bereits mit manchen schönen Dichtungen schon beschenkt, und da er mehrerer Sprachen gleich mächtig ist — wie das in diesen „pays polyglotte" gewöhnlich — so hat er auch in verschiedenen Sprachen seine Gedichte verfaßt; aber es ist am leichtesten gewesen, diejenigen drucken zu lassen, welche er in französischer Sprache gedichtet, nämlich sein Heldengedicht Mazagran, und Bianka und Leone oder der Sohn der Heiligen. Der Dichter heißt N. A. Corradini; von ihm liegt uns eine Sammlung trefflicher lyrischer Gedichte vor, unter dem Titel: Chants du Danube, welche 1841 zu Paris bei Charpentier erschienen sind. Wir theilen daraus das folgende, von einem seiner Freunde übersetzte, mit:

An die Moldau.

I.

Ach! unter wie viel Schreckgestalten
Sah ich den Tod und seine Weh'n
Durch deine räum'gen Städte walten,
Auf jedem Schritte Gräber sä'n!
Jetzt war's die Pest, ringsher verschlingend,
Jetzt Hunger, dürre Hände ringend,
Jetzt Krieg, die blut'ge Geißel schwingend,
Sie sogen dir dein bestes Blut.
Des grausen Fremdlings Waffendröhnen
Betäubte deines Angstrufs Tönen,
Erpreßte dir dein letztes Stöhnen;
Und ach! dein Arm unmächtig ruht!

Ich sah mit blutbefleckten Händen
Den kampferhitzten Janitschar
Den Busen eines Weibes schänden,
Von Wollust lechzt die wilde Schaar.
Ich sah's, wie sie nach Beute glühten;
Nichts konnt' vor ihrer Wuth behüten.
Weh! in die Luft in Sturmeswüthen
Der Glocken Wimmern sich verliert!
Sie rennen heulend durch die Gassen,
Der Kirchen Schmuck bedeckt die Straßen,
Und auf zerschlag'ner Kreuze Massen
Ruchlos der Frechen Fußtritt klirrt.

In deiner langen Leiden Fülle,
Ohn' andre Waff', als Klagelaut,
Hat keiner Schutzmacht starker Wille
Hülfreich auf deinen Schmerz geschaut.
Kein Christenfürst auf altem Throne
Rief: „Auf, Vasallen meiner Krone,
Die Schwester seufzt im Türkenfrohne!"
Erbarmen fühlte keine Macht.
Ja, von den ruhmumstrahlten Schaaren,
Die oft an deinen Ufern waren,
Fällt, rettungkundend deinen Laren,
Kein Strahl in deines Elends Nacht.

Es fehlt' in jenen Unglückstagen
Dir deines Stephan's Heldenarm,
Der zum Geschenk dir heimgetragen
Standarten, noch vom Blute warm,
Der deinen Kriegergeist dir weckte,
Den muthig wilden Mehmet schreckte,
Sein starkes Schwert als Gränze steckte
Des Sultans tollem Uebermuth.
Der Türk, dem sonst der Welttheil zittert',
Sah seinen Schlachtenruhm erschüttert,
Die scharfe, krumme Kling' zersplittert
An Stephan's grimmer Rachewuth.

II.

Doch sieh', weit weg im Sturm die Wolken schwanden,
Die grollend über deinem Haupte standen,
Ich seh' dich strahlen in des Morgens Gold.
Du hebst das Haupt, von wirrem Haar umflogen,
Und lächelst unter einem Sternenbogen
Auf deine Kinder, liebevoll und hold.

Schon nah'n die Tag', die neue Feste bringen,
Der Himmel glänzt und deine Dichter singen;
O hoffe, hoffe noch! es ist kein Trug!
Der Osten steht in Brand, die Völker lauschen,
Die Dämm'rung flieht, und junge Adler rauschen
Empor zum Himmelsraum im kühnen Flug!!

C. Fidler.

China.

Endlicher's Atlas von China.

Der rühmlichst bekannte Botaniker, Herr Stephan Endlicher in Wien, gehört zu den wenigen Naturforschern, die auch zum Studium einiger Sprachen des Orients Beruf gefühlt und mit Glück und Erfolg derselben sich beflissen haben. Schon vor mehreren Jahren gab er von seinen im Chinesischen erworbenen Kenntnissen eine schöne Probe durch Herausgabe des Katalogs der chinesischen Bücher und Münzen der Hofbibliothek zu Wien, welches Buch besonders wegen der Einleitung, in welcher eine kurze aus Originalen geschöpfte Geschichte des chinesischen Münzwesens gegeben ist, geschätzt zu werden verdient. Jetzt hat sich dieser Gelehrte dem mühsamen Geschäft unterzogen, einen Atlas von China nach der Aufnahme der Jesuiten herauszugeben. Die Hofbibliothek zu Wien besitzt nämlich eine Sammlung in China auf Kupfer gestochener, das chinesische Reich in seiner weitesten Ausdehnung umfassender Landkarten, welche Auszüge des großen, von Jesuiten angefertigten Atlas sind und nach welchen D'Anville seinen Atlas de la Chine bearbeitete. Der Verfasser unternimmt es nun, diese Karten in derselben Gestalt und Größe herauszugeben, ohne, da es noch nicht um die bestmögliche Karte von China zu thun ist, an der rohen Darstellung der Flüsse und Gebirgszüge oder an der Küstenzeichnung etwas zu ändern; dagegen ist die seitdem erfolgte Theilung mehrerer Provinzen, wie auch die Rangveränderung einer Anzahl Städte, angemerkt. Durch Beifügung vollständiger Namens-Verzeichnisse (indices) in chinesischen Charakteren und mit der Umschreibung nach französischer Orthographie hat der Verfasser künftigen fehlerhaften Nomenklaturen vorgebeugt. Diese, ein Hauptverdienst der Arbeit ausmachenden Namen-Verzeichnisse sollen später zu einem General-Register verschmolzen werden. Die ganze Publication wird aus 6 Lieferungen (24 Blättern) in Royal-Folio bestehen. Erschienen ist bereits die erste Lieferung sammt dazu gehörigem Index: sie enthält Karten der Provinzen Kiang-su (nicht Kiang-si), Schan-tung, Ho-nan und Tsche-kiang, Alles ungemein sauber, deutlich und zierlich kopirt, mit Unterscheidung der Gränzen und der Städte verschiedenen Ranges durch Farben. In dem Index sind auch geographische Länge und Breite der Orte, ungefähre Lage der Berge, Lauf der Flüsse u. dgl. vermerkt.

Mannigfaltiges.

— Ein französisches Wort über neuere deutsche Poesie. Herr St. René Taillandier, dessen Urtheil über die geistige Bewegung in Deutschland wir in Nr. 122 dieser Blätter erwähnt haben, fährt fort, sich mit unserem Vaterlande zu beschäftigen und seine von gründlichem Studium zeugenden Betrachtungen in der Revue des deux Mondes zu veröffentlichen. Eines der letzten Hefte dieser Zeitschrift (1. Novbr.) bringt aus seiner Feder einen Artikel „über den Zustand der Poesie in Deutschland". Angeknüpft werden diese Betrachtungen an Lenau's Gedichte, an das „Waldfräulein" von Zedlitz, an Freiligrath's Gedichte und an die Bären-Epopöe „Atta Troll" von H. Heine. Besonders streng ist der französische Kritiker gegen Lenau und Zedlitz, denen er, wie der gesammten österreichischen Dichterschule, Zierrerei und Affectation vorwirft. Auch Anastasius Grün, meint er, der Ausgezeichnetste der Schule, sey von diesem Fehler nicht ganz frei, inzwischen werde bei ihm der Stil durch die Ideen und Ueberzeugungen belebt, denen er ein edles Gewand zu geben wisse. Lenau aber, der in seinen früheren Gedichten die Landschaft, das Meer, den Himmel so schön besungen, habe sich seitdem an Gegenstände gewagt (Faust, Savanarola), denen er nicht gewachsen sey, während Zedlitz dagegen gut thun würde, von den gedankenlosen Spielereien des „Waldfräuleins" zu den ernsteren Gegenständen zurückzukehren, mit denen sich seine Muse zuerst beschäftigte. Zu Heine und Freiligrath übergehend, weist er dem Ersteren seine Stellung zwischen der schwäbischen Schule und den politischen Dichtern der Gegenwart an, während Freiligrath, den er als das Haupt der „rheinischen Schule" bezeichnet, und den er mit Victor Hugo in den „Orientales" und mit dem französischen Maler Decamps in dessen Bildern asiatischen Lebens zusammenstellt, die Bahn gebrochen habe zu jener Poesie der Aeußerlichkeit, die am Ende nichts weiter als versifizirte Zeitungsbülletins und banale Phrasen für die Kämpfe jedes Tages liefere. Gleichwohl theilt Herr St. René Taillandier eine ganze Reihefolge Freiligrathscher Gedichte mit, die, obgleich in Prosa übertragen, doch eine hübsche Bildergalerie und den besten Kommentar zu dem ebenfalls hier übersetzten unwürdigen Worte liefern, das Heine über Freiligrath in seinem „Atta Troll" ausgesprochen. Im Ganzen findet unser französischer Kritiker die heutige deutsche Poesie ohne Originalität und „jenes tiefen Studiums entbehrend, wodurch sie sich in der von dem Namen Goethe's beherrschten großen Literatur-Periode und kürzlich noch in den eigenthümlichen Bestrebungen Uhland's und seiner Freunde ausgezeichnet." Er fordert Heine auf, den er noch als den originellsten aller heutigen deutschen Dichter erkennt, sein großes Talent anzuwenden, um dem Heere seiner Nachahmer einen Spiegel der Abschreckung vorzuhalten, wie Goethe es that, der, nachdem sein Werther in Deutschland die Periode der Empfindelei hervorgerufen, gegen diese selbst zu Felde gezogen sey. Am Schlusse seines Artikels sagt Herr Taillandier: „Das Resultat unserer Untersuchungen ist, daß es der heutigen deutschen Poesie an Meistern gebricht, von denen sie geleitet wird. Die am lautesten gerühmten Dichter haben dem echten Geist der deutschen Muse sich abgewandt. Eine frivole Kunst, die sich um Ideen nicht kümmert und von äußerlichem Glanze sich blenden läßt, ist an die Stelle jener edeln Anstrengungen des Gedankens und der Einbildungskraft getreten. Ueberall treffen wir auf Nachahmung, und wenn die Kunst fortfährt, diesen gefährlichen Weg zu wandeln, wenn nicht etwa Heine sein Talent anwendet, um sie davon zurückzuhalten, so eilt die deutsche Poesie einem noch traurigeren Ziele zu, jener sozialistischen Tendenz, die sich bereits lärmend angekündigt und in deren Umarmung sie vollends um ihre Schönheit kommen würde."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Montag den 13. November 1843.

Holland und Belgien.

Niederländische Sagen.

Noch hallt der Jubel in allen deutschen Gauen wieder, der ertönte, als zum erstenmale Belgien und Deutschland auf eiserner Straße sich begrüßten, als sie einander sagten, wie das brüderliche Gefühl sie zu einander gezogen und ihre eiserne Vereinigung herbeigeführt, und Alles bis zu den äußersten Gränzen deutscher Zunge stimmt mit ein in den freudigen Gruß, denn Jahre lange gewaltige Anstrengungen haben endlich zu einem großen Ziele geführt und verheißen beiden Ländern eine große Zukunft. Gleiches Interesse hat sie vereint, zum Theil gleiche Sprache, gleiche Erinnerungen lassen das lange schlummernde Bewußtseyn gleicher Abstammung endlich wieder aufleben, und überall regt sich's in den lebendigen Städten Belgiens, dies Bewußtseyn wieder zu voller Klarheit zu bringen. Daß der in Deutschland wieder erwachte Volksgeist auch dort emsig bemüht ist, das Seinige dazu beizutragen, zeigen uns die unlängst erschienenen niederländischen Sagen von J. W. Wolf, denen der Herausgeber bereits eine Zeitschrift *) vorangehen ließ, die davon zeugt, wie der deutsche Geist dort noch in frischer Kraft sich erhalten, und die nun erschienenen Sagen beweisen in noch weiterem Umfang, wie die verwandten Züge auch hier wiederkehren, und wir begrüßen sie als die sicherste Gewähr, daß der laute Jubel kein augenblicklicher Rausch ist, sondern daß er dem Gefühle entstammt, das zwei Brüder nach langer Trennung zu innigen Umarmung treibt. Freilich mischt sich noch ein Mißklang in den Ausdruck dieser freudigen Gefühle, daß noch ein Bruder in der Ferne steht, der kalt der schönen Vereinigung zusieht, aber wir dürfen hoffen, daß sein Wahlspruch concordia res parvae crescunt auch ihn bald zur besseren Einsicht führen wird, denn diese Sagen beweisen am besten, daß auch in ihm dasselbe Blut wie in unseren Adern fließt.

Doch nun zu den Beweisen für unsere obige Behauptung der engsten Verwandtschaft, die sich oft bis ins Einzelnste verfolgen läßt; wir wählen aus, was von besonderer Bedeutung ist, und reihen das Gleichartige aus anderen deutschen Gauen an, dabei aber verschmähen wir nicht, selbständige Bildungen der Sage mitanzufügen, besonders solche, die wenigstens dem gemeinsamen deutschen Geiste entsprossen sind.

Wie man bei uns von dem nächtlichen Umzuge der Frau Bertha, Holle, Harke und Gode erzählt, so erzählte man ehemals in den Niederlanden von der Königin Abundia mit ihrem Gefolge der weißen Jungfrauen oder guten Frauen. Erschienen sie in einem Hause, so war es ein Zeichen von Glück und des Gelingens aller Arbeit. Man bereitete ihnen vollständige Mahlzeiten zu, Essen aller Art und Wein und setzte es ihnen hin. — Wenn Wirbelwinde auf der Erde wüthen und Alles mit sich fortreißen, so ist es die fahrende Mutter, welche ihre Umzüge hält. Andere nennen auch den Wirbelwind die „varende vrouwe" und sagen, wenn er sich zeige, so könne man sicher darauf rechnen, daß im selben Augenblicke nahebei eine Frau im Kindbette gestorben ist, ohne sich vorher durch die Beichte von einer Todsünde gereinigt zu haben. In den Himmel kann sie nicht kommen, darum fährt sie nieder zur Hölle, da darf man sie aber nicht annehmen, weil sie durch die ausgestandenen Schmerzen schon reichlich Buße gethan hat, und so fährt sie wieder auf und sucht noch ein bleibendes Plätzchen. — Die Königin der Hexen und Alven wie überhaupt der durch die Lüfte fahrenden Geister ist Wanne Thekla. Wenn das Wetter recht wüst und ungestüm ist, dann spielt sie ihre Rolle. Nachts steigt sie zur Erde nieder, gefolgt von einem langen Zuge ihrer Begleiterinnen, und tanzt und springt und trinkt auf dem Pottelberge, wo früher ein Galgen stand. Auf der die Stadt durchfließenden Leije hält sie sich ein schönes Schiff, auf dem sie mit ihrem Zuge nach geendigtem Nachtfeste unter dem Befehle von „Wind mit vieren" absegelt. — Aehnlich erzählt man bei uns in der Mark, die Windsbraut sey vor Zeiten ein Edelfräulein gewesen, das die Jagd über Alles liebte und wild durch die Saaten der armen Bauern dahin stürmte; dafür ist sie nun auf ewige Zeiten verdammt, durch die Luft zu jagen, wo sie von allerhand feurigen Ungethümen verfolgt wird.

Die wilde Jagd zeigt sich an vielen Orten in den Niederlanden. Die unzählige Male wiederkehrende Sage von seinem Geschenk findet sich auch hier. Zwei Bauern kamen spät Abends durch den Sonienbusch bei Soignée. Da hörten sie plötzlich von fern her Peitschenknall und Hundegebell und Pferdegetrappel. „Gott behüt uns, der wilde Jäger!" sprach der eine Bauer; der andere war betrunken und sagte: „Möcht' doch wissen, was der Drommel denn erjagt", und rief dann mit lauter Stimme: „Heda, Herr Jäger, gebt mir doch etwas von eurem Fang." Darob bekreuzte sich der andere, und sie gingen weiter und kamen nach Hause. Am anderen Morgen wollte des Trunkenbolds Frau draußen Wasser schöpfen. Als sie die Thür aber öffnete, fand sie ein Hinterviertel von einem Ochsen, der vor einem Monat im Dorfe verreckt und auf einen freien Waldplatz zu dem Aas geworfen war, und das stank gräulich und war voll von Maden und Würmern. — Auch in den Ardennen hören die Holzhacker häufig des Nachts einen gräulichen Lärm, Hunde bellen, Hörner schallen und Pferde trappeln, daß es dem kühnsten Mann bange machen möchte. Am anderen Morgen findet man dann Eber, Rehe und anderes Wild todt an der Erde liegen, ohne daß es jedoch eine Spur von Verwundung trägt. — Aehnlich der Sage von dem Moosweiblein, das der wilde Jäger jagt, findet sich auch hier eine (Nr. 258).

In Westfalen schreitet der Haidemann im langen Mantel über die Haide und führt das verirrte Mägdlein heim; anderen Morgens ist sie todt. Ein freundlicherer Begleiter ist der lange Mann zu Mossemen-Westrem, der am Platsenberge umgeht. Kommt Jemand Abends in die Umgegend, dann zeigt sich plötzlich eine lange schwarze Gestalt neben ihm, die mit geschlossenen Beinen, steifem Halse und hangenden Armen zur Seite des Wanderers auf dem Wege hinschwebt. Man unterlasse nicht, den langen Mann zu grüßen, denn er ist ein ganz treuer Geleitsmann, und man hat in seiner Gesellschaft nichts zu fürchten. Ist man zu Hause angekommen, dann beugt er das Haupt, dreht sich steif um und verschwindet. — Böser ist schon der lange Mann zu Zale, kommt dem Jemand in den Weg, so wird er sicherlich verirren; oder pflügt ein Landmann in der Nähe, wo er wandelt, so hat er sicher am anderen Morgen bei allem Fleiße keine einzige Furche gezogen.

Auch hier treten die Riesen überall als das Volk auf, das vordem das Land bewohnte. Als Herr Lem König im Lande war, da lebte eine Riesin, welche Walberech hieß, und die weidete um Harlem ihr Vieh. Sie war so groß, daß sie, um von Holland nach England zu kommen, nur einen Schritt that. Als sie einmal nach Haus gegangen war und ihr Vieh auf der gewohnten Stelle graste, da kam ein Schiff mit Räubern an die Küste gefahren und landete, wo jetzt Scheveningen steht, und die Räuber gingen zur Weide und nahmen all das Vieh und trugen es an Bord und segelten still weg. Walberech suchte am Morgen vergebens nach ihrer Heerde, bis sie ans Gestade kam und von fern das Räuberschiff erschaute. Da ging sie durch die See, bis sie zu dem Schiffe kam, faßte dies mit einem Finger und warf es mit einem mächtigen Schwunge bis auf den Grund der See. Und als das geschehen war und Alle, die auf dem Schiffe sich befanden, ertrunken waren, da aß sie noch ihr warmes Fleisch und sog ihr Blut aus, und dann nahm sie ihre ganze Heerde unter die Arme und ging wieder ans Land. Die Ochsen trug sie auf einer Seite, die Pferde auf der anderen, und die Schafe liefen allesammt auf ihrem Kopfe herum. — Die edelsten Geschlechter des Landes stammen natürlich aus der Zeit der Riesen, die ihnen endlich unterlagen, so namentlich das des Gottfried von Bouillon, dessen Ahn Gilbert von Ardennen, der bald nach dem Tode Karl's des Großen lebte, sich einst auf der Jagd verirrte und, als er sich zum Schlummer niederlegen wollte, von einer holden Frauenstimme angezogen, eine Jungfrau fand. Diese lebte dort in der Gefangenschaft eines Riesen, des Sohnes des grausamen Ferragus, und war bisher nur durch ihr inniges Gebet vor seiner Gewaltthat bewahrt worden. Nur am Mittag, sagte sie, sey sie von ihm befreit, da ihn dann eine Stunde lang ein so tiefer Schlaf befalle, daß ihn nichts zu wecken vermöge. Gilbert blickte auf nach dem Gipfel des Berges und sah den Riesen auf dem Felsen schlafend, und der Riese schien ihm zum mindesten funfzehn Fuß in der Länge zu haben. „Kommt, schöne Jungfrau", sprach Gilbert und zog sein Schwert, „ich will euch von dem Ungeheuer erlösen." — „Wagt das nicht", sagte das Mädchen, „er ist mit einem Wappenhemde angethan, durch welches kein Schwert dringen kann." — „Dann stürze ich ihn in den Abgrund, in die Semoy", schrie Gilbert. — „Auch das vermögt ihr nicht", entgegnete sie, „denn hundert Arme bringen ihn nicht von der Stelle." — „Ei, dann fliehet mit mir", fuhr Gilbert schnell fort; aber sie seufzte: „Das kann ich ja nicht, seht ihr denn nicht, daß ich an den Felsen gefesselt bin? Wenn ihr mich aber retten wollt, so steigt hinab ins Thal und gehet zum Schlosse meines Vaters, da wird man euch das große Eisennetz geben, welches mein Großvater den Sarazenen bei Tours abnahm. Damit allein können wir den Riesen fangen."

Nun geht der Ritter hinab, kommt mit dem Netze wieder und verbirgt

*) Wodana. Museum voor nederduitsche Oudheidskunde, uitgegeven door F. W. Wolf.

sich im Gebüsch. Es währte auch nicht lange, so kam der Riese, ging auf eine Seite des Felsens und schnitt sich eine Pfeife. Da rief die Jungfrau den Ritter, der mußte das Netz ausbreiten, und sie bedeckte es mit Moos und Blumen, damit der Riese nichts merke. Der kommt wieder, legt sich zum Schlummer hin und findet sich erwachend gefangen. Der Ritter stürzt ihn zuletzt in die Semoy, wo er in Stücke gebrochen ankommt. Gilbert erbaut darauf auf dem Felsen das Schloß Bouillon, und aus seinem und Julia's Geschlecht stammt Gottfried von Bouillon, der Jerusalem eroberte.

In den Sagen von Elfen oder Elben ist die deutsche Natur so klar, daß wir uns aller weiteren Vergleichung enthalten können.

Es geschieht oft, daß Bauern, welche spät aus der Schenke kommen, ihre Wohnung nicht finden können und die ganze Nacht vergebens danach suchen. Es ist der Alf, der das thut und der sie auf diese Weise verleitet. — Häufig sieht man auch auf dem Wasser schwimmende Eierschalen: darin fahren die Elben um. Aehnlich sagt man, daß die Wasserbläschen, welche man oft auf fischleeren Weihern sieht, von ihnen bewohnt sind. Das Elbenblatt oder Zauberinnenkraut ist ihnen besonders lieb, darum darf man es nicht abschneiden. Es giebt auch böse Elben, und die bereiten das Gift in einigen Pflanzen; erfahrene Hirten hüten sich, ihr Vieh nach Sonnenuntergang weiden zu lassen; „Nachtkraut gehört den Elben“, sagen sie, „und wer es nimmt, muß sterben.“ Auch darf kein Mensch nach Sonnenuntergang auf einer Wiese oder Weide schlafen, er hätte Alles zu befürchten. — In Brabant sieht man viele kleine Hügel, welche das Volk Alvinnenberge nennt: da wohnen sie darin. — Von der Königin der Alven, Wanne Thekla, war bereits oben die Rede. Eine andere Sage berichtet: Wenn der Wind so recht heult und pfeift, dann sagt man in Westflandern: „Hör', Alvina weint.“ Alvina war nämlich eine schöne Königstochter, welche wegen einer Heirat von ihren Aeltern verwünscht wurde, ewig umherzufahren; man hat darüber noch ein altes Volkslied.

Wie bei uns, finden sich viele Sagen vom Mahr und Alb, der Nachts den Schlafenden reitet, wie der Ausdruck ist, und ihn so drückt, daß er jämmerlich ächzt und stöhnt, auch schreien möchte, es aber nicht kann. Wer es versteht, der kann ihn auch fangen, und da findet er denn gewöhnlich, daß es irgend ein Mädchen ist, das den Schlafenden liebt. — Oftmals findet sich auch, daß der Mahr einem Kinde in der Wiege alles Blut ausgesogen hat; sie stehlen auch Kinder und legen Wechselbälge dafür hin, darum ist's gut, wenn man ein Kreuz über dem Wickelband macht und sie mit Weihwasser segnet. — Auch die Pferde sind vor den Mahren nicht sicher, denn sie reiten oft auf denselben. So fing ein Knecht aus Wemmel einst eine Mahr, die auf einer Muschel über den Fluß geschwommen kam, um auf den Pferden zu reiten, indem er die Muschel zu sich steckte. Da stand nun die Mahr sichtbarlich vor ihm und flehte ihn himmelhoch an, sie doch wieder frei zu lassen, denn sie müsse noch bis morgen früh dreihundert Stunden weit zurück und für ihre Kinder sorgen, backen und buttern. Da hat er sie dann gegen das Versprechen, nie wieder die Pferde zu reiten, freigelassen.

Ein stilles, oft dienstbares Volk wie bei uns sind die Hausgeister; sie wohnen an verborgenen Orten des Hauses, oft auch in dem Holzstall oder in Holzhaufen. Sie nähren sich von Speisen aller Art, die man ihnen bringt, und wofür sie dann Getraide aus der Nachbarn Scheunen und Söllern stehlen. Wenn sie in ein Haus kommen wollen, werfen sie zuvor Sägespäne auf dem Flur umher und Koth in die Milchgefäße. Läßt der Hausvater die Späne ruhig, wirft er sie nicht weg und trinkt er von der beschmutzten Milch mit seinem Gesinde, so kommt der Hausgeist zu ihm und bleibt in dem Hause für immer. Aber man muß sich hüten, diese Rothmützchen zu erzürnen, sonst rächen sie sich und spotten noch obenein über den Beschädigten. Eines armen Bauern Frau war plötzlich krank geworden, und er stand in der Nacht auf, um zu buttern. Er hatte am Vorabende schon Alles bereit gestellt und die Milch in großen Töpfen neben das Feuer gesetzt, damit ihm die Arbeit um so schneller von der Hand ginge. Als er aber in die Kammer trat, sah er zu seinem großen Erstaunen das Feuer noch still brennen und vor demselben ein klein Männchen sitzen, welches halb schlummerte. Durch des Bauern Holzschuhe geweckt, erwachte der Kleine, richtete sich auf und sah den Mann starr an, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Der Bauer sprach eben so wenig, blickte jedoch einmal verstohlen von der Seite auf den Kleinen und erkannte, daß derselbe von Kopf bis zu Fuß in Roth gekleidet war und ein grünes Gesicht und grüne Hände hatte; dann schaute er wieder vor sich hin, nahm in der Ecke ein Bund Reisig und warf dies neben den Heerd, worauf er ruhig schlafen ging. Am anderen Morgen war die Butter fix und fertig, so daß er sie nur auf den Markt zu tragen brauchte; außerdem aber war es mehr, als er je aus seiner Milch gewonnen hatte. Seine Frau gesundete bald nachher; das Rothmützchen butterte ihm fortwährend, und der Mann wurde allmälig so reich, daß er viele Kühe halten, sich ein schönes Haus bauen und noch einen ganzen Strumpf voll schöner Thälerchen zurücklegen konnte. Und das war auch kein Wunder, denn das Rothmützchen that ihm still auch alle andere Arbeit; es pflügte seine Aecker, besorgte sein Vieh und richtete mehr aus als drei starke Knechte. Aber der Vorsput verwöhnte den Bauer; er ging nun alle Abende in die Herberge, verspielte viel Geld und kam regelmäßig trunken nach Hause. Das gefiel dem Rothmützchen nicht, und es machte ihm Vorwürfe, worauf er auch anfangs hörte. Bald vergaß er sie aber und verging sich gar so weit, daß er in einer Nacht, wo er auch spät und trunken nach Hause kam, das Rothmützchen derb ausschimpfte und das Reisigbündel, welches seine Frau sorgfältig zugerichtet hatte, in den Brunnen warf. Im selben Augenblicke verschwand Rothmützchen. Am anderen Morgen war die Frau des Bauern krank, sein Strumpf, statt mit Thalern, mit Kohlen gefüllt, seine Kühe todt, sein Haus und seine Ställe verfallen und seine Felder verwüstet. Da kam der Bauer wohl zur Besinnung, aber es war zu spät, und wie er auch das Rothmützchen bitten und flehen mochte, das Unglück wieder zu entfernen, Alles half nichts; im Gegentheil, in der folgenden Nacht lachte das Rothmützchen um das Haus herum und spottete seiner. Der Mann ist auch bald nachher in Armuth und Elend gestorben. — Die Rothmützchen heißen auch Klabbers oder Klabautermännchen und vermehren oft das Holz; sie steigen in Nächten, wo der Mond nicht scheint, durch den Kamin ins Haus, machen sich Feuer auf dem Heerde und setzen sich ruhig vor demselben hin; das Feuer sieht aber Niemand als sie, doch wärmt es mehr als anderes Feuer. Besonderes Verlangen tragen sie nach warmer Kleidung, und ein solches Klabautermännchen diente einst einem Müller im Kempnerlande so lange, bis er ihm endlich ein Jäckchen und Höschen machen ließ. Da blieb's fort. — Zwischen Turnhout und Casterle liegt auch der Klabautermannekensberg, wo böse Klabautermannekens wohnten und den Bewohnern der Umgegend allen nur möglichen Schaden thaten.

In Gestalt und Wesen diesen Hausgeistern sehr ähnlich und oft mit ihnen die Rollen tauschend, erscheint hier das Volk der Zwerge, die wie jene bei uns auch Kobolde genannt werden. In den wallonischen Landen findet man keinen Flecken und kein Dorf, welches nicht eine Zwerghöhle oder ein Zwergloch besäße. Oft findet man dort in den Wäldern Reste ehemaliger Schmieden, und die nennt das Volk Zwergschmieden; gleichfalls stößt man häufig auf ganze Barren von Eisen oder Blei, die auch von den Kobolden herkommen. Wem diese Zwerge gut sind, dem bringen sie großen Nutzen, nur muß man ihnen in der Nacht Speise hinsetzen. Aber es giebt auch böse unter ihnen; solche waren ehemals zu Löwen. Das Schloß Cäsar gehörte ehemals den Tempelherren. In den unterirdischen Gängen desselben, deren es viele hatte und welche die ganze Umgegend weit und breit durchkreuzen, wohnte vor Zeiten eine Menge von Zwergen. Das waren aber keine von den guten, sondern recht böse und neckische, welche den Einwohnern von Löwen allen Schabernack anthaten, der nur ersonnen werden kann, und sie auf jede Weise vexirten. Deß waren die Löwener endlich herzensmüde und häuften deshalb eines Tages eine Masse Stroh am Eingange der Gänge auf und zündeten es an, so daß die Zwerge alle ersticken mußten. — Auch in der Nähe von Herselt wohnten ehemals viele dieser Klaboters, die waren bei Gelegenheit eines Krieges dahin gekommen und wohnten in den im dortigen Walde befindlichen Erdhöhlen. Wenn ihre Frauen alt wurden, ließen sie dieselben mit einem Milchbrödchen in der Hand in ein Loch steigen, welches sie gleich darauf sorgfältig wieder zuwarfen. Wie die Bauern behaupten, waren die Frauen mit der Todesart sehr zufrieden und wurden keineswegs dazu gezwungen. — Zur Zeit des Kaisers Lothar waren in Friesland viele Geister und Gespenster, die man die witte Wijwen (weiße Frauen) hieß. Nächtliche Wanderer, Hirten, Getraide-Hüter, so wie Gebährende und Kinder führten sie oft heimlich mit sich in ihre Höhlen und unterirdischen Gänge, aus welchen man häufig Seufzen, Kindergeweine und Schluchzen hervordringen hörte. Darum hielt man sorgfältig Wacht bei schwangeren Frauen und kleinen Kindern, damit die weißen Frauen sie nicht holten. Eine von ihnen spukt noch bei Bierum, andere bei Golinse, Erdum, Farsum. Heutzutage nennt man sie witte Juffers und unterscheidet sie von den witte Wijwen, die einen ganz entgegengesetzten Charakter haben sollen. Sie stehen nämlich den Kindbetterinnen hülfreich bei, führen Verirrte auf den rechten Weg und bezeigen sich in jeder Hinsicht liebevoll und freundlich gegen die Menschen.

An der Küste der Ostsee zwischen Swine und Divenow trieb sonst ein feuriger Mann sein Wesen, der war ganz nackend bis auf einen feurigen Mantel, den er umgeschlagen hatte; im Laufe wurde er immer größer, daß sein Kopf zuletzt an den Himmel reichte. So geht an den Ufern der Maas jegliche Nacht ein Feuersmann umher, der brennt lichterloh. Wenn man ihm pfeift, so kommt er. Manche, die das versucht, konnten nicht schnell genug die Hausthür hinter sich schließen; er aber schlug mit der flachen Hand auf die Thür, und am anderen Tage fand man die Stelle schwarz verbrannt. — Als solche feurige Männer gehen auch die betrügerischen Landmesser um, gerade wie sie Hebel in seinen allemannischen Gedichten schildert und sie auch in anderen Theilen Deutschlands erscheinen. — Ein Landmesser bei Farsum hatte in seinem Leben nicht gar redlich gehandelt. Er ließ sich nun, wenn er ein Stück Land abmessen sollte, von dem Einen oder Anderen bestechen, und maß dem alsdann mehr zu, als recht war. Dafür wurde er verdammt, nach seinem Tode als glühender Mann mit einer glühenden Meßkette umherzugehen, und so mißt er noch heute in jeglicher Nacht. — So müssen auch die umgehen, welche bei ihren Lebzeiten Gränzpfähle verrückten. Nahe beim Dorfe Vierlel wohnte vor Zeiten ein Bauer, der stahl durch Verrückung der Gränzpfähle seinem Nachbar ein großes Stück Landes und starb so plötzlich, daß er es nicht mehr beichten konnte. Da sah man ihn denn alle Nacht zwischen zwölf und ein Uhr mit einem schweren Pfahl durchs Feld laufen, und er schrie unaufhörlich: „Wohin soll ich ihn setzen? Wo soll ich ihn lassen?“ Schon war er viele Jahre so umhergerannt, als es sich zutrug, daß ein trunkener Bauer an dem Felde vorbeikam und nicht weiter fortkommen konnte, sondern sich hinlegte und in Schlaf fiel. Mit dem Schlage zwölf erschien der Geist mit dem Gränzpfahle und schrie, wie gewohnt: „Wohin soll ich ihn setzen? Wo soll ich ihn lassen?“ Da erwachte der Trunkenbold und rief: „Ei, du Lumpenhund, setz ihn wieder hin, wo du ihn genommen hast, du Dummbart du!“ — „Gott sey gedankt! Nun bin ich erlöst“, rief der Geist freudig und setzte den Pfahl wieder auf die alte Stelle. Seitdem kam er auch nicht wieder. Der Trunkenbold ward aber vor Schrecken nüchtern und hat sich nicht wieder betrunken. — Eine andere Klasse der ruhelosen Geister sind die Irrlichter, die

sich nach der Taufe sehnen: bei uns sagt man, wenn ein Kind vor der Taufe stirbt, so müsse es ohne Rast als Flämmchen zwischen Himmel und Erde schweben; in Westfalen nennt man sie Haidvölken, hier Stalligten. Ein Mann kam spät Abends noch über Feld, er wollte von Molenbeck nach Gandshoven zurückkehren. Da kamen ihm auf einmal drei Stalligten zugelaufen, und weil der gute Mann immer gewohnt war, dieselben zu taufen, so sprach er hier, um mit einem Male drei zu erlösen: „Ich taufe euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Aber das bekam ihm übel, denn im selben Augenblick sah er sich von mehr als tausend Irrlichtern umringt, die alle getauft seyn wollten. Er taufte schon immer zu, aber der Zulauf nahm kein Ende und hörte nicht eher auf, als bis der Hahn krähte, so daß der Mann die ganze Nacht auf dem Felde bleiben mußte.

(Schluß folgt.)

England.

Oxforder Briefe an Dr. S...l.

Von F. Lebrecht.

II. Oppenheimersche Bibliothek.

(Schluß.)

Nachdem so die Nachrichten seit 1786 geruht haben, hören wir erst 1819 wieder etwas. Der dafür sehr thätige A. T. Hartmann erhält auf seine Anfrage bei dem Hamburger Bibliothekar Ebeling den Bescheid eines die Sache führenden Rechtsgelehrten, daß die in 28 Kisten stets verpackte Bibliothek wahrscheinlich ganz gut erhalten sey und für 5000 Thlr. veräußert werden soll, wovon versteht sich, fährt er fort, sich noch abhandeln läßt, besonders wenn sich Beschädigungen vorfinden. Hierzu schreibt Ebeling selbst: „Lassen Sie sich nicht durch die 5000 Thlr. Courant abschrecken, die sich wohl in Mark verwandeln lassen. Die Bibliothek steht seit so vielen Jahren eingepackt zum Verkauf, daß die Miethe für die Zimmer, welche sie aufnehmen, der Masse unerträglich wird und die Kuratoren dem Himmel danken werden, sie zu jedem Preise zu verkaufen. An Versteigerung ist gar nicht zu denken. Wer will den Katalog nachdrucken oder gar übersetzen? Und der Verkauf möchte übel ausfallen — die rabbinische Literatur liegt hier ganz danieder. Unter den Rabbinern soll kein einziger Gelehrter seyn (?!). Unsere Orientalisten gehen aber nicht bis zum Rabbinischen, sondern halten sich an die hebräische Bibel und ein bischen Chaldäisch.“ *)

Vier Jahre später ruft Hartmann in der Leipz. Lit. Zeit. aus: „Möchten doch echte Gelehrsamkeit befördernde Männer, wie Prof. Wilken in Berlin, Dr. Gesenius in Halle und die Herren Rosenmüller und Winer in Leipzig, die genannten wissenschaftlichen Schätze, die für den Preis von 1000 Stück Friedrichsd'or erreicht werden möchten, den an ihren Wohnorten befindlichen Universitäts-Bibliotheken zuzuwenden eilen, ehe sie dem Auslande zuwandern oder zu einer ewigen Einkerkerung verdammt werden.“

Ich komme jetzt zum fünften Akt des einmal echt deutschen Original-Trauerspiels, bei dessen Katastrophe der erstochene Geist der hebräischen Literatur ausruft: Pharao, Pharao, gieb mir meine Legionen wieder!

Nachdem die größten Orientalisten ihrer Zeit, Wolf, Michaelis, Tychsen, Schnurrer, Hartmann, von jüdischen Gelehrten wollen wir ganz schweigen, mit so übereinstimmendem Lob von der Sammlung gesprochen, nachdem Wilken, der selbst Orientalist war, öffentlich aufgefordert wurde, sie für Berlin zu gewinnen, trat dieser wirklich in Unterhandlung. Zuvor holte er noch die Urtheile von Gesenius **) und Bellermann ein, und als diese günstig ausfielen, bot man — — — doch Figaro sagt: „das Weitere verschweig' ich!“ 2000 Thlr. ist wahrscheinlich der Pergamentstoff für den Goldschläger werth! Wilken, so sehr ich auch sein Andenken verehre, muß ich hier als den starken Mitschuldigen anklagen an dem unersetzlichen Verluste! Kein Fürst war so leicht für einen wissenschaftlichen Zweck zu interessiren als der hochselige König; bei einer von gutem Willen gearbeiteten, lichtvollen Darstellung der Sachlage hätte der fromme Monarch nicht angestanden, eine Literatur zu bereichern und zu heben, deren Kunde in so wechselwirkendem Zusammenhange mit der Kunde christlicher Sitte und Schrift ist. Aber es liegt noch ein Hintergrund (arrière pensée) da, den Sie, lieber S., so gut wie ich kennen, und bei welchem ich mich vorläufig wieder an besagten Figaro halten will.

Im Jahre 1826 endlich war die Sammlung von allem Arrest frei geworden, und es erschien ein nach Fächern geordneter Katalog in hebräischer und lateinischer Sprache. Die Bücher waren damals in einem besonderen Saale beim Antiquar Schwormstaedt aufgestellt. Es wurde erklärt, daß, wenn innerhalb zwei Jahren sich kein Käufer des Ganzen aus freier Hand fände, man zur Vereinzelung auf dem Wege der Auction schreiten würde. Jetzt galt es, eine unbedeutende Anstrengung zu machen und die Michaelische Hoffnung auf die Söhne Abraham's zu erfüllen. Doch ach, ich befolge, wie man weiß, Figaro's Rath.

Wenn ich die strafbare Indolenz der Berliner Juden hier verschweigend übergehe, so ist es mir eine Herzensberuhigung, ja eine Liebespflicht, einen Mann aus ihrer Mitte zu rufen, um Dankesworte auf sein Grab zu legen. Es ist der von den hochgestelltesten Christen als edler Mann gepriesene Stadtrath David Friedländer *). Da er allein die Mittel zum Ankaufe nicht opfern konnte, entwarf er den Plan, eine kleine Actien-Gesellschaft dafür zu bilden. Er selbst unterzeichnete mehrere Actien à 50 Thlr., fand auch noch einige Nachahmer zu einzelnen Actien, aber nur einige!

„Ist kein Jacobsohn, ist kein Zunz da?“ werden Sie ausrufen; aber nur Geduld!

Zunz ist der Letzte, der bei solchen Dingen die Hand in den Schoß legt. Er setzte die großen Vortheile des Erwerbs aus einander und ließ es an Belehrung und Zureden nicht fehlen, aber die Ohren, die an den Klang des Goldes gewöhnt waren, blieben hier taub. Er reiste eigens zum Besuch der Sammlung nach Hamburg und knüpfte von dort aus durch eine aus seinem Verhältnisse zur Redaction der H. und S. Zeitung erwachsene Bekanntschaft mit Dr. S. Verhandlungen mit der Königl. Bibliothek an. Vergebens! Seine Hoffnung ruhte nur noch auf dem einzigen Juden, der eben so große Mittel als Theilnahme für alles Großartige hatte, auf dem nobeln Jacobsohn; er eilt von Hamburg zurück und findet diesen einzigen Mann als Leiche!

Das Weitere ist Ihnen bekannt. Die Bodleiana gab 9000 Thlr. und führte 1829 im Triumphe die kostbare Beute davon!

Es ist Zeit, daß ich schließe. Auch schlägt mein Stündchen von Holywell herüber, und ich muß in die Bibliothek. Ueber den neuen Katalog der Bodleiana kann ich, trotz meines Versprechens, diesmal nichts sagen. Sie müssen ihn auch jetzt schon selbst gesehen haben, da Bandinel mir sagt, er habe der Königl. Bibliothek ein Exemplar zum Geschenk überschickt. Statt dessen will ich Ihnen zwei Konjekturen offenbaren:

Die erste ist eine Leseart im Abulfeda. Sie erinnern sich der Stelle in den Annalen Band II, 480, mit welcher Reiske, Adler, Sie und ich nichts weiter thun konnten, als sie unerklärt zu lassen. „Die Schiiten“, heißt es dort, „haben unter Maaz-ed Daula in Bagdad ein Fest sehr feierlich begangen, das عدىرحم heißt.“ Der Herausgeber Adler sagt in der Anmerkung: „Arabica hoc loco corrupta“, und läßt den Text ohne diakritische Zeichen und in der Uebersetzung eine Lücke. Es muß aber heißen: غدير خُمّ Gadir Chom; denn dies ist der Name eines vorzüglichen Festes der Schiiten, wovon zwar in Freytag's Lexikon, wie von so vielem anderen Wichtigen, nichts steht, das aber doch oft genug in der Geschichte der Araber genannt wird. Diese Konjektur hätte ich freilich in Deutschland auch machen können; nicht so die folgende

Konjektur II, die ich mit Hülfe einer Handschrift des British Museum gewann. Es war am 17. ......, als ich durch Unwohlseyn und einen fürchterlichen Orkan verhindert war, in die Bodleiana zu gehen. Um aber den Tag für die Bibliotheks-Studien nicht verloren gehen zu lassen, fuhr ich nach London (in 3¼ Stunden ist man dort) ins British Museum. Hier blätterte ich in Ibn Chaldun's berühmtem Werke (cod. 9574) Mocaddamat und fand, daß der Admiral des Abdarrahman III. in Spanien ابن رُماحيس Ibn Romahis hieß. Sogleich erinnerte ich mich einer korrupten Stelle in Abraham ben Daud's (Dior) Sepher Hacabbalah (Bl. 41, b. der Amsterdamer Ausgabe), wo eine Waffenthat dieses Admirals erzählt wird, der Name aber einmal דמאחי' (Damahi) und einmal דמאחין (Damahin) genannt wird. Daß aber kein Anderer als der obige رُماحيس darunter zu verstehen und von nun an רמאחים zu lesen sey, bedarf keines weiteren Beweises.

Grüßen Sie mir Dr. B., für dessen Menachem und Dunasch ben Librat ich eine zwar ansehnliche Aerndte gemacht, jedoch gefunden habe, daß der Berliner und Leydener Codex noch immer die besten sind. Die englischen Gelehrten erwarten übrigens dieses Werk mit Ungeduld.

Sie haben mich, liebster Freund, in diesem Briefe abwechselnd muthwillig und schwermüthig gefunden; letzteres allein bin ich, sobald ich die Feder aus der Hand lege! Jeden Nachmittag gehe ich von der Bodleiana in die ganz nahen, ausgezeichnet schönen Parks, verliere mich in einen der Seitengänge und „in the times of Old“. Einsam im fremden Lande, einsam in den dunkeln Laubgängen des Waldes, der an das nahe Woodstock und seine Geister erinnert, streift die magnetisirende Kraft der Phantasie meine Lebensgeister und hebt sie auf jenen Standpunkt, von wo aus wir mit hellsehenderen Augen, aber auch mit unsäglicherem Schmerz in die Vergangenheit und in die Zukunft schauen, wo wir durch eine heiligere Trauer mit den dahingegangenen Lieben, durch eine veredelte Sehnsucht mit dem Jenseits verbunden werden! Für Leidende meines Gleichen sind, nächst dem Troste des Glaubens, solche Stunden der Beschaulichkeit eine wehmuthsvolle Herzensweihe. „Yonder goes my lonely way“ ist das Motto meines Daseyns!

Für Sie, mein Freund, habe ich sowohl in heiterer als trüber Stimmung, sowohl in Oxford wie in Berlin, stets die innigsten Wünsche.

---

*) Der gute Ebeling könnte dies heute im Grabe noch von den meisten Professoren an den Universitäten sagen.

**) Im Jahre 1840 sagte mir Gesenius vertraulich: hätte ich damals die rabbinische Literatur so gekannt wie jetzt durch Zunz und —, die Oppenh. Bibl. wäre bei uns geblieben. Und hätte sie das Ministerium nicht gekauft, ich hätte sie privatim gekauft!

*) Er war Schwiegersohn des oben genannten Daniel, der schon im vorigen Jahrhundert die Oppenheimersche Bibliothek erwerben wollte. Wäre unser gelehrter Freund, sein Enkel, schon damals mit der Königl. Bibliothek in Verbindung gewesen, er wäre gewiß von der bis zum Grabe warmen Begeisterung des Großvaters so hingerissen worden, daß er Alles aufgeboten hätte, den Schatz für die Königl. Bibliothek zu heben.

Rußland.

Typen der Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg.

Es ist im laufenden Jahre ein mit großer Eleganz ausgestattetes Büchlein erschienen, welches Proben der verschiedenen Typen, Druck-Zeichen und Druck-Zierrathen enthält, welche Eigenthum der Buchdruckerei und Schriftgießerei der genannten Akademie sind. Die Proben hat man in kurzen, gewöhnlich fragmentarischen Texten uns vorgeführt. Das Buch beginnt mit allen Varietäten des weltlichen russischen Schrift-Charakters für Bücher und Bücher-Titel, zusammen 32 Proben. Die übrigen folgen in nachstehender Ordnung: Lateinische Typen, 38 Proben — Deutsche, 6 Proben — Griechische, 4 — Grusische, 3 (Cicero, klein und groß Corpus) — Armenische, 2 (Cicero groß und klein). Die beiden armenischen Proben sind besonders scharf, sauber und zierlich. — Hebräische, 2 Proben, von denen die erste Cicero, die andere Cicero mit Accenten überschrieben ist: unter „Accente" darf man aber hier nichts Anderes verstehen als Vokale und Schwa; auch ist nur der erste Text hebräisch, der zweite (vokalisirte) aber türkisch, das erste Türkisch, das uns in hebräischem Kostüm vorgekommen. Er ist Fragment einer Eides-Formel für türkisch redende Juden, die russische Unterthanen sind. — Arabische Typen, 2 Proben (Corpus doppelt und Tertia); Afghanische, 1 (Tertia); Persische, 2 (Corpus doppelt und Tertia); Türkische, 2 (desgl.). Die Alphabete dieser Schriftproben sind, bis auf mehr oder weniger Freiheit der Züge, wesentlich dieselben; was aber die Eleganz der Typen betrifft, so scheint uns diese nur einen mittleren Rang einzunehmen. — Tibetische, 2 — Mongolische, 1 — Kalmykische, 1 — Aleutische und Ossetische (von letzterer 2 Proben). Diesen beiden liegt das russische Alphabet zum Grunde, so daß man zum Ausdruck der eigenthümlichen Laute zweier Sprachen, die an zwei so unermeßlich weit von einander ab liegenden Punkten, wie Kaukasus und Aleutische Inseln, gesprochen werden, besondere Häkchen oder Strichlein an den gewöhnlichen Buchstaben, auch einige altslawische Buchstaben gewählt hat. — Von den Osseten (Ossen) kommen wir wieder nach Europa und erhalten 4 Proben der alt-slawischen oder kirchlich-russischen Typenschrift; einen Text in Runen, einen polnischen Text, und noch eine Seite, auf welcher nur die abweichenden Buchstaben des böhmischen, serbischen, skandinavischen (alt-isländischen) und schwedischen Alphabetes (ä und æ) verzeichnet sind. Wichtige orientalische Typen, die wir, in dem Büchlein wenigstens, vermissen und welche die Berliner Akademie in besonderer Schönheit und Eleganz besitzt, sind Koptische, Sendische, Sanskritanische, Chinesische; dagegen fehlen uns bis jetzt die Grusischen, Mongolischen, Kalmykischen und Tibetanischen, und fehlt beiden Akademieen das japanische Kata-kana und die ganze Legion von Schriftarten, welche, einigen Ur-Alphabeten Ostindiens entstammt, über Vorder- und Hinter-Indien, wie auch über die malajische Inselwelt, sich verbreitet haben, um den Lautsystemen der heterogensten Sprachen als sichtbare Träger zu dienen.
— ω —

Mannigfaltiges.

— Die Bibliothek im Escorial. Im neuesten Hefte des vom Bibliothekar Petzhold herausgegebenen Anzeiger für die Literatur der Bibliotheks-Wissenschaften wird durch einen erblichen Druckfehler das Escorial mit einem Hunderttausend von gedruckten Büchern und einem Zehntausend von Handschriften bereichert. Herr Dr. Petzhold liefert mit hingebendem Vertrauen auf Boisin eine statistische Liste von den Bibliotheken, die über 50,000 Bände enthalten, und zählt hierzu St. Lorenzo del Escorial mit 130,000 Druckschriften und 15,000 Handschriften; indessen ist bei beiden Zahlen die Eins auf der äußersten Linken ein hartnäckig sich behauptender Druckfehler. Die Zahl der Bücher in den meisten Bibliotheken wird, wie bekannt, sehr verschieden angegeben, weil bei der Zählung verschiedene Grundsätze und verschiedene Nachlässigkeiten obwalten. Das Escorial, das durch eine Sonderbarkeit entstanden ist und seit seiner Entstehung sonderbar verwaltet und sonderbar beurtheilt wird, muß nun auch durch einen sonderbaren Druckfehler Zuwachs erhalten. 30,000 Druckwerke ist die annäherungsweise richtigste Zahl. So geben sie die spanischen Schriftsteller an, und so ist es bei Laborde, Itinéraire descriptif etc. Die Handschriften betragen in runder Zahl 5000, bei Laborde aber nur 4300, und zwar an 1800 arabische, 600 griechische, die übrigen lateinisch, castilianisch und in anderen Sprachen. In diesem Augenblicke sind selbst diese Zahlen zu hoch, da, wie ich aus sicherer Quelle weiß, während der letzten Kriege Vieles geraubt worden und noch Mehreres gestohlen und dem Kriege in die Schuhe geschoben ward. Als Bibliothekar muß Herr Petzhold wissen, daß die Hunderttausende von Druck- und die Zehntausende von Handschriften nicht so leicht da seyn könnten, am wenigsten in Spanien, wo seit Jahrhunderten Alles und am meisten die Literatur in Verfall kam. Nur die Biblioteca Real zu Madrid hat in der neuesten Zeit an äußerem Glanz und innerem Reichthum viel gewonnen.
Lt.

— Deutsche Urtheile über Irland. Unseres Landsmannes J. G. Kohl Reiseschilderungen sind bekanntlich zum größten Theil ins Englische übersetzt und haben in England noch mehr Theilnahme gefunden als im Vaterlande. Keines seiner Werke scheint dort jedoch so viel beachtet worden zu seyn, als seine kürzlich erschienenen „Reisen in Irland", deren erste Abtheilung kaum ausgegeben, ja kaum in Deutschland selbst bekannt geworden war, als auch schon fast sämmtliche englische Blätter, politische wie literarische, darüber referirten und Auszüge daraus mittheilten. Irland ist der Briten schwache Seite. Unbeachtet geht an ihnen vorüber, was fremde Touristen über ihre strotzende Weltstadt von zwei Millionen Menschen, über die stolzen Schlösser und Gärten ihrer Nobility und Gentry, über die Macht ihrer Handelsherren, deren Dampf- und Segelschiffen das Meer aller fünf Welttheile gehört, über die Ausdehnung ihrer Fabriken und über den Reichthum ihres Bodens sagen; — in ihrem Lande, von Dover bis an die äußerste Spitze von Schottland, sind sie ihrer Ueberlegenheit so sicher, daß es ihnen gänzlich gleichgültig ist, ob und wie so ein lilliputischer Ausländer darüber oder dagegen raisonnirt. Fährt aber ein solcher Ausländer über den irländischen Kanal, thut er einen Blick in die Grafschaften Clare, Kilkenny oder Mayo und erzählt er dann dem übrigen Europa, was er hier unmittelbar unter den Augen des stolzen Englands und als Wirkung seiner Administration wahrgenommen, dann wird John Bull plötzlich aufmerksam und sein Gesicht färbt sich von der Röthe des Schamgefühls und des Aergers. Vor funfzehn Jahren bereits hatte Fürst Pückler Einiges dieser Art verrathen, und dadurch noch mehr, als durch ihre kleinen Indiscretionen über das Leben und Treiben der exklusiven Zirkel, hatten die „Briefe eines Verstorbenen" dem englischen Publikum einige Momente der Aufmerksamkeit abgezwungen. Damals jedoch war Irland voll Hoffnungen einer schönen Zukunft, die mit ihrem grünen Schleier Alles bedeckten, was die Gegenwart an abschreckenden Bildern darbot. Die Emancipation der Katholiken war zu erwarten, O'Connell stand bereits mit einem Fuß im britischen Unterhause, und die Parlamentsreform versprach auch den Irländern eine bessere Vertretung, ihre politische Wiedergeburt. Was Jahrhunderte an Irland verbrochen hatten, das sollten, ja das konnten die nächsten zehn Jahre wieder gut machen. Aber es sind zehn, es sind beinahe funfzehn Jahre seitdem verflossen, und das Elend in Irland ist nicht nur so groß geblieben wie es war, sondern es steht noch viel schaudererregender da in einer Zeit, wo das ganze übrige Europa Fortschritte der Kultur und des Wohlstandes gemacht. Man lese Kohl's Schilderungen, wonach es weder in Litthauen noch in Finnland, weder unter den Juden der Bukowina, noch unter den armen Kroaten, Bosniern und Serben so herzzerreißende Armuth, so bittere Noth wie unter den Landleuten einiger irländischen Grafschaften geben soll, und man wird sich nicht mehr darüber wundern, daß sein Buch in England mit kopfschüttelndem Bedenken über das, was Europa zu solchem Regiment sagen werde, von einer Hand in die andere geht.

Bibliographie.*)

Holland.

H. A. van der Speck Obreen Verhandeling over de zamenstelling en het verband der zeilschepen (Segelschiffe). gr. 8. mit Kpf. Folio. Medemblik. 2 fl. 50 c.

G. J. Mulder (Prof. in Utrecht) Proeve eener algemeene physiologische scheikunde. Stuk 1. gr. 8. Rotterdam. 1 fl. 10 c.

L. J. de Jongh Disquisitio comparativa chemico-medica de tribus olei jecoris aselli speciebus. gr. 8. Lugduni Batav. 3 fl. 50 c.

F. A. W. Miquel Sertum exoticum; contenant des figures et description de plantes nouvelles ou peu connues. Livr. 1. gr. 4. Rotterdam. 3 fl. 25 c.

W. L. de Sturler Proeve eener beschrijving van het gebied van Palembang (zuidoostelijk gedeelte van Sumatra). gr. 8. mit 1 Karte. Groningen. 2 fl. 50 c.

H. N. van Til Galerij van belangrijke Nederlandsche vrouwen, van de vroegste tijden tot op onze dagen. Mit Portraits. Aflev. 1. gr. 8. Nijmegen. Subscr. 60 c. Ladenpr. 70 c.

H. J. Koenen Geschiedenis der Joden in Nederland. Uitgegeven door het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van kunsten en wetenschappen. gr. 8. Utrecht. 4 fl. 90 c. — Nach jüdischen und christlichen Quellen gearbeitet.

C. M. van der Kemp Maurits van Nassau, prins van Oranje, in zijn leven, waardigheden en verdiensten voorgesteld. Deel 1. gr. 8. Rotterdam. 3 fl. 90 c.

De J. Clerico et P. a Limborch dissertationes duae. Adhibitis epistolis aliisque scriptis ineditis scripsit, atque eruditorum virorum epistolis nunc primum editis auxit A. des Amorie van der Hoeven, Abr. fil. gr. 8. Amstelodami. 4 fl. 80 c.

T. Ryckii, J. G. Graevii, N. Heinsii ad A. Blyenburgum, et A. Blyenburgi ad diversos epistolae ineditae. Edidit, commemorationem meritorum gentis Blyenburgicae in patriam literasque et annotationes adjecit G. D. J. Schotel. 4. Hagae. 2 fl. 50 c.

A. Hecker Commentatio critica de Anthologia Graeca. gr. 8. Lugduni-Batav. 4 fl.

P. J. Costerus De oude wereld naar Herodotus. Deel 1. gr. 8. Hoorn. 4 fl. 90 c.

A. D. Cornets de Groot Javaansche spraakkunst. Uitgegeven in naam en op verzoek van het Bataviaasche Genootschap van kunsten en wetenschappen door J. F. C. Gericke. 2. verbeterde en vermeerderde uitgaaf, gevolgd door een leesboek tot oefening in de Javaansche taal; verzameld en uitgegeven door J. F. C. Gericke. Op nieuw uitgegeven en voorzien van een nieuw woordenboek door T. Roorda. 2 stukken. gr. 8. Amsterdam. 7 fl. 50 c. — Einem uns gütigst mitgetheilten Briefe des Hrn. T. Roorda entnehmen wir die Notiz, daß von der holländischen Regierung, wohl nach dem Vorbilde ähnlicher Anstalten in England, in Delft eine eigene Akademie zur Ausbildung von Beamten für die indischen Besitzungen neuerdings errichtet (möchte dieser Einrichtung die Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt dahin bald nachfolgen!), und er selbst als Professor der Sprachen-, Länder- und Völkerkunde des niederländischen Indiens dabei angestellt worden. — In demselben spricht er auch von der Herausgabe obiger Grammatik, deren Verfasser einen zu frühen Tod starb, und von anderen ihn beschäftigenden Werken über javanische Sprache und Literatur.

J. van Lennep De slag bij Coevoerde, 1227. (Gedicht.) gr. 8. Koevorden. 80 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: van der Palm Leerredenen. Deel 7 u. 8. — de Jonge Geschiedenis van de Nederlandsche zeewezen. Deel 3 (vom Utrechter Frieden im J. 1713 bis zur Schlacht von Doggersbank im J. 1781). — Band 1 erschien im J. 1833. — van Limburg Brouwer Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. Tomes 9. 10.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 15. November 1843.

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.

Von Heinrich Smidt.

III. Ein Schiffsbrand.*)

Der blinde Hermann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majestätische Meer. Der fernste Rand desselben ist mit einem langen dunklen Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzt: das ist die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küste von Biscaja. Auf den Wellen dehnt sich der stolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Mastes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Verdeck bis zu der höchsten Spitze der Oberbramstengen ist das Schiff mit seinen Segeln bedeckt, aber eine schwache Brise hält sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegt sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde sind mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es sind die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet sind und funfzig Feuerschlünde zeigen, die hell aufglänzen im scheidenden Abendlicht. „Atalante" heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau, die noch schneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenstern tönt fröhliches Geschwätz; es schallt von der Tafel des Capitains her, der seine Offiziere zu einem fröhlichen Bankett um sich versammelt hat.

Jetzt ertönt die silberne Pfeife des Hochbootsmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen sie herbei und sammeln sich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgasten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält sich Back und Back zusammen, stets acht Schüsselmaaten für eine Schüssel, und der Vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüse; jede Backsgenossenschaft erhält ihr Theil. Sie entfernt sich mit demselben nach ihrem angewiesenen Platz, und die Abend-Mahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächst liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der silbernen Pfeifen von einem Schiffsende zum anderen. Die Eßgeräthschaften sind längst entfernt; langsam und schweigend begeben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast haben sich die Marine-Soldaten aufgestellt; sie schultern das Gewehr und schauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes ist längst verglommen; der Mond geht auf und wirft sein fernhaftes Licht auf diese eigenthümliche Scene. Die Offiziere kommen aus der Kajüte und begeben sich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marine-Offizier tritt zu seinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangspill.

Der Capitain betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marine-Offiziers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Capitain lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er empfiehlt das Schiff und seine Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter! Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Halbmatrose von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzerschneidendem Tone: „Feuer!" und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Prediger verstummt, und die Matrosen stäuben nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten schwanken, ihre Kniee schlottern, die Gewehre senken sich; aber das eiserne Kommandowort fesselt sie, und hochaufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: „Ich stand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hat. Da verbreitet sich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und sagte, das sey das Schiffsgespenst. Erschreckt schloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen und sah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen."

„Geschwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und sehe, was Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen."

Der Capitain sprach's, und die Mannschaften machten den Offizieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der dienstthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erstickender Rauch entgegen; das Gestöhn der Kranken war herzzerschneidend. „Mir nach! Mir nach!" ruft der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matrosen folgten ihm und entrissen ihre unglücklichen Kameraden dem entsetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdessen hatten die Offiziere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen; die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und anderen Behältern Wasser herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum anderen.

Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sey, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, sobald es nöthig sey, alle feuerfangenden Gegenstände zu entfernen und, wenn es seyn müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finsteren Räume ein; um irgend sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen, der Feuerschein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!" schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her, ohne zu wissen, wie es auf das Verdeck zu bringen sey, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Takel herabgelassen und das Faß gehißt; die Takel war schwach, sie konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und platzte aus einander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Capitain war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdies hatte der schwächste Windhauch aufgehört, und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute noch auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, sie würden gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Anderen, feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Aufs neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenschliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Aber da sprangen mit lautem Geprassel die Luken des Kabelgats aus einander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zur Bramsahling mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!" lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um sich diesen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel, und das zweite sollte folgen, als die finsteren Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten; ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Blitz riß sie aus einander, und ein fliegender Sturm stürzte sich auf das unglückliche Schiff. An den Stagen, die von dem Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stengen des

*) Vgl. Nr. 130 u. Nr. 133 des Magazins.

Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Gespenst der See-Subordination noch seine Herrschaft behauptet, aber die eiserne Fessel, womit es die Genossenschaft eines Schiffes umschlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Capitain hatte eine kurze Berathung mit seinen Offizieren gehalten; diese traten aus einander, und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten, also will ich Euch retten! Wir besteigen die Böte! Haltet fest zu einander und seyd ruhig und besonnen!“

Die Pfeifen der Bootsmannsmaten erklangen, aber das Pfeifen des Sturmes übertönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette sich, wer kann!“

Alles stürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgesetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden. Umsonst versuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl: kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barcasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbords-Kanonen des Vorderkastels erglühen gemacht; sie entladen sich selbst, der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcasse, von den Wellen hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch den aufspritzenden Gischt, sie schlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges: es sinkt in die Tiefe, und herzzerschneidend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Capitain benutzt dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint: er schwingt sich auf eine Kanone, und umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie sie! Das Langboot vor!“

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Gluth des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schreckte aus dem Schlummer auf, es schien ihm, als ob es Tag geworden sey und die Morgensonne ihr rosiges Licht auf die Meerfluth werfe; spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich lösten und wie ferne Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit der Rettung. Die Matrosen, jetzt der Weisung ihrer Offiziere geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erschallte das laute „Halloi!“ des Hochbootsmanns, und unwillkürlich wandten sich Aller Blicke nach dem Vorderkastell. Mit unerschrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft, aber er sah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten sie sich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit solcher Gewalt aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Decklast gab nach, sie brach zusammen und stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Unterkastell und dem Quarterdeck: der Fockmast schwankte hin und her, die ganze majestätische Masse, deren Raae und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zusammen und stürzte auf den unerschrockenen Hochbootsmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!“ waren die letzten Worte, die der riesige Held des Kabelgats ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halb erstickten Seufzer; mit Schauder wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzensvollen Schauspiel.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun, sich von dem brennenden Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe, und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Capitain war der Letzte. Als Alle hinunter waren, setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“

Keine Antwort! Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitain nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!“ rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!“ Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Gluth bereits auf das bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingesunken; der Aeltere bemühte sich umsonst, ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Capitain ergriff den Ohnmächtigen, und mit starken Armen trug er ihn, unter endlosem Feuerregen, auf das Verdeck, der Andere folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, steuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, sah man eines oder das andere derselben über die Fluth hinstreichend: wie Meteore kommend und verschwindend.

Die „Atalante“ gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt, der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturz; der Besanmast stand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber gewesen, der sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheurer Knall, der das Meer bis in seine Tiefe erbeben machte; eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; dann tiefe, schweigende Nacht.

Holland und Belgien.

Niederländische Sagen.

(Schluß.)

Der wunderbare Zauber, den die stille blaue Fläche der Fluth, das murmelnde Rauschen der Wasser auf die Seele des Menschen üben, hat bei allen Völkern und so auch bei denen deutschen Stammes einen wunderbaren Reiz über die Sagen von Wassergottheiten ausgebreitet. — Man hat oft an Flüssen und Quellen Geister gesehen, welche die deutschen Belgier Neckers nennen. Bald waren solche Geister in Chören vereint und sangen wunderliebliche Weisen, bald ordneten einzelne nach der Weise der Frauen das Haar auf der Fluth. Einige Male haben sie auch mit Menschen geredet und Spiele von aller Art gespielt. Bei Gent hat sich oftmals auf dem Wasser der Schelde ein alt Männchen sehen lassen, war ein Necker, hat immer geseufzt und geklagt. Zwei Kinder, die einmal am Ufer spielten, sahen ihn auf sich zukommen und sind weggelaufen, worob der Necker jämmerlich geweint hat. Er that keinem Menschen etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehlte, dann holte er einen tiefen Seufzer und verschwand. — Zu Jupille erschienen eines Sommerabends drei Nixen und tanzten dort mit den jungen Burschen, und eine hatte, da es schwül war, ihre Handschuhe ausgezogen und ihr Tänzer dieselben aufgehoben. Der Tanz währte lange, und es schlug zwölf; da fuhren die Jungfrauen erschrocken auf, und die eine fragte allerwärts: „Wo sind meine Handschuhe?“ Aber ihr Tänzer wollte sie als Liebespfand zurückbehalten, und die Jungfrau eilte ohne sie mit ihren Gefährtinnen fort; da ging er ihnen nach, denn er wollte gar zu gern wissen, wo das schöne Mädchen wohnte, und er kam weiter und immer weiter bis an das Ufer der Maaß; da stürzten sich die Jungfrauen hinein und verschwanden. Als der Liebekranke am anderen Morgen an diesen Ort zurückkehrte, war das Wasser blutroth, und die Jungfrauen erschienen seit der Zeit auch nimmer wieder. — Am Nixenbache (Neckerbeeke) bei Gent ist es oft geschehen, daß, wenn Abends die Jünglinge und Mädchen der anliegenden Dörfer sich mit Tanzen erlustigten, plötzlich ein feiner fremder Herr in ihre Mitte trat. Walzte aber eine von den Jungfrauen mit ihm, dann war's um sie geschehen, denn er walzte dem Bache immer näher und näher, und wenn er ganz am Ufer war, dann sprang er mit einem Male mit der Jungfrau ins Wasser und wurde nicht mehr gesehen. — In ganz Brabant geht die Sage, daß der Necker den Ertrunkenen das Blut aussauge. Oft hört man aus Bächen das jammernde Rufen eines Kindes; da muß man aber so leicht nicht trauen, denn es ist oft ein Betrug vom Necker.

Aus den Schaaren der im Vorigen besprochenen überirdischen Wesen treten einzelne Persönlichkeiten hervor, die sich besonders an das Geschlecht der neckischen, oft boshaften Klabautermannekens anzuschließen scheinen, wie ja auch bei uns unter den Koboldern und Zwergen einzelne besonders übermüthige Gestalten wie Hütchen, Hinzelmann und andere hervortreten, solche sind Kludde, Lodder, Oschaert, Kladaert, Flabhaert und der lange Wapper zu Antwerpen. Ihnen allen ist mehr oder minder die Gabe eigen, ihre Gestalt, wie Proteus, beliebiger Weise zu wandeln, Kludde aber tritt besonders gern als ein altes abgemagertes Pferd auf und wird in der Gegend von Ostende für einen Wassernix gehalten. Von einem solchen neckenden Geiste erzählt auch die folgende Sage. Zwei Männer mußten in einer finsteren Nacht einen Weg machen, der längs einem Bache führte. Sie hörten plötzlich eine Stimme, welche laut um Hülfe rief, und liefen, von Mitleid bewegt, dem Orte zu, woher dieselbe zu kommen schien: dem Rufen nach glaubten sie einen Menschen zu hören, der eben in der größten Gefahr war, zu ertrinken. Zu ihrem großen Erstaunen aber ging die Stimme immer höher aufwärts und gegen die Quelle des Baches zu. Sie folgten ihr die ganze Nacht; als sie aber an der Quelle ankamen, da hörten sie die Stimme an der anderen Seite des Berges, den sie theilweise eben erstiegen hatten. Ermüdet und matt ließen sie von weiterem Folgen ab und warfen sich ins Gras, um etwas auszuruhen; doch da scholl ihnen aus der Quelle ein helles Gelächter entgegen, worüber sie sich so erzürnten, daß sie den Ort verließen. — Dieselbe Sage erzählt Walter Scott in der Minstrelsy of the Scotish borders. Introd. CIX. vom Wassergeiste Shellycoat, und die hier stehende Erzählung, die zuerst in der belgischen Zeitung Emancipation erschien, ist so wortgetreu, daß man sie fast für eine Uebersetzung halten möchte.

Den Schluß unserer Zusamenstellung mögen noch einige Sagen ethischen

Inhalts bilden, die ebenfalls in vielen Theilen Deutschlands, zum Theil allgemein verbreitet sind. So gehört hierher die Sage von einer im Veen bei Zout-Leeuw untergegangenen Stadt. Die Einwohner waren böse Schlemmer und arge Prasser, die in ihrem Uebermuthe nichts kannten, als die Stillung ihrer Lüste. Da sandte der liebe Gott den Engel Gabriel in die Stadt, und er kam gerade zur Christnacht an, wo die Kälte den höchsten Grad erreicht hatte und der Schnee fußhoch lag. Hier schlich er als Bettler von Thür zu Thür, aber er vermochte keine Seele zu rühren, nur ein draußen wohnender armer Mann öffnete ihm. Da warf er plötzlich die Hülle weg und stand als Engel Gottes da und rief gegen die sündige Stadt hin: „Als Unkraut sollt ihr weggejagt werden von der Erde, und des Herrn Fluch soll euch treffen. Da erbebte die Erde, der Regen floß in Strömen, Welle an Welle wälzte sich an der Hütte vorüber, und die Stadt war nicht mehr. Der arme Mann erschaute erst am anderen Morgen die Zerstörung in ihrer Furchtbarkeit. Seitdem liegt das Veen an der Stelle, und es ist am Christabend dort nicht geheuer; aus der Tiefe des Sees schallen wunderbare Stimmen, und mitunter tönt ein grausenerregendes Geheul daraus hervor, dazu läuten die Glocken ohne Unterlaß, aber in so erschütternd wehmüthigem Tone, daß noch Keiner stark und kühn genug war, um zuzuschauen und abzuwarten, was da unten alsdann vorgeht. — Es ist die uralte Sage von Philemon und Baucis, die hier, wie auch in Deutschland, in verschiedenen Gestalten wiederkehrt. — Eine andere häufig auftretende Sage ist die von der reichen Frau, welche ihrer dürftigen Schwester, die sie um Brod bittet, dasselbe verweigert; da werden plötzlich alle Brodte in ihrem Hause in Stein verwandelt, und eines derselben hängt noch in der Sankt Peters-Kirche zu Leyden. Wie in Magdeburg, kehrte auch einmal eines reichen Mannes Frau zu Dünkirchen, die nur scheintodt war, aus dem Grabe wieder; da wollte er's nicht glauben, als sie unten rief und sprach, er solle öffnen, sie sey wieder da, und er sagte, das sey nicht möglich, und eben so wenig könnten seine Pferde die Treppe hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinausschauen. Da ging's auf einmal trapp trapp, und die Pferde kamen herauf; da öffnete er seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an sein Herz. Zum Andenken ließ er zwei Pferdeköpfe am Giebel anbringen, die noch zu sehen sind. — In der Altmark erzählt man von einem Mäher, der mit anderen bei der Arbeit war, und da folgenden Tages das Fest eines Heiligen war und die Glocken zur Vesper läuteten, rief er seinen Genossen zu, sie sollten von der Arbeit ablassen und zur Kirche gehen, die aber verlachten ihn, und er ging allein. Wie er zurückkam, fand er zur Belohnung ein Geldstück an seiner Sense eingeklemmt. Eine ähnliche Sage findet sich hier (Nr. 300). — Doch die Zahl dieser verwandten Sagen ist so groß, daß wir sie hier nicht weiter verfolgen können; wir können uns aber nicht versagen, noch zum Schluß eine schöne Sage mitzutheilen, die statt aller übrigen, die wir nicht erwähnt, noch für den Werth des Buches sprechen möge.

Es war im Fegefeuer ein arm Seelchen, das rief immer: „Paul, ach du armer Paul!" und wenn die Engel vom Himmel kamen, die Seelen zu trösten, so gab es keinen Trost für das Seelchen, sondern es sprach auf jedes Trostwort nur: „Paul, ach du armer Paul!"

Da ward ein Engel einmal neugierig, warum das arme Seelchen immer also spräche, und fragte es um die Ursache. Antwortete das Seelchen, daß es auf Erden einen lieben Mann rückgelassen hätte, der untröstlich seyn müßte ob seinem Tode, und bat den Engel, nur auf ein Viertelstündlein seinen armen Gemahl wiedersehen zu dürfen, damit es ihn bitten könnte, wenigstens ein Vaterunser für es zu sprechen.

Aber der Engel sagte: „Will dir das wohl erlauben, aber dann mußt du tausend Jahre länger im Fegefeuer sitzen."

„Thut nichts", sprach das arme Seelchen, „wenn ich ihn nur wiedersehen kann; will's gern ertragen, und wären es noch hunderttausend Jahre."

Und der Engel machte die Ketten von dem Seelchen los, und es flog auf die Erde; aber ach, da fand es seinen Mann in Gesellschaft von schlimmen Mädchen, denen er Küsse gab auf Küsse, und das arme Seelchen flog betrübt wieder zurück und wollte wieder ins Fegefeuer. Aber der Engel nahm's und führt's in den Himmel und sagt: „Hast mehr gelitten in dem Augenblick, als im Fegefeuer in tausend Jahren; bist jetzt für immer erlöst, aber dein böser Mann ist für immer verdammt." A. L.

England.

Die Engländer auf dem Kontinent.

Unter diesem Titel enthält das neueste Heft der Foreign Quarterly Review einen Aufsatz, der den Beweis liefert, daß die Engländer nicht die Letzten sind, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und die Weise, wie sich diese in ihrem Verkehr mit fremden Völkern äußern, ins Lächerliche zu ziehen. „Der Fundamental-Irrthum der reisenden Engländer", heißt es unter Anderem, „besteht darin, daß sie ihre englischen Ansichten und Gewohnheiten mit sich führen, statt sie, gleich ihrem Mobiliar und ihren Gemälde-Sammlungen, wohl verwahrt hinter sich zu lassen. Ein Engländer ist im Auslande an jener abstoßenden Manier zu erkennen, die ihn wie eine Eisrinde bedeckt, der man sich nicht nähern kann, ohne vom Frost ergriffen zu werden. Das Gefühl seiner Ueberlegenheit erstarrt Alles um ihn her; man möchte ihn für einen Schneemann oder für einen von dem höchsten Alpen-Gletscher niedergestürzten Eisklumpen halten. Eher könnte die Sonne den Gipfel der schneebedeckten Jungfrau aufthauen, als ihn zum geselligen Leben erwärmen. Woher rührt dieses? Warum sehen die Engländer auf alle andere Völker herab, als ob diese aus schlechtem Thon und sie allein aus echtem Porzellan geformt wären — als ob Kunst und Wissenschaft, Macht und Kultur, Anmuth und Schönheit, Weisheit und Tugend zum ausschließlichen Monopol Großbritaniens gehörten? Warum thun sie dieses? Weil das Gold ihre Herzen verrostet hat; weil sie mit ihren Geldsäcken die Welt beherrschen und nur die Hand in die Tasche zu stecken brauchen, um die Erde auf ihrer Achse zu erschüttern."

Der Egoismus und die schroffe Abgeschlossenheit des Charakters, durch die sich die Engländer auszeichnen, entspringen, wie der Verfasser meint, zuerst aus ihrer insularischen Lage, und ein langer Krieg, der sie während dreißig Jahre dem Kontinent entfremdete, hat dazu beigetragen, jene Züge noch mehr zu entwickeln. „Die Eigenthümlichkeit anderer Nationen verschmelzen sich, wie die Farben eines Prisma's, an ihren Gränzen; die Engländer aber, vom Wasser umgeben, sind der Vortheile beraubt, die ihnen der Umgang, der Ideen-Austausch, die stete Berührung mit den Nachbar-Völkern gewähren würde. So paradox auch diese Behauptung in Bezug auf eine Nation erscheinen mag, die ihre Reichthümer vorzugsweise dem Handel verdankt, die den Erdball umschifft und kolonisirt hat, deren Herrschaft sich über alle Welttheile erstreckt und in deren Besitzungen die Sonne nie untergeht, so ist sie dennoch begründet. Dieses ganze Eroberungs- und Kolonisirungs-Werk geht am Schreibtisch vor sich. Ein Comtoir in einer düsteren Gasse, in den finsteren Tiefen der City, ist das Laboratorium, wo man das tragbare Gas verfertigt, das nachher über die entferntesten Regionen verbreitet wird. Ein halb Dutzend ernster Männer kommen um einen Tisch zusammen, kratzen ihre Unterschrift auf ein Stück Papier — und ein neues Reich entsteht im südlichen Ocean; sie trennen sich schweigend, begeben sich nach Hause und verzehren dort ihr Mittagbrod mit so unerschütterlichem Phlegma, als ob sich nichts Außerordentliches ereignet hätte. An einem einzigen Morgen wird die Grundlage zu einem Handelssystem gelegt, dessen Wirkungen noch ungeborne Generationen empfinden können; aber in dem inneren Leben der Urheber bringt es keine Veränderung hervor. Die Zeiger der Uhr bewegen sich vorwärts, aber der innere Mechanismus verharrt in seiner dunklen Routine. Wir finden es leichter, den Ueberschuß unserer Bevölkerung nach entfernteren Gegenden zu verschiffen, die britische Flagge auf einem neuentdeckten Felsen aufzupflanzen und eine Flasche dabei auf das Wohl Alt-Englands zu leeren — als vertraute Berührungen mit anderen civilisirten Nationen zu unterhalten, den Rost der Isolirtheit und sauren Sklavenarbeit abzuscheuern, uns der einen Idee des Gewinns zu entledigen und von unseren Nachbarn Humanität und Geselligkeit zu lernen. Im weiteren, philosophischen Sinne des Worts haben wir nie nach dem wahren Prinzip der Colonisation gehandelt; wir verstehen es, andere Völker zu unterjochen, aber nicht ihre Zuneigung zu erwerben. Unsere Niederlassungen gleichen einem verschanzten Lager in Feindes Lande; in Indien umringen uns Eifersucht und Mißtrauen von allen Seiten; der Zwiespalt der Racen ist in Kanada noch heutzutage eben so bitter, wie im Jahr 1760, und in Irland steht der Sachse dem Milesier noch eben so schroff gegenüber, wie zu den Zeiten Strongbow's und Tyrone's. Hieran ist unsere Unbeweglichkeit, unser Widerwille gegen jede Verschmelzung Schuld."

Dieselbe Erscheinung, bemerkt der Verfasser weiterhin, deren Wirkungen sich im größeren Maßstabe bei politischen Ereignissen kundgeben, ist auch im Kleinen in dem Benehmen englischer Reisenden auf dem Kontinent zu gewahren. „Wenn ein Franzose oder Italiäner England besucht, so führt er seinen Sonnenschein mit sich; wenn ein Engländer nach Frankreich oder Italien geht, kann er eben so wenig seine Nebel hinter sich lassen. Es ist unmöglich, ihn zufriedenzustellen; immer ist er mißvergnügt, nichts ist ihm recht — und zwar aus dem einzigen Grunde, weil es anders ist als in England. Man sollte glauben, daß er eine Entdeckungsreise angetreten habe, um England zu suchen — so unwirsch geberdet er sich, weil er es nicht an jeder Ecke findet. Es fällt ihm nicht ein, die Berührungspunkte zwischen dem Ausland und seiner Heimat aufzusuchen; sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, die Abweichungen zu entdecken. Er hat von der Thatsache keine Ahnung, daß die ersteren bei weitem die letzteren überwiegen; daß es weit mehr zu bewundern und nachzuahmen, als zu tadeln und zu vermeiden giebt, und daß es möglich sey, richtiges Gefühl, gesunde Moralität, praktisches Wohlwollen, soziale Tugend unter Völkern anzutreffen, deren Ideen über die Kochkunst und Ventilation den seinigen schnurstracks zuwider laufen. Bei jedem Schritte findet er einen neuen Vorwand, seinen Mißmuth und seine üble Laune auszuschütten, und man wundert sich nur, warum er je seine Heimat verließ und warum er nicht ohne Verzug dahin zurückkehrt. „„Es giebt auf dem Kontinente nichts zu essen (diese Klage ist allgemein) — der Wein ist Essig — die unteren Stände sind in Schmutz und Aberglauben versunken — die Kirchen sind mit theatralischem Flitterwerk ausgeputzt — das Volk wird von den Priestern ausgesogen — in den Städten herrscht ein unerträglicher Geruch — die Weiber sind frech und affektirt, die Männer windig und geckenhaft — den wenigen wohlerzogenen Leuten ist die Würde und Zurückhaltung fremd, die sie vor dem großen Haufen auszeichnen müßten — es giebt keinen Unterschied der Stände, und man kann nicht in Gesellschaft gehen, ohne durch den leichtfertigen, unsittlichen Ton der Unterhaltung beleidigt zu werden.""

„Und giebt es denn in England gar nichts, das die Galle des Fremden erregen könnte, der ein gleiches Gefallen daran fände, Beschwerden zu sammeln und unangenehme Wahrheiten aufzuzeichnen? Sind wir denn ganz von öffentlichen Anstößigkeiten und sozialen Uebeln frei? Man führe einen Ausländer nach unseren Manufaktur-Distrikten, unseren Bergwerken und Kohlengruben und unseren großen Städten. Giebt es dort nichts, das berechnet wäre, sein Mitleid zu erwecken, ihn mit Staunen und Grausen zu erfüllen? Kein Unrecht, keine Unterdrückung, kein Laster? Ueberall wird sein Herz durch die Grausamkeit unseres Systems verwundet, durch den scheußlichen Kontrast des Reichthums mit dem Elend, der Uebersättigung mit dem Mangel:

er sieht eine bevorzugte Klasse, die im Luxus erstickt, neben einer dichten Volksmasse, die mit Wolfsgier um die Mittel kämpft, ein kümmerliches Leben zu fristen. Die Trunksucht — unbekannt in seinem sonnigen Vaterlande — wirft sich ihm bei jedem Schritt entgegen: in den dampfenden und vollgedrängten Straßen hört er den Schrei der Verzweiflung, den gotteslästerlichen Fluch, die bittere Verwünschung .... Es ist wahr, wir haben schöne Läden und aristokratische Häuser, macadamisirte Chausseen und glattgepflasterte Trottoirs; aber sie machen das Elend und die Entartung des großen Haufens nur noch sichtbarer. Was unsere Priester anlangt, so begegnet man ihnen zwar nie auf der Straße, aber nur deshalb, weil sie in ihren Equipagen einherfahren — ein Symptom, welches die Verschlimmerung des Uebels bezeugt! Auch sind wir keinesweges so frei von allem Aberglauben, wie wir uns schmeicheln. Es ist nicht lange her, daß Sir William Courtenay in Kent auftrat; die Sekte der Johanna Southcote gedeiht ganz vortrefflich, und im Norden von England stehen Heren noch in gutem Ansehen. An Leichtgläubigkeit geben wir keinem anderen Volke nach, wie unsere Polizei-Berichte, Bankschwindeleien, Emigrationspläne und Universalmittel bezeugen. Sind wir im Allgemeinen aufgeklärter als unsere Nachbarn? Behandeln wir unsere Gelehrten mit größerer Achtung? Haben wir ein besseres Schulsystem?"

Alle diese Fragen werden von dem Revierwer verneint und als Gegensatz ein etwas idealisirtes Bild der „Europäischen" Zustände gezeichnet — wo hohe Auflagen und schneidende Ostwinde unbekannt sind und wo ein ewigblauer Himmel das Volk zum Genuß einladet. Am meisten gefallen ihm die öffentlichen Wirthstafeln, an welchen man mit Individuen aus allen Ständen — mit Adligen und Kaufleuten, Staatsbeamten vom höchsten Rang und schlichten Bürgern — zusammentrifft und die aus eben dem Grunde der aristokratischen Abgeschlossenheit seiner Landsleute zum Anstoß gereichen.

„Eine Schwäche", heißt es weiter, „die uns besonders charakterisirt, ist die, daß wir, um durch die Welt zu kommen, uns nur auf unser Geld verlassen. Nicht zufrieden, volle Börsen in der Tasche zu haben, müssen wir sie auf unseren Reisen den Gastwirthen und Postillons unter die Nase stecken, um ihnen unsere Ueberlegenheit zu zeigen und auf eine beleidigende Weise anzudeuten, daß wir sie für geringe Miethlinge halten, die bereit sind, Alles in der Welt für uns zu thun, wenn sie nur danach bezahlt werden. Natürlich kommt uns eine solche Eitelkeit und Anmaßung theuer zu stehen, und wir haben dafür einen hohen Zoll zu entrichten. Mylord Anglais wird überall mit gleißnerischer Unterwürfigkeit behandelt, überall gebrandschatzt und ausgeplündert — was er nur sich allein zu verdanken hat. Vor einigen Jahren begegnete Schreiber dieses zu Lüttich einem alten Gentleman, der ganz Belgien durchreist und den Rhein hinauf nach Nassau gefahren war, ohne eines einzigen Worts in irgend einer Sprache mächtig zu seyn, außer seinem eingebornen Englisch. Die Schilderung, die er von dieser stummen Reise gab, war äußerst belustigend. Er meinte, wenn man nur Geld die Hülle und Fülle habe, so brauche man keine fremde Mundart zu kennen: er wußte nicht im Geringsten, wie viel er in Wiesbaden und in anderen Oertern ausgegeben habe, da er nur die Hand in die Tasche zu stecken pflegte, einen Haufen Sovereigns hervorzog und die Leute sich selbst bezahlen ließ. „„„Er verstehe ihre Rechnungen nicht, sie wären in so verfluchten Hieroglyphen geschrieben; doch was mache das? Geld bringe einen Menschen überall durch! (dieser Ausspruch wurde durch einen donnernden Schlag auf die Hosentasche bekräftigt) — möchte er betrogen werden, er habe Geld genug bei sich und noch mehr zu Hause: wahrscheinlich werde er betrogen, aber das sey ihm gleich""" u. s. w.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Berlioz über die Sing-Akademie und die Militair-Musik-Corps in Berlin.** Diese beiden Anstalten hauptsächlich, so wie die Aufführung seiner eigenen Compositionen im Opernhause, sind es, die Herr Hektor Berlioz in seinem neuesten, das Feuilleton des Journal des Débats vom 8. Nov. füllenden, musikalischen Briefe bespricht. Die Sing-Akademie unter Rungenhagen's einsichtsvoller und die vereinigten Militairmusik-Corps unter Wieprecht's energischer Leitung werden mit gleicher Wärme von ihm gepriesen. „Ich wüßte", sagt er, „kaum fertig zu werden mit dieser königlichen Stadt Berlin, wenn ich alle ihre musikalischen Reichthümer im Einzelnen berühren wollte. Es giebt wenige Hauptstädte, wenn es überhaupt deren noch giebt, die auf ihre harmonischen Schätze so stolz seyn können. Die Musik ist dort in der Luft verbreitet, man athmet sie ein, sie durchdringt uns. Jedermann ehrt sie; die Reichen wie die Armen, die Kirche wie das Heer, die Künstler wie die Kunstliebhaber, Volk und König zollen ihr gleiche Verehrung. Der König vor Allen pflegt und liebt sie, wie jede andere Wissenschaft und Kunst: sein Auge folgt allen Bewegungen der neuen Schule, ohne die Erhaltung der Meisterwerke der Alten zu vernachlässigen. Ein wunderbares Gedächtniß kommt ihm dabei zu Hülfe, ein Gedächtniß, das zuweilen seine Bibliothekare und Kapellmeister in Verlegenheit bringen kann, wenn er mit ihnen unvermuthet von gewissen Fragmenten alter, wenig gekannter Meister spricht. Nichts entgeht ihm in den Gebieten der Gegenwart wie der Vergangenheit: er will Alles hören und prüfen. Daher die Anziehungskraft Berlins für alle musikalische Künstler von Ruf und daher der außerordentliche Sinn für Musik und die vortrefflichen Gesangs- und Instrumentalmusik-Institute, die so sehr zu bewundern sind. Die Sing-Akademie gehört zu ihrer Zahl. Sie wird, wie die in Leipzig und alle andere Akademieen dieser Art in Deutschland, größtentheils von musikalischen Dilettanten, mit frischen und klangreichen Stimmen, gebildet, unter denen sich besonders die Soprane und Bässe auszeichnen; doch auch einige Theater-Mitglieder nehmen daran Theil, und die Damen der großen Welt machen sich ein Vergnügen daraus, hier neben Mantius, Bötticher oder Dlle. Hänel zu singen. Die Akademie steht unter der geschickten Leitung des Herrn Rungenhagen, und ihre Leistungen sind ohne allen Vergleich höher, als was man von dieser Gattung der Musik in Paris hören kann." — Herr Berlioz ist, wie schon aus seinen früheren Briefen hervorging, kein großer Verehrer der Bach'schen Musik; er spricht auch nicht deutsch und vermag also nicht zu beurtheilen, wie sehr die Composition dem Sinn der Worte entspricht: gleichwohl hat ihm die Aufführung der „Passion" des alten Sebastian Respekt und Bewunderung eingeflößt. Eine so gewaltige Wirkung, wie die des ersten Tutti der beiden Chöre, ist ihm so leicht noch nicht vorgekommen. „Ein Pariser", fügt er hinzu, „hat kaum einen Begriff davon, mit welcher Verehrung in Deutschland dergleichen Musiken angehört werden. Jeder folgt mit den Augen den Worten des Textbuchs; keine Bewegung läßt sich unter den Zuhörern wahrnehmen: kaum ein Murmeln des Beifalls, geschweige denn ein störender Applaus. Es ist als wären die Leute in der Predigt und hörten das Evangelium vortragen: nicht einem Konzerte, sondern einem Gottesdienst wohnen sie bei. Und so muß diese Musik auch in der That angehört werden. Man betet Bach an und man glaubt an ihn, ohne auch nur den leisesten Zweifel an seine Göttlichkeit zuzulassen: ein Ketzer erregt diesen Gläubigen Schauder, ja es ist verboten, von einem solchen auch nur zu sprechen. Bach ist Bach, wie Gott Gott ist." — Herr Berlioz bekennt sich, wie gesagt, zu diesem musikalischen Glauben nicht. Als einige Tage darauf Graun's berühmtes Oratorium aufgeführt wurde, das, wie er meint, nur in Berlin seine speziellen Verehrer besitze, während die „Bach'sche Religion" über das ganze nördliche Deutschland verbreitet sey, war er unwohl geworden, und sein Arzt, Geheimerath Casper, obwohl selbst ein großer Musikliebhaber, verbot ihm, das Zimmer zu verlassen.

Voll Bewunderung ist Hr. Berlioz auch für das Institut der Militairmusik sämmtlicher Garderegimenter, das unter der Leitung des Herrn Wieprecht ein Ensemble bildet, wie man es wirklich nicht leicht noch einmal findet. „Man denke sich", schreibt er, „eine Masse von mehr als sechshundert Musikern, lauter Spieler vom Blatt, die den Mechanismus ihres Instruments vollkommen inne haben, richtig auffassen und von der Natur mit unermüdlichen Lungen, so wie mit einem eisernen Lippenwerk, ausgestattet sind. Die höchsten Töne, die unsere Künstler in Paris nicht zu erreichen vermögen, werden von diesen Trompeten, großen und kleinen Hörnern mit merkwürdiger Leichtigkeit wiedergegeben. Regimenter von Musikern sind es und nicht Regiments-Musiker." — Der fremde Meister hatte die Ehre, einem Konzerte dieses Orchesters beizuwohnen, das Se. K. H. der Prinz von Preußen in seinem Palast veranstaltet hatte und wobei die Ouvertüre von Berlioz zu den „Vehmrichtern", eine Schlachtmusik vom Grafen von Westmoreland und ein „Fackeltanz" von Meyerbeer aufgeführt wurden. Die Anmuth, mit welcher die Frau Prinzessin von Preußen jedem Künstler wie jedem Gelehrten zu begegnen weiß, hat auch ihn entzückt. „Während der Pausen dieses furchtbar-gewaltigen Orchesters", sagte er, „hatte ich die Ehre, mich einige Augenblicke mit Ihrer Königl. Hoheit zu unterhalten, deren feiner Geschmack und deren Kenntnisse in der Musik ihr Urtheil so überaus werthvoll erscheinen lassen. Die Frau Prinzessin spricht das Französische mit einer Reinheit und Eleganz, die mich selbst fast einschüchterten. Ich wünschte, daß ich hier von dieser Erscheinung ein Shakspeare'sches Bild entwerfen oder daß ich wenigstens den verschleierten Umriß ihres Liebreizes den Lesern wiedergeben könnte; ich würde es vielleicht wagen, wenn ich der größte der Dichter wäre."

Auch einem Hofkonzert hat er beigewohnt, wo Meyerbeer und der Graf v. Redern abwechselnd am Flügel accompagnirten, wo ihm Alexander von Humboldt eine freundliche Begegnung war und wo der König und die Königin selbst sich mit ihm über seine Compositionen unterhielten und Se. Maj. besonders für seine bekannte Symphonie „Romeo und Julie" ein außerordentliches Interesse zeigte. — Es schließt dieses Schreiben mit einer Kritik der Aufführung seiner Musikstücke, die in Berlin ungemein schnell einstudirt wurden und von denen das „Requiem" ihm einige Angst verursachte, zum Theil, weil in der Generalprobe Orchester und Chor nicht recht zusammenstimmten, was jedoch unter der tüchtigen Mitwirkung der Konzertmeister Ganz und Ries bald verbessert wurde, zum größeren Theil aber wohl, weil der Komponist sich bewußt war, hier einem Publikum gegenüber zu seyn, das mit dem Requiem des großen Meisters Mozart so innig vertraut ist. Vollkommen (royalement) gelungen nennt er die Ausführung seiner Kantate: „der fünfte Mai" — „was mit einem solchen Orchester und einem Sänger wie Bötticher allerdings nicht anders seyn konnte" — es verwundert ihn jedoch, daß Manche so geschmacklos waren, dieser Composition vor allem Anderen, was er in Berlin aufführen ließ, den Vorzug zu geben. Diese „Manche" haben aber dadurch dem Komponisten vielleicht andeuten wollen, zu welchem Genre von Compositionen er den meisten Beruf habe. Der „fünfte Mai" ist ein einfacher Gesang mit einem edlen, ansprechenden Refrain und einem gewaltigen Schlußchor — allerdings verschieden von jenen Ueberbietungen aller musikalischen Hülfsmittel, wie sie in einem vierfachen Orchester von Blechinstrumenten und Pauken in seinem Requiem und in den Symphonieen zur Anwendung kommen — aber darum vielleicht den wahren Musikfreunden erfreulicher und von nachhaltigerem Eindruck.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Freitag den 17. November 1843.

Japan.

Der Polizeistaat in Japan.

Die ersten europäischen Mittheilungen über Japan haben wir von den Jesuiten; doch enthalten dieselben fast nur die Berichte über ihre Missions-Bestrebungen und die Hindernisse, die sie zu überwinden hatten. Spätere Reisende, die über Japan geschrieben haben und durch die wir besser damit bekannt werden, sind: Kämpfer, ein deutscher Arzt im Dienst der holländischen Faktorei in Japan, ferner der Doktor Thunberg, ein Schwede, ebenfalls Arzt der holländischen Gesellschaft, und der russische Capitain Golowin, der sich tiefer in das Innere wagte und deshalb eine Zeit lang in Japan Gefangener war. Dann sind zu nennen die Holländer Isaak Titsing, Meylan und Fischer, deren Jeder ebenfalls Werke über Japan herausgegeben, und endlich zuletzt Dr. Siebold, ein deutscher Landsmann, der in niederländischem Dienst 1826 nach Japan ging und nach seiner Rückkehr von dort „Archive zur Kenntniß Japans" in holländischer Sprache herausgab, ein gewissenhaftes Werk voll neuer und interessanter Details. Alle diese älteren und neueren Berichte sind benutzt, verglichen und das Wesentliche daraus zusammengestellt in einem kürzlich erschienenen englischen Werke: Manners and customs of the Japonnese. Wir entlehnen daraus Nachstehendes über die politischen Institutionen von Japan, die so eigenthümlich und merkwürdig sind und so viel zu denken geben, daß ein Bericht darüber nicht minder interessant scheint, als der über irgend eine politische Einrichtung in Europa.

Der japanische Despotismus gleicht nicht dem Despotismus anderer Länder Asiens: es fehlt ihm die Willkür. Von Freiheit ist auch dort so wenig die Rede als anderswo; ja, das Privatleben selbst, der tägliche Verkehr zwischen den Individuen ist Beschränkungen unterworfen, die nach unseren Begriffen mit dem Zustand des freien Menschen unverträglich sind. Dagegen ist dort Niemand, der sich über das gemeinschaftliche Gesetz erheben, das einen Anderen ungestraft bedrücken kann, und die beiden höchsten Souveraine in Japan, der Mikado und sein Stellvertreter, der Siogun, sind eben so sehr und vielleicht mehr als der geringste Unterthan dem Joch unterworfen, das sie selbst sich gewiß nicht aufgelegt. Der Souverain ist ganz ohnmächtig; die Adels-Aristokratie, die unaufhörlich bewacht und in Zaum gehalten wird, wagt nichts zu thun; alle Klassen kontroliren sich gegenseitig, und die Central-Regierung, die aus verschiedenen Experimenten und zahlreichen Erschütterungen hervorgegangen, scheint keinen anderen Zweck zu haben, als den Status quo unverändert zu erhalten, so daß man sagen kann, daß gegenwärtig wenigstens das Gesetz und die seit lange bestehenden, von Allen gekannten und auf Alle mit gleicher Schwere drückenden Gewohnheiten in Japan die einzigen Despoten sind und Jeder, der sich ein- für allemal ihrem Joch unterworfen, keine willkürliche Gewalt, keine Laune eines tyrannischen Herrn zu fürchten hat.

Die Verfassung Japans ist das Lehnssystem im vollen Sinn des Wortes. Der Mikado ist der geborene und ausschließliche Eigenthümer des Bodens und zugleich der einzige höchste und legitime Souverain, da der Siogun nur sein Stellvertreter und Bevollmächtigter ist. Mit Ausnahme des der Krone vorbehaltenen Theils, ist das ganze Land in Fürstenthümer getheilt, die als erbliche Lehen von den Fürsten besessen werden; diese Fürsten sind es, welchen die Missionaire des 16ten und 17ten Jahrhunderts den Königstitel geben. Unter diesen stehen wieder die Edeln, die ebenfalls Güter zu Lehen haben und, wie die Fürsten, dem Staat eine Anzahl von Truppen stellen müssen.

Man hat bisher immer in Europa geglaubt, daß es in Japan zwei Oberhäupter gebe, ein geistliches, daïri genannt, und ein weltliches, kubo. Dem ist aber nicht so: die Japanesen erkennen nur ein Oberhaupt an, und das ist der Mikado. Dieser heißt auch daïri sama, d. h. Herr des daïri, welches letztere Wort der Name seines Hofes ist. Der Mikado ist in gerader Linie der Nachfolger der Gottheiten des Landes, welche es bis zum Jahre 660 vor Christi Geburt beherrschten; auch ist die Sonnengöttin Amaterasovokami, welche das Weltall, die Götter und Menschen regiert, in der Person jedes regierenden Mikado inkarnirt. Seit einigen Jahrhunderten ist der Einfluß des Mikado sehr beschränkt. Die weltlichen Angelegenheiten und die Ereignisse des Tages werden seiner Aufmerksamkeit für unwürdig gehalten. Dagegen spricht er auf den Antrag des Siogun die Apotheose eines großen Mannes aus; ferner ernennt er zu den hohen Chargen seines Hofes und bestimmt die beweglichen Festtage. Endlich muß er als Incarnation der Sonnengöttin, der Lenkerin des Weltalls, täglich einige Stunden schweigend und unbeweglich auf seinem Throne sitzen, damit nicht durch irgend eine Bewegung nach der einen oder anderen Seite hin die Welt erschüttert werde, und wenn er, von dieser Stellung ermüdet, endlich seinen Platz verläßt, so bleibt für den übrigen Theil des Tages seine Krone zurück, welche dann demselben Zweck genügt. Alle Kami's oder Götter des Landes bringen jährlich einen Monat beim Kaiser zu; während dieses Monats, der daher auch der „Monat ohne Götter" heißt, geht man nicht in die Tempel, weil die Gottheiten sie mit dem Palast des Mikado vertauscht haben. Der Mikado verläßt nie den Umring seines Palastes, damit sich die Augen des Volkes nicht an seinen Anblick gewöhnen, und wenn er im Garten promenirt, so wird er auf den Schultern eines Menschen getragen, damit seine heiligen Füße nicht durch die Berührung des Bodens entweiht werden. Als eine Ausnahme wird jener Mikado genannt, der, um den Himmel in einem unfruchtbaren Jahr zu erweichen, sich die Buße auflegte, barfuß auf dem Boden zu gehen. Während er schläft, werden ihm die Nägel abgeschnitten oder gestohlen, wie man es nennt, und da es nicht erlaubt ist, die Hand an seine heilige Person zu legen, selbst um seinen Bart zu rasiren und ihm das Haar abzuschneiden, so muß er während dieser Operation sich schlafend stellen. Seine Kleider werden fortwährend erneuert, er legt nie zweimal ein und dasselbe Kleidungsstück an: die Gefäße, deren er sich beim Essen und Trinken bedient, so wie die, welche zur Bereitung seiner Nahrung dienen, werden nach jedem Mahl zerbrochen; die Kleider, die er einmal getragen, werden bei Seite gelegt und zu bestimmten Zeiten verbrannt; daher kommt es, daß, obgleich der Stoff zu diesen Kleidern von grober Art ist, die Unterhaltung des Mikado enorme Summen kostet. Der Mikado hat zwölf rechtmäßige Frauen, die er unter den Damen seines Hofes wählt; sie unterscheiden sich vor den übrigen Frauen des Hofes durch den Schnitt ihrer Roben. Die Residenz des Mikado ist in Miyako, einer Stadt, die weniger bedeutend ist als Yedo, die Hauptstadt des Reiches, die aber doch nach den Berichten der Reisenden nicht weniger als sechshunderttausend Seelen zählt. Bei dieser Zahl ist die Bevölkerung des daïri oder Hofes nicht mitgerechnet, der von der eigentlichen Stadt getrennt ist und eine besondere Stadt für sich bildet. Nach den Berichten der Eingebornen — ein Europäer hat noch nie eine Audienz beim Mikado, noch die Erlaubniß, den daïri zu betreten, erhalten — ist dieser Hof der Sitz und das Asyl der Wissenschaft, ein Heiligthum, wo Poesie und Geschichte, Theologie und Philosophie mit großem Erfolge von Männern und Frauen getrieben werden, die darin ihre Beschäftigung und ihr Vergnügen finden.

Wir haben schon gesagt, daß der Mikado in weltlicher Beziehung durchaus ohnmächtig ist, obwohl er ursprünglich absoluter Herrscher war und noch heute als der eigentliche Kaiser von Japan anzusehen ist. Aber es ist den Mikado's von ihrer früheren Machtfülle nur eine Masse von Ehrenbezeugungen übrig geblieben, die selbst wieder so drückend und ermüdend für sie sind, daß sie zuweilen zu Gunsten ihrer Söhne oder Töchter abdanken, wodurch sie sich wenigstens der Unbeweglichkeit entziehen, zu der sie ihre Würde den größeren Theil des Tages während der Dauer ihrer Regierung verdammt.

Die Person, die in der japanesischen Hierachie nach dem Mikado kommt, ist sein Stellvertreter, der Siogun oder Kubo-Sama. Das Wort Siogun bedeutet Truppenführer, Obergeneral. Im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren die Mikado's noch im vollständigen Besitz der absoluten Gewalt: während der Minderjährigkeit eines derselben brach ein Bürgerkrieg zwischen der Partei des jungen Mikado und der seines Schwiegervaters aus, der sich der höchsten Gewalt bemächtigen wollte. Ein durch seine Thaten berühmter Häuptling, Namens Yoritomo, der seitdem einer der berühmtesten Männer in der Geschichte Japans geworden ist, nahm sich der Partei des jungen Mikado an, verdrängte seinen Nebenbuhler und verwaltete das Reich im Interesse des legitimen Herrichers. Diese unter der Herrschaft der Nothwendigkeit begonnene Verwaltung ging an Yoritomo's Erben über, blieb in seiner Familie und gab der Macht der Siogune ihre Entstehung, einer Macht, mit deren Konsolidirung und Ausdehnung die der Mikado's immer schwächer und kleiner ward. Die Vererbung der Würde des Siogun beeinträchtigte durchaus nicht die Legitimität der Mikado's, zumal in einem Lande, wo eine große Zahl von Würden erblich ist. Aber im Laufe der Zeit, besonders seit den Bürgerkriegen, welche Japan im 16ten und 17ten Jahrhundert verheerten, erfuhr die Familie oder Dynastie der Siogune ein gleiches Loos mit der der Mikado's: auch der Siogun ist jetzt, wie der Mikado, der reellen Macht beraubt, auch er ist, wie Jener, den Blicken des Volkes verborgen und durch die Ehrenbezeugungen, mit denen er überhäuft wird, einem drückenden Joch unterworfen. Sonst hatte auch der Siogun seine Residenz in Miyako, wie der Mikado noch heute; im 15ten Jahrhundert hielt man es für gut, diese beiden Mächte in einige Entfernung

von einander zu bringen; Jedo, die Hauptstadt des Reiches und die älteste der Welt, ist jetzt die Residenz des Siogun. Im 17ten Jahrhundert mußte dieser Letztere noch an den Hof des Mikado kommen und ihm seine Huldigungen darbringen; aber seitdem ein Mikado in einem Anfall böser Laune nach seinem Bogen griff, um auf den Siogun einen Pfeil zu schießen, werden diese Huldigungs-Ceremonieen von Gesandten geleistet. Auch der Mikado schickt Gesandten nach Jedo, welche natürlich mit der größten Auszeichnung aufgenommen werden. Sobald sie am Palast des Siogun angelangt sind, geht ihnen der Letztere entgegen und führt sie in den Audienzsaal, wo er, so lange sie sich ihres Auftrages entledigen, gebückt vor ihnen, als den momentanen Repräsentanten des Kaisers, stehen bleibt. Nach Beendigung der Audienz, die in lauter Komplimenten vergeht, nimmt der Siogun seinen Rang wieder ein, und die Gesandten müssen sich vor ihm beugen und, so lange er mit ihnen spricht, in dieser Stellung verharren.

Der Siogun verläßt nur sehr selten seinen Palast, und seine religiösen Wallfahrten läßt er ebenfalls durch Bevollmächtigte verrichten. Die Staats-Geschäfte haben auch für ihn kein Interesse; seine Zeit wird durch strenge Beobachtung der Etikette, die Aufnahme der zur Audienz zugelassenen Personen, die Annahme der Geschenke, die ihm bei Gelegenheit der in Japan so häufigen Festlichkeiten dargebracht werden, hinreichend in Anspruch genommen. Diese Ceremonien werden von einer Menge Personen geleitet, welche fortwährend den Siogun umgeben. Damit übrigens keine Lust zur Thätigkeit sich in ihm rege oder er sich nicht von einem ehrgeizigen Günstling mißbrauchen lasse, werden der Siogun und sein Hof beständig von einem Haufen Spione beobachtet, welche vom Staatsrathe unterhalten werden, der in der That die einzige wirkliche Regierungsgewalt ist.

Der Staatsrath besteht, nach Doktor Siebold, aus dreizehn Mitgliedern, nämlich fünf Räthen erster Klasse, die unter den Fürsten des Reiches gewählt werden, und acht anderen zweiter Klasse, aus dem Adel. Diese Räthe werden fast immer unter den Nachkommen jener Fürsten und Edlen gewählt, welche zur Erhebung der gegenwärtigen Dynastie der Sioguns beigetragen und in den Kriegen, die dieser Usurpation vorhergingen oder folgten, eine Rolle gespielt haben. Der Präsident des Staatsraths ist immer ein Nachkomme von Ino-Kamuno-Kami, einem Minister, der dem Usurpator große Dienste geleistet; er heißt der Gouverneur des Reiches. Alle anderen Räthe und Beamten stehen unter ihm; es kann nichts Bedeutendes ohne ihn verhandelt werden. Der Staatsrath leitet alle Angelegenheiten, bestätigt, verwandelt oder kassirt das von einem Gouverneur gefällte Todesurtheil, ernennt zu allen Aemtern und korrespondirt mit den Lokalbehörden. Bei jeder Gelegenheit, wo das Gesetz oder irgend ein früherer Fall keine Entscheidung giebt, muß der Staatsrath angegangen werden, und die höchsten Beamten in den Provinzen können in zweifelhaften Fällen keinen Entschluß fassen ohne den Staatsrath. Ist ein Antrag vom Staatsrath geprüft und angenommen worden, so wird er dem Siogun zur Bestätigung vorgelegt. Diese Bestätigung versteht sich in den meisten Fällen von selbst, sie ist nur eine bloße Form und findet in neun unter zehn Fällen statt, ohne daß der Monarch sich um den Inhalt des Beschlusses kümmert. Sollte er aber einmal außerordentlicher Weise auf den Gedanken kommen, sich mit den Angelegenheiten des Reichs zu beschäftigen, sollte er aus einem unvorhergesehenen Motiv oder aus Laune die geforderte Bestätigung verweigern, dann ist vom Gesetz folgendes Verfahren vorgeschrieben: Der Beschluß des Staatsraths wird nicht ungültig, vielmehr wird er der Entscheidung dreier Fürsten von Geblüt vorgelegt, der nächsten Verwandten des Siogun, unter denen sich auch sein Sohn oder, in Ermangelung dessen, ein anderer präsumtiver Erbe, wenn er majorenn ist, befinden kann. Die Entscheidung dieser Schiedsrichter ist unumstößlich und zieht jedesmal sehr ernste und oft schreckliche Folgen nach sich. Ist der Ausspruch dem Staatsrath günstig, so kann der Siogun etwa nicht sein Veto widerrufen, sondern er muß sofort zu Gunsten seines präsumtiven Erben abdanken. Eine Abdankung des Siogun aus verschiedenen Gründen ist etwas so Häufiges, daß es dafür ein eigenes Wort inkioe und einen eigenen Palast zur Aufnahme des abdankenden Siogun giebt. Derselbe zieht sich sofort dahin zurück, und sein legitimer Nachfolger nimmt den Thron ein. Viel ernster sind die Folgen, wenn die Schiedsrichter dem Monarchen Recht geben. Dann ist der Minister, welcher die streitige Maßregel in Antrag gebracht, und zuweilen alle Mitglieder des Rathes mit ihrem Präsidenten genöthigt, sich nach japanischem Gebrauch den Tod zu geben, d. h. sich den Bauch aufzuschlitzen.

Wenn man zu dieser unabwendbaren Nothwendigkeit, sich den Tod zu geben, die zwar nicht oft, aber doch von Zeit zu Zeit eintritt, hinzunimmt, daß sämmtliche Mitglieder des Staatsraths von öffentlichen Aufpassern und geheimen Spionen umgeben sind, welche von den Vorgesetzten, den Untergebenen, den Kollegen, den Rivalen, kurz gegenseitig von Allen gebraucht werden, so wird man einsehen, daß diese Minister keinesweges so unumschränkt sind, als es scheint, und daß sie sich keine Verletzung des Gesetzes, keinen Akt der Unterdrückung oder Willkür erlauben dürfen, ohne für ihre eigene Existenz fürchten zu müssen. (Schluß folgt.)

England.

Die Engländer auf dem Kontinent.

(Schluß.)

Der Britische Reviewer fährt fort:

„Zu unseren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten gehört ferner die Sucht, Dinge, die uns fremdartig erscheinen, in Masse zu verurtheilen, weil sie einmal so und nicht anders sind; diese Sucht äußert sich am heftigsten be Gegenständen, die sich nicht ändern lassen. Die Physiognomie des Lande wirft alle unsere früheren Ideen von netter Wohnlichkeit und pittoresker Natur schönheit über den Haufen: große zerfallene Schlösser, einförmige Alleen, endlos Wege, Pflanzungen von Runkelrüben und Mangelwurzel — keine Hecken, kein geschäftiges Summen der Maschinen — und solche Städte! Vor Allem sind die Städte dem Engländer ein Gräuel. Aus den besten Zügen einer englischen Stadt setzt er sich ein geschmeicheltes Ideal zusammen, welches er dann im Gedanken mit der vor ihm liegenden hin und her zerstreuten, ungestalten Häusermasse vergleicht. Der hieraus gezogene Schluß ist ein zwiefach ungerechter, indem er die Kontinentalstadt tausendmal schlechter und die englische besser erscheinen läßt, als sie wirklich sind. Wir erinnern uns der englischen Nettigkeit, der englischen Ordnung, der weißgetünchten Mauern, der grünen Balkons, der mit Rosen und Geisblatt umrankten Fenster, der mit gewissenhafter Akkuratesse eingehegten Gärten und der über das Ganze verbreiteten Miene paradiesischer Ruhe — vergessen aber die Kehrseite des Bildes: den niedergedrückten Gei der Bewohner jener netten Häuschen, denen das Leben darin so sauer wird, de hageren sprachlosen Gestalten, die an den Thüren liegen und auf den Stra umherschleichen, die barbarischen Manieren, das schlecht verhehlte Elend, u herzlose Gleichgültigkeit. Auf der einen Seite lassen wir alle diese Punkte an den Augen, auf der anderen aber nur die historischen und lokalen Ursachen, di den Kontrast erklären helfen. Die Städte des Kontinents sind meistens vo hohem Alterthum, und waren ursprünglich Citadellen oder Schlösser, die, um neuen Bedürfnissen zu entsprechen, sich allmälig vergrößerten. Als natürliches Resultat haben sie eine buntscheckige, regellose Bauart — enge Gassen, mit spitzigen Steinen gepflastert, alterthümliche Façaden, winklige Häuser von jeder Farbe des Regenbogens, finstere Eingänge, vergitterte Fenster, angeschwollene Rinnen, die wie Gießbäche durch die Straßen fließen — während Männer, Weiber, Kinder und Pferde sich in dichtgedrängten Haufen umher tummeln, als ob sie täglich Markt hielten. Es ist eben so unvernünftig, eine Stadt dieser Art mit einer englischen vergleichen zu wollen, als einen prächtigen, aber unsauberen ägyptischen Tempel mit einem rein gefegten Bethause.

„Die Engländer, die sich auf dem Kontinent niederlassen — Leute, die durch triftige Gründe dazu bestimmt werden, vorzüglich aber durch einen Grund, den sie nicht gern eingestehen — sind der Vernunft und der Billigkeit kaum minder unzugänglich als die flüchtigen Touristen. In die Atmosphäre ihrer Vorurtheile eingehüllt, betrachten sie Alles um sich her mit vornehmer Geringschätzung. Unglücklicherweise werden sie durch die größere Nähe und durch Rücksichten der Sparsamkeit unter ein Volk geworfen, dessen Charakter als der vollkommenste Gegensatz zu dem ihrigen bekannt ist. Der mürrische Stolz des Engländers und die aufbrausende Eitelkeit des Franzosen bilden ein Gemisch, das nur in den Herenkessel taugt. — Die Haupt-Triebfedern, welche englische Familien zur Auswanderung nach Frankreich veranlassen, sind die Aussichten auf wohlfeileres Leben und auf eine wohlfeilere Erziehung für ihre Kinder. Ohne harte Entbehrungen und härtere Demüthigungen kann eine Familie in England nicht von dem Einkommen leben, das ihnen in Frankreich eine anständige Existenz sichert. Dies ist der Magnet, der so Viele nach der französischen Küste zieht. In der kleinen Stadt Dinant zählt man 300 dort ansässige Engländer (residents) — in Tours 2000; Avranches, St. Malo, St. Servan wimmeln von Engländern — in Boulogne betragen sie 6000 Köpfe, und in Rouen, Caen, Havre und an anderen Oertern nach Verhältniß. Man pflegt nicht aus Caprice nach einem fremden Lande auszuwandern, wo eine fremde Sprache geredet wird, wo fremde Sitten vorherrschen und wo man von den freundlichen Gesichtern und theuren Erinnerungen der Heimat getrennt ist; es muß ein starker Beweggrund vorhanden seyn, der so viele Tausende zu so harten Opfern bestimmt — und ein solcher ist wirklich vorhanden. Zu Hause sind sie unzähligen Unannehmlichkeiten ausgesetzt; sie können die Stellung nicht behaupten, zu der sie durch ihre Konnexionen und ihre Gewohnheiten berechtigt sind; sie können ihre Kinder nicht erziehen und sie nicht in die Welt einführen. Wie ist es möglich, dieses Alles mit einem so beschränkten Einkommen zu bewerkstelligen, das ihnen kaum erlaubt, auch nur den Schein zu retten? Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich nach einem Lande zu begeben, wo die Lebensbedürfnisse gering sind, wo die Erziehung wohlfeil ist und wo sie den Argus-Augen ihrer Nachbarn entgehen können — kurz, eine Art anständiger Emigration. Man wundere sich daher nicht, daß so viele Engländer sich in Frankreich und anderen wohlfeilen Ländern ansiedeln; es ist nur zu verwundern, daß es nicht noch mehrere thun. Man täusche sich aber auch nicht aus falscher Delikatesse oder aus falschem Stolz über die Ursachen dieser Erscheinung — es geschieht nicht aus Wahl, sondern aus Nothwendigkeit. Ein englischer Gentleman mit 300 Pfd. Sterl. jährlichen Einkommens, der ein Haus in Avranches oder Granville miethet, handelt nach denselben Grundsätzen, wie der kleine Pächter, welcher, ehe er durch den hohen Pachtzins zum Bettler heruntergebracht wird, seine Habe in Geld verwandelt und sich mit seiner Familie nach Van-Diemens-Land übersiedelt. Der einzige fühlbare Unterschied ist der, daß der Erstere zurückkehren kann, sobald es ihm beliebt, der Andere hingegen sein Alles auf eine einzige Karte gesetzt hat und gezwungen ist, die Folgen zu tragen.

„Dessenungeachtet ist der Engländer in Frankreich mit seiner neuen Stellung nicht zufrieden und verfehlt nie, seine üble Laune auf Kosten des Volks auszulassen, in dessen Mitte er sich befindet. „„Allerdings““, meint er, „„sind die Lebensbedürfnisse billig genug, aber hierauf beschränkt sich auch der ganze Vortheil. Es giebt in diesen Städten keine Gesellschaft, und man muß sich darauf gefaßt machen, ein bloßes Pflanzenleben zu führen. Im besten Fall ist es ein Exil, wo man vollauf zu essen und zu trinken hat.““

Wir möchten diesen unglücklichen, wohlgenährten Herrn fragen, welche Gesellschaft es bei ihm zu Hause gab, oder ob er überhaupt auf Gesellschaft eingerichtet war? Wäre er es gewesen, so hätte er nicht nöthig gehabt, sich zu diesem traurigen Exil zu verdammen; aber er weiß recht gut, daß die bloßen Kosten, die es ihm verursacht haben würde, Visiten en règle abzustatten und zu empfangen, seine ganze jährliche Einnahme verschlungen hätten. Uebrigens ist auch die Behauptung ungegründet, daß es den französischen Landstädten an guter Gesellschaft fehle; im Gegentheil unterscheiden sie sich in dieser Hinsicht höchst vortheilhaft von den englischen. Es giebt in den französischen Provinzen eine Leser- und Schriftsteller-Klasse, die in England unbekannt ist; jedes Departement hat seinen eigenen Hauptort, in welchem sich Alles konzentrirt, was sich auf die lokale Geschichte, Künste, Wissenschaften und Antiquitäten bezieht. Man muß sich nicht einbilden, daß in Frankreich jeder ausgezeichnete Literat nach Paris eilt, wie er in England nach London fliegt. Dies ist bei begüterten Leuten der Fall, die ihre châteaux in Trümmer sinken lassen, während sie in den Salons der Hauptstadt schwelgen; Romanschreiber, Dramatiker, philosophische Träumer und Dichterlinge strömen nach Paris, als dem einzigen Orte, wo sie Lorbeern und Reichthümer einsammeln können — aber Historiker und Alterthumsforscher, die eine zahlreiche Klasse bilden, sind mit dem bescheidenen Lohn zufrieden, den ihre nützliche Thätigkeit an ihrem Geburtsplatz zu gewärtigen hat. Und während Victor Hugo, Scribe und Sue in Paris Aller Augen auf sich ziehen, begnügen sich Männer wie Bodin und Mahé damit, die Früchte ihrer gelehrten Untersuchungen in denselben Regionen zu veröffentlichen, die sie zum Gegenstande derselben erwählt haben.

„Die Wirkung, die eine Kolonie von Engländern auf eine französische Stadt hervorbringt, ist in der Regel eine schädliche. Die Stadt wird allmälig anglisirt — weder französisch noch englisch, sondern eine schlechte Mischung von beidem — wie ein „bifteck Anglais", reichlich mit Knoblauch gewürzt. Die englische Art, sich häuslich niederzulassen, hat etwas an sich, das der ganzen französischen Lebens-Theorie widerspricht. Der Engländer ist vor Allem darauf bedacht, die Bequemlichkeit, die Ordnung und den Comfort seiner Heimat wieder herzustellen; er sperrt sich in seinen vier Wänden ein, um sich vor dem Einfluß der Witterung und den zudringlichen Augen seiner Nachbarn zu schützen; er gefällt sich in seiner schroffen Abgeschlossenheit und Zurückhaltung (gemischte Gesellschaften sind ihm verhaßt) — er liebt es, in Ruhe zu diniren und Abends Thee zu trinken, zieht häusliche Genüsse den öffentlichen vor, umgiebt sich mit seinen Teppichen, Gardinen, spanischen Wänden und Feuerzangen und beharrt steif und fest bei seiner Lebensweise, die mit dem Geiste des Volkes, dem Klima, den Sitten und den Traditionen desselben unvereinbar ist. In allem diesem ist der Franzose sein Gegenfüßler. Er haßt es, an einer Stelle zu bleiben; er ist stets in zappelnder Bewegung, mit offenen Thüren, offenen Fenstern und offenem Munde; die Freuden der Häuslichkeit sind ihm unbekannt, ruhige Diners sein Abscheu, und Ordnung und Ofengabeln, Comforts und Kleiderschränke sein Tod. Er lebt in einem beständigen Wirbel, schläft höchstens fünf Stunden in den vierundzwanzig und schießt wie Quecksilber aus dem Bett, sobald er wach ist, um dieselbe Runde von neuem zu beginnen. Ruhe ist dem Engländer nothwendig — dem Franzosen ist sie physisch und moralisch unmöglich: dieser benutzt den gegenwärtigen Augenblick, jener widmet ihn seinen Kindern. Der Franzose lebt mit einem Wort für den heutigen Tag — der Engländer für die Zukunft.

„Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nicht abgeneigt wären, soziale Verbindungen mit ihren Gästen anzuknüpfen; aber die natürliche Kälte des englischen Charakters verbietet jede Annäherung. Wenn die Engländer sich zu einer neuen Gemeinde bilden, so halten sie selbst unter sich mit ängstlicher Genauigkeit an ihren alten Ideen fest. Es giebt nicht eine einzige englische Niederlassung, in welche man nicht die Sitten und Gewohnheiten des Mutterlandes hinübergepflanzt hätte — und zwar in ihrem vollen Umfang, ohne die mindeste Rücksicht auf die Interessen und Vorurtheile der Eingebornen. Unter allen Nationen der Welt thun dieses nur die Engländer — sie sind die einzige Nation, die es thun könnte. Die Deutschen, die den Engländern in allem Uebrigen mehr als irgend ein anderes Volk gleichen, weichen hierin gänzlich von ihnen ab. Wohin sie auch gehen, wissen sie sich den Sitten des Landes anzupassen und zeichnen sich überall durch ihre einfache, sparsame Lebensweise, ihre Anspruchslosigkeit, ihre bonhommie aus. Dieser Eigenschaften wegen sind sie auch in Amerika beliebt, besonders aber, weil sie das Selbstgefühl und den Nationalstolz ihrer Wirthe nicht verwunden. Die Engländer setzen im Gegentheil ihren Ruhm darein, den Meinungen und Vorurtheilen der ganzen Welt zu trotzen und mit der Reizbarkeit des Stachelschweins jede fremde Einwirkung zu bekämpfen."

„Vielleicht", bemerkt der Verfasser am Schlusse des Artikels, „wird man uns fragen, warum wir es übernommen haben, unsere National-Schwächen aufzudecken? Wir erwiedern, daß wir es lieber selbst thun, als es Anderen überlassen, und daß wir der Welt zeigen wollen, inwiefern Rechtlichkeit und Muth bei uns die Eitelkeit übertreffen."

Böhmen.

Paul Joseph Schafarik.

In diesen Tagen ist der zweite Band der bereits von uns angezeigten deutschen Uebersetzung von Schafarik's „Slawischen Alterthümern", bearbeitet von Mosig von Aehrenfeld und herausgegeben von Heinrich Wuttke, erschienen.*) Während der erste Band die Urgeschichte der großen slawischen Völkerfamilie von Herodot bis auf den Fall des hunnischen und römischen Reichs behandelte — ein Feld, auf das sich bisher noch kein anderer Geschichtsforscher gewagt hatte — umfaßt der vorliegende zweite Band den Zeitraum vom Falle der Hunnen und Römer bis auf das Uebergewicht des Christenthums unter den Slawen, oder von 476 bis 988 nach Chr. Die Forschungen Schafarik's hören also da ungefähr auf, wo die anderen Historiker auf diesem Gebiete zu beginnen pflegen. Wir denken auch unseren Lesern einzelne Resultate dieses umfassenden Werkes vorzulegen und theilen für jetzt aus dem von Herrn Dr. Wuttke geschriebenen Vorworte nachstehende Notizen mit über das Leben des Verfassers, so wie über die Entstehungsgeschichte seines Werks und der Uebersetzung desselben:

„Wir Deutsche müssen es uns endlich gestehen, daß der Tadel, den wir so gern mit Selbstgenügsamkeit über die Franzosen auszusprechen pflegen, daß sie so gar wenig wüßten von ihren östlichen Nachbarn, uns selbst trifft. Wahrhaft zum Erschrecken ist es, welche gränzenlose Verwirrung in dem Meisten, was die Vorzeit, die Zustände, die Weise der Slawen anlangt, in unseren Geschichtsbüchern, selbst den besten, und erst gar in den gewöhnlichen Vorstellungen und Kenntnissen herrscht. Denn zu geschweigen, daß unter uns noch recht Viele sind, die da meinen, es gäbe von den Slawen, von denen sie nichts wissen, auch wirklich nichts von Erheblichkeit zu wissen, oder die wohl gar glauben, wie der polnisch redende Bauer in Oberschlesien, dumm, abergläubisch, schmutzig, faul und knechtisch sey die Grundmasse des slawischen Volkes und nicht werth, daß man sich um sie kümmere; so ist sogar da, wo der, welcher redlich seine Unwissenheit sich nicht verbirgt, Auskunft suchen möchte, selten solche genügend zu finden, denn beinahe sämmtliche neuere Schriften — nur wenige Spezial-Arbeiten von rühmlichem Fleiße dürfen von diesem Urtheil ausgenommen werden — wimmeln von groben Irrthümern und Widersprüchen, während doch im vorigen Jahrhunderte die verdienstvollen Leistungen eines Schlözer, Thunmann, Anton Gebhardi und Engel zuerst den Grund zu weiteren Forschungen über die slawische Geschichte gelegt hatten. Da sollen bald Slawen und Sarmaten ein Stamm gewesen seyn, was noch neuerlich der gelehrte Prichard zu erhärten unternahm, der dadurch seine ganze Darstellung der slawischen Race unbrauchbar gemacht hat, dann besondere Abzweigungen der vermeintlichen Sarmaten die Wenden und die Sorben, und zwar den ersteren Namen die Anwohner der Seeküste des baltischen Meeres, den letzteren ihre Nachbarn zwischen Elbe und Saale geführt haben, und so geht es fort, Richtiges und Falsches ist durch einander gemengt, Vieles wird ganz vermißt, und es bleibt unmöglich, aus ihnen ein Bild der slawischen Vorzeit zu gewinnen. Wenigstens war dies mir unmöglich. Als ich in dieser Verlegenheit es schmerzlich bedauerte, daß das in einer wenig bekannten Sprache abgefaßte Hauptwerk des Mannes, der in seiner Abhandlung über die Abkunft der Slawen seinen großen Beruf zu historischen Forschungen bewährt hatte, uns unzugänglich bleiben sollte, indeß Russen**) und Polen***) es ihrer Literatur aneigneten, erbot sich im Frühjahr 1840 Herr Mosig von Aehrenfeld, damals mein Zuhörer, für meinen Bedarf mir das Wichtigste aus ihm herauszuziehen, entschloß sich aber, das ganze schwierige Werk genau aus dem Czechischen ins Deutsche zu übertragen, und brachte aus lebhaftem Interesse an der Geschichte mit Unverdrossenheit und Eifer diese lange Arbeit zu Stande. Vier Gelehrte, Professor Swoboda in Prag, die Herren Roepell, Kunick und L. Giesebrecht, sollen das gleiche Unternehmen beabsichtigt haben, ohne daß es zur Ausführung gekommen wäre. Auch uns stellte sich so manche zuweilen entmuthigende Schwierigkeit besonders bei Namen und Anführungen in den Weg, die wir, wiewohl wir keine Zeitopferung scheuten, nicht immer zu unserer Zufriedenheit zu beseitigen im Stande waren, so daß die vorliegende deutsche Bearbeitung Richtern, welche nicht an ähnlichen Arbeiten derartige Schwierigkeiten selbst kennen gelernt haben, Stoff genug zu strengen Urtheilen geben mag. Wir freuen uns indessen, daß fortan eine richtige Kenntniß und bessere Würdigung des Slawenthums, der Schafarik's Alterthümer die Bahn brechen, unter uns Deutschen eintreten wird. Vortrefflich bekannt mit dem Reichthum der deutschen historischen Literatur, zum Kritiker durch ihr sorgfältiges Studium gebildet, hat Paul Joseph Schafarik seine Forschung auf sämmtliche Stämme der Slawen ausgedehnt und Alles verbunden, was nur irgend Auskunft geben konnte, hellenische und römische, byzantinische und deutsche, skandinavische und einheimische Nachrichten, Chroniken wie Lieder, Urkunden wie Sagen, geographische Kunde nicht minder als etymologische Ergebnisse. Indem er mit seltener Gelehrsamkeit seinen Stoff zusammenhäufte, mit vieler Vorsicht prüfte, verglich und vereinigte, ist es ihm eben durch das Umfassende seines Beginnens möglich geworden, zu sicheren Hauptergebnissen hindurchzudringen und unser Wissen mit vielem neu Gefundenen zu bereichern. Nicht bloß die große Slawenwelt, sondern überhaupt die Völkergeschichte der ersten Hälfte des sogenannten Mittelalters gewinnt hier eine feste Grundlage.

Obwohl so manche Vermuthung, die bei ihrer ersten Mittheilung gewagt scheinen mag, im Verfolge der Untersuchungen sich als wohlbegründet ausweist, so können bei einem Werke von dieser Eigenthümlichkeit und Neuheit schwerlich Behauptungen fehlen, welche nicht Widerspruch erfahren sollten. Einige derselben, wie z. B. die hier aufgestellte Slawicität der Budinen des Herodot, wollte ich in Anmerkungen zu bestreiten versuchen; man fand aber diese beabsichtigte (gewiß Raum ersparende) Form unangemessen, und so wurden denn überhaupt nur sehr wenige Bemerkungen zugefügt. Eine Ueberschauung des ganzen gewonnenen Ertrages hielt ich sodann (zumal eine von

---

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1844.

**) Drewnosti slowjanskija perewed Bodjanskij. Mosk. 1837.

***) Starożytności słowiańskie przełożył Bońkowski. Pozn. 1842.

anderer Seite in diesem Jahre gegebene mißlungen war) für fördernd und arbeitete an ihr, bemerkte jedoch bald, daß der Stoff dergestalt anwuchs, daß er den Raum, den ich bei der Stärke dieser zwei Bände für das Vorwort füglicherweise in Anpruch nehmen kann, weit überschreiten würde. Deshalb habe ich mich entschlossen, Beides in einer Einleitung, die als besondere Schrift unter dem Titel: Versuch einer slawischen Geschichte binnen kurzem in anderem Verlage erscheint, zu verbinden. Nach der Aufstellung einer allgemeinen Völkertafel wird in ihr die Gesammtgeschichte der Slawen skizzirt, ihre Ausbreitung, ihr Land, ihr Charakter, ihr bürgerlicher Zustand kurz betrachtet und dann nach der Ordnung der Zeitfolge ihr Geschick gedrängt berichtet. Für mehr als einen Versuch, der zur Vorarbeit für ausführlichere Behandlungen dienen soll, giebt sich diese Einleitung, die hiermit bevorwortet seyn mag, nicht.

Es bleibt mir daher nur übrig, von dem berühmten Verfasser der slawischen Alterthümer das Nöthige zu bemerken.

Paul Joseph Schafarik wurde im nördlichen Ungarn im Dorfe Kobeljarowo am 13. Mai 1795 geboren. Den ersten Unterricht verdankte er seinem Vater, einem evangelischen Prediger. Vom elften Jahre an empfing er die Gymnasialbildung und konnte schon im Jahr 1810 das Lyceum in Kesmark beziehen. Hier fiel ihm eine czechische Abhandlung über den Werth der Muttersprache und der Nationalbildung in die Hände, welche zuerst Begeisterung für slawische Sprache und slawisches Wesen in ihm erweckte und seinen Bestrebungen eine feste Richtung gab. Sein Eifer war so groß, daß er schon 1814, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, eine Anzahl böhmischer Gedichte (zu Leutschau) herausgeben konnte und auch slowakische Volkslieder zu sammeln anfing, die nachmals 1823 zu Pesth erschienen. Im Sommer des Jahres 1815 bezog er die damals im größten Ansehen stehende Universität Jena, um dort nach dem Willen seines Vaters Theologie zwei Jahre zu studiren. Während dieser Zeit übertrug er des Aristophanes Wolken und Schillers Maria Stuart in's Czechische. Seine Laufbahn begann er dann im Vaterlande, wie die meisten jungen Theologen, als Hofmeister eines ungarischen Edelmanns in Presburg, bis ihm 1818 die Professur der Humanioren am Gymnasium der nicht-unirten griechischen Gemeinde in Neusatz und mit derselben die Direction dieser Lehranstalt übertragen wurde. Aber im Jahre 1825 verlor er die letztere, weil der ungarische Statthaltereirath sie nicht länger einem Protestanten anvertraut wissen wollte, und Ende 1832 legte er seine Professur ganz nieder, da ihn die Vernachlässigung und Beeinträchtigung des Gymnasiums unmuthig stimmte und das ungesunde Klima der in Sümpfen liegenden Stadt den längeren Aufenthalt in ihr bedenklich scheinen ließ. Während dieses dreizehnjährigen Zeitraums, in welchem er den Umgang mit geistesverwandten Männern entbehren mußte, betrieb er seine sprachlichen und historischen Forschungen mit solchem Erfolge, daß er 1826 seine „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten" (Ofen) veröffentlichen konnte, die seinen europäischen Ruf begründete. Ihr folgte 1828 (ebenda) seine Untersuchung „über die Abkunft der Slawen nach Lor. Surowiecki", gewissermaßen der Vorläufer seiner Alterthümer. Aus der Oede von Neusatz zog er in den Mittelpunkt des literarischen Treibens der Slawen, nach Prag, um sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten hinzugeben. Seitdem schrieb er mehr in czechischer als in deutscher Sprache und wirkte mit seinem Freunde Palacki und anderen gleichgestimmten Gelehrten für die Belebung des nationalen Sinnes unter den Slawen. In Gemeinschaft mit diesem gab er schon 1818 in Presburg Anfangsgründe der böhmischen Dichtkunst, und 1840 in Prag eine „kritische Beleuchtung der ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache: Libusa's Gedicht, Evangelium Johannis, des leitmeritzer Stiftungsbriefes, Glossen der mater verborum" mit Faksimilen heraus. In die Zeit, wo er als Privatmann lebte, fällt ein vornehmlich von Wachler und Gaupp betriebener Versuch der Universität Breslau, ihn für sich zu gewinnen, der aber leider an der Kargheit der preußischen Regierung scheiterte, die einige Jahre später ihm, um ihn nach Berlin zu ziehen, ein wohl viermal größeres Gehalt vergebens anbot. 1833 gab er in seinen „serbischen Lesekörnern, eine historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart" (Pesth), 1838 übernahm er die Führung der Zeitschrift des vaterländischen Museums in Prag, welche Palacki gegründet hatte, und behielt sie bis zum Jahre 1843, in welchem er sie an Wocel abgab. In dieser Zeit wurde auch von 1836 bis 1838 mit Unterstützung dieses vaterländischen Vereines sein Hauptwerk gedruckt:

Slowanské starožitnosti sepsal Pawel Josef Šafařjk Oddjl dějepisný. Pomocj Českého Museum. Praze 1837. 8. S. 1004.

dem er noch einen zweiten Theil zur Erörterung der Kulturverhältnisse der Slawen folgen lassen will. 1842 endlich kam seine slawische Ethnographie (Slowanský Narodopis, Prag mit einer Karte) heraus, die kaum erschienen zum zweitenmale aufgelegt werden mußte. Er selbst beabsichtigte, denselben Stoff auch deutsch zu bearbeiten, bis aber seine eigene Ausgabe in unseren Händen seyn wird, muß man sich begnügen mit dem Auszuge dieses Buches in Jordan's Jahrbüchern für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft I. S. 71—76 und der Benutzung desselben in der Schrift „Slawen, Russen, Germanen, ihre gegenseitigen Verhältnisse in der Gegenwart und Zukunft", Leipzig bei Engelmann 1843.

Inzwischen wurde dem verdienten Gelehrten von der österreichischen Regierung die Stelle eines Censors für Schriften in slawischen Sprachen und das Amt eines Kustos an der Universitäts-Bibliothek in Prag anvertraut. Gegenwärtig beschäftigt ihn vorzugsweise die Ueberarbeitung seiner Literaturgeschichte und der Sammlung serbischer und bulgarischer Sprachdenkmale, von welchen beiden Arbeiten Bedeutendes zu erwarten seyn soll."

Mannigfaltiges.

— Eine neue englische Uebersetzung der Maria Stuart. Dieses Trauerspiel, welches schon mehrere Male im englischen Gewande erschienen ist, hat vor kurzem einen neuen Uebersetzer gefunden, über dessen Arbeit die Monthly Review vom Oktober Bericht abstattet. Nach den darin enthaltenen Proben zu urtheilen, zeichnet sich diese Version vor Allem durch Treue aus, indem sie Manches fast Wort für Wort wiedergiebt, was ihr freilich ein etwas steifes Ansehen verleiht, dem der fremde Ursprung leicht anzumerken ist. So in der Scene zwischen Maria und Burleigh:

> Ay, I confess — that I the hope have nourished
> Two noble nations to unite in joy
> Beneath the shadow of the tree of peace.
> Alas! I deemed not that myself would be
> The offering of their hate! etc.

Andere Stellen, wie die Zusammenkunft der beiden Königinnen, bieten manches Gelungene dar, obgleich man hier auch einige Mißverständnisse antrifft, wie z. B.

> We seek diversion in this quiet park —

für: „Wir suchen Schutz in diesem stillen Park". Die schönen Stanzen im dritten Akt („Laß mich der neuen Freiheit genießen") hat der Uebersetzer in Prosa wiedergegeben, was ihm zwar seine Arbeit erleichtert haben mag, aber dem Effekt des Ganzen gewiß nicht wenig schadet.

— Die orientalischen Studien in Kasan. Die Universität und das erste Gymnasium dieser an der Gränzscheide Asiens und Europa's liegenden Stadt sind seit ungefähr einem halben Jahrzehend wahre Treibhäuser für junge Orientalisten geworden, deren praktische Ausbildung in den lebenden Hauptsprachen des Orients, wenn sie nur irgend Sinn dafür haben, wohl an keinem Orte der Welt noch schneller und zweckmäßiger betrieben wird. Das Gymnasium stiftete die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1758; die Universität aber Alexander I. im Jahre 1804. Bis dahin war von asiatischen Sprachen nur das Tatarische (d. h. der vom Osmanli etwas verschiedene Dialekt, den die Türken Rußlands, die sogenannten Tataren, reden) gelehrt worden, und zwar blieb der Unterricht in dieser Sprache ein erbliches Privilegium der Familie des ersten Lehrers, eines von der Kopfsteuer befreiten Tataren, Namens Sajid Chalfin, dessen Enkel 1828 in demselben Amte starb. An der Universität wirkte unser deutscher Landsmann Frähn, als Professor der semitischen Sprachen und des Persischen, zehn Jahre lang durch Vortrag und Schriften; hier bahnte er sich den Weg zu seiner über Europa hinausreichenden Berühmtheit im Gebiete der morgenländischen Numismatik. Ihm folgte ein anderer deutscher Gelehrter, Erdmann, welcher noch jetzt den Lehrstuhl des Arabischen und Persischen einnimmt. Nachdem im Jahre 1827 ein neuer Kurator durch sehr umfassende Pläne eine Regeneration der Universität vorbereitet hatte, schickte man zwei junge Russen, Kowalewski und Popov, die daselbst ihre Vorstudien gemacht, ins östliche Sibirien, wo sie das Mongolische an der Quelle und mit bestem Erfolge studirten; nach ihrer Rückkehr wurden sie Beide in Kasan Professoren dieser Sprache, Popov am Gymnasium. Ein geborner Perser, Alexander Kasembek, erhielt 1833 das Lehrfach des Türkisch-Tatarischen; 1837 wurde der Archimandrit Daniel, früher bei der geistlichen Mission zu Peking, als Professor des Chinesischen angestellt; 1842 kam ein Lehrstuhl für das Armenische hinzu, welchen der Armenier Nasarianz einnimmt; und im selben Jahre wurde Petrov, der erste geborene Russe, der sich mit Eifer und Erfolg dem Sanskrit gewidmet, als Professor dieser Sprache bestätigt. Einem anderen jungen Sprachgelehrten von vorzüglichen Anlagen, Wassiljev, ist nach seiner Rückkehr aus China und der Mongolei, wo er sich im Tibetanischen vervollkommnet, eine Professur in dieser Sprache verheißen. Einer kaiserl. Verordnung von 1837 zufolge sollen in Kasan 14 angehende junge Orientalisten auf Kronkosten unterhalten werden. Fast alle die erwähnten Sprachen, selbst das Chinesische, werden jetzt auch auf dem ersten Gymnasium gelehrt, und zwar von vier Oberlehrern und eben so vielen Aufsehern, größtentheils Asiaten (darunter sogar ein mongolischer Lama), von welchen die Aufseher, mit den Zöglingen zusammenwohnend, ihnen zum Lesen der Bücher und Manuskripte Anleitung geben, sie in der arabischen, persischen, türkischen, mongolischen Umgangssprache üben und ihnen die orientalische Kalligraphie beibringen. — Die Bibliothek zählt schon 448 Werke in einigen tausend Bänden, worunter viele Handschriften, das Münzen-Kabinet 5080 Stück. Auch besitzt die Universität ein Raritäten-Kabinet, in welchem chinesische, mandschuische und mongolische Kostüme, viele buddhistische Idole, Opfergeräthe, musikalische Instrumente, Bilder u. s. w. zu sehen sind. *)

*) Aus einer 1843 erschienenen Uebersicht des Fortschrittes und der Erfolge im Lehrfache der asiatischen Sprache an der Universität Kasan.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Montag den 20. November 1843.

England.

Das irländische Parlament und die Union.

Ein historischer Rückblick.[*]

Nachdem Dermot, König von Leinster, die Gemahlin O'Rourke's, Königs von Meath, entführt hatte, beklagte sich dieser bei Roderich O'Connor, dem Gesammtherrscher der Irländer, welcher, um dem beschimpften O'Rourke Genugthuung widerfahren zu lassen, Dermot aus dem Lande jagte. Doch der bestrafte Ehebrecher sann auf Rache, und wandte sich an Heinrich II., König von England, welcher schon seit zehn Jahren die Eroberung Irlands im Schilde führte, nachdem ihm Papst Hadrian IV., damals noch im unbestrittenen Besitz aller Inseln des Erdkreises, das Recht der Eroberung zugesprochen hatte. Jenes Recht des Papstes erscheint seltsam, war aber zu damaliger Zeit so wenig irgend einem Zweifel unterworfen, daß selbst Jahrhunderte später noch die Eroberer Amerika's demselben huldigten.

Fragen wir also, worauf sich das Recht der Engländer auf den Besitz Irlands gründet, so müssen wir freilich gestehen, auf ein Verbrechen, durch ungerechte Kriege gesühnt und durch ein Gesetz geheiligt, das die Engländer sich wohl hüten werden, heute noch für sich geltend zu machen. Doch, was will das sagen? Ist irgend eine andere Fremdherrschaft, wenn wir bis zum Keime ihres Entstehens zurückgehen, auf ein besseres Recht gegründet? Genug, jene Eroberung blieb eine geheiligte Thatsache, welche vier Jahrhunderte hindurch die größten Anstrengungen erforderte. Denn wenn auch viele Invasionen unter Fitz-Stephan, unter Strongbowet und durch die Anglo-Normannen seit dem Jahr 1109 stattfanden, so war doch bis 1603 Irland in der That noch nicht unterworfen. — Aber die Vollendung jenes schwierigen Werkes ist doch wenigstens durch einen Vergleich herbeigeführt, es sind doch den Besiegten Bedingungen eingeräumt und von den Siegern dieselben gehalten worden? Wir wollen sehen! —

Uebergehen wollen wir die natürlichen Folgen eines erbitterten Kampfes, die unzähligen Gewaltthätigkeiten, die schamlosesten Beraubungen und Gesetzes-Umgehungen; lassen wir unberücksichtigt die massenhaften Hinrichtungen und Confiscationen, die gewaltthätige Einführung des Protestantismus in Irland, die vielfältigen Komplotte zur Vernichtung der eingebornen Aristokratie, die schandhaften Kriege Jakob's I., Strafford's und Cromwell's, die Entfesselung der schmutzigsten Leidenschaften, welche das unglückliche Land zerfleischten: nur von dem irländischen Parlament wollen wir heute reden, und von den Vortheilen, welche sich die Irländer davon zu versprechen hatten.

Schon im zwölften Jahrhundert, gleich nach der ersten Invasion, wurde das irländische Parlament eingesetzt. Kaum hatten sich die Anglo-Normannen in ihrem neuen Besitz niedergelassen, als ihnen auch sogleich Privilegien und Freiheiten bewilligt wurden, welche die englischen Könige nicht anzutasten wagten. Geschwornen-Gerichte traten in Kraft, die Verwaltungs-Gesetze wurden in einer aus Lords und Gemeinen zusammengesetzten Kammer besprochen, und als die magna charta in England proklamirt wurde, fand sie auch sogleich auf Irland die ausgedehnteste Anwendung. Wohl wahr, aber wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß die Anglo-Normannen, im Besitze aller dieser Freiheiten, die unter dem schimpflichsten Joche gehaltene irländische Bevölkerung vom Genusse derselben ausschlossen. — Wir dürfen getrost die Annalen von vier auf einander folgenden Jahrhunderten vergleichen und werden nicht eine Spur der Gesetzgebung dieses Parlaments finden, das nur zum Vortheil der Sieger gebildet worden war.

Doch, unter Heinrich VII. ist ja wohl von ihm die Rede? Poynings, damaliger Vice-König von Irland, erließ ein Gesetz, es solle kein Parlament in Dublin zusammentreten, ohne daß die Beweggründe zu seiner Zusammenberufung und die zu debattirenden Gesetzesvorschläge vorher von dem englischen Parlamente geprüft und gebilligt worden wären.[**] — Kurze Zeit darauf bestimmte ein anderes Gesetz, das zur Ergänzung jenes früheren erlassen wurde, daß alle das Gemeinwohl Englands betreffende Verfügungen auch in Irland angenommen und ausgeführt werden sollten.[***] Und damit auch nicht der geringste Zweifel über den Sinn jener Gesetzgebung mehr herrschen sollte, wurde unter der Regierung Philipp's (von Spanien) und Maria's ein ausdrückliches Verbot für das irländische Parlament erlassen, sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des englischen Königs zu versammeln; dieser allein habe sein Zusammentreten im voraus zu sanctioniren und die zu debattirenden Vorschläge zu bestimmen. Erst nachdem dieselben mit dem königlichen Insiegel versehen und mit einem formellen Erlaubnißschreiben begleitet von London zurückgesandt worden wären, erst dann seyen sie in Dublin einer geeigneten Berathung zu unterwerfen.[*] Ein politischer Körper, dessen Existenz auf solcher Basis ruht, ist doch gewiß ein bloßes Schattenbild, welches nicht in die Region der Geschichte hineinragt und dessen Erscheinung bald der Vergessenheit zum Raube wird. —

Erst unter Karl II. hören wir wieder von jenem Parlamente reden. Dieser Fürst nämlich, welcher seine Restauration mit tausenderlei Grausamkeiten befleckte, behandelte die irländischen Katholiken ungefähr eben so glimpflich, wie späterhin die treuen Vendéer behandelt worden sind. Die Soldateska Cromwell's, aus lauter protestantischen Abenteurern zusammengesetzt und bei der Gütervertheilung der Katholiken reichlich bedacht, wurde durch alle mögliche Mittel zu beschwichtigen gesucht, während die Geplünderten den Befehl erhielten, sich ruhig zu verhalten und nicht mit unnützen Beschwerden die Ohren ihres rechtmäßigen Königs zu belästigen. Doch gab es Einige, welche sich bei diesem Befehle durchaus nicht beruhigen konnten und sich ohne alle Ceremonie in den Besitz der ihnen „gestohlenen" Güter setzten. Sie wurden gehangen und bei dieser Gelegenheit eine Proclamation folgenden merkwürdigen Inhalts erlassen: Alle (früher von der Republik wegen Katholizismus und Royalismus) ihrer Güter beraubte Irländer sind als **Schuldige** zu betrachten, so lange sie nicht vor einem zu diesem Zwecke niederzusetzenden Gerichtshofe ihre Unschuld dargelegt haben; erst dann steht ihnen das Recht zu, auf die Wiedererstattung ihrer Güter anzutragen, welche ihnen aber erst gewährt werden kann, wenn die Zeit Mittel zur vollständigen Entschädigung der gegenwärtigen Besitzer wird an die Hand gegeben haben.

Trotz der Vorsicht jedoch, welche man anwandte, das Reclamations-Tribunal aus Protestanten zusammenzusetzen, geschah es dennoch, daß viele Katholiken für unschuldig erklärt wurden, und daß die zur Entschädigung bestimmten Ländereien nicht ausreichten. Eine Folge davon war, daß der Gerichtshof den Befehl erhielt, seine Arbeiten sogleich einzustellen, und daß 3000 Beschwerdeführer auf günstigere Zeiten verwiesen wurden. — Um nun aber einen großen Theil der Verantwortlichkeit, welche eine so rücksichtslose Handlungsweise ihnen aufbürden mußte, von sich abzuwälzen, beriefen die Minister Karl's II. ein irländisches Parlament zusammen. Wie natürlich, war es jedoch wiederum aus lauter Protestanten zusammengesetzt, welche an der Spitze des Schwertes die Rechtsansprüche ihres gegenwärtigen Besitzthums vor sich her trugen. Und dennoch, um vollkommen sicher zu seyn, daß kein Papist sich eingeschlichen habe, mußte jedes Parlaments-Mitglied, bevor es seinen Sitz einnahm, den Supremats-Eid schwören, ja das Haus der Lords legte sogar jedem seiner Mitglieder die Verpflichtung auf, vor dem Beginn der Sitzungen das heilige Abendmahl, nach anglikanischem Ritus, aus den Händen des zum Präsidenten ernannten Erzbischofs von Armagh zu empfangen.

Wieder tritt nun in der Geschichte dieses servilen Parlaments eine bedeutende Lücke ein. 1719 erließ das englische Parlament eine Akte unter dem Titel: „Um besser die Abhängigkeit des Königreichs Irland und dessen Unterwerfung unter die Krone Englands zu sichern." — In derselben Akte heißt es ferner: daß die Lords von Irland seit kurzem eine ungesetzliche Gewalt sich anmaßen, indem sie die von den Gerichtshöfen gefällten Urtheile prüfen, umändern und verbessern. Deshalb ruft man die Lords zur Erkenntniß ihrer untergeordneten Stellung zurück und giebt ihnen wiederholt zu verstehen, daß das Königreich Irland von Rechts wegen der Krone Englands unterwürfig und gehorsam ist, war und seyn wird, so wie es denn auch **für ewige Zeiten** mit demselben verbunden und an sein Geschick gekettet bleiben muß. Se. Maj. der König, von den geistlichen und weltlichen Lords, so wie auch von den Kommunen Großbritaniens, welche zum Parlamente vereinigt worden, berathen, hat, hatte und muß von Rechts wegen stets volle Gewalt und unumschränkte Macht besitzen, Gesetze und Statuten zu erlassen, welche für das irländische Volk jederzeit bindende Kraft besitzen.[**]

So standen die Sachen noch im Jahre 1782, als der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ausbrach und den Irländern das Beispiel eines stolzen Ent-

---

[*] Nach der British and Foreign Review, einer Zeitschrift, die zwar die Ungerechtigkeit der bisherigen Behandlung Irlands anerkennt, aber doch gegen die Auflösung der Union ist, welche Ansicht auch auf dem Kontinent die vorherrschende zu seyn scheint.

[**] 10. Henry VII., c. 14. — [***] 10. Henry VII., c. 22.

[*] 3 and 4. Philip and Maria, c. 4. — [**] 6. George I., c. 5.

schlusses so wie die Mittel zu seiner Ausführung darbot, welche ihnen um so leichter werden mußte, da ihre Unterdrücker selbst ihnen Waffen in die Hand gegeben hatten. Jedermann kennt nämlich die Furcht der Engländer vor einer fremden Invasion, und diese Furcht war damals so groß, daß sie selbst in solchen Augenblicken Säbel und Flinten unter diejenigen vertheilten, welchen sie kurze Zeit vorher noch den Besitz derselben untersagt hatten. 40,000 Freiwillige stehen nun marschfertig, eine Art bewaffneten Parlaments tritt zusammen, vereinigt sich an bestimmten Tagen, berathet öffentliche Angelegenheiten, ernennt Stellvertreter, faßt Beschlüsse, billigt oder tadelt die Akte des Civil-Parlaments, empfiehlt diese oder jene Maßregel der ausübenden Gewalt und überreicht an der Spitze seiner Bajonnette die drohendsten Bittschriften.

Diese Freiwilligen also und ihre stürmischen Berathungen, mehr aber noch die Straflosigkeit derselben, waren es, welche die Unabhängigkeit des irländischen Parlaments herbeiführten, welches 1782 den 19. Juli, dem Poynings'schen Gesetz zum Trotz, sich von dem englischen Parlament für unabhängig erklärte und den Grundsatz proklamirte, daß keine Macht der Erde den Irländern verpflichtende Gesetze vorzuschreiben habe, mit Ausnahme des Königs, der Lords und Gemeinen — aus der Mitte der Irländer selbst. [*])

Die Abrogations-Akte von 1719 und die ausdrückliche Aufgebung des Poynings'schen Gesetzes von Seiten der englischen Regierung heiligten jenen ausgesprochenen Grundsatz, und eine freie Zukunft that sich den so viele Jahrhunderte unter drückendem Joche schmachtenden Irländern plötzlich auf. [**]) Schon im folgenden Jahre zwar regten sich einige Zweifel über das ausschließliche Recht des irländischen Parlaments und der Gerichtshöfe in Betreff der Gesetzgebung und Jurisdiction, doch eine neue Bill, welche zur Beseitigung jener Zweifel eingebracht wurde [***]), stellt fest, „daß die vom irländischen Volke in Anspruch genommene Forderung, nur vom Könige und dem irländischen Parlament regiert zu werden, in Zukunft gesichert und durchaus nicht mehr in Frage zu stellen sey." — Nichtsdestoweniger aber bestand ein Theil des Poynings'schen Gesetzes, welcher im ersten Augenblicke ziemlich wichtig erscheint, praktisch fort, nämlich das XIV. Kapitel, nach welchem alle vom irländischen Parlament angenommene Akte der königlichen Bestätigung, mit Beifügung des großen englischen Siegels, vorbehalten bleiben sollten. Das veto war also, wie man sieht, in den Händen des Königs, wie denn auch fernerhin die Ernennung eines Vice-Königs und Secretairs en chef ein Vorrecht der englischen Minister blieb.

Der gefährlichste aller Mißbräuche aber, die nach der Unabhängigkeits-Erklärung fortdauerten, war, daß das freie Parlament aus käuflichen Männern bestand, welche theils schon jetzt bestochen wurden, theils auch zu einem günstigen Zeitpunkte, wo eine bestimmte Absicht zu erreichen war, die offene Hand dazu zu bieten bereit waren. Wohl dachten die Freiwilligen daran und stellten in einem großen „Meeting" die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Parlaments ans Licht, allein dieser Beschluß, welcher auch von anderer Seite her laut geworden war, wurde dem politischen Körper selbst, dessen Existenz er bedrohte, zur weiteren Verfügung überlassen, welcher ihn denn natürlich mit einer Mehrzahl von 159 Stimmen gegen 77 ohne Umstände verwarf, und da die Freiwilligen, meist Protestanten, vom ersten Kampfe schon ermüdet und gleichsam durch den unvollständigen Sieg, den sie erfochten hatten, eingeschüchtert, überdies geschwächt und getheilt waren, überließen sie sich einer unbegreiflichen Indolenz. — Freilich aber waren schon damals politische und religiöse Spaltungen unter ihnen ausgebrochen, da zugleich mit der Reform des Parlaments auch die Emancipation der Katholiken diskutirt wurde, welche aber an den protestantischen Vorurtheilen scheiterte und die Freiwilligen zu dem Beschlusse brachte: „daß zwar eine Parlaments-Reform wünschenswerth sey, die Katholiken jedoch auch fernerhin von der Wählbarkeit ausgeschlossen bleiben sollen."

Die Bestechlichkeit dieses Parlaments, erzählt ein Schriftsteller der damaligen Zeit, war über alle Beschreibung groß; von 300 Mitgliedern desselben waren die meisten Kreaturen der Aristokratie, mehr als 200 waren von verrotteten Burgflecken ernannt, welche theils den Lords, theils auch reichen Mitgliedern im Unterhause selbst gehörten, so daß man nur einige derselben kaufen durfte, um sie alle für sich zu haben, da ein Einziger oft mehr als 20 solcher Flecken im Besitz hatte. [†])

So wurde gleichsam ein politischer Basar eröffnet, dessen Uebergriffe zu den unverschämtesten gehören, welche die Geschichte kennt. Die Pensions-Listen wurden überfüllt, zahlreiche Stellen geschaffen, Sinekuren, je nach dem Bedürfniß derer, welche man zu verlocken wünschte, erfunden, mit Einem Wort, die politische Immoralität wurde bis zu einem nie gesehenen Grade gesteigert.

Schon 1785 waren 140,000 Pfd. Sterl. neuer Taxen nöthig, um nur die Ausgaben mit den Einnahmen Irlands in gleichem Niveau zu erhalten, und doch stellte sich 1789 schon wieder ein Defizit heraus. Die Pensions-Liste stieg in diesem Jahre, den 21. Januar, auf 101,000 Pfd. Sterl., ohne die Besoldung des Militairs, welche nur 6500 Pfd. Sterl. betrug; unter jener Zahl ist auch die Auflage für Militar- und Civil-Etablissements aufgenommen, welche seit Februar 1784 allein schon 29,800 Pfd. Sterl. einbrachte. Dabei aber wurden die verliehenen Pensionen keineswegs mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, nein, mit direkter Verletzung des Constitutions-Paktes wurden sie den Repräsentanten der Nation bewilligt.

Aber die englischen Minister verstanden es auch meisterhaft, dem irländischen Volke das Geld zu diesen Freveln zu entlocken, und dennoch geht aus dem Zeugnisse Plowden's hervor, daß weder das Monopol der Öffer Aemter, noch jene enorme Masse von jährlichen Zuschüssen hinreicht die Freiheit des Votums vollständig zu vernichten. Mit gierigen £ wurde noch in den öffentlichen Schatz gegriffen, je nach Zeit und Wer heit, und kein Vice-König konnte Irland verlassen, ohne seinem Amtsfolger ein Defizit von 2—300,000 Pfd. Sterl. zu hinterlassen. Un endlich alle Hülfsmittel erschöpft waren, wurde eine Auction vom Pa eröffnet und das daraus gewonnene Geld zur Besoldung der Volks-Rep tanten verwandt.

Im Jahre 1794 wurde Lord Fitz-William zum Lord-Lieutenant er und ihm der Auftrag ertheilt, die katholische Emancipations-Bill zu be stigen, worauf denn Grattan sogleich den 12. Februar 1795, nachdem e der ministeriellen Zustimmung versichert hatte, die Befreiungs-Bill einrei Große Freude verbreitet sich im Lande, die religiöse Eifersucht erlischt, Alles lächelt einer versöhnenden Zukunft entgegen .... da wird Lord William plötzlich zurückberufen und Lord Camden mit schnurstracks entge gesetzten Prinzipien zu seinem Nachfolger ernannt. — Und welche Rolle sp hierbei das Parlament? Als Grattan eine Anfrage wegen der Gründe, w die Zurückberufung Lord Fitz-William's nöthig gemacht hätten, bean wurde seine Motion von derselben Majorität des Parlaments zurückgew welche ein Jahr vorher, dem ministeriellen Impulse folgend, jene vom K König sanctionirte Maßregel gebilligt und mit Wärme unterstützt ha Das Haus der Gemeinen in England gerieth zwar in Bewegung ü diese alles Recht verhöhnende Politik, aber Pitt erhob sich und that englischen Gesetzgebern zu wissen, daß sie sich um die irländische Poli gar nicht zu kümmern hätten. Das irländische Parlament allein, fügte mit heuchlerischer Hochachtung für die neuen Gesetze hinzu, hat das Rec sich mit den Angelegenheiten seines Landes zu beschäftigen. Freilich ha Pitt, nach Walpole'scher Manier, die Majorität des Parlaments in seine Börse.

Anfangs trat das irländische Parlament jährlich neu zusammen, späte wurden die Neuwahlen seltener, endlich dehnte man ihre Dauer auf die ganze Zeit der Regierung aus, unter welcher sie begonnen hatten. Auf diese Weise brauchte man ja die Stimmen nur beim jedesmaligen Beginn einer neuen Regierung zu erkaufen; berauschende Festlichkeiten begrüßten die neuen Repräsentanten, und der einfältige Enthusiasmus des Volkes erleichterte dergleichen Transactionen und verringerte die sie begleitende Schande.

Aber auch dieses System bekam man bald überdrüssig. Unter Georg *III.* wurde das Parlament auf acht Jahre ernannt, mit der Bedingung, sich zweijährlich zu versammeln. Das war allerdings nicht sehr ökonomisch; denn alle acht Jahre entfernte eine neue Wahl den größten Theil der erkauften Deputirten, eine neue Reihe derselben mußte bestochen werden, und Irland, welches alle diese Unkosten bestreiten mußte, verlor dabei mehr Geld, als ihm die parlamentarische Freiheit einbrachte. Eine wahrhafte und mächtige Aristokratie, ein eingeborener und kräftiger Adel hätte diesem himmelschreienden Unfug wohl steuern können, aber das irländische Oberhaus, aus lauter Edlen zusammengesetzt, welche nicht in ihrem Heimatlande residirten, sondern ihr Geld und ihre Kräfte in den sinneberauschenden Schwelgereien Londons vergeudeten, besaß keinen Einfluß, keinen Kredit und genirte die Absichten der Regierung nicht im Geringsten. Der Vice-König stand mit den irländischen Lords nur in zwiefachem Bezuge; sie verherrlichten seine Feier, drängten sich um ihn, wenn es galt, eine neue knechtische Demonstration an den Tag zu legen, und war der Fonds zu den Pensionen erschöpft, dann bot er ihre geschändeten Titel feil. Treffend bezeichnet Grattan diesen Handel mit den Worten: Die Minister verkaufen die Prärogativen der Krone, um dafür die Privilegien des Volkes einzukaufen.

Dieser Art war das Parlament von 1782, welches auch so nicht einmal das ganze Land repräsentirte, da die Katholiken bei den Wahlen kein Stimmrecht besaßen und vom Parlamente ausgeschlossen waren. Im Jahre 1792 wurde ihnen zwar jenes Recht, aber nicht das der Wählbarkeit eingeräumt. Was Wunder also, daß bei einem solchen Zustande der Dinge die Civilisation keine Fortschritte machte, der Wohlstand sank, der innere Frieden gestört wurde, kurz daß Schandthaten und fessellose Gräuel überall in Irland ihr Spiel trieben? — Und doch blickten die Engländer nur mißtrauisch auf das irländische Parlament, um so mehr, als bei dem erklärten Wahnsinn Georg's III. die Natur der der Regentschaft einzuräumenden Macht in beiden Parlamenten verschiedene Ansichten zu Tage förderte. Da gab es kein mezzo termine, und unabsehbare Schwierigkeiten standen bevor, wenn beide Parlamente auf ihren Meinungen beharrten — zum Glück genas der König.

Aus diesem Beispiele kann man lernen, wie in gewissen Fällen wenigstens die Niederhaltung eines politischen Körpers, die Erwerbung der Majorität für schönes Geld, mit einem Wort, wie die Bestechung zu einer absoluten Nothwendigkeit sich gestalten kann. Wollten die Minister nicht klar und einfach in eine Trennung beider Staaten willigen, so mußten sie, ob durch die Staatsraison gebilligt oder nicht, zu den oben besprochenen, unmoralischen Hülfsquellen ihre Zuflucht nehmen: freilich für gründlich rechtschaffene Menschen eine harte Nothwendigkeit, aber für die gewöhnlichen Politiker von keinem Belang.

(Fortsetzung folgt.)

---

[*]) Plowden I., 513 und 620. — [**]) 22, George III., c. 53. — [***]) 23, George III., c. 28. — [†]) Gordon II., 286.

Cooper's neuester Roman.

„Wyandotte, oder der Hütten-Hügel (the Hutted Knoll)" — das neueste Produkt dieses fruchtbarsten aller Romanschreiber — gehört, wenn man dem Urtheil der englischen Kritiker trauen darf, zu seinen besseren Arbeiten. Es spielt zu Anfang des amerikanischen Freiheits-Krieges und stellt die Schicksale des Capitains Willoughby und seiner Familie dar, die sich auf dem „Knoll", einem kleinen Hügel an den Ufern der Susquehannah, niedergelassen haben. Dieser mächtige Fluß, der jetzt mit blühenden Städten und Dörfern besäet und von Kanälen und Eisenbahnen durchkreuzt ist, befand sich damals noch auf den Vorposten der Civilisation und war von feindlichen Indianer-Stämmen umlagert, deren plötzliche Ueberfälle den ersten europäischen Ansiedlern nicht selten verderblich wurden. Man kann sich denken, daß ein solches Thema dem Verfasser des „letzten Mohikaners" Gelegenheit giebt, sein oft bewährtes graphisches Talent von neuem zu entwickeln, und es ist leicht zu merken, daß er in der jungfräulichen Natur seiner Heimat, unter „Rothhäuten" und „bleichen Gesichtern", sich mit größerer Freiheit bewegt, als wenn er eine „Heidenmauer" mit mittelalterlichen Grafen und Aebten bevölkert, längs der neapolitanischen Küste einem „Irrwisch" nachjagt, oder mit dem Bravo „in einer Gondel schwimmt". Der Susquehannah ist übrigens auch der Schauplatz eines seiner früheren Romane, der „Pioneers", worin unter erdichtetem Namen die Gründung seines Geburtsortes (Cooperstown im Staate New-York, welches an den Quellen jenes Flusses liegt) geschildert wurde. Was den „Wyandotte" anlangt, so bildet die Reise des Capitains Willoughby und seiner Gattin nach dem von ihnen auserkorenen Wohnplatz, und die Schwierigkeiten und Drangsale, mit denen sie zu kämpfen haben, einen der interessantesten Theile der Erzählung, worin bei weitem mehr Wirklichkeit als Dichtung zu finden ist. Wir werden nächstens noch einmal darauf zurückkommen.

Japan.

Der Polizeistaat in Japan.

(Schluß.)

Betrachten wir jetzt die Stellung der Fürsten des Reichs, deren Macht ein Hauptgegenstand der Besorgniß für den Siogun und seine Räthe zu seyn scheint. Ursprünglich gab es achtundsechzig Fürstenthümer, die alle erblich waren, aber im Fall des Hochverraths eingezogen werden konnten. Diese Klausel benutzten einige Usurpatoren in den Bürgerkriegen, um furchtbare Nebenbuhler durch Theilung ihres Eigenthums zu schwächen. In Folge dieser zu verschiedenen Zeiten in Anwendung gebrachten Maßregeln zählt man gegenwärtig sechshundertundvier Verwaltungskreise, welche große oder kleine Fürstenthümer, Herrschaften, kaiserliche Provinzen und kaiserliche Städte in sich schließen.

Die Fürsten, koksyoe (Herren des Landes), theilen sich in zwei Klassen: die daimioe (die sehr ehrenwerthen), die ihre Fürstenthümer vom Mikado selbst haben, und die saimioe (die ehrenwerthen), die sie vom Siogun haben. Die Fürsten beider Klassen sind zwar scheinbar völlig unabhängig und souverain in ihren Gebieten und unterhalten auf ihre Kosten Truppen-Corps, die aus den adligen Vasallen bestehen; in der That aber sind sie so sehr von den Netzen der Central-Polizei umstrickt, daß sie nichts gegen die Autorität des Siogun und seiner Räthe unternehmen können. Die Aufsicht und Kontrole, welche diese Polizei über alle ihre Handlungen, ja selbst über ihr Privatleben ausübt, ist so argwöhnisch und lästig, daß in keiner Klasse der japanischen Gesellschaft die Abdankungen (inkioe) zu Gunsten des Sohnes so häufig sind, als unter diesen Fürsten. Ein regierender Fürst von vorgerücktem Alter ist in Japan ein seltenes Phänomen.

Die unmittelbare Verwaltung jedes Fürstenthums wird übrigens nicht von dem Fürsten selbst oder dessen Agenten, sondern von zwei gokaroa oder Secretairen, die der Staatsrath ernennt, geführt. Der eine von diesen Secretairen wohnt im Fürstenthum, der andere in der Hauptstadt Yedo. Die Familie des Ersteren wird ebenfalls in Yedo als Geisel zurückgehalten. Diese Verdoppelung erstreckt sich auf alle hohen Aemter in den Provinzen, und die damit bekleideten Personen sind nur durch den Wechsel ihres Aufenthalts in Stand gesetzt, ihre Familien wiederzusehen.

Auch die Fürsten selbst sind genöthigt, entweder jährlich sechs Monate oder alle zwei Jahr ein Jahr in Yedo zuzubringen. Uebrigens werden ihre Familien fortwährend bei Hofe als Geiseln zurückgehalten, und so lange sie daher auf ihren Domainen zubringen, sind sie nicht bloß von ihren Frauen, den legitimen wie den Kebsweibern, getrennt, sondern es ist ihnen auch streng verboten, irgend eine Verbindung mit den Frauen zu unterhalten. Alle Ceremonien, welche die Zeit ihres Aufenthalts in der Provinz ausfüllen, sind ihnen von Yedo aus vorgeschrieben; sie können z. B. nicht außerhalb ihrer Palais erscheinen, außer zu Zeiten, die im voraus bestimmt sind, und mit dem vorgeschriebenen Pomp; ja sogar die Stunde, wo sie aufstehen und zu Bette gehen dürfen, ist vom Staatsrath bestimmt. Der Fürst und seine Umgebungen wissen, daß keine Verletzung dieser unabänderlichen Befehle der Kenntniß des obersten Kollegiums entgeht, welches überall seine Spione hält. Doch heißt es, daß in manchen Fürstenthümern die Spione nur mit Lebensgefahr vordringen können; man führt unter Anderem das von Satzuma an, aus dem ein Spion selten lebendig zurückkehrt; aber der Hof von Yedo, der diese Klasse von Agenten nie beglaubigt, kümmert sich auch nicht um ihr Schicksal und rächt ihren Tod nicht.

Alle diese Aufsichts-Maßregeln vermögen noch nicht, die kaiserliche Regierung über die Absichten oder Pläne der Fürsten zu beruhigen. Damit die unzufriedenen Fürsten daran verhindert werden, eine Coalition gegen den Siogun zu bilden, wenn sie mit Aufopferung des Theuersten, was sie haben, die Absicht und die Mittel dazu hätten, ist die Einrichtung getroffen, daß die Fürsten der benachbarten Provinzen nie gleichzeitig in ihren Fürstenthümern residiren, außer wenn man weiß, daß sie sich hassen; in diesem Falle werden die Feindschaften auf jede Weise genährt und die Gelegenheit zu Konflikten emsig herbeigeführt. Doch das sicherste Mittel, wodurch man sie in Unterwürfigkeit hält, besteht darin, sie arm zu machen. Dies geschieht theils dadurch, daß die ganze Last des Kriegsdienstes auf ihnen liegt; sie müssen nicht bloß in ihren Domainen Truppen halten und sie anständig equipiren, sondern auch ein Kontingent für die kaiserlichen Provinzen stellen. In Nagasaki z. B., einer Stadt, die seit zwei Jahrhunderten der einzige den Fremden geöffnete Ort ist, und die eben deshalb von einem Fürstenthum losgerissen und in eine kaiserliche Stadt verwandelt worden ist, liegt die Beaufsichtigung der Bai den Fürsten von Fizen und Tsikuzen zur Last, deren respektive Gebiete durch die Bai getrennt werden. In Folge des Friedens, den Japan seit zweihundert Jahren genießt, haben die Truppen ihre Bedeutung verloren und die Ausgaben dafür sich ebenfalls beträchtlich vermindert, doch die Fürsten und ihre Vasallen haben dabei nichts gewonnen: die Anzahl der Truppen, die sie früher stellen mußten, ist reduzirt, aber das Geld, das sie ihnen gekostet hätten, fließt nichtsdestoweniger in den Schatz von Yedo.

Ein anderes Mittel, die Fürsten um Geld zu bringen, besteht darin, daß sie während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt einen großen Luxus entfalten müssen. Ferner erweist der Siogun einem Herrn, der ihm zu reich ist, zuweilen die Ehre, in seinem Palast zu speisen, endlich verschafft man einem solchen Herrn eine Stelle am Hofe des Mikado. Die Ausgaben, welche diese beiden Gnadenbezeugungen nach sich ziehen, sind so groß, daß kein Vermögen in Japan sie aushalten kann, ohne erschüttert zu werden.

Die Provinzen und Städte, die der Krone vorbehalten sind, werden durch Gouverneure verwaltet, die der Staatsrath ernennt, und zwar sind auch hier, wie in den Fürstenthümern, immer zwei Gouverneure, von denen der eine in Yedo, der andere in der Provinz residirt; die Familie des Letzteren wird als Geisel am Hofe behalten. Beide lösen jährlich einander ab. Ihre Macht ist dieselbe, wie die der Fürsten oder der Secretaire, nur mit dem Unterschiede, daß sie kein Todesurtheil fällen dürfen ohne Genehmigung des Staatsraths, während die Fürsten das Recht über Tod und Leben haben. Doch vermeiden es die Fürsten sowohl als die Gouverneure, ein Todesurtheil auszusprechen, außer in Fällen, wo die der Todesstrafe unterworfenen Verbrechen ihrer Nachlässigkeit in den Functionen oder einem Einverständnisse mit dem Verbrecher zugeschrieben werden könnten.

Der Gouverneur hat eine Menge Beamten unter sich, die vom Staatsrathe ernannt werden, und deren Zahl so groß ist, daß sie fast unmöglich schiene, wenn man nicht versicherte, daß es Prinzip der Regierung ist, die größtmögliche Zahl von Personen aus den höheren und mittleren Klassen in ihrem Dienst zu gebrauchen. Alle diese Beamten sind mit Spionen umgeben. Die Spione spielen, wie man sieht, eine große Rolle in der Regierungs-Maschine Japans. Sie sind aus allen Klassen der Gesellschaft, von der niedrigsten bis zu der, welche unmittelbar nach dem Fürsten folgt; denn selbst Leute, die auf ihre Abkunft noch so stolz sind, übernehmen oft diese Functionen, entweder um der Regierung zu gehorchen (denn Ungehorsam würde hier den Selbstmord nach sich ziehen), oder um den, welcher der Gegenstand der Beobachtung ist, von einem vortheilhaften Posten zu verdrängen und selbst an seine Stelle zu treten. In Nagasaki haben diese Spione, die der Autorität des Gouverneurs unterworfen sind, das Recht, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht den Zutritt zu ihm zu verlangen, und wehe dem Gouverneur, der diese Audienz verweigerte und Veranlassung gäbe, daß über ihn ein Bericht nach Yedo durch einen anderen Kanal einginge. Außer diesen offiziellen Aufpassern wird der Gouverneur noch von anderen Spionen beobachtet, die er nicht kennt, wie folgende Anekdote beweist. Es waren gegen den Gouverneur der Provinz Matsmai Klagen am Hofe von Yedo eingelaufen; der Hof nahm seine Maßregeln, um sich zu überzeugen, ob sie gegründet seyen. Nach kurzer Zeit bekam man die angenehme Nachricht, daß der Gouverneur abgesetzt sey; aber wie groß war das Erstaunen der Hauptstadt von Matsmai, als man in dem Nachfolger des Gouverneurs den Tagelöhner, den Tabackschneider erkannte, der einige Monate zuvor plötzlich aus dem Laden seines Patrons verschwunden war. Der Tabackschneider war nichts Geringeres als ein Vornehmer des Landes, der für einige Zeit diese Verkleidung angenommen, um sich bei dem Gouverneur Zutritt zu verschaffen, und der jetzt zur Belohnung seines Dienstes die Stelle des abgesetzten Gouverneurs erhielt.

Merkwürdig sind noch die Munizipal-Einrichtungen von Japan. In Nagasaki besteht der Munizipalrath aus neun Personen, deren Functionen erblich sind. Beschlüsse dieser Behörde müssen einstimmig gefaßt seyn, sonst unterliegen sie der Bestätigung des Gouverneurs. Der Munizipalrath hat ein Regiment von ottona's und kassero in seinem Dienst, welche über die Ruhe und Ordnung in jeder Straße der Stadt zu wachen haben. Dieser Dienst muß nicht sehr schwer seyn, da jede Straße ihre Thore hat, die zu einer bestimmten Stunde des Abends geschlossen werden, und Niemand nach Ablauf dieser Stunde ohne besondere Erlaubniß seines ottona oder kassero heraus oder hinein gehen darf. Die väterliche oder despotische Sorgfalt der Regierung oder der Institutionen für die Sicherheit der Einwohner geht noch weiter;

jede Stadt, ja jedes Dorf im ganzen Reich ist in Abtheilungen von fünf Häusern getheilt, deren Eigenthümer gegenseitig für ihr Betragen verantwortlich sind; jeder von ihnen muß seinem kassero von jedem Exzeß, jedem Vergehen oder Unfall, der in den vier benachbarten Häusern stattgefunden hat, Bericht abstatten; dieser Bericht geht aus den Händen des kassero in die des ottona und von diesem an den Munizipalrath. So kann man also sagen, daß nicht bloß ein Theil der Nation den anderen beaufsichtigt, sondern daß beide Hälften der Nation sich gegenseitig bewachen und kontroliren. Die Hausbesitzer haben über den Theil der Straße, der ihren Häusern gegenüberliegt, die sorgfältigste Aufsicht zu üben, da man jeden Vorfall, z. B. einen Lärm, einen Wortwechsel zwischen den Vorübergehenden oder Fremden der Nachlässigkeit der umwohnenden Hauseigenthümer zuschreibt. In solchen Fällen müssen sie interveniren und der Behörde einen Bericht abstatten: wer dies versäumt, hat nach den Umständen eine Geldstrafe, Peitschenhiebe oder Einsperrung zu gewärtigen: diese letztere findet gewöhnlich im Hause des Kontravenienten selbst statt. Ueberhaupt ist in Japan die Einsperrung durchaus verschieden von dem, was sie in anderen Ländern ist. Hier wird die ganze Familie des zur häuslichen Haft verurtheilten Individuums mit ihm abgesperrt und jedes Verkehrs mit der Außenwelt beraubt, und damit die Absperrung vollständig sey, sind sogar die Thüren und Fenster ebenfalls verurtheilt. Ist der Bestrafte ein besoldeter Beamter, so wird er für die Zeit der Einsperrung sowohl seiner Functionen als seines Gehaltes beraubt; ist er Kaufmann oder Handwerker, so kann er sein Gewerbe nicht treiben. Uebrigens darf er sich auch nicht rasiren, was für einen Japanesen eben so unangenehm als schimpflich ist. Wie die Familie sich während dieser Zeit ihre Existenzmittel verschafft, wird uns nicht gesagt.

Die natürliche Folge dieses Aufsichts-Systems ist, daß Jeder wenigstens die Nachbarn, die er zu beaufsichtigen hat und die ihn beaufsichtigen sollen, sich wählen kann. So kann Niemand seine Wohnung ändern, ohne einen Aufführungsschein von den Nachbarn, die er verlassen will, und ohne die Erlaubniß der Bewohner der Straße, in die er ziehen will. Es geht aus dieser ins Kleinliche gehenden Organisation hervor, daß, da das Reich einem Verbrecher keine Zuflucht bietet, es kein Land giebt, wo die Verbrechen gegen das Eigenthum so selten sind, als in Japan. Man kann seine Thür offen lassen, ohne Diebe fürchten zu müssen. *)

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

Mannigfaltiges.

— Buchez, Roux und Louis Blanc. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" liefert in ihren Beilagen vom 11. und 12. November die erste uns zu Gesicht gekommene deutsche Beurtheilung der „Parlamentarischen Geschichte der französischen Revolution" von Buchez und Roux, eines Werkes, das nunmehr bis auf vierzig Bände angewachsen, aber in Deutschland bisher noch gar nicht bekannt ist. Gleichwohl ist dieses Werk die Manifestation einer politischen Schule — einer Schule, die immer mehr an Ausdehnung zunimmt und die auch außerhalb Frankreichs Jünger zu gewinnen strebt. Die Herren Buchez und Roux sind nämlich entschiedene Demokraten, Männer, die mit ihren politischen Gesinnungen in Jean Jaques Rousseau und Robespierre und mit ihren sozialen Ansichten in St. Simon und Fourrier wurzeln. Daß sie keiner Theorie eines der hier Genannten unbedingt huldigen, versteht sich von selbst, da eine die andere aufheben würde, aber das, worin alle vier übereinstimmen, der Haß gegen das Bestehende, die Abweisung aller bloßen Vermittelungen, das Vertrauen auf die Intelligenz der Massen und selbst die Hinneigung zu einer positiven Kirche, zu einer neuen Religion, das sind auch die Prinzipien, die von der jungen demokratischen Schule auf den Schild gehoben werden, einer Schule, deren Fibel und Bibel diese parlamentarische Geschichte der französischen Revolution seyn soll. Ein Werk von vierzig Bänden ist freilich nicht geeignet, ein Volksbuch zu werden, aber die Debatten des Konvents, die Verhandlungen des Jakobinerklubs, der Pariser Gemeinde und der Revolutions-Tribunale, so wie die Aufsätze der Zeitungen von 1789 bis 1795, die hier in ihrer ganzen Vollständigkeit mitgetheilt werden, sind die Barren, aus denen die heutigen Schriftsteller Münze für den täglichen Verkehr prägen sollen. Und daß dies mit Vortheil geschieht, beweist z. B. Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre", die dem Geiste nach eine Fortsetzung jener „parlamentarischen Geschichte" für die Jahre 1830—40 ist, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Werke von Buchez und Roux die Historiker den Aktenstücken den Vortritt lassen, während sie selbst sich in die Vorreden und Erläuterungen jedes Bandes zurückziehen, in Blanc's Geschichte dagegen die pièces justificatives etwas Ueberflüssiges und seine Phantasieen die Hauptsache sind.

Nicht weniger erkennen wir die Spuren der „Parlamentarischen Geschichte" in einem Artikel, den jüngst Herr Louis Blanc in der Revue Indépendante an die Deutschen gerichtet hat. „Ueber einen Plan zu einer geistigen Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich" ist dieser Artikel überschrieben, als ob es noch gar keine geistige Verbindung zwischen den beiden Ländern gäbe, als ob es dazu erst eines Planes bedürfte! Herrn Blanc ist es jedoch nicht um bloße Befreundung seiner Landsleute und der Deutschen zu thun; er will vielmehr Hülfsvölker für seine demokratischen Ideen gewinnen, die, so sehr sie auch unter den niederen Klassen Frankreichs Anklang zu finden angefangen, doch immer noch eines festen Anhaltpunktes dort entbehren, da diejenigen, welche die eigentliche Intelligenz des Landes bilden, den Traditionen, welche Frankreich in den Augen Europa's groß gemacht, treu bleiben und sich nicht kopfüber in einen Strudel stürzen wollen, von dem noch sehr zu bezweifeln ist, ob er an die Stelle von gesellschaftlichen Einrichtungen, die, wenn auch mangelhaft, doch mit gewissen Garantieen für die Bildung der Zeit verbunden sind, bessere und dauerhaftere setzen werde. Den Anhaltpunkt also, der ihm in Frankreich fehlt, sucht Herr Louis Blanc in Deutschland, wo er, bei der Mannigfaltigkeit der Regierungsformen und bei der in den verschiedenen Staaten verschiedenen Art, die bürgerliche Freiheit zu achten und zu beschränken, eine größere Sympathie unter dem eigentlichen Kern der Nation, unter den mit dem ihnen zugetheilten Maße von Freiheit unzufriedenen Mittelklassen, zu finden hofft, als in seinem Vaterlande. Seinen Plan resumirt er selbst in folgenden Sätzen: „Deutschland soll durch die Einheit sich die Freiheit erringen. Zur Einheit kann es durch sich selbst gelangen; um jedoch wahrhaft frei zu werden, wird es vielleicht Frankreichs bedürfen. Eine geistige Verbindung zwischen beiden Völkern ist daher eine ungemein wünschenswerthe Sache. Aber damit eine solche Verbindung ihre Früchte trage, müssen uns die deutschen Patrioten mehr Vertrauen schenken und sich bewußt werden, daß Macht für uns — Freiheit für sie ist."

Dieses Vertrauen und diese Macht läuft, wenn wir die Vorschläge des Herrn Blanc näher untersuchen, auf nichts Anderes hinaus, als — das linke Rheinufer; wobei uns der Publizist allerdings versichert, um Eroberungen sey es ihm und seinen Freunden durchaus nicht zu thun, die alten Napoleonischen Träume wären längst verschlafen, und der Konvent, diese heutzutage wieder zu Ehren kommende Blüthe der französischen Revolution, hätte gewiß nicht daran gedacht, Deutschland in die Flanken zu fallen und ihm ein Stück nach dem anderen abzureißen, wenn das Manifest des Herzogs von Braunschweig und die Campagne in der Champagne den Widerstand und die Eroberungslust nicht gereizt hätten. Aber des linken Rheinufers bedarf Frankreich doch, „denn die Rheinufer-Frage ist für Frankreich keine Frage der Vergrößerung, sondern eine Frage der nationalen Vertheidigung", und nur dann würde es allenfalls ohne das linke Rheinufer bestehen können, wenn auch Deutschland seine Revolution gemacht hätte. Herr Blanc weist unter Anderem darauf hin, daß die Preußen Saarlouis und — Landau besäßen, also zwei Städte, die sogar schon Ludwig XV. gehörten und auf welche das aus der Revolution hervorgegangene Frankreich doch unmöglich verzichten könne. Dieses Frankreich nun, so behauptet Herr Blanc, mache sich allmälig ganz los von den verschollenen Ideen Montesquieu's, der Encyklopädisten und Voltaire's, die nichts weiter als Männer, wie Mounier und Lally-Tolendal in der konstituirenden, die Girondisten in der gesetzgebenden Versammlung, Fabre d'Eglantine und dessen Freunde im Konvent, Hebert in der Kommune, die Doctrinairs während der Restauration und die herrschenden Leute der Gegenwart erzeugt hätten, während die Zukunft den Ideen J. J. Rousseau's und der demokratischen Schule gehöre. „Die französische Revolution", sagt er, „wenn man sich darauf beschränkt, sie in ihrer inneren Thätigkeit zu beobachten, ist nichts Anderes als ein verzweifelter Kampf gewesen zwischen der liberalen Schule, die aus der mit Montesquieu verbundenen Encyklopädie hervorging, und der demokratischen, die dem Contrat social ihren Ursprung verdankt. Die demokratische Schule beherrschte die Revolution durch den Wohlfahrts-Ausschuß und ward am 9. Thermidor besiegt. Die liberale Schule, nachdem sie in der konstituirenden Versammlung ihre Anerkennung erlangt hatte, ist auf den Ruinen des Kaiserreichs triumphirend wieder erschienen und hat seitdem ungetheilt die Herrschaft besessen. Aber sie wird täglich schwächer, indem sie sich selbst verzehrt und erschöpft, während die demokratische Schule, fern von den Staatsgeschäften, sich ausbreitet, in den Volkssympathieen wächst, durch Studien an Kraft gewinnt und sich vorbereitet, die Zukunft zu beherrschen, die ihr augenscheinlich gehört."

Wir müssen gestehen, daß uns die Spuren dieser Schule in Frankreich selbst noch höchst unbedeutend erscheinen, daß uns, außer den drei Männern, die wir in der Ueberschrift dieses Artikels genannt, und wenigen Anderen, deren Organe (National, Revue Indépendante, Phalange) ein überaus beschränktes Publikum haben, kaum ein Name von Bedeutung in der französischen Politik, Wissenschaft und Literatur bekannt ist, der nicht mit seinen Ideen und Aeußerungen weit mehr der hier als „liberal" bezeichneten, als der sogenannten „demokratischen" Schule angehörte. Und unter solchen Umständen denken die Apostel der letzteren, die sich nicht scheuen, auf Antecedentien, wie die Thaten Robespierre's und St. Just's, zu fußen, in Deutschland Anklang zu finden? Nicht einmal das Häuflein, auf das Herr Louis Blanc zu rechnen scheint und dem er die gute Lehre giebt, doch den schalen Atheismus des Barons d'Holbach und La Mettrie's, der in Frankreich längst zu den abgethanen Dingen gehöre, an den Nagel zu hängen und lieber zum Christenthum zurückzukehren, dürfte einer Verlockung folgen, die unmittelbar an die blutigen Erinnerungen des Jakobinismus und des „Berges" anknüpft.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 22. November 1843.

Mejiko.

Die Berichte des Fernando Cortes an Kaiser Karl V.

Diese merkwürdigen Depeschen des Conquistadors von Mejiko, von welchen eine deutsche Uebersetzung bereits vor einigen Jahren herauskam*), sind jetzt in einer neuen englischen Ausgabe erschienen**), welche aber, nach den von der Monthly Review gegebenen Proben zu schließen, gleichfalls nur die drei ersten Berichte (vom 30. Oktober 1520, 15. Mai 1522 und 15. Oktober 1524) enthält, die der Feldherr an seinen Monarchen abstattete. Nach den Veröffentlichungen, die in der neueren Zeit von der spanischen Akademie und ihrem Präsidenten, Don M. F. de Navarrete, ausgegangen, durften wir allerdings etwas Umfassenderes erwarten, wie sich dies in der That auch in der von Herrn Prescott, dem Verfasser der trefflichen Biographie Ferdinand's und Isabella's, so eben herausgegebenen „Geschichte der Eroberung Mexiko's" befindet, auf welche wir später zurückkommen werden.

Die oben erwähnten drei ersten Depeschen wurden hingegen schon früh bekannt gemacht und sind auch in einer italiänischen Version in der Sammlung Ramusio's zu finden. Sie enthalten ein lebhaftes und anziehendes Gemälde jener wunderbaren Revolution, die den Untergang des mächtigsten Reiches der neuen Welt herbeiführte. Bei den glänzenden Schilderungen, die Cortes von den Städten der Ureinwohner, dem Reichthum und der Macht ihrer Fürsten und dem blühenden Zustande ihres Gewerbfleißes entwirft, muß man zwar bedenken, daß er den Werth seiner Eroberung nach Möglichkeit zu vergrößern suchte — es bleibt aber doch immer genug übrig, um eine Nation erkennen zu lassen, die den heutigen Indianerstämmen unendlich überlegen war und der auch die indo-spanische Republik Mejiko kaum die Waage halten dürfte. Das jetzt zu einem unbedeutenden Dorfe herabgesunkene Tlascala wird z. B. auf folgende naive, aber graphische Weise beschrieben:

„Diese Stadt ist so ausgedehnt und aller Bewunderung werth, daß, obgleich ich Vieles verschweige, was ich davon erzählen könnte, man mir sicherlich das Wenige nicht glauben wird, das ich sagen werde. Sie ist größer als Granada und viel stärker, und enthält eben so viele schöne Häuser und eine weit größere Volkszahl als jene Stadt zur Zeit ihrer Eroberung; sie ist auch viel besser mit Naturprodukten versehen — mit Getraide, Wildpret und Geflügel, mit Fischen, Gemüsen verschiedener Art und anderen vortrefflichen Lebensmitteln. Es befindet sich hier ein Markt, worin täglich 30,000 Menschen zum Kauf und Verkauf zusammentreffen — die in anderen Theilen der Stadt zerstreuten Handelsleute ungerechnet. Der Markt enthält eine große Mannigfaltigkeit von Allem, was sowohl zur Speise als zur Kleidung nöthig ist, so wie auch mehrere Arten Schuhwerk, Kleinode von Gold und Silber, nebst edlen Gesteinen und dem (hier zu Lande gebräuchlichen) federnen Kopfschmuck — Alles so gut angeordnet, wie man es nur auf irgend einem öffentlichen Platz oder Markte der ganzen Welt antreffen könnte. Irdenes Geschirr ist von jeder Form und in einer Qualität zu haben, die der besten spanischen gleichkommt. Holz, Kohlen, eßbare und heilsame Pflanzen werden in großer Menge verkauft. Auch giebt es Bäder und Häuser, wo man sich von Barbieren den Kopf waschen und rasiren läßt. Endlich findet man unter ihnen eine wohlgeregelte Polizei, das Volk ist verständig und wohlgesinnt und der kultivirtesten afrikanischen Nation weit überlegen."

Die Pracht und Herrlichkeit Tenochtitlan's, der Hauptstadt des mejikanischen Reichs, wird von Cortes mit den glänzendsten Farben ausgemalt. Sie war in der Mitte eines salzigen Landsees gelegen und durch vier Eingänge oder Dämme mit dem festen Lande verbunden; an Größe war sie mit Sevilla oder Cordova zu vergleichen und hatte breite und gerade Hauptstraßen, die zum Theil unter Wasser lagen und mit Kanots befahren wurden. „Diese Stadt", heißt es ferner, „hat viele öffentliche Plätze, in welchen sich die Märkte und Kaufläden befinden. Es giebt darunter einen Platz, der zweimal so groß als der der Stadt Salamanca und von Säulengängen umgeben ist, worin sich täglich mehr als 60,000 Menschen als Käufer und Verkäufer einfinden und wo alle zum Lebensbedürfnisse gehörige Waaren zu treffen sind, welche die Erde darbietet — als Mundvorrath, Gold- und Silber-Geschmeide, Blei, Messing, Kupfer, Zinn, kostbare Steine, Knochen, Muscheln, Schnecken und Federn. Dort sind auch gehauene und ungehauene Steine, gebrannte und ungebrannte Ziegeln, geschnittenes und rohes Holz u. s. w. zum Verkauf ausgestellt. Jede Waarengattung wird in einem besonderen Distrikt oder Quartier feilgeboten und so die beste Ordnung erhalten. Man verkauft Alles zahl- oder maßweise; wenigstens haben wir nicht bemerkt, daß nach dem Gewicht verkauft würde. In dem großen Marktplatz ist ein Gebäude, welches als audiencia (Gerichtshof) dient und wo zehn bis zwölf Magistratspersonen ihre Sitzungen halten, alle Streitigkeiten schlichten, die am Markt entstehen, und die Schuldigen bestrafen. Auf demselben Platze giebt es auch andere Offizianten, die stets umher gehen, die Verkäufe beobachten und auf die dabei gebrauchten Maße passen; man hat auch gesehen, daß sie die falschen Maße zerbrochen haben.

„Diese große Stadt enthält eine namhafte Anzahl Tempel oder Götzenhäuser — schöne Gebäude, die in den verschiedenen Distrikten und Vorstädten belegen sind; in den hauptsächlichsten derselben halten sich die Priester der verschiedenen Sekten (Gottheiten?) auf, zu deren Gebrauch es außer den Tempeln noch andere bequeme Wohnungen giebt. Diese Leute kleiden sich alle schwarz und dürfen sich, von ihrer Aufnahme unter die Priesterschaft bis zu ihrer Entlassung aus derselben, das Haar weder schneiden noch kämmen. Die Söhne aller vornehmeren Einwohner, sowohl der Adligen als der achtbarsten Bürger, werden in diesen Tempeln erzogen und tragen dieselbe Kleidung, von dem Alter von 7—8 Jahren, bis man sie wegnimmt, um sie zu verheiraten — was sich öfter mit den Erstgeborenen ereignet, welche die Familiengüter erben, als mit den Anderen. Weibliche Gesellschaft ist den Priestern untersagt: kein Frauenzimmer darf die Gotteshäuser betreten. Auch enthalten sie sich gewisser Speisen, besonders zu festgesetzten Jahreszeiten.*) Unter diesen Tempeln giebt es einen, der die übrigen weit übertrifft, und dessen großartige Struktur keine menschliche Zunge zu schildern vermag; in seinem Umkreise, der von einer hohen Mauer eingeschlossen ist, wäre Raum genug für eine Stadt von 500 Familien. Rund um das Innere dieser Mauer befinden sich schöne Gebäude mit geräumigen Hallen und Korridoren, in welchen die im Tempel dienenden Priester ihre Wohnungen haben — ferner zählt man wenigstens vierzig Thürme, alle hoch und wohl gebaut, wovon der größte funfzig zum Eingang führende Stufen besitzt und höher ist, als der Thurm der Hauptkirche zu Sevilla. Der Stein und das Holz, von dem sie errichtet sind, ist in allen Theilen aufs trefflichste gearbeitet, so daß man es wohl nirgends besser machen könnte, indem das Innere der Kapellen, welche die Götzenbilder enthalten, aus kunstvollem Schnitzwerk besteht, das in den steinernen Pilastern des Gypsplafonds angebracht ist; das Holzwerk ist mit erhabener Arbeit geziert und mit Figuren von Ungethümen und dergleichen bemalt. Diese Thürme dienen den Adligen als Grabmäler, und jede Kapelle ist einem Idol gewidmet, dem die Eingeborenen ihre Andacht bezeigen."

Eine Stelle des dritten Berichts, welche die Eintreibung der Zehnten zum Gegenstande hat, ist vorzüglich wegen der Parallele merkwürdig, die Cortes darin zwischen der spanischen Geistlichkeit und den mejikanischen Götzendienern zieht und die für erstere durchaus nicht schmeichelhaft ausfällt. „Der Plan", heißt es, „den ich vorschlagen würde, ist der, daß man eine Anzahl frommer Männer (oder Priester), eifrig, sich der Bekehrung des Volkes zu weihen, herschickte, für welche man Häuser und Klöster an solchen Punkten errichten müßte, die man für passend erachten würde, und daß die Zehnten auf den Bau dieser Häuser und den Unterhalt der Priester verwendet, der Ueberschuß aber zur Errichtung und Ausschmückung der Kirchen in den von Spaniern bewohnten Dorfschaften, so wie zum Unterhalt der dortigen Geistlichkeit, bestimmt werde. Zur Einsammlung der Zehnten wären von Ew. Maj. Beamte zu ernennen, welche Rechnung darüber führen und die Klöster und Kirchen daraus versorgen müßten, zu welchem Zweck mehr als genug vorhanden ist und noch eine Summe zur Verfügung Ew. Maj. übrig bleiben wird. Es mögen daher Ew. Maj. den Papst angehen, daß er Ihnen die Zehnten zu diesem Behuf abtrete, und ihm dabei zu verstehen geben, daß man den unserem Herrn durch die Bekehrung dieses Volks zu leistenden Dienst auf keine andere Weise erreichen könne; denn wenn man Bischöfe oder andere Prälaten herschickte, so würden sie die Gewohnheit befolgen, die sie, unserer Sünden halber, heutzutage angenommen haben, indem sie die Kirchengüter auf Festgepränge und anderen Tand vergeuden oder ihren Söhnen und Verwandten erblich zueignen. Außerdem würde ein noch größeres Uebel aus dieser Lage der Dinge entstehen: die Eingebornen dieses Landes hatten früher ihre

---

*) Drei Berichte des General-Capitains von Neu-Spanien, D. Fernando Cortes. Aus dem Spanischen von C. W. Koppe (ehemaligem Königl. preuß. General-Konsul in Mejiko).

**) The Dispatches of Hernando Cortes. Translated from the original Spanish by G. Folsom.

*) Also hatten diese mejikanischen Tempel in vielen Stücken eine frappante Aehnlichkeit mit katholischen Klöstern.

Priester, welche dem Ritus und den Ceremonien ihrer Religion vorstanden, und die so streng auf die Bewahrung der Ehrbarkeit und Keuschheit hielten, daß jeder Fehltritt mit dem Tode bestraft wurde; wenn sie nun wahrnähmen, daß die Kanoniker und anderen Würdenträger, denen die Angelegenheiten unserer Kirche und unseres Gottesdienstes anvertraut sind, sich so lasterhaften Sitten und einem so gottlosen Wandel hingäben, wie es heutigen Tages in Spanien der Fall ist, so würde dies sie dazu verleiten, unseren Glauben gering zu schätzen und mit Spott zu behandeln, und alles Predigen in der Welt würde nicht im Stande seyn, das aus dieser Quelle entspringende Unheil zu beseitigen."

England.

Das irländische Parlament und die Union.

(Nach der British and Foreign Review.)

(Fortsetzung.)

So mußte denn die Herstellung der Union wegen der traurigen Zustände, denen sie ein Ende machte, selbst unter den Irländern, welche es mit ihrem Vaterlande ehrlich meinten, Anhänger finden, und wirklich wurde sie von vielen Seiten mit Begeisterung aufgenommen.

Um jene Zustände recht zu würdigen und den Einfluß zu begreifen, den Frankreich darauf ausübte, darf man nur die Memoiren Wolfe Tone's lesen, welcher als diplomatischer Agent der Irländer beim Direktorium fungirte. Da ersieht man, mit welchen Hoffnungen er das republikanische Gouvernement gewiegt hatte, und wie er ihm die lockende Aussicht eröffnete, England ins Herz zu treffen, wenn Frankreich die irländische Bevölkerung gegen jenes Land aufwiegeln wollte. Aus diesen Memoiren stellt sich ferner heraus, daß nach der unglücklichen Expedition Hoche's (1796) Bonaparte im Begriffe stand, anstatt nach Aegypten sich einzuschiffen, jene Expedition zu erneuern. Daß er den Plan aufgab, lag wohl nur an dem poetischen Schwindel, welcher ihn so oft erfaßte und auch diesmal den Sieg über die Berechnungen seines Hasses gegen England davontrug. Vielleicht dürfen wir auch der Ansicht eines französischen Schriftstellers beitreten, daß Napoleon für die „vereinigten Irländer", welche sich Brüder und Freunde der Jakobiner nannten, wenig Sympathie empfand. *)

Nach vergeblichem Hoffen also brachen die Irländer endlich los, aber die günstigste Zeit war verloren; die Befehlshaber waren uneinig geworden, Jeder verfolgte seine eigenen Zwecke und von den Anderen verschiedene Absichten. So gab es keinen Kampf, sondern von Seiten der Rebellen nur einzelne unregelmäßige Angriffe, und von Seiten Englands einen wilden Sieg, kaltblütiges Gemetzel, Verletzung aller Rechte, Vergessen jeder Mäßigung. Gordon, Edward Hay, Thomas Moore haben diese Gräuel beschrieben; nur einige derselben mögen hier ihren Platz finden.

In Wexford hatten die rebellischen Katholiken ein Volks-Tribunal niedergesetzt, dessen Verurtheilungen (20. Juni 1798) auf der Stelle durch Ertränkung, gleichwie zu Nantes, vollstreckt wurden. — In derselben Stadt wurde nach dem Siege der Engländer ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches auf die unbilligste, brutalste Weise seine Schlachtopfer sich erkor und ruhig mit ansah, wie die Soldaten die Leichname der Verurtheilten schändeten und verstümmelten. Bevor sie dieselben in den Fluß stürzten, schnitten sie ihnen die Köpfe ab und nagelten sie an die Mauern des Tribunals; die halbtodten Gehängten brachten sie wieder zu sich, um sich noch ein zweites Mal das Schauspiel ihres Todeskampfes zu bereiten. — Die achtbarsten Personen wurden auf den Schein eines Beweises hin verurtheilt, je nach dem Gutdünken des Hauptmanns, der sie im Lande für überflüssig erklärte. Das Land selbst wurde verheert, geplündert, die Aerndten wurden vernichtet, und das irländische Volk wurde zu einer zweijährigen Hungersnoth verurtheilt. Gordon berechnet die Zahl der von beiden Parteien damals Umgekommenen auf 30,000 Menschen und den Schaden auf 20 Millionen Thaler.

Es sey vergönnt, hier Einiges über die Union-Bill einzuschalten. Der erste Artikel dieses Gesetzes bestimmt, daß vom Jahre 1801 (1. Januar) ab und für ewige Zeiten Großbritanien und Irland nur ein einziges Königreich bilden sollten. Aber wer wüßte nicht, was in der Politik der Ausdruck „auf ewige Zeiten" besagen will? Er ist lächerlich, kindisch, unpraktisch. Die britische Constitution selbst ist nur ein nach Zeit und Bildungsbedürfnissen des Volkes hergestelltes, verbessertes, vergrößertes Gebäude. — Ein Artikel dieser Constitution verbot den Beamten der Krone „für immer", einen Sitz im Parlament einzunehmen. Dieser Artikel ist gestrichen. — Bevor das Institut der Geschworenen eingeführt worden, verlangte die Constitution, daß man jedes Urtel verschiedenen, durch das gothische Gesetz erdachten Proben unterwerfe. Sie gebot es und gebot es auf ewige Zeiten. — Die Forstgesetze, welche so viele Grafschaften bedrückten, um Einzelnen das Jagdvergnügen nicht zu schmälern, bildeten einen wesentlichen Theil der Constitution, und die Strafe der Uebertreter wurde als wohl verträglich mit derselben angesehen. Wie steht es jetzt? Wie wird es morgen damit stehen? — Der Gebrauch des Lateinischen in den Liturgieen, das Recht der Krone auf alle Ländereien, die gleiche Theilung des Vermögens unter die männlichen Nachkommen waren ehemals constitutionelle Rechte, heute ist die Primogenitur an die Stelle der letzteren getreten. Wird dieses Recht ewig fortbestehen?

*) Ich weiß, was sie wollen, sagte er zu Wolfe Tone, indem er von den französischen Revolutionairen sprach, sie möchten gern der Herrschgier von 30 oder 40 Individuen über den Leichen von 3—4 Millionen Menschen einen Thron errichten.

Es ist wohl anzunehmen, daß, als England dem erschöpften Irland die Unions-Bill abnöthigte, es sich nicht im Stande fühlte, auf rechtmäßigem Wege eine freiwillige Entsagung zu erlangen. England fühlte das Gewicht seiner Ungerechtigkeit und ließ dies in seinem Verfahren nur gar zu sehr durchblicken.

Der chief-justice Bushe, dessen gewichtigem Worte gewiß kein Mensch die gebührende Anerkennung versagen wird, erklärt, daß die gemeinste Bestechung, die gehässigsten Künste angewandt wurden, um die Union durchzusetzen. So lange über die Bill im Parlament verhandelt wurde, war die habeas corpus-Akte suspendirt, so daß die Freiheit jedes Irländers vom Gutdünken der Regierung abhing. Kriegsgerichte wurden an verschiedenen Orten errichtet, welche ohne gesetzliche Formen aburtheilten und mit außerordentlicher Strenge jeden Schein eines Widerstandes bestraften. Keine öffentliche Versammlung, außer den von der Regierung erlaubten, durfte gehalten werden, das Gesetz wurde vor Aller Augen verachtet, die Constitution verletzt, der Despotismus mit aller Strenge gehandhabt. Alle diese Einschüchterungsmittel jedoch waren nur auf das Volk berechnet, im Schoße des Parlaments verfuhr man auf ganz andere Weise. Die seit jener Epoche veröffentlichten Dokumente thun dar, daß 1,275,000 Pfd. Sterl. (8 Millionen Thaler) auf den Ankauf von Flecken und ungefähr 1 Mill. auf Geldbestechungen verwendet wurden. 20 Pairieen, 10 Bischofssitze, 1 chief-justiceship, 6 puisne-justiceships gab man hin, um die der Union günstigen Stimmen zu erkaufen, außer den Stellen im Finanzwesen, in der Armee und der Marine, welche eben so öffentlich und gleichsam nach einem offiziellen Tarif vertheilt wurden. So wurde jenes Stimmgeben ein Gewerbe, welches das Glück, die Zukunft des Stimmgebers begründete, und von diesem Gesichtspunkt aus vertheidigten die reichen Grundbesitzer Irlands ihr Wahlrecht, was die Regierung freilich ganz besonders zu loben sich veranlaßt fühlte. Nach längerer Diskussion wurde eine Entschädigungs-Summe von 15,000 Pfd. ein- für allemal denen zuerkannt, welche in Folge der Unions-Akte ihre politischen Privilegien verlieren würden. Und diese Verpflichtung wurde aufs gewissenhafteste erfüllt, freilich um den oben bezeichneten Preis.

Trotzdem aber hielten die siebenundzwanzig Grafschaften zum Erstaunen der Welt mit Gefahr ihres Lebens meetings und reichten siebenundzwanzig Petitionen gegen die beabsichtigte Unions-Bill ein. — Bushe, den wir oben schon citirt haben, nahm an der Diskussion lebhaften Antheil. Zwanzig Jahre war er General-Anwalt und zwanzig Jahre Lord chief-justice unter einer Tory-Verwaltung gewesen, was wohl einen Begriff von seiner politischen Mäßigung zu geben geeignet ist. Und dieser Greis, dieser in Ehren ergraute Richter konnte beim Anblick so empörender Schändlichkeiten seinen Unmuth unmöglich bewältigen. „Man verlangt von Ihnen", rief er, „die Aufopferung Ihrer Unabhängigkeit — doch wer verlangt sie von Ihnen? — Ein Volk, das seit sechs Jahrhunderten ohne Unterlaß die Wucht seiner Ungerechtigkeit und Bedrückungen Sie hat empfinden lassen. Was sehe ich da? Die Schatzkammerbank erbebt? ... Beruhigen Sie sich, meine Herren, non meus hic sermo est ... beachten Sie Ihren Zorn sorgfältig; Sie ahnen nicht, wen er treffen könnte, und welchen Vorwürfen Sie sich dadurch aussetzen möchten. Freilich würde sich Herr Pitt zu sagen bewogen fühlen (ich führe hier seine eigenen Worte an): Irland ist immer ungerecht und gesetzlos behandelt worden. — Irland, sagt auch Junius, ist beständig der Beraubung und Bedrückung ausgesetzt gewesen. Und diese Wahrheit, meine Herren, kann weder die Freimüthigkeit des Herrn Pitt, noch können sie die Sarkasmen eines Junius widersprechlich machen, denn diese Wahrheit gehört der Geschichte an. — Ihre Erniedrigung seit Jahrhunderten, die entnervende Vormundschaft, unter welcher Ihr Handel schmachtet, Ihre stets paralysirten Anstrengungen, Ihr ins Lächerliche gezogener Nationalcharakter, Ihre mit Spott und Hohn zurückgewiesenen Ansprüche auf Gerechtsame, mochten sie nun die Politik oder den Handel betreffen, alles dieses, meine Herren, erinnert Sie an die vorzüglichen Dienste, welche Sie der englischen Regierung verdanken. Sie besitzen keine Bewilligung, keine Begünstigung, welche Sie nicht einzeln und stückweise sich haben erkämpfen müssen, und außer den von Gott Ihnen verliehenen Gütern besitzen Sie kein einziges, welches der geizigen Macht, die Sie beherrscht, nicht entrissen oder von Ihrem Parlament erkauft worden wäre."

Im Jahre 1799 verhinderten diese Worte das irländische Parlament an einem schmählichen Selbstmorde, aber schon 1800, nachdem England seine Vorkehrungen besser getroffen hatte, wäre keine Beredsamkeit der Welt im Stande gewesen, das im voraus erkaufte Votum zurückzuhalten. — Den 26. Mai 1800 entsagte jenes käufliche Parlament mit einer Majorität von 118 Stimmen gegen 13 der Gewalt, welche es vom Volke besaß. Die Union wurde durch eine Majorität ausgesprochen, in welcher 76 Staatspensionaire oder öffentliche Würdenträger figurirten.

Betrachten wir nun, auf welche Weise die großen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung dieser wichtigen Akte entgegenstellten, beseitigt wurden. Die erste Schwierigkeit bot sich in dem Unterschiede zwischen der englischen und irländischen Schuld dar. Diese letztere war von 1784—1792 von 7 Millionen auf 14 Millionen Pfd. gestiegen, und zu dieser Epoche war England für sich allein das 25fache dieser Summe schuldig. In dem Augenblicke, wo die Union entschieden wurde, betrug die irländische Schuld 21 Mill., die englische 446 Mill. Diese ungeheure Summe nun sollte England für sich allein und auf ewige Zeiten außer einer Separat-Taxe von 17 Mill. Pfd. behalten, eine Bestimmung, welche an und für sich nichts Unbilliges enthielt, aber späterhin aus Mangel an Beaufsichtigung bei der Ausführung zu den gröbsten Mißbräuchen verleitete und die Existenz Englands wie Irlands gleich sehr bedrohte, da dieses an der Schuld von 446 Mill., welche England vor

der Union für sich allein entliehen hatte, nicht minder, als an den späteren Anleihen Theil zu nehmen gezwungen wurde. Am merkwürdigsten aber ist das Mittel, welches zur Ausgleichung der Schuld angewandt wurde. Mit einer speziell für Irland gemachten Anleihe wurde ein Theil der früher von England gemachten Schuld getilgt und bald darauf durch neue Schulden wieder erstattet.

Aber Irland hat doch wenigstens bei der Zusammensetzung des vereinigten Parlaments gleichen Antheil gehabt? Mit Nichten. Während England keinen einzigen seiner Repräsentanten aufgab, verlor Irland deren 200. Folgendermaßen nämlich machte Lord Castlereagh seine Berechnungen in Bezug auf den irländischen Antheil an den 558 Mitgliedern, welche das englische Parlament bildeten: In Betracht des numerischen Verhältnisses beider Völker mußte Irland 202 Mitglieder schicken, nimmt man aber das Verhältniß der kommerziellen Ausfuhr, so hat es bloß auf 100 Stimmen Anspruch, im Verhältniß der Einfuhr auf 93, der Steuern auf 39, im Ganzen auf 434. Nimmt man nun das Mittel aller dieser Zahlen, so ergeben sich 108½ Stimmen, welche jedoch vom Vice-König der Einfachheit wegen auf 100 reduzirt wurden.

Im Jahre 1831 ergaben die offiziellen Zählungen in Irland 8 Mill. Ew., in England 13 Mill. Die Auflagen Englands — Alles abgerechnet, was auf der Rechnung Irlands figuriren sollte — betrugen 46,325,215 Pfd. und für Irland 6,060,879 Pfd. Nehmen wir nun an, daß, statt des achten Theils, der irländische Steuerbeitrag nur ein Zehntel ausmachte, so kann man für die Zeit der Parlaments-Reform folgendes Verhältniß annehmen: Irland hatte seiner Bevölkerung gemäß Anspruch auf 307 Mitglieder, seinem Steuerbeitrag gemäß auf 55 (den 10ten Theil der Deputirten), im Mittel also auf 181 Repräsentanten; es sendet aber nur 100.

Das sind die von O'Connell in seiner berühmten Rede an die Corporationen Dublins gegebenen Daten. In derselben Rede stellt er folgende Sätze auf: 1) Irland kann eine unabhängige Legislatur haben. 2) Es hat ein Recht darauf. 3) Dieses Recht schreibt sich von dem Vergleiche von 1782 her. 4) Die parlamentarische Unabhängigkeit hatte dem Lande große Vortheile gewährt. 5) Das irländische Parlament hatte durchaus nicht das Recht, die Constitution zu verletzen, indem es die Union beider Länder aussprach. 6) Diese Union war weder durch einen Vertrag, noch auch durch sonst ein rechtmäßiges Aequivalent erzeugt worden. 7) Die Union hat das größte Unglück über Irland gebracht. 8) Die Union kann durch friedliche und constitutionelle Mittel abgeschafft werden, ohne das Leben oder Eigenthum irgend Jemandes zu verletzen. 9) Die Trennung beider Länder würde für Irland die erwünschtesten Resultate herbeiführen.

Von diesen Sätzen sind einige wahr, andere halb wahr, noch andere ganz unrichtig. Von den vielen der sonderbarsten Argumente O'Connell's wollen wir hier nur einige anführen, deren Unrichtigkeit in die Augen springt:

Die Fähigkeit Irlands, ein aus Eingebornen zusammengesetztes Parlament zu besitzen, beweist O'Connell aus der geographischen Lage des Landes und führt an, daß, da dasselbe am westlichsten Ende des europäischen Kontinents liege, es auch in erster Linie auf der Bahn, welche die Weststaaten durchlaufen, stehen müsse. Kein Land, behauptet er, ist besser gelegen, um einen Vermittelungsplatz des Welthandels abzugeben, keines hat schönere Häfen, und keines günstigere Bedingungen, um eine Seemacht ersten Ranges zu werden. Da es sich über eine Ausdehnung von 31,201 (Engl.) □ Meilen erstreckt, so ist es um 4649 □ M. größer als Portugal, 4473 □ M. größer als Bayern oder Sachsen, 409 □ M. größer als die Königreiche Neapel und Sicilien, 223 □ M. größer als Sardinien, Württemberg, Baden zusammengenommen, und 1285 □ M. größer als das Königreich Hannover und der Kirchenstaat, 9609 □ M. größer als Dänemark, das Herzogthum Hessen-Darmstadt und das Kurfürstenthum Hessen zusammengenommen; um 5563 Meilen übertrifft es Griechenland und die Schweiz zusammen, endlich um 13,063 Meilen die Königreiche Belgien und Holland. Demnächst auf die Bevölkerung und die Staatseinkünfte übergehend, sucht Herr O'Connell in einer vergleichenden Zusammenstellung zu beweisen, daß Irland alle die kleineren Reiche Europa's überrage, mit Spanien und der Türkei auf gleicher Stufe stehe und nur den vier großen Staaten Europa's, Oesterreich, Frankreich, Preußen und Rußland, den Platz räume. — Ferner erinnert O'Connell an die Zeiten, wo England nicht im Stande war, Irland zu beschützen und dieses, auf sich selbst angewiesen, aus seiner Mitte 70,000 Streiter stellte: an die Zeit, wo die Unabhängigkeit Irlands ausgesprochen und beschworen wurde, und versichert, daß von jener Zeit an eine neue Aera des Glückes seinem Vaterlande angebrochen sey, was selbst Pitt durch die Worte anerkannt habe: „Da Irland unter seinem eigenen Parlamente sich schon so glücklich befindet, so würde sich gewiß seine Macht und sein Reichthum um das Dreifache vermehren, wenn es von englischen Gesetzgebern regiert würde.“ — Hieran knüpft O'Connell eine vergleichende Tabelle der Ein- und Ausfuhr *), die Zeugnisse der Lords Clair und Plunkett, des Lord-chief-justice Bushe, des Herrn Hutton; die Beschlüsse der Dubliner Banquiers im Jahre 1798, die der Gilden, der Kaufleute von 1790, darauf vergleicht er die Consumtions-Tabellen von Thee, Taback, Wein, Zucker, Kaffee in dem Zeitraum von 1785 bis zur Union und von der Union bis 1827, aus welchen sich ein Ueberschuß der Consumtion in jener ersten Zeit ergiebt.

Um nun die Inkompetenz des irländischen Parlaments, die Union zu proklamiren, darzuthun, verlas O'Connell eine Rede des Lord Grey (damals noch Charles Grey) gehalten im Unterhause Englands, in welcher dieser Staatsmann den Tag verkündete, wo Irland diejenigen Rechte wieder erlangen würde, welche ihm durch Gewalt entrissen worden seyen. Auch las er eine Stelle aus einer Abhandlung Locke's, worin dieser Philosoph sich folgendermaßen ausspricht: Dem Gesetzgeber ist es nicht erlaubt, in andere Hände die gesetzgebende Gewalt, welche er selbst erst vom Volke erhalten hat, zu übertragen. Diesem allein kommt das Recht zu, seine Regierungsform sich zu wählen und die Männer zu bestimmen, welche ihm Gesetze vorschreiben sollen, und kein Anderer darf die Bedingungen ändern, unter welchen ein Volk seinen Gehorsam gelobt hat. —

Dies ist freilich eine logische Wahrheit, welcher Plunkett allen Schmuck der Beredsamkeit verliehen, als er am Ende einer Rede gegen die Union in die Worte ausbrach: „Sie, meine Herren, können wohl sich selbst annulliren, keinesweges aber das Parlament, welches seinen Thron im Herzen des Volkes aufgeschlagen und seinen Altar im Heiligthum der Constitution errichtet hat; es ist heilig, wie die Insel, welche es beschützen soll. Wollte man glauben, daß es durch Ihre Entsagung aufgehoben werden kann, so müßte man die unsinnige Hoffnung eines Selbstmörders theilen, welcher seine unsterbliche Seele zu vernichten glaubt, indem er die jämmerliche Hülle, in welche Gott sie gesteckt hat, zerstört.“

Es ist durchaus nicht unsere Absicht, die Rede O'Connell's hier in ihre Einzelnheiten zu verfolgen, die sich auf folgende fünf Behauptungen resumiren lassen: Irland hat ein eigenes Parlament gehabt; man hat ihm dasselbe ungerechterweise geraubt; es hat daher das Recht, dasselbe zurückzufordern; es kann dies auf gesetzlichem Wege erlangen; nichts Anderes ist so zweckmäßig für Irland. Gegen diese Behauptungen jedoch lassen sich folgende Einwürfe aufstellen: Erstens ist es nicht wahr, daß Irland je ein selbständiges Parlament gehabt habe, da die Unabhängigkeit dieses Parlaments ein Utopien war und im direkten Widerspruche mit den einfachsten Begriffen einer constitutionellen Politik stand. Setzen wir doch einmal einen Krieg mit Amerika voraus, und zwei Parlamente sollen ihn votiren. Das englische Parlament bewilligt die Subsidien, das irländische verweigert sie, denn es hat ja ein Recht dazu. Was wird geschehen? Nehmen wir einen Handelskonflikt an, wie er doch fast 1785 ausgebrochen wäre, drei Jahre nach der Einsetzung des selbständigen Parlaments. Wie ist bei einer solchen Erbitterung der Gemüther die politisch unerläßliche Einigkeit der drei Reiche zu erhalten?

Wir kommen noch einmal auf die Zeit zurück, wo Georg III. für wahnsinnig erklärt worden war. Den 19. Februar 1789 begeben sich die Lords und Gemeinen Irlands, mit dem Kanzler und Sprecher an ihrer Spitze, in Prozession nach dem Dubliner Schloß und überreichen dem Lord-Lieutenant eine Adresse, um sie Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Wäles zukommen zu lassen. Der Lord-Lieutenant liest die Adresse und erklärt, daß er dem muthmaßlichen Thronfolger nicht das Resultat einer politischen Berathung zu überreichen das Recht habe, durch welche ihm die Regierung des Reiches übertragen werde, bevor sie ihm durch das Gesetz zugesprochen sey.

Das Parlament trat in Berathung. Umsonst erklärte der General-Anwalt Fitzgibbon, daß die Maßregel beide Länder kompromittire, daß die Prinzipien der Adresse gefährlich und constitutionswidrig seyen, daß die Forderung der beiden Häuser, ungesetzlich und unbegründet, wie sie war, die Verbindung beider Kronen gefährde und die irländischen Besitztitel preisgebe, daß die exekutive Gewalt des Landes nicht der Bestimmung der Lords und Gemeinen unterworfen sey, auch nicht seyn dürfe, daß endlich, wenn der Lord-Lieutenant die in Rede stehende Adresse eingereicht hätte, er des Hochverraths würde angeklagt worden seyn. — Aber alle diese Gründe blieben ohne Wirkung auf das irländische Parlament, das ein positives Recht ausgeübt und eine gebieterische Pflicht erfüllt zu haben behauptete, indem es sich direkt an den muthmaßlichen Thronfolger wandte. — Man kam überein und beschloß, daß der Regent von England nicht de jure auch Regent von Irland sey, und nachdem ein Tadels-Votum gegen den Vice-König abgegeben war, wurde eine Deputation mit jener Adresse an den Prinzen von Wäles abgeschickt.

Wer möchte nun noch behaupten, daß bei einem solchen Zustande der Dinge sich nicht schon die Keime der völligen Trennung beider Länder entwickelt hatten, und daß eine hinreichende Garantie für die Stabilität des Reiches noch vorhanden gewesen sey? Mußten da nicht die englischen Minister mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht darauf hinarbeiten, die Unabhängigkeit des irländischen Parlaments zu vernichten? War die Einigkeit um jeden Preis nicht billig genug erkauft? Mußte aus dieser falschen Stellung nicht nothwendig Bestechung hervorgehen? und bot sie sich nicht als einziges Mittel dar, das so wichtige Problem zu lösen?

Da übrigens die irländischen Gesetze nur durch Beistimmung der Krone, insofern sie von den englischen Ministern beantragt wurden, ihre volle Geltung erlangten, wie sollte man diese Constitutions-Klausel mit der dem irländischen Parlament zugesprochenen Unabhangigkeit vereinbaren? In England freilich waren die Minister für die königliche Zurückweisung einer Bill, welche durch beide Kammern gegangen war, verantwortlich — eine für das königliche veto wichtige Beschränkung — doch keinesweges war dies in Irland der Fall. Hier handelte das Ministerium ganz vom irländischen Parlament unabhängig und war demselben daher auch nicht verantwortlich. Reicht das nicht hin, um die königliche Prärogative selbständig und unbestreitbar zu machen?

Da nun die Unabhängigkeit des irländischen Parlaments wohl im Gesetze, nicht aber in der Ausführung vorhanden war, wo sollten die glücklichen Resultate für das Volk herkommen, welche Herr O'Connell so kategorisch be-

*) Die Ausfuhr Großbritaniens nach Irland betrug 1797 kaum mehr als 1 Mill. Pfd. Damals aber führte England von irländischen Manufakturen mehr als 3 Mill. und zwischen 2 bis 3 Mill. Pfd. an Lebensmitteln und Vieh ein. Getraide und andere Erzeugnisse des Bodens sind nicht mit in Rechnung gekommen.

weiß? — In der That hatte Irland unter der Constitution von 1782 weder ausübende Nationalgewalt, noch Flotte, noch Armeen, weder Kolonieen noch Gesandte, und einem Ausspruche Wolfe Tone's zufolge besaß es in dem Reiche, mit welchem es verbunden zu seyn die Ehre hatte, nicht die Hälfte des Einflusses, welchen die einzige Grafschaft York oder die loyale Stadt Birmingham genoß! (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Amerikanische Naturscenen. *)

I. Eine Reise in die Wildniß.

Man rühmt Napoleon's Uebergang über die Alpen wegen der dabei zu besiegenden physischen Hindernisse, aber es ist nie ein Truppen-Corps vierundzwanzig Stunden weit in die amerikanischen Wüsteneien eingedrungen, welches nicht größere Schwierigkeiten dieser Art zu überwinden hatte, außer in solchen Fällen, wo sein Vorrücken durch schiffbare Flüsse erleichtert wurde. Indessen hatte man zwischen den bedeutenderen Gränzpunkten, die mit englischen Besatzungen versehen waren, eine Art Militairstraße zu Stande gebracht, so daß Mrs. Willoughby bisher noch keine so schwere Strapazen erduldet hatte, wie die, denen sie sich jetzt unterwerfen mußte. Nur die ersten funfzig engl. Meilen waren mit weniger oder gar keiner Beschwerde verbunden, da sie in einigen Stunden zu Schlitten zurückgelegt wurden. Dieses brachte die Reisenden nach einem holländischen Wirthshause am Mohawk-Fluß, wo der Capitain oft Halt gemacht hatte und wohin er im Winter und im Frühjahr seine Vorposten auszuschicken pflegte. Hier fand man einen für Mrs. Willoughby bestimmten Jumper, und während das Pferd von dem Capitain selbst geführt wurde, bahnte man sich einen Weg nach den oberen Gewässern des Otsego-Sees. Hierzu waren zwei Tage nöthig, da die Entfernung zwölf engl. Meilen betrug. Die Niederlassungen erstreckten sich einige Meilen südlich vom Mohawk; man verbrachte daher die erste Nacht in einem Blockhause am äußersten Endpunkt der Civilisation — wenn dieses Civilisation heißen kann — und legte die übrigen acht engl. Meilen im Laufe des folgenden Tages zurück. Schwerlich wäre die Reise in dem dichten Urwalde so schnell von Statten gegangen, wenn nicht mehrere von des Capitains Leuten denselben Weg ab und zu gemacht hätten, wodurch ihnen die schwierigsten Stellen bekannt waren; auch hatten sie hier und dort eine rohe Brücke errichtet. Ferner hatten sie die Bäume längs dem Wege angebrannt, um die Richtung desselben zu bezeichnen, ohne welche Vorsichts-Maßregel man sich leicht verirren konnte. — An den Quellen des Otsego befanden sich unsere Abenteurer im eigentlichsten Verstande inmitten der Wildniß. Einige Hütten waren erbaut worden, um die Reisenden zu empfangen, und hier versammelte sich die ganze Gesellschaft, in der Absicht, ihren Weg gemeinschaftlich fortzusetzen, sie bestand im Ganzen aus mehr als einem Dutzend Individuen, mit Einschluß der schwarzen Dienerschaft und mehrerer Handwerker, die der Capitain Willoughby gemiethet hatte, um die von ihm beabsichtigten Verbesserungen auszuführen. Die Leute, die er vorausgeschickt hatte, waren eben so wenig müßig gewesen, wie die auf dem „Hüttenhügel" zurückgelassenen. Sie hatten drei bis vier Nachen, ein kleines bateau und ein Paar Kanots zu Stande gebracht. Diese lagen alle auf dem Wasser, das Verschwinden des Eises abwartend, welches sich jetzt in eine stalaktitenartige Masse verwandelt hatte und einen dunkelgrünen Körper bildete, auf welchen jedoch die Sonne von Zeit zu Zeit einen blendenden Schimmer warf. Die Südwinde fingen an, vorherrschend zu werden, und das Ufer erglänzte von den zerschmelzenden Schichten des gefrorenen Elements, obgleich es noch immer unmöglich war, sich einen Weg durch dasselbe zu bahnen. Der Otsego ist ein Wasserbecken, das wir schon bei mehr als einer Gelegenheit beschrieben haben, und manche unserer Leser werden sich das Bild vergegenwärtigen können, welches er damals von seinem gebirgigen Rahmen umgeben darstellte. Im Jahre 1762 war an seinen Ufern noch keine Spur einer Niederlassung wahrzunehmen, da nur wenige der von der Regierung verschenkten Ländereien sich so tief ins Innere erstreckten. Doch war dieser Punkt nicht ganz unbekannt, da ihn die Jäger schon seit zwanzig Jahren zu besuchen pflegten. In diesem Augenblick war indessen von den Hütten des Capitains aus kein Anzeichen von ihrer Gegenwart sichtbar, und Mrs. Willoughby versicherte ihrem Gatten, wie sie am Morgen ihrer Ankunft auf seinen Arm gelehnt dastand, sie habe nie ein so sprechendes und doch so liebliches Bild der Einsamkeit wahrgenommen, als das, welches sich jetzt vor ihren Blicken ausbreitete.

II. Eine neue Ansiedelung.

Nachdem man den Forst gelichtet hat, bleiben stets die Ueberreste desselben eine Menge unförmlicher Stämme, verdorrter Bäume und häßlicher Stoppeln sichtbar, die gewöhnlich erst nach einem Vierteljahrhundert verschwinden und in manchen Gegenden selbst nach einer doppelt so langen Periode angetroffen werden. Diesen Uebelstand hatte jedoch der Capitain Willoughby dadurch vermieden, daß er sich auf den Anbau der Stelle beschränkte, deren Reinigung bereits von den Bibern begonnen worden **) und von wo die Zeit und der Lauf der Natur lange vor seiner Ankunft jeden verletzenden Gegenstand entfernt hatte. Hier und da waren zwar einige Morgen auf festerem Boden am Rande der Niederungen gelichtet, wo man Scheunen und Vorrathskammern erbaut und Obstgärten angelegt hatte; um aber die Harmonie des Ganzen zu bewahren, hatte der Capitain alle Baumstämme herausreißen und verbrennen lassen, wodurch diese Stellen dieselbe Miene vollendeter Kultur erhielten, welche die Felder des niedrigeren Landes auszeichnete. Nach dieser Waldscene müssen wir den Leser in eine Zeit versetzen, die in den fröhlichen Maimonat etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang fallen mochte. Der Sommer war frühzeitig eingetreten, und da die Biber-Meierei, oder wenigstens der angebaute Theil derselben, sich einer niedrigen und geschützten Lage erfreute, so war die Vegetation weit mehr vorgeschritten, als sie gewöhnlich um diese Zeit in der von uns beschriebenen Berg-Region zu seyn pflegt. Die Wiesen grünten mit verworrenem Grase, der Weizen und der Roggen glichen dem reichsten Sammet, und das frische und reife Ansehen der gepflügten Felder gaben Zeugniß von einer sorgfältigen Bebauung und einem fruchtbaren Erdreich. Das Strauchwerk, welches der Capitain nach englischer Art in großer Menge angepflanzt hatte, schoß bereits seine Blätter hervor, und selbst der Wald begann schon, seine finsteren Tiefen in das zarte Laub eines amerikanischen Frühlings zu hüllen. Die Gegend des Teichs war ein Wunder ländlicher Schönheit. Alles Rauhe und Unebene war verschwunden, und das Ganze stellt ein breites, malerisch geformtes Bassin vor, dessen Umrisse im Allgemeinen von der Natur gezeichnet waren — einer Künstlerin, die sich selten in ihren Wirkungen irrt. Die Niederung war durch Gatterzäume in Felder abgetheilt, da der Capitain es sich zur Regel gemacht hatte, alle ungezähmten Thiere von seinem Landgute fern zu halten. Die Scheunen und Nebengebäude waren sauber und an passenden Stellen errichtet, und die drei oder vier Wege oder Pfade, die zu ihnen führten, durchkreuzten die Ebene in so anmuthigen Windungen, daß sie nicht wenig zur Verschönerung der Landschaft beitrugen. Hier und dort war ein Blockhaus halb im Walde begraben sichtbar — die Wohnungen der Arbeiter, die zufrieden schienen, ihr Leben dort zuzubringen. Da sich die meisten dieser Leute verheiratet hatten und Familienväter geworden waren, so hatte sich die ganze Kolonie, mit Einschluß der Kinder, bis weit über hundert Seelen vermehrt, unter welchen sich dreiundzwanzig rüstige Männer befanden.

*) Aus Cooper's „Wyandotte, or the hutted knoll".

**) Die Biber sind in Amerika sehr zahlreich; die niedrigen Ufer der Flüsse und Seen werden oft von ganzen Schaaren dieser kunstfleißigen Tiere bevölkert, welche förmliche Kolonieen bilden. Eine solche wird unter Anderem in dem „letzten Mohikaner" beschrieben.

Mannigfaltiges.

— Rußlands Ausdehnung und Bevölkerung. Die neusten übersichtlichen Mittheilungen, die der bekannte schottische Statistiker, Herr Macgregor, über die Handels-Verhältnisse Großbritaniens mit dem übrigen Europa herausgegeben, betreffen hauptsächlich Rußlands Boden- und Bevölkerungs-Reichthum. Nach Herrn Macgregor dürfte sich Rußland, wenn der Werth seiner Erzeugnisse an edeln Metallen auch in den folgenden Jahren so zunimmt, wie bisher, von seinen Staatsschulden bald befreien können. Den Wachsthum der russischen Bevölkerung seit Peter dem Großen stellt Herr Macgregor, nach einem Werke des Sir J. Mac Neil, in folgender Uebersicht dar. Es zählte die Bevölkerung

bei der Thronbesteigung Peter's I.	im J. 1689 . . .	15,000,000
" " " Katharina's II. . . .	" " 1762 . . .	25,000,000
beim Tode Katharina's	" " 1796 . . .	36,000,000
" " Alexander's I.	" " 1825 . . .	58,000,000

Nicht jedoch durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, oder durch Einwanderungen, wie dies heutzutage noch auf ähnliche Weise in den Vereinigten Staaten und zum Theil auch in einigen europäischen Ländern der Fall ist, hat die Bevölkerung Rußlands so zugenommen, sondern fast lediglich durch seine ungeheuren Gebiets-Erwerbungen in den seit der Thronbesteigung Peter's I. verflossenen anderthalb Jahrhunderten. Herr Macgregor stellt in dieser Beziehung folgende Vergleichungen an:

„Rußlands Erwerbungen von ehemals schwedischem Gebiet sind größer, als das ganze Königreich Schweden heutzutage ist. Seine Erwerbungen in Polen sind beinahe eben so groß, als das Kaiserthum Oesterreich. Seine Erwerbungen von der europäischen Türkei sind größer als das gesammte Königreich Preußen mit Ausschluß der Rheinprovinzen. Seine Erwerbungen in der asiatischen Türkei gleichen an Ausdehnung fast dem Gebiete sämmtlicher kleineren deutschen Staaten. Seine Erwerbungen von Persien sind eben so groß als England. Seine Erwerbungen in der Tatarei bedecken eine Oberfläche, die nicht kleiner ist, als die der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zusammengenommen. Die Erwerbungen Rußlands während der letzten vierundsechzig Jahre gleichen sowohl an Ausdehnung als an Wichtigkeit dem gesammten Gebiete, das es in Europa vor vierundsechzig Jahren besaß. Die russische Gränze hat sich Berlin, Dresden, München, Wien und Paris um 700 (engl.) Meilen genähert; Konstantinopel um 500, Stockholm um 630 und Teheran um 1000 (engl.) Meilen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

... erscheinen drei Nummern ... Preis 22½ ... [illegible] 3 Thlr. ... ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Freitag den 24. November 1843.

Frankreich.

Ueber die Liebe zum Leben im antiken und modernen Drama.

Von Saint-Marc Girardin.*)

Jedes Gefühl hat seine Geschichte, und diese Geschichte ist bedeutungsvoll, weil sie gewissermaßen eine Geschichte der Menschheit im Kleinen ist. Obgleich die Gefühle des menschlichen Herzens zu allen Zeiten dieselben sind, so erfahren sie doch den Einfluß der religiösen und politischen Revolutionen, welche die Welt verändern. Sie behalten ihre Natur, aber sie verändern ihren Ausdruck, und indem die Literaturgeschichte diese verschiedenen Ausdrucksweisen studirt, giebt sie, ohne es zu wollen, die Geschichte der Menschheit.

Die Liebe zum Leben ist das bleibendste und allgemeinste Gefühl des menschlichen Herzens. Mieux vaut goujat débout qu'empereur enterré, sagt Lafontaine und übersetzt damit nur das Gespräch zwischen Achill und Ulysses in der Unterwelt der Odyssee: „Achill“, sagt Ulysses, „du wurdest ehemals wie ein Gott unter den Lebenden geehrt; aber jetzt gebietest du auch hier unter den Todten: du brauchst dich nicht nach dem Leben zurückzusehnen.“ — „Ulyß“, antwortet Achill, „suche mich nicht wegen des Todes zu trösten; ich möchte lieber ein armer Landmann seyn und bei einem armen Herrn dienen, der mich mit Noth ernähren könnte, als hier diesen Schatten ohne Leben gebieten.“ Eine so süße Sache ist das Leben, und die Alten schämten sich nicht, dies zu gestehen. Diese Liebe zum Leben, welche die Dichter ohne Skrupel ihren sterbenden Helden in den Mund legten, hatte nichts Furchtsames oder Schwächliches: sie ist rührend, ohne feig zu seyn.

Zwei Klassen von Menschen, die nicht immer die treuesten Ausleger der menschlichen Natur sind, die satirischen Dichter und die Philosophen, die Einen, weil sie die Welt immer ins Schwarze malen, die Anderen, weil sie gern die Gefühle des Menschen in ein methodisches und regelmäßiges System bringen möchten, hatten schon bei den Griechen die Schwäche der sterbenden Helden getadelt. Plato warf ihnen vor, daß sie die Seelen durch ihre Klagen verweichlichen, und Cicero, Schüler und Uebersetzer des griechischen Philosophen, lobte den alten Pacuvius, daß er in seinem dem Sophokles nachgeahmten Stück „der verwundete Ulysses“ seinem sterbenden Helden eine Festigkeit und Standhaftigkeit gegeben, welche Roms und des Stoizismus würdig sey. Das alte französische Theater scheint in dieser Beziehung mehr auf Cicero's als auf Sophokles' Seite gewesen zu seyn; seine Helden und Heldinnen sterben mit einer bewundernswürdigen Seelengröße; ja, ich möchte sagen, sie wissen sich so gut darein zu finden, daß auch der Leser zuletzt sich darein zu finden weiß. Die Höhe ihrer Gefühle läßt das Mitleid nicht aufkommen, und wenn wir sie so heiter dem Leben entsagen sehen, so nehmen wir wider unsren Willen etwas von ihrer stolzen Unempfindlichkeit an. Mehrere Umstände haben die Festigkeit unserer tragischen Helden erzeugt: der Einfluß der Vorwürfe, welche die alte Philosophie den dramatischen Dichtern machte, das Beispiel der christlichen Märtyrer und endlich vorzüglich die Idee der Ehre. Der Begriff der Ehre, der aus dem kriegerischen Leben und jener unerschrockenen Verachtung der Gefahr hervorging, welche die germanischen Nationen charakterisirt hat viel zur Festigkeit der Helden des neuern Theaters beigetragen. Jedes Jahrhundert giebt seinen dramatischen Personen die Art des Muthes, die es am meisten schätzt. Wenn der Muth, der am meisten geachtet wird, der ist, der dem Tode trotzt, wenn man die Menschen nach diesem Maßstabe mißt, so werden Achill und Ajax, wenn sie auf der Bühne erscheinen, nicht weniger stolz auf ihren Muth seyn als ein Musketier oder Grenadier; ja sie müssen es als Helden noch mehr seyn! Daher die bis zum Uebermaß getriebene Todesverachtung, daher die Rodomontaden von Unerschrockenheit und Resignation.

Das neueste Theater hat den tragischen Helden diese philosophische, ritterliche und christliche Seelengröße, welche den Zuschauer langweilte, ohne ihn zu erbauen, abstreifen wollen. So hat denn die Liebe zum Leben im Drama von den Griechen bis auf unsere Tage ihre ordentliche Geschichte gehabt, und um diese näher zu betrachten, dürfen wir nur einige Personen des antiken und des modernen Drama in dieser Beziehung mit einander vergleichen.

Es kommen auf der griechischen Bühne drei junge Mädchen vor, die in der Blüthe ihres Alters geopfert werden: die Antigone des Sophokles, die Iphigenia und die Polyxena des Euripides. Keine von ihnen heuchelt im Sterben Muth und Festigkeit, keine von ihnen giebt ihre Tugend und ihre Hoffnungen leichten Herzens dahin; alle drei weinen, ohne zu erröthen, alle drei jedoch ergeben sich in ihr Schicksal. Das ist eben der Triumph der griechischen Kunst: sie erregt das Mitleiden, aber sie erschöpft es nicht; sie verschmilzt in der Sprache ihrer Opfer Klage und Resignation, damit sie zugleich Rührung und Achtung einflößen, und damit diese beiden Gefühle in der Seele des Zuschauers sich gegenseitig mäßigen. Die griechische Kunst sucht immer zwischen diesen beiden Empfindungen das Gleichgewicht zu halten. Da Antigone, indem sie das Gesetz Kreon's übertritt, mehr Festigkeit gezeigt hat, als einem jungen Mädchen zukommt, so hat Sophokles, weil er fürchtet, daß wir sie zu wenig beklagen, wenn wir sie so muthig sehen, ihrem Schmerz, vom Leben scheiden zu müssen, etwas Heftiges und Zerreißendes gegeben. Antigone ist fast eine Märtyrerin, weil sie lieber dem göttlichen als dem menschlichen Gesetze gehorchen will; aber sie hat nicht die Resignation des Märtyrers; bald weint sie, daß sie keine Hochzeitslieder, keine Ehefreuden, keine geliebten Kinder haben wird; bald beschwert sie sich über die Feigheit der Thebaner und die Gleichgültigkeit der Götter. Daher bemerkt auch der Chor, welcher in der alten Tragödie die Gefühle ausdrückt, die der Dichter in den Zuschauern erregen will, mit Schrecken den Sturm, der ihre Seele bewegt. Sophokles hat den Todeskampf der Antigone nur darum so sehr verlängert, um die Bewunderung, die ihr Muth erregt hatte, durch das Mitleid zu mäßigen.

Weniger stolz und weniger kühn, braucht die Iphigenia des Euripides weniger Anstrengung, uns zu rühren. Daher ist auch in ihren Klagen nichts Gewaltsames und Aufgeregtes. Sie liebt das Leben; sie scheut sich nicht, ihre Furcht vor dem Tode auszusprechen; auch sie beweint ihre Jugend, die in anderen Hoffnungen aufwuchs; sie rührt endlich durch die Sanftmuth ihrer Klagen, wie Antigone durch die Heftigkeit ihrer Verzweiflung.

Polyxena ist resignirter als Antigone und Iphigenia; denn sie hat ihren Vater und ihr Vaterland verloren, und wenn sie lebte, so wäre es nur, um Sklavin zu seyn: für sie gab es keinen Gatten, wo nicht einen Sklaven wie sie. Sie fürchtet also den Tod nicht; sie ergiebt sich darein, aber ohne Prätension, ohne Gepränge, ohne Stoizismus; nur die Sorgfalt, die sie der Hekuba gewidmet hatte, macht ihr das Leben werth. Bei Seneka dagegen wird Polyxena unerschrocken und wild; sie läuft dem Tode entgegen; ihre Seelengröße gränzt an Wuth, und sie erschreckt den Pyrrhus, der sie opfern soll.

So nehmen also auf der griechischen Bühne Antigone, Iphigenia und Polyxena vom Leben Abschied. Alle drei beweinen ihren vorzeitigen Tod, alle drei lieben das Leben, und alle drei ergeben sich in ihr Schicksal mit mehr oder weniger Anstrengung, je nachdem der Dichter fühlt, daß er mehr oder weniger die Aufgabe hat, uns zu rühren. So mischen sich die Liebe zum Leben, ein dem Menschen angeborenes Gefühl, und die Gefühle der Resignation und Festigkeit; so spricht sich in diesen Personen des griechischen Theaters das menschliche Herz ganz aus, das zugleich schwach und stark, furchtsam und kühn ist.

Sehen wir jetzt, wie Racine in seiner Iphigenia diese Mischung von Gefühlen ausgedrückt hat. Iphigenia's Rede an ihren Vater bei Euripides ist voll Naivetät und Grazie, und von einer Naivetät, welche, gegenüber dem Gedanken an den Tod, den das junge Mädchen abzuweisen sucht, das Herz im Tiefsten bewegt. „Mein Vater“, sagt sie, „wenn ich das Wort des Orpheus, wenn ich die Gabe der Ueberredung hätte, welche die Felsen mit sich fortzieht, wenn ich durch meine Reden Jeden, den ich wollte, bezaubern könnte, so würde ich mich ihrer jetzt bedienen; aber meine ganze Kunst sind meine Thränen, die ich vor dir fließen lasse. Nur dadurch vermag ich etwas. Laß mich wie eine Schutzflehende diesen Körper zu deinen Füßen werfen, der zu einem so frühen Tode bestimmt ist und den meine Mutter mit Schmerzen geboren hat. Wolle nicht, daß ich vor der Zeit sterbe: es ist so süß, das Licht zu sehen! laß mich nicht zu den unterirdischen Finsternissen hinabsteigen. Ich bin es, die dich zuerst Vater genannt hat; ich bin es, die auf deinen Knieen sitzend deine Liebkosungen empfing und dir wiedergab. Du sagtest damals zu mir: Wann, meine Tochter, werde ich dich glücklich und stolz im Hause eines Gatten sehen! Und ich sprach, meine Hände um dein Kinn schlingend, wie ich es in diesem Augenblick als Flehende thue: Mein Vater, wenn du alt seyn wirst, so werde ich dich unter das Dach meines Hauses aufnehmen und dir die Sorgfalt vergelten, die ich von dir empfangen. Ich erinnere mich noch dieser Reden; du aber hast sie vergessen, weil du willst, daß ich sterbe. Nein, mein Vater, im Namen des Pelops und des Atreus, im Namen meiner Mutter, die bei meiner Geburt so

*) Eine Probe aus dessen Cours de littérature dramatique, der jetzt im Erscheinen begriffen ist.

viel gelitten hat, und die heute noch schrecklicher leidet, nein! ... Was habe ich mit der Schuld des Paris und der Helena zu thun? Warum soll Helena mir den Tod bringen? Sieh mich an, mein Vater, gieb mir einen Blick und einen Kuß, damit ich wenigstens, wenn ich sterbe, diese Erinnerung von dir habe, wenn du dich durch meine Worte nicht erweichen läßt. — Bruder, du bist noch zu schwach, um mir beizustehen; aber weine mit mir, bitte meinen Vater, daß deine Schwester nicht sterbe! — Sieh, auch die Kinder fühlen den Schmerz; sieh, mein Vater, er flehet zu dir. Schone mich, habe Mitleid mit meinem Leben. Deine beiden Kinder, das eine noch schwach und das andere, das groß geworden ist, um zu sterben, berühren flehend dein Kinn. — Mein Vater, ich schließe mit einem einzigen Wort: nichts ist süßer für die Sterblichen, als das Licht zu sehen; Niemand wünscht sich die Nacht des Orkus. Es ist Thorheit, sterben zu wollen; besser ist ein unglückliches Leben, als ein schöner Tod."

Ich liebe weder die Erinnerung an die Beredsamkeit des Orpheus, welche dieser Rede zur Einleitung dient, noch diese sentenzenartige Maxime, mit der sie schließt; aber wenn man diese rhetorischen Stellen wegnimmt, wie rührend ist die ganze Rede! Welch' glückliche Mischung von natürlichen Gefühlen und schmerzlichen Reflexionen! Wie wahr empört sich der Instinkt der Jugend gegen den Tod!

Racine's Iphigenia ist resignirter und großherziger. Sie scheut sich, zu sagen, daß sie das Leben liebt, daß es süß ist, das Licht des Tages zu sehen, und daß die Finsternisse der Unterwelt schrecklich sind. Es ist wahr, daß in dieser Scheu ein stummes Bitten liegt, daß die Liebe zum Leben in den folgenden Versen schon stärker hervorbricht:

> Si pourtant ce respect, si cette obéissance
> Parait digne à vos yeux d'une autre récompense;
> Si d'une mère en pleurs vous plaignez les ennuis,
> J'ose vous dire ici qu'en l'état où je suis,
> Peut-être assez d'honneurs environnaient ma vie
> Pour ne pas souhaiter qu'elle me fût ravie,
> Ni qu'en me l'arrachant un sévère destin
> Si près de ma naissance en eût marqué la fin.
> Fille d'Agamemnon, c'est moi qui la première,
> Seigneur, vous appelai de ce doux nom de père;
> C'est moi qui, si long-temps le plaisir de vos yeux,
> Vous ai fait de ce nom remercier les dieux,
> Et pour qui, tant de fois prodiguant vos caresses,
> Vous n'avez point du sang dédaigné les faiblesses.
> Hélas! avec plaisir je me faisais conter
> Tous les noms des pays que vous allez dompter;
> Et déjà d'Ilion présageant la conquête
> D'un triomphe si beau je préparais la fête.
> Je ne m'attendais pas que, pour le commencer,
> Mon sang fût le premier que vous dussiez verser.

In dieser bescheidenen, von aller Leidenschaftlichkeit entfernten Supplication erkenne ich die christliche Jungfrau, welche sich scheut, zu viel Sinn für die Freuden des Lebens zu zeigen, und die Märtyrerin, die ohne Klagen zu sterben sich bemüht. Iphigenia opfert ihren Schmerz der väterlichen Autorität; sie fürchtet sich, ihn durch ein zu heftiges Murren zu verletzen. So hat das Christenthum das Herz des Menschen umgewandelt, so zügelt und mäßigt es dasselbe selbst in den Momenten, wo das entfliehende Leben wenigstens einen letzten Seufzer werth ist. Diese Zurückhaltung ist tugendhafter, aber weniger dramatisch. *) (Schluß folgt.)

Ein Besuch auf dem Berge des Erzengels Michael (Mont St. Michel. **)

Der Stunde harrend, in welcher das Kloster mir geöffnet werden sollte, setzte ich mich auf eine Bank aus Granit unter den Spitzbögen des Waffensaals. An den Mauern desselben sieht man noch vorspringende Steine, an welche die Partisanen gelehnt und die schweren Panzer gehängt wurden. Ein Dämmerschein umgab mich; ich hörte kein anderes Geräusch, als die gemessenen Schritte der Schildwache am Eingang. Alles stimmt hier zum Nachdenken und zu poetischen Träumereien: alle fabelhafte Legenden, alle mittelalterliche Erinnerungen des Mont St. Michel standen vor mir auf wie Phantome der Vergangenheit, den Staub der Jahrhunderte abschüttelnd.

*) Der Verfasser scheint hier einerseits zu viel zu behaupten, andererseits ein wichtiges Moment zu vergessen, indem er den Einfluß des Christenthums allzusehr in den Vordergrund stellt. Jene größere Ruhe und Zurückhaltung der Iphigenia des Racine ist wohl mehr aus den Schranken zu erklären, welche der Geschmack und die Poetik seiner Zeit dem Dichter auflegt, als aus irgend tieferen Motiven. Wie es überhaupt den sogenannten klassischen Dichtern der Franzosen mehr um Rhetorik, um das, was ungefähr in jeder Situation gesagt werden kann und was zugleich schön klingt, als um den wahren Ausdruck wirklicher Gefühle zu thun ist, so hat auch Racine hier die Iphigenia mehr in rhetorischen Floskeln, als in der Sprache des Herzens oder so reden lassen, wie es von einem jungen Mädchen in dieser Situation zu erwarten ist und wie sie auch Euripides reden läßt. Nicht sowohl das Christenthum, als die Etikette der akademischen Sprache, der Rhetoricismus ist es, was keine tieferen und lebhafteren Gefühle zum Ausdruck kommen läßt.
Der Uebersetzer.

**) Aus einem in der Revue du Calvados abgedruckten größeren Artikel des Prof. Trébutien zu Caen. — Der Mont St. Michel, eine steile, 160 Fuß hohe Felsenmasse, erhebt sich im Bezirke Avranches (Depart. La Manche), eine Stunde vom Meer entfernt, aus einer Sandebene, die gefährliche Triebsand-Stellen hat. Zu jeder Fluthzeit ist dieser Felsen, der jetzt als Gefängniß dient, eine Insel.

In heidnischer Zeit soll der Berg des Erzengels Michael **Belenus** geheißen haben, ein Name, unter welchem die Gallier und ihre Druiden die Sonne verehrten. Der Sage zufolge wohnten auf diesem Berge Druiden, darunter jene **Welleda**, welche Herrn v. Chateaubriand's Muse besser noch als die Geschichte verewigt hat. Als die Druiden ausgerottet waren, erhielt der Belenus den Namen mons Jovis, und die Römer weihten hier dem Jupiter einen Altar. Die flachen Sandufer, welche den Berg heutzutage umgeben, waren bis ins 8te Jahrhundert mit einem Walde bedeckt, der dem Götzendienst als letztes Asyl diente. Endlich befahl Gott der Herr — so lautet die Sage — dem Erzengel Michael, diesen verruchten Wald vom Meere verschlingen zu lassen. Während die Fluthen seinem Winke gehorchten, hatte der Engel auf dem Berge Dol sich niedergesetzt und kam hier auf den Gedanken, einen Tempel bauen zu lassen, der diese Begebenheit verewigen sollte. Da wagte es Satan, vor ihn zu treten und ihm sein Recht auf diese Gestade streitig zu machen. „Derjenige von uns", sagte er, „welcher zuerst auf dem Felsen ankommen wird, soll die Kirche erbauen." Er schwang sich in die Lüfte und stürzte in die Tiefen des Meers; den Erzengel aber trugen seine Fittige auf den glückseligen Felsen, den sein Name heiligen sollte.

Der siegreiche Engel erschien jetzt im Traum dem heiligen Albert, Bischof von Avranches, und befahl ihm, auf dem Berge Jupiter's eine Abtei nebst Kirche zu bauen. Aber der Bischof, der nicht so leicht eine Erscheinung für eine Mission von Oben hielt, wartete noch bis auf Weiteres. St. Michael erschien ihm ein zweites Mal und wiederholte seine Befehle; allein der ehrwürdige Mann war noch nicht überzeugt. Nun kam der Erzengel zum dritten Mal, schalt ihn wegen seines Zweifelns und Zauderns tüchtig aus und drückte ihm, als Zeugniß der Wahrheit, mit seinem Finger ein Loch in die Stirn. „Dieses ist" — setzt die Legende naiv hinzu — „nicht weniger leicht zu glauben, als daß Gottes Engel Adam und Eva aus dem Paradiese gejagt, daß Gott den Daniel und seine Gefährten aus der Löwengrube errettet und St. Peter aus seinem Kerker befreit hat." Wie dem nun sey, so sieht man bis auf den heutigen Tag in der Kirche St. Gervais zu Avranches den Schädel des heiligen Bischofs mit der wunderbaren Spur des Fingers des Erzengels.

St. Albert verkündete den ihm untergebenen Priestern seine Vision und zeigte ihnen das Maal, womit die gewaltige Hand des Fürsten der himmlischen Heerschaaren seine Stirn gezeichnet. Von einer Menge Volkes und vielen Werkleuten begleitet, ging er mit seinem ganzen Klerus auf den Berg, um die Befehle des Erzengels zu vollstrecken. Der Gipfel bestand aus zwei ungeheuren Felsen, von denen keine menschliche Kraft den einen umstürzen konnte. St. Michael befahl dem Bischof, ein kleines Kind, das noch in der Wiege lag, holen zu lassen und sein Füßchen auf den Felsen zu stützen. Der glaubensvolle Greis gehorchte, und die Felsenmasse rollte mit donnerndem Krachen den Berg hinunter. Man zeigt noch die Fußspur des Säuglings an dem Steine. Diesem ersten Wunder folgte bald ein anderes. Als der heilige Albert sah, daß der Ort kein süßes Wasser hatte, rief er den Erzengel von neuem an. Auf seinen Befehl schlug er mit seinem Hirtenstabe den Felsen, und es sprudelte ein Quell hervor, dessen Wasser eine Menge Krankheiten heilte.

Einige Boten, die der Bischof nach dem Berge Gorgano in Italien schickte, brachten ihm von dort Reliquien St. Michael's, deren bloße Berührung jedem Blinden das Augenlicht wiedergab. Der ehrwürdige Prälat empfing sie mit Entzücken und weihte, von seinen treuen Leviten umgeben, am 16. Oktober 709 die neue Kirche. Bald schickte man ihm von allen Seiten noch andere Reliquien des Erzengels, unter denen sein Schild und Schwert die berühmtesten waren.

Zwei Jahrhunderte nach dem Tode des heiligen Albert dotirte Rollo (Rolf), der erste Herzog der Normandie, das Kloster des Berges. Auch Richard I., mit dem Beinamen Ohne-Furcht, ließ der Stiftung reichliche Gaben zufließen. Allein ihre damaligen geistlichen Bewohner waren in Folge aller der Wohlthaten, womit die Frömmigkeit der Gläubigen sie überhäuft hatte, ausgeartet und zuchtlos geworden. Richard, der dies erfuhr, wollte sie einer weisen Reform unterwerfen, die sie aber nicht annahmen. So wählte er aus verschiedenen Benediktiner-Klöstern dreißig an Tugenden hervorleuchtende Mönche und wies ihnen ein herrliches Gebäude, das er als Erweiterung des alten Klosters errichten lassen, als Wohnung an. Unter Wilhelm dem Eroberer war die christliche Kolonie des Mont St. Michel so blühend geworden, daß sie sechs bemannte Schiffe zu der großen Expedition stoßen ließ, welche dem Herzog der Normandie England unterwerfen sollte.

Seit jener Zeit spielt der Mont St. Michel eine große Rolle in den Kriegen, deren Schauplatz das Heldenland Normandie gewesen ist. Schon seine Lage würde ihn unüberwindlich machen; zu dieser außerordentlichen Lage rechne man noch Alles, womit die Kunst in einer langen Reihe glorreicher Regierungen der Natur zu Hülfe gekommen; man denke sich auf dem Gipfel dieses gewaltigen Obelisken des Oceans die staunenswürdigen Mauern der Abtei, dieses Bollwerks für Vaterland und Glauben, welches unbezwinglich über die Wüsten des Landes und des Meeres herrscht. Nie hat der Mont St. Michel das Joch eines Siegers getragen, und dieser Umstand, den Jeder kennt, macht den Stolz der Bewohner aus. *)

Der Berg des Erzengels Michael wurde in der ganzen Christenheit verehrt und gefeiert. Pilger aus allen Ländern und von jedem Stande kamen und warfen sich an den Altären des Erzengels nieder. Vor ihrem Aufbruche dahin wählten sie einen König, der während der Reise seine Befehle gab.

*) Auf dem Felsen selbst liegt, neben seinen großartigen Denkmälern, ein Städtchen, dessen arme heutige Bevölkerung nur von Fisch- und Muschelfang sich ernährt.

Von seinen Offizieren umgeben, die Wappenherolde vor ihm her, schritt der „König" an der Spitze des Zuges; sein Haupt schmückte eine Krone aus vergoldetem Metall, und eine kostbare, mit Muscheln und Medaillen St. Michael's besetzte Schärpe war um seine Hüften gewunden. Ihr Einzug in die Städte, die sie durchzogen, fand mit allem Pompe jener Zeiten der Kunst und der Poesie statt; jene Großen und Ritter in sammetnen Wämsern und Barretten mit Reiherbüschen, jene Edeldamen, von ihren Pagen begleitet, jene reichen Bürgerfrauen in ihren Roben von Scharlach mit atlassenen Schleppen wandelten bei klingendem Spiel und mit flatternden Fahnen einher; auf die Fahnen war das Bild des siegreichen Erzengels gemalt. Beim ersten Anblick des Mont St. Michel grüßte ihn die Pilger-Karawane mit langem Zuruf und schmetternden Gewehrsalven. Der „König", welcher auf Kosten der Pilger gereist war, gab vor seiner Rückkehr ein großes Fest mit Tänzen und Gelagen, bei denen zärtliche Bündnisse geschlossen wurden; denn oft wurde ein junger Pilger der Mann irgend einer liebenswürdigen Pilgerin, deren Frömmigkeit und Sanftmuth er auf der Reise zu bewundern Gelegenheit gehabt. O, wie viel eifriger mußte er dem Erzengel huldigen, wenn dieser ihm — wenigstens nach des Pilgers Meinung — den kostbarsten Schatz zugeführt hatte, den der Mensch auf Erden besitzen kann: ein frommes Weib, das zugleich mit Schönheit begabt ist.

Jetzt ist der ganze alte Glanz des Mont St. Michel dahin. „Diesem Völkchen" — sagt Charles Nodier *) — „welches einst den Engländern von seinem Felsen herab Gesetze vorschrieb, ist nicht einmal ein Fahrzeug geblieben, das den Fischer in die hohe See führen könnte. Um seiner Familie eine Mahlzeit zu verschaffen, erwartet er den Rücktritt der Gewässer; dann eilt er ihnen nach, baarfuß, in brauner Weste, ein mittelalterliches Barrett auf dem Haupte, eine lange Stange, an welcher sein Netz und sein Korb hangen, auf der Schulter tragend, um irgend einen betäubten oder trägen Fisch zu erhaschen. Läßt die Ebbe ihm keinen Fisch übrig, was gewöhnlich der Fall ist, so kehrt er, die Augen immer an den Fluthsand heftend, langsam zurück, langt einen Haken in Form eines gekrümmten Löffels aus der Tasche und sucht mit hungernder Erwartung ein Wasserbläschen, das ihm zwischen einigen Sandkörnern die kleine Behausung einer Art Muschel verräth, welche die Vorsehung in dieser feuchten Wüste reichlich ausgesäet hat. Diese Muscheln sind das nie fehlende Manna des Mont St. Michel, weil sie niemals unter den Felsen sich bergen, niemals von der Ebbe fortgespült werden. Man hat berechnet, daß die Bewohner in den traurigsten Zeiten ihr Leben fristen können, so lange Gott ihnen diese Gabe nicht entzieht."

Während alle diese Erinnerungen mir vorschwebten, schlug die zehnte Stunde, und es war mir endlich vergönnt, das Innere der Abtei zu besuchen. Einer der Thürknechte führte mich in ein Labyrinth gewaltiger Gebäude, welche die katholische Macht, hier größer in ihren Werken als die des alten Roms selber, in Wölbungen über einander aufgethürmt. Ich unternehme keine Beschreibung dieser Wunder und noch weniger eine Schilderung der Eindrücke, die sie auf mich hervorbrachten, auf mich, einen Menschen des Mittelalters, einen Zeitgenossen Ludwig's des Heiligen, der sich ins neunzehnte Jahrhundert verirrt, und dem ein Panzerhemde besser gefiele, als jede andere Tracht.

Zuerst besuchte ich die Kirche der Abtei, ein großes, prachtvolles Gebäude, jetzt die Behausung Gefangener, welche Zwangsarbeiten thun. Die feierlichen Gesänge haben hier dem scharfen Ton der Säge, dem Zischen des Hobels und dem Widerhall der Axt Platz gemacht. Man liest den Züchtlingen Messe in einer Kapelle hinter dem Chor, welche einst die Reliquien, den Schatz und das große Gemälde, St. Michael als Bändiger des Satans darstellend, in sich schloß. Dem Altar gegenüber sah man auf der Mauer die Namen und Wappenschilder der 119 tapferen Ritter aus der Normandie und Bretagne, welche im Jahre 1423 den Mont St. Michel gegen die Engländer vertheidigten. Dieses Denkmal der Tapferkeit unserer Altvordern wurde in den Gräueltagen der Revolution zerstört; es ist bei der vierten Säkular-Feier dieser ruhmwürdigen Vertheidigung wieder aufgerichtet worden.

Aus der Kirche ging ich ins Kloster, das mir einen Ausruf des Staunens abnöthigte. Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erbaut, ist dieses Kloster vielleicht die herrlichste Schöpfung, welche die gothische Baukunst überhaupt ins Leben gerufen. Es bildet ein langes, sehr geräumiges Viereck, von einer Gallerie schlanker Säulen aus Stuck umzogen, die mit einer an die entzückendsten Wunder der Alhambra erinnernden Zartheit und Schönheit gearbeitet sind. Die Spitzbögen zwischen je zwei Säulen waren ehemals durch prachtvolle gemalte Glasscheiben geschlossen. Man bewunderte vor Allem eine Darstellung des heiligen Franz von Assisi, wie er todt im Sarge liegt und die ihn umgebenden Mönche ihm die letzten Pflichten erweisen. Diese schöne Glasmalerei war, einer Inschrift zufolge, von der ich noch Spuren vorfand, aus dem Todesjahr des Heiligen.

Hat man das Kloster durchschritten, so betritt man eine Platform und bewundert die zierlichen Bögen, welche die mit Muscheln besäete Kuppel tragen. Der Granit ist hier so zart und kunstreich bearbeitet, daß man die kostbarsten Kanten-Dessins zu erblicken glaubt. Von diesem Standpunkte aus verliert sich das Auge in's Unermeßliche: wir erblicken den Ocean, die Städte Avranches, Dol, Pontorson, die Gestade der Normandie und die wilden Sandufer der Bretagne.

Auf der Zinne des Tempels stand einst eine kolossale Statue des Erzengels Michael aus vergoldeter Bronze; diese Statue existirt nicht mehr: ist es nöthig, zu sagen, daß das 19te Jahrhundert sie durch einen Telegraphen ersetzt hat?

Dem Beispiele der Pilger folgend, nahm ich einige Reliquien des Mont St. Michel mit mir: das reizende junge Mädchen, welches mir kleine Silbermuscheln und eine ovale Medaille verkaufte, auf welcher der Erzengel dargestellt ist, wie er den Drachen mit Füßen tritt, erinnerte mich an die Druidinnen, die den Berg Belenus einst bewohnten; hat die christliche Jungfrau nicht, wie jene keltischen Priesterinnen, die Macht, den Fluthen und Stürmen zu gebieten, so besitzt sie wenigstens die Kunst, zu bezaubern.

Der Berg des Erzengels Michael ist zuverlässig einer der merkwürdigsten Orte, die man überhaupt besuchen kann. Läge er in einem entfernten Welttheil, so würden Künstler und Poeten über die Meere dahinwallen, um sich Eingebungen zu holen; da er aber in Frankreich liegt, so besucht ihn nur dann und wann ein armer Pilger aus fernen Gegenden, oder ein Alterthümler, der sich nur um Styl und Zeitalter der Architektur bekümmert. Beim Anblick dieser Riesenmasse von Granit, die aus dem Sande des Oceans emporsteigt, beim Anschauen der wahrhaft cyklopischen Mauern dieser alten furchtbaren Festung, dieser Kirche und dieses Klosters, die auf dem Gipfel ruhen wie eine Krone auf einem Königshaupte, stand ich vor Bewunderung wie an den Boden gefesselt, oder als hätte das flammende Schwert des Erzengels mich berührt. Ich mußte mir schmerzliche Gewalt anthun, um diesen Ort zu verlassen, den Wunderwerke des Glaubens und der Kunst geheiligt haben.

England.

Das irländische Parlament und die Union.

(Nach der British and Foreign Review.)

(Schluß.)

Eine andere Frage entsteht nun, ob das unabhängige Parlament wenigstens nützliche Gesetze gegeben habe?

Am 21. April 1789 wurde eine Bill eingereicht, durch welche man das Wahlgesetz der Irländer dem der Engländer gleich machen wollte, wenn den Beamten des Fiskus das Recht, bei den Wahlen mitzustimmen, eingeräumt würde. Das Gesetz wurde durch das Unterhaus verworfen, und Grattan sagte bei dieser Gelegenheit: „Einige Redner versichern, daß England kein Beispiel für uns abgeben dürfe; die Wohlthaten des englischen Gesetzes seyen auf Irland durchaus nicht zu übertragen. Mit welchem Rechte sprachen diese Herren so zum Volke? Welcher physische, politische oder moralische Schandfleck unserer Nation hat dies harte Urtel verwirkt? . . . . . Sollen wir etwa, weil wir weniger wohlgenährt sind, als die Engländer, der Wohlthaten nicht theilhaftig werden, welche ihnen so freigebig bewilligt werden? Denn in jeder anderen Hinsicht stehen sich doch wohl, sollte ich meinen, die Engländer und Irländer gleich? Oder sind die irländischen Minister etwa besser, kümmern sie sich mehr um die Interessen des Landes, welches sie verwalten, als die englischen? Zeigen sie sich uns nicht durch ihr Herz eben so fremd als durch ihre Geburt? Sehen wir sie nicht jeden Augenblick bereit, unsere Rechte zu bekämpfen, unsere Maßregeln zu bekritteln, und sind sie nicht, auf ihre Straflosigkeit sich stützend, eben so stolz, wenn es gilt, Sie zu demüthigen, als geneigt, Sie zu bestechen?" Dieser bitteren Philippika wollen wir nur noch eine einzige Thatsache hinzufügen:

Fast so lange, als das unabhängige Parlament in Irland dauerte, war auch die Aufruhr-Akte in Kraft, und gegen das Ende dieses Parlamentes stand das ganze Land, trotzdem, daß es Zeit genug hatte, sich zu konsolidiren, in Feuer und Flammen. *)

Es ist also nicht die Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit, die man für Irland jetzt in Anspruch nehmen muß. Von 1782 — 1800 hatten die Irländer bei ihren Aufständen nur zu viel der Unabhängigkeit, und nichts fehlte ihnen mehr als Freiheit. — Und was verlangt der Liberator jetzt? Wird, trotz seiner fortwährenden Betheuerung der politischen Achtung für die gemeinsame Souverainetät, eine Trennung nicht die unvermeidliche Folge der Bill seyn, welche den Stand der gegenwärtigen Verhältnisse verrückt? Sollten die Verhältnisse, welche 1782 so ungünstig einwirkten, jetzt wirklich zu bestehen aufgehört haben? Herr O'Connell weiß es wohl selbst nicht, wohin die stürmischen meetings, bei denen Tausende von Menschen mit glühenden Leidenschaften und ungestümem Charakter versammelt waren, führen werden? Gewiß, diese gewaltsamen Kraftentwickelungen, diese kriegerische Disziplin, diese beständigen Anspielungen auf einen Kampf, nicht etwa der Prinzipien, sondern der physischen Kräfte, diese Vergleichungen zwischen den Armeen, über welche er selbst disponirt, mit denen, welche Napoleon zum Siege führte — sie alle sind wohl nicht die gewöhnlichen Präliminarien einer einfachen Bittschrift ans Parlament. Denn was ist Petition? Ein Anruf des Rechts, der Vernunft, eine ruhige Berathung, wo Rechtsgründe allein in Schlachtordnung stehen, zum Triumph der Gerechtigkeit und Wahrheit. Die öffentliche Meinung ist der Richter, an den man sich wendet, was braucht es dazu der Menge von Reklamanten, was der militairischen Hülfsquellen, der Angriffsmittel? In allen Ländern der Welt ist die physische Gewalt auf Seiten der Beherrschten. Durch sie kann

*) In seinen Annales romantiques (Paris, 1833), einem jetzt selten gewordenen

*) Von 1782 — 1800 war die Erbitterung der Gemüther so groß, daß man an 300 politische Duelle unter den angesehensten Personen zählte und jeder Distrikt durch die

nur zerstört, Nichts gegründet, Nichts erhalten werden. Darum mißtraut man ihr eher, als daß man sie schätzt, und giebt jener Achtung der Institutionen, welche der Gesellschaft ihr Bestehen, Vermögen und wachsendes Glück verbürgen, den Vorzug. Sie sind es auch, die dem dürftigen Arbeiter die Frucht seiner Bemühungen, dem Reichen die Sicherheit seines Vermögens, der Krone ihre nothwendigen Prärogativen gewähren.

Das Alles weiß O'Connell recht gut, und, seltsam genug, während er die Chartisten verdammt, handelt er gerade so, wie sie, wendet er dasselbe Einschüchterungs-System an, legt er in die politische Waage dasselbe Gewicht und zählt eben so die Stimmen, anstatt die Urtheile zu kräftigen. Aber O'Connell vergißt eben so, wie die Chartisten, daß sie gerade darin, wo sie ihre Stärke suchen, ihre Schwäche finden, nämlich in der Appellation an die Menge, was die besonnenen Menschen aufschreckt und sie unter das entgegengesetzte Banner treibt. — Schon Burke hat es mit der größten Beredsamkeit ausgesprochen, daß das Volk eben so wenig wie der König das Recht habe, seinen änderungssüchtigen Willen geltend zu machen. Dem Volke noch weniger, als allen anderen Händen, gebührt eine arbiträre Gewalt. Es hat wohl auf die unbegränzte Hingebung, nicht aber auf den Gehorsam derer, von denen es regiert wird, ein Recht. — Uebrigens hindern die Desavouirungen O'Connell's die Chartisten keinesweges, mit ihren irländischen Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen, selbst nicht in Bezug auf die eben abgehandelte Frage. — Ist nun aber diese Frage vielleicht durch gegenseitige Zugeständnisse und durch die Aufstellung eines gemischten Systems zu entscheiden? Ueber diesen Gegenstand wollen wir schließlich noch einige Betrachtungen mittheilen.

In den Jahren 1839 und 40 publizirte Herr Sharman Crawford in englischen Zeitungen eine Reihe merkwürdiger Briefe, welche an die irländischen Repealers gerichtet waren. Nachdem er in denselben dargethan, daß die Repeal einen wahrhaft lähmenden Einfluß auf die Interessen des Landes habe, und daß die Auflösung der Union nur zu einer vollständigen Trennung beider Reiche führen könne, bewies er leicht, daß die Existenz eines dauernden unabhängigen Parlaments in Irland, wie es O'Connell wolle, mit der Verbindung beider Reiche unter einem und demselben Souverain nicht verträglich sey.

„O'Connell will", schreibt Crawford, „daß Irland nicht mehr eine Provinz, sondern eine Nation sey; aber begründet nicht gerade die Existenz eines getrennten Parlaments unter einem und demselben Herrscher jenes von ihm so angefeindete Verhältniß von Hauptstadt zur Provinz? Wenn Irland eine Nation seyn soll, so bedarf es zuerst eines besonderen Monarchen und dann erst ein eingebornes Parlament." Gleichwohl gehört Herr Crawford zu denen, welche für Irland eine doppelte Vertretung wünschen: die eine, gleichsam ein Lokal-Parlament, sollte sich mit den innern Angelegenheiten und der Gesetzgebung des Volkes beschäftigen; die andere, einen Theil des britischen Parlaments ausmachend, sollte die Interessen des vereinigten Reiches vertreten. Vor jeder Session des Reichs-Parlaments sollten die Repräsentanten der Lokal-Gesetzgebung sich zu Dublin versammeln, und alle Bills, welche die öffentlichen oder Privat-Interessen Irlands beträfen, sollten durch diese Versammlung debattirt und votirt werden, und erst nach vollständiger Entscheidung dieses Parlaments sollten die Angelegenheiten vor das Reichs-Parlament gebracht werden und ihre endliche Entscheidung erhalten. Auch sollte das Lokal-Parlament Gesetze vorzuschlagen, die höchste Jurisdiction über öffentliche Arbeiten auszuüben und die Auflagen einzutreiben und zu verwenden berechtigt seyn.

Diese Vorschläge des Herrn Crawford erleiden freilich den Einwurf, daß bei so bewandten Umständen die irländischen Parlaments-Mitglieder eine und dieselbe Maßregel zweimal zu diskutiren genöthigt wären. Auch würde jener Plan den ausgedehnten Hoffnungen der Repealer nicht entsprechen, welche auf etwas Positiveres dringen. Allem Anschein nach wünscht Herr O'Connell zwischen England und Irland das Verhältniß herbeizuführen, wie es in den Vereinigten Staaten Amerika's besteht. Jeder einzelne derselben besitzt seine innere Legislatur, und nur das Reglement der allgemeinen Interessen wird in der Bundes-Residenz berathen. Aber wer wüßte es nicht, wie wenig bestimmt auch hier die Gränzen beider Gewalten sind, und wie schwer oft die in Folge dessen eintretenden Konflikte sich bekämpfen lassen. — Freilich hat Amerika durch die Einrichtung eines hohen Bundesgerichts jenen Konflikten vorzubeugen gesucht, da dieses die Waage zwischen den einzelnen, auf einander eifersüchtigen Regierungen der Union im Gleichgewicht erhalten soll; aber wer möchte es bestimmen, wie lange noch die politische Autorität des Kongresses sich wird halten können, gegenüber den Vorurtheilen und ehrgeizigen Anstrengungen der einzelnen Staaten, welche einander weder an Herrschsucht, noch auch an Stolz über ihren Reichthum, ihre Bevölkerung und ihre Aufklärung etwas nachgeben? Und wie soll dies erst in Irland werden, wenn sein erwähltes Parlament weder die militairischen Streitkräfte versammeln und leiten, noch die gemeinsamen Abgaben votiren, weder über Krieg und Frieden bestimmen, noch Handels- und Schifffahrts-Verträge eingehen darf? Wird es die Mäßigung besitzen, in diese Fragen nicht einzugreifen? Und wollen die Repealer wirklich, daß ihr Parlament jene Rechte überkomme, dann, wir haben es oben bewiesen, ist eine gemeinsame Souverainetät über beide Völker unmöglich. Krieg ist das Ende jeder zwischen Parlamenten entstehenden Verwickelung.

Als Lafontaine die Fabel schrieb: le dragon à plusieurs têtes et le dragon à plusieurs queues, da hatte er ohne Zweifel jene zerstückelten und unheilbringenden Regierungsformen im Sinn, welche die römischen Kaiser einführten, zur Zeit, als die riesige Republik sich in zwei oder drei verschiedene Körper theilte, oder als das kaiserliche Ansehen unter den Gliedern der herrschenden Familie ungetheilt erhalten wurde und zu allen Staats-Akten ihre gleichsam gemeinschaftliche Signatur eines Handlungshauses erforderlich war.

Kehren wir jedoch nach Irland zurück und überzeugen uns, daß die Repeal sehr viele und die wichtigsten Fragen berührt. Nach der Erklärung O'Connell's soll repeal die gerichtliche und legislative Unabhängigkeit Irlands bedeuten; ferner eine Reform, welche im irländischen Unterhause vorzunehmen, und von welcher die geheime Abstimmung nur ein Theil wäre; endlich die Wiederherstellung des irländischen Oberhauses. Obgleich nun O'Connell versichert, dem katholischen Kultus keine Suprematie einräumen zu wollen, so verlangt er doch die Verwendung der geistlichen Einkünfte auf öffentliche Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anstalten. Er will nach einem neuen modus (fixity of tenure) die Verhältnisse des Besitzers und Pächters feststellen, und nachdem er den Zustand des Handels, den absenteeism, die irländische Schuld etc. besprochen und Irland mit Belgien in Vergleich gebracht hat, spricht er sich **gegen** eine vollständige Trennung aus und verlangt nur ein Lokal-Parlament, wie es Norwegen besitzt. Aber — Norwegen ist eine kompakte Demokratie mit einer Bevölkerung von 1,098,291 Bürgern (1835), alle gleicher Konfession. Norwegen kennt das Recht der Primogenitur nicht. Die Güter werden dort unter alle Kinder gleichmäßig vertheilt, und doch ist daraus, Dank den lokalen Gewohnheiten und dem Einfluß der Moralität, kein Nachtheil für den Wohlstand des Volkes hervorgegangen. Dem Prinzipe nach war Norwegen an Dänemarks Krone geknüpft, und erst 1814 wurde es an Schweden abgetreten. Da es jedoch nicht von fremden Mächten über seine Freiheit wollte entscheiden lassen, setzte es einen dänischen Prinzen auf den Thron, erklärte sich für unabhängig und gab sich eine Constitution. Zwar mußte es in der Folge, wenigstens nominell, eine Vereinigung mit Schweden eingehen, aber seine National-Existenz blieb ausdrücklich gesondert, unabhängig, und der neue Monarch beschwor alle Artikel der Constitution. Demnach hat der König nur ein aufschiebendes Votum über die Gesetze, welche vom Storthing gegeben werden, und die Unabhängigkeit dieses Körpers ist durch jene Klausel des Constitutions-Paktes garantirt, welche einen Gesetz-Entwurf, der in drei aufeinanderfolgenden Sessionen durch die beiden Kammern gegangen ist, für ein Staatsgesetz erklärt, ohne daß die königliche Sanction dazu erforderlich wäre. Kann Irland zu einer solchen Unabhängigkeit, England gegenüber, gelangen?

Leider verbietet es uns der Raum, auf die in der Verwaltung Irlands begangenen Fehlgriffe hier einzugehen, aber wir dürfen die volle Ueberzeugung aussprechen, daß Unterdrückung und Gewalt stets, wie sie es auch bisher gethan, unfruchtbare Resultate erzeugen werden, daß Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit allein das gränzenlose Unglück wieder gut machen können, welches Haß und Rechtsverachtung gesäet haben, daß endlich die den Irländern erwünschteste Gesetzgebung nur eine solche seyn kann, welche am schnellsten die Hülfsquellen des Landes aufzufinden und den Proletariern am sorglichsten Arbeit zu verschaffen wissen wird.

Mannigfaltiges.

— **Notizen aus Italien.** In Mailand ist im vorigen Monat von der Schauspieler-Gesellschaft des Herrn G. Modena auf dem Teatro Re „Wallenstein's Tod" von Schiller in einer italiänischen Uebersetzung aufgeführt worden, ohne daß es jedoch einen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Die Rivista Europea, eine der besseren italiänischen Zeitschriften, bringt in ihrem neuesten Hefte eine Beurtheilung von Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" — nach der kürzlich von Seb. Albin herausgegebenen französischen Uebersetzung. Gerade so, als ob wir eine neue Schrift von Manzoni oder Silvio Pellico nach einer Bearbeitung beurtheilen wollten, die davon in Paris veranstaltet worden! Und das thut ein italiänisches Journal, dessen Redaction in Mailand so zahlreiche Gelegenheit hat, mit deutschen Beamten und deutschen Militairs in Verbindung zu kommen; was ist also erst in Bezug auf deutsche Literatur von einer italiänischen Stimme in Rom oder Neapel zu erwarten? Sehr galant in Bezug auf Goethe, Bettina und unser Vaterland bemerkt die Rivista: „Beato l'uomo che può ispirare un tal culto! beata la terra in cui quel culto non è malignato e deriso!"

Der junge Bildhauer **Gaetano Motelli** wird jetzt zu den vorzüglichsten Meistern seines Faches in Italien gezählt: man nennt ihn den Anakreon der Skulptur wie Albani der Anakreon der Malerei genannt wurde. Seine Ausstellungen in der Galleria di Brera ziehen seit drei Jahren die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich. Im vorigen Jahre hatten sich besonders sein „erster Kuß" und sein „Nest der Liebesgötter" den Beifall der Kenner wie des großen Publikums erworben. In diesem Jahre sind es drei ähnliche Marmor-Gruppen, die allgemein besprochen und gepriesen werden: 1) ein Engel der Schamhaftigkeit und die Unschuld; 2) die Kindlichkeit (ein Mädchen mit einem Hunde), und 3) ein Käfig voll Amoretten. Sämmtliche drei Arbeiten waren Bestellungen des Herzogs und des Grafen von Litta.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Montag den 27. November 1843.

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.

Von Heinrich Smidt.

IV. Windstille.*)

Der Sturm war vorüber; verzogen hatten sich die letzten unheilschwangeren Wolken. Ein tiefblauer Himmel leuchtete auf das Verdeck herab. Der Seemann schöpfte Athem.

Aber das Meer wogte noch kühn und gewaltig; die Wellen des Atlantischen Oceans, einmal aufgeregt vom wüthenden Orkan, legten sich erst spät zur Ruhe; sie warfen das Schiff, wie einen Fangball, von einer Seite zur anderen, denn dies vermag sich nicht, da der Wind gänzlich aufhörte, durch Segelkraft zu stützen.

Endlos ist die Dehnung des Oceans; sie erhebt sich bis zur höchsten Höhe, legt sich nur allmälig und geht in ein kaum merkbares Senken und Steigen über; ganz unbewegt ist die Fluth des Oceans nimmer.

Nach langen Anstrengungen in Sturmesnöthen erholt sich die Besatzung einer englischen Brigg, die mitten in dem schweigenden Ocean treibt. Die Hälfte der Mannschaft ruht sorglos in den Hängematten; die Wachthabenden schlendern müßig umher. Einige liegen auf dem Verdecke ausgestreckt; der Mann am Steuer läßt die Steuertalje nachlässig durch die Finger gleiten, denn das Schiff segelt keinerlei Cours. Der diensthunde Offizier sitzt mit verschränkten Armen bei dem Nachthause, den Kopf auf die Brust gesenkt, und es ist schwer zu sagen, ob er wacht oder träumt. Der Himmel ist hell und klar, keine Wolke, so weit das Auge reicht, kein Luftzug, der stark genug wäre, eine Feder zu bewegen, die eben aus dem Taubenhause auf das Verdeck niederweht. Es ist ein Stillleben zur See.

Die Frühstücksstunde naht heran, und überall ist Leben. Die gesammte Mannschaft ist auf dem Verdeck. Der Capitain frühstückt mit seinen Offizieren; die Kajütskappe dient statt des Tisches; auf der Luke des Kabelgats trägt der Koch das Mahl für die wartenden Matrosen auf. Der Schiffsjunge kauert auf der Kajütstreppe, verschlingt mit innerem Wohlbehagen die leckeren Bissen, die er von dem Capitains-Frühstück beiseite gebracht hat, und geht dann unbefangen auf das Verdeck, um die Tauben zu füttern. Er liebkost die zarten Thiere, er wirft ihnen das Futter hin, und indem er den Trinknapf füllt, spricht er schmeichelnd: „Eher wollte ich dursten, als daß ihr Noth leiden solltet!“

Knabe! du lügst!

* * *

Acht Tage sind vergangen. Es hat sich nichts geändert. Dieselbe Ruhe in der Luft, dasselbe schweigende Meer. Der Capitain ist mürrisch geworden über diese Hemmniß seiner Fahrt; ihm trat ein Feind entgegen, mit dem er nicht zu fechten vermag. Die Offiziere ahmen ihm nach und zanken mit den Leuten; die Matrosen sind gelangweilt und pfeifen nach Wind. Die Nacht, da man nichts zu thun hat, ist lang, aber der Tag, wo die mechanischen Arbeiten des Schimmannens getrieben werden, wo man Platting legt und Matten flicht, wird durch diese langweilige Beschäftigung noch länger. Die Nacht bietet doch einige Abwechselungen dar; bald blitzt dieser Stern lichter, bald jener; bald springt ein fliegender Fisch aus dem Wasser auf, und hinter ihm her schnaubt der Delphin; bald wirft Jemand irgend ein Stück Holz oder ein Tauende über Bord, und die See leuchtet auf wie Perlen und Diamanten. Aber der Tag ist so einförmig, so todt; nichts als eine endlose blaue Fläche oben und unten, nichts als grelles Sonnenlicht und eine unerträgliche Hitze.

* * *

Abermals sind acht Tage vergangen. Die Stimmung, die zwischen der Kajüte und dem Vorderdeck herrscht, wird immer widerwärtiger; von Harmonie ist keine Rede mehr; man geht stumm an einander vorüber oder wechselt rauhe, verletzende Worte. Ein Ausbruch steht bevor. Müßig und lässig ist Alles; nur in der frühen Morgenstunde, wenn die Matrosen bis zum obersten Topp emporklettern und nach Ebampbilung sehen, ist einiges Scheinleben am Bord. Dazu die unerträgliche Hitze, die das Pech in den Fugen aufweicht, und der stets wachsende Durst.

Erst vor einer halben Stunde wurde die große Kanne mit Wasser gefüllt. Es geschah aus dem Fasse, das am Steuerbord von der Kajütskappe liegt, und der Capitain hat es gesehen. Jetzt ist sie leer, aber noch lange ist der Durst nicht gestillt. Wer wird sie wieder füllen?

Ein pfiffiger Bursche greift nach der Kanne und geht unbefangen zu dem Fasse, die Hand nach der darin stehenden Pumpe ausgestreckt. Der Capitain weist ihn zurück.

„Ach, Herr, die bösen Kerle haben Alles ausgetrunken und mir nichts übrig gelassen. Ich habe keinen Tropfen bekommen.“

„So trinke hier in meiner Gegenwart, aber nicht mehr als dieses Maß voll. Nach dem Vorderdeck kommt kein Wasser mehr; wer trinken will, soll hierher kommen.“

Der Bursche gehorcht; er trinkt, wischt sich die blinkenden Tropfen aus dem Bart und schlendert nach dem Vorderdeck zurück. Dort stellt er die Kanne gelassen hin und sagt: „Es giebt heute Abend kein Wasser.“

Ein lautes Murren erhebt sich und tönt nach dem Quarterdeck. Der Capitain springt auf und ruft: „Ruhe da vor dem Fockmast!“

Sie sind gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen.

* * *

Drei Wochen sind es seit dem letzten Sturm; das Schiff liegt noch fast an derselben Stelle, wo die letzte Welle es hinwarf; die astronomischen Berechnungen des Capitains bezeugen es.

„Wenn wir die Zeit über nur die Hälfte des Windes gehabt hätten, der vor drei Wochen wehte, so hätten wir jetzt Landsend in Sicht und könnten bald die Porterkanne in eines Seemanns Taverne klappen hören. Gott segne Alt-England! Morgen kann ich es nicht mehr rufen, meine Lippen sind vertrocknet. Hätte ich das Alefaß der Miß Betsy vor dem Munde, ich ließe es nicht wieder los, und wenn es drei Tage liefe.“

Diese Worte spricht ein bärtiger Kerl, der sich lässig von einer Seite auf die andere wälzt. Sein Nachbar giebt ihm einen heftigen Stoß. „Sey verdammt für dein Geschwätz! Was brauchst du von Porter und Ale zu sprechen? Ich bin so ausgetrocknet, daß mir nicht mehr wie sonst dabei das Wasser im Munde zusammenläuft. Ich glaube, ich bekomme das Fieber, und dann steht mir eine doppelte Ration Wasser zu; so schreiben sie es im Doktorbuche!“

„Wir haben Alle das Fieber!“ brüllen die Uebrigen; „der Capitain soll uns untersuchen und die doppelte Ration geben.“

„Er soll noch mehr thun! Er soll das Schloß von dem Wasserfasse nehmen.“

„Wenn er es nicht thut, so reißen wir es mit Gewalt herunter.“

„Das Wasser soll unter unserer Aufsicht stehen, und nicht unter der der Kajüte.“

„Die Offiziere trinken sich satt, und wir darben! Aber es soll nicht so bleiben! Wir lehnen uns auf!“

„Ich schlage Alles mit Gewalt in tausend Stücke, wenn ich nichts zu trinken kriege. Verdammt, wenn ich's nicht thue!“

„Wir Alle!“

Sie erheben sich mit donnerartigem Gebrüll und stürzen nach dem Quarterdeck. Hier tritt ihnen der Capitain mit Entschlossenheit entgegen; in jeder Hand hält er ein Pistol. „Keinen Schritt weiter, oder zwei von Euch stürzen zu Boden!“

Die Kerle weichen einen Augenblick lang zurück. Der Capitain fährt fort: „Die Hand des Herrn ruht schwer auf uns! Wer weiß, durch wessen Missethat dieses Unglück über uns verhängt ist. Folgt dem Beispiel Eurer Offiziere und tragt Euer Schicksal mit Ergebung! Häuft Ihr aber das Maß Eurer Frevel, so sollt Ihr Euren Mann finden! Weg die Handspaken! Werft die Messer von Euch, und zurück vor den Fockmast!“

Aber die Aufregung war nicht so leicht zu beschwichtigen. Die glühende Hitze hatte das Hirn der Unglücklichen angegriffen, sie waren dem Thiere ähnlicher, als dem Menschen. Ein lautes, verworrenes Geschrei erhob sich, nervige Fäuste schwangen die zusammengerafften Waffen, und ein eiserner Marlpfriem sauste an dem Kopf des Capitains hart vorbei.

„Das kostet dein Leben, O'Brien!“ rief der Capitain, die Pistolen abdrückend, und der Irländer stürzte mit seinem Nachbar schwer verwundet zu Boden. Die beiden Steuerleute traten schützend zu dem Capitain.

Einen Augenblick lang waren die verwegenen Rebellen zurückgeschreckt; sie standen schweigend, unschlüssig. Aber das tiefe Stöhnen der Verwundeten

*) Vgl. Nr. 137 des Magazins.

rief sie zur Besinnung zurück. Mit Wuthgeheul stürzten sie sich auf die drei Offiziere, die, auf das schrecklichste gemißhandelt und an Händen und Füßen gebunden, in das Zwischendeck geworfen wurden.

„Nun haben wir das Kommando!" ruft der bärtige Rädelsführer und stürzt, mit einer schweren Eisenstange bewaffnet, nach dem Wasserfasse. Er sprengt das Schloß, setzt die Pumpe hinein und trinkt in vollen Zügen. Ein Anderer stößt ihn auf die Seite, um seine brennenden Lippen zu kühlen, diesem folgt ein Dritter, ein Vierter. Als Alle sich gelabt, beginnt die Runde von neuem. Endlich ist der brennende Durst gelöscht, aber das Faß ist nun auch bis auf den letzten Tropfen geleert.

Einzeln stehlen sich die Matrosen von dem Fasse weg; sie sprechen nicht mit einander, sie sehen sich nicht an; mit der gestillten Begier ist ihnen das Bewußtseyn zurückgekehrt; sie fühlen die Schwere des Verbrechens, das sie begangen haben; das Gesetz der Subordination ist übertreten. Einzeln strecken sie sich hin, über das ganze Verdeck zerstreut, und schlafen ein oder scheinen doch zu schlafen. An die unglücklichen Gebundenen denkt Niemand. Der Mond scheint klar und hell auf das geschändete Verdeck herab. Die Leichen schwimmen in ihrem Blute. Alle sind ihnen mit stiller Scheu aus dem Wege gegangen; keine Hand hat sie berührt.

* * *

Es ist Morgen. Abermals sitzt der Schiffsjunge auf der Treppe der Kajüte, aber diesmal nascht er nicht von dem Frühstück des Capitains. Seine Gaumen sind vertrocknet, seine Lippen welk; er hat die Kajüte durchsucht, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, und weint nun salzige Thränen. Plötzlich fährt er auf: „Meine Tauben! O Gott, meine Tauben!" Er rafft sich auf und schwankt zum Gangspill. Drei der niedlichen Thiere liegen ausgestreckt am Boden; sie sind verdurstet. Die letzte hält den Kopf noch aufrecht; als sie den Knaben erblickt, bewegt sie matt die Flügel und versucht zu girren. „Du sollst dich nicht länger quälen, armes Thier!" ruft er weinend und greift nach ihr. Er schneidet den Kopf des Thieres ab und saugt die hervorquellenden Blutstropfen mit wilder Gier in sich hinein.

„Aber das Alles ist ja nichts", schluchzt er. „Soll ich denn so jung verdursten? Wenn nur der Hai nicht draußen wäre, ich spränge über Bord. Und auch der Capitain ist nicht da. Wo haben sie ihn gelassen?"

Da kehrt dem Knaben die Besinnung zurück; er erinnert sich der Ereignisse des vergangenen Tages. Ein Schimmer von Hoffnung giebt ihm für einen Augenblick die verlorenen Kräfte zurück. Er schleicht sich in die Kajüte, dringt von da in das Zwischendeck und steht vor den Gebundenen.

Nach einer Viertelstunde hat sich die Scene an dieser Stätte des Jammers geändert. Der Knabe hat die Bande seines Herrn gelöst; dieser hat seine Offiziere befreit, alle Drei sind fessellos, aber unerträglich matt, bis zum Tode erschöpft.

„Wir müssen für unsere Erhaltung sorgen, denn nur so vermögen wir das Schiff zu retten!" flüstert der Capitain seinen Offizieren zu. „Laßt uns zu dem Wasservorrath gehen."

Es sind nur noch zwei Fässer unten. Sie öffnen das eine und trinken. Die Männer trinken und der Knabe. Neues Leben durchströmt ihre Adern.

Dem Leben zurückgegeben, handeln die drei Männer in wunderbarer Uebereinstimmung, und der Knabe, gewandt und schlau, schleicht nach allen Richtungen, um vor Ueberfall zu warnen. Das eine der Wasserfässer bleibt auf seinem Platze liegen; es ist den Rebellen preisgegeben; das andere wird in die Kajüte gerollt. Dann begeben sie sich in die Provianträume, entfernen das noch vorhandene geistige Getränk, damit die Rebellen sich nicht darin berauschen; sie senken es durch die Kajütsfenster in die See. Auf dem Kajütsgange häufen sie die vorhandenen Waffen um sich her; die Pistolen und Gewehre werden geladen, die Säbel von der hindernden Scheide befreit und zur Hand gestellt. Dann warten sie ruhig darauf, was die Rebellen beginnen werden.

* * *

Die Sonne ist schon hochgestiegen; die Männer können das Liegen auf dem glühenden Verdeck nicht mehr ertragen. Wie auf ein gegebenes Zeichen springen sie auf, um sich gegenseitig zu bewachen, denn mit dem ersten Schritt zum Verbrechen trat ihnen das Mißtrauen als Bundesgenosse zur Seite.

Das erste, was ihnen entgegen starrt, sind die Leichen. Sie liegen im geronnenen Blute, die Augen weit aufgerissen. Schauer bemächtigt sich Aller, aber es bleibt ihnen keine Wahl. Auch ohne Worte verstehen sich die Genossen der Sünde und treten zu den Todten.

Bei ihnen hat keine Todtenwache gestanden und ihren Leib mit der Schiffsflagge bedeckt. Keine sorgende Hand legt ihnen das Sterbekleid an und befestigt das schwere Gewicht an die Füße, damit sie hinabfahren zur Tiefe des Meeres. Als sie begraben werden — heißt das begraben? — senkt sich keine Flagge auf halber Stange, und kein Trauerschuß hallt über die Fläche des Meeres hin. Mit dumpfem Geräusch fallen die Leichen ins Wasser, gierig umkreist der Hai seine Beute und läßt den glänzenden Wasserstrahl steigen.

Eben so schnell, als sie die Todten entfernten, gießen sie jetzt Ströme von Seewasser über das Verdeck hin und halten nicht inne, bis die letzte Spur des Blutes vertilgt ist. Dann treten sie zu einer Berathung zusammen.

„Das Beste ist", sagte der Rädelsführer, „wir denken uns, daß wir in den Bann des Seegespenstes gerathen sind und nicht wieder heraus können. Da wollen wir's so lustig zu Ende bringen, wie es irgend gehen will. Laßt uns nur erst ein neues Faß Wasser auf das Verdeck schroten, und dann seht nach dem Rum, damit wir einen erquickenden Tropfen dazu haben."

Mit lautem Beifall wird dieser Vorschlag angenommen, und bald hebt die Takel das ersehnte Wasserfaß durch die Luken des Vorderdecks. Es ist das letzte. Aber das kümmert die Rebellen nicht; ist ihnen doch das Bedürfniß des Augenblickes befriedigt. Die Pumpe ist hineingesetzt, die Kanne bereitgestellt, und man harrte nur des nach Rum ausgesendeten Boten, um die „Mischung eines steifen Grogs" zu beginnen. Aber dieser kommt voll Zorn zurück und meldet, daß aller Rum und Gin bis auf den letzten Tropfen verschwunden ist. Die Matrosen stoßen ein thierisches Geheul aus, und ihr Anführer ruft, vor Wuth schäumend: „Das ist Verrath an uns! Gebt Acht, wir haben der Kajüte die Arme zu lose geschnürt, und sie hat uns diesen Streich gespielt!" Die Kajüte, sagte der Rebell, er hatte nicht den Muth, zu sagen: „Unsere Offiziere!"

Sie stürmen die Leiter hinab nach dem Orte, wo sie ihre Opfer hingeschleudert, aber sie finden sie nicht. Weiter dringen sie vor; ihr Instinkt führt sie nach dem Kajütsgange. Der Verwegenste von ihnen ist vorauf und schaut die blinkenden Waffen.

„Zurück!" ruft der Capitain mit donnernder Stimme, und die Feuerröhre starren den Rebellen entgegen.

„Wir wollen unsere Rum-Ration!" schreit der Rebell, „und Ihr, der unsere Kameraden ermordet hat, dürft uns denselben nicht vorenthalten; gebt uns den Rum!"

„Den Rum! den Rum!" schrieen die Anderen und drängten, Einer den Anderen so nahe an die Verschanzungen der Kajüte, daß sie mit einem Satze hineinspringen konnten.

„Rum oder Tod!" rief der Anführer und streckte den Arm aus.

„Tod!" antwortete der Capitain und feuerte. Der Anführer war gerade ins Herz getroffen und sank seinen Kameraden in die Arme.

Die Meuterer zogen sich mit dem Todten zurück.

„Das ist Euer Aller Schicksal", rief der Capitain, „das, oder der Galgen!"

Der Tag verstrich ruhig.

* * *

Mit dem einbrechenden Abend veränderte sich die Scenerie des Meeres. Riesige Wolkenmassen stiegen von allen Seiten aus dem Schoße der Wellen auf und wuchsen von Sekunde zu Sekunde höher. Die blaue Himmelsdecke wurde immer kleiner, bis sie zuletzt nur noch einem Fenster glich, durch welches einige Lichtstrahlen in das düstere Gewölbe fielen, das sich rings um die tückisch-schlummernde See aufgebaut hatte. Endlich flossen die Nachtwolken in eins zusammen, ein lange nachhallender Donner rollte vorüber, Blitze zerrissen für Augenblicke das starrende Gewölk.

Der Donner machte das Schiff erzittern und schreckte die Bewohner der Kajüte und des Vorderdecks aus ihren Verschanzungen auf. Wie auf ein gegebenes Signal eilten Alle zugleich auf das Verdeck, die Offiziere mit Pistolen und Säbeln, die Matrosen mit Handspaken und Aexten. Die Nacht war bereits so undurchdringlich, daß man kaum eine halbe Kabellänge über das Bugspriet hinausschauen konnte, und immer enger rückten die hochgethürmten Massen an einander; die Blitze zuckten und züngelten, der Donner rollte näher.

Einer der Männer des Fockmastes fand sich an der Gränze des Quarterdecks ein, demüthig, den Hut in der Hand. Der Obersteuermann trat ihm mit gespanntem Hahn entgegen.

„Thut die Waffen weg, Herr! ich habe eine leere Hand!" sagte der Matrose. „Ein Unwetter kommt herauf, unser Aller Leben steckt zwischen diesen Planken. Laßt uns für das Beste des Schiffes sorgen und heute Nacht Waffenstillstand schließen!"

„Waffenstillstand!" schrieen Alle.

Der Steuermann besann sich einen Augenblick, dann trat er mit rückgewendetem Kopf und gespanntem Hahn den Weg zum Steuerrade an, wo er mit seinen Freunden sich berieth, während ein Donner über ihre Häupter hinrollte, der das Schiff vom Topp bis zum Kiel erbeben machte.

Der Capitain richtete sich auf, er sagte nicht, daß er den Waffenstillstand annähme, oder daß er ihn verwerfe, aber er rief in befehlendem Tone: „Los die Bramfalle, und stellt die Bramsegel in die Gei! Weg das große Marssegel und die Fock!"

Mit Gedankenschnelle wurden die Befehle befolgt. Bald waren alle Segel verschwunden und auf den Raaen zierlich aufgerollt. Das Vormarssegel wurde gestrichen und doppelt gereefft, die Brigg lag sturmfertig da und konnte den Ausbruch des Orkans abwarten. Er kam nicht, die Luft blieb ruhig, aber Blitz und Donner mehrten sich, und ein endloser tropischer Regen strömte wie aus tausend Gießbächen herab.

Ein Ruf der Freude und des Dankes wird gehört. Eine Viertelstunde lang stehen Alle, vor Wonne schauernd, in diesem erquickenden Bade, dann aber greifen sie instinktmäßig nach Gefäßen aller Art, es werden Vorkehrungen getroffen, das mit stets verstärkter Gewalt herabströmende Wasser aufzufangen, und die leeren Fässer werden sämmtlich gefüllt. Rasch ist die Arbeit gethan, und diejenigen, welche um einige Wassertropfen Rebellen und Mörder wurden, schwelgen jetzt im Ueberfluß und sehen den erquickenden Regen gleichgültig in die salzige See laufen.

Da erhebt sich der Wind; er fängt sich in dem dicht gereefften Marssegel. Das Schiff schwankt, es bewegt sich vom Steuerbord nach dem Backbord zum ersten Male seit langen Wochen und macht eine leichte Fahrt. Der erste Steuermann hat sich der Ruderpinne bemächtigt, er bewegt sie von Bord zu Bord und ruft mit unverhaltener Freude klar und hell: „Steuerkraft im Schiff!"

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!" rufen die Männer des Fockmastes aus

voller Brust, nicht daran denkend, daß diese Kühlte sie zu der Stätte des Gerichtes führt.

Die Brise bleibt gleichmäßig; ein Segel wird nach dem anderen wieder gelöst und beigesetzt; das Schiff macht zehn Knoten Fahrt. Der Mann am Steuer führt das dahineilende Fahrzeug mit Sorgfamkeit und Fleiß; die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit scheint aus dem Gedächtniß jedes Einzelnen verschwunden.

Aber die Freude währt nur kurze Zeit. Gegen Tagesanbruch fährt der Wind vorüber, rasch, wie er gekommen, und die Segel hängen wieder schlaff am Mast. Und wie das Schiff auf der Diehnung überholt, klatschen die durchnäßten Segel gegen das Takelwerk.

Der erste Eindruck ist vorüber, die Ueberraschung verschwunden. Die Matrosen sind sich ihrer Lage bewußt und stecken die Köpfe zusammen. Die Offiziere haben sich von den Ereignissen hinreißen lassen und die nöthige Vorsicht versäumt, die verwegenen Rebellen dringen vor und verriegeln die Kajüte. Der Capitain und seine beiden Offiziere sind mit ihren Segeln bis zum großen Mast zurückgedrängt und haben den Mann am Steuer im Rucken.

Da wird es Tag! Wie mit einem Zauberschlage reißt vor einer leichten Morgenbrise der Wolkenschleier aus einander, und die Sonne steigt glühendroth aus der See auf. Weithin ist die Aussicht offen, aber die Matrosen stehen bleich, mit schlotternden Knieen: auf eine halbe Schußweite von sich sehen sie den hochragenden Bord einer königlichen Fregatte von vierzig Kanonen.

Die Matrosen werfen sich aufs Deck und wimmern um Gnade.

Der Capitain winkt mit der Hand, und der Unter-Steuermann zieht die Flagge auf, worin ein halber Knoten geschlungen ist, — das Zeichen der Noth für die Marine der ganzen Welt. Heinrich Smidt.

Frankreich.

Ueber die Liebe zum Leben im antiken und modernen Drama.

Von Saint-Marc Girardin.

(Schluß.)

Außer der Verschiedenheit in der ganzen Haltung bemerkt man auch zwischen der Iphigenia des Racine und der des Euripides einen Unterschied in den Ideen, und hierin vorzüglich finde ich den Unterschied zwischen der antiken und modernen Gesellschaft überhaupt wieder. Die neuere Iphigenia, die Tochter des Königs der Könige und der Hand des Achill bestimmt, denkt an die Ehrenbezeugungen, die sie umgeben; dieser Verlust ist's, der sie am meisten zu schmerzen scheint. Die antike Iphigenia bedauert das Licht, das zu sehen so süß sey, und als sie zum Tode geht, sagt sie: „Lebe wohl, strahlende Helle des Tages, Licht des Himmels, geliebter Glanz, lebe wohl!" Nur die Tochter Agamemnon's, des mächtigsten Königs der Griechen, kann wie die Iphigenia Racine's sprechen; dagegen giebt es kein sterbendes Mädchen, das nicht die Verse der antiken Iphigenia wiederholen kann, denn ihre Klagen beziehen sich auf den Verlust der allgemeinen und süßesten Güter des Lebens, des Lichtes, der Schönheit des Himmels, der Freude an der Natur, jener Genüsse, die Alle theilen, ohne daß dadurch Jemandes Antheil geschmälert wird. Das ist der charakteristischste Zug, die Liebe zum Leben bei den Alten. Ihnen erscheint das Leben reizend durch die Natur, den Neueren durch die Gesellschaft. „Süßes Leben", sagt Göthe's Egmont, als er im Begriff steht, zu sterben, „schöne freundliche Gewohnheit des Seyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden." Und indem er so spricht, glaubt Göthe, daß sein Held zugleich wie ein Alter und ein Moderner spricht, daß er zugleich von der Natur und von der Gesellschaft Abschied nimmt. Aber Seyn und Wirken, diese abstrakten und matten Worte, sind das die schönen und glänzenden Bilder, welche die Alten noch sterbend anbeteten? Hören wir die Abschiedsworte des Ajax im Sophokles, ehe er sich tödtete. Er konnte von seinen Waffen, seinen Kämpfen, seinem Ruhm, seinen Leiden, Allem, was nach uns das Leben ausmacht, sprechen. „Lebe wohl", sagt er wie Iphigenia, „strahlender Glanz des Tages, Sonne, die ich zum letzten Mal sehe, und du, heiliger Boden meines Geburtslandes, Salamis, häuslicher Heerd, und du, schönes und ruhmvolles Athen, meine Bundesgenossin, mein zweites Vaterland, und ihr Quellen und Flüsse, ihr auch, Ebenen Troja's, ich begrüße euch Alle, die ihr mich genährt habt!" Man vergleiche diese Worte mit denen Hamlet's in Shakspeare, denn auch dies ist der Monolog eines Menschen, der sich zu sterben bereitet. „Leben", sagt Hamlet, „der Zeiten Spott und Geißel ertragen, des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub, den Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist! Leben, wenn man sich selbst in Ruhestand setzen könnte, mit einer Nadel bloß!" ... So verschieden stirbt man im Norden und im Süden: im Norden scheidet man von den Menschen und der Gesellschaft mit Worten voll Satire und Bitterkeit, im Süden richtet man an die Natur ein Lebewohl voll Liebe und Sehnsucht.

Es waltet nicht minder Verschiedenheit zwischen dem Theater, wo Hamlet seine melancholischen Zweifel ausspricht, und dem, wo Ajax der Schönheit des Tages und der Heiterkeit des Wassers sein glänzendes und wehmüthiges Lebewohl sagt, als zwischen ihren Worten selbst. Das antike Theater war kein geschlossener, finsterer Saal, beleuchtet vom Schein der Lampen, wo man den Abend ein Paar Stunden in kleinen hölzernen Nischen zubringt, wo der tragische Held, wenn er von der Sonne spricht, die Augen zu einem mehr oder minder hell leuchtenden Kronleuchter erhebt und, wenn er den Himmel anruft, zu einer Decke von gemaltem Holz oder, unter der Decke, zu der letzten Galerie voll unruhiger, zerlumpter Zuschauer hinauf sieht. Das antike Theater lag auf dem Abhang eines Hügels, mit dem Himmel zur Decke, den Bergen und dem Meer zu Decorationen. Wenn Ajax auf einer solchen Bühne die Sonne und den süßen Glanz des Tages zum letzten Mal begrüßte, so strahlte die Sonne wirklich am Himmel und beleuchtete das sterbende Gesicht des Helden und die gerührten Blicke der Zuschauer. „Salamis, heiliger Boden meines Geburtslandes!" rief Ajax, und alle Zuschauer (denn ich denke mir eine Vorstellung des sterbenden Ajax im Bacchustheater zu Athen) alle Zuschauer konnten von fern Salamis und seine glorreiche Meerenge sehen. Da liegt sie mitten in den Wellen, die noch den Namen des Themistokles flüstern, da liegt sie, diese Insel, die die Sonne mit ihrem Lichte und die Geschichte mit ihren Erinnerungen bestrahlt, da liegt sie mit Allem, was ihr Name und ihr Anblick den Athenern sagen! „Schönes und ruhmvolles Athen, geliebte Schwester meines Vaterlandes", sagte der Held, und das sagte er nicht bloß in Athen, sondern Athen lag ganz vor seinen Augen. Da liegt der Felsen der Akropolis, auf dessen Abhängen das Bacchustheater erbaut stand. Auf der Spitze des Felsens steht das Parthenon, der Tempel des Erechtheus und der des Sieges, der keine Flügel mehr hat, um Athen zu verlassen. Zur Rechten ist die Straße, die nach Munychia und nach dem Piräus führt; zur Linken ist der Ilissus, und hier und da einige heilige Quellen, die Ajax sterbend begrüßt; denn die Verehrung der Gewässer ist im Orient eine Art Religion, welche selbst die Sterbenden nicht vergessen. Schönes Land, das meine Augen gesehen haben und das sie nie vergessen werden, ihr Berge, die ihr euch in eine Strahlenkrone des Lichts verwandelt, reizende Inseln, azurblaues Meer, die ihr das anmuthigste Gemisch von Land und Wasser darstellt, das die Phantasie der Menschen sich träumen kann; ihr Quellen, deren Welle eben so rein ist, als die Luft, deren Hitze sie mäßigen; ihr Flüsse, die ihr euer Wasser, das der Sommer vertrocknet, durch das Grün und die Blumen der Lorbeerrosen ersetzet, und du, Glanz des Himmels, der du Alles deutlich erkennen lässest in einem Lande, wo Kunst und Natur eine Schönheit und einen Reiz haben, der keines mildernden Halbdunkels bedarf; süßer Anblick, theure Umgebungen, die ihr den Sterbenden den Werth des Lebens fühlbarer machen mußtet, ihr dientet dem antiken Theater zu Decorationen; ihr entzücktet die Augen der Zuschauer, während die Verse des Sophokles oder Euripides ihre Geister hinrissen.

So muß man, wenn man die Personen des französischen Theaters mit denen des griechischen, die Iphigenia Racine's mit der des Euripides vergleicht, nicht weniger auf alle Unterschiede, die aus der Form und der Einrichtung des Theaters entspringen, als auf die, welche in der Verschiedenheit der Zeiten, der Sitten und der Klimate ihren Grund haben, Rücksicht nehmen.

Die leichte Resignation der modernen Iphigenia ist dem Mitleid, das sie erregt, nachtheilig. Es giebt jedoch eine Scene, wo diese Resignation, obgleich noch größer als Agamemnon gegenüber, wahrhaft rührend und dramatisch wird: es ist dies die Scene, wo sie, sich an Achilles wendend, den Zorn desselben gegen Agamemnon besänftigen will. Hier ist mehr als Resignation, hier ist Hingebung, und dies rührt den Zuschauer. Ich füge hinzu, daß diese Hingebung für Iphigenia süß seyn muß, wenn sie daran denkt, daß sie dem Ruhm des Achill geopfert werden soll. Die Resignation ist eine Tugend, die Hingebung ist oft eine Leidenschaft, und hierdurch entsteht das dramatische Uebergewicht über die Resignation. Der Muth der Iphigenia als Liebende rührt mich mehr, wie ihr Muth als Tochter, weil das menschliche Herz auf der Bühne die Tugend allein, die ihre Kraft nur in sich findet, liebt. Aber wenn die Tugend sich gegen eine Leidenschaft mit Hülfe einer anderen Leidenschaft behauptet, wenn sie, wie in Iphigenia, die Furcht vor dem Tode mit der Gluth der Hingebung bekämpft, dann versteht sich das menschliche Herz dazu, die Tugend zu ertragen, ja es läßt sich von ihr rühren. Die christlichen Märtyrer, obgleich im Allgemeinen wenig dramatisch, sind es doch mehr als die sterbenden Stoiker, wie Cato oder Thraseas.

Die Liebe zum Leben ist der Grundzug der Euripideischen Iphigenia; in der des Racine herrscht die Resignation und der Gehorsam vor. Aber was man bemerken muß, ist, daß in den beiden Dichtern jene beiden Gefühle gemischt sind, obgleich zu ungleichen Theilen, und dieses Gemisch von entgegengesetzten Gefühlen zeigt, wie die beiden Dichter die dramatische Rührung verstehen. Sie wissen, daß ein einziges Gefühl, ein ausschließliches, nicht hinreicht, um Rührung hervorzubringen. Eine Person, die nur ein Gefühl und einen Gedanken hat, überrascht, aber zieht nicht an; es ist gewissermaßen nur ein Schrei, den die Leidenschaft ausstößt. Dieser Schrei kann ein Wort oder auch eine Scene hervorbringen, aber nicht eine Person.

Sehen wir jetzt, wie Victor Hugo in seinem Drama „Angelo" die Liebe zum Leben ausgedrückt hat. Das neuere Theater — und das ist eines seiner Verdienste — hat eingesehen, wie kalt und eintönig diese Verachtung des Lebens ist, welche der stehende Refrain der sterbenden Helden geworden war: es hat sich wieder den Griechen nähern wollen; es hat sich nicht gescheut, jene Furcht vor dem Tode auszudrücken, welche Sophokles seiner Antigone und Euripides seiner Iphigenia gab. Wie ist es dabei zu Werke gegangen? Hat es den Zweck erreicht oder überschritten?

Angelo, Tyrann von Padua, weiß, daß Catarina, sein Weib, den jungen Rodolfo liebt; er weiß, daß sie ihn bei sich aufgenommen hat. Er tritt ein und kündigt ihr an, daß sie sterben muß: sie kann zwischen Dolch und Gift wählen. Catarina scheint anfangs sich in ihr Schicksal zu fügen; sie nähert sich dem Tisch, wo die Phiole steht; dann fährt sie auf einmal zurück: „Nein, es ist schrecklich", ruft sie; „ich will nicht! ich kann nicht! Aber überlegt es euch noch ein wenig, so lange es Zeit ist. Ihr, die ihr allmächtig seyd, erwägt es wohl. Eine Frau, eine Frau, die allein ist, verlassen, die keine Kraft

hat, die ohne Vertheidigung ist, die keine Verwandten hier hat, keine Familie, keine Freunde, Niemanden! Die wollt ihr ermorden, jämmerlich vergiften in einem Winkel ihres Hauses! — Meine Mutter! meine Mutter! meine Mutter! .... Sagt mir nicht, ich soll Muth haben, ich bitte euch! Bin ich gezwungen, Muth zu haben? Ich schäme mich nicht, nur ein schwaches Weib zu seyn, mit der man Mitleid haben müßte! Ich weine, weil ich mich vor dem Tode fürchte. Dafür kann ich nicht."

Gewiß, die Gefühle, die Catarina ausdrückt, sind wahre und natürliche Gefühle. Ich erkenne in diesen Worten das Grauen vor dem Tode und die Liebe zum Leben; aber ich höre in dieser Scene mehr den Angstschrei des Körpers, der mit dem Todeskampfe ringt, als den Schrei der Seele. Es ist das Fleisch, das sich gegen den Tod auflehnt; aber das ist ein durchaus materieller und physischer Widerstand; die Seele spielt dabei keine Rolle. Catarina rührt mich; aber es ist der Körper, der zum Körper spricht; es ist nicht das Herz, das zum Herzen spricht. Ich sehe die Empfindungen der zum Tode Verurtheilten; ich sehe einem Todeskampf zu; aber warum zeigt ihr mir nur den materiellen Tod? Warum gebt ihr mir nur die Hälfte des Menschen? Warum unterdrückt ihr von den Empfindungen des Sterbenden die edleren, die höheren, die, welche das wahre Mitleiden des Menschen in Anspruch nehmen, das Mitleid, das sich mit der Bewunderung und der Achtung verträgt, und nicht das, welches an Ekel gränzt. Ich höre es gern, wenn Iphigenia nicht gern von dem Lichte scheidet, das zu sehen so süß ist, wenn sie sich vor dem Tode fürchtet; aber in ihrer Klage liegt etwas Anderes, als die nur physische und materielle Furcht vor dem Tode, und welcher Adel, welche Würde liegt in ihrer Resignation! Wie tief rühren dieser letzte Blick und dieser letzte Kuß, den sie von ihrem Vater mitnehmen will. Wie erhebt diese Resignation unsere Herzen, die sie durch den Schmerz gerührt hat, so daß das Mitleid, das sie uns einflößt, sich verlängern kann, ohne für uns eine Art Qual und Mißbehagen zu werden. Wie wird hier die Natur durch die Kunst gemäßigt und gereinigt. Gewiß, es ist Wahrheit in dem Geschrei und der Angst der Catarina, aber eine Wahrheit, welche unter die Wahrheiten der Naturgeschichte gehört. In den Klagen der Iphigenia ist eine menschlichere und edlere Wahrheit.

Es sey mir erlaubt, hier eine historische Erinnerung zu Hülfe zu nehmen, welche den beiden Arten dramatischer Rührung, die ich zu charakterisiren versucht, zum Sinnbild dienen kann. Im Jahre 1794 trat eine Frau aus der Conciergerie, um zum Tode zu gehen. Nachdem sie mit ihren Unglücksgefährtinnen den verhängnißvollen Karren bestiegen hatte, zeigte Madame Roland eine so ruhige Miene, ein so heiteres Gesicht, als befände sie sich noch in ihrem Salon, in der Mitte der Girondisten. Stolze Verachtung den Beschimpfungen der blutdürstigen Menge entgegensetzend, welche herbeilief, um sie sterben zu sehen, wiederholte sie, indem sie das Schaffot bestieg: „Freiheit! welche Verbrechen werden in deinem Namen begangen!" So starb sie, ohne Klagen, ohne Unruhe, ohne das Geschrei und die Zuckungen des Todeskampfes, immer würdevoll und majestätisch. Wurde das Volk gerührt? Nein! es verstand die ruhige Schönheit dieses Todes nicht, da es nur für solche Empfindungen empfänglich ist, die ihm durch die Sinne kommen.

Einige Tage darauf trat aus der Conciergerie, um ebenfalls auf dem Schaffot zu sterben, eine andere Frau; es war Madame Dubarry. Die Unglückliche, die den Muth und die Würde nur bei den kleinen Soupers Ludwig's XV. gelernt hatte, stieß ein jämmerliches Geschrei aus, sie konnte sich in diese Idee, zu sterben, nicht finden. Auf dem Schaffot rief sie: „Herr Henker, noch einen kleinen Augenblick, ich bitte Sie!" Dieser kleine elende Augenblick wurde ihr nicht vergönnt, und ihr Haupt fiel, indem der Mund noch offen stand von dem Geschrei, das sie ausstieß. Hier war das Volk gerührt. Dieser krampfhafte, mühsame Todeskampf ergriff und erschütterte es: diese Art der Tragödie hat es verstanden.

Ostindien.

Die Gründung von Patali-Putra.

In Nr. 132 des Magazins ist die Gründung der Stadt Patali-Putra, des jetzigen Benares, nach dem Märchenbuche des Sâmadêva Bhatta erzählt. Der verstorbene Klaproth theilte mir bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin den Reisebericht eines buddhistischen Priesters mit, der ums Jahr 640 aus der Stadt Akini in der kleinen Bucharei durch Indien reiste und die Gründung so erzählt:

An einem schönen Tage gingen mehrere indische Jünglinge in einen Wald an den Ufern der heiligen Ganga, wo sie mit mancherlei Spielen sich ergötzten. Unter Anderem wählte jeder einen Baum des Waldes zu seiner Geliebten, und zwar der Sohn eines Brahmanen einen Pataliibaum (Bignonia, Trompetenbaum). Als es zu dunkeln anfängt, gehen alle heim, nur der Brahmanensohn sagt, er müsse die Nacht bei seiner Braut feiern. Je dunkler es wurde, desto heller erglänzte der Baum, bis endlich aus der Höhlung desselben ein schönes Mädchen, die Nymphe des Baums, an der Hand eines ehrwürdigen Greises hervorschritt, welcher sie dem Jünglinge zuführte. Dieser feierte nun seine Brautnacht, als deren Frucht ein Knabe entsproß, welcher Patali-putra, d. h. Sohn des Trompetenbaums, genannt wurde und der Gründer der gleichnamigen Stadt wurde. — Schon Strabon, 15, 1, 36. erwähnt eines Königs Palibothros, und Plinius 6, 21. nennt das ganze Volk, in der Gegend der Stadt Palibothra, Palibothren. Auch Ptolemäos 7, 1. erwähnt der Stadt Palibothra am Zusammenflusse des Erannoboas (d. h. des Goldarms) in die Ganga. Z—e.

Mannigfaltiges.

— Scribe und Donizetti. Einen vielfach für die Bühne benützten Stoff, den wir noch kürzlich als Schauspiel auf dem deutschen Theater in einem Drama von Dr. Wollheim gesehen, hat Herr Scribe für den nur allzu fruchtbaren italiänischen Komponisten Donizetti als Operntext bearbeitet. Dom Sebastian von Portugal heißt diese Oper, die am 16. Nov. zum erstenmale im Pariser Opernhause und zwar in französischer Sprache gegeben worden ist. Herr Scribe hat wiederum eine Reihe der wirksamsten Scenen zusammengestellt. Europa und Afrika, der Ruhm des Dichters Camoens, der in dem Stück eine große Rolle spielt, und ein Abd el Kader des 16. Jahrhunderts, der unter dem Namen Abayaldos in mehr als Einem Zuge an den Emir von Mascara erinnert, die Inquisition und der Herzog von Alba — kurz, alle Elemente sind in Bewegung gesetzt, um das bekanntlich von der Geschichte selbst nicht recht aufgehellte Geheimniß der Rückkehr des Dom Sebastian, der einer alten portugiesischen Sage zufolge auch heutiges Tages noch leben soll, so wahrscheinlich und anziehend als möglich zu machen. Zaida, eine junge Afrikanerin, die in Lissabon zum Christenthume sich bekannt hatte, aber aus Sehnsucht nach ihrem Vater einem Kloster entflohen und darauf von der Inquisition zum Scheiterhaufen verurtheilt worden war, wird von Dom Sebastian in dem Augenblicke, da er sich nach Afrika einschiffen will, begnadigt und nach Alzira mitgenommen. Dort ist sie es, die dem schwer verwundeten Könige das Leben rettet, während einer seiner Generale sterbend, dem wilden Abayaldos gegenüber, sich für Dom Sebastian ausgiebt und so einerseits zu dessen sichererer Rettung, andererseits aber auch dazu beiträgt, daß man später den König in Portugal nicht mehr anerkennen will. Hier wird er in die Kerker der Inquisition geworfen, wo Camoens und Zaida vergebens als Zeugen für ihn auftreten. Er entgeht dem Tode nur, indem er auf einer Strickleiter vom Kerkerthurm in eine unten ihn erwartende Barke hinabsteigt, doch noch bevor er diese erreicht, hat ihn eine tödtliche Kugel getroffen, und er stirbt, während eine spanische Flotte im Angesichte Lissabons ist, um im Namen Philipp's II. Besitz von Portugal zu nehmen. Donizetti hat in seiner bekannten leichten und improvisirenden Manier auch diese Oper komponirt, wiewohl ihm die französischen Textesworte doch einigen Zwang mehr und eine größere Sorgfalt auferlegten, als die italiänischen zu verlangen pflegen. An einen großartigen Eindruck ist dabei freilich nicht zu denken.

Bibliographie.*)

Frankreich.

C. Nodier Description raisonnée d'une jolie collection de livres. (Nouveaux mélanges tirés d'une petite bibliothèque.) 8. Paris. 7 fr.

A. Jourdain Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur des commentaires grecs ou arabes employés par les docteurs scholastiques. Ouvrage couronné par l'Académie des inscriptions et belles-lettres. Nouv. édition, revue et augmentée par C. Jourdain. 8. Paris. 8 fr. — Erschien zuerst im J. 1819 u. wurde im J. 1831 von A. Stahr mit Zusätzen ins Deutsche übersetzt.

Bordas-Demoulin Le cartésianisme, ou la véritable rénovation des sciences. Ouvrage couronné par l'Institut. Précédé d'un discours sur la réformation de la philosophie au dix-neuvième siècle, pour servir d'introduction générale, par F. Huet. 2 vol. 8. Paris. 16 fr.

Troplong De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains. 8. Paris. 9 fr.

J. J. Virey De la physiologie dans ses rapports avec la philosophie. 8. Paris. 7 fr.

A. Donné Cours de microscopie complémentaire des études médicales. Anatomie microscopique et physiologie des fluides de l'économie. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

N. Blondlot Traité analytique de la digestion considérée particulièrement dans l'homme et dans les animaux vertébrés. 28½ Bog. 8. Nanci.

Hubert-Valleroux Mémoire sur l'abus et les dangers de la perforation de la membrane du tympan, considéré comme moyen curatif de la surdité. 3 Bog. 8. Paris.

A. L. A. Fée Mémoire sur l'ergot du seigle et sur quelques agames qui vivent parasites sur les épis de cette céréale. Mémoire 1. 6½ Bog. 4. mit 2 Kpft. Levrault.

F. de Castelnau Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale. 9 Bog. 4. mit 27 Kpft. Strasbourg. 25 fr.

L. de Freycinet Voyage autour du monde. Magnétisme terrestre. 4. mit 1 Karte. Paris. 15 fr.

Becquerel Elémens d'électro-chimie appliquée aux sciences naturelles et aux arts. 8. mit 2 Kpft. Paris. 7 fr. 50 c.

Berruyer (Jesuit) Histoire du peuple de Dieu (d. i. der Juden), depuis son origine jusqu'à la naissance du Messie. 2. édition, corrigée et enrichie de notes par les directeurs du séminaire de Besançon. 10 vol. 8. Paris. 30 fr.

Depping Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle. Nouv. (gänzlich umgearb.) édition. 8. u. 12. Paris. 7 fr. 50 c. u. 3 fr. 50 c.

Augustin Thierry Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le continent. 6. édit. 4 vol. 8. mit 1 Atlas 4. und 1 Heft 8. Kart. u. Kpft. Paris. 30 fr.

Théophile, prêtre et moine. Essai sur divers arts, publié par le comte C. de l'Escalopier, conservateur honoraire de la bibliothèque de l'Arsenal, et précédé d'une introduction, par J. M. Guichard. 4. mit Facsimile. Paris. 18 fr. — Dazu bemerkt Hr. Beuchot in der Bibliographie de la France: „Obigem Titel gegenüber ist ein lateinischer Titel: Theophili presbyteri et monachi libri III, seu diversarum artium schedula opera et studio C. de l'Escalopier." Dies ist aber gerade der Haupttitel, den Hr. B. hätte in extenso verzeichnen müssen. Die Ausgabe giebt nämlich den lateinischen Text, darunter eine französische Uebersetzung und eine Einleitung von Guichard in französischer Sprache. Es war Lessing, der zuerst nach einer Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek (später abgedruckt in: „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 6. Beitrag") auf das Werk des Theophilus Presbyter aufmerksam machte, indem er seine Abhandlung „Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter" schrieb. — Noch jetzt ist das Werk des Theophilus Presbyter eine reiche und zu wenig benutzte Fundgrube für die Kunstgeschichte.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 29. November 1843.

Frankreich.

Die Neger-Emancipation in den französischen Kolonieen.

Am 26. Mai 1840 wurde in Paris eine berathende Kommission ernannt, deren Geschäft es war, die auf die Sklaverei in den französischen Kolonieen und auf die politische Verfassung derselben bezüglichen Fragen einer Prüfung zu unterwerfen. Diese Kommission hat nun vor kurzem durch das Organ ihres Präsidenten, des Herzogs von Broglie, dem Ministerium der Marine und der Kolonieen einen sehr ausführlichen Bericht über ihre Arbeiten geliefert, welcher von Gesetz-Vorschlägen, die ihr gestellte Doppel-Frage betreffend, begleitet ist.

Der auf Befehl der Regierung gedruckte Bericht (360 Seiten in 4.) ist eben so interessant als lehrreich. Er hat alle Zweifel beseitigt, welche die so wichtige Frage der Emancipation, nach Allem, was England zu ihrer Lösung gethan, hervorgerufen; denn in England ist die Lösung eigentlich ein Zerhauen des Knotens gewesen, und sie hat nicht wohl etwas Anderes seyn können.

Ein für die Abschaffung der Sklaverei begeistertes Publikum erlangte in England von der Regierung eine Emancipation, die nicht nach ihrem Sinne war; in Frankreich ist es umgekehrt: da nimmt die Regierung die Initiative der Frage und studirt sie mit Eifer und Ausdauer vor einem Publikum, das sehr wenig Notiz davon zu nehmen scheint. In England haben obskure, in Staatsgeschäften unerfahrene Leute dadurch, daß sie auf die Meinung der Massen wirkten, die Apathie überwunden, das Widerstreben besiegt, den Einwürfen der Personen von Einfluß, deren Mitwirkung zum Gelingen des Unternehmens nothwendig war, Schweigen auferlegt; in Frankreich dagegen verwenden Staatsmänner, ausgezeichnete Publizisten ihre Talente darauf, eine Meinung zu bilden, deren Mitwirkung ihnen zur Vollendung eines National-Denkmals nothwendig ist. Die Neger der britischen Kolonieen verdanken den Dissidenten der Hauptstadt ihre Freiheit; die Neger der französischen werden die ihrige der Elite der Pariser Gesellschaft verdanken.

Der in Frankreich befolgte Gang hat einen augenscheinlichen Nutzen: dieser besteht darin, daß man zunächst, in allen seinen Theilen, den Weg untersucht, welchen die Praxis wandeln muß; daß man alle seitab führende Pfade beleuchtet, alle Schwierigkeiten ermittelt. Es ist dies eine normale, regelmäßige, logische Verfahrungsweise; doch hat sie auch eine schwache Seite, die der Bericht ahnen läßt und welche die Quelle vieler Täuschungen seyn kann.

Der religiöse Eifer, welcher in England der Frage sich bemeisterte, hat nach diesem ersten Erfolge nicht geruht. Mochten nun die Förderer der Emancipation ihre Verantwortlichkeit fühlen, oder mochte die Natur der sie belebenden Ueberzeugungen selbst ihnen das Bedürfniß einflößen, folgerecht zu seyn und die Verwirklichung ihrer Ideen bis auf die Spitze zu treiben: sie sind bei der Ausführung der von der Regierung anbefohlenen Maßregeln sehr thätig gewesen und haben den ersten so dornigen Schritt von der Sklaverei zur Freiheit um ein Bedeutendes erleichtert.

„Diesen ersten Schritt" — so sagt der Berichterstatter — „haben die britischen Kolonieen unmerklich und fast ohne Anstrengung gethan, weil ihnen hier, um die Autorität des Herrn zu erben und der des Gesetzes zuvorzukommen, etwas zu Statten kam, das stärker als erstere und lebendiger als letztere war: der überwiegende Einfluß der Geistlichkeit bei den Schwarzen. Dieser Einfluß hängt mit den besonderen Umständen zusammen, in welchen die britischen Kolonieen sich befanden, mit dem Charakter der ersten Urheber der Emancipation, mit den eigenthümlichen Prinzipien, unter deren Anrufung die Sache der Emancipation hervorgetreten und im britischen Parlamente groß geworden ist.

„Man erweist der britischen Regierung in der That zu viel Ehre, wenn man die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei ihrer hohen Weisheit zuschreibt, und man thut ihr zu viel Unrecht, wenn man gewisse machiavellistische Combinationen von ihrer Seite argwöhnt: die britische Regierung ist in dieser Beziehung weder der Zeit vorangeeilt, noch hat sie die Ereignisse geleitet; im Gegentheil, sie hat funfzehn Jahre lang der Abschaffung des Sklavenhandels und fünfundzwanzig Jahre lang der Abschaffung der Sklaverei sich widersetzt und bei jeder Gelegenheit nur der Nothwendigkeit nachgegeben.

„Eben so würde man der Philosophie, der Philanthropie Englands zu viel Ehre erweisen, wenn man ihr in dem großen Unternehmen die erste Rolle anwiese. Die Philosophen und Philanthropen haben ohne Zweifel ruhmvoll unter den Kämpfenden figurirt; allein nur der religiöse Geist hat des Tages Last und Hitze getragen, und ihm gebührt vor Allem die Ehre des Erfolges. Die Religion ist die wahre Befreierin der Schwarzen in den britischen Kolonieen gewesen; sie hat, beim Beginnen des Kampfes, die Clarkson, Wilberforce, Granville, Sharp und so viele Andere erweckt, mit unbezwinglichem Muthe und eiserner Ausdauer gewaffnet: die Religion war es, welche, zuerst in der Nation, dann im Parlamente selbst, jene große Partei der Abolitionisten schuf, die alle Tage zunimmt, in alle Parteien eindringt und Alle zur Erwägung der Sache nöthigt; sie hat, seit vierzig Jahren alle Begebenheiten, alle Umstände sich zu Nutze machend, die Abschaffung des Sklavenhandels im Jahre 1807 erwirkt; durch ihre Vertreter die Erklärungen des Wiener Kongresses (1815) und später die des Kongresses von Verona veranlaßt; im Jahre 1823 die Motion des Herrn Burton, die Entschließungen Canning's, das Rundschreiben Lord Bathurst's diktirt; im Jahre 1831 den Conseils-Befehl vom 2. November an die Kolonieen geschickt, eben dadurch im Jahre 1833 die Abschaffung der Sklaverei unvermeidlich und 1838 die Beibehaltung der Lehrzeit unmöglich gemacht; sie hat endlich 1841 zum Sturze des letzten Whig-Ministeriums das Ihrige gethan, um einer Reduction der Zucker-Steuer, welche den Erfolg der Emancipation behindern konnte, zuvorzukommen.

„Die Abolitionisten sind in den Kolonieen eben so thätig gewesen wie im Mutterlande; sie haben dieselben mit Kirchen, Bethäusern, Missionen und Vereinen bedeckt, die zu allen dissentirenden Sekten Englands gehörten und unter den Geistlichen der herrschenden Kirche eine heilsame Nacheiferung erregten. Indem sie daran arbeiteten, die Emancipation in London nothwendig zu machen, haben sie dieselbe in den Antillen möglich und leicht zu machen sich bemüht; sie haben Bahn gebrochen, die Hindernisse überwunden, den Boden urbar gemacht. Prediger der herrschenden Kirche, Methodisten, Herrnhuther, katholische Priester: Alle sind um die Wette auf die Plantagen gegangen, den Schwarzen das Licht und die Tröstungen des Evangeliums bringend, sich, den Herren gegenüber, als Beschützer der Sklaven, den Behörden gegenüber, als Fürsprecher für diese unterdrückte Menschenklasse aufwerfend.

„Trotz der Anklagen, die man bei Gelegenheit des Neger-Aufstandes von 1830 so laut und so unzeitig gegen die Missionaire erhob, verdankte doch Jamaika ihrer Dazwischenkunft mehr als der bewaffneten Macht. Dadurch, daß die presbyterianischen Geistlichen um die Plantagen-Besitzer sich vereinigten, hemmten sie das Umsichgreifen des Aufruhrs, der im Innern der Gebirge ausgebrochen war.

„Wir müssen zu unserem Schmerze gestehen, daß in unseren Kolonieen nichts Aehnliches existirt."

Man darf sogar hinzusetzen, daß etwas dem Zusammenwirken der protestantischen Sekten Analoges bei der französischen Emancipation niemals stattfinden wird, weil die Bewegung nicht aus religiösen Prinzipien hervorgegangen, weil die Meinung, die sich unter dem Einflusse der heutigen Förderer der Emancipation bildet, eine wohlüberlegte ist, welche die Hindernisse kennt und den Resultaten nicht unbedingt vertraut — eine Meinung ohne Verblendung und ohne Fanatismus; weil endlich jene Förderer, jene erwählten Menschen, wie fest begründet ihre Ueberzeugung und wie schwer auch die Verbindlichkeit sey, die sie auf sich nehmen, nicht selbst gehen werden, wie die englischen Methodisten, um Hand ans Werk zu legen und die Neger aus dem Joche ihrer Herren unter das des Gesetzes zu bringen.

Die ersten Seiten des Berichtes der französischen Kommission sind der Widerlegung einiger allgemeinen Einwürfe gewidmet, unter denen diejenigen voranstehen, welche von einigen betheiligten Personen, nämlich von den Sklaven-Besitzern der Kolonieen, gemacht werden. Der Verfasser verweilt nicht lange bei denselben, und er hat Recht: diese Pflanzer-Logik schmeckt zu sehr nach Eigennutz, als daß sie bei europäischen Christen Kredit und Gunst finden könnte, obgleich eine Dame von der haute-volée, die Gräfin Cambacérès-Merlin, kürzlich den Muth gehabt hat, in einem Artikel der Revue des deux Mondes als Verfechterin dieser Meinung aufzutreten. Das blendendste Argument dieser Logik: daß die Sklaverei in den Kolonieen für die Neger eine angenehme Lage ist in Vergleichung mit derjenigen, welche in Afrika ihrer wartete — erinnert uns an die Vertheidigung des Schäfers im „Advokat Patelin". Auch dieser tödtete die Schafe aus Menschlichkeit, damit sie nicht an den Schafpocken sterben.

Wenn man der Frau Gräfin glauben soll, so giebt es keinen freien Arbeiter in Europa, der das Loos der Sklaven von Havana nicht beneiden könnte, einer übrigens äußerst trägen und lasterhaften Menschenklasse, für

welche Prügel und Zwangsarbeiten eine wahre Wohlthat seyn sollen. Diese Vernünfteleien und noch viele andere könnten mit allen Reizen der Beredsamkeit überkleidet werden; noch mehr, sie könnten lauter Wahrheit, die gründlichste Wahrheit enthalten, und ihre Wirkung auf das Publikum der alten Welt würde doch Null, absolut Null seyn. Das eben bedenken die Pflanzer nicht: sie glauben ihre Sache in Schutz zu nehmen und merken nicht, daß sie sich gleich von Anfang außerhalb der Frage und auf ein Gebiet stellen, wohin kein Mensch von Herz und Geist ihnen folgen wird.

Was kümmern uns der Despotismus und die Grausamkeit afrikanischer Fürsten, die Unvollkommenheiten der Neger-Race und ihr mögliches Wohlergehen in der Knechtschaft. Nicht für sie oder für die Neger, sondern für uns — versteht Ihr wohl? — für die weiße Race verlangen wir die Abschaffung einer Sitte, welche die Herren nicht minder als ihre Sklaven verderbt und entmenscht: um unserer Ehre und um der Ruhe unseres Gewissens willen ist es unser Bestreben, dieser unsittlichen Herrschaft des Menschen über seines Gleichen ein Ende zu machen; im Interesse unserer Civilisation wollen wir unsere Gesetze von diesem scheuslichen Flecken der Barbarei reinigen.

Wenn die Sklaven-Besitzer sich demnächst auf das Gebiet des Rechtes begeben, wenn sie über Verletzung ihres Eigenthums schreien und die Aufrechthaltung der Sklaverei mit, Gott weiß, welchen Prinzipien menschlicher Gerechtigkeit vereinbaren wollen: so wird ihnen die Fluth des Atlantischen Meeres statt aller Antwort auf ihr leeres Geschrei und ihre Sophismen das Echo des Beifalls zutragen, welcher die folgenden Worte der französischen Kommission auf dem Kontinent begrüßte:

„Wir behaupten mit allen Publizisten, die dieses Namens würdig, mit den Staatsmännern und Philosophen aller Länder, daß die Sklaverei, welches immer ihr Ursprung, ihre Natur und Dauer seyn mögen, so lange das Gesetz sie autorisirt und wo es sie autorisirt, zwar ein legaler, aber zugleich ein gewaltsamer, widernatürlicher und eben darum ein nicht nur Ausnahme machender, sondern auch vorübergehender Zustand sey, ein an und für sich ungerechter Zustand, der im längsten Zeitraume nicht verjährt und, sobald er vernünftiger Weise abgeschafft werden kann, nicht mehr gesetzmäßiger Weise aufrecht zu halten ist. Nun aber kann die Sklaverei, nach unserer Ueberzeugung, vernünftiger Weise abgeschafft werden; und sie muß es also, sobald die Emancipation der Sklaven mit den wesentlichen Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung, mit dem Gehorsam gegen die Gesetze, der Sicherheit der Personen, der Achtung des Eigenthums u. s. w. nicht mehr unverträglich ist."

Wir folgen dem Verfasser des Berichtes nicht in die Durchführung der Idee, daß die Sklaven-Emancipation mit Aufrechthaltung der materiellen Ordnung und mit Fortsetzung einer hinreichenden und regelmäßigen Arbeit von Seiten der Neger verträglich sey. Denn dieser Theil des Berichtes läßt vielleicht noch einige Zweifel zu, allein solchen Zweifeln stellt die Kommission eine andere, viel besser begründete Wahrheit entgegen, die nämlich, daß eine Vertagung der Maßregel die Kolonisten und das ganze Kolonial-System einer unleugbaren Gefahr aussetzen würde, weil die Emancipation im Fall eines Krieges für das britische Gouvernement ein sicheres und leichtes Mittel würde, die Sklaven der französischen Kolonieen zum Aufstande zu bringen; und weil, selbst im tiefen Frieden, die Anstrengungen der Abolitionisten und die Ansteckung des Beispiels gleiche Wirkung hervorbringen oder wenigstens die Verhältnisse der Subordination und Abhängigkeit untergraben werden, welche das Gesetz allein da nicht verbürgen kann, wo die Sklaven ihren Herren an Zahl um das Vier- oder Fünffache überlegen sind.

Ja, es ist dringende Nothwendigkeit für Frankreich, nicht etwa, die Sklaven seiner Kolonieen sofort zu emanzipiren — die Kommission geht nicht so weit — wohl aber, in dieser Beziehung dem Zustand der Ungewißheit ein Ende zu machen, welcher auf den Kolonieen lastet; die Epoche und die Bedingungen der Emancipation zu bestimmmen, die Stellung der Weißen und der Schwarzen, der Eigenthümer und der Arbeiter genau zu regeln — kurz, eine neue Aera zu beginnen, indem sie beiden Theilen eine Zukunft sichert, auf welche sie zählen dürfen.

Nach Rechtfertigung dieser Nothwendigkeit hatte die Kommission ein anderes, weit schwereres Geschäft: sie mußte die Formen der Ausführung bestimmen, ihre Mittel anzeigen, das Prinzip der Emancipation auf Umstände und Lage der französischen Kolonieen anwenden, damit die große Maßregel mit Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, mit dem wahren Interesse der Neger und Kolonisten und mit Erhaltung des Kolonialsystems in Einklang gebracht würde. Diese sind die vier Interessen, die sich mit Recht bedroht glauben können; und wenn der theoretische Abolitionist drei derselben, vielleicht sogar alle, gering achtet, so konnte eine aus Gesetzgebern und Staatsmännern gebildete Kommission keines vernachlässigen. Damit sey nicht gesagt, daß eine solche Kommission genöthigt wäre, die Menschlichkeit den politischen Konvenienzen unterzuordnen. Die Politik ist hier nichts Anderes als die Gerechtigkeit, die Achtung vor erworbenen Rechten, die Garantie der gesellschaftlichen Interessen, welche von der bestehenden Ordnung beschützt werden. Ohne diese Gerechtigkeit wäre die Menschlichkeit allerdings ein sehr gefährlicher Führer in den Geschäften dieser Welt, wo das gegenwärtige Uebel einiger Individuen so oft die Bedingung des gegenwärtigen und künftigen Guten vieler Anderen ist.

Warum würde die öffentliche Ordnung durch die Emancipation der Sklaven bedroht? Weil die erste, die direkteste und unmittelbarste Wirkung dieser Maßregel darin bestände, daß sie die häusliche Gerichtsbarkeit der Herren aufhöbe, also den Zügel beseitigte, den ihr Interesse der Entwickelung antisozialer Leidenschaften bei den Sklaven entgegensetzt. Die Sklaven-Bevölkerung ist der öffentlichen Autorität nicht unmittelbar unterworfen: im Innern der Neger-Hütten wirken eine beständige Aufsicht, eine strenge Zucht und häufige harte Bestrafungen den meisten Unordnungen und Vergehen entgegen, welche nach unseren Gesetzbüchern durch die Polizei geahndet werden. Indem also die Regierung dieses verhütende und repressive Amt, welches um so wirksamer, weil es mit den eigenen Interessen verwebt ist, den Herren der Sklaven abnimmt, legt sie sich selbst eine neue Pflicht auf. Diesem Zuwachse der undisziplinirten Bevölkerung muß man auch einen Zuwachs der öffentlichen Gewalt entgegensetzen, eine Vermehrung in den Mitteln aller Art, welche geeignet sind, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Die Kommission zählt diese Mittel auf und beurtheilt sie in folgender Ordnung: Bewaffnete Macht — Gerichtshöfe — Gefängnisse — milde Anstalten — Kultus — polizeiliche Maßregeln. Unter jeder dieser Rubriken bestimmt sie mit Sorgfalt die Ausdehnung der wahrscheinlichen Bedürfnisse in jeder Kolonie und bemerkt, was sie entweder dem Personale oder den materiellen Hülfsmitteln hinzuzufügen für räthlich hält.

Wir geben zu, daß alle diese Berechnungen vollkommen genau, alle diese Vorhersagungen vollkommen gegründet seyen, und wir haben gegen diesen Theil des Berichtes, so lange es sich nur darum handelt, einer Zunahme der freien Bevölkerung in den Kolonieen eine verhältnißmäßige Vermehrung der Erziehungs- und Beschränkungs-Mittel, die man bis jetzt angewendet, entgegenzustellen, nichts einzuwenden; nur möchten wir bezweifeln, daß die Rechnung eben damit schon abgeschlossen sey.

Der merkwürdige Erfolg, den die Emancipation, von diesem Standpunkte betrachtet, in den englischen Kolonieen gehabt, ist der Kommission als ein entscheidendes Argument erschienen. Nachdem der Berichterstatter die damit übereinstimmenden Ansichten einiger französischen Kolonialbehörden mitgetheilt, fährt er fort: „Das Ergebniß der Emancipation, so wie sie seit acht Jahren in den englischen Kolonieen bewerkstelligt wird, könnte diese Konjekturen nöthigenfalls in Gewißheit verwandeln. Seit acht Jahren (genauer seit dem 1. August 1834) ist die Emancipation der Sklaven-Kolonieen Großbritaniens proklamirt. Dieser Kolonieen sind neunzehn. Sie enthalten ungefähr 800,000 Schwarze, während Frankreich nur vier Sklaven-Kolonieen besitzt, die etwa 250,000 Schwarze zählen. Jene sind zwischen dem Meere der Antillen, der Südspitze Afrika's und dem Eingang ins Indische Meer zerstreut und von sehr verschiedenem Ursprung. Einige hat die britische Regierung selbst gegründet, die anderen von Frankreich, Spanien und Holland um die Reihe erobert. Alle tragen noch das Gepräge der Sitten, der Gewohnheiten ihrer ersten Gründer und der Gesetze ihres ursprünglichen Mutterlandes. Zwölf Kolonieen regieren sich in gewissem Sinne nach ihrer eigenen Gerichtsbarkeit; die sieben anderen sind unmittelbar von der Krone abhängig. Unter der Herrschaft so mannigfaltiger klimatischer, sozialer und politischer Bedingungen ist die Emancipation 1834 überall begonnen und seitdem ruhig, ohne Gewaltthätigkeit fortgesetzt worden. Man darf, ohne die Besorgniß, Lügen gestraft zu werden, behaupten, daß dieses auf den ersten Anblick so furchtbare Ereigniß binnen acht Jahren nicht den zehnten Theil der Verwirrungen angerichtet hat, welche die unbedeutendste politische Frage bei den civilisirtesten Nationen Europa's anzurichten pflegt."

(Schluß folgt.)

England.

Oxforder Briefe an Dr. S...l.

Von F. Lebrecht.

III. Orientalische Sprachen in Berlin.

Endlich ist Dr. Charl Atan mit Briefen und literarischen Gütern angekommen und in Star Inn abgestiegen. Ungern bin ich dem servilen Krapfüßler Dank für seine Gefälligkeit schuldig, und ich würde keine Notiz weiter von ihm nehmen, läge er nicht krank danieder. Die Seereise von Hamburg über Hull hat ihn recht angegriffen, da er mehrere Tage einen Boden vor sich hatte, auf dem er sein zur zweiten Natur gewordenes Kriechen einstellen mußte, und das hält ein Mann wie er nicht aus. Er hat einen steinreichen Vetter in Huntingdon, der vier Aemter nominell verwältet und drei verschiedene Pensionen bezieht. Zwischen den beiden Vettern ist somit nur der Unterschied, der Deutsche ist als praktischer Arzt sine Kuren und der Engländer ist als Laie Sinekuren. Auch der Orientalist ......er ist seit acht Tagen hier und giebt mir Gelegenheit, ihm gefällig zu seyn, und Grund, ihn sehr zu achten. Seine nicht gewöhnlichen Kenntnisse im Arabischen und sein ehrlicher Sinn für die Wissenschaft lassen hoffen, daß sein hiesiger Aufenthalt von großem Nutzen seyn werde. Mir ist es noch in einer Hinsicht lieb, daß er gerade jetzt hierher gekommen, da ich an ihm einen befreundeten Landsmann habe und einen Mitkämpfer gegen die falschen Urtheile der Engländer über deutsches Leben. Daß ich oft bittere Redensarten über die orientalischen Studien in Berlin hören und sehen muß, können Sie aus folgenden Worten des E. L. Pulver in dessen eben erschienenen „My Berlin Residence Under the Linden no. 79." Brobdignac, by Longman et comp. schließen. Ich habe das Buch nicht selber gesehen *), sondern ließ mir Folgendes daraus von einem englischen Freunde erzählen. Ich kann demnach nicht für die wörtliche Treue, ja nicht einmal für genauen Inhalt bürgen und lasse Pulver nur in der allerfreiesten Uebertragung sprechen. Er spricht ungefähr so:

„Die Universität von Berlin gilt in Deutschland und auswärts allgemein für die schönste Vertreterin deutscher Tiefe, für den Mittelpunkt des germani-

---

*) Deshalb hüten Sie sich, es in Ihre Bibliographie aufzunehmen; wer weiß, ob hier nicht noch eine Mystification ihr Wesen treibt.

schen Wissens in seiner lebendigsten Entwickelung; an keiner Gelehrten-Stadt in der Welt findet man einen solchen Kranz *) von Celebritäten beisammen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das höhere Studium der Sprache der heiligen Schrift und der mit ihr verwandten Dialekte daselbst so vieles zu wünschen übrig läßt. Unsere Landsleute werden es kaum glauben, daß an einer Universität, wo an 170 akademische Lehrer Vorträge halten, die hebräische Grammatik sich in das bescheidene Auditorium eines einzigen außerordentlichen Professors zurückziehen mußte. Rabbinisch, eine so unerläßliche Erklärerin der Idiome des Alten und Neuen Testamentes, hat die Schwelle des schönen Universitätsgebäudes noch niemals überschritten. **) Das Chaldäische und Syrische, die Sprachen des Urtextes des N. T. und der Kirchen-Heiligen, werden für überflüssige Lehrfächer gehalten, so sehr auch die Nothwendigkeit ihrer Kunde für die Schrift, Kirche und Geschichte in die Augen springt. Die stiefmütterliche Sorgfalt, welche die arabische Sprache hier genießt, ist so bekannt, daß der Königssohn, Graf von Munster, als er die deutschen Arabisten vor drei Jahren besuchte, die kleinsten Universitäten wahrnahm, Berlin aber geringschätzend beiseite ließ. Drei Lehrer lesen in diesem Wintersemester arabisch, davon ist einer ordentlicher Professor, die anderen zwei sind Privatdocenten. Der erste, im Bewußtseyn seiner wohlbegründeten und wohlanerkannten Verdienste um asiatische Poesie, ruht das Jahr über auf seinen Lorbeern und verlebt nur die Weihnachtsferien im Schoße der akademischen Jugend ***). Die zwei anderen, junge aufstrebende Männer, können auch mit anerkannten Leistungen in der Hand vor ihre Zuhörer treten, aber es fehlt an Theilnahme von oben, an Eifer und Beispiel, und vor Allem an achtbarer Zahl der Zuhörer. Wir waren im Auditorium Schm.'s und fanden 4 Zuhörer, und zwar 2 Civilisten und 2 Militairs. Die bürgerlichen wollen als Missionaire unter die Muhammedaner gehen; einer der Offiziere will zu den Fahnen Abdul-Medschid's schwören, und nur der eine Kamerad studiert das Arabische im Namen der Wissenschaft selbst. Noch ärger als das Arabische ist das Persische daran, und ich glaube, wenn jetzt eine schöne Prinzessin aus Schiras nach Berlin kommt, muß man ihr durch die Blumensprache Huldigungen sagen. Ist dieser Zustand ehrenvoll?"

Diesem bitteren, aber leider in seinen Haupttheilen unwiderleglichen, Raisonnement konnte ich nur mit Rechtfertigungen antworten, die ich mit allem Feuer des Patriotismus, aber weniger mit dem Feuer der Ueberzeugung vorbrachte. Ich mußte ganz verstummen, als mir mein Engländer sagte, er habe eine ähnliche, wenn auch weniger scharfe, Kritik dieses Gegenstandes in einem zu Berlin selbst erscheinendem Blatte, dem Magazin für die Literatur des Auslandes gelesen. †) Besänftigend setzte er hinzu, es sey die Hochachtung, welche die Berliner Universität dem Engländer einflößt, daran schuld, daß man sie in allen Disziplinen gleich vollkommen wünscht. Wirklich scheinen die Briten jetzt ein ganz besonders aufmerksames Auge auf Berlin's Gelehrsamkeit geworfen zu haben und den Orientalismus bald mit Ernst, bald mit Spott zu betrachten. Letzteres thut der lose Schalk Thomas Sneerwell in seiner mit 1844 zu Windsor erscheinenden Zeitschrift „The merry wipes of Windsor" ††), und wovon ich Ihnen nur ein kleines Beispiel gebe. Und es sprach Sneerwell wie folgt:

„In Deutschland geht die Sage, daß in Berlin kein biblischer Orientalist stirbt. Wirklich lehrt die Erfahrung, daß es dem Tode bisher unmöglich war, jene Sage Lügen zu strafen. Auch soll den Todeskampf eines vor kurzem in jener Stadt verstorbenen Gelehrten (B—n) der Gedanke schmerzlicher gemacht haben, daß die Welt nun sagen werde, er sey kein Orientalist gewesen! Eine noch tragischere Anekdote erzählt Fama's böse Zunge von den letzten Augenblicken des berühmten ***. Als die Aerzte alle Hoffnung auf Rettung aufgaben, sagte ein Familienglied schluchzend am Krankenbette, man solle den Leidenden nach Berlin bringen! Dieser aber, welcher in Todesschlummer versunken lag, drehte sich unwillig herum und rief: Lieber will ich sterben!"

Heute mußte ich mit Sir Rob. Peale, dem ich empfohlen bin und der mein Schüler geworden, nach dem 8 miles von hier liegenden Blenheim. Dieses alle Beschreibung unter sich lassende fürstliche Schloß gehört bekanntlich der Familie Marlborough, seitdem der berühmte Feldherr dieses Namens es für seinen Sieg bei dem bayerischen Dorfe dieses Namens vom englischen Volke zum Geschenk erhielt. Auch wieder ein „heim", welches so wie Oppenheim dem deutschen Gemüthe Heimweh macht. Der Sieg bei Blenheim ward nicht bloß über deutsche Völker errungen, sondern von Deutschen über Deutsche. Die geschlagenen Bayern, welche neben den Franzosen fochten, wurden von den Oesterreichern, die neben den Engländern fochten, besiegt. So war es leider bis zum Pariser Frieden oft der Fall; und so war es auch bei Abensberg 1809, wo die Bayern wieder in Verbindung mit den Franzosen sich an den mit England verbundenen Oesterreichern für Blenheim rächten. So schmerzlich diese Erinnerung auch ist, so muß man doch gestehen, daß es vielleicht keinen schöneren Fürstensitz in der Welt giebt; der 11 miles im Umfang betragende Park, der große See, die Gärten, das Schloß mit den verschiedenen Galerieen und Statuen sind unübertreffliche Verbindungen von Kunst und Natur.

Der heutige Brief sollte aus wenigen Zeilen bestehen; my trip to Blenheim dazu muß mich auf Mittel sinnen lassen, wie ich die verlorene Zeit wieder minutenweise zusammenspare, daher nur noch einige Worte als Nachtrag zu meinem zweiten Briefe:

Die berichtigte Leseart „Romabis" in Sepher Hacabbalah ist nicht bloße Wortverbesserung, sondern bestätigt eine von mir in einer besonderen Abhandlung *) durchgeführte Behauptung, daß die dort von Abraham ben Daud erzählte Gefangennehmung der vier großen Rabbinen von 990 auf 960 zurückverlegt werden muß. Daß selbst Zunz in der neuesten Zeit noch diesen für die Literaturgeschichte der Juden in Spanien hochwichtigen Anachronismus übersehen konnte, ist eine wahre Merkwürdigkeit. Es ist gar die neue Leseart nicht nöthig, wenn man bedenkt, daß ja der ehrliche Abraham ben Daud ausdrücklich sagt, es wäre dies zur Zeit Abdarrahman's III. geschehen (der 962 starb), und daß er bei dem an 20 Jahre später stattfindenden Streit zwischen Henoch und Joseph Satanas ausdrücklich den König Hakem († 976) nennt. Offenbar ist die Buchstabenzahl תשן 750=990, welche in unseren Ausgaben ist, falsch und dafür תשך 720=960 zu lesen. Ich bemerke hierbei noch, daß von jenem merkwürdigen Schiffe und dem von ihm bestandenen Kampfe auch die arabischen Geschichtschreiber mit einigen Varianten sprechen, und Abulfeda versetzt die Expedition ins Jahr 955, was ganz mit dem Berichte ben Daud's zusammentrifft, der vorsichtig sagt: „es geschah dieses nah dem Jahre 4720 (=960), vielleicht etwas früher oder später." (הן פחות מעט, הן יתר מעט)

Mit meinem A.......d bin ich schon bis zum Buchstaben ל in Abschreiben und Vergleichen vorgerückt, und es erhebt mich die Hoffnung, bald damit heimzukehren und den Druck zu beginnen. Ich blicke mit einigem Selbstgefühle auf die glückliche Lösung dieser meiner Lebens-Aufgabe.

Nord-Amerika.

Margaret M. Davidson. **)

Lucretia Maria Davidson war eines jener frühreifen Genies, die der Erde nur auf kurze Zeit verliehen und ihr dann auf immer entrückt werden; ihr Name, der sich nicht nur in ihrem Vaterlande — den Vereinigten Staaten — sondern auch in England eines hohen Rufes erfreut, ist auch dem deutschen Publikum nicht ganz unbekannt. Im siebzehnten Lebensjahre den Ihrigen entrissen, hinterließ sie eine jüngere Schwester, Margaret, die, wie sie, mit einem frühzeitigen Dichtertalente begabt, zu großen Hoffnungen berechtigte, aber ebenfalls in der ersten Blüthe dahin welkte und erlosch. Wie allgemein das Interesse war, welches ihre poetischen Versuche in Amerika erregten, beweist der Umstand, daß der erste Literat der westlichen Hemisphäre, Washington Irving, es auf sich nahm, ihre zerstreuten Papiere zu sammeln und eine Biographie der jugendlichen Verfasserin herauszugeben, die jetzt in einer deutschen Uebersetzung vor uns liegt.

Margaret Miller Davidson wurde den 26. März 1823 in der Familienwohnung am Champlain-See zu Plattsburgh im Staate New-York geboren. Ihr Vater war Dr. Oliver Davidson; ihre Mutter, deren ausgewählte Schriften vor kurzem von Miß Sedgewick herausgegeben wurden, besaß viele Bildung und einen poetischen Geist, den sie, nebst einem kränklichen Körper, in erhöhtem Grade auf ihre Töchter vererbte. Schon in frühester Kindheit zeigte Margaret einen ungewöhnlichen Charakter; der Tod ihrer Schwester Lucretia hatte einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht, und sie strebte darnach, deren Platz auszufüllen. „Als ich Mrs. Davidson besuchte", schreibt Washington Irving, „bemerkte ich ein junges Mädchen, dem Anschein nach nicht älter als eilf Jahr, das sich still um sie bewegte, indem es manchmal ein Kissen ordnete und zugleich ernsthaft unserem Gespräch zuhörte. Eine geistige Schönheit, die mir auffiel, drückte sich in diesem Kinde aus, und noch mehr, als es furchtsam erröthete, da Mrs. Davidson es mir als ihre Tochter Margaret vorstellte. Als sie das Zimmer verlassen, erzählte mir ihre Mutter, daß sie dasselbe poetische Talent kundgebe, welches ihre Schwester ausgezeichnet hatte, und zum Beweis zeigte sie mir einige Gedichte, die von solch' einem Kinde merkwürdig waren. Bei weiterer Nachfrage fand ich, daß sie ungefähr dieselbe moralische und physische Constitution habe und zu derselben fieberhaften Erregung des Gemüths und Entzündung der Phantasie geneigt sey, welche so mächtig auf den zarten Körper ihrer Schwester Lucretia gewirkt hatten. Ich warnte ihre Mutter deshalb, ihre poetischen Anlagen zu nähren, und rieth solche Studien und Beschäftigungen an, die ihre Urtheilskraft stärken, ihre Empfindungen beruhigen und regeln und jenen gesunden Verstand erweitern könnten, der allein die sichere Grundlage aller geistigen Ausbildung ist."

Die Mutter war mit dieser Ansicht einverstanden und versuchte auch demgemäß zu handeln; aber sie fand es unmöglich, die poetische Natur der Tochter

---

*) Der englische Ausdruck war, so viel ich mich noch erinnere: Galaxy.

**) Wir erinnern uns, daß in Halle im Jahre 1828 Dr. S. thalmudische Kollegien ankündigte; hier ist dieses Polyglottengenie, zum großen Schaden der biblischen Studien, ganz Sinesisch-Turkomane geworden. Die Universität Leipzig, welche im Orientalismus ein so glänzendes Uebergewicht über Berlin hat, hat auch einen jüdischen Gelehrten für das Rabbinische berufen; in Berlin, wo das berühmte Oberhaupt der verjüngten rabbinischen Literatur lebt, ist der Katheder für dieses Fach leer!

***) Der berühmte Mann liest nur von Mitte Dezember bis Ende Februar, und zwar zweistündig wöchentlich. Rechnet man Weihnachtsferien, freiwillige und nothwendige Abhaltungen, so wird schwerlich mehr als die Summe von 15 Vorlesungen herauskommen.

†) Merkwürdig genug war meine Feder es, die in jenem Blatte indirekt den Gegenstand besprach. S. 1843, Nr. 116.

††) Die lustigen Streiche (Hiebe, Wischer) von Windsor. Sie sehen, daß eine Anspielung auf Shakespeare's Merry wives of Windsor beabsichtigt wird. Jedoch bitte ich auch hier, keinen weiteren Gebrauch davon zu machen, da erst der Korrekturbogen dieser Zeitschrift existiert, ihrem Erscheinen aber noch manches Hinderniß im Wege ist.

*) Die sich nebst einer dazu gehörenden Betrachtung über Hisdai ben Isac ben Schrut (transp. بشروط) unter der Presse befindet.

**) Biographie der jungen amerikanischen Dichterin M. M. Davidson. Aus dem Englischen des Washington Irving. Leipzig, Brockhaus, 1843. 100 S. 12.

zu überwältigen und ihrer Wißbegierde Schranken zu setzen. „Ich machte Vorstellungen und bat", sagt Mrs. Davidson, „ward aber zuletzt überzeugt, daß ich nichts thun könne, als Alles gehen zu lassen. Wenn man sie in ihren Lieblings-Bestrebungen beschränkte, so war sie unglücklich. Ich wählte wenigstens eine solche Lektüre für sie aus, die, während sie dem Geiste Nahrung bot, die Phantasie eher beruhigte als aufregte. Sie las und schrieb viel. Ich lebte unterdessen in einem Zustande beständiger Angst, daß diese Arbeiten vorzeitig eine so zarte Knospe zerstören würden."

Die Befürchtungen der Mutter waren nur zu sehr gegründet. Während sich der Geist der jungen Dichterin immer mehr ausbildete, wurde ihr Körper täglich hinfälliger; die Schwindsucht — jene Geißel des amerikanischen Klima's, hatte sie zu einem ihrer zahllosen Opfer bestimmt. Doch wurde es der Kranken schwer, sich mit dem Schicksal auszusöhnen, das ihr in so früher Jugend den Tod bereitete. „Sie hatte in der That den innigen Wunsch, zu leben, und die Ursache zu diesem Wunsche zeigt ihren Charakter an. Bei aller ihrer großen Bescheidenheit hatte sie ein heißes Verlangen nach literarischer Auszeichnung. Das Beispiel ihrer Schwester Lucretia stand unaufhörlich vor ihr; sie war ihr Leitstern und ihre ganze Seele, suchte deren Aufstreben in die höheren Regionen der Poesie nachzuahmen. Ihre Furcht war nur, daß sie, ehe ihre Kräfte sich noch entwickelt hätten, sterben müsse. Ein einfacher, aber sehr rührender Ausruf verrieth dieses Gefühl, als sie, während eines Anfalls ihrer Lungenblutungen auf dem Sopha liegend, ihre Augen voll liebreicher Traurigkeit auf ihre Mutter gerichtet, in einem leisen, unterdrückten Tone hervorseufzte: „O meine liebe, liebe Mutter! Ich bin so jung!"

Gegen den Herbst des J. 1838 verschlimmerte sich ihr Zustand noch mehr; ihrer Sehnsucht nach dem Leben ungeachtet, machte sie sich mit dem Gedanken an ihr nahes Ende vertraut und sah ihm mit ruhiger Fassung entgegen. Nur zuweilen wurde sie durch religiöse Bedenklichkeiten geängstigt: die ascetische Frömmigkeit, die in ihrem Vaterlande einen so mächtigen Einfluß auf die Gemüther ausübt und jede noch so unschuldige Beschäftigung verpönt, wenn sie nicht mit einem religiösen Zwecke verbunden ist, ließ sie Gewissensbisse empfinden, einen so großen Theil ihrer Zeit auf weltliche Lektüre verwendet zu haben. Sie warf es sich vor, daß sie nicht biblische Gegenstände zu ihren poetischen Versuchen gewählt hatte, und sagte: „Mama, wenn Gott mir das Leben erhält, sollen in Zukunft meine Zeit und meine Talente höheren und heiligeren Zwecken gewidmet werden." Ihre Mutter suchte sie durch die Vorstellung zu beschwichtigen, daß sie in ihrem kurzen Leben alle Pflichten — als Tochter, Schwester und Freundin — getreu erfüllt habe und während mancher leidenvollen Jahre der Trost ihrer Aeltern gewesen sey; in der That gaben sich auch ihre religiösen Skrupel, und sie fühlte sich wieder heiter und gottergeben. Eine Woche vor ihrem Scheiden nahm sie das heilige Abendmahl; als es vorüber war, schien eine heilige Ruhe ihre Seele zu füllen, und sie drückte ihr festes Vertrauen in die Gnade des Erlösers aus. So gab sie am 25. November 1838 in dem Alter von funfzehn Jahr acht Monat ihren Geist auf; ihre schwergeprüfte Mutter drückte ihr die Augen zu. Den Brief derselben an Miß Sedgewick, worin sie diesen Todesfall schildert, muß man im Buche selbst nachlesen; er bildet, wie das ganze Werk, einen so anziehenden und ergreifenden Bericht, wie nur ein solches Thema — der Hintritt eines heißgeliebten, mit außerordentlichen Fähigkeiten begabten Kindes — veranlassen könnte. Es ist unmöglich, ihn ohne die tiefste Rührung aus der Hand zu legen und ohne in die Bemerkung Washington Irving's einzustimmen, daß sie nach dem in einem ihrer eigenen Gedichte vorkommenden Ausdruck, „ein Geist des Himmels war, den Liebe an die Erde fesselte", und daß ihr ganzer kurzer Aufenthalt hienieden nur ein Kampf gewesen sey, um in den Himmel, ihr eigentliches Vaterland, zurückzukehren.

L . . e.

Mannigfaltiges.

— **Neueste Schrift über Böhmen.** Zu den zahlreichen Schriften über Oesterreich, die seit einigen Monaten in Hamburg und in Leipzig erschienen, von denen mehrere nicht bloß wiederholte Auflagen in vielen tausend Exemplaren, sondern auch Uebersetzungen ins Französische und Englische erlebten, ist kürzlich eine neue gekommen, die sich mit Vorliebe und fast ausschließlich mit dem Lande der Czechen beschäftigt und den Titel hat: „Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart".*) Der Verfasser stellt sich von vornherein als einen Slawomanen dar, denn er hat seine Schrift „den hochherzigen Vorkämpfern des Slawenthums, L. Gaj, Hanka, Jungmann, Kopitar, Kollar, Palacky, Schafarik rc., und dem edelmüthigen Begründer der ersten stehenden Nationalbühne Böhmens, J. A. Stöger", mit einigen begeisterten Zueignungsworten gewidmet; dies kann jedoch eben so gut Maske seyn, als das Streben nach aristokratischen Privilegien, das der Verfasser der Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" zeigt, die, obwohl sie, diese Hinneigung abgerechnet, einen durchweg anti-aristokratischen Charakter hat, doch die Blicke derjenigen, denen es um Entdeckung des Verfassers zu thun war, auf eine wahrscheinlich ganz unrichtige Spur leitete. Wir halten den Verf. der vorliegenden neuen Schrift für einen deutschen Böhmen, der jedoch nicht mehr in seinem Vaterlande, sondern in Norddeutschland lebt und von hier aus die Ereignisse in Oesterreich ansieht und bespricht. Er ist auch durch seine Grundsätze wie durch seinen Stil eben so verschieden von dem Verf. des Buches „Oesterreich und seine Zukunft", als von dem der vielbesprochenen Schrift „Ist Oesterreich deutsch?", welche letztere einen durchweg deutschen und weniger oppositionellen Charakter hat. „Böhmens Zukunft" beschäftigt sich in ihren ersten Kapiteln mit Böhmens Vergangenheit, welche in die drei Perioden „Böhmens Gründung und Entwickelung", „Böhmens Größe und allmäliger Verfall" und „Böhmens Ende und letzte Vergangenheit" eingetheilt wird. Es wird sodann auf die ursprüngliche Landesverfassung, auf die Entwickelung der ständischen Landtage und deren heutigen Charakter übergegangen. Die Verwaltung wird in ihrer ursprünglich slawischen Form, sodann nach Einführung des deutschen Rechtes und endlich seit der Schlacht am weißen Berge mit besonderem Hinblick auf Religionspflege und Schulwesen geprüft. Zu dem Sprachenkampf in Böhmen übergehend, erkennt der Verfasser die Segnungen an, die Böhmen seinem Zusammenhange mit deutscher Bildung und deutscher Literatur zu verdanken hat; er sieht die Ursachen jenes Sprachenkampfes nicht sowohl in dem Widerstande der Regierung gegen die Ansprüche des czechischen Sprachelements, als in den Vorgängen Ungarns, wo das Magyarenthum, durch die Macht der Umstände begünstigt, einen Kampf der Unterdrückung gegen die gleichberechtigten slawischen Dialekte begonnen, unter denen in Ungarn das Czechische bekanntlich neben dem Illyrischen der verbreitetste ist. In Böhmen unterscheidet er Slawomanen von Czechomanen, von denen die Ersteren eine ruhige Entwickelung des Slawischen neben dem gebildeteren Deutschen wollen, während die Letzteren jeden deutschen Böhmen entweder einen räuberischen Eindringling oder einen abtrünnigen Slawen schelten und die zahlreichen deutschen Kreise des Landes mitsammt den vielen deutschen Bewohnern Prags und der übrigen Städte czechisiren möchten. Von dem Sprachenkonflikte geht der Verfasser zu den Konflikten über, die sich in der letzten Zeit zwischen den böhmischen Ständen und dem bisherigen Oberstburggrafen des Königreichs, Grafen von Chotek, erhoben, dessen Verdiensten um das materielle Wohlseyn des Landes er volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, doch behauptet er, daß hinter diesem Anschein von Wohlstand, wie er besonders dem Blicke des durchreisenden Fremden sich darstellt, eine unbeschreibliche Ausdehnung von Noth und Elend verborgen sey. Diesem, so wie dem Zustande innerer Unsittlichkeit, der die Gegenwart vollständig beherrschen soll, widmet der Verfasser den letzten Theil des ersten Bandes seiner Schrift, während der zweite aus den geschichtlichen Verhältnissen der europäischen Staaten überhaupt, so wie Oesterreichs und des Slawenthums insbesondere, die Zukunft Böhmens zu prognosticiren sucht. In der vereinigten Macht des Monarchen, der Stände und der Presse erkennt er das Mittel, den Stern seines Vaterlandes in seinem vollen Glanze wiederherzustellen. In der Ernennung eines kaiserlichen Prinzen zum Statthalter Böhmens, die, wie allgemein verlautet, in der Person des jugendlichen Erzherzogs Stephan bevorsteht, sieht er, eben so wie für die alte Hauptstadt, deren großartiger Hradschin dadurch wieder neues Leben erhalten würde, auch für das ganze Land eine größere Gewähr bürgerlicher Thätigkeit und vaterländischen Selbstgefühls. Nicht minder könne der Landtag durch Kräftigung des ständischen Instituts den Wünschen Böhmens entgegenkommen, die eine freiere Presse ohne Verletzung der den Gesetzen gebührenden Achtung aussprechen würde. Dies ungefähr ist der Gedankengang des Verfassers, der übrigens am Schlusse seines Buches sagt, daß dasselbe lediglich Privatansichten enthalte, die keinerlei Anspruch auf irgend eine politische Geltung zu machen beabsichtigten.

*) 2 Bände. Leipzig, Reclam, 1844.

Bibliographie.*)

Frankreich.

F. Schütz Tableau de l'histoire constitutionelle et législative du peuple lorrain, suivi de documens inédits. 8 Bog. 8 Nancl.

A. Arrighi (Advokat und Direktor der Schule Paoli in Bastia auf Korsika) Histoire de Paul Paoli, ou la dernière guerre de l'indépendance (1755—1807). Paris. 10 fr. — Gedruckt in Bastia. Vergl. auch Nr. 133 d. J. 1842.

E. Flandin et P. Coste Voyage en Perse. Livrais. 1. Fol. 5 Kpft. u. 1 Bog. Text. Paris. — Das Ganze ist auf 70 Liefer., à 20 fr., berechnet.

E. de Coussemaker Notice sur les collections musicales de la bibliothèque de Cambrai et des autres villes du département du Nord. 8. Paris. 6 fr. 50 c. — Nur in 110 Ex. gedruckt. Der Verf. ist durch sein Mémoire sur Hucbald et sur ses traités de musique (Paris 1841. 4.) bereits vortheilhaft bekannt. Neben ihm verdient besonders Herr Bottée de Toulmon, Bibliothekar des Konservatoriums in Paris, als musikalischer Schriftsteller und Literator genannt zu werden.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Timon (d. i. de Cormenin) Livre des orateurs. 12. édit. 8. mit 27 Portraits. 15 fr. — Catalogue général des livres composant les bibliothèques du département de la marine et des colonies. Tome 3 (Table alphabétique des auteurs et des ouvrages anonymes). — Daunou Cours d'études historiques. Tome 6. — Blanc Histoire de dix ans. Tome 4 u. letzt. — Die in Nr. 129 mit diesem Werk in Verbindung gebrachte Histoire parlementaire de la révolution française, par P. J. B. Buchez et P. C. Roux (40 vol. Paris 1834—38. 8.) galt bisher nur für die gründlichste aktenmäßige Geschichte der französischen Revolution und für nichts weniger als für ein im Interesse einer Partei geschriebenes Werk, wie es das von Blanc allerdings ist. — Auch ist dieselbe in Deutschland keinesweges so unbekannt geblieben, wie Jemand in der Allgem. Zeitung aus Paris schreibt, und befindet sich im Besitz der hiesigen Königl. Bibliothek, ja hoffentlich aller größeren deutschen Bibliotheken.

Hr. Beuchot giebt im Feuilleton der Bibliographie de la France vom 4. November ein Verzeichniß aller am 1. November in Paris erscheinenden Zeitungen u. Zeitschriften. Dergleichen Verzeichnisse würden einen bei weitem höheren Werth haben, wenn in denselben zugleich angegeben würde, seit wann die einzelnen Blätter erscheinen. — Nachdem wir früher einmal die wichtigeren in Paris erscheinenden medizinischen Zeitschriften genannt, nennen wir diesmal die wichtigeren daselbst erscheinenden allgemeinen kritischen Zeitschriften. Es sind: Journal des Savants (nicht Savans, wie in dem Verzeichnisse). 4. Seit dem J. 1665, in seiner jetzigen Gestalt seit September 1816. Monatlich. — Journal général de la littérature française. 8. Seit dem J. 1798. Monatlich. — Revue de bibliographie analytique. 8. Seit dem J. 1840. Monatlich (nicht zweimal monatlich, wie in dem Verz.) — Gelegentlich über andere Zweige der Pariser Journalistik und über die Journalistik in der Provinz.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 144. Berlin, Freitag den 1. Dezember 1843.

Moldau und Wallachei.

Spuren römischer Alterthümer in der Wallachei.*)

Severinum.

An der Donau, bald unterhalb der Wasserfälle, welche das eiserne Thor genannt werden, bei der Stadt Schanetzi, im Distrikte Mehedinzul, sieht man noch das alte Gemäuer der Stadt, welche Alexander Severus bei dem Feldzuge gegen die Dacier baute. Bis in das Mittelalter behielt sie den Namen Severinum oder Severinopolis und war die Hauptstadt der Grafschaft Severinum, das alte Banat, wo sich die Tempelherren während der Kreuzzüge festgesetzt hatten. Die Bewohner der Umgegend nennen die Reste dieser Festung auch Tournou-Severinoulovi, den Severus-Thurm, und die umliegende Ebene Kimpu Severinoulovi oder das Lager des Severus.

Als Johann Alexis, König der Bulgarei und Wallachei, die Stadt Krajova baute und den Sitz seiner Regierung dorthin verlegte, nannte man diese Landschaft: das Banat von Krajova oder Severinum, obwohl diese Römer-Stadt im 9. Jahrhundert bei der Eroberung des Banats durch die Magyaren zerstört worden war. Als Radu Negru der erste Woywod der Wallachei ward, war dieser Name schon verloren gegangen und die Landschaft wurde die kleine Wallachei oder Oltenia genannt, von dem Flusse, der sie von der großen Wallachei scheidet.

Die Brücke Trajans.

Weiter abwärts sieht man noch an beiden Ufern der Donau die Reste der mächtigen Brücke dieses Eroberers Daciens und unter dem Wasser die Reste der Pfeiler, welche die Balkenlage trugen. Am meisten sind noch die Brückenköpfe erhalten, von denen der in Dacien liegende Pontes, der in Mösien aber Theodora heißt. Graf Massagli hat hier die Breite der Donau messen lassen und 440 Wiener Klafter und 23 Pfeiler gefunden, etwa 1000 Schritte, und Dio Cassius sagt, daß 20 Pfeiler gestanden, welche 179 Fuß von einander entfernt gewesen; wie diese Brücke ausgesehen, zeigt deren Abbildung auf der Trajans-Säule zu Rom.

Die Stadt Karukal.

In dem Bezirke Romanesti liegt die Stadt Karukal, bei welcher sich eine große Menge alten Gemäuers, Ziegeln und Scherben innerhalb der Gränzen des Dorfes Jechla befinden, das sonst Antina oder Tia geheißen haben soll. Man hat hier bisweilen Nachgrabungen angestellt und außer vielen römischen Münzen, Trümmer, Marmor-Reliefs und Inschriften gefunden. Man glaubt, daß das alte Davidava hier gelegen; Andere, daß die sarmatischen Anten, welche Justinian am Palus Moechis schlug, hierher geführt worden. In der Nähe befinden sich viele mit großen Stein-Platten ausgemauerte Gräber mit Menschen-Gerippen und Metall-Geräthschaften, auch Sarkophage aus demselben Kalkstein. Ein solcher befindet sich in dem Museum zu Bucharest von einfachen, aber großartigen, unverkennbar römischen Formen.

Die Brücke bei Tcheleï.

Die Donau weiter abwärts, bei Tcheleï, dem Bulgarischen Orte Ghigei, auf dem rechten Ufer des Flusses, gegenüber, sieht man die Spuren alter Festungs-Werke, von denen man glaubt, daß sie Brücken-Köpfe gewesen, welche vielleicht früher schon von den römischen Kolonisten erbaut, aber von Konstantin dem Großen bei seinem Zuge gegen die Gothen erneuert worden; Manche glauben, daß hier das alte Romula und in Bulgarien das alte Castranova gelegen habe; dort findet man noch häufiger römische Münzen und andere Alterthümer als bei Tcheleï, wo übrigens die Bronze-Tafel gefunden worden, deren Faksimile ich nach Berlin gesandt habe.

Die Ruinen bei Slaveni.

In dem Kreise von Romanzi, dessen Name auch an die hiesigen römischen Niederlassungen erinnert, hat man bei Slaveni an dem Oltoflusse Trümmer von alten steinernen Bauwerken gefunden, auch Inschriften, welche aber in dem von der Zeit angegriffenen weißen Sandstein nur noch die folgenden Worte haben erkennen lassen: SOLI INVICTO MITHRAE, und ARA SOLI. S. Ein unterirdisches Gemach, das mit Ziegeln gepflastert ist, zeigt noch Malerei auf Gipsgrund; auch Stücke von Reliefs in Marmor hat man gefunden, welche die bekannte Darstellung eines Jünglings mit der phrygischen Mütze, der einen Stier ersticht, enthalten; ein Hund und eine Schlange werfen sich auf den niedergestreckten Stier. Ein anderes Fragment zeigt ein Opfer und eine ganze Reihe mythologischer Gegenstände, auch eine Quadriga mit zwei sich umarmenden Männern, einen von einer Schlange umschlungenen Mann u. s. w. Man glaubt, daß hier im 3ten Jahrhundert ein Mithra-Tempel gewesen. Diese Bruchstücke finden sich sämmtlich im Antiken-Kabinet des Fürsten Michael Ghika, des Bruders des abgesetzten Fürsten Alexander.

Die Ruinen bei Tournou.

Auf dem linken Ufer der Donau, der türkischen Stadt Nikopolis gegenüber, bei der Festung Tournou, welche von den Russen geschleift ward, fand man Reste eines Reliefs in Kalkstein, eine Medusa vorstellend; auf einem großen Block von Marmor fand man eine Inschrift, nach welcher der Senat der Colonia Ulpiana zu Peska dem Capito, Sohn des Cajus, Präfekten von Illyrien, ein Standbild von Erz errichtet, zur Belohnung seiner nützlichen Dienste. Nach Procopius hatte Justinian eine Gesandtschaft an die Anten geschickt und eine Zusammenkunft bei dem Orte Turris oder Turnus angeordnet, worin man noch den heutigen Namen Turnu erkennt; die Türken hatten hier eine Schanze, nach deren Abbrechung hier ein durch Handel blühender Flecken entstanden ist, zugleich der Hauptort des Kreises Teleorman.

Der Trajans-Wall.

Die Spuren des Erdwalls, der in der Landessprache Valé Trajanoulovi genannt wird, finden sich in der Gegend von Tzernetzi, bei dem obenerwähnten Thurm des Severus, unfern der Donau, von dort zieht sich dieser Wall nach Osten, gleichsam die Ebene der Wallachei von den Karpathen trennend, bis nach Gallatz an der Donau. Da man hier nichts als bloße Erdwälle sieht, denen ähnlich, die in Polen gefunden worden, so kann nicht mit Gewißheit angenommen werden, daß sie von Trajan herrühren, indem diese Werke eben so gut von den Daciern oder von den nach den Römern hier eingewanderten Völkern herrühren können.

Die Dacischen Römer-Straßen.

Alle Provinzen der Römer wurden mit ihren ewigen Militair-Straßen versehen; und so kann man auch noch jetzt leicht die Richtung derselben in dem alten Dacien verfolgen. Die eine geht von dem obenerwähnten Severinum und der Trajans-Brücke nach Ulpia Trajana, der alten Hauptstadt der Provinz Dacien, dem alten Sermizegethusa, in dem jetzigen Siebenbürgen, über Mehadia, der alten, dem Herkules geheiligten Heil-Quelle ad Mediam. Eine andere solche Straße geht von Tcheleï längs dem rechten Ufer des Olto-Flusses nach den Karpathen zum rothen Thurm-Paß, Turnal Rossa, das am besten erhaltene Stück führt aber von Karukal nach Rimnick.

Dr. Neigebaur.

*) Obwohl wir eines Theils dieser Alterthümer bereits gedacht, glauben wir doch bei der hier gegebenen Zusammenstellung auch auf jenen Theil nochmals zurückkommen zu dürfen.

Italien.

Sardinien im Jahre 1842.

Gegen Ende Januars 1841 wurde ein Geschwader von fünf Schiffen auf dem Wege von Toulon nach den Hyèren durch einen heftigen Windstoß zerstreut und gezwungen, in den Häfen Sardiniens Schutz zu suchen. Diese Insel war bis dahin, ungeachtet sie Frankreichs Besitzungen so nahe liegt, von dessen Marine vernachlässigt worden, und ihre Karten waren sehr ungenau. Der erwähnte Zufall lehrte, wie sehr eine genaue Kenntniß Noth thue, und die französische Regierung bat sich beim Turiner Hofe die Erlaubniß aus, die Häfen Sardiniens aufnehmen zu dürfen. Die Brigg „der Komet" wurde mit diesem Geschäft beauftragt.

Der diese Brigg befehligende Cap. E. Jurien-Lagravière giebt darüber folgenden Bericht: „Im Mai 1841 verließen wir Toulon, um uns nach Cagliari zu begeben. Glücklicherweise hatte der General La Marmora, Direktor der Marine-Schule in Genua, in Verbindung mit dem Chevalier de

Candia, eben eine General-Karte der Insel beendigt, welche wir unserer Arbeit zu Grunde legen konnten, während die Hydrographen vor uns sich mit astronomischen Bestimmungen begnügen mußten.

„Unser Konsul Cottard stellte uns bald nach unserer Ankunft in Cagliari Sr. Excellenz dem Vice-Könige, Grafen dell' Asfarte, vor, welcher uns auf die verbindlichste Weise empfing. Dem dauernden Antheil, den er an unserer Aufgabe nahm, verdankten wir überall ein freundliches Entgegenkommen. Denn außer den Empfehlungen, die er nach alle Küsten ergehen ließ, stattete er uns mit einer Art von Ferman aus, durch welchen allen Behörden an der Küste wie im Innern geboten wurde, uns bei jeder Gelegenheit behülflich zu seyn. So wurde es uns möglich, die Südküste Sardiniens von der St. Peters-Bai bis zum Vorgebirge Ferrato in zwei Campagnen genau aufzunehmen.

„Diese für einen rein wissenschaftlichen Zweck unternommene Expedition sollte uns noch einen eigenen ungehofften Reiz gewähren, der aus der merkwürdigen Vergessenheit entsprang, in welche das Land, das wir besuchten, seit Jahrhunderten gerathen war. Sardinien war in der That bis vor wenig Jahren minder bekannt als Australien. Seine Marine, welche aus dem verarmten Lande nichts auszuführen hat, beschränkte sich auf eine fortwährend von den Barbaresken bedrohte unbedeutende Küstenfahrt. Die Einfuhr war wegen hoher Zölle und zahlreicher Verbote fast Null. Neugierige Reisende scheuten die Ueberfahrt auf gebrechlichen Fahrzeugen, da keine geregelte Verbindung mit dem Festlande bestand. So war denn diese Insel, die einst mit Sicilien das römische Volk ernährte, die im Mittelalter den Kämpfen der italischen Republiken zum Schauplatz diente, seit mehr als dreihundert Jahren fast ganz vergessen, ungeachtet einiger schätzbarer Versuche, die Aufmerksamkeit Europa's wieder auf sie zu lenken.

„Ein geborner Sarde, Azuni, der als tüchtiger Jurist sich unter dem Direktorium in Frankreich niedergelassen hatte, veröffentlichte im Jahre 1798 eine zwar flüchtig gearbeitete, aber doch beachtenswerthe Schrift über sein Vaterland. Drei andere Werke erschienen 1819: Die alte und neue Geschichte der Insel von dem französischen Konsul in Cagliari, Mimaut, und zwei vollständige Beschreibungen des Landes, die eine von dem englischen Schiffs-Capitain William Smyth, die andere vom Grafen La Marmora, der damals Stabs-Capitain war. Unter diesen drei Schriften ist die des Grafen La Marmora, deren zweite Auflage 1839 erschienen ist, die bedeutendste. Unterdeß machte die europäische Kultur den ersten Angriff auf die Originalität und den dunklen Reiz der geheimnißvollen Insel. Durch die Vorsorge des Königs Karl Albert wurde eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Genua und den beiden Enden Sardiniens eingerichtet, und das erste Paketboot steuerte nach Cagliari. Bald wird nun auch hier die eigenthümliche Physiognomie des Landes den äußeren Einflüssen weichen müssen, und das war es zunächst, was mich bestimmte, die Anschauungen und Bemerkungen mitzutheilen, die ich während eines zweijährigen Aufenthaltes daselbst sammelte.

1. Geographische Beschreibung der Insel. — Cagliari. — St. Pietro. — St. Antioco. — Vertheidigungs-System der Insel.

Die Länge Sardiniens von Norden nach Süden beträgt 36 geographische Meilen, die mittlere Breite etwa 15 Meilen; von Korsika ist es durch einen Kanal von 1½ Meilen getrennt. Im Norden ist es 58 Lieues von Toulon, im Süden 42 Lieues von Bona und 85 von Algier entfernt. Durch seine Lage ist es höchst wichtig, denn es beherrscht das bedeutendste Wasserbecken des Mittelländischen Meeres, erhebt sich gegen Italien, Spanien und Afrika wie eine gewaltige Festung, bietet an jeder Ecke einen Hafen und beherrscht den großen Handelsweg, der, von Gibraltar ausgehend, bei Malta sich spaltet gegen Konstantinopel und Alexandrien hin.

Nach der Berechnung des Capitains Smyth ist die Ausdehnung Sardiniens größer als die Siciliens, obgleich nach Anderen auf Sicilien ein Mehr von 22—30 Quadrat-Myriametern (40—50 Quadratmeilen) kommt. Die Oberfläche Sardiniens beträgt gegen 437 Quadratmeilen oder ungefähr 239 Quadrat-Myriameter. Aber nicht die Ausdehnung, selbst nicht die Fruchtbarkeit des Bodens ist es, welche Sardinien den ersten Rang unter den Inseln des Mittelmeeres anweist, sondern sein Hafengürtel, seine zehn Rheden auf einer Küstenlinie von mehr als 200 Lieues.

Wenn wir die Küste entlang gehen, die sich bei jedem Schritte in tiefe Buchten zurückzieht oder in schützende Inselgruppen ablöst, so finden wir zuerst nordöstlich die Magdalenen-Inseln, welche die Busen von Arsachena und Azincourt sichern, wohin sich Nelson zurückzog, als er vor Toulon kreuzte. Funfzehn Lieues weiter bietet die Insel Asinara, welche an Sardinien stößt und ihre Nord-Westspitze bildet, auf ihrer Ostküste die Rheden von La Reale und Fornelli, denen sich eine Fregatte anvertrauen kann, gleichsam zum Ersatz für den ungenügenden Binnenhafen von Porto Torres. Eilf Lieues weiter gegen Süden gelangen wir, nahe bei der Stadt Alghero, nach Porto Conte, dem sichersten Hafen der Insel. Noch sechzehn Lieues tiefer, gegen das Vorgebirge Frasca hin, an der Südspitze des Busens von Oristano, kann eine Fregatte ganz bequem und ruhig liegen. Endlich zwölf Lieues hinter Oristano, im Süden, beginnt die prächtige Reihe von der Natur gebildeter Buchten. Dazu gehört die St. Peters-Bai, gebildet von der gleichnamigen Insel; die von Palmas, zwischen dem sardinischen Festlande und der Insel St. Antioco; die der Insel Rossa, gegen das Vorgebirge Teulada; und endlich der große Busen von Cagliari, dessen Einfahrt von Pula bis Carbonara vierundzwanzig Meilen breit ist. Die Ostküste ist minder gut ausgestattet als die übrigen. Die kleine Insel Tortoli, siebzehn Lieues vom Vorgebirge Carbonara, schützt nur Briggs, aber weiter hinauf liegen noch die Buchten von Terra Nova und Congianus, sechsunddreißig Lieues von Carbonara und etwa acht Lieues von den Magdalenen-Inseln.

Den Kern Sardiniens bildet ein Granitgebirge, die Fortsetzung des Zuges, der an der Nordspitze Korsika's beginnt. Der höchste in der Mitte der Insel gelegene Gipfel desselben, der Gennargentu, mißt 1917 Metres, während der Monte-Rotondo auf Korsika 2672 Metres erreicht. Die Berge sind dürr, aber majestätisch, wenigstens von der Südseite her gesehen, auf welcher wir zumeist beschäftigt waren. Die Kette, welche sich gegen Südosten abzweigt und im Vorgebirge Carbonara ausläuft, besteht aus einer Schichtung wunderlich gestalteter Granitblöcke. Noch schönere Ansichten fanden wir, als wir die Rhede von St. Pietro untersuchten. Gegen ein Uhr suchten wir am Lande einen Schutz gegen die unerträgliche Juni-Sonne. Bald fanden wir erfrischende Kühle in den Klüften eines zerrissenen Terrains, bald eine Grotte, die wie vom Meere aus in den Felsen geschnitten schien, so glatt und unzugänglich war sie; die Seiten waren mit gelben und braunen Ockerstreifen bunt gefärbt. Ein andermal trafen wir ein Vorgebirge aus bläulichen Trachyt-Säulen gebaut, dann wieder glänzende rothbraune Porphyr-Grotten, die wie ein gewaltiger Dom sich über uns wölbten.

Die ausgebreiteten Ebenen zwischen den verschiedenen Bergketten werden von zahlreichen Bächen bewässert; ein größerer Strom ist bei der Beschaffenheit des Bodens unmöglich. Selbst die bedeutendsten Bäche sind im Sommer nur magere Wasserrinnen, während sie im Winter gewaltig anschwellen, den Boden mit fortreißen und sich über die Ebenen ergießen, welche sie für die Hälfte des Jahres in Sümpfe verwandeln.

Außer dem Vortheile seiner äußerst günstigen Lage besitzt Sardinien einen ungemein fruchtbaren Boden, der sich für jeden Anbau eignet. Dennoch beträgt die Bevölkerung nur gegen 515,000 Seelen, oder 21 auf ein Quadrat-Kilometer, während im Departement du Nord 187 und im Durchschnitt in Frankreich 63 auf den Quadrat-Kilometer kommen. Von diesen 515,000 Einwohnern leben 94,000 in den Städten Cagliari, Sassari, Alghero, Castel-Sardo, Tempio, Ozieri, Nuoro, Oristano und Iglesias, die übrigen in den 368 Dörfern der Insel.

Cagliari zählt ungefähr 26,000 Seelen. Sassari, der Hauptort des nördlichen Theiles, sucht ihm vergeblich den Vorrang streitig zu machen. Denn das Uebergewicht Cagliari's als Seestadt und Waffenplatz ist hinlänglich begründet. Es erhebt sich amphitheatralisch von der gleichnamigen Bucht auf einem etwa hundert Meter über den Meeresspiegel steigenden Kalkfelsen. Seitwärts liegen kleine Seen und Salzwerke. Nur im Norden schließt sich dieser Hügel durch ein Thal an die Höhe, auf welcher das verfallene Schloß St. Michel, hundertsechzig Meter über dem Meeresspiegel, erbaut ist. Die Stadt besteht aus vier Theilen: aus der eigentlichen Stadt, in deren Ringmauern die Marinevorstadt eingeschlossen ist; aus der Vorstadt Villa-Nova, im Osten, gegenüber der Bucht Quartu; aus der Vorstadt Stampace, im Westen, in welcher noch die Spuren der alten von den Athenern unter Iolas gegründeten Stadt zu sehen sind, und endlich aus dem Schlosse oder Castello, auf dem Gipfel des Hügels, welches eine von einer zweiten Mauer umgebene Akropolis bildet, in der die Behörden und der Adel wohnen.

Auf dem Gipfel dieser Akropolis erhebt sich der Pisanische Thurm St. Pankratius, die Approchen vertheidigt der Elephantenthurm. Ihre Erbauung reicht bis ins Jahr 1307 hinauf. Noch hängen die schweren eisernen Fallgatter über den Eingangsthürchen und erinnern an die alten Kämpfe der Welfen und Ghibellinen.

Der Hügel von Cagliari ist eine jener Positionen, wie sie die Alten für ihre Citadellen liebten. Er ist nur von der Marinevorstadt her zugänglich, die anderen drei Seiten fallen jäh ab. Uebrigens sind die Festungswerke ziemlich vernachlässigt. Die Bastion St. Catharina, im Südosten der Stadt, ist zu einer Winterpromenade gemacht worden, die Werke des Schlosses sind halb verfallen und zählen eigentlich nicht mehr mit im Vertheidigungssystem der Stadt, welches sich mehr nach dem Meere hin zu konzentriren scheint. Ich begreife nicht, weshalb man die Werke eingehen läßt, welche die Höhen St. Elias und Urpino vertheidigten.

In der Entfernung einiger Meilen, vom Meere aus gesehen, macht Cagliari einen ziemlich großartigen Eindruck; in der Nähe erscheint es traurig und verfallen. Außer den Erinnerungen an Pisa und Spanien, jenen wohlgelegenen Bastionen und Thürmen, besitzt es wenig beachtenswerthe Gebäude. Der Palast des Vice-Königs, ein großes Haus ohne Charakter, sieht eher einer Kaserne ähnlich. Die von den Pisanern begonnene, von den Spaniern vollendete und verderbte Domkirche macht mit ihrer groben Marmorbekleidung einen sehr mittelmäßigen Eindruck. Die Universität ist ein einfaches, aber würdiges Gebäude. Die Aufmerksamkeit der Reisenden verdienen besonders das Museum und eine 17,000 Bände starke Bibliothek, in welcher, wie gewöhnlich, die alte Jurisprudenz und die noch ältere Theologie vorherrschen.

Im Museum sind die phönizischen und karthageniensischen Alterthümer besonders bemerkenswerth. Es findet sich hier Alles vereinigt, was man auf der ganzen Insel entdeckt hat: kleine Bronzefiguren aus Ogliastra, in denen man phönizische Idole erkannt hat; eine fast vollständige Rüstung aus St. Antioco, Schwerter, Schilde, Schlüssel, Schlösser, tausenderlei Bronzesachen, daneben phönizische, griechische, lateinische Inschriften, jüdische oder arabische Talismane, Medaillen, Münzen aus allen Jahrhunderten, römische Glasgefäße, merkwürdig durch ihre perlmutterartigen Schattirungen u. s. w.

Die Stadt selbst gewinnt, wie gesagt, nicht sonderlich, wenn man sie näher ansieht. Das Pflaster ist schlecht, die Häuser meist schlecht gebaut, obzwar korbförmig gewundene eiserne Balkons sich gar nicht übel ausnehmen und lebhaft an Cadix erinnern. Aber drin im Hause, an der mächtigen

Steintreppe, begegnet man gewöhnlich einem Kehrichthaufen, den man ruhig mehrere Tage wachsen läßt, ehe er seinem Nachfolger Platz macht. Ferner haben die Bewohner die merkwürdige Sitte, daß sie ihre Wäsche zwar auch en famille waschen, aber zum Trocknen an querübergespannten Schnüren über die Straßen hängen. — Sehr schön ist die neue im Innern der Stadt selbst angelegte Promenade, unter dem Ostabhange des Schlosses, auf welcher sich mit Sonnenuntergang ein buntes Gewimmel entfaltet, und von wo aus man den weiten Meerbusen, die Vorstadt Villa-Nova und die Dörfer der fruchtbaren Ebene überschaut.

Jene Ebene, mit Oelbäumen und Weinstöcken und reichen Getraidefeldern bedeckt, ist in zahlreiche Gehege getheilt, welche durch Hecken von cactus opuntia umschlossen werden. Diese ihre stachlichen Aeste fünf bis sechs Fuß ausbreitende Pflanze bildet die vortrefflichste Umzäunung. Sie stammt aus Afrika und wuchert überall, wo ihr das Klima günstig ist, auf unglaubliche Weise. Die Felder Sardiniens gewinnen durch sie ein echt maurisches Ansehen, so daß man sich fast in die Gegend von Tunis oder Algier versetzt glaubt. Ihre zwar etwas trockenen und fasrigen Früchte schmecken angenehm, ihre dicken fleischigen Blätter braucht man im Herbste als Viehfutter.

Anfangs Juni 1841 verließen wir Cagliari, um die Buchten von St. Pietro und Palmas an den Inseln St. Pietro und St. Antioco zu untersuchen. Die Insel St. Pietro, von deutlich vulkanischem Ursprunge, ist nicht sehr hoch, die Nordküste fast unzugänglich, die Südküste fast eben so schroff; doch unterscheiden sich beide in Gestein und Farbe; nördlich zeigt sich bläulicher Trachyt, südlich brauner Porphyr. Die Ansicht der Bucht hat nichts Anziehendes. Auf einem mäßig ansteigenden nach Norden streichenden Ufer erhebt sich ein grauer, finsterer Thurm, bestimmt, die Einfahrt nach Carlo Forte — so heißt der Hauptort der Insel — zu beschützen. Diese kleine Stadt verliert sich innerhalb ihrer fünfeckigen mit Thürmen versehenen Mauer, welche ganz bequem eine dreimal größere Stadt einschließen könnte. Die Bevölkerung von St. Pietro stammt von einigen genuesischen Korallenfischern, die sich auf der Insel Tabarca, zwischen Algier und Tunis, niedergelassen hatten. Im Jahre 1737 kamen einige dieser Familien nach der gänzlich unbewohnten Insel St. Pietro, die damals ein Lehen des Marquis de la Guardia war. Fünf Jahre später schickte Karl Emanuel eben dahin hundertundzwanzig Gefangene derselben Herkunft, die in tunesische Sklaverei gerathen waren, und die er losgekauft hatte. Zugleich wurden ihm vom Marquis de la Guardia sämmtliche Rechte abgetreten, und er ließ ein jetzt verfallenes Fort bauen, welches der Mittelpunkt von Carlo Forte wurde. Die fleißige Bevölkerung dieses Städtchens beläuft sich gegenwärtig auf 3000 Seelen. Getreu ihrer Herkunft, sind sie in Sprache, Charakter und Sitten von den Sarden unterschieden, fleißig, ruhig, nüchtern und ehrlich, aber nicht gerade von unternehmendem Charakter.

Die fruchtbare Insel St. Antioco, welche die Westseite des Busens von Palmas bildet, ist mit dem sardischen Festlande durch zwei schmale Landzungen verbunden; ein schmaler, fast wasserloser Kanal führt aus dem Busen von Palmas in den von St. Pietro. Diese so wichtige und so leicht zu unterhaltende Verbindung ist dennoch so sehr vernachlässigt, daß man die leichtesten Fahrzeuge drei- bis vierhundert Meter weit über den Sand ziehen muß, um aus einer Bucht in die andere zu gelangen, während einst auf demselben Wege römische Galeeren nach den Quais von Sulci segelten.

Schon diese Quais allein, deren Trümmer noch an der Küste sichtbar sind, würden verrathen, daß ehemals eine große Stadt gestanden haben muß, wo sich jetzt das Dorf St. Antioco erhebt. Und in der That war Sulci zu Cäsar's Zeit so reich, daß es außer einer starken Getraidelieferung zur Zahlung von hunderttausend Sesterzen verurtheilt wurde, zur Strafe für seine Anhänglichkeit an die Sache des Pompejus. Unter seinen Ruinen finden sich auch häufig Medaillen und Gefäße.

Bedenkt man die strategische Wichtigkeit der Lage Sardiniens, so erstaunt man, es fast ganz unbefestigt zu finden. Cagliari verdient heute allein den Namen eines festen Ortes, denn Alghero und Castel-Sardo haben ihre Bedeutung seit der Anwendung der Artillerie verloren, da sie von den benachbarten Höhen beherrscht werden. Außer den genannten Orten wurden von den spanischen Vice-Königen längs der ganzen Küste, um die Insel gegen die Einfälle der Barbaresken zu schützen, sechsundachtzig Thürme erbaut, von denen noch siebenundsechzig bewohnbar sind. Sie vertheidigten ehemals die einzigen zugänglichen Orte der Küste und benachrichtigten die Bewohner der nächsten Dörfer durch Signale und Feuerzeichen von der Ankunft des Feindes, damit sie in die Gebirge entfliehen konnten, wenn sie zum Widerstande nicht stark genug waren. In ihrem gegenwärtigen verfallenen Zustande genügen sie dennoch, um die Vorschriften der Gesundheits-Polizei und der Zoll-Inspection aufrecht zu erhalten. Ihre Besatzung besteht gewöhnlich aus drei oder vier Invaliden, Torrari genannt, und einem Wächter, der den Titel Alcaïde führt. Diese Gebäude, wie Adlernester auf steilen Felsen gelegen, geben der Landschaft ein eigenthümliches, die Einbildungskraft mächtig ergreifendes Kolorit.

Diese Thürme sind das sprechendste Zeichen von der gewaltigen Furcht, welche die Seeräuber auf allen Küsten verbreitet hatten, die sie heimsuchten. Aber in Sardinien sind ihre Verheerungen noch in frischem Andenken. Im Jahre 1789 gingen sechs tunesische Schiffe bei Nacht in der Bucht von St. Pietro vor Anker; mit Tages Anbruch stiegen gegen zweitausend Mann ans Land, nahmen den Thurm Vittorio und plünderten die Stadt. Ein Theil der Einwohner entfloh in die Gebirge, achthundert Menschen aber, Männer, Weiber und Kinder, wurden nach Tunis geschleppt und blieben dort, bis sie endlich im Jahre 1815 die Regierung von Sardinien auslöste. Der letzte Handstreich wurde mit gleichem Erfolge im Jahre 1816 ausgeführt. Die Seeräuber von Tunis landeten im Busen von Palmas, nahmen das Schloß St. Antioco, plünderten das Dorf und führten einen Theil der Einwohner als Sklaven mit sich fort.

Frankreich.

Die Neger-Emancipation in den französischen Kolonieen.

(Schluß.)

Die Organisation der britischen und der französischen Gesellschaft bieten jedoch einige nicht zu übersehende Verschiedenheiten dar. Die englische Gesellschaft ist in ihren Gesetzen und noch mehr in ihren Sitten auf eminente Weise aristokratisch. Die Idee und das Bedürfniß der Freiheit sind hier sehr populair, die Idee und das Bedürfniß der Gleichheit ganz und gar nicht. Die auf Ungleichheiten des Vermögens, der Erziehung, der Stellung, selbst der Geburt gegründete Rang-Hierarchie ist in den nationalen Gewohnheiten dermaßen eingewurzelt, mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze so verträglich geworden, daß die radikalsten Ideen sie beinahe unangetastet lassen, sich aber an ihrer Seite vollenden oder fortpflanzen, als gäbe es gar kein nothwendiges Verhältniß zwischen den constitutionellen Rechten eines Bürgers im Staate und dem Platze, den er in der Gesellschaft einnimmt. Ein Resultat davon war, daß der Schwarze, als seine Emancipation einmal ausgesprochen war, keine Art von Bedürfniß mehr hatte und von keinem Wunsch bewegt wurde, der ferneren Maßregeln schädlich werden konnte. Die Idee der Freiheit hat die Sklaven tief bewegt; sie hat vor dem Erscheinen der Bill vom 1. August 1834 Ströme Blutes gekostet; allein die Idee absoluter Gleichheit spielte in dieser Bewegung durchaus keine Rolle; die freigelassenen Neger fanden in ihrer neuen Stellung, als freie Arbeiter, keinerlei Vorwand zur Unzufriedenheit oder gar zur Empörung. Wird es in den französischen Kolonieen eben so seyn? Hat nicht im Gegentheil die französische Gesellschaft in Gesetzen und Sitten einen wesentlich demokratischen Charakter? Fühlt man in Frankreich nicht das Bedürfniß der Gleichheit noch allgemeiner, noch lebhafter, als das der Freiheit? Die Kommission vom 26. Mai 1840 stützt sich allerdings nicht auf das Prinzip absoluter Gleichheit der Bürger; allein diese Kommission repräsentirt nicht die Meinung des Landes, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Land bis jetzt gar keine Meinung über den Gegenstand hat. Die Mitglieder der Kommission sind erwählte Männer, die man weit eher als Aufklärer der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, denn als ihre Organe betrachten darf. Wenn eines Tages eine wahrhaft öffentliche, eine populaire Meinung zu Gunsten der Emancipation sich kundgiebt, so werden das demokratische Prinzip und die Ideen der Gleichheit dabei die erste Rolle spielen.

Vielleicht wird die öffentliche Meinung der französischen Hauptstadt gegen den Akt der Gerechtigkeit, den die Regierung bezweckt, lange gleichgültig bleiben; vielleicht wird dieser Akt in Erfüllung gehen, ohne daß die Meinung sich rührt: wir sind geneigt, es zu glauben. Wird man aber verhindern können, daß die Emancipation, einmal bewerkstelligt, im Geiste der nationalen Ideen und Einrichtungen kommentirt und entwickelt werde? Wird dieser Geist nicht in alle Verhältnisse eindringen; wird er nicht der ganzen neuen Organisation sich bemeistern, welche diese Verhältnisse zu regeln bestimmt ist; nicht auf die ganze emanzipirte Bevölkerung übergehen vermittelst jener tausend unvermeidlichen Berührungen zwischen ihr und dem Volke der Hauptstadt?

Der Neger ist Mensch: dieser Mensch wird durch die Emancipation freier Franzose werden und somit alle Rechte erwerben, die Geist und Buchstabe des französischen Gesetzes den weißen Franzosen sichern. Das ist eine logische Schlußfolge, zugleich aber ein philosophischer, großmüthiger Gedanke, der nur in Frankreich zur vollen Ausführung kommt. Vor bald 60 Jahren in den Constitutionen Nord-Amerika's buchstäblich niedergeschrieben, ist er dort noch nicht praktische Wirklichkeit geworden: in Frankreich und den französischen Kolonieen wird er nicht erst geschrieben werden müssen, um eine Wahrheit zum Vortheile der farbigen Bevölkerung zu werden.

Diese Bevölkerung bildet aber die Mehrheit in den Kolonieen; die Weißen stehen daselbst zu den Schwarzen in einem Verhältniß, das zwischen $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{2}$ variirt. Und was für eine Bevölkerung ist dies? Hören wir, was die Kommission in dieser Beziehung sagt: „Die Sklaverei ist den Gesetzen der Moral zuwider; sie verdirbt den Herrn und den Sklaven: Ersteren, weil sie ihm eine Gewalt über den Sklaven zugesteht, die kein Mensch an seines Gleichen zu üben berechtigt ist — Letzteren aber, weil sie ihn mit dem Vieh auf gleiche Stufe stellt, indem Furcht und passiver Gehorsam bei ihm an die Stelle jeder freiwilligen Thätigkeit treten. Grausame Behandlung der Sklaven ist zwar in unseren Tagen sehr selten geworden und wird bald unmöglich seyn. Die Abschaffung des Sklavenhandels hat, indem sie jeder Rekrutirung von außen her ein Ende machte, für die schwarze Bevölkerung viel gethan; man ist genöthigt worden, sie zu schonen, für die schwangeren Frauen und die jungen Kinder große Sorge zu tragen; auch scheint diese Bevölkerung jetzt sich zu vermehren, während sie noch unlängst um drei Prozent jährlich geringer ward. Nach Aussage der obrigkeitlichen Personen, die kraft einer Verfügung vom 5. Januar 1840 beauftragt waren, die Sache zu untersuchen, ist die Behandlung mit sehr geringen Ausnahmen befriedigend. Die Neger erhalten gesunde und zureichende Nahrung; sie werden logirt und gekleidet, wie das Klima es erheischt; in ihren Krankheiten werden sie gut gepflegt; nirgends verlangt man zu harte Arbeiten von ihnen; die körperlichen Strafen sind

mäßig und werden eher gelinder als härter: die alten Kerker schließt man und ersetzt sie durch luftigere Gefängnisse: die Verstümmelungen sind schon lange abgekommen: Marter-Werkzeuge, wie Halsbänder mit eisernen Stacheln ꝛc., werden nur noch als Schreckbilder gebraucht u. s. w. Allein diese Fortschritte, so erfreulich sie sind, betreffen nur das materielle Wohlseyn der Neger: sie lassen noch auf keine Verminderung der Vorurtheile des Bluts und der Farbe bei ihren Herren schließen: sie fördern die Sklaven in moralischer und sozialer Hinsicht um keine Staffel höher. Die von Pflanzern herausgegebenen Schriften, die Manifeste der Kolonial-Berathungen bezeugen, wie weit die Herren noch jetzt davon entfernt sind, ihre Sklaven schlechthin als dienende Personen, als ihre Brüder vor Gott und ihres Gleichen vor der Vernunft zu betrachten. Die Erzählungen der Reisenden, die von der Verwaltung eingezogenen Nachrichten zeigen uns die Sklaven als in dieselbe Unwissenheit versunken und denselben Lastern preisgegeben, wie vormals, und jene Freilassungen, deren häufigste Veranlassung für Niemand ein Geheimniß ist, beweisen hinreichend, daß die gute Sitte bei keinem von beiden Theilen genugsam geachtet wird."

So steht es mit den Menschen, die man nach dem Systeme gleichzeitiger Emancipation, welches die Majorität der Kommission empfiehlt, als freie Männer proklamiren soll, ohne sie frei zu machen: als Franzosen, ohne ihnen die Rechte von Franzosen zu geben: als Ebenbürtige ihrer Herren, ohne sie von diesen unabhängig zu machen. Wir sagen: Freie, Franzosen, Ebenbürtige ihrer Herren, weil diese drei Begriffe in einem französischen Gesetze nur einen ausmachen und nothwendig in dem Prinzip des Gesetzes einbegriffen seyn werden, wie man dieses Prinzip auch ausdrücken möge.

Das zweite Interesse, welches bei dem Emancipations-Werk in Erwägung zu ziehen, ist das der Sklaven selber. Der Bericht fängt damit an, daß er vermittelst zahlreicher und glaubwürdiger Dokumente die vollkommene Unwirksamkeit der Mittel auseinandersetzt, deren man sich bedient hat, um die schwarze Race, so lange Sklaverei auf ihr lastet, zu regeneriren. Aus dieser Thatsache läßt sich der Schluß ziehen, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge nur durch eine Umwälzung oder durch entscheidende Intervention des Gesetzes enden kann. Welches Gesetz kann aber den Sklaven regeneriren, indem es ihn befreit, damit er gleichzeitig frei und seiner Freiheit würdig werde. In dieser Beziehung sind mehrere Systeme vorgeschlagen oder angewendet worden. Die Kommission hat sie alle sorgfältig geprüft und ist endlich in zwei Parteien zerfallen, von denen eine, die Majorität, das System der sofortigen Emancipation vorschlägt, während die andere sich für allmälige Emancipation erklärt hat. Dieser Theil des Berichtes, der interessanteste von allen, verdient eine genaue Analyse.

Das erste, von der Kommission verworfene System ist dasjenige, welchem die britische Regierung 1823 folgte, als das Parlament auf den Vorschlag des damaligen Ministers, Herrn Canning, Beschlüsse faßte, welche die Emancipation als eine naheliegende, unvermeidliche Maßregel darstellten, ohne ihre Epoche oder die Art und Weise ihrer Ausführung irgendwie zu bestimmen. Die Idee, welche dieses System schuf, war einfach und verführerisch: man wollte die Herren und die Sklaven auf den Bruch der zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse vorbereiten, alsdann diesen Bruch entschieden aussprechen, sobald die Gemüther daran gewöhnt seyn würden, sobald Alles in materieller und moralischer Hinsicht so weit gediehen seyn würde, daß er ohne Gefahr vor sich ginge. Allein dieser so einfache Plan ist vollständig gescheitert, weil er, wie Herr von Broglie bemerkt, bei Herren und Sklaven Gesinnungen voraussetzte, die man vernünftiger Weise von beiden Theilen nicht erwarten konnte.

Das zweite ohne Widerspruch verworfene System bestände darin, daß man bei der jetzigen Emancipation alle die Uebergänge beobachtete, welche bei den Römern von der Sklaverei bis zur völligen Freisprechung der arbeitenden Klassen stattfanden. Dies ist auch das System des Herrn von Sismondi. Die Kommission war der Ansicht, daß es auf die heutige Kolonial-Verfassung nicht anwendbar sey, und zwar erstens: weil die größte Zahl der Sklaven, selbst diejenigen, die in den Plantagen verwendet werden, keiner ausschließlich ackerbautreibenden Industrie sich ergiebt, da die Bereitung des Zuckers und die meisten Handwerke in den Händen der Sklaven sind: sodann, weil die Theilung in natura gerade bei den vornehmsten Erzeugnissen, bei Zucker, Kakao, Indigo, welche nicht an Ort und Stelle konsumirt werden und, wo man sie gewinnt, nur einen rein kaufmännischen Werth haben, nicht ausführbar wäre; endlich, weil das Gesetz den Sklaven weder denjenigen Theil des Eigenthums zugestehen könnte, welcher in der Leibeigenschaft das Allodium des Leibeigenen ist, noch jenen Theil des Ackerbau-Kapitals, welcher dem Kolonisten bei der Auseinandersetzung mit dem Gutsherrn zur Ausbeutung des Bodens überlassen bleibt.

In einem zweiten Artikel werden wir die Vorschläge berühren, welche die französische Kommission gemacht, um die Freigebung der Neger auf eine zugleich der Menschlichkeit und dem Eigenthumsrecht entsprechende Weise zu bewirken.

Mannigfaltiges.

— **Oesterreichs Stellung zum Orient.** Herr St. Marc Girardin beginnt im Journal des Débats vom 23. November eine Reihe von Artikeln über Kaiser Joseph II., anknüpfend an das auch bereits von uns erwähnte Geschichtswerk des Herrn Camille Paganel über den deutschen Kaiser. Da Herrn Girardin's Stimme nicht bloß an und für sich eine Geltung habende und beachtenswerthe, sondern sehr oft auch in dem genannten Journal als Ausdruck der französischen Regierung anzusehen ist, so theilen wir hier die Bemerkungen des gelehrten Professors über die historische Stellung Oesterreichs zur Levante mit, wie sie durch Joseph II. vorgezeichnet worden:

„Der Gedanke, die Niederlande und den Rhein aufzugeben*), um Oesterreichs Geschicke dem Orient und der Donau zuzuwenden, gehört ursprünglich dem Kaiser Joseph. Im Jahre 1784 erlangte Joseph II. von der ottomanischen Pforte die freie Schifffahrt der Donau und des Schwarzen Meeres bis zu den Dardanellen und bewilligte er einer Gesellschaft italiänischer Kaufleute die Zollfreiheit und selbst eine Prämie für das Getraide, das sie aus Ungarn beziehen würden. Die erste Unternehmung dieser Art ward im J. 1786 ausgeführt. Zwanzig mit Korn beladene Fahrzeuge fuhren die Donau hinunter bis zu ihrer Mündung. Das Getraide wurde dort auf Schiffe verladen, die aus Triest und Fiume gekommen waren — welche bereits von Maria Theresia für Freihäfen erklärt worden — und nach Genua und Marseille gebracht. Die Getraideschiffe auf der Donau waren die Vorläufer der Dampfschiffe, von denen sie heute belebt wird.

„Die Politik Joseph's II. war ganz und gar dem Orient zugewandt. Nicht bloß durch die mit der Türkei abgeschlossenen Friedensverträge sucht er den östlichen Provinzen seines Reiches eine neue Quelle des Reichthums zu eröffnen, sondern er wünscht auch, Oesterreich von dieser Seite zu vergrößern. Alle seine Bestrebungen gehen dahin, sich der Moldau und Wallachei oder wenigstens Serbiens und Bosniens zu bemächtigen. Nicht sonderlich glücklich im eigenen Feldzuge von 1788, ärndtete er in der folgenden Campagne größere Erfolge durch seine Generale, und Laudon, der sich Belgrads bemächtigte, schien die Siege des Prinzen Eugen erneuern zu wollen, während der Prinz von Koburg in Bucharest einrückte. Unglücklicherweise starb Joseph II. während dieser Triumphe. Preußen und England wollten die Zerstückelung der Türkei nicht; die österreichischen Niederlande, verletzt durch die unvorsichtigen Reformen Joseph's, hatten sich empört; Ungarn, dessen alte Privilegien er nicht geachtet hatte, und das nicht begriff, daß es besser für das Land seyn würde, das Centrum und der Grundpfeiler der durch die Wallachei, die Moldau und Serbien vergrößerten österreichischen Monarchie zu werden, statt in dem Dome von Ofen die Krone des heiligen Stephan auf dem Altare von zwei Magnaten mit dem Säbel in der Hand bewachen zu lassen — Ungarn selbst war mißvergnügt und aufgeregt, so daß Leopold II., Joseph's Nachfolger, nichts Besseres thun konnte, als an die Wiederherstellung des Friedens zu denken. Er gab also die Eroberungen Oesterreichs auf und begnügte sich, in dem Frieden von Sistow (4. August 1791) die Freiheit der Donauschifffahrt von neuem zu stipuliren.

„Der Fürst, welcher die neue Bestimmung seines Reiches erkannt und es kühn vom Occident nach dem Orient gewandt hatte, war kein gewöhnlicher Fürst. Ja, noch mehr, Joseph II. hat dadurch Europa einen großen Dienst erwiesen, denn auf diese Weise ward Oesterreich, Rußland gegenüber, das mächtigste Bollwerk der europäischen Unabhängigkeit. Dieser Theil von Joseph's Plänen ist nur zur Hälfte ausgeführt worden: Oesterreichs Lage ist an der Donau dieselbe geblieben, die es im 16ten Jahrhundert war, es ist weder stärker noch schwächer geworden, aber der Gang der politischen Ereignisse seit zwanzig Jahren hat auf die Ansichten und Pläne Joseph's II. ein neues Licht geworfen.

„Im Frieden von Belgrad, der 1734 unter dem Einflusse Frankreichs abgeschlossen wurde, war Oesterreich genöthigt worden, die an der Donau eroberten Provinzen an die Pforte zurückzugeben. Was ihm jedoch noch viel schmerzlicher als diese Rückgabe seyn mußte, war die Besorgniß, sie in die Hände Rußlands kommen zu sehen, und diese Besorgniß trat 1777 ein, in welchem Jahre die Moldau und die Wallachei von Rußland erobert wurden. Wien erschrak darüber, und bei einer Unterredung, die Friedrich II. und Joseph II. zu Neustadt in Mähren hatten, erklärte der Fürst Kaunitz, Premier-Minister der damals noch lebenden Maria Theresia, daß die Kaiserin den Russen niemals gestatten würde, die Donau zu überschreiten und durch neue Erwerbungen in die Nachbarschaft Ungarns zu kommen. Herr von Kaunitz fügte hinzu, nur einen einzigen Damm gäbe es, welcher den Strom, von dem Europa bedroht sey, zurückhalten könne, und dieser Damm sey die Verbindung Preußens und Oesterreichs.

„Merkwürdige Worte! Seit dem J. 1777 hat sich die Politik Oesterreichs nicht geändert. Es wollte nicht, daß die Russen die Donau überschritten, und sie haben sie nicht überschritten. Alle Veränderungen jedoch, die seit 1777 an der Donau vorgegangen, sind zu Gunsten Rußlands gewesen, und wenn auch seine Macht jenseits der Donau geblieben, so ist sie doch von seinem Einflusse längst überschritten. Im J. 1777 waren die Moldau und die Wallachei der ottomanischen Pforte unterworfen; scheinbar sind sie es zwar noch, aber Rußland ist durch die Verträge ihre Schutzmacht geworden. Dieselbe Veränderung ist in Serbien vorgegangen. Endlich die Mündungen der Donau — diese gehörten 1777 der ottomanischen Pforte und später Oesterreich, worauf im Frieden von Sistow stipulirt wurde, daß sie frei seyn sollten: heutiges Tages hängen sie von Rußland ab."

*) d. h. Belgien und den Breisgau, die damals noch kaiserlich waren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Montag den 4. Dezember 1843.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.*)

Von Elisa Abell.

Während der drei Monate, welche Napoleon in den Briars bei uns zubrachte, schien er ganz zufrieden, so weit er überhaupt zufrieden seyn konnte, und er sprach oft seine Freude über die glückliche Lage unserer Besitzung aus. Er wünschte, daß ihm die englische Regierung erlauben möge, uns nie zu verlassen, und daß sie, wenn mein Vater darein willige, unser Häuschen ankaufe und es ihm zum bleibenden Wohnsitz überlasse. Doch als er sein Gesuch der Regierung vorlegte, wurde es zurückgewiesen, und er dachte nun selbst daran, die Briars zu kaufen, und sandte den General Montholon ab, um mit meinem Vater darüber zu unterhandeln; allein auch diese Unterhandlung kam durch das Einschreiten der englischen Politik nicht zu Stande. Als die Arbeiter, welche zum dreiundfunfzigsten Regimente gehörten, hierauf die benachbarten Höhen erkletterten und auf ihren Schultern alle Werkzeuge und Geräthschaften trugen, mit denen man Longwood bewohnbar machen wollte, sah ihnen Napoleon mit Blicken nach, welche seinen inneren Unwillen und seinen Schmerz auszudrücken schienen. Er hörte dem Rauschen der Trommeln und Pfeifen zu, welches die Arbeiten begleitete, und es gemahnte ihn an alte Ruhmestage und verkündete ihm zugleich, mit welchem Eifer man die Arbeiten betrieb und wie nahe der Augenblick war, der ihn von den Briars zu scheiden zwang.

Bei seinem Abschied forderte er uns auf, ihn in seiner neuen Behausung zu besuchen, und bald darauf begaben wir uns nach Longwood. Wir waren begierig, zu sehen, wie er wohnte, und vielleicht auch hofften wir, er werde unser niedliches Häuschen mit dem finsteren Aufenthalte, den man ihm mitten im öden, unfruchtbaren Gebirge angewiesen hatte, vergleichen, und unser Häuschen werde einigen Ruhm dabei ärndten. Was mich betrifft, ich sprang vor Freuden, daß ich meinen Spielgesellen wiedersehen sollte, seit dessen Abreise ich so traurig gewesen war. Wir trafen den Kaiser, wie er auf den Stufen der Treppe saß, welche zum Billardzimmer führte. Er unterhielt sich scherzend mit dem kleinen Tristan Montholon und eilte, sobald er uns erblickte, auf uns zu, umarmte meine Mutter, machte meiner Schwester eine anmuthige Verbeugung und mich zupfte er am Ohr und rief lachend: „Ah, Fräulein Betsy, sind Sie klug?" — Er fragte uns, wie sein Palast uns gefalle, und bat uns, ihn zu begleiten, weil er uns, wie er sich ausdrückte, seine Wirthschaft zeigen wolle. Er führte uns zuerst in sein Schlafgemach. Dies war ein kleines, sehr düsteres Zimmer, dessen Wände mit einem Nankin-Stoff überzogen waren, welcher die Stelle von Tapeten vertreten mußte. Der einzige Schmuck, den ich hier bemerkte, bestand in einigen Familienbildern, die Napoleon mitgebracht hatte. Das Bett war noch das kleine eiserne Feldbett, in welchem der Kaiser einst nach den Schlachten von Marengo und Austerlitz schlief. Die Fenster-Vorhänge waren von grüner Seide. Dem Bette gegenüber stand eine kleine Büste von weißem Marmor, welche den König von Rom vorstellte, und darüber hing ein Portrait Marie Louisens, so daß beim Erwachen stets des Kaisers erster Blick auf seinen Sohn und dessen Mutter fiel. — Darauf gelangten wir durch ein Vorzimmer in ein Kabinet, in welchem eine mächtige Badewanne stand, weil der Kaiser täglich sich eine bis zwei Stunden zu baden pflegte. Außerdem besaß Napoleon noch einen Speise- und einen Gesellschafts-Saal, ein Toiletten- und ein Billard-Zimmer. Als er uns diese Gemächer alle gezeigt und über jedes einige, meist scherzhafte, Bemerkungen hingeworfen hatte, führte er uns in die Küche und befahl dort, ein Töpfchen Milchrahm und einiges Zuckerwerk für Fräulein Betsy zu besorgen, denn er hatte meinen Geschmack nicht vergessen. Dann zeigte er uns noch seine Speisekammer und führte uns hierauf zu Madame Montholon. Er nahm das noch nicht sechs Wochen alte Kind der Gräfin auf den Arm und schaukelte es in seiner ungestümen Art, daß wir jeden Augenblick fürchteten, er werde es fallen lassen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, streichelte es und kniff ihm die Nase oder die Backen, bis das kleine Wesen zu schreien anfing. Wir lachten über seine ungeschickte Weise, Kinder zu schaukeln; doch er entgegnete uns, daß er den König von Rom oft genug so geschaukelt habe, als er in dem Alter der kleinen Lily gewesen sey, doch dieser habe nicht so leicht geweint.

Als wir uns empfehlen wollten, zeigte uns Napoleon den Garten und die Umgebungen von Longwood. Diese boten einen so wüsten Anblick, daß er sich kaum schildern läßt, und daß Alle, die an die großartige, wilde Natur der Insel St. Helena nicht gewöhnt sind, fast davor zurückschaudern müssen. Auf der einen Seite erhob sich ein dunkles, steiles Gebirge, auf dessen Abhängen man nur hin und wieder einen wilden Birnbaum, einige Aloen oder anderes niedere Gesträuch erblickte. Auf der anderen Seite kreuzten sich die Bergzüge, und man gewahrte einige Höhlen und Grotten, in denen sich während der ersten Zeiten der Colonisation der Insel die Hirten zur Seite der Ziegen bei Nacht geborgen hatten. Madame Bertrand erzählte mir einst, wie Napoleon oft Stunden lang stehe und die Gewölke betrachte, die sich über den Felsengipfeln zusammenballen, mit einem flüchtigen Schatten die Insel bedecken und sich dann im unendlichen Ocean verlieren; sie scheinen vor den Augen des großen Gefangenen phantastische Gestalten angenommen zu haben; und er mochte in ihrem Reigen und Wehen Grüße erkennen, die ihm aus Frankreich kamen, und ihnen Grüße nach Frankreich auftragen.

Zum Schluß machte uns der Kaiser den Vorschlag, uns in seinem irländischen Wagen heim zu führen. Wir schickten unsere Pferde nach Hutsgate, dem Wohnsitz der Madame Bertrand, nahmen zur Seite unseres Wirthes Platz, und das Gespann flog im schnellsten Galopp davon. Ich bin zu Wagen stets sehr furchsam gewesen, und das Fuhrwerk, in dem ich mich damals befand, schien mir noch weit gefährlicher als die gewöhnlichen; so war ich in Todesangst; doch man hatte kein Mitleid mit mir. Napoleon lenkte seine drei schnaubenden Rosse einem der gefährlichsten Wege zu, welchen man die Punsch-Bowle des Teufels nannte. Das eine Pferd schien stets in den Abgrund stürzen zu müssen, während die beiden anderen in Gefahr waren, sich die Köpfe an den Felsen einzurennen, die sich quer über den Weg neigten. Napoleon schien bei so wilden Fahrten allen Groll zu vergessen; er ergötzte sich an der Angst seiner Gefährten, und vorzüglich an der meinen, und rief mir von Zeit zu Zeit zu, daß wir jetzt in die Tiefe stürzen und Alle in tausend Stücke zerschmettert würden.

Als sich Napoleon einige Monate auf St. Helena aufgehalten hatte, empfingen wir Journale mit Anekdoten, in denen er spielte und die auf sein Verweilen in den Briars Bezug hatten. Besonders ergötzlich war hierbei ein Brief, den der Marquis von Montchenu geschrieben; in diesem wurden mehrere Scenen, welche zwischen dem Kaiser und einzelnen Mitgliedern unserer Familie vorgefallen waren, besonders mein Scherz mit dem Degen, ausführlich geschildert, und von Miß Betsy hieß es, sie sey das impertinenteste Mädchen, welches man je gesehen habe, und man dürfe wohl annehmen, daß es mit ihrem Verstande nicht richtig sey. Dieser Brief war aus den französischen Journalen in die deutschen und englischen übergegangen, und mein Vater war höchst verdrießlich, daß mein Name in solcher Weise der Oeffentlichkeit preisgegeben sey. Er wollte Genugthuung vom Marquis fordern; doch meine Mutter wußte die Sache beizulegen, indem sie den Marquis veranlaßte, sein Wort zurückzunehmen und sich wiederholt zu entschuldigen. Als Napoleon die Schmähung erfuhr, die Miß Betsy seinetwegen erlitten hatte, sandte er den Doktor O'Meara nach Briars, um mir mitzutheilen, auf welche Weise ich mich an dem alten Schwachkopf, wie er den Marquis nannte, am besten rächen könne. Der Marquis war, wie es schien, sehr stolz auf den schönen Bau und die Eleganz seiner Perrücke, die in einen langen Schweif ausging und mit demselben, wenn er sich beim Gehen und Sprechen bewegte, bald die rechte, bald die linke Schulter peitschte. Diese Perrücke sollte ich nach dem Rathe des Kaisers auf irgend eine Art zu verbrennen suchen, am liebsten wohl durch eine ätzende Flüssigkeit. Ich war solchen Streichen nie abgeneigt, und ich brannte, den Marquis für seine Unverschämtheit zu züchtigen; auch hatte ich noch einen zweiten Sporn für meine Tapferkeit. Napoleon hatte mir nämlich versprochen, wenn ich das Abenteuer siegreich bestände, mir den schönsten Fächer zu kaufen, der in dem Laden des Herrn Salomon zu finden sey. Doch meine Mutter wurde die Beschützerin der Perrücke, indem sie mir streng untersagte, meinen Uebermuth durchzuführen. Als mich Napoleon hierauf zum ersten Male wiedersah, rief er mir entgegen: „Nun, Fräulein Betsy, bist du meinen Befehlen nachgekommen? hast du den Fächer verdient?" Ich antwortete halb traurig, daß ich eine gehorsame Tochter gewesen sey, und Napoleon kniff mir das Ohr und sagte: „Ah, Fräulein Betsy, nun fängst du doch an, artig zu werden." Darauf ließ er den Doktor O'Meara rufen und fragte, ob er den versprochenen Fächer für mich gekauft habe? Der Doktor erwiederte, er habe keinen gefunden, der schön genug sey; und ich mochte bei dieser Antwort ohne Zweifel ein etwas niedergeschlagenes Gesicht machen, denn wie mich Napoleon ansah, suchte er mit seiner gewohnten Freundlichkeit mich zu

*) Fortsetzung der in Nr. 91—94 des Magazins gegebenen Mittheilungen.

trösten und versprach, zum Ersatz mir etwas Anderes zu schenken. Einige Tage darauf erhielt ich einen schönen Ring mit Brillanten, welche den Buchstaben N, über dem ein kleiner Adler schwebte, bildeten. Die einzige Rache, die ich an dem Marquis nahm, war, daß ich seine Heldenthaten vor der Schüssel, mit Messer und Gabel in der Hand, schilderte, und Napoleon lachte oft sehr darüber. Der Marquis war ein großer Liebhaber von Blumenkohl, welcher auf St. Helena sehr selten ist. Eines Tages aß er bei uns, und sein Adjutant, der Hauptmann Gor, vergaß, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß eine Schüssel mit Blumenkohl auf dem Tische stehe; so bemerkte der Marquis sein Lieblingsgericht erst, als man es vom Tische trug, und mit hochrothem Gesicht und gleichsam mordlustigen Geberden wandte er sich an den Hauptmann: „Narr! warum hast du mir nicht gesagt, daß Blumenkohl da ist?"

Bei unseren Ausflügen trafen wir Napoleon einst in dem sogenannten Feenland (Fairy-Land), welches Herr D... besaß, und welches seinen Namen theils seiner schönen Lage an der Meeresbucht, theils der liebreichen Fürsorge verdankt, mit welcher der damals schon siebzigjährige D. von Jugend auf die Verschönerung der Insel und das Wohl seiner Bewohner zu fördern gesucht hatte; man betrachtete ihn darum wie einen freundlichen Genius, der feenhaft über St. Helena waltete.*) Ich fragte Napoleon, ob er an der Bucht, die vor dem Feenlande lag, wohl die beiden Felsen bemerkt habe, die sich durch ihre auffallende Bildung auszeichneten und Loth's Frau und Tochter hießen? und da er sich ihrer erinnerte, so erzählte ich ihm folgende Geschichte, die sich auf den größeren der Felsen bezog: Vor funfzig Jahren flüchteten sich zwei Sklaven, welche die Gefahren eines wilden, unabhängigen Lebens der tyrannischen Härte der Plantagenbesitzer vorzogen, in die tiefe Höhle, welche sich in dem Felsen, den man Loth's Frau nennt, befindet. Sie gingen des Nachts aus, um sich ihre Bedürfnisse zu erbeuten, und blieben lange unentdeckt, so daß sie der Schrecken der Insel wurden. Endlich erfuhr man ihren Schlupfwinkel, doch die Freibeuter leisteten einen verzweiflungsvollen Widerstand und rollten große Felsstücke auf die herab, welche zu der Höhle emporklimmen wollten. So wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß man einen Trupp Soldaten gegen die Beiden sandte, um sie förmlich zu belagern. Einer der Soldaten erstieg den Felsen von der anderen Seite und erreichte eine Stelle, welche über der Höhle lag und von welcher aus man die Flüchtlinge auf dieselbe Weise angreifen konnte, wie sie die Untenstehenden angegriffen hatten. Als einer von ihnen aus der Höhle trat, um einen Stein herabzurollen, wurde er von oben zerschmettert, und sein Gefährte, der ihm beistehen wollte, empfing eine schwere Wunde, an der er später starb. Seit jener Zeit glauben die Bewohner der Insel, daß der Geist der beiden Sklaven um den Gipfel des Berges schwebe. Der Geisterglaube ist auf St. Helena überhaupt sehr ausgebildet; es giebt fast keine Höhle und keine Bergspitze, an die sich nicht eine Sage knüpfte; und vielleicht mögen zur Entwickelung dieser Sagen bisweilen die feinen Nebel beitragen, welche die Bergspitzen zu umspielen pflegen und oft sehr phantastische Gestalten annehmen. — Dem Kaiser gefiel meine Geschichte, und er versprach, wenn er wieder in das Feenland kommen würde, Loth's Frau besonders zu besuchen.

Ein anderes Beispiel der großen Freundlichkeit, die mir Napoleon bewies, ist folgendes. Der Tag des Pferderennens, welches alljährlich zu Deadword stattfand, war für mich stets einer der größten Festtage. Er nahte wieder heran; doch ich war unfleißig gewesen, ich hatte meine Lectionen nicht gelernt, ein Fall, in dem ich mich oft sah, und mein Vater befahl, um mich zu strafen, daß ich zu Hause bleiben solle; ja, damit ich nicht ungehorsamer Weise ihm selbst nachkäme, ließ er mein kleines Reisepferdchen zu einem seiner Freunde führen. Ich war untröstlich; ich wollte mir gern ein Pferd verschaffen, doch wußte ich nicht woher. Ich theilte dem Doktor O'Meara mein Leid mit, und von diesem erfuhr es Napoleon. Kaum war unsere Familie nun nach Deadword abgereist, so sah ich O'Meara auf unser Haus zukommen; ihm folgte ein Sklave, der ein herrliches graues Pferd mit einem Damensattel und rothsammetner, goldgesäumter Decke am Zügel führte. Meine Freude war unbeschreiblich. Der Doktor verkündete mir, daß Napoleon, von meinen Schmerzen in Kenntniß gesetzt, mir das frömmste seiner Pferde zur Verfügung stelle. Dieser Scherz des Kaisers gab zu weitläufigen Verhandlungen und zu vielem Verdrusse Veranlassung, und ich bereute nachträglich sehr, ungehorsam gewesen zu seyn; denn mein Vater wurde angeschuldigt, die Gesetze der Insel übertreten zu haben, indem er einem Mitgliede seiner Familie erlaubt habe, ein Pferd aus Longwood zu besteigen, und er empfing vom Gouverneur dafür einen harten Verweis.

Oft verspottete mich Napoleon wegen meiner allzu großen Aengstlichkeit, und er drang in meinen Vater, mir diesen Fehler abzugewöhnen. Auch die Kaiserin Josephine, erzählte er, hatte sich in ihrer Jugend so verwöhnt, und sie zitterte stets, wenn sie einen Wagen bestieg; oft mußte ihr Napoleon ernstlich darüber zürnen, und nur mit großen Anstrengungen vermochte sie es nach und nach, ihre Furcht zu beherrschen.

Das Leben, welches Napoleon auf diesem verlassenen Felsen führte, war so trüb und einförmig, daß er an den geringsten Erscheinungen Antheil nahm, die einige Abwechselung, wenn auch nicht Erheiterung, in seine Tage bringen konnten. Selten schlug er es aus, wenn ihn mein Vater zu unseren kleinen Familienfesten einlud, und bisweilen wurden bloß ihm zu Liebe gewisse Familien-Erinnerungen festlich begangen. Einst feierten wir meinen Geburtstag; wir hatten dazu ein kleines Häuschen gewählt, welches wir nicht weit von der Residenz des Kaisers besaßen, und welches wir das Haus des Capitain Roß nannten; weil Roß, der am Bord des „Northumberland" nach St. Helena gekommen war, und den Napoleon mit dem Ausdruck „un bravissimo uomo!" zu bezeichnen pflegte, einige Zeit das Haus bewohnt hatte. Im Augenblick, als die schönste Heiterkeit bei unserem kleinen Feste sich eingestellt hatte, sahen wir den Kaiser zu Pferde nahen; doch wie er bemerkte, daß unsere Gäste ziemlich zahlreich waren, ließ er uns sagen, er könne nicht zu uns kommen, sondern er wolle sich begnügen, von den benachbarten Höhen unserer Freude zuzuschauen. Allein er hatte mir zu kommen versprochen, darum eilte ich zu ihm und bat ihn, mir heute, an meinem Freudentage, nicht solch ein Leid zu thun. Doch er entgegnete, daß es ihm unangenehm sey, sich den Blicken der neugierigen Menge auszusetzen, und daß er lieber ein ander Mal kommen wolle. Ich bestand jedoch auf meinen Bitten und reichte ihm ein Stückchen von meinem Kuchen, den uns ein Freund aus England zu dieser Gelegenheit geschickt hatte. Da der Freund die Strenge nicht kannte, mit der alle Bewohner der Insel, welche mit dem Kaiser irgend wie in Berührung standen, überwacht wurden, so hatte er im Scherz einen kaiserlichen Adler auf den Kuchen malen lassen. Dieser Umstand zog uns vielen Verdruß und die Ungnade des Gouverneurs zu. Dies erzählte ich Napoleon und sagte ihm, um uns zu entschädigen, müsse er wenigstens von unserem Kuchen essen. Er nahm das Stück, welches ich ihm hinreichte, kniff mich in das Ohr, nannte mich seine kleine Unverschämte und ritt davon, indem er mit vielen falschen Tönen das Lied „Vive Henri Quatre" vor sich hin sang.

Eines Morgens besuchten wir Madame Bertrand und fanden den Kaiser an ihrem Bett sitzend. Wir wollten uns aus Discretion schon wieder entfernen, als uns Napoleon zurückrief und uns einzutreten bat. „J'étais en visite chez my mistress", sagte er zu meiner Mutter. Wir lächelten und sagten ihm, my mistress heiße meine Herrin in einem ganz besonderen Sinne, und wenn man bloße Freundschaft ausdrücken wolle, lasse man das Wort my weg. Napoleon lachte herzlich über den Irrthum, in den er verfallen war, und versicherte, daß er Madame Bertrand nicht mehr seine Maitresse nennen wolle.

Oft bat uns Napoleon, ihn auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er beging, wenn er englisch sprach. Doch da seine Aussprache sehr fehlerhaft war und seine Perioden genau die französische Wortstellung beibehielten, so wurde es uns sehr schwer, ihn nur zu verstehen. Ich hatte nie die Geduld, ihm die grammatischen Erläuterungen zu geben, welche er forderte; mitten in der Lection entschlüpfte ich gewöhnlich, und meine Schwester war genöthigt, was ich begonnen hatte, zu vollenden. Wenn ich wiederkam, faßte mich Napoleon beim Ohr und lachte: „Ei, ei, Fräulein Betsy, wie thöricht noch immer! Sie werden nie klug werden!"

Einst fragte mich Napoleon, ob ich den kleinen Arthur gesehen hätte, den Sohn der Madame Bertrand, der damals noch nicht einen Monat alt war; und er erzählte lachend, daß ihm Madame Bertrand ihren Neugeborenen mit den Worten gezeigt habe: Ew. Majestät erlauben mir, Ihnen einen Ihrer treuesten Unterthanen vorzustellen, welcher es gewagt hat, ohne einen von Sir Hudson Lowe visirten Paß nach Longwood zu kommen.

Napoleon liebte es, mit mir über mein Kleid, das ich sehr kurz trug, und über meine Hosen zu scherzen. Er wußte es, wie sehr ich mich ärgerte, wenn man mich einen kleinen Jungen nannte, und ich mußte diese Bezeichnung oft von ihm hören. Die kurzen Frauenkleider könne er nicht leiden, und wenn er Gouverneur wäre, so würde er sie durch ein Gesetz verbieten.

Eines Abends waren wir bei Madame Bertrand zum Besuch und wünschten den Doktor O'Meara zu sprechen, der sich gerade beim Kaiser befand. Cipriani bat O'Meara, sich zu uns zu bemühen; doch Napoleon ließ uns fragen, ob wir den Doktor nicht lieber bei ihm aufsuchen wollten. Wir folgten dieser Einladung und fanden den Kaiser in seinem Billardzimmer, wie er sich über große Papierbogen neigte, in welche er eine Menge von Stecknadeln, zum Theil mit rothen, zum Theil mit schwarzen Köpfen, gesteckt hatte. Wir fragten ihn, was dieses Spiel bedeute; und er antwortete uns, daß er einige seiner Schlachten von neuem liefere, indem die rothen Stecknadeln die Engländer und die schwarzen die Franzosen vorstellten. Eines seiner größten Vergnügen war es, die Evolutionen einer verlorenen Schlacht aufs neue zu studiren und zu versuchen, ob sich die Schlacht nicht durch geschicktere Wendungen gewinnen lasse. (New Monthly Magazine.)

Italien.

Sardinien im Jahre 1842.

II. Temperatur. — Winde. — Fieber.

Leider scheint die Natur dem Wiederaufblühen Sardiniens ein Hinderniß in den Weg gelegt zu haben, welches menschliche Kraft und menschlicher Scharfsinn wohl kaum je bezwingen möchte; ich meine das ungesunde Klima, das schon zu der Römer Zeiten sprüchwörtlich war, ungeachtet die Insel damals ungemein fleißig angebaut wurde. Nach der mittleren Temperatur zu urtheilen, müßte Sardinien ein gesegnetes Land seyn, denn dieses Mittel beträgt sechzehn Grad des hunderttheiligen Thermometers (13° Reaum.), einen

*) Einige Jahre darauf ließ sich D. zu einer Reise nach England bewegen. Da er nicht hoffte, seine geliebte Insel je wiederzusehen, so ließ er einen Baum, unter dessen Schatten er oft gesessen hatte, umhauen, ihn aushöhlen und mit Erde aus seinem Thale füllen. Dieser Baum sollte sein Sarg werden, und die Erde sollte ihn bedecken. So nahm er ihn mit auf das Schiff nach England. Der Prinz-Regent, nachmals Georg IV., wünschte D., nachdem er von seiner Ankunft und seinem excentrischen Charakter gehört hatte, zu sprechen; und Se. Königliche Hoheit war so eingenommen von dem Benehmen und der Unterhaltung des ehrwürdigen Kolonisten, daß er ihn zum Baronet machte. Doch war D. glücklicher, als er gehofft hatte, und erlebte es noch, St. Helena wiederzusehen.

Grad weniger, als die mittlere Temperatur von Neapel, aber die Veränderungen der Atmosphäre sind häufig und eigensinnig. So erinnere ich mich zum Beispiel an einen Februarstag: ein laues Frühlingslüftchen gesellte sich zu der Trockenheit des Januars, le secche di gennaro, und erzeugte jene Temperatur, welche das Ende des Winters zur schönsten Jahreszeit im mittäglichen Europa macht. Die Sonne strahlte mit milder Wärme am reinen, blauen Himmel, das Meer spielte in kleinen Wellen; die Taucher saßen ruhig über ihren Eiern, in ihren ungefügen, auf den kleinen Inseln verstreuten Nestern; die Mandelbäume entfalteten zeitige Blüthen. Ich ließ mich gern mit der ganzen Natur über die Flucht des Winters täuschen. Während dieses schönen Traumes aber stiegen leichte flockige Wölkchen am Horizonte auf und sammelten sich bald in größeren Massen an den Gipfeln der Berge, ab und zu rollte eine hohlere Welle über das Meer, und die Klippen begannen, sich weiß zu färben, doch spürte man keine Brise, nur zuweilen ging ein flüchtiger Windstoß vorüber und war verschwunden, ehe man seine Richtung erkannt hatte.

Durch diese Anzeichen hinlänglich gewarnt, kürzten wir unseren Lauf ab. Unser sechsrudriges Boot wurde von einem vortrefflichen Piloten geführt. Wir behielten gerade noch Zeit, das Ufer zu gewinnen und zu Carbonara in unserem Bette bei wohlverwahrter Thür und Fenstern den Orkan abzuwarten. Gegen vier oder fünf Uhr des Morgens wurden wir von dem Tosen des Windes aufgeweckt. Es war der Südost, der scirocco, der, von einem heftigen Schlagregen begleitet, begann. Gegen Mittag wich er dem libeccio oder Südwest, der noch beharrlicher und heftiger blies. Aber das war noch gar nichts. In der zweiten Nacht vertrieb der Mistral alle übrigen unter sich kämpfenden Winde. Der zornige Nord sprach in der That als Gebieter. Das Haus zitterte, als wollte es zusammenstürzen. So wüthete der Mistral mit stets zunehmendem Schlagregen. Während des Tages schien er sich einen Augenblick gelegt zu haben, aber nur, um alsbald mit neuer Wuth wiederzukehren, von der wir gar keinen Begriff hatten. Die Decke bröckelte herunter, die Nägel gaben sich in der Wand. Es war kein bloßer Windstoß, es war ein terre-moto, wie unser Wirth sagte, welcher für sein Dorf fürchtete, daß es nicht total ins Meer gekehrt werde.

Später, während der Juli- und Augusthitze, wurde die Sonne an manchen Tagen wirklich unerträglich, namentlich wenn jene drückende Ruhe herrschte, die dem aus Afrika kommenden Winde, dem plumbeus auster, vorausgeht. Diese Tage meldeten sich am Morgen durch die Trockenheit der Atmosphäre, durch die Schärfe, mit der die Umrisse der Berge sich von dem dunkleren Himmel ablösten, durch die bleichen Tinten beim Sonnenaufgange und einige im Osten hängende magere Faserwolken. Diese Ruhe dauerte oft bis zu Abende. Am folgenden Morgen war das Meer glatt wie ein Spiegel. Die Sonne, welche eine anhaltende Fata Morgana hervorrief, hatte vollkommen die Kraft einer tropischen Sonne. Gegen Abend ging sie in einem Dunststreif unter, welchen die eingeborenen Fischer la çargadura del scirocco nannten. Auf diese ungewöhnliche Hitze folgte zwei oder drei Tage lang Südostwind, und auf diesen fast unfehlbar der Nordwest, dieser unruhige Beherrscher des Mittelmeers, mit plötzlichem Ungestüm. Auch er durchlief seine drei Tage, und dann endlich waren uns einige schöne Tage mit erfrischenden Brisen beschieden.

Diese plötzlichen Veränderungen müssen nothwendig einen schädlichen Einfluß auf den Gesundheitszustand Sardiniens ausüben, aber sie würden nicht genügen, um die Ungesundheit des Landes zu erklären. Dante stellte die Fieber Sardiniens mit denen der Maremmen zusammen. Und diese gefährlichen, von den Sarden intemperie genannten Fieber, welche die Insel von Ende Juni bis zum Dezember verheeren, haben wirklich viel Aehnliches mit der Malaria, die in der Campagna von Rom und auf Sicilien herrscht. Beide tragen den allgemeinen Charakter jener ansteckenden Fieber, die in allen morastigen Ländern herrschen und aus den von den stehenden Wässern aufsteigenden Dünsten entstehen. Die vulkanische Beschaffenheit des Landes und der thonige Boden halten in Sardinien die Wässer lange auf der Oberfläche zurück, und man kann mithin leicht errathen, welche Wirkungen eine brennende Sonne auf die faulenden Moräste hervorbringen muß, die überall in den weiten Ebenen von den Ueberschwemmungen des Winters zurückbleiben.

Die sardische Intemperie unterscheidet sich von allen Fiebern ähnlichen Ursprungs durch die Schnelligkeit ihrer Verheerungen; sie ist fast stets tödtlich. Zwar kommt sie zuweilen langsam und unmerklich und kündigt sich durch ein Uebelbefinden an, dem man sogleich zu Hülfe kommen muß, gewöhnlich aber ist sie so überraschend, daß sie einer Vergiftung gleicht. Die Intemperie verschont gewöhnlich die an dem Orte, wo sie wüthet, aufgewachsenen Einwohner, aber diese zeigen auch, z. B. in der Ebene von Pula, oder in dem sumpfigen Küstenstrich von Porto Paglia bis Teulada, durch ihre gelbliche Gesichtsfarbe und ihr kränkliches Aussehen, daß sie von dem Einflusse einer verdorbenen Luft nicht ganz frei bleiben.

Glücklicherweise scheint das der Intemperie unterworfene Gebiet nicht sehr ausgedehnt zu seyn. Cagliari, dessen Hügel sich mitten zwischen Seen und Morästen erhebt, ist ein Zufluchtsort während der schlechten Jahreszeit. Die Insel Sankt Pietro, den Sümpfen von Porto Senso gegenüber gelegen, kennt sie nicht, und die Schiffe haben in der Bucht von Palmas nichts zu fürchten, vorausgesetzt, daß sie ihre Matrosen nicht ans Land gehen lassen. Ohne diese Asyle wäre Sardinien nicht bewohnbar.

Holland und Belgien.

J. W. Wolf's „Niederländische Sagen".

Zweiter Artikel. *)

Wir können es uns nicht versagen, nochmals auf ein Werk zurückzukommen, das ein so beredtes Zeugniß für die noch ungeschwächt fortlebende Sprach- und Geistesverwandtschaft der Hoch- und der Niederdeutschen ist. Hoffmann von Fallersleben schrieb im Jahre 1838 (Vorrede zum sechsten Theile der Horae belgicae): „In der Morgendämmerung des folgenden Tages erreichte ich Löwen, ich traf mit vielen Eingebornen zusammen: ich hörte kein Wort vlaemsch. Ich ging auf den Eisenbahnplatz, gab mein Gepäck ab und ließ mich einschreiben zur Fahrt nach Mecheln: ich hörte kein Wort vlaemsch. Ich bestieg einen Waggon, hatte um mich, vor und hinter mir viele hundert Menschen: ich hörte kein Wort vlaemsch. Ich kam nach Mecheln auf den großen Platz, wo alle Stunden viele tausend Menschen von den Endpunkten aller vier belgischen Eisenbahnen zusammentreffen: ich hörte auch hier kein Wort vlaemsch, und so geht es fort bis zu Willems in Gent; so daß der Ausländer, welcher von dem Treiben auf jener großen Heerstraße keine Vorstellung hat, wirklich glauben möchte, die vlamländische Sprache sey gänzlich ausgestorben." — Der Herausgeber der Niederländischen Sagen, Herr J. W. Wolf, angeregt durch den herrlichen Sagenschatz, welchen die Brüder Grimm aus den Trümmern deutscher Vorzeit ans Licht gezogen hatten, machte sich vor drei Jahren auf den Weg, um nach den Niederlanden zu pilgern, denn er hoffte, daß sich, trotz der gegenwärtigen wissenschaftlichen und künstlerischen Windstille, doch Manches aus den bewegten, that- und sangreichen vergangenen Tagen erhalten haben würde. Wie gegründet seine Hoffnung gewesen, zeigt die bedeutende Anzahl von 585 Sagen, die er als das Ergebniß seiner Forschungen mittheilt.

Auch ihn hatte Hoffmann's Schilderung etwas furchtsam gemacht, und er erzählt, daß er mit großem Erstaunen viel echt deutschen Geistes in den flämischen Provinzen getroffen habe. Die Lösung des scheinbaren Räthsels ist nicht so schwer. Das französische Element herrscht allerdings im öffentlichen Leben, auf der Straße, im Handel vor; selbst im Haag noch findet man sich überall bequem zurecht, ohne ein Wort Holländisch zu verstehen, ja Holländer unter sich schreiben sehr häufig gewöhnliche Höflichkeitsbriefe in französischer Sprache. Wie viel mehr muß das Welsche in Belgien alles leicht bewegliche Gut an sich gerissen haben. Aber wo das Bewegliche dem Beharrenden, das Frivole dem Verehrten weicht, da bricht die deutsche Natur mächtig durch; im Familienleben, in der Wissenschaft, sobald sie aus dem Reiche des Verstandes in das des Gemüthes hinübergreift, ist der Flamländer deutsch. Er hat in den jüngsten Zeiten seiner alten Herkunft gedacht und einen beharrlichen Kampf gegen das Französische begonnen, der noch gegenwärtig fortdauert. Freilich hat Herr Wolf recht, wenn er die Deutschen ernstlich tadelt, daß sie von diesem schönen und nationalen Streben kaum etwas wissen, geschweige lebendig theilnehmen. Selbst die Windstille, deren ich oben gedachte, ist es mehr für den Ausländer, den nur die stärksten Wellen der Bewegung berühren. Es ist zwar nicht die Regsamkeit, nicht die Fülle des ausgehenden Mittelalters, der beginnenden Reformation, aber doch ist manches schöne Talent thätig und die Gesinnung ehrenhaft. Aber über den Niederrhein, Westfalen, Hannover hinaus, wer versteht vlaemsch oder holländisch (denn beide Sprachen fallen zusammen, abgesehen von der Orthographie und einigen für den Ausländer kaum wahrnehmbaren syntaktischen Eigenthümlichkeiten); wer liest Snellaert's Kunst- en Letter-Blad, de Noordstar, oder irgend eine andere niederländische Zeitschrift? Ja, wer kümmert sich selbst um Luxemburg, den deutschen Bundesstaat, dessen Bevölkerung vorherrschend deutsch ist, dessen Gymnasium in der Hauptstadt kräftig für deutsche Sprache und deutsches Wesen in die Schranken tritt. Man möchte wahrhaftig glauben, der kosmopolitische Deutsche könne nicht eher zum Nationalgefühl gelangen, als bis er im Auslande allein steht unter sehr unkosmopolitischen Leuten. Jank van de Velde in Dendermonde schreibt an den Herausgeber der Sagen: „Das Gefühl einer innigen Verbindung mit unseren östlichen Stammverwandten ist für uns Niederdeutsche zu selig, als daß wir es nicht mit Liebe pflegen sollten. Es entkeimt mit unserer Nationalität, die sich langsam von dem herben Stoße wiedererholt, den ihr die französische Herrschaft versetzte. Nun, wo wir unsere Selbständigkeit wieder errungen haben, heften wir auch unser Auge mit Ruhe und Vertrauen wieder auf unsere Brüder, von denen wir so lange getrennt dastanden; wir finden nach langem Kampfe in der neu aufblühenden Muttersprache einen Heilsstern, der uns zu neuem Bündnisse mit Deutschland führen soll." Dies ist nicht der Brief eines Einzelnen an einen Einzelnen, sondern des Volkes an das Volk. Möge Deutschland solchen Sympathieen sein Ohr und sein Herz öffnen! Hier ist mehr Leben und Wahrheit, als in den freilich pathetischer klingenden Phrasen eines „sie sollen ihn nicht haben".

Doch zurück zu unseren Sagen. Herr Wolf fand von französischer Seite, wie begreiflich, wenig Unterstützung. Dergleichen einfache Geschichten, die das Volk mit rührender Verschämtheit vor Jedem verbirgt, der ihm ungläubig an ihrer Wahrheit zu zweifeln oder gar darüber zu spotten scheint, widerstreben dem französischen Charakter um so mehr, je inniger ihr Gehalt ist; sie sind ihm, wie sich einmal ein Franzose gegen mich ausdrückte, horriblement allemand. Dagegen theilten die Vlamländer reichlich mit. Unter ihnen erscheinen viele wohlbekannte Namen. Obenan Vater Willems in Gent, „der noch stets rüstige Vorkämpfer für die Emancipation der Flaminger", Blommaert, Snellaert, Serrüre, Prudenz van Duyse, Direktor Hermanns in Herzogenbusch, Schayes und viele Andere.

---

*) Vgl. Nr. [illegible] des Magazins.

Das erste Buch der Sagen enthält die historischen, von Friesland an bis hinauf nach Frankreich; das zweite die mythologischen, christlichen und andere mannigfachen Inhalts. Besonders zahlreich erscheinen jene Wesen, die unseren Vorfahren zwischen den Göttern und Menschen standen, die Elbe oder, wie wir sie jetzt mit englischem Namen zu nennen gewohnt sind, die Elfen: die Feuer-, Luft-, Wasser-, Erd- und Hausgeister, jene kleinen Gestalten, die, vielfach mit den Menschen verkehren und über die wir bereits in unserem ersten Artikel ausführlich berichtet haben. Der Reichthum des fleißigen Buches gewährt vielfache Vergleichungs- und Anknüpfungspunkte mit den erhaltenen Ueberlieferungen unseres Nordostens. Für diesmal wollen wir eine von den gewöhnlichen Erzählungen abweichende Sage vom Ursprunge des fliegenden Holländers ausziehen, welche Herr Wolf nach mündlicher Ueberlieferung aufgeschrieben hat.

Herr von Falkenberg.

Auf dem alten Schlosse Falkenberg in dem Lande Limburg, da geht es um bei Nacht, und eine Stimme schreit aus den Ruinen: „Mörder! Mörder!" und sie ruft dies gegen Norden und Süden und Osten und Westen. Und vor dem Rufenden her gehen zwei kleine Flämmchen, und die begleiten ihn, wohin er sich auch wenden mag. Und diese Stimme ruft schon also seit sechs Jahrhunderten, und eben so lange irren schon die kleinen Flämmchen.

Vor sechshundert Jahren nämlich stand das schöne Schloß noch in seinem vollsten Glanze da, und es wohnten daselbst zwei Brüder aus dem edlen Geschlechte Falkenberg, und die hießen Waleram und Reginald und liebten beide die Tochter des Grafen von Cleve, Alir. Waleram war aber glücklicher in seinen Bewerbungen und gewann sich die Liebe der Jungfrau; seine Mutter, wie der Vater Alirens, gaben gern ihre Einwilligung, und bald feierte man die Hochzeit im größten Pomp und glänzendster Pracht.

Reginald jedoch sann auf schwarze Rache an seinem Bruder wie an der Braut; und als das Festmahl geendet war und man die jungen Gatten zum Brautgemache führte, da eilte er vor und versteckte sich hinter dem Bette. Ihren süßen Träumen von Liebe und Glück ganz hingegeben, dachten die eben Vereinten nicht an den grimmen Bruder; doch hatten sie kaum das Brautbett bestiegen, als Reginald hervorstürzte und zuerst in Waleram's und darauf auch in Alirens Brust seinen Dolch stieß. Waleram griff mit der Rechten nach der schäumend blutenden Wunde, dann nach dem Mörder, dessen Gesicht er faßte; aber die Kräfte versagten ihm schon, er sank leblos zurück. Reginald entfloh, nachdem er noch eine Locke von dem Haupte der unglücklichen Braut geschnitten hatte.

Am anderen Tage war große Trauer auf dem Schlosse Falkenberg, denn Jedermann liebte Waleram wegen seines milden und gütigen Herzens, und Alir, deren Seele so schön war wie ihr Leib. Keiner zweifelte, daß Reginald der Mörder sey, und nach allen Seiten hin wurden Knechte ausgeschickt, ihn zu fangen; aber er war nicht mehr zu finden.

Zu dieser Zeit wohnte in einem Walde in der Gegend von Falkenberg ein frommer Einsiedler, der Tag und Nacht im Gebete an dem Altare einer kleinen Kapelle lag, welche sich neben seiner Klause erhob. Es war schon beinahe Mitternacht, als noch Jemand an die Thür der Kapelle klopfte und im Namen des Himmels Einlaß begehrte. Der Einsiedler erhob sich von der Betbank und öffnete und erkannte Reginald, der ihm alsbald unter bitteren Thränen zu Füßen stürzte und ihn bat, seine Beichte zu hören. Der Einsiedler hob ihn auf und führte ihn zu einem Stuhle, und Reginald bekannte ihm Alles und zeigte ihm als Wahrzeichen eine blutige Hand, die auf seinem Gesichte abgemalt war und die er mit keinem Wasser hatte abwaschen können. Als der Mann Gottes Alles vernommen hatte, sprach er schaudernd: „Es ist mir nicht gegeben, von also großer Sünde zu entbinden. Verweilet aber mit mir die Nacht hindurch im Gebete, vielleicht giebt Gott mir alsdann zu erkennen, was Ihr thun sollt, um Vergebung bei ihm zu finden." Und mit den Worten kniete er am Altare nieder, und Reginald kniete neben ihm, und sie beteten.

Und als der Morgen dämmerte, da erhob sich der Einsiedler und sprach: „Solches hat der Himmel mir eingegeben. Ihr sollt als ein demüthiger und frommer Pilger von hier wallen und immer gegen Norden gehen, bis Ihr keine Erde mehr unter Euren Füßen habt. Dort wird Euch ein Zeichen das Weitere melden." Reginald antwortete: „Amen", begehrte noch des heiligen Mannes Segen und trat zur Gotteslampe, an der er die Locke Alirens verbrannte, wie es der Einsiedler ihm befohlen. Dann verließ er die Kapelle und wanderte als Pilger weiter und immer weiter und stets gen Norden. Und mit ihm gingen zwei Gestalten, eine weiße zu seiner Rechten und eine schwarze zu seiner Linken. Und die schwarze flüsterte ihm viel von seiner Jugend und den Freuden der Welt ins Ohr, während die weiße ihn zur Buße und zur Fortsetzung seines Weges ermahnte und ihm die ewigen Freuden der Seligen vor die Seele stellte.

So war er schon manchen Tag und manche Woche gewandert, als er eines Morgens keine Erde mehr unter seinen Füßen fand und das weite Weltmeer vor sich sah. Zu gleicher Zeit nahte ein Nachen dem Gestade, und ein Mann, der drinnen saß, winkte ihm und sprach: „Wir erwarten dich." Da erkannte Reginald, daß dieses das Zeichen war, und er stieg in den Nachen und die zwei Gestalten mit ihm, und sie fuhren zu einem großen Schiffe mit vollen Segeln. Und als sie auf dem Schiffe waren, verschwand der Mann, und das Schiff fuhr weg, und er ging mit seinen beiden Begleitern in den unteren Raum. Da stand eine Tafel und Stühle, und an der Tafel ließen sich die Beiden nieder, und der Schwarze zog ein Paar beinerne Würfel hervor, und sie begannen zu spielen um die Seele Reginald's.

Sechs Jahrhunderte fährt schon das Schiff ohne Steuermann und ohne Ruder, und eben so lange spielen die Beiden schon um Reginald's Seele; sie hören auch nicht auf mit dem Spiele bis zum jüngsten Tage. Schiffer, die auf der Nordsee fahren, begegnen oft dem höllischen Fahrzeuge.

Mannigfaltiges.

— **Kaiser Joseph und die Ideen des 18. Jahrhunderts.** In einem zweiten Artikel über Joseph II. *) kömmt Herr St. Marc Girardin auf die von dem Kaiser in seinen Staaten eingeführten Reformen. Kaiser Joseph fängt allgemach an, wie in Oesterreich selbst, so auch im Auslande um so mehr verehrt zu werden, als er von seiner eigenen Zeit so gänzlich verkannt worden. Den Kaiser sich zu denken mit seinem großartigen Willen und seinen noch großartigeren Ideen, mitten in einer Umgebung, die ihn nicht versteht und die um ein Jahrhundert hinter ihm zurückgeblieben; ihn sich zu denken, wie er ob dieses Widerspruches schwankt, darüber zu halben oder gar falschen Maßregeln greift und endlich dem Schmerz über eine verfehlte Laufbahn unterliegt — das erscheint tragisch, und zwar um so mehr in einer Zeit und einem Lande, die sich rühmen, das, was das 18. Jahrhundert als Theorie aufgestellt, was Joseph II. vergebens erstrebt hatte, zuerst in die Praxis des Lebens eingeführt zu haben. Aber auch in Frankreich haben die Ideen des 18. Jahrhunderts schon ihre Verächter. Es ist nicht uninteressant wahrzunehmen, wie Hr. St. Marc Girardin es für nöthig hält, den Glauben an die Wahrheit dieser Ideen auch in seinem Vaterlande zu rechtfertigen: „Friedrich und Joseph II.", sagt er, „haben beide in Deutschland die Revolution unnöthig gemacht, denn sie selbst bewirkten sie. Alle Reformen, die Frankreich seiner Revolution von 1789 verdankt: die Einheit der Verwaltung, die Gleichförmigkeit der Rechtspflege, die Gleichheit der Auflagen und des Militairdienstes, die Freiheit des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbfleißes, und — um Alles mit einem Worte zu sagen — die Aufhebung der mittelalterlichen Institutionen, das hat Joseph II. bewirkt oder doch bewirken wollen. Wer also darf es wagen, den Stein auf ihn zu werfen, und besonders in Frankreich? Sind diese Prinzipien nicht heutzutage die Grundlage unserer Gesellschaft, nachdem sie im 18. Jahrhundert die Grundlage unserer Philosophie und Literatur gewesen? Sind wir es nicht, die dem übrigen Europa diese Prinzipien gepredigt und auferlegt? Ich weiß sehr wohl, daß wir seit vierzig Jahren Einiges von dem Aberglauben verloren, den wir für diese Prinzipien hatten, aber verehrt werden sie nach wie vor unter uns. Wir sind von neuem an ihre Erörterung gegangen, aber die Prüfung, die sie bestanden, hat wohl, was überschwänglich an ihnen war, beseitigt, nicht jedoch ihre Geltung vermindert. Lassen wir uns doch nicht irreführen durch die paradoxe und tadelsüchtige Kritik, die wir zuweilen gegen das 18. Jahrhundert anwenden. Man nehme selbst den kühnsten Verächter dessen, was unsere Väter und Großväter gedacht und gethan, und lasse ihn nur einen Augenblick in einer durch die Institutionen des Mittelalters regierten Gesellschaft, in einem Staat ohne Einheit und Gleichheit leben, und man wird den Lobredner des Feudalismus und der Theokratie sehr bald als Verehrer der Verfassung von 1789 und der kaiserlichen Dekrete erblicken — so sehr sind wir Alle, welches auch übrigens unsere besonderen Gedanken seyn mögen, von dem Geiste des 18. Jahrhunderts durchdrungen. Wir können uns wohl durch die Einbildungskraft auf einen anderen Planeten versetzen, aber leben und athmen können wir nur auf dem unsrigen."

— **Polnisches Bühnen-Repertoir.** Nachdem das polnische Theater zu Posen in diesem Jahre eröffnet worden, äußert eine polnische Zeitschrift (Dziennik Domowy) über das Repertoir dieser Bühne: „Das Theater hat nichts Ueberraschendes, aber es entspricht seinem Standpunkte und der Größe der Stadt. Eine Besorgniß jedoch können wir nicht verhehlen, es ist die um das Repertoir. Die polnischen Schauspiele wurden bisher unter dem Einflusse fremder Literaturen und unter Ueberwachung überaus strenger Censoren geschrieben. Auf der anderen Seite hat erst seit wenigen Jahren polnisches Leben in der Literatur gehörig durchzudringen angefangen. Was ausnahmsweise Fredro für das Theater gethan, ist allzubekannt und Gemeingut. Die Arbeiten Dmuszewski's athmen nur Patriotismus und können heutzutage nicht unterhalten; so bleiben nur noch die Sachen von Skarbek und einigen anderen wenig bekannten Schriftstellern. Und auch die sind noch nicht besonders. Im Ganzen genommen treffen es unsere Künstler noch nicht, dem Geiste der Zeit zu entsprechen, denn die Autoren haben ihnen den Weg verlegt. Es sollten erst dramatische Schriftsteller auferstehen. Wahr ist jedoch, daß das „Mittagessen mit Magdusa" besser ist, als „der Geizige" Molière's, ein Stück aus den Zeiten Ludwig's XIV. Das sogenannte Charakterlustspiel ist schon ganz danieder (?). Es konnte einige Bedeutung haben, so lange man Walter Scott und die vielen ausgezeichneten Roman-Schriftsteller nicht kannte, welche die Charaktere gänzlich erschöpft haben." (Das ist gewiß eine der seltsamsten Behauptungen, die noch jemals von einem Theater-Recensenten niedergeschrieben worden.)

*) Vgl. das vorige Blatt des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Mittwoch den 6. Dezember 1843.

Frankreich.

Ueber Entstehung der Geisteskrankheiten.

Von Dr. Alph. Esquiros.

Wie Paris ununterbrochen einen Theil seiner Bewohner aus seinen Mauern entfernt, den es als unmoralisch und gefährlich erkennt, so sucht es einen zweiten Theil derselben zu verbannen, der, ohne es selbst zu wollen, die öffentliche Ruhe leicht eben so sehr gefährden kann: die Unglücklichen nämlich, deren Vernunft nicht mehr der Leiter ihrer Schritte ist. Zu Charenton, Bicètre, in der Salpêtrière und in den besonderen Anstalten, welche unter dem Namen maisons de santé bekannt sind, werden die Geisteskranken aus dem Departement der Seine vereinigt. Wir führen unseren Leser einige Augenblicke in diese Häuser, doch nicht um ihm das Unglück, das in ihnen wohnt, selbst zu zeigen, sondern um mit ihm gemeinsam über die Gründe nachzudenken, welche dem Menschen sein heiligstes Gut entwenden können und ihn in einen Zustand stürzen, der für den Stolz des menschlichen Geistes die größte Demüthigung ist. Die Unseligen, welche wir in Bicètre finden, haben einst an den großen und kleinen Freuden und Leiden der Welt eben so wohl Antheil genommen wie wir; doch eines Tages fand man, daß die Uhr ihres Geistes still stand, daß der Mensch aus ihnen geflohen war und nur sein Abbild in ihnen zurückgelassen hatte.

Die Ursachen des Wahnsinns sind sehr zahlreich, und es ist oft schwierig, unter den verschiedenen Ereignissen und Verhältnissen, die ihm vorangehen, den richtigen Grund zu ermitteln. Nach einigen Aerzten liegt seine Veranlassung stets in der geistigen und körperlichen Constitution des Kranken, nach anderen stets in physischen oder moralischen Einflüssen, die ihn von Außen überwältigen. Beide Ansichten scheinen in dieser Ausschließlichkeit ungültig. Unbestreitbar giebt es Personen, die zum Wahnsinn prädisponirt sind; doch wenn sie nichts erleben, was diesen Keim zur Entwickelung treibt, nehmen sie ihn mit ins Grab. Auf der anderen Seite aber führen Unglücksfälle an sich noch nicht den Wahnsinn herbei, denn dasselbe Unheil, dem ein Geist unterliegt, läßt den anderen ungebeugt; in den Organen des ersteren muß daher ein geheimer Krankheitsstoff verborgen gewesen seyn, der nur den äußeren Anstoß erwartete, um zum Ausbruch zu kommen. Die Anlage zum Wahnsinn ist selbst erblich; umsonst hat man dieses Faktum zu leugnen gesucht, das zahlreiche Erfahrungen bestätigen. Es giebt ganze Familien, in denen er sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Ein junger Mann wurde vor kurzem in eines unserer Irrenhäuser gebracht, welchem schon sechs seiner Brüder vorangegangen waren, und ein junges Mädchen wurde wegen tiefster Schwermuth und Neigung zum Selbstmord den Aerzten übergeben, dessen Mutter und Großmutter an derselben Geisteszerrüttung litten. Nicht einmal der Trieb der Nachahmung kann hierbei betheiligt seyn, da oft der Sohn auf gleiche Weise sein Leben endet, wie der Vater, obgleich er den Vater nie gekannt hat. Der Herzog von *** wurde in seinem zweiunddreißigsten Jahre von unwiderstehlichem Lebensüberdrusse erfüllt: er konnte sich selbst keinen Grund davon angeben, doch eine geheime Macht stieß ihn gewaltsam aus dem Leben, und eines Morgens um zwei Uhr erschoß er sich mit einer Pistole; in demselben Alter, zu derselben Stunde und mit derselben Waffe hatte sein Vater sich getödtet. Die Wissenschaft hat über diese furchtbare Erscheinung interessante Beobachtungen gesammelt. Von der Mutter vererbt sich der Wahnsinn häufiger als vom Vater; die Kinder, welche geboren sind, ehe der Wahnsinn der Aeltern zum Ausbruch gekommen ist, werden seltener von ihm heimgesucht als die, welche nach dem Ausbruch der Krankheit zur Welt kommen. Bei den Reichen erbt der Wahnsinn häufiger fort als bei den Armen. Bisweilen erbt er nicht in gerader Linie, sondern springt vom Großvater über auf den Enkel, vom Oheim auf den Neffen. Und wie er an Familien gebunden ist, so scheinen gewisse Zeiten des Jahres ihn besonders leicht zu erzeugen. Die Lykanthropie, die im Mittelalter so häufige Form des Wahnsinns, wüthete besonders im Februar, als ob die Wehrwölfe noch eine Erinnerung an das alte luperkalische Fest bewahrt hätten, welches im Februar gefeiert wurde.

Unter den Personen, die nicht eine so verhängnißvolle Erbschaft von ihren Aeltern überkommen haben, sind diejenigen der Geisteszerrüttung am meisten ausgesetzt, deren natürliche Anlagen unter oder über dem Niveau der gewöhnlichen menschlichen Geisteskräfte stehen. Bei den Ersteren findet man häufig einen unregelmäßig gebildeten Schädel, der auf die Entwickelung der Vernunft hemmend einzuwirken scheint, und zwar beginnt der Wahnsinn hier gewöhnlich mit einer fixen Idee; doch ist er leichter zu heilen und überhaupt im Allgemeinen nicht so häufig wie bei den geistig bevorzugten Naturen. Die höchsten Bäume spaltet der Blitz, und die reichsten Geister werden oft plötzlich in Nacht gehüllt. Camoens, Tasso, Cardanus, Pascal, Jean Jacques Rousseau erliegen der Last ihres Genies und sinken in den Abgrund, an dem die große Menge gefahrlos vorüber geht. Daher galt der Wahnsinn bei einigen Völkern für heilig, weil die Auserwählten Gottes auch des Erstern Auserwählte sind. Mächtige Bauten sinken über ihren Grundvesten zusammen, während die Hütten nimmer wanken; und das Glück will sich nur selten mit der Größe verbinden.

Der Doktor Voisin, einer der angesehensten Pariser Aerzte, will auch auf physiologischem Wege zu dem Resultate gekommen seyn, daß die Organisation der Wahnsinnigen, der Genies und der großen Verbrecher meist dieselbe sey. Die außergewöhnliche Natur scheint allen dreien gemeinsam zu seyn; sie treibt sie auf außergewöhnliche Wege, und es mag oft von einem zufälligen Ereignisse abhängen, ob das Genie mit seinem Ruhme die Welt erfüllt, ob es im Irrenhause oder auf dem Schaffot stirbt. Nach einer anderen merkwürdigen Beobachtung der Aerzte soll sich der menschliche Charakter leichter als die Vernunft verwirren und den Menschen in Wahnsinn stürzen. Man darf weniger fürchten, wenn die geistigen Fähigkeiten eines Kindes sich ungewöhnlich rasch oder zu langsam entwickeln, als wenn es bizarre Neigungen oder eine zu große Erregbarkeit zeigt. Besonders bei den Frauen haben die Geisteskrankheiten häufig im Gemuthe ihren Sitz. Unter den Empfindungen, welche auch bei Männern oft den Geist zerrütten, ist vorzüglich der Stolz zu nennen, die Schlange, welche dem Menschen im Paradiese verspricht, ihn zum Gotte zu machen, und der Dämon, der Christus auf die Zinne des Tempels hebt und ihm alle Reiche der Welt anbietet. Der Stolz wird besonders bei den Individuen leicht eine Quelle des Wahnsinns, welche die übrigen Gefühle entbehren oder sehr wenig ausgebildet haben. Ihr Egoismus drängt sie, die Schranken des gewöhnlichen Lebens zu überschreiten; doch die Erhebung wird für sie, wie für die hohen Gebirge, eine Ursache der Kälte und unfruchtbarer Erstarrung. Der Wahnsinn, welcher aus excentrischem Gefühle entspringt, läßt sich niederkämpfen, wenn der Mensch noch zu rechter Zeit davor gewarnt wird und den ernsten Willen hat, sich zu beherrschen. Viele Menschen sind jedoch so wenig gewohnt, sich selbst zu beobachten, daß sie in der That nicht ahnen, von welcher ungezügelten Neigung sie erfüllt werden. Oft können auch ihre Umgebungen diesen leidenschaftlichen Zustand erst bei gewissen Gelegenheiten wahrnehmen. Die Eifersucht ist, besonders bei den Frauen, fast unzertrennlich von der Liebe: doch wird sie, ihrer Natur gemäß, oft erst lange im Geheimen genährt und kann die Klarheit des Geistes dann um so leichter gefährden. Jeder maßlose Schmerz ist einer Leidenschaft gleich zu achten, und selbst die gekränkte Eitelkeit kann an dem geistigen Organismus so stark rütteln, daß er aus den Fugen geht. Kokette Frauen, welche nicht die Huldigungen von den Männern empfangen, auf die sie vermöge ihrer Schönheit Anspruch zu haben glauben, haben sich oft schon gleichsam gerächt, indem sie im Wahnsinn die Geliebte des Großtürken oder eine der Houris in Muhammed's Paradiese zu seyn träumten. Besonders häufig soll bei Frauen, nach den Beobachtungen der Mediziner, die Geisteszerrüttung im sogenannten kritischen Alter eintreten. Man sagt, daß auch physische Einflüsse hierbei mitwirken, doch weit mehr liegt dies wohl in der psychischen Umwandlung, welche die Frauen in dieser Epoche ihres Lebens in der Regel erleiden. Wenn sie schön sind und eitel, so ist das Gefühl, daß ihre Schönheit verblüht, für sie ein erster Tod. Man huldigt ihnen noch hin und wieder, doch sie gestehen sich, daß diese Huldigungen nur ihrer Vergangenheit gelten, daß sie den Ehren gleichkommen, die man der Bildsäule eines verstorbenen großen Mannes erweist. Ihre Blicke wollen kein Entzücken mehr auf den Gesichtern erwecken; die ganze Welt um sie ist verändert, wie sollten nicht auch sie in den Tiefen ihres Geistes sich erschüttert fühlen? Wenn sich zu diesem Schmerze noch Gewissensbisse wegen vernachlässigter Pflichten gesellen, wenn die Frau in unglücklichen Familien-Verhältnissen lebt, so dringt das herannahende Alter auf sie ein wie eine plötzliche Ueberschwemmung, die sie der Besinnung beraubt und ihr Gemüth verwandelt, wie ihre Züge sich verwandelt haben. Durch statistische Vergleichungen hat man gefunden, daß sich der Wahnsinn bei Frauen besonders vom vierzigsten bis zum neunundvierzigsten und bei Männern vom dreißigsten bis zum neununddreißigsten Jahre entwickelt. Bei den Männern erklärt sich diese Erscheinung wohl dadurch, daß sie in diesem Alter ihre Kräfte besonders anstrengen und, wenn sie mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen haben, sich leicht mehr bieten, als sie zu leisten vermögen.

Auch eine gewisse Unsicherheit des Charakters, ein angeborenes Mißtrauen und eine allzu große Vorsicht führen oft zu fixen Ideen, die in Wahnsinn enden. Naturen dieser Art leben in einer steten Befangenheit und angstvollen Aufregung; jedes unschuldige Ereigniß giebt ihnen Stoff zu neuen Befürchtungen: im Mittelalter glaubten sie unter dem Einfluß böser Gestirne zu leben, jetzt wähnen sie sich von persönlichen Feinden umringt, und wenn sie eine öffentliche Wirksamkeit haben, so sind es gewöhnlich politische Verfolgungen, die sie fürchten. Treffen dann einige Ereignisse zusammen, welche ihren Argwohn zu bestätigen scheinen, so ist der Rest ihrer Ruhe dahin, und sie wagen kaum noch zum Schlafe das Auge zu schließen, damit nicht ein Feind sie überrasche, während sie unbewacht sind. Um ihren Verfolgern zu entgehen, suchen sie die Einsamkeit, doch die Einsamkeit erhöht nur ihre krankhafte Anspannung. Sie sehen in allen Vögeln Spione, und die Sterne sind die Argusaugen, welche ihre Gedanken ausspähen. So treiben sie sich selbst von Aufregung zu Aufregung, bis ihr Geist der Ueberanstrengung erliegt.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Sardinien im Jahre 1842.

III. Ackerbau. — Viehzucht. — Jagd. — Fischerei, Thunfischfang, Korallenfischerei.

Sardinien ist so außerordentlich fruchtbar, daß es, gehörig angebaut, die zahlreichste Bevölkerung nicht allein ernähren, sondern durch die Ausfuhr seiner Produkte auch bereichern könnte. Sein thoniger Boden ist dem Anbau der Cerealien besonders günstig. Unter der römischen Herrschaft lebten auf der Insel zwölf- bis funfzehnhunderttausend Seelen. Sie zahlten ihre Abgaben in Getraide, und der zehnte Theil ihrer Aerndte nebst dem Kontingente Siciliens reichte hin, die römischen Speicher zu füllen. Gegenwärtig wird fast der dritte Theil der Insel von Seen, Sümpfen, Salinen und unfruchtbaren Sandstrecken eingenommen. Die Wälder und Weiden begreifen etwa eben so viel. Der Rest, ungefähr 797,000 Hektaren, ist mit Wein- und Oel-Pflanzungen, Feldern und Gärten angebaut. Ungefähr 400,000 Hektaren sind mit Getraide bestellt, welches, trotz der niedrigen Stufe, auf der der Ackerbau steht, im Durchschnitt sieben bis acht Korn giebt.

Die sardischen Weine sind im Allgemeinen stark und feurig. Sie erhalten sich gut und könnten einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel bilden, aber es ist ihnen kein Markt geöffnet. Die Eingangszölle in die piemontesischen Staaten betragen die Hälfte des auf die fremden Weine gelegten Zolles, welches fast einem Verbote gleichkommt. Deshalb nimmt auch der Weinbau von Tag zu Tage ab. Uebrigens ist dieser Zweig der Landwirthschaft ganz für das Klima Sardiniens geeignet und würde auch die jetzt wüst liegenden steinigen Striche verwerthen, die sich zu keinem anderen Anbau eignen.

Die Oelbaumzucht wird auch durch die Konkurrenz des Festlandes beschränkt. An Aufmunterung von Seiten der Regierung hat es ihr nicht gefehlt. Seit dem siebzehnten Jahrhundert machte es die sardinische Stände-Versammlung jedem Landeigenthümer zur Pflicht, jährlich zehn wilde Oelbäume zu pflanzen. Wer fünfhundert Oelbäume besaß, sollte überdies eine Oelmühle anlegen. Das Haus Savoyen verlieh während seines Aufenthaltes auf der Insel jedem Privatmanne, der eine bestimmte Anzahl dieser Bäume pflanzte und pflegte, durch eine Kabinets-Ordre Adelstitel. Der wilde Oelbaum gedeiht überall in Sardinien. Eine der am wenigsten angebauten Provinzen, Ogliastra, die keinen anderen Hafen besitzt, als die wenig Sicherheit gewährende Bucht Tortoli, hat ihren Namen von den prächtigen Oelwäldern erhalten, die ihre Berge bedecken und deren Reichthum man verschmäht. Auch der Orangenbaum kommt sehr gut fort; im Thale Milis, bei Oristano, bildet er einen wahren Wald. Man baut auch Lein, Baumwolle und Taback, aber abgesehen von dem letzten Artikel, der im Norden sehr gut gedeiht, ist die Production bis jetzt unbedeutend.

In der Barbargua und Gallura dehnen sich auf den Gebirgsabhängen beträchtliche Wälder aus. Dort findet man weite Hochebenen bedeckt mit hundertjährigen Eichen, Korkeichen und Kastanienbäumen. In den Ufergegenden aber sind die Gebirge fast von aller Vegetation entblößt. Die Ursache davon ist ein Gesetz, welches den Bauern erlaubt, gegen Ende August das Gestrüpp in Brand zu stecken, entweder um für den Herbst etwas frisches Gras zu erhalten, oder um einen Strich Landes zu reinigen, der frisch umgebrochen werden soll. So geschieht es oft, daß das Feuer die benachbarten Wälder ergreift und unersetzlichen Schaden anrichtet.

Leider ist auf dieser Insel, wo die natürlichen Weiden so üppig gedeihen, die Kunst, sich trockenes Winterfutter zu verschaffen, gänzlich unbekannt. Vom Juni ab verdorrt alles Gras, und eben deshalb zündet man das Gras und Gestrüpp an, um sich einen spärlichen Nachwuchs zu verschaffen. In den meisten angebauten Gegenden, namentlich um Cagliari, ist das Holz außerordentlich knapp. Man brennt deshalb Kohlen, die aus Mangel an fahrbaren Wagen auch nicht aus den gewaltigen Wäldern der mittleren Gegenden kommen. Die Kohlenbrennerei, welche keiner Aufsicht unterworfen ist, trägt nicht wenig bei, die Holzarmuth der Küstenstriche zu vergrößern. Nur auf den Gipfeln der Berge sieht man noch einzelne Gebüsche, deren Vernichtung den Kohlenbrennern zu mühsam war.

Die Merinos-Heerden sollen den Ackerbau in Spanien zu Grunde gerichtet haben; die Ziegen und Schafe thun in Sardinien fast dasselbe. Bis 1820 wurden alle nicht mit einer Hecke oder Mauer umfriedigten Ländereien durch eine Linie in zwei oder mehrere Theile getheilt. Nur einer dieser Theile durfte jährlich besäet werden, der andere blieb als Weideplatz liegen. Das zur Bestellung bestimmte Stück wurde nach dem Loose oder, wenn es Privat-Eigenthümern gehörte, nach deren Wahl unter diejenigen vertheilt, die sich zur Bebauung meldeten. Im folgenden Jahre wurde dann das Brachland angebaut, und das andere blieb liegen, und so stets abwechselnd. Selbst die Ländereien von Privatleuten, die in einem solchen, vidazzoni genannten, Striche lagen, mußten sich dieser allgemeinen Gewohnheit fügen. Erst seit 1820 wurde es durch ein Gesetz den Privatleuten erlaubt, ihre in solchen vidazzoni eingeschlossenen Ackerstücke zu umzäunen und nach Belieben anzubauen. Seitdem haben sich die Umzäunungen außerordentlich vermehrt und sogar oft Veranlassung zu unrechtmäßigem Landeserwerb gegeben.

Der Reichthum an Vieh ist sehr beträchtlich. Die Ochsen sind klein, aber kräftig und muthig. In mehreren Gegenden zieht man sie den Pferden vor, selbst zum Reiten. Die gewöhnliche Pferde-Race ist spanischen Ursprungs, feurig, verständig und äußerst sicher. Der alte spanische Adel hielt diese sardischen Renner den andalusischen gleich. Die Bauern im Innern der Insel gehen selten zu Fuß. Den zuverlässigen Thieren, und ihrer eigenen Geschicklichkeit vertrauend, rennen sie im vollen Jagen auf den erbärmlichsten Wegen und über Gräben und Felsen.

Der Esel ist in Sardinien ebenfalls sehr klein, leistet aber wichtige Dienste. Er ist Müller geworden, da man die Windmühlen nicht kennt und Wassermühlen fast unmöglich sind. Fast jede Familie besitzt ihre eigene Mühle und zugehörigen Esel. Nirgend übrigens bäckt man weißeres Brod als in Sardinien.

Die Menge der Schweine, welche man auf der Insel verzehrt, ist außerordentlich, auch werden viele nach Korsika ausgeführt. Am bedeutendsten aber ist die Anzahl der Ziegen und Schafe, doch beschränkt sich ihr Nutzen fast nur auf die Käsegewinnung, denn die Wolle hat auswärts keinen Werth und wird nur im Lande selbst zu einem groben Zeuge, foresi genannt, verarbeitet.

Die Jagd ist ebenfalls sehr reich. Rebhühner, Hasen, Drosseln begegnen überall; Holztauben bedecken die Felsen der Küste, Flamingo's, Schwäne, wilde Enten und Gänse gegen Ende des Sommers und im Herbste die Teiche. Wilde Schweine leben in den Wäldern des Innern; Hirsche, zwar klein, aber zahlreich in den Provinzen Sulcis, Barbargia und Galura; die Damhirsche gehen in Rudeln zu zwanzig und dreißig Stück. Das Muffelthier (capra Ammon), ein Wiederkäuer, dem man schwer nahe kommen kann, findet sich häufig in felsigen Gegenden.

Das Meer ist für die Bevölkerung von Sardinien ein unerschöpflicher Schatz. Alle Fischarten des Mittelländischen Meeres, die sich zum Einsalzen eignen, trifft man in der nächsten Umgebung. Die jährliche Ausfuhr wird auf 1,500,000 Franken geschätzt. Am wichtigsten sind die Thunfischereien auf der Westküste. Die erste thonnare oder das erste Netz liegt bei der Saline, neben der Insel Asinara; die nächste südlich über den Meerbusen von Oristano hinaus, bei Flumentargiu, sechs Meilen südlich vom Vorgebirge de la Frasca; fünfundzwanzig Meilen weiter hinab die von Porto-Paglia; die von Porto Senso an der Einfahrt nach der Bucht von St. Pietro, endlich die der Insel Plane an der Nordostküste der Insel St. Pietro. Einige andere Thonnaren hat man neuerdings aufgegeben. Die Gründung dieser Fischereien in Sardinien steigt bis ins funfzehnte Jahrhundert hinauf. Man verdankt sie einem einfachen Kaufmann, Namens Pietro Porta, der sein Vermögen dabei zusetzte. Man behauptet, daß seit dem Eingehen der Thunfischerreien an den spanischen und portugiesischen Küsten, welche aufgegeben wurden, weil die Thunfische in Folge des Erdbebens von Lissabon die Richtung ihres jährlichen Zuges verändert hatten, die Thonnaren von Sardinien, als Erben der spanischen und portugiesischen, jährlich bis gegen 50,000 Thunfische lieferten. Diese Zahl hat gegenwärtig bedeutend abgenommen, und die Durchschnittssumme der letzten Jahre beträgt etwa elftausend Stück. Aber die Ausbeute wechselt beträchtlich, und die Thunfischerei ist weit mehr Lotterie als jede andere; sie hat viele Spekulanten zu Grunde gerichtet. Doch gewährt sie wenigstens der armen Bevölkerung eine einträgliche Beschäftigung.

Während unserer Exkursionen nach Porto-Senso unterrichteten wir uns genauer über das Verfahren beim Thunfischfange. Vom Fuße der Klippen des Vorgebirges Alteno wird, im rechten Winkel gegen das Ufer, nach der See hinüber ein starkes, hanfenes, drei- bis vierhundert Meter, (1000—1200 Fuß) langes Tau gespannt, an welchem ein ungeheures bis auf den Grund reichendes Netz hängt. Zahlreiche und starke Anker befestigen es auf beiden Seiten, Korkplatten erhalten die dritte Seite schwimmend auf der Wasserfläche. Der letzte Anker liegt oft in einer Tiefe von dreißig bis vierzig Klaftern. Am Ende des Taues, und wiederum im rechten Winkel gegen dasselbe, sind die eigentlichen Fangnetze angebracht, welche mehrere Kammern bilden, von denen die letzte aus festen Hanfmaschen besteht.

Wenn die Thunfische auf ihrer jährlichen Wanderung durch die Meerenge von Gibraltar gekommen sind, theilen sie sich in zwei Züge, von denen der eine längs der afrikanischen, der andere längs der spanischen Küste hinzieht. Dieser letztere Zug erreicht bald die Küste von Sardinien und streicht dieselben entlang gegen Süden. Er hält sich nahe am Lande, um für seine Nahrung kleinere Fische oder Pflanzenstoffe zu finden. Wenn die Fische nun bis an das gewaltige Netz kommen, was ihnen den Weg versperrt, so folgen sie demselben bis an sein Ende, und da sie dort wieder ein Hinderniß finden, kehren sie auf demselben Wege zurück. Statt nun die Küste wieder aufwärts zu schwimmen, was ihr Instinkt verbietet, wenden sie sich wieder um, bis sie aufs neue an jenes Hinderniß gelangen und nochmals zur Küste zurückkehren. Diese erfolglose Querfahrt wiederholen sie oft drei Tage mit stoischer Ruhe. In Wachtschiffen aufgestellte Fischer verlieren sie unterdeß nicht aus den

Augen, und wenn sich einige Fische, des beständigen Zirkels müde, endlich in den Bereich der Kammern wagen, werden die bis dahin niedergelassenen Seitennetze plötzlich aufgezogen, und die scharfsinnigen Pilgrime sind gefangen.

Wenn endlich der Tag der matanza gekommen ist und vier- oder fünfhundert Thunfische sich in die Netze verirrt haben, treibt man sie allmälig aus einer Kammer in die andere, ohne sie jedoch zu erschrecken, weil sie sonst Alles durchbrechen und mit sich fortreißen würden. Sobald sie nun in die letzte Kammer gelangt sind, werden die Netze zugezogen, große Boote kommen herbei und heben die beutebeladene Kammer an Bord. Die Mörder stehen bereit mit Haken an kurzen eichenen Stielen. Nun wird das Zeichen zum Blutbad gegeben. Freudenschreie der Fischer hallen wieder. Die Fische werden bunt über einander auf den Boden des Schiffes geworfen, den sie zappelnd mit ihren Schwänzen schlagen. Zahlreiche Barken führen die Schlachtopfer ans Land, wo sie sogleich zerstückt, gekocht, gesalzen und verpackt werden. Alles ist thätig, und die Rheden beleben sich nur während der Matanza. Schiffe aus Genua, Marseille, Neapel warten auf Fracht für die Märkte der Lombardei, Toskana's und die sardinischen Provinzen des Festlandes; sicilianische Fahrzeuge kommen an mit Salzladungen; es ist für einige Augenblicke ein ungewöhnliches Handelsleben in Sardinien.

Die Korallenfischerei, welche weniger einträgt, als an der afrikanischen Küste, ist gänzlich den Sicilianern und Genuesern überlassen, die Korallenbänke, welche gegenwärtig ausgebeutet werden, liegen auf der Höhe von Alghero oder einige Meilen westlich von der Insel St. Pietro. Außer den Uferfischereien liefern die Seen von Oristano, Cagliari und Porto-Pino im Meerbusen von Palmas eine große Anzahl von Rothbarben (mullus), deren Rogen, gesalzen und stark gepreßt, unter dem Namen bottarghe verkauft und in der Fastenzeit häufig gegessen wird.

Rußland.

Die russischen Stämme und ihre Wohnsitze.

Von P. J. Schafarik.

Versprochenermaßen kommen wir hier auf den zweiten Band der von Mosig v. Aehrenfeld übersetzten „Slawischen Alterthümer" zurück, indem wir aus dem Kapitel XXVIII über die russischen Stämme und deren Wohnsitze einige Forschungen des Verfassers mittheilen, die auch für ein nichtslawisches Publikum ein naheliegendes Interesse haben. Daß Serben und Chorwaten einen integrirenden Theil dieses Kapitels bilden, wird Viele überraschen und kann mit zur Erklärung der übertriebenen Besorgnisse dienen, die namentlich in Ungarn vor den Ansprüchen des Panslawismus herrschen. Wir übergehen dagegen die ausführlichen Erläuterungen über Kriwitscher, Polotschaner, Smoljanen und die anderen sehr zahlreichen kleineren Stämme der Russen und müssen auch hinsichtlich der Citationen und gelehrten Anmerkungen auf das Werk selbst verweisen:

„1. Die weiten Länder des nordöstlichen Europa's, die von den slawischen Völkerschaften bewohnt wurden, deren Geschichte wir in aller Kürze so eben behandelt haben, führen in dieser Zeit mancherlei theils der alten Geographie, theils dem Gebrauche der Slawen oder ihrer Nachbarn entnommene Namen. Jene Länder werden bald Sarmatien, Skythien, bald Winedy, Wenedy, Wenedsko, bald Ostrogardhr, Austrevegr, Helmgardhr, Gardhr und Chunigardhr, bald Griechenland, bald Germanien genannt. Der Gebrauch der einheimischen Namen Srby und Slowany in allgemeinerer Bedeutung in Bezug auf alle von ihnen bewohnte Länder wurde nach der großen Auswanderung der Slawen und bei den dadurch hervorgerufenen großen Veränderungen im Norden, wo die Namen der einzelnen Völkerschaften weitere Verbreitung fanden, immer beschränkter. Endlich in der anderen Hälfte des IX. Jahrhunderts, nach der Ankunft der Warägo-Russen, ward der fremde Name Russen merkwürdig schnell allgemeiner Name aller slawischen Stämme in jenen Ländern, wogegen die einzelnen Stammnamen vollkommen verschwanden. — Der Name Sarmatien, den Ptolemaios zuerst von dieser Gegend gebraucht hat und der eigentlich gar nicht hierher gehört, da es außer den Jatwjesern in Podlachien keine Sarmaten daselbst gab, ward bei denjenigen, welche von der Lage dieser Länder und von der Verwandtschaft der darin wohnenden Völkerschaften keinen Begriff hatten, allgemein beliebt. So läßt z. B. Theophanes noch immer die Wolga im Lande der Sarmaten entspringen. Der Anonymus von Ravenna nennt die hinterkarpathischen Länder die Heimat der Roxolanen und Sauromaten; sogar Alfred entblödete sich nicht, den Namen Sarmatien von dieser Gegend zu gebrauchen, er sagt: „Die Burgunder (die Bornholmaner) haben westwärts ebenfalls das baltische Meer, nordwärts Sweon (die Schweden) und östlich Sermende (Sarmatien)", und etwas weiterhin: „Die Schweden haben südlich die Ostsee und östlich die Sarmaten." Derselbe Schriftsteller braucht den Namen Sarmatien, wo er vielleicht von dem Lande der polabischen Slawen Žirmunti, welches deutsch Serimunt hieß, oder von den Jatwjesern und Mazowiern sprechen will, wodurch er die ganze Lage der dortigen Völkerschaften verwirrt, er sagt: „Nördlich von den Horitern (den Chorwaten in den Sudeten) ist Mägdaland (ob das Magdeburgerland, Děvin heißt slawisch Magdeburg oder Mazowien, in Rücksicht auf die Amazonen, weiß ich nicht zu bestimmen) und nördlich von Mägdaland ist das Sarmatenland (Sermende) bis zu den riphäischen Bergen (beorgas Rifin)". — Nicht weniger üblich ist der Name Skythiens von diesen Ländern. Jornandes begreift den ganzen weiten Umfang der hinterkarpathischen Länder, von Germanien über die Weichsel bis zum Don und von da weiter östlich bis zu den Serern (Chinesen), unter dem allgemeinen Namen Skythien, welches er durch die riphäischen Berge in zwei Hälften zerfallen läßt. Diese Unterscheidung des europäischen und des asiatischen oder Klein- und Großskythiens findet sich schon bei Timaios und anderweit angedeutet, wurde aber namentlich von den Nachfolgern des Jornandes genauer bestimmt. Der Anonymus von Ravenna theilt Skythien an mehreren Stellen ausdrücklich in das westliche und kleinere (aestuosa) und in das östliche oder große (eremosa, antiqua, major) ein. Kleinskythien war nach ihm die Heimat der Slawen, Großskythien der Tummelplatz der finnisch-uralischen und der türkischen Stämme, namentlich der Kosaren (Chazaren, Agaziren). In den skandinavischen Quellen liest man den Namen Skythien häufig von den Ländern jenseits des Don ostwärts, wobei es merkwürdig ist, daß das Wort Skythiodh in Svithiodh, d. h. Schweden, verwandelt worden ist. So werden z. B. in den isländischen geographischen Aufzeichnungen die Gränzen Europa's, welche an Asien stoßen, Großskythien (Svithiodh hin mikla) genannt; in einem anderen Fragmente liest man: in Europa liegt Skythien, welches wir Großskythien nennen, am meisten östlich. Durch Verwechselung der Wörter Skythiodh und Svithiodh geschah es, daß auch Schweden häufig Skythien genannt wird. Die byzantinischen Geschichtschreiber nennen auch die Russen nicht selten Skythen. Sogar Nestor konnte sich des Gebrauchs dieses Namens nicht enthalten. Nachdem er die slawischen Länder und Völker hinter den Karpathen aufgezählt hat, so sagt er: da to sja zwachu ot Grek welikaja Skuf (diese wurden von den Griechen Großskythien genannt). Wichtiger als diese verkehrten Bezeichnungen sind die skandinavisch-deutschen Namen für die Nordslawen. Die älteste Benennung des gesammten Slawenstammes bei den Deutschen ist die der Winiden, die nach der Ausbreitung der Slawen bis an die Elbe und Trawe auf die westlich von der Weichsel gelegenen Länder überging, dagegen seltener von den nördlichen Slawen gebraucht wurde. Jornandes setzt die Winiden noch nördlich und westlich von den Weichselquellen. In dem angelsächsischen Song of the traveller werden die Wineden in der Reihe der Wikinger und Gepiden erwähnt. Thiodulf nennt bei Snorre Sturlason die russischen Slawen östliche Winiden. Bis auf den heutigen Tag hat sich der uralte Name Wännä—ma, Wännalain bei den Finnen und Tschuchonzen erhalten. Statt des allgemeinen Namens Winiden gebrauchten die nordischen Sänger und Sagendichter so wie auch andere Schriftsteller deutschen Stammes spezielle Bezeichnungen, wie Austrvegr, Austrriki, Austrgardhr, skandinavisch Ostrogard, Holmgardhr, Kaenugardhr oder Kaenugardhar, bei lateinisch Schreibenden Chunigard, Gardharriki, Gardhar, plur. von Grikia oder Girkia. Diese Namen, von denen manche überhäufig in den isländischen und skandinavischen Sagen vorkommen, beziehen sich theils auf die Lage der Länder wie Austrvegr, Austrriki, Austrgardhr und Holmgardhr, oder sie sind von Städten und Völkern hergenommen wie Kaenugardhr und Girkia. Austrvegr, d. h. östliche Küste (eigentlich von eist, austr, east = Ost und vègr = Weg = Ostweg), hieß bei den Skandinaviern und Dänen keineswegs die Ostsee, diese wurde skand. Austrmarr, Eystrisalt, deutsch Ostersalz, angelsächs. Ostsae genannt (vergleiche orientalis pars oceani antiqui bei Agathemerus, sinus qui ab occidentali orientem versus porrigitur bei Einhard, orientale pelagus bei Adam von Bremen, mare orientale bei Sako), sondern die ganze östliche und südliche Ostseeküste, weil diese den skandinavischen Schiffern östlich lag (§. 18. 9.). Austrriki, d. h. Oesterreich, war der Name für dieselben, jedoch in weiterem Umfange genommenen Länder, mit Einschluß des von Slawen bewohnten inneren Rußlands. Statt Austrriki schreiben die lateinischen Chronisten Ostrogard ganz in demselben Sinne. Holmgardhr, eigentlich Name einer Insel (vom skandinavischen holm = insula, vergl. das magyarische halom = colliculus, vielleicht auch das slawische chlum, chl'm) nach der Bestimmung der gelehrten Schweden und Dänen, ursprünglich bloß der Name für das Land der Karelzer und der östlichen und südlichen Finnen, weil dasselbe durch viele Seen gleichsam in viele Inseln zertheilt ist, die östlicheren Länder hießen Gardhariki; schon frühzeitig wurden indeß diese Namen verwechselt und ohne Unterschied gebraucht. Die Hauptstadt des Landes Gardhr heißt ehedem Holmgardhr. Welche Stadt darunter gemeint sey, ist noch nicht entschieden; manche vermuthen Alt-Ladoga, Andere Nowgorod, nach meiner Ansicht ist es jedoch Ostrow, eine alte Stadt mit Schloß auf einer Insel des Welikaflusses im Gouvernement Pskow (skand. Holmgardhr, Ostrowogrod). Schon oben berührten wir (§. 25. 7.) die Auslegung einiger Forscher, wonach der Name Holmgardhr seiner ursprünglichen Bedeutung nach mit dem Namen Slawen nicht ohne Grund verglichen wird, indem der eine Name die Uebersetzung des anderen sey, eine Erscheinung, die auch sonst in der Geschichte der alten Völker nicht so selten vorkommt. Hier fällt nun noch besonders der Umstand auf, daß da, wo die Skandinavier ihr Holmgardhr hinsetzen, nach dem Zeugnisse unserer einheimischen Quellen seit uralter Zeit ein Zweig des großen serbischen Stammes, der den Namen Slawen führte, wohnte (vergl. 2.). Dieses Land in der Gegend der Städte Petschor, Ostrow, Pleskow, Nowgorod scheinen die benachbarten esthischen Finnen Ulima, richtiger Uello—ma, d. h. Oberland, genannt haben. Kaenugardhr, bei den lateinisch Schreibenden Chunigard, findet sich bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung. In ersterer bezeichnet es die um Kiew herumliegende Gegend, die der Herrschaft des Fürsten von Kiew unterworfen war; in der anderen das ganze slawische Rußland. Die Bedeutung des ersten Theils dieses Wortes, nämlich Kaenu, ist dunkel: Manche deuten auf Kiew, das bei Adam von Bremen Chive, bei Helmold Chue, bei Ditmar Cuievoa und Kitawa genannt wird, Andere auf die Hunnen, und diese letztere Auslegung hat nach dem, was wir oben über die Verhältnisse der Hunnen zu den alten Slawen bemerkt haben (§. 15. 5.) die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. — Ueblicher als diese beiden war

der Name Gardhariki, der im umfassendsten Sinne alle Länder, welche von den nördlichen Slawen bewohnt wurden, bezeichnete. In den isländischen geographischen Aufzeichnungen heißt es ausdrücklich: „Im östlichen Europa breitet sich Gardharikia aus, worin Kaenugardhia und Holmgardhia, Pallteskia und Smalenskia liegt.“ Demzufolge würde man unter Holmgardhia und Kaenugardhia, wenn man sie als Theile des russischen Reichs in Betracht zieht, das nowgoroder und das kiewsche Land, unter Pallteskia und Smalenskia die Gegend von Polozk und Smolensk zu verstehen haben. — Statt Gardarhiki ist auch das verkürzte Gardhr, plur. Gardhar, doch, wie es scheint, in engerer Bedeutung, von Holmgard üblich. Das skandin. Wort gardhr, das goth. gards, das angelf. gëarb, das altd. kart ist dem slaw. hrad, grad, dem armen. kert verwandt und bezeichnet ursprünglich so viel wie Haus, Hof, Garten, gewöhnlicher aber kommt es in weiterer Bedeutung in Zusammensetzungen vor, z. B. midgardhr (mundus), Asgardhr, plur. Asagardhar (Asarum seu Alanorum regio), Miklagardhar (Constantinopolis, imperium Constantinopolitanum). — In diesen skandinavischen Denkmälern, namentlich in den Sagen und in den Runenschriften, so wie auch bei einigen deutschen Geschichtschreibern, wird das Land der nördlichen Slawen überaus häufig Grikia oder Girkia, d. h. Griechenland, genannt. Es wurde darunter, wie es scheint, nicht bloß das innere Rußland mit der Hauptstadt Kiew, sondern auch die Ostseeküste verstanden, namentlich Preußen, Kurland, Livland und Estland, vorzüglich führen in Runenschriften auf Gräbern, wovon einige für älter als die Einführung des Christenthums in Rußland gelten, die nach Rußland Heerzüge unternehmenden Skandinavier den Beinamen Geraki, Girskir, Giraki, Girdaki, Gyrdakur, was man durch Grieche erklärt. Da man die Zeit dieser Benennung Rußlands nicht angeben kann, so läßt sich auch der Grund derselben nicht wohl erkennen. Karamsin, welcher der Ansicht der Schweden, wonach dieser Name älter als die Einführung des Christenthums in Rußland ist, beipflichtet, sucht ihn durch die Annahme zu erklären, daß die Normannen bei ihren häufigen Fahrten durch Rußland nach Griechenland in Gedanken beide als ein Land gedacht haben: auch Sjögren hält diese Ableitung für richtig, theils wegen der berührten Fahrten, theils und vornehmlich, weil die Russen sich zum griechischen Glauben bekannten. Dagegen sind Dahlmann und Andere der Ansicht, daß Geraki, Giraki nicht einen Griechen, sondern einen Gardhariker bedeute, indem es das veränderte Gardaki von Gardhr, Gardhar sey. Welche von diesen Ansichten auf Wahrheit beruhe, überlassen wir der Entscheidung skandinavischer Sprach- und Alterthumsforscher. Im Allgemeinen gilt von diesen Namen, daß sie weit jünger als die ursprüngliche Bezeichnung der genannten Slawenländer bei den germanischen Völkern Vanaland, Vanaheim sind, daß im Gebrauch derselben bei den verschiedenen Sagendichtern und Schriftstellern bloße Verschiedenheit herrscht, und daß die gehörige Erörterung des gegenseitigen Verhältnisses der Namen unter einander noch einer gründlichen Untersuchung bedarf. Die Unkenntniß der nordischen Länder und ihrer Bewohner, so wie die immerwährenden Hin- und Herzüge der Normannen, haben einige deutsche Schriftsteller, wie Paul den Diakonen und Alfred, verleitet, diese Länder Germanien zu nennen, eben so unsinnig, wie zu gleicher Zeit Andere dieselben Länder Skythien und Sarmatien nannten. Ueber den Namen Anten, den deutsche Völker den am Pontus und in Dakien angesessenen, so wie einige byzantinische Geschichtschreiber den nordöstlichen Slawen beilegten, haben wir schon oben (§. 25. 7.) umständlich gesprochen. Alle diese alten und neuen, passenden und unpassenden Namen verdunkelte der Name Russe, Rußland, der alsbald nach dem Einzuge der Warägo-Russen, wie schon bemerkt worden, zuerst bei den Nowgorodern, sodann bei allen übrigen dem russischen Staate einverleibten slawischen Völkern ausschließlichen Eingang fand. Zu Nestors Zeiten herrschte er bereits ausschließlich im Norden, indem er die einheimischen Namen Slawen, Serben, Kriwitscher, Polanen u. s. w. vollständig verdrängt hatte. Es kommt dieser Name unter verschiedenen Formen vor, bei den Griechen als Ῥῶς, Ῥωσία, bei den Lateinern als Rhos, Ruzi, Ruzia, Ruzzi, Ruzzia, Rucia, Ruscia, Russia, Rusia, Russia, Rugi, Rutheni, Ruthenia, Ruceni, Ruzeni, Rutzeni, bei den Skandinaviern als Ruzzaland, bei den Deutschen als Riuze, später Russen, Reussen, Rußland, bei den Schweden als Ryssar, bei den Altholländern als Ruysschen, Ruyslant, bei den Niedersachsen als Rissen, bei den Magyaren in Ungarn als Orosz, bei den Tataren, Türken und Kaukasiern als Urus u. s. w. In allen altslawischen Denkmälern vom XI. bis zum XVI. Jahrhunderte liest man Rusin, Rus' (Rußland), Rus'skij (russisch); die Form Rossjanin, Rossia ist erst durch griechische Revisoren der russischen Kirchenbücher aus den byzantinischen Jahrbüchern in slawische Bücher eingeschwärzt worden (§. 25. 8.).

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Kopernik gehört nicht in die Walhalla.** Unter dieser Ueberschrift enthalten die „Slawischen Jahrbücher“ nach einer zuerst in Warschau erschienenen und dann im Posener Tygodnik Literacki abgedruckten Abhandlung des Herrn Adrian Krzyzanowski (emeritirten Professors der ehemaligen Warschauer Universität) einen Aufsatz, in welchem Kopernikus, sowohl seinem Namen, als seiner Abstammung und Bildung nach, ausschließlich für das slawische Volksthum in Anspruch genommen und insbesondere gegen dessen Aufnahme in die Regensburger Walhalla, die nur dem Ruhme der Deutschen gewidmet ist, protestirt wird. Da Deutschland so reich, ja so überreich an Ehren ist, daß sogar einige seiner berühmtesten Namen in der Walhalla nicht Platz fanden, so können wir wohl die leider nur beschränkte Anzahl großer, von der ganzen civilisirten Welt gefeierter Männer, auf welche das Slawenthum stolz seyn darf, diesem auch vollständig lassen. Kopernik's Familie stammte ursprünglich aus dem czechischen Böhmen; er selbst gehörte jedoch sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite der polnischen Nation an. Wir theilen hier die Schlußworte der Abhandlung des Herrn Professors Krzyzanowski mit:

„Wir haben gesehen, daß in dem Namen Kopernik's auch nicht ein einziger deutscher Laut sich findet, daß in den Adern dieses großen Mannes auch nicht ein einziger Tropfen deutschen Blutes floß, daß sein Fuß sich nie auf deutschem Boden festgesetzt, daß er aufgewachsen ist und sich gebildet hat unter rein polnischen Lehrern, in polnischen Schulen, daß er sich in Padua in das Album der polnischen Nation eintragen ließ, daß er nach seiner Rückkehr aus Rom nach Polen in Krakau leben und sterben wollte, in demselben Krakau, unter dessen Himmel die Asche seines Großvaters ruhte, wo sein Vater das Leben empfangen, wo er selber das große Geheimniß der Sonnenwelt errathen und beschrieben hatte, wo er ein Vater von Galiläi und Kepler, ein Ahn von Newton, mit einem Worte, wo er der Patriarch der Sternkunde geworden war. Vergebens sprach Ludwig Wachler im Namen der deutschen Nation in seinem werthvollen „Handbuch der Geschichte der Literatur“, Leipzig 1824, Bd. IV. S. 207 folgende Worte: „Von den anderen Nationen ist die polnische mit vollem Rechte stolz auf ihren Nikolaus Kopernikus aus Thorn, Schüler des Albert Brudzewski in Krakau“; umsonst wiederholte er dieselben Worte in der späteren Auflage seines Werkes; umsonst sprach der als großer Astronom in ganz Europa bekannte Dominique François Arago in seiner Lobrede auf seinen Landsmann Laplace (im Journal L'Institut vom 26. Mai 1842) sich über Kopernik so aus: „Il s'éteignit en tenant dans ses mains défaillantes le premier exemplaire de l'ouvrage qui devait répandre sur la Pologne une gloire si éclatante et si pure.“ Den Bayern gefiel es, den polnischen Kopernik den Deutschen zuzueignen, indem man ihm „einen Ehrenplatz“ unter „Walhallas Genossen“ gab und diese des neunzehnten Jahrhunderts unwürdige That durch einen Artikel aus München vom 13. Juli 1842, der dann die Runde durch die deutschen Zeitungen machte, öffentlich ausposaunte. Wäre es möglich, daß Walhalla darum, weil es als Wort in die Mythologie gehört und als Bauwerk an der Donau unterhalb Regensburg sich erhebend und der deutschen Erinnerung geweiht, in das Gebiet des Poetischen einschlägt, daß Walhalla darum ein Grab der Wahrheit seyn sollte? Unmöglich! Europa ist ja nicht Asien, wo die Geschichte von der Mythologie, die Prosa von der Poesie, die Wahrheit von der Lüge vertreten wird. Im Namen der Geschichte, der Prosa und der Wahrheit vertheidigen wir mit dieser unserer Schrift gerade so, wie es unser ehrenwerther Kollege und Landsmann Ignaci Loyola Richter unlängst that, dieses unser theures und einzig dastehendes Eigenthum, und hoffen, daß alle Zeitschriften in der Heimat und in der Fremde diese unsere Vertheidigung wiederholen.“

— **Eugen Sue und die Mystères de Paris.** Eugen Sue hat für die ersten 8—9 Bändchen seiner Geheimnisse von Paris 30,000 Fr. erhalten. Die kürzlich erschienene illustrirte Auflage derselben fand so viel Beifall, daß in einem Tage 3000 Exemplare vergriffen waren, und einige Tage später sind 10,000 Exemplare verkauft worden. In der Provinz verschlingt man die Sue'schen Werke mit noch größerem Eifer als in Paris; der Verfasser erhält Zuschriften von den Provinzial-Beamten, den Präsidenten der Gerichtshöfe u. s. w., um mit ihm über Verbesserungs-Vorschläge zu rathschlagen. Sue antwortet darauf sehr ernsthaft in dem Journal des Débats und freut sich gewiß im Stillen, durch diese kleinen Vorfälle das Ansehen von Wichtigkeit und Moralität zu erlangen. Er erhält aber auch Briefe von weniger ernster Natur, die ihn über die Verdienste einer Goualeuse oder Rigolette belehren sollen, und auf welche er im vertraulichen und heiteren Tone antwortet. — Sue ist reich, obwohl man ihn schon oft als ruinirt verleumdet hat. Abends in der vornehmen Welt ist er sehr geputzt, aber mit mehr Ueberladung als Geschmack; er zeigt wenig Geist und wenig Lebhaftigkeit in der Unterhaltung, er spricht sehr leise und sucht sich den Anschein von gutem Ton zu geben. Für diesen Zwang entschädigt er sich später in etwas freierer Gesellschaft. — Einer seiner Freunde und Schmeichler vergleicht ihn jetzt mit J. J. Rousseau und nennt ihn den Dichter der Tagesgeschichte, vor dessen Offenbarungen die Gesetzgeber in Verlegenheit geriethen. Das ist freilich eine etwas arge Schmeichelei, denn bei aller Kunst der Darstellung, bei aller Wahrheit der Conception und der Farben hat doch Hr. Eugen Sue nur ein treffliches Genrebild und nichts weniger als ein monumentales historisches Werk geliefert. Ja, eben so wie seine „Mathilde“ durch die Mystères außer Mode gebracht worden, so dürfte auch schon der nächste mit frischen und darum frischeren Farben gemalte Roman dieses Genre's die Mystères wieder aus der Mode bringen. Gleichwohl ist aber auch das Verdienst des Genremalers anerkennenswerth, und jener deutsche Kritiker in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in dessen Darstellung wir die geistreiche Feder eines in neuerer Zeit auch dem Drama sich zuwendenden Novellisten in Leipzig erkannt haben, thut dem Urtheil des europäischen Publikums Unrecht, wenn er darin nur ein blindes Nachäffen französischer Ueberspanntheit, die gewöhnliche Vorliebe für das Ausländische erkennt und zu Eugen Sue's Charakteren die Urbilder in längst verschollenen deutschen und anderen Romanen nachweist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Freitag den 8. Dezember 1843.

Mejiko.

Prescott's Geschichte der Eroberung von Mejiko. *)

Der Grund, der Herrn Prescott veranlaßte, ein Thema von neuem zu bearbeiten, welches schon der klassischen Feder Robertson's zum Gegenstande gedient hatte, ist die Auffindung einer großen Masse Originalstoffs, die jenem Historiker unbekannt war. Die spanischen Alterthumsforscher haben sich mit lobenswerther Thätigkeit bestrebt, alle Dokumente zu sammeln, die sich auf die Entdeckung und Unterwerfung Amerika's beziehen, und die wachsende Liberalität der Regierung hat Herrn Prescott den Zutritt zu denselben gestattet. Außerdem ist er durch mehrere Privatpersonen in seinen Nachsuchungen unterstützt worden, von denen wir nur den sicilianischen Herzog von Monteleone, den eifrigsten Sachwalter des Cortes, erwähnen. Der Umfang dieser Sammlungen läßt sich nach der Thatsache ermessen, daß die aus Spanien erhaltenen Urkunden, die auf die Eroberung von Mejiko und Peru Bezug haben, allein achttausend Folioseiten einnehmen. Sie bestehen aus den Instructionen der Regierung, aus militairischen und Privat-Tagebüchern, der Korrespondenz der vornehmsten handelnden Personen jener Epoche, gerichtlichen Akten, gleichzeitigen Chroniken u. s. w., die in den Hauptstädten des ausgedehnten spanischen Kolonialreichs, so wie in den Staats-Archiven der Halbinsel, niedergelegt waren. Aus solchen Materialien ist das vorliegende Werk entstanden, welches die Eroberung von Mejiko und das nachherige Leben des Cortes begreift; als Einleitung dient eine Uebersicht der aztekischen oder mejikanischen Geschichte vor Ankunft der Spanier, welche durch die in einem Anhang enthaltene Abhandlung über den wahrscheinlichen Ursprung der aztekischen Kultur ergänzt wird. Herr Prescott hat denselben Plan befolgt, den er seiner „Geschichte Ferdinand's und Isabellens" zum Grunde gelegt, indem er als Zugabe zu jedem Hauptstücke des Werks eine Notiz über das Leben und die Schriften seiner vorzüglichsten Autoritäten beifügt — eine treffliche, von Gibbon entlehnte Idee, welche dieser nach Beendigung seines „Decline and Fall of the Roman Empire" auszuführen gedachte und zum Theil auch ausführte.

Bei aller Ergiebigkeit der neuentdeckten Quellen sind es doch nicht gerade neue Thatsachen, die wir aus dieser Arbeit erfahren; in ihren Hauptzügen finden wir dieselben Ereignisse schon bei Robertson, und das Verdienst des Verfassers beschränkt sich im Ganzen darauf, die schon vorhandenen Umrisse durch eine detaillirtere Zeichnung ausgefüllt zu haben. Dieses ist auf eine Weise geschehen, die ihm den Dank aller Leser sichern muß, welche, ohne im Stande der Bibliotheken zu wählen, sich genau über eine der interessantesten Episoden der neueren Geschichte zu unterrichten wünschen; er hat ein klares, anziehendes und lebenvolles Gemälde entworfen, in welchem er die ritterlich-kühnen Thaten der Conquistadores in ihrem vollen, pittoresken Glanze erscheinen läßt, ohne ihre Grausamkeit und ihr Verbrechen zu beschönigen. Allerdings werden diese Vorzüge durch einige Mängel aufgewogen — er ist etwas zu freigebig mit seinen Betrachtungen, die oft von unmäßiger Länge sind; sein Styl ist zwar gefällig und nicht selten von treffender Wirkung, aber mitunter zu emphatisch, während er andererseits, um die geringeren Details seiner Erzählung hervorzuheben, in einen familiären Ton verfällt, der uns kaum mit dem Ernste der Geschichte zu harmoniren scheint. Andere, weniger bedeutende Fehler sind höchst wahrscheinlich dem körperlichen Leiden des Verfassers zuzuschreiben, da ihn sein schwaches Gesicht außer Stande setzt, nicht nur das Manuskript, sondern auch die Probebogen seines Werks durchzusehen.

Die Uebersicht der aztekischen Civilisation, die einen allgemeinen Umriß der Geschichte jenes Volkes, eine Schilderung der Regierung und des Charakters der beiden großen Monarchen, die unmittelbar vor Ankunft der Spanier herrschten, so wie eine gründliche Darstellung der Künste, der Institutionen und des riligiösen Glaubens der Mejikaner enthält, zeichnet sich durch die faßliche Weise aus, in der sie die Resultate gelehrter archäologischer Untersuchungen wiedergiebt. Die gleichzeitigen Schriftsteller (vorzugsweise Priester) — die gebildeten Eingeborenen, die nach der Eroberung ihren Stolz darein setzten, die Reliquien ihrer ehemaligen Herrlichkeit aufzubewahren — die Alterthumsforscher, die sich mit diesem dunklen Gegenstande beschäftigt haben, sind alle zu Rathe gezogen worden, und das Wesentliche ihrer Aussagen ist nach Beseitigung der Widersprüche in einem lichtvollen Gemälde veranschaulicht. Doch muß sich der Leser hüten, aus jenen Berichten eine zu günstige Meinung von der aztekischen Kultur zu fassen. Die einzige, im strengen Sinne des Worts gleichzeitige Autorität von irgend einem Werthe, die wir besitzen, ist Cortes selbst *); denn sein Anhänger, Capitain Bernal Diaz, war ein bloßer Soldat, zu unwissend und leichtgläubig, um als Zeuge über Fragen zu gelten, die in das Gebiet der Civilisation gehören. Seines durchdringenden Verstandes ungeachtet, erstreckt sich diese Bemerkung zum Theil auch auf Cortes; er verließ Spanien noch als Knabe, und zum Maßstabe eines kultivirten Lebens konnten ihm nur die spanischen Kolonieen dienen — außerdem lag es in seinem Interesse, die Wichtigkeit des von ihm entdeckten Landes und die Kulturstufe seiner Einwohner möglichst zu vergrößern, um seine eigenen Verdienste in ein desto helleres Licht zu stellen. Die Autoren, die unmittelbar auf ihn folgten, lernten Mejiko erst nach einer politischen Konvulsion kennen, wo es seinem ehemaligen Zustande eben so wenig gleichen mochte, wie das Frankreich der Schreckensherrschaft dem Frankreich der alten Monarchie glich. Auch waren es keine Männer, auf deren philosophisches Urtheil man sich verlassen konnte, sondern Mönche, in welchen Fanatismus und Leichtgläubigkeit die Wirkungen einer ungeregelten Einbildungskraft vertraten. Fügt man zu diesen Umständen den natürlichen Argwohn der Mejikaner, ihren Hang zur Uebertreibung, den sie mit allen ungebildeten Völkern gemein haben, die Schwierigkeit, jene hieroglyphischen Figuren zu enträthseln, die ihre einzigen Annalen bildeten, die noch größere Schwierigkeit, in den Gemüthern der Aboriginer ihre eigentlichen Nationalkenntnisse von den Begriffen zu sondern, die ihnen durch ihre christlichen Lehrer eingeflößt wurden — so wird man sich überzeugen, daß man aus solchen Quellen nur mit der äußersten Vorsicht Schlüsse ziehen oder auf die angegebene Thatsache eine Folgerung gründen darf. Wenn z. B. die religiösen Begriffe der Mejikaner auf nachstehende Weise geschildert werden, so ist es schwer zu glauben, daß sie nicht zum Theil von den Eroberern entlehnt oder durch einen frommen Betrug eingeschwärzt wurden. „In den Ceremonien, die bei der Benennung ihrer Kinder stattfanden", heißt es, „ist noch eine schlagendere Aehnlichkeit mit dem christlichen Ritus wahrzunehmen. Man besprengte die Lippen und die Brust des Säuglings mit Wasser und flehte zum Herrn, daß diese heiligen Tropfen die dem Kinde schon vor Anfang mitgetheilte Sünde verwischen möchten, damit es neu geboren werde. Mehr als eines ihrer Gebete, die nach regelmäßigen Formen verrichtet wurden, erinnern uns an die Moral. „„Willst du uns, o Herr! auf ewig auslöschen? Soll deine Strafe uns nicht bessern, sondern vernichten?"" „„Verleihe uns Deiner großen Gnade halber die Gaben, deren wir durch unser eigenes Verdienst nicht würdig sind."" „„Halte Frieden mit Allen"" — so lautet das Gebot — „„ertrage das Unrecht mit Demuth; Gott sieht es und wird Dich rächen."" Die merkwürdigste Parallele zur heiligen Schrift bildet aber der Ausspruch, daß Jeder, der ein Weib zu neugierig anblickt, sich des Ehebruchs mit den Augen schuldig mache."

Aus mehreren Stellen geht hervor, daß der Verfasser selbst über Manches zweifelhaft ist, was er seinen Gewährsmännern nacherzählt; gewöhnlich begnügt er sich jedoch mit einem Winke, der sich auch meistens unter den Anmerkungen verbirgt. Er glaubte vielleicht, daß, wenn er seine Zweifel dem Werke einverleibte, er demselben eher die Form einer kritischen Analyse als die einer historischen Darstellung geben werde. Auch hat er folgende Thatsachen zwar wahrgenommen, aber nicht mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben, daß nämlich erstens die mejikanische Kultur als eine nachgeahmte erscheint, die vielleicht schon im Verfall begriffen und einer Nation von weit höherem Alterthum entlehnt war, und zweitens, daß, allen Berichten über die Größe und die Civilisation Mejiko's zum Trotz, das eigentliche mejikanische Gebiet von sehr geringem Umfang und das Land in mehrere Fürstenthümer zerstückelt war, daß oft ganze Stämme auf einmal auswanderten, und daß die mejikanische Oberherrschaft einen neueren Ursprung hatte und von dem persönlichen Charakter des jedesmaligen Regenten abhing. Ueber die Entstehung jener Kultur zieht der Verfasser als Resultat seiner Untersuchungen folgenden Schluß, der sich zwar nicht durch seine Neuheit auszeichnet, dem wir aber unsere Beistimmung nicht versagen können: Erstens sind die Analogieen stark genug, um uns zu berechtigen, die Civilisation Anahuac's bis zu einem gewissen Grade der Einwirkung des östlichen Asiens zuzuschreiben, und zweitens sind die Abweichungen so bedeutend, daß wir jene Einwirkung in eine äußerst entlegene Periode zurück versetzen müssen — so entlegen in der That, daß der

*) Wir theilen hier einstweilen eine kurze Charakteristik dieses Werkes mit, aus dem wir nächstens einige Auszüge vorlegen werden.

*) Man vergl. den Artikel über die Berichte des Cortes an Karl V. in Nr. 140 des Magazins.

fremdartige Einfluß außer Stande war, die Entwickelung einer nationalen und eigenthümlichen Civilisation zu verhindern.

Frankreich.

Ueber Entstehung der Geisteskrankheiten.

(Fortsetzung.)

In den Jahren 1827 und 1828 fand man in den Irrenhäusern zu Paris Viele, deren Geist durch die fixe Idee zerrüttet war, daß sie von den Jesuiten verfolgt würden. Bekanntlich standen die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu damals in dem Geruche, daß sie die feinsten Fäden der geheimen Polizei in Händen hielten. Jean Jacques Rousseau selbst ist ein lebendiger Beweis, wie leicht die ausgezeichnetsten Geister durch allzu großen Argwohn gestört werden können, indem sie überall nur Haß und Verfolgung sehen. Ein erregliches Gemüth, welches vom Unglück heimgesucht und vielleicht noch von geliebten Personen verkannt wird, führt leicht zu einer fixen Idee, besonders wenn der Kranke von Natur einen gewissen Hang zum Bizarren hat; oft bleiben die übrigen Geisteskräfte dabei unversehrt, oft werden auch sie in den Strudel hineingerissen. Selbst die gewaltsame Bekämpfung eines Gefühls kann den Geist zerrütten. So befand sich vor einiger Zeit zu Marseille ein Geisteskranker, der sehr still, schüchtern und so erreglich war, daß man ihm auch die geringsten Vorwürfe sparte. Seine Reden wurden immer dunkler, schwere Seufzer bekundeten die Bewegung in seinem Innern; man glaubte, daß das Bewußtseyn einer Schuld, die er zu verbergen sich anstrenge, seine Seele foltere, bis er sich eines Tages eine Pulsader öffnete und sterbend bekannte, er sey während der Revolution Scharfrichter gewesen, und die Erinnerung an die grauenhaften Dienste, welche er den Häuptern der Revolution geleistet, habe ihn nicht ruhen lassen. Eine Frau, welche sich gegenwärtig in der Salpetrière befindet, ist wahnsinnig geworden, weil sie ihr neugebornes Kind einer reichen Familie verkauft hatte; obgleich sie nur durch die höchste Armuth dazu war gedrängt worden, in der sie kein anderes Mittel wußte, ihre übrigen Kinder zu erhalten, so ließ die Mutterliebe sich doch nicht durch Verstandesgründe unterdrücken, und sie quälte die Frau mit Gewissensbissen, bis ihr Geist sich in die ewige Nacht rettete.

Bisher haben wir von den Ursachen des Wahnsinns gesprochen, welche aus dem Innern des Menschen selbst entspringen. Von ihnen völlig unabhängig oder im Verein mit ihnen zerrütten oft äußere Einflüsse den Geist. Hierbei sind besonders die politischen Ereignisse und die bürgerlichen und religiösen Einrichtungen des Staates zu berücksichtigen. Die große Menge ist unselbständig, sie wird von den einzelnen Männern geleitet, die entweder durch eigene Kraft zu ihren Führern sich erheben oder von Geburt dazu bestimmt sind; sie hat keine Kraft, der Strömung, welche auf sie eindringt, sich zu widersetzen, und auf sie werden politische Ereignisse daher selten einen so gewaltigen Eindruck machen. Um so gefährlicher sind sie für die, welche die Menge zu lenken suchen und in ihr nur einen Stoff sehen, an dem ihre Eitelkeit sich nähren kann. Ihnen bieten die Republiken und die constitutionellen Monarchieen den meisten Spielraum, da hier ein offener Wettkampf der Kräfte und der glühendsten Leidenschaften stattfindet, und da auch die Menge hier größeren Antheil an den öffentlichen Bewegungen nimmt und darum schwerer zu leiten ist. In absoluten Monarchieen dagegen ist der Fall selten, daß die geistige Gesundheit einzelner Bürger des Staates durch politische Begebenheiten gefährdet wird, weil die Entwickelung der politischen Ideen hier meist nach Kräften unterdrückt wird. Dasselbe Verhältniß findet in der Religion statt. Wo das Dogma noch in unbestrittenem Ansehen steht und gleichsam eine unübersteigliche Gränze für unser Wissen und Forschen bildet, da kommen fast nie Geisteskrankheiten vor, welche in religiösen Bedenken ihren Grund haben. Doch wo der Glaube erschüttert ist, wo die Dämmerung des Zweifels den hellen Tag der Offenbarung verdrängt hat, da folgen auf den Stolz, mit dem man sich von dem Glauben lossagt, oft Gewissensängste, welche den Geist in unheilbare Schwermuth stürzen. Je kühner die Kritik eines Zeitalters ist, um so häufiger werden diese Fälle eintreten; und wir haben in unseren Tagen oft genug Gelegenheit, sie zu beobachten. Wie wir oben gesehen haben, daß die höchsten Geister am leichtesten dem Wahnsinn verfallen, so scheint das Steigen der Bildung auch oft ein Grund, daß einzelne Geister um so tiefer sinken, vorzüglich die minder Befähigten können, wenn sie eine höhere Stufe erschwingen wollen, als ihre Kräfte ihnen gestatten, leicht sich selbst aufreiben. Dies ist freilich kein Grund, den Fortschritt der Zeit fürchten zu müssen; wir müssen die Freiheit und die Aufklärung mit allen ihren Gefahren lieben; doch mögen sich die, welche das Steuer nicht führen können, von der Brandung fern halten. In den Jahren 1789 und 1830 ist die Zahl der Wahnsinnigen weit größer gewesen als gewöhnlich, und der Grund hiervon hat ohne Zweifel in den Revolutionen gelegen. Auffallend aber ist es, daß in dem Jahre von 1793 zu 1794 viel weniger Wahnsinnsfälle vorgekommen sind als sonst; es scheint, daß der Schrecken, der von allen Seiten auf die Geister eindrang, sie gleichsam gezwungen habe, sich selbst sorgfältiger zu überwachen. Nach dem Sturze Robespierre's füllten sich die Irrenhäuser wieder, und man könnte eine Geschichte der Revolution von der Einnahme der Bastille bis zum letzten Auftreten Bonaparte's schreiben, indem man nur die Geschichte einzelner Geisteskranken schriebe, deren Wahnsinn sich an die charakteristischen Ereignisse jener Zeit des Unheils und des Ruhmes knüpfte. Im Jahre 1830 waren die Irrenhäuser und Hospitäler voll von Kranken, welche Constitutions-Entwürfe für alle Völker der Erde mit sich herumtrugen. 1840, als Napoleon's Leiche nach Paris gebracht wurde, behandelte der Do[illegible] Voisin zu Bicêtre dreizehn oder vierzehn Kaiser. Der Pomp des Leichenzu[illegible] der vielmehr ein Triumphzug schien, und die großartige Aufregung, welch[illegible] im Volke hervorrief, versetzte ganz wieder in den alten Glanz der Kaiserz[illegible] Das Volk rief: „Hoch lebe der Kaiser!" und es konnte sich nicht denken, [illegible] er je gestorben sey. So mögen jene dreizehn oder vierzehn, indem sie [illegible] umsahen, wo der Kaiser sey, plötzlich gefühlt haben, daß sie selbst es sey[illegible] Eben so fallen die, welche sich für Christus halten, gewöhnlich in der Ch[illegible] woche in diesen Wahnsinn, und zwar besonders in Spanien und Italien, [illegible] die Passion noch dramatisch dargestellt wird.

Auch die Lektüre kann oft den Geist verrücken. Einem Handwerker fiel [illegible] vor kurzem die Werke Kant's und Swedenborg's in die Hände. Er l[illegible] darin, anfangs nur aus Langeweile; doch bald erkannte er, daß er kein[illegible] Körper habe, daß er nur ein zarter Hauch sey, der von den Lüften getrag[illegible] werde. Von diesem Augenblick an begann für ihn ein neues Leben. Er sch[illegible] nicht, sprach nicht; denn er wußte, daß ein Hauch keines Schlafes bedürf[illegible] und daß die höchste Vernunft, die das All durchdringt, seine Gedanken [illegible] schaue und sie den übrigen Menschen, die ätherische Wesen wie er seye[illegible] mittheile. Da ein Geist auch nicht ißt, so wies er alle Speise von si[illegible] und nach zwölf Tagen war er todt. Je weniger gebildet Jemand ist, u[illegible] so mehr ist ein nachtheiliger Einfluß der Lektüre zu fürchten; er pflegt da[illegible] die Bücher nur mit Neugier zu verschlingen, ohne ihren Inhalt zu verarbeite[illegible] und so werden leicht phantastische Träumereien in ihm geweckt, die mit de[illegible] Zeit zu fixen Ideen werden. Die Romane der George Sand sollen sch[illegible] mancher Frau, die voll Selbstgefühl die Schranken ihres Geschlechtes über[illegible] schreiten wollte, den Geist zerrüttet haben. Doch man wird der Schriftstellerin daraus keinen Vorwurf machen, wenn man hört, daß ein junger Mann, der man neulich nach Bicêtre gebracht hat, durch die Bibel verrückt geworden ist, indem er sich für einen Liebling Gottes hielt, den Gott persönlich von früheren Irrwegen zurückgeführt habe, und der die Welt zu bessern berufen sey. Ja selbst der kühlen klassischen Poesie des vorigen Jahrhunderts sind noch Opfer gefallen; ein Wahnsinniger, der den „Tempel von Knidus" zu eifrig studirt hatte, schilderte die Freuden, die er mit den Himmlischen genoß, wollte dem Liebesgotte einen Tempel bauen lassen und glaubte, selbst in die Reihe der Götter erhoben zu seyn. Ein Anderer, der auf halbem Wege zum Wahnsinn noch kurirt wurde, glaubte in dem Benehmen der Frau eines Freundes, die weder jung noch schön war, große Zärtlichkeit zu entdecken. Er hatte kürzlich die Phädra von Racine gelesen und erkannte sich im Hippolyt, seinen Freund im Theseus und dessen Frau in der Phädra wieder. Er fühlt die Nothwendigkeit, sich seinem Freunde zu Füßen zu werfen und ihm zu gestehen, was in seinem Herzen vorgehe; er thut es mit allem Pathos, dessen er fähig ist; „Theseus", ruft er knieend, „noch ist das Verbrechen nicht geschehen, noch ist dein Weib nicht schuldig; ich habe ihren Bitten, ihren Thränen noch zu widerstehen gewußt; aber — (Phädra stürzt herbei, um gegen eine solche Deutung ihres Benehmens Einspruch zu thun) aber ich kann für mich selbst nicht mehr bürgen; entferne mich aus ihrer Gegenwart; mein Gott, ich fürchte, daß ich unterliege." Natürlich wies der erschrockene Ehemann Hippolyt aus dem Hause, doch dieser fiel nicht auf dem Wege einem Ungeheuer zum Raube, sondern kam nach einigen Monaten von seiner fixen Idee zurück.

(Schluß folgt.)

England.

Ein neuer Frauenlob.

Archer Gurney, der in diesen Blättern schon mehrfach mit Anerkennung als Uebersetzer und Kenner der deutschen Literatur genannt worden, ist in seiner Muttersprache mit einigen dichterischen Versuchen aufgetreten, in denen er sich als ein so entschiedener Verehrer der Frauen kundgiebt, daß wir es für eine Pflicht der Artigkeit halten, dieselben darauf aufmerksam zu machen. Die Huldigung der Frauen haben unsere Jünglinge und unsere Dichter seit langer Zeit verlernt; in besonderem Falle wird Eine auf Kosten Aller gelobt und besungen, aber alle Uebrigen werden getadelt und verspottet. Dieser Einen soll nun zwar der letztgedachte Umstand der lieblichste Weihrauch seyn, indessen können wir den Frauen unmöglich so wenig esprit de corps zutrauen, und wir schmeicheln uns, die hier mitgetheilte Probe einer ihrer Gesammtheit dargebrachten Verehrung werde uns ihren Dank verdienen; vielleicht erhöht es den poetischen Werth derselben, wenn wir vorausbemerken, daß der neue Frauenlob jung, reich, hübsch und — unverheiratet ist.

Das Weib.

Was so süß, so rar und eigen:
Blüthen, Westwind, Stern' und Rosen,
Ist nur da, um uns zu zeigen,
Welche Reize Frau'n umkosen;
Denn mit diesen zauberreichen
Können sie sich nicht vergleichen.

Hast du Veilchen wecken sehen
Von dem ersten Frühlingshauch?
Oder sahst du huld'gend stehen,
Spendend ihren Weiherauch,
Blumen im bescheid'nen Kreis
Um die Iris, stolz und weiß?

Lieblich wie des Veilchens Blüthe,
Wie die Iris hold und schön,

Die in Reiz und Macht erglühte,
Sind die Frauen anzuseh'n;
Sie, der Erde Gaben beste,
Nicht verblüh'n wie Blum' im Weste.

Denn ihr Reiz ist unvergänglich,
Herzbewältigend ihre Macht;
Ein Geheimniß, zart und bänglich,
Das in holden Träumen wacht,
Ist ihr Hoffen, Lieben, Freuen,
Liebend woll'n sie Glück verleihen.

Ihrer Anmuth Allgewalt
Lispelt in der Leidensstunde,
Wo der Mann verschlossen, kalt,
Tröstung noch mit süßem Munde,
Bannt das Heer der düstren Sorgen,
Deutend auf ein schöneres Morgen.

Zittert sie auch in Gefahren,
Furcht nur lieblicher sie macht;
Gegen Schmerz den Mann zu wahren,
Ist sie noch viel mehr bedacht.
Ja, er wird an ihrer Seite
Muth'ger selbst des Schmerzes Beute.

Aber mehr als alle Gaben,
Die die Schönheit kann verleih'n,
Mehr als Anmuth Frauen haben,
Mehr als holdes, schönes Seyn;
Höh're Weihen sind ihr eigen,
Ihren Ursprung zu bezeugen.

Klar und rein ist ihre Seele,
Die sich hoch zum Himmel hebt,
Stark und sicher ohne Fehle
Noch in ihren Herzen lebt:
Glaube, Hoffnung und Vertrauen,
Während wir auf Sand nur bauen.

Sie sind gleich den hehren Sternen,
Die durchstrahlen unsre Welt,
Die uns künden Himmelsfernen,
Von der ew'gen Gnad' erhellt!
Sie sind Rosen höh'rer Freuden,
Balsam allem Erdenleiden.

Erdenschöne, die von Oben,
Uns als Himmelspfand verliehn,
Daß ich's wagte, Euch zu loben,
Habt Ihr's meinem Lied verziehn?
Unerreichbar glänzet Ihr
Wie die Sterne über mir!

F. v. H.

Rußland.

Die russischen Stämme und ihre Wohnsitze.

Von P. J. Schafarik.

(Schluß.)

2. Neben diesen ausländischen finden wir eine große Menge einheimischer Namen in den Quellen und Denkmälern slawischen und fremden Ursprungs. Es werden nämlich in den späterhin Rußland genannten Ländern folgende Völkerschaften aufgeführt: Slawen, Serben, Chorwaten, Kriwitscher, Polotschaner, Smoljanen oder Smolnjanen, Dregowitscher, Turowzer, Suselzer oder Susolzer, Radimitscher, Wjatitscher, Bužaner, Welynjaner oder Wolhynier, Narewljaner oder Nerewljaner, Duljeber, Drewljaner, Poljaner, Sjewerganer, Ulitscher, Tiwerzer, Djedoscher, Kolpjaner, Swirjaner, Žititscher, Staditscher, Seberzer oder Sjaberzer, Obraditscher, Bulerzer, Zaporoger, Turitschaner oder Turotschaner, Kazeritscher oder Kasoritscher, Ljutitscher, Tanewzer, Pruzaner, Braziger oder Breziticher (Fresiti), Žhrawzer, Lukomljaner, Porosjaner, Rizowzer, Brodnizer und andere weniger bedeutende Slawenstämme. Unter allen diesen einheimischen Namen sind die uralten Namen Slawen und Serben die verbreitetsten. Ueber das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Namen, inwieweit das eine oder das andere nordslawische Volk zu dem ersten oder zu dem anderen gehört habe, läßt sich bei der Mangelhaftigkeit der Quellen nichts Sicheres bestimmen. Konstantin Porphyrogeneta und Nestor standen diesen Zeiten schon allzufern, um noch diesen überaus dunklen Gegenstand aufhellen zu können. Zu ihrer Zeit und schon viel früher hatte der Name Slawen den Namen Serben bereits vollständig verdrängt. Schon Guido von Ravenna braucht diesen in dieser umfassenden Bedeutung, indem er von ihrer Urheimat spricht: „Sexta ut hora noctis Scytharum est patria, unde Sclavinorum exorta est prosapia; sed et Vites et Chymabes ex illis egressi sunt“. Vergleichen wir diese Stelle mit anderen desselben Schriftstellers, so sehen wir, daß dieses sein Skythien der nordwestliche Theil des ptolemaiischen Sarmatiens oder das zwischen der Ostsee, den Karpathen, dem niederen Dniepr, der oberen Wolga und Finnland liegende Land ist. Nestor begreift nach dem Beispiele der griechischen und lateinischen Schriftsteller des Mittelalters unter dem Namen Slawen alle slawischen Stämme in Europa. Doch gebraucht er diesen Namen auch in engerer Bedeutung von den Anwohnern des Ilmensees oder von den Nowgorodern, die er schlechtweg Slowjeny nennt. Wahrscheinlich waren diese Slowjenen am Ilmensee ein Zweig des ehemaligen großen Stammes desselben Namens, der nach den übrig gebliebenen Ortsnamen, Jezero Slowenskoje im Gouvernement Minsk, Slowečna und Slowešinka im Gouvernement Minsk und Volhynien, Slowjansk oder Slowinsk im Gouvernement Wilna, den Dörfern Slowjany, Slowun in den Gouvernements Mohylew, Witebsk, Minsk, Smolensk u. s. w. zu urtheilen, weit in den Süden hinein bis in die Gouvernements Minsk, Volhynien und Mohilew reichte (§. 25. 8.). Nach der Auswanderung vieler slawischer Stämme nach Dakien, Mösien und an die Donau und nach der Besetzung ihrer Sitze durch andere Stämme änderten sich auch die Namen: die Namen Kriwitscher, Polotschaner, Radimitscher kamen auf, der Name Slawen dagegen verlor immer mehr an Umfang, bis er nur noch zur Bezeichnung der Anwohner des Ilmensees diente. Es sind dies die Nachkommen derjenigen Slawen, welche bei Ptolemaios Stlavani und Suoveni genannt werden (§. 10. 10. 11.). Ihre Hauptstadt war Nowgorod, eine der Bedeutung ihres Namens nach neue Stadt (Nowgorod = Neustadt), deren Ursprung aber sicher in das graueste Alterthum hinaufreicht. Aus den Worten Nestor's: „Der Apostel Andreas kam zu den Slawen, wo jetzt Nowgorod steht“, machen Einige den Schluß, daß Nowgorod erst nach dem Zeitalter dieses Apostels gegründet worden sey. Die Gründung Nowgorods verliert sich ins graueste Alterthum, worauf nicht einmal der Schimmer einer historischen Sage einiges Licht wirft. Es lag auf der Handelsstraße zwischen der Ostsee und den östlichen Ländern; darum war es bereits im VI. und VII. Jahrhunderte seiner Reichthümer wegen berühmt und den unausgesetzten Angriffen beutesüchtiger Normänner ausgesetzt. Schon oben haben wir bemerkt, wie große Haufen Münzen, die man in unseren Tagen dort ausgegraben hat, auf den Reichthum Nowgorods zu Anfange des VIII. Jahrhunderts schließen lassen (§. 22. 8.). Rurik schlug im Jahre 862 seinen Sitz dort auf, doch blühte es auch fort, als Oleg den Fürstensitz (882) nach Kiew verlegte; denn unter Wladimir's Herrschaft zahlte es 3000 Griwnen Abgaben, was 1500 Pfund Silber beträgt. Uebrigens gehört die Erzählung der Geschichte dieser Stadt, welche den wichtigsten Theil der altrussischen Spezialgeschichte bildet und in der jener altslawische Freiheitssinn am längsten sein wunderliches, allerdings von den Fürsten mehrfach behindertes Spiel trieb, nicht in das gegenwärtige Werk. Nowgorod war das Haupt eines Freistaates, der vom Fürsten Jaroslaw im Jahre 1020 die ältesten auf uns gekommenen slawischen Gesetze, die sogenannte Prawda Ruska (russisches Recht), erhielt. Nowgorod erfuhr während seines langen Bestandes bis zum Jahre 1478 wechselvolle Schicksale. Der Ruhm und die Macht Nowgorods war einst weit und breit, im Westen und Osten von Europa bekannt. Bei den Skandinaviern und anderen Germanen hieß die Stadt Naugarten, Nogarden (bei Sartorius), bei den Latinisten des Mittelalters Nogardia, bei den Griechen Nemogarda (Νεμόγαρδα bei Konstantin Porphyrogeneta, der sie irrig Swatoslaw's Residenz nennt), Nowogordon (τὸ μέγα Νοβογόρδων bei Kodinos), bei den Arabern und anderen Orientalen Nukbard und Nukirad (bei Massudy) u. s. w. Die Mundart der Slawen am Ilmensee, die heute noch manches Eigenthümliche hat, war damals schon, im XI. und XII. Jahrhunderte, nach schriftlichen Denkmälern aus jener Zeit und jedenfalls auch früher bedeutend von den übrigen russischen Mundarten, dem Großrussischen, Kleinrussischen und Weißrussischen, verschieden. Manche dieser Eigenthümlichkeiten erklären sich aus der langen Nachbarschaft der Nowgoroder mit den Letten und Finnen und aus dem Einflusse, den die Sprachen dieser Völker auf die slawische Mundart übten.

3. Der Name Serben war, wie wir bereits zu Anfange dieses Werkes darzuthun suchten, ehedem einer der allgemeinsten, vielleicht der Name des gesammten slawischen Stammes, der indeß nach der Auswanderung der Slawen nach Westen und Süden mit auf die Gegenden an der Oder und Elbe und andererseits an der Donau überging; dagegen verschwand er in seiner Heimat in den Weichselländern und nach Osten hin dergestalt, daß sich im IX. und X. Jahrhunderte nur noch schwache Spuren und zu Nestor's Zeit (1050—1114) auch diese nicht mehr finden. Das Beloserbien des Konstantin Porphyrogeneta in das Kapitel von den polnischen Slawen (§. 38. 2.) verweisend, besprechen wir hier bloß Zeugnisse über die von russischen Slawen bewohnten Länder. Hierunter zählen wir vor allen die zwar dunkle, aber überaus wichtige Stelle in dem sogenannten münchner Geographen, welche folgendermaßen lautet: „Zeriuani, quod tantum est regnum, ut ex eo cunctae gentes Sclavorum exortae sint et originem, sicut affirmant, ducant“. Daß dieser Ausspruch auf das große Serbenland diesseits und jenseits der Weichsel, von der Oder bis an die obere Wolga, zu beziehen ist, geht daraus hervor, weil der Geograph nach einer Volksüberlieferung, die er jedenfalls selbst vernommen hatte, den Ursprung sämmtlicher Slawen daraus ableitet. Kein Land wäre dazu auch so geeignet. Beweise dafür gewährt dieser ganze Zeitraum in Menge (§§. 30. 31. 36. 39. 44.). Dem steht auch nicht entgegen, daß der baiersche Geograph in diesem weiten Länderraume noch andere Völkerschaften namentlich aufführt, wie z. B. die Wislaner, die Bužaner, die Staditscher, die Ulitscher, Tiwerzer und viele Andere; denn bei einem so skrupulösen Sammler aller denkbaren Namen dürfte streng logische Ordnung nicht erwartet werden. Er mochte vernommen haben, daß die unermeßlichen Länder jenseits der Karpathen Serby heißen, aus welchen zahlreiche slawische Völker hervorgezogen wären, und daß daselbst auch andere Völkerschaften, wie die Wislaner, Bužaner, Staditscher wohnen; er schrieb nun Beides, wie er es vernommen, nieder, indem er nicht daran dachte, für uns, die wißbegierigen Nachkommen, eine ordentliche Charte zu entwerfen. Empfing er nun diese Nachricht im VI. Jahrhundert von den Nachkommen der Serben aus jenem großen hinterkarpathischen Lande, die sich in Deutschland ansäßig gemacht hatten: so hätten wir die alte Nationalsage dieser Auswanderer über ihre Herkunft vor uns. Die Anwesenheit von Serben in den Ländern zwischen Weichsel und Dniepr im X. Jahrhunderte wird aber auch durch andere Zeugnisse bestätigt. Der Kaiser Konstantin Porphyrogeneta zählt die dem russischen Großfürsten unterworfenen Volksstämme folgendermaßen auf: „Die russischen Fürsten brachen, wenn der Winter naht, mit Beginn des Monats

November, mit allem russischen Volke (d. h. mit dem Heere und den Bojaren) von Kiew auf, um die Abgaben in den Städten der Tewerzer (Tiwerzer), Dregowitscher, Kriwitscher, Serben (καὶ τῶν Σερβίων) und bei anderen Slawen, die den Russen tributpflichtig sind, einzutreiben". Die bisherigen Ausleger, sogar Karamsin, haben unter den Serben (Σέρβιοι) Sjeweraner verstanden ,jedenfalls irrig. Σέρβιοι sind und können nichts Anderes seyn als Serben. In Rücksicht auf die Sitze der den Russen zinsbaren Chorwaten (vergl. 4.), so wie eingedenk der ehemaligen Nachbarschaft derselben mit den Serben am Bug und an der Weichsel, von wo die Serben um 636 nach Illyrien zogen (vergl. §. 31. 1.), so wie in Erinnerung dessen, daß die russische Herrschaft in damaliger Zeit niemals über die Weichsel sich erstreckte, ist es wahrscheinlich, daß die von Konstantin angeführten Serben da wohnten, wo Nestor die Bužaner hinsetzt, d. h. am Bug und ostwärts in der Nachbarschaft der Dregowitscher. Es waren dies die Ueberreste des nach Illyrien ausgewanderten Stammes, welche in dem großen, von Konstantin Porphyrogeneta Beloserbien (Weißserbien) genannten Lande, das sich westlich bis beinahe an die Elbe erstreckte, zurückgeblieben waren. Hierher gehört auch Dalimil's Ausspruch: „W srbskem gazyku gest zemie, Gieyžto Charwati gest imie" (in serbischer Sprache giebt's ein Land, welches den Namen Charwati führt), indem er von der Herkunft der Czechen aus diesen Chorwatien, als einem Theile des ehemaligen großen Serbiens jenseits der Karpathen, spricht. Bei dem arabischen Schriftsteller Massudy (er starb 956) werden zwar unter den slawischen Völkerschaften auch Serben (Serbin) genannt; es läßt sich aber nicht wohl näher bestimmen, welche Serben darunter gemeint sind. Obwohl nun dieser Name als Volksname bereits sehr zeitig, d. h. im XI. und XII. Jahrhunderte, gänzlich verschwand; so erhielt er sich dagegen als Ortsname und als Name einer gewissen Abgabe theilweise bis auf den heutigen Tag. Am Weljaflusse, in der Gegend von Julka, unter Pereslaw Zaleski, wird in einer Urkunde des Großfürsten Wasilij Wasilijewitsch vom J. 1462, so wie in zwei Urkunden des Großfürsten Johann Wasilijewitsch vom J. 1504 das Land Serebož erwähnt; heutzutage stoßen wir auf die Dörfer Serben und Serbigal (Serborum finis) in Livland, Serbowskij in Tschernigow, Serbi und Serbinowka in Wolhynien u. A., der polnischen nicht zu gedenken. In dem lithauischen Statut, welches in weißrussischer Sprache verfaßt ist (im J. 1529 ff.), geschieht häufig einer Abgabe serebszczyzna oder sierbszczyzna Erwähnung. Schon oben sprachen wir unsere Ansicht dahin aus, daß dieses Wort mit dem Volksnamen Serben eines Stammes sey. Dies sind Belege für die ehemalige Anwesenheit der Serben in jenen nordwestlichen Gegenden.

4. Von dem Namen Serben ist der Name Chorwaten in der altslawischen Geschichte fast unzertrennlich; überaus oft werden beide Völker neben einander gesetzt und erwähnt, darum wollen auch wir, nachdem wir von den Serben gesprochen, sofort die russischen Chorwaten mitnehmen. Der Kaiser Konstantin Porphyrogeneta bezeichnet mit dem Namen Bělochorwaty, wie wir anderweit (§. 38. 2.) zeigen werden, die großen, gebirgigen Karpathengegenden. Neben dieser allgemeinen Angabe hat er indessen auch den bloßen Namen Chorwati, jedoch in ziemlich dunkler Verbindung. Er sagt nämlich: „Die Chorwaten (Χρωβάτοι) wohnen am Gebirge neben den Türken." Türken werden bei Konstantin Porphyrogeneta die Magyaren genannt; unter dem Gebirge versteht man sehr wahrscheinlich die Karpathen oder Chrben, welche noch heutzutage bei den Russinen Horby genannt werden. Daß diese von Konstantin Porphyrogeneta um 949 erwähnten Chorwaten füglich in den östlichen Karpathen, in dem Lande der Russnjaken, d. h. in Ostgalizien und im dem nordöstlichen Ungarn, zu suchen sind, geht aus den russischen Jahrbüchern hervor. Nestor sagt, indem er die schon lange vor der Ankunft der Waräger in Rußland wohnenden Völker namhaft macht: „Und es lebten in Frieden die Polanen und Derewaner und Sjeweraner und Radimitscher und Wjatitscher und Chorwaten. Die Duljeber wohnten am Bug, wo jetzt Welynjaner sind, und die Ulitscher und Tiwerzer saßen am Dniester." In dieser Stelle — bei der Schlözer aus Mißverständniß derselben ausruft: wie kommen die Chorwaten hierher? — sind unter den Chorwaten die später von den Russen unterworfenen Galicier gemeint. Diese Unterwerfung ging schon früh, wahrscheinlich durch Oleg im Jahre 885 ff., vor sich: denn als Oleg im Jahre 906 gegen die Griechen ins Feld zog (nach der troikischen Handschrift) werden folgende Völkerschaften namhaft gemacht, welche Mannschaften stellen mußten: die Waräger, die Slowenen, die Nowgoroder oder Ilmener, die Tschuden, die Kriwitscher, die Mera, die Polanen (die um Kiew), die Derewaner, die Radimitscher, die Sjeweraner, die Wjatitscher, die Chorwaten, die Duljeber und die Tiwerzer. Bemerkenswerth ist es, daß auch hier die Chorwaten in der Nachbarschaft der Duljeber und Tiwerzer genannt worden. Im Jahre 984 erklärte Wladimir dem Könige von Polen Metschjislaw den Krieg, um, wie es scheint, die von Oleg eroberten Oerter in Galicien, welche später von den Polen eingenommen worden waren, wieder zu erobern. Er unterwarf sich die Städte Tscherwen (anderweit auch Tschermno, Tscherwenogrod, jetzt das Dorf Czermo an der Guczwa), Premysl u. s. w. Ueberall bedrängt, suchten die Chorwaten gleichwohl ihre Unabhängigkeit so weit möglich zu wahren. Wir finden nämlich, daß Wladimir im Jahre 993 einen neuen Kriegszug gegen sie unternahm, doch wissen wir nicht, ob derselbe durch Friedenschluß oder durch einen Sieg beendet worden ist. Fast um dieselbe Zeit geschieht bei polnischen und deutschen Annalisten eines Kriegs zwischen Wladimir und Boleslaw I. (992 ff.) Erwähnung ohne nähere Angabe des Grundes: Kadlubek schreibt diesem die Unterwerfung der Chorwaten ausdrücklich zu. Nach diesen Zeugnissen unterliegt es einigem Zweifel, ob diese östlichen Chorwaten zu jenen Belochorwaten gehört haben, welche der Herzog von Böhmen Boleslaw II. vor dem Jahre 972 seiner Herrschaft unterwarf, indem er die Gränzen seines Reichs weit über Krakau hinaus bis an den Bug und den Struj hin erweiterte. Keinem Zweifel unterliegt es dagegen, daß die in den russischen und polnischen Annalen erwähnten Chorwaten Bewohner des östlichen Galiciens gewesen sind, obwohl sich die Gränzen ihres Landes, namentlich gegen Norden, wo sie den Serben benachbart waren, nicht wohl bestimmen lassen. Man kann sie für eine östliche Abzweigung des großen Belochorwatenstammes, über den im Kapitel über die lechischen Slawen (§. 38. 2.) des Weiteren die Rede seyn wird, ansehen. Die Chorwaten waren die Nachkommen der alten Karper, von denen sie den uralten Namen geerbt hatten, welcher dem Gebirge (Chrby = Karpathen) entnommen ist, an dessen Abhängen sie wohnten. Nach dem Auszuge des größeren Theils derselben nahmen andere slawische Stämme ihre Sitze ein, aus welchen durch Vermischung mit den ursprünglichen Bewohnern die Russnjacken in Galizien und Ungarn hervorgingen. Außer den Chriby, welche von den anwohnenden Russinen Horby genannt werden, erinnern an die ehemalige Anwesenheit der Chorwaten die Dörfer Horb, Horbok, Horbow, Horbowiza, Horibatsche, Zahorb, Hrbitschi, Hribowa, Hrichowze und noch deutlicher Chrewt in dem sanocker Kreise, Charwin, Charsewize (vier Dörfer) im östlichen und westlichen Galizien, womit man noch den polanischen Geschlechtsnamen Chorim, das Gebirge Choriwiza, die Straße Chrewkowa in Nowgorod, das Gut Chorwatscha im Twerskischen, das Dorf Chorow im Gouvernement Wolhynien u. s. w. vergleichen kann. Uebrigens werden wir in diesem Werke noch mehrmals in sehr entfernten Gegenden auf Chorwaten stoßen, nämlich im Kaukasischen und in den westlichen Karpathen, im Riesengebirge, an der Elbe, in Steiermark und in Illyrien. Welche von ihnen von hier ausgezogen sind, soll seines Orts erörtert werden."

Mannigfaltiges.

— Religiöse Literatur. Cousin hat ungedruckte Briefe der Herzogin von Longueville mit einer Erläuterung herausgegeben; als eine Studie der Seele und der religiösen Richtung jener Zeit sind diese Briefe sehr merkwürdig. Cousin sagt von ihnen: „Man wird in ihnen kein absichtliches Schauspiel von Frömmigkeit finden, der Hauptreiz derselben ist vielmehr die Wahrheit, d. h. die Schwäche, das Elend der menschlichen Natur, wie sie sich selbst in einer großen Seele abspiegeln." — Die Vorlesungen über die Jesuiten von Quinet und Michelet sind zu einem Werk vereinigt herausgegeben und finden fast noch mehr Käufer als die Mystères de Paris, denn für religiöse Streitigkeiten giebt es in Paris wie überall immer noch ein sicheres Publikum, das kauflustig ist; die Verleger nehmen nichts lieber als sogenannte religiöse Literatur, die nur leider auch oft zur industriellen gemacht wird.

— Aus der französischen Schweiz. Die Revue Suisse erwirbt sich das Verdienst, die deutsche Literatur in der Schweiz würdig zu vertreten; die neueren Hefte brachten Besprechungen über Lenau's Albigenser und seine Dichtung Ziska. Die mitgetheilten Auszüge sind gut gewählt und bezeugen durch ihre Korrektheit, daß der Herausgeber die deutsche Sprache vollkommen inne habe, was nicht immer den französischen Beurtheilern der deutschen Literatur nachzurühmen ist.

— Medizinische Zeitung Rußlands. Eine solche, und zwar in deutscher Sprache, wird vom Jahre 1844 ab in St. Petersburg unter der Redaction der Doktoren Maximilian Heine (eines Bruders H. Heine's), R. Krebel und H. Thielemann erscheinen. Es ist zu verwundern, daß in Rußland, wo so außerordentlich viele dem deutschen Stamme und der deutschen Bildung angehörende (wenn auch zum Theil nicht in Deutschland geborene) Aerzte praktiziren, bis jetzt noch keine ihrer Wissenschaft gewidmete deutsche Zeitschrift erschien. Pflegen doch nicht leicht irgendwo zehn deutsche Gelehrte — d. h. Leute, die studirt haben — beisammen zu seyn, ohne neun Schriftsteller unter sich zu besitzen. In Rußland mag es indessen anders seyn; auch in russischer Sprache erscheinen nicht allzu viel Zeitschriften überhaupt, und insbesondere nicht viel medizinische. Was die neuangekündigte Zeitung betrifft, so sagt darüber ein uns vorliegender Prospektus: „Berücksichtigt man die große Anzahl Aerzte deutschen Stammes, die im russischen Reiche ärztlich wirken; bringt man in Anregung, wie viel medizinisches Wissen, wie viele praktische Erfahrungen, überhaupt welch ein reichhaltiges Material, sowohl in der Nähe als fern von der Hauptstadt, der Wissenschaft verloren geht, weil es an einem inländischen deutschen Organe fehlt, das als Centralblatt schnell und bequem für die Verfasser die praktischen Mittheilungen und wissenschaftlichen Arbeiten publiziren könnte; vergleicht man noch, wie wenig Bestimmtes und Zuverlässiges das medizinische Ausland von den medizinischen Zuständen Rußlands erfährt und mit welchem Eifer jetzt die ausländischen medizinischen Journale nach medizinischer Kunde Rußlands streben, — so bedarf es keiner weiteren Erläuterung, warum zu einer deutschen medizinischen Zeitung Rußlands einmal ein Versuch angestellt werden darf." — Der Preis der einmal wöchentlich auf einem Quartbogen erscheinenden „Medizinischen Zeitung Rußlands" ist auf 7 Rubel Silber festgesetzt. In Deutschland wird dieselbe durch die Leibrock'sche Buchhandlung in Braunschweig für 9 Thaler preuß. zu beziehen seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Montag den 11. Dezember 1843.

Spanien.

Diego de Leon.

Herr Roger de Beauvoir, der sich in Madrid aufhielt, als Diego de Leon erschossen wurde, veröffentlich so eben eine vierbändige Schrift: La Puerta-del-Sol *), in welcher er seine Reise beschreibt. Nachstehendes ist eine darin enthaltene Schilderung des Aufstandes zu Madrid im Jahre 1841:

„Das Intermezzo eines Volkstumults konnte nicht gelegener kommen. Ich hatte die Stiergefechte gesehen, und nun sollte die spanische Nation auf der Bühne erscheinen; doch das Schauspiel lief sehr still ab; ich sah keine bewaffnete Schaaren durch die Straßen ziehen, ich hörte nichts von dem Fluchen und Jauchzen einer Pariser Emeute. Der ganze Aufstand, welcher mit der Mallet'schen Verschwörung viel Aehnlichkeit hatte, beschränkte sich auf die Zimmer des königlichen Palastes.

Ich hatte am 6. Oktober bei einem der liebenswürdigsten Spanier, die ich kennen lernte, dem Marquis von Moral, zu Abend gespeist. Wir waren ganz nach französischer Art bewirthet worden, hatten nur Champagner, Bordeaux-, Cyper- und Rheinwein getrunken und waren eben noch beschäftigt, einige chinesische Schmucksachen, die der Marquis von seinem Bruder erhalten hatte, zu betrachten, als ein Diener auf einer silbernen Schüssel ein sorgfältig gefaltetes Papier brachte; dieser Nachtisch war das Manifest.

Das Manifest war offenbar von Linage abgefaßt, und es verhehlte den Schrecken der spanischen Regierung durchaus nicht; in den Provinzen hatte sich eine Bewegung zu Gunsten Christinens gezeigt, diesen Anfang des Aufstandes verschwieg die Erklärung des Regenten nicht, und ihn verkündeten die Blinden (los ciegos), die geschworenen Stimmangeber des großen Haufens, auf allen Straßen und Plätzen. Der Aufstand sollte in Pampelona, Vittoria, Bilbao und Madrid zugleich ausbrechen. Navarra erhob sich; der General O'Donnell besetzte die Citadelle von Pampelona. Die Armee, sagte man, erwartete nur das Zeichen, um sich der Bewegung anzuschließen; und das Volk wünschte zu genießen, was seine Constitution ihm so lange verhieß. Mehrere hervorragende Personen hielten es für gerathen, aus Madrid zu fliehen. Man sprach von bevorstehenden Entlassungen im Heere, von der Absicht, die junge Königin Isabella II. mit ihrer Mutter zu vereinigen. Man erzählte, daß die Königin, als sie am Tage zuvor nach Buen Retiro spazieren gefahren sey, plötzlich eine Stafette vom Regenten erhalten habe, welche ihr umzukehren befahl, indem Espartero ohne Zweifel fürchtete, man werde die junge Fürstin rauben. Die Granden waren am mißvergnügtesten im ganzen Staate, sie waren daher bei der bevorstehenden Empörung am meisten betheiligt. Als ich mich am Morgen desselben Tages bei dem Herzoge von Ossuna, dem Vertreter der vornehmen Welt in Madrid, befand und er mit seltener Freundlichkeit mir alle Schönheiten seines Palastes zeigte, fügte er mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu: „Ich bitte Sie nicht, heute Abend bei mir zu speisen; wir könnten durch Flintenschüsse gestört werden." Und der Herzog irrte sich nur um einen Tag; die Flintenschüsse fielen am folgenden Tage.

Am Abende, an welchem das Manifest vom Kabinet veröffentlicht wurde, war die Stadt gleichwohl ziemlich ruhig. Die Verschwörung war zum Theil vorausgesehen worden; man hatte halblaut von ihr gesprochen, wie ein Schauspiel-Direktor, der mit dem Einstudiren eines neuen Stückes bald fertig ist, hin und wieder einige Worte über den großen Genuß, der das Publikum erwartet, fallen läßt. Man glaubt gewöhnlich, Verschwörungen werden in Spanien sehr vorsichtig und in tiefster Verschwiegenheit eingeleitet; doch ich hörte auf den Straßen und an den öffentlichen Orten allgemein von den Ereignissen in Pampelona sprechen. Freilich sprach man nicht minder von Rubini, den man im Theater sehnlichst erwartete. Rubini und Leon verschwisterten sich in der Phantasie des Volkes.

Donnerstag den 7. Oktober war man des Abends aufgeregt durch die erfolgten Absetzungen; man kannte den Angriffsplan noch nicht, doch man unterhielt sich von Diego de Leon und Manuel de la Concha. Der spanische General Pezuela war bei ihnen. Ein dichter, heftiger Regen stellte sich ein. Gegen acht Uhr hörte ich Flintenschüsse fallen. Ein französischer Diener war einige Schritte vor dem Gesandtschafts-Gebäude, welches unser Bevollmächtigter, Herr Pageot, bewohnte, verwundet worden. Man schloß die Thore; über die Alcala-Straße eilten flüchtige Gestalten, in Mäntel gehüllt; hier und da hörte man Pferde schnauben. Ich war zu Hause in meinem Gasthofe zur Freundschaft, und ich hörte plötzlich ungestüm an der Hausthür pochen. Ein armer Teufel von einem Engländer war es, der seine Zeit auf die unschuldigste Weise von der Welt hinbrachte, indem er die Murillo's auf dem Museum und die Glockenthürme auf der Puerta-del-Sol, einem öffentlichen Platze zu Madrid, betrachtete; er hatte sich verspätet und war von den Flintenschüssen so erschreckt worden, daß er, ungeachtet des fortdauernden starken Regens, seinen Schirm nicht aufzuspannen gewagt hatte. Nachdem er eine Viertelstunde umsonst geklopft, wurde ihm geöffnet, und er trat, bleich wie Banko's Schatten, in den Speisesaal, in dem ich mich mit anderen Gästen befand. — „Nun, was giebt es? Was haben Sie gesehen? was wissen Sie?" fragten wir eifrig. Doch der Engländer forderte erschöpft ein Glas Branntwein, und als er sich zum Erzählen anschickte, begannen wie mit einem Schlage alle Glocken von Madrid feierlich zu ertönen. Von Zeit zu Zeit hörte man die Flintenschüsse vom Palast herüber durch das Geläut. Unser Wirth stand auf einer kleinen Leiter und schaute, da die Fensterladen fest verschlossen waren, durch die einzige Scheibe, welche im Zimmer offen blieb. „Die Laternen!" rief er plötzlich; „Manuel, zünde drei Wachslichter an!" Und Manuel, der Majordomus des Gasthauses, kam eilends dem Befehle seines Herrn nach. Die Polizei von Madrid nöthigt die Bürger nämlich, im Augenblick, in dem eine Emeute ausbricht, lange Wachslichter oder Fackeln in Laternen vor den Häusern aufzustellen; und in wenigen Sekunden sah ich deren von allen Balkonen herab flackern. Diese Illumination gab der Stadt einen eigenthümlichen Reiz. Die lang gewundene Straße del Caballero de Gracia schien wie mit Sternen übersäet; hier eilte eine ehrwürdige Sennora auf den Altan und befestigte die Laternen auf langen Stäben, dort umhüllte sie eine schalkhafte Sennorita, die zu den thörichten Jungfrauen des Evangeliums zu gehören schien, mit rothem oder blauem Papier und suchte mit ihrer zarten Hand die Flamme gegen den Wind und Regen zu schützen. Viele Fackeln verloschen; doch alsbald sah man einen wackeren Castilianer herauseilen, der, sein Nachttuch auf dem Kopfe, sie wieder anzündete; denn wer in solchen Fällen keine Laterne vor dem Hause hat, wird polizeilich bestraft.

Während dessen fuhr man fort zu schießen. Die Patrouillen durchstreiften die Straßen; die einen stürmten im Galopp dahin, die anderen marschirten in stolzem Schritt, und der Nachtwächter zog, seine Laterne in der Hand, umher und rief mit unerschütterlicher Ordnungsliebe die Stunden ab. Der Engländer, der bei seinem fünften Glase war, behauptete, die Verschworenen hätten es auf die erhabenen Waisen, Ihre Majestät die Königin und die Infantin, ihre Schwester, abgesehen. Der Wirth als Baske meinte, eine einzige Kanone werde sehr bald all' dieses Gesindel aus einander fegen; der Brave glaubte, das Volk sey bei dem Aufruhr betheiligt. Er hatte seine Dienstleute alle bewaffnet, weil er fürchtete, eine Belagerung aushalten zu müssen; die Einen schwangen Bratspieße, die Anderen Tranchiermesser, die Dritten Kohlenschaufeln, und der Wirth lief, Alles anordnend, vielgeschäftig umher. „Was fehlt den Spaniern", rief er, „daß sie nicht ruhig seyn können? Haben sie nicht die Zigarren und den Prado, die Cortes und das Theater? Doch Geduld! Der Palast der Königin ist stark bewacht, und morgen werden wir Alles durch die hojas volantes erfahren."

Diese hojas volantes oder fliegenden Blätter bestehen in einer einzigen Druckseite, die eine Art von Programm für die Ereignisse des vorhergehenden Tages bildet; sie werden von den Madrider Bürgern eifrig verschlungen, doch müssen sie stets erst der Obrigkeit zur Censur vorgelegt werden. Der Wirth ging zu Bett, indem er die fliegenden Blätter erwartete. Er stellte zwei Küchenjungen als Schildwachen an die Thür seines Schlafgemachs, legte sich seine Kasse unter den Kopf und sein Einnahme-Buch an die Seite; seine rechte Hand streckte er über eine alte, etwas rostige Pistole, die er zu Saragossa gekauft hatte, die linke über einen Rosenkranz, den ein Galizier ihm als Pfand gelassen.

Am folgenden Tage, den 8. Oktober, hatte der Wind die Spuren des Regens und der Emeute weggeweht. Es gab ein nie gehörtes Schwirren und Summen auf der Puerta-del-Sol, indem man sich die kurze Geschichte der Revolution immer wieder erzählte. Die armen Teufel von Hellebardieren, die nur achtzehn an der Zahl waren, hatten die Folgen der ganzen Verschwörung vereitelt. Der Posten, auf dem sie in dem königlichen Palaste zu Madrid standen, wurde von den Generalen Concha und Diego de Leon heimlich überfallen; doch sobald sich die Hellebardiere in das Zimmer der jungen Königin und der Infantin, ihrer Schwester, zurückgezogen hatten, befahl

---

*) Das Sonnenthor in Madrid ist bekanntlich ein Sammelplatz aller Spaziergänger, Neugierigen und Politiker.

Concha, sie nicht weiter anzugreifen, und man schoß von diesem Augenblick an nur noch ein einziges Mal auf sie; doch um so muthiger schossen sie auf die Verschworenen. Diese eilten die Haupttreppe hinan, um in das Gemach der Prinzessinnen zu dringen; der Kampf währte nicht lange; gegen drei Uhr Morgens fielen die letzten Schüsse; von den Hellebardieren waren zwei getödtet und einige verwundet. Espartero begab sich erst um sechs Uhr mit seinem Generalstabe in den Palast. Der General Concha war selbst in den Marstall der Königin geeilt und hatte sich ein Pferd geben lassen, auf dem er entflohen war. Der Oberst Rodriguez erhielt den Befehl, ihn mit zwei Eskadronen seines Regimentes, den Husaren der Prinzessin, zu verfolgen. Der Brigadier Norzagaray war mit seinem Sohne gefangen worden; von Diego de Leon hatte man nur das Pferd und den am Sattelknopfe hängenden Degen erlangt. Der Anführer der Hellebardiere war zum Hauptmann ernannt worden und hatte den Orden des heiligen Ferdinand, zweiter Klasse, erhalten.

In den Occurencias de esta capital, einem Blatte, welches einen Tag nach dem von Leon und Concha geleiteten Angriffe erschien, suchte man die wahre Absicht der Verschworenen aufzudecken: sie hatten die beiden Prinzessinnen heimlich entführen wollen. Doch man findet es unbegreiflich, weshalb sie nicht den wachthabenden Offizier des Palastes zuvor zu gewinnen suchten. Zwar konnten sie auf achtundachtzig Offiziere der königlichen Leibgarde rechnen, welche am Tage vorher durch die erfolgten Absetzungen zum Aufstande gereizt waren; doch der dienstthuende Offizier der Königin war nicht gewonnen. Concha und Leon kannten die Geschöpfe des Palastes vortrefflich, weshalb versicherten sie sich ihrer nicht? „Morgen", sprach man, „sollen sechzig Offiziere erschossen werden; einigen wird das Leben wohl noch geschenkt." Ganz Madrid lebte in tiefster Ruhe; nur eine bange Spannung zeigte sich auf den Gesichtern. Diego de Leon war der Held des Tages; in der Nähe von Madrid, bei dem Dorfe Las Rozas, hatte man ihn gefangen genommen. Sonntag der zehnte Oktober war der Geburtstag der jungen Königin; Madrid mußte illuminirt werden, d. h. man zündete einige Lampen an, welche der Stadt nicht ein halb so feierliches Ansehen gaben, wie drei Tage zuvor die Lampen der Revolution. Im Theater del Principe war die Loge der Königin mit Decken ausgelegt, als ob die Königin erscheinen sollte; doch statt ihrer erblickte man nur ihr Bild, welches mir, obgleich ich es wohl zwanzig Mal gesehen hatte, heut einen besonders mitleiderregenden Eindruck machte. Das Theater war ziemlich leer; die Ereignisse des Tages beschäftigten die Madrider genug, so daß sie keine andere Zerstreuung zu suchen brauchten. An demselben Tage wurde Pampelona von der Citadelle der Stadt beschossen; der Bund der Aufrührer war geschlossen: Montès de Oca, der General Claveria, Egana, Ex-Deputirter bei den Cortes, und andere Mißvergnügte bildeten ihn. Die Richter, welche über Diego de Leon urtheilen sollten, versammelten sich, und das Gerücht sagte, daß man bei Diego einen Brief gefunden habe, in dem ihn die Königin Christine zum Regenten des Königreichs ernenne und ihm auftrage, ihre beiden Töchter aufzusuchen. Die „Exaltados" forderten Diego's Kopf; die „Moderados" und „Christinos" hofften Diego noch retten zu können; doch fürchteten sie den Haß und die Eifersucht Espartero's, den die Lorbeern des Generals Diego Leon nicht schlafen ließen. Die „Nacionales" murrten ziemlich laut gegen den General; ganz Madrid murrte gegen sie; und Diego Leon ließ sich einen Beichtiger kommen, den Jesuiten Eduard Joseph Carafa.

In Folge der Ereignisse der letzten Tage wurde kein Brief, kein Journal nach Madrid eingelassen, und man kann sich die Verzweiflung der Reisenden denken, die in Madrid gerade wichtige Briefe erwarteten. Sechs lange Tage hatte man alle Couriere schon aufgehalten, und diese Lage der Stadt schien noch lange fortdauern zu sollen; sie fiel um so mehr auf, als der spanische Charakter die Apathie der Muhammedaner und das Dolce Farniente der Italiäner nicht zuläßt.

Der Brigadier Caminero, Secretair des Marschalls Rodil, der 1830 beordert worden war, die Angriffe der Ausgewanderten an den Gränzen von Frankreich aufzuhalten, und der später aus diesen Ausgewanderten seine Freunde gemacht hatte, soll, wie das Volk sich zuflüsterte, ein Schreiben, das sich in Leon's Manteltasche gefunden, den Augen der Regierung entzogen haben; vielleicht würde dieses Schreiben mehr Licht auf die ganze Verschwörung geworfen haben, die Jeder nach seinem Belieben erklärt.

In Paris erschien das lithographirte Bildniß Diego Leon's an allen Schaufenstern; und mein Engländer, der am Abend der Emeute von der Angst und dem Regen so viel hatte leiden müssen, ehe er in das Gasthaus gekommen war, versicherte, er wisse aus zuverlässiger Quelle, Diego Leon solle erschossen werden. Als er hierauf bei der Straße San-Jeronimo eine Abtheilung Soldaten erblickte, rief er nur aus: „O Schmach! Mit so schlechten Flinten wollen sie ihn erschießen?" Und in der That ist das Heer in einer so traurigen Verfassung, daß seine Waffen kaum gut genug scheinen, um einen ehrenvollen Tod zu geben."

Frankreich.

Ueber Entstehung der Geisteskrankheiten.

(Schluß.)

Spuren eines Einflusses der Künste, des Theaters, der Unterhaltung oder öffentlicher Reden findet man bei Geisteskranken häufig. Eine Frau in Montmartre glaubte, vom Teufel besessen zu seyn, und war in diesen Zustand verfallen, als sie einst aus der Kirche kam, wo der Prediger mit grellen Farben die Macht des Teufels und die Höllenqualen geschildert hatte. Ein junger Mann, den ich kannte, hatte sich mit verkehrtem Eifer vorgenommen, alle Vorlesungen des Collège de France und der Sorbonne anzuhören; in seine Kopfe wurde eine wüste Masse roher, sich zum Theil widersprechender Kenntnisse aufgehäuft, und bald brach in ihm nicht nur wie beim Thurmbau Babel die Sprachverwirrung, sondern die Verwirrung aller Ideen aus. E litt einige Monate an heftigen Paroxysmen und wurde dann noch glückli geheilt. Bei einer sehr gebildeten Frau höheren Standes ist die Wißbegiert in eine wirkliche Geisteskrankheit ausgeartet. Als Tochter Eva's wollte alle Aepfel der Erkenntniß pflücken, und unbefriedigt in ihren endlosen Frage zerrüttete sie den eigenen Geist. Zwei andere Personen, die ich gekannt hab sind durch das drückende Gefühl, Menschen zu seyn, d. h. Wesen, die Viele nicht wissen, in einen Zustand versetzt worden, der an Verzweiflung gränzt Wir könnten noch viele Fälle anführen, wie der Wahnsinn bisweilen durch da zu heftige Streben nach geistiger Ausbildung hervorgerufen wird und gleichsa eine Strafe scheint für den Stolz der menschlichen Vernunft, die sich zu he erheben will. Doch wir wenden uns zu gewöhnlicheren Formen des Wahr sinns, die auf allgemeineren Ursachen beruhen. Die Einwirkung der Musik bei manchen Personen sehr groß. Eine Frau empfand zu drei verschiedene Epochen ihres Lebens plötzlich heftiges Nervenzucken, auf welches ein Deliriu mit Hinneigung zum Selbstmorde folgte, und die Veranlassung war nur, d sie einige Lieder aus der Oper Nina gehört hatte. Eine andere Frau glaub sich selbst tödten zu müssen, sobald sie das Rauschen einer Harmonie in Instrumental-Konzerten hörte. Besonders bei großer unerwiderter Liebe üben Bälle Schauspiele, Konzerte, Gemälde und Bildsäulen, welche alle die Sinnlichkeit mehr oder weniger aufregen, oft einen gefährlichen Einfluß. Vor etwa zwanzig Jahren lebte in Paris ein Mädchen, welches in eine Statue verwandelt zu seyn glaubte und alle Männer um die Gunst anflehte, von ihnen belebt zu werden. Sie hatte einige Tage vorher die Galata von Girodet gesehen.

Unter den äußeren Einwirkungen, welche den Wahnsinn erzeugen oder seine Entwickelung befördern können, darf auch die Erziehung nicht übergangen werden. Kinder, die von ihren Aeltern mit zu großer Nachsicht oder zu großer Strenge erzogen werden, sind den Geisteskrankheiten mehr ausgesetzt als die übrigen. Zu viel und zu wenig ist bei der Erziehung gleich sehr zu fürchten. Die Köpfe, in welche gar kein Funken der Wissenschaft fällt, und die, welche durch zu große Anstrengung sich früh überbieten müssen, sind in gleicher Gefahr. Manches große Talent geht zu Grunde, weil es, durch die Aeltern und Vorgesetzte oder durch eigenen Ehrgeiz, bisweilen auch durch wirkliche Liebe zur Wissenschaft angetrieben, sich nicht geregelt fortbildet, sondern gleichsam in krampfhafter Hast ganze Zwischenstufen der Entwickelung überspringen will. Eine zu frühe und zu starke Ausbildung des religiösen Gefühls kann in ihrer Einseitigkeit leicht für die übrigen Geisteskräfte gefährlich werden. In einem Seminare, welches vor einigen Jahren der Leitung eines mystischen, fanatischen Priesters übergeben wurde, zeigten sich häufige Krankheiten, die aus Ueberreizung der Nerven entsprangen, und bald wurden einige Jünglinge völlig wahnsinnig. Ihr Lehrer hatte ihnen mit glühender Beredsamkeit die Kreuzigung des Fleisches gepredigt, und sie waren so tief auf seinen Mystizismus eingegangen, daß sie ihrem Körper die größten Entbehrungen auferlegten und ihrem Geiste jede Nahrung entzogen, die durch jene Mystik nicht gefordert wurde. Ein Glück ist es bei so übertriebener Entwickebung des religiosen Gefühls noch, wenn die übrigen Geisteskräfte nur abgestumpft, nicht aber erstickt werden, wenn der Mensch nur in Verdummung, nicht in Wahnsinn sinkt. Der Unselige, der in dieser Weise seinen eigenen Geist seinem Gotte opfert, ist der Abraham, der sein Kind tödten will; ein solches Opfer ist ruchlos, und es sollte ein Engel herabsteigen, um es im Namen des Schöpfers zu untersagen.

Parteiungen, Sekten, neue, weitgreifende Systeme sind zu allen Zeiten leicht Veranlassungen von Geisteskrankheiten geworden. In den letzten Jahren, in dem die saint-simonistischen, fourieristischen und humanistischen [illegible] die Geister viel beschäftigt haben, ist die Zahl der Wahnsinnigen, welche sich zu Welterlösern berufen glaubten, besonders in den höheren Ständen, sehr groß gewesen. Auch die Sitten können auf die Erzeugung des Irrsinns einwirken. Wo die Begriffe der Pflicht und der Moralität zurücktreten, da ist auch die Vernunft in ihrem Rechte gefährdet. Günstige Familienverhältnisse, Freundschaft und beglückte Liebe dagegen halten die Vernunft von Verirrungen fern; und die statistischen Vergleichungen ergeben, daß sich unter den Wahnsinnigen mehr Hagestolze als Verheiratete finden. Bei Frauen ist die Verletzung der ehelichen Pflicht oft eine Quelle geheimer Schmerzen, die den Geist mit der Zeit seiner Klarheit berauben. Eine Frau wählte sich einen Liebhaber, um sich von ihrem Manne zu befreien; doch bald erkannte sie, daß sie statt Eines Herrn nun zwei bekommen hatte; die Unruhe, daß ihr Verhältniß entdeckt werden könne, die Eifersucht, welche die häufige Untreue ihres Liebhabers ihr erregte, die Gewissensbisse, welche durch die Gegenwart ihres Mannes in ihr erweckt wurden, endlich das ungeregelte Leben, in welches diese stete Zerstreuung, dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung sie stürzte, alles dieses bildete ihre Leidenschaft in kurzer Zeit zu einer völligen Geisteskrankheit aus. Die Moral ist die Grundlage des menschlichen Charakters, und er ist es, der die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes und Gemüthes zusammenhält und sie vor Abwegen bewahrt. Wo dieses feste Band verloren ist, da verliert der Geist leicht das Gleichgewicht. So soll in Paris der zwanzigste Theil der Wahnsinnigen aus Freudenmädchen bestehen; in den Jahren 1811 bis 1815 wurden hundertundfünf behandelt, also im Jahre durchschnittlich einundzwanzig, und in den Jahren 1834 bis 1842 im Durchschnitt siebenundsechzig.

Auch die Berufsgeschäfte kommen bei der Frage über die Gründe des Irrsinns in Betracht, und zwar sind die rein geistigen Arbeiten die gefähr-

lichsten. Künstler, Gelehrte, Literaten stehen hier dem Schlachtfeuer am nächsten. Weit mehr jedoch als die Anstrengung, welche ihre Arbeiten erfordern, ist ihre gewöhnliche Reizbarkeit, ihre Eigenliebe und ihr Ehrgeiz zu fürchten. Demnächst sind die Geschäfte gefährlich, welche den Geist in weit gehende Speculationen verstricken. Der Handelsverkehr führt oft einen so plötzlichen Wechsel der Fluth und Ebbe herbei, daß die Vernunft, ehe sie sich zu fassen Zeit gewinnt, in dem Schiffbruch des Vermögens mit untergeht. Selbst die stete Unruhe, in welcher die Kaufleute durch ihre Konkurrenz und durch die Erwartung eines glücklichen oder unglücklichen Erfolgs erhalten werden, giebt ihrem Geiste bisweilen eine Art von leidenschaftlicher Aufregung, die ihn leicht erschöpft. Unter hundertundvierundsechzig Kranken, welche in die Anstalt des Herrn Esquirol gebracht wurden, befanden sich funfzig Handelsleute. Auch aus den Reihen des Militairs empfangen unsere Irrenhäuser viele Bewohner. Das unstäte Leben, welches die Soldaten ohne eigentliche Beschäftigung und außerhalb des Familien-Verbandes in den Garnisonen führen, erregt oft in ihnen eine gewisse geistige Wüstheit, die mit der Auflösung der Geisteskräfte endet. Unter der arbeitenden und dienenden Klasse ergeben sich nach den Beobachtungen, die man seit 1834 bis 1843 zu Bicètre gemacht hat, folgende Verhältnisse: auf 219 Schuhmacher, die wahnsinnig werden, kommen 180 Schneider, 116 Tischler, 79 Diener und Dienerinnen im Hause, 65 Kutscher und 49 Friseure. Es scheint, daß die Beschäftigungen der niederen Klasse, welche sie in häufigere Berührung mit den Reichen bringen, ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht und überhaupt ihre selbstischen Gefühle mehr entwickeln und sie so leichter der geistigen Festigkeit berauben. Unter den Tagelöhnern stellt sich zu obigem Verhältniß die ungeheure Zahl von 856. Ihr beschwerliches, unsicheres Leben, welches sie an jedem Tage erst durch neue Anstrengungen sich verdienen müssen, macht diese Erscheinung begreiflich. Alle übrige Abtheilungen der höheren und niederen Stände ergeben nur die Gesammtzahl von 4974 Wahnsinnigen, unter denen wir 60 Weinschenker treffen, welche ihren Gästen zu viel mögen zugetrunken haben.

Der übermäßige Genuß des Weines und Branntweines ist natürlich ebenfalls eine häufige Ursache der Geisteszerrüttung. In dem Irrenhause zu Bicètre allein hat man in neun Jahren 365 Geisteskranke behandelt, welche durch die Trunkenheit in diesen Zustand gerathen sind. Gewöhnlich jedoch gehen der Trunkenheit selbst schon geistige Störungen voraus, welche dieselbe bereits als erste Stufe des Wahnsinns erscheinen lassen. Der Schmerz über den Verlust des Vermögens, getäuschte Hoffnungen, unglückliche Liebe, gekränkte Eitelkeit, das Bewußtseyn eines verfehlten Lebens, einer Schuld, das Unbehagen einer drückenden Stellung im bürgerlichen Leben haben schon mehr als einmal zur Trunksucht geführt, in welcher der Unglückliche ein Mittel sah, seinen Schmerz zu betäuben. Die niederen Volksklassen und solche Länder wie Irland, in welchen die Armuth zu Hause ist, zeigen uns die doppelt traurige Erscheinung, daß die Hülfsbedürftigen kein Brod haben und sich geistig und körperlich durch den Genuß des Branntweins zerrütten. Der Rausch ist für sie ein augenblicklicher Trost, und er erzeugt zunächst gewöhnlich die besondere Form des Wahnsinns, welche die Aerzte das Delirium tremens nennen, und der nach einigen Rückfällen in den eigentlichen Wahnsinn endet. Sogar die Einathmung spirituöser Dünste genügt bisweilen, das Delirium tremens herbeizuführen; so habe ich in Bicètre einen Destillateur gesehen, der sehr nüchtern gelebt hatte und in diese Krankheit nur verfallen war, weil er im Keller unter seinem Wohnzimmer große Vorräthe von Alkohol gehabt hatte. Ebendaselbst fand ich viele unheilbare Trunkenbolde, die zum fünften und sechsten Male wieder in die Anstalt gebracht waren; während ihrer Rekonvaleszenz hatten sie, erschreckt über die Gefahr, in der sie sich befunden, und angefeuert durch die Ermahnungen, die man ihnen gab, stets Besserung geschworen; sie hatten wohl auch die aufrichtige Absicht, ihr Laster abzulegen, doch kaum sind sie einige Zeit wieder in Freiheit, so können sie der alten Verlockung nicht widerstehen; und wenn sie mehrmals in den sogenannten Säuferwahnsinn verfallen sind, so wird der Zustand der Betrunkenheit gleichsam chronisch bei ihnen, und alle Bewegungen, der schwankende Schritt, das schlaffe Herabhängen des Kopfes bleiben die eines Betrunkenen.

Die Frauen sind, wie man leicht denkt, durch den Genuß spirituöser Getränke in noch größerer Gefahr als die Männer, und selbst bei Frauen höherer Stände beruhen Krankheiten oft nur auf einer Unenthaltsamkeit dieser Art. Ein Arzt wurde vor kurzem zu einer englischen Dame berufen, bei der alle Geister in höchster Aufregung waren; er erkundigte sich bei den Dienstleuten nach den möglichen Ursachen der Krankheit ihrer Herrin und war nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, daß dieselbe alle Morgen eine ziemliche Quantität von Kirschwasser zu trinken gewohnt war. Bei den öffentlichen Mädchen soll der unmäßige Genuß starker Getränke ebenfalls ein Hauptgrund des bei ihnen so häufigen Wahnsinns seyn. Doch meist ist wohl auch hier die Trunksucht nur eine Folge der übrigen geistigen Zerrüttung und nur ein gewaltsames Mittel, die Qualen des Herzens und Gewissens, die allein schon den Geist aufrieben, zu betäuben. Auch hier also wird wie oft wohl nur eine Aeußerung des hereinbrechenden Wahnsinns für die Ursache desselben gehalten.

Alphonse Esquiros.

England.

Irland und seine Machthaber seit dem Jahr 1829.

Die neue Periode, welche in den Angelegenheiten Irlands seit einigen Wochen in Folge der von dem Gouvernement gegen den Agitator ergriffenen Maßregeln eingetreten ist, hat alle Blicke von neuem auf jenes unglückliche, vielbewegte Land gewendet und die durch das zwecklose Treiben der Repeal-Vereine etwas erkaltete Theilnahme mit zwiefacher Wärme angefacht. Unter solchen Umständen gewinnt jedes Hülfsmittel, das uns mit der wirklichen Lage der Sachen und dem wahren Charakter der handelnden Personen bekannt zu machen verspricht, einen erhöhten Werth, und in dieser Hinsicht gehört das vor kurzem unter obigem Titel erschienene Buch *) zu den interessantesten Neuigkeiten der englischen Literatur. Der Verfasser, ein geborner Irländer, ist innig mit seinem Thema vertraut, hält sich aber dennoch von dem Parteigeiste frei, der die Mehrheit seiner Landsleute in so hohem Grade beseelt, und äußert sich sehr unbefangen über Protestanten und Katholiken, Orangemänner und Repealer, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten er mit lebhaften und graphischen Pinselstrichen zeichnet.

Es giebt in Irland, nach der Bemerkung Tocqueville's, zwei Nationen — eine herrschende und eine unterjochte, und alles Unheil entspringt aus diesem einzigen Umstande. Der Wohlstand und das Grund-Eigenthum des Landes ist in den Händen der herrschenden Nation; zu der unterjochten gehört die Masse des Volks, mit den sie leitenden Demagogen, und die Kluft, die Beide von einander scheidet, erstreckt sich selbst auf das gesellige Leben und den Familienzirkel. „Wie wenige Häuser findet man in Irland", schreibt unser Verfasser, „wo Gäste von entgegengesetzten politischen Meinungen empfangen werden! Selbst in Dublin hat jedes Diner eine konservative oder populaire Farbe. Es sind Individuen der herrschenden Nation, auf welchen die Verantwortlichkeit für diese eben so kleinliche als empörende soziale Bigotterie lastet, während sie doch mit dem Beispiele der Freisinnigkeit vorangehen sollten. Wehe der Aristokratie, die sich von der Demokratie Humanität und Geselligkeit lehren läßt! Die protestantischen Tories behandeln in der Regel Katholiken und Liberale auf gleichem Fuß: mittelst schweigender Uebereinkunft enthalten sie sich aller Gemeinschaft mit ihnen. Es ist notorisch, daß ein Rechtsgelehrter, der unter dem Ministerium Sir Robert Peel's zu wichtigen Aemtern befördert wurde, jeden Katholiken von seinem Tische ausschloß. War dieser Mann etwa von hoher Geburt? Keinesweges; er war von plebejischer protestantischer Abkunft. — Um Irland wieder zu beleben, müßte man ein Publikum erschaffen, das aus einer Verschmelzung von Männern beider Parteien bestände. Ein in zwei Theile gespaltenes Publikum ist eben so schlimm als keines. Während sich die geistigen und physischen Kräfte Irlands bekämpfen, kann der Staatsmann sich nie, wie in England, auf die öffentliche Meinung stützen. Es giebt in der irländischen Politik keinen allgemein gültigen Maßstab, auf den sich beide Parteien berufen, und aus diesem Grunde geht der wechselseitige Einfluß der höheren und niederen Stände verloren."

Unter den Machthabern Irlands versteht der Verfasser nicht nur solche, in deren Händen sich die Zügel der Regierung befinden, sondern auch Alle, die einen moralischen Einfluß auf die Gemüther ausüben. Unter diesen nimmt O'Connell natürlich die erste Stelle ein, und wir erhalten eine Skizze seiner ganzen öffentlichen Laufbahn. Er trat zuerst als Councillor (Rechts-Anwalt) auf und machte sich bald durch sein Rednertalent bemerkbar. „Man hat seine Eigenschaften als Jurist vielleicht noch nie in ihrer ganzen Ausdehnung anerkannt. In der Leitung eines Prozesses legte er eine vorsichtige Klugheit an den Tag, die ihn nie verließ; er zeigte zwar mitunter eine erkünstelte Sorglosigkeit, in der That gab es aber nie einen behutsameren Advokaten. Nie fand wohl ein großer Rechtsgelehrter solchen Geschmack an seinem Gewerbe als O'Connell; er betrieb einen Prozeß, als ob es eine Fuchsjagd wäre. Vor Allem machte es ihm Vergnügen, den Kron-Anwalt aus dem Konzept zu bringen oder die Zeugen einzuschüchtern, die gegen irgend einen armen Sünder aussagten. Es war damals dem gerichtlichen Beistande der Angeklagten verboten, sich an die Jury zu wenden — O'Connell wußte aber den Zeugen mit vieler Kunst illegale Fragen zu stellen und die Zulässigkeit derselben in kurzen, beiseite gegen die Jury hingeworfenen Reden auseinanderzusetzen. In Civilfällen war er eben so glücklich. In Testamentssachen, Erb-Streitigkeiten und Familienprozessen übertraf er durch seinen Takt, seine Geistesgegenwart und seine Kenntniß der technischen Details alle Nebenbuhler. Er war der beste Geschäftsmann, der je an der irländischen Barre erschienen war, und that sich auf seine Fertigkeit in arithmetischen Berechnungen nicht wenig zu gute. Da er die tiefste Menschenkenntniß besaß, so verstand er es, die Beweggründe der Kläger und Angeklagten mit unnachahmlicher Feinheit zu zergliedern. Eben so sehr Weltmann als Jurist, machten ihn seine Gewandtheit und sein Scharfsinn, die unerschöpflichen Fundgruben seines Humors, die Kaustizität seines strömenden Witzes, sein Eifer für die Sache seines Klienten und seine unermüdliche physische Ausdauer zum Koryphäen des irländischen Advokaten-Standes."

Nach dem Tode D'Esterre's, den O'Connell im Duell erschoß, ging eine bedeutende Veränderung in seinem Charakter vor; er fing an, sich durch seine Religiosität auszuzeichnen. „Natürlich war die böse Welt sogleich bereit, ihn der Heuchelei zu zeihen, und sein öfteres, prunkhaft verkündetes Kommuniziren gab zu manchen bitteren Sarkasmen Anlaß. Diese Bemerkungen rührten nicht allein von seinen politischen Feinden her; die Schlauköpfe unter den Katholiken bissen sich in die Lippen, räusperten sich dreimal und gingen lachend bei Seite. Viele von ihnen, die O'Connell's geräuschvolle Frömmigkeit auch nicht geradezu verspotteten, räumten doch ein, daß sie theilweise des guten Beispiels halber zur Schau getragen werde. So viel ist gewiß, daß der Glaubenseifer des Agitators großes Aufsehen unter den Katholiken hervor-

*) Ireland and its Rulers since 1829. Part the First. London 1843.

brachte und von ihnen zu wiederholten Malen besprochen wurde. Ob wirklich einige Uebertreibung bei dieser Religiosität im Spiele war, muß dem Ausspruch eines höheren Richterstuhls überlassen werden; daß aber O'Connell ein bloßer Heuchler, ein listiger Komödiant sey, der nur zu dem Zweck an dem Altar kniee, um seinen Charakter in den Augen einer andächtigen, den lauten Ergießungen eines religiösen Gefühls zugethanen Menge zu erheben, ist eine Verleumdung, wie sie nur die Bosheit spanischer Jesuiten erfinden und die Leichtgläubigkeit englischer Puseyiten verdauen könnte. O'Connell ist seinem Wesen nach ein mittelalterlicher Katholik. Die glorreichen Kämpfe, die fruchtbare Literatur, die schöpferische Philosophie der drei letzten Jahrhunderte haben fast keinen Eindruck auf ihn zurückgelassen. In Religionssachen ist er aus Ueberzeugung und Gewohnheit der entschiedene Verfechter des Prinzips der geistlichen Obergewalt, und die katholische Kirche hat auf dem ganzen Erdkreise keinen gelehrigeren Anhänger, als den in der Politik so halsstarrigen Führer der irländischen Demokratie. So umfassend und kräftig sein Verstand auch seyn mag, muß er doch den Geistern zugezählt werden, die sich blindlings dem Glauben unterwerfen — sey es der Muhammeds oder Wischnu's, der Griechen oder Römer, der katholische, lutherische oder presbyterianische — in dem sie aufgewachsen sind. Seine Frömmigkeit trug indessen nicht wenig dazu bei, ihn bei den Priestern und der Menge beliebt zu machen; sie fühlten, daß er mit Leib und Seele der Ihrige sey und ihr unbegränztes Zutrauen verdiene."

„Als Georg IV. nach Irland kam (1822), wurde er von O'Connell mit der widrigsten Lobhudelei empfangen, die einen Jeden empören mußte, der nicht von dem thörichten Entzücken des Volkes hingerissen wurde. Ein wahnsinniger Jubelruf ertönte zu Ehren eines Fürsten, der nie etwas gethan hatte, um die Bewunderung irgend einer Nation zu verdienen. Denjenigen, die an das „vox populi, vox Dei" glauben, wird es schwer fallen, den rasenden Freudentaumel zu entschuldigen, den der Besuch des Monarchen veranlaßte. Die Irländer glaubten natürlich, daß er Wunder für sie thun werde, da man ihn als ihren Gönner anpries, und zu einer Zeit, wo sie im Ministerium auch keinen einzigen Freund besaßen, wo Castlereagh Führer des Unterhauses und Lord Talbot Vice-König von Irland war, mußte ein braves und unglückliches Volk einige Genugthuung empfinden, daß der König ihm einen als Ehrenbezeugung gemeinten Besuch abstattete. Nach dem finsteren Stirnerunzeln des aristokratischen Uebermuths war es etwas, einen Monarchen gnädig lächeln zu sehen. Nur auf diese Weise kann der Irländer die sinnlose Freude erklären, die von seinen Landsleuten geäußert wurde; die ekelhafte Speichelleckerei O'Connell's aber und die von ihm bei dieser Gelegenheit gespielte Rolle ist durchaus nicht zu entschuldigen." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Buchez und Roux's Parlamentarische Geschichte der französischen Revolution.** *) Die Augsburger Allgemeine Zeitung hat sich in ihren Beilagen vom 11. und 12. November d. J. (Nr. 315. 316.) gerühmt, die erste gewesen zu seyn, welche in Deutschland eine Beurtheilung des genannten Werkes brächte. Wir vermuthen, daß der Verfasser des Artikels ein in Paris lebender Deutscher ist, dem also seine Unbekanntschaft mit der deutschen Zeitschriften-Literatur nicht gerade kann zur Last fallen. Denn keinesweges darf jene Anzeige oder Beurtheilung die erste heißen, welche in Deutschland erschienen ist. Schon im Jahre 1838 haben die Blätter für literarische Unterhaltung in Nr. 277. 278. eine Beurtheilung der ersten dreißig Bände geliefert, in welcher die Vorzüge dieses Geschichtswerkes bemerklich gemacht, aber auch die Mängel hervorgehoben wurden, namentlich die St. Simonistischen Grundsätze und der entschiedene Demokratismus der Herausgeber. Schärfer und eindringlicher hat dies Wachsmuth in den „Jahrbüchern für wissensch. Kritik" 1840 in Nr. 52. 53. nachgewiesen und einen Theil dieser Rezension in der neunten Beilage zum ersten Theile seiner ausgezeichneten „Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter" (S. 628—634) abdrucken lassen. Fast Alles, was der Augsburger Berichterstatter anführt, ist hier bereits auseinandergesetzt und dabei mit genauer Angabe der Stellen nach Band und Seitenzahl, was für den angeführten Zeitungs-Artikel wohl zu weitläufig erschienen seyn mag, für den Geschichtsforscher aber von großer Wichtigkeit ist. Daß nicht bereits mehrere Anzeigen in deutschen Journalen erschienen sind, liegt lediglich an der Seltenheit des Buches, das bei seinem hohen Preise nur ein Eigenthum öffentlicher Bibliotheken und begüterter Privatpersonen seyn kann, wie es sich z. B. auf der Königl. Bibliothek in Berlin und in der Universitäts-Bibliothek in Leipzig findet. Die Erwähnung des Buches ist jedoch in Deutschland bei passender Gelegenheit niemals unterblieben, wie der Augsburger Berichterstatter vielleicht denkt. Statt vieler Beispiele nur eines. Schon im Jahre 1841 stand in einem Jenaischen Universitäts-Programme des berühmten Latinisten Eichstädt über Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, auf S. 6 folgende Stelle angeführt: Le luthéranisme — n'eut que le mérite de la négation. — Les conclusions protestantes en un mot, sont directement contradictoires à l'idée du progrès, directement opposées, par suite, aux conséquences finales de la révolution française, mère de cette dernière idée. (Buchez und Roux T. XV. p. 15.) Die Stelle ist auch sonst merkwürdig genug, um hier wiederholt zu werden. Sollte aber unsere Vermuthung richtig seyn und jener Korrespondent der Allgem. Zeitung in Paris leben, so hätte es ihm gar nicht übel angestanden, von dem Werke seines deutschen Landsmannes Notiz zu nehmen, indem dasselbe hinter keiner französischen Geschichte der Revolution zurücksteht, am wenigsten aber hinter der des Herrn Thiers. Lebt der Korrespondent aber in Deutschland, so haben wir um so weniger Ursache, diese Berichtigung zurückzuhalten. Denn suum cuique. J.

*) Vgl. Magazin Nr. 139 und 142.

— **Englische Uebersetzungs-Literatur.** Für uns Deutsche, die wir unablässig aus der englischen Literatur gute und schlechte Uebertragungen veranstalten, ist es wohl eine unglaubliche und niederschlagende Thatsache, daß die Engländer sich noch nicht einmal die Mühe gegeben haben, alle Meisterwerke unserer Literatur zu übersetzen; weder Goethe noch Schiller sind vollständig in England zu finden, nur Bruchstücke ihrer Tragödien sind hin und wieder übertragen worden. Seit einigen Jahren ist zwar Goethe's Faust mehrfach von gewandten Federn verdolmetscht, aber sein Tasso ist nur in einzelnen Scenen bekannt. Ganz kürzlich hat eine englische Dame, Miß Anna Swanwick, den ersten Akt und aus dem zweiten Akt die erste Scene übersetzt und herausgegeben; ein Jahr früher gab John Edward Taylor ebenfalls den ersten Akt in einer Sammlung deutscher Uebertragungen heraus. Es ist kaum zu begreifen, warum beide achtbare Autoren die Sünde an dem Kunstwerk begingen, es zu zerstückeln. Schiller's Jungfrau von Orleans ist es nicht besser ergangen, Miß Swanwick hat eine ausführliche historische Einleitung zu dem Stücke geschrieben und füllt die von ihr ausgelassenen Scenen durch eine prosaische Erzählung der Thatsachen aus; uns dünkt, es sey ungleich besser und leichter, Schiller's eigene Worte beizubehalten. — Das dritte Bruchstück dieser Sammlung (Selections from the dramas of Goethe and Schiller, translated, with introductory remarks by Anna Swanwick. London 1843) ist Goethe's Iphigenia, mit der in gleicher Weise verfahren worden. Die Uebersetzung hat übrigens Verdienste, die wir durchaus nicht verkleinern wollen; wir fühlen uns nur gedrungen, unser Bedauern auszusprechen, daß die augenscheinliche Sorgfalt und Liebe, womit die Uebersetzerin gearbeitet, nicht dem Ganzen gewidmet worden ist, statt an Bruchstücke verschwendet zu seyn. — Eine andere kleine Sammlung deutscher Poesieen in englischer Uebertragung, die kürzlich erschienen ist, liegt ebenfalls vor uns; sie ist von John Edward Taylor und Henry Reeve veranstaltet, zwei jungen Männern von Talent und echt poetischem Gefühl, das sich bei der Auswahl und Uebersetzung erfreulich bekundet; sie haben hauptsächlich von Jean Paul, Novalis, Rückert und Uhland mitgetheilt. Des Ersteren poetische Prosa, die für unübersetzbar gilt, hat in der unserem Idiom verwandten englischen Sprache durchaus nicht an Reiz und Gemüthlichkeit verloren. — Ein überaus gelungenes Gedicht von Rückert theilen wir hier zur Vergleichung mit:

The pearl.

From heaven a tear unconscious fell,
And ere't was lost within the sea,
A muscle caught it in its shell,
And said: „bright pearl, I'll shelter thee;
Thou shalt not fear the restless waves,
But sleep with me in ocean's caves."

Thee, o my grief, my joy, my rest
Bright tear of Heaven within my breast!
Grant, Heaven, that there enshrined may dwell
Thy purest drop, in purest cell.

Bibliographie. *)

England.

T. F. Dibdin Sermons preached in the church of St. Mary, Bryanston Square. 8. London. 12 s. — Wenn Hr. Dibdin, der berühmte englische Bibliograph, mit einem neuen Werke hervortreten würde, glaubten wir, würde es etwa die Beschreibung seiner letzten bibliographischen Reise in Belgien (A bibliographical tour in Belgium) seyn. — Diese Predigten sind übrigens nicht die ersten, die Hr. D. dem Druck übergeben. Nachträglich möge hier die von ihm im vorig. Jahr veranstaltete neue Ausgabe der Bibliomanie erwähnt werden: Bibliomania; or book-madness; a bibliographical romance. New and improved edition, to which are now added preliminary observations, and a supplement including a key to the assumed characters in the drama. London 1842. gr. 8. mit Kpf. (Brunet hat in der gleichzeitig erschienenen neuesten Ausgabe seines Manuel nur die Ausgabe vom J. 1811, mit der Bemerkung, das Werk werde nie wieder gedruckt werden.) Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt die eben so kostbaren als kostspieligen bibliographischen Werke des Hrn. Dibdin ziemlich vollständig. Eben diese Kostbarkeit und Kostspieligkeit sind es aber auch, denen Hr. D. nicht zum geringsten Theil seine Berühmtheit verdankt. — In dem vor einigen Monaten verstorbenen W. T. Lowndes verlor England seinen eigentlichen Nationalbibliographen. L. starb den 31. Juli d. J., mit Hinterlassung einer Wittwe und zweier jungen Kinder in den dürftigsten Umständen. Mehrere Londoner Buchhändler hatten eine Subscription zu ihrer Unterstützung eröffnet.

W. Hunter An anatomical description of the human gravid uterus and its contents. By **E. Rigby**. 8. mit 8 Kpft. London. 6 s.

M. Hall New memoir on the nervous system. 4. mit 5 Kpft. London. 1 l.

B. Travers The physiology of inflammation and the healing process. 8. London. 7 s.

J. C. W. Lever Practical treatise on organic diseases of the uterus. (Gekrönte Preisschrift.) 8. London. 9 s.

London physiological Journal; or, monthly record of observations on animal and vegetable anatomy and physiology, chiefly made by the aid of the microscope. Edited by **S. J. Goodfellow** and **E. J. Quekett**; assisted by many eminent observers. No. 1. 8. mit 1 Kpft. London. 1 s.

Neu: The zoology of the voyage of H. M. S. Beagle, under the command of capt. Fitzroy, during the years 1832 to 1836. Edited and superintended by **C. Darwin** (Naturforscher der Expedition). 4. London, erschienen seit d. J. 1838 19 Lief. Einzeln: Fossil mammalia. By **R. Owen**. With a geological introduction, by **C. Darwin**. 120 Seit. mit 32 Kpft. 1 l. 12 s. — Mammalia. By **G. R. Waterhouse**. 106 Seit. mit 35 Kpft. 2 l. 2 s. — Birds. By **J. Gould**. With a notice of their habits and ranges. By **C. Darwin**. 164 Seit. mit 25 Kpft. 3 l. — Fishes. By **L. Jenyns**. [illegible] Seit. mit 29 Kpft. 1 l. 18 s. — Reptiles. By **T. Bell**. 36 Seit. mit 20 Kpft. 1 l. 2 s. Das Ganze geh. nur 8 l. 15 s.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Mittwoch den 13. Dezember 1843.

Ostindien.

Die muselmännische Literatur Indiens.

Das Arabische spielt im Orient zum Theil eine ähnliche Rolle, wie das Lateinische im Occident. Wie dieses, wo es nicht gar den Grundstock der Sprache bildet, wie bei den romanischen Völkern, doch fast überall in einer Menge zur Bezeichnung komplizirterer Verhältnisse dienender Ausdrücke Spuren seines Daseyns zurückgelassen, so hat auch das Arabische im Gefolge des Islam die Sprachen fast aller Völker, zu welchen jene Religion hingedrungen ist, modifizirt. Ohne an die Stelle der Idiome zu treten, die sie in ihrer Ausbreitung durch die alte Welt vorfand, hat die Sprache der Chalifen, die in ihrer Struktur so vollkommen ist, so reich an präzisen Formen, allen muselmännischen Völkern nicht bloß ihr Schriftsystem, was schon viel ist, sondern auch eine größere oder geringere Masse von Abstrakten aufgedrungen, die den metaphysischen Theil der Rede ausmachen, so daß kein etwas verwickelter Satz vollständig ausgedrückt werden kann, ohne zur philosophischen und heiligen Sprache seine Zuflucht zu nehmen. Und dies genügt, um den muselmännischen Idiomen einen Zug der Homogeneïtät zu geben; unter einer gemeinschaftlichen Tendenz verbergen sich verschiedene Ursprünge; das überall gegenwärtige fremde Wort ist wie das Banner des Siegers auf den Thürmen der eroberten Stadt, wie der goldene Halbmond auf dem Dom von St. Sophia.

Als die Türken auf ihrem Marsch nach Europa seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts jenen Glauben annahmen, dessen furchtbarste Repräsentanten sie einst werden sollten, haben auch sie jenes geistige Joch erfahren; ihre tatarische Mundart wurde gemildert und befruchtet durch das arabische Idiom. Persien, das seit dem siebenten Jahrhundert den Ommayaden unterworfen war, sah allmälig seine alte Sprache mit den Gebern verschwinden, welche mit dem heiligen Feuer zuerst nach Chorassan, dann nach Ormus und endlich nach dem westlichen Indien flohen; und dieser verstümmelten Sprache, deren Wurzeln meist dem Sanskrit angehören, lieh die Sprache des Islam so viel, als sie brauchte, um die Bedürfnisse einer neuen Philosophie und einer neuen Religion bestreiten zu können.

Neben diesen drei muselmännischen Haupt-Idiomen, dem Arabischen, Türkischen und Persischen, bildete sich unter ähnlichen Verhältnissen ein viertes. Indien war eine Welt für sich, in welche der Islam mit einer fremden Race einen neuen Glauben und neue Sitten einführte, welche mit der Zeit eine gemischte Bevölkerung und eine gemischte Sprache hervorbrachten. In dem neuen Idiom gehörte fast nur noch das Verbum, die Basis jeder Sprache, dem Urstamm an, während um diesen Mittelpunkt der Rede sich Ausdrücke gruppirten, die entweder von den aus Arabien gekommenen Afghanen oder von den Mongolen aus Persien entlehnt waren. Dieser junge Dialekt der großen muselmännischen Familie, Hindustani genannt, bildete sich ziemlich langsam, obwohl die Hindu's naiv erzählen, daß er auf einmal unter den Zeiten Timur's ins Leben trat. Dieser Irrthum entsprang aus dem Namen Urdu zaban, Lagersprache, den sie ihm gaben, wahrscheinlich, weil er sich vollends in den Basars ausgebildet hat, in welchen die besiegte Bevölkerung mit den hunderttausend Reitern des mongolischen Eroberers täglich in Verkehr trat. Daher hat auch ein berühmter Reisender der neueren Zeit das moderne Idiom Indiens „Wachtstubensprache" genannt, obwohl sich die Armee nicht allein desselben bedient. Zuerst auf das Feldlager beschränkt, wo es unter der Form eines Patois die Rolle einer lingua franca spielte, verbreitete sich das Hindustani, je mehr sich die Eroberung befestigte, immer mehr unter die Massen; aus einem Patois wurde es eine Sprache, als die Hinduschriftsteller es den Regeln der Poesie unterworfen hatten. Unter den mongolischen Kaisern, welche die Literatur liebten, wie unter den kleinen muselmännischen Fürsten, die sich hier und da in dem zerstückelten Indien festsetzten und sich mit einem Hofe umgaben, bereicherte es sich durch die Uebersetzung der wichtigsten arabischen und persischen Werke, welche nothwendig geworden war, seitdem der Islam in diesen Gegenden durch eine für national anerkannte Sprache repräsentirt ward. Bald brachte es seinerseits eine selbständige Literatur hervor, die zwar durchaus eine nachahmende war, die von der des alten Indiens eben so sehr abstach, als die weiße Moschee von der düsteren Pagode, aber von berühmten Dichtern und Prosaisten angebaut wurde.

Wenn man bedenkt, daß zwischen dem ersten Erscheinen der Muhammedaner, d. h. der Araber, in Indien, welche daselbst Afghans oder Patans genannt wurden und die unter dem Chalifen Ualid im Jahre 711 nach Delhi vordrangen, und der definitiven Festsetzung der Mongolen im Jahre 1398 sechs und ein halbes Jahrhundert verflossen, so wird man zugeben, daß diese Periode lang genug war, um die Vermischung der beiden Völker und Sprachen vorzubereiten. Im neunten Jahrhundert herrschten die abassidischen Chalifen sogar im Osten des Indus und schlossen so das Land der Emire von Sind in ihre Besitzungen ein. Vom Jahre 1000 bis 1183 breitete die afghanische Dynastie von Ghasni, deren Held Mahmud war, ihre Eroberungen über Delhi und Agra hinaus, und während dieser zwei Jahrhunderte fanden zwischen den Anhängern des Propheten und denen Wischnu's vielfältige und fortdauernde Beziehungen statt, welche allmälig die religiöse Einheit der Hindu-Nation schwächten. Der Kampf hätte nicht so lange gedauert, wenn nicht ein Volk zwischen dem Sind und dem Ganges, welches in einem Kreise von Bergen wohnte, die wie die Thürme einer Festung mitten in Indien gruppirt waren, mit dem Muth der Verzweiflung den Boden und die Religion seines Vaterlandes vertheidigt hätte. Dieses Volk waren die Radschputen, Söhne von Königen, eine edle und stolze Race, welcher der Anspruch auf eine erlauchte Abkunft eine heroische Tapferkeit einflößte. Sie erhielten ihre Unabhängigkeit bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts, wo sie, besiegt und nicht unterworfen, dem Sultan von Delhi einen Tribut zahlten und ein Reiter-Corps stellten. Während dieser schrecklichen Kämpfe erfuhr der radschputische Dialekt einige Veränderungen, deren Spuren man in den nur allzu wenig bekannten Legenden entdeckt, die damals von den Barden des Landes abgefaßt wurden. Die populärste dieser Legenden ist die Erzählung von dem Tode der Padmawati, der Königin von Tschitor, die sich mit 13,000 Frauen in eine Höhle schloß und daselbst einen Scheiterhaufen anzündete, auf welchem sie und ihre Frauen sich freiwillig den Tod gaben, um nur nicht in die Hände der muselmännischen Sieger zu fallen. Diese Aufopferung der Hindu-Witwen, welche die suliotischen Frauen in unseren Tagen so muthig nachgeahmt haben, unter ähnlichen Umständen und ohne es zu wissen, ist das Lieblingsthema gar vieler Dichter geworden; selbst muhammedanische Schriftsteller haben den Tod der Padmavati besungen.

Damals, als ein Sultan der patanischen Dynastie den Thron der Radscha's von Delhi bestieg, fing mit der politischen Selbständigkeit des Landes auch die brahmanische Sprache und Literatur an, abzusterben und eine todte zu werden; aber da ein großes Volk nicht ohne eine letzte Anstrengung erliegt, die in irgend einem Hauptgedicht hervortritt, so fand sich auch in jener Zeit des Unglücks ein Barde (bardac'i), um in Versen, in einer Epopöe von neunundsechzig Büchern, die Geschichte Prithwi Radscha's zu besingen. Dieser Dichter, Namens Tschand, der als Chronist oder Minister bei dem letzten hinduischen Souverain von Delhi lebte, erzählte die Kriege des Königs der Elephanten, seines Herrn, gegen den König der Pferde, den patanischen Fürsten, fast in derselben Zeit, als der Sire de Joinville die Thaten des heiligen Ludwig beschrieb. Dieses Gedicht von Tschand schien dazu bestimmt, durch eine schmerzliche historische Erzählung die Reihe von fabelreichen Chroniken und heroischen Legenden zu schließen, welche die Basis der indischen Traditionen sind, das Mahabharata, Ramayana, Raghuvansa. Es wurde wahrscheinlich am Ende des 12ten Jahrhunderts abgefaßt, einige Jahre ehe das neue aus dem Islam entstandene Idiom seine poetischen Erstlinge hervorgebracht hatte. Ein persischer Schriftsteller, der anmuthige Verfasser von Bostan und Gulistan, Saadi von Schiras*), machte auf einer seiner zahlreichen Reisen durch Indien die ersten Urdu-Verse, die man kennt. Doch dauerte es noch lange, ehe sein Beispiel zahlreiche Nachfolger fand. Die Individuen und Völker der Provinzen, welche den Islam verwarfen oder der Invasion Widerstand leisteten, schrieben auch ferner, wie noch heute, in den verarmten, aber unvermischten Dialekten des Sanskrit, unter der brahmanischen Anrufung des Çri Ganeçaya nama (Ehre dem Gott der Weisheit Ganeça) im

*) Dieser ausgezeichnete Dichter brachte mehr als sechzig Jahre mit Reisen und Schreiben zu; er besuchte mehrere Male Delhi, wurde von den Kreuzfahrern zum Gefangenen gemacht und bei den Befestigungen von Tripoli in Syrien beschäftigt. Saadi's Biographie ist mit interessanten Details und einem in Indien gemalten Bildniß von Herrn Garcin de Tassy, Professor an der Schule der orientalischen Sprachen, in einem Artikel des Journal Asiatique vom Januar 1843 gegeben worden. Von demselben Professor giebt es ein gelehrtes Werk über den Gegenstand, mit welchem wir es hier zu thun haben, betitelt: Geschichte der hinduischen und hindostanischen Literatur. Der erste 1839 erschienene Band enthält die Aufzählung und gedrängte Biographie von mehr als 700 Schriftstellern, die alphabetisch geordnet sind; der zweite, der nächstens erscheinen muß, wird zahlreiche Auszüge aus den vorzüglichsten Werken enthalten, die in den beiden neueren Dialekten Indiens geschrieben sind.

Gegensatz zur arabischen Formel bism' illah u. s. w. (im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes). Erst in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, als Baber der afghanischen Dynastie ein Ende gemacht, gewann das neue Idiom größere Verbreitung in Indien. Die mongolischen Kaiser, die ohne Zweifel ihren etwas barbarischen Ursprung in Vergessenheit zu bringen suchten, gaben nach und nach den türkisch-dschagatischen Dialekt auf, in welchem Baber seine Memoiren abgefaßt hatte. In einer so glänzenden Hauptstadt, dem Mittelpunkt eines ungeheuren Reichs, um diesen goldenen Thron, wo das „Asyl der Welt" glänzte, der König der Könige, brauchte man Dichter, und sie fanden sich. Akbar, der für einen Anhänger Muhammed's ziemlich tolerant war, gab den Impuls; er sah ein, daß eine Dynastie mit der Sprache der von ihr regierten Nation nicht unbekannt bleiben darf. Auf der einen Seite ermunterte er die muselmännischen Literaten, sich die persischen Werke anzueignen, sie in ihre Sprache zu übersetzen; auf der anderen begünstigte er die Hinduschriftsteller, welche dem neuen Glauben und der Sprache, die das Organ desselben war, Widerstand leisteten. Ueberdies hatte dieser große Fürst den Abulfasil bei sich, welcher, nachdem er als Minister an seinen Arbeiten Theil genommen, auch sein Historiograph wurde; ihm mit vier anderen ausgezeichneten Personen der Zeit (unter welchen man zwei dem brahmanischen Glauben zugethane Schriftsteller zählt) trug er die Uebersetzung der astronomischen Tafeln von Ulugh-Beg auf. Ueberhaupt haben die indischen Fürsten, nicht bloß die mongolischen Kaiser, sondern auch die Vice-Könige und unabhängigen Nabobs in den Provinzen, es sich angelegen seyn lassen, die Literatur zu begünstigen und Bibliotheken zu besitzen, welche um so werthvoller sind, als sie aus Manuskripten bestehen. Aus ihren Schätzen zum Theil haben sich diejenigen gebildet, deren sich die asiatischen Gesellschaften von Kalkutta, Madras, Bombay, so wie die reichste von allen, die des East-India-House in London, mit Recht rühmen. Unter der Regierung Muhammed Schach's um 1710 ließ der Radscha Dschaising von Dschaipur die Elemente Euklid's ins Sanskrit übersetzen und bat die Gouverneure von Frankreich und Portugal, ihm Gelehrte zu schicken. Die Königin von Kananore, arabischen Ursprungs, deren Staaten man zu Fuß in weniger als einem Tage durchreisen kann, hat, wie ihre königlichen Nachbarn, wie der mächtige Nisam selbst, ihre Handschriften auf Oelblättern, ihre Bücher in verschiedenen Sprachen, mit dem Grabstichel und mit der Feder von Schilfrohr geschrieben. Die Muselmänner der Küste Koromandel sprechen mit Stolz von den Reichthümern, die in der Bibliothek des Nabob von Arkot aufgehäuft sind, eines armen Fürsten, dem es verboten ist, sein Palais in Madras zu verlassen und in seiner Hauptstadt zu erscheinen, eines heruntergekommenen Königs, den die englische Artillerie mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt, wenn er dem Gouverneur einen Besuch abstattet, und der seine Muße unter seine Frauen, seine Elephanten und seine Astrologen theilt. Tipu-Sahib erlaubte sich, seinen gekrönten Dichter, Hassan-Ali, zu haben, welcher unter dem Titel Fath-Nama (Buch des Sieges) die Geschichte seiner Kriege mit den Mahratten und dem Nisam von Heiderabad hinterlassen hat.

Merkwürdig ist auch die große Zahl indischer Fürsten, welche selbst gedichtet und Schriften hinterlassen haben. Der Großmogul Schach Allam II., der von 1761—1806 regierte, der Großvater des Fürsten, der gegenwärtig den Schattenthron von Delhi einnimmt, liebte es, die hinduischen und muselmännischen Literaten um seine Person zu versammeln und sie ihre Verse lesen zu hören; er selbst wollte sich unter sie zählen, und man führt besonders zwei Stücke von diesem Monarchen an, welche zu Volksliedern geworden sind. Der Biograph Muschafi hat sein poetisches Talent durch die arabische Sentenz charakterisirt, welche wohl etwas übertrieben ist: „Die Reden der Könige sind die Könige der Reden." Man wird sich über diese Schmeichelei um so weniger ärgern, wenn man bedenkt, daß sie an einen Fürsten gerichtet, dem das Schicksal so schreckliche Lehren gegeben. Er selbst sagt von sich in einem seiner Refrains: „Ich bringe den Morgen mit dem Becher, den Abend mit meiner Vielgeliebten zu. Gott allein weiß, was kommen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

England.

Irland und seine Machthaber seit dem Jahr 1829.

(Schluß.)

Unter den von dem Verfasser geschilderten „public characters" befindet sich auch der bekannte Chartist Fergus O'Connor. Dieser machte, wie es scheint, sein erstes politisches Debüt im Sommer 1832, als nach dem Durchgehen der Reform-Bill eine große Versammlung in Cork zu Ehren des Whig-Ministeriums gehalten wurde. Die Mehrheit der Sprecher bestand natürlich aus Whigs, es gab auch einige Radikale, die mit dem gemäßigten Charakter der Versammlung nicht ganz zufrieden waren. „Gegen Abend forderte ein völlig unbekannter Gentleman den Ober-Sheriff auf, ihm Gehör zu verschaffen. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit rothem Haar, einem wilden Gesicht und einer Eisenfresser-Miene. Er schlug ein Amendement vor, das ihn zum Worte berechtigte, und elektrisirte im eigentlichsten Verstande die Zuhörer durch eine so entflammende Rede, wie sogar irländische Ohren sie nur selten vernommen hatten. „„Wer ist es?"" war die allgemeine Frage, aber Niemand wußte den Redner zu nennen. Die Whigs wünschten ihn wo der Pfeffer wächst, dem Pöbel aber behagte sein rascher und glänzender Styl — seine hochtönenden Phrasen, fließende Sprache, und ultrapatriotischen Grundsätze. „„Fort mit diesen gleißnerischen Whigs!"" rief er aus. „„Repeal, Repeal, nichts als Repeal wird Irland helfen."" Beifallsruf tönte dem unbekannten Redner entgegen, während er das Whig-Ministerium, den Lord-Lieutenant und den „„Tyrannen Stanley"" (damaligen Staatssecretair für Irland) mit Verwünschungen überhäufte. Es war höchst ergötzlich, die bestürzte Miene der whiggistischen Gentry wahrzunehmen, die einen lebhaften Kontrast zu dem Entzücken des Volkes bildete. Man hörte Viele behaupten, der neue Redner sey „besser als O'Connell." Die Whigpartei schwieg, bis der Fremde nach einer heftigen Diatribe gegen die Aristokratie — „„jene fruges consumere nati — jene geckenhaften Krautjunker, mit ihren Glacé-Handschuhen, ihrem läppischen Flitterstaat und ihren von Wohlgerüchen dampfenden Locken"" — plötzlich die Faust ballte und der erstaunten Versammlung ankündigte, daß er den rotten borough Cork frei machen wolle. Diese Worte, die man damals für eine unsinnige Prahlerei hielt, wurden von den Whigs mit schallendem Gelächter aufgenommen. Ein Mensch, dessen Name nicht einmal bekannt war, vermaß sich, die Grafschaft den Whig-Patrioten zu entreißen, die die Emancipation unterstützt und die Reform durchgesetzt hatten! Die Idee war zu lächerlich: selbst den Radikalen schienen die Aeußerungen des Fremden ein wenig überspannt. Sie fanden es bedenklich, daß ein von den leitenden Organen der Agitation nicht anerkanntes Individuum sich an die Spitze der Bewegung stellte; würde O'Connell ihm dazu Erlaubniß geben? Kurzum, obgleich der zahlreichere Theil der Versammlung der zu den unteren, leicht aufzuregenden Ständen gehörte, den lebhaftesten Enthusiasmus zu Gunsten des Fremden bezeigte, fingen doch Manche an, ihn für nicht recht bei Troste zu halten."

„Auf diese Weise begann das öffentliche Leben Fergus O'Connor's. Der Fremde, den Niemand kannte, war jener Demagog, der in der Folge sich selbst und Anderen so viel Unheil bereitete — der die irländischen Repealer und die englischen Chartisten aufwiegelte, die Sache der Ersteren wanken machte und die der Letzteren zu Grunde richtete."

In einem Gemälde der irländischen Zustände konnte der öffentliche wie der Privat-Charakter der katholischen Geistlichkeit nicht unberücksichtigt bleiben. „Es ist unnütz", heißt es, „den irischen, römisch-katholischen Klerus anzugreifen. Seine Fehler sind das Resultat seiner sozialen Stellung und der unglücklichen Lage der Nation, nicht aber seines religiösen Glaubens. Man hatte die katholische Kirche erniedrigt und verächtlich gemacht; Personen aus der höheren Klasse verschmähten es, in den Priesterstand zu treten, und selbst die Mittelklasse sah auf ihn herab. Die Reihen der Geistlichkeit füllten sich daher hauptsächlich mit Pächter- und Bauersöhnen, deren Aeltern ihren Stolz darein setzten, ihre Kinder Gentlemen werden zu lassen. Es schmeichelte dem Landmanne, seinen kleinen Pauhdrig (Patrick) oder Schemus (James) einen „ehrwürdigen Herrn" tituliren zu hören, ihn mit den Edelleuten speisen und seinem Gutsherrn an den Wahlschranken entgegentreten zu sehen. Er sah diesen Sohn, der einige Jahre zuvor als zerlumpter kleiner Bube auf der Straße umherspielte, in ehrbares Schwarz gekleidet das Maynooth-Kollegium verlassen, englisch mit Geläufigkeit schreiben und lesen und sogar Latein mit fließender Zunge konstruiren; er sah ihn im Priestergewande den Altar besteigen und die geheiligten Mysterien der Religion vollbringen — Brod und Wein in den Körper und das Blut Christi verwandeln; er sah die katholischen Damen seines Kirchspiels zur Beichte gehen und vor seinem kleinen Paddy niederknieen; er hörte ihn in politischen Versammlungen donnern, wo er die jungen Advokaten verdunkelte und selbst die präsidirende Magistrats-Person in den Schatten warf. Jeder wohlhabende Pächter trachtet also nach der Ehre, einen seiner Knaben als Priester zu erblicken. An sich wäre dies kein Uebel gewesen — unglücklicherweise aber hat der Charakter der katholischen Geistlichkeit hierdurch sehr gelitten. Jeder irländische Katholik, der nicht von abgeschmackten Vorurtheilen geblendet wird, muß zugeben, daß Ton und Benehmen der Priester im höchsten Grade anmaßend sind. Ihr Charakter hat sich genau so ausgebildet, wie aus den Prämissen zu erwarten war — geistlicher Stolz vereinigt sich in ihm mit der Arroganz des Emporkömmlings."

Das Kapitel „über den Unterschied zwischen der Emancipation und der Repeal" bezieht sich unmittelbar auf die gegenwärtige Krisis und hat daher ein besonderes Interesse. Warmer Vertheidiger der Einen, zeigt sich der Verfasser als eben so entschiedener Gegner der Anderen. „Die Agitation", schreibt er, „ist keine nationale Bewegung, weil sie mit der echten moralischen Kraft des Landes im Streite liegt. Nicht nur der Rang und das Vermögen, sondern auch die Intelligenz und das Talent desselben hat sich von ihr entfernt; sie wird von der Aristokratie und der überwiegenden Mehrheit der Gentry, dem Advokatenstande und den Mitgliedern der ärztlichen Profession verworfen. Wenn die Bewegung in der That national wäre, würde sich da nicht die öffentliche Meinung über einen so wichtigen Gegenstand, wie es die Unabhängigkeit Irlands ist, laut aussprechen? Würden in einem Lande, das seines Rednertalents halber berühmt ist, keine Nachfolger von Grattan, Flood, Plunkett und Curran erstehen? Nichts ist so geeignet, Begeisterung einzuflößen, als die Wiedergeburt eines unterdrückten Volkes. Kein politisches Ereigniß bringt eine so große Anzahl ausgezeichneter Charaktere hervor, als ein echter Kampf um die Nationalfreiheit. Aber ein Scheinkampf um legislative Unabhängigkeit kann nichts Anderes hervorbringen, als das endlose Geplapper der Kornbörsen-Versammlungen."

„Hat O'Connell selbst die Miene eines echten Nationalhelden? Spricht er wie Einer, der es wirklich ernst meint — den ein ruhmvoller Zweck begeistert — der an die Sendung glaubt, die er unternommen hat? Man denke sich Grattan von 1782 bei einem solchen Anlaß, und man wird fühlen, daß der große Agitator, seiner populairen Talente ungeachtet, die geistige Natur nicht erreicht, die den Leiter einer Revolution bezeichnet. Man wird er-

kennen, daß der große Dan ein populairer und kein nationaler Führer ist — daß er eher von der gemeinen Heftigkeit eines Demagogen berauscht, als von dem redlichen Selbstgefühl eines Wiederherstellers beseelt ist. O'Connell ein Wiederhersteller (regenerator)! Seine Staatskunst ist die eines Schleichhändlers, der sein irländisches Parlament einschwärzen und seine kontrebanden Gesetzgeber bei nächtlicher Weile in College Green landen will. Zum Theil ist die Agitation eine echte, zum Theil aber ist sie künstlich hervorgebracht. Das Landvolk glaubt an sie, aber der Mittelstand mißtraut ihr, obgleich er ihre Zwecke befördern half. Die gesunde Vernunft der Irländer begreift die Macht des Wissens und die Macht des Gedankens; sie begreift aber eben so gut, daß das Geschwätz keine Macht sey."

Italien.

Sardinien im Jahre 1842.*)

IV. Tracht. — Straßen. — Schiffahrt. — Feste. — Blutrache. — Hochzeitsgebräuche.

Mit unseren Vorstellungen von spekulativer Staats- und Hauswirthschaft können wir kaum begreifen, warum ein so gesegnetes Land nicht besser ausgebeutet wird. Aber der Sarde, namentlich der Bauer, zufrieden mit seinem Loose und von sich selbst eingenommen, hat sich noch nicht für die erhabenen Lehren vom materiellen Fortschritt enthusiasmirt.

Der unterscheidende Charakter der niederen Klasse scheint eine apathische Ruhe zu seyn. Mitten unter jenen fürchterlichen Morästen, welche die Intemperie verheert, sitzt der sardische Schäfer unbeweglich, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, und bläst mit vollen Backen seine launedda, ein ländliches Instrument, welches aus drei ungleichen Röhren besteht. Das Leben der mittleren Stände schleicht bescheiden und gleichförmig hin. Das wichtigste Geschäft des Tages ist die Siesta.

Ein Feiertag gab uns Gelegenheit, die mannigfaltigsten Trachten der Insel neben einander zu erblicken. Die meisten Bauern trugen weite Beinkleider aus schwarzem furesi und lederne an der Wade zugeschnürte Halbstiefel, borzeghinos, oder carzas, eine Art Stiefel aus furesi, welche mehr bei den Bewohnern des unteren Vorgebirges im Gebrauch sind. Fast alle hatten den Bart geschoren, und das lange in Zöpfe geflochtene Haar hing in einer schwarzwollenen Mütze, auf welche sie einen breitränderigen Strohhut setzten. Diesen Strohhut tragen fast alle Landleute; die übrige Kleidung wechselt mehr, je nach den Beschäftigungen und Landstrichen. Einige trugen das colletu, ein anliegendes Wamms ohne Aermel aus gegerbtem Leder, in welchem man das colabium oder den thorax der Alten wiederfinden wollte. In einem breiten Gurte steckte ein großes Messer und einige Patronen. Andere hatten einen groben Mantel umgehängt, cabanu genannt, die kappa der Griechen. Die meisten aber waren mit der bestepeddi, einer Art ländlichen Pelzes, bekleidet, welche aus vier ungegerbten Hammel- oder Ziegenfellen gemacht wird und ebenfalls keine Aermel hat. Diese letztere Kleidung hieß zu Zeiten der Römer mastruca, und daher kommen Cicero's Sardi pelliti oder Sardi mastrucati.

Die Kleidung der Frauen war im Allgemeinen reicher und feiner. Die von Iglesia trugen ein knappes seidenes Korset mit engen Aermeln, eine Tuchjacke mit vielen kleinen Falten und am unteren Ende mit einem Rande von schreiender Farbe eingefaßt, nebst einer ebenfalls gefältelten kleinen Schürze. Die geflochtenen Haare steckten in einem seidenen Netze, welches an der Stirn von zwei großen herabfallenden Bändern festgehalten wurde. Ein unter dem Kinn zugebundenes Tuch von gesticktem Musselin bedeckte dieses Netz völlig. Einige junge Mädchen von Oristano zeichneten sich aus durch eine rothe Jacke und ein großes vom Kopfe bis auf die Fersen niederhängendes Tuch.

Der Standesunterschied wird bei den Frauen noch durch besondere Titel hervorgehoben. Die dama ist eine Frau von hohem Range; die signora steht ein wenig tiefer; die Frau eines Arztes oder Juristen heißt nostrada; die eines Gutsbesitzers contadina principale. Die arteggiana ist die Frau eines Handwerkers, die contadina rustica endlich die eines Bauers. Die Frauen der beiden unteren Klassen sind fast mit allen häuslichen Arbeiten belastet, zu denen auch die Verfertigung der groben Wollenzeuge gehört.

Nichts erhält die charakteristische Farbe eines Volkes besser, als schlechte Wege. In Sardinien bestand bis vor wenig Jahren gar keine fahrbare Straße. Erst im Jahre 1822 wurde eine sieben Metres (22 Fuß) breite und hundertundfünfundzwanzig (31) Meilen lange Heerstraße von Cagliari nach Sassari gebaut. Sie ging durch Oristano und wurde bis Porto Torres verlängert. Die Gesammtkosten betrugen gegen 4 Millionen Franken. Gegenwärtig besteht eine regelmäßige Postverbindung zwischen den beiden Hauptorten der Insel. Die Nebenwege aber lassen sich nur mit den angewendeten Transportmitteln vergleichen. Wir machten davon eine sehr lebendige Erfahrung, als wir die mit Recht berühmten Stutereien des Baron von Teulada aufsuchten. Wir hatten uns verirrt und begegneten nach mehreren vergeblichen Versuchen, uns zurecht zu finden, einem Bauer. Er errieth unsere Noth, und da wir von seinen Fragen oder Belehrungen kein Wort verstanden, nahm er seine Zuflucht zur Zeichensprache und deutete uns an, ihm bis zu einer wenige Schritte entfernten, im Koth steckenden Karre zu folgen. Er hatte Holz geladen, was er gerade eben nach Teulada fahren sollte. Von einer benachbarten Wiese holte er ein Paar stattlicher Ochsen. Darauf befestigte er das Ende der Zügel an dem äußeren Horn dieser wilden Thiere, schlang die gegen die Deichsel gewendeten Ohren gleichfalls durch die Zügel und führte letztere dann über die Vorderseite des Joches. Durch dieses Zusammendrücken der Ohren werden die Stiere so lenksam, daß dergleichen Fuhrwerke, ohne Schaden anzurichten, im starken Trott, selbst im Galopp, durch die Straßen der kleinen Städte fahren. Nur muß man den stößigen Ochsen nicht zu nahe kommen, welche durch ein Strohbüschel an den Hörnern bezeichnet werden; das ist noch Horazens foenum habet in cornu.

Der Wagen, welcher ungefähr dem plaustrum der alten Römer gleichen mochte, erregte unsere Aufmerksamkeit nicht minder. Es war eine Art von Leiter, an dem Theile, der den Wagen bildete, etwa drei Fuß breit, am vorderen Ende aber schmal genug, um als Deichsel zu dienen. In der Mitte dieser Leiter waren zwei halbrunde Stücke eingefügt, in welchen die Achse lag, die an jedem Ende ein massives Rad trug; die Achse drehte sich aber selbst. Die Räder bestanden aus drei, durch einen großen, quer durchgehenden Nagel vereinigten Brettern und waren nicht von einer eisernen Schiene umgeben, sondern mit gewaltigen Nägeln, deren dreieckige Köpfe einander berührten.

Von diesen Zurüstungen wenig erbaut, nahmen wir neben unserem Kutscher Platz. Dieser lenkte nach einem Bache, der die nebenliegende Wiese begränzte. Plötzlich trieb er seine Stiere an, und die Räder fielen beide zugleich, etwa drei Fuß tief, auf den Grund des Baches. Der Stoß kam uns ziemlich unerwartet, aber die feste Haltung unseres Kutschers beruhigte uns. Darauf folgten wir dem unebenen und holperigen Bette des Baches, welcher zwischen Brombeeren und Hagebutten hinströmte. Das Wasser ging den Thieren bis an die Brust. Das Geringste, was wir zu befürchten glaubten, war, die Hälfte unserer Kleider an den Dornen zu lassen, die sich oft über dem Wasser zusammenbogen. Wenn das Bett des Baches zu eng wurde, ging ein Rad auf dem Ufer, und wir glaubten zwanzigmal umzuwerfen. Endlich nach einer Viertelstunde erreichten wir Land auf einem Pfade, der zwar von tiefen Gleisen zerrissen war, aber gegen den eben zurückgelegten Weg eine Kunststraße schien. Unser Kutscher sah uns lächelnd an, als wollte er fragen, was wir zu der Fahrt nach Teulada meinten? In der That, wir meinten, wenn die Sarden fortfahren wollen, in dieser Weise ihre Gräben zu benutzen, sollen sie ja jede Verbesserung des Fuhrwesens zurückweisen, da sich zu solchen Reisen kein Wagen besser eignet, als ihr plaustrum.

Auch die Schiffahrt hat, wenigstens auf der östlichen Küste, noch etwas von der ursprünglichen Einfalt bewahrt. Da man, aus Mangel an Häfen auf dieser Seite, die Schiffe ans Land ziehen muß, bedient man sich des ciu, eines nur in Sardinien gebräuchlichen Fahrzeuges. Es ist dies ein großes, flaches, an beiden Enden spitz zulaufendes Schiff mit einem gewaltigen dreieckigen Segel, welches bei jeder ungünstigen Witterung und jeden Abend am Lande Schutz sucht. Uebrigens ist sein Gang rasch, aber höchst unbequem.

Die Schwierigkeit der Communication macht die geringe Bildungsstufe der Einwohner begreiflich. Das einzige Band, was sie zusammenhält und einander zuweilen nähert, ist die Religion. An den Festen der Heiligen strömen große Menschenmassen zu feierlichen Umzügen zusammen. Unter dem Schall der launedda wird das Bild des Heiligen begleitet, von der jubelnden, geputzten Menge von einer Kirche oder Kapelle zur anderen geführt, und selbst der Aermste feiert auch daheim den Festtag mit einem Stück Fleisch und einer Schüssel Macaroni.

Neben jener, wenngleich bigotten, aber festgewurzelten Religiosität haben die Sarden aus alten Zeiten die Gastfreundschaft gerettet. Von Natur wohlwollend, vergessen sie ihre gewohnte Trägheit, sobald ein Gast einspricht. Ja, einige treiben die Gastfreundschaft bis zum Heroismus und opfern eher ihr Leben, ehe sie den Gast verrathen, der unter ihrem Dache Zuflucht gesucht hat. So beständig aber ihre Zuneigung, so unversöhnlich ist auch ihr Haß. Beleidigungen vergessen sie nie und verfolgen ihre Rache mit unbeugsamer Beharrlichkeit. Die Blutrache erbt von Geschlecht zu Geschlecht. Der Sohn, welcher den Mörder seines Vaters ungestraft läßt, wird mit dem Namen Taube gebrandmarkt. Das Duell ist unbekannt, und der Rächer muß wieder zum Mörder werden. Man erzählt, daß ein Mann sich sieben Jahre lang mehrere Stunden täglich auf einem Baume verborgen hielt, um seinen Feind zu erlauern.

Während der Hof in Sardinien wohnte und zahlreiche Räuberbanden die Gallura verheerten, erfuhr Pietro Mamia, einer der berüchtigtsten Banditen, daß sein Todfeind Pompita in die Hände der königlichen Truppen gefallen sey. Er versammelt seine Bande und befreit ihn. „Du bist mein Feind", sagte er zu ihm, „aber Du sollst von meiner Hand sterben. Hier sind Waffen, Pulver und Blei. Ich gebe Dir drei Tage Frist, um zu den Deinigen zurückzukehren. Nach Ablauf dieser Zeit ist der Waffenstillstand zu Ende, also nimm Dich in Acht." Im Jahre 1806 wurde Cicolo, ein anderer Räuberhauptmann, von den Soldaten geschlagen und verfolgt. Er flüchtet sich zu zwei Hirten, die ihm im Gebirge ein sicheres Versteck anweisen. Kurz darauf wurden die beiden Hirten festgenommen, aber sie duldeten lieber den Tod auf dem Schaffot, als daß sie ihren Gast verriethen. Uebrigens haben die Banden bedeutend abgenommen und bestehen nur noch auf der Ostseite der Insel, in der Provinz Ogliastra und der Umgegend von Terra Nova.

Doch sind nicht alle Verbrecher so glücklich, zum poetischen Banditenleben in den Bergen zu gelangen. Wen die Gerechtigkeit erreicht, der wird, wenn er der Todesstrafe entgeht, zu den Galeeren verurtheilt. Mit dieser Strafe ist jedoch in den Augen des Volkes keine Schande verbunden, wenn der Verurtheilte ein Verbrechen begangen hat, was ihm die herkömmliche Rache gebot. Die Galeeren-Sträflinge arbeiten meist in den Salinen oder werden zur Ausführung besonderer Pläne verwendet. So dauerte es vor einigen Jahren den General Jucane, bei einer militairischen Besichtigung der äußersten Ostküste in einem fruchtbaren und günstig gelegenen Landstriche nur eine geringe,

*) Vgl. Nr. 140 des Magazins.

rohe und unglückliche Bevölkerung zu finden. Er faßte den Plan, ein Dorf daselbst zu gründen, und die Regierung überließ ihm zu diesem Zwecke einen Landstrich nebst einer Anzahl Galeeren-Sträflinge. Aus diesen Anfängen gingen Rom und Carbonara hervor. Eine bescheidene Kirche, welche der General auf seine Kosten bauen ließ, wurde der Mittelpunkt der neuen Bevölkerung, zu welcher sich die Hirten der Gebirge und die Wilden der Küste gesellten. Gegenwärtig erzeugt die Ebene von Carbonara Getraide, Wein und ernährt zahlreiche Heerden, und der Gründer dieser neuen Gemeinde beginnt bereits, die Früchte seiner wohlthätigen Bestrebungen zu ärndten.

Eine häufige Ursache jener traurigen Verbrechen ist die Liebe. Die Sarden sind im Allgemeinen sehr eifersüchtig. Wenn sie Gäste haben, kommen die Frauen selten mit zu Tische. Doch lebt die Familie gewöhnlich in der schönsten Eintracht. Die Heiratsgebräuche haben noch viel Poetisches. Da kommt etwa an einem Festtage, wenn die jungen Leute zu Spiel und Tanz vereinigt sind, ein alter Hirt, eine Braut für seinen Sohn zu suchen, und beginnt halblaut die alte Formel: „Gevatter, Ihr besitzt eine schöne weiße junge Kuh, die ist's, die ich suche, sie würde eine Zierde meiner Heerde seyn und ein Trost in meinen alten Tagen." Der Vater des jungen Mädchens, um der Sitte ihr Recht zu thun, stellt sich, als habe er den Gegenstand der Bitte nicht errathen. Er führt seine Töchter einzeln herbei und fragt bei einer jeden: „Ist's die, welche Ihr begehrt?" und trägt Sorge, daß die Gewünschte zuletzt erscheint. Ist die Werbung angenommmn, so werden Geschenke gewechselt. Darauf erfolgt das Aufgebot, und acht Tage vor der Hochzeit wird die Ausstattung der Braut feierlich nach der Wohnung ihres baldigen Gatten gebracht. Wir begegneten einer solchen zugleich heiteren und rührenden Prozession auf dem Wege von Selargius nach Settimo.

Ehe die junge Frau nach der priesterlichen Einsegnung das Haus ihres Vaters verläßt, ißt sie zum ersten Male mit ihrem Manne eine Suppe aus derselben Schüssel. Darauf werden sie von einem geputzten Gefolge nach ihrer neuen Wohnung begleitet, die, wie zu Juvenal's Zeiten, mit Blumenkränzen und Myrthenzweigen geschmückt ist. Aeltere Frauen, die auf der Schwelle warten, bestreuen die jungen Gatten mit Salz und Weizen, und ein reichliches Festmahl beschließt den Tag.

So ist das Volk beschaffen, an dem die Kultur eben zu lecken beginnt. Erst nach unserer Rückkehr nach Frankreich wurden wir recht gewahr, wie unbekannt Sardinien noch ist. Selbst Geographen und Statistiker von Fach bekannten, daß hier in ihren Studien eine Lücke sey. Und Sardinien mit seinen reichen Hülfsquellen, seiner Verfassung, seinen Sitten, seinem ganzen mittelalterlichen Wesen verdiente wohl eine größere Beachtung, eine genauere Erforschung. Doch wird die alte Gestalt bald einem neuen Baue gewichen seyn, und was im Augenblicke an gegenwärtiger Skizze noch wahr ist, ist es vielleicht nicht mehr, wenn der nächste Wanderer bei Cagliari ans Land steigt.

E. Jurien-Lagravière.

Mannigfaltiges.

— Verein französischer Schauspieler (Association des comédiens français). In Paris besteht ein ähnlicher Verein zur Unterstützung alter dürftiger Theater-Mitglieder, wie ein solcher seit einigen Jahren in Berlin durch die Vermittelung des nach den verschiedensten Richtungen hin thätigen Königl. Schauspielers Herrn L. Schneider zu Stande gekommen. Der Pariser Verein unterstützt in diesem Augenblicke vierzehn alte Künstler und Künstlerinnen, die sich in früherer Zeit mehr oder weniger verdient um die darstellende Kunst gemacht. Einer dieser Veteranen, Herr Fragneau, ein 81jähriger Greis, betritt noch jetzt zuweilen die Bühne. Auch die übrigen 13 können als Beweise dienen, daß die Kunst der Schauspieler keine solche sey, die das Leben verkürze. Eine Frau, Madame Clairençon, ist 91 Jahr, eine Unvermählte, Dlle. Zoé Duquesnois, 72 Jahr alt; ferner finden sich folgende Namen: Herr Meriel, 73 Jahr, Madame Meriel, 72 Jahr, Madame Brunet, 72 Jahr, Herr Bergerouneau, 68 Jahr, Herr Bignon, 76 Jahr, Herr Bougin, 70 Jahr, Herr Pie Duruissel, 70 Jahr, Mad. Berger, 60 Jahr, Herr Dugy, 70 Jahr, Herr Bouguel, 82 Jahr und Herr Masson, 73 Jahr alt. Zusammen haben diese 14 Veteranen ein Alter von 1030 Jahren.

— Weibliche Erziehung in Frankreich. Herr A. Théry, ein französischer Jugendschriftsteller, der bereits mehrere mit Beifall aufgenommene Schriften über die Erziehung des weiblichen Geschlechts herausgegeben, hat kürzlich „Rathschläge an junge Mädchen über die Mittel zu ihrer Ausbildung"*) drucken lassen. Nachgerade erscheinen die Bücher der Frau von Genlis, mit und nach denen die heutigen Frauen in Frankreich zum Theil erzogen wurden, nicht bloß veraltet, sondern auch ihrem Zwecke, das weibliche Gefühl, das Herz und den Verstand in gleicher Weise auszubilden, durchaus nicht entsprechend. Herr Théry will weniger für die Welt als für das Haus die Frauen erziehen, und da seine Bücher gern und viel gekauft werden, so scheint uns das der beste Beweis, daß nicht allein die sogenannte Emancipation der Frauen keine Fortschritte in Frankreich macht, sondern daß man auch dort von früheren Verirrungen immer mehr zum richtigen Verständniß über das Wesen der weiblichen Erziehung gelangt.

*) Conseils aux jeunes personnes sur les moyens de compléter leur éducation. Par M. A. Théry, proviseur du Collège de Versailles. — Paris 1843.

— Trunksucht in Irland. Wer nie in Irland war, kann sich nur einen schwachen Begriff von der Unmäßigkeit machen, die noch vor einigen Jahren dort herrschte. Man hat mit Recht bemerkt, daß der Ursprung fast aller in diesem Lande begangenen Verbrechen sich mittelbar oder unmittelbar von dem Einfluß des Whiskey herleiten läßt. Nach Warburton's „Geschichte von Dublin" wurde dieses Getränk erst um das Jahr 1750 in jener Stadt eingeführt, aber der Hang zum Trunk existirte auch früher in gleichem Maße und wurde mit Rum und Franzbranntwein befriedigt, die in allgemeinem Gebrauche waren. Die Quantität Claret (Rothwein), welche damals konsumirt wurde, ist ungeheuer: von Frankreich allein betrug die Einfuhr im Jahr 1753 achttausend Tons (sechzehntausend Oxhoft). Wie viel Whiskey den Einwohnern von Dublin jährlich durch die Gurgel floß, ehe Pater Mathew die moralische Revolution dort hervorbrachte, ist schwer zu bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß man in einer einzigen Straße (Thomas-Street), welche 167 Häuser enthält, im Jahr 1840 nicht weniger als zweiundsechzig Schenken zählte! Das war freilich nur in einer Straße, und man darf aus dieser Thatsache keinen allgemeinen Schluß ziehen. Nachdem Pater Mathew Dublin besucht hatte, mußten sich drei Viertheile der Schenkwirthe insolvent erklären, und diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß O'Connell bei der letzten Parlamentswahl durchfiel, indem die Whiskey-Verkäufer, die alle in seinem Interesse waren, aus der erwähnten Ursache meistentheils ihr Stimmrecht verloren hatten.

Bibliographie.*)

England.

H. B. Fielding and G. Gardner Sertum plantarum; or, drawings and descriptions of rare or undescribed plants from the authors' herbarium. Part 1. 8. mit 25 Kpft. London. 7 s.

W. Baxter British phaenogamous botany; or, figures and descriptions of the genera of British flowering plants. Vol. 6 u. letzt. 8. Oxford. 1 l. 10 s. Kolor. 2 l. 5 s.

Transactions of the Royal Geological Society of Cornwall. Vol. 5. 8. mit Kart. u. Plänen. Penzance. 1 l. 8 s.

W. Scoresby Magnetical investigations. Part 2. 8. London. 10 s. 6 d.

Observations on days of unusual magnetic disturbance, made at the British colonial magnetic observatories, under the departments of the Ordnance and Admiralty. Printed for the British government, under the superintendence of E. Sabine. Part 1 (1840—41). 4. London. 10 s. 6 d.

H. Brougham (Lord) Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III.: to which are added, Remarks on the French revolution. 2. series. gr. 8. mit Portraits. 1 l. 1 s.

J. Barrow The life, voyages, and exploits of admiral Sir Francis Drake: with numerous original letters from him and the Lord High Admiral to the Queen and great officers of State. Compiled from Mss. in the State paper Office, British Museum, and the archives of Madrid, never before printed. 8. London. 14 s.

C. J. Lyon History of St. Andrews, episcopal, monastic, academic, and civil; comprising the principal part of the ecclesiastical history of Scotland, from the earliest age till the present time. 2 vol. 8. mit Kpft. Edinburgh. 1 l. 8 s.

J. N. Allen Diary of a march through Sinde and Affghanistan, with the troops under the command of general Sir W. Nott; and sermons delivered on various occasions during the campaign of 1842. 8. mit Kpft. London. 12 s. — Ergänzt die Werke von Eyre und der Lady Sale.

R. Baird Religion in the United States of America; or, an account of the origin, progress, relations to the state, and present condition of the evangelical churches in the United States: with notices of the unevangelical denominations. 8. mit Kart. Glasgow 1844. 14 s.

W. H. Prescott (Verf. der History of the reign of Ferdinand and Isabella the Catholic, of Spain) History of the conquest of Mexico, with a preliminary view of the ancient Mexican civilisation and the life of the conqueror, Hernando Cortés. 3 vol. 8. mit Kart. u. Kpft. London. 2 l. 2 s. — Englische Original-Ausgabe neben einer jedenfalls gleichzeitig erschienenen amerikanischen Ausgabe. — Andere neuerdings erschienene englische Ausgaben nordamerikanischer Schriftsteller sind: G. Bancroft History of the United States, from the discovery of the American continent to the war of independence. gr. 8. mit Portr. u. Karte. London. 12 s. — G. Catlin Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians. 4. edition. 2 vol. gr. 8. mit vielen Kpf. London. 1 l. 10 s. — People's edition of the entire works of W. E. Channing. Published under the care of R. E. B. Maclellan. 2 vol. 8. Belfast. 10 s. — J. F. Cooper Ned Myers; or, life before the mast. 2 vol. 8. London. 18 s. (Neuestes Produkt des fruchtbaren Romanschreibers.)

Aeschyli Eumenides. Recensuit et illustravit J. Scholefield. 8. Cantabrigiae. 4 s. 6 d.

G. Finlay Greece under the Romans: a historical view of the condition of the Greek nation, from the time of its conquest by the Romans until the extinction of the Roman empire in the East, B. C. 146 — A. D. 717. 8. Edinburgh. 16 s.

T. Arnold History of Rome. Vol. 3. 8. London. 14 s. — Geht vom Ende des ersten bis zum Ende des zweiten punischen Krieges und ist von J. C. Hare herausgegeben.

J. Y. Akerman Coins of the Romans relating to Britain described and illustrated. 2. (verm.) edit. 8. mit 7 Kpft. London. 10 s. 6 d.

T. Wright St. Patrick's purgatory: an essay on the legends of purgatory, hell, and paradise, current during the middle ages. 8. London. 6 s.

Shakespeare's library: a collection of the romances, novels, poems, and histories used by Shakespeare as the fundation of his dramas, now first collected and accurately reprinted from the original editions: with introductory notices. By J. P. Collier. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

Von neuen Ausgaben englischer Dichter erschienen: E. Spencer Works: with observations on his life and writings. 1 vol. 8. London. 9 s. — J. Skelton (einst Hofpoet unter Heinrich VII. u. Heinrich VIII.) Poetical Works: with notes and some account of the author and his writings. By A. Dyce. 2 vol. 8. London. 1 l. 12 s. (Nur 500 Ex. abgedruckt.) — P. B. Shelley Poetical Works. Edited by Mrs. Shelley. New edition. 1 vol. gr. 8. mit Portr. London. 12 s. — W. Wordsworth Poetical Works. New edition. 6 vol. 8. mit Portr. London. 1 l. 10 s. — T. Moore Poetical Works. 1 vol. 8. mit Portr. London. 1 l. 1 s. — Hierher gehören auch: The correspondence of Thomas Gray and Norton Nichols, with other pieces hitherto unpublished. Edited by J. Mitford. 8. London. 5 s. — Correspondence between Burns and Clarinda, with a memoir of Mrs. M'Lehose (Clarinda). Arranged and edited by her grandson, W. C. M'Lehose. 8. mit Portr. Edinburgh. 8 s. 6 d. — Davon wurden 25 Briefe im J. 1802 unrechtlicher Weise gedruckt und sogleich unterdrückt; die übrigen sind früher nie gedruckt.

J. Munro Practical grammar of the Scottish Gaelic. 2. edition. 12. Edinburgh. 4 s.

W. Monkhouse and F. Bedford jun. The churches of York. With historical and architectural notes, by J. Fawcett. gr. 4. 30 Kpft. u. Text. 2 l. 2 s.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Lower English surnames. 2. (verm.) edition. — Medico-chirurgical Transactions. 2. series. Vol. 8. — Smith Illustrations of the zoology of South Africa. No. 19. — The Annual Register; or, a view of the history and the politics of the year 1842. — Thucydides, by Bloomfield. Vol. 2 u. letzt. dieser Ausgabe. — The Mabinogion, by Charlotte Guest. Part 5. — De Foe Works, by Hazlitt. Vol. 2.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Freitag den 15. Dezember 1843.

Italien.

Neapel in seiner heutigen Gestalt.

Von Paul de Musset.

Nächst London und Paris mag Neapel wohl die volkreichste Stadt in Europa seyn. Man zählt hier an 500,000 Bewohner, die aber so viel Lärm und Geschrei machen, als wären es zwei Millionen. Wenn alle Bewegungen der Neapolitaner einen Zweck hätten, so bedürften sie nur des Stützpunktes, den Archimedes verlangt, um unseren ganzen Erdball aus seinem Gleise zu heben. Kommst Du von einer Spazierfahrt auf dem Golfe, so erreicht das verworrene Getöse der Stadt eine Miglie weit Dein Ohr, und Du glaubst fast, einen Vulkan in seinem Innersten toben zu hören, bevor er sich entladet. Von der Karthause San Martino, wo die guten Mönche der schönsten Aussicht genießen, die es auf Erden geben kann, bietet Dir Neapel den Anblick einer empörten Stadt, so rennt und wogt das Volk in allen Straßen durch einander.

Jede Hauptstadt theilt sich wieder in zwei Städte, die Stadt der guten Gesellschaft und die des Volkes. Die eine ist schön, aber eng begränzt, und man lernt sie oft schon am ersten Tage gründlich kennen; die andere, weniger angenehm zu schauen, ist nicht selten merkwürdiger und fesselnder. Ein Bruchstück der Boulevards ist für gewisse Leute ganz Paris: eben so giebt es für die schöne Welt kein anderes Neapel, als den Theil von der Straße Toledo bis zum Ende der Villa Reale. Nur in diesem Garten am Meeresrand herrscht Schweigen und Ruhe; sonst nirgends. Beim Eintritt in die Straße Toledo siehst Du nichts als Leute mit offenem Munde, lebhafte Augen, galoppirende Pferde. Man ist immer eilfertig; man rennt aus Leibeskräften, um eine Schale Gefrornes einzunehmen, die Zeitung zu begehren, das Fremdenblatt und die Theaterzettel zu lesen, oder ein Loos zur Lotterie zu kaufen, die am nächsten Sonnabend gezogen wird. Man hat Recht: das Leben ist ja kurz, die Zeit kostbar, ein reines Vergnügen selten. Die Miethkutschen, nicht wie bei uns an Haltplätze gebunden, rollen leer durch alle Gassen und verfolgen Einen mit ihren Anerbietungen. Der Vorübergehende, der eine dieser irrenden Kaleschen nimmt, schwingt sich so rasch auf seinen Sitz, als hätte er den Feind im Nacken. Der Kutscher peitscht die Pferde und bringt seinen Mann eiligst an Ort und Stelle, um dann wieder einen Anderen zu suchen. Selbst die Kärrner jagen mit verhängtem Zügel, als ob das Stroh, das sie fahren, Jemanden vom Tod erretten sollte. Toledo hat keine Bürgersteige, und ist das Gewissen des Kutschers durch sein guarda! (vorgesehen!) einmal beschwichtigt, so treibt er ohne Umstände vorwärts, drängt Haufen von funfzehn Menschen gegen die Mauer, oder wirft die Stühle der guten Leute um, die frische Luft schöpfen und gern von ihrer Seite die ganze Straße in Beschlag nehmen möchten. Mitten in diesem Getümmel geht Alles in bester Ordnung vor sich. Der aquajolo (acquajuolo) auf seinem hölzernen Sitzgerüste, bis an die Ohren in Rosenkränzen und Citronen steckend, schreit sein Schneewasser und seine Limonade aus; der Fischer, welcher mit dem Dreizack in der Hand die Nacht am Meere zugebracht, brüllt noch am Tage, um einige Fische zu verkaufen. Einer, der mit Schwefelhölzchen handelt, macht einen größeren Lärm, als wenn es Kleinodien wären. Wie plagen sich diese Leute, um ihr Leben bis morgen hinschleppen zu können! Und haben sie sich ganz erschöpft, was für einen Lohn finden sie? Ein Stück Brod, ein Glas Wasser und das Elend von gestern.

Eine Menge armer Teufel, die immer auf der Lauer stehen, fangen gleich Feuer, wenn sie nur die entfernteste Möglichkeit eines kleinen Verdienstes wahrnehmen. Einer meiner Freunde kaufte bei einem Trödler einen verrosteten Dolch. Als er damit aus dem Laden trat, ging ihn sogleich ein zudringlicher Mensch an, der ihm Schutz- und Trutzwaffen jeder Art, Helme, Panzer, Hellebarden u. s. w. zum Kaufen anbot, die Bitte hinzufügend, daß Excellenz ihm nach einem Magazin folgen möge, wo diese Schätze sich befänden. Der französische Herr versicherte ihm vergebens, er wolle nichts mehr kaufen; auch sey schon in dem eben verlassenen Laden an Hellebarden kein Mangel gewesen: der Mäkler aus dem Stegreif redet ihm nur mit verdoppeltem Eifer zu. Als er endlich bemerkt, daß mein Freund zufällig die Richtung nach dem Magazine einschlägt, läuft er in stürmischer Eile voran. Etwa funfzig Schritte weiter gekommen, erblickt der Franzose seinen Mäkler auf dem Dachboden eines Hauses; mit einem Helm auf dem Kopfe, mit Schwertern und Dolchen in jeder Hand, streckt er den halben Leib aus einer Luke, schlägt die Waffen an einander und schreit mörderlich.

Die Villa-Reale ist das Gebiet der kleinen Kinder und der feinen Welt. Man sieht hier des Morgens die rüstigen Ammen in ihrem mit Rauschgold besetzten Mieder, dem Kennzeichen ihres Berufes, auf den sie stolz sind. Die von Procida und Amalfi haben besonders hübsche Gesichter. Am Abend kommen die Damen in den Garten, und während des Sommers spielt eine vortreffliche Militair-Musik unter den Bäumen Stücke aus beliebten Opern.

Jenseits der öffentlichen Anlage kommt man, längs des Strandes gehend, vor der kleinen Kirche Piedigrotta vorüber, welche am Fuße der prächtigen Grotte Pausilippo liegt, und geräth unter eine Bevölkerung von Fischern und Bootsleuten. Alle Gesichter zeigen hier das alterthümlich römische Gepräge. Ihr Elend hat diese Menschen noch mehr gekräftigt und abgehärtet; sie ertragen es mit stolzer Würde. Man kann ihre wahrhaft athletischen Umrisse nach Muße und Gefallen bewundern, denn diese Herkulesse kleiden sich gern so wie Cincinnatus, als er hinter dem Pfluge ging. Wer nur ein Stück von einem Seil, einen Lederstreifen oder ein Netz über seiner nackten Schulter trägt, der nimmt noch eine Haltung an, als hätte er es nicht verlernt, eine römische Toga umzuschlagen. Manche von ihnen geben sich berühmte Namen des Alterthums, wie Vespasian, Titus, Asdrubal, sogar Tiberius; den letzterwähnten machen sie durch Einschiebung eines dumpfen Buchstaben (Timberio) volltönender. Sieht man diese Leute mit ihrer ruhigen und entschlossenen Miene in der Sonne bei einander sitzen oder auf ihren Barken sich ausstrecken, so fühlt man, daß sie stärker sind als ihr Geschick, und es kommt Einem nicht in den Sinn, sie zu beklagen; gehen wir aber an einem Regentage vorüber, wenn sie, so gut es ihnen möglich ist, in ihre lumpigen, vom Seewasser zerfressenen Kittel sich hüllen, so macht der Adel ihrer Züge uns das Herz bluten. Hier in Chiaja war es, wo Guise, in einer kleinen Barke der spanischen Flotte entkommen, nach Masaniello's Tode landete, und wo die Fischer ihn auf ihre Schultern hoben und triumphirend nach dem herzoglichen Palaste trugen. Von hier zog jene furchtbare Schaar aus, die, obgleich ohne Waffen und ohne Mannszucht, das siegreiche Heer der Republik an den Thoren der Stadt beinahe zum Weichen zwang. Die Frauen sind weniger schön als ihre Männer, aber gleichfalls tüchtiger Art; sie zanken sich wie Furien und raufen einander die Haare aus. Wahrscheinlich sind sie es, die den Kindern die Leidenschaften vererben, während der Mann die körperliche Schönheit auf seinen Sohn überträgt.

Du kennst Neapel noch nicht, ehe Du aus diesen Revieren scheidest, die sich Dir zuerst aufthun. Verlasse Toledo und den Chiaja-Fluß und vertiefe Dich in das alte Neapel. Zwischen der Briefpost und dem Schloßplatze angelangt, wende Dich einer schmutzigen und mit Schutt angefüllten Straße zu: hier wartet Deiner das Schauspiel der alten Stadt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Die Menge ist immer dicht gedrängt, wie auf einem beständigen Jahrmarkte; der Mann vom Volke wird hier Konsument und Kunde: wie vielerlei Dinge bietet man ihm gegen die vier Bajocchi in seiner Hosentasche! Gemüse sind neben wollenen Mützen, Schuhe neben Fleisch, Hosenträger neben Fischen zum Verkauf ausgelegt. Die bewegliche Küche dampft am Rinnstein; der Bratengeruch macht den Mund wässern. Camacho ist ein Lazzaroni geworden, und man feiert seine Hochzeit. Es ist ein unglaubliches Durcheinander von Eßwaaren, Trödelwerk, Fußbekleidungen, Käsen und Orangen.

An Lärm und Getümmel thut es die Altstadt den übrigen Theilen sehr zuvor. Der Verkäufer, der einige Bajocchi des gemeinen Mannes verdienen will, rührt sich mehr, als derjenige, dem es um die Piaster der Köche und Küchenmeister zu thun ist. Bratenhändler hängen ihr Fleisch an eine lange Stange, die uns den Weg versperrt, damit wir sie besser sehen können. Die Bewohner der Dachstuben machen, um sich das Hinab- und wieder Heraufsteigen zu ersparen, ihre Käufe durchs Fenster, indem sie aus dem vierten Stock einen Korb an einem Seile herunterlassen. Man kann sich denken, was das für ein Hin- und Herschreien giebt, wenn beide Theile aus solcher Entfernung mit einander feilschen, während ohnehin schon ein Zeter auf der Straße ist, der Einem das eigene Wort raubt! Ganze Gesellschaften im Kreise sitzender Frauen machen unter freiem Himmel Toilette; sie flechten einander gegenseitig das Haar, kleiden sich um und schnüren ihre Mieder. Diese sind noch die sorglichsten, denn es giebt andere, die gleich Wilden dahin leben und nie etwas für ihren Körper thun. Die jungen Mädchen vom Volke haben einen mittleren Wuchs und kräftigen Bau; ihre Gesichtsbildung ist ziemlich grob, die Farbe sehr braun, die Stirn etwas niedrig, das Auge wohl geschlitzt, der Blick nach unten gerichtet. Ihr langes und dichtes Rabenhaar ist so verworren, daß ein Kamm es niemals durchdringen kann. Den äußer-

lichen Gebrauch des Wassers kennt man gar nicht. Fürchte diese kleine, stätige und eigenwillige Neapolitanerin: sie ist ihrem Geliebten gefährlich und gegen einen verschmähten Liebhaber ohne Barmherzigkeit.

Die Kaiser und großen Herren Rom's haben, indem sie ihre Lustsitze in Neapel's Umgebungen verlegten, ein gewisses Bedürfniß nach Prunk und Schmuck dem Volke eingegeben, das sich noch heutzutage offenbart. Dachkammern werden mit Fresken geziert, Karren bunt bemalt, Maulthiere mit Flittergold, Federn und Glöckchen geputzt. Die Lotto-Häuser haben eine Beleuchtung wie Trauer-Kapellen, und das im Hintergrund des Saales aufgestellte, von Kerzen umgebene Madonnenbild senkt seine schwermüthigen Blicke auf die armen Spieler, die in diesen Abgrund ihr Geld werfen. Orangen-Händler stecken wohl vierundzwanzig Lichter an und schmücken ihre Bude außerdem noch mit grünen Gewächsen und bunten Papierfähnlein. An Sonntagen erscheinen die Mädchen von Baja, die nur ein schlechtes Unterröckchen zur Bekleidung haben, mit Weinranken oder Lorbeerrosen bekränzt: sie machen sich Hals- und Armbänder aus bunten Steinchen oder Fruchtkörnern, und Alles ist mit Geschmack angeordnet. Im Norden staunt man darüber, daß die italiänische Frau sich nicht nach französischer Mode kleidet: allein sie thut es darum nicht, weil sie den Sinn für das wahrhaft Schöne besitzt, dessen Regeln feststehen und keiner Mode-Willkür unterworfen sind. Das Schöne ruht in Italien auf gediegener Grundlage: es kann auf die Leinwand übertragen oder in Erz gegossen werden, während der Künstler an dem nordischen, von Uebereinkunft bedingten Schmucke der nordischen Schönheit sich abquält und endlich scheitert. Gebt einem jungen Mägdlein von Ischia ein Tellertuch, und sie wird sich einen allerliebsten Turban daraus winden, ohne Beihülfe des Spiegels, ja, ohne bei dem Geschäfte still zu stehen. Saget ihr, daß eine Pelerine jetzt den Vorzug vor einer Krispine hat, die noch im vorigen Jahr der Pelerine vorgezogen wurde: sie wird das gar nicht begreifen und Euch ins Gesicht lachen.

Zwei Stunden vor dem Angelus, wenn die Sonne etwas von ihrer Macht verloren hat, muß man das alte Neapel verlassen und auf den Wehrdamm gehen, der zwischen Hafen und Rhede ins Meer vorrückt. Dort findet Ihr die Rinaldo's, eine Klasse von Deklamatoren, welche den Abenteuern des berühmten Kreuzritters bei Armida, dieser Lieblingsdichtung der Neapolitaner, ihren Namen entlehnt. Man hat zwischen Mehreren die Wahl: Einige, die es minder gut verstehen, Verse herzusagen, sprechen vor Kindern oder selbst in gänzlicher Oede; Andere, die größere Meister in der Kunst sind, stehen auch in größerer Gunst. Leute von aller Art bilden einen Kreis um den Rinaldo: Weiber, Zollbeamte, Soldaten, Matrosen und Fischer. Einige sitzen auf Steinen, Andere liegen auf der Seite, den Ellbogen an die Erde stützend; Alle haben eine malerische oder anmuthige Haltung, und Aller Blicke sind mit andächtiger Sammlung dem Redner zugewendet. Dieser wählt immer siegreiche oder unglückliche Helden, Verzauberungen und Liebeshändel, großartige Züge von Kühnheit, Edelmuth oder Tapferkeit zu seinem Thema. Die Tugend kann hienieden untergehen; ihr Lohn erwartet sie im Himmel; aber Verbrechen und Laster dürfen nicht glücklich enden. Nie kommt eine schlechte Gesinnung oder eine ehrlose Handlung auf den Schauplatz, ohne Verwünschungen und Unglück aller Art in ihrem Gefolge zu haben. Die Zuhörer des Redners bringen eine reine Phantasie und ein biederes Herz mit; wenn er sich's beikommen ließe, ihren bösen Neigungen zu schmeicheln, ihre Sinne kitzeln zu wollen, so würden sie dies Bestreben bald merken und ihn dafür steinigen. Der vorherrschende Geschmack des gemeinen Neapolitaners ist das Wunderbare, das Heroische: seine Unwissenheit macht ihn einem Kinde ähnlich; allein er ist ein geistvolles Kind. Er hört eine und dieselbe Geschichte zum zehnten Mal mit demselben Genuß wie am ersten Tage. Wie oft haben schon Armida's Zauberfesseln den Ritter umstrickt! Man weiß vorher, daß er diese Fesseln endlich sprengen wird; wenn aber der deklamirende Rinaldo seinen Vortrag einmal unterbricht und erklärt, er könne seinen Helden nicht eher in Freiheit setzen, bis man noch eine Anzahl Bajocchi spende, so wühlt doch Jeder in seiner Tasche und langt heraus, was er findet, damit der Zauber gelöst und das heilige Land von den Ungläubigen gesäubert werde. Wählt der Deklamator sein Thema aus Ariost, so erregt Orlando's Raserei große Theilnahme. Man zittert vor Aufregung und Spannung, wenn man den Helden durch eine Leidenschaft bis zum Wahnsinn getrieben sieht. Schlummert der Genius des Dichters eine Weile, so harren die Zuhörer in Geduld seines Erwachens, und ihre Phantasie feiert gern, um das Ohr an den wohlklingenden Versen sich laben zu lassen.

Der künstlerische Sinn und die glückliche Begabung des Neapolitaners geben sich vor Allem in der Musik zu erkennen. Der schlichteste Bauer singt mit Geschmack, setzt eine Terze, Quinte oder Baßstimme auf ein Thema (Motiv), das er zum ersten Male hört, und verwandelt so eine Arie in ein Quartett. So oft irgend eine großartige Naturscene eine poetische Saite in ihm erzittern läßt, wird die Empfindung zu einer musikalischen Idee. Auf seiner Heimkehr von einem ländlichen Feste feiert der Neapolitaner die Genüsse des Tages, indem er Worte und Singweise eines Liedes dichtet, das, wenn es zum Herzen dringt, schon morgen in Aller Munde seyn wird.

In diesem Augenblick hallt ein Liedlein, dessen Verfasser man nicht genau kennt, durch ganz Italien wieder. Einige schreiben es Herrn Cammerano, dem Bruder des Operntext-Dichters, zu; Andere haben mir versichert, es sey von einem Galeeren-Sträfling in Castellamare. Die halb komischen, halb empfindsamen Worte sind in neapolitanischer Mundart. Der Refrain lautet: Te voglio ben' assaje, e tu non pienzi a me! (Ich liebe Dich so innig, und Du denkst nicht an mich). Die Weise, obwohl einfach, folgt in ihren kleinen Verhältnissen dem Gang einer Cavatine. Am Morgen singt die Hausmagd dieses Lied bei ihrer Arbeit, und immer mit einem schönen Contre-Alt. Die Bootsleute, die Dich nach der Insel Capri rudern, haben es für drei Stimmen eingerichtet und geben es Dir während der Ueberfahrt zum Besten. Die Fischer und die Austernhändler, die Kinderfrauen unter den Bäumen von Villa-Reale wiederholen es zu gleicher Zeit; das Klavier im ersten Stock und die Guitarre im vierten lassen es durchs ganze Haus erklingen. Oeffnest Du am Abend Dein Fenster, so hörst Du, wie die Schildwache vor dem Schlosse Dell' Uovo mit dem Mode-Lied sich die Zeit verkürzt. Jetzt fängst Du selber an, es zu singen, erst ganz leise, dann so laut wie die Anderen: die Manie zieht Dich mit in ihren Strudel.

Es giebt eine große Zahl solcher volksthümlichen Lieder, deren Verfasser unbekannt sind. Sie treiben gleich wilden Blumen, die ein eigenthümliches Aroma, oft süßer als der Duft sorglich angebauter Gärten, aushauchen. In gewissen Seelenstimmungen entzücken diese bescheidenen Blümchen mehr als die stolzen Tulpen Tasso's und die Rosen des Petrarka selber. Außerdem muß man den klassischen Blüthenschmuck in den Büchern suchen, die ihn aufbewahren, während der Wohlgeruch jener wilden Gewächse uns ohne unser Zuthun anweht.

Aber nicht bloß an volksthümlichen Liedern zeigen die Italiäner ihren musikalischen Sinn. Leute aus der Volksklasse, die in ihrem Leben das Theater San Carlo nicht betreten haben, sind gleichwohl mit den Lieblings-Opern des Tages vertraut. Ein Handwerker singt bei der Arbeit die Romanze Linda's und schlägt mit seinem Hammer oder seiner Hacke den Takt dazu. In der Straße Toledo schickt Dir der Rauchfang einer Küche mit dem Dampfe der Maccaroni ein Motiv aus der Sonnambula oder aus Lucia entgegen. Dienstboten singen die göttliche Aria „Casta Diva" (aus Norma), ohne sie zu verderben; und die Wäscherinnen an dem Röhrbrunnen Vomero stimmen „Bell' alma innamorata" an, sammt dem einleitenden Rezitative, während sie das Weißzeug einer Menge Ausländer einseifen, die ein unmusikalisches Ohr haben und die Neapolitaner Barbaren schelten.

Einer meiner Reisegefährten, mit dem ich in Neapel sehr vertraut war, dessen Name mir aber entfallen ist, hatte mich auf einen risotto in sein Haus eingeladen. Er wohnte in der Straße Guantaja. Ich fand statt des einfachen mailänder Ragout's, das ich erwartete, eine prächtige Mahlzeit. Die Gesellschaft bestand aus dem Wirthe, drei anderen sehr liebenswürdigen jungen Männern und der Wirthin, einer anmuthsvollen Palermitanerin, die, obgleich hochschwanger, so lebendig war wie Quecksilber. Es herrschte eine sehr muntere Laune bei Tische; wir thaten uns in edelm sicilianischen Weine Bescheid, und zum Nachtisch wurde gesungen. Sämmtliche Gäste hatten gute Singstimmen, ausgenommen der französische Signor, und Jeder gab ein Lied seiner besonderen Heimat zum Besten. Als die padrona di casa an die Reihe kam, erklärte sie, sie wolle Etwas von ihrem Landsmann Bellini singen. Jetzt stellte sie sich als Primadonna mitten ins Zimmer und begann mit einem Rezitativ aus Norma. Ihre Stimme hatte einen trefflichen Klang und leidenschaftlichen Ausdruck. Im Verlaufe der Arien und Rezitative, die nun auf einander folgten, wurde ein Druiden-Baum nöthig; die Sängerin faßte mich ungestüm bei der Hand und zog mich an ihre Seite, wo ich den Baum nach besten Kräften vorstellte. Als sie aber nun singend und gestikulirend zu meinen Füßen fiel, konnte ich nicht Herr meiner selbst bleiben; ich senkte meine Zweige, faßte sie am Kopf und küßte ihr die Stirn. Sie brach in ein Gelächter aus und rief: l'albero si muove! (der Baum wird gerührt). So endete unsere Aufführung. Was der Italiänerin so großen Zauber giebt, das ist ihr einfaches Wesen, die scheinbare Unkenntniß ihrer eigenen Reize und jene gewissermaßen rückhaltslose, aber doch mit Schicklichkeitsgefühl verbundene Gutherzigkeit, die im Norden sehr selten sich findet. In Frankreich liest man auf jedem hübschen Gesichte: „Ich bin reizend, ich weiß es wohl; ich mache meine Schönheit geltend, nur zu meinem Vortheil, zu meinem Vergnügen; die Befriedigung meiner Eigenliebe ist mein größter Stolz." Amen! *)

Ostindien.

Die muselmännische Literatur Indiens.

(Fortsetzung.)

Der Nabob von Ude, Assaph Uddullah, nahm die Schriftsteller, welche aus Delhi durch die Unfälle, deren Schauplatz diese Hauptstadt um 1775 ward, vertrieben wurden, mit Achtung auf und war nicht der letzte an Verdienst in der Plejade von verbannten Dichtern, die seinem Hofe einen neuen Glanz gaben. Zwei Könige von Golkonda in verschiedenen Epochen haben sich ebenfalls durch ihre schriftstellerischen Leistungen bemerkbar gemacht. Der Eine, Kuli-Kutb-Schah, der vor ungefähr dreihundert Jahren regierte, ist Verfasser einer großen Anzahl von Poesieen, die nach europäischer Art als gesammelte Werke in einen dicken Band vereinigt sind, welcher nach der Eroberung dieses Reiches durch Aureng-Zeb verschwand, um später in der Bibliothek Tipu's wieder zu erscheinen, wo er ebenfalls nicht lange bleiben sollte. Der andere, Abulhassain-Schah, der letzte der Dynastie, reimte mit Anmuth und Leichtigkeit auf dem schwankenden Thron, von welchem der mongolische Kaiser ihn in ein Gefängniß stürzte, welches sein Grab wurde. Neben den beiden Söhnen des Nabob Aschraf Chan, welche aus Delhi fliehen und sich nach Benares zurückziehen mußten, jenem indischen Rom, wo die entthronten Häupter alle ein Asyl finden — so

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

sehr verschwindet die Idee der weltlichen Macht vor den religiösen Erinnerungen der alten Stadt — neben diesen beiden jungen Leuten, welche in literarischen Beschäftigungen einen Trost suchten, führen wir noch Sulaiman Schikoh an, den Großoheim des gegenwärtigen Souverains von Delhi. Nachdem er in Laknaw, am Hofe seines Bruders Akbar II., sein Leben hingeschleppt, starb er im Jahre 1838 in Agra, indem er, wo nicht der Nachwelt, so doch in der Bibliothek des Nisam eine von den Biographen wahrscheinlich allzu sehr gerühmte Sammlung hinterließ. Endlich hat Tipu, der gewiß zu viel den Degen geführt hat, um ein guter Dichter zu seyn, im Dialekt des Südens seinen vollständigen Band, seinen Diwan von abgerissenen Gesängen und Elegieen, geschrieben. Man hat auch von ihm zwei in persischer Sprache geschriebene Werke, von denen das eine, das Zabarischab, eine astrologische Schrift, dem Charakter Tipu's mehr entspricht, denn die Kriegshelden sind alle ein wenig geneigt, die Sterne um das Geheimniß ihres Schicksals zu befragen. Diese Schriftsteller von hohem Range nahmen so gut, wie der niedrigste Dichter, in ihren Gedichten einen poetischen Beinamen (takhallus) an.

Am entgegengesetzten Ende der sozialen Stufenleiter als Gegenstück zu jenen Sababs, die in der Pflege der Literatur eine Befriedigung ihrer Eitelkeit oder ein Mittel gegen die Langeweile und Verdruß suchten, finden wir unter der Menge auch arme Dichter, die aus Begeisterung bei harter Arbeit sangen. Die gewissenhaften Biographen haben keinen Anstand genommen, ihre Namen neben, zuweilen sogar über die der Kaiser zu stellen; in Zeiten und Ländern, wo die Buchdruckerkunst nicht existirt, da ist es gewiß nichts Kleines, sein Jahrhundert nicht unter der Form eines bestellten Oktavbandes, sondern in der Erinnerung der Völker eines anderen Zeitalters zu überleben. So hat der Wasserträger Maksud, während er den Verkäufern des Bazars von Delhi die klaren Ströme seines in der Dschamuna gefüllten Schlauchs eingoß, auch seine Stanzen in reicher Fülle ihnen zum Besten gegeben; seine Lieder, welche eine erheiterte Menge, die vielleicht stolz darauf war, wie die Könige, ihren immer productionslustigen Improvisator zu haben, auswendig lernte, werden noch heut auf den Messen und fröhlichen Festen des Hôli wiederholt. Vor funfzig Jahren lebte in Delhi, dieser Stadt der lustigen Versemacher und beschaulichen Träumer, der Barbier Inâyat Ullah, der, ohne viel Phantasie und wahres Talent zu besitzen, wie der Haarkräusler von Agen, der Dichter Jasmin, sich doch durch seine launigen Einfälle und die Leichtigkeit seiner Versification bemerkbar machte. Wie seine andalusischen Brüder von der Würde seines Berufs eingenommen, sagte er: „Besser ist es, ein Barbier zu seyn, wie ich, als diese junge Bajadere, deren ganzes Verdienst in der Frische ihrer Wangen besteht, welche die Zeit doch so schnell zerstört!" Aber während er einen berühmten Sofi seiner Zeit rasirte und zweimal wöchentlich den Bart dieser heiligen Person färbte, welche den Eitelkeiten dieser Welt nicht entsagt zu haben schien, wurde Inâyat aus einem Barbier ein Philosoph und widmete sich dem beschaulichen Leben. Der Shawl-Taxator Arif, aus Kaschmir gebürtig, machte abwechselnd auf Persisch und Hindustani artige Verse, die er in seinem Laden vortrug und deren Abschrift seine Freunde bewahrt haben. Endlich finden wir in den Reihen der Armee einen jungen Soldaten, dessen Name, Kurban (Opfer), die Vorbedeutung des rühmlichen Todes war, den er bei Faïzabad im Kampf gegen die Engländer finden sollte.

Um diese Liste der literarischen Anomalieen, von denen uns das muselmännische Indien so viele Beispiele bietet, zu vervollständigen, nehmen wir noch aus dem Palaste und von der Straße zwei Frauennamen. Der Wesir Imad Ulmulück, der seinen Herrn Ahmed Schah absetzte, ihm die Augen ausstach und den Thron an Alamgir II. gab, um ihn bald darauf wieder umzubringen, dieser ehrgeizige und grausame Minister hatte den Einfall, seiner rechtmäßigen Frau, der Begum Gannâ (Zuckerrohr), Stunden in der Rhetorik geben zu lassen, denen, um den Anstand zu retten, er selbst beiwohnte. Diese Lectionen machten aus der Gattin des Wesirs eine ziemlich mittelmäßige Dichterin, aber es ist interessant, zu beobachten, wie ein Muhamedaner von hohem Rang die literarische Erziehung seiner rechtmäßigen Gattin betreibt und nicht fürchtet, sie in den Biographieen einen Platz einnehmen zu sehen, den nur Courtisanen ihr streitig machen werden; denn im Orient bekommt keine Frau auch nur die ersten Anfänge eines Elementar-Unterrichts, mit Ausnahme der Almé's, die außerhalb der Gesellschaft leben, nur durch Vereinigung der geistigen und körperlichen Anmuth sich den Zugang in dieselbe verschaffen können. China, das nur eine berühmte Gelehrte zählt, verdankt seinen Courtisanen viele Schauspiele, die in den ausgewählten Sammlungen wieder abgedruckt sind, und die erotischen Gesänge, die leidenschaftlichen Elegieen, die beim Schall der Instrumente in den Palästen und Salons der Nabob's und der Reichen widerhallen, die Pantomimen und scenischen Spiele, die an den Ufern des Ganges und Indus beliebt sind, sind oft das Werk der Bajadere, die sie darstellen. Daher sieht man auch ganz kleine Mädchen, die ihre Geburt zu diesem niedrigen Gewerbe bestimmte, neben den Knaben mit dem Buch in der Hand in jenen fast unter freiem Himmel gehaltenen Schulen sitzen, wo der alte Lehrer seine Zöglinge unter der Gallerie seines Häuschens im Schatten einiger schlechter Strohmatten in Zucht hält. So bildete sich ohne Zweifel die berühmte Courtisane Môti; sie hat geistreiche und anmuthige Verse hinterlassen; ihr Name hat ihre gebrechliche Schönheit sowohl in ihren eigenen Poesieen, als in denen eines jungen Schriftstellers, Mirsa Maktul, überlebt.

Alle die Namen, die wir hier angeführt, bilden keinesweges die Elite der Literatur; auch haben wir sie nur der Kuriosität wegen genannt, und um zu zeigen, wie verbreitet während des 17ten und 18ten Jahrhunderts im Reich des Großmogul der Geschmack für Poesie war. Freilich fehlte es dieser Literatur an aller Selbständigkeit; sie war etwas Gemachtes, was die Eroberung oder wenigstens die Invasion verrieth, eine Nachahmung, ja oft nur eine Wiederholung dessen, was die arabischen und persischen Schriftsteller in einer gleichartigeren oder vollkommneren gesagt hatten. Die hindustanischen Dichter sind keine Hindus mehr; ihre Blicke überspringen ein weites mit Legenden bevölkertes Land, wo jeder Baum eine Gottheit, jeder Bach ein Wallfahrtsort ist, wo jede Pagode ihre Chronik und ihre Wunder hat, um jenseits der Meere das Grab des Propheten zu suchen. Daher haben sich auch die hindustanischen Dichter die arabische Metrik mit geringen Modificationen angeeignet; man findet bei ihnen das Kacidah, das Masnewi, das Tardschiband und das Mukhammas. Eine besondere Vorliebe aber haben sie für das Gazal, eine kurze Ode von funfzehn Versen, die alle auf denselben Reim ausgehen, und in welcher die Araber besonders die Augen der Gazelle und die wallende Mähne der Stuten zu malen verstehen. Der Dichter, der fruchtbar genug ist, um mit den Reimen seiner Gazals alle Buchstaben des Alphabets erschöpft zu haben, reiht diese Perlen an einander und macht einen Rosenkranz daraus; dann giebt er den Namen Diwan diesem literarischen Gebäude, das er sinnreich von Distanz zu Distanz unterzeichnet, indem er in jeden Vers, der einer Veränderung des Reims vorhergeht, seinen poetischen Beinamen einschaltet. Doch haben die Diwanbildner in Indien eine leichtere Aufgabe gehabt als ihre Muster, bei der Freiheit, die sie hatten, in der dreifachen Quelle ihres Idioms zu schöpfen. Aus diesem Reichthum an Ausdrücken ist eine Leichtigkeit der Versification, eine Spielerei mit Worten entstanden, welche überhaupt die Klippe der südlichen Sprachen ist, die zu wohlklingend und zu glänzend sind; diese Strophen sind mehr dazu gemacht, um gehört, als um gelesen zu werden; sie erinnern an gewisse Blumen, die sich prächtig entfalten, aber geruchlos sind.

(Schluß folgt.)

Mejiko.

Sitten und Kultur der Azteken.*)

I. Die Menschenopfer.

Unter den religiösen Festen der Mejikaner war das eines der wichtigsten, welches zu Ehren des Gottes Tezkatlepoka stattfand, der im Rang unmittelbar nach dem höchsten Wesen folgte. Man nannte ihn die „Seele der Welt", für deren Schöpfer er gehalten wurde, und betete ihn unter der Gestalt eines schönen Mannes an, der mit ewiger Jugend begabt war. Ein Jahr vor der zum Opferfeste bestimmten Zeit erwählte man einen Kriegsgefangenen, der von ausgezeichneter Schönheit und ohne körperlichen Flecken seyn mußte, um diese Gottheit darzustellen, und ließ ihn durch besondere Lehrer in der Kunst unterrichten, seine neue Rolle mit Anmuth und Würde zu spielen. Er wurde mit einem prächtigen Gewande bekleidet, mit Weihrauch bestreut und mit einer Menge wohlriechender Blumen überschüttet, von welchen die alten Mejikaner eben so große Liebhaber waren, als ihre heutigen Nachkommen. Wenn er ausging, folgte ihm eine Schaar von königlichen Edelknaben, während das Volk sich vor ihm niederwarf und ihm göttliche Ehren erwies. Auf diese Art führte er ein üppiges, bequemes Leben bis innerhalb eines Monats vor der Opferzeit. Vier reizende Jungfrauen, denen man die Namen der vornehmsten Göttinnen beilegte, wurden jetzt der Ehre gewürdigt, sein Lager zu theilen; mit ihnen fuhr er fort, in wollüstiger Muße zu leben und auf den Gastmählern der Magnaten zu schwelgen, die ihn wie einen Gott behandelten.

Endlich nahte sich der verhängnißvolle Tag. Seine kurze Herrlichkeit war zu Ende; er wurde seiner prachtvollen Kleidung beraubt und mußte von den schönen Theilnehmerinnen seiner Lustbarkeiten Abschied nehmen. Eine königliche Gondel brachte ihn nach einem am Rande des Sees gelegenen Tempel, etwa eine Legoa (dreiviertel Meile) von der Hauptstadt entfernt, deren Einwohner schaarenweise hinströmten, um bei der feierlichen Ceremonie gegenwärtig zu seyn. Während der Trauerzug die Stufen der Pyramide hinaufstieg, warf das unglückliche Opfer die bunten Blumenkränze von sich und zerbrach die musikalischen Instrumente, die ihm die Stunden seiner Gefangenschaft versüßt hatten. Auf dem Gipfel wurde er von sechs Priestern empfangen, deren langes, verworrenes Haar in Unordnung über ihre schwarzen Gewänder floß, die mit geheimnißvollen hieroglyphischen Figuren bedeckt waren. Sie führten ihn nach dem Opferstein, einem ungeheuren Jaspisblock mit etwas konverer Oberfläche, auf den sie den Gefangenen hinstreckten. Fünf Priester hielten ihn am Kopf und an den Gliedern, während der sechste, der zum Zeichen seines blutigen Amtes in einen scharlachrothen Mantel gekleidet war, mit einem scharfen Messer von Iextli — einer vulkanischen, steinharten Materie — dem Schlachtopfer die Brust öffnete und, die Hand in die Wunde steckend, das noch zitternde Herz ausriß. Nachdem man dieses zuerst gegen die Sonne emporgehalten (die in ganz Anahuac als höheres Wesen angebetet wurde), legte man es zu den Füßen des Gottes nieder, dem der Tempel geweiht war und vor dem die ganze, unten versammelte Menge sich andächtig in den Staub warf. Das tragische Loos des Gefangenen wurde von den Priestern als das Symbol des menschlichen Daseyns vorgestellt, welches nach einem glänzenden Anfang nur zu oft mit Trübsal und Unglück schließt.

Dieses war die Form, nach der die Menschenopfer der Azteken gewöhnlich vor sich gingen. Bei einigen Gelegenheiten waren sie zwar mit den ausgesuchtesten Martern verbunden, deren Erzählung wir unseren Lesern ersparen wollen — sie endeten aber immer mit der oben geschilderten blutigen Kata-

*) Aus Prescott's History of the Conquest of Mexico. Siehe Nr. 147 des Magazins.

strophe. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Martern nicht, wie bei den nordamerikanischen Indianern, als die grausamen Eingebungen des Augenblicks erscheinen: sie waren vielmehr alle durch den mejikanischen Ritus aufs strengste vorgeschrieben und wurden vielleicht oft mit demselben inneren Widerstreben ausgeübt, welches ein frommer Diener der Inquisition bei der Vollstreckung ihrer unerbittlichen Urtheilssprüche empfinden mochte. Nicht nur Personen männlichen Geschlechts, sondern auch Weiber wurden mitunter zum Opfer auserlesen, und bei einigen Anlässen, vorzüglich in der dürren Jahreszeit, am Feste des Regengottes, des unersättlichen Tlalok, sogar Kinder, meistens Säuglinge. Als diese in offenen Sänften, mit festlichen Gewändern bekleidet und mit den frischen Blüthen des Frühlings geschmückt, durch die Straßen getragen wurden, rührten sie auch das fühlloseste Herz zum Mitleid, obgleich ihr Jammern von dem wilden Gesange der Priester übertäubt wurde, die ihre Thränen als eine günstige Vorbedeutung betrachteten. Die Priester kauften diese unschuldigen Schlachtopfer gewöhnlich von dürftigen Aeltern, in welchen aber die Stimme der Natur vielleicht noch mehr durch den Fanatismus erstickt wurde als durch die Armuth. *)

II. Die mejikanischen Handschriften.

Beim Anblick einer mejikanischen Handschrift oder Karte, wie sie genannt wird, fühlt man sich durch die grotesken Zerrbilder betroffen, welche menschliche Figuren darstellen — ungeheure, unförmliche Köpfe auf kleinen, mißgestalteten Körpern, deren harte, eckige Umrisse auch nicht die geringste Kunstfertigkeit verrathen. Bei näherer Untersuchung wird man sich jedoch überzeugen, daß es weniger rohe Nachahmungen der Natur als conventionelle Zeichen sind, um den Begriff auf eine möglichst klare und bestimmte Weise auszudrücken — wie im Schachspiel die Steine nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gegenstande haben, welchen sie darstellen sollen. Diejenigen Theile der Figuren, die man für die wichtigsten hielt, wurden auch mit der meisten Deutlichkeit gezeichnet. Aus demselben Grunde zeigt das Kolorit nicht die zarten Schattirungen der Natur, sondern es wurde möglichst bunt und grell aufgetragen, um einen stärkeren Eindruck hervorzubringen. „Denn in den aztekischen Hieroglyphen“, bemerkt Gama, „reden selbst die Farben.“ — Dessenungeachtet standen die Mejikaner in dieser Beziehung sehr gegen die Aegypter zurück. Die Abbildungen der Letzteren waren zwar, nach den Regeln der Kunst betrachtet, äußerst mangelhaft: die Perspektive war ihnen eben so wenig bekannt als den Chinesen, und sie malten den Kopf im Profil mit dem Auge in dem Mittelpunkt desselben, ohne ihm den geringsten Ausdruck mitzutheilen. Doch wußten sie den Pinsel mit größerer Zierlichkeit zu führen als die Azteken, hielten sich treuer an die Natur und wußten vor Allem ihre Figuren auf eine weit zweckmäßigere Art abzukürzen, indem sie nur den Umriß oder einen wesentlichen und charakteristischen Zug derselben hinmalten. Dieses gab ihrer Arbeit eine einfachere Gestalt, was den Austausch der Gedanken erleichterte. Ein ägyptischer Text hat mit seinen regelmäßigen Reihen winziger Figuren fast den Anschein einer Buchstaben-Schrift — ein mejikanischer gleicht eher einer Gemälde-Sammlung, wovon jede einzelne ein besonderes Studium erfordert. Dieses ist ursprünglich in den mythologischen Schilderungen der Fall, die aus einer angehäuften Masse Symbole bestehen und uns weniger an die geheimnißvollen in Stein gehauenen Anaglyphen ihrer Tempel erinnern. Um Gegenstände auszudrücken, die man ihrer Natur zufolge nicht abbilden konnte, bedienten sich die Mejikaner verschiedener Embleme, mittelst derer sie die Jahre, Monate und Tage, die Jahreszeiten, die Elemente, den Himmel und dergleichen versinnlichten. Eine Zunge bedeutete das Sprechen, ein Fußstapfen das Reisen; die in jenen Regionen so häufigen Erdbeben wurden durch einen auf der Erde sitzenden Mann dargestellt. Diese Symbole waren mitunter sehr willkürlich, da sie von der Laune des Schreibers abhingen, und es ist zu ihrer Enträthselung eine besondere Geschicklichkeit erforderlich, indem eine kaum merkliche Veränderung der Form oder Lage den Figuren einen ganz anderen Sinn verleihen kann. Ein geistvoller Schriftsteller behauptet, daß die Priester geheime symbolische Charaktere erfunden hätten, um ihre religiösen Mysterien aufzuzeichnen. Dieses ist zwar möglich, doch haben die Untersuchungen Champollion's zu dem Schlusse geführt, daß eine ähnliche Hypothese, die früher in Betreff der ägyptischen Hieroglyphen aufgestellt wurde, der faktischen Begründung entbehre.

Mannigfaltiges.

— **Einige Notizen über Fouché.** Lord Brougham hat vor kurzem den dritten Band seiner „historischen Skizzen der Staatsmänner aus dem Zeitalter Georg's III.“ herausgegeben, der unter Anderem eine Uebersicht der französischen Revolution und Notizen über die Koryphäen derselben — als Robespierre, Danton, St. Just, Camille Desmoulins und Fouché — enthält. Der Artikel über Letzteren ist aus den Memoiren Lord Stanhope's entnommen, der seine Bekanntschaft in Dresden machte, wo der ehemals so gefürchtete Sanscülotten-Häuptling und Polizei-Minister in den Jahren 1815—16 einige Monate als Gesandter Ludwig's XVIII. fungirte. „Er war in früherer Zeit Professor beim Oratorium gewesen, und man sagte von ihm in Dresden mit vieler Wahrheit, daß er das Gesicht eines Mönchs und die Stimme eines Todten habe — und da er zu jener Periode der einzige fremde Gesandte am dortigen Hofe war, so nannte man ihn: „„das Gespenst des diplomatischen Corps““. Seine Physiognomie war äußerst geistreich, ohne jedoch die Schlauheit zu verrathen, die ihn in so hohem Grade charakterisirte: sein Benehmen war ruhig und würdevoll, und er besaß entweder von Natur oder aus Gewohnheit eine unerschütterliche Selbstbeherrschung. „Als ich“, fährt Lord Stanhope fort, „ihm die Hinrichtung des Marschalls Ney ankündigte, wovon mir durch einen Zufall die erste Nachricht zugekommen war, rührte er auch nicht eine Muskel. Er schien ein Sechziger zu seyn, und sein Haar war so weiß wie Schnee — weil er, wie er sich ausdrückte, „„fünfundzwanzig Jahr lang auf der Guillotine geschlafen hatte.““ Im Umgang war er äußerst lebhaft und interessant, doch sprach er hauptsächlich nur von solchen Ereignissen, an denen er selbst theilgenommen, und seine unmäßige Eitelkeit verleitete ihn zu den prahlerischen Worten, „„daß er, obwohl nicht König, doch berühmter sey als alle Könige.““ Seine Aussagen verdienen kein unbedingtes Zutrauen; so behauptet er z. B., daß man während seiner langjährigen Verwaltung des Polizei-Ministeriums keine Briefe auf der Post eröffnet habe.“ — Als Fouché nach der Rückkehr Napoleon's aus Elba von diesem wieder zum Minister ernannt wurde, fragte ihn der Kaiser, ob es nicht wünschenswerth sey, sich der Freundschaft Talleyrand's zu versichern, der sich damals als französischer Bevollmächtigter beim Wiener Kongresse befand. Auf die bejahende Antwort Fouché's sagte Napoleon: „Wäre es nicht gut, ihm eine schöne Tabatière zu schicken!“ Ueber die Idee lächelnd, einen als habgierig bekannten Diplomaten mit einem solchen Geschenke bestechen zu wollen, äußerte Fouché, daß, wenn Talleyrand eine Dose empfinge, er sie öffnen werde, um ihren Inhalt zu untersuchen. „Wie meinen Sie das?“ fragte Napoleon. — „Es ist unnütz, davon zu reden“, erwiederte Fouché, „ihm eine Dose zuzustellen. Schicken Sie ihm eine Anweisung auf zwei Millionen Francs, zur Hälfte bei seiner Rückkehr nach Frankreich zahlbar.“ „Nein!“ rief Napoleon, „das ist zu kostspielig; ich werde nicht weiter daran denken.“ Fouché erzählte, daß er von dem Prinzen von Asturien (Ferdinand VII.) während seines Aufenthalts zu Valençay die kriechendsten Briefe empfangen habe, mit der Bitte, daß es Napoleon gefallen möge, ihn einer Verbindung mit einem seiner Familienmitglieder, und wäre es auch eine noch so entfernte Verwandte des Kaisers, zu würdigen. Wenn der Prinz Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, so küßte er ihm immer die Hand. „Ich mußte sie nachher waschen“, bemerkte Fouché, „denn er war sehr schmutzig.“

— **Dänische Literatur.** Unter den dänischen Dichtern der Gegenwart hebt ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung besonders folgende hervor: Christian **Winther**, dessen lyrische Gedichte in seiner neuen Sammlung von „Dichtungen“ zwar wegen ihrer falschen Sentimentalität getadelt, dessen Romanzen und erzählende Gedichte aber sehr gerühmt werden; H. P. **Helst**, der in seinen Reise-Erinnerungen eine wahre, tiefe Poesie enthüllt hat, besonders wird „der sterbende Fechter“ gerühmt; **Schack-Staffeldt** und J. L. **Heiberg**, Beide auch in Deutschland nicht unbekannt, der Letztere besonders als Beförderer des Studiums der Hegelschen Philosophie in Dänemark, der Erstere Anhänger der romantischen Schule Deutschlands und durch deutsche Gedichte im Gottinger Musen-Almanach und der Zeitung für die elegante Welt aus früheren Jahren bekannt. Die Novelle und der Roman wird als wenig bedeutend geschildert und nur die Arbeiten „**Blicher's**“ und eines Ungenannten erwähnt (Andersen?). Unter den dramatischen Arbeiten tritt uns **Oehlenschläger** entgegen, der mit seiner neuesten Tragödie „Dina“ allgemeine Bewunderung hervorgerufen hat, und ein satyrisches Lustspiel, Romeo und Giuliette, in welchem der Enthusiasmus für italiänische Opernsänger lächerlich gemacht wird. — Von Halm's „Sohn der Wildniß“ ist eine Uebersetzung von Karl **Borgaard** erschienen und hat verdientes Lob geärndtet.

— **Kunst in Schweden.** Bei Gelegenheit der diesjährigen Ausstellung der Akademie der freien Künste in Stockholm werden in öffentlichen Blättern folgende ausgezeichnete Künstler Schwedens namhaft gemacht, die, wenn auch nicht im Lande selbst wohnend, doch die Ausstellung mit ihren Werken schmückten: der Portraitmaler **Södermark**, dessen Portraits zu dem Bedeutendsten gerechnet werden, was die Kunst in diesem Fache irgendwo geleistet hat; der Bildhauer **Svarnström**; die Historienmaler **Wahlbom**, **Ekman**, **Plagemann**, **Brusewitz** und **Lundgren**; der Genremaler **Wickenberg**; die Landschafter **Fahlcrantz** und **Stäck**: und einige Intérieurs von **Köhler** und **Bennet**, und Thiere, besonders Pferde, von v. **Kjörboe**. — Die Zeichnungen von altägyptischer Architektur und Skulptur, welche Capitain **Cronstrand** bei dieser Ausstellung dem Publikum vorlegte, sind mit seltener Vollendung ausgeführt und übertreffen die Platten zu Denon's, Champollions und Segats in dem florentinischen Werke (von Rossellini's Expedition) bei weitem.

*) Dieser Gott Tlalok hat augenscheinlich einige Aehnlichkeit mit dem Moloch der Phönizier, und so läge denn noch ein Indicium mehr vor, daß die Ureinwohner Amerika's aus Asien stammen und von dort ihre ersten Ideen mitgebracht. Ja, einem geschickten literarischen Prästigiateur, wie wir deren mehrere in Nürnberg und an anderen Orten besitzen, würde es nicht schwer fallen, sich bis zu dem freilich von dem ehrlichen Prescott nicht gewagten Beweise zu erheben, daß die Azteken identisch mit den zehn Stämmen der alten Hebräer sind. Hat doch ein gewisser Ghillany sogar dargethan, daß die Menschenopfer in der Bibel vorgeschrieben seyen, und zwar ist ihm dies ohne große Mühe gelungen, da er — wie das „Königsberger Literaturblatt“ ihm nachgewiesen — dazu nur einiger Wortfälschungen im Alten Testamente bedurft hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Montag den 18. Dezember 1843.

Japan.

Der Polizeistaat in Japan.

Zweiter Artikel.*)

Die Bevölkerung Japans beläuft sich nach den Einen auf funfzehn, nach Anderen auf vierzig Millionen. Sie ist in Kasten oder erbliche Klassen getheilt, und Niemand darf aus seiner Klasse austreten, wenn er nicht durch einen außerordentlichen Umstand auf eine höhere Stufe gehoben wird. Es giebt acht Kasten. Die erste ist die der koksyoe oder Fürsten, wohin sowohl die daimioe als die saimioe **) gehören. Die zweite ist die der kic-nien oder Edeln, welche ihre Güter zu Lehn tragen, mit der Verpflichtung, dem Lehnsherrn, welches entweder ein Fürst oder der Siogun ist, Soldaten zu stellen. Die Zahl derselben entspricht dem Umfang und dem Werth der Grundstücke, und sie genügen dieser Pflicht, indem sie wieder After-Vasallen belehnen. Aus der Klasse der Edeln werden die Minister, die nicht Fürsten sind, die hohen Beamten der Krone, die Statthalter, die Generale u. s. w. genommen. Der Eifer, womit diese Aemter gesucht werden, trägt nicht wenig dazu bei, den Adel in Abhängigkeit vom Hofe zu erhalten. Diese Abhängigkeit vermag jedoch nicht das Mißtrauen der Regierung zu beschwichtigen, daher werden oft die Vorsichts- und Bewachungs-Maßregeln, denen die Fürsten unterworfen sind, auch gegen die Edeln in Anwendung gebracht. Man trennt sie zwar nicht von ihren Familien, außer wenn sie eine hohe Würde in der Provinz bekleiden; aber auch sie sind genöthigt, einen Theil des Jahres in Jedo zuzubringen und daselbst einen Aufwand zu machen, der, ohne so kostspielig zu seyn wie der der Fürsten, doch ihre Mittel bei weitem übersteigt und sie zwingt, die Zahl ihrer Vasallen zu reduziren, um bedeutendere Revenüen von ihren Gütern zu ziehen und so die durch die Ausgaben bei Hofe entstandene Bresche auszufüllen.

Die dritte Klasse ist die der Geistlichkeit, sowohl von der buddhistischen als von der Sintu-Sekte. Die vierte Klasse ist die der Militairs, samlai; sie wird von den Vasallen des Adels gebildet. Der Dienst, für den diese Vasallen ihr Gut zu Lehen tragen, ist jetzt und seit ziemlich langer Zeit, wo nicht rein nominell, doch wenigstens sehr leicht; denn es handelt sich nur darum, Wachen und Ehrenposten dem Hof des Mikado, dem des Siogun und den Fürsten zu stellen, so wie die innere Ruhe des Landes zu erhalten und die Küsten zu bewachen. Sonst, als Japan den Fremden noch nicht ganz verschlossen und es den Eingebornen nicht verboten war, das Reich zu verlassen, waren die Soldaten dieses Landes in manchen Ländern Asiens sehr geschätzt und ließen sich gern in fremde Dienste aufnehmen. Dies ist jetzt streng verboten, daher auch der frühere kriegerische Geist der Nation bei dem Mangel an Uebung bedeutend abgenommen hat. Gleichwohl steht die Kriegerklasse, trotz der Unthätigkeit und Nutzlosigkeit, zu der sie sich verurtheilt sieht, noch immer fast in gleichem Ansehen wie die Edeln. Außer den Samlai unterhält der Siogun noch ein Corps Bewaffneter, welche dozin genannt werden und der Kriegerklasse angehören, aber den Samlai an Rang nachstehen.

Der Capitain Golowin, welcher einen Bericht über seine Gefangenschaft in Japan geschrieben hat, behauptet, daß die Soldaten des Kaisers von höherem Rang sind als die, welche die Fürsten stellen; er hat sogar an den Ersteren ein so vortheilhaftes Aeußere gefunden, daß er beim ersten Blick die gemeinen kaiserlichen Soldaten für Offiziere hielt. Kein Schriftsteller der holländischen Faktorei spricht von einem solchen Unterschied, und im Allgemeinen setzte die Lage Golowin's, der als Gefangener in einer entfernten Provinz festgehalten wurde, ihn öfteren Mißverständnissen aus; er verkehrte mit den Eingebornen nur durch die Vermittelung eines unwissenden kurilischen Dolmetschers, oder indem er seinen japanischen Besuchern ein wenig Russisch lehrte; wo also sein Bericht von dem Anderer, die sich in günstigerer Lage befanden, abweicht, kann sein Zeugniß nicht von großem Gewicht seyn. Andererseits konnte Golowin, als Militair und als Gefangener, der von Militairs bewacht wurde, Umstände beobachten, welche der Aufmerksamkeit der Anderen entgingen, und darum glaubten wir seine Bemerkung nicht übersehen zu dürfen.

Die fünfte Klasse umfaßt die höhere Schicht der Mittelklassen; sie besteht aus den niederen Beamten oder Agenten und aus Aerzten und kommt ungefähr dem gleich, was man in England gentlemen und in Frankreich gens comme il faut nennt. Sie hat das Recht, einen einzigen Säbel und Pantalons zu tragen.

Die sechste Klasse umfaßt den unteren Theil der Mittelklassen: die Kaufleute und die Großhändler. In dieser Klasse, die übrigens mit großer Verachtung behandelt wird, befinden sich die einzigen großen Kapitalisten von Japan. Was der Präsident Doeff von einem reichen Kaufmann, den er in Jedo kennen gelernt, erzählt, kann uns einen Begriff von dem Wohlstand der handeltreibenden Klasse in Japan geben. „Dieses Individuum", sagt Doeff, „Namens Itsigoya, ist ein Seidenhändler. Er hat Häuser in allen großen Städten des Reichs. Wenn man in Jedo etwas bei ihm kauft und man in Nagasaki, aus welchem Grunde es auch sey, den Kauf bereut, so kann man die Waare, vorausgesetzt, daß sie keinen Schaden gelitten, in dem Hause, das er in dieser Stadt hat, wiedergeben und die in Jedo bezahlte Summe dafür zurückerhalten. Während unseres Aufenthalts in Jedo brach eine heftige Feuersbrunst in einem Umfang von drei Stunden aus; auf einer Strecke von anderthalb Stunden wurde Alles in Asche verwandelt, und auch unsere Wohnung wurde ein Raub der Flammen. Itsigoya verlor bei diesem Unglück seinen ganzen Laden mit einem Magazin, das mehr als hunderttausend Pfund gesponnene Seide enthielt, und da die Japanesen von Feuer-Versicherungen nichts wissen, so mußte er diesen Verlust allein tragen; trotzdem schickte er vierzig seiner Leute, welche uns helfen sollten, das Feuer bei uns zu löschen. Zwei Tage nach dem Brand fing er schon wieder an zu bauen und bezahlte die Zimmerleute mit drei Thalern Jeden täglich."

Was zur Vermehrung des Reichthums dieser Klasse besonders beiträgt, ist, daß sie, weit entfernt, zu dem Gepränge und dem Luxus verpflichtet zu seyn, welcher die Fürsten und Edeln ruinirt, vielmehr ihren Reichthum verstecken muß und nur im Verborgenen genießen kann. Ein reicher Kaufmann kann zu der Ehre kommen, einen Säbel zu tragen, indem er sich unter die Diener eines Adligen einschreiben läßt; doch ist es ihm nie erlaubt, Pantalons zu tragen.

Die siebente Klasse begreift die kleinen Kaufleute, die mechanischen Künstler und die Handwerker jeder Art, mit Ausnahme einer Klasse, die als die verächtlichste gilt. Auch die Künstler gehören in diese Klasse. Uebrigens ist der Rang dieser Klasse verschieden, je nach den verschiedenen Zweigen und ihren Unterabtheilungen: so stehen z. B. die Goldschmiede und die Maler weit über den Zimmerleuten und Schmieden. Diese Unterschiede haben übrigens für uns nichts Auffallendes; sie existiren überall, und selbst in den demokratischen Gesellschaften Europa's sieht man gewisse Stände oder Gewerbe nie mit einander umgehen.

Die achte Klasse besteht aus den Bauern und Tagelöhnern; zu den Ersteren gehören die Leibeignen der Grundeigenthümer und selbst die, welche sich den englischen farmers nähern; denn das ist in Japan die gewöhnlichste Art, das Land zu verpachten. Die Individuen dieser Klasse sind mit Auflagen überladen und in Folge ihres Elends an einen Zustand viehischer Dummheit gebunden. Zu diesen acht Klassen kann man noch eine neunte hinzufügen, welche einen von der siebenten ausgeschlossenen Gewerbszweig umfaßt: das sind die Lohgärber, die Lederbereiter und Alle, die irgendwie bei der Ledermanufaktur und dem Lederhandel betheiligt sind. Sie sind die wahren Pariahs der japanesischen Gesellschaft. Die Verachtung, die auf ihnen lastet, ist ohne Zweifel dem Einfluß der Sintulehre zuzuschreiben, welche jede Berührung mit todten Thieren als eine Verunreinigung betrachtet. Die Individuen dieser Klasse dürfen keine Städte und Dörfer bewohnen, die von anderen Klassen eingenommen sind; sie sind in besondere Dörfer verbannt; von da läßt man sie kommen, wenn man ihrer Dienste als Henker und Kerkermeister bedarf. Wenn sie selbst etwas brauchen, so liefern es ihnen die Inhaber von Theehäusern. Eine Schenke oder ein Gasthof würde durch ihre Anwesenheit verunreinigt; wenn sie daher auf der Reise sind und eine Erfrischung verlangen, so werden sie draußen bewirthet, das Gefäß aber, dessen sie sich bedient, von dem Wirth lieber weggeworfen als zurückgenommen. Endlich zählen die Individuen dieser verachteten Kaste in den Bevölkerungslisten nicht mit, und, was noch sonderbarer erscheint, die Dörfer, die sie allein bewohnen, sind nicht in die allgemeine Landesmessung aufgenommen, so daß, wenn die Landstraße sie durchschneidet, der Reisende, indem er die Relais der Sänftenträger oder des Gespanns bezahlt, auf dem ganzen Raum, den die Lederarbeiter bewohnen, umsonst expedirt wird.

Wir haben oben von der strengen Scheidewand gesprochen, die zwischen den verschiedenen Klassen in Japan besteht; ja wir haben uns sogar des Wortes Kaste bedient: doch ist dasselbe mit einiger Vorsicht anzuwenden.

---

*) Vgl. Nr. 148 des Magazins.

**) Vergl. den ersten Artikel.

Die japanesische Gesellschaft gleicht in ihrer Verfassung mehr den unserer Gesellschaften im Mittelalter, als denen der anderen Länder Asiens. Jene Klassen sind nicht mit den Kasten des alten Aegyptens und Indiens in eine Kategorie zu stellen. In Indien besonders haben die Gesetze oder der Brahmanismus die Theilung der Kasten in ein unveränderliches und kompliziertes System gebracht. In Japan ist die Vermischung nur anstößig, aber nicht verboten. In Indien hat das Gesetz sich nicht mit diesem allgemeinen Tadel begnügt; indem es vorhersah, daß die Vermischung eintreten würde, wollte es sie seiner Kontrolle unterwerfen; doch haben die durch die Ehen von Individuen aus verschiedenen Kasten gebildeten Combinationen ihren besonderen Namen und ihre besondere Existenz. In Japan vermischen sich die Klassen nicht; der Eindringling wird mit Verachtung behandelt; gleichwohl bietet die Geschichte Japans Beispiele von Individuen, die durch ihr Verdienst, zuweilen durch die Gunst des Fürsten zu Würden oder zur Macht gelangt sind. Dies war besonders in Zeiten von Unruhen und Bürgerkriegen möglich, unter anderen in der vor zweihundert Jahren. Aber wir werden eine Thatsache anführen, welche beweist, daß auch in Friedenszeiten die Schranken der Klassen keine unübersteiglichen sind. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Die muselmännische Literatur Indiens.

(Schluß.)

Darf man hieraus schließen, daß die muselmännische Literatur Indiens ohne Werth sey? Nein. Die schönen Gebäude von Delhi und Agra, obwohl nur nachgeborene Brüder von Bagdad und Kahira, verdienen doch, für sich genommen, nicht weniger Bewunderung. In Delhi, dem Mittelpunkt der Literatur, gab es Lehrer, denen jeder Schriftsteller sich anschloß, akademische Versammlungen, in welchen die Dichter ihre Verse vorlasen. Solche Versammlungen wurden um 1780 bei Mir Tagui, dem König des Masnewi und des Gazal, am 15ten jedes Monats gehalten; hier glänzte vorzüglich Rafi Sauda, von den Europäern der Juvenal Indiens genannt. Vor Mir Tagui, in den letzten Tagen von Delhi's Glanz, war das Scepter der muselmännischen Literatur in den Händen Dard's, eines zugleich anmuthigen und ernsten Dichters, der lange als der Führer der Spiritualisten galt, und dessen Schüler zu seyn fast alle Schriftsteller vom Ende des 18ten Jahrhunderts sich rühmen. Nachdem er Soldat gewesen, „setzte er sich auf den Teppich der Derwische", wie so viele ausgezeichnete Personen seiner Zeit, und stiftete jene Versammlungen, deren Präsident nach ihm sein Zögling Mir war. Als der Kaiser selbst ihn in seiner Zurückgezogenheit besuchte, nahm er ihn kaum auf, so groß war seine Gleichgültigkeit gegen die Dinge der Welt. Der Biograph Ali Ibrahim sagte von ihm: „Als in Folge zahlreicher Unglücksfälle und Leiden Schadjahanabad (Delhi) — welches der Versammlungsplatz der Notabilitäten jeder Art in dem bewohnten Theil der Welt war — sein Antlitz der Zerstörung zuwandte, als jeder sowohl unter den Großen und Kleinen, als unter den im Winkel der Armuth sitzenden Derwischen und den Mächtigen und Reichen nichts Besseres zu thun sah, als diese unglückliche Stadt zu verlassen, ertrug Dard, dieser Mann von berühmter Familie, geduldig die Leiden, die sein Vaterland heimsuchten; er fügte sich in diese traurigen Begebenheiten, ohne je seine Vaterstadt zu verlassen. Er lebte da zurückgezogen von der Welt und entfernte sich auch nicht eine Meile von Delhi."

Diese Stelle giebt eine Idee von dem Styl der muselmännischen Schriftsteller Indiens; es ist sogar selten, daß sie so einfach sind; in der Regel kommen sie ohne Bilder und Umschreibungen nicht fort. Wenn ein Biograph von dem Tode eines Dichters spricht, der auf der Rückkehr von der Wallfahrt nach Mekka starb, sagt er: „Das Lebensschiff dieser Person, welche den Ozean des Ausdrucks kannte, ging unter in dem Strudel des Todes." Ein Anderer hat seine Laufbahn nicht friedlich vollendet, aber „die beredte Nachtigall ist aus dem Netz des Daseyns entschlüpft" in dem und dem Jahre der Hedschra. Doch in der Satire, der beschreibenden Poesie, wenn sie aus innerem Drang über die Dinge ihres Landes schreiben, wenn sie sich den Fesseln einer fremden allzu genau studirten und allzu treu nachgeahmten Literatur entziehen, wissen dieselben Schriftsteller zum Theil das Feuer ihrer Vorfahren wiederzufinden. So kündigt Azfari von Delhi den Frühling in folgender Weise an: „Der Frühling nähert sich mit Macht und Geräusch; wir sehen ihn die jungen Köpfe in Verwirrung setzen. Gott nehme uns gegen die Wahnsinnigen in Schutz. Der Frühling ist da; er weckt den Lärm, der sich gelegt hatte. Der Frühling läßt seinen Staub auf euch fliegen, und die Kinder werfen Steine auf dem Bazar ... Nehmt euren Kopf in Acht! Brüder, besteiget schnell das Schiff der Trunkenheit ...." Bei der Rückkehr des Winters ruft der Scheich Muhammed Baim, der Gouverneur des Arsenals von Delhi, aus: „Der Winter ist dieses Jahr so streng, daß am Morgen die Sonne selbst vor Kälte zittert; ja, man könnte sagen, es gebe keine Sonne mehr am Himmel, und das Firmament verberge diese Kohlenpfanne in seinem Schoß. Auf den Teichen breitet sich eine Schicht grünlichen Schaums aus, welche einer Kaschmirdecke ähnlich sieht .... Der Himmel ist fortwährend mit seinem Atlasmantel bedeckt; es ist die Milchstraße, die unter dem Kostüm des Brahmanen (mit der weißen Schärpe) erscheint ...." Noch führen wir eine Stelle aus einer Satire des geistreichen Sauda an. Er greift den Polizei-Vorsteher (kotowal) von Delhi mit einem Freimuth und einer Lebhaftigkeit an, die aus seinem kleinen Gedicht ein Sittengemälde machen: „Was ist, o Freunde, aus der Ordnung geworden, die sonst herrschte? Der Citronendieb bekam die Hand abgehauen, man fesselte den, welcher Holz stahl, und für einen gestohlenen Kürbis nahm man dem Schuldigen das Leben. Damals dachte man nicht daran, den Kotowal zu verführen; der Name Dieb existirte nicht in der Welt. Welche Ruhe, welche Sicherheit in der Stadt! .... Wie still brachten die Sterblichen ihre Tage hin! Heutzutage herrscht überall, wohin man die Augen wirft, Unverschämtheit, überall giebt es Diebe, Betrüger, Mörder. Gegen den Marktplatz hat die Ebene von Talaori, die sonst so voll Diebe war, ihren ganzen Ruhm verloren .... Wer sich auf den Bazar begiebt, um für einen Paiça (eine kleine Münze) einzukaufen, verliert seinen Turban und bekommt Schläge am Kopf. Wie sollte es anders seyn, seitdem Saida Kaphor unser Polizei-Vorsteher ist? Wann werden die Diebe die Würde eines Mannes anerkennen, gegen den sie eine so tiefe Verachtung hegen? .... Er ist die Stütze der Ruhestörer, der Bruder derer, die uns plündern; er selbst ist ein Dieb. Nicht bloß der Mörder findet seinen Schutz, auch mit den kleinen Gaunern steht er in Verbindung. Wenn er auf Jemandes Kopf einen sehr kostbaren Shawl sieht, so thut er, als wäre dieser Shawl seines Vaters Eigenthum, sein Erbtheil."

Wie man sieht, war Indien nicht mehr das Land der schrecklichen und geheimnißvollen Mythen, der gigantischen Epopöen. Die stolzen Brahmanen, eines Einflusses beraubt, den sie durch die vollständige Aneignung des Unterrichts und das mehr oder weniger klare Verständniß der Traditionen seit so vielen Jahrhunderten besessen hatten, sahen ohne Zweifel diese reimenden Schöngeister mit mitleidigen Blicken an. Die Fluth des Islam, welche Delhi, das alte Hästinapur (Stadt der Elephanten), überschwemmt und Weise einer anderen Gattung um sie herum hatte aufblühen lassen, schlug einen Riß in das Gebäude ihrer Macht. Während dieser Periode genossen die brahmanischen Studien nur noch auf der Halbinsel, fern von der Residenz einer feindlichen Regierung, bei den Mahratten, in Travankore, in Madure eine gewisse Pflege; aber wie die Priester Brahma's sich vor Timurs Reitern zerstreut hatten, so verstummten und flohen vierhundert Jahre später vor den mahrattischen Armeen, welche die Vorstädte von Delhi anzündeten und plünderten, die muselmännischen Dichter. Mit Ausnahme Mir-Dard's, welcher hartnäckig in seinem Vaterland blieb, flüchteten sich sämmtliche ausgezeichnete Schriftsteller dieser Zeit — und ihre Anzahl war nicht klein — nach Laknaw zu dem Nabob Assaph Udullah. Die Brahmanen waren gerächt. Die Flüchtlinge wurden großmüthig von diesem intelligenten Fürsten aufgenommen, welcher, die Trümmer dieses großen Schiffbruchs rettend, Diesem eine Pension, Jenem ein Lehen, einem Anderen eine Stelle am Hofe gab. In Laknaw wurden die letzten literarischen Versammlungen, die letzten Sitzungen dieser Adepten der schönen Kunst gehalten; dann erloschen nach und nach, um in ihrer Sprache zu reden, die Fackeln der Beredsamkeit mit dem Jahrhundert, welches den Ruhm ihres Vaterlandes hatte erbleichen sehen, bei der Morgenröthe desjenigen, welches in Asien den Triumph der englischen Waffen befestigte. Um dieselbe Zeit kamen vier Biographen auf den Gedanken, die Namen und einige Fragmente von den Werken der früheren und gleichzeitigen Schriftsteller zu sammeln; sie wollten die vor ihnen unternommenen Arbeiten dieser Art vollständiger machen. Als das Gerücht hiervon sich in Indien verbreitete, entstand unter den Schriftstellern zweiten Ranges und den Reimschmieden der entfernteren Provinzen ein wahrer Wetteifer, eine Probe ihrer Geschicklichkeit einzusenden; so begierig war Jeder, einen Platz in diesem „Garten der Beredsamkeit" zu bekommen, wie man diese Sammlungen im Orient gewöhnlich benennt. Wenn es solche Werke über die alte Hindu-Literatur gäbe, so würde man weniger Mühe haben, die alten Texte zu ordnen; aber der Stolz der brahmanischen Kaste war über diese kleinen Eitelkeiten erhaben.

Mit dem 19ten Jahrhundert begann in Indien eine neue Epoche; die muselmännische Literatur starb mit dem Fall der Kaiser, die sie so lange begünstigt hatten, nicht aus; sie fand Schutz und Hülfe bei den englischen Gouverneuren, welche zugleich auch die Klagen der Repräsentanten des Brahmanenthums anhörten. Beide Literaturen und Religionen konnten jetzt friedlich neben einander bestehen; keine hatte mehr von der anderen etwas zu fürchten. Die muselmännischen Schriftsteller wurden jetzt von den Engländern in den von ihnen für die Eingebornen gegründeten Schulen angestellt. Unter den englischen Gelehrten, die sich in allen Provinzen mit dem Lokaldialekt oder der Ursprache beschäftigten, fand sich mehr als Einer, der dem hindustanischen Idiom seine Kräfte widmete. So verfaßte Afsos, der von Lord Wellesley in die Hauptstadt Bengalens gerufen ward, unter der Leitung des Doktor Gilchrist, unter anderen wichtigen Werken sein Araïsch-i-Mahfil, eine Statistik und Geschichte Indiens, in welcher beschreibende Verse voller Eleganz unter eine leichte und durch ihre Präcision ausgezeichnete Prosa zerstreut sind. Durch die gereimten Zeilen, die den Text unterbrechen, wird diese Arbeit mehr noch eine literarische als eine wissenschaftliche; aber man kann die Verzierungen des Styls und den etwas kühnen Schwung der Phantasie demjenigen verzeihen, der so viele wunderbare Gebäude und fabelhafte Ereignisse im Fluge beschreibt. Ein anderer Professor des Fort-William, Mirsa-Ali, umfaßte mit seinen Studien drei Epochen zugleich: er brachte die dramatische Geschichte Sakuntala's in Urdu-Prosa und in Romanform, gab nach der persischen Uebersetzung Firischta's die Chroniken der Dynastie Bahmanie von Dekkan und entwickelte in seinen Gemälden der „zwölf Monate" (Barah-Mâça) die lange Reihe von Festen, die sich in das hinduische und muselmänische Jahr theilen. Das sind Bibliothekswerke, zu denen auch noch die gehören, welche die muhammedanischen Schriftsteller unter der Leitung ihrer Herren mit besonderer Sorgfalt aus dem Persischen übersetzten: die Chroniken Assam's, in welchen man werthvolle Dokumente über die in Europa wenig bekannte Geographie dieses Landes und über die Völker, die es bewohnen, findet; die Ge-

schichte Tabari's, die Thaten Akbar's, kurz alle im Orient berühmten Handschriften, in welchen die Annalen der großen Reiche verzeichnet worden. Ein orthodoxer Schriftsteller des Königreichs Golkonda, Jafar Scharif, stellte in seinem banun-i-Islam (Regeln des Islam) sämmtliche Gebräuche und Ceremonien dar, die bei den Muselmännern des Südens von dem Augenblick der Geburt bis zur Stunde des Todes üblich sind. Auch linguistische Arbeiten erschienen in den drei Präsidentschaften, so eine Grammatik in Versen in Kalkutta und eine in Prosa in Bombay. Endlich fand eine vollständige Verschmelzung zwischen Asien und Europa, zwischen den Abkömmlingen der Mongolen und den modernen Eroberern statt, als Mir-Hassan-Ali, ein ausgezeichneter hinduischer Muselmann, einen Lehrstuhl in Großbritanien im Kolleg von Addiscombe einnahm und daselbst eine Engländerin heiratete, welche ihm dann nach Laknaw folgte und dazu bereit war, sich in sein Harem einzuschließen. Keiner von Beiden änderte seine Religion. Hassan übersetzte das Evangelium Matthäi und den Vicar of Wakefield ins Hindustanische, und Madame Hassan gab, nach dem Tode ihres Gatten nach Europa zurückgekehrt, das interessante Werk Observations on the Musulmans of India heraus, zu welchem Jener indirekt mitgewirkt.

Noch haben wir von den ernsten Arbeiten zu sprechen, womit sich bald in Asien die Europäer und die Eingeborenen im Interesse ihrer verschiedenen Religionen beschäftigten. Die Presse bot den Christen eine mächtige Hülfsquelle, die ihre Gegner ebenfalls zu benutzen verstanden. Nicht bloß die heil. Schrift, in die Urdu-Sprache übersetzt, wurde von den anglikanischen und amerikanischen Missionairen in ganz Indien verbreitet: auch das Studium des Sanskrit, von der britischen Regierung und den Gelehrten der asiatischen Gesellschaft wieder erweckt, trug seine Früchte: die alten Texte, die philosophischen Schriften, die Gesetzbücher, die brahmanischen Epopöen traten ans Tageslicht in leserlich gedruckten Büchern, die mit unglaublicher Sorgfalt von den Gelehrten der heiligen Kaste verbessert und durchgesehen wurden. Die Muselmänner, welche fürchteten, ihre Lehre könne durch die Berührung mit diesen fremden Philosophieen und Dogmen an Terrain verlieren, waren eben so thätig: zwei Uebersetzungen des Koran ins Hindustanische wurden bald von einigen unterrichteten und uneigennützigen Muhammedanern herausgegeben. Mehrere der wahren Gläubigen hatten sich dazu verstanden, selbst an den Uebersetzungen des alten und neuen Testaments zu arbeiten, und es war vielleicht dieser sichtbare Indifferentismus, der den Saïyid Amad bewog, die strenge Reform in Indien zu unternehmen, um derentwillen er „der Emir der Gläubigen" heißt. Seitdem haben die Anhänger des Propheten es sich angelegen seyn lassen, religiöse Traktate, Katechismen, Dialoge herauszugeben, in welchen der Christ und der Muhammedaner einander bekämpfen; die Argumente zu Gunsten des Islam werden so siegreich hingestellt oder vielmehr so schwach bekämpft, daß der Nazaräer oft nicht weiß, was er sagen soll. Es ist ergötzlich, mit einem Munschi (Professor), der ein wenig exaltirt ist, diese Texte zu lesen, in welchen den Lehren Muhammed's schon im voraus der Sieg gesichert ist.

Wenn man diese kleinen Bücher ansieht, die in unseren Tagen unter der Feder der Mullah's auftauchen, so begreift man die bedeutende Rolle, welche die Religionen in Asien spielen. In diesem Theil der Welt sind die Freigeister selten; auch kennt man dort nicht jene unter uns so gewöhnliche Sucht, alle andere Religionen zu ehren und zu vertheidigen, außer der, in welcher wir erzogen worden. Je aufgeklärter die Bevölkerungen werden, desto mehr gewinnt das Christenthum nothwendig an Terrain, und die zahlreichen Bekehrungen, die besonders von den katholischen Missionairen zu Stande gebracht werden, beweisen, daß für die Bewohner Indiens die Religion ein Bedürfniß ist. Man will dort unter allen Umständen an irgend etwas glauben und die Handlungen seines Lebens unter den Schutz irgend einer Gottheit stellen. Dieses Gefühl erhält sich noch stärker und lebendiger durch den Kampf und die Eifersucht der verschiedenen Religionen, die seit Jahrhunderten hier einander gegenüber stehen.

Uebrigens ist es klar, wie die Europäer hier überall in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung weckend und wiederbelebend eingewirkt. Ein neuer Beleg hierfür ist die kürzlich englisch und in Guzarati-Sprache erschienene Widerlegung einer in Bombay von dem Doktor Willson über die Dogmen Zoroaster's vorgelesenen Abhandlung. Die Angriffe dieses gelehrten Indianisten haben endlich die Aufmerksamkeit der Parsis auf sich gezogen, welche bisher wenig bemüht waren, eine Lehre zu vertheidigen, der sie unwandelbar zugethan bleiben. Diese Polemik wird ohne Zweifel die vollständige Reproduction der alten Texte veranlassen, welche von der so wenig gekannten Religion der alten Gebern handeln, und es wird dies noch ein Schatz seyn, den wir Indien, als dem zweiten Vaterlande der Abkömmlinge der Magier, verdanken werden. *)

Theodor Pavie.

Frankreich.

Französische Forschungen in Londoner Archiven.

Es sind jetzt ungefähr dreihundert Jahre, seitdem französische Minister und Gelehrten angefangen haben, die Materialien zur Geschichte Frankreichs mit Eifer zu sammeln und zu veröffentlichen. Besonders fesselten ihre Aufmerksamkeit die englischen Archive, da sich darin fast sämmtliche älteste Akten derjenigen französischen Provinzen befinden, welche im Mittelalter den Engländern unterworfen waren. Ja, es könnten diese Archive ohne Zweifel nicht nur die jetzt in besonderer Gunst stehende lokale, sondern auch die politische Geschichte von ganz Frankreich bereichern.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in jener Zeit großer wissenschaftlicher Bestrebungen, wurde unter Ludwig XV. Herr von Bréquigny mit dem Auftrage nach London gesandt, alle für Frankreich wichtige Dokumente dort zu prüfen. Nach drittehalb Jahren kehrte Bréquigny mit einer reichlichen Ausbeute zurück, hatte jedoch keinesweges eine erschöpfende Untersuchung angestellt; zumal alle Archive in der größten Unordnung und so unzugänglich waren, daß ihm keine nähere Prüfung möglich war. Neue Untersuchungen blieben daher noch in den nur mangelhaft erforschten Archiven anzustellen; außerdem war es für die Wissenschaft von größter Wichtigkeit, sich zu überzeugen, ob diejenigen in England befindlichen französischen Aktenstücke, die bis auf unsere Zeit ungeprüft waren, die historische Forschung vielleicht durch unerwartete Aufschlüsse fördern könnten. Herr Villemain, Minister des öffentlichen Unterrichts, hat es daher für förderlich gehalten, die wichtige Sammlung der Abschriften der von Bréquigny aufgeführten Aktenstücke zu vervollständigen und die Berichte über alle auf Frankreichs Geschichte Bezug habenden historischen Denkmäler, die sich in England finden, in ein einziges großes Werk zusammenzutragen. Diese Mission wurde auf den Vorschlag des Herrn Thierry im Mai 1842 Herrn Jules Delpit anvertraut. Die ersten Berichte, welche dieser junge Gelehrte an den Minister abstattete, stellen die Wichtigkeit der gewonnenen Resultate als unzweifelhaft dar.

Wir leben nicht mehr in jener Zeit, in welcher Bréquigny, trotz der diplomatischen Unterhandlungen, die zur Beförderung seiner Reise eingeleitet worden waren, trotz der hohen Protection, die ihm gewährt wurde, nach großen Anstrengungen doch nur den Zutritt zu einigen wenigen englischen Archiven erlangen konnte. Die Wissenschaft kennt heutzutage keine Schranke mehr, und der Abgesandte der französischen Regierung hat in London eine so gute Aufnahme gefunden, wie er sie nur wünschen konnte. Unter denen, die zu seinen Gunsten weder Zeit noch Mühe gespart, wird vor Allen Sir Francis Palgrave, der Geschichtschreiber der Angelsachsen, genannt, derselbe Gelehrte, dem England zum Theil die Richtung verdankt, welche die historischen Studien dort in der letzten Zeit genommen haben. Als Aufseher der königlichen Archive hat Sir Francis Palgrave durch eigenhändige Zuschrift den Herren Guizot und Villemain das Interesse auseinandergesetzt, welches die Aktenstücke in den unter seiner Leitung stehenden Archiven und in denen der Londoner Gemeinde für die Beendigung und vollständige Abschließung der großen Sammlungen, die unter den Auspizien der französischen Regierung veranstaltet werden, darböten. Diese letzteren Urkunden, welche in Guild-Hall niedergelegt sind, reichen hinauf bis in die Zeiten Wilhelm's des Eroberers; sie haben bis jetzt noch keinem französischen Gelehrten vorgelegen, da der Zutritt zu denselben Niemanden gestattet war. Der Gemeinderath von London hat dem Herrn Delpit Vergünstigungen zugestanden, die selbst englischen Gelehrten mehrere Male verweigert worden waren, und die englischen Blätter haben diesen Akt internationaler Freundlichkeit ungemein belobt.

Der historische Theil der Urkunden von Guild-Hall, der einzige, welcher Frankreich interessirt, enthält: 1) die Register der Berathungen des Gemeinderaths und die Akten der Munizipal-Corporation von London, von denen die ältesten mit dem Jahre 1273 anfangen; 2) eine sehr beträchtliche Sammlung von handschriftlichen Originalen, deren erste von Wilhelm dem Eroberer herrührt; 3) Sammlungen von Kirchen-Urkunden, Listen und anderen Manuskripten, welche sich größtentheils auf die Gemeinde von London beziehen.

Unter anderen sehr interessanten Dokumenten sind dabei mehr als 150 Aktenstücke über die bisher gänzlich unbekannt gewesenen Verhältnisse und Beziehungen, welche im Mittelalter zwischen den Städten Frankreichs und der City von London bestanden. Eben so wichtig und gleich schätzbar ist die Korrespondenz, welche die Könige und Prinzen während ihrer häufigen Kriegszüge in Frankreich mit den Magistraten ihrer Hauptstadt unterhielten, eine Korrespondenz, deren Verlauf, so zu sagen, ein amtliches Bülletin von den Kriegs-Operationen der englischen Armee in Frankreich bildet, und die auf pittoreske Weise mit einem Bericht über den Einzug Karl's VII. in Paris schließt.

So wie die von Guild-Hall, sind auch die Urkunden des Herzogthums Lancaster bis jetzt noch von Niemanden dem Publikum vorgelegt worden. Leider sind die Register vom Ende des 13ten Jahrhunderts nicht mehr zu finden, aus der Epoche, in welcher Johann II., Herzog von Lancaster, so viele und so verwickelte Streitigkeiten führte, um als Herzog von Aquitanien anerkannt zu werden. Andere Register haben spezielle Angaben über wichtige oder bestrittene Thatsachen der französischen Geschichte geliefert.

Die Aktenstücke, die noch heutzutage im Kapitel-Saale von Westminster aufbewahrt werden, umfassen die alten Urkunden der englischen Schatzkammer, welche, obgleich sie von Bréquigny untersucht worden, doch noch ein weites Feld für neuere Studien eröffnen. Es befinden sich hier Hunderte von Kisten, die seit undenklicher Zeit nicht geöffnet worden sind. Die bereits ihrem Inhalte nach geordneten Archive enthalten eine Sammlung von tausendfunfzig Pergamentrollen, welche mit Genauigkeit, Jahr für Jahr, die Ausgaben und Einkünfte der britischen Herrscher angeben. Das Resumé aller finanziellen Verhältnisse der englischen und französisch-englischen Provinzen wird durch klare und genaue Verzeichnisse ersichtlich.

*) Die parsischen Familien, die zwar nicht zahlreich, aber vermögend sind, haben kürzlich einen Fonds gebildet zur Herausgabe von Werken, die englisch, in alten orientalischen Sprachen oder in Guzarati, ihrem modernen Idiom, geschrieben sind. Der reichste unter ihnen, Herr Damsetji, hat für sich allein die Summe von 3 Lack Rupien oder 200,000 Thaler unterschrieben.

Unter den Akten von Chapter-House, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, führen wir noch an: das Journal der Privat-Ausgaben Eduard's III. in Frankreich; die vertrauten Briefe dieses Fürsten an seine Offiziere und die Berichte dieser an den König. Durch einen Umstand, von dem wir uns keine Rechenschaft geben können, sind einige von diesen Briefen, an denen wir das Siegel noch völlig unverletzt sehen, nicht erbrochen worden und haben dadurch für den Gelehrten, da sie die Korrespondenz eines der bedeutendsten Männer des vierzehnten Jahrhunderts betreffen, den pikanten Reiz, den das Unbekannte und das Neue jeder Zeit auszuüben pflegt.

Es bleiben nun noch Herrn Delpit die Untersuchungen im Tower und im britischen Museum übrig. Bréquigny arbeitete erst in den letzten Monaten seines Aufenthalts in England an der Ausbeutung der Archive des Tower, und die Inventarien dieses Urkundenschatzes, welche in den letzten Jahren veröffentlicht worden, zeigen zur Genüge, daß eine große Anzahl bedeutender Papiere seiner Aufmerksamkeit entgangen ist. Die Sammlungen von Papieren und Handschriften, welche im britischen Museum aufbewahrt werden, haben schon Bréquigny eine reiche Ausbeute geliefert, doch lassen die Kataloge, welche seit seiner Zeit durchgesehen, vervollständigt und veröffentlicht worden sind, mit Bestimmtheit auf neue, werthvolle Entdeckungen, selbst in den von ihm bereits untersuchten Abtheilungen, schließen. Die bloße Uebersicht der neuerdings hinzugekommenen Titel und das erstaunenswerthe Anwachsen des Katalogs seit einem halben Jahrhundert bestätigen dies. Schon allein das Verzeichniß dieser Acquisitionen bildet ein Supplement von fünfundzwanzig Folio-Bänden, und das sind noch nicht alle Hülfsmittel, die England dem französischen Geschichtschreiber zu bieten vermag. Auch in Privat-Bibliotheken befindet sich eine große Anzahl von Dokumenten, die sich auf Frankreich beziehen. Die Bibliothek des Sir Thomas Philips, welche aus mehr als zwölftausend Manuskripten besteht, enthält wenigstens dreihundert über Frankreich. Man beschuldigte die Revolution, diese Papiere den Flammen preisgegeben zu haben, während sie, wie sich aus neueren Untersuchungen ergiebt, durch die Habsucht gewissenloser Agenten in den Besitz der Engländer gelangt sind. (Moniteur.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Frankreich. Ein großartiges Unternehmen zur Verbreitung philosophischer Ideen und zur Kenntniß der Philosophie überhaupt geht jetzt von einigen Freunden und Schülern Victor Cousin's aus: ein Wörterbuch der philosophischen Wissenschaften (Dictionnaire des sciences philosophiques), bearbeitet von den Herren Cousin, Damiron, Barthélemy Saint-Hilaire, Artaud, Barni, Benard, Bouchitté, Bouillet, Bouillier, Charma, Cournot, Danton, de Lens, Dubois, Egger, Leon Faucher, Franck, Jacques, Jourdain, Lebre, Lorquet, Munk, Saisset, Simon, Tissot und Vacherot. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet, von denen der erste bereits erschienen ist. Herr Cousin selbst hat diesen Band kürzlich der „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften" überreicht, wobei er sich in nachstehenden, über das Werk Aufschluß gebenden Worten ausdrückte:

„Im Namen eines Vereins von Professoren der Philosophie überreiche ich der Akademie eine Arbeit, die zu allen Zeiten zwar ein hohes Interesse haben wird, durch die gegenwärtigen Umstände aber eine noch größere Wichtigkeit erhält. Es ist dies ein Werk in vier sehr starken Bänden unter dem Titel „Dictionnaire des sciences philosophiques". Der Akademie ist nicht unbekannt, mit welcher Heftigkeit gewisse Leute, die angeblich im Interesse der Religion auftreten, die Philosophie und alle diejenigen, welche den Beruf haben, sie in den Schulen des Staats zu lehren, in diesem Augenblick angreifen. Statt diese Wissenschaft zu einer Stütze für alle die großen Prinzipien zu machen, auf denen die Gesellschaft ruht, statt nach dem Beispiele der großen Männer des 17. Jahrhunderts sie zur Unterlage der Religion selbst zu machen, möchte man ihr das Geständniß ihrer völligen Ohnmacht entreißen und stellt man sie, mit Hintansetzung der Wahrheit und aller Gerechtigkeit gegen die Personen, als eine Quelle beklagenswerther und subversiver Lehren aller Art dar, die durch das Organ der Universität öffentlich vorgetragen werden. Aber durch diese Manöver ist noch Niemand eingeschüchtert worden. Niemals vielmehr hat die Philosophie wie jetzt eine so große Zahl ernster und gründlicher Werke zur Vertheidigung der heiligsten Lehren hervorgerufen. Ich könnte deren dreißig oder vierzig namhaft machen, die allein im Jahre 1843 erschienen sind. Gleichwohl hat man diese isolirten und nur einzelne Theile der Wissenschaft behandelnden Werke nicht für hinreichend gehalten. Eine Anzahl Professoren hat sich daher und zwar mit offener Darlegung ihrer Zwecke vereinigt, um ihren Arbeiten einen gemeinsamen Mittelpunkt zu geben und sie in einem umfassenden Werke zu konzentriren: Letzteres ist es nun, das ich die Ehre habe, meinen Herren Kollegen zu überreichen.

„Nichts ist so schwierig als die Zusammenstellung eines philosophischen Wörterbuches, aber auch nichts so nützlich, und zwar nicht sowohl hinsichtlich des zum Grunde liegenden Gedankens, als hinsichtlich der Verbreitung der Wissenschaft. Die in Frankreich und England im vorigen Jahrhundert herausgegebenen Encyklopädieen haben dadurch, daß sie alle Gebildeten zu einem gewissen geistigen Niveau erhoben, nicht wenig dazu beigetragen, die gesellschaftliche Ordnung herbeizuführen, deren wir uns heutzutage erfreuen.

„In dem Wörterbuche der philosophischen Wissenschaften nimmt die Geschichte der Philosophie einen ansehnlichen Platz ein, denn wir können im 19. Jahrhundert von den vorangegangenen Jahrhunderten uns nicht trennen und eben so wenig dem ruhmwürdigen Erbtheil entsagen, das sie uns hinterlassen haben. Die Philosophie leidet darunter keinesweges, vielmehr wird ihr dadurch erst recht der erste Rang unter den Wissenschaften vindizirt. An alle wichtige Momente, auf denen das wahre Interesse der Wissenschaft beruht, wie Mensch, Gott, Schöpfung, wird mit Freiheit der Forschung und mit jener Unabhängigkeit des Geistes gegangen, ohne die keine Philosophie möglich ist. Alle große Fragen der Moral, der Psychologie, der Metaphysik werden, freilich mit mehr oder weniger Talent, jedenfalls jedoch mit voller Geisteskraft und im trefflichsten Sinne behandelt und erledigt. Wenn meine Kollegen auf den Theil dieser Arbeit, den ich Ihnen heute übergebe, einen Blick werfen wollten, so würden sie die Richtigkeit meiner Angaben bestätigt finden.

„Ich weise dabei namentlich auf vier Original-Aufsätze hin, welche jeder in seinem Fache wahrhaft erschöpfende Abhandlungen sind. Der erste rührt von einem unserer gelehrten Kollegen her, den ich nicht zu nennen brauche, denn alle Welt wird wissen, wer es ist, wenn ich sage, daß der Aufsatz den Aristoteles betrifft.*) Ich habe in keinem europäischen Werke bisher eine so lichtvolle, umfassende Auseinandersetzung und eine so tiefe Würdigung der Aristotelischen Philosophie gefunden. Der zweite Aufsatz, der sich auf die Philosophie der Araber bezieht**), ist das Werk eines ausgezeichneten Orientalisten, eines eben so bescheidenen als fleißigen Gelehrten, der nur aus Originalwerken geschöpft, von denen einige noch gänzlich unedirt sind. Der dritte Aufsatz, über die Schule von Alexandrien, hat Herrn Jules Simon zum Verfasser, der als Schriftsteller wie als akademischer Lehrer schon hinreichende Proben gegeben. Der vierte ist eine vollständige Abhandlung über die Seele, von einem Professor, dessen Talent zu würdigen die Akademie schon mehreremal Gelegenheit gehabt: ich meine Herrn Franck.***) Endlich erwähne ich auch noch der Einleitung, die ebenfalls aus der Feder des Herrn Franck geflossen und worin mit Klarheit und Geschicklichkeit der Zweck, die Methode und der Charakter des ganzen Werkes dargelegt ist. Ich halte diese Einleitung für eine bemerkenswerthe Arbeit, die sich eben sowohl durch Gewissenhaftigkeit, als durch Kühnheit und Kraft auszeichnet."

— Konzert des Herrn Molique. Pariser Künstler pflegten sonst Berlin als eine Station auf der Reise nach Petersburg zu betrachten, wo es bekanntlich Silberrubel regnet, deren jeder so viel als vier Franken beträgt. Seitdem jedoch ein direkte Dampfschifffahrt zwischen Havre und der russischen Hauptstadt eingerichtet, nehmen französische Virtuosen, Sänger und Tänzer nur selten ihren Weg über Berlin, was hinsichtlich der meisten wohl mehr für sie als für uns ein Verlust ist. Dagegen wird von süddeutschen Landsleuten, wenn sie einen Ausflug nach St. Petersburg machen, Berlin selten umgangen; und diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß wir den tüchtigsten, den künstlerischsten aller jetzt lebenden deutschen Violinspieler seit einigen Wochen in unseren Mauern besitzen. Herr Hof-Musikdirektor Bernhard Molique aus Stuttgart, den wir zuletzt vor etwa zwanzig Jahren — bald nach dem damals wegen seiner Aehnlichkeit mit Napoleon und durch sein groteskes Spiel berühmt gewordenen Violinisten Boucher — in Berlin gehört, hat, nachdem er viele Jahre lang die Season in London verbracht und ein von den Engländern mit Beifall wie mit Guineen förmlich überschütteter artist der Philarmonic Society gewesen, seinen Weg wieder einmal nach dem Norden gerichtet und denkt die bevorstehende Fastenzeit, welches bekanntlich die Zeit der Konzerte in Rußland ist, in St. Petersburg zuzubringen. Eine so klassisch ausgestattete und so glänzend ausgeführte Abendunterhaltung, wie diejenige, die Herr Molique am 14. d. M. im Saale der Sing-Akademie veranstaltete, haben wir lange nicht in Berlin gehabt. Der Künstler selbst spielte sein „drittes Konzert", eine großartige Composition, die nicht bloß dem Instrumente des Virtuosen, sondern auch dem ganzen Orchester Gelegenheit giebt, sich von der brillantesten Seite zu zeigen. Außerdem trug er eine Fantasie über Schweizer-Lieder voll Anmuth und Perlenreinheit vor und, was man in dieser Weise nicht leicht irgendwo noch einmal hören kann — im Vereine mit Herrn General-Musikdirektor Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy eine Beethovensche Sonate (A-moll) für Pianoforte und Violine. Wahrlich, wir könnten die Russen um etwas beneiden, und zwar um etwas sonst gar nicht Beneidenswerthes, nämlich um ihre Fasten, die ihnen die Konzerte eines Künstlers verschaffen, wie Bernhard Molique.

*) Wahrscheinlich ist Barthélemy St. Hilaire gemeint.

**) Wahrscheinlich von Herrn Munk, einem Deutschen, der sich seit einer Reihe von Jahren in Paris mit dem Studium der arabischen Philosophie beschäftigt.

***) Verfasser eines Werkes über die Kabbalah (La Kabbale, ou la philosophie religieuse des Hébreux).

Die Expedition dieser Zeitschrift ist vom 1. Januar 1844 ab Jägerstraße Nr. 25.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Mittwoch den 20. Dezember 1843.

Schweiz.

Ueber die Kommunisten, ihre Lehre, Pläne und Mittel.

(Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.)

Zwar reichen die bis jetzt gemachten Entdeckungen der französischen und schweizer Polizei noch nicht hin, um die Systeme und Absichten der Kommunisten vollständig zu entwickeln, doch lassen sie wenigstens die Grundzüge und die leitenden Ideen mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wir beschränken uns in dem Folgenden auf einige Bemerkungen über den Kommunismus als soziale Erscheinung, das heißt als Wirkung gewisser Ursachen und Symptom eines gewissen krankhaften und regelwidrigen Zustandes der Gesellschaft, so wie über die Mittel und Aussichten, welche die nahe Zukunft sowohl dieser Bewegung als ihren Gegnern gewähren zu wollen scheint.

Bekennen wir zuvörderst, daß die Erscheinung des Kommunismus und seine verschiedenen Aeußerungen eigentlich Niemanden hätten überraschen sollen. Schon längst haben Staats-Oekonomen und Philanthropen ihre Befürchtungen über die Folgen geäußert, welche sich aus der Entwickelung der modernen Industrie ergeben könnten. Man hat dem Publikum die gegenwärtig herrschenden Grundsätze über das Recht des Besitzes dargethan; man hat ihm gezeigt, welche Ausdehnung diese Grundsätze erlangt, welche Folgen sie herbeigeführt haben, namentlich die stets wachsende Ungleichheit in der Vertheilung der Güter; man hat ihm bewiesen, daß die Gesellschaft dadurch auf einen Weg des sogenannten Fortschrittes gerathen ist, dessen Ausgang sehr zweifelhaft ist; aber das Publikum fand für gut, sich zu täuschen und jene Warnungen, jene Wahrheiten mit Entrüstung zurückzuweisen. Nichtsdestoweniger bleiben die Wahrheiten wahr, und trotz aller üblen Laune wird die Lage der Dinge nicht anders, als sie einmal ist.

Wenn die Fortschritte des Fourierismus und des Kommunismus jene Behauptungen bestätigt haben, so werden weder diejenigen, welche sie aussprachen, noch diejenigen, welche sie begriffen und billigten, darin einen Triumph ihrer Eigenliebe oder selbst der Wissenschaft finden wollen; denn es handelt sich um ganz andere Interessen. Die gegenwärtige Gesellschaft ist von den Kommunisten nicht nur in ihrem bestehenden Rechte, in ihren politischen und bürgerlichen Einrichtungen, sondern auch in ihren Sitten, ihrem Glauben, in all dem, was das Wesen und den Grund der gesellschaftlichen Ordnung bildet, angegriffen. Nun können die Glieder einer zahlreichen Familie zwar über die Lebensweise, über die Verwaltung des Hauswesens, über die Subordination, über die Vertheilung der Unterhaltsmittel und des Vergnügens unter einander uneins seyn; wenn aber die Räuber die Thür des Hauses erbrechen und Leitern an die Fenster legen, dann schweigt jeder Streit, und die Kinder schaaren sich um den Familienvater, um den Angriff abzuschlagen, der Alle zugleich bedroht.

Der gewaltige Irrthum der Kommunisten sowohl als der Fourieristen und der modernen Sozialisten im Allgemeinen besteht darin, daß sie den sozialen Menschen mit seinen Begriffen von Recht und Moral als das Ergebniß der Formen der Gesellschaft betrachten. Sie nehmen die Wirkung für die Ursache, und umgekehrt. Sie thun, als wäre der soziale Zustand etwas Zufälliges und Willkürliches, dem der Mensch nicht den Stempel seiner Natur aufgedrückt, in dem er nicht die Befriedigung seiner Bedürfnisse gesucht habe, welche dieselbe Natur ihm anweist; gleich als wäre der soziale Zustand nicht, mit einem Worte, das Produkt des Menschen, der ihn geschaffen hat und der vor aller sozialen Vereinigung bestand.

Dieser Irrthum der Sozialisten ist so grob, so handgreiflich, daß man fast zweifeln möchte, ob die einsichtsvollsten unter ihnen es redlich meinen, ob ein Weitling zum Beispiel jeden Glauben, alle moralische Begriffe, alle philosophische Systeme, welche den Beifall der vorzüglichsten Geister erlangt, welche den Völkern seit so vielen Jahrhunderten als Führer gedient haben, im Ernst nur als Erfindungen betrachtet, welche dazu bestimmt seyen, die privilegirten Klassen zu schützen, die Arbeiter aber und die Armen in dem von jenen ihnen bereiteten Zustande zu erhalten; oder auch als einen Haufen von Vorurtheilen, die aus der äußeren Stellung der verschiedenen Stände entsprungen seyen und durch andere eben so äußerliche Beziehungen wieder in Nichts versinken könnten.

Die Fourieristen haben diesen Irrthum gefühlt. Deshalb beginnen sie auch damit, den Menschen aufs neue zu konstruiren, oder vielmehr auf eine gewisse Weise konstruirt zu setzen; und von dieser hypothetischen Natur des Menschen ausgehend, gelangen sie zu einer Umwandlung der sozialen Organisation. Die Kommunisten geben sich nicht so viel Mühe, das Sophisma zu verstecken, auf dem ihr Gebäude ruht. Sie beschränken sich darauf, im Menschen Begierden und Befriedigungsmittel zu finden, und setzen das höchste Gut in das Gleichgewicht dieser Begierden und Befriedigungsmittel. Die Moralisten haben ebenfalls zu allen Zeiten dieses Gleichgewicht als den Normalzustand des menschlichen Wesens aufgestellt. Aber die Moral will, daß wir unsere Begierden beschränken, um sie in Harmonie mit den Befriedigungsmitteln zu bringen, während die Kommunisten die Befriedigungsmittel eines Jeden auf gleiche Linie mit seinen Begierden zu erheben beabsichtigen. Das Wohlseyn, welches aus dem moralischen Gleichgewichte hervorgeht, sehen sie für ein Uebel an; die Zufriedenheit einer Seele, welche ihre Leidenschaften beherrscht, ist in ihren Augen eine Feigheit, eine sklavische, des freien Mannes unwürdige Gesinnung.

Wir mußten vor allem Anderen diesen charakteristischen Irrthum der kommunistischen Apostel hervorheben, weil alle ihre leitenden Grundsätze, alle ihre Beschuldigungen gegen das Eigenthum, die Familie und die soziale Ungleichheit, alle ihre Organisationspläne von ihm ausgehen, mehr oder minder logische Folgerungen aus ihm sind. Wenn die Hindernisse und Antriebe, welche die thätigen Befriedigungsmittel des Menschen durch die allen bekannten Gesellschaften gemeinsamen Einrichtungen, die Familie, das Eigenthum, die natürlichen und conventionellen Ungleichheiten erfahren, zu gleicher Zeit ein Hülfsmittel nothwendiger Fortentwickelung und die Quelle eines Wohlseyns gewähren, welches demjenigen bei weitem überlegen ist, was aus der Befriedigung der Leidenschaften entspringt; wenn das menschliche Geschlecht, von jenen Hindernissen befreit, dieser Antriebe beraubt, einen Theil seiner Perfektibilität verliert und durch die Gesammtheit dieser neuen Gestaltung seines Lebens sich einer niederen Wesenreihe nähert; wenn all dieses wahr, unumstößlich wahr und durch die Theorie wie durch die Erfahrung bewiesen ist, so ist der Kommunismus gerichtet; er ist in seinem Prinzip, in seinem Wesen verurtheilt, ohne daß man die Folgerungen, die er aus diesem Prinzipe herleitet, die Pläne einer sozialen Organisation, welche er vorschlägt, und die Mittel, welche er zu ihrer Verwirklichung angiebt, einer weiteren Untersuchung zu unterwerfen braucht.

Wir haben uns mit Absicht auf einen ganz allgemeinen Gesichtspunkt gestellt, wo sich die verschiedensten Ansichten über die Natur und die Bestimmung des Menschen begegnen können, indem wir von den Glaubensmeinungen und philosophischen Systemen abstrahirten, in welchen die Ideen der Aufopferung, der Selbstentsagung, des Kampfes gegen die natürlichen Triebe, fortschreitender Läuterung des Herzens vorherrschen, und für welche folglich die Formen der Gesellschaft nie etwas Anderes waren, als Mittel der Vorsehung und des Zufalls, um die Weisheit oder Heiligkeit des Individuums zu beweisen.

Diese religiösen und philosophischen Ideen sind noch heutiges Tages in der gebildeten Welt so verbreitet und so lebendig, daß die Verblendung der Sozialisten kaum begreiflich ist, wenn sie die Welt für ihre Systeme vorbereitet glauben. Wir haben schon früher den Fourieristen das Christenthum als einen Gegner bezeichnet, mit welchem sie sich nur aus einem Uebermaß von Unbesonnenheit in Kampf einlassen können. Wie viel mehr gilt dies von den Kommunisten, welche für die Zukunft und die Hoffnungen des Christen gar keine Hoffnung zu bieten haben.

Aber wäre der menschliche Geist selbst weit ärmer an Glauben, hätte er weit mehr christliche Ideen aufgegeben, als in der That der Fall ist, so entsprechen die Formen der gegenwärtigen Gesellschaft in ihren Grundzügen den Bedürfnissen desselben zu sehr, sie bilden zu augenscheinlich die Bedingung für die Fortbildung der Gattung wie des Einzelwesens, als daß die Nothwendigkeit dieser Formen nicht eine allgemeine, mächtige und lebendige Idee seyn und bleiben, das Bedürfniß, sie aufrecht zu erhalten, sich nicht auch selbst bei jenen Klassen, die den sozialistischen Lehren am meisten zugänglich sind, thätig offenbaren sollte.

Wir wissen, daß die Sozialisten auch ihre Philosophen haben, welche vorgeben, die Grundsätze ihrer Sekte mit dem Christenthum zu vereinigen. Zu ihnen gehört jener deutsche, in Weitling's Korrespondenz erwähnte Metaphysikus, der, ungeachtet seines Wahlspruches: „Atheismus und Anarchie", seinen Atheismus durch Hegelschen Pantheismus und seine Anarchie durch brüderliche Vereinigung der Menschen erklärt. Wir können hier nicht in eine tiefe metaphysische Untersuchung eingehen, aber welches auch immer der innere Charakter jener vorgeblichen Vereinigung seyn mag, der äußere, vom sozialen Standpunkte betrachtet, ist der einer überspannten, individuellen, vereinzelten Meinung, welche nie einen populären Einfluß gewinnen, ein gemein-

schaftliches Band zwischen den herrschenden Grundsätzen des Glaubens und der Philosophie und jener der Kommunisten, zwischen den Ideen, auf welchen die gegenwärtige soziale Ordnung beruht, und jenen, auf welchen die kommunistische Anarchie erbaut werden soll, gewähren kann.

Wir gehören nicht zu denen, die der öffentlichen Meinung eine unbedingte Verehrung zollen. Die öffentliche Meinung ist ein Gegner, den jede Wissenschaft auf ihrem Wege antrifft, und Niemand ist geneigter als wir, gegen die falschen oder ungereimten Orakel, welche sie zuweilen ausspricht, anzukämpfen, dem untersuchenden Geiste und dem erfindenden Genie die Freiheit zuzusprechen, die sie ihm oft verweigert. Doch können wir nicht leugnen, daß ihre Orakel einen Ausdruck der Wahrheit enthalten, der zwar unvollkommen, roh und mit anderweitigen Bestandtheilen vermischt, aber allgemein menschlich und deshalb mächtig ist. Wir wollen uns deutlicher erklären.

Was ist die öffentliche Meinung? Es ist die Art, wie die Masse der Menschen die Ergebnisse der Beobachtung oder des Nachdenkens faßt und aufnimmt; es ist die Form, welche die von höheren Geistern, entweder als unmittelbare Ergebnisse der menschlichen Wissenschaft oder als Offenbarung desjenigen, was über die Sinne und die Vernunft hinausliegt, gegebenen und fortgepflanzten Ideen nothwendig annehmen, um allgemein und populär zu werden. Die Wahrheit wird hier nicht besser behandelt als der Irrthum. Beide erfahren die subjektive Färbung des sozialen Menschen, wie objektiv sie auch immer ihr Erfinder in der ersten Fassung ausgesprochen habe. Wollte man also die Urtheile der öffentlichen Meinung in Bausch und Bogen verwerfen, so müßte man zugleich eine bedeutende Anzahl von Wahrheiten aufgeben, die sie auf ihre Weise ausdrückt, und die nur in dieser Form sich fortpflanzen und auf das soziale Leben wirken können.

In den Fragen aber, die uns beschäftigen, hat sich die öffentliche Meinung gebildet. Sie spricht sich deutlich aus über die Zweckmäßigkeit gewisser Grundlagen der sozialen Ordnung, über die Bestimmung des Menschen, über das Ziel menschlicher Vergesellschaftungen, über die Gewalt der religiösen Dogmen des Christenthums, und sie stößt augenscheinlich alle philosophische Doktrinen zurück, durch welche man den forschenden Glauben und die allgemein gültigen Ideen mit dem Pantheismus und mit der Zerstörung der gegenwärtigen Formen der Gesellschaft zu vereinigen vorgiebt. Die Sozialisten haben also an der öffentlichen Meinung einen Widersacher und finden in ihr, wenigstens für den Augenblick, ein weit bedeutenderes Hinderniß, als in den durch reines Nachdenken gewonnenen Ueberzeugungen derjenigen Menschen, welche die soziale Macht ausüben, und in den hemmenden Maßregeln, welche durch diese Ueberzeugungen herbeigeführt und gerechtfertigt werden.

Dennoch aber wäre es gefährlich, auf eine dauernde Wirkung dieses Hindernisses zu bauen; denn die Irrthümer machen ihren Weg so gut als die Wahrheiten und können auch ihrerseits zu allgemein gültigen Meinungen, und als solche zu einer furchtbaren Gewalt werden. Deshalb ist es nöthig, die Erscheinung des Kommunismus genauer zu studiren und zu untersuchen, inwiefern sie ein Krankheits-Symptom und selbst eine Krankheit der menschlichen Gesellschaft ist.

Die Aeußerungen des Kommunismus gehen fast ausschließlich von der Klasse der Arbeiter aus oder von jenem Theile der Gesellschaft, der ohne Antheil am Grundbesitz und am Betriebskapital von der Arbeit seiner Hände lebt. Diese Klasse hat zu allen Zeiten bestanden und tritt gegenwärtig nicht zum ersten Male feindselig gegen die soziale Ordnung auf. Was charakterisirt aber ihre gegenwärtige Auflehnung, was macht sie gefährlicher als die früheren? Antwort: theils die Stellung, welche diese Klasse in Beziehung auf die übrigen einnimmt, theils die intellektuelle und moralische Entwickelung, welche sie erhält; denn in diesen beiden Punkten hat die moderne Civilisation neue Resultate hervorgebracht, welche den gegenwärtigen sozialen Zustand von dem früherer Perioden unterscheiden. Außerdem hat sich auch die Anzahl derjenigen, welche von ihrer Hände Arbeit leben, bedeutend vermehrt, in Folge der Centralisation der Kapitalien, welche selbst wiederum eine Folge der Entwickelung der Industrie ist.

Für viele unserer Leser bedarf das eben gesagte keiner Erläuterung, da wir aber einen jeden zu überzeugen wünschen, wollen wir versuchen, diese allgemeinen Behauptungen für diejenigen, welchen sie minder klar sind, möglichst einleuchtend zu machen, ohne die anderen zu ermüden, denen sie an sich deutlich sind.

Versetzen wir uns einmal in Gedanken dreihundert Jahre zurück, so in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und fragen, was ein Proletarier jener Zeit, Handwerker oder Arbeiter, war? Wir finden, daß er in näherer oder weiterer Abhängigkeit zu einem großen Grundbesitzer stand oder als Mitglied einer Innung angehörte, das heißt einer durch besondere Gesetze zusammengehaltenen Verbindung. Mit einem Worte, er gehörte zu einer im Staate inbegriffenen Körperschaft, deren verschiedene Mitglieder aber gewisse Rechte und gewisse Pflichten gegen einander, einen gegenseitigen Einfluß und Bande der Abhängigkeit und der Subordination hatten, welche sie als ein Ganzes von Leuten, die nicht zu dieser Körperschaft gehörten, unterschieden und absonderten. Es handelt sich nicht darum, zu wissen, ob diese Stellung den Proletarier geschickter zur Arbeit machte, oder ob der Preis seiner Arbeit und die Erzeugnisse seines Fleißes sich für den Konsumenten günstiger stellten. Wir beschäftigen uns mit seinem moralischen Zustande. In Beziehung auf diesen aber waren seine Ideen, seine Gefühle und seine Handlungen offenbar einer wirksamen und theilnehmenden Kontrole von Seiten der Grundbesitzer oder der Meister des Gewerkes unterworfen, und diese Kontrole konnte nur im Sinne der bestehenden sozialen Ordnung, in einem konservativen Sinne, stattfinden.

Von der anderen Seite aber bot diese Stellung dem Proletarier eine gewisse Sicherheit für die Gegenwart und vortheilhafte Aussichten für die Zukunft. Der Arbeiter wurde von seinem Grundherrn in Krankheits- und Nothfällen unterstützt und konnte durch Sparsamkeit und Fleiß vom einfachen Arbeiter zum Pächter eines Theiles des grundherrlichen Gebietes aufsteigen. Der Handwerker wurde durch die den Mitgliedern der Zunft aufliegenden Pflichten gegenseitiger Hülfsleistung gegen Unglück und Mangel an Arbeit geschützt und hatte die Hoffnung, ja die Gewißheit, selbst Meister zu werden, wenn er eine Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt und sich durch Sparsamkeit und gute Aufführung ein kleines Kapital erworben hatte.

Nehmen wir endlich an, daß der Proletarier einige Schulbildung erhalten hätte, so konnte er sie kaum anders als auf die Vervollkommnung seines Gewerbes oder auf das praktische Leben anwenden, denn er besaß weder Bücher noch Journale, um seine Intelligenz in einem anderen Gedankenkreise zu üben. In der Muttersprache geschriebene Bücher waren selten und theuer, Zeitungen gar nicht vorhanden.

So war der Zustand des ehemaligen Proletariers beschaffen, und seine Klasse war gegen die damalige Bevölkerung verhältnißmäßig weit weniger zahlreich, als bei der heutigen Bevölkerung der Fall ist. Dennoch hatte das sechzehnte Jahrhundert auch seine Kommunisten, unter dem Namen der Wiedertäufer, und es bedurfte vieler Jahre und bedeutender Anstrengungen, um ihren blutigen Feindseligkeiten gegen die bestehende Ordnung ein Ziel zu setzen.

Versuchen wir nun, uns von der Stellung des Proletariers im neunzehnten Jahrhunderte unter allen den bezeichneten Gesichtspunkten Rechenschaft zu geben. Was für ein Unterschied!

Die Arbeiter sowohl für die Landwirthschaft als für die Gewerbe sind emanzipirt, d. h. von allen anderen Banden als denen der allgemeinen Gesetze befreit. Keine Innungen, keine Herrschaften, keine Patrimonial- oder Disziplinar-Gerichtsbarkeit mehr. Der Proletarier verkauft seine Arbeit einem Kapitalisten, welcher dadurch kein anderes Recht erhält und keine andere Pflicht übernimmt, als die Rechte und Pflichten, die sich an einen Kaufkontrakt knüpfen, das heißt Recht auf das Erzeugniß der vollendeten Arbeit, Verpflichtung, den bedungenen Lohn zu zahlen. Es fehlt nur noch, daß die eigene Familie des Proletariers selbst sich auflöst, wohin die frühzeitige Emancipation der zur mechanischen Arbeit geeigneten Individuen gewissermaßen schon zu leiten scheint. (Fortsetzung folgt.)

Japan.

Der Polizeistaat in Japan.

(Zweiter Artikel. Schluß.)

Es war zur Zeit der Präsidentschaft des Herrn Doeff in Dezima, als ein amerikanisches Schiff, das von den Holländern gemiethet (denn man mußte sich damals einer neutralen Flagge bedienen) und auf der Rückkehr mit Kampher und Kupfer beladen war, als es aus der Bai von Nagasaki herausfuhr, an einen Felsen stieß und scheiterte; die Mannschaft hatte Zeit, sich auf Boten zu retten, und kehrte nach Nagasaki zurück. Der amerikanische Capitain, die holländische Faktorei und die Behörden von Nagasaki beschäftigten sich sofort nur mit den Mitteln, das untergesunkene Schiff in die Höhe zu ziehen. Man wollte anfangs japanesische Taucher anwenden, um das Kupfer zu retten, aber der starke Geruch des Kamphers, den das Wasser aufgelöst hatte, machte die Anwendung von Menschen unmöglich; man war im Begriff, das Unternehmen aufzugeben, als ein Fischer, Namens Kiyemon, der dem Fürstenthum Fizen angehörte, vor den Behörden erschien und sich erbot, das Fahrzeug flott zu machen, wenn ihm nur die Kosten der Operation erstattet würden. Man zeigte sich sehr ungläubig hinsichtlich des Erfolgs, aber man nahm das Anerbieten an: der Fischer, ohne sich durch die Spöttereien, die seine Zuversicht hervorbrachte, entmuthigen zu lassen, band unter dem Wasser auf der anderen Seite des Fahrzeuges funfzehn bis siebzehn Boote, die er an einander befestigte; dann kam er mit seinem Lootsenboot, das er eben so an das Hintertheil des gesunkenen Schiffes band, und sobald die Fluth ihr Maximum erreicht hatte, steckte er Segel an alle Böte und spannte sie auf; das gesunkene Schiff hob sich nun mit seiner ganzen Ladung und folgte dem Boot des Schiffers bis zur Stelle, wo man es abladen und ausbessern konnte. Man sagt uns nicht, ob Kiyemon für diesen Dienst eine außerordentliche Gratification bekam, aber man erstattete ihm die Kosten, und der Fürst von Fizen, auf dessen Gebiet die Sache vorfiel, bewilligte dem Fischer das Recht, zwei Säbel zu tragen, nebst dem Adelstitel, indem er ihn zum Wappen einen holländischen Hut und zwei Pfeifen von gebrannter Erde gab, wie die Holländer sich ihrer bedienen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf einen anderen Theil der japanesischen Institutionen, auf die Strafgesetze. Aus den Strafgesetzen, sagt Montesquieu, kann man auf den sittlichen Zustand und die Civilisation eines Volkes schließen.

Die Strafgesetze Japans sind sehr blutig; sie machen keinen großen Unterschied zwischen den verschiedenen Graden der Strafbarkeit; jeder Diebstahl z. B. wird mit gleicher Strenge bestraft. Geldstrafen sind sehr selten und werden nur bei polizeilichen Vergehungen verhängt. Nach der Meinung der Japanesen würden bei öfterer Anwendung von Geldstrafen reiche Delinquenten vor den Armen zu viel voraus haben. Uebrigens sorgt man auf jede mögliche Weise dafür, alle Klassen ohne Ausnahme mit den Gesetzen und Verordnungen bekannt zu machen. In jeder Stadt und selbst in jedem Dorf findet sich ein besonderer Platz, mit einem Geländer umgeben; hier liest ein Herold von einer Estrade herab jedes Gesetz und jede Verordnung, welche die

Regierung beschlossen hat; dann werden sie zur Kenntniß derer, welche beim Lesen nicht zugegen gewesen, noch angeschlagen.

So sehr die Regierung es sich angelegen seyn läßt, das Volk mit ihrem Willen bekannt zu machen, eben so sehr sucht sie sich selbst von dem, was im Lande vorgeht, zu unterrichten. Wir haben gesehen, wie weit die offene und geheime Aufsicht in allen Zweigen der Verwaltung und auf allen Punkten des Reichs getrieben wird. Außer diesen Mitteln, sich über das Betragen der Beamten Kunde zu verschaffen, giebt es eins, das die europäische Civilisation nicht verschmähen würde. In Yedo steht vor dem Palast des Siogun ein viereckiger Kasten, genannt moyas soko oder „Kasten zum Empfang der Klagen". Wer sich in seinen Rechten gekränkt fühlt, kann hier eine Bittschrift hineinwerfen. Der Kasten ist alle Jahre während des Aufenthalts der Gesandten des Mikado bei dem Siogun offen: sie nehmen die Papiere, die sich daselbst finden, mit, um sie zu untersuchen und, wo es nöthig ist, zu antworten.

Aehnliche Kasten giebt es in den bedeutendsten Städten des Reiches. In Nagasaki ist einer am Hotel des Statthalters: zwei Unterbeamten sind hier beständig auf Wache, um diejenigen zu beobachten, die einen Bericht hineinwerfen. Der Kasten wird jährlich sechsmal vom Statthalter geöffnet. Eine Bittschrift, welche der Regierung eine willkürliche oder ungerechte Handlung anzeigt, muß von dem Kläger mit seinem Siegel und seiner Adresse versehen seyn; dann wird sie direkt nach Yedo versandt: die, welche nicht versiegelt und weder Namen noch Adresse tragen, werden verbrannt; doch wenn man ein solches Billet zum dritten Male findet, so wird es ebenfalls nach Yedo geschickt. Da man durch diese Billets das Betragen der Staatsräthe, der Fürsten und anderer hohen Personen kennen lernt, so werden sie an bestimmten Tagen von dem Siogun selbst geöffnet und gelesen, worauf sofort die Untersuchungen, ob die Klagen gegründet sind oder nicht, stattfinden; sind sie gegründet, so nimmt die Regierung ihre Maßregeln; sind sie falsch, so führt man den Kläger zu Pferde durch die ganze Stadt, indem man einen Zettel oder vielmehr eine papierne Fahne trägt, welche zuweilen neun Fuß breit ist und auf welcher sein Name, sein Alter und sein Vergehen beschrieben sind; diese Schrift wird noch in allen Ecken und an den Orten, wo die Verordnungen der Regierung gewöhnlich angeschlagen werden, mit lauter Stimme gelesen; endlich wird dem falschen Angeber auf dem Hinrichtungsplatz der Kopf abgeschnitten. Während Titsing's Aufenthalt in Japan wurde eine solche Hinrichtung an einem gewissen Matsmoto, einem Offizier des kuni, Fürsten von Tango, der damals Gouverneur in Nagasaki war, vollstreckt. Matsmoto hatte oft den Fürsten um die Erlaubniß ersucht, ihn nach Nagasaki zu begleiten; der Fürst, welcher wußte, daß Matsmoto trotz seiner Fähigkeiten und Talente von wunderlichem und unruhigem Charakter sey, ließ ihn in Yedo. Matsmoto, über die Zurückweisung erbittert, warf in den Klage-Kasten zu Yedo eine versiegelte und mit seinem Namen unterzeichnete Denunciation gegen den Gouverneur, dessen Verwaltung er verleumdete. Diese Anklagen wurden untersucht und falsch befunden, und Matsmoto wurde hingerichtet.

Die Justiz-Verwaltung in Japan ist nach den Berichten der Reisenden rasch und unparteiisch. Sie läßt kein Ansehen der Personen, keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, Reich und Arm zu: doch werden die politischen Verbrechen viel strenger bestraft und bleiben auch nicht so leicht verborgen. Dies hat seinen Grund in der großen Verantwortlichkeit, die auf den Beamten lastet; diese würden, wenn sie bei Verfolgung solcher Verbrechen nachlässig zu Werke gingen, ihre eigene Existenz und Ehre aufs Spiel setzen, da es bei dem Spionirwesen, wie es in Japan organisirt ist, nicht fehlen kann, daß die Regierung früher oder später von der Thätigkeit und dem Eifer eines Beamten in solchen Fällen genau unterrichtet wird.

Die Klagen über Gegenstände von geringerer Bedeutung werden vor die Ottona's gebracht, welche oft als Polizeibeamte verfahren, heimlich und mit dem Beistand und unter der Kontrole der von der Behörde angewendeten Spione. Man kann von ihrem Ausspruch an ein öffentliches Tribunal appelliren. Die Ottona's haben als Bevollmächtigte der Munizipal-Behörde die Befugniß, kleine Vergehungen zu bestrafen, nayboen, d. h. im Geheimen, wodurch sie die Oeffentlichkeit gewisser Fälle verhindern und den Ruf oder die Empfindlichkeit des Schuldigen schonen.

Die öffentlichen Gerichte stehen in großer Achtung, und ihre Sitzungen sind sehr feierlich; die Richter gelten für sehr eifrig, sehr geschickt und selbst schlau in ihrer Wirksamkeit. Es mißlingt ihnen selten, die Sache ins Klare zu bringen; doch nehmen sie auch, wenn andere Beweismittel fehlen, zur Folter die Zuflucht. Ihre Entscheidungen lassen keine Appellation zu.

Die Todesstrafe, und selbst der Spruch, der sie verhängt, hat die Confiscation der Güter des Schuldigen zur Folge und bringt Schmach auf die Familie. Daher kommt es, daß Jemand, der einer höheren Klasse angehört, wenn er eines Verbrechens angeklagt wird und sich schuldig fühlt, um dem Prozeß und den seine Familie treffenden Folgen desselben vorzubeugen, sich den Bauch aufschneidet. Wenn der Schuldige so schnell verhaftet wird, daß er nicht im Stande ist, sich selbst zu tödten, seine Familie aber bei den Richtern oder Kerkermeistern Interesse erregt, so giebt es noch zwei Mittel, die Ehre des Individuums und seiner Familie zu retten. Der Gefangene bekommt im Gefängniß von einer befreundeten Hand eine Waffe, womit er sich den Tod giebt: doch wird dieses Mittel selten angewendet, da es den dienstfertigen Freund selbst in Gefahr bringt. Ein anderes Verfahren ist folgendes: die Richter geben den Befehl, den Angeklagten auf die Folter zu bringen, und zugleich empfiehlt man dem Henker, keine Fragen an den Patienten zu richten, wenn die Operation von der Art ist, daß er auf der Stelle davon stirbt. Dann verbreitet man das Gerücht, daß er an einer Krankheit gestorben ist; da er nun vorher keiner Schuld überführt worden ist, so wird der Leichnam der Familie zur Beerdigung ausgeliefert, und die Folgen einer richterlichen Verurtheilung sind umgangen.

Ein zu Tode verurtheilter Verbrecher wird, wie wir oben beschrieben, geknebelt auf einem Pferde zum Hinrichtungsplatz geführt, der außerhalb der Stadt liegt. Sein Verbrechen wird sowohl durch die Ausrufer als durch die papierne Fahne dem Publikum kund gethan. Auf dem Wege zur Hinrichtung kann Jedermann dem Delinquenten eine Erfrischung reichen, was aber nur selten geschieht. An dem Ort der Hinrichtung nehmen die Richter und ihre Assistenten Platz, umgeben von den Insignien ihrer Functionen und bloßen Schwerdtern. Der Delinquent bekömmt hier von dem Henker ein Glas saki mit einigen anderen Artikeln, als gesalzenem Fisch, Wurzeln, Früchte, Pilze oder Backwaaren; dieses letzte Mahl darf er mit seinen Freunden theilen; dann setzt man ihn auf eine Strohmatte zwischen zwei Sandhaufen, und sofort schneidet ihm der Henker mit einem Schwerte den Kopf ab. Der Kopf wird an einen Pfahl befestigt, an welchem auch der Zettel, auf dem die Umstände seines Verbrechens verzeichnet sind, angebracht wird; so bleibt er drei Tage lang ausgestellt, und dann erhält die Familie die Erlaubniß, den Leichnam zu begraben.

England.

Reihefolge der Shakspeareschen Dramen.

In Knight's „William Shakspere", worüber wir in Nr. 130 und 131 des Magazins eine Notiz mittheilten, findet sich nachstehende Tabelle der Shakspeareschen Dramen, die ihre Zeitfolge nach positiven Thatsachen bestimmt und als Resultat der gewissenhaftesten Forschungen aller Anerkennung werth ist.

Drama	Jahr
Heinrich VI. Erster Theil. Wird von Nashe in seinem „Pierce Pennilesse" erwähnt im Jahre	1592
Heinrich VI. Zweiter Theil. Gedruckt als der „erste Theil des Bürgerzwistes" (the 1st part of the Contention)	1594
Heinrich VI. Dritter Theil. Gedruckt als „das wahre Trauerspiel von Richard, Herzog von York"	1595
Richard II. Gedruckt	1597
Richard III. Gedruckt	1597
Romeo und Julie. Gedruckt	1597
Verlorne Liebesmühe. Gedruckt	1598
Heinrich IV. Erster Theil. Gedruckt	1598
Heinrich IV. Zweiter Theil. Gedruckt	1600
Heinrich V. Gedruckt	1600
Der Kaufmann von Venedig. Erwähnt von Meres 1598, gedruckt	1600
Der Sommernachts- (oder Johannisnachts-) Traum. Erwähnt von Meres 1598, gedruckt	1600
Viel Lärmen um Nichts. Gedruckt	1600
Wie es Euch gefällt. In Stationer's hall (dem Buchhändler-Amtshause) registrirt	1600
Ende gut, Alles gut. Wie man glaubt, von Meres unter dem Namen „Gewonnene Liebesmühe" erwähnt	1598
Die zwei Edelleute von Verona. Von Meres erwähnt	1598
Das Lustspiel der Irrungen. Von Meres erwähnt	1598
König Johann. Von Meres erwähnt	1598
Titus Andronikus. Gedruckt	1600
Die lustigen Weiber von Windsor. Gedruckt	1602
Hamlet. Gedruckt	1603
Der heil. Dreikönigs-Abend (Twelfth Night). In der Middle Temple hall aufgeführt	1602
Othello. In Harefield aufgeführt	1602
Maß für Maß. In Whitehall aufgeführt	1604
König Lear. Gedruckt 1608, in Whitehall aufgeführt	1607
Die gezähmte Widerspänstige. Soll 1593 in Henslow's Theater aufgeführt worden seyn. In Stationer's hall registrirt	1607
Troilus und Cressida. Gedruckt 1609, früher bei Hofe aufgeführt	1609
Perikles. Gedruckt	1609
Der Sturm. In Whitehall aufgeführt	1611
Das Winter-Mährchen. In Whitehall aufgeführt	1611
Heinrich VIII. Wurde als neues Stück aufgeführt, als das Globe-Theater abbrannte	1613

„Von den 37 Schauspielen unseres Dichters", sagt Knight, „können mithin 31 in annähernder Zeitfolge geordnet werden. Die oben angeführten Jahreszahlen werden indessen durch andere Umstände modifizirt, die wir in unseren einleitenden Bemerkungen zu jedem einzelnen Drama angegeben haben. Es bleiben nur noch sechs Stücke übrig, deren Datum sich weder durch ihr Druckjahr, durch die Angaben der Zeitgenossen, noch durch Nachrichten über ihre erste theatralische Darstellung festsetzen läßt, und diese gehören ohne Zweifel der letzten Periode des Dichters an. Es sind folgende: Macbeth, Cymbelin, Timon von Athen, Julius Cäsar, Antonius und Kleopatra, Coriolan."

Mannigfaltiges.

— **Englische Vergleichung deutscher und französischer Novellistik.** Blackwood's Magazine giebt als Einleitung zu einer etwas phantastischen Erzählung Balzac's nachstehende Vergleichung zwischen französischer und deutscher Novellistik, worin besonders das Hereinspielen einer phantastischen Geisterwelt in vielen unserer deutschen Novellen im Gegensatz zu den zwar ganz realen, aber nichtsdestoweniger durch ihre Schwärze abschreckenden

und fast dämonisch erscheinenden Charakteren französischer Romane hervorgehoben wird. Der Reviewer, der einerseits von Tieck, E. T. A. Hoffmann und La Motte Fouqué und andererseits von Balzac, Sue und Soulié spricht, hat, da er diese Schriftsteller einander gegenüberstellt, allerdings Recht; aber er hat Unrecht, zwei ganz verschiedene Literatur-Perioden mit einander zu vergleichen. Auch wir haben jetzt unsere Balzac's, Sue's 2c. so gut wie die Franzosen. Es ist jedoch interessant, einen Engländer diesen Vergleich zwischen Deutschen und Franzosen anstellen zu sehen. Nachdem der Reviewer bemerkt, daß die deutsche und die französische Novellistik sich mehr von einander, als jede von beiden von der englischen unterscheiden, und daß viele Erzählungen, die in Paris sehr populair sind, in Wien und Berlin keinen Eindruck machen würden, nachdem er sodann die Ansicht bestritten, daß die französische Literatur in sittlicher Beziehung der deutschen nachstehe, indem er meint, daß keine in dieser Hinsicht vor der anderen etwas voraus habe, fährt er fort:

„Der französische Schriftsteller läßt sich nie dazu herab, die Dräthe seiner Marionetten fallen zu lassen, um selbst eine dieser Figuren zu werden, oder auch nur seine Zuschauer mit dem Gedanken zu täuschen, daß seine Marionetten etwas Anderes als Marionetten sind: er giebt nie zu, daß der Leser den Verfasser aus dem Gesicht verliere; er thut sich was darauf zu Gute, daß er der große Taschenspieler ist, und er würde es keinesweges für ein Kompliment halten, wenn man über das Interesse der Erzählung sich ausspräche und dabei von dem Talent des Erzählers absähe. Aber er weiß seine Dräthe so geschickt zu handhaben und ist wirklich den fingirten Individuen, die er vor uns stellt, so unendlich überlegen, daß es kein Wunder ist, wenn wir Alexander Dumas oder Jules Janin ihren Helden vorziehen. Die Deutschen haben im Vertrauen auf die Kraft ihres eigenen Glaubens die Leichtgläubigkeit ihrer Leser bis zu einem Grade in Anspruch genommen, den nüchterne Protestanten nur schwer erreichen können. Tieck und Hoffmann führen uns böse Engel und Geister vor, die sie selbst mit so ehrfurchtsvollen Augen ansehen und von deren wirklicher Existenz sie so vollkommen überzeugt zu seyn scheinen, daß man unwillkürlich von seltsamen Gefühlen beschlichen wird, wenn man ihre Geschichten in der Geisterstunde liest, wenn das Feuer fast ausgebrannt ist und die Kerzen nur noch anderthalb Zoll lang sind. Der Franzose läßt selten einen Geist erscheinen — einen bösen Engel nie; aber er entschädigt dafür, indem er menschliche Wesen mit Gesinnungen beschreibt, daß ein böser Engel sich schämen würde, mit ihnen Gemeinschaft zu haben. Es wird der höchste Grad menschlicher Nichtswürdigkeit geschildert, aber die Nichtswürdigkeit ist doch immer menschlich; es ist nur eine sehr schauerliche Erweiterung eines wirklichen Charakters, bei der aber keine Schauer aus der anderen Welt entlehnt sind. Ein französischer Schriftsteller weiß sehr wohl, daß die Schlechtigkeit dieser Welt groß genug ist, um einem die Haare in die Höhe zu treiben, und Meister im Anstößigen wie Fr. Soulié und Eugène Sue können daher sehr gut Vampire und Leute, die ihre Seelen dem Teufel verkaufen, entbehren. Der Deutsche hat einen kurzen Weg zum Schauerlichen und Erhabenen, indem er einen lebendigen Dämon in seine Geschichte bringt und ihn mit menschlichen Attributen bekleidet: der Franzose nimmt den schwerern Weg und schildert einen wirklichen Menschen, den er mit den Gesinnungen eines Satans begabt. Der Fehler des Einen ist Uebertreibung, der des Anderen eine falsche Bildung; der erstere wird durch außerordentliches Geschick, der zweite durch einen wunderbaren Glauben gut gemacht. Welcher Gegensatz zwischen La Motte Fouqué und Balzac! wie national und charakteristisch sind Beide! Niemand kann ein Kapitel im „Zauberring" lesen, ohne wahrzunehmen, daß der Baron an die Wunder seiner Geschichte glaubt; eine Seite in dem Anderen reicht hin, zu zeigen, daß es wenig Dinge auf der Erde giebt, an die er überhaupt glaubt. Mit offenem Munde und stieren Augen sieht der Deutsche die ganze Phantasmagorie der Unterwelt vor sich vorüberziehen; beißend und sarkastisch spaziert der Franzose unter seinen Figuren in einem vergoldeten Besuchzimmer, sondirt ihren Geist, bricht ihre Herzen, untergräbt ihren Ruf und scheint eine tiefe Verachtung für jeden Leser zu hegen, der von seinem Talent so hingerissen wird, daß er auch nur ein Tütelchen von Theilnahme an die luftigen Schattenbilder verschwendet, die er für eine kurze Zeit mit Fleisch und Blut versehen hat. Wir gestehen, der nüchterne Supernaturalismus der Deutschen hat weniger Anziehendes für uns als die grinsende Natürlichkeit der Franzosen. Es ist mehr Konsequenz darin, und überdies haben wir ja immer weniger Sympathie für den besten Teufel als für den schlimmsten der Menschen. Der Franzose hat auch nicht nöthig, in die Unterwelt hinabzusteigen, um sich Ungeheuer zu schaffen, vor denen wir zurückschaudern. Seine eigene schauerliche Revolution bietet ihm Namen, vor welchen Lucifer seinen Kopf verstecken muß; dieses ungeheure Repertorium alles Schauerlichen und Grotesken ist es, aus welchem die Feuilletonisten zu jeder Zeit schöpfen können. Auch macht man viel größere Wirkung mit einem leibhaften Schurken, dessen ganze Macht auf die bekannte und unleugbare Scheußlichkeit seines Charakters gegründet ist, als mit all den hohläugigen Bürgern der Unterwelt, die ihre gespaltenen Füße in geputzten ledernen Wellington-Stiefeln und ihre Schwänze in einem fashionablen Surtout verbergen."

— **Kunst in Dänemark.** Berichte über die diesjährige Ausstellung der Akademie der schönen Künste in Kopenhagen geben uns eine Uebersicht über den Zustand der Kunst in Dänemark. Die Ausstellung war ungewöhnlich reich. Von den einheimischen Künstlern werden genannt in der Skulptur: Jerichau, der sich in seinen Basreliefs, die Hochzeit Roxanen's darstellend, als ein treuer, doch geistreicher Nachahmer der Antike zeigt; Bissen, in dessen bewundernswerthen Kunstwerken sich ein warmer, romantischer Geist neben der antiken Naivetät ausspricht; Kolberg, ein junger Künstler, und Fräulein Adelgunde von Herbst, der die Akademie ein Diplom als Ehrenmitglied gesandt hat für ein stehendes Pferd (in natürlicher Größe). — Die verschiedenen Zweige der Malerkunst sollen sehr gut repräsentirt seyn, obgleich man den dänischen Künstlern nicht zu viel Studienhaftes vorwirft. Gerühmt werden Gurlitt, Kloß, Lundby und Skovgaards; auch A. Melby's Seestücke sollen trefflich seyn. An den Blumen-Gemälden von Professor Jensens wird Mangel an Wahrheit getadelt; unter den Malern von Genrestücken besonders Sonne, Raabsig und Schleisner genannt. Die Historien-Gemälde aus der Profan-Geschichte waren gering an Anzahl und Werth; besser befriedigten die religiös-historischen Malereien von Adam Müller, Gertner, Roed. Mit Portraits waren die Säle fast überfüllt, doch konnten nur wenige (die von Marstrand und Gertner) als Kunstwerke von Bedeutung gelten. Thokjellerup in München hatte zwei interessante Thierstücke eingesandt und der junge Loeför sich als guter Architektur-Maler gezeigt.

Bibliographie.*)

Italien.

G. Freschi Guida per allevare i bachi da seta. 4. (verb.) ediz. 8. San-Vito 1843. 1 l. 20 c. — G. Signorelli Metodo pratico per il buon governo dei bachi da seta. 8. Pavia 1843. 2 l. 50 c.

A. Vaccà Berlinghieri Trattato dei mali venerei. 8. Firenze 1843.

G. Polli Ricerche ed esperimenti intorno alla formazione della cotenna del sangue ed al suo valore sintomatico nelle malattie. 8. Milano 1843. — Abdruck aus den Annali universali di medicina.

G. Corneliani Opuscolo sulla non infiammabilità della membrana interna dei vasi arteriosi e venosi. 8. Pavia 1843. 1 l. 30 c.

G. Perfetti Storia di un caso di gravidanza uterina fuori dell' addome. 8. Fermo 1843.

G. Brocchi Conchiologia fossile subappennina, con osservazioni geologiche sugli Appennini e sul suolo adiacente. 2 vol. 16. mit 1 Atlas 4. Milano 1843. 13 l. (Neuer Abdruck.)

G. Zanardino Saggio di classificazione naturale delle ficee. Aggiunti nuovi studii sopra l'androsace degli antichi, — ed enumerazione di tutte le specie scoperte e raccolte dall' autore in Dalmazia. 66 Seit. 4. mit Kpf. Venezia 1842.

L. Menin (Prof. in Padua) Il costume di tutti i tempi e di tutte le nazioni. Fasc. 80. Fol. Padova 1843. — Fasc. 1—80 (Padova 1833—43) 227 l. 7 c.

C. L. Morichini Degl' istituti di pubblica carità ed istruzione primaria e delle prigioni in Roma; libri tre. Nuova edizione. 2 vol. 18. mit 8 Tabellen. Roma 1842. 9 l. 73 c. — Vielfach vermehrte Ausgabe des zuerst im J. 1835 erschienenen ausgezeichneten Werks. Es ist namentlich das ganze dritte Buch „Von den Gefängnissen" neu hinzugekommen.

Epistole di Dante Allighieri, edite e inedite, aggiuntavi la Dissertazione intorno all' acqua e alla terra, e le traduzioni e note di diversi, per cura di A. Torri gr. 8. Livorno 1842. (Auf dem Umschlage, u. wirklich erschienen 1843.) — Diesen Titel entnehmen wir einer Anzeige in Nr. 341 der „Blätter für literar. Unterhaltung" von d. J. In derselben weist Hr. Prof. K. Witte die unrechtliche Art und Weise der Entstehung und die auffallenden Mängel jener Ausgabe nach. — Sie enthält überhaupt vierzehn lateinisch geschriebene Briefe, von denen indeß nur sechs wahrhaft zum ersten Mal gedruckt sind, und ist bestimmt, einen Theil einer vollständigen Ausgabe der kleineren Schriften des Dante zu bilden. — Die daran befindliche Dissertation ist nach dem einzigen bekannten Exemplar der Venediger Original-Ausgabe vom J. 1508 abgedruckt.

Neue bemerkenswerthe Erläuterungsschriften zur Divina Commedia sind: M. G. Ponta Orologio di Dante Allighieri per conoscere con facilità e prontezza la posizione dei segni del zodiaco, le feste diurne e le ore indicate e descritte nella Divina Commedia. 38 S. 8. mit 1 Kpft. Roma 1843. (Besonderer Abdruck aus dem Album.) — G. Picci I luoghi più oscuri e controversi della Divina Commedia di Dante dichiarati da lui stesso, con tre appendici. 8. Brescia 1843. 4 l. — Die Appendici enthalten: I. Idiotismi bornuiesi in Dante e in altri classici toscani. II. Ottantasette nuove lezioni della Divina Commedia proposte a' suoi futuri editori. (Bezug nehmend auf die nicht in den Buchhandel gekommene Lettera di G. Bernardoni a P. Zambelli sopra varie lezioni tratte specialmente dal testo della „Divina Commedia" di Dante spiegato da Francesco da Buti pisano nel suo commento a quel poema. Milano 1842. 64 Seit. 8., worin gegen 600 Lesarten verzeichnet sind.) III. Biblioteca dantesca del secolo decimonono (eine keineswegs vollständige Bibliographie mit folgenden 5 Unterabtheilungen: 1. Ausgaben und allgemeine Erläuterungsschriften der Divina Commedia in italiänischer Sprache (39 Artikel); 2. Uebersetzungen und Erläuterungsschriften in anderen Sprachen (17 Art.); 3. Spezielle Erläuterungsschriften (116 Art.); 4. Ausgaben und Erläuterungsschriften der kleineren Werke des Dante (22 Art.); 5. Biographische Schriften über Dante (18 Art.)). — Die unlängst in Rom erschienenen Lezioni sulla Divina Commedia des Advokaten F. Mercuri vermögen wir einstweilen nicht ihrem genauen Titel nach anzugeben.

G. Rosini Il conte Ugolino della Gherardesca e i Ghibellini di Pisa, romanzo storico. 3 vol. 8. mit Kpf. Milano 1843. 12 l. — Und, gleichzeitig erschienen, 2. edizione. 3 vol. 16. ebend. 7 l. 50 c. — Vorangeht eine historische Einleitung über die Schicksale der pisaner Republik seit d. J. 1064. Die Kosten der Herausgabe trug G. B. Peretti, ein Schüler des Verf., welcher Professor in Pisa und als Romanschreiber nicht unbekannt.

G. Prati Lettere a Maria intorno alle belle arti in Torino, con versi inediti. 8. Torino 1843. 4 l. — Der darin namhaft gemachten Künstler sind 36.

L. Canina Ricerche sull' architettura più propria dei tempj cristiani e applicazione della medesima ad una idea di sostituzione della chiesa cattedrale di S. Giovanni in Torino. 147 Seit. u. 37 Kpft. Fol. Roma 1843. — Ein nicht in den Buchhandel gekommenes und für die Geschichte u. Theorie des Kirchenbaustyls höchst bedeutendes Prachtwerk des Römischen Architekten.

Auf Malta erschien nachfolgendes Lobgedicht auf das Wasser: Dell' Acqua, carme di L. De Caro rivolto dal latino in versi italiani da F. Bisazza. 44 Seit. 4. Malta 1842. — Zugleich mit dem lateinischen Text. Der Uebersetzer ist ein Freund des maltesischen Verfassers.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1844 werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Da zu Ende d. J. die Expedition des „Magazins" von der der Allg. Preuß. Zeitung völlig getrennt wird, so wolle man in Berlin neue Bestellungen nur an die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. (Jägerstraße Nr. 25) richten. Auswärts nehmen nach wie vor alle Postämter und Buchhandlungen Bestellung an.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Freitag den 22. Dezember 1843.

Polen.

Towiański und sein System.

Aus dem rok 1843, von Moraczewski.*)

Die Lehre Towiański's ist in den periodischen Blättern schon vielfach besprochen worden. Ein Theil derselben hält sie für puren Wahnsinn und ihren Apostel für einen zweifelhaften Menschen. Andere betrachten sie als ein nothwendiges Erzeugniß der Gegenwart mit den Zeichen der Zeit in Verbindung. Towiański hat sich sammt seiner Partei in keine Widerlegungen oder Aufklärungen eingelassen, weil er dies für seinem Systeme nachtheilig erachtete, und darum entstand eine Menge zusammenhangloser Gerüchte, die zum Theil erfunden waren. Es fand sich eine Partei, die es für ihre Pflicht ansah, gegen Towiański in Kampf zu ziehen. Doch könnte es schwerlich eine Kritik dieses Systems geben, das eigentlich noch als kein System vor dem Publikum steht, sondern nur als fragmentarische Tradition, und wo die Kritik etwa nur im Stande wäre, die Bestandtheile zu prüfen, woraus das Ganze eklektisch zusammengesetzt ist. Vor Allem wollen wir uns mit dem Lehrmeister selbst bekannt machen.

Towiański ist seiner Geburt nach aus Litthauen, wo er ehemals ein kleines adeliges Gut besaß, seiner Umgegend als ein Mensch von Charakter bekannt war und sehr zur Einsamkeit und Melancholie hinneigte; er besaß kein großes Talent, war aber in den verschiedensten Beziehungen thätig. Da er den Umgang mied, wurde seiner auch fast vergessen. Doch aus den Gesprächen zwischen ihm und seinem Schwager Gutt wollte man schon damals erkennen, daß sie einen neuen Gedanken beriethen, der nichts mehr und nichts weniger zum Zweck habe, als der Menschheit durch eine radikale religiöse Reform eine andere Richtung zu geben. Der Himmel Litthauens schien nicht günstig für die Ausführung eines solchen Unternehmens, und deshalb suchte Towiański das Ausland.

Er that dies in der Ueberzeugung, daß er, um seiner Sache Fortgang zu verschaffen, einen hochstehenden Mitarbeiter in dieselbe hineinziehen müsse.

Es war dies gerade die Zeit, worin der Mischehenstreit begann und der Erzbischof Dunin vor die Oeffentlichkeit trat. Towiański wollte diesen Umstand benutzen, kam nach Posen, machte die Bekanntschaft des Erzbischofs, zeigte sich sehr fest im katholischen Glauben und trat mit dem Erzbischof in ein enges Verhältniß. Von ihren Gesprächen war Niemand Zeuge, nur bemerkte man, daß der verstorbene Erzbischof, welcher gewöhnlich Civilkleider trug, Towiański stets im amtlichen Ornate empfing, häufige Konferenzen mit ihm hatte und mit der Messe auf ihn wartete, während welcher Towiański häufig zu Kreuz lag. Als sich jedoch Towiański in seinen religiösen Ideen zur Kosmogonie hinzuneigen anfing, wurde der Erzbischof inne, daß ihre Ansichten toto coelo von einander abwichen, hielt, da er die neuen religiös-sozialen Lehren nicht kannte, Towiański für einen Menschen von mangelhaftem Verstande und zog sich gänzlich von ihm zurück.

Letzterer richtete nun sein Augenmerk auf Leute, die während der letzten Revolution einen klangvollen Namen erlangt hatten, und erkannte im General Skrzynecki einen Mann, dessen Religiosität den Himmel zur Erde herabziehen könne, obgleich er sich von sehr irdischen Verhältnissen beherrschen lasse. Anfangs trat Towiański gegen Skrzynecki als ein Mensch voll religiösen Eifers und voller Achtung vor der historischen Grundlage der katholischen Kirche auf. Beide sympathisirten auf ungehoffte Weise, doch später bemerkte Skrzynecki, daß die Untrüglichkeit des sichtbaren Oberhaupts der Kirche, die ganze katholische Kirche, das Christenthum nicht die Grundlage der Ueberzeugung Towiański's seyen, der ihn in dem Glauben erhalten wollte, er sey, trotz der radikalen Reformen, die er bewirken wolle, der rechtgläubigste Sohn der Kirche. Skrzynecki verlangte deshalb schriftliche Abfassung der Reform-Grundsätze und kam zu der Ueberzeugung, daß es hier nicht um eine Reform der katholischen Kirche, sondern des ganzen Christenthums, oder vielmehr darum zu thun sey, dasselbe auf eine neue Stufe der Trennung vorzuschieben. Als treuester Anhänger der römischen Kirche brach er mit Towiański, der zu erkennen gab, er sey augenscheinlich der neue, zweite Messias. Einige Zeitschriften behaupteten, es habe sich eine dritte Person in die Angelegenheit gemischt und die Verhältnisse aufgelöst; wem jedoch Skrzynecki auch nur entfernt bekannt ist, wer bedenkt, daß er in Warschau vor der Revolution der einzige Abonnent der Quotidienne war, wer da weiß, welche Ansichten er stets offenbart, welchen Trotz er darin gezeigt hat, der wird gestehen, daß Skrzynecki nicht durch äußeren Einfluß, sondern aus tiefer Ueberzeugung mit Towiański alle Verhältnisse brach und brechen mußte.

Diese an Dunin und Skrzynecki gemachte Erfahrung schreckte jedoch Towiański von dem Umgange mit anerkannten Katholiken nicht ab, und so suchte er Mickiewicz's Freundschaftsbündniß, wurde jedoch gänzlich zurückgewiesen. Erst die Heilung oder vielmehr die Nachricht der Heilung von Mickiewicz's Frau wurde die Grundlage der Freundschaft zwischen Messias und Dichter, und Mickiewicz sagt geradezu, daß er seinem Freunde und Meister Towiański sein häusliches Glück verdanke und die Folgen seiner Wunderthätigkeit erfahren habe.

Gleichzeitig mit Mickiewicz brachten der Dichter Gorecki und Sabański, Beide von guter Seite bekannt, das Towiańskische System zu Ehren. Indessen verkündete Mickiewicz gemeinschaftlich mit Towiański in der Kirche Notre dame den Anfang einer neuen Aera. Gorecki, der, nicht gewöhnt, in theologische und philosophische Systeme einzudringen, mehr Soldat und Dichter ist, mußte sich täglich mehr von der Idee entfernen, die, aus verschiedenen politischen Verbindungen, sozialen Systemen, dem St. Simonismus, Fourierismus gebildet, zu den alten Lehren des Orients zurückstrebt. Unter den Emigranten herrschten damals Gerüchte über Mißverständnisse zwischen Gorecki und Mickiewicz wegen einer Schrift, die Towiański als Organ der göttlichen Offenbarung redigirte und Mickiewicz verbesserte. Gorecki nämlich behauptete, die Worte Gottes bedürften keiner Verbesserung oder wären eine Lüge.

Towiański's Lehre trat zu der Zeit auf, als in Frankreich die Fragen des St. Simonismus schon veraltet waren und in Deutschland Strauß und Bruno Bauer auftraten. Der polnische Messias fiel zwischen die katholischen und pantheistischen Systeme mitten hinein; er sagt, das eine wie das andere habe Unrecht, nur unter gewisser Beziehung stehe es in der Wahrheit und sey verehrungswerth, aber beide müßten in eins verschmolzen werden. Jedoch auf dem Wege des Haders, der Philosophie, träten die individuellen Ansichten immer nur noch weiter aus einander; eine Lehre lasse sich durch kritische Untersuchungen nicht ins Leben einführen, sondern müsse durch den Glauben dahin gelangen. Sein System nun sieht Towiański selbst zwar noch für unvollendet an, aber er ist gewiß, daß Jemand daraus ein zweites Werk schaffen wird, woraus ein drittes entsteht, bis Etwas vorhanden ist, das durch den Glauben Alle annehmen. In dieser Richtung muß Towiański die historische Entwickelung der Gesellschaft respektiren, so wie alle religiöse Bekenntnisse und alle Nationalitäten. Er selbst muß als Katholik Anhänglichkeit an seinen Glauben zeigen, aber nur so weit er dadurch keinen Anderen verletzt: als Litthauer muß er sogar die Ostrobramer*) Maria der Czenstochower vorziehen, ohne darum den Juden oder Muhammedaner zu beeinträchtigen.

Towiański sagte, sein System sey schon mit einem Fundament versehen und gehe so weit mit dem Fortschritt Hand in Hand, daß diejenigen, die dagegen arbeiten, ihm eben so sehr zum Wachsthum helfen. Jeder vernünftige Mensch müsse sich ihm bei Zeiten anschließen, denn er würde auch sonst vom Schwunge der Zeit fortgerissen und thue gut, das Dach nicht zu zerstören, unter dem er mit Sicherheit wohnen werde.

Die Veröffentlichung der Lehre Towiański's unter den polnischen Emigranten, die doch bekanntlich in verschiedene Parteien getheilt sind, führte zum größten Staunen. Hier, wo sich Alles zur Kritik hinwandte, trat mit einmal Jemand auf, der die Kritik einen Schmutzfleck der Gesellschaft und die Bedingung und Vorarbeit für öffentliche Spaltungen nannte. Er allein wäre unter den vielen Gegnern verloren gewesen, aber als Mickiewicz, Goszczyński, Wrotoowski, Rettel und andere geistbegabte Leute zu ihm übertraten, da erhielt er das Uebergewicht über die Gegner. Die katholische und die Volkspartei erhoben sich am entschiedensten mit ihren Ansichten; nur die Partei des dritten Mai**) schwieg, weil Leichen nicht reden.

Inzwischen trug Towiański im Winter 1842 in den hierzu bestimmten Sitzungen seine Lehre vor. Mickiewicz unterstützte ihn anfangs mit der Erhabenheit seiner Gedanken, Gutt mit seiner kalten Ueberlegung, bis sie ihn endlich ganz ablösten. Um von Leuten kritischen Geistes, die ihren Verstand nicht unter das Joch des Glaubens beugen konnten, keine Störungen zu erfahren, wurden mit den angehenden Adepten gewisse Proben vorgenommen,

*) Der rok (Jahr) 1843, eine der Wissenschaft, Kunst und Industrie gewidmete, in Posen von jetzt ab monatlich erscheinende Zeitschrift, ist unstreitig die gediegenste der polnischen Literatur.

*) Gewöhnlicher Beiname der Wilnaer Maria.

**) Partei des Fürsten Czartoryski, deren Organ die Zeitschrift „der dritte Mai"

ohne daß sie es ahnten. So hatte Towiański in wenigen Monaten mehr als 30 Anhänger. Die Volkspartei verlachte die kleine Anzahl, aber die Katholiken, die daran dachten, daß die größte Häresie einem einzigen Haupte entspringen könne, schliefen nicht mehr ruhig. Die Schüler Towiański's entwickelten nun den Grundsatz, daß zur Umgestaltung der Menschheit hauptsächlich drei Völker berufen worden seyen: die Polen, die Franzosen, die Juden. Diese Wahl scheint wunderlich, aber sie hatte eine Grundlage, nämlich: die Polen hätten durch ihr Unheil seit dem 17ten Jahrhundert ihren Geist am höchsten erhoben, seyen zu einer unter anderen Völkern ungekannten Resignation gelangt; die Franzosen wirkten mit an jedem grossen Lebensgedanken; die Juden erwarteten noch den Messias und könnten, auf der Erde zerstreut, ein ungemeines Gewicht erlangen, wenn sie wollten. Ehemals habe Gott nur ein Volk Israel erwählt, heute sey es zweckmäßig, diesem noch zwei andere Völker beizugesellen. Aus der Konsequenz dieser Annahme fließt deutlich, daß Polen das ganze Slawenthum nach sich ziehen müsse, das bis heute noch dalag als unangebauter Boden, nun aber seine Früchte geben soll. Aus der weiteren Konsequenz geht hervor, daß England und Holland, dem Materialismus ergeben, schon am Ende ihrer grossen Geschichte stehen, und eben so Deutschland, welches schon paralysirt sey durch den Geist seines Kritizismus.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans wurde Towiański aus Frankreich verwiesen, weil das Gerücht ging, er habe als Prophet dieses Unglück des Todes vorherverkündet. Dies wurde auch von seinen Schülern behauptet; zuverlässig ist jedoch, daß die feierliche Aufstellung der Ostrobramer Jungfrau, welche die Mauern Giedimio's geschmückt hatte, Reclamationen und darauf seine Verweisung bewirkte. Seine Operationen richteten sich nun gegen die Franzosen, das Ministerium mochte sich jedoch daraus wenig machen, und noch weniger aus einem Fremdlinge, dessen Paß lange abgelaufen war. Mickiewicz legte beim Ministerium eine Protestation ein und machte durch Sammlung von Unterschriften in Frankreich zuerst die Namen der Anhänger Towiański's bekannt. Nach der Abreise des Meisters nach Belgien zog sich der Verein noch enger zusammen. Die Volkspartei der Emigranten fußte noch immer darauf, daß die Anzahl der Neuerer klein, dazu meistens aus Dichtern bestehe, und aus Leuten, die verschiedenen Fächern angehört hätten, wenn auch nicht ohne Talent und Verdienst. Die katholische Partei erachtete für nöthig, schon jetzt der häretischen Hyder das Haupt abzuschlagen, ehe ihrer hundert oder tausend wüchsen; deshalb traten die polnischen Geistlichen von Paris nebst neuangekommenen aus Rom nach der Verweisung des Meisters in Verhältnisse mit seinen Anhängern. Es kam nun zu Operationen derselben Art, wie die einstmaligen im colloquium charitativum zu Thorn waren, wo die Kapuziner die Priester der Dissidenten zu ihrer Regel herüberziehen wollten, und die Letzteren meinten, daß es den Kapuzinern zweckdienlich sey, die Klöster zu verlassen und Weiber zu nehmen.

Als Towiański noch in gutem Vernehmen mit Skrzynecki stand, schrieb er für diesen sein System nieder und gab ihm den Titel: „Gastmahl". Diese Arbeit war nicht hinlänglich verschanzt gegen den Feind; dazu machte Towiański durch seine im Winter des Jahres 1842 gehaltenen Vorlesungen die Erfahrung, daß es besser sey, seine Lehre nicht der Profanation der Zeitschriften auszusetzen, sondern sie nur Einzelnen vorzutragen, vorzüglich aber sie durch die That ins Leben einzuführen. Die Gegner wenden zwar ein, daß der Towianszismus nur die Unthätigkeit zu unterstützen scheine, — doch darüber können wir hier nicht entscheiden; man muß hören, was Towiański's Schüler mit Aufrichtigkeit selbst sagen.

Der katholischen Partei, namentlich den aus Rom gekommenen Priestern, gelang es, sich in den Besitz des erwähnten Schriftwerks zu setzen. Lange drohten sie dem Verfasser, es zu drucken, oder zu autographiren, doch wollten sie mit Mickiewicz und seinen Schülern nicht so entschieden brechen. Endlich fuhr Semenenko nach Brüssel, hatte eine Unterredung mit Skrzynecki und begab sich später zu Towiański. Im April d. J. wurde im Hause eines dieser Abgesandten eine Versammlung und Berathung darüber gehalten, wie hinsichts des vom Fürsten Mirski unternommenen Uebertritts zur griechischen Kirche zu verfahren sey? Mickiewicz erklärte, daß in dem Akt, den er dieserhalb vorbereitet habe, nur eine Auflehnung gegen die That selbst liege, aber dieser Akt sey durchaus keine gegen Rußland gerichtete Protestation; Mickiewicz trat auf die Seite der Exaltirten. Er beklagte zugleich, daß der dziennik narodowy (Volksblatt) die Bekenner Towiański's für Häretiker halte, gleichwie die polnischen Priester, welche die Gemüther gegen ihn aufregten. Semenenko wollte sprechen, aber Mickiewicz verließ mit zweien seiner Freunde den Saal. Jener benachrichtigte nun die Versammlung, daß er eine Unterredung mit Towiański gehabt, daß er ihm vorgeworfen, seine Schrift „Gastmahl" streite gegen die Grundsätze der katholischen Kirche. Er verneine alle Dogmen von Anfang bis zu Ende, von der Erbsünde bis zur Höllenstrafe. Er verwerfe die Menschwerdung, die Erlösung, die Auferstehung des Fleisches und das jüngste Gericht. Towiański erklärte, das „Gastmahl" sey nur ein Privatscriptum für eine Person, und er habe Aufklärungen beigegeben. Semenenko entgegnete, daß, was für einen Einzelnen Wahrheit sey, es für Alle seyn müsse; Towiański werde verpflichtet werden, seine Lehre zu kommentiren, sobald seine Schrift in die Oeffentlichkeit trete; er forderte ihn als Priester im Namen Gottes auf, zurückzukehren. Towiański antwortete demüthig: wenn er so unglücklich sey, bitte er den Priester um sein Gebet. Semenenko versprach es ihm und verließ die Gesellschaft.

Derselbe berichtete später, daß er, aus Belgien in Paris angelangt, sich, um die Anhänger Towiański's zu versammeln, in die Wohnung Mickiewicz's begeben habe. Man habe ihn dort beschworen, Gott um Erleuchtung zu bitten. Als er habe antworten wollen, er könne seinem Glauben nicht entsagen — „habe man ihn überschrieen und ihn nicht ausreden lassen"; es sey deshalb zu keiner Unterredung gekommen.

Nach allen diesen Vorgängen entschied sich die katholische Partei dahin, den folgenden Akt zu veröffentlichen:

Das Gastmahl.
Eine Schrift des Andreas Towiański.
Am 17. Januar 1841.
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

Die Feier des 17. Januar, äußerlich und innerlich begangen im Kreise der heiligen Dienerschaft zur Ehre des Herrn, war der erste Schritt zur That und der Austritt in das äußere Land, das bisher ganz den Geistern gehörte.

Diese freudige und heilige Ehre, so uns der Herr verliehen, laßt uns der Betrachtung der großen und heiligen Geheimnisse widmen, die Gott aus seiner Gnade und Barmherzigkeit uns offenbaret hat; der Geheimnisse, welche die Grundlage werden, auf der wir all unser Thun in seinem Dienste lenken, und die Quelle, aus der wir Kraft schöpfen in schweren Augenblicken.

Betrachten wir den Menschen als die letzte Scheide *), als den letzten sichtbaren Punkt, durch den die Heerschaaren der Geister unsichtbar wirken. Diese Heerschaaren sind sehr verschieden; denn der Geist des Menschen, und daher jedes Geschöpfes, muß mit ihnen zu einer durch den Rathschluß des Höchsten vorgeschriebenen Harmonie eingehen. Unübersehbare Wolken Geister belagern den irdischen Globus, die in diesem gewöhnlichen Geisterzustande ohne Organisation, d. h. ohne irdisches Leben, ihre Buße thun, vorwärts strebend und harrend, bis der Allerhöchste Wille sie aufs neue ins irdische Leben führe, und was der Tod für den Geist ist, nämlich die Vernichtung seiner Macht, ist das Zeichen der Kraft — oder wie höhere Geister, die ihre irdische Pilgerschaft nach den Gesetzen der Liebe schon überwunden haben und wegen ihrer Ergebenheit in keinem irdischen Gemäuer mehr weilen können und daher frei sind von dieser Art der Operation — sie verfolgen nur die weitere Operation im Zustande des Geistes, der Freiheit — und des Lebens. Die Erde ist ein Thal; denn alle niederen Geister belagern als Versucher ihre Oberfläche — aber Gott hat durch die Sendung Jesu Christi aus seinen höheren Wohnungen das irdische Böse theilweise überwunden und zerstreut: denn Jesus hat den Weg zum Himmel geöffnet, die Hölle, d. h. die niederen, auf der Erde wohnenden Geister, überwunden, welche dieselbe ihrer Natur nach beherrschten — und zwar hat er sie überwunden durch den Samen des göttlichen Worts, seine heiligste Lehre, sein Leben, sein Beispiel und vornehmlich durch die heilige, göttliche Begeisterung, so er einigen Auserwählten verlieh. Sobald dieses Licht das Innere der Menschheit erleuchtete, mußten nach dem Gattungs-Rechte, dem Rechte der heiligsten von Gott geschützten Harmonie, die Schaaren der niederen Geister, die nur durch ihren irdischen Punkt wirken, weichen und die höhern Geister nach dem Recht der himmlischen Harmonie ihren Platz einnehmen. Die thätigeren Schaaren blieben also je nach der ihnen von Christo verliehenen Klarheit an vielen Punkten der Erde stehen. Das Scepter der Hölle wurde ihnen entrissen, und die heiligste Jungfrau, ein wichtiges Werkzeug in der Liebesthat des Herrn, zertrat das Haupt der Schlange.

Wenn heute wiederum durch die Fälschung des göttlichen Lichtes oder durch dessen völliges Erlöschen, durch Tödtung des himmlischen Feuers in den Herzen, die dunklen Schaaren kraft dieses Rechtes die Erde belagern, so hat Gott beschlossen, aus seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit, daß nicht nur das Licht Christi gereinigt und angefacht, sondern so angespannt würde, daß sich der Stern des Lichts entzünde — daß das Feuer der göttlichen Liebe, das Feuer des neuen Bundes, die trübe Erde erfreue — daß die Hölle noch mehr ihr Scepter verliere; denn die Rotten böser Geister müssen kraft dieses Gesetzes vor dem Sterne weichen und die reinen Geister sich dem göttlichen Lichte nähern.

Und wenn Gott, nach seiner offenbarten Barmherzigkeit für die Erde, aus seinen nichtirdischen Räumen höhere Geister senden wird, um immer mehr das Feuer seiner Liebe anzufachen, dann wird es bei der siebenten Sendung am heftigsten entbrennen, und dieses Feuer wird die Erde umfangen; dann wird alles Böse schwinden nach dem göttlichen Wort. Hieraus schöpfen wir, Brüder, eine große Lehre. Die Kraft im Geist ist desto größer, je höher, je reiner der Geist ist. Ein niederer Geist ist heute unfriedfertig, die heiligste Jungfrau befiehlt durch die Macht der Heiligkeit ganzen Schaaren solcher Geister mit einem Winke; vor Jesu Christo, der wie eine lichte Wolke ist für diese große Heiligkeit, zittert die ganze Hölle . . .

Wir haben durch diesen Anfang des Towiańskischen Akts wohl ungefähr eine Einsicht in dessen Lehrsätze bekommen und brechen deshalb hier gern ab, weil das Ganze eigentlich weiter nichts ist, als eine unlogische Zusammenstellung einzelner phantastischer Phrasen, die dennoch schon ungemein viele Federn der Polen beschäftigt haben. Mauritius.

Schweiz.

Ueber die Kommunisten, ihre Lehre, Pläne und Mittel.

(Fortsetzung.)

Welche Gewährleistung hat die Gesellschaft bei diesem Stande der Dinge gegen die gefährlichen Leidenschaften und Bestrebungen, die in dieser Klasse entspringen und sich fortbilden können? Als man den Proletarier emanzipirte, als man die verschiedenen Körperschaften auflöste, in denen er ehemals eingeschlossen und in Folge dessen kontrolirt, überwacht, geleitet war, hat man da-

*) Die Uebersetzung ist wortgetreu.

mals wohl daran gedacht, irgend eine besondere und unmittelbare Einwirkung des Staates an ihre Stelle zu setzen?

Und dennoch kann und muß der Proletarier unserer Zeit seine Lage für weit trauriger halten als die des Proletariers des sechzehnten Jahrhunderts. Zwar hindern ihn auf seinem Wege zur Stufe des Kapitalisten, des Grund- oder Fabrikherren nicht mehr die Monopole und Privilegien des sechzehnten Jahrhunderts, ja man kann sagen, daß ihm selbst ein höheres Ziel möglich geworden ist, sofern es keine soziale Stellung giebt, die der einfache Arbeiter nicht erstreben könnte: aber welcher Abgrund hat sich auch andererseits zwischen ihm und jenem ersehnten Ziele durch die Concentration der Kapitale und durch die allmälige Verminderung der kleinen Werkstätten aufgethan. Der Geselle kann sich freilich als Meister etabliren, sobald er ein hinreichendes Kapital besitzt: doch diese Bedingung ist zwar für ihn die einzige, aber zugleich unerreichbar geworden, da eine große Anzahl von Gewerben nur mit großen Kapitalien vortheilhaft betrieben werden kann. Auch auf dem Lande ist zwischen dem Tagelöhner und dem Pächter eines Grundstücks, welches hinreicht, ihn bequem zu ernähren, jene frühere, aus den rechtlichen Beziehungen zwischen dem Grundeigenthümer und den Bewohnern seiner Ländereien hervorgehende Reihe von Abstufungen bedeutend vermindert worden.

Endlich leben die Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts mitten in einem so reichen und thätigen Strome von Ideen, daß selbst für den seltenen Fall, daß sie aller Schulbildung entbehrten, dennoch die Entwickelung ihrer Intelligenz unvermeidlich wäre. Leset Weitling's, des Schneidergesellen, Buch über „Garantieen der Harmonie und der Freiheit". Es ist ohne Zweifel absurd, aber es steckt in diesem Pamphlet mehr Wissen, mehr Talent, mehr Logik und Methode, und namentlich mehr Stil, als in manchem dicken Buche aus einer Studirstube des sechzehnten Jahrhunderts.

Ein Proletarier Schriftsteller, Buchmacher! Es giebt tausend, die das im Stande sind, und Millionen, die diese gefährlichen Declamationen mit Verstand und Erfolg lesen können! als hätte die Gesellschaft seit funfzig Jahren nicht Alles angewendet, um solches Ergebniß zu erreichen.

Das wäre es also, um es noch einmal übersichtlich zusammen zu fassen, was die gegenwärtige Auflehnung des Proletariers charakterisirt: Erstlich, diese Klasse ist verhältnißmäßig weit zahlreicher als je in früheren Zeiten. Zweitens, obgleich frei, obgleich den anderen Klassen in einigen Ländern vollkommen, in den meisten modernen Staaten doch beinahe rechtlich gleichgestellt, ist sie thatsächlich doch fast allgemein und unwiderruflich gezwungen, in ihrer Lage zu verharren, d. h. sie ist von Grund- und Geldbesitz ausgeschlossen. Drittens, die Fortschritte des Luxus in Verbindung mit der Concentration der Reichthümer haben zwischen dieser Klasse und den übrigen in Beziehung auf die Genüsse des Lebens eine weit größere Kluft befestigt, als ehemals der Fall war, in Folge deren auch die Unzufriedenheit und der Neid einen höheren Grad von Bitterkeit erreicht haben. Viertens, die geistige Entwickelung dieser Klasse, befördert durch die Verbreitung des Elementar-Unterrichtes und durch die zahllosen Hülfsmittel, welche den Umlauf der Ideen beschleunigen, gewährt ihnen die Möglichkeit, Kenntnisse zu erlangen und Fragen zu untersuchen, denen der Proletarier ehemals ganz fremd blieb. Fünftens, die Mittel, durch welche unsere Vorfahren auf die Intelligenz und die Moral der Arbeiter unmittelbar und erregend wirkten, und durch welche sie dieselben auf einen guten Weg leiteten, hat die gegenwärtige Generation fast ganz aufgegeben.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß die Ideen der Proletarier sich unter dem Einflusse ihrer Leidenschaften und ihrer Interessen bilden, welche der sozialen Ordnung weit feindlicher gegenüberstehen, als jemals möglich war, daß sie, in Beziehung auf ihre intellektuelle und moralische Fortentwickelung sich selbst überlassen, in dieser Fortentwickelung von den talentvollsten und aufgeklärtesten unter ihnen geleitet werden, will sagen: von denen, die sich am meisten zurückgedrängt, am tiefsten erniedrigt fühlen, von denen, welchen die Entbehrungen und die Handarbeiten am meisten verhaßt sind, von denen, deren friedliche Gesinnung gegen die bestehende Ordnung den höchsten Grad der Aufregung erreicht haben muß.

Wir haben eine große Anzahl kommunistischer Schriften aufmerksam gelesen, nicht um ihre Pläne uneingeschränkter Gemeinschaft und absoluter Gleichheit zu studiren, denn über diese war unser Urtheil bereits gebildet, nach jenen Prinzipien, welche diese Neuerer kaum kennen und nie untersuchen, sondern um, so zu sagen, ihren inwendigen Menschen kennen zu lernen, das heißt, die Gefühle und Wünsche, welche die geheime Triebfeder aller ihrer Aeußerungen sind und dieselben psychologisch erklären. Wir sind dabei zu folgenden Schlüssen gelangt.

Der Kommunist glaubt oder fühlt sich e n t g e s e l l s c h a f t e t, wenn es uns erlaubt ist, diesen Ausdruck zu brauchen; er sieht sich außerhalb der eigentlich sogenannten Gesellschaft, in welcher der Besitz und die Familie eine so große Rolle spielen; er glaubt sich dieser Grundbedingungen des sozialen Staates und der daraus entspringenden, von einem Jeden erstrebten Vortheile zu Gunsten der anderen Klasse beraubt. Jede Gesellschaft hat ohne Zweifel ihre Armen und ihre Reichen gehabt; aber es waren Arme, denen die Möglichkeit, reich zu werden, offen stand, oder welche an der Existenz der Reichen theilnahmen, oder wenigstens in irgend einer Weise mit ihm näher zusammenhingen und solches wußten und fühlten. Dem Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts ist fast jede Möglichkeit, seine Lage zu verbessern, abgeschnitten, und zu gleicher Zeit ist er den anderen Klassen gänzlich fremd geworden; man hat ihn isolirt, indem man ihn emanzipirte. Mit einem Worte, man hat ihn entgesellschaftet.

Wir sind vollkommen überzeugt, daß das Bedürfniß des sozialen Lebens, das Bedürfniß von gemeinsamen Banden und von Antrieben, die sich für die reichen Klassen aus der Association ergeben, die wahre und erste Ursache der kommunistischen Ideen gewesen ist. Und begannen nicht auch die Kommunisten, überall, wo sie sich zeigten, damit, daß sie besondere Verbindungen schlossen, welche den Gesellschaften entsprechen, zu denen sich bereits im Mittelalter alle diejenigen zusammenthaten, die außerhalb des Feudal-Verbandes standen, oder die von ihm nicht hinreichend beschützt, nicht genügend mit der Gesammteinigung verbunden wurden? Die bei Weitling in Beschlag genommenen Papiere, von denen die Züricher Regierung einen Auszug veröffentlicht hat, enthalten über die Einrichtung der kommunistischen Verbindungen Details, welche ein bedeutendes Interesse gewinnen, wenn man sie mit dem vergleicht, was wir von den zahlreichen Gilden (amicitiae, convivia, conjurationes, confraternitates u. s. w.) wissen, die seit dem neunten Jahrhunderte bis zu den Zeiten der Reformation bestanden. Unter dem bedeutenden Interesse verstehen wir nicht blos ein wissenschaftliches, sondern auch ein praktisches, da jene besonderen Verbindungen zur Auflösung des großen politischen Feudal-Verbandes so mächtig mitgewirkt haben, und da die kommunistischen Gesellschaften sich in Beziehung auf die gegenwärtig bestehenden politischen offenkundig dasselbe Ziel gesteckt haben.

Aus dem Bedürfniß der Association entsprangen für die Kommunisten Umwälzungs-Ideen, deren Ausführung mehr zur Auflösung als zur Einigung führen würde. Aber sie mußten sich erzeugen, weil dies Bedürfniß der Association mit den durch die Stellung der Proletarier gewaltig aufgeregten individuellen Leidenschaften zusammenstieß; weil das Gefühl, von der Gesellschaft zurückgestoßen zu seyn, einen Haß gegen diese Gesellschaft erzeugen und mit diesem Hasse alle ihre Ideen färben mußte; weil die Intelligenz der arbeitenden Klassen allen Irrthümern, die ihren Leidenschaften schmeichelten, zugänglich war, ohne andererseits das richtige Urtheil zu besitzen, welches aus einer moralischen Erziehung und einer vollendeten Bildung hervorgeht. Doch haben mehrere unter ihnen auf eine schlagende Weise gezeigt, wie sehr sie noch unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung oder jener als Grundlage der menschlichen Gesellschaft allein angenommenen Wahrheiten stehen.

Weitling hatte sich als Mittel zur Ausführung seines Systems das stehlende Proletariat ausgesonnen. Es sollten 40,000 Proletarier zu diesem Zwecke einregimentirt werden. Man wollte sie aus den ärmsten, verderbtesten und kühnsten wählen, gegen das Eigenthum fanatisiren und mit der in ihren Augen geheiligten Aufgabe gegen die Gesellschaft loslassen, den Reichen die Güter, welche sie unrechtmäßiger Weise zurückhielten, zu stehlen, oder, nach ihrer Ansicht, mit List oder offener Gewalt wieder abzunehmen. Da die Aufgabe geheiligt und der Zweck moralisch war, wären alle Mittel, selbst Mord und Brand, gerecht gewesen.

Dieses Mittel trägt einen großartigen Charakter, durch welches seine Abscheulichkeit gewissermaßen gemildert wird. Welch kühner Gedanke bei diesem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, aus Elementen der gegenwärtigen Gesellschaft eine Armee von Barbaren zu schaffen, gleich jenen Horden, welche einst die römische Civilisation in Europa stürzten; auf künstlichem Wege zum Vortheil des Proletariats jene allgemeine Auflösung herbeizuführen, welche, wie damals zum Vortheil des nordischen Eroberers, so gegenwärtig den Uebergang bilden sollte von einer veralteten zu einer ganz neuen Organisation, von einem absterbenden zu einem entgegengesetzten Prinzipe, das an die Stelle jenes treten soll!

Man muß aber nur sehen, mit wie heftigem Widerwillen diese bizarre Idee von den meisten Korrespondenten Weitling's zurückgewiesen worden ist, und zwar nicht nur als unausführbar, sondern auch als unmoralisch, als unverträglich mit dem eigentlichen Wesen des Kommunismus, welches, wie wir gesehen haben, auf das Bedürfniß der Association hinausläuft, obgleich die Kommunisten selbst sich niemals darüber klar geworden sind. Die Gemeinschaft der Güter und die absolute Gleichheit der Glieder der Gesellschaft, worin alle Kommunisten übereinstimmen, widerstreitet ihrem Wesen und ihrem wahren Interesse nicht minder, ganz abgesehen von den Mitteln, welche sie zur Erreichung dieser Absicht anwenden oder anwenden wollen. Die öffentliche Meinung ist in dieser Hinsicht viel entschiedener und viel weitergreifend, als sie zu glauben scheinen. Ja, es will uns bedünken, als seyen diese Ideen von Gleichheit und Gemeinschaft für die Mehrzahl der Kommunisten nur Parteiformeln, oder brauchbar erachtete Hebel, um, nicht das Eigenthum und die Ungleichheit, sondern nur die gegenwärtige Vertheilung der Güter und sozialen Einflüsse aus den Fugen zu heben. Aber selbst in diesem engeren Plane, der nur auf eine zeitweilige Umwälzung und auf ein Vertauschen der Rollen hinausliefe, täuschen sich die Kommunisten. Ihre Bestrebungen würden nie einen allgemeinen Erfolg haben. Das Bewußtseyn und die Bildung, welche in den gegenwärtigen Gesellschaften leben, werden ihre Herrschaft niemals fahren lassen, und für den Fall eines ernsthaft gefährlichen Angriffes sind ihre Widerstandsmittel mehr als hinreichend, um ihnen einen vollständigen Sieg zu sichern. Folgt daraus, daß die Kommunisten nicht zu fürchten sind, daß sie und die mögliche Entwickelung ihrer Verbindung keine wirkliche Gefahr für die Gesellschaft herbeiführen können? Wir sind weit entfernt, es zu glauben. Nur ist es gerade keine Todesgefahr. Alles Uebel aber, was die Gesellschaft erfahren kann, ohne zu Grunde zu gehen, ohne sich aufzulösen, das kann sie von den Kommunisten erwarten, das muß sie von ihnen befürchten.

Den Besitzern — und darunter verstehen wir einen Jeden, der von dem sozialen Staate einen Vortheil genießt, welchen er anerkennt, und ihm einen gewissen Werth beilegt, wäre es auch nur die Sicherheit seiner Person — den Besitzern also genügt es nicht, daß ihre Rechte unbestreitbar seyen; vielmehr muß ihnen sehr viel daran liegen, daß diese Rechte nicht bestritten werden. Es liegt ihnen, es liegt der Sache des Fortschrittes, ja selbst dem Interesse der arbeitenden Klassen daran, daß die soziale Gewähr auf die stillschweigende oder öffentlich ausgesprochene Uebereinstimmung aller Einzelnen gegründet sey,

und daß sich nicht ein beträchtlicher Theil der Gesammtkräfte der Gesellschaft von jener Pflicht lossage, sich feindselig zusammenrotte und der Ordnung gegenüberstelle, die von eben jenen Kräften beschützt werden soll. Es liegt endlich sehr viel daran, daß die moralischen Ideen und die religiösen Begriffe, auf denen das gesammte Gebäude unserer Gesetzgebungen beruht oder von denen es wenigstens gestützt wird, nicht nur der Vernunft als Wahrheiten erscheinen, sondern daß sie auch den Charakter lebendiger und fortwährend auf die Ansichten und das Leben der Menschen wirkender Grundsätze tragen. Man kann sich leicht vorstellen, welche tiefgreifende Störungen in dem so verwickelten Leben der modernen Gesellschaften aus einer dauernden und irgend allgemeinen Auflehnung der arbeitenden Klasse hervorgehen mußten. Schon die Aussicht auf einen offenen und heftigen Kampf mit dieser Klasse ist ein Unglück; der Kampf selbst, wenn er je einträte, wäre die schrecklichste Geißel, welche die Welt treffen könnte. Krieg zwischen Volk und Volk, Hungersnoth und Pest wären nichts dagegen. (Schluß folgt.)

Mejiko.

Cortes.*)

Sein persönlicher Charakter und sein Testament.

Der treuherzige alte Bernal Diaz, der als Augenzeuge und Theilnehmer den Zug nach Mejiko und die Unterjochung des aztekischen Reichs beschrieb, hat uns auch eine interessante Schilderung des Privat-Charakters und der Persönlichkeit seines Feldherrn hinterlassen. Es gab Keinen, der den Letzteren besser gekannt hätte, und obgleich der Zweck seines Werks ein für Cortes nachtheiliger war, reichten doch die Wärme seiner persönlichen Anhänglichkeit und der esprit de corps, der ihn auf den Ruhm seines Anführers stolz machte, vollkommen dazu hin, jenen Umstand aufzuwiegen.

„In seiner ganzen Erscheinung und seinem ganzen Anstande“, schreibt Diaz, „in seiner Unterhaltung, seinem Tische, seiner Kleidung — kurz, in Allem — hatte er das Wesen eines großen Herrn. Seine Tracht war nach der Mode jener Zeit gewählt; er gab wenig auf Seide, Damast oder Sammet, sondern kleidete sich einfach und mit der größten Nettigkeit; auch trug er keine schwere goldene Ketten, sondern nur eine feine von ausgezeichneter Arbeit, an welche ein Juwel mit dem Bilde Unserer Frau und ihres göttlichen Sohns und einem darauf eingegrabenen lateinischen Spruche befestigt war. Am Finger trug er einen prächtigen Demantring, und an der Mütze, die nach damaliger Gewohnheit von Sammet war, hing eine Medaille, deren Devise mir nicht mehr erinnerlich ist. Er hatte, wie es einem Manne seines Ranges geziemt, ein stattliches Gefolge, aus Kammerherren, Haushofmeister und vielen Pagen bestehend: sein Tafelgedeck war kostbar, sowohl an Gold- als Silbergeräth. Um Mittag pflegte er ein reichliches Mahl einzunehmen, wobei er etwa eine Pinte Wein, mit Wasser gemischt, trank. Er aß gut zu Abend, obgleich er kein Feinschmecker war und sich wenig um ausgesuchte Speisen bekümmerte, es mußte denn ein besonderer Anlaß vorhanden seyn, der ihm wichtig genug dünkte, um seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände dieser Art zu lenken.

„Er war mit der lateinischen Sprache bekannt und hatte, wie ich gehört habe, den Grad eines Bakkalaureus der Rechte erhalten; wenn er im Gespräch mit gelehrten Mänern von diesen lateinisch angeredet wurde, antwortete er stets in demselben Idiom. Er war auch ein Stück von einem Poeten; er sprach angenehm und mit gefälligem Ausdruck. Pünktlicher Beobachter der Religions-Gebräuche, war er andächtig von Gesinnung und mildthätig gegen die Armen. Sein gewöhnlicher Schwur war: „„bei meinem Gewissen!““ und war er über Jemanden ungehalten, so pflegte er: „„Uebel sey mit Euch!““ zu rufen. Seine Leute behandelte er mit großer Geduld, obgleich sie oft widerspenstig und selbst frech in ihrem Benehmen waren. Hatten sie ihn sehr erbittert, so schwollen ihm die Adern an der Kehle und Stirne an; er machte aber weder den Offizieren noch den Soldaten einen Vorwurf.

„Er liebte Karten und Würfel und zeigte beim Spiel immer die beste Laune, die sich in Späßen und Witzworten kundgab. Gegen seine Kriegsgenossen war er herablassend — vorzüglich gegen diejenigen, die ihn von Cuba aus begleitet hatten. In seinen Feldzügen hielt er strenge Mannszucht, indem er oft während der Nacht die Runde machte und zusah, daß die Schildwachen ihre Pflicht thaten. Er besuchte ohne Umstände die Quartiere seiner Soldaten und schalt diejenigen, die er ohne ihre Waffe und Rüstungen fand — „„es sey ein schlechtes Schaf““, pflegte er zu bemerken, „„das seine eigene Wolle nicht tragen könne.““ Auf dem Zuge nach Honduras nahm er die Gewohnheit an, nach der Mahlzeit zu schlafen, und fühlte sich unwohl, wenn er es unterließ; er warf sich — das Wetter mochte schwül oder stürmisch seyn — auf einen Teppich oder in seinen Mantel gehüllt unter einen Baum und schlief ruhig ein. Er war von offenem und äußerst freigebigem Charakter, bis in den letzten Jahren seines Lebens, wo man ihn des Geizes beschuldigte. Man muß jedoch erwägen, daß er sein Vermögen zu großen kostspieligen Unternehmungen gebrauchte, von welchen, nach der Eroberung von Mejiko, keine einzige — weder der Zug nach Honduras noch die Expedition nach Kalifornien — mit Erfolg gekrönt wurde. Es war vielleicht beschlossen, daß er seinen Lohn in einer anderen und besseren Welt empfangen sollte — was ich zuversichtlich glaube; denn er war ein guter Ritter und mit wahrer Andacht gegen die Jungfrau, den Apostel Petrus und die anderen Heiligen erfüllt.“

In seinem Testamente stattet Cortes seine Kinder aufs freigebigste aus und hinterläßt einigen alten Dienern und Zugehörigen seines Hauses ansehnliche Vermächtnisse. Mittelst einer eigenen Klausel bestimmt er namhafte Summen zu mildthätigen Zwecken und weist die Einkünfte seiner liegenden Güter in der Stadt Mejiko zur Gründung und Unterhaltung dreier öffentlichen Institute an: eines Hospitals in der genannten Hauptstadt, Unserer Lieben Frau von der Empfängniß (Nuestra Señora de la concepcion) geweiht — eines Kollegiums in Cojohuacan zur Bildung von Missionairen, um den Eingebornen das Christenthum zu predigen — und eines Nonnenklosters in demselben Orte. Nach der Kapelle dieses in seiner Lieblingsstadt gelegenen Klosters befiehlt er seine Ueberreste zu bringen, in welchem Theile der Welt er auch sterben mochte.

Er bemerkte sodann, daß er alle mögliche Sorgfalt getragen habe, den Belauf des Tributs zu erfahren, den seine indianischen Vasallen ihren eingebornen Herrschern zu entrichten pflegten — im Fall es sich jedoch ausweisen sollte, daß man ihnen mehr als die üblichen Summen abgefordert habe, so schärft er es seinen Erben ein, es ihnen in vollem Maße zu ersetzen. An einer anderen Stelle drückt er seine Zweifel aus, ob es Recht gewesen sey, von den Eingebornen persönlichen Dienst zu verlangen, und empfiehlt eine strenge Untersuchung über die Natur und den Werth der von ihm auf solche Art erhaltenen Dienstleistungen, für die er eine billige Vergütung bestimmt. Er schließt mit folgender merkwürdigen Erklärung: „Man hat längst die Frage aufgeworfen, ob es mit dem Gewissen verträglich sey, indianische Sklaven als Eigenthum zu besitzen? Da man diesen Punkt noch nicht entschieden hat, so trage ich meinem Sohne Martin und seinen Erben auf, keine Mühe zu sparen, um sich genau über diesen Gegenstand zu unterrichten, der für ihr Gewissen von nicht minder großer Wichtigkeit ist als für das meinige.“

*) Aus Prescott's History of the Conquest of Mexico.

Mannigfaltiges.

— Casimir Delavigne. Dieser berühmte, aber in den letzten Jahren wenig genannte Dichter ist in der Nacht vom 12. Dezember nach einer langen Krankheit, zu deren Linderung er sich nach Montpellier begeben wollte, auf dem Wege dahin in Lyon mit Tode abgegangen. Delavigne war zu Havre im Jahre 1794 geboren und ist seit dem J. 1824 Mitglied der französischen Akademie. Den Zenith seines Ruhmes hatte der Dichter vor etwa zwanzig Jahren durch sein klassisches Lustspiel „Die Schule der Alten“ (deutsch von J. F. v. Mosel) erreicht. Seine seitdem erschienenen Trauerspiele „Marino Faliero“, „Ludwig XI.“, „die Söhne Eduard's“, „Don Juan d'Austria“ und das Drama „Eine Familie aus der Zeit Luther's“ wurden mit immer schwächerer Theilnahme vom Publikum begrüßt, obwohl sie seinen dramatischen Erstlings-Erzeugnissen, der „Sicilianischen Vesper“ und dem „Paria“, an künstlerischer Vollendung bei weitem überlegen waren. Als lyrischer Dichter hatte Delavigne seine Laufbahn mit einer „Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom“ (1811) begonnen und mit der während der Juli-Revolution (1830) vielgesungenen „Parisienne“ gewissermaßen beendigt. Zwischen beiden liegen seine „Trois Messéniennes“ (1819) und seine „Nouvelles Messéniennes“ (1823), von denen die ersteren der politischen Freiheit seines Vaterlandes und die letzteren dem Heldenkampfe der Griechen gewidmet waren. Casimir Delavigne und Alphonse de Lamartine erwarben sich ungefähr zu gleicher Zeit die Gunst des französischen Publikums. Beide waren von Anfang an Gegensätze, indem Delavigne der Sänger des Volkes und der Freiheit war, Lamartine dagegen in seinen ersten Médications als Verehrer des Mittelalters auftrat und den alten Hof der Bourbons als einen Spiegel der Sittsamkeit, der Ehre und des Ritterthums darstellte. Im Jahre 1824 hatte Lamartine an Delavigne eine Epistel gerichtet, worin er seinen tiefen Abscheu vor der Revolution und der vom politischen Fanatismus getragenen Freiheit aussprach; Delavigne dankte ihm darauf in einer anderen Epistel, worin er eben so begeistert das Lob der bürgerlichen, von der Vernunft getragenen Freiheit verkündete. Merkwürdig genug, hat sich dieses Verhältniß in der neueren Zeit völlig umgekehrt: Lamartine ist bekanntlich als Schriftsteller wie als Deputirter jetzt auf der äußersten Linken zu finden, während Delavigne, der zur Zeit der Restauration wegen seiner politischen Tendenzen von einer Stellung an der Königl. Bibliothek entlassen und darauf von dem damaligen Herzoge von Orleans als dessen eigener Bibliothekar angestellt worden war, seit der Juli-Revolution dem Interesse der Orleans'schen Dynastie so wie dem Throne überhaupt treu ergeben geblieben. Casimir Delavigne war ein überaus eleganter Dichter, der im Gegensatze zu Victor Hugo die höchste Präcision des Ausdrucks liebte, doch fehlte es ihm dagegen oft an Tiefe der Empfindung und an innerer Kraft. Victor Hugo und Delavigne haben sich wie Genie und Talent zu einander verhalten.

Vierteljährlicher Pränumerationspreis: 22½ Sgr., wofür das Blatt hier ins Haus und von den preuß. Postämtern portofrei geliefert wird.

Die nächste Nummer wird wegen der Feiertage schon morgen ausgegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Sonnabend den 23. Dezember 1843.

Frankreich.

Das Ende der Welt, nach den Ansichten der älteren und der neueren Zeit.

Glückselig die Gelehrten des Mittelalters, sie saßen warm in ihren Meinungen; glückselig die Mönche, sie scheuten die Wissenschaft und hatten einen Glauben! Vor ihrem Blick senkte die Natur ihren Isisschleier; sie wußten, wie Gott, vom Anfang und vom Ende. Doch dieser Freude des sicheren, zweifellosen Geistes fehlte auch ihr Theil des Schmerzes nicht: denn das Christenthum, als Religion der Hoffnungen und des Trostes, war auch die Religion des Duldens und der Schmerzen. Die Heiden durften vor der jenseitigen Gerechtigkeit nicht zittern, mit ihren Fehlern standen sie ihren Göttern gleich. Der Tod war ihnen nur ein physiologisches Ereigniß, und darum wendeten sie ihre Betrachtung am meisten dem Ursprung der Dinge zu. Der Blick des Christen aber ist nach der Zukunft, nach dem Ende der Dinge gerichtet; denn für ihn ist der Tod die Sühne für die Erbsünde — mors a morsu, sagt der heilige Julian, weil Adam von der verbotenen Frucht genossen. Unter der Herrschaft dieser schwärmerischen Ideen wird das Leben nichts als eine lange Vorbereitung auf den letzten Augenblick, und es ist nicht genug, daß ihr zum Opfer der Einzelne falle, die ganze Gattung, die Menschheit muß untergehen. Aber als Herr der Schöpfung überträgt der Mensch die Vergänglichkeit seines irdischen Theils auf die Erde, die ihn trägt, und die Sonne, die ihn erleuchtet. Wenn die Menschheit stirbt, muß die Welt mit ihr sterben.

Man kennt den Einfluß, den die Ansichten über den Untergang der Welt im Mittelalter auf das Leben übten. Mit dem Interesse, das wir für Ruinen haben, wollen wir sie uns ins Gedächtniß zurückrufen. Doch zuerst blicken wir auf das Alterthum; seiner müssen wir uns stets erinnern, wenn von unserer Zeit die Rede ist, denn die Welle, welche die alte Welt verschlang, hat deren Trümmer auf unsere Küsten getragen.

In den philosophischen Theorieen des Polytheismus ist die Schöpfung nicht, wie im Christenthume, eine nach Gottes freiwilligem Entschlusse geschehene Entäußerung des Nichts zum Seyn; vor der Erde war das Chaos und die Atome, ex nihilo nihil. Der Weltgeist gebiert nichts aus sich selbst, er schafft nicht, er ordnet nur, und so, wie er nicht geschaffen hat, kann er auch nicht zerstören. Die Materie ist also ewig. Hier aber spalten sich die Meinungen der Alten. Plato erkennt der Welt das ewige Verharren in ihrem gegenwärtigen Zustande zu. Als Ausdruck der Vernunft, sagt er, trage sie keinen Grund der Zerstörung in sich; das Gute könne nie aufhören, zu wirken, und die zweckmäßig vertheilten Kräfte nie ihr Gleichgewicht verlieren. Zeno, im Gegentheil, weissagt der Welt periodische Zerstörungen in langen Zwischenräumen; das Feuer, das ihr das Leben gab, wird sie vernichten, aber auch die Asche wieder befruchten und die Erde von neuem gebären, doch, wunderlicher Weise, mit denselben Generationen, denselben Freuden und denselben Verbrechen. Noch einmal wird Leonidas für Griechenland sterben, Sunium Plato wiedersehen, und zu denselben Stunden, wie einst, werden die Weisen die Hetären besuchen.

Die Ansichten der griechischen Schulen wurden bald nach Italien verpflanzt. Lukrez ist überzeugt, das Uhrwerk der Natur müsse sich einmal abnutzen; Ovid läßt Jupiter den strafenden Blitz zurückhalten, weil es das Schicksal ja doch beschlossen, daß einmal Meer, Erde und Himmel vom Feuer sollen verzehrt werden; Seneka endlich schildert die allgemeine Zerstörung mit den Einzelnheiten und der Genauigkeit eines biblischen Propheten. Ueber den Zeitraum aber, nach welchem diese Katastrophen eintreten sollen, verfügt jeder Schwärmer nach seinem Belieben. Die kürzeste Periode war die von 2484 Jahren; die ägyptische Tradition hingegen bewilligte 36,625 Jahre. Dessenungeachtet waren die Aegypter, bei denen sich die Sage von einer ehemaligen Vernichtung des Weltalls erhalten hatte, jedes Jahr um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche in großen Sorgen, diese Vernichtung könne sich wiederholen, und wendeten sie glücklich dadurch ab, daß sie ihre Bäume und Heerden mit rother Farbe bemalten. Selbst Diogenes hat über das Alter, das unsere Welt erreichen wird, nachgedacht und es zu 6,570,000 Jahren berechnet, was beweist, daß die Cyniker, trotz ihrer Verachtung der irdischen Dinge, nicht gerade sehr auf das Ende derselben drangen.

Auch jenseits der griechisch-römischen Mythen im Orient und im Norden begegnen wir der Ansicht von der Zerstörung der Welt durch das Feuer. Und dort ist nicht nur die Erde und die Menschheit den Flammen geweiht, sondern, [illegible]

Odin und die Anderen sollten mit der Welt untergehen, die Einen, wie Ahriman, um nie, die Anderen, um geläutert wiederzukehren.

Woher stammt diese wandelnde Sage? Ist es eine Offenbarung, eine Ahnung, eine Schwärmerei! Wir schlagen die Bibel auf und lesen: „Wie Rauch werden die Himmel zerstieben, wie die Blätter des Weinstocks und Palmbaums die Sterne fallen, und inmitten des Feuers wird sich Gott offenbaren, und was ist, dessen Andenken wird ausgelöscht seyn." Im Evangelium heißt es: „Des Menschen Sohn wird kommen am jüngsten Tage, zu richten die Lebendigen und die Todten, und die Todten werden aus ihren Gräbern steigen, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen." Allgemeine Zerstörung, Auferstehung und jüngstes Gericht sind also die Erwartungen des Christen. Kaum hatte die neue Religion ein Häuflein Anhänger gewonnen, als man schon vor dem Welt-Ende zitterte. Um die noch übrigen Lebensjahre der Erde zu finden, berechnete man die Zeit, die sie zurückgelegt hatte, denn es galt in der ersten Kirche allgemein die Meinung, die Welt müsse 6000 Jahre bestehen, indem auf jeden Schöpfungstag ein Jahrtausend zu rechnen sey. Einige gaben für den Sabbath noch ein Jahrtausend der Ruhe zu. Diese Meinungen erhielten sich das ganze Mittelalter hindurch, doch nicht ohne Varianten, denn als der spanische Apostel Vincenz Ferrier nach Frankreich kam, um zu predigen, stieß er auf einige tiefe Denker, die der Welt eine Dauer von so viel Jahren zuerkannten, als in den Psalmen Verse enthalten seyen, also ungefähr 2537. Die Behauptungen wurden noch abenteuerlicher. Christian Druthmar, Mönch zu Corbie im neunten Jahrhundert, setzte den Untergang der Welt auf den fünfundzwanzigsten März fest und bestimmte sogar die Stunde. In Angst und Schrecken versammelte sich das Volk in der Kirche und wartete dort bis Mitternacht auf die Posaune des jüngsten Gerichts. Es gab freilich auch Vernünftige, welche behaupteten, Gott verberge den Tag des Untergangs, damit die Menschheit sich jeden Augenblick gerüstet halte, vor ihm zu erscheinen. Dabei aber wollte man sich nicht beruhigen und glaubte gern den genauen und phantastischen Schilderungen, die von jener Zeit entworfen worden waren.

Der Todeskampf der Natur sollte sich durch Schrecken in der physischen und moralischen Welt ankündigen und an der Gränze der Zeit die Erde der Herrschaft des Bösen überliefert werden, gleichsam als wollte Gott, ehe er die Menscheit richtete, sie noch einer letzten Prüfung unterwerfen. Der Prophet Daniel, dessen Geist sich gern in Träumereien über die letzte Zukunft versenkte, sah im ersten Jahre der Regierung des Belsazar vier Ungeheuer aus dem Meere steigen. Das vierte hatte außer zehn großen Hörnern noch ein kleines mit Menschenaugen und einem Munde, der große Dinge verkündete. Der Ewige, der Alte der Tage, wie er ihn nennt, setzte sich auf einen Thron und öffnete das Buch des Gerichts. Da wurde das Ungeheuer mit den zehn Hörnern getödtet und sein Leib vom Feuer verzehrt. Daniel erklärt: Die vier Thiere bedeuten vier Königreiche, die nach einander die Erde unterwerfen; das kleine Horn des vierten zeige auf einen mächtigen König, der, ein Feind des Herrn, die göttlichen Gesetze umstoßen werde. Die Kommentatoren sahen in diesem König den Antichrist. In Babylon, im jüdischen Stamme Dan, soll er gezeugt werden von einem abtrünnigen Priester und einem liederlichen Weibe. Die Fleisch gewordene Sünde soll er seyn, wie Christus die Fleisch gewordene Heiligkeit. Als Kind wird er die Brust seiner Amme zernagen, als Jüngling die kleine Zahl der Jungfrauen verführen, die es noch in den Klöstern geben wird, und, wie alle große Verbrecher, seine scheußliche Gottlosigkeit hinter täuschender Heuchelei verbergen, seine Larve aber von sich werfen, wenn er sich des Sieges gewiß glaubt. Alle Geister der Hölle werden ihm Hülfe leisten in seinem Kriege gegen die Kirche, und dem jüdischen Volke wird er, gleichsam um den Fluch Christi Lügen zu strafen, ein Reich von römischer Größe verleihen.

Der Antichrist strebt, wie Alexander, nach der Beherrschung des Orients und vernichtet an der Spitze eines unbesiegbaren Heeres die Könige von Aegypten, Libyen und Aethiopien, denn der Todesengel kämpft an seiner Seite. Nach zwei Jahren des Krieges hat „der Sohn der Verderbniß" Asien und Afrika unterjocht und macht Jerusalem zur Hauptstadt seines Reichs. Auf der Grabstätte des Gottmenschen errichtet er seine Bildsäule und zwingt die Völker durch Androhung der Todesstrafe, sich beschneiden zu lassen und sein Bildniß anzubeten. Die Länder bluten unter seiner Tyrannei, der heilige Stuhl wird geschmäht, keine Wunder geschehen mehr in der Kirche, die Sakramente sind vernichtet, und die Gelehrten und Heiligen sterben unter Mißhandlungen oder leihen den Unbilden ihre Hand. Ohne Religion und Gesetze, ist die Welt dem Zufall anheimgefallen, und die Engel im Himmel beweinen sie. Die Propheten [illegible]

zu kämpfen. Sie verschließen den Himmel, daß kein Regen falle, und prophezeien 1260 Tage lang. Aber der Antichrist zieht gegen sie, tödtet sie und läßt ihre Leichen unbegraben auf dem Kampfplatze liegen. Gestachelt von diesem letzten Triumphe, zieht er ein Heer auf dem Oelberge zusammen, um auf dem Wege des Heilands in den Himmel zu steigen. Aber, wie Jupiter die Titanen, trifft ihn der Gottmensch. Der Sohn der Maria tödtet den Sohn des Teufels, wie der heil. Hippolyt berichtet, durch einen Hauch seines Mundes, nach Anderen durch einen Schwertstreich. So endet das Reich der Verderbniß nach einer Dauer von drei und einem halben Jahre.

Der Antichrist, dessen Höllenleben eine düstere Parodie auf das Leben des Heilands zu seyn scheint, hat nicht weniger als dieser seine Vorläufer. In jedem allgemeinen Unglück, in jedem schrecklichen Verbrechen, in jedem Manne, der ein fluchwürdiges Andenken auf Erden zurückließ, glaubte das Mittelalter eine Verkündigung desselben zu sehen: Nero, Antiochus, Herodes, Apollonius von Tyana, Julian der Abtrünnige und vor Allen Muhammed, in dessen Namen sich die geheimnißvolle Zahl 666 findet, galten dafür. Wenn die Zeiten schlecht und die Menschen sündig sind, verkündigen die Lehrer der Christenheit, daß das Reich des Bösen nahe sey. Für Katholiken ist es Luther, Wicleff oder Calvin, für Protestanten der Papst, 1814 war es Napoleon für die Männer der Restauration. Noch im sechzehnten Jahrhundert durfte Antoinette Bourignon erzählen, sie stehe in recht intimem Verhältnisse mit dem Antichrist, nehme seine Besuche an und kenne ihn als einen ganz gewandten Kavalier, und der Protestant Braunbom behaupten, der Lügenprophet sey im Jahre 86 geboren, befinde sich noch ganz wohl, werde sich 1700 offenbaren und 1711 sterben, ohne daß Jemand daran dachte, ihnen zu widersprechen.

Fünfundvierzig Tage nach der Niederlage des Antichrists sollten neue Zeichen in der Natur den jüngsten Tag verkünden. In der Vision von Patmos sieht der heil. Johannes Engel die geheimnißvollen Siegel lösen, er hört den Schall der Posaune, der die Gräber spaltet und die Todten erweckt. Bei jedem Ton geschieht ein Wunder, Feuer, mit Blut gemischt, regnet vom Himmel, ein Stern fällt in die Flüsse und verwandelt ihr Wasser in Wermuth, die Sonne schwärzt sich, und auf fahlem Pferd jagt der Tod durch die Welt, und geführt vom Todesengel, folgen ihm riesige Heuschrecken mit goldenen Kronen und Kürassen, mit Menschengesichtern und Löwenzähnen. Wenn sie fünf Monde die Menschen geängstigt haben, kommen die vier Engel des Euphrat an der Spitze eines Heeres von 200 Millionen, um die letzten Kinder Adam's auszurotten. Könige, Freie und Sklaven verbergen sich in die Höhlen und sagen zu den Bergen: Fallet auf uns, denn der Tag des Zorns ist gekommen, und im Uebermaß des Schmerzes zerbeißen sie sich die Zunge. Dann schwebt ein Engel hernieder, sein Kleid eine Wolke, seine Krone ein Regenbogen, und verkündet, der Wille des Herrn sey geschehen.

Der heil. Hieronymus und der heil. Thomas haben diese Geschichte der letzten Tage noch mehr ins Einzelne gezeichnet. Die Meere, sagen sie, werden sich über die höchsten Berge erheben und, wie das Wasser der Taufe die Erbsünde von der Stirn des Menschen wäscht, die Erde von den Flecken reinigen, mit denen sie die Menschen durch ihre Berührung beschmutzt haben. Am siebenten Tage wird der Himmel durch drohende Zeichen die Menschheit zur Buße mahnen, alle Sterne werden einen Feuerschweif nach sich ziehen und die Astrologen, die in ihren lügnerischen Büchern behaupten, daß Sonne und Mond sich nie zur selben Zeit verfinstern, werden die Eitelkeit ihrer Wissenschaft erkennen und beide Gestirne zugleich verlöschen sehen, wie die Augen eines Sterbenden. Die Erde wird wanken wie ein Trunkener, blutiger Thau die Blumen benetzen und Berg und Thal ein Staubfeld seyn. Und wenn die letzte Sonne über dem Grabe der Menschheit aufgeht, gebietet Christus dem Aufruhr der himmlischen Sphären Stille, sie stehen, und die Auferstehung ist vollendet. (Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Ueber die Kommunisten, ihre Lehre, Pläne und Mittel.

(Schluß.)

Wir glauben also, daß die gegenwärtige Generation die Erscheinungen der Gegenwart sorgfältig beachten und sich ohne Verzug mit den Fragen beschäftigen muß, die sich aus dem Auftreten der Kommunisten ergeben. — Es giebt für jede Art von Gefahr zweierlei Maßregeln: direkte oder repressive (zurückdrängende) und indirekte oder vorbeugende.

Es versteht sich von selbst, daß die repressiven Maßregeln, die Anwendung der Gewalt von Seiten der Regierung mit eingeschlossen, ohne Verzug und kräftig gegen jeden wirklichen Angriff angewendet werden müssen, welcher den bestehenden Gesetzen zuwider ist und positive Rechte verletzt. Aber diesen Fall ausgenommen, sind wir kein Freund des repressiven Verfahrens, weil wir nicht an seine Wirksamkeit glauben. Wenn man mit gewaffneter Hand zu Felde zieht gegen Verbindungen, gegen Erklärungen, gegen ausgesprochene Ansichten, bloß darum, weil ihre Richtung der bestehenden Ordnung zuwider läuft, weil ihr Prinzip falsch oder unmoralisch, weil ihr Zweck unsinnig und mit dem Bestehen der Gesellschaft unvereinbar ist; wenn man mit einem Worte die materielle Gewalt gegen Ideen braucht, so betritt man einen Weg voll Gefahren und Irrthümer. Es giebt freilich Beispiele, daß die rohe Gewalt über die Idee triumphirt hat, aber das war nur unter Bedingungen möglich, die in unseren Jahrhunderten nicht mehr bestehen. Die Idee läßt sich nicht mit Händen greifen oder unter einen Scheffel setzen. Sobald sie nicht von der Materie absolut erdrückt wird, sobald ihr nur ein Ausgang bleibt, sobald sie nur unter irgend welcher Form geduldet wird, wächst sie aufs neue und gewinnt Kraft gerade durch jene Hindernisse, durch jenen Druck. Die Idee in jeder Gestalt, in jeder möglichen Weise der Erscheinung zu unterdrücken, das wäre das einzige Mittel, was der materiellen Gewalt den Sieg sicherte. Aber könnt ihr es anwenden; ja oder nein? das ist hier die Frage. Wo sind denn die willfährigen und gelehrigen Diener eurer Inquisition? Wo sind eure Henker, eure Marter-Instrumente, eure Galgen, eure Scheiterhaufen? Wo ist die Gesetzgebung, wo das Publikum, welche sich die völlige Unterdrückung der Gedankenfreiheit gefallen lassen werden? Denn all das müßtet ihr anwenden; es läßt sich nichts davon abhandeln. Auf beiden Seiten hat man grausame Erfahrungen gemacht, zumal auf der des Mißlingens, so notorische und so entschiedene Erfahrungen, daß ein vernünftiger Mensch sich hierüber gar keine Illusionen mehr machen kann.

Es bleiben also gegen einfache Erklärungen die indirekten und vorbeugenden Maßregeln übrig, welche, zahlreich und mächtig genug, der gegenwärtigen Gesellschaft die wahre Kraft des Widerstandes geben und sie unseres Erachtens gegen jede Todesgefahr schützen, wenn sie, was zu erwarten steht, zeitgemäß, einmüthig und beharrlich angewendet werden. Dieser Gegenstand läßt sich in einem Journal-Artikel freilich nicht in gehöriger Weise abhandeln, theils, weil er viel zu umfassend ist, theils, weil ein guter Theil der sich an ihn knüpfenden Fragen in allbekannten Spezialwerken längst gründlich untersucht ist; dazu gehören namentlich die großen Fragen über Volkserziehung und Pauperismus. Wir beschränken uns auf zwei Bemerkungen, die uns bei dem Lesen der sozialen Schriften gekommen sind. Da wir diese Schlaraffenländer und diese antisozialen Declamationen mit größerer Aufmerksamkeit studirt haben, als die Mehrzahl unserer Leser zu thun für nöthig oder angenehm befunden haben möchte, dürften unsere Ideen über die Behandlung dieser sozialen Krankheit wohl einigen Werth haben, wenn sie sich auch von den Ideen ziemlich entfernen, die bei den Gebildeten bis jetzt gäng und gäbe gewesen sind.

Man hat sich zu gewissen Zeiten und in gewissen Ländern viel Mühe gegeben, die Ideen des Volkes über staatsökonomische Gegenstände zu korrigiren und ihm gesunde Begriffe beizubringen über die Ursachen der Entstehung und Zunahme der Reichthümer, über den Zweck und die Nothwendigkeit des Kapitals, über das Schwanken des Arbeitslohns, über die Vertheilung des Gewinnes u. dergl. Noch heute glauben viele Leute, daß dieses Mittel sich mit besonderem Erfolg gegen die Verbreitung kommunistischer Ideen anwenden lasse. Wir zweifeln an diesem Erfolge gar sehr, und zwar aus folgenden Gründen:

Der individuelle Besitz, das Gesetz des Eigenthums, nach welchem die Vertheilung des Ertrages geregelt wird, bildet in der Mehrzahl der ökonomischen Erscheinungen und mithin auch in der dieselben erläuternden Theorie ein wesentliches Element. Nun beginnen aber die Sozialisten, diejenigen wenigstens, von denen hier die Rede ist, damit, jenes Gesetz als Naturgesetz zu leugnen und als positives Gesetz anzugreifen, es für ungerecht und unmoralisch zu erklären; ja, sie abstrahiren ganz und gar davon in ihren staatsökonomischen Theorieen und verwerfen alle daran geknüpften Folgen. Es giebt für sie gar keine auf den Besitz produktiver Kapitale und Grundstücke gegründete Vertheilung. Ihre ganze Staats-Oekonomie beschränkt sich auf die Erscheinungen der Production, die nicht gerade nothwendig Eigenthumsrecht voraussetzen. Ist die Production vollendet, so erfolgt die gleiche oder nur durch das Arbeitsquantum bestimmte Vertheilung und sodann die gemeinschaftliche Consumtion dessen, was keiner Vertheilung fähig ist. Die ganze Logik von Smith, Malthus und Ricardo scheitert an einer auf solchem Grunde erbauten Theorie, so lange nicht eben der Grund, der Ausgangspunkt selbst mit in die Untersuchung gezogen wird; und man weiß, daß weder diese berühmten Oekonomisten noch einer ihrer Nachfolger daran gedacht hat, jene Grundlagen zu untersuchen, weil diese Frage nicht in die Staats-Oekonomie, sondern in die allgemeine Gesetzgebung oder die Moral-Philosophie oder das Naturrecht schlägt, je nach dem Gesichtspunkte, unter dem man sie betrachtet.

Auf dem Felde der Staats-Oekonomie lassen sich also die Kommunisten nicht bekämpfen, denn ihre freilich falsche, unsinnige und gefährliche staatsökonomische Theorie ist nur eine Folge ihrer moralischen und naturrechtlichen Prinzipien.

Uebrigens ist die Vernichtung der bestehenden Ordnung für eine große Anzahl der Kommunisten das eigentliche Ziel, für alle aber unumgängliches Mittel; und es würde zu gar nichts führen, wollte man solchen Leuten beweisen, daß die Gemeinschaft, welche sie einführen wollen, nicht nur den Prinzipien der Wissenschaft zuwider, sondern auch dem Wohle der Menschheit verderblich ist. Was geht das sie an? Haben sie erst die sozialen Stufen eingerissen und den Grund geebnet, dann bleibt ihnen immer noch Zeit, ausschließliche Rechte zu ihrem Nutzen herzustellen. Macht euch erst so arm, als sie sind, dann werden sie schon Einrichtungen zu treffen wissen, daß sie reicher werden als ihr, wenn ihnen die Gemeinschaft nicht nach Wunsch geräth, oder wenn sie nicht das wahre Ziel ihres Strebens ist. Die Umwälzungen, die gewaltsame Vernichtung der Rechte und Stufen, die den gegenwärtigen sozialen Staat bilden, das ist die Idee, die Bestrebung, die Hoffnung, welche man bei den Kommunisten bekämpfen, zurückweisen, zerstören und gegen welche man diejenigen verwahren muß, die von jenen Neuerern noch nicht angesteckt sind. Offenbar also muß man jener Umwälzungs-Idee eine moralische und religiöse Belehrung gegenüberstellen, denn wir fassen diese beiden Unterrichtsweisen stets zusammen. Wir können unsere Leser versichern, daß nur sehr wenige Kommunisten die Verwirklichung ihrer Hoffnungen von der Zeit, von dem natürlichen Gange der Dinge und von einer günstigen Veränderung der herrschenden Ansichten erwarten; wenigstens neun Zehntel unter ihnen rechnen auf eine soziale Revolution und sind bereit, bei der ersten günstigen Gelegenheit loszuschlagen. In dieser Hoffnung arbeiten sie und treten in Verbindungen. Wenn sie die politischen Revolutionen wegen ihres beschränkten

Zweckes verachten, so verachten sie sie doch nicht als Mittel zu einer sozialen Umwälzung und sind entschieden, an ihnen Theil zu nehmen, sobald sie irgend hoffen können, dieselben für ihre Absichten in soziale Revolutionen zu verwandeln.

Wir sagen alles dies keinesweges, um den Haß der Freunde der Ordnung auf jene Menschen zu lenken, deren Lage und deren Verirrung vielmehr unser ganzes Mitleid verdient, und deren Intelligenz, von lockenden Sophismen verblendet, in den Handlungen, welche alle göttlichen und menschlichen Rechte verletzen würden, auch durchaus nichts Ungerechtes, nicht Böses sieht. Wir wünschen vielmehr, daß man sie so betrachte und behandle, wie sie selbst die Verbrecher in ihrer eingebildeten Gesellschaft betrachten und behandeln, nämlich als Kranke, welche geheilt, nicht bestraft werden müssen. Die Arznei besteht in der auf alle mögliche Weise zu gewährenden moralischen Belehrung. Die moralischen Ideen, von den Glaubenswahrheiten unterstützt, sind der Mörtel unseres sozialen Gebäudes. Alte Wahrheit! Gemeinplatz! ruft ihr aus. Nun wohl, warum handelt ihr nicht folgerichtig? Seht ihr nicht, daß das Gebäude den Einsturz droht! daß der Mörtel von der Luft, dem Wasser, dem Feuer zersetzt ist! daß man eilen muß, die Mauern neu zu bewerfen, ehe ihre Steine aus einander fallen?

Wie man dieses Mittel anwenden soll, darüber können wir begreiflicher Weise nichts sagen. Wenn die Gesellschaften sich ernstlich mit der Aufgabe beschäftigen wollen, die wir ihnen hier andeuten, so werden sie auch leicht alle praktischen Fragen lösen und sich von den Schwierigkeiten im Einzelnen nicht aufhalten lassen. Aber wir haben ihnen noch eine Bemerkung mitzutheilen, auf welche wir großes Gewicht legen.

Da der Kommunismus in der ökonomischen Entwickelung der modernen Gesellschaft fortwährende Ursachen findet, da ferner die Wirksamkeit dieser Ursachen in ununterbrochenem Wachsthume begriffen ist, so glauben wir nicht, daß diese moralische Wunde durch das eben bezeichnete Mittel allein jemals vollständig geheilt werden kann. Auch der Hoffnung auf soziale Umwälzung beraubt und auf einen Zustand passiver Unzufriedenheit, träumerischer Wünsche und beharrlichen Widerwillens gegen die bestehende Ordnung zurückgeführt, wäre der Kommunismus immer noch ein wirkliches Uebel und eine drohende Gefahr. Und können wir hoffen, daß die vortrefflichste moralische Belehrung im Proletarier jede Umwälzungs-Idee ertödte, so lange die Leidenschaften, aus denen jene Ideen, die Ursachen, aus denen die Leidenschaften entspringen, fortfahren zu bestehen und zu wirken?

Wir haben gesagt, daß die Kommunisten überall mit Verbindungen begannen, und diese sind um so kräftiger und wirksamer, je geheimer sie bestehen. In ihnen liegt ihre ganze Macht, ihre ganze Hoffnung auf Erfolg. Nehmt ihnen dies Mittel oder neutralisirt es: der Rest, d. h. ihre Schriften, ihre Predigten, ihre Korrespondenzen, die sind wahrhaftig nicht einmal so viel Mühe werth, als wir uns zu diesem Aufsatz genommen haben.

Diese Verbindungen bestehen und verbreiten sich, weil sie dem wahren Bedürfniß, welches der ganzen Bewegung zum Grunde liegt, dem geheimen Prinzipe, der eigentlichen Bedeutung aller jener kommunistischen Ideen entsprechen. Liegt aber nicht eben darin der Gang angedeutet, welchen die Entwickelung der gegenwärtigen sozialen Organisation nehmen muß, der Keim eines künftigen Zustandes? Wenn sich als Lösung der Probleme, die unsere Zeit bewegen und so viele Leidenschaften aufregen, eine soziale Verfassung ergäbe, in welcher die Arbeiter sich von neuem vereinigten, nicht unter den heut unmöglichen Formen persönlicher Dienstbarkeit, Lehnsabhängigkeit, gesetzlicher und gezwungener Incorporation, sondern unter der Form einer freien Association aus den Kapitalisten und Grund-Besitzern: wenn die rings um uns grollende, hier und da bereits offen hervorbrechende Aufregung diesen Ausgang nehmen sollte, wäre es dann nicht nützlich, vernünftig und menschlich zugleich, schon gegenwärtig die Kette zu schmieden, die das Kapital mit der Arbeit verbinden soll, schon jetzt den ersten Ring zu befestigen und durch unmerkliche Uebergänge eine Veränderung herbeizuführen, welche, in dieser Weise eingeleitet, die Entwickelung der Menschheit nicht stoßweise oder zerstörend unterbrechen, sondern das ganze von den Vorfahren überkommene Erbtheil an Moral, Wissen und Glauben künftigen Geschlechtern ungeschmälert überliefern würde?

Die Kapitalisten und Grundbesitzer können diese Annäherung unter sehr verschiedenen Formen beginnen, die alle gut und zweckmäßig, obgleich mehr oder minder wirksam sind. Es ist bekannt, daß bereits mehrere Fabrikanten diesen Weg mit beachtenswerthem Erfolge betreten haben: andere haben Arbeits-Gesellschaften für verschiedene Zwecke des Unterrichts oder der gegenseitigen Unterstützung gebildet und beschützt. Wie gesagt, an der Form liegt wenig, wenn nur das Wesen da ist, und das Wesen ist die Vergesellschaftung der Arbeiter mit den Kapitalisten und Grundbesitzern zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. Es ist dies eine Verbindung von Personen und Interessen; denn die bloße Verbindung von Kapital und Arbeit ist keine Vergesellschaftung, sondern eine Verbindung von Sachen, nicht von Personen, welche die beiderseitigen Interessen durchaus scheidet und gegenüberstellt.

Man sieht, daß die Gesellschaft, fast ohne es zu wollen, bereits den eben bezeichneten Weg eingeschlagen hat. Macht diese Bewegung allgemein, gehorcht diesem Fingerzeige, vervielfältigt die Versuche, bringt das Prinzip überall in Anwendung, und wir wagen euch Erfolge zu versprechen, die eure Hoffnungen übersteigen werden. Der erste und nächste Erfolg ist die Neutralisation oder die gänzliche Auflösung der kommunistischen Vereine, sie werden unschädlich, sobald sie das Kapital und der Besitz durchdringt; sie müssen sich vollständig auflösen, wenn sie die Theilnahme am Kapital zurückweisen, denn die Masse der Proletarier wird sich aus demselben Associations-Instinkte, der sie zu euren Feinden machte, an die Verbindungen schließen, welche ihr ihnen anbietet.

Die Geschichte ist eine stätige Reihe von Ursachen und Wirkungen, und selbst die plötzlichsten Revolutionen unterbrechen ihren regelmäßigen Lauf nur scheinbar. Deshalb ist kein Problem unauflöslich. Die Gesellschaften, die sich selbst begreifen lernen und die Freiheit ihres Handelns bewahren, werden zwar auch in dem allgemeinen Strome fortgerissen, aber sie vermögen ihr Schiff so zu steuern, daß sie die Klippen vermeiden, an denen die anderen scheitern. (Bibliothèque universelle de Genève.)

Nord-Amerika.

Der Obristensprung.

Ungefähr vor vierzig Jahren ließ sich ein spanischer Kaufmann am Fuße des grünen Gebirges unter dem Stamme der Tonquewas nieder, die zu dem großen Volke der Comanches gehören. Der Spanier hatte eine Indianerin, eine Squaw, geheiratet und lebte dort recht glücklich, denn er zahlte nicht nur keine Abgaben, sondern setzte selbst zuweilen die Niederlassungen der Provinz Santa-Fé in Contribution. Seine abenteuerlichen Streifzüge glückten ihm lange Zeit; doch am Ende ward er gefangen und gehängt, ein Ereigniß, das bei den Spaniern und Tonquewas nicht eben lange Epoche machte. Außer seiner Squaw und einem Kinde hinterließ er bei seinem Tode ein nicht unbedeutendes Vermögen. Der Stamm zog ohne langen Erbschafts-Prozeß die Hinterlassenschaft ein und jagte die Witwe mit dem Kinde davon. Der Zufall spielte sie einem jener einsiedlerischen Jäger in Kanada in die Hände, die unter dem Namen der Trapper bekannt sind. Dieser Mann hatte so wenig Frauenbekanntschaften, daß die Squaw seinem Geschmacke genügte. Er heiratete sie, da er eben um eine Frau verlegen war, und lebte in gutem Einverständnisse mit ihr, bis sie starb.

Während dieser Zeit hatte der junge Mestize das Mannesalter erreicht. Seine hervorstechendste Eigenschaft war eine merkwürdige Fertigkeit in der Erlernung fremder Sprachen. Der Trapper hatte seinen Adoptivsohn liebgewonnen und nahm ihn zu sich, als er, seiner Jugend-Erlebnisse in den Städten der Weißen gedenkend, dorthin zurückkehrte. Sie gingen zusammen nach St. Louis, wo der Mestize bald so viel Englisch gelernt hatte, daß er sich verständlich machen konnte. Ich kann nicht sagen, was sie eigentlich daselbst trieben; aber eines Tages reisten sie Beide ab, um den Osagen einen Besuch zu machen. Auf dem Wege tödtete der Stiefsohn den Stiefvater, nahm ihm Pferd, Gewehr, Mund- und Schießvorrath und lebte von nun an auf eigene Kosten.

Lange Zeit hatte man keinen Verdacht gegen ihn; übrigens ist das gleichgültig, denn wer hätte sich darum gekümmert, wenn man welchen gehabt hätte? Er schweifte von Stamm zu Stamm und führte, halb civilisirt, halb wild, ein träges, unabhängiges Leben, wie es seiner jugendlichen Phantasie behagte. Da er sich den Indianern nützlich, selbst nothwendig machte — denn er diente ihnen als Dolmetscher bei ihrem Handel mit den Weißen — hatte er vollkommene Freiheit, zu thun, was ihm gefiel. Seine Unbeständigkeit trieb ihn ohne Unterlaß aus einem Lager ins andere, und die Kaufleute, die ihn bald bei den Pawnies, bald bei den Comanches, und nicht seltener bei den Corbeaux als bei den Tonquewas sahen, nannten ihn Turn over, wie wir ihn etwa „Windfahne" genannt hätten. Dieser Name wurde in „Overturn" und endlich in „Overton" verdreht.

Mit der Zeit entdeckte alle Welt, daß Overton ein großer Spitzbube war; aber da man ihn zu Allem gebrauchen konnte, stellte ihn die englische Compagnie in Kanada an und gab ihm ein sehr hohes Gehalt. Leider sah die Compagnie bald ein, daß sie einen Menschen bezahle, der oft seinen Rausch und nicht die schüchternsten Hände hatte, wenn es Gelegenheit gab, fremdes Gut bei Seite zu bringen. Sie verabschiedete ihn, und Overton kehrte zu seiner früheren Lebensweise zurück. Darauf kam eine amerikanische Compagnie, die sich weniger als die englische vor dem schlechten Rufe Overton's fürchtete und ihm so lockende Vorschläge machte, daß er sie annahm. Ueberdies wußte er, daß man bei seinen Privat-Profiten ein Auge zudrücken würde. Und konnten sich die Yankees, die sich kein Gewissen daraus machten, die armen Indianer zu betrügen, etwa beschweren, wenn sie einen Dolmetscher von ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit hatten? Man lebte lange mit einander in der besten Eintracht, und da die militairischen Würden in den Vereinigten Staaten sehr billig sind, gab man dem Mestizen außer der Geldvergütigung noch den Titel eines Obersten. Seit dieser Zeit trug Overton Stiefel und Sporen, einen gestickten Frack und einen großen Degen.

Wie schlau auch die Yankees waren, denen er seine Dienste verkauft hatte, so war er am Ende doch schlauer als sie und betrog sie, wie er die Indianer betrogen hatte. Die heilige Allianz löste sich auf; der Oberst nahm seinen Abschied, zog sich in die Gebirge zurück und begann dort, unter dem Schutze der mexikanischen Regierung, handwerksmäßig zu rauben und zu plündern. Einige Zeit hatte dies guten Fortgang. Sein Kunstgriff war, sich zwischen den Wilden und den weißen Spekulanten, die mit jenen Handel trieben, zum Schiedsrichter aufzuwerfen. Hatten sich die Theile einmal geeinigt, dann stachelte er ihre Heiterkeit und brachte sie dahin, mit einander zu trinken. Dies war der erwünschte Augenblick für seine Pläne. Den Indianern betheuerte er, daß die Weißen nur auf ihr Einschlafen warteten, um über sie herzufallen, sie zu erwürgen und ihnen Geld und Waaren wieder abzunehmen. Den Weißen erzählte er dasselbe Mährchen. Alsbald entspann sich ein heftiger Wortstreit, der natürlich mit einem Kampfe endigte, und dieser Kampf war um so hitziger, als Alle mehr oder minder betrunken waren. Währenddes aber kam der Oberst mit einigen Kerlen, die in seinem Solde waren, um

wie er sagte, als Vermittler die eingetauschten Gegenstände in Sicherheit zu bringen. Er lud Alles auf Maulesel, ging nach Santa-Fé und verkaufte dort die Früchte seines Fleißes um ein Drittheil des Werths. Wie war er dazu gekommen? Kein Mensch mochte ihn mit dieser Frage belästigen, denn ein Verkäufer, der niedrige Preise hat, ist immer ein willkommener Mann.

Die kühnen Diebereien des Obersten und die Schurkenstreiche, die er in jedem beliebigen Genre mit Meisterhand ausführte, machten ihn zum Schrecken des Gebirges. Nachdem er der Reihe nach der Verbündete Aller gewesen war, hatte er nunmehr so viel Feinde als Bekannte. Die Wilden schwuren, ihn zu skalpiren, die Engländer, ihn zu hängen; die Kanadier wollten ihn zwingen, sich todt zu tanzen, und die Yankees ihn der indianischen Gerechtigkeit überliefern. Endlich setzten die Mexikaner, die ihren Schützling nicht mehr beherbergen wollten, einen Preis auf seinen Kopf. Diese allgemeine Kriegserklärung machte Overton menschenscheu; er versteckte sich, und während zweier Jahre hörte man nichts mehr von ihm. Nach dieser Zeit aber stieß eines Tages ein Haufe Comanches und Tonquewas, der von einem Streifzuge zurückkehrte, auf einen Reiter und erkannte in ihm den Oberst Overton. Alsobald wurde Jagd auf ihn gemacht.

Die Verfolgung dauerte lange. Overton ritt ein edles, kräftiges Pferd, aber der Boden war uneben und voller Schlammlöcher. Was half ihm sein Galoppiren? Er wurde alle Augenblicke aufgehalten und konnte nicht aus dem Gesichte verloren werden. Endlich erreicht er ein Plateau, das mit großen Fichten bewachsen war. Er glaubt sich gerettet, denn jenseits des Gehölzes lag eine große Ebene in der Ausdehnung von mehreren Meilen. Dort, hoffte er, werde es ihm leicht gelingen, seine Feinde in der anständigen Entfernung von sich zu erhalten. Sein Renner schießt durch den Wald; er giebt ihm die Sporen, um die Ebene zu gewinnen. Das Roß war weiß von Schaum, und doch ward das Gehölz übersprungen; aber — zwischen sich und der Ebene findet Overton einen ungeheuren Abgrund, fünfundzwanzig Fuß breit und zweihundert Fuß tief, besät mit Felsspitzen, wie eine Hecke mit Dornen. — Was wird er thun? Sein erschöpftes Pferd gehorcht den Sporen nicht mehr, und hinter sich hört er die Stimmen der Indianer, die einander zu der blutigen Jagd anfeuern.

An dem Rande des Abgrunds lag ein langer, hohler Baumstamm, den man wahrscheinlich in der Absicht, ihn zu einer Brücke zu benutzen, dorthin gebracht hatte. Overton steigt ab, führt sein Pferd an den äußersten Saum des Gehölzes, sticht es mit seinem Messer und zwingt es zum Springen. Aber das edle Thier hatte nicht die Kraft, sich über einen Vorsprung des entgegengesetzten Randes, unter welchem es angekommen war, emporzuarbeiten, und stürzte rücklings, von Fels zu Fels, in die Tiefe. Währenddes kroch der Gejagte in aller Stille bis zu dem Baumstamm und versteckte sich darunter, noch immer in der Hoffnung, sich zu retten. Bittere Täuschung! Er war gesehen worden. In diesem Augenblicke kamen die Wilden aus dem Gehölz; noch einige Minuten — und sie standen neben ihm. Sicher, daß ihnen ihr Opfer nicht entging, wollten sie ihm noch eine recht lange Herzensangst bereiten und thaten, als wüßten sie nicht, wo er hingekommen wäre.

„Er hat über den Abgrund gesetzt", rief der Eine; „wahrlich, der Sprung ist eines Panthers würdig. Gehen wir nun zurück, oder bleiben wir hier?"

Die Indianer beschlossen, kurze Zeit Halt zu machen, und fingen an, sich mit einander zu unterhalten. Einer verpflichtete sich, Overton, wenn er ihn einmal erwischen könnte, seine eigenen Eingeweide verschlingen zu lassen. Ein Anderer sprach von glühenden Zangen und verbranntem Fleische. Nicht eine Marter wurde übergangen, und der arme Overton muß sich dabei in einer schrecklichen Lage befunden haben.

„Sein Skalp ist hundert Dollars werth", sagte wiederum Einer. — „O, wir bekommen ihn noch", antwortete ein Zweiter. „Aber da wir einmal hier sind, dächte ich, wir lagerten uns hier und machten ein Feuer an. Hier haben wir einen trockenen Baumstamm, den wir herrlich gebrauchen können."

Overton sah ein, daß es um ihn geschehen war. Er blickte unter dem hohlen Stamm hervor: um ihn lagen die wilden Krieger der Wüste, den Bogen in der Hand, bereit, ihn zu tödten, so wie er sich rührte. Er merkte, daß die Indianer grausam mit ihm gespielt hatten und sich mit seinen Aengsten einen Spaß machten. Overton war kein Mann von strenger Moral, aber er hatte Kühnheit und Selbstgefühl genug, seinen Feinden wenigstens den Spaß zu verderben. Er beschloß, sich verbrennen zu lassen und ihnen so das grausame Vergnügen zu vereiteln, an dem sie sich schon im voraus ergötzten. Denn es ist der Stolz des Indianers, mit aller Festigkeit zu sterben und durch keinen Laut einen Schmerz zu verrathen.

Trockenes Reisig und Blätter waren bald auf den Baumstamm gehäuft. Das Holz wurde angezündet — still und erwartungsvoll saßen die Wilden da. Aber Overton hatte seine Seelenstärke zu hoch angeschlagen; war doch sein Blut nur halb indianisch. Denn als die Flamme seine Kleider faßte, stürzte er aus dem Feuer hervor und machte zwei Mal die Runde im Kreise seiner Henker. Sie lagen ernst und stumm, wie der Tod. Nicht eine Waffe erhob sich gegen ihn, als er plötzlich, von der ganzen Kraft der Verzweiflung getrieben, den Kreis durchbrach und sich in einem schrecklichen Sprunge über den Abgrund schwang. Wie unglaublich es auch klinge, er sprang nur um zwei Fuß zu kurz. Ein Schrei der Bewunderung entschlüpfte den Wilden; aber Overton war erschöpft und fiel langsam nach hinten. Die Wilden legten sich mit der Brust auf die Erde, aus Furcht, daß sie über diesem Schlunde der Schwindel ergreife, und suchten gesenkten Kopfes ihm mit den Augen zu folgen. Sie sahen ihr Opfer, wie es mit brennenden Kleidern von Felsen zu Felsen rollte — endlich ward Alles wieder finster.

Wenn Overton auf dem entgegengesetzten Rande hätte Fuß fassen können, so wäre er gerettet gewesen: denn jeder Akt der Kühnheit zwingt den Wilden Bewunderung ab, und sie hätten es unter ihrer Würde gehalten, ihre Pfeile gegen ihn zu richten.

Dies war das Ende des Oberst Overton. Von ihm hat jener Abgrund den Namen des „Obristensprungs".

Mannigfaltiges.

— Paris und die Provinzialpresse. Oft schon haben wir in diesen Blättern der Bestrebungen einzelner in französischen Provinzialstädten lebender Gelehrten gedacht, das Land von der Alleinherrschaft der Hauptstadt zu befreien, in welcher nicht bloß alle Macht und aller Einfluß der Staatsgewalt, sondern auch aller Kunst- und Literatur-Stoff, mithin die gesammte Intelligenz von Frankreich, konzentrirt ist. Paris hat jedoch bisher immer solche Emancipationsversuche zu paralysiren gewußt; ja, man kann sagen: je mehr die Freiheit in der Hauptstadt wuchs, um so mehr wuchs auch die Unfreiheit, in welcher sich die Provinzen, der Hauptstadt gegenüber, befinden. Zwar senden dieselben von Jahr zu Jahr ihre Abgeordneten nach Paris, um hier in der Kammer ihre Interessen vertreten zu lassen, aber wir wissen, wie wenig einerseits die Deputirten sich Zeit nehmen, ja, wie sehr es ihnen an Kenntnissen gebricht, auf die eigentlichen Bedürfnisse des Landes einzugehen, und welche Mittel andererseits der Regierung und der Hauptstadt zu Gebot stehen, um bei den Deputirten über die Befriedigung ihrer persönlichen Wünsche die ihrer Komittenten in Vergessenheit zu bringen. Nicht wenig trägt aber zu jenem abnormen Zustande die Organisation der französischen Presse bei, deren Macht nicht etwa wie in Deutschland über das ganze Land verbreitet ist, sondern lediglich in Paris ihren Sitz hat und von hier aus proklamirt, was die Provinzen über politische und literarische, ja sehr oft auch sogar über religiöse Dinge zu denken haben. Dieser Macht der Pariser Presse entgegen zu arbeiten, haben sich nun zwei berühmte Schriftsteller verbunden, von deren vereinten Bemühungen allerdings ein größerer Erfolg zu erwarten ist, als die bisherigen ähnlichen Bestrebungen Anderer gehabt. Die beiden Schriftsteller sind Lamartine und George Sand. Ersterer hat zu Macon, der Stadt, die er in der Deputirtenkammer vertritt, ein Organ unter dem Titel Le Bien public gegründet, das schon bei seinem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit der Pariser Blätter auf sich zog, damals freilich etwas vornehm von ihnen abgefertigt wurde, seitdem jedoch immer mehr Ansehen gewinnt und nun der Zeit entgegengeht, in welcher bei allen wichtigen Tagesfragen auch seine Meinung von denjenigen, die keine einflußreiche Stimme überhören wollen, befragt werden wird. George Sand dagegen hat im alten Berry, wo sie ein Gütchen besitzt und bewohnt, eine Zeitung, den Eclaireur de l'Indre, unter ihre Obhut genommen und diese zum Organe ihrer politischen Ansichten gemacht, welche auf der Sozialtheorie beruhen, daß für den durch die Gewerbfreiheit und das Fabrikwesen unter die Willkür einiger reichen Unternehmer gestellten Handwerker und Arbeiter die Gesetzgebung neue Auskunftsmittel aufzufinden habe, die etwa in der Begünstigung freier Associationen — kleiner Actiengesellschaften, deren Gewinn unter die Arbeiter selbst vertheilt werden soll — bestehen würden. Daß diese mit unseren übrigen gesellschaftlichen Einrichtungen keinesweges in Widerspruch stehende Theorie eben so von dem in's Phantastische sich verlierenden Fourierismus, als von dem alles Eigenthumsrecht wie alle menschliche Perfektibilität leugnenden Kommunismus sich unterscheide, springt in die Augen, und Herr v. Lamartine hat darum auch keinen Anstand genommen, mit George Sand in diesen Bestrebungen gemeinschaftliche Sache zu machen. Wir wollen nun sehen, ob es ihren beiden Zeitschriften gelingen werde, eine dauernde Theilnahme für die Provinzialpresse zu erwecken; ein glücklicher Erfolg würde ein sehr günstiges Zeichen für die künftige Emancipation der französischen Provinzen von der Hauptstadt seyn.

— Die Schönheiten der Oper. Unter diesem Titel (The Beauties of the Opera) erscheint jetzt in London und wahrscheinlich auch gleichzeitig in französischer Sprache in Paris ein eigenthümliches Unternehmen, das dazu bestimmt ist, die berühmtesten neueren und älteren Opern zu illustriren, d. h. die malerischen Scenen derselben in Holzschnitten und dazu einen erklärenden Text zu liefern. Für den Toilettentisch der Damen mag dies ein werthvolles Geschenk seyn, aber eine musikalische oder auch nur artistische Bedeutung hat es nicht. Die erste Lieferung giebt die Illustrationen zu Meyerbeer's „Hugenotten" und ist mit einem Stahlstiche der Dlle. Cornelie Falcon, der ersten Darstellerin der „Valentine", geziert. Die Ausstattung des Ganzen ist prachtvoll und jede Seite von einer farbigen Randverzierung umgeben.

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1844 werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Da zu Ende d. J. die Expedition des „Magazins" von der der Allg. Preuß. Zeitung völlig getrennt wird, so wolle man in Berlin neue Bestellungen nur an die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. (Jägerstraße Nr. 25) richten. Auswärts nehmen nach wie vor alle Postämter und Buchhandlungen Bestellung an.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Mittwoch den 27. Dezember 1843.

Italien.

Neapel in seiner heutigen Gestalt.

Zweiter Artikel.

Das Lottospiel ist eine wahre Wuth in Italien, und besonders in Neapel: denn die italiänischen Leidenschaften erreichen bei dem Neapolitaner ihre Mittagshöhe. Man findet die Spielhäuser hier so häufig wie bei uns die Schenken. Ein Volk ohne Brod und ohne Hemde, das von einem Tage zum anderen lebt, wirft alle Jahr vier oder fünf Millionen Franken ins Faß der Danaiden. Am Abend vor dem Ziehungstage sind sechs auf jedem Comtoir angestellte Personen zur Vertheilung der Billets kaum ausreichend. Man lockt die Spieler auf allerlei Weise: Blumengewinde von jeder Farbe schmücken den Eingang zum Lottohause und bieten den Vorübergehenden Ternen an, die so buntscheckig sind wie Harlekins. Liebst Du das Rothe? setze Dein Geld auf die rothen Nummern. Ziehst Du das Gelbe vor? wohlan, Dein Glück ist gemacht: hier hast Du eine Terne so gelb wie Gold. Oft bemerkt man im Hintergrunde des Saals drei Nummern mit durchscheinender Beleuchtung, welche die Inschrift führen: Ecco la vera sorte! (Hier ist das rechte Loos). Die Direction selbst lehrt Dich aus Uneigennützigkeit das Ergebniß der Ziehung schon im voraus kennen; wie könntest Du also an dem guten Erfolge zweifeln?

Mit Hülfe des Libro della Smorfia kann man jedes Ereigniß zu einem Einsatze in die Lotterie benutzen. Dieses Buch ist ein Verzeichniß von Hauptwörtern, denen je eine Nummer gegenübersteht. Mag ein Gegenstand, der Dich lebhaft berührt hat, Dir im Traume oder im Wachen, in der Einsamkeit oder in Gesellschaft vorgekommen seyn: Du kannst getrost die Lotto-Nummer wählen, die ihm in der Smorfia entspricht. Die glücklichsten und gesuchtesten Nummern sind diejenigen, welche sich auf unglückliche oder unangenehme Vorfälle beziehen. Ist irgendwo eine Feuersbrunst ausgebrochen, so wird das Lotto förmlich belagert; Jedermann verlangt eine und dieselbe Nummer. Man sieht sich genöthigt, die Zahl der Einsätze zu beschränken, und hat eine stark verlangte Nummer der Kasse schon ein gutes Sümmchen eingebracht, so werden keine Billets mehr verabfolgt. Selbst im Kirchenstaate stehen die Lotterie-Büreaus noch an Sonntagen offen, wenn alle übrige Läden geschlossen sind. Ein Langschläfer, der Sonntags erst um Mittag aufsteht, hat in keiner Restauration mehr Zutritt; allein er kann das Geld für sein Frühstück noch auf eine Terne setzen.

Auch die Leute von der großen Welt befassen sich, theils aus Kurzweil, theils aus ernsthafter Absicht, mit dem Lotto. Man hat ein Exemplar des Zauberbuchs im Hause und fragt es nach jedem Traume um Rath. Ich habe selbst gesehen, wie eine feine und geistreiche Dame in der Smorfia emsig blätterte und bald nachher einen Piaster und ein Stück Papier, auf welches sie drei Nummern geschrieben, durch ihren Diener ins Lottohaus schickte. Die Ziehung geht jeden Sonnabend mit großem Gepränge von Statten. Magistrat und Geistlichkeit haben dabei ihre ehrenwerthen Vertreter; ein Priester segnet den Glückstopf, und ein Kind zieht die Loose. Der versammelte Haufe kann vor Erwartung nicht ruhig athmen; diejenigen, welche ihrer Sache ganz gewiß zu seyn glaubten und nun sich getäuscht sehen, verlassen den Saal heulend und wehklagend; unendlich viel seltener hört man Freudengeschrei. Facchino's erwarten das Herauskommen der letzten Nummer, um die Neuigkeiten in den Straßen herumzutragen. Sie laufen aus Leibeskräften und stellen die Liste einem anderen Facchino zu, der an irgend einem Ablöseort steht und nun von seiner Seite rennt, was er rennen kann. In wenigen Augenblicken ist die Ziehung durch ganz Neapel bekannt. Um die Schnelligkeit dieser lebendigen Telegraphen zu ermessen, nahm einer meiner Freunde gleich nach der Ziehung einen Wagen und ließ sich im Galopp bis auf den Alten Markt fahren: er fand hier die Nummern vor einer Lottobude schon angeschlagen!

Auf Geld ist man in dem schönen, aber armen Italien überhaupt schrecklich erpicht und hat nur zu viele, theils erlaubte, theils unerlaubte Mittel ersonnen, die zu seinem Besitze verhelfen sollen. Doch urtheilen die Reisenden in dieser wie in anderer Beziehung oft einseitig, egoistisch oder nach mitgebrachten Vorurtheilen. Sie machen persönliche Erfahrungen angenehmer oder unangenehmer Art und entscheiden nun vom Dreifuße, wie viel oder wie wenig das Land werth sey. Einer, dem sein Koffer gestohlen worden ist, glaubt sich von lauter Mördern und Spitzbuben umgeben; wogegen sein Nachbar, dessen Gepäck unversehrt geblieben, kaum an das Vorhandenseyn solcher Leute glaubt. In der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Neapel hatte ich keinen Menschen ob schlimmer Streiche in Verdacht. An einem schönen Tage wurden mir in der Straße Toledo, und zwar in weniger als einer Stunde, zwei Taschentücher gestohlen. Ich steckte nichts mehr in meine hinteren Rocktaschen und verzieh den Dieben um ihrer Geschicklichkeit willen. Am 18. Mai erhielten drei Straßenräuber, welche in vergangener Nacht Jemand überfallen und gemordet hatten, öffentlich hundert Stockprügel als Vorschuß auf das Endergebniß ihres Prozesses. Mein Unglaube ward etwas erschüttert. Einige Wochen später erhielt ein ehrenwerther Mann, der einen Fremden aufmerksam machte, daß man ihm sein Taschentuch stahl, von einem zweiten Diebe einen Messerstich und außerdem die Mahnung, sich hinführo nicht mehr in die Angelegenheiten Anderer zu mengen. Jetzt wurde ich nachgerade mißtrauisch. Vor meiner Abfahrt nach Sicilien erfuhr ich, daß man bei Taormina einen Franzosen angehalten und rein ausgeplündert hätte. Wäre ich damals mit meinem Stockdegen einem frisch von Marseille angekommenen Landsmann begegnet, so würde er sich vielleicht über mich lustig gemacht haben, und nach einiger Zeit hätte ich ihn, mit Sackpistolen bewaffnet, wiedergefunden.

Bei dem Allen sind die Straßenräuber selbst in Italien noch ziemlich selten, und wer ihnen begegnen will, der verfehlt sie gewiß. Ich gestehe, daß ich keinen Erzpriester so eifrig aufgesucht hätte, wie den weltberufenen „Banditen der Abruzzen", dessen Geheimnisse mir zu viel werth sind, als daß ich sie verrathen möchte. Man erzählte mir, unter dem vorigen Könige von Neapel sey, nach mehreren strengen Bestrafungen, eine Amnestie bekannt gemacht worden, in deren Folge Offiziere die Häuptlinge der Räuber zu einem Schmause einluden. Die Eingeladenen erschienen und setzten sich vertrauensvoll zu Tische. Beim Nachtisch aber brachen, auf ein gegebenes Zeichen, königliche Truppen herein und metzelten die Gäste unbarmherzig nieder. Dies war ein furchtbarer Schlag für das Räuberwesen, von dem es sich mit Mühe wieder erholen wird.

Während aber die Maßregeln des Generals Manes und jenes hinterlistige Gastmahl die Wurzel der Banditen ausgerottet haben, ist die Bettelei durch dieselben nicht im Geringsten gesteuert worden. Ganze Schaaren Unglücklicher, die um Almosen flehen, versperren Dir den Weg, Einige mit Klagegeschrei, Andere heiterer, mit Fratzen und Luftsprüngen. Auf Ischia hört man, von einem Ende der Insel bis ans andere, nur den unzählige Mal wiederholten Ruf: Signor, bajocco! Der Bauer, der sein Gemüse zu Markte bringt, hält seinen Esel an, um Dir bettelnd seine Hand entgegen zu halten. Ein junges Mädchen, das aus einem von Reben umzogenen Fenster sein niedliches Köpfchen streckt, lächelt Dir anmuthig zu und bittet um einen Bajocco. In den Straßen von Neapel murmeln die Schildwachen bei nächtlicher Weile zaghaft: un piccolo regalo (ein kleines Geschenk)! Der Arme ist hier nie verschämt; Du findest in Neapel nicht so leicht wie in Frankreich jene stolzen und verzweifelten Unglücklichen, die ihr Unglück stumm in sich hineinwürgen: ein Neapolitaner trägt sein Elend unbedenklich zur Schau und zieht so viel Nutzen davon, als ihm möglich ist. Unter den Bettlern von Gewerbe haben Manche ein bewundernswürdiges Talent: die Mannigfaltigkeit der Redewendungen, die Schönheit des Vortrags, die Gewalt ihrer Mimik erheben sie zu wahren Künstlern.

In ganz Italien, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs, steigert die Paß-Polizei ihren Geschmack an Abgaben bis zum Enthusiasmus. Der Reisende muß zahlen, um in eine Stadt zu kommen, um hindurchzufahren, um mehr als drei Tage zu verweilen, um eine Sicherheitskarte zu erhalten, seinen Paß visiren zu lassen, für Empfangscheine, für die Erlaubniß, den Paß auf einem Bureau wieder in Empfang zu nehmen und auf einem anderen Bureau ihn vorzuzeigen, wo von neuem bezahlt wird. Junge Künstler, die nicht sehr bemittelt sind, haben am Schluß einer Reise nach Italien gewiß mehr als eine monatliche Rate ihrer Einkünfte für Paß-Gebühren hingeopfert, der Trinkgelder zu geschweigen, welche die herkulischen Lastträger, die Alles, was sie für Dich zu schleppen haben, immer todesmüde macht, noch außer ihren bedungenen Lohn verlangen. In jeder Stadt, jedem Dorfe, jedem Weiler muß der Durchreisende seine Papiere vorzeigen und den Soldaten beschenken, der sie zurückbringt. Mein Paß war am Ende zu einem gehefteten Bande angeschwollen, noch illustrirter als das „nicht kleine Register" des Leporello.

Werfen wir jetzt auf den Zustand der Literatur und Kunst einige Blicke. Neapel hat in der geistigen Bewegung Europa's immer eine wichtige Rolle gespielt. Es wird einen noch ehrenvolleren Rang einnehmen, wenn man einst der Fülle von Ideen, die jetzt ohne Zweck und ohne Ergebniß sich verzettelt,

eine nützliche Richtung giebt. Wir ersehen aus der polemischen Monatsschrift Il Progresso, daß die Wissenschaften, die Literatur und die Kritik nur des Augenblicks harren, wo ihnen ein freier und kräftiger Aufschwung gestattet seyn wird. Es fehlt ihnen eine unerläßliche Bedingung, die Freiheit, ohne Furcht und Rücksichten reden zu können. Schändlich und unverantwortlich, daß ein Mann wie der tiefe Galuppi seine Worte abwägen und einen Theil seiner philosophischen Ideen in petto behalten muß! Viele ausgezeichnete Männer suchen im Auslande, d. h. außerhalb der „Beiden Sizilien", Glück und Anerkennung. Der Großherzog von Toskana hat von einer Reise nach Neapel mehrere junge Gelehrte mitgebracht, die jetzt in Pisa und in Florenz angestellt sind. Von den ehemaligen vier öffentlichen Bibliotheken Neapels ist eine nicht mehr vorhanden; einer der Kustoden hat sehr viele der seiner Obhut anvertrauten Bücher ganz ohne Skrupel verkauft. Die Kataloge gehen nur bis zum Jahre 1808, so daß man nicht genau wissen kann, was diese Bücher-Sammlungen Alles enthalten.

Die literarische Zeitschrift Salvator Rosa hat Männer von Geist zu Mitarbeitern; es werden aber fast nur Kleinigkeiten in derselben besprochen. Die Censur schreckt jeden ab und entmuthigt ihn — den Kritiker, den lyrischen Dichter und den Dramatiker. Als Rossini's Oper „Wilhelm Tell" zur Aufführung kommen sollte, wurde der Text auf die abgeschmackteste Weise umgemodelt: statt seinen Tyrannen tödten zu dürfen, mußte sich Tell am Schlusse von Gendarmen ergreifen und ins Gefängniß abführen lassen!! In der Uebersetzung des Textes von Gabrielle de Vergy wollte man den Zweikampf zwischen Fayel und Coucy nicht gestatten, da in Neapel eine sehr strenge Strafe auf dem Duell steht. Der Uebersetzer brachte dafür einen Meuchelmord in Vorschlag; man fand, daß dieser ein besseres Beispiel geben würde, und Fayel erdolchte nun heimtückischer Weise seinen Gegner.

Seit dem diesjährigen Mai befinden sich die Theater Neapels in neuen Verlegenheiten. Das Wort Gott, das Wort Hölle und noch mehrere andere sind aus ihrem Vokabulare verbannt worden; man darf sie ein für alle Mal auf der Bühne nicht mehr gebrauchen, indem das Theater eine heidnische Anstalt ist. Was soll nun aus O Dio! werden, diesem Pfeiler so vieler Rezitative? Womit ersetzt man so manche stehend gewordene Phrase? Es wird also fernerhin keine „Hölle im Herzen" mehr geben; die Verfasser der Libretto's müssen ganz neue Phrasen drechseln, sich neue Bahnen brechen, und die Komponisten — wird ihnen diese Reform gleichgültig seyn? Gewiß ist es nothwendig, daß Achtung vor der Religion aufrecht erhalten werde; eine Regierung aber, die der Religion durch kleinliche Maßregeln noch größere Achtung verschaffen will, bewirkt viel eher das gerade Gegentheil.

Paul de Musset.

Frankreich.

Das Ende der Welt, nach den Ansichten der älteren und der neueren Zeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch das heidnische Alterthum versagte den Todten die Rückkehr ins Leben nicht, und der gierige Acheron läßt manchmal ein Opfer entkommen. Demokrit und Phokilides verbieten das Verbrennen der Todten, in der Hoffnung, sie könnten wieder einmal aufleben. Doch war bei den Griechen und Römern der Glaube an Auferstehung keinesweges allgemein, und wenn ein Todter das Licht wiedersah, geschah es nur auf Beschwörung eines Zauberers oder aus Laune eines Gottes. Solches Wunder nützte auch dem Menschen wenig, denn er fand in seinem neuen Leben die alten Unvollkommenheiten und Leiden wieder. Es war eine schwache Nachahmung der Seelenwanderung, die eben so die Guten und Schlechten wieder in die alten Verhältnisse und unter die alten Einflüsse brachte.

Die Aegypter scheinen klarer über die Auferstehung gedacht zu haben, wie man aus ihrer ängstlichen Sorge für ihre Todten schließen kann. Indeß dürfen wir hier so wenig wie überall, wo von Aegypten die Rede ist, eine bestimmte Behauptung wagen. Denn das seltsame Volk, das dieses Land der Geheimnisse bewohnte, hat seine Sprache und seine Gedanken mit ins Grab genommen und uns nur Leichname und Sphinxe zurückgelassen, die unsere Fragen beantworten sollen. In den heiligen Büchern der Inder war der Glaube an die Wiedererweckung deutlich ausgesprochen, und die Zend-Avesta verheißt, daß einst die Leiber, die der Erde anvertraut worden, gleich den Sandkörnern keimen und zu einem schöneren Leben erblühen würden.

Christus, „der Erstgeborene unter den Todten", gab mit der Unsterblichkeit der Seele auch das Versprechen einer Erweckung des Körpers und bestätigte durch das Wunder der Himmelfahrt die Wahrheit seines Wortes. Paulus lehrte die Auferstehung unter den Heiden, aber sie hatten nur einen vagen Begriff von der Ewigkeit der Materie und wiesen das neue Dogma von sich, bis man ihnen einen Todten würde gezeigt haben, der aus der Gruft gestiegen sey. Gleiches thaten die ersten ketzerischen Sekten, doch diese mehr aus einem Uebermaß von Spiritualismus. Sie konnten sich keine Seele denken, die, einmal frei, in ihren Körper wieder zurückkehren wollte, keinen Leib, dessen Theile aus allen Enden der Welt zusammengesucht werden müßten, keinen Gott, der wieder aufbaute, was er einmal zerstört hat. Die Kirchenväter wußten empirische und metaphysische Gegengründe zu finden. Der Körper, meinten sie, verhalte sich zur Seele nicht wie eine Hülle, sondern wie der Stoff zur Form. Das Fleisch sei der Genosse des Geistes in Sünde und Tugend und habe darum von der göttlichen Gerechtigkeit entweder die ewige Verdammniß oder die ewige Glückseligkeit zu erwarten. Sie beriefen sich auf die Auferstehung Christi, auf den Phönix, auf Alcestis und Pelops, auf Lazarus, auf Jairi Töchterlein und den Sohn der Witwe zu Nain. An Beispielen konnte es ihnen durchaus nicht fehlen, da es keinen Märtyrer gab, der nicht wenigstens seine drei Todte auferweckt hatte. Dies wurde wiederholt bis herab zu den Alchymisten, ja bis zu Malebranche. Selbst der große Leibnitz schließt von den Fliegen, die im Winter sterben und im Frühling wieder aufleben, daß die Medizin und Physik einmal im Stande seyn würden, Körper wieder zu beleben, deren wesentliche Theile erhalten worden wären. Die Klügsten unter den Gläubigen glaubten und verwiesen die Frager auf die menschliche Kurzsichtigkeit und die Wunderkraft des göttlichen Wortes.

Seyen diese Gründe nun schwach oder stark, der Glaube an die Auferstehung hat überall feste Wurzel gefaßt. Seit dem Ende des vierten Jahrhunderts waren die Waldenser des Mittelalters die einzigen Ketzer, die ihn zu verwerfen wagten. Er ist in der Liturgie in vielen Symbolen ausgesprochen und auf den Grabmälern durch zahlreiche Bilder versinnlicht. Die Formel in spem beatae resurrectionis tröstete den Menschen, der aus dieser Welt der Finsterniß und des Jammers schied, mit der Hoffnung eines neuen Lebens im Lichte des Herrn, und die grünenden Myrthen- und Lorbeerreiser unter dem Haupte des Begrabenen waren eine Bürgschaft, daß, die in Christo sterben, nie zu leben aufhören. Auf den Friedhöfen, auf jenen Feldern „der Saat, gesäet von Gott am Tage der Garben zu reifen", legen wir noch heute unsere Todten mit dem Gesicht nach Osten, daß sie der Strahl der Morgenröthe treffe, die einst den ewigen Tag heraufführt.

Aber noch blieben viele Fragen zu lösen. Sollten die Embryonen, die im Mutterleibe sterben, ein Daseyn gewinnen, das sie nie gekannt haben? Werden die gestorbenen Kinder als Männer und die Weiber, die der scharfsinnige Dun Skotus für unvollständige Wesen erklärt, wieder als Weiber auferstehen? Wie soll man Fleisch und Knochen der Sklaven wiederherstellen, mit denen Pollio seine Fische fütterte? und wenn ein Mensch den anderen auffrißt, welcher von beiden ist auferstehungsfähig? Die allzeit fertigen Theologen sind für jedes dieser Probleme mit Antwort versehen. Die galanteren meinten, man könne den Frauen, ohne sein Gewissen zu belasten, als vollkommenes Wesen, für das jenseitige Leben ihre Integrität zugestehen. Die Fötusfrage wurde von Hieronymus Maggi in Mailand und Dr. Filesak von der Sorbonne gründlich behandelt und zum Nachtheil der Fötusse gelöst. Die Menschenfresser verurtheilt Filesak, dem Opfer ihres Appetits alle verzehrten organischen Theile wiederzuerstatten. Bei der Rippe Adam's, aus welcher Eva geformt wurde, findet Maggi gerechte Schwierigkeiten und hat nach unserer Meinung nicht befriedigend über sie entschieden.

Die Juden des Mittelalters, welche auch an eine Auferstehung des Fleisches glaubten, stießen ebenfalls bei der Spezifizirung des Wunders auf ganz eigenthümliche Schwierigkeiten. Denjenigen, die an der Seelenwanderung hielten, machte es Sorge, wie die eine, untheilbare Seele ihre verschiedenen Körper zugleich beleben könne. Endlich, nach langer und reifer Ueberlegung, wurde man einig, sie könne zwischen dem ersten und letzten Körper wählen, während die anderen wie Steine liegen blieben. Viele glaubten, alle zerstreuten Stäubchen, die früher zu dem Körper gehört hätten, sammelten sich um einen kleinen unzerstörbaren Knochen der Wirbelsäule. Die Rabbinen hielten irgend einen befruchtenden Thau zur Belebung der Gebeine für nothwendig und versicherten, um die Auferstehung vollkommen zu machen, daß die Todten angekleidet aus dem Grabe steigen würden.

So umschwärmten gerade, als der Glaube am regsten war, tausend närrische Fragen alle Mysterien des Menschenlebens, doch unter diesen wunderlichen und wechselnden Auslegungen begegnen wir einer sinnigen und beständigen: wir meinen die des Konzils. Zwei Worte haben das Licht geschaffen, zwei Worte: Surgite mortui! werden die Menschen aus der Grabesnacht führen, denn für die Stimme Gottes hat auch der Todte ein Ohr. Und das Fleisch wird sich um die dürren Knochen legen, jegliches Glied seine Verbindung finden und der Mensch in der Fülle der moralischen und physischen Kraft, in dem Alter von dreiunddreißig Jahren, in dem Alter des Heilandes, da er starb, dem Leben wiedergegeben seyn.

Die Mythe, der Mensch müsse im Augenblick des Todes vor Richtern erscheinen, die ihn belohnen oder bestrafen, zieht sich unangetastet durch das ganze Menschengeschlecht. In Aegypten wägen zwei Priester in Gestalt eines Schakals und eines Sperbers vor Isis die guten und schlechten Handlungen ab. Die höllische Justiz der Griechen, Minos, Aeakus und Rhadamanthus, zeichnete sich, wenn man Plato glauben darf, eben nicht immer durch Gerechtigkeit aus, und Jupiter, der zum Unglück zuweilen nicht genau wußte, was er selber that, mußte oft von Pluto herbeigerufen werden, das Urtheil zu revidiren, das der unterirdische Gerichtshof in erster Instanz gefällt hatte. Bei den Aegyptern also entschieden Menschen, bei den Griechen untergeordnete Wesen, im Christenthum aber entscheidet Gott selbst, er, die unwandelbare Gerechtigkeit. Indeß gilt dieses Gericht im Augenblick des Todes nur für ein erstes, dessen Ausspruch allein Gott und dem Angeklagten bekannt sey. Nach Vernehmung des Urtheils zieht sich die Seele an unbekannte Orte zurück und erwartet in Freude oder Trauer das allgemeine Gericht. Dann sollen die Tyrannen erfahren, daß ihr Gold Spreu ist in der Schale der Wahrheit, und die Unterdrückten verherrlicht werden vor ihren Unterdrückern. Wenn Gott auf Erden die Strafe verschob, so wird sie hier desto furchtbarer seyn, und wenn er die Belohnung vorenthielt, dann war sie zu groß für das irdische Herz. Diesen Glauben haben die Priester mit Erfolg im Interesse der Moral benutzt und Dante und Michel Angelo in ihren gigantischen Schöpfungen nicht minder ergreifend gepredigt.

Wie der Apostel Johannes den Herrn am jüngsten Tage geträumt hatte, so erwartete ihn das Mittelalter. Ins Thal Josaphat strömen die Auferweckten; auf dem Oelberge erscheint Christus, noch blutend an den Kreuzeswunden, ihm zur Seite Gott der Vater, der heilige Geist und die Jungfrau als Symbol der Milde und Verzeihung. Er thront auf Wolken, die aus Licht gewebt sind, und Engel halten das wahre Kreuz, das nicht minder seine Auferstehung feiert. Auf einen Wink des Erzengels erhellen sich die kleinsten Falten des Gewissens der Menschen, zum Jubel der Gerechten, deren Fehler vor ihrer Reue verschwinden, zur Verzweiflung der Bösen, denen selbst die Thräne versagt ist; alle Erinnerungen werden wach und erscheinen dem allgegenwärtigen Auge des Herrn. Und Gott sendet den Einen die Boten der Vergebung, den Anderen die Diener der himmlischen Rache. Die Seligen steigen gen Himmel gleich Sternen, ohne Schatten, strahlend im eigenen Licht und Palmen in der Hand, singen sie Hymnen zum Preise Gottes. Die Narben der irdischen Leiden sind verlöscht auf dem neuen Fleische, das die Auferstehung von seinen physischen Gebrechen geläutert hat, auf daß sich erfülle das Wort des Apostels: Mißgestaltet ward er auf die Erde gesetzt, und in ewiger Schönheit strahlend schied er von ihr. Nur die Märtyrer behalten die Wunden ihrer Mißhandlungen, aber diese Wunden glänzen in wohlthuendem Lichte. Und weil ihnen ein solcher ätherischer Leib verheißen war, haben die Gläubigen ihre sterbliche Hülle geopfert und die Büßenden ihr Fleisch gegeißelt.

Aber zur Linken Gottes, auf dem Felde der Verdammniß, ertönt Stöhnen und Lästerung. Wie von den Hunden die Heerde, wird die Schaar der Verfluchten von den Dämonen zusammengetrieben. Der Wucherer an die Kinder gekettet, die von seinem Raube lebten, der Verführer an seine Buhle, der ungerechte Richter an den falschen Zeugen, der gewissenlose Arzt an den Verkäufer verfälschter Heilmittel, stürzen sie sammt ihren Bitten und Klagen in die lichtlose unverlöschliche Gluth. Und wenn der Letzte den Flammen überliefert ist, herrscht einen Augenblick Oede und Leere auf der Erde, wie die reifen Feigen von den Aesten, fallen die Sterne vom Himmel, noch einen Augenblick — und der Erdball steht in Flammen. Ueber die Quelle dieses Feuers konnten sich die Theologen nicht recht einigen, aber so viel wußten sie, daß die Elemente um Willen ihres Kontakts mit der sündigen Menschheit gereinigt werden mußten. Die Luft war das Echo unreiner Worte, und die Erde trank das Blut der Erschlagenen. Das Wasser aber trägt das Element der Ablution in sich, und das Feuer kommt zu der Ehre des Reinigens, weil ihm der Mensch am fernsten stand.

So pflanzte sich unter der Sanction des Christenthums die stoische Lehre von der Verbrennung fort, und die Ketzer nahmen sie so gut an, als die Rechtgläubigen. Die nordischen, indischen und muhammedanischen Sagen sprechen ebenfalls von der Zerstörung des Weltalls durch Feuer, und merkwürdiger Weise stimmt die skandinavische Sage in manchen Punkten genau mit der katholischen überein. Die Sonne verdunkelt sich, die Sterne erlöschen, die Erde zittert, und die bösen Geister und Riesen ziehen gegen die Götter, wie der Antichrist gegen den Heiland. Uebrigens ist das Odinsche Paradies äußerst komfortable und wird durch Oefen geheizt.

Aber diese schöne Erde sollte im Raume keine Spur zurücklassen, als einen Trümmerhaufen? auf ewig sollten die Sterne ausgeglimmt haben? Nein, für das Nichts hat Gott keinen Blick, und das Christenthum in seiner unerschöpflichen Liebe schenkte sein Mitleid auch der leblosen Natur. „Ich sah", sagt der Apostel Johannes, „einen neuen Himmel und eine neue Erde, ich sah das himmlische Jerusalem, wie eine Braut geschmückt, aus dem Schooße Gottes hervorgehen." In dieser Stadt mit diamantenen Thoren wohnt Gott in der Mitte der Menschen, die keine Mühen und keinen Kummer mehr kennen. In Origines, Tertullian und Laktantius hat die neue Erde ihre Geographen gefunden. Sie schildern sie ohne Meer, ohne Vulkane und Thiere, durchsichtig wie eine Krystallkugel und bewohnt von Menschen, die nichts essen und keine Schatten werfen. Christus aber wird tausend Jahre dieses neue Reich beherrschen. — Die Juden, welche kein Vaterland hatten, griffen mit Begeisterung diese Verheißung auf, und den göttlichen Fluch und die Mißhandlungen der Menschen vergessend, träumten sie von einer neuen Heimat.

So mühte sich das Mittelalter ohne Unterlaß ab, den Kreis zu erweitern, in den die Vorsehung den Geist gebannt hat, und hundert Schwärmer hatten hundert Visionen, an die sie glaubten und glauben machten. Und diese Träume lagen nicht verschlossen in den Zellen der Mönche oder den Bibliotheken der Klöster, sie lebten und machten die Runde um die Welt. Man war nur zu empfänglich für Schrecken und Furcht, suchte für jedes Ereigniß eine mystische Bedeutung und erwartete, ohne Ahnung eines Fortschritts des Menschengeschlechts, von der Zukunft nichts als Elend. In der ersten Kirche war man überzeugt, die Vorsehung habe die Dauer der Welt an die Dauer Roms geknüpft. Die Erscheinung der Barbaren, ihre Siege, die innere Zerwürfniß, der Untergang der republikanischen Tugenden, Alles weissagte den entarteten Kindern des Dardanus die nahe Vernichtung. Da erinnerte man sich, daß die sibyllinischen Bücher der Stadt Rom eine ewige Macht verhießen, und das Orakel der Götzen beruhigte die Christenheit über die schweren Drohungen der biblischen Sage; ja, Laktantius und Tertullian beteten, den jüngsten Tag abzuwenden, mit den Märtyrern, ihren Brüdern, für die heidnische Stadt und den Cäsar. Im Jahre 419 wird in Palästina ein Erdstoß gespürt — alsbald denkt man an das Wort des Propheten, daß vor dem Ende der Tage die Berge hüpfen werden, wie Widder, sieht Christum auf dem Oelberge erscheinen, Kreuze auf den Kleidern der Heiden funkeln und lange Feuerstreifen, wie einst auf Sodom, jetzt auf ganz Palästina regnen. Hesychius, Bischof von Salona, erkundigt sich in einem Briefe an den heil. Augustinus ganz naiv, ob es wahr sey, daß das Ende der Welt gekommen? Der Bischof von Hippo antwortet ihm, Gott würde ohne Zweifel dem Menschengeschlecht noch eine Frist von einigen Jahren bewilligen, denn noch sey nicht erfüllt, was geschrieben steht, daß aller Orten das Evangelium gepredigt würde vor dem Ende der Tage. Im zehnten Jahrhundert, diesem eisernen Zeitalter der Kirche, verdoppelt sich der Schrecken. Abbo, Mönch zu Fleury, erzählt, daß zu seiner Zeit in den Kirchen von Paris gepredigt wurde, der Cyklus von tausend Jahren sey zu Ende und Christi Ankunft nahe. Zum Uebermaß der Angst hatte man ausgerechnet, die Welt verbrenne unwiderruflich, wenn Mariä Verkündigung auf einen Charfreitag falle. Dieses Zusammentreffen fand 997 statt, und überall geschahen Wunder. Am neunundzwanzigsten März im Jahre 1000 flog gegen Abend ein Drache aus einer Wolke, einige Tage später kämpften feurige Heere am Himmel, worauf ein Blutregen erfolgte. Am achtzehnten März 1010 verdunkelte sich die Sonne, und am neunundzwanzigsten September desselben Jahres ward Jerusalem von den Ungläubigen erobert. Die Juden wurden beschuldigt, das heilige Grab verrathen zu haben, und aus den Städten gejagt, gesteinigt und ertränkt. In dieser allgemeinen Erwartung des unvermeidlichen Untergangs versäumte man, die schadhaften Kirchen auszubessern und neue zu bauen. Eine dumpfe Gleichgültigkeit, wie von Sterbenden, hatte sich der ganzen Christenheit bemächtigt, und die Einzigen, die noch Mannes genug waren, sich mit den reellen Interessen des Lebens zu beschäftigen, die Mönche, die für ihren Weinkeller sorgen mußten, und die Raubritter, die Ablaßbriefe kauften, datirten ihre Urkunden: termino mundi appropinquante, als wollten sie voll Wehmuth damit sagen, daß die schönen Tage bald ein Ende nehmen würden. Doch war trotz der Angst und unheimlichen Spannung die Ausgelassenheit nicht gering, und die Sittenverderbniß galt für ein untrügliches Vorzeichen der gefürchteten Katastrophe. Die Reuigen flüchteten ins Kloster, um auf der geweihten Asche zu sterben, dem einzigen Leichenlager, das eines Christen würdig sey, sagten die Gottbegeisterten. Man fing an, der Armen und Leidenden zu gedenken, gründete Hospitäler, ließ die Sklaven frei, und Thibaut de Mailly konnte mit Recht sagen: „O Tod, du wirkest Segen mit deinem Dräuen, du reinigest die Seele, wie das Sieb das Korn reinigt, und gewinnst, die nur an Gott denken, wenn er donnert, den christlichen Tugenden wieder!" Aber ohne Blitz zogen die Wolken vorüber, und die Sünde lockte von neuem. Gut oder schlecht, die Welt rückte weiter, und man dachte lange nicht an ihr Ende. Da erschien der Komet von 1680 am Himmel, und die aufgeklärten Unterthanen Ludwigs XIV. kreuzten sich, trotz Bayle's gelehrten Abhandlungen, vor dem Vorboten des jüngsten Gerichts. Und sind etwa unsere astronomischen Hypothesen gar so viel besser durch hypothetische Zahlen gestützt, als die scholastischen Weissagungen durch ihre Trugschlüsse? Wissen die Geologen und Astronomen von der Schlußscene des Menschen-Dramas mehr als die Mönche und Astrologen? Ist das Horoskop des Instituts untrüglicher als das der Sorbonne? Und ließe man sich endlich überreden, an den jüngsten Tag zu glauben, welche von den vielen vorgeschlagenen Todesarten wird das Schicksal an uns exekutiren? Werden wir erfrieren, verbrennen, ertrinken, zerstieben oder versteinern? Wann wird die Schicksalsstunde schlagen? Man erwartete sie am achtzehnten Juli 1816; man erwartete sie 1832 und 1840, und selbst diesmal rettete die zähe Menschheit ihr Leben aus der Gefahr. 1816 schrieb Hoffmann darüber eine geistreiche Betrachtung, 1832 Beranger die schöne Ode: Es mag zu Ende gehn, die Welt ist alt genug!

Seltsamer Wechsel der Dinge! Von den Schrecken der Apokalypse sind wir an ein modernes Lied gekommen. So erhob sich aller Orten und in allen Zeiten, selbst in den frömmsten Jahrhunderten, der neidische Zweifel neben dem reichen Glauben, der Spott neben der Begeisterung, der Jubel neben der Thräne. Und dennoch mögen wir ernst bleiben bei den Phantasieen des Mittelalters, denn die Vernunft des Menschen deckt mit ihrem Schatten Träume, durch deren abenteuerliche Gestalten ein ewiger Gedanke zieht, ein Gedanke voll Trost und Schrecken, der Gedanke der Versöhnung. Mit erbarmungsloser Strenge wird das Böse verfolgt bis in die Materie, die sich im rächenden Feuer von ihrer passiven Sünde reinigt und vergeistigt selig wird im tausendjährigen Reich. Der Tod und das Nichts sind besiegt, und wenn der Ruchlose verzweifelnd die Sonne über den Trümmern der Erde erblassen sieht, hofft der Gerechte; denn jenseits der Zeit erhebt sich die Sonne der ewigen Liebe.

(R. d. P.)

Die Neger-Emancipation in den französischen Kolonieen.

Zweiter Artikel. *)

Die vollkommene Freigebung der Neger soll — darin ist man einverstanden — durch eine mitteninne liegende Verfassung, durch eine sogenannte „Uebergangs-Periode" vorbereitet werden. Was für eine Verfassung soll das aber seyn? Hier haben die Meinungen in zwei Systeme sich getheilt, die beide am Schluß des unserem ersten Artikel zum Grunde liegenden Berichtes der französischen Kommission, an deren Spitze der Herzog v. Broglie steht, als Vorschläge formulirt sind.

Das System der Minorität ist im Wesentlichen folgendes: Man theilt die Sklaven-Bevölkerung in drei große Kategorieen: Kinder — Jünglinge und Erwachsene, die arbeiten können — Greise und gebrechliche Personen. Der Staat kauft die Kinder; er kauft sie in dem Maße, als jedes geborene oder zu gebärende Kind ein bestimmtes Alter erreicht, und zwar um den

*) Vgl. Nr. 148 des Magazins.

mittleren Preis eines Kindes von diesem Alter. Als nunmehriges Eigenthum des Staates bleiben diese Kinder bei ihrer Mutter vermittelst einer gütlichen oder mit dem Herrn der Mutter gesetzmäßig getroffenen Uebereinkunft. Sie bleiben auch im Stande ihrer Mutter bis zum 20sten Jahre; der Staat läßt sie mit der Aussicht auf die Freiheit, die ihrer wartet, erziehen. Haben sie das 20ste Jahr erreicht, so erklärt der Staat sie als freie Leute. Zu gleicher Zeit werden, vermittelst gütlich geregelter Schadloshaltung, die Mutter, wenn sie noch lebt, und der Vater, wenn er bekannt, d. h. wenn das Kind aus rechtmäßiger Ehe ist, freigelassen. Die jungen Freigelassenen müssen für ihre alten Aeltern Sorge tragen. Was die jungen Leute und die Erwachsenen der gegenwärtigen Generation betrifft, so regelt das Gesetz die Bedingungen des Zustandes der Sklaverei so, daß die Verfassung der Familien, die Fortschritte der religiösen und moralischen Erziehung möglichst begünstigt werden. Das Gesetz bewilligt den Sklaven beider Geschlechter ein Recht, bewegliche Güter zu erwerben und zu besitzen; es verschafft ihnen eigenes Vermögen, indem es ein heutzutage fast allgemeines Herkommen obligatorisch macht, den herkömmlichen Gebrauch nämlich, ihnen allwöchentlich einen freien Tag und ein kleines Ackerfeld zu überlassen; es giebt ihnen das Recht, sich mittelst des Ertrags ihrer Wirthschaft um einen verabredeten Preis loszukaufen. Das Gesetz spricht endlich die Alten und Schwachen frei, sofern ihr Unvermögen in guter Form beglaubigt ist, und verpflichtet ihre Herren, sie für die kleinen Dienste, die sie noch leisten könnten, angemessen zu entschädigen. Solchergestalt würde kein der heutigen Generation angehörendes Individuum als Sklave sterben, es sey denn, daß Krankheit oder Zufälle seinem Leben ein plötzliches Ende machten.

Gegen diese allmälige Emancipation hat die Majorität vier Haupt-Einwürfe:

1) Sobald man einräumt, daß Frankreich in eine politische und dringende Nothwendigkeit versetzt ist, die Sklaven in seinen Kolonieen zu emanzipiren, so muß auch schon jetzt eine Epoche der wirklichen Emancipation festgesetzt werden, wo alle Sklaven ohne Ausnahme Freiheit und bürgerliche Stellung erhalten; im anderen Falle würde man nichts thun, um die vorhergesehene Gefahr abzuwenden, und die Lage der Sklaven, als Masse betrachtet, nicht wesentlich ändern.

2) Nicht minder nothwendig ist es, daß man die Stellung der Pflanzer bestimmt regle und von ihrer Seite jeden systematischen Widerstand gegen die projektirte Maßregel vergeblich mache. Dazu kann aber das System einer allmäligen Emancipation nicht führen. Dieses zieht keine unzerstörbare Gränzlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft: es steckt kein unüberschreitbares Ziel, welches den Widerstand der Kolonisten entmuthigen und die Ungeduld ihrer Gegner besänftigen könnte. Der Streit zwischen beiden Theilen wird zum Nachtheil aller Interessen fortdauern.

3) Wie soll man es mit den Kindern halten, welche die Regierung allein frei ließe und sonach von ihren alten Herren trennte? Wird man sie faktisch und von Rechts wegen freisprechen, wie das englische Parlament 1833 gethan? Oder sollen sie als Sklaven bei ihren Müttern bleiben, bis die Letzteren frei sind? Oder endlich in der Eigenschaft von Lehrlingen bei ihren Herren, bis sie zwanzig Jahr alt sind? Das erste Verfahren wäre mißlich, weil man die Kinder sich selbst überließe und sonach einer unvermeidlichen moralischen Entartung blosstellte; durch das zweite Verfahren würden die Wohlthaten der Emancipation annullirt; durch das dritte aber die Familien-Verhältnisse unnatürlich gemacht, indem freie Kinder neben ihren als Sklaven dienenden Aeltern lebten und arbeiteten.

4) Endlich kann man unmöglich hoffen, daß Sklaven, die man Einen um den Anderen emanzipirt, sich dazu verstehen sollten, mit ihren im Joche der Sklaverei gebliebenen ehemaligen Gefährten gemeinschaftlich zu wohnen und zu arbeiten. Die Arbeit als solche erscheint ihnen schon als ein Symbol der Knechtschaft; gemeinschaftliche Arbeit mit Sklaven wird ihnen als eine Fortsetzung des Verhältnisses erscheinen, aus welchem das Gesetz sie treten läßt. Dieser Widerwille ist eine in allen Kolonieen durch die Erfahrung beglaubigte Thatsache.

Dies sind in gedrängter Kürze die Gründe, welche die Majorität der Kommission dazu bewogen haben, das System der allmäligen Emancipation abzuweisen und bei der gleichzeitigen stehen zu bleiben. Es fragte sich nur noch, ob man die Zwischen-Verfassung als einen Zustand der Freiheit darzustellen habe, oder als eine Fortsetzung der Sklaverei, eine provisorische Dienstbarkeit, mit deren Ablauf die Freiheit, die wahre Emancipation beginnen sollte.

Die erstere Methode hat England in seinen Kolonieen angewendet. Die feierlich emanzipirten Sklaven mußten mit dem Charakter von Lehrlingen ihren Herren nach wie vor Zwangsarbeiten thun, und ihr Verhältniß zu ihnen blieb überhaupt genau dasselbe. Kein Wunder, daß sie fast überall sich weigerten, am Tage nach dem Freiheitsfeste ihre Ketten wieder anzulegen, und, mochten sie nun der Ueberredung oder der Gewalt nachgeben, die ganze sogenannte Lehrzeit in Mißmuth und Mißtrauen verlebten.

Viel gerathener ist es, daß man den Sklaven sage: „Ihr werdet bis zu dieser oder jener Epoche bleiben, was ihr seyd; alsdann wird man euch frei erklären. Unterdessen will die Regierung eure gegenwärtige Lage verbessern, erträglicher machen, euch zu der Freiheit heranbilden, deren ihr theilhaft werden sollt." Eine solche Sprache ist einfach, aufrichtig, vollkommen verständlich; man wird die Begriffe der Sklaven nicht verwirren, ihre Leidenschaften nicht erhitzen. Da ihnen außer der nach einem gewissen Zeitverlaufe zu realisirenden Freiheit nichts mit Bestimmtheit zugesagt ist, so werden sie die verschiedenen Zugeständnisse, die man ihnen während der Uebergangs-Periode macht, als eben so viele Wohlthaten annehmen und nicht jenes Fieber der Erwartung und Hoffnung verspüren, das weder das Gedeihen des Unterrichts, noch das Keimen der guten Gesinnungen fördert.

Das Interesse der Pflanzer, welche Sklaven besitzen, ist bei der Emancipation unstreitig am meisten gefährdet. Da es nun sehr ungerecht wäre, auf ihnen allein die Strafe für ein Verbrechen lasten zu lassen, das dem Mutterlande noch mehr als ihnen Schuld zu geben ist, so hat die Kommission vom 26. Mai nicht angestanden, als Prinzip anzuerkennen, daß der Staat gehalten sey, sie gegen den gewissen Untergang, von dem sie sich bedroht sehen, sicher zu stellen. Nach reiflicher Erwägung der vielen Fragen, welche dieses Prinzip in Anregung brachte, ist man nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß folgende vier Maßregeln dem, was die Pflanzer vernünftiger Weise fordern können, genügen werden:

1) Eine hinreichende Frist, damit sie ihre Angelegenheiten ordnen können. Von dem Tage der ausgesprochenen Emancipation an werden die Pflanzer sich genöthigt sehen, von ihren freigewordenen Negern die Arbeit zu kaufen, die sie ihnen bis auf diesen Tag als Sklaven schuldig sind, eine Arbeit, welche der Pflanzer nicht entbehren und welche er nur von den eben erst emanzipirten Negern verlangen kann. Der Lohn für diese Arbeit wird nun, da er jedenfalls den Werth des Unterhalts eines Sklaven übersteigt, eine ganz neue Ausgabe seyn, welche den Kosten der Production jedes Kolonial-Unternehmens sich beigesellt. Nach einem in dem Berichte angeführten Beispiele wird dieser nothwendige Zuschuß zu dem auf die Production verwendeten Kapitale für eine Pflanzung, die 200 Sklaven beschäftigt, 30,000 Franken ausmachen.

Wo werden nun die Pflanzer Mittel finden, um diesen Zuwachs an Kosten zu decken? In Ersparnissen können sie das nicht; denn die Meisten von ihnen sind im Verluste, und die Uebrigen haben so geringe Vortheile, daß an keine Ersparniß zu denken ist. Werden sie das Kapital gegen Verpfändung erheben? Allein ihre Pflanzungen sind fast alle schon über ihren Werth belastet; außerdem würden die Pflanzer von Guadeloupe und Martinique nimmermehr Kredit finden, da auf diesen beiden Inseln keine gewaltsame Expropriation erlaubt ist. Es bleibt nur die Entschädigung, die der Staat ihnen bewilligen wird; aber diese Entschädigung könnte ihnen für jetzt nicht zur Verfügung gestellt werden; sie käme an ihre Gläubiger, denen sie durch Hypothek oder bloße Handschrift verpflichtet sind. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Industrielle Buchmacherei. Herr Dr. J. G. Flügel, Konsul der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Leipzig und Verfasser des rühmlichst bekannten englischen Wörterbuches, hat so eben eine kleine Schrift erscheinen lassen, in welcher er die Unbilden darstellt, die er und sein Buch von mehreren Seiten erfahren haben.*) Wir halten uns um so mehr verpflichtet, auf diese Schrift hinzuweisen, als wir im vorigen Jahre eine kurze Anzeige desjenigen Lexikons gegeben, das hauptsächlich zu dieser Reclamation den Anlaß geliefert: wir meinen das „Englisch-deutsche Wörterbuch" von Christ. Friedr. Grieb **). Professor Dr. Gottfried Hermann in Leipzig hat die Schrift des Herrn Flügel durch ein Vorwort eingeleitet, was ihr von vornherein schon als genügende Empfehlung dienen kann. Es wird darin gegen das in unserer Zeit nur zu häufig vorkommende Verfahren protestirt, aus bereits vorhandenen mit vieler Mühe bearbeiteten lexikographischen Werken ohne große Mühe ein neues Lexikon zu sammenzustellen, was namentlich dem Herrn Grieb vorgeworfen wird, der sich zwar rühmt, hinsichtlich der Amerikanismen, so wie in Bezug auf Handel, Dampfschifffahrt ꝛc., ganz neue Forschungen angestellt zu haben, dem jedoch nachgewiesen wird, daß er alle diese Dinge aus dem älteren Flügelschen, so wie aus dessen neuerem dreisprachigen (kaufmännischen) Wörterbuche, geschöpft habe. Nicht minder unehrenhaft ist man auch in England mit der Arbeit des Herrn Flügel umgegangen. Dort hat nämlich die Firma Whittaker u. Comp. den Namen des Herrn Flügel mißbraucht, um Käufer für ein Lexikon anzulocken, dessen erster (englisch-deutscher) Theil zwar ein etwas verballhornter Nachdruck des Flügelschen Werkes ist, dessen zweiter (deutsch-englischer) Theil jedoch die Arbeit eines Anderen ist. Vergebens hatte Herr Flügel gegen dieses Verfahren, als noch Zeit genug war, dasselbe abzuändern, remonstrirt. Herr Whittaker sowohl, als die deutschen Sprachlehrer Feiling und Dr. A. Heymann, die ihm dabei behülflich waren, hielten sich durch das angeblich in der ganzen Welt herrschende Völker-Unrecht zu ihrer unehrenhaften Handlungsweise berechtigt.

— Der Verfasser der „Schule der Alten". Das Théâtre Français hat beschlossen, daß eine Marmorbüste des verstorbenen Casimir Delavigne in dem Foyer dieses Theaters aufgestellt, und daß an dem Tage der Beerdigung des Dichters, die in Paris stattfand, auf der Bühne, die so viele seiner Triumphe gefeiert, nicht gespielt werde.

*) Literarische Sympathieen und industrielle Buchmacherei. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren englischen Lexikographie, von Dr. J. G. Flügel ꝛc. Leipzig, 1843.

**) Stuttgart, 1842.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Freitag den 29. Dezember 1843.

England.

Die englische Gesellschaft.

Ueberall drängt sich wohl auf den Marktplätzen des Geschäftslebens Schein, Hohlheit, Falschheit und Eitelkeit zusammen, überall treibt der unersättliche Luxus Wucher, die hirnlose Mode Thorheiten, und überall regiert der Kleinigkeitsgeist, das Kind dieser beiden modernen Harpyen in der Gesellschaft, aber nirgends ist die traurige Macht des Letzteren so groß und so verbreitet als in dem freien England. Der Klang eines Namens, die Zufälligkeit eines flüchtigen Beifalls oder Bemerktwerdens entscheidet über die wichtigsten Lebensmomente, über Tugend, Glück und guten Ruf. Dieser Tyrannei haben sich die englischen Schriftsteller in ihren Sittenschilderungen und Romanen schon mehrfach widersetzt, aber ohne eigentlichen Erfolg, die Geißelung unterhält die Leser, verbessert aber nicht die Eitelkeit, die immer wieder in dem glänzenden Zauberkreis wie eine Mücke die Lichter umflattert. Ein neuer Roman *) der Gräfin Blessington zeigt uns jetzt abermals die englische Gesellschaft in einem Spiegelbilde, das an die Karikatur streift. Das Buch leidet an den gewöhnlichen Längen und Breiten der Verfasserin wohl noch mehr als sonst, aber die Silhouetten aus der Gesellschaft, die hier Platz finden sollen, bezeugen eine noch sehr lebendige satyrische Ader. Die gräfliche Verfasserin gehörte übrigens vor ihrer Verheiratung mit dem Grafen Blessington dem Schauspielerstande an, und die Schärfe ihrer ironischen Schilderungen mag wohl theilweis veranlaßt seyn durch Zurücksetzungen, die ihr in der höheren Gesellschaft Londons zuflossen.

Sie giebt uns hier drei schlagende Beispiele, wie man sich in England mit Hülfe der Mode den Schein von Verstand, Geist, Vornehmheit und sogar von Schönheit zu verschaffen weiß. Die erste Figur, die uns vorgeführt wird, ist eine hübsche Frau; sie will aber für eine kluge gelten: „Mistriß Audley, eine kleine niedliche Schönheit, war sehr kokett, sie zwang ihre lebhaften Gesichtszüge zu dem Ausdruck von Schlauheit, sie sprach wenig, gebrauchte aber ihre schönen nußbraunen Augen desto fleißiger, und der männliche Theil ihrer Bekanntschaft fand dieselben auch viel beredsamer als ihre Zunge. Sie hatte zarte Hände und schön geformte Fingerspitzen, welche sie unaufhörlich benutzte, um die langen Ringellocken an die Wangen zu streichen, eine Beschäftigung, die sowohl die Schönheit der Hände wie den Glanz der Ringe hervorhob. Die Füße waren in vollkommener Uebereinstimmung mit den Händen, wahrhafte „mignons“ und „chaussirt“ **) von dem berühmtesten Pariser Schuhmacher. Mistriß Audley war sehr erfinderisch in den Mitteln, diese Vorzüge geltend und Jedermann darauf aufmerksam zu machen; sie forderte ein Fußbänkchen und stellte die Füße so, daß man sogar die zierlichen Zwickel und die zarten Hacken sehen konnte, oder sie zog die Schuhe aus, ließ sie vom Fuße gleiten und rief mit scheinbarer Verlegenheit, daß ihr Schuhmacher so einfältig sey, ihr immer die Schuhe zu groß zu machen! Naivetät und Schlauheit waren die übrigen Reize, die Mistriß Audley neben ihren hübschen Händen und Füßen geltend zu machen suchte. Bewundert zu werden, war ihr einziger Lebenszweck, den sie mit wenig Mühe erreichte, da sie nicht eben wählerisch war in den Eigenschaften ihrer Bewunderer; sie bezahlte mit Schmeicheleien die ihr gespendeten Huldigungen und ärndtete dafür den Vortheil, von allen Stutzern für das natürlichste und bezauberndste Wesen erklärt zu werden. Die größte Prätension von Mistriß Audley bestand aber darin, für gescheidt zu gelten, obwohl sie nicht den allerkleinsten Anspruch darauf machen konnte. Es fehlte nicht an demüthigenden Winken über die Grundlosigkeit dieser Prätension, deshalb begann Mistriß Audley sich mehr auf die Wirkung, die ihre schönen egalen Zähne und ihr schlaues Lächeln hervorbrachten, zu verlassen, als auf die ihrer Gespräche, und es wird immer genug Individuen geben, die den Unsinn von rosigen Lippen dem verständigsten Ausspruch von reizlosen vorziehen. Zu dieser Kategorie von Verehrern gehören hauptsächlich jene, welche das sogenannte gewisse Alter erreicht haben, und solche, welche noch an zu großer Jugend und Unerfahrenheit laboriren; zwei bis drei Gesellschaftsjahre in London geben diesen letzteren erst die nöthige Reife und Aufklärung über den Irrthum, die hübsche Mistriß Audley für klug gehalten zu haben.

Lady Selina Mellingcourt besaß dagegen alle Eigenschaften, um wegen ihres Verstandes bewundert zu werden, aber sie zog es vor, eine Schönheit zu seyn oder wenigstens dafür zu gelten, und so unglaublich es klingt, es ist doch unendlich leicht, eine solche Rolle ohne die nöthige Begabung vollkommen durchzuspielen, sobald eine Dame der höheren Gesellschaft nur erst einige Mitglieder ihrer Clique zu verblenden verstanden hat. Lady Selina's erste Sorge war, einen Haarputz für sich zu erfinden, der ganz von der gewöhnlichen Art abwich und durchaus für schöne Personen berechnet war, daß ihn so leicht Niemand nachzumachen sich entschloß. Der übrige Anzug ward entsprechend gewählt: aufzufallen war sein einziger Vorzug. Lady Selina erschien also ausgeputzt auf dem Balle, den ihr Bruder, der Marquis von Altringham, wie die Zeitungen absichtsvoll lange vorher verkündigten, gab, um seine junge liebenswürdige Schwester in die Welt einzuführen. In dem Erstaunen, welches ihre Erscheinung erregte, affektirte Lady Selina, eine ihr gezollte Bewunderung zu sehen: sie nahm ganz die Bewegung und Haltung einer anerkannten Schönheit an, noch ehe die Leute recht wußten, ob sie dies Benehmen lächerlich finden oder bewundern sollten. Aber während sich Lady Selina alle Manieren einer bewußtvollen Schönheit aneignete, hütete sie sich sorgfältig, auch die Unart einer solchen nachzuahmen; sie hatte ein Lächeln und eine Artigkeit für Jedermann, sie machte die Wirthin in ihres Bruders Haus besser als ihre Schwägerin und affektirte doch so geschickt ein schwesterliches Verhältniß zu derselben, daß alle Gäste die Liebenswürdigkeit und Lebensklugheit der schönen Lady Selina zu bewundern begannen. Die vollkommene Sicherheit, womit dieselbe ihre beabsichtigte Rolle durchführte, bewirkte das völlige Gelingen ihres Zweckes, denn die meisten Menschen, die bei ihrem ersten Anblick ihre Ansprüche auf Schönheit ableugnen wollten, endeten doch damit, zu glauben, es müsse irgend ein Zauber in ihr liegen, und verwandelten alle Zweifel nach und nach in vollen Glauben an ihre Schönheit. Die Zeitungen sicherten ihr immer mehr ihre usurpirten Ansprüche durch preisende Artikel über die „reizende“ Lady Selina Altringham. Die jungen Altersgenossinnen derselben, geleitet von richtigem weiblichen Takt, wagten nicht, Einspruch zu thun, aus Furcht, für neidisch zu gelten; einige furchtlosere Matronen versuchten zwar, die Bewunderer von Lady Selina auf die Mängel ihrer Gesichtsbildung aufmerksam zu machen, erreichten aber nichts weiter als die Versicherung: kleine Unregelmäßigkeiten erhöhten nur die Reize derselben. Maler und Bildhauer wetteiferten sogar, jene an einer Sybille, Grazie oder Muse zu verewigen, und Lady Selina klagte mit geschickt angebrachter Bescheidenheit über diese lästigen Huldigungen der Künstler. Aber das wichtigste und wünschenswertheste Ziel für ein junges, mitgiftloses Mädchen — eine gute Heirat, schien unerreicht zu bleiben; die Gesellschaften waren vorüber, ohne daß ein einziger Antrag für Lady Selina aus der Mitte ihrer zahlreichen Verehrer sich dargeboten hätte. Der letzte Ball sollte noch stattfinden, dieser verhängnißvolle letzte Ball, von dem so manche Mädchenhoffnungen abhängen, von dem so viele Enttäuschungen ausgehen! Auf demselben erschien ein Herr Mellingcourt, ein junger Mann von unbekannter Familie und von schwachen Geistesgaben, aber mit einem großen Vermögen begabt. Er kam gerade von seinen Reisen auf dem Festlande zurück und traf zufällig mit einem ehemaligen Schulkameraden, Lord William Mortimer, zusammen, der ihm eine Einladung zum Balle verschaffte. Vorher speisten beide Freunde mit fünf bis sechs der eifrigsten Verehrer von Lady Selina im Klub; die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um letztere, sie ward als die diesjährige Königin der Schönheit und der Mode bezeichnet, und Jeder, der in der Londoner vornehmen Welt etwas gelten wolle, sey verpflichtet, ihr zu huldigen. Mellingcourt's einziger Wunsch war gerade, nach einer Geltung in dieser vornehmen Welt zu ringen; er war der Sohn eines reichen Pflanzers in Havana und in England bei einem Freunde seines Vaters erzogen. Er ward nach Eton und nach Oxford gesendet, wo er mit den Söhnen vornehmer Familien bekannt wurde und die kindische Ehrbegier lernte, sich den höheren Ständen anschließen zu wollen. Die jungen Adligen aßen seine feinen Mahlzeiten, borgten von seinem Gelde und schlossen scheinbare Freundschaften mit ihm; als er aber nach London kam, mußte er die demüthigende Erfahrung machen, daß seine Jugendfreunde dies zwar noch immer nicht zu thun verschmähten, auch bereit waren, mit ihm in das Theater zu gehen, wenn er die kostspieligen Plätze bezahlte, daß sie aber keinesweges gewillt waren, ihn in die vornehmen Gesellschaften einzuführen, wonach sein Sinn schmachtete. Nur Lord William Mortimer, einer jener bedauernswerthen „jüngeren Söhne“, die das traurige Talent, aber nicht die Mittel zu einem vornehmen Verschwender geerbt haben, war durchdrungen von der Nützlichkeit eines reichen Freundes. Er erpreßte ei[illegible]

*) Meredith by the Countess of Blessington. London 1843.

**) Die Anwendung dieser französisch ausgesprochenen Wörter ist eine üble Gewohnheit der höheren Stände in England und soll hiermit gewiß von der Verf. gegeißelt werden.

Einladungskarten von den Damen seiner vertraulichen Bekanntschaften und schmuggelte so den hoffahrtslustigen Mellingcourt momentan in die höhere Gesellschaft ein. „Um ihn hinauf zu bringen“, sagte Lord William, „bleibt mir kein anderes Mittel, als ihn mit einem der vielen vornehmen, aber armen Mädchen zu verheiraten: er ist zu ungehobelt und zu dumm, um sich selbst in Ansehen erhalten zu können.“ Lord William ging in Gedanken die heiratslustigen Damen seiner Bekanntschaft durch: da war eine zwar arm, aber zu stolz, um den niedrig geborenen Krösus zu wählen; die andere war zu klug, um den Freund desselben mit in den Kauf zu nehmen, wie Lord William doch hauptsächlich wünschte; endlich verfiel er auf Lady Selina Altringham, die, wie er meinte, aus Dankbarkeit für die ihr verschaffte Versorgung, ihm eine freie Disposition über die reiche Börse des Jugendfreundes gestatten würde. Er benutzte deshalb einen Augenblick, als gerade Mellingcourt umgeben von jungen Mädchen war, denen er ungeschickte Verbeugungen machte, und Lady Selina von fern stand, mit unverkennbarer Aengstlichkeit, der reiche Goldfisch möchte von Anderen weggefangen werden, um mit ihr folgendes Gespräch zu beginnen: „Wie bekannt mein Freund unter den Damen wird; ich bin sicher, daß er bald genug sich erobern läßt“; und als Lord William bei diesen Worten Lady Selina's gesteigerte Unruhe bemerkte, setzte er hinzu: „Indessen hat mein Freund so unbegränztes Vertrauen in mich, daß er niemals eine Wahl treffen wird, ohne mich um Rath zu fragen; ich würde aber wirklich untröstlich seyn, wenn er, wie es gewöhnlich die Folge der Verheiratung ist, über die Liebe die Freundschaft vergäße.“ — „O, dies kann niemals stattfinden, wenn die Frau gefühlvoll ist“, erwiederte Lady Selina mit feiner Beziehung. Diese Antwort überzeugte den Lord, daß er verstanden sey, und daß ein tieferes Eingehen in Einzelheiten ihm nicht übel gedeutet werden würde. „Und wären Sie z. B. die Gattin meines Freundes, *Sie* würden also meinen Einfluß auf ihn nicht beschränken?“ fragte Lord William bedeutungsvoll. — „Ich dachte gar nicht an mich“, lächelte Lady Selina; „aber wenn ein so unwahrscheinliches Ereigniß eintreten sollte, so würde ich mich sehr freuen, wenn ein Mann, wie Herr Mellingcourt, der nicht in der großen Welt gelebt hat, einen so sicheren Rathgeber und Freund hätte, als Sie sind.“ — Lord William lächelte gleichfalls und sagte: „Es hängt lediglich von Ihnen ab, Lady Selina, ob Sie meinen Freund heiraten wollen; denn so groß ist meine Gewalt über ihn, daß er in wenig Tagen sein Herz und sein Vermögen Ihnen zu Füßen legen wird.“ — Und so kam es; Lady Selina heiratete den reichen Mellingcourt, ohne sich an die Niedrigkeit seiner Gesinnungen zu stoßen, sein Reichthum war in ihren Augen sein einziges Verdienst. Ein auffallendes Beispiel, welche üble Folge das verkehrte Erziehungs-System unserer Zeit mit sich bringt — ein junges Mädchen gab ihre Hand einem Manne, für den sie nicht das leiseste Gefühl von Achtung und Liebe hegte! Lady Selina hatte gleich den meisten anderen Mädchen gelernt, eine reiche Heirat als den einzigen Endzweck anzusehen, zu dessen Erreichung sie alle ihre Eigenschaften und Talente in Bewegung setzen müsse. Wie moralisch elend sie sich als Lady Selina Mellingcourt an der Seite ihres eiteln, vornehmseynwollenden Gatten befand, läßt sich leicht denken.

F. v. H.

Nord-Amerika.

Violet's Reisen und Abenteuer.

Von Cap. Marryat.*)

Wir entlehnen einer kürzlich erschienenen Reisebeschreibung des Capitain Marryat die folgenden kleinen Erlebnisse des vielgewanderten Verfassers in einem Theile von Nord-Amerika und Texas, welche Distrikte, wenn Herr Marryat die Farben nicht etwas zu stark aufträgt, als eine wahre Quintessenz aller Rohheiten, Gemeinheiten und Schurkenstreiche zu betrachten sind, um derenwillen besonders einige halbcivilisirte Staaten der nordamerikanischen Union in neuerer Zeit so berüchtigt geworden. Hier einige Bilder aus dem Guckkasten des Herrn Marryat:

Ein ehrenwerther Richter. „Sechs Miles von Austin“ — so erzählt der Verfasser — „machten wir vor dem Landhause des Richters Webb Halt und baten um Erlaubniß, unsere Pferde zu tränken, da sie einen Weg von 40 Miles in großer Hitze und ohne einen Schluck Wasser zurückgelegt hatten. Der ehrenwerthe Mann schlug anfänglich unser Gesuch rund ab, obschon er einen guten Brunnen und außerdem einen eingefriedigten Teich hatte, der mehrere Acre's deckte; seine Frau aber, vielleicht erwägend, daß ihr Kaffee- oder Salzvorrath etwas knapp sey, entspann ein lebhaftes Zwiegespräch mit ihrer besseren Hälfte, und endlich kam das redliche Paar überein, uns Wasser zu *verkaufen*, und zwar zu 25 Cent per Eimer! Kaum waren wir von unseren Pferden gestiegen, so eilten die Töchter herbei; als diese bemerkten, daß wir neue seidene Schärpen und Halstücher, desgleichen einige Juwelen an uns trugen, wollten sie uns fast mit den Augen verschlingen: eine von ihnen redete mit ihrem Papa, und der höchst gastfreie Gentleman ersuchte uns jetzt höflichst, bei ihm einzukehren. Aber mein Gefährte war über die schmutzige Gemeinheit, womit dieser Mensch uns 75 Cent für Wasser abgelockt hatte, ganz empört. Wir wiesen seine Einladung zurück, und Roche sagte ihm noch zum Ueberfluß, er sey ein alter Schurke, daß er etwas für Geld ablassen könne, was selbst ein Wilder seinem Feinde niemals abschlagen würde. Da gerieth unser Ehrenmann in eine Wuth, die gar nicht zu beschreiben ist: „Meine Büchse!“ brüllte er; „meine Büchse! — um Gotteswillen, Betsy, Juliet, meine Jagdbüchse her!“ Darauf rannte er ins Haus; da wir aber drei Pistolen aus unseren Halftern zogen, kam er nicht wieder zum Vorschein. So wendeten wir unsere Pferde und ritten gemächlich weiter.“

Ein idyllisches Wirthshaus. „In dem Gebiete Iowa fragte ich einen Bauern, wohin es nach Dubugue ginge. „Der Herr ist wohl ein Fremder?“ gab er zur Antwort; „allein das schadet nichts: der Weg ist gut finden. Ihr watet nur durch den Fluß und reitet dann die Militairstraße entlang, bis Ihr auf der Prairie ankommt; dann reitet Ihr 20 Miles ostwärts bis Caledonia, wo man Euch weiter bescheiden wird.“ Ich setzte über den Fluß, konnte aber, trotz halbstündigen Suchens, keine Militairstraße entdecken; so schlug ich den Rückweg ein und sprach wieder bei meinem Wirthe vor. „Ei, du mein Himmel!“ rief er aus — „sind doch die Bäume zu beiden Seiten der Straße gezeichnet!“ Hätte er mir das vorher gesagt, so würde ich gewußt haben, woran ich war; denn ich hatte die Abzeichen eines *Pfades* gesehen; allein ich suchte eine *Militairstraße*, wie sie mir angekündigt war. So brach ich denn wieder auf und erreichte die Prairie. Die Sonne brannte sehr heiß, und da ich Wasser für mein Pferd wünschte, so ritt ich mit Vergnügen einer armseligen Hütte zu, die etwa eine halbe Mile vom Wege ablag. In wenigen Minuten war ich angelangt und band mein Pferd an einen großen Pfahl mit einem viereckigen Brette, welches auf beiden Seiten eine Art von hieroglyphischer Inschrift hatte. Als ich genauer zusah, las ich an der Vorderseite das Wort „*Eis*“ und an der Rückseite: „*Postoff*“. Ein Russe, ein Schwede oder ein Norweger, dachte ich, da mir bekannt war, daß Iowa acht- bis zehntausend Ansiedler aus jenen Ländern enthält. *Eis* — ganz angenehm! das ist ein Luxus-Artikel, den ein Wanderer in der Prairie selten antrifft; er wird zwar hübsch theuer seyn, aber gleichviel — etwas davon muß ich genießen. Ich trat in die Hütte und fand ein schmutziges halbnacktes Weib, das am Kamin schlummerte. „Giebt es hier Milch?“ fragte ich, sie weckend. Die Frau stierte mich an und schüttelte den Kopf; ohne Zweifel verstand sie meine Frage nicht; doch erhob sie sich und brachte mir einen steinernen Krug voll Whiskey, einen Becher aus Horn und einen Krug Wasser. „Könnt Ihr“ — fragte ich weiter — „meinem Pferde einen Eimer Wasser geben?“ Die Frau bückte sich, zog ein splitternacktes Mädchen von etwa vierzehn Jahren, dessen Haut so hart war, wie die eines Alligators, unter dem Bette hervor und schickte sie mit einem großen Eimer an den Brunnen. Jetzt nahm ich auf einem Stumpfe Platz, der als Stuhl diente, und wendete mich wieder an meine Wirthin. „Nun, gute Frau, eine Portion *Eis*!“ — Sie antwortete achselzuckend. Da ich ihr nicht begreiflich machen konnte, was ich wünschte, so mußte ich schon mit dem Whiskey und dem fast warmen Wasser fürlieb nehmen. Als mein Pferd sich gelabt hatte, bezahlte ich und brach wieder auf. Ich ritt drei Stunden weiter, und noch immer dehnte sich die Prairie unabsehbar aus, ohne daß ich von der Stadt Caledonia etwas bemerken konnte. Zum Glück kam mir ein Reiter entgegen. „Wie weit ist es von hier bis Caledonia?“ — „„Achtzehn Miles.““ — „Liegt kein Wirthshaus am Wege?“ — „„Kein Wirthshaus? Sie kehren ihm ja den Rücken! Sie haben es schon achtzehn Miles hinter sich!““ — Unmöglich! Ich bin nur *einmal* vom Wege seitab gegangen, um mein Pferd vor einer kleinen Hütte zu tränken.“ — „„Nun ja““, versetzte er, „„da waren Sie bei *General Hiram Washington Tippet* eingekehrt; er ist Posthalter — das ist eben die Stadt (city) *Caledonia*!““

Eine table d'hôte in Texas. „Die Tischglocke läutete bald nach unserer Ankunft, und zum ersten Mal in meinem Leben fand ich mich an einer amerikanischen table d'hôte, wo alle Gerichte fast eben so schnell verschwinden, als sie aufgetragen sind. Ein mir gegenübersitzender General nahm ein Huhn vor sich und trennte in einem Nu Flügel und Beine vom Rumpfe. Ich glaubte, er werde so artig seyn, das Geflügel für die ganze Gesellschaft zu zerlegen; aber zu meinem Erstaunen behielt er Alles, was er abgeschnitten hatte, und stieß die Schüssel mit dem Rumpfe wieder von sich. Ehe ich noch von meiner Verwunderung mich erholt hatte, war sein Teller schon leer. Ein Anderer ergriff eine Schüssel Stachelbeeren, mein Lieblingsgericht, und ich wollte warten, bis er etwas davon auf seinen Teller genommen hätte, um dann selber so frei zu seyn; aber dieser Herr machte noch weniger Umstände als der General; mit einem ungeheuren Löffel aus Horn schlang er Alles hinunter!“

Eine Gerichtsitzung in Texian-Boston. „Der Richter saß auf einem Stuhle, an dessen Gestell er so ernsthaft schnitzelte, daß er ganz vergessen zu haben schien, wo er war. Zu seiner Rechten und Linken kauerten je sechs Geschworene auf viereckigen Blöcken. Das ganze Personal hatte Cigarren im Munde und Liqueur-Fläschchen an seiner Seite, aus denen sie dann und wann sich gütlich thaten. Der auf seinen Füßen stehende, zu den Geschworenen sprechende Anwalt rauchte ebenfalls, desgleichen der Beklagte, der Kläger und das ganze Publikum. Letzteres hatte auf parallelen niedrigen Bänken, dem Richter zugewendet, rittlings Platz genommen. Da ich zufällig hinter dem Beklagten stand, so war ich bald darüber im Klaren, wie man in Texas, oder wenigstens in Texian-Boston, das Recht handhabt. Beklagter war Postmeister und Produktenhändler. Vor einigen Wochen kam der Sohn des Klägers in seinen Laden, um einen Vorrath an Kaffee, Zucker und Mehl zu kaufen, und gab ihm eine gute Banknote von 100 Dollars aus einer Bank von New-Orleans, damit er sie wechsele. Der Kaufmann gab ihm eine Note von 50 Dollars und eine von 10 Dollars heraus. Ein Paar Stunden dar-

*) Aus dessen „Monsieur Violet's (einer fingirten Person) Reisen und Abenteuer in Kalifornien, Sonora und dem westlichen Texas“. 3 Bde.

auf erfuhr der junge Mann, daß die Note von 50 Dollars nachgemacht sey; er kehrte daher stracks zu dem Kaufmann zurück und ersuchte ihn um eine ächte Banknote. Allein der Kaufmann sagte: „Warum habt Ihr die falsche genommen?“ und schwur, er wolle verdammt seyn, wenn er ihm anderes Geld dafür gebe. Der junge Mann erklärte, das sey ein unverschämter Betrug, und der Kaufmann warf ihm dafür ein eisernes Gewicht von neun Pfund an den Kopf, das ihn auf der Stelle tödtete. Der Anwalt, welcher den Beklagten vertheidigte, suchte nun die Geschworenen zu überreden, daß der Mord bloß zufällig gewesen sey, indem der Kaufmann das Gewicht nur darum nach dem Burschen geworfen habe, um ihn wegen der Schmähungen, die er sich gegen ihn erlaubt, aus dem Hause zu jagen, aber fast unglaublicher Weise wurde der Banknote mit keiner Silbe gedacht, obschon Jedermann wußte, daß der Kaufmann sie gegeben, und daß er schon bei anderen Gelegenheiten sich erlaubt hatte, unerfahrenen Kunden falsche Papiere in die Hand zu stecken. Als der Anwalt mit seiner Vertheidigung fertig war, forderte der Richter den Beklagten auf, sich selbst über seine That zu erklären. Er erhob sich und sagte: „Ja, es ist gerade so, wie der Anwalt spezifizirt hat. Ich wollte dem Burschen kein Leid anthun, allein er schalt mich einen Betrüger. Da sagte ich nur: „Was untersteht Ihr Euch?“ und warf das Gewicht nach ihm, der Kerl stürzte freilich nieder wie ein Ochs, und ich glaubte, es sey bloße Mummerei. Ich lachte und rief: „Treibt mir keine Possen!“ allein er war todt. Ich hab' ihn wahrhaftig nicht todtschlagen wollen und will verdammt seyn, wenn ich's gewollt habe.“ Einer der Geschworenen kam jetzt und flüsterte ihm etwas ins Ohr; ich verstand nur die letzten Worte, mit denen er wieder schied; sie lauteten: „Alles ist in Ordnung.“ Die anderen Geschworenen folgten der Reihe nach diesem Beispiel, und Jeder hatte ein geheimes Gespräch mit dem Gefangenen. Endlich geruhte der Herr Richter, mit Schnitzeln aufzuhören und sein Geschäft abzumachen, was ganz offen geschah: „Habt Ihr gute Sättel, Fielding? der meinige ist etwas verschabt.“ — „„Ei, einen prächtigen, mit blauem Tuchbesatz und silbernen Nägeln — philadelphische Arbeit — der genaueste Preis 60 Dollars.““ — „Der wird gut seyn“, antwortete unser Herr Richter und ging an seinen Platz zurück. Zehn Minuten darauf wurde der Beklagte von der Jury für einen Todtschläger erklärt; aber Seine Gestrengen der Richter beschloß die Sitzung mit einer Rede, worin er darthat, daß Delinquent durch die Betrübniß, womit solcher Zufall ein edles Gemüth erfüllen müsse, genugsam bestraft sey. Fielding brach, vermuthlich, um von der Schwere seiner Gewissenspein einen Begriff zu geben, in dreimaligen Jubelruf aus; das ganze Gericht fiel mit einem Hurrah ein, und der Kaufmann wurde aufgefordert, die ganze Gesellschaft zu regaliren, was er denn auch versprach und redlich hielt.“

Man zechte bis zum späten Abend; allein die Rache harrte ihres Opfers. Mörder und Richter lagen in demselben Schlafgemach, und eine Kugel, die Fielding's Brust und Rücken durchbohrte, verwundete auch den Pfeiler der Gerechtigkeit in Texian-Boston.

Ein sehr angenehmer Tag in Arkansas. „Der gesetzgebende Körper hielt seine Sitzung. Zwei der Herren Gesetzgeber konnten nicht einig werden und schimpften einander. Von Worten kam es zu Werken, und Einer erschoß den Anderen mit einem Colt'schen sechsläufigen Pistol. Dieses Ereigniß machte der Sitzung für jenen Tag ein Ende; die Leiche wurde in das Wirthshaus gebracht, wo ich eben angekommen war; der Mörder entfloh, nachdem er für 2000 Dollars einen Bürgen erkauft, und kein Mensch dachte daran, ihn zu verfolgen. Der Leichnam des Erschossenen verschaffte meinem Wirth ein gutes Verdienst; denn als die Kunde sich verbreitete, kam die ganze männliche Bevölkerung von Little-Rock herbeigeeilt, um mit eigenen Augen zu sehen und bei einer Flasche Wein oder einem Glase Whiskey ihre respektive Ansicht von dem Vorfall darzulegen. Ich für mein Theil ging, da ich ermüdet war, früh zu Bette und war, trotz des lauten Redens und Fluchens in der Wirthsstube, etwas eingeschlummert, als ich fünf oder sechs Schüsse, denen ein gellendes Geschrei folgte, schnell hinter einander fallen hörte. Ich sprang aus dem Bette, lief hinaus und hielt ein Negermädchen an, das voll Entsetzen die Treppe hinaufrannte. — „Was geht vor, Blackey? schießen sie sich in der Wirthsstube?“ — „„Ach ja, Massa, sie schießen fürchterlich. Dr. Francis sagt: Dr. Grey ist ein gemeiner Kerl; Dr. Grey sagt: Dr. Francis ist ein Schurke; Dr. Francis schießt mit dickem Pistole und macht den Dr. Grey todt; Dr. Grey schießt mit anderem Pistole und macht den Dr. Francis todt““ — „Was? nachdem er selbst schon todt geschossen war?“ — „„O nein, Massa, ehe er todt war; haben Beide auf einmal geschossen — paff, paff, paff!““ Ich ging die Treppe hinab, um mich nach der Veranlassung dieses doppelten Mordes zu erkundigen. Der Körper des am Morgen getödteten Gesetzgebers war untersucht worden, und die zwei Wundärzte, Beide benebelt, hatten über die Richtung, welche die Kugel genommen, mit einander gestritten. Da sie nicht einig werden konnten, so kam es bald zu Scheltworten, dann zum Schießen und — statt eines Leichnams lagen jetzt drei zur Schau da!

Frankreich.

Die Neger-Emancipation in den französischen Kolonieen.

(Zweiter Artikel. Schluß.)

Die Kommission macht also folgende Vorschläge: Man führe die gewaltsame Expropriation in denjenigen Kolonieen ein, wo sie untersagt ist, und lasse bis zur Emancipation eine Frist von zehn Jahren verstreichen, in deren Verlaufe die Pflanzer ihre Besitzungen von Schulden befreien oder sie verkaufen oder gerichtlich derselben beraubt werden können. Nach Ablauf dieser Frist werden die Pflanzungen in den Händen von Leuten seyn, die wirklich die Herren sind, die über sie verfügen können, und denen also der Staat ihre respektive Entschädigung zustellen kann.

2) Die Kommission schlägt ferner vor, dem Zucker in Frankreich einen festen Preis zu geben, um den Kolonisten einen Gewinn zu sichern und ihnen zum Loskaufe ihres Eigenthums behülflich zu seyn; einen Preis, der einen Theil der verdrießlichen Folgen, welche die Emancipation im ersten Augenblick für die Pflanzer haben muß, auf die Konsumenten fallen lasse.

„Die Emanzipation wird, wie behutsam man auch dabei verfahren möge, nothwendig einen gewissen Grad von Störung in die Kolonial-Arbeiten bringen. Die Production wird in der ersten Zeit mehr oder weniger darunter leiden müssen. Die Pflanzer werden eine geringere Quantität Zucker nach Frankreich expediren, und während die Production des Kolonial-Zuckers sich verringert, wird sein Preis auf dem Markte des Mutterlandes steigen. So oft er aber nur um einen Centime steigt, muß, wenn die Dinge so geregelt sind, daß die unmittelbare Einfuhr von anderswo fabrizirtem Zucker den Preis auf sein erstes Niveau zurückführt, der aus der Verringerung in der Quantität der Produkte sich ergebende Verlust ganz auf die Produzenten zurückfallen.“

„Um dies eindringlicher zu machen, nehmen wir an, daß die Pflanzer vor der Emancipation jährlich 80 Millionen Kilogramm Zucker nach Frankreich schicken und für die französischen Märkte den Preis zu 125 Franken auf 100 Kilogramm ansetzen. Diese Quantitäten und dieser Preis dienen der gegenwärtigen Gesetzgebung als Basis. Der Ertrag des Verkaufs wird sich auf 100 Millionen Franken belaufen.“

„Gesetzt nun, in den ersten Jahren der Emancipation wäre die Sendung auf 70 Millionen Kilogramm reduzirt. Wenn von dieser Quantität ebenfalls 100 Kilogramm zu 125 Fr. verkauft werden, so ist der Ertrag des Verkaufes $87\frac{1}{2}$ Millionen Franken. Es ergiebt sich also ein Verlust von $12\frac{1}{2}$ Millionen, welcher unter einige hundert Produzenten zu vertheilen ist, ein Verlust, der im Augenblick der größten und peinlichsten Schwierigkeiten auf Jedem derselben schwer lasten muß.“

„Nehmen wir im Gegentheil an, der Schutzzoll wäre so gestellt, daß der Preis des Kolonial-Zuckers in solchem Falle auf 140—145 Fr. für 100 Kilogramm steigen könne, ein gar nicht außerordentlicher Preis, da der Kolonial-Zucker im November 1840 ihn erstiegen und im vorhergehenden Monat sogar überschritten hatte: so wird der Verkauf im ersten Falle 98, im zweiten $101\frac{1}{2}$ Millionen Fr. abwerfen. Der Verlust wird alsdann, statt daß einige hundert Produzenten ihn tragen, unter Millionen Konsumenten sich vertheilen und für einen Jeden $7\frac{1}{2}$ oder 10 Centimes mehr auf das Pfund Zucker betragen. — So ist es auch in England gehalten worden.“

Die Kommission giebt genugsam zu verstehen, daß die völlige Aufopferung der Runkelrübenzucker-Fabrication in ihren Augen der erste Schritt zu Erreichung des vorgeschlagenen Zweckes wäre, indem sie das einzige Mittel seyn würde, um den Staat zum Herrn des Marktes zu machen. Und wirklich kann der Staat den aus fremden Kolonieen kommenden Zucker immer nach Belieben besteuern; er ist den ausländischen Industrie-Zweigen keinerlei Rücksicht schuldig, wogegen er die Hände nicht so frei hat, wenn es sich von einer nationalen Industrie handelt, auf welche große französische Kapitalien auf den Grund einer älteren Gesetzgebung verwendet sind.

3) Eine Entschädigung. Bei Behandlung dieser wichtigen Frage trägt der Berichterstatter folgende Theorie vor: Es giebt nach ihm zwei Arten von Eigenthum: die eine ist älter als das Gesetz und über dasselbe erhaben, wie z. B. das Eigenthumsrecht der Kolonisten auf ihre Ländereien; die andere ist von dem Gesetz geschaffen, von ihm abhängig, und der Staat kann sie nach Gutdünken aufheben oder abändern: dies ist das Recht der Pflanzer auf ihre Sklaven, der Verfasser auf ihre Werke u. s. w. Wir versuchen es nicht, diese Unterscheidung zu widerlegen, weil das uns zu weit führen würde, und besonders, weil wir die Folgerungen, die der Herzog von Broglie daraus zieht, als richtig annehmen: daß nämlich die Regierung volles Recht hat, die Emancipation der Sklaven ohne vorgängige Einwilligung der Herren auszusprechen, und daß sie, indem sie es thut, sich moralisch die Pflicht auferlegt, diesen ihrer Sklaven beraubten Herren eine Entschädigung anzubieten, welche gleich sey dem wirklichen, sich schätzen lassenden und unmittelbaren Schaden; dieser Schaden ist aber nichts Anderes als der Handelswerth der Sklaven im Augenblick, wo die Emancipation stattfindet.

„Der Handelswerth jedes Schwarzen ist die richtige Bezeichnung des Gewinns, den der Herr des Schwarzen aus seiner Stellung als Herr, aus seinem Verhältniß zu seinem Sklaven zieht. Betrachtet man die Sklaverei von rein ökonomischem Standpunkte, so ist sie in der That nichts Anderes als ein leoninischer Vertrag zwischen dem Arbeiter und demjenigen, der ihn verwendet, einer von jenen Verträgen, in denen alle Vortheile auf der einen Seite und alle Lasten auf der anderen sind. In einem Lande, wo die Arbeit frei ist, wird der Ertrag derselben zwischen Kapitalisten und Arbeitern getheilt, und zwar je nach dem Gesetze und den Wechselfällen der Konkurrenz, je nach dem Verhältnisse des Angebotenen zum Verlangten. Wenn der Arme wenige und der Kapitalien viele sind, so erhält der Arbeiter einen ansehnlichen Theil an dem Ertrage der Arbeit als Lohn; dem Kapitalisten wird ein vergleichungsweise nur mäßiger Theil als Gewinn. Der entgegengesetzte Fall tritt ein, wenn die Arme in Ueberfluß und die Kapitalien selten; alsdann wird der Gewinn größer und der Sold geringer. Das System der Sklaverei duldet [illegible]

Antheil des Arbeiters; es bestimmt ihn so niedrig als möglich, gestattet dem Arbeiter nur so viel, als zu seiner Existenz unentbehrlich, alles Uebrige kommt an den Herrn; das ist sein Privilegium, das der Vortheil, den er aus seiner Stellung zieht. Diesen Vortheil kauft er, wenn er den Sklaven kauft, und verkauft ihn mit dem Sklaven. Indem man also den Herren der Neger den Verkaufswerth ihrer Neger auszahlt, hält man sie für ihren unmittelbaren Verlust schadlos, und zwar in dem Maße, als dieser Verlust von ihnen selber geschätzt wird. Der Umfang des Opfers, welches diese Entschädigung erfordert, wird von dem mittleren Werthe der Neger jedes Geschlechtes und Alters abhängen, welche die Sklaven-Bevölkerung unserer Kolonieen bilden."

Die Data, welche die Kommission über diesen Gegenstand gesammelt, ergeben einen mittleren Werth von 1200 Franken für jeden schwarzen Sklaven; da nun die Zahl der Schwarzen jedes Alters und Geschlechtes, aus denen die Sklaven-Bevölkerung der vier Kolonieen besteht, 250,000 beträgt, so ergiebt sich im Ganzen eine Entschädigungs-Summe von 300 Millionen.

Wie aber wird sie bezahlt werden? In dieser Beziehung macht die Kommission folgenden Vorschlag:

„Es giebt zwei Arten, diese Summe den Pflanzern zu bezahlen: da sie nur nach Ablauf der „Uebergangs-Periode" verlangt werden kann, so mag der Staat diesen Termin abwarten. Allein er kann auch den Pflanzern einen Theil der Entschädigung vorstrecken und hierdurch Mit-Eigenthümer der Sklaven werden, d. h. er streckt ihnen seinen Antheil an der Zeit und Arbeit vor, die die Sklaven ihren Herren schuldig sind, so lange die Uebergangs-Periode dauert. Später mag er diese ihm angehörende Arbeitszeit den Herren der Sklaven als Ergänzung der Entschädigung überlassen."

„Erklären wir dies deutlicher. Angenommen, der Staat zahle den Pflanzern sofort, d. h. im voraus, die Hälfte der Entschädigung, etwa 600 Fr. für jedem Kopf. Von dem Augenblick an wird das Eigenthumsrecht auf jeden Sklaven zwischen dem Staate und seinem Herrn getheilt seyn, der Staat wird auf die Hälfte der Zeit und unentgeltlichen Arbeit Anspruch haben, die jeder Schwarze leisten muß, so lange die Uebergangs-Periode dauert. Wenn also der Sklave in diesem Zeitverlaufe allwöchentlich fünf Tage oder alljährlich 250 Tage zu arbeiten hat, so gehören 2½ Tage wöchentlich dem Herrn und 2½ dem Staat, oder 125 Tage jährlich dem Einen und eben so viele dem Anderen. Nehmen wir endlich an, die Zahl der Arbeitstage, an welche der Staat ein Recht hat, stelle einen Werth von 600 Franken dar: so wird der Staat, wenn er den Pflanzern diese Zahl von Arbeitstagen läßt, gegen sie quitt werden und die Entschädigung vervollständigen. — Der Plan, den wir hier vorgeschlagen, scheint uns dem Vortheile des Staates und dem der Pflanzer angemessen."

4) Die letzte von der Kommission im Interesse der Pflanzer vorgeschlagene Maßregel ist ein Ausnahme machendes Régime für die Freigesprochenen. Der Berichterstatter zeigt zuvörderst, daß Ungleichheit der bürgerlichen Stellung mit persönlicher Freiheit verträglich sey, daß die Prinzipien und Erwägungen, welche zu Gunsten der Emancipation streiten und eine sittliche Nothwendigkeit aus derselben machen, nicht nothwendig dahin führen, daß man eine Isonomie zu Gunsten der Sklaven begründe; daß also der Staat die Rechte der Freigelassenen, sobald es das Interesse des Ganzen erheischt, eine Zeitlang beschränken kann, sofern diese Beschränkungen ihnen nicht die Freiheit wieder rauben. Dann charakterisirt er die ungünstigen Resultate, welche die unbeschränkte Emancipation in den britischen Kolonieen gehabt, und bringt, um ihnen vorzubeugen, folgende Mittel in Vorschlag: 1) Die Freigelassenen sollen nicht auswandern, d. h. die Kolonie nicht verlassen dürfen, in welcher Jeder von ihnen im Augenblick der wirklichen Emancipation sich befindet; 2) jeder Freigelassene soll gehalten seyn, bei einem Bewohner der Kolonie, in der er bleiben muß, auf ein oder mehrere Jahre in Dienst treten. Dieses régime exceptionnel soll fünf Jahre dauern und noch über diesen Termin verlängert werden können, wenn die Regierung des Mutterlandes es räthlich erachtet.

Mannigfaltiges.

— **Die französischen Bischöfe und die Universität.** In dem Prozesse, der zwischen den Bischöfen der katholischen Kirche und den Professoren der Universität in Frankreich schwebt, ist zwar kürzlich ein Urtel erfolgt, nämlich die Entscheidung des Staatsrathes, daß in dem von dem Bischof von Chalons, Herrn v. Prilly, gegen die Universität gerichteten Schreiben ein Mißbrauch vorliege: dieses Urtel jedoch, an sich schon ohne irgend eine positive Folge, da das französische Gesetz in diesem Punkte nichts bestimmt, hat sich nicht einmal als abschreckend erwiesen. Außerdem nämlich, daß der Bischof von Chalons, in ganz ähnlicher Weise wie früher, neuerdings sich öffentlich ausgesprochen, hat der Bischof von Chartres, Herr Clausel v. Montals, an die den Bischöfen ergebenen Blätter ein Schreiben gerichtet, in welchem er Alles, was bisher gegen die Universität gesagt wurde, sanctionnirt, wobei besonders die heftigen Schriften des Kanonikus Desgarets in Lyon (Le Monopole universitaire, und L'Université jugée par elle-même), die so allgemein irritirt hatten, eben so wie eine Schrift des Grafen von Montalembert (Du devoir des Catholiques dans la question de la liberté d'enseignement) als der Inbegriff der Wahrheit empfohlen werden. Der Prälat klagt dann selber die Universität auf das stärkste an, indem er behauptet, ihre berühmtesten Mitglieder seyen es, von denen die Lehren des Unglaubens und der Unsittlichkeit ausgingen; Beweise hierfür lägen in allen ihren Schriften vor und seyen auch längst von ihm, so wie von den oben genannten beiden Autoren, beigebracht. „Ich behaupte", fügt er hinzu, „solche Männer, die dem Spinoza die glänzendsten Lobeserhebungen machen, die auf maßlose Weise der neuen, allgemein als pantheistisch anerkannten, deutschen Philosophie huldigen, und die laut, so wie bei jeder Gelegenheit, verkünden, daß sie entschlossen seyen, die christliche Religion aufzuheben, um an deren Stelle einen Kultus nach ihrer Façon zu setzen — solche Männer, behaupte ich, müssen nothwendig auch alle uns überkommene Wahrheiten zu stürzen suchen, um statt ihrer verwerfliche Systeme zu lehren und die verabscheuenswürdigen Träumereien, denen sie sich hingeben, zu verwirklichen." — Der Bischof sucht demnächst zu widerlegen, daß, wie von den Mitgliedern der Universität behauptet würde, die letztere und der Staat identisch seyen. Er verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß er in öffentlichen Blättern schreibe, indem er sagt, die Presse sey heutzutage das Schlachtfeld, auf welchem alle religiösen, moralischen und politischen Kämpfe entschieden würden; unmöglich also könne der Vertheidiger der Kirche diesen Vortheil den Gegnern derselben allein überlassen. Wollte man dem gegenwärtigen Zustande länger stillschweigend zusehen, so würde es gerade die Wirkung haben, als ob man Voltaire, Diderot, d'Alembert, Condorcet und anderen Jüngern des Patriarchen von Ferney ungestört und allein den Unterricht und die religiöse Bildung der französischen Jugend überlassen wollte. Schließlich bittet der Prälat, seinen Charakter als Bischof nicht mit dem als bloßer Christ und als französischer Bürger zu verwechseln, indem er nur in den letztgedachten Eigenschaften von dem in der Charte jedem Franzosen zuerkannten Rechte, seine Gedanken kundzugeben, Gebrauch gemacht habe und also auch nicht in seiner Eigenschaft als Bischof dafür (vom Staatsrath) verantwortlich gemacht werden könne.

Diese Distinction will das Journal des Débats, welches eine Erwiederung auf das Schreiben des Bischofs von Chartres enthält, durchaus nicht gelten lassen, indem, wie es sagt, dem Prälaten sein bischöflicher Charakter überall folge und der Mensch von dem Bischof in ihm nicht zu trennen sey. Uebrigens aber appellirt das genannte Blatt an die Kammern von Frankreich, in welchen während der bevorstehenden Session der ganze Streit zwischen Universität und Bischöfen zur Sprache kommen werde. Bemerkenswerth ist dabei folgende Stelle in dem ministeriellen Organ:

„Was verlangen Sie als Bürgschaft gegen die Universität? Die Freiheit des Unterrichts. Und was fordern wir unsererseits? Daß man die Bestimmungen des gemeinen Rechtes auch auf Sie anwende. Ein Gesetz über die Freiheit des Unterrichtes wird gegeben werden: und ist das ganz recht. Aller Welt wird es freistehen, Schulen zu eröffnen, aber unter der Voraussetzung, daß die Bedingungen der Fähigkeit, der Sittlichkeit und der von den Kammern so wie vom Gesetze vorgeschriebenen Beaufsichtigung erfüllt werden. Keine Ausnahme mehr! kein Privilegium, kein Institut werde geduldet, in welches der Staat nicht das Recht habe einzudringen! Seyen es nun öffentliche oder Privat-Unterrichts-Anstalten, von Geistlichen oder von Laien geleitete, alle müssen demselben Gesetzbuch, derselben Beaufsichtigung unterworfen werden: sie sollen frei seyn, aber unter gleichen von ihnen zu gewährenden Bürgschaften! Nun, wird dann noch in einigen Schulen der Unglaube gelehrt, so wird die Regierung ihre Pflicht thun und die Sache in Ordnung bringen. Und wird dagegen in anderen Schulen der Ultramontanismus, die Vernichtung unserer Gesetze und Institutionen gelehrt, so wird die Regierung es ebenfalls wissen und danach verfahren. Also Freiheit, aber auch Gleichheit werde gewährt: alle mit der Ordnung verträgliche Freiheit, aber die vollständigste Gleichheit."

— **Italiänische Memoiren-Literatur.** Unter dem Titel „Memorie intorno alla vita del Card. Caleppi e ad alcuni avvenimenti che lo riguardono, scritta dal Commendatore G. L. de Rossi" (Rom, 1843) ist die Memoiren-Literatur durch einen eben so interessanten, als werthvollen Beitrag bereichert worden. Kardinal Caleppi war bei dem bekannten Kardinal Garampi Nunciatur-Auditore in Warschau und Wien, Pius VII. Geschäftsträger beim König von Etrurien und zuletzt Nuncius zu Lissabon und Rio Janeiro, wo er 1818 starb. Er vermittelte die schwierigsten und wichtigsten kirchlich-politischen Angelegenheiten unter Pius VI. und Pius VII. Die von dem Ritter de Rossi verfaßte Denkschrift giebt merkwürdige Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse und Ereignisse in Italien zu Ende des verflossenen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts. Sie fließen größtentheils aus 24 ihr beigegebenen offiziellen, bisher ungedruckten Aktenstücken.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Da zu Ende d. J. die Expedition des „Magazins" von der der Allg. Preuß. Zeitung völlig getrennt wird, so wolle man in Berlin neue Bestellungen an die Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. (Jägerstraße Nr. 25) richten. Auswärts nehmen nach wie vor alle Postämter und Buchhandlungen Bestellung an.

Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.